Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Siebenundsechzigster Band.

Januar bis Juni 1865.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1865.

Digitized by Google

IX, 6
BP 373.1(67-68)

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY

Subscription fund.

5304
37.4
4.27

Digitized by Google

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das sechste Säcularjahr Dante's. S. 1. — Leopold Kompert: „Geschichten einer Gasse." S. 3. — Frankreich und England im rothen Meere und die deutsche Flotte. I. S. 15; II. S. 30. — Oesterreichs Handelspolitik. S. 17. — Kleopatra. S. 29. — Friedrich der Große und die Deutschen im preußischen Polen. S. 43. — Ein deutscher Humanist und Volkswächter. S. 45. — Lyell's geologische Theorie und die Schöpfungsgeschichte nach der Bibel. S. 57. — Das constitutionelle Prinzip. S. 71. — Die Romane der Neuzeit. Ewige Liebe, von Melchior Meyr. S. 74. — Gott in der Natur. S. 85. — Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. S. 85. — Französische Studien über deutsche Maler. S. 87. — Die Musik eine internationale Sprache. S. 99. — Die Theater-Prinzessin, von Fr. Uhl. S. 101. — Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. S. 113. — Wissenschaftliche Propaganda durch ein Handlexikon. S. 113. — Das Leben Gneisenau's, von Pertz. S. 127 und 141. — Das Feuilleton in Wien. S. 155. — Die Gränzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß. S. 156. — Die preußische Marine. S. 169. — F. L. Schröder und das deutsche Theater im 18. Jahrhundert. S. 171. — Astronomie und Religionsphilosophie. S. 171. — Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts. 7. Band. S. 183. — Ein deutscher Emigrant in Frankreich. H. Semmig. S. 185. — Ein Vortrag in Versailles über Friedrich den Großen. S. 197. — Die volkswirthschaftlichen Parteien in Oesterreich. S. 211. — Oesterreichs Antheil am Welthandel. S. 213. — Deutsche Charaktere von Kühne. Das goldene Zeitalter der deutschen Literatur. S. 225. — Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. S. 227. — Für die deutsche Flotte. S. 239. — Der moderne Nibelungen- und der Urkunden-Schatz des Rheinlandes. S. 253. — Das Volksleben und die Aesthetik. S. 254. — Der Ultramontanismus in Oesterreich. S. 267. — Heinrich Ritter und Ernst Renan. S. 281. — Zur Geschichte der Juden in Wien. S. 283. — Ein Brief des großen Kurfürsten an Ludwig XIV. und dessen Antwort. S. 295. — Der Beruf des Weibes. S. 296. — Pfahlbauten in Neu-Vorpommern. S. 297. — Mozart's Briefe. S. 309. — Geist und Natur. Vorlesungen, gehalten in Rußland. S. 311. — Deutsche, englische und französische Studenten nach Bilderzeitungen ihrer Länder. S. 323. — Passavant und Herman Grimm über Raphaels Schule von Athen. I. S. 337; II. S. 353. — Deutsche Musik, nach Viardot. S. 339. — Geschichte des Drama's nach J. L. Klein. Die griechische Tragödie. S. 351.

Schweiz.

Das Juramеer. S. 37. — Poetische Stimmen aus der französischen Schweiz. S. 362.

Holland.

Das Verhältniß der Niederlande zu Deutschland. Nach Thorbecke. S. 204.

Schweden.

Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau. S. 320.

Island.

Isländische Sagen. S. 264.

Belgien.

Die niederländische Sprache in Belgien. S. 34. — H. Conscience Geschichte von Belgien. König Leopold und die Belgier. S. 88. — Die vlaamische Bewegung und der Unterricht. S. 203. — Die alten Franken und die heutigen Parteikämpfe. S. 243.

England.

Memoiren einer aristokratischen Familie. S. 7. — Zur Kritik der Sensations-Belletristik. S. 18. — Gildemeister's Byron-Uebersetzung. S. 47. — Thomas Buckle's Leben und Schriften. S. 66. — Die Postreform und ihre Erfolge. S. 74; 93; 104. — Der Bauernpoet John Clare. S. 107. — Moderne englische Lyrik und Poesie. S. 115. — Deutsche Mittheilungen aus London. Der Morning Star. Die preußischen Kammerverhandlungen über die Arbeiterfrage. Die Bankfrage. S. 162. — Herrmann von Friesen: Briefe über Shakespeare's Hamlet. I. S. 179; II. S. 235. — Shakespeare in Deutschland im XVI. und XVII. Jahrhundert. S. 186. — Das Kriminal-Irrenhaus in England. S. 206. — Zur Frage über das Coalitionsrecht. S. 214. — Richard Cobden. S. 242. — Kardinal Wiseman's literarische Thätigkeit. S. 258. — Bibliothekenkunde. Friedrich II. und Napoleon als Bibliothekare. S. 275. — Der hohe Norden. Eine neue Nordpol-Expedition. Leben unter den Grönländern. S. 276. — Briefe über das jetzige englische Theater. I. S. 287; II. S. 333. — John Stuart Mill, Lord John Russell und die politischen Reformer. S. 297. — Dickens beim Jahresfeste der Londoner Zeitungshändler. S. 318. — H. Beta's „Deutsche Früchte aus England". S. 347.

Frankreich.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette. I. S. 5; II. S. 31; III. S. 59. — Die Versammlung der Bischöfe von 1682. S. 51. — Die Schmerzen des Lebens, von Frau v. Gasparin. S. 76. — Arbeiter- und Handwerkerschulen in Frankreich, Deutschland und England. S. 90. — Die Religionsbegriffe der Japhetiten. Die Veda's, nach Emil Bournouf. S. 102. — Die politischen Vereine in Straßburg während der Revolution. S. 118. — Ein neuer Kalender von Mathieu de la Drome. S. 121. — Astronomie und Religionsphilosophie. S. 129. — Das Leben Cäsar's von Napoleon III. S. 144. — Ein neues Buch über das zweite Kaiserreich. S. 147. — Munk's Eröffnungsvorlesung auf Renan's Lehrstuhl. I. S. 157; II. S. 172. — Proudhon, der Original-Social-Demokrat. S. 174. — Zur Geschichte der Entwickelung der Religionen. I. S. 189; II. S. 200. — Die Geschichte Julius Cäsar's von Napoleon III. Erster Band. S. 199. — Labienus contra Augustus. S. 219. — Barmherzigkeit für die Kinder. S. 220. — Zur Geschichte Frankreichs vor der Revolution. Brachvogel's Beaumarchais. S. 233. — Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus. I. S. 240; II. S. 256; III. S. 271. — Die Kommunikationen zur See und die Rivalität in der Seeherrschaft. S. 284. — Eine Grabrede, nach Victor Hugo. S. 300. — Die Kirche und die französische Revolution. Nach Edmund von Pressensé. S. 313. — Zum Studium über die europäischen Geldkrisen. I. (Die Bankfrage.) S. 330; II. (Die Verhinderungsmittel der Krisis.) S. 343. — Der Gewerbe- und der Arbeiterstand von Paris. S. 345. — Geschichte Cäsar's von Napoleon I. S. 361.

Italien.

Die italiänische Presse. S. 9. — Staats- und Verwaltungsverhältnisse des Kirchenstaats. I. (Der Status causae.) S. 23; II. (Reform-Projekte.) S. 34; III. (Die Regierungs-Organe in Rom.) S. 64; IV. (Ein römischer Arzt und die Inquisition.) S. 77. — Römerbauten. Guhl's und Koner's Forschungen. S. 160. — Römische Geschichte. Mommsen. Peter. Napoleon III. S. 178. — Italiens Verbindungen mit Persien. S. 247. — Die italiänischen Vereine zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen. S. 274. — Rom im Mittelalter, nach Gregorovius. I. (Roms Leichenrede.) S. 301; II. (Die Stadt der Heiligen.) S. 316; III. (Die Wandlung der lateinischen Sprache.) S. 328. — Aus Dante. Probe einer neuen Uebersetzung von Adolph Dörr. S. 316. — Die italiänischen Städte bei der Dante-Feier. S. 330. — Die Dante-Feier in Berlin. S. 342. — Die Dante-Feier in Florenz. S. 354.

Portugal und Brasilien.

Das Portugiesische in Deutschland und die brasilianische Literatur. S. 216.

Rußland.

Rußland und die asiatische Welt. S. 10. — Ein polnischer Strafsoldat im russischen Asien. S. 53. — Politisches und Literarisches aus Rußland. S. 149. — Russische Schulgesetzgebung. I. (Ministerielle Agitation im In- und Auslande.) S. 229; II. (Das neue Statut für die Gymnasien.) S. 248. — Alexander Herzen über die russische Literatur. S. 259. — Der amerikanische Gesandte in Rußland über Ira Aldridge. S. 289.

Finnland.

Finnlands politische Stellung zu Rußland. S. 67. — Zur finnischen Mythologie. S. 358.

Polen.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Joachim Lelewel. S. 62. — Michael Czajkowski. Sonderbare Schicksale von Polen und Polinnen. S. 95.

Digitized by Google

Böhmen.

Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben. Ein Beitrag zur Symbolik und Mythologie der Pflanzen. I. S. 39; II. S. 136. — Czechische Briefe aus Böhmen. Originalwerk und Uebersetzungen. S. 79. — Neuböhmische Adamiten. S. 269.

Ungarn.

Die ungarischen Gymnasien. S. 52. — Das Ende des Dichters Petöfi. S. 138.

Persien.

Zur persischen Literatur. I. (Sa'di, der Dichter und Weise von Schiras.) S. 80; II. (Sa'di's Rosengarten.) S. 132.

Arabien.

Eine Wallfahrt nach Mekka. S. 151. — Die Entstehung des Mohammedanismus, nach Dr. Sprenger. S. 303.

Central=Asien.

Vámbéry's Reisen in Central-Asien. I. (Die Abenteuer des ungarischen Derwisch.) S. 261; II. (Die politischen Verhältnisse von Turan.) S. 278.

Japan.

Die preußische Expedition nach Ost-Asien. S. 11. — Analecta Japonica. I. (Die öffentlichen Lehranstalten Jeddo's.) S. 357.

Afrika.

Französische Schulen auf Madagaskar. S. 110. — Die angebliche Inferiorität der Neger-Race. S. 165.

Algerien.

Abdel Kader als Freimaurer und die Kolonisation in Algerien. S. 26.

Aegypten.

Neueste wichtige Entdeckung in Aegypten. S. 12. — Ernst Renan's Reise in Aegypten. S. 324.

Nord=Amerika.

Amerikanische Essays. I. (Die Schreibewuth unserer Zeit.) S. 8; II. (Die Bücher-Fabrikation.) S. 21; III. (Das Journalwesen.) S. 36; IV. (Das Bleibende im Vergänglichen des literarischen Lebens.) S. 49. — Amerikanisch englisch-deutsche Publikationen. S. 96. — Die Metall-Produktion Kaliforniens. S. 109. — General Butler S. 122. — Chinesen vor Columbus in Amerika. S. 163. — Charleston am Vorabend seines Falles. S. 222. — Die Sanitäts-Kommission der Vereinigten Staaten. S. 230.

Nord=Amerika und Mexiko.

Arizona und Sonora. S. 305.

Mexiko.

Geschichte, Kultur und Religion der alten Mexikaner. S. 290.

Süd=Amerika.

Brasilien und die Republiken am La Plata. S. 334.

Peru.

Die Kultur und die Religion der Inka's. Einheimische alte Dramen. S. 192.

Kleine literarische Revue.

Herder's Denkmal in Riga. S. 13. — Le Play's Sozialreform in Frankreich. S. 13. — Bibliographische Miscellen. S. 13; S. 41. — Allwina Frommann. Vom Morgen zum Abend. S. 26. — Erinnerungen an Charles Sealsfield. S. 27. — Turgénjew, verdeutscht durch Bodenstedt. S. 27. — Ein nord- und ein süddeutsches Sonntagsblatt S. 27. — Eine neue Schrift über die Matinées royales. S. 40. — Franz Schubert's Biographie. S. 41. — Deutsche Kunst in Bild und Lied. S. 41. — Pastor Andrié über Strauß und Renan. S. 55. — Großbritanniens Nationalitäten. S. 55. — „Vorwärts, Magazin für Kaufleute". S. 55. — „Ueber Künstler und Kunstwerke". Monatsschrift von Herman Grimm. S. 69. — Briefe an Ludwig Tieck. S. 69. — Schriften von Johannes Huß. S. 70. — Der Shakespeare-Verlag in Leipzig. S. 82. — Englisches Compendium der Stenographie. S. 83. — Photographische Festblätter. S. 83. — Fernan Caballero. S. 83. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. S. 83. — Marie Antoinette's Briefwechsel mit ihrer Mutter. S. 97. — Der Dreißigste, von G. Homeyer. S. 97. — Osenbrüggen's Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz S. 97. — Aus unseren vier Wänden. S. 97. — Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer. S. 110. — Das Problem der Sprache. S. 111. — Hertzberg's Feldzüge Alexander's des Großen S. 111. — Stoff, Kraft und Gedanke. S. 124. — Ben-Abuja, Göthe's Faust, von Dr. M. Letteris. S. 125. — Das Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert. S. 125. — Schlesische Provinzialblätter. S. 125. — Hanfstängl's Dresdener Galerie. S. 138. — „Cervantes auf der Fahrt". S. 138. — Bonneville's Vorschläge einer Reform des Strafrechtes. S. 139. — Riga'scher Almanach für 1865 S. 139. — Ein Elsässer über die Logik der Franzosen. S. 152. — Die Aerndte und die Mähmaschinen. S. 153. — Frankl's Libanon. S. 153. — Der erste Band der „Geschichte Julius Cäsars". S. 167. — Friedrich von Raumer's Vortrag über Schwarz, Strauß und Renan. S. 167. — Salomon Munk. S. 167. — Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. S. 181. — Das Wetter im Sprichwort. S. 181. — Amerikanische Kriegsgedichte. S. 181. — Lessing und die heutigen Franzosen. S. 195. — Deutsche Lyrik. S. 195. — Erlebtes, von Karl Heinzen S. 195. — Franz Müller und das Geschwornengericht. S. 195. — Der Cäsar Napoleon's I. S. 209 — Michael Neander's deutsche Sprichwörter. S. 209. — Pym und Strafford. S. 210. — Novellistische Novitäten. S. 210. — Der Telegraph um die Erde. S. 223. — Deutsche Handwerkslieder. S. 223. — Johannes Scherr. S. 237. — Fanny Tarnow, ein Lebensbild von Amely Bölte. S. 237. — Zur Geschichte des Welthandels. S. 237 — Zur Erinnerung an den Buchhändler Hachette. S. 251. — Germanistisches von Shakespeare. S. 251. — H. Heine's Tragödien in französischer Uebersetzung. S. 251. — Henry Thomas Buckle. S. 251. — Liebig's Chemische Briefe. S. 251. — Jura und Genfersee. S. 252. — In Dantem Sexcentenarium. S. 264. — Die Briefe der Königin Marie Antoinette. S. 265 — Zur Geschichte des großen Kurfürsten. S. 265. — Rüstow's Commentar zu Napoleon's Cäsar. S. 265. — Sanskrit-Studien in Italien. S. 279. — Emil Saisset über den Skepticismus. S. 279. — Sekundäre Eisenbahnen. S. 279. — Asmus Jakob Carstens. S. 293. — Eine Zeitschrift für keramische Industrie. S. 294. — Ein Inquisitionsproceß, von Ed. Böhmer. S. 294. — Emil Pirazzi's Denkschrift in französischer Sprache. S. 306. — Deutsche Sprache und Literatur in Frankreich. S. 306. — Göthe's Faust in England. S. 307. — Professor Wilhelm Lübke's Geschichte der Architektur. S. 307. — Franz Thimm's Shakespeariana. S. 321. — Cant und Slang. S. 321. — König Ragnar's Hort. S. 322. — Die Flugschriften Friedrichs des Großen während des siebenjährigen Krieges. S. 335. — Neue englische Zeitschrift. S. 335. — Fortsetzungen älterer Werke. S. 336. — Dante und Göthe. S. 348. — Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. S. 348. — Belgischer Unterrichtsbund. S. 349. — Real and Ideal. S. 349. — Henry Tappan's Gedächtnißrede zu Ehren Lincoln's. S. 363. — Die Forthnightly-Review über den Erfolg in der Literatur. S. 363. — Sir John Herschel über die Atome. S. 363. — Das „Echo der russischen Presse". S. 364.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

// Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 1. Januar 1865. [Nº 1.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. 1865. Das sechste Säcular-Jahr Dante's. 1. — Leopold Kompert: „Geschichten einer Gasse." 3.
Frankreich. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. 5.
England. Memoiren einer aristokratischen Familie. 7.
Nord-Amerika. Amerikanische Essays. I. Die Schreibewuth unserer Zeit. 8.
Italien. Die italiänische Presse. 9.
Rußland. Rußland und die asiatische Welt. 10.
Japan: Die preußische Expedition nach Ost-Asien. 11.
Aegypten. Neueste wichtige Entdeckung in Aegypten. 12.
Kleine literarische Revue: Herder's Denkmal in Riga. 13. — Le Play's Sozialreform in Frankreich. 13. — Bibliograph. Miscellen. 13.
Literarischer Sprechsaal. Mocquard. 14. — Jul. Rodenberg. 14. — Rom und Pompeji. 14. — Etacismus und Itacismus. 14.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung) in **Berlin**, 7 Behrenstraße erschien soeben:

Ernst Curtius. Göttinger Festreden. geh. 1 Thlr. 12 Sgr.
J. E. Erdmann. Zwei Märtyrer der Wissenschaft. Vortrag gehalten in Halle. geh. Preis 5 Sgr.
Paul Heyse. Meraner Novellen. Fünfte Sammlung der Novellen. Zweite (Miniatur-) Ausgabe. geh. 2 Thlr. geb. 2 Thlr. 12 Sgr.
— — Elisabeth Charlotte. Schauspiel in fünf Akten. (Dramatische Dichtungen. Erstes Bändchen.) geh. Preis 25 Sgr.
Statistische Nachrichten über das Elementar-Schulwesen in Preußen für die Jahre 1859 bis 1861. (Veröffentlichung des Königlich Preußischen Ministerii der Unterrichts-Angelegenheiten.) geh., in vier Farben gedruckt. Preis 2 Thlr.
Gustav Rose. Eilhardt Mitscherlich. Gedächtnißrede, gehalten in der deutschen geologischen Gesellschaft. geh. Preis 10 Sgr.
F. L. W. Schwartz. Sonne, Mond und Sterne. Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit. geb. 1 Thlr. 26 Sg.
Karl von Seebach. Der hannoversche Jura. Mit einer geologischen Uebersichtskarte und zehn Tafeln Abbildungen. cart. 3⅓ Thlr.
W. A. von Stargmann. Die Theorie des Bewußtseins im Wesen. geb. Preis 3 Thlr.
Otto Wonsich. Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben in Uruguay. geh. 2 Thlr.
Aktenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Ober-Kirchenraths. Fünfzehntes Heft. (V. Bd. 5. Heft.) geh. 15 Sgr.
Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Theil. Die Grafschaft Ruppin. Teltow-Barnim. Zweite vermehrte Auflage. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.
Heimwege, Erzählungen von „unserm alten Freunde." geh. Preis 1 Thlr.
Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. cart. Preis 15 Sgr. (1)

Soeben erscheint im Verlage der liter.-artist. Abtheilung des österr. Lloyd in Triest das illustrirte Prachtwerk:

L'ORIENT PITTORESQUE

publication artistique dessinée d'après nature par A. Löffler et accompagnée du texte descriptif du

DOCTEUR MAURICE BUSCH.

En 16 Livraisons à 1 Franc 50 Centimes = 12 Ngr. (2)

In Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien so eben:

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 1865. 8. geh. 3 Thlr.

Inhalt:
Erster Band. Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter.
Zweiter Band. Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel. (4)

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Soeben erschien in London und ist von mir zu beziehen:

The Works of William Shakspeare.
Edited from the best Texts
by **W. G. Clarke** and **W. A. Wright.**
The Globe edition.
8°. cloth. 3 s. 6 d.

Gute Ausstattung bei compressem aber deutlichem Druck und billiger Preis machen diese neue Ausgabe, von welcher vor Erscheinen in London bereits über 20000 Exemplare bestellt wurden, sehr empfehlenswerth. (5)

Im Verlage der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (Karl Röttger) in St. Petersburg ist soeben erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Galerie de la Maison des Romanoff. Portraits en photographies d'après les tableaux du Palais d'Hiver Impérial de Saint Pétersbourg, publiés par A. J. Klynder, membre de l'Académie Impériale des Beaux-Arts. 1re livraison. 3 Thlr.

Complet in ca. 13 (monatlich erscheinenden) Lieferungen, von denen jede 6 Portraits mit begleitendem Text in französischer Sprache enthält. (6)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.
By GEORGE HENRY LEWES.
Copyright edition.
Second edition, partly rewritten.
2 vols. 8o. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks, anerkannt eine der besten Biographien Goethe's, ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregen wird. (7)

In allen Buchhandlungen subscribirt man auf die bei Krais u. Hoffmann in Stuttgart erscheinende

Deutsche Volksbibliothek der Griechischen und Römischen Classiker
von
Donner, Minckwitz, Mörike, Binder und andern Meistern der Uebersetzungskunst.
In 120 Lief., à 12 kr. südd. = 4 Sgr. Pr. C.
Nebst einem
Album in Farbendruck
(12 Blätter griechischer u. römischer Prachtbauten, Landschaften, Städtepläne, Portraitbüsten 2c.)
als
Gratis-Zugabe für die Subscribenten.
(Werth des Albums 6 Thaler.)

Inhalt der Volksbibliothek:
Aeschylos, Anakreon, Aristophanes, Aristoteles, Cäsar, Catull, Cicero, Curtius, Demosthenes, Epiktet, Euripides, Herodot, Homer, Horaz, Livius, Lucian, Ovid, Plato, Plautus, Plutarch, Properz, Sallust, Sophokles, Sueton, Tacitus, Terenz, Theognis, Theokrit, Theophrast, Thucydides, Tibull, Virgil, Xenophon.

☞ In der Voraussetzung, daß sich eine wahre Bildung auf die Bekanntschaft mit den Literaturschätzen der Griechen und Römer gründen müsse, werden hier die Perlen der alten Dichtkunst und Prosa in meisterhaften Uebersetzungen zusammengereiht. Der ungewöhnlich billige Preis erlaubt Jedermann in die Subscription einzutreten. (3)

Digitized by Google

C. Muquardt, Librairie Européenne à Bruxelles, Gand et Leipzig. (8)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gurrard, Ad., **La Belgique Ancienne et moderne.** Le Brabant. Ouvrage National, dedié à S. A. R. le Duc de Brabant. 1865. 8o. 1 Thlr. 10 Sgr. 18o. 25 Sgr.

Euler, Charles, (Directeur d'un Etabl. de Gymnastique méthodique et orthop. etc.) **Manuel de Gymnastique Elémentaire,** accompagné de 97 figures. 1864. 8o. 20 Sgr.

Herzen, Alex., Nouvelle phase de la Litterature Russe. 1865. 8o. 12 Sgr.

Lebon, Léon, (Attaché au Minist. de l'Intérieur etc.) **De l'Instruction primaire en Belgique.** Résumé historique et statistique tracé d'après les Documents officiels. (1830—1864.) 2 édition. 1865. 8o. 15 Sgr.

Waagen, G. F., (Directeur de la Galérie Royale des Tabl. à Berlin.) **Manuel de l'histoire de la peinture.** Ecole Allemande, flamande et hollandaise. 3 vol. petit 8o. ornés de 60 gravures. 5 Thlr. 18 Sgr., geb in Goldschnitt 7 Thlr. 15 Sgr.

Zimmermann, Dr.. L'homme. Problèmes et Merveilles de la Nature humaine, physique et intellectuelle, Origine de l'homme, son développement de l'Etat sauvage à l'état de Civilisation. 8o. 5 édition. 1865. 2 Thlr. 20 Sgr., geb. in Goldschn. 3 Thlr. 20 Sgr.

20,000 Aufl. **Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart.** **Aufl. 20,000.**

Fünfter Jahrgang, 1865, mit der Kupferstich-Prämie:
Sixtinische Madonna von Raphael,

Freya, Illustrirte Blätter für die gebildete Welt.
12 Monatheite à 24 kr. südd. = 7½ Sgr. = 45 kr. Ö. W. = 85 Cts.
Mit vielen Orig.-Holzschnitten, 36 Kunstblättern in Stahlstich u. Farbendruck.

Die **Freya** zählt zu den besten und verbreitetsten Unterhaltungsschriften; sie bringt **Novellen, Literatur- und Reise-Briefe, Biographieen** und **Geschichtsbilder** aus der Gegenwart und Vergangenheit, **Naturhistorisches, Chronik, Humoresken** 2c. von den ausgezeichnetsten Künstlern und Schriftstellern.

Man subscribirt auf die Freya bei allen **Buchhandlungen** und **Postämtern.** (9)

Neuer Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Stein und Hörschelmann's Handbuch der Geographie und Statistik.

Neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von Prof. Dr. **J. E. Wappäus.**
Siebente Auflage.
Mit Ergänzungen bis auf die neueste Zeit.
Lex.-8. 4 Bde. 420 Bog. Subscr.-Preis 24 Thlr.

Das Werk kann in 48 Halbmonatslieferungen à 15 Ngr. oder in 10 Abtheilungen bezogen werden, von welchen 8 bereits fertig vorliegen und 2 binnen Jahresfrist nachfolgen.

Alle während des Druckes entstandenen Veränderungen werden in Nachträgen Berücksichtigung finden, auch haben wir Sorge getragen, daß genau gearbeitete Inhaltsübersichten und Register zu jeder Abtheilung den Gebrauch des Ganzen erleichtern.

Die bedeutendsten Statistiker und Geographen haben an dem Werke mitgearbeitet, dessen Reichhaltigkeit und Vollständigkeit von keinem ähnlichen übertroffen wird.

Prospekte und 1. Lieferung liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus, Lieferung 2 und folgende werden nur auf feste Bestellung geliefert.

Neuer Atlas der ganzen Erde.

Für die Gebildeten aller Stände und für höhere Lehranstalten.
Einunddreissigste Auflage.
28 Karten,
mit Berücksichtigung der geographischen Werke von Dr. **C. G. D. Stein,** entworfen und gezeichnet von **G. Heck,** Dr. **H. Lange, J. M. Ziegler** u. A.
nebst 17 histor. u. 28 statistischen Tabellen über alle Länder und Staaten der Erde bearbeitet von **O. Delitsch** und Professor Dr. **G. F. Brachelli.**
gr. Fol. 6 Thlr., cart. 6½ Thlr., in Leinwandbd. 7½ Thlr.
Hieraus ist einzeln zu haben:
Auswahl in 24 Karten ohne Tabellen.
gr. Fol. geb. 4¼ Thlr., cart. 4⅔ Thlr., in Leinwandbd. 5¼ Thlr.

Geschichte der griechischen Plastik

für Künstler und Kunstfreunde
von **J. Overbeck,**
Prof. an der Universität Leipzig.
Mit Illustrationen von *H. Streller.*
2 Theile. Lex.-8. 44 Bogen mit 144 Holzschnitten und Holzschnitttafeln.
Zweite Ausgabe in 2 Bände geheftet 5 Thlr.
In 2 Leinwandbänden mit Decken- und Rückenpressung:
schwarz mit Blinddruck 6¼ Thlr.; mit Golddruck 6⅔ Thlr.; roth mit Golddruck und Goldschnitt 7½ Thlr.

Reise
der Königl. Preussischen Gesandtschaft nach
Persien
1860 u. 1861
geschildert nach eigenen Aufzeichnungen von Vice-Consul Dr. **H. Brugsch.**
2 Bände. Imp.-8. 60 Bogen mit 38 Holzschnitten, 8 Lithochromien und 1 Karte in Folio.
Preis: geheftet 6⅔ Thlr.; feine Ausgabe gebunden 9 Thlr.

Arnold Guyot's Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde
in ihren Beziehungen zur Geschichte des Menschen.
Deutsch bearbeitet von Dr. **H. Birnbaum.**
Zweite vermehrte Auflage.
Mit 9 Karten. 8. geh. 1¼ Thlr., geb. 1⅔ Thlr.

(10)

Grundzüge der astronomischen Geographie.
Vorlesungen für Gebildete
von Dr. **H. Birnbaum.**
gr. 8. 294 S. m. 29 Illustr. 1862. geh. 1¼ Thlr., geb. 1⅔ Thlr.

Im Verlage von L. Hachette & Cie in Paris erschienen; (11)

Frédol, A., Le monde de la mer. 1 vol. gr. in-8o. illustrée de 22 planches gravées sur acier et tirées en couleur et de 200 gravures sur bois. br. 30 fr.

Guillemin, Le Ciel. Notions d'astronomie à l'usage de la jeunesse et des gens du monde. 1 vol. gr. in-8o., ill. br. 20 fr.

Figuier. Histoire des plantes. 1 vol. gr. in-8o. ill. br. 10 fr.

Speke, Les sources du Nil. Journal du capitaine Speke traduit de l'anglais par Forgues. 1 vol. gr. in-8. br. 20 fr.

Janin, La révolution française. Tome I. 1 vol. gr. in-4o. illustré de 250 gravures. rel. en maroquin. 60 fr.

Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire et de géographie. 20e édition, entièrement refondue. 1 vol. gr. in-8o. 21 fr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

So eben erscheint und steht auf Verlangen zu Diensten:

Mein Verzeichniß Nr. 65, enthält circa 1000 meist werthvolle Werke aus der Bibliothek von **H. Brugsch,** jetzigem Consul in Cairo, Verfasser der demotischen Grammatik u. a. — vorzüglich aus dem Gebiete der ägyptischen und orientalischen Literatur — viele mit Autographen und handschriftlichen Bemerkungen **A. v. Humboldt's.** (12)

J. A. Stargardt, Berlin, Jägerstraße 53.

Unter der Presse befinden sich und erscheinen in den nächsten Monaten:

Neue Essays über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.

Inhalt:

Ralph Waldo Emerson. — Eine Akademie der bildenden Künste und das Verhältniß der Künste zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Schule von Athen, seine Geliebte und seine Sonette. — Verfall der Kunst in Italien.

Ein schöner Band von ca. 24 Bogen gr. 8, eleg. ausgestattet. Preis 2 Thlr.

Geschichte des weströmischen Reichs
besonders unter den
Kaisern Gratian und Maximus
von
Dr. Heinrich Richter.

Das Werk schildert besonders eingehend die Einwirkungen des Christenthums wie der Germanen auf das römische Reich. (13)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Digitized by Google

Deutschland und das Ausland.

1865.

Das sechste Säcular-Jahr Dante's.

Gab es, so weit die deutsche Zunge klingt, im November 1859 wohl irgend ein Städtchen, irgend einen Flecken, mochte er auch noch so winzig sein, dessen Bewohner nicht auf irgend eine Weise, wenn nicht durch öffentliche Festlichkeiten und in rauschenden Chören, so doch in Privatlokalen, und wenn nicht in Gesellschaften, so doch im häuslichen Kreise durch Lektüre und Gespräch, das Andenken Schiller's bei sich erneuten? Wir können es kaum glauben. So allgemein, so aus dem tiefsten Herzen des ganzen Volkes kam jene herrliche Feier, und wundervoll ist die Erinnerung daran. Millionen und Millionen von Herzen aus jedem Alter, jedem Geschlechte und jedem Stande, weit über Deutschlands Gränzen hinaus, ja jenseits des Meeres und in fernen Welttheilen, wo nur ein Häuflein Deutscher sich zusammenfand, durchzuckte ein einziger elektrischer Strahl des freudigsten Stolzes, des Dankes und der Liebe für den großen Dichter. Die engste Philister- und Krämerseele wurde, wenn auch halb widerwärtig, in Bewegung gesetzt; denn heute wenigstens mußte sie sich schämen, dem idealen Berufe der Menschheit ihren jämmerlichen Materialismus entgegenzusetzen. Wir ehrten unsern geliebtesten, theuersten Dichter, den wir von Jugend auf in unser Herz geschlossen und den wir im reiferen Alter mit höherem Bewußtsein zu würdigen gelernt hatten; aber nicht blos das! nein, in unserem Schiller, dem idealen Dichter, dem stets nach dem Höchsten und Edelsten mit Aufopferung ringenden, allem Gemeinen abgewandten, für Wahrheit, Freiheit und Recht glühenden Manne, ehrten wir zugleich jedes ideale Streben im Menschen überhaupt, jeden Flügelschlag aus niederer Sphäre zum Lichte empor, jede Mannesthat, die aus dem wahren Geiste der Freiheit stammt, jeden Aufschwung der Seele, der den Menschen befähigt, für das Höchste auch das Höchste einzusetzen; und wenn des Dichters Wort: „Seid einig, einig, einig!" mahnend an unser Ohr schlug, dann entbrannten unter heißer Sehnsucht neue Wünsche und freudige Hoffnungen, daß von diesem Tage, wo alle Glieder unserer Nation in großartiger Einmüthigkeit um den Dichter sich schaarten, es auch nicht gar zu fern bis zu jenem sein möchte, wo uns, zu einem einigen Volke für immer geeint, der gemeinsamen bürgerlichen Freiheit Segen erblüht.

In diesem Jahre rüstet sich ein anderes Land zu einem ähnlichen Jubelfeste, dem wir Deutschen wahrlich mit einem gehobeneren Gefühle folgen werden, als einem kühlen Nihil humani a me alienum puto.

In dem wunderschönen Monat Mai, wenn der Frühling all' seinen Reichthum entfaltet, werden in dem schönsten Lande Europa's, in jener schon im Rahmen von Blüthenschmuck umwobenen Musenstadt Florenz, feierlich die Glocken ertönen und ganz Italien zu einem Feste laden von gewaltiger, die Geschichte überblickender Bedeutung. Der große Dante Alighieri ist es, der vor sechshundert Jahren in dieser herrlichen Stadt das Licht der Welt erblickte und zu dessen Feier die italiänische Nation sich anschickt, die in diesem Jahre auch ihre Wiederauferstehung durch ihren Einzug in dasselbe Florenz, die neue Hauptstadt Italiens, feiert.

Dante steht an der Spitze der ganzen großen Reihe der Geistesheroen, welche die wunderbare Kunstblüthe des modernen Italiens heraufbeschworen und einen neuen geistigen Umschwung Europa's veranlaßten. Sein Werk, die „Göttliche Komödie", ist der Anfang alles Großen und Schönen, das Italien hervorgebracht hat.

Vor ihm herrschte im ganzen südlichen Europa die provenzalische Poesie. Von Portugal bis Griechenland zogen die Troubadours umher. Ihre mit wenigen Ausnahmen flache und unbedeutende Lyrik mit ihren künstlichen Formen war allein maßgebend und galt als Vorbild für die nachahmenden italiänischen Dichter. Doch hatte sich noch keine poetische Sprache bei den Italiänern gebildet; ihre Sprache schwankte zwischen den buntesten italiänischen Dialekten, dem Provenzalischen und Lateinischen so unsicher umher, daß selbst ein Dante Anfangs sich nicht getraute, in einem so flüssigen und unfesten Stoffe sein großes Gedicht zu bilden, und er es in lateinischer Sprache begann. Doch bald kam das begeisterte Nationalgefühl bei ihm zum vollen Durchbruch. Er schämte sich seines Irrthums, tadelte heftig alle diejenigen, welche sich einer fremden Sprache in ihren Schriftwerken bedienten, schonte selbst seinen hochverehrten Lehrer Brunetto Latini nicht, der eins seiner Werke in französischer Sprache schrieb, und ward mit vollem Bewußtsein ein begeisterter Eiferer für seine Muttersprache. „Was Wunder," ruft er in seiner Schrift de vulgari eloquio aus, „wenn uns die innigste Liebe für die Muttersprache ergreift? Sie wurde gesprochen von unseren nächsten Anverwandten, sie verband unsere Aeltern, sie nahm zuerst Besitz von unserm Geist, sie führte uns in das Leben des Wissens ein, welches die höchste Vollkommenheit gewährt; mit ihr haben wir Umgang gepflogen vom Beginn unsers Lebens."

Und so legte er kühn die Hand ans Werk; gerade aus dem schwankenden Zustande der Sprache wußte er einen Vortheil zu ziehen, dessen der Dichter in einer schon fertigen Sprache entbehrt: er bereicherte seine toscanische Sprache aus dem Lateinischen, sowie durch eine sorgsame Auswahl des Besseren aus den verschiedenen anderen italiänischen Dialekten, und wurde so für alle Zeiten der Schöpfer der poetischen Sprache der Italiäner, die bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist und jedes Ohr mit entzückendem Wohlklange füllt. Giebt es ein theureres Vermächtniß, das ein Dichter seinem Volke hinterlassen kann?

Und nun sein Riesenwerk, seine „Göttliche Komödie!" Wer hätte, der sich ihm genaht und hinabgestiegen ist in die Schauer der Hölle, nicht die überwältigende Größe des Werkes empfunden, den Tiefsinn des Dichters und seine mächtig gestaltende Phantasie bewundert? Wie leicht wiegt gegen seine erschütternde Kraft im Zarten wie im Grausigen Alles, was wir von der späteren Poesie Italiens kennen! Man zeige uns in den Späteren eine Spur von Dante's Größe und mächtiger Wirkung! Und sehen wir näher zu, welche überlegene Weisheit der Kunst im Ganzen und Einzelnen! Vortrefflich spricht z. B. über den dramatischen Charakter der Dichtung Herr Julius Braun, den wir als einen Uebersetzer der „Hölle" sogleich noch näher erwähnen werden. In diesem höchst werthvollen Abschnitte sagt er u. A.: „Der dramatische Charakter der Göttlichen Komödie ist in Wahrheit die großartigste Seite ihrer Form, und in ihm liegt der Grund der überwältigenden Wirkung, welche sie auf den Leser ausübt. Alles ist Leben, Alles ist Handlung, und zwar individuelles Leben und sich entwickelnde Handlung. Doch seine höchste Bedeutung findet der dramatische Charakter erst in dem Fortschreiten der ganzen Handlung, vom Ausgange bis zum Ziel, und in der Entwicklung des Dichters selbst, wie sie

Digitized by Google

in zeitlicher Folge vor unsern Augen verläuft. Der Stoff des Gedichtes reiht sich in organischer Entwicklung aneinander, es findet überall eine Steigerung vom Niederen zum Höheren, ein Folgen des Einen aus dem Andern, ein Hinweisen des Früheren auf das Spätere, ein Zurückweisen des Folgenden auf das Vergangene statt, und der Schluß krönt endlich das Ganze zum vollendeten Gebäude. In der Hölle baut sich das Leben der Sünde auf, von dem Fehler der Unenthaltsamkeit bis zum Verbrechen des schwärzesten Verrathes fortschreitend und schließend mit dem Bilde des Satan, des Quelles alles Bösen; im Purgatorium Reue und Buße, im Paradiese die Seligkeit. In der Hölle herrscht der Ton der schrecklichen Wirklichkeit vor, im Purgatorium der Ton der süßen Klage und der Hoffnung, und im Paradiese werden wir von den Klängen der Liebe und der Anbetung empfangen. So geschieht es denn, daß wir den großen Gedanken des Werkes, den Fall der Menschheit in Sünde und Verdammung, ihre Rettung durch Reue und Buße, ihre Seligkeit durch die Gnade der ewigen Liebe, hold umtäuscht von allen äußern und innern Mitteln, zu erleben scheinen. Machen wir doch selbst, überwältigt von der dramatischen Illusion, diese Entwicklung im eigenen Herzen mit. Versinken wir doch selbst beim Lesen in sündhafte Leidenschaft, reuige Buße und selige Gnade."

Doch gestehen wir nur: so wahr auch alles Gesagte ist, und fände sich auch bei allen Vorzügen keine Schattenseite, die uns den Genuß in der Gegenwart verkümmerte, so würde dies nach unsrer Meinung noch nicht eine Nation, und selbst auch nicht die kunstliebende und leicht erregbare italiänische, zu einer großartigen Nationalfeier zu Ehren des Dichters begeistern. Der Kultus der vollendeten Kunstschönheit wird ewig nur ein Geheimdienst für die wirklich Eingeweihten bleiben, zu denen Viele sich rechnen, nur Wenige aber gehören. Ein schlagendes Beispiel glauben wir dafür in unsrer Göthefeier im Jahre 1849 zu sehen. Das war keine Volksfeier und konnte nie eine werden. Das Volk steht im Großen und Ganzen den Kunstwerken Göthe's kalt gegenüber und hat an der Person des Dichters wenig Interesse. Mit richtigem Instinkte fühlt es den feinen Egoismus und das dem Allgemeinen abgewandte und theilnahmlose Aufsichselbstbeschränken des Mannes heraus. Das Volk verlangt mehr als bloße künstlerische Vollendung, wenn es sich für seine Geistesheroen erwärmen soll. Vor Allem will es in ihnen den Ausdruck einer hohen und gediegenen Sittlichkeit sehen, die sich auf ihrem Gipfel im politischen und religiösen Gebiete zeigen wird. Tritt diese sittliche Basis nicht kräftig und markig hervor, so vermag das Volk nicht dem Manne seine ungetheilte Achtung zu schenken; es vermag nicht in ihm sein ideales Urbild wiederzuerkennen und kann ihn nicht als seinen wahren Genius verehren. Wo aber, wie bei unserm Schiller, die persönliche sittliche Größe unzertrennbar mit dem Kunstwerke verbunden ist, wo die Gegenwart sich von den Geistesschwingen des Dichters getragen fühlt zu hohen, herrlichen Zielen, da ergreift Sympathie alle Herzen, und des ganzen Volkes Herzensjubel ertönt.

Und so ist es auch diesmal in Italien. Nicht die Bewunderung seiner künstlerischen Vollendung ruft die Schaaren zu dem Feste des Dichters, sondern vor Allem die Bedeutung seiner politischen Idee, die er in seinem kampferfüllten Leben zu verwirklichen trachtete, die er als sein Vermächtniß für die Nachwelt in seinem großen Gedichte niedergelegt hat, und die jetzt nach 600 Jahren in ungeahnter Weise ihre fortwirkende Kraft zeigt. Nachdem nämlich Dante an den blutigen Parteikämpfen seiner Zeit persönlich Theil genommen und ihr fluchwürdiges Treiben mit Schrecken erkannt, sehen wir ihn sich zu einer geläuterten politischen Ansicht erheben. Aus einem Parteimanne ward er ein Patriot. Fortan galt ihm die einzelne Partei, der er selbst angehört, nichts mehr, Alles aber die Wohlfahrt des Vaterlandes. Diese aber, meinte er, könne sich nicht anders erfüllen, als unter der gemeinsamen, friedlichen Herrschaft der Kirche und des römischen Kaiserthums. Den Zustand der Kirche in seiner Zeit stellt er in völliger Nacktheit dar; er geißelt und verflucht ihre weltliche Herrschsucht, Habsucht und schändliche Sitten-Entartung und verlangt eine Reinigung und Wiederherstellung im Sinne Christi und der Apostel. Der Papst solle aller weltlichen Herrschaft entsagen, die allein dem Kaiser gebühre, und nur das geistliche Regiment über die Christenheit führen; der Kaiser aber solle mit Kraft und Strenge allen Hader der Parteien niederhalten, die Machthaber unter seinen Willen beugen und den Frieden auf Erden erhalten. Also Kaiserthum und gereinigtes Papstthum in friedlicher Gemeinschaft auf den sieben Hügeln Roms, das ist Dante's Ideal, dessen Erfüllung er von dem hochgesinnten Heinrich VII. erwartete. „Jetzt freue dich, Italien," schreibt er, „du mitleidwerthes Land! Bald wirst du von der ganzen Welt beneidet werden; denn dein Bräutigam, der die Freude der Welt und die Glorie deines Volkes ist, der erlauchte Cäsar beeilt sich zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o Schönste, deine Thränen und thu' ab die Spuren deiner Traurigkeit; denn Er ist nahe, der dich befreien wird aus dem Kerker des Bösen; er wird die bösen Verräther schlagen und sie verdammen mit der Schneide seines Schwertes und seinen Weinberg andern Arbeitern verdingen, welche die Frucht der Gerechtigkeit verkaufen werden zur Zeit der Aerndte . . . (Ihr Machthaber) Bereitet eure Mienen zum Bekenntniß der Unterwürfigkeit und stimmet an den Psalter der Reue . . . Aber Ihr, die Ihr als Unterdrückte jammert, erhebt euern Muth, denn nahe ist Euch das Heil. Erwachet Alle und gehet Eurem Könige (sic) entgegen, Ihr Bewohner Italiens!"

Wir erstaunen; denn so hätte ja Dante, wenn er vor wenigen Jahren gelebt, einen Siegeshymnus zu Ehren des Königs von Italien beginnen lassen können. Und doch ist es nicht anders: wenn Heinrich die vollkommene Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien gelungen wäre und er dasselbe für die Dauer hätte erhalten wollen, so wäre er ein italiänischer König geworden und hätte seinen Sitz zu Rom aufschlagen müssen, so wie es die heutigen Patrioten wünschen. In der That, Dante spricht zwar immer vom Cäsar, der die Christenheit zu beherrschen berufen sei, hat aber vor Allem nichts im Auge, als nur allein Italien; dies wünscht er beruhigt und gehorsam unter Einem Scepter vereint zu sehen. Und so erkennen wir, wie wir es oben bei des Dichters Verdienst um die italiänische Sprache schon durchblicken sahen: Dante ist derjenige, der die moderne Idee der Nationalität zuerst ins Leben gerufen hat; er legte sie als heiligstes Vermächtniß und als unmittelbaren Willen Gottes in seinem Gedichte nieder, und fortan ist die Einheit Italiens in allen Zeiten des Druckes und der Tyrannei Jahrhunderte hindurch die Sehnsucht aller edlen Patrioten Italiens gewesen, bis Dante's Geist in unsern Tagen einen Heldensohn erweckte und ihm das Schwert zur Befreiung und Errettung in die Hände drückte. Die Freude und die Hoffnung also, die Idee der Einheit Italiens bald triumphiren zu sehen, wird der Kern der Dante-Feier sein.

Des prophetischen Sängers Saat ist aufgegangen; sein Geist

Digitized by Google

wird ihn segnen, der jetzt sich anschickt, in der Heimat des Dichters selbst seinen Königssitz aufzuschlagen, und wird Italiens Söhne einst zum Ziele führen.

Mit Theilnahme erfahren wir, daß man in Italien, ähnlich wie dies bei uns zum Schiller-Feste geschehen und in England zum Shakespeare-Feste wenigstens nachträglich erstrebt wird, die Feier Dante's durch die Herausgabe eines monumentalen Werkes zu verherrlichen beabsichtigt, welches das Zeitalter Dante's in erschöpfender Weise darstellen soll. Das von dem Buchdrucker Cellini und Dr. Ghivizzani verbreitete Programm enthält die Namen der bedeutendsten Schriftsteller Italiens auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Politik, Philosophie und Naturwissenschaft, welche ihre Mitwirkung zugesagt haben. Als künstlerische Beigaben sind ein Stich des Dante-Portraits nach Giotto von Al. Guvara und eine Photographie des Bildes von Vogel v. Vogelstein „die Göttliche Komödie" in Aussicht genommen. Die städtischen Behörden von Florenz und das italiänische Ministerium haben dem Werke Unterstützung zugesichert, und es ist das Unternehmen bereits von einer beträchtlichen Zahl von Subscribenten aus allen Theilen der Halbinsel gebilligt worden.

Auch in Deutschland hat man in letzter Zeit eifrig für die Verbreitung des Dante'schen Gedichtes gearbeitet. Der beiden schönen, im Decker'schen Verlag in Berlin erschienenen Quart- und Octav-Ausgaben der **Divina Commedia**, nach den vier bewährtesten Texten edirt von Karl Witte, haben wir in diesen Blättern bereits im Jahre 1862 gedacht. In München hat der Maler Lindenschmit, der Zeichner des trefflichen zu Shakspeare's Jubiläum erschienenen Blattes: die drei Jahrhunderte der englischen Literatur, ein ebenso reizend komponirtes Blatt: **„Dante und seine Zeit"** gezeichnet, das von J. Albert photographirt worden.*) Zwei neue deutsche Uebersetzungen Dante's liegen uns vor. Die eine ist eine vollständige, von dem rühmlich bekannten, jetzt schon hoch betagten B. G. Blanc**) in reimlosen Jamben verfaßt. Sicherlich wird diese Arbeit die höchst schätzenswerthen Vorzüge einer großen Treue und Korrektheit, wie sie nur ein so langjähriges und gründliches Studium, als der geehrte Verfasser dem Meisterwerke gewidmet hat, ermöglicht. Was die Form einer Dante-Uebersetzung betrifft, so ist diese, wie es scheint, gegenwärtig noch ein Problem. Uns will es freilich bedünken, daß eine große Dichtung auch nur von einem Dichter wiedergegeben werden kann, und ein solcher, glauben wir, wird den Reim für unumgänglich nothwendig halten. Ob gerade die Terzinenform die einzig richtige und mögliche ist, wagen wir nicht zu entscheiden, wiewohl wir geneigt sind, vorläufig auch daran festzuhalten. Hierüber kann uns nur die vollendete That eines durchschlagenden Meisterstückes belehren. Von einer zweiten Uebersetzung der Göttlichen Komödie durch Herrn Julius Braun***) ist bis jetzt nur die „Hölle" erschienen, mit einer außerordentlich schwungvoll geschriebenen Einleitung über Dante's Leben und Dichtung und die Geschichte seiner Vaterstadt. Ueber einige Ueberschwänglichkeiten und Ausschreitungen, wozu ohne Zweifel der glühende Eifer den Verfasser hingerissen hat, ist von Adolf Stahr bereits das richtende und abschließende Wort gesprochen. Hier wollen wir nur den schönen, poetischen Fluß der gegebenen Uebersetzung rühmlich anerkennen, müssen aber zugleich gegen die Willkür in der Anwendung des Reimes Protest einlegen, da wir nur eine feste Regel und Form als dem strengen und festen Charakter der Dante'schen Dichtung entsprechend ansehen können.

*) München, Friedr. Bruckmann's Verlag.

**) Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle, 1864.

***) Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin, 1863.

Leopold Kompert: „Geschichten einer Gasse."*)

Leopold Kompert hat uns wieder mit zwei Bänden Novellen beschenkt, welche er „Geschichten einer Gasse" benennt. Die „Gasse", aus welcher diese Geschichten hervorgehen, ist die „Judengasse", das kleinere Ghetto in kleineren Städten oder Judengemeinden, wo das beschränkende Gesetz, später die liebgewordene Gewohnheit die jüdischen Familien zusammenhielt, so daß aus der ganzen „Gasse" Eine Familie geworden zu sein scheint, die gemeinsam Leid und Freud' erlebte. In diesem Geiste sind auch die Geschichten, welche uns Kompert erzählt, abgefaßt, manche, wie „Christian und Lea", mit einem wahrhaft idyllischen Anhauch; aber sie lesen sich allesammt gut und sind durchweht von der Innigkeit wahrhaft frommer Gemüther.

Kompert versteht es, in der schlichtesten Darstellungsweise das tiefe Gemüth seiner Personen ins rechte Licht zu stellen, und man kommt zu dem Glauben, der Verfasser habe selbst ein Stück von dem Leben, das er schildert, miterlebt. Wie schön und wahr ist das Wort des Verfassers in der Novelle: „Die Jahrzeit." Wenn nämlich Vater oder Mutter stirbt, sollen die Söhne täglich am Morgen und am Abend im Gotteshause durch das ganze Trauerjahr und dann am jedesmaligen Todestage, oder, wie es in der Sprache der „Gasse" heißt, an der „Jahrszeit" das Gebet „Kadisch" sagen.

„Es ist dies, wie wir hier lesen, jenes seltsame, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrtausend zu Jahrtausend überkommene Gebet, das in der Sprache des alten Zion einen wesentlichen Bestandtheil des täglichen Gottesdienstes bildet . . . Es wohnt ihm eine gar wunderbare Kraft inne. Aus dem Munde von Waisen klingend, sprengt es die Gräber und sagt den todten Aeltern, daß ihr Kind ihrer gedenke; dann tritt es unmittelbar vor Gottes Thron und bittet dort um den ewigen Frieden der Dahingeschiedenen, um Schonung und Barmherzigkeit! Fürwahr, wenn es irgend ein Band giebt, stark und unauflöslich genug, um Himmel und Erde an einander zu ketten, so ist es dieses Gebet! Es hält die Lebenden an einander und bildet die Brücke in das geheimnißvolle Reich des Todes. Fast könnte man sagen, dieses Gebet sei der Hüter und Wächter des Volkes, von dem allein es gebetet wird; in ihm liegt die Bürgschaft seiner eigenen Fortdauer. Kann ein Volk untergehen und in das Nichts zerstäuben — so lange ein Kind seiner Aeltern gedenkt? Welche Stürme, welche Fäulniß und Verderbniß müßten vorangegangen sein, welche Mächte müßten an dem Baue eines Volkes genagt und gerüttelt haben, der auf dem Felsengrunde der „Familie" ruht?"

„Es mag seltsam klingen," fährt der Verfasser fort, „inmitten aus dem Taumel der wüstesten Zerstreuung hat dieses Gebet der Erinnerung manches verwilderte Gemüth aufgeschreckt, daß es sich besann und wenigstens für kurze Zeit im Andenken an die todten Aeltern sich gleichsam heiligte. Solch ein Gemüth überkommt es dann mit Schaudern, wenn es die Wege überschaut, die es bisher gegangen, und sie mit denen vergleicht, die es gegangen wäre, wenn das Auge von Vater und Mutter noch über ihm leuchtete. Eben weil dieses Gebet eine Wiedergeburt

*) Berlin, Verlag von Louis Gerschel, 1865.

des am Menschen-Vergänglichen im Geiste ist, weil es ein bloßes Sterben nicht zugiebt, weil es die Blüthe, die vom Baume der Menschheit welk abgefallen ist, im Gemüthe wieder auferstehen und sich entfalten läßt, — darum ist es von so heilkräftiger und heiligender Gewalt! Zu wissen: du stirbst, du trittst aus dieser ewig ruhelosen, so hinfälligen Hülle in ein geheimnißvolles Jenseits, aber die Erdscholle, die über deinem Haupte rauscht und fällt, deckt dich nicht ganz; es bleiben solche zurück, die wissen, daß du gestorben bist, die, wo sie immer auf dem weiten Erdenrunde, ob im Gewande der Armuth oder im schimmernden Prunke des Reichthums sich befinden, dieses Gebet dir nachsenden; — zu wissen: du nennst keinen grünen Fleck in diesem Lande dein, du läßt ihnen kein Haus, keinen Hof und Acker zurück, daß sie dein gedenken müßten; dennoch bewahren sie dein Andenken als ihr theuerstes Erbe . . . unbedeutend, verachtet, eine Schaumblase, die du im Leben warst, erheben sie dich, wenn du längst nicht mehr bist, zur Bedeutendheit . . . sie raffen dich aus dem Staube der Vergänglichkeit auf . . ., wer wird da nicht den eigenthümlichen Gedankengang israelitischer Aeltern begreifen, und daß sie ein Behagen darin finden, Söhne zurückzulassen, die ihnen einst „Kadisch" nachsagen? . . ."

Wir haben es uns nicht versagen können, diese etwas längere Stelle anzuführen, um auf das tiefe Gemüth des Verfassers hinzuweisen, mit welchem er in die Seelenzustände seiner Personen einzudringen und sie und Anderen klar zu machen versteht.

In der bezeichneten Novelle findet ein Vater, welcher fünf Söhne verloren hatte und dem nur noch eine Tochter geblieben, die ihm aber auch durch eine unglückliche Heirat verloren gegangen zu sein schien, diese und sich selbst wieder, weil das Kind dieser Tochter am „Jahrzeitstage" seiner Frau zur rechten Zeit neben ihm das Kadischgebet zu sprechen gelernt hat.

In der Novelle: „Gottes Annehmerin", schildert uns der Verfasser eine arme Wittwe, die sich kümmerlich von einem Kleinhandel ernährte; dennoch war ihre Macht eine gefürchtete, und um ihr ganzes Wesen lag eine Bedeutung, die selbst mancher reichen und angesehenen Frau nicht zuerkannt wurde. Sie war, um es kurz zu sagen, das Gewissen der „Gasse"; sie war der Anwalt aller Beleidigten und duldete dennoch nicht, daß die Streitenden vor Gericht gingen, weil sie glaubte und fürchtete, es könnte dadurch „der Name Gottes entweiht werden;" sie wußte auf geschickte Weise zu vermitteln und das Gewissen des Ungerechten zu wecken und so das gekränkte Recht wieder herzustellen. Darum nannte sie der Mund der Leute: „Gottes Annehmerin."

Am Besten und Lieblichsten jedoch liest sich die Novelle: „Christian und Lea." Sie erzählt uns, wie eine arme jüdische Familie, die bei einer überraschend eingetretenen Ueberschwemmung kaum das nackte Leben rettete, sich eines kleinen Christenknaben, dessen Aeltern, in demselben Hause wohnend, ertrunken waren, annahm, und wie sich die Frau von ihrem Manne schwören läßt, daß er sie nie in ihrem guten Werke hindern wolle. Der Knabe wächst mit dem Töchterchen der armen Familie auf, und die arme Frau trägt selbst Sorge dafür, daß das Christenkind christliche Lehre erhalte, obschon sie dafür von Verwandten manche Vorwürfe und scheele Blicke erhält und von christlicher Seite Anfeindung befürchtet. Freilich bemerkt der Verfasser bei dieser Schilderung: „Wundersame Wandlung der Zeiten! Noch hatte die „streitende" Kirche nicht überall ihre Wachtposten aufgestellt und ihre Lugwarten aufgerichtet, von denen aus mit fast fieberhaft geschärftem Auge darauf geachtet werden muß, damit Niemand aus „Reih' und Glied" trete; noch war nicht jene furchtbare Doctrin ausgesprochen und ins Werk gesetzt worden, nach welcher im Namen der Liebe Scheidewände aufgerichtet werden zwischen den letzten Ruhestätten der Todten, und was im Leben eng umstrickt war, als Staub nicht bei einander wohnen darf; noch waren am helllichten Tage die dunkeln Spukgestalten nicht erschienen, vor deren Anblick der Friede und die Verträglichkeit wie aufgeschreckte Tauben davonfliehen! Die Kanzeln und Beichtstühle waren noch unberührt geblieben von der Beredtsamkeit Jener, die mit finstern Stirnen und Unheil verkündenden Mienen das freie Staatsleben als „Aufkläricht" und den Frieden unter Menschen als die „Niedertracht" eines betrunkenen Jahrhunderts bezeichnen!" Der Knabe fühlt sich im Hause seiner Pflegeältern ganz heimisch; er wird später in die Lehre gegeben und wird Maurer, weil er für sich und Lea (so heißt das Töchterchen der armen Leute) dereinst ein Haus bauen will, worin sie Beide zusammen leben wollen. — So hatte sich mit den Jahren unvermerkt eine stille Liebe in die Herzen der beiden Kinder eingeschlichen, die aber unter den obwaltenden Verhältnissen keine Befriedigung erlangte. Die Verhältnisse rissen die beiden Herzen auseinander, bis nach langen Jahren — (Christian war in die weite Fremde, Lea nach dem Tode ihrer Aeltern in Dienst gegangen) diese Beiden ergraut wieder heimkehrten und gemeinsam ein Haus sich bauten, wo sie ihre alten Tage in Frieden verlebten. Aber es waren und blieben zwei gebrochene Herzen. Als Kinder, so läßt der Verfasser die Mutter erzählen, war ihrer Tochter ihre Schiefertafel zerbrochen, und als das Kind deshalb heftig weinte, tröstete sie Christian, die Tafel ließe sich wieder ganz machen; aber das Kind rief aus: „Was zerbrochen ist, ist zerbrochen." „So," meinte die Mutter in späteren Tagen, „so sind auch, was Du glaubst, und das, was ich glaube, ich meine das, wie man es mit Gott im Himmel hält, auch zwei zerbrochene Tafeln, zwei Stücke von einer, die einmal ist ganz gewesen . . . Und seitdem die alte Tafel zerbrochen ist, ist viel Streit und Herzbrechen in der Welt, Jeder hält an seinem Theile fest, und darüber sind hunderte und tausende von Jahren schon hingegangen. Auf jedes der zwei Stücke hat aber Gott etwas geschrieben, und daran hält Jeder fest, und nur Gott allein ist im Stande, die zerbrochene Tafel wieder so ganz zu machen, daß, was auf dem einen Stücke geschrieben steht, zu demjenigen paßt, was auf dem andern geschrieben steht. Den Tag, wo das geschieht, den werden wir nicht erleben, nicht ich, nicht Du. Willst Du aber wissen, was in unserer heiligen Schrift steht? Tagtäglich beten wir: Gott wird Herr sein über die ganze Erde, an dem Tage ist Gott der Einige und sein Name der Einige. Aber für jetzt ist die Tafel zerbrochen . . .!"

In der Novelle: „Die beiden Schwerter", schildert uns Kompert den Kampf, welchen Kaiser Joseph's Toleranzedikt in den Gemüthern und Geistern seiner Zeitgenossen erzeugte, und im „Karfunkel" glauben wir den eigenthümlichen Entwickelungsgang einer jetzt lebenden berühmten Sängerin vermuthen zu dürfen.

Ueberall aber hat Kompert die Tiefe und Innigkeit des weiblichen Gemüthes, besonders das Mutterherz in seinen schönsten Zügen hervorzuheben verstanden, und deshalb werden diese Novellen auch überall dankbare Leser finden. Es sind zwar auch, wie der Verfasser im „Vorworte" bemerkt, „Geschichten, Naturen und Gestalten aus jener Gasse, aus der seine frühern Bücher („Ghettogeschichten", „Böhmische Juden", „Am Pfluge" u. s. w.) hervorgegangen sind;" aber sie sind milder, versöhnt gehalten, „weil das deutsche Volk in seinem ausgleichenden Ge-

rechtigkeitsgefühl diese „Gasse" geschlossen und im Schooße seiner Städte und Weiler Raum geschafft hat, damit es den Bewohnern jener dumpfen Gegenden an Luft, Licht und Sonnenschein nicht gebreche; und dem deutschen Volk zu Dank sind diese Geschichten geschrieben." K.

Frankreich.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette.*)

Der königlichen Märtyrerin ist in dieser Publikation ein würdiges Denkmal gesetzt. Ihre eigenen Gedanken, Gefühle und Worte sind es, die hier vor uns erscheinen, und sie sprechen zu unserem Geiste, wie zu unserem Herzen, beredter, als es ein Denkmal von Erz und Marmor vermag. Kaum fünfzehn Jahr alt, war die Tochter Maria Theresia's mit dem Dauphin von Frankreich vermählt worden; aber schon die ersten Briefe, die die junge Prinzessin aus der Fremde an ihre Mutter und an ihre Schwester, die Erzherzogin Marie Christine, schreibt, tragen das Gepräge eines völlig reifen Verstandes, eines richtigen Gefühls und eines edeln Herzens. Und dieses Gepräge verleugnet keiner der hier abgedruckten 151 Briefe Marie Antoinette's, die bis zu der Zeit ihrer strengen Einkerkerung, bis zum 4. Juli 1792, reichen.

Graf Paul Vogt von Hunolstein, der Herausgeber dieser Briefe, besitzt deren Autographa, doch sagt er uns nicht, wie er in diesen Besitz gekommen. An der Echtheit der Briefe ist jedoch nicht zu zweifeln. Seitdem in Paris die erste Ausgabe derselben zu Anfang des Jahres 1864 erschienen, ist nicht allein von keiner Seite ein Widerspruch oder ein Zweifel dagegen erhoben worden, sondern ein von dem bekannten Literaten und historischen Mitarbeiter des Journal des Débats, Herrn Feuillet des Conches, später edirtes Buch, das die Korrespondenzen Ludwigs XVI., Marie Antoinette's und der Prinzessin Elisabeth umfaßt, erklärt die von dem Grafen v. Hunolstein veröffentlichten Briefe als vollkommen beglaubigt und theilt — vermuthlich nach einer Abschrift oder nach Duplikaten der Briefe — einige etwas abweichende Lesarten derselben mit. Uebrigens zeugt der ganze Inhalt und Charakter der Briefe für ihre Echtheit. Einzelne derselben sind auch bereits früher von anderen Besitzern veröffentlicht worden, was der Herausgeber dadurch erklärt, daß die Königin ihre zur Zeit der Revolution geschriebenen Briefe — wie sie auch an einigen Stellen selbst sagt — mehreremal abgeschrieben und auf verschiedenen geheimen Wegen abgesandt, damit wenigstens einer der Briefe richtig ankomme, wenn die anderen aufgefangen werden sollten.

Die kürzlich erschienene dritte Ausgabe der Hunolstein'schen Sammlung enthält neunzehn Briefe mehr, als die beiden ersten Ausgaben, die deren nur 132 gebracht hatten.**)

In einem der ersten Briefe dieser Sammlung schreibt Marie Antoinette, noch bevor sie den Boden Frankreichs betreten, aus Augsburg im Mai 1773, an ihre Schwester Marie Christine:

„Dir, der Einzigen, gegen die ich offenherzig mich aussprechen darf, Dir kann ich gestehen, daß ich in Augsburg ebenso zerknirscht ankam, als ich war, da ich Dir das vorigemal schrieb. Lebewohl, gute Schwester, lebewohl! Ich bin in Thränen gebadet, die ich nur getrocknet, um an unsere gute Mutter zu schreiben, als ich die Gränzen des Kaiserstaats verließ. Warum sie auch betrüben; ja, was würde sie sagen, wenn sie wüßte, daß ich weit mehr Lust hatte, umzukehren, als in das Exil zu gehen? Ja, in das Exil! O, grausames Loos der Töchter des Thrones, die nicht leicht anders, als in weltweiter Ferne sich verheiraten können! Wohl hatte sie recht, unsere Schwester von Neapel, als sie sagte, daß man sie in's Meer werfe. Zuhause war ich von der Sorgfalt, von der Zärtlichkeit einer Familie umgeben, die ich anbete, und jetzt — jetzt steuere ich einem unbekannten Ziele zu. Ich schweige aber, denn unsere Mutter kann nicht zu Etwas, das mein Unglück sein würde, ihre Zustimmung gegeben haben. Hat sie mir doch so viel Gutes von dem Dauphin gesagt! Verzeihe mir, liebe mich und laß mich weinen und Dich küssen zugleich. Marie Antoinette."

So schrieb das fünfzehnjährige Mädchen, die Kaiser-Tochter, die, als sie den Boden Frankreichs betrat, den unglücklichen Tausch, den sie gegen ihr deutsches Vaterland eben machte, vollständig erkannte, und das schwere Loos, das ihr bevorstand, zu ahnen schien. Fast seit dem Augenblick ihres Eintrittes in das fremde Land war die junge Fürstin aber auch von Mißgunst und Intriguen umgeben. In der lasterhaften Atmosphäre des Hofes von Versailles wurde ihre kindliche und von der reinsten Sittlichkeit getragene Erscheinung nicht allein nicht verstanden, sondern sogar, wie es tugendhaften Menschen in der Umgebung einer schamlosen Gesellschaft stets zu geschehen pflegt, auf hämische Weise verspottet. Bald suchte man sie auch, wie unter Anderm die berüchtigte Halsband-Geschichte beweist, deren Marie Antoinette in ihren Briefen mit gerechter Entrüstung gedenkt, durch Verleumdungen in die Sphäre der Gemeinheit herabzuziehen. Doch die auch nach ihrem Tode viel verleumdete Fürstin ist dem Gelübde der Tugend, das sie ihrer Mutter und sich selbst abgelegt hatte, unverbrüchlich treu geblieben. Man lese ihre Briefe vom Anfang bis zum Ende und man wird nicht Ein Wort darin finden, das nicht die Hochachtung vor ihr vermehrt.

Von ihrem jungen Gatten schreibt die Prinzessin an ihre Schwester am 13. Juni 1770: „Der Dauphin spricht sehr wenig; er ist schüchtern, tritt nicht entschieden auf, aber er ist gut gegen Jedermann." Diese Charakterzeichnung Ludwigs XVI., gleich in den ersten Wochen der Ehe geliefert, bewährte sich in der Folge immer mehr, und am Meisten in den Schreckenstagen der Revolution, welche die Königin als standhafte Heroine, den König aber schüchtern und haltungslos, wiewohl gut gegen Jedermann, findet. Nach den blutigen, grauenvollen Ereignissen des 5. und 6. Oktober 1789 schreibt sie: „Ich habe den Tod in der Nähe gesehen; man lernt, sich an ihn gewöhnen. Der König ist die Huld und Güte selbst; er befindet sich so wohlauf, als ob gar nichts sich ereignet hätte."

Wir lassen dieser Charakteristik Ludwigs XVI. die seiner Bourbonischen Verwandten folgen. Am 7. Dezember 1771 schreibt Marie Antoinette an ihre Mutter, die Kaiserin:

„Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deinen so gütigen Brief und Deine guten Rathschläge. Auch diejenigen, die Du mir vor meiner Abreise ertheiltest, habe ich nicht vergessen; ich habe sie mir aufgeschrieben, um sie nicht außer Augen zu lassen.

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publiée sur les documents originaux par le Comte Paul Vogt d'Hunolstein, ancien deputé de la Moselle. Troisième édition. Paris, Dentu, 1864.

**) Von der ersten Ausgabe sind drei verschiedene deutsche Uebersetzungen in Berlin (Hasselberg), in Prag (Bensinger) und in Brünn erschienen, von denen jedoch die beiden Letzteren ungeschickt und unlesbar und auch die Erstere des Originales nicht ganz würdig. Es ist zu wünschen, daß nach der dritten Ausgabe eine neue, allen Ansprüchen genügende deutsche Uebersetzung erscheine. D. R.

„Mit dem Könige*) glaube ich sehr gut zu stehen. Er ist für mich von einem Wohlwollen, das mich ganz glücklich macht. Was die Tanten betrifft, so bin ich allerdings über ihre wahren Gesinnungen gegen mich noch nicht klar; sie erscheinen bald sehr zuthulich, bald wieder kalt und streng; vielleicht beurtheile ich sie nicht richtig.

„Die Schwestern des Dauphins dagegen bleiben sich stets gleich. Clotilde**) ist die Sanftmuth selbst, dabei verständig, gefällig und stets freundlich lächelnd; Elisabeth***) ist nicht gerade bös von Charakter, aber etwas eigensinnig und widerspruchsvoll; sie ist erst sieben Jahr alt und gewinnt sehr wenn man sie beobachtet, indem sie uns durch liebenswürdige Züge des Herzens überrascht.

„Monsieur†) ist ein Mann, der sich nicht leicht hingiebt und stets zugeknöpft. Ich wage kaum mehr, in seiner Gegenwart zu sprechen, nachdem ich gehört, wie er in einem größeren Kreise die gute Clotilde wegen eines kleinen Sprachfehlers zurechtwies, so daß die Arme nicht wußte, wo sie ihre Verlegenheit verbergen solle. Der Graf von Artois††) ist flatterhaft wie ein Page und kümmert sich weder um Grammatik, noch um irgend etwas Anderes.

„Es bleibt mir jetzt nur noch, über Madame du Barry†††) zu sprechen, deren ich in meinen Briefen noch niemals gedacht. Ich habe mich der Schwäche gegenüber mit aller der Diskretion verhalten, die Du mir empfohlen hattest. Ich habe einmal mit ihr soupiren müssen, und sie hat dabei gegen mich einen halb respektvoll-verlegenen und halb huldreich-gnädigen Ton beobachtet. Ich werde Deinen Rath in dieser Beziehung, von welchem ich selbst dem Dauphin bisher nichts mitgetheilt, stets nachkommen. Der Dauphin kann sie nicht leiden, läßt jedoch aus Respekt vor dem Könige davon nichts merken. Es wird ihr sehr stark der Hof gemacht; die Gesandten kommen zu ihr und jeder vornehme Fremde läßt sich ihr vorstellen. Ich habe, ohne scheinbar darauf zu hören, über diesen Hof kuriose Dinge vernommen. Man drängt sich bei ihr, wie bei einer Prinzessin; sie bildet einen Kreis um sich, in welchen einzutreten man sich beeilt und wo sie Jedem etwas sagt; sie allein herrscht. Es regnet in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe; vermuthlich hat sie es erlaubt. Im Grunde ist sie eine gute Person.

„Der Hof von Versailles hat, was auch Andere darüber sagen mögen, eher ein trauriges als ein fröhliches Aussehen. Die Formen der Etiquette sind schrecklich langweilig. Ich lebe übrigens glücklich und der Dauphin ist ebenso galant als aufmerksam gegen mich. Er hat meiner guten Mama vor einigen Tagen geschrieben und sagte mir am folgenden Tage, leider mit einem etwas unzuversichtlichen Tone, daß er die Absicht habe, mit mir zu Dir nach Wien zu reisen. Ich glaube nicht, daß uns der König wird reisen lassen; er sagt mir unaufhörlich, daß er seiner Tochter bedürfe, um zufrieden leben zu können."

Am 10. Mai 1774 starb König Ludwig XV. Marie Antoinette schrieb an demselben Tage an ihre Mutter:

„Möge Gott über uns wachen! Der König hat heute Mittag zu leben aufgehört. Seit vorgestern früh hatte sich sein Zustand zusehends verschlimmert. Gestern verlangte er die letzte Oelung, die er mit den höchsten Gefühlen der Frömmigkeit empfangen hat. Er war bei vollem Bewußtsein und hatte sich während der ganzen Krankheit einen erstaunlichen Muth erhalten. Mein Gott, was wird aus uns werden? Der Dauphin und ich, wir sind darüber erschreckt, so jung zur Regierung zu kommen. O, meine gute Mutter, ertheile Du Deinen Rath Deinen unglücklichen Kindern.

Marie Antoinette.

An ihren Bruder, den Kaiser Joseph, schreibt sie am folgenden Tag:

Choisy, den 11. Mai 1774.

„Unter den ernsten Verhältnissen, in welchen ich mich jetzt befinde, rechne ich sehr stark auf Deine Liebe, mein theurer Bruder! Ich werde zu allen Zeiten meine Pflicht thun, aber ich muß vor Allem wissen, worin sie besteht. Der König ist mit der Erfüllung der eigenen Pflichten zu beschäftigt, um mich darüber zu belehren, und ich sehe schon vorher, daß man ihn dahin bringen wird, mich mir selbst zu überlassen.

„Wenn unsere gute Mutter mir Rathschläge ertheilte und Du die Deinigen hinzufügen wolltest, so würde dieser Beistand Eurer Erfahrung mir als Führer dienen. Ich bitte Dich inständigst darum. Ich strebe ja lediglich danach, meiner Familie und des Landes, daß mich mit so vieler Nachsicht adoptirt hat, würdig zu werden. Ich habe vier sehr glückliche Jahre verlebt; jetzt aber eröffnet sich eine neue Zukunft voller Klippen. Bete für mich und stehe mir bei."

An ihre Mutter schreibt sie an demselben Tage:

„Der Tod des Königs bedingt für uns die Lösung einer Aufgabe, die um so erschreckender ist, als der Dauphin den Staatsgeschäften gänzlich fremd geblieben, da der König niemals mit ihm darüber gesprochen hat.

„Seit zwei Tagen konnten wir allerdings das unvermeidlich gewordene Ereigniß erwarten; gleichwohl war der erste Augenblick niederschmetternd, und weder er noch ich waren eines einzigen Wortes fähig. Es war mir, als ob mir die Kehle zugeschnürt wäre. Dir zu schildern, wie sehr wir außer aller Fassung waren, ist fast unmöglich. Inzwischen hat sich der König jetzt wieder erholt und nimmt aus Pflichtgefühl eine gute Miene an. Freilich ist diese Festigkeit nur eine scheinbare, die nicht lange vorhält. Nachdem er einige Briefe geschrieben, einige Befehle ertheilt hat, kann er es nicht über sich gewinnen, nicht wieder zu mir zu kommen, was er dann auch von Zeit zu Zeit thut, um sich mit mir auszuweinen. Ich selbst bekomme dabei oft Fieberschauer; ja es befällt mich eine gewisse Furcht, wenn er mir klagt, daß ihm zu Muthe sei, wie einem Menschen, der eben von einem Thurm heruntergefallen."

So zeigte sich Ludwig XVI. bei seinem Regierungs-Antritt. Das war allerdings nicht der Mann, der hereinbrechenden Revolution entgegenzutreten. Wir werden in einem folgenden Artikel einige Auszüge aus interessanten Briefen der Königin an und über den Kaiser Joseph, sowie später einige aus der Schreckenszeit selbst mittheilen.

J. L.

*) Ludwig XV.

**) Nachmalige Gattin des Königs Karl Emanuel IV. von Sardinien, gest. 1802.

***) Die nachmalige treue Freundin und Leidensgefährtin des unglücklichen königlichen Paares.

†) Graf von Provence, nachmals König Ludwig XVIII.

††) Nachmals König Karl X.

†††) Die berüchtigte, letzte Maitresse Ludwigs XV.

England.

Memoiren einer aristokratischen Familie.

Wer sich noch der Illusion hingeben will, daß die englische Aristokratie nicht ist wie andere Aristokratien, sondern eine Aristokratie im wahren Sinne des Worts — ein Stand, der nicht allein in Rang und Reichthum, sondern auch in geistiger und moralischer Beziehung über der plebejischen Menschheit hervorragt — der muß die neulich veröffentlichten Memoiren des „Honourable" Grantley Fitzhardinge Berkeley ungelesen lassen*). Sie rollen ein Gemälde der krassesten Sittenlosigkeit, des frechsten und stupidesten Junkerthums auf, das mit den Darstellungen der französischen Adelswirthschaft aus der vorrevolutionairen Zeit wetteifert, und dessen Naturwahrheit um so unzweifelhafter ist, als es von einem Mitgliede der privilegirten Kaste entworfen, welches seine skandalösen Schilderungen mit einer naiven Offenheit und Ungenirtheit zum Besten giebt, als ob sich dergleichen Vorgänge von selbst verständen.

Mr. Berkeley gehört zu einer in der englischen Geschichte sehr berühmten Familie, die unter anderm in Shakspeares „Richard II." figurirt. Sie führt ihren Namen von einem Schlosse in Gloucestershire, das sich seit uralter Zeit im Besitz eines angelsächsischen Geschlechtes befand, welches Beides, Namen und Schloß, durch eine Erbtochter an die normannischen Fitzhardinge übertrug. Berkeley-Castle war der Schauplatz mancher historischen Ereignisse und mancher schauderhaften Verbrechen; in ihm wurde der unglückliche Eduard II., den seine Gemahlin, die „she-wolf of France", und ihr Galan Mortimer der Obhut des damaligen Lord Berkeley übergeben hatten, auf eine so gräßliche Weise ermordet, daß die Feder sich sträubt, die Details wiederzugeben. Während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts mußte die Familie manche Fatalitäten bestehen; sie verlor sogar ihr Stammschloß, erhielt es aber später wieder und wurde im Jahr 1679 von Karl II. zur Grafenwürde erhoben. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hauste in Berkeley-Castle der fünfte Graf, ein Bruder der bekannten Lady Craven, die nach ihrer Vermählung mit dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach vom Kaiser Franz II. den Titel einer Fürstin Berkeley erhielt. Graf Berkeley hatte alle noblen Passionen, durch die sich seine Vorgänger auszeichneten und die er auch auf seine Nachkommen vererbt hat; er war ein mächtiger Jäger vor dem Herrn, ein leidenschaftlicher Spieler und ein feuriger Verehrer des schönen Geschlechts. Durch die Reize einer schönen Bürgerstochter, Miß Mary Cox, gefesselt, vermählte er sich im Jahre 1796 öffentlich mit ihr, nachdem er, wie er behauptete, schon vorher heimlich mit ihr getraut worden. So viel ist sicher, daß er mehr als zehn Jahre vor der öffentlichen Heirat mit ihr gelebt und mehrere Kinder gezeugt hatte, von denen das älteste, William Fitzhardinge Berkeley, nach englischem Gebrauch den zweiten Titel der Familie, Viscount Dursley, führte und allgemein als der Erbe des Vaters galt. Nach dem Tode des Letzteren (1810) fand es sich jedoch, daß kein genügender Beweis für die angebliche frühere Ehe vorhanden sei, und nach einem langen Prozeß wurden die ältern Kinder für illegitim erklärt und die Grafenwürde dem ältesten der nach 1796 geborenen Söhne, mit eventueller Vererbung auf seine jüngeren Geschwister, zuerkannt.

*) My Life and Recollections. By the Hon. Grantley F. Berkeley. 2 vols. Leipzig, Denicke. Berlin, Asher.

Mit den Gütern des Hauses verhielt es sich indeß anders. Der Vater mochte wohl geahnt haben, daß die Rechtmäßigkeit seines Erstgeborenen sich doch nicht gerichtlich beweisen lasse, und er hatte demnach seine Maßregeln getroffen. Durch ein Testament war derselbe, und nach ihm seine andern außer der Ehe geborenen Brüder, zum Erben von sämmtlichen Besitzungen der Familie, mit Einschluß von Berkeley-Castle, eingesetzt worden, und dem als legitim erkannten Sohn blieb daher nichts als der bloße Grafentitel. Hieraus entspann sich eine bittere, fast dämonisch zu nennende Feindschaft zwischen den verschiedenen Gliedern der Familie, die sich in den hier besprochenen Memoiren abspiegelt. Der Verfasser, der zweite Bruder des Grafen ohne Land, welcher übrigens seinen Titel nie geführt hat, findet kaum Worte, das Benehmen des ältesten zu brandmarken, der ihn nach seiner Meinung seines rechtmäßigen Erbes beraubte; denn auch er hält dafür, daß seine Aeltern zehn Jahre hindurch in wilder Ehe gelebt haben und daß ihm mithin durch die Bevorzugung der aus derselben hervorgegangenen Kinder ein himmelschreiendes Unrecht geschehen ist. Jener Aelteste war der berüchtigte Colonel Berkeley (welchen Namen er, nachdem er den eines Viscount Dursley hatte ablegen müssen, als Oberst der Miliz von Gloucestershire angenommen hatte), von dessen in Berkeley-Castle gehaltenen Orgien man sich längst in England seltsame Dinge erzählte, die aber hinter den jetzt gemachten Enthüllungen weit zurückbleiben. Eine seiner zahlreichen Maitressen war die Schauspielerin Maria Foote, die er, nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren, seinem Freunde, dem Grafen Harrington, überließ, der (auch ein Beitrag zur Charakteristik der englischen Aristokratie) sie später zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhob. Colonel Berkeley hielt sich ein förmliches Serail, für welches er die schönsten Mädchen von weit und breit anwarb, die er nachher mit guter Aussteuer an ganz „respektable" Männer verheiratete. Und dieser Don Juan, dessen einzige Tugend darin bestand, daß er die großartigste Meute in ganz England besaß, ward von der Regierung in jeder Weise ausgezeichnet und nach einander erst zum Baron Segrave, dann zum Grafen Fitzhardinge ernannt, um ihn so für die ihm aberkannten väterlichen Titel zu entschädigen. Allerdings hatte er aber nicht weniger als vier Parlamentssitze zu vergeben, welche die Reformbill großmüthig verschonte, und da die Majorität des Whigministeriums im Unterhause eine etwas knappe war, so mußte es schon ein Uebriges thun, um sich der Unterstützung eines so einflußreichen Gönners zu versichern.

Außer dem Kriege mit diesem älteren Bruder, dem der Jüngere einmal sogar einen seiner Parlamentssitze zu entreißen wußte, handeln die Reminiscenzen des letztern namentlich von dem Leben am Hofe Georg's IV., der in seinem Pavillon zu Brighton einen Schwarm von Personen beiderlei Geschlechts um sich versammelte, die man heutzutage als demi-monde bezeichnen würde und zu welchen auch Mr. Berkeley gehörte. Ein noch unerschöpflicheres Thema sind seine Jagdabenteuer und seine politischen und journalistischen Fehden, unter welchen die mit dem Herausgeber von Frazer's Magazine zur Zeit großes Aufsehen erregte. In dem genannten Journal war ein Aufsatz erschienen, durch den sich Berkeley beleidigt glaubte, der sich daher zu dem Verleger begab, mit der Aufforderung, ihm den Verfasser namhaft zu machen. Fraser entgegnete, daß er erst die Erlaubniß desselben einholen müsse, worauf Berkeley, ein Koloß an Wuchs und körperlicher Stärke, den Verleger, einen bejahrten, kränklichen Mann, ohne Weiteres mit einer schweren Reitpeitsche erst in seinem eigenen Laden und dann auf der

Straße so lange bearbeitete, bis er halb todt liegen blieb. Und diesen feigen Meuchelmord — denn der unglückliche Fraser starb bald nachher an den Folgen der erlittenen Mißhandlung — erzählt er mit sichtlicher Genugthuung und offenbar in der Ueberzeugung, daß er eine edle, ritterliche That vollbracht habe! Es war ja nur ein elender schottischer Buchhändler, mit dem er es zu thun hatte, der es gewagt, ihm, dem Nachkommen der feudalen Barone, welche Könige ein- und abgesetzt hatten, die schuldige Ehrfurcht zu versagen. Ein solcher Zug charakterisirt den Menschen und die Gesellschaft, in der er aufwuchs, mehr als Alles, was wir hinzufügen könnten, und zeigt, welche Früchte der Kastengeist auch in einem Lande hervorbringt, das sonst mit Recht auf seine freien bürgerlichen Institutionen stolz ist.

Nord-Amerika.

Amerikanische Essays.

I.

Die Schreibewuth unserer Zeit.

Ein alter englischer Geistlicher hatte einmal den Einfall, die ganze Welt könne toll werden, und Niemand würde es merken. Diese Behauptung regt die Frage an, ob nicht überhaupt unser Normalbegriff für Geistesgesundheit und Wahrheit, für Moden, Preise u. s. w. ein rein gemachter ist, vielleicht ein durch konventionellen Zufall, gesellschaftliche Gesetze und willkürliche Einrichtungen hervorgerufener Irrthum sein mag. Wenn ein Vernünftiger und ein Wahnsinniger zusammenkommen, so wird Jeder den Andern für toll halten und die Entscheidung von der Majorität abhängig machen. Wäre eine ganze Gesellschaft toll, so würde sie sich trotzdem hochweise dünken, und wäre in Bedlam aller Wahnsinn gleichartig, so würden seine Bewohner es nicht vom Pantheon unterscheiden können, und Künste und Wissenschaften, Ideen und Institutionen, Gesetz und Gelehrsamkeit würden, wenn auch in verkehrter Weise, auch hier blühen, um der herrschenden Manie zu huldigen. Da nun die Statistiker ein allgemeines Zunehmen des Wahnsinns konstatiren, so ist es einem vorausblickenden Volkswirthe nicht zu verdenken, wenn er Besorgniß darüber hegt, welches Schlußresultat zu erwarten sei, wenn dem Umsichgreifen dieser Krankheit nicht bald Einhalt gethan wird; ja, wenn der gesunde Verstand wirklich ein Vorzug ist, den wir unversehens verlieren können, so ist es nöthig, uns ernsthaft zu überzeugen, ob wir in diesem Augenblicke noch wirklich im Besitze von Vernunft und Sinnen sind oder nicht.

Es ist das dämonische Element, dessen Walten anerkanntermaßen sowohl bei einzelnen Menschen, als bei Völkern, die Größe erzeugt. Eine geheimnißvolle Raserei, eine himmlische Inspiration, ein unbegreiflicher, unwiderstehlicher Impuls treibt die Menschheit zu ihren höchsten Leistungen an. Jedes Zeitalter, jede Person, jede Kunst folgt diesem mächtigen Zauberstabe. Die Geschichte schreitet auf Umwegen vor; die erste historische Tendenz ist kaum einer bestimmten Richtung zugeneigt, ihr folgt ein historischer Triumph, diesem eine historische Erstarrung, die eine Explosion nach sich zieht, damit die Reihenfolge von Neuem beginnen kann. Im Bereich der Erstarrung, dicht vor der Explosion, liegt die moderne Literatur.

Der charakteristische Wahnsinn der beiden letzten Jahrhunderte ist: Lesen und Schreiben. König Salomon fand schon, daß vieles Studiren eine Ermüdung des Fleisches sei, Aristophanes klagte über die Menge und Unwürdigkeit der Schriftsteller seiner Zeit, und der berühmte Prediger, Geyler v. Kaisersberg, aus der Zeit des herrschenden Mönchthums, stellte Gelehrsamkeit und Tollheit, als Doppelresultate der Bücher, auf gleiche Stufe. Wo zu Geyler's Zeiten Ein Schriftsteller war, giebt es aber jetzt Tausend; er sah sowohl die Gesundheit als die Krankheit und konnte beide unterscheiden; wir sehen aber nur letztere. Büchergelehrsamkeit war vor fünf Jahrhunderten eine wunderbare Eigenschaft, die den höchsten Ehrenplatz verlieh, jetzt wird Unfähigkeit zu lesen und zu schreiben mit Armuth und Verbrechen als Grund zur Schmälerung der bürgerlichen Freiheit angesehen. Die alte feudale, lustige und herzliche Unwissenheit ist überall durch Bücher und Zeitungen, Gelehrsamkeit und Intelligenz, den kabalistischen Losungsworten modernen Lebens, vernichtet. Populäre Poesie und Musik, Balladen und Legenden, Witz und Originalität mußten der barbarischen Verstandeswelt unsers Cadmischen Götzendienstes weichen. Selbst die Künste der Konversation und der Rede sind im Verschwinden; denn wer wird Ruhm und Vermögen verschwenden, um seinen Freunden die Edelsteine zu spenden, die doch eine ganze Welt entzücken können? Wozu soll der Politiker beredt seine Gedankenkriege führen, wenn der Kampf nicht auf der Stelle, sondern Stunden oder Tage später von zurückgezogenen, kaltblütigen Lesern entschieden wird? Selbst wenn wir, gleich den wildesten Neu-Platonischen Hierophanten, oder den mönchischen Chronikenschreibern des Mittelalters, auf den höheren Blödsinn zuschritten, würden wir es nicht merken, weil wir's allesammt in gleicher Weise thäten.

Das Weltall ist eine verschleierte Isis, die der menschliche Geist seit undenklichen Zeiten zu betrachten aufgehört hat. Eine kleine Gesellschaft von Alphabeten hat sie mit einem dichten Gewebe von Buchstaben umhüllt, das wir nicht durchdringen können. Der Gott des Himmels und der Erden hat sich vor uns verborgen, seit wir uns dem Dienst des falschen phönizischen Götzen ergaben. Wir haben es verlernt, den Kosmos zu bewundern, seit er hinter einer langen Perspektive von Theorieen und Hypothesen versteckt ist. Der Geist ist nicht mehr ein sympathetischer Priester und Dollmetscher der Erscheinungen der Zeit und des Raumes, denn die Formen der Natur sind Büchern und die Leidenschaften Paragraphen gewichen. Der Gedanke selbst hat aufgehört, Geist zu sein, und findet nur noch in der bleiernen Gestalt gedruckter Sätze Eingang in die Seele. Die Symbolik der Buchstaben beherrscht die Welt, ein Alle durchdringender Nominalismus bedeckt alle Realität. Die Natur verschwindet, der Geist welkt dahin; denn keine andere Fähigkeit wird im Menschen ausgebildet, als die Lesekunst, keine andere Möglichkeit ihm offen gelassen, als Meisterschaft im Schreiben. Wo sind die Zauberstimmen von Wald und Strom, von der Luft, die Sprache der wunderbaren Natur, die die Menschenseele zu begeistern pflegte? Das taub gewordene Ohr hat in diesem Zeitalter populärer Wissenschaft sie zu hören verlernt.

Die Literatur — in des Wortes wohlwollendster Bedeutung, die keinen Prätendenten ausschließt — ist ein Resultat des Eindringens der Buchstaben, deren Herrschaft voreilig für eine dem Menschen freundliche erklärt wurde. Statt daß Religionen, Gesetze, Wissenschaften, Künste, Theorieen, Geschichte, wenn ihre Aufgabe vorüber ist, gleich Ariel in den Lüften verschwinden dürfen, werden sie zu ewiger Gefangenschaft in langweiligen Bibliotheken verdammt. Das menschliche Gedächtniß ist geduldig, seine Bürde wächst mit jeder Generation; nicht

einmal die Unwissenheit und Dummheit erfährt die schließliche Gnade, vergessen zu werden, und Allwissenheit wird mit der Zeit immer fashionabler und unmöglicher. Wer nur die Bücher seiner Zeit kennt, ist oberflächlich, und weder die Geisteskraft noch die Lebensdauer eines Menschen stehen in richtigem Verhältniß zu den Anforderungen des Wissens und den Bedingungen der Intelligenz. Gleich jener mythischen Schlange, die sich nur vorwärts bewegte, wenn sie an Länge wuchs, überspannt die Wissenschaft in ewiger Zunahme die Länge der Jahrhunderte. Hegel dachte sich die Geschichte als fortschreitende Entwickelung der Vernunft durch die Zeit, die in einer Reihenfolge historischer Ideen gipfelte und sichtbar wurde. Er setzte aber voraus, daß die Idee jedes neuen Zeitalters nichts mit dem vorangegangenen zu theilen habe, daß sie beim Durchgehen durch alle möglichen früheren Stadien zwar modifizirt, geläutert und gehoben worden, aber kein Gedächtniß besitze und nie rückwärts schaue, daß sie eine ewig rollende, in sich abgeschlossene Sphäre sei. Das menschliche Leben unter der Leitung von Wissenschaften und Schulen ist aber nicht so Hegel'sch, sondern schreitet unter der endlosen Wiederspiegelung der sämmtlichen Literaturen vorwärts. Und doch ist das vielleicht göttliche Philosophie. Wahrscheinlich ist die Gabe des Gedächtnisses dem Menschen jetzt nur unvollkommen verliehen und einer zukünftigen glücklicheren Epoche erst wird es gegeben sein, die Vergangenheit nur so, wie sie in der Gegenwart verewigt ist, kennen zu lernen, also zum ersten Mal Realismus für Nominalismus einzutauschen.*)

Italien.

Die italiänische Presse.

Nach der Verfassung, ist die Presse frei in Italien. Der Werth dieses Prinzips wird durch administrative Bestimmungen nicht sehr beeinträchtigt. Die Zeitungen haben keine Caution zu erlegen; das System der Verordnungen und der willkürlichen Unterdrückung von Journalen ist in Italien nicht eingeführt worden; der Redacteur und die Verfasser der Artikel sind keiner persönlichen Verantwortlichkeit unterworfen; die Jury entscheidet über die Strafbarkeit ihrer Aeußerungen, und die Strafe, die entweder in einer Geldbuße oder einem meist kurzen Arrest besteht, wird dem Herausgeber oder Geranten auferlegt, der allein für das Blatt verantwortlich ist. Es kann somit Jeder ein Tageblatt oder eine Wochenschrift begründen, sobald er einen armen Schuhflicker oder Schneider findet, der für etwa 30 Franken monatlich einwilligt, jede Nummer zu unterzeichnen und sie zwei Stunden vor der Ausgabe im Bureau des öffentlichen Anklägers (fisco) zu deponiren, der das Recht hat, das Blatt zu konfisziren, indem er dem Geranten den beanstandeten Artikel innerhalb vierundzwanzig Stunden vor der Beschlagnahme anzeigt, worauf er ihn deshalb vor den Geschworenen anklagen kann.

In der Theorie lassen mithin die Bestimmungen über die italiänische Presse im Vergleich mit dem in anderen kontinentalen Staaten befolgten Usus kaum etwas zu wünschen übrig, in der Praxis herrschen jedoch ganz andere Zustände, die nach den Anschauungen der verschiedenen Minister wechseln. Cavour, der den Einfluß der Presse zu würdigen wußte, ließ die Zeitungen ungeschoren, suchte aber die Herausgeber der oppositionellen Journale zu gewinnen und gründete eine subventionirte Presse in Italien. Er hatte seine Organe in allen bedeutenden Städten des Landes und verstand es auch, die ausländischen Zeitungen zu manipuliren, namentlich die französischen, die für ihn von größter Wichtigkeit waren. Die Mitarbeiter und Korrespondenten der großen Pariser Journale waren stets willkommene Gäste in dem kleinen Kabinet hinter dem großen Empfangszimmer des auswärtigen Ministeriums; er fand immer Zeit, sie zu sehen und sie durch seine Unterhaltung und durch die Art und Weise zu fesseln, in der er ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit irgend eine Nachricht von geringer Bedeutung mittheilte." Das Kreuz von St. Maria und Lazarus wurde ihnen leicht bewilligt und die materiellen Interessen ihrer Blätter durch das Abonnement des auswärtigen Ministeriums auf mehrere hundert Exemplare befördert. Unter Ricasoli wurde das Subventionssystem für die inländische Presse fortgesetzt, während einige ausländische literarische Abenteurer sich ihre italiänischen Sympathieen mit ansehnlichen Summen bezahlen ließen. Rattazzi führte zuerst die Praxis ein, die Oppositionsblätter öfters zu konfisziren, besonders zur Zeit der Expedition Garibaldi's nach Sicilien; da aber die Jury nur selten so gefällig war, die Geranten schuldig zu finden, so wurden die konfiszirten Zeitungen nicht immer gerichtlich verfolgt und obwohl die Interessen der Eigenthümer durch die Beschlagnahme ihrer Publikationen verletzt waren, so that es ihnen nicht leid, sich einen Prozeß erspart zu sehen, der, wenn sie auch freigesprochen wurden, ihnen jedenfalls Kosten verursachte, da in Italien der Fiskus nie die Kosten bezahlt.

Unter dem Ministerium Minghetti wurde der Zustand fast unerträglich. Im Ministerium des Innern wurde ein Preßbureau eingerichtet, wo Artikel für den einheimischen Konsum, wie für den auswärtigen Export, fabrikmäßig angefertigt wurden; die Subventionen für die Presse stiegen auf 1,200,000 Franken jährlich; die Oppositionsblätter wurden mit oder ohne Ursache konfiszirt; es verging kein Tag, wo nicht die eine oder andere Zeitung diesem Schicksal verfiel. Dabei verfuhr man mit der größten Willkür; so wurde ein neapolitanisches Journal mit Beschlag belegt, das eine in Turin erschienene Nachricht abdruckte, während in Turin der öffentliche Ankläger denselben Artikel passiren ließ. Einige Blätter wurden systematisch zu Grunde gerichtet, indem man das Publikum durch fortwährende Beschlagnahmen, auf welche nie ein Prozeß folgte, von dem Abonnement zurückschreckte; manche Themata waren streng verpönt und durften nicht erörtert werden, wie das Benehmen der Franzosen in Rom, oder irgend eine Anspielung auf die ultramontane Politik des Kaisers Napoleon. Nach dem Sturze Minghetti's schaffte Lanza die Subventionen ab und löste das Preßbureau auf, ohne jedoch das System der Einschüchterung fallen zu lassen. Die Bewegung in Friaul mußte todtgeschwiegen werden, die Person Napoleons blieb unverletzlich, das Diritto, das geachtetste Organ der parlamentarischen Opposition, wanderte alle Augenblicke auf die Polizei, und während dieser ganzen Zeit ließ man die Journale der Priesterpartei in Ruhe; es war nur die radikale und republikanische Presse, welche von dieser Willkür zu leiden hatte. Die Armonia, die Unità Catolica, und der San Firenze können Napoleon nach Belieben Herodes oder Pilatus tituliren, aber der Progresso, die Unità Italiana oder die Italia del Popolo werden unerbittlich konfiszirt, wenn sie ihre Leser auf die Schattenseiten des französischen Kaiserthums aufmerksam machen.

*) Die folgenden drei Essays behandeln die Bücherfabrikation, das Journalwesen unserer Zeit und das Bleibende im Vergänglichen der Literatur.

Aber außer den kleinlichen Vexationen des öffentlichen Anklägers, des Postamts und der Regierung, welche z. B. jeden Beamten, der für eine Oppositionszeitung schreibt, „im Interesse des Dienstes" nach einer entlegenen Provinz versetzt, giebt es noch andere Schwierigkeiten, mit denen die italiänische Presse zu kämpfen hat. Italien hatte bis jetzt keine Hauptstadt, und daher haben alle Zeitungen, die von Turin nicht ausgenommen, nur eine lokale und provinzielle Verbreitung. Annoncen gehören verhältnißmäßig zu den Seltenheiten, und der gewöhnliche Preis eines Blattes ist ein halber Silbergroschen für die kleineren und ein Silbergroschen für die größeren Journale. Kein Blatt kann daher mit einem täglichen Absatz von weniger als 2000 Exemplaren bestehen; mit 3000 kann es Correspondenten, Berichterstatter und ein entsprechendes Redaktionspersonal bezahlen. Aber man findet nur wenige Blätter, die eine solche Circulation erreichen; bei den meisten beschränkt sich das Personal auf den Redacteur, einen Mitredacteur und einen Berichterstatter, und selbst bei einer so ärmlichen Einrichtung müssen sie durch eine Partei gestützt werden, die den Vortheil, ihre Grundansätze an den Mann zu bringen, durch einen jährlichen Beitrag von etwa 15,000 Franken erkaufen kann, was gerade hinreicht, um ein Tageblatt am Leben zu halten. Es giebt in Italien sehr wenige Blätter, die auf ihre Kosten kommen; die wichtigeren davon sind: der Corriere Mercantile in Genua, die Gazzetta del Popolo und die Gazzetta di Torino in Turin, der Pungolo (oppositionell) in Mailand und der Pungolo in Neapel, der Indipendente von Alexander Dumas, gleichfalls in Neapel, das Diritto (Organ der parlamentarischen Linken) in Turin, der Zenzero in Florenz. Die Opinione und die Stampa in Turin, die Nazione in Florenz und die Patria in Neapel sind anerkannte Regierungsblätter. Der Cittadino d'Asti, die Discussione, die Monarchia vertreten die Politik Ratazzi's und werden von seiner Partei subventionirt. Die republikanischen Organe sind die Dovere zu Genua, die Unità Italiana in Mailand, die Italia del Popolo in Neapel, der Progresso in Florenz, der Precursore in Palermo, von welchen kein einziges des pekuniären Beistandes seiner Gesinnungsgenossen entbehren kann. Das kostspieligste der italiänischen Journale ist Perseveranza in Mailand, die von der lombardischen Aristokratie zur Unterstützung der Regierung gegründet wurde, einen tüchtigen Redaktionsstab hat und nach der Weise der großen europäischen Zeitungen organisirt ist, aber trotzdem nicht rentirt.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Presse auf die öffentliche Meinung keinen bedeutenden Einfluß hat. Die Journalistik ist noch nicht eine Macht geworden, und das Parlament denkt nicht daran, die Presse gegen die drückenden Maßregeln der Minister Vacca und Lanza in Schutz zu nehmen. De Rossi erhob neulich seine Stimme gegen die Uebergriffe der öffentlichen Ankläger und forderte die Rückkehr zur Gesetzlichkeit, aber seine Worte fanden in der Versammlung nur gleichgültige Zuhörer.

Rußland.

Rußland und die asiatische Welt.

Ein höchst merkwürdiger Artikel, den die „Moskauer Zeitung" vor kurzem bei Gelegenheit der Nachricht von der völligen Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker brachte, spricht sich über das Verhältniß Rußlands zur asiatischen Welt in folgender bedeutungsvollen Weise aus:

„Rußland hat lediglich zwei Gränzen: die europäische, welche 3000 Werst, und die asiatische, welche 13,000 Werst lang ist, und zwar reicht die letztgedachte Gränze von der Donau- bis zur Amur-Mündung. In Rußland ist jetzt allgemein die Ansicht vorherrschend, daß wir einerseits Polen nicht aufgeben können, ohne unsere europäische Gränze allen möglichen Eventualitäten auszusetzen, und daß wir andererseits im Besitze des kaukasischen Isthmus bleiben müssen, wenn die ganze südliche Gränze des Reiches, von Odessa bis zur chinesischen Linie, nicht gefährdet sein soll — abgesehen von den glänzenden Aussichten, die uns der Besitz dieses Landes für die Zukunft eröffnet. Die geographische Lage des kaukasischen Isthmus gewährt uns die Mittel, dereinst die gesammte asiatische Welt politisch und kommerziell zu beherrschen; ja dieses Mittel würde um so schwerer noch wiegen, falls etwa einmal die westliche (Mittelländische) Küste des Kaukasus in die Hand einer großen Seemacht fallen sollte.

„Während der westliche Kaukasus mittelst Dampf innerhalb weniger Tage von Malta und Toulon zu erreichen ist, können wir von der östlichen (kaspischen) Küste aus in das Herz Asiens eindringen. Mit einer Eisenbahn von Poti nach Baku wird Astrabad zu einer europäischen Stadt, wie Odessa. Der europäische Besitzer des Kaukasus kann sich zum absoluten Herrscher über die asiatische Türkei, Persien und die Länder jenseits des Kaspischen Meeres machen; er kann den Aral-See und den Amu-Darja (den Oxus der Alten) erreichen, auf denen seine Schiffe und Expeditionen bis Balkh gelangen, wo bereits Anglo-Indische Truppen kampirt haben.*)

„Hätten wir nicht den Kaukasus zeitig genug besetzt, so würde es für eine Seemacht, welche Fuß auf dem Isthmus gefaßt und einige Kriegsschiffe im Kaspischen Meer aufgestellt hätte, leicht gewesen sein, dieses Meer zu beherrschen, und wir hätten nicht daran denken können, sie in dieser Stellung anzugreifen, ohne vorher eine Flotte geschaffen zu haben, die es mit der ihrigen aufzunehmen vermag.

„Wäre es einer fremden Seemacht gelungen, den Kaukasus in ein kolossales Gibraltar zu verwandeln, so wären das Schwarze und das Kaspische Meer, anstatt — was sie beide sein sollten — russische Binnenseen zu sein, das ausschließliche Eigenthum unserer Feinde geworden, die uns nicht gestattet hätten, auch nur das kleinste Boot in diesen Gewässern aufzustellen.

„Wenn es einer der beiden Seemächte — gleichviel ob England oder Frankreich — gelungen wäre, sich vor uns auf dem Kaukasischen Isthmus festzusetzen, so würden alle rings um den Kaukasus gelegenen Länder direkt oder indirekt abhängig von ihr geworden sein. Jetzt dagegen bieten die asiatischen Ebenen ein fast unermeßliches Gebiet dar, über welche sich die russische Bevölkerung nach und nach ausbreiten kann; sie bilden einen „Fernen Westen" (Far West), sowohl für unseren Staat, als für unser Volk.

„Die Festsetzung einer fremden europäischen Macht im Kaukasus würde die asiatische Frage — die größte, politische Weltfrage — ein für allemal zu Gunsten dieser Macht und zu unserem Nachtheil entschieden haben, denn Frankreich sowohl als England hätten den europäischen Einfluß in Asien gegen uns

---

*) In der That ist seitdem auch die Nachricht eingegangen, daß die Russen Taschkend, Hauptstadt (mit 80,000 moham. Einw.) des Chanates Chokand, den eigentlichen Mittelpunkt von Central-Asien und den Schlüssel von Turkistan und Afganistan, eingenommen haben.

D. R.

Google

geltend gemacht. Unser Einfluß in diesem Welttheile würde auf die Gränzen unserer Militärlinien beschränkt worden sein, was wir in keinem Falle lange hätten ertragen können. Denn für unsern Staat, der auf einer Gränzlinie von 13,000 Werst mit dem muselmännischen nicht bloß, sondern auch mit dem heidnischen Asien in beständige Berührung kömmt, der von seinen asiatischen Nachbarn durch keinerlei natürliche Gränze oder bestimmte Demarcationslinie getrennt ist und daher fortdauernd in das jenseitige Gebiet vordringt, ist das, was man die asiatische Frage nennt, eine Lebensfrage, die über unsere eigene Zukunft entscheidet.

„Die vollständige und definitive Herstellung der russischen Herrschaft im Kaukasus hat daher auch bereits die zukünftigen Geschicke Rußlands, das dadurch jeder Möglichkeit einer Nebenbuhlerschaft an seiner asiatischen Gränze überhoben wird, festgestellt. Diese lange Gränzlinie von der Donau bis nach China ist uns jetzt gesichert. Zwischenfälle, wie der Krimkrieg, die in dem Leben einer Nation vorübergehend wirken, haben uns momentan allerdings im Schwarzen Meere ein wenig geschwächt; aber wir zweifeln darum nicht an der Richtigkeit der Behauptung jenes Diplomaten in Konstantinopel, daß dieses Meer in geographischer Hinsicht ein russisches zu werden die Bestimmung hat.

„Unser Besitz des kaukasischen Isthmus, der in unseren Händen beständig vertheidigungsfähiger werden wird, beschützt Centralasien nicht bloß vor den Eingriffen, sondern auch vor den indiskreten Einblicken der Europäer. In Folge der definitiven Unterwerfung des Gebirges steht die Armee des Kaukasus zu anderweitiger Verfügung und eine solche werden wir treffen; die Gränzen des russischen Reiches in Asien hängen jetzt demnach von Rußlands Willen allein ab. Wir besorgen nicht, der Uebertreibung beschuldigt zu werden, wenn wir sagen, daß die Eroberung des Kaukasus die größte That der russischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist. In dreißig Jahren wird jeder Russe sehen und wissen durch das, was die unmittelbare Folge dieser großen That war, daß das, was wir sagen, wahr ist.“

Japan.

Die preußische Expedition nach Ost-Asien*).

Der vorliegende erste Band dieser von der königlichen Regierung herausgegebenen, nach amtlichen Quellen veranstalteten Beschreibung der preußischen Expedition nach Ostasien beginnt mit einem einleitenden Abschnitt, welcher von dem japanischen Reiche handelt. Der Verfasser giebt zunächst Aufschluß über die geographische Lage und Beschaffenheit, das Pflanzen- und Thierreich und die Bevölkerung. Dann folgt ein kurzer Abriß der japanischen Mythologie und Geschichte seit den ältesten Zeiten. Wir sehen hier die Staatsverfassung und den Culturzustand des japanischen Reiches, welche dem Europäer von fern immer als etwas Abenteuerliches, Widersinniges erscheinen, sich aus ihren Ursprüngen entwickeln; das Sonderbare und Abgeschmackte gewinnt Gestalt und Bedeutung, und wenn auch bei der gegenwärtigen Unvollständigkeit unserer Kenntnisse bei Weitem nicht alle Räthsel gelöst werden können, so ist doch das Dunkel so weit aufgehellt, daß wir uns im Reiche der Wirklichkeit und in Berührung mit einem verständigen, gebildeten Volke fühlen.

Das Verdienst des Verfassers besteht darin, daß er sich einem umfassenden Studium der Literatur unterzogen, die Forschungen der Gelehrten und die Berichte der Reisenden mit eingehender Kritik geordnet und gesichtet, und mit besonderer Berücksichtigung der älteren Geschichte, zu welcher Professor Hoffmann's Uebersetzung japanischer Annalen (in von Siebold's Nippon) ein zuverlässiges Material liefert, mit Umsicht die Resultate gezogen hat.

Die erste Abtheilung dieser Einleitung führt uns bis in das 17. Jahrhundert, den Zeitpunkt, wo sich Japan gegen alle Fremde verschloß, und die Zustände unter dem gegenwärtig herrschenden Systeme stationär wurden. Ein folgender Abschnitt giebt Aufschluß über dieses System und seine Wirkungen auf die Bevölkerung; der dritte endlich handelt von dem beschränkten Fremdenverkehr während der Absperrungsperiode und den Bemühungen der westländischen Nationen, sich wieder Eingang zu verschaffen. Dieser Abschnitt enthält viele anziehende Einzelheiten über das Leben der Holländer auf Desima, wo die Handelsagenten der ostindischen Compagnie zweihundert Jahre hindurch eingeschlossen worden, Schilderungen ihrer Hofreisen, ihrer Bedrückungen und Schelmereien, und der mannigfaltigen Phasen ihres von der einheimischen Regierung immer mehr beschränkten Handels.

Auch die Erzählung von den Unternehmungen der westlichen Völker ist bei aller Kürze reich an merkwürdigen und spannenden Episoden, und fast ein kleiner Roman für sich zu nennen. Dieser ganze Abschnitt läßt eine weitere Ausführung im Einzelnen wünschen, wozu sich hoffentlich im Verfolge der Erzählung der Ort und die Gelegenheit bieten werden.

Nun folgen fünf Kapitel Reiseberichte. Die Gesandtschaft hat sich auf dem Ueberlandwege nach Singapore begeben und setzt von dort ihre Reise auf den Kriegsschiffen fort. Singapore, der große Stapelplatz des ost-asiatischen Handels, ist eingehend beschrieben; man wird schon hier in chinesische Tempel und Theater, dann in die indische Strafanstalt und zu malaischen Fürsten geführt, macht, in wünschenswerther Entfernung, Bekanntschaft mit Tigern und Opiumrauchern, und gewinnt ein lebendiges Bild der wichtigen Kolonie. Kapitel II. und III. enthalten die Reisen der „Thetis“ und „Arcona“ von Singapore nach Jeddo; der Verfasser schildert das Kriegsschiffsleben mit seinen Freuden und Leiden, erzählt von Seeschlangen und Wassermännern und beschreibt eine Jagd der „Thetis“ auf chinesische Piraten. Bei der Fahrt der „Arcona“ concentrirt sich das Interesse in dem furchtbaren Wirbelorkan, dessen Opfer leider der Schooner „Frauenlob“ mit seiner braven Bemannung geworden ist. Die beiden letzten Kapitel des Bandes spielen in Jeddo; die Eintheilung ist tagebuchartig, jedes Kapitel umfaßt einen kurzen Zeitabschnitt. Den rothen Faden der Erzählung bilden die Verhandlungen zum Abschluß der Verträge, als Hauptzweck und Mittelpunkt des ganzen Unternehmens; daran reihen sich die persönlichen Erlebnisse der Reisenden, Schilderungen von Land und Volk, von Landschaft und Sitten. Das vierte Kapitel beschreibt den festlichen Einzug, das Leben und die Haushaltung im Gesandtschaftshause Akabane, dann den ersten Besuch des Gesandten bei dem japanischen Minister des Auswärtigen. Diesem Kapitel ist eine ausführliche Darlegung der politischen Verhältnisse und Ereignisse seit dem Eintreffen der fremden Gesandten in Jeddo eingeflochten, eine Abschweifung, ohne welche die Unterredung bei dem Minister unverständlich sein würde. Sie knüpft an

*) Nach amtlichen Quellen. (Bd. I. Berlin, K. Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1864.

den einleitenden Abschnitt an und giebt Rechenschaft von der Verwirrung in den Münzverhältnissen, der Ermordung des Regenten und anderen Ereignissen, in welchen der Ursprung der neuesten Verwirrungen in Japan zu suchen ist. — Das fünfte Kapitel enthält eine ausführliche Beschreibung der Hauptstadt; der Verfasser verbreitet sich dabei weitläufig über japanisches Handwerk und Kunstfertigkeiten, beschreibt das Leben der Reisenden während der Herbstmonate, ihre Ausflüge in die Umgegend u. s. w., und schließt mit der zweiten Konferenz im japanischen Ministerium des Auswärtigen.

Es hat einen besonderen Reiz, hier einmal auch in die Geheimnisse der in allen ihren Phasen und Windungen aufgedeckten diplomatischen Verhandlungen blicken zu dürfen, wie das im Verkehre der civilisirten Nationen aus Gründen der Discretion immer unstatthaft bleibt. Hier aber steigert sich das Interesse noch durch die sonderbaren, nach unseren Begriffen höchst ergötzlichen Anschauungen der ostasiatischen Staatsmänner, welche aller vernünftigen Berechnungen und Maaßregeln unserer Gesandten spotten.

Die äußere Ausstattung des Bandes läßt, bei Vermeidung alles unnützen Luxus, nichts zu wünschen übrig. Dem Bande sind zwei Karten beigefügt, ferner zwölf landschaftliche Ansichten, photolithographische Facsimile's von Federzeichnungen des der Gesandtschaft beigegebenen Künstlers. Wir haben hier einmal die unabgeschwächten charakteristischen Originale und nicht, wie bei der Mehrzahl der Reisewerke, unverstandene Nachbildungen dilettantischer Reiseskizzen. Der Künstler der Expedition hat sich offenbar mit Liebe in das Individuelle der fremdartigen Natur vertieft, und seine Arbeiten tragen jede in ihrem scharf ausgesprochenen Charakter das sprechende Zeugniß der Wahrheit und Treue an der Stirn.

Aegypten.

Neueste wichtige Entdeckung in Aegypten.

Nachdem der Gründer und bisherige Herausgeber der „Zeitschrift für Aegyptische Sprach- und Alterthumskunde,*)" Dr. Brugsch, zum königl. preußischen Consul in Kairo ernannt worden und bereits dorthin abgegangen ist, hat Herr Professor Lepsius, dem die Aegyptologie so viele werthvolle Arbeiten verdankt, die weitere Herausgabe dieser wichtigen und viel verheißenden Zeitschrift übernommen. Die stetige Mitwirkung des Herrn Dr. Brugsch bleibt dabei der Zeitschrift auch ferner gesichert, und eine werthvolle Förderung wird ihr zunächst zu Theil werden durch die von ihm in Aussicht gestellten regelmäßigen Berichte aus Aegypten selbst, welche, namentlich seit der in den letzten Jahren erfolgten antiquarischen Durchforschung des Landes unter den Auspicien der dortigen Regierung ein immer dringenderes Bedürfniß geworden sind. Mit der bei dieser Veränderung zugleich eingetretenen Verlegung des Druckes von Leipzig nach Berlin ist der Vortheil erreicht, daß die hiesigen sehr sauber geschnittenen hieroglyphischen Typen zur Anwendung kommen können.

Gleich die erste Nummer dieser neuen Serie enthält einen für die Geschichte des alten Pharaonenreiches ungemein wichtigen Artikel. Vor vier Jahren entdeckte der französische Aegyptolog Mariette, dem wir für die wichtigsten Entdeckungen verpflichtet sind, in der Nekropolis von Memphis eine Tafel, welche wie die bekannten von Abydos und Karnak, ein Verzeichniß von Königen enthält und also dazu dienen kann, die Herrscherreihen der ältesten Pharaonen näher festzustellen. Er hat nun in der Revue Archéologique von diesem Jahre darüber eine Abhandlung veröffentlicht, welche den Titel führt: „La table de Saqqarah" und wichtige Berichtigungen der bisherigen Auffassung altägyptischer Geschichte enthält. Das Hauptresultat derselben ist eine bedeutende Herabsetzung der hohen Zeiten, in welche man bisher die Pharaonen hinaufgehen ließ.

Doch diese wichtige Entdeckung von Mariette wird weit von einer neuen übertroffen, welche vor Kurzem Herr Dümichen, ein Schüler von Lepsius und Brugsch, der im Auftrage der preuß. Regierung Aegypten bereist, in den jüngst aufgedeckten Räumen des Osiris-Tempels von Abydos gemacht hat. Prof. Lepsius nennt das neugefundene Denkmal „die Sethostafel von Abydos" — zum Unterschiede von der schon bekannten Tafel von Abydos, die man fortan die Ramsestafel nennen wird. Sethos und Ramses II. waren zwei mächtige Eroberkönige Aegyptens, Vater und Sohn (19. Dynastie) welche im 15. und 14. Jahrhundert vor Chr. regierten und ihre Regierung durch viele großartige Baudenkmäler verewigt haben, zu denen auch der Neubau des Nationalheiligthums, des Osiristempels von Abydos, gehört. In diesem Tempel nun hat, wie sich jetzt herausgestellt, jeder der beiden Könige eine (bis auf das eigne, vielmal wiederholte Namensschild) vollkommen identische Tafel aufstellen lassen, wo er abgebildet ist, wie er den durch ihre Namensschilde vertretenen Ahnen oder Vorgängern, den alten Königen Aegyptens, Todtenopfer bringt.

Bisher war nur die von Ramses gesetzte Tafel bekannt, und dazu in einem so mangelhaften Zustande, daß sie nur 16 ganze und drei bruchstückliche Schilder vom Königsnamen enthielt. Auf der neu entdeckten Sethostafel dagegen sind sämmtliche vorhandene Schilder, 65 an der Zahl, mit nur ganz unbedeutenden Verletzungen enthalten; und die Könige der ersten drei Dynastien, deren Namen vielfach mit denen bei Manetho genau übereinstimmen, erscheinen zum ersten Male vom Menes an in ununterbrochener Folge und in einer Vollständigkeit, welche die der Tafel vom Sakkarah mit ihren 42 Namen (drei unvollständig) bei weitem übertrifft. Voraussichtlich wird die Auffassung der ältesten ägyptischen Geschichte durch diese neuen Denkmäler eine gewaltige Umgestaltung erfahren, namentlich die sogenannte Hyksos-Zeit, von der noch immer keine Spuren erscheinen wollen.

Eine Abbildung des neuen Denkmals ist in einer Lithographie beigegeben.

Ein zweiter Aufsatz enthält eine längere Mittheilung vom Herausgeber selbst, welche bisher unbekannte Texte des Todtenbuches betrifft, die sich auf Sarkophagen befinden. Auch begegnen wir zum ersten Male einem umfangreich angelegten Beitrage aus England und in englischer Sprache verfaßt. Der ausgezeichnete englische Aegytologe, Hr. Birch, bringt eine Abhandlung „On sepulchral figures", der wichtige Belehrungen über den Todtenkult der Aegypter giebt. Es scheint, daß der Name des hochverdienten Herausgebers dem Unternehmen die gefeiertesten Namen Europa's gewonnen hat. Möge dasselbe den besten Fortgang haben und dazu beitragen, diese Studien mehr zu verbreiten und zu popularisiren. Sollten wir einen Wunsch äußern, so wäre es der, daß den nicht gar zu häufig erscheinenden Nummern wichtige und lehrreiche hieroglyphische Texte in Lithographie, wenn auch nur etwa ein Blatt und ohne Erklä-

*) Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung.

rung, beigegeben würden. Denn nicht Alle, welche Sinn und Hingebung für diese Studien besitzen, sind in der glücklichen Lage, die kostspieligen Prachtwerke, die nur in den hauptstädtischen Bibliotheken zu finden sind, zu benutzen. Würden bereits erklärte Texte mit kurzer Interlinear-Uebersetzung unerklärt in einzelnen Abschnitten veröffentlicht, so würde dieses Studium weit handlicher und zutraulicher werden, und in ein paar Jahrgängen würde auch der kleinstädtische Freund Aegyptens ein ganz artiges Repertoir von Texten besitzen, an denen er seinen Scharfsinn üben könnte.

Kleine literarische Revue.

— **Herder's Denkmal in Riga.** Im Herbste des Jahres 1764 kam Herder nach Riga, um dort das bis zum Jahre 1769 von ihm bekleidete Amt eines Lehrers an der evangelischen Domschule zu bekleiden, mit welcher Stelle ein Predigt-Amt verbunden war. Am 3. September 1864 ist zur Erinnerung an dieses für die Kulturgeschichte Riga's wichtige Moment dem großen deutschen Förderer der Humanität ein Denkmal in der Stadt der deutschen Ritter an der Ostsee gesetzt worden. Auf dem Platze vor dem Hause, in welchem Herder zu jener Zeit gewohnt, im Angesichte der alten Domschule und der Stadtbibliothek, an denen Herder gewirkt, erhebt sich, von einem gußeisernen Gitter umgeben, auf zwei Granitstufen und einem gußeisernen gothischen Postament Herder's Erzbüste im Prediger-Gewand, nach dem Schaller'schen Herder-Standbilde in Weimar geformt. „**Johann Gottfried Herder — Licht, Liebe, Leben**", lautet die Inschrift der dem Herder-Hause zugewandten Fronte des Denkmals, das der alten Stadt stets eine Mahnung an ihren Beruf sein möge: eine Fördererin echter Humanität und Geistesbildung an der entferntesten Küste der deutschen Ostsee zu sein. Die Leipziger Illustrirte Zeitung vom 10. Dezember enthält eine Abbildung des Herder-Denkmals in Riga, dessen Herstellung hauptsächlich den Bemühungen des dortigen Advokaten, Herrn Wilhelm Petersen, zu verdanken ist.

— **Le Play's Sozialreform in Frankreich.** Der französische Staatsrath Le Play, ein sozial-wissenschaftlicher Schriftsteller, der über die Zustände der Arbeiter in Frankreich und im übrigen Europa früher bereits einige Schriften herausgegeben, ist jetzt mit einem Werke über Sozialreform in Frankreich aufgetreten, das manche neuen Ideen enthält und in unserem Nachbarlande viel besprochen wird.*) Der Verfasser will dem in der Gesellschaft bestehenden Antagonismus der verschiedenen Klassen und Stände und der dadurch hervorgerufenen Unsicherheit der Staaten durch Reformen abhelfen. Zunächst ist das Bild der Gesellschaft, das er entwirft, von Frankreich entnommen, wo, trotz der von der Revolution von 1789 proklamirten Gleichheit der Rechte, der Antagonismus zwischen Reichen und Armen, zwischen Vornehmen und Geringen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ebensowenig als in anderen Ländern vermindert worden. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort" — dies sucht der Verfasser an den staatlichen, wie an den kirchlichen, an den sozialen, wie an den häuslichen Zuständen des heutigen Frankreich nachzuweisen, und der Diagnose dieser Krankheit läßt der sozial-wissenschaftliche Arzt dann eine Reihe von Reformen folgen, die er als Heilmittel vorschlägt. Wir begnügen uns hier die Hauptbedingungen anzuführen, die Herr Le Play für die soziale Reform in Frankreich aufstellt.

Seitens der Gesetzgebung verlangt der Verfasser vollständige Religionsfreiheit und Trennung von Staat und Kirche; das Recht, letztwillige Bestimmungen ganz nach freiem Ermessen zu treffen, also auch Substitutionen oder Majorate aufzustellen; Verantwortlichkeit des Verführers der von ihm Verführten, sowie seinem unehelichen Kinde gegenüber; Theilbarkeit der Gemeindegüter und dagegen auch Zusammenlegung der Parzellen; Freiheit der Arbeit und Ausschließung jedes Monopols (durch Schutzzölle ꝛc.); Trennung des Unterrichtswesens vom Staate; Preßfreiheit; Gemeinde-Ordnungen mit größerer Selbständigkeit der städtischen Kommunen, während die Landkirchspiele gruppenweise zu Bezirks-Gemeinden zu vereinigen sind; möglichste Decentralisation der Provinzial- und Kommunal-Behörden.

Seitens der Einzelnen oder der Staatsbürger verlangt der Verfasser Folgendes: Ersetzung des Skepticismus durch den Glauben, verbunden mit der höchsten Achtung vor Andersgläubigen; Vererbung des erworbenen Haupt-Grundbesitzes und des väterlichen Hauses an einen Haupterben, unter anderweitiger Versorgung der übrigen Kinder; Einrichtungen, die es ermöglichen, daß jede Familie in den Besitz eines eigenen Wohnhauses durch Arbeit kömmt; Mißbilligung jeder Heirat aus blos eigennützigen Motiven durch die öffentliche Meinung; Befreiung der Frauen von jeder Arbeit außer dem Hause; Stärkung der väterlichen Autorität; Abrundnng des Landbesitzes der Bauern und Einwirkung auf die größeren Gutsbesitzer, daß sie auf ihren Gütern und nicht in Paris oder in anderen großen Städten leben; Beschränkung der Assoziationen und Korporationen auf solche Unternehmungen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen; Bekämpfung und Verhütung des Pauperismus durch Gründung von Sparkassen, Schutz- und Versicherungs-Instituten, Altersversorgungs-Anstalten ꝛc.

— **Bibliographische Miscellen.** Unter dieser Rubrik werden wir fortan solche uns eingesandte Bücher, die, streng genommen, nicht vor unser Forum gehören, kurz anzeigen:

Zwei Charaktere in zwei Vorträgen, von Otto Rostoski.*) Diese beiden in einem literarischen Vereine der alten Lutherstadt Wittenberg gehaltenen Vorträge besprechen in witziger, zuweilen auch gelehrter, aber stets anziehender Weise den deutschen Spießbürger und das Publikum als die eigentliche Großmacht.

Der große Kurfürst und seine Zeit, historischer Roman v. Louise Mühlbach.**) Die mit der Feder stets gerüstete Verfasserin ist aus dem Lager ihres bisherigen Verlegers in Berlin in das des Herrn Hermann Costenoble in Jena und Leipzig übergegangen. Dort sind soeben die drei ersten Bände ihres, das Leben und die Thaten des Großen Kurfürsten behandelnden neuesten Roman-Cyklus erschienen. „Der junge Kurfürst", ist der besondere Titel dieser ersten Abtheilung, die größtentheils noch in die Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm fällt und daher eigentlich „der Kurprinz Friedrich Wilhelm" heißen sollte. Ein

*) La réforme sociale en France. Par M. F. Le Play. 2 vol. Paris, H. Plon, 1864.

*) Wittenberg, R. Herrosé, 1865.

**) Erste Abtheilung. Der junge Kurfürst. Historischer Roman von Louise Mühlbach. 3 Bände. Jena und Leipzig, H. Costenoble, 1865.

großer Theil der beiden ersten Bände ist der Schilderung des Statthalters in den Marken, des österreichischen Grafen Adam von Schwarzenberg, gewidmet, und erst der dritte Band wird mit dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms eröffnet und führt die Leser bis zur Belehnung mit dem Herzogthum Preußen in Warschau.

„In neuen Formen," Gedichte von Aug. Schumburg*). Angeblich aus Stockholm geht uns diese Sammlung von Gedichten in angeblich neuen Formen zu. Neu sind jedoch diese Formen nicht, wenn auch die Verszeilen zuweilen sehr kurz gehalten. Wir wissen auch nicht zu sagen, warum diese Verse nicht ebensogut in Leipzig geschrieben, als gedruckt (in der Nies'schen Buchdruckerei) sein könnten. Es sind nicht einmal politische Lieder, die Mancher vielleicht hinter der Firma der schwedischen Hauptstadt zu finden glaubt. Nichts, als der gewöhnlichste Stoff in den gewöhnlichsten alten Formen!

Erzählungen aus der alten, deutschen Welt.**) Es liegt uns hier die dritte Auflage der trefflichen Osterwald'schen Bearbeitung der mittelhochdeutschen Dichtungen von Gudrun und den Nibelungen vor. Diese, in edler, einfacher Prosa ausgeführte Umdichtung ist ganz geeignet, die alten deutschen Sagen und Erzählungen zum Gemeingut unseres Volkes zu machen, das sich meistens von der etwas ungelenken Breite des alten epischen Stils abschrecken läßt, wenn ihm dieselben Erzählungen in treuer poetischer Uebertragung vorliegen. Herr Osterwald hat nicht blos den richtigen Ausdruck für die Gebildeten, wie für das Volk, zu finden gewußt, sondern auch aus seiner Bearbeitung alle überflüssigen und ermüdenden Episoden des Originales mit geschickter Hand gekürzt oder ganz beseitigt.

Literarischer Sprechsaal.

Ueber Mocquard, den kürzlich verstorbenen Kabinets-Secretair Napoleon's III., äußert sich ein deutscher Korrespondent in Paris folgendermaßen: „Der Secretair Mocquard ist eines der Häupter der imperialistischen Demokratie gewesen, jener Partei, die sich einerseits den aufgeklärten Despotismus gefallen läßt, damit er ohne viel Federlesen wirkliche oder vermeintliche Mißstände wegräume, und die anderseits dem Volke seit zwölf Jahren vorpredigt, daß es einstweilen die strenge Schule der Autorität durchmachen müsse, ehe es von der süßen Frucht der Freiheit kosten dürfe. Allein wie gesagt, so wird seit zwölf Jahren gepredigt, und noch ist von einem Ende der Schulzeit oder auch nur von einem Vorrücken in eine höhere Klasse nicht die Rede. Die Krönung des Gebäudes ist heute so fern als je, und die demokratischen Rathgeber des Kaisers haben ihn zu einer Aenderung, zu einer Milderung des Systems nicht zu bestimmen vermocht; auch Mocquard nicht, obwohl er — der Einzige unter Allen — ein wirklicher Rathgeber, ein Mitarbeiter des Kaisers in des Wortes eigenster Bedeutung war. Man frägt oft: warum ist dieser Secretair, dieser älteste Freund des Kaisers, dieser durch eine fast fünfzigjährige Vergangenheit erprobte Parteigänger nicht Minister geworden? Die Antwort darauf ist: weil er mehr als Minister war. Es ist bekannt, daß Napoleon III. seine Räthe zwar befragt und anhört, dann aber thut, was er für gut findet. Seine Entschließungen faßt er nicht im Ministerrath, sondern in seinem Arbeitskabinet. Und in diesem Kabinet war Mocquard allein zugelassen. Hier arbeiteten sie zusammen jene Reden, jene Proklamationen aus, die in der Regierung Napoleon's III. eine so große Rolle spielten und denen selbst der Feind nicht Gedankenfülle, und Originalität absprechen kann. Alle diese Reden und Schriftstücke haben zwei Verfasser, deren jeder sein Scherflein beitrug — ganz nach Art jener Mitarbeiterschaften, denen wir in der französischen schönen Literatur so häufig begegnen."

*) Stockholm, 1865.

**) Für Jung und Alt, von K. W. Osterwald. Erster Theil: Gudrun. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

Julius Rodenberg's vielgelesener Roman „Die Straßensängerin von London" ist, nachdem bereits eine englische und eine holländische Uebersetzung davon erschienen, kürzlich auch in's Dänische übersetzt worden („Gadesangersken i London", Jordan's Forlag.) Trotzdem der Roman des deutschen Autors mitten im dänischen Krieg erschien, hat er doch sehr viel Glück bei dem dänischen Publikum gemacht und die Kopenhagener Kritik sagt, daß er es auch verdiene. — Ein neuer Roman Rodenberg's wird vom Februar ab im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" zu Wien veröffentlicht werden.

In Rom ist vor einigen Monaten bei den Ausgrabungen im Palazzo Righetti eine prachtvolle, griechische Statue des Herkules aufgefunden worden. Tenerani hat den Auftrag erhalten, die Restaurirung dieser Statue zu bewirken. Der Werth dieser Statue wird von Kennern auf 200,000 Francs geschätzt; obwohl nun die päpstliche Kasse solche Einnahmen jetzt sehr gut gebrauchen könnte, will die Regierung doch nicht gestatten, daß die aufgefundene Antike an das Ausland verkauft werde.

In Pompeji hat man neuerdings unter der Lava einen Juno-Tempel entdeckt, auf dessen Fußboden mehr als zweihundert Skelette von Frauen und Kindern zerstreut lagen, die sich wahrscheinlich während der Eruption des Vesuvs dorthin geflüchtet hatten und die Göttin des Olymps um ihren Schutz anflehten. Außerdem fand man in diesem Tempel mehrere Statuen von Bronze und von Marmor mit Augen von Email.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich hat der „Akademie der Inschriften" die Frage zur Beantwortung vorlegen lassen, ob es angemessen scheine, in den Schulen, bei dem Unterrichte in der alten griechischen Sprache den Itacismus, d. h. die Pronunciation der heutigen Griechen, einzuführen. Die Akademie hat zur Beantwortung dieser Frage einige ihrer bekanntesten Hellenisten, namentlich die Herren Brunet de Presle, Rossignol, Guigniaut, de Saulcy, Egger und Naudet ernannt. Der Streit zwischen dem Etacismus und dem Itacismus ist übrigens in unserer Zeit durch die vergleichende Sprachwissenschaft geschlichtet, indem diese nachgewiesen, daß es ganz dem Gesetze der Lautwandlung entspricht, wenn die Neugriechen eine so große Anzahl von Vokalen, die ihre Voreltern vor Jahrtausenden verschieden ausgesprochen, heute insgesammt wie I aussprechen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 7. Januar 1865. [Nº 2.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Frankreich und England im Rothen Meere und die deutsche Flotte. I. 15. — Oesterreichs Handelspolitik. 17.

England. Zur Kritik der Sensations-Belletristik. 18.

Nord-Amerika. Amerikanische Essays. II. Die Bücher-Fabrikation. 21.

Italien. Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats. I. Der Status causae. 23.

Algerien. Abdel Kader als Freimaurer und die Kolonisation in Algerien. 26.

Kleine literarische Revue. Allwina Frommann. Vom Morgen zum Abend. 26. — Erinnerungen an Charles Sealsfield. 27. — Turgénjew, verdeutscht durch Bodenstedt. 27. — Ein nord- und ein süddeutsches Sonntagsblatt. 27.

Literarischer Sprechsaal. Päpstliche Encyklika. 28. — Blätter für literarische Unterhaltung. 28. — G. Freitag's „verlorene Handschrift." 28.

Literarische Anzeigen.

Librairie française de E. MAILLET,
15, rue Tronchet, Paris.

1re série à 3 fr. le volume.

AVENTURES D'UN ARTISTE DANS LE LIBAN, par Richard Cortambert. 1 vol. in-18 jésus, dessin Yan d'Argent.

LES GORGES DU DIABLE: VOYAGE ET AVENTURES EN IRLANDE, par Emmanuel Doménech, 1 vol. in-18 jésus, dessin Yan d'Argent.

LE SAC A MALICES, par Francisque Ducros. 1 beau vol. in-18 jésus, dessin Yan d'Argent.

LA PERRUQUE DU PHILOSOPHE KANT, par L. A. Bourguin. 1 vol. in 18 jésus.

UN HOMME DE L'AUTRE MONDE, par Georges Murat. 1 vol. in-18 jésus.

LE CASSEUR DE PIERRES, par Lelion-Damiens. 1 vol. in-18 jésus.

2me série à 2 fr. le volume.

LE CHAMP DE ROSES, RECIT DE VILLAGE, par Alfred des Essarts (ouvrage dédié à Dickens). 1 beau vol. in-18 jésus, couverture dessinée par Yan d'Argent.

CLÉMENCIA, par Fernan Caballero, traduit de l'espagnol, par MM. de Zappino et A. Marchais. 1 joli vol. in-18 jésus.

LA CRÉOLE DE LA HAVANE, par Fernan Caballero traduit de l'espagnol, par A. Marchais. 1 joli vol. in-18 jésus.

MEMOIRES D'UNE PETITE FILLE, par Mlle Julie Gouraud. 1 joli vol. in-18 jésus.

INTERIEUR DES COUVENTS EN ITALIE, par A. Taylor, ouvrage traduit de l'anglais, par un professeur de philosophie en Angleterre. 1 joli vol. in-18 jésus.

MES VACANCES EN SUISSE ET EN SAVOIE, par l'abbé A. Lamurée. 1 vol. in-8º.

LE ROBINSON AMERICAIN ou TROIS ANS DE VOYAGE DANS L'AMERIQUE DU NORD, par Mlle Emma Faucon. 1 vol. in-12, orné de douze gravures, cart. chromo. (14)

Im Verlage von Adolph Marcus in Bonn ist kürzlich erschienen:

Handbuch der Deutschen Mythologie
mit Einschluß der nordischen.
Von
Karl Simrock.

Zweite sehr vermehrte Auflage.
Preis: geheftet 2⅔ Thlr. (15)

Revue germanique et française
1er Janvier 1865.

Le Symbole des Apôtres (premier article) par Michel Nicolas. — Le Code civil et la Liberté par J. Milsand. — Confidences d'une puritaine (fin) par Max Valrey. — Historiens Allemands contemporains: J. G. Droysen, par Philippe Roget. — La Ville aux Sorciers par Henri Augu. — Les Peintres Allemands: Meyerheim, par Elie Reclus. — La Fête de Pan par Emile Lamé. — Une Fête de l'Inquisition d'Espagne (1559) par J. M. Guardia. — Varia. — Chronique littéraire par L. de Ronchaud. — Chronique du mois par Charles Dollfuss.

Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris

So eben ist in dem unterzeichneten Verlage erschienen:

Homeyer (G.), Der Dreissigste.
Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1864.
gr. 4. cart. 1 Thlr. 22 Sgr.

Der uralte Gebrauch einer dreissigtägigen Trauer, der sich bereits im Pentateuch erwähnt findet, wird in Verbindung mit der alten Rechtssatzung, dass erst am dreissigsten Tage nach des Erblassers Tode die Rechte und Pflichten des Erben in volle Wirksamkeit treten, durch eine Reihe von Nationen hindurch verfolgt, und hiermit die Frage beantwortet: Wann und wie schliesst in einem Sterbehause die Zeit der Ruhe und Stille ab und zwar nach der Sitte, der Religion, dem Rechte, zunächst derjenigen Völker, deren Anschauungen für uns bestimmend gewirkt haben, sodann der deutschen Nation selber. Die Betrachtung beginnt mit dem Judenthum, geht zu dem heidnischen und dem christlichen Rom, dann zu dem fränkischen Reiche, dem mittelalterlichen Deutschland und Skandinavien fort und schliesst mit dem neuern Deutschland. (22)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Deutsche Bibliothek von Heinrich Kurz.

Im unterzeichneten Verlage ist soeben vollständig erschienen:

Hans Jacob Christoffels von Grimmelshausen
Simplicianische Schriften.
Mit Einleitung, Anmerkungen, Lesarten und Wörterverzeichniß versehen von
Heinrich Kurz.
4 Theile. — Preis 8 Thlr. In Originaleinband 9⅓ Thlr.

Ferner ist erschienen:
Esopus von Burkhard Waldis.
Mit Einleitung, Anmerkungen, Lesarten und Wörterverzeichniß versehen von
Heinrich Kurz.
2 Theile. Preis 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.

Unter der Presse befindet sich:
Das Rollwagenbüchlein
von **Georg Wickram.**
Mit Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß von **Heinrich Kurz.**
Preis ca. 1 Thaler.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. (17)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane von Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet, worin die bereits erschienenen sowie alle künftig erscheinenden Werke der Verfasserin Aufnahme finden werden.

Der erste Band, enthaltend den ersten Theil des in zweiter Auflage erscheinenden Romans: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke," ist nebst einem Prospekt über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen. (18)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek ausländischer Autoren.

Die von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig begonnene Bibliothek ausländischer Autoren hat den Zweck, die Werke der gefeiertsten Autoren der neuern Literaturen in

uniformen, schön ausgestatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben

in den Originalsprachen herauszugeben. Es wird bei der Auswahl namentlich auf lesbare neuere Schriftsteller Rücksicht genommen, ohne indess die älteren classischen Autoren auszuschliessen. Die Sammlung erscheint in ununterbrochener Folge. Jeder Band wird einzeln verkauft. Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus.

Erschienen sind:

Library of British Poets.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

I—III. The poetical works of Lord Byron. 3 vols.
IV—VI. The poetical works of Sir Walter Scott. 3 vols.
VII. VIII. Selections from the modern British dramatists. With introduction and biographical notices, by G. H. Lewes. 2 vols.

Coleccion de autores espanoles.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

I. Clemencia. Novela de costumbres por Fernan Caballero.
II. La Gaviota. Novela de costumbres por Fernan Caballero.
III. IV. El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha, compuesto por Miguel de Cervantes Saavedra. 2 tomos.
V. La Familia de Alvareda. Novela original de costumbres populares. — Lágrimas. Novela de costumbres contemporaneas. Por Fernan Caballero.
VI. El libro de los cantares, compuesto por D. Antonio de Trueba.
VII. Composiciones jocosas en prosa, publicados por A. Herrmann.
VIII. Cuentos y poesias populares andaluces, coleccionados por Fernan Caballero.
IX. El Cid Campeador. Novela historica original por D. Antonio de Trueba.
X. Las Hijas del Cid. Parafrasis de las cronicas de aquel famoso caballero, compuesta por D. Antonio de Trueba.
XI. XII. Amalia. Por José Mármol. 2 tom.
XIII. Relaciones p. Fernan Caballero.
XIV. XV. Obras escogidas de Don Juan Eugenio Hartzenbusch. 2 tomos. Con el retrato del autor.
XVI. Elia, ó la España treinto añas ha. Por Fernan Caballero. Comprende ademas este tomo: El ultimo Consuelo. — La Noche de Navidad. — Callar en vida y perdonar en muerte.
XVII. Cuadros de costumbres por Fernan Caballero.

Biblioteca d'autori italiani.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

I. I promessi sposi. Da Alessandro Manzoni.
II. Opere di Giacomo Leopardi.
III. Novelli di Cesare Balbo.

Collecçao de autores portuguezes.

I. Cantos. Collecçao de poesias de Antonio Gonçalves Dias. Terceira edicçao. Com o retrato do autor. 8. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Biblioteka pisarzy polskich.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thr. 10 Ngr.

I. Poezye Stefana Garczyńskiego.
II—V. Pisma Juliusza Słowackiego. 4 tomy.
VI. Obrazki caryzmu. Pamiętniki J. Gordona.
VII. Pamiętnik hystoryczny o wyprawie partyzanckiej do Polski w roku 1833, przez Karola Borkowskiego.
VIII—XII. Pisma Adama Mickiewicza. 5 tomów.
XIII—XVIII. Pisma Michała Czajkowskiego. Tom I. Wernyhora. Tom II. Kirdżali. Tom III. Powieści kozackie i Gawedy. Tom IV. Owruczanin. Tom V. Stefan Czarniecki. Tom VI. Hetman Ukrainy. (Tom VII. und VIII. unter der Presse.)
XXI. Poezye Cypryana Norwida.
XXII. Poezye Lucyana Siemieńskiego.
XXIII-XXV. Poezye Krasyńskiego. 3 tom.
XXVI. Poezye Maurycego Gosławskiego.
XXVII. Zienkowicz, Leon. Wieczory Lacha z. Lachów.
XXVIII. Zienkowicz, Leon. Wizerunki polityczne dziejów państwa Polskiego. I. Rzecz o rozumie stanu w Polsce przez J. Alcyatę.
XXIX. Zienkowicz, Leon. Wizerunki polityczne dziejów państwa Polskiego. II. Polska w kraju za granicą (Tom III. und IV. unter der Presse.)
XXXII. Pisma Michała Czajkowskiego. Tom IX. Dziwne zycia Polaków i Polek.

Библіотека русскихъ авторовъ.

I. Полное собраніе сочиненій К. Ѳ. Рылѣва. Съ портретомъ автора. (Gesammelte Werke von K. F. Rilejeff) 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
II. Собраніе Стихотвореній Декабристовъ. (Werke der Decemberverschworenen.) 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. (19)

In unserem Verlage ist erschienen:

Ausgewählte Dichtungen

von **Friedrich Bodenstedt.**

kl. 8. geh. 20 Sgr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Die „Köln. Ztg." sagt hierüber: „Den Verehrern des Mirza Schaffy hat der so formgewandte wie gedankenreiche Dichter eine angenehme Ueberraschung durch seine „ausgewählten Dichtungen" bereitet. Darunter die Perlen der ganzen Sammlung, Sonette, Zeitbilder, Volksweisen, orientalische Schilderungen und ein kleines Epos. Das reiht sich Strauß an Strauß, um das Auge des Kenners zu erfreuen wie weiteren Leserkreisen zu zeigen, daß der Genius welcher hier so schöne Gaben beut, es wohl werth ist, sich angelegentlicher mit ihm zu beschäftigen."

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (21)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (23)

Neueste

Wiener Oelfarbendruckbilder.

Verlag von Ed. Hölzel in Olmütz.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen sind zu beziehen:

Faust und Gretchen nach G. Koller in Brüssel. 10 Thlr.

Der sterbende Feldherr und sein treues Roß nach L. Löffler in Wien. 12 Thlr.

Gegend von Salzburg nach A. Hansch in Wien. 8 Thlr.

Der Watzmann bei Berchtesgaden nach C. Heyn in München. 8 Thlr.

Alpenblumen nach A. Lach in Wien. 6 Thlr.

Blumen der Heimath in Bild und Lied. 7 Blatt in vollendetem Oelfarbendruck nebst Text von J. N. Vogl in Wien. Preis in Umschlag 6 Thlr. 20 Sgr., in engl. Leinwandmappe 8 Thlr., in Mappe von Seidenzeug 10 Thlr.

Verzeichnisse der übrigen Bilder werden bereitwilligst ausgegeben. (20)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Frankreich und England im Rothen Meere und die deutsche Flotte.

I.

Ehe ich auf den Gegenstand selbst eingehe, möge man mir erst ein paar Worte über Deutschland erlauben. Für jeden Patrioten muß Deutschland der Mittelpunkt jeder politischen Betrachtung sein, auf den er Alles zurückführt, zu dem er Alles in Beziehung bringt, um so mehr als wir in unserm Herzen die göttliche Gewißheit tragen, daß noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts Deutschland als europäische Großmacht in die Weltgeschichte eingreifen wird. Vor der Hand freilich sind wir noch nichts, noch gar nichts, und es wird auch nicht eher besser werden, bis nicht unsers Nichts durchbohrendes Gefühl das Herz der Nation durchdrungen hat. Die Schriftsteller, die dem Volke unüberlegt genug vorfaseln, es sei die erste Nation der Welt, sind die ärgsten Helfershelfer der Reaction und der Zersplitterung Deutschlands, indem sie durch den Opiumrausch, in den sie die Masse einwiegen, alle Thatkraft lähmen. Niemand fühlt dieses Nichts beißend klarer und schmerzlicher, als der Verbannte; er hat für die Größe des Vaterlandes gekämpft und weiß was es sein sollte, sein könnte; wo er hintritt, überall im Auslande, in Frankreich, England, Amerika, diesen Asylstätten der Freiheitsmärtyrer, tritt ihm auch das Bild einer großen, stark organisirten Nation entgegen, die seine aber ist nirgends vertreten. Liest er ja in einem ausländischen Staatsanzeiger, daß in der und der Straße die Gesandtschaft von Meklenburg-Strelitz (85,000 Einwohner!) ihr Bureau hat, so treibt es ihm nur die Schamröthe in's Gesicht. Ich habe das ganze Elend „des deutschen Gespenstes" im November- und Dezemberhefte des Hamburger „Orion" 1863 geschildert.

Diese Verbannten, die Vorkämpfer für den deutschen Volksstaat, haben nun auch, je nach dem Vorbilde das sie in einer der drei Asylstätten vor sich hatten, nicht nur den Plan gemodelt, nach welchem der deutsche Staat gegründet werden soll, sondern auch die Sympathieen vorgezeichnet, nach welchen sich einst die auswärtige Politik dieses Staates am besten zu regeln hätte. So sucht Herr Struve das Augenmerk des Volkes vorzugsweise auf Nordamerika zu lenken, so hat Herr Beta England zu politischen Studien gewählt, der Unterzeichnete hat sein Interesse Frankreich zugewandt. Prüfet Alles und das Beste behaltet, ist auch hier der entscheidende Grundsatz für das deutsche Volk, das über sein Geschick zu Rathe sitzt; jeder der drei Staaten, die uns als Vorbilder dienen, hat seine großen mustergiltigen Eigenschaften, jeder seine Schwächen und Schattenseiten. Behaltet von jedem das Beste.

Was die Territorial-Eintheilung im Interesse der Verwaltung betrifft, so sagt allerdings das nordamerikanische Vorbild dem so mannigfaltigen, stammgegliederten deutschen Volke mehr zu als der nach dem römischen Kaiserreich geordnete centralisirte französische Staat. Das System des letztern scheint für die Freiheit zu gefahrdrohend, und allerdings verlieren die Glieder ihre Gelenkigkeit, wenn alles politische Leben in Einer Stadt centralisirt ist. Indessen scheint mir vor der Hand diese Bedenklichkeit der deutschen Nationalpartei zu spaßhaft. Welche Freiheiten habt Ihr denn etwa jetzt zu verlieren? Trotz Eures Geschreies über Prätorianer- und Cäsarenthum, ist heutzutage mehr politische Freiheit in Frankreich als in Deutschland, und man respektirt hier die Grundsätze des modernen Staatslebens mehr als im Vaterlande, das aus den Vaterländern Kurhessen, Nassau, Mecklenburg und so dreißigmal weiter zusammengesetzt ist. Die Centralisirung ist übrigens eine Schöpfung der radikalsten Demokratie, des Nationalconvents, der wohl wußte, was er wollte, und die Gleichheit, die er neben die Freiheit stellte und über die Ihr jetzt so wohlfeil schlechte Witze reißt, ist eben doch die wahre Grundlage der Bürgerfreiheit. Würde es noch ein Junkerthum geben, könnten die mecklenburgischen Grundherren noch ihre Dienstboten prügeln, dürfte sich der meistentheils arme Adel der kleinen deutschen Staaten so unverschämt in die Regierung mischen, wenn die politische Gleichheit im deutschen Staatsleben herrschte? In Frankreich ist diese Gleichheit in die Sitten gedrungen. Wie sehr sie dem Ehrgefühle wohlthut, wie sie das Bewußtsein der persönlichen Würde hebt und stärkt, wo nicht gar weckt, das habe ich an Deutschen der ärmeren Klasse beobachtet, die sich in Frankreich niedergelassen haben und zu bescheidenem Wohlstande gelangt sind; wenn Dieselben an die durch zahlreiche Standesvorurtheile und Vorrechte gesetzten Schranken dachten, die in der Heimat die freie Bewegung hindern, dann hörte ich sie oft ausrufen: „In Frankreich ist doch mehr Freiheit!" Ich sah wohl, daß sie den Begriff der Freiheit mit dem der Gleichheit verwechselten, aber für sie waren beide im Grunde doch Eins.

Wenn nun aber auch die Zeit naht (vor der Hand erregen die klerikalen Umtriebe noch große Bedenken), wo die Decentralisation zur Belebung des staatsbürgerlichen Sinnes in Frankreich nöthig wird, so bedarf das nur zu zersplitterte Deutschland zu seiner ersten staatlichen Ordnung unbedingt der Centralisation. Diese Kleinstätler und Kleinbürger, die sich bei aller noch so aufrichtigen Schwärmerei für Deutschlands Einheit und Wiedergeburt doch in ihren engen vier Pfählen so behaglich fühlen, daß sie zum Aufsprung von der Ofenbank nie die Energie finden werden, mögen sie nun Kaffeesachsen oder Darmhessen, Knödelbaiern oder Spätzelschwaben heißen, sie werden nur von der eisernen Hand der Nothwendigkeit aufgetrieben werden. Der Deutsche ist nun einmal in politischen Dingen so weit zurück, daß er sich darin sogar von den so lange verhöhnten Italiänern beschämen läßt. Es überläuft mich wie Gänsehaut, wenn ich in der Wochenschrift des Nationalvereins über würtembergische Zustände lese; nichts ist — schwäbischer als dieser Preußenhaß. Wie es auch mit dem preußischen Volke und seiner Regierung beschaffen sei, Preußen ist doch der einzige deutsche Staat, der eben ein Staat ist und mit dem das übrige Deutschland zu einem europäischen Staate verwachsen kann. Ich habe nicht auf den Nationalverein gewartet, um Preußen die Führerschaft auf dem Wege zur deutschen Einheit zuzuerkennen. Ein geborener Sachse, sprach ich im Frühjahr 1849 in einer Volksversammlung zu Halle in diesem Sinne, als ich das Volk aufrief, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu drängen. Es lag mir nichts an diesem Kaiserthum, aber es war die zur Zeit einzig mögliche, weil vom Parlament gesetzlich gegebene Form der Einigung Deutschlands, der erste feste Standpunkt, wo das deutsche Volk als solches Fuß fassen konnte, um weiter zu bauen. Das Leipziger „Reibeisen," Organ einer demokratischen Fraktion, griff mich unverständiger Weise deshalb an. Nun, was haben die Herren erreicht? Sie stehen jetzt mit dem Nationalverein da, wo ich vor vierzehn Jahren stand. Die Politik des Herrn von Bismarck selbst wird durch jene politischen Schwäbeleien gerechtfertigt; was nicht biegt, muß brechen.

Anlangend die auswärtige Politik und die Bündnisse mit

dem Auslande, so hat das ebenso frech beleidigende als geradezu dumme Auftreten Englands in dem dänischen Kriege Deutschland dem Inselreiche sehr entfremdet; die deutschen Sympathieen für den germanischen Bruderstamm sind mit Recht erloschen. Mit Erstaunen hat man es erlebt, daß Frankreich eine der deutschen Sache günstige Politik beobachtet hat, während der englische Bulle alles mit den Hörnern einrennen und auf dem deutschen Rechte herumtrampeln wollte, um dann still zu stehen und dumm zuzugaffen, was Herrn von Rochau freilich nicht abhielt, französische Hintergedanken zu wittern und Englands „Selbstbeherrschung" zu bewundern. Ja, wenn John Bull nur auf die Zuaven-Bajonette hätte rechnen können, er hätte seiner Unverschämtheit alle Zügel schießen lassen. Indessen hat das freie Leben, das die deutschen Verbannten in England genossen haben, die herzliche Treue der englischen Freundschaft so tiefen Eindruck auf diese Verbannten gemacht, daß sie trotz allem ihre Sympathieen für England bewahrt haben und auch die der deutschen Nation für dasselbe wieder erwecken möchten. Kein Zweifel, daß diese urgermanische Bürgerfreiheit mit dem deutschen Wesen mehr harmonirt, als die bürgerliche Ordnung irgend welcher fremden Nation und daß folglich der deutsche Staatsbürger auch in der auswärtigen Politik mit dem englischen Volke verbündet handeln möchte. Aber da wird das letztere sofort seine borstige Seite herauskehren und dem Deutschen seine Bulldoggenzähne zeigen. Es ist eine naive Illusion, wie unser Volk so viele hat. Die isolirte Insularstellung hat nun einmal, verbunden mit seiner industriellen Thätigkeit und dem dadurch fieberhaft erregten Handelsbedürfniß, abgesehen von jahrhundertalter Eifersucht gegen Frankreich, in dem englischen Volke eine so gewaltige Selbstsucht erzeugt, daß es in der ganzen Weltgeschichte kein andres Interesse kennt, als das seine. Jeder ist sich selbst der Nächste! Nun, es ist grade kein so gemeines Sprüchwort, als man manchmal meint; es stimmt zu dem französischen: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen. Wenn man es recht auffaßt, so ist es der Ausdruck der persönlichen Kraft und der Schutz der persönlichen Würde. Aber der Mensch ist ein geselliges Thier, und zu dem Rechte kommt die Pflicht gegen Andre. Darum stellt sich neben jenes ein andres Sprüchwort: Einem Jeden das Seine! Und davon will der verinsulirte Engländer nichts wissen. Lest die Geschichte seines Staates und seht, ob seine auswärtige Politik, seine Geschichte überhaupt aufrichtig das Wohl fremder Nationen bezweckt hat. Wo England fremdes Interesse in Schutz nahm, handelte es nur in seinem eigenen Interesse.

Wer nicht blind sein will, muß zugeben, daß aller politische Fortschritt, aller liberale Umschwung im Staatsleben von Frankreich ausgegangen ist. Zwar ist der Despotismus des monarchischen Frankreich auch das Vorbild der deutschen Fürsten gewesen, die nicht nur den vierzehnten, sondern auch den lüderlichen funfzehnten Ludwig nachgeäfft haben. Dafür ist aber auch die Revolution des französischen Volkes ganz Europa zu Gute gekommen, das ohne dieselbe absolutistisch verstockt und im Starrkrampf begraben worden wäre. Was Deutschland gewonnen hat, verdankt es einzig der französischen Bewegung. Welcher deutsche Patriot konnte die Einigung des in mehr als dreihundert souveraine Stücke zerbröckelten Deutschlands sich nur träumen lassen? Da rief der deutsche Fürsten-Absolutismus, der die französische Republik umstürzen wollte, die französischen Heere nach Deutschland, und der Erbe der Revolution, Napoleon, reduzirte die dreihundert auf dreißig. Deutschland war wieder möglich geworden. Die Julirevolution weckte erst das deutsche constitutionelle Leben, die regere Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, und erst die Februar-Revolution machte ein deutsches Parlament und eine deutsche Reichsverfassung möglich, denn nur der Furcht vor Frankreich, nicht der Furcht vor dem deutschen Volke gaben die deutschen Fürsten nach, als sie die Wahlen zu dem Parlament gestatteten. Der Nationalverein selbst ist erst in Folge einer von Frankreich ausgegangenen Bewegung entstanden, wenn er sich auch — in sicher unbegründeter Besorgniß — gegen Frankreich bildete.

Es ist unleugbar: wenn der englische Nationalcharakter und die englische Politik egoistisch abgeschlossen sind, so ist das französische Naturell expansiv, liberal und generös (ich gebrauche absichtlich französische Beiwörter); es fehlt der Masse nur an Erziehung und richtiger Kenntniß. Das letztere hat sich namentlich in dem dänischen Kriege bewahrheitet; das französische Volk glaubt in aller Naivetät, Preußen und Oesterreich haben an dem dänischen Volke denselben Frevel begangen, den Rußland an Polen begangen hat, während in Wahrheit Dänemark die Rolle Rußlands gegen die deutschen Herzogthümer gespielt hat. Die Hauptschuld dieses Mißverständnisses liegt an der Presse; grade die verbreitetsten und sogenannten demokratischen Journale, das Siècle und die Opinion nationale, haben diesen Irrthum genährt. Theilen die Redacteurs dieser Zeitungen aufrichtig diesen Irrthum, so ist es eine bodenlose Unwissenheit, die zu journalistischer Unfähigkeit würde. Ich weiß nicht, ob man sie für unwissend oder für unredlich halten soll; für ersteres hätten sie keine Entschuldigung, denn die Revue germanique und das Journal le Temps haben den wahren Sachverhalt klar genug entwickelt. Drängten aber das französische Vorurtheil und die Presse zur Parteinahme für Dänemark, so ist die Politik der Regierung, welche sich nicht in den Krieg mischte, um so anerkennungswerther. Man darf aber nicht vergessen, daß in Folge seiner Erziehung der Kaiser die deutschen Verhältnisse besser kennt und zu beurtheilen versteht, als alle Pariser Journalisten. Was indessen Herrn Guéroult, den Oberredacteur der Opinion nationale, anlangt, so habe ich ihn stark im Verdacht, daß er nur darum, selbst auf Kosten Deutschlands, zu einem europäischen Kriege treibt, um mit der auswärtigen auch die innere Politik zu ändern. So unschlau ist der Gedanke nicht; aber es giebt Leute, die noch schlauer sind. L'empire c'est la paix.

Allerdings giebt es eine französische Nationalgrille, die leicht zum Stein des Anstoßes werden könnte, wenn es sich um ein Bündniß zwischen dem deutschen und dem französischen Staate handelt, ich meine das liebe Rheinufer. Diese Grille ist älter als man gewöhnlich denkt; schon Karl VII. im funfzehnten Jahrhundert hegte sie. Sie hat jetzt einen der lebhaftesten Vertheidiger an dem Historiker Lavallée, der, was wohl zu beachten, an der Militairschule von St. Cyr angestellt ist. In der Presse wird sie gerade von dem Siècle und der Opinion nationale, den demokratischen Organen, vertreten, die sie auf alchymistische Weise mit dem Prinzip der Nationalitäten zu verschmelzen wissen. Und da Victor Hugo, wie ich höre, eine beredte Ansprache an die deutsche Nation erlassen hat, so will ich daran erinnern, daß Derselbe ein ganzes Buch geschrieben hat, le Rhin, in dem er den Deutschen die Abtretung des linken Rheinufers plausibel zu machen sucht. Der wahrhaft gebildete Franzose ist frei von dieser Grille, und ich bin überzeugt, sie schwindet mehr und mehr auch aus den andern Köpfen; die alte Eroberungspolitik ist in dem Zeitalter der Handelsverträge ein Unding. Sollte man doch noch seine Gründe mit dem Säbel auseinandersetzen,

was zu bedauern wäre, so wird der Streit schnell geschlichtet sein und der Friede nur um so dauerhafter werden.

Das europäische Gleichgewicht beruht einzig in der Verbrüderung der beiden mächtigsten und gebildetsten Nationen unsers Continents, im Bunde Frankreichs mit Deutschland, wenn es einst ein Deutschland geben wird. Was diesen Bund bis jetzt erschwert, sind nur Mißverständnisse; an ihre Fortdauer glauben hieße an der Macht der Aufklärung zweifeln.

Wie sehr die Welt ihre Hoffnungen auf England zu beschränken hat, wenn es sich um die allgemeine Wohlfahrt, um weltgeschichtliche Interessen handelt, beweist die englische Politik bei der Anlegung des Canals von Suez. Der Welthandel soll ein Monopol Englands bleiben, darum wehrt sich John Bull gegen jedes Unternehmen, das zur Emancipirung der andern Nationen führt. Was kümmert ihn der Aufschwung des europäischen Handels, wenn ihm ein paar Waarenballen mehr auf dem Lager liegen bleiben sollen? Er hätte sicher niemals ausgerufen: Périssent nos colonies plutôt que les principes! Von dem Gelingen des kühnen Unternehmens des Herrn von Lesseps hängt die Befreiung Europas von England als Handelsmacht ab; die Folgen dieser Befreiung sind unberechenbar. Wohlstand und Gesittung werden sich rasch und gleichmäßig durch den ganzen Körper, von Gibraltar an bis in die russischen Steppen, verbreiten und Deutschland wird einen beträchtlichen Theil des allgemeinen Reichthums an sich ziehen. So begeistert ich für Italiens Wiedergeburt und Unabhängigkeit bin, so sehr ich ihm Venetien gönne (habe ich doch auch der Wiedergewinnung Schleswig-Holsteins zugejubelt), die deutsche Reichsstadt Triest will ich nie aufgeben, in deren wohlverstandenem Interesse es übrigens liegt, mit Deutschland verbunden zu bleiben. Die deutsche Flagge wird dann auf dem Mittelmeere neben der griechischen, italiänischen und französischen wallen; ist auch unsere Seemacht geringer, so verschafft ihr die um so größere Landmacht Respect, und wir werden dann die alte Handelsblüthe wieder aufleben sehen, wie zur Zeit der Fugger. Süddeutschland namentlich, das eine Zeitlang gegen den Norden zurückgetreten war, wird dem Canal von Suez neue Thätigkeit und Bedeutung verdanken. Und wessen Verdienst ist dies alles? Frankreichs allein, das der Eifersucht Englands zum Trotze auch das Meer demokratisirt, wie es 1789 seine demokratischen Prinzipien über den Continent geschleudert hat. Reich ist allerdings sein Antheil an dem Gewinn, aber es hat doch nur einen Theil von dem Ganzen, während das selbstsüchtige England alles monopolisiren und für sich haben wollte.

Da wir Deutschen nun einmal noch nichts sind, weder zu Land noch zu Wasser, so müssen wir Frankreich nur Glück wünschen, wenn es sein Unternehmen durchführt und das Gelungene sichert. Die neuen Erwerbungen im Rothen Meere bürgen dafür; ich will sie nach einer Mittheilung des Geographen Richard Cortambert in der Patrie von Ende November schildern.

Hermann Semmig.

Oesterreichs Handelspolitik.

Die auch in unserer Zeitschrift (20. Nov. 1864) mitgetheilte Adresse der englischen Handelskammern an die des österreichischen Kaiserstaates scheint, als eine Aussaat geläuterter Ideen über Freiheit und Beschränkung des Handels, der Arbeitskraft und des Nationalreichthums der Staaten, in einem Theile Oesterreichs und besonders in Ungarn auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Das deutsche „Pester Lloyd", das magyarische „Pesti Naplo" und der „Hon", welches letztere als das Organ der neuliberalen Partei in Ungarn gilt, kämpfen jetzt in gleicher Weise gegen die alte verrottete Handelspolitik, die in der Ausschließung alles Reichthums, der dem Lande in der Form verarbeiteter Naturerzeugnisse des Auslandes zugeführt wird, das Heil der Nation erblickt, während gerade durch diese Ausschließung den einheimischen Naturprodukten der Abfluß in das Ausland erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird. Man hat, wie diese Blätter bemerken, seit lange und oft die „schlummernden Kräfte" und „verborgenen Schätze" Ungarns gerühmt. Diese sind wirklich vorhanden; es handelt sich eben darum, jene zu wecken und diese zu erschließen. Als das geeignetste Mittel für diesen Zweck erscheint die Handelsfreiheit. Mehr als zwei Drittheile des Landes sind der Produktion noch gar nicht erschlossen. Soll gewartet werden, bis man auf dem erfolgarmen, bisherigen national-ökonomischen Wege dahin gelangt? Die Erfahrungen der Vergangenheit machen dies nicht rathsam. Zwar sind die Eisenbahnen ein mächtiges, aber sie sind für sich allein ein noch nicht ausreichendes Mittel zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes; denn es können dieselben ihre volle segensreiche Wirkung erst dann entfalten, wenn für den lebhaften Verkehr auf denselben durch freihändlerische Institutionen vorgesorgt worden ist. Wenn überhaupt der Schutzzoll in wirthschaftlicher Richtung ein Land zu bereichern vermöchte, so hat er in Oesterreich durch Jahrzehnde Zeit und unumschränkte Geltung genug gehabt, um die ihm innewohnende Kraft zu entwickeln. Allein wer weiß es nicht, daß gerade die Periode seiner unbedingten Herrschaft nichts Tüchtiges und Erfreuliches geschaffen hat? Diese Lehre soll nicht unbeachtet bleiben, sondern den Fortschritt von einem unwirthschaftlichen System zu einer gesunden Freihandelspolitik anbahnen.

Bereits auf dem deutschen Handelstag in München, im Oktober 1862, wo die aus Oesterreich erschienenen Vertreter des Handels im Vereine mit einem Theile der Süddeutschen für hohe Zolltarife und für Oesterreichs Aufnahme in den Zollverein kämpften, ward ihnen von einigen norddeutschen Volkswirthen nachgewiesen, daß beide ebengenannte Bestrebungen ebensowenig im Interesse des Kaiserstaates, als in dem des Zollvereins liegen. Jede Vertragsklausel, durch welche die Handelspolitik des ersteren an die des letzteren geknüpft wird, bindet dem einen wie dem andern die Hände und ist beiden gleich nachtheilig. Mit Recht bemerkt Herr Dr. Rentzsch in einem seiner vortrefflichen Leitartikel im Dresdener Journal: „Oesterreich hat das dringendste Interesse, seine inneren wirthschaftlichen Verhältnisse und seine handelspolitischen Beziehungen nach außen so zu ordnen, daß eine bedeutende Vermehrung des Nationalreichthums und somit der Steuerkraft des Landes angebahnt, eine Herbeiziehung fremden Kapitals nicht durch Anleihen, sondern auf dem Wege der fruchtbringenden Anlage in inländischen Unternehmungen ermöglicht und durch Belebung und Ausdehnung des Handels mit dem Auslande die Zolleinnahme wesentlich vermehrt werde. Allen diesen Zwecken aber wird durch nichts so sehr entgegengearbeitet, als dadurch, daß man immer und immer wieder die Zolleinigung mit Deutschland als das anzustrebende Ziel festhält."

Ein gut redigirtes Wiener Blatt, der „Botschafter", das den Vorschlag gemacht hatte, daß Oesterreich die ungarische Frage durch Annahme einer freien Handelspolitik lösen möge und das deshalb von anderen Wiener Blättern beschuldigt wurde, die Wohlfahrt Oesterreichs im Interesse Ungarns opfern zu wollen, antwortet darauf folgendermaßen:

„Wir sind in der That von der Ueberzeugung ausgegangen, daß Oesterreich als Ganzes bei der Maßregel vor allen Dingen volkswirthschaftlich und finanziell, sogar aber auch moralisch und intellektuell gewinnen muß, wenn sie empfehlenswerth sein soll. Und nicht nur in *dem* Sinne als Ganzes, daß etwa ein Theil des Reiches dem *andern*, oder der *Theil* der abstrakten *Einheit* zum Opfer gebracht werden solle, sondern in *dem* Sinne als Ganzes, daß die Vortheile in der allgemeinen Stufe der Macht und Wohlfahrt des Reiches zu Tage kommen, auf welcher *jeder* Einzelne, welcher Klasse und welcher Provinz er auch angehöre, sich politisch und wirthschaftlich gehoben fühlen kann. Es ist eine tausendfach wiederholte Ansicht, daß der Freihandel das natürliche System ackerbautreibender, der Schutzzoll das ebenso natürliche System industrieller Bevölkerungen sei. Wäre diese Ansicht richtig, so würden wir wahrhaftig lieber für die Wiederaufrichtung der Schlagbäume an der ungarischen Gränze, als für einen Schritt zum Freihandel sein. Wir wollen so wenig das österreichische Kaiserthum zu einem bloßen Ackerbaustaate wie zu einem bloßen Fabrikstaate gemacht sehen; das erste um so weniger, als wir sehr wohl wissen, daß die industrielle Bevölkerung des Reichs vorzugsweise dem *deutschen* Elemente angehört, dem wir aus vielen Gründen ganz gewiß keine Schwächung wünschen. Glaubten wir, daß durch die von uns befürworteten Entschlüsse die industriellen Interessen des Reiches nicht befördert, sondern geschädigt würden, wir würden wahrlich davor zurückbeben, unsere Feder dafür in Bewegung zu setzen. Aber man erinnert sich noch sehr wohl der Zeit, da die englischen Agrikultur-Interessen für die Erhaltung der Korngesetze mit viel größerer Hartnäckigkeit kämpften, als bei uns jetzt auch der eingefleischteste protektionistische Fabrikant für den Schutz seines Industriezweiges aufzubieten fähig ist. Waren nicht die englischen Grundbesitzer zur Zeit des Kampfes über die Korngesetze überzeugt, daß sie mit der Abschaffung zu Grunde gehen müßten — oder stellten sie sich nicht mindestens so? Der Erfolg hat das Gegentheil bewiesen. Die Abschaffung der Korngesetze hat die Revenuen dieser Herren erhöht, statt sie zu vernichten. Während aber so durch die Geschichte bewiesen ist, wie gewaltig selbst erfahrene und intelligente Leute sich über ihren eigenen Vortheil täuschen konnten, treffen nun in England die freihändlerisch gewordenen Agrikulturisten mit den *gleichfalls* freihändlerisch gewordenen Fabrikanten zusammen. Auch diese sind *nichts Anderes als Konvertiten des Freihandels*, so gut *wie unsere Fabrikanten es werden müssen*. Wenn wir der österreichischen Industrie gegenüber den Freihandel befürworten, schreiben und reden wir nach anderen Gesichtspunkten als gewisse hohe Herren, die hier liberal sind, weil sie sich um das Schicksal der Fabrikanten keine grauen Haare wachsen lassen. Wir denken freihändlerisch, weil wir die österreichische Industrie im Verein mit dem österreichischen Landbau und der gesammten österreichischen Volkswirthschaft auf die Stufe gehoben zu sehen wünschen, auf welche sie gelangen muß, um *das Reich aus seiner finanziellen Schwäche zu erlösen und ihm seine volle Machtstellung in der Welt zu sichern*. Bei diesen Ansichten kann uns der Verdacht nicht treffen, daß wir mit unseren bisherigen Aeußerungen den Ungarn einen politischen Schacher haben proponiren oder zumuthen wollen."

England.

Zur Kritik der Sensations-Belletristik.

Die englische Belletristik, besonders die „Sensations-Literatur", ist zu der Ehre gekommen, vom Erzbischof von York angegriffen zu werden. Er stellte sich die Frage: Ist die jetzige Unterhaltungsliteratur gut oder schlecht? und antwortete natürlich als hochkirchlicher Erzbischof: *Sehr schlecht, spottschlecht, unverschämt, gottlos und unmoralisch*. Dies konnte nun allerdings in den Sinn und den Geschmack der Romanleser und des Mudie-Publikums*) übersetzt, heißen: „Vortrefflich, so schön, daß die Hochkirche schon Notiz davon nimmt und sie denunzirt." Aber wir geben zu, daß nicht blos hochkirchlich-erzbischöfliche Seelen von der jetzigen Mode-Belletristik beunruhigt werden und diese auch von anderen Gerichten, z. B. dem der Musen und Grazien, der Aesthetik manchmal ganz, und nur zuweilen nicht unbedingt verurtheilt werden würde.

Der ungeheuere Einfluß, den die jetzige Sensations- oder eigentlich Kriminalitäts-Belletristik auf das Volk ausübt, wurde vom Erzbischof als ungeheuer geschildert, aber doch immer noch bedeutend unterschätzt, da er ebenso wenig, wie das gebildete und Mudie-Leihbibliotheks-Publikum, eine Ahnung von dem „*unbekannten* Publikum" hat, das Collins einmal in den Household-Words schilderte, von den Millionen, welche alle — Jeder und Jede für sich — Penny- und Halb-Penny-Journale kaufen und begierig lesen, von dem Publikum, welches den Absatz des „London-Journal" (illustrirt, 64 Seiten enggedruckt à 1 Penny) bis auf 800,000 in die Höhe trieb, um den Roman: „Woman and her Master" vom Anfang bis zu Ende gierig zu verschlingen.

Das „London-Journal" bietet noch immer ähnliche Waare und wird noch jeden Sonnabend in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt, ebenso eine Menge anderer und vielleicht noch mehr Halb-Penny-Journale, die sogar auch zum Theil illustrirt sind. Sie alle blühen durch fabelhaften Absatz an das „unbekannte Publikum", die Droschkenkutscher, Omnibus-Conducteurs, Fabrikarbeiter beiderlei Geschlechts, Kohlenträger, Fuhrleute, Laufburschen, zwanzig Sorten von Dienstboten, Bettler, Höker und Händler aller Art, jedes Alters und beiderlei Geschlechts, ein Publikum, von welchem der Bischof und die gebildeten Leser, welche die sogenannte Sensations-Belletristik zu Hunderttausenden von Exemplaren — erst in fashionablen Magazinen, wie z. B. jetzt Armadale von Wilkie Collins im Cornhill Magazine oder Sala's „Married beneath him" in „Chambers's Journal" und dann in selbständigen Ausgaben und mehreren Auflagen à 10—50,000 gierig verschlingen, — von welchem weder die Kunden noch die Ankläger dieser Literatur eine Ahnung haben. Dieses Publikum aber umfaßt einige Millionen, das „bekannte" vielleicht nicht viel über eine halbe. Nun wird dieses unbekannte aber viel stärker und übertriebener mit Sensations-Belletristik genährt, mit Verbrechen und deren dunkeln Schleichwegen und Ruchlosigkeiten und der fabelhaft pfiffig hinterherspürenden geheimen und Kriminalpolizei und der endlich unter den unglaublichsten Schwierigkeiten doch endlich siegenden Gerechtigkeit, daß Collins und Miß Braddon

*) Mudie heißt der große Leihbibliothekar Londons und Englands. In seiner Bibliothek finden sich die gelesensten Romane in *Hunderten* von Exemplaren. D. R.

und Mrs. Wood — die Sensations-Helden des bekannten Publikums — sehr unbedeutend und schwach gegen diesen „starken Taback“ und dessen unzählige Kunden erscheinen.

Und wenn nun gar einmal ein wirkliches, unerhörtes „Sensations“-Verbrechen verfolgt und vor Gericht gebracht wird, wie Gregy- und Briggs-Mörder, vermehrt sich die Menge des „unbekannten“ Publikums nicht nur um das bekannte, sondern auch um einige Legionen, die sonst nie lesen. Der Müller-Prozeß in London und die Grothe-Enthüllungen in Berlin setzten die feinsten, anständigsten Damen in Feuer und Flammen, und die beispiellos lüderlich zusammengesudelten Broschüren (mit Abbildungen), die nach den schon sechsfach mehr gelesenen Zeitungen, noch vollständige Berichte gaben, wurden in London wie in Berlin mit rasendem Fanatismus tausendweise gekauft und verschlungen. Die „anständigsten“ Damen hatten sich Tag für Tag zu den schmutzigsten, ekelhaftesten Enthüllungen vor Gericht gedrängt. Vor Krinolinen hatte kein Mann Platz, und sie saßen gespannt und begeistert von dem schönen, wunderschönen „Louis“, täglich 6—7 Stunden lang und wichen und wankten nicht und errötheten nur vor Begeisterung. Eine Professorsfrau (?), die an einem Tage sieben Stunden gestanden und mit der größten Begeisterung zugehört hatte, ließ hernach ihre Schwärmerei über den schönen „Louis“ unverholen und unaufhaltsam gegen mich ausströmen. Sie erregte allerdings meinen höchsten Ekel, den ich noch nicht überwunden habe, obgleich ich kein Bischof bin. Aber was ist zu machen? Die Damen-Begeisterung für Müller in London und den schönen „Louis“ in Berlin war groß, massenhaft, ausdauernd; alles, was aus ihnen herausexaminirt, gegen sie enthüllt ward, ist von feinsten und rohesten Gaumen mit dem wonnigsten Heißhunger verzehrt worden, und wenn morgen ein noch grausenhafterer Mörder entdeckt wird, drängen sie sich wieder mit derselben Gier nach dem himmlischen Manna. Da aber die meisten Menschen lebenslang so langweilig tugendhaft sind, daß sie weder sich noch Andere ermorden und nicht einmal respektabel unerhörte und äußerst schwer zu ermittelnde Verbrechen begehen, muß die brennende, gierige Nachfrage nach unerhörten Bösewichtern und grausigen Mordthätern auf künstliche Weise befriedigt werden, wie dies denn auch in England bei vollständiger Gewerbe- und Handelsfreiheit längst so ziemlich zum allgemeinen Sattfüttern geschieht. In Frankreich hat man's schon früher, nachdem man, glaub' ich, durch Eugen Sue'schen Caviar und dergl. den Appetit künstlich gereizt hatte. Und in Deutschland fehlt's auch nicht, obgleich hier die Sache im Allgemeinen noch ziemlich bescheiden und im Stillen durch Colporteurs und sehr wenige wahrhafte Kriminal-Romane abgemacht wird.

Aber Summa Summarum sehen wir, daß das Uebel viel verbreiteter ist, als sich der englische Erzbischof und die ganze Hochkirche träumen lassen. Es geht in England in jede Tiefe und Breite, wo man lesen kann, ja noch weiter, da Viele, die's nicht können, sich Sonnabends und Sonntags die Fortsetzung vorlesen lassen. Und in Frankreich und Deutschland herrscht ziemlich derselbe Geschmack und Appetit.

Ein Uebel, ein allgemeines, die ganze Civilisation und Aesthetik beherrschendes Uebel! Da kann man's nun allerdings frommen und großen Kirchenlichtern nicht verdenken, wenn sie dagegen etwas eifern. Es war nicht viel Feuer dahinter, und die Andern schwiegen ganz. Sie werden wohl fühlen, daß das Pauken und Moralisiren dagegen nichts hilft, vielleicht auch, daß der allgemein verbreitete, befriedigte und doch nicht zu sättigende Appetit nicht so gottlos ist, als Einer der Kirche wegen sich gewissermaßen einbilden muß.

Zunächst ist es eine ausgemachte Sache, daß die unmoralische, namentlich die berüchtigte Holywellstreet-Literatur nicht von der großen Masse des Publikums, welche Sensations-Literatur verschlingt, begünstigt wird, sondern meist von fashionablen, abgelebten Müßiggängern. Unmoralische Literatur findet in England überhaupt kein Publikum. Auch in dem krassesten Verbrecher-Roman muß die Tugend endlich siegen, wie dies auch durchweg in jedem echten „Sensations“-Gemälde geschieht. Was man dieser Literatur vorwirft, läuft darauf hinaus: Sie prägt keine Sittlichkeit ein und aus, sie belehrt nicht, sie schildert unmögliche Menschen und Handlungen und geht meist blos darauf aus, möglichst schwere, möglichst scheußliche, möglichst unentdeckbare Verbrechen zu erfinden und sie durch ein Paar Bände hindurch gegen Gesetz und Gerechtigkeit zu verherrlichen.

Die Ankläger dieser Belletristik führen meist mit besonderem Triumph an, daß Curvoisier gestanden habe, die Idee, den Lord William Russell zu ermorden, sei ihm zuerst durch die Lektüre des „Jack Sheppard“ von H. Ainsworth eingegeben worden. Wenn das wahr ist, so ist dies just ebenfalls ein Beweis gegen ihren Beweis, da die Moral in Jack Sheppard keine andere ist, als: Auch der genialste, kühnste und pfiffigste Verbrecher kommt zuletzt an den Galgen. Außerdem sieht man aus den neuen Sensations-Romanen, daß die geschilderten Verbrechen fast niemals populär sind oder überhaupt im Bereiche der großen Lesermasse liegen. Die Fälschung eines Testaments, die Unterschiebung eines falschen Erben, Vergiftung eines reichen Onkels, Einsperrung der reichen Frau in ein Irrenhaus, um über ihr Geld verfügen zu können — diese Art von Verbrechen, wie sie in der Sensations-Belletristik beliebt sind, setzen Lebensverhältnisse voraus, in denen sich die Millionen Leser nicht befinden.

Weiber durchprügeln, Taschendiebstahl, Trunkenheit an Bier- und Gin-Barren, diese und ähnliche populäre Laster und Verbrechen sind von der Sensations-Belletristik ausgeschlossen. Schilderung dieses schmutzigen Allnachtslebens hat keinen Reiz für die Menge. Die tugendhaftige Putzmacherin, welche den Versuchungskünsten des Don Juan von Baronet so heldenmüthig widersteht, muß entweder den Tod hochsentimentaler Schönheit sterben, oder endlich als die verlorene oder bei Seite geschaffte Tochter des Lords zu höchsten Ehren kommen. Die Sensations-Belletristik erfüllt den Zweck der Poesie, den Leser in eine imaginäre, ideale Welt zu versetzen, im höchsten Grade. Freilich muß es sich dabei auch immer um unerhörte Verbrechen drehen. Und Verbrechen, wirkliche oder erdichtete, Lady Audleys Geheimniß oder Müller und Grothe erregen und ziehen Publikum aller Klassen und Bildungsgrade mehr als je, mehr als die pikantesten Skandale des Ehescheidungsgerichts, z. B. neuerdings „Admiral Codrington versus Lady Codrington“ und ihre beiden Offiziere.

Die ehemalige naiv-gräfliche Mordthaten-Poesie auf Jahrmärkten mit Abbildungen, Lied und Leierkasten (das Lied und die Beschreibung einen Groschen) mit einer Moral dahinter:

„Drum merk dir, liebes Publikum:
Bring keine kleinen Kinder um!“

ist jetzt fashionabel geworden und hat auch hohe Titel angenommen und Glaceehandschuhe angezogen. Sensations-Belletristik ist nicht nur in England, sondern auch bei uns Lieblingsfutter geworden. Vielleicht hat's einen tieferen Grund, den ich

schon früher bei einer ähnlichen Gelegenheit angedeutet habe. Vielleicht liegt's in unserem gebrochenen sittlichen Bewußtsein, das für den Verbrecher immer „unbewußt" eine halbe Entschuldigung in den jetzigen Staats- und Lebensverhältnissen findet, so daß er leicht eine tragische Bedeutung gewinnt, die uns im „Trauerspiele" für den ebenfalls an einer Schuld zu Grunde gehenden Helden Thränen entlockt, uns erschüttert und erhebt.

Der gemeine Verbrecher kann allerdings selten mit solcher Poesie aufwarten, aber es könnte doch bei der Untersuchung etwas derart zu Tage kommen und er wohl gar freigesprochen werden. Ich glaube, darin liegt der Reiz, dem alle Verbrecher, wirkliche und imaginäre, ihre große Popularität verdanken.

Und nun einen Blick auf die neuesten Produkte der englischen Sensations-Belletristik: Da ist zunächst die lange, hagere, mehr knochige als weiblich-rundliche sogenannte Königin derselben wieder mit ihrer gewaltigen Nase, Miß M. E. Braddon, die behauptet, diesmal in ihrer „Doktors-Frau"*) keinen Sensations-Roman geliefert zu haben. Insofern sie sich diesmal mehr Situation, Psychologie, Leidenschaft, als Handlung und zwar verbrecherische und deren Verfolgung zur Aufgabe gemacht hat, mag sie Recht haben, aber der Geist ist derselbe. Es handelt und dreht sich auch um ein Verbrechen, nur daß es nicht grober Mord oder nur begangenes Verbrechen ist. Die Frau Doktorin wandelt meist auf einer Gränze verbotener, platonischer Liebe entlang, die alle Augenblicke von dieser Gränzlinie abweichen kann, so gefährlich und schmal ist ihr ehetreuer Tugendpfad, den sie sich mit allen möglichen verbotenen Blumen der Liebe ausschmückt.

Es ist eigentlich ein französischer Roman, frei in den englischen Geschmack übertragen, nämlich Flaubert's „Madame Bovary", die an einen prosaisch-praktischen, kleinstädtischen Arzt verheiratet in dem trockenen Manne keine Nahrung für ihre phantastische Liebessehnsucht findet und deshalb ein untreues Weib wird. Die Meisterschaft dieses Romans besteht in der detaillirten Ausmalung der unendlichen Masse kleiner Strafen, welche der Untreuen im Konflikte mit den Sitten- und gesellschaftlichen Gesetzen folgen und zusammen eine unerträglich große Strafe ausmachen, die endlich zum sittlichen Tode und dann zum Selbstmord führt.

Des Doktors Frau von Miß Braddon ist bis zu dem Punkte wirklichen Ehebruchs genau Madame Bovary; aber die Engländerin schwärmt für ihren gottlosen Prinzen in platonischer Poesie und innerhalb dieser Gränzen, so zu sagen, mit gutem Gewissen und wird für ihren fortgesetzten moralischen Ehebruch nicht bestraft. Sie plaudert mit dem Geliebten und denkt, es sei wohl nicht ganz recht, ihrem Manne gegenüber; aber dessen Bild wich immer mehr zurück. — „Gehorchte sie nicht noch immer seinem Geheiß? Saß sie nicht immer noch ihm gegenüber bei Tische, schenkte ihm beim Frühstück Thee ein und half ihm den Ueberrock anziehen, ehe er ausging? Konnte sie jetzt mehr für ihn thun? Nein, hatte er doch alle zärtlichere Aufmerksamkeit selbst abgewiesen. Einmal hatte sie im überfließenden Pflichtgefühl seinen Hut gebürstet, aber gegen die Richtung der Fasern, und sich dadurch einen Tadel zugezogen. (Schöner Grund für platonische Liebe zu einem Andern). Sie hatte versucht, ihm Gedichte vorzulesen, aber nur einem Gähnenden. (Selbst Einschlafen dabei war noch zu entschuldigen.) Sie hatte Blumen auf seinen Schreibtisch gesetzt, aber das war ihm auch nicht recht gewesen, weil die duftigen Blumen Kohlensäure entwickeln könnten. Was hätte man nun für einen solchen Ehemann thun können? Die zarten, poetischen Entzückungen, die dichterischen Gefühle, die dunkeln Ahnungen, welche sie dem Geliebten enthüllte, würden dem Manne unverständlicher gewesen sein als semitische Sprachen. Warum sollte sie nicht ihr besseres Selbst Dem widmen, der ihr gefiel? Bei Pflichterfüllung gegen Othello durfte sie dem Cassius alle Poesie ihrer Seele widmen, welche der praktische Ehemann und Mohr verachtet und abgewiesen haben würde."

Bigamie wird in England sehr schwer bestraft, aber nur faktische und in aller Form vollzogene; die Art von Bigamie, welche Miß Braddon in der angedeuteten Weise schildert, passirt unangefochten vom Gesetz. Die Kritik freilich und das sittliche Gefühl finden mancherlei daran auszusetzen. Jedenfalls darf man der Sensations-Belletristik mit ihrer Virtuosität, schwere Verbrechen zu erfinden und zu verfolgen, und daraus aufregende, spannende Geschichten zu machen, im Vergleich zu dieser Philosophie und Platonik der Frau Doktorin einen sittlichen Einfluß zuerkennen, obgleich es in der Poesie nicht wesentlich darauf ankommt. Eine Frau in der Lage dieser Mrs. Chilbert, wie sie heißt, kann poetisch sehr wohl berechtigt sein, noch mit und für einen Cassius zu schwärmen, aber dann muß man es, glaub' ich, ganz anders machen und motiviren, wie Miß Braddon, die allerdings mit ziemlichem Geschick zu vermeiden wußte, ihre Heldin geradezu verächtlich zu machen, jedoch ohne daß es ihr gelang, sie vor einem Mittelding von Lächerlichkeit und Geringschätzung zu bewahren. Leidenschaft, besonders erotische, gelingt den englischen Dichtern und Romanschreibern immer ziemlich schlecht. Miß Braddon sagt, sie habe in ihrer Frau Doktorin keinen Sensations-Roman liefern wollen. Sie hat nur Recht dem Worte nach, da sie in der That mehr Sensation damit erregt zu haben scheint, als mit ihren früheren Produkten, mehr Sensation, insofern sie ziemlich stark durch Indignation geschwellt wird.

Ueberhaupt ist's wohl aus mit ihrem Königthume in diesem Gebiete. Viele wollten schon früher nichts davon wissen und meinten, dieser Thron gehöre, wenn er einmal weiblich besetzt werden solle, der würdigeren, fleißigeren, geschickteren Mrs. Henry Wood.

Diese ist in England und Amerika und allen englischen Kolonien eine der gelesensten und hat von fast jeder Sorte der Kriminal-Belletristik gute Waare geliefert. Sie gilt sogar in der Detectiv- oder geheimpolizeilichen Ausspürungs-Virtuosität für genialer, wenigstens geschickter, als selbst Collins. Auch war sie gleich durch ihren ersten Roman „East Lynne" eine Größe, da der Mord, um den es sich handelte, ungemein schwierig zu ermitteln und zu erklären, der Mörder in den beiden ersten Bänden noch gar nicht zu rathen war. Dasselbe Kunststück wiederholte sie in „Verners Pride", aber natürlich in ganz neuen Formen und Verwickelungen. Es gelang ihr im neuesten Romane „Lord Oakburn's Daughters" zum dritten Male, ohne daß man ihr Wiederholung oder sonst bekannte Schablonirung vorwerfen kann.

Außer Mord gab es in einem andern Produkte ihrer Feder, auf dessen Titel ich mich jetzt nicht besinnen kann, Bigamie auszuspioniren und vor Gericht ans Licht zu bringen. Da nun auch geniale Unterschlagung fremder Gelder sehr schön zum Verstecken, Bemänteln, Ausreißen, Verfolgen und endlichen Ertappen geeignet ist, machte Mrs. Wood dieses sehr geistreiche

*) The Doctor's Wife. By M. E. Braddon. London: Maxwell and W.; Leipzig: Denike.

und zum Großartigsten ausgebildete Verbrechen (es handelte sich vor einigen Jahren mehrmals wirklich um Hunderttausende) zum Pathos zweier Romane: „The Channings“ und „The Shadow of Ashlydyat“. Man weiß, was sie außerdem noch für Verdienste hat. Ich erinnere mich nur im Allgemeinen, daß sie auch wegen anderer Romane, die ich nicht gelesen und deren Titel ich vergessen habe, bei Mudie bedeutendes Gedränge verursachte.

Freilich, wie man Papier-Vatermörder nur einmal tragen kann, wird auch Niemand im Stande sein, einen Roman von Mrs. Wood zum zweiten Male zu lesen. Man wird mit Recht sagen, daß diese Vorzüge auch gern den meisten anderen belletristischen Dreibändern eingeräumt werden; aber Dickens wird vielfach desto schöner, je öfter man ihn liest. Auch bei Thackeray findet man zwei-, dreimal immer wieder neue Schönheiten. Selbst Collins und Miß Braddon bieten zuweilen einen Ruhepunkt, eine Oase während der Hetzjagd durch die Geschichte und Verwickelung hindurch, eine brillante Stelle von Charakteristik, Schilderung, psychologischer Betrachtung oder Section u. drgl. Mrs. Wood ist ganz frei von solchen Schwächen. Sie ver- und entwickelt ihre Geschichte mit großer Meisterschaft und Spannung und so, daß man nicht so leicht etwas vorher errathen kann (die Kardinaltugend aller modernen Leihbibliotheks-Romane) und läßt dem Leser oder ihrem kriminalpolizeilichen Pegasus nicht so viel Ruhe, um nur einmal Wasser zu saufen. Menschen, mit denen sie zu thun hat, sind ihr ganz Nebensache. Sie sprechen und tanzen und benehmen sich wie lauter gebildete Menschen in feiner Abendgesellschaft, damit ja nicht etwa Einer oder der Andere durch irgend eine Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit von der Erzählung ablenke.

Selbst die Hauptsache, die Andere dafür ansehen und danach behandeln würden, ist ihr Nebensache. So mordet der Bösewicht in „Lord Oakburns Daughters“ ohne eigentliche Motivirung und auf eine ziemlich alberne Weise. Es kam ihr nicht darauf an, die Motive des Mords zu veranschaulichen, sondern darauf, ihn überhaupt zu haben, um ihn dann zu verstricken und die Detectives auf allen möglichen Irr- und Umwegen hinterher zu hetzen. Und darin ist sie Meisterin, keine Frage.

Ihre Schwäche in Charakterschilderung scheint sie so sehr gefühlt zu haben, daß sie zuletzt just in Lord Oakburn versuchte, zu zeigen, daß sie auch darin etwas leisten könne. Sie macht ihn zum Tyrannen, der mit gemeinen Redensarten um sich wirft und sich ziemlich kommun verheiratet. Das sieht aus, wie ein origineller Charakter, aber wenn wir ihn endlich als salbungsvoll überfließenden frommen Christen sterben sehen, begreifen wir gar nicht, wo das alles herkommen soll, und sagen: Das ist eben die Schwäche der Verfasserin, daß sie keine Charaktere schildern kann.

Ich weiß nicht, was noch für Sensations-Belletristik aufgetaucht sein mag. Die Zahl belletristischer Neuigkeiten in Bänden ist ziemlich groß, und da die meisten die Mode mitzumachen suchen, kann man nicht wissen, was für ein Mord, eine Fälschung, eine Unterschlagung, eine Bigamie in Collins-, Braddon-, Wood'scher Manier gelungen sein mag, bis sich's durch allgemeines Geschrei: „große Sensation“ endlich herausstellt.

Wir haben das ernste Thema des Erzbischofs en bagatelle behandelt, da es uns zum Ernste zu leicht und eintagsfliegig, zum Spaße aber auch wieder zu schwer und massenhaft erscheint. Im Ganzen lassen wir's gelten, wie alles, was sich durch bedeutende Nachfrage als Bedürfniß der Zeit herausstellt. Wir erkennen auch hier die beiden Factoren des Verkehrs und der Kultur an: Angebot und Nachfrage. Man kann die eine Macht nicht beschuldigen, ohne auch die andere anzuklagen. Wollten wir aber gar beide verdammen, könnten wir uns nur gleich Alle verurtheilen lassen.

H. B.

Nord-Amerika.

Amerikanische Essays.

II.

Die Bücher-Fabrikation.

Die größte Bibliothek der Welt, die Bibliothèque Impériale in Paris (sie war gleich dem wechselvollen Throne Frankreichs hintereinander Royale, Nationale und Impériale) enthält nahezu eine Million Bücher, die gesammelten Früchte aller Zeiten. Nehmen wir ein Durchschnittsbuch dieser Sammlung an und untersuchen wir einmal, was für einen Theil menschlicher Arbeit dasselbe zu vertreten hat, was für ein Kapital zu seiner eigentlichen Produktion verbraucht worden und welchen Tribut an Zeit und Mühe es alljährlich beansprucht. Betrachten wir die Bücher als intellektuelle Besitzthümer und fragen wir dann, was es der Menschheit kostet, ein Durchschnittsbuch zu schaffen und zu erhalten, welche Menge von Geldmitteln in der Pariser Bibliothek aufgegangen sind, welche Vergeudung menschlicher Zeit, die doch nur eine Spanne ist, wie menschliche Gedanken, die heilig zu halten und nicht sorglos wegzuwerfen sind, sie zu verantworten hat! Die Untersuchung ist sehr schwierig; denn es giebt Bücher, die eine Lebenszeit gekostet, die das Herz gebrochen haben, und leichte Produkte der Muße einer Woche. Das Märtyrerthum des Denkers, der den Geist einer Nation wachgerufen, stempelt die Einen; Andere sind Kinder der Freude und haben ein Lächeln zum ewigen Erbtheil. Während manche Bücher kaum den leisesten momentanen Einfluß auf irgend eine menschliche Angelegenheit ausüben, haben andere Jahrhunderte lang ganzen Gebieten menschlicher Thätigkeit Stoff und Nahrung gegeben. Tausende lassen ihre Werke drucken und sind vergessen, ehe sie sterben; Spinoza ist erst nach seinem Tode veröffentlicht worden und noch heut nicht völlig verstanden.

Betrachten wir einmal den Büchermacher von Profession, von dem Moment an, wo er auf eigenen Füßen steht. Das Alphabet ist der erste Plagegeist, der ihm die riesige Aufgabe, seine Muttersprache lesen und schreiben zu lernen, eröffnet. Die Erfahrung lehrt, daß dies Wunder des Gedächtnisses und kombinirender Vernunft im Allgemeinen mit dem achten Lebensjahre vollendet ist. Nun muß er sich in den Strudel der Sprachen, Wissenschaften und Künste stürzen, mit der Mappe unterm Arm, mit bleichen Wangen in die Schulen wandern, ein Eremit und Ascetiker der Religion des Cadmus. Endlich im 20. Lebensjahre verläßt er die Universität, doch nicht etwa als Meister, sondern als Lehrling, der erst die Elemente seiner Wissenschaft überwunden hat und erst mit den Bedingungen zur Autorschaft ausgerüstet ist. Nun liegt die Aufgabe vor ihm, sein Glück in der Literatur zu machen; er ist in die mystische Verbrüderung der Schreibenden und Lesenden getreten, doch die speziellen Studien und Erfahrungen, die ihn zu etwas Besonderem befähigen, stehen ihm noch bevor. Er ist glücklich zu nennen, wenn er mit 30 Jahren sein erstes Buch vollendet hat. Schriftsteller haben die kürzeste Lebenszeit unter den Menschen, durchschnittlich werden sie nicht älter als 50 Jahre. Unser Bücherfabrikant hat also nun noch 20 Jahre vor sich, und wenn er alle 5 Jahre ein Werk produzirt — was sehr gut gerechnet ist —

so bringt er's im Ganzen auf 5 Bücher. Daraus folgt also, daß ein Durchschnittsbuch 10 Jahre des menschlichen Lebens kostet. Und doch sind diese 10 Jahre nur die bloße Vorarbeit, die erst durch eine Armee von Druckern, Verkäufern und Bibliothekaren in Umlauf gesetzt werden muß. Welch anderes Institut der Welt ist also der Bibliothèque Impériale vergleichbar, deren Inhalt 10 Millionen Jahre des Fleißes geweiht worden sind.

Gäbe es auch gar kein anderes Mittel, die tief begründete Verkehrtheit und Abgeschmacktheit der Schriftstellerei zu beweisen, so lehrt die Natur selbst uns schon, wie wenig sie in ihrem Plan liegt. Niemand ist zum Schriftsteller geboren; die Schreibekunst, so allgemein sie ist, muß fast immer durch ein Märtyrerthum der Jugend erkauft werden. Wäre es wirklich höhere Bestimmung, daß ein so ansehnlicher Theil des Menschengeschlechts die Kunst des Bücherschreibens ausüben sollte, so würde die weise, ökonomische Gottheit dasselbe gewiß mit angebornem Sprachgenie, allgemeinen Kenntnissen und Schreibfertigkeit ausgestattet haben. Diese mühsam errungenen Eigenschaften würden, wie die Sinne, uns eigenthümlich sein und ungepflegt blühen und wachsen wie Glaube und Gewissen, und die alphabetische Tortur der Kindheit, wie die akademischen Tiefen philologischer Verzweiflung, wären uns erspart worden. Zwanzig Jahre der kurzen Lebensspanne blieben dem Menschen erhalten, wenn die durch so schwere Opfer erkauften Fertigkeiten auf dem ursprünglichen Programme der Schöpfung verzeichnet ständen. Oder hätte Gott der Literatur solchen Werth beigemessen wie wir, so würde er das ganze Weltall in irgend ein Buch niedergeschrieben haben, anstatt es durch unendlichen Raum und Ewigkeit als eine wirkliche, konkrete, ungeschriebene Schöpfung zu entfalten. Der Gottesgeist würde sich in Bibliotheken und nicht in der Natur offenbaren, und der Mensch selbst nur in Abhandlungen über die Säugethiere existiren. Möglicherweise wäre dann selbst eine verantwortliche Schöpfung denkbar, in der jeder Buchstabe zum lebenden und denkenden Träger einer sittlichen Idee würde, um auf diese Weise den göttlichen Willen auszudrücken, wie wir Menschen ihn jetzt ausarbeiten sollen. Wem eine solche Schöpfung schauerlich erscheint, wem sie eine trostlose Oede, im Vergleich mit dem oceanartig fluthenden wirklichen Leben dünkt, der erinnere sich, wie oft irdische Schriftsteller die lebende Wirklichkeit, alle persönlichen Sympathieen und Freuden aufgegeben haben, um nur mit Büchern zu verkehren, wie ihre Geister sich freiwillig von den menschlichen Gefährten entfernten. Er denke an Tasso und Southey, und wenn er selbst ein bewundertes Buch geschrieben, dann erinnere er sich an den Kaufpreis. Sollen wir da zögern, einen Typus des Lebens, den wir hier unten bewundern, in den Himmel zu verlegen? Aber nein, Gott, der seine Gedanken durch die That, nicht durch die Schrift offenbart hat, er hat auch wohl den Menschen dazu bestimmt, ein Gleiches zu thun.

Gehen wir jedoch weiter in unserer Untersuchung. Die aufgezählten ursprünglichen Kosten der Bibliothèque Impériale sind erst das kleinste Item in unserm Budget bei der Lebensgeschichte des Buches, das noch eine unendliche Menge von Kräften erfordert. Die Buchdruckerkunst muß ihm nun erst Gestaltung geben, der Handel es verbreiten und das Heer der Kritiker es der Welt ankündigen. Generation auf Generation opfert ihm ihre Tage und Nächte, und sein Echo klingt ununterbrochen in der unendlichen Reihe ihm folgender Schriften wieder. Derselbe Prozeß wiederholt sich bei jeder neuen Auflage, und so geht es fort und fort. Die Geschichte des Buchs offenbart sich im Märtyrerthum des Fleisches, in rastlosen Kämpfen, seltsamen Erfahrungen, Enttäuschungen und Triumphen, im Schein mitternächtlicher Lampen in hohlen Augen, in Kummer, Noth, Verzweiflung und Wahnsinn. Und Bücher, die in Thränen entstanden, werden zur Belustigung gelesen, und leicht hingeschriebene Worte geben jetzt den Geschichtsschreibern und Antiquaren Stoff zu ihren weitgehenden Studien. Käme ein alter Aegypter, der einst im alten Hierapolis seine Gedanken auf Papyrus verewigte, zurück auf diese Erde, um zu sehen, was aus seiner aufgezeichneten Gedankensaat geworden sei, so würde er staunend wahrnehmen, daß sie unausgesetzt seitdem die ganze Menschheit überwuchert habe. Bei einem Rundgang durch die Bibliothek würde er ein Zimmer allein mit Kommentaren und Diskussionen über ihren Ursprung angefüllt sehen. Staunend würde er bemerken, wie seine Worte durch die Griechen modificirt und in verschiedenen Werken reproducirt, dann durch das Christenthum verdrängt und in neuer Gestalt in den Theurgieen von Alexandria aufgetaucht sind, wie die christliche Legendenzeit und Gläubigkeit des Mittelalters einen Anklang daran bewahrte und sie beim Wiedererwachen der Wissenschaften im Hintergrund blieben, bis die Gelehrten, als der moderne Handel den Osten eröffnete, allmählich entdeckten, daß noch hinter den klassischen Völkern Wunder liegen; endlich würde er sehen, wie moderne Untersuchung, vergleichende, auf die Wurzel zurückgehende Sprachforschung, geologische Daten und ethnologische Winke alle späteren unrechtmäßigen Ansprüche auf die Originalproduktion seiner Gedanken vernichtet haben, und auch die Aufzeichnung dieser langen Geschichte würde er in der Bibliothek rings umher finden.

Das ist die Geschichte des Gedankens in Büchern. Sehen wir einmal, was ohne die Bücher aus ihm geworden wäre, wenn er, in die Fibern der Seele geschrieben, in ewiger Vernunft lebte, statt auf Papier verzeichnet, in das Reich todter Dinge eingereiht zu werden. Der Gedanke, der des Menschen innere Seele durchdrang, würde in jedem Glied, in jeder Bewegung seines Körpers sichtbar sein. Diese belebte und belebende Persönlichkeit hätte ihren Einfluß auf Andere erstreckt und dadurch einen ewigen Kreislauf von Gedankenströmen angebahnt, deren Geschichte in der massiven Architektur und tastenden Wissenschaft Aegyptens, in den eleganten Formen des Gottesdienstes, der Institutionen, des Lebens der Griechen, in dem kriegerischen und systematischen Genie Roms, dem geistlichen Leben des Mittelalters, dem politischen und wissenschaftlichen Ehrgeiz der Neuzeit zu verfolgen wäre. Die Wirkungen der Idee sind stets chemisch, nie mechanisch gewesen; sie hat kein Leben im Buchstaben, sondern im Geiste. Nie auf die Erde fallend, wäre sie wie ein Federball in geistigen Regionen durch die Dynamik der Seele schwebend erhalten worden. Der Seele, dem einzigen unsterblichen, daher zu ihrer Aufnahme allein geeigneten Platz, ist sie eingepflanzt worden, um durch die Sprache der Augen, der Wangen, des Mundes, des Wesens, nicht aber durch todte, unsymbolische Buchstaben in Umlauf gesetzt zu werden. Der Mensch, den man auf der Straße trifft, müßte, als Produkt aller Einflüsse und Ideen seit Erschaffung der Welt, dieselben in seiner geringsten Handlung lebendig zeigen. Alle Endresultate der Zeit würden nicht durch Bücher, sondern durch die Eindrücke des täglichen Lebens zu uns gelangen. Alles Unwürdige würde über Bord geworfen, alle an die Archäologen verschwendete Zeit gespart werden, denn von der Vergangenheit bliebe nur ihr Einfluß auf die unmittelbare Gegenwart, von allem Gebräue der Geschichte nur der rein menschliche Extrakt übrig. Jemand hat gesagt, die ganze neuere Literatur sei nur ein ungeheures Plagiat der vorangegangenen. Wozu diese

müheвolle Wiederholung des früher Gesagten, wenn alles Gute desselben im beflügelten und wachsenden Menschengeist fortlebt?

Wie die Welt fortbesteht, so wächst auch die Menge der Bücher; sie vermehren sich, wie das Menschengeschlecht, doch dem Menschengeschlecht unähnlich, haben sie materielle Unsterblichkeit auf dieser Erde.

Die fossilen Bücher haben im Gegensatz zu den fossilen Pflanzen eine wunderbare Reproduktionskraft. Jedes neue Jahr hinterläßt dem folgenden nicht nur ein neues, sondern ein größeres Erbtheil als das vorige. Was soll schließlich daraus werden? Wenn England allein in den letzten 40 Jahren 10,000 Bände belletristischer Literatur, darunter 3000 neue Novellen, produzirt hat, wie viel Bücher aller Art hat die ganze Christenheit in derselben Periode zu verantworten? Wenn das britische Museum sich die Aufgabe stellt, von jedem publizirten Werk ein Exemplar zu besitzen, wie lange wird die kleine Welt ausreichen, die all' das zukünftige Geschreibsel aufnehmen soll? Gegenwärtig betragen alle Sammlungen des Museums nur vierzig Morgen Landes von durchschnittlich zweihundert Fuß in der Höhe. Aber selbst diese bescheidenen Umrisse beschreiben einen Raum, der bei geometrischer Zunahme in der kürzesten aller geologischen Perioden eine größere Eroberung des Erdgebiets nöthig machen würde, als je Feuer oder Wasser vollzogen haben. Aber selbst angenommen, dies Hinderniß wäre beseitigt, wo ist der Mensch, und wären seine Jahre 3×60 und 10, der Alle zu lesen im Stande ist? Die grüne Erde würde zur Bücherwildniß und der Priester und Dollmetscher der Natur in einen Bücherwurm verwandelt werden. Doch halten wir auch diese Unmöglichkeit für möglich, halten wir den Geist dieser Anstrengung fähig, so finden sich andere Schwierigkeiten, andere Gränzen, die die Literatur nicht überschreiten kann. Diese Gränzen bildet das Alphabet selbst. Es giebt nur eine gewisse Anzahl Buchstaben, diese sind wieder nur einer gewissen Anzahl von Kombinationen zu Worten fähig, und diese Worte können wieder nur eine gewisse Menge von Zusammenstellungen erfahren. Sind nun alle diese Möglichkeiten erschöpft, so folgt daraus die Unmöglichkeit, irgend etwas Neues zu sagen oder zu schreiben. Auszüge machen wird dann schreiben heißen, sprechen wird man nur in Citaten. Jedenfalls wäre das aber ein gebesserter Zustand; denn während jetzt viel geschrieben wird ohne Nachdenken, würde dann gedacht und nicht geschrieben werden. Man würde dann, wie jetzt, genöthigt sein, seine Entschlüsse hin und her zu überlegen, aber auch schon im Voraus ein Urtheil über die Richtigkeit derselben aufgeschrieben finden. Denker würden ihre Ideen schon in bestmöglichster Weise ausgedrückt und alle Argumente zu ihren Gunsten schon niedergelegt sehen. Wem das unwahrscheinlich dünkt, der bedenke Alles, was täglich im Druck erscheint und was in einigen Jahrhunderten noch zu erreichen ist, wie also in einer sehr denkbaren Spanne Zeit die Möglichkeiten zweier Alphabete erschöpft sein müssen. Es mag im Plane der Vorsehung liegen, durch die jetzt herrschende Schreibewuth die ganze menschliche Sprache in allen ihren möglichen Combinationen aufschreiben zu lassen. Die Erde ist noch nicht zur Hälfte erforscht, ihre Kultivation und Entwickelung hat kaum begonnen; welcher Segen wird es dereinst für das Menschengeschlecht sein, wenn endlich seine beiden Todfeinde, die Natur und das Alphabet, gründlich und für immer besiegt sind!

Das nothwendige Ende aller Literatur kann auch noch in anderer Weise veranschaulicht werden. Ein englischer Mathematiker glaubte einmal, die Menge der Ideen, deren der menschliche Geist fähig ist, mit gewissenhafter Genauigkeit auf die Zahl 3,155,760,000 feststellen zu können (Niemand hat ihm bis jetzt widersprochen). Wenn wir nun selbst nach unserer jetzigen Praxis jeder einzelnen Idee, statt Eines Wortes, wie es vernünftig scheint, eine Million Worte bewilligten, so würden doch schließlich alle möglichen Kombinationen von Worten und Ideen erschöpft sein. Alle möglichen Ideen könnten dann für alle möglichen Menschen in jeder möglichen Form je nach Verlangen aufgetischt und die Köche dann für immer entlassen werden.

Italien.

Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats.

I.

Der Status causae.

Die Konvention mit Frankreich in Betreff der in zwei Jahren stattfindenden Räumung Roms durch die Franzosen ist seitens des italiänischen Parlaments genehmigt worden. Man war der Zustimmung des Parlaments sicher, aber daß dieselbe mit so bedeutender Majorität erfolgt ist, das hat selbst die Freunde Italiens überrascht. Man hatte auf eine zahlreichere Menge Exaltados und auf größeren Partikularismus der Neapolitaner in Betreff der neuen Hauptstadt gerechnet. Daß man sich in dieser Rechnung getäuscht hat, muß vor Allem in Rom beunruhigen. Wir wollen nicht prophezeien, wir wissen nicht, ob die Tage des Kirchenstaats gezählt sind, aber das wagen wir zu behaupten: wenn er weiter fortbestehen soll, wird er sich eingehenden Reformen nicht mehr entziehen können.

Die Beurtheilung der Nothwendigkeit dieser Reformen hängt wesentlich von der Kenntniß der gegenwärtigen Zustände ab, und wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir nach einer Abhandlung von Paul Boiteau*) die administrativen und statistischen Verhältnisse des Kirchenstaats kurz besprechen.

Als nach dem Falle Napoleons Pius VII. wieder Besitz von seinen Staaten nahm, richtete er die päpstliche Gewalt nach dem alten Muster wieder ein, und der Kardinal Consalvi, der Chef seiner Regierung, bemühte sich, jene Gewalt noch unabhängiger zu machen, indem er den Einfluß des heiligen Kollegiums minderte, des Kollegiums, das sich noch im achtzehnten Jahrhundert als mitberechtigt zur Souveränetät betrachtete. Aber so viele Mühe er sich auch gab, den Purpur nur an Männer ohne großes Talent und ohne Charakter zu verleihen: die Kardinäle verstanden sich doch nicht dazu, ihren aristokratischen Einfluß von der nominellen Spitze des Staats absorbiren zu lassen; und andererseits vergaßen auch die Römer nicht die Lehren der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution hinterlassen hatte.

Lange verhindert durch die österreichischen Truppen, platzte endlich nach der Julirevolution 1830 der Aufruhr los. Die fünf Großmächte erklärten selbst in einem Memorandum vom 10. Mai 1831, daß der Kirchenstaat dringend der Reform bedürfe, daß namentlich die Verwaltung säkularisirt und die Gerichte ganz anders zusammengesetzt werden müßten. Indeß in Rom blieb Alles beim Alten.

Im Jahre 1846, als überall der Geist der Befreiung sich regte, erklärte der neue Papst Pius IX., daß er Italien helfen

*) Dictionnaire général de la politique, par Maurice Block. Livr. XIII. Paris, O. Lorenz, 1864.

würde. Indeß seine Reformvorschläge vom Mai und vom Dezember 1847 genügten nicht; am 14. März 1848 verkündigte er ein Fundamental-Statut, welches seine Regierung umwandelte in eine konstitutionelle Monarchie mit zwei Kammern. Der erste der 69 Artikel dieses Statuts erklärt übrigens, daß neben den neuen Gewalten das heilige Kollegium als untrennbarer Beirath des Papstes bestehen bleibe.

Man weiß, welche Ziele damals der Bewegungspartei vorschwebten: am 9. Februar erklären 143 Stimmen gegen 5 in der konstituirenden römischen Versammlung die Absetzung des Papstes als weltlicher Souverän, und in der Konstitution des neuen republikanischen Staats findet sich nur Ein Artikel, in dem vom Papstthum die Rede ist: „Das Oberhaupt der katholischen Kirche wird von der Republik alle Garantien erhalten, welche für die unabhängige Ausübung seiner geistlichen Macht nothwendig sind."

Die Trennung beider Gewalten wäre unzweifelhaft eine definitive gewesen, hätte nicht Frankreich intervenirt. Am 12. April 1850 führten französische Truppen den Papst in den Vatikan zurück. Am 17. Juli 1849 hatte sich eine Kommission von drei Kardinälen in Rom eingefunden; am 12. September 1849 hatte ein päpstliches Manifest die Einrichtung eines Staatsraths verkündigt, sowie die Niedersetzung einer Consulta für die Finanzen, die Bestätigung der eingerichteten Provinzial-Räthe und der munizipalen Freiheiten und die Niedersetzung einer Kommission, welche die Reform der Justizverwaltung berathen sollte. Indeß Jeder glaubte, diese Versprechungen seien nur mit Rücksicht auf die Franzosen gemacht, und es verging auch eine lange Zeit, ohne daß man Anstalten traf, das Versprochene auszuführen.

Am 10. September 1850 erschien das Edikt des Staats-Sekretärs, Kardinals Antonelli, welches die Regierung organisirte: die Bestimmungen dieses Edikts sind die heute gültigen.

Nach diesem Edikt wurden zunächst fünf Ministerien geschaffen: Inneres, Justiz, Finanzen, Krieg und Handel, letzteres begreift in sich Ackerbau, Industrie, schöne Künste und öffentliche Arbeiten. Außerdem ist dem Papst das Recht vorbehalten, Minister ohne Portefeuille zu ernennen. Zum ersten Mal wurde kein Kardinal, sondern ein Prälat mit einem Ministerium betraut (Inneres). Jeder Minister hat einen Substituten. Neben der so eingetheilten Civilverwaltung bleibt die Autorität des Kardinal-Staats-Sekretärs unverändert bestehen: er repräsentirt die ganze gesetzgebende Macht des Papstthums, d. h. er hat die Stellung eines Großwezirs in einem orientalischen Reich. Er präsidirt dem Minister-Conseil, in welchem die Gesetze bestimmt, die Geschäfte abgeschlossen, die Aemter besetzt werden — man sieht, der Staats-Sekretär ist ziemlich allmächtig.

Zum Ministerium des Innern gehören die provinziale und munizipale Verwaltung, die Archive, die öffentliche Sanitätspolizei, der Unterricht, die Gefängnisse und die Censur. Der Justiz-Minister leitet die Magistratur und die Tribunale; die Korrespondenz mit den gemischten Gerichten hingegen und die geistlichen Gerichte sind dem Staats-Sekretär vorbehalten. Der Finanzminister verwaltet die Staatsgüter, die Revenüen, die Douanen, die direkten und indirekten Steuern, die Staatsschuld, das Hypothekenwesen, die Post, die Lotterie und vermittelst des Budgets der einzelnen Ministerien das gesammte Staats-Budget. Der Handelsminister steht an der Spitze der Handelskammern und Börsen; von ihm ressortiren die Schifffahrt, die Ackerbau-Institute, die Fabriken, das Marktwesen, die schönen Künste und öffentlichen Monumente und Bauten. Der Kriegsminister ist Verwaltungs-Chef der Armee und der Festungen.

Nach den Bestimmungen eines anderen Edikts, wird der Staatsrath gebildet von neun ordentlichen Mitgliedern und sechs außerordentlichen, welche der Papst ernennt. Präsident ist der Staats-Secretair oder dessen Stellvertreter, verhandelt werden gouvernementale und administrative Gegenstände.

Der Staat war eingetheilt in vier Legationen und das Arrondissement von Rom; die Legationen zerfielen in Provinzen, Gouvernements und Gemeinden.

Die Gemeinden haben Magistrate, die zum Theil aus Geistlichen bestehen müssen; die Regierung wählt aus ihrer Mitte die Vorstände, die in Rom und Bologna Konservatoren, in den übrigen Städten Aelteste heißen. Diese Vorstände wählen den Gonfaloniere (Bürgermeister), der in Rom und Bologna den Titel Senator hatte. Bei den Wahlen zum Munizipalrath dürfen nur sechsmal so viel Wähler mitwirken, als Personen gewählt werden sollen; Wähler können nur werden Hauseigenthümer, Kapitalisten und Professoren und sie müssen Beweise für ihre streng-kirchliche Gesinnung beibringen. Man muß gestehen: das Gemeinde-Gesetz von 1816 war viel liberaler.

Der Premierminister ist ein Kardinal, der Finanzminister ist ein Prälat und der Kriegsminister gleichfalls. Uebrigens besteht neben dem Finanzminister, ganz nach altem Regime, die apostolische Kammer unter dem Präsidium des Kardinal-Kämmerlings, der eigentlich in Betreff der öffentlichen Ausgaben die entscheidende Person ist, und für den der Finanzminister nur als Schatzmeister fungirt. Die Consulta (Verwaltungsrath) wird präsidirt von einem Kardinal, in dessen Abwesenheit von einem Prälaten; ebenso im Staatsrath. Alle Legaten und Delegaten waren und sind noch Kardinäle oder Prälaten. Civilbeamte giebt es nur in den Subaltern-Posten und auch in diesen Posten werden sie nur angestellt, wenn sie Garantien geben für ihre kirchliche Gesinnung.

Es traten die Ereignisse von 1860 ein, und der Schatten einer Regierung, welcher gegenwärtig in Rom noch besteht, wird nur aufrecht erhalten durch die Macht derselben französischen Armee, deren bevorstehende Entfernung nun definitiv verkündigt worden ist.

Der Kirchenstaat, um welchen es sich gegenwärtig noch handelt, zählt statt der drei Millionen Einwohner von 1859 nur noch 700,000. Rom selbst hat gegenwärtig 200,000 Menschen, seine Bevölkerung ist in den letzten Jahren in Folge der Einwanderung legitimistischer Familien des neuen Italiens etwas gewachsen.

Am Ende des Jahres 1863 zählte Rom in den 54 Kirchspielen, in welche es seit Leo XII. eingetheilt ist, 201,161 Einwohner; 43 Kardinäle, 36 Bischöfe, 1457 Priester, 367 Seminaristen, 2569 Mönche, 2031 Nonnen, 2334 männliche und weibliche Zöglinge in den Pensionaten, 947 männliche Mitglieder der Barmherzigkeits-Institute, 1180 weibliche, 40,827 Familien, 92,024 Männer, 87,819 Frauen, 30,235 verheiratete Männer oder Witwer, 28,201 verheiratete Frauen oder Witwen, 5175 Militärpersonen, 311 Heterodoxe, 4490 Juden.

Die Finanzen des reduzirten Staates stehen sehr schlecht.

Die Finanz-Consulta hat fast gar keinen Einfluß. Ihre Mitglieder werden vom Papst erwählt aus einer Liste, welche die Provinzialräthe präsentiren. Sie müssen wenigstens 30 Jahr alt und Grundbesitzer, Geschäftsleute oder Universitäts-

Professoren sein. Außerdem ernennt der Papst eine ebenso große Anzahl Mitglieder der Finanz-Consulta als er aus den Listen der Provinzialräthe ausgewählt hat. Dabei muß man bedenken, daß die Mitglieder der Provinzialräthe selbst von der Regierung gewählt sind aus einer Liste, welche die Kommunalräthe präsentiren; diese Kommunalräthe werden aber auch von der Regierung ernannt. In der Theorie hat zwar die Consulta das Recht, die Budgets zu prüfen und die Rolle einer Oberrechnungskammer zu versehen — aber in Wirklichkeit hat sie nichts zu sagen. Die Budgets sind für einen Zeitraum von sechs Jahren voraus aufgestellt, die Dauer der Session der Consulta beträgt drei Monate, aber sie macht höchstens Vorschläge und es steht dem Gouvernement völlig frei, auf dieselben einzugehen oder nicht einzugehen.

In den ersten Jahren nahm die Konsulta ihre Rolle ganz ernst, es waren erleuchtete Köpfe in ihr und sie verlangten dringend Reformen. Indeß man machte ihnen immer deutlicher bemerkbar, daß man sie nicht zu diesem Zweck zusammenberufen hätte und da diese Bemerkungen nicht verstanden wurden, ließ die Regierung reden und dekretirte Anleihen und Abgaben nach wie vor. Mehrere Mitglieder der Consulta dankten daher für ihr Amt. Seitdem hat diese Versammlung gar keine Bedeutung mehr.

Im Jahre 1858 war das Einnahmebudget normirt auf 14,650,000 römische Thlr. (à 1⅓ Thlr. preuß.), nämlich 14,490,000 vom Finanzministerium, 44000 von dem des Innern, 111000 von dem des Handels und 11000 von dem des Krieges. Das Ausgabebudget war normirt auf 14,550,000, nämlich 10,149,000 für das Finanzministerium, 1,550,000 für Inneres, 793,000 für Handel und 2,025,000 für das Kriegsministerium.

Die Einnahmen des Finanzministeriums vertheilten sich folgendermaßen: direkte Steuern und Domänen 3,551,000 Thlr., Zölle 7,830,000, Stempel 1,060,000, Post 361,000, Lotterie 148,000, Münze 19,000. Die Ausgaben desselben Ministeriums: direkte Abgaben 540,000, Zölle 2,385,000, Stempel 113,000, Post 249,000, Münze 34,000, allgemeine Unkosten 1,415,000, Interessen der Staatsschuld 4,533,000.

Diese Staatsschuld enthielt mehrere Posten: die permanente Schuld 1,700,000, die tilgbare Schuld 1,810,000, die temporäre Schuld 971,000, außerdem einige kleinere Posten. Man konnte annehmen, daß die Gesammtsumme der Staatsschuld 360 Mill. Francs betrug. Das Charakteristische dieser Schuld ist, daß auch nicht der kleinste Posten derselben wirklich für Staatszwecke kontrahirt worden ist. Die eine Hälfte hatte dazu gedient, die kirchlichen und klerikalen Ausgaben zu bestreiten und die andere zur Deckung der Defizits und des Diskontos der Anleihen.

Die Einnahmen des jetzigen Kirchenstaats betragen jährlich 25 Mill. Francs.

Die gegenwärtige Staatsschuld umfaßt folgende kolossale Summen:

Konsolidirte Schuld	150	Mill. Frcs.
Anleihe von Rothschild und Parodi zu Genua	110	„ „
Pensionen und andere Lasten, kapitalisirt	90	„ „
Anleihe vom 18. April 1860	50	„ „
Konsolidirte Schuld vom März 1861 . .	10	„ „
Konsolidirte Schuld vom November 1861 .	30	„ „
Anleihe vom 28. Januar 1863	20	„ „
	460	Mill. Frcs.

Die Interessen zu 3 bis 5% mit einigen Amortisationen verlangen jährlich 24,325,000 Frcs. d. h. die gesammten Einkünfte bis auf 675,000 Frcs. Dabei betragen die Ausgaben der Verwaltung etwa 40 Millionen. Der Peterspfennig hat innerhalb 4 Jahren nur 37 Mill. eingebracht. Die Gesellschaft Jesu und verschiedene legitimistische Comité's haben ihre Fonds hergegeben, um die Defizits zu decken. Aber wie wichtig diese Hülfsmittel auch gewesen sind: sie können sich doch nicht erneuern.

Das letzte Budget, von dem man einige Details weiß, ist das von 1860. Die Einnahme ist daselbst veranschlagt auf 14,453,000 Thlr. und die Ausgabe auf 15,019,000. Die Ausgaben haben sich seitdem nicht verringert und die Einnahmen sind gesunken. Im Juni 1864 ist eine neue Anleihe aufgenommen worden, „die katholische Anleihe“; projektirt war sie auf 50 Mill. Frcs., wir zweifeln ob sie 37 eingebracht hat.

Es ist eigentlich nicht der Papst und sein Hof, die dem Staatsschatz so theuer zu stehen kommen. Der persönliche Aufwand des Papstes beträgt 600,000 römische Thlr., und die Dotation der Präfektur der apostolischen Paläste beträgt dieselbe Summe. Allerdings genießt der Papst ein unabhängiges Einkommen von 5 Mill. röm. Thlrn., in Folge kirchlicher Spenden und Kirchengütern, allein schließlich sind dies doch Staatsdomänen, die bei einer anderen Verwaltung nicht dem Staatsoberhaupt, sondern dem Staat zu gut kommen würden. Ebenso ist es mit den geistlichen Mitgliedern der Regierung. Das, was sie unmittelbar aus der Staatskasse beziehen, ist eine Kleinigkeit neben ihrem Einkommen aus Fundationen. Es giebt eine unzählbare Menge Privat-Einkünfte für den Dienst der Kirche, aber die unteren Chargen haben fast gar keinen Antheil daran; es vertheilt sich fast Alles unter die Kardinäle und Prälaten.

Der traurigste Posten im Budget ist offenbar der für die Armee, welche so machtlos und so nutzlos ist. Im Juni 1863 zählte die Armee 8513 Köpfe. Von der Marine wollen wir nicht sprechen, obgleich der Papst einige kleine Fahrzeuge besitzt. Bis zum Jahre 1859 war eine kleine Handelsflotte zu beschützen. Man rechnete damals im Adriatischen Meer 1671 päpstliche Fahrzeuge, mit einer Bemannung von 9780 Köpfen; und auf dem Mittelländischen 298 mit 877 Köpfen; diese letzteren allein führen gegenwärtig noch die Flagge des heiligen Peter und des heiligen Paul.

Der Handel des Kirchenstaats reduzirt sich auf ein Weniges; der gesammte Seeverkehr geht durch Civita Vecchia; 1862 fuhren in diesen Hafen ein 1883 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 301,000 und aus 1960 mit 309,000 Tonnen.

Der Boden des Landes würde fruchtbar sein, wenn er gut kultivirt, oder wenn er nur überhaupt kultivirt würde. Außer den jährlichen Aerndten und Holz bringt er Kalk, Puzzolan-Erde, Asphalt und Alaun. Die Küste giebt das Salz. Kattun, Seidenwaaren und rohe Seide sind die Produkte der Industrie, die ganz erbärmlich ist. Man muß einige Kunstprodukte hinzufügen, die in Rom selbst gemacht werden; Kameen, Mosaikarbeiten, Fußboden-Getäfel, Marmorbüsten, Bronze-Arbeiten, musikalische Instrumente, Stickereien, Perlen und Blumen. Alles dies beschäftigt nicht viel Hände und verlangt nicht viel Kapital. Dennoch besteht seit 1851 eine Bank, die aber von Einheimischen weniger benutzt wird, als von Fremden.

„Zur Zeit der Feldbestellung und der Aerndte“, schrieb Dupaty im vorigen Jahrhundert, „begeben sich die Viehbesitzer auf einen öffentlichen Platz nahe bei Rom mit je 100 bis 300 Paar Ochsen; es finden sich daselbst die Grundeigenthümer ein und miethen eine gewisse Anzahl der Ochsen, zuweilen eine sehr bedeutende Menge, 2 bis 5000. Dann macht man an einem

einzigen Tage die ganze Arbeit der Saison. An Einem Tage wird gepflügt, an Einem Tage wird gesäet, man mäht an Einem Tage und ärndtet auch an Einem Tage!" Das ist keine Uebertreibung. Indeß, wenn der Boden nicht besser kultivirt ist, wenn jeden Tag die von Natur so fruchtbaren Gefilde immer ungesünder werden, wenn das Fieber Rom umschließt und bereits in seine Ringmauern eingedrungen ist, so darf man nicht die Regierung allein anklagen. Die Besitzer sträuben sich, auch nur die geringste Veränderung an den Weideplätzen vorzunehmen, die sie keine Arbeit kosten, die keine Ueberwachung verlangen und deren Aerndte ihnen doch sicher ist. Die Schuld der Päpste liegt nur darin, daß sie diese unglaubliche Faulheit nicht bezwungen haben; an Ermahnungen haben sie es nicht fehlen lassen. Pius VI. hatte befohlen, daß alle Jahr eine bestimmte Anzahl Morgen umgeackert und besäet werden sollte. Pius VII. hatte angeordnet, daß ein bestimmter Umkreis rings um die Hauptstadt ordnungsgemäß bestellt, und daß jedes Jahr diesem Umkreis eine neue Zone hinzugefügt werden solle; er hatte auch angeordnet, daß alle Grundstücke von Bäumen eingezäunt sein sollten — indeß man ist nicht energisch genug gewesen bei der Durchführung dieser Anordnungen. Die gegenwärtige Regierung begnügt sich damit, Prämien auszutheilen für die Anpflanzung von Oliven und Maulbeerbäumen.

Algerien.

Abdel Kader als Freimaurer und die Kolonisation in Algerien.

Vor einigen Monaten brachte das ultra-katholische Journal Le Monde einen Artikel, aus dem uns Folgendes vorliegt: „Ist es wahr, daß unser Gesandter zu Konstantinopel mehrere tscherkessische Häuptlinge eingeladen habe, nach Algerien auszuwandern, wo man ihnen Ländereien anweisen würde? Dies würde ein gänzliches Verkennen der Interessen unserer Kolonie beweisen. . . . . Die Araber sind unsere Feinde als Moslemin und weil ihnen der Koran besiehlt, die Christen zu verfluchen. Die Unzulänglichkeit unserer Ausbeutungsmittel, die Unsicherheit des Eigenthums hemmen jeden ernsten Versuch, Handel und Industrie zu fördern.

„Anstatt uns auf dem afrikanischen Boden als Christen zu zeigen, sind wir als Philosophen aufgetreten, die bereit sind, alle möglichen Kulte mitzumachen. Die Prinzen des Hauses Orleans legten den Grundstein der Moscheen und ahmten darin die Politik des Generals Bonaparte in Aegypten nach. Sollen etwa die Franzosen den Islam annehmen, um den Riß auszufüllen, der sie von den Arabern trennt?

„Die religiöse Frage ist eine Hauptfrage, wenn es sich darum handelt, eine Gesellschaft zu begründen, und eine Kolonie ist eine Gesellschaft. Die Prinzipien von 1789 sind der Kolonisation von Algerien feindlich. . . . . Vier und dreißig Jahre bereits probiren wir die Prinzipien von 89 in Afrika; probiren wir doch einmal die Prinzipien von vor 89, und wir werden dann die beiden Systeme vergleichen können.

„Warum sollen wir unser Land den Tscherkessen anbieten? etwa weil sie Mohamedaner sind? Hoffen wir, sie in Musterbauern umzubilden? oder wollen wir nur den Typus des Militärkolonisten verwirklichen, der in unseren Vaudevilles so berühmt ist? In diesem Falle würde es von gutem Geschmack zeugen, Abdel Kader zum General-Gouverneur von Algerien zu ernennen. Der Ex-Emir hat sich uns bereits genähert, indem er sich auf dem Isthmus niedergelassen, wo ihm die Compagnie so huldreich ein Terrain geschenkt hat. Er ist Freimaurer, folglich eingeweiht in alle Prinzipien der modernen Civilisation. . . ."

Daß dieser Angriff auf die Ideen von 1789 in Frankreich eine Abwehr hervorrufen würde, ließ sich voraussehen. Die Revue du Monde Colonial, Asiatique et Americain vertheidigt in einem, „La Colonisation Algérienne et l'Idée religieuse" überschriebenen Artikel das bisher befolgte System und die allgemeine Gewissenfreiheit und Bekenntnißlosigkeit des Staates, indem sie die echte Humanität als die Religion der Zukunft hinstellt und in der Aufnahme Abdel Kaders in den Freimaurer-Orden bereits ein günstiges Prognostikon dafür erblickt.

In der That scheint man in Frankreich daran gedacht zu haben, Tscherkessen auf algerischem Boden aufzunehmen, und dies scheint uns merkwürdig genug, um einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Nach den Erfahrungen, die man kürzlich an der Treue der algerischen Muhamedaner gemacht hat, wird die französische Regierung schwerlich dazu geneigt sein, diese unruhige Bevölkerung noch zu vermehren und sich neue Schwierigkeiten zu schaffen. Die Herrschaft über eine so heterogene Menschenrace wird immer mit großen Mißverhältnissen verknüpft sein. An eine Christianisirung des Landes durch Zwangsmittel wird man in Frankreich nicht denken und weit weniger denken können, als man in England an eine energische Christianisirung der Hindu's denken kann, die man dort, statt des bisherigen Toleranz-Prinzipes, empfohlen. Andrerseits dürfte es noch gute Zeit und Weile haben, ehe die Araber zum Verständnisse der Humanitäts-Religion und zur Würdigung der Prinzipien von 1789 gelangen; vor der Hand sind sie ein durch Waffengewalt unterworfenes und durch Soldaten und Andersgläubige beherrschtes Volk, dessen Gedanke füglich nur darauf gerichtet ist, seine Freiheit wieder zu erlangen. Es handelt sich nur darum, welche Art des Zwanges die klügste, die wirksamste und am besten zum Ziele führende ist. Das ist jedenfalls die, welche den Muhamedanismus am sichersten untergräbt und zerstört.

Kleine literarische Revue.

— **Allwina Frommann. Vom Morgen zum Abend.***) Von künstlerischer Frauenhand sind uns in neuester Zeit die sinnvollsten Illustrationen deutscher poetischer Gedanken zugegangen. Welche Hand wäre auch so berufen, wie die einer edeln, kunstbegabten Frau, das, was der Dichter in flammender Begeisterung gesungen, mit tiefem Verständniß in der geheimnißvollen Symbolik der Blumen wiederzugeben? Worte von Göthe, Rückert, Uhland und Anderen liegen uns hier in zwölf Blumenbildern von der als Arabesken-Zeichnerin allgemein geschätzten, akademischen Künstlerin, Fräulein Allwina Frommann, vor. Die lieblichen Kinder des deutschen Lenzes, wie die in bunter Farbenpracht strahlenden Blätter und Blüthen der heißen Zone, schmücken und erläutern hier den dichterischen Ausdruck von Freud und Leid, von Hoffnung und Trost, von irdischem und himmlischem Glück. Nicht so siegesgewiß, aber nicht minder innig, als die Töne in Franz Schubart's Komposition einer

*) Zwölf Blätter, illustrirt von Allwina Frommann, akademische Künstlerin. Berlin, Amsler und Ruthardt. (Pr. 3 Thlr.)

ähnlichen Entzückung von Wilhelm Müller, sprechen uns gleich auf dem ersten Blatte die einzelnen Blumen an mit den Worten:

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!

Und daran reiht sich dann in bunter Mannigfaltigkeit die Symbolik der Worte:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.

Natürlich bleiben im Laufe der Zeiten auch die trüben Tage nicht aus; die blumenspendende Hand zeigt uns jedoch immer wieder den Weg zu neuen freundlichen Gefilden, bis endlich der Dichter und die Blumenspenderin die bekränzten Höhen hinan zu Gott uns führen. Gewiß kann es für ein poetisches Album kaum ein sinnigeres Geschenk, als diese zwölf Blätter geben, die auch noch den Vorzug vor anderen ähnlichen Erscheinungen haben, daß sie im Verhältnisse zu ihrem künstlerischen Werthe zu einem ungemein billigen Preise von der Verlagshandlung angeboten werden.

— **Erinnerungen an Charles Sealsfield.***) Wer hätte nicht mit Wehmuth vernommen, daß der „große Unbekannte", der Verfasser der „Virey", des „Legitimen" und vieler anderen aus dem wirklichen Leben gegriffenen amerikanischen Novellen in deutscher Sprache, den man nachmals unter dem Namen Charles Sealsfield hochschätzte, ein nicht bloß mit seiner Familie, sondern auch mit dem Recht und der Ehre zerfallener Mann gewesen sei? Durch sein Testament hat der am 26. Mai 1864 in Solothurn verstorbene Charles Sealsfield, der in seiner amerikanischen Posse als „Native American" bezeichnet ist, sein Vermögen einer Familie Postel zu Poppitz bei Znaim in Mähren vermacht, von welcher Familie auch zwei jüngere Mitglieder mit den erforderlichen Mitteln ausgestattet werden sollen, um nach Amerika auswandern und sich dort niederlassen zu können. Als die Kunde von diesem Testamente des berühmten Schriftstellers nach Mähren gelangt war, beeilte man sich dort — ohne dafür übrigens irgend einen positiven Beweis beizubringen — Charles Sealsfield mit einem Mitgliede der Familie Postel, Namens Karl, der im Jahre 1822 Priester des Kreuzherrn-Ordens gewesen und damals angeblich mit einer bedeutenden Geldsumme entflohen war, zu identificiren. Aber es steht fest, daß Sealsfield bereits im Jahre 1828 wieder in Europa war, zunächst in England und dann in der Schweiz sich aufhielt, wo er überall leicht hätte erkannt werden und — wenn er wirklich ein dem Kriminalrecht verfallener Flüchtling gewesen wäre — der Denunciation und der Verfolgung nicht hätte entgehen können. In der That haben auch die österreichischen Blätter nachmals das Ehrenrührige ihrer früheren Nachricht widerrufen, indem sie erklärten, daß der Secretair des Kreuzherrn-Ordens, Karl Postel, seiner damaligen geistlichen Stellung nach, nie etwas mit irgend einer Kasse zu thun gehabt habe. Kertbeny, der den Verstorbenen näher gekannt und ihn in der Schweiz einigemal besucht hatte, stellt in der vorliegenden Schrift alle seine Erinnerungen in Bezug auf den interessanten Schriftsteller zusammen. Es wird zwar auch dadurch nichts über die Identität der Person Sealsfield's und Postels entschieden, aber die auch von uns getheilte Ansicht, daß ein in seinen Schriften so charaktervoll und ehrenfest sich erweisender Mann unmöglich ein gemeiner Betrüger gewesen sein könne, erhält dadurch neue Stützpunkte und eine erfreuliche Bestätigung.

*) Von K. M. Kertbeny. Brüssel und Leipzig, Ahn's Verlagshandlung, 1864.

— **Turgéniew, verdeutscht durch Bodenstedt.***) Kaum hätte sich die moderne russische Literatur einen bessern Dollmetsch im westlichen Europa wünschen können, als den gemüthvollen, deutschen Dichter Bodenstedt, der uns mit der Poesie des russischen Kaukasus und dann mit Lomonossow und Puschkin vertrauter gemacht, als es bis dahin irgend eine andere westeuropäische Feder zu thun vermochte. Turgéniew, der zu allererst durch Varnhagen v. Ense und sodann in seinen „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" durch Viedert und Boltz in Deutschland eingeführt und viel gelesen wurde, erscheint jetzt an der Hand seines persönlichen Freundes Friedrich Bodenstedt als ein uns bereits lieb gewordener alter Bekannter. Bodenstedt's Uebertragung seiner Erzählungen giebt die volle, charakteristische Eigenthümlichkeit des Gedankens, wie die ganze Schönheit der Form des Originales wieder. Der ersten dieser Erzählungen: „Faust, Novelle in neun Briefen", sind wir bereits vor zwei Jahren in Wilh. Wolfsohn's „Russischer Revue" begegnet; sie ist eine russische Huldigung des deutschen Geistes und insbesondere Göthe's. „Ein Ausflug in die Waldregion" ist eine reizende, landschaftliche Schilderung, während „Das Wirthshaus an der Heerstraße" uns mitten in das russische Volksleben einführt, dem auch die letzte der vorliegenden vier Erzählungen, die Geschichte des Thürhüters „Mumu" angehört. Unstreitig wird diese Verdollmetschung Bodenstedt's dazu beitragen, den russischen Autor auch im übrigen Europa und selbst unter den nichtrussischen Slaven populär zu machen.

— **Ein nord- und ein süddeutsches Sonntagsblatt.** Wir ergreifen gern die Gelegenheit, auf zwei Blätter gleicher humanistischer Tendenz hinzuweisen, von denen das Eine in Norddeutschland und das Andere im Süden erscheint: wir meinen das Bremer und das Stuttgarter „Sonntagsblatt." Ersteres wird von Dr. Fr. Pletzer**) und Letzteres von Dr. Johannes Gihr herausgegeben. Beides sind Männer von großen Kenntnissen und Achtung einflößendem Charakter, wie sich dies aus jeder einzelnen Nummer der von ihnen redigirten Zeitschriften nachweisen läßt. Beide Blätter haben jenes literarische Aroma, das gewissen, feiner organisirten Blättern eigenthümlich, und das von dem großen Haufen der gröber organisirten Journale verschmäht wird, die ihr Publikum unter der Menge, unter der „Million", suchen. Nicht um persönlicher Zwecke, oder einer Coterie zu gefallen, sondern weil sie die großen Förderer der Humanität sind, werden Wissenschaft, Kunst und Literatur in den besseren Blättern zum Thema der Unterhaltung ihrer Leser gemacht. Das Bremer Sonntagsblatt ist umfänglicher, als das süddeutsche, und allmonatlich auch mit einem literarischen Beiblatte verbunden, dafür aber auch noch einmal so theuer im Preise. Philosophisch-religiöse und literargeschichtliche Erörterungen bringen und lieben beide; das Bremer Blatt hat noch eine besondere Vorliebe für die musikalische Kunst, während das Stuttgarter zuweilen kleine Novellen bringt.

Wir entlehnen dem Bremer Sonntagsblatt die nachstehende Notiz:

„Großes Interesse erregt der starke und inhaltreiche Band „historischer und politischer Aufsätze von Heinrich von Treitschke" in Freiburg. Der noch junge Verfasser ist

*) Erzählungen von Iwan Turgénjew, deutsch von Friedr. Bodenstedt. Erster Band. Autorisirte Ausgabe. München, Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung, 1864.

**) Der jedoch zu Ende d. J. 1864 die Redaktion des Blattes niedergelegt hat.

einer von denjenigen, welche zu erfahren gehabt haben, was es mit dem Liberalismus des sächsischen Ministeriums auf sich hat, und wie grell der Kontrast ist zwischen der Freisinnigkeit, mit welcher Herr von Beust als Vorkämpfer Schleswig-Holsteins auf der Weltbühne debütirt hat, und der Verwaltung in Sachsen. Treitschke war Docent in Leipzig, beliebt und geschätzt nach seinem Werthe, aber man machte ihn dort nicht zum Professor, sondern ließ ihn an die kleine Universität Freiburg ziehen, weil seine selbständige und freimüthige Haltung unbequem war. Unter den historischen und politischen Arbeiten, welche den jetzt vorliegenden Band bilden, sind die ausführlichsten den jetzigen deutschen Fragen gewidmet, die Betrachtungen nämlich über die Freiheit, in welcher Treitschke gewissermaßen auch seine eigne Sache führt, über Bundesstaat und Einheitsstaat, Dahlmann, den Verfasser der „Politik" und Geschichtschreiber der englischen und französischen Revolution. Das Buch enthält ferner Aufsätze über Ludwig Uhland, Byron und den Radikalismus, K. A. Wangenheim, Hans von Gagern (den Vater der Brüder Heinrich, Max und Friedrich Gagern) Milton, Fichte und die nationale Idee, und das deutsche Ordensland in Preußen.

Literarischer Sprechsaal.

Leider haben wir auch in diesen der Kulturgeschichte gewidmeten Blättern zu registriren, daß am 8. September 1864, dem Jahrestage der Verkündigung des neuen Dogmas der unbefleckten Empfängniß Mariä, Papst Pius IX. ein encyklisches Schreiben unterzeichnete, das in der Geschichte der Entwicklung der römischen Frage eine hervorragende Stelle einzunehmen berufen scheint. In achtzig Sätzen faßt dieses eigenthümliche Dokument alle Lehren der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zusammen und spricht darüber ein feierliches Verdammungsurtheil aus. Das Aktenstück wurde, wie verlautet, von einer aus den gewiegtesten Theologen Roms zusammengesetzten Kommission ausgearbeitet, und ehe man es der Oeffentlichkeit übergab, den hervorragendsten Kirchenfürsten der Christenheit zur Begutachtung vorgelegt. Diese Gutachten scheinen insgesammt zustimmend gelautet zu haben, denn das Aktenstück ist kürzlich in den Organen der römischen Curie veröffentlicht worden. Unsere Blätter haben diese interessante Kriegserklärung des Papstthums an die Ideen der Neuzeit, an die moderne Wissenschaft, nicht zu beurtheilen, allein das, was über ihren Inhalt durch die Zeitungen bekannt geworden, genügt, um jeden Zweifel über den Charakter des Dokumentes zu beseitigen. Man braucht nur das Verzeichniß der Bücher zu lesen, welches die römische Index-Congregation von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und deren Inhalt sie als verdammenswerth bezeichnet, um über das neueste römische Anathema gegen die moderne Wissenschaft im Klaren zu sein. Eine Zusammenstellung der Motive, aus welchen die Index-Congregation jahraus jahrein alle Geisteswerke mit dem kirchlichen Banne belegt, welche nicht im streng hierarchischen Sinne geschrieben sind, das bildet den hauptsächlichen Inhalt der neuesten Bulle welche von Rom aus gegen die „modernen Irrlehren" geschleudert wird.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Leipzig, F. A. Brockhaus) haben mit dem neuen Jahre auch einen neuen Cyklus begonnen, indem an die Stelle des im vorigen Jahre mit Tode abgegangenen, wackern Hermann Marggraff Herr Dr. Rudolf Gottschall als Redakteur getreten, der in Nr. 1 ein Programm an die Leser richtet, worin er als die „Fahne," der das Blatt künftig folgen wird, „die moderne, vom Geiste des Jahrhunderts getragene und nach künstlerischem Ziele strebende Dichtkunst" bezeichnet. Wir zweifeln nicht, daß der Herausgeber, der unter dieser Fahne bereits in der Literatur als ein ehrenhafter Kämpfer bekannt ist, auch auf dem Gebiete der Journalistik Lorbeeren gewinnen wird, und werden seinen Leistungen stets mit Theilnahme folgen. In der ersten Nummer des auch äußerlich besser ausgestatteten — obwohl etwas billiger gewordenen — Blattes widmet Herr Emil Müller-Samswegen dem verstorbenen Hermann Marggraff einen Nachruf, während der Herausgeber ein literarisches Portrait von Ferdinand Lassalle liefert.

In einer Anzeige der „verlorenen Handschrift", des neuesten, vielgelesenen Romans von Gustav Freytag, sagt die „Oesterreichische Wochenschrift" (1864, Nr. 48):

„Julian Schmidt's höchst einseitiges Dictum, der Romandichter müsse das Volk bei der Arbeit aufsuchen, steht diesmal nicht (wie bei „Soll und Haben") auf dem Titelblatte, aber treu blieb Freytag diesem Grundsatze, wenn auch in anderem Sinne, als der Literarhistoriker ihn gemeint haben mag. Es ist die Welt der gelehrten Arbeit, in die uns der Dichter einführt, und wir stehen nicht an, das eine That zu nennen, für welche ihm die Welt aufrichtig dankbar sein muß. Er trägt damit der ganzen Zunft eine Schuld ab. Denn so sehr die Werthschätzung der Wissenschaft und ihrer Priester heutzutage in Jedermanns Munde ist, so wenig aufrichtig wird sie im Durchschnitt gemeint, und daran sind gewiß zum großen Theile die Roman- und Komödienschreiber Schuld, welche von dem Gelehrten nur die Schwächen kennen, ihn nur als komische Figur zu verwenden wissen, dem selbstgenügsamen Dünkel der Halb- und Ungebildeten fortwährend neue Nahrung zuführen. Und diese Schuld abzutragen, war auch gerade Freytag vorzüglich berufen, mit seiner genauen Kenntniß jener eigenthümlichen kleinen Welt, mit seiner feinen Empfindung für das Echte in derselben und mit dem glücklichen Humor, welcher die wunderliche Außenseite wahrhaft und heiter schildern kann, ohne zu verzerren und zu verletzen."

Die Anzeige ist B. B. unterzeichnet, welches die Chiffre des Herrn Bruno Bucher, eines sehr fleißigen Mitarbeiters des literarischen Beiblattes der „Wiener Zeitung" ist.

Vor etwa zwei Jahren haben wir in diesen Blättern auf die bei H. Skutsch in Breslau erschienenen, von Dr. Julius Roger gesammelten und herausgegebenen polnischen Volkslieder der Oberschlesier aufmerksam gemacht. Wir sprachen damals unser Bedauern aus, daß dem polnischen Text und den zugleich mitgetheilten Volks-Melodien nicht auch eine poetische, deutsche Uebersetzung beigegeben sei. Gegenwärtig bringen nun die von Th. Oelsner herausgegebenen „Schlesischen Provinzialblätter"*) eine Anzahl dieser Volkslieder in deutscher Bearbeitung von Hoffmann von Fallersleben, der sich genau an die überlieferten Melodien gehalten, die ebenfalls hier hinzugefügt sind. Wer die stets dem Gesange sich anschmiegende Dichtungsweise Hoffmann's kennt, wird nicht zweifeln, daß jene Volkslieder keinen bessern Bearbeiter finden konnten. Hoffentlich wird nunmehr auch eine besondere Ausgabe der Lieder in ihrem deutschen Gewande veranstaltet werden. Einstweilen wollen wir jedoch wieder an die vortrefflich redigirten, aber wenig bekannten, neuen „Schlesischen Provinzialblätter" hierdurch erinnert haben.

*) Glogau, Karl Flemming. Neue Folge, dritter Band, Heft VII. u. VIII., 1864.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 14. Januar 1865. — [№ 3

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Kleopatra. 29. — Frankreich und England im Rothen Meere und die deutsche Flotte. II. 30.
Frankreich. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. II. An und über Kaiser Joseph. 31.
Belgien. Die niederländische Sprache in Belgien. 34.
Italien. Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats. II. Reform-Projekte. 34.
Nord-Amerika. Amerikanische Essays. III. Das Journalwesen. 36.
Schweiz. Das Jura-Meer. 37.
Böhmen. Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben. Ein Beitrag zur Symbolik und Mythologie der Pflanzen. 39.
Kleine literarische Revue. Eine neue Schrift über die Matinées royales. 40. — Franz Schubert's Biographie. 41. — Deutsche Kunst in Bild und Lied. 41. — Biographische Miscellen. 41.
Literarischer Sprechsaal. Meisterwerke der Kupferstecherkunst. 42. — Armin Vambéry. 42. — Deutsche in Mexiko. 42 — Brasilien und sein Generalkonsul. 42. — Epigramm. 42.

Literarische Anzeigen.

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiq., Leipzig.

Revue britannique.

Revue internationale reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

No. 12. *Décembre* 1864.

Le Commerce Anglais. — La ceramique antique. — Une mission à Dahomey. (1er extrait.) — Les sources du Nil (Journal de voyage du capitaine Hanning Speke). — La legende des inventures (2e article). — Les fumeurs d'opium en Chine. — Le fils du garde-chasse. — Contes pour la Noel et la nouvelle année. — La pluie et le beau temps (Conte de Noël). — Correspondances d'Espagne, d'Allemagne, d'Italie, de Belgique, de Londres. — Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. (24)

Preis des Jahrganges von 12 Heften 15 Thlr.

Wien in Comm. bei Carl Gerold's Sohn.

Oesterreichische Wochenschrift
für
Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Inhalt der Nr. 51, 52 u. 53.

Hanslik, Ed., Neue musikalische Literatur (H. Schubert u. J. Reichardt). — **Lorm, H.,** (P. Heyse „Meraner Novellen.“ — Turgenjew „Erzählungen.“) — **Vambéry's** Reisen in Centralasien. — **M. Thausing,** Girolamo Morone ein italiänischer Staatsmann des XVI. Jahrhunderts. — **J. Rank,** Deutsche Sprachalterthümer aus Böhmen. — **Holtzmann,** Wolf Dietrich. — **Brachelli,** Dr., Ficker's Statistik von Böhmen. — **Joseph Stampfer,** Nekrolog. — **Weiß, K.,** Die Architectur des neuen Wien.

Kunst- und Literatur-Notizen. Sitzungsberichte. (25)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Soeben wurden ausgegeben die ersten Lieferungen des **X. Bandes** von

Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage in 15 Bänden.

Ein vollständiges Wörterbuch allgemeiner Bildung umfasst dies Werk in einer einfachen, deutlichen und gefälligen Form der Darstellung, und im Geist einer freien von den Bestrebungen unserer Zeit getragenen Anschauung mit Sorgfalt geprüft und gesichtet Alles, was dem grossen intelligenten Publikum von Nöthen ist, theilt Alles mit, was in der Völker- und Menschen-Geschichte sich bis auf die neueste Zeit herab begeben, Alles, was der denkende Geist Dauerndes geschaffen. Im Besondern behandelt es in diesem Sinne die Disciplinen der Philosophie, der Rechtspflege, der Staats- und Volkswirthschaft, der Heilkunde und Diätetik, ferner die gesammten Naturwissenschaften, die verschiedenen Zweige der Technologie und Gewerbekunde, der Handelswissenschaft und Landwirthschaft; und sind von letzteren die praktischen Seiten mit besonderer Aufmerksamkeit hervorgehoben; Staaten- und Völkergeschichte, physische und politische Geographie, Topographie und Biographie sind mit grosser Genauigkeit und Ausführlichkeit bearbeitet.

Alle Artikel sind von competenten Fachschriftstellern (wie Dr. K. Andree, Dr. Dammer, Dr. A. Emminghaus, Dr. Emmrich, Dr. Jungermann, Dr. Karl v. Lützow, Dr. Meidinger, W. v. Plönnies, Dr. M. Schasler, Dr. Schwarzkopf, Prof. Klun, Dr. Henry Lange, K. Altmüller, Dr. W. Hoffmann, Dr. Fr. Steger, Prof. Wuttke und mehren) bearbeitet.

Beigegeben sind zahlreiche Karten und Illustrationen, in Stahlstich, Farbendruck und Holzschnitt, aus dem Gebiete der Geographie, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, Technologie, Landwirthschaft etc.

Die Ausgabe geschieht auf Subscription

1) in **300 Lieferungen** . . . . à 3 Sgr.
2) broschirt, in **30 Halbbänden** . . . à 1 Rthlr.
3) gebunden, in **15 Leinwandbänden** . à 2⅓ „
4) gebunden, in **15 Halb-Franz-Bänden** à 2½ „

☞ Erschienen ist von der zweiten Auflage Band I—IX, und sind Vorbereitungen getroffen, dass die Vollendung des ganzen Werkes noch in diesem Jahre zu erwarten steht.

Am 1. Januar ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: II. Band der „**Bibliothek ausländischer Klassiker**“ in neuen Musterübersetzungen, Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen,

Tegner's Frithjofs-Sage, deutsch von **H. Viehoff,**
Octavband, 6 Sgr. (36 Nkr. östr.)

Unter der Presse:
(III. Band) **Shakespeare's Hamlet,** deutsch von Ludw. Seeger. (26)
(IV. Band) **Töpffer's Rosa und Gertrud,** deutsch von K. Eitner.

Vom Januar ab erscheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Diese Zeitschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen in monatlichen Zwischenräumen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

Inhalt der Januar-Nummer.

Einleitung. Absichten des Herausgebers. — Unmöglichkeit einer objectiven Kritik der Werke lebender Künstler. — Ist die moderne Kunstgeschichte eine auf solider Grundlage ruhende Wissenschaft? — Gründe warum nicht. — Nothwendigkeit einer Aenderung. — Lionardo da Vinci's neu aufgestellte Madonna. — Die Schule des Verocchio, Perugino, Lorenzo da Credi. — Lionardo's Kopf eines Engels in Florenz. — Der San Giovannino in Basel. — Könnte Lionardo der Urheber des dem Correggio zugeschriebenen Christuskopfes in Berlin sein? — Michel Angelo's Haus in Rom. — Die Stelle wo es stand jetzt ein Theil des Trajanforums. — Aktenstück wodurch die Stelle bestimmt werden kann. — Briefe Daniele da Volterra's an Michel Angelo's Neffen. — Geschenk von Wein an Michel Angelo's zurückgebliebene Freunde. — Daniele da Volterra's letzte Arbeiten und Tod. — Sonett Bramantes aus seinen Mailänder Zeiten. (27)

Carl Jacobi's Unterrichts-Briefe
(vielfach nachgeahmt!)
zur gründlichen, schnellen und leichten Erlernung
der franz., engl. und ital. Sprache
ohne Lehrer, Vorkenntnisse und Bücher,
werden monatlich zweimal nach allen Orten franco expedirt. Honorar pro Cursus 5 Thaler (gleich 5 Sgr. pro Woche), auf Wunsch zahlbar in Raten à 1 Thlr. — Prospecte auf frankirte Bestellung gratis und franco. (28)
Adresse: **Robert Mikulowski in Berlin,**
Besitzer der Expedition der Jacobi'schen Unterrichts-Briefe.

Bei C. Muquardt in Brüssel soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La Belgique Ancienne et Moderne.
Le Brabant.

Ouvrage National,
dédié à S. A. R. Mgr. le Duc de Brabant
par
Adolphe Guerard. (29)

1 vol. 18o. 25 Sgr., in 8o. 1 Thlr. 10 Sgr.

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.
Eine Erzählung
von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Dreizehnte Auflage.
Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

DIE PREUSSISCHE EXPEDITION NACH OST-ASIEN.
NACH AMTLICHEN QUELLEN.
Herausgegeben von A. Berg.
ERSTER BAND.
MIT XII ILLUSTRATIONEN UND II KARTEN.
23 Bogen Lex. 8. geheftet Preis 4 Thlr., in englisch. Einband 4½ Thlr.

Nach Beendigung der Expedition beschloss die Königliche Regierung, deren Erlebnisse, Bestrebungen und Leistungen, so wie die gewonnenen Erfolge und Erfahrungen, durch Herausgabe eines umfassenden Werkes zur öffentlichen Kenntniss und Anschauung zu bringen. Dieses Werk zerfällt in drei Abtheilungen, welche, einander ergänzend, jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden, nämlich:

Einen allgemeinen beschreibenden Theil unter dem Titel: „Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Aus amtlichen Quellen." 3 Bände.

Einen rein wissenschaftlichen Theil, die Berichte der der Gesandtschaft beigegebenen Fachgelehrten enthaltend.

Eine Reihe landschaftlicher Darstellungen aus den ostasiatischen Reichen, unter dem Titel: „Ansichten aus Japan, China und Siam." (Heft 1 à 8 Thlr. ist bereits erschienen.

Diese drei Werke sollen gleichmässig gefördert werden und in einzelnen Bänden und Heften so schnell erscheinen, als die Ausdehnung des Unternehmens und die vorhandenen Kräfte gestatten.

Berlin, den 19. November 1864.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (31)

Lehrbücher der französischen und englischen Sprache
zum Gebrauch in Schulen wie zum Privat- und Selbstunterricht.

Schmitz (Dr. Bernhard), Französisches Elementarbuch nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache. Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. 7½ Sgr. Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Classen. Dritte neu bearbeitete Aufl. 1862. gr. 8. 15 Sgr.

Gedike's (Dr. Fr.), Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 12½ Sgr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englisches Elementarbuch mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Dritte nicht mehr veränderte Auflage. 1864. 10 Sgr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englische Grammatik nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Aufl. 1 Thlr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. gr. 8. 25 Sgr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach **Sheridan, Walker, Knowles** und **Smart.** Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer wie für den Selbstunterricht gr. 8. 15 Sgr.

Schmitz (B.), Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.
La plus facile des grammaires allemandes, fondée sur un choix de poésies de Göthe et de Schiller. 1863. grand in 8o. 12 Sgr. (32)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
REDE AUF WILHELM GRIMM
UND **REDE ÜBER DAS ALTER,**
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Zweiter unveränderter Abdruck.
Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (33)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Ewige Liebe.
Erzählung
von
Melchior Meyr.
2 Bände 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

In einer ergreifenden Erzählung hat der Verfasser die ewigen Ziele des Menschenlebens beleuchtet und den höhern Ständen der Gegenwart einen Spiegel vorgehalten, dessen Richtigkeit in Licht und Schatten bei geistvollen Angehörigen dieser Stände bereits die wärmste Anerkennung gefunden hat. (34)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.
Inhalt:
Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Clement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.
Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brifaut. — Wilhelm Adolf Graf von Ranzau.

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:
Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.
Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr. (35)
Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Kleopatra.

Ein vertrauter Umgang mit lieben Freunden hat häufig die Folge, daß wir die Gewohnheiten und Lieblingsneigungen derselben auch zu den unseren machen. Adolf Stahr, der treffliche Biograph Lessing's, hat es sich wie dieser zur Aufgabe gemacht, bisher verkannte historische Persönlichkeiten wieder zu Ehren zu bringen. Er hat eine solche Rettung zuerst an dem Kaiser Tiberius versucht, und die Tendenz der unten bezeichneten Schrift*) ist, die Königin Kleopatra von gewissen Flecken, mit welchen Parteiinteressen und Gedankenlosigkeit alter und neuer Schriftsteller ihr Bild entstellt haben, zu reinigen. Kam es im „Tiberius" darauf an, einen Mann, der bisher für den Typus eines heimtückischen, kaltblütig die größten Frevel verübenden Tyrannen galt, vor der Welt zu rechtfertigen, so hat es hier der Verfasser unternommen, die Ehre einer Frau wiederherzustellen, die bisher fast allgemein nur als eine kokette Buhlerin geschildert worden ist. Wie uns scheint, ist dem Verfasser die Rettung der ägyptischen Königin besser gelungen, als die des römischen Kaisers; er steht wenigstens nicht allein als ihr Apologet da. Schon im Alterthume hat sich manche Stimme für sie erhoben und, wie der Verfasser selbst bemerkt, der größte aller Dichter der neueren Zeit, Shakspeare, hat das Weib Kleopatra mit Meisterschaft gezeichnet; sein Tiefblick hat die Falschheit der Ueberlieferung von ihrem Verrath an Antonius gründlich durchschaut und ihr Verhalten zu dem falschen Octavian mit seherischer Klarheit in das rechte Licht gerückt; die geschichtliche Bedeutung der Königin Kleopatra und ihrer Entwürfe hat er indeß kaum streifend berührt. „Ihr historisches Bild, fügt der Verfasser hinzu, ist größer und mächtiger im Guten, wie im Schlimmen, als dasjenige, welches sein Gedicht uns zeigt."

Daß Kleopatra mehr als eine kokette Buhlerin gewesen, daß sie die bedeutendsten Männer ihrer Zeit nicht blos durch ihre körperlichen Reize zu fesseln vermocht habe, sondern daß mehr noch als ihre äußere Schönheit die Bildung, Feinheit und Gewandtheit ihres Geistes von einer unwiderstehlichen Wirkung gewesen sei, haben schon die Alten überliefert. Plutarch giebt von ihr folgende treffende Charakteristik: „Kleopatra's Schönheit war nicht eigentlich an und für sich unvergleichlich und jeden Beschauer auf den ersten Blick bezaubernd, erst im näheren Umgang übte sie eine unentfliehbare Anziehungskraft, und ihrer Rede Zauberfluß in der Unterhaltung und die wunderbare geistige Anmuth ihres ganzen Wesens, die sie im Verkehr mit Anderen entfaltete, empfingen durch die Schönheit ihrer Gestalt nur noch gleichsam einen Stachel, der sie tiefer in die Seele drückte. Selbst der Ton ihrer Stimme, wenn sie sprach, war eine Wonne zu hören, und ihre Zunge wie ein vielbesaitetes Instrument, für jede Mundart gewandt und geschickt, so daß sie selten im Verkehr mit Fremden der verschiedensten Nationen eines Dolmetschers bedurfte, wenn sie vor ihr zur Audienz erschienen, sondern den Meisten selbst Bescheid zu geben vermochte."

Eine Frau, die so geistig begabt war, kann unmöglich eine Buhlerin der gewöhnlichen Art gewesen sein. Es liegt nahe, daß bei den Verführungskünsten, die sie gegen die bedeutendsten Männer Roms übte, andere Motive, als bloße Sinnlichkeit, mitgewirkt haben. Alles spricht dafür, daß ihrer Verbindung mit Cäsar die Absicht zu Grunde gelegen habe, sich die Herrschaft Aegyptens zu sichern, und daß sie als Gattin des Antonius die kühne Hoffnung hegte, mit ihm von Alexandrien aus die römische Welt zu beherrschen. Sie war ein ehrgeiziges, aber deshalb noch nicht ein herzloses, kalt berechnendes Weib. Ihre Liebe zu Antonius war eine innige und aufrichtige; sie hat ihn weder bei Actium, noch in Alexandrien verrathen. Die Beschuldigung, daß sie auch, wiewohl vergebens, den Octavianus mit ihren Netzen zu umstricken versucht habe, ist eine Verleumdung der Höflinge des Augustus, die ihrem Herrn zu schmeicheln glaubten, wenn sie ihn als Tugendhelden über Cäsar und Antonius stellten. Wie Maria Stuart, konnte auch Kleopatra sagen: sie sei besser als ihr Ruf.

„Mit achtzehn Jahren — so giebt unser Verfasser am Schlusse seines Buches das Resultat seiner Forschungen — auf einen schwankenden Thron erhoben, war all ihr Trachten darauf gerichtet, diesen Thron neu zu befestigen, das Reich ihrer Väter zu neuer Macht und Größe emporzuheben. Von Rom her drohte demselben die Gefahr, darum war Rom's Demüthigung ihr Ziel. Aber dieses kühne Ziel war nur zu erreichen, wenn Rom selbst ihr dazu die Mittel und Waffen lieferte. Daher ihr enger Anschluß an Cäsar, den Vertreter des monarchischen Princips. Pompejus und die oligarchische Republik hatten sie vom Throne gestoßen, Cäsar gab ihr denselben zurück. Aber er sollte ihr mehr geben. Er sollte den Sitz der Weltherrschaft vom Westen nach dem Osten verlegen, und an seiner Seite, an der Seite des ersten Königs der Welt, wollte sie als Königin die Herrschaft theilen. Sein Tod vereitelte ihre hochfliegenden Pläne. Da gab ihr das Schicksal in Marcus Antonius ein neues Werkzeug, aber ein minder ausreichendes, und in Octavianus einen Gegner, der Beiden überlegen war. Hatte bei ihrer Verbindung mit Cäsar der Ehrgeiz der Königin über die Empfindungen ihres Herzens die Herrschaft behauptet und demgemäß die Klugheit ihre Schritte gelenkt, so überwog in dem Verhältnisse zu Antonius die von Eifersucht verstärkte Liebesleidenschaft des Weibes. Auf Rechnung dieser Leidenschaft sind die meisten der Fehler zu setzen, die sie als Politikerin machte. Daß sie Antonius in den Entscheidungskampf begleitete, war einer der schwersten und verhängnißvollsten, und er rächte sich furchtbar bei Actium, wo sie es an sich erfuhr, daß ihr hoher geistiger Muth nicht ausreichte, den Mangel des physischen zu ersetzen. Ihr Leben als Königin war ein fortgesetzter tapferer Kampf für den Thron ihrer Väter, und noch ihre letzten Anstrengungen waren darauf gerichtet, denselben wenigstens ihren Kindern zu erhalten. Als Alles vergeblich war, blieb die Rettung ihrer königlichen Ehre ihre letzte Aufgabe, und sie löste dieselbe zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt. Der wilde Triumphgesang ihrer Feinde über ihren Fall, der Jubel der Sieger über die glückliche Befreiung Rom's von einer Gegnerin, vor der die Herrscherstadt der Welt gezittert hatte, sind und bleiben das beste Ehrenzeugniß ihrer politischen Größe, und ihre Grabschrift, welche dauern wird, so lange es Geschichte giebt, ist enthalten in den Horazischen Worten: Non humilis mulier!"

Wir theilen ganz die Sympathien des Verfassers für die schöne, unglückliche Königin und seinen Unwillen über das ungroßmüthige Benehmen des heuchlerischen Octavian, der sie zum Selbstmorde trieb und nach ihrem Tode noch ihren Ruf befleckte. Ob aber Octavianus anders habe handeln können,

*) Kleopatra, von Adolf Stahr. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1864.

als er gehandelt hat, darüber spricht sich der Verfasser nicht aus. Aegypten durfte nicht ein selbständiges Reich unter einer intriganten Königin wie Kleopatra bleiben, wenn die Ruhe des römischen Reiches gesichert sein sollte, und Octavianus mußte der Stimmung des römischen Volkes Rechnung tragen, das in Kleopatra das fatale monstrum, wie Horaz sagt, sah, das unheilvolle Wesen, das einen Cäsar und Antonius in ihre Netze verstrickt hatte, das Weib, dessen verwegener Ehrgeiz, „trunken von dem süßen Taumelkelche des Glückes," es gewagt hatte, Kapitol und Imperium Rom's an sich reißen zu wollen. Der antike Neffe des großen Oheims durfte damals ebenso wenig, wie heute der moderne Neffe, Gefühlspolitik treiben, wenn er sich auf seinem usurpirten Throne erhalten wollte. M.

Frankreich und England im Rothen Meere und die deutsche Flotte.

II.

Als die Engländer begriffen, daß es unmöglich war, sich der Durchstechung des Isthmus von Suez zu widersetzen, versuchten sie, Herren der Meerenge von Bab-el-Mandeb zu werden, um die freie Schifffahrt im Rothen Meere zu hindern; sie befestigten deshalb Aden und setzten sich auf Perim fest, das von den Arabern der Schlüssel zum Rothen Meere genannt wird. Zu gleicher Zeit nahmen sie die Inseln Moussah in der Bai von Toujourah (Tadschurrah), kauften von einem arabischen Scheik die Insel Camaran, von welcher aus sie den Hafen Hodeida zu beherrschen hoffen, befestigten sich auf der Insel Abd-el-Kuri in der Mündung des Golfs von Aden ins indische Meer und nahmen endlich von dem nahe bei Massua an der abyssinischen Küste gelegenen Archipel Dahlac Besitz, von wo es ihnen leicht wäre, eine französische Niederlassung in dem durch einen Vertrag an Frankreich abgetretenen Adulis zu erschweren. Dieser mehr und mehr um sich greifenden englischen Macht gegenüber war ein Gegengewicht nöthig, wenn der Gewinn für den Welthandel durch den Kanal von Suez nicht gänzlich illusorisch sein sollte. Frankreich schloß daher im Februar 1862 mit den Abgesandten der Danakils einen Vertrag ab, wonach ihm Letztere gegen 10,000 Talaris (52,500 Francs) eine Uferstrecke von 28 französischen Meilen am indischen Ocean und Rothen Meere abtraten; dieser Landstrich dehnt sich südlich vom Ras-Ali bis zum Ras-Doumeirah nördlich aus und schließt den zukunftreichen Hafen Obok ein. Die Oberhäupter der Danakils haben den Vertrag bestätigt und sich verpflichtet, die Handelsverbindungen der in Obok etablirten Franzosen mit dem Innern zu erleichtern. Die abyssinische Provinz Schoa schickt jährlich eine große Karawane mit Goldstaub, Elfenbein und Kaffee in diesen Hafen, und die Eingebornen sind so fest von der rechtmäßigen Herrschaft der Franzosen überzeugt, daß die Karawanen im vergangenen Jahre nahe an drei Wochen die Ankunft der französischen Kaufleute erwartet haben. Der Vertrag gestattet den Franzosen ferner die Benutzung der benachbarten Wälder, das Weiderecht auf den Bergen im Innern und den Salzbau oder Salzkauf am See Assal; auch die Flüsse Anaso und Haruach sind zum Theil unter französischer Botmäßigkeit, gewähren aber ihres Bergstrom-Charakters wegen keinen Nutzen.

Wird dieser Küstenstrich in vollem Maße von den Franzosen ausgebeutet, so ist die englische Macht wonicht gebrochen, so doch entschieden im Schach gehalten; die Küste liegt Aden und Perim grade gegenüber, und wenn Frankreich hart an der Meerenge von Bab-el-Mandeb einen Handelsplatz gründet, so schlägt vielleicht einst der Puls der Weltgeschichte in diesen Gegenden. Denn wie Herr Cortambert mit Recht bemerkt, drei Punkte werden die Hauptlinien bezeichnen, durch die das Leben unseres Erdballs einst seinen Kreislauf vollzieht; es sind dies die Landenge Krah, nördlich von der Halbinsel Malakka, wenn ein Kanal sie durchschnitten haben wird, desgleichen die Landenge von Darien und die Meerenge von Bab-el-Mandeb, dieser Bindestrich von drei Welttheilen; der genannte Geograph meint daher auch, daß eine, Constantinopel ähnliche Stadt nicht in Suez selbst, sondern in der Nähe von Obok, auf der neufranzösischen Küste, gegründet werden sollte.

Es ist dies aber nicht die einzige französische Besitzung in dieser Gegend; es gehören hierher noch die Inseln Desset und Ouda bei Massua, der Hafen Ed an der Küste der Danakils und Zula, das alte Adulis, das der Fregattenkapitän Rouffel im Jahre 1860 für Frankreich erwarb. Die Insel Dessei, von den Alten Orim genannt, ist nur Dreiviertelstunden lang und eine breit, aber schön gelegen und von gesundem Klima. Der Hafen Ed, in der Nähe des Vulkans Haykock, wurde vor ungefähr zwanzig Jahren von dem Schiffskapitän Broquant im Namen der französischen Regierung den Danakils abgekauft. Die größere Sicherheit, welche die abyssinischen Karawanen in Zula finden werden, bestimmt dieselben wahrscheinlich, den alten Weg nach Massuah aufzugeben, und die griechische Kolonie Adulis wird sich wieder aus ihrem Schutte erheben.

Die Zukunft des Werkes des Herrn von Lesseps ist gesichert; das Rothe Meer wird kein englischer See werden, die Flotten der ganzen gebildeten Welt werden hier in voller Freiheit und Gleichheit segeln können. Freiheit und Gleichheit! o rief Frankreich in seiner großen Revolution, von der die Wiedergeburt ganz Europa's datirt, dem Festlande zu: Freiheit und Gleichheit! ruft es jetzt auf dem Ocean. Dort brach es den feudalen und monarchischen Absolutismus, hier bricht es den englischen Handelsdespotismus. Es handelt im Interesse der Menschheit. Ehre ihm!

Von Deutschland ging ich aus, zu Deutschland kehre ich zurück. Ich sagte: die Flotten der ganzen gebildeten Welt werden einst in diesen Gewässern kreuzen. Wann wird die deutsche Flotte dazu gehören? Ein Staat wird zur Weltmacht nur durch eine Flotte. Jetzt, nach Ende des dänischen Krieges, wird der Ruf nach einer deutschen Flotte dringender als je. Der Schaden, den unsere deutsche Handelsmarine während des Krieges erlitten hat, war gradezu beschimpfend; er darf sich einem solchen Feinde gegenüber nicht mehr erneuern. Die Gelegenheit zur Gründung unserer Flotte ist jetzt gegeben; wir haben Schleswig-Holstein vom Fremdenjoche befreit, mögen sich die Herzogthümer nun auch dem deutschen Vaterlande ganz und ohne Rückhalt geben. Leider aber scheint es, als wollten sie eine Sonderstellung einnehmen, und der Nationalverein selbst, der doch für die Einheit Deutschlands wirkt, stimmt für die Gründung eines neuen Kleinstaats zu den dreißig andern. Diese kleinstaatliche Unabhängigkeit der Herzogthümer ist aber gewiß für den Nationalverein selbst nur eine zeitweilige; es ist ihm die Nothwendigkeit einer kompakten Einheit schon lange klar geworden.

Warum denn nicht gleich heute thun, was übermorgen doch gethan werden soll? warum die Herzogthümer nicht mit dem preußischen Staate verschmelzen? Man wirft ein, eben weil es ein preußischer, kein deutscher Staat sei, abgesehen von der

Abneigung gegen Herrn von Bismarck. (Bei den Schwaben, Baiern und andern süd- oder mitteldeutschen Kleinstaaten ist der Preußenhaß kurzweg Grund und Ursache des Widerstandes gegen die Annexion.) Was die Politik des Herrn von Bismarck betrifft, so finden die Gegner derselben in der Verschmelzung der Herzogthümer mit Preußen grade ein Mittel zur Bekämpfung dieser Politik, denn allem Anschein nach würden die Deputirten von Schleswig-Holstein nur die Opposition verstärken. Der andere Grund aber ist nur ein scheinbarer; allerdings ist Preußen nicht Deutschland, aber er ist der erste und einzige Ansatz dazu, ja schon jetzt der einzige deutsche Staat, der eine auswärtige Politik hat. Man will nun durch eine verwickelte Winkelpolitik hölzernes Eisen schmieden und die deutschen Interessen mit der staatlichen Selbständigkeit der Herzogthümer vereinbaren. Dieselben sollen ihre volle Autonomie bewahren; nur in dem, was allein und eigentlich die staatliche Selbständigkeit begründet, in dem Heer- und Flottenwesen, sollen die Herzogthümer der preußischen Macht dienstbar sein. Welche Verwirrung! als ob dieselben dann noch selbständig wären. Ich weiß wohl, man beruft sich auf den Rechtspunkt und das historische Rechtsgefühl des schleswig-holsteinischen Volkes. Ich kenne aber nur Ein Recht, das deutsche; vor diesem muß jedes andere weichen. Nassau hätte dasselbe Recht wie die Elbherzogthümer, Kurhessen ebenso und Reuß-Schleiz nicht minder. Wollte man all' diese Beschwerden beachten, so käme man nie zu einem deutschen Staate. Es verräth sich in diesem hartnäckigen Festhalten an ihrer Sonderstellung bei den Schleswig-Holsteinern derselbe Partikularismus, der in Würtemberg so entschiedenen Ausdruck gefunden hat und das gefährlichste Hinderniß für die großstaatliche Einheit Deutschlands bildet. Dieser Partikularismus ist aber nicht einmal im Interesse der Herzogthümer selbst. Durch ihre Lage auswärtigen Angriffen ausgesetzt, von Dänemark noch lange Zeit bedroht, können sie ihrer Unabhängigkeit nicht froh werden; sie bedürfen stets des deutschen Schutzes. Wie schwer es aber hält, denselben vom Bundestage zu erhalten (nur der Revolutionssturm erzwang ihn 1848), sollten sie doch wohl wissen. Sind sie dagegen mit Preußen verschmolzen, so ist die Vertheidigung der Herzogthümer gegen das Ausland für den preußischen Staat durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten. Nur in dieser Verschmelzung finden die Herzogthümer ihre Sicherheit, nur durch die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen wird auch die Gründung einer deutschen Flotte möglich. Ich stimme für die Vereinigung im Interesse Deutschlands, dessen Wohlfahrt und Ehre Hand in Hand gehen. Sapienti sat!

Hermann Semmig.

Frankreich.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette.

II.*)

An und über Kaiser Joseph.

Kaiser Joseph, der Bruder von Marie-Antoinette, war über die Nachrichten aus Frankreich, die ihm, bald nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI., im Jahre 1774, zugingen, nicht wenig besorgt. Mit Recht mußte er fürchten, daß die Schwäche seines Schwagers, sowie dessen Unkenntniß der Welt und insbesondere der Regierungskunst, zu deren Studium dem Dauphin niemals Gelegenheit gegeben worden war, Unglück über das Land und über das eigene Haus bringen werde. Er schrieb zuerst an seine Schwester und machte ihr Vorstellungen, weil er — stutzig gemacht durch die in Paris verbreiteten Chansons der Verleumdung — angenommen hatte, daß auch sie die Schwächen der Bourbons zu theilen anfange. Doch nichts war ungerechter, als ein solcher Verdacht! Marie Antoinette war allerdings für ihren Gemahl blindlings eingenommen, so daß sie auch seine Schwächen sogar als Vorzüge ansah; aber durch ihren entschiedenen, edeln Charakter steht sie hoch über allen Bourbons. Lesen wir, was die junge Königin in jener Zeit dem Kaiser schreibt:

„27. Juni 1774.

„Mein theurer Bruder! Ich empfange soeben Deinen Brief; ich lese ihn aber- und abermals und danke Dir für das, was Du mir in brüderlicher Weise schreibst. Bereits hatte ich mir ebenfalls gesagt, was Du mir über das von mir zu beobachtende Verfahren mittheilst, aber Deine Rathschläge sind zu kurz gefaßt; ich bedarf eines eingehenderen Rathes. Du verlangst, um mir mehr darüber sagen zu können, daß ich in spezielle, vertrauliche Details eingehe und offenherzig über den Charakter des Königs mich ausspreche. Darüber zu schreiben, ist allerdings etwas sehr Zartes.

„Ich weiß nicht, ob es möglich ist, besser zu sein und mit strengerer Gewissenhaftigkeit alle Dinge zu beurtheilen, als er. Er hat, davon bin ich überzeugt, keinen andern Gedanken, als Gutes zu thun, aber — durch welche Mittel? Ich weiß nicht, was seinem Geiste vorschwebt; er spricht sich darüber nicht offen aus, doch er ist sehr aufgeregt. Ich kann nicht sagen, daß er mich als untergeordnet und als Kind behandelt, oder daß er Mißtrauen gegen mich hegt. Im Gegentheil; neulich hielt er in meiner Gegenwart, scheinbar unwillkürlich und als ob er mit sich selbst spräche, eine lange Rede über die bei den Finanzen und bei der Rechtspflege einzuführenden Verbesserungen; er forderte mich auf, ihm beizustehen, die Wohlthätigkeit auf dem Throne zu sein, zu bewirken, daß er geliebt werde, da er geliebt sein wolle. Aber er hat nicht gesagt, was er für Mittel zu ergreifen denkt; vielleicht weil er sich dieselben noch nicht klar gemacht, oder weil er sich vorbehält, darüber mit seinen Ministern zu sprechen, an die er viel schreibt. Er ist in der That ein Mann, der ein innerliches Leben führt, der jedoch über die Aufgabe, die ihm so urplötzlich zugefallen, ein sehr unruhiges Ansehen hat, während er gern recht väterlich regieren möchte. Da ich ihn nicht gern verletzen will, so frage ich ihn nicht allzuviel. Er thut auch ganz gut daran, mich nicht um Rath zu fragen, denn ich bin in noch größerer Verlegenheit, als er. Jedenfalls werde ich dem Rathe unserer guten Mutter folgen, das heißt, ich werde stets geradeaus meinen Weg gehen und alle Gelegenheiten benutzen, wo ich Gutes thun kann.

„Du schreibst mir von Schwierigkeiten und von dem, was Du Klippen nennst. Ach, mein Gott! ich weiß es wohl, daß es deren nur zu viele giebt; aber ich bin noch zu jung, um sie zu kennen, und deshalb habe ich Dich gebeten, sie mir zu zeigen. Allerdings fühle ich mich in der königlichen Familie nicht ganz heimisch; ich glaube wahrgenommen zu haben, daß man in mir immer noch eine Ausländerin erblickt, welche gewissen Plänen der Herrschlust entgegen getreten ist. Ich habe mein Möglichstes gethan, eine solche Beurtheilung zu widerlegen, doch ich bin nicht sicher, daß man meine Bestrebungen anerkannt hat. Gleichwohl habe ich mich, soviel ich es nur irgend vermocht, zur Französin gemacht; auch habe ich nur Franzosen in meinen Diensten.

*) Vgl. Nr. 1 des „Magazin" von 1865.

O, schreibe mir, schreibe mir doch! Du bist es Deiner Schwester und meiner Freundschaft schuldig. Als eine Bittende, die auf Erfüllung ihrer Wünsche hofft, grüße ich Dich aus der Tiefe eines aufrichtigen Herzens.

Marie Antoinette."

„Choisy, 8. Oktober 1775.

„Mein theurer Bruder! Laß mich Dir sagen, daß Du recht grausam in Deinen Briefen mit Vorwürfen bist, die mir mitten unter den Schwierigkeiten, die mich umgeben, nicht wenig zu Herzen gehen. Bevor wir das hiesige Schloß verlassen, um mit der gesammten königlichen Familie, einschließlich Monsieur und Madame*), nach Fontainebleau zu gehen, will ich noch mit Dir ein Wort darüber sprechen.

„Man muß so weit entfernt von hier leben, wie Du, um auch nur einen Augenblick bei den Klatschereien zu verweilen, von denen Du mir schreibst. Mein Gott, wie kann man unsern Chansons irgend einen Glauben schenken! Hier wird Alles gesungen, und wenn man mit dergleichen Albernheiten sich beschäftigte, so würde man eine Sache ernst nehmen, deren Urheber selbst sich nicht darum kümmern, ja, die sie am nächsten Tage schon vergessen haben; man würde dann kaum des Lebens froh werden — und am Ende hat man doch Wichtigeres zu thun.

„Im vorigen Jahre hat man den König und mich auf die Spur abscheulicher Schmähschriften gebracht, die gegen uns geschmiedet sein sollten und noch ganz naß von der Presse waren. Es wurde aber ermittelt, daß das Ganze die Spekulation eines Gauners war, der uns das denuncirte, was er selbst verfaßt hatte.

„Was mich am Meisten erregt, das ist die Hartnäckigkeit gewisser Leute, mich als Ausländerin darzustellen, die stets nur an ihr Vaterland denke und widerwillig Französin sei. Es ist das ganz unwürdig; alle meine Handlungen beweisen, daß ich meine Pflicht thue und daß meine Pflicht mein Vergnügen ist. Doch das ist ihnen gleichgültig; die Klatscherei wird fortgesetzt und die allereinfachsten Dinge werden zu argen Versündigungen. Hat doch neulich ein dummer Mensch mich ersuchen lassen, ihm und einer Dame die Erlaubniß zu ertheilen, mein kleines Wien besuchen zu dürfen! So nannte er nämlich mein Trianon, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß eine mir feindselige Coterie das böswillige Gerücht verbreitete, daß ich in dieser Weise das mir vom Könige geschenkte Schloß umgetauft. Tagediebe und Intrigantinnen treiben sich beständig in den Umgebungen des Schlosses herum — sollen wir für die Nichtswürdigkeiten solcher Menschen verantwortlich sein? Wenn der König Dinge dieser Art von den Ministern und vom Polizei-Lieutenant hört, so ist sein Unwille noch viel größer als der meinige, aber wie soll in den meisten Fällen geholfen werden. Machte man Lärm davon, so würde man den Skandal nur vermehren.

„O mein theurer Bruder, sei Du in der Ferne ebenso nachsichtig und gerecht, als der König gut gegen mich ist. Seine Achtung ist mein Schutz. Gleichwohl wenn Du mir etwas zu schreiben hast, so schreibe es nur; lieber sind mir doch Vorwürfe als Stillschweigen. Ich bedarf der guten Rathschläge und Deiner Ansicht, die Du mir nicht ersparen magst, denn nach Allem weiß ich ja doch, daß sie Deiner Freundschaft und Deiner Zärtlichkeit für mich entspringt. Ich drücke Dich an mein Herz, obwohl Du mir viele Thränen verursacht hast.

Marie Antoinette."

*) Herzog von Provence (Ludwig XVIII.) und Gemahlin.

„26. November 1775.

„Ich habe es Dir bereits geschrieben, mein theurer Bruder daß an dem, was Dir berichtet worden, nichts ganz Richtiges ist. Unser Verhältniß zu dem Herzog von Orleans*) bleibt stets dasselbe, und man hat sehr unrecht gethan, Dir den Herzog von Chartres als einen Mann zu nennen, der ein böses Spiel treibt, was nicht der Fall ist.

„Was man sich Alles in Paris für Märchen über uns in Fontainebleau erzählt, ist ganz unglaublich. Der Hof ist allerdings hier sehr zahlreich, und in Frankreich ist es überdies Sitte, Jedermann eintreten zu lassen, um den Hof speisen zu sehen, aber was man Dir darüber berichtete, ist doch albern. Seit acht Tagen habe ich übrigens Niemand gesehen, da ich unwohl bin.

„Du weißt, wie vollständig der König mir zugethan, und wenn von Dir die Rede ist, so spricht er auch nur, wie es ihm das Herz eingiebt. Ich hege für keinen Anderen so innige Wünsche, als für Dich, aber Du begreifst, daß ich heutzutage in Bezug auf Angelegenheiten, welche Frankreich betreffen, keine freie Hand habe. Wahrscheinlich würde ich auch schlecht ankommen, wenn ich mich darein mischen wollte, besonders bei einer Sache, die im Ministerrath nicht durchgegangen ist. Man würde darin entweder Schwäche oder Ehrgeiz erblicken. Endlich, mein theurer Bruder, bin ich jetzt zunächst Französin und dann erst Oesterreicherin; in diesem Punkte richte ich mich nur nach den Rathschlägen, die Du mir schriftlich zurückgelassen. Es ist dies das Mittel, mir die Achtung und Freundschaft des Königs zu erhalten. Was die Angelegenheit Deines Schützlings betrifft, so ist sie erledigt.

Marie Antoinette."

Kaiser Joseph fand sich bald darauf, im Frühjahr 1777, veranlaßt, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, um seine Schwester zu besuchen und die Zustände des Landes näher kennen zu lernen. Am 9. April kam er in Straßburg und am 18. desselben Monats in Versailles an. Er beobachtete auf seiner Reise zwar streng das Incognito, doch wurde er vom Volk überall, wo man ihn erkannte, mit Jubel begrüßt. Die Königin schreibt über diesen Aufenthalt ihres Bruders Folgendes an ihre Schwester Marie Christine:

„9. Mai 1777.

„Der Kaiser beharrt dabei, wie ich Dir, meine theure Christine, bereits geschrieben, seine Wohnung nicht im Schlosse nehmen zu wollen. Er logirt in einem Hotel garni, aber er speist mit uns zusammen. Vor wenigen Tagen habe ich ihn in die Pariser Oper, in eine Vorstellung der Iphigenia in Aulis, geführt, wo er sich im Hintergrunde der Loge hielt, aber in einem günstigen Moment habe ich ihn beim Arm ergriffen und genöthigt, sich zu zeigen. Das Publikum begrüßte ihn sofort mit Jubel, und er war beim Herausgehen ganz entzückt über diesen Empfang, sowie über den Erfolg des guten Gluck.

„Der Kaiser ist stets derselbe; er macht über Alles, was er sieht, sehr richtige Bemerkungen und ertheilt Rathschläge, wie kein Anderer sie geben kann. Manchmal thut er es allerdings in etwas herausfordernder, verletzender Weise, was seinen großen Ideen einen Theil ihrer Wirksamkeit entzieht. Meine theure Mutter würde es mir gewiß nicht übel nehmen, wenn ich auch ihr dies über meinen Bruder schriebe; sie kennt ja besser, als irgend Jemand, meinen Bruder und mich selbst; sie weiß, wie

*) Nachmals Philipp Egalité, Vater des Königs Ludwig Philipp, welcher Letztere vor der Revolution Herzog von Chartres hieß.

sehr ich ihn bewundere und welchen Werth ich darauf lege, daß er am hiesigen Hofe ganz so, wie er es verdient, anerkannt und geschätzt werde.

„Der König ist ihm mit Freundschaft zugethan, und da er sehr schüchtern ist und wenig spricht, so hört er ihm gern zu; wenn dann unser Bruder dem Könige einige seiner kritischen Seitenhiebe versetzt, so begnügt sich dieser, darüber zu lächeln, aber er schweigt. Neulich indessen vermochte er nicht, über gewisse, vom Kaiser gegen die Geistlichkeit kund gegebene Regierungs-Grundsätze mit Stillschweigen hinwegzugehen. Der König hat die Argumente des Kaisers, eines nach dem andern, mit einer Präcision, einer Entschiedenheit und einer Kaltblütigkeit widerlegt, die uns sämmtlich in Erstaunen setzte, wodurch aber die Fortsetzung des Gespräches über diesen Gegenstand unmöglich gemacht wurde. Jedes Land, sagte der König schließlich, hat seine eigenen Gewohnheiten und Bedürfnisse; es ist möglich, obwohl ich es bezweifle, daß Dein System in anderen Staaten anwendbar sei; wir befinden uns jedoch in Frankreich, und das ist ein Land, wo in Regierungsfragen die Einfuhren vom Auslande keine Aussicht haben, Glück zu machen.

„Alle diese kleinen Kämpfe der Konversation haben jedoch die Freundschaft, die mein Gemahl für den Kaiser hegt, nicht vermindert, und ich bin überzeugt, daß jene Debatte nur dazu beigetragen haben kann, meinen Gemahl in der Achtung des Kaisers zu erhöhen. Der König giebt seine Theilnahme allerdings nicht äußerlich kund, aber von Herzen ist er sehr innig, und was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich sein Triumph ganz besonders gefreut hat.

„Mein Bruder macht meinem Gemahl besonders den Vorwurf, daß er die Provinzen seines Königreichs nicht bereist, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen, worauf ihm der König erwiderte, daß er nichts lieber gewünscht habe, als in früherer Zeit mit seinem Gouverneur und später auch nach seiner Vermählung eine Reise durch Frankreich zu machen, daß jedoch der (verstorbene) König dies nicht für angemessen erachtet hätte. Er habe auch einen Augenblick die Idee gehabt, nach Wien zu reisen, aber der (verstorbene) König habe gemeint, daß er sich von ihm und mir nicht trennen könne. Mein Gemahl denkt, einmal die Provinzen zu besuchen, wenn er erst vollständig mit den Geschäften vertraut sein wird, da man mit um so größerem Nutzen reist, wenn man mehr unterrichtet ist. Darum wollte er, daß seine Brüder, glücklicher als er, diese Reise unternehmen, anfangend mit den Häfen und Städten ihrer Apanage*), und ihm einen detaillirten Bericht über das abstatten, was sie gesehen.

„O, wenn ich doch eines Tages Euch besuchen, Euch und meine gute Mutter an das Herz drücken könnte, welches Glück würde dies nach so vielen fern von Euch verlebten Jahren für mich sein!

„Ich empfinde mich als Französin bis in die Fingerspitzen. Man muß die Tugenden seines Landes haben, und die Nation ist ganz vortrefflich. Die Kritik und Opposition meines Bruders bestärken mich in diesen Ideen nur noch mehr, denn ich stehe den Dingen nahe genug, um zu erkennen, daß man nichts weiter von mir verlangt, als das Gute zu fördern.

Marie Antoinette."

„Versailles, 19. Mai 1777.

„Meine theure Christine! Der Kaiser wird in Paris fortdauernd sehr gut aufgenommen. Vorgestern, an der Tafel, erzählte er uns, daß die französische Akademie ihm zu Ehren eine Sitzung veranstaltet habe, wo einige Schöngeister Vorlesungen gehalten und wo er ganz wie eines der Mitglieder der Akademie behandelt worden. Er hat auch bereits die Akademie der Wissenschaften besucht, die Bibliotheken und die öffentlichen Institute in Augenschein genommen und interessirt sich für alle anziehenden Gegenstände der Hauptstadt, mit deren Besichtigung er noch nicht zu Ende ist. Meinerseits suche ich ihn so lange als möglich bei uns zurückzuhalten, denn er hat unsere Nachtisch-Gespräche auf merkwürdige Weise belebt, und wir Beide unterhalten uns noch besonders sehr angenehm über unsere gute Mutter und über Euch, was mir ungemein zu statten kömmt. Mit Elisabeth, die jetzt liebenswürdig von Charakter und recht gewachsen ist, hat er mit sehr großem Wohlwollen geplaudert und gescherzt. Ich glaube, daß er nicht vor dem 30. d. M. von hier abreisen werde, um eine Tour durch Frankreich zu machen. Er hat mir versprochen, mir aus allen großen Städten zu schreiben und in einigen Jahren uns wieder zu besuchen; ich werde ihn an Letzteres erinnern.

„Mein häusliches Leben bleibt sich stets gleich. Ich bin genöthigt, mich der Sitte der öffentlichen Diners, die mir widerwärtig sind und zu denen ich mich lange nicht entschließen konnte, zu fügen, doch zu den Familien-Soupers, die ich zur Pflege des häuslichen Beisammenseins aufrecht erhalten habe, ziehe ich mich stets zurück. Ach, meine theure Schwester, ich habe hier wirklich eine schwere Aufgabe, und je länger ich hier bin, um so mehr komme ich auf den Verdacht, daß meine Tante Ad. es mir noch nicht verziehen hat, hierher gekommen zu sein, um ihr die Stellung am Hofe zu entziehen, die sie bis dahin eingenommen hatte. Ihre großen geistigen Mittel schaffen ihr allerdings Zuhörer, aber sie findet dies nicht genügend. Ich habe es bei dem Könige bewirkt, daß er den drei Schwestern, statt der beschränkten Wohnung, die sie bisher inne gehabt, ein Haus einrichten ließ, doch habe ich nicht die Gewißheit, daß man mir Dank dafür weiß, besonders was die Tante Ad. betrifft. Die Tante Victoire hatte ein mütterliches Wohlwollen für mich, das ich bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen, doch scheint sie in neuerer Zeit von den beiden Andern ebenfalls gegen mich eingenommen worden zu sein.

„Nichts soll mich bewegen, in dem aufmerksamen Benehmen gegen meine beiden verheirateten Schwägerinnen eine Aenderung eintreten zu lassen; ich werde stets Alles vermeiden, was Mißtrauen erregen könnte. Aber wenn der Ton der Ueberlegenheit, den der Herzog von Provence, nachdem er die erste Person des Königreichs nächst dem Könige geworden, angenommen, nicht auch seiner Frau sich mitgetheilt hat, so scheint es doch bei näherem Umgange mit ihr, daß sie im Grunde des Herzens etwas hat, was sie nicht gerade heraus sagt.

„Ich habe über Alles dies besonders mit unserem Bruder gesprochen, und er mit seinem großen Verstand und Geist konnte mich eines Bessern belehren. Ich freue mich jedoch, daß er im Allgemeinen meine bisherige Handlungsweise gebilligt hat. Doch werde ich auch für die Zukunft um seinen Rath und seine Ansicht bitten.

„Die äußerliche Etiquette ist oft sehr lästig und unbequem, aber der König will, daß ich mich, der Würde halber, danach richte, und das ist begreiflich. Widerwärtiger ist mir jene Kammer-Etiquette, die in das Innere meiner Häuslichkeit eindringt und deren Details mir förmlich das Leben erschweren. Wenn ich Dich sähe, würde ich Dir darüber mancherlei mittheilen. Man glaubt immer, es sei leicht, Königin zu sein,

*) Provence, Artois.

Google

aber dem ist nicht so: die Zwangsformen, denen man unterworfen ist, sind unzählig, grade als ob das Natürliche ein Verbrechen wäre! Aber der König, der im Allgemeinen mich gewähren läßt, will zu Reformen keine formelle Ermächtigung geben. Ein Band hier, Barben und Federn dort mehr als sonst gewöhnlich — das würde manchen Leuten als der Untergang der Monarchie erscheinen. Ich aber werde von allen diesen Fesseln sehr gepeinigt.

Marie Antoinette."

Belgien.

Die niederländische Sprache in Belgien.

In Belgien war durch königliche Verfügung vom 25. Januar 1864 eine Kommission zur Feststellung der Orthographie der vlamischen Sprache, sowie zur Begutachtung der Mittel und Wege, um eine wünschenswerthe Gleichförmigkeit in der Schreibung der niederdeutschen Dialekte zu erreichen, niedergesetzt worden. Diese Kommission, deren Präsident Herr Prof. J. David in Löwen, und deren Mitglieder die Herren Rens, Conscience, Dautzenberg, Heremans, Stallaert, van Beers und Delcroix sind, hat am 7. September ihren Bericht in der Sache abgestattet, und dieser Bericht ist demnächst einer königlichen Verfügung vom 21. November, als Norm für die künftige Rechtschreibung der vlamischen Sprache, zum Grunde gelegt worden.

Nach diesen Regeln zur „Spelling der Nederduitsche Taal," wird künftig kaum mehr ein Unterschied zwischen der Schreibung des Vlamischen und der des Holländischen stattfinden, so daß jetzt freiwillig von Seiten der Belgier das zugestanden worden, was sie in den Jahren 1815—30 dem Könige Wilhelm I. standhaft verweigert hatten und was eine der Veranlassungen der belgischen Revolution und der Trennung von Süd- und Nord-Niederland geworden ist.

Fortan werden also auch die Flamänder (Vlamingen) die Dehnung des a und des u nicht mehr durch Hinzufügung eines e, sondern durch Verdoppelung des Vokals bezeichnen; man wird also nicht mehr Maestricht, sondern Maastricht, nicht mehr Bestuer (Verwaltung), sondern Bestuur schreiben. Das sogenannte Ypsilon soll fortan, wie in holländischen, auch in vlamischen Wörtern durch zwei Buchstaben, i und j (ij), ausgedrückt und nur in Wörtern griechischen Ursprungs durch ein y wiedergegeben werden. Aehnlicher Art sind die meisten anderen der von der Kommission festgestellten Regeln, von denen einige allerdings etwas abweichend von der jetzigen Schreibung des Holländischen sind; doch ist zu erwarten, daß die Holländer, deren Grammatik und Orthographie ebenfalls noch manchen Differenzen unterliegen, diese nun auch in Uebereinstimmung mit den Belgiern werden auszugleichen suchen.

Der vorgedachten königlichen Verfügung zufolge, wird fortan auch in den vom Staate ressortirenden Schulen und Athenäen der Unterricht der vlamischen Sprache nach den von der Kommission aufgestellten Regeln stattfinden, und werden die Behörden in ihren vlamisch abgefaßten, schriftlichen und gedruckten Erlassen dieselbe Orthographie befolgen.

Bei der jetzt unter der gemeinsamen Redaktion der Herren de Vries, eines Holländers, und te Winkel, eines Belgiers, stattfindenden Herausgabe des neuen großen „Wörterbuches der niederländischen Sprache" (Wordenboek der Nederlandsche Taal) wird ebenfalls bereits die neue Orthographie befolgt, wobei wir Gelegenheit haben, wahrzunehmen, daß auch die Holländer ihrerseits den Vlamingen manche Concessionen in der Rechtschreibung ihrer gemeinsamen Sprache machen.

Hauptredacteur dieses Wörterbuches ist Herr Professor M. de Vries in Leiden, Verfasser des gleichzeitig erscheinenden mittelniederländischen Wörterbuches, welches letztere dem um die Kenntniß der mittelalterlichen niederländischen Sprache und Literatur hochverdienten Professor Hoffmann von Fallersleben gewidmet ist. Die innere Einrichtung des neuen niederländischen Wörterbuches ist ganz die unseres Grimm'schen, indem die Geschichte jedes Wortes in seinem Zusammenhange mit anderen germanischen Sprachen nachgewiesen wird.*) Beide Regierungen, die holländische und die belgische, unterstützen das Unternehmen, doch scheint es in Belgien bisher noch nicht denselben Anklang, wie in Holland gefunden zu haben, wo die Zahl der Subscribenten bereits das vierte Tausend erreicht hat.

Wir können auch unsererseits das Unternehmen nur empfehlen. Es ziemt sich wohl, daß das wissenschaftliche Deutschland ein literarisches Werk fördern helfe, das gewiß dazu beitragen wird, auch unserer schönen Muttersprache neuen Glanz und neue Geltung unter den Nachbar-Nationen zu verschaffen. Der Preis jeder Lieferung von fünf eng gedruckten Bogen in Lexikon-Format ist auf 1 Fr. 85 Cents festgesetzt.**)

Gleichzeitig ist uns aus Brüssel eine neue Lieferung der (oder wie die Vlamingen sagen: des) Nederduitsch Tijdschrift zugegangen, von der jetzt der dritte Jahrgang ausgegeben wird und in der die neue Schreibung des Vlamischen ebenfalls bereits durchgeführt ist. Es wechseln darin historische Abhandlungen mit Novellen und touristischen Darstellungen ab. Eine solche Touristen-Schilderung aus Amsterdam, von Herrn W. Marten Westerman, berichtet, daß „jong Holland" jetzt nichts Anderes als bayerisch Bier trinke und dabei am Liebsten den „Kladderadatsch" und die „fliegenden Blätter" lese. Nun, das ist immerhin ein Fortschritt! Hoffentlich wird man sich in Holland bald auch mit der ernsteren Literatur Deutschlands befreunden lernen. Unter den historischen Abhandlungen der Tijdschrift heben wir Franz de Potter's „Jacob van Artevelde" hervor, in der über diese größte Heldengestalt des niederländischen Mittelalters manche neue und überraschende Aufschlüsse ertheilt werden.

J. L.

Italien.

Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats.

II.

Reform-Projekte.

Vor einem Jahre schien das Papstthum einen Versuch machen zu wollen, die von außen drohenden Stürme zu beschwören. Im Oktober 1863 theilte nämlich der Cardinal-Staatssekretär der französischen Regierung mit, daß man sich eingehend mit

*) Von dem deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm ist kürzlich die erste Lieferung des fünften Bandes (von K. bis Kartenbild), redigirt von Dr. Rudolf Hildebrand), erschienen. Die Fortsetzung des vierten Bandes (G. bis J.) hat Dr. Karl Weigand übernommen.

**) Brüssel, C. Muquardt.

der Reformfrage beschäftige; man wolle die Zoll-Reform vervollständigen (in der That wurde auch der Tarif einer Revision unterzogen), das Postwesen verbessern und mehrere Ausnahme-Gerichte abschaffen, namentlich das Finanz-Tribunal und das Gericht des heiligen Petrus (das unter anderen Attributen auch das Recht besaß und besitzt, Legate, deren Intention nicht erfüllt worden oder deren Bestimmung ungenau war, ohne Weiteres der Kirche zuzuweisen). Man wolle ferner sich mit der Publikation eines Civilrechts befassen, ein neues Hypothekenrecht ausarbeiten, das Strafrecht umändern und die Gerichte reorganisiren.

Man sprach auch davon, daß die Rechte des Staatsraths und der Finanz-Consulta erweitert werden sollten — es ist möglich, daß gegenüber dem jetzt heraufziehenden Unwetter einige der Versprechungen wirklich erfüllt werden. Indeß man kann die hundertfachen Täuschungen nicht vergessen und man kann auch die Fähigkeit der päpstlichen Regierung bezweifeln, aus einem mittelalterlichen Staat einen anderen zu machen, selbst wenn sie den Willen dazu hätte. Der Klerus hat dabei lediglich die Absicht, der Herr des Staates zu bleiben neben einem Adel, mit dessen Interessen er eng verwachsen ist; die Bourgeosie ist wenig zahlreich, ohne Beschäftigung, ohne Zukunft; das Volk ist sittlich verderbt und faul, es ernährt sich von der Mildthätigkeit der Kirche und der fremden Reisenden. —

Nun noch Einiges über die Personalien.

Außer den „Legaten", welche die Legationen verwalten, kommt dieser Titel auch denjenigen Abgesandten des Papstes zu, welche den General-Consilien präsidiren, und den apostolischen Vikaren, welche in den von Rom sehr entfernten Ländern beständig akkreditirt sind. Ein gewöhnlicher Gesandter des Papstes an einem fremden Hofe führt den Titel „Nuntius" und ein außerordentlicher Abgesandter ist „Internuntius".

In Rom selbst ist der Papst umgeben von Chargen, deren Titel genau bestimmt ist: der Vikar, welcher stets ein Cardinal sein muß; der Pönitentarius; der Kanzler, der eigentlich ein Geheim-Sekretair ist; der Cardinal-Kämmerling und der Cardinal-Präfekt der Signatur und Justiz. Alle diese Würden sind zugleich geistlich und weltlich, entsprechend der doppelten Würde des Papstes. Von geringerer Bedeutung sind der General der heiligen Kirche, vier Ceremonienmeister, ein Palastmeister, 24 Sekretaire, ein Majordomus, ein Stallmeister, ein Kanzleipräsident und 12 Ober-Geheimschreiber.

Der Cardinal-Kämmerling wird die einflußreichste Person, sobald der Papst stirbt. Die Schweizergarde begleitet ihn alsdann stets, man schlägt das Geld auf seinen Namen und mit seinem Wappen, er nimmt den Fischerring von der Hand des verstorbenen Papstes und nimmt sofort Besitz von dem Palast.

Sonst war der Hirtenstab des Papstes wie der der Bischöfe eine Krücke; Innozenz III. bestimmte, daß man den Päpsten ein Kreuz vorantrage mit dreifachem Querholz. Die Tiara ist eine hohe runde Mütze, umgeben von drei goldenen Kronen, über welchen sich ein Globus mit einem Kreuz erhebt. Der Papst Hormidas setzte 514 auf die Tiara die erste Königskrone, Bonifacius VIII. 1294 die zweite, als Philipp der Schöne seine Macht angriff; Clemens V., einer der französischen Päpste zu Avignon, fügte die dritte hinzu.

Apostolische Briefe heißen alle diejenigen Dokumente, welche von der Autorität des souveränen Papstes ausgehen, entsprechend den Diplomen und Urkunden der rein weltlichen Fürsten. Solcher apostolischen Briefe giebt es vier Arten:

Die Bullen, nur im Gebrauch bis zum 15. Jahrhundert auf grobem Pergament geschrieben, mit grünem Wachs und einem Bleisiegel gesiegelt, mit dem Bilde der heiligen Petrus und Paulus. Für diejenigen Bullen, welche die Kaiserwahlen des 12. und 13. Jahrhunderts bestätigten, wurde ein goldenes Siegel genommen. Die Schrift der Bullen war gothisch; die Jahresrechnung derselben begann am 25. März, am Tage der Verkündigung Mariä. Gegenwärtig werden Bullen nur noch ausgefertigt für die Ernennung von Bischöfen, für Heirats-Dispense und für die Konzessionen zu Kanonikaten.

Die Breves, lateinisch von einem Secretair geschrieben, auf weißem und feinem Pergament, mit grünem Siegellack und dem Fischerring gesiegelt. Alle politischen Beziehungen werden heut durch Breves unterhalten. Das wichtige Breve, welches die katholische Hierarchie in England retablirte, begann mit den Worten Pius, papa IX ad perpetuam rei memoriam. Wenn der Papst im Vatican residirt, datirt er: apud Petrum; befindet er sich im Quirinal, so schreibt er: apud sanctam Mariam Majorem.

Die motu proprio sind Breves, welche der Papst unterzeichnet, die aber nicht gesiegelt werden. Sie tragen gegenwärtig das Datum der Incarnation und den Monatstag. Sie werden lateinisch geschrieben und für die Geschäfte der innern Verwaltung gebraucht.

Die Signaturen des Hofes von Rom sind Kanzleischriften, auf Papier geschrieben, unter welche der Papst mit eigner Hand das Wort fiat schreibt oder in seiner Gegenwart das Wort concessum schreiben läßt. Sie werden nie gesiegelt.

Der Papst ist Präfekt der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition, der heiligen Congregation der apostolischen Untersuchung und der heiligen Congregation des Consistoriums; er ist Protektor der Kirche des heiligen Celsus und des heiligen Julius und der Brüderschaft von der Via Crucis, die den Beinamen Freunde Jesu und Mariä führt.

Die Congregationen haben folgende Rangordnung:

Die heilige römische und allgemeine Inquisition, oder das heilige Offizium, ist zusammengesetzt aus Cardinälen, Theologen verschiedener Orden und Prälaten, und beurtheilt alle Glaubens- und Kirchenangelegenheiten. Das tiefste Geheimniß waltet vorschriftsmäßig über ihren Berathungen. Es giebt ein Gefängniß, das nur zur Disposition des heiligen Offiziums steht.

Es folgt dann die heilige Congregation des Consistoriums; dieser die Congregation der Bischöfe, welcher nicht mehr der Papst, sondern ein Cardinal präsidirt. Dann die Congregation, welche mit der Interpretation der Beschlüsse des Conzils von Trient, des letzten allgemeinen Kirchenkonzils, beauftragt ist. Die vielen andern Congregationen übergehen wir.

Die Prälaten sind in verschiedene Corps oder Collegien eingetheilt: das Collegium der Bischöfe oder Assistenten des päpstlichen Thrones in nicht beschränkter Zahl; das Collegium der apostolischen Obergeheimschreiber; diese führten einst die Akten über die Märtyrer, sie haben nur einen Ehrentitel und beziehen keinen Gehalt; das Collegium der Auditeurs des Appelhofes der Rota, zwölf an der Zahl und aus den verschiedenen Nationen ausgewählt; das Collegium der Kammerräthe, neun an Zahl, hat administrative und richterliche Funktionen in Finanz-Angelegenheiten; das Collegium der Consulta, höchster Criminal-Gerichtshof.

Unter den Prälaten stehen vier an der Spitze der Collegien, es sind dies die Kandidaten zur Cardinalswürde: der Kammerauditeur, Präsident einer Art von Tribunal erster Instanz; der Gouverneur von Rom oder Polizeiminister; der Schatzmeister, der in Wahrheit Finanzminister ist, und der Majordomus des

Papstes. Vier andere Chargen führen auch oft, aber nicht so sicher zur Cardinalswürde, die wichtigste derselben ist das Präsidium des Tribunals der Rota.

Dies ist in Kurzem eine Skizze der wichtigsten Staats-, Verwaltungs- und Personalverhältnisse; man ersieht aus derselben, daß bei einer Reform nicht nur fast alle bestehenden Gesetze umgestoßen werden müßten: es müßte auch das gesammte Verwaltungs- und Richterpersonal umgeschaffen werden, selbst für den Optimisten eine Herkules-Arbeit.

Wir wünschen aufrichtig, daß sie gelingen möge, und schließen mit den Worten, die jüngst einer der hervorragendsten Parlamentsredner in Turin bei der Conventions-Debatte gesprochen hat: „Wenn die christliche Religion so schnell Boden gewann in den Gemüthern unter der Herrschaft der römischen Kaiser, so vergesse man nicht, daß diese Religion Befreiung von dem Joche des Cäsaren verkündigte, der zugleich Mittelpunkt der Civilgesetzgebung und oberster Pontifex der religiösen Gesetzgebung war!"

Nord-Amerika.

Amerikanische Essays.

III.

Das Journalwesen.

Das Problem, dessen Lösung wir durch verzweifelte Hypothesen versuchten, hat durch einen Wechsel seiner Elemente unsere Berechnung zu Schanden gemacht. Wir suchten den Dämon der Bücher auszurotten, und siehe da! drei oder vier verwandte Dämonen, als Vierteljahrs- und Monatsschriften und Zeitungen, haben sich ihm zugesellt und unsern jetzigen Zustand verschlimmert. Wir könnten in der That die Vernichtung und Fossilation der Bücher vorher sagen, wenn diese jüngere Brut allein die Erde erfüllen wird. Schon sind unsere Bibliotheken kaum mehr als Museen; bald werden sie Mausoleen sein, da all unser Lesen sich auf die geflügelten Worte jener flüchtigen Rivalen beschränkt. Einige der intelligentesten und einflußreichsten Männer in großen Städten lesen kaum Ein Buch das Jahr hindurch. Die Literatur ist aus dem Reich unsterblicher Gedanken in die Flachheit ephemerer Unterhaltung, aus der Welt der schönen in das Gebiet mechanischer Künste gesunken. Die Alle beherrschende öffentliche Meinung macht das Wort des Genies verstummen.

Welche Fluth von Barbarei führten die englischen Morgenblätter uns zu, die mit ihren ungehobelten Leitartikeln jeden friedlichen Gedanken aus der Seele scheuchen. Wie wilde Horden eines entfernten Planeten, eines nebelhaften Chaos, das noch nie in der kosmischen Welt erblickt worden, treten sie die organische, göttliche Saat der Kultur nieder und verwüsten die wohlgepflegten Gefilde des Geistes, in denen Poesie und Philosophie und ihre erhabenen Geschwister friedlich wohnten. Als höchst civilisirte Wesen setzen wir uns vor eine Zeitung nieder, um sie als Barbaren zu verlassen. Schritt für Schritt, Schlag auf Schlag wird alles Edle in uns niedergedrückt; mit einer Ueberfülle von Details werden wir überschwemmt, bis das müde Auge kein Bild mehr sieht und die Vernunft kein System mehr findet. Es war trauriger Barbarismus, als die Menschen noch unfähig waren, ihre wilden Triebe zu beherrschen, als sie blind ihrem Instinkte folgten, doch traurigerer Barbarismus ist es, wenn die Menschen jedem äußeren Impuls gehorchen, wenn die Seele nicht mit stolzer Würde ihre Thore gegen die Gewalt der Welt und anstürmende Eindringlinge verschließt. Wir kennen keinen freudigen Enthusiasmus, keine geistige Unabhängigkeit, kein inneres Leben, das seinem eigenen Gesetze folgt. Wir führen das Dasein eines zufällig in einer Trommel gefangenen Insekts. Jede kommende Botschaft, jedes Telegramm rührt an dem Trommelfell; jedes Wort eines Repräsentanten, jedes Senators stattliche Rede hallt auf sie wieder, Alles, was in der Welt passirt, scheint nur zu geschehen, um Lärm darauf zu machen. Jeder Morgen, mögen die Dinge sich verändert haben oder beim Alten geblieben sein, schlägt seinen Bericht an die überall gehörte Pauke des Weltalls, die Presse. Und wir Aermsten befinden uns innerhalb derselben, und was den Göttern jenseits des Aethers Musik sein mag, ist schreckliche Konfusion für uns. Was würde Virgil sagen, der ein so treffendes Bild der Fama entwirft, wenn er unser modernes alphabetzüngiges Ungeheuer mit seinen Stahlmuskeln und Kessellungen kennen lernen möchte. Die Virgil'sche Fama war kein mechanisches Ding, sondern ein lebendiges Wesen, das in der Bewegung wuchs und einen poetischen Eindruck im Volksgeist hinterließ, aber unsere gedruckte Fama besitzt keine Schönheit der Poesie, sondern den Wahnsinn der Leitartikel.

Das kleinste Item wird nicht etwa durch Furcht und Hoffnung der Seele, sondern durch Aufhäufung der langweiligsten prosaischen Details zur Thatsache gestempelt. Wir haben weder die prächtigen Verirrungen des 12. noch die kalte Aufklärung des 18. Jahrhunderts, aber Verwirrungen ohne Pracht und Kälte, ohne Aufklärung. Die Welt ist zu gründlich wach für Gedanken, die Atmosphäre zu hell für geistige Leistungen. Wir haben die Wunder und Empfindungen des Tages, entbehren aber die mächtig dunkeln Tiefen, die Beschaulichkeit, die schweigsame Feierlichkeit des Lebens. Wie schrecklich, wenn der Geist der Ephemeride alle Gebiete menschlicher Handlungen und menschlicher Motive erobern sollte! Lebt wohl denn, ihr tiefen Gedanken, ihr heroischen Anstrengungen, du erhabene Aufopferung für dauernde Zwecke! Die Zeit ist in einen Tag verwandelt, der Geist kennt nur momentane Eindrücke, der mühevolle Weg zur Kunst ist nur ein Katzensprung, und der launige wetterwendische April wird das Jahr des intellektuellen Himmels beherrschen. — Wie unbegreiflich ist dieser produktive Zustand des Geistes, der einer Thatsache wegen, fortwährend das ganze Weltall aufwühlt, wie unfaßbar die Tollheit des Leitartikelschreibers, der kein Faktum berichten kann, ohne eine ganze Seite lang alle daran hängenden Möglichkeiten zu besprechen, der nie seinen Suppenteller ansieht, ohne im Geiste in sorgfältigen Perioden eine Abhandlung über alle drei Reiche der Natur niederzuschreiben!

Worin liegt denn aber eigentlich der Nutzen der Zeitungen? Nun natürlich in der Beförderung der Volks-Intelligenz! Die Zeitung ist die legitime und verbesserte Nachfolgerin des feurigen Kreuzes, der Signalfeuer, der hieroglyphischen Zeichen u. s. w. Sie ist außerdem die alltägliche und populäre Ausgabe und Nutzanwendung der Werke des Aristoteles, Thomas Aquinas, Lord Bacon, Vattel und Thomas Jefferson. Auf einer Seite erzählt sie die unwesentlichsten Dinge, auf der andern zeigt sie die Beziehungen derselben zu den höchsten Gedanken, und trotzdem vollzieht sich dieser ganze Kreislauf alltäglich. Die Zeitung ist der synoptisirte, personificirte, incarnirte Wahnsinn des Tages; denn das Heute ist immer toll und bekommt erst Vernunft, wenn es zum Gestern wird. Ein richtiges historisches Faktum ist einer der seltensten Schüsse aus der Journalisten-Büchse

wie die Zeit sicher lehren wird. Besäßen wir Zeitungen aus dem Zeitalter des Augustus, so erschiene gewiß keine andere Epoche so vollkommen problematisch, und Augustus selbst käme gut weg, wenn ihn die sibyllinischen Zeitungsorakel nicht zur Mythe verwandelten. Das raisonnirende Element ist ebenso mangelhaft; denn den ersten Eindrücken gegenüber erscheint jedes Ding chamäleonartig. Die skandinavischen Gottheiten der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft konnten wohl eine die andere, keine aber sich selbst erblicken. In der Zeitung aber versucht die Gegenwart sich fortwährend selbst zu beschauen; derselbe Priester, der die Orakel ausspricht, deutet sie auch. Der öffentliche Geist hat sich den Zeitungen ergeben, er beansprucht zwar das Recht, sie alle schlecht zu finden, verzichtet aber auf das Privilegium, sie nicht zu lesen. Jedermann ist particeps criminis der laufenden Ereignisse; über die kleinste Begebenheit in irgend einem Winkel der Erde, über alles Natürliche und Menschliche, Höllische und Göttliche wird große Konsultation gehalten, für deren Ausgang wir Alle verantwortlich gemacht werden. Diese beständige Unterbrechung unserer Privatgedanken ist aber ebenso unangenehm, als schädlich. Warum sollen wir, wenn wir früh aufstehen, nicht die Welt nehmen, wie sie ist, statt sie immer wieder von Neuem nachzumessen? Was brauchen wir (die Regierung ausgenommen) mehr als Einmal im Jahr zu erfahren, was sich in Indien, China, Patagonien und anderen Flügeln und Rockschwänzen der Welt begiebt? Sprecht nicht eher wieder vom Nordpol, als bis wir die Eisberge durch einen Brennspiegel schmelzen können; berichtet nicht eher über einen neuen Asteroiden, bis die Zahl 1000 voll ist; es ist dann immer noch Zeit, unsere Meinungen zu berichtigen. Berichtet uns nicht jede kleine Rede, laßt jede wichtige Körperschaft selbst ihre Bülletins von nicht mehr als fünf Zeilen zwei Mal wöchentlich, oder bei seltenen Anlässen und Nothfällen täglich veröffentlichen; betrachtet alle von Reisenden erzählten Neuigkeiten als unnützes Geklätsch und Hochverrath. Ueberlaßt die schrecklichen Unfälle den Menschen, die sie betroffen haben, erzählt uns nur die wichtigsten Thatsachen, die kühnsten Streiche, die kritischsten Momente aus dem täglichen Chaos und erlöst uns von dem überflüssigen Unsinn!

Schweiz.

Das Jura-Meer.

Sechs Hefte eines brillant ausgestatteten Werkes: „Die Urwelt der Schweiz, von Oswald Heer“*) liegen vor uns, welche in sehr gediegener Weise die geologischen, zoologischen und botanischen Verhältnisse der urweltlichen Schweiz besprechen. Durch die beständig angeknüpfte Beziehung der lokalen Verhältnisse zu den allgemeinen giebt das Werk zugleich eine Geschichte der Erde, aber nicht in ermüdender Aneinanderreihung einzelner Thatsachen und Daten, sondern in geschmackvoller, wechselreicher Darstellung.

Es ist aber auch eine interessante Darstellung besonders nothwendig, wenn es gilt, die Geologie zu popularisiren. Die Gebildeten wenden sich bei Studien, welche nicht unmittelbar in ihr Fach einschlagen, am liebsten denjenigen Disziplinen zu, von welchen sie einige Elemente bereits auf den Gymnasien kennen gelernt haben, vor Allem der Physik und der Meteorologie, dann der Zoologie und Botanik. Die Geologie wird höchstens in Prima in einigen Stunden flüchtig berührt, die gewonnenen Vorkenntnisse sind gering, und es ist daher diese Disziplin bei uns in Deutschland — in England ist es anders — dem gebildeten Publikum ein ziemlich unbekanntes Land.

Das vorliegende Werk ist sehr geeignet, diesem Uebelstande abzuhelfen; nur müssen wir den Leser, welcher noch kein geologisches Buch in der Hand gehabt hat, um etwas Ausdauer ersuchen, denn die Zahl der (ihm meist unbekannten) Namen und technischen Ausdrücke ist nicht gering. Indeß man liest sich sehr bald in das Ganze ein, und wenn auch einige Details nicht verstanden und daher vergessen werden: der bleibende Nutzen ist noch groß genug.

Recht gelungen scheint uns der Abschnitt, welcher die Verhältnisse des Jura-Gebirges darstellt, und wir wollen einen Auszug desselben in Folgendem zu geben versuchen.

Zu dem gewaltigen Eindruck, welchen das Meer auf uns macht, trägt auch nicht wenig die ganz eigenthümliche Art von Pflanzen und Thieren bei, welche uns an der Küste entgegentritt. Die Pflanzen und Thiere sind vom Meere ausgeworfen worden und lassen uns ahnen, daß auch die geheimnißvollen Tiefen des Ozeans mit Leben erfüllt und der Schauplatz einer wunderbaren Welt sind, einer Welt, die wir nur durch mühsame Forschungen zu ergründen vermögen. Um das großartige Schauspiel zu genießen, müssen wir Binnenländer große Reisen unternehmen — allein in diesem Binnenlande giebt es weite Strecken, welche dem Auge des Sachkundigen den Boden des Meeres darstellen. Der Jura ist ein solches Seebecken, dessen Meerwasser abgeflossen und ausgetrocknet ist.

Die Wasserflächen des Meeres sehen wir allerdings nicht mehr vor uns, aber die Tiefen des Meeres sind uns enthüllt und offenbaren uns ihre geheimen Schätze. Wir sehen weit ausgedehnte Korallenriffe, die ganze Felswände zusammensetzen; einst belebten Myriaden von Thierchen dieselben, welche geschäftig waren, diese Kalkfelsen aufzubauen; Baumeister, die trotz ihrer Kleinheit Bauten aufführten, welche allen Wechsel der Zeiten überdauert haben und noch jetzt Felspyramiden und Bergwände bilden, wunderbarer in ihrer Struktur und großartiger in der Masse des darauf verwandten Materials, als die größten Bauwerke menschlicher Hand. Wir sehen ferner ganze Heerden von Seethieren so beisammen liegen, daß man erkennt: sie haben hier gelebt und sind alle von einer Katastrophe überfallen und gemeinsam in das Felsengrab eingebettet worden. Oder wir sehen ganze Massen von Muscheln und Meerschnecken, von See-Igeln und Strahlthieren, ganz so wie sie jetzt stellenweise den Saum der Küste bedecken und uns so das einstige Ufer verkünden, wo von Sturm und Wellen Tausende von Seebewohnern ans Land geworfen wurden.

Die Meerthiere, welche wir in den Felsen des Jura eingeschlossen finden, sagen uns nicht allein, daß das Land zu jener Zeit vom Meere bedeckt war, sondern geben uns zugleich Aufschlüsse über die Beschaffenheit des damaligen Seebodens und lassen uns so einen Blick in die verborgensten Tiefen des Jurameeres thun. Wir können dies aber nur, wenn wir unser Auge durch das Studium der jetztweltlichen Verhältnisse geschärft haben, da diese uns den Schlüssel zum Verständniß der früheren an die Hand geben.

Man hat in neuester Zeit durch den Reichthum einzelner besonders begünstigter Stellen des Meeres, nach welchen die Botaniker und Zoologen seit einer Reihe von Jahren wall-

*) Zürich, Friedrich Schultheß. 1864.

fahrten, verleitet, allzuschnell und einseitig geschlossen, daß das Meer überall mit Leben erfüllt sei. Dies ist nicht der Fall: es verhält sich mit dem Meere wie mit dem Festlande. Wie es auf diesem Gegenden giebt, welche mit einer Fülle organischen Lebens geschmückt, und andere unermeßliche Strecken, die gänzlich verödet sind, so auch im Meere. Auf dem Lande erzeugt der Mangel von Wasser diese thier- und pflanzenleeren Wüsteneien; im Meere der Mangel an Luft und Licht, welche in großen Tiefen verschwinden und das organische Leben verdrängen.

Es bietet bekanntlich der Seeboden dieselben Unebenheiten dar wie das Festland; es wechseln auch dort Berg und Thal, lange Hügelketten mit unermeßlichen Ebenen. Während aber auf dem Lande das Leben nach den Gebirgshöhen zu allmählich ärmer wird und zuletzt verschwindet, ist es umgekehrt auf den Gebirgen des Meeres, auf den Spitzen und Kanten der Berge am reichsten entfaltet und stirbt nach den Thälern und Ebenen zu allmählich ab. Liegen diese in sehr großen Tiefen, so sind sie verödet und bilden pflanzenlose Wüsten, während die höher liegenden Bergabhänge wie die nur in geringen Tiefen befindlichen Plateaus die Wohnstätten eines überaus reichen Lebens sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselben Gesetze, welche die Pflanzen und Thiere der jetzigen Meere beherrschen, auch für die Vorwelt gelten. Wir finden im Jura Felsen, die mit den Resten thierischen Lebens erfüllt sind, und andere von großer Mächtigkeit, in welchen sie gänzlich fehlen. Die ersteren werden auf eine Küstenbildung oder auf seichtes Wasser zurückschließen lassen, die letzteren dagegen, besonders wenn sie aus einer feinkörnigen, einst schlammigen Masse bestehen, auf große Tiefen. Wie für die Pflanzen und Thiere des Landes das Meer, die Wüste und die hohen Gebirgsketten die Gränzmark der Verbreitung bilden, so für viele Bewohner des Meeres die verödeten Tiefländer und Thalgründe. Diese Verhältnisse haben aber nicht allein auf das Vorkommen des Lebens im Meere im Allgemeinen, sondern auch auf das Auftreten und die Verbreitung bestimmter Thier- und Pflanzen-Typen den größten Einfluß, was wir in Kurzem hier nachweisen wollen.

Wenn wir uns dem Meere nähern, verändert sich die Flora des Landes immer mehr und der Saum des Meeres ist mit einem Bande eigenthümlicher Strandpflanzen geschmückt; je weiter aber ins Meer das Leben sich vorschiebt, desto eigenthümlicher wird dasselbe, desto größer ist die Umwandlung aller Pflanzen- und Thierformen. Die Felsen und Steine des Ufers, welche zur Fluthzeit mit Wasser übergossen werden, sind mit Thieren bekleidet, welche pflanzenartig an das Gestein angewachsen (so die Rankenfüßler) oder doch ungemein fest an dieselben sich anschmiegen (so die tellerförmigen Patellen) und dadurch dem Andrange der Fluthen widerstehen können. Andere verbergen sich in die Gruben und Höhlungen des Gesteins (so die Littorinen) und können, ihr Haus mit einem harten Deckel verschließend, lange des Wassers auch völlig entbehren. Es führen diese Thiere ein amphibienartiges Leben, indem sie zeitweis auf dem Trocknen, zeitweis unter Wasser sind. Diese zwischen dem Fluth- und Ebbenspiegel liegende Zone nennt man die Zone des Spritzwassers oder die Strandzone.

Eine zweite Zone bildet die des Seichtwassers, von der vorigen bis zu etwa 100 Fuß Tiefe. Es ist diese Zone die Hauptstätte des pflanzlichen und thierischen Meerlebens. Die Pflanzenwelt ahmt hier in wunderbarer Mannigfaltigkeit die Formen der Bäume, Sträucher und Kräuter des Festlandes in Zwerggestalt nach und taucht sie in die prachtvollsten Farben. Die Tange, welche auf felsigem Untergrund weit ausgedehnte Wiesen und Wälder bilden, erscheinen in dunklem Olivengrün (so die Laminarien und Fuci), während die Florideen in Violet und Rosa oder auch in Karmin und Purpur gekleidet sind. Hier ist die Wohnstätte der feinstachligen See-Igel, der Seesterne und zahlloser Weichthiere (so der Purpurschnecken). Eine Menge von Wurmarten siedeln sich in den Schwämmen und Löchern der Steine an, die oft ganz von denselben durchzogen sind. Sie stellen ein ganzes Heer von sonderbaren Troglodyten des Meeres dar, von denen manche (so die Kieferwürmer) eine Länge von 10 Fuß, ja die Schnurwürmer sogar von 50 Fuß erreichen. In ungeheuren Schaaren erscheinen zeitweise leuchtende Thiere, welche den Sternen gleich die ewige Nacht der Meeresabgründe erhellen. Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die reiche Phantasie der alten Völker die Grotten und Gärten des Meeres mit Göttern und Nymphen belebt hat.

Steigen wir tiefer hinab, so gelangen wir zu der Mittelzone (von 100 bis 300 Fuß unter dem Meere), welche auch noch reich bevölkert ist. Besonders zahlreich sind in europäischen Meeren die Hautpolypen, welche zierliche kleine Bäumchen und Büsche darstellen; dann die Muscheln, von denen die Kamm- und Jakobs-Muscheln hier und da noch große Bänke bilden. Tange und Florideen sind selten geworden.

In der Unter-Mittelzone (300 bis 600 Fuß) fehlen die größeren Meerpflanzen (die Tange und Florideen). Auch die Thiere sind viel seltener geworden; ihre Farben sind verbleicht oder verschwunden.

Die Tiefen unter 600 Fuß werden in eine Zone zusammengefaßt (Abgrundszone), da unter 600 Fuß, mit Ausnahme mikroskopisch kleiner Formen, keine Pflanzen mehr vorkommen und auch das thierische Leben immer mehr verarmt und endlich erstirbt. Die sehr zahlreichen Untersuchungen, welche Dr. Lorenz im Adriatischen Meere angestellt hat, haben bestätigt, daß die meisten Pflanzen und Thiere sich in der Strand- und Seichtwasserzone finden; unter 300 Fuß kommen nur noch wenige Arten vor. Von 100 oder höchstens 200 Fuß ab erfolgt eine so rasche Abnahme der Artenzahl, daß ein Verschwinden der Pflanzen- und größeren Thierformen in den tiefen Abgründen des Meeres, wenigstens im Mittelmeer, wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann. Auffallend ist, daß die Pflanzenwelt (mit Ausnahme der Diatomaceen) schneller an Artenzahl abnimmt.

Die unterste Grenze, bis zu welcher das thierische Leben im Ozean hinabreicht, ist zur Zeit nicht näher zu bestimmen und wird auch nach den Breitegraden und lokalen Verhältnissen sehr verschieden sein. Dr. Hooker hat in der südlichen Polarzone aus 1620 Fuß Tiefe noch lebende Polypen, einige Muscheln, Serpulen und Krustenthiere heraufgezogen; ja Wallich und Clintock haben im Herbst 1860 im nordatlantischen Ozean sogar aus einer Tiefe von 7650 Fuß lebende Haarsterne erhalten und Dr. Torrel zwischen Spitzbergen und dem Nordkap aus derselben Tiefe einen Meerwurm und ein paar Muscheln. An dem Telegraphendraht, welcher in dem 2000 bis 3000 Meter tiefen Meerthal zwischen Algier und Sardinien zwei Jahre lang gelegen hatte, hatten sich drei Muschelarten und drei Polypen angesiedelt.

Diese Thatsachen zeigen, daß von allen großen Hauptabtheilungen wirbelloser Thiere (Glieder-, Wurm-, Weich- und Strahlen-Thiere) einzelne Repräsentanten bis zu 8000 Fuß Seetiefe hinabgehen und in einem Medium leben können, dessen Temperatur wohl nie über den Nullpunkt steigt. Noch tiefer hinab reichen die mikroskopisch kleinen Polythalamien und Zellenthierchen, welche in der Abgrundzone eine allgemeine Ver-

breitung haben und in unermeßlicher Zahl vorkommen. Sie erregen durch die staunenswerthe Mannigfaltigkeit, die zierlichste Eleganz und mathematische Regelmäßigkeit ihrer Form unsere höchste Bewunderung und zeigen, daß in den verborgensten Abgründen des Meeres nicht formlose Ungeheuer hausen, sondern ein fein organisirtes Leben sich entfaltet und in unzählbaren Myriaden von Individuen am Ausbau der Erdrinde arbeitet. Die Kalk- und Kiesel Schalen dieser Thierchen sind aus Tiefen von zehntausend bis zwanzigtausend Fuß zu Tage gefördert werden. Der graue Letten, welcher den Meerboden bekleidet, ist nach Ehrenberg's Untersuchungen theilweis aus den Schalen derselben gebildet. In den Tiefen zwischen 15,000 und 20,000 Fuß hat man von den Zellenthierchen hundert fünf und achtzig und von den Polythalamien neun Arten gefunden.

Böhmen.

Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben.

Ein Beitrag zur Symbolik und Mythologie der Pflanzen.

Pflanzen-Symbolik und Pflanzen-Mythologie! Zwei Worte inhaltsschwer und doch so leer und nichtig für manchen echten Sohn der Zeit, dessen Sinn nur an dem „Reellen" haftet! Was sind sie für ihn? Ein Konglomerat von langweiligen Erzählungen, kaum gut genug für die Kinderstube. Ausgeburten einer abenteuerlichen, unkünstlerischen Phantasie, ein Füllhorn thörichten Aberglaubens, dessen sich eigentlich ein aufgeklärtes Zeitalter vom Grunde des Herzens zu schämen hätte. Mit Widerwillen oder mindestens mit kühler Vornehmheit legt er die Schrift, die einen derartigen „Unsinn" enthält, bei Seite und bedauert nur das arme Volk, das in seiner Niedrigkeit und geistigen Beschränktheit einen „Aberglauben", wie ihn vielleicht jenes Buch verherrlicht, dermal noch kultiviren kann. — Ja, kühldenkender Mann, theilweise muß ich dir wohl für Recht geben. Der „Aberglaube", den du verdammst, ist wohl ein dunkler Fleck in dem Kulturgebilde des Volkes, aber er bleibt doch immerhin ein Sonnenfleck, dessen Werth für die Kulturgeschichte vielleicht bedeutender ist, als ein Bündel der hellsten Geistesstrahlen.

Ja, der volksthümliche Aberglaube! Sehen wir uns einmal seine Erscheinung näher an, natürlich nur insofern, als diese unsern Gegenstand, die Pflanzenwelt im Volksleben, berührt.

Es giebt kein Volk auf dem ganzen Erdboden, in dessen Kultur-Entwickelung nicht der Aberglauben eine gar wichtige Rolle gespielt hätte; ja, es giebt kein Volk, dessen Geistesleben nicht noch heutzutage der Aberglaube mehr oder minder beherrscht. Wenn auch die Kenntniß der Naturwissenschaften sich von Jahr zu Jahr mehr Bahn bricht und der uralte falsche Glauben einer neuen, besseren Einsicht zu weichen beginnt: der Sinn des „Volkes", der von dem gemüthvollen Weltleben abgeschiedenen Bewohner der stillen Berge und Thäler, der rauschenden Forste, können sich noch nicht den Pfad aus dem Labyrinthe des Aberglaubens bahnen; überhaupt hat ein großer Theil des dörfischen Volkes es sich noch nicht angewöhnen können, die Erscheinungen und Ereignisse im Naturleben auf eine einzige, allwirksame Urkraft zurückzuführen, im Felde des Geistes das üppig wuchernde Unkraut auszurotten und dahin das goldene Samenkorn der Wahrheit zu pflanzen. Ehe dies geschieht, wird noch manches Geschlecht kommen und gehen. Die alten Dorf-Großmütter lassen sich einmal den Glauben an Zauberei und Wunderkräfte nicht nehmen, der Herr Pfarrer mag nun dagegen predigen wie er will. In den meisten Dörfern findet man noch jetzt Menschen, welche die Rolle eines Orakels spielen und durch bunte Gaukeleien den schlichten Sinn des Bauernvolkes bethören. Neben Kurpfuscherei, Wahrsagen und Kartenaufschlagen ist namentlich das Sammeln von Kräutern und Wurzeln die Hauptbeschäftigung dieser sonderbaren Leute. Noch immer ist die Zahl der alten Weiber nicht ausgestorben, die in den letzten Tagen des Monats April, namentlich aber am ersten Maitage, dann zur Zeit des Johannisfestes die Wälder und Thäler durchziehen, längs der Feldraine und Sümpfe umherschleichen, Pflanzen pflücken und Wurzeln ausgraben, wobei sie trachten, von Niemandem gesehen oder nach dem Ziele ihres Weges gefragt zu werden, weil sonst der Zauber gebrochen sein würde. Deshalb biegt jede schon in der Ferne seitwärts aus, wenn sie einen Unberufenen daherkommen sieht. Kein Ruf, kein Pfiff und kein Schrei kann sie bewegen, sich umzusehen: sie geht ihres Weges einher, wie ein huschender Geist, um ja nicht erkannt, verrathen und als Hexe im Dorfe verschrien zu werden.

In früheren Zeiten geschah es sehr häufig, daß sich derartige Kräutersammlerinnen völlig nackt auszogen, und mit aller Feierlichkeit die zauberkräftigen Pflanzen ausgruben, wobei sie sich nicht einmal getrauten, diese mit der bloßen Hand anzurühren: sie faßten selbe vielmehr mit Handschuhen an und legten sie dann behutsam auf ein weißes Tuch. Nachdem sie genug der kostbaren Ausbeute gethan, kehrten sie ebenso heimlich, als sie gekommen waren, nach Hause zurück. Dies geschah zumeist am Vorabende des Johannistages (24. Juni), der als die beste Zeit zum Kräutersammeln galt, weil da die Pflanzen ihre geheimnißvollen Kräfte am meisten äußerten. Als der allergünstigste Augenblick zum Kräutersammeln gilt die Zeit des Aveläutens vor dem Johannistage, weshalb auch vormals in vielen Dörfern nur ganz kurz zum Abendgebete geläutet wurde, damit ja die Hexen nur möglichst wenige Zauberkräuter pflücken könnten.

Allein nicht blos alte Frauen liegen dem merkwürdigen Geschäfte des Kräutersammelns ob: auch Männer zogen aus gleicher Ursache auf den Bergen, in den Wäldern und Schluchten umher und wußten sich dabei in einen geheimnißvollen Nimbus zu hüllen, denn sie hatten sich viel weniger als die Weiber davor zu fürchten, beim Volke in den Geruch der „Hexerei" zu gerathen. Solche seltsame Käuze findet man mitunter noch jetzt in den böhmischen Dörfern. Ihre Stuben sind von eigenthümlichem Kräutergeruch erfüllt, auf den Tischen und Bänken, am Kamin- und Fenstergesimse liegen Bündel getrockneter Pflanzen und stehen Flaschen mit schwarzen und braunen, gelben und grünen Tränklein, und zum Ueberflusse liegt auch noch ein uraltes Buch mit vergilbten Blättern da, das als Familienerbstück seit Jahrhunderten stets vom Vater auf den Sohn übergeht. Darin aber sind mit räthselhaften Buchstaben die wunderbaren Dinge aufgeschrieben, an die das Volk seit uralten Tagen wie an's Evangelium glaubt: die verschiedenen Segen- und Bannsprüche, die Zaubermittel, Rezepte zu Liebestränken, Orakel und andere Dinge, die nicht jedes Menschenkind weiß. Auch über die Wunderkräfte der Pflanzen sind dort gar seltsame Mittheilungen zu finden und mit aller Sehnsucht strebt der gemeine Mann danach, in deren Kenntniß zu gelangen, um mit ihrer Hülfe entweder einen verborgenen Schatz zu finden oder einen Blick in die Zukunft zu werfen. Wer wollte diese Neigung dem armen Manne verargen! Während er in dem dichten Walde

Holz fällt oder Baumpech auskratzt, harte Granitblöcke zerschlägt oder Kohlen und Wagenschmiere brennt, vergißt er vielleicht auf einige Stunden die harten Plagen seines irdischen Daseins, so daß er sich als Millionär träumt, dem nur noch der Schlüssel zu seinem goldenen Glücke mangelt. Und diesen bieten ihm die alten Sagenbücher von den Wunderblumen, die auf den höchsten Bergkuppeln blühen, und von den Zauberkräutern, die in den tiefsten Schluchten versteckt sind — allerdings ist dies nur ein Schlüssel zu Luftpalästen. —

Es darf uns aber nicht wundern, weshalb die Pflanzenwelt einen so großen Einfluß auf das Leben und die Geistesrichtung des Volkes ausübe, einen Einfluß, der jenen der Thierwelt weit überwiegt. Waren doch die Slaven von jeher ein ackerbauendes Volk, dessen lebhafte Phantasie zumeist der vegetative Theil der Natur fesselte, weshalb auch die Feldwirthschaft förmlich eine religiöse Bedeutung hatte. Nie war jedoch der Böhme blos ein stummer Beobachter des wechselreichen Pflanzenlebens — ein Schatz schöner Lieder und Sagen lebt und webt noch heute im Volke, in denen die lieblichsten und rührendsten Begebenheiten von dem stillen Leben der Blume erzählt werden. Wie sollte das nicht sein? Es ist ja doch schon so oft ausgesprochen worden, wie überraschend innig das Verhältniß der menschlichen Seele und des Naturlebens sei, indem erstere, bemüht den Ursprung und Zusammenhang der irdischen Dinge und auffälligen Erscheinungen im Größten wie im Kleinsten zu erklären, den empfangenen Eindruck durch einen sinnigen Aberglauben veranschaulicht, der nicht selten die Gestalt einer anmuthigen, zwischen Mythus und Allegorie sich wechselnd bewegenden Erzählung annimmt. Auf diese einfache Art entstand die Naturphilosophie, die Naturpoesie. Dem Naturmenschen wurde die ganze ihn umgebende Schöpfungswelt zu einer Welt von Geistern, die vorwiegend als seine milden Wohlthäter galten und erst später, durch das Hereinragen christlicher Anschauungen, vielfach jene schädliche und drohende Bedeutung erhielten, die ihnen noch gegenwärtig der Volksglauben zollt. Die Pflanzen wurden Wohnstätten der Geister und die Geister nahmen Pflanzengestalt an. Sie entstanden zugleich mit den Bäumen und Blumen, lebten und starben mit ihnen. Sogar die abgeschiedenen menschlichen Seelen gingen, wie so viele Lieder und Sagen darthun, in Bäume und Blumen über. Wenn eine Frevlerhand den Baum umhieb, so floß Blut heraus und wenn Jemand die Blume pflückte, die am Grabe der Jungfrau blühte, so hörte man ein Seufzen, Klagen und Weinen. Eine ungewöhnliche Blüthe, eine charakteristisch wunderliche Blattform, eine abenteuerliche Wurzel genügten, um die Phantasie des Volkes aufzuregen, und bald war eine Pflanzensage fertig, die nun fromm und gläubig rastlos weiter erzählt wurde.

Das böhmische Volk ist seiner Vorliebe für die Pflanzen und Blumen, bis zum heutigen Tage treu geblieben, Kränze und Blumen spielen noch jetzt bei seinen Frühlings- und Sommerfesten eine bedeutende Rolle und die Medulina, die Blumengöttin, gilt noch immer nicht bei ihm für ein Hirngespinst. Die Medulina soll nämlich eine junge, wunderschöne Frau sein, die in der warmen Jahreszeit durch Wälder und Auen zieht, in der Linken hält sie ein Körbchen mit prächtigen Pflanzen, in der Rechten einen duftenden Blumenstrauß, im Gesicht aber ist sie blaß und ernst. Die Leute tragen im Frühling Honig in die Wälder und sagen, indem sie ihn auf Baumstöcke legen: „Medulina, da hast du, du giebst es über's Jahr wieder!" Anderswo legen wieder die Kinder, die im Walde Erdbeeren gepflückt hatten, eine Handvoll davon auf einen Baumstrunk und sprechen dabei die nämlichen Worte. Also ein förmliches Opfer, der Blumengöttin dargebracht. Ihr Name stammt von dem Worte „Med" (Honig), denn das Volk glaubt, der Honig falle vom Himmel auf die Blumen, so daß ihn die Bienen blos aufzuheben brauchen.

Aus dem Vorangeführten ist daher wohl leicht erklärbar, warum der Reichthum der slavischen Pflanzensagen und des Pflanzenaberglaubens so groß sei und warum sich so viele Nachklänge der alten Naturreligion darin herausfinden lassen. Was einst lebendige Anschauung und flüssige Idee war, ist nunmehr ein interessantes Petrefakt, das für den Kenner einen unschätzbaren Werth besitzt. Allein auch nur dieser kann gleich dem Geologen bestimmen, welcher Mythenperiode dasselbe angehöre, ob es das echte Erbgut des Volkes sei oder in Folge gewaltiger Umwälzungen aus seiner ursprünglichen, vielleicht gar fernen Heimat, hier abgelagert wurde. Wer aber diese höchst schwierige Aufgabe glänzend lösen will, muß ein König sein, der auf der Hochwarte der Wissenschaft steht und dessen Name ein unsterblicher ist — ein Anderer vermesse sich ja nicht, den stolzen Tempel bauen zu wollen. Wir „Sammler" sind nur die Tagarbeiter, welche die Steine in dem tiefen Schachte brechen und mühsam herbeiführen, daß der Meister sie prüfe, die nachhelfenden Meißel anlege und sie dann ordne und füge, wie es ihm gut und recht dünkt.

Das von uns auf diesem Gebiete gesammelte Material soll ebenfalls nur ein ganz bescheidener Beitrag zu dem Werke des künftigen Meisters sein. Manches — jetzt nur mehr ein Blatt, eine Blüthe einer leider schon längst verschollenen Blume — ist vielleicht hiermit gerettet vor dem nahe drohenden Verderben und sei gewidmet jenen Wenigen, die noch in unserem materiellen Zeitalter die liebe, herrliche Gottesnatur mit dichterischem Auge betrachten können und nicht Alles als Unkraut bezeichnen, was nicht Spargel, Melone oder Grünkohl ist.

Alfred Waldau.

Kleine literarische Revue.

— **Eine neue Schrift über die** Matinées royales.*) Das ist kein Pamphlet à la Acton-Dalberg, oder à la Buffon junior, sondern eine gründliche deutsche Prüfung der Matinées und ihrer Geschichte seit dem Jahre 1765. Es sind jetzt grade hundert Jahre verflossen, seitdem diese dem großen Könige untergeschobene, aber lediglich gegen ihn selbst gerichtete Schrift von Paris aus zuerst verbreitet wurde. Ebenso lange ist es her, daß der König selbst nicht blos jede Theilnahme an der Autorschaft dieser Schrift abgelehnt, sondern auch den Verfasser derselben für einen niederträchtigen Fälscher erklärt hat. Gleichwohl haben von Zeit zu Zeit gehässige Federn — besonders in Frankreich — stets von Neuem den alten Kohl von dem wahren Lichte, das diese Schrift angeblich über den Charakter Friedrichs verbreite, wieder aufgewärmt. Die Schrift des Herrn Dr. Lauser, der namentlich aus den Schriftwerken Friedrichs selbst den unzweifelhaften Nachweis liefert, daß der König nicht die Matinées geschrieben haben kann, ist daher jedenfalls eine verdienstliche Arbeit. Herr Professor Preuß, der diese Arbeit in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde**) anzeigt, wiederholt bei

*) Die Matinées royales und Friedrich der Große, von Wilhelm Lauser, Dr. ph. Stuttgart, Aug. Schaber, 1865.

**) Herausgegeben von Prof. Foß. Zweiter Jahrgang. Januar 1865.

dieser Gelegenheit seine bereits früher an die französische historische Kritik gerichtete Aufforderung, die Frage über den wahren Verfasser der Matinées einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und dadurch dem Skandal ein Ende zu machen, daß von französischen Federn die alte Verleumdung gegen Friedrich stets wieder aufgenommen werde. Herr Archivar Rapetti in Paris soll sich bereits vor einiger Zeit einer Aufgabe dieser Art unterzogen haben, doch ist uns bisher nicht bekannt geworden, ob er sie wirklich gelöst. Herr Sainte Beuve, der sich das Verdienst erworben, den Herzog von Choiseul als Herausgeber einer zu politischen Zwecken verfälschten Edition der Oeuvres du philosophe de Saus-Souci zu ermitteln, würde vielleicht auch der geeignetste französische Kritiker sein, der die Frage über den Verfasser der Matinées ein- für allemal zur Erledigung bringen könnte.

— **Franz Schubert's Biographie***). Den zahlreichen Freunden des seelenvollen Komponisten, der das deutsche Lied erst in seiner wahren Tiefe gefunden und an das Licht gebracht hat, wird das Erscheinen einer auf Familien-Nachrichten und zeitgenössischen Ueberlieferungen gestützten Biographie des zwar jung gestorbenen, aber lange in bewundernder Erinnerung fortlebenden, von Leiden und Entbehrungen viel heimgesuchten Tondichters eine willkommene Bereicherung der musikalisch-biographischen Literatur sein. Schubert's Vater war ein armer Schullehrer bei der Pfarre „zu den heiligen vierzehn Nothhelfern" in Wien, und seine Mutter, eine Schlesierin, hatte vor ihrer Verheiratung als Köchin in einem Wiener Bürgerhause gedient. Nothdürftig, wie die Verhältnisse seiner Kindheit, sind auch die seines ganzen Lebens geblieben. Er ward ein Schüler Salieri's, der jedoch einer entschieden anderen musikalischen Richtung angehörte, als sein Zögling, dessen Talent allerdings von dem Meister erkannt wurde. In seinem achtzehnten Lebensjahre, 1815, hatte Schubert bereits eine große Anzahl Lieder, zwei Sonaten, zwei Symphonieen und sechs Singspiele — worunter Göthe's „Claudine von Villa bella" und Theod. Körner's „vierjähriger Posten" — komponirt. Bei der Ueberfülle seiner musikalischen Produktionslust, war er übrigens in der Wahl seiner Stoffe nicht wählerisch, und ein großer Theil seiner dramatischen Kompositionen ist nur darum für uns ohne Werth, weil ihm jeder Text gut genug schien. Im Jahre 1828 starb Franz Schubert. Sein Grab befindet sich auf dem Währinger Kirchhof in Wien, wenige Schritte von dem Grabe Beethoven's entfernt.

— **Deutsche Kunst in Bild und Lied.****) Dieses rühmlichst bekannte Album mit Original-Beiträgen deutscher Maler und Dichter ist in seinem 7. Jahrgange nicht minder glänzend ausgefallen, als bisher. Aus dem artistischen Theil heben wir als vorzüglich gelungen in Conception und Ausführung hervor: „Parthie aus der schwäbischen Alp" von G. Cloß, „Nach dem Bade" von M. A. Piotrowski, „Strandpredigt auf Rügen" von W. Riefstahl, und „Straße in Kairo" von E. Weidenbach. In dem literarischen Theil finden wir außer manchen schon bekannten Dichternamen, wie O. Banck, A. Bube, J. v. Düringsfeld, J. G. Fischer, L. A. Frankl, J. Grosse, M. Hartmann, F. Hebbel, H. Marggraff, W. Müller von Königswinter, J. Rodenberg, A. Stöber, A. Träger, A. Ritter von Tschabuschnigg, J. St. Vogl, u. a. auch viel neue, und wenn wir dem Herausgeber, A. Träger, einen Vorwurf zu machen hätten, so wäre es, daß er zu sparsam mit seinen eigenen Beiträgen gewesen ist, die er statt der allzu unbedeutenden Leistungen Fremder, mehr hätte aufnehmen sollen. Der musikalische Theil enthält drei Lieder-Kompositionen von E. Bernsdorf, C. Haine und W. Tschirch.

*) Franz Schubert, von Dr. Heinrich Kreißle von Hellborn. Wien, C. Gerold's Sohn, 1865.

**) Leipzig, 1865. VII. Jahrgang.

— **Bibliographische Miscellen.** Neu bei uns eingegangen: „Edel und Adel, Wüstenleben und wüstes Leben," so heißt ein umfassender Roman von Friedrich Volkmar.*) Von diesem Roman ist bis jetzt nur die erste Abtheilung unter dem besonderen Titel: „Die Kinder der Wildniß" erschienen, und zwar in vier Bänden mit folgenden vier Sondertiteln: 1) die Wildniß; 2) die Felsenburg; 3) Gerasa, die Trümmerstadt, und 4) Jerusalem, die Friedensstadt. In den durch die biblischen Erzählungen geheiligten Landstrichen Arabiens und Palästinas spielt dieser Roman, dessen Persönlichkeiten, mit Ausnahme einiger Wenigen, nur Muhammedaner sind. Die Sprache ist, wie die Scenerie, poetisch und hier und da mit orientalischen Ghaselen durchwebt.

„Aus dem Leben des Generals Wardenburg."**) Es sind dies drei Vorträge über das Leben eines wackern Generals in Diensten des Großherzogs von Oldenburg, gehalten vor dem oldenburgischen Offizier-Corps. Wir ersehen aus demselben, daß selbst in so friedlichen kleinen Ländern, wie das vom Großherzog Peter regierte, Kriegsmänner voll Tapferkeit und vom achtbarsten Charakter sich finden. General Wardenburg, verstorben im Jahre 1838, ein geborner Oldenburger, hatte in den Jahren 1799 und 1800 als junger Lieutenant in der österreichischen Armee den Krieg in Italien mitgemacht, war dann nach Rußland gegangen, in dessen Diensten er gegen die Franzosen in den Feldzügen von 1805—1807, gegen die Schweden in den Feldzügen von 1808 und 1809 und endlich in dem denkwürdigen Winter von 1812 gegen die westeuropäischen Heere gekämpft. In den Jahren 1813 und 1814 war er Brigade-Kommandeur der russisch-deutschen Legion in Holstein und den Niederlanden, und im Jahre 1815 führte er das von ihm organisirte und befehligte Regiment Oldenburg nach Frankreich. Er war drei Mal verwundet worden, zwei Mal in Gefangenschaft gerathen und hatte acht Orden und Ehrenzeichen auf Schlachtfeldern erworben.

„Nordseeklänge", von Eduard Closter.***) Den Ertrag dieser, der Frau Großherzogin von Oldenburg gewidmeten Bilder der Nordsee hat der Dichter, früher Pfarrer in Wangeroge und jetzt zu Merane in Sachsen, zweien Wohlthätigkeits-Anstalten bestimmt. Liebe zum Vaterlande, Liebe zum deutschen Meere und seinen Landen, Verständniß des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte, Hoffnung für Deutschlands Zukunft auch als Seemacht, getragen vom Glauben an das ewige Wort, bilden den Grundton dieser Gedichte, denen wir eine recht weite Verbreitung wünschen.

„Metaphrasen", von Alfred Göldlin von Tiefenau."†) Seine Uebersetzungen griechischer (Anakreontischer), englischer und französischer Gedichte nennt Herr v. Tiefenau „Metaphrasen".

*) Hannover, Carl Rümpler, 1865.

**) Oldenburg, Ferdinand Schmidt, 1865.

***) Leipzig, Ed. Kummer, 1864.

†) Wien, Selbstverlag des Verfassers (Seidl's Buchhandlung).

ein Wort, das ganz ähnlich, dem Inhalte wie der Form des Gegebenen entsprechend, wie das Wort „Metaphysik", gebildet ist. Wir glauben nicht, daß diese deutschen Metaphrasen ihren ausländischen Originalen neue Freunde zuführen werden.

Literarischer Sprechsaal.

Die Freunde klassischer Kupferstiche in trefflichen Abdrücken, zum Theil vor der Schrift, machen wir auf den kürzlich erschienenen Lager-Katalog der Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt in Berlin aufmerksam, worin sich ihnen eine Auswahl von Hauptblättern nach Bildern der klassischen Kunst-Epoche darbietet, wie sie sich nicht leicht irgendwo im Handel wiederfindet. Es sind hier alle berühmten Kupferstecher vertreten, von Giovanni Volpato, durch dessen Grabstichel die dem Papste Pius VI. gewidmeten Blätter nach Raphael's vaticanischen „Stanzen" einen Weltruf erlangten, bis zu Friedrich Müller und Paolo Toschi. Es finden sich hier Kupferstiche, wie das „Abendmahl" nach Leonardo da Vinci, gestochen von Raphael Morghen, „im Remarque-Abdrucke mit dem weißen Teller", (auf welchem Teller das Monogramm R. M.). Dieses Unicum gilt als der schönste Abdruck, der von dem großen Kupferstich existirt. Es stammt dieses Exemplar aus der berühmten Sammlung des Grafen Archinto in Mailand, und der dafür im Katalog angesetzte Kaufpreis beträgt 2800 Thaler. Ein anderes Meisterstück von Raphael Morghen, „Aurora vor dem Sonnenwagen schwebend", nach Guido Reni, vor der Schrift, hat den Preis von 380 Thaler, und ein Blatt von Giuseppe Longhi, „die Vermählung der Maria", nach Raphael, den Preis von 300 Thaler. Natürlich giebt es in der Sammlung auch viele Blätter zu niedrigeren Preisen. Es ist in der Zusammenstellung ebensowohl auf die eigentlichen Kupferstichsammler als auf die Liebhaber von guten Reproduktionen klassischer Bilder Rücksicht genommen.

Herr Armin Vambéry, ein Ungar und Mitglied der Akademie von Pest, dessen „Reisen in Centralasien" (Travels in Central Asia, to Khiva, Bokhara and Samarcand), unternommen in der Tracht eines Derwisch, in London von den Mitgliedern der geographischen Gesellschaft mit großem Beifall aufgenommen worden, und von dem das November-Heft der „Mittheilungen" von A. Petermann eine Darstellung der politisch-sozialen Verhältnisse der Turkomanen enthält, ist, wie kürzlich im „Verein für Erdkunde" in Dresden mitgetheilt wurde, ein ungarischer Israelit, der früher Bamberger hieß und nach dem Beispiele vieler anderen gelehrten Deutschen und Slaven in Ungarn seinen Namen magyarisirt hat. Seinen orientalischen Gesichtszügen hatte er es wahrscheinlich zu verdanken, daß die fanatischen Moslemin in Turkistan und Afganistan die Maske des Derwisch nicht erkannten. Vambéry, der in Konstantinopel einige Jahre Sprachlehrer gewesen war, hatte sich dort mit der türkischen, der arabischen und der persischen Sprache so vertraut gemacht, in alle Vorschriften des Islam so eingeweiht, daß selbst der mißtrauische, grausame Chan von Bochara, der im Jahre 1842 die Engländer Stoddart und Conolly hatte hinrichten lassen, sich von ihm täuschen und ihn unbehelligt weiter reisen ließ. Gleichzeitig mit den eben genannten Engländern waren übrigens auch einige russische Bergwerks-Beamte, die Herren Butenlew, Bogoslowski, Chanykow, und Alex. Lehmann, in Bochara und Samarcand gewesen, wo sie ein besseres Schicksal als die Engländer hatten, da sie dem Chan bei der Muthung der goldreichen Gegenden seines Landes behülflich waren. Alex. Lehmann, ein geborener Livländer, der bald nach seiner Rückkehr starb, hat ein Reisewerk über Bochara und Samarcand hinterlassen, das im Jahre 1852 auf Kosten der russischen Akademie der Wissenschaften mit Anmerkungen von G. v. Helmersen herausgegeben wurde.

Ein unterrichteter Korrespondent der „National-Zeitung" in Mexiko findet sich durch die zahlreiche deutsche Einwanderung daselbst, welche in Folge der Thronbesteigung des Kaisers Maximilian stattfindet, veranlaßt, vor weiteren Einwanderungen, so lange die dortigen Regierungs-Angelegenheiten noch nicht definitiv geordnet sind, entschieden zu warnen. Was, sagt der gedachte Korrespondent, dem deutschen Einwanderer in Nordamerika möglich sei, wenn er nur tüchtige Arbeitskraft, guten Willen und einige Geldersparnisse mitbringe, das sei in Mexiko durchaus nicht zu erreichen. Hier, wie in Brasilien, ist vorläufig keine Aussicht für deutsche Auswanderer, sich eine neue Heimat zu gründen, die ihnen die alte zu ersetzen im Stande ist. Vielmehr gehen sie hier unrettbar ihrem Verderben entgegen.

In portugiesischer Sprache geht uns soeben eine von dem ehemaligen brasilianischen Generalkonsul, Herrn J. D. Sturz in Berlin, am 30. December 1864 „an den patriotischen und ehrenhaften Leser in Brasilien" gerichtete Ansprache zu, worin die gegen den Verfasser seit sieben Jahren von Brasilien aus geschleuderten Vorwürfe und Verläumdungen auf das Bündigste widerlegt werden. Herr Sturz fügt zum Erweise dessen, was er sagt, einen Auszug aus dem Verzeichnisse der Berichte über Kolonisation bei, die er in den Jahren 1852 bis 1858 an die brasilianische Regierung abgestattet, sowie einige Erwiederungsschreiben brasilianischer Minister, namentlich des Visconde d'Uruguay und des Marquez d'Abrantes, die keinen Zweifel darüber lassen, daß der ehrenwerthe Generalkonsul von dem brasilianischen Gouvernement auf das Unverantwortlichste behandelt worden ist.

Die Reminiscences of the City, the Court etc.*) erzählen folgende Anekdote: Lord Onslow war einer der berühmtesten Londoner Dandies des vorigen Jahrhunderts. Besonders elegant war die Art, wie er als Kutscher vom Bock herab die Pferde seiner Equipage zu lenken verstand. Das gab Anlaß zu folgendem vielbelachten Epigramm:

What can Tommy Onslow do?
He can drive a coach and two!
Can Tommy Onslow do no more?
He can drive a coach and four.

*) London, Smith Elder.

Berichtigung. In der vorigen Nummer S. 27, dem Artikel über Charles Sealsfield, statt: „in seiner amerikanen Posse" zu lesen: in seinem amerikanischen Passe.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 21. Januar 1865. [Nº. 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Friedrich der Große und die Deutschen im preußischen Polen. 43. — Ein deutscher Humanist und Volkswächter. 45.
England. Gildemeister's Byron-Uebersetzung. 47.
Nord-Amerika. Amerikanische Essays. IV. Das Bleibende im Vergänglichen des literarischen Lebens. 49.
Frankreich. Die Versammlung der Bischöfe von 1682. 51.
Ungarn. Die ungarischen Gymnasien. 52.
Rußland. Ein polnischer Strafsoldat im russischen Asien. 53.
Kleine literarische Revue. Pastor Andrié über Strauß und Renan. 55. — Großbritanniens Nationalitäten. 55. — „Vorwärts, Magazin für Kaufleute." 55.
Literarischer Sprechsaal. Lord Napier über das russische Handelssystem. 55. — Finanz- und Zollreform in Rußland. 56. — Leseverein der Postbeamten. 56. — Mosenthal's Sonnenwendhof. 56. — Die Allg. deutsche Arbeiter-Zeitung und der Sozial-Demokrat.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von **Fr. Tempsky** in Prag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Joseph Safarik's
Geschichte der südslavischen Literatur.
Aus dessen handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von
Joseph Jireček. (36)

I. Band. **Slovenisches und Glagolitisches Schriftthum.** gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.
II. Band. **Illirisches und Kroatisches Schriftthum.** gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.
III. Band. **Das Serbische Schriftthum.** 1. Abtheilung. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr.

Buchhandlung von Germer Baillière in Paris.

Revue des cours littéraires
de la France et de l'Etranger.
Deuxième année.

Inhalt: Nr. 1. Les professeurs des universités allemandes par M. *Elias Regnault.* — Le paysage en Grèce par M. *Léon Heuzey.* — Des lettres attribuées à Xenophon par M. *Egger.* — Effets et application de la loi par M. *Valette.*

Nr. 2. Inauguration des soirées littéraires de la Sorbonne par M. *Battie.* — De la méthode comparative dans l'étude des langues par M. *Michel Bréal.* — De la législation criminelle en Angleterre par M. *Laboulaye.* — Des personnes qui naissent françaises et de celles qui le deviennent par M. *Valette.*

Nr. 3. Le monde romain et les barbares par M. *A. Geffroy.* — De la méthode comparative etc. par M. *Bréal* (suite et fin). — Les découvertes récentes en Afrique par M. *Em. Levasseur.* — Comment se perd et se recouvre la qualité de Français par M. *Valette.*

Nr. 4. De la situation actuelle du spiritualisme par M. *Caro.* — Eugène Delacroix, sa vie et ses oeuvres par M. *Alexandre Dumas.* — Du droit de punir par M. *Ortolan.* — Condition des étrangers en France par M. *Valette.*

Nr. 5. Dante et ses oeuvres par M. *Mézières.* — Les états slaves et scandinaves par M. *Himly.* — De la mort civile par M. *Valette.*

Jede Nummer bringt ausserdem in der „Chronique" Notizen über Ernennungen, Vorlesungen etc.

Revue des cours scientifiques
de la France et de l'Etranger.
Deuxième année.

Inhalt: Nr. 1. Intervention des forces physiques dans les phénomènes de la nature organique et inorganique par M. *Becquerel.* — Anatomie végétale élémentaire par M. *Chatin.* — Histoire de la minéralogie par M. *Daubrée.* — Des mouvements réflexes par M. *Claude Bernard.*

Nr. 2. Des phénomènes de dissociation par M. *H. Sainte-Claire Deville.* — Note sur la dissociation de l'oxyde de carbone par *le même.* — Application du courant constant au traitement des névroses par M. *Remak* (de Berlin). — Considération générales sur les tissus par M. *Robin.* — Des mouvements réflexes par M. *Cl. Bernard.* — Ouverture du cours de M. *Lasègue.*

Nr. 3. Instinct et intelligence des animaux par M. *Milne-Edwards.* — Physiologie générale. Cours de M. *Claude Bernard.* — Electricité atmosphérique par M. *Palmieri* à Naples. — Application du courant constant par M. *Remak.* — Chimie minérale. Cours de M. *Riche.*

Nr. 4. Passé et avenir des sciences par M. *Barral.* — Coup d'oeil sur l'histoire des alcools par M. *Berthelot.* — Conversion des liquides en vapeur par M. *Boutan.* — Electricité atmosphérique par M. *Palmieri.* — Lois de la texture et de la vascularité par M. *Robin.*

Nr. 5. Communications de M. *H. Saint-Claire Deville.* — La médecine expérimentale et la médecine d'observation par M. *Claude Bernard.* — Les densités de vapeur par M. *Sainte-Claire Deville.* — Embryogénie comparée par M. *Coste.* — L'éclairage au gaz par M. *Payen.*

Sowie in jeder Nummer eine reichhaltige Chronique.

Diese beiden wöchentlich erscheinenden Journale empfehlen sich durch ihren reichhaltigen Inhalt vorzüglich für Lesezirkel, da jeder Zweig der Wissenschaft darin seine Berücksichtigung findet.

Preis für jedes Journal:
halbjährlich 12 frcs., ganzjährlich 20 frcs.

Preis für beide Journale zusammen:
halbjährlich 20 frcs., ganzjährlich 35 frcs.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (37)

Just published by
A. ASHER & CO.
London:
13, Bedford Str. Covent Garden.
Berlin:
20, Unter den Linden.

4to. With 2 plates of Facsimiles, cloth 28*s.* = 9⅓ Thlr. or in paper covers 26*s.* = 8⅔ Thlr.

SHAKESPEARE IN GERMANY
in the XVIth and XVIIth Centuries.
An account of English Actors in Germany and the Netherlands and of the plays performed by them during the same Period.
By
Albert Cohn.

CONTENTS.
PART I: HISTORICAL ACCOUNT.

Early connection of Theatrical Productions in Germany and England. — German travellers in London and their relation to the Theaters. — English Actors go to Germany and other Foreign Countries. The places visited by them.
English Actors at the Court of Duke Henry Julius of Brunswick. — The Plays composed under their influence by the Duke. — English Actors at the Court of Landgrave Maurice of Hesse. — Other places visited by them towards the end of the Sixteenth Century.
Jacob Ayrer and the Plays composed by him under the influence of English Actors.
An account of the English Comedians in Germany and the Netherlands in the Seventeenth Century.
The Plays acted by the English Comedians.

PART II: TEXTS.

Comedy of the Beautiful Sidea, by Jacob Ayrer of Nuremberg (about 1595), the only drama extant which points to the plot of Shakespeare's *Tempest.*
Comedy of the Beautiful Phaenicia, by Jacob Ayrer of Nuremberg (about 1595), containing the plot of Shakespeare's *Much ado about Nothing.*
Tragedy of Julius and Hyppolita, acted in Germany about the year 1600 by English Players, containing part of the plot of Shakespeare's *Two Gentlemen of Verona.*
Tragedy of Titus Andronicus, acted in Germany about the year 1600 by English Players, supposed to be an imitation of the old *Titus Andronicus.*
Tragedy of Fratricide punished, or Prince Hamlet of Denmark, acted in Germany about the year 1603 by English Players.
Tragedy of Romeo and Juliet, acted in Germany in (and perhaps before) the year 1629 by English Players. (38)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Ueber den Ursprung der Sprache
von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (39)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Für Lesegesellschaften und Museen,
Familiencirkel, öffentliche und Privatbibliotheken, Hotels und Conditoreien.

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten über alle Zustände,
Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart;
über
Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 Folioseiten.
Mit vielen in den Text gedruckten Original-Abbildungen.

Vierteljährlicher Abonnementspreis 2 Thlr.
☞ Bestellungen auf die Illustrirte Zeitung für 1865 werden von allen Buch- und Kunsthandlungen und bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen. (40)

Leipzig, Expedition der Illustrirten Zeitung.

Bei F. W. Grunow in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Deutsche Früchte aus England. Von H. Beta.

Von Publikum und Presse überaus günstig aufgenommen und im „Magazin" wiederholt durch Auszüge empfohlen. Der Verfasser ist ein alter Mitarbeiter des Magazins und lieferte zehn Jahre lang seine regelmäßigen Beiträge aus London.

Von den Urtheilen der Presse nur einige Auszüge:

(National-Zeitung v. 9. Novbr.) „Trefflicher Erzähler, humoristischer Weltphilosoph. In den „Erinnerungen eines Flüchtigen", Kecker, sprudelnder Humor, Mannesmuth und Thatkraft überall."

(Vossische Ztg. v. 26. Novbr.) „Die meisterhafte Schilderung socialer Zustände (im Roman: „Der Sohn des Nebels"), die psychologische Charakterzeichnung der Persönlichkeiten zeigt uns den Verfasser als Geistesverwandten von Dickens und Thackeray."

(Londoner Anzeigen v. 4. Novbr.) „Eine der werthvollsten Litteraturgaben. „Der Sohn des Nebels" schildert mit geistreichem Humor das unbeschreibliche Leben Londons, wobei mächtige Schicksale in Gruppen aus der großen und kleinen Welt, tragisch und versöhnend in einander greifen.

Acht englisch; aber in Allem, auch in Dem, was sich neben Schilderungen eines Dickens und Thackeray mustergiltig ausnehmen würde, bricht doch so unverkennbar die deutsche Seele hindurch, die erregt und im Feuer an hartem reißenden Ungestüm die kühlen britischen Meister dahinter läßt. Der Roman ist künstlerisch vom Anfang bis zu Ende, eine psychologische Studie, der Humor mit der gütigen Thräne im Auge.

In den „Erinnerungen" ist der Verfasser grunddeutsch, voll von mannhafter Herzlichkeit und jener liebenswürdigen Selbstironie, die einen untrüglichen Beweis für einen durch Feuer- und Wasserprobe geprüften Charakter bildet."

Auch alle anderen Beurtheilungen in deutschen, englischen und deutsch-russischen Organen heben die Vorzüge lebendiger Schilderung, spannender Handlung und ächten Humors mehr oder weniger ausführlich hervor und haben, nur den Geist der beiden Bände, Anregung eines Culturtauschhandels zwischen England und Deutschland — die sich in ihren Gegensätzen wahrhaft ergänzen, manchmal zu wenig beachtet. Dieses Culturverhältniß soll in folgenden Bänden bestimmter und detaillirter zur Anschauung und Wirksamkeit gelangen. (41)

In Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen erhältlich:

Meyer-Merian, Th., Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart. Geh. 16 Sgr. Eleg. geb. 24 Sgr.

Die „St. Galler Blätter äußern sich über Vorstehendes wie folgt:

Dieses städtische Sittenbild aus der Gegenwart" verdient mit voller Freundlichkeit empfangen zu werden. Es ist ein Stadtidyll, in Hexametern geschrieben, die zwanglos einherschlendern. Die Fabel ist einfach, aber gehaltvoll, die Ausführung frisch, sauber und gewandt, da und dort muthet uns sogar in dem Gedichte Etwas an, wie ein aus „Hermann und Dorothea" kommen der Hauch und Klang, gewiß das höchste Lob, das wir dem Dichter ertheilen können. Wir wünschen aufrichtig, daß recht viele Leser und Leserinnen mit den „Nachbarn" sich befreunden mögen." (42)

Auch noch andere sehr günstige Besprechungen liegen der Verlagsbuchhandlung vor.

Im Verlage von Ernst Bredt in Leipzig erschien soeben:

Capadose, Dr. A., Erinnerungen aus Spanien. Aus dem Holländischen von L. J. van Rhyn, ref. Pastor in Wahjenaar. 8. geh. 15 Sgr. (43)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (44)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Als ein Wort religiösen Friedens für wahrhaft Gebildete wird empfohlen:

Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Konfessionen. (45)
Berlin bei F. Geelhaar. Preis 3 Sgr.

Volksbücher für Alt und Jung.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Werner Hahn.

Friedrich Wilhelm III. und Luise. 217 Erzählungen aus ihrer Zeit und Leben. 2te Aufl. mit 17 Abbildungen. 8. geh. Pr. 18 Sgr. Gebunden 25 Sgr.

Friedrich, der Erste König in Preußen. 2te Aufl. m. 1 Titelb. 8. geh. Preis 20 Sgr.

Hans Joachim von Zieten. 3te Aufl. mit 5 Abbildungen. 8. geheftet. Preis 9 Sgr. Velinpapier. Preis 18 Sgr.

Kunersdorf am 12. August 1759. Mit 1 Titelbild und 4 Plänen. 8. geh. Preis 18 Sgr. Velinpapier. Preis 1 Thlr.

Der siebenjährige Krieg, Heldengedicht. Aus des Großvaters Erzählungen. 2. Ausg. mit 6 Portraits. 8. cart. Preis 22½ Sgr.

Verlag der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (46)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich der Große und die Deutschen im preußischen Polen.*)

Daß Friedrich II. als umsichtiger Regent und Verwalter seines Staates ebenso groß und vielleicht größer gewesen, denn als Feldherr und Staatsmann, ist eine Thatsache, die wohl hinreichend anerkannt sein dürfte, selbst im Auslande. Freilich ist diese Seite seiner Thätigkeit weniger geeignet, die Blicke auf sich zu ziehen, und selbst der Geschichtschreiber, der immer darauf angewiesen ist, das Interesse seines Lesers zu erwecken, und seine Phantasie anzusprechen, wird sich in den meisten Fällen begnügen, ein allgemeines Bild davon zu entwerfen. Wenn daher ein Schriftsteller es unternimmt, die stille, geräuschlose Verwaltungsthätigkeit des großen Königs nach einer bestimmten Seite hin aufzudecken und zu schildern, so wird eine solche Monographie am Besten an die noch lebendigen Interessen des Staates anknüpfen, welcher diesem Herrscher so unendlich viel verdankt.

Dies ist in dem vorliegenden kleinen Buche der Fall. Der Verfasser, ein geschätzter Pädagoge des Großherzogthums Posen, hat es unternommen, über die unter Friedrich stattgefundene deutsche Kolonisirung Posens Forschungen anzustellen und das Resultat derselben dem Publikum vorzulegen. Ohne Zweifel hat er sich damit ein Verdienst erworben; denn er ist so ziemlich der Erste, der sich mit dieser Aufgabe befaßt hat, welche für die Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten von Wichtigkeit ist. Auch hat er sich derselben, so weit wir es beurtheilen können, mit Geschick, und namentlich mit dem Takte entledigt, der hier dringend räthlich ist.

Die Provinz Posen ist immer noch ein sieches Glied am preußischen Staatskörper, das milder Schonung und Pflege bedarf; das Deutschthum darin steht immer noch nicht selbständig auf seinen Füßen und hat den Charakter der Kolonisation noch nicht verloren, während andererseits das Polenthum sich im Zustande der Belagerung befindet und alle seine Kraft zusammennimmt, um zähen Widerstand zu leisten. Hierzu kommt, daß in diesem zwiespältigen Lande der Kampf der Racen und Sprachen sich obenein zum religiösen zuspitzt, daß hier polnisch und katholisch, wie andererseits deutsch und protestantisch, als synonym gelten. Unter solchen Verhältnissen über dergleichen Dinge zu schreiben, die so tief in alte Wunden greifen, hat sein Bedenkliches, und wir merken es dem Tone der Schrift recht wohl an, daß sich der Verfasser einen Dämpfer aufgesetzt hat, daß er sein Preußen- und Deutschthum, seinen Protestantismus nicht zur vollen Entwickelung kommen läßt. Wir tadeln es auch nicht.

Die erste Theilung Polens, 1772, vergrößerte Rußlands Ländergebiet um 2200 □Meilen; Oesterreich erhielt 15—1600 □Meilen; Preußen nur 700 □Meilen mit 900,000 Menschen, so daß Polen damals 9057 □Meilen behielt. Das Gebiet, das Friedrich dem Großen zugefallen war, bildet das heutige Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn, Ermeland, das sofort der Provinz Ostpreußen einverleibt wurde, und den Netzdistrikt, der jetzt ein Theil der Provinz Posen ist.

*) Friedrich der Große als Gründer deutscher Kolonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen. Von Dr. M. Beheim-Schwarzbach, Lehrer am Pädagogium Ostrowo bei Filehne. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1864.

Schon im Frühjahre 1772 hatte der König, a[illegible] Stargarder Revue kam, dem umsichtigen Kriegs[illegible] mainenrath Schönberg von Brenkendorf den ga[illegible] nischen Vertheilungsplan mitgetheilt, ihn zu der b[illegible] findenden Besitznahme des Netz-Distriktes ermächtigt [illegible] auf's Eingehendste über die Verwaltung und die nöthige [illegible] nisation dieses neuen Landes mit ihm besprochen. Im Septe[illegible] 1772 fand diese Besitznahme statt. Die Generalin Skorzews[illegible] eine eifrige Freundin Preußens, drang, um ihre weiterhin gele[illegible] genen Güter noch innerhalb der zu ziehenden Gränze zu bringen, inständigst in Brenkendorf, der sein Geschäft unter dem Schutze eines Fähndrichs mit zwölf Dragonern vollzog, die vorgeschriebenen Gränzen weiter hinauszurücken. Dies that er denn auch und rückte dieselben bis Szulitz vor. Damit wurden gegen 2000 Familien, und noch dazu meist deutsche Kolonisten, gewonnen. Der König billigte diesen eigenmächtigen Uebergriff Brenkendorf's nicht nur, sondern befahl ihm sogar, im Februar 1773, einen zweiten Versuch zu machen. Diesmal wurden 15 Städte, 516 Dörfer mit 46,812 Seelen über die preußische Gränze gepascht. Eine neue Gränzberichtigung erlangte Friedrich 1774 auf Grund der Traktate, wonach er die ganze Netze mit ihren Ufern erhalten sollte. Abermals kamen 13 Städte, 350 Dörfer mit 18179 Seelen zu Preußen.

In den besten Zuständen überkam dasselbe die neue Provinz nicht; das Land war während der polnischen Unruhen verwildert und ganz verwahrlost; die erste Sorge des Königs war daher, dasselbe möglichst zuzustutzen und ihm ein europäisches, vor Allem ein deutsches Ansehen zu geben. Von den Polen selbst erwartete Friedrich nicht viel, weder von dem Adel und der Geistlichkeit noch von den Bauern, die sich im Zustande tiefster Entwürdigung befanden; er mußte also sein Land allen möglichen Einwandrern öffnen. Natürlich war es ihm nicht gleichgültig, welcher Art Leute zu ihm kamen, und in einer Kabinetsordre räth er, „die attention auf Pfälzer, Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Teutsch-Polen zu richten, die im Rufe tüchtiger Arbeiter standen, schlechterdings aber keine Stockpohlen anzunehmen."

Friedrich griff sehr energisch ein, um diesen mächtigen Landestheil, der die so lückenhafte Ostgränze seines Reiches in anständiger Weise auszuflicken bestimmt war, auf die Höhe seiner anderen Provinzen zu heben. Sein Erstlingswerk war, an die Stelle der bisherigen Rechtlosigkeit und Anarchie streng und exakt gehandhabtes preußisches Justizwesen einzuführen. Dann wurden die Leibeigenschaft aufgehoben, die Roboten ermäßigt, das Hypothekenwesen geregelt. Da die meisten Städte traurigen Ruinen gleich dalagen und todtmüde und erschöpft waren, so wurde bestimmt, in den ersten zwölf Jahren solle keine Regie und sollen keine Kantons eingeführt werden, damit allerorten durch neue Bevölkerung neue Frische und neue Lebenslust erweckt würden. Neue massive, besonders viele königliche Gebäude wurden gebaut, damit Geld unter die Leute käme; die alten mußten vorschriftsmäßig reparirt werden; es wurden städtische Bauhofgelder bewilligt. Auf seinen Domainen baute der König neue Dörfer und besetzte sie mit Einwandrern; dem unbemittelten Adel ließ er bedeutende Summen zufließen, theils als Geschenk, theils als zinsfreies Darlehen auf lange Zeit, damit er seine Güter verbessern könnte. Den Landleuten setzte er Prämien für Verbesserung der Pferde-, Schafzucht 2c. aus. Man brachte Merinoböcke aus Spanien, gute Pferderacen aus dem Dessauischen; neue Sämereien. Feldbaumethoden wurden von Friedrich bis in's Kleinste selbst bestimmt, sogar

… und Käsebereitung. Ueber … aidekraut, Hopfen, Leinbau, … at er in vielen Kabinetsor- … erks- und Hütten-Depar- … er verständigen Leitung von …, Freiherr v. Eschen aus Hessen … egulirt. Große Magazine wurden … raide gefüllt, als Vorkehrung gegen etwa … enoth; um Handel und Industrie zu heben, … Orten Fabriken angelegt, deren Besitzer vom … ost ermuntert, auch hin und wieder, obwohl oft mit … st unbedeutenden Summen, unterstützt. Eine freie Messe … Bromberg sollte die Kaufleute aus Berlin, Stettin 2c. hinlocken, um mit den Polen Waaren zu tauschen.

Merkwürdiger Weise trug der König für die geistige Bildung dieser seiner neuen Unterthanen weit größere Sorge, als in den übrigen Provinzen. Während er hier die Dinge auf dem alten Fuße beließ, während hier aus Sparsamkeitsrücksichten die rohsten, unwissendsten, oft unmoralischen Dorfschulmeister fortwirthschaften durften, schickte er nach der neuen Provinz eine ganze Compagnie vom würdigen Semler gut geschulter und exercirter Lehrer, sechzig an der Zahl. Der Minister von Hoym (in Schlesien) schaffte vierundzwanzig katholische deutsche, und der Bischof von Ermeland dreiundachtzig katholische polnische Lehrer. Jeder von ihnen bekam das für damalige Zeiten hohe Gehalt von sechzig Thalern jährlich und ein Stück Gartenland.

Auch die Juden benützte Friedrich, der sonst für sie weniger eingenommen war, in einer recht originellen Weise für seine Zwecke. Sie wurden in den Danziger Vorstädten angesetzt, um den Handel aus dem „leider noch polnischen Danzig" dorthin zu locken.

Schon 1773 (d. 11. Okt.) konnte der große König an Voltaire schreiben: „Ich habe die Sklaverei abgeschafft, barbarische Gesetze reformirt, vernünftige in Gang gebracht, einen Kanal eröffnet, der die Weichsel, Brahe, Netze, Warthe, Oder, Elbe verbindet, Städte wieder aufgebaut, die seit der Pest 1709 zerstört gewesen, zwanzig Meilen Moräste trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, die diesem Lande selbst dem Namen nach unbekannt war."

Mit ganz besonderer Vorliebe leitete Friedrich persönlich die Einwandrungen von Deutschen in diese Provinz. Er führte sie an ihren Bestimmungsort, speiste und tränkte sie, gab ihnen Reisegeld und hatte immer ein geneigtes Ohr für sie. Wenn er überhaupt parteiisch sein konnte, so war er es für die Kolonisten. Friedrich fand seinen Plänen bereits vorgearbeitet; schon im 13. Jahrhunderte waren Deutsche als Ackerbauer und Städtegründer in das Weichselthal eingedrungen, und zahlreiche Reste davon hatten sich erhalten. Diese Deutschen, namentlich die im Elbinger Gebiet seit 1550 und 65 aus Holland eingewanderten Menoniten, waren dort protestantisch geblieben. Sie bildeten einen Stab, an den sich die neue Einwanderung anlehnen konnte. Ueber dieselbe werden sehr eingängliche statistische Angaben gebracht, aus denen man sieht, welch eine bunte Menge da zusammenströmte. Nicht blos alle möglichen deutschen Länder, selbst Schweden, Dänemark, Italien, die Schweiz, Ungarn, Frankreich steuerten dazu bei.

Am Stärksten unter diesen waren die Schwaben vertreten, über welche der Verfasser ganz besonders ausführlich gehandelt hat. Ihre Nachkommen sind noch heut an Sprache und Sitte unter der übrigen deutschen Bevölkerung erkennbar; sie erzählen, Friedrich der Große hätte durch allerhand Zeitungen und Blätter und Anschläge auf Regierungswegen und privatim die Leute in Wittenberg (statt Würtemberg) aufgefordert unter den günstigsten Bedingungen in's Land zu kommen; sie hätten es wohl gelesen, und die Köpfe dazu geschüttelt, aber so recht habe Keiner anbeißen wollen. Da habe der alte Fritz einen Mann, Namens Roth hingeschickt, der ihnen Alles schwarz auf weiß gezeigt habe, was sie für Vergünstigungen haben sollten; dem glaubten sie und zogen nun, Einer vom Andern überredet, in Schaaren nach Preußen. —

Die Beförderung der Kolonisten war sehr verständig geordnet; sie erhielten Meilengelder, zwei Groschen die erwachsene, einen Groschen die kleine Person, und wurden beim Eintritt in's Preußische, der meist in Halle geschah, zu Wagen oder zu Schiffe auf den Flüssen befördert. Freilich kamen Unannehmlichkeiten und Mißhelligkeiten vor; die Kolonisten klagten über nicht ausgebaute oder zu kleine Häuser, zu kleine Ackerstücke, und andere Uebelstände; doch wurde nach Möglichkeit gesorgt, sie zufrieden zu stellen, und der König wies die Aemter nachdrücklichst an, den Leuten unter die Arme zu greifen. Brot, Getraide, bis zum nächsten Einschnitt wurde vorschußweise gereicht, drei Viertel der Reisekosten ausbezahlt; fiel ihr Vieh, so erhielten sie neues. Da machte denn die Regierung ihrerseits üble Erfahrungen; Viele, welche das Reisegeld erhalten, verschwanden auf Nimmerwiedersehn, Andere schlachteten oder verkauften ihr Vieh, und gaben vor, es sei ihnen gefallen. Des Königs Intentionen waren sehr gut; in der Kabinetsordre vom 2. Mai 1781 sagt er ausdrücklich, „daß die Kolonisten auf denen Aemtern wie freie Leute, nämlich, daß sie keine Sklaven sind, angesetzt werden sollen," aber seine „économie und ménage," die er ohne Aufhören predigte und die Knappheit der Geldmittel, wie er sie vielfach bewilligte, setzte oft die Kammern in Verzweiflung.

Daher wurden freilich vielfach nur höchst ärmliche Häuser erbaut und die Kolonisten hatten in der That Grund, darüber zu klagen.

Noch heute finden wir mitten unter den polnischen und norddeutschen Bauern in Westpreußen und dem Netzdistrikte diese schwäbischen Landsleute vor. Sie haben den schwäbischen Typus bis heute mehr oder minder bewahrt; auch die von ihnen bewohnten Dörfer zeigen manche Besonderheit. Da Friedrich II. die angekommenen schwäbischen Kolonisten meist in gruppenweise zusammenliegende Dörfer wies, so hat das Gefühl enger Zusammengehörigkeit die Nachbarkolonien fest aneinander gehalten, und die Kolonisten haben auch nur meist unter einander geheiratet. Erst in neuerer Zeit ist dies etwas anders geworden. In ihrem Aeußeren haben sie das süddeutsche Gepräge bewahrt; sie haben meist schwarzes Haar und dunkle Augen; die Männer sind gewöhnlich schlank, die Frauen üppig. Sie sind sinnlich, aber dabei streng religiös, wobei zu bemerken ist, daß sie fast durchgängig Protestanten sind. Fleiß und Ausdauer sind als Haupttugenden an diesen Kolonisten zu rühmen; sie sind tüchtige Ackerbauer, obgleich viele ihrer Vorfahren erst den Feldbau nach ihrer Einwanderung ergriffen. Dabei sind sie zu vielerlei Dingen geschickt, und fast jeder Wirth ist sein eigener Fleischer, Maurer, Zimmermann, Dachdecker. Gern waren sie und sind es auch noch zu Witz und Humor aufgelegt, und es sind zwischen einzelnen Dörfern Spitznamen und traditionelle Verspottungen im Gebrauch, die oft zu großen Streitigkeiten und selbst Prozessen Veranlassung geben. So z. B. werden die Kolonisten von Schiwialken von den Gardezauern „Schnaken" (Brumm

fliegen) genannt, und man kann einen Schwialker tödtlich aufbringen, wenn man ihm nur die Geberde des Fliegenfangens vormacht.

Charakteristisch bei ihnen ist ihr starker preußischer Patriotismus, d. h. ihre Anhänglichkeit an den König von Preußen. Sie wird aus den Erinnerungen an Friedrich den Großen erklärlich; der Militärdienst trägt, wie überhaupt in Preußen, sehr viel dazu bei, diese Gefühle zu nähren. Wie viele der Kolonisten waren Soldaten, ja sogar Unteroffiziere und selbst Feldwebel!

An Aberglauben fehlt es unter ihnen nicht, namentlich treiben sie mit Vorliebe Zauberstudien. „Albertus Magnus bewährte und approbirte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh, für Städter und Landleute I. Theil. Braband, 1739." steht bei ihnen in hohem Ansehen. Dieses Buch hat ein Agent aus dem Würtembergischen in die Kolonie transportirt, und reichere Leute, die es sich erlauben können, zahlen mit Freuden 8—10 Thaler dafür.

Die schwäbischen Trachten haben sich ganz und gar verloren; dagegen haben sich manche andere Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache erhalten, die von der ganzen andern deutschen Nachbarschaft durchaus abstechen. In den Kolonien bei Culm, Culmsee, Gniewkowo tragen die Leute, wenigstens Weiber und Mädchen, ihre Krüge und Körbe noch hin und wieder auf dem Kopfe, schämen sich aber in neuerer Zeit bereits damit aufzufallen und nehmen, wenn ein Fremder kommt, das Gefäß schnell herab.

Die Kürbe oder das Kürbefest feiern sie in alter Weise und es geht dann hoch her:

Heut isch Kürbi, morgen isch Kürbi,
Bis zu Mittwoch Abend,
Wenn i zu mei'm Schätzli komm,
Sag' ich: Guten Abend!
„Guten Abend Lisebeth!" &c.

Der Verfasser theilt noch eine Anzahl solcher ächt schwäbischen Reime mit:

Fahr' mir net über mein Aeckerle,
Fahr' mir net über mei Wies',
Oder i prügle di wetterle,
Oder i prügle di g'wiß.

Kirche und Schule führen indeß gegen die schwäbische Sprache Krieg, und die Bursche, welche im Militär gestanden haben, geben sich Mühe, das preußische Hochdeutsch zu sprechen.

Ein deutscher Humanist und Volkswächter.

Der Generalkonsul J. J. Sturz, dessen unablässiger Kampf sowohl gegen die weiße als die schwarze Sklaverei und dessen aufopfernde Bemühungen für eine planmäßige, konzentrirte deutsche Auswanderung hinlänglich bekannt sind, ist eine seltene Erscheinung unserer Zeit, denn es dürfte nicht häufig vorkommen, daß ein hochgestellter Beamter nicht blos sein großes Gehalt, sondern auch ein nicht unbedeutendes Vermögen im Dienste des Wohlergehens Anderer, „für eine Idee", wie man zu sagen pflegt, opferte, wie er gethan, und dafür nun im vorgerückten Greisenalter und bei einer zahlreichen Familie mit den schwersten Sorgen zu kämpfen hat. Der Mann flößt uns ein solches Interesse ein, daß wir nicht umhin können, einen kurzen, gedrängten Abriß seines vielbewegten Lebens, so weit es uns bekannt ist unseren Lesern vorzuführen.

J. J. Sturz ward im Jahre 1800 in Frankfurt a. M. geboren, genoß eine praktische Erziehung und ging, schon damals mit seinem humanen und deutsch-nationalen Ziele vor Augen, in seinem 21. Jahre nach England, von wo er 1823 nach Brasilien segelte, das er bis an die Gränze des damals abgeschlossenen Paraguay bereiste. Im Jahre 1827 kehrte er nach England zurück, um gleich darauf in die Dienste einer mexikanischen Silberbergwerks-Compagnie zu treten, bei der er bis zu deren Auflösung verblieb, worauf er die ganzen damals konstituirten Vereinigten Staaten sowie einen Theil Canada's durchstreifte, um Erfahrungen für den vorgesteckten Lebensberuf zu sammeln, und dann nach England zurückkehrte, mit dem festen Entschlusse, von dort wieder nach Brasilien zu gehen, denn nur dieses Land, mit seiner geistig und körperlich trägen, entnervten Bevölkerung, schien ihm geeignet, durch friedliche Einwanderung am Schnellsten und Sichersten ein „Neu-Deutschland jenseits des Oceans" werden zu können, da der deutsche Bauer und Handwerker den amerikanischen Spaniern und Portugiesen eben so unendlich überlegen, wie er zum Theil heute noch (um wie viel mehr damals!) den energischen, intelligenten Nordamerikanern nachsteht.

Sturz trat also in die Dienste der Goldminen-Compagnie (Congosoco, deren Direktorium in London ansässig war, nachdem er zuvor die Goldbergwerke Tyrols und Ungarns besucht und eine große Zahl deutscher Bergleute vortheilhaft und zu ihrer späteren größten Zufriedenheit für englische Minen in Brasilien engagirt hatte.

Seine Stellung in Brasilien war pekuniär eine sehr zufriedenstellende; dennoch gab er seinen Posten nach zwei Jahren auf, weil er mit dem ersten Verwalter, einem früheren englischen Oberst, wegen der grausamen Behandlung und schlechten Verpflegung der im Dienste der Minen gehaltenen 500 schwarzen Sklaven in steten Mißhelligkeiten sich befand, und ging nach London, wo er dem Direktorium das Gesehene darlegte und wenigstens erreichte, daß die Behandlungsweise jener Compagnie-Sklaven wesentlich verbessert wurde.

Seinen einmal gefaßten Entschluß gab er jedoch nicht auf. Deshalb kehrte er 1833 wieder nach Brasilien zurück und richtete sein nächstes Augenmerk darauf, die Brasilianer in Contact mit europäischem Fortschritt zu bringen, ihnen das Bild materieller Civilisation zu zeigen und sie so in den Völkerverkehrsstrom hineinzuziehen, denn nur auf diese Weise ließ sich hoffen, das Land und das Volk aus dem Zustande der Halbbarbarei aufzurütteln und ihm höhere Bedürfnisse zuzuführen. Mit unsäglicher Mühe und großen Geldopfern gelang es ihm, englischen Dampfschifffahrts-Gesellschaften die Konzession zur Befahrung mehrerer Flüsse und Bayen mit Dampfschiffen, besonders aber die Postdampfschifffahrt längs der ganzen Küste vom Amazonenstrom bis Rio Grande do Sul zu erwirken, die von jener Zeit an (1838) nie unterbrochen ward. Er veranlaßte Reformen im Postwesen, in der Pockenimpfung und a. m. — Die Dampfschifffahrts-Verbindung rettete damals das Reich vor dem Auseinanderfallen und erdrückte die chronisch gewordenen Rebellionen dreier Küstenprovinzen. Da Sturz außerdem noch wesentlich zur Versöhnung der Parteien, unmittelbar nach der Mündigsprechung des fünfzehnjährigen Kaisers, beigetragen, sprach ihm die brasilianische Deputirtenkammer im Jahre 1840 in Anbetracht seiner Verdienste um das Reich einstimmig das Privilegium der Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrom und 40 Quadratleguas Land zu; doch der Senat ratifizirte diesen Beschluß nicht, weil ein habgieriger Marquis aus seiner Mitte das betreffende Nationalgeschenk für sich und seinen Sohn haben wollte. —

Trotz dieser bitteren Erfahrung und Enttäuschung, setzte Sturz seine ziemlich gefahrvollen Bemühungen zur Erschwerung der Sklaveneinfuhr fort und mühte sich ab, die Sklaverei im Volke und in der Gesetzgebung dadurch zu bekämpfen, daß er die Diskussion über die Staatsländereien und die Einwanderungs-Frage schürte, die er allein zuerst im Jahre 1838 angeregt hatte und Jahre lang ohne Unterstützung mit den größten Geldopfern und Anstrengungen fortsetzte.

Schließlich kehrte er, an allem Erfolge verzweifelnd, 1841 nach England zurück, nachdem er, statt für sich etwas gewonnen zu haben, nur das Seinige eingebüßt hatte, weil die von ihm eingeführten Unternehmungen wegen der konkurrirenden Sklaverei-Interessen nicht rentirten. Da aber fiel es den Brasilianern ein, sich für alle Fälle trotz des noch blühenden Handels mit schwarzen, auch die Einfuhr weißer Sklaven zu sichern; deshalb wurde der überall als entschieden freisinnig und human bekannte Sturz 1842 zum brasilianischen Generalkonsul für Preußen ernannt. Der ehrenhafte, arglose Mann sollte für schlechte Zwecke zum deckenden Schilde gebraucht werden! Während sich Sturz von Berlin aus rastlose Mühe gab, für Brasilien Reformen anzubahnen, welche eine freie deutsche Einwanderung ermöglichten, namentlich Annahme eines Gesetzes über die Staatsländereien, Besteuerung des übermäßigen, unbenutzten Grundbesitzes, Herabsetzung der Zölle und Verbot des Sklavenhandels, hatten die schlauen Portugiesen für jeden Vorschlag seinerseits eine höfliche Antwort bereit, aber trieben den Sklavenhandel so schwunghaft, daß sie es schließlich bis zu 80,000 Köpfen jährlicher Einfuhr brachten, worauf dann endlich die Engländer im Jahre 1851 diesem Unwesen gewaltsam ein Ende machten. Das war noch nicht alles. Während Sturz unablässig in Flugschriften und Zeitungsartikeln erklärte, daß die Zeit zur deutschen Auswanderung nach Brasilien noch nicht gekommen sei und nicht eher kommen werde, als bis die oben genannten Reformen eingeführt seien, organisirte die brasilianische Regierung unter offizieller Leitung ihrer anderen Konsuln und geheimen Agenten eine großartig zu betreibende Sklaven-Einfuhr vermögensloser Deutscher. Sie benutzte dazu das System der Parceria-Verträge, welche Tausende unserer mittellosen Landsleute in die scheuslichste Sklaverei habgieriger und herzloser Plantagenbesitzer lieferten. Es wurden an sechs Millionen preußische Thaler blos als Prämien für Anwerbung von Parceria-Kolonisten unter die brasilianischen Agenten, Konsuln und Diplomaten vertheilt, ja die Stellung der Letzteren von den Erfolgen abhängig gemacht, welche sie in diesem fluchwürdigen, die deutsche Nation schändenden Geschäfte erreichten. Sturz trat diesem Unwesen mit der ganzen Entschiedenheit seines deutschen, ehrenwerthen Charakters in Rede und Schrift öffentlich entgegen und in Folge dessen behielt ihm die kaiserlich brasilianische Regierung bereits Anfangs 1858 seinen Gehalt ein, um ihn materiell von ihr abhängig zu machen und dadurch zum Schweigen zu zwingen. Doch nichts schreckte den braven Mann zurück — er setzte ohne Zaudern noch mehr von seinem Privatvermögen daran, um das wirkliche Interesse seines Adoptiv-Vaterlandes wahrzunehmen, indem er seine deutschen Landsleute unter Hinweis auf die realen Verhältnisse, fort und fort vor der Auswanderung nach Brasilien, besonders aber vor Abschließung von Parceria-Verträgen warnte. Schließlich ward ihm nach sechszehnjähriger tadelloser Führung seines General-Konsulats dieses Amt abgenommen. Damit verlor Brasilien zwar den deckenden liberalen Ehrenschild, als welcher ihm der wackere Sturz hatte dienen sollen, aber unser aufopfernder Landsmann war durch den letzten Streich auch so gut wie materiell ruinirt. Doch tröstete ihn das Bewußtsein, das Gute gewollt und zum größten Theil auch erreicht zu haben — hätten sich doch ohne sein Dazwischentreten Hunderttausende von Deutschen in die Sklaverei halbwilder portugiesischer Plantagenbesitzer locken lassen und schmachteten ohne die durch ihn veranlaßten Reklamationen heute noch viele Tausende unserer bethörten Landsleute in diesem schrecklichen Loose, und die Nationalehre Deutschlands wäre noch unendlich mehr beschädigt worden, als sie es bereits war.

Fünf Jahre lebte hierauf Sturz in strengster Zurückgezogenheit, wirkte aber in der ganzen Zeit unablässig durch die Presse fort zur Aufklärung über brasilianische Zustände und Zwecke, indem er die wohlbezahlten Reklamen brasilianischer Kolonisten-Werber und Diplomaten bekämpfte und die wiederholt von brasilianischen Söldlingen gegen ihn selbst geschleuderten Verdächtigungen zurückwies — alles Schritte, die für ihn mit großen Zeit- und Geldopfern verknüpft waren. Da, vor grade zwei Jahren, übertrug ihm die Regierung der aufstrebenden, freisinnig organisirten südamerikanischen Republik Uruguay das Konsulat für Preußen, mit der Zusage eines fest stipulirten, auskömmlichen Gehaltes. Seine Thätigkeit in diesem Amte für Bildung eines „Neudeutschlands am Laplatastrom" und vortheilhafte Verwerthung deutscher Kapitalien, sowie deutscher Arbeitskräfte daselbst, war so großartig und von solchem Erfolg gekrönt, daß sie einst in der Geschichte der Auswanderung und der Volkswirthschaft einen eigenen Abschnitt bilden wird. Aber mitten in seiner angestrengten und ausschließlichen Thätigkeit für Uruguay und die dort zu verfolgenden deutsch-nationalen Zwecke trat ihm die unversöhnliche Feindschaft der brasilianischen Regierung in den Weg, denn den Intriguen ihrer Parceria-Diplomaten und den mit ihr gemeinsame Sache machenden Kolonisations-Schwindlern ist es zuzuschreiben, daß Uruguay seinem Konsul Sturz das zugesagte Gehalt zurückhielt, ja ihm nicht einmal die während einer zweijährigen Thätigkeit für Drucksachen, Reisen rc. gehabten großen Auslagen zurückerstattete, als es dies noch konnte, während jetzt die Pflichterfüllung der kleineren und schwächeren Republick Uruguay durch die kriegerischen Verwickelungen, welche ihr der stärkere und größere kaiserliche Sklavenstaat Brasilien bereitet hat, unmöglich gemacht ist.

Dieser Schlag vollendete den Ruin des ehemals wohlhabenden Mannes, der jetzt, schon in hohem Alter stehend, ein Opfer seiner Charakterfestigkeit im Dienste der Humanität und des Deutschthums werden muß, wenn die weiteren Folgen desselben von ihm nicht abgewendet werden.

Vielleicht trägt diese einfache Darstellung dazu bei, die Deutschen daran zu erinnern, daß es an der Zeit sei, einem solchen Manne thätig unter die Arme zu greifen; lebte derselbe doch stets für Andere, und hat er doch der Allgemeinheit auch dadurch genützt, daß er durch seine schriftstellerische Thätigkeit mit den Anstoß zu manchen nützlichen Einrichtungen und Bestrebungen gegeben hat, sowie er sich auch an der ersten Freihandels-Bewegung lebhaft betheiligte. F. M.

England.

Gildemeister's Byron-Uebersetzung.*)

„Byron", sagte mir voriges Jahr ein Engländer von feiner literarischer Bildung, mit dem ich den Abend im Clachan von Stronachlacher, in den schottischen Hochlanden, verplauderte, „Byron wird bei uns nur noch wenig gelesen. Er war aufgestiegen wie eine Rakete und is now falling down-down. — Er wird lange vergessen sein, wenn Tennyson noch unsterblich ist."

Wahr ist's, Byron wird in seiner Heimat wenig mehr gelesen, und die ihn noch lesen, hüten sich wohl, laut davon zu sprechen. Denn der Bann, den die „Gesellschaft" einst über ihn verhängt hatte, ist noch nicht gelöst, so sehr sich diese Gesellschaft auch geändert hat. Wunderbar! die grundverderbte Unsittlichkeit Georgs IV. und seiner Dandy's, von der sich das heutige England mit aller Entschiedenheit losgesagt, hat keinen unerbittlicheren und furchtloseren Gegner, keinen beredteren Ankläger gehabt als Byron, und doch bleibt der Verruf auf ihm lasten, den jene „Gentlemen" über ihn ausgesprochen. Auf eine Periode, die an Sittenlosigkeit der Stuart'schen Restaurationszeit in nichts nachstand, ist ein Geschlecht gefolgt, prüde wie die Heiligen des langen Parlaments, aber die puritanischen Salons unter Königin Victoria bestätigen das „Kreuzige", das die Kavaliere Georg's IV. wider den größten englischen Dichter dieses Jahrhunderts erhoben haben.

Und doch, die Sache ist in England schon einmal passirt, und Einem, der größer war, als alle Lords und als alle Dichter von Albion. Sie ist schon einmal passirt, nur umgekehrt. Denn den William Shakspeare, der sich in seinem Leben tapfer gewehrt hatte gegen Puritanerthum und Scheinheiligkeit, traten, als er todt war, die Enkel Malvolio's mit Füßen, und die „Wits" des Stuarthofes, die sonst mit den „Rundköpfen" nicht gut Freund waren, billigten, was jene gethan. Es hat in England Zeiten gegeben, lange Menschenalter, in denen die Zaunkönige Apollo's sich hoch erhaben dünkten über den herrlichsten Adler, der je auf Dichterschwingen zur Sonne stieg. Lord Byron ist kein Shakspeare, aber gegen ihn sind Viele, die im Poetenwinkel der Westminster-Abtei unter Marmordenkmälern ruhn, und Viele, die heute auf ihn herabsehn, Zaunkönige.

Bei uns ist die Theilnahme für die persönlichen Geschicke Byron's zu seinen Lebzeiten auch groß gewesen, allein sie war weder eine Schwärmerei für, noch ein Fanatismus gegen ihn. Sie hat sich nach seinem Tode erhalten, diese Theilnahme; aber das Interesse an Byron's Schriften ist von ihr nicht abhängig und überwiegt sie. Seine Poesie hat uns nicht in einen Taumel versetzt, wie einst seine Landsleute, aber wir haben nie aufgehört, uns mit ihr zu beschäftigen; wir haben sie, trotz ihrer Mängel, immer mehr lieben gelernt und wir sind im Begriffe, uns den Dichter, den sein Vaterland zu vergessen droht, anzueignen, wie wir uns Shakspeare angeeignet haben.

Byron ist bei uns, wir dürfen es mit Stolz sagen, populär durch den Zug zur Freiheit, der gewaltig durch seine Dichtungen weht, und der sie aus den unleugbaren und bei uns nie verkannten Mängeln, an denen dieser wildherzige Mensch krankte, unwiderstehlich emporreißt. Byron ist bei uns populär, nicht wie bei den jungen Menschen seiner Zeit in England, über welche Macaulay spottet, bei jenen hoffnungsvollen Candidaten und Studenten, die sich am Spiegel das höhnische Zucken der Oberlippe und die finstern Augenbrauen einübten, die das Halstuch weit flatternd trugen und deren Herz, Raub der Leidenschaften, in der Extase des Weh's nach Thränen schmachtete. Auch bei uns hat dieser Weltschmerz Unheil genug angestiftet unter den Literaten und im Publikum, aber er ist völlig abgethan; und doch steigt in dem Maße, wie er für immer verschwindet, Byron's Popularität. Sie steigt, weil Byron ein furchtloser und unermüdlicher Forscher des Menschenherzens war, weil er die tiefsten Regungen der Menschenseele, die er in gesteigerter Schärfe empfand, mit lebendigster Wahrheit zu schildern gewußt, weil er die Fragen, die unser Jahrhundert am mächtigsten bewegen, immer fort aufgewiesen, weil er an der Lösung dieser Fragen, jung, vornehm, verwöhnt und voll Weltschmerz, wie er war, rastlos und mit dem ganzen Götterfeuer seines energischen Geistes gearbeitet hat, gearbeitet, wie ein Mann voll Pflichttreue und Ernst, gearbeitet mit der Schulter am Rade als hinge das Heil seiner Seele ab von dem Gelingen. Er ist bei uns populär, weil er ein Sänger der Freiheit, und weil er im Kampfe für die Freiheit gefallen ist:

Und wer im Kampfe fällt, den preist
Die Nachwelt, und sein Nam' allein
Wird der Tyrannen Schrecken sein,
Ein Trost, ein Stolz für sein Geschlecht.
Ein Mahnruf: Lieber todt als Knecht!
Wenn erst die Freiheitsschlacht beginnt,
Erbt sie sich fort zu Kindeskind,
Und wie sie schwanke, sie gewinnt.
(Lord Byron's „Giaur".)

Die Uebersetzung, von welcher Herr Otto Gildemeister die ersten beiden Theile so eben veröffentlicht, kann des Willkommens gewiß sein. So viel Einzelnes auch schon, zum Theil vortrefflich, von Byron'schen Poesien übersetzt worden ist, so hatten wir doch bisher noch keinen deutschen Byron, in dem Sinne, wie wir einen deutschen Shakspeare haben. Es fehlte an einer einheitlichen Uebertragung, die von einer gründlichen Liebe für den Dichter ausgehend und getragen von den seltnen Eigenschaften, die den Uebersetzer ausmachen, sich dem Original ebenbürtig an die Seite stellen darf. Das Gildemeister'sche Werk verspricht diese Lücke auszufüllen.

Dafür spricht uns einmal sein Verhältniß zu dem Dichter. Ihn zieht das Mannhafte in Byron an, und grade das ist es, was wir Deutschen an Byron lieben. Er läßt dem Schmerze, den die Macht der Verhältnisse und eigne Schuld wie eine Wolke über das glänzende Leben des Dichters ausbreitete, Gerechtigkeit widerfahren; er ehrt ihn als die Grundstimmung, nicht als angenommene Maske, „wie die Philister immer geglaubt haben." Aber er weist in den wenigen Seiten seines Vorworts mit Nachdruck auf die Stellung hin, die Byron zu dem Völkerleben seiner Zeit eingenommen hat, und wie ihm der Dichter nicht wie früher wohl manchen unreifen Verehrern als ein dämonisches Wesen, sondern als Mann theuer ist, so wünscht er sich auch den Leser als einen vernünftigen Mann. Dem entspricht es, daß er bei seinem Werke darauf verzichtet, die persönliche Theilnahme an dem Dichter in den Vordergrund zu stellen. Sein Vorwort giebt nichts, was wie eine biographisch-literarische Einleitung aussieht. Er tritt der Meinung ausdrücklich entgegen, daß Byron's Dichtungen ohne biographischen Commentar nicht recht verständlich seien, denn es genügt für den Leser, welcher vor allem an den Offenbarungen dieser mächtigen

*) Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. In sechs Bänden. Erster und zweiter Band, Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1864.

hochpoetischen Natur sich weiden will, wenn er während des Lesens ein in den allgemeinen Umrissen ähnliches Bild von dem Charakter und dem Leben des Dichters vor Augen hat. Dazu bedarf es aber nicht eingehender Studien.

„Byron's Physiognomie gehört zu denjenigen, deren Wesentliches und Frappantes mit wenig Strichen sich zeichnen läßt, daß man sie nicht leicht wieder vergißt. Jedermann hat sich von ihm irgend ein Bild gemacht, und von diesen Bildern sind viele wohl sehr unvollkommen, stark verzeichnet, schlecht colorirt, aber keines ist unähnlich. So sind auch die Hauptmomente seiner kurzen glänzenden und stürmischen Laufbahn dem Gedächtnisse der Welt eingeprägt geblieben, mit mythischen Zusätzen freilich, aber im Ganzen nicht eben unkenntlich. Wir kennen ihn alle als den Liebling der guten Feen, wie Macaulay ihn dargestellt hat, überhäuft mit den köstlichsten Angebinden, aber zugleich gehaßt und verfolgt von der einen bösen Fee, welche man zu seinem Wiegenfeste einzuladen verabsäumt hatte und die, um sich zu rächen, jeder holden Gabe ihrer Schwestern einen Fluch als Begleiter zugesellt hatte. Der Sohn eines uralten normannischen Adelsgeschlechtes, Pair des mächtigsten Reiches der Erde, Feudalherr einer prächtigen Abtei mit tausendjährigen Eichen und tausendjährigen Erinnerungen, strahlend von Geist und Witz, der Abgott schöner Frauen, mit vierundzwanzig Jahren der gefeiertste Dichter seines Landes, so schien er geschaffen, glücklich und siegreich durch die Welt zu gehen, ein Sänger glänzendsten Lebensgenusses und ein Herold stolzesten Selbstgefühls. Aber ihm war die Gabe glücklich zu sein nicht verliehen. Wie seine körperliche Schönheit durch den Satyrfuß entstellt war, so war sein inneres Leben durch einen Zug dämonischer Leidenschaftlichkeit getrübt, welche es ihm nie gestattete, an die „süße Gewohnheit des Daseins“ sich behaglich zu gewöhnen. Seine Art zu empfinden ward von den Enttäuschungen und den Schmerzen des Lebens tief und nachhaltig, von den Freuden und Herrlichkeiten nur flüchtig und oberflächlich berührt. Sein geistiges Auge sah zu deutlich und handgreiflich durch den schimmernden Schein der Außenseite die dunklen Abgründe des Daseins, als daß er sie jemals, selbst im Strudel der Zerstreuungen, hätte vergessen können. Die quälenden Fragen und Räthsel, mit denen dies Leben die nach Wahrheit Dürstenden peinigt, drängten sich ihm mit unabwehrbarer Gewalt immer von Neuem auf und folterten ihn um so heftiger, je weniger sein trotziges und ungestümes Herz den Göthe'schen Trost, „daß es schon Etwas sei, an den Gränzen der Menschheit sich zu resigniren“, anerkennen wollte.“

Aber dies möge genügen, die Stellung des Uebersetzers zum Dichter zu kennzeichnen. Ueber die Uebersetzung nur noch wenige Worte, denn sie hat sich selber zu rechtfertigen und wird es sicherlich thun. Ich rathe dem, der sich davon überzeugen will, daß wir hier wirklich einen deutschen Byron vor uns haben, aus den beiden Bänden hier und da ein paar Stellen aufzuschlagen, die aus dem Original oder früheren Uebersetzungen so recht bekannt sind. Etwa die aus dem „Giaur“:

Ja, Lieb' ist Licht, vom Himmel stammend;
Aus jenem ew'gen Feuer flammend,
Das Gott uns gab, um niedre Lust
Zu heben über Erdendust.
Die Andacht hebt zu Gott uns wieder,
Die Liebe senkt den Himmel nieder,
Abglanz der Gottheit, uns vom Fröhnen
Schmutziger Selbstsucht zu entwöhnen,
Ein Strahl vom Urquell aller Sonnen,
Ein Glorienschein um Erdenwonnen!

Oder jenes „Know you the land“ aus der „Braut von Abydos“:

Kennt ihr das Land, das Cypressen und Myrten,
Sinnbilder des Glücks und des Todes, umgürten?
Wo die Liebe der Taub' und des Geiers Wuth
Bald schmilzt in Trauer, bald schwelgt in Blut?
Kennt ihr das Land der Cedern und Reben,
Wo die Blume nicht welkt und das Licht nie erbleicht,
Wo von Düften erdrückt und von Rosen umgeben,
Leiser der Flügel der Zephyre streicht?
Wo die Oelfrucht schwillt in dunklem Gewimmel,
Wo die Nachtigal nimmer verstummt in der Nacht,
Wo die Farbe der Erd' und das Leuchten der Himmel,
Verschieden an Glanz, wetteifern in Pracht,
Und der Purpur des Oceans dunkeler lacht?
Wo die Jungfraun blühn wie Blumen der Wonne,
Wo nur Eins nicht göttlich, — das menschliche Herz?
Kennt ihr den Osten, die Heimat der Sonne?
Sie lächelt zu Freveln und blutigem Schmerz!
O, wild wie das Schluchzen geschiedener Liebe,
Sind die Sagen im Land und im Herzen die Triebe!

Oder — und dies sei das Letzte — aus dem fast unübersetzlichen „Childharold“, jene wunderbaren Verse, des britischen Sängers Fluch:

Mein Fluch — er sei Vergebung! Hab' ich nicht —
Hör' mich, o Mutter Erd' und Himmel du! —
Hab' ich nicht Grund zu flehn um ein Gericht?
Und zu verzeihen, käm' es mir nicht zu?
Ward nicht mein Herz durchbohrt, vergällt die Ruh',
Die Ehr' erwürgt und unterwühlt mein Hoffen?
Nur deshalb ward ich nicht zermalmt im Nu,
Weil ich nicht ganz aus so verfaulten Stoffen
Geschaffen bin, wie sie, die mich in's Herz getroffen.

Vom schwersten Unrecht bis zum feigsten Hohn,
Litt ich nicht Alles? Schmähung laut und leis,
Der schäumenden Verläumdung frechster Ton,
Das flüsternde Gezisch im engen Kreis,
Und jener Nattern fein'res Giftgeschmeiß,
Das mit bedeutungsvollen Janusblicken
Wahr scheinen möcht' und stumm zu lügen weiß, —
Sie, die mit Seufzern, Achselzucken, Nicken
Und ungesproch'nem Schmähn der Narren Herz erquicken.

Ich habe doch gelebt! und nicht vergebens:
Ob dieser Geist verlahmt, dies Herz versiegt,
Ob dieser Leib gebricht im Kampf des Lebens,
Eins ist in mir, was Zeit und Qual besiegt,
Was athmen wird, wenn dieser Hauch verfliegt;
Ein Etwas, das ihr Ohr noch nie vernahm,
Wie Nachhall der verstummten Harfe, wiegt
Einst ihren Groll in Schlaf, und wundersam
Weckt es in sel'ger Brust der Liebe späten Gram.

Nach diesen Proben ist auf die Treue, den Fluß, die Frische der Uebersetzung hinzuweisen nicht weiter nöthig. Wir finden in den beiden bis jetzt vorliegenden Bänden ein in allen Stücken lebendiges und lebensfähiges Abbild des Dichters, wir verspüren vor allem jenen unaussprechlichen „Hauch seines Geistes“, durch den die gute Uebersetzung dem Original ebenbürtig zur Seite tritt.

Wir haben nur noch über den Umfang der Gildemeisterschen Version zu berichten. Die beiden ersten Bände, deren billiger Preis, mit 20 Sgr. für den Octavband von 16—18 Bogen, anzuerkennen ist, enthalten I.: der Giaur, Braut von Abydos, Corsar, Lara, Belagerung Korinth's, Parisina, Ge-

fangener von Chillon; II.: Mazeppa, Beppo, die Insel und Harold. Die folgenden Bände werden die Poesien über Tasso, Dante, Napoleon, Prometheus u. s. w., den Traum, die hebräischen Melodien, die kleinen lyrischen Sachen, ferner von den dramatischen Dichtungen Manfred, Kain, Himmel und Erde und Sardanapal, ferner den Don Juan bringen. Die andern Schauspiele, darunter also die beiden Foscari und Werner, ferner vieles von den politischen Dichtungen, so weit ihnen nicht ein besonderer poetischer Werth inne wohnt, hat sich Herr Gildemeister mit vollem Recht entschlossen wegzulassen, ebenso die unreifen Jugendgedichte, ephemeren Schwänke und diejenigen polemischen Reimereien, deren Pointe für uns unerfindlich ist. Wiedergegeben sind dagegen zum großen Theil die von Byron selbst verfaßten erläuternden Bemerkungen, wenn auch mit mannigfachen Zusammenziehungen und Kürzungen. Ihnen hat der Uebersetzer nur weniges zugefügt, indem er, wie billig, erwog, daß eine Ueberladung poetischer Werke mit Noten geschmacklos ist. So ist sein Werk durchaus für das gebildete Publikum hergestellt, und wir zweifeln nicht im geringsten, daß das Publikum ihm Dank wissen werde.

P. D. Fischer.

Nord-Amerika.

Amerikanische Essays.

IV.

Das Bleibende im Vergänglichen des literarischen Lebens.

Dem Zauberlehrling Göthe's gleichen gewisse menschliche Künste und Institutionen. Sind sie erst einmal vom Genie organisirt und von den Vorfahren sanctionirt, dann werden sie mächtige Elemente der Geschichte, verschlingen die heilsame Energie des Lebens, erschöpfen die Kräfte des Verstandes und tyrannisiren mit der zügellosen Macht der Elemente alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, zum Schrecken der frommen wohlmeinenden Seelen, die sie in's Leben gerufen. Solch ein Geschöpf noch während der Zeit seiner Herrschaft der Ungeheuerlichkeit anklagen, heißt ganz einfach, sich dem allgemeinen Hohngelächter aussetzen, und so wagen wir nur entfernt anzudeuten, daß noch niemals ein so gefährliches, merkwürdiges und fesselndes Ungeheuer existirt hat, wie die Buchdruckerkunst.

Auch wir stellen die seit einigen Jahrhunderten verschollene Behauptung auf, daß der alte Faust und Guttenberg wirklich vom Bösen besessen waren, wie die Fabel erzählt. Sie lebten unter der Hallucination dämmernder Literatur in einem Zustand, in welchem gedruckte Bücher als Heiligthümer klassischer Vollendung erschienen, und kennten keineswegs den wunderbaren Unsinn der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft voraussehen, der sich uns in der unabsehbaren Reihe von Duodez-Poesie, Theologie und populärer Wissenschaft kund giebt. Doch nichts ist so thöricht, als gegen eine herrschende Mode zu protestiren, und es ist wohl die Bestimmung der Menschheit, sich durch alle möglichen Irrthümer zur endlichen Wahrheit hindurch zu arbeiten.

Ein noch dringenderer Grund gegen das Protestiren ist aber der Umstand, daß die Literatur in ihren verschiedenen Zweigen jetzt wie ehedem den Dienst der edelsten Geister beansprucht. Es ist noch immer der literarische Charakter, dessen Naturgeschichte der ältere Disraeli geschrieben, der jetzt, wie immer, die Bücher, Zeitschriften und Zeitungen schafft. Dieser ehrwürdige Bücherwurm war der Erste, der die Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Idiosynkrasien der Literatur aufzeichnete, der ein Justinian für den Codex des Genius, die Pandekten der Oekonomie des Gedankens schuf. Er hat uns die Charakterrichtungen, die wunderliche Begabung, den Heroismus innerer Kämpfe, die Scheu vor Gesellschaft, die Hingebung an das leuchtende Ideal der Kunst, die Niederlagen und Triumphe, die übermäßigen Leiden und Freuden des Schriftstellers entschleiert. Das Genie allein heiligt, nach seiner apostolischen Anschauung, die Literatur und ein literarisches Leben — das Genie, das ihm jene unbezwingliche Neigung für Kunst und Wissenschaft war, die ihren Besitzer gegen alles Andere gleichgültig machte. Wer aber ohne diesen göttlichen Stempel sich der Literatur weiht, der geht nach seiner Ansicht dem Verderben entgegen, denn sein Weg ist gefahrvoll und erfordert den höchsten Muth, die höchste Begabung. Kein Führer weist ihn zurecht, kein Feld menschlicher Routine hat er zu betreten; er ist kein Mensch der heutigen Welt und doch durchaus kein Engel. Er muß sein eigener Grund, Pfad und Führer, sein eigenes Gesetz, sein eigner König und Priester sein. Er ist nicht von dieser Welt, die Schatten der Unendlichkeit sind seine Realitäten, das Märtyrerthum kann ihn schrecken, aber nicht abschrecken. Ist er ein Genie, lebt seine Seele vom Ideal, dann mag sein Körper getrost bei Wasser und Brot darben, er ist glücklich. Ihm ist die Literatur ein hohes Wagstück, keine Profession, die man nach bleiernen Regeln handhaben kann. Literarisches Leben ist bestenfalls ein verzweifeltes Spiel, aber um Gold, nicht um Kupfer, für Alle, die es richtig spielen.

So war das Genie, so die Literatur in der Darstellung ihres ersten großen Gesetzgebers. Doch die Welt hat sich geändert; die traurige Geschichte vom Elend der Schriftsteller braucht uns nicht wiederholt zu werden. Wir leben in der Zeit des Triumphs der Autoren. Durch schnellen Erfolg und endlose Publikationen beschäftigen sie das Auge der Welt und erringen noch vor dem Tode das ersehnte Glück. Was ehemals ein verzweifeltes Wagstück, ein Märtyrerthum war, ist jetzt ein einträgliches Geschäft, trägt seinen Lohn in sich. Die früher von irdischen Schlacken befreite Heiligkeit ist jetzt eine mächtige Triebfeder weltlicher Interessen geworden. Das Volk ist zum Lesen bekehrt und ein freigebigerer Schutzpatron, als ehedem der athenische Senat, die Mönchsorden oder der reiche Edelmann. Poeten und Narren sind nicht mehr Rivalen am Hofe, und das Gefängniß nicht mehr der gelegentliche Erholungsort, das ersehnte Paradies des Dichters. Rang und Kleidung des Edelmanns sind ihm verliehen und die Gelehrtenklasse besteht nicht mehr aus Bettlern, Vagabunden und Einsiedlern. Wir leben in der glücklichen literarischen Epoche, in der Allwissenheit, welche eine öffentliche und die Privatpflicht eines Jeden ist. Zeitungen in die Billionen und Briefe in die Millionen zu lesen, ist allgemeines Gesetz. Wir glauben, Disraeli seufzen zu hören, daß die Titanen der Erde die himmlische Hierarchie gestürmt haben, daß die Literaten, sonst uneigennützige Apostel der Kunst, jetzt das Scepter der Macht und des Luxus schwingen.

Wir malen uns das Entsetzen des alten englischen Aristarchen darüber aus, daß Menschen ohne allen Geschmack sich in den himmlischen Kreis drängen, daß das Publikum ohne Unterschied für Weise und Narren schwärmt, daß der literarische Ruf in einer Saison entstehen, wachsen und vergehen kann und die Schriftsteller für den Weihrauch eines Augenblicks oder für ebenso flüchtiges Geld sich ohne Murren auf ewig vergessen und verdammen lassen!

Und doch — trotz der imaginären Vorwürfe unseres großen literarischen Aristarchen — sind es doch immer noch die bestbegabten Geister, die sich der Literatur weihen, unter denen die qualvolle Hingebung der Genies noch zu finden ist. Schreiben ist jetzt eine wunderbare Fertigkeit und Industrie. Die Bücher von Dauer, die Vierteljahrs-, Monats-, Wochen-, Tages- und Stundenschriften sind ihre Produkte. Dabei ist natürlich auch das theils vom Verstand, theils vom Gefühl genährte Briefschreibesystem nicht unerwähnt zu lassen, das von beiden Geschlechtern gleichmäßig begünstigt wird. Auf eine oder die andere Art sind also sieben Achtel des menschlichen Lebens durch die Schreibewuth absorbirt. Es giebt keine andere Kunst, in der so verzweifelte Anstrengungen gemacht werden. Der normale Geisteszustand eines fruchtbaren Schriftstellers ist ein wunderbares Phänomen, und eine Pause von wenigen Tagen, ein Besuch auf dem Lande, der dem Geist das gestörte Gleichgewicht wiedergeben würde, vernichtet die literarische Fruchtbarkeit. Der erschöpfte Schriftsteller, der gern seinen chaotischen Kopf loswerden möchte, selbst wenn Puck die Verwandlung übernähme, weiß, daß gerade dieses Chaos die Bedingung seiner Vielseitigkeit ist. Ein uns bekannter Autor, der nach vierwöchentlicher Pause an sein Schreibpult zurückgekehrt und einen unvollendeten Artikel wieder aufnahm, wollte es nicht glauben, daß derselbe je aus seinem Kopfe hervorgegangen sei, konnte den seelischen Prozeß, der ihn geschaffen, nicht fassen. Dieser Prozeß ist eine Art von Wahnsinn, den das Zeitungssystem sowohl unter Schreibenden, als unter Lesenden verbreitet.

Obgleich keiner andern Kunst so allgemein gehuldigt wird, ist keine andere so absolut unsymbolisch. Der ungeschulte Geist sieht nichts in dem gedruckten Bogen, eine Bibliothek besitzt keine Eindrucksfähigkeit für ihn. Im Serail des Sultans nimmt sie ganze Zimmer ein, aber die Schönen fürchten ihre Rivalität nicht im Geringsten; die Barbaren von Alexandrien zerstörten sie ohne Skrupel.

Von allen menschlichen Beschäftigungen ist die Schreibekunst am Unberührtesten von der Natur geblieben. Wenn auch die ursprünglichen Sprachlaute Nachahmungen der Naturstimmen und die Buchstaben Nachbildungen natürlicher Zeichen waren, so haben doch beide längst alle Aehnlichkeit mit ihren Vorbildern verloren. Jede andere menschliche Kunst hat wenigstens einige Reliquien der Natur bewahrt, der Wilde erkennt oder lernt wenigstens leicht den Gebrauch des Meißels, oder Pinsels, des Weberschiffs oder der Lokomotive errathen, nie jedoch den Zweck der Feder. Schreiben ist die einzige todte Kunst, die einzige menschliche oder göttliche Einrichtung, die so künstlich ist, daß der natürliche Geist ihr keine Bedeutung abgewinnen kann. Hieroglyphen veranschaulichen ihre Objekte durch eine Art natürlicher Ideen-Assoziation, aber das literarische Kauderwälsch hat nur für den Eingeweihten Sinn. Ein Buch ist ein Zauberschloß, in dem Alles enthalten ist, zu dem aber selbst ein erhabener Geist erst den Schlüssel suchen muß.

Wie die Kunst selbst sich von der Natur losgesagt hat, so ziehen sich auch ihre Jünger vom Leben zurück. Kein Anderer wie der Schriftsteller opfert in Wahrheit so die Wirklichkeit dem Ideal, das Leben dem Ruhm. Er erobert die Welt, indem er auf sie verzichtet. Ihre flüchtigen Freuden der Geschäftigkeit und des Müssiggangs, ihre geselligen Annehmlichkeiten, die Kümmernisse und heilbringenden Segnungen des häuslichen Lebens sind nicht für ihn. Wem die Macht und der Ruhm der Zukunft offen steht, der nimmt gern das Märtyrerthum der Gegenwart auf sich. Er fühlt sich verlassen und einsam in seinem eignen Jahrhundert, während sein universeller Blick die Leuchtthürme der Geschichte über den Häuptern der Generationen überschaut. Und wie oft geschieht es, daß ein Schriftsteller niemals durch den Schleier der Sprache hindurchdringt, um die dahinter liegende Wirklichkeit zu erkennen; daß er nie den eigentlichen Geist des Wissens und der Literatur erfaßt, sondern immer nur den todten Mechanismus. Sein Geist gleicht dem Skelett, seine Gedanken sind Schatten eines Schattens.

Und ist denn das Leben nicht unendlich größer, als die Kunst? Warum machen wir nicht unsere Herzen zu jenem Focus des Lichts, das wir in Büchern zu erhaschen suchen? Warum ist bei uns die bequeme Passivität des orientalischen Geistes so wenig zu finden? Warum verstehen wir unter Erfolg nur eine äußerliche, durch Gewissenskämpfe eingesammelte Frucht? Verbannen wir die Bücher und gewinnen wir Zeit und Kräfte für uns selbst, werden wir selbst Verkörperungen aller Wahrheit, Schönheit und Güte, die selbst in Bibliotheken begraben liegen. Die Schriftsteller, die vom Buch des Lebens nur das Inhaltsverzeichniß kennen, würden dann erst in seine Schönheiten und Mysterien, seine großen Leidenschaften und tiefsinnigen Erkenntnisse eingeweiht werden. Die Verbannten aus dem Reich der Sinne würden die Realitäten des Herzens und Geistes, zum ersten Mal den Unterschied zwischen Gelehrsamkeit und Wissen kennen lernen. Lesende und Schreibende würden sich dann in menschliche Wesen verwandeln, literarische Heiligkeit würde in Tradition versinken und all ihre Nachäffung verschwinden. Nach seinen unermeßlichen Anstrengungen, würde das erschöpfte Alphabet endlich in Ruhestand versetzt werden. Geselliges Leben wäre dann eine wechselseitige Freude, wenn Lesen selten erlaubt und Schreiben ohne Genie gänzlich abgeschafft würde. Selbst wenn man die Literatur nicht ganz verkommen lassen will, muß man sie auf ein bescheidenes Maß zurückführen.

Eine Theilung der Arbeit muß stattfinden, und wie nur Einige Gesetze verordnen, Groß-Handel treiben, philosophiren, predigen &c., so müßten auch nur Einige schreiben.

Oder eine andere Möglichkeit: Die mannigfachen Vervollkommnungen der Schreibekunst versprechen als schließliches Resultat die Verwandlung der größten Büchersammlung in eine Taschen-Bibliothek. Die Stenographie wird es vielleicht dahin bringen, Foliobände auf einen Daumen-Nagel zu schreiben und alle Literatur der Welt in die Tasche eines Mannes zu praktiziren, der sie so auf seine Sommerreise mitnimmt. Der Inhalt der größten Werke der Geschichte und Wissenschaft ist vielleicht auf ein solches Minimum zu reduciren, daß das Auge es mit einem Blick übersehen kann. Der Geist, der beim langsamen Lesen stumpf wird, würde dann, um mit dem Auge Schritt zu halten, die Geschwindigkeit des Blitzes erlangen. Bücher, die einer bloßen Unbestimmtheit und Unklarheit des Gedankens ihr Leben verdanken, würden nach dieser Feuerprobe in ihr Nichts zurücksinken. Der Mechanismus des Lesens und Schreibens würde verachtet, die geistige Arbeit des Verstehens dagegen allgemein werden. Die von ihren Banden befreiten Menschen würden die Gedankenhüllen wegwerfen und reiner und schneller leben, größere Thaten verrichten und jünger sterben. Und welche materiellen Vervollkommnungen würden die Seelenkräfte unterstützen! Das Reich der Zeitungen wird dann mit wundervollen photographischen und telegraphischen Hülfsapparaten bis auf das Sonnen- und Planeten-System ausgedehnt werden, um den Menschen des Morgens beim Aufstehen ein klares Bild des Weltalls zu verschaffen.

Oder, sollen wir uns in das spekulative Gebiet der Philo-

sophie der Geschichte wagen und die Idee unserer Zeit zu deuten suchen? Worin besteht die göttliche Mission des großen Wunders unserer Zeit, der periodischen flüchtigen Literatur? Die intellektuelle und moralische Welt reformirt sich beim Beginn neuer Civilisationen, wie die Natur sich bei jeder neuen geologischen Epoche reformirt. Der erste Schritt zur Reformation wie zur Krystallisation besteht in der Auflösung. Eine solche auflösende Periode baute die Brücke zwischen dem unbekannten Orient und der Größe Griechenlands, zwischen der klassischen Zeit und dem Mittelalter, ebenso wird jetzt durch Auflösung der Uebergang vom Feudalismus zur Neuzeit demokratischer Krystallisation vermittelt. Die Kindheit eines jeden Geschöpfs dauert länger, je höher seine Stellung im Reiche alles Erschaffenen ist; daher sind es die Kinder der Geschichte, die ihrer Bestimmung am Allerlangsamsten entgegen gehen. Wir haben sie zu erkämpfen, wir müssen ihr zu Liebe die Zeitungen ertragen. Jetzt zum ersten Male finden alle herrschenden Ideen ihren Brennpunkt im Volksgeist; der Riese berührt die Erde, um seine Kräfte neu zu sammeln. Nach zwei bis drei aristokratischen Jahrhunderten soll nun die Intelligenz des Volkes wieder wachgerufen werden; die Geschichte kehrt zu ihm zurück. Die langen Seiten derselben haben uns eine bestimmte Idee hinterlassen: den Fortschritt; all unser Wissen beweist ihn, unsere Poesie besingt ihn. Des politischen Fortschritts letztes Ziel ist aber die Demokratie. Die Geistesthätigkeit und die Tugend des Volkes sind die Bedingungen der Demokratie, und diese zu heben, ist die Mission der periodischen Literatur. Die wahre Wissenschaft lebt weder in Bibliotheken, noch in außergewöhnlichen Geistern, sondern im allgemeinen Herzen. Große Männer sind schon mythisch geworden und große Ideen nur insoweit zulässig, als wir, das Volk, sie verstehen können. Nicht durch große Bücher und Abhandlungen, sondern durch einen unendlichen Strom von Kürzungen und Repetitionen wird der pulverisirte Gedanke verbreitet. Es ist erstaunlich, welch eine Menge bedeutender Momente der Geschichte und Literatur durch Aufsätze, Magazine und Leitartikel dem Volk eingeprägt werden. Die Zeitungen sind das tägliche Organ des Volksherzens, das sich sonst nur vielleicht Einmal im Jahrhundert rühren durfte. Sie schaffen einen organischen öffentlichen Geist, den Boden für zukünftige große Ideen und Institutionen.

Und wenn die Seele den Gipfel erstiegen hat, dann kann sie das Gerüst, an dem sie sich aufgerichtet, bei Seite werfen. Das geistige Leben wird dann ohne den Mechanismus der Buchstaben, durch die soziale Atmosphäre seinen Einfluß ausüben, alle Geschichte, alle Ideen werden nicht durch Bücher, sondern durch die Geister wachsen und verewigt werden.

Aber, obgleich wir auf diese Weise das Schriftstellerthum unserer Zeitgenossen rechtfertigen, können wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir, nach langen Zeiten der Brocken- und Bon-mot-Literatur, endlich zu ernsten Studien und großen Werken zurückkehren werden. Die nebelhafte Welt der Buchstaben wird sich wieder zu Sternen concentriren. Die Epoche der Presse ist bald abgelaufen, aber eine neue Epoche, eine neue Kunst wird erstehen, welche die Leistungen und den Fortschritt des Geistes immerdar bekunden wird.*)

*) Wir schließen hiermit diese geistreichen Paradoxieen, die dem Atlantic Monthly entlehnt sind und wahrscheinlich Herrn Ralph Waldo Emerson zum Verfasser haben. D. R.

Frankreich.

Die Versammlung der Bischöfe von 1682.

Die gesammten französischen Zeitungen und Journale fassen die letzte Encyklika des Papstes als die Antwort der Curie auf die italienische Convention auf; aus Rom wird noch ausdrücklich hervorgehoben, daß man diese Encyklika des Reiflichsten erwogen und ihren Einfluß auf Frankreich und die katholische Welt sich möglichst klar gemacht habe. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß allen Hoffnungen oder Befürchtungen auf eine fortschrittliche Entwicklung der Kirchenverfassung durch das letzte Sendschreiben des Papstes die Spitze abgebrochen werden sollte.

Die französische Presse, soweit sie liberal oder offiziös ist, hat sich in dem beginnenden Konflikte eine feste Position zu schaffen versucht, indem sie behauptet: für das Verhalten des französischen Staates gegenüber den Ansprüchen des Papstes sei seit zwei Jahrhunderten das Conzil der französischen Bischöfe von 1682 maßgebend gewesen.

Es ist vielleicht den meisten unserer Leser erwünscht, wenn wir die Ursachen und Resultate dieses Conzils in Kürze erwähnen, und wir benutzen als Quelle ein Werk, welches, hoch über der Tages-Journalistik stehend und mehr die gesammten Kulturverhältnisse als die rein historischen umfassend, wohl für unparteiisch gelten kann.*)

„Ludwig XIV.", schreibt Hettner im zweiten Bande seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, „war dem katholischen Glauben aufrichtig, in den letzten Jahren sogar mit prahlerischem Eifer ergeben. Dieser streng katholische Zug bethätigte sich um so lebhafter, je mehr der König, sowie die gesammte Geistlichkeit des Landes, von dem Bewußtsein durchdrungen war, daß nach Italiens und Spaniens Sturz nunmehr Frankreich das natürliche Haupt der katholischen Christenheit sei. Aber ist es für die strenge Geschlossenheit des Staates überhaupt ein Unglück, daß die katholische Geistlichkeit ihren Schwerpunkt nicht in der über ihr stehenden Landeshoheit, sondern in Rom sucht, so konnte ein so entschlossener Selbstherrscher wie Ludwig XIV. am Allerwenigsten gemeint sein, die Kirche als in sich selbständig und unabhängig, als Staat im Staate zu dulden. Der König strebte daher, durch seine äußere Politik wie auch durch innere Beschränkungen die päpstliche Oberherrlichkeit zu brechen.

„Er zog geistliche Güter ein, unterdrückte geistliche Orden, belastete die Aemter und Pfründen mit Auflagen, dehnte die sogenannten Regale, d. h. das Recht, während der Erledigung eines Bisthums die Einkünfte desselben sich anzueignen und die ihm untergebenen Stellen eigenmächtig zu besetzen, auch auf solche Provinzen aus, in denen dieses Recht bisher niemals geherrscht hatte.

„Indeß dies Alles waren nur Fühler der öffentlichen Meinung oder — worauf es dem König hauptsächlich ankam — Leiter derselben. Nach diesen vereinzelten Vorgefechten berief er eine Versammlung sämmtlicher französischer Prälaten, welche vom November 1681 bis zum März 1682 tagte und als Resultat ihrer Verhandlungen Folgendes feststellte:

„„Die Unabhängigkeit der weltlichen Macht soll von allen geistlichen Eingriffen unabhängig sein.

*) Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

„„Der Papst soll sich den Aussprüchen der allgemeinen geistlichen Concilien unterordnen.

„„Auch in Glaubenssachen bedürfen die päpstlichen Entscheidungen der Zustimmung der Kirche.

„„Die gallikanischen Vorschriften und Gewohnheiten bleiben unantastbar.“ “

„Diese Bestimmungen erhielten eine so bindende Gewalt, daß auf Universitäten und Schulen keine andere Lehre gelehrt und geduldet wurde. Der König schmeichelte sich eine Zeitlang, den Gedanken einer freien und unabhängigen gallikanischen Nationalkirche verwirklicht zu haben. Nun aber sollte diese gallikanische Kirche auch in Wahrheit eine streng einheitliche sein, frei von aller Ketzerei und Spaltung. Un roi, une loi, une foi! Daher jetzt die grausame Verfolgung der Hugenotten durch die Widerrufung des Edikts von Nantes und daher auch die nicht minder eifrige und gewaltthätige Unterdrückung der Jansenisten, welche dem König um so verhaßter waren, je mehr er zuletzt von Jesuiten beherrscht wurde.

„Es konnte scheinen als habe der König gesiegt — aber thatsächlich war der Sieg eine empfindliche Niederlage. Durch die Vertreibung der Hugenotten waren Handel und Gewerbfleiß in ihrer triebkräftigsten Wurzel angegriffen; und auch für die äußere Lage wurde es entscheidend, daß fortan die protestantischen Mächte sich gereizt und erbittert zeigten. Der König sollte sich nicht einmal rühmen, daß die Geltung jener vier gallikanischen Sätze langen Bestand habe. Schon 1693 konnte Papst Innozenz XII., ermuthigt und unterstützt durch die gegen Ludwig verbündeten Mächte den Gegenschlag durchsetzen: daß der größte Theil jener Prälaten, welche an der Versammlung von 1682 Theil genommen, bei dem päpstlichen Stuhl demüthig um Entschuldigung bat, und daß sogar der König selbst jene Sätze wenn auch nicht widerrief oder verbot, so doch in ihrer bindenden Ausschließlichkeit mildern mußte.“

Man sieht aus dieser Darstellung, daß sehr enge Herrschgelüste die Beschlüsse des Conzils von 1682 provozirten, und daß dieselben Gelüste mit der aus ihnen folgenden Unduldsamkeit den Werth jener Beschlüsse wieder untergruben. Die Zahl derjenigen, welche sich als Gegner der Grundsätze der Curie bekennen, ist heut außerordentlich viel größer als vor zweihundert Jahren: wir wissen nicht, ob die französische Regierung gegenüber dem jüngsten Schlage des päpstlichen Stuhles temporisiren oder aggressiv vorgehen wird; aber wenn sie entschieden vorgeht, so darf sie auf bedeutende Zustimmung der meisten politischen Parteien rechnen.

Ungarn.

Die ungarischen Gymnasien.

Die kleine, von einer tüchtigen wissenschaftlichen und pädagogischen Bildung des Verfassers zeugende Schrift: Ideen zur Reform der Gymnasien in Ungarn, von Dr. Mansuet Riedl,*) gewährt uns einen Einblick in den gegenwärtigen Zustand der Gymnasien in Ungarn und enthält Vorschläge zur Abhülfe der vorhandenen Mängel derselben. Sie verdankt ihre Entstehung einem Erlasse der Königl. ungarischen Statthalterschaft vom Juli v. J., in Folge dessen auch der Lehrkörper des königl. Obergymnasiums in Pest aufgefordert wurde, nach erfolgter gründlicher Prüfung der bisherigen Gymnasial-Einrichtungen geeignete, auf die bevorstehende definitive Regelung der ungarischen Mittelschulen bezügliche Anträge zu entwerfen. Wir beschränken uns auf einige Mittheilungen, die auch für unsere Schulmänner nicht ohne Interesse sein dürften.

Bis zum Jahre 1848 war das ungarische Schulwesen, wie das österreichische überhaupt, im tiefsten Verfalle. Es herrschte die geistlose Methode des Memorirens, und auf die Bedürfnisse des Lebens war keine Rücksicht genommen. Die Reformen, die 1848 der damalige ungarische Kultusminister Eötvös traf, kamen nicht zur Ausführung. In den ersten Jahren des folgenden Decenniums wurden die Gymnasien nach den für die österreichischen Schulen aufgestellten Prinzipien des Thun'schen „organischen Entwurfs“ umgestaltet. Die neue Ordnung der Dinge konnte aus verschiedenen Gründen keine festen Wurzeln fassen. Der Bruch mit dem alten System war zu rapid, als daß man sich in die neue Lage hätte finden können, und viele wesentliche Bestimmungen, die an sich theoretisch richtig und unter anderen Verhältnissen auch fruchtbringend sein mochten, erwiesen sich in Ungarn als unpraktisch. Das ganze System blieb unpopulär und verhaßt. Im Jahre 1861 wurde das Schulwesen, nachdem die „Fremden“ das Land verlassen hatten, einheimischen Kräften in die Hand gegeben und die nationalen Idiome als Vehicularsprachen in ihre Rechte eingesetzt. Eine überwiegend aus Fachmännern, die der Ordensgeistlichkeit angehörten, zusammengesetzte Kommission ward im Oktober 1861 nach Ofen berufen, einen neuen Organisationsplan auf Grund der den einzelnen Lehrkörpern abverlangten Gutachten auszuarbeiten. Der so entstandene Entwurf suchte zwar den speziellen Bedürfnissen des Landes mehr Rechnung zu tragen, ging jedoch in mehreren Richtungen auf den vormärzlichen Schlendrian wieder zurück und entwickelte Ansichten, die mit den Forderungen der Neuzeit und dem allgemeinen Interesse der wahren Wissenschaftlichkeit nicht gut in Einklang gebracht werden können. Unter diese Mängel gehören z. B. die Ausschließung der deutschen Sprache als obligaten Lehrgegenstand, die Verweisung der griechischen Sprache in die drei oberen Klassen, die Anempfehlung des mechanischen Memorirens, die Aufnahme aller Zweige der Philosophie, wobei die Metaphysik und Ethik schon in die 7. Klasse (unsere Secunda) fällt, der Wunsch, die Lektüre der heiligen Väter eingeführt zu wissen, die Aufnahme der Civilarchitektur und landwirthschaftlichen Buchführung u. s. w. Da dieser Entwurf wegen Kürze der Zeit der Allerhöchsten Beschlußfassung nicht unterbreitet werden konnte, wurde in Schnelligkeit ein provisorischer Plan ausgearbeitet und eingeführt, der zwischen dem Thun'schen System und dem Ofner Entwurf die Mitte halten soll, in Wahrheit aber die Mängel beider zu vereinigen scheint. Dieser Plan trennt nicht nur die ungarischen Gymnasien von denen der übrigen Kronländer und erschwert den Uebergang aus der einen in die andere, sondern hat selbst innerhalb des Landes an den verschiedenen Anstalten so verschiedene Auffassungen erfahren, daß fast ein jedes Gymnasium andere Einrichtungen hat, andere Lehrpläne, andere Studieneintheilung befolgt.

Der Verfasser verwirft zunächst die Spaltung der Mittelschulen in Gymnasien und Realschulen; er will dafür einfach Realgymnasien, die weder philologische, noch mathematisch-naturwissenschaftliche Fachschulen sein, sondern überhaupt allgemeine Bildung, und zwar eine über das Maß des Nothdürftigen hinausgehende höhere Bildung bezwecken und fördern sollen. „Auch bei uns, sagt er, zeigt sich die Einseitigkeit der durch die

*) Pest, Robert Lampel's Buchhandlung. 1864.

Realschule bisher erzielten Bildung, eine Einseitigkeit, der man hier und da durch ein Bischen Latein, ja sogar Philosophie — doch selbstverständlich umsonst — abzuhelfen sich bestrebt; auch bei uns macht sich bereits die Kluft, welche zwischen den beiden Hauptabtheilungen der gebildeten Klasse in Folge ihrer verschiedenen Bildungswege entstanden ist, tagtäglich mehr bemerkbar." Sollte aber die Einführung der Realgymnasien für jetzt noch unthunlich sein, so müßte doch speziell für Ungarn, das vorzugsweise ein Agrikulturland ist, die Gleichstellung des naturwissenschaftlichen Unterrichts mit dem philologischen in den Gymnasien auf das wärmste empfohlen werden. Wenn in anderen Ländern, z. B. in England, die altklassische Philologie in den Schulen besonders eifrig betrieben wird, so geschieht es, eine durch ein mächtiges materielles Leben getragene Kultur vor Einseitigkeit zu bewahren und der realistischen Verflachung durch einen gründlichen Humanismus entgegenzutreten. In Ungarn aber findet der entgegengesetzte Fall statt: „Wir sind, sagt der Verfasser, zu sehr Juristen, Philologen, Redner im Leben, als daß diese Seite unserer Bildung noch durch die Schule eifrig befördert werden sollte, wie dies bisher eifrig angestrebt worden ist."

Zur Erleichterung des Sprachstudiums und zugleich zur Gewinnung von Zeit für die realen Fächer schlägt der Verfasser vor, daß der gesammte philologische Unterricht wo möglich in jeder Klasse von einem und demselben Lehrer ertheilt werde, oder wenigstens sich auf Lehrbücher stütze, die alle, nach demselben Systeme verfaßt, mit einander in Einklang stehen, dadurch sich gegenseitig ergänzen, aber zugleich alle die Grammatik der Muttersprache, welche die grammatischen Kategorien zu entwickeln haben müßte, voraussetzen. „Wenn wir die strenge Gedankendisziplin, welche in der Form der klassischen Sprachen unverkennbar liegt und durch die Abweichung von moderner Denk- und Sprechweise noch fühlbarer hervortritt, keineswegs unterschätzen: so hat uns andererseits die neuere Sprachwissenschaft bereits von dem Wahne befreit, als wären das Latein und Griechisch an sich in jeder Beziehung Ideal- und Mustersprachen, und hat uns überzeugt, daß, da die Sprache überhaupt nicht unmittelbarer Ausdruck des reinen Denkens, die Grammatik nicht Logik ist, die grammatischen Kategorien am zweckmäßigsten an der Muttersprache zum Bewußtsein gebracht werden können, um das Skelett zu bilden, an welches dann die übrigen, entfernteren Sprachorganisationen sich anlehnen." Referent hat selbst in seiner pädagogischen Praxis die Erfahrung gemacht, wie sehr durch diese Methode der Unterricht in fremden Sprachen erleichtert und abgekürzt wird.

Die speziellen Vorschläge über das Maß und die Vertheilung der einzelnen Lehrgegenstände übergehen wir. Wir bemerken nur, daß der Verfasser mit Recht die Geographie als eine selbständige Disziplin behandelt wissen will. Auch bei uns wird nur in den unteren Klassen eine allgemeine Beschreibung der Erdoberfläche und in den mittleren Klassen die Vaterlandskunde gegeben, das Uebrige als nur erklärender Zusatz der Geschichte behandelt. Und doch ist gerade die Geographie in einer Zeit, wie die unsere, in welcher durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt die entferntesten Länder nahe gerückt sind, eine Wissenschaft, die keinem Gebildeten fehlen darf, da sie so sehr ins Leben eingreift. Den philosophischen Unterricht will der Verfasser mit Recht auf die propädeutischen Disziplinen: Logik, Psychologie und encyclopädische Einleitung in die Philosophie beschränkt wissen; Metaphysik und Geschichte der Philosophie müssen unbedingt ausgeschlossen werden. Zuletzt empfiehlt er noch die Stenographie als obligates Lehrfach am Obergymnasium.

Wir übergehen ferner als nur von lokalem Interesse die Vorschläge über Versetzungs- und Maturitäts-Prüfungen, die Wünsche in Betreff der Besoldung und Stellung der Lehrer, und erwähnen nur eines Vorschlages, der auch bei uns vielleicht Berücksichtigung verdiente. Bei uns soll die jährlich in dem Programme zu liefernde wissenschaftliche Abhandlung den Lehrern Gelegenheit bieten, zu zeigen, daß sie in ihrer Wissenschaft fortgearbeitet haben. Es ist jedoch in der neuesten Zeit anerkannt worden, wie unvollkommen dieser Zweck dadurch erreicht wird. Unser Verfasser schlägt vor, daß abwechselnd jährlich aus je einem Fache eine sich auf die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft beziehende Preisfrage ausgeschrieben werde, so daß in einem Zeitraume von etwa 5 Jahren alle Hauptfächer vertreten wären. Diese Preisfragen müßten dann von allen Lehrern, die für dasselbe Fach befähigt sind, in einer bestimmten Frist ausgearbeitet, an eine zu diesem Zwecke zu ernennende Kommission eingeschickt, von dieser beurtheilt, die besten Arbeiten angemessen honorirt und ausgezeichnet, die betreffenden Verfasser aber dann bei Beförderungen besonders berücksichtigt werden. Auf diese Weise dürfte nicht nur der oben angedeutete Zweck erreicht werden, sondern auch ein reges, durch den Wetteifer noch mehr angesporntes Leben bei den Gymnasial-Lehrkörpern entstehen, den Tüchtigeren eine angemessene Gelegenheit zur Auszeichnung, der Behörde aber ein Mittel an die Hand gegeben werden, tüchtige, aber vielleicht hier und da verborgene Talente zu bemerken, um dieselben in entsprechender Weise verwenden zu können. Ein anderes Mittel, um die Lehrkräfte stets auf dem Niveau der Wissenschaft und an den einzelnen Gymnasien einen immer frischen und sich verjüngenden Geist zu erhalten, dürfte auch darin liegen, daß man den einzelnen Lehrern von Zeit zu Zeit gestattete, längere Urlaubsreisen an die ausländischen Lehranstalten anzutreten, dadurch wiederholt mit den Strömungen des wissenschaftlichen Lebens in unmittelbare Berührung zu kommen, und zurückgekehrt auf die einheimischen Verhältnisse erfrischend und belebend zu wirken. Damit aber dies alles ermöglicht werde, muß aus leicht begreiflichen Gründen vor allem Andern die materielle Existenz der Lehrer nicht nur gesichert, sondern auch bedeutend verbessert werden.

Der letzte Vorschlag des Verfassers, die Leitung des Gymnasiums nicht einem Direktor ausschließlich, sondern dem ganzen Lehrer-Kollegium anzuvertrauen, so daß es jährlich aus seiner Mitte einen Dirigenten, ungefähr wie das Professoren-Kollegium einer Fakultät seinen Decan, wählte, dürfte doch auf zu große äußere und innere Schwierigkeiten stoßen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß nicht selten durch die Persönlichkeit eines Direktors den untergeordneten Lehrern ihr Amt verleidet und das Gedeihen der Anstalt gefährdet wird.

Wir schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, daß seine Ansichten an geeigneter Stelle eine entsprechende Würdigung und Berücksichtigung finden mögen. .M.

Rußland.

Ein polnischer Strafsoldat im russischen Asien.*)

Die Erlebnisse eines polnischen Strafsoldaten in Orenburg können schwerlich viel Unterhaltendes und Angenehmes gewähren.

*) Sechs Jahre in Orenburg. Erlebnisse eines polnischen Strafsoldaten, von J. Gordon. Aus dem Polnischen übersetzt. Dresden, L. Wolf, 1864.

Wir haben das vorliegende Buch mit sehr gemischten Gefühlen gelesen! Das traurige Schicksal, dem der ungenannte Verfasser glücklich entronnen, hat seitdem Tausende von Opfern ereilt: die Wunde, die kaum zu verharschen angefangen, blutet stärker und schmerzlicher, als jemals — und doch warum mußte sie bluten, warum mußte sie auf's Neue aufgerissen, warum mußte auf's Neue ein verzweifelter Kampf aufgenommen werden, dessen Ausgang jeder ruhige Beurtheiler der Sachlage voraussah?

Als ein Beitrag zur Schilderung der inneren Zustände Rußlands, der fressenden Schäden, der Unkultur, Roheit und Sittenverderbniß, die an dem kolossalen Körper nagen, ist das Buch nicht uninteressant. Der glühende Haß, der die Feder des Verfassers beseelt und sein Urtheil bestimmt, gehört mit zu diesem düsteren Gemälde, gehört mit zur Charakteristik dieser Welt im moskowitischen Soldatenrock und dieser furchtbaren Regierungs-Maschine, welche, von Hunderttausenden täglich verflucht und verwünscht, dennoch weiter arbeitet und dieselben Menschen, die vom glühendsten Hasse gegen sie erfüllt sind, zu dienstbaren Werkzeugen macht und durch sie ihre Siege erfechten läßt.

Selbst unser Pole kann nicht umhin, zuzugeben, daß Rußland in Mittel-Asien leise, aber mit systematischer Konsequenz vorschreite, und vom Aral-See auf Indien, vom Amur-Flusse auf China zu vordringe. Er meint, es könnte im äußersten Osten eine große Aufgabe erfüllen, wenn es dort Kultur und Civilisation verbreitete und nicht vielmehr Unterjochung und Knechtschaft die Grundlagen seiner Politik wären. — Leider lehrt uns die gesammte Weltgeschichte, daß der Fortschritt und die Kultur verknöcherter oder barbarischer und apathischer Völker fast durchaus nur durch Unterjochung und Knechtschaft zu ermöglichen sind. So haben die Römer ihre Kultur verbreitet, so verbreiten sie heutzutage die Engländer in Indien und anderwärts. Für Kirgisen, Turkomanen, Mongolen &c. sind die Russen wirklich Kulturverbreiter; aus dieser seiner asiatischen Kultur-Aufgabe, aus dem gegenwärtigen Bildungs-Zustande der Mehrzahl seiner zahllosen Völkerstämme erklärt sich aber auch zum größten Theil die Art und Weise der zarischen Herrscherkunst.

Der russische Soldat, so erzählt der Verfasser, stellt sich in der Person des Zaren eine übermenschliche Macht vor, die in einer Riesenstadt, in der Weltresidenz wohnt. „Tausendmal habe ich diese Soldaten sagen hören, daß der Zar alle Könige der Welt einsetzt und alle ihm Steuern zahlen; die meisten zahle der Franzose, der sich jedoch sehr oft empöre. Sogar China gehöre dem „weißen Zaren". Hinter China gebe es noch überseeische Länder, wo Menschen mit Einem Auge wohnen; jene Länder und Menschen aber seien nicht mehr Eigenthum des Zaren." —

Der Mustersoldat wird uns folgendermaßen geschildert: „Ein Mustersoldat! — Niemand kennt ihn genau, der ihn nicht in der Nähe gesehen und lange mit ihm verkehrt hat. In diesem steifen Automaten, unter dem marmorgleichen Gesichte findet man gleichwohl sehr oft gesunden Menschenverstand, bisweilen sogar ein gewisses Ehrgefühl und eine richtige Auffassung der Dinge um ihn her, die er sich zwar nach seiner Weise, aber richtig auslegt. Seine wahre Meinung äußert er nur vor Seinesgleichen. Nirgends kann man über Vorgesetzte, über käufliche Kommissionäre, ausschweifende Popen &c. so viele treffende Witze, sogenannte Skazki, hören, wie in der Kaserne, doch überschreiten sie nie deren Schwelle. Aber alle Satyre und strenge Kritik hören auf, wenn die Rede auf den Zaren kommt. Wegen aller seiner Leiden beschuldigt der Soldat seinen unmittelbaren Vorgesetzten, — weiter reicht sein Verstand nicht. Nach seiner Meinung weiß der Zar Nichts von allen Mißbräuchen, denn „Gott ist hoch und der Zar weit", sagt sein Sprichwort.

„In diesen Worten muß man nicht etwa die Liebe des Unterthanen zu seinem Herrscher suchen; man irrt, wenn man beim Soldaten Liebe voraussetzt. Die einzige Triebfeder, die ihn zum Gehorsam anhält, ist die Furcht. Die Furcht des Soldaten ist aber keineswegs eine aus Feigheit stammende Angst; — ich kann nicht sagen, daß der russische Soldat gar kein Ehrgefühl hätte — sondern sie ist ein Kind der Einbildung, die natürliche Verfassung eines Menschen, der durch eine Kraft bezaubert ist, die er wie eine Naturmacht für unbesiegbar hält. Der Soldat ist tapfer im Kampfe mit Gegnern, die er sieht, weicht aber vor der geheimnißvollen Macht, über die er sich keine Rechenschaft zu geben weiß. Die Regierungsgewalt ist ihm ein unbezwingbares Fatum, das sich mit Nothwendigkeit vollzieht. Die Idee, die er sich selbst von jenem ungeheuren Zarenthum entworfen, beugt ihn nieder; er trägt sie mit sich herum und fühlt ihre ganze Last im Kommando seiner Offiziere. Sein Gehorsam ist kein bloß äußerlicher, man könnte vielmehr sagen, daß er in ihm mit religiöser Ergebung verbunden ist.

„Auf den Glauben des Soldaten an einen unsichtbaren Zaren stützt sich die ganze Macht Rußlands.

„Man kann sich hiernach die Lage der Polen vorstellen, die das ganze Gewicht des Fluches eines Verbannten zu tragen haben; denn der gemeine Russe flieht selbst den Anblick des Polen in russischer Uniform, wie den eines Verpesteten.

„Dem Todfeinde mit erniedrigender Demuth dienen, keine Thräne der Wehmuth weinen, keinen Laut des Schmerzes oder der Entrüstung von sich geben, die Tage ohne ausreichendes Brot, die Nächte ohne Schlaf, die Abende ohne Licht, ganze Wochen ohne belebende Beschäftigung zubringen, eine Zukunft ohne Hoffnung vor sich haben, in buntfarbigen Lumpen den Gassenbuben zum Spott einhergehen, nicht einmal in den ersten besten Laden, um eine Kleinigkeit zu kaufen, eintreten können, ohne den erschreckten Blicken des Kaufmanns zu begegnen, von jedem ehrlichen Menschen als Dieb, als Bandit angesehen werden, — das ist die tägliche Kost des Verbannten."

Trotz der großen Einförmigkeit, die das Soldatenleben in der uralischen Steppe haben muß, fehlt es nicht an interessanten charakteristischen Zügen. Manche Belehrung über die ethnographischen Verhältnisse jener Gegenden, über die religiösen Zustände ist von Werth. Die Dinge selbst sind bekannt genug, aber sie gewinnen von dem Standpunkte des Strafsoldaten, der sie selbst leidend und von unten herauf betrachtete, Interesse. Die Uralier, eine von den echten Russen ziemlich verschiedene Menschenart, sind Starowierzen (Altgläubige), die vom bittersten Hasse gegen alle Bekenner der griechisch-moskowitischen Kirche erfüllt sind. Sie zerfallen in Uralsk wieder in zwei Sekten; in Kosaken, die Kirchen besitzen und in solche, die keine Kirchen haben, bezpopowczyoa (Popenlose), weil sie ohne Popen sind. Für die Ersteren hat der Staat geräumige Kirchen gebaut, deren vergoldete Kugeln und Kreuze auf den zinkbedeckten Kuppeln weithin strahlen. Popen der altgläubigen Sekte celebriren dort nach ihrem Ritus; es ist dies eine Art Union, welche politischen Zwecken zu dienen bestimmt ist. Dem Verfasser wurde, als er einst an einem Feiertage eine solche Kirche besuchte, vom Popen verboten, das Kreuz auf römisch-katholische Weise zu schlagen.

Auch einen Feldzug gegen Khokand in Turkestan, 1853,

machte unser Strassoldat mit. Die Art und Weise, wie er sich endlich seinem Schicksale entzog, ist in echt russischem Style durchgeführt. Sein Corps wurde beim Beginne des Krimkrieges mobil gemacht. Auf dem Wege dahin hatte er sich krank gestellt und war zurückgeblieben, und als er dem Heere nachfolgen sollte, verschaffte er sich in Kasan (er war seiner Charge nach bereits Junker) durch Hülfe polnischer Freunde von einem dem Trunke ergebenen Adjutanten eine Anweisung auf Pferde und Wagen. Falsche, durch Bestechung erkaufte Krankheits-Zeugnisse hatten ihre Wirkung gethan. Eine Behörde nach der andern respektirte diese Zeugnisse und die Anweisung auf Postpferde, und so bewerkstelligte der Junker in bequemster Weise auf kaiserliche Kosten seine Flucht von Kasan über Pensa, Tambov und Woronesch; als der Weg nach der Krim südwärts abbog und verlassen werden mußte, bewirkte eine geschickte Fälschung, daß die Marschroute nach Polen selbst lautete. Natürlich wurde der Flüchtling in Polen unsichtbar. Nachdem er dort Freunde und Verwandte wiedergesehen, floh er über Mislowitz nach Preußen und befindet er sich jetzt wahrscheinlich in Frankreich.

Kleine literarische Revue.

— **Pastor Andrié über Strauß und Renan.***) Unter die Stimmen der traditionellen Theologie, welche den Schriften von Strauß und Renan ernsten Kampf angekündigt, hat sich in diesen Tagen eine sehr würdige gemischt. Herr Andrié, der älteste von den Pastoren der französisch-reformirten Kirche zu Berlin, glaubte das Weihnachtsfest des Jahres 1864 im Sinne der treuen Hugenotten-Gemeinde nicht besser feiern zu können, als durch eine warm empfundene Apologie jenes Glaubens, welcher der Leitstern der hart verfolgten Protestanten Frankreichs gewesen, und die Art, wie Herr Andrié (ein Schweizer aus Neuchâtel) diese kurzen, doch kräftigen und gehaltenen Worte schrieb, ist wohl geeignet, dem Standpunkte des Vertheidigers Sympathien zu wecken. Die Berliner Hugenotten-Kirche scheint von den großartigen Ueberlieferungen, die sie einem Beausobre, einem Achard, einem Ancillon verdankt, noch immer getragen und weit über das Niveau der gewöhnlichen Schuldogmatik hinaus gehoben zu werden. Möchte der Verfasser diesem Vorläufer die in demselben versprochene, auch populär geschriebene „Introduction à la lecture de la Bible" recht bald folgen lassen! Er hat den Erlös seines Scherfleins den Armen der Kolonie bestimmt. T. v. B.

— **Großbritanniens Nationalitäten.** Ein Advokat in Edinburg, Herr George Seton, hat eine Charakteristik der Engländer, der Schotten, der Walliser und der Irländer in einem Buche herausgegeben, das die Namen der verschiedenen Lieblingsgerichte dieser vier Nationalitäten als Titel trägt.**) „Kuchen Lauch, Pudding und Kartoffel", heißen die vier Nationalitäten, in die Sprache der Küche übersetzt. Die Schotten pflegen sich sonst nicht selbst zu persifliren; vielmehr machen sie es so, wie die drei anderen Schwester-Nationalitäten: sie verspotten stets nur die übrigen. Herr Seton macht jedoch eine Ausnahme, indem er es hauptsächlich auf die Leute mit dem Plaid und dem Dudelsack abgesehen hat. Gleichwohl ist auch ihm das Muster aller Abgeschmacktheit, Langweiligkeit und Verächtlichkeit der Cockney, d. h. der Londoner höchstselbst, und aller moralische Ekel, den wir auf dem Kontinent vor solchen Flegeln Londons haben, wie z. B. den Schreibern der Times, der Morning Post ꝛc., wird von dem Widerwillen des guten Schotten noch weit überboten.

*) Quelques mots sur les mythes du docteur Strauss et sur la vie de Jésus d'après E. Renan, par J. F. D. Andrié, l'un des pasteurs de l'église française de refuge à Berlin. Berlin, Ferdinand Schneider, 1865.

**) Cakes, Leeks, Puddings and Potatoes. A Lecture on the Nationalities of the United Kingdom. By George Seton, Advocate, M. A. Edinburgh, Edmonston.

— **„Vorwärts, Magazin für Kaufleute."***) Die uns vorliegenden drei Hefte des achten Bandes dieser in zwanglosen Lieferungen erscheinenden Zeitschrift für Handels- und Schifffahrts-Kunde, für Handelsgeschichte und Geographie, für Handelsrecht, Waaren- und Fabriken-Kunde enthalten in Bezug auf jede der eben genannten Disciplinen einen oder mehrere interessante Artikel. Daß der Verleger des „Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien", dessen wir in unserem Blatte bereits oft mit verdienter Anerkennung gedachten, ein speziell für Kaufleute bestimmtes Journal, das von dem Direktor einer geachteten Handlungsschule redigirt wird, in zweckmäßigster Weise ausstatte und den Lesern annehmlich mache, ist etwas, das sich von selbst versteht. In den uns zugegangenen Heften befinden sich unter Anderem Beiträge von A. Emminghaus, Dr. Coßmann, G. Spieß, Ludw. Hüttner, A. Burkhard und Ed. Amthor, die mannigfaltigsten volkswirthschaftlichen und handelswissenschaftlichen Fragen behandelnd. Wir können dem kaufmännischen Publikum das Unternehmen nur empfehlen.

Literarischer Sprechsaal.

— Als vor Kurzem der jetzige englische Botschafter in Berlin, Lord Napier, den bis dahin von ihm bekleideten Botschafter-Posten in St. Petersburg verließ, hielt er an eine zur Abschieds-Begrüßung bei ihm erschienene Deputation der in dieser Hauptstadt wohnenden Engländer eine Anrede, in der er sich folgendermaßen über das russische Handels-System äußerte: „Es ist zu bedauern, daß in Rußland nicht seit dem Jahre 1856, in welchem der Friede hergestellt wurde, die Grundsätze der Handelsfreiheit Anerkennung gefunden und dadurch ein blühender internationaler Verkehr zwischen diesem Lande und Großbritannien herbeigeführt worden. In dieser wichtigen Frage dürfte aber wohl die schließliche Entscheidung nicht durch Vorstellungen der offiziellen Vertreter des Auslandes herbeizuführen sein. Viel eher können wir dies von den Gründen und Beweisen zu Gunsten der Handelsfreiheit erwarten, die in den Schriften unserer Volkswirthe und in den Reden unserer Staatsmänner auf das Ueberzeugendste enthalten sind. Die Vortheile der Handelsfreiheit liegen offen zu Tage in der Blüthe Englands. Die Ausbreitung aufgeklärter volkswirthschaftlicher Ideen, der Vorgang Frankreichs, die Finanzbedürfnisse Rußlands, der Untergang gerade solcher Industriezweige, die in diesem Lande hoch beschützt und darum sehr kostspielig für dasselbe waren, die Meinungsänderung und die Uebereinstimmung aller uneigennützigen Personen und Volksklassen hier zu Lande werden un-

*) Herausgegeben von Dr. Ed. Amthor. Neue Folge. Band VIII. Leipzig, Otto Spamer.

bezweifelt in nicht zu entfernter Zeit auch eine Aenderung in der Handelspolitik dieses Landes herbeiführen. Die Einwirkung dieser naturgemäßen, aber unaufhaltsam fortarbeitenden Aktion werden wir demnach abzuwarten haben."

Wir fügen diesen Bemerkungen eines unterrichteten, scharfblickenden Staatsmannes Nachstehendes hinzu: Rußland ist in diesem Augenblicke beschäftigt, einen neuen großen Newa-Hafen zur direkten Verbindung der Petersburger Docks mit der Seeschifffahrt, sowie Eisenbahn-Linien nach allen Richtungen, besonders auch nach Mitteldeutschland (über Warschau und Kalisch nach Leipzig) anzulegen. Alle diese mächtigen Hülfsmittel zur Hebung seines Nationalreichthums können und werden aber nur dann von Erfolg sein, wenn Rußland seine, seit nunmehr vierzig Jahren bestehende, Handel und Wohlstand verscheuchende Gränzsperre aufhebt. Erst in der Zulassung fremden Reichthums in der Form verarbeiteter Produkte anderer Länder liegt das Mittel, die Quellen der Produktion des eigenen Landes vollständig nutzbar zu machen und mit dem Volksreichthum auch die Staatseinkünfte außerordentlich zu vermehren.

Herr Ant. E. Horn weist in seinen, in der „Nordischen Revue"*) abgedruckten, „volkswirthschaftlichen Briefen aus Rußland" nach, daß den traurigen Zuständen des Geldwesens in diesem Reiche nur dadurch abgeholfen werden kann, daß die Regierung im Auslande eine neue Metall-Anleihe aufnimmt,**) deren Ertrag zur Einlösung des zahlreich umlaufenden, sehr entwertheten Papiergeldes zu verwenden, während zugleich die Gründung von Privatbanken zu begünstigen ist, denen die Ausgabe von Banknoten — versteht sich unter Sicherheits-Bestellung für deren Metallwerth — verstattet wird. Herr A. E. Horn schließt seine volkswirthschaftliche Betrachtung mit den Worten, daß in Rußland (wie in Oesterreich) die alten Staatsschulden allerdings nur durch Kreirung neuer getilgt werden können; gleichwohl würden die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln ein großer Schritt zum Guten sein: „Die schwebende Schuld würde nicht mehr, wie bisher, auf allen Verhältnissen lasten; sie würde dem Geld-Umlauf nicht mehr all sein Blut aussaugen und ihn wie einen Schatten einherschleichen machen; sie würde den disponibeln Kapitalien nicht den ewigen Kampf zwischen Renten-Anlegung und geschäftlicher Verwerthung aufdrängen; das vergrabene Geld würde aus seinen Schlupfwinkeln und das Metall wieder vom Ausland herbeigelockt werden. Der Handel mit dem Auslande, der jetzt in Folge der Cours-Schwankungen ein reines Hazardspiel ist, bei welchem Gewinn und Verlust unmöglich zu berechnen, würde neuerdings eine gesunde Basis erlangen — und tritt dann erst noch eine Reihe von Maßregeln in's Leben, als da sind: Reformen des Zolltarifs, Erleichterung der Zoll-Manipulationen, Concessionirung neuer Eisenbahnen unter Zins-Garantie &c.; fallen endlich auch noch die Schranken, welche jetzt noch einzelne Schichten vom allgemeinen Rechte ausschließen, und ist erst die allgemeine Justiz-Reform in's Leben getreten, so wird es dem Lande ein Leichtes sein, die finanziellen Verirrungen der letzten Jahre schnell zu überwinden und Rußlands Kredit im Auslande wieder auf seinen früheren Höhepunkt zu bringen."

— Mit Vergnügen haben wir von einem wissenschaftlichen Leseverein Kenntniß genommen, der sich seit einiger Zeit unter den preußischen Postbeamten gebildet hat, der zunächst von einigen jüngeren Beamten des Postbezirkes Danzig ausgegangen ist und der mehr und mehr sich auch über die anderen Postbezirke der Monarchie verbreitet. Nach §. 2 der vom März 1864 datirenden Statuten des gedachten Vereins, sind es vorzugsweise Bücher und Zeitschriften über das Post- und Transportwesen, über Volkswirthschaft, Staatswissenschaften, Staatsrecht, Staatenkunde und Literatur, die für die Bibliothek und zur regelmäßigen Cirkulirung unter den Theilnehmern angeschafft werden. Bloße Unterhaltungsschriften sind ausgeschlossen. Jedes Mitglied erlangt mit dem Rechte der statutenmäßigen Benutzung der Bibliothek auch ein Miteigenthumsrecht an derselben. Der Bibliotheks-Katalog mit seiner Fortsetzung weist bereits eine recht ansehnliche Nummern-Zahl auf. Die Verwaltung des Vereins scheint, ebenso wie die Einrichtung zur Benutzung der Bibliothek, sehr praktisch; bei geringen monatlichen Beiträgen, wird den Mitgliedern des Vereins ein reicher Stoff der Bildung und Belehrung zugeführt. Wir wünschen der Stiftung den von ihr erstrebten, geistigen Erfolg, der sich allerdings um so eher wird erreichen lassen, wenn sie auch von der vorgesetzten Postbehörde, sowie von Buchhändlern und Autoren, wohlwollend unterstützt wird.

Mosenthal's „Sonnenwendhof" ist, ebenso wie früher seine „Deborah", von J. V. Bridgman in's Englische übersetzt*) und im Haymarket-Theater in London mit großem Beifall aufgeführt worden. Es ist augenscheinlich auch die „Sensation", das Verbrechen, dessen die Heldin des Stückes, wiewohl ungerechterweise, beschuldigt wird, was für das englische Publikum dieses deutsche Drama so anziehend macht. Eine „Mdlle. Beatrice" — wahrscheinlich keine Engländerin von Geburt — hat das Mädchen des Sonnenwendhofes, Hilda, und Mr. Howe den Schurken des Stückes mit außerordentlichem Erfolg gegeben.

— Die in Coburg erscheinende „Allgemeine deutsche Arbeiter-Zeitung" macht zu dem Programme und zu der ersten Nummer des jetzt in Berlin von den Herren J. B. von Hoffstetten und J. B. von Schweitzer herausgegebenen „Sozial-Demokraten" die nachstehenden Bemerkungen: „Nicht in der Feindschaft, sondern in der versöhnenden Ausgleichung zwischen Kapital und Arbeit und ihrer nur scheinbar feindlichen Interessen liegt die Lösung der Arbeiterfrage und die Rettung. Beide, Kapital und Arbeit, können einander nicht entbehren. Die Rohheit und die Unbildung auf beiden Seiten, die von einem Staate mit unfreien Institutionen unzertrennlich sind, rufen jenen Gegensatz hervor, der im Freiheitsstaate durch die höhere, geistig-sittliche, durch die wahrhaft menschliche Bildung, wie wir sie erstreben, aufgehoben wird. Auch wir kämpfen für die politische und bürgerliche Vollberechtigung der Arbeiter und für das allgemeine Stimmrecht, welches die Ausgleichung hierfür bringen soll. Aber wir wollen dieses kostbare Recht, eingedenk, daß nur die Bildung wirklich frei macht, nicht in den Händen bildungsloser Massen, als Hebel zur Aufrichtung eines freiheitsfeindlichen Cäsarenthums, wie in Frankreich, sondern als Hebel der Gerechtigkeit, der Freiheit und Humanität in den Händen eines einsichtigen, durch Bildung geistig und sittlich tüchtig gemachten, freiheitsfähigen, und darum gegen die Verlockungen eines ehrgeizigen und herrschsüchtigen Demagogenthums geschützten Volkes."

*) Band II, Heft 2, November 1864. Leipzig, Veit u. Comp.

**) Dies ist bekanntlich seitdem bereits durch Aufnahme eines großen Lotterie-Anlehens geschehen.

*) „Sunny Vale Farm", ist der englische Titel des Stückes.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 28. Januar 1865. [№ 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Lyell's geologische Theorie und die Schöpfungs-Geschichte nach der Bibel. 57.

Frankreich. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. III. Aus der Revolutionszeit. 59.

Polen. Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Joachim Lelewel. 62.

Italien. Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats. III. Die Regierungs-Organe in Rom. 64.

England. Thomas Buckle's Leben und Schriften. 66.

Finnland. Finnlands politische Stellung zu Rußland. 67.

Kleine literarische Revue. „Ueber Künstler und Kunstwerke," Monatsschrift von Herman Grimm. 69. — Briefe an Ludwig Tieck. 69. — Schriften von Johannes Huß. 70.

Literarischer Sprechsaal. Göppert gegen Darwin. 70. — Charles Monnard. 70.

Literarische Anzeigen.

Verlag von Ferdinand Enke in Erlangen.
So eben erschien:

Odling, W., (Professor der Chemie am St. Bartholomäus-Hospital in London etc.) Beschreibendes und theoretisches Handbuch der Chemie. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. A. Oppenheim. I. Band. gr. 8. 1865. geh. 2 Thlr. 10 Sgr. oder 4 fl.

Odling's Handbuch ist das erste, in welchem die modernen Theorien, welche in der organischen Chemie seit Jahren herrschen, auch in die unorganische Chemie eingeführt sind.

Es vertritt der gesammten Chemie gegenüber denselben Standpunkt, den Kekulé's Lehrbuch der organischen Chemie einnimmt. Die deutsche Bearbeitung berücksichtigt ausser den neuen Thatsachen auch die Veränderungen in den theoretischen Anschauungen, welche die Arbeiten der letzten vier Jahre hervorgerufen haben. (48)

Unter der Presse befindet sich und erscheint im nächsten Monat: (53)

Neue Essays über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.

Inhalt:

Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der bildenden Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

24 Bogen gr. 8, eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserem Verlage erscheint:

Neue Evangelische Kirchenzeitung.
Herausgegeben von
H. Meßner, Professor der Theologie an der Königl. Universität in Berlin.
1865. Preis pro Semester 2 Thlr.

Die Neue Evangelische Kirchenzeitung beginnt mit dem neuen Jahr ihren siebenten Jahrgang. Neben Aufsätzen über brennende kirchliche und religiöse Zeitfragen von namhaften Theologen Deutschland's bringt sie Nachrichten über den Stand des Reiches Gottes aus allen Theilen der Erde, meist aus der Feder eigener Correspondenten. Sie ist nicht bloß für Theologen von Fach, sondern auch für jeden gebildeten Christen, der sich über die religiösen Bewegungen der Gegenwart zu orientiren wünscht, bestimmt.

Berlin. (49)

Friedr. Schulze's Buchhandlung,
Friedrichsstraße 193

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Cadetten-Geschichten
von
A. von Winterfeld.
Allen Cadetten
die es sind und die es waren
gewidmet.

Mit 49 Illustrationen von L. Burger.
In illustr. Umschlage geh. Preis 25 Sgr.

Der in militärischen Kreisen beliebte Verfasser schildert in diesem Buche in seiner bekannten gemüthlich humoristischen Weise das Leben des angehenden jungen Militärs von seiner Aufnahme in das Cadetten-Corps bis zu seinem Eintritte in das stehende Heer. Diese originellen und poetischen Schilderungen werden nicht verfehlen in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen zu erregen. (54)

Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung
in Berlin.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und durch den Buchhandel zu beziehen: (51)

Schweizerbilder.
Erzählungen aus der Heimath
von
Jacob Frey.

Verfasser von: „Zwischen Jura und Alpen."
2 Bde. 8. geh. 3 Thlr. 4 fl. 30 kr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine interessanten Novellen und gemüthlichen Schilderungen aus dem heimathlichen Volks- und Familienleben in der Schweiz einen sehr günstigen Ruf erworben; auch in Deutschland ist derselbe durch die Erzählungen „Zwischen Jura und Alpen" bereits vortheilhaft bekannt. Die Kritik hat sich dahin ausgesprochen, daß diese „Schweizerbilder" seine früheren novellistischen Leistungen noch übertreffen, und durch Mannigfaltigkeit des Stoffes, als auch in Bezug auf Schönheit der Darstellung in Sprache und Dichtung den besten neueren belletristischen Erscheinungen würdig an die Seite gestellt werden können. Es wird diese Novellen Niemand unbefriedigt aus der Hand legen und dürfen dieselben daher Jedermann als anziehende Lektüre bestens empfohlen werden.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels
von
D. Harrwitz,
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (55)

Juristische Neuigkeit.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Goldschmidt, Dr. L., (a. o. Prof. der Rechte in Heidelberg) **Handbuch des Handelsrechts.** I. Band. 1. Abtheilung, enthaltend die geschichtlich-literarische Einleitung und die Grundlehren. (50)
gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr. oder 4 fl. 36 kr.

Vom Januar ab erscheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Ueber
Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Diese Zeitschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen in monatlichen Zwischenräumen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

Inhalt der Januar-Nummer.

Einleitung. Absichten des Herausgebers. — Unmöglichkeit einer objectiven Kritik der Werke lebender Künstler. — Ist die moderne Kunstgeschichte eine auf solider Grundlage ruhende Wissenschaft? — Gründe warum nicht. — Nothwendigkeit einer Aenderung. — Lionardo da Vinci's neu aufgestellte Madonna. — Die Schule des Verocchio, Perugino, Lorenzo da Credi. — Lionardo's Kopf eines Engels in Florenz. — Der San Giovannino in Basel. — Könnte Lionardo der Urheber des dem Correggio zugeschriebenen Christuskopfes in Berlin sein? — Michel Angelo's Haus in Rom. — Die Stelle wo es stand jetzt ein Theil des Trajanforums. — Aktenstück wodurch die Stelle bestimmt werden kann. — Briefe Daniele da Volterra's an Michel Angelo's Neffen. — Geschenk von Wein an Michel Angelo's zurückgebliebene Freunde. — Daniele da Volterra's letzte Arbeiten und Tod. — Sonette Bramantes aus seinen Mailänder Zeiten. (56)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats.

von

F. Voigt.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (57)

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks.“

Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen.

Literar. Centralblatt.“

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865.

16. in engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und luftig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (58)

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie“, schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (59)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie.

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (60)

Die Altpreußische Monatsschrift

zur

Spiegelung des provinziellen Lebens

in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben

von

Rudolf Reicke und **E. Wichert**

erscheint in jährlich 8 Heften zu je 6 Bogen gr. 8 und bietet ihren Lesern in reicher Abwechselung: **Belletristisches, Abhandlungen** aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, **Kritiken** und **Referate**, überall mit besonderer Beziehung auf Altpreußen, sei es daß die Verfasser daselbst heimisch, sei es daß die behandelten Gegenstände dem provinziellen Leben der Gegenwart oder Vergangenheit entnommen sind. endlich **Mittheilungen** von mehr als gewöhnlichem Tagesinteresse, **Correspondenzen** aus den größern Städten, **Provinzialgeschichts-Kalender, Universitäts-** und **Schul-Chronik** und **Bibliographie.**

Die Monatsschrift wird daher nicht nur den Bewohnern der Provinz die Uebersicht über das, was sie selbst auf den genannten Gebieten leistet, erleichtern, sondern auch den sich außerhalb der Provinz aufhaltenden Altpreußen die Heimath näher bringen, sowie allen deutschen Landsleuten beweisen können, in wie nahem Zusammenhange mit dem deutschen Stammlande sich diese Grenzmark deutscher Cultur und Sitte dauernd fühlt.

Als **Mitarbeiter** betheiligen sich außer Ungenannten: **E. Arnoldt, F. A. Brandstäter, F. Dentler, R. Dorr, H. L. Elditt, H. Grenthe, A. Hagen, L. Th. Herbst, A. Horn, V. Kiy, P. Laband, G. H. F. Nesselmann, S. Uhlert, E. Ohlert, R. Reicke, K. Rosenkranz, A. Saran, W. Schiefferdecker, F. Schwerin, E. Steffenhagen, E. Wichert u. A.**

Der Jahrgang kostet zwei Thaler, einzelne Hefte 10 Sgr.

Inserate werden die Petit-Zeile mit 2½ Sgr. berechnet.

Bestellungen auf den **zweiten** Jahrgang, dessen erstes Heft Mitte Februar ausgegeben wird, nehmen alle Buchhandlungen und die Kgl. Preußischen Postanstalten an. Durch den Buchhandel sind auch noch complette Exemplare des ersten Jahrgangs zu beziehen.

Königsberg i. Pr., 1865. Druck und Verlag von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit besorgt die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig. (52)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.:

Kleinere Schriften

von

Jacob Grimm.

Erster Band:

Reden und Abhandlungen.

26¾ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum“ das Erscheinen dieses ersten Bandes u. a. mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.““

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren.“ (61)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Lehrbuch der Naturlehre

für Volksschullehrer, zum Gebrauch an Seminarien und zum Selbstunterricht,

von

Dr. **W. Erler,**

Professor und Oberlehrer am Königl. Pädagogium bei Züllichau.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 177 Holzschnitten.

1862. 19¾ Bogen. kl. 8. 20 Sgr.

Dieses Lehrbuch, das in den Fach-Zeitschriften durchweg auf das Günstigste beurtheilt worden, zeichnet sich vor den meisten für denselben Zweck bearbeiteten Büchern durch ausführliche Behandlung derjenigen Gegenstände aus, die praktische Wichtigkeit haben, sowie der einschlägigen Erscheinungen des täglichen Lebens, namentlich der meteorologischen, sowie der klimatologischen Gesetze, endlich durch die den einzelnen Paragraphen angehängten geschichtlichen Bemerkungen.

Se. Excellenz der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten hat die Königl. Provinzial-Schulkollegien auf das Buch aufmerksam gemacht und dessen Einführung in Seminarien gestattet. (62)

Hierbei eine Beilage: **Einladung zur Subscription auf W. Lübke's Geschichte der Architectur. 3. Auflage. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Lyell's geologische Theorie und die Schöpfungs-Geschichte nach der Bibel.

Die unten bezeichnete Schrift*) hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Materialismus zu bekämpfen: sie begreift aber unter Materialismus nicht allein das Streben, für den Geist und das Herz die Gesetze der Materie einführen zu wollen, sondern auch jede Richtung der Naturwissenschaft, welche der Schöpfungs-Geschichte des alten Testaments widerspricht. Dieser zweite Theil der Aufgabe, welche sich der Herr Verfasser gestellt hat, scheint uns eine — namentlich für einen Laien — etwas bedenkliche Arbeit: wir müssen jedoch gestehen, daß die Art, wie die Lösung der Aufgabe versucht worden ist, hohes Lob verdient. Der Verfasser tritt nämlich allein auf den Boden der Naturwissenschaft; er erkennt die feststehenden Gesetze derselben an und kritisirt ihre Theorien und Hypothesen nicht mit dem Wort der Bibel, sondern mit den Gesetzen der Naturwissenschaft selbst, namentlich mit einigen Schlüssen aus dem historischen Ganzen derselben, welche nachweisen, daß die naturhistorischen Theorien in den meisten Fällen nicht auf Erfahrungen, sondern auf dogmatischen Annahmen beruhen.

Von besonderem Interesse ist in der Schrift besonders ein Abschnitt, dessen Inhalt in innerem Zusammenhange mit der Darwin'schen Theorie steht und der auch in seiner Form sehr ansprechend gehalten ist, nämlich die geologische Hypothese von Lyell. Der Artikel bespricht eine brennende Zeitfrage, und wir wollen ihn daher im Auszuge mittheilen:

Der Grundgedanke der Lehre Darwin's, heißt es darin, ist nicht neu. Woher kommt es, daß seine Vorläufer, namentlich Lamarck, vor wenigen Jahrzehnden allgemeinen Widerspruch fanden, während heut der nur in neuer Fassung auftretenden Doktrin aus allen Kreisen der Naturforschung lauter Beifall zugerufen wird? Der Grund liegt nah: die Lehre Darwin's paßt zu gewissen in der letzten Zeit aufgenommenen Grundanschauungen der Naturwissenschaft über die Bildung der Erde.

Die Betrachtung der Erde lehrt unzweifelhaft, daß sie eine in bestimmte Perioden sich abgränzende Entwickelung gehabt hat, und man unterscheidet nach der älteren Beziehung vier große Klassen der Gebirgs- und Gesteinbildung: Urgebirge, Uebergangsgebirge, Flötzgebirge und Tertiärgebirge, und als Anhang die sogenannten quartären Bildungen, die sich in Diluvium und Alluvium scheiden. Während die älteste Gestein-Epoche noch keine Spuren organischen Lebens zeigt, finden sich in der zweiten versteinerte Pflanzen und Thiere der niedersten Art; in der dritten treten Formen der Annäherung an die jetzige Thierwelt auf, während erst in der vierten in allmählich steigender Häufigkeit Thier- und Pflanzenarten erscheinen, welche auch jetzt noch auf der Erde sich finden. Die jüngste oder quartäre Epoche enthält in ihrer älteren Formation (Diluvium) neben noch auf der Erde lebenden Organismen viele eigenthümliche, jetzt ausgestorbene Säugethier-Arten, als Mammuthe, Mastodonten, Rhinozerosse, Hyänen- und Bären-Arten, während das Alluvium nur solche Formen aufweist, welche auch jetzt noch auf Erden leben.

*) Briefe gegen den Materialismus, von Dr. Friedrich Fabri, Missions-Inspektor. Zweite Auflage. Stuttgart, Liesching, 1864.

Woher kommt es, fragt die Geologie, daß die Erdrinde überhaupt so viele verschiedene Gesteinformationen zeigt? Warum sind dieselben nicht in ruhiger horizontaler Schichtung übereinander gelagert, sondern in der mannigfaltigsten Weise verschoben und durch einander geworfen? Warum ist die Erdoberfläche voll Hebungen und Senkungen, voll Meerestiefen und Bergeshöhen? Auf diese Fragen hat bis vor Kurzem die gesammte neuere Geologie geantwortet: diese Erscheinungen sind die Folge von großartigen Umwälzungen, welche die Erdoberfläche während ihrer Bildung erfahren hat; diese Umbildungen gingen theils langsam vor sich, meist aber treten sie plötzlich auf als Umwälzungen. Zeugnisse dieser Erdrevolutionen sind nicht nur die Senkungen des Meeres, die Hebungen der Gebirge, die Lagerungsverhältnisse vieler Schichten, sondern auch die in den verschiedenen Gesteinformen begrabenen Generationen einer urweltlichen Flora. Durch diese Erdrevolutionen erklärt es sich, daß z. B. in Sibirien eine große Menge Elephanten vollkommen erhalten unter den Eisfeldern begraben gefunden worden sind; daß im höheren Norden Schichten von Farren und Palmenarten gefunden werden, die sich längst in wärmere Breiten zurückgezogen haben. Gewaltige Einbrüche und Rückzüge des Meeres, deren Spuren überall zu erkennen sind, müssen bei diesen Erdumwälzungen besonders von Einfluß gewesen sein.

Diese gesammten Annahmen wurden in ihrem Zusammenhange zuerst von Cuvier ausführlich erörtert. In jüngster Zeit hat Agassiz noch besonders hervorgehoben, daß keines der Agentien, welche gegenwärtig wirken, hinreichen würde, um ähnliche Wirkungen hervorzurufen, wie jene Erdrevolutionen waren, weder der Einfluß von Regen, Frost, Thauwetter, fließenden Gewässern und Meeresbrandung, noch die Thätigkeit der Vulkane, welche die festen Schichten des Bodens durchbrechen und hier ihre Auswürfe anhäufen.

Gegen diese bisher allgemein angenommene Anschauung trat Sir Charles Lyell mit einem Werke auf,*) in welchem er den Versuch machte, alle Erscheinungen am Bau unseres Erdkörpers nur als Folge der gegenwärtig wirkenden Agentien zu erklären. „Die in der Natur wirkenden Kräfte, sagt er, bleiben sich ewig gleich; in dem zeitigen Wechsel der Dinge ist es immer nur eine Veränderung der Form und nie des Wesens der Kräfte, welche die Verschiedenheit der Wirkung bedingt. Das Spiel der die Gestalt der Erdoberfläche umwandelnden Kräfte wich in keinem Zeitraum wesentlich von jenen Vorgängen ab, die noch heut sichtbar sind."

„Noch jetzt, fährt Lyell fort, nagt der Einfluß des Wassers und der Atmosphäre die festen Felsgebilde an und führt zu Ablagerungen neuer Schichten in Niederungen und auf dem Boden der Seen und des Meeres. Reste von Pflanzen und Thieren werden noch fortwährend darin eingeschlossen, um hier unter dem Einfluß von Luft, Wasser und gelösten Mineraltheilen zu versteinern. Noch jetzt heben sich unter dem Einfluß der vulkanischen Kräfte des Erdinnern einzelne Insel- oder Länderstrecken empor oder senken sich in die Tiefe. Oertliche stürmische Ausbrüche, welche feurig-flüssige Massen aus dem Erdinnern zu Tage fördern und weite Gebiete mit Auswürflingen und aschenartigen Theilen bedecken, finden auch jetzt von Zeit zu Zeit statt. Auch Pflanzen- und Thierarten sehen wir hier und da neu auftauchen, verpflanzt in Gegenden, in denen sie noch nicht bekannt waren, durch das Spiel der Elemente oder die Hand des Menschen."

*) Principles of Geology.

In Folge dieser Betrachtungen und ihrer Anwendung auf die geologischen Bildungsvorgänge redet Lyell im Gegensatz zum einseitigen Neptunismus oder Vulkanismus das Wort dem sogenannten Metamorphismus, d. h. der allmählichen Gestein-Umbildung auf chemisch-physikalischem Wege.

Gegen diese Theorie erhebt Herr Dr. Fabri namentlich das Bedenken, daß Lyell für die Bildung der Erdoberfläche Zeiträume verlangt, welche alles menschliche Vorstellungsvermögen unendlich übersteigen. Die Geologen, sagt er, haben seit lange mit großen Zahlenreihen gerechnet; im letzten Jahrzehnde haben diese Ziffern durch das freigebigste Anhängen von Nullen sich noch unendlich vergrößert. So hat man den Bildungsprozeß der Erde von ihrem (nach der Thorie von Laplace) primären gasförmigen Zustande bis zu ihrer für organische Wesen nöthigen Abkühlung auf 350 Millionen Jahre, den seit dem ersten Auftreten organischer Wesen bis zur Neuzeit verflossenen Zeitraum aber neuestens auf 1280 Millionen Jahre berechnet.

Doch auch diese Ziffer erscheint noch zu niedrig. Denn wenn nach neueren Forschern (Bronn: Geschichte der Natur) im geologischen Bildungsprozesse etwa dreißigmal ein vollständiger Wechsel der Arten der auf der Erdoberfläche lebenden organischen Wesen und zwar allmählich stattgefunden hat und wenn wir mit Cotta etwa annehmen dürfen, daß in 50,000 Jahren der tausendste Theil der Spezies ausgestorben und durch neue ersetzt worden, so würden zu einem vollen Artenwechsel 50 Millionen Jahre und zu 30 auf einander folgenden 1500 Millionen Jahre nöthig gewesen sein. Die ganze Bildungsgeschichte unseres Erdballs würde demnach etwa auf zwei Milliarden Jahre zu berechnen sein.

Bei allen diesen Berechnungen gilt die Annahme als Voraussetzung, daß die geologischen Prozesse der Urzeit sich genau in denselben Verhältnissen entwickelt haben, in denen wir noch jetzt Veränderungen der Erdoberfläche sich vollziehen sehen. So wurde z. B. berechnet, daß der Mississippi jährlich etwa 3700 Millionen Kubikfuß erdiger Theile aus seinen Quellengegenden nach den Mündungen hinabführe, und Lyell nimmt an, daß zur Bildung seiner 16000 englische Quadratmeilen großen Anschwemmung etwa 67000 Jahre nöthig waren. Ein anderer Forscher dagegen verlangte für die Bildung des Mississippi-Delta 158,000 Jahre.

Versuchen wir es nun, sagt Herr Fabri, uns an einem Beispiele ein anschauliches Bild der Theorie von Lyell zu entwerfen. Du bist, verehrter Leser, schon manchmal in Tyrol oder in der Schweiz bewundernd still gestanden und hast beim Anblick kühn geformter und gigantisch aufgethürmter Bergreihen, beim Anblick schroff abstürzender, mächtiger Felswände sinnend in Gedanken Dich vertieft über die mächtigen Erdrevolutionen, unter welchen diese Bergriesen sich aus der Tiefe emporgehoben haben. Doch da kommt ein Freund, ein Jünger Lyell's, sieht Dich überlegen lächelnd an und spricht: „Verzeih, daß ich ein lockendes Traumbild trügerischer Phantasie Dir zerstören muß. Ich sehe, Du bist noch in den veralteten Anschauungen Curiers befangen und bist in der geologischen Forschung zurückgeblieben. Diese Berge mit ihren kühnen Häuptern, diese senkrecht abfallenden Wände sind nicht, wie Du wähnst, Zeugen einer großen geogonischen Vergangenheit, nicht die Produkte mächtiger, die Erde in ihren Tiefen bewegender Umwälzungen — nein, sie sind das Resultat unendlich kleiner Veränderungen in unendlich langen Zeiträumen. Ich will Dir auch sagen, wie sie entstanden. Siehe: die Ostküste von Schweden wird, wie man seit lange weiß, gleich manchen andern kleinen Theilen der Erdoberfläche, allmählich gehoben und man hat für die Umgegend von Stockholm diese Niveau-Erhöhung auf einen Fuß für 100 Jahre berechnet. Auf gleiche Weise ist auch dieser Bergriese von 13000 Fuß Höhe, vor dem Du bewundernd stehst, ganz allmählich — und Du kannst nun leicht berechnen, in wie vielen Hunderten von Millionen Jahren — emporgehoben worden. Die atmosphärische Einwirkung, der Wechsel von Frost und Hitze, von Ausdehnung und Zusammenziehung des Gesteins, hat das Uebrige gethan, hier Klüfte zersprengt, dort Zacken geformt und also in unendlich langsamen Werden ihm die Gestalt gegeben, deren großartiges Bild Deine Seele mit staunender Bewunderung erfüllt!"

Das Axiom, auf welchem die Theorie von Lyell ruht, ist der Satz: daß die auf der Erde wirkenden Kräfte ewig gleich, und daß auch die Art, wie die Kräfte zur Aktion gekommen, ewig gleich gewesen seien. Diese Annahme ist, wie auch Lyell und seine Anhänger zugeben, eine Hypothese, die als solche auf rein naturwissenschaftlichem Wege niemals bewiesen, sondern nur geglaubt werden kann. Man kann es keinem Forscher verwehren, auch von dieser Hypothese auszugehen und den Versuch zu machen, auf Grund derselben den Bildungsprozeß der Erde und ihr gegenwärtiges Erscheinen zu erklären. Es wird bei diesem Versuch wesentlich darauf ankommen, ob von der Hypothese aus die Bildungsgeschichte der Erde sich wirklich ohne bedeutende Widersprüche im Zusammenhange erklären läßt, in welchem Falle eine solche Theorie zwar nie für ein unumstößliches Ergebniß exakter Forschung ausgegeben, wohl aber ihre Wahrscheinlichkeit behauptet werden könnte.

„Lyell selbst und seine Anhänger, bemerkt Herr Fabri, können jedoch zuvörderst nicht in Abrede stellen, daß, rein naturwissenschaftlich betrachtet, seine Theorie noch sehr erheblichen Einwendungen unterliegt. Wenn man auch zugiebt, daß nie andere Kräfte auf Erden wirkten, als die heut noch wahrnehmbaren, so muß das Resultat dieser Wirkung bei dem gasförmigen, dem feuerflüssigen und erkaltendem Zustande der Erde sehr abgewichen sein von der Wirkung bei der heutigen Oberfläche. Wenn wir ferner die auf der Erdoberfläche wirksamen Kräfte beschreiben können, so kennen wir die Natur der im Innern wirksamen auch nicht einmal annähernd; und doch müssen wir gerade auf diese Kräfte zurückgehen, die jetzt ruhen und nur zuweilen in Erdbeben und Vulkanen sich kundgeben, wenn wir sehen, daß die ursprünglich von den Gewässern in geschichteter oder höhliger Form bewirkten Ablagerungen zerstört, d. h. gehoben, aufgerichtet und durcheinander geworfen sind."

„Mußte ferner, bemerkt Herr Fabri weiter, so lange die Erdrinde noch viel dünner war als heut, die Einwirkung des Erdinnern auf diese Rinde nicht nothwendig eine andere, mächtigere sein und vielerlei Hebungen und Durchbrüche veranlassen? Oder wenn die inneren Kräfte absolut gleichmäßig und doch stetig wirkten, mußte denn nicht diese Wirkung eine völlig gleichmäßige sein, so daß Höhen und Senkungen gar nicht entstehen konnten, sondern nur eine einzige Ebene? Wie soll nach der Lehre Lyell's der ganze paläontologische Bestand erklärt werden? Sind die fossilen Pflanzen und Thiere nicht durch rasch eintretende Katastrophen, sondern auf dem Wege des Absterbens, der Verwesung und Verwitterung unter den Einflüssen der Atmosphäre zu Grunde gegangen — wie können sie, noch dazu örtlich in solchen Massen, fossil erhalten worden sein? Mußten sie dann nicht längst verwittert und zerfallen sein, ehe sie in einer Schicht eingeschlossen versteinert wurden? Wie kann man weiter die so häufige Erscheinung der über Tief-

ebenen verbreiteten erratischen Blöcke erklären ohne eine große Fluthkatastrophe zuzugestehen?

„Wie endlich verträgt sich der Grundgedanke der Lyell'schen Theorie mit der in allen Gebieten der Natur konstanten Erfahrungs-Thatsache, daß der Bildungsprozeß im Fruchtalter-Zustande und in der ersten Jugendzeit viel schneller sich entwickelt als in späteren Jahren? Sollte nicht auch der tellurische Makrokosmus in den Anfangszeiten seines Werdens diesem allgemeinen Bildungsgesetze unterworfen gewesen sein?

„Es hat demnach die Theorie von Lyell, trotzdem sie allgemeine Zustimmung gefunden, keine andere Basis als eine Hypothese und keine andere Beweisgründe als Vermuthungen. Sie mahnt daran, wie nothwendig es ist, (bei dem von Jahr zu Jahr fundamentaleren Gegensatz, in welchen die Naturwissenschaften sich zu der christlichen Weltanschauung stellen), den gegnerischen Aufstellungen auf den Grund zu gehen und zwischen exakt thatsächlichen, naturwissenschaftlichen Ergebnissen und den zeitweise aufgestellten Hypothesen scharf zu unterscheiden. Thun wir dies, so finden wir, daß diese hypothetischen, von den Meisten ohne Prüfung in blindem Glauben angenommenen Axiome es sind, welche den scheinbar klaffenden Riß zwischen unseren kulturgeschichtlichen und religiösen Traditionen einerseits und den angeblich exakten Ergebnissen der neueren Naturforschung andererseits bewirken."

. . .

So weit Herr Fabri.

Wir bemerken zunächst gegen seine Einwendungen in Betreff der Lyell'schen Theorie, daß er die Prinzipien von Lyell zu eng auffaßt. Lyell leugnet keineswegs Revolutionen, Erdbrüche und Ueberschwemmungen; er behauptet nur, daß dieselben durch die noch jetzt (wenn auch in geringerem Grade) wirksamen Kräfte des Erdinnern und der Erdumgebung hervorgebracht seien; er leugnet auch nicht, daß die Wirkung dieser Kräfte vor Jahrtausenden eine andere gewesen als heute: zunächst eine quantitativ andere, wegen des geringeren Widerstandes der flüssigen oder dunstförmigen Oberfläche, dann aber auch qualitativ eine andere. Wer mit Betrachtung der Naturprozesse vertraut ist, weiß, daß verschiedene Qualitäten entstehen durch ein verschiedenes Maaß der wirkenden Kräfte. Holz, das bei mäßiger Temperatur mit der Atmosphäre in Berührung kommt, wird braun, oder zu Kohle; bei hoher Temperatur verbrennt es; mäßige Feuchtigkeit bewirkt, daß aus dem Saatkorn ein Halm wird mit Blüthe und Frucht, hohe Grade der Nässe lassen das Korn bereits im Keim zu Grunde gehen und faulen; mäßige Einwirkung von Spirituosen belebt und macht die Gedanken in raschem Fluge dahineilend, größere Quantitäten lähmen — das sind aus allen drei Reichen der Natur verschiedene Qualitäten, — gewiß sehr verschieden in ihren Wirkungen — und doch nur Resultate verschiedener Quantitäten derselben Kräfte.

Wesentlicher ist unser Einwand gegen die Tendenz des Herrn Fabri: es kommt ihm darauf an, zu Gunsten der Religiosität nachzuweisen, daß das alte Testament in Uebereinstimmung ist mit den Erkenntnissen der Naturforschung, und nur im Widerspruch mit den Hypothesen einzelner Naturforscher. Auch wir verlangen die Aufrechthaltung der Religion, und wir stehen nicht auf dem wunderlichen Standpunkt, auf dem der Einzelne die Religion (und folglich auch die Kirche) für die Masse als Bildungs-Element für nothwendig erachtet, aber für sich selbst als überwundenen Standpunkt zurückweist: wir verlangen vielmehr die Religion für uns selbst und wir beklagen daher aufrichtig, daß im letzten Jahrzehend der Glaube an Gott in der Masse gelockert ist. Aber wir finden die Ursache dieser beklagenswerthen Thatsache keineswegs allein in den Angriffen einzelner Naturforscher, sondern ganz ebenso in der Hartnäckigkeit der Vertreter der Kirche gegenüber den unzweifelhaften Erfahrungen der Naturwissenschaft.

So lange nämlich alle Religionen außer den Beziehungen des Menschen zu Gott und außer den Moral-Vorschriften noch als drittes Moment eine Schöpfungsgeschichte enthalten, sind Konflikte zwischen Bibelwort und Naturforschung unvermeidlich. Wenn die Schrift erzählt: Josua habe die Sonne stehen heißen, damit sie weiter scheine, so befindet sich die Bibel unzweifelhaft im Widerspruch mit den Anschauungen, welche wir Alle heut von der Erddrehung haben. Die Bibel hat sich also geirrt; sie enthält mithin an dieser einen Stelle keine absolute Wahrheit; folglich steht es überhaupt nicht fest, daß sie an allen anderen Stellen absolute Wahrheit enthält. Dieser Schluß ist bekanntlich nicht neu, aber er ist trotzdem unanfechtbar richtig. Wenn jedoch die Vertreter der Kirche diesen Schluß nicht machen, sondern fest an der Unumstößlichkeit der Schöpfungsgeschichte festhalten, so veranlassen sie die Masse, zwischen Bibelwort und Naturforschung zu wählen; die Erfahrung aller Länder hat gelehrt, daß die Masse dem Bibelwort den Rücken zukehrt — und leider nicht blos den Rücken kehrt auf dem Gebiet der Schöpfungsgeschichte (wo sie nach unserer Meinung unzweifelhaft Recht hat), sondern auch auf den beiden anderen Gebieten der Religion.

Soll dieses letztere aufhören — und wir wünschen das von ganzem Herzen — so muß nach unserer Meinung das ganze Gebiet der Schöpfungsgeschichte künftighin aufhören, ein Moment der Religion zu sein. Jeder Versuch, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung der Schöpfungsgeschichte in Uebereinstimmung zu bringen mit dem Bibelwort, ist darum überflüssig und nach unserer Ueberzeugung schädlich.

Wir lassen den Intentionen des Herrn Fabri volle Gerechtigkeit widerfahren: aber das von ihm angewandte Mittel halten wir nicht für geeignet, die Religiosität zu befördern.

Frankreich.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette.

III.*)

Aus der Revolutionszeit.

Wir geben nachstehend den dritten und letzten Auszug aus der bis zum 4. Juli 1792 reichenden „Correspondance inédite de Marie Antoinette."**)

Kaiser Joseph starb am 20. Februar 1790. Er hatte noch die ersten Ereignisse der französischen Revolution, die ersten sittlichen Kundgebungen der in Frankreich von einer verblendeten Oligarchie lange unterdrückt gewesenen, politischen Freiheit, aber auch die ersten unsittlichen Ausschreitungen der Pöbelherrschaft mit erlebt. Unsere letzte Mittheilung (Nr. 3 des „Magazin") aus den Briefen der Königin Marie Antoinette hat uns gezeigt, welchen lebhaften Antheil der Kaiser an den inneren Geschicken

*) Vgl. Nr. 1 und 3 des „Magazin" von 1865.

**) Publiée sur les documents originaux par le comte Paul Vogt de Hunolstein, ancien député de la Moselle. Troisième édition revue avec soin et augmentée de 19 lettres. Paris, E. Dentu, 1864.

Frankreichs, sowie an dem Schicksale seiner Schwester und ihres Gemahls nahm. An Bedenken, Rathschläge, und Warnungen hat er es in seinen Briefen, wie in seinen Unterredungen, nicht fehlen lassen. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an seine Schwester über die mehr und mehr sich verwickelnde und täglich grollender werdende Situation. Als ihm Marie Antoinette am 26. Februar 1790 darauf antwortete, fand ihn der Brief nicht mehr am Leben. Dieser wurde vom Kaiser Leopold empfangen, gelesen und erwiedert. Der Brief der Königin lautete folgendermaßen:

„26. Februar 1790.

„Mein theurer Bruder! Die Lage der Dinge ist, wie ich es mit Dir erkenne, sehr schlecht, und Dein letztes Schreiben wirft einen sehr richtigen Blick auf die Gefahren, denen wir ausgesetzt sind. Du besorgst, daß ich mir noch zu viele Illusionen mache, doch ich habe deren wenige. An meiner Seite ist man darauf resignirt, eine sehr bescheidene Rolle zu übernehmen;*) was mich betrifft, möchte ich die Macht des Thrones nicht so leichten Kaufes hingeben. Je mehr man den Faktionen nachgiebt, um so anspruchsvoller werden sie, wovon wir täglich Beweise haben. Ich habe mich hierüber mit dem Grafen von Mercy**) viel unterhalten und er theilt meine Ansicht vollständig. Die National-Versammlung ist der Heerd des Uebels; sie strebt danach, sich aller Gewalt zu bemächtigen und den König vollständig zu annulliren. Es schien mir, daß man versuchen müßte, sich mit den Führern zu verständigen und sie zu gewinnen. Der Erste und der Gefährlichste von Allen ist Mirabeau, von dem ich Dir bereits geschrieben, aber seine Unsittlichkeit stößt einen solchen Abscheu ein, und man hat nach den Schreckenstagen vom 5. und 6. Oktober, deren Anstifter er war,***) ein solches Bild von ihm entworfen, daß ich mich nicht entschließen kann, mit diesem Menschen in der Nähe oder auch nur in der Entfernung etwas zu thun zu haben. Es giebt überdies, auch wenn ich mich entschlösse, mich ihm zu nähern, eine große, unüberwindlich scheinende Schwierigkeit: damit nämlich in dem, was geschieht, Uebereinstimmung stattfinde, müßten die Minister insgesammt einig mit ihm sein. Ohne dieses würden fortdauernde Hin- und Herzerrungen und Widersprüche stattfinden, die das ganze Band, das man herstellen möchte, wieder zerreißen würden. Aber Herr N.†) würde niemals seine Zustimmung ertheilen und Herr La F.††), der eine große Macht über das Volk hat, würde ebenfalls bei seinem Stolze und seiner Intimität mit M.†††) sehr im Wege sein. Man müßte deshalb entweder darauf verzichten, oder Herrn N. stürzen, was unmöglich ist. Von einigen uns zugethanen, verständigen Männern sind uns Denkschriften zugegangen. Herr Mounier, der nach den Greueltagen vom Oktober aus der National-Versammlung ausgeschieden und der sich darüber mit den Herren v. K. und Bergasse, einem hier sehr geachteten Manne, berathen, hat einige Auskunftsmittel angedeutet, die jedoch zu entschiedener Art sind und meinen Gemahl nicht für sich gewonnen haben. Wenn es die Nation einmal mit einer Regierung à l'anglaise versucht hat, so wirbeln ihr die Souverainetäts-Ideen im Kopfe, und es bedarf dann einer festen Hand, um sie in Zaum zu halten. Nach Allem, was ich wahrnehme und reden höre, stehen sich die Parteien jetzt schroffer gegenüber, als je, und herrscht unter ihnen ein Krieg auf Tod und Leben. Die Abwesenheit des Herzogs von Orleans*) thut dem keinen Eintrag, daß seine Partei täglich an Terrain gewinnt. Man will mit aller Gewalt Neues; das Alte wird als feindlich angesehen, und das herabgewürdigte Königthum ist faktisch nicht mehr als eine Beamtenstellung, wie jede andere.

„Solchergestalt, mein theurer Bruder, ist unsere gräßliche Lage. An meiner Seite**) will man sie, so wie sie ist, acceptiren, und denkt man, daß der Sturm vorübergehen werde. Nun, das wolle Gott! Ich werde immer wieder auf den Gedanken zurückkommen, daß man Versuche mache, die Leiter der National-Versammlung zu gewinnen.

„Adieu, mein theurer Bruder! Meine Kinder küssen Dir die Hand, und ich umarme Dich mit inniger Liebe.

Marie Antoinette.

Drei Monate später, am 26. Mai 1790, schreibt die Königin an den Grafen von Mercy:

„Beifolgend erhalten Sie die Briefe für meinen Bruder (Kaiser Leopold). Ich danke Ihnen für alle Ihre Bemühungen. Die Nachrichten, die Ihnen von auswärts zugehen, sind mir nicht angenehm, das kann zu Nichts führen. Die hiesigen Angelegenheiten beschäftigen und betrüben mich noch mehr. Jeder Tag bringt neue Hindernisse. Die große Frage über Krieg und Frieden war gestern noch nicht erledigt. Paris hat das Ansehen, als sei es ruhig. Aber ich möchte die Departements organisirt, ruhig und doch auch in Thätigkeit sehen; ich möchte die Gesetze vollendet wissen; ich möchte, daß alle Diejenigen, die unter dem neuen Regiment Einbußen erleiden, erwägen, daß sie, wenn sie sich nicht darein ergeben, noch mehr Einbußen erleiden würden; ich möchte, daß man das Vaterland und die öffentliche Ruhe mehr liebe, als das Interesse der eigenen Person und des eigenen Vermögens; ich möchte viele Dinge, und — ich vermag Nichts! Adieu."

Bekanntlich hat die Annäherung der Königin und Mirabeau's, ungeachtet der sehr natürlichen Abneigung, welche die tugendhafte Frau vor dem genialen Wüstling empfand, noch im Jahre 1790 stattgefunden. Mirabeau arbeitete für die Königin zwei Denkschriften über die künftig von der Regierung der National-Versammlung gegenüber zu beobachtende Politik, über das Verhältniß des Hofes zum Herzoge von Orleans und über die Nothwendigkeit einer Kabinets-Aenderung aus. Beide Denkschriften wurden von der Königin adoptirt und unterzeichnet und finden sich in dem uns vorliegenden Werke des Grafen Paul Vogt von Hunolstein zum ersten Male vollständig mitgetheilt. Mirabeau starb jedoch bereits am 2. April 1791, nachdem er in Folge jener Verbindung mit dem Hofe seine Popularität eingebüßt hatte. Der Herzog von Orleans kehrte aus England zurück, und die unaufhaltsam hereinbrechenden Stürme der Revolution waren durch die Versuche Marie Antoinette's, sie zu beschwichtigen, nur noch um so heftiger geworden. Ludwig XVI. hatte sich inzwischen in seiner Rathlosigkeit an den Papst gewandt, worauf dieser der Geistlichkeit verbot, den Bürgereid zu leisten, wodurch abermals nur Oel in's Feuer gegossen und die Lage des unglücklichen Königspaares noch verschlimmert wurde. Am 27. Dezember 1790 schreibt Marie Antoinette an ihren Bruder, den Kaiser Leopold:

„Ja, mein theurer Bruder, unsere Lage ist schrecklich; ich fühle, ich sehe es, und Dein Brief hat Alles sehr richtig aus

*) Damit ist natürlich der König Ludwig XVI. gemeint.

**) Oesterreichischer Gesandter in Paris und ein wahrer Freund Marie Antoinette's seit ihrer Ankunft in Frankreich.

***) Dies war eine unrichtige Vermuthung; Mirabeau hat sich selbst dagegen eifrig verwahrt. D. R.

†) Necker. ††) Lafayette. †††) Mounier.

*) Derselbe war seit dem 14. Oktober 1789 in England.

**) Hier ist wieder König Ludwig XVI. gemeint.

der Ferne beurtheilt. Die menschliche Natur ist sehr schlecht und abscheulich, und gleichwohl ist diese Nation — ich habe davon merkwürdige Beweise — im Grunde nicht schlecht. Ihr Fehler ist, zu wandelbar zu sein; sie hat Momente des edelmüthigsten Aufschwungs, aber sie dauern nicht lang; sie läßt sich hinreißen und leiten wie ein Kind, und ist sie einmal irre geleitet, dann kann man sie zur Begehung jedes Verbrechens bringen, das sie gewiß hernach mit blutigen Thränen bereut, doch freilich, wenn es zu spät und das Unglück geschehen ist!

„Du erinnerst mich daran, daß ich bereits die Generalstände als einen Herd der Unruhe und als die Hoffnung der Aufwiegler bezeichnet habe. Ach, seit jener Zeit haben wir bedeutende Fortschritte gemacht! Ich werde täglich mit Beleidigungen und Drohungen regalirt. Beim Ableben meines armen, lieben Dauphins*) hat sich die Nation kaum das Ansehen gegeben, als nähme sie Notiz davon. Seit jener Zeit aber befindet sich das Volk in einem Delirium und höre ich nicht auf, zu weinen oder meine Thränen zu ersticken. Wer die Greuelthaten vom 5. und 6. Oktober (1789) erlebt hat, der muß auf das Schlimmste gefaßt sein. Der Mord steht vor unseren Thüren. Ich darf nicht an einem meiner Fenster, selbst nicht mit meinen Kindern erscheinen, ohne von betrunkenen Volksmassen beschimpft zu werden, denen ich doch niemals etwas zu Leid gethan; im Gegentheil befinden sich gewiß manche Unglückliche unter ihnen, denen ich selbst einmal beigestanden. Ich bin auf Alles, was sich ereignen kann, gefaßt, und ich höre jetzt mit kaltem Blute, wie man meinen Kopf verlangt.

„Der Zustand Deiner Gesundheit, mein theurer Bruder, beunruhigt mich sehr. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie tief mich Dein lieber langer Brief, den Du vom Krankenlager mir geschrieben, gerührt hat. Ich erkenne darin Dein ganzes Herz und danke Dir von ganzer Seele, aber ich beschwöre Dich, es mir zu verzeihen, wenn ich auch ferner Deinem Rathe, hier nicht zu bleiben, keine Folge leiste. Erwäge doch, daß ich mir selbst nicht mehr angehöre. Meine Pflicht ist, da auszuharren, wohin die Vorsehung mich gestellt, und nöthigenfalls meinen Leib den Dolchen der Mörder entgegenzustellen, die bis zu dem Könige dringen möchten. Ich wäre des Namens unserer Mutter, der Dir ebenso theuer ist als mir, unwürdig, wenn irgend eine Gefahr mich bewegen könnte, den König und meine Kinder zu verlassen.

„Die vielen Arbeiten, denen Du Dich hingegeben, haben Dich, mein theuerer Bruder, erschöpft. Ich bitte Dich dringend, suche durch Ausruhen wieder neue Kräfte zu gewinnen, und lasse mir oft Nachrichten über Dich zugehen, denn ich möchte nicht, daß Du selbst Dir diese Mühe giebst.

„Wie werde ich diesen Brief Dir zugehen lassen? Ich weiß es nicht. Ich traue keinem von Allen, die mich umgeben. Ich hoffe, morgen oder später eine sichere Gelegenheit zu finden.

„Ich drücke Dich, theuerer Bruder, an mein Herz mit aller Zärtlichkeit."

Es ist wahrhaft peinlich und herzerschütternd, in diesen Briefen weiter zu lesen. Mit jedem Tage mehren sich einerseits die Schrecken, die auf die königliche Frau eindringen und vermindert sich andererseits die Zahl der Freunde, auf die sie zählen kann. Um einen Begriff davon zu geben, wie Alles, was damals das Land bedrängte, zuletzt seine Wirkung auf die arme, unglückliche Königin äußerte, theilen wir nachstehendes Schreiben an den Grafen von Mercy mit, das sich auf den Stand der Finanzen und auf den Cours der berüchtigten Assignaten bezieht:

„30. April 1791.

„Weder ich noch sonst Jemand vermöchte Ihre Einwürfe zu widerlegen, aber was ist zu thun? Es bleibt nichts Anderes übrig, als die Sachen so gehen zu lassen, da man sie doch nicht hindern kann.

Ungemein beschäftigt hat mich das, was Sie über den Staats-Bankerott schreiben. Glücklicherweise scheint mir ein solcher, wie sehr vielen Anderen, etwas Unmögliches, wenn man nicht eine Erschütterung gleich der eines Erdbebens herbeiführen will. Denken Sie nur an die ungeheuere Masse der verbreiteten Assignaten, zu denen noch viele hinzukommen. Jeder Inhaber eines Assignats hat ein Interesse daran, daß sein Papier gut sei. Ich habe eine Abscheu vor diesen Assignaten, die uns so viele Feinde zugezogen, doch sie existiren nun einmal, und so denke ich denn auch über die Sache so, wie es eben ihre Lage erheischt. Ueber viele Details habe ich mich, was die Finanzen betrifft, in Kenntniß setzen lassen. So habe ich z. B. erfahren, daß die Registrirungs-Abgabe allein einen ungeheuern Ertrag abwirft. Montmorin sagte mir noch diesen Morgen, daß sie schon fünf Millionen pro Monat gebracht, und daß die Patentsteuer noch ganz andere Erträge liefern werde. Die Ausgaben sind wirklich vermindert. Ich hörte gestern den König sagen, daß, wie die Sachen jetzt gehen, man im Fall eines Defizits, um nur die Staatsgläubiger nicht unbezahlt zu lassen, lieber die National-Versammlung veranlassen würde, die Kosten des Kultus nicht mehr zu bezahlen, so daß jede Religion ihre Priester selbst besoldet, wie in England. Sie sehen also, daß ein Bankerott schwerlich eintritt. Ich muß doch nicht die Einzige sein, die so denkt, da die Fonds täglich steigen.

„Dies hindert jedoch nicht, daß wir uns in einer sehr traurigen, sehr grausamen Lage fühlen und daß diese Lage unmöglich sehr lange dauern kann."

Am 20. Juni 1791 fand der bekannte Fluchtversuch der königlichen Familie statt, der in Varennes vereitelt wurde, was am 25. Juni die Rückkehr Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's nach Paris und neue, vermehrte Leiden für sie zur Folge hatte. Die Königin setzte durch Vermittelung des Grafen von Mercy ihre Korrespondenzen mit dem Kaiser Leopold fort, an den sie unter Anderm in dieser Zeit ein sehr langes von ihr selbst geschriebenes Memoire über die Lage der Dinge und über das richtete, was sie von den europäischen Mächten erwarte. An ihre Schwester Marie Christine schreibt sie im September 1791:

„Schicke mir nicht meine Diamanten zurück; was soll ich damit machen? ich schmücke mich nicht mehr. Mein Leben ist ja eine völlig andere Existenz geworden. Ich leide Tag und Nacht; ich verändere mich zusehends, meine schönen Tage sind vorüber, und wären nicht meine Kinder, so wünschte ich, ruhig im Grabe zu schlafen. Sie werden mich tödten, meine theuere Christine! Nach meinem Tode vertheidige Du mich aus Deinem vollen, ganzen Herzen.

„Ich habe Deine Achtung und die der ehrenhaften Personen aller Länder stets verdient."

Ja, die Achtung aller Länder und aller Zeiten ist der unschuldig hingeopferten, königlichen Frau gesichert. J. L.

---

*) Dieser am 4. Juni 1789 verstorbene Dauphin Ludwig war i. J. 1781 geboren. Sein etwas jüngerer Bruder, bis dahin Herzog von der Normandie genannt, ist der unglückliche Dauphin, der nach dem Tode Ludwigs XVI. von den Royalisten als König Ludwig XVII. proklamirt, aber vom Convent zu einem Schuster in die Lehre gegeben wurde, wo er in Hunger und Elend verkommen ist. D. R.

Polen.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen.

Joachim Lelewel.

Viele Menschen schreiben Verse und sind persönlich die klare, baare Prosa; andere, seltnere, haben nie ein Gedicht geschrieben und sind trotzdem Gedichte. Nun will ich zwar nicht sagen, daß Lelewel nie ein Gedicht geschrieben habe, es ist sogar sehr möglich, daß auch bei ihm die Tugend sich in Maß und Reim geäußert hat, nur weiß ich Nichts davon; von der Poesie seiner Persönlichkeit als Greis dagegen kann ich erzählen, denn ich habe sie gesehen, bewundert und innig lieb gehabt.

Es war 1854 in Brüssel, als ich ihn kennen lernte. Baron Reinsberg hatte einen Empfehlungsbrief vom Geheimrath Neigebaur bei ihm abgegeben und da Lelewel eben ausgegangen war, mit einer Karte dort gelassen. Am nächsten Morgen bereits kam Lelewel, um den Besuch zu erwiedern. Ich war allein und hatte auch mein Kammermädchen ausgeschickt, so daß es die Bonne des Hauses war, welche mir Lelewels Karte brachte. „Madame," sagte sie dabei, „il y a en-bas un vieux qui vous demande, un pauvre à ce qu'il parait, — pas bien couvert du tout — faut il le faire monter?"

„Gewiß, Natalie, und geschwind, das ist kein Armer, das ist ein großer Mann."

„Ca?" fragte Natalie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck geringschätziger Verwunderung. Daß man pas bien couvert du tout und doch ein großer Mann sein könne, das ging offenbar über ihre Fassungskraft.

Lelewel kam. Er war, darin muß ich Natalie Recht geben, pas bien couvert du tout, und doch hatte er sich festlich angethan, hatte unter seinem großen alten Mantel einen Frack und ein ganz frisch gestärktes Hemd mit einem ungeheuren Kragen, aber freilich, der Frack war abgeschabt und altmodisch, und das Hemd gelb und grob; Lelewel war kein Elegant, für gewöhnlich trug er die blaue Blouse des Arbeiters, doch wer sah bei ihm darauf?

Ich sicherlich nicht. Während er neben mir auf dem Sopha saß und sich in einen gelehrten Monolog über slavische Etymologie verlor, dem ich zum Glück folgen konnte, sah ich sein prachtvolles Profil, die langen weißen Haare, welche ihm so reich und so mächtig auf die Stirn fielen, und seine klaren lichtblauen Kupferstich-Augen. Die Schönheit des Alters ist die einzig wahre, indem sie der Schmeichelei der Farbe Nichts zu danken hat, sondern blos aus den wirklichen Umrissen und Zügen besteht, und ich hatte nie einen schönern Greisenkopf gesehen, als den Lelewels.

Ich habe mir schon öfter die Geneigtheit von Gelehrten durch ein Talent erworben, welches ich in hohem Grade besitze, nämlich durch das passive Talent des Zuhörens. Auch Lelewel mußte ich gewonnen haben, indem ich mir zwei Stunden lang von slavischer Etymologie vorsprechen ließ, denn er kam öfter zu uns und blieb dann immer auf Stunden. Wie das erste Mal, sprach er gewöhnlich allein; er hörte schwer und war auch häufig träumerisch zerstreut, so daß es oft den Anschein hatte, als spräche er mehr mit sich selbst, als mit den anwesenden Personen. Die Stimme war leise und etwas klagend, aber slavisch melodisch, die Haltung gebeugt, die Miene meistens bekümmert. Von Zeit zu Zeit erhellte ein wehmüthiges Lächeln das edle bleiche Gesicht, öfter noch aber schüttelte der alte Mann hastig den Kopf, so daß sein weißes Haar wie vor einem plötzlichen Windhauch hin und her wehte. Diese Bewegung war ein Zeichen, daß ihm irgend ein störender Gedanke eingefallen war. Ein Mal sah ich sie auch durch mich veranlaßt, als Lelewel mir nämlich eines Tages bei sich eine seiner gelehrten Broschüren als Andenken überreichte. Mit gebührender Erkenntlichkeit sie annehmend, verlangte ich doch noch mehr: seine Handschrift auf dem Titelblatt. Das war dem alten Herrn gar nicht recht; die Tinte war dick, er hatte keine Feder, die gut schrieb; er saß an seinem großen weißen Tisch und schüttelte sein weißes Haar. „Nehmen Sie doch einen Bleistift," schlug ich ihm vor. Vorwurfsvoll unter seinem langen Haar zu mir aufblickend, antwortete er kläglich: „Ich kann mit Bleistift nicht schreiben," und noch heftiger und bekümmerter schüttelte er den Kopf. Ich empfand wirkliche Gewissensbisse, indessen meine Handschrift mußte ich doch haben und bekam sie auch, wenngleich nicht ohne einen zweiten anklagenden Blick. Als aber zwei Jahr später Lelewel uns eine ganze Anzahl seiner kleineren Arbeiten schickte, da waren in jedem für mich bestimmten Hefte einige Worte eingeschrieben; er hatte es nicht vergessen, um was ich ihn damals geplagt hatte.

Mir war übrigens die große Güte, die schönste und seltenste, welche selbst Gedächtniß für kleine Dinge hat und diese ebenso gern thun, wie große, bei unserm polnischen Freunde nichts Neues. Mehrmals schon hatte sie mich gerührt, ein Mal fast bis zu Thränen. Es war das im Frühjahr nach unserer Bekanntschaft, als wir, von Berlin zurückgekehrt, im Hôtel de Saxe wohnten und unsern Salon — wenigstens das Zimmer, welches der Wirth so nannte — ganz voll Bücherkisten stehen hatten. Ich weiß nicht, saß Lelewel auf einer, oder saß ich auf einer, genug, eines von uns hatte diesen hölzern literarischen Sitz inne, als wir ein Mal ausnahmsweise auf Politik zu sprechen kamen. Natürlich repräsentirten wir die beiden Pole. Lelewel, wie bekannt, Republikaner, nebenbei der einzige, echte, den ich je gekannt, ich Royalistin, oder wie Alexander Dumas I. es sehr treffend bezeichnete: royautiste. Für gewöhnlich ließ der alte weiße Adler mich ebenso ungestört in meiner Ueberzeugung, wie ich ihn in der seinigen; die polnische Courtoisie schon würde ihn zurückgehalten haben, mit einer Frau zu streiten. Diesen Tag jedoch mußte er gerade innerlich gereizt sein, denn er sprach heftig und redete sich endlich in eine solche Aufregung hinein, daß ich, um ihn zu beruhigen, zu einem Scherz griff, indem ich, ihm mit dem Finger drohend, scheinbar schmollend sagte: „vous êtes bien méchant, Mr. Lelewel; si j'étais roi, je vous ferais mettre en prison." Er stutzte, sah mich an, brach das Gespräch ab, und empfahl sich, aber zwei Tage später war er wieder da. Ich empfing ihn überrascht, denn seine Besuche wiederholten sich sonst nicht so schnell, doch ich sollte noch mehr überrascht werden, als er mich mit seinem liebenswürdigen Lächeln fast schüchtern frug: „Sind Sie mir böse, daß ich neulich meine Meinungen mit solcher Schärfe aussprach?" — „Ich Ihnen böse sein, weil Sie sagen, was Sie denken!" frug ich zurück. „C'est que je le craignais, que je ne voudrais pour rien au monde vous faire de la peine et que je viens vous demander pardon," sagte er und küßte mir mit der ganzen ritterlichen Grazie seines Stammes die Hand. Ich bekenne, daß ich in der größten Versuchung war, ihm meinerseits die Hand zu küssen, ebenso wie ich später mehr als ein Mal dem Antrieb zu widerstehen hatte, den alten Patriarchen recht wie ein gutes Kind um seinen Segen zu bitten. Wäre ich ein junges Mädchen gewesen, ich hätt' es sicherlich gethan, aber, leider, verliert man mit der Jugend selbst eines ihrer lieblichsten Vorrechte, die Erlaubniß, sich den Regungen des augen-

blicklichen Gefühls hinzugeben, ohne überspannt zu erscheinen.

Es war hauptsächlich in seiner eigenen Behausung, daß Lelewel den vollen Eindruck des Ehrwürdigen hervorbrachte; in seiner eigenen Wohnung kann ich nicht sagen, denn er wohnte nicht eigentlich, er herbergte nur. Durch einen Barbierladen kam man in der engen und düstern rue des éperonniers die steile dunkle Treppe hinauf, welche zu der Thür führte, die man öffnen mußte, ohne anzuklopfen, denn diese Ceremonie war Lelewel verhaßt, und der Barbier, sein Hauswirth, verfehlte nie, dem Besucher die Weisung mitzugeben: „Monsieur, vous devez entrer sans frapper — Mr. Lelewel n'aime pas ça.“ Fand man die Thür offen, so wußte man, daß Lelewel anwesend war, wenn nicht im ersten Zimmer, welches auf einen engen, feuchten Hof ging, so im zweiten, das nach der Straße sah. Aus diesen beiden Räumen, beide gleich nackt, grau und kalt, von denen der erste als Schlafgemach, Küche und Speisekammer zugleich, der zweite als Bibliothek und Salon diente, bestand Lelewels Herberge. Nie habe ich einen Sonnenstrahl dort gesehen, nie Feuer gefunden. Zwei Mal in der Woche zündete Lelewel welches an, um sich ein warmes Mittagsessen zu kochen; die übrigen Tage aß er kalt und machte höchst wahrscheinlich kein Feuer; dabei saß er meistens in Hemdsärmeln und zog nur, um den Besuchern Ehre zu erweisen, in aller Eile einen langen und weiten Rock an, den man am besten als Houppelande bezeichnen konnte. War er erst schön, dann überließ er sich dem Vergnügen des Wiedersehens, denn Lelewel wurde sehr gern besucht, war überhaupt für alle Beweise von Anhänglichkeit äußerst empfänglich und in gleichem Maße dankbar. „Vous ne m'oubliez donc pas!“ pflegte er zu sagen und zu wiederholen, und dann hieß es: „et votre fils? et votre santé? et vos travaux?“ Obwohl damals diese travaux noch meistens in Plänen und Studien bestanden, so nahm er doch so warmen Antheil daran, als wären sie bereits zu Resultaten gediehen. Nicht nur, daß er, wie es sich von selbst versteht, von gelehrtem Hochmuth gänzlich frei war, er vergaß auch in jedem Augenblicke seine wissenschaftliche Ueberlegenheit, um jede kleine Produktion auf das Naivste und Ehrlichste zu bewundern. Alles, was ich Französisch schrieb, mochte es nun belletristisch oder linguistisch sein, las er mit dem reizendsten Eifer, und als Baron Reinsberg einen größeren Artikel über die cechische Literatur in die Libre Recherche gegeben hatte, sagte Lelewel so überredend und dringlich: „Machen Sie doch auch über uns einen solchen Artikel,“ als hätte die ganze Zukunft der polnischen Literatur von „einem solchen Artikel“ abgehangen. Ebenso bereit wie mit Antheil und Anerkennung war er mit Hülfe bei der Arbeit. Es durfte, das ist uns mehrmals versichert worden, nur eine Frage an ihn gerichtet, oder eine Bitte um Auskunft an ihn gethan werden, so antwortete er: „Ich will nachsehen und Ihnen einige Notizen geben.“ Wenn er dann nachgesehen hatte, so füllten die versprochenen Notizen gewöhnlich mehrere Blätter, und der Auskunftsuchende fand seine beabsichtigte Arbeit so gut wie gemacht, und zwar um Vieles gründlicher, als er selbst, trotz wochenlanger Studien, sie je zu Stande gebracht hätte, denn Lelewel war im buchstäblichen Sinn, was die Franzosen un puits de science nennen.

Natürlich bedurfte er bei seinen Arbeiten keines Beistands, sondern faceva da se, wie Italien, leider, nicht gethan hat. Ein Werk, welches zu schreiben er mehrmals dringend aufgefordert worden war, die polnische Revolution von 1830, hatte er immer ungeduldig abgelehnt. „Sie quälen mich darum,“ sagte er klagend, „als ob ich's hier schreiben könnte, wo selbst die unentbehrlichsten Bücher mir mangeln!“ Aus demselben Grunde wollte er von der Abfassung seiner Memoiren Nichts hören, die ich ihm einige Male an's Herz legte. Dagegen war er unermüdlich bei seinen Karten, und wunderte sich nur, daß die Augen ihn allmählich in Stich ließen. Die Worte: je ne peux plus travailler, sind die einzige Klage, die ich je von ihm gehört habe. Im Uebrigen nahm er das Leben wie ein Stoiker an und lebte wie ein Anachoret. Wenn ich bisweilen nach seinen Vorräthen spähte, eine scherzhafte Indiscretion, die er immer mit seinem guten, wehmüthigen Lächeln bemerkte, fand ich regelmäßig ein großes Brot, und Milch in verschiedenen Fayence- und Porzellantöpfen, seltener einen Ueberrest von Käse und am allerseltensten ein Stück kalten Rindfleisches. In gutem Stande, wenn auch nicht gescheuert, war die Kaffeemaschine; Lelewel liebte den Kaffee und trank ihn polnisch stark. Desgleichen hatte er sich eine knabenhafte Vorliebe für alle Sorten von Kuchen erhalten, und mit irgend einem feinen Gebäck konnte man ihn allenfalls in Versuchung führen; wenigstens gelang es mir einige Male zu meinem großen Triumphe. Mehr Mühe hatte ich mit einer Flasche echten Maraschino, welchen er bei uns auch versucht und exquisit gefunden hatte. Es blieb uns noch eine Flasche, und beim nächsten Besuch nahm ich sie mit, aber Lelewel schüttelte sehr bedenklich sein Haar und war nahe daran, unwillig zu werden. Erst als ich ihm sagte: „aber es ist die letzte Flasche, die wir haben, und Sie sehen, ich selbst bringe sie Ihnen,“ resignirte er sich und erlaubte mir den Maraschino neben seine Kaffeemaschine zu setzen. Ich dankte ihm aufrichtig; es thaten das Alle, von denen er nur das Geringste annahm. Man betrachtete es als eine Ehre, man erzählte es sich. „Lelewel ist von Zeit zu Zeit bei mir zu Mittag,“ sagte ein Numismatiker, denn mit seinen Kollegen in der Münzkunde verkehrte er am liebsten; die Geographie war seine Wissenschaft — die Numismatik seine Leidenschaft. „Bei mir nimmt er nur Kaffee,“ entgegnete ein Anderer, „aber ich bin schon damit zufrieden, er thut's nicht bei aller Welt.“

Was er gar nicht annahm, das waren Vermächtnisse und Geschenke, an denen seine Landsleute es nicht fehlen ließen. Sobald ihm eine solche Summe zukam, oft eine recht bedeutende, wurde sie zu irgend einem wohlthätigen Zwecke angewandt. Es war, als betrachtete Lelewel das Geld wie eine seiner unwürdige Sache, oder als hielte er sich für reich. In gewisser Hinsicht war er's auch. So lange er arbeiten konnte, genügten die Honorare, obgleich sie, abermals durch seine Schuld, immer nur sehr gering waren, vollkommen zu seinem Unterhalt, und als die Augen ihm später wirklich den Dienst versagten, da nahm er, so oft er Nichts mehr hatte, irgend eine seiner selten gewordenen Arbeiten unter den Arm, und wanderte damit zu einem deutschen Buchhändler, der ein bedeutendes antiquarisches Geschäft hatte. „Wie viel geben Sie mir?“ frug Lelewel. — „Sie wissen ja den Preis,“ antwortete der Buchhändler. Lelewel wurde böse, der Buchhändler zuckte entschuldigend die Achseln. Lelewel nahm seinen Atlas wieder unter den Arm und ging, der Buchhändler sagte: „Guten Tag Herr Lelewel.“ — Lelewel kehrte um, hielt den Atlas hin: „voilà — donnez.“ — „Jetzt weiß ich schon ungefähr, wann er wieder kommt,“ sagte der Buchhändler, „aber mit vierzig, funfzig Francs geht der lange.“

Dieser Eigensinn, sich selbst genügen zu wollen, war ebenso wenig Unabhängigkeits-Prahlerei, wie die Anerkennung Anderer Berechnung. Lelewel nahm nie eine Stellung als Spartaner oder politischer Märtyrer ein, unabhängig sein, war ihm ein-

Digitized by Google

faches Naturbedürfniß. Ebenso wenig mühte er sich je um Popularität ab; dennoch wurde sie ihm.

Die Arbeiter in Brüssel liebten ihn nicht minder, als die Gelehrten ihn schätzten. Ich weiß nicht, ob sie etwas von seiner wirklichen Bedeutung verstanden, höchst wahrscheinlich betrachteten sie ihn eben nur als un bon-homme, aber als solchen liebten sie ihn. „Das Volk" liebte den, welcher den blauen Kittel des Volkes trug und von einem Schmied, dessen Gehämmer mich plagte, ganz unbefangen sagte: „Ich kenn' ihn — 's ist ein guter Freund von mir." Daß ihn Natalie geringschätzig angesehen, beweist Nichts: Natalie war erstens kein Brüssler Kind, und zweitens eine Benne, also keineswegs vom Volke, welches, wie mit jeder echten Aristokratie, auch mit der des Geistes instinktive Sympathien hat. Bei Lelewel wenigstens bewies es diese Sympathien. Als er krank und von seinen Landsleuten nach Paris gebracht wurde, damit er besser verpflegt werden möchte, da waren die Brüssler sehr unzufrieden. Man wußte, daß er Paris nicht liebte, daß er Brüssel vorzog. „Man zwingt ihn, hinzugehen," hieß es, „man thut seinen Neigungen Gewalt an." Und als er dort starb, da war die Unzufriedenheit der Brüssler noch größer und so zu sagen: legitimer. Wenn man Lelewel bei ihnen gelassen hätte, so wäre er nicht gestorben. Er war allerdings sechsundsiebzig Jahr alt, aber was that das! — in Brüssel wär' er doch wieder gesund geworden. Und dann mußten die Brüssler ihren Lelewel, den sie im Leben so lange besessen hatten, nun den Parisern im Tode auf immer lassen — das war ungerecht: die Brüssler durften sich beklagen, und sie thaten's.

Wir sahen Lelewel zum letzten Male im Jahre Neunundfunfzig, ehe wir nach Deutschland zurückgingen. Er war innig und dankbar, wie immer, aber sehr bleich und noch ernster, als gewöhnlich. Er bereitete sich auf den Tod vor, indem er seine Bücher einpackte und an die polnische Bibliothek nach Paris schickte. Mehrere Fächer waren schon ganz leer — ein trauriger Eindruck. Daß es nicht auch ein unheimlicher war, bewirkte Lelewels Ruhe.

Er sprach von seinen Vorbereitungen, wie von etwas Natürlichem, wovon weiter keine Worte gemacht zu werden brauchten. Er sagte blos: „La machine commence à se déranger — vous ne me retrouverez plus." Einfach wie immer, war er auch jetzt. Dieser Charakter hielt Farbe.

Unser Abschied war gedämpft und beklommen. Wir wagten keine Rührung zu zeigen, Lelewel hatte sogar kein Mitleid mit sich selbst. So drückten wir denn stumm seine blasse, kalte Hand, und ließen ihn allein. Mir aber ist es, nun ich diese Zeilen der Erinnerung schließe, als fühlte ich noch ein Mal den Händedruck, mit welchem er mich so oft empfing, und hörte die Worte, die ich dabei stets vernahm, die gerührte, herzliche Frage: vous ne m'oubliez donc pas?

Ida von Düringsfeld.

Italien.

Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats.

III.*)

Die Regierungs-Organe in Rom.

Vom theoretischen Standpunkte angesehen, erscheint der Papst als der demokratischste aller Souveräne der Welt. Bauern- und Handwerker-Söhne haben auf dem Stuhl Petri gesessen, und schwielige Hände, die mit Grabscheit und Pflug vertraut waren, haben die Blitze des Vaticans geschleudert. In der Praxis aber wurden die Schranken dadurch enger gezogen, daß das Cardinal-Kollegium stillschweigend die Wahl stets auf ein Mitglied der eigenen Körperschaft leitete, und noch enger, da ebenfalls in Folge eines usurpatorischen Uebereinkommens jeder Ausländer von der Wahl ausgeschlossen wird. Und in der That war Adrian von Utrecht († 1523) der letzte auf den päpstlichen Thron berufene Nichtrömer.

Die unendlichen Anordnungen und Verkehrungen, womit nach dem Verscheiden eines Papstes zur Wahl eines neuen geschritten wird, sind bekannt. Die nichts weniger als heiligen Ränke, Listen und Parteiungen, die in dem Konklave spielen, bevor der heilige Geist das letzte Wort gesprochen und der Dechant des heiligen Kollegiums dem versammelten Volke verkündet, daß den gläubigen Kindern ein neuer „Vater", der Kirche ein neues Haupt gegeben ist, sind ebenfalls weltkundig. Was das Privat- und Regentenleben dieses Priesterfürsten betrifft, das bis zur Eintönigkeit geregelt ist, so erzählt darüber ein Reisender Nachstehendes:

Mit, oft vor der Sonne steht der Papst auf, hört die Messe, nimmt ein leichtes Frühstück, und um neun Uhr beginnen die Audienzen. Der Staatssekretair hat seinen bestimmten Tag, ebenso der Schatzmeister. Der Gouverneur von Rom bringt seine Mappe, angefüllt mit Entwürfen und Berichten: Bischöfe und Missionäre versetzen ihn abwechselnd im Moment von England nach China, von Aegypten nach Peru. In diesem Wust von Papieren, die auf seine Unterschrift warten, liegen Bittschriften und Beschwerden, Todesurtheile und Begnadigungsgesuche, Akten politischer und kriminalistischer Prozesse, Vorschläge zu neuen Bisthümern oder zu neuen Heiligsprechungen, Pläne zu einer Kathedrale in New-York und zu einem Kloster in Syrien, zu einem neuen Gefängnisse im Patrimonium, oder zu einer neuen Steuer in den Marken — kurz Architektur und Gesetzgebung, Finanzen und Theologie, Heiliges und Profanes liegen bunt durcheinander und bleiben oft so liegen vom Anfang bis zum Ende, von seiner Krönung bis zu seinem Tode; und mit dem besten Willen und dem unermüdlichsten Fleiß ist er, eine hilflose Beute, preisgegeben den Ränken und Kabalen, den Listen und Täuschungen, die um einen Thron kriechen und schleichen. Wollte selbst der Papst sich besser unterrichten lassen, so hätte er nicht die Zeit dazu. Hat er ja keine Zeit, die Zeitungen zu lesen, und muß sich mit dürftigen Auszügen begnügen, die in dem Bureau des Gouverneurs eigens zu diesem Behufe angefertigt werden, und die natürlich nur das enthalten, was der Minister für gut findet, vor die Augen des Herrn zu bringen. Die Weltlage im Allgemeinen, der Zustand seines Volkes, insbesondere dessen Bedürfnisse und Wünsche bleiben ihm verborgen.

Er speist allein; denn wer soll mit dem Statthalter Christi zu Tische sitzen? Und so ist er auch in der Stunde, wo ein freies, offenherziges Wort zu Ohr und Sinn leicht Zugang hätte, von der Außenwelt abgesperrt und nur in den Händen seiner unmittelbaren Umgebung. Will er sich Bewegung machen, so geschieht es entweder zu Fuß bald im Garten, bald in den Galerien der Hofbibliothek, oder zu Wagen in Begleitung seiner Garden und Hausdiener. Den letzten Spaziergang durch die Straßen hat er als Prälat gemacht; seitdem aber die dreifache Krone auf sein Haupt gesetzt worden, bekommt er von der Stadt gerade so viel zu sehen, wie ihm ein flüchtiger Blick durch die Wagenfenster gestattet, der ihm obendrein durch die Garde-Offiziere,

*) Vergl. Nr. 2 und 3 des „Magazin" von 1865.

die auf mächtigen Rappen hart an dem Kutschenschlag reiten, verkümmert wird.

Betrachten wir das Räderwerk der komplizirten Regierungsmaschine, die dem Scheine nach der Papst in Bewegung setzt. Es giebt 23 Kongregationen, eine Art berathender und vollstreckender Behörden, die aus Cardinälen und Prälaten bestehen. Sechszehn verwalten die geistlichen, sieben die weltlichen Geschäfte. Ihre Zahl kann jedoch, je nach Bedürfniß und Ermessen des regierenden Papstes, beschränkt oder erweitert werden. Theoretisch stehen sie unter unmittelbarer Leitung des Souverains; in der Wirklichkeit aber walten sie mit souveräner Selbstbestimmung.

Wir führen zuerst das Gericht an, bei dessen Nennung uns unwillkürlich ein Schauer anwandelt: das heilige Officium oder die Inquisition. Sie ist freilich nur ein Schatten von dem, was sie früher war, wo vor ihrem Drohen Könige auf ihren Thronen erbleichten; indeß fehlt es auch in der Neuzeit nicht an Beispielen finsterer, grausamer Thaten innerhalb der finstern Mauern des Inquisitionsgebäudes.

Als die Machthaber der ephemeren „römischen Republik" 1849 die Protokolle der Inquisition untersuchten und ihre Kerker öffneten, da überzeugten sie sich, daß dieses furchtbare Tribunal auch in neuerer Zeit nicht gänzlich feierte.

Ein Abzweig des heiligen Officiums ist die von Pius V. eingesetzte Kongregation des Index. Censur wäre kein passender Name; denn die anderweite Büchercensur, auch in ihrer strengsten Form, hat mit dem hassenswerthen Institut im Kirchenstaat nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Das Kollegium besteht wie das heilige Officium, aus Cardinälen und Geistlichen. Manche darunter zeichnen sich durch Gelehrsamkeit, einige durch Frömmigkeit aus; Alle aber stehen für Einen Mann im rastlosen, nimmer aussetzenden Kampfe gegen jede freie Bewegung des Geistes in Wissenschaft, Literatur und Kunst. Ohne ihre Bewilligung kann kein Manuscript zum Druck befördert, keine neue Ausgabe veranstaltet, ja, kein Grabdenkmal von Künstlerhand errichtet werden. Wenn die italiänische Literatur unter diesem Alp, der seit Jahrhunderten auf ihr lag, nicht erstickt ist, so kann das als schlagender Beweis gelten, welch ein Geist wunderbarer Elastizität und Lebenskraft die Italiäner belebt. Der anspruchloseste, von allem Ehrgeiz freie Schriftsteller würde erröthen, wenn sein Buch nicht auf dem Index stünde; denn dieser negative Beifall der Kongregation wäre für dasselbe ein verdammendes testimonium paupertatis.

Die nächst wichtige Kongregation ist die de propaganda fide; sie ist der Mittelpunkt, von dem aus das katholische Rom sein Netz über die Welt spannt, Seelen zu fischen; wie das heidnische Rom seine Heere überallhin entsandte, um Völker zu unterjochen. Cardinäle mit einem aus ihrer Mitte als Vorsitzenden und einem Prälaten als Sekretär bilden das Kollegium, das sich regelmäßig zweimal des Monats und bei außerordentlichen Vorfällen auch öfter in Gegenwart des Papstes versammelt. Hier werden die Missionsberichte gelesen und geprüft, neue Missionen vorgeschlagen und erörtert, neue Bischöfe in partibus infidelium ernannt.

Es folgt dann eine Reihe von Kongregationen verschiedener Ressorts: die eine, mit der Bezeichnung „apostolische Kongregation", verwaltet die Kirchen in Rom und dessen Diöcese; eine die kirchlichen Feierlichkeiten; eine andere überwacht die geistlichen Gerechtsame; eine andere besorgt die Sakramente; wieder eine andere die Indulgenzen und Reliquien.

Mit den Angelegenheiten der Bischöfe und Bisthümer, sowie der Mönchsorden, sind vier andere Kongregationen unter verschiedenen entsprechenden Namen betraut. Hoch an Würde und Wichtigkeit steht die Kongregation St. Peter. Ein Kollegium von acht Kardinälen und vier Prälaten hat unter sich den Auditeur der apostolischen Kammer, den Schatzmeister, den Richter der Rota, einen Controleur, einen Kronanwalt, einen Sekretär und verschiedene Rechtskundige. Es bildet — und das ist sein wichtigstes Attribut — den Gerichtshof für Testamentsbestätigungen, mit ausschließender Jurisdiktion über letztwillige Bestimmungen, mögen sie milde Stiftungen oder Vermächtnisse an Ketzer, Ausländer, Flüchtige und Verbannte betreffen. Ein Zweifel über die Ausführbarkeit der Testamentsbestimmungen den Wünschen des Testators gemäß, bringt das Testament in den Kreis der Gerichtsbarkeit dieser Kongregation. Und gelangt auch der Legatar nach dem langwierigen Schleichgang des Gesetzes zu einem günstigen Bescheid, so fallen doch die aufgelaufenen Zinsen des Legats, von dem Todestage des Erblassers bis zum Tage der Publikation des Erkenntnisses — in den Seckel St. Peter's. Grund genug, daß wenige Kongregationen mit dieser an Wachsamkeit und Thätigkeit in ihren amtlichen Funktionen wetteifern.

Die Kongregationen für das Weltliche sind: ein Kriminalhof unter dem Namen sacra Consulta — das Beiwort sacro oder santo begegnet dir in Rom, wohin du dich drehest —; das Buon Governo für städtische Sachen; die Oberaufsichtsbehörde über Wasser und Straßen; ein Wirthschaftsrath; ein Unterrichtsrath; eine Rechnungskammer; eine Schätzungskommission über Repartirung der Grundsteuer. Fügen wir hinzu sechszehn geistliche und weltliche Tribunale, zwei Staatssekretäre, einen Sekretär der Breven, einen Sekretär der Denkschriften, einen Camerlengo — das offizielle interimistische Oberhaupt während der Erledigungszeit des heiligen Stuhls — einen Schatzmeister, einen Gouverneur von Rom, und wir haben einen Abriß des römischen Regierungspersonals.

In dieser komplizirten Maschine waren nur zwei Räder Laien anvertraut: das kapitolinische Tribunal — ein schwacher Ueberrest der alten Munizipalität — und das Handels-Tribunal, von Pius VII. gegründet, das in direkter Verbindung mit der Handelskammer steht. Unter den drei Richtern der letzteren wählt der Papst zwei, den dritten liefert die Barre.

Rom hat sechzig edle Familien, die den Ehrenbeinamen Conscripti führen. Aus diesen werden vierteljährlich drei Conservatori und ein Priore gewählt, welche eine Aufsichts-Kommission über die Mauern und öffentlichen Denkmäler bilden; zugleich verwalten sie die Einkünfte der kapitolinischen Kammer. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den alten Aediles, wie der heutige Senator an den praefectus Urbis erinnert. Sehen wir aber diesen sogenannten Senator bei öffentlichen Gelegenheiten gleich einer Statue an dem päpstlichen Throne stehen, über den Prälaten zwar, aber eine Stufe unter den Cardinälen, so ruft uns dieses Schauspiel weder den Senat noch den Präfekten, noch irgend Etwas in's Gedächtniß, das uns an jene Tage mahnt, wo die Römer in gewissen Mitbürgern nicht Oberherren sondern selbstgewählte Vertreter des souveränen Volkswillens anerkannten.

Es bedarf keiner tief eingreifenden Prüfung dieses Systems, um darin Ekklesiokratie vom reinsten Wasser zu erkennen. Der kirchliche Sauerteig durchdringt es in jedem Punkte. Gehet wohin ihr wollt, in Geschäften oder zu eurem Vergnügen, und auf jedem Schritte begegnet euch ein Geistlicher, blitzen euch durchdringende Augen unter einem dreieckigen Hut oder einer Kutte an. Und wandelt ihr durch Reihen prächtiger Kaufmanns-

läden oder vor den Fenstern der Banquiers, und der Anblick flatternder Segel und rauchender Dampfer und das Geräusch rollender Wagen wollen eure Gedanken in das weltliche Leben zurückführen, so mahnen euch zahllose Betkapellen und Heiligenschreine am Wege, und eine Kirche oder ein Kloster am Ziele, daß — ihr in dem päpstlichen Rom seid.

Von dem Augenblicke, wo er den Thron besteigt, ist der Papst, obgleich durch Wahl berufen, absolutester Monarch, die einzige Quelle aller Aemter und Ehren. Die Münzen tragen sein Bild, Monumente seinen Namen als Inschrift; Gesetze und Verordnungen sind die freien Ausflüsse seines souveränen Willens. Als Oberhaupt der Kirche stehen alle geistlichen Interessen unter seinem Schutz; als Oberhaupt des Staates unterliegen alle weltlichen Angelegenheiten seiner Gewalt. Er regiert nicht, wie andere Fürsten, „von Gottes Gnaden", sondern kraft eines eigenthümlichen Erbrechts als Statthalter Christi. Ein Widerstand gegen seinen Willen ist keine bloße Rebellion, sondern eine kirchenschänderische Todsünde. Seine Auslegung befreit das Gemüth von des Zweifels Qualen, sein Segen nimmt vom Gewissen die Last der Sünde.

Das Bewußtsein einer solchen, über alle Verantwortlichkeit hinaufgeschraubten Allmacht, deren Gesetze keine Revision, deren Aussprüche, als unfehlbar, keine Appellation zulassen — einer Macht, die ihren Untergebenen gegenüber nur Rechte hat, während diese nur Pflichten haben, die nach den Rechten jener bemessen werden — das Bewußtsein einer solchen Macht verläßt ihn keinen Augenblick; es bleibt ihm gegenwärtig in der Stunde der Arbeit und der Ruhe, im Audienzsaal und auf seinen Spaziergängen im Garten; es breitet eine täuschende Färbung über die Gedanken, die ihn bewegen, wenn er auf den Schultern seiner Diener durch das Gedränge der Volkshaufen getragen wird, die anbetend im Staube vor ihm niedergeworfen liegen; es schwebt dunkel durch sein Gehirn, wenn er das müde Haupt auf den einsamen Pfühl legt.

Wenn die beste der Regierungen diejenige ist, unter der alle moralischen und intellektuellen Kräfte der Regierten sich ungehemmt in aller Fülle entfalten können, in welcher die Verantwortlichkeit des Oberhauptes so unmittelbar vor ihnen hingestellt wird, daß er sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren, sich nimmer ihren Verpflichtungen entziehen kann: so muß sicherlich die Regierung als die schlechteste bezeichnet werden, in welcher Ein Mensch für Alle denkt und richtet; in welcher durch eine unnatürliche Vereinigung geistlicher und weltlicher Machtvollkommenheit ein Mensch, aller menschlichen Verantwortlichkeit entheben, den Willen Gottes auslegt und die Gewalt besitzt, seinen Auslegungen Folge und Gehorsam zu erzwingen.

England.

Thomas Buckle's Leben und Schriften.*)

Wir haben zu seiner Zeit das merkwürdige Buch, welches nun in zweiter Ausgabe vor uns liegt, in zwei ausführlichen Artikeln besprochen und von unserem Standpunkte aus zu würdigen versucht. Jedenfalls lag eine außerordentliche Erscheinung vor, die erhöhter Aufmerksamkeit werth war, und dieser Eindruck ist bei der Durchmusterung dieser zweiten Ausgabe nach so langer Zwischenzeit, wo sich das Urtheil klären und beruhigen konnte, eher vermehrt, als vermindert worden. Seine Vorzüge liegen am Tage: ein ungeheures aus Lektüre der verschiedensten Literatur gewonnenes Material, das überall möglichst auf die positive Thatsache zurückgeht; eine Zusammenfassung desselben unter leitende Gesichtspunkte von gehöriger Weite; eine meist lichtvolle Gruppirung der Partien und endlich eine ruhige, würdige Darstellung, wie sie dem Gegenstande und der Nationalität des Verfassers angemessen ist. Mit der aufgestellten Doktrin konnten wir uns nicht befreunden; denn ist sie richtig, dann steht alles Geistige, die Freiheit des Denkens, der Willensentschließung unter dem unerbittlichen Gesetze der materiellen Schwere; das letzte Resultat ist dann ein sehr trauriges, und selbst die Ideen von künftiger Beglückung der Menschheit sind nichts, als leere Illusionen.

Das Vorwort, welches Herr Ruge dieser Ausgabe vorausgeschickt hat, ist im wohlbekannten Stile des philosophischen Verfassers, mit dem nicht viel zu rechten ist. Interessant sind für uns der Lebensabriß und die Daten, die derselbe über den vorzeitigen Tod dieses so fleißigen und talentvollen Mannes gegeben hat.

Sein Buch hat ihm das Leben gekostet, er hat sich überarbeitet und ist, wie es scheint, dabei zuletzt an seiner Weisheit irre geworden.

H. Th. Buckle wurde am 24. November 1822 geboren, blieb unverheiratet und starb den 29. Mai 1862 in seinem vierzigsten Jahre. Er war ein zartes Kind und wurde deswegen früh aus der Schule genommen und nie auf eine Gelehrtenschule gethan; auch Oxford oder Cambridge hat er nie besucht; er verdankt sein ganzes umfangreiches Wissen vollständig seiner eignen Anstrengung und einem edlen Triebe zur Ergründung der Wahrheit. Er hatte ein gefälliges Aeußere, war von mittler Größe, zarter Gestalt, und sein intelligentes Gesicht wurde eigenthümlich englisch gestaltet durch seine gebogene und dabei nach vorn gerundete Nase zwischen lebhaften dunklen Augen.

Sein Vater war ein Londoner Schiffseigenthümer; er erbte von ihm ein ansehnliches Vermögen. Er war damals 18 Jahre alt und hätte leicht darauf verfallen können, sich dem Vergnügen, der Geselligkeit oder der Politik zu widmen; aber er verschmähte dies und vertiefte sich ganz in seine Bücher. Alle, so viele er deren bei seinen Arbeiten brauchte, mußte er besitzen, und so wuchs seine Sammlung zu einem großen Umfange. Ueber das Gelesene legte er sich sorgfältige Nachweis- und Auszugssammlungen an, und dabei besaß er ein erstaunliches Gedächtniß. Selbst aus Büchern, die er wesentlich nicht verstand, wie aus Hegel's Logik, wußte er Stellen mit Angabe der Kapitel aus dem Kopfe anzuführen, die ihm eingeleuchtet hatten, und dabei war ihm das Deutsche nicht einmal ganz geläufig. Doch arbeitete er in dieser Hinsicht zu viel. Herr Ruge giebt an, daß er sich zuletzt „mit den hirnverbrannten schottischen Predigten" buchstäblich den Rest gegeben. — Was es mit diesen Predigten für eine Bewandtniß hatte, erfahren wir nebenbei an einer anderen Stelle, wo es heißt, Buckle habe sich „hinsichtlich der Religion wieder eingerichtet," und sei, namentlich hinsichtlich des Unsterblichkeitsglaubens (über den sich Herr Ruge eine Aeußerung in seinem bekannten Style erlaubt hatte) — sehr empfindlich gewesen.

*) Henry Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Zweite rechtmäßige Ausgabe, sorgfältig durchgesehen und neu bevorwortet von dem Uebersetzer. Zwei Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1864—65.

Buckle verwandte sogar die Spaziergänge zur Arbeit und gönnte sich zur Erholung fast nur das Schachspiel, in dem er sogar den ersten Londoner Spieler geschlagen haben soll. Also eine sehr kopfanstrengende Erholung. — Außer dem Sammeln seiner Quellen, bereitete er sich noch durch Reisen auf sein großes Unternehmen vor; er kannte Spanien, Deutschland, Frankreich und Italien aus eigener Anschauung.

Die beiden Theile des vorliegenden Buches enthalten bei Weitem nicht alle Früchte seiner Studien. Ein großer Theil der speziellen Geschichte der Civilisation in England ist so weit fertig geschrieben, daß er gedruckt werden kann, und über seine Kollektaneen sagt J. S. Stuart Glennie in einem Briefe an die Times, Juli 1862, „sie würden durch ihre unendliche Mannigfaltigkeit und durch die methodisch angelegten Auszüge die merkwürdigste, interessanteste und werthvollste Sammlung von Stoff zu einer Geschichte der Civilisation sein, die nur je als das Werk eines einzelnen englischen Gelehrten erschienen wäre; und es sei sein eigner Wunsch gewesen, daß sie publizirt würden, im Falle sein Werk unvollendet bliebe." —

Außerdem hat er noch allerlei entworfen und fast beendigt, z. B. eine Abhandlung on the ultimate causes of the interest of money, eine andere on Bacon und on Shakespeare, einen Aufsatz on the influence of Northern Palestine on the Origin of Christianity; sodann hat er allerlei Beiträge zu Fraser's Magazin gegeben.

Nach der Herausgabe seines zweiten Theils fühlte er selbst, daß er sich überarbeitet habe. Dies war im Frühling 1861. Sein merkwürdiges Gedächtniß verließ ihn. Seine Freunde erschraken, und die Aerzte riethen ihm ernstlich an, sich der geistigen Arbeit für eine Weile zu entschlagen und in einem wärmeren Klima ganz seiner Gesundheit zu leben. Erst im Oktober verließ er England, begleitet von zwei Knaben, den Söhnen seines Freundes, und brachte den Winter am Nil zu.

Hier fühlte er sich bald wieder so wohl, daß er seinen Freunden schrieb, er sei vollkommen genesen und kräftiger als je. Anfang März verließ er Kairo und ging nach dem Sinai. Da er sich durch seinen Aufenthalt in der Wüste für ganz hergestellt hielt, unternahm er eine beschwerliche Reise zu Pferde durch Palästina. Gegen Ende April 1862 wurde er in Nazareth von Unterleibsbeschwerden und einem Halsübel überfallen und mußte über eine Woche in dieser Stadt verweilen. Ebenso mußte er in Sidon einen Halt machen, um sich zu erholen. Von hier aus ging er nach Damaskus. Als plötzlich diese berühmte Ebene beim Heraustritt aus dem Antilibanon vor ihm auftauchte, rief er aus: „Das ist mehr werth, als alle Pein und Ermüdung, die es mir gekostet!"

Die Ermüdung brachte seine Krankheit wieder hervor; er litt am Unterleibe, mußte Opium nehmen und verfiel in's Irrereden, wobei man ihn oft ausrufen hörte: „O, mein Buch, mein Buch! ich werde es nie zu Ende bringen!" Die Krankheit schien Anfangs nicht gefährlich; es entwickelte sich aber ein Nervenfieber daraus. Am 26. Mai verlor Buckle das Bewußtsein und starb den 29. Er wurde am selben Tage auf dem kleinen protestantischen Friedhofe begraben.

Sein Nachlaß fiel an seine Schwester. Sein Haus und seine unschätzbare Büchersammlung in Oxford Terrace 59 London wurden versteigert, seine Manuscripte einem vielbeschäftigten Advokaten, einem Vetter des Verstorbenen, übergeben, auf dessen Muße wir nun zu warten haben. —

Herr Ruge hat alle Kritiken, die in Deutschland über Buckle's Buch erschienen sind und die ihm sein Verleger zugeschickt hat, gelesen — er ist erschrocken über das Bewußtsein, welches sich in der Mehrzahl ausspricht, den Meisten sei der Lebenspunkt dieses Buches entgangen und fast nur Frauenstädt in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1861 Nr. 40 spreche ihn aus: „Buckle zeige, daß nicht die Großen der Erde es sind, welche die Geschichte machen, sondern der Geist, und zwar der Fortschritt der Wissenschaft."

Wir wollen uns in keinen weiteren Streit einlassen, aber es läßt sich hierüber doch sehr Vieles sagen. Es kommt sehr viel darauf an, was man unter Geist und was man unter Geschichte und was man unter Großen versteht. Die Vergangenheit ist nun einmal nicht nach philosophischen, politischen Grundansichten zugeschnitten, wie sie heute gelten, und man muß sie nehmen, wie sie ist. Jedes vergangene Zeitalter ist klug gewesen, so klug, wie es unter Umständen und mit redlicher Anstrengung seiner Kräfte sein konnte, und zuletzt beruht unsere gesammte Weisheit auf der Dummheit der Vorzeit; ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß auch wir über unsere natürliche Beschränktheit nicht hinaus können, und daß ein zukünftiger Denker den Ort entdecken wird, wo uns der Zopf gehangen. Die Energie großer Tyrannen ist auch Geist, und der Satz, den der Herr Uebersetzer weiterhin dem Sokrates entlehnt: „Der Wissende sei der wahre Herrscher," hat gleichfalls eine wächserne Nase, die sich wahrscheinlich noch sehr lange wird drehen lassen. Der Wissende kann ein Philosoph, ein Gelehrter, ein spekulativer Kopf, ein gescheidter Despot, ein machiavellistischer Staatsmann, ein schlauer Priester, oder auch ein geriebener Volkstribun und Demagog sein. Wir halten Buckle für einen viel zu positiven Charakter, als daß wir glauben, der obige, nach beiden Seiten schielende Satz enthalte die Grundidee seines Buches; weit mehr, glauben wir, kam es ihm darauf an, die positiven Gesetze zu entdecken, nach denen sich die von geistigen, wie materiellen Impulsen getriebene Geschichte vorwärts bewegt.

Finnland.

Finnlands politische Stellung zu Rußland.*)

Hoch im Norden erstreckt sich vom finnischen Meerbusen bis in die Nähe des Eismeers ein Land, das in Europa nur selten genannt wird. Dann und wann geschieht seiner Sprache, die mit der Ungarischen zu einem fremden (nicht indo-europäischen) Stamme gehört, Erwähnung, wohl auch des großen Nationalgedichtes Kalewala, dessen Gesänge aus dem Munde des Volkes gesammelt sind. Nur wenige wissen, daß dieses Volk auch eine Menge lyrischer Gesänge, Sagen und Mährchen, Sprichwörter und Räthsel, ja selbst herrliche Nationalmelodieen besitzt. Die sozialen und politischen Zustände Finnlands aber scheinen beinahe völlig unbekannt zu sein. Dies rechtfertigt vielleicht dem deutschen Leser gegenüber eine möglichst gedrängte Darstellung der letzteren.

Das russische Reich, in seiner ungeheuren Ausdehnung von der Behringsstraße bis zum Bothnischen Meerbusen, bietet dem

*) Deutsch abgefaßt von einem Finnländer. Der Artikel scheint uns zeitgemäß, und um so mehr, je irriger die Vorstellungen sind, die man im Allgemeinen von dem, was sein Titel besagt, zu haben pflegt. Wird doch Finnland, um nur ein Beispiel anzuführen, noch in der neuesten Ausgabe des sehr geschätzten Lehrbuchs der Geographie von Th. Schacht zu den russischen Ostsee-Provinzen gerechnet!

Betrachter eine reiche Mannigfaltigkeit von Nationalitäten, die auf sehr verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen. Eben so verschieden ist ihr politisches Verhältniß zum ganzen Reiche. Doch sind die meisten dem russischen Staatskörper einverleibt, wogegen Finnland eine ganz eigenthümliche Stellung einnimmt, — die eines mit Rußland verbündeten und unter demselben Fürsten stehenden Staates.

So lange die schwedische Herrschaft währte, war Finnland ganz und gar eine Provinz Schwedens. Wenn im dreißigjährigen Kriege die finnische Reiterei unter Stålarm tapfer kämpfte, so kam der Ruhm davon nur den Schweden zu Gute. Für den Beistand in diesem und in unzähligen anderen, besonders gegen Rußland geführten Kriegen ließ aber Schweden die Finnen alle Wohlthaten seiner Gesetze genießen. Der finnische Bürger sandte, wie der schwedische, seine Vertreter zum Reichstage, und diese gaben, wie ihre schwedischen Kollegen, in jeder Frage der Gesetzgebung wie des Steuerwesens ihr Votum ab. Mit der russischen Eroberung 1809 trat eine Veränderung ein. Die an Zahl geringen finnischen Truppen — schwedische gab es in Finnland fast keine — siegten mehrmals über viel größere feindliche Massen, und nur der mangelhaften Leitung des Feldzugs, besonders dem ungeschickten schwedischen Oberbefehlshaber, Feldmarschall Klingspor, hat man das schlechte Resultat beizumessen. Das tapfere Benehmen und die Beharrlichkeit des Volkes in seinem Widerstande, schon früher ebenso bekannt, wie seine Treue gegen eingegangene Verpflichtungen, flößten dem Kaiser Alexander I. große Achtung ein, und eben diese darf man vielleicht als erste Veranlassung des Fortbestands der gesetzlichen Institutionen Finnlands ansehen. Umstände von gleichem Gewicht kamen aber noch hinzu. Als der kommandirende russische General eine Anzahl Personen aus allen Ständen nach Petersburg berief, um dort mit dem Kaiser über die künftige Stellung des Landes zu unterhandeln, weigerten sie sich dessen. Da erklärte er im Namen des Kaisers, die Gesetze des Landes sollten aufrecht erhalten werden, befahl ihnen aber zugleich bei Strafe, sich in kurzer Frist zur Abreise fertig zu machen. Als sie dann nach Petersburg kamen, war ihre erste Erklärung, daß sie nicht als Repräsentanten des Volkes angesehen werden dürften, folglich nichts in dessen Namen beschließen könnten; vielmehr müßten die Stände zu diesem Zwecke berufen werden. Diese mannhafte Erklärung und die dem Kaiser schon bekannte Gesinnung des Volkes (die sich auch in mehreren Streifzügen von Parteigängern kund gegeben hatte), bestimmten den damals noch ziemlich freisinnigen Monarchen zu der Erklärung, daß die berufenen Herren nur als Einzelne über die Bedürfnisse des finnischen Volkes berathen sollten. Offiziell wurde hinzugefügt, die Stände würden baldigst zusammengerufen werden. Dies geschah auch am 1. Februar 1809, und damit waren die gesetzlichen Verhältnisse, wie sie damals in Finnland bestanden, vom Eroberer anerkannt.

Es blieb aber nicht bei einseitigem Verleihen von Rechten, die vielleicht zurückgenommen werden konnten. Das Verhältniß beruhte auf gegenseitiger Freiheit des Handelns. Man muß sich nämlich erinnern, daß der Friede mit Schweden noch nicht geschlossen war, und von den Proklamationen des russischen Obergenerals kann nicht die Rede sein; denn solche sind niemals die Grundlage eines dauernden rechtlichen Zustandes. Völkerrechtlich fuhr daher Finnland fort, schwedische Provinz zu sein. Als aber das finnische Volk die vom Kaiser ergangene Berufung zum Landtage in Borgå genehmigte, Repräsentanten wählte, und diese sich dort versammelten, da war dies ein offener Bruch mit Schweden; jetzt nahm der Finne sein Schicksal in die eigene Faust, und handelte mit freier Selbstbestimmung. Was daher auf dem Landtage zu Borgå beschlossen wurde, hat immer den Charakter eines völkerrechtlichen Vertrages zwischen zwei mit voller Freiheit handelnden Contrahenten. Die Bestimmungen, welche dort getroffen wurden, sind die wahre politische Grundlage für Finnland geblieben und auch äußerlich ist die Form eines Vertrages beobachtet worden. Am 27. März, als der Landtag eröffnet wurde, gab Alexander I. eine Erklärung ab, worin er „bestätigt des Landes Religion und Grundgesetze, sammt denjenigen Privilegien und Rechten, welche jeder Stand im Besondern und alle Einwohner im Allgemeinen, sowohl höhere als niedrigere, bis dahin verfassungsmäßig genossen," und zugleich „diese Vorrechte und Verfassungen fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft zu erhalten verspricht." Zwei Tage später leisteten die Repräsentanten ihm als ihrem „Großfürsten" den Huldigungseid. Alexander I. selbst sprach seine Ansicht deutlich aus in der Rede, welche er nach der Huldigung hielt; er nannte diese einen „feierlichen Vereinigungsakt." Der Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden konnte dem nichts mehr hinzufügen. Schweden erkannte darin nur das Geschehene, die Vereinigung der ehemals schwedischen Provinz mit dem russischen Reiche an, d. h. es ordnete nur seine völkerrechtlichen Verhältnisse zu Rußland.

Somit waren die politischen und sozialen Einrichtungen Finnlands des Volkes eigener Besitz geworden. Auf dem Landtage wurden das einheimische Kriegswesen und die Finanzangelegenheiten besonders besprochen, auch ein Gesetzvorschlag, die Errichtung einer höchsten Behörde für Gerichtsbarkeit und Verwaltung (d. h. eines Senates) betreffend, mit einigen Abänderungen Seitens der Deputirten, angenommen. Alle folgenden Gesetze supponiren vollkommene Unabhängigkeit Finnlands in Angelegenheiten des Innern. Finnland hat auch sein eigenes Militärwesen; gezwungene Rekrutirung darf niemals stattfinden. Nur die aus der schwedischen Zeit stammende Eintheilung des Landes in kleinere Bezirke, von denen jeder einen Soldaten zu stellen hat, ist geblieben. Nur finnische Unterthanen können in Finnland Beamte sein. Der Senat und der Generalstatthalter verkehren unmittelbar mit dem Kaiser, ohne Hinzuziehung irgend einer russischen Behörde. Die (lutherische) Staatsreligion, das Schulwesen, die Verkehrsanstalten mit Einschluß der Posten, haben alle ihre Centralstelle in Helsingfors, und gehorchen nur der finnischen Regierung. Ja, man muß sogar, um aus Finnland nach Petersburg oder Reval zu reisen, einen Paß haben. Sodann hat Finnland seine eigene Finanz- und Handelsgesetzgebung. Zwischen beiden Ländern besteht eine streng bewachte Zollgränze, und in vielen Fällen wird Finnland den russischen Provinzen als Ausland gegenüber gestellt. Die Staatseinkünfte, von denen die Steuern ohne Zustimmung der Landesvertretung nicht erhöht werden dürfen, verwaltet das Finanzdepartement des Senats: alle Jahr wird ein besonderes Staatsbudget für Finnland entworfen.

Finnland verhält sich also zu Rußland wie ein mit diesem verbündeter Staat unter demselben Regenten. Und näher betrachtet ergiebt es sich bald, daß es nicht anders sein kann. Mehr als 600 Jahre hatten die schwedischen Gesetze Zeit, im Bewußtsein des finnischen Volkes Wurzel zu schlagen, und sie thaten es vollständig. Kein Herrenstand, der auf unterdrückte Sklaven seine Macht aufbaute, entwickelte sich hier. Der freie Bauer blieb Grundeigenthümer wie der Hochadelige, und jenem wie diesem wurde späterhin prinzipiell ein gleich großer Einfluß auf die Gesetzgebung zugestanden, obschon höhere Bildung in

gesellschaftlichen wie in allen Verhältnissen sich immer geltend macht. Mit Einem Worte, das verfassungsmäßige Prinzip, welches im ganzen schwedischen Staatswesen obwaltet, entwickelte sich auch in Finnland. Als nun dieses im Bewußtsein des finnischen Volkes tief wurzelnde Prinzip durch den erwähnten Vertrag, die feierliche Erklärung Alexanders und die Huldigung der Volksvertretung seine Sanction erhalten, war damit in der That eine konstitutionelle Verfassung den Finnen zugesichert. Nur in äußeren politischen Verhältnissen, den Beziehungen zu anderen Mächten, gilt Finnland als ein Theil des russischen Reiches.

In vollkommener Uebereinstimmung mit dem faktischen Verhältnisse erklärt jeder Zar beim Antritt seiner Regierung, daß er die vereinigten Throne Rußlands, Polens und Finnlands bestiegen, die Kronen dieser drei Länder angenommen habe.

Die Ueberzeugung, daß eine gedeihliche Entwickelung des Landes nur in Eintracht mit der Volksvertretung gewonnen werden konnte, vermochte den Kaiser, diese im vergangenen Jahre zu berufen. Früher war der Fortschritt in volkswirthschaftlicher, kirchlicher, gerichtlicher, ja in aller Hinsicht Jahrzehende hindurch gehemmt gewesen. Von der mühevollen und gewissenhaften Arbeit des letzten Landtages läßt sich für das Land viel Gutes und Nützliches erwarten, aber doch das Meiste von dem regelmäßigen Zusammentreten der Volksvertretung, worauf man zu hoffen berechtigt ist. Die alten Gesetze enthalten zwar keine Bestimmung in dieser Hinsicht, ihr ganzer Geist weist aber dahin. Anerkannt ist dies endlich in dem im vorigen Herbste gegebenen Versprechen des Kaisers, daß die Stände nach drei Jahren, wie es jetzt in Schweden geschieht, wieder einberufen werden sollen.

Kleine literarische Revue.

— **„Ueber Künstler und Kunstwerke," Monatsschrift von Hermann Grimm.***) Ein Kunst-Journal, herausgegeben vom Verfasser der Lebensgeschichte Michel Angelo's, wird sicher von der Künstlerwelt als eine willkommene Erscheinung begrüßt, obwohl Herr Hermann Grimm in der Einleitung zur ersten Nummer sagt, es sei nicht seine Absicht, Einfluß auf die Thätigkeit der heutigen Maler und Bildhauer ausüben zu wollen. Wenn ein Mann, so vertraut, wie Herr Grimm, mit der Geschichte der Kunst, mit ihren Werken und mit ihren Gesetzen, es unternimmt, über diese drei Momente sich den Gebildeten gegenüber auszusprechen, haben die Künstler Ursache aufzuhorchen, gleichviel ob er dabei an sie persönlich denkt oder nicht. So war es auch, als Göthe es unternahm, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die „Propyläen" eines Tempels für Künstler und Kunstwerke herauszugeben. Damals hatte Napoleon I. eben begonnen, Italien und Deutschland aller ihrer Kunstschätze zu berauben und diese nach seiner Hauptstadt zu entführen. Wohlan! rief Göthe, schaffen wir uns jetzt, an die Stelle der uns entrückten realen Muster, einen idealen Tempel der Kunst, was mit einem wahren weltbürgerlichen Sinne nirgends reiner, als in Deutschland geschehen kann — einen Tempel, der uns mit der Zeit für das, was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, vielleicht entreißt, glücklich zu entschädigen vermöchte! — Ein ähnlicher Moment ist jetzt wieder eingetreten. Unsere Kunstschätze sind uns freilich nicht entrückt; auch an tüchtigen Künstlern fehlt es uns nicht, aber der Kunstsinn scheint aus Deutschland gewichen und nach anderen europäischen Kulturländern entflohen zu sein. Darum will das neue Kunst-Journal weniger an die Künstler, als an das Publikum sich wenden. „Dieses will sie belehren und dadurch allein der Kunst nutzen; denn daß die Zeit mit ihrem Urtheil und ihrer Fähigkeit, zu sehen und zu genießen, bedeutenden Einfluß habe auf die Entwickelung eines Talentes, liegt offen da, und daß das Ziel aller Wissenschaft, obgleich es dieser nur darauf ankommen soll, die Wahrheit zu suchen und auszusprechen, doch zuletzt ein außer ihr liegendes volkserziehendes sei, wird Niemand leugnen."

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1865, Januar.

Wir haben hiermit das hohe, edle Ziel bezeichnet, welches die neue Zeitschrift sich gesteckt hat, die ihren Weg mit sicherem Blicke verfolgt. Wir hoffen, daß der Führer auf diesem Wege zahlreiche, treue Begleiter finden werde. In seiner ersten Nummer bespricht das Journal ein neuerdings auf dem Berliner königlichen Museum zum Vorschein gekommenes Gemälde, eine Madonna, die dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird, was den Verfasser zu Vergleichungen mit der Schule des Verrochio, mit Perugino und Correggio Anlaß giebt. Ueber Michel Angelo's äußeres Leben ist es dem Herausgeber gelungen, noch einiges Neue zu ermitteln, namentlich den Kontrakt über sein Haus in Rom. Ein eigenthümliches Sonnet Bramante's, das uns zum Schlusse in italiänischer Sprache und in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird, erlauben wir uns, als ein künstlerisches Reise-Curiosum vom Jahre 1500 den Eisenbahn-Reisenden unserer Zeit zu empfehlen.

— **Briefe an Ludwig Tieck.***) Die letzte Hälfte der Literatur-Briefe an Tieck, alphabetisch mit Christian Molbech beginnend und mit v. Zieten-Liberati schließend, bietet des Interessanten noch mehr dar, als die beiden Bände der ersten Hälfte. Wir gedenken zunächst einiger höchst originellen, über den Verfall des deutschen Theaters klagenden Briefe Rahel's, die sich Varnhagen vergebens von Tieck erbeten hatte, um sie seiner Sammlung von Rahel's Briefen einzuverleiben; dann einer langen Reihe von Briefen der Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel, welche manches neue und bedeutende Licht auf diese Periode der deutschen Literatur werfen. Charakteristisch sind die Klagen, welche die Brüder, Einer über den Andern, dem gemeinsamen Freunde gegenüber führen. Friedrich nennt einmal den Wilhelm einen Pedanten, der immer härter und breiter werde, während der Letztere von Friedrich sagt: Ist's nicht ein Jammer, daß ein solcher Geist so zu Grunde gegangen? A. W. Schlegel hatte Mühe, seine ersten Shakespeare-Uebersetzungen in den deutschen Buchhandel zu bringen. Vergebens hatte er sich deshalb an Cotta und an mehrere Leipziger Buchhändler gewandt. Unger in Berlin druckte zwar die ersten Stücke, doch zahlte er wenig Honorar, und auch Reimer scheint Anfangs nicht besonders viel Vertrauen zu der Sache gehabt zu haben. Schlegel schreibt einmal an Tieck: „Wie kam der Shakespeare nur unter die frostigen, stupiden Seelen auf dieser brutalen Insel? Freilich müssen sie (die Engländer) damals noch mehr menschliches Gefühl und Dichtersinn gehabt haben, als jetzt. Die englischen Kritiker verstehen sich gar nicht auf Shakespeare." — Wahrhaft werthvolle Reliquien sind die hier abgedruckten sechszehn Briefe Wackenroder's, dieses jung der Welt entrissenen, liebenswürdigsten Vertreters der romantischen

*) Ausgewählt und herausgegeben von Karl v. Holtei. Dritter und vierter Band. Breslau, Ed. Trewendt.

Schule, des Verfassers der „Herzens-Ergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. Holtei bemerkt zu diesen Briefen mit Recht: „Auf Tieck's Jugend, auf dessen geistige Entwickelung werfen diese Dokumente schwärmerischer Jünglingsfreundschaft ein helles Licht. Ja, sie scheinen wie die Morgenröthe jener ganzen Epoche der Dichtkunst, die man höhnisch „die romantische“ benennt und die man mit Tieck und Eichendorff glücklich begraben wissen wollte. Lächerlich! So lange Sterne flimmern, Blumen blühen, Vögel singen, Bäche murmeln, Baumblätter säuseln, so lange unerklärliche Sehnsucht jugendliche Herzen nach der Welt der Wunder zieht — so lange wird die romantische Poesie auf Erden walten. Und Wackenroder, der selige Jüngling, wird ihr erster, reiner Priester bleiben.“

— **Schriften von Johannes Huß.** Die böhmische Literatur entbehrte bisher einer vollständigen Sammlung der Schriften des Magisters Johannes Huß, der auch in sprachlicher und literarischer Beziehung für die Böhmen die Bedeutung eines Reformators hat. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, an das verdienstliche Werk der Herausgabe jener Schriften zu schreiten, und der Firma Tempsky gebührt das Verdienst, die betreffende Lücke in der böhmischen Literatur ausgefüllt zu haben. Der gewiegte, ja der beste Kenner der älteren böhmischen Literatur, Herr Archivar K. J. Erben, hat sich der Aufgabe unterzogen, die Schriften des böhmischen Reformators nach den ältesten bekannten Quellen zusammenzustellen und im Originaltexte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Soeben wurde nun das erste Heft dieser Schriften unter dem Titel: „Mistra Jana Husi sebrané spisy ceské“ herausgegeben, das die ersten 35 Kapitel des Werkes „Erläuterung des Glaubens“ enthält. Das vollständige Werk wird drei Bände umfassen, von denen der zweite die Postille, der dritte die übrigen kleineren Schriften, Briefe und Lieder Hussens enthalten wird.

Literarischer Sprechsaal.

Ein Sitzungs-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur bringt einen gedrängten Auszug aus einem von Herrn Geheimrath Prof. Göppert in Breslau in der naturwissenschaftlichen Sektion gehaltenen Vortrag gegen die Darwinsche Transmutations-Lehre, mit Bezug auf die fossilen Pflanzen. Aus diesem Vortrag ergiebt sich, daß die Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten der fossilen Flora sich nicht immer gleich, die meisten von nur sehr ungleicher Dauer, und gewaltigem Wechsel unterworfen waren. In späteren geologischen Zeitabschnitten kommt das Aufhören ganzer Ordnungen nicht mehr vor. Was die Arten betrifft, so finden wir in der Regel ihre Dauer nur auf die großen Perioden beschränkt und nur im Bereiche der letzteren einzelne Arten, die in einer älteren und jüngeren, auf einander folgenden Formation zugleich vorkommen. In dem Bereiche der paläozoischen Periode gehen von den 55 Arten der oberdevonischen Flora nur fünf in die untere Kohlen-Formation über. In der Flora der Trias findet eine weniger scharfe Begränzung gegen die des Jura, als zwischen den einzelnen Abtheilungen selbst statt. Die gesammte Jura-Periode scheidet sich schroff von der Kreide-Periode und diese wieder völlig von der Tertiär-Periode ab. In der Tertiär-Flora zeigt sich nun mit der sich immer mehr steigenden Annäherung an die Gegenwart auch große Verwandtschaft und häufiger Uebergang einzelner Arten aus einer Abtheilung in die andere, ja sogar durch alle einzelne Formationen bis in die Jetztwelt. Im Ganzen ergiebt sich hieraus, daß neue Arten ohne inneren genetischen Zusammenhang zu allen Zeiten unausgesetzt entstanden und vergangen sind. Einzelne Ordnungen gelangen schon gleich beim ersten Erscheinen zu großer Ausbildung und bleiben auf dieser Höhe bis in die Jetztzeit hinein, was sogar von den ältesten des Erdballs, den Algen, als sicher anzunehmen ist, aber auch von etwas jüngeren, den Farn, gilt, die niemals weder eine Transmutation erfuhren, noch ein Evolutions-Merkmal erkennen lassen.

Herr Prof. Göppert schloß seinen Vortrag, dessen Inhalt vollständig in der letzten Abtheilung seines Werkes über die Permische Flora erscheinen wird, mit folgenden Worten: „Wenn sich nun, wie ich glaube, gegen die Richtigkeit dieser wenigen verwandten Sätze nichts einwenden läßt, die sich nicht etwa auf Konjekturen, oder auf bloße Betrachtung der äußeren, bei fossilen Pflanzen oft trügerischen Formen, sondern zugleich auf innere Strukturverhältnisse gründen, so läßt sich doch wahrlich nicht begreifen, wie alle diese unter einander so verschiedenen organischen Formen in gerader Linie von einander abstammen und am Ende in Folge der nothwendigen Konsequenz der Theorie Abkömmlinge einer einzigen primordialen Form sein könnten, die sich unter steter Umgestaltung durch Erblichkeit, individuelle Variation, Vererbung der Variation, Kampf um das Dasein, natürliche Züchtung, diesen Hauptgrundsätzen der Darwin'schen Theorie, zu den jetzt vorliegenden mannigfaltigen Lebensformen geführt hätten, und man wird mir zugeben, daß die Lehre der Verwandlung oder Transmutation von der fossilen Flora keine Stütze zu erwarten hat, ebenso wenig wie von der fossilen Fauna, wie Reuß, meiner Meinung nach, auf höchst überzeugende Weise jüngst nachgewiesen hat.“

Am 12. Januar d. J. verstarb in Bonn, 75 Jahr alt, unser hochgeehrter Mitarbeiter, Herr Charles Monnard, Professor der französischen Sprache und Literatur an der dortigen Universität, bei welcher er seit dem Jahre 1849 angestellt war. In der literarischen Welt hatte sich Monnard zunächst durch seine französische Uebersetzung und durch seine Fortsetzung der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von Johannes v. Müller bekannt gemacht. In neuerer Zeit erschien von ihm eine geschätzte Chrestomathie des drosateurs Français du quatorzième au seizième Siècle*) und eine nach dem Leben und den Briefen von Friedrich Perthes bearbeiteten Schrift: Caroline Perthès, ou l'épouse et la mère chrétienne,**) in welcher Schrift er die Franzosen auch mit Matthias Claudius, dem deutschen Volksschriftsteller bekannt machte.***) Unserer Zeitschrift hat der Verewigte noch gegen Ende des Jahres 1864 (Nr. 51) einen werthvollen Beitrag über das Leben Jean Jaques Porchat's, des französischen Uebersetzers von Göthe's Werken, geliefert.

*) Genève et Paris, Cherbuliez, 1862.

**) Genève et Paris, Cherbuliez, 1864.

***) Die Leipziger Illustrirte Zeitung bringt am fünfzigsten Todestage des „Wandsbecker Boten“, am 21. Januar 1865, ein sehr schönes Bildniß und eine Lebensbeschreibung von Matthias Claudius.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 4. Februar 1865. [Nº 6.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Das constitutionelle Princip. 71. — Die Romane der Neuzeit. Ewige Liebe, von Melchior Meyr. 74.
England. Die Postreform und ihre Erfolge. I. Das Penny-Porto und die Postmarken. 74.
Frankreich. Die Schmerzen des Lebens, von Frau v. Gasparin. 76.
Italien. Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats. IV. Ein römischer Arzt und die Inquisition. 77.
Böhmen. Cechische Briefe aus Böhmen. Originalwerke und Uebersetzungen. 79.
Persien. Zur persischen Literatur. Sa'di, der Dichter und Weise von Schiras. 80.
Kleine literarische Revue. Der Shakespeare-Verlag in Leipzig. 82. — Englisches Compendium der Stenographie. 83. — Photographische Festblätter. 83. — Fernan Caballero. 83. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. 83.
Literarischer Sprechsaal. 84.

Literarische Anzeigen.

Avis aux auteurs et éditeurs.

Traduction d'ouvrages allemands ou anglais en francais, rédaction, correction ou révision de travaux en cette langue par un docteur de l'Université de France, habitant l'Allemagne. Excellentes recommandations.

S'adresser à la librairie Schneider & Cie, Unter den Linden 19, Berlin. (65)

So eben ist in meinem Commissions-Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helfferich, Der culturgeschichtliche Sinn der altböhmischen Sagenwelt.

Preis 60 Kr. ö. W. oder 12 Sgr.

Prag, im Januar 1865.

F. A. Credner's k. k. Hofbuchhandlung, Sortim.-Conto, p. Adr. H. C. J. Satow. (64)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Diese Zeitschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen in monatlichen Zwischenräumen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang. (77)

Inhalt der Februar-Nummer.

Werth der neueren Kunstgeschichte. — Eine der wichtigsten historischen Hülfswissenschaften. — Renan's Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunst. — Unmöglichkeit gründlicher Untersuchungen. — Nothwendigkeit einer photographischen Bibliothek für das gesammte kunstgeschichtliche Material. — Vorschläge zu deren Gründung in Berlin. — Unbekannte Actenstücke von der Hand Raphael's und Michelangelo's, in Besitz des Herrn Major Franz Kühlen. — Skelettstudie Raphaels zur Grablegung. — Die italienischen Texte für den letzten Aufsatz des Januarheftes.

Im Verlage der Kaiserlichen Hofbuchhandlung **H. Schmitzdorff (Karl Röttger)** in St. Petersburg ist soeben erschienen:

v. Baer, Dr. K. E., Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen, und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. I. Theil: Reden. Mit dem Bildniß des Verf. in Stahlstich. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: I. Johann Swammerdam's Leben und Verdienste um die Wissenschaft. II. Das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung. — III. Blicke auf die Entwickelung der Wissenschaft. IV. Ueber die Verbreitung des organischen Lebens. V. Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? und wie ist diese Auffassung auf die Entomologie anzuwenden. VI. An Samuel Thomas von Sömmering. VII. Zum Andenken an Alexander von Humboldt. (66)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik,

nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere

von

F. A. G. Tholuck.

gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (67)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern

von

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

1860. 3 Bogen. gr. 8. geb. 8 Sgr. (68)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**

Zweiter unveränderter Abdruck.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (69)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie"; schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (70)

Im Verlage von E. Avenarius in Leipzig erscheint auch für das Jahr 1865:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Friedr. Zarncke.**

Wöchentlich eine Nummer von 12—16 zweispaltigen Quartseiten.
Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt" ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeitschrift**, welche einen Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich 25, jährlich also gegen 1500 Besprechungen. Ausserdem giebt es den Inhalt sämmtlicher **Universitäts- und Schulprogramme** Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz in übersichtlicher Zusammenstellung. Ferner werden in ihm die **Vorlesungsverzeichnisse sämmtlicher Universitäten** abgedruckt und zwar noch vor dem Beginn des betreffenden Semesters.

Ausserdem bringt das „Literarische Centralblatt" eine **Uebersicht des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale**, sowie ein **Verzeichniss der in andern Blättern erschienenen bedeutendern Recensionen** und **Personalnachrichten**. Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges alphabetisches Register beigegeben, und es kann somit als ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der für die Literatur der Gegenwart sich interessirt, mit Recht empfohlen werden.

Prospecte und **Probenummern** sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten. (71)

Durch jede **Postexpedition** des In- und Auslandes, sowie jede **Buchhandlung** — **Louis Finsterlin** in München — ist um den Abonnementspreis von nur 45 kr. oder 15 Ngr. pro Vierteljahr fortwährend zu beziehen **die politisch-wissenschaftliche Monatschrift**

„Chronik der Gegenwart"

Rundschau auf dem Gebiete von Staat, Kirche und Gesellschaft,
redigirt von **Fr. Retzer** und **J. Strobel.**

Jeden Monat erscheint ein Heft von 4 Bogen gr. 8. Zwölf Hefte bilden einen Band. Die Zeitschrift kann sich, was Inhalt und Billigkeit betrifft, jeder andern zur Seite stellen. Bisher sind 5 Hefte erschienen, welche folgende Aufsätze (außer einer jedesmaligen **politischen Revue**) enthalten: Maximilian II. politisches Wirken: der deutsche Adel; die Arbeiterfrage; Christenthum und Nationalökonomie: Gedanken über moderne Geschichtschreibung; Stellung der Frauen in Staat und Gesellschaft; Bankwesen; Geld, Credit und Arbeit; Einfluß verschiedener Lebensverhältnisse auf Sterblichkeit und Lebensdauer; literarische Neuigkeiten; eingehende Kritiken; historischer Roman. Die Bedeutung des Suezkanales und Mexikos für Deutschland, die Föderation der mitteldeutschen Staatengruppe, Sterbefälle rc. rc. Die Entstehung und Bedeutung des amerikanischen Bürgerkrieges. (72)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (78)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. 1864. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (73)

Die Altpreußische Monatsschrift

zur
Spiegelung des provinziellen Lebens
in

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie

herausgegeben
von
Rudolf Reicke und **E. Wichert**

erscheint in jährlich 8 Heften zu je 6 Bogen gr 8 und bietet ihren Lesern in reicher Abwechselung: **Belletristisches, Abhandlungen** aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, **Kritiken** und **Referate**, überall mit besonderer Beziehung auf Altpreußen, sei es daß die Verfasser daselbst heimisch, sei es daß die behandelten Gegenstände dem provinziellen Leben der Gegenwart oder Vergangenheit entnommen sind, endlich **Mittheilungen** von mehr als gewöhnlichem Tagesinteresse, **Correspondenzen** aus den größern Städten, **Provinzialgeschichts-Kalender, Universitäts- und Schul-Chronik** und **Bibliographie**.

Die Monatsschrift wird daher nicht nur den Bewohnern der Provinz die Uebersicht über das, was sie selbst auf den genannten Gebieten leistet, erleichtern, sondern auch den sich außerhalb der Provinz aufhaltenden Altpreußen die Heimath näher bringen, sowie allen deutschen Landsleuten beweisen können, in wie nahem Zusammenhange mit dem deutschen Stammlande sich diese Grenzmark deutscher Cultur und Sitte dauernd fühlt.

Als **Mitarbeiter** betheiligen sich außer Ungenannten: **E. Arnoldt, F. A. Brandstäter, F. Dentler, R. Dorr, H. L. Elditt, W. Genthe, A. Hagen, L. Th. Herbst, A. Horn, V. Kiy, P. Laband, G. H. F. Nesselmann, G. Uhlert, E. Ohlert, R. Reicke, K. Rosenkranz, A. Saran, W. Schiefferdecker, F. Schwerin, E. Steffenhagen, E. Wichert u. A.**

Der Jahrgang kostet zwei Thaler, einzelne Hefte 10 Sgr.

Inserate werden die Petit-Zeile mit 2½ Sgr. berechnet.

Bestellungen auf den **zweiten** Jahrgang, dessen erstes Heft Mitte Februar ausgegeben wird, nehmen alle Buchhandlungen und die Kgl. Preußischen Postanstalten an. Durch den Buchhandel sind auch noch complette Exemplare des ersten Jahrgangs zu beziehen.

Königsberg i. Pr., 1865. Druck und Verlag von Albert Rosbach.

Den Commissions-Debit besorgt die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig. (74)

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen

von
George Hesekiel.

Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Cleement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brisaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (75)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erschienen:

Grundriß der brandenburg.-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen von Fr. Voigt, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. Dritte Auflage. 1864. 5¾ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird."

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Grundriß der alten Geschichte. 1862. 4⅛ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgisch-preußischen und deutschen Geschichte" bearbeitet ist. (76)

Hierbei eine Beilage: **Prospekt der Bibliothek ausländischer Klassiker. Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das constitutionelle Prinzip.*)

Obgleich von einer gewissen Seite mit großer Lebhaftigkeit behauptet worden ist, die Zeit der Verfassungsfragen sei vorüber, die der Verwaltungsfragen gekommen, die Staatswissenschaft habe nur noch als Gesellschaftswissenschaft einen Werth, die soziale Frage sei also die vornehmste Verwaltungsfrage (eine Ansicht, welche man durch die Rücksicht auf die Interessen des Arbeiterstandes zu begründen pflegt), ist das Interesse an den Verfassungsformen der Kulturstaaten Europa's und Amerika's, anstatt zu sinken, in unausgesetztem Wachsthum begriffen, und es wird dem Kern des Repräsentativsystems: dem Zustandekommen einer unabhängigen, gewissenhaften Volksvertretung ein Gewicht beigelegt, welches oft sogar über die thatsächliche Macht und reale Wirkungsfähigkeit derselben hinausgeht.

Das Warum dieses regen Interesses ist sehr klar. Wir leben heutzutage in dem Medium des modernen Rechtsstaates, dessen Bürger, auch die konservativsten unter ihnen, von dem Maaße und der Tragweite ihrer Grundrechte tief durchdrungen sind. Kein Wort ist verhaßter, als das Wort „Willkür"; man würde dem Zeitalter bitter Unrecht thun, wollte man in dieser Stimmung einen Mangel erblicken. Das Rechtsgefühl hat seit der französischen Revolution bei den Völkern einen nie geahnten Aufschwung genommen und selbst die starken Fehler seiner Geburt glücklich überwunden. Aus der philosophischen Abstraktion sind die Menschen- und Bürgerrechte in's praktische Leben getreten: einige sind, Gott sei Dank, schon so selbstverständlich, daß sie kein Verfassungsgesetz mehr zu erwähnen braucht. Jedes Privilegium ist heutzutage ein privilegium odiosum, Gleichheit vor dem Gesetz, d. h. vor dem Richter und dem Staatsverwalter, Duldung der religiösen Ueberzeugung, Freiheit der Person und des Eigenthums von ewigen Lasten sind Anforderungen, die sich mit unserem Wesen verschmolzen haben: sie sind unserem Fühlen so elementar, wie das A B C unserem Denken.

Kaum 60 Jahre nach dem Sturme von 1789 waren verflossen, da hatte das konstitutionelle Prinzip schon seine Reise durch die gebildete Welt gemacht, und weitere zehn Jahre haben ihm weitere Eroberungen zugeführt, die seine Herrschaft auf Jahrhunderte sichern. Selbst das „heilige Rußland" ward an den Rand dieses Zauberkreises gedrängt; ein „konstitutionelles Rußland" ist ein Gedanke, der sich im Osten einzubürgern beginnt. Ein ausgezeichneter deutscher Publizist, der Freiherr August von Harthausen, dem seine „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands" (3 Theile, Hannover 1847—1852) wie sein Werk „Transkaukasia" (2 Theile, Leipzig 1856) einen Namen von europäischem Klange verschafft haben, hat sich entschlossen, dem russischen Volke, dem Stamm seiner speziellen Vorliebe, ein von dem Ernste deutscher Wissenschaft vermitteltes Rundbild des Repräsentativsystems vorzuführen, ein um so unbefangeneres Bild, als die unmittelbare Beziehung auf Rußland ganz bei Seite gestellt ward. Herr von Harthausen begnügte sich auf seinen Antheil mit dem Entwurf eines Planes, dem wir unseren Beifall nicht versagen können. Er faßte zwei verschiedene Aufgaben in's Auge: einmal die Darstellung der historischen Entwickelung des Konstitutionalismus im Ganzen und seiner typischen Ausbreitung bei den einzelnen Völkern: die Lösung dieser Aufgabe übernahm der schriftgewandte Professor Karl Biedermann (Leiter der Deutschen Allgemeinen Zeitung) zu Leipzig; dann aber, in zweiter Instanz, die Charakteristik der politischen und sozialen Wirkungen der verschiedenen Wahlsysteme in den einzelnen Staaten: diese wies Herr von Harthausen einer monographischen Behandlung zu, und weil der Segen oder Unsegen jener Wirkungen annoch bestritten ist, gewann er eine Mehrheit von Fachgelehrten für diesen Theil; die Professoren Joseph Held in Würzburg, Rudolf Gneist in Berlin, Georg Waitz in Göttingen und Wilhelm Kosegarten in Gratz haben, ein Jeder von seinem eigenthümlichen Standpunkte, die Lösung der zweiten Aufgabe unternommen. Inwiefern wir einem Jeden beipflichten können, wird sich im Folgenden zeigen. Das Resultat des vereinten Strebens war das jüngst bei Brockhaus in Leipzig erschienene Werk: „Das konstitutionelle Prinzip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und sozialen Verhältnissen der Staaten und Völker."

Von einer Feder, wie die Karl Biedermann's, läßt sich von vornherein Gutes erwarten. Nicht allein hat der Leipziger Publizist einen ungemein abgerundeten, lebendigen und ungezwungenen Styl an sich ausgebildet, der den unverkennbaren Stempel künstlerischer Begabung seines Inhabers trägt: er entbehrt inmitten dieses regen Flusses der Sprache nirgends der kernigen Tiefe und der wissenschaftlichen Gediegenheit eines auf emsige Studien gegründeten Urtheils. Seine Arbeit: „Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen" bezieht ihren Gehalt aus einer klaren historischen Anschauung der Dinge, welche in ruhiger Objektivität den Faden der Erzählung schürzt und den populären Zweck des Buches ohne Schaden an dessen innerem Werthe zur berechtigten Geltung bringt. Biedermann giebt uns einen umfassenden Ueberblick über die politischen Einrichtungen Europa's und Amerika's, insofern sie das Repräsentativsystem wiederspiegeln; sein Reflex dieser bunten Gestalten verdient überall das Lob der Ehrlichkeit und in den meisten Fällen auch das der Richtigkeit.

Biedermann ist ein warmer Verehrer der englischen Parlamentsregierung; unser Autor empfing den Abschluß seines politischen Charakters in einer Epoche, welche von der Bewunderung für Englands Konstitution bis zur Extase erfüllt war; es darf uns nicht Wunder nehmen, daß ein Rest von dieser Begeisterung an dem letzten Produkte Biedermann's haften geblieben ist. Er unterschätzt, wie es scheint, den Nachtheil der Abschwächung des Königthums, der Allmacht des Unterhauses gegenüber; er berichtet nichts von dem verderblichen Umsichgreifen des Eigennutzes der sozialen Interessen, nichts von der Abnahme der freien Selbstthätigkeit und des politischen Pflichtgefühls, welches die Seele des selfgovernment bildet, nichts von dem Auftauchen einer büreaukratischen Verwaltungsmaschine, welche an die Stelle jener freien Selbstthätigkeit sich eindrängt. Die Schattenseiten des freien Englands finden wir in der That nicht scharf genug beleuchtet, und was den Hauptpunkt, das britische Wahlsystem, betrifft, so möchte die Praxis desselben keineswegs zur Verbesserung der Theorie gereichen. Wir

*) Das constitutionelle Prinzip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und sozialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von August Freiherrn von Harthausen. Erster Theil: Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen von Karl Biedermann. Zweiter Theil: Vier Abhandlungen über das konstitutionelle Prinzip von Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Kosegarten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864.

Deutschen dürfen uns Glück wünschen, daß wir in Vergleich zu den englischen Wahlpraktiken noch unschuldsvolle Kinder sind! Das englische Wahlsystem ist weder rationell, noch gerecht, noch wird es ehrlich geübt. Aber nichtsdestoweniger und obgleich die Vorführung der Schattenseiten durch Harthausen's Programm nicht ausgeschlossen wurde, hat Biedermann im Wesentlichen Recht! Es ist etwas Großes um das Prinzip der freien Selbstbestimmung, welches ein Volk in der thatkräftigen Besorgung seiner eigenen Angelegenheiten bekennt, und Niemand kann ableugnen, daß Englands Verfassungsleben immer noch den unvertilgbaren Stempel dieser Größe zeigt. Auch Gneist, der unübertroffene Meister im englischen Staatsrecht, räumt in seiner ausführlichen Darstellung ebenso wie hier im zweiten Theile des Harthausen'schen Unternehmens den sekundären und vorübergehenden Charakter jener Uebelstände ein; er verzweifelt nicht an der Wiedergeburt des politischen Pflichtgefühls bei den Gliedern der großen britischen Nation, und wenn der mikroskopische Beobachter Gneist nicht verzweifelt, so ist es gern zu verzeihen, daß Biedermann überhaupt nicht gezweifelt hat.

Die Schilderung der Nachtseiten des konstitutionellen Frankreichs und des auf parlamentarischem Felde sich versuchenden Deutschlands entschädigen uns aber auch für das, was wir an kritischer Durchdringung der englischen Staatsmängel vermißten. Biedermann hat Frankreichs Verhältnisse stets mit Lust und Liebe studirt; der deutsche Konstitutionalismus ist ein Stück seiner persönlichen Lebensgeschichte. Vielleicht ist er gegen die politischen Fehler der Franzosen eher zu hart, als zu milde gewesen; das Grundübel ihres Staates und die unerschöpfliche Quelle von dessen Leiden hat er in dem babylonischen Thurmbau der Centralisation vollkommen richtig gezeichnet. Diesen Abschnitt des Leipziger Publizisten sollte jeder französische Patriot mit rechter Andacht beherzigen! Karl Biedermann ist wahrlich kein Schmeichler! Ebenso wenig ist er es in Bezug auf die deutschen Verfassungszustände. Der über den „historisch-politischen Individualitäten" der einzelnen Kronländer aufgebaute „Gesammtstaat" Oesterreichs mit seinem an den Konstitutionalismus angenäherten „Reichsrath" darf so wenig auf eine unbedingte Sympathie Anspruch erheben, als das Gemisch demokratischer, feudaler und absolutistischer Tendenzen, welches Preußens junges konstitutionelles Leben seit seiner Wiege in einen Strudel verhängnißvoller Kämpfe verstrickt hat. Daß aber das österreichische Herrenhaus dem Begriff einer wahrhaft aristokratischen Pairie mehr entspricht als das preußische, ist eine Thatsache, die Biedermann ohne alle Gehässigkeit behauptet hat und die sogar von dem konservativsten Mitarbeiter an Harthausen's Unternehmen, Professor Kosegarten in Graz, mit einem speziellen Protest verschont ward.

Der zweiten Aufgabe, die Herr von Harthausen gestellt, nämlich der Charakteristik der politischen und sozialen Wirkungen der verschiedenen Wahlsysteme, hat Biedermann bereits tüchtig vorgearbeitet, indem er das Material für deren Beurtheilung in reicher Fülle herbeigeschafft und durchsichtig geordnet. Auch findet man bei Biedermann schon vielfach positive Antwort auf die zweite gewichtige Frage und eine solche, die sich vor dem Richterstuhle der politischen Vernunft hören läßt. Das Gleiche ist der Arbeit des Professors Joseph Held und dem Aufsatze von Georg Waitz („Ueber die Bildung einer Volksvertretung") nachzurühmen. Der Würzburger Rechtslehrer Held will eine Philosophie des Konstitutionalismus liefern; er geht von der „Idee" desselben aus, findet sie in dem allgemein menschlichen Bedürfniß und dem Rechte auf Freiheit und Ordnung, in der freien Entwickelung der menschlichen Individualität innerhalb des Rahmens einer geordneten Gesammtheit, er ist begeistert von dieser „Idee"; ihre vollgültige Verwirklichung sei das Endziel des politischen Strebens der Menschheit, ein gewisses Maaß ihrer Verwirklichung aber auf jeder Stufe unseres Geschlechts nicht allein möglich, sondern auch nothwendig. Die heutige Form des parlamentarischen Verfassungswesens gilt dem ehrenwerthen Autor keineswegs für das Ideal seiner Wünsche: so ausführlich er in der Aufzählung der Vortheile des Konstitutionalismus ist, so gründlich und offenherzig ist er auch in der Darlegung der Nachtheile, welche die heutzutage gangbaren Formen des Repräsentativsystems mit sich bringen. Gleichmacherei, Schematismus und Centralisationseifer sind die unleugbaren Grundübel, an denen die Produkte der modernen Volkswahlen kranken: doch wer wird andererseits den hohen Vorzug, welchen das durch alle Schichten verbreitete Bewußtsein der Staats-Einheit, d. h. der politischen Zusammengehörigkeit der Bürger, diesen unmittelbarsten Ausfluß der Volkswahl, im Ernste geringschätzen wollen? Herr Professor Held sieht erst in der konstitutionellen Regierungsform die Staatsidee leibhaftig verkörpert; der absolute Staat ist ihm noch kein wahrer Staat, weil hier die Bürger nur passiv und nicht auch, wie es rechter Patriotismus erheischt, aktiv geeinigt sind, und er steht der Auffindung des innersten Kerngehalts der repräsentativen Form dergestalt schon sehr nahe. Daß der Würzburger zuerst den letzten entscheidenden Trumpf nicht auszuspielen vermochte, liegt an der etwas doktrinären Art seiner Zergliederung des Stoffes; es liegt wesentlich an seiner etwas breiten, an das Klassifikations-Erkenntniß eines Konkursrichters erinnernden Disposition.

Das beste Wort bei der Schilderung des „konstitutionellen Prinzips" ist von Rudolf Gneist gesprochen worden. Seine Monographie: „Das Repräsentativ-System in England" enthält auf 92 Oktavseiten mehr politische Wahrheiten, als man sonst in dicken Bänden zu lesen gewohnt ist. Von dem großen Worte ausgehend, das Fox 1797 bei seinem Antrage auf Abschaffung des Hochverraths- (Spezial-) Gesetzes aussprach: „Freiheit ist Ordnung, Freiheit ist Kraft" entwickelt uns Gneist den Lebensfaden der englischen Freiheit und Verfassung; er offenbart, indem er in kurzer kräftiger Skizze die Geschichte der parlamentarischen Institutionen des Inselreichs anschaulich macht, den organischen Prozeß dieser Einrichtungen, deren allmähliches Wachsen von unten auf: wie das selfgovernment zuerst in kleinen Kreisen entsprang und hier zur Gewohnheit wurde; wie die Selbstthätigkeit der Bürger in den Kirchspielverbänden, in den Versammlungen der kraft königlicher, d. h. staatlicher Berufung tagenden Friedensrichter, in den Geschwornengerichten, in den Gemeindeverbänden von Städten und Flecken eine Vorschule für den Dienst in der großen Staatsgemeinde war, wie Krone, Oberhaus und Haus der Gemeinen (d. h. der Kommunen) sich in jeder Grafschaft, in jeder Korporation überhaupt wiederfinden und nachweisen lassen, und wie dieses harmonische Ineinandergreifen des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Prinzips die Größe, die Schönheit und zumal die Dauerhaftigkeit dieser historischen Bildungen begründet. Nicht die Volkswahl allein, nicht die Ablagerung des Dienstes auf Andere durch das Wahlgeschäft, ist der Schwerpunkt des Staats- und Gemeindelebens, vielmehr das selbstthätige

Handanlegen an die mächtigen und schwierigen Arbeiten, welche Staats- und Gemeindeverwaltung für ihr Bestehen und für ihren Fortgang beanspruchen; hier sind Charakter und sittliche Kraft vonnöthen und deshalb ist ein regsames Kommunalleben gerade der Staatsgesammtheit gegenüber von unendlich höherem Werthe als parlamentarische Floskeln und das Reden von Staatssachen aus der Vogelperspektive. Man lese diese goldenen Worte von Gneist, aber man handle auch danach!

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth. Nur ein Volk, das seine Angelegenheiten im Kleinen und Geringsten selbständig besorgt, verdient es auch, sie im Großen zu verwalten. Nur ein Volk, das seine sozialen Interessen und Leidenschaften den edlen Pflichten des Gemeinlebens unterordnet, darf mit berechtigtem Stolze sagen:

„Freiheit ist Ordnung, Freiheit ist Kraft."

— — Die folgende Abhandlung, die des berühmten Georg Waitz, ist zwar sehr kurz (sie umfaßt nur 35 Seiten) und sie möchte bei ihrem maaßvollen, anspruchslosen Tone einen oberflächlichen Leser vielleicht nicht energisch genug erscheinen, aber sie besitzt ebenfalls einen tiefen Wahrheitsgehalt und sie ist von um so entschiedenerer Wichtigkeit, als sie das allgemeine Stimmrecht, das System der indirekten Wahl und das der ständischen Gliederung erörtert. Alle drei werden von Waitz bekämpft: das allgemeine Stimmrecht, weil es unselbständige, sozial abhängige Personen zur Wahl-Urne führt; das System der indirekten Wahl, weil es die Lauheit der Urwähler, die Voreingenommenheit der Wahlmänner und die Unbedeutendheit im Schooße der Abgeordneten befördert, die ständische Gliederung endlich, weil die Stände, die Berufs- und Erwerbsklassen heutzutage tausendfältig in einander fließen (selbst Mecklenburg hat bürgerliche Rittergutsbesitzer!) und weil das soziale Interesse, welches die Stände vertreten, weder unmittelbar den Staat als solchen berührt, noch, eben in Folge seiner Mannigfaltigkeit, ohne die unnatürlichsten Künsteleien und ohne willkürliches Zusammenwerfen von Berufszweigen sich für Staatszwecke nutzbar machen läßt. Statt „organisch" und also der Erhaltung des Staates förderlich zu sein, brächte es, auf die Volksvertretung angewandt, die heilloseste Verwirrung! Waitz empfiehlt Distriktswahlen mit möglichster Berücksichtigung der gegebenen realen Verhältnisse, Unterscheidung von Stadt und Land, kleinere Wahldistrikte, damit die direkte Wahl um so erfolgreicher wirken kann und öffentliche Abstimmung, denn diese allein entspreche dem Charakter des öffentlichen Lebens!

Weshalb nach den ausgezeichneten Leistungen eines Biedermann, eines Held, eines Gneist, eines Waitz noch die eifernde Stimme des Professors Kosegarten ihre ultra-konservative oder besser reaktionär-revolutionäre Weisheit auskramen durfte, ist uns ein Räthsel. Da wir Herrn von Harthausen zu den gemäßigten Leuten rechnen zu müssen glauben, so begreifen wir wahrlich nicht, was den Herausgeber hinderte, „die Volkswahlen und die Volkswirthschaft in ihren politischen und sozialen Wirkungen, mit besonderer Beziehung auf die Jetztzeit" ihrem Autor mit umgehender Post wieder zurückzusenden. Denn das, was Herr Kosegarten eifert und lamentirt, überschreitet denn doch bei Weitem die Gränze des Wissenschaftlich-Erlaubten, und der schöne Grundsatz „audiatur et altera pars" hat auch seine Schranke. Dem Grazer „Universitätsprofessor" kam es nicht darauf an, eine ruhige Erwägung der Vortheile und Nachtheile dieser und jener Form der Volkswahl zu liefern, dies wäre ihm weniger „geistreich" und mehr langweilig gewesen: nein, bewahre der Himmel! Der Herr „Universitätsprofessor" Wilhelm Kosegarten machte sich ein Zerrbild vom Konstitutionalismus zurecht, und diese abscheuliche Fratze durfte mit einem Hagel von Kraftschlägen und Seitenhieben regalirt werden. Nichts ist am modernen Verfassungswesen gut: kein Funk' und kein Faser! Alles lauter Verderbniß, „Zersetzung und Entgliederung der Gesellschaft", „flacher Liberalismus", „Irreligiosität", „Centralisationswuth", Verbildung des Volkes", „demokratischer Unsinn" u. s. f. Diese Art von Konservatismus hat ihre eigene Grammatik und ihr eigenes Lexikon. Sie hat aber auch ihre eigene Logik und außerdem ihre eigene Gefühlsphilosophie, die ihr so leicht kein Sterblicher nachzuahmen im Stande.

Man möchte die Frage aufwerfen: was hat in aller Welt Herr Professor Kosegarten mit seiner Abhandlung bezwecken wollen? Wollte er eine Satyre auf die Gegenwart schreiben? Dazu wäre der Ort nicht der passende gewesen. Dieses unschuldige Vergnügen hätte gewiß in den Spalten eines humoristischen Flugblattes sich besser verwirklichen lassen und dort freieren Spielraum gehabt. Wollte er zeigen, daß er die Augsburger Allgemeine Zeitung mit Nutzen liest? Nun ja, dies hat er bewiesen, denn die Korrespondenzen der Augsburgerin sind ihm eine Hauptgeschichtsquelle! Oder wollte er überhaupt nur zeigen, wie sehr loyal er ist, wie kirchlich, wie katholisch-autoritätisch? Wenn er nur dies wollte, so ist ihm sein Beweis allerdings gelungen, aber die Ehre, die man für die Würde der Wissenschaft, für die unparteiische Wahrheit dabei einlegt, scheint uns äußerst gering zu sein.

Herr Prof. Kosegarten huldigt der „absoluten Umkehr", und so stellt er denn alle weltläufigen Thatsachen auf den Kopf! Nachdem er an der Natur des antiken Staates mit Hülfe abgerissener Citate einige gründliche Verrenkungen vorgenommen und namentlich die athenische Demokratie in's Bodenlose verunglimpft hat, wendet er sich zur „kritisch-geschichtlichen Betrachtung" (soll heißen „geschichtlich-kritischen Betrachtung") und stürzt das parlamentarische Idol England donnernd von seinem Sockel: die ganze englische Verfassung sei nichts weiter als Mißbrauch und Vergewaltigung am Königthum, politische und religiöse Intoleranz, Bestechungssystem, Parteiregierung; die Stuarts seien wider das Parlament ganz im Rechte gewesen, Jakob II. habe nichts Unrechtes gethan, als er die Befugniß, von den Gesetzen dispensiren zu können, in Anspruch nahm 2c. Frankreich anlangend, so wird der französischen Revolution kein ehrliches Haar gelassen, der Juli-Revolution dito, Karl's X. Ordonnanzen waren durchaus verfassungsgemäß (!), die „stürmische Demokratie" der 221 liberalen Deputirten mußte gebändigt werden; die Februar-Revolution sei entstanden, weil „der liberale Advokat Odilon Barrot gern auch einmal Minister werden wollte" (verbotenus!!), und jetzt ist „der Cäsarismus überall das Ende des Fortschritts." In Deutschland sieht Herr Kosegarten nach dem Verfall des „ständischen Rechtsstaates", dem Aufhören des Beglückungs-Regiments der Habsburger und dem jenes „reinen Bestrebens", das Göthe so sehr gerühmt (meint er etwa die Menschenverkäufe nach Amerika?), auch nur wenig Trost. „Mecklenburg ist zwar eines der glücklichsten deutschen Länder", aber sein konservatives Beispiel hat leider weder in Oesterreich noch in Preußen hinreichende Nachachtung gefunden: hier wie dort wächst die Staatsschuld und die Abgabenlast in Folge des Konstitutionalismus (!!); Italien endlich, wo allgemeiner Haß gegen die piemontesische Regierung herrscht," ist in den Händen der Carbonari, der Fall mit der

Tambourstochter Rosina skandalös, die neapolitanische Regierung sei schamlos verleumdet worden, die des Papstes noch schamloser — — kurz, die ganze Welt liegt im Argen.

Und solches Zeug producirt man in einem Buche, welches das konstitutionelle Prinzip als das Lebensprinzip des modernen Staates erweisen soll? Unglaublich aber wahr!

Trauttwein von Belle.

Die Romane der Neuzeit.

Ewige Liebe, von Melchior Meyr.

Wie selten erscheint heutzutage ein Roman, der es werth ist, in einem Journal von Gesinnung und Ernst der Auffassung besprochen zu werden! Wie ist alle moderne Produktion herabgesunken zur oberflächlichsten Unterhaltungs-Literatur, ja zur Marktschreierei, zu Humbug, Lug und Trug! Die Romane der Neuzeit unterhalten nicht einmal mehr; sie langweilen und täuschen nur durch ihr Aushängeschild: pikante Titel, routinirte Darstellung. Unsere Romane sind ungenießbar wie Milchsuppe mit Pfeffer, ist unlängst mit Recht behauptet worden; die Fadheit soll durch starke, grelle Zuthaten verhüllt werden. Aber alle die Ungeheuerlichkeiten von Mord, Betrug, Geheimnißkram, Kindertausch u. s. w. sind nicht im Stande, das Interesse des gebildeten Theils der Lesewelt zu fesseln. Derselbe steht freilich sehr in der Minorität, die große Menge verlangt nichts Besseres und muß wie das Ungethüm der Mythe, Minotaurus, alle Tage seine Menschenopfer verschlingen.

Für diese Majorität zu schreiben, hielten sich die Literaten früher selbst zu hoch; sie überließen derselben die Räuber- und Mordgeschichten bei Basse in Quedlinburg und bestrebten sich, nur für Gebildete zu arbeiten.

Jakobi schrieb seinen „Woldemar" zu einer Zeit, da nur Gebildete zur Lesewelt gehörten; Jean Paul wandte sich noch einer höheren Auswahl unter denselben zu; Ernst Wagner's philosophische Romane waren sogar eine Lieblings-Lectüre der Frauen geworden. Welche von unseren jetzigen jungen Damen wäre wohl im Stande, sie zu verstehen?

Aber die Autoren höherer Gattung sollen es sich zur Lebensaufgabe machen das versunkene Gebiet des Romans wieder zu erheben und die Leser zu sich hinauf zu ziehen.

Einen glänzenden Versuch in dieser Hinsicht möchten wir in diesen Blättern hervorheben. Es ist das neueste Werk von Melchior Meyr: „Ewige Liebe."*) Die Bescheidenheit des Verfassers nennt es nur eine Erzählung, aber es ist in der besten Bedeutung des Wortes ein Roman, der sich neben und über die klassischen oben genannten stellen kann.

Der Gang der Begebenheiten ist freilich einfach ohne viel romantisches Beiwerk, aber dafür mitten aus dem warmen pulsirenden Leben der Neuzeit genommen. Man findet seine eigenen Interessen und Gemüthsbewegungen darin wieder und fühlt sich fast von jedem Wort bis ins Innerste getroffen. Die höchsten sittlichen Fragen werden besprochen und befriedigend beantwortet; es ist die edelste Apotheose des unsterblichen Menschengeistes in diesem Romane enthalten. Aus den Kleinlichkeiten des Alltaglebens geht siegend das Unvergängliche hervor; aus irdischem Schmerz himmlische Freude.

Es ist ein Kennzeichen der echten Künstlerbegabung des Verfassers, daß er der schönen Innerlichkeit seines Buches den Formenreichthum der Aeußerlichkeit des wirklichen Lebens gegeben hat; Beides gehört zusammen wie Leib und Seele. Man fühlt und leidet mit ihnen; man versteht sie am eigenen Pulsschlag.

Ewige Liebe ist ein Begriff, der eigentlich nicht für unsere Alltagswelt paßt, und man ist anfangs versucht, diese Ueberschrift des Romans für bittere Ironie oder für übertriebene Sentimentalität zu halten. Aber man irrt sich in beiden Voraussetzungen und wird mit Ueberraschung und Bewunderung inne, daß man eine hohe und reine Wahrheit vor sich hat. Die Liebe, welche hier aus Schmerz, Verirrung und Tod hervorgeht, ist wirklich eine ewige.

Der Lebenskreis, in welchem sich der Roman bewegt, gehört den höhern Ständen an und es ist überaus verdienstlich, daß der Verfasser bei der Schilderung desselben in keine der gebräuchlichen Verkehrtheiten verfallen ist; er vermeidet jede Uebertreibung sowohl im Guten wie im Bösen. Obwohl vornehm, sind es doch natürliche Wesen, die sich uns zeigen. Nichts verräth mehr die Unkunde der Gebräuche in der vornehmen Welt als die Art, wie die meisten neuern Schriftsteller ihre adeligen Helden auftreten lassen.

Die Kenntniß des wirklichen Lebens geht aus allen Zügen des Romans hervor und trägt wesentlich dazu bei, ihn auch nach den Begriffen gewöhnlicher Romanleser unterhaltend zu machen. Die Stelle ist namentlich meisterhaft erzählt, wo die Verwandten die schöne liebliche Helene von Ellerburg in die große Welt bringen, in der Hoffnung, eine reiche Heirat für sie zu erlangen, aber vergebens; viele Verehrer umschwärmen sie, ohne Freier zu werden. Kein einziger Antrag wird gemacht und die ehrgeizige Tante muß sich begnügen, den armen unedlen Liebhaber anzunehmen, den sie bis dahin immer fern gehalten hat. Die spätere Verirrung Helenens bildet dann den tragischen Knoten, der so rührend und schön gelöst wird; weichherzige Naturen könnten die Sühne für eine Mädchensünde zu streng finden, aber wir finden den sittlichen Ernst immer an seinem Platz.

F. v. H.

*) Ewige Liebe. Erzählung in zwei Theilen. Braunschweig, Georg Westermann.

England.

Die Postreform und ihre Erfolge.*)

I.

Das Penny-Porto und die Postmarken.

Seitdem der Plan Sir Rowland Hill's in's Leben gerufen worden, ist eine ganze Generation herangewachsen, und unsere jüngeren Leser können sich vom Stand des Postwesens vor dieser gründlichen Umwandlung nur einen schwachen Begriff machen. Der kleinste Brief von den Landes-Gränzen der Königreiche kostete 1½ Sh. = 15 Sgr. Selbst für einen Brief von einer benachbarten Stadt zahlte man 3 Sgr., wofür heute ein Brief von den Shetländischen Inseln bis nach Algerien gefördert wird. Durch die geringste Einlage stieg das Porto auf's Doppelte. Diese ungebührliche Steuer verhinderte die Bequemlichkeit, Briefe an eine dritte Person oder sonstige Schriftstücke in

*) Her Majesty's Mails: an Historical and Descriptive Account of the British Post-Office, together with an Appendix, by William Lewins. London, 1864. (Berlin, Asher; Leipzig, Denicke).

Ein Couvert zu schließen, um dadurch wiederholte Abschriften oder Auszüge zu ersparen. Da Gebrauch und Schicklichkeit das Frankiren untersagten, so unterließ man oft das Schreiben, um seinen Korrespondenten nicht eine belästigende oder verdrießliche Ausgabe aufzubürden. Diese Unannehmlichkeiten zu umgehen, griff man zu einem Mittel, das noch schlimmer als das Uebel war. Die Parlaments-Mitglieder, die Porto-Freiheit genießen, wurden von vielen Leuten förmlich verfolgt, um ihnen ein mit ihrer Chiffre bezeichnetes, portofreies Couvert abzuringen. Und dieses Vorrecht, oder besser dieser schreiende Mißbrauch kam gerade den Wohlhabenden und Einflußreichen zugute, während manche arme Familie sichs am Munde absparen mußte, um das hohe Porto eines nothwendigen Briefes zu erschwingen. Der Briefwechsel in den untern Klassen hörte fast ganz auf. Ein verheirateter Mann, der sich genöthigt sah, in der Ferne Arbeit zu suchen, war die ganze Zeit von Frau und Kind völlig abgeschnitten; Keiner wußte vom Andern, ob er noch am Leben sei. Ebenso waren Kinder von Eltern gänzlich getrennt, und die lange Abwesenheit außer aller Verbindung und Mittheilung löste oder lockerte mindestens die natürlichen Bande. Abgesehen aber von diesen moralischen Uebelständen, ist es leicht zu ermessen, wie nachtheilig die erschwerte Korrespondenz auf Handel und Industrie wirken mußte. Dem freilich half man durch eine in's Große getriebene Postdefraudirung ab; allein diese tägliche Verletzung der Gesetze war an sich ein noch beklagenswertheres Uebel.

Das übermäßige Briefporto ging überdies in finanzieller Beziehung schnurstracks gegen das Ziel, das man zu erstreben suchte. Denn trotz dem mächtigen Aufschwung, den der Verkehr in der zwanzigjährigen Periode von 1815—1835 nahm, blieben die Brutto-Einnahmen und der Netto-Ertrag der Post stationär und in gar keinem Verhältniß mit der Zunahme der Bevölkerung. Und all dieses zusammengenommen warf einen tiefen Schatten auf den Ruf, den die englische Post-Verwaltung sich durch die Schnelligkeit und Sicherheit, eine Frucht der von dem berühmten Palmer in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts eingeführten Verbesserungen, erworben hatte. — Eine Untersuchungs-Kommission hielt Sitzung auf Sitzung, stapelte Stöße von Berichten auf. Mr. Wallace wurde nicht müde, der Regierung Reformen in der Verwaltung zu empfehlen, bewirkte aber nur einige Verbesserungen in den Einzelheiten des Dienstes; im Ganzen und Wesentlichen jedoch blieb es auf dem alten Fuße.

Da erschien im Anfang des Jahres 1837 eine Flugschrift: The Reform of the Post-Office von Rowland Hill, die der Verfasser schon früher auf seine Kosten dem Druck übergeben und an die Mitglieder der Verwaltung vertheilt hatte. Darin schlug er eine Umwandlung des Systems vom Grund aus vor. Die Kosten eines Briefes seien unter drei Rubriken zu bringen. 1) Kosten der Annahme; 2) Kosten des Transports; 3) Kosten der Aushändigung. Die Transportkosten reduziren sich auf ein verschwindend Geringes, das zwischen ⅛ und ¹/₃₆ Penny schwankt; Eine völlige Gleichheit des Satzes, ohne diesen Unterschied zu berücksichtigen, wird daher der Billigkeit durchaus nicht zu nahe treten. Die Hauptbestimmungen des neuen Systems sind nun folgende: 1) Der Portosatz ist ein Penny (10 Pfennige) innerhalb des ganzen Umfangs der drei Königreiche; 2) anstatt des früher aufsteigenden Portosatzes nach der Zahl der eingelegten Briefe, tritt ein solcher nach dem Gewichte derselben ein; 3) das Porto wird vorausbezahlt und durch den Poststempel bescheinigt; 4) der Mechanismus und das Getriebe des Dienstes werden vereinfacht; 5) Sendungen werden, besonders in der Hauptstadt, öfter und rascher abgefertigt; 6) die Annahme der Briefe auf der Post wird erleichtert; 7) die Bezirke, innerhalb welcher die Post die Briefe in's Haus abtragen läßt, werden erweitert; denn es gab in mehr als einem bedeutenden Orte bevölkerte Stadtviertel, wo der Postbote nur gegen Erlegung einer besonderen Vergütigung von Seiten des Adressaten einen Brief in's Haus brachte; 8) der Dienst in den ländlichen Postbezirken erhält eine größere Ausdehnung; denn dieser Dienst war außerhalb der Poststädte fast gleich Null, und es gab, z. B. in der fruchtbaren Grafschaft Lincoln Sprengel von größerem Umfange, als die ganze Grafschaft Middlesex, wo sich nie ein Postbeamter sehen ließ. — Aus dem gleichmäßig tarifirten Portosatz und der Erhöhung desselben nur nach dem Briefgewichte würde die Vereinfachung des frühern so langwierigen wie lässigen Expedientendienstes als natürliche Folge hervorgehen und zugleich eine Vermehrung des Beamtenpersonals, trotz der anwachsenden Zahl der Briefe, auf die man bei dem so ermäßigten Porto und den andern dem Publikum gebotenen Bequemlichkeiten rechnen könnte, unnöthig machen. Das allgemeine Frankiren würde den Briefboten Zeit ersparen und sie in den Stand setzen, in derselben Frist eine größere Menge Briefe abzutragen.*)

Die Schrift machte großes Aufsehen. Die Wahrheiten, die sie behauptete, stachen jedoch gegen die eingewohnten Vorstellungen so auffallend ab; die Aenderungen, die sie vorschlug, gingen dem Bestehenden so hart an die Wurzel, daß sie anfangs den Eindruck von Phantasmen eines Schwärmers machten. Es war zu schön, um wahr zu sein. Bei einer nähern Prüfung indeß schwanden allmählich die Vorurtheile und Alles erschien im rechten Lichte: man erkannte die Thatsachen als richtig, die Vorschläge als wohlberechnet, den Plan als praktisch ausführbar an. Die obengenannte Kommission lud den Verfasser zu einer mündlichen Besprechung ein, und im Herbst 1837 ernannte das Unterhaus ein Comité, den neuen Plan zu prüfen und darüber zu berichten. Dieses Comité hörte das Zeugniß bedeutender Kaufleute und Banquier's der City, einflußreicher Personen aus allen Klassen und aus den verschiedenen Gegenden des Landes; ebenso forderte es das Gutachten des General-Postdirektors Lord Littlefield und einiger Oberbeamten des Departements. Alle stimmten darin überein, daß die Schwierigkeit des brieflichen Verkehrs und das theure Porto auf den Handel, wie auf die Interessen aller Volksschichten nachtheilig wirken. Nach einer langen und mühvollen Prüfung entschied sich das Comité in seinem Berichte für den neuen Plan und sprach sogleich darin seine Meinung aus, daß der für die nächste Zeit zu gewärtigende Ausfall in der Einnahme sich in der Folge reichlich decken werde. — Im Frühling 1839 ging die im Parlament eingebrachte Bill mit überwiegender Majorität durch und die Umwandlung des Postwesens nach Hill's Plan wurde zum Gesetz erhoben.

Das war ein großer und rühmlicher Sieg! Einem schlichten Privatmanne, der vielleicht in seinem Leben keinen Fuß in das Innere eines Postbüreaus gesetzt hatte, war es gelungen, die Nation zu überzeugen, daß er nicht nur mit den Prinzipien, nach denen ein sehr wichtiger Verwaltungszweig geregelt werden mußte, sondern auch mit den praktischen Einzel-

*) Früher klopfte der Briefträger an, mußte warten, bis ihm geöffnet und der Brief in Empfang genommen wurde, dann suchte man nach Geld, um das Porto zu bezahlen, oft fehlte es an Kleingeld und man ging erst bei der Nachbarschaft wechseln. Wie viel verlorene Zeit!

heiten des Mechanismus vertrauter sei, als die im Dienste ergrauten Männer. Er hatte das Parlament dahin gebracht, seinen Plan gegen die Meinung der büreaukratischen Unglückspropheten anzunehmen. Damit war aber immer nur noch der erste Schritt gethan. Der Plan hatte durch die Macht des Parlaments-Gesetzes Giltigkeit; nun blieb aber die Aufgabe, ihn in erfolgsichernde Wirksamkeit zu setzen. Hätte man die Ausführung den Verwaltungsbeamten überlassen — ihnen, die nicht müde wurden, dem Neugeborenen alle Lebensfähigkeit abzusprechen: so lief man Gefahr, gerade dessen Tod herbeizuführen; denn haben die Propheten das Mittel in Händen, ihre Prophezeiung wahr zu machen, so müßten sie mehr als Menschen sein, um der Versuchung zu widerstehen, zumal sie, um diesen Zweck zu erreichen, nur weniger Eifer anzuwenden brauchten, und die Frucht war von selber im Keim erstickt. Es war daher ein glücklicher Gedanke von dem Schatzkanzler Baring — zu dessen Ressort das Postwesen gehört — sich an den Schöpfer des Plans mit der Bitte zu wenden, ihn mit Rath an die Hand zu geben, wie die Maßregel in Thätigkeit zu bringen sei. Und Hill unterzog sich der übernommenen Aufgabe mit gewohnter Energie und mit solchem Erfolg, daß schon mit dem 1. Decbr. 1839 die Verfügung des Schatzkammeramts in Kraft trat, nach welcher ein, ein Loth schwerer Brief innerhalb des Gesammtstaates 4 Pence (= 3 Sgr. 4 Pf.) kostete. Und am 1. Januar 1840 wurde dieser Portosatz auf ein Penny reduzirt. Doch galt dies nur von frankirten Briefen; unfrankirte mußten das Doppelte zahlen. — Anfangs geschah das Frankiren in klingender Münze am Postbüreau. Aber mit welcher Unbequemlichkeit war das verbunden! Bei dem öftern großen Andrang konnte man sich nur mit aller Anstrengung hindurchwinden, um nicht zu spät vor das Schiebefenster des Expeditionszimmers zu gelangen; so daß der Brief erst mit dem folgenden Zug abgehen konnte. Auch diesem Uebelstand ward durch die Einführung der Freimarken und Freicouverte abgeholfen. Das Publikum indessen, das sich so schwer von der „Amme Gewohnheit" entwöhnen läßt, widerstrebte anfangs der neuen Einrichtung, und noch 1850 wurde ein Drittel der Briefe in Baarem frankirt; doch endlich siegte die bessere Einsicht und der Gebrauch der Freimarken und Freicouverte, deren Verschleiß die Post übernommen hatte, ward allgemein.

Bei der Verlöschung des Gepräges auf den Marken durch Ausdruck des Datumstempels vermittelte R. Hill, nach manchem verfehlten Versuch, ein zweckmäßiges Verfahren, das Fälschung und Betrug, wenn auch nicht unmöglich doch schwierig machte.*)

Frankreich.

Die Schmerzen des Lebens, von Frau v. Gasparin.

Es giebt noch eine große Anzahl deutscher Leser, welche die französische Literatur so wenig kennen, daß sie ihr ohne Weiteres alle Tiefe und allen Ernst absprechen. Das Vorurtheil könnte jedoch durch den Inhalt eines einzigen Journals widerlegt werden, nämlich der **Revue de deux Mondes**. Alljährlich wird ein reicher Schatz von Gedanken darin zu Tage gefördert; das Blatt ist gewissermaßen eine Quintessenz aller neuen Resultate der Wissenschaft und Kunst, der Philosophie und Religion. In Frankreich selbst gilt das Journal für ein literarisches Forum, dessen Urtheil endgültig ist; darin besprochen zu werden, giebt allein schon Bedeutung, sei es im guten oder bösen Sinne. Die deutsche Literatur hat kein Organ von ähnlicher Geltung aufzuweisen, wenn sie auch mehrere besitzt, die an Ernst und Gediegenheit ebenso hoch stehen. Bei uns nehmen fast nur wissenschaftliche Männer Notiz von solchen ernsten Journalen, während die sogenannte gebildete Lesewelt sich mit unglaublich oberflächlichen Blättern begnügt.

Das literarische Ehrendiplom, welches die Revue ertheilt, ist indessen nicht immerdar für einen Ausdruck der Unfehlbarkeit anzusehen, wenn es auch jedenfalls als ein succès d'estime zu betrachten ist.

Die neueste Ertheilung eines solchen Ehrendiploms verdient jedoch die allgemeinste Zustimmung; es ist das Werk einer Dame, der in dem „Magazin" bereits vor länger als Jahresfrist die höchste Anerkennung gezollt wurde.*)

Der ernste Philosoph, Charles de Remusat, der strenge Akademiker, geräth bei der Besprechung dieses Buches in eine wahrhaft liebenswürdige Begeisterung, obwohl er eigentlich die darin aufgestellten Behauptungen und Ansichten nicht theilt. Die Schärfe seines männlichen Geistes zersetzt ein wenig die Ueberschwänglichkeit des weiblichen Gefühls, aber die Macht und Schönheit der Poesie in der Anschauungsweise desselben hat offenbar doch die Stimme der Kritik in die der Bewunderung verwandelt.

Die „Schmerzen des Lebens," wie der Titel: „Les tristesses humaines" am ausreichendsten übersetzt wäre, sind von einer Protestantin, Frau von Gasparin in Genf verfaßt; sie sind eine neue Ergänzung der Werke: les horizons celestes, les horizons prochains u. s. w., welche der Verfasserin so viele Verehrung und Sympathie eingebracht haben.

Es spricht ein ähnlicher Geist, wie der echt evangelische von Adolph Monod, aus den Schriften der Edlen Genferin, aber es ist noch mehr Sympathie mit den Schmerzen des Lebens darin enthalten und darum auch mehr Melancholie.

Adolph Monod, der eifrige Seelsorger, verlangt, daß die Religion so vollkommen alles Irdische überwinde, daß auch die Schmerzen der Seele paralysirt werden; er hat auf seinem Sterbebett, auf dem er lange Monate lag, an sich selbst den christlichen Stoicismus in vollkommenster Weise bethätigt. Er war heiter und stark inmitten seiner Leiden, aber er forderte auch, daß alle Christen dasselbe leisten sollen; er hatte kein Mitleid mit den Schmerzen des Lebens, wie die fromme Frau es empfindet, deren ganzes Streben dahin geht, durch Mitleid dieselben zu sänftigen.

„Sie sympathisirt mit Allen, die leiden, lieben, zweifeln, und findet sogar, daß die Religion keiner Tröstung fähig wäre, wenn sie die Ausbrüche des Gefühls untersagt. Obwohl sie unaufhörlich die Augen nach dem Jenseits richtet, heftet sie doch auch auf das arme Diesseits einen Blick voll Theilnahme und sogar Wohlgefallen. Sie findet die Natur und das Leben schön, am schönsten aber die Seele, die fühlt und denkt, liebt und leidet. Sie vermag es nicht, kalt zu bleiben bei den Schmerzen und bei den Freuden dieses Lebens. Sie erinnert alle Leiden-

*) Noch vor einigen Jahren sandte Herr Jobart, Inspecteur des Industrie-Museums in Brüssel, dem General-Postmeister in London eine englische Postmarke, die er versuchsweise etwa zwanzig Mal benutzt hatte, ohne daß die Postbeamten den geringsten Verdacht geschöpft. Dagegen soll eine in New-York patentirte, aus Goldschläger-haut verfertigte Marke derart eingerichtet sein, daß ein zweimaliger Gebrauch derselben schlechterdings unmöglich ist. D. R.

*) „Predigten einer Frau" im „Magazin" vom Dezember 1863.

den, alle Zweifler und alle Gleichgültigen an Gott, indem sie ihnen die eigenen Gefühle deutlicher enthüllt, als sie selbst dieselben erkennen. Je mehr sie sich begeistert für die himmlischen Dinge, je mehr versteht sie die Schönheiten der Erde zu würdigen; aus ihrem verklärten Innern fällt ein Lichtstrahl auf Alles, was sie betrachtet. Die Macht der Kunst schildert sie mit den glänzendsten Farben; sie besitzt die Gabe der Bewunderung in einem hohen Grade. Die Poesie eines Dante und Milton wird von ihrer schwunghaften Phantasie erfaßt und nachgeahmt. Ihr Talent schreckt vor keiner Aufgabe zurück, sie schildert die Tiefen der menschlichen Seele, sie geißelt die Thorheiten und Bosheiten der Welt, sie trägt den Sitten Rechnung, sie steht mitten im praktischen Leben; ihr Styl findet für die verschiedensten Gegenstände immer die richtigste und edelste Redeweise. Sie erlaubt sich Alles, nur nicht den Gemeinplatz und die Gefühllosigkeit."

In diesen Worten drückt Charles de Remusat dem Wesen der Schreibart der Verfasserin die richtigste Signatur auf; im Uebrigen verweisen wir auf das Werk selbst, welches binnen Kurzem in einer mit Sorgfalt und Liebe gearbeiteten Uebersetzung erscheinen wird. F. v. H.

Italien.

Staats- und Verwaltungs-Verhältnisse des Kirchenstaats.

IV.

Ein römischer Arzt und die Inquisition.

Vor etwa 25 Jahren lebte in Rom ein Arzt, Dr. M., der mit dem anerkannten Rufe in seiner Kunst, große Liebe zur Jagd und ausgezeichnete gesellige Talente verband. Er wußte ganze Seiten aus Dante, Petrarch, Tasso und besonders aus seinem Liebling Alfieri auswendig, improvisirte mit erstaunlicher Leichtigkeit Sonnette und Terzinen, hatte aber mit den meisten der italiänischen Aerzte das gemein, daß sein Credo mit dem Katechismus nicht immer im Einklang war, und daß er oft bei der Offenheit seines Charakters der nöthigen Vorsicht vergaß. Das hinderte indeß nicht, daß seine Praxis sich immer mehr ausbreitete, daß selbst Männer in Purpur ihn gern an ihr Krankenbette riefen, wenn sie auch in seine Rechtgläubigkeit einigen Zweifel setzten. Aeußerlich bequemte er sich den Anforderungen der Kirche; er hörte jeden Sonntag die Messe, ging alljährlich zur Beichte — eine Gewissenssteuer, die jeder Römer zu zahlen verpflichtet ist. Allein er hatte mit zu hellen Augen hinter die Coulissen, vermöge seines Berufes zu tief in das Privatleben der Geistlichkeit geschaut, ihre „nobeln Passionen" zu aufmerksam beobachtet, um für ihre Personen und ihre Lehren allzugroße Verehrung zu empfinden.

Plötzlich wurde ihm sein Lehrstuhl als Professor der Medizin entzogen; eine Warnung, meinten seine Freunde, daß unfreundliche Augen ihn beobachten. Die nächste Folge war, daß einige seiner ängstlich frommen Patienten einen andern Arzt nahmen. Indeß hatte er immer noch Beschäftigung vollauf, wenn ihm auch jetzt mehr Muße zur Befriedigung seiner Waidmannslust gegönnt war.

Eines Abends, als er mit einigen seiner Kollegen bei einem Apotheker in traulicher Unterhaltung zusammensaß, kam ein Knabe eilig herein und meldete ihm, daß ein Wagen in der benachbarten Straße seiner warte, um ihn zu einem Kranken zu holen. Er folgte der Leitung des Burschen, fand den Wagen, stieg zur geöffneten Thüre ein, und sofort setzten sich die Pferde in Trab. Der plötzliche Uebergang aus dem hellen Zimmer in die Dunkelheit blendete ihn anfangs, und erst als sie an einer Straßenlaterne vorbeikamen und das Licht auf eine ihm gegenübersitzenden Menschen fiel, erkannte er in diesem den gefürchteten Caposbirro (Häschermeister) Nardoni. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Wirklichkeit: er wurde in's Gefängniß geführt.

Aber in welches Gefängniß? Denn der berüchtigte Haltefest ließ sich willig zu allen Diensten gebrauchen. Indessen stand sein Entschluß fest: die Tyrannei sollte, was sie auch mit ihm vornähme, seinen Muth nicht brechen und seine Zunge, so lange der Tod sie nicht stumm machte, sollte frei und kühn, wie immer, ihren Dienst thun. Es entspann sich nun folgendes Gespräch:

Doctor M. Wohin führt Ihr mich?

Nardoni. Vor das heilige Officium.

D. Und Ihr habt diesen tückischen Streich nach mir geführt, zum Lohn dafür, vermuthe ich, daß ich Eurem Sohn vorige Woche das Leben gerettet?

N. Ich gehorche blos meiner Pflicht, Dottore.

D. Gut, gehorchet denn!

Es war eine lange Fahrt, und M. benutzte die Zeit, einen Plan für sein Benehmen dem Gerichte gegenüber zu entwerfen. Er kannte Rom zu gut, um nicht zu wissen, daß er längst von Spionen auf Schritt und Tritt beobachtet worden, und daß ihr umständlicher Bericht über ihn schwarz genug gefärbt war. Leugnen konnte ihm nichts helfen, da es dem heiligen Officium nie an Zeugnissen und Beweisen fehlt. Er beschloß also, seinen Richtern kühn die Stirn zu bieten, nichts zu leugnen und seinem schlagfertigen Witz zu vertrauen, sich aus dem so hinterlistig gesponnenen Netze zu ziehen. Endlich hielt der Wagen. Finster von Außen und Innen starrte das Inquisitionsgebäude; zwei oder drei sieche Lampen kämpften vergeblich mit den Schatten der gewölbten Korridore; Grabesstille rings, geräuschlos öffneten sich die Pforten; stumm wandelten die Wachen auf und ab; ohne Laut übergab Nardoni seinen Gefangenen dem Thürhüter. Ein eisiger Schauer drang unserem M. bis in's Herz. Doch faßte er sich bald, und als er mit dem Wächter die Treppe hinaufstieg, begann er eine bekannte lustige Weise zu trällern, wie er gewohnt war, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk heimkehrend sein eigenes Haus betrat.

„Ihr seid in heiterer Stimmung," bemerkte der Registrator, als er den Namen in die Gefangenenliste eintrug.

„Das bin ich stets," erwiederte M.; „Gott hat mir sie gegeben, und kein Mensch soll mir sie nehmen."

Ohne weitere Erinnerung gegen eine so rechtgläubige Gesinnung, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, daß ihm Zeit und Mittel zu Gebote stehen, denselben auf die Probe zu stellen, bedeutete der Beamte seine Untergebenen, den kecken Singvogel in dessen Käfig zu bringen.

Die Zelle war klein, aber nicht kerkerhaft, nicht allzudumpf; das Rollbett sah ziemlich sauber aus; aber es war kein freundlicher Ort für einen Gatten, der an sein Haus, an sein Weib und, hier im Finstern und Schweigen sitzend, an die sonnigen Gesichter und das süße Geplauder seiner Kinder denkt. Aber er unterdrückte selbstbeherrschend jeden aufsteigenden Seufzer, der das Ohr eines lauschenden Feindes erreichen könnte; den sollte nicht die freudige Erwartung kitzeln, einen muthgebrochenen Sünder vor den heiligen Richterstuhl geführt zu sehen. Er machte einige Gänge durch's Zimmer, entkleidete sich dann und legte sich zu Bette. Aber schlafen? Nein, schlafen konnte er

Digitized by Google

nicht. Wachend zählte er die Stunden bis zum anbrechenden Morgen, stand auf und kleidete sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt an. Kaum war er damit fertig, als, ohne daß eines Schrittes Schall im Korridor oder das Drehen eines Schlüssels Annäherung und Ankunft verrieth, ein Diener der Inquisition in Mönchstracht vor ihm stand; ein Gesicht von Stein, die Züge im Lampenlicht gebleicht, die Stimme dumpf, flüsternd. „Aha," dachte er, „Ihr habt gehorcht, gut, Ihr sollt Euren Mann an mir finden." Er brachte das Frühstück, Kaffee und Brod. Doch M. erklärte, es nicht anzurühren, bevor der Frater gekostet hätte. Das that dieser schweigend und entfernte sich dann eben so geräuschlos. Dieselbe Scene wiederholte sich bei der Mittags- und Abendmahlzeit. Fünf Tage schlichen so dahin, langsam, eintönig. Doch empfand er die bleischwere Last der Langweile weniger, indem er aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses Verse rezitirte, Sonnete dichtete, die er mit einem Bleistift an die Wand schrieb. Aber die Nächte mit ihren unwillkommenen Träumen, ihrem unterbrochenen, unerquicklichen Schlaf waren desto peinlicher.

Endlich, nach Verlauf von fünf Tagen, fand sich ein neues Gesicht ein, nicht so eisig wie das des Dieners, nicht mit dem grinsenden Lächeln eines schadenfrohen Feindes: ein ernster Zug, durch anscheinendes Mitgefühl gemildert, prägte sich darin aus. „Wie geht's, Doktor?" redete er ihn an. — „Gut, recht gut." — „Das freut mich; mir bangte schon, Euer Appetit möchte unter der veränderten Diät leiden." — „Nicht im Geringsten; ich habe einen Magen, der Eure härteste Kost verdaut." — „Und wie sucht Ihr die Zeit hinzubringen; die aufgezwungene Muße muß einem so thätigen Manne schwer fallen." — „Nichts leichter; ich liebe die Poesie und habe ein so gutes Gedächtniß, daß ich ganze Bände Gedichte auswendig weiß. Und außer Selbstdichten ist nichts angenehmer, als Lieblingsverse zu wiederholen." — „Habt Ihr jemals selbst gedichtet?" — „Ich? Nun, es gehörte zu meinem liebsten Zeitvertreib. Wünscht Ihr Etwas von meinen Kompositionen zu hören?" — „Mit Vergnügen."

M. deklamirte nun mit lebhaftestem Ausdruck ein Sonnet, das Horchern, „Geschichtenträgern und Gebehrdenspähern" eben keine Schmeicheleien sagte. Ein leichter Schatten streifte über das Gesicht des Mönches; allein zu gut dressirt, um seinen Gefühlen zur Unzeit Worte zu geben, nahm er gleichmüthig den abgebrochenen Faden der Unterhaltung wieder auf und äußerte schließlich, er hoffe, es sei in der Behandlung des Doktors nichts, worüber er sich zu beklagen hätte.

„Was," rief hier M. aufspringend, „Nichts zu beklagen?! Einen Familienvater aus den Armen von Frau und Kindern, einen Arzt vom Bette seiner Kranken reißen, die nach ihm verlangen, daß er ihnen Gesundheit, Leben bringe — darin ist Nichts zu beklagen?" — Und nun ergoß er sich theils planmäßig, theils von Zorn übermannt, in einen Strom von Schmähungen und Vorwürfen, denen der Besuch nicht länger Stand hielt. Er ging mit der Ueberzeugung, daß der Geist, den sie hatten brechen wollen, kaum angefangen habe, sich zu beugen.

Und wieder waren fünf Tage mit trägem, schwerfälligen Schritt hingeschlichen; da begann das Verhör. Und ein lauerndes, haarscharfes, verwickeltes Verhör war's! Die Fragen wie Schlingen gelegt; die Anklagen nicht zweifelhaft, erst zu erörtern, sondern als erwiesen aufgestellt. Es war eine Musterung seines ganzen vergangenen Lebenslaufes: jede Geschichte, die er erzählt, jedes Gedicht, das er rezitirt, jeden Scherz unter Freunden, jede Aeußerung, die er längst vergessen, Dinge, die er vor Jahren gethan, und Dinge, die er niemals gethan — Alles geschickt mit einander verwebt und so künstlich zusammengestellt, daß jedes scheinbar unbedeutende Einzelne an dem Platze, wo es mit schlauer Feinheit eingereihet war, Wichtigkeit bekam. Kurz, das Ganze war ein in einander greifendes Netzwerk, aus dem der Gefangene sich schwer herauswickeln zu können schien. M. täuschte sich nicht über die ihm drohende Gefahr, sah aber ein, daß nur auf dem Wege, den er sich in der ersten Stunde seiner Verhaftung vorgezeichnet hatte, Rettung möglich sei. Leugnen schien nutzlos. Das erwarteten sie und waren darauf vorbereitet. Es blieb nur noch übrig, zu erproben, ob sie auch gegen ein freies Eingeständniß und eine geschickte Auslegung ebenso gerüstet seien. Auf jede Frage nun in Bezug auf seine Handlungen und Reden antwortete er denn: „Ja, das that ich — ja, das sagte ich, aber" — und nun kam eine Erklärung, die von der That oder dem Worte alles Verletzende abstreifte oder Beides auf einen Scherz zurückführte, dem man höchstens den Vorwurf der Unbesonnenheit machen konnte.

Das war den heiligen Vätern neu. Sie waren gewohnt, ein armes, wirres, geängstetes Wild vor sich zu sehen, das, von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gehetzt, vergeblich in den Maschen des Garns zappelnd, endlich kraftlos hinsinkt und des Jägers Beute wird. — Hier aber stand ihnen ein Mann gegenüber: kühn, besonnen, selbstvertrauend; der ihren scharfen und forschenden Augen mit eben so scharfen und forschenden Augen begegnete; der jede Frage auf der Stelle mit fester Stimme beantwortete, jeden geführten Streich, der schon zu sitzen schien, so geschickt parirte, daß der Gegner sich genöthigt sah, den Standpunkt zu wechseln und auf einen neuen Angriff zu sinnen. Das ging über ihre Erfahrung hinaus; darauf waren sie nicht gefaßt. Vierzehn Tage dauerten schon die täglichen Verhöre, ohne daß der Prozeß einen Schritt weiter rückte. Auf der Inquisitoren Seite war das umfangreiche Protokoll, in welchem Nichts ausgelassen, Nichts vergessen war: die Worte von gestern reiheten sich an die Worte von vor zehn Jahren; jede Antwort, jede Erklärung, mit umständlichster Pünktlichkeit niedergeschrieben, um, erforderlichen Falles mit irgend welcher neu hinzugekommenen zusammengestellt, verglichen werden zu können. Ihm zur Seite standen, wie schon bemerkt, ein schlagfertiger Witz, eine unbeschränkte Selbstbeherrschung, eine gründliche Kenntniß des Charakters der Menschen, mit denen er's hier zu thun hatte, eine vollendete Sprachgewalt und ein probehaltiger Muth.

Wohl wußten die Inquisitoren, daß die krafterschöpfende Zeit auch auf diesen Mann ihre Wirkung nicht verfehlen werde; indeß, um rascher zum Ziele zu kommen, entschlossen sie sich, einen neuen Bundesgenossen zu ihrem Beistande zu rufen. Die Liebe M.'s zu Frau und Kindern war bekannt, und die lange Erfahrung hatte die ehrwürdigen Väter gelehrt, daß auch das mannhafteste Herz durch die plötzliche Erweckung zärtlicher Empfindungen zu erschüttern ist. Das Verhör wurde also drei Tage ausgesetzt; allein diese Einsamkeit seiner Zelle, nach einer vierzehntägigen Anspannung aller Geistessaiten wirkte durch den Gegensatz um so angreifender und entnervender. Nach jener Frist wurde er wieder, um die gewöhnliche Verhörstunde, nach dem Gerichtssaal geführt. Auf dem Gange dahin drängten sich die Gedanken in seinem Kopfe, was wohl heute seiner warte: Eine neue Prüfung seines Witzes und seiner Festigkeit? Vielleicht gar der Schluß des Dramas: seine Verurtheilung? — Die Thür ging auf, er trat ein, und wen erblickt er? Nicht seine Richter, sondern sein Weib und seine Kinder. Da standen sie, bleich, betrübt, mit Augen voll Thränen, scheu zu ihm hin-

schauend, in der qualvollsten Verlegenheit, was sie thun, was sie sagen sollen. Die Brust wollte ihm springen; allein er sah die Schlinge, und die Wogen des aufgeregten Gemüthes mit mächtigem Willen niederdrückend, reichte er Allen blos die Hand, anstatt ihnen die offenen Arme entgegen zu strecken und sie an sein Herz zu pressen. „Munter, meine Lieben," redete er sie an; „seid um mich unbekümmert, und vor Allem gönnt unseren Feinden nicht die Freude, mich oder Euch niedergeworfen zu ihren Füßen zu sehen!" Dann ruhig zu den Wachen gewendet, meinte er, wenn sie ihn blos zu diesem abgenutzten Possenspiel hergebracht hätten, so thäten sie besser, ihn nur wieder in seine Zelle zurückzuführen.

Inzwischen waren seine Freunde nicht müßig. Und Freunde hatte er, wie schon erwähnt, sogar im heiligen Kollegium. Habt ihr aber einen Cardinal auf eurer Seite, dann dürft ihr in Rom euch Manches herausnehmen, was einem Andern sonst schwerlich durchgehen würde. Denn wer kann wissen, ob dieser Cardinal über kurz oder lang nicht die Tiara trägt? Und unser M. konnte es seinem Beschützer danken, daß er so wohlfeil weg kam: er wurde verurtheilt, drei Monate in einem Kloster seine Gebete zu verrichten und Andachtsbücher zu lesen.

Böhmen.

Cechische Briefe aus Böhmen.

Originalwerke und Uebersetzungen.

Was wir an Uebersetzungen aus fremden Sprachen besitzen, umfaßt beiläufig zwei Drittheile der gesammten böhmischen Literatur und es ist unstreitig das Beste, was uns bisher geboten wurde. Damit aber will ich kein kategorisches Urtheil gefällt haben, und am Allerwenigsten den Verdiensten und Fähigkeiten unserer älteren und neueren Schriftsteller zu nahe treten; ich will nur gesagt haben, daß wir gelungene Uebersetzungen der bedeutendsten Werke der Weltliteratur besitzen, und eben dieser Umstand läßt selbst die besten und rühmlichsten Originalschöpfungen unserer Literatur vor den Errungenschaften des Auslandes zurücktreten.

Ich will nur der Uebersetzungen von Shakespeare's dramatischen Werken, besonders jener, die uns durch das eminente translatorische Talent Joseph Kolár's zu Theil wurden, erwähnen, um eines der glänzendsten und beredtesten Zeugnisse für meine Aussage vorzulegen. Nach Shakespeare, oder richtiger gesagt, neben Shakespeare in erster Reihe ist die überaus glückliche, im füglichsten Sinne des Wortes klassische, Uebersetzung von Göthe's Faust, ebenfalls von Kolár zu nennen. Der Verfasser selbst spricht von seiner Uebertragung mit großem Selbstbewußtsein, was ihm von einigen servilen und mittelmäßigen Geistern unseres literarischen Olymps sehr verübelt wurde, aber er hat recht gethan, daß er sich von der pharisäischen Bescheidenheit der Miniatur-Talente losgesagt und seine Ueberzeugung der Kritik und dem Publikum gegenüber frei ausgesprochen. Auch wir wissen den Werth seiner Arbeit zu schätzen und wollen ihm gern den Ruhm des trefflichsten unserer Uebersetzer angedeihen lassen. Kolár hat uns durch die Uebertragung des „Faust" bewiesen, daß man dem Original beinahe wörtlich treu bleiben kann, ohne den Geist der eigenen Sprache verletzen zu müssen. Seine Uebersetzung ist streng dem Originale gegenüber, und doch frei, insofern sie unseren eigenen Ideenschatz bereichert und zum Gemeingut unserer Literatur geworden ist. Es wäre nur zu wünschen, daß uns Byron, Béranger und Viktor Hugo in ebenso trefflicher Verdolmetschung gegeben würden und womöglich vollständig, denn alle Drei haben wir bis jetzt nur fragmentarisch in unserer Literatur vertreten. Am schlimmsten ist dabei Byron fortgekommen, was übrigens mehr den ungünstigen Zeitverhältnissen von ehedem und der spießbürgerlichen Gesinnung unserer älteren Dichterschule zuzuschreiben ist. Die alten Herren mochten sich mit der schauerlichen „Zerrissenheit" des britischen Dichterfürsten nimmermehr befreunden, und schon sein bloßer Name machte ihr gläubig-frommes Zartgefühl mit Gänsehaut überlaufen. Nicht viel besser stand bei ihnen Viktor Hugo angeschrieben, und wenn ihm trotzdem ein bescheidenes Plätzchen in unserer Literatur gegönnt wurde, so ist dies nur theilweise dem oppositionellen Geiste einiger unbefangenen Größen aus der noch spießbürgerlichen Periode, bei Weitem mehr aber der Freisinnigkeit unserer neueren und neuesten Literatur-Epoche zu verdanken. Im vorigen Jahre, fast gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe, ist Viktor Hugo's neuester Roman: „Die Armen und Elenden", auch in's Böhmische übersetzt, im Druck erschienen. Die Uebersetzung besorgte Herr V. Vávra, der ehemalige Redacteur der politischen Zeitschrift „Hlas", und man muß seiner Verdolmetschung alles Lob angedeihen lassen. Auch die äußere Ausstattung des Werkes ist löblich, wie überhaupt Alles, was in Kober's Verlagsbuchhandlung bis jetzt erschienen. Von George Sand erscheint ebenfalls in Kober's Verlag „Consuelo", übersetzt von Frau Sophie Podlipská, der Schwester unserer hochbegabten Schriftstellerin, Karoline Svetlá. Die Frau Uebersetzerin hat vordem schon einige recht gelungene Uebertragungen aus dem Französischen, größtentheils in Zeitschriften zerstreut, veröffentlicht; diese haben allenthalben im Publikum Anklang gefunden. Es war deshalb nicht illusorisch, wenn man ihrer neuesten, jedenfalls sehr gelungenen Arbeit ein gutes Prognostikon gestellt. Wir aber begrüßen diese neue Publikation um so herzlicher, als wir darin den ersten glücklichen Versuch, George Sand in unserer Literatur einzubürgern, erblicken. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die übrigen sehr zahlreichen Uebersetzungen aus dem Deutschen, sowie die aus den romanischen und slavischen Sprachen, wenn auch nur kurz besprechen; ja selbst das einfache Namenregister würde meinen Bericht bis zum Ermüden erweitern, und darum will ich mich auf das Allgemeine, was ich gleich im Anfange meines Artikels von den Uebersetzungen gesagt, beschränken.

Es sei mir nur noch gestattet, der recht verdienstlichen Uebersetzung des Meißnerischen „Ziska", die wir dem jungen Dichter Erwin Spindler verdanken, zu erwähnen und das hauptsächlich darum, um gleichzeitig auch die Uebertragung der Gedichte Heine's in's Böhmische, womit der jugendliche Translator in neuester Zeit sich beschäftigt, den geschätzten Lesern des „Magazins" anzuzeigen. Die kleine Blumenlese aus Heine's Poesien, die Herr Spindler in der illustrirten böhmischen Zeitschrift „Zlatá Praha" (Das goldene Prag) vorläufig veröffentlicht, läßt uns ein recht gelungenes Ganze erwarten.

Schließlich sollte ich noch einige Originalwerke, insgesammt Novitäten, besprechen. Ich will aber auch hier das bescheidene Maaß beibehalten und nur das Neueste und unstreitig auch Bedeutendste unter Allen meinen Lesern vorführen. Es ist ein 124 Seiten umfassendes Gedicht in 4 Gesängen, das sich einfach „Goar" betitelt und unseren populärsten Dichter, V. Hálek, zum Verfasser hat. Goar, nebenbei gesagt, eine allegorische Figur, ist ein Fürst, der sein Volk despotisch, ja tyrannisch beherrscht

und deshalb allgemein gehaßt und verflucht wird. Er selbst ist noch jung und wäre einer besseren Ueberzeugung nicht unzugänglich; er hat ein von Natur gutes Herz, aber seine ruchlosen Rathgeber, die ihn bisher geleitet, stacheln ihn immer wieder gegen das Volk an und heißen ihn, den „Pöbel" unterdrücken und demüthigen. Das Volk hat lange die Unbill in Geduld getragen; es hat unter dem Joche der Tyrannei geseufzt, aber eben nur so lange, bis es Kraft und Muth zum Widerstand gesammelt. Endlich wird die Verschwörung zum allgemeinen Aufruhr, Goar wird vertrieben und muß in einer Burgruine Zuflucht suchen. Hier lebt er einige Zeit einsam und aller Welt grollend, bis ihn der Zufall mit einigen Hirten, den Bewohnern der Berge, zusammen führt. Er findet hier Marsa, ein holdes, engelreines Mädchen, an das er sich liebend anschmiegt, um ob dieser Liebe die übrige gehaßte Welt zu vergessen. Aber der Fluch seiner Thaten verfolgt ihn bis in die Einöde. Er vernimmt das Lied von seinen eigenen Gräueln, dieses schrecklich rächende Dichterwort, das von Mund zu Mund sich verbreitet, und fühlt jetzt erst die große Last seiner Sünden. Goar ist nahe daran, zu verzweifeln, und wird nur durch seinen guten Genius, Marsa, welcher er das Geheimniß seines Lebens anvertraut, gerettet und dem Leben wiedergegeben. Er nimmt sich vor, durch eine Großthat seine Schuld zu sühnen und seinem Volke für die Sünden seiner Jugend Genugthuung zu verschaffen. Der ersehnte Augenblick zur Ausführung dieses großherzigen Vorsatzes ist bald gekommen. Ein kühner Abenteurer ist mitten im Lande aufgetaucht, und die fürstliche Gewalt an sich reißend, will er das kaum befreite Volk wieder knechten. Gegen ihn zieht Goar, der sich mittlerweile Anhang unter dem Volke verschafft, zu Felde und vernichtet mit seinen begeisterten Kämpfern die feindlichen Heerschaaren. Aber Goar selbst wird nicht vergönnt, den glänzenden Sieg zu überleben. Er fällt mitten im Schlachtgetümmel, beweint von seinem Volke und tief betrauert von Marsa, die bald darauf in's kühle Grab ihm nachfolgt. — Dies ist der sachliche Inhalt des Gedichtes. Wie zu sehen, ist die Konception höchst einfach, baar aller überraschenden psychologischen Verwickelungen, doch das wird Hálek's Gedicht kaum beeinträchtigen. Der Dichter hat uns kein episches Gedicht im strengsten Sinne des Wortes liefern wollen; es war ihm vielmehr darum zu thun, die göttliche Idee der Völkerfreiheit in das leichte Gewand der Poesie einzukleiden und die Schrecken der Tyrannei in ihrer verderblichen Wirkung auf das Volk auszumalen. Und eben darum ist der erste Gesang mit seiner begeisterten und unvergleichlich erhabenen Apostrophe an die Völkerfreiheit der schönste des ganzen Gedichtes. In den weiteren Gesängen — wir nennen vor Allen den dritten — finden wir Hálek's unwiderstehlichen Hang zur Landschaftsmalerei und seine Vorliebe für das Genre in einer fast ununterbrochenen Reihe der reizendsten Bilder, und wir müssen dem Dichter nachrühmen, daß er die schönsten Farben der Poesie dabei angewendet. Auch die schöne Diktion und meisterhafte Handhabung der Sprache, welche Vorzüge Hálek vor allen unseren Dichtern auszeichnen, haben das Ihrige beigetragen, um das Gedicht zu einer der rühmlichsten Schöpfungen der neueren poetischen Literatur Böhmens zu stempeln. J. M.

Persien.

Zur persischen Literatur.

Sa'di, der Dichter und Weise von Schiras.*)

Schiras, wird uns erzählt, liegt in einem anmuthigen Thale, welches von allen Seiten durch mäßige Hügelreihen geschützt ist. Um die Stadt herum ziehen sich reizende Gärten, in denen namentlich die Rose üppig wuchert und ohne Unterlaß der Nachtigallen Lieder ertönen. Königliche Lustschlösser treten stattlich aus dem Grün hervor und zahlreiche Villen der Großen des Landes verkünden, daß Freude und heiterer Lebensgenuß hier ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Doch wo seit Jahrhunderten der Menschen Geschlechter nach einander im Leben Wonne und Behagen gefunden, da hat man auch die großen Todten nicht vergessen, die einst im Anblick desselben Sonnenlichtes und derselben prangenden Natur hier glücklich gewesen. Man hat ihnen ihre Lieblingsstätte gerne gegönnt, und von ihren ragenden Grabmälern rufen die Geister der Entschlafenen den Lebenden zu: Seid glücklich, wie wir es einst hier gewesen!

So ruft denn in einer der blühendsten Vorstädte, Mußella genannt, wo die Nachtigallen ihre vollsten Lieder schlagen und die Rosen am süßesten duften, als ein genius loci, dessen Flügelschlag über diesem ganzen lachenden Paradiese in den Lüften tönt, jener Sänger, den der Orient und der Occident preist, Hafis, der, nach resoluter Abwendung von Mysticismus, Ascetik und Abstraktion, als Greis die Jugend des Geistes wiedergewann und wie kein anderer Dichter auf Erden den Wonnerausch der Begeisterung und des Entzückens über Natur und Schönheit und des realen Lebens goldnen Baum aus allen Poren seiner Seele ausströmte.

Und an einer andern Seite der herrlichen Stadt, da pilgerten und pilgern noch heute Einheimische und Fremde in dankbarer und andächtiger Verehrung zu einem andern Grabmale, in einem ewig grünen Lustgehege gelegen und von einem lieblichen Wasserbecken und sanft plätschernden Fontainen umkühlt. Hier schläft Sa'di, der

„die Welt durchschweift nach allen Seiten,
Verkehrt mit jeder Art von Leuten,
Gewinn auf jedem Fleck der Welt gefunden,
Und eine Aehr' auf jedem Feld gefunden."

Dicht daneben aber befindet sich, so wie er es gewollt, ein Armenhaus, damit an seiner Gruft Unglückliche aufhören möchten zu weinen, denn er kannte und fühlte die stillvergossenen Thränen der Verwaisten und Armen und sang:

Elternlose Kleine schütze,
Daß kein Stein, kein Dorn sie ritze;
Denn die Waise, magst Du wissen,
Gleicht dem Bäumchen, erdentrissen.
Wenn sie lächelt, Niemand fragt,
Niemand tröstet, wenn sie klagt;
Aber schwimmt ihr Aug' in Zähren,
Bebt aus Schmerz der Thron der Sphären.
Traun, mit keinem König tauscht' ich,
Als im Schoß des Vaters lauscht' ich,
Und das Haus zusammen rannte,
Wenn ein Mückenstich mich brannte.

*) Der Rosengarten des Scheikh Muslih-eddin Sa'di aus Schiras. Aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann, 1864.

Jetzo, wär's aus Feindes Ketten,
Lebt kein Helfer, mich zu retten!
Weil ich Waise ward als Kind,
Weiß ich, ach, was Waisen sind!

Bis vor wenigen Jahrzehnden erhob sich über dem mit einem viereckigen Steine geschmückten Grabe des Dichters ein schönes Gebäude. Da wurde am 25. Juni 1824 jene ganz herrlich prangende Gegend von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht, das einen großen Theil der einst so blühenden Stadt zerstörte und auch dies heilige Grabmal in Trümmer legte. Er aber hatte gesagt:

„Noch viele Jahre wird mein Werk bestehen,
Wenn Winde Sa'di's Staub ringeum verwehen."

Und dies Wort ist in erhöhterem Maße, als er es geahnt und gehofft, Wahrheit geworden. Während die Schrecken des dreißigjährigen Krieges unser armes Vaterland durchtobten, stand ein edler deutscher Dichter, Paul Flemming, an seinem Grabe und las und hörte die weisen Sprüche des Entschlafenen, und sein Begleiter, der treffliche Adam Olearius, verfertigte eine lateinische, später eine deutsche Uebersetzung des Gulistan (Rosengarten). Manche andre Uebertragungen in deutscher, wie in andern Sprachen, sind ihr gefolgt. Die neuste ist die vorliegende von G. H. F. Nesselmann, welche im vorigen Jahre erschienen ist. Den philologischen Werth der Uebersetzung sind wir nicht im Stande zu prüfen und müssen dies den Sachkennern überlassen, deren Urtheil der bescheidene Gelehrte es auch anheimgiebt, ob seine Arbeit nach der vorangegangenen von Graf (1846) zu erscheinen berechtigt ist. Wir Laien vermögen uns nur über das Gewandte und Wohlgelungene des Ausdrucks und der Form zu freuen und anzuerkennen, wie sorgsam und glücklich der gelehrte Uebersetzer den Wegen Meister Rückerts gefolgt ist.

Muslih-eddin Sa'di wurde, nach Nesselmann's Berechnung, im Jahre 1164 zu Schiras geboren. Er scheint armer Herkunft gewesen zu sein. Sein Vater soll Dienste am Hofe Saad's I. versehen haben, eines Herrschers aus jener edlen Familie der Atabegen, welche von 1148 bis 1226 als nominelle Statthalter der ohnmächtigen Khalifen in Bagdad, in der That aber unabhängig, von 1226 ab als Vasallen der Mongolenkhane der Provinz Fars vorstanden. Schon früh erkannte der Vater die bedeutenden geistigen Anlagen des Knaben und gewöhnte ihn an Studium und Entbehrungen. So wurde bei ihm der Grund zu jener halb mönchischen, tief beschaulichen, enthusiastisch ascetischen Richtung gelegt, die er später auf ein so edles, echt menschliches Maß zurückzuführen wußte. Interessant ist eine kleine Erzählung, die er diesem seinem Jugendleben entnimmt. Sie gewährt uns einen Einblick in sein damaliges Gemüthsleben und zugleich eine hohe Meinung von dem Verstande seines Vaters, der sorgsam die Regungen in dem Herzen des Sohnes überwachte und sich eifrig bedacht zeigt, dem ersten Auftauchen des schlimmsten Feindes im geistlichen Leben, dem geistlichen Hochmuth und der Ueberhebung nachdrücklich zu begegnen. „Ich erinnere mich, erzählt er, daß ich in meiner Kindheit mich der Frömmigkeit ergeben hatte; die Nächte wurden durchwacht, und ich war auf Fasten und Entsagen bedacht. Eine Nacht hatte ich in Assistenz meines Vaters zugebracht und die ganze Nacht kein Auge zugemacht; in meinen Armen hielt ich die heilige Schrift, die andern aber lagen sämmtlich in Schlaf vertieft. Da sagte ich zu meinem Vater: Keiner von denen will sich regen, um die Lippen zum Gebete zu bewegen; sie liegen so schlaftrunken, als wären sie in den Tod gesunken. Mein Vater erwiederte: Mein Sohn, wenn du selber schlafen gingest, wäre es besser, als daß du andrer Schwächen zu Tage bringest." Wie tief das schlichte Wort des Vaters in seinem Herzen Wurzel geschlagen, zeigt sein ganzes Wesen, wie es aus seinen Werken uns auf jeder Seite entgegentritt. Es bildete sich daraus der Kern seines verehrungswürdigen Charakters, jene aufrichtige Demuth des Herzens, jenes tief innerliche Streben stets zu **sein**, nicht zu **scheinen**.

Nachdem er den ersten Jugendunterricht in seiner Vaterstadt genossen, bezog er die damals blühende Schule in Bagdad und bereitete sich auf den Eintritt in den Orden der Sufi's vor, einer religiösen Gesellschaft, welche sich, ohne in einen äußerlich zur Schau getragenen Cynismus zu verfallen, Entsagung der Weltlust und Abstumpfung gegen die Sinnengenüsse, außerdem aber Belehrung und Besserung der Menschen durch Wort und That zur Aufgabe stellte. Nach vollendeten Studien begab er sich auf Reisen, um durch eigne Anschauung der Welt und ihrer Bewohner seine Kenntnisse zu vermehren und seine Lebenserfahrungen zu bereichern.

So sehen wir ihn denn die Welt nach allen Seiten durchschweifen, als einen sinnigen Beobachter der Menschen und ihres Treibens. Das Leben und die vielverzweigten Schicksale der Menschen waren ihm ein großes aufgeschlagenes Buch, der ewig sprudelnde Born, woraus er unablässig wahre Lebensweisheit schöpfte und sein Inneres durch goldene Schätze der Erfahrung bereicherte. Fünfzehnmal wallfahrtete er, meistens zu Fuß, nach der heiligen Kaaba zu Mecka. Doch treffen wir ihn wiederholentlich in Aegypten und den westlich gelegenen Ländern Nord-Afrika's; wir finden ihn in Abessinien, in Jemen, Syrien, Palästina, Armenien, Persien, Khorasan, Turkistan und Hindustan bis Delhi. Natürlich waren diese Wanderungen von manchen Abenteuern und Wechselfällen des Glückes begleitet, wovon er manches mittheilt.

Mit Humor erzählt er im Bostan (Fruchtgarten), seinem zweiten Hauptwerke, einen Vorfall, der ihm in Sumenat auf der Halbinsel Guzurate begegnete. Er hatte sich nämlich unvorsichtiger Weise beikommen lassen, einem Brahmanen seinen Unwillen über die Verehrung eines reich geschmückten Götzenbildes auszusprechen. Das zornflammende Auge des Brahmanen mahnte ihn jedoch bald an Vorsicht, und er stellte sich gelehrig. So wurde er denn aufgefordert, unter den Andächtigen die Nacht hindurch im Tempel zu bleiben, um sich selbst von dem an jedem Morgen eintretenden Wunder zu überzeugen. „Die Nacht, erzählt er,

Ward lang mir wie der jüngste Tag:
Rings schmutz'ge Magierschar, die betend lag;
Nie machten sie mit Wasser sich zu schaffen,
Wie Aas im Sommer rochen diese Pfaffen.
Ich hatte große Sünde wohl vollbracht,
Wofür ich schwere Pein trug diese Nacht.
Auf einmal schallt' geschlagner Trommel Klang,
Wie Hahnenkräh'n vor des Brahman's Gesang;
Die Nacht, dem Pred'ger gleich im schwarzen Kleide,
Zog aus das Schwert des Tages aus der Scheide,
Vom Morgenfeuer ward die Kehl' umsprüht,
Im Nu war eine Welt im Licht erglüht.
Der dummen ungewaschnen Magier Zahl
Kam her von Haus und Straß' und Feld zumal;
Kein Mann blieb in der ganzen Stadt dahinten,
Platz konnt' im Tempel keine Nadel finden.
Ich war schlaftrunken, mit Verdruß erfüllt:

Da plötzlich hob die Hand empor das Bild.
Von allen ward drauf ein Geschrei erhoben,
Es war, wie wenn des Meeres Wellen toben.
Als leer von Leuten ward das Haus danach,
Sah der Brahman mich lächelnd an und sprach:
„Kein Zweifel ist, ich weiß es, dir geblieben,
Der Irrthum von der Wahrheit Licht vertrieben."
Ich sah, daß fest er auf der Thorheit Bahn,
Und eingewurzelt ihm verkehrter Wahn;
Drum hielt ich jedes wahre Wort verloren.
Das Wahre muß verbergen man vor Thoren;
Ist der Gebieter mächtig auch dabei,
Nicht klug ist's, schlägst du dir die Faust entzwei.
Ich weinte ein'ge Zeit verstellte Zähren,
Um Reu ob meiner Worte zu erklären.
Vom Weinen ward der Heiden Herz erregt:
Kein Wunder, wenn der Strom den Stein bewegt.
Sie liefen her, beflissen mir zu dienen,
Erfaßten mich mit ehrfurchtsvollen Mienen;
Entschuld'gend, mich dem Elfenbein zu nah'n,
Trat ich zum Thron von Elfenbein heran
Und drückte einen Kuß auf Götzleins Hände:
Daß Gott ihm Fluch und seinen Dienern sende!
Den Heiden spielt' ich einige Tage dort,
Brahman ward ich nach ihrer Schriften Wort.
Als ich im Tempel sicher mich erblickte,
Hüpft' auf ich in der Luft, die mich entzückte,
Schloß Nachts die Thüre fest am Heiligthum,
Lief links und rechts wie ein Skorpion herum,
Besah den Thron von oben und von unten:
Bald war ein Vorhang goldgestickt gefunden,
Dahinter sitzend sich ein Pfaff befand,
Das Ende eines Strickes in der Hand.
Sogleich erkannte ich bei dem Bewenden,
Leicht wie zum Wachs Erz ward in Davids Händen,
Daß, wenn der Mensch nur an dem Stricke schob,
Das Bild wie flehend seine Händ' erhob."

Bestürzt ergriff der Ueberraschte die Flucht. Doch sogleich erkannte unser Weise auch seine eigene Gefahr, die von der Wuth der entlarvten Priester ihn im nächsten Augenblicke bedrohte. Es galt Leben um Leben. Mit schneller Geistesgegenwart setzte er seinen Flüchtling nach, übermannte ihn, warf ihn rasch in einen Brunnen und deckte ihn von oben mit Steinen zu, worauf er eilig Stadt und Land verließ.

Ein andres Mißgeschick, das traurige Folgen für ihn trug, traf ihn auf dem Wege von Damaskus nach Jerusalem. Hier fiel er Kreuzfahrern in die Hände, die ihn nach Tripolis in Syrien brachten, wo sie ihn zu Erdarbeiten zwangen. Da kam ein angesehener Mann aus Aleppo, mit dem er von früherher bekannt war, an ihm vorbei, erkannte ihn, kaufte ihn mit zehn Goldstücken los und nahm ihn mit sich nach Aleppo. Doch segnete unser Weiser zu frühe sein Geschick; denn er kam aus dem Regen in die Traufe. Sein Wohlthäter meinte es zu gut: er gab ihm seine Tochter zur Frau, und an ihr mußte der Dichter die bittre Erfahrung jenes Spruches machen:

Der Mann, dem ward ein böses Weib gegeben,
Der hat die Hölle schon in diesem Leben.

Im Jahre 1226 finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt, vielleicht mit der Absicht, sie nicht mehr auf längere Dauer zu verlassen. Da bricht aber Dschingiskhan mit seinen Mongolenscharen in das Land, und der Zweiundsechzigjährige gürtet wieder seine Lenden, um dem erwarteten Grause zu entfliehen. Doch Atabeg Abu-Bekr, der kurz vorher seinem Vater in der Regierung gefolgt war, wußte durch kluges Benehmen Dschingiskhan für sich zu gewinnen, so daß dieser ihn und seine Nachfolger in ungestörtem Besitze von Fars bestätigte, in Folge dessen Sa'di nach einigen Jahren nach Schiras zurückkehrte.

Den Rest seines bewegten Lebens verbrachte Sa'di als Scheikh seines Ordens in behaglicher Muße in einem reizenden Landhause vor den Thoren des schönen Schiras. Wie glücklich er sich jetzt fühlte, spricht er selbst sehr hübsch aus:

Weißt du, wie Sa'di Glück und Ruhe fand?
Hat er nicht 's Meer durchfurcht, den Wüstensand?
Jung durften Alte ihm den Nacken schlagen,
Im Alter schenkte Gott ihm Wohlbehagen.

Fortan lebte er in beschaulicher Zurückgezogenheit, nur frommen Andachtsübungen und der Poesie hingegeben. Voll und reich war die Ehre und Anerkennung, womit Fürsten und Vornehme, und groß die Liebe und Anhänglichkeit, welche die Geringeren ihm erwiesen. Einheimische und weitgereiste Fremde strömten nach seinem Hause, um an der Anmuth seines Geistes, an seinem feinen Scherze, wie an seiner milden Weisheit sich zu freuen. Doch so sehr er von der aufrichtigsten Dankbarkeit gegen die fürstlichen Atabegen erfüllt war, war er doch durch nichts zu bewegen, in nähere Berührung mit dem Hofe zu treten, und wußte auf geschickte Weise alle dahin zielende Aufforderungen abzulehnen; die Gunst und das Wohlwollen der Großen benutzte er nur, wo es galt, durch Fürsprache traurige Schicksale von Armen und Bedrängten, die seine Verwendung in Anspruch nahmen, fern zu halten. Die großen und erschütternden Weltereignisse, welche in seine letzten Lebensjahre fielen, scheinen ihn nicht mehr berührt zu haben. Denn im Jahre 1257, als Hulaku Khan, der Enkel Dschingis Khans, in das westliche Asien eindrang, verfaßte er seinen **Bostan**, und 1258, während jener Eroberer durch die Erstürmung Bagdads dem letzten Schatten des alten Khalifenreichs ein Ende machte, schrieb und vollendete der Vierundneunzigjährige sein vorliegendes letztes Werk, den **Gulistan oder Rosengarten**. Damit glaubte er denn sein Lebenswerk vollbracht zu haben und sagte:

„Mein Wunsch war, guten Rath zu geben;
Es ist geschehn.
Dem Herrn hab' ich das Werk empfohlen
Und kann nun gehn."

Doch schaute der herrliche Alte noch bis in sein 99. Jahr die Gärten von Schiras, worauf er im Jahre 1263 verschied.

Auf die Dichtung selbst kommen wir recht bald zurück.

Kleine literarische Revue.

— **Der Shakespeare-Verlag in Leipzig.** Aus Leipzig geht uns die Anzeige zu, daß dort unter der Firma **„Shakespeare-Verlag"** eine Buchhandlung gegründet worden, die es sich ausschließlich zur Aufgabe gemacht hat, die Werke des großen Briten, sowohl in englischer Sprache als in deutscher Uebersetzung, ferner einen Commentar zu Shakespeare's Werken, eine historische Shakespeare-Bibliographie, ein Shakespeare-Album in Bild und Wort u. s. w. in wohlfeilen Ausgaben unter dem deutschen Volke zu verbreiten. Zunächst ist in dem Shakespeare-Verlage die erste der vierzig Wochenlieferungen der deutschen Ausgabe von Shakespeare's sämmtlichen Werken (Dramen und Gedichten), den **Kaufmann von Venedig** (mit 6 Holzschnitten) enthal-

tend, à 1 Gr. erschienen. Die Uebersetzung wird nach der vor zwanzig Jahren erschienenen Meyer'schen Bearbeitung von Max Moltke redigirt, der, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, eine sehr lesbare, gute Version hergestellt hat. Alle diejenigen Verse und Aussprüche Shakespeare's, die als klassische Gedanken allgemein anerkannt sind und einen besonders poetischen Werth haben, sind durch gesperrte Schrift hervorgehoben, so daß diese Volks-Ausgabe gleichzeitig eine Anthologie für Gebildete ist. In der Einleitung des Ganzen hat der Herausgeber eine Huldigung Shakespeare's in Aussprüchen von zwanzig deutschen Dichtern und Denkern (worunter Lessing, Goethe, Herder, Schiller, Schlegel) zusammengestellt, was ebenfalls eine ganz anerkennenswerthe Idee ist. Wir können das Unternehmen nur empfehlen, und bei der Energie, mit der es begonnen ist, zweifeln wir nicht, daß der „Shakespeare-Verlag," dessen Leitung der wackere alte Buchhändler Georg Hartmann Friedlein in Leipzig übernommen hat, seine Ideen alle glücklich ausführen werde.

— **Englisches Compendium der Stenographie.** Von seinem größeren Werke über englische Stenographie (A new System of English Stenography or Shorthand), nach den Prinzipien von Stolze, hat jetzt Herr Dr. Gustav Michaelis den praktischen Theil, zum Gebrauche für den Unterricht, besonders herausgegeben.*) Der Schlüssel zu den stenographischen Tafeln ist diesen gegenüber abgedruckt, so daß Jeder leicht, nach vorhergegangener kurzer Anleitung durch einen Lehrer, mit Hülfe dieses Compendiums seinen Unterricht und seine Uebungen selbst vervollständigen kann. Es ist ein Triumph für die deutschen Lehrer der Stenographie, daß ihre Systeme jetzt mehr und mehr auch in England Eingang finden, wo man zwar früher, als irgendwo in der Welt, ein shorthand-writing gekannt, sich jedoch lange gesträubt hat, die heutige Kunst der Stenographie anzuerkennen und an die Stelle der alten, sehr unvollkommenen Kurzschrift zu setzen.

— **Photographische Festblätter.** In unserem dem Säkular-Jahre Dante's gewidmeten Artikel in Nr. 1 des „Magazin" haben wir bereits des von W. Lindenschmit gezeichneten und von J. Albert in München photographirten Blattes: „Dante und die italiänische Literatur (1265—1865)" gedacht. Dem deutschen Künstler muß das Zugeständniß gemacht werden, daß er die charaktervollen Köpfe des malerischsten Volkes der Erde ungemein künstlerisch zu gruppiren gewußt habe. Man wird durch dieses Blatt an Raphael's „Parnaß" und an die „Schule von Athen" erinnert, ohne daß jedoch dem Jüngern eine bloße Nachahmung des Meisters vorgeworfen werden kann. Weniger befriedigt hat uns ein zweites, gleichzeitig erschienenes, ebenfalls von Lindenschmit gezeichnetes und von Albert photographirtes Blatt: „Ruhmeshalle der deutschen Wissenschaft (1740—1840)"**). Hier sind die einzelnen charaktervollen Köpfe weder so künstlerisch aufgefaßt, noch ist die ganze Gruppe so malerisch und eindrucksvoll, als auf dem Festblatte Dante's. Wir haben Mühe, die gefeiertesten Männer der deutschen Wissenschaft herauszufinden, so sehr sind sie von der Masse berühmter und unberühmter Gelehrten aus Nord- und Süd-Deutschland umgeben und in den Schatten gestellt. Es sind gerade hundert deutsche Köpfe, die wir hier erblicken, unter denen Mancher, den die Nation als Vertreter der Wissenschaft ehrt, nicht zu finden ist, während manche Andere, die hier im Vordergrunde stehen, nicht auf das Blatt zu gehören scheinen. Es war aber auch bedenklich, einen Ruhmestempel dieser Art zusammenzustellen. Noch ist für Viele, die hier abgebildet sind, die Zeit der Nachwelt nicht gekommen, die allein zu entscheiden hat, wer unbedingt in eine solche Unsterblichkeits-Halle aufzunehmen ist. — Die photographische Ausführung dieses, sowie des Dante-Blattes, gereicht übrigens der Kunstanstalt des Herrn Joseph Albert in München zu außerordentlicher Empfehlung.

— **Fernan Caballero.** Die seit einigen Jahren im Brockhaus'schen Verlage in Leipzig erscheinende Bibliothek ausländischer Autoren, die aus den gewähltesten neueren Schriftwerken in spanischer, italiänischer, englischer, portugiesischer, polnischer und russischer Sprache besteht, wird fortdauernd durch neue bedeutende Werke der schönen Literatur ergänzt, so daß jeder Freund der gedachten fremden Sprachen sich mit Hülfe dieses Verlags-Unternehmens eine recht werthvolle und dabei doch den Preisen nach sehr billige Bibliothek der Literaturen des Auslandes anzuschaffen vermag.*) Wir werden nächstens einige bedeutendere Erscheinungen dieses Unternehmens speziell zur Anzeige bringen, und wollen heute nur des eben ausgegebenen 17. Bandes der spanischen Schriftsteller gedenken, welcher die bereits durch deutsche Uebersetzung bekannten reizenden Sittenbilder von Fernan Caballero enthält.**) Das erste dieser Sittenbilder „Vulgaridad y Nobleza" hat die Verfasserin dem gelehrten Kenner der spanischen und portugiesischen Literatur in Deutschland, Herrn Professor Ferd. Wolf in Wien, gewidmet, „der in seinem Vaterlande zuerst mit so vielem Wohlwollen die Schriften Caballero's beurtheilt hat." Die Verfasserin findet sich überhaupt sehr geschmeichelt durch die gute Aufnahme, die ihre Schriften besonders in Deutschland gefunden und citirt in dieser Beziehung unter Anderem das Urtheil zweier katholischen Blätter in Köln und in Schlesien. Spanischen Kritikern gegenüber hält sie es für nöthig, sich zu rechtfertigen, daß sie nicht bloß die Licht-, sondern auch die Schattenseiten der spanischen Sitten in ihren Cuadros de costumbres dargestellt habe. Das Buch ist übrigens vorzugsweise geeignet, als Lectüre für diejenigen zu dienen, welche einerseits die Sprache und die Poesie und andererseits das heutige Leben in Spanien näher kennen lernen wollen.

— **Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.*****) Der mit dem kürzlich erschienenen sechsten Hefte abgeschlossene 17. Band dieser Zeitschrift ist besonders reichhaltig an Beiträgen zur Bereicherung der Erdkunde. Wir nennen davon unter Anderem: die Aethiopica von Dr. H. Brugsch; Dr. Steudner's Bericht über seine abessinische Reise; G. Rosen, über das palästinensische Felsengrab und über die Geographie des heiligen Landes; H. W. Dove, über die Dämmerung der Wärme in der Winternacht der Polarländer; über die jährliche Veränderung des atmosphärischen Druckes in der kalten Zone; über das Klima von Südafrika und über die Insolation auf der südlichen Erdhälfte.

*) The little Tiro. A practical Compendium of English Shorthand. By Dr. G. Michaelis, Royal Lecturer on Stenography at the University of Berlin. With 16 lithographic plates. London, Trübner & Co.; Berlin, Franz Lobeck.

**) München, Friedrich Bruckmann's Verlag.

*) Nr. 2 unseres „Magazin" enthält unter den Inseraten eine ausführliche Anzeige der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Bezug auf diese Bibliothek ausländischer Autoren.

**) Cuadros de costumbres. Por Fernan Caballero. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

***) Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Berlin, Dietrich Reimer.

Literarischer Sprechsaal.

Am 1. Februar hat der hochgeachtete, seit mehreren Jahren leider völlig erblindete, deutsche Orientalist S. Munk am Collége de France in Paris seine Vorlesungen über semitische Sprachen und Literaturen, als Nachfolger auf dem Lehrstuhle Renan's, begonnen. Es versteht sich von selbst, daß der allen Parteien und namentlich den Kämpfen der Klerikalen und ihrer Gegner fernstehende, dem mosaischen Glauben angehörende, deutsche Gelehrte es in seinen Vorlesungen vermeidet, irgendwie auf die bekannte kirchliche Polemik gegen Renan einzugehen. Allerdings hat er bereits vor längerer Zeit, lange bevor Renan's Werk über das Leben Jesu erschien, in der Akademie der Wissenschaften die Ansichten seines ihm persönlich befreundeten Kollegen Renan in Bezug auf den Gottesbegriff der Semiten bekämpft, und diese Ansichten wird Munk auch auf dem Lehrstuhl im Collége de France mit allen ihm zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Hülfsmitteln bekämpfen, doch wird dabei keinerlei Gewinn für die Tages-Polemik und das persönliche Gezänk der Parteien abfallen, so interessant der Kampf auch für die wissenschaftliche Welt zu werden den Anschein hat. Es hat sich nämlich in Frankreich seit einigen Jahren eine neue philologisch-religionswissenschaftliche Schule gebildet, welche die Rückkehr der indogermanischen Völker zu den sogenannten Japhetitischen Welt- und Gottesbegriffen erstrebt — ein Gedanke, welchen zuerst Bunsen in seinem großen Bibelwerke, wenn auch in einem anderen Sinne, ausgesprochen hat. Die Geschichte der Entstehung des Christenthums von Renan bildet nur eine der Ideen-Entwickelungen der neuen Schule, während nach anderen Richtungen hin die vor vier Jahren erschienene Geschichte der alten Magier von Alfred Maury und der ganz kürzlich von dem jüngeren Burnouf herausgegebene „Versuch über die Vedas" als Aeußerungen und Bekenntnisse dieser Schule zu betrachten sind. Wir werden nächstens in einem Artikel über das letztgedachte Werk von Emil Burnouf versuchen, einen Ueberblick dieser antisemitischen Bestrebungen zu geben.

Fast in allen Städten Frankreichs ist in diesem Winter die Lust an öffentlichen Vorlesungen erwacht und überall werden dieselben von den städtischen Munizipalitäten begünstigt. Die verschiedenen Fakultäten in Paris und in den Provinzen, die gelehrten Gesellschaften, das Lehrpersonal der öffentlichen Schulen, die richterlichen Kollegien und die Verwaltungsbehörden haben alle ihr Kontingent zu dem Corps der Professoren gestellt, die jetzt in kleinen und in großen Städten öffentlich lesen und lehren. Es ist geradezu, als sollte die päpstliche Encyklica vom 8. Dezember, welche jede Freiheit der Lehre und der Wissenschaft perhorrescirt, durch einen Gesammtprotest Frankreichs beantwortet werden. Die Revue de l'Instruction publique vom 5. Januar enthält ein langes alphabetisch zusammengestelltes Verzeichniß von Städten, in welchen die verschiedenartigsten naturwissenschaftlichen, historischen, philosophischen und literarischen öffentlichen Vorlesungen gehalten werden. In Paris, wo diese „Konferenzen" im Saale der rue de la paix stattfinden, las unter Anderem Herr Jules Labbé am 7. Januar über „die Kirche des Mittelalters und das erste Erwachen der Häresieen", und Herr Sauvestre am 10. Januar über „Charles Fourier, sein Leben und seine Theorie." Auch in der Freimaurer-Loge des „Großen Orient" von Paris werden jetzt öffentliche Vorlesungen gehalten. Unter Anderen las dort Herr Lissagaray über Zacharias Werner's „Vierundzwanzigsten Februar" und über das Fatum der Alten.

In Bezug auf die unglückseligen Streitigkeiten im Schooße der deutschen Schillerstiftung sind uns von mehreren Seiten Aeußerungen und Mittheilungen zugegangen, von denen wir in unserer Zeitschrift um so mehr absehen zu können glauben, als über diese Streitigkeiten, die gerade kein erhebendes Zeugniß sind für unser Bewußtsein von der Würde des literarischen Lebens der Nation, nur allzuviel schon in den Zeitungen gedruckt ist. Allerdings dürfen wir dabei nicht verhehlen, wie sehr auch wir das allgemeine Bedauern theilen, daß eine Minorität der Zweigvereine der Schillerstiftung nicht blos den ordnungsmäßigen Beschlüssen der Generalversammlung sich nicht unterworfen, sondern sogar auch zu dem bedenklichen Mittel gegriffen hat, von einer deutschen Regierung einen Machtspruch zur Erreichung ihrer Sonderzwecke zu provociren.

Ein russischer Publicist, Herr W. Lamanskij, klagt in einer Abhandlung über Serbien und die südslavischen Provinzen Oesterreichs (in den Otjetschestvjennyje Zapiski) über den Mangel an Kenntniß Rußlands, den er in den slavischen Provinzen Oesterreichs angetroffen, wo aber, wie er hinzufügt, auch die deutschen Zustände nur sehr mangelhaft gekannt und beurtheilt werden. Beides sei in Serbien anders und besser. „Den Westslaven," sagt Herr Lamanskij, „sind die Geschichte und die Statistik Rußlands, das russische Recht, die russische Kirche, die russische Volksweise und Literatur so wenig bekannt, daß man nicht nur mit Deutschen, sondern sogar auch mit Franzosen und Engländern weit leichter über Rußland sprechen kann, als mit diesen Slaven, denen man fast immer alles ab ovo erklären muß. Im Allgemeinen ist die russische Literatur und Poesie unter den Gebildeten Deutschlands weit mehr bekannt und geschätzt, als bei den österreichischen Slaven, die aber auch mit der deutschen Literatur weit weniger bekannt sind, als wir Russen, trotzdem daß in Oesterreich viele slavische Patrioten das Slavische schlechter sprechen und schreiben, als das Deutsche; ja, ein Slave, der vielleicht nie etwas von Schiller und Göthe gehört, drückt sich doch in der deutschen Sprache gewandter und richtiger aus, als so mancher russische Gelehrte, der in Deutschland studirt oder gelebt hat, und richtiger als viele russische Deutsche. Wir meinen hier natürlich nicht die slavischen Fachgelehrten, welche allerdings die deutsche Literatur ihres Faches vortrefflich kennen. Wir meinen hauptsächlich die unter den österreichischen Slaven herrschende Unkenntniß der deutschen schönen Literatur, Kunst, Philosophie und Politik. Die deutschen Werke eines Blasius, Haxthausen, Bodenstedt 2c. sind dem größten Theile der intelligenten Slaven Oesterreichs, ja ihren ersten Gelehrten und Literaten, kaum dem Namen nach bekannt. Die ungarischen Slaven machen auch in dieser Beziehung hier und da eine Ausnahme. Unter den protestantischen Slowaken giebt es auch wohl Manche, die mit Rußland einigermaßen bekannt sind, und zwar nicht durch das Studium deutscher, sondern sogar russischer Quellen. In Böhmen liest man keine deutschen Bücher, die von Rußland handeln, und zwar aus dem sonderbaren Wahne, weil sie, die Cechen, doch wohl Rußland besser begreifen und kennen müßten, als die Deutschen; aber noch viel weniger lesen die Cechen russische Bücher, und zwar weil sie glauben, die russische Literatur sei arm und unbedeutend im Verhältniß zu der cechischen und verdiene daher ihrerseits keine besondere Aufmerksamkeit."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — **Berlin, den 11. Februar 1865.** — [Nº 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Gott in der Natur. 85. — Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. 85. — Französische Studien über deutsche Maler. Eduard Meyerheim. 87.

Belgien. H. Conscience: Geschichte von Belgien. König Leopold und die Belgier. 88.

Frankreich. Arbeiter- und Handwerkerschulen in Frankreich, Deutschland und England. 90.

England. Die Postreform und ihre Erfolge. II. Post-Anweisungen u. Post-Sparkassen. 93.

Polen. Michal Czajkowski. Sonderbare Schicksale von Polen und Polinnen. 95.

Nord-Amerika. Amerikanisch-englisch-deutsche Publicationen. 96.

Kleine literarische Revue. Marie Antoinette's Briefwechsel mit ihrer Mutter. 97. — Der Dreißigste, von G. Homeyer. 97. — Osenbrüggen's Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz. 97. — Aus unseren vier Wänden. 97.

Literarischer Sprechsaal. Ant. Gonç. Diaz. 98. — Gioberti. 98.

Literarische Anzeigen.

Revue germanique et française.

1er Février 1865.

De l'Interprétation mythologique *(F. Baudry)*. — Les Femmes grecques au temps d'Homère. Fin. *(C. de Sault.)* — Le Père de Madame, duchesse d'Orléans. Fin. *(G. Depping.)* — Les Frères Bandiera. *(Marc Monnier.)* — Impressions et Aventures d'un Prince en voyage. 1re partie. *(Fer Fir Fep.)* — Poésies: L'Olivier, sonnet. *(Daniel Stern.)* Comment l'aimez-vous? *(L. Ratisbonne.)* — Varia. — Chronique littéraire. *(L. de Ronchaud.)* — Chronique du mois. *(Charles Dollfuss.)* (81)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.

A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Wien in Comm. bei **Carl Gerold's Sohn.**

Oesterreichische Wochenschrift
für
Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Inhalt von Nr. 3 u. 4.

Teschenberg, Marie Antoinette. — Die Reform der Grundsteuer. — **J. Grimm's** Kleine Schriften. (Angez. von Dr. **Scherer.**) — **J. v. Kobell,** Geschichte der Mineralogie. (Angez. von Dr. **Tschermak.**) — **Ad. Wolf,** Die Kaiserburg zu Eger. — Dr. **Bähr,** Der Rechtsstaat. (Angez. von Dr. **Harum.**)

Kleine kritische Besprechungen: Mendelsohn's Capo d'istria, Scriptores hist. Augustae. — **Büdinger,** Bewußtsein der Kulturübertragung. — **Kirchmann,** Erinnerungen aus Italien. — **Zaranski,** Weltgeschichte in Annalen. — **Wackernagel,** Das deutsche Kirchenlied. — **Schröder,** Maier Helmbrecht. — **Hertz,** Aucassin und Nicolette. (82)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

In der Reihe von Handbüchern, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu bringen, erschien soeben:

Römische Geschichte
von
Theodor Mommsen.
Erster Band.
Bis zur Schlacht von Pydna.
Vierte Auflage.
Mit einer Militairkarte von Italien.
8. geh. Preis 2 Thlr. 5 Sgr.

Nachstehende Handbücher wurden bereits früher ausgegeben:

Römische Geschichte von **Theodor Mommsen.** Dritte Auflage. Zweiter Band. 1 Thlr. Dritter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Griechische Geschichte von **Ernst Curtius.** Erster Band. Zweiter Abdruck. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Römische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. (Erscheint im Frühjahr.)

Griechische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr. Zweiter Band 1 Thlr. 6 Sgr.

Römische Alterthümer von **Ludwig Lange.** Erster Band. Zweite Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr. Zweiter Band 1 Thlr. 10 Sgr.

Griechische Alterthümer von **G. F. Schömann.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Griechische und römische Metrologie von **Fr. Hultsch.** 24 Sgr. (83)

Unter der Presse befindet sich und erscheint in Kurzem: (84)

Neue
Essays über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.
24 Bogen gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt:

Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der bildenden Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagen's Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Das vierte Heft des dritten Bandes befindet sich unter der Presse und enthält u. a:

Lazarus, Ueber die Ideen in der Geschichte. — **Delbrück,** Ueber das Verhältniß der Religion zur Mythologie. (85)

Preis des Bandes von 4 Heften: 3 Thlr.

Geschichte Julius Cäsars

von

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Dieses von der gesammten Lesewelt schon seit einer Reihe von Jahren mit der größten Spannung erwartete Werk wird in wenigen Wochen der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Man braucht um die Bedeutung desselben hervorzuheben, nur an die Analogien zu denken, welche in den Thaten und dem Ideengange Julius Cäsars und Napoleons III. liegen. Letzterer kann nicht von dem großen Römer sprechen, ohne wiederholt an die Errichtung des französischen Imperiums gemahnt zu werden und dadurch gewinnt dies Buch, welches in seinem geschichtlich-politischen, sowie militärischen Inhalte zahlreiche Streiflichter auf die Geschichte und Politik der Gegenwart werfen wird, Bedeutung für alle Leserkreise.

Die Geschichte Julius Cäsars wird 3 Bände umfassen und von einem ungefähr 50 Karten enthaltenden Atlas begleitet sein. Buch und Atlas sind, obgleich letzterer für die Leser, namentlich für Militärs, Philologen &c., große Wichtigkeit besitzt, getrennt zu haben.

An gleichem Tage mit der französischen Original-Ausgabe erscheint in unserem Verlage die unter den Auspicien des Kaisers besorgte, von diesem **einzig autorisirte** deutsche Uebersetzung, revidirt von Prof. Ritschl.

Von der deutschen Ausgabe kostet der erste Band 3 Thlr., die I. Lieferung des Atlas (4 Karten enthaltend) ca. 2 Thlr. Der Preis des ersten Bandes der französischen Ausgabe ist 3 Thlr. 10 Ngr., von der I. Lieferung des Atlas ca. 2 Thlr.

Bestellungen bitten wir uns sobald als möglich zugehen zu lassen, da es bei dem ungewöhnlich starken Verlangen nach dem Buche vorkommen dürfte, daß zu spät eingehende Bestellungen erst von der zweiten Auflage ausgeführt werden könnten. (80)

Wien, 31. Januar 1865.

Carl Gerold's Sohn,
Buchhändler der kais. Akademie der Wissenschaften,
Wien, Stefansplatz Nr. 12.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie.
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. 1864. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (86)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865.

16. in engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und luftig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Heilsschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (87)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (88)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei F. W. Grunow in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Deutsche Früchte aus England, Von H. Beta.

Von Publikum und Presse überaus günstig aufgenommen und im „Magazin" wiederholt durch Auszüge empfohlen. Der Verfasser ist ein alter Mitarbeiter des Magazins und lieferte zehn Jahre lang seine regelmäßigen Beiträge aus London.

Von den Urtheilen der Presse nur einige Auszüge:

(National-Zeitung v. 9. Novbr.) „Trefflicher Erzähler, humoristischer Weltphilosoph. In den „Erinnerungen eines Flüchtigen", Kecker, sprudelnder Humor, Mannesmuth und Thatkraft überall."

(Vossische Ztg. v. 26. Novbr.) „Die meisterhafte Schilderung socialer Zustände (im Roman: „Der Sohn des Nebels"), die psychologische Charakterzeichnung der Persönlichkeiten zeigt uns den Verfasser als Geistesverwandten von Dickens und Thackeray."

(Londoner Anzeigen v. 4. Novbr.) „Eine der werthvollsten Litteraturgaben. „Der Sohn des Nebels" schildert mit geistreichem Humor das unbeschreibliche Leben Londons, wobei mächtige Schicksale in Gruppen aus der großen und kleinen Welt, tragisch und versöhnend in einander greifen.

Recht englisch; aber in Allem, auch in Dem, was sich neben Schilderungen eines Dickens und Thackeray mustergiltig ausnehmen würde, bricht doch so unverkennbar die deutsche Seele hindurch, die erregt und im Feuer an fortreißendem Ungestüm die kühlen britischen Meister dahinter läßt. Der Roman ist künstlerisch vom Anfang bis zu Ende, eine psychologische Studie, der Humor mit der gütigen Thräne im Auge.

In den „Erinnerungen" ist der Verfasser grunddeutsch, voll von mannhafter Herzlichkeit und jener liebenswürdigen Selbstironie, die einen untrüglichen Beweis für einen durch Feuer- und Wasserprobe geprüften Charakter bildet."

Auch alle anderen Beurtheilungen in deutschen, englischen und deutsch-russischen Organen heben die Vorzüge lebendiger Schilderung, spannender Handlung und ächten Humors mehr oder weniger ausführlich hervor und haben nur den Geist der beiden Bände, Anregung eines Culturtauschhandels zwischen England und Deutschland — die sich in ihren Gegensätzen wahrhaft ergänzen, manchmal zu wenig beachtet. Dieses Culturverhältniß soll in folgenden Bänden bestimmter und detaillirter zur Anschauung und Wirksamkeit gelangen. (89)

Lehrbücher der französischen und englischen Sprache

zum Gebrauch in Schulen wie zum Privat- und Selbstunterricht.

Schmitz (Dr. Bernhard), Französisches Elementarbuch nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache. Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. 7½ Sgr. Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Classen. Dritte neu bearbeitete Auflage. 1862. gr. 8. 15 Sgr.

Gedike's (Dr. Fr.), Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 12½ Sgr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englisches Elementarbuch mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Dritte nicht mehr veränderte Auflage. 1864. 10 Sgr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englische Grammatik nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Schmitz (Dr. Bernhard), Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 1862. gr. 8. 25 Sgr. (90)

Schmitz (Dr. Bernhard), Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer wie für den Selbstunterricht. 15 Sgr.

Schmitz (B.), Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes, fondée sur un choix de poésies de Göthe et de Schiller. 1863. grand in 8o. 12 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Betrachtungen über die **gesammten Erwerbsverhältnisse des preußischen Staates.**

Fünftes Heft:

„Suum cuique!" (Jedem das Seine!)

Die Staats-Verträge,

das Eigenthum überhaupt,

das geistige Eigenthum (Urheberrecht)

insonderheit.

Von

Ferdinand Noll,

einem dem preußischen Staate angehörenden Gewerbsmann.

Bei Ferd. Geelhaar in Berlin.

Preis 10 Sgr. (91)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A. 21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (92)

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Cadetten-Geschichten

von

A. von Winterfeld.

Allen Cadetten die es sind und die es waren gewidmet.

Mit 49 Illustrationen von L. Burger.
In illustr. Umschlage geh. Preis 25 Sgr.

Der in militärischen Kreisen beliebte Verfasser schildert in diesem Buche in seiner bekannten gemüthlich humoristischen Weise das Leben des angehenden jungen Militärs von seiner Aufnahme in das Cadetten-Corps bis zu seinem Eintritte in das stehende Heer. Diese originellen und poetischen Schilderungen werden nicht verfehlen in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen zu erregen. (93)

Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Gott in der Natur.*)

Es gehört zu den wenig erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, daß das Studium der Naturwissenschaften einfach in die religiösen und — man könnte sagen — selbst in die politischen Parteibestrebungen hineingezogen wird und dazu dienen muß, den tiefen Schnitt zu markiren, der durch unser ganzes geistiges Leben hindurch geht. Man wirft den Naturforschern vor, daß sie ihre Wissenschaft vornehmlich im religionsfeindlichen Sinne betreiben und durch ihre Behandlungsweise materialistische und atheistische Grundsätze zu verbreiten suchen, und in vielen Fällen ist diese Beschuldigung nicht ohne Grund. Die Vertheidiger des religiösen Glaubens tragen, wie wir nicht leugnen wollen, ihrerseits vielfach die Schuld, daß dem so ist, indem sie durch Festhalten unhaltbarer Standpunkte die Opposition herausfordern; indeß kann diese Opposition doch auch über Maaß und Ziel hinausgehen. Wir wollen hier nicht von Forschungen ersten wissenschaftlichen Ranges, von Systemen und Theorien reden, wie z. B. der Darwin'schen, wenn auch hier der Grundgedanke, den Begriff der Schöpfung zu beseitigen, vollständig klar hervortritt, wir meinen die populär-naturwissenschaftlichen Schriften, wie sie in großer Zahl veröffentlicht werden. Wie oft begegnet man darin unmotivirten Anfällen auf Dinge, die einer großen Anzahl von Lesern heilig sind, wie oft plumpen Cynismen, die jedenfalls von geistiger Rohheit zeugen. — Ob der Verfasser des vorliegenden Buches sich den Dank vieler Naturkundiger dadurch erwerben wird, daß er von Gott in der Natur redet, müssen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls aber hat er ein Buch geliefert, das, ohne auf selbständige Forschungen Anspruch zu machen, wissenschaftlich recht gut die Konkurrenz mit den Büchern der materialistischen Richtung bestehen kann, und welches den Freunden der Naturwissenschaft, die ihren religiösen Glauben recht gut damit vereinbar halten, eine willkommene Belehrung und angenehme Lektüre bieten wird.

Wie die früheren Werke des Verfassers: „Das Leben des Meeres", — „Der hohe Norden", — „Die Tropenwelt", — „Die Unterwelt", — „Die Inseln des großen Oceans", die sich einen großen Leserkreis erworben, so ist auch das vorliegende Buch in einem fließenden, geschmackvollen Style geschrieben, enthält die anmuthigsten Schilderungen und ist vortrefflich ausgestattet und mit Illustrationen versehen. Der Verfasser fängt von dem großen Kosmos, von der Sternenwelt an, schildert sodann die Einflüsse von Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus, handelt vom Luftkreise und seinen Beziehungen zur Pflanzen- und Thierwelt, von der Majestät des Oceans, den meteorischen Niederschlägen, der Harmonie in der Entwickelung der Erde und ihrer Bewohner, dem Zellenbau, dem Wurzelleben, dem Stamme, Blatte, der Blüthe, der Frucht und Samenwanderung der Pflanzen u. s. w. Hierauf geht er, stufenweise vom Niederen zum Höheren fortschreitend, zu den Thieren und zuletzt zum Menschen über.

Der Gedanke und der Glaube, daß in der ganzen Natur nicht blinder Zufall, sondern Ordnung und Harmonie walte, daß Alles nach einem weisen Plane bestimmt und gegliedert sei, ist so alt, wie die Menschheit selbst, nur hat jede Zeit dieselbe nach dem Maaße der ihr zu Gebote stehenden Einsicht und Wissenschaft nachzuweisen gesucht. In unserer Zeit ist das Bestreben, diesen Nachweis zu führen, vielfach mißliebig geworden, weil man dahinter sofort theologische Einflüsse sucht, die man auf jede Weise fernzuhalten und zu schwächen bemüht ist. — Doch mit Unrecht; die Nachweisung einer durch die ganze Schöpfung hindurchgehenden Intelligenz, eines einheitlichen Planes, einer wohlberechneten Ordnung, und zwar auf Grund der positiv gewonnenen Resultate, ist jedenfalls eine verdienstvolle Arbeit, welche dazu beitragen kann, den klaffenden Spalt zwischen Naturwissenschaft und den religiösen Bedürfnissen des Gemüthes zu vermitteln. Eine solche Aufgabe hat sich der Verfasser gestellt und sie zum Theil mit großem Glücke gelöst. Mit Interesse wird man z. B. das siebente Kapitel lesen, welches von der Harmonie in der Entwickelung der Erde und ihrer Bewohner handelt.

*) Gott in der Natur, oder die Einheit der Schöpfung. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von Dr. Georg Hartwig. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1864.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth.*)

In seinen „Erinnerungen an die vier letzten Päpste" malt der Cardinal Wiseman bei einem Hinblicke auf das inschriftenarme England nicht ohne maliciöses Behagen den „umsichtsvollen Fremdling" der Nachwelt, etwa Macaulay's gebildeten Neuseeländer aus, der, die Ruinenwelt von London durchwandernd, aus dem immer wiederkehrenden „Knock and ring" zu dem unumstößlichen Ergebniß gelangt, es sei in den meisten Häusern Unterricht im Boxen ertheilt worden. Gegenüber dieser englischen Einsilbigkeit weidet der Cardinal seinen Stolz an der wohltönenden epigraphischen Fülle des modernen Rom, die nicht blos in jedweder monumentalen Anlage auf das reichlichste sich kundgiebt, sondern auch in Privatbauten jegliche Gelegenheit zur Entfaltung des pomphaftesten Inscriptionenstils zu erfassen weiß. Aber die Inschriften der Römer von heute haben nichts von dem Geiste der Alten. Verherrlichungen der Päpste oder anderer Kirchenfürsten, und zwar zumeist der jeweilig regierenden oder in Gunst stehenden, sind sie, trotz der klassischen Korrektheit ihres Lateins, hohle, todte Formen der Schmeichelei, in der die Italiäner Meister und nach der sie unersättlich sind; Kunsterzeugnisse, die jeden Zusammenhangs mit dem geistigen Schaffen des Volks entbehren und die, wollte man sie sammeln, ein unglaublich falsches Licht auf die Zustände der Gegenwart werfen müßten.

Bei uns in Deutschland ist es anders. Von alten Zeiten her und bis auf den heutigen Tag ist es bei uns grade der schlichte Mann aus dem Volke, der Bürgersmann, und mehr noch der Bauer, welcher Haus und Hof, Giebel und Eingangsthür mit mancherlei altererbtem Kernwort in Spruch und Reim zu zieren liebt. Nichts ist hierbei ferner, als die Absichtlichkeit, die jene römischen Inschriften eingiebt und zu Panegyriken ausdehnt. Der deutsche Spruch — Inschrift ist ein viel zu diplomatisches Wort für die Sache — ist im Gegentheil regelmäßig der natürlichste Ausdruck persönlichen Wohlbehagens und persönlichen Gottvertrauens. Kurz und bündig, freilich immer noch redselig gegen die englische Kahlheit und Knappheit, gleicht er dem Handschlag und Willkomm, der in guten alten deutschen Häusern dem Gaste zum Empfang wird, nicht überhöflich oder fein,

*) Deutsche Denkschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin, Wilhelm Hertz, 1864.

aber bei aller Derbheit anheimelnd und einladend und frei von allem konventionellen und gemachten Wesen. Dabei hat sich denn die deutsche Lust am Reimspruch auch nach dieser Richtung ungezwungen entwickelt. Nicht blos an der Außenseite der Häuser, auch im Innern an Treppen, Fluren, über Schlaf-, Wohn-, Trink- und Studirgemächern, an den Oefen und an den Brunnen, auf den Fensterscheiben, auf Laden und Truhen, auf jeder Art von Hausgeräth haben gereimte und ungereimte Denksprüche Platz gefunden, wie sie das Volk sich theils aus der Bibel und dem Gesangbuch auswählte oder, lieber noch, selber dichtete.

Es war ein guter Gedanke, der die ungenannten Herausgeber der vorliegenden Sammlung solcher deutschen Inschriften an Haus und Geräth geleitet hat. Gehört ihr Buch, das schmächtigste Corpus inscriptionum, das mir bis jetzt vorgekommen ist, auch nicht zu jenen Werken, welche, wie ein geistvoller französischer Schriftsteller selbst vorwurfsvoll sagt, sich auf den Leib klopfen und sagen können: Hier bin ich, so verdient es um so lebhafter willkommen geheißen zu werden. Und ich glaube das nicht besser thun zu können, als indem ich mir die Freiheit nehme, es hier selber reden zu lassen. Zuerst, wie billig, aus dem Vorwort:

„Fr. A. Hallbauer in der Vorrede zu seiner im Jahre 1725 in Jena erschienenen „Sammlung teutscher auserlesener Inscriptionen" theilt die deutschen Auf- oder Inschriften in „gemeine, darinnen nichts scharfsinniges vorkommt, und in scharfsinnige." „Jene (so fährt er fort) werden auf Gebäuden, Glocken, Münzen, Gefäßen, Leichensteinen gefunden; doch kann man sich auf denselbigen auch der scharfsinnigen bedienen und sie werden alsdann desto lesenswürdiger sein." Unter scharfsinnigen aber versteht der Herr Adjunctus der hochlöblichen philosophischen Fakultät zu Jena solche, zu deren Anfertigung er in seiner „verbesserten Oratorie" und Mirus in seiner „Inscriptionibus argutis" Unterricht ertheilt.

Die nachfolgende Sammlung beschäftigt sich nicht mit diesen scharfsinnigen, sondern bescheidet sich, im Sinne der Hallbauer'schen Eintheilung nur gemeine Aufschriften zu enthalten, wie sie von dem Schilde oder den geschnitzten Balken eines Hauses, von den Kacheln eines Ofens, den Pfosten einer Thür, der Wand eines Glases u. s. w., kurz von Außen und Innen des deutschen Hauses als Wahrzeichen einer vergangenen oder vergehenden Sitte abgelesen wurden.

Auf das Interesse, welches diese deutschen Haus- und Geräths-Inschriften für die nationelle Physiognomik unseres Volkes und für unsere Volksdichtung gewähren, ist schon von gewichtigen Kennern, wie unter Andern von J. v. Radowitz und W. Riehl, aufmerksam gemacht worden, und Ersterer hat sie im Vorwort zu seinen „Motto's und Devisen des spätern Mittelalters" als Volksepigramme dem Volksliede sehr treffend zur Seite gesetzt. Sie sind recht auf eigenstem Grunde des Volkes erwachsen, das in ihnen seinem religiösen Gefühl, seinen Anschauungen von Welt und Menschen, seinem Humor bald in naiver grundsatzreicher Unbeholfenheit, bald in artigem Gedanken- oder Wortspiel, nicht selten mit charakteristischer Wendung und fast kunstgemäßem Schlusse einer sinnreichen Bezüglichkeit Ausdruck giebt. Wie das deutsche Volkslied, ist das deutsche Volksepigramm eine anspruchslose Feldblume, deren Farbe und Duft aber neben den auserlesensten Zierpflanzen Anspruch auf Pietät und Werthschätzung hat.

In unserm vielfach zerstreuten, weltbürgerlichen Zeitalter wird mit den lokalen und provinziellen Besonderheiten eine Menge heimlicher Bezüge des häuslichen Lebens verwischt, und damit der natürliche Zusammenhang des Wohnhauses mit der Familie gelockert. Der Hausspruch, das Merkzeichen des individuellen Charakters des Hauses, verschwindet immer mehr und mehr, und nur sehr vereinzelt mögen sich noch Gegenden finden, in denen, wie z. in Westphalen, der Bauer streng auf die Sitte des Hausspruchs hält, und wie ein neuerer Reisender berichtet, in einem Hause ohne Spruch nicht wohnen mag, das wie ein Ei sei ohne Salz.

Die Sprüche nun zu sammeln, gaben theils das Material vereinzelter Veröffentlichungen, theils persönliche Aufzeichnungen Gelegenheit. Ausgeschlossen blieben alle, die nicht eine eigne Hervorbringungskraft des Volkes bethätigen, also alle die sehr zahlreichen biblischen, und auch von den nichtbiblischen diejenigen, welche ohne spezifische Bedeutsamkeit erschienen. Da es den Herausgebern mit Recht eben nur auf den gemüthlichen und ästhetischen, deutschen Sinn und deutsche Art bezeichnenden Inhalt der Sprüche ankam, so haben sie dessen Genuß und Verständniß der Gegenwart nicht durch ängstliches Abschreiben der noch dazu oft wechselnden oder unvollkommenen Schreib- und Mundart erschwert. Ort oder Gegend der Herkunft sind, wo bekannt, angegeben; doch verdient bemerkt zu werden, daß die Spruchinschriften gleich dem Volksliede sich bald da, bald dort heimisch gemacht haben. Es würde daher schwer und meist vergeblich sein, wollte man ihren ursprünglichen Heerd feststellen.

An den Häusern, in den Häusern, an und in Wirthshäusern, am Hausgeräth, an und in Kirchen: das sind die fünf Abschnitte, in welche die kleine Sammlung zerfällt. Ich lasse aus jedem ein oder ein paar Probestücke folgen:

1. An den Häusern:

Gott allein
Sonst Kein'm. (Würtemberg.)

Mit Gott, so geschicht's,
Hindert's Gott, so bricht's.
Nach Gott ich's richt',
Sonst will ich's nicht. (Erlangen.)

Thu recht, steh fest, kehr dich nicht dran,
Wenn dich auch tadelt manch ein Mann;
Der muß noch kommen auf die Welt,
Der thut, was jedem Narrn gefällt.

Klein,
Aber mein!

Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab ichs dem heiligen Florian vertraut,
Und hoffe, daß er besser danach schaut.

2. In den Häusern:

An einer Schlafstube:

Wach, daß du ruhest,
Ruh', daß du wachest.

Am Kamin einer Zelle im Lübecker Rathhause, in welcher die Junker ihr Hochzeitsmahl hielten:

Mannich man lude synghet,
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiste he wat man em brochte,
Dat he veel leever weenen mochte.

(Oder hochdeutsch:) Mancher Mann laut singet,
Wenn man die Braut ihm bringet.
Wüßte er, was man ihm brächte,
Viel lieber er weinen möchte.

3. An Wirthshäusern:

Sein ich, sein mich, sein mir, sein mein
Den Menschen bringt in große Pein. (Tyrol.)

Wer Geld hat, komm freudig an,
Fürcht' sich nicht vor'm wilden Mann. (Baden.)

Wer Wein und Weiber meiden mag,
Der wische diesen Reimen ab. (Schweiz.)

4. Am Hausgeräth:

An einer Uhr:

O Mensch, hab' acht!
So oft es schlagt,
All Zeit betracht. (Schweiz.)

Auf Gläsern und Krügen:

Wer sich besinnt,
Dem's verrinnt;
Schlag' drein,
Und es ist dein.

Die Kehl
Kost't veel.

Wenn Lieb bei Lieb ist,
So weiß Lieb nicht, was Lieb ist,
Wenn aber Lieb von Lieb kommen ist,
So weiß erst Lieb, was Lieb gewesen ist.

Alle, die der Tag beschienen,
Haben ihren Feind in ihnen.

Auf Tellern und Schüsseln:

Eines Jeden Unglück
Schickt sich am besten auf seinen Rück.

5. An und in Kirchen:

An der Orgel im Dom zu Marienwerder:

Organist, merk was ich sag,
Ruf Gott an, andächtig schlag,
Greif nicht falsch, nichts Leichtfert'ges spiel,
Allein der Gemeinde Nutz sei dein Ziel.
Nach dem Chor dich auch richte fein,
Im Herzen sollst andächtig sein.
So wird Gott durch das Werk geehrt,
Traurigkeit auch in Freud' verkehrt.

Grabinschrift:

Ich leb', weiß nit wie lang,
Ich sterb und weiß nit wann,
Ich fahr, weiß nit wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin. (Schwaben 1498.)

Zum Schlusse möchte manchem zu erfahren willkommen sein, daß der Verleger, Herr Wilhelm Hertz (W. Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, sich erboten hat, Mittheilungen von neuen hieher gehörigen Sprüchen entgegenzunehmen. Die Aufforderung der Herausgeber um Zusendung derartiger Mittheilungen an die bezeichnete Adresse verdient bei Freunden und Strebensgenossen möglichste Verbreitung. Wir theilen, indem wir von ihrem Spruchbüchlein scheiden, den Wunsch der Herausgeber, daß diese frommsinnigen, zarten, wohl auch derben, immer aber von dem tiefen Sinn und der tüchtigen Art unseres Volkes zeugenden Sprüche allen denen empfohlen sein mögen, die nach Herders Ausdruck „den Verstand haben, ihren Verstand zu fassen," und Gefühl, die naive Schönheit des Ausdrucks zu fühlen. F.

Französische Studien über deutsche Maler.

Eduard Meyerheim.*)

„Meyerheim ist in Frankreich wenig gekannt, und das ist Schade; wir hoffen aber, daß es nicht immer so bleiben werde. Ueberall da, wo das Herz für die Anmuth der Kindheit, die Schönheit der Jugend und den erhabenen Beruf der Mutter zugänglich ist, wird man die Werke dieses Künstlers bewundern, und was noch mehr ist, sie lieben. Wüßte er uns nichts zu zeigen, als liebliche Gestalten, so würden wir sie einen Augenblick betrachten und dann vergessen. Aber er thut unendlich mehr. Er zeigt uns Seelen. Seine Gestalten sind so wahr, als sie schön sind. Sie entzücken und regen zum Denken an. Durch die Zauberkraft seines Pinsels weiß er Augenblicke des Glückes, weiß er das Lächeln der Seele auf die Leinwand zu fesseln. Seine Hauptleistungen bestehen in der Darstellung von Müttern, Jungfrauen, Kindern und Greisen. Er ist der Maler der Anmuth, der Keuschheit, der Unschuld und des zärtlichen und stillen Glückes, der Maler der blonden Locken und der Sonnenstrahlen, die das schattig grüne Weinlaub erhellen. Die Gewalt, die der Gefahr obsiegt, oder das Heldenthum, welches den Schmerz bezwingt, dürft Ihr nicht von ihm verlangen. Erwartet von ihm nur Anmuth, Glück und Wahrheit. Und sollte das nicht genug sein? Er beschränkt sich auf einen kleinen Kreis der menschlichen Seelenthätigkeit. In diesem aber ist Alles schön und mild, rein und keusch, lieblich und anmuthig.

„Aber, wird man fragen, artet solche Schönheit nicht in Kleinlichkeit aus?

„Nach sehr gewissenhafter Prüfung antworten wir: Nein! Nur ausnahmsweise kann man ihm den Fehler seines Genre vorhalten. — Wagen wir es auszusprechen? Meyerheim scheint uns mehr Verwandtschaft mit Raphael zu haben, als irgend ein Anderer. Seine Jungfrauen sind deutsche Landmädchen, das ist richtig, und seine Knaben Kinder von Wäscherinnen, aber wir danken es ihm, daß er das Ideal in unserer Wirklichkeit zur Erscheinung bringt und das Heiligthum der Kindheit nicht achtzehnhundert Jahre vor unserer Zeit sucht. Nicht ists von Nöthen, Jahrhunderte, Länder und Meere zu vertauschen, nicht ist's nöthig der Legenden aus der heiligen oder der klassischen, oder der Ritterzeit, um Mütter, die von Liebe erstrahlen, um Mädchen, die durch Schönheit und Einfachheit bezaubern, zu bewundern!"

Mit diesen begeisterten Worten beginnt Herr E. Reclus einen Cyclus von Beschreibungen der Bilder unseres gefeierten Landsmannes, welche ihm durch Photographien zugänglich geworden zu sein scheinen. Wenigstens verbindet die Red. der Revue germanique mit dem Artikel die Bemerkung, daß sich das „Meyerheim-Album" in Frankreich einzubürgern beginnt. Der kritische Referent erblickt, wie es manchmal zu ergehen pflegt, in den Bildern mehr, als vielleicht ihr Schöpfer beabsichtigt hat. Ganze Geschichten repräsentiren ihm die — wenn wir nicht irren — zu sehr verschiedenen Zeiten entstandenen Bilder, und ihre Hauptgestalten tragen für ihn die Namen deutscher Lieblingsgeschichten. Die „Erwartung" stellt ihm dasselbe Mädchen dar, welches sich auch auf dem Bilde „der lustige Reisende" zeigt, aber dieser lustige Wandersmann ist nicht des Mädchens Geliebter — den sehen wir auf dem nächsten Bilde, „die Lauscherin", und er übertrifft die Beschreibung, die

*) Études sur les peintres Allemands. Meyerheim. Par Elie Reclus. Revue germanique et française. (T. 32 p. 116.) Paris 1865.

sein lustiger Reisekamerad von ihm gemacht hat. Das Schicksal der Lauscherin aber ist das vieler Neugierigen, sie ist kokett, und sie erliegt den Verführungen des lustigen Kameraden. — Wir sehen sie wieder als „Harzerin" trübe und arbeitsam, ihr Kind tragend, wir sehen dieses Kind ermattet auf dem Bilde „Rast" und sehen es sterbend und seine arme Mutter neben ihm auf dem Bilde „Mutterschmerz."

Der Schöpfer dieser Lieblingsbilder mag vielleicht lächeln, wenn ihm die Auffassung des Franzosen bekannt wird, aber dieser scheint seinen Roman in gutem Glauben zu erzählen, und er erzählt nicht schlecht. Jedenfalls ist es dem Künstler schmeichelhafter, wenn der Erklärer zu viel aus dem Bilde herausliest, als zu wenig, und nur darum wollen wir die Geschichten des Herrn Reclus uns gefallen lassen.

Auf dem Bilde „der Kirchgang" erinnert ihn der Alte an den alten Fritz! Er trägt einen Dreimaster, heißt es, und einen Krückstock; er ist fein und geistreich; er schnupft Tabak. „Aber," fährt der Referent fort, „er hat keine großen Stiefel und ist besser, als der kleine Fritz, das Ideal der Preußen, denn, unter uns gesagt (d. h. unter den Franzosen), hatte der kleine Fritz ein dürres Herz!" — Allerdings eine etwas sehr fremde Anschauung, von der nichts wahr ist, als die großartige Beobachtung, daß der altfränkische Anzug des heutigen deutschen Bauern zuweilen noch an die vor achtzig Jahren gebräuchliche Tracht erinnert.

Sehr schön sind die Analysen einiger anderen Bilder, wie „Die Schnitterin", „Komm her" und „Die Täubchen." In dem Bilde „Guten Morgen, lieber Vater" aber kann unser wälscher Freund nicht umhin, die Chaussure der Bäuerin zu tadeln und den großen Fuß der deutschen Frauen zu verlästern. Er nennt dies ihren größten Fehler.

Hätten sie doch, sagt er, statt ihres Ueberflusses an Idealismus und Sentimentalität, etwas von den koketten kleinen Stiefelchen der Pariserinnen!

Wir sind Herrn Reclus bis zum Schlusse gefolgt. Wir haben ihm oft unsere Theilnahme nicht versagen können, oft kopfschüttelnd lächeln müssen. Als eine Probe seiner eleganten Schreibweise wollen wir noch eines seiner Kapitel hierher setzen, und zwar das

„Familienglück."

„Die Scene spielt im Intérieur. Auf dem Fußboden kauernd spielt ein Bengel mit Kätzchen, welche eine lächerliche Art Maus jagen, nämlich einen Papierschnitzel (?), welcher an das Ende eines Bindfadens gebunden ist. Der Racker läßt das vermeintliche Jagdthier zwischen den drei allerliebsten Bestien von schwarzem und seidenweißem Felle hin und her springen. Man sieht mit Ergötzen, wie die niedlichste der kleinen Jägerinnen sich auf ihr graues Papieropfer stürzt, es mit kleinen scharfen Zähnen ergreift und es leidenschaftlich schüttelt, um es zu morden. Befriedigt hat sich die Katzen-Mama neben der Menschenmutter ihren Platz verschafft. Sie reibt ihre Seite gegen die Kleider ihrer Herrin, die sie freundschaftlich am Nacken kraut. Minettchen spinnt mit sanftem Behagen. Es fehlt nichts zu ihrem Glück. Die andere Mutter sitzt auf der Thürschwelle. Vergeblich tappt ein pausbäckiges nahrungsüchtiges Kleines mit den Händchen nach ihr; sie ist durch das Schauspiel vollkommen beschäftigt. Der junge Familienvater, ein lustiger Bruder in Hauskleidern, raucht seine Pfeife, den Arm auf die Halbthür gestützt. Auch er folgt lächelnd der Jagd. Die Morgensonne beleuchtet die Handlung mit ihren sanftesten Strahlen. Ihr Licht spielt in einer durchsichtigen Hopfenrankung und färbt sie goldgrün, — und bei alle dem ist diese Scene eine Mordgeschichte! — Dieses Licht mit seinem Topas- und Smaragd-Glanz beleuchtet wildkühne Thaten, die hübschen Jungen und die zierlichen Kätzchen spielen „Todtmachen" — und warum finden wir selber so viel Vergnügen daran? Wir, die wir dem wirklichen Würgen eines wehrlosen kleinen Geschöpfes nicht zusehen, sollten wir uns dennoch freuen an der Darstellung davon? Warum lächeln wir denn? Antworte, wer kann! Dies Lächeln, das uns der Maler entlockt — wir wagen nicht, es zu verdammen; das möchte wie die Moral der Pedanten oder Pharisäer aussehen, aber wir wagen eben so wenig, es zu loben. Was sich die Leutchen für eine leichte Philosophie machen, wenn sie sagen, daß der Mensch völlig gut von Natur ist! Was sich die für eine leichte Philosophie machen, die ihn für völlig schlecht von Natur halten!

Doch genug davon! Wir gewahren so eben, daß Herr Meyerheim lächelt — der lacht uns aus!"

L. L.

Belgien.

H. Conscience: Geschichte von Belgien.*)

König Leopold und die Belgier.

Es sind jetzt zwanzig Jahre verflossen, seitdem Conscience durch seine in vlamischer Sprache geschriebene Geschichte Belgiens auch auf historischem Gebiete das Volk seines Vaterlandes in dem Glauben an die Selbständigkeit und Zukunft desselben befestigte. Auf poetischem Gebiete hatten er und seine Freunde diesen glücklichen Erfolg bereits früher erreicht. Das Geschichtswerk von Conscience reichte jedoch damals nur bis zur Zeit der ersten französischen Revolution. In dieser Gestalt ist es von dem verstorbenen O. L. B. Wolff (Professor in Jena) in's Deutsche übertragen und in die bei Lorck in Leipzig erscheinende historische „Hausbibliothek" aufgenommen worden.

In neuerer Zeit hat Conscience seinem aus einem einzigen gedrängten Bande bestehenden Geschichtsbuche, dessen letzter (neunter) Abschnitt die Geschichte Belgiens unter den deutschen Kaisern (1716—1797) umfaßte, noch einen Abschnitt hinzugefügt, der einen kurzen Ueberblick der Ereignisse unserer Zeit bildet. Dieser Abschnitt ist jetzt auch der im vorigen Jahre erschienenen zweiten Auflage der deutschen Uebersetzung angehängt.

Wir theilen aus diesem Anhange das mit, was Conscience über König Leopold und die konstitutionelle Regierung Belgiens sagt, weil es in schlichtester, aber beredtester Weise ein Zeugniß dafür ist, wie mit guter Treue und gutem Willen auf Seite der Regierenden und der Regierten ein verfassungsmäßiges Regiment zum Segen eines ganzen Landes gereicht, indem es nicht blos den Kampf der Parteien beschwichtigt, sondern auch in dem Volke, trotz der mächtigen Anziehungskraft des französischen Nachbarlandes, den Unabhängigkeits- und Nationalsinn weckt und stärkt, so daß das in unserer Zeit wiedergeborene Belgien einer, wie es scheint, auf lange Zeit gesicherten Zukunft entgegengeht.

„Trotz der Unsicherheit seiner Lage," sagt Conscience, „hatte Belgien nach der Erwählung Leopolds zu seinem Könige keinen

*) Aus dem Vlamischen von O. L. B. Wolff. Zweite Auflage Leipzig, Lorck.

Moment unbenutzt gelassen, Handel und Gewerbfleiß neu zu beleben. Es wurde eine belgische Nationalbank errichtet und der folgenreiche Beschluß gefaßt, auf Landeskosten ein Eisenbahn-Netz auszuführen. Dieser Beschluß datirt von 1834, also aus einer Zeit, wo weder Frankreich noch Deutschland an Aehnliches dachten. Mit großer Energie ausgeführt, setzte er die gewerbfleißigen Bezirke und die Hauptstädte mit den Eisen- und Kohlenbergwerken in Verbindung, und trug dadurch unendlich viel zum Aufschwunge des Handels bei. Der König sah die industrielle Bewegung besonders gern, weil sie ihm die Hoffnung erweckte, daß die neue Partei der Industriellen oder Bankisten den Streit der Katholiken und Liberalen zum Schweigen bringen werde. Als diese Erwartung sich nicht erfüllte, strebte er dahin, durch gemischte Ministerien, halb aus Katholiken, halb aus Liberalen bestehend, den Frieden äußerlich zu erhalten. Es zeigte sich indessen immer, daß die katholische Partei in der Verwaltung das Uebergewicht bekam. Ihre Zielpunkte richteten sich hauptsächlich dahin, auf die Staatsprüfungen einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, den ganzen Unterricht, den höhern wie den niedern, in ihre Gewalt zu bekommen, dem Staat jede Einmischung in geistliche und kirchliche Dinge unmöglich zu machen und die Gesetze über die todte Hand zu beseitigen, damit die Klöster und milden Stiftungen wieder zu Reichthum gelangten. Die Liberalen wiesen diese Forderungen natürlich zurück und stellten ihrerseits ein Programm auf, in welchem die Herabsetzung des Wahlcensus in den Städten und die möglichste Befreiung der niedern Geistlichkeit von dem Druck der bischöflichen Gewalt eine hervorragende Stelle erhielten.

„Das erste rein liberale Ministerium, das im Jahre 1840 von Rogier gebildet wurde, konnte sich gegen die Feindschaft der ersten Kammer nicht lange halten. Belgien erhielt nun wieder ein gemischtes Ministerium, welches ein Gesetz über den Volksunterricht durchführte, in dem der Aufsicht der Geistlichkeit immer noch viel Raum gelassen, aber ihr doch der von ihr angestrebte Einfluß nicht gewährt wurde. Unter diesem Ministerium nahm der Sprachenstreit zwischen Vlamingen und Wallonen einen größern Umfang an. Es verging von nun an keine Kammersitzung, ohne daß über Beschwerden der Vlamingen zu verhandeln gewesen wäre. Immer verlangten die Vlamingen, daß in ihren Bezirken alle Angelegenheiten der Provinz und der Gemeinde in vlamischer Sprache abgemacht würden und alle Staatsbeamten im Verkehr mit den Gemeinderäthen und mit den Bewohnern sich der vlamischen Sprache bedienen sollten, daß vor Gericht nur vlamisch gesprochen, eine vlamische Akademie zur Hebung der niederdeutschen Literatur errichtet und das Vlamische an allen Staatsschulen in gleiche Rechte mit der französischen Sprache eingesetzt werde.

„Im März 1846 kam unter de Theur ein rein katholisches Ministerium an's Ruder. Die katholische Partei feierte diesen Sieg durch ein großes Kirchenfest in Lüttich, welches der Einführung des Fronleichnamstages galt und bei dem fremde wie einheimische Bischöfe ihre Stimmen laut für alle Forderungen der Geistlichkeit in Belgien erhoben. Die Liberalen vereinigten sich auf einem großen Kongresse zu Brüssel und ihnen neigte die öffentliche Meinung dieses Mal sich zu. Die Wahlen von 1847 stürzten die katholische Verwaltung und übertrugen die Gewalt wieder an Rogier. Europa wurde von einem Hungerjahr heimgesucht, welches Belgien und besonders seine flandrischen Gebietstheile mit furchtbarer Gewalt traf, und so mußten hauptsächlich soziale Maßregeln ergriffen werden. Man errichtete zahlreiche Schulen für Ackerbau und Gewerbe, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken und Alterskassen, bereitete eine Herabsetzung des Zolltarifs vor und befreite die nothwendigsten Bedürfnisse möglichst von allen Lasten.

„Die Noth war kaum überstanden, als die Februar-Revolution neue Gefahren hervorrief. Jetzt gab der König einen glänzenden Beweis seines edlen Sinnes, indem er erklärte, daß er sich dem Volke zur Verfügung stelle; er werde seine Krone behalten oder niederlegen, je nachdem es entscheide. Die Aufhebung des Zeitungsstempels, die Ausschließung der Beamten von der Wählbarkeit und die Herabsetzung des Wahlcensus, das waren die ganzen Zugeständnisse, durch die man in Belgien den Sturm beschwor. Während im übrigen Europa der Aufstand seine blutigen Rundreisen machte, beging Belgien eigenthümliche und solenne Festlichkeiten, die in Brüssel ihren Anfang nahmen und in den übrigen Hauptstädten wiederholt wurden. Bald waren diese Feste Huldigungen, die dem König persönlich dargebracht wurden, bald waren es volksthümliche Manifestationen, die theils den gegenwärtigen Zustand Belgiens, seine Denkart und Lebensweise, seine Thätigkeit in Handel und Gewerben durch große symbolische Aufzüge feierten, theils alle großen Momente seiner Geschichte in lebenden Bildern vor den Augen der Menge vorbeiziehen ließen. Die einzige Ruhestörung, die in diesen Sturmjahren vorfiel, war ein Einfall französischer Arbeiter, der von den an die Gränze eilenden belgischen Truppen mit geringer Mühe zurückgewiesen wurde.

„Die That des liberalen Ministeriums, welche die meiste Opposition fand, war ein Unterrichtsgesetz. Von den fünfzig Gymnasien der Geistlichkeit wurden zehn der Regierung überwiesen, und zwölf neue Bürgerschulen gegründet; die Unruhe der katholischen Partei über diese „Beraubung“ erstreckte sich bis nach Rom. „In Belgien ist die Religion in Gefahr!“ erklärte der Papst in einer der feierlichen Anreden an die Cardinäle, die er von Zeit zu Zeit zu halten pflegt. Zwei Neuwahlen erhielten aber dem Ministerium die Mehrheit trotz aller Feindschaft der Geistlichkeit und obgleich im liberalen Lager selbst wegen der sehr unzeitigen Forderung einer Verminderung des Heeres, welche ein Theil stellte, eine Spaltung ausbrach. Auswärtige Verhältnisse nöthigten den König, sich von seinen bewährten Rathgebern zu trennen. In Frankreich erfolgte am 2. Dezember 1851 der Staatsstreich gegen die Republik. Einer der ersten Schritte des Prinz-Präsidenten auf dem Wege zum Kaiserthron war das Dekret vom 22. Januar 1852 gegen die Güter der Orleans. Den König Leopold traf dieser Schlag persönlich, denn er nahm den Kindern, die seine im Jahre 1850 gestorbene Gattin Louise von Orleans ihm geschenkt hatte, liegende Güter im Werthe von vierzehn Millionen Francs. Die ganze Haltung der französischen Regierung wurde eine feindliche. Die inspirirte Pariser Presse erörterte das Thema einer Annectirung Belgiens, an der Gränze sammelten sich Truppen, in Belgien liefen geheime Ankündigungen um, welche den belgischen Offizieren die Beibehaltung ihrer Stellen unter den französischen Fahnen gewährleisteten. Die französische Regierung ging auf Händel aus, wie sich bald zeigte, als sie ein Einschreiten gegen die französischen Flüchtlinge und gegen die Landespresse forderte. Da der König in diesen Punkten so weit nachgab, als die Verfassung es ihm gestattete, zog Frankreich einen neuen Streitpunkt herbei. Mit dem Tone eines Mannes, der dem Andern den Degen auf die Brust setzt, verlangte es die Erneuerung des ablaufenden Handelsvertrages von 1845 und die Abschaffung des Nachdrucks. Jener Vertrag hatte den Franzosen Vortheil, den Belgiern Nachtheil gebracht, und das Ministerium zögerte

daher, ihn zu erneuern, während es den Nachdruck sogleich verbot, nachdem Frankreich dem Papier, den Büchern, Kupferstichen, Steindrucken, den Lettern und der Druckerschwärze Belgiens Einfuhr-Erleichterungen bewilligt hatte. Frankreich wiederholte aber seine Forderung eines Handelsvertrags so gebieterisch, daß das belgische Ministerium abtrat, die unvermeidliche Nachgiebigkeit Nachfolgern überlassend, die der in Frankreich waltenden Richtung genehmer seien und vielleicht bessere Bedingungen erhielten.

„Der König richtete seine Sorgen vor Allem dahin, auswärtige Unterstützung gegen den auswärtigen Nachbar zu gewinnen. Zwischen ihm und dem König von Holland kam eine erfreuliche Annäherung zu Stande; die Königin von England zeigte durch einen persönlichen Besuch in Brüssel, wie nahe ihr Belgien stehe; die deutschen Monarchen gaben zu erkennen, daß der innige Zusammenhang zwischen der Annectirung Belgiens und der französischen Rheingränze ihnen wohlbekannt sei. In seiner innern Politik gab der König der katholischen Bewegung, welche die liberale wieder einmal ablöste, bis zu einem gewissen Grade nach. Das neue Ministerium unter Brouckère war ein gemischtes und bewilligte den Katholiken in der Antwerpener Konvention vom 7. Februar 1854 einen größern Einfluß der Geistlichkeit auf den Unterricht in den Mittelschulen. Der Handelsvertrag mit Frankreich wurde nun abgeschlossen, doch glaubte man so wenig dadurch die Gefahr beseitigt zu haben, daß der Kammerpräsident Delfosse die Session im November 1854 mit den Worten eröffnete: „Unruhe bewegt die Gemüther, wir leben in schwierigen Zeiten, es ist ein Zustand, der viel Klugheit und Sorgfalt erfordert. Benehmen wir uns so, daß, wenn uns schlimme Tage beschieden sein sollten, von uns gesagt werden kann: sie waren eines bessern Loses würdig."

„Die Katholiken wurden bald mächtig genug, um das Ministerium zum Rücktritt zu zwingen. Am 2. März 1855 wurde eine katholische Verwaltung (Graf Vilain, Dedecker, Nothomb) gebildet. Sie war nur in dem Augenblicke volksbeliebt, als Vilain auf die Frage, ob er dem neuen Andrängen Frankreichs auf Beschränkung der Preßfreiheit genügen werde, das einzige Wort erwiederte: Niemals!" Seine Partei befriedigte dieses Ministerium durch ein Gesetz über die Schulprüfungen und ging sodann an die Erledigung der Wohlthätigkeitsfrage. Sie schwebte schon lange und bewegte sich um den Grundsatz, ob Schenkungen und Vermächtnisse zu Wohlthätigkeits-Zwecken der Aufsicht des Staates unterliegen müßten. Die Kammer entschied, daß Jeder schenken und stiften könne wie er wolle. Schon während der Verhandlungen hatte sich eine große Aufregung verrathen, selbst auf dem Lande, wo der Glaube verbreitet war, daß der Kirchenzehnte wiederhergestellt werden sollte. Als die Abstimmung der zweiten Kammer bekannt wurde, entstanden in Brüssel, Antwerpen, Verviers, Jemappes und anderen Orten Unruhen, wie sie 1848 nicht vorgekommen waren. In den meisten Städten begnügte man sich damit unter dem Geschrei: Nieder mit den Klöstern! die Straßen zu durchziehen, in Jemappes erstürmte man eine geistliche Schule und errichtete mit ihren Möbeln einen Scheiterhaufen, der in Brand gesteckt wurde.

„Durch die Vertagung der Kammer, die das Gesetz nicht in's Leben treten ließ, wurde die Ruhe wiederhergestellt. 1857 fielen die Wahlen entschieden liberal aus und führten wieder Rogier mit Frère und Tesch in's Ministerium. Dieses freisinnige Ministerium hat sich befestigt und bis auf diesen Augenblick erhalten. Es hat für Belgien das Freihandels-System, das der Wohlfahrt des Landes am besten entspricht, angebahnt, mit Frankreich, England und dem Zollverein Handelsverträge abgeschlossen, die Ablösung des Scheldezolles eingeleitet und sowohl den Kaufleuten und Industriellen als den Arbeitern Erleichterungen und Begünstigungen zu Theil werden lassen. Die wichtigste seiner politischen Maßregeln ist die Verwandlung Antwerpens in einen großen Waffenplatz, der im Fall eines französischen Angriffs die ganze belgische Armee so lange aufnehmen kann, bis Hülfe von außen kommt.

„Ein solcher Angriff würde die gesammte Bevölkerung, Katholiken und Liberale, Vlamingen und Wallonen gegen sich haben. Der Belgier ist stolz auf seine Unabhängigkeit und stolz auf seinen König, dem er noch jüngst, nach dessen Genesung von einer schweren Krankheit, Beweise einer rührenden Liebe gegeben hat. In der That kann keine der politischen oder nationalen Parteien über irgend welche erlittene Unbilden klagen. König Leopold hat sie ihre Gegensätze mit einander ausfechten lassen und seine Einmischung ist niemals weiter als dahin ausgedehnt worden, zu verhindern, daß die eine Partei die andere unterdrücke. Der politische und nationale Kampf hat sich, da er von der Regierung durch keine Bevorzugung des einen und keine Hintenansetzung des andern Theils vergiftet worden ist, als ein belebendes und fruchtbares Element erwiesen. Belgien besitzt eine sehr achtbare, schöne Literatur, Künstler von europäischem Ruf. Seine Bevölkerung hat an Zahl, Wohlstand und Intelligenz zugenommen. Die Flachs-Industrie zumal hat rasch wieder den Höhepunkt erreicht, den sie im Mittelalter einnahm, die Landwirthschaft wetteifert mit der englischen! Belgien ist reich geworden, nicht daß es einen fruchtbarern Boden als die Nachbarländer besäße, sondern weil es seit dreißig Jahren in ungestörtem Frieden, in voller Freiheit und Selbständigkeit wie wenige Gegenden Europa's sich fortentwickelt hat."

Frankreich.

Arbeiter- und Handwerkerschulen in Frankreich, Deutschland und England.

Am 24. Oktober v. J. wurde der Kursus des unentgeltlichen Handwerkerunterrichts in der Sektion der politechnischen Gesellschaft für Suresnes unter dem Vorsitze des Herrn Glachant, Kabinetschef des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, in Gegenwart der Stadtbehörden, eines Deputirten des Seine-Departements, einiger Mitglieder der Gesellschaft, mehrerer Professoren feierlich eröffnet. Bei diesem Anlaß hielt Hr. Glachant folgenden Vortrag, den wir mit Auslassung der einleitenden Worte inhaltgetreu wiedergeben.

... Ihr Verein, meine Herren, trat gerade in's Leben, als in unserer Legislative die wichtige Frage aufgestellt wurde: „Wie und in welchem Umfange soll der Schulunterricht dem Berufe des Handwerkerstandes angemessen ertheilt werden?" Zu dieser Frage drängt die thatsächliche Wahrheit, daß die Elementar-Kenntnisse, die der künftige Handwerker aus der Primärschule mitnimmt, keinesweges den Bedürfnissen einer Industrie genügen, die sich täglich mehr vervollkommnet, immer mehr das ausgetretene Geleis der Routine der Tradition verläßt, immer mehr die Nothwendigkeit fühlt, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung zu tragen. In der That, wer blos lesen,

schreiben und rechnen kann, kann, streng genommen, noch Nichts; er hat nur das Werkzeug, das Mittel in Händen, sich die nöthigen Kenntnisse anzueignen. Der Arbeiter aber, der auf jene Fertigkeiten beschränkt ist, läuft Gefahr, ewig gefesselt zu bleiben an den sinnreichen Webstuhl, den er maschinenmäßig bedient, ohne das Triebwerk zu begreifen.

Der Staat verwendet zwar seine Hülfsquellen zur Förderung des Elementar-Unterrichts; allein der Sohn des Handwerkers muß sehr früh die Schulbank gegen die Werkstatt vertauschen, den Unterricht unterbrechen, um seine Lehrjahre anzutreten. Ist es nun unmöglich, diesem Uebelstande abzuhelfen? Kann das Versäumte nicht nachgeholt und die Wissenschaft denen zugänglich gemacht werden, die sie werkthätig anwenden? Sie, meine Herren, waren dieser Meinung, und indem Sie zur Lösung des Problems mit Einem Schlage die Mittel und den Zweck bezeichneten, haben Sie von vornherein entschieden: der Unterricht in der Handwerkerschule sei wesentlich praktischer Art und von den Theorieen nur das unmittelbar Verwendbare darin aufzunehmen. Ferner haben Sie sich's zur Regel gemacht, Ihren Vorträgen nur die Abende zu widmen, die Stunden, wo das Handwerk feiert und die geistige Thätigkeit dem abgespannten Körper Erholung gewährt, ohne daß Sie bei dieser Einrichtung selbstschonend bedacht hätten, wie in Ihnen das Denken den ganzen Tag angestrengt arbeitet.

Die französische Sprache, einige lebende Sprachen zu unmittelbarem Gebrauch beigebracht, praktische Arithmetik, elementare Buchstabenrechnung, Geometrie in ihrer Anwendung auf das Messen der Flächen und Körper und auf Planzeichnen, ein allgemeiner Begriff von den Grundkräften und den Bewegungsarten, von den stätigen Gesetzen der physischen Welt, oder von der Analysis der Körper, von der Geographie in ihrer Beziehung zu Ackerbau, Industrie und Handel, von der Gesundheitslehre, von den Landesgesetzen — das sind die Gegenstände, die Ihr Lehrplan umfaßt, die Grundzüge Ihres ebenso vollständigen wie speziellen Programms, das Ihnen gestattet, jede, auch die beschränkte Naturanlage zu Ihrem Unterrichte einzuladen und allen Bildungs-Bedürfnissen des Arbeiterstandes zu genügen.

Ist aber dieser Plan nicht zu weit angelegt? Nimmt nicht vielleicht jedes einzelne Lehrobjekt, in seiner Allgemeinheit behandelt, zu viel Raum ein, anstatt auf seine engen Beziehungen mit dieser oder jener praktischen Anwendung beschränkt zu werden? Ich antworte: Beim Unterricht taugt die übertriebene Spezialisirung ebenso wenig, wie in der Industrie die atomistisch zersplitterte Theilung der Arbeit. Der Arbeiter, der nur Eine Vorrichtung kennt, nur Einen Handgriff versteht, legt die Hand in den Schoß und feiert, wenn der Werkstuhl still steht; wird eine neue Verbesserung angebracht, läuft ein Patent ab, ist ein Fabrikgeheimniß verrathen und Gemeingut geworden, so steht er rathlos da und seine und seiner Familie bisherige Subsistenz ist gefährdet. Ein Anderes ist, wenn der Arbeiter eingeweihet ist in die Gesetze des Stoffes, den er behandelt und umgestaltet, der Naturkräfte, die er sich dienstbar macht, und der feindlichen, denen er entgegen zu wirken hat; selbst der wechselseitigen mathematischen Beziehungen der Elemente, daß er sie nach einem richtigen Verhältnisse in Verbindung bringe. „In dem Handwerk liegt eine Geometrie versteckt," sagt Voltaire. Diese unbewußte, latente Geometrie nun zu entbinden, dazu wollen Sie Ihr Wissen, Ihre durch die Erfahrung erprobte Methode anwenden.

Uebrigens ist ja dieser Lehrplan in keinen systematischen Rahmen gezwängt, um sich nicht allen, den örtlichen Interessen entsprechenden nöthigen Abänderungen füglich anzupassen. In Suresnes z. B. konnte man, ohne Nachtheil manche Gegenstände fallen lassen, die anderswo wesentlich wären, wofür ohne Zweifel ein Kursus in der Baumzucht und dem Weinbau erwünscht wäre, damit die wackern Winzer, die mit so lobenswerthem Fleiß alle Stunden besuchen, die chemischen Bestandtheile des gallischen Weines kennen lernen, den Julius Cäsar vor funfzehnhundert Jahren so sehr rühmte und den, wie es heißt, sich auch Heinrich IV. schmecken ließ. Ich darf dem Lehrer einigen Erfolg verheißen, der Ihnen bewiesen, daß — nach einem Schreiben des Herrn Inspektors der Akademie zu Nizza, der zugleich Mitgründer der philotechnischen Gesellschaft ist — „Hundert Fuß geschwefelter Weinboden hundertfünfundsechzig Kilogrammes Trauben geben, während derselbe Flächeninhalt, ungeschwefelt nur fünfundvierzig austrägt."

Was ich vom populär-wissenschaftlichen Unterricht gesagt, gilt mit noch größerem Recht von dem künstlerischen, namentlich vom Zeichnenunterricht; nur sind hier die Grenzen noch weniger scharf abzustecken. Denn, haben wir einem funfzehnjährigen Lehrling den Stift in die Hand gegeben, so können wir nicht wissen, ob nicht Formsinn und Schönheitsgefühl einen Künstler aus ihm machen; ob nicht in dem Zimmermann, der an den Schiffsschnäbeln arbeitet, ein französischer Michel Angelo steckt....

Sie, meine Herren, sind demnach im Rechte, daß Sie blos die Natur der Wissenschaft und was sie lehrt, im Auge behalten, überzeugt, daß Ihre Zuhörer besser, als Sie selber, wissen werden, was sie davon für ihr Gewerbe gebrauchen können. Ich werde es dreist lobend hervorheben, daß Ihr Institut weder eine Schule, noch weniger eine Werkstatt ist, und dennoch das Band zwischen beiden bildet. Die Einrichtung der handwerklichen Lehrzeit ist nicht blos eine Tradition, die bis zum König Hiram, dem Freunde und Bundesgenossen des Königs Salomo, hinaufsteigt: sie ist auch eine Lebensbedingung der Industrie. Ein Beruf muß erlernt werden; wie will man ihn aber erlernen, wenn man nicht damit anfängt, Lehrling zu werden?

Stellen Sie sich Schulen vor, worin, was die Werkstatt durcheinander beibringt, methodisch vorgetragen wird; der folgerichtige Gedankengang soll alle Lehrmeister, alle Geldhilfsquellen, alle Arbeitsmittel vorführen — es werden immer Schulen bleiben, aus denen zuletzt weder Lehrjungen, noch Gesellen, noch vollendete Meister, sondern lediglich Schüler hervorgehen.

Nicht aber in Frankreich allein hat sich seit 40 Jahren das Bedürfniß, den Volksunterricht zu heben und den Forderungen der Industrie anzupassen, fühlbar gemacht. Ueberall haben sich edelgesinnte Männer Ihresgleichen dieser Aufgabe geweiht, die keine undankbare ist. Ueberall suchte man die praktischen Wege auf, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und überall glaubte man die Lösung des Problems darin zu finden, daß man in der Nähe der Fabriken Handwerkerschulen, worin Abends und Sonntags Vorträge gehalten werden, und Volksbibliotheken errichtete.

Gestatten Sie mir, Ihnen einige einschlagende Thatsachen und interessante statistische Zifferangaben vorzuführen.

Belgien mit 4,000,000 Einwohnern zählt 27 Nachmittagsschulen, 173 Abendschulen, 945 Sonntagsschulen, im Ganzen 1145 Lehranstalten für Erwachsene, die von 180,000 Personen besucht werden. Gent allein hat über 30,000 Stühle, über 40,000 Weber, über 70 beträchtliche Spinnereien und nicht eine einzige Gewerbeschule; die Abendvorträge genügen allen Forderungen.

In Preußen, wo der Schulbesuch bis zum sechzehnten Jahre

obligatorisch ist, wird der Unterricht über das schulpflichtige Alter hinaus in den Gewerbeschulen des Abends fortgesetzt. Ein edelherziger Franzose, Bruder des Maires in einer unserer großen Fabrikstädte, hat seine Zeit, seine Kräfte und einen Theil seines unermeßlichen Vermögens geopfert, um in Barmen und Elberfeld prachtvolle Sonntagsschulen zu gründen; allerdings hat ihm der Stadtrath der letzteren 600,000 Franken zur Verfügung gestellt. In Berlin, Halle, Köln, Koblenz, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Frankfurt a. M., München, Wien und in allen Städten zweiten Ranges, die sich nach jenen Großstädten richten, sind Unterrichts-Anstalten für Erwachsene und Sonntagsschulen, die durchweg obligatorisch sind. Ebenso fast durch die ganze Schweiz. In manchen vorgeschrittenen Kantonen werden die öffentlichen Vorträge sogar in den Kirchen abgehalten, um mehr Zuhörer fassen zu können.

In England wird der Unterricht, der besonders für die Fabrikarbeiter berechnet ist, in jenen eigenthümlichen, originellen mechanic's institutions ertheilt, die Athenäen, Gesellschaftssäle und Bibliotheken zumal sind. Aus sich selber entstanden, verwalten sie sich selber und bestehen durch sich selber von den Beiträgen der Betheiligten. Weder städtische Körperschaften, noch der Staat gewährt ihnen mehr als eine moralische Begünstigung. Tritt aber eine industrielle Krisis, oder irgend welche Gelegenheit, eine ausnahmliche, unvorhergesehene Ausgabe zu bestreiten, ein: so fehlt es niemals an Subskriptionen. Die „mechanic's institution" von Manchester sammelte, bei einem solchen Anlaß, an Einem Tage 700,000 Fr. durch freiwillige Unterschriften. Die „Society of Arts" brachte durch ihren Kredit zur Ausführung der Weltausstellung 1862 — die gleich der früheren 1851 ein Privatunternehmen war — eine Summe von 11,250,000 Fr. zusammen.

Die älteste mechanic's institution, die von London, ist das Vorbild der mehr als 700,000 Institute derselben Art, die nach einer schon veralteten Statistik 120,000 beisteuernde Mitglieder und in ihren Bibliotheken 845,516 Bände zählen. Das berühmteste darunter, das zu Manchester, ist ein palastartiger Bau, der einer Universität würdig ist. Die innere Verfassung erinnert an Ihre Statuten, meine Herren; sein Ziel ist dasselbe, und der Lehrplan unterscheidet sich nur in unwesentlichen Punkten von dem Ihrigen: er umfaßt alle Elemente eines theoretischen und praktischen Unterrichts, die Jeder seinem Gewerbe nach Gutdünken anpaßt.

Die mechanic's institution ist aber nicht ausschließlich eine Unterrichtsanstalt, es ist auch ein Ort für erlaubten Genuß und anständige Erholung. Sonntags wird am Tage geturnt, Abends Schach gespielt. An bestimmten Tagen finden Soirées statt — die Engländer haben von uns das Wort, möchten wir von ihnen die Sache entlehnen! — an welchen Musik gemacht, Naturmerkwürdigkeiten vorgezeigt, unterhaltende Experimente angestellt und hauptsächlich Vorlesungen (lectures) abgehalten werden.

„Lekture" ist ein zwangloser Vortrag, eine in sich abgeschlossene Abhandlung, die weder an Vorhergegangenes anknüpft, noch auf ein Späteres hinweist. Sie behandelt irgend einen Gegenstand aus der Literatur, der strengen Wissenschaft, der bildenden Kunst, der Dichtung. An einen Zusammenhang, oder auch nur Annäherung der verschiedenen Gegenstände, die in den einander ablösenden „Lectures" zur Sprache kommen, ist nicht zu denken. Auf eine Darstellung des Dezimalsystems folgt eine Betrachtung über ein Shakspeare'sches Drama; jetzt wird ein reizendes Bild der Göttin Aurora vorgezeigt, und dann eine Beschreibung des Taschenmuskels zum Besten gegeben. Der für schweigsam verschrieene Engländer liebt die „speeches"; sie sind bei ihm die Form des, der menschlichen Natur angeborenen Bedürfnisses Seinesgleichen mitzutheilen, was er weiß, was er denkt, was er gesehen hat, oder gesehen zu haben glaubt.

Es giebt „Lecturers" von Profession, aber fast kein Engländer weigert sich, als solcher aufzutreten, wenn Zeit und Umstände ihn dazu auffordern. „Dort," sagt ein Bericht von 1862, „spenden Schriftsteller, Männer der Wissenschaft, Personen unterschiedlichen Berufs der Versammlung mit Vergnügen ihre geistigen Gaben. Neben ihren bekannten Namen, ihrer langen Vertrautheit mit den von ihnen behandelten Gegenständen sticht die Frische und Lebendigkeit ihrer feurigen Sprache vortheilhaft ab gegen die einschläfernden Abendvorträge der abgespannten Lehrer, die den ganzen Tag angestrengt unterrichtet haben." Reisende wie Speke und Livingstone Gelehrte wie der Naturforscher Faraday, Dichter wie Tennyson, Romanschriftsteller wie Dickens und Thackeray, Staatsmänner wie Brougham und Macaulay nehmen keinen Anstand, heute in London, morgen in Liverpool, Leeds oder Manchester eine ebenso an Einnahme wie an Beifall reiche „lecture" abzuhalten. Man hat Beispiele von manchem berühmten Gelehrten, dem eine einzige Vorlesung, nach Abzug der Kosten, 2000 Pfund eingetragen hat. Der edle Herzog von Argyll, das Haupt einer der ältesten Familien Großbritanniens, hielt es nicht unter seiner Würde, vor einer Volksversammlung im Athenäum zu Glasgow über die Geologie zu sprechen. Als Honorar überreichte sie ihm, dem zum lebenslänglichen Mitgliede Erwählten, nach dem Schlusse der Vorlesung die Eintrittskarte, auf die jedes Mitglied ein Recht hat.

So gern aber der Engländer Vorlesungen anhört, so gern liest er auch, und diese Neigung befriedigen große und kleine Bibliotheken, die noch zahlreicher als die „institutions" sind. Die Volksbibliothek in Edinburg, die 1825 von wenigen Arbeitern mit wenigen Büchern gegründet worden, zählt jetzt 220,000 Bände. Durch ein Eintrittsgeld von 5 Shill. wird man Miteigenthümer und erlegt außerdem vierteljährlich 1 Shill. Lesegebühren. Lesesäle für Zeitungen und Magazine fehlen auch in dem kleinsten Dorfe nicht.

England setzt einen gewissen Stolz darein, diese nützlichen Anstalten in seinen entlegensten Kolonien anzulegen. Ein Engländer, der über Volkserziehung geschrieben, ruft mit einem gewissen Pathos: „An der Stelle, wo der große Weltumsegler Cook unter den mörderischen Händen der Kannibalen verblutet hat, erhebt sich jetzt ein Athenäum."

Die Abendschulen, die nicht mit den „mechanic's institution" zu verwechseln, schließen sich, wie überall, den Tagesschulen an, um für die Fortbildung der, dem Schulalter Entwachsenen zu sorgen. Von der Regierung unterstützt, stehen sie unter der Leitung eines Lehrers der Mutterschule. Dieser mag, von dem sauern Tagewerk erschöpft, mehr oder weniger steif geworden sein; seine Zuhörer sind es nicht, trotzdem sie den Tag über hart geschafft haben. In einem amtlichen Berichte heißt es: „In einer großen Zahl dieser Schulen herrscht ein lebhafter Lerneifer unter den Theilnehmern. Die Arbeiter kürzen die Eßzeit ab, um desto früher Feierabend zu machen und sich in der Lehrstunde pünktlich einzufinden. Ein Kommissär Ihrer Majestät, der eines Tages eine solche Anstalt inspizirte, unterhielt sich mit dem Lehrer, der natürlich seinen Vortrag unterbrechen mußte. Bald ließ sich ein Murren, mitunter sogar ein unwilliges Zischen vernehmen. „„Begreifen Sie, was das heißen soll?"" fragte der Lehrer den Beamten. — „„Nein."" — „„Nun, das Volk

kommt hierher, um zu lernen; es will sich darin nicht stören lassen.““ — Er nahm den Faden seiner Lektüre wieder auf und sofort trat tiefe Stille ein.“

Ein amtliche Aufnahme 1860 ergab für England 2006 Abendschulen, die von 80,966 Individuen jedes Geschlechts und Alters besucht wurden. Allein die Sonntagsschulen übertreffen sie beiweitem an Zahl der Räume, wie der Besucher; denn man zählt in den vereinigten Königreichen nicht weniger als 33,872 Schulen, in welche 178,100 männliche und 210,297 weibliche Personen, verheiratete und ledige, jeden Sonntag kommen, um sich besonders im Bibellesen zu üben. Wer vor noch nicht hundert Jahren eine Bibel besaß, verschloß das heilige Buch sorgfältig, um sein Haus vor Unglück zu schützen. Der Einfluß dieser Schulen auf die öffentliche Sittlichkeit ist nicht zu bezweifeln. Einige Jahre nach Einführung derselben erklärten die Behörden zu Bristol, die Zahl der Verbrecher habe sich um ein Viertel vermindert. Es wird sogar behauptet, daß eine Diebesbande Geld zum Bau einer Schule beigesteuert und mit eigenen Händen daran gearbeitet habe.

Schließlich muß ich noch das riesenartigste Werk erwähnen, das jemals unternommen worden, die Künste des Gewerbes zu fördern und den praktischen Unterricht zu verallgemeinern. Auf den internationalen Ausstellungen 1851 und 1855 maßen sich England und Frankreich mit einander wie in einem freundschaftlichen Turniere. Einige Jahre später sollte der Handelstraktat das Signal geben zu dem industriellen Kampfe zwischen beiden Nationen. Die Engländer hielten sich durch die Wohlfeilheit ihrer Fabrikate für fest gegen Stoß und Hieb; sie wollten aber auch die Palme des guten Geschmacks und der Eleganz ihren Gegnern entwinden. Die Regierung nun, um dieses Nationalinteresses willen, von ihrem Grundsatz bei Allem, was Privatinteressen berührt, aus dem Spiele zu bleiben, abweichend, schuf das „Departement der Wissenschaften und Künste“, das sie dem Ressort des Erziehungsrathes überwies, und gründete das Museum von South-Kensington, ein staunenswerther Bau, dem babylonischen Thurm vergleichbar! Denn es enthält unberechenbare Sammlungen von Kunstgegenständen, die theils sein Eigenthum, theils von Privatleuten ihm geliehen sind: Statuen und Basreliefs, Gemälde, Originalzeichnungen, Kupferstiche, Geräthschaften, Waffen, Schmucksachen aller Zeiten, Maschinen-Modelle, physikalische Instrumente, ein chemisches Laboratorium, ein naturhistorisches Kabinet und überhaupt Alles, was irgend das Bedürfniß des Studiums, oder die Schaulust befriedigen kann. Am Sitze des Departements wurde eine Normalschule für Zeichnenunterricht gegründet, und wie durch Zauberschlag entstanden binnen wenigen Jahren in allen großen Städten des Königreichs 90 Zeichnenschulen für Kunst wie für Industrie, die von der Mutteranstalt mit einem unerschöpflichen Material an Modellen und Studien versehen wurden; unerschöpflich, sag' ich, weil es sich durch Cirkulation unablässig erneuerte. Am Tage nach der Weltausstellung von 1862 ging ein Schreckensruf durch die Reihen unserer Fabrikanten. England war vorwärts geschritten!

Für das „Departement der Künste und Wissenschaften“ ist im Budget die Summe von 135,582 L. St. ausgeworfen. Außer den von ihm unterhaltenen Zeichnenschulen, die mehr denn 16,000 Lehrlinge zählen, läßt es 4000 jungen Leuten wissenschaftlichen Unterricht in den Realschulen ertheilen; die weit überwiegende Zahl dieser Lehrlinge gehört dem Handwerkerstande. Diese allein haben Prüfungen zu bestehen; Preise und Denkmünzen werden ertheilt, Fähigkeitszeugnisse ausgestellt. Allein den speziellen, unmittelbaren Unterricht im Gewerbe verweist das realistische England in's Schlaraffenland.

England.

Die Postreform und ihre Erfolge.

II.

Post-Anweisungen und Post-Sparkassen.

1846, unter John Russell's Verwaltung, trat Rowland Hill die für ihn ausdrücklich geschaffene Stelle eines Secretary of the Postmaster-General an, und von nun an nahmen die Verbesserungen einen ungehemmten Schwung. Er wendete unter Anderem seine Aufmerksamkeit auf den Dienstzweig der Geldanweisungen durch die Post. Den ersten Entwurf dieser Einrichtung verdankte man zwei Postbeamten, welche 1792 im Auftrage der Regierung Geldsendungen von Soldaten und Matrosen an die Ihrigen in der Heimat vermitteln sollten. Ursprünglich war die Einrichtung blos privater Natur und wurde von jenen Beamten unter der Firma Stow u. Comp. geleitet. Erst 1838 bekam sie einen staatlichen Charakter. Die Versendungsgebühren waren aber so hoch — ein Pfundgewicht zahlte 8 Pence (6 Sgr. 8 Pf.), betrug das Packet über zwei Pfund, so verdoppelte sich das Porto und der Versender mußte überdies 2 Shilling (20 Sgr.) Stempelsteuer an den Fiskus erlegen — daß sie das Publikum von dieser Versendungsart abschreckte. Später trat zwar eine Ermäßigung der Kosten ein, ohne jedoch einen merklichen Fortschritt zu bewirken; denn nach 1830 überstieg das Totale der Geldversendungen nicht die Summe von 313,000 L. St.

Das änderte sich aber 1840, nach Einführung des Penny-Portos und der bedeutenden Reduktion der Geldsendungsgebühren: Ein Geldbrief unter zwei L. St. zahlte statt sechs nur drei Pence und ein solcher unter fünf L. St. statt 1½ Shilling nur sechs Pence. Allein bei der jetzt in stetem Wachsen begriffenen Menge der Werthbriefe stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Beamtenpersonal zu vermehren und diesen Dienstzweig, der die dabei Angestellten gar leicht in Versuchung führte, auf einen ganz andern Fuß einzurichten. Das Mittel, mit weniger Kosten und mit größerer Sicherheit als früher kleine Geldbeträge zu versenden, wurde bald in allen, besonders in den ärmeren Volksklassen, sehr beliebt. Handwerker, die weit von Hause auf Arbeit gingen, konnten den ersparten Lohn an ihre Familien befördern. Söhne und Töchter, die in der Welt ihr Glück machten, konnten ihre alten Eltern bequem unterstützen. Die Entfernung bot jetzt kein Hinderniß für diejenigen, die das Vermögen und den Willen hatten, auswärtigen Nothleidenden Hilfe zu bringen; und zur Ehre der Armen sei es gesagt, daß sie sehr geneigt sind, einander nach Kräften beizustehen. Von der steigenden Zunahme der Geldversendungen giebt folgende statistische Uebersicht einen Begriff:

1839	war d. Zahl d. Geldbr. 188,921;	d. Totals. d. Einl.	313,124 L. St.
1840	„ „ „ 1,552,845;	„ „ „	3,127,507 „
1863	„ „ „ 7,956,794;	„ „ „	16,493,793 „

In Folge dieses Anwuchses sah sich die Verwaltung genöthigt, das Zentralbureau dieses Zweiges aus dem Hauptposthause (General-Post-Office) nach einem ausdrücklich zu dem Behufe aufgeführten weitläufigen Gebäude in der Aldersgate-Street zu verlegen. Aber auch hier fehlte es bald den Expedienten und Hilfsarbeitern an Raum. Außerdem überstiegen die Dienst-

bedürfnisse beiweitem die Einnahme und die Gehaltszahlungen blieben im Rückstande. Zu dem zahlreichen stehenden Personal, das über die regulativmäßige Arbeitszeit an sein Tagewerk gefesselt wurde, mußte man noch, um die dringendsten laufenden Geschäfte zu bewältigen, eine Menge Gehilfen annehmen.

1847 trat endlich eine völlige Umgestaltung des Systems ein. Die Vereinfachung des Verfahrens gestattete, die Gehilfen zu entlassen und den Angestellten die Last eines ungebührlich verlängerten Tagewerks abzunehmen. Die Störungen in der pünktlichen Gehaltsauszahlung hörten auf. Selbst die Zahl des etatsmäßigen Personals konnte jetzt bedeutend herabgesetzt und die hier überflüssig gewordenen Beamten in andere Dienstzweige eingewiesen werden. Vor dem Jahre 1847 arbeiteten 226 Beamte im Geldversendungsdienst und unterlagen fast ihrer Aufgabe; 1860 bestritten ihn 112 ganz gemächlich; obgleich es deren 430 bedurft hätte, wenn die Vermehrung des Personals mit der steigenden Zahl der Anweisungen im Verhältniß geblieben wäre.

Auch auf das Finanzielle übten die mannigfaltigen Verbesserungen den günstigsten Einfluß. Denn während die Bilanz 1847 einen Ausfall von 10,000 L. St. aufwies, ergiebt sich gegenwärtig nach Abzug der Kosten ein jährlicher Ueberschuß von 30,000 L. St. — Mehrere gutgemeinte, aber das Publikum belästigende Vorsichtsmaßregeln, die man gegen den Betrug nehmen zu müssen geglaubt hatte, ließ man nach und nach fallen, da während eines Zeitraums von zehn Jahren sich die Unterschleife auf den verhältnißmäßig unbedeutenden Betrag von 267 L. St. beliefen. Die wenigen zur Zahlung nicht präsentirten Postanweisungen — beiläufig 2000 L. St. jährlich — fließen in eine Hilfskasse für Postbeamte zur Bestreitung einer Lebensversicherungs-Police.

Großbritannien besitzt gegenwärtig 3005 Geldversendungs-Expeditionen; sie fehlen in keiner irgend beträchtlichen Stadt. Für das Publikum sind sie von unschätzbarem Werthe. Die Vortheile für den Handel sind schon bedeutend genug, sie verschwinden aber fast im Vergleich mit dem, was die arbeitende Klasse dabei gewinnt. Millionen werden vor der Verschleuderung bewahrt und zu zweckmäßigem Gebrauch verwendet.

Man hat öfter an die Post das Verlangen gestellt, die Abgabe von kleinen Versendungen herabzusetzen. Die Sache ist aber, daß eben bei diesen kleinen nicht über 2 L. St. betragenden Versendungen, die mit 3 Pence besteuert werden, die Verwaltungskosten die Einnahme übersteigen. Ergiebig für die Kasse sind nur die großen Sendungen, und es wäre ungerecht, dem Einen auf Kosten der Gesammtheit Dienste zu leisten. Indeß verstand man sich zu einigen Konzessionen und erlaubte z. B. Summen von 10 L. St. mit einfacher Anweisung zu versenden; die Postdirektoren zahlten kleine Anweisungen aus und begnügten sich mit einem geringen Abzug für die Bestellung.

Seit einigen Jahren ist diese Prozedur, freilich nach einem höheren Tarif, auch auf die meisten Kolonien ausgedehnt, was den armen Arbeitern, die in der Ferne Verdienst suchen, besonders zu Gute kommt.

Die Postsparkassen sind als ein Abzweig des Vorschußsystems anzusehen. Schon 1806 regte Whitbread etwas Aehnliches an; seine Vorschläge blieben aber ohne Folge, weil es an dem rechten Getriebe fehlte, seine Ideen in Gang zu bringen. Bedauerliche Unterschleife gewissenloser Sparkassen-Beamten hatten die Einleger zu oft um die mühsamen Früchte der Sparsamkeit gebracht und den Sinn für haushälterische Fürsorge im Keime erstickt. Allgemein sprach sich der Wunsch aus, die Regierung solle die Anstalten unter ihren Schutz nehmen und die Beamten streng überwachen. Eine dahin einschlagende Bill wurde dem Parlament vorgelegt, allein die Direktoren der Sparkassen opponirten hartnäckig und hintertrieben die Durchbringung.

Aus dem gerechten Mißtrauen des Publikums einerseits und dem schleppenden Geschäftsgang der alten Methode andererseits — die beiweitem größere Zahl der 638 Anstalten, die es im Jahre 1861 überhaupt in dem Gesammtreiche gab, öffneten ihre Bureaux blos Einmal wöchentlich auf wenige Stunden und nur 20 arbeiten täglich vom Morgen bis Abend — erklärt sich's, daß die Einlagen mit dem wachsenden Wohlstande und der verbreiteten Volksbildung nicht gleichen Schritt hielten. Selbst in England, wo die Sparkassen noch die günstigste Aufnahme fanden, vermißte man sie in 24 Städten von 10,000 Seelen und darüber.

1860 kam ein gewisser Sykes, Sparkassenbeamter zu Huddersfield, auf den Gedanken, die Funktionen der Sparkassen den Geldversendungs-Expeditionen zu überweisen. Allein bei seiner Unbekanntschaft mit dem Mechanismus des Postwesens entbehrte sein Entwurf aller praktischen Anwendbarkeit, und da er überdies die Einlagen unter einem Pfund von der Annahme ausschloß, so ging der für die Armen berechnete Hauptzweck von vornherein verloren. Gladstone, dem Sykes seinen Plan mittheilte, legte ihn der Postverwaltung vor, und diese, zu ihrem Lobe sei es gesagt, begriff sofort die Tragweite der Idee, arbeitete den Plan mit sachverständigem Sinne aus. Gladstone erlangte dafür die Parlaments-Zustimmung, und 1861 trat er in's Leben. Gegenwärtig versehen fast alle Geldversendungs-Expeditionen das Geschäft der Sparkassen, deren in England 2100 und in Schottland mit Irland 900, also viermal so viel, als früher, vorhanden sind. Aller Orten hat nun der Arme Gelegenheit, seinen ersparten Shilling zurückzulegen, und sobald seine Einzahlungen zu einem Pfund angewachsen sind, wird ihm sein Kapital mit 2½ Prozent verzinst. Einen schlagenden Beweis von dem Aufschwung, den der Geist der Sparsamkeit und der fürsorgenden Wirthschaftlichkeit unter den ärmeren Klassen genommen, lieferte der Monat März 1864: die Einzahlungen beliefen sich auf 40,000 L. St. wöchentlich, während die herausgezogenen Posten nur ein Drittel dieser Summe erreichten.

Die Wohlthätigkeits- und Unterstützungs-Gesellschaften, so wie die Pennybanken wurden ermächtigt, ihre Kapitalien in die Postsparkassen zu übertragen. Die Schatzmeister und Direktoren mehrerer alten Sparkassen fanden das Fortbestehen derselben nicht länger zum Wohle ihrer armen Mitbürger unerläßlich und waren froh, die Leitung anderen Händen anzuvertrauen. Die Formalitäten der Uebertragung sind durch eine, aus der letzten Session hervorgegangene Parlamentsakte um Vieles abgekürzt.

Das Verfahren in den Bureaux ist aber so einfach, als zuverlässig. Der Einleger empfängt bei seiner ersten Einzahlung ein Büchlein mit den nöthigen Notizen, worin Name, Ort und Gewerbe vermerkt werden. Der Direktor schreibt den Betrag der Einzahlung ein und drückt den Poststempel darunter, der diesem Vertrag einen amtlichen Charakter giebt. Jeden Tag, nach dem Schluß der Bureaux, fertigt der Direktor eine vollständige Liste der Tageseinlagen nach London ab, und umgehend erhält jeder Einleger einen Empfangsschein, kraft dessen der Generalpostmeister für die eingelegte Summe verantwortlich wird. Bleibt dieser Schein zehn Tage aus, so erfolgt eine Nachfrage, und das Versehen wird erledigt. Wünscht ein Einleger das Ganze oder einen Theil seiner Einlage zurückzuziehen, so braucht er nur ein Formular, das ihm jedes Postbureau verabreicht,

mit seiner Adresse, der der Kasse, in die er eingelegt hat, der Summe, die er herausziehen, und des Ortes, wo er sie ausgezahlt haben will, auszufüllen. Sofort erhält er eine Anweisung an einen namhaft gemachten Direktor, der nach Sicht Zahlung leistet. Noch andere Vortheile und Bequemlichkeiten bieten die Postsparkassen. Ein Einleger z. B. besucht London und — kein ungewöhnlicher Fall! — seine Baarschaft geht ihm aus. Was hat er nun zu thun? Er wendet sich an die Verwaltung, und auf seinen Wunsch empfängt er ungesäumt eine Anweisung, welche die erste beste unter den hunderten Kassen der Hauptstadt ohne Anstand honorirt. Aendert Einer seinen Wohnsitz, so kann er dahin ohne Kosten, ohne Weitläufigkeiten vermöge einer bloßen Anzeige sein Kapital verlegen lassen und hier seine Ein- und Rückzahlungen nach wie vor fortsetzen. Der Einleger wird, so zu sagen, der Kunde einer Bank, die ihre Sukkursalen über das Gesammtreich verbreitet hat. Er trassirt nun nach Belieben entweder auf das Centralhaus, oder auf irgend welche Sukkursale desselben. Von diesen Vortheilen, die kein Banquier bietet und bieten kann, machte das Publikum im Jahre 1863 einen so umfassenden Gebrauch, daß 20,872 Einzahlungen und 13,842 Rückzahlungen an Oertlichkeiten bewerkstelligt wurden, wo sich die Einleger nur vorübergehend aufhielten. Wenn Einer unter dem alten Regime sein Guthaben z. B. von Sheffield nach Leeds übertragen wollte, so mußte er erst eine weitläufige und umständliche Anzeige machen und lief obendrein Gefahr, daß sein Geld verloren oder darauf ging.

Noch vor zwei Jahren mußte Mancher von dem einen Ende einer Grafschaft nach dem anderen reisen, um zu einer Sparkasse zu gelangen, jetzt sind nur Wenige über 12 (engl.) Meilen von einer solchen entfernt; ja 9/10 der Bevölkerung braucht nur vor die Thüre zu treten, um ein Bureaufenster zur Hand zu haben.

Die Eintragegebühren, die früher einen Shilling betrugen, sind jetzt auf die Hälfte herabgesetzt. Das Personal an den alten Sparkassen konnte nur wenige Stunden in der Woche sein Amt versehen; jetzt sind die Bureaux, außer an Sonn- und Festtagen, täglich acht Stunden dem Publikum geöffnet, um die Einlagen in Empfang zu nehmen, die durch's Jahr weder über 1 Shilling hinab, noch über 30 Pfund hinauf steigen dürfen.

Es wird ihm freilich nur der geringe Zins von 2½% gewährt; diese nothwendige Beschränkung — bei einem höheren Zinsfuß würde die Verwaltung nur mit Verlust das Geschäft führen können — wird indessen Keinen abhalten, sein Erspartes hier zurückzulegen. Die spekulative Volkswirthschaftslehre stellt allerdings den Satz auf: die Liebe zur Sparsamkeit ist eine Tochter der Gewinngier. Zugegeben; allein auf den Armen paßt er nicht. Das lehrt die Erfahrung bei den Pennybanken, von denen diejenigen, die keine Interessen bewilligen, nicht weniger Kunden haben, als diejenigen, die den Einlegern diesen Vortheil bieten. Der Arme, der von seinem Lohn Etwas erübrigt und hier niederlegt, denkt nur an das Kapital, nicht an das Mehr oder Weniger, das es bringt. Er weiß überdies, daß ihm das Geld, wenn er's nicht in Sicherheit bringt, unter den Händen verrinnt; er giebt's aus, oder verliert's, oder verleiht's auf Nimmerwiedersehen. Wenn ihm nur ein Nothgroschen für Fälle der Arbeitslosigkeit oder Krankheit gesichert ist, mehr will er nicht. Ja, er sieht das ihm aus der Kasse Zurückgezahlte „für ein Geschenk" an, wie sich ein Töpfergeselle von Kensington gegen Mrs. Railey einmal äußerte.

Polen.

Michał Czajkowski.

Sonderbare Schicksale von Polen und Polinnen.

Michal Czajkowski, der originelle Verfasser des Wernyhora, Kirdżali, der „kosakischen Erzählungen" rc. hat die polnische Literatur wiederum um ein jedenfalls interessantes Werk bereichert. Der so eben bei Brockhaus erschienene 32. Band der Biblioteca pisarzy polskich enthält einige Schilderungen des polnischen Emigranten-Lebens, die mit ebensoviel Witz als Wahrheit ein treffliches Bild geben von den abenteuerlichen Schicksalen, von denen diese heimatlosen, irrenden Ritter des 19. Jahrhunderts betroffen werden. „Die sonderbaren Schicksale von Polen und Polinnen", dies ist der Titel des interessanten Büchleins, bestehend aus Biographien, meist in novellistischem Tone gehalten und bei denen Dichtung und Wahrheit seltsam einander zu durchdringen scheinen. Besonders trefflich sind dem Verfasser darin die Schilderungen seiner kosakischen Landsleute gelungen, die ihre Carrière gleich ihm im Orient gemacht haben und in die Dienste des Sultans getreten sind. Obschon auch hier die humoristische und witzige Schilderung das Historische und das Poetische nur schwer von einander zu trennen gestattet, spricht doch für jeden, der diese Sphären mehr oder weniger kennt, die innere Wahrheit ganz gewiß für die theilweise Authenticität des Erzählten. Czajkowski ist, wenn auch keiner der bedeutendsten Schriftsteller der nachromantischen Periode, so doch jedenfalls einer der eigenthümlichsten und originellsten.

Abgesehen davon, daß er ein neues Gebiet der polnischen Roman-Literatur erschlossen, indem er zuerst mit besonderem Nachdruck auf das Eigenthümliche und psychologisch Interessante desjenigen Volksstammes, dem er selbst mit Leib und Seele anhängt, hingewiesen hat — liegt seine Originalität hauptsächlich in der Sprache, die vor ihm von keinem Andern in der Weise gehandhabt worden ist. Es weht in allen seinen Werken ein frischer Steppenhauch und seine frappanten Bilder und tollkühnen Redewendungen tummeln sich darin so wild, ja oft sogar so ungezügelt, wie die kleinen feurigen Renner seiner klein-russischen Helden. Der ganze Ton darin ist drall und derb. Der Verfasser, der seit vielen Jahren in der Türkei lebt, wo er zum Islam übergetreten und unter dem Namen Sadyk Pascha eine hohe Würde bekleidet, ist, wie er im Privatleben nicht aufgehört hat, ein feuriger Steppensohn zu sein, dies auch in seinen literarischen Werken geblieben. Wir könnten seine Schreibweise mit der eines Fritz Reuter vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß Czajkowski keinen Dialekt, sondern ein mit Provinzialismen stark versetztes Polnisch schreibt. Wir müssen allerdings gestehen, daß in diesen kosakischen Schilderungen eine gewisse Einförmigkeit und Eintönigkeit nach Inhalt und Form sich breit macht, die auf die Dauer ermüdend wird, und uns an die Monotonie der ukrainischen Volksmelodien erinnert.

Es geht durch alle seine Schilderungen ein düstrer, zugleich auch feurig wilder Zug, der aber nicht allzuviel mannigfaltige Formen hat. Abgesehen von dem novellistischen Interesse, welches das vorliegende Buch einflößt, ist es auch noch hinsichtlich der politischen Ansichten, die der Verfasser darin über die Wiederherstellung Polens entwickelt, bemerkenswerth. Sein

*) Dziwne zycia Polaków i Polek. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

durch alle Tonarten hindurch variirtes Thema ist: Bündniß der Polen mit den Kosaken, jenem merkwürdigen Mischvolke, welches in der Geschichte eine so ungleiche Stellung zu der polnischen Nation eingenommen hat. Außerdem erblickt er in der Pforte den natürlichen Verbündeten der Polen und geißelt in sehr sarkastischer Weise alle utopistischen, kosmopolitisch-revolutionären Bestrebungen der demokratischen Partei der Emigration. Viele seiner Bemerkungen über den Charakter der Polen sind unendlich fein und beruhen auf einem tiefen psychologischen Blick. Der Partei-Standpunkt des Verfassers ist der des aristokratischen Fähnleins der polnischen Emigration.

Weniger hervorragend, obgleich sie auch viel Wahres enthalten, sind die ersten Kapitel, welche mehr das Leben einiger polnischen Abenteurer im Lande selbst schildern. Das Thema ist nicht mehr neu und bereits in bedeutenderer Weise von Kraszewski, Korzeniowski und Rzewuski behandelt.

J. G.

Nord-Amerika.

Amerikanisch-englisch-deutsche Publicationen.

Der Verlagsbuchhändler, Herr Friedrich Leypoldt in Philadelphia, dessen in Amerika von geschickten Uebersetzern bearbeiteten und typographisch ebenso würdig als schön ausgestatteten Verlag deutscher Werke wir im vorigen Jahre zu rühmen Gelegenheit hatten, hat uns neuerdings einige Erscheinungen dieses Verlages zugehen lassen, die nur geeignet sind, das eben ausgesprochene Urtheil zu bestätigen.

Wir nennen darunter zunächst Leland's englische Uebersetzung von H. Heine's „Buch der Lieder."*) Wir kennen keine andere englische Uebersetzung eines deutschen Dichters, die sich dem Originale so anschmiegt und ein so treues Spiegelbild desselben ist, wie die vorliegende. Es mag wohl sein, daß der englische Sprachgeist etwas Verwandtes hat mit dem der Poesieen Heine's, und daß sich diese darum leichter und besser in's Englische, als in andere Sprachen übertragen lassen. Der Amerikaner Leland hat es jedoch allen seinen britischen Mitbewerbern zuvorzuthun verstanden. In diesen neun Abtheilungen des Book of Songs findet sich kaum Ein Vers, an welchem man eine ernste Ausstellung im Namen oder zur Ehrenrettung des Dichters zu machen hätte. Der Uebersetzer hat augenscheinlich überall, wo ihm eine Stelle dunkel, wo ihm die Bedeutung des deutschen Ausdruckes zweifelhaft schien, sich zu belehren gesucht und giebt dies auch in verschiedenen Anmerkungen zu erkennen, wo er meistens die betreffenden Verse mit den deutschen Originalworten citirt. Jedes Lied trägt übrigens auch seine deutschen Anfangsworte als Ueberschrift, so daß der ursprüngliche Ton desselben gleich angeschlagen ist. Wir theilen eine Probe mit:

Auf Flügeln des Gesanges.

On the wings of song far sweeping,
Heart's dearest, with me thou'lt go
Away where the Ganges is creeping:
Its loveliest garden I know, —

A garden where roses are burning
In the moonlight all silent there;
Where the lotus-flowers are yearning
For their sister beloved and fair.

The violets titter, caressing,
Peeping up as the planets appear,
And the roses, their warm love confessing,
Whisper words, soft-perfumed, to each ear.

And gracefully lurking or leaping,
The gentle gazelles come round
While afar, deep rushing and sweeping,
The waves of the Ganges sound.

We'll lie there, in slumber sinking
'Neath the palm-trees by the stream,
Rapture and rest deep drinking,
Dreaming the happiest dream.

Leland, der amerikanische Uebersetzer des Buches der Lieder, hatte einige Jahre vorher auch die „Reisebilder" Heine's übertragen, und von diesen Pictures of Travel ist bereits die vierte Auflage bei F. Leypoldt in Philadelphia ausgegeben worden. Ebenso ist bei demselben ein Abdruck von Matthew Arnold's Essay über Heinrich Heine erschienen*), der sehr viel zur Popularisirung Heine's in Amerika beigetragen. Matthew Arnold, ein Engländer, der in dieser Darstellung des deutschen Dichters ein treffendes Bild der glänzenden Eigenschaften sowohl, als der Charakter-Schwächen und Fehler Heine's geliefert, hat Alles, was dieser Sarkastisches und Vernichtendes über die Engländer gesagt, nicht bloß nicht verschwiegen, sondern sogar als Belege seines scharfsinnigen Urtheils angeführt.

In gleichem Gewande, wie das „Buch der Lieder," nämlich auf getöntem Papier (coloured paper) gedruckt, in einem saubern Einbande, dessen oberer Rand mit Goldschnitt ausgestattet, ist in demselben Verlage Fanny Fuller's Uebersetzung der „musikalischen Märchen" von Elise Polko erschienen.**) Die amerikanische Schriftstellerin hat mit treuer Pietät die anziehenden, wenn auch zuweilen etwas zu süßlichen Schilderungen und musikalischen Visionen ihrer deutschen Schwester wiedergegeben. Wir wollen diesem Buche des Herrn Leypoldt die sechs Auflagen wünschen, die das Original erlebt hat.

Deutsch und Englisch zugleich präsentirt sich ein anderes kleines Verlagswerk des Herrn Leypoldt: „Vier amerikanische Gedichte, übersetzt von Carl Theodor Eben."***) Es sind drei Gedichte von Edgar Allan Poe: „der Rabe," „die Glocken" und „Lenore", und ein Gedicht von J. R. Lowell, „die Rose." Wir können leider nicht sagen, daß diese amerikanischen Gedichte in ähnlicher poetischer Weise deutsch wiedergegeben sind, wie die oben erwähnten deutschen Dichtungen in englischem Gewande. Namentlich sind uns von Poe's „Raven" schon einige deutsche Uebertragungen bekannt, die viel besser sind, als die vorliegende.

Endlich liegt uns auch noch die amerikanische „Mutter Gans aus Deutschland" mit Illustrationen von Ludwig Richter und Anderen vor.†) Die trefflichen Kinderskizzen des deutschen

---

*) Heine's Book of Songs. Translated by Charles G. Leland, author of „Meister Karl's Sketch-book" and „Sunshine in Thought." Philadelphia, 1864.

*) Modern Essays. No. 1. Heinrich Heine. By Matthew Arnold.

**) Musical Sketches. By Elise Polko. Translated from the sixth German edition by Fanny Fuller. Philadelphia, 1864.

***) Four American Poems, translated into German by C. T. Eben. Philadelphia, 1864.

†) Mother Goose from Germany. Illustrated from designs by Ludwig Richter and Others. Philadelphia, 1864.

Zeichners scheinen auch in Amerika großen Beifall zu finden, da man ihnen zu Liebe auch die deutschen Kindergeschichten übersetzt hat. Die amerikanische Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

Kleine literarische Revue.

— **Marie Antoinette's Briefwechsel mit ihrer Mutter.** Unter dem Titel „Maria Theresia und Marie Antoinette"*) hat Herr Professor Alfred von Arneth in Wien den Briefwechsel herausgegeben, den die Kaiserin Maria Theresia mit ihrer Tochter in den Jahren 1770 bis 1780 geführt hat. Es sind 93 Briefe der Tochter und 70 Briefe der Mutter, die hier vorliegen, und zwar ist der letzte Brief Maria Theresia's am 3. November 1780, also 26 Tage vor ihrem Tode, geschrieben. Die „Oesterreichische Wochenschrift" liefert in ihren beiden ersten Nummern des Jahres 1865 eine Kritik dieses Briefwechsels, dem sie einen größeren historischen Werth und einen höheren Grad von Authentizität beilegt, als den beiden, vom Grafen von Hunolstein und von Herrn Feuillet de Conches herausgegebenen Briefsammlungen Marie Antoinetten's. Wir können dem nicht beistimmen; denn der Mangel an Angabe der Quellen — die Hunolstein's sind höchstwahrscheinlich auf einen legitimistischen Ursprung, und zwar, wie man vermuthet, auf den Herzog von Bordeaux zurückzuführen — nimmt den französischen Publikationen, die in sich alle Kennzeichen der Beglaubigung und der Uebereinstimmung an sich tragen, durchaus nichts von ihrem Werth. Wesentlich hat die in Wien veröffentlichte Korrespondenz einen politischen Charakter, insofern es die Aufrechthaltung der österreichisch-französischen Allianz ist, welche die Kaiserin der künftigen Königin von Frankreich als ihr erstes Augenmerk empfiehlt, dem sie ihr Benehmen gegen den König Ludwig XV., gegen die Gräfin du Barry und gegen alle Mitglieder der königlichen Familie anzupassen habe. Im Anfang ist auch die junge Dauphine von der Wichtigkeit dieser ihrer Aufgabe ebenso durchdrungen, wie ihre Mutter, aber sehr bald nimmt sie wahr, daß ihr eine diplomatische Einmischung in die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs weder möglich ist, noch ihrer Stellung ein moralisches Ansehen gewährt. Und damit stimmt denn auch der Ton und der Inhalt aller ihrer Briefe über diese Materie überein, welche die Hunolstein'sche Sammlung enthält.

— **Der Dreißigste, von G. Homeyer.****) Der Schluß des Pentateuch fügt der Erzählung vom Tode Mosis hinzu: „Und die Kinder Israels beweinten Mose dreißig Tage". Anknüpfend an diese Bibelstelle und sie in Verbindung bringend mit dem gemeinen Sachsenrecht, welches am dreißigsten Tage nach des Erblassers Tode die Rechte und Pflichten wirksam werden läßt, hat Homeyer eine gelehrte Abhandlung über die Bedeutung des dreißigsten Tages unter obigem Titel geschrieben.

Es sind die für Beerdigung, Trauerzeit und Abschluß der Trauer ursprünglich aus rituellen Bräuchen festgesetzten Tage, welche bei den verschiedenen Völkern indogermanischen Stammes mit den Semiten ziemlich übereinstimmend, in ähnlicher Weise, wie in vielen anderen Fällen, juristisch wichtige Tage geworden, Fristen für erbrechtliche Befugnisse und Pflichten. Eine vergleichende Uebersicht über das Judenthum, das heidnische und christliche Rom, Deutschland und Skandinavien leitet die interessante Monographie ein. Der Verfasser entwickelt dann das Dreißigstenrecht aus den deutschen Rechtsquellen, und baut endlich das ganze mit jener Frist von dreißig Tagen zusammenhängende Rechtssystem auf.

Außer dem Juristen wird auch der Sprachforscher und Antiquar auf den wenigen Blättern einen Schatz von Stellen, Citaten, Rechts- und Sittenbildern finden, unter denen die Excerpte altskandinavischer Sagen ꝛc. nicht die letzten sind. Das Büchlein ist eine rechte Quelle für die Forschungen in der jüngsten aller Wissenschaften, der Völker-Psychologie, und kann mit Einem Wort allen denen empfohlen werden, denen ein gelehrter Leckerbissen mundet.

— **Osenbrüggen's Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz.***) Von einer anmuthigen Erzählung pflegen die Hörer gern die Fortsetzung zu verlangen; sie wollen oft nicht glauben, daß sie zu Ende kommen könne. So ist es mit den kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz geschehen, die Eduard Osenbrüggen, Professor der Rechte in Zürich, vor zwei Jahren herausgegeben. Der geistreiche Autor, dessen deutsches Büchlein sein wahlverwandter Berufsgenosse, der Appellationsgerichtsrath Véron-Réville in Colmar, „sehr fein metamorphosirt" hatte, sah sich gedrungen, frischweg eine Fortsetzung zu schreiben und „Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz" liegen uns jetzt vor. Die sonst häufige Erfahrung, daß das Längerwerden eines Buches nicht eben sein Besserwerden bedingt und Fortsetzungen oft schleppende Nachträge sind, hat sich bei Osenbrüggen nicht bewährt; so anziehend und lieblich wie die alten, sind die neuen Bilder gerathen und ebenso belehrend und inhaltreich. Aus dem edlen Schatze der Lebens- und Rechtsbräuche eines seine Geschicke seit Jahrhunderten selbst gestaltenden Volkes hat Herr Osenbrüggen wiederum charakteristische Typen geschöpft; er hat ihnen nicht sowohl Leben eingehaucht, als ihre innere Triebkraft ihrer eigensten Natur abgelauscht und in seinem anspruchslosen Rahmen aufgefangen. Das jetzt zu den Alterthümern geworfene Institut der „Landgemeinde", das Schiller im Tell mit den Wunderfarben des Genius uns aus der Rütliscene entgegenleuchten läßt, ist der Kern der alten Schweizer-Demokratie, der Spiegel ihrer unmittelbaren Selbstregierung, und es ist ganz zweifellos unserem rechtsgelehrten Autor der Leitstern auf seinem kulturhistorischen Pfade gewesen. Ein höchst glückliches Talent für die Beobachtung der Volksindividualität, wie es unter den Deutschen nur noch dem gesellschaftskundigen Riehl und in anderer Richtung dem Menschenkenner Bogumil Goltz inne wohnt, befähigte den Urheber dieser „Bilder", die prächtigsten Kabinetsstückchen von Detailmalerei zu liefern: sein „Selisberg und Isenthal", sein „Gersau, der kleinste Freistaat", seine Beschreibung der nationalen Schwingfeste darf man mustergültig nennen. T. v. B.

— **Aus unseren vier Wänden****). In der letzten Berliner Kunstausstellung scheinen die Zeichnungen von Oscar Pletsch

*) Wien, Braumüller.

**) Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1865. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann.)

*) Leipzig, Reßberg, 1864. Ein Bändchen klein 8. von IV. und 209 Seiten.

**) Aus unseren vier Wänden, von R. Reichenau; mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt ausgeführt von Professor H. Bürkner. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1864.

nicht die verdiente Beachtung gefunden zu haben. Gegenüber anderen glänzenderen Werken der Ausstellung vermochte ihr bescheidenes Gewand die Besucher der Akademie wohl nicht selbstbewußt genug zur Einkehr in ihre einfache Kinderwelt einzuladen. Und doch mußte, wer je in Erinnerung des Selbsterlebten, oder im traulichen Umgange mit Kindern, in dieser kleinen Welt verweilt hat, nicht allein mit dem Anerkenntniß der Wahrheitstreue, sondern mit tiefinnerstem Entzücken sich der Betrachtung jener Zeichnungen hingeben. Dies gilt von denjenigen, welche Pletsch zu dem älteren Werke „Gute Freundschaft" geliefert hat, wie von den neueren zu dem Werke „Aus unsern vier Wänden." — Inzwischen ist letzteres Werk mit dem Texte von Rudolf Reichenau im Buchhandel erschienen und empfiehlt sich in geschmackvollster Form allen Kinderfreunden. Feder und Stift wetteifern hier in der weitherzigen Auffassung des Kindergemüths. Schriftsteller und Zeichner haben das Kinderleben nicht etwa studirt — das würde viel zu pedantisch klingen — nein, in der Kinderstube, auf dem Spielplatze, in Feld und Flur gründlich mit durchlebt; was sie hier bieten, scheinen in der That nur Reminiscenzen aus der eigenen Vergangenheit, durchwebt mit späteren heiteren Beobachtungen. Solche Zeichnungen wie die „Morgentoilette," wo der Schwamm den unwillkommenen Reviser auf dem Kindergesichtchen spielt; „Tischchen deck' dich," wo der beinah veraltete Glaube an den Segen einer Kinderschaar illustrirt zu sein scheint; „Zusehen," wie die Mutter die Butter zur Sahntorte rührt; „der beste Spielgefährte," der dem Mädchen der Großmutter Hut auf den Kopf setzt und den Stiefelknecht als Puppe in den Arm legt, dem Knaben aber die väterlichen Stiefel zu dem rüstigsten Rossepaar und einen umgelegten Schemel zum elegantesten Coupé umwandelt, und dergl. sind Meisterwerke echten Humors. Die Texte dazu sind der Natur nachstenographirt. — Wir können nur wünschen, daß recht viele Blicke aus der Welt der Politik, der Convenienz, der Geschäfte und der Uebereile in diese kleine Welt der Harmlosigkeit, der Offenheit, der Spiele und der Poesie hinabblicken möchten. Vielleicht gewinnt dadurch der untergehende Geschmack am Familienleben wieder festen Boden und geht dann nicht wieder hinaus aus unsern vier Wänden!

Literarischer Sprechsaal.

Der brasilische Dichter Antonio Gonçalves Diaz, dessen (bereits in dritter Auflage bei Brockhaus in Leipzig erschienene) „Cantos" in diesen Blättern mit großer Anerkennung angezeigt wurden, ist vor einigen Monaten auf der Rückkehr von Portugal nach Brasilien, 41 Jahre alt, mit Tode abgegangen. Das Schiff, auf dem der sterbenskranke Dichter sich befand, war durch heftige Stürme auf die Sandbänke an der Küste von Maranhão gerathen. Der Capitain ließ die Schaluppen in Stand setzen, um die Reisenden an das feste Land zu schaffen, und trat eben in die Kajüte ein, wo Diaz im Bette lag, um diesen zu benachrichtigen, als der Dichter den letzten Odem ausgehaucht hatte. Diaz wird auch von Ferdinand Wolf als der bedeutendste unter den portugiesisch-brasilischen Lyrikern bezeichnet. Seine speziell amerikanischen Gedichte („Poesias americanas"), welche Brasiliens Natur-Eigenthümlichkeiten schildern, oder Züge aus dem Leben und Glauben der Eingeborenen balladenartig besingen, gehören zu den schönsten Erzeugnissen der transatlantischen Muse.

Für ein Paar Pfennige täglich oder wöchentlich liefert der italiänische Buchhandel dem Volke beständig Etwas zu seiner Unterhaltung und Belehrung. Man lernt dies erst recht verstehen, wenn man dort, in Turin oder Mailand, die öffentlichen Blätter auf den Straßen ausrufen hört und näher kennen lernt. Ein solches Blatt für den Preis von fünf Pfennigen ist das in Mailand erscheinende „Emporio pittoresco", d. h. „Bilder-Markt", im Verlage von Sonzogno. Eine der uns vorliegenden Nummern (16) enthält unter Anderm das Leben Gioberti's mit dessen Bildniß, als Fortsetzung einer Lebensbeschreibung der italiänischen Märtyrer, die dem großen Streben, Italien zur Einheit und konstitutionellen Freiheit zuzuführen, sich geopfert haben. Es wird hier erzählt, daß Gioberti, 1805 zu Turin geboren, Professor der Theologie daselbst wurde; allein 1833 angeklagt, dem Bunde des jungen Italiens anzugehören, wurde er abgesetzt und mußte sein Vaterland verlassen. Als bedeutender Philosoph bekannt, wurde ihm eine Professorstelle in Paris angeboten, die er aber aufgab, weil er nicht nach dem Systeme Cousins lehren wollte; dafür erhielt er eine Anstellung in Brüssel, wo er durch sein Werk „über den sittlichen und bürgerlichen Vorrang der Italiäner" Aufsehen erregte. Als Carl Albert in Italien den Anfang machte, den konstitutionellen Weg einzuschlagen, wurde Gioberti zurückberufen und bald durch das allgemeine Vertrauen zum Abgeordneten gewählt und demnächst Minister-Präsident. Nach dem Unglück von Novara zog er sich nach Paris zurück, und er wirkte dort, wo er seitdem starb, für Italien als hochverehrter Schriftsteller. Das dankbare Vaterland hat ihm ein Standbild vor dem Hause der Abgeordneten zu Turin von dem geschätztesten Bildhauer errichten lassen. Das vorliegende Blatt enthält das Bildniß dieses Staatsmannes, der seiner geistlichen Würde entsagte, aber nicht für nothwendig hielt, dem katholischen Glauben zu entsagen, so daß er mit größerem Erfolge für die Aufklärung wirken konnte.

Das neue „Buch der Erfindungen" ist kürzlich mit seiner 27. Lieferung zum Schlusse des zweiten Bandes gelangt, welcher speziell „die Kräfte der Natur und ihre Benutzung" umfaßt.*) Die interessanten Erfindungen physikalischer Natur sind darin in anschaulichster Weise durch Wort und Bild erläutert, während daneben ein geordneter Ueberblick über das große Reich der Physik und ein lichtvoller Einblick in seine Gliederung und Gesetze gegeben ist. Eine Geschichte der Physik geht dem Ganzen voran, das einen überaus reichen Schatz der Belehrung darbietet.

*) Von Julius Zöllner. Mit 3 Tonbildern und 450 Text-Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer. 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 18. Februar 1865. [№ 8.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Musik eine internationale Sprache. 99. — Die Theater-Prinzessin, von Fr. Uhl. 101.

Frankreich. Die Religionsbegriffe der Japhetiten. Die Veda's, nach Emil Burnouf. 102.

England. Die Postreform und ihre Erfolge. III. Die Eisenbahnen und das heutige Postwesen, Rückblick und Schluß-Betrachtung. 104. — Der Bauernpoet John Clare. 107.

Nord-Amerika. Die Metall-Production Kaliforniens. 109.

Afrika. Französische Schulen auf Madagaskar. 110.

Kleine literarische Revue. Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer. 110. — Das Problem der Sprache. 111. Hertzberg's Feldzüge Alexander's des Großen. 111.

Literarischer Sprechsaal. Oeffentliche Vorlesungen in Frankreich. 112. — Leben Cäsars von Napoleon III. 112. — Haidinger und die geolog. Reichsanstalt in Wien. 112.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von J. Guttentag in Berlin sind soeben erschienen:

Behrend, Dr. F. Fr., **Die Magdeburger Fragen.** gr. 8. geb. LIV u. 300 Seiten. Preis 2⅔ Thlr.

Ribbeck, Prof. Dr. Otto, **Der echte und der unechte Juvenal.** Eine kritische Untersuchung. gr. 8. geb. 190 Seiten. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr. (95)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 7. 1. Lieder von J. G. Fischer. 2. Walliser Fahrten. 3. Shakespearestudien eines Realisten. 4. Perprocura-Vermählung Königs Pedro II. von Portugal mit Marie Sophie. 5. Literatur. München. 6. Correspondenz-Nachrichten. Hannover. Trier. (97)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland.

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 6. Bruchstücke aus Capitän Grants Reise zur Entdeckung der Nilquellen. 2. Ueber schweizerische Ortsnamen. 3. Die Flora des Amurgebietes. 4. Die mährischen Pfahlbauten. 5. Dr. W. B. Baikie (Nekrolog). 6. Die Stadt Tarnow in Bulgarien. 7. Eine neue arabische Manuskripten-Sammlung. 8. Kaschmir-Shawls. 9. Der Senegal als Handelsweg nach dem Sudan Afrika's. 10. Weihnachtsgebräuche in Venezuela. 11. Die Ruinen von Ani (Armenien). 12. Das Wiedererscheinen des Biela'schen zertheilten Kometen. 13. Die Kalirrhoe in Athen. 14. Van Beneden über neuere Funde in belgischen Knochenhöhlen. 15. Eigenthümliche Sitte in Schweden. 16. Ueber die iranischen Tadschiks und den Ursprung ihres Namens. 17. Neuere Nachforschungen nach Leichhardt. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 9 Thlr. 10 Sgr. (98)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erscheint in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (100)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im unterzeichneten Verlage ist jetzt vollständig erschienen:

G. Pfahler,
Handbuch deutscher Alterthümer.
Gr. 8. geb. 3 Thlr. 4 Sgr.

H. L. Brönner's Verlagshandlung in Frankfurt a. M. (96)

Unter der Presse befindet sich und erscheint demnächst:

Ueber die Ideen in der Geschichte.

Rektoratsrede am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern gehalten von Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Velinpapier. 5 Bogen. gr. 8. (101)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Deutsche Bibliothek von Heinrich Kurz.
7. Band.

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Rollwagenbüchlin.

Ein newes, vor vnerhörts Büchlein, darinn vil guter schwenck vnd Historien begriffen werden, so man in schiffen vnd auff den rollwegen, deßgleichen in scherheüseren vnnd badstuben, zu langweiligen Zeiten erzellen mag, die schweren Melancolischen gemüter damit zu ermünderen, vor aller menigklich Jungen vnd Alten sunder allen anstoß zu lesen vnd zu hören, Allen Kauffleuten so die Messen hin vnd wider brauchen, zu einer kurtzweil an tag bracht vnd zusamengelesen durch Jörg Wickrammen, Stattschreiber zu Burckhaim, Anno 1555.

Herausgegeben und mit Erlauterungen, Lesarten und einem Wörterbuch versehen von **Heinrich Kurz.**

Preis 1 Thlr. 15 Ngr. — Im Originaleinband 1 Thlr. 25 Ngr. (99)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Statistische Abhandlungen
von dem verstorbenen
Director des Königl. Preuss. Statistischen Bureau in Berlin
Geh. Reg.-Rath und Professor Dr. **Dieterici.**

Ueber die Anzahl der Geburten in den verschiedenen Staaten Europa's überhaupt, und im preussischen Staate insbesondere. 1855. gr. 4. cart. 20 Sgr.

Ueber den Begriff der mittleren Lebensdauer und deren Berechnung für den preussischen Staat. 1859. gr. 4 cart. 24 Sgr.

Ueber die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung des Wohlstandes unter den Völkern in besonderer Beziehung auf die ethischen Verhältnisse und die geistige Entwicklung der Menschen. 1856. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ueber das Verhältniss der neu geschlossenen Ehen zu der Anzahl der gleichzeitig Lebenden. 1857. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung im preussischen Staate in Bezug auf Vertheilung derselben nach Stadt und Land. 1857. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Sämmtliche hier aufgeführte Abhandlungen sind besonders abgedruckt aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. (102)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang. (103)

Inhalt der Februar-Nummer.

Werth der neueren Kunstgeschichte. — Eine der wichtigsten historischen Hülfswissenschaften. — Renan's Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunst. — Unmöglichkeit gründlicher Untersuchungen. — Nothwendigkeit einer photographischen Bibliothek für das gesammte kunstgeschichtliche Material. — Vorschläge zu deren Gründung in Berlin. — Unbekannte Aktenstücke von der Hand Raphael's und Michelangelo's, in Besitz des Herrn Major Franz Kühlen. — Skelettstudie Raphaels zur Grablegung. — Die italienischen Texte für den letzten Aufsatz des Januarheftes.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Complet erschienen:

Illustrirtes Thierleben.

Eine allgemeine Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Erste Abtheilung (Säugethiere) in 2 Bänden

mit 408 in den Text gedruckten Thierporträts und 34 grösseren Compositionen nach dem Leben, von R. Kretschmer.

Preis: geheftet 8⅓ Thaler, gebunden in 2 Bänden 10 Thaler.

In die Lücke einzutreten, welche die popularisirende Naturbeschreibung auffallender Weise gerade da offen gelassen hat, wo das Reich der am vollkommensten organisirten, dem Menschen am nächsten stehenden Geschöpfe beginnt: **das Leben der Thiere**, ist der gewissenhaft verfolgte und — glücklich erreichte Zweck dieses Werkes, welches unterstützt wird von Künstlern, die während ihres Aufenthaltes in allen Zonen und des Besuches von nicht weniger als elf zoologischen Gärten der Auflage oblagen, alle Thiere nach dem Leben zu zeichnen und so endlich einmal naturwahre Darstellungen an Stelle der Zerrbilder zu setzen, die leider zumeist noch unsere derartigen Werke bevölkern.

Die zweite Abtheilung, die **Vögel** enthaltend, erscheint wie die erste in ca. 30 Lieferungen, jede zu ¼ Thaler Subscriptionspreis, und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Beurtheilungen fachwissenschaftlicher Autoritäten und der angesehensten Zeitungen (im Auszug):

[Professor **E. A. Rossmässler.**] Die Vortrefflichkeit der Darstellungsform des Gebotenen wird jeder Leser selbst sofort und zwar mit vollkommener Befriedigung erkennen. Es ist ein Werk, bei welchem die „Befriedigung eines allgemein gefühlten Bedürfnisses" keine Redensart, sondern eine Wahrheit ist. Dies Buch kann man „lesen", während man andere populäre Thierbücher im besten Falle nur „studiren" kann.

[Prof. **Rud. Wagner.**] Unter den vielen ähnlichen Unternehmungen zur Darstellung des Lebens der Säugethiere, als der uns zunächst liegenden Thierklasse, kenne ich keines, welches so sehr eine edle Popularität mit wissenschaftlichem Gehalte vereinigt, als das von Herrn Dr. Brehm. Die zahlreichen eigenen Erfahrungen des Verfassers geben dem Werk in der That den Charakter einer Originalforschung, auch die Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig, wie es von der Meisterhand Kretschmer's zu erwarten war.

[Dr. **Otto Ule.**] Niemand dürfte zu einer solchen Schilderung des Thierlebens so geeignet sein, als der Verf. . . . Ein solcher Forscher allein war im Stande, ein Werk zu schaffen, das auf wissenschaftlicher Grundlage ein anschauliches Bild des Thierlebens gewährt, frei von jedem Fabel- und Mährchenglauben, frei von Uebertreibung und sentimentaler Ausartung.

[Dr. **J. Leunis.**] Wollte ich auf alle Vorzüge des **Illustrirten Thierlebens** von Dr. Brehm eingehen, so würde ich schon über die 13 ersten Hefte eine Abhandlung schreiben müssen; soll ich aber mein Urtheil kurz fassen, so lässt sich nach den bis jetzt erschienenen 13 Heften mit Grund erwarten, **dass Brehm's Thierleben auf dem Gebiet der populären Naturgeschichte nicht nur eins der interessantesten und gründlichsten, sondern das beste Buch zu werden verspricht, was unsere Literatur über das Leben der gesammten Säugethiere und Vögel besitzt.**

[Prof. **Owen.**] Wesentlich unterscheiden sich die Abbildungen in Brehm's Werk von denen aller andern Werke. Dem Künstler gebührt Anerkennung dafür, dass er die lebende Natur zur einzigen Grundlage nahm, und so seinen Studien zu der seltenen Naturtreue verholfen hat, welche dieses Werk auch in künstlerischer Beziehung so hoch über alle vorhandenen stellt.

[**Coloman Lázár.**] Durch dieses Werk erwirbt sich der Verfasser mit vollem Rechte den schönen Namen eines Volksschriftstellers und erfüllt dadurch — eine höchste Aufgabe des Forschers, d. h. er macht seine Leser zu innigen Freunden der Natur — er versöhnt sie mit ihr.

[**Karl Vogt.**] Ich empfinde fast ein Bischen Neid, wenn ich den stattlichen Band mit den vielen vortrefflichen Holzschnitten durchblättere — ich möchte das Buch selber geschrieben haben! Aber ich unterdrücke den Neid und lese, betrachte, vergleiche — und stets nehme ich den Band mit neuem Vergnügen zur Hand, lege ihn nie ohne Gewinn zur Seite. Ganz besonders muss ich noch der meist ausgezeichneten Holzschnitte erwähnen.

[**Leipziger Illustrirte Zeitung.**] Das Werk ist in aller Hände und so vielfältig besprochen, wie kein anderes naturwissenschaftliches seit Oken's jetzt veralteter, aber für ihre Zeit vortrefflicher Naturgeschichte. Noch etwas Neues über Brehm's Werk zu sagen, ist schwer. Der Fachmann hat den echt wissenschaftlichen Geist und die durchgeführte Methode, der Gebildete im Allgemeinen die Klarheit, den Reichthum, die unwiderstehliche Anziehungskraft desselben anerkannt. Die Illustrationen, deren übrigens solche Textesschilderungen kaum bedürften, sind vortrefflich; fast ohne Ausnahme wurden sie nach dem Leben gezeichnet und häufig giebt uns Brehm die erste gute Abbildung des betreffenden Thieres.

[**Prutz, Deutsches Museum.**] Unter den Naturkundigen der Gegenwart dürfte kaum ein zweiter zu finden sein, der so geeignet ist zur Ausarbeitung einer populären Schilderung der Thierwelt, als der Verfasser des „Illustrirten Thierlebens". In der That muss das Werk als eins der vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Volksbücher bezeichnet werden.

[**Deutsche Allgemeine Zeitung.**] Es gehört dies Buch unbedingt zu den besten und interessantesten wissenschaftlichen Werken der Gegenwart. Lebendigkeit, Leichtigkeit, edle Popularität und plastische Anschaulichkeit und Rundung der Darstellung ist hier mit der strengen Forderung der Wissenschaft aufs Glücklichste vereint, wodurch das Werk ebenso dem Naturkundigen reiche und tiefe Belehrung, als dem allgemein gebildeten Publikum eine fesselnde genussvolle Lektüre bietet.

[**Blätter für literarische Unterhaltung.**] Der Verfasser hat in der That einen glücklichen Gedanken gehabt, als er es unternahm, ein illustrirtes Thierleben zu schreiben, wie unsere naturhistorische Literatur ein ähnliches Werk nicht aufzuweisen hat. Es führt uns so recht eigentlich in das bunte, mannigfaltige Treiben der Thierwelt und lässt die Natur unmittelbarer, wir möchten sagen ohne die Brille der Abstraction auf uns wirken etc.

Ganz besonderes Lob verdienen die Illustrationen.

[**Kölnische Zeitung.**] Mit wahrem Vergnügen zeigen wir den Fortschritt in der Publikation von Brehm's „Thierleben" an. Eine Lieferung ist immer noch gehaltreicher als die andere. Eine so gesunde Nahrung wurde lange nicht geboten. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, das bei der so allgemein gewordenen Liebhaberei für Thiergärten im rechten Augenblicke kam.

[**Bremer Sonntagsblatt.**] Wenn es sich um Thierleben und Thiertreiben handelt, so ist der Name Brehm allein ein Gewicht, welches fast jeden Widerspruch beseitigt. In der Treue und Lebendigkeit der Darstellung steht Brehm's Werk wirklich einzig da.

[**Breslauer Zeitung.**] Wir können nur wiederholen, dass dieses Werk in unserer naturgeschichtlichen Literatur einzig und bisher unübertroffen dasteht und bald alle die zahlreichen sogenannten populären Naturgeschichten verdrängen wird. Es vereinigt das reichhaltigste, aufs Sorgfältigste gesichtete Material mit wissenschaftlicher und dabei echt volksthümlicher Darstellungsweise.

[**Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung.**] Man darf sagen, dass Brehm's von den ersten Fachgelehrten rühmlichst anerkanntes Werk in seiner Weise wirklich einzig und unübertroffen dasteht und ebensoviel Genuss als Belehrung gewährt. Die Darstellung selbst muss ein Muster von Gründlichkeit, Vielseitigkeit und von tiefer Kenntniss zeugendem Studium genannt werden.

[**Tagesbote aus Böhmen.**] Das Werk gehört zu den bedeutendsten und liebenswürdigsten Erscheinungen auf dem erspriesslich wirkenden, aber auch mit Seichtheiten und Trivialitäten nur zu sehr überschwemmten Gebiete der volksthümlichen Darstellung der Naturwissenschaften. Das ausgezeichnete Buch, dem zur Bezeichnung „Prachtwerk" nichts fehlt, als — der theure Preis, der sonst von ähnlichen Erscheinungen unzertrennlich ist, bedarf nicht mehr der Empfehlung. [94]

Magazin für die Literatur des Auslandes. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Musik, eine internationale Sprache.

Die einzige Universalsprache, die es giebt, ist die Sprache der Töne, denn selbst die Geberdensprache hat jedes Volk für sich selbst, aber die der Töne ist die allen verständliche. Und darum ist es die Musik, die allverstandene, die uns stets zu einem Gefühl der Weihe erhebt, die uns, wie es die Sprache selbst so schön bezeichnet, in Stimmung versetzt. Abgestreift ist Alles, was das Leben um uns bietet, was zerstreut, und die Gedanken fesselt, und wir sind in einer räthselhaften und geheimnißvollen, und doch verstandenen Welt, einer Welt für sich, die des Worts nicht bedarf, und wo sie es heranzieht, es nur zu höherer Weihe erklingen läßt. Deshalb nennen auch schon die ältesten Register den Mann, „von dem sind kommen die Geiger und Pfeiffer", und Homeros beschreibt, wie das sehnsuchtsvolle Lied die Herzen schwellen macht. Aller Zeiten und aller Länder Dichter und Weise preisen die Kunst der Töne, und bändigte sie einst in der Vorzeit die wilden Thiere, so haben es die Bezwinger der wilden Menschen wohl verstanden, daß sie es ist, die milde Sitte und sanftes Gefühl verbreitet. Die heiligsten Feste des ältesten erwählten Volkes wurden von Harfe und Psalter begleitet, und vor dem Klange der Posaune fielen die stolzen Schranken der Städte, die sich willig dem Volke ergaben, welches die ersten Psalmen sang. Mit dem Christenthum haben Glocken und Orgel die Welt erobert, und Sokrates und Karl der Große, Pindaros und Luther, Richard Löwenherz und Friedrich der Große waren einig in Lob und Ausübung der Tonkunst, und kaum wissen wir von einem großen Namen, ohne daß auch seine Beziehungen zur geistigsten aller Lieblingskünste überliefert würden. Selbst der Schelm Aristophanes kann für einen Augenblick den heiligen Ernst nicht unterdrücken, wenn er auffordert:

„Schweigt andachtvoll und in heiliger Scheu
entferne sich unseren Chören,
„Wer nicht Theil hat am geweiheten Wort,
wer nicht rein ist in Gesinnung,
„Wer die Feste der edelsten musischen Kunst
nicht kennt, noch im Chore begehn half."*)

Sollen wir noch Shakspeare anführen, wenn er fragt:

„Divina musica! Wie kommt es, daß man mit Schaafsdärmen und Pferdehaaren einem die Seele aus dem Leibe ziehen kann?"

oder wenn er erzählt:

— „Weißt Du noch wohl,
Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge
Und die Sirene, die ein Delphin trug,
So süße Harmonien hauchen hörte,
Daß Sterne wild aus ihren Kreisen fuhren,
Daß die empörte See gehorsam ward,
Der Nymphe Lied zu hören?" —

Und diese Kunst, sie macht in der Kunstwelt die rechte Größe unserer Zeit aus. In den neueren Zeitaltern erblüht wie nie zuvor, hat sie insbesondere seit den letzten hundert Jahren eine gewaltigere Ausbildung erfahren, welche Alles, was die anderen Künste gleichzeitig zu leisten bemüht waren, überstrahlt, und der vielleicht nur die kurze Blüthe deutscher Dichtung ebenbürtig ist, die nun hinter uns zu liegen scheint.

*) Frösche, 354 f.

Wenn nun ein Mann, selbst Jünger dieser heiligen Kunst, und kenntnißreich genug, daß sich ihm das Verständniß aller ihrer Epochen erschließt, daß er ihr Wachsen und Gedeihen ergründen kann, von dem Tage an, da das Samenkorn sacht keimte, bis zur Zeit, wo der mächtige Baum die Lande beschattet, — wenn ein solcher Mann die Feder führen kann, um diese wunderbare Geschichte seiner Kunst niederzuschreiben, so halten wir das für ein hohes Glück, und der Autor könnte seiner Kunstgenossen Neid erregen. Und welcher Genuß muß es sein, wenn das geschichtlich gewordene und ferne liegende überwunden, wenn die Herbarien aus der Zeit des Frühlings geordnet da liegen, den reichen Strauß aus den noch lebenden, frisch duftenden Blumen zu winden.

Solche Empfindungen waren es, mit denen wir den dritten Theil von August Reißmanns „allgemeiner Geschichte der Musik"*) zur Hand nahmen, in welchem, nachdem er Chinesen, Inder, Hebräer und Griechen, das Mittelalter und die Pfaffen absolvirt, nachdem das musikalische Drama gegründet und das neuere Orchester erfunden ist, er uns von Haendel und Bach zur Blüthe der Oper, zu Gluck und Mozart zu führen hat, und dann durch Beethoven und Felix Mendelssohns Zeiten zur Gegenwart, bis zu den freundlichen Meistern, die an allen deutschen Orten ihre Wirksamkeit haben, und deren Mancher auch wohl den Lesern und Leserinnen dieser Blätter das Evangelium ihrer Kunst predigen mag. Was für eine Aufgabe! Eine Aufgabe, würdig jener reinen Begeisterung, die das Ziel der Musik selber ist!

Es ist kein Kleines, nur das Material selbst zu bewältigen; dies ist dem Verfasser gelungen, und wir wollen auch über den Weg den er geht, mit ihm nicht rechten, wiewohl er manchmal dem zu Liebe, was er „Richtung" nennt, gewaltig der Chronologie vergißt, wie er denn die Schulen der Hummel, Dusseck und Field nach Mendelssohn und R. Schumann bringt, wie er ferner Gluck abhandelt, bevor er an Händel und Bach geht, obwohl beide alte Herren, die aus Einem Jahrgange datiren, 30 Jahre zählten, als Gluck geboren wurde.

Die ganze Anordnung und Decorirung des Weges aber können wir nicht billigen. Schon falsch ist die als Hauptaxiom dem ganzen Bande dienende Ueberschrift:

„Die Individualität gewinnt Antheil an der Weiterentwickelung der Tonkunst."

Ohne Individualität ist keine Kunst denkbar.

Freilich sehen verborgene historische Gestaltungen oft aus, als hätte die Masse gewirkt, als wären in den Zeiten der sogenannten Anfänge die Gruppen und nicht die einzelnen Personen die leitenden Elemente gewesen. Dem ist aber nicht so. Der eine schlägt den Nagel ein, sagt das Sprüchwort, der andere hängt den Hut daran. Aber es sind immer Personen gewesen. Nur vergißt man „der Erfinder Namen" oft. Dem Verfasser gruppirt sich die Sache so, wie manchem die Geschichte. Erst heißt es Assyrer, Meder, Perser, nachher bei den Griechen heißt es Codrus, Lycurgus, Solon. Darum wurde doch der Charakter der Assyrer, Meder und Perser gleichwohl von der Individualität bedingt. So auch in der Musik. Da ist das alte Kirchenlied der Deutschen, hier die italiänische Volksmelodie, das tyroler Jodellied, der ungarische Tanz. Jedes einzelne aber ist dennoch von seinem jetzt nicht mehr dem Namen nach

*) Leipzig, Reisland, 1864.

bekannten Meister ersonnen und verbreitet worden. Dann erst redet man von den Tartinis, Lullys, Bachs. Der Verfasser hätte sagen können: „Die Geschichte der Tonkunst nimmt Antheil an der Individualität." — Und in diesem Satze liegt auch die Kritik des Buches.

Je näher uns die Individualität der Zeit nach liegt, je antheilsvoller schreibt Herr Reißmann, und so kommt es, daß er oft den Historiker vergißt, und zum Kritiker wird. Ja in den letzten Kapiteln hört das historische Referat gänzlich auf, und das Buch wird tendenziös *cum ira et cum studio*. Er wird zum Anhänger und Lobredner oder zum Polemiker und Tadler. Diese Capitel sind offenbar die Lieblingscapitel des Verfassers gewesen. Historisch aber sind sie nicht mehr.

Im ersten Hauptabschnitt wird die alte Oper und das Oratorium von den Franzosen und Italiänern bis auf Gluck, Bach, und Händel geführt. In dieser bunten Galerie ziehen an uns die Hauptportraits von Lully, Rameau, Montigny, Philidor, Gretry, Scarlatti, Keiser, Telemann und jene oben Genannten vorüber. Schon hier begegnen wir jener Tendenz. Bei Hasse und Graun vermißt unser Historiker den rechten kirchlichen Ernst, und in demselben Capitel macht er eine Abschweifung bis auf Rossini, dessen Stabat mater schon die Grenzlinie des Zulässigen überschritten habe. Warum? Weil Rossini Gott in seiner Weise lobt? Warum erhält Bachs Magnificat nicht denselben Tadel? Sind hier nicht auch alle sonst weltlichen Mittel aufgeboten, um Gott den Herrn mit Pauken und Trompeten zu loben? Soll das bloß verziehen sein, weil es Bach ist, der den musikalischen Kirchjargon nicht mitmacht, eine Klangfarbe, die sich vergleichen läßt mit jenem unangenehmen Deutsch, welches man auf den Kanzeln liebt, und unter dem Namen „Predigerton" einer gesunden deutschen Sprache zuweilen vorzieht? — Mozart, der gerade mit Rossini gemein hat, daß er singt, wie es ihm ums Herz ist, wird diese Sünde verziehen. In Bach oder Haendels Geist zu beten, heißt es, war ihm nicht gegeben, aber die fromme Weise, in der er sich der höheren Macht beugt, sei unendlich rührend und erhebend. — Warum also Rossini das hier Erlaubte verbieten? — Rossini muthet eben den polemischen Verfasser nicht an. Das ist subjective Kritik, aber nicht Geschichte. Wir verlangen keine bloße Chronik, aber wenn der Subjectivismus auch nicht ganz beseitigt sein muß, bevor sich der Schriftsteller einen Historiker nennen darf, geläutert muß sein Griffel doch sein von der Einseitigkeit einer subjectiven Richtung.

Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu und die Hauptgenossen dieser Koryphäen werden im nächsten Kapitel über Einen Kamm geschoren, weil, wie die Ueberschrift sagt, die Musik durch sie in nächste Beziehung zum Leben tritt, und dies entscheidenden Einfluß auf ihre Weitergestaltung gewinne. — Aber dann heißt es im nächsten Abschnitt, das subjective Empfinden gebe dem Kunstwerk Ton und Klang. Und diesem Schilde dienen vorzugsweise Zelter, Schubert, Mendelssohn und Schumann.

Wir fragen, wessen subjectives Empfinden hat Göthes Liedern mehr Klang verliehen, Beethovens oder Zelters? — Der Verfasser wird zugeben müssen, daß es mit solchen Rubriken nicht gethan ist. Er mußte eben, wie es jede Kunstgeschichte verlangt, die Schulen nicht nach zweifelhaften letzten Tendenzen der Künstler, sondern nach Gruppen großer Meister und ähnlich arbeitender Schüler anordnen. Hummel, Dusseck, Field und Chopin, Böhmen, England, Polen — sie werden in den Einen großen Topf: „Gefühlsschwelgerei" geworfen, ohne Rücksicht darauf, wie verschieden die Gefühle gewesen sein mögen, in denen der Komponist der großen Kirchenmessen, die Herrn Reißmann nicht spezieller interessiren, schwelgte, und der Sänger der Balladen und Notturnos, der Rhapsodist moderner Tänze.

Die nächste Ueberschrift verkündet, daß die sinnliche Klangwirkung in den Vordergrund tritt. Wir wagen die kecke Behauptung, daß sinnliche Klangwirkung das letzte Endziel aller Musik ist. Weber, Marschner, Meyerbeer, Donizetti, Bellini, Auber, Wagner, Berlioz und Liszt sind die Hauptheldén dieser Schlußgruppe. Hier herrschen bereits die Schlagworte „brutale Mittel", „Bänkelsängerei", „Gegensatz gegen die neue Richtung" und dergleichen.

Es folgen endlich die Capitel vom Virtuosenthum und Dilettantismus und von der Reaction. Dem Verfasser gipfelt der Fortschritt in Robert Schumann. Es ist dies der letzte der großen Meister, dem Reißmann mit dem Herzen folgt. Statt hier entweder abzuschließen oder zu sagen, daß seit Schumann kein ebenbürtiger Geist unter den Componisten aufgetreten sei, oder daß ihm die zeitgenössischen Fortschritte nicht zusagten, hält er eine Reaction für nöthig und sieht sie bereits im Geiste. Eine Reaction ist aber in keiner Kunst erwünscht, in der Musik geradezu nie dagewesen. In der Kunst ist und bleibt Alles Fortschritt, und Stillstand und Rückschritt sind dem Tode gleich. Wen hält nun Herr R. für die bewegenden Kräfte der Reaction? Die Singakademien und großen Orchester, die Theoretiker und eine Reihe zeitgenössischer Componisten und Virtuosen. Dieses Capitel enthält denn Namen wie David, Joachim, Clara Schumann, Marx, Stern, Würst, Stockhausen, Moscheles, Taubert, Laub, Kiel, ja Herrn Bechstein, den Pianofortebauer, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, über Grell und Hans von Bülow!

Der Verfasser dieser Zeilen glaubt, daß sich die Meisten der Genannten sehr bedanken werden, wenn man sie pour le mérite de la réaction belohnen wollte. Aber es ist dies die Folge jener oben angedeuteten Tendenz, die die historische Wissenschaft einmal nicht verträgt. An allen den Eintheilungen und bei allen den Beiworten ist immer etwas richtig, aber gerade darin liegt viel Ungerechtigkeit. Mag nun der Geschichtsschreiber empfinden wie er will, das ist gewiß, daß Weber mehr Einfluß auf die Gestaltung der Musik ausgeübt hat, als Fr. Schubert. Berichtet mußte dies wenigstens werden! Bei aller Liebe für Schumann, bei aller Anerkennung für den Fortschritt des Liedes, bleibt doch unbestreitbar, daß die innere Nothwendigkeit einen Liederkreis zu schreiben, bei Beethoven's Liedern an die ferne Geliebte schon der Dichtung halber größer war, als bei jedem der Schumann'schen Liederkreise. Wir können uns des Gefühls einer kleinen Ungerechtigkeit gegen Beethoven überhaupt nicht erwehren, und diese vergeben wir — ich meine wir Leser Alle — weit schwerer, als jene besondere Bevorzugung Schumann's, die sogar dem oft falsch beurtheilten und unverstandenen Manne gegenüber wohl thut. Aus Robert Schumann's wundervollen, bei weitem noch nicht genug gewürdigten Schriften aber*) möge der Verfasser ersehen, daß sich Objectivität mit Milde und Begeisterung, mit Besserungsversuchen und mit gänzlicher Verdammung sehr wohl vereinigen läßt. Hätte er auch nur das Eine Wort beherzigt, welches der Meister gelegentlich des Tannhäuser von Wagner ausspricht, daß sich nicht Alles so in Kürze besprechen läßt!

Wir wünschen dem Buche von Herzen eine neue Auflage.

*) Leipzig, Georg Wigand. 1854.

Aus drei Gründen. Zunächst wünschen wir dem Gegenstande viele Leser, wie sie das an Studien und Kenntniß überreiche Werk verdient, und daher die Nachfrage nach mehr Exemplaren. Zweitens hoffen wir, daß der Verfasser bei einer neuen Bearbeitung die nicht glückliche Eintheilung nach abstracten Sätzen aufgeben möge. Drittens aber wissen wir mit Bestimmtheit, daß das Horazische: nonum prematur in annum schon wirkt, wenn auch nur nach wenigen Monaten der durchgearbeitete Stoff vor den Verfasser tritt. Die Tendenz wird weichen, und objective Milde eintreten. L. L.

Die Theater-Prinzessin, von Fr. Uhl.

„Gepriesen sei die Zeit des Hanswursts! Doch sie ist begraben. Nichts mehr davon! Aber über eine andere Zeit will ich sprechen, die leider auch schon vorüber ist, über jene Zeit, wo der Schauspieler noch im Bewußtsein der Rolle, welche ihm im Reiche des Geistes angewiesen ist, dem Munde der Dichter lauschte, die ihn unterwiesen, ihn einweihten in ihre Intentionen; wo er darbend und lernend die Nächte hindurch in der stillen Kammer saß, um dem Ziele des Dichters nahe zu kommen; wo Frauen und Männer es als ein Glück priesen, die vornehmsten Geister der Nation von Angesicht zu Angesicht zu sehen; jene Zeit, als die Literatur auf ihrer Höhe und der Schauspieler der Herold war, der die Worte des souverainen Geistes der Nation verkündete, der Herold der Freiheit und Vaterlandsliebe, der Wahrheit und Schönheit."

Nun und heute?

„Heute geht ihr Schauspieler, besonders die weiblichen, mit Geldmännern um. Ihr Herren speist bei den Bankiers, und die Bankiers speisen bei den Theater-Prinzessinnen."

Oft auch umgekehrt.

„Ja wohl. Die ganze Gesellschaft ist ja durch Euch aus dem Gleichgewichte gebracht. Früher mochte Niemand neben Euch im Grabe liegen und jetzt ist Euch Niemand vornehm genug, mit dem Ihr im Leben umgehen möget. Heiraten mögt Ihr nur Fürsten! Die ganze Gesellschaft ist verbühnt — durch die Theater-Prinzessinnen. Die Damen vom Theater! Die Blüthe Griechenlands lag einst zu den Füßen berühmter Weiber — heute findet man diese berühmten Weiber beim Theater, und zu ihren Füßen liegt die „goldene" Blüthe des Landes. Die schöne Form des Umgangs ist in Scherben geschlagen; denn die „Zwanglosigkeit" im Umgange mit Damen vom Theater entfernt die Männer von ihren Frauen und führt sie Euch zu. Weibliche Unschuld und der Anstand bescheidener Mädchen bleiben unbemerkt; nach Euch richten sich alle Blicke, wenn Ihr auf der Promenade, auf Bällen, im Theater erscheint. Die Thorheit ahmt Euch nach, damit sie beachtet werde, Euch, Ihr glänzenden Repräsentantinnen der schönen Täuschung, denn von den Männern ist keine Rede mehr. Zur Zeit der Griechen durfte kein Weib die Bühne betreten; auf unseren Theatern wird bald kein Mann mehr auftreten dürfen.

„Kunst und Tugend im Vereine sind nicht mehr zu finden. Nicht Talent führt zum Theater, sondern Schönheit. Sie gehen zum Theater, um zu — heiraten oder sie lassen sich — versorgen. Herrscht noch Jahrzehende so fort, und Ihr habt die Gesellschaft und die geistige Blüthe des Landes vernichtet. Ihr habt das Theater zum ausschließlichen Orte der Zerstreuung gemacht. Man hat keinen Sinn mehr für die Literatur, den feinen geselligen Verkehr, und verbringt sein Leben im Theater. Ihr macht dem Publikum die Tischmusik nach der Tafel. Man sieht Euch an und verdaut dabei. Kunst und Literatur sind todt. Eine Nation aber, welche die Literatur mißachtet, verstopft sich selbst den Quell des Geistes und verdorrt, wie das entwaldete Land, auf dem versengende Sonnenstrahlen brennen.

„Keine Sonne ohne Flecke! Keine von Euch, die nicht ein kleines Pünktchen trüge! Wer das Gesicht einer Schauspielerin in der Nähe betrachtet, wird bemerken, daß sich an der Stirnwurzel, der Nase und dem Kinn schwarze Pünktchen befinden. Diese sind bald kleiner, bald größer, aber frei von ihnen ist keine. Die Ursache dieser schwarzen Pünktchen ist die Schminke. Einen kleinen Zug von Falschheit trägt jede von Euch."

Diese Strafpredigt des Haupthelden und größten Märtyrers der Schauspielerinnen ist zugleich die Moral und Tendenz eines Romans:

Die Theater-Prinzessin. Von Friedrich Uhl. (Drei Bändchen. Wien, Selbstverlag des Verfassers, in der Administration des „Botschafter", dessen Redacteur er ist.) Wenn wir auch annehmen, daß der Dichter hauptsächlich Wiener Theaterzustände zu Grunde gelegt und zu seiner handlungs-, intriguen- und leidenschaftsvollen Dichtung verarbeitet hat, sind doch im Wesentlichen alle unsere modernen Bühnen-Mißverhältnisse damit gezeichnet und vor dem Richterstuhle der Aesthetik, der Moral und Bildung verurtheilt worden. In Norddeutschland verdankt der Verfall der Bühne allerdings einem speziellen Fluche, der auf aller dramatischen Literatur und Production lastet, seine Entstehung und andauernde Wirkung. Dies ist das Monopol der königlichen Bühnen für sogenannte klassische und tragische Dichtungen. Dies verurtheilt alle andern Bühnen zur Possenreißerei, die dann auch gehörig wuchert. Da nun das Monopol insofern auch für alle Provinzialbühnen in Bezug auf neue Stücke gilt, als diese nur höchst selten gegeben werden, wenn sie nicht erst auf der königlichen Bühne zu Berlin mit Erfolg aufgeführt wurden, diese aber nur sehr selten eine mittelmäßige Neuigkeit in Scene setzt (moderne klassische mit Vaterlands- und Freiheitspathos aber nie), so läßt sich die weite und breite Wirkung dieses Fluches leicht erklären, wie es namentlich der Direktor einer noch immer um ihr Dasein kämpfenden „Theater-Akademie" in Berlin, Herr Hugo Wauer, Sohn des alten berühmten Künstlers, in einer neulich veröffentlichten Broschüre energisch und klar geschildert hat.

Die Uhl'sche Theater-Prinzessin kämpft in ihrer Weise für dasselbe Bühnen-Reformziel, wie die Berliner Theater-Akademie, letztere auf praktischem, erstere auf ästhetisch-kritischem Boden, gleichsam ästhetisch-physiologisch.

Die Theater-Prinzessin selbst, die Heldin, das Judenkind und „Schlangenmädchen", ist ein unschuldiges, nobles, des Höchsten in Leben und Kunst fähiges Wesen, wird aber durch die übliche Praxis hinter und vor den Coulissen und durch die Banquier-, Roué- und Fürstenumgebung zuletzt ein wahrer Dämon voller Rache, Intrigue und kaltblütiger Bosheit.

Doch auf die vielfach versponnene und intriguenverwickelte Handlung selbst kann hier nicht eingegangen werden. Der Roman wird hier aus zwei Gründen weiterer Aufmerksamkeit empfohlen, erstens wegen seiner gründlichen und spannend geschilderten Bühnen-Physiologie, zweitens wegen des seltenen Vorzugs des Verfassers, daß er Leidenschaft, besonders die Liebe in allen ihren Erscheinungsformen, ebenso in großen Zügen, wie in den kleinsten Nüancen eigenthümlich treffend zu personificiren und zu individualisiren weiß. Ich sage eigenthümlich,

weil diese Meisterschaft sich nicht in großartiger Malerei, sondern meist in eigenen, springenden Sätzen und einzelnen Märchen des Pinsels zeigt. Liebe, Haß und Eifersucht in den verschiedensten Personen-Verwickelungen und Phasen wirken und wirthschaften auf das Mannigfaltigste durch einander, besonders von der Hauptheldin aus, die durch Theater-Prinzen und sonstige Coulissen-Demoralisation zum Dämon geworden, die gemordete Unschuld und Schönheit ihres ursprünglichen Charakters zu rächen sucht, aber endlich selbst der Strafe dafür verfällt, indem sie den Banquier Müller heiraten muß. H. B.

Frankreich.

Die Religionsbegriffe der Japhetiten.

Die Veda's, nach Emil Burnouf. *)

Der höchst bemerkenswerthe Standpunkt, den Herr Emil Burnouf, ein Sohn des verstorbenen großen Orientalisten und Erforschers der Zendsprache, Eugen Burnouf, in seinem kürzlich erschienenen Werke über die Veda's einnimmt und das Ziel, das sich die neue französische Schule, an deren Spitze die Herren Renan, Alfred Maury und Burnouf stehen, gesteckt, giebt ein Referent in der Revue de l'Instruction publique an: „Eingewiegt," sagt dieser, „durch achtzehnhundertjährige Gewohnheit, unbekümmert um unsern eigentlichen Völker-Ursprung und unsere natürliche Stammverwandtschaft, sind wir den semitischen Ideen hingegeben, die unseren ursprünglichen Traditionen und Instinkten, sowie der geistigen Richtung unserer wahren Vorväter schnurstracks entgegengelaufen. Nichtsdestoweniger ist diesen Traditionen und dieser geistigen Richtung die dereinstige Siegespalme gewiß. Gehegt und gepflegt in dem griechischen und römischen Alterthum, schliefen sie eine Zeitlang in uns, erwachten aber zur Zeit der Renaissance und leiteten uns auf den Pfad freier Forschung. Tiefe französische Denker unserer Zeit verweisen uns auf unsern Volks-Ursprung in dessen bewährten Denkmälern, zeigen, daß unsere Weisheit nicht blinde Unterwerfung unter willkürliche Satzungen zum Princip habe, sondern daß diese Geistesrichtung ihre Geburt, ihr Gedeihen und ihr Wachsthum verdanke der aufmerksamen Beobachtung der uns umgebenden großen Thatsachen der Natur, sowie der Gesetze, welche die Welt regieren. Eine Geschichte, die auf dem Unterbau der Sprache aufgeführt ist, eine Moral und eine Philosophie, die aus heiterer Natur-Anschauung gewonnen werden, und die, selbst in ihren Irrthümern, ihre Quelle nicht verleugnen, die Quelle, die aus der Erkenntniß der wechselseitigen Beziehungen der Wesen untereinander entspringt — diese Geschichte und diese Theorie — wie hoch erhaben sind sie an Adel und Größe über jene Dogmen, die, von vornherein an der Erde und der Menschenwelt verzweifelnd, das Leben zu einer Marterkammer und den Menschen zu einem stummen Opfer machen!"

„Glücklicher Weise," sagt Burnouf, „sind die Gläubigen, welche die Wissenschaft den kirchlichen Dogmen unterwerfen, so selten in Frankreich, daß ich meines Theils unter gebildeten Männern keinem begegnete, der zu dieser Fahne geschworen." Der Augenblick scheint also gekommen zu sein, die gesichteten und gesicherten Ergebnisse der neueren Philologie und Philosophie, deren Ziel es ist, die Philosophie der Geschichte neu zu begründen, zum Gemeingut des denkenden Publikums zu machen. Diese Aufgabe hat sich, wie die Revue de l'Instruction publique bemerkt, Herr Burnouf gestellt. Mit umfassender Sachkenntniß und einem reichen Talent gruppirt er alle ethnographischen, örtlichen, socialen und religiösen Data, die ihm das älteste Denkmal des indo-germanischen Geistes, die berühmten Veda's, bieten.

An der Spitze der Veda's, an Alter und Werth die Grundlage Aller, steht das Rig oder das Buch der Hymnen. Der Buddhismus, der im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auftrat, setzt eine lange vorangegangene Brahmanische Periode voraus. Erst nach funfzehn Jahrhunderten der Orthodoxie konnte sich die Reform geltend machen. Der Brahmanismus fußt auf den Veda's, als auf altem Boden, von dem er sich aber so weit entfernt, wie ein scharfsinniger Ausleger von seinem falschbegriffenen Texte. Beweise dafür sind: daß selbst der Name Brahma im „Rig," außer in einer einzigen, unbestritten untergeschobenen Hymne, nirgends vorkommt; überall sonst begegnet man nur dem Ausdruck „brahman," der beten bedeutet; ferner, daß die Institution der Kasten, dieses integrirende Element des Brahmanismus, den Vedischen Dichtern unbekannt ist; daß die Legende von den vier Kasten, die aus dem Munde, der Brust, den Hüften und den Füßen Brahma's hervorgegangen, nur in dem erwähnten interpellirten Gesang erwähnt wird. In Betreff der untersten Kaste der Sudras ist zu merken, daß sie noch nicht existiren konnte: da sie sich erst nach der Eroberung der großen Halbinsel bildete und die Hymnen, wie wir sehen werden, im Nordwesten des Ganges gedichtet wurden. Die Priester, die Stammhäuptlinge und die Hirten waren damals noch durch keine gesetzlichen Schranken von einander gesondert, Alle durften opfern und sich unter einander verheiraten. So vermählte sich der Priester Cyâwâssva mit der Tochter des Häuptlings Rathaviti, und ein berühmter Dichter Vißvamitra verfaßte Loblieder lange bevor er Priester war. Allerdings blickt schon aus den letzten Hymnen die Eifersucht zwischen den Priestern und Königen hervor und ihr gegenseitiger Groll wuchs mit der Erblichkeit der Amtsverrichtungen; allein die Wandlung, die dem Brahmanen den Vorrang vor dem Kschatriya brachte, war nicht das Werk eines Tages; eine lange Reihe innerer Kämpfe mußte vorausgehen; Kämpfe, die der Veden-Epoche fremd waren und nur nach der festen Niederlassung der Aryas an den Gangesufern zum Ausbruch kommen konnten. Während dieser Volksstamm auf der Wanderung war, konnte eine so scharf und streng geregelte sociale Ordnung nimmer Platz greifen. Daß aber das Kastenwesen, das so viele Stürme, die über das Land brausten, nicht aus dem Boden zu reißen vermochten, ein hohes Alter anspricht, unterliegt keinem Zweifel. Bedenkt man, daß die mit den Schiffen des Königs Salomo aus dem Orient eingeführten Gegenstände Sanskrit-Namen haben, *) so leuchtet ein, daß schon im zehnten Jahrhundert vor Chr. die Aryas lange genug die Küsten eingenommen hatten, um ihre Sprache im Lande herrschend zu machen.

Das Gebiet der Aryas stieß im Osten an Saraswah, jetzt Surjuti; im Westen an die Gebirge von Armposta; im äußersten Süden an den oberen Lauf des Yamuna und des Ganges; im Norden an den Himalaya. Ueber diese Grenzen kamen sie nicht hinaus. Sie kannten das Meer nicht. Ihr Samudru

*) Essai sur les Védas, par Emile Burnouf, Professeur à la faculté des lettres de Nancy. Paris, Durand, 1864.

*) 1. Kön. 10, 22.

(συνόριον) ist nicht der Ocean, sondern der Zusammenfluß des Indus mit irgend einem seiner Nebenströme. Sie hatten keine Meergottheiten.

Keines dieser Data widerspricht der Annahme, die die Anfänge der Vedischen Literatur und Civilisation in das funfzehnte Jahrhundert vor Chr. verlegt. Die Söhne Japhet's besitzen demnach ihre Bibel, die in ihrer Gesammtheit älter, in sich gleichartiger ist, als die semitische und die, was Erhabenheit der Auffassung, Glanz der Dichtung und ideale Schönheit betrifft, ihrer Schwester Nichts zu beneiden hat. In beiden prägt sich der entgegengesetzte Charakter zweier großer Völkerfamilien scharf aus: in der einen der Zweifel und die Beschaulichkeit, Zeichen einer offenen und ringenden Seele; in der anderen die absolute Satzung, in enge und nur für das Greifbare empfängliche Herzen, wenn auch nicht ohne Widerstreben, aufgenommen. In der einen ein tiefes, überschwängliches Gefühl universeller Brüderlichkeit, in der anderen die Vergötterung der Völkergewalt und das Bewußtsein unserer völligen Abgeschlossenheit mitten unter allen beseelten Formen. In der einen phantasiereiche Allegorien und Symbole, die allmählich, wie der ursprüngliche Sinn verloren ging, zu göttlichen Wesen umgestaltet wurden; in der anderen ein einziger Herr, aber parteiisch, ein düsterer Geist, gehüllt in Wetterdunkel, wie ihn die Furcht Völkern malt und aufdringt, die des Nachdenkens und der Ueberlegung baar sind. Die hebräische Literatur hat den großen Vorzug eines unbestrittenen historischen Interesses, das allen aryanischen Werken völlig abgeht; allein während der aryanischen Periode existirte eben keine Geschichte. Die Hymnen entrollen uns nur das moralische und sociale Bild eines naturwüchsigen Lebens. Zufrieden, die Sitten und Ideen unserer Vorfahren kennen zu lernen, wollen wir die eintönige Reihe ihrer Thaten gern der Vergessenheit überlassen.

Eigentlich zwar sind die Aryas des Pendschab mehr unsere Vettern, als unsere Väter. Allein sie zuerst hatten die gemeinsame Wiege verlassen und, in einem günstigen Klima aufgenommen, wo ihre geistigen Anlagen sich frei entfalten konnten, bewahrten sie uns in einem unvergänglichen Denkmal die physiognomischen Züge, die, uranfänglich den Celten, Germanen, Persern, Pelasgern gemeinsam, sich später durch Kastenkreuzungen und Ortsveränderungen mehr oder weniger verwischten. Mit Hilfe der Wurzeln, die sich noch durch die europäischen Sprachen ziehen, erkennt man in den Veda's leicht die Grundlinien der Urgesellschaft, die Elemente der Familie, die Quellen des Reichthums und die Beschaffenheit des Kultus. Dort ist der Gatte der Hausherr pati, πότης (in δεσ-πότης); die Gattin, ihm ebenbürtig, patni, πότνια. Den Kindern gegenüber ist er der Ernährer pitri, sie, die Nahrung austheilende, matri. Der Sohn, suta, ist der Beschützer, die Stütze, der Bruder: bhratri, frater, Bruder, brother. Die Schwester, swasri, soror, sister, Schwester ist auch das Mädchen, das die Kühe melkt: duhitri, θυγάτηρ, Tochter, daughter. Die Verrichtung, die ihr obliegt, zeigt uns die Wichtigkeit der Heerden, worin die ganze Habe der Familie bestand. Daher sind auch die Mythologien voll von Symbolen, die dem Rindergeschlecht entlehnt sind, und sie sprechen von den Eutern der Wolken, den himmlischen Kühen, den Stieren der Sonne und des Herkules.

Die Religion, die überall in der Menschenwelt ihre Spuren eingedrückt hat, gründet sich auf sehr einfache Beobachtungen und faßte die ersten Beziehungen des Gedankens zur Außenwelt in sich. Der Begriff von Himmel und Erde, dem großen ewig jungen Elternpaar der Welt, scheint allen andern Begriffen vorangegangen zu sein; Himmel und Erde wurden zuerst angebetet. Doch die Erde, näher bekannt und der unmittelbaren Einwirkung des Menschen unterworfen, wurde bald in den Hintergrund gewiesen und die meisten Gottheiten gruppirten sich im Himmel, das heißt: in dem Unbekannten: varuna οὐρανός die unermeßliche Verhüllung. Der Kampf der Sonne mit den Wolken, des Lichtes mit der Finsterniß, die verschiedenen Licht-Effekte der Luft und der Tageszeiten führten ein ganzes Heer von Allegorien in ihrem Gefolge, die später in den Mythen von den Titanen, von der „rosenfingerigen" Eos, kurz in der ganzen Theogonie sich zu Persönlichkeiten gestalteten. Der Sieg des Lichtes wurde mit dem wunderbaren Reichthum der Phantasie ausgeschmückt und gefeiert. Die meisten Sänger zogen mit den Stämmen Schritt für Schritt, von Ort zu Ort. So kam die vedische Metapher von dem Wagen Auroras, der in den Hyphasis stürzte, durch die Aryas, die bereits auf dem Fortzuge begriffen waren, zu den Pelasgern, wo sie zum Vorbilde der Phaeton-Mythe wurde. Die Götter waren ursprünglich nur bildliche Ausdrücke, die der Mensch mit seinem Lebenshauch beseelte und zu individuellen Wesen gestaltete. Selbst der Name der obersten Gottheit: div, δηαυς, Ζεύς, deus, bedeutet nichts anderes denn: Lichtwesen, Tag (divana, dies). Das Licht, das herrlichste Gut, bezeichnete bald die Macht und die Schöpferkraft; es wurde das Attribut alles dessen, was im Himmel und auf Erden verehrungswürdig ist, und der mächtige und reiche Mensch hatte dasselbe Recht, wie die höheren Geister, auf den Titel: Deva.

Indem aber unsere Väter alle Erscheinungen und alle Kräfte, die sie mit kindlichen Augen und ungereiftem Verstande anstaunten, fort und fort individualisirten und vergötterten, fürchteten sie, das All könnte bei dieser unendlichen Zersplitterung zuletzt in lauter Atome zerstieben. Sie suchten also, was sie auf diese Weise zersetzten, wieder zusammen zu fassen und in ein Ganzes zu vereinigen. Neben den unzählbaren Götterfamilien stellten sie daher den erhabenen Begriff der ewigen Substanz, aditi, auf. Aditi ist die Summa-Summarum aller existirenden Einzelnheiten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: der Himmel, die Erde, die Menschen und die Götter sind Bruchtheile des Aditi, des Inbegriffs von all' dem, was ist, gewesen ist und sein wird. Die Idee eines Allvaters, eines höchsten Schöpfers, entwickelte sich erst spät, als der Mensch, stolz auf seine Macht, dahin geleitet wurde, in dem Universum ein dem seinigen ähnliches Werk und in dem Gang der Dinge den Impuls eines persönlichen Willens zu sehen. Obwohl die folgerichtige Anbetung dessen, was unsere eigene Größe ausmacht: des denkenden Prinzips nämlich, sich bei allen Völkern Japhet'scher Abkunft wiederfindet, so ist es dennoch zweifelhaft, ob sie vor der Zerstreuung derselben in's Leben getreten sei. Thatsache ist, daß sie erst in den letzten vedischen Hymnen auftritt und daß die Natur des höchsten Wesens in Fragen und schwungvollen Bildern angedeutet wird.

Der Kultus war, wie es scheint — denn der Aberglaube hatte sich schon früh eingeschlichen — keiner bestimmten Gottheit geweiht. Logisch läßt er sich an eine doppelte Gedächtnißfeier knüpfen. Er sollte zugleich an das Mysterium der Zeugung, wie an die Entdeckung des Feuers erinnern und in einer symbolischen Darstellung die Identität des Feuers mit dem Leben verherrlichen. Die Aryas erkannten das Feuer als in den Dingen vorhanden, woraus es durch Reiben zum Vorschein kömmt. Zwei Holzstückchen, das eine durchlöchert, das andere zugespitzt, bilden das Material des Opfers. Ein Priester dreht

rasch das spitze Holz, das symbolische Zeugungsglied, in der Höhlung des andern, der Gebärmutter des heiligen Feuers; die ausbrechende Flamme wird mit gereinigter Butter und dem Safte der Soma*) (Asclepiadea acida) übergossen und steigt unter Dankhymnen gen Himmel. Der Name Bhrigu, eine sagenhafte Persönlichkeit, die diese Opferart erfunden, ist eine neue Huldigung, die dem wohlthätigen Feuer gezollt wird; die Wurzel bhrig**) bedeutet nämlich kochen. In dem heiligen Zündspan erkennt man leicht das Rohr des Prometheus, worin er den Funken aus dem Himmel entwandt; die himmlische Fackel, ulka, mahnt an Vulcanus, agni endlich, das göttliche Feuer, ist das lateinische ignis.

Die Theorie des vedischen Kultus läßt sich also fassen: das Leben, das in allen Wesen pulsirt, die Zeugungskraft, die den Gattungen die Fortdauer sichert, haftet ganz und gar an dem Lichtprinzip. Das Feuer ist das wirkende Licht, ist das Leben. Das Feuer ist der Gatte der Jungfrauen, der Befruchter, der Vermittler aller Formen; es ist der Fürbitter der Sterblichen bei den Göttern, der Darbringer des Opfers. Ohne das Feuer wäre keine Welt. Es ist also Alles, die Seele des Aditi, das Ewige, das Unendliche, mit Einem Worte der Schöpfer, den das Sinnen der Weisen sucht. Licht, Feuer, Bewegung und Leben — das sind die vier geheimnißvollen Namen des höchsten Werkmeisters. Dieser erhabene, der noch in unseren Tagen gesuchten Wahrheit so nahekommende Schlußsatz, zu dem das Genie der Aryas im Verlauf weniger Jahrhunderte gelangt war, blieb den westlichsten Abzweigen der Japhet'schen Familie verborgen, oder in dämmernder Unklarheit, und nur die Perser legten ihm den Mazdaïsmus zum Grunde. Die Aryas gingen über ihn hinaus und gelangten zu der Anbetung eines rein metaphysischen, abstrakten Prinzips: Brahmas.

England.

Die Postreform und ihre Erfolge.

III.

Die Eisenbahnen und das heutige Postwesen. Rückblick und Schluß-Betrachtung.

Die Eisenbahnen brachten in den schriftlichen Verkehr zu Lande eine viel tiefer greifende Umgestaltung als die Schöpfung der Briefpost durch Mr. Palmer. Das alte System erreichte vor 30 Jahren die Stufe der Vollkommenheit, die es seiner Natur nach erreichen konnte. Die Briefpost legte, die Haltepausen inbegriffen, zehn (engl.) Meilen in der Stunde zurück: eine Schnelligkeit, die mit so wenigen Kosten bis dahin unerhört war. Die gegenwärtige Schnelligkeit überkam uns ungeahnt, jählings, wie auf einen Zauberschlag. Wer sie vor funfzig Jahren sich hätte träumen lassen, den würde man für eine Irrenanstalt reif erklärt haben, gerade wie es unter Ludwig XIV. dem armen Franzosen erging, dem der Bau einer Dampfmaschine vorschwebte.

Die alte Briefpostkutsche mit ihren vier wohlgenährten, kräftigen Rossen, ihren kokett aufgestutzten Postillonen, ihrem Kondukteur im rothen Wams, der lustig sein Horn bließ, wenn es im raschen Trabe durch die friedlichen Dörfer ging, ist ein Schaustück der vergangenen Zeit, das unsere heutige Jugend kaum vom Hörensagen kennt. Sie hatte ihren Reiz und that wacker ihre Schuldigkeit. Ist sie auch durch eine höhere Erfindung verdrängt, so verdient sie immerhin eine freundliche Erinnerung.

Eine Karte der Poststraßen aus jener schönen alten Zeit würde einem Spinngewebe gleichen, worin London den Mittelpunkt oder die Spinne vorstellte, die

„Jeglichen Abends Beute lauernd im Düstern erspähte."

Die siebenundzwanzig Radien dieses Zeitraums liefen an die äußerste Peripherie der Insel aus und waren durch zahlreiche Transversalen verbunden. Kein Punkt des Landes war von irgend einer Poststraße zu entfernt und kein Brief, mochte er einem Radius oder einer Transversale folgen, verfehlte sein Ziel. Jetzt würde jenes Straßengeflechte das Bild einer Baumgruppe darbieten, die ihre Wurzeln in die Metropole senkt und deren Geäst sich horizontal über das ganze Land erstreckt. Stamm, Aeste und Zweige stellen die Eisenbahnen dar, auf welchen die Postzüge dahin brausen. Die Zwischenquerlinien bilden die gewöhnlichen Wege, auf welchen die Postbedienten zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß Depeschen und Briefe befördern.

Unter diesen Stämmen ist der „London and Northwestern Railway" der beiweitem wichtigste. Er versorgt alle Grafschaften des Nordens, des eigentlichen und des westlichen Centrums, den Norden des Fürstenthums Wales, Schottland und sogar Irland, das überdies ein eigenes, dem englischen ähnliches, System hat, dessen Mittelpunkt in Dublin ist. Ein Brief, der von einem Zweige zum anderen zu gehen hat, muß oft einen Ast der ganzen Länge nach verfolgen, um den Stamm zu gewinnen und von diesem aus durch den entsprechenden Zweig an seinen Bestimmungsort zu gelangen. Eine Korrespondenz zwischen zwei, kaum einige Meilen von einander getrennten Punkten, durchläuft oft Hunderte von Meilen. Das schadet aber wenig, wenn die Briefe mit den Nachtzügen abgehen, denn sie werden den folgenden Morgen in der Frühe ausgegeben. Und bei der ungeheuern Schnelligkeit der nächtlichen Eilzüge kommt dieser Vortheil allen Oertlichkeiten zu Gute, die längs demselben Stamme liegen, und nur die entlegensten Punkte Schottlands und vielleicht des Fürstenthums Wales sind davon ausgeschlossen.

Durch die unter dem Namen „North-Mail" bekannte Hauptpoststraße, die von Cornwallis und Devonshire über Bristol, Gloucester, Worcester geht und sich zu Strafford und Birmingham mit der nordwestlichen Linie (Northwestern Mail) vereinigt, läßt sich nach Belieben der westliche Stamm mit dem Great Western anschließen. Die Korrespondenz der anderen Stämme geht über London.

Man hat daran Anstoß genommen, daß die nächtlichen Briefbeutel, selbst in Gegenden, wo Eisenbahnen zu Gebote stehen, durch Eilboten oder Gefährte befördert werden. Was für Personen und Güter, müßte ja auch für Briefe kostensparend sein, meinte man. Das wäre allerdings richtig, wenn man, wie bei dem Tagesbrieftransport, die ordinären Züge benutzen könnte. Allein die große Schnelligkeit der Tagzüge überhebt die Reisenden der Nothwendigkeit der Nachtfahrten. Mit den Zügen, die Nachmittag nach dem Börsenschluß von London abgehen, kann Einer seine 200 (engl.) Meilen zurücklegen und dennoch zur rechten Zeit auf seinem häuslichen Lager die Ruhe suchen. Abgesehen also von den Hauptlinien, müßten die Nachtzüge auf den Zweigbahnen extra von der Post bestellt und alle Kosten

---

*) Von der Wurzel su, zeugen, gebären, womit unser Sohn verwandt ist.

**) Verwandt damit: φρύγω, brühen, brauen, Brodem.

von ihr bestritten werden, so daß ein Nachtbriefbeutel oft auf 3–4 Shilling pro Meile zu stehen käme.*) Allemal nun, wo es dem Postamt um rasche Beförderung der Briefe zu thun ist, daß sie nicht in zu vorgerückter Nachtzeit an dem Bestimmungsort eintreffen, benutzt es die Eisenbahn; wo das aber nicht der Fall ist, macht es lieber von gewöhnlichen Wagen Gebrauch, die dasselbe und mit weniger Kosten verrichten. Am Tage jedoch erscheint jede Minute, die man gewinnen kann, wichtig und man bedient sich daher der billigen Personenzüge. Eine der größten Linien der Hauptstadt: the Great Northern Railway, befördert zu allgemeiner Verwunderung auf ihren Nachtfahrten niemals Brieffelleisen. Allein R. Hill hat 1854 dem Comité nachgewiesen, daß dem Publikum in Betreff der Briefbeförderung mit diesen Nachtzügen durchaus kein Vortheil erwächst. Denn, liegen zwei Orte auf demselben Stamme, so kommen die Briefe von einem zum andern erst tief in der Nacht an; müssen sie aber erst von einem Stamme zum andern übergehen, so werden sie fast immer einen zweiten Eilzug abzuwarten haben. Ueberdies ist der Great Northern zu weit gen Osten vorgeschoben, und die Brieffelleisen aus dem Westen würden nicht zu rechter Zeit eintreffen, um den Nordzug einzuholen.

Die frühere Meinung, daß die Eisenbahnen die Briefbeutel wohlfeiler befördern, wird durch die Thatsache widerlegt, daß die Postauslagen bedeutend gestiegen sind. 1836 benutzte die Post nur wenige Meilen Eisenbahn und die Gesammtkosten der Mail betrugen nicht über 140,000 L. St.; 1863 dagegen zahlte sie den Eisenbahngesellschaften 511,000 L. St. und das Total der Kosten belief sich auf 676,000 L. St. Die Sache ist die, daß der Briefpost-Dienst früher mit dem Eilwagen-Dienst verbunden war. Das Nachtreisen war in jener Zeit so allgemein, daß man keine hundert Meilen in Einem Strich zurücklegen konnte, ohne sich einige Stunden vom Schlafe abzubrechen. Auf den großen Ruf der Schnelligkeit und Pünktlichkeit der Eilwagen fußend, trieben die Unternehmer den Preis der Plätze in die Höhe; obendrein zahlten sie für ihre Wagen keine Steuer. Die Post, die überdies das Gefährt lieferte, fand daher Liebhaber genug, die gegen eine Durchschnittsvergütigung von 1¼ d. per Meile den Dienst übernahmen. Ja oft beförderten Unternehmer die Briefbeutel umsonst, oder bezahlten sogar für das Privilegium, die Beförderung zu besorgen. Jetzt, wo das Nachtreisen fast ganz aufgehört hat, bedient man sich zur Beförderung der Nachtpackete, statt der Eisenbahnen, der Wagen oder Eilboten und muß sie theurer bezahlen, als die alten Stage-coaches.

Man hört wiederholentlich behaupten, das Pennyportosystem würde ohne die Organisirung der Eisenbahnen nimmer aus der Theorie in die Praxis getreten sein. Das ist ein Irrthum. Der Plan datirt aus der Zeit der Mailposten, und es war vorweg entschieden, daß er unter den vorhandenen Umständen ausführbar sei. Wie bereits erwähnt, waren die nach Einführung des Pennyportos immer mehr anschwellenden Briefbeutel doch nur ein geringer Bruchtheil der Gesammtladung der Eilwagen; sie hätten an Umfang noch zunehmen können, ohne daß die Wagen unter der Last gebrochen wären. Die Leute verwundern sich, wenn sie die Haufen Beutel in Euston-Square für den Postzug ankommen sehen, und fragen, wie diese Masse in einer Coach Platz finden konnte; sie vergessen aber, daß die Depeschen, die jetzt mit der North Western Railway befördert werden, sonst sich unter dreizehn Eilwagen theilten, die auf verschiedenen Straßen von London abgingen.

Das Pennyportosystem war also, wie gesagt, auch ohne Beihülfe der Eisenbahnen ausführbar. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die neue Transportart, vermöge ihrer Schnelligkeit und der leichten Verbindung, dem Dienst nicht zu Gute gekommen wäre. Der Brief, den du heute Abend in London in den Kasten wirfst, wird morgen früh in Edinburg, Glasgow, Plymouth, Truro oder Dublin und um die Mittagsstunde in Aberdeen oder Belfast ausgegeben, und du kannst die Antwort darauf schon den folgenden Tag um die Morgenstunde in Händen haben. Die Antwort auf einen Brief nach Bristol, Birmingham, Manchester, Liverpool kann schon Nachmittag oder gegen Abend des Absendungstages eintreffen.

Die ambulanten Expeditionen sind eine neue Erscheinung, die aus der neuen Transportart hervorgegangen. Es sind zu Sortirungssälen umgestaltete Waggons. Die dort abgelieferten Briefbeutel werden geöffnet, der Inhalt sortirt und in andere Beutel gepackt, die dann nach den verschiedenen entsprechenden Bestimmungsorten geordnet werden. Dadurch vermeidet man die Verzögerungen in den alten Expeditionen, wo die Beutel stundenlang zurückgehalten wurden, um sie zu öffnen und die Transitbriefe, d. h. solche, die weder von London kommen, noch dahin adressirt waren, auszusondern. Jene Ambulancen sind bequeme, hellerleuchtete, luftige, mit Regalen, Fächerschränken und allem nöthigen Material versehene Räume in eigenen Waggons. Alle vorspringenden Gegenstände, die Lampen mit inbegriffen, sind sorgfältig wattirt, um das Dienstpersonal vor jedem zufälligen verletzenden Anstoß zu bewahren. Ohne daß der Zug anzuhalten braucht, werden mittelst eines sinnreichen Apparats — des sogenannten Beutelloches (bag-net) — die hineingeworfenen Beutel aufgefangen.

Die Briefpackete Irlands nahmen sonst durch den großen Zug von Schottland die Richtung über Crewe, später über Holyhead durch dieselbe Verzweigung, wie die Briefe aus England und Wales. Seit 1860 werden sie in 24 Stunden zwei Mal expedirt, und dieser spezielle Dienst ist so berechnet, daß die Morgens und Abends von London abgehenden Briefe auf die Minute in Dublin eintreffen und sofort, sei es bei Tage oder bei Nacht, durch die Mail in die irischen Provinzen abgefertigt werden. Das konnte nur durch eine außerordentliche Schnelligkeit zu Lande und zu Wasser zu Stande gebracht werden; denn man hat nur 11¼ Stunden Fahrzeit. Da der Abstand 330 Meilen, wovon 63 Meilen zu Wasser, beträgt und zudem die Beutel erst aus- und eingeladen werden müssen, so ist's keine Kleinigkeit, die Reise in so kurzer Frist zu bewerkstelligen. Die zur Ueberfahrt benutzten Schiffe von 300 Fuß Länge sind mit solcher Dampfkraft ausgerüstet, daß sie den Kanal meist in 3½ Stunden durchsegeln und selten — es müßte denn sehr ungünstiges Wetter eintreten — die vorgeschriebene Zeit von vier Stunden überschreiten. Dieser spezielle Dienst Irlands kostet 100,000 L. St. jährlich; allein abgesehen von den Ueberschüssen, die er für die Post abwirft, ist er eine große Annehmlichkeit für das Reisepublikum und erfüllt eine Verheißung der Unions-Akte, die Verbindung zwischen London und Dublin möglichst zu erleichtern.

Ein großes Post-Amt, z. B. das von St. Martin, bietet in seinem Innern ein merkwürdiges, schon öfter von Meisterhand gezeichnetes Bild, von dem wir hier nur Einen Zug hervorheben wollen, der dem Beschauer beim ersten Anblick in die

*) In England hat es nämlich die Post nicht so gut und leicht wie bei uns, wo alle Briefbeutel und alle Postfrachtstücke bis zu einem bestimmten Gewichte von den Eisenbahnen frei befördert werden müssen. Dort decken die Einnahmen für Beförderung der Briefpost in der Regel die von den Eisenbahnen zu zahlenden Steuern. D. R.

Augen fällt: das gelassene, von aller Ueberstürzung freie Gebahren. Die meisten Briefe kommen erst um 6 Uhr Abends an und um 8 Uhr sollen sie zum Austragen bereit sein. In der kurzen Zwischenfrist muß also die Riesenarbeit des Inumlaufsetzens (Circulation Branch) vollbracht sein. Und das geschieht auch mit dem kalten Blicke und der Präzision, die uns eine lebendige Vorstellung geben von den Wundern der Arbeitstheilung und einer wohlorganisirten Verwaltung.

Das Eintragen der Briefe beschäftigt in St. Martin allein funfzig Schreiber in einem weiträumigen Saal. Ehedem wurden Briefe, die nach ihrem Aussehen Geld oder Werthpapiere enthielten, ohne besondere Kosten und ohne Wissen der Betheiligten eingetragen. Das konnte aber nach der Einführung des Pennyportos und der, in Folge derselben täglich wieder anschwellenden Flut von Briefen nicht auf dem gleichen Fuße fortgehen. Die Postbeamten, obgleich im Ganzen ein höchst achtbarer und zuverlässiger Stand, waren nun schweren Versuchungen ausgesetzt, der mancher minder Probehaltige unterlag.

Um diesem Uebelstande zu begegnen, kam man auf den Gedanken, das Rekommandiren der Briefe gegen eine Vergütigung einzuführen. Allein die anfängliche Auslage von einem Shilling war zu hoch, und das Publikum beeilte sich nicht sehr, von der gebotenen Garantie Gebrauch zu machen. Als R. Hill in's Amt trat, wurde die Auslage um die Hälfte herabgesetzt, und die Zahl der rekommandirten Briefe nahm beträchtlich zu. Ungeachtet aber der, über allen Kasten angehefteten Warnung wurden eine Menge Werthbriefe ohne alle Vorsichtsmaßregeln hineingeworfen, und doch beschwerten sich die Absender hinterher laut, wenn ihre Packete verloren gingen, und klagten über die Härte der Verwaltung, die für den selbstverschuldeten Verlust nicht aufzukommen keine Verpflichtung fühlte.

1861 endlich reduzirte man die Eintragegebühren auf 4 Pence, die aber verdoppelt wurden, wenn Geld oder Werthbriefe nicht zum Eintragen empfohlen wurden. Durch diese Maßregel wuchs die Zahl der rekommandirten Briefe um 37%, während die Reklamationen wegen unterschlagener Werthbriefe sich um die Hälfte verminderten. Im letzten Trimester des Jahres 1861 wurden vier Briefträger der Unterschlagung überführt, kein einziger aber in dem entsprechenden Zeitraum des Jahres 1862.

Die eingetragenen Briefe oder Packete werden in besondere, durch ihre grüne Farbe unterschiedene Beutel gethan. Keiner derselben geht aus einer Hand in die andere, wenn nicht der folgende Agent dem vorigen Decharge ertheilt; bis zuletzt der bezügliche Briefträger dem Adressaten das Poststück gegen Empfangschein ausliefert. — Das Eintragen wird durch Anwendung eines sinnreichen Kopierapparats (Manifold Writer) sehr erleichtert. Obgleich nun das Postamt aus augenfälligen Gründen nicht für die absolute Sicherheit der einregistrirten Sachen sorgen kann, ist doch das Risiko in der Wirklichkeit von keinem Belang. Von 900,000 im zweiten Semester 1862 eingetragenen Briefen gingen blos 12 — darunter 5 nach dem Ausland adressirte — im Ganzen 12 Pfund an Werth angegebene verloren. Beiläufig 200 L. St. wurden aus den Couverts rekommandirter Briefe entwendet, die übrigens an die Adresse gelangten.

Werfen wir, um dem Irrthum derer zu begegnen, die da meinen, mit der Einführung des Pennyportos habe das System sein letztes Wort gesprochen, werfen wir einen flüchtigen Ueberblick auf die mannigfaltigen Verbesserungen im Ganzen wie im Einzelnen, die im Gefolge jener Reform sich entwickelt haben: die Briefkasten und Schalter haben sich in den zwanzig Jahren von 4518 auf 14776 vermehrt. Schlag auf Schlag traten großartige Maßregeln in's Leben; man beschleunigte den Gang der Briefposten, übernahm den Geld-Transport, reduzirte die Eintragegebühren und machte das Eintragen obligatorisch, verwandelte die Expeditionen in Sparkassen und gestattete Probenversendungen.

Am Ersten jedes Monats wird dem General-Postmeister ein Bericht vorgelegt über die Hauptverbesserungen, die im Laufe des Monats eingeführt worden und wie weit sie vorgerückt sind. An Plänen und Vorschlägen fehlt es nicht; sie strömen von allen Seiten an den Sitz der Verwaltung. Ist aber auch ein großer Theil unverdautes Gewäsch, so läuft doch auch manch nützlicher Gedanke eines Laien mitunter, wie z. B. die Sparkassen-Idee von einem Privatmanne, Sykes, ausgegangen ist. Man hat Personen, die glückliche Verbesserungen angeregt haben, Geldbelohnungen zuerkannt. Seit 1855 bezeichnet ein jährlicher Bericht, den der General-Postmeister dem Parlamente überreicht, die Fortschritte, die das Postwesen im Jahreslauf gemacht hat.

Das Publikum mäkelt so gern an den Einrichtungen der Postverwaltung. Gewiß, sie sind nicht vollkommen, weil es unmöglich ist, in der Leitung einer so umfassenden und verwickelten Administrationsmaschine jedem Zufall vorzubeugen, jeden Mißgriff zu vermeiden. Allein die Leute sind nur zu geneigt, Alles der Postverwaltung in die Schuhe zu schieben. Ein Brief geht verloren, es wird Nachfrage gehalten und sehr oft ergiebt sich, daß er entweder gar nicht auf der Post abgegeben, oder nicht richtig an die Adresse abgeliefert worden, oder durch Zufall, Nachlässigkeit, Unehrlichkeit abhanden gekommen ist. Kann dafür das Postamt verantwortlich gemacht werden? Du giebst Jemandem einen mit Geld beschwerten Brief zur Bestellung und er unterschlägt ihn; oder es ist ein Brief ohne Werthinhalt, aber er giebt ihn nicht ab, um sich das Geld für die Marke, die er lösen sollte, in die Tasche zu stecken. Bisweilen liegt die Schuld an der fehlerhaften Einrichtung der Privatbriefkasten, in denen sich schon mitunter hineingeworfene Briefe nach Jahren vorgefunden haben. Bevor man einen ausgebliebenen Brief reklamirt, sollte man sich billigerweise erst vergewissern, ob er wirklich zur Post abgegeben worden; und betrifft die Beschwerde den verspäteten Empfang, so hat man das Couvert mit einzuschicken; die Datumstempel werden von selbst sprechen.

Den Ungrund der aus Unkenntniß oder Uebelwollen umlaufenden Klagen, die Briefträger und Subalternen seien schlecht besoldet und überbürdet, weiset unser Verfasser durch die Thatsache nach, daß trotz der strengen Prüfungen, denen sich die Bewerber unterwerfen müssen, der Andrang tüchtiger Leute zum Postdienst stets sehr groß ist; daß nur wenige freiwillig austreten und daß eine Entlassung für eine schwere Strafe gilt. Wahr ist's, daß einige Briefträger auf dem Lande spärlich besoldet sind; dafür aber nimmt ihr Dienst wenig Zeit in Anspruch und sie können sich leicht durch anderweite Beschäftigung einen Nebengroschen verdienen

Die finanziellen Ergebnisse des Pennyportos haben die Erwartungen R. Hill's nicht nur gerechtfertigt, sondern weit übertroffen. Er hatte vorausgesehen, durch sein System werde sich die Briefzahl verfünffachen, und siehe da, 1863 ging sie bis 642,000,000 hinauf, also das Zehnfache der Ziffer im Jahre 1839. Die Bruttoeinnahme erhob sich von 2,346,000 L. St. auf 3,863,000 L. St. und wird wahrscheinlich im Jahre 1864 die Höhe von 4,000,000 L. St. erreicht haben. Den Nettoertrag hoffte er, mit einer Differenz von höchstens 300,000 L. St., auf den alten Fuß zu bringen, und siehe da, er stieg von 1,660,000 L. auf 1,814,000 L. Der Belauf der Geldversendungen im Jahre

1839 (313,000 L.) verhielt sich zu dem im Jahre 1863 (10,493,793 L.) wie 1:52. Man hat berechnet, daß in Folge der Portoermäßigung, verbunden mit der Zulässigkeit, ohne Portoerhöhung zwei Briefe in Ein Couvert zu schließen, dem englischen Bürger der Post gegenüber Ein Penny so viel leistet, wie früher neun Pence. Nimmt man nun dazu, daß die Bruttoeinnahme der Post sich um 55% gesteigert hat: so ergiebt sich, daß das korrespondirende Publikum funfzehnmal begünstigter ist, als unter dem alten Regime.

Sir Rowland Hill hat sich vom Postdienst zurückgezogen, um in seinen ihm noch beschiedenen Tagen die ehrenvolle Ruhe zu genießen, die er sich mit sauerm Schweiß verdient hat. Nur Wenigen ist es gegeben, eine Umgestaltung von solcher Tragweite in einem Verwaltungsgetriebe hervorzurufen, eine Erfindung von ihrer Kindheit an bis zu ihrer Reife zu führen und von der ausgestreuten Saat die Früchte zu ärnten. Wohl hat Sir Rowland darin seinen höchsten Lohn gefunden; allein seinen Mitbürgern, ja der ganzen praktischen Welt geziemt es, ihm für die unberechenbaren Wohlthaten verehrungsvolle Dankbarkeit zu zollen. Die 20,000 L., die ihm das Parlament auf Antrag der Krone als Nationaldank zuerkannt hat, stehen freilich in keinem Verhältniß zu seinen Verdiensten. Unter seinem Einfluß hat das Postamt aufgehört, eine Agentur des Fiskus zu sein, zu Nutz und Frommen der Privilegirten, wie der Glücklichgestellten, die nicht nöthig haben, auf den Preis einer Sache zu sehen, und wurde das mächtigste und weitausgreifende Triebrad, alle Klassen, wie alle Individuen in Verbindung zu setzen. Die fernsten Abstände verschwanden, und allen Gliedern der Gesellschaft war Gelegenheit gegeben, so wohlfeil, rasch und leicht mit einander zu verkehren, wie wenn sie sich persönlich besprächen. Durch ihn wurde der Postdienst zur See ein mächtiges Band des Welthandels. Und all diese Wohlthaten von unübertroffenem praktischem Werth verdankt man dem Genie eines Mannes einerseits und andererseits seiner eisernen Beharrlichkeit, die nicht wankt, nicht weicht von dem Wege zu dem Einen Ziel, das sie nimmer aus dem Auge läßt. Die Mittel, die er gebrauchte, sind so einfach und die Resultate staunenswerth. Männer, die ihr Leben auf den Schlachtfeldern preisgeben, oder die den Atlas der Staatsgeschäfte auf ihren Schultern tragen, mögen immerhin auf glänzendere Siegeskronen und prunkendere Belohnungen Anspruch haben; allein schwerlich wird uns die Geschichte einen Mann aufweisen, welcher der Menschheit größere substantielle Dienste geleistet hat, als der bescheidene Schöpfer der Postreform.

Der Bauernpoet John Clare.

Eine neuere Nummer des englischen Bookseller brachte die Nachricht von dem Tode des Bauernpoeten von Northamptonshire, den die Engländer anzuführen pflegen, wenn man ihnen vorwirft, daß sie eine Nation von Shopkeepers sind und Sinn und Verständniß für ungesuchte, natürliche Poesie verloren haben. Wenn einmal Parallelen gezogen werden müssen, so wäre Clare etwa mit dem niedersächsischen Bauernpoeten Heinrich Janßen zu vergleichen, der zu Gottsched's Zeiten lebte und noch gegenwärtig in seinem engeren Heimatlande ziemlich beliebt ist. Doch übertrifft ihn Clare an Schwung der Verse und Tiefe des Gedankens. Sein Genie ist unmittelbarer, mit idealerem Zuge und hat wohl deshalb auch sein Leben so romantisch unglücklich gestaltet; der niedersächsische Poet hat einen praktischen, auf das Nächste und das reale Leben gerichteten Blick, der ihn gewiß vor manchen Prüfungen bewahrt, seinen Geist gesund erhielt und ihm wenigstens die herbsten Erfahrungen erspart, deren gerade jene Dichter am meisten ausgesetzt sind, deren Lebensstellung sich in keiner Weise mit ihrem poetischen Genius vereinbaren läßt.

John Clare wurde am 13. Juni 1793 zu Helpstone, einem kleinen Dorfe bei Peterborough, Northamptonshire, geboren. Seine Eltern waren Taglöhner, arme Handarbeiter, beide im Orte geboren, hatten sich immer im Zustande äußerster Dürftigkeit befunden und soviel ihnen bekannt, hatte Keiner ihrer Vorfahren sich jemals in besseren Verhältnissen bewegt. Immer größer wurde die Bedrängniß und Hilfsbedürftigkeit seines Vaters, namentlich als er, von einem rheumatischen Fieber niedergeworfen, nicht mehr arbeiten und kaum noch sich bewegen konnte. Er wurde nun zu einem wirklichen Armen und erhielt von der Gemeinde wöchentlich 5 Shilling zur Unterstützung. Das Elend einer solchen Heimat läßt sich eher ausmalen als beschreiben und gewiß konnte nur ein Wunder in solcher Umgebung einen der zartesten und erfindungsreichsten Natur-Poeten erziehen, von allen denen, welche England je hervorgebracht hat. — Sobald John Clare auf seinen Füßen stehen konnte, wurde er zur Feldarbeit herangezogen und, kaum noch hinlänglich erstarkt, mußte er hinter dem Pfluge gehen. Er war nur ein armseliges, gebrechliches, schwächliches Kind, an Geist stark, aber körperlich so kraftlos, daß er oft unter der harten Aufgabe zusammenbrach. Dennoch blieb er standhaft und verrichtete nicht allein sein gewöhnliches, sondern auch noch manches Extra-Tagwerk, um sich so viel zu ersparen, daß er die Kosten seiner Ausbildung bestreiten konnte. Mit achtwöchentlicher Extra-Arbeit verdiente er gewöhnlich so viel, daß er einen Monat lang die Kosten des Schulbesuchs erübrigte. In drei Jahren kam er so weit, daß er die Bibel lesen konnte. Dann arbeitete er noch härter, als je zuvor, um einige Bücher zu kaufen, mit deren Erwerbung sein Wissensdurst nur wuchs und zur Leidenschaft wurde. In seinem dreizehnten Jahre sah er zuerst flüchtig und verstohlen Thomson's „Jahreszeiten". Das war ein Buch, recht nach seinem eigenen Herzen und das mit zauberischer Raschheit das latente Feuer der Poesie in ihm zum Leben wachrief. Es zu besitzen, arbeitete er wie ein Sklave und, nachdem er sich die nothwendigen 12 Pence erobert hatte, trabte er mitten in der Nacht nach Stamford, es zu kaufen. In der Stadt angekommen fand er alle Läden noch verschlossen, aber geduldig wartete er vor der geschlossenen Thür einer Buchhandlung, wie ein Liebhaber auf die ersehnte Geliebte. Wie mag der Stamforder Buchhändler gestaunt haben, als er an jenem Morgen seinen Laden öffnete und den kleinen, halb zerlumpten, ganz beschmutzten Bauernburschen sah, der auf ihn zustürzte und Thomson's Jahreszeiten verlangte. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen eben angebrochen, als John Clare in sein Dorf zurückkehrte; die Vögel sangen, Thautropfen glänzten in den grünen Hecken zu beiden Seiten des Weges, und geheimnißvoll rauschten die hohen Bäume von Burghley Park. Auch seines Herzens Lenz brach an; noch im Gehen hatte er natürlich Thomson's Verse gierigen Auges verschlungen, zu Hause angekommen, schrieb er sein erstes ausgesprochenes Gedicht (sein ganzes Leben war ein unausgesprochenes) den „Morgenspaziergang."

Einmal erwacht, nahm sein poetischer Genius den kühnen Aufflug in höhere Regionen. Obwohl er in dem nächsten Jahre

nicht viel schrieb, war doch jedenfalls seine ganze Seele wie eine galvanische Batterie mit Elektricität poetisch geladen und es bedurfte eines leisen Anstoßes um sie in vollen Strömen sich ergießen zu lassen. Dieser Anstoß wurde in der gewöhnlichen Weise gegeben durch jene Naturgewalt, welche als „allmächtige Liebe" im Leben der meisten Menschen den entscheidendsten Einfluß ausübt. Bekanntlich braucht der Engländer häufig den prächtigen Ausdruck „to fall in love" und wirklich „fiel" unser John Clare über Hals und Kopf hinein.

Seine Erkorene war die Tochter eines kleinen Pächters, Namens Martha Turne, die er mit dem englischen Diminuativ für Martha als die „süße Patty", die „Patty des Thales" besang.

Die Zauberin Liebe macht den schüchternen Jüngling muthig und, zum ersten Mal in seinem Leben, kam ihm der Gedanke, sich durch Veröffentlichung seiner poetischen Ergießungen in der Welt empor zu schwingen. Er arbeitete zu jener Zeit an einem Kalkofen, wo er wöchentlich 9 Shillinge verdiente. An der Kalkgrube sitzend entwarf er, wenn die Zeit es ihm erlaubte, eine „Adresse an das Publikum", in welcher er zu Subscriptionen auf eine „Sammlung von selbstgemachten kleineren Spielereien (trifles) über verschiedene Gegenstände, religiös, moralisch und in Versen" aufforderte. Diesem Prospectus, welchen er in Market Deeging drucken ließ, fügte er eine Probe seiner Poesie bei und wandte seine ganzen Ersparnisse daran, 300 Exemplare vertheilen zu lassen. Aber o weh! die 300 Prospectus brachten ihm nur 7 Subscribenten ein; nur sieben Personen waren bereit und willig, 3s 6d für einen Band origineller Poesien von einem Taglöhner zu bezahlen! Man kann sich denken, wie sehr John Clare entmuthigt war, aber dieses vollständige Mißlingen brachte ihm dennoch einen Erfolg.

Einer jener Prospectus war zufällig mit dem angefügten Gedichte in die Hände des jetzt verstorbenen Edward Drury, Buchhändlers in Stamford, gekommen und dieser erblickte in den Versen das Zeugniß eines regsamen, poetischen Geistes. Er setzte sich mit dem jungen Schriftsteller in Verbindung und, nachdem er dessen wahren Werth erkannt, schrieb er an Taylor und Hessey in Fleet-Street in London, die sich auch einverstanden erklärten, unter günstigen Bedingungen den Verlag zu übernehmen. Die Freude des armen John Clare bei dieser plötzlichen Wendung in seinen Glücksumständen läßt sich leicht begreifen. Er hat es nie vergessen, daß er einem Buchhändler seine Erhebung aus dem Dunkel und äußerster Bedrängniß verdankt; bei andern Autoren läßt häufig Selbstüberschätzung das Bewußtsein nicht aufkommen.

Der erste Band von Clare's Dichtungen wurde am 16. Januar 1820 veröffentlicht und führte den Titel: „Ländliches Leben und Landschaftsbilder in Gedichten von John Clare, einem Northamptonshirer Bauern". Er wurde im London Magazine und andern Zeitschriften erwähnt und, eine seltene Ehre in jenen Tagen, in höchst belobigenden Ausdrücken in der Quarterly Review ausführlich besprochen. Das große kritische Organ geruhte zu äußern, daß „Buchhändler, in London sowohl, als in der Provinz meist mit außerordentlichem Scharfsinn begabt zu sein pflegen" und daß wieder einmal ein bücherverkaufender „Krämer" ein wahres Genie entdeckt habe. Clare's Gedichte wurden hervorgehoben, als in Wahrheit „mit unbezweifelbarer Evidenz sich als inspirirt von eigenen Impulsen in des Dichters Gemüth, wie von äußeren Einflüssen bestimmt erweisend. Acht Seiten höchst vortheilhafter Besprechung schlossen mit dem Wunsche, mit dem Befehle, wenn man so sagen darf, da die große Quarterly ihn aussprach: daß „Clare's Lebensstellung verbessert werden möchte." Die erste und natürliche Folge dieser öffentlichen Kenntnißnahme von dem Dasein des bisher unbekannten Northamptonshirer Bauern war, daß sein erster Band Gedichte rasch mehrere Auflagen erlebte und seine Verleger ihn aufforderten, mehr zu schreiben. So weit war Alles ganz gut, schlimm aber war es, daß durch seinen rasch erworbenen Ruhm John Clare für seine unmittelbare Nachbarschaft ein Tagelöhner wurde. Edelleute luden ihn zu Tische ein und traktirten ihn mit Champagner, hoch fashionable Damen baten ihn zum Thee und führten ihn in's Theater und eine ganze Heerde von neugierigen Reisenden folgte seinen Schritten, rief ihn ab von seinen Garten-Beschäftigungen, zog ihn in's Wirthshaus, um sentimentalen Unsinn zu schwatzen und natürlich „ein Glas zu trinken". Vielleicht war in den meisten Fällen die Aufmerksamkeit, welche man jetzt dem armen Clare zollte, der Ausfluß wohlgemeinter Herzensgüte, wenn auch nicht von höhern Rücksichten geleitet. Aber im höchsten Grade unglücklich waren die Folgen, denn nach wenigen Jahren kurzen Glücks mit Patty, seiner „Rosenknospe in bescheidenem Stande" und mit einer wachsenden Familie wurde der geniale Bauernpoet hoffnungslos — wahnsinnig. Als unheilbar erlag er nach langem Leiden am 20. Mai 1864 in der Provinzial-Irren-Anstalt in Northamptonshire.

Außer dem genannten „Landleben" gab Clare noch den „Ländlichen Minstral" 1821, den „Kalender eines Schäfers mit Dorfgeschichten und anderen Gedichten", 1827, und endlich 1835 die „Ländliche Muse" heraus. Letzteres, eine Sammlung von 86 Gedichten, ist ganz sicher das beste von Clare's Werken. Man sieht daraus, daß sein Geist allmählich noch sich bildete und reifte und daß er nach und nach Sprache, Form, wie auch die poetischen Gedanken mit größerer Meisterschaft behandelte. Dieser Band enthält Stücke die dem Besten, was jemals in englischen Versen geschrieben wurde, nach dem Urtheile genauer und gründlicher Kenner in England selbst, gleichkommen. Die prächtigsten Naturschilderungen sind mit so zarter und so meisterhafter Hand gezeichnet, daß man nicht selten an Robert Burns erinnert wird, obgleich sonst nur wenige Vergleichungspunkte zwischen beiden Poeten existiren, die doch beide recht eigentlich Naturkinder und Naturdichter waren.

Nicht lange nach Veröffentlichung dieses reizendes Buches, welches, wenn er weiter nichts geschrieben hätte, ihm allein einen ehrenvollen Rang unter den zeitgenössischen Dichtern sichern würde, begann sein Gemüth sich zu verdüstern, bis es endlich mit jenem undurchdringlichen Schleier sich umhüllte, welchen der Tod allein aufhob. Es giebt viel Unerklärtes und viel im höchsten Maße Anregendes in diesen letzten Tagen des unseligen Dichterlebens. Noch hat die Welt wenig davon erfahren, aber sollte es einmal an das Tageslicht gezogen werden, so dürfte sich der Gang eines Lebensdrama's enthüllen von so hohem Interesse, wie irgend eines, das jemals unter der Sonne ausgespielt worden ist. Carlyle klagt, daß Burns nicht mehr von irdischem Besitz sein eigen nannte, als seinen Genius und „armselige sieben Acker bestellbares Land". Aber John Clare war nicht minder, um mit Carlyle zu reden: „ein Riese der Ursprünglichkeit, einer jener Menschen, welche niederreichen bis zu den ewigen Tiefen und mit den Heroen unseres Geschlechts ihren Rang einnehmen."

Außer den genannten Werken hat Clare noch eine große Anzahl von ungedruckten Gedichten hinterlassen, deren einige der Bookseller, als gleich dem besten was er je geschrieben, bezeichnet. Eine neue und vollständige Ausgabe zum Besten der Hinter-

lassenen des Dichters (noch lebt seine Wittwe, die einstige „Patty des Thales“ in ziemlich bedrängten Umständen) ist in Vorbereitung und sollen derselben auch diese neuen Beiträge einverleibt werden. Deutsche Uebersetzungen des englischen Bauernpoeten sind uns nicht bekannt geworden, obwohl die Schwierigkeiten der Wiedergabe nicht unüberwindlich sind. Sei er dem Uebersetzungstalent poetisch produktiver Kräfte unter unsern Lesern bestens empfohlen. E. S.

Nord-Amerika.

Die Metall-Production Kaliforniens.*)

Es wird den Lesern noch erinnerlich sein, welche glänzende Darstellung des Gewinnes, der in den nächsten Jahren von den Gold-, Silber-, Kupfer- und anderen Bergwerken Kaliforniens und der benachbarten Landschaften zu erwarten sei, der Vertreter der Vereinigten Staaten auf dem Statistischen Kongreß in Berlin, im Oktober 1863, gegeben hat. Diese Darstellung war zum Theil auf einem amtlichen Berichte gegründet, den der Commissioner of General Land Office an den Secretary of the Interior in Washington unter dem 29. December 1862 abgestattet hatte. „Es ist aber,“ wie Herr von Richthofen in der vorliegenden Schrift sagt, „wohl selten ein offizieller Bericht verfaßt worden, der so von Ueberschätzungen und falschen Ansichten strotzt und von so gänzlicher Unkenntniß der Sache zeugt, die er behandelt.“

Bei den vielen Speculationen, die noch immer in allen Ländern auf die Goldgruben Kaliforniens gemacht werden und die sich nach der bald zu erwartenden Rückkehr des Friedens in Amerika leicht noch vermehren möchten, ist es ebenso für die Handels- wie für die gelehrte Welt von großem Interesse, aus so sachkundiger und bewährter Feder, wie die des Herrn v. Richthofen, einen Bericht über die gegenwärtige Metall-Production der „Kalifornischen Staaten“ — worunter der Verf. den Complex derjenigen Länder versteht, deren Import und Export auf San Francisco angewiesen ist — und ihre Aussichten für die Zukunft zu erhalten. Die Unkenntniß der dortigen Verhältnisse ist noch immer sehr groß. Der erstaunliche Reichthum der Goldfelder während der ersten Jahre ihrer Ausbeutung und der große Ertrag, den die erste Silbermine (Comstock-Gang in Washoe) und die erste Kupfermine (Union-Grube bei Copperopolis) geliefert hatten, haben zu Erwartungen und Berechnungen verleitet, die in den meisten Fällen getäuscht worden sind. Das Wüsten-Plateau zwischen der Sierra Nevada und den Rocky Mountains, das der hauptsächlichste Schauplatz der Erzlagerstätten ist, umfaßt ein dreimal so großes Areal als Deutschland, und nach Verhältniß dieses Areals hatten die Yankees bereits den einstigen Jahres-Ertrag der Minen berechnet! Jeder Quarzgang dort galt bis vor Kurzem als ein Gewölbe, welches den Schatz mit Sicherheit birgt. Eine Unzahl von Gesellschaften — über 30,000 — bildeten sich, um die Erzlagerstätten auszubeuten, aber die Zahl der wirklich werthvollen Bergwerke, die man gefunden, ist nur klein geblieben.

Nach der Uebersicht, die der Verfasser zunächst von den Resultaten der Goldproduction in den kalifornischen Staaten giebt, wobei er zugleich einen Blick auf die amerikanischen Berggesetze wirft und eine Beschreibung der verschiedenen Arten der chemischen Gewinnung des Goldes, sowie der Goldwäschereien, mittheilt, ist der Ertrag der Goldminen in Kalifornien selbst von 65 Millionen Doll. im Jahre 1853 auf 25 Millionen im Jahre 1863 gesunken. In den benachbarten Gebieten hat die Production im letztgedachten Jahre etwa 8 Mill. Doll. betragen. Es ergiebt sich daraus ferner, daß die Production in Kalifornien in den nächsten Jahren noch weiter herabsinken wird, wenngleich in geringerem Verhältnisse als bisher, und daß sie dann wahrscheinlich mit einer Jahressumme von ungefähr zwanzig Millionen längere Zeit stationär bleiben werde. Dagegen meint der Verfasser, daß die wachsende Production der benachbarten Gebiete die Gesammtsumme des Gold-Exportes von San Francisco schon im Jahre 1864 beträchtlich erhöhen dürfte. Unter den bekannten Lagerstätten tragen zunächst die in Idaho und Nevada dazu bei, von wo aus die Goldsucher immer weiter in die Wüsten-Gegenden vordringen, und zwar nicht ohne berechtigte Hoffnung auf günstige Erfolge.

Ueber die Productionsfähigkeit der einzelnen Minen-Distrikte, namentlich auch was die Verbreitung der Silber-Erze betrifft, sowie über die Gewinnung von Quecksilber, Kupfer, andere Metalle und nutzbare Mineralien giebt der Verfasser ebenfalls die schätzbarsten, eingehenden Nachrichten. Ebenso ertheilt er europäischen Kapitalisten, die in dortigen Gegenden Etablissements gründen wollen, praktische Fingerzeige hinsichtlich der Anlage von Kapital bei der Ausbeutung der Erz-Lagerstätten in den kalifornischen Staaten.

Wir schließen unsere Anzeige dieser überaus lehrreichen Monographie mit nachstehender, ihr entlehnter Bemerkung über die chinesische Bevölkerung in Kalifornien:

„Die Abnahme des Goldertrages aus den Goldwäschen wäre in den letzten Jahren weit bedeutender gewesen und würde auch für die Zukunft größer anzuschlagen sein, wenn ihr nicht ein Element entgegen wirkte: dies ist die Zunahme der chinesischen Bevölkerung. Der Weiße ist mit einem täglichen Verdienste von vier Dollars kaum zufrieden; der Chinese begnügt sich mit Einem Dollar und weniger. Sein höchstes Streben ist, eine kleine Summe, mit der er nach Canton oder Shangai zurückzukehren denkt. Die Chinesen sind überdies ausdauernd, arbeiten gesellig und unterstützen sich gegenseitig. Daher konnten sie mit Erfolg den von Anderen schon einmal ausgebeuteten Goldsand zu wiederholten Malen durch ihre einfachen Waschvorrichtungen gehen lassen, und in den ärmeren Sedimenten ist ihnen für längere Zeit noch ein Feld für hinreichenden Erwerb gegeben. Der Goldertrag dieser Felder wird gleichmäßig mit der Zunahme der chinesischen Bevölkerung steigen. Allein diese Zunahme kann die Verminderung des Ertrages der von der weißen Bevölkerung betriebenen Goldwäschen nicht ausgleichen.

„Es ist sehr zu beklagen, daß man in Kalifornien den Werth der chinesischen Bevölkerung noch gar nicht zu schätzen weiß. Trotz der sonst ausgesprochenen bürgerlichen Gleichheit, die hier überhaupt zu einem Phantom geworden, ist der Chinese der Paria der Bevölkerung. Man beeinträchtigt ihn, wo es nur möglich ist; man läßt ihn zu keinem Gewerbe zu, räumt ihm keine bürgerlichen Rechte ein, erlaubt ihm keinen Grundbesitz. Der Amerikaner mißhandelt und schlägt den Chinesen unbestraft auf den Straßen von San Francisco, beraubt ihn im Lande, mordet ihn, ohne daß man davon Kenntniß nimmt. Als Arbeiter darf man ihn nicht beschäftigen, da sich der Pöbel

*) Die Metall-Production Kaliforniens und der angränzenden Länder. Von Ferdinand Baron Richthofen. (Ergänzungsheft Nr. 14 zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen.“) Gotha, Justus Perthes, 1864.

dagegen auflehnen würde, der in dem genügsamen Chinesen seinen gefährlichsten Rivalen sieht.

„Für Kultivirung des Landes, Bewässerung dürrer Strecken, Gartenbau, Weinbau, gewisse Beschäftigungen beim Bergbau und in Hüttenwerken, sowie für manche Gewerbe, könnten die Chinesen in einem neuen Lande wie Kalifornien ein Element von ebenso hohem Werthe sein, als sie es durch weise Einrichtungen in englischen Kolonieen geworden sind. Statt dessen leben sie für sich abgeschlossen, sind den Weißen feindlich gesinnt und von diesen nur eben geduldet. In vielen Minen-Distrikten läßt man sie gar nicht zu, nicht einmal zu den Goldwäschen. Wirklichen Minenbesitz dürfen sie nicht haben, sie können daher größere Unternehmungen nicht ausführen. So wird das einzige Element, welches im Stande sein könnte die Production der Goldfelder Kaliforniens stabil zu erhalten, gewaltsam unterdrückt."

Wir sehen hier also gegen die mongolische Race ganz dieselbe unmenschliche und unfreie Gesinnung angewandt, die anderwärts in den Vereinigten Staaten gegen die Indianer und gegen die Neger-Race angewandt wird. Auch der Krieg gegen die Südstaaten, so viele Humanitäts-Phrasen auch der Norden dabei verbraucht hat, wird wohl in dieser Beziehung nichts geändert haben. J. L.

Afrika.

Französische Schulen auf Madagaskar.*)

Der apostolische Präfect von Madagaskar, Pater Jouen vom Orden der Jesuiten, berichtet an den französischen Minister des Auswärtigen Folgendes:

Tamatave auf der Ostküste und Tananarive im Centrum der Insel sind die beiden einzigen Punkte wo es von Franzosen geleitete Schulen giebt. In dem ersteren Orte, einem wichtigen Hafenplatze, der in täglicher Verbindung mit den Inseln Bourbon und Mauritius steht, giebt es eine Knaben- und eine Mädchenschule. Die Knabenschule zählt nicht über vierzig Schüler und wird von den Jesuiten geleitet; zur Leitung der andern, welche von ungefähr fünfzig Mädchen besucht wird, hat der Pater Jouen die „Schwestern von St. Joseph zu Cluny" berufen; viele dieser 90 Kinder stammen von Weißen ab, d. h. sind gemischten Blutes. Die Einwohnerzahl von Tamatave beträgt 10 bis 12000, die Zahl der Schüler ist daher verhältnißmäßig sehr gering, die Gründe davon sind: 1) die Beamten vom Stamme der Hova, welche Tamatave bewohnen, lassen der Küstenfieber wegen ihre Familien in Tananarive. 2) Ein großer Theil der schwarzen Bevölkerung von Tamatave besteht aus Sklaven und erhält daher keinen Unterricht; die eingebornen Herren derselben sagen: der Sklave zählt für keinen Menschen; die schwarzen Kinder, von denen die Straßen wimmeln, verkümmern in Unwissenheit. 3) Radama II. hatte allerdings während seiner kurzen Regierung viel für die sittliche Verbesserung gethan und Freiheit des Unterrichts überall und für Alle gegeben. Aber die rohe despotische Regierung der Königin Ranavalona hatte zu lange auf der Masse gedrückt, als daß sich ein geistiges Leben hätte rasch entwickeln können; Furcht und Aberglauben breiten noch immer ihre Schatten aus, man wagt nicht sich zu sehr mit den Weißen einzulassen und sich ihre Kenntnisse anzueignen.

Tanarive, die Hauptstadt der Insel hat jetzt vier Mädchen- und zwei Knabenschulen unter derselben Leitung wie die genannten. Von den Knabenschulen befindet sich die eine im südlichen Stadtviertel, Ambohimitsimbina genannt, und zählt 35 Schüler, die andere ist im Centrum der Stadt, Ambodinandohalo genannt, und hat 65 Schüler; außerdem wurden unter Radama 96 junge Leute nach der Insel Reunion geschickt, um den Unterricht in den dortigen Anstalten für die Malgaffen zu genießen. Die Unterrichtsgegenstände sind nicht nur die gewöhnlichen (Lesen, Schreiben u. s. w.), sondern auch Künste und Gewerbe und besonders Vokal- und Instrumentalmusik, für welche der Stamm der Hova eine wahre Leidenschaft besitzt.

Von den 400 Mädchen, die zu den Schwestern in die Schule gehen, kommen eine Menge nur, um die Gebete und die für ihren Stand nöthigen Kenntnisse zu erlernen, besonders die Sklavinnen, welche die Königin selbst täglich hinschickt, um Stickerei und Nadelarbeit zu lernen; außerdem bemühen sich die Schwestern, diese Mädchen an Reinlichkeit und Haushaltung zu gewöhnen.

Die Mission zu Madagaskar hat zu ihrer Existenz nur wenig über 3000 Francs, die sie von der Gesellschaft der Glaubenspropaganda erhält; zu den Ausgaben für Gebäude und Möbel kommt der Unterhalt von mehr als 25 Missionären und einer Menge Schüler, die man kleiden und nähren muß. Die Transportkosten für die Gegenstände, die man fortwährend von der Insel Reunion kommen läßt, sind ungeheuer, zumal der Menschenrücken ziemlich das einzige Vehikel ist; im vorigen Jahre beliefen sich diese Kosten für den Transport von Tanatave nach Tananarive auf 13,000 Francs.

*) Aus dem Bülletin des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts mitgetheilt von Hermann Semmig.

Kleine literarische Revue.

— **Walther von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer.***) Mit diesem Buche eröffnet der bekannte Wiener Gelehrte eine Sammlung von deutschen Klassikern des Mittelalters, die, für das gebildete Publikum bestimmt, von ihm unter der Mitwirkung bewährter Männer der Wissenschaft veranstaltet wird, dergestalt, daß die Werke Hartmanns von der Aue, Wolframs von Eschenbach, die Nibelungen, Gudrun 2c. mit gemeinfaßlichen Wort- und Sacherklärungen versehen, auch dem des Altdeutschen Unkundigen dadurch zugänglich werden sollen.

Die Erforschung der Werke unserer vaterländischen Vorzeit nahm im Anfang dieses Jahrhunderts einen unerwarteten Aufschwung, gleichzeitig mit der großen nationalen Bewegung, welche die schlummernden Tugenden unseres Volkes wach rief — gleichzeitig und nicht ohne Zusammenhang mit derselben; es war kein Zufall, daß Friedrich von der Hagen in der traurigsten Zeit des Vaterlandes vor Zuhörern aller Alter und Stände die Nibelungen erklärte; an den gewaltigen Gestalten des Epos richtete er die schwankenden Gemüther auf, ließ er die Knaben zu Männern erstarken.

So sind die Resultate der germanistischen Studien, schon der Entstehung dieser nach, gewissermaßen an die ganze deutsche

*) Leipzig, Brockhaus. 1864.

Nation gewiesen, so sehr auch die Wege der mühsamen Forschung selbst dem engen Kreise Zünftiger vorbehalten bleiben. Aber so viel Fleiß und Scharfsinn auch der jungen, fast noch nach Decennien zählenden Wissenschaft sich zugewandt haben, auf den großen Kreis der Gebildeten hat man wenig Rücksicht genommen. Es scheint eine allzugroße Entsagung zu kosten, die Hand zu leichterem Verständniß unserer ersten klassischen Periode auch den nicht Gelehrten zu reichen, die Ergebnisse saurer Arbeit in reinen, geläuterten Texten einfach darzulegen, ohne die Mühe sorgsamer Forschung in kritischen Anmerkungen Seite für Seite bezeugen zu können: und doch sollte jede Wissenschaft ihr Endziel darin suchen, ihre Resultate in faßlicher Darstellung auch an Laien hinzugeben, die ein Interesse für sie zeigen.

Und daß dieses für die literarischen Schöpfungen des deutschen Mittelalters vorhanden ist, zeigen die rasch vergriffenen Uebersetzungen der Dichter jener Zeit. Simrock's Name hat einen guten Klang auch außerhalb der gelehrten Welt eben wegen dieser seiner Leistungen; aber trotzdem bleibt ein Mangel: es ist die Sprache unserer Tage, es sind unsere Laute, in die sich die Gedanken vergangener Zeiten nur mit Mühe fügen; der zarte Hauch ist von den Liedern hinweggenommen, die ja auch mit dem vollen Wohlklang ihrer Laute an unser Ohr schlagen müssen, wenn wir sie recht verstehen wollen.

Solche und ähnliche Motive haben die Pfeiffer'sche Sammlung veranlaßt; jeder Unkundige soll sich mit Leichtigkeit auch in den Originalen zurecht finden können; in diesem Sinne heißen wir den Walther von der Vogelweide, mit dem die Sammlung beginnt, abgesehen von aller wissenschaftlichen Kritik, von Herzen willkommen.

Den Gedichten geht bei Pfeiffer eine lebendige Darstellung von Walther's viel bewegtem Wanderleben voran. Daß er im Eisadthal in Tyrol geboren, nicht wie man sonst meinte, im Thurgau oder in Schwaben, ist eine neue, mindestens in ansprechender Weise dargelegte Vermuthung. Auf die Einleitung folgt eine Abhandlung über mittelhochdeutsche Aussprache und Verskunst, die Manchem zu weit gehen dürfte, im Uebrigen selbst für den Anfang eingehender Studien empfohlen werden kann. Die Gedichte selbst sind neu geordnet und in drei Gruppen, Lieder, Leich und Sprüche vertheilt; jeder Gruppe geht eine kurze Einleitung, jedem Gedicht eine Ueberschrift nebst kurzer Inhaltsangabe voraus; endlich sind die Anfänge der einzelnen Gedichte gegen Ende des Buches alphabetisch zusammengestellt.

Die meist umschreibende Erklärung unter dem Text erstreckt sich auf jede ungewöhnliche Wortform, sowie auf den Gedankenzusammenhang, insofern er schwierig ist; wo man etwas vermißt, weist das ausführliche Wortregister am Schluß die Stelle nach, an der die Erklärung zu finden ist.

— **Das Problem der Sprache.***) Das vorliegende Buch enthält einen methodisch geordneten Ueberblick sämmtlicher Fragen, die bei der in neuerer Zeit so bedeutend gewachsenen und umgestalteten Sprachwissenschaft in Betracht kommen. Das erste Kapitel behandelt den Satz, daß die Sprache für unser Erkennen ein ganz ähnliches Problem wie der Mensch selbst sei — eine einheitliche Verbindung von Leib und Seele, von sinnlichem Laut und geistigem Gedanken. Als Drittes wird die Kunst in den Vergleich hineingezogen. Dann wird die Geschichte behandelt, welche dieses Problem der Sprache gehabt hat, von den griechischen Gelehrten an, die sich hierüber in zwei Sekten — in die Physiker und Thetiker — spalteten bis jetzt.

*) Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte von Conrad Hermann, Dr. ph., außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig. Dresden, R. Kuntze, 1865. (115 S.)

Schon Pythagoras erklärte den, „der den Dingen ihre Namen gegeben", für den Weisesten nach der Zahl (der Gesetzmäßigkeit in der Welt), welche das Weiseste von Allem sei. Dieser Namengeber aber ist ihm offenbar kein Mensch, sondern die Gottheit selbst. Der erste und vorzüglichste Physiker war Heraklit von Ephesus, welcher das Wort als den wirklichen Abdruck oder das getreue Bild der von ihm bezeichneten Sache erklärt; die Worte waren ihm etwas an den Dingen selbst Haftendes; sie galten als tönende Bilder. Im Gegensatze zu Heraklit wird durch Demokrit das Prinzip der Theses, d. h. der willkürlichen, konventionellen Namengebung zur Geltung gebracht. Dies hing mit seiner atomistischen Philosophie zusammen, welche den Zufall zur Hervorbringerin aller Dinge machte. In den weiteren Kapiteln werden die Ansichten der Sophisten, des Plato und Aristoteles, abgehandelt.

Nachdem die Frage nach dem göttlichen und dem menschlichen Ursprunge der Sprache im Allgemeinen erörtert ist und die allgemeinen Verhältnisse der Sprachwissenschaft in der neueren Zeit besprochen worden, wird von derselben als Naturwissenschaft gehandelt, und werden die beiden Standpunkte der Philologie und Glossologie dargelegt. Die weiteren Kapitel sind überschrieben: Monboddo und Adelung, die Sprache als ἔργον und ἐνέργεια, Herder, W. v. Humboldt und Jakob Grimm, die Sprache nach Ursprung, Inhalt und Form, das klassische und das romantische Prinzip in der Sprachwissenschaft, die philosophische und die historische Erkenntniß der Sprache, die Logik und die Grammatik, das allgemeine Prinzip der Verwandtschaft der Sprachen, die Entstehung der Sprache im Menschen, die Aufgabe und das Prinzip der Sprachschöpfung, die Sprache und die Begriffschrift, die ältesten Wurzeln der Sprache u. s. w. Kurz, es ist wohl keine Frage, welche dieses Thema anregt, unberücksichtigt geblieben, wenn auch vielleicht die Lösung Manches zu wünschen übrig läßt. Den Ergebnissen der neueren Sprachforschung fehlt immer noch der tiefe philosophische Kopf, der über diesen Stoff Herr wird. Die stilistische Darstellung ist klar und durchsichtig und liest sich angenehm. Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser (S. 105) die Geschlechts-Unterscheidung an den Substantiven, wie wir sie in den arischen Sprachen finden, für etwas sprachlich allgemein Gültiges und Nothwendiges zu halten scheint. Das ist nicht der Fall; es giebt eine große Anzahl von Sprachen, welche die Bezeichnung des Geschlechtes ganz unberücksichtigt lassen.

— **Hertzberg's Feldzüge Alexander's des Großen.** Im „Magazin" 1864, Nr. 11 haben wir von dem ersten Theile des Werkes: „Die Asiatischen Feldzüge Alexander's des Großen von Dr. phil. G. F. Hertzberg". berichtet. Es liegt uns der zweite und letzte Theil*) vor, der Alexander's iranische und turanische Feldzüge, den indischen Krieg, Alexander's Rückkehr nach Babylon und Alexander's Ausgang enthält. Wir können an diesem Theile den gleichen Fleiß in der Benutzung der Quellen und die nämliche Wahrheit und Einfachheit der Darstellung rühmen, wie an dem ersten. Das Ganze ist nicht blos der reiferen Jugend als eine nützliche Lektüre zu empfehlen, sondern gewiß wird auch jeder Gebildete, der in historischen Werken mehr die Wahrheit, als die Unterhaltung sucht, das Werkchen nicht ohne Interesse lesen. Der Verfasser hat mit Recht den halb romantischen Stoff in die schmuckloseste Form gekleidet; denn das Große und Wunderbare bedarf des Schmuckes um so weniger, je mächtiger es

*) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1864.

Digitized by Google

durch sich selbst zu wirken vermag. Eine schöne Zugabe des Buches ist die Karte zur Uebersicht der Züge Alexander's von H. Kiepert.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben neulich (Nr. 6 des „Magazins") gemeldet, daß in diesem Winter fast in allen Städten Frankreichs öffentliche Vorlesungen über die verschiedenartigsten Gegenstände gehalten werden. Mit Bezug hierauf äußert sich ein Pariser Korrespondent der „Neuen freien Presse" folgendermaßen:

„Die Regierung hat vor Kurzem stolz verkündigt, daß sie in ganz Frankreich 469 Vorlesungen genehmigt und über 100,000 Franzosen die Gelegenheit gegönnt habe, sich Belehrung in denselben zu holen, beziehungsweise bedauerliche Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. 100,000 Angehörige der großen Nation dürfen jetzt also mit ministerieller Erlaubniß in Paris und anderen Hauptorten des Landes schwelgen in Genüssen, welchen man sich, oft ohne sich der ganzen Tragweite dieser Berechtigung bewußt zu sein, seit fast unvordenklichen Zeiten in jedem kleinen Städtchen Deutschlands den Winter über hingiebt. Leider hat aber der Minister des Unterrichts in Frankreich es vorgezogen, statt die — ohne Zweifel für zu barbarisch und zügellos gehaltenen deutschen Einrichtungen nachzuahmen, auf das klassische Alterthum zurückzugreifen und in einem Rundschreiben den Rektoren sämmtlicher Akademien des Landes einzuschärfen, „daß einst zu Athen in seinen schönsten Tagen das Recht, in der Volksversammlung zu sprechen, eine Art öffentlichen Amtes war, das nur den Männern von reifem Alter vorbehalten und nur nach vorausgegangener Prüfung zugestanden wurde." Wenn sich der Unterrichtsminister in Beziehung auf die Maturitäts-Zeugnisse, wie man sieht, mit anerkennenswerther Ergebung unter das Ansehen des Perikles beugte, so hat er sich in anderen Richtungen um so entschiedener seine Selbständigkeit gewahrt. Mir ist wenigstens „aus den schönsten Tagen Athens" keine Gesetzesbestimmung bekannt, welche mit der Anschauung des französischen Ministers übereinstimmte, „daß es im höchsten Maße wichtig sei, den öffentlichen Vorträgen ihren ausschließlich wissenschaftlichen und literarischen Charakter zu wahren, welchen ihnen entschieden politische Namen, selbst gegen den Willen der ehrbaren Redner, unabhängig vom behandelten Gegenstande, rauben könnten". Nicht weniger von der Blässe des modernen Gedankens angekränkelt erscheint eine andere Erwägung des Ministers Duruy, „daß es unmöglich sei, heute gewisse Männer sprechen zu lassen, in Anbetracht der großen religiösen Aufregung der Geister, und daß es, je berühmtere Namen die Männer haben, um so nothwendiger sei, ihnen das Wort zu entziehen". Da aber der französische Unterrichts-Minister, wie bekanntlich auch seine Amtsgenossen im Ministerium, den Anspruch erhebt, für einen freisinnigen Mann zu gelten, so hat er bis zuletzt in allen Fällen zuerst die unbedingte Erlaubniß zu freien Vorträgen ertheilt, dieselbe dann, ohne Zweifel nach langem inneren Kampfe wieder zurückgezogen, wenn ihm die Gegenstände, wie „der Einfluß der Moral in den Werken des Geschmacks" oder „die staatswirthschaftlichen Lehren von Adam Smith" eine große Gefahr für das französische Staatsleben in sich zu bergen schienen; es kam auch vor, daß er die entzogene Erlaubniß auf's Neue ertheilte, um sie dann zum zweiten Male zurückzuziehen. In der letzten Zeit ist man von dem Schaukelsystem zu dem System des einfachen Verbotes übergegangen. So geschehen im Lande der Civilisation."

Der Buchhändler Florentin Barbera in Florenz gibt in einem durch die Naziona veröffentlichten Briefe nähere Aufschlüsse über die verschiedenen französischen Ausgaben der Geschichte Julius Cäsar's von Napoleon III. Die erste Ausgabe wird von der kaiserlichen Buchdruckerei besorgt und umfaßt drei, vielleicht auch vier Bände. Herr Barbera hat den ersten Band in Händen gehabt. Es ist eine reichgebundene schöne Ausgabe in 4°, mit etwa fünf Finger breitem Rand, vielen Noten, einer Karte und dem von Ingres entworfenen Bildnisse Cäsar's. Der Band kostet 50 Francs. Bald darauf veranstaltet Plon eine Ausgabe zu 10 Francs den Band, der ferner geringere Ausgaben zu 5 Francs, 3 Francs 50 Cent. und zuletzt eine Volksausgabe zu 50 Cent. den Band folgen werden. Die italiänische Uebersetzung, die übrigens kaum erst begonnen ist, wird von einem bekannten neapolitanischen Archäologen, Herrn Minervini, besorgt. Eine deutsche, autorisirte Uebersetzung hat die Buchhandlung Carl Gerolds Sohn in Wien angekündigt.

Die um die Landeskunde Oesterreichs, wie um die Wissenschaft überhaupt, hochverdiente geologische Reichsanstalt in Wien feierte am 5. Februar ein schönes Fest zu Ehren des siebzigsten Geburtstages ihres Directors Haidinger. Das Fest fand in Anwesenheit des Staatsministers v. Schmerling, des Kriegsministers Franck und anderer politischer und wissenschaftlicher Notabilitäten der Monarchie statt. Der Bergrath, Baron Hingenau hielt die Festrede, welcher wir entnehmen, daß schon Haidinger's Vater ein tüchtiger Mineraloge war. Derselbe starb aber schon 1797 im kräftigsten Mannesalter, Wilhelm Haidinger als zweijähriges Kind zurücklassend. Die Fügung des Schicksals wollte es, daß derselbe zum Erben und Mehrer des väterlichen geistigen Gutes wurde. Der berühmte Mineraloge Mohs ward sein Lehrer. Nach längerem Aufenthalt in England und Schottland, nach mancherlei Irr- und Querfahrten, die sich von Italien bis nach Norwegen und Schweden erstreckten und nach dreizehnjähriger Thätigkeit in der Porzellanfabrik seiner Brüder wurde er endlich 1840 nach Wien berufen, die mineralogischen Sammlungen des montanistischen Museums zu ordnen. Was er seitdem wissenschaftlich geleistet, welche Wirksamkeit er als Direktor der geologischen Reichsanstalt entfaltet hat, ist in und außerhalb Oesterreichs den Männern der Wissenschaft bekannt. Unter Anderem hat Haidinger seine Correspondenz nach allen Welttheilen in den letzten Jahren zu höchst werthvollen Arbeiten über die Meteore benutzt. Zum Schlusse meinte der Redner, die nach Haidinger benannte Bergkette auf Neuseeland sei auch ein Symbol seines Wirkens, welches Glied an Glied fügte. Einer seiner Schüler forsche in Californien, ein anderer auf dem Hymalaya, ein dritter habe das Land unserer Gegenfüßler geologisch erschlossen. Und so sei er ein geistiger Patriarch, dessen Enkel in allen Weltgegenden thätig seien. Es wurde demnächst eine vom Bildhauer Gasser verfertigte Büste Haidinger's aus karrarischem Marmor enthüllt, wozu Dr. L. A. Frankl ein Festlied gedichtet hatte und vortrug. Staatsminister von Schmerling überreichte hierauf dem Gefeierten das Diplom seiner Erhebung in den Ritterstand, was Haidinger selbst mit den bescheidenen Worten erwiderte, daß die heutige Feier nicht als seinen persönlichen Verdiensten geltend, sondern vielmehr nur als eine Anerkennung des Aufschwunges zu betrachten sei, den seit fünf und zwanzig Jahren (etwa seit dem Tode des Kaisers Franz) die Naturwissenschaft in Oesterreich genommen habe.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] **Berlin, den 25. Februar 1865.** [№ 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. 113. — Wissenschaftliche Propaganda durch ein Handlexikon. 113.

England. Moderne englische Lyrik und Poesie 115.

Frankreich. Die politischen Vereine in Straßburg während der französischen Revolution. 118. — Ein neuer Kalender von Mathieu de la Drome. 121.

Nord-Amerika. General Butler. 122.

Kleine literarische Revue. Stoff, Kraft und Gedanke. 124. — Ben-Abuja, Göthe's Faust, von Dr. M. Letteris. 125. — Das Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert. 125. — Schlesische Provinzialblätter 125.

Literarischer Sprechsaal. Zur Schleswig-Holstein-Frage. 125. — Brand des Smithson-Instituts. 126. — Graf von Krockow in Afrika. 126.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Emsmann (Prof. Dr. A. H.), physikalisches Handwörterbuch. Hilfsbuch für Jedermann bei physikalischen Fragen. Mit Holzschnitten. 2 Bde. in 6—7 Lief. Leipzig, Otto Wigand.

Gessner (L., Docteur en droit), Le droit des neutres sur mer. 25 Bogen gr. 8. Berlin, Stilke und van Muyden.

Lazarus (Prof. Dr. M.), Ueber die Ideen in der Geschichte. gr. 8. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Preßfreiheit und Justiz in Preußen. Dargestellt an einem Preßprozeß der Deutschen Jahrbücher. Nebst zwei Universitätsgutachten. Leipzig, Otto Wigand.

Richter (Dr. Carl), Staats- u. Gesellschafts-recht der französischen Revolution von 1789 bis 1804. 2 Bde. Julius Springer's Verlag in Berlin.

Richter (Dr. Heinrich), Geschichte des west-römischen Reiches besonders unter den Kaisern Gratian und Maximus. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Schack, (A. F. von), Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. à 15 Bogen. 8. Besser'sche Buchhandlung in Berlin.

Scherr (Johannes), Geschichte der deutschen Frauenwelt. In drei Büchern nach den Quellen. Zweite durchgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 2 Bände. Leipzig, Otto Wigand.

Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. Fünfte Auflage. Drei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Silesius (Erasmus), Land und Leute in Ungarn. Natur-, Cultur- und Reisebilder. Leipzig, Otto Wigand. (104)

Welcker (F. G. Prof.), Tagebuch einer Reise durch Griechenland. 2 Bde. à 15 Bogen. 8. Besser'sche Buchhandlung in Berlin.

Zumpt (C.), Das Criminalrecht der römischen Republik. Zwei Bände. I. Das gewöhnliche Verfahren und das Verfahren vor dem Volksgericht. II. Das Schwurgericht. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 8. Straßburger Freunde im Jahre 1793. — Shakespearestudien eines Realisten. — Ein Besuch bei Alexander Dumas. — Sonette von K. Simrock. — Literatur. München. — Correspondenz-Nachrichten. Trier. Genf. (105)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Historische Zeitschrift

herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**

Sechster Jahrgang 1864. Viertes Heft.

Inhalt: Ueber den jüdischen Geschichtsschreiber und Staatsmann Flavius Josephus. Von **A. Hausrath.** — Kaiser Ludwig der Baier und Papst Clemens VI. Von **Friedrich von Weech.** — Skizzen zur Geschichte päpstlicher Machtentwicklung. Von **Max Büdinger.** — Der Kampf Roms gegen die religiöse Freiheit Polens in den Jahren 1573 u. 1574. Von **E. Reimann.** — Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1863. (Schluß.)

Preis d. Jahrgangs v. 4 Heften 7 Thlr.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. (106)

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

XVIII. Bd. 1. Heft. Januar 1865.

Inhalt. Nordarabien und die syrische Wüste nach den Angaben der Eingebornen von Dr. *J. G. Wetzstein.* — Der Olymp und das Verhältniss der Berghöhen im Umkreise des Aegäischen Meeres. Vortrag gehalten von *H. Barth.* — Das neue Unternehmen des Herrn Baron Carl von Decken. Von *H. Barth.* — Der Telegraph vom Atlantischen zum Stillen Ocean und seine Weiterführung nach Asien. Von *Karl Friedrich Neumann.* — Miscellen. (107)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Das Ausland. (108)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 7. Scenen am Bord eines Blokadebrechers in den nordamerikanischen Gewässern. — Mittheilungen über Süd-Brasilien und die Plata-Länder. — Zustände der bergbauenden Bevölkerung in England. — Die alten Fahrzeuge im Nydamer Moor. — Der Handel Pennsylvaniens mit Petroleum. — Die Eröffnungsrede des Herrn Garcin de Tassy zu seinen Vorlesungen über Hindustani. — Semipalatinsk und sein Handel. — J. v. Liebig über den neuen Fleischextrakt. — Ein Hamburger Schiff von Eingebornen der Kongerik-Insel (Marshalls-Gruppe) vernichtet. — Zur Rechtfertigung der deutschen Aerzte in Aegypten. — Bevölkerungs-Statistik Neu-Seelands. — Verschwinden der Dschunken aus der Küstenfahrt in China. — Temperatur-Veränderungen durch Mischung verschiedener Lösungen. — Fund alter Schädel bei Keiß (Caithneß). — Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Bei **C. Muquardt in Brüssel, Gent u. Leipzig** soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

La République du Paraguay par *Alfred du Graty* (Ambassadeur du Paraguay à Berlin). 1 vol. 8vo. von 600 Seiten mit vielen Illustrationen, mit einer grossen Karte von Paraguay, mit Plänen u. s. w. (109)

Zweite billige Ausgabe. Geb. 4 Thlr.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Studien

von (110)

Johannes Scherr.

2 Bände. kl. 8. 1865. 3 Thlr.

Inhalt: I. Band. Aspasia. — Messalina. — Das Theater im Mittelalter. — Ninon de Lenclos. — Ein König-Narr. — Beaumarchais. II. Band. Das rothe Buch. — Weimar und Paris. — Fichte. — Oktoberfeuer. — Ein Dies irae. — Der Dezemberschrecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ESQUISSE DE LA PHILOSOPHIE DÉMOCRATIQUE.

Par **M. Origine.** (111)

Partie politique.

8. 24 Ngr.

In dieser Schrift wird der Versuch einer wissenschaftlichen Systematisirung der Principien der Demokratie von einem gegenüber der bisherigen Geschichtsphilosophie wesentlich neuen Gesichtspunkte aus geboten. Die darin mit grösster Freimüthigkeit behandelten Gegenstände stehen in directester Beziehung zu den die Jetztzeit bewegenden Fragen der Regierungsform, der Demokratie gegenüber dem Cäsarismus, des allgemeinen Stimmrechts, des Verhältnisses der Kirche u. s. w., sodass das Werk allen, welche Interesse an der politischen Entwickelung der Gegenwart nehmen, gleichviel welcher Partei sie angehören, empfohlen zu werden verdient.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

(112)

Inhalt der Februar-Nummer.

Werth der neueren Kunstgeschichte. — Eine der wichtigsten historischen Hülfswissenschaften. — Renan's Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunst. — Unmöglichkeit gründlicher Untersuchungen. — Nothwendigkeit einer photographischen Bibliothek für das gesammte kunstgeschichtliche Material. — Vorschläge zu deren Gründung in Berlin. — Unbekannte Aktenstücke von der Hand Raphael's und Michelangelo's, in Besitz des Herrn Major Franz Kühlen. — Skelettstudie Raphaels zur Grablegung. — Die italienischen Texte für den letzten Aufsatz des Januarheftes.

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (118)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **G. G. Lange** in Darmstadt sind soeben die ersten 7 Hefte des **Pracht-Stahlstichwerkes**

La France

erschienen. Dasselbe wird in 5 Bänden à 48 Lieferungen in 2 Ausgaben, in Imperial-8o. und Royal-4o., erscheinen und neben einem erklärenden und beschreibenden Text von **W. Duckett**, dem bekannten Herausgeber des Dictionnaire de la Conversation, von **L. Robock** gezeichnete und von den besten Künstlern in Stahl gestochene Ansichten aus allen Gegenden Frankreichs enthalten. Jeder Band à 48 Lieferungen wird einzeln abgegeben. Preis der Lieferung in 8o. 10 Sgr., in 4o., mit Abdrücken auf chin. Papier 20 Sgr. Der erste Band wird in 3 Serien à 16 Lieferungen umfassen: (114)

Le Nord de la France.

Normandie, Beauvoisis, Picardie, Artois, Flandre etc.

Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel.

Die Niederlassung

innerhalb des Preußischen Staates,

oder: Das Gesetz vom 31. December 1842 über die Aufnahme neu anziehender Personen nebst seinen Ergänzungen und Erläuterungen und den wichtigsten Bestimmungen über Fremden- und Melde-Wesen, unter besonderer Berücksichtigung der für Berlin gültigen Spezial-Bestimmungen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von **E. Döhl**, Königl. Polizei-Beamter.

15 Bogen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Den mit Handhabung der Bestimmungen des Gesetzes vom 31. December betrauten Communal- und Polizei-Behörden und Beamten hat es bisher an einer aus der Praxis hervorgegangenen Anleitung zur richtigen Anwendung derselben gefehlt. Diesem Bedürfnisse hat der Verf., der als Autor im Verwaltungsfache bereits bewährt ist, mit dem vorliegenden Werke abgeholfen.

Es ist daher zu erwarten, daß in diesem Buche über die Niederlassung in Preußen in erschöpfender Weise Auskunft und Belehrung gegeben wird. (116)

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

(115)

Reisen

in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron **J. W. von Müller.**

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander v. Humboldt's ist nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (117)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (118)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der allgemeine französische Zolltarif, verglichen mit dem für die Einfuhren des Zollvereins in Frankreich vereinbarten Zolltarife. 1862. gr. 8. Geh. Preis 12 Sgr.

Ferner ist noch von uns zu beziehen:

Authentischer Abdruck von: Handelsvertrag mit Frankreich. Nebst Tarifen A. und B. Schifffahrts-Vertrag. Uebereinkunft, betreffend die Zollabfertigung des internationalen Verkehrs auf den Eisenbahnen. Schluß-Protokoll. Uebereinkunft wegen gegenseitigen Schutzes der Rechte von literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst. Protokoll v. 14. Dezember 1864. Deutsch und französisch. 4. Geh. Preis 20 Sgr. (119)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865.

16. In engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und lustig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (120)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Philipp Reclam jun.** in Leipzig:

Ch. Birch-Pfeiffer,

Gesammelte dramatische Werke.

1. Bd.: Herma. Pfeffer-Rösel. Rubens in Madrid.
2. Bd.: Die Marquise von Villette. Schloß Greifenstein. Der Pfarrherr.
3. Bd.: Der Goldbauer. Nacht und Morgen. Eine Frau aus der City.
4. Bd.: Fräulein Höckerchen. Lady von Worsley-Hall. Elisabeth von England.
5. Bd.: Eine Tochter des Südens. Kaiser Karls Schwerdt. Ein Sonderling und seine Familie.
6. Bd.: Eine deutsche Pariserin. Die Rose von Avignon. Iffland.
7. Bd.: Der Leiermann und sein Pflegekind. Königinn Bell. Magdala.

Ladenpreis: 1 Thlr. 10 Sgr. — Die Fortsetzung erscheint regelmäßig.

Ch. Birch-Pfeiffer,

Gesammelte Novellen und Erzählungen.

1. Bd.: Anna Laminit. Der Leiermann und sein Pflegekind. Die Tänzerin.
2. Bd.: Künstlers Rache. Der holländische Kamin. Der Rubin. Aus dem Leben Katharinens II.
3. Bd.: Die Hand des Herrn. Räthsel der Natur. Der Creole.

Ladenpreis: 1 Thlr. 10 Sgr. (121)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Post-anstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Wir besprechen hier in Kürze ein ungewöhnliches Buch: ein Konversationslexikon in kompendiöser Form und aus Einem Guß. Von Literatur- und Kulturperioden dieses Jahrhunderts unterscheidet der Herr Verfasser vier: das französische Kaiserreich bis 1813, die Freiheitskriege und das Schwanken im politischen Leben 1813—1823, die ausgebildete Restauration 1823—1830, das Julikönigthum und das junge Europa 1830—1848. Eine kurze Uebersicht des Geistes der Zeit nach 1848 schließt das Werk.

Behandelt werden die Literaturverhältnisse von Deutschland, England, Frankreich, Italien. Die bedeutendsten Leistungen der einzelnen Männer werden in Kürze skizzirt, und darauf folgt ein Resumé der Richtung, welche sich in der großen Masse bemerkbar machte. Dem einzelnen Dichter kann bei dem geringen Umfange des Werkes nur wenig Raum vergönnt werden, oft nur einige Zeilen — aber der Herr Verfasser hat eine ungewöhnlich bedeutende Fähigkeit, in Kürze scharf zu charakterisiren. Wegen der Prägnanz der Charakteristik bedauern wir ihre Kürze: wir möchten gern bei dieser Schärfe der Zeichnung nicht allein einen Schattenriß haben, sondern wir wünschen von dieser Hand ein breit ausgeführtes Bildniß.

Wir empfehlen das Buch sehr dringend einem Jeden, der sich über den Charakter der Bewegung und der Ziele unserer Zeit informiren will: mit sehr umfassendem Blick werden die wichtigsten Züge des Zeitalters in einem längeren Einleitungs-Abschnitt skizzirt:

„Die Zeiterscheinungen," sagt der Verfasser unter Anderem, „sind wunderlich und verwirrend, die Urtheile über sie und ihre Lenker schwankend und widerspruchsvoll. Es ist weder persönliche Laune noch Zufall, wenn die ernstesten Geister seit Jahrzehenden von einem Zustande der Dämmerung reden, von dem sie nicht wissen, ob er den Tag oder die Nacht gebären wird. Das ist sicher, daß die seltsamen und mit so viel Mißtrauen angeschauten Literatur-Erscheinungen sich auf's Engste mit den schweren Problemen und Schwankungen des neueren Gesellschaftslebens verknüpfen, bedingend ebenso wie bedingt. Sicher ferner, daß die Quellen der scheinbar widersprechendsten Züge: Unglaube und Aberglaube, Mystizismus und skeptischer Spott, Materialismus und Spiritualismus, ultramontane Reaktion und keckes Emanzipationsgelüste sich viel näher liegen und auch viel enger in einander verlaufen, als es der ersten Anschauung scheint.

„Immense Rezeptivität und Vielseitigkeit; ein ungeheurer, fast erschreckender Reichthum des Inhalts: aber nirgends Uebersehbarkeit, Ganzheit, Abklärung; eine Rechnung in's Unendliche, ein progressiver Prozeß ohne erkennbare Harmonie oder fixirte Ziele. Der erste Grundzug ist die Zersetztheit, die einheitlose Aufgelöstheit.

„Die ruhelose Bewegung ist der Grundzug der Zeit; es ist ein drückend geängstigtes Ueberstürzen und Tasten. Wir experimentiren, wir suchen in aller Welt die Hülfsmittel für die Uebel, welche in uns liegen. Wir argumentiren mit der geistvollsten Einsicht in das, was faul und krank ist, und wir finden nicht Einen sicheren Weg der Rettung. Wir verfolgen die kühnsten Plane und verfehlen sie, weil uns zwar nicht der Geist aber das opferfähige Wollen fehlt. Wir tragen uns mit weltbewegenden Ideen und erlahmen an Thatenarmuth. Wir denken für die ganze Menschheit und vermögen unser subjektives Ich im Strome nicht aufrecht zu erhalten. Wir bauen heut und reißen morgen wieder ein. Wir leben hastig, gequält, ungeduldig, fieberhaft. Wir wollen das Unendliche und haben kaum die Kraft, den Moment bewältigend festzuhalten: daher das Gefühl der Nichtbefriedigung, das bis zur Blasirtheit steigt. Unser Geschlecht mag Pascal's geniales Wort, daß der Mensch sich selbst zu entfliehen strebe, auf sich in besonderer Weise beziehen. Mehr Resignation oder mehr Thatkraft: und wir würden unsere krankhaften Gefühle und Erschütterungen abwerfen."

Wer von uns, die wir wirkliches Interesse für die Bestrebungen der Gegenwart fühlen — wer erkennt nicht sein eigenes Bildniß in diesem Gemälde? Wessen Gemüth ist einheitlich, und wer erkennt nicht, daß der schaffende Geist sich mehr kritisch verhält, als unbefangen produzirend?

Bei der Fülle des Materials, welches der Verfasser behandelt, und bei der Kürze und meist aphoristischen Knappheit seiner Charakteristiken wird er falschen Auffassungen Seitens der Leser seines Werkes nicht entgehen und wird auch nicht überall auf Zustimmung zu seinen Einzeln-Urtheilen rechnen können. Um so erwünschter ist es daher, daß er sich über seinen Standpunkt der schwebenden religiösen, politischen und sozialen Fragen klar ausspricht:

„Meinen Standpunkt habe ich absolut im Interesse der freiesten Entwickelung genommen. Mag auch das subjektiv oder einseitig heißen: es sei! Mir geht jede Vorstellung ab, daß der historische Forscher oder Schriftsteller der Gegenwart sich reaktionären Tendenzen in die Arme werfen könnte, ohne seinen Geist oder seine Ueberzeugung zu verleugnen. — Bricht endlich gegenüber unserer schlaffelig materialistischen Versumpfung hier und da ein idealistischer Aufschwung in Zornesworte aus, oder wird ein falsches Götzenbild zerschlagen — was thut's? — Charakter, Ehre und Freiheit sind ob den wichtigeren Spekulationen des Augenblickslebens so sehr außer Cours gekommen, daß sich eine Ovation an sie unter jeder Form für hochberechtigt halten mag."

Das klingt fast wie Selbstlob — aber wir können versichern: das Buch hält, was der Verfasser verspricht.

Wir wünschen ihm einen großen Kreis aufmerksamer Leser.

*) Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts, in ihrer Entwickelung dargestellt von Dr. J. J. Honegger. Leipzig, J. J. Weber, 1865.

Wissenschaftliche Propaganda durch ein Handlexikon.

Als ich vor kurzem in der Buchhandlung eine neue Ausgabe von Fahrten des Dr. Eisele und des Baron Beisele liegen sah, zuckte ich über diese unzeitgemäße Spekulation des Verlegers die Achseln. Es giebt, so dachte ich, keinen Dr. Eisele mehr; diese Gelehrtenspecies ist wie manches Thiergeschlecht für immer ausgestorben. Allein ich mußte bekennen, ein unvorsichtiges Urtheil ausgesprochen zu haben, da ich dicht neben jenem Buche, gleichsam als eine in den Weg geworfene Zielscheibe für diese burleske Satyre, das „Encyklopädische Handlexikon vom Rektor W. in A."*) entdeckte und durchblätterte; denn hier fand ich den drolligsten Kauz, den je das Katheder getragen, und mit ihm die oft genug gegeißelte Eitelkeit, Anmaßung und Selbst-

*) Auf dem Buche sind die beiden Namen vollständig genannt. — Berlin, Commissionsverlag der Akademischen Buchhandlung, 1864.

Digitized by Google

beräucherung wieder, die so unvermeidliche Bestandtheile eines Gelehrten aus der vorkonstitutionellen Zeit Deutschlands zu bilden schienen.

Treten wir dem Buche ein wenig näher, ohne jedoch dem Verfasser zu nahe treten zu wollen. — Nach der Vorrede bestimmt, „schulgerecht gebildeten jungen Männern" über die sogenannten Fremdwörter wie über wissenschaftliche Gegenstände Auskunft zu ertheilen, ausdrücklich aber auch, den Leser zu amüsiren, soll das Buch dem Materialismus gegenüber wissenschaftliche Propaganda machen, „zu dessen Verbreitung und Vertreibung" — ich verwahre mich gegen jeden Schreibfehler — der Verfasser alle gesetzlich erlaubten Mittel anwenden wird.

Wir werden also, schon um unangenehme Collisionen mit dem Verf. zu vermeiden, wohl thun, uns mit dem Inhalt des Werkes bekannt zu machen. Wir werden uns förmlich legitimiren müssen, das Handlexikon nach der Vorschrift des Verfassers in einem Jahre gemüthlich durchstudirt zu haben. Glücklicherweise verspricht die Vorrede nicht zu viel, wenn sie Amüsement in Aussicht stellt. Diesen Zweck erreicht das Werk ohne Zweifel bei Jedem, der in unserer nüchternen Epoche noch eine romantische Neigung zu den Arabesken-Schnörkeln eines verschrobenen Kopfes oder in der schweren Noth der Zeit einen kindlich heiteren Sinn bewahrt hat. Freilich wird man, diesen Zweck im Auge, dem Titel des Buches eine weniger ernste Fassung wünschen; denn ihm entspricht in keiner Weise der Inhalt: an Stelle der Encyklopädie, einer Zusammenfassung des Wissenswerthen, enthält das Werk die seltsamsten Bocksprünge eines offenbar im Griechen- und Römerthume verrosteten und steifgewordenen, aber von dem Gelehrtenrespekte einer kleinen Stadt aufgestachelten Geistes. — Es ist wahr, diese Sprünge gehen in der Regel von der richtigen Stelle aus, d. h. der Verfasser leitet die Fremdwörter richtig ab, und nur daraus ist es zu erklären, daß einige Berliner Zeitschriften, die wir sonst als ganz verständig kennen, dem Werke ihre Anerkennung gezollt haben; allein einmal aufgestachelt und im Zuge ihrer Laune, vermag sich die Phantasie in ihren Sprüngen nicht mehr zu mäßigen; sie durchrennt taumelnd das Weltall, bis sie schließlich an einem Ziele niedersinkt, von dem sie beim Ausgange selbst keine Ahnung gehabt hat. Ich fürchte nicht, zu viel gesagt zu haben. Der nachstehende Artikel z. B., aus vielen anderen eben nur herausgegriffen, beweist, wie leicht dem Verfasser der Uebergang von England zur Weichsel, und von den Heroen der Vorzeit zu den Bauten der Gegenwart ist. Dieser Artikel nennt sich:

„Arthus, auch Artus, und Arthur, König von England um 600 (Tafelrunde); siehe Roland und Merlin. Es sei hier des Arthushofes in Danzig gedacht. Danzig, antik und prächtig in jeder Hinsicht! Schön der lange Markt mit dem Rathhausthurm! — daneben der Arthushof, der als Börsenlokal benutzt wird. Am nördlichen Ende dieses „langen Marktes" das „hohe Thor"! — Der Arthushof, eine antike Räumlichkeit 24 Schritt lang, 20 Schritt breit und ca. 30 Fuß hoch, in der Mitte das Monument August III., 1755 von der Kaufmannschaft zu Danzig auf ihre Kosten hingestellt. Das Ganze des Arthushofes ein Mixtum compositum! macht keinen Eindruck, weder in antiker noch ästhetischer Beziehung; im Gegentheil! das große Wandgemälde (jüngste Gericht mit der Justitia) unschön! Carl V. und gegenüber Ritter Georg, unzählige Hirschköpfe mit kolossalen Geweihen! Diana und zwei Nymphen, nackt, in natürlicher Größe in Holz, und Aktäon in der Nähe mit dem Hirschkopf! Ein bis an die Decke reichender alterthümlicher Ofen, an dessen Fuße Eulenspiegel in obscöner Attitüde! — Ebenso in der hohen und schönen Marienkirche ein schauderhaftes Zerrbild, das jüngste Gericht! — Und solche Sachen werden den Fremden als Merkwürdigkeit gezeigt! Welch einen Eindruck dagegen macht die Dirschauer Brücke! siehe Miracula!"

Ist nicht der Sprung von König Arthus auf die Dirschauer Brücke und in die Miracula hinein ein Meisterstück kühnen Ueberganges? Und dieser Artikel ist noch ziemlich zahm! Man gehe hin und lese den Artikel „Aristokratie", welcher ganz richtig mit Griechenlands alter Geschichte beginnt, mit einem Hymnus auf die Wissenschaft endet und zugleich die Perspektive auf Duell und Universität eröffnet.

Man gehe hin und lese den Artikel „Opernplatz" — worunter der Platz am Opernhause in Berlin zu verstehen ist —, um zu sehen, wie die Phantasie des Verfassers wahre Seiltänzer-Manieren annehmen kann, indem sie einen erklecklichen Theil von Berlin durchfliegt, bevor sie an das Opernhaus gelangt. Museen, Schloßkapelle, die Gruppen auf der Schloßbrücke (unter welchen sie tief erröthend hinweggeht), das Brandenburger Thor und hundert andere weit vom Platze am Opernhause liegende Dinge werden mit hineingezogen in den Artikel, von dessen Bearbeitung die Phantasie endlich auf dem Capitol zu Rom ausruht.

Ich hoffe auf die Dankbarkeit der Leser, wenn ich ihnen noch einige kurze Proben aus diesem wissenschaftlichen Werke mittheile. Da ist z. B. der „Eutouteas, auf alle Fälle passend; franz. (wörtlich: in jedem Falle). — In Nr. 48 des Kladderadatsch von 1860 kommt die Dame Europa, ältlich und unschön, zu dem Schirmfabrikanten in Paris mit der Frage: Würden Sie mir einen Sonnen- oder einen Regenschirm vorschlagen? — worauf jener sagt: Madame, ich möchte Ihnen der Sicherheit wegen rathen, einen Eutouteas zu nehmen! — Von W. Scholz sehr gut illustrirt!"

Apropos Kladderadatsch! Unser Gelehrter dringt mit echtem Forschertalente in das Geheimniß, welches die Taufe des Witzblattes umgiebt; er leitet den geistreichen Namen nicht minder geistreich von Kladde, Schmutzbuch, ab, vindicirt also seinen Collegen vom Kladderadatsch die Neigung, das Material ihrer Wissenschaft aus dem Schmutze hervorzuholen. Sie dürften ihm ihre Anerkennung dafür nicht schuldig bleiben.

Einen bedenklich burschikosen Anlauf nimmt des Verfassers Phantasie in dem Artikel „Componist", indem sie sich aus der Verlegenheit, ob den Tonsetzern oder den ausführenden Musikern die Palme zu reichen sei, herausreißt mit dem Ausruf: „Beiden ein donnerndes Hoch!" — Dagegen kommt die ganze Naivetät des Verfassers zum Durchbruch in dem Artikel: „Reverie, Träumerei, zerstreute Gedanken, — Reveries, Phantasie, namentlich in dichterischer und musikalischer Beziehung; franz. von rêver, in einer hitzigen Krankheit reden, träumen, phantasiren. So hört man (auf dem Sopha sitzend und für die Harmonie der Töne gestimmt) eine Ouvertüre, Symphonie, Arie, Cavatine — mit all ihren Herrlichkeiten — geht vielleicht an's Clavier und phantasirt weiter. —"

Dergleichen beliebt der Verfasser sachgemäße Bemerkungen zu nennen.

Wo aber liegt denn die Basis dieses wissenschaftlichen Blendwerks? Der Leser suche sie in der Vorrede, in welcher der Verfasser die Geschichte, den Umfang, den Werth und die Mühseligkeit seines Werkes mit vielen Stoßseufzern erörtert. Wir werden sozusagen in die Werkstatt seiner Encyklopädie geführt. Ebenso wunderlich wie hier, sieht es in dem Buche aus. Wir

sehen da tausende von kleinen Zetteln mit allerhand Notizen umherliegen, nach Leibnizens Vorbild aus Büchern, Zeitungen, auf Reisen u. s. w. seit dreißig Jahren gesammelt; das Arbeitszimmer des Verfassers ist phantastisch mit Kreidestrichen bemalt, da der Verfasser alle ihm während der Arbeit vorschwebenden harmonischen und disharmonischen Artikel, welche er anbringen wollte, auf dem Tische, am Fenster, an der Thür, des Nachts in schlaflosen Stunden im Finstern vor dem Bette auf der Diele mit Kreide notirte; „denn die Wörter und Gedanken flogen wie Geister vorüber und mußten wie Melodie und Harmonie eines zu componirenden Musikstücks sogleich festgehalten werden, sonst waren sie fort, und manches Wort, mancher Gedanke und Begriff ist nicht wieder zurückgekehrt." — Endlich sehen wir den Verfasser vor einem Manuscripte von 40 Bogen, womit er seine Arbeit vollendet glaubt. Aber begreiflicherweise kann sich kein Setzer Deutschlands in diese Schreiberei hinein, noch viel weniger aus ihr herausfinden. Es ist eine Reinschrift erforderlich, und, so erzählt uns der Gelehrte, „ich entschloß mich dazu!" — Dabei aber kamen immer wieder neue Artikel und Begriffserklärungen und neue Ideen zum Vorschein; die Connexe häuften sich wieder — und ungefähr in der Mitte des Ganzen angekommen, war ich von den Wogen überfluthet! — — So vergingen mehrere Tage! Jedoch das jenseitige grünende Ufer winkte mir — und vorwärts gings abermals mit neuer Kraft! — Und ich habe mein Ziel erreicht! Nach 23 Monaten war ich mit ca. 16,000 Artikeln in 120 Bogen Manuscript dort angelangt! — Es war eine sehr schwere Arbeit gewesen. Wenige möchten sein, die es mir nachmachen" u. s. w.

Nun, dieses Geständniß von der Confusion und von dem Verluste manches Wortes und Begriffes acceptiren wir. Freilich ist der Verfasser bei diesem Geständniß in der Lage jenes Mannes, der sein Loch im Aermel Jedermann zeigte, weil er es nicht verbergen konnte: auf jeder Seite seines Buches machen sich Lücken und Ungenauigkeiten geltend. Trotzdem glaubt der Verfasser ein Werk geliefert zu haben, das, mit hehren Tugenden ausgestattet, hoch sogar über der Brockhausschen Real-Encyklopädie steht. Sein Buch ist, so behauptet er, vor allen anderen Werken ähnlicher Tendenz eigenthümlich durch die Ableitung der Artikel aus den fremden Sprachen, durch die gedrängte Kürze der Darstellung, durch die Connexe, durch die große Zahl von Artikeln und endlich durch den billigen Preis von 2 Thlr., obgleich die Druckkosten für 3000 Exemplare 1100 Thlr. betragen haben. Mit diesen Eigenthümlichkeiten empfiehlt er sein Buch, in welchem Alles, was die herrliche altgriechische Vorzeit und die ewige Roma, sowie die Zeit unserer letzten vier Jahrhunderte seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften uns hinterlassen haben, und noch vieles Andere zu lesen und für 2 Thlr. zu kaufen sei.

So fließt denn der Mangel der Gründlichkeit — dieses ersten Erfordernisses der Wissenschaftlichkeit — mit der Einfalt, Eitelkeit und Anmaßung zu einem breiten Strome zusammen, über den sich die überspannte Phantasie des Verfassers mit possierlichen Sprüngen hinwegsetzt. Gut, lassen wir ihm dies kindliche Vergnügen. Allein, daß der Verfasser seinem Machwerke den Mantel der deutschen Wissenschaft umgebunden hat und diese dadurch in der Meinung des mit deutscher Wissenschaft nicht vertrauten Ausländers zu blamiren keine Scheu trägt, das konnte nicht ungerügt gelassen werden. Der Verfasser hat damit gegen ein sehr ernstes Gebot gesündigt, gegen das Gebot: Du sollst den Namen der Wissenschaft nicht mißbrauchen!

G. H.

England.

Moderne englische Lyrik und Poesie.

In diesem freien Meereslande, das die Kraft der Seelen mit Stürmen des Nordens füttert, dem freud- und leidvollen, blühenden und sprühenden, wogenumschützten, bis an die Küste grünen England, der Heimde braver Männer und der Mädchen, die sie anbeten*), giebts außer Unglücksfällen zu Wasser und zu Lande, außer ungeschliffenen Leitartikeln gegen Deutschland, Maschinen und Schloten und Shops und Schacher und riesigen Unternehmungen für Verkehr und Welthandel auch Poesie. Es blühen nicht nur Geschäfte, sondern auch Primeln, es pfeifen nicht blos Locomotiven, es singen auch Nachtigallen. Es ist mit allen Gehässigkeiten für uns das einzige freie Land in Europa, wo alles blühen darf, was sich aus eigener Kraft Wurzel, Stengel, Blätter und Knospen zu verschaffen verstand, die Giftpflanze, wie die Rose, und wo die Sonne der Freiheit wirklich auf Gerechte und Ungerechte scheint, wo nach der Lehre des Heilandes nährende Saaten und Unkraut beide mit einander wachsen, bis die Aernte und das Gericht nach eigenem Verdienste und Werthe kommt.

Ja, England hat auch Poesie und mehr Dichter, als wir in Deutschland glauben.

Wir haben Dichter und Dichterinnen, deren Werke nach erstem Erscheinen in einem Jahre fünf Auflagen erlebten. Dreibändige Sammlungen von Gedichten haben eine dritte, andere ebenfalls mehrere Auflagen erlebt. Und Tennyson ist nicht unter ihnen, Tennyson, der von Manchen für den einsamen König der englischen Lyrik gilt. Er ist allerdings der Einzige, der ziemlich allgemein als der Erste oder Einzige verehrt wird, aber auch die Andern müssen eine zahlreiche Unterthanenschaft haben, und nicht Alle gönnen dem „Laureatus" den ersten Platz, sondern möchten Browning (ihn oder sie) auf dem beneidenswerthen Throne sehen.

Aber die Poesie ist auch in England eine Republik, wo Einer Präsident sein kann, ohne als König oder Autokrat anerkannt zu werden. Große Dichter, große Künstler stehen nie allein, der Eine mag die Andern überragen, aber er ist nur groß mit Großen und in einer großen Zeit. Und eine solche Zeit ist nur wahr und wirklich durch große Männer. Eine Schwalbe macht keinen Sommer; sie kommt immer mit einem großen Zuge, den sie vielleicht geführt hat. Der Zug ist nicht klein und singt und zwitschert durch ganz England hindurch, wo neben Wäldern von Masten und Dampfschloten sich eine Menge dichterische Paradiese, landschaftliche und sociale Schönheiten zu erhalten und Honig auch aus Giftblumen zu saugen verstehen.

Nach einer beinahe fünfundzwanzigjährigen poetischen Dürre ist das Land um so fruchtbarer geworden. Als Keats und Shelley in bester Jugend und nach ihnen der Dritte im Bunde Byron (1824) gestorben waren, brach der Eisenbahnschwindel,

*) „Showery, flowery
Tearful, cheerful
England, wave-guarded and green to the shore,
Glory be with her and peace evermore.
There's a land, a dear land, where our vigour of soul
Is fed by the tempests that blow from the pole.
Sealand, freeland
Fairest, rarest
Home of brave men and the girls they adore."
Charles Mackay.

das dampfende Industrie- und Verkehrsfieber aus und wüthete beinahe ein Vierteljahrhundert, während welches Niemand an Poesie dachte oder glaubte. Selbst die Sänger, die sich hören ließen, glaubten nicht an sich, an die Poesie, und verspotteten sich und wagten nur mit Satyre und Selbstironie zu dichten und machten Grimassen in Form und Inhalt, um zu zeigen, daß sie den allgemeinen Unglauben theilten. In dieser Zeit der 25 poetischen Hungerjahre machten sich außer Hood, Praed und Clough, nur sehr wenige Lyra's bemerkbar. Diese drei reflectiren recht eigentlich jene Zeit. Bei aller Tiefe und Zartheit konnten sie den Spott, die Satyre, die Selbstironie nicht lassen. Sie entschuldigten und beschönigten ihre Sünde, zu dichten, mit den Episoden, in welchen sie sagten: seht doch, wie wir am Wenigsten an unsere poetische Schwärmerei glauben und wir so gut fühlen, wie ihr, daß jetzt keine Zeit sei für Poesie!

Hoods und Praeds Komik und Humor sind bekannt genug, aber Clough gehört auch in England zu den noch ungewürdigten Größen. Seine lange Ferien-Idylle, allerdings sehr gesucht, betitelt: „The Bothie of Tober-na-vuolich" ist reich an eigenthümlichem Humor, an ächter vis comica. Als Beispiel wird gern die Schilderung der modernen Leibröcke, Halstücher und Westen moderner Herren, die eben ein modernes Diner beehren wollen, angeführt. Sie klingt in antiken Hexametern drollig genug, da die nichtssagende moderne Kleidung als Inhalt vielsagender, vielfüßiger Verse einen unwiderstehlich komischen Contrast bildet. Auch seine Gedichte sind jetzt in zweiter Auflage erschienen*) und können nachträglich gewürdigt und genossen werden. Da er zu den Größen einer vergangenen Zeit gehört und wir einen Ueberblick über die jetzt hervorklingenden Sänger und Sängerinnen gewinnen wollen, sei er mit dieser einfachen Hinweisung weiterer Beachtung empfohlen.

Auch Macaulay und Aytoun und Savage Landor als Balladendichter und Auferstehungsmänner des Antiken seien hier blos citirt, um auf das Streben hinzuweisen, womit sie durch Belebung antiker Stoffe und Formen die poetische Unfruchtbarkeit der Zeit oder den Unglauben an deren poetische Befähigung gleichsam zu ersetzen suchten.

Während diese hellenischen und altrömischen Heroismus sangen, waren die drei Hauptdichter der Gegenwart beinahe 40 Jahre alt geworden, ehe sie sich, ehe die Engländer sie entdeckten: Tennyson, Browning und Mrs. Barret, hernach Mrs. Elisabeth Barret Browning.

Man fing vor etwa 14—15 Jahren an, von ihren Fehlern, Manieren und gesuchten Künstlichkeiten zu sprechen, ohne zu glauben, daß sie sich von diesen Entstellungen würden befreien können. Tennyson hatte allerdings gleich mehr Diction, Fluß, Melodie und gesunden Schönheitssinn, und man gab ihm deshalb den ersten Rang: aber man konnte nicht ohne Verdruß über die Stellen hinweg, in welchen eine geschraubte, kothurnisch stelzende Künstlichkeit darauf Anspruch machte, für ganz besonders exquisite poetische Sprache zu gelten. Tennyson war immer sehr furchtsam und besonders empfindlich gegen die Kritik, so daß er nur sehr spärlich und mit den durchgefeiltesten, unendlich oft corrigirten und abgewogenen Zeilen und Kleinigkeiten hervortrat. Die Kritik lernte das anerkennen und hob ihn höher und höher, bis er mehr Vertrauen gewann und auch seinem Genius mehr zutrauen lernte, als der ängstlichen Technik und Feile. So wurde er bald einfacher, gediegener in Wort und Form, endlich der poeta laureatus, der Einzige. Obgleich sich eine starke Partei noch ziemlich lange für die Browning's schlug, scheint doch nach dem letzten Auftreten Tennyson's der Streit vollständig zu seinen Gunsten beigelegt worden zu sein.

Da übrigens solche Größe nicht mit dem Zollstabe, nicht einmal mit Mikrometerschrauben gemessen werden kann, ist der Streit um die erste Stelle auf dem Parnassus eben so lächerlich, wie die Frage, ob Schiller oder Göthe größer sei.

Tennyson hat nie etwas gedichtet, was sich mit der Meisterschöpfung der Frau Browning: „Aurora Leigh", vergleichen ließe. Das wilde, intensive Leben, welches durch diese ganze, große Dichtung pulsirt, ist nie erreicht worden, weder von dem episodischen Tennyson, noch irgend einem anderen Dichter. Aurora Leigh ist von englischen Kritikern die großartigste Dichtung des Jahrhunderts genannt worden, obgleich viele Fehler und gleichsam unbehauene Stellen, die das geniale Spiel der Schönheitslinien grausam unterbrechen, getadelt werden. So etwas Ganzes und Großes und über die Fehler genial Hinreichendes, wie diese Aurora Leigh, hat kein englischer Lyriker geschaffen. Mrs. Browning nimmt mit dieser Schöpfung den ersten Rang ein, während es Niemand dem laureatus in Vollendung und überraschender Schönheit kleinerer Dichtungen und einzelner Stellen nachmachen kann.

Die Browning's begaben sich 1846, bald nach ihrer Verheiratung, nach Italien, und sie lebte, dichtete und starb dort. Beide, entfernt von den warmen Pulsschlägen des heimatlichen Lebens, verloren bald die Fähigkeit, die rechten Worte und die eindringende Sprache zu finden und die Herzen damit zu entzünden. Wie Byron und Shelley; sangen sie von den Apenninen herüber, wo sie von den Lebenswellen und Herzschlägen der Heimat nur durch Zeitungen und einzelne Freunde schwach und fremdartig berührt wurden, und wo sie, beeinflußt durch die Umgebung, durch das krankhafte Gefühl des Exils (das, obgleich ein freiwilliges, doch als Schuld der Heimat empfunden ward), durch gemachte Welten und Ideale, durch krankhafte Sucht, das Stärkste, Tiefste, Höchste in einer eigenen Sprache und Ausdrucksweise zu sagen, das feine Maß für die wahrsten und lebendigsten, die treffendsten und ergreifendsten Worte des Herzens in der Heimat verloren, und mehr oder weniger geschraubt und gesucht sangen. Der Dichter, zumal der lyrische, muß mitten in dem Volke leben, in dessen Sprache er singt, sonst verliert er die Stimme ganz, wie unser Freiligrath, oder er singt unmelodisch, unverständlich, fremdartig. „Aurora Leigh" ist in der sechsten Auflage erschienen, aber was will das sagen für das größte Meisterwerk der Dichterin, für die gerechte Ansprüche auf den Präsidentenstuhl der Dichter-Republik gemacht wurden?

Robert Browning, dessen sämmtliche Dichtungen jetzt in drei substantiellen Bänden erschienen sind,*) hat in kürzester Form die beißendste Kritik erfahren. Es heißt von einer seiner vollendetsten Dichtungen, daß diese blos zwei verständliche Zeilen enthalte, die erste und die letzte, und diese nicht wahr seien. Die erste heißt:

Who will, may hear Sordello's story told

und die letzte:

Who would, has heard Sordello's story told.

*) Poems, by Arthur Hugh Clough, with a Memoir by F. T. Palgrave. Second Edition, London and Cambridge: Macmillan and Co.

*) Robert Browning's Poems, Collected Edition. 3 vols. London, Chapman and Hall.

Er ist lakonisch, gedrungen, abrupt in Worten, dunkel, mystisch, verworren in Gedanken und Bildern. Seine Bewunderer sagen zwar, daß es sich die Mühe verlohne, das Dunkel zu durchdringen, sich über mystischen, erhaben philosophisch-religiösen Gedanken und Argumenten den Kopf zu zerbrechen, da man zuletzt immer etwas Geniales, Großes, Tiefes herausahne; aber die Poesie, die ihr Gold so versteckt, ist keine echte. Und was man dann als Gold herausfindet, muß man in gutem Glauben als solches nehmen. Dem deutschen philosophischen und religiösen Bewußtsein wird Vieles sehr unhaltbar, willkürlich und zuweilen sogar abergläubisch erscheinen. Er macht uns das Verständniß seiner Verse schwer, und wenn wir sie verstehen, merken wir oft wenig Verstand darin. Mögen Engländer ihn bewundern, in Deutschland wird er wenig Freunde finden.

Charles Mackay wird zu den besten Dichtern gerechnet, aber man hat ihn nie zur Kandidatur um den Präsidentenstuhl zugelassen. Er ist jedenfalls populärer in seinen Gedanken und Gefühlen, flüssig, klar und warm im Strome lyrischen Gusses, einfach und nobel in der Form. Das sind lauter Vorzüge, die den Browning's ganz abgehen und die dem laureatus nur vereinzelt gelingen. Seine „Studies from the Antique and Sketches from Nature" (London, Virtue, Brothers and Co.) sind im Antiken schwach und mehr „gemacht", als lyrisch empfunden, dagegen gelten die Skizzen nach der Natur zu der besten, wärmsten und wahrsten Lyrik überhaupt. Besonders gerühmt und geliebt wird sein Loblied auf England, wovon wir im Anfang ein Paar Verse citirt haben. Dabei wird auf die geringe Menge und den geringen Werth der meisten patriotischen Lieder aufmerksam gemacht. Die besten und populärsten sind außerdem von Schotten. Charles Mackay ist ein Schotte. Verfasser des „Rule Britania" ist der Schotte James Thomson, und „Ye Mariners of England" von dem Schotten Thomas Campbell.

Doch wir müssen uns kurz fassen, um mit unserer Revue in einem Zuge zu Ende zu kommen. Mackay erinnert an Coventry Patmore, dessen Liebeslyrik wenigstens ebenso populär und herzlich ist, wie die Naturlieder des ersteren. Er meint, wahre Liebe sei noch nie gesungen und geschildert worden in England, deshalb wolle er es versuchen. Er hat Recht, und zwar in größerem Maße, als er glaubt, da sein Urtheil auch von seiner Liebespoesie gilt. Wir haben allerdings Shakespeare's Julie, aber die Lyrik der Liebe verschwindet hier zu sehr im Dramatischen und Tragischen. Das Zuständliche, das Herz, das Fleisch und Blut der Liebe ist in englischer Sprache noch nicht gesungen worden. Sein „Engel im Hause"*) ist zwar engelhaft genug, aber das süße Wesen und die süßen Worte in oft übertriebener Empfindsamkeit und Gesuchtheit des Ausdrucks verfehlen im Ganzen und Großen den Eindruck der wahren Liebe, die ebenso viel Fleisch und Blut, als Geist und Gefühl und Leidenschaft haben muß. Als bewundernder, dichterischer Anbeter „meiner schönen Lady" hat Woolner**) ganz neuerdings viel Lorbeeren geerntet, aber der berühmte Bildhauer Woolner hat als Dichter seine Kunst ganz verleugnet. Er giebt uns keine plastische, faßliche Gestalt, sondern überläßt es uns, aus meist schön fließenden Versen und liebeberauschten Gefühlsausbrüchen eine liebliche, schöne, ideale Engländerin zusammen zu konstruiren, wobei es uns sogar oft überlassen bleibt, aus unseren eigenen Mitteln Fehlendes zu ersetzen, so daß wir am Ende nichts haben, als einen lieblichen Schatten mit sehr unbestimmten und mangelhaften Umrissen. Gleichwohl ist das Gedicht eines der nobelsten, zartesten und männlichsten lyrischen Produkte Englands. Die Zartheit der Empfindung erinnert an Schulze's „bezauberte Rose", und die Kunst und Schönheit des Ausdrucks bewahrt uns vor dem Gefühl der Schwäche, die sonst schmachtende Anbeter so oft einflößen.

Auch Pisistratus Caxton Bulwer, jetzt Sir Edward Lytton, ist endlich als Lyriker, wenigstens in Reimen hervorgetreten.*) Ich habe aber diesen Boatman noch nicht gelesen, auch noch nichts Gescheidtes darüber, da sogenannte Kritiken meist wie Lobhudeleien klingen. Wir begnügen uns daher, die Thatsache anzugeben, daß Bulwer in seinen alten Tagen in gebundener Rede zum Vorschein gekommen ist.

Die Dichter Monkton Milnes,**) der erst später Lord wurde, und Thomas Aird,†) gehören der älteren und weniger populären Generation an. Ersterer ist ein Liebling ruhiger, solider Leute, die aus den Stürmen des Lebens in einen ruhigen Hafen des Alters eingelaufen sind und es nun lieben, ihre eigenen Gedanken und Erfahrungen schöner und verklärt wieder zu finden. Er hat etwas Göthe'sches in seiner Art zu reflektiren und Erlebtes und Durchfühltes in schöner Form auszudrücken. Deshalb ist er kein Dichter des Volks, sondern weniger Auserwählten geworden. Aird ist noch weniger bekannt in England, soll aber von seinen speziellen Landsleuten, den Schotten, sehr verehrt und fleißig gelesen werden. Wenn ich nicht irre und mich recht erinnere, kamen mir seine Dichtungen, wie ich sie gelegentlich in Magazinen fand, theologisch-didaktisch und ziemlich ungenießbar vor. Aber die Schotten, deren beliebteste politische Zeitungen wegen theologisch kirchlichen Kontroversen die meisten Leser haben, diese kalt-verständigen und kirchlich-fanatischen Schotten sind eine eigene Sorte von Leuten und brauchen deshalb auch eigene Poeten.

Hiermit sind wir ziemlich schnell durch die vordersten Reihen älterer Dichter der Gegenwart gekommen. Wir sind nun der nachreifenden Generation von Söhnen und Töchtern der Muse noch einige Aufmerksamkeit schuldig. Nicht blos, weil man dem schönen Geschlechte die Vorderplätze einräumt, sondern auch wegen faktischer Vorzüge verdienen hier zwei Damen die ersten Plätze, Miß Ingelow, deren Gedichte††) bereits in sechster Auflage erschienen sind, und Miß Christina Rosetti. Erstere ist ein vielversprechendes Kind, strahlend und leuchtend in noch ungeordneter Fülle von Gefühlen und Einfällen, die ohne viel Wahl und Qual mit allem Ungewissen und Unbestimmten jugendlicher Erregungen hingeworfen zu sein scheinen. Man sieht und fühlt den Reichthum, den Glanz im Allgemeinen, ohne immer die rechten Worte dazu zu finden. Manchmal sieht man den Wald vor Bäumen, den Sinn vor Worten nicht; aber es liest sich jugendlich, frisch und wohlthuend, just wie man ein phantasiereiches Mädchen plaudern hören mag, ohne es mit dem, was sie sagt und phantasirt, so genau zu nehmen. Dabei paßt uns

*) The Angel in the House. By Coventry Patmore. Two vols. London and Cambridge, Macmillan.

**) My Beautiful Lady. By Thomas Woolner. London, Macmillan.

*) The Boatman. By Pisistratus Caxton. Edinburgh, Blackwood and Sons.

**) Selections from the Poetical Works of R. M. Milnes, Lord Hougthon. London, Murray.

†) The Poetical Works of Thomas Aird. Edinburgh, W. Blackwood and Sons.

††) Poems, by Jean Ingelow. Fifth edition. London, Longmans.

mancher Gedanke, manches Bild als eigenthümlich und drastisch, z. B. wenn sie die allgemeine Phrase: „Alle Menschen müssen sterben", so anschaulich macht: „Der Eine stirbt unter dem Schluchzen einer liebenden Mutter, und sie graben sein Grab und treten es fest und gehen davon; der Andere stirbt um Mitternacht und Niemand seufzt um ihn, als der Wind, und Niemand begräbt ihn, als der fallende Schnee — und Gott liebt sie doch Beide. Der Erstere hat keinen Vortheil davon, und es wird seinen Todesschlummer nicht sänftigen, daß der Vater eine Locke von seinem Haar bei sich trägt, während es den Andern nicht stört, daß der Adler ihm sein goldenes Haar entreißt, um seinen Jungen ein Bett damit zu polstern."

Das sind die Worte in Prosa. Man weiß, daß es in der Lyrik auch auf Fügung und Melodie der Worte und Reime ankommt, und diese klingen im Original just so, wie sie nur von dichterischer Empfindung gewählt und gefügt werden können.

Miß Rosetti ist gleich fester, gefügter und vollendeter in Form aufgetreten. Das bezeugt besonders ihr Hauptgedicht: „Goblin Market"*), das so gedrungen und fest gefügt ist, daß man schwerlich etwas finden wird, was man kürzer oder anders wünschen möchte. Beide Dichterinnen werden hoffentlich mehr und Besseres liefern und Gelegenheit geben, sie spezieller zu würdigen. Hiermit sollen sie zunächst bloß dazu dienen, die Fülle der lyrischen Produzenten vermehren zu helfen und das schöne Geschlecht in der Lyrik zu vertreten. Im Roman ist die Zahl der Dichterinnen größer, als irgendwo; in der Lyrik haben sie wenig Kolleginnen.

Es bleibt noch ein junger Lyriker übrig, Mr. Worsley**), der sich vorher einen guten Namen als poetischer und technisch-meisterhafter Uebersetzer der Odyssee in Spenser'schen Stanzen erworben hatte. Seine Uebersetzung gilt als die beste in England. Man merkt, daß sie das Werk eines Dichters ist, eines Dichters, dem die Fesseln der Form nur dazu dienten, eine in sich selbst poetische Schöpfung aus der Original-Odyssee aufzubauen. Die vielen schlechten Uebersetzungen poetischer Werke kommen bloß daher, weil die meisten Uebersetzer keine Dichter sind, und Dichter sich nicht gern damit abgeben, ihrem Genius die Fesseln eines Originals anzulegen.

Worsley hat Letzteres gethan und erst hinterher den Muth gefaßt, als Dichter aus eigenen Mitteln sein Heil zu versuchen. Im Wesentlichen ist er bei den Griechen geblieben und hat aus deren Hippokrene seine Hauptdichtung geschöpft: „Phaeton." Sein Band Gedichte besteht hauptsächlich aus „Phaeton." Die meisten anderen Poesieen sind Uebersetzungen, die aber in ihrer Formenvollendung und Diction mit dem Werthe und dem Eindrucke von Originalen auftreten. Im „Phaeton" lernen wir eine ungemein malerische Kraft der Schilderung bewundern. Doch will, trotz des verschwenderisch glühenden und sprühenden Feuers um den tragischen Helden herum, unsere Phantasie nicht einmal recht warm werden. Dies geht uns fast mit aller griechischen und antiken Lyrik der Engländer so. Keine poetische Literatur hat so viel antiken Geist und Stoff aufzuweisen, als die englische Lyrik. Antike oder überhaupt ausländische Lyrik — dies ist schon ein Widerspruch, der uns in allen diesen Ergüssen stört. Dazu kommen zwei andere unverträgliche Elemente zusammen: historischer, epischer Stoff und lyrische Form. Außerdem sieht so etwas immer aus, wie ein testimonium paupertatis für eigene Gefühle und heimische Stoffe. Und es ist leider richtig, daß die meisten Dichter durch wirkliche oder ideale Flucht aus der Heimat dieses Zeugniß ausgestellt haben. Je unerschöpflicher England an Material für den Roman ist, desto ärmer erscheint es an Quellen für die Herzens- und Gefühlspoesie. Und doch ist Tennyson durch seine Schöpfungen aus heimischem Boden erst der unbestrittene „laureatus" geworden.

Die Sache ist, glaub' ich, die, daß England allerdings zu dramatisch, zu industriell und mercantil lebt und strebt und eifert, als daß die schönsten und duftigsten Blumen Deutschlands, die unserer Lyriker, als daß unsere „Lieder" dort gedeihen könnten; aber zwischen diesen qualmenden, nie erkalten den Industrie-Feuern und Dampfschloten und Tag und Nacht unter und über der Erde schnaubenden Lokomotiven, dieser Freiheit der Bewegung und des Erwerbes, diesen polizeilich ungehinderten Bestrebungen und Leidenschaften, dieser Fülle von fieberhaft treibenden Reichthümern und brennenden Entbehrungen, auf diesem wogenumrauschten, freien Insellande mit den täglich neuen Unglücksfällen und tragischen, wie komischen Eruptionen des Lebens wuchert in reichster Fülle und Frische der handlungs- und sensationsreiche Roman. Sie können uns unsere Lieder nicht nachmachen, wir ihnen noch weniger den Roman. H. B.

*) Goblin Market, and other Poems. By Christina Rosetti. London, Macmillan.

**) Poems and Translations. By P. S. Worsley. Edinburgh, Blackwood and Sons.

Frankreich.

Die politischen Vereine in Straßburg während der französischen Revolution.*)

Eine unbestreitbare Erfahrung lehrt: es werde einer Zeit sehr schwer, sich selbst zu begreifen. Vielleicht gelingt es den Zeitgenossen nie, einzusehen, wohin sie eigentlich steuern. Und fast ebenso schwer wie die Erkenntniß der Gegenwart ist die einer Vergangenheit, welche wir als die Wurzel unserer dermaligen Zustände betrachten müssen. Eine solche fort und fort nachhallende Vergangenheit bildet jenes Riesenereigniß, welches man heute auf Grund seines örtlichen Emportauchens die „französische Revolution" nennt. Wir haben noch keinen Maßstab für diese ungeheure Kette von Katastrophen. Der Einsichtsvolle weiß zwar wohl, daß die politische Umwälzung Frankreichs von 1789—1799 nur ein Moment (wenn schon das tragisch ergreifendste Moment) der Bewegung innerhalb des großen historischen Dramas war, aber die Einsicht in den breiten Umfang der socialen Eruption ist noch keine richtige Einsicht in deren Inhalt, und was letzteren betrifft, haben wir vorläufig mehr Ahnung als Gewißheit.

Merkwürdig genug ist gerade das Elsaß — diejenige Provinz, welche durch die französische Revolution radical umgewandelt wurde — der idyllische Boden, auf dem die Stille ruhiger Betrachtung in der Seele des beschaulichen Historikers erst noch am kräftigsten gedeiht. Was Ludwig Spach in seiner Geschichte des Niederelsasses und seinem „Friedrich von Dietrich"

*) Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790 à 1795. Extraits de leurs procès verbaux publiés par F. C. Heitz, correspondant du ministère de l'instruction publique pour les travaux historiques etc. Strasbourg, Frédéric-Charles Heitz, imprimeur libraire, 1863. (VIII. et 400 pag.)

von der Revolution und deren Charakter, wie das Elsaß ihn reflektirte, berichtet, zeugt von der unbefangenen, liebevollen Andacht des Forschergeistes, den fremde Leidenschaft nicht mit fortreißt, und das Gleiche darf man Friedrich Carl Heitz nachrühmen, der nicht bloß Buchhändler, Buchdrucker und gelehrter Bibliograph, sondern auch ein wackerer historischer Sammler und ein geschickter, streng unparteiischer Darsteller ist. Nachdem Herr Heitz in seinem deutschen Werke: „Das Zunftwesen in Straßburg" (1856, mit Einleitung von Ludwig Spach) und in dem (1860 erschienenen) französischen Tableau: L'Alsace en 1789, von dem alten, germanisch-feudalen Elsaß Abschied genommen, hat er bereits in seinen Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, Accusateur public du département du Bas-Rhin (Strasbourg 1862) eine treffliche Probe seiner unparteiischen Beurtheilung moderner Zustände abgelegt und durch die bescheidene Rolle eines Registrators der Geschichte die tiefere Erkenntniß des innern Zusammenhanges der Dinge klar durchblicken lassen.

Die jüngste Frucht eines rastlosen Fleißes, der den treuen Arbeiter auf ein schmerzhaftes Krankenlager warf, führt den Titel: „Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790 à 1795" und ist eine unendlich reichhaltige Chronik der Volksgesellschaften Straßburgs während der Revolution: ich möchte sie fasti populares der Straßburger Sturmjahre nennen. Von jedem Tage, an welchem irgend etwas in einem der Straßburger Klubs und sei es auch nur die Verlesung eines Briefes oder einer Adresse gewesen, von jeder irgend bedeutsamen Rede giebt uns Hr. Heitz genaue Rechenschaft, meist in extenso; er hat die Protokolle der Verhandlungen und die Sitzungsberichte der Volksgesellschaften unmittelbar benutzt.

Wer die französische Revolution mehr im Großen und Ganzen sich vor Augen gestellt hat, möchte nun zwar fragen, ob die Bedeutung der politischen Klubs von damals das Eingehen auf jede noch so minutiöse Einzelheit ihres Gebahrens rechtfertigt, ob sie etwa ein ebenso treues Lichtbild verdienen, wie die Verhandlungen der Revolutions-Parlamente? Mit dem Autor bejahen wir diese Frage. Er hat vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Der beträchtliche Einfluß, den jene Gesellschaften auf die Ereignisse ausgeübt, oder besser, den man durch ihre Vermittelung ausüben durfte, ist hinreichend bekannt. Begründet inmitten des hochherzigsten Aufschwungs einer glühenden Vaterlandsliebe und jenes Rausches, den die ersten Wohlthaten der Freiheit hervorbrachten, wurden sie, wie man weiß, gar bald das furchtbare Werkzeug des scheuslichsten Despotismus, der jemals auf Frankreich gelastet hat, die stets geöffnete Arena für die Wuthausbrüche eines Patriotismus, dessen schuldhafte Ausschreitungen häufig an Wahnsinn gränzen. Ihre Bedeutsamkeit wird in gewissen Momenten derartig, daß ihre Geschichte fast mit der der Revolution verschmilzt und jedenfalls zu deren lebendiger Aufhellung dient."

Die Straßburger politischen Klubs zur Revolutionszeit waren folgende. Den Reigen begann die am 15. Januar 1790 gegründete „Revolutionsgesellschaft" (Société de la Révolution), welche am 11. Februar 1790 ihren Namen in „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" (Société des amis de la constitution) umtaufte. Sie saß zuerst auf der alten Zunftstube der Kornkäufer und Mehlgroßhändler, welche die „Lucerne" oder „Laterne" und, weil dort die regierenden Stätt- und Ammeister der Reichsstadt das ganze Jahr hindurch zu Mittag speisen mußten, auch die „Herrenstube" genannt ward. Später siedelte der Klub nach einigen Schwankungen des Versammlungsortes in die geräumige Zunftstube der Kaufleute über, nämlich in den Saal des Hauses „Zum Spiegel", das noch jetzt als Kaffeehaus „Zum Spiegel", Schlossergasse Nr. 29 zu Straßburg besteht.

Der Spiegelklub ist nicht blos der älteste politische Verein Straßburgs, er ist auch weitaus der wichtigste und bedeutsamer als alle übrigen des ganzen Elsasses zusammengenommen. An der Geschichte des Spiegelklubs allein könnte man die Geschichte der Revolution in Straßburg und im vollen Umfange der einstigen Provinz Elsaß schreiben. Hier liefen alle Fäden der Revolutions-Propaganda zusammen, hier war der Heerd anfangs des patriotischen Feuers, bald auch der auf Umsturz der socialen Ordnung gerichteten Umtriebe; hier war später das Hauptquartier der Sansculotten und jener Denuncianten-Armee, welche die Gränzländer am Rhein mit einem eisernen Netz umspannte, und hier, im „Spiegel", war es, wo die politische Leidenschaft und der Ständehaß ihre tollsten Ausbrüche feierten.

Im Anfange ließ der Klub sich höchst gemäßigt, sogar etwas aristokratisch an. Wie in Paris um jene Zeit den Baron Menou der Herzog von Aiguillon auf dem Präsidentenstuhl der „Constitutionsfreunde" ablöste, so zählte auch die Straßburger Revolutionsgesellschaft ein starkes Contingent von Edelleuten unter dem Stamm ihrer Mitglieder, namentlich hatte das französische Offizier-Corps der Besatzung sich sogleich lebhaft betheiligt und der Urheber der Vereinigung und älteste Präsident der Gesellschaft war ein Kriegscommissar, Herr François Louis Theodore Le Barbier de Tinan.

Die Tragik der Revolutionsgesellschaft war in ihr selbst und in ihren eigenen Zwecken begründet. Auf die Schulter eines Klubs war eine Last gewälzt, die zu tragen einer starken und durchgreifenden Regierung gebührt hätte; der Kampf gegen die Feinde der neuen Verfassung (Ordnung der Dinge kann man nicht sagen, denn es gab keine Ordnung, wo Alles in Gährung war), der Vertheidigung der Revolution gegen die Contrerevolution war auf die Dauer ohne Gewaltmaßregeln unmöglich und widersinnig, während die Constitutionellen vor dergleichen zurückschauderten, und die gestürzte Autorität hatte viel zu viel gekränkte Rechte und beleidigte Erinnerungen auf ihrer Seite, um trotz aller Straßenscenen und Declamationen nicht sehr gefährlich zu sein. Der theoretische und prinzipielle Umsturz des Thrones durch die Constitution von 1791 zog den praktischen erbarmungslos nach sich und wer nicht politisch blind war, mußte das bereits im Juli 1789 erkennen. Nachdem die constituirende Versammlung der Monarchie das Todesurtheil geschrieben, konnten die monarchischen Sympathien der Feuillants dessen Vollziehung nicht mehr aufhalten; was die Gemäßigten thaten, hieß dem Henker in's Beil greifen und zu spät! Die Nationalpartei von 89 sank in das Grab, das sie selbst dem Throne gegraben und als sie sank, bezeugte sie noch durch die Wuth und Hitze ihrer letzten Gefechte die Schwäche ihrer Argumentation. Eine Partei, die in Straßburg gleich anfangs (25. Januar 1790) durch den Mund eines der Redacteurs der Chronique de Strasbourg erklären ließ, ihr Organ, die „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" sei gar keine Partei, sondern die leibhaftige Vertretung des Gesetzes (!) und alle Feinde der Volksgesellschaft Feinde des Gesetzes, hatte Maximen verkündigt, die bedenklicher noch als anmaßend waren und sie hatte sich von vornherein auf einen abschüssigen Boden gestellt, der nothwendig zum Abgrund führte.

Die ungeschminkte Wahrheit und die verhängnißvolle Kehrseite ihres Gebahrens blieb den Straßburger Klubisten nicht erspart. Als diese unvorsichtigen Schwärmer zur Vermehrung

der Aufregung oder, wie sie es nannten, zur „politischen Erziehung des Volkes“ im Sitzungssaale Vorlesungen der National-Decrete und der Zeitungen für Jedermanns Ohr angeordnet hatten, erschien als Antwort auf die desfallsige Erklärung an die Straßburger Mitbürger (vom 17. Juli 1790) eine geharnischte Flugschrift: Réponse d'un citoyen de Strasbourg aux soi-disants amis de la Constitution, welche, obgleich sie allerdings die Farben übertrieben stark aufträgt, einen unbestreitbaren Wahrheitskern enthielt. Die Insubordination der Straßburger Besatzungstruppen, auf welche in obiger Réponse angespielt wird, sollte gar bald das pilzartige Keimen der bösen Saat an den Tag bringen.

Wenn man liest, welcher Unsinn schon im Frühling 1791, wo die constitutionelle Partei noch am Ruder war, die Wände des Klubsaales wiederhallen machte, so wundert man sich allein darüber, daß diese Sorte von „Verfassungsfreundschaft“ ihr Leben drei ganze Jahre fortfristen durfte, 1790—1792, und nicht vielmehr der Anfang das Signal des Endes gab. Nach Ausweis der Protokolle von 1791 hat der große Straßburger Klub längst das Ansehn, als ob Er das Elsaß regiere, alle die Provinz betreffenden Sachen, die wichtigsten wie die unwichtigsten, werden seiner Cognition unterbreitet, er weiß Alles, er erfährt Alles, er bestimmt Alles; jeder General und jedes Verwaltungshaupt beeifert sich, dem Klub seine Ehrfurcht zu bezeugen. Der Marschall Luckner schmeichelt ihm wider bessere Einsicht, wider Pflicht und Gewissen und klagt dann ein Jahr später (Juni 1792) in einem den Klub denuncirenden soldatisch-ehrerbietigen Schreiben an den König über den schädlichen Einfluß aller Volksgesellschaften ohne Unterschied auf Zucht und Gehorsam der Krieger. Der Klub bekomplimentirt Königl. Commissare und freut sich bei anderer Gelegenheit, (26. März 1791), daß die Unterröcke der Marktweiber nach reactionären Fastenmandaten des Cardinals Rohan (genannt „Rohan-Collier“!) höchst indiscreter Weise durchsucht werden; selbst die vernünftigsten Klubisten, unter Andern ein Claude Champy (der treue Freund von Rouget de l'Isle), versteigen sich zur Denunciation gerichtlicher Urtheile (z. B. 3. Mai 1791), deren Rechtsgültigkeit man antastet. Die Maßregeln der Departements- und Distriktsbehörden werden gleichfalls hinsichtlich ihres Werthes und ihrer Statthaftigkeit erörtert; Soldaten dürfen Reden im Klub halten, die Verbrüderung mit der Nationalgarde fordern, und man spendet nicht nur solchen Reden Beifall, man läßt sie sogar durch den Druck verbreiten; ja, kurz nach einem eklatanten Fall der geschilderten Art erlaubt sich die Volksgesellschaft, des Königs Ernennungsrecht zu Würden im Heere anzuzweifeln; vom 27. bis 31. December 1791 entspinnt sich eine wüthende Debatte darüber, ob der König oder die Nation allein den Generalen Rochambeau und Luckner den Marschallsrang verleihen konnte, und der diesmal ganz vernünftige Einspruch des wenigstens etwas monarchischen Champy verhindert nicht den Beschluß einer Adresse an die Nationalversammlung im Sinne des Hasses königlicher Gerechtsame.

Bei den unausgesetzten Wühlereien und Hetzereien der Agitatoren und der Gährung der Gemüther, an welcher die Leidenschaft der Klubdebatten ihren tüchtigen Antheil hatte, war es ein von den Umständen selbst diktirter Vorschlag, den der konstitutionelle Maire Friedrich von Dietrich Ende Januar 1792 beim Generalrath der Kommune einbrachte, Straßburg in Belagerungszustand zu erklären. Sogleich erhob sich ein Sturm der Entrüstung unter den demokratischen Mitgliedern der Volksgesellschaft; in den „sehr warmen“ Verhandlungen der Tage vom 24. Januar bis 7. Februar 1792 wird der Maire des Landesverraths beschuldigt, ein Artikel der „Straßburgischen Zeitung“, die damals Rudolf Saltzmann (Göthe's Tischgenosse) redigirte, nimmt ihn gegen diese Anklage heftig genug in Schutz. Aber die Jakobiner antworten auf des Maire's Adresse an seine Mitbürger mit einem ebenso höhnischen als arglistigen Libell, das sie in der Klubsitzung vom 7. Februar 1792 vertheilen lassen; dieses erregt wieder die bitterste Mißbilligung der Gemäßigten, und jetzt ist der Bruch der Konstitutionsgesellschaft vollendet. 137 Mitglieder, die achtbarsten Bürger, treten aus und gründen einen neuen Klub, der sich im Hörsaale der Neuen Kirche (Auditoire du Temple Neuf) versammelt. 286 Mitglieder dagegen bleiben im „Spiegel“ zurück und halten fortan ihre Sitzungen als „Jakobiner- oder Sanscülotten-Klub“. Derselbe geht das engste Bündniß mit den Pariser Jakobinern ein, unterwirft sich förmlich deren Oberherrschaft und es entbrennt nun ein innerer Krieg in Straßburgs Mauern, auf der einen Seite von dem Verein im „Auditorium“, auf der andern und noch weit kräftiger von dem der Jakobiner genährt.

Die Schnellkraft der Ereignisse gewährte dem Klub der Feuillants (Société de l'Auditoire) keine Dauer. Aus Achtung für die Maßnahmen des Maire's Dietrich, der nach der Pariser Jakobiner-Emeute vom 20. Juni 1792 den Lehrsaal der Straßburger im „Spiegel“ hatte versiegeln lassen, beschloß die Auditoriumsgesellschaft bereits am 27. Juni 1792 die Vertagung ihrer Sitzungen und die Schließung ihres Saales; sie hatte sich ad Calendas Graecas vertagt, denn der Triumph der Jakobiner, der im Sturmschritt sie überfiel, duldete nie mehr eine Vereinigung der monarchischen Konstitutionspartei.

Der Jakobiner-Klub, der am 28. Juni 1792 im Saale des deutschen Schauspielhauses auf der St. Helenengasse da fortfuhr, wo er im „Spiegel“ aufgehört, bewies ein zäheres Leben. Er begann die Epoche seiner Alleinherrschaft, durfte bald einen unerhörten Despotismus und Handlungen des Wahnwitzes ausüben, gegen welche die Willkürlichkeiten der älteren Gesellschaft ein Kinderspiel gewesen waren. Von ihm wurde die Beerdigung des Königthums am 30. September 1792 feierlich begangen, in ihm wurde allen Heiligthümern des Elsasses Vernichtung gepredigt, von ihm die Zerstörung der historischen Denkmäler als Reste der Feudalzeit beschlossen und befördert, in seinem Schooße einst sogar (den 24. November 1793 von Téterel) die Niederreißung des herrlichen Münsterthurmes beantragt! Letztere unterblieb, wie Jeder weiß. Die definitive Schließung dieses Jakobiner-Klubs, leider erst am 18. Januar 1795, war gewiß kein Unglück für die Menschheit; hätte der Terrorismus noch ein Jahr länger gedauert, er würde das Elsaß in eine Wüste verwandelt haben!

Die übrigen Straßburger Klubs haben, wie oben erklärt ward, eine viel geringere Bedeutung. Merkwürdig ist, daß ungefähr gleichzeitig mit der Stiftung der Revolutionsgesellschaft, nämlich Anfang 1790, eine Société des amis du Roi in's Leben trat, aber der Natur der damaligen Entwickelung gemäß schon am 31. December desselben Jahres sich auflösen mußte. Der Geist der willkürlichen Selbsthülfe und die sonderbare Vorstellung der Zeitgenossen von den Pflichten einer bewaffneten Macht charakterisirte die ephemere Société de correspondance nationale, von der Straßburger Nationalgarde am 10. März 1790 gegründet, zum Zweck einer politischen Coalition aller Bürgerwehren des Elsasses. Die Assemblée des 12 sections de la commune de Strasbourg, welche den alten Großrath der 300 Zunftschöffen ersetzen wollte, beruhte auf einer ähnlichen

Verwechselung des amtlichen mit dem staatsbürgerlichen Berufe. — Uebrigens griff auch die katholische Partei als solche auf kurze Frist selbständig in das politische Leben Straßburgs ein; sie vertrat ihre Interessen etwas über einen Monat in der „Société du Séminaire" (so genannt, weil sie sich im katholischen Seminar versammelte) oder Société de l'Union, auch von ihren zahlreichen Gegnern schlechtweg Société des Catholiques bezeichnet. Man muß diesem Katholikenverein zugestehen, daß er über allzu große Toleranz seiner Mitbürger nicht zu klagen hatte. Am 31. Januar 1791 wurde er aufgelöst.

Traurig, doch in hohem Grade lehrreich ist der Anblick dieser politischen Gesellschaften, deren Wirken meist nur entweder kindlich-schwärmerisch oder anmaßend, gewaltsam und zuletzt verbrecherisch war. Trauttwein von Belle.

Ein neuer Kalender von Mathieu de la Drome*)

Ein Kalender auf das Jahr 1865 liegt uns vor, der sich in der That fast nur mit dem Wetter befaßt. Herr Mathieu de la Drome fühlt sich durch die ihm zu Theil gewordene Nichtachtung seitens der Astronomen und Meteorologen, ja selbst durch die ihm im vorigen Jahre widerfahrene Zurückweisung seitens der Pariser Akademie in seinem Selbstbewußtsein nicht erschüttert. „Ich habe, sagt er in den „Unterhaltungen eines Blinden" (einem Abschnitt des Kalenders) mein Gesicht, meine Gesundheit, mein Leben den Untersuchungen gewidmet und geopfert, die auf die Vorausverkündigung des Wetters sich beziehen. Sei meine letzte Stunde näher oder ferner: meine Arbeiten werden mich überleben. Meine Familie kennt alle Hülfsquellen für meine Studien; meine Enkel, die mir schon heut behülflich sind, werden einst noch zuverlässigere Propheten sein, als ihr Großvater!"

Beneidenswerthes Selbstgefühl, das ohne unser Zuthun unsere Erwartungen auch in Bezug auf den Inhalt des Buches sehr hoch spannt. Was wird uns geboten?

Zunächst eine Vorausverkündigung des Wetters für 1865, aus der wir zur Charakteristik die Stellen herausheben, welche sich auf die Monate März und April beziehen.

„März. Bedeutende Winde werden namentlich im Süden sich zeigen am 7., 16. und 23. Die Winde dieser letzten Epoche werden die gefährlichsten sein. Sie werden auch an verschiedenen Punkten der Küsten des Ozeans wüthen. In einigen Gegenden werden sie von Regen oder Schnee begleitet sein."

„April. Am 14. oder 16. bedeutende Winde, mit oder ohne Regen, je nach den verschiedenen Gegenden.

„Am 21. große Winde.

„Die Winde dieser Epoche werden sich zugleich im Süden von Frankreich und an verschiedenen Punkten der Küsten des Ozeans bemerkbar machen.

„Am 22. oder 25. je nach den verschiedenen Regionen bedeutende Regengüsse, welche den größten Theil von Frankreich treffen werden."

Wir glauben, daß diese allgemeinen Andeutungen nur Wenige zufrieden stellen werden.

Es folgt nun eine sehr lange Abhandlung über die Grundsätze, nach denen Herr Mathieu seine Vorausverkündigung bestimmt: lauter Hypothesen und jede noch so sehr unbestimmt gehalten.

*) Annuaire Mathieu de la Drôme. Paris, Henri Plon, 1865.

Dann eine Prüfung, ob die Vorausverkündigungen des Herrn Mathieu für das Jahr 1864 eingetroffen sind. Z. B. „Ich hatte verkündigt, daß vom 1. bis zum 20. Dezember 1863 bedeutende Quantitäten Wasser als Schnee oder Regen herabfallen werden. Man muß sich auf bedeutende Stürme gefaßt machen — hatte ich ferner gesagt."

„Nun — und was geschah? Am 2. Dezember begannen Stürme im Norden Frankreichs, einige Tage darauf erreichten sie die Küste des Mittelmeers. Am 4. Dezember deckten sie das Dach des Theaters von Toulon ab, am 5. signalisirte man sie zu Nizza, den 6. und 7. scheiterten mehrere Schiffe an der Küste von Afrika, den 12. zerstörten die Stürme in Wien eine Brücke."

Wir möchten fragen, giebt es wohl einen Dezember seit Menschengedenken, in dem nicht heftige Winde wehten, Schnee oder Regen fiel und Schiffe scheiterten? Ja, wir möchten weiter fragen, giebt es überhaupt einen einzigen Monat, in dem nicht bedeutende Wasserniederschläge, Stürme und Schiffbrüche sich verzeichnen ließen — vorausgesetzt, daß man eine so bedeutende Länderstrecke umfaßt wie Frankreich, Oberitalien, Oesterreich und die Küste von Afrika?

Wir fragen uns: für welche Kreise in Frankreich ist denn dieser Kalender eigentlich geschrieben? Vielleicht kommt der Leser zu ähnlichen Schlüssen wie wir, wenn wir den Kalender noch etwas weiter skizziren.

Unter der Ueberschrift „Italien und die Wetter-Prophezeiungen des Herrn Mathieu de la Drome" findet sich ein Brief von Alexander Dumas, der also beginnt:

„Mein lieber Plon! Sie fragen mich, was man in Neapel von Herrn Mathieu hält: die Antwort ist sehr einfach: die gebildeten Leute halten Herrn Mathieu für einen Propheten, nicht von der Art eines Calchas oder Jeremias, sondern von der Art eines Nostradamus, durch das Studium der natürlichen Phänomene. Die gewöhnlichen Leute denken, daß er ein Zauberer ist; diese Annahme dispensirt sie von weiterem Nachdenken und führt sie in das Gebiet des Wunderbaren und Unbegreiflichen, an das zu glauben gewöhnliche Menschen und zuweilen auch erhabene Geister so sehr geneigt sind."

Nun folgt ein Holzschnitt, der fast eine ganze Seite einnimmt: Alexander Dumas in südländischem Kostüm, als Kopfbedeckung ein großes Tuch, halb Turban, halb Haube. Im weiteren Verlauf des Briefes wird erzählt, daß irgend Jemand an die von Herrn Mathieu vorausverkündeten Stürme nicht hatte glauben wollen (Holzschnitt: ein Mann, der den Hut abgenommen, weil ihm so warm ist, und der auf seinen Spazierstock gestützt, behaglich in die Landschaft hinausschaut), aber bald darauf belehrt wird, daß ein Schiffskapitain um die betreffende Zeit wegen der stürmischen See nicht hat in den Hafen von Neapel einfahren können (dabei ein Holzschnitt: ein Schiff auf sturmbewegter See). Als Illustrationen zu diesem Briefe finden sich fernerhin ein Karren, auf dem drei maskirte Knaben stehen; ein Boot, auf dem Menschen bei ruhiger See fahren; ein dicker Man mit Zopf, Degen und Stock, der einen Arzt vorstellen soll; ein Knabe, der in nachsinnender Stellung dasitzt, und einige Bettler, die in einer Straßenecke liegen.

Also etwa eine Geschichte und eine Darstellung, wie sie das illustrirte Familien-Journal in Deutschland bringt.

Auf welchem ästhetischen Standpunkt der Leserkreis gedacht wird, davon eine kleine Probe: In einem recht ansprechend geschriebenen kleinen Artikel des Kalenders, „Die Landenge von Suez", werden die Geschicke der Völker, welche in der Nähe von Suez gelebt haben, kurz dargestellt; der Artikel ist das ein-

zige Korn unter lauter Spreu, und wir können nicht begreifen, wie er sich dorthin hat verlieren können; in diesem Artikel (der natürlich viele Holzschnitte enthält, unter anderen: Herr von Lesseps, Cleopatra und der Prinz Napoleon) kommt eine Stelle vor, die folgendermaßen lautet:

„Montesquieu erörtert ausführlich die Gründe, warum das oströmische Reich nach seiner Trennung vom weströmischen so viel länger dem Andringen der fremden Völkerschaften widerstand als Rom selbst; uns scheint ein wesentlicher Grund darin zu liegen, daß die Griechen ein Volk gewesen waren, die Römer hingegen nur eine Stadt. Die Wildheit und Macht der Gegner war für Konstantinopel wie für Rom gleich groß — man denke, welche Entvölkerung die Osmanen und Sarazenen in Klein-Asien herbeiführten — kann also als wesentlicher Grund für Rom kaum gelten."

Zu diesem Satz findet sich folgendes Bild mit der Unterschrift „Sarazenen und Osmanen Entvölkerung herbeiführend": drei Türken halten einen Menschen, dem die Hände gebunden sind, mit den Füßen nach aufwärts, so daß der Kopf herabhängt, der Kopf kommt auf einen Stein zu liegen; ein vierter Türke schneidet diesem Unglücklichen den Hals ab, ein breiter Strom Blutes fließt von dem Stein zur Erde.

Diese Probe wird vermuthlich dem geehrten Leser genügen, vielleicht ihm schon zu viel sein.

Daß Herr Mathieu nach seinen letzten Erfahrungen mit der Pariser Akademie es aufgegeben hat, für gebildete Kreise zu schreiben, finden wir natürlich und lobenswerth. Daß er aber seinen in Frankreich immerhin gekannten Namen ausbeutet, um die unwissendsten und ästhetisch armseligsten Kreise zum Ankauf eines Kalenders zu verleiten, das müssen wir mit Rücksicht auf seine auch nur halbwissenschaftliche Thätigkeit aufrichtig beklagen.

Nord-Amerika.

General Butler.

Es sind jetzt bald vier Jahre, daß der Krieg in den Vereinigten Staaten wüthet, und der immer allgemeiner gewordene Entschluß der Nordstaaten, alle Mittel an die völlige Unterwerfung des Südens zu setzen, sowie die in der letzten Zeit Schlag auf Schlag erkämpften Erfolge der Union berechtigen zu der Erwartung, daß der Riesenkampf seinem Ende entgegengeht. Eine ziemliche Anzahl einzelner Abhandlungen und größerer Werke, welche auch zum Theil in d. Bl. besprochen worden, haben es sich zur Aufgabe gestellt, uns mit den oft schwer verständlichen amerikanischen Verhältnissen und Zuständen bekannt zu machen, namentlich soweit diese den gegenwärtigen Krieg verursacht haben oder ihn wesentlich beeinflussen. Verhältnißmäßig sehr wenig Material ist dagegen bis jetzt über den Ocean zu uns gelangt, das uns ein eingehenderes Studium des Krieges selbst ermöglichte oder über einzelne Personen und Episoden desselben genauere Aufschlüsse gäbe. Gerade in dieser Beziehung ist ein neuerdings auch ins Deutsche übertragenes Buch *) von dem als Biographen Jackson's, Burr's und Franklin's bekannten James Parton sehr zu beachten, welches seinem wesentlichen Inhalte und Zwecke nach eine Rechtfertigung des so vielfach und heftig angegriffenen Auftretens des Generals Butler in New-Orleans, eine Geschichte der Verwaltung des Golfdepartements i. J. 1862 ist; vorangeschickt ist eine Skizze des früheren Lebenslaufes B.'s und eine Erzählung der Einnahme von New-Orleans. Die vor kurzem erfolgte plötzliche Entlassung B.'s hat seinen Namen von neuem in Vieler Mund gebracht und veranlaßt uns um so mehr, auf das vorliegende Buch hinweisend, hier einiges über B. mitzutheilen. Wie alles von der Unionspartei Geschriebene — und von conföderirter Seite haben wir fast nichts — darf auch dieses Werk natürlich nur mit Vorsicht gebraucht werden; auf Unparteilichkeit kann es keinen Anspruch machen. Allein es ist sehr anziehend geschrieben; die dem Verfasser zur Verfügung gestellten Akten und Briefschaften B.'s, die mündlichen Mittheilungen der Stabsofficiere und der Gattin des Generals befähigen jenen zu seiner Arbeit; die mitgetheilten Aktenstücke und Schreiben werden von bleibendem Werthe sein für Jeden, dem es darum zu thun ist, sich ein richtiges Bild von den damaligen Verhältnissen in New-Orleans zu machen.

Benjamin B. ist am 5. Novbr. 1818 zu Deerfield in New-hampshire geboren. Da er seinen Vater schon verlor als er erst 5 Monate alt war, fiel seine Erziehung ganz der Mutter anheim, welche nach Lowell in Massachusetts übersiedelte und ihren Sohn die dortige Schule besuchen ließ. Der Wunsch B.'s war, in der Militairakademie zu Westpoint sich zum Kriegerstande auszubilden, die Mutter aber bestimmte ihn für die Kirche und schickte ihn mit 16 Jahren in das Baptistenseminar in Waterville (Maine). Er wird als ein schwächlicher Knabe geschildert, der sich aber durch einen rastlosen Wissenstrieb und ein erstaunliches Gedächtniß auszeichnete. Sein scharfer Verstand brachte ihn bald mit seinen Lehrern und deren starren Dogmen in Widerspruch; zum Theologen fühlte er sich nicht berufen. Nachdem er zuvor durch einen viermonatlichen Sommeraufenthalt bei einem Oheim an der Seeküste seinen Körper gekräftigt, kehrte er im 20. Jahre nach Lowell zurück und erlernte bei einem Anwalt die Rechte, rastlos arbeitend, dabei mit steten Nahrungssorgen kämpfend. Zugleich trat er auch in die Miliz ein und betrieb deren militairische Uebungen mit besonderem Eifer und Liebe. Seit 1840 praktischer Rechtsanwalt brachte er es, trotzdem er zu der in Lowell äußerst kleinen und fast verabscheuten Minorität der Demokraten gehörte, durch seine unermüdliche Thätigkeit, seinen schlauen scharfen Verstand und seine stete Schlagfertigkeit zu einer außerordentlichen Praxis. Beim Ausbruch des Krieges ward sein Einkommen auf 18,000 Dollars geschätzt, und er lebte in den angenehmsten Familienverhältnissen; durch seine Thätigkeit als Anwalt bei den verschiedensten Processen hatte er sich außerdem eine Fülle der vielseitigsten Kenntnisse erworben. 1860 wurde B. zum Mitgliede des in Charleston und später in Baltimore tagenden demokratischen Nationalconvents gewählt und vertrat in dem Ausschuß desselben Massachusetts; sein Antrag — einfache Bestätigung des i. J. 1856 in Cincinnati aufgestellten Programmes und Erklärung zu Gunsten der Beschützung aller Bürger — ward schließlich nach langen hitzigen Debatten von der Versammlung angenommen. Nachdem er dem Wunsche seiner Wähler gemäß anfangs stets für Douglas als Candidaten der Präsidenten-Würde gestimmt hatte, dann aber bei dem beschlossenen Abstimmungsmodus diese Candidatur ohne Spaltung der demokratischen Partei für unhaltbar erkannte, trieb ihn sein oberster Grundsatz, Aufrechthaltung der Staatsverfassung, und sein Bestreben, den

*) General Butler in New-Orleans. Von James Parton. Nach der engl. Ausgabe bearbeitet von H. Rasster und E. Remack. New-York, Mason Brothers.

Austritt der Südstaaten aus dem Bunde zu verhüten, zum Anschluß an die Breckenridge-Partei, welche die Sklaverei vertrat, aber sich damals noch entschieden bundestreu zeigte; dadurch verlor er alle Popularität in Massachusetts. Allein als er im Dec. 1860 in Washington bei dieser Partei die Ansicht vertreten fand, daß der Abfall etwas Selbstverständliches und vom Norden kein Krieg zu befürchten sei, trat er dieser sehr entschieden entgegen und verlangte, daß den zur Ueberreichung der Secessionsurkunde von Südcarolina an den Präsidenten geschickten Commissaren der Proceß wegen Hochverraths gemacht werde. Das Auftreten der Südstaaten nöthigte ihn bald zu einem förmlichen Bruche mit deren Führern, und B. trieb fortan mit aller Macht zu energischen Maßregeln gegen die Secession. Er veranlaßte er zunächst die zeitige Mobilisirung der Miliz von Massachusetts, erhielt 17. April als Brigadegeneral den Oberbefehl über dieselbe und führte, nachdem ein Theil derselben nach Fort Monroe befördert war, den Rest über New-York und Baltimore nach Washington. Die energischen Maßregeln, durch welche er die ihm auf diesem Marsche, namentlich in Annapolis, in den Weg gelegten Hindernisse zu beseitigen wußten, zeigte, daß er ganz das Zeug zu einem General hatte. Als es ihm ferner glückte, durch seine geschickt ausgeführte Ueberraschung zur Nachtzeit mit nur 900 M. die Stadt Baltimore zu besetzen, zog ihm dies kühne Wagniß zwar die bittersten Vorwürfe des alten bedächtigen Scott und seine Abberufung zu, erwarb ihm aber zugleich die Anerkennung des Präsidenten und Kriegsministers und den Dank der Bevölkerung Washington's. Zugleich mit dem Patent (vom 16. Mai 1861) als Generalmajor erhielt er hierauf das Commando über das Fort Monroe und eine ziemlich bedeutende Truppenmacht, die er freilich zum größten Theil erst zu organisiren und auszubilden hatte. Da alsbald die von den Rebellen zur Schanzarbeit benutzten Negersklaven in immer größeren Schaaren zu ihm überliefen, trat die schwierige und damals noch ganz unentschiedene Sklavenfrage zum ersten Male zur Entscheidung an ihn heran. Durch die denkwürdige Erklärung: „diese Leute sind Kriegscontrebande," bezeichnete er seinen Standpunkt; er verweigerte die Herausgabe der Ueberläufer und verwandte sie im Dienste der Union. Da er von Washington aus ohne Unterstützung gelassen wurde, sah er sich an einer größeren kriegerischen Thätigkeit, die er so gern entfaltet hätte, verhindert. Wegen des unglücklichen Gefechtes bei Groß-Bethel (10. Juni), welches in Folge der Untüchtigkeit von Officieren und Soldaten durch eine ganze Reihe von Mißgriffen und Mißverständnissen schmählich verloren wurde, ist B. viel getadelt worden, und es hat ihm in der Gunst des Publikums viel geschadet. Der Hauptvorwurf, welcher ihn trifft, ist der, daß er sich durch Rücksichten bestimmen ließ, das Commando dem hierzu durchaus unfähigen General Pierce anzuvertrauen. B. nahm sich eine Lehre daraus, er machte dem Kriegsminister Vorschläge wie die Freiwilligenregimenter von den vielen unfähigen Officieren gesäubert werden könnten und suchte in seinen Regimentern auf jede Weise die Disciplin zu fördern.

Nachdem er am 15. August das Commando in Monroe an General Wool abgegeben, die Expedition nach Hatteras glücklich geleitet, dann sich eine Zeit mit Rekrutirung beschäftigt hatte, wurde er an die Spitze der zur Einnahme von New-Orleans ausgerüsteten Expedition gestellt und segelte am 25. Febr. 1862 nach Ship Island ab, wo sich seine 15,000 M. schon seit Dec. 1861 sammelten. Mit Capitän Farragut, welcher das Commando über die aus 48 Fahrzeugen mit 310 Geschützen bestehende Flottenabtheilung führte, verständigte sich B. über den Plan, wie sie den Durchgang nach New-Orleans erzwingen wollten. Das sechstägige furchtbare Bombardement der beiden Forts Jackson und St. Phillip, das Sprengen der quer über den Fluß ausgespannten Sperrkette, das Durchbrechen der Flotte zwischen den Forts, endlich das wahrhaft höllenmäßige Schauspiel des nächtlichen Kampfes der beiden Flottenabtheilungen auf dem Mississippi schildert Parton in fesselnder Weise. Der Theil, welcher B. an der Arbeit zugedacht war, erledigte sich durch die Capitulation der Forts (28. April), und seine eigentliche Thätigkeit beginnt daher erst als Commandant des Golfdepartements. Ohne große Schwierigkeiten und mit nur geringen Verlusten war es der Union gelungen, sich in den Besitz von New-Orleans zu setzen; weit schwerer und langwieriger war der zweite Theil der Aufgabe, den zähen Widerstand der fanatischen Secessionisten in der Stadt zu brechen und diese sowie das gesammte Departement in den Schooß der Union zurückzuführen. Die rastlose Thätigkeit, die rücksichtslose Energie, die „eiserne Hand," mit welcher B. das Commando führte, hat ihm viele Verehrer, aber vielleicht noch mehr Feinde und manche harte Beschuldigung verschafft. Unser Autor vertheidigt und rechtfertigt ihn durchweg; uns scheint es jedenfalls noch zu früh zu einem abgeschlossenen Urtheil über B., um so willkommener wird uns aber Alles sein, was dazu beiträgt, unser Urtheil zu vervollständigen.

Als am Nachmittag des 24. April die Nachricht nach New-Orleans gelangte, daß die Bundesflotte die Forts passirt und die Schiffe der Conföderirten vernichtet habe, verbreitete sich ein wahrhaft panischer Schrecken und die tollste Aufregung der Stadt. Jeder suchte seine Schätze in Sicherheit zu bringen; alle Vorräthe, namentlich an Baumwolle, welche nicht fortzuschaffen waren, die Schiffe &c. &c. wurden verbrannt, damit sie den verhaßten Yankees nicht nützen sollten; die Truppen zogen ab, um sich mit Beauregard in Corinth zu vereinigen; die aus einem französischen, einem englischen und einem spanischen Bataillon bestehende europäische Brigade übernahm den Schutz der Stadt und verhütete, daß dieselbe in Brand gesteckt wurde, da die Eifrigsten dem Feinde ein zweites Moskau bereiten wollten. Am 25. April, Nachmittags 1 Uhr, legte sich die Flotte in New-Orleans vor Anker. Der Empfang des Capitain Bailey, welcher ans Land setzte, um die Uebergabe der Stadt zu verlangen, die Antwort des Mayors Monroe und des Gemeinderaths auf diese Aufforderung, das Herunterreißen der von Farragut auf der Münze aufgezogenen Unionsfahne zeigte bald, wie sich die Stadt und namentlich der in derselben dominirende Pöbel den Unionstruppen gegenüber zu verhalten gedachte, wie man sich bemühte, diesen alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen.

Am 1. Mai hielt B. seinen Einzug an der Spitze seiner Regimenter unter dem Toben der wüthenden Volksmenge, stellte starke Wachen aus, ließ die Truppen zum großen Theil in der Stadt bivouakiren und nahm als Commandant des Golfdepartements sein Hauptquartier im St. Charles-Hotel. Seine Proclamation mußte er von seinen Soldaten selbst drucken lassen, denn die Buchdruckereibesitzer weigerten sich, dieses zu thun. Zunächst versuchte er es, in Verbindung mit den städtischen Behörden die alte Ordnung wiederherzustellen; er ließ die Laden wieder öffnen, setzte die Eisenbahnen wieder in Betrieb, zwang die Arbeiter für die Ver. Staaten zu arbeiten, brachte die Handelsgeschäfte wieder in Gang und stellte den Geldcours her. Seine Verordnungen zeigten, wie umfassend und vielseitig seine Kenntnisse waren, während auf der andern Seite

seine Bemühungen auch zu manchen Verleumdungen Anlaß gaben. Eine seiner ersten Sorgen war ferner die für die 50,000 Armen, welche bei dem herrschenden Mangel und der Theuerung zu verhungern drohten. Da die Civilverwaltung sich nicht darum kümmerte, schaffte er ihnen Nahrungsmittel und Arbeit, indem er sie zur Straßenreinigung verwandte, und es gelang ihm hierdurch, sowie durch eine außerordentlich strenge Quarantäne, das gelbe Fieber von der Stadt abzuhalten. Bei allen Maßregeln war er auf das Wohl der ärmeren Klassen bedacht; das Geld mußte hauptsächlich von denen gegeben werden, welche die Secession früher mit ihren Geldmitteln so reich unterstützt und dadurch das Unglück zum großen Theil verschuldet hatten. B.'s Befehl betreffs der Frauen von New-Orleans, welche es auf alle mögliche Weise darauf anlegten, die Officiere und Soldaten der Union zu insultiren, ist vielfach falsch ausgelegt und bitter angegriffen worden (Palmerston nannte ihn im Parlament infam u. s. w.) Der Verfasser rechtfertigt B. auch in dieser Beziehung und theilt einen Brief von ihm mit, in welchem er seine Auffassung einem Freunde auseinandersetzt. Viel zu schaffen machten B. die Consuln der auswärtigen Mächte, welche sich zum größten Theil der secessionistischen Bewegung angeschlossen und dabei ihre Stellung häufig misbraucht hatten. In manchen Fällen war wohl auch B. in seinem Eifer zu weit gegangen, so daß der Staatssecretär Seward sich durch die vielen Beschwerden der fremden Gesandten veranlaßt sah, Reverdy Johnson nach New-Orleans zu schicken, um die Angelegenheiten mit den Consuln zu untersuchen; das Verfahren B.'s ward in vielen Fällen desavouirt.

Um die Stadt nun auch wirklich der Union wiederzugewinnen, verlangte B., daß sämmtliche Bürger der Regierung der Ver. Staaten Treue schwören und daß die Neutralen auch einen, etwas anders formulirten, Eid leisten sollten, falls sie einen anderen als den gewöhnlichen polizeilichen Schutz beanspruchten. In Folge dessen löste sich der Gemeinderath auf (27. Juni), und die fremden Consuln vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Proteste. Der französische Consul ließ diesem noch einen besonderen Protest folgen, als die Auslieferung der Waffen befohlen wurde. Ein Gesetz, nach welchem Allen, welche den verlangten Eid nicht geleistet, das Vermögen confiscirt wurde, sollte die Secession vollends niederwerfen. Ehe B. das Departement verließ, hatten auch wirklich 60,000 Einwohner dem Bunde den Eid der Treue geleistet, wenn auch Viele mit dem Gedanken, ein den Yankees geleisteter Eid brauche nicht gehalten zu werden.

Besondere Schwierigkeiten mußte endlich die Frage bereiten, was mit den Negern gemacht werden solle, welche in Masse ihren Herrn entliefen und von den Unionstruppen Schutz und Aufnahme verlangten. Für seine Person war B. früher zwar allerdings der Ansicht gewesen, der Bürgerkrieg habe mit der Sklavenfrage nichts zu thun, sondern einzig und allein die Herstellung der Union zum Zweck, jetzt aber hatte er längst eingesehen, daß der Krieg eine rasche Lösung dieser Frage nothwendig mache. Der unmittelbare Anblick der Sklaverei und all ihres Elendes hatte zudem einen förmlichen Abscheu in ihm erweckt, und er war, wie alle in den Sklavenstaaten operirenden Generale, zu der entschiedenen Ueberzeugung gelangt, daß es mit der Sklaverei aus sei und daß ihr ein rasches Ende gemacht werden müsse. Aber die Regierung hatte noch keinen bestimmten Standpunkt in dieser wichtigen und schwierigen Frage eingenommen, und B. sollte allen unlöslichen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, bis die Regierung sich zu einer bestimmten Politik entschieden habe. Ein Kriegsartikel verbot ihm die Auslieferung flüchtiger Sklaven, dagegen war General Hunter's Freiheitsproclamation desavouirt worden. So sah sich B. zwischen zwei Feuern, und durch ein Epigramm wie in Monroe ließ sich hier die Sache auch nicht ordnen. Die Negerfrage brachte B. in eine unangenehme Collision mit dem in Carrollton, sieben Meilen oberhalb New-Orleans, commandirenden General Phelps, welcher die übergelaufenen Sklaven bewaffnen und zu Bataillonen formiren wollte, und da B. auf dieses Verlangen nicht eingehen zu dürfen glaubte, nahm Phelps seinen Abschied. Aus den freien Farbigen bildete B. selbst 3 Infanterieregimenter und 2 Batterieen, die in wenig Wochen marschfertig waren und sich später, im Sommer 1863, vor Port Hudson glänzend bewährten. Das Ueberhandnehmen der nach New-Orleans flüchtenden Sklaven und die stets wachsende Sorge für ihre Unterhaltung, veranlaßte den General schließlich dazu, die verlassenen Plantagen der Umgegend auf Rechnung der Ver. Staaten durch die flüchtigen Sklaven gegen angemessenen Lohn bewirthschaften zu lassen, und er konnte bald den Beweis liefern, das sich durch freie Arbeit mehr als durch Sklaverei fördern ließ. Die von B. in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen und das tadellose Betragen der Neger als freie Arbeiter thaten ihr Theil, um Lincoln zur Erlassung der Freiheitsproclamation zu bestimmen.

Während B. im besten Begriffe war, durch sein vorzügliches organisatorisches Talent, durch seine energischen und umsichtigen Maßregeln ganz Louisiana der Union wieder zu unterwerfen und die Hoffnung hatte, daß die Regierung jetzt im Stande sein werde, ihm die oft erbetene Unterstützungen zukommen zu lassen, so daß er sich auf weitere militairische Operationen, namentlich gegen Port Hudson und dann gegen Texas einlassen könne, ward plötzlich durch einen Kriegsministerialbefehl vom 9. Nov. 1862 dem Generalmajor Banks das Commando des Golfdepartements nebst Texas übertragen. Mitte December übergab B. diesem das Commando, nahm Abschied von seinen Truppen und von den Bürgern von New-Orleans und reiste am 24. Dec. ab. Warum er abberufen war, ob man den fremden Mächten, namentlich der französischen Regierung, eine Genugthuung geben wollte, ob Seward die selbstständige dictatorische Art wie B. sein Commando führte, fürchtete —, das konnte er auch in Washington nicht erfahren. Ueberall aber erhielt er einen sehr ehrenden Empfang, und daß auch die Regierung wußte, was sie an B. hatte, das zeigte seine Sendung nach New-York zur Zeit der Präsidentenwahl. Wir hoffen, daß Parton sein Werk fortsetzt und uns auch B.'s Auftreten in New-York, vor Richmond und Petersburg, seine misglückte Unternehmung gegen das Fort Fisher und die Gründe seiner neuesten Entlassung schildert.

Kleine literarische Revue.

— **Stoff, Kraft und Gedanke.***) Wir zeigen ab und zu Schriften an, welche es versuchen, die Bresche auszufüllen, die durch die naturwissenschaftliche Forschung in das religiöse und kirchliche Bewußtsein gekommen ist. Die eine Art dieser Schriften steht auf dem Standpunkt, welchen die letzte Encyklika des

*) Mit Hinblick auf die Unsterblichkeit. Von Ferd. Westhoff. Münster, E. C. Brunn. 1865. 446 S.

Papstes einnimmt: es wird Nichts zugegeben; die andere tritt auf das Terrain der Naturwissenschaft und sucht den Gegner auf seinem eigenen Gebiet mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Die Schrift des Herrn Westhoff gehört zu der letzteren Art und ist für Jeden, der da zweifelt und nach Klarheit ringt, darum von Interesse. Welche Vorstellungen der Herr Verfasser vom Geist und von der Unsterblichkeit hat, das ist vielleicht für den Leser am ehesten von Wichtigkeit, und wir stellen deshalb hier einige darauf bezügliche Sätze zusammen:

„Mit dem Organismus verbindet sich wesentlich auch die Seele wie mit dem Staat die Kirche, daher auch in der Pflanze ein Seelenleben anzuerkennen ist. Doch entbehrt die Pflanzenseele noch des Lichts der eigentlichen Innenerscheinung, des Innerlichwerdens, welches erst beim Thier eintritt."

„Man kann gegen die Unsterblichkeit der Menschenseele Bedenken erheben wegen der vielen Seelen, die in der Kindheit schon oder doch vor ihrer Reife dieses Leben wieder verlassen müssen. Aber diese Bedenken sind unbegründet: das jenseitige Leben kann nicht ärmlicher sein als das diesseitige. Unreif gebliebene Seelen werden auch dort ihren Platz nicht allein, sondern auch ihre weitere Entwickelung finden können, insofern sie eben Menschenseelen, d. h. der Potenz nach fertig gewordene Seelenkräfte sind."

Die Annahme, daß die Seelen nach dem Tode etwa auf andere Sterne verpflanzt werden könnten, verwirft der Herr Verfasser sehr entschieden.

„Blicken wir noch auf die Kirche zurück, so müssen wir sagen, daß auch diese übergehen wird in's Jenseits. Das Wesen der kirchlichen Einigung der Menschen ist ja das Ewige, und so muß auch die Kirche als Pflegerin dieses Ewigen bestehen bleiben. Der Staat dagegen erscheint als eine nur dem Naturbedürfniß des Menschen zugewendete Lebensform und muß in seiner Gesammtheit ebenso der definitiven Auflösung anheim fallen, wie die den Leib bildende organische Kraft!"

Es könnten bei dem Leser Zweifel entstehen, ob der Herr Verfasser diese Ansichten ernst vorträgt: wir erwähnen daher gleich, daß der Zweifel nicht gerechtfertigt ist.

— **Ben-Abuja, Göthe's Faust, von Dr. M. Letteris.** *) Wie man mit großer Sprach- und Sachkenntniß, mit aller Meisterschaft des Styls und mit unbestrittenem Talent, dennoch ein verfehltes Werk schaffen kann, davon giebt dieses Buch einen schlagenden Beweis. Elischa Ben-Abuja, eine talmudische Größe in der Periode der Hadrianischen Verfolgungen, war, in das Labyrinth gnostischer Ideen gerathen, vom Judenthum abgefallen und, wie das den Apostaten eigen, ein erbitterter Feind seines angestammten Glaubens geworden. Und diesem abtrünnigen Rabbi, dem, nach seinem eigenen Geständnisse, der Weg zur Rückkehr und Buße für immer abgeschnitten war, und den erst, wie die Sage berichtet, nach dem Tode sein großer Schüler und Verehrer, Rabbi Nehorai oder Méir, durch eifriges Gebet aus dem Höllenfeuer erlöste — macht der Verfasser zum Träger der Faust-Idee, von dem der Herr zeugt:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Und wer wird in Mephitophel, dem hebräisirten Mephistopheles, den „schalkhaften verneinenden Geist," den furchtbar ernsten orientalischen Satan erkennen? Und die sinnlich gemüthliche romantische Liebe zwischen Ben-Abuja-Faust und Naama-Gretchen ist fürwahr kein Gewächs, das auf morgenländischem Boden gedeiht. Scenerie und Dialog in Auerbachs Keller mit dem studentisch übermüthigen, rohen Ton, in der Hexenküche mit ihrer phantastisch-spukhaften Ausstattung; die aus dem Christlichen ins Jüdische übertragenen Chöre der Engel und Jünger, wie der Gottesdienst im Dom, nehmen sich in der Gewandung und Färbung der hebräischen Sprache so fremdartig, so abstrus aus; die Diktion ist überdies von den unnatürlichen Banden des Alexandriners und des Reimes so beengt, daß es auch dem der Sprache Kundigsten schwer fällt, den Sinn der Worte zu fassen, wenn er sie nicht mit dem Original vergleicht. — Bei aller Achtung vor dem Wissen und dem Talent des Verfassers können wir nur bedauern, so reiche Gaben an einen so undankbaren Stoff verschwendet zu sehen.

*) In hebräischer Sprache.

— **Das Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert.** *) Der Verfasser unseres heutigen Artikels über die politischen Vereine Straßburgs während der französischen Revolution, Herr Dr. E. Trauttwein von Belle, hat unter dem vorstehenden Titel einen am 28. Januar d. J. im „wissenschaftlichen Verein" zu Berlin gehaltenen Vortrag dem Druck übergeben. Die Geschichte der Abreißung des Elsaß vom deutschen Reichskörper, sowie die der Denationalisirung dieses allemannischen Gaues wird zu allen Zeiten ein warnendes Memento für alle Deutschen sein. Gewiß wird der jetzt gedruckte Vortrag über das Elsaß mit demselben Interesse aufgenommen werden, mit welchem er in der zahlreichen Versammlung der Singakademie angehört wurde.

— **Schlesische Provinzialblätter.** Die neuen „Schlesischen Provinzialblätter", herausgegeben von Theodor Oelsner, sind mit dem Jahre 1865 aus dem Verlage von Karl Flemming in Glogau in den der Trewendt'schen Verlagshandlung in Breslau übergegangen. Obwohl ausschließlich den Interessen, Lokalitäten und Persönlichkeiten der Provinz Schlesien gewidmet, verdient diese Zeitschrift doch auch im übrigen Deutschland gekannt und gelesen zu werden, da erstlich jene deutsche Ostmark mit ihren drei Millionen Bewohnern in geographischer, montanistischer, landwirthschaftlicher und industrieller Beziehung ein reiches Feld der Vergleichung und der Belehrung darbietet, und zweitens die geistigen Bewegungen dieser Provinz, von der Zeit der ersten schlesischen Dichterschule des siebzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, stets einen mächtigen Einfluß auf das übrige Deutschland geübt haben. Das erste Monats-Heft des neuen Jahrgangs ist wiederum reich an gemeinnützigen, wie an schönwissenschaftlichen Beiträgen, wozu wir unter Anderem den über die Wasserverhältnisse der Provinz, ferner den Hinweis auf die wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Versicherungs- und Gemeindewesen, die Biographie des Orgel-Virtuosen Adolf Hesse, die schlesischen Märchen und Sagen von Prof. Bartsch, die Darstellung der Feuerlösch- und Rettungs-Einrichtungen Breslau's rc. zählen. Zwölf solcher Monatshefte in 8. kosten zusammen nicht mehr, als zwei Thaler.

Literarischer Sprechsaal.

Heinrich v. Treitschke's vielbesprochene Denkschrift in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage, ursprünglich

*) Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1865.

für Haym's „Preußische Jahrbücher", bekanntlich ein Organ der Altliberalen, als Erwiederung auf Ludwig Häusser's Sylvester-Betrachtungen gegen die Annexion der Elb-Herzogthümer an Preußen, verfaßt, ist jetzt in besonderem Abdruck erschienen.*) Es hat dieses politische Rechtsgutachten augenscheinlich dazu beigetragen, die bisher in Bezug auf Schleswig-Holstein sehr aus-einander gehenden Ansichten der liberalen Partei in Deutschland zu klären und zu berichtigen. Treitschke hat den Muth, dasjenige, was er für Deutschlands Zukunft als heilbringend erkannt hat, „trotzdem und alledem" aufrecht zu erhalten, frühere Irrthümer in Bezug auf das Preußen unserer Zeit — das Preußen, wie es in seinem Volk in Waffen, in seinem Abgeordneten-Hause, in seinen Universitäten und in seiner unabhängigen Presse sich darstellt — zu bekennen und auf die unbedingte Vereinigung der nordalbingischen Herzogthümer mit der großen norddeutschen Monarchie zu bestehen. Zwei badische Universitäts-Lehrer, Häusser und Treitschke, sind es, die jetzt im liberalen Lager Deutschlands die beiden einander entgegengesetzten Standpunkte in der vorliegenden Frage vertreten. Es scheint uns fast, als ob sich das Zünglein jener Wage, welche man die öffentliche Meinung nennt, auf die Seite des jüngeren und kühneren Professors von Freiburg neigen wolle.

Im Verlage von Julius Springer in Berlin sind folgende drei Flugschriften erschienen:

1. Zur schleswig-holsteinischen Besitzfrage;
2. Ein Wort in Oesterreich in der Elb-Herzogthümer-Frage;
3. Die Selbstinteressen der Herzogthümer Schleswig-Holstein bei der zu treffenden Entscheidung.

Alle drei Schriften haben denselben Verfasser, der die Erklärung abgiebt, daß er zu keiner der bei der Frage betheiligten Regierungen in irgend einer Beziehung stehe. Der Verfasser sucht in diesen Schriften nachzuweisen, daß die Annexion der Herzogthümer an Preußen sowohl im Interesse Deutschlands, als in dem von Oesterreich und speziell auch im Interesse der Herzogthümer selbst liege.

Am 24. Januar ist in **Washington** das große Mittelgebäude der **Smithsonian Institution** in Flammen aufgegangen. Nur weniges von den darin befindlichen, literarischen, künstlerischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen konnte gerettet werden. Wir haben in unserem Blatte oft Gelegenheit gehabt, über dieses Institut, dessen Zweck, nach dem Willen seines Stifters, des Engländers **Smithson**, die Ausbreitung der Wissenschaft über alle Völker der Erde ist, zu berichten. Zunächst ist dieser Zweck durch die Publikation werthvoller wissenschaftlicher Werke in englischer Sprache, wobei hauptsächlich naturwissenschaftliche und linguistische Kenntnisse berücksichtigt wurden, erstrebt worden. In jedem Jahre wurde zugleich ein Bericht des Instituts, der von kleineren wissenschaftlichen Abhandlungen begleitet war, herausgegeben. Sowohl jene Werke, als dieser Bericht, wurden an alle öffentlichen Bibliotheken und an alle gelehrten Gesellschaften der Welt unentgeltlich versandt, wofür dann gewöhnlich das Institut für seine Bibliothek und seine Museen Gegengeschenke erhielt. Da das große Stiftungsvermögen des Instituts zum großen Theil aus amerikanischen Staatspapieren bestand, die in Folge des Bürgerkrieges keine regelmäßigen Zinsen zahlten, so ist in den letzten Jahren die Wirksamkeit der Smithsonian gegen die früheren Jahre sehr zurückgeblieben. Durch den jetzt eingetretenen Verlust dürfte, wie wir befürchten, die Thätigkeit des Instituts, der einzigen Einrichtung von kosmopolitischer, wissenschaftlicher Bedeutung in Amerika, noch empfindlicher unterbrochen werden.

Der großen Reihe der deutschen Reisenden, die in der Neuzeit in das von der Natur gleichsam absichtlich verschlossene, gliederlose, aber für Länder- und Völkerkunde unerschöpfliche Afrika eindringen, reiht sich (wie uns Herr Alex. Ziegler mittheilt) Graf **Karl v. Krockow-Wickerode**, Mitglied und erster Bibliothekar des Dresdner Vereins für Erdkunde, an. Derselbe war im September v. J. mit dem Thierjäger Casanova aus Dresden ausgezogen, um in bisher nicht allzu bekannten Regionen des „schwarzen Erdtheils" einen afrikanischen Jagdzug zu halten, den unbekannten westlichen Theil des Basenlandes zwischen Kassela und dem Settit, wenn möglich, zu durchreisen und auf dieser Winterreise im Sudan naturwissenschaftliche Studien zu machen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Aegypten hatte Graf Krockow sich in Suez am 11. Oktober v. J. auf dem der Assidjiigesellschaft gehörenden Dampfer „Hodede" eingeschifft und war nach vielen Kreuz- und Querzügen am 17. Oktober in Dschidda und am 26. Oktober in Suakin eingetroffen. Am 29. Oktober ist er mit 10 gemietheten Kameelen von Suakin nach Kassela oder Kassalah (Hauptstadt von Takka) am Bahr-el-Gasch aufgebrochen und daselbst nach einer vierzehntägigen Reise glücklich angekommen. Sein letzter Brief ist aus Kassela den 31. November datirt. Nach diesem Briefe beabsichtigte Graf Krockow in den ersten Tagen des Dezembers über Sabderat nach Algeden (Barka) und von dort durch das noch unbekannte Tiefland nach dem Flusse Settit oder Takasseh (Nebenfluß des Atbara unter 14° n. Br.) vorzudringen, um einige Monate der Jagd auf Nilpferde, Büffel, Antilopen, Giraffen u. s. w. obzuliegen. Später beabsichtigt Graf Krockow am Blauen Nil bis zur abessinischen Landschaft Galabat vorzudringen. In Kassela hat der Graf Krockow u. A. zwei Franzosen des Generals de Bisson getroffen, die daselbst mit Anpflanzung der Baumwolle beschäftigt waren und die, wie man sagte, den französischen Einfluß in diesen Gegenden unterstützen sollten. Auch ist Graf Krockow in Kassela mit Herrn **W. Munzinger** aus Massaua und Pater **Stella** aus Kerem (Bogos) zusammengetroffen, welche Beide hierher gekommen, um bei dem Gouverneur gegen die räuberische Barea zu klagen, welche aus den Bogosländern 104 Weiber und Kinder gefangen und mit in ihr Land fortgenommen hatten. Mit Munzinger in Gemeinschaft hat Graf Krockow den etwa 1½ Stunde von Kassela gelegenen Berg Mokran gemessen und dessen Höhe (die bis jetzt noch nicht ermittelt gewesen) auf 1250 Fuß bestimmt.

---

*) Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Eine Erwiederung. Von Heinrich v. Treitschke. Berlin, Georg Reimer, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 4. März 1865. [Nº 10.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Das Leben Gneisenau's, von Pertz. 127.

Frankreich. Astronomie und Religions-Philosophie. 129.

Persien. Zur persischen Literatur. II. Sa'di's Rosengarten. 132.

Böhmen. Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben. II. Wegwarte, Alraun und Hauswurz. 136.

Ungarn. Das Ende des Dichters Petöfi. 138.

Kleine literarische Revue: Hanfstängl's Dresdener Galerie. 138. — „Cervantes auf der Fahrt." 138. — Bonneville's Vorschläge einer Reform des Strafrechtes. 139. — Riga'scher Almanach für 1865. 139.

Literarischer Sprechsaal. Eisenbahnen und Posten in England und Deutschland. 140. — Die politische Lage. 140. — Die Innung der Zukunft. 140.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Beck, A., Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrh. 2 Bde. Weimar, Böhlau.

Bernhardi (Th. v.), Denkwürdigkeiten des Kaiserl. russ. Generals von der Infanterie Karl Friedrich Grafen von Toll. In 4 Bänden mit Karten und Plänen. Erster Band. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Otto Wigand.

Bojanowski (P. v.), Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. Nach einer handschriftlichen Mittheilung. Weimar, Böhlau.

Ekkehard von Jos. Victor Scheffel. Dritte Auflage. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Berlin, Otto Janke.

Ghillany (Hofrath Dr. F. W.), **Europäische** Chronik vom Jahre 1792—1865. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedensinstrumente angeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte. 2 Bde. Leipzig, Otto Wigand.

Hasemann (Prof. Dr. **Wilh.**), **Das Leben** des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie. Gotha, Fr. A. Perthes.

Behandelt das Leben des natürlichen Sohnes Kaiser Karls V., der im Dienste seines Halbbruders, Philipp II. von Spanien, die aufgestandenen Morisken Granada's niederwarf, als Admiral den größten Seesieg des 16. Jh. bei Lepanto erfocht, dann als spanischer Statthalter mit Tunis und den Niederlanden rang.

Henne-Amrhyn (Otto), Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. In drei Bänden. Leipzig, Otto Wigand.

Der erste Band geht bis zur Losreißung vom deutschen Reich, der zweite bis zur französischen Revolution, der dritte bis zu unseren Tagen.

Levysohn (Arthur), Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte. Grünberg, W. Levysohn.

Palacky (Franz), Geschichte von Böhmen. V. Bd. Das Zeitalter der Jagelloniden. 1. Abth. König Wladislaw II. von 1471—1500. Prag, Fr. Tempsky. (122)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 9. Shakespearestudien eines Realisten. — Walliser Fahrten. — Straßburger Freunde im Jahre 1793. — Literatur. Die verlorne Handschrift. — Correspondenz-Nachrichten. Genf. London. (123)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten (124)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 8. Eine Rede Lobecks. — Münchener Kunst der Gegenwart. — Die Privatbanken und die königliche Bank in Preußen von 1857—63. — Die Trias und Frankreich.

Nr. 9. Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts. — Die Münchener Kunst der Gegenwart: Die Renaissance. — Literatur: Leben Gneisenau's von Pertz. — Das preußische Abgeordnetenhaus und die Bankfrage.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (125)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 8. Florenz, die Hauptstadt Italiens. — Karl von Scherzer über den Welthandel der Gegenwart. — Briefe aus Yucatan. — Die Eröffnungsrede des Herrn Garcin de Tassy zu seinen Vorlesungen über Hindustani. — Das neue Project einer Nordpolfahrt. — Die Saracenenveste Fraxinetum. — Der neue britisch-amerikanische Bundesstaat. — Ueber die Verbreitung der Pulmonaten. — Ausrufe der Verkäufer in den Straßen Cairo's. — Miscellen. — Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

Achtundzwanzigster Jahrgang. Nr. 109.
Januar bis März 1865.

Erste Abtheilung. Vom dritten Stande (Dr. **Faber**). — Ueber die Pfahlbauten (O. St. R. Dr. **Haßler**). — Die Ansprüche des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen auf die Succession in dem Herzogthum Lauenburg (Geh. Hofr. Dr. **Zöpfl**).

Zweite Abtheilung. Die politische Lage. — Ueber die Composition des Hebbelschen Demetrius (Dr. **M. Bernays**). — Verhandlungen und Resultate der internationalen Post-Conferenz zu Paris im Jahre 1863 (Archivar Dr. **H. Schmidt**). (126)

Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Soeben eingetroffen aus London:

Elements of Geology,

or:

The Ancient changes of the Earth and its inhabitants

as illustrated by geological monuments.
By Sir **Charles Lyell, Bart. F. R. S.,**
Sixth Edition.
Greatly enlarged and illustrated with 770 woodcuts.
Preis 18 shill. — 6 Thaler.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (127)

Verlag von E. Linde & Co. in Berlin.

Photographieen nach antiken und modernen Sculpturen in Visiten-Kartenformat. 250 Blatt. à 5 Sgr. (128)

(Photographirt von Loescher & Petsch in Berlin.)

In besonderen eleganten Albums erschienen davon in 4⁰ und mit Titel etc.

Thorwaldsen-Album:

Thorwaldsens Standbild in Kopenhagen (von ihm selbst). Ganymed. Venus. Jason. Nacht. Morgen. Christus. Hebe. Amor. Psyche. Die drei Grazien. Mercur.
Eleg. in Mappe. 3 Thlr.

Antiken-Album:

Polyhymnia. Diana. Venus Milo. Ajax und Patroclus. Apoll v. Belvedere. Venus Medicis. Laokoon. Adorant. Tod und Schlaf.
Eleg. in Callico-Mappe. 3 Thlr.

Cauer-Album:

Allegor. Titelblatt von Enke. Herrmann u. Dorothea. Aschenbrödel. Paul u. Virginie. Rothkäppchen. Schneewittchen. Dornröschen. Brüderchen und Schwesterchen. Hänsel und Gretel. Gestiefelte Kater.
Eleg. in Callico-Mappe. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von
Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim,
nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von
Varnhagen von Ense.
8. Geh. 3 Thlr.

Ein neuer Band aus dem reichen Nachlaß Varnhagens von Ense, der allen bisher veröffentlichten an Interesse nicht nur gleichkommt, sondern dieselben insofern übertrifft, als er auf den beiden Gebieten der Politik und der Literatur die wichtigste und überraschendste Ausbeute gewährt. (129)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Zweiter unveränderter Abdruck.
Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (130)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865.

16. in engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und lustig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (131)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient.“ (132)

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.: (136)

Reden und Abhandlungen

von

Jacob Grimm.

26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum“ das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.““

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.** (133)

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane 22r u. 23r Band:

Arvor Spang.

Ein Roman.

Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr.

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** 3 Bände. 2. Auflage. 8. 1½ Thlr.
4ter bis 8ter Band: **Toussaint.** 5 Bände. 2. Auflage. 8. 2½ Thlr.
9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** 4 Bände. 2. Auflage. 8. 2 Thlr.
13ter bis 15ter Band: **Afraja.** 3 Bände. 2. Auflage. 8. 1½ Thlr.
16ter bis 18ter Band: **Tänzerin und Gräfin.** 3 Bände. 2. Auflage. 8. 1½ Thlr.
19ter und 20ster Band: **Die Vendéerin.** 2 Bände. 2. Auflage. 8. 1 Thlr.
21ster Band: **Weihnachtsabend.** 2. Auflage. 8. ½ Thlr.

Der anerkannte Werth der **Mügge**'schen Werke, ihr sittlicher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet **zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken.** Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Auflage 15,000. Wöchentlich 1½—2 Bogen, **mit vielen prachtvollen Illustrationen.**

Der

Heimgarten.

Auflage 15,000. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. Heftausgabe pro Heft 5 Sgr. o. 18 kr.

Herausgegeben unter Mitwirkung der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands von Dr. **Hermann Schmid** und **E. A. Wolff.**

Zweiter Jahrgang. 1865. (134)

Wenn ein illustrirtes Familienblatt trotz der gegenwärtigen massenhaften Concurrenz sich schon am Ende des ersten Jahrgangs zu einer so namhaften Auflage aufschwingt, so ist das der beste Beweis für die Güte desselben. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten gratis zu beziehen.

Im Verlage von Louis Gerschel in Berlin ist erschienen: (137)

Papst Ganganelli.

Ein historischer Roman in fünf Büchern

von

Karl Frenzel.

Drei Bände. 8. eleg. geh. 1864.

Von den vielen überaus günstigen Beurtheilungen, die die deutsche Presse über diesen Roman gebracht hat, möge aus derjenigen des „Wanderer“ folgender Auszug mitgetheilt sein:

„Karl Frenzel, der bienenfleißige, gründlich gelehrte Feuilletonist der „Nationalzeitung“, kann füglich unter den Trägern der modernen Gesellschafts- und Literaturbildung in Berlin für den modernsten gelten. Frenzel zog aus seiner Wirksamkeit als Feuilletonist des liberalsten Berliner Journals einen seltenen Vortheil. Er wurde nicht zum Feuilletonromanschriftsteller, aber er entnahm allen Schichten der Gesellschaft, den Kreisen der Wissenschaft und Kunst das Glänzendste, Vollendetste und Modernste und verarbeitete das auserlesene Material in seinen Romanen so trefflich, daß sein Name nicht allein in kürzester Zeit eine sehr große Bedeutung errang, sondern Frenzel hat für seinen Roman Ganganelli schon das allgemeine Interesse zu beanspruchen, welches entsteht, wenn geistreiche Protestanten katholische Zustände schildern. — Der Kampf im Gemüthe eines Papstes ob der Aufhebung des Jesuitenordens — geschildert von einem Protestanten, im Gemüthe eines Papstes, welcher dafür den Tod durch Gift zu gewärtigen hat, ist sicher von dramatischer, tragischer Wirkung. — — Wir stehen nicht an in dem Roman eine That des protestantischen Geistes zu erkennen, wie Freytag es erfaßt, wenn er den Protestantismus nicht ein Glaubensbekenntniß, sondern den Ausdruck der modernen Bildung nennt. Durch Einzelsätze diesen Gesammtausdruck in gelungenster Weise zu bereichern, bezweckt auch diese überaus fleißige, geniale und theilweise hinreißend anmuthige Arbeit des so glücklich fruchtbaren Berliner Autors, welche dem Verfasser des „Zauberers von Rom“ gewidmet, den Beginn einer von diesem gegründeten großen und ernsten Schule ganz herrlich kennzeichnet.“

M. S. Schwartz, sämmtliche Romane. (135)

Billigste Ausgabe in Classikerformat.

Von Neujahr an erscheinen in unserem Verlage

Sämmtliche Romane von **Marie Sophie Schwartz.**

Aus dem Schwedischen.

Neue billigste Gesammtausgabe, Classikerformat in Bänden à 8 Sgr. — 27 kr. rh. 45 neukr.

Wohl selten hat eine Schriftstellerin in solch' kurzer Zeit einen so großen Anklang und so außerordentliche Theilnahme gefunden, wie Frau **M. S. Schwartz**, deren Werke wir in einer neuen und schönen Ausgabe in Deutschland einführen. Wenn sich ihre mit Recht so gefeierten Landsmänninnen Emilie Flygare-Carlén und Fr. Bremer durch ihre Schilderungen zarter Weiblichkeit und anmuthigen Bilder aus dem Familienleben der verschiedenen Gesellschaftskreise auszeichnen, so ist es bei Frau **Schwartz** die sittliche Tendenz und der moralische Ernst, womit sie uns die Thorheiten und Vorurtheile der menschlichen Gesellschaft vor Augen führt, indem sie uns zeigt, daß nicht hohe Geburt und Reichthum, sondern nur Arbeit und geistige Bildung den wahren Werth des Menschen bestimmen. Deßhalb sind ihre Werke berufen, sich in allen Familienkreisen einzubürgern und ein Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. Hiezu ist unsere Ausgabe am geeignetsten, indem sie sich durch gediegene Uebertragung, sehr schöne Ausstattung und äußerst billigen Preis auszeichnet.

Monatlich erscheinen 2 Bände und wird auch jeder Roman zum gleichen Preise einzeln abgegeben. Die ersten Bände sind in allen Buchhandlungen vorräthig und bitten wir bei Bestellungen genau auf unsere Ausgabe zu achten.

Stuttgart, 1865. **Franckh'sche Verlagshandlung.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: **Joseph Lehmann** in Glogau.

Verlegt von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das Leben Gneisenau's, von Pertz.*)

Es ist ein charakteristisches Gepräge unserer Zeit, daß wir mehr wie je vor uns, den großen schaffenden Geistern und den thatkräftigen Männern vergangener Generationen Denkmale errichten, sei es in Erz, in Stein oder Schrift. Wir bekennen uns damit recht eigentlich als Epigonen, die in der uns eigenthümlichen Zeit den schöpferischen, nach Idealen ringenden Geist, und die mächtige, Geschichte machende aber nicht schreibende That vermissen. Wir wollen uns, abgelebt und überreizt, wie wir sind, erfrischen und ermannen an den Helden-Bildern vergangener Tage. — So ist denn auch die Literatur der Gegenwart ganz besonders reich an Memoiren und Biographieen; es genügt uns nicht, die Einzeln-Erscheinung der Männer unseres Volks aus dem Hintergrunde der allgemeinen Geschichte hier und da hervortreten zu sehen; wir verlangen emsig, sie gewissermaßen ablösend vom Gesammtbilde, in ihrem Entwickelungsgange zu beobachten und das mannigfach durchwirkte Gewebe ihrer innersten Motive und alle die Einflüsse, die sich von Außen auf sie und ihre Thätigkeit geltend machten, zu entwirren. — Auf allen Gebieten des deutschen Lebens hat sich dies bewahrheitet. Doch hervorragender wie irgendwo, war das allgemeine Interesse den Gestalten zugewandt, die bei der Neugestaltung und Wiedergeburt Deutschlands und Preußens entweder die Werkmeister waren oder als Typen des damals herrschenden und lebendigen Geistes aus der Allgemeinheit ganz besonders hervortraten. So wurde denn das Leben Stein's von Pertz ein mit Vorliebe betrachtetes Eigenthum der Nation, und wenn das große Sammelwerk auch nicht vollständig befriedigte, wenn die übermäßige Anhäufung von Material das Bild des Portraitirten nicht voll und ganz aus dem Rahmen hervortreten ließ, so erkannte man doch das Verdienstvolle der großen Arbeit an sich, die Prüfung und Zusammenstellung der reichen Quellen und den edlen Sinn, aus dem die Schilderung der Zeit und eines ihrer mächtigen Träger hervorgegangen war, dankbarlichst an. Ein anderes Werk desselben Verfassers liegt uns jetzt vor, das Leben Gneisenau's, eines Mannes, der nicht minder wie Stein belebend, schaffend, nie verzagend, mit sprudelnder Geistesfülle und kühnem Flug der Hoffnungen und Ideen, selbst nach schwerster Niederlage, vielleicht die glänzendste, durchsichtig-hellste Gestalt war, welche Preußens Erhebung und die zur Wiederherstellung Deutschlands absolut nothwendige Niederwerfung des französischen Kolosses erstrebte und zum Ziele führte.

Nachdem das Leben York's von Droysen erschienen war, wurde das Verlangen laut, in gleicher gelungenster Weise Lebensbilder der anderen Helden des Befreiungskrieges gewonnen zu sehen, und waren es namentlich die Biographieen Scharnhorst's und Gneisenau's, die die allgemeine Stimme forderte. In Bezug auf den schweigsamen, sinnigen, ernsten, das Hervortreten fast ängstlich meidenden Scharnhorst war die Befriedigung dieses Verlangens doppelt schwer, und noch immer harrt die Nation eines würdigen literarischen Denkmals für denselben. Die Familie hat das nicht reichhaltige Material und die schwierige Arbeit in die Hände Droysen's niedergelegt. — Scharnhorst's Gegenbild, das Bild des Rede und Schrift vollständig beherrschenden Gneisenau, den das übermächtige innere Drängen fort und fort zur Aeußerung trieb, hat uns jetzt Pertz in seinen Anfängen vorgelegt. Wenn bei Scharnhorst die Quellen mühsam müssen aus den Schöpfungen desselben zusammengelesen werden, so liegt bei Gneisenau die Gefahr nahe, daß die Eigenthümlichkeit seines Biographen wiederum zu viel Material geben wird, das hier ebenso wie bei Stein das thatgewaltige und lebensfrische Bild nicht zur sprechenden Aehnlichkeit und klaren Veranschaulichung gedeihen lassen wird.

Gneisenau's geniale Natur warf elegant und leicht die sich überstürzenden Gedanken als Impulse des Augenblicks auf Papier. Selbst in den drängendsten Zeiten der Vertheidigung von Colberg und der Feldzüge 1813 bis 1815 wußte er Zeit zu finden, sich schriftlich zu äußern. Hunderte dieser Briefe und Memoirs liegen im Staats-Archive und im Kriegs-Archive der Armee. Sie bieten dem Biographen reichen Stoff, aber auch die Versuchung, zu viel zu geben. Das einzelne Schriftstück kann ergötzen und außerordentlich ansprechen durch die Anmuth, mit der es geschrieben ist, oder durch die Gedankenfülle; das Uebermaaß derselben Tonart ermüdet und schadet dem Eindrucke des Ganzen. Ein Entwurf, dem Augenblick entsprungen, erhält, im Druck niedergelegt, eine Bedeutung, die er nicht hatte und auch nicht haben sollte.

Als die Gneisenau'sche Familie an den Verfasser des Lebens Stein's das Ansuchen stellte, die Biographie, deren erster Band jetzt erschienen, in Angriff zu nehmen, da wurde bedauert, daß diese Aufgabe nicht einem Soldaten zu Theil geworden sei, wie dies auch Pertz in der Vorrede freimüthig eingesteht. Und in der That, wenn man die mehr wie aphoristische Darstellung des Krieges 1806 in dem vorliegenden Werke betrachtet, die ganz oberflächliche Erwähnung dieser Begebenheiten der auflösendsten und zerstörendsten Gewalt, aus deren Schutt dann der eigentliche Anfang Gneisenau's emporwächst; wenn man die durchaus nicht sachgemäß und nicht logisch entwickelte In-Scene-Führung der Vertheidigung von Colberg durchliest; wenn man militairisch-technische Ausdrücke nicht immer richtig gebraucht, für die Dinge hier und da falsche Bezeichnungen gewählt findet; dann möchte man jenes Bedauern begründet finden und lebendig den Wunsch hegen, die Armee, der Gneisenau angehörte, die er mit neu schaffen half, und deren rühmlichste Thaten mit seinem Namen auf das Innigste verbunden sind, hätte sich das Recht und die Pflicht nicht nehmen lassen, ihm auch ein biographisches Denkmal zu errichten. — Wenn indessen aus demselben Werke das Bild Gneisenau's sich darstellt, nicht allein als das eines Soldaten, sondern gleichzeitig als das des angeregtesten und belebendsten Staatsmannes; wenn Gneisenau seine geistvolle schöpferische Thätigkeit nicht blos einsetzt als Heer-Bildner und Führer, sondern vor allem Andern als Gestalter und organisirender Erzieher der Nation zu einem Volk in Waffen, dann wird jenes Bedauern sich beschwichtigen lassen. Wie leicht würde der Soldat, und namentlich derjenige einer durchaus veränderten Zeit, in Gneisenau einseitig allein den Soldaten gesucht und dargestellt haben! Wie leicht würde nicht ein Bild entstanden sein, dem die wesentlichsten, Gneisenau in seiner Besonderheit hervorragend charakterisirenden Züge fehlten. Gneisenau gehörte nicht allein dem Heere an, er war recht eigentlich Eigenthum der gesammten Nation.

Gneisenau ward als der Sohn des chursächsischen Artillerie-Lieutenants von Neithardt am 27. Oktober 1760 in Schilda, ohnweit Torgau, geboren. Der Vater, leichtsinnig und gewöhnlich, fast ein Abenteurer, hatte, dem Reichsheere angehörig, in

*) Das Leben des Feldmarschalls, Grafen Neithardt von Gneisenau. Von G. H. Pertz. Erster Band, 1760—1810. Berlin, Georg Reimer, 1864. (696 S. in 4.)

Würzburg zuvorkommende Gastlichkeit in dem sehr geachteten Hause des Artillerie-Hauptmanns Müller gefunden; jedenfalls gegen den Willen der Eltern hatte die ältere Tochter des Hauses ihm ihre Gunst und später auch ihre Hand geschenkt. Sie folgte ihm auf den Zügen des Reichsheeres und genas wenige Tage vor der Torgauer Schlacht eines Knaben, mit dem sie vor dem Heere des großen Königs floh. Erschöpft von dieser Flucht, starb sie bald. Der Vater folgte der Trommel. Das Kind gelangte wieder nach Schilda, wo es bei fremden Leuten in harter Noth und bitterer Dürftigkeit, barfuß zur Schule gehend und außer der Schule die Gänse hütend, die ersten Kinderjahre verlebte. — So sehen wir auch hier, wie bei Stein, Blücher, Scharnhorst und Hardenberg, einen der Neugestalter und Befreier Preußens nicht als Preußen geboren werden. Wie der deutsche Reichsfreiherr vom und zum Stein und der hannoversche Bauernsohn Scharnhorst, in der deutschen Fremde geboren, doch sich mit ihrem ganzen Sein, mit der ganzen Fülle ihrer reichen geistigen Natur dem preußischen Staatsgebäude anschlossen, in dasselbe damit aber auch die Gedanken deutschen staatlichen Lebens und deutscher Herrlichkeit übertrugen, so ist es mit ihnen vornehmlich Gneisenau, der in nachherigen Tagen des Kampfes und des Sieges einseitiger preußischer Besonderheit gegenüber den deutschen Beruf Preußens vertrat und ihn zum belebenden Agens preußischer Handlungen machte.

Bis zu seinem neunten Jahre verblieb der junge Neithardt in Schilda, vom Vater ganz unbeachtet; da erst erschloß sich ihm das großelterliche Haus in Würzburg. Dort, in dem sehr angeregten und gebildeten Familienleben, fand er Persönlichkeiten, wie eine Tante Margarethe, und einen Hausfreund, den Domherrn Oberthier, an deren bedeutendem Sein die jugendliche Entwickelung sich anschmiegend emporranken konnte. Dennoch nicht durchweg überwacht erzogen und auf der Jesuitenschule wenig gefördert, bezog er mit dem 17. Jahre, nach dem Tode des Großvaters, die Universität in Erfurt. Dort traf er wieder mit seinem Vater zusammen, der indessen in einer neu gegründeten Häuslichkeit und als Baumeister beschäftigt, Geringes dazu that, den in's Leben eintretenden Sohn zu leiten. Der junge Neithardt war im Besitz eines kleinen großelterlichen Erbtheils; lebenskräftig und sorglos wandte er sich den Ausgelassenheiten der Jugend zu und trank ihre Freuden in vollen Zügen; die Mittel gingen rasch zu Ende; schon im Laufe des zweiten Studienjahres war das Erbe verschwunden. Ohne jedes Mittel, sich aus den peinlichsten Verlegenheiten zu ziehen, sah er seine einzige Rettung im Soldatenrocke. Die selbstverschuldete Noth machte ihn zum Soldaten, das verdiente Glück zum Feldmarschall.

Neithardt hatte in dem Hause eines Professors Siegling tüchtige Kenntnisse in der Mathematik und Baukunst sich erworben. Durch dieselben dem damaligen Statthalter von Erfurt, nachherigen Erzkanzler des Reichs und Kurfürsten, von Dalberg, dem reichbegabten Gönner alles Tüchtigen und Edlen, bekannt geworden, gelangte er jetzt auf dessen Empfehlung in österreichische, später in anspachsche Dienste.

Die Markgräflich-anspachschen Regimenter fochten damals für englischen Sold in Nordamerika gegen die für ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande aufgestandenen Kolonieen; sie waren eben mit den vom General Cornwallis kommandirten englischen Truppen in die unglückliche Kapitulation von Yorktown verwickelt worden. Ihre Neubildung war nothwendig. In ihnen erhielt am 3. März 1782 Neithardt, und zwar zum ersten Male unter dem Namen August Wilhelm Neithardt von Gneisenau, ein Patent als Unter-Lieutenant.

Die Berechtigung, den Namen von Gneisenau zu führen, begründete sich weniger auf juristisch nachweisliche Ansprüche, als auf Familien-Traditionen, für die indessen der nachherige General großes Interesse hatte. Die Familie sollte in dem Besitz des Schlosses Gneisenau, nördlich der Donau, nicht weit von Kl. Zell im Mühlviertel, gewesen sein. Das neue Offiziers-Patent erkannte den jetzt wieder angenommenen Namen der Familie an, und die späteren Thaten des Majors und Generals von Gneisenau bestätigten und verewigten das Recht, ihn zu führen.

Im April 1782 erfolgte die Einschiffung der Anspachschen Regimenter auf der Weser nach Halifax in Neuschottland. Zu Thaten gelangte die Truppe nicht mehr; wohl aber sammelte Gneisenau einen Reichthum von Anschauungen, Erfahrungen und Kenntnissen ein, die, den deutschen eingeengten und damals überlebten Verhältnissen ganz entgegengesetzt, im Verkehr mit bedeutenden deutschen und englischen Offizieren zu einer außerordentlich fördernden Ausbeute wurden. Die Kraft einer nationalen Landeswehr und einer ihr und dem eigenthümlichen Kriegstheater angepaßten Fechtweise sah Gneisenau sich dort im Kampf gegen die an sich tüchtigen geworbenen Truppen des Mutterlandes bewähren.

Im November 1783 ist Gneisenau wieder in Bayreuth. Dem geistvollen, witzigen, kenntnißreichen und lebensfrohen jungen Manne öffneten sich die besten geselligen Kreise. Namentlich war es das Haus des Ministers von Trützschler, in dem edle Frauen den bildendsten Einfluß auf ihn gewannen.

Mit der weitern Entwickelung seines Innern steigerte sich das Verlangen nach einem Leben in größeren Verhältnissen. Ein Gesuch, unmittelbar an den alternden großen König Friedrich gerichtet, verschaffte Gneisenau kurz vor dessen Tode eine Anstellung in dessen Generalstabe und in der unmittelbaren königlichen Nähe. Wie wunderbar, daß Friedrich II. wenige Monate vor seinem Ende noch selbst den Mann in preußische Dienste berufen sollte, der später auf die Wiederherstellung der Monarchie den entschiedensten Einfluß gewann!

Die Organisation des Generalstabes führte Gneisenau in die unmittelbarste dienstliche Berührung mit dem damaligen Hauptmann, späteren General von Rüchel; man lernte sich gegenseitig schätzen und wesentlich aus diesen nur wenige Monate andauernden Berührungen erwuchs 20 Jahre später der dann fast zufällig erscheinende Umstand, daß auf die Empfehlung Rüchels der König Friedrich Wilhelm III. sein Auge auf Gneisenau warf.

Nach Friedrich's II. Tode stellte der Nachfolger Gneisenau als Pr.-Lieutenant bei einem der neu errichteten Frei- nachher Füsilier-Bataillone in Löwenberg an. Die dauernde Einführung leichter Infanterie in die Armee wurde mit diesen Truppentheilen beabsichtigt. Sieben Jahre lang führte Gneisenau dort ein einförmiges Dienstleben, aufs Aeußerste beengt in seiner äußern Lage, dennoch vielfach beansprucht durch seinen in nicht minder drückenden Verhältnissen lebenden Vater und ohne Befriedigung in dem aus mannigfachen Elementen zusammengewürfelten Offiziercorps. Desto eifriger lebte er den dienstlichen Pflichten und seiner militärisch-wissenschaftlichen Ausbildung Auch versuchte er sich in schöngeistigen und dichterischen Bestrebungen. Pertz giebt mehrfache Proben davon.

Die polnischen Feldzüge 1793 und 1794 führten Gneisenau vor den Feind. Das öde Land bereitete den Truppen unermeß-

liche Fatiguen; vielfache kleinere Gefechte mit den Polen forderten zahlreiche Opfer. Dann zogen sich die Unterhandlungen noch lange Monate hin und erst im November 1795 kehrte Gneisenau als Hauptmann nach Schlesien und zwar nach Jauer zurück.

Die Stellung und Lage eines Compagniechefs war zu jener Zeit eine vollständig andere als jetzt. Dadurch, daß die gesammte Oekonomie der Compagnie, personel wie materiel, Sache ihres Chefs war, wuchs diesem eine weit größere Verantwortung und Sorge zu; dagegen war die Stellung auch eine weit selbständigere und einträglichere. Willkürlichkeiten der verschiedensten Art fehlten nicht. Gneisenau faßte die Stellung in musterhaftester Weise auf, an sein Handeln vor allen Dingen den Maaßstab des sich selbst Genügens legend.

Er war endlich in eine günstige äußere Lage gelangt. Er schritt dazu, sich zu verheiraten. Caroline von Kottwitz ward am 19. Oktober 1796 seine Gattin. Es erschloß sich ihm ein anziehendes Familienleben, namentlich auch in dem Hause seiner Schwiegermutter in Wolmsdorf. Ganz besonderes Behagen fand er in dem gemüthlichen Verkehr und Leben auf dem Lande. — Pertz hat eine große Zahl von Briefen Gneisenau's an seine Braut und seine Gattin dem Druck übergeben; nicht alle sind von hervorragendem Interesse; aus allen aber spricht eine ritterliche Liebe, ja Verehrung.

Als später freilich die Ereignisse von 1806 und 1807 Gneisenau lange Monate, ja Jahre von seiner Familie trennten, als Monate ohne jede Nachricht von derselben verliefen, da erklärte er oft, er sei erst Soldat und dann Gatte gewesen. Und so sehr ihn und sein Gemüth seine häuslichen Verhältnisse fesselten, so sehr sich sein Interesse der Verwaltung eines Guts, Mittel-Kauffung, das seine Gattin gekauft hatte, zuwandte, niemals vergaß er seinen Beruf und dessen Wissenschaft.

Die Größe Napoleons fesselte ihn ganz außerordentlich; er verfolgte seine Feldherrnbahn und die Siege des Consulats mit dem lebendigsten und kritischsten Interesse. Mehrere größere Arbeiten geben davon Zeugniß. Er stand, obwohl in seiner dienstlichen Stellung wenig beachtet und wenig verwendet, stets auf der Höhe der militärischen Bildung seiner Tage. Aber auch politisch folgte er offenen Auges den großartigen Wandlungen des europäischen Staatensystems. Er durchschaute bald das Streben des ehrgeizigen Corsen, erkannte die Gefahren, in die Preußen durch seine Isolirung gelangte. Er sprach es immer wieder und laut aus, Preußen dürfe sich in seiner Politik nicht von Deutschland und von Oesterreich trennen, es gefährde dadurch die eigene Existenz.*)

Frankreich.

Astronomie und Religions-Philosophie.**)

Wir haben es in Deutschland wiederholt erlebt, daß die Richtung aller produktiven Geister in den verschiedensten Disziplinen der Wissenschaft bestimmt wurde von einem Element, das nur in mittelbarer Beziehung zu ihnen stand: von der Philosophie, von mittelalterlicher Geschichtsforschung, von politischer Strömung. Bei dem innigeren Conner, der in Frankreich zwischen den verschiedenen Vertretern der Wissenschaft herrscht, ist eine solche Bestimmung der Hauptrichtung der einzelnen Wissenschaften nach einem Punkte hin um so eher möglich.

Die Schriften von Renan, welche einerseits nur die religiöse Auffassung der großen Menge in Frankreich in schöner Form ausdrücken, haben doch andererseits die verschiedensten Zweige der Forschung, welche zunächst nicht im Zusammenhange mit der Religion und der Kirche stehen, stark beeinflußt. Es ist das auch in diesen Blättern im Laufe der letzten zwei Jahre wiederholt hervorgehoben worden.

In Uebereinstimmung mit dieser Tendenz und mit der jüngst in diesen Blättern vorgeführten neuen naturwissenschaftlich-religions-philosophischen Schule der Franzosen finden wir jetzt in einem astronomischen Buch das gesammte astronomische Wissen einheitlich geordnet und verarbeitet, mit der Tendenz, Renan'sche Religionsphilosophie zu verbreiten: Professor Flammarion in Paris beschäftigt sich in dem unten angegebenen Werke mit der Frage, ob die übrigen Planeten und Fixsterne bewohnt sind, in der angegebenen Weise.

Erörterungen über diese Frage sind dem deutschen Publikum von deutschen Autoren bekannt: ernste und scherzhafte Man versuchte in Deutschland, durch Analogie es wahrscheinlich zu machen, daß die übrigen Planeten des Sonnensystems menschenähnliche Bewohner hätten, da sie sich unter ähnlichen Bedingungen befinden wie die Erde; man schloß in gleicher Weise auf unsere Sonne und die übrigen Fixsterne des Firmaments. Damit begnügte man sich; man verlangte nicht, daß der Mensch von seiner Arbeit und von seiner Mühe hier auf Erden anders als für Momente seinen Blick zum All erhöhe, damit er nicht verzage in seinem Leid und nicht übermüthig werde und stolz auf seine Größe.

Damit begnügt sich Professor Flammarion nicht. Was er will, wollen wir dem geehrten Leser mit den eigenen Worten des Verfassers sagen:

„Ein aufmerksamer Blick in das geistige Leben der Gegenwart," sagt Herr Flammarion, „genügt, um zu erkennen, daß der Mensch seinen Glauben und mit ihm die sichere Ruhe der alten Zeit verloren hat, daß wir inmitten des Kampfes streitender Gedanken leben, und daß die beunruhigte Menschheit nach einer Philosophie sich umschaut, welche in ihrem religiösen Charakter Grund und Boden schaffe, dem wir unsere Hoffnung einpflanzen könnten. Es gab eine Zeit, wo das Aufstreben der denkenden Menschheit im Glauben seine Stütze und Befriedigung fand. Diese Zeit ist vergangen: vor dem glühenden Hauch der unerbittlichen Kritik ist der lebendige Quell des Glaubens versiegt. Man hat dem Menschen nach und nach Alles genommen, was ihm Halt und Stütze gewährte; und was hat man ihm dafür gegeben? — Nichts! Sein Auge schaut in einen düstern unergründlichen Raum, wo im Dunkel sich gestaltlose Wesen bewegen, die der Zweifel gebar, und der Verstand sinkt schwindelnd und ohnmächtig in die vernichtenden Arme des Skeptizismus.

„Vollendet ist das Werk der Zerstörung! Bereits ein Jahrhundert ist verflossen: was habt Ihr gethan, Ihr Philosophen der Neuzeit? Als Rousseau seinen Emil schrieb, hörte er die ersten Donnerschläge der drohenden Revolution; d'Alembert strich das Wort „Glaube" im Wörterbuch; Diderot verhöhnte mit seinem „Neffen des Rameau" Kunst und Wissenschaft; Voltaire klopfte dem Erlöser auf die Schulter

---

*) Der Schluß des Artikels folgt in nächster Nummer.

**) La pluralité des mondes habités, par Camille Flammarion. Uebersetzt von Dr. Adolph Drechsler. Leipzig, 1865. J. J. Weber. 8. 282 S. Mit 6 astronomischen Tafeln.

und gab ihm seinen Abschied; die Cardinäle reimten Liebesgedichte für ihre Schönen, und der König stickte Teppiche für sein Schlafgemach. Dies thaten die Führer der Menschen mit ihrem Wahlspruch: „Nach uns mag die Sündfluth kommen!“ Und sie kam in der That, die Fluth der Sünde: Ströme von Blut ergossen sich! Aber noch haben wir nicht die Taube am Himmel erblickt, welche den grünen Zweig, das Zeichen einer neu erstandenen Welt, uns überbrächte.

„Der Glaube ist todt; die ersehnte Philosophie ist noch nicht geboren. Der Geist der Menschheit ist mit sich zerfallen. Die Naturwissenschaft, die mächtige Herrscherin unserer Tage, welche die Zügel des Fortschritts führt, war zu keiner Zeit so wenig philosophisch wie jetzt. Wir erblicken, als Koryphäen der Naturforschung, Männer, welche an Gott nicht glauben, welche prinzipiell die tiefsten aller Grundwahrheiten leugnen. Hier erkühnt sich ein Dichter, die Frage nach der Unsterblichkeit eine kindische zu nennen, die zu Nichts tauge als zur Beschäftigung müßiger Köpfe; dort behauptet ein Forscher, daß im Universum nur Kraft und Stoff zu finden sei: die Grundsätze des Wahren und Guten existiren nicht für ihn. Hier will man uns einreden: die menschlichen Individuen seien Nerven-Moleküle einer allgemeinen Weltseele; dort deutet man uns die Unsterblichkeit als die Möglichkeit der Lebens-Existenz. Und bei dem Allem bleibt die Priesterschaft isolirt auf dem Standpunkt, welchen sie vor fünf Jahrhunderten einnahm, verschmäht hartnäckig alle Gemeinschaft mit den Naturwissenschaften und versichert uns allen Ernstes: der christliche Glaube habe Nichts zu fürchten.

„Was mußte das Ende sein von diesen verschiedenen Erregungen? Jeder treibt sein Schifflein durch die schäumenden Wellen des Zweifels und sehnt sich nach der Ruhe des Meeres, die nicht kommen will; Jeder späht nach einem Eiland, wohin er seinen Nachen steure, um, aus den Wogen gerettet, die Ruder aus der ermüdeten Hand zu legen.

„Doch — seit einigen Jahren bemerkt man ein tieferes philosophisches Sinnen, über dessen Wesen sich Niemand täuschen wird. Einige hervorragende Männer, überdrüssig der Anmaßung der zerstörenden Sophismen, haben das gebeugte Haupt wieder aufgerichtet; sie sind erfüllt von dem Aufstreben zur Gottheit, das begraben lag unter den Trümmern des Glaubens: der Kultus der Idee zählt neue und begeisterte Verehrer. Die politischen Bewegungen, die Spekulationswuth und die Gleichgültigkeit der Massen in Dingen, welche die Grenze des materiellen Lebens überschreiten, vermochten doch nicht, den Geist der Menschheit bis zu dem Grade zu erschlaffen, daß er nicht von Zeit zu Zeit nach dem Grunde seines Daseins und nach seinem Lebenszweck frage. Die Streiter für die Vernunft haben sich erhoben und strömen von allen Seiten herbei auf den Ruf, der von beredtem Mund in die Welt ertönte.

„Der Mensch trachtet naturgemäß nach dem Fortschritt: er widerstrebt dem Stillstand wie dem Rückgang. Das Ziel, nach welchem ihn seine innersten Regungen treiben, ist aber nicht eine Idealität, die sich in eine erträumte, dem geistigen Blick gänzlich unzugängliche Welt verliert, sondern es ist ein strahlender Stern, der die Gedanken und die Gefühle aller durch die Wissenschaft aufgeregten und für die Wahrheit ängstlich besorgten Gemüther auf sich lenkt.

„Noch lebt die Menschheit nicht in hellem Licht, nach welchem sie aufstrebt. Jahrhunderte gehen langsam und schweren Schrittes vorüber, bis nach mühsamer Arbeit die Wahrheit erkannt wird. Aber kein Tag kommt ohne Dämmerung, und wenn unsere Zeit durch ihre gewichtigen Entdeckungen und gewaltigen Erfindungen einiges Licht auf die Nacht der Vergangenheit wirft, so erblicken wir hierin die Morgenröthe, welche uns die Ankunft des Tages verkündigt.

„Wir begrüßen mit Freuden das Erwachen des Geistes! O, daß dieses Erwachen nicht in einem bloßen Schwanken der nothwendigen geistigen Bewegung sich verliere, daß es vielmehr in der That den Eintritt des Menschen in die rechte Bahn des wahren Fortschritts begründe! O, daß die Philosophie nicht mehr in einen engen Kreis von ausschließenden Sekten und künstlichen Systemen eingezwängt sei, daß sie vielmehr mit ihrer Schwester, der das All umfassenden Naturwissenschaft, sich verbinde: von dieser fruchtbaren Verbindung erwartet die Menschheit ihren neuen Glauben und ihre künftige Würde!

„Man wird vielleicht, indem man diese Zeilen liest, sich fragen, was für eine Gemeinschaft die Religionsphilosophie mit dem bewohnten Welten-All habe; man wird vielleicht sich wundern, daß wir mit so ernster Miene an die Lösung unserer Aufgabe gehen, wo wir vielleicht vor Allem durch romantische Schilderung von seltsamen Dingen die erregte Neugier hätten befriedigen können.

„Und in der That scheint für die Philosophie wenig Gewinn daraus zu erwachsen, wenn man erfährt, daß auf dem Jupiter inmitten einer üppigen Vegetation und unter zahlreichen lebendigen Geschöpfen auch mit Vernunft begabte Wesen wohnen, und daß alle Sterne, welche in finsterer Nacht über unserem Haupte funkeln, von Planeten umkreiste Sonnen seien.

„Wer die Ergebnisse astronomischer Forschungen nicht in rechter Weise würdigt, der wird sich doch entschließen müssen, ihre erhebende Wirkung anzuerkennen: die Lehre vom bewohnten Welten-All birgt Wissenschaft, Philosophie und Religion in sich; sie ist eine Lehre von schwerem Gewicht!

„Unsere Ansichten vom Leben des Menschen und von seiner Bestimmung haben das Gepräge einer zu engen Basis, weil diese Basis bisher nur die Betrachtung des Lebens auf unserem Erdenball in sich enthielt. Schon sind vortreffliche Gedanken unter dem Eindruck der Universalität des Menschenthums, von dem wir uns zwar eine genügende Rechenschaft nicht geben, der uns aber von allen Seiten her aus dem unermeßlichen All zuströmt, in erhebender Weise aufgezeichnet worden. Psychologen haben sich gefragt, ob denn nicht wohl unsere Seele in andere Welten übergehen könne, und ob dann das ewige Leben, befreit von der abschreckenden, eintönigen Gestalt, welche man ihm bis jetzt geliehen, in den Bereich ihrer Forschungen aufgenommen werden könne und solle? Naturforscher haben das Räthsel der Schöpfung zu lösen, das Geheimniß des Weltenplanes zu enthüllen getrachtet, indem sie den Blick zu den fernen Himmelskörpern aufrichteten, die gleich unserer Erde als Erbtheil dem Menschen zugewiesen sind. Die Wißbegierigen — und wer gehört nicht zu ihnen? — haben die Sterne befragt, um zu erkunden, welche Art Wesen wohl dort oben ihren Wohnsitz aufschlagen könne. Jeder doch trug Bedenken, ein wirkliches Leben auf diesen Weltkörpern anzunehmen, und fiel bald zurück in das Reich der Vermuthungen.

„Eine wissenschaftliche Ueberzeugung von dem bewohnten Welten-All hat man noch nicht gewonnen: denn man hat diesen Gedanken noch nicht einer astronomischen Durchforschung unterworfen, wodurch allein seine Wahrheit erwiesen werden konnte.

„Mag nun auch die Frage nach der Bewohnbarkeit der Himmelskörper dem Einen zwar von hoher philosophischer Bedeutung, aber von undurchdringlichem, geheimnißvollem Dunkel umhüllt erscheinen, mag sie von dem Andern in den Bereich

der Phantasiebilder einer unbefriedigten Neugier, in den Bereich einer erfolglosen Nachforschung nach dem großen unbekannten Etwas gewiesen werden: — wir unsererseits haben diese Frage stets für eine der Lebensfragen der Philosophie überhaupt erachtet, und von dem Tage an, wo wir, getrieben von dem Drange nach wissenschaftlicher Forschung und nach fester Ueberzeugung, den Entschluß faßten, sie zu ergründen, haben wir erkannt, daß diese Wahrheit dem Menschengeiste nicht verschlossen ist, daß dieselbe vielmehr vor seinem Blick hell strahlt im Lichte krystallener Klarheit. Und es erwachte bald in uns der Gedanke, daß diese Lehre die Weihe der Astronomie sei, daß sie die Philosophie des Universums in sich schließe, daß das Leben und die Wahrheit in ihr sich spiegele und daß die Herrlichkeit der Schöpfung und die Majestät des Schöpfers nirgends in so reinem Lichte erscheine, als bei dieser weitschauenden Auffassung des Welten-Alls. So haben wir denn in dem Erfassen dieses Gedankens einen wahren Fortschritt des Geistes der Menschheit erkannt, unser ganzes Aufmerken auf die Erwägung desselben gerichtet und uns das Ziel gesteckt, ihm feste Grundlagen zu unterbreiten, welche weder vom Mißtrauen des Zweifels noch von der Keckheit starrsinnigen Absprechens erschüttert werden können."

Dies der Plan und Zweck des Herrn Flammarion.

Wir gestehen, daß wir etwas mißtrauisch gegenüber der Selbstberäucherung des Verfassers sind. Wir nehmen zwar gern an, daß er erfüllt von dem hohen Ziel, der Menschheit — endlich nach Jahrtausenden — die wahre Philosophie zu erschließen, sein Selbstlob als solches gar nicht erkennt, sondern objectiv, nur an die Sache denkt, aber selbst die ungeheure Begeisterung für eine Entdeckung oder für die Verwerthung derselben läßt mehr auf den Jünger als auf den Meister schließen.

Wir wollen nur auch gleich dem geehrten Leser verrathen, daß wir aus dem Buche nicht viel mehr gelernt haben, als wir schon wußten; die Zahl der neuen Erörterungen des Herrn Verfassers ist nicht übermäßig groß — aber wir gestehen gern, daß wir das Buch trotzdem mit vielem Vergnügen gelesen haben.

Der Verfasser hat zunächst eine große Geschicklichkeit, komplizirte astronomische Verhältnisse anschaulich darzustellen; dann belehrt er in einer äußerst angenehmen, anregenden Weise. Man möchte das Buch in einem Niedersitzen auslesen; man unterbricht sich nicht gern dabei. Bei der rein wissenschaftlichen Erörterung ist auch von dem schwülstigen Pathos keine Spur: der Verfasser bietet nur angenehme belehrende Unterhaltungslektüre, aber sobald er zur Anwendung des Gefundenen auf Menschenheil und Menschenglück kommt, da besteigt er den Kothurn und schreitet mit gewaltiger Wucht über die Bühne.

Uebrigens läßt er uns Erdenbewohner in der Höhe des Glücks, welche allen Welt-Geschöpfen zugemessen ist, eine ziemlich tiefe Skala einnehmen. Wir wollen das Hauptsächlichste des Passus, welcher von den Lebensbedingungen des Erdmenschen handelt, da er interessant ist, hier wiedergeben.

„Ueberschauen wir mit einem Blick das Schicksal der Menschheit, so müssen wir sagen, daß die Erde ihren Bedürfnissen nur wenig entspricht: der Beherrscher der Erde ist durch die Unfruchtbarkeit seines Landes gezwungen, den größten Theil seiner Zeit auf die Gewinnung der Mittel seines Lebensunterhaltes zu verwenden. Allein inmitten der Natur empfängt der Mensch nicht die geringste unmittelbare Beihülfe; er benutzt so gut wie möglich die blinden Kräfte der Natur und wenn er seinen Unterhalt auf der Erde findet, so geschieht dies durch anhaltende Arbeit, aber nicht in Folge vortrefflicher Einrichtungen der Natur. Schauen wir nur, wie dieselbe Natur Tausende von Menschen alljährlich auf dem Meere verschlingt; wie sie in einem Augenblick Städte erschüttert und zerstört, von welchen die Menschen Cultur, Bildung und Gesittung über wilde Strecken und ihre Bewohner (Süd-Amerika) ausströmen wollten; wie die Erzeugnisse des Bodens durch glühende Hitze versengt, durch Gußregen und Flußüberschwemmungen vernichtet werden! Betrachten wir die keuchenden und zur Erde gebeugten Menschen, die erschöpft sind durch ein fruchtloses Mühen und denen durch ein unerbittliches Geschick das Verständniß der schönen und edlen Aufstrebungen des Geistes verschlossen ist! Lassen wir unseren forschenden Blick überall auf der Erde umherschweifen — überall derselbe trostlose Anblick! Und wenn wir hier und da Paläste finden, in denen glänzende Pracht funkelt, fragen wir nach dieser Pracht, um welchen Preis man sie erkauft; zählen wir, wenn es möglich ist, die Bekümmernisse, welche unter ihr verborgen — auch in den Palästen begegnen wir thränenfeuchten Augen.

„Ueberdies bedroht uns die Erde noch weit bedenklicher durch die in ihrem Innern herrschenden Kräfte. Die geologische Beschaffenheit der Erdkugel ist eben nicht geeignet, in uns das Gefühl der Sicherheit zu erzeugen; denn wenn auch die gewaltigen Naturereignisse gewöhnlich langsam und allmählich sich vollenden, wenn auch die bedeutendsten Erdumwandlungen in ruhigem Fortschreiten und weiten Zeiträumen erfolgt zu sein scheinen, so lehrt doch auch die Geschichte, daß oft genug Erdrevolutionen über ausgedehnte Strecken Verderben gebracht haben. Unsere Felder und Wohnungen stehen über einem Ozean glühender Massen, welche früher oder später die Schaale der Erde durchbrechen können. Ja, es könnte eine Erdrevolution eines Tages die zerbrechliche Rinde, auf der wir uns sicher wähnen, in tausend Trümmer schlagen und die einzelnen Stücke in den Raum verstreuen!

„Und abstrahiren wir von jedem Unfall — heut, im gewöhnlichen Lauf der Dinge, schwinden uns im Wechsel herrschender Unbeständigkeit allmählich die Tage in den Jahreszeiten, die ihre Zwietracht selbst bis zur Ungleichheit der Tage und der Nächte, und bis zur Veränderlichkeit der Temperatur fortpflanzen!

„Wie anders ist es nicht im Jupiter! Das ist eine besondere, in ihrer Stellung zum Quell des Lichts und der Wärme bevorzugte Welt: das ist die Verwirklichung des Bildes, welches die Phantasie der Menschen in den Urzeiten der Erde oder in der fernen Zukunft derselben als den ewigen Frühling der Anmuth und Wonne allen Lebens sich erträumte; das ist die erhabene Welt, zu deren Vollkommenheit sich die Erde nie erheben wird. Jupiter, dieser Riesenplanet, erscheint wie eine Herausforderung, welche für die schwachen Erd-Menschen an den Himmel geschrieben ist; doch nein, sagen wir lieber: er erscheint wie ein Symbol der Hoffnung, das uns in dem Streben nach Erkenntniß und Tugend ermuthigen soll, indem es uns einen Blick auf die prachtvollen Erscheinungen eines langen, fruchtbaren Daseins werfen läßt. Auf ihn müssen wohl die Worte Brewster's bezogen werden: „Kann nicht auf einem herrlicheren Planeten als der unsrige eine Art geistiger Wesen existiren, deren schwächstes noch einen Newton überstrahlte? Und sollten nicht die Bewohner jenes Planeten kräftigere Teleskope und schärfere Mikroskope benutzen als wir? Hat man vielleicht dort schon das Problem der drei auf einander wirkenden Körper gelöst, den Sinn des Räthsels vom lichttragenden Aether enthüllt, die übersinnliche Kraft des Geistes in das Gewand der Erklärungen, Grundwahrheiten

und Lehrsätze der Mathematik gekleidet? Ohne Zweifel erfreuen sich die Menschen dort eines schärferen Verstandes und einer tieferen Vernunft, welche sie zu klarerer Prüfung und rechter Würdigung der Werke Gottes befähigt!""

„Jupiter erfreut sich während seines langen Jahreslaufes, welcher zwölf unserer Erdenjahre währt, aller Orten einer und derselben Jahreszeit; Tag und Nacht sind auf ihm stets und an allen Orten von gleicher Dauer; die jeder Breite zugetheilten beständigen Klimate herrschen in harmonischen Abstufungen vom Aequator nach den Polen!"

Und wenn nun die Monde und Planeten und Fixsterne bewohnt sind, fragt der geehrte Leser, werden wir jemals irgend welche unmittelbar sinnliche Wahrnehmung von ihrem Vorhandensein haben?

Darauf antwortet Herr Flammarion zunächst Folgendes in Bezug auf den Mond:

„Der Physiker **Brandes** sagte: wenn der Mond irgend welche vernunftbegabte Wesen beherbergt, so ist anzunehmen, daß diese geometrische Begriffe haben werden; denn die geometrischen Begriffe sind unabhängig von äußeren Bedingungen, sie sind wahr und richtig unter allen Verhältnissen. Um nun mit den Mondbewohnern in Correspondenz zu treten, machte er folgenden Vorschlag: man veranstalte in einer tropischen, ebenen, kulturfähigen Gegend von möglichst gleichmäßiger Naturbeschaffenheit eine große Anpflanzung, die in der Vogelperspektive eine große geometrische Figur bildet (z. B. den Pythagoräischen Lehrsatz) und sich als solche möglichst scharf und bestimmt von der Umgegend unterscheidet. Ist diese nun groß genug, um von den etwaigen Mondbewohnern deutlich gesehen zu werden, und hebt sie sich hinreichend heraus, so werden diese unsere Nachbaren unsere Absicht errathen und ohne Zweifel darauf bedacht sein, uns eine entsprechende Antwort zu geben. Die Kosten wären nicht verloren, auch wenn die von uns eröffnete Correspondenz unbeantwortet bliebe.

„**Mädler**, der durch seine Forschungen über den Mond berühmte Astronom, sagt in Betreff der Erschauung von Mondbewohnern oder der Correspondenz mit ihnen: „„Es ist allgemein genommen höchst wahrscheinlich, daß nicht der Mond allein, sondern jeder Weltkörper lebende Bewohner habe. Indeß wir möchten gern eine möglichst specielle Auskunft über den Organismus, die Lebensweise, die physischen und geistigen Fähigkeiten der Bewohner fremder Welten haben. Besonders glaubte man bei dem uns verhältnißmäßig so nahen Monde zu der Hoffnung berechtigt zu sein, bei stets steigender optischer Kraft der künstlichen Sehwerkzeuge einst noch dessen Bewohner zu **sehen**; ja selbst die Idee, mit ihnen zu **korrespondiren** oder gar persönlich zu ihnen zu gelangen, ist allen Ernstes verfolgt worden und die mancherlei sinnreichen Vorschläge, welche zu ihrer Ausführung gemacht worden sind, beweisen, daß man die Sache nicht aufzugeben gesonnen ist.""

„„Ob die ferne Zukunft die eine oder die andere dieser Hoffnungen erfüllen wird, bleibe dahingestellt; **wahrscheinlich ist es nicht**. Wenigstens aber vergessen diejenigen, welche von einer fortschreitenden Vergrößerung der Ferngläser Alles erwarten, daß ein größeres Sehwerkzeug die anderen, hauptsächlich im Zustand der Erdatmosphäre und der täglichen Bewegung liegenden Schwierigkeiten bedeutend vermehrt. Die Bilder würden zu undeutlich werden: schon bei den größten der jetzt angewendeten Teleskope zeigt sich dies, so daß man ihre volle Kraft nur selten anwendet!""

„„Gelänge es aber auch mit einer tausendmaligen Vergrößerung noch gute Beobachtungen auf der Mondfläche zu machen, so würden die Gegenstände auf dieser Fläche doch nicht deutlicher erscheinen, als **mit freiem Auge in 50 Meilen Entfernung**: und das schärfste Auge kann einen Menschen in der Entfernung einer Meile nicht erkennen. Vielleicht aber könnte man Bauwerke auffinden, Heereszüge verfolgen? Auch hier ist kaum etwas zu erwarten. Wenn es auch gelänge, ein architektonisches Bauwerk von der Größe der Cheops-Pyramide oder der Peterskirche als ein **feines Pünktchen** wahrzunehmen — was allenfalls von der Zukunft zu hoffen wäre — wer deutet uns dies Pünktchen? Die kleinsten der ihrer Gestalt nach wahrnehmbaren Gegenstände sind noch immer vier bis sechstausend Fuß lang und breit und auch eine beträchtliche Höhe darf ihnen nicht fehlen, wenn man sie von ihrer Umgebung unterscheiden soll.""

Herr Flammarion selbst fügt diesen nicht eben rosenfarbenen Erörterungen die Bemerkung hinzu, daß allerdings die Aussichten, mit den Mondbewohnern in Correspondenz zu treten, noch problematisch seien; aber diese Unsicherheit habe doch verhältnißmäßig wenig Gewicht gegenüber der Ueberzeugung, daß auf den Planeten und Fixsternen bewußtes Leben sei.

Der Gedanke an diese außerirdischen Mitmenschen hat allerdings — wer möchte das leugnen — etwas Ansprechendes und Erhebendes, und wer diesen Gedanken nach allen seinen Richtungen und in ansprechender Form ausgearbeitet sehen will, der wird das Buch des Herrn Flammarion in der guten Uebersetzung und geschmackvollen Ausstattung mit vielem Vergnügen lesen.

Persien.

Zur persischen Literatur.

II.

Sa'di's Rosengarten.*)

Rosen- und Fruchtgarten hat Sa'di seine beiden Hauptwerke benannt, wohl mit Hindeutung auf die reizenden Gärten seiner Vaterstadt, in denen sie entstanden: einen geistigen Rosen- und Fruchtgarten wollte er den Menschen eröffnen, Blumen und Früchte bieten, die noch der fernsten Nachwelt unvergänglich duften und glänzen und deren Zahl und Fülle nicht geringer wird, so Viele auch an ihrem Genusse Theil nehmen. Und in der That, die Anmuth eines schönen Gartens ist der Haupteindruck, den diese Werke zurücklassen. Man wandelt von Blume zu Blume, von Beet zu Beet, von Gebüsch zu Gebüsch; hier ruht man auf weichem Rasensitze und freut sich des Schattens, dort ergötzt man sich am Farbenspiel der plätschernden Fontaine; hier belauscht man die blitzenden Fischlein im Wasserbecken, dort empfängt man von der versteckten Nachtigall einen Liebesgruß und dort schweift das Auge hinaus auf die ragenden Berge in der Ferne; nirgends prunkende Ueberladenheit, krause Verschnörkelung, Steifheit und zugestutzte, unnatürliche Formen, sondern überall der Hauch der Simplizität, eine sinnige Anordnung, die stets hinter der Natur zurücktreten will und nur bemüht ist, ihre Reize völliger hervortreten zu lassen. Anmuth war der blühende Kranz auf der weißen Locke des weisen Alten,

*) Der Rosengarten des Scheiks Muslih-eddin Sa'di aus Schiraz. Aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann, 1864. (Vergl. Nr. 6 des „Magazin.")

Anmuth wiegte sich auf seiner weich geschwungenen Lippe, hohe Anmuth des Geistes ist es, die in seinen Werken von Anfang bis zu Ende waltet. Es ist gewiß viel, wenn man dies von Werken der didaktischen Poesie rühmen kann, einer Gattung, die doch so nahe an den schmalen Rain streift, der die Blumengehege der Poesie, in denen die Phantasie als Herrscherin thront, von den nützlichen Aehrenfeldern der Prosa trennt. Und zwar gebührt dieser Ruhm mehr dem letzten seiner Werke, dem Rosengarten, wo er die im Fruchtgarten stets beibehaltene poetische Form wie ein oft lästiges und hemmendes Gewand mit scheinbarer Nachlässigkeit halb abgeworfen hat und nur zur Zeit die schönen Falten wieder um die Schultern legt; denn hier beginnen die einzelnen Stücke stets in zwangloser, oft makamenartig gereimter Prosa, die als Wurzel- und Blätterwerk zuletzt den krönenden Gedanken als poetische Blüthe aus dem Stengel hervorschießen läßt. Diese Vermischung der Formen, die in jeder anderen Gattung bedenklich, ja oft unerlaubt sein würde, scheint gerade mit feinem und richtigem Sinn für das Schickliche angebracht und erhöht den Reiz des Ganzen, und in den oft gesuchten, immer sinnvoll und glücklich gefundenen Reimen der Prosa lauscht ein feines, artiges Spiel der Selbstironie, die auch das ernste Wort mit lieblicher Grazie umkleidet.

Mit einem Anruf an Gott, den Allbarmherzigen, hebt er an, dem Dank, nichts als Dank und Flehen um Gnade vom Menschenherzen gebühre. „Jeder Athemzug, den wir einziehen, wirkt auf das Leben erneuend, und wenn wir ihn ausstoßen, auf das Wesen erfreuend. Daher werden wir in jedem Athemzuge zwei Gnadengaben und in jeder Gabe einen Grund zum Danke haben." — „Der Regen seiner zahllosen Wohlthaten auf alle sich erstreckt, und der Tisch seiner unbezweifelten Gnade ist überall gedeckt; er zerreißt nicht den Ehrenschleier der Diener, die durch Sünden sich entehren, und entzieht nicht das tägliche Brod denen, die durch Vergehen sich von ihm kehren.

Dem Knechte ziemt's, für Schwächen und Vergehen
Verzeihungsflehen vor Gottes Thron zu bringen;
Denn was vor Gott als würdig kann bestehen,
Vermag vor ihn kein Menschensohn zu bringen."

Und mit echt orientalischer, bilderreicher Fülle preist er die Herrlichkeit der Schöpfung und schildert die Unzulänglichkeit des Menschen, ihn, „der größer als Verstand und Bild, als Meinung und als eitler Wahn, ihn, dessen Erkenntniß, wenn unser Lebensende herannaht, so schwach ist, als sie gewesen ist," würdig zu ehren:

„Dem Tapezierer, dem Morgenwinde, hat er aufgetragen, den smaragdnen Teppich auszulegen, und der Amme, der Frühlingswolke, befohlen, die Töchter der Pflanzen in der Wiege der Erde zu pflegen. Den Bäumen hat er als ein Festkleid des Neujahrs den grünen Blättermantel um die Schultern gehängt, und den Kindern der Zweige hat er bei der Ankunft der Frühlingswallfahrt*) den Blüthenturban auf das Haupt gesenkt."

„Ein verständiger Mann hatte seinen Kopf gesteckt in die Rockfalten der Beschaulichkeit und sich getaucht in das Meer der Erbaulichkeit. Als er aus diesem Zustande wieder zu sich kam, sagte einer seiner Freunde scherzweise zu ihm: Welches Ehrengeschenk hast Du mir aus dem Garten, in welchem Du warst, mitgebracht? Er antwortete: Ich hatte im Sinne, daß, wenn ich an den Rosenbusch käme, ich meinen Rockschooß voll nähme als ein Geschenk für meine Freunde; als ich aber anlangte, machte der Duft der Rosen mich so trunken, daß der Rockschooß mir ist aus der Hand gesunken.

O Nachtigall, die Liebe kannst du von der Motte lernen;
Wenn sie verbrennt, wird doch kein Ton aus ihrem Munde laut.
Wer Ihn erforscht zu haben prahlt, ist jeder Kunde baar;
Von dem, der Kunde von ihm hat, wird keine Kunde laut."

Nach einem Widmungsworte an den Fürsten Abu-Bekr erzählt er die Veranlassung zur Abfassung des Rosengartens. In tiefes Sinnen versunken, seien bei der hohen Fülle seiner Jahre Todesgedanken über ihn gekommen; fortan gedachte er, in ernster, schweigender Betrachtung „auf dem Sitze der Einsamkeit sich niederzulassen und den Saum des Gewandes der Geselligkeit unter sich zusammenzufassen." Da trat einer seiner Freunde, „der den Kameelsitz des Kummers mit ihm getheilt und in der Zelle der Liebe bei ihm geweilt", in die Thüre; und nun beginnt die reizende Schilderung, wie er von letzterem sich endlich wieder hinausziehen läßt, wie von der überwältigenden Schönheit einer duftvollen und sternglänzenden orientalischen Nacht die Zunge ihm wieder gelöst wird, und er beschließt, unverwelkliche Rosen des Geistes, zu einem blühenden Garten vereint, der Welt zur Freude und Erinnerung zu hinterlassen.

Früher hatten wir bereits bemerkt, wie der Dichter, trotz der innigsten Dankbarkeit und wärmsten Verehrung für die Herrscherfamilie und ganz besonders für Abu-Bekr, sich beharrlich vom Hofdienste fernhielt. Er mochte Mißdeutungen dadurch hervorzurufen glauben und mußte es wohl für geboten halten, hier an der Eingangspforte seines Werkes in einem besonderen Kapitel eine öffentliche Erklärung darüber einzuschalten. Sie enthält die geistreichste Durchführung des Themas: der König versammelt die außerordentlichsten Geister um sich; es wäre Anmaßung von mir, wollte ich mein kleines Licht unter ihnen leuchten lassen. Zu große Bescheidenheit! Der Fürst, glauben wir, kannte die wahre Gesinnung des Dichters, ohne weiter in ihn zu dringen, besser; ja noch mehr, er wußte sie zu ehren, da wir auch nicht die leiseste Andeutung einer Verstimmung erhalten. Wie der Dichter aber über diesen Punkt dachte, darüber lassen die kernhaftesten Aussprüche durch das ganze Buch hin den Leser nicht einen Augenblick im Dunkeln. Hören wir nur einige:

„Weder auf, noch unter'm Sattel setzte mich mein Lebensstern;
Bin nicht Herr von Unterthanen, noch auch Diener eines Herrn;
Sorg' um Reichthum, Gram um Armuth, alles dieses liegt mir fern,
Ich bin glücklich und genieße dieses Leben bis zum Kern."

„Mit der Hand den heißen Kalk bereiten und frei sein,
Gilt mehr als die Hand auf der Brust in Emir's Beisein."

„Obgleich das Ehrenkleid aus Sultans Hand sehr werth, ist doch das eigne abgetragene Gewand mehr werth; obgleich der Großen Speisesaal sehr behagt, doch das eigene Brockenmahl mehr besagt.

Lieber Kraut und Essig als selbsteignen Schmaus,
Denn Gebäck und Braten in des Gutsherrn Haus."

„Besser ist es, Flick an Flick zu nähen im Winkel der Geduld,
Als ob eines Kleids den Herren ein Papierflick überreichen.
Denn, bei Gott, ich acht' es wahrlich völlig gleich der Höllenpein,
Sollt' ich auf des Nachbars Füßen in das Paradies mich schleichen."

„Entsag' dem Wunsch — 's ist besser, als daß in's Verpflichtungsjoch sie deinen Nacken stecken."

Hatim Tai (einen wegen seiner fürstlichen Freigebigkeit berühmten Araber) fragte man: Ist Dir je Einer, der an edler

*) Die glückliche Heimkehr der Wallfahrer aus Mekka pflegt festlich begangen zu werden. Mit einer solchen Pilgerheimkehr wird hier die Wiederkehr des Frühlings verglichen.

Gesinnung Dich übertroffen, in der Welt vorgekommen, oder hast Du von einem solchen vernommen? Er antwortete: Gewiß; eines Tages hatte ich 40 Kameele geopfert; da sah ich einen Dornensammler, der einen Haufen Dornen zusammengetragen hatte, und ich sprach zu ihm: Warum kommst Du nicht zu Hatim's Gastmahl, da alle Welt sich um seinen Tisch herumschaart? Er antwortete:

Wer sich durch eigne Arbeit noch ernährt,
Des Hatim Tai Großmuth gern entbehrt.

den fand ich an edler und hoher Gesinnung mir überlegen."

„Der Löwe frißt nicht, was der Hund verschmähte,
Und hielt der Hungertod ihn schier umspannt.
Gieb hin den Leib dem Elend und dem Mangel,
Nur reich' dem Schuft nicht bittend hin die Hand."

„Ein Gelehrter hatte der Esser viele und des Einkommens wenig. Er theilte seine Lage einem von den Großen mit, der eine sehr hohe Meinung von ihm hatte. Dieser runzelte über seine Zumuthung die Stirne, und das Vortreten mit einer Bettelei schien in seinen Augen eines gebildeten Mannes unwürdig zu sein. Man berichtet, daß er ihm eine kleine Gehaltzulage zuerkannte, aber sein Wohlwollen von ihm abwandte. Als der Gelehrte nach einigen Tagen die gewohnte Zuneigung nicht mehr vorhanden sah, sagte er:

O pfui der Speisen, die Erniedrigung erwarb!
Der Topf ist auf dem Heerd, doch weg der eigne Werth.
Das Brot hat zu-, die Ehre abgenommen!
Noth besser, als in Schimpf durch Bitten kommen!"

„Wenn Lebensglanz feil ist für den Ehrenkranz, kauft der Weise nicht; denn sterben mit Ehren ist besser, als im Leben der Ehre entbehren."

In der That, hiernach kann es uns nicht mehr zweifelhaft sein, was unsern Dichter von dem Hofe des Königs und den Tafeln der Großen fern hielt; denn wir haben eine der edelsten und verehrungswürdigsten Seiten seines Charakters kennen gelernt: sein tiefes Gefühl für wahre männliche Ehre und seinen starken Sinn für persönliche Unabhängkeit, die ihm kostbarer war, als alles Wohlleben dieser Welt; und je mehr uns diese stark hervortretenden Eigenschaften bei einem Orientalen überraschen, dem nie die Sonne der bürgerlichen Freiheit und eines auf Recht und Gesetz begründeten Staatslebens aufgegangen, desto mehr gewinnt er unsere Hochachtung und warme Zustimmung.

Wie konnte einem solchen Manne das Hofleben lockend erscheinen, dessen äußerer Glanz ihn so wenig blendete, dessen schlüpferiges Gebiet und geheime Gefahren er so gründlich kannte und so rückhaltslos schilderte, wo Laune und Willkür, Neid, Eifersucht und Intrigue herrschen, ja oft nicht einmal der Edelmuth des Fürsten vor Unbill und unwürdiger Begegnung den Redlichen schützt!

Einst bat ihn ein Freund von Talent und ehrlicher, braver Gesinnung, der sich in trauriger Vermögenslage befand, um seine Verwendung wegen eines kleinen Amtes am Hofe. Sa'di entgegnete: „Auf Deinen Zustand kann man die Erzählung von dem Fuchs anwenden, den man sah fliehen und kopfüber ausziehen. Jemand fragte ihn: Was hat sich denn zugetragen, das Dich in solche Furcht konnte jagen? Er antwortete: Ich habe gehört, daß sie das Kameel zum Frohndienste einfangen. Man fragte: O Thor, was ist denn zwischen Dir und dem Kameel für eine Gemeinschaft, daß die Möglichkeit einer Verwechselung Dir Pein schafft? Er antwortete: Schweiget! Denn wenn meine Neider aus Haß sprechen: der da ist ein Kameel! und ich nun gefangen werde, wer wird sich um meine Befreiung kümmern, so daß man meinen Zustand untersucht? Bevor man Theriak aus Irak herbeigeschafft, ist der von der Schlange Gebissene vom Tode hingerafft. — Du hast Talent und frommen Sinn, aber Neider sind überall verborgen, und für Verleumder brauchst Du nicht zu sorgen. Wenn nun, obgleich Dein Wandel vortrefflich ist, sie das Gegentheil behaupten, und Du geräthst in den Anlauf königlicher Erläuterungen und fällst in den Hinterhalt der Vorwürfe und Weiterungen, wer wird unter solchen Umständen im Stande sein, sich für Dich zu verwenden?" Doch der Freund war taub für die Warnung. Auf Sa'di's Fürsprache erhielt er das Amt und stieg rasch in der Gunst und im Vertrauen des Fürsten. Doch plötzlich wurde er auf falsche Beschuldigungen ungehört seines Amtes entsetzt aller seiner Habe beraubt und mußte froh sein, aus langer Kerkerhaft endlich sein nacktes Leben zu retten. „Du hast mir nicht glauben wollen, sagte Sa'di, als ich Dir sagte: Der Dienst beim Könige ist wie eine Seefahrt, gefahrvoll und gewinnreich; Du wirst entweder Schätze erwerben oder in den Fluthen sterben."

Schwer ist es dem Hülfsbedürftigen, das Ohr des Fürsten zu erreichen, denn

Du wirst die Gunst des Sultans nicht gewinnen,
Machst Du nicht erst die Diener guten Muthes.

und

An Prinzen und Wesirs und Sultans Thür
Darfst ohne Eingangsmittel Dich nicht wagen;
Sehn Hund und Pförtner einen Fremden nah'n,
Packt jener ihn am Saum, dieser am Kragen.

Den Großen, die „der Unterthanen Häuser veröden, um die Schatzkammer des Sultans zu füllen", ruft er zu:

Daß Ochs und Esel, welche ziehn und tragen,
Mehr werth als Menschen sind, die Menschen plagen.

Und denen, die auf hohe Geburt pochen, giebt er zu bedenken, „daß man bei der Auferstehung fragen wird: Was hast Du gethan? und nicht: Wer ist Dein Ahn?" und daß

Wenn's auch klein, ein edles Pferd ist besser
Als ein Stall voll Esel hochgeboren.

Doch warnt er vor dem vergeblichen Kampfe mit den Großen; denn „mit der Hand sich gegen den Löwen wagen und mit der Faust in das Schwert schlagen, das ist nicht Sache der Verständigen." „Wer an Große sich wagt mit Kampfeswuth, der vergeudet sein eignes Blut.

Die eigne Stirn ist dem bald eingestoßen,
Der mit dem Widder Köpfchenstoßen spielt."

Er kennt den Stolz der in der Hofgunst Gestiegenen, die erst nach ihrem Sturze sich alter Freunde erinnern; denn

Zur Zeit der Größe und des hohen Amts
Da halten sie sich von den Freunden fern.
Zur Zeit des Falles und der Dienstentlassung
Den Kummer klagen sie dem Freunde gern.

Doch dann ist nach dem Laufe der Dinge Treue nur selten zu finden; denn

Sieh, wie vor dem Manne von vornehmem Stand
Gleich alle voll Ehrfurcht sich bücken zum Gruß;
Doch kaum hat von ihm nur das Glück sich gewandt,
Gleich stoßen sie ihm in den Rücken den Fuß.

Nichts ist schwankender und unzuverlässiger als das Vertrauen und die Freundschaft der Könige; „auf sie, sagt er, darf man kein Vertrauen setzen, und auf die schöne Stimme der Knaben darf man nicht stolz sein; denn jene wird umgewandelt nach Einbildungen und Träumen, und diese verändert sich bei des Bartes Aufkeimen." Ein schweres und gefährliches Amt hat daher der Rathgeber des Königs; Sa'di räth ihm: „Den König unterrichte von Jemandes Treulosigkeit nur dann, wenn Du seine Parteilosigkeit ganz genau kennst, weil Du sonst in Dein eignes Verderben rennst." Und ferner: „Weil der Ausgang der Sachen unbekannt ist und der Rath aller von dem Willen Gottes abhängt, ob er zum Guten oder zum Bösen ausschlägt, darum ist das Eingehen in die Ansicht des Königs stets vorzuziehen, damit, wenn sie sich als irrig ausweist, man auf Grund der eignen Einwilligung sicher ist vor seiner Mißbilligung.

Entgegen Sultans Rath nach eignem Haschen,
Das heißt, im eignen Blut die Hände waschen.
Und sagt er selbst vom Tag: dies ist 'ne Nacht!
So sprich: Sieh da Gestirn und Mondespracht."

So! Also das ist Sa'di's Weisheit? fragen wir erstaunt und schütteln unwillig das Haupt. Unsere Zustimmung, mit der wir ihm bisher gefolgt, verstummt in unserem Herzen, wo ganz andere Ueberzeugungen sich gegen sie fast zornig erheben. Doch wird sich unser Unwille bald zu einem wehmüthigen Bedauern mildern; denn wir haben hier ein trauriges Beispiel, wie sogar des Edelsten und Weisesten Moral unter dem vergiftenden Einfluß des Absolutismus leidet. Wo der Wink des Despoten allein gebietet und das Schicksal Aller beherrscht, da ist der Einzelne zur Passivität verurtheilt; sich in das Unvermeidliche fügen, dulden und das eigene Lebensschifflein vorsichtig durch die Klippen steuern, heißt da bald Weisheit; Sinn für Gemeinwohl und gemeinschaftliches Streben kann sich nicht entwickeln; der versumpfende Egoismus hält die Seelen gefesselt, und so entsteht jener Quietismus, der zu allen Zeiten den Typus des Orientalen gebildet hat. Können wir uns da wundern, wenn auch bevorzugte Geister ihn nicht ganz verleugnen? Wenn wir dem Dichter jenen außerordentlichen Stolz und ehrliebenden Unabhängigkeitssinn den Lockungen des Hoflebens entgegenstellen sehen, so erkennen wir darin die gesunde Ader des Geistes, der den Ruf der Freiheit in sich fühlt; und zu anderer Zeit würde er ihm auch weiter muthig gefolgt sein. Jetzt aber ist der freie Flügelschlag der Seele gehemmt, sie haftet am Boden, und der Weise begnügt sich, in der Stille des Privatlebens sich aus der Schußweite der am Hofe lauernden Gefahren zu halten und predigt jene kluge Vorsicht, die selbst dem Freunde gegenüber das Geheimniß bewahrt, weil dieser einmal unser Feind werden und es zu unserem Schaden gebrauchen könne. Jene Vorsicht aber wird bei einem geistreichen Kopfe, wenn sie zu mächtig wird, leicht gefährlich; sie erstickt des Herzens freie Regung und schwächt das sittliche Urtheil. Ist es nun auf diesem Wege weit bis zu jener weltmännischen Klugheit, die er denen, welche dem Zorne des Despoten am nächsten stehen, anräth?

Da aber in der orientalischen Despotie allein von der Persönlichkeit des Herrschers das Glück und Schicksal Aller abhängt, so ist Sa'di aus allen Kräften bemüht, in die Herzen der Könige einen guten Samen zu streuen. Da ja, wie er sagt, hochfahrendes Wesen dem Königthum eigen ist, so hält er ihnen vor, „daß die Könige da sind zum Schutze der Unterthanen, nicht die Unterthanen zum Dienste der Könige."

Der König ist der Armen Schutz und Wächter,
Obgleich ihr Glück mit seiner Macht vermählt ist.
Die Schafe sind nicht da des Hirten wegen,
Der Hirt vielmehr zu ihrem Dienst gewählt ist.

Als ein ungerechter König einen Frommen fragte, welches die vorzüglichste unter den gottesdienstlichen Handlungen sei, läßt er diesen ihm antworten: „Für dich der Mittagsschlaf, damit Du wenigstens einen Augenblick das Volk nicht schindest." — Milde und Freigebigkeit empfiehlt er den Fürsten:

Der Weihrauch auf dem Tisch riecht nicht erquickend,
Ins Feuer wirf ihn, daß er lieblich riecht.
Willst Ruhm Du ärnten, üb' Freigebigkeit;
Das Korn wächst nicht bevor's im Boden liegt.

Viel jammervolle Noth und Elend bleibt dem Fürsten bei seinen Unterthanen verborgen; denn

Mancher ging schon hungrig schlafen,
Niemand wußte, wer er sei;
Manche Seel' entflog den Lippen,
Keine Thräne floß dabei.

Darum soll er ein warmes Herz haben, wo das Unglück ihm entgegentritt; denn

Wenn Andrer Schmerz Dir die Seele nicht brennt,
Verdienst Du nicht, daß man Dich Menschenkind nennt.

„Der gute König, der den Unterthanen hold ist, ist sicher vor Feindes Faust, denn in dem Volk umschließt ihn ein Heer. Gerechtigkeit muß er üben, damit die Leute in der Stunde der Gefahr sich um ihn sammeln, und Gnade, damit sie unter dem Schatten seiner Macht sicher ruhen!"

Der Volksbedrücker paßt nicht zum Regieren,
Der Wolf kann nicht als Hirt die Schafe führen.
Ein König, der auf Tyrannei bedacht,
Der untergräbt die Mauern seiner Macht.

Darum warnt er mit beredter Zunge vor Bedrückung Ungerechtigkeit und Gewaltthat; denn die Rache bleibe nicht aus

Vermessenheit nicht üb' am Volk der Erde,
Daß sein Gebet zum Himmelszelt nicht dringt.
O fürchte die Seufzer verwundeter Herzen,
Die Wunde zuletzt doch zu Tage sich stellt.
Errege, vermagst Du's, nicht Herzen zum Kummer;
Ein Seufzer erregt oft die Lage der Welt. —

Doch folgen wir unserm Weisen noch auf ein andres Gebiet! Er war ein Geistlicher und Gelehrter, und gehörte dem Orden der Sufi's an, dem eigentlichen Heerde der orientalischen Theosophie. Doch hier sehen wir ihn den unfruchtbaren beschaulichen Quietismus völlig durchbrechen; denn er ist durch Mystik, Ascetik und Abstraction hindurchgedrungen zu jener wahren Religiösität des Herzens und Gemüthes, die durch den Wandel sich offenbart. Unnütz und nichtig erscheint ihm alle Speculation, alle Wissenschaft, wenn der Mensch nicht durch sein Handeln zeigt, daß Geist und Herz von edler Speise genährt ist, und wenn nicht sein Leben der Abdruck des Höheren ist, das er in sich trägt. In Wissenschaft ersäuft, nennt er den, welcher viel studirt und nichts rechtes thut. Freilich erscheint ihm „ein Frommer ohne Wissenschaft, wie ein Haus ohne Eingang, aber ein Gelehrter ohne That ist ein Baum ohne Fruchtbank;" denn „der Koran wird uns gegeben, zu verbessern Sitten und Wesen, nicht uns zu üben im richtigen Lesen." Nicht auf äußeren Gebräuchen und auf Gebetesprechen beruht Religion, son-

dern auf der Liebe zu Gott und den Menschen; auch haftet sie nicht an der Kutte und dem Talar, sondern wohnt im Herzen, wie beschaffen das Kleid auch sei. Gott ist Kenner der Herzen und weiß Alles was darin ist. Das sind Wahrheiten, die der Dichter in den mannigfachsten Gestalten ausspricht und dem Leser ans Herz legt, wobei er nicht unterläßt, Heuchelei mit den Lastern, die sie verhüllen soll, nach Gebühr zu strafen. Eine besonders scharfe Geißel hat er für die Bettelmönche in Bereitschaft, die seinen Zorn sehr erregt haben müssen. „Der Weise, sagt er, ißt nur, wenn er Hunger hat, der Scheinheilige halb satt, der Fromme nur, soweit er die Lebenserhaltung bezweckt, der Jüngling, so lange der Tisch ist gedeckt, der Greis, bis er im Schweiße steckt, der Bettelmönch aber soviel, daß im Leibe für die Seele kein Plätzchen und auf dem Tische von Speisen kein Fetzchen bleibt."

„Vor den Bettelmönchen ist Dein Blut nicht sicher,
Zeigst Du ihnen nicht den Weg zu Deinem Schatz.
Geh entweder um mit keinem blauen Kittel,*)
Oder gieb sofort, was Dein ist, in Versatz." — —

Doch genug! Lassen wir den liebenswürdigen Weisen weiter wallen durch die duftenden Büsche seines unvergänglichen Gartens, und überlassen wir es unsern Lesern, jetzt ihm selber zu folgen. Kaum giebt es ein Verhältniß des Lebens, kaum eine Thorheit im Menschen, die er nicht mit seiner milden Weisheit berührt, mit jener Weisheit, deren tiefste Quelle und heiligster Kern innige Herzensdemuth ist. Nirgends, glauben wir, hat er sein Innerstes so völlig und so schön enthüllt, als in folgenden Versen:

Ich hab' einst einen Rosenstrauch gefunden,
Der auf dem Dach mit Gras war festgebunden.
Ich sprach: „Was fällt dem schlechten Grase ein,
Daß es will wohnen in der Rosen Reih'n?"
Das Gras sprach weinend: Zähl' mir's nicht als Schande!
Großmuth vergißt nicht alte Freundschaftsbande.
Versagt Duft, Schönheit, Farbe mir Natur,
Bin ich doch Gras aus Gottesflur."

Als Sklave vor des Höchsten Thron ich steh',
Erzogen hat mich seine Huld von je.
Ob tugendreich ich bin, ob tugendbaar,
Auf Gottes Güte hoff' ich immerdar.
Obgleich ich Vorrath zum Ersatz nicht habe,
Obgleich ich guter Werke Schatz nicht habe,
Er weiß, was seinem Sklaven Hülfe schafft,
Wenn diesem es gebricht an eigner Kraft.
Gebrauch ist es bei Herren die gütig denken,
Daß sie dem alten Sklaven Freiheit schenken.
O großer Gott, daß sich die Welten freu'n,
Erbarme Dich des alten Sklaven dein!
Sa'di, den Weg zum Heil und Segen geh'!
O Gottesmann, auf Gottes Wegen geh'!
Weh dem, der diese Pforte keck verschmäht,
Da eine andre ihm nicht offen steht. —

Have pia anima!

*) Ordenstracht.

Böhmen.

Die Pflanzenwelt im böhmischen Volksleben.*)

II.

Wegwarte, Alraun und Hauswurz.

Die Wegwarte (Cichorium) hat, nach der Volkssage, eine eigenthümliche Entstehung. Vor vielen Jahren lebte nämlich in Böhmen eine schöne Jungfrau und diese hieß Čekanka. Sie besaß einen Liebsten, der ihr ewige Liebe und Treue geschworen hatte. Schon war der Hochzeitstag bestimmt. Da brach unglückseligerweise ein Krieg aus und der Geliebte mußte als Soldat weithin in's Türkenland ziehen. Die arme Čekanka gab ihm eine Strecke Weges das Geleite; endlich ließen sie sich auf einem grünen Raine nieder und nahmen unter Thränen Abschied von einander. Da leistete sie ihm feierlich den Schwur, daß sie seiner immerdar treu harren und harren werde, und sollte sie darob auch eine alte Jungfer werden. Nun saß sie täglich an jenem Raine, wo sie von dem Theuern Abschied genommen hatte, und trug immer ein grünes Röcklein und eine blaue Schürze und am Kopfe ein blaues, rothgesäumtes Tuch. Während ihre Heerde ringsum gras'te, schaute sie selber nach allen vier Weltgegenden hinaus, ob vielleicht der Wind eine süße Botschaft von dem Holden überbringe. Dabei sang sie traurige Lieder und oft weinte sie sogar recht bitterlich. Viele schmucke, reiche Bursche des Dorfes warben um ihre Hand; sie aber hielt getreu ihren Schwur. So ging ein Jahr nach dem andern hin, und Čekanka saß noch immer vergeblich harrend auf dem grünen Rain; aber sie war blaß und krank und ihre Thränen waren zuletzt versiegt. Da endlich erbarmte sich der Himmel der armen Dulderin und verwandelte die Čekanka in eine Blume, die am Rain blüht, wo der Weg vorbeiführt. Die Leute erfuhren sehr bald das seltsame Geschehniß und nannten in wehmüthiger Erinnerung auch die Blume „Čekanka", d. i. die Wartende. Und die Blume wartet noch bis zum heutigen Tage auf ihren todten Geliebten und seufzt traurig im Winde — und sie kann warten bis zum jüngsten Gerichte.

Eine zweite, nicht minder poetische Volkssage berichtet über die Entstehung der Wegwartblume folgendes: In alten Zeiten lebte im Böhmerlande eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und Čekanka war ihr Name. Viele Jünglinge bewarben sich um ihre Huld, doch nur Einer fand Gnade vor ihren Augen. Auch ein gar mächtiger Zauberer begehrte sie zur Frau! da sie jedoch seine Werbung abwies, so ermordete er vor Erbitterung ihren Geliebten und verbarg ihn in einem Ameisenhügel. Wehklagend eilte Čekanka nach der Unheilsstätte, sank bleich neben dem Hügel hin und stieß sich dann vor Verzweiflung einen Dolch in's Herz. Als der böse Zauberer sich um sein Opfer betrogen sah, stürzte er grimmig auf die Leiche zu; aber da erbarmte sich der liebe Gott und verwandelte den blühenden Leib in eine blaue Blume, die noch heute in der Sprache des Volkes Čekanka's Namen trägt. Wuthentbrannt riß der Zauberer die Blüthen von ihrem Stengel und verstreute sie auf dem Ameisenhügel. Und da wurden sie roth und begannen zu bluten. Daher kommt es, daß noch heutzutage die blaue Wegwartblume, wenn man sie auf einen Ameisenhaufen wirft, roth wird wie Blut.

Die Wegwarte wird vom Volke auch „St. Peterskraut" genannt. Am St. Peterstage pflücken nämlich junge Mädchen

*) Vergl. Nr. 3. des Magazins von d. J.

die noch geschlossenen Knospen, wobei sie die Hand mit einem Tuche oder mit der Schürze umwickelt haben, und sprechen dazu die Reime:

„O Wegwart an des Pfades Rand,
Es pflückt um's Glück dich meine Hand,
Schenk mir den Liebsten, Wegwart,
Auf den du hast umsonst geharrt!"

Hierauf legen sie die gepflückten Knospen in's Mieder, mit den Worten: „O, möchtest du doch aufblühen!" Ist nun in Folge der Körperwärme nach einer Weile die Blüthe aufgebrochen, so ist das Mädchen fest überzeugt, künftighin Glück in der Liebe zu haben.

Die höchste Kraft besitzt die Wegwarte am Charfreitage. Während des Ausscharrens, das mit bloßen Füßen geschehen muß, hat der Mensch folgende heilige Beschwörungsformel zu sprechen: „Wenn du die Kraft der Sonne besitzest, womit du regierst, und die Schönheiten deines Krautes erschließest; wenn du sie hast und ihr folgest, so beschwöre ich dich durch Gott den Vater, Gott den Sohn, Gott den heiligen Geist, durch unsern Herrn Jesus Christus, der aus der Jungfrau Maria geboren und am Kreuze zu Tode gemartert wurde, durch das Herabsteigen in die Hölle, durch seine Ehre und Auferstehung und durch seine Wiederkunft am jüngsten Tage; und ich beschwöre dich durch die heilige Jungfrau Maria und durch alle heiligen Engel, und durch die Apostel, Propheten, Märtyrer und Beichtiger, und durch alle heiligen Jungfrauen und Wittwen, und beschwöre dich durch die Kraft, mit der du regierst, welche du von Gott, dem Allmächtigen, und allen seinen Heiligen hast, daß jedwedes Geschöpf, mit dir berührt, sogleich mit großer Huld und Kraft sich in mich verliebe, und wenn es auch von großer Noth umgeben ist, doch lustig mit mir lebe. Welche Fesseln immer berührt werden, mögen zerbrechen und die Schlösser sich öffnen. Gegen dieses alles nehme ich dich, ich N. und dazu verhelfe mir u. s. w." Nun nimmt der Mensch die ausgegrabene Wurzel mit der Hand, die mit einem weißen Tuche umwickelt ist, und befindet sich im Besitze der verlangten Macht. — —

Ganz nach der Weise und im Sinne der Alten fabelt noch heutzutage das Volk sehr viel von dem Alraun (Atropa mandragora), der als eine höchst wunderbare, tief in der Erde am Rabenstein wachsende Pflanze angesehen wird. Sie soll aus dem Haare eines unschuldig Gerichteten entstehen und deswegen ist sie so selten. Ihre Wurzel soll der Gestalt eines Menschen sehr ähnlich sein. Allein es ist äußerst gefährlich, diese Wurzel gewaltsam aus der Erde zu reißen, denn sie bricht in ein entsetzliches Geschrei aus, und der dreiste Waghals fällt alsbald todt hin oder wird wahnsinnig. Wenn man daher die Wurzel gewinnen will, muß man sich die Ohren mit Wachs verstopfen und die Pflanze an den Schweif eines schwarzen Hundes befestigen. Hält man diesem aus einiger Entfernung ein Stück Fleisch vor, so sucht er dasselbe zu erhaschen und reißt dadurch die Wurzel aus der Erde, wird jedoch sogleich durch ihren schrecklichen Aufschrei getödtet. Ist man nun glücklich in den Besitz dieser kostbaren Wurzel gelangt, so muß man sie an jedem Freitag in rothem Wein wie ein kleines Kind baden, sie in weißes und rothes Zeug wickeln und in ein schönes Kästchen legen. Auch darf man nicht vergessen, sie bei jedem Neumond mit einem frischen weißen Hemdchen zu bekleiden und ihr bei jeder Mahlzeit zu essen und zu trinken zu geben; denn sonst erhebt sie ein Geschrei, wie ein neugebornes Kind, und läßt damit nicht nach, bis ihr die gehörige Pflege zu Theil geworden. Auf diese Art gelangt man in den Besitz eines „Muzik" (Männchen), zu deutsch „Galgenmännlein" genannt. Ein solcher sorgfältig gepflegter Muzik erfüllt seinem Besitzer jeden ausgesprochenen Wunsch, läßt ihn niemals in Armuth gerathen und schützt ihn vor jeglicher Gefahr. Er verkündet ihm Verborgenes oder Zukünftiges, entweder durch Kopfnicken oder durch eine Stimme. Der Rothwein, worin er gebadet wird, zieht wunderbare Kräfte an und heilt alle Krankheiten. Niemals aber darf der „Muzik" vom Vater auf den ältesten, sondern nur auf den jüngsten Sohn vererbt werden.

Die Hauswurz (Sempervivum tectorum, böhmisch netresk) hat bei dem böhmischen Landvolke, das sie Muziček oder Čimuziček nennt, dieselbe Bedeutung, wie im alten Germanenthum, wo sie dem Gotte Doner geweiht war und davon Donnerbart hieß, weil dem Hause, auf dem sie wuchs, weder Blitz noch Donner schaden konnte. Noch heutzutage pflanzt man sie in den böhmischen Dörfern als wirksames Schutzmittel gegen Feuersgefahr auf die Dächer, und sie bringt Glück dem Hause, auf dem sie sprießt. Im Frühjahre, namentlich aber am Festtage Johannes des Täufers pflückt man die Hauswurz in so vielen Exemplaren, als das Haus Bewohner zählt. Diese Pflanzen steckt man hernach in die Ritzen der Stubenwand und giebt jeder den Namen eines der Hausgenossen. Wessen Pflanze am ehesten vertrocknet, der wird auch vor den Uebrigen sterben, und verdorrt sie noch an demselben Tage, so stirbt er im nämlichen Jahre.

Ferner besitzt die Hauswurz auch die Kraft der Weissagung. Im Riesengebirge ziehen die Weibsbilder, alte und junge, welche gern erfahren möchten, wie lange sie noch leben werden, die Hauswurz in Blumentöpfen. Sobald die Pflanze etwa achtzig grüne Blättchen zählt, tragen sie dieselbe auf den Berg Kolesei, wo der berühmte Berggeist Rübezahl einen prächtigen, unsichtbaren Palast und einen Zaubergarten besitzen soll. Sie stellen sie dort unter die schönsten Bäume und holen sie erst nach drei Tagen wieder ab. Mittlerweile hat der Berggeist diese Pflanzen durchgemustert und auf jeder Hauswurz nur so viele Blätter gelassen, als Jahre die Eigenthümerin derselben noch zu leben hat. Daheim zieht jede Person ihre Pflanze aus der Erde, hängt sie bei der Wurzel mittelst eines Fadens an der Stubendecke auf und stellt nun eine sorgfältige Beobachtung an. Zuvor ist es jedoch nöthig zu wissen, bei welchem Blatte der Berggeist zu zählen angefangen habe, und das finden zumal die alten Weiber ganz genau heraus. In Folge dieser Entdeckung kann man aus den Blättern, welche zuerst zu welken beginnen, auch die Jahre erfahren, in denen die Person, welche die Hauswurz auf den Berg Kolesei getragen hat, von einer Krankheit heimgesucht werden wird. Bleiben aber sämmtliche Blätter sieben Tage lang frisch und grün, so bleibt zeitlebens jedwede Krankheit aus.

Die Stendelwurz (Gymnadenia) mit ihrer handförmig getheilten Wurzel, die oft ganz schwarz erscheint, gab Anlaß zu merkwürdigen Sagen. Eine davon klingt besonders schauerlich: Vor Zeiten lebte in Böhmen ein Meßner und der hatte eine junge schöne Tochter. Diese aber war dem weltlichen Prunke sehr zugethan, und da der arme Vater ihr kein goldenes Geschmeide kaufen konnte, so beschloß sie, von dem Altare der heiligen Jungfrau Maria die blanken Dukaten, Perlen und Edelsteine, welche fromme Gläubige als Opfer dahin gelegt hatten, zu stehlen. Eines Tages schlich sie sich unbemerkt in das Gotteshaus, trat an den Altar heran und streckte die Hand nach den geweihten Kostbarkeiten aus. Plötzlich durchzuckte ihr ein schrecklicher Schmerz wie ein Blitz die Glieder;

sie wehklagte entsetzlich und fiel zu Boden. Die Hände der Kirchendiebin begannen schwarz zu werden, und als sie bereits so schwarz waren, wie eine Kohle, wurzelten sie fest in der Erde. Dann wurde auch ihr Leib immer dunkler und welker und endlich erschien an der Stelle der Frevlerin eine unschöne, traurige Blume, deren Wurzeln wie schwarze Todtenhände aussahen. Und das Volk nannte die auf so schauerliche Art entstandene Pflanze „das Todtenhändchen". Als der Herbst kam, waren die Samenkörner gereift und die Winde trugen sie durch das ganze Gefilde und von da über ganz Böhmen hin und von Böhmen durch die ganze Welt.

Eine zweite, viel lieblichere Sage lautet: Es war einmal ein Bruder und eine Schwester und die hatten einander sehr lieb. Als nun der Bruder starb, weinte die arme Schwester den ganzen Frühling lang an seinem Grabe und wollte es gar nicht verlassen. Daher erbarmte sich ihrer der liebe Gott und verwandelte sie in eine Pflanze, die auf dem Grabhügel des Bruders wuchs. Nun wächst die Stendelwurz auch auf Wiesen und Feldrainen, und die Mädchen, Knaben und alten Mütterchen suchen sie dort im Frühlinge auf, graben sie aus und bezeichnen die handförmige Wurzel als die „Hände der verstorbenen Jungfrau."

Alfred Waldau.

Ungarn.

Das Ende des Dichters Petöfi.

Die Nachrichten über die letzten Augenblicke und den Tod des größten ungarischen Dichters waren bisher sehr widersprechend, wiewohl sich als das Wahrscheinlichste herausstellte, daß er in einem der letzten Gefechte in Siebenbürgen im Jahre 1849 auf der Flucht stürzte und von den Pferden der nacheilenden Verfolger zertreten wurde. Ein Augenzeuge jenes Gefechtes macht jetzt darüber in dem magyarischen Blatte „Vasarnapi Ujrug" folgende Mittheilung:

„Es war am 31. Juli 1849. Die Sonne glühte heiß hernieder. Oberhalb Weißkirchen schleuderten einige Kanonen mit verdoppelter Schnelligkeit ihre Kugeln auf die vor Schäßburg sich erhebende Höhe. Die Kugeln der Russen dröhnen, ihre Plänklerkette dringt vorwärts, unterhalb des Waldes ziehen russische Ulanen gegen den linken Flügel. Hier steht der alte Feldherr, neben ihm der junge Anführer des Flügels, rings um sie der Generalstab. Da erscheint ein Mann mit einem weißen Rock, mit übergeschlagenem Hemdkragen, einem weißen Hut, und eine doppelläufige Jagdflinte in der Hand. Man macht den alten Feldherrn auf ihn aufmerksam. Der Alte (Bem) nähert sich ihm und sagt in gebrochenem Deutsch: „Herr Petöfi, gehen Sie zurück, Sie haben hier nichts zu suchen." Petöfi wandte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, um, und ging langsam gegen die Landstraße hin. Kurz nach dieser Scene entsteht auf dem Wiesenplatze ein Gedränge und Gewirre. Die Kanonen verstummen, die Reihen wanken, lösen sich auf und laufen auf den Berg. Die Kosaken hatten hinter den Gebüschen der Kokel die kleine Schaar umgangen und stürzten jetzt von der Seite und von rückwärts auf sie los. Auch auf den linken Flügel stürzen russische Lanciers; russische Massen wälzen sich in's Thal und drängen rasch vorwärts. Der ungarische Generalstab ist umzingelt und sucht eine Oeffnung, um zu entkommen. In diesem Augenblicke erblickt der Führer des linken Flügels Petöfi 30 Schritt vom Generalstab wieder und ruft ihm zu: „Sándor, komm her!" Er wollte ihn zu sich in den Sattel heben, allein im nächsten Augenblicke stürzten zwischen ihnen Lanciers vorwärts. Ein großer Theil des Generalstabs entkommt, aber Niemand lebt, der Petöfi seit jenem Augenblick gesehen hätte."

Kleine literarische Revue.

— **Hanfstängl's Dresdener Galerie.** Mit der photographischen Anstalt von Joseph Albert in München wetteifert die von Hanns Hanfstängl in Dresden in der Herstellung von Kunstblättern, die an sich ohne Weiteres den Beweis liefern, daß die Photographie in den Händen wahrer Künstler wirklich zu den schönen Künsten zu zählen sei. Die großen photographischen Blätter nach den Meisterwerken der Dresdener Galerie, hervorgegangen aus der Hanfstängl'schen Kunstanstalt, gehören zu den edelsten Erzeugnissen dieser, die allmächtige Wirkung des göttlichen Lichtstrahls so anschaulich machenden, neuen Kunst. Raphael's „Sixtinische Madonna", Tizian's „Zinsgroschen", Correggio's „heilige Nacht", dessen „büßende Magdalena", Palma-vecchio's „Töchter" und van Dyk's „Danae" bilden die erste Serie jener photographirten Meisterwerke der Dresdener Galerie*), welche Letztere dadurch zum Gemeingut der ganzen civilisirten Welt wird, denn ebenso wie in Deutschland sind diese Blätter auch im Auslande, namentlich in England, Frankreich und den Niederlanden, mit wahrem Enthusiasmus, als würdige Repräsentanten ihrer Originale, begrüßt worden. Neben dieser größeren ist von der Hanfstängl'schen Kunstanstalt eine zweite, kleinere Ausgabe angekündigt, die der ersten eben nur in der Größe des Formates nachsteht und von der jedes einzelne Blatt zum Preise von 1½ Thaler zu haben ist.

— **„Cervantes auf der Fahrt."** **) Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch der Erzählung, die wir in diesen Blättern (Nr. 30 von 1863) nach einem neueren spanischen Schriftsteller von den Liebesabenteuern und Fahrten des jungen Don Miguel Saavedra (oder Savedoro) in Italien und auf dem Meere mitgetheilt haben. In dem vorliegenden Scherzgedichte liegt uns nun eine poetische Bearbeitung dieser mythischen Erzählung vor. Der deutsche Dichter läßt den künftigen Verfasser des Don Quixote, der eben als relegirter Student von Salamanca in Rom angekommen war, Folgendes von sich erzählen:

„Don Miguel Cervantes heiß ich,
    Freunde nannten mich Saavedra,
Als ich noch zu Salamanca
    Fleißig saß vor der Kathedra.
Dicke Bücher, Manuscripte,
    Alles dies ist doch ein Plunder,
Auf der Schule bleibt das Leben
    Stets ein unbegriff'nes Wunder.
Also denkend, hielt ich einmal
    Eine Rede frisch und praktisch,
Doch sie schien den Herrn Doctores
    Etwas unbefugt didaktisch.
Und zur Strafe dafür hat mich,
    Wie das Vielen schon passirt,

*) Preis aller sechs Blätter — 64,47 Cent. Blatt- und 41,35 Cent. Bildfläche — in prachtvoller Enveloppe 20 Thaler.

**) Ein Gedicht von Franz Koppel. Stuttgart, A. Kröner, 1865.

Ohn' Erbarmen alma Mater
Auf zehn Jahre relegiret.
Traurig gaben mir die Freunde
Abschiedstrank und das Geleite,
Traurig waren — alle Wirthe,
Denn ich suchte schnell das Weite.
Und so bin ich hergewandert,
Rom, das ew'ge Rom, zu schauen —
Mehr als seines Papstes Segen
Such' ich nur die Gunst der Frauen."

Bekanntlich war es die schöne Nichte eines Kardinals, um derentwillen der junge Cervantes in Rom die allerseltsamsten, an Huon von Bordeaux erinnernde Abenteuer bestanden, und ganz in der leichten Weise der vorstehend mitgetheilten Verse erzählt der deutsche Poet die Fahrten des spanischen.

— **Bonneville's Vorschläge einer Reform des Strafrechtes.** Einem Sitzungsberichte der juristischen Sektion der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur" entlehnen wir Nachstehendes: Am 4. Januar machte der Sekretair der juristischen Sektion, Gerichts-Präsident Dr. Belitz, Mittheilungen über die neuen Vorschläge einer Strafrechts-Reform von Bonneville de Marsangy, Rath am kaiserlichen Appellhofe zu Paris. Das Motto des betreffenden Werkes ist:

„Es genügt für eine von Pflichtgefühl gegen das Land durchdrungene Regierung keineswegs, daß die Gesetze mit Wahrhaftigkeit, Sorgfalt und Schnelligkeit angewendet werden; es ist auch nothwendig, daß die Gesetzgebung dem Gange der Bildung folge, daß sie dem Fortschritt der Aufklärung, den Staatseinrichtungen und Sitten entspreche, daß sie sich im Laufe der Zeit verbessere und sich vom Rost der Vergangenheit reinige."

In Frankreich hat sich in der neueren Zeit eine fortwährende Verminderung der Verbrechen und Vergehen geltend gemacht. Im Jahre 1852 zählte man 5287 Verbrechensfälle mit 7071 Angeklagten, im Jahre 1861: 3621 Anklagen und 4651 Angeklagte; an Vergehen zählte man in dem Zeitraume von 1851 bis 1855: 194,836 Sachen mit 245,146 Beschuldigten, in dem Zeitraume von 1856 bis 1860: 168,111 Sachen mit 207,420 Beschuldigten.

Nur die Verbrechen des Kindesmordes haben seit 25 Jahren um 49 Procent zugenommen, und Angriffe auf die Keuschheit erwachsener Personen um 48 Procent, auf Kinder sogar um 67 Procent, so daß diese Kategorie von Verbrechen im Jahre 1859 mehr als die Hälfte aller Anklagen (51 Procent) ausgemacht hat. Den Grund dieser Zunahme erblickt Bonneville in der Milde der Geschwornen, deren Freisprechungen zu Handlungen der gedachten Art aufmunterten, während sie mit unerbittlicher Strenge die Eigenthumsverbrechen verfolgen. Die Zahl der Rückfälligen hat sich auf eine, wie Bonneville sagt, Schrecken erregende Weise vermehrt. Im Jahre 1851 zählte man 28,548 Rückfällige, im Jahre 1861: 45,932. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem Vorurtheile der Arbeitgeber gegen Bestrafte; man scheut sich, einen solchen in Dienst zu nehmen, und treibt ihn dadurch dem Verbrechen von Neuem in die Arme.

Zu den Reformvorschlägen von Bonneville gehört:

1. **Die bedingte Freilassung.** Ein Verurtheilter soll, wenn er sich im Gefängniß gut geführt hat, vor Ablauf der Strafzeit entlassen und der Rest nicht vollstreckt werden, wenn er fortfährt, sich auch in der Freiheit gut zu halten.

2. **Ausdehnung der Rechtspolizei im präventiven Sinne.** Bonneville glaubt, daß Verwarnungen, rechtzeitig von der Staatsanwaltschaft ertheilt, auf den angehenden Uebelthäter (méchant commencé), welcher sich im Anfangsstadium von Verbrechenshandlungen befindet, einen heilsamen Schreck ausüben würden.

3. **Kautionsleistung** für gutes Verhalten Seitens derjenigen, von denen eine fortgesetzte Störung der öffentlichen Rechtsordnung besorgt werden darf.

4. Im Zusammenhange hiermit, **die Strafe des gerichtlichen Verweises.** In zahlreichen Fällen, wo gegenwärtig eine geringe Gefängnißstrafe oder eine Geldbuße ausgesprochen wird, würde der Gerechtigkeit mit der im Verweise konstatirten Mißbilligung einer stattgehabten Gesetzesverletzung durchaus Genüge geschehen. Kurzzeitige Einsperrungen leisteten, präventiv betrachtet, ohnehin gar nichts.

5. **Ausdehnung des Geldstrafen-Systems.** Mit der Androhung der Freiheitsstrafen sei man viel zu freigebig und drücke dadurch den moralischen Werth der Freiheit in den Augen der Bevölkerung herab. Dagegen sei die Geldstrafe diejenige, qui est la plus généreuse, la plus libérale, la plus divisible, la plus économique, souvent la plus analogue au délit et la plus efficace. Sie müsse nach den Vermögensverhältnissen abgemessen werden, wozu die Einkommensteuer den nöthigen Anhalt biete. An Stelle uneinziehbarer Geldbußen sei aber nicht Gefängnißstrafe, sondern Arbeitsleistung zu substituiren, wie dies der code forestier vom 18. Juni 1859 (in Preußen das Holzdiebstahlsgesetz vom 2. Juni 1851, §§. 13, 41 u. folg.) vorschreibe.

6. **Berücksichtigung des Geständnisses als Strafmilderungsgrund.**

7. **Vorkehrungen gegen falsches Zeugniß und Meineid.**

8. **Aufhebung des Verlustes der bürgerlichen Ehre** in Folge von Verurtheilungen wegen s. g. ehrloser Verbrechen. Eine solche Brandmarkung sei etwas Widersinniges und enthalte eine offenbare Abstumpfungslehre. Von den infamirenden Strafen wird bemerkt, qu'elles sont à la fois une anomalie, un germe de dégradation et de corruption, un véritable non-sens dans nos lois modernes, un insurmontable obstacle à l'amendement des coupables et à leur reclassement dans la société.

Das Werk gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der neueren strafrechtlichen Literatur und wird ohne Zweifel auch bei den Gesetzgebern Deutschlands nicht unbeachtet bleiben.

— **Riga'scher Almanach für 1865.** *) Wir haben eine gewisse Vorliebe für diese aus dem Norden uns zugehende Jahresgeschenke. Sie datiren das neue Jahr zwar immer um zwölf Tage später, als wir es in Deutschland thun, aber sie bleiben darum doch in deutscher Denkweise — soweit diese nämlich von der russischen Censur zugelassen wird — nicht zurück. Professor Dr. Mädler in Dorpat, der so viele periodische Schriften Deutschlands mit populär-astronomischen Beiträgen ausstattet, hat auch diesen seinen literarischen Nachbar mit einem interessanten Aufsatz: „Geschichte über den Kalender," bedacht, woraus wir unter Anderem ersehen, daß in Kurland bei seiner Vereinigung mit Rußland im vorigen Jahrhundert der in der Geschichte einzig dastehende Rückschritt zum alten Kalender gemacht worden — ein Beispiel, welchem Polen und Finnland nicht gefolgt sind. Zwei lesenswerthe Aufsätze: „Vor hundert Jahren," von Julius Eckardt, und „die Liven," von

*) Achter Jahrgang. Riga, W. F. Häcker.

A. Döbner, beschäftigen sich speciell mit den geschichtlichen und ethnographischen Zuständen der russischen Ostsee-Provinzen. Die alten Liven sind vollständig ausgestorben, oder nur noch in einzelnen Personen vorhanden; in Riga selbst kennt man sie nur noch aus Erinnerungen. Auch Poesieen enthält der Riga'sche Almanach, die sich recht angenehm lesen lassen. Nicht minder gereichen ihm die vier Stahlstiche, mit denen er ausgestattet ist, zur Zierde.

Literarischer Sprechsaal.

In England braucht, wie aus den Artikeln über „die Postreform und ihre Erfolge" (Nr. 6—8 des „Magazin") zu entnehmen, Niemand mehr — seitdem die Eisenbahnen das allgemeine Verkehrsmittel bilden — eine beschwerliche Nachtreise, d. h. eine Fahrt, welche die ganze Nacht hindurch dauert, zu machen. Die Eilzüge erster Klasse, die sogenannten Express-trains, werden nur am Tage, und zwar zu den bequemsten Stunden, befördert, und auch vermittelst der am Abend abgehenden Personenzüge können die Reisenden ihr an derselben Bahn belegenes Ziel noch bei guter Zeit erreichen. In Folge dieser für das reisende Publikum sehr bequemen, und daher für die Eisenbahnen sehr rentabeln Einrichtung steht sich die Post genöthigt, des Nachts die Briefe von gewissen Stationen aus, wo in so später Stunde die Züge keinen weiteren Anschluß haben, durch Pferdegespann weiter befördern zu lassen. Die Rücksicht auf das Wohlbefinden der Reisenden und der Eisenbahn-Unternehmungen steht in England augenscheinlich viel höher, als die Rücksicht auf die Kosten-Ersparnisse der Post und auf die etwas raschere Förderung der Korrespondenz. In Deutschland findet das gerade umgekehrte Verhältniß statt. Hier müssen z. B. auf derjenigen Eisenbahn, welche die beiden größten und volkreichsten Städte Preußens, Berlin und Breslau, verbindet, gerade die den wohlhabenden Klassen angehörenden Reisenden, die sich gern der am Schnellsten beförderten, theureren Züge bedienen, ihre Nachtruhe opfern und in eisigen Winternächten ihre Gesundheit gefährden, blos — damit die Briefe der Post recht rasch und zugleich sehr wohlfeil, nämlich ohne daß die Eisenbahnen dafür irgend eine Entschädigung von der Post erhalten, befördert werden. Der hier speziell angedeutete Fall, daß zwei große Städte von zusammen 800,000 Einwohner nur des Nachts durch Eilzüge erster Klasse verbunden sind, steht übrigens in der ganzen Eisenbahn-Welt vereinzelt da und wird gewöhnlich in England, wenn man dort davon erzählt, für etwas ganz Unglaubliches erklärt. Ein dort ebenso unglaublich erscheinender Umstand ist die Thatsache, daß auf derselben deutschen Eisenbahn den Reisenden, die sich des einzigen Tagzuges zwischen der einen Hauptstadt und der anderen bedienen und die zu diesem Zwecke einen ganzen Tag opfern müssen, keine Gelegenheit gegeben ist, irgendwo ein Mittagbrod in gewohnter Art einzunehmen. Weder in England, noch in Frankreich, noch selbst in Rußland muthet man den Reisenden, die ein gutes Mittagsbrod gern sehr gut bezahlen, jedesmal einen Fasttag zu, wenn sie im Laufe eines zehnstündigen Tages von einer großen Stadt nach der andern sich begeben.

Die Deutsche Vierteljahrs-Schrift bringt in ihrem neuesten Hefte (1865 I.) einen Artikel über die „politische Lage", der als Aeußerung der „dritten Gruppe," d. h. der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, angesehen werden kann. Der Verfasser, der nicht bloß an die Annexionslust Preußens, sondern auch an den bei Oesterreich vorherrschenden Gedanken der Mainlinie glaubt, ist ein Anhänger der Trias-Idee, aber vorläufig hält er die Verwirklichung derselben nicht für wahrscheinlich, „da Diejenigen, die diese dritte Gruppe zunächst bilden sollten, das Zustandekommen der Trias mit ihren unumgänglichen Prämissen und Konsequenzen ebenso sehr fürchten, als wünschen zu müssen glauben." In dem Zuge der Zeit, von den praktischen, politischen Fragen wieder auf abstrakte und ideelle Gebiete zurückzukehren und sich zunächst wieder hauptsächlich mit rein geistigen, philosophischen und theologischen Fragen zu beschäftigen, erblickt der Verfasser einen untrüglichen Vorboten neuer, gewaltiger Stürme. In England wie in Italien, in Deutschland wie in Frankreich sieht er die Anzeichen nahe bevorstehender, religiöser Bewegungen, aus denen dann die politischen Gährungen und Ausbrüche mit um so größerer Heftigkeit sich erzeugen dürften.

Das von Schulze-Delitzsch unter Mitwirkung von Parisius-Gardelegen herausgegebene Journal: „Die Innung der Zukunft," zunächst das Organ der Anwaltschaft deutscher Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, hat in diesem Jahre eine Erweiterung erhalten, indem jetzt statt einer, zwei Nummern monatlich erscheinen. *) Die beiden Januar-Nummern bringen zunächst einen Artikel über „die Geldkrisis und die deutsche Genossenschaftsbank," worin auf die Gefahren hingewiesen wird, welche bei etwa mangelnder Vorsicht in der Ansammlung eigenen Betriebskapitals, die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in solchen Perioden zu bestehen haben, wo an den Börsen eine Geldknappheit eintritt, wie die in den letzten Monaten des Jahres 1864. Die in Berlin gegründete „Genossenschafts-Bank," die am 1. Januar d. J. ihre Wirksamkeit begonnen, wird zwar den Vereinen manche Stütze in dieser Beziehung darbieten, doch dürfen sie darum nicht aufhören, in ihren eigenen Kreisen durch ein stets umsichtiges und solides Verfahren ihren Kredit zu mehren. — Den Aufsatz: „Der Verein Berliner Stuhlarbeiter," geschrieben von G. Petri, Geschäftsführer der Association von Berliner Shawls-Arbeitern, möchten wir allen Gönnern und Lesern des „Sozial-Demokraten" empfehlen, um sich, nach den Worten des wackern Fabrikarbeiters, davon zu überzeugen, „daß nicht durch willkürliches Auflehnen gegen die bestehenden Verhältnisse, nicht durch rücksichtsloses Umkehren der gesellschaftlichen Ordnung wir Arbeiter im Stande sind, unseren gerechten Beschwerden Abhülfe zu verschaffen und einen heilsamen Einfluß auf unser Schicksal auszuüben, sondern nur „auf dem von unserm Anwalt Schulze-Delitzsch eröffneten und von uns betretenen Wege der sozialen Selbsthülfe."

*) Leipzig, Ernst Keil.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 11. März 1865. — [№ 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Das Leben Gneisenau's, von Pertz. 141.
Frankreich. Das Leben Julius Cäsar's, von Napoleon III. 144. — Ein neues Buch über das zweite Kaiserreich. 147.
Rußland. Politisches und Literarisches aus Rußland. 149.
Arabien. Eine Wallfahrt nach Mekka. 151.
Kleine literarische Revue: Ein Elsäßer über die Logik der Franzosen. 152. — Die Aerndte und die Mähmaschinen. 153. — Frankl's Libanon. 153.
Literarischer Sprechsaal. Die Photographie zu heilkünstlerischen Zwecken. 153. — Die Jeux floraux. 154. — Die Alterthümer in Central-Amerika. 154.

Literarische Anzeigen.

(148)

Unter der Presse befinden sich:

Rose und Distel. Poesieen aus England und Schottland, übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Weimar, Böhlau.

Safarik's (Paul Joseph) Geschichte der südslawischen Literatur. Aus dem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Joseph Jirecek. III. Band. Das serbische Schriftthum. Zweite Abtheilung. Prag. Fr. Tempsky.

Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. Ein geschichtliches Bild von Dr. Carl Richter. (Verf. des Staats- und Gesellschaftsrechts s. v. Nr.) Supplement zu allen Biographieen Schiller's. Grünberg, W. Levysohn.

Schleicher (August), Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. Weimar, Böhlau.

Weber (E. W.), Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. I. Der Vers im Drama. II. Das Heilige auf der Bühne. III. Streit zwischen Herder und Göthe. IV. Christiane Neumann (Euphrosyne). Weimar, Böhlau.

Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart. Neun Vorträge, im Winter 1865 in Leipzig gehalten von C. E. Luthardt, K. F. A. Kahnis und B. B. Brückner, Doctoren und Professoren der Theologie. ca. 15 Bogen gr. 8. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Zur Apologie des Christenthums aus Geschichte und Glaubenslehre. Vorträge, gehalten zu Frankfurt, Darmstadt und Basel 1863—1865 von Prof. Dr. O. A. G. von Zezschwitz. ca. 24 Bogen gr. 8. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Tischendorf (Constantin), Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? 69 Seiten gr. 8. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Geiger (Dr. Abraham), Das Judenthum und seine Geschichte. Zweite Abtheilung: Von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum zwölften Jahrhundert. Schletter'sche Buchhandlung in Breslau.

Claudius (Matthias), Asmus omnia sua secum portans oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Achte Auflage mit vielen Holzschnitten und Kupferstichen nach Chodowiecki. Original-Ausgabe. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Geschichte Julius Cäsars

von

Kaiser Napoleon dem Dritten.

(141)

Dieses von der gesammten Lesewelt schon seit einer Reihe von Jahren mit der größten Spannung erwartete Werk ist jetzt der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Man braucht um die Bedeutung desselben hervorzuheben, nur an die Analogien zu denken, welche in den Thaten und dem Ideengange Julius Cäsars und Napoleons III. liegen. Letzterer kann nicht von dem großen Römer sprechen, ohne wiederholt an die Errichtung des französischen Imperiums gemahnt zu werden und dadurch gewinnt dies Buch, welches in seinem geschichtlich-politischen, sowie militärischen Inhalte zahlreiche Streiflichter auf die Geschichte und Politik der Gegenwart werfen wird, Bedeutung für alle Leserkreise.

Die Geschichte Julius Cäsars wird 3 Bände umfassen und von einem ungefähr 50 Karten enthaltenden Atlas begleitet sein. Buch und Atlas sind, obgleich letzterer für die Leser, namentlich für Militärs, Philologen ꝛc., große Wichtigkeit besitzt, getrennt zu haben.

An gleichem Tage mit der französischen Original-Ausgabe erscheint die unter den Auspicien des Kaisers besorgte, von diesem **einzig autorisirte** deutsche Uebersetzung, revidirt von Prof. Ritschl.

Von der deutschen Ausgabe kostet der erste Band 3 Thlr., die I. Lieferung des Atlas (4 Karten enthaltend) 1⅓ Thlr. Der Preis des ersten Bandes der französischen Ausgabe ist 3 Thlr. 10 Ngr., von der I. Lieferung des Atlas 1⅓ Thlr.

Bestellungen bitten wir uns sobald als möglich zugehen zu lassen, da es bei dem ungewöhnlich starken Verlangen nach dem Buche vorkommen dürfte, daß zu spät eingehende Bestellungen erst von der zweiten Auflage ausgeführt werden könnten.

Wien. **Carl Gerold's Sohn,** Buchhändler d. kais. Akad. d. Wissensch.

Berlin. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.** (Harrwitz und Goßmann.)

☞ Abonnements-Eröffnung — am 1. März — auf einen neuen Band vom

Band VIII in 12 Lieferungen

Monatlich je 2 Lieferungen

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde,

herausgegeben von

Karl Andree.

Eben so glänzend in der Ausstattung, als anregend in der Darstellung und nutzbringend für allgemeines Wissen berichtet diese trefflich redigirte, in allen gebildeten Kreisen hochgeschätzte Zeitschrift über die interessantesten und glaubwürdigsten Reisen unserer Zeit, über die wichtigsten Entdeckungen und Erforschungen der Erde, bringt Kunde von allen wissenswerthen Neuigkeiten und bemerkenswerthen Vorgängen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde und ein Feuilleton mit reicher Fülle dahin einschlagender Notizen; sie **vermittelt also das Studium der Erdbeschreibung** — derjenigen Wissenschaft, welche vor allen anderen berufen ist, dass jeder Gebildete in ihr heimisch sei, weil sie täglich mehr sich des gesellschaftlichen Lebens bemächtigt und tiefer in alle Zweige der praktischen bürgerlichen Thätigkeit eingreift.

Gegenwärtig erscheint der Globus halbmonatlich in Lieferungen von je 4 Bogen, mit Karten- und Stahlstichbeilagen, und reich illustrirt mit Holzschnitten, welche ihm den Rang des am vorzüglichsten illustrirten deutschen Journals eingetragen haben.

Subscriptionspreis 7½ Sgr. für die Lieferung. (138)

Zwölf Lieferungen bilden einen Band. Complet sind Band I—VII (à 3 Thlr.).

Subscriptionen auf den VIII. Band werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Hildburghausen. **Bibliographisches Institut.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen (146)

Lehrbücher
der französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz.**
Gymnasiallehrer und Lector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.
Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. (8¾ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.
Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13¾ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.
„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuchs."
Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutschen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bog.) gr. 8. 1 Thlr.
Der Verfasser, dessen Bücher Niemand, der für die Methodik des Unterrichts in den neuern Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik ist unstreitig eine der gediegensten."
Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakspeare bis Macaulay mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen, und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bog.) gr. 8 25 Sgr.
„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar."
Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles u. Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.
„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung."
Pädagog. Archiv.

Fr. Gedicke's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste, verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.
„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich."
Allgem. Schulzeitung.

Prospecte über diese Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern stehen auf directe Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Soeben eingetroffen von London:
Hermann Merivale. Historical Studies. 12 sh. 6 pence. — 4 Thlr. 5 Sgr.
R. H. Patterson. The economy of Capital or gold an trade. 12 sh. — 4 Thlr.
John Earl Russell. An essay on the history of the english government and constitution. New edition. 12 sh. — 4 Thlr.
Edward Burnet Tylor. Researches into the early history of Mankind. 12 sh. — 4 Thlr.
Thomas Wright. A history of Caricature and Grotesque in literature and art. Woodcuts. Bound. 21 sh. — 7 Thlr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (142)

Die Grenzboten. (144)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 10. Die Universität zu Rostock. I. — Der österreichische Reichsrath und Ungarn. — Aus Schwaben. — Herr Biedermann und die Annexion. — Internationale landwirthschaftliche Ausstellung zu Köln im Jahre 1865.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (140)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 9. Was ist eine Sonne? — Baron Müller's Reisen in Mexico. — Die Thierwelt des Amurgebietes. — Das Nemoniner Hoch-Moor. — Michie's Schilderungen aus der Gobi. — Die vorchristlichen Bewohner am Hallstädter-See (Oberösterreich). — Goldausbeute in Westafrika. — Der Tiger der Insel Singapur. — Intermittirende Quellen der Bahama-Inseln. — Straußenzucht am Cap. — Die Vancouver-Insel durchforscht und goldreich befunden. — Die Hermannsburger Mission in Afrika. — Aus Jerusalem vom 24. November 1864.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.
„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralbl. 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.
Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (147)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von L. Hachette et Co. in Paris erschienen: (145)
Wallon. Vie de Jésus-Christ selon la concordance des quatre évangélistes. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Crépet. Le trésor épistolaire de la France. 1re série. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Figuier. L'année scientifique et industrielle. 9e année. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Jurien de la Gravière. La marine d'autrefois. — La Sardaigne en 1842. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Payen. Précis théorique et pratique des substances alimentaires. 4e éd. 1 vol. in 8 br. 9 fr.
Duruy. Introduction générale à l'histoire de France. 1 vol. in 8. br. 5 fr.
Martigny. Dictionnaire des antiquités chrétiennes. 1 vol. gr. in 8. br. 15 fr.
Prévost-Paradol. Etudes sur les moralistes français. 1 vol. in 8. br. 3 fr. 50 c.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Revue moderne.
(Germanique et Française.)
Huitième année. Tome trente-deuxième.
Troisième Livraison. 1 Mars 1865.
L'église de l'avenir (Ch. Ver Huel). — Lettres Parisiennes sur la Révolution française (G. Forster). — L'émigration française en Allemagne (De Lescure). — L'habitant de la Lune. 1re partie. (Hauff.) — Impressions et aventures d'un prince en voyage. 2e partie. (Fer-Fir-Fep.) — Képler et l'harmonie des sphères (F. Zurcher). — Croquis artistique. Hans Memling (De Villars). — Varia (B.-R.). — Poésies: Sonnets (Louis Ménard). — Bulletin bibliographique (Stap, F. Baudny). — Chronique littéraire (L. de Rouchard). — Chronique politique (G. Isambert). (139)
Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 10. Straßburger Freunde im Jahre 1793. — Ueber die Grenzen der sogenannten schöpferischen Phantasie. — Walliser Fahrten. — Gedichte von K. Simrock. — Correspondenz-Nachrichten. Aus der Normandie. Genf. London. (143)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Dainos. Littauische Volkslieder
übersetzt von
G. H. F. Nesselmann.
eleg. cart. mit Goldschnitt 1 Thlr.
Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, Frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchens in ihrem Nationalkostüm. (149)
Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Hierzu eine Beilage: **Verzeichniß von Volks- und Jugendschriften für Jugend-, Haus-, Volks- und Schul-Bibliotheken. Verlag von Max Böttcher in Berlin.** (150)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das Leben Gneisenau's, von Pertz.*)

So kam das Jahr 1805 heran. Der gewaltsame Durchmarsch eines russischen Corps durch Schlesien veranlaßte den König zur Mobilisirung der ganzen Armee und Concentrirung derselben nach dem Osten hin. Aber eben so unerwartet marschirte ein französisch-baiersches Heer unter Bernadotte durch das Anspachsche; die beschlossene preußische Neutralität konnte sich nicht halten; die Front wurde gegen Frankreich gekehrt, als die Schlacht bei Austerlitz und der Preßburger Frieden zu den Haugwitz'schen Verhandlungen und zum Stillstand der Armee führten. Gneisenau war mit seinen Füsilieren unter den beschwerlichsten Märschen über den Thüringer Wald in die Vorhut des Heeres und zum ersten Male unter die Befehle des Generals von Blücher gelangt. Der kriegerische Führer sprach ihn von vornherein außerordentlich an. Seine Briefe athmen trotz aller äußeren Misère die heiterste joviale Laune.

Dem Abschluß der Haugwitz'schen Verhandlungen folgte die Demobilmachung und Rückkehr des Heeres. Gneisenau sah trübe in die Zukunft. Nicht lange, so erklang der neue Ruf zu den Waffen. Schon im September 1806 stand Gneisenau im Corps des Fürsten Hohenlohe auf dem linken Flügel der Gesammtaufstellung des Heeres ohnweit Hof. Wie er damals dachte, zeigen die folgenden Zeilen: „Man hat in Zeiten des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulustigkeit gefröhnt und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. Der Geist der Offiziere ist vortrefflich, und hieraus kann ich große Hoffnungen versprechen, aber, aber . . ."

Gneisenau war im Gefecht bei Saalfeld Zeuge der Verwundung und des Todes des Prinzen Louis Ferdinand; er wurde selbst leicht verwundet. Vielleicht waren beide Umstände Veranlassung, daß ihn der Fürst Hohenlohe am Tage der Schlacht bei Jena beauftragte, den Tags zuvor gefangenen französischen Kammerherrn Montesquiou zum Herzoge von Braunschweig zu bringen. Auf dem Wege zu seinem Ziele begegnete er dem heranmarschirenden General von Rüchel, der den alten Freund bei sich behielt, den Franzosen einem anderen Offizier anvertraute. So theilte Gneisenau das Schicksal des Rüchel'schen Corps, gelangte dann wieder in die Umgebung des Fürsten, suchte überall zu helfen und zu rathen und zog damit auf's Neue die Aufmerksamkeit dieser doch immer hervorragendsten Personen im Heere auf sich. Als dann die Flucht die Reste des Heeres bis nach Magdeburg geführt hatte, der Entschluß zum Rückmarsch nach Stettin gefaßt war, wurde Gneisenau mit Knesebeck und Ribbentrop vorausgesandt, um zwischen Elbe und Oder bei Behörden und Einwohnern die Aufnahme der marschirenden Truppen vorzubereiten. So entging er der Kapitulation von Prenzlau, verließ Stettin vor der Kapitulation der Festung und gelangte im November in das Hauptquartier des Königs bei Graudenz.

Man war sehr geschäftig, in die ungeordneten Massen der Flüchtlinge Ordnung und Fassung zu bringen. Neuformationen wurden angeordnet. Gneisenau erhielt, dem Könige dringend empfohlen, als Major seine neue Bestimmung. Ein eigenthümliches Zusammentreffen war es, daß seine Ernennung zum Stabsoffizier durch dieselbe Kabinetsordre erfolgte, durch welche für die Armee der Zopf abgeschafft wurde! —

Gneisenau hatte von Alexotten aus, am Niemen, im äußersten Winkel des damals noch preußischen Litthauen eine Reserve-Brigade zu formiren. Im Winter, ohne genügende Hülfsmittel unterlag seine Aufgabe fast übergroßen Schwierigkeiten. Er überwand sie in rastlosester Thätigkeit.

Die Schlacht bei Eilau war geschlagen. Napoleon schritt zur Belagerung von Danzig, in seinen übrigen Operationen trat ein Stillstand ein. Mit demselben wuchs den verbündeten Preußen und Russen der Muth zu neuen Unternehmungen. Gewichtige Stimmen wurden laut, die darauf drangen, im Verein mit den die See beherrschenden Engländern und den Schweden den Krieg im Rücken der französischen Heere wieder aufzunehmen. Alles kam darauf an, einerseits Danzig zu halten, andererseits die festen Punkte an der Ostsee, Colberg und Stralsund, die die gesicherte Verbindung mit dem Meere vermittelten, nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. In Colberg kommandirte der General Lucadou; alt und überlebt, faßte er seine Aufgabe nicht so, wie sie allein für eine erfolgreiche Vertheidigung Bürgschaft geben konnte und sie von der tüchtigen Bürgerschaft und namentlich von ihrem Repräsentanten, dem alten Nettelbeck, gefordert wurde. Auf das Flehentlichste bat dieser den König um Zusendung eines anderen Kommandanten. Gneisenau war mit seiner Reserve-Brigade nach Memel beordert, um sich dort nach Danzig zur Verstärkung der Besatzung einzuschiffen. Er meldete sich gerade beim Könige, als dieser den Brief aus Colberg erhalten hatte. Die schlanke, edle Gestalt, die hervorragende Muskel- und Geistesspannkraft, der gesammte Eindruck Gneisenau's, als des ausgesprochensten, kühnen, kräftigen und unternehmenden Soldaten, imponirte dem König so, daß er sofort beschloß, keinem Anderen Colberg anzuvertrauen. Zwar wurde Gneisenau noch nach Danzig eingeschifft und dort debarkirt, aber schon 14 Tage später erhielt er den Befehl, als Kommandant nach Colberg abzugehen, wo er am 29. April nach gefahrvoller Seereise anlangte.

Nach kurzer Prüfung der Dinge faßte Gneisenau den Entschluß, Alles daran zu setzen, sich nicht in die eigentliche Festung einschließen zu lassen, sondern unter Benutzung der möglichen Ueberschwemmungen im Vorterrain und der günstigen Formen, die dasselbe darbot, den eigentlichen Kampf 2000 Schritt vor die Festungsfront zu verlegen und dort sich in neu erbauten Feldschanzen zu logiren. Er erreichte damit Dreierlei. Zuerst blieb der Kampf fern von den Hülfsmitteln der Stadt, und alle die furchtbaren Kalamitäten, die mit einer engen Einschließung verbunden sind, Seuchen und Brand, blieben der städtischen Bevölkerung und der Garnison vorläufig erspart. Der Einfluß eines solchen Verhältnisses auf die moralischen, bei einer Vertheidigung so mächtig mitsprechenden Hebel liegt auf der Hand. Dann blieb die Lebensader der Festung, die Verbindung mit der See, ununterbrochen, und endlich ermöglichte er es so, fortdauernd in das Hinterland, in den Rücken der Franzosen von der Festung aus Streifpartien zu senden, welche Lebensmittel eintrieben, resp. den Franzosen abnahmen, Gefangene befreiten, Couriere aufhoben und so fort und fort dem Gegner das Gefühl der Unsicherheit und die Aufwendung unverhältnißmäßig bedeutender Streitkräfte zur Sicherung des Rückens auferlegten.

Gneisenau ging sofort ans Werk. Auf den Höhen vor den östlichen Fronten der Festung, auf dem Wolfsberge entstanden seine an sich schwachen Schanzen, um die sich bald der heftigste, lebendigste Kampf entwickelte, der dem Belagerer ganz

*) Schluß des in der vorigen Nummer abgebrochenen Artikels.

unverhältnißmäßige Opfer kostete. Der wohlangelegte Plan führte zu einem kaum erwarteten Erfolge. Rastlos trieb Gneisenau an, er belebte überall; überwachte die Schwächlinge; strafte, wo es Noth that, entschieden und bestimmt; machte sich die bereitwilligst gebetenen Dienste des alten Nettelbeck und der Bürgerschaft in Herz gewinnendster Weise zu Nutze; sorgte für das Wohlergehen der Verwundeten und Kämpfenden und hob die Spannkraft und den Muth seiner aus ganz ungleichartigen Elementen neu zusammengewürfelten Besatzung zu einem bewunderenswürdigen Heroismus. Alle materiellen Hülfsmittel waren auf das Unzureichendste zugemessen; er knüpfte Verbindungen nach allen Richtungen an; aus England und Stockholm erhielt er Geschütze und Munition, aus Kopenhagen und Riga bezog er Kleidungen und Lebensmittel; freiwillige und Zwangsanleihen erhob er bei der Bürgerschaft Colbergs selbst; er fertigte Geldscheine, die bereitwilligst Annahme fanden. Nie war er kleinlaut; sein fröhlicher Muth sah überall Hülfsmittel und steigerte das Vertrauen aller derer, deren Geschick ihm anvertraut war, zu der maaßlosesten Hingebung.

Es würde nicht schwer sein, ein außerordentlich anziehendes Bild von den Vorgängen in und um Colberg zu geben. Militairisch höchst interessant, für den Patrioten in dem Unglück jener Tage herzerhebend und erquickend, entfaltet sich ein Auf und Nieder des Kampfes, in dem ein mächtiger Geist auf einem eng begrenzten Schauplatze einsichtig, hoch erhoben, mit hinreißendem Heldenmuthe das preußische Banner gegen eine erhebliche Uebermacht aufrecht erhält. — Pertz ist es nicht gelungen, ein solch anziehendes Bild zu geben. Seine Schilderung ist ohne Leben, meist nur diejenigen Berichte und Briefe Gneisenaus umschreibend, die nachher im Original selbst folgen. Man findet manches Interessante, aber aus dem Ganzen blickt uns nicht die glänzende Größe Gneisenau's an.

Der Wolfsberg war endlich gefallen, wieder genommen und abermals verloren; auch eine andere Feldschanze, die den westlichen Zugang zu der Verbindung mit dem Meere abschnitt, die Maykuhle, wurde vom Belagerer genommen. Der Feind schritt zum Angriff auf die eigentlichen Festungsfronten; die Vorstädte wurden niedergebrannt; das Bombardement der Franzosen richtete die größten Verwüstungen an; im Verlauf einer Stunde schlugen 11 Bomben und Granaten in Gneisenau's Wohnung und zertrümmerten Alles darin. General Loison forderte zur Uebergabe auf. Sie wurde abgelehnt. Am 2. Juli begannen das Feuer und der Kampf aufs Neue; man mußte dem baldigen Ende der Vertheidigung entgegensehen, als die von den Franzosen absichtlich zurückgehaltene Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstande dem Kampfe ein Ziel setzte, und die Festung den preußischen Waffen erhielt. Der Gesammtverlust der Franzosen bestand in 1632 Gefangenen, 206 Deserteuren, 8000 Todten, Verwundeten und Kranken, in Summa gegen 10,000 Mann. Die Besatzung verlor 681 Todte, 1693 Verwundete, 463 Gefangene und 52 Vermißte. 82 Bürger, Frauen und Kinder waren verstümmelt oder getödtet.

Es gab nun viel zu thun, um die Festung neu in Stand zu setzen und in der Stadt aufzuräumen.

In vollster Arbeit traf den zum Oberstlieutenant ernannten Gneisenau die Berufung in die unter Scharnhorst's Vorsitz zusammentretende Militair-Reorganisations-Kommission. Anfangs August ging er nach Memel ab. Blücher, der kurz vor Schluß der Feindseligkeiten bei Stralsund ein Corps organisirt hatte und der von dort in vielfache Beziehungen zum Commandanten von Colberg getreten war, schrieb ihm: „Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm an's Herz legte, vor eine National-Armee zu sorgen. Diese ist nicht so schwierig, wie man denkt; vom Zollmaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß eximirt sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern."

Ende September 1807 traf der Minister vom Stein in Memel ein und übernahm die Leitung der Geschäfte; auch die wichtigsten militairischen Angelegenheiten wurden unter seinem, als des Premier-Ministers, Mitwissen erledigt. So entwickelten sich geschäftlich wie bald auch freundschaftlich die engsten Beziehungen zwischen Stein, Scharnhorst und Gneisenau.

Der Wiederaufbau des Heeres gewann seine erste Initiative durch den König selbst. Der Unterrichtetste von Allen, wie ihn Gneisenau selbst nannte, hatte er vor der Katastrophe des Heeres doch nicht die Energie besessen, seiner bessern Einsicht durchweg Raum zu verschaffen; jetzt, nach den furchtbaren Erfahrungen, hatte er, nachdem kaum Tags vorher der Tilsiter Friede geschlossen war, am 25. Juli in 19 eigenhändig aufgesetzten Artikeln den Grund zum Neubau des Heeres gelegt. Um sich die Durchführung seiner Ueberzeugung zu sichern, berief er Scharnhorst und Gneisenau, Graf Lottum und Grolman, Massenbach und Bronikowski, sowie später Graf Götzen, Borstell, Clausewitz und Boyen in die sogenannte Militair-Reorganisations-Kommission. Die Arbeiten der aus so verschiedenartigen Gliedern zusammengesetzten Kommission, in der namentlich Bronikowski und Borstell sehr ausgeprägt die Vorliebe für die alten Verhältnisse geltend machten, konnten nur einen sehr langsamen Gang nehmen.

Die militairisch-politischen Aufzeichnungen Gneisenaus aus jener Zeit besprechen in kühnstem Fluge die höchsten Ideale staatsbürgerlicher Selbständigkeit, Gleichberechtigung und Opferwilligkeit. Man könnte ihnen, wie so vielen, gleichzeitigen, den Vorwurf machen, daß ihnen die konkrete, planvolle, wirklich gestaltende Klarheit fehle. Man mag aber jetzt, wo wir nicht mehr dem Akt des ersten Schaffens des Neuen, sondern dem Ausbilden und Entwickeln zuschauen, nicht vergessen, daß Ueberlegung und Einsicht ohne die Wärme der Begeisterung wohl bilden und entwickeln können, der Enthusiasmus aber allein erzeugt und schafft.

Die Reorganisations-Kommission schloß zunächst an die letzten Vorgänge an. Sie schlug vor, eine Untersuchungs-Kommission niederzusetzen, die das Betragen jedes einzelnen Offiziers prüfen, alle Kapitulationen der Truppen und Festungen vor ihr Forum ziehen sollte. Dann folgten Vorschläge für einen andern Ergänzungsmodus des Offizierstandes, der bis dahin nur dem Adel zugänglich gewesen war. Stärke und Eintheilung des Heeres wurden normirt. Die Entfernung der Ausländer, Beschränkung der Exemtionen unter den Diensttauglichen, Abschaffung der körperlichen Strafen, Verbesserung der Bekleidung, anderweitige Regelung der Oekonomie in den Compagnieen wurden beantragt; kurz alle Gestaltungen der Heeres-Organisation wurden den eingehendsten Betrachtungen unterstellt. — Die ersten Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht, einer Landwehr oder Reserve-Armee, der militairischen Einrichtung der Stadtschulen tauchten auf. — Der Kommission fehlte es nicht an Widersachern. In allen Richtungen waren die Leidenschaften durch die Ereignisse wachgerufen; Gneisenau fühlte sich bald durch verschiedene Anfeindungen

so beengt, daß er den König um Dispensation von der Kommission bat. In sehr gnädigen Ausdrücken ward sein Gesuch abgelehnt; Mißgunst und Haß habe Jeder zu besorgen, der neue Anordnungen veranlasse, weil diese unmöglich mit den Vortheilen Aller übereinstimmten; das müsse aber Keinen, der das Beste des Ganzen beabsichtige, in seinem Wirken furchtsam machen &c.

Jetzt wurde Gneisenau auch Mitglied der beantragten Untersuchungs-Kommission. Die Kapitulationen von Erfurt, Hameln, Nienburg und Neisse wurden seiner beurtheilenden Bearbeitung unterstellt. Zugleich arbeitete er für das Artillerie- und Ingenieur-Departement und für den Entwurf einer neuen Exercier-Instruktion. Bedeutende Geschäfte lagen ihm daneben als Kommandanten von Colberg ob. Der König hatte befohlen, daß die Besatzungstruppen der Festung, die eine so heldenmüthige Vertheidigung gemacht hatten, in zwei Infanterie-Regimenter formirt werden und die Namen des Leib-Regiments und des Colbergschen Regiments führen sollten. Der Entwurf für diese Neuformation, die nach allen Richtungen hin erwogen werden mußte, um nicht Einzeln-Interessen zu kränken, schaffte Gneisenau neue, sehr schwierige Arbeit. Zu dem Allen wurde er im Mai 1808 zum Inspecteur der Festungen ernannt — um so mehr ein Amt von großer Bedeutung, als man für die immer in's Auge gefaßte Wiedererhebung Preußens den Krieg namentlich auf die wenigen, gebliebenen Festungen zu stützen gedachte; im September erfolgte die Ernennung zum Commandeur des Ingenieur-Corps, das einer vollständigen Neubildung unterlag. Eine Instruktion für die Festungs-Kommandanten, die Neu-Einrichtung des Kriegs-Ministeriums gingen aus seinen Entwürfen hervor; seine Arbeiten regelten die Stellung der General-Gouverneurs in den Provinzen zu den Divisions-Commandeuren, Verhältnisse, wie sie vielleicht unter anderen Namen noch fortbestehen. Dabei schrieb er für den „Volksfreund", eine in Königsberg erscheinende Zeitschrift, die in lebendigster Weise alle die Gedanken vertrat, welche damals in dem Chaos der politischen und militairischen Reorganisationen treibend und sondernd waren. Einer der von Gneisenau verfaßten Aufsätze behandelt die Abschaffung der Prügelstrafe und ist „Freiheit der Rücken" überschrieben. — Den Männern des Tugendbundes stand Gneisenau nahe befreundet, gehörte aber nicht selbst zum Bunde.

Die in dem Werke von Pertz ohne rechte Verarbeitung und nur der Zeitfolge nach aneinandergereihte Masse von Aufsätzen, Anführungen und Briefen läßt einen Blick thun in die rastloseste Thätigkeit, mit der Gneisenau damals anregte, schrieb und förderte. Die träge Masse, die seinen funkelnden Gedanken Widerstand entgegensetzte, brachte ihn oft zu höchster Ungeduld; die traurige, finanzielle, unendlich gedrückte Lage des Staats ging ihm tief zu Herzen; aber niemals wichen Humor und Muth.

Das nahe Verhältniß Gneisenau's zu Stein und seine Uebereinstimmung mit Stein's Anschauungen geben Pertz die Veranlassung, für sein früheres Werk hier nachholend die ersten Entwürfe für die Einführung von Reichsständen, wie sie auf Stein's Veranlassung von v. Rhediger und v. Vinke ausgearbeitet waren, sowie namentlich die Stein'schen Bemerkungen zu denselben, zu veröffentlichen. Die Biographie Gneisenau's gewinnt dadurch nicht.

Gneisenau's Stellung, ebenso wie die Scharnhorst's, wurde eine viel schwierigere nach Stein's Rücktritt, Ende des Jahres 1808; interessante Briefe geben Einsicht in den Kampf der Parteien, der zu jener Zeit in nächster Nähe des Königs vor sich ging. Es gelang damals noch nicht, auch Scharnhorst und Gneisenau zu stürzen; im Gegentheil wuchs das Vertrauen des Königs zu den beiden in Freundschaft eng verbundenen Männern. Die beginnende und sich lebendig entwickelnde Bewegung in Spanien war für ihre Stellung günstig. Gneisenau und Scharnhorst setzten Alles daran, für alle Fälle gerüstet dazustehen, und alle Mittel auf die Vorbereitungen zum Kriege zu verwenden. Vertraute Männer, wie Graf Goetzen, waren in die Provinzen geschickt und bereiteten die mögliche allgemeine Erhebung vor. — Russische Einflüsse verhinderten indessen den von Jenen gewünschten engen Anschluß an Oesterreich. Gneisenau glühte für den Kampf. Pläne, den preußischen Dienst zu verlassen, nach Böhmen zu gehen und dort eine preußische Legion zu errichten, beschäftigten ihn ganz außerordentlich. Die muthlose Stimmung, die in Königsberg Platz gegriffen hatte, das wirre Gewebe der Intriguen, dazu die eigene ungünstige Lage drückten dann wieder hart auf ihn. Getrennt seit Jahren von seiner Familie, wußte er diese in schweren Sorgen um den Besitz des Guts; eine Dienstreise machte es ihm damals möglich, die Seinigen wiederzusehen; die Kinder erkannten ihn kaum. —

Die Aufregung, welche der 1809 ausbrechende österreichische Krieg zur Folge hatte, durchzitterte auch Preußen und erhitzte den Kampf der Parteien. Nach Königsberg zurückgekehrt, fand Gneisenau Scharnhorst verleumdet, sich selbst verdächtigt, auch Blücher nicht unangefochten. Der Schill'sche Zug hatte die verschiedensten Anklagen laut werden lassen. — Die Nachricht vom Siege bei Aspern brachte wieder die andere Wagschale zum Steigen. Blücher und Bülow, Gneisenau und Stein hielten den Augenblick für entscheidend und wirkten mit ganzem Nachdruck auf Preußens Erhebung. Russische Einflüsse und die französische Partei vereitelten alle Bestrebungen. Man überließ sich rath- und thatenlos der unsichern Zukunft. — Gneisenau's ganze Natur lehnte sich gegen diese Zustände der Unentschlossenheit und des Zauderns auf. Die organisatorische Thätigkeit war wesentlich abgeschlossen; die Vorschläge der Reorganisations-Kommission waren vielfach durchgeführt, vielfach zur Seite gelegt worden. Auf die Zeit des frischen lebendigen Schaffens war die schlimmste Reaktion der beleidigten Interessen und der alten Traditionen gefolgt. Gneisenau verlangte nach erquickender Thätigkeit, er forderte und erhielt den Abschied unter zahlreichen Beweisen königlicher Gnade am 1. Juli 1809. Scharnhorst vereinsamte fast ganz durch den gleichzeitigen Abgang von Gneisenau, Grolman und Graf Götzen. —

Gneisenau's Bleiben war nicht mehr auf dem Festlande; die Entscheidung, die er zum Heile Europas nothwendig erachtete, war in Preußen nicht zu erlangen, seine Hoffnung auf Oesterreich nicht erfüllt worden; Rußland und das übrige Festland lagen thatenlos danieder. Den einzigen Kern der Hoffnung bildete England. Nachdem Gneisenau sein Haus bestellt hatte, schiffte er sich ein. Ein Sturm warf ihn nach der schwedischen Küste; erst im August 1809 erreichte er London. England imponirte ihm: „Es ist ein einziges Land und eine seltene Nation," äußerte er. Minister Canning beschied ihn zu sich; die königlichen Prinzen sahen ihn. Er suchte das englische Interesse für eine Landung in den Elb- und Weser-Mündungen wachzurufen. Eine Stellung in der deutschen Legion lehnte er ab. Er setzte Alles in Bewegung, um für Preußen materielle Unterstützung zu erlangen; er schrieb Denkschriften und entfaltete auch hier die größte Thätigkeit. In nahe Be-

ziehungen trat er zu dem einflußreichen hannoverschen Minister, Grafen Münster, zum Herzog von Braunschweig-Oels und zu Dörnberg. Der vorzeitige Friedensschluß Oesterreichs, das Mißglücken der englischen Schelde-Expedition und der Austritt Canning's aus dem Ministerium vereitelten alle seine Pläne. Enttäuscht und verstimmt, schiffte er sich ein und ging zunächst nach Gothenburg, dann nach Stockholm und wartete dort russische Pässe ab. Er benutzte auch hier seine Zeit in rastlosester Weise, sich zu unterrichten und Verbindungen anzuknüpfen, immer in Hinblick darauf, daß sie für eine spätere Wiederaufrichtung Preußens von Nutzen sein könnten. — Aus Preußen erhielt er die traurigsten Nachrichten; der erneuete Erfolg, den Napoleon gegen Oesterreich errungen, schob auch alle Schranken bei Seite, um die Bedingungen des Tilsiter Friedens zur vollständigsten Unterdrückung Preußens auszubeuten. Der Kaiser ging in den rücksichtslosesten Forderungen gegen Preußen vor.

Im Mai 1810 erreichte Gneisenau Petersburg, im Juli Königsberg. Altenstein hatte das Ministerium niedergelegt, Hardenberg war an seine Stelle getreten, Scharnhorst hatte seine Entlassung erhalten. Gneisenau durfte nicht öffentlich in Berlin erscheinen, nur insgeheim mit seinen Freunden zusammenkommen. Er sollte sich nach seinem Gute Kauffungen zurückziehen, bis daß die Verhältnisse seine Rückkehr zu den Geschäften gestatteten. In der sichern Aussicht, daß früher oder später der drohende Sturm über Preußen herziehen und dann der Krieg auf Leben und Tod ausbrechen werde, vereinigten sich die Freunde, dann zu rechter Zeit Gneisenau zu berufen und mit ihm gemeinschaftlich den Widerstand gegen Napoleon zu wagen. Fürst Radziwill, Prinzeß Louise Radziwill, Hardenberg, Eichhorn sahen den viel verleumdeten Mann nur heimlich. So verzweifelt waren damals die Dinge in Berlin; man zitterte vor jeder ungnädigen Miene, die in Paris gemacht werden könnte. — Der Tod der Königin Louise am 19. Juli 1810 schien jede Hoffnung der Patrioten zu begraben.

Soweit führt uns der erste Band des Pertz'schen Werks. — Eine dunkle Jugend ohne Heimat und Familie; ein langes drückendes Garnisonleben in kleiner Stadt und in engen Verhältnissen; dann die Katastrophe von 1806; die fast improvisirte Vertheidigung Colbergs; das Chaos nach dem Frieden von Tilsit; die ersten lichtzündenden, die Elemente im Chaos scheidenden und dann wieder zusammenfassenden Gedanken und Entwürfe; der bald sich erhebende Wiederstreit der gefährdeten Interessen, des alten Herkommens, aber auch mancher auf historischer Grundlage beruhender altpreußischer oder märkischer Institutionen in Armee und Staat; der feindliche Einfluß französischer gewaltsamer Unterdrückung, russischer einschmeichelnder Intrigue; die Hülflosigkeit der materiellen Lage des Staats, und wohl eine einsichtige und wohlmeinende, aber keine energisch beherrschende Fürstenhand — aus alledem Gneisenau's sich unter den Verhältnissen gestaltende, mit ihnen wachsende Persönlichkeit immer klar hervortreten zu lassen! — Dazu ein Material, häufig lückenhaft, häufig überreich, das vorsichtig ergänzt, mit Geschick gesichtet und gruppirt werden mußte, das oft als Quellenschatz nur mit Resignation des Historikers, wenn er bildender Künstler sein wollte, sich zur Seite schieben ließ — das Alles bot keine kleine Aufgabe, die Pertz gestellt war. Wir können nicht sagen, daß uns die Lösung durchweg befriedigt hätte. Viel Material hätte in die Anlagen verwiesen werden sollen, die Zeichnung wäre dadurch lebendiger, schärfer begränzend und ansprechender geworden.

Frankreich.

Das Leben Julius Cäsar's, von Napoleon III.*)

Das lange angekündigte, lange erwartete Buch ist endlich erschienen. Wer, sollte man meinen, hat einen größeren Beruf, hat eine höhere Befähigung, das Leben Cäsar's zu schreiben, als ein Cäsar selbst? Wer, meinen dagegen Andere, vermag weniger objektiv, weniger unbefangen von Vorurtheilen und Vorneigungen, der Geschichtschreiber eines die Freiheit und das Recht mißachtenden Gewaltmannes zu sein, als ein solcher Gewaltmann selbst? Die Vorrede des Cäsarischen Buches, die durch die Zeitungen veröffentlicht wurde, scheint allerdings die zweite Ansicht zu bestätigen; sie ist einstimmig als eine oratio pro domo bezeichnet worden. Jetzt bringt eine Zeitung (die „Neue freie Presse"), deren Pariser Korrespondent ein begünstigter erster Leser des Buches selbst war, eine interessante Analyse desselben, die wir im Auszuge folgen lassen:

Das erste Buch beschäftigt sich mit der römischen Geschichte vor Cäsar. Nach Niebuhr und Mommsen, durfte der Kaiser die „fabelhafte Erzählung der Gründung Roms" als nicht in sein Werk gehörig betrachten. Er beginnt mit der Schilderung der socialen Zustände Roms unter den Königen. „Die Plebejer," sagt er, „die vielleicht früher eroberte Race, befanden sich in derselben Lage wie die Angelsachsen im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als die Normannen in England landeten. Sie waren meist Ackerbauer, ursprünglich befreit vom Militairdienst und von allen Aemtern ausgeschlossen. Sie bildeten mit den Patriziern eine Art Feudalwesen, in welchem die Kleinen von den Großen geschützt wurden. Die Politik der Könige bestand darin, die verschiedenen Racen zu verschmelzen und die Schranken, welche die verschiedenen Klassen trennten, zu durchbrechen."

Im zweiten Kapitel des ersten Buches wird die Errichtung der Republik und des Konsulats behandelt. „Die Könige werden aus Rom vertrieben. Sie verschwinden, weil ihre Mission erfüllt ist. Man möchte sagen, daß in der moralischen Welt ebenso wie in der physischen ein oberstes Gesetz herrscht, welches den Einrichtungen wie gewissen Wesen eine verhängnißvolle Gränze anweist, die durch das Ende ihrer Nützlichkeit bestimmt ist. So lange dieses Ende nicht erreicht ist, vermag kein Gegensatz aufzukommen; Verschwörungen, Empörungen, Alles scheitert an der unwiderstehlichen Kraft, welche aufrecht erhält, was man umstürzen möchte. Aber wenn im Gegentheil ein scheinbar unerschütterlicher Zustand aufhört, nützlich zu sein für den Fortschritt der Menschheit, dann vermögen weder die Macht der Ueberlieferungen, noch der Muth, noch die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit nur einen Tag den durch das Schicksal entschiedenen Fall aufzuhalten. Das aristokratische System hat vor dem monarchischen den Vortheil voraus, daß es unveränderlicher ist in seiner Dauer, fester in seinen Zwecken, den Ueberlieferungen treuer, und daß es Alles wagen kann, weil da, wo eine große Zahl sich in die Verantwortlichkeit theilt, Niemand persönlich verantwortlich ist." — Von den Patriziern wird gesagt, daß sie „nicht wie in unserer heutigen Gesellschaft neidische und nebenbuhlerische Klassen bildeten; man sah nicht den Mann des Krieges den Bürgerlichen verachten, den Rechtsgelehrten oder den Redner sich von dem Manne der That trennen oder den Priester sich unter Allen

*) Die autorisirte deutsche Ausgabe erscheint à Band 3 Thlr. in Wien bei Carl Gerold's Sohn, in Berlin bei Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann.)

vereinzeln. Um sich zu den Würden zu erheben und die Stimmen seiner Mitbürger zu verdienen, war der Patrizier von frühester Jugend auf an die verschiedenartigsten Uebungen gewöhnt. Man forderte von ihm Gewandtheit des Körpers, Beredsamkeit, militairische Geschicklichkeit, das Talent, ein Heer oder eine Flotte zu befehligen, die Stadt oder eine Provinz zu verwalten."

Der Verfasser will zeigen, daß und weshalb die Herrschaft einer einzigen Klasse lange von dem Volke getragen wurde, und wie dann die Plebejer versuchten, allmählich an der Regierung theilzunehmen. Aus diesen Versuchen, die zu immer heftigeren Kämpfen anwuchsen, geht dem Verfasser mit Nothwendigkeit der Verfall der alten Verfassung hervor. „Der Zustand Roms glich damals in vielen Stücken demjenigen Englands vor der Wahlreform. Seit mehreren Jahrhunderten pries man die englische Verfassung als das Palladium der Freiheit, obgleich damals wie in Rom Geburt und Vermögen die einzige Quelle der Ehren und der Macht waren. In beiden Ländern ließ die Aristokratie, welche durch Erschleichung, Geld oder die „verfaulten Burgflecken" Herrin der Wahl war, in Rom Patrizier, in das Parlament Mitglieder des Adels wählen, und ohne einen hohen Census war man in keinem der beiden Länder Bürger. Nichtsdestoweniger, obschon das englische Volk keinen Antheil an der Leitung der Geschäfte hatte, pries man mit Recht vor 1789 eine Freiheit, welche inmitten der schweigenden Atmosphäre der Festlandsstaaten laut wurde. Der nicht interessirte Beobachter untersuchte nicht, ob die Scene, wo die wichtigen politischen Fragen verhandelt werden, mehr oder minder ausgedehnt, ob die Schauspieler mehr oder minder zahlreich sind; er ist nur von der Größe des Schauspiels ergriffen. Daher liegt uns die Absicht fern, den Adel zu tadeln, so wenig in Rom als in England, weil er sein Uebergewicht durch alle Mittel behauptet hat, welche ihm die Gesetze oder die Gewohnheiten an die Hand geben. Die Macht mußte den Patriziern bleiben, so lange sie sich derselben würdig erwiesen, und man muß es wohl erkennen, ohne ihre Ausdauer in derselben Politik, ohne solche Höhe der Gesichtspunkte, ohne so viel strenge und unbeugsame Tugend, unterscheidende Zeichen der Aristokratie, wäre das Werk der römischen Civilisation nicht zu Stande gekommen."

Nachdem das zweite Kapitel vorzugsweise den inneren Streitigkeiten gewidmet war, wendet sich der Verfasser in dem dritten Kapitel des ersten Buches, welches „die Eroberung von Italien" überschrieben ist, der äußeren Politik zu. Denn in der That trug das äußere Wachsthum Roms ebensosehr zum Verfall der aristokratischen Verfassung bei, als die steigenden Ansprüche und Siege der plebejischen Klassen. Hier macht der Verfasser eine der Beachtung werthe Bemerkung, indem er von dem durch die unterworfenen Völker erstrebten römischen Bürgerrecht spricht. „Indem der Senat aus dem römischen Bürgerrecht einen Vortheil schuf, dessen Erlangung Jeden glücklich und stolz machte, bereitete er eine Lockspeise für jeden Ehrgeiz, und wir finden einen bezeichnenden Zug der Sitten des Alterthums in diesem allgemeinen Wunsche, nicht das Vorrecht zu zerstören, sondern zur Zahl der Bevorrechteten zu gehören. In der Stadt ebenso wie im Staat suchten die Aufständischen oder Unzufriedenen nicht, wie in unseren heutigen Gesellschaften, umzustürzen, sondern emporzukommen. So strebte Jeder, je nach seiner Lage, nach einem gerechten Ziel: die Plebejer wollten in die Aristokratie eintreten, nicht sie zerstören; die italischen Völkerschaften einen Theil an der römischen Souveränetät haben, nicht sie bestreiten; die römischen Provinzen für Freunde und Verbündete Roms erklärt werden, nicht ihre Unabhängigkeit wiedergewinnen."

Alle diese Bestrebungen mußten, weil sie gerecht waren, früher oder später mit Erfolg gekrönt werden, und folgender Satz weist uns unmittelbar auf den Helden des Werkes hin: „Das Bürgerrecht, allen Italiern zu rechter Zeit ertheilt, hätte der Republik eine neue Kraft verliehen; aber eine hartnäckige Weigerung wurde die Ursache der Revolution, welche von den Gracchen begonnen, von Marius fortgesetzt, unter Sulla augenblicklich erstickt und von Cäsar vollendet wurde."

Das vierte Kapitel ist betitelt: „Wohlfahrt des Beckens des Mittelländischen Meeres", und schildert den Zustand des Handels in diesem Meere und Afrika. Der Verfasser zeigt uns das blühende Karthago, das fruchtbare Spanien, das hinlänglich bevölkerte Gallien, die von Reichthümern strotzenden Küstenstädte, die Wiege der Künste und Wissenschaften, Griechenland, das seine mit Produkten beladenen Flotten aussendende Asien, Aegypten und den Einfluß seiner alten Civilisation. ... Der Abschnitt schließt mit der folgenden bedeutsamen Phrase: „Die Erinnerung an solche Größe erregt den begreiflichen Wunsch, daß in Zukunft die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht hindere, den Staub von zwanzig Jahrhunderten abzuschütteln und zum Leben und zur Civilisation zu erwachen." Das fünfte Kapitel beginnt mit den punischen, macedonischen und asiatischen Kriegen und enthält eine Parallele zwischen Rom und Karthago, bei welcher die junge Schöpfung des Romulus dem corrupten Karthago gegenüber gefeiert wird. Als Resultat der punischen Kriege bezeichnet der Verfasser: die Fortdauer der Militärgewalt und der stehenden Heere. — Aus der Darstellung der Zeit der Gracchen, des Marius und Sulla im sechsten Kapitel ist deutlich zu entnehmen, wie es dem Autor darum zu thun ist, einerseits den Verfall aller bisherigen einheitlichen Institutionen, andererseits die Gerechtigkeit der demokratischen Bestrebungen recht eindringlich vorzuführen. Diese ganze Vorgeschichte Cäsar's ist eben auch nur eine Vorgeschichte; Alles weist vom Anbeginn wie auf einen Messias, auf den ersehnten Wiederhersteller und Neugründer Roms hin. Bei dieser Absicht, die den Verfasser nie verläßt, ist es begreiflich, daß er sich sehr streng ausläßt gegen Cato, den Censor, während er für die Gracchen des Lobes voll ist, obwohl er ihnen die nöthige Thatkraft zur Vollendung des großen Werkes abspricht. Die Geschichte von Marius und Sulla beweist dem Verfasser klar, daß Italien nach einem Herrn verlangte. „Da die vertrauensvolle und leidenschaftliche Demokratie immer ihre Interessen besser durch einen Einzigen als durch einen politischen Körper vertreten glaubt, so war sie fortwährend geneigt, ihre Zukunft in die Hand eines Einzigen zu legen, der sich durch sein Verdienst über die Anderen erhöbe...." „Der Mann, der einer so hohen Mission gewachsen war, existirte schon. — Der Mann war Cäsar."

Das zweite Buch enthält die Geschichte Cäsar's. In dem ersten Kapitel werden wir über seine Herkunft, seine Geburt, seine ersten Jahre unterrichtet.

Im zweiten Kapitel wird vor Allem der Zustand Roms zur Zeit des Consulats von Pompejus und Crassus dargestellt. Pompejus erfährt keine besonders wohlwollende Beurtheilung. „Aus Uebergriffen der Gewalt entsteht immer ein ungemäßigtes Verlangen nach Freiheit. Cäsar, da er den neuen Consul seine Ideen und Empfindungen sich zu Herzen nehmen sah, beschloß, ihn energisch zu unterstützen. War es eine aufrichtige Unterstützung? Wir glauben es, aber sie schloß nicht eine edle Rivalität aus, und Cäsar brauchte nicht zu fürchten, für Pompejus den Boden zu ebnen, auf welchem sie sich eines Tages

begegnen sollten. Der Mann, der das Bewußtsein seines Werthes hat, empfindet kein niederträchtiges Gefühl der Eifersucht gegen die, welche ihm vorausgegangen sind in der Laufbahn; er kommt ihnen vielmehr zu Hülfe, denn er hat dann um so mehr Ruhm davon, sie zu erreichen. Wo wäre der Wetteifer des Streites, wenn man allein das Ziel erreichen könnte. Um sich noch enger mit Pompejus zu verbinden, heiratete Cäsar damals Pompeja, dessen Verwandte. Er war damals zugleich der Schiedsrichter der feinen Welt, die Hoffnung der demokratischen Partei und der einzige Staatsmann, dessen Meinungen und Betragen sich nie geändert hatten."

Es folgt nun eine Schilderung des Zustandes Roms, der wir einige Sätze entnehmen. „Das Volk gewöhnte sich mehr und mehr daran, die Concentration der Gewalten in einer einzigen Hand als das einzige Heilmittel zu betrachten. Oft in schwierigen Umständen steht es (das Volk) richtiger als eine Versammlung, die von Kasten- und persönlichen Interessen eingenommen ist. Während Cäsar sich bemühte, auf gesetzlichem Wege gegen das System Sulla's anzukämpfen, trachtete eine andere Partei, die ‚aus ehrgeizigen und unzufriedenen, mit Schulden überhäuften Leuten zusammengesetzt war, seit lange, durch Verschwörungen zur Herrschaft zu gelangen."

Wir sind bei den Versuchen Catilina's angelangt, und der Verfasser fühlt die Verpflichtung, seinen Helden gegen die Anschuldigungen zu vertheidigen, welche ihm eine Theilnahme an jenen Umsturzplänen nachsagen. „Bemerken wir, daß jede der Parteien, die sich damals rührten, eine Persönlichkeit wie Cäsar, um sie sich anzueignen, zu compromittiren suchen mußte. Cäsar unterstützte seine (Catilina's) Candidatur (zum Consulat). In klarer Absicht des Widerstandes unterstützte er Alles, was seinen Feinden schaden und eine Veränderung des Systems begünstigen konnte. Es ist begreiflich, das Unglück der Zeiten nöthigte die angesehensten Männer, mit denjenigen sich zu verhalten, deren Antecedentien sie der Verachtung zu weihen schienen. In den Zeiten des Uebergangs, und das ist die Klippe, wenn man zwischen einer ruhmreichen Vergangenheit und einer unbekannten Zukunft wählen muß, treten die verwegenen und scrupelfreien Männer allein hervor; die Andern, furchtsamer und Sklaven des Vorurtheils, bleiben im Dunkel oder sind der Bewegung hinderlich, welche die Gesellschaft in neue Bahnen zieht. Es ist immer ein großes Uebel für ein Land, das eine Beute der Agitationen ist, wenn die Partei der ehrlichen Leute oder der Guten, wie sie Cicero nennt, nicht die neuen Ideen annimmt, um sie durch Mäßigung zu leiten. Daher tiefe Risse. Einerseits bemächtigen sich gewissenlose Leute der guten oder schlechten Leidenschaften der Menge, andrerseits treten ehrbare Leute, unbeweglich oder zänkisch, jedem Fortschritt entgegen und erregen durch ihren hartnäckigen Widerstand gerechte Ungeduld und bedauerliche Gewaltthätigkeiten. Der Widerstand dieser Letzteren hat den doppelten Nachtheil, das Feld denen freizulassen, welche weniger taugen als sie, und den Zweifel in dem Geiste jener unentschiedenen Masse zu unterhalten, welche die Parteien viel mehr nach der Ehrbarkeit der Männer, als nach dem Werth der Ideen beurtheilt."

„Cäsar reinigte das demokratische Banner. Um seine Partei zu bilden, nahm er, das ist wahr, zu wenig achtbaren Agenten seine Zuflucht; der beste Baumeister kann nur mit den Materialien bauen, die er unter der Hand hat; aber seine stete Präoccupation war, sich die empfehlenswerthesten Männer zu verbinden. . . . In den Augenblicken des Uebergangs, wenn das alte System fertig und das neue noch nicht fest ist, besteht die große Schwierigkeit nicht darin, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich dem Aufkommen einer durch die Wünsche des Landes berufenen Regierung entgegenstellen, sondern sie dauernd zu begründen, indem man sie auf den Beistand ehrbarer Männer stützt, welche von den neuen Ideen durchdrungen und in ihren Prinzipien fest sind."

Im Anfang des dritten Capitels begegnen wir einer Schilderung Cicero's, der, was wiederum seine guten Gründe hat, dem kaiserlichen Schriftsteller nicht sehr gefällt.

In folgender Stelle wird man unschwer eine Beziehung auf die neueste Geschichte Frankreichs und einen Hieb auf den Parlamentarismus verkennen. „Das Talent der Rede übte noch seine ganze Herrschaft, so lange als der Redner auf der Tribüne war; aber kaum war er herabgestiegen, so erblaßte sein Einfluß und die öffentliche Meinung blieb gleichgültig für die großartigen Sprachkunststücke, die man angewendet hatte, um egoistische Leidenschaften zu begünstigen, und nicht, wie ehemals, um die großen Interessen des Vaterlandes zu vertheidigen. Die unbeschränkte Rede und Stimmfreiheit war eine große Wohlthat, als sie, gemäßigt durch die Sitten, gehalten durch einen mächtigen Adel, die Fähigkeiten jedes Einzelnen entwickelten, ohne dem Wohle Aller zu schaden; aber seitdem die alten Sitten mit dem Adel verschwanden, sah man die Gesetze zu Kriegswaffen werden für den Gebrauch der Parteien; die Wahlen zu einem Handel, das Forum zu einem Schlachtfeld; die Freiheit ist nur noch die unaufhörliche Ursache der Schwäche und des Verfalls. — Die Einrichtungen schaffen eine solche Unbeständigkeit in den Rathsversammlungen und eine solche Unabhängigkeit in den Amtsverrichtungen, daß man umsonst jenen Geist der Folgerichtigkeit und Aufsicht suchte, der unerläßlich ist für Aufrechterhaltung eines so großen Reiches. Ohne die Einrichtungen umzustürzen, die der Republik fünf Jahrhunderte Ruhms gegeben haben, kann man durch die innige Vereinigung der empfehlenswerthesten Bürgen im Staate eine moralische Autorität herstellen, welche die Meinungen beherrscht, die Gesetze mäßigt, der Gewalt mehr Festigkeit giebt, die Wahlen leitet, die Vertreter des römischen Volkes in der Pflicht erhält und die zwei größten Gefahren des Augenblicks beschwört: die Selbstsucht der Großen und die Aufregung der Menge. Dies ist es, was ihre Einigkeit verwirklichen kann; ihre Uneinigkeit im Gegentheil wird nur das unheilvolle Verhalten jener Menschen ermuthigen, welche in gleichem Maße die Zukunft gefährden, die Einen durch ihren Widerstand, die Andern durch ihre Leidenschaft."

Dies waren, nach der Meinung des Verfassers, die Grundsätze, welche dem ersten Triumvirat zur Grundlage dienten. Bald nachher wurde Cäsar, trotz aller Anstrengungen seiner Gegner, die Wahlen zu beeinflussen, zum Consul ernannt. Man war auch in jener Zeit ziemlich weit vorgerückt in der „Wissenschaft der Wahlen". Cato selbst giebt zu, daß man für diesmal die Regeln beugen müsse, und Cicero zeigte sich nicht strenger.

Der kaiserliche Schriftsteller verbreitet sich lang über das Consulat Cäsar's und über die verschiedenen öffentlichen Acte, welche es bezeichneten. Er fügt hinzu: „Seine Acte, welche verschiedene Bürger als revolutionär und durch einen maßlosen Ehrgeiz eingegeben bezeichneten, zeigen sich, bei aufmerksamer Betrachtung, nur als das Ergebniß einer weisen Politik und als die Ausführung eines wohlbedachten Programmes."

Aber die vollständige Apologie Cäsar's findet sich im folgenden Schluß des ersten Bandes, den wir ganz mittheilen,

weil er am Deutlichsten zeigt, wie sehr der Verfasser bei seiner Arbeit stets an Napoleon I. und Napoleon III. gedacht hat:

„Wir haben gezeigt, wie Cäsar, sei es als eifriger Anreger aller volksthümlichen Maßregeln, sei es als erklärter Parteigänger des Pompejus, stets nur seinen politischen Ueberzeugungen gefolgt ist; wir haben gesehen, wie er, von edlem Ehrgeize erfüllt, Gewalt und Ehren anstrebte, aber wir wissen auch, daß die Geschichtschreiber im Allgemeinen sein Verhalten auf andere Beweggründe zurückführen. Seit dem Jahre 684 stellt man ihn bereits, als einem fertigen Plane folgend, seine Fallen legend, seine Werkzeuge in Bereitschaft haltend, dar. Er besitzt die absolute Voraussicht der Zukunft, die Fähigkeit, Menschen und Dinge je nach seinem Willen zu lenken, und Jeden, ohne daß er es ahnt, in die Mitschuld seiner tief angelegten Pläne zu verwickeln. Alle seine Handlungen haben einen versteckten Beweggrund, welchen der Historiker hinterher entdeckt hat. Wenn Cäsar die Fahne des Marius wieder emporhebt, wenn er die Unterdrückten vertheidigt und die Soldknechte der früheren Tyrannei verfolgt, so thut er es, um sich der für seinen Ehrgeiz nöthigen Unterstützung zu versichern; wenn er mit Cicero streitet zu Gunsten der Gesetzlichkeit im Prozesse der Mitschuldigen Catilina's oder zur Unterstützung eines agrarischen Gesetzes, dessen politischen Zweck er billigt; wenn er, um eine große Ungerechtigkeit Sulla's gutzumachen, die Wiedereinsetzung der Kinder der Verbannten in ihre Rechte verficht, so thut er das, um den großen Redner vor der Volkspartei bloßzustellen; wenn er dagegen seinen Einfluß der Sache des Pompejus zur Verfügung stellt, wenn er bei Gelegenheit des Krieges gegen die Piraten mit dazu beiträgt, daß Pompejus eine für maßlos erklärte Autorität bewilligt wird, wenn er außerdem bei dem Plebiscite mitwirkt, welches ihm den Befehl über das gegen Mithridates bestimmte Heer überträgt, wenn er ihm später, obgleich abwesend, außerordentliche Ehren übertragen läßt, so thut er das wieder nur zu dem machiavellistischen Zwecke, die Größe des Pompejus zu seinem Vortheile auszubeuten. Vertheidigt er die Freiheit, so geschieht es, um seine Gegner zu verderben, vertheidigt er die Regierung, so geschieht es, um die Römer an die Tyrannei zu gewöhnen. Strebt endlich Cäsar gleich allen Mitgliedern des römischen Adels nach dem Consulate, so thut er es, sagt man, weil er bereits jenseits der Fasces und des Staubes der Schlachten die Dictatur, den Thron selbst sich erheben sah. Solche Auslegung entspringt dem allzu gewöhnlichen Fehler, daß man nicht die Thatsachen als solche, sondern stets nur nach dem Lichte beurtheilt, in welchem spätere Ereignisse sie erscheinen lassen.

„Es ist eine sonderbare Inkonsequenz, den überlegenen Männern gleichzeitig kleinliche Beweggründe und übermenschliche Voraussicht unterzulegen! Nein, es ist nicht der elende Gedanke, Cicero bloßzustellen, der Cäsar leitete; er bediente sich nicht einer mehr oder weniger geschickten Taktik, er gehorchte einer tiefen Ueberzeugung, und auf das Ersichtlichste wird dies bewiesen durch den Umstand, daß es, einmal an die Gewalt gelangt, sein Erstes ist, als Consul oder als Dictator in Vollzug zu setzen, was er als Bürger vertreten hatte, wie es das agrarische Gesetz und die Wiedereinsetzung der Verbannten in ihre Rechte beweist. Nein, wenn er Pompejus unterstützt, so thut er es nicht, weil er ihn zum Fall zu bringen hofft, nachdem er ihn groß gemacht, sondern weil dieser große Feldherr für dieselbe Sache kämpfte, wie er; denn Niemand war es verliehen, bis zu jenem Grade die Zukunft zu schauen, um zu errathen, wie der Ueberwinder des Mithridates seine Triumphe und seine wirkliche Volksthümlichkeit verwerthen würde. In der That bebte Rom vor Angst, als er in Italien landete. Wird er sein Heer verlassen? Diese bange Frage schwebte auf allen Lippen. Kommt er als Gebieter zurück, so kann ihm Niemand widerstehen. Wider die allgemeine Erwartung entließ Pompejus seine Truppen. Wie konnte Cäsar eine so wenig den Gewohnheiten der Zeit entsprechende Mäßigung voraussehen?

„Ist es wahr, was behauptet wird, daß Cäsar, als Proconsul, nach der souveränen Gewalt strebte? Nein! Als er nach Gallien ging, konnte er nicht daran denken, in Rom zu herrschen; er konnte dies so wenig, als General Bonaparte bei seinem Abgange nach Italien 1796 an das Kaiserreich dachte. War es denn Cäsar möglich, vorauszuwissen, daß ihn während eines zehnjährigen Aufenthalts in Gallien dort stets das Glück begünstigen würde, und daß nach Ablauf dieses Zeitraums die Geister zu Rom seinen Plänen noch immer gewogen sein würden? Konnte er es errathen, der Tod seiner Tochter werde das Band, welches ihn an Pompejus knüpfte, zerreißen, daß Crassus, anstatt aus dem Oriente als Sieger heimzukehren, von den Parthern besiegt und getödtet wird, daß die Ermordung des Clodius in ganz Italien das Oberste zu unterst kehren würde? Konnte er es endlich ahnen, daß die Anarchie, die er mittelst des Triumvirats ersticken wollte, die Ursache seiner Erhebung werden würde? Cäsar hatte große Beispiele vor Augen: er trat glorreich in die Fußstapfen der Scipionen und des Paulus Emilius. Der Haß seiner Feinde zwingt ihn, sich der Dictatur zu bemächtigen, wie Sulla, aber er that es zu edlerem Zwecke und frei von Rachsucht und Grausamkeit.

„Suchen wir in großen Seelen nicht immer kleine Leidenschaften. Der Erfolg der Männer von überlegenem Geiste — und das ist ein tröstender Gedanke — ist weit mehr die Folge der Erhabenheit ihrer Gefühle, als der Speculationen des Egoismus und der List; dieser Erfolg hängt weit mehr ab von ihrer Geschicklichkeit, die Umstände zu benützen, als von jener blinden Vermessenheit, sich der Hervorbringung von Ereignissen, welche in der Hand Gottes allein sind, für fähig zu halten. Gewiß, Cäsar hatte den Glauben in seine Bestimmung und das Vertrauen in sein Genie, aber der Glaube ist etwas Instinctives und nicht etwas Berechnendes, und das Genie hat das Vorgefühl der Zukunft, ohne ihre geheimnißvollen Wege zu errathen."

Ein neues Buch über das zweite Kaiserreich.*)

Während sich in Deutschland, leider, die Stimmen mehren, welche mit Absicht oder selbst irregeleitet die öffentliche Meinung über die Zustände in Frankreich zu täuschen suchen, fangen die Franzosen an, sich rückhaltsloser über das zweite Kaiserreich zu äußern. Sie bemühen sich nicht länger, die gegenwärtigen Verhältnisse des Landes aus nationaler Eitelkeit anders darzustellen, als sie sind; sie sehen ein, daß die Finanz-Frage bedenklich zu werden droht, und wagen sogar offen zu sagen, daß eine Aenderung der Regierung nicht blos wünschenswerth, sondern sogar nothwendig und unabwendbar sei.

Am freisinnigsten spricht sich in dieser Hinsicht Charles Dunoyer, der Verfasser der Liberté du travail, in dem unten angezeigten Werke aus, und wenn er auch durch den Tod daran

*) Le second Empire et une nouvelle Restauration, par Ch. Dunoyer, de l'Institut de France. Londres, 1864. 2 vol.

verhindert wurde, sein meisterhaftes Gemälde Frankreichs unter dem jetzigen Regierungsoberhaupte so auszuführen, wie er es sich vorgenommen, so genügt doch das von seinem Sohne Anatole Dunoyer veröffentlichte Bruchstück, um uns über die wichtigsten Vorfälle seit der Februar-Revolution und über die Politik des Kaiserreichs bis zum Kriege in Italien vollkommen aufzuklären. Denn der Verfasser hat die ungewöhnliche Geduld gehabt, dem Kaiser Napoleon III. seit seinem Auftreten bei der Kandidatur zur Präsidentschaft der Republik bis zu seiner Abreise als kaiserlicher Feldherr nach dem italiänischen Kriegsschauplatze Schritt für Schritt zu folgen, und alle seine Reden, Proklamationen und Artikel in der offiziellen oder offiziösen Presse mit den sie begleitenden Handlungen und Regierungs-Akten zu vergleichen, und das Resultat dieser Zusammenstellung giebt allein schon ein so treues Bild von dem wahren Hergang der Dinge, daß wir keines weiteren Kommentars bedürfen.

Wie es aber naturgemäß ist, daß, wenn man Uebelstände bemerkt, den Quellen nachgespürt wird, aus denen sie hervorgegangen sind, so hat auch unser Verfasser eifrigst den Ursachen nachgeforscht, welche Frankreich in seine gegenwärtige Lage versetzt haben. Mit geistvoller Schärfe schildert er das Treiben der verschiedenen Parteien zur Zeit der zweiten Republik und wirft seinen Landsleuten unumwunden vor, daß sie die Befriedigung dieses maßlosen Ehrgeizes stets über die Interessen des Vaterlandes und über die Liebe zur Freiheit gestellt und so aus Selbstsucht einen Wechsel der Regierung nach dem anderen herbeigeführt haben.

„Wenn man," sagt er, „nur mit einiger Aufmerksamkeit die Ereignisse betrachtet, welche sich seit ungefähr dreiviertel Jahrhundert in Frankreich zugetragen haben, so muß man anerkennen, daß man vernünftiger Weise den Fall keiner einzigen von allen den Regierungen, die sich unser Land im Laufe dieser Zeit selbst gegeben oder sich hat aufdrängen lassen, dem Geist der Freiheit zuschreiben kann, so mißtrauisch man auch gegen diesen ist, während man den Grund jedes Umsturzes, will man gerecht sein, in jener Entfesselung ehrgeiziger Leidenschaften suchen muß, welche man, statt sie zu zügeln, mit einer Art geistiger Blindheit mehr und mehr steigert — ein Beweis, daß alle unsere Erfahrungen uns nichts gefruchtet haben."

„Denn," fügt er hinzu, „vergleicht man die Dauer der drei hauptsächlichsten Regierungen, welche unser Land seit dem Anfang dieses Jahrhunderts gehabt hat, so macht man unwillkürlich die Bemerkung, daß gerade das Kaiserreich, welches den Forderungen des Ehrgeizes und der Habsucht jedes Einzelnen am meisten nachgegeben, am kürzesten gewährt, die Julimonarchie dagegen, welche den liberalen Bestrebungen der aufgeklärten Klassen die größten Zugeständnisse gemacht, am längsten bestanden hat."

Er unterwirft hierauf jede einzelne dieser drei Regierungen einer besonderen Prüfung, indem er fortfährt:

„Wenn das Kaiserreich, das 1804 errichtet und 1814 unter dem allgemeinen Beifall des ganzen Landes gestürzt worden ist, trotz der ungeheuren nationalen Kräfte, über die es zu verfügen hatte, fünf Jahre weniger, als die Restauration und acht Jahre weniger, als die Julimonarchie bestanden hat, so darf man den Grund dieser kürzeren Dauer gewiß nicht in dem suchen, was es für die Freiheit gethan hat. Man weiß, daß das Oberhaupt dieser rein militairischen Macht die Regierung so organisirt hatte, daß Alles in der unbeschränktesten Abhängigkeit von seinem Willen war. Jede Aeußerung der Freiheit hatte er gleich Anfangs völlig erstickt und, so lange er herrschte, trat er dieselbe fortwährend mit Füßen. Dagegen suchte er mit einer wohlberechneten Nachgiebigkeit unaufhörlich, so viel er konnte, die Leidenschaften der Habgier, der Eitelkeit und des Ehrgeizes anzustacheln, indem er ihnen schmeichelte, diente und als Beute zuerst die Herrschaft in Frankreich, dann die Eroberung von ganz Europa darbot, das er knechten und plündern ließ. Die furchtbare Entfesselung dieser Leidenschaften aber, welche er benutzen wollte, um auf ihnen seine Macht zu begründen, erklärt auf ganz natürliche Weise die Katastrophe, welche dem von ihm eingeführten Regierungssystem ein Ende machte. Anfangs hatte ihm die brutale Kraft, welche in diesen Leidenschaften lag, die unwiderstehliche Gewalt verliehen, Frankreich gänzlich unterwerfen, Europa erobern und so und so viel Throne nach und nach stürzen und neue besetzen zu können. Aber die Folge seiner Siege war ein unversönlicher Haß, den er auf sich zog und der zuletzt ihn selbst zu Boden warf. Sein Sturz ist unverkennbar nur die Frucht der unmoralischen Leidenschaften, welche er zu den Helfershelfern seiner Tyrannei gemacht. Die Freiheit hat mit dem Allen Nichts zu thun gehabt.

„Allerdings kann man nicht dasselbe von den Ereignissen sagen, welche den Fall der Restauration und der Julimonarchie herbeigeführt haben. Ich weiß, daß im Laufe der 34 Jahre, in denen das parlamentarische System bei uns herrschend gewesen ist, jede Partei, welche ihre Macht einer anderen überlassen mußte, unter dem Einfluß des Rachegefühls, das sie beseelte, einen beklagenswerthen Mißbrauch mit der Oeffentlichkeit getrieben hat. Aber man muß sich wohl in Acht nehmen, sich über die wirklichen Ursachen der Katastrophen zu täuschen, welche diesen Uebergriffen der Presse und Rednerbühne gefolgt sind, und muß sich nochmals wiederholen, daß die Regierungen, gegen welche man einen so traurigen, nicht selten treulosen und sehr oft ungerechten Gebrauch vom Rechte der Kritik gemacht hat, dennoch länger bestanden haben, als diejenige, welche mittelst eines noch schlimmeren Mißbrauchs, der rohen Gewalt, sich vor jedem Widerspruch gesichert hatte. Ja, ich bin der festen Ansicht, daß man den Untergang des Königthums weniger den Uebergriffen der Freiheit zuschreiben darf, als dem ungesetzlichen oder zu schwachen Widerstande, welchen beide Regierungen den Angriffen entgegensetzten, deren Gegenstand sie waren, und vor Allem der sorglosen Unachtsamkeit Beider, nicht die bösen Leidenschaften zu bekämpfen und zu schwächen, welche die Ursache aller dieser Angriffe waren.

„Hätte z. B. die Regierung im Jahre 1830 nicht ohne alle Nothwendigkeit zu dem thörichtesten, gewaltsamsten und unkonstitutionellsten Mittel gegriffen, um den möglichen Unternehmungen der Verschwörer von Béfort, Paris, Colmar, La Rochelle und Saumur zuvorzukommen, deren Absichten sicherlich nicht ohne Grund die Anhänger der Regierung beunruhigten, hätte Karl X. ruhig die Angriffe seiner Gegner abgewartet und sich darauf beschränkt, die Letzteren bei jeder gesetzwidrigen Manifestation und bei jedem strafbaren Versuch kräftig zur Beobachtung der konstitutionellen Ordnung zurückzuführen, so würde der Kampf, den er zu bestehen hatte, sicherlich einen glücklicheren Ausgang gehabt haben, und die Nation, welche sich nicht ein einziges Mal an den gewaltsamen Unternehmungen jener Parteien betheiligt hat, würde nach wie vor der Restaurations-Monarchie treu geblieben sein.

„Wäre andererseits wiederum die Julimonarchie, welche sich stets gewissenhaft in den Schranken der strengsten Gesetzlichkeit gehalten und immer eine lobenswerthe Milde bei der Unterdrückung revolutionärer Versuche der gewaltthätigen Parteien gezeigt, aber

jede Unordnung mit großer Entschiedenheit bekämpft hatte, entschlossen bis zum Ende sich gleichgeblieben in ihrem Verhalten, hätte sie, anstatt dem erbärmlichen Auflauf im Februar das gänzlich unerwartete Schauspiel einer Regierung zu geben, die sich auflöste, diesen Auflauf, gleich den früheren, ohne Uebereilung, aber ohne Weichlichkeit und mit dem festen Vorsatz, seiner Herr zu werden, bekämpft, so würde sie ihn ohne allen Zweifel mit größter Leichtigkeit unterdrückt haben.

„Besonders aber würde es beiden Regierungen nicht schwer geworden sein, alle Gefahren zu überwinden, welche ihnen der Mißbrauch der Freiheit bringen konnte, wenn sie die Vernunft und namentlich den redlichen Willen gehabt hätten, den Geist des Umsturzes nicht blos mit beharrlicher Festigkeit zu unterdrücken, sondern ihn in seiner Quelle zu ersticken, d. h. wenn sie gesucht hätten, die unheilvollen Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habgier, welche ihn nährten, zu dämpfen, anstatt ihre hauptsächliche Sorge darauf zu richten, sie zu befriedigen, zu erhalten und so täglich allgemeiner und anspruchsvoller zu machen."

Den Fall der Julimonarchie mit seinen Ursachen und Folgen hat übrigens Dunoyer schon früher in seiner trefflichen Schrift: La Révolution du 24. Février (Paris, 1849) ausführlich behandelt und in derselben auch einige nähere statistische Details über den abnormen Zuwachs der Anforderungen mitgetheilt, welche von allen Seiten an die Regierung gemacht wurden. Schon unter der Restauration hatte die Zahl der vom Staat besoldeten Beamten eine außerordentliche Höhe erreicht, und dennoch wurden von 1830—1848 ohne eigentliche Nothwendigkeit noch 35,000 neue Stellen geschaffen, um nur einigermaßen die Ansprüche zu befriedigen, so daß die Ausgaben um mehr als 65 Millionen wuchsen.

Da nun dieses verderbliche System, sich der beiden schon mehrfach genannten Leidenschaften als Stütze zu bedienen, unter der gegenwärtigen Regierung mehr als je hervorgetreten und das Budget in Folge dessen auf eine, selbst für Frankreichs Hülfsmittel, unverhältnißmäßig hohe Summe gestiegen ist, glaubt der Verfasser des „zweiten Kaiserreichs", daß der Zeitpunkt gekommen sei, um sich ernstlich mit der Zukunft Frankreichs nach dem Aufhören des Kaiserreichs zu beschäftigen und so der Wiederholung von politischen Verhältnissen vorzubeugen, welche der freien geistigen Entwickelung der Bevölkerung und dem wirklichen Gedeihen des Landes nichts weniger als förderlich gewesen sind.

Die einzige Garantie für die Begründung einer dauernden Herrschaft und einer wahrhaft populären Regierung sieht Dunoyer in der Rückkehr der alten Königsfamilie, mit welcher sich die Prinzen aus dem Hause Orleans als nächste Agnaten-Thronerben vereinigt haben, sowie in der Wiederherstellung der Verfassung, die unter Louis Philipp berathen und ausgearbeitet worden ist. Es scheint uns dies um so bedeutungsvoller für die in Frankreich herrschende Stimmung, als Dunoyer nicht nur im Jahre 1815, wo er Mitredakteur des Censeur war, zur Opposition gehörte, sondern auch im Jahre 1830 derjenige war, welcher den Widerstand gegen die Ordonnanzen begann.

Um jedoch auch im Auslande die irrige Meinung zu widerlegen, als sei „der Staatsstreich des 2. Decembers" eine Nothwendigkeit zur Bekämpfung der Anarchie, und die Errichtung des Kaiserthums der ausdrückliche Wunsch der ganzen Nation gewesen, giebt unser Verfasser in dem „2. Buche" eine aktenmäßige Darstellung aller der Mittel und Vorbereitungen, welche nöthig waren, um den „Staatsstreich zu ermöglichen und die dadurch hervorgerufenen Gefahren zu beseitigen, und im „4. Buche" eine ausführliche Beschreibung der „Comédie du suffrage universel". Zahlreiche im Anhang beigefügte Belege dienen als Beweise für die Richtigkeit seiner Angaben. Wer daher über die Vorgänge des 2. Decembers und die Wahlen der „sieben Millionen" noch nicht im Klaren ist, dem können wir das uns vorliegende Werk nicht dringend genug empfehlen.

Auch der Einfluß der jetzigen Regierung auf die Moral und die politische Gesinnung der Franzosen ist vortrefflich dargestellt, und der Verfasser sieht es als ein betrübendes Zeichen für die allgemeine Demoralisation in Frankreich an, daß die Vorgänge, welche er schildert, nicht blos aus moralischer Schwäche geduldet, sondern sogar von einzelnen Schriftstellern gepriesen werden konnten.

Ein besonderes Kapitel ist der Widerlegung der ziemlich verbreiteten Ansicht gewidmet, als ob der Kaiser zum Dank für die ihm von der Geistlichkeit geleisteten Dienste die Kirche in seinen persönlichen Schutz genommen und ihr größere Rechte eingeräumt habe, als sie vorher besessen.

Das 3. Buch: „Das Kaiserreich nach Außen", wirft manches neue Licht auf die Ereignisse jener Tage; die Auseinanderlegung der Intriguen, die in's Werk gesetzt wurden, um den Krimkrieg herbeizuführen, welcher der kaiserlichen Regierung zur Befestigung ihrer Macht nach Innen unumgänglich nöthig war, gehört zu den geistvollsten und interessantesten Stellen des ganzen Werkes.

Der Verfasser hat dieses 3. Buch sehr bezeichnend in 3 Kapitel getheilt:

1. „L'Empire, c'est la paix!" — La guerre d'Orient.
2. „L'Empire, c'est la paix!" — L'imbroglio européen.
3. „L'Empire, c'est la paix!" — La guerre d'Italie.

und fängt das erste mit folgenden Worten an, die wir zum Schlusse hier mittheilen wollen, um zugleich eine Probe vom Style des Buches gegeben zu haben:

L'établissement du second Empire s'est accompli en France sous les auspices d'une devise où brille d'un éclat particulier la sincérité de son fondateur, et qu'il faut avoir sans cesse présente à l'esprit quand on veut être sûr de bien saisir le caractère de son gouvernement au dehors: L'Empire, c'est la paix!

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Rußland.

Politisches und Literarisches aus Rußland.

Das Jahr 1864, politisch erfolgreich für Rußland durch die endliche Bezwingung des Kaukasus, das Erlöschen des polnischen Aufstandes und den siegreichen Feldzug in Khokand, brachte in anderer Beziehung dem großen nordischen Reiche viel Ungemach. Durch verheerende Brände wurden ganze Städte in Asche gelegt, darunter die Gouvernementsstadt Simbirsk mit allen ihren öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Hospitälern, Schulen, wobei auch die Karamsin-Bibliothek mit ihren zum Theil unersetzlichen Büchern und Handschriften zu Grunde ging. Andere Gegenden, wie die Ufer der Laba, wurden von furchtbaren Ueberschwemmungen heimgesucht, die sibirische Pest raffte Menschen und Vieh hinweg, und die Geldnoth erreichte eine solche Höhe, daß nach dem Ausdruck des Moskauer Denj „das Geld bei uns nur noch als Rarität in Münzkabinetten zu sehen ist."

Auch die russische Literatur hat empfindliche Verluste erlitten. Am 10. April starb in Moskau Nik. Phil. Pawlov, zwar weniger berühmt als seine Gattin, die polyglottische Dichterin Karoline Pawlowa, geb. Jaenisch, dessen satirische Novellen jedoch allgemein beliebt waren, wie denn auch einige von ihnen in deutschem Gewande erschienen sind, und der später als Herausgeber des Journals Наше Время im Interesse der altrussischen Partei wirkte. Am 22. Juli starb in Pawlovsk Michael Dostojevskoi, Bruder des durch sein Schicksal bekannten Fedor D. und selbst ein bedeutender Schriftsteller, Uebersetzer von Schiller's „Don Carlos" und Göthe's „Reineke Fuchs". Die von ihm redigirte Zeitschrift Время wurde 1863 wegen eines Artikels über die polnische Frage verboten, worauf er eine neue unter dem Titel Эпоха gegründet hatte, als ihn der Tod mitten in seiner Thätigkeit abrief. In Petersburg verschied am 7. Oktober in seinem 42. Jahre Apollon Grigorjev, Uebersetzer der „Antigone", einer der fruchtbarsten russischen Dichter und Kritiker, und am 25. September zu Lausanne in seinem 46. Jahre der General-Lieutenant Neweroвskoi, dem man die ersten authentischen Berichte über den Müridismus verdankt, welche in Bodenstedt's und Haxthausen's Schriften übergegangen sind. In Reval starb am 31. August Wassilji Blagowestschenskoi, früher Lektor der russischen Sprache in Dorpat, der anonyme Verfasser der in deutscher Sprache erschienenen Schrift „Der Esthe und sein Herr", welche die traurige Lage schildert, in der sich der esthnische Bauer trotz der offiziellen Emancipation befindet. Auch der talentvolle Lette Georg Allunan, der mit Feuereifer für die Bildung seiner vernachlässigten Stammgenossen wirkte, ihre Lieder, Sagen und Ueberlieferungen sammelte, wurde, kaum 32 Jahre alt, vom Tode ereilt. Die Wissenschaft verlor die Slavisten Wostokov und Schewyrev, den trefflichen Archäologen und Statistiker Köppen und am 23. November den großen Astronomen Struve, unter dessen Leitung die Gradmessung des Meridianbogens zwischen der Donau und dem Eismeer stattgefunden hatte — eine gigantische Arbeit, welche durch ihre Genauigkeit unter allen Forschungen zur Bestimmung der Größe und Gestalt der Erdkugel die erste Stelle einnimmt. Struve war ein geborner Holsteiner, absolvirte aber seine Studien in Dorpat und war lange Direktor der dortigen Sternwarte, bis er 1839 an das große Observatorium in Pulkowa berufen wurde, dessen fünfundzwanzigjähriges Jubiläum er wenige Monate vor seinem Ableben feiern half. Die Leitung desselben hatte er kurz vorher wegen Altersschwäche seinem Sohne und bisherigen Gehülfen Otto übergeben müssen.

In Rußland, wie anderwärts, klagt man, daß die alten Talente allmählich absterben oder in ihrer Thätigkeit ermüden, und daß sich kein jüngerer Nachwuchs zeigt. In der That finden wir unter den bemerkenswertheren literarischen Erzeugnissen des letzten Jahres nur Arbeiten älterer Schriftsteller — neue Hefte von Dahl's „erklärendem Wörterbuch der russischen Volkssprache", neue Bände von Solowjev's „Geschichte Rußlands" und Usträlov's „Geschichte Peter's des Großen", neue Ausgaben der Werke Derschawin's, Golownin's, Turgenjev's. Zum Ersatz für die fehlende Originalproduktion dienen die zahlreichen Uebersetzungen, welche dem russischen Publikum die geistigen Früchte der europäischen Civilisation zuführen. Am fleißigsten wird das Feld der Naturwissenschaften bebaut, wobei, charakteristisch genug, die Werke von Lyell, Darwin, Karl Vogt und Büchner vorzugsweise berücksichtigt werden. Von Macaulay's sämmtlichen Werken sind bereits zehn Bände erschienen und eben so viele von Schlosser's Weltgeschichte; daneben Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Stuart Mill's Betrachtungen über das Repräsentativsystem, Schwegler's Geschichte der Philosophie und Buckle's Geschichte der Civilisation, letztere in zwei Uebersetzungen und die ersten Theile bereits in zweiter Auflage. Im Fache der schönen Literatur ist die unter der Redaktion eines Herrn Weinberg begonnene Uebersetzung der sämmtlichen Werke Heine's nach der Hamburger Ausgabe, in zwanzig Bänden, zu erwähnen, zu der sich mehrere der namhaftesten russischen Literaten vereinigt haben. Von Herrn Gerbel, dessen „Schiller" schon drei Auflagen erlebt hat, ist eine Gesammtausgabe der Dichtungen Byron's unternommen worden, über deren erste Lieferungen aber die Kritik sich ziemlich ungünstig ausspricht. Auch von Göthe's Werken, von denen bisher nur einzelne in russischer Uebersetzung vorhanden waren, soll eine Gesammtausgabe veranstaltet werden. Als Curiosum verdient Bemerkung, daß ein Herr Ketscher in Moskau, der vor etwa zwanzig Jahren eine Uebersetzung des Shakspeare in Prosa erscheinen ließ, jetzt eine neue Ausgabe derselben veröffentlicht, bei welcher er den von Payne Collier's „altem Emendator" verbesserten Text zur Richtschnur nimmt. Doch fehlt es auch nicht an poetischen Versionen der Shakspeare'schen Dramen; so ist namentlich „Othello", von dem es bereits vier mehr oder minder gelungene Bearbeitungen gab, vor Kurzem in einer fünften herausgekommen. Zur Popularisirung des großen Briten scheint übrigens der vielen von unsern Lesern wohlbekannte Ira Aldridge nicht wenig beigetragen zu haben, der seit mehreren Jahren in Rußland herumzieht und bis nach Astrachan vorgedrungen ist, wo er mit glänzendem Erfolge gastirte.

Die ersten Tage des Jahres 1865 wurden durch zwei für Rußland wichtige Ereignisse bezeichnet: die Ernennung des Großfürsten Constantin zum Präsidenten des Reichsraths, die als ein Sieg der liberalen über die reaktionären Strömungen in den Regierungskreisen zu betrachten ist, und die Adresse des Moskauer Adels an den Kaiser, in der der Drang nach repräsentativen Institutionen zum ersten Male einen bestimmten Ausdruck findet. Möge es auch, wie von einigen Seiten behauptet wird, dem Adel im Grunde nur um die Wiederherstellung seiner durch die Aufhebung der Leibeigenschaft erschütterten Privilegien zu thun sein; möge er es auf nichts weiter als ein Junkerparlament abgesehen haben: er spricht wenigstens die Ueberzeugung aus, daß es mit dem bisherigen System nicht mehr geht und daß ihm auf irgend eine Weise ein Ende gemacht werden muß. Die Autokratie hat sich überlebt und muß entweder freiwillig abdanken oder durch eine gewaltsame Revolution gestürzt werden. Mit dem Nimbus, der sie in der Volksmeinung umgab, hat sie auch den Glauben an sich selbst verloren, und die von ihr unternommenen Reformen haben nur dazu gedient, die Unerträglichkeit der gegenwärtigen Zustände an's Licht zu stellen und das Unheil zu vermehren. So war die Abschaffung der von Cancrin eingeführten, das Volk aussaugenden Branntweinpacht eine Maßregel, die vom Standpunkte der Humanität wie der Staatswirthschaft gleich sehr geboten erschien und für die der Regierung um so höhere Anerkennung gebührt, als sie dadurch Gefahr lief, eine der ergiebigsten, bei der üblen Finanzlage doppelt nothwendigen Einnahmequellen verkürzt zu sehen. Was aber sind die Folgen gewesen? Das Laster, dem man zu steuern gedachte, hat durch die Billigkeit des Getränks nur noch größere Dimensionen angenommen. „Die Trunksucht," schreibt die Gouvernementszeitung von Wladimir, „ist unter den Bauern bis zur äußersten Gränze gediehen. Klein und Groß säuft sich um alle Vernunft. Wenn der Fabrikarbeiter seinen Lohn erhält, geht er gerades Weges in die Schenke und vertrinkt Alles bis auf den letzten

Groschen mit einem Male. Seiner Hütte droht der Einsturz, in seiner Wirthschaft befinden sich weder Teller noch Löffel, die gemarterte Frau, die hungernden Kinder — Nichts wird von ihm berücksichtigt, und das Elend nimmt immer mehr überhand." Es ruht eben ein Fluch auf dem Absolutismus, der seine heilsamsten Bestrebungen zur Ohnmacht verdammt oder sie zum Bösen kehrt.

Einige Worte über den Grafen Orlov-Dawydov, der in der von dem Moskauer Adel ausgehenden Bewegung die Initiative ergriffen hat, werden vielleicht nicht ohne Interesse sein. Von väterlicher Seite ist er ein Verwandter des als Parteigänger im Kriege von 1812 und als Dichter von Soldatenliedern berühmten Denis Dawydov; seine Mutter war eine Nichte des Günstlings der Kaiserin Katharina, die nach dem Aussterben der legitimen männlichen Linie der Familie Orlov in den Besitz eines Theils der Familiengüter kam, worauf er im Jahre 1856 die Erlaubniß erhielt, ihren Namen und den Grafentitel anzunehmen. Ein sehr gebildeter Mann, hat er sich in der russischen Literatur durch eine Reise nach dem Orient bekannt gemacht, deren Beschreibung er 1840 in zwei Bänden herausgab. Den Emancipationsplänen Alexander's II. bezeugte er wenig Sympathie, hielt schon damals in den Adelsversammlungen oppositionelle Reden und veröffentlichte in Brüssel eine Flugschrift in französischer Sprache, die ihm die Entlassung aus dem Staatsdienste zuzog. Bald wurde er jedoch wieder zu Gnaden angenommen und im Jahre 1862 sogar zum Oberceremonienmeister des kaiserlichen Hofes ernannt, welche Stellung er noch bekleidet. Ein Ceremonienmeister, der konstitutionelle Freiheit verlangt, ist gewiß eine seltene Erscheinung; es ist, als ob der Marquis von Dreux-Brézé die Rolle Mirabeau's übernommen und sich selbst an die Spitze der Nationalversammlung gestellt hätte, der er die Befehle Ludwig's XVI. überbringen sollte.

Arabien.

Eine Wallfahrt nach Mekka.*)

Wieder ist es einem Europäer und Christen gelungen, die heiligen Stätten des muhamedanischen Glaubens während der allgemeinen Pilgerzeit zu besuchen und mit heiler Haut von dort zurückzukehren. Herr Freiherr von Maltzan, ein bekannter Afrika-Reisender, wagte es im Jahre 1860 als falscher Muselmann, unter dem Titel Abd-er-Rahman, sich den moslemitischen Pilgerschaaren anzuschließen, um einem unwiderstehlichen Gelüste nach den Geheimnissen von Mekka Befriedigung zu gewähren. Sein kürzlich erschienener Reisebericht verschafft uns einen Einblick in die sogenannten heiligen Gebräuche, von deren pünktlicher Erfüllung für jeden Gläubigen der Segen der Wallfahrt abhängt, für unseren Ungläubigen aber, der auf diesen Segen nicht spekulirte, das Gelingen seines Planes, ja sein Leben bedingt war. Bei der Unzahl, Kleinlichkeit und Beschwerlichkeit dieser Gebräuche gehört ohne Zweifel für den Europäer ein sehr starkes Bündel Muth zu dem Entschlusse, sich ihnen zu unterwerfen. Maltzan-Abd-er-Rahman eignete sich dieselben mit jenem Stoicismus an, den wir bei Afrika-Reisenden so gern anerkennen. Schon auf der Reise mußte er das Pilgergewand, den schrecklichen Ihram, anlegen; er mußte geschorenen und baaren Hauptes die Einflüsse einer röstenden Sonne erdulden; er mußte sich die Begegnung und die Umarmung von Hunderten ekelhafter Gesellen gefallen lassen; er mußte selbst jene unbewußt mitpilgernden Geschöpfe, welche von den Wallfahrern in Haar und Kleidern dem heiligen Lande zugetragen zu werden pflegen, bei sich aufnehmen; ja, was noch schlimmer ist, er durfte sich ihrer nicht einmal entledigen, da der Gläubige auf der Wallfahrt kein Thier, wäre es auch nur eine Laus, nicht einmal unsanft berühren, geschweige denn tödten darf; er mußte bis zur Heiserkeit in den Ruf „Labik", zu deutsch etwa: „Herr, zu dir bin ich geflüchtet; dir folge ich!" einstimmen, und in Mekka selbst blieb ihm keine Pilgerübung erspart, von dem ersten Umgange um die Kaaba bis zu dem letzten der sieben Rennen zwischen Scafa und Merua. Freilich wurde ihm die minutiöse Erfüllung der Ceremonien, sogar die wörtliche Hersagung der vielen vorgeschriebenen Gebete erleichtert durch die Annahme eines der zahlreichen religiösen Lohnbedienten, welche unwissenden Pilgern unter die Arme greifen und mit dem gläubigen Wahne ein geschäftiges Handwerk mit sehr goldenem Boden betreiben. Ueberdies konnten kleine Uebertretungen alsbald durch das Opfern eines Hammels gesühnt werden, eine höchst billige und bequeme Buße, die Abd-er-Rahman sich oft auferlegen ließ.

Wer sich dafür interessirt, wird gern vernehmen, daß das Buch eine sehr gewissenhafte Beschreibung der Gebräuche enthält. Die Verehrung der berühmten Stätten gründet sich vorzugsweise auf unser altes Testament. Indeß ist der Heiligenkreis nicht groß. Gleichsam an der Peripherie stehen Adam und Eva, im Centrum dagegen Abraham, Hagar und Ismael. Viele Gegenstände sind offenbar schon vor Muhammed von den götzendienerischen Bewohnern des Landes verehrt worden, und Muhammed hat es verstanden, den Monotheismus mit dem heidnischen Cultus zu verbinden, was wahrscheinlich das einzige Mittel war, seine Religion schmackhaft zu machen. Daß der Fanatismus, mit dem diese Verehrung forcirt wird, in dem Gewande des monotheistischen Glaubens nur einen neuen Götzendienst geschaffen hat, ist eine Thatsache, welche überall in die Augen springt. Man wird ohne Bedenken einen Theil der Verantwortlichkeit dafür dem Propheten aufbürden dürfen, wenn auch seine Schuld zumeist in dem Irrthume liegt, in welchem er offenbar sehr befangen gewesen ist, daß nämlich der Begriff des einzigen Gottes allmählich bei der Masse des Volkes in voller Reinheit durchdringen und zu gelegener Zeit Schmutz und Schlacken weit von sich werfen werde. Nun, wir finden es keineswegs wunderbar, wenn bis jetzt der umgekehrte Prozeß stattgefunden hat. Ist jene Voraussetzung der wesentlichste Irrthum Muhammeds, so ist sie weit entfernt, der einzige seiner Lehre zu sein. Nur wo die Geschichte oder die Bibel allzuheftig gefoltert ist, da hat sich Abd-er-Rahman die Mühe genommen, die Wahrheit von den ihr angesetzten Daumschrauben zu befreien — eine völlig nutzlose Arbeit einem Fanatismus gegenüber, der wie jeder Affect dieser Art weder Gründe noch Schlüsse kennt. — Um aber zu zeigen, wohin sich der Fanatismus der Verehrung verrennen kann, genügt es, auf den Hadschar el assuad, den bekannten schwarzen Stein, hinzuweisen, der den Kernpunkt aller Heiligthümer des Islam bildet. Dieser Stein ist am Anfange der Welt kein Stein, sondern ein belebtes Wesen, ein Engel im Paradiese gewesen; aber als Stein hat er mit Adam den Ort

---

*) Meine Wallfahrt nach Mekka. Reise in der Wüstengegend und im Innern von Hedschas, von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1865.

der Freuden verlassen und seinen Platz im Hause der Kaaba genommen, wo er bis zur Zerstörung des Tempels durch die Sündfluth verehrt wurde; dann verschwand er plötzlich, und erst als Abraham mit seinem Sohne Ismael die Kaaba wieder aufbaute, holte ihn der Erzengel Dschibrail (Gabriel) wieder vom Himmel herunter, wohin er sich, den Gesetzen der Schwere zum Trotz, zurückgezogen hatte, und fügte ihn in den Tempel ein, wo er nach verschiedenen sehr irdischen Schicksalen sich noch heute befindet und die „Rechte Gottes auf Erden" vertritt. Nach dem frommen Glauben der Moslemin war der Stein ursprünglich weiß wie Milch; aber vor Grauen über die Sünden der Menschheit ist er schwarz geworden. Nach anderen Lesarten ist dieser Farbenwechsel weit natürlicher vor sich gegangen, insofern nämlich das Küssen von vielen Millionen schmutziger Pilgerlippen den Stein nach und nach mit einer dichten schwarzen Kruste überzogen hat. Einige Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten der Hedschra gehen noch weiter, und insbesondere Euthymius Zigabenus giebt darüber eine sehr pikante Erklärung, welche zugleich beweist, welch eigenthümliche Verehrung der Stein schon bei den Arabern des Alterthums genossen hat. Euthymius hält nämlich den Stein für das Haupt der Venus, welche nebst Bacchus auch diesen Arabern als Gottheit gegolten hätte. Zu dem Bilde der Venus wären die Frauen gewallfahrtet, um der Göttin Segen zu der (mit einem humoristischen Dichter zu sprechen) allmonatlichen Erneuerung ihrer Liebe zu erbitten; sie hätten zu diesem Zwecke den Stein berührt und „tradunt nigredinem a menstruae contactu contraxisse." Das ist die heidnische Fabel; sie geht nach demselben Schriftsteller in nicht weniger pikanter Gestalt auf den muhammedanischen Glauben, welcher ursprünglich die Entstehung des Stammvaters der Araber, Ismael, mit dem steinernen Heiligthume in Verbindung zu bringen gewußt hat: „Abrahamus super lapide nigro cum Hagare coivit!"

Man verzeihe diese wenig erbaulichen Bemerkungen; sie sollen nur zeigen, auf welch sauberem Boden der Wallfahrtseifer in Mekka sich bewegt. Man wird daraus zugleich ersehen können, daß unser Pilger sich mit dem bloßen Anblick und dem blinden Nachahmen der Gebräuche nicht begnügte, sondern sorgfältige Studien über dieselben anstellte. Mit gleicher Sorgfalt stellt Abd-er-Rahman archäologische Untersuchungen an, und die Sprach- und Sitten-Verhältnisse der Araber werden mit stets offenem Auge von ihm gemustert. Hierin liegt ein großer wissenschaftlicher Werth des Buches. — Zum Glück für seine Sprachstudien kam Abd-er-Rahman in Mekka mit Beduinen vom Stamme der Beni-Feham zusammen. Dieser Stamm hat den Ruf, das reinste Arabisch zu sprechen, das sich sonderbarer Weise viel weniger in den Städten als auf dem Lande, in der Wüste oder Steppe erhalten hat. Mit innigem Behagen hörte Abd-er-Rahman die stolzen Wüstensöhne sich in den reinen Formen der wohlklingenden Sprache unterhalten, und mit stiller Aufmerksamkeit suchte er seinen eigenen mangelhaften Dialekt daran zu berichtigen. So z. B. erfuhr er, daß der Name des Propheten nicht Mahummed, wie überall angenommen wird, sondern Mahumad auszusprechen ist.

In das sittliche Leben der Araber machte Abd-er-Rahman so tiefe Einblicke, als je einem Europäer vergönnt war. Er sah trotz des ascetischen Lebens, das den Moslemin auf der Wallfahrt geboten ist, die nichts weniger als heiligen Geschäfte „gewisser Damen" in üppigster Blüthe; er beobachtete die wahren Opiumraucher, deren Zustand von demjenigen der Hanfraucher, welche für gewöhnlich schon als Opiumraucher gelten, wesentlich verschieden ist; er wohnte in Mekka neben dem Harem seines Wirths und machte bei dieser Gelegenheit manche interessante, ja romanhafte Wahrnehmung, insbesondere in Bezug auf die vorübergehenden Ehen, deren Eingehen für die Pilgerinnen in Mekka ebenso nothwendig als leicht ist.

Die Details aller dieser Verhältnisse mögen in dem Buche selbst nachgelesen werden, das seinen ganzen Inhalt, auch den wissenschaftlichen, in ein recht anmuthiges Gewand gekleidet hat, und dessen Sprache sich zuweilen, z. B. in der Beschreibung der von Vollmond und Menschenhand magisch erleuchteten heiligen Moschee, sogar zu hochpoetischer Diction erhebt. Trotzdem liegt der Wunsch nahe, daß der Herr Verfasser sich in Einer Voraussetzung täuschen möge, in der Voraussetzung, sein Buch werde auch von Frauen gelesen werden.

Nachdem Abd-er-Rahman übrigens jede Genugthuung der Wallfahrt erreicht, das Wasser aus dem Brunnen Semsem gekostet, ja ein reichliches Sturzbad aus demselben genossen, den schwarzen Stein geküßt, die Moschee nach allen Richtungen hin durchstreift, die Pilgerfahrt nach dem Berge Arafa vollendet und dem Satan vorschriftsmäßig dreimal sieben Steine an den Kopf geworfen hatte, verließ er Mekka just ebenso, wie weiland Muhammed selbst, nämlich in eiligster Flucht unter Zurücklassung aller seiner Habseligkeiten und seines Sklaven. Der hochtrabende Titel „Prinz von Algerien", den ihm sein Lohndiener willkürlich verliehen hatte, führte zur Entdeckung seiner Ketzerschaft, und nur ein heroischer Eselsritt nach Dschedda, wo er auf einem englischen Schiffe sich als guter Christ und Europäer entpuppte, rettete ihn vor weiteren Gefahren eines fanatischen Meuchelmordes.

G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Elsässer über die Logik der Franzosen.***) Die Annahme der französischen Sprache durch die Elsässer, welche von deutscher Seite so viel beklagt wird, hat doch auch für Frankreich eine sehr wohlthätige Folge gehabt, die uns Deutsche allenfalls trösten könnte. Die französischen Elsässer mit ihren unverlorenen germanischen Instinkten gewinnen immer größeren Einfluß auf die Wissenschaft, die Literatur und die Presse des ersten romanischen Volkes. An der wachsenden Bedeutung der Revue germanique ist das recht handgreiflich merkbar. Gerade das Franzosenthum der Elsässer ist die Brücke, welche den mächtigen Schatz deutscher Gedanken über Frankreich verbreitet. Auch die Philosophie wird jetzt wieder in Angriff genommen und eine fast ätzende Kritik an die traditionelle Logik und Metaphysik der Franzosen gelegt. Aus der Sphäre der Revue germanique, des Temps, des Journal des Débats stammt die Einführung der Hegel'schen Philosophie in das geistige Leben der „großen Nation", und es fehlt gewiß wenig, daß Hegel bei den wissenschaftlichen Kreisen derselben ebenso eingebürgert sein wird, wie Heine bei ihren ästhetischen. Vor drei Jahren besprachen wir die Klagen der Logik, welche ein geheimnißvoller Autor gegen einzelne Herren vom Institut, gegen Lanfrey, Franck und Victor Cousin und außerdem gegen den phantastischen Kommunisten Proudhon angestimmt; „Mes griefs contre ces Messieurs par Madame de la Logique" verriethen durch die eigenthümliche Klarheit und Schärfe ihrer Begriffsentwickelung einen in deutscher Geistesfreiheit, aber

*) Mes griefs contre ces Messieurs par Madame de la Logique. Edition nouvelle et augmentée. Leipzig, Emil Berndt's Verlag.

auch in den Formen deutscher Systematik erzogenen Verstand, kurz einen deutschen Hegelianer der entschiedensten Färbung unter der Hülle des Franzosenthums. Ein lebhaft accentuirtes Citat: „Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie" von Carl Candidus, brachte uns zuerst auf die Vermuthung, dieser wanderlustige Genius aus Markirch (St. Marie aux Mines) und wackere Dichter deutscher Zunge sei der philosophische Urheber des Büchleins, und dies finden wir jetzt bestätigt, nachdem „Frau von der Logik" in der zweiten Auflage ihre gravamina um eines wider Léon Dumont (Verfasser des Buches Des causes du rire) vermehrt hat. T. v. B.

— **Die Aerndte und die Mähmaschinen.** Unter dem Titel: „Die Aerndte; Betrachtungen über die Arbeiten während derselben"*) hat der durch mehrere Schriften über ähnliche Gegenstände rühmlichst bekannte Maschinen-Fabrikant, Herr J. Pintus, eine kleine Schrift drucken lassen, die viel Belehrendes enthält, obwohl sie hauptsächlich der Illustration und Empfehlung mehrerer neuen Mähe- und Dreschmaschinen gewidmet ist. Für unsere Zeitschrift nehmen wir zunächst Akt von folgender Bemerkung: „Keinem denkenden Landwirthe, namentlich Niemandem, der Literatur, Vereinsleben und Reisen nicht gänzlich mißachtet, wird die erfreuliche Thatsache entgangen sein, daß sich das deutsche landwirthschaftliche Maschinenwesen im Laufe der letzten zehn Jahre aus kleinen Anfängen zu dem Höhepunkte unserer Zeit, zu dem Niveau seines englischen Vorbildes, aufgeschwungen hat." Es ist keine Frage, daß diese Thatsache einen großen allgemeinen Kultur-Fortschritt konstatirt, und jedes Moment, das zur Vermehrung dieses Fortschrittes beiträgt, kann nur unsere Theilnahme erregen. In Deutschland und besonders in Preußen machte sich in neuerer Zeit, wahrscheinlich in Folge der stärkeren Militair-Aushebungen, der Mangel an ländlichen Arbeitern oft sehr fühlbar. Besonders war dies während der Aerndtezeit der Fall. Der Landwirth wird mit jedem Jahre mehr dazu gedrängt, die mangelnden menschlichen Arbeiter durch Maschinen-Arbeit zu ersetzen, und die Vorurtheile, die hiergegen noch in manchen Kreisen verbreitet sind, zu bekämpfen, ist hauptsächlich der Zweck der vorliegenden Schrift. Es werden in derselben zuerst die Gras- und Getreide-Mähemaschinen, sodann die Dreschmaschinen für Roßwerk und endlich die Lokomobile, die Dampfdreschmaschine, der Stroh-Elevator und andere mechanische Erfindungen auf landwirthschaftlichem Gebiete in anschaulichster Weise beschrieben und ihren großen Vortheilen nach dargestellt.

— **Frankl's Libanon.** Das jetzt in dritter vermehrter Auflage erscheinende Buch von Ludwig August Frankl: „Libanon", ein poetisches Familienbuch**), bietet in seiner neuen Gestalt wieder recht viel Schönes und manches Neue dar, welches Letztere den innern Werth des Buches noch erhöht. Es stellt dasselbe alles das zusammen, was die Dichter der gebildeten Nationen zur Verklärung des Mosaismus und seiner Millionen Anhänger gesungen haben. Heilige Geschichten und historische Begebenheiten, Legenden und Heldenlieder, Hymnen und Elegien, Märtyrerthum und schöne Menschlichkeit, Gleichnißreden und Sprüche, Parabel und Fabel sollen hier den Geist des Judenthums wiederspiegeln. Eine Eigenthümlichkeit des Buches ist, daß es die Dichtungen nicht nach gewissen in Gruppen bestimmten Charakteren oder abgemessenen Perioden ordnet, sondern, gleich einem Walde, wo neben hochragenden, vielästigen Bäumen auch niedere Sträucher und Buschwerk stehen, dem äußern Anscheine nach zufällig an einander reihet, und nur die alphabetische Ordnung der Dichter (nahe an 200 aus alter und neuer Zeit und aus allen Culturvölkern) festhält. Jedoch fühlt der Leser, daß im ganzen Buche eine dem feinen dichterischen Gefühle des Sammlers entspringende Harmonie vorwaltet und bei den verschiedensten Situationen, die in den Gedichten ausgesprochen sind, ist nichts zu finden, das das Gemüth oder das Gefühl verletzte, vielmehr ist überall nur das Edle und Sinnige in angemessener Auswahl geboten; es wird gewiß in seiner Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form die verdiente Anerkennung finden. Möge es recht vielen israelitischen Familien, für die es zunächst bestimmt ist, ein Familienbuch werden!

*) Berlin, Verlag von Wiegandt und Hempel.

**) Wien, A. Pichler's Wittwe u. Sohn, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

In der Sitzung der Berliner photographischen Gesellschaft vom 16. Februar c. erörterte Herr Geh. Rath Berend die Benutzung der Photographie für heilwissenschaftliche Zwecke in den verschiedenen Ländern. Bereits im Jahr 1852, bald nach Bekanntwerdung der ersten Anfänge dieser Kunst, verwandte Herr Berend dieselbe für seine Fachwissenschaft und konnte schon im September 1856 in der Société de chirurgie zu Paris eine namhafte Anzahl photographischer Blätter vorlegen und erläutern. In der zu jener Zeit stattfindenden großen französischen Weltausstellung sah der Redner eine Menge der großartigsten photographischen Werke, nirgends aber dergleichen, welche sich auf medizinische Gegenstände bezogen. Herr Duchenne de Boulogne, der bekannte medizinische Electriseur zu Paris, hatte bis dahin blos Daguerreotypien zur Illustration der Wirkungen der Elektricität auf die Gesichtsmuskeln angefertigt. In Rußland wurde die Photographie schon früher von einzelnen Aerzten hier und da verwendet, jedoch noch mit unvollkommner Technik, wie ein Blatt aus dem Jahre 1852 darthut. In Deutschland fing man erst mehrere Jahre später an, dem Vorgange und der Anregung des Redners, wie er sie auch in den medizinischen Journalen (Wiener medizinische Wochenschrift 1855 und medizinische Zeitung von Rußland, 1855) gegeben, zu folgen und in der chirurgischen und psychiatrischen Klinik die Photographie als Darstellungsmittel zu benutzen, aber freilich immer noch ziemlich sparsam. Noch mehr gilt dies von England. Auf der im Jahre 1862 daselbst stattgehabten zweiten Ausstellung sah Herr Geh. Rath Berend nur zwei photographische, medizinische Werke und zwar wiederum von Duchenne, das eine gleichfalls seine elektrische Spezialität, das andere chirurgische Krankheiten illustrirend, mit Tafeln, die aber keineswegs den künstlerischen Anforderungen des damaligen photographischen Fortschritts entsprachen. In London selbst fand Herr Berend keinen Arzt, welcher eine Sammlung aufweisen konnte, und die von ihm selbst dorthin mitgebrachte und vorgezeigte erwarb sich die ungetheilte Aufmerksamkeit der Fachgenossen. Aus seiner eigenen, bis weit über 1000 Exemplare angewachsenen, Sammlung hat Herr Geh. Rath Berend nun bereits im Jahre 1862 zuerst einen photographischen Atlas bei Gelegenheit der Uebersendung eines orthopädischen Lehrapparats für die kaiserlich russische Univer-

sität Charkov zusammengestellt. In einer noch reichern Ausstattung legte derselbe einen gleichen für die russische Universität Kiew bestimmten in der heutigen Sitzung der photographischen Gesellschaft vor und erläuterte dessen Inhalt, indem er als den Hauptzweck der Photographie die plastische Darstellung und die unantastbare Bewahrheitung der gewonnenen heilkünstlerischen Thatsachen zur Evidenz darlegte. Sämmtliche Bilder der verschiedenartigsten von Herrn Geh. Rath Berend behandelten Mißgestaltungen und Gebrechen des Rückens und der Gliedmaßen rc. waren vor und nach der Heilung aufgenommen. Schließlich wies der Redner auf die Nothwendigkeit hin, daß bei der Anfertigung solcher Photographien sich jedes Mal der Arzt selber in das Atelier zu verfügen habe, um mit Berücksichtigung gewisser Maßregeln den zu photographirenden Objecten solche Stellung zu geben, in welcher allein nur die charakteristischen Eigenthümlichkeiten derselben hervortreten können.

In Frankreich ist fast zu gleicher Zeit mit der Legislative eine andere Versammlung eröffnet, die sie wenigstens an Alter weit überragt und trotz ihres mehr als halbtausendjährigen Bestehens die pseudo-parlamentarische Schöpfung des 2. December höchst wahrscheinlich überleben wird. Die Toulouser Zeitungen berichten, daß die Académie des Jeux floraux ihre erste diesjährige Sitzung gehalten hat, um vier neue „Mainteneurs" oder Troubadoure an die Stelle von ausgetretenen oder verstorbenen Mitgliedern zu wählen. Aufgenommen in die ehrwürdige Körperschaft, die ihren Ursprung von der im Jahre 1323 gebildeten Sobregaya Compagnia del Sept Trobadors de Tolosa ableitet, wurden Charles de Rémusat, Minister unter der Juli-Regierung, Vertreter von Toulouse in der National-Versammlung und einer der nach dem Staatsstreich aus Frankreich Verwiesenen, dessen Name auch in der Literatur als Biograph Abälards einen guten Klang hat; ferner Herr Raymond de Toulouse-Lautrée, der sich durch den seinigen als einen echten Sohn der Garonne legitimirt, der Bischof von Carcassonne und noch ein Geistlicher, der Vikar von St. Etienne. Die Mainteneurs kamen in der Salle des Illustres zusammen, wo sich eine Bildsäule der mythischen Clémence Isaure befindet, der zu Ehren alljährlich ein Gedicht verlesen wird. Die Preisschriften, jetzt schon längst nicht mehr in provençalischer, sondern in französischer Sprache abgefaßt, müssen im Februar eingesandt werden, aber die „Spiele," bei welchen die Gedichte verlesen und die Preise vertheilt werden, finden erst am 3. Mai statt. Voriges Jahr war der Löwe des Festes Herr Viennet, Mitglied der französischen Akademie, Ex-Pair und Ex-Deputirter, und selbst aus dem in der Troubadour-Poesie berühmten Beziers in Languedoc gebürtig. Herr Viennet ist jetzt im 88sten Jahre seines bewegten Lebens, in welchem er zehn Revolutionen als handelnde oder leitende Person mitgemacht hat. Als Soldat diente er in den Kriegen der Republik, des Konsulats und des ersten Kaiserreichs, war acht Monate Gefangener in England und gerieth bei Leipzig zum zweitenmal in feindliche Hände. Er stimmte gegen die Ernennung Napoleon's I. zum Konsul und zum Kaiser, und wäre nach Cayenne geschickt worden, hätte nicht Cambacérès, ein alter Freund seines Vaters, ihn in Schutz genommen. In der Deputirtenkammer gehörte er zu den vorgerücktesten Liberalen, ging aber nach der Juli-Revolution zu den Orleans über, was seiner Popularität großen Abbruch that. Als Dichter hat er sich namentlich durch seine Feindschaft gegen die romantische Schule bekannt gemacht, und ist vielleicht der letzte Anhänger des Classicismus à la Racine und Voltaire. Noch vor kurzem gab er ein episches Gedicht, „La Franciade," in zwei Büchern heraus, welches die Abstammung der Franzosen von Hektor zum Gegenstande hat, und ganz nach dem alten Muster, mit Anrufung der Musen, Allegorien und metaphysischen Personificationen, Schlachten, Träumen, Höllenfahrt u. s. w. gearbeitet ist. Von seinen Kollegen in Toulouse wurde jedoch der greise Dichter mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen; er erhielt als Senior der französischen Akademie seinen Sitz neben dem Senior der Troubadoure. Daß sich Männer wie Viennet und Rémusat an den Jeux floraux betheiligen, ist übrigens ein Beweis, welchen Werth man noch auf dieses alterthümliche Institut legt, das sich durch alle Stürme der Revolution erhalten hat.

Der geschätzte Reisende Dr. Karl v. Scherzer erzählt in einem Berichte über das abgebrannte Smithson'sche Institut in Washington, daß die Verwaltung desselben um das Jahr 1854 die Absicht gehabt habe, die Ruinenstätten von Central-Amerika und namentlich einen Theil der Indianer-Denkmäler in Quirigua, am Flusse Montagua in Guatemala anzukaufen und wo möglich den Museen des Institutes einzuverleiben. „Es war dies," fügt Herr v. Scherzer hinzu, „kurze Zeit bevor ich die mittelamerikanischen Freistaaten bereiste. Als die Nachricht von diesem Plan nach England drang, beauftragte der damalige Premierminister, Lord Clarendon, den britischen Geschäftsträger, Herrn Charles L. Wyke (jetzt Sir Charles Wyke und durch seine Theilnahme am Vertrag von Soledad auch in weiteren Kreisen bekannt), die Ruinenstätte in Quirigua untersuchen zu lassen, über die Möglichkeit eines Ankaufs und Transportes derselben nach England berichten zu wollen. Es war dies gerade zur Zeit des Krimkrieges, und es ist bezeichnend für englische Verhältnisse, daß der englische Premier in jener Kriegsepoche noch Muße und Lust hatte, an indianische Denkmäler in den Wildnissen Central-Amerikas zu denken. Ich befand mich eben in Guatemala und erhielt gemeinsam mit Dr. Wagner von Herrn Wyke den ehrenvollen Auftrag, auf Kosten der britischen Regierung, im Interesse des britischen Museums die Ruinenstätte von Quirigua zu besuchen und über deren Transportabilität zu berichten. Ja noch mehr, es wurde uns für den Fall des Ankaufs nicht nur eine sehr beträchtliche Geldsumme, sondern auch ein eigenes Schiff zur Verfügung gestellt, welches sich von Belize aus (in Britisch-Honduras) nach dem Motaguafluß begeben und die erworbenen Objekte direkt nach England befördern sollte. Wir brachten mehrere Tage mit der Exploitation des interessanten Terrains zu, allein unsere Bemühungen, einige der transportabelsten Objekte für das britische Museum anzukaufen, scheiterten an den exorbitanten Forderungen der damaligen Besitzer der Grundstücke, auf welchen sich diese indianischen Antiquitäten befanden, während die Mehrzahl aus so grobem Material (Sandstein und Conglomerate) gemeißelt ist, daß diese historisch heiligen Reste nicht ohne große, ihren Werth wesentlich beeinträchtigende Beschädigung aus ihrer dunklen Ruhe im Urwald von Quirigua aufgestört werden dürften."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 18. März 1865. — [№ 12.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Das Feuilleton in Wien. 155. — Die Gränzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß. 156.
Frankreich. S. Munk's Eröffnungs-Vorlesung auf Renan's Lehrstuhl. I. Semiten und Hebräer. 157.
Italien. Römerbauten. Guhl's und Koner's Forschungen. 160.
England. Deutsche Mittheilungen aus London. Der Morning Star. Die preußischen Kammerverhandlungen über die Arbeiterfrage. Die Bankfrage. 162.
Nord-Amerika. Chinesen vor Columbus in Amerika. 163.
Afrika. Die angebliche Inferiorität der Neger-Race. 165.
Kleine literarische Revue. Der erste Band der „Geschichte Julius Cäsar's". 167. — Friedrich von Raumer's Vortrag über Schwarz, Strauß und Renan. 167. — Salomon Munk. 167.
Literarischer Sprechsaal. Verleumdung Friedrichs des Großen. 168. — Tiedge-Stiftung. 168. — Generalkonsul Sturz. 168. — Zeitschrift des österr. Apotheker-Vereins. 168.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (13) endet das laufende Quartal des „Magazins." Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Literarische Anzeigen.

(151)

Unter der Presse befinden sich:

Marx (Adolf Bernhard), Erinnerungen aus meinem Leben. Zwei Bände. 8. Berlin, Otto Janke.

Der Verfasser der „Compositionslehre", Biograph Beethovens und Glucks schildert in diesem Werke außer seinem eigenen Entwickelungsgange eine große Anzahl von bedeutenden Personen, mit denen er in Berührung gekommen, unter denen Musiker wie Spohr, K. M. v. Weber, Spontini, Mendelssohn, die bedeutendsten Virtuosen, Dichter und Schriftsteller, Schauspieler und Sänger obenan stehen.

Müller von Königswinter (Wolfgang), Eine Lahnfahrt. Mit Illustrationen von F. C. Klinsch. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Pécaut, Die reine christliche Gottesidee als Religion der Zukunft. Nach dem Französischen bearbeitet von Dr. O. Wendel. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Zimmermann (Dr. Wilhelm), Geschichte der Hohenstaufen. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit 4 Stahlstichen und dem Porträt des Verfassers. In 11—12 Lieferungen. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 11. Kopenhagen. — Ueber die Grenzen der sogenannten schöpferischen Phantasie. — Straßburger Freunde im Jahr 1793. — Literatur. — Korrespondenz-Nachrichten. München. New-York. (152)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (153)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 10. Das Mondland Afrika's und die angeblichen Nilquellen. — Die auswärtigen Beziehungen Persiens. — Von Bourbon nach Madras. — Ueber einige geologische Erscheinungen der Erdoberfläche des nordwestlichen Marokko. — Die Küste von Mekran (Beludschistan). — Die Betschuanen in Afrika. — Die Baumwollpflanzungen in Griechenland. — Die Felsarten der Amurländer. — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (154)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 11. Aussichten des Städterechts. — Die Universität zu Rostock. 2. — Zur Geschichte des Geldes. — Poesie der Trias. — Literatur. (Kriegsgeschichtliches.)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann

II. Gould's Forschungen im Westen von Tasmania. — G. Radde's Reisen und Forschungen im Kaukasus, im Jahre 1864. Vorläufiger Bericht. (Schluss.) — Frau Baronin v. Gerstdorfs Reise in Syrien von Aleppo nach Deir am Euphrat. Mit Bemerkungen von Dr. *A. D. Mordtmann.* — Excursionen um den Ortles- und Adamello-Stock, von Dr. *P. G. Lorentz.* (Schluss.) — Briefe von Gerhard Rohlfs. — Geographische Literatur. — Karte von West-Tasmania von *A. Petermann.* (155)

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes.

Oesterreichische Wochenschrift

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 10. Die Erwerbungen des k. k. Münz- und Antikenkabinets im Jahre 1864. Von E. Freiherrn von Sacken. — Zur Literatur der deutschen Befreiungskriege. I. Hardenbergs Leben und Wirken. — Neuere Lyrik. Zweiter Artikel von Emil Kuh. — Statistisches Jahrbuch der österreichischen Monarchie für das Jahr 1863. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunst-Notizen. — Sitzungsberichte. (157)

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

XVIII. Bd. 2. Heft. Februar.

Inhalt: Cäsars Expeditionen nach Grossbritannien, von *H. J. Heller.* Mit einer Karte. — Reise an der Küste des Rothen Meeres von Kosser bis Suakin. März bis August 1864, von Dr. *G. Schweinfurth.* — Miscellen. — Neuere Literatur. — Karten. (156)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

So eben ist ausgegeben: „Zeitschrift des Königl. Preussischen Statistischen Bureaus, redigirt von Dr. Ernst Engel. V. Jahrgang. No. 1 u. 2. Verlag der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). Inhalt: Veränderungen, welche die spannfähigen bäuerlichen Nahrungen in den sechs östlichen Provinzen der preussischen Monarchie und in der Provinz Westfalen durch die Bodenbewegung während des Zeitraums von 1816 bis Ende 1859 nach Ausweis der im Jahre 1860 aufgenommenen Matrikeln erlitten haben; eine Denkschrift, bearbeitet im Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten. — Ueber den Zustand der amtlichen Statistik im Königreich Portugal, vom Marquis d'Avila. — Literaturbericht. The Sanitary Commission of the United States Army. — Narrative of Privations and Sufferings of United States Officers and Prisoners of war. — Wagner, Gesetzmässigkeit der scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen. — Briefkasten. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Königliche Postanstalt. Preis für den Jahrgang 2 Thlr. (158)

Nordische Revue.

Dritter Band. Zweites Heft. Februar.

Inhalt: Friedrich Bodenstedt, Gedichte von Norderney. — Iwan Turgenew, Väter und Kinder. Roman. — Karl Andree, Geographische Arbeiten in Rußland. — Julius Rodenberg, Durch Holland im Fluge. — W. Wackernagel, Volkswirthschaftliche Briefe aus Deutschland. — Dr. A. v. Domin-Petrushevecz, Diplomatische Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland seit der ersten Theilung Polens. — D. Asher, Zur Charakteristik der Lady Macbeth. — Gunib, die Veste Schamils. — Musikalische Revue. — Literarische Revue. — Vermischte Mittheilungen.

Preis des Quartals von 3 Monatsheften 2 Thlr.
Veit u. Comp. in Leipzig. (159)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

(160)

März-Heft.

Mit einer Photographie.

Der mythische Bildhauer Fuccio. — Schnaases letzter Band und die History of painting in Italy von Crowe und Cavalcaselle. — Niccolo Pisanos Herkunft. — Die Renaissance des 13ten Jahrhunderts. — Die Arca di San Domenico in Bologna. — Das Basrelief an der Kirche San Martino in Lucca. — Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Bartolommeo di Foggia, und Niccolo di Bartolommeo di Foggia. — Aeusserungen über Cornelius' Cartons und das neuzuerbauende Nationalmuseum in der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 16. Februar. — Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo. Mit photographischer Abbildung.

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (161)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.

in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und lustig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (162)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(163)

Reise in Mittelasien

von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863 von

Hermann Vambéry,

Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute.

Mit 12 Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 3 Thlr.

Zeitschriften des In- und Auslandes rühmen dieses vor Kurzem zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Werk als die interessanteste der in jüngster Zeit erschienenen Reisebeschreibungen. Die vorliegende deutsche Originalausgabe, vom Verfasser selbst bearbeitet, kostet, obwohl mit denselben Abbildungen und einer Karte versehen, über die Hälfte weniger als die englische.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rösselt, Prof. Friedr., Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 5. **verbesserte Auflage** mit 1 Stahlstich als Titelbild und 70 Abbildungen, bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Kurts, Rektor in Brieg. 30½ Bogen gr. 8. Broschirt 2 Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Ernst Fleischer (R. Hentschel) in Leipzig. (164)

Confirmationsgeschenk.

(165)

Worte des Herzens

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (19 Auflage 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Bessere Ausgaben in 12. und gr. 16. mit L.'s Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Geschichte Julius Cäsars

von

Kaiser Napoleon dem Dritten.

(166)

Dieses von der gesammten Lesewelt schon seit einer Reihe von Jahren mit der größten Spannung erwartete Werk ist jetzt der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Man braucht, um die Bedeutung desselben hervorzuheben, nur an die Analogien zu denken, welche in den Thaten und dem Ideengange Julius Cäsars und Napoleons III. liegen. Letzterer kann nicht von dem großen Römer sprechen, ohne wiederholt an die Errichtung des französischen Imperiums gemahnt zu werden, und dadurch gewinnt dies Buch, welches in seinem geschichtlich-politischen, sowie militärischen Inhalte zahlreiche Streiflichter auf die Geschichte und Politik der Gegenwart werfen wird, Bedeutung für alle Leserkreise.

Die Geschichte Julius Cäsars wird 3 Bände umfassen und von einem ungefähr 50 Karten enthaltenden Atlas begleitet sein. Buch und Atlas sind, obgleich letzterer für die Leser, namentlich für Militärs, Philologen rc., große Wichtigkeit besitzt, getrennt zu haben.

An gleichem Tage mit der französischen Original-Ausgabe erscheint die unter den Auspicien des Kaisers besorgte, von diesem **einzig autorisirte** deutsche Uebersetzung, revidirt von Prof. **Ritschl.**

Von der deutschen Ausgabe kostet der erste Band 3 Thlr., die erste Lieferung des Atlas (4 Karten enthaltend) 1⅔ Thlr. Der Preis des ersten Bandes der französischen Ausgabe ist 3 Thlr. 10 Ngr., der Preis der ersten Lieferung des Atlas 1⅔ Thlr.

Bestellungen bitten wir uns sobald als möglich zugehen zu lassen, da es bei dem ungewöhnlich starken Verlangen nach dem Buche vorkommen dürfte, daß zu spät eingehende Bestellungen erst von der zweiten Auflage ausgeführt werden könnten.

Wien.
Carl Gerold's Sohn,
Buchhändler d. kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann).

Soeben vollständig erschienen:

Eckardt, Ludwig, Vorschule der Aesthetik. Zwanzig Vorträge. Mit 170 Holzschnitten, Titelbildern und musikalischen Beilagen. Lex.-8. 2 Bde. Thlr. 6. — In Leinwand geb. Thlr. 6. 20 Sgr. (167)

Karlsruhe. A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leeder und Stückschen

in Ditmarscher Platt

von (168)

Hayßen van Alenkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum erstenmal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.:

Reden und Abhandlungen

von

Jacob Grimm.

26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (169)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das Feuilleton in Wien.*)

Von jeher hat die österreichische Presse auf die Pflege des Feuilletons eine größere Sorgfalt verwendet, als auf die des „politischen Theils"; auch heute noch wird von Seiten vieler österreichischer Redaktionen großer Werth darauf gelegt, daß in der „Parterre-Etage" ihrer Journale ein besserer Ton herrsche als oberhalb derselben, und bei den meisten findet sich in der That in diesen unteren Räumen eine gute Gesellschaft zusammen. Die Erscheinung ist eine natürliche, denn unsere Journalistik ist aus dem Feuilleton herausgewachsen; eine große Anzahl unserer Journale, und fast alle, die noch aus dem Vormärz datiren, waren ursprünglich bloß oder vorwiegend belletristischen Inhalts und fügten erst später ihrem schöngeistigen Inhalte den politischen bei. Erst im Laufe der letzten zehn Jahre wurde die Metamorphose vollständig, und heute dürfte es wohl kaum mehr ein größeres Tageblatt in Oesterreich geben, in welchem die Belletristik nicht in die bescheidenen Räumlichkeiten des Feuilletons zurückgedrängt wäre und der politische Theil nicht den eigentlichen Inhalt bildet.

Nichtsdestoweniger kann man das nach französischem Muster eingeführte Feuilleton auch in Oesterreich eine Schöpfung neuerer Zeit nennen, welcher aber jenes ältere belletristische Journalwesen zu Gute kam, und zwar in doppelter Richtung, einerseits, indem sich nun die besseren literarischen Kräfte, die bis dahin ihre Arbeiten, soweit sie nicht selbstständig mit denselben hervortraten, in jenen periodischen Schriften zerstreuten, nun dem modernen Feuilleton zuwendeten, andrerseits, indem sie auch von jener Periode ein bestimmtes Publikum erbten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß unsere Presse durch das Feuilleton einen günstigen Einfluß auf unsere Lesewelt ausgeübt hat, zumal die Mehrzahl der Journale bestrebt war, statt zu der Masse herabzusteigen, diese zu sich emporzuheben. Freilich ist für viele Blätter der Roman ein nothwendiges Uebel. Sogar die „Presse", von der man doch glauben sollte, daß sie sich am leichtesten emancipiren könnte, kann den Roman nicht fallen lassen.**)

Bei dem argen Zustande, in dem sich aber unsere Romanliteratur im Allgemeinen befindet, und dem Mangel an wirklich guten Produktionen, der auf diesem Gebiete herrscht, ist es in der That keine kleine Aufgabe für unsere Journale, sich mit anständigen Arbeiten zu versorgen. Nichtsdestoweniger zeigt sich auch in dieser Richtung eine erfreuliche Wendung zum Bessern. Der Lokalroman wird zwar noch immer von einigen Blättern gepflegt, allein an die Stelle der Machwerke Bäuerle'scher Schule sind doch solche Erzählungen getreten, die man wenigstens nicht nach den ersten Seiten mit Entrüstung wegschleudern muß, während einzelne Blätter sogar vorzügliche Arbeiten von Autoren ersten Ranges bringen.

So erschienen kürzlich gleichzeitig als Feuilleton-Romane die neuesten Arbeiten Berthold Auerbachs („Auf der Höhe" in der „Neuen Fr. Presse") und August Beckers (des beliebten Verfassers von „Jung Friedel") „das Rabbi-Vermächtniß" im „Botschafter".

Die meisten Blätter halten in Betreff dessen, was sie im Feuilleton bieten, einen gewissen Turnus ein, und bei einigen sind für gewisse Feuilletons, wie zum Beispiel die „Wochenchronik", die „Theaterschau", den „Pariser" oder „Berliner Brief" bestimmte Tage festgesetzt, an welchen diese Feuilletons regelmäßig wiederkehren. Eine Spezialität ist der „Wochenbrief", der zuerst in der „Presse" von Friedrich Uhl, der hierdurch der Liebling des Publikums wurde, nach französischem Muster eingeführt und dann von fast allen Blättern adoptirt worden. Der „Wochenbrief" hat sich nun so eingebürgert, daß Journale, die den Versuch machten, ihn aufzuheben, sich genöthigt sahen, denselben wieder einzuführen. Es ist dem Wiener Publikum zum Bedürfniß geworden, sich die Ereignisse der Woche in pikanter Plauderei erzählen zu lassen, und in diesem Rahmen ein Bild alles dessen zu erhalten, was sich im Laufe einer Woche auf der Straße, an öffentlichen Vergnügungsorten, auf Bällen, im Theater, ja selbst in distinguirten Privatzirkeln zugetragen, und man muß es unsern Feuilletonisten nachsagen, daß sie sich meist ihrer Aufgabe mit vielem Geschmacke und in der Regel auch mit der nöthigen Discretion, die Gränze, wo die „Causerie" aufhört und der Klatsch beginnt, innehaltend, entledigen, wenn zuweilen auch manches Histörchen über die ungleiche Mischung von Dichtung und Wahrheit keinen Zweifel zuläßt. Es sind meist Schriftsteller von gutem Rufe, welche unseren Blättern diese Causerie liefern, so z. B. der „Morgenpost" der Lustspieldichter Siegmund Schlesinger, dem „Botschafter" der Volksschriftsteller Anton Langer und der Verfasser der „Eglantine" Eduard Mautner, der „Wiener Abendpost" Bruno Bucher, der Bruder Lothar Buchers, dem „Fremdenblatt" Wilhelm Wiener, dessen „Briefe eines Müssiggängers" ein gewisses Renommé erlangt haben, dem „Wanderer" der bekannte Romanschriftsteller Johannes Nordmann, der „Ostdeutschen Post" Michael Klapp. Die beiden „Pressen" haben die Wochenchronik in die Rubrik der Lokalnachrichten verdrängt und sie im Feuilleton durch Culturskizzen aus dem alten Wien ersetzt. Von dem in der „Presse" unter dem Titel „aus halbvergangener Zeit" erscheinenden Feuilleton dürfte von ihrem Autor, Ludwig August Frankl, wohl bald eine Serie in Buchform weiteren Kreisen übergeben werden, denen sie ihres mannigfaltigen Inhalts und ihrer geistvollen Darstellung halber gewiß eine willkommene Lectüre sein werden.

In der „Neuen Fr. Presse" begegnen wir feuilletons-ähnlichen Genres, unterzeichnet „von einem halbverstorbenen Hofrathe", der aber Niemand anders ist, als der lange Zeit unerkannt gebliebene Verfasser der vielbewunderten „Dissolving views" (Brandner). Zuweilen bringt das letztgenannte Blatt auch Beiträge desselben Genre's aus der geistreichen Feder des Restors unserer Feuilletonisten und des Vaters der feinen Reklame, Bauernschmied, während in der alten „Presse" in neuerer Zeit auch der kaustische, durch den literarischen Vernichtungskrieg, den er vor Jahren gegen Saphir geführt, in weitern Kreisen bekannt gewordene Rudolph Waldek seinen Witz spielen läßt.

Eine wichtige Rolle im Feuilleton der österreichischen und namentlich der Wiener Blätter spielt die Theaterkritik, während die Buchkritik in so auffallender Weise vernachlässigt wird, daß selbst hervorragende österreichische literarische Erscheinungen von einem großen Theile der Presse entweder gar nicht besprochen oder mit dürftigen Notizen abgefertigt werden. Damit hängt es

*) Vgl. Nr. 36 des „Magazin" von 1864, wo wir das Zeitungswesen in Oesterreich besprochen haben.

**) Bei den großen Mitteln, die diesem Blatte zur Verfügung stehen, ist es allerdings unverantwortlich, daß es nichts Besseres, als nicht besonders glücklich gewählte Uebersetzungen bietet.

auch zusammen, daß Bücher im Allgemeinen in Oesterreich ein schlechtes Absatzgebiet haben, besonders belletristische Erscheinungen. Derselbe feine Herr, dem ein Sperrsitz in einem der Theater, wenn ein neues Stück gegeben wird, niemals zu theuer erscheint, ist nur schwer zu bewegen, ein Buch, das er um denselben Preis erhalten kann, zu kaufen.

Dem Theater mit Allem, was drum und dran hängt, wird im Feuilleton ein fast unverhältnißmäßig großer Raum gewidmet; es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Kritik, sowohl was das Schauspiel, als was die Oper anbelangt, mit Ernst und in der Regel mit größerer Tiefe, als man sie sonst an Journal-Artikeln gewöhnt ist, gehandhabt wird. Auch liegt sie fast durchweg in den Händen gewiegter Fachmänner. Als solchen müssen wir z. B. den auch durch poetische Arbeiten vortheilhaft bekannten Apologeten Hebbel's, Emil Kuh, nennen, dessen Kritiken und Essay's, die er der „Presse" liefert, von feiner ästhetischer Bildung zeugen. In der „Neuen Freien Presse" führt Ludwig Speidel, unstreitig einer der geistreichsten unter unsern Journalisten, das kritische Richteramt. Dasselbe Blatt hat übrigens allwöchentlich noch eine besondere Theaternummer, die durch die Theater-Episteln von Junius novus, hinter welchem Pseudonym Niemand anders steckt, als der bekannte Schauspieler Anton Ascher, ein rasches Renommé gewonnen hat. Hieronymus Lorm, der früher für mehrere Blätter schrieb, tritt jetzt seltener mit kritischen Arbeiten hervor. Auch die Theaterkritiken des „Botschafter" von Karl von Thalen stehen über dem Niveau dessen, was man gewöhnlich in Zeitungen unter der Rubrik des Theaterreferats zu lesen gewohnt ist. Die Kritiken der „Constitutionellen österreichischen Zeitung" stammen aus der Feder des gefeierten Erzählers Leopold Kompert.

Auf gleicher Stufe steht die Musikkritik, an welcher sich gleichfalls Kräfte ersten Ranges, wie z. B. Eduard Hanslik, der von der alten zur neuen „Presse" übersiedelte, und bei ersterer durch den von Zang aus Paris berufenen Dr. Schelle ersetzt worden, betheiligen. Für den „Botschafter" schreibt der Verfasser des „Leben Schuberts", Dr. Kreisle, für die „Abendpost" der bekannte Schriftsteller Rudolph Hirsch die musikalischen Feuilletons, Ersterer in einem etwas zu doctrinären, Letzterer in einer allzu sehr poetisch aufgeputzten Weise.

Neben den kritischen Arbeiten haben sich im Wiener Feuilleton in neuerer Zeit Bilder aus der Naturgeschichte, der Gesellschaft sowohl als des Thierreichs, eingebürgert, auf welchen Gebieten wir oft ganz vortreffliche Genrebilder zu lesen bekommen. Von den naturwissenschaftlichen Feuilletons haben besonders die Arbeiten des Professors Jäger und Reitlingers eine große Beliebtheit erlangt. Jägers „Bilder aus dem Thiergarten", die er dem „Botschafter" geliefert, verdienten gesammelt, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Auch im Auslande lebenden Schriftstellern begegnen wir sehr häufig im österreichischen Feuilleton, so z. B. Moritz Hartmann in der „Ostdeutschen Post" und der „Neuen Freien Presse", in letzterer auch Szarvady, Kalisch u. A., in der „alten Presse" Karl Frenzel, Kossak, im „Botschafter" Friedrich Pecht, Max Ring, Dr. Beta, aus dessen Feder das genannte Blatt erst jüngst eine Reihe vortrefflicher Arbeiten brachte.

An Nachdruck lassen es indessen die österreichischen Blätter auch nicht fehlen. Namentlich sind es das „Ausland", das „Morgenblatt", die viel und nicht selten ohne Quellenangabe benutzt werden. Was letzteren Punkt anbelangt, nehmen es die Wiener Journale überhaupt sehr leicht. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", das zu den meist ausgebeuteten gehört, weiß hiervon auch ein Lied zu singen. Bei der sorgsamen Weise mit welcher im Allgemeinen das Feuilleton in Oesterreich gepflegt wird, ist es kein Wunder, daß neben demselben die Existenz selbstständiger belletristischer Blätter eine schwierige wird.

In der That besitzen wir in ganz Oesterreich, wie groß auch die Anzahl nichtpolitischer Blätter ist, welche wir in dem offiziellen Ausweise verzeichnet finden, doch eigentlich nur zwei belletristische Journale besserer Gattung: die Waldheimschen „illustrirten Blätter", welche der „Gartenlaube", in Oesterreich wenigstens, bereits bedeutende Concurrenz machen und in der That Tüchtiges leisten, und das bekannte „Illustrirte Familienbuch des österreichischen Lloyd", eine Unternehmung, die im Laufe der Jahre auch außerhalb Oesterreichs ein wohlverdientes Renommé erlangt hat. Alle andern nichtpolitischen Blätter Oesterreichs sind entweder nicht erwähnenswerth, oder gehören in den Kreis der Fachjournale, die wir natürlich nicht in den Bereich unserer Feuilleton-Besprechung ziehen. Man kann uns daher keinen Vorwurf daraus machen, wenn wir z. B. ein Blatt wie die „Haushaltung", das sich in kurzer Zeit einen weiten Leserkreis erworben und an welchem Männer wie Justus v. Liebig mitarbeiten, oder eine Unternehmung wie die „Oesterreichische Revue", die in allen Fächern gleich Ausgezeichnetes zu bieten bestrebt ist, übergangen haben.

Die Gränzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß.*)

Ein tiefdurchdachtes Werk eines ernsten Forschers. Der Verfasser ist Naturalist; er ist aber auch Gegner des Materialismus: nicht die unorganische Materie ist das allein Ewige, sondern es sind neben ihr gleichfalls ewig die Organismen und der Geist. Diese ewige Dreiheit ist ursprünglich entstanden, nicht das Eine aus dem Anderen, und es hängen diese drei Elemente der Welt nur mechanisch zusammen. Diese Weltordnung besteht ihm seit Beginn an. Zweck der Weltordnung ist: das durch die möglichste Vollkommenheit bedingte Glück jedes fühlenden Wesens (nicht allein der Menschen).

Materie und Raum sind ihm die erste fundamentale Gränze der Erkenntniß, die zweckmäßigen Formen der Welt die zweite Gränze, die im Raum verborgenen Empfindungen und Gefühle: die Weltseele — die dritte Gränze der Erkenntniß und zugleich nebst der davon durchdrungenen Körperwelt ihr Ursprung.

Das System des Herrn Verfassers ist interessant durch seine Basis, die nicht von einer Einheit, sondern von einer Dreiheit gebildet wird, in gleicher Weise interessant durch die Schärfe und Consequenz seiner Darstellung auch für den, der, wie wir, sich von der Wahrheit des Systems nicht überzeugen kann. Die Lectüre des Buches ist wohlthuend durch die Art, wie der Herr Verfasser den Kampf seiner Anschauungen gegen die bestehende irdische Weltordnung aufgenommen wissen will. Er spricht sich in dieser Beziehung, z. B. in Betreff der Religion, folgendermaßen aus:

---

*) Im Gegensatz zu Kant und Hegel. Von Dr. Heinrich Czolbe. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1865. 282 S.

„Ich halte es für das Richtigste, abweichende Ansichten, wenn auch bestimmt, so doch ruhig und mit dem Bewußtsein des „Irren ist menschlich“, in Büchern zu veröffentlichen, mit Pietät bei der heut im Ganzen so toleranten Kirche zu verharren und es allein der Kraft der menschlichen Erkenntniß zu überlassen, daß sie ohne Gewaltthätigkeiten die Irrthümer aus der alten ehrwürdigen Kirche allmählich verscheucht, in der das Gute unvergänglich bleiben wird. Daß im Vergleich zu sämmtlichen philosophischen Systemen (ich nehme das von mir vertheidigte keineswegs aus) und zu anderen Kirchen und sittlichen Verbrüderungen die christliche Kirche heut und für lange theoretisch und praktisch das Beste ist und sein wird, was die Menschheit zur Befriedigung des religiösen und tieferen philosophischen Bedürfnisses besitzt: diese Ueberzeugung steht ebensowenig mit dem Atheismus des Verfassers dieser Schrift im Widerspruch wie seine aufrichtige Ehrerbietung bei persönlicher Berührung mit den Vertretern der Kirche. Die so eben von Rom ausgegangene Encyklika hat meine Sympathie für die erhabene Organisation der katholischen Kirche nicht verlöscht.“ Wir bemerken zur Charakteristik dieser milden Denkungsweise, daß der Herr Verfasser zur protestantischen Kirche gehört.

Wir hoffen, daß das Werk eine zweite Auflage erleben wird und möchten uns daher zwei Bemerkungen erlauben:

Das Buch enthält außer den philosophischen Erörterungen viele Bemerkungen über praktische Verhältnisse, z. B. über politische Fragen. Der Herr Verfasser übersieht hier das Material nicht vollständig. Es ist natürlich für ihn — der sich fast mit aller Welt in theoretischem Widerspruch befindet — ohne alle Bedeutung, daß z. B. seine politische Ansicht — er ist doktrinärer Absolutist — selbst gegen die Ansicht der feudalen Presse stößt, aber wir meinen: der Herr Verfasser, der die Welt nicht auf einer Einheit erbaut, wird so wichtige Lebensverhältnisse auch nicht allein nach dem einen Grundsatz ermessen wollen, daß die Regierung, die „das Regieren gelernt hat, wie der Arzt die Behandlung der Kranken“, die jedesmaligen Bedürfnisse des Staates am besten versteht und ihre Abhülfe auch am frühesten und energischsten herbeiführen wird. — Wir meinen, solche Abschweifungen in praktische Verhältnisse sind schon darum zu vermeiden, weil sie den Leser zerstreuen.

Unsere zweite Bemerkung betrifft den Stil. „Wer recht zu wirken denkt, muß auf das rechte Werkzeug halten.“ Der Herr Verfasser trägt Ansichten vor, welche den meisten seiner Leser neu sind; der Leser folgt daher nur schwer; zu dieser Schwierigkeit des Inhalts kommt noch eine sehr ermüdende der Form: sehr lange Perioden mit mannigfachen Einschachtelungen. Diesem Uebelstande wird sich leicht abhelfen lassen.

Frankreich.

S. Munk's Eröffnungs-Vorlesung auf Renan's Lehrstuhl.*)

I.

Semiten und Hebräer.

Meine Herren!

Indem ich diesen Lehrstuhl besteige, verhehle ich mir nicht die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden haben werde, um dem Wohlwollen der gelehrten Körperschaften zu entsprechen, die mich zu dieser Stelle in Vorschlag gebracht und um das Vertrauen des aufgeklärten Ministers zu rechtfertigen, der jetzt über die Geschicke unseres öffentlichen Unterrichtes wacht. Rücksichten mancher Art vermehren noch die Schwierigkeit meiner Aufgabe. Das Andenken des berühmten Orientalisten,*) welcher vierzig Jahre lang diesen Lehrstuhl einnahm, wird noch lange unter uns fortleben; die unauslöschliche Erinnerung an sein umfassendes Wissen, das ebenso mannigfach als gründlich war, legt mir Pflichten auf, deren ganze Bedeutung ich kenne. Ich weiß auch, daß dem ausgezeichneten Gelehrten, den auf diesem Lehrstuhl unmittelbar zu ersetzen ich berufen bin,**) ein lebhaftes und aufrichtiges Bedauern in seine Zurückgezogenheit gefolgt ist, da ihm an dieser Stelle durch sein Wissen, sein Talent und seine Jugend eine lange, glänzende Zukunft gesichert schien. Ich theile dieses Bedauern ebenfalls, und tief beklage ich jenes unabwendbare Mißgeschick — woher es auch gekommen sein möge — in Folge dessen der Cursus seiner Lehrvorträge nicht lange nach ihrem Beginn unterbrochen wurde. Meinerseits vermag ich Ihnen hier leider nichts, als die Bruchstücke meiner Erinnerungen darzubieten, und ich hoffe, daß Sie dieselben mit Wohlwollen aufnehmen werden.

Schon heute werde ich Ihrer Nachsicht bedürfen. Seit zwölf Jahren erblindet, kann ich weder lesen noch schreiben, und von der Welt ganz zurückgezogen lebend, bin ich in der Improvisation nicht geübt. Ich vermag daher auch nicht, Ihnen, wie es üblich ist, einen eigentlichen Eröffnungs-Vortrag, d. h. über einen gegebenen Stoff eine kunstvolle Rede zu halten. Ich glaube jedoch, Sie einige Augenblicke, und wäre es auch nur in der einfachen Sprache der Konversation, über den Gegenstand dieses Cursus und über die Fragen, die sich daran knüpfen, unterhalten zu müssen.

Gegenstand dieses Cursus sind, wie schon sein Name besagt, Vorlesungen über die hebräische, chaldäische und syrische Sprache; also es ist ein einfacher, grammatischer Lehrcursus, der, so zu sagen, dem materiellen Unterrichte gewidmet ist, ganz abgesehen von der Anwendung, welche die Zuhörer auf ihre theologischen oder philologischen Studien davon machen wollen.

Keinesweges will ich damit sagen, daß ich, indem ich mich streng in den Gränzen dieses Programmes halte, mich jeder Art von Exegese enthalten und keinerlei Erkärungen in dieser Beziehung, z. B. was die vergleichende Grammatik, die Geographie, die Geschichte, die Archäologie betrifft, geben werde. Das sei fern von mir! Die Urkunden, die wir zu erklären haben, zum Theil die ältesten Schriftdenkmäler des Menschengeschlechts, bieten oft Schwierigkeiten dar, die die grammatikalische Analyse allein nicht zu lösen vermag; vielmehr muß dazu anderwärts nach Auskunft geforscht werden. Andererseits macht das hohe Alterthum dieser Urkunden sie manchmal geeignet, einen Lichtstrahl auf die Geschichte der alten Völker zu werfen,

*) Die Vorlesungen des Akademikers S. Munk in Paris haben für die gesammte religiöse und politische Welt ein lebhaftes Interesse bekommen, nachdem sich herausgestellt, daß auf dem Lehrstuhle, den bisher Renan bekleidete, unter der Form einer Discussion über ethnographische und philologisch-historische Fragen die Vertheidigung der semitischen (d. h. jüdischen und christlichen) Gottesidee gegen die Angriffe einer neuen Schule, die sich die japhetitische nennt, geführt wird. Wir theilen daher die am 1. Februar gehaltene Eröffnungsrede Munk's nach dem soeben in Paris (Michel Lévy) erschienenen Cours de langues hebraïque, chaldaïque et syriaque, Leçon d'ouverture, par S. Munk, de l'Institut, vollständig mit. D. R.

*) Quatremère.

**) Renan.

die den biblischen Schauplatz umgaben und uns kein schriftliches Denkmal hinterlassen haben. Unter beiden Gesichtspunkten also werden sich unserer Darstellung eine Menge nützlicher und interessanter Beobachtungen darbieten.

Nur eine Art der Exegese wird von unseren Vorlesungen absolut ausgeschlossen sein, nämlich die dogmatische oder theologische Exegese. Die berühmtesten Lehrer der Kirche und der Synagoge stimmen darin überein, daß sie in gewissen Stellen der Schrift, in gewissen Aussprüchen der Propheten einen doppelten Sinn erkennen: einen einfachen, rationellen, historischen Sinn und andererseits einen allegorischen, typischen oder dogmatischen. Es giebt demnach zweierlei Arten von Exegese: die eine, auf der Vernunft und auf philologischen, geschichtlichen Studien, und die andere, auf dem Glauben und auf einer alten Ueberlieferung ruhend. Die beiden Exegesen laufen parallel neben einander, ohne sich zu berühren oder sich gegenseitig auszuschließen.

Der heilige Hieronymus z. B., in seinem Kommentar des Propheten Hosea, sagt bei der Erklärung der Worte des elften Kapitels: „Und aus Aegypten habe ich meinen Sohn berufen" ausdrücklich, daß man dem Evangelisten eine Absurdität unterschieben würde (stultitiam et imperitiam, wie er sich ausdrückt), wenn man behauptete, daß nach dem Evangelium der Prophet nur den typischen Sinn seiner Worte im Auge gehabt. Es ist vielmehr, sagt der h. Hieronymus, unzweifelhaft, daß der Prophet von dem großen historischen Ereignisse des Auszuges aus Aegypten hat sprechen wollen, aber daneben hat er seinen Worten einen typischen oder messianischen Sinn gegeben. Der heilige Thomas in seiner Summa theologiae, da, wo er vom irdischen Paradiese spricht, stellt folgende allgemeine Thesis auf: „In omnibus quae Scriptura per hunc modum (narrationis historicae) tradit, est pro fundamento tenenda veritas historiae; desuper expositiones spirituales fabricandae."

Die Lehrer der Synagoge drücken sich noch bestimmter aus. Die Schrift, sagen sie, kann auf sechzig Arten (d. h. vielartig, wie man auf lateinisch sexcentis modis sagen würde) ausgelegt werden. Aber, fügen sie hinzu, niemals kann der heilige Text seines einfachen, wörtlichen Sinnes entkleidet werden. An einer anderen Stelle sagen sie, daß der einfache Sinn eine Sache für sich und ebenso das Dogma eine Sache für sich sei. In der That waren die Propheten Volksredner, die zum Volke auf öffentlichem Markte sprachen. Ihre Aussprüche mußten daher vor allen Dingen einen ihrer Zuhörerschaft verständlichen Sinn haben, und ihre Worte mußten den Umständen der Zeit und des Ortes angepaßt sein. Gleichzeitig aber machten sie Anspielungen auf gewisse Dogmen oder gewisse künftige Ereignisse, die ihre Zeitgenossen noch nicht im Stande waren, zu begreifen.

Hier, auf diesem Lehrstuhle, der lediglich den philologisch-historischen Studien gewidmet ist, haben wir uns nur mit dem einfachen, geschichtlichen Sinne zu beschäftigen; die dogmatische Exegese wollen wir den theologischen, für die verschiedenen Religionsgenossenschaften bestehenden Lehrstühlen überlassen. Der überlieferte Glaube gehört vor das innere Forum; er ist gewissermaßen eine individuelle Offenbarung, und zwar ein ebenso gutes Criterium der Wahrheit, wie die Vernunft, wiewohl ein rein subjektives Criterium. Jeder Gläubige wendet sich der Ueberlieferung zu, in welcher er erzogen ist, aber er hat auch alle anderen Ueberlieferungen zu achten. Gott verhüte, daß ich jemals eine derselben angreifen sollte! Aber ich möchte auch nicht, daß selbst mein Schweigen als ein indirekter stiller Angriff gegen jene Ueberlieferungen angesehen werde, von denen ich die einen anerkenne, während die anderen stets ein Gegenstand pietätvoller Achtung für mich sein werden.

Nach dieser Erklärung, die ich für nothwendig gehalten, komme ich auf die drei Sprachen zurück, mit denen wir uns zu beschäftigen haben werden.

Das Hebräische, das Chaldäische und das Syrische gehören einer Sprachenfamilie an, welche man seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gemeinhin semitische Sprachen benennt, weil, wie man damals annahm, die Völker, welche sie redeten, von der Race des Sem, Sohnes von Noah, waren. Diese Völker sind: die Assyrier, die Babylonier oder Chaldäer, die Syrer, die Phönicier, die Hebräer, die Araber und die Aethiopier. Die Benennung „semitische Sprachen" ist angegriffen worden; man hat mit Recht bemerkt, daß die Phönicier und die Aethiopier, nach der Genesis, von der Race Cham's seien und nicht von der des Sem. Weitergehende Kritiker, auf dem Prinzipe fußend, daß die Gleichförmigkeit der Sprachen ein evidenter Beweis für die Homogeneität der Racen sei, behaupteten dreist, daß die Phönicier und die Aethiopier Semiten seien und daß sie vom Verfasser der Genesis entweder irrthümlich oder boshafterweise unter die Chamiten versetzt worden. Es ist dies eine sehr bequeme Kritik, die mehr einer gewissen skeptischen Coquetterie, als dem Streben nach Wahrheit, ihr Dasein verdankt.

Was die Aethiopier betrifft, so gab es deren von der Race Sem's und von der Race Cham's. Das Wort Αἰθίοπες bei den Griechen und das Wort Kusch bei den Hebräern bezeichnet im Allgemeinen alle Völker im Sinne der den Alten bekannten Welt. Diejenigen dieser Völker, die den Ghéez genannten semitischen Dialekt sprachen, waren unzweifelhaft Semiten. Es war dies eine Kolonie von himyaritischen Arabern, die den arabischen Meerbusen überschritten und sich in Afrika zur Seite der eingeborenen Aethiopier niedergelassen hatten, welche Letztere Chamiten waren und einen chamitischen Dialekt sprachen.

Hinsichtlich der Phönicier ist die Frage etwas schwieriger, doch scheint sie mir nicht unlösbar. Man braucht sich nur zu erinnern, daß nach Herodot die Phönicier von den Küsten des Rothen Meeres, d. h. wahrscheinlich vom Persischen Meerbusen, hergekommen waren, als sie sich in Palästina niederließen. Diese Wanderung muß im höchsten Alterthume stattgefunden haben, denn als Abraham, der Aramäer, mit seiner Familie nach Palästina kam, fand er dort bereits die Kanaaniter. „Der Kanaaniter war damals im Lande," sagt die Genesis (XII, 6.). Die Phönicier hatten sich dort mitten unter einheimischen Völkerschaften, genannt Rephaim, Emim, Susim, Samsumim, Awim ꝛc. niedergelassen. Diese, deren Race die Bibel nicht angiebt, sind wahrscheinlich Semiten gewesen, die einen semitischen Dialekt sprachen, den die Phönicier allmählich selbst annahmen. Es würde diese Hypothese zugleich das Vorhandensein einiger chamitischen Wörter in der Sprache der Phönicier erklären, namentlich des persönlichen Fürwortes anoch oder anochi (ich), das sich in keiner anderen semitischen Sprache, außer der hebräischen, findet, in welcher es fast identisch mit dem phönicischen Fürwort ist, wo jedoch neben anochi auch das semitische Pronomen ani angewandt wird.

Eine ähnliche Erscheinung nehmen wir auch bei den Hebräern wahr. Die Abrahamiten, ursprünglich Aramäer, nahmen in Palästina angekommen, nach und nach die Sprache der Palästinenser, d. h. die der Landeseingeborenen, und der Phönicier an. Aber sie erhielten sich einige Bruchstücke der Sprache ihrer aramäischen Vorfahren, namentlich das wichtige Zeitwort Haja oder Hawa (Sein), das in inniger Beziehung stand zu dem Namen

Gottes, Jahwo oder Jehova, Der, der ist, oder das Allsein, während die Phönicier das Zeitwort Sein, wie die Araber, durch covan oder cân ausdrückten. Vor dreißig Jahren bereits habe ich dieses Zeitwort cân in zwei punischen Versen des Plautus erkannt. Damals wurde die Richtigkeit dieser Bemerkung von den Orientalisten bestritten; seitdem hat jedoch die phöniciſche Inschrift von Marseille und die des Sarkophages von Eschmuneser, König von Sidon, die Thatsache bestätigt, die jetzt Niemand mehr in Abrede stellt.

Wie es nun auch mit diesen ethnographischen Fragen sich verhalte, die ich hier unmöglich erschöpfend behandeln kann, so halte ich dafür, daß man den semitischen Sprachen einen viel charakteristischeren Namen beilegen könnte, indem man sie dreibuchstabige oder zweisylbige Sprachen nennte, denn soweit wir auch in die Geschichte der semitischen Sprachen zurückzugehen vermögen, bieten sie uns Wurzeln von drei Consonanten dar, die durch zwei Vocale verbunden und zweisylbig sind, während sämmtliche indo-europäische Sprachen einsylbige Wurzeln haben. So wird z. B. das Zeitwort mach(en) im Sanskrit durch kri, im Griechischen durch κα, im Lateinischen durch fac, im Assyrischen aber durch 'abas, im Phönicischen durch pa'al, im Hebräischen durch pa'al oder 'assa, im Aramäischen durch abad, im Arabischen durch fa'al, im Aethiopischen durch gabar ausgedrückt. Wie verschieden auch die Wurzeln in den beiden Sprachen-Familien sind, überall finden sich auf der einen Seite einsylbige und auf der anderen zweisylbige Wurzeln.*)

Ich werde mich nicht bei dem aufhalten, was man die Armuth der semitischen Sprachen genannt hat, denn dies würde ein Eingehen auf technische Details erfordern, die hier nicht am Orte sein würden. Wenn ich Armuth gesagt, so will ich damit nicht eine Armuth an Wurzeln und Wörtern gemeint haben, an denen z. B. das arabische Wörterbuch so reich als irgend ein anderes ist. Ich meinte vielmehr die Armuth an grammatischen Formen, der Declination und der Conjugation; ferner die absolute Unmöglichkeit, abstrakte Ideen auszudrücken, den gänzlichen oder fast gänzlichen Mangel an zusammengesetzten Verben und Substantiven — und man weiß, wie groß in allen diesen Beziehungen der Reichthum der indo-europäischen Sprachen ist. Endlich will ich auch noch der Einfachheit ihrer Syntax gedenken. Die semitischen Sprachen inkommodiren sich nicht mit langen Perioden; die Sätze folgen einander ohne sonderliche Kunst und ohne anderes Band, als das Bindewort und; ihre prosaische Diction gleicht der Sprechart der Kinder.

Es ist bemerkenswerth, daß die Araber z. B., selbst auf dem Höhepunkte ihrer Civilisation, zur Zeit des Mittelalters, niemals einen erträglichen Geschichtschreiber hervorgebracht haben. Ihre Historiker und Chronisten erzählen gleich den Kindern. Ein Thucydides, ein Livius, ein Tacitus würde in keiner der semitischen Sprachen möglich sein. Als die Araber sich einen eleganten Styl schaffen wollten, verfielen sie in das Kindische und Geschmacklose. Wir finden bei ihnen Alliterationen, Assonanzen, Wortspiele und alle möglichen anderen Künsteleien, die wohl einen Augenblick das Ohr kitzeln, jedoch auf die Länge abgeschmackt und ermüdend werden. Gestatten Sie mir, Ihnen eine Vorstellung davon zu machen, indem ich Ihnen aus einer Uebersetzung, die ich früher von den Makamen des Hairiri zu machen versuchte, einige Phrasen mittheile. (Der Redner citirte hier eine Stelle, worin der arabische Prediger eine Mahnung an den Tod giebt, und zwar in ähnlichen Assonanzen und Alliterationen, wie wir sie aus der deutschen Uebersetzung von Friedrich Rückert kennen, und fuhr dann fort:) Nun denken Sie sich ein ganzes Geschichtswerk in diesem Style, wie z. B. das Leben Timur's von Hu-Arabscha! Das ist natürlich ebenso abgeschmackt als ermüdend.

Ich komme jetzt zu den Hebräern. Ich werde die Augenblicke, die mir heute verbleiben, darauf verwenden, von ihrem monotheistischen Glauben und von der Poesie zu sprechen, die dieser Glaube erzeugt hat.

Man hat in den letzten Jahren viel über den allgemeinen Charakter der Semiten geschrieben, und ich muß fast befürchten, etwas Bekanntes zu wiederholen, wenn ich hier anführe, daß man die Armuth der Sprache mit der Armuth der Ideen, der Einbildungskraft und des Gefühls in Verbindung gebracht habe. Ich werde daher nicht wiederholen, was Andere über diesen Gegenstand viel besser geschrieben, als ich es zu sagen vermag. Aber es scheint mir, daß man ungerecht gegen die Hebräer gewesen, indem man sie in allen Beziehungen mit den anderen semitischen Völkern zusammengeworfen hat.

Man hat ihnen Allen dieselbe Religion beigemessen, die man die Religion der Semiten genannt, und man hat ihnen Allen den Instinkt des Monotheismus beigemessen, als ob die spekulativste Idee der Welt, jene Idee, welche die größten Philosophen des Alterthums nur unvollkommen aufzufassen vermochten, eine Sache des Instinkts sein könnte, besonders bei solchen Völkern, denen man andererseits mit Recht jede Befähigung zur philosophischen Spekulation absprach!

Aber glauben Sie ja nicht, daß dieser vorgebliche Monotheismus der Semiten etwas in die Augen Springendes, daß er für den Geschichtschreiber, der mit vorurtheilsfreiem Geiste die Wahrheit sucht, eine ausgemachte Thatsache ist. Im Gegentheil, er entzieht sich überall unseren Blicken, und es hat großer Anstrengungen bedurft, um ihn überhaupt nur in's Auge fassen zu können. Man hat zu diesem Zwecke ein ganzes Gerüst philologischer Deductionen aufgebaut, die aber der leichteste Wind umzuwerfen vermag. Von historischen Nachweisen, von einer auf authentischen Urkunden ruhenden Kritik ist nicht die Rede. Im Gegentheil giebt fast jede Seite der Bibel und geben zahlreiche Stellen profaner Schriftsteller jener Hypothese das vollständigste Dementi. Denn eine Hypothese ist es nur, eine a priori zu einem bestimmten Zweck aufgestellte Theorie, und jedesmal, wenn dieselbe zur Anwendung gebracht werden sollte, hat man es mit Ausnahmen zu thun gehabt. Die Semiten, hat man behauptet, waren Monotheisten. Aber die Assyrier? Ausnahme! Die Babylonier? Ausnahme! Die Syrier und die Phönicier? Ausnahme! Was so viel sagen will, als daß die semitische Race wesentlich monotheistisch war, ausgenommen — alle semitischen Völker. „Aber, Sie vergessen die Araber,“

*) Diese zuerst von Bopp und Wilhelm v. Humboldt aufgestellte Theorie hat in neuerer Zeit in Deutschland eine Modification erfahren. Professor H. Steinthal, der in seinem, eine neue Epoche der Sprachen-Classification bezeichnenden Werke: „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ (zweite Auflage, Berlin, Dümmler, 1860) die Sprachen allein nach ihrer organisch sich vollziehenden Entwickelung der Sprach-Idee unterscheidet, bezeichnet zwar die Dreiconsonantigkeit als ein unablösbares Merkmal der semitischen Wortstämme (die mit den Wurzeln nicht zu verwechseln), doch läßt er die Zweisylbigkeit der semitischen Sprachen ebensowenig als ein solches Merkmal gelten, wie die Einsylbigkeit der Wurzeln in den indo-europäischen Sprachen. Vielmehr unterscheiden sich die letzteren in ihrer organischen Entwickelung gerade dadurch von dem Chinesischen und anderen einsylbigen Sprachen, daß in jenen die Wurzel das Bestreben hat, sich in den Stämmen flexivisch zu mehrsylbigem Ausbau zu entwickeln. D. R.

wird man mir erwiedern: „sind nicht ihre Denkmäler da, um ihren Glauben an einen einzigen Gott darzuthun?" Welche Monumente, wenn ich fragen darf? Eine Reihefolge von Eigennamen, mühselig zusammengestellt aus Schriften, die relativ einer neueren Zeit angehören und mit einem philologischen Scharfsinn ausgelegt, der einer ernsteren, besseren Sache werth wäre.

Aber ich öffne das Buch „Josuah", und ich lese daselbst: „Josuah sagte allem Volke: Also hat Jehova gesprochen: Jenseits des Flusses wohnten einst euere Vorfahren, Tarah, Vater Abraham's und Vater Nahor's, und sie beteten falsche Götter an." Ist dies deutlich? Ich öffne den Herodot und lese daselbst, daß die alten Araber die Venus Urania unter dem Namen Alilat, d. h. Alilahet, anbeten, die ihre Göttin par excellence war, die Astarte der Syrer und Phönicier, die der Prophet Jeremias die „Königin des Himmels" nennt. Ich öffne den Koran, und ich lese daselbst die Namen mehrerer heidnischen Gottheiten, welche die Araber anbeteten.

Ueberdies ex fructu arbor agnoscitur. Was hat der angebliche Monotheismus der Araber hervorgebracht? Nichts, durchaus nichts! Die alten Araber haben ebenso wenig, als die Syrer, die Phönicier und andere semitische Völker, eine Literatur hinterlassen. Mehr als zehn Jahrhunderte waren über die Gräber der letzten Propheten hingegangen, als Arabien die ersten Töne seiner monotonen Gesänge erschallen ließ. Und was weiß der Araber zu besingen? Seine Eitelkeit, seinen Stolz, seinen Egoismus, ein schönes Kameel, ein edles Roß, eine gerade Lanze, einen schnellen Pfeil, manchmal eine schöne Frau. Die Gastfreundschaft ist seine höchste Tugend, die Rache seine vornehmste Leidenschaft.*)

Italien.

Römerbauten.

Guhl's und Koner's Forschungen.**)

Heinrich Barth schildert in seinen Afrikanischen Entdeckungsreisen den wunderbaren Eindruck, den mitten in den wildeinsamen Thälern des Wüstenrandes, von allen jetzigen Stätten der Kultur fern, römische Denkmäler auf das Gemüth des Wanderers ausüben. Nachdem er schon bei dem Streifzuge durch das Bergland von Tripolis, dem Vorspiele seiner großen Wüstenreise, Burgen, Kastelle und Monumente römischer Herkunft angetroffen, überraschte ihn auf der Wanderung nach Murzuk in der Nähe des Wadi Tagdje der Anblick eines der schönsten und kunstvollsten Grabdenkmäler, welche aus dem römischen Alterthum uns erhalten sind. Das Monument erhebt sich in dem verödeten Thal auf einer Basis von drei Stufen und in drei Stockwerken zu einer Höhe von 48 Fuß. Säulen und Gesims, Graburnen, Büsten, Reliefschmuck an Friesen und Ornamenten, die ganze Symbolik der römischen Grabesarchitektur: das alles in der unbeschreiblichen Oede eines afrikanischen Wüstenthals und in der Glut afrikanischer Sonne unversehrt und in klassischer Ruhe emporragend, — der Anblick mußte tief auf den nordischen Beschauer wirken. „Ich konnte mich dieser kunstreichen und in seiner schlank emporstrebenden Form wie von Genien getragenen Monumente gegenüber eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Ringsum in dem breiten verödeten Thal war kein menschliches Wesen, ja nicht einmal ein lebendes Wesen überhaupt zu erblicken. Als der Römer hier sein reichgeschmücktes Monument baute, konnte er nicht ahnen, daß es nach so vielen Jahrhunderten von einem Nachkommen jener Germanen, die er wie die Garamanten zu den Barbaren rechnete, der gebildeten Welt zur Bewunderung wieder vorgeführt werden würde."

Ein solches Monument an einer solchen Stelle weist unwillkürlich über die Schranken ästhetischer, künstlerischer Betrachtung, zu der es in anderen Umgebungen einladen möchte, weit hinaus. Seine bloße Existenz ist hier, wie Barth sehr richtig bemerkt, „ein genügender Beweis, daß diese Gegend im Alterthum nicht so verödet gewesen sein kann, daß vielmehr hier eine Bevölkerung gelebt haben muß, gebildet genug, solche Werke der Kunst zu würdigen und sich an ihnen zu erfreuen." So führt dies eine Denkmal, nach römischer Prunksitte der geliebten Angehörigen einer Privatfamilie geweiht, von der uns nicht einmal der Name erhalten ist, mit einem Zauberschlage den Reisenden siebzehn lange Jahrhunderte zurück; es führt vor seine Seele das Bild der Zeit, wo unter den Schwingen des römischen Legionsaars griechische Kultur ihren mildernden Einfluß über die Wüste und ihre Kinder ausdehnte; es legt deutlicher und eindringlicher, als irgend ein Buch es vermag, Zeugniß ab von der Allherrschaft der römischen Weltmonarchie.

Aus den Werken der Römer, nicht aus ihren Büchern, können wir ihr Weltreich uns noch heut veranschaulichen. Bücher sind Worte, sie berichten dem Nichtgelehrten, wie „Völker verrauschen, Namen verklingen", aber sie entreißen die Namen und die Völker nicht den Schwingen der finstern Vergessenheit. Das Werk steht vor uns, es spricht zu dem Gebildeten wie zu dem Ungebildeten; und wenn auch das Verständniß für diese Sprache verschieden ist, so zwingt es durch sein bloßes Dasein zur Betrachtung, zur Erinnerung, oder wo diese nicht ausreicht, zur Fabel und zur Sage. Das Werk ist das Denkmal einer That; und darum wirkt es, so alt sein Ursprung sein mag, auf uns, auf die Gegenwart, auf die fernsten Geschlechter wie eine That.

Und solche Werke, Denkmäler im strengsten Sinne des Wortes, — welches Volk hätte sie in solcher Fülle und in solcher Erhabenheit, so verschieden geartet und doch eines Geistes Kinder, so weit über den Erdkreis zerstreut und doch immer in ihrer Heimat, aufzuweisen, wie das römische? Wohin immer der nie rastende Fuß der Legionärs die Zeichen römischer Herrschaft trug, vom Golf der Syrten bis dahin, wo, nach dem Wort des Dichters, der Hydaspes die unwirthlichen Gestade bespült, vom Fuße des Atlas und den schneeigen Häuptern des Kaukasus und des Ararat bis zu den Granitwällen der Grampians und der Pictenberge — allenthalben römische Mauern, Thürme und Burgen zum Schutz, Straßen, Brücken, Tunnels, Wasserleitungen zum Nutz; dazu Tempel und Heiligthümer, die Prachtbauten der Villen, die Theater, die Gräberwelt — ein Abbild des römischen Weltreichs, das treueste, lebendigste, sprechendste noch heut, nach siebzehn Jahrhunderten!

Die Römerbauten sind Geschichte, sie sind für die Geschichte Roms eine gewaltige, reine, trotz allen Studiums unerschöpfte Quelle. Es ist allbekannt, welcher Fleiß und welche Begeisterung sich überall an ihre auch noch in der trümmerhaftesten

*) Der Schluß des Vortrages folgt in der nächsten Nummer.

**) Das Leben der Griechen und Römer, nach antiken Bildwerken dargestellt von Ernst Guhl und Wilh. Koner. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 535 Holzschnitten. Berlin, Weidmann, 1864. (XVI und 770 S.)

Form großen und imposanten Gestalten geheftet haben. Der römische Alterthümler ist eine bekannte Figur nicht blos der Romane und Novellen, bei uns wie anderswo. Aber dies Studium war lange Zeit hindurch überwiegend antiquarisch. Und Antiquare, wie Immermann's Herr Schmitz, der, um die römische Amphora zu bekommen, den Bratspieß aus der Soester Fehde für das Schwert von Carolus Magnus durch sein Attest anerkennt (ich weiß, daß dem Biedermann nachher das Gewissen schlägt, und daß er den Handel rückgängig macht), oder wie Walter Scott's Jonathan Oldbuck, der aus dem Stein mit dem Handzeichen des lustigen Bettlers ein Weihgefäß des Agricola macht, — sie und ihres Gleichen in Dichtung und Wahrheit haben der Geschichte oft nur sehr zweifelhafte Dienste erwiesen. Wo nicht Sammlerwuth oder dilettantische Liebhaberei mitsprach, da trat oft archäologische Rechthaberei und Systemmacherei noch störender auf. Daß die Archäologie Geschichte ist und als eine historische Wissenschaft den Grundgesetzen geschichtlichen Studiums unterliegt, daß aus ihr aber wiederum für die Erkenntniß der Geschichte, des wirklichen realen Lebens der Völker von Ehedem Gewaltiges zu gewinnen ist, darin liegt einer der mächtigsten wissenschaftlichen Fortschritte, der unser Jahrhundert auszeichnet.

Und wie man gesehen, daß die Archäologen Historiker wurden, so ist auch in unserem Jahrhundert die Betrachtung der Kunstdenkmäler in einen innigeren Zusammenhang mit der Erforschung des gesammten politischen und sozialen Lebens der Völker getreten. Berührt von dem mächtigen Aufschwung der ästhetischen Erkenntniß einer- und dem nicht minder bedeutenden Erblühen der Geschichtschreibung andererseits hat die Kunstgeschichte einen weit höheren und freieren Standpunkt erreicht, als die frühere meistens blos biographische Behandlung dies gestattete. Sonst ausschließlich Künstlergeschichte, oder, wenn's hoch kam, Geschichte der Kunstschulen, ist sie jetzt zu einem Zweige der Geschichte überhaupt herangereift, der, wie er aus der Entwickelung des Geisteslebens der Nation seine Kraft empfängt, so auch wiederum dem Gesammt-Organismus tausendfach neue Lebensnahrung zuführt. Seitdem die Archäologie und die Kunstgeschichte untrennbare Theile der Geschichtsschreibung geworden sind, darf sich ein historisches Werk nicht mehr darauf beschränken, eine Darstellung der Haupt- und Staats-Actionen zu sein. Sein Ziel ist seitdem das Leben des Volks.

Irre ich nicht, so hat das vortreffliche Buch von Ernst Guhl und Wilhelm Koner, welches diesen Fortschritt der Archäologie und der Kunstgeschichte auf die Darstellung des Lebens der Griechen und Römer anwendet, bereits bei seinem ersten Erscheinen in diesen Blättern Erwähnung und wohlverdiente Anerkennung gefunden. Es war in der That ein fruchtbarer Gedanke, zu dessen Ausführung sich der Kunsthistoriker und der Alterthumsforscher die Hand reichten. Es galt, das Leben der klassischen Völker, so oft nach seinen natürlichen, sittlichen und geistigen Grundlagen erforscht, zur Anschauung zu bringen, und zwar nach den Denkmälern der Griechen und Römer selbst. Ihr Leben, so weit es sich äußerlich darstellt, nicht die äußere Erscheinung dieses Lebens, nicht etwa Erläuterungen zu Abbildungen antiker Monumente, sondern die antiken Monumente als Erläuterung ihres Lebens, wie uns dasselbe durch jene Forschungen bekannt geworden ist: das war die Aufgabe, welche die Verfasser sich gestellt hatten. Der Kunsthistoriker übernahm es, — und hierin kam ihm vor Allem eine ungewöhnlich ausgedehnte persönliche Anschauung der meisten antiken Monumente zu statten — die baulichen Alterthümer beider Völker in Wort und Abbildung vorzuführen; während der Archäolog im steten Anschluß daran die Haupterscheinungen des Privatlebens schilderte: das Wohnhaus in seiner inneren Ausstattung, die Bewohner desselben in ihrer äußeren Erscheinung, das Leben im Hause, die Mittel für geistige und körperliche Erziehung, das Leben und Treiben des Mannes im Kriege, wie im Gemeinleben des Friedens, und endlich das Eingehen des Menschen zur letzten Ruhestätte. Mehr als fünfhundert in den Text gedruckte Holzschnitte, den besten Monumenten jeder Art entlehnt, dienen zur Veranschaulichung der für alle Gebildeten zugänglichen und doch auch dem mit dem Leben und der Literatur des Alterthums Vertrauten nicht zu geringen, im edelsten Sinne des Worts populären Darstellung. Wie glücklich dies Ziel erreicht wurde, das zeigt jetzt der überraschende Erfolg des Buches. Schon zwei Jahre nach dem ersten Erscheinen wurde eine neue Auflage nöthig. Leider hatte inzwischen den Kunsthistoriker, Professor Ernst Guhl, ein unerwartetes Geschick abberufen. Das Werk, das nunmehr allein der Fürsorge des zweiten Verfassers, Professors Wilhelm Koner, anheimfällt, ist in der neuen Ausgabe nicht unbedeutend vermehrt und überall mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Erforschungen des Alterthums im Gleichschritt erhalten worden. Es fährt fort, gleich anderen Produktionen der Weidmann'schen Buchhandlung, deren Verdienst um die Beförderung der Alterthumskunde bekannt ist, sich in den gebildeten Kreisen unseres deutschen Vaterlandes einzubürgern.

Der Abschnitt über die baulichen Alterthümer der Römer, eine gedrängte aber gründliche und eingehende Darstellung des ganzen Gebiets (auf beinahe 200 Seiten und mit einer vortrefflichen Auswahl von Ansichten, Plänen und Durchschnitten versehen), führt uns jene Werke die wir im Eingang das Abbild der römischen Weltmonarchie nannten, mit großer Anschaulichkeit vor. Mit dem Tempelbau beginnend, zeigt uns der Verfasser die altitalischen, die etruskischen Kultusstätten, die altrömischen Formen, aus denen sich, durch den bedeutenden Einfluß griechischer Kunst veredelt und erhoben, bereichert durch die mächtige Erfindung des Bogens und die Anwendung der Kuppelformen, der Tempelstil des Augustischen Zeitalters entwickelt. Neben den wohlbekannten erhabenen Gestalten, wo

> Künstliche Himmel ruh'n auf schlanken ionischen Säulen,
> Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,

stehen die lieblichen Erscheinungen, noch heute einer der höchsten Reize italiänischer Landschaften: keiner lieblicher gelegen, als der kleine Rundtempel der Vesta, der sich in Tivoli hart am Abgrunde gegenüber dem prachtvollen Wasserfall des Anio erhebt. Auf die Tempel folgen die gewaltigen Bauten der Mauern und der Thore, Mauern, wie wir sie einen weltgeschichtlichen Fries, noch heut um Rom erblicken; Thore, die wie die Porta Maggiore in Rom, wie das goldene Thor in Salona, wie die herrliche Pforte von Pompeji, mit dem Zwecke des Schutzes und der Vertheidigung grandiose und künstlerisch reine Formen verbinden. Es folgen die Werke, die am treuesten den Charakter und die Bestrebungen des römischen Volkes erkennen lassen, die Straßen, die Brücken, die Häfen, die Wasserbauten, in denen der weltbeherrschende Geist dieser Nation, durch das Bedürfniß allseitiger, schneller, sicherer Verbindungen geleitet, seine originalsten Denkmäler geschaffen hat. Es ist hier, wo der Gegensatz griechischer und römischer Baukunst, in ihren Bedürfnissen wie in ihren Zielen und Mitteln am schärfsten und am lehrreichsten sich ausprägt. Die Straßen der Griechen, nach den Anforderungen des täglichen Lebens in nicht großen Gemeinden

Digitized by Google

errichtet, zugleich aber auf ideale Zwecke gerichtet, schlossen sich auch da, wo sie kunstmäßig geführt waren, mehr der Natur und den Bedingungen des Bodens an; sie scheuten auch Umwege nicht, wo entweder die Bequemlichkeit der Reisenden oder alter Brauch dazu einluden. „Ganz anders bei den Römern. Mit derselben staunenswerthen Energie, die dem politisch entwickelten und militairisch geschulten Volke fast auf allen Gebieten seiner Thätigkeit eigen war, verfolgen sie bei der Anlage der Wege nur den einen Zweck, möglichst direkt zu bauen, in möglichst grader Linie die beiden Zielpunkte der Straße mit einander in Verbindung zu setzen. Das gemüthliche Anschließen an die natürlichen Bodenverhältnisse hört auf, und anstatt sich den letzteren zu fügen, sucht sie der Römer vielmehr zu beherrschen und zu bewältigen. Wo sich Berge entgegenstellen, werden sie durchbrochen; wo eine Senkung des Bodens die gleichmäßige Fortführung des Weges zu verhindern droht, wird dieselbe durch Dämme und Steinbauten ausgeglichen; wo tiefe Thalgründe oder reißende Ströme die einmal eingeschlagene Richtung durchschneiden, werden sie mit kühnen Brücken überbrückt, die in vielen Fällen noch heut das Staunen der Nachwelt erregen, obschon unsere Neuzeit in allen technischen und insbesondere in den mechanischen wie wissenschaftlichen Hülfsmitteln der Architektur die Römer bei weitem hinter sich gelassen hat."

Für die Kenntniß des römischen Privatbaues haben die Ruinen (es sind wirklich Ruinen) von Pompeji den reichlichsten Stoff geboten. Freilich jene ungeheuren Strukturen, in denen die Prachtliebe der republikanischen Aristokratie, wie die unermeßliche Baulust der Imperatoren, ihren Ausdruck fanden, können wir uns aus den Trümmern eines Badeortes zweiten Ranges nicht vergegenwärtigen; wir können aus ihnen weder eine Aurea domus Nero's, noch die städtegleiche Villa des Hadrian herstellen, noch die riesigen Luxusbauten, welche den nördlichen Rand des Golfs von Neapel umkränzten, wo, wie Platen in einem seiner schönsten Gedichte singt, noch jetzt

Aus purpurnen Wogen empor ragt manches antike Gestein,
Das Römer dereinst in die Flut, Prachtsäulen zu tragen, gesenkt.

Den Wohnungen der Lebenden schließen sich die der Todten an: der römische Gräberbau, der ebenfalls, aus schlichten Anfängen republikanischer Einfachheit hervorgegangen, sich in der imposanten Fülle und Pracht des kaiserlichen Rom zu eigenartigen, überaus mächtigen Gestalten emporgipfelt, Gestalten, die, wie das Grabmal Hadrian's (die Engelsburg) und jenes Monument der Metella, dem Byron einige herrliche Strophen*) geweiht hat, das ganze Mittelalter hindurch mit den Schicksalen der ewigen Stadt unauflöslich verkettet gewesen sind und die noch heut zu den eindrucksvollsten Zügen ihres edelen Antlitzes gehören. Wunderbares Geschick, das selbst die Stätte der Todten von Rom, dem politischen Geiste ihres Volkes folgend, wieder und immer wieder als Festung, als Gefängniß, als Herrscherburg, in den Dienst des Staates rief!

Scheint dieser Alles erfüllende und Alles beherrschende Staatsgedanke in den Ehrendenkmälern, wie sie als Säule, als Thurm, als Triumphbogen uns so reichlich aufbewahrt sind, für einen Augenblick etwas zurückzutreten, so verkörpert er sich um so kräftiger in den gewaltigen Bauwerken, die den Zwecken, den Geschäften, den Vergnügungen des Gemeinwesens dienen. Jene Thermen, deren Trümmer uns in Rom mit Ehrfurcht erfüllen wie Schöpfungen einer gewaltigen Natur, die Curien und die Basiliken, die Fora, in denen das öffentliche Leben des Staats seinen Gipfelpunkt fand und die einst zu den unerreichten Meisterwerken römischer Architektur gehörten, die Circus und die Theater — welches Volk hätte auch nur annähernd eine ähnliche Reihe solcher Staatsbauten im höchsten Sinne des Worts aufzuweisen? Wo fände jenes herrlichste Monument römischer Größe, jenes Colisco, mit welchem die ehrfürchtige Bewunderung des Mittelalters das Bestehen der Stadt Rom und der Welt verknüpfte, ihres Gleichen?

Sehen wir alle diese Schöpfungen in der vortrefflichen Darstellung des gedachten Buches an uns vorübergehen, so erscheinen sie uns als die glänzendste Illustration des Ausspruches der Kunstgeschichte, daß die Baukunst die eminent politische Kunst ist. Wir erinnern uns, von dem Verfasser dieses Abschnitts beim Antritte seines Amtes als Sekretär der Akademie der Künste eine geistvolle Rede vernommen zu haben, die der Entwickelung dieses Satzes gewidmet war, und welche unter dem Titel „Die Baukunst und ihr Zusammenhang mit staatlicher Entwickelung" unter die nach seinem Tode erschienene Sammlung von Reden und Aufsätzen aufgenommen worden ist. „Wenn wir, sagt Guhl dort von den Bauwerken der Römer, den Staat vorzugsweise als strenggeregelten Organismus verschiedener Gewalten betrachten, so möchte sich der Einfluß desselben auf die Baukunst niemals so groß erwiesen haben, als hier, indem die besonderen Bedürfnisse des öffentlichen Lebens und die Funktionen der verschiedenen Staatsgewalten eine Menge neuer Bauanlagen hervorriefen, in anderen Monumenten ganz spezielle politische Beziehungen und Akte zu Tage traten, in allen aber die Allgewalt des römischen Staates von seinem Wachsen bis zu seinem Verfall seinen treuen künstlerischen Ausdruck findet... Und so sehen wir eine Welt von Monumenten entstehen, in denen sich die wirkliche Welt sowohl nach Grandiosität des Stiles und Mannigfaltigkeit der Aufgaben, als auch darin spiegelte, daß wie Rom die Herrschaft seiner Gesetze und Waffen über den Erdball ausbreitete, so auch die Formen seiner Baukunst in allen ihm unterworfenen Ländern zu ausschließlicher Geltung gelangt sind." P. D. Fischer.

*) Childe Harold IV. 99—104.

England.

Deutsche Mittheilungen aus London.

Der Morning Star. — Die preußischen Kammerverhandlungen über die Arbeiterfrage. — Die Bankfrage.

Unter allen englischen Zeitungen bringt uns der Korrespondent des „Morning Star" die besten Berichte über die Kammerverhandlungen in Berlin, und es ist erfreulich zu sehen, wie gut der Berichterstatter jener besten aller Penny-Zeitungen über die dortigen Verhältnisse unterrichtet ist. In Folge dessen, sowie durch die anständige Sprache, durch die liberale Haltung, und durch die energische Vertheidigung des amerikanischen Nordens den Rebellenstaaten gegenüber, hat sich der Morning Star die Sympathieen der Deutschen in England erworben und wird nun offiziell, d. h. durch die verschiedenen Vorstände der hiesigen deutschen Vereine, zur allgemeinen Verbreitung unter den Deutschen empfohlen. Keine hiesige Zeitung hat aber auch, wie der Star, ein solch lebendig und frisch geschriebenes Feuilleton, das unter dem Titel „the Flaneur" erscheint, aufzuweisen, und ich

bin überzeugt, daß der Star unzweifelhaft einen bedeutenden Leserkreis in Deutschland finden würde, wenn das Porto für Zeitungen nur billiger wäre, das jetzt noch zwei Pence für jede Nummer beträgt.

Die letzten Debatten in der preußischen Kammer, betreffend den Antrag der Herren Faucher und Schulze auf Aufhebung derjenigen Paragraphen der Gewerbe-Ordnung, welche die Verbindung der Arbeiter verbieten, sowie die Debatte wegen Erweiterung des Geschäftsbetriebes der preußischen Bank, haben besonders unter der hiesigen angesehenen deutschen Bevölkerung viel Interesse erregt. Wir beurtheilen hier natürlich die dortige sogenannte „soziale Frage" nach dem Vorgange der bedeutenden wirthschaftlichen Reformen in England.

Ist es schon traurig genug, daß ein Staat wie Preußen nach vierzigjähriger Gewerbefreiheit, im Jahre 1849 ein solches Monstre von Erwerbs-Beschränkungs-Gesetz einführte, so ist es betrübend für die in England lebenden Deutschen, zu sehen, wie die besten Kräfte der preußischen Kammer beider Parteien sich abmühen, sogenannte soziale Ideen theils zu befürworten, theils zu bekämpfen. Wie zerfahren müssen die Verhältnisse und wie groß muß das Mißtrauen sein, wenn die von Herrn Wagner so rund, klar und allgemein verständlich ausgesprochenen Ideen des verstorbenen Proudhon den Herrn Dr. Löwe veranlassen konnten, eine lediglich alte Wahrheiten wiederholende Rede zu Gunsten der freien Arbeit zu halten. Es schiene uns rathsamer, die Wagner'schen Arbeiterbeglückungs-Theorieen, wie solche in der Kammer dargelegt wurden, mit den Waffen des Kladderadatsch zu bekämpfen, als den gesunden Menschenverstand der Nationalökonomen daran zu verschwenden. Der Redner, welcher den verstorbenen Lassalle mit Faust verglich, hat sich im Gleichniß vergriffen; er hätte ihn den Don Quijote des überlebten französischen Communismus nennen sollen. Die Reactions-Partei verlangt „Garantie der Arbeit," — kann man sich wohl etwas Komischeres denken? Herr von Blankenburg — und „Eigenthum ist Diebstahl!" wie reimt sich das zusammen? Ein Redner mindestens hätte den Muth haben sollen, die Grundsätze Considérant's von dem „Rechte auf Arbeit" konsequent durchzuführen; er hätte Herrn Wagner beim Worte festhalten sollen und die leider gar nicht humoristischen, sondern ernst tragischen Konsequenzen zum Schlusse derart ziehen sollen, daß den Herren die Lust zu solchen Experimenten, wie Organisation der Arbeit, oder der Arbeiter, haarsträubend vergangen wäre.

Im Folgenden theilen wir ein Urtheil des Star über die schlesischen Weber-Differenzen mit: „Wer in einem Glashause wohnt, sollte nicht mit Steinen um sich werfen, und Herr Kommerzienrath Reichenheim hätte besser gethan, einem anderen Mitgliede die Angelegenheit der Weber-Deputation zu überlassen. Bekanntlich fabriziren die Herren Reichenheim jene unter dem Namen Orleans und Alpaccas gekannten halbwollenen Stoffe, deren Einfuhr von England bei Strafe von 30 bis 50 Thaler pro Centner (unter dem milderen Titel: Eingangs- oder Schutzzoll) gestattet ist. Trotz dieses hohen Schutzes zahlen die dortigen Fabrikanten nicht die Hälfte des Lohnes, welchen die englischen Arbeiter in Bradford in denselben Industriezweigen beziehen. Ein englischer Arbeiter in Bradford verzehrt mehr Fleisch in einer Woche als ein schlesischer in einem Monate, und die Herren Fabrikanten in Schlesien verdienen durchaus keinen Dank, wenn sie der königlichen Regierungs-Kommission nachweisen konnten, daß ihre Arbeiter im Stande waren, eine mäßige Sparkasse zu errichten — eine Sparkasse, wozu jede arme Handwerkerfrau, die sich ein Orleanskleid kauft, 20 bis 30 pCt. vom Werthe des Stoffes oder noch mehr als Fabrikantensteuer beitragen muß!"

Ob die beiden Paragraphen des Gewerbegesetzes zu Gunsten der Arbeiter-Vereinigungen gestrichen werden oder nicht, ist unwesentlich — die Erfahrung lehrt, daß die Freiheit, sich zum Zwecke der Arbeits-Einstellung vereinigen zu können, wenn mißbraucht, stets zum Nachtheil der Arbeiter ausfiel, und umgekehrt — hat das Verbot solcher Vereinigung in aufgeregten Zeiten niemals die Arbeiter abgeschreckt. Es ist aber wesentlicher, daß alle Beschränkungen, d. h. das ganze Gewerbegesetz von 1849, abgeschafft werde, wozu, wie es schien, die Regierung die Hand bot. Die Angst, es könnte anstatt des alten Gesetzes ein Arbeiter-Organisations-Gesetz mit Staatszuschutz dabei herauskommen, war ebenso naiv als ungerechtfertigt. Ein solches Gesetz könnte höchstens, wie das jetzige Gewerbegesetz vom Februar 1849, nur vermittelst Octroyirung entstehen.

Die verschiedenen Delegirten der englischen Handelskammer tagen jetzt in London, und wie bei Ihnen, ist das Monopol der „Bank of England" zur Sprache gekommen, und ein Comité ernannt, welches die beschränkte Notenausgabe der englischen Bank, gegenüber dem jährlich steigenden Bedürfniß eines genügenden Circulationsmittels, und die zunehmenden Schwankungen des Zinses untersuchen soll.

Die letzte Debatte über Bankwesen in der preußischen Kammer bewies, daß die volkswirthschaftliche Partei bei Ihnen wachsam ist, und wenn in dem Referate des Herrn Reichenheim die politische Wichtigkeit der Bank-Erweiterung scharf hervorgehoben wurde, so hat dies Manches für sich. Es ist wahrscheinlich, daß Filialen der preußischen Bank in Hamburg, Bremen und Lübeck es vorbereiten, daß demnächst in den norddeutschen Hansestädten die preußische Münzwährung endlich eingeführt wird. Aber ohne Einführung einer festen Goldwährung wie in Amerika, England, Frankreich und Belgien werden die Filialen der Bank allein eine Münzeinheit nicht zu Stande bringen. Goldmünzen im Werthe von 5 und 10 Thaler nach englischem und französischem Feingehalt als Wechsel- und Steuerzahlung gültig, sollten schleunigst eingeführt werden; sonst wird die jetzige Silberwährung ein theures und gefahrdrohendes Circulationsmittel. Daß Herr v. d. Heydt sich bei der Bankdebatte nicht betheiligte, fiel hier allgemein auf. Ein englischer Minister a. D. hätte sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Nord-Amerika.

Chinesen vor Columbus in Amerika.

Die verhältnißmäßig hohe und blühende Civilisation, welche die Spanier nach der Entdeckung in den Reichen von Mexiko und Peru vorfanden, ist immer noch ein geschichtliches Räthsel, welches seiner befriedigenden Lösung harrt. Um es sich zu erklären, wie diese eigenthümliche Kultur entstand, die in vieler Beziehung an den alten Orient, an Aegypten und Indien erinnert, hat man die Vermuthung aufgestellt, daß die Anfänge derselben von der Ostküste Asiens, namentlich von China und Japan herübergekommen sein möchten und vieles sehr Scheinbare dafür vorgebracht. Die Form des Kalenders, die Architektur und manches Andere, das Aehnlichkeit mit den entsprechenden asiatischen Gestaltungen zeigte, mußte zum Anhalte

dienen; ja man hat diese Vermuthungen bestimmter formirt, indem man die Annahme machte, die ältesten Kulturgründer, deren Namen die Erinnerung aufbewahrt hat, Quetzalkratl bei den Azteken und Mango Capak bei den Peruanern, möchten wohl buddhistische Mönche, wenn nicht gar tatarische Prinzen gewesen sein, die aus Asien herübergekommen.

Wie geistreich diese und ähnliche Vermuthungen auch begründet werden mochten, so fehlten ihnen bisher doch die positiven Unterlagen fast gänzlich, und es ließe sich gegen dieselben noch mehr einwenden, als wirklich eingewendet worden ist. — Sollte die Entstehung einer völlig autochthonen Kultur aus dem Geiste des Volkes selbst heraus ganz zu den Unmöglichkeiten gehören? Warum findet sich, wenn Buddhisten die ersten Gesittiger Amerika's waren, keine Spur der eigentlichen Buchstabenschrift? An Gelehrigkeit und Empfänglichkeit hierbei konnte es den Indianern Mexiko's und Peru's nicht fehlen, da sie ein lebhaftes Bedürfniß, ihre Erinnerungen fortzupflanzen, hatten und zu sinnreichen und zu weit complicirteren Mitteln griffen, eine Literatur zu ersetzen, als die Buchstabenschrift war.

Doch dem sei, wie ihm wolle; die Frage könnte nur gelöst werden von der andern Seite des großen Oceans, wenn sich z. B. aus chinesischen Büchern und dergleichen nachweisen ließe, daß zu irgend einer Periode den Ostasiaten ein großer Kontinent im Osten bekannt gewesen und daß Schifffahrt dahin stattgefunden habe.

In der That ist dies der Fall, und nicht erst heutzutage sind dergleichen Stellen bekannt geworden; schon im vorigen Jahrhunderte, nach den Entdeckungen von Behring 1728 und 1741, durch welche die von ihm genannte Behringstraße und die nordwestliche Gestaltung Amerika's genauer ermittelt wurde, suchte de Guignes, der berühmte Verfasser der Geschichte der Mongolen, den Beweis zu führen, daß von China und Japan aus Verbindungen über Kamtschatka und die aleutischen Inseln mit dem amerikanischen Kontinente stattgefunden. In den Memoiren der Akademie der Inschriften tom. XXVIII, 1761, veröffentlicht er einen Aufsatz über: Les Navigations des Chinois du côté de l'Amérique, et sur plusieurs peuples situés à l'extrémité de l'Asie orientale. Er suchte darin nachzuweisen, daß die Chinesen Amerika unter dem Namen Fu-sang gekannt hatten.

Ein anderer berühmter Kenner des östlichen Asiens, Klaproth, bestritt später diese Annahme.. In den Nouvelles annales des voyages v. J. 1831 stellte er eine andere Vermuthung auf, wonach Fu-sang in Japan zu suchen wäre. Gegenwärtig hat man in Frankreich diese Frage, wie es scheint, sehr lebhaft aufgenommen und die Hypothese von dem buddhistischen Ursprunge der amerikanischen Kultur hat neue Vertheidiger gefunden. In der Revue Archéologique finden wir zwei Aufsätze über diesen Gegenstand, die von Gustav d'Eichthal verfaßt sind. Der eine, ein in der Akademie gehaltener Vortrag, spricht „von dem asiatisch-buddhistischen Charakter einiger Basreliefs von Palanke," der andere behandelt die oben erwähnte Streitfrage über das Land Fu-sang, wobei sich der gelehrte Verfasser auf Seite de Guigne's stellt und Klaproths Hypothese, wie es scheint mit Glück, zu widerlegen sucht.

Eine verwandte Arbeit unseres Landsmannes Herrn Neumann (Ost- und West-Amerika), die in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (1864) erschienen, ist dabei berücksichtigt worden.

Nach dem Sturze der Tsin-Dynastie (420 n. Chr.) war China voller Unruhen, und es theilte sich das Reich in zwei Theile, in ein nördliches und ein südliches. Das letztere wurde von 420 bis 589 nach einander von den vier Dynastien Sung, Thsi, Liang und Tschin regiert. Die Geschichte dieser beiden Reiche wurde von Li-ju-Tscheu verfaßt, der im Anfange des siebenten Jahrhunderts lebte. Dieser Geschichtsschreiber sagt in Betreff des Landes Fu-sang:

„Im ersten der Jahre Jung-juan der Regierung Fi-ti's aus der Dynastie der Thsi (499 n. Chr.) kam ein Scha-men (Schamane, buddhistischer Mönch), Namens Hoei-schin aus dem Lande Fu-sang nach King-tscheu. Er erzählt Folgendes: Fu-sang ist 20,000 Li östlich vom Lande Ta-han und gleicherweise im Osten von China. In diesem Lande wachsen viele Bäume mit Namen Fu-sang u. s. w." Folgt eine Beschreibung der Bäume, der Sitten und Gebräuche der Landeseinwohner.

Es handelt sich darum, auszumachen, was Ta-han für ein Land ist, von dem Fu-sang 20,000 Li nach Osten zu liegen soll.

Um dies thun zu können, geben de Guignes und nach ihm Klaproth zwei Itinerarien, das erste den See-, das andere den Landweg dahin enthaltend, beide mit Karten begleitet, die dem Stande der geographischen Kenntnisse ihrer Zeit entsprechen.

Der Seeweg nach Ta-han wird von dem Geschichtschreiber Li-ju-tscheu, den wir bereits erwähnt haben, genauer angegeben. Man fuhr ab von dem Distrikt Lolung an der Westküste Korea; man umfuhr diese Halbinsel und nachdem man 12,000 Li gefahren, landete man in Nipon (Japan). 7000 Li weiter nach Norden kam man in's Land Wentschin; von hier 5000 Li östlich lag Ta-han.

Ueber Wentschin sind de Guignes und Klaproth noch einig. Wentschin bedeutet: „tättowirte Leute" und man hat darunter das Land der Ainos im Norden von Japan zu verstehen. Von hier aber weichen beide Forscher von einander ab. De Guignes findet in Ta-han Kamtschatka, Klaproth will darin einfach die Insel Krasto oder Taraï-kaï finden, deren Nordspitze nach seiner Rechnung gerade 500 Li von der Nordspitze Nipon's entfernt ist.

Bei Klaproth's Ansicht fällt Fu-sang, welches 20,000 Li östlich von Tahan sein soll, offenbar in den großen Ocean. Klaproth hilft sich damit, die Genauigkeit der Relation in Betreff der Richtung des Weges anzuzweifeln, und sogar die Behauptung aufzustellen, Fu-sang sei nichts als ein alter Name Japan's, was durch Nichts erwiesen ist. Was der chinesische Berichterstatter von Fu-sang erzählt, paßt in keiner Weise auf Japan. Nicht nur ist Fu-sang 20,000 Li östlich von Ta-han entfernt, sondern östlich von diesem Lande 1000 Li weiter wird noch ein Königreich der Weiber angesetzt. Oestlich von Japan ist aber gar kein Land mehr, sondern die weite offene See. Andererseits haben die Chinesen, die so nahe an Japan wohnen und mit diesem Lande seit ältesten Zeiten her in vielfachster, engster Verbindung stehen, nie daran gedacht, das Land Fu-sang nach Japan zu versetzen. Für sie ist Fu-sang ein reines Wunder- und Fabelland geworden. „Das Land Fu-sang, sagt Klaproth selbst, hat den chinesischen Dichtern unzählige Mal Anlaß zu phantastischen Beschreibungen seiner Wunder geboten. Die Verfasser des Schan-hai-king, des Li-sao, Hoai-nan-tsu und Li-pe-tai und andere Schriftsteller dieser Art haben mit vollen Händen geschöpft. Ihnen zufolge steigt die Sonne aus dem Thale Jang-ku auf und kleidet sich an in Fu-sang, wo es Maulbeerbäume von mehreren hundert Klaftern Höhe giebt. Die Einwohner essen ihre Früchte, die ihrem Körper einen Goldglanz verleihen und sie zum Fliegen befähigen u. s. w."

Solche Fabeln erzählt man nicht von einem nahe liegenden Lande; um sie zu erzeugen, und in Umlauf zu bringen, dazu

gehören der Zauber der Entfernung und ganz und gar neue Umstände. Zudem war der Buddhismus in's Land Fu-sang bereits im Jahre 458 unserer Aera gelangt, während er, officiell wenigstens, in Japan erst hundert Jahre später eingeführt wurde (552).

Das andere Itinerarium giebt den Landweg von China nach Ta-han. Es nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Oberlaufe des Hoang-ho im Norden China's, passirt das heutige Land der Ordo's oder Ho-tar, dann die Wüste Kobi, kommt dann zum Hauptlager der Türken Hoei-khe am linken Ufer des Orchon, nicht weit von seinen Quellen, wo später Kara-Korum lag. Von hieraus erreichte man den Baikalsee, durchreiste das Land Ku-li-han, die alte Heimat der Kirgisen, sodann nach Osten zu das Land der Schy-wei. Die südlichsten Schy-wei wohnten in der Nähe des Flusses Onon, einem von rechts kommenden Zuflusse des obern Amur. Fünfzehn Tage weiter nach Osten, dem Amur entlang ziehend, fand man die Schy-wei Jutsche, wahrscheinlich dasselbe Volk, welches andere chinesische Schriftsteller Jutschy, nennen, d. i. die Dschurdsche, die Vorfahren der heutigen Mandschu's. Von hier aus zehn Tage weiter nach Norden, und man war im Lande Ta-han, das von drei Seiten vom Meer umgeben war und auch Lieu-kuei hieß. Dieses Land ist demnach jedenfalls Kamschatka.

Also 20,000 Li ostwärts von Kamschatka liegt das Land Fu-sang. Dies kann also kein anderes Land als Amerika sein. Zu de Guignes Zeiten, wo erst Behring die nach ihm genannte Durchfahrt entdeckt hatte, lagen die eigentlichen Küstenumrisse jener Gegenden noch im tiefen Dunkel und es bedurfte gelehrter Konjekturen, wo wir heute die Karte in hinreichend klarer Darstellung vor uns haben. Heutzutage begreift man, daß es den Chinesen bei bloßer Küstenschifffahrt verhältnißmäßig leicht war, über die Kette der aleutischen Inseln nach Amerika zu gelangen.

Aber es ist selbst nicht einmal nöthig, eine solche chinesische Schifffahrt anzunehmen; die aleutischen Inseln waren vor der Eroberung durch die Russen (1760—1790) von einer zahlreichen und wohlhabenden Bevölkerung bewohnt. See- und Pelzthiere existirten daselbst in ungeheurer Zahl. Die Einwohner hatten Erinnerungen an ihren asiatischen Ursprung; sie fuhren in ihren Lederbooten oder Beidaren mit großer Leichtigkeit von einer Insel zur andern.

Der chinesische Buddhist erzählt von wilden Ochsen in Fusang, daß man daselbst Hirsche wie in China die Rinder aufziehe und aus Hirschkuhmilch Käse mache, daß man den Weinstock kenne, daß Eisen mangle, aber dafür Kupfer in Gebrauch sei, daß Gold und Silber hier keinen Werth hätten, daß es hier auch weiße Leute gebe — lauter Dinge, die in der That positive Wahrheit enthalten. Die wilden Ochsen sind die Bison's der nordamerikanischen Prairien, der Hirsch war Hausthier in Mittel-, in Südamerika, wie das heilige Buch der Quiche zeigt, der wilde Weinstock fiel auch den Normanen auf, die von Grönland und Island aus nach Amerika kamen, und Reste weißer Bevölkerung lassen sich noch heute unter den Indianern erkennen. Die Mandaner, welche Catlin beschreibt, waren von fast europäischer Weiße, die Frauen weit mehr noch als die Männer.

De Guignes wußte noch nicht, daß die Religion des Fo in China und der Buddhismus ein und dieselbe sei, hat also auch noch keine richtige Vorstellung von dem Wanderer, der aus Fu-sang zurückkehrte. Nun giebt es aber ausdrückliche Nachrichten in chinesischen Büchern, welche besagen, daß buddhistische Mönche ihre Religion in Fu-sang ausgebreitet.

„Früher war die Religion des Buddha nicht in diesen Landen. Es geschah im 4. Jahre la-ming der Regierung von Hiao-wu-te aus der Dynastie der Sung (458 v. Chr.), daß fünf Pi-khui (Ordensmänner) des Landes Ki-pin (Kophen) nach Fu-sang gingen und das Gesetz Buddha's verbreiteten. Sie brachten mit sich Bücher, die heiligen Bilder, das Ritual und führten klösterliche Gewohnheiten ein; dies änderte die Sitten der Eingeborenen."

Das Land Ki-pin, das alte Kophen, ist etwa das heutige Bochara, das Land von Samarkand. In der angegebenen Epoche war Samarkand in der That einer der Hauptherde des Buddhismus. Man befand sich da im Centrum Asien's, einerseits in Berührung mit Persien, andrerseits mit Turkestan, am Ausgangspunkte aller Straßen, welche von diesem Mittelpunkte nach der Nordgränze China's und dem ganzen Nordosten Asiens bis zum Gestade des stillen Oceans führten.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, die wir hier im Auszuge mitgetheilt, hat in den Sitzungen der Akademie vom 10. und 17. Juni 1864 verschiedene Abbildungen vorgelegt und Bemerkungen dazu gemacht, die darauf hinausgingen, den Zusammenhang der alten mexikanischen Kultur mit der asiatischen außer Zweifel zu setzen. Er versuchte, den asiatisch-buddhistischen Ursprung einiger Bas-reliefs von Palenque nachzuweisen. In der Einleitung stellte er die Ansichten A. v. Humboldt's über die Verwandtschaft der mexikanischen und mittelamerikanischen Kultur mit der Civilisation verschiedener asiatischer Länder zusammen. Sodann erinnerte er an die Bemerkungen von Eugen Burnouf, Wilhelm von Humboldt, Crawford, Raffels u. A. über die Verbindung des Buddhismus mit den übrigen Kulten Indiens, namentlich mit dem des Wischnu und Schiwa. Endlich zeigte er nach verschiedenen Berichten den Gebrauch, den die Buddhisten in ihrer religiösen Propaganda von Büchern, Zeichnungen, Gemälden, Skulpturen, der Architektur, endlich vom Kalender machten. Hieraus schloß er, daß eine buddhistische Propaganda in Amerika den Anstoß zu Monumenten gegeben haben könnte, die sich durch ihren Charakter nicht bloß an die verschiedenen Kulte Indiens, sondern auch an die der verschiedenen Länder Asiens, wo der Buddhismus Eingang gefunden, anschließen dürften.

Hierauf legte er eine Reihe von mit einander verglichenen amerikanischen (meist aus Palenque) und indischen Bildwerken vor und wies ihre Aehnlichkeit nach, die mehrfach höchst auffallend war.

Afrika.

Die angebliche Inferiorität der Neger-Raçe.

Der schwarze Bischof (The Black Bishop), so lautet der Titel, unter dem vor kurzer Zeit die englischen Blätter die merkwürdige Thatsache berichteten und besprachen, daß einem Schwarzen die Bischofswürde für Westafrika zu Theil geworden sei. Der erste Neger, dem diese geistliche Würde verliehen ward, ist der Reverend Crowther, auch in weitern Kreisen durch sein trefflich geschriebenes Buch über die Niger-Expedition wohl bekannt. Die Besprechung, welche die englischen Blätter an diese Mittheilung knüpfen, ergeht sich zum Theil, wie dies seit dem Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges gebräuchlicher geworden, in Betrachtungen über die Inferiorität der Neger-Raçe. Es wäre zu

wünschen, daß jene Rede, die einst der jüngere Pitt bei dem Antrage auf Abschaffung des Sklavenhandels hielt (1791), nicht völlig dem Gedächtnisse seiner Landsleute entfalle. Er sagte darin unter Anderem:

„Es gab eine Zeit, an welche unsere Landsleute zu erinnern es zuweilen passend sein mag, eine Zeit, wo sogar Menschenopfer auf dieser Insel selber gebracht worden sind. Aber ich wollte besonders bemerken, denn darum handelt es sich, daß einst unter uns auch der Sklavenhandel im Schwunge ging. Sklaven waren, wie wir in Henry's Geschichte von Großbritannien lesen, ein stehender Ausfuhrartikel. In großer Anzahl, sagt er, wurden sie von der britischen Küste ausgeführt, gleichwie das Vieh, und auf dem römischen Markte sah man sie zum Verkauf ausgestellt. Es ist nicht ganz klar, auf welche Weise man sie sich verschaffte; aber es ist ohne Zweifel darin keine geringe Aehnlichkeit zwischen dem Verfahren unserer Vorfahren und dem der unglücklichen Eingebornen Afrika's — denn der Geschichtschreiber erzählt uns, daß Ehebruch, Zauberei und Schulden wahrscheinlich die Hauptquelle waren, wodurch der römische Markt mit britischen Sklaven versehen wurde — daß Kriegsgefangene hinzukamen und einige unglückliche Spieler, die, nachdem sie alle ihre Habe verloren hatten, zuletzt sich selbst, ihre Weiber und ihre Kinder aufs Spiel setzten.

„Nun, es steht fest, daß gerade dies auch in Afrika die Quellen der Sklaverei sind. Und diese Umstände, Sir, wozu noch vereinzelte Beispiele von Menschenopfern kommen, liefern die angeblichen Beweise, daß Afrika von Natur unfähig ist zur Civilisation, daß es Enthusiasmus und Fanatismus sei, auch nur zu denken, daß es jemals zu der Kenntniß und der Sittlichkeit Europa's sich erheben könne; daß die Vorsehung nie beabsichtigt habe, daß es über einen Zustand der Barbarei sich emporschwinge; daß die Vorsehung diesen Erdtheil unwiderruflich verurtheilt habe, um eine Pflanzschule von Sklaven für uns und civilisirte Europäer zu sein. Wenn man die Anwendung dieses Prinzips auf Afrika zugiebt, so möchte ich wissen, warum es nicht auf das alte und uncivilisirte Britannien angewandt werden könnte? Warum sollte nicht ein römischer Senator, indem er sich die Prinzipien einiger ehrenwerthen Gentlemen aneignet, auf die britischen Barbaren hingewiesen und mit gleicher Kühnheit vorhergesagt haben:

„„Dort giebt es ein Volk, das nie zur Civilisation emporsteigen wird; dort ist ein Volk, das nie dazu bestimmt wurde, frei zu werden — ein Volk, dem der Verstand, der nothwendig ist, um nützliche Künste zu erlernen, gänzlich abgeht; es ist von der Hand der Natur auf eine andere Stufe als die menschliche Gattung herabgedrückt; und nur dazu geschaffen, um Sklaven zu sein für die übrige Welt."" Hätte man dies nicht, nach den Prinzipien, die hier aufgestellt sind, mit eben so viel Recht von Britannien selbst sagen können in jener Periode unserer Geschichte, als es jetzt von den Bewohnern Afrika's gesagt wird?

„Wir haben uns seit lange aus der Barbarei emporgehoben, — wir haben es fast vergessen, daß wir einst Barbaren waren — wir befinden uns bereits in einer Lage, die einen schlagenden Gegensatz bildet in Bezug auf jeden einzelnen Umstand, durch welchen ein Römer uns einst hätte charakterisiren und wodurch wir jetzt Afrika charakterisiren.

„Wären jene Grundsätze wahr gewesen, dann würden wir bis zu dieser Stunde noch in jenem elenden Zustande von Unwissenheit, Brutalität und Herabwürdigung versunken sein, in welchem, wie die Geschichte es bezeugt, unsere Voraltern sich befanden. Hätten andere Völker diese Prinzipien gegen uns zur Anwendung gebracht, hätten andere Völker so abgeurtheilt über Großbritannien, wie einige der Senatoren dieses Landes über Afrika absprechen, so dürften ganze Zeitalter dahingegangen sein, ohne daß wir uns aus der Barbarei erhoben hätten; und wir, die wir uns der Segnungen der britischen Civilisation erfreuen, britischer Gesetze und britischer Freiheit, dürften noch zu dieser Stunde in Sittlichkeit, Kenntnissen oder Bildung den rohen Bewohnern der Küste von Guinea wenig überlegen sein.

„Wir dürfen hoffen, daß selbst Afrika, wenn auch der letzte der Erdtheile, sich endlich am Abende seiner Tage der Segnungen erfreue, die auf uns in einer viel frühern Periode so reichlich sich niederließen. Dann wird Europa, indem es an der Verbesserung und dem Aufblühen jenes Erdtheiles sich betheiligt, eine reichliche Belohnung empfangen für seine zögernd gewährte Freundlichkeit (wenn ich es Freundlichkeit nennen kann), daß es jenes große Festland nicht länger hindert, sich der Finsterniß zu entreißen, die in andern glücklichern Gegenden so viel rascher zerstreut wurde."

Als im Frühlinge dieses Jahres in der Times mehrere Artikel über Dahomé erschienen und die Absicht deutlich hervorblickte, dieses gleichsam als Repräsentanten des Negerthums dem englischen Publikum darzustellen, erhielt endlich das „Weltblatt" einige „Eingesandt," worin die Sitten am Hofe Heinrichs VIII. in Erinnerung gebracht wurden, die einige schlagende Aehnlichkeiten mit denen am Hofe zu Dahomé darboten. So wirkungsreich dies nun auch war, so würde es doch noch besser sein, wenn man sich nicht bloß negativ verhalten hätte, sondern positiv vorgeschritten wäre, z. B. die Gesinnungsweise anderer afrikanischer Herrscher dargelegt hätte. Es dürfte daraus vielleicht sich ergeben, daß auch ein Europäer bisweilen nicht ohne Nutzen auf einen Afrikaner hört. Der berühmte englische Reisende Major Laing theilt über den Herrscher der Sulima's, im Osten von Sierra Leone Folgendes mit:

Um 9 Uhr erscheint er in der öffentlichen Berathungshalle, worin er bis um 3 Uhr Nachmittags das Recht spricht und für Jedermann zugänglich ist. Hierauf begiebt er sich nach Hause, um sein einfaches Reismahl einzunehmen, was ohne einen Löffel geschieht. Nach Tische pflegt er mit einem muhamedanischen Sklaven zu einem Teiche zu gehen, worin er ein zahmes Krokodil hält, um seine religiösen Waschungen dort vorzunehmen. Von da aus schlendert er bis Sonnenuntergang in seinen Gärten und Pflanzungen umher, und bleibt, wenn er nach Hause zurückgekehrt ist, die übrige Zeit allein, in welcher er wahrscheinlich mit Andachtsübungen sich beschäftigt. Er hatte in Saby einen geschickten Lehrer in einem dortigen Oberpriester gehabt. Wegen seiner Mittelstellung zwischen Muhamedanerthum und Heidenthum war er in gottesdienstlichen Sachen sehr duldsam. So hatte er mir z. B. ein Fest an einem Sonntage veranstaltet; da ich aber als Christ den Sonntag mir nicht wollte durch heidnische Tänze entweihen lassen, so ließ ich ihm sagen, daß es mein wöchentlicher Bettag wäre, worauf er sogleich das Fest einstellte und sich vielfach entschuldigte. Er war auch bemüht, das ihm angeerbte Vorurtheil für den Krieg zu unterdrücken, und dagegen einen rechtmäßigen Handel auf alle mögliche Weise zu begünstigen. Eines Tages sagte er darüber in der Berathungshalle in Gegenwart Vieler: „Ach weißer Mann! ich dachte die ganze Nacht an Euch. — Euer Vorschlag ist gut. — Wenn ich in den Krieg ziehe, so wende ich Pulver und Menschenleben daran, und gewinne manchmal Nichts, oder wenn ich etwas gewinne, so schade ich Anderen, und das ist nicht

recht. Wenn ich aber Handel treibe, so thue ich mir und Andern Gutes und schade Niemanden. Ich muß einmal auf ein Jahr versuchen, was Ihr mir vorschlagt, und wenn ich Geld dabei gewinne, so will ich nicht wieder in den Krieg ziehen, um Sklaven zu bekommen." —

Verneuil erzählt in seinem Reise-Werke über den Senegal (Paris 1861, S. 52), Folgendes: Als man dem Damel, Fürst von Cayor in Senegambien, Glück wünschte zu einem Siege, sagte er: „Die Schlachten sind immer beklagenswerth, selbst für den Sieger. Ist es nicht schmerzlich, 3—4000 Menschen todt auf der Erde zu sehen, die noch vor wenig Stunden voll Leben und Gesundheit waren?"

Der bei ihm zum Besuch anwesende Franzose entgegnete: Ohne Zweifel ist dies der Fall, aber doch sind bisweilen diese menschlichen Opfer unumgänglich nöthig! — Nach meiner Meinung, antwortete der Damel, giebt es keine Beweggründe, die stark genug sind, um diese Mördereien zu rechtfertigen.

Allerdings ist dies von unsern europäischen Begriffen verschieden, aber doch dürfte es für einen Europäer vielleicht nicht ohne Nutzen sein, es zu hören und zu erwägen.

Kleine literarische Revue.

— **Der erste Band der „Geschichte Julius Cäsar's",** in der vom kaiserlichen Verfasser autorisirten, deutschen Uebersetzung*) ist uns soeben zugegangen und gereicht, seiner inneren wie seiner äußeren Ausstattung nach, den deutschen Bearbeitern und Verlegern zur Ehre. Es ist ein stattlicher, auf VIII und 396 Seiten in gr. 8 gedruckter Band, dessen Preis von 3 Thlr. ein sehr mäßiger genannt werden darf. Der von einem ausgezeichneten, deutschen Universitätslehrer revidirte Text bietet in Folge dessen die Bürgschaft dar, daß sich keine so störenden und für das Verständniß nachtheiligen Uebersetzungsfehler und Quiproquo's eingeschlichen, wie sie sich leider in den in neuester Zeit erschienenen, unautorisirten deutschen Uebersetzungen des Lebens Jesu, von Renan, und der Briefe Marie Antoinette's, vom Grafen von Hunolstein, in einer von deren Lektüre wahrhaft abschreckenden Weise finden. Uebrigens kündigen die Verleger in dem vorliegenden Buche an, daß sie, nachdem sie das ausschließliche Recht einer deutschen Ausgabe dieser Geschichte Julius Cäsar's erworben, jeder anderen deutschen Uebersetzung oder Nachbildung, sowie jedem Angriff auf ihr vertragsmäßig erlangtes Eigenthum mit allen gesetzlichen Mitteln entgegentreten werden. Gleichzeitig sind autorisirte Uebersetzungen in englischer Sprache bei Cassel in London, in italiänischer bei Lemonnier in Florenz, in portugiesischer bei Aillaud in Paris, in russischer bei Wolff in St. Petersburg, in dänischer, norwegischer und schwedischer bei Lorck in Leipzig und endlich in ungarischer Sprache bei Rath in Pesth angekündigt.

*) Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann.)

— **Friedrich von Raumer's Vortrag über Schwarz, Strauß und Renan,** ein Heftchen von etlichen dreißig Seiten (Leipzig, Brockhaus), verdient für diejenigen, welche in dem lebhaft angeregten kirchlichen und religiösen Gegensatz unserer Tage nach Verständigung und Belehrung streben, als das Wort eines Mannes, der sich lebenslänglich mit hierher gehörigen geschichtlichen Dingen beschäftigt hat, angelegentlich empfohlen zu werden. Auch beweist die schnelle Aufeinanderfolge der Abdrücke, daß das Schriftchen bereits vielfach, sicherlich mit Nutzen und zur Zurechtfindung unter dem Gewirr widerstrebender Stimmen, Lobpreisungen wie Anfeindungen aller Art, gelesen worden ist. In der That muß dem großen Kreise der Gebildeten, deren Interesse für die religiösen Fragen insbesondere durch die Bücher von Strauß und Renan neu erweckt wird, das Urtheil unseres greisen, aber für alle geistigen Entwickelungen noch jugendlich thätigen Geschichtschreibers willkommen sein, welcher die unbefangene Prüfung der verschiedenen Ansichten, Ansprüche und Berechtigungen, die er als seinen sehnlichsten Wunsch bezeichnet, ein langes Leben hindurch mild aber mannhaft und furchtlos geübt hat. Ihm hat bis in das höchste Alter die Ueberzeugung von dem wirklichen Fortschritte auch der religiösen Idee unter den Menschen Stand gehalten; aber eben deshalb warnt er vor dogmatischem Streit, vor unverständlichen Spekulationen, vor strenger Kirchenherrschaft. Und so bestätigt er durch sein Beispiel das unvergeßliche Wort, welches Jacob Grimm in der Rede über das Alter aus innerster Erfahrung gesagt hat: „Einem freigesinnten alten Manne wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne." . . . Mit den Brüdern Grimm, mit Humboldt und Arndt gehört Friedrich v. Raumer zu den Greisen, in deren Herzen, wie es Jacob Grimm in derselben Rede aussprach, die edle Pflanze der Freiheit tief gewurzelt erscheint. Möge ihm noch lange rüstiges Wirken für ihre Sache beschieden sein!

— **Salomon Munk.***) Die Ernennung dieses Gelehrten jüdischen Glaubens zum Nachfolger Renan's auf dem Lehrstuhle für die hebräische, chaldäische und syrische Sprache am Collége de France hat den bekannten Kanzelredner der jüdischen Gemeinde in Wien, Herrn Jellinek, veranlaßt, über S. Munk und dessen wissenschaftliche Bedeutung einen Vortrag zu halten und dem Druck zu übergeben. Mit Recht wird darin hervorgehoben, daß gerade die Berufung auf diesen Lehrstuhl, auf welchen jetzt die gesammte religiöse Welt ihre Blicke gerichtet halte, ein Beweis sei, wie groß und allgemein das Vertrauen ist, das der hochverdiente, jüdische Gelehrte in Frankreich bei allen Konfessionen genießt. Herr Jellinek sagt in dieser Beziehung: „In der That hat die Kirche auch nichts von jüdischen Docenten zu befürchten. Abgesehen davon, daß dem Bekenner des Judenthums jede Proselytenmacherei fremd ist und daß er die Spaltungen und Kontroversen in der Kirche mehr vom allgemein geschichtlichen, als vom religiösen Gesichtspunkt aus betrachtet, gebietet ihm sein Glaube eine gewisse Zurückhaltung und zeichnet ihm bestimmte Rücksichten vor in Allem, was die Kirche angeht. Ich könnte noch geltend machen, daß ein Jude, weil unbefangen und unbetheiligt, oft unparteiischer und daher gerechter manche Punkte beurtheilen und darstellen dürfte, über welche die verschiedenen Kirchen entgegengesetzte Ansichten mit der größten Schroffheit vertreten; allein begnügen wir uns mit

*) Salomon Munk, Professor am Collége de France. Vortrag im Wiener Bet-hamidrasch, am 21. Januar 1865 gehalten von Dr. Adolf Jellinek, Prediger der israel. Kultus-Gemeinde. Wien, Herzfeld & Bauer. (24 S.)

der Ueberzeugung, daß die konservativen Elemente der Kirche weniger von einem jüdischen Universitätslehrer, als von einem aufgeklärt oppositionellen christlichen, berührt werden, indem Jener stets eine Zurückhaltung beobachten wird, die sein Bekenntniß ihm auferlegt."

Literarischer Sprechsaal.

In der Einleitung zu seiner Sammlung von Briefen Ludwigs XVI., Marie Antoinette's und der Prinzessin Elisabeth (Paris, 1864) läßt sich Herr Feuillet des Conches in Bezug auf Friedrich den Großen zu einer Klatscherei verleiten, die eines Historikers und des interessanten Buches, in welchem sich die Notiz befindet, ganz unwürdig ist. Er erzählt nämlich, daß Friedrich, „der in seinem Palast zu Potsdam nur Statuen des Antinous oder einer schamlosen Venus besessen, die junge Königin Marie Antoinette in seiner Manier beschimpfte, indem er zwei mit den Namen dieser Fürstin bezeichnete Statuten anfertigen ließ, an denen die vollständige Nacktheit das noch am Wenigsten Unanständige ist." Der Verfasser fügt hinzu, daß er diese beiden Statuen, die ebenso dem Andenken Friedrichs, wie dem Lande, welches die liebenswürdige Königin Louise besessen, zur Schmach gereichten, vor zwei Jahren selbst im Marmor-Palais zu Potsdam gesehen habe. Nach dieser authentischen Verification wird es uns nicht wundern, wenn nunmehr von Zeit zu Zeit französische Autoren die nackten Figuren Marie Antoinette's im Kabinet Friedrichs des Großen als charakteristische Züge zu dem wahren Bilde dieses Königs citiren werden, geradeso wie sie es mit den „Matinées du roi de Prusse" machen. Aber ebenso wie die letzteren, ist auch die authentische Notiz des Herrn Feuillet des Conches nichts weiter als eine Fälschung, von der wir zu Ehren des Letzteren voraussetzen, daß sie weniger aus Absicht, als aus Leichtsinn begangen ist. Herr Professor Preuß, der Historiker Friedrich's, hat nämlich nachgewiesen,*) daß erstlich die Angabe von den unzüchtigen Kabinetsstücken des Königs eine Verleumdung sei, die bereits im Jahre 1791 als solche vor der Welt documentirt worden, und zwar als eine der Verleumdungen, die sich aus der bekannten Schmähschrift Voltaire's fortgepflanzt. Und was die beiden Figuren im Marmorpalais betrifft, so sind diese erst 48 Jahre nach dem Tode Friedrichs, nämlich im Jahre 1834, nach Potsdam gebracht, und zwar durch den bekannten französischen Legitimisten, Grafen v. Pfaffenhofen, der damals, unter dem Vorgeben, daß er sein großes Vermögen zum Theil in der Revolution und zum Theil bei der Restauration der Bourbonen verloren, das Mitleid der deutschen Höfe in Anspruch nahm. Wahrscheinlich aus Mitleid kaufte ihm damals Friedrich Wilhelm III. die beiden Figuren ab, die Herr Feuillet des Conches vor zwei Jahren gesehen. Beide sind Statuetten der Venus, die eine im Taubenwagen und die andere stehend und sich die Haare trocknend. Beide tragen die Jahreszahl 1775, die Bezeichnung Mar. Ant. Galliarum Reg. und die Angabe, daß sie dem Freiherrn A. Pfaff gehörten. Die Figuren befinden sich übrigens jetzt nicht mehr im Marmorpalais zu Potsdam, sondern im Hofmarschall-Amt in Berlin.

*) Erste Beilage zur Berliner Vossischen Zeitung vom 12. März 1865.

Der Jahresbericht der Tiedge-Stiftung über ihre Wirksamkeit im Jahre 1864 liegt uns vor und ist abermals ein erfreuliches Zeugniß für dieselbe. Nicht weniger als fünftausend Thaler wurden im vorigen Jahre von dieser Stiftung, die ihren Sitz in Dresden hat, aber ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland ausbreitet, als Ehrengaben an Künstler (Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Komponisten, Musiker ꝛc.) oder deren Hinterbliebene vertheilt. Wir hätten dem edlen Dichter der „Urania" die Freude gegönnt, zu wissen, daß nach seinem Tode mit seinem Namen ein solcher Segen verbunden sein werde. Diese Schwester der deutschen Schiller-Stiftung, die gleich derselben durch Major Serre's glücklichen Gedanken einer National-Lotterie zu großem Vermögen gelangt ist, erfreut sich eines viel friedlichern und heitern Daseins, als der Dichter- und Schriftsteller-Fonds zu Ehren Schillers. Möge ihre Wirksamkeit auch fernerhin gesegnet sein! Der königlich sächsischen Regierung, die jährlich von der Tiedge-Stiftung, außer einer Abgabe von 100 Thlr. für Aufbewahrung und Verwaltung der Kapitalien, auch noch eine Rentensteuer von 95 Thlr. erhebt, erlauben wir uns, zur Erwägung zu geben, ob sie nicht auch Etwas für das Andenken Tiedge's thun und die Stiftung, als ein pium corpus, von jeder Staats-Abgabe befreien möchte.

In Nr. 4 des „Magazin" haben wir unter der Ueberschrift: „Ein deutscher Humanist und Volkswächter," eine Lebensskizze des um das Wohl unserer deutschen Landsleute in Brasilien hochverdienten Generalkonsuls Sturz mitgetheilt. Um das Greisenalter dieses wegen seiner deutschen, patriotischen Gesinnung von der brasilianischen Regierung abgesetzten Ehrenmannes vor Noth zu schützen, hat ein Verein von Männern in Berlin und im übrigen Deutschland (unter deren zahlreichen Namen der des Herausgebers dieses Journals, eines alten Freundes von Sturz, durch ein Versehen fehlt), einen Aufruf zu einer öffentlichen Subskription für den von Leiden mannigfaltiger Art heimgesuchten Mann erlassen. Wir empfehlen allen unsern Lesern, die ein Herz für ein so ehrenvolles Martyrium, wie der des Herrn Sturz, haben, die Beherzigung des Aufrufs, indem wir bemerken, daß in Berlin die Herren Baron von Warburg, M. S. Baswitz (Schatzmeister), G. v. Bunsen, Professor Gneist, Professor v. Holtzendorff und Dr. Abel den geschäftsführenden Ausschuß bilden, welcher Subskriptionen und Beiträge zu dem gedachten Zwecke entgegennimmt.

Die in Wien erscheinende „Zeitschrift des allgemeinen österreichischen Apotheker-Vereins," von welcher allmonatlich zwei Nummern, jede von zwei Bogen in gr. 8., ausgegeben werden, kommt ihrem Zwecke, sowohl der Wissenschaft, als der pharmaceutischen Technik, zu dienen, mit jeder Lieferung mehr nach. Die ersten Nummern ihres gegenwärtigen (dritten) Jahrganges enthalten wiederum eine reiche Aehrenlese auf den Feldern der Naturwissenschaft, besonders der Physik und Chemie, der Pharmacie und Pharmakognosie, der Therapie und Toxikologie. Das Journal ist zugleich das amtliche Organ des „österreichischen Apotheker-Vereins," der mit den wissenschaftlichen auch die praktischen Interessen seines Standes stets im Auge behält, und zu letztgedachtem Zwecke bringt namentlich das Feuilleton der Zeitschrift manche eingehende Betrachtung. Jedenfalls ist es erfreulich, auch auf diesem Gebiete einen so entschiedenen geistigen Fortschritt unserer österreichischen, deutschen Brüder konstatiren zu können.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 25. März 1865. — [№ 13.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die preußische Marine. 169. — Friedrich Ludwig Schröder und das deutsche Theater im 18. Jahrhundert. 171. — Astronomie und Religions-Philosophie. 171.

Frankreich. S. Munk's Eröffnungs-Vorlesung auf Renan's Lehrstuhl. II. Monotheismus und Pantheismus. 172. — Proudhon, der Original-Social-Demokrat. 174.

Italien. Römische Geschichte. Mommsen. Peter Napoleon III. 178.

England. Herrmann von Friesen: Briefe über Shakespeare's Hamlet. 179.

Kleine literarische Revue. Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. 181. — Das Wetter im Sprichwort. 181. — Amerikanische Kriegsgedichte. 181.

Literarischer Sprechsaal. Merny's Tod. 182. — George Sand über das Leben Cäsars. 182. — Genossenschaftswesen in Frankreich. 182. — Oesterreichische Typographie. 182.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (13) endet das laufende Quartal des „Magazins.“ Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Arnim (Gisela von), Dramatische Werke. III. Das Steinbild der Cornelia. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Im Sinne eines antiken Drama's geschrieben. Band 1 und 2 erschienen im Jahre 1856 bei C. Weber in Bonn.

Baß (C. W.), Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Otto Wigand.

Firdusi. Aus dem Persischen von A. F. von Schack. Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen“ und der „epischen Dichtungen. Lexikon 8. in Einem Bande. Berlin, Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.)

Gespräche aus der Unterwelt zwischen Macchiavelli und Montesquieu. Aus dem Französischen. Leipzig, Otto Wigand.

Schneegans (Ludw.), Tristan. Drama in 5 Aufzügen mit einem Vorspiel. Leipzig, Otto Wigand. (170)

Der Verfasser ist Professor in Rennes.

Eines der zweckmäßigsten Hülfsmittel zur Uebung in der französischen Sprache sind die **Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische von C. F. Burguy,** die so eben zum Preise von 16 Sgr. in einer zweiten verbesserten und mit Anmerkungen versehenen Auflage im Verlage von Ferd. Schneider in Berlin (Matthäikirchstraße 24) erschienen sind. Diese Uebungsstücke sind alle aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt, und so gewählt, daß sie auch in Unterrichtsanstalten für junge Damen gebraucht werden können. Das Handbuch für den Lehrer (zweite Auflage, Preis gebunden 1 Thlr.) enthält dem Deutschen gegenüber den französischen Originaltext. (171)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 12. Walliser Fahrten. — Kopenhagen. — Straßburger Freunde im Jahr 1793. — Literatur. — Korrespondenz-Nachrichten. Hamburg. London. (172)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (173)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 12. Schleiermacher und Strauß. — Die Universität zu Rostock. 3. — Ursprung und Schätzung des gothischen Stils. — Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts. Die Werbung. — Briefliche Mittheilungen aus Nordamerika.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang. (174)

März-Heft.
Mit einer Photographie.

Der mythische Bildhauer Fuccio. — Schnaases letzter Band und die History of painting in Italy von Crowe und Cavalcaselle. — Niccolo Pisanos Herkunft. — Die Renaissance des 13ten Jahrhunderts. — Die Arca di San Domenico in Bologna. — Das Basrelief an der Kirche San Martino in Lucca. — Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Bartolommeo di Foggia, und Niccolo di Bartolommeo di Foggia. — Aeusserungen über Cornelius' Cartons und das neuzuerbauende Nationalmuseum in der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 16. Februar. — Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo. Mit photographischer Abbildung.

Oesterreichische Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 11. Berthold Auerbach I. — Zur Literatur der deutschen Befreiungskriege II. — Neuere Lyrik. Dritter Artikel (Halm. Rollett, Silberstein) von Emil Kuh. — Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Kaiser Ferdinands III. Von M. Koch. I. (Anzeige.) — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notiz. — Vom deutschen Büchermarkte. — Sitzungsberichte. (175)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (176)

Nr. 11. Die Vulkane Deutschlands. — Die auswärtigen Beziehungen Persiens. — Wichtige Entdeckung über die Temperaturzunahme in England. — M. Haug über die Tempel von Ellora (Indien). — Pfahlbauten in Venezuela. — Einmachen von Fleisch. — Expedition zu Untersuchung des schwarzen Irtysch. — Die neue Polar-Expedition. — Krupp's Gußstahl-Fabrik. — Wachsen der mittleren Lebensdauer in Frankreich.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.
Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von
Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient.“ (177)

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Henry Thomas Buckle's
Geschichte der Civilisation in England.

Deutsch von **Arnold Ruge.** Zweite rechtmässige Ausgabe. Sorgfältig durchgesehen und neu bevorwortet von dem Uebersetzer. 2 Bände. gr. 8. geh. Preis 8 Thlr.

Die zweite Auflage dieses Werkes, welches überall die günstigste Aufnahme gefunden hat, hat durch ein Vorwort des bekannten Uebersetzers **Arnold Ruge** und einen darin mitgetheilten kurzen Abriss von Buckle's Leben eine dankenswerthe Bereicherung erhalten. Den Freunden des Buches wird auch die Nachricht von Interesse sein, dass **J. St. Mill** sich erboten hat, die nachgelassenen Manuscripte Buckle's zu ordnen und somit das Erscheinen eines dritten Bandes in Aussicht gestellt ist. (178)

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (179)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (180)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile ($66\frac{1}{2}$ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Zweiter unveränderter Abdruck.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (181)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Confirmationsgeschenk.

(182)

Worte des Herzens

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (19 Auflage 1865)
in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Bessere Ausgaben in 12. und gr. 16. mit L.'s Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte Julius Cäsars

von

(183)

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Dieses von der gesammten Lesewelt schon seit einer Reihe von Jahren mit der größten Spannung erwartete Werk ist jetzt der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Man braucht, um die Bedeutung desselben hervorzuheben, nur an die Analogien zu denken, welche in den Thaten und dem Ideengange Julius Cäsars und Napoleons III. liegen. Letzterer kann nicht von dem großen Römer sprechen, ohne wiederholt an die Errichtung des französischen Imperiums gemahnt zu werden, und dadurch gewinnt dies Buch, welches in seinem geschichtlich-politischen, sowie militärischen Inhalte zahlreiche Streiflichter auf die Geschichte und Politik der Gegenwart werfen wird, Bedeutung für alle Leserkreise.

Die Geschichte Julius Cäsars wird 3 Bände umfassen und von einem ungefähr 50 Karten enthaltenden Atlas begleitet sein. Buch und Atlas sind, obgleich letzterer für die Leser, namentlich für Militärs, Philologen rc., große Wichtigkeit besitzt, getrennt zu haben.

An gleichem Tage mit der französischen Original-Ausgabe erscheint die unter den Auspicien des Kaisers besorgte, von diesem **einzig autorisirte** deutsche Uebersetzung, revidirt von Prof. **Ritschl.**

Von der deutschen Ausgabe kostet der erste Band 3 Thlr., die erste Lieferung des Atlas (4 Karten enthaltend) $1\frac{2}{3}$ Thlr. Der Preis des ersten Bandes der französischen Ausgabe ist 3 Thlr. 10 Ngr., der Preis der ersten Lieferung des Atlas $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Bestellungen bitten wir uns sobald als möglich zugehen zu lassen, da es bei dem ungewöhnlich starken Verlangen nach dem Buche vorkommen dürfte, daß zu spät eingehende Bestellungen erst von der zweiten Auflage ausgeführt werden können.

Wien.	Berlin.
Carl Gerold's Sohn,	**Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung**
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.	(Harrwitz und Goßmann).

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.

in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und lustig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (184)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen: (185)

Ben David (Lazarus), Ueber die Religion der Ebräer vor Moses. gr. 8. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von (186)

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

$21\frac{1}{2}$ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Im Verlag von A. Kröner in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs von **Paul Lindau.**

Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. — 2 fl. 20 kr. rh.

Inhalt. **Aus dem öffentlichen Leben:** 1) Die Parteien. 2) Der politische Glaube. Chauvinismus. 3) National- und Volksdramen. Eine Schule nationaler Beschränktheit. 4) Preßzustände und die Commission du Colportage. **Ueber gesellschaftlichen Verkehr. Aus der Kunst- und Dichterwelt:** 1) Rachel und die klassische Tragödie. 2) Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen. 3) Eugen Scribe und das moderne Lustspiel. 4) Gustav Flaubert und der realistische Roman. **Deutsches Element in Frankreich.** Die Geschichte von Richard Wagner's Tannhäuser in Paris. (187)

Dieser Nummer liegt bei: **Prospekt** und Druckprobe von **Philipp Galens Gesammelten Schriften.** Taschen-Ausgabe. Zweite Reihe. Verlag von **Christian Ernst Kollmann** in **Leipzig.** (188)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die preußische Marine.

Bei den eigenthümlichen Verhältnissen unserer Marine ist es seither auf das Schmerzlichste empfunden worden, daß gerade die Männer unverbrüchlich geschwiegen haben, welche vermöge ihres seemännischen Berufes die erste Veranlassung und rechtlichste Befugniß gehabt hätten, durch Publicistik am meisten zur Aufklärung der Nation und Regierung in Sachen der Flotte beizutragen. Es standen sich deshalb in den maritimen Streitfragen, welche das Land bewegten, fast nur Dilettanten gegenüber, d. h. einerseits Militärs, welche die Nautik nicht als ursprünglichen Beruf, sondern entweder als ein gehorsam oder freiwillig übernommenes Amt wahrnahmen, und andererseits solche Laien, welche aus reinem Patriotismus und Liebe zum Seewesen sich mühsam und kostspielig ein allemeines Verständniß von Marinesachen ohne hinreichende Detailkenntniß des ihnen materiell fernstehenden Stoffes erworben hatten, wie dies z. B. mit dem allseits achtbaren und verdienstvollen Hauptmann a. D. Harkort I. der Fall ist. Noch während des letzten Seekrieges hatten wir indessen die Freude, auf zwei Schriften hinweisen zu können, deren Verfasser wenigstens der Seeartillerie angehörten, also im unmittelbaren Dienste der Marine wirkten, wenn sie auch keine eigentlichen Seemänner im vollen Sinne des Wortes waren. Heute aber haben wir die Genugthuung, unsere Leser auf eine Schrift*) aufmerksam zu machen, deren ungenannter Verfasser einer unserer tüchtigsten Orlogs-Capitaine, ein „geborner Seemann" ist, und der vielleicht seinen Namen nur verschwieg, um ganz unbefangen schreiben zu können, denn er hat, unseres Wissens, am zweiten Ehrentage der preußischen Marine, am denkwürdigen 17. März 1864, nächst Admiral Jachmann die hervorragendste Rolle gespielt. Beiläufig wollen wir an dieser Stelle auf den ersten Ehrentag der preußischen Flotte als den 27. Juni 1849 verweisen, da der damalige Lieutenant I. Klasse Jachmann in seiner Eigenschaft als Commandeur des kleinen Raddampfers „Preußischer Adler" einen verwegenen Angriff auf die dänische Brigg „St. Croix" zu 16 Geschützen machte, die in Folge des vierstündigen Kampfes 6 Wochen lang auf dem Nyholm im Lazareth lag. Als erster Lieutenant fungirte damals auf dem „Preußischen Adler" der jetzige Capitain zur See Heldt und außerdem war der spätere Admiral Schröder, gewöhnlich genannt „der alte Schröder", an Bord.

Doch zu unserem Buche, das mit einem kurzen Rückblick auf die Entstehung der preußischen Marine beginnt, nächstdem eine genaue Aufzählung der preußischen Seestreitkräfte beim Ausbruche des Krieges giebt und hierauf zu einem authentischen Berichte über alle während des letzten Krieges stattgehabten Seetreffen in Ost- und Nordsee übergeht. Nach Erledigung dieser geschichtlichen und völlig kritisch-historisch behandelten Stoffe folgt eine Erörterung über die Pariser Seerechts-Declaration, nächstdem Betrachtungen über die zukünftige deutsche Marine und über nautisch kriegerische Details. Den Schluß des Buches (von S. 94—119) bilden beherzigenswerthe, positive Vorschläge zur Vergrößerung der preußischen Marine und es wird hierbei besonders die brennende Frage der Kriegshäfen, des Matrosen- und Offiziers-Ersatzes, sowie die Erziehung eines Maschinisten-Personals, eingehend erörtert und durch werthvolle Fingerzeige ihrer Lösung näher gebracht.

Dies wäre der allgemeine Inhalt des schätzenswerthen Werkchens, dessen Einzelheiten überall spannend und in lebensfrischer Darstellung, obwohl nüchtern wahrheitsliebend gehalten sind. — Für diejenigen unserer Leser, welche den britischen Geschichtsfälschungen des vorigen Jahres folgten, die wir von Zeit zu Zeit zu registriren gezwungen waren, wird es nicht befremdlich erscheinen, wenn wir die vorliegende Schrift als eine historische Ehrenrettung des deutschen Volkes erklären, die jetzt und in späteren Zeiten geeignet sein dürfte, den über die ganze Welt verbreiteten und prächtig illustrirten Lügen englischer Blätter in Sachen des Seekrieges von 1864 wirksam entgegenzutreten und den eben so feigen als frechen Jubel des englischen Hauses der Gemeinen bei Gelegenheit der Helgolander Schlacht gehörig zu beleuchten.

Wenn Büchersammler wissen, daß aus dem Jahre 1864 die Schrift eines deutschen Mitkämpfers der Seegefechte jenes Jahres vorhanden ist, dann werden künftige Geschichtsschreiber nicht ohne Weiteres die anglo-dänischen Unwahrheiten nachschreiben, die sie beim Nachschlagen englischer Wochenzeitungen, z. B. der „London illustrated News," unter dem Registerhinweis finden: „Niederlage der alliirten deutschen Flotte bei Helgoland" und „Niederlage der preußischen Flotte bei Rügen." Schon um deswillen verdiente die nautische Schrift allgemeines Bekanntwerden.

In dem ganzen Buche finden wir nur Eine Stelle, bei der wir uns eine Korrectur erlauben müssen; es ist dies die Berechnung der Herstellungs- und Unterhaltungskosten des projectirten Elbe-Eckernförder Kanals, hinsichtlich deren der Herr Verfasser nicht ganz genau unterrichtet war und in Folge dessen zu dem Facit gelangte, die jährlichen Betriebskosten und Kapitalzinsen des Kanales würden 2,750,000 Thlr. betragen, die auf 20,000 Schiffe vertheilt, dann allerdings für jedes Fahrzeug jährlich rund 180 Thlr. Kanalabgaben erfordern würden. Wir wissen aus bester Quelle, daß obige Kosten nach genauester Berechnung unserer Wasserbautechniker nur 1,600,000 Thlr. jährlich ausmachen, mithin auf jedes Kauffahrteischiff bloß 100 Thlr. jährlicher Abgaben entfallen werden. Mehr dürfen wir nicht sagen, um nicht den Publikationen der hierzu befugten Techniker indiscret vorzugreifen.

Leider gestattet es der beschränkte Raum dieser Blätter nicht, unseren Lesern eines der stattgehabten Gefechte nach der Feder unseres Seemannes vorzulegen; vielmehr müssen wir uns darauf beschränken, einige der kritisirenden Stellen des Büchleins herauszuheben und da fällt unser Blick zuerst auf die Schätzung der dänischen Erfolge oder Verluste, was dasselbe sagen will, vom Treffen bei Jasmund. Der Verfasser sagt hierüber:

„Ueber die am 17. März von den Dänen erlittenen Verluste ist nichts Offizielles bekannt geworden. Das dänische Marine-Ministerium hat zwar einen kurzen Bericht darüber veröffentlicht, in dem es u. A. heißt: „„Die Fregatte Själland hat 3 Todte und 19 Verwundete. Im Uebrigen haben die Schiffe keinen Schaden gelitten,"" allein diese Angaben sind wissentlich falsch und man kann sie nur damit entschuldigen, daß das Kopenhagener Ministerium einen Volksaufstand befürchtete, wenn es die Wahrheit bekannt werden ließ und damit die Flotte alles Prestigiums beraubte, welches dieselbe noch in den Augen der Dänen besaß.

*) Die preußische Marine. Ihre Betheiligung am deutsch-dänischen Kriege, ihre Bedeutung und Zukunft. Von einem Fachmann. Berlin, 1864. E. S. Mittler u. Sohn. 119 S. Octav.

Wenngleich die Preußen, welche nur mit Granaten schossen, 24—25 Treffer in den Rumpf der Själland und des Skjold deutlich einschlagen sahen und sich schon daraus auf einen größeren Verlust an Menschenleben schließen ließ, so würde den dänischen Admiral der Vorwurf der Feigheit treffen, daß er mit einem so geringen Verluste, wie der von ihm angegebene, nicht die Preußen insgesammt oder wenigstens die Nymphe genommen hat.

Als letztere die Schüsse durch Schornstein und Dampfrohr erhalten, lief sie langsamer, als Själland und Skjold. Dies sahen und mußten die Dänen an den gemessenen Höhenwinkeln eben so gut sehen, wie die Preußen. Weshalb benutzte daher die Själland, die anfänglich in 10 Minuten um circa 200—300 Schritt gegen die Nymphe aufschoß, diesen günstigen Umstand nicht, um durch einen graden Cours sich der letztern immer mehr zu nähern, um sie, statt auf 1700, auf 1000 Schritt zu bringen, wenn die Preußen wirklich so schlecht schossen, „„daß die dänischen Schiffe gar keinen Schaden gelitten haben?"" Da sie sich 3—4 Strich achteraus am Backbord (linken Seite) der Nymphe befand, hätte sie durch dies Manöver die Peilung auf 5—6 Strich verändert und sie konnte dann ihre sämmtlichen 22 Steuerbordkanonen (rechtsseitigen) gebrauchen, ohne abfallen zu müssen. Dann wäre aber die Nymphe verloren gewesen; es standen dann 1 gezogener 24pfünder, 3 gezogene 12pfünder und 3 kurze glatte 36pfünder gegen 22 Geschütze von schwerem Kaliber (30-, 60- und gezogene 18pfünder), und auf 1000 Schritt Entfernung hätte der Ausgang eines so ungleichen Kampfes nicht lange zweifelhaft sein können. Zwar wurde die Nymphe noch durch einen langen 36pfünder und 2 gezogene 24pfünder vom Deck der Arcona, sowie durch einen gezogenen 12pfünder der Loreley unterstützt, allein diese wurden wieder durch den Skjold aufgewogen (64 Kanonen), und die Loreley durfte wegen ihrer über Wasser liegenden Maschine die Dänen gar nicht so weit herankommen lassen. Weshalb stellte ferner mitten im heftigen Kampfe die Själland plötzlich ihr Feuer ein und ließ sich zurücksacken? Mußte den Dänen nicht Alles daran liegen, wenn sie es irgend vermochten, die kecken Preußen zu nehmen oder zu vernichten, um ihre beständigen Niederlagen auf dem Lande wenigstens zur See in etwas auszugleichen und den Ruhm ihrer alten Marine zu wahren? Wenn wir also dem dänischen Admiral nicht Feigheit oder die gröbste Ungeschicklichkeit im Manövriren vorwerfen wollen, was er nach unserer Ansicht sicherlich nicht verdient, so vermögen wir uns seine auffallende Handlungsweise nur daraus zu erklären, daß sowohl die Verluste an Menschen, als die Beschädigungen an den Schiffen so bedeutend gewesen sind, um ihn wegen des möglichen Ausganges sehr besorgt zu machen und ein Verkürzen der Entfernung zu verbieten. Nach und nach sind dann auch nähere Angaben über den wirklichen Verlust der Dänen an jenem Tage nach Preußen gelangt. Die erste Nachricht brachte der Capitain des englischen Schiffes Renown, der bei Arcona von dem dänischen Geschwader angehalten, auf die Själland beordert wurde, vom Admiral die Blokade-Erklärung (aus der famosen „Bai von Stettin!") der pommerschen Häfen zur Beförderung an die neutralen Consuln in Swinemünde erhielt und etwa eine Stunde lang auf dem dänischen Admiralschiffe verweilte. Er erzählte, daß die Själland sehr zerschossen und u. A. die ganze Admiralskajüte durch eine Granate, die durch das ganze Schiff geflogen, vollständig zerstört sei. Ebenso hatte ihm ein Offizier aus freien Stücken mitgetheilt, daß die Själland 20 Todte habe, und er hatte gesehen, daß die Dampfpumpen beständig im Gange waren.

Wenige Tage darauf kam von Rügen die Nachricht, daß Själland und Skjold am 18. und 19. März in Prorer Wiek unweit des Landes vor Anker gelegen und reparirt hätten; ja, erstere war mit Hülfe von einem Paar Corvetten gelichtet und zum Kielholen auf die Seite gelegt, was jedenfalls Beschädigungen unter Wasser voraussetzte. Später erfuhr man noch Einzelheiten, sowohl von Deutschen, die zur Zeit in Kopenhagen waren, als durch dänische Blätter selbst und durch Briefe von der Själland, die an die Oeffentlichkeit gelangten. So waren wirklich nur 8 Todte in Kopenhagen, der Rest aber heimlich in Trekroner (Inselfort) begraben.

Der Vorsteven des Skjold war total zerschossen, und während das dänische Ministerum letzterem Schiffe gar keinen Verlust von Menschen vindicirte, erzählten die dänischen Zeitungen, daß eine Granate 2 Matrosen in der Mars dieses Linienschiffes die Köpfe fortgenommen habe. Ebenso stellte es sich heraus, daß um jene Zeit nach dem Gefecht nicht, wie es offiziell hieß, die Fregatte Niels Juel, sondern die Själland im Dock von Kopenhagen gewesen war und reparirt hatte. Endlich haben wir kürzlich aus authentischer Quelle, von einem dänischen Augenzeugen des Gefechts, erfahren, daß die Själland 36 Todte gehabt hat. Ueber die Zahl der Verwundeten dieser Fregatte und über den Verlust des Skjold sprach er sich zwar nicht aus, indessen rechtfertigt diese Angabe vollständig unsere oben aufgestellte Ansicht, daß nicht Feigheit oder Ungeschick, sondern das gute Schießen der Preußen und die furchtbare Wirkung ihrer Präcisionsgeschütze den dänischen Admiral abgehalten haben, den Preußen näher zu rücken und sich noch mehr ihrem verderblichen Feuer auszusetzen.

Die Ueberlegenheit der preußischen gezogenen Geschütze hat sich auch bei dieser Gelegenheit wieder auf das Glänzendste bewährt. Von der Arcona sind in dem Kampfe 156, von der Nymphe 84, und von der Loreley 22 Schuß, also preußischerseits zusammen 262 Schuß in den 2¼ Stunden abgegeben worden. Die 20 Schuß der Kanonenboote können kaum dazu gerechnet werden, weil die Entfernung zu groß war.

Nach einer Schätzung, die durchaus nicht zu hoch gegriffen ist, sind dänischerseits mindestens 1200 Schuß, also die 4fache Anzahl gefallen, und waren die Grenzen der Entfernungen 1700—3500 Schritt. Ziehen wir dagegen die beiderseitigen Wirkungen in Betracht, so wird das Verhältniß mehr als umgekehrt. Die Arcona hatte 3, die Nymphe 18, die Loreley 1 Treffer im Rumpf, welche jedoch sämmtlich keinen erheblichen Schaden anrichteten, ebensowenig wie die 20 und resp. 60 Schuß, welche die verschiedenen Theile der Tackelage von Arcona und Nymphe trafen. Von den Preußen wurden 25 Treffer im Rumpf der feindlichen Schiffe beobachtet; setzen wir auch nur diese voraus, so stellt die Zahl der Schüsse wie 1 (preuß.): 4 (dänisch), die Zahl der Treffer dagegen, selbst die Kanonenboote mitgerechnet, wie 4½ (preuß.) : 1 (dänisch), d. h. die Preußen haben — worauf es im Gefecht hauptsächlich ankommt — die feindlichen Rümpfe 25mal von 280 Schuß, die Dänen dagegen nur 22mal von 1200 Schuß getroffen. Ein ähnliches Verhältniß ergiebt sich aus dem bekannt gewordenen Verluste von Menschenleben. Die Preußen hatten auf 3 Schiffen 5, die Dänen auf 1 Schiff 36 Todte. Wahrscheinlich würde sich die Sache aber noch bedeutend mehr zu Gunsten der preußischen gezogenen Geschütze gestalten, wenn der genaue Verlust der Dänen festgestellt wäre."

Diesen Gefallen, der Wahrheit die Ehre zu geben, werden uns aber die Dänen niemals erweisen, haben sie doch auch stets von der Brigg „St. Croix" behauptet, dieselbe sei nicht ein ein-

ziges Mal von den 8zölligen Bomben des „Preußischen Adlers“ in dem Eingangs erwähnten Gefechte getroffen worden, obschon es notorisch festgestellt ist, daß die Brigg 6 Wochen lang an dem gehabten Schaden reparirte. Damit wollen wir uns unserem Seemanne und seinen Herren Collegen auf baldiges Wiedersehen empfehlen. Franz Maurer.

Friedrich Ludwig Schröder und das deutsche Theater im 18. Jahrhundert. *)

Das 18. Jahrhundert ist für das deutsche Volk das nachholende gewesen. Denn in ihm ist die ungeheuere Lücke, welche der dreißigjährige Krieg in das geistige Leben der Deutschen gerissen, glanzvoll wieder ausgefüllt worden. Am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatten wir noch kaum eine Literatur, am Ende des 18. sind wir im Besitz einer klassischen! Jeder gebildete Deutsche weiß, welchen Heroen wir diese Errungenschaft verdanken: die Namen Herder, Lessing, Schiller, Göthe sind die von Wiedererweckern, von schöpferischen Wiederherstellern des deutschen Nationalgeistes. Aber mögen Schiller und Göthe den Gipfelpunkt bilden, vergessen wir auch der großen kritischen Geistesthaten nicht, durch welche Herder und Lessing mehr noch geleistet haben als durch ihre Dichtungen! Lessing namentlich, der echte Bürger der Aufklärungsepoche, war die auf der Bahn des Schaffens voranleuchtende Fackel; der deutschen, bisher im tiefsten Verfall schmachtenden Bühne war Er der providentielle „Dramaturg;“ Lessing hat die Kunst auf die Bretter zurückgeführt und die Darstellung denkender Künstler an die Stelle eines mechanischen Puppenspieles gesetzt. Und er hatte das hohe Glück, Künstler zu treffen, welche seine erhabenen Pläne in's Werk richten konnten, weil sie denselben gewachsen waren.

Friedrich Ludwig Schröder, aus Schwerin in Mecklenburg, ein Altersgenosse Herders, hat in erster Reihe zu jenen hervorragenden Künstlernaturen gehört, welche um das von Lessing so hochherzig aufgesteckte Banner sich schaarten und auf der Bühne Fleisch und Bein werden ließen, was Lessing an der Hand sinniger Beobachtung vorgezeichnet. Der Schauspieler Schröder verdient den Ehrenplatz neben dem Dramaturgen Lessing; er verdient ihn wegen der Klarheit und Gediegenheit seiner Auffassung der Bühnenzwecke. Schröder war nicht blos ein mimisches „Universalgenie,“ das im Gesang, in der Tanzkunst, in der Darstellung von treuherzigen Alten ebenso wirkungsreich glänzte als in der Wiedergabe eines Heldencharakters oder einer fratzhaften Bedientenseele —: Schröder ist derjenige deutsche Schauspieler gewesen, der den Ernst, ja die Heiligkeit des Künstlerstrebens am Tiefsten im Herzen trug und die nationale Idee unseres Theaters auf die würdigste und echt deutscheste Art innerhalb eines weiten und ansehnlichen Kreises zur Geltung brachte.

Nach dem großen und schönen Werke von F. L. W. Meyer: „Friedrich Ludwig Schröder, Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers“ (2 Theile, gr. 8°, Hamburg, 1819) war eigentlich nur wenig Erhebliches noch über Schröder neu zu berichten; der hochgebildete Meyer hat ein schier erschöpfendes Bild geliefert, dem weiter nichts fehlt, als ein kulturhistorischer Hintergrund mit bedeutungsvollen Perspectiven. Dies allein blieb einem neuen Darsteller nachzutragen übrig. Das uns vorliegende Buch: „Friedrich Ludwig Schröder, ein Künstler- und Lebensbild von Ludwig Brunier“, hat bei viel engerem Umfange die von Meyer gelassene Lücke ausfüllen wollen; sein Thatsachengehalt ist, was die Person und das Wirken Schröder's betrifft, keineswegs ansehnlicher ausgefallen, ja es darf in seinem Kerne lediglich den Werth einer geschickten Bearbeitung seines Vorgängers erheischen, aber den spezifischen Vorzug hat es doch: der Verfasser hat sich auf den kulturhistorischen Standpunkt gestellt und den Maßstab der Leistungen Schröder's aus der Vorgeschichte des deutschen Theaters entwickelt.

Wer einen Begriff erlangen will von dem Umschwunge, den Männer wie Schröder und Eckhof in Thalia's Reiche hervorgezaubert, der muß eben die gränzenlose Armseligkeit der deutschen Bühnenzustände, die bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fortdauerte, ins Auge fassen. Der Schauspieler war kaum etwas besseres als ein Possenreißer, durch seinen Stand eo ipso ein anrüchiges Subjekt; die Dichtungen, die seiner „Kunst“ den Stoff boten, verdienten den Namen von solchen meist nicht mehr und gediegener, als sein Thun und Schaffen der seinigen; hochtrabende Haupt- und Staats-Actionen, Copien oder Ergänzungen der politischen Zeitungsberichte wechselten mit den elendesten Travestien komischer Heldenspiele oder mit süßlichen Schäferspielen ab. Dazu kam die sehr wenig gelungene Uebersetzungsliteratur, die äffische und täppische Nachahmung der Franzosen, endlich das kühne Genie der Theater-Prinzipale, von denen Herr Brunier an dem Beispiele des abenteuerlichen Direktors Ilgener, der Hamburg und Mecklenburg unsicher machte und kein Bühnenstück ohne Zusätze seiner eigenen schöpferischen Phantasie die Bretter beschreiten ließ, ein paar ergötzliche Proben gewährt. Die oft skandalös widerwärtige Marktschreierei, die damals auf Thespis Karren ihr buntscheckiges Wesen trieb, bietet einen so ungeheuern Abstich gegen die neue Welt des zu einer Hochschule der Mimik umgewandelten Hamburger Stadttheaters, daß der heutige Betrachter in staunender Ehrfurcht vor dem Schatten eines Schröder und Eckhof stehen bleibt, und nur den einen Wunsch auszudrücken vermag: es sei die herrliche Kunstepoche, die Schröder's Darstellungsweise eröffnet, für die Gegenwart nicht verloren und der klassische Geist jener deutschen Bühne, die den Wendepunkt zweier Jahrhunderte bezeichnet, einer frischen, kräftigen Wiederbelebung fähig! Trauttwein von Belle.

*) Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild von Ludwig Brunier. Leipzig, J. J. Weber, 1864. (X. und 388 S.)

Astronomie und Religions-Philosophie.*)

Unter dieser Ueberschrift ist in Nr. 10 des „Magazin“ Flammarion's Werk über die „Vielheit der bewohnten Welten“**) besprochen worden. Es soll diese Darlegung dazu dienen, die Menschheit zu Gott zu führen, und aus der Astronomie die Unsterblichkeit dadurch zu beweisen, daß die Bewohntheit der Sonnen und Planeten dargethan wird. Ob ein so bestimmter Beweis der Unsterblichkeit gelingt, möchte zweifelhaft sein, weil, auf der Hand liegend, die Unsterblichkeit ein Gegenstand des Glaubens und Vertrauens, nicht des Wissens sein kann. Weder die Tugend, noch die Verzweiflung, soll mit Gewißheit

*) Von einem geehrten Leser des „Magazin“ eingesandt.
**) Leipzig, J. J. Weber.

auf sie rechnen dürfen. Mit nur allzu gutem Grunde beklagt dagegen Herr Flammarion die Nichtbefriedigung und Zerrissenheit der Gegenwart auf dem Felde der Religion, wesentlich weil die Priesterschaft hartnäckig auf dem Standpunkte stehen bleibe, den sie schon seit Jahrhunderten einnehme.

Das Christenthum lehrt die Menschen, Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben, ein priesterliches Volk zu sein, Alles zu prüfen, weil nur der Geist lebendig mache, und Gott anzubeten, im Geist und in der Wahrheit. Wird das Christenthum in dieser, seiner ursprünglichen Lauterkeit und Hoheit von der Priesterschaft gelehrt und zur Wirklichkeit gestaltet, dann sind Gottesleugner kaum denklich, dann machen, weder auf religiösem noch auf politischem Gebiet, leidenschaftliche Parteien nicht mehr Chorus, um Haß und Verachtung gegen Andersdenkende auszusäen, dann schwinden Glaubens-Verfolgungen und Schranken, weil auch der Irrthum geprüft werden soll, dann endlich wird geistige Bildung das Gemeingut aller Menschen, damit sie befähigt werden, Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit.

Also die Verwirklichung des wahren Christenthums bietet, gleich unerschöpflich wie unübertrefflich, ein Heilmittel gegen die allgemeine Zerrissenheit und Nichtbefriedigung der Gegenwart, weit umfassender als die Astronomie und Religionsphilosophie des Herrn Flammarion. Immerhin aber möge derselbe fortfahren, die Astronomie nutzbar zu machen, um die Herrlichkeit der Schöpfung und die Majestät des Schöpfers in ihrem hohen Reichthum zu erkennen.

Lehrt uns die Astronomie, daß das Licht, obwohl es 41,000 Meilen in der Sekunde zurücklegt, 10,000 Jahre braucht, um von einem Ende unsers Universums zum andern zu gelangen, daß dieses Universum nicht weniger als 75 Millionen ähnlicher Sonnensysteme enthalte, als das unsrige, und doch bereits 4000 andere Universa außer ihm aufgefunden (?) seien, deren Lichtstrahl zum Theil Millionen Jahre zur Erreichung unserer Erde bedürfe, so muß hohes Erstaunen auch die engste Brust weit machen, die trockenste Seele zu tiefster Ehrfurcht vor solcher Schöpferkraft und Allmacht erwärmen, Dünkel, Stolz und Anmaßung vernichten und zu begeisterter Verehrung und Anbetung des Schöpfers solcher Wunderwerke führen. Lehrt uns ferner die Astronomie, es widerstreite Nichts der Möglichkeit, daß auch andere Planeten und Sonnen bewohnt und ausgestattet seien, ähnlich und wahrscheinlich noch weit reicher und herrlicher als unsere Erde, welche der Dichter wunderschön und auch der Unglücklichste noch schön nennt, so kann dieser Gedanke nicht anders als mit unnennbarer Sehnsucht nach Unsterblichkeit, nach näherem Schauen solcher Herrlichkeiten Gottes des Menschen Brust durchdringen, und festen Willen, ernstes Streben nach Veredlung, nach Vorbereitung für ein höheres Sein zur Folge haben.

Darum gebührt Herrn Flammarion großer Dank dafür, die Aufmerksamkeit der Gegenwart auf diese Richtung geistigen Strebens geleitet zu haben. Möge, als Lohn hierfür, ihm das zuversichtliche Vertrauen zu Theil werden, einst als ätherisches Wesen mit der Schnelligkeit des Gedankens von Stern zu Stern zu schweben!

Fstr.

Frankreich.

S. Munk's Eröffnungs-Vorlesung auf Renan's Lehrstuhl.

II.

Monotheïsmus und Pantheïsmus.

Was hat dagegen der Monotheismus der Hebräer hervorgebracht? Ein Denkmal, dauernder als Erz, erhabener, als die majestätische Höhe der Pyramiden, monumentum aere perennius, regalique situ pyramidum altius. Man vergleiche nur einmal die Psalmen mit der Sammlung lyrischer Dichtungen der Araber, genannt Hamasa, und gleich die ersten Zeilen geben uns einen Begriff von dem großen Kontraste, der zwischen beiden Sammlungen besteht. Die Psalmen beginnen: „Heil dem Manne, der nicht wandelt im Rathe der Frevler und auf dem Wege der Sünder nicht steht und im Kreise der Spötter nicht sitzt, sondern an der Lehre Jehova's seine Lust hat und über diese Lehre sinnet Tag und Nacht! Er wird einem Baume gleichen, an Wasserbächen gepflanzt, der seine Frucht giebt zur rechten Zeit und dessen Laub nicht welkt. Was er auch unternimmt, es wird gedeihen!"

Sehen wir nun, wie Hamasa beginnt: „Wäre ich vom Stamme Masen's, so hätten die Söhne einer verlorenen Frau, die sie dem Dsohl, Sohn des Dscheiban, geboren, nicht meine Kameele geplündert, denn ein ganzes von Muth beseeltes Volk hätte sich zu ihrer Vertheidigung erhoben ꝛc." Und weiterhin: „Dort, in der Rennbahn, liegt ein Ermordeter, dessen Blut nicht gerächt ist." Und darauf weiter: „Man weint über uns, doch wir weinen über Niemand, denn wir haben ein Herz, härter als die Kameele." Das sind edle Gesinnungen, erhabene Gedanken! Averroës, der arabische Philosoph, der große Kommentator des Aristoteles, hat bereits in seinem Kommentar zur Poetik des Letzteren gesagt, daß die alten Araber keine andere Tugend, als die Tapferkeit und den Ruhm gefeiert, von denen sie im Grunde nur sprechen, um Andere anzufeuern, und auch lediglich aus Ruhmredigkeit.

Man hat auch noch gesagt, daß die Namen der semitischen Götter alle eine gewisse Oberherrschaft bezeichnen, wie Baal, der Gebieter; Adonis, mein Herr; Moloch, der König u. s. w. Dabei hat man allerdings Astarte, Derketo, Dagon, Camos ꝛc. vergessen; doch das schadet nichts, geben wir die Oberherrschaft zu. Man hat daraus geschlossen, daß die Semiten ursprünglich wenigstens ein oberherrliches Wesen, einen einzigen Gott angebetet, der sich in der Folge durch die zufällige Berührung mit indo-europäischen Kulten gewissermaßen vervielfacht hat. Die semitischen Götter, hat man gesagt, sind nichts durch sich selbst und repräsentiren nur die Attribute, die Eigenschaften des oberherrlichen Gottes, während die indo-europäischen Götter in ihrem eigenen Namen, nach ihrem eigenen Willen, mit ihren eigenen Kräften und aus eigener Bewegung handeln.

Ich gestehe, daß ich diese Autonomie der indo-europäischen Götter gesucht, aber nicht gefunden habe. Besitzen die Griechen nicht ihren Ζεὺς κύδιστος μέγιστος? die Römer nicht ihren Jupiter optimus maximus? Die Kräfte und Phänomene der Natur, die großen historischen Ereignisse, werden sie nicht oft direkt auf Zeus, auf Jupiter zurückgeführt? So z. B. im Anhange der Iliade heißt es, nachdem vom Zorne des Achilles die Rede war, welcher den Griechen unendliches Unglück zuzog: Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή, „Also ward Zeus' Willen vollzogen". Gleichwohl sagt der Dichter unmittelbar darauf, daß es Apollo war, der den Streit

zwischen Agamemnon und Achilles erregte. In der Odyssee erzählt Ulysses, daß der Gott Aeolus ihm bei seiner Abreise einen Schlauch voll brausender Winde mitgegeben, wobei er bemerkt, daß es der Sohn des Kronos sei, welcher dem Aeolus die Herrschaft über die Winde anvertraut und ihm die Macht gegeben habe, sie nach seinem Willen zu beschwichtigen und zu erregen. In einem Fragmente des Alcäus liest man: Ὕει μὲν ὁ Ζεύς, „Jupiter ließ regnen", ganz so wie in der Bibel, wo es heißt: „Jehova ließ regnen". In ähnlicher Weise sagt Horaz: „Jam satis terris nivis, atque dirae grandinis misit pater". Noch viele solche Beispiele ließen sich citiren. Hätte man nun nicht nach dem Allem das Recht, zu sagen, die Griechen und Römer seien Monotheisten gewesen und die Namen ihrer Gottheiten seien nichts als Attribute von Zeus oder Jupiter, wie dies in der That in der Abhandlung „über die Welt" gesagt wird, die man dem Aristoteles zuschreibt und die jedenfalls einen Heiden zum Verfasser hat?

Aber nein, weder die Semiten noch die Indo-Europäer waren Monotheisten. Wenn es zwischen beiden Racen einen Unterschied giebt — und sicherlich giebt es einen — so ist es folgender: die Semiten, denen es an Einbildungskraft gebricht, beteten nur das an, was ihnen lebhaft in die Augen fiel und ihre Sinne in Anspruch nahm: die Sonne, den Mond, die Planeten, die Sternbilder des Thierkreises 2c., während die Indo-Europäer die Einbildungskraft überall Gottheiten wahrnehmen ließ, in der irdischen Natur, wie am Firmamente; überall zeigten ihnen ihre Dichter die Spur eines Gottes. Mit Einem Worte, die Semiten waren Stern-Anbeter, wie man aus zahlreichen Stellen der Bibel sieht; die Indo-Europäer beteten die gesammte Natur an. Aber die Einen wie die Anderen vermengten die Kreatur mit Gott. Weder die Einen noch die Anderen konnten sich bis zu der Idee einer ersten, absoluten, einzigen, von der Welt unabhängigen, schöpferischen Ursache erheben. Das allein ist Monotheismus, und diesen Monotheismus finden wir lediglich bei den Hebräern.

Wo haben die Hebräer diesen Monotheismus geschöpft? Man hat nicht zu behaupten gewagt, daß sie ihn in Aegypten erlernt; denn wer kennt nicht die krasse Götzendienerei der Aegypter, von denen Juvenal sagt:

> Quis nescit qualia demens
> Aegyptus portenta colat; crocodilon adorat
> Pars haec, illa pavet saturam serpentibus ibin.

Moses sollte seinen Monotheismus bei der Weisheit der ägyptischen Priester, aus ihren Mysterien geschöpft haben? Wir kennen diese Weisheit sehr wenig, aber wenn davon etwas in ihrem „Todtenbuch" auf uns gekommen, so überzeugt uns dieser Galimathias, daß ein so lichtvoller und positiver Geist, wie der des Moses, davor ein Grauen empfunden haben muß.

Nein, man kann in dem Monotheismus von Abraham und Moses nur eine providentielle Thatsache, die unmittelbare Einwirkung der Vorsehung auf die Geschicke des Menschengeschlechts, namentlich was seine religiöse Erziehung betrifft, erblicken — eine providentielle Thatsache, die ich mir nicht herausnehme, Ihnen zu erklären, zu welcher Sie jedoch in der Entwickelung der religiösen Ideen des Menschengeschlechts einige Seitenstücke kennen. Geradezu um die Anerkennung dieser providentiellen Thatsache zu vermeiden, hat man den **Instinct** des Monotheismus erfunden, welchen die ganze semitische Race besessen haben soll, der aber, wie wir gesehen, nichts als eine Chimäre ist.

Man wird jetzt begreifen, warum die Hebräer die Kunst nicht gepflegt. Die Kunst war die Mission der Griechen. Die Mission der Hebräer war, Gott zu erkennen und ihn der Welt kund zu machen. Namentlich in der plastischen Kunst waren ihnen die anderen semitischen Völker überlegen; ja, sie wurde von den Hebräern verabscheut, weil die plastische Kunst die Nachahmung, die Idealisirung, die Vergötterung der Natur bezweckt, und diese für den Hebräer vor Gott, dem Schöpfer, vollständig zurücktrat.

Aber in der lyrischen Poesie und wahrscheinlich auch in der Musik, denjenigen Künsten, die den Gefühlen Ausdruck verleihen und die es nicht bei dem Kultus der materiellen Schönheit bewenden lassen, haben die Hebräer alle Völker des Alterthums übertroffen.

Auch in der Philosophie haben die Hebräer nicht geglänzt, denn die Philosophie ist der Kultus der menschlichen Idee, die, wenn sie eben nur sich selbst als das Höchste erkennt, zuletzt nothwendig zum Pantheismus führen muß, d. h. zu einem Gotte, der in seinen Bewegungen nicht frei ist, der die Welt nicht nach seinem Willen geschaffen und der nichts, als das organisirende Fatum der vergötterten Welt ist.

Ich bitte, daß Sie nicht den Sinn meiner Worte mißverstehen und glauben, ich wolle einen Ausfall gegen die Philosophie machen. Davor bewahre mich Gott! Ich bin nur ein Gegner des Pantheismus, der, nach meiner Ueberzeugung, mit dem Atheismus identisch ist. Der menschliche Geist entspringt aus dem Geiste Gottes; der Mensch ist, wie die Schrift sagt, nach Gottes Ebenbild geschaffen. Aber ich glaube, daß es zwischen dem menschlichen Geist und dem absoluten Geiste, welcher Gott ist, eine incommensurable Beziehung giebt und daß der menschliche Geist das Absolute nur annähernd ermessen kann. Gestatten Sie mir, dies durch ein Beispiel zu erläutern, das ich der Mathematik entlehne: Die hyperbolische Curve und ihre Asymptote sind zwei Linien, die bei ihren Ausgangspunkten sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden; je mehr man dieselben verlängert, um so mehr nähert sich die eine der anderen; aber auch wenn man sie in's Unendliche verlängert, werden sie sich doch niemals berühren; vielmehr wird stets zwischen beiden Linien eine gewisse Entfernung bleiben, die, so geringfügig sie auch werden kann, doch niemals gleich Null sein wird. Die Philosophie und das Absolute scheinen mir einige Aehnlichkeit mit diesen beiden Linien darzubieten. Die Philosophie ist zwar ohne Abschluß, aber nicht ohne Ziel; die großartige Arbeit des menschlichen Geistes, die wir in der Geschichte der Philosophie bewundern, hat den Zweck, sie dem Absoluten anzunähern, aber sie wird dasselbe niemals vollständig erreichen. Es wird zwischen dem Menschengeist und dem Absoluten stets eine Entfernung, wie gering sie auch sein möge, verbleiben, die wir durch eine Hypothese werden ausgleichen müssen. Und ist diese Hypothese etwas Anderes, als der Glaube? Der Atheist durchhaut den Knoten, indem er das Absolute leugnet; Moses hat ihn gelöst, indem er sagte: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Er hat dadurch nicht der Philosophie, sondern dem Pantheismus und dem Atheismus die Thür verschließen wollen. Dieser erste Vers der Bibel hat weder die Philo, die Avicebron, die Maimonides in der Synagoge, noch die Albertus Magnus, die St. Thomas, die Duns Scotus in der Kirche gehindert, sich den tiefsten und subtilsten Spekulationen hinzugeben.

Ich könnte Ihnen noch Manches über die entschieden sittliche Tendenz der biblischen Poesie sagen; ich will mich aber darauf beschränken, auf zwei wichtige Punkte hinzuweisen. Zunächst ist es bemerkenswerth, daß die indo-europäischen Dichter das goldene Zeitalter an den Anfang der Zeiten setzen und auf

diese Weise die allmähliche Ausartung der Welt proklamiren. Die biblische Poesie setzt das goldene Zeitalter an das Ende der Zeiten und proklamirt auf diese Weise den beständigen Fortschritt, die Perfektibilität des Menschengeschlechts und seine endliche Vollkommenheit. Ein berühmter Schriftsteller hat unlängst gesagt, daß die Menschheit der ganzen Erde als des Landes der Verheißung und der Welt als ihres Jerusalem bedarf. Es ist dies die ganze Tendenz der biblischen Poesie und namentlich des Prophetismus. Jener Schriftsteller ahnte wohl nicht, daß er mit seinem Ausspruche eine Stelle der alten allegorischen Kommentare der Synagoge, „Midraschim" genannt, fast wörtlich wiedergegeben. „Wie," so heißt es daselbst, „das kleine Land Palästina sollte eines Tages alle seine Kinder fassen? Nein, Jerusalem wird so groß wie Palästina, und Palästina wird so groß wie die ganze Erde sein."

Das zweite Moment, auf das ich hinweisen will, ist, daß allein die biblische Poesie Empfindungen ausdrückt, die von den Menschen aller Länder und aller Zeiten verstanden werden können; sie allein darf auf Universalität Anspruch machen. Um die brahmanische Poesie vollständig zu verstehen, muß man ein Hindu sein; um alle Schönheiten Homer's, Pindar's, Sophokles' zu empfinden, muß man sich mit dem hellenischen Geiste identificiren können. Um die biblische Poesie zu verstehen, braucht man nur Mensch zu sein.

Wer die heilige Schrift mit wahrhaft humanen Empfindungen liest, der wird auch mit Begeisterung dem Psalmisten in den lyrischen Ergüssen folgen, die sein Gott ihm eingeflößt. Mit wahrhaftem Schrecken wird er auf die Worte jenes einfachen Hirten von Thekoa (Amos) hören, „welcher Jehova von der Höhe Zions erbrausen und sein Donnerwort von Jerusalem herschleudern läßt, so daß die Weiden der Hirten veröden und der Gipfel des Karmel vertrocknet, und er ausruft: Drei- und viermal Wehe über die Verbrechen von Damascus und Gaza, von Tyrus und Edom, von Amon und Moab, von Juda und Israel!"

Ihr werdet mit dem greisen Jeremias weinen, wenn er auf den Trümmern von Jerusalem wünscht, daß sich sein Haupt in Wasser und seine Augen in Thränenquellen verwandeln, um das Unglück seines Volkes zu beweinen, für welches sein treues, von Liebe und Patriotismus erfülltes Herz noch in der Ferne einige Hoffnungsstrahlen leuchten läßt.

Durch die Visionen eines Jesajas, eines Micha werden wir in glückliche Zeiten der Zukunft versetzt, wo der Bär und die junge Kuh zusammen weiden, wo das Lamm an der Seite des Wolfes schlummern und der Säugling auf dem Neste der Otter spielen werden, wo die Menschen im Frieden unter dem Weinstock und dem Feigenbaume sitzen und die Erde voll sein wird von der Erkenntniß Gottes, wie die Meere voll sind von Wasser.

Das Buch Hiob weiht uns in die Geheimnisse der Vorsehung und der göttlichen Gerechtigkeit ein. Die prachtvollen Bilder des Enthusiasten Elihu, die majestätische Gott-Erscheinung, sie fesseln auch unsere Phantasie noch, und wir folgen dem Dichter gern, wenn er unsere Einbildungskraft an die Ufer des Nils versetzt.

Und darauf wird uns das Lied der Lieder dargeboten, um unsere aufgeregten Sinne zu beschwichtigen; denn, wie auch Eichhorn richtig bemerkt, das Lied der Lieder folgt in den hebräischen Bibeln unmittelbar auf das Buch Hiob, und Eichhorn glaubt darin die Absicht zu erkennen, den Kontrast, der zwischen beiden Dichtungen herrscht, recht hervortreten zu lassen. Hier entwickelt sich vor unseren Blicken ein Hirten-Drama mit seinen zauberischen Naturscenen; der Schäfer und seine Schäferin malen uns die Liebe mit allen ihren Freuden und Leiden: „Ich beschwöre euch, o Töchter Jerusalems, bei den Hindinnen und den Gazellen dieser Gefilde, erregt die Liebe nicht, weckt sie nicht, bevor es an der Zeit ist. Es ist die Gluth des Feuers, eine göttliche Flamme, welche nicht Wellen und Ströme würden verlöschen können!"

Bald darauf finden wir den Schwanengesang des hebräischen Volkes: „Alles hat seine Zeit, und seine Zeit ist jedem Dinge unter dem Himmel angewiesen. Eitelkeit der Eitelkeiten, ruft der Prediger, Alles ist Eitelkeit!"

Die ganze Bibel endlich ist eine große Epopöe, deren Helden Gott und sein Volk sind. „Als Israel jung war, liebte ich es; aus Aegypten habe ich meinen Sohn berufen," so spricht Gott durch den Mund des Propheten Hosea. Wir sehen diesen Sohn heranwachsen; in den Tagen des Glückes hat er seinen Vater nicht erkennen wollen, da kommen die Tage des Unglücks, und er wirft sich voll aufrichtiger Reue in seine Arme. Die Sänger Zions verlassen den geheiligten Boden und hängen ihre Harfen weinend an den Weiden und Strömen Babels auf. Und als die Sieger ihnen zuriefen: „Singet uns den Gesang Zions," antworteten sie: „Wie könnten wir die Gesänge des Herrn auf einem fremden Boden singen?"

Dies ist Poesie, die stets eine Saite in den Herzen aller Menschen und aller Zeiten wird vibriren machen. Dies ist Poesie der Menschheit!

Ja, wenn der große lyrische Dichter der Römer, von dem Quintilian sagt: lyricorum fere solus legi dignus, wenn Horaz, nachdem er Pyrrha, Chloë, Lydia, Mäcenas und Augustus besungen, zu ernsteren Betrachtungen sich wendet, zu seinen carmina non prius audita, die er dem profanum vulgus nicht mittheilen will — ist es nicht, als ahmte er die Psalmen oder den Prediger nach, wenn er singt:

Est ut viro vir latius ordinet
Arbusta sulcis; hic generosior
Descendat in campum petitor
Moribus hic, meliorque fama

Contendat; illi turba clientium
Sit major: aequa lege necessitas
Sortitur insignes et imos:
Omne capax movet urna nomen.

Ich halte hier inne. Ich hätte Ihnen gern noch Einiges von der chaldäischen und der syrischen Literatur gesagt, von denen die Eine ganz jüdisch und die Andere ganz christlich, während die Eine wie die Andere eine Dienerin der hebräischen Literatur ist; aber ich muß diese Unterhaltung auf eine andere Zeit verschieben. Vielleicht werde ich daraus eine Einleitung zu dem Lehrkurs der chaldäischen und der syrischen Sprache des zweiten Semesters machen. Für heute nehme ich Abschied von Ihnen, und ich schließe, wie ich begonnen, indem ich mit Hinblick auf meine Lage Ihre Nachsicht in Anspruch nehme und Ihr Wohlwollen mir erbitte.

Proudhon, der Original-Social-Demokrat.

Obgleich die wirthschaftlichen Naturgesetze, welche Angebot und Nachfrage, Arbeit und Lohn, Werth und Preis bestimmen, in allen Theilen streng wissenschaftlich, populär verständlich und

durch die Praxis und Erfahrung, arithmetisch und statistisch seit Jahren wieder und immer wieder, immer unumstößlicher, gegen jeden schutzzöllnerischen, kommunistischen und social-demokratischen Irrthum und Trugschluß vernichtend klar an den Tag gelegt und für jede Einsicht überzeugend erklärt worden sind, wachsen der Hydra des Selbstbetrugs, des Eigennutzes und der Faulheit, welche mit Hilfe der Polizei-Staatsgewalt auf Kosten der Fleißigen und Bevorzugten von dem Schweiße Anderer leben will, doch immer wieder die brutalen und verdrehten Köpfe. Grade jetzt sucht sich in Deutschland wieder die social-demokratische Hydra wenigstens mit einigen mehr lächerlichen als scheußlichen Köpfen in die Politik zu mischen und die bestialischen Leidenschaften der Ungebildeten oder Faulen gegen die wirthschaftlichen Naturgesetze und deren Vertreter, auch gegen deren Eigenthum zu hetzen. Man verspricht ihnen besonderen Schutz durch Staatsgewalt, wenn sie nur so gut sein wollten, zunächst diese gegen Fortschritts- und konstitutionelle Partei zu verstärken. Zum Lohne will ihnen dann der Staat — der feudal-Lasalleſche — Geldanweisungen auf die Kassen der Geldsäcke und Fortschrittler ausstellen und sie bei Versilberung und Eintreibung derselben mit christlich-germanisch-elegantem Säbel unterstützen.

Die Frechheit, mit welcher dieses Lasalle'sche Räuber-Evangelium gedruckt und mündlich bis in das preußische Abgeordneten-Haus gepredigt wird, giebt Veranlassung, auf die jetzt ohnmächtig durch geistigen und körperlichen Tod geschlossene Wirksamkeit des Original-Lasalle, des ehrlichen und genialen Stammvaters der jetzigen social-demokratischen Tartuffe's und Talleyrand's zurückzublicken, auf Proudhon.

Dieser ehrlich-fanatische Original-Social-Demokrat, Verfasser der erst Schrecken, dann unbändiges Gelächter erregenden social-demokratischen Räuber-Bibel: „La Propriété c'est le Vol", „Eigenthum ist Diebstahl", Autor unzähliger Commentare dazu und Redakteur von Zeitungen, die allen wirthschaftlichen, socialen und Sittengesetzen den Krieg erklärten, ist am 19. Januar zwischen gleichgültigen oder kalt bedauernden Menschen in Paris gestorben, ohne einen einzigen Jünger und Nachfolger zu hinterlassen. Er starb körperlich, nachdem er geistig längst verschollen und begraben war.

Frankreich hat aber seine Lehre praktisch durchgemacht und durch Bürgerkrieg und Blutvergießen gründlich widerlegt. Um so frecher ist der Frevel, womit heut zu Tage die Sphinx der längst beantworteten Arbeiterfrage an ihren thierischsten Theilen gereizt wird, damit sie als Löwin auf das Fortschritts-Fleisch springe, obgleich das einmal blutdürstig gewordene Raubthier viel wahrscheinlicher meist die zerfleischen würde, welche sie wüthend gemacht haben.

Doch „auch Patroklus ist gestorben und war mehr als Du!" Wir in Deutschland können hoffen, es wenigstens so weit gebracht zu haben, daß die geistlose und gemachte Nachäfferei des genialen Original-Social-Demokraten unter dem wirthschaftlich gebildeten Volke mehr Gelächter als Schrecken erregen und als schlechte Komödie durchfallen werde.

Proudhon war mit seinem ehrlichen Fanatismus und seinem sophistischen und satirischen Scharfsinn im Stande, einige Jahre hindurch ganz Frankreich in Revolution und bürger-kriegerischer Gährung zu erhalten. Seitdem hat es viel gelernt. Alle Genialität, aller Fanatismus, die unbeugsamste, trotzigste Ausdauer, die glänzendsten Erfolge in Theorie und Praxis dieses merkwürdigen Sklaven fixer Ideen und Opfers einer unglückselig autodidaktischen Halbwisserei und Schwärmerei sind jetzt im ganzen französischen Volke nach vielen Opfern und apagogischen Beweisen zu Grunde gegangen.

P. J. Proudhon war der älteste Sohn eines armen Böttchergesellen und kinderreichen Familienvaters in Besançon und 1809 geboren. Er sollte auch Böttcher werden, doch zeigte er wenig Lust dazu, aber viel Talent und Wißbegierde. Durch Verwandte oder Verwendung bekam er Unterricht im königlichen Gymnasium der Stadt. Aber Eltern und Geschwister brauchten seine Hilfe, so daß er in's Haus zurückkehren mußte. Bald darauf ward er Lehrling in einer Buchdruckerei und lernte so schnell Sprachen, daß er als Setzer und Korrektor lateinischer, griechischer und hebräischer Texte Geld verdiente, womit er seine Familie redlich unterstützte. Als Setzer an einer hebräischen Bibel lieferte er zugleich Anmerkungen exegetischer und grammatischer Art dazu. — Später trat er sogar mit einer neuen französischen Grammatik auf (Essai de Grammaire générale), wofür ihm die Akademie in Besançon einen Preis von 1800 Francs (Stiftung einer Wittwe) zuerkannte. Damit ging er nach Paris und schrieb für die Encyclopédie Catholique u. s. w. Darauf trat er mit seiner ersten Kriegserklärung gegen das Eigenthum auf: „La Propriété c'est le Vol," die er sogar der Akademie zu Besançon dedicirte. Diese war, wie alle vernünftigen Menschen, so erzürnt darüber, daß sie ihm das auf 3 Jahre bestimmt gewesene Stipendium entzog.

Von allen seinen vielen Schriften war diese erste die unverschämteste und tollsinnigste. Er brachte darin die Lehren Babeuf's in bestimmte Formen methodischen Wahnsinns. Eigenthum, das als Frucht persönlicher Arbeit und der Verwirklichung, Verkörperung bestimmter Persönlichkeiten und ihrer geistigen Künste, so viel wie die Persönlichkeit selbst und deshalb so heilig und unantastbar ist, wie die menschliche Persönlichkeit selbst, die sich darin verkörpert — „gesetzt" hat, wie Hegel sagt — Eigenthum sollte deshalb Diebstahl oder Beraubung anderer Menschen sein, weil der Werth und die Frucht dieses einem Menschen Eigenen allen Menschen gemeinsam gehöre. Warum nicht auch jeder Mensch selbst? Der alte, orientalische und Negerkönig-Despotismus ist darin viel ehrlicher und behandelt ohne Umstände alle Menschen und deren Eigenthum als Eigenthum des Königs. Proudhon wollte es auch so haben, nur in einer etwas anderen Form. Das Eigenthum sollte als gestohlnes Gut geraubt werden. Von wem und für wen? Von einem Gesetze zu Gunsten eines Dämons, eines despotischen Ungeheuers, einer Staatsmacht mit Gerichtssühne, die jedem Menschen von dem Allen geraubten Eigenthum so viel als „Besitz" zuerkennen solle, als er „verdiene."

Welch monströser Wahnsinn! Er sollte um des Buches willen vor Gericht. Aber der Staatsanwalt fragte erst Blanqui, den wohlbekannten National-Oekonomen (nicht den Freund Barbé's) um sein Gutachten. Dieser meinte, so ein extravaganter Unsinn sollte nicht als das Werk eines zurechnungsfähigen Menschen betrachtet werden, weshalb die Anklage unterblieb.

Proudhon machte bald darauf eine zweite stark vermehrte Auflage von seiner Denunciation des Eigenthums und widmete sie Blanqui. Im Jahre 1842 wiederholte er seine Forderung, daß das Eigenthum als Diebstahl geraubt werden müsse, noch unverschämter in einer Aufforderung an die Besitzenden: „Avertissement aux Propriétaires." Dies fand man zu arg, so daß er vor die Assisen zu Besançon kam. Aber die Jury sprach ihn frei, weil sie in dieser Doctrin ebenfalls etwas Unzurechnungsfähiges, einen ihr unbegreiflichen Wahnsinn fand.

Er war inzwischen Miteigenthümer einer Druckerei in Dijon

geworden. Diese gab er auf, um eine Verwalterstelle bei einem Unternehmen für Wasserversorgung aus der Saone zu übernehmen. Diese bekleidete er 4 Jahre. Beim Ausscheiden weigerte er sich, den ihm zuerkannten Profit aus dem Geschäft anzunehmen.

Während dieser Zeit hatte er nicht aufgehört, für Umschöpfung der Welt zu schreiben. Schon 1843 erschien seine „Schöpfung der Ordnung in der Menschheit" („Création de l'Ordre dans l'Humanité"), in welcher er nachweist, daß die natürliche, moralische, sociale, industrielle und merkantile Ordnung lauter Unordnung und Diebstahl, Mord und Todtschlag sei. Ohne Abschaffung des Eigenthums, der Zinsen, des Lohnes für Arbeit je nach ihrem Werthe und Preise könne die Menschheit nicht länger bestehen. Jeder müsse ein Recht auf Arbeit und hinreichenden Lohn haben und den Lohn aus einem fabelhaften Fortunatussäckel pünktlich ausgezahlt erhalten. Wie das Geld in den Säckel komme und wie immer voll erhalten werden könne, das machte ihm wenig Kopfschmerzen. Sein konfiscirtes und immer wieder zu konfiscirendes Eigenthum reichte für Alles hin. Die neue Ordnung war ihm diese unaufhörliche Konfiskation.

Ein anderes in demselben Jahre erschienenes Werk: „Contradictions économiques", stellt die Theorieen der verschiedenen National-Oekonomen, besonders der Protektionisten und Freihändler, einander gegenüber und sophisticirt die Konsequenzen beider zu einem Untergange aller Bedingungen menschlichen Gedeihens. Deshalb verlangte er eine übermenschliche, übernatürliche und übergöttliche Staatsallmacht, die Alles umstoßen müsse, was nach Natur- und arithmetischen Gesetzen seiner Theorie zuwider lief, die unbeschränkt nehmen und geben müsse, daß Jeder die Fülle habe. Er dachte sich diese Allgewalt so unerschöpflich, daß es ihr an voller Glückseligkeitsbescheerung für jeden Einzelnen nie fehlen könne. Viele haben und verdienen ja viel zu viel. Dies unrechte Gut wird ihnen immer weggenommen und den Faulen, Trägen, Ungeschickten gegeben. So will es die „neue Ordnung", geschaffen von Proudhon. Ein rechtes Evangelium für die Bummler und Tagediebe.

Kurz vor der Revolution von 1848 arbeitete er an einer „Lösung des socialen Problems durch neue Organisation des Kredits und der Geld-Cirkulation." Daß Leute, die durch Redlichkeit, geschäftliche Ehrlichkeit und Pünklichkeit Geld und auch Kredit erwerben, war ihm eine Barbarei. Er verlangte Mittel, Gewaltmittel, durch welche das Wasser bergauf zu fließen gezwungen würde. Geld und Kredit sollten mit einem Zwangspasse reisen und nur auf bestimmten, polizeilich vorgeschriebenen Wegen, sonst sei es aus mit der Menschheit.

Die Revolution von 1848 unterbrach diese Erlösung der Menschheit, so daß sich eines Abends später sociale Demokraten in Berlin versammelt hatten, um das Werk zu vollenden. Als man gegen Mitternacht immer neue Schwierigkeiten entdeckte und schon verzweifelte, rief der Begeistertste unter ihnen: „Die sociale Frage muß gelöst werden, und sollten wir die ganze Nacht nicht zu Bette kommen!"

Proudhon war kein Freund der republikanischen Herren von 1848. Er gründete eine eigene Zeitung: „Représentant du Peuple", worin er die ganze provisorische Regierung und alle Parteien der National-Versammlung verhöhnte, weil es keine Social-Demokraten waren und wohlerworbenes Eigenthum dem von Proudhon gestohlenen oder geraubten vorzogen. Er war stark bis zur Brutalität in diesen Angriffen, und Krethi und Plethi, deren hungriger Rachen schon nach dem allgemein konfiscirten Eigenthum lechzte, entdeckten in ihm ihren Heiland.

Proudhon hatte mitten in der Konfusion der ersten Revolutionsmonate alle Parteien mit gleicher Bitterkeit angegriffen und alle Tage in seinem à 1 Sous verkauften Blatte geschrieen, daß nur radikal konfiscirtes und zum Wohle der Armen und Arbeiter besser vertheiltes Eigenthum die wahre, gesunde Frucht der Revolution sein könne. So ward er das schmetternde Mundstück der vielen Tausende, die Eigenthum haben wollten, ohne es auf dem alten, durch die Revolution abzuschaffenden, mühsamen Wege zu erwerben. Was Wunder, daß er am 4. Juni bei einer Ersatzwahl für die National-Versammlung mit 77,094 Stimmen der französischen Hauptstadt triumphirend unter die Gesetzgeber abgeordnet ward.

An der Junischlächterei auf den Straßen von Paris — der Arbeiter gegen die Proprietaires — nahm er nur Theil, wie er, verhört, aussagte, um „die erhabenen Schrecknisse einer Kanonade" mit anzusehen. Vielleicht wußte er selbst nicht, daß diese zum Cäsarismus führende Schlächterei zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden sein und seiner kommunistisch-socialistischen Vorgänger eignes Werk war.

Sechs Wochen nach seinem Eintritt in die National-Versammlung trat er mit seinem bräuchlichen Antrage hervor, der Staat solle durch Einführung einer neuen Vermögenssteuer gewaltsam Hand an das Privateigenthum legen, um es an die Bedürftigen als Besitz für's Leben zu vertheilen. Nach deren Tode (der vielleicht gewaltsam allen Angehörigen diktirt werden sollte, sobald der eigentliche Besitzer starb — denn wo sollten *sie* dann Eigenthum hernehmen?) sollte das vom Staate gegebene Besitzthum wieder genommen werden.

Unter Hohngelächter und Entrüstungs-Ausbrüchen begründete er seinen Antrag, ohne sich zu schämen. Thiers gab sich die Mühe, diesen gehässigen Angriff gegen die Grundgesetze öffentlicher Moralität und diese Berufung auf die verbrecherischen Instinkte und Leidenschaften der menschlichen Natur in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit zu charakterisiren. Proudhon's Antrag war blos von einem Seidenweber Greppo unterstützt, den das allgemeine Stimmrecht unter den Socialisten und Kommunisten ebenfalls zum Gesetzgeber erhoben hatte, und wurde mit 695 Stimmen verworfen.

Das Amendement von Felix Pyat zu Gunsten „des Rechts auf Arbeit" (als wenn es in einer civilisirten Gesellschaft je an Arbeit fehlen könnte, wenn auch oft an der, die Manche anbieten, ohne daß sie Jemand bedarf — also des Rechts auf Arbeit, die Niemand bedarf und bezahlen will) wurde natürlich auch fast einstimmig verdammt. Selbst Proudhon unterstützte es nicht. Dieser stimmte auch gegen die ganze Konstitution der Republik, weil sie der *Freiheit* gefährlich sei. Als wenn mit Proudhon'schen Einrichtungen noch ein Atom von Freiheit übrig bliebe! In den meisten politischen Fragen stimmte er mit der ultra-demokratischen Partei, doch griff er deren Führer eben so bitter an, wie alle anderen Parteien.

Da er in der National-Versammlung als ein halb wahnsinniger Sklave fixer Mißgeburten von Ideen nicht wirken konnte, fing er im November 1848 wieder eine Zeitung an: Le Peuple. Prinz Louis Napoleon, damals Kandidat für den Präsidentenstuhl und socialistisch für seine Zwecke, machte dem Redakteur seine Aufwartung, fand ihn aber nicht im Redaktions-Lokale, sondern blos dessen Vertreter, dem er nun sich eröffnete. Er ist jetzt Mitglied des legislativen Corps.

„Das Volk" Proudhon's lebte blos bis zum Frühlinge 1849. Der zähe Monomanist gab aber seinem todten Volke doch wieder Stimme in „la Voix du Peuple", einer Zeitung, die von Oktober

1849 bis zum Mai 1850 ihr Leben fristete. Im Juni 1850 erschien dafür „Le Peuple" wieder. Es wurde im Oktober desselben Jahres unterdrückt. Diese Zeitungen wurden à einen Sou von fliegenden Buchhändlern ausgeschrieen und vielfach gekauft, weil die Sarcasmen und Brutalitäten gegen die Helden der National-Versammlung Ledru Rollin, Pierre Heroux, Cabet, Victor Considérant, General Cavaignac u. s. w., selbst Lamartine von den Eigenthum bedürftigen Communisten und Socialisten gern gelesen wurden.

Diese Ausfälle brachten ihn nochmals vor die Assisen, aber alle Geldstrafen wurden von seinen damals fanatisirten Anhängern immer sofort gesammelt und bezahlt.

Gegen die Angriffe der Wissenschaft und Ehre war er hieb- und stichfest. Weder die Beredtsamkeit eines Thiers, noch die Polemik eines Lavergne, noch die Witze Karr's und die Caricaturen des Charivari, nicht einmal die Allen verständliche, klare Logik und Arithmetik Bastiats fanden Zutritt in seinen harten, von der fixen Idee vernagelten Kopf.

Die beste und populärste Posse damaliger Zeit: „La Propriété c'est le Vol" machte an Hunderten von Abenden diesen Proudhonismus meisterhaft lächerlich. Auch die in's Berlinische übersetzte und auf den damaligen „Held" pointirte Zauber-Posse: „Eigenthum ist Diebstahl" war lange ein Zugstück. Wer's gesehen, wird sich des unbändigen Gelächters erinnern, das die in's Praktische übersetzten Theorieen Proudhons erregten: das ausgeübte Arbeitsrecht, der unmittelbare Tauschhandel statt durch Vermittelung des schnöden abgeschafften Geldes, so daß Jemand beim Ankauf eines Schrankes für eine brillante Commode den Unterschied des Preises in Form eines Nachtstuhls und Stiefelknechtes herausbekömmt. Er ließ sich nicht irre machen, lernte nicht einsehen, sich nicht schämen und fuhr fort, in Pamphleten und Pasquills gegen Eigenthum, Eigenthümer und alle wirthschaftlichen und sittlichen Gesetze Krieg zu führen.

Um auch positiv zu werden, veröffentlichte er 1849 einen Plan zur Gründung einer „Banc du Peuple" und forderte zu Subscriptionen auf. Mit dieser Bank wollte er praktisch zeigen, welch' ein Segen Capitalien und Actien seien, die keine Zinsen und Früchte tragen. Obgleich schon Opposition und Hohn dagegen allgemein waren, fanden sich doch viele Theilnehmer und der Volks-Banquier begann seine Operationen. Leider wurde er dieser segensreichen Wirksamkeit durch eine neue Anklage entzogen. Zu dreijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, floh er nach Genf. Nach einem Jahre stellte er sich aber und heiratete im Gefängniß. Auch schrieb er darin die „Confessions d'un Révolutionaire", „Actes de la Révolution", „Gratuité du Crédit" und nach dem zweiten December 1852 „Révolution sociale demontrée par le coup d'état." In letzterer Broschüre zeigte er dem Kaiser, daß er nur die Wahl zwischen Anarchie und Cäsarismus habe. Da er dem neuen Cäsar zu seiner letzteren Wahl gratulirte und mit ihm zufrieden war, schenkte ihm dieser im Juni die Freiheit. Der zufriedene Unterthan trat erst 1856 wieder mit einer namhaften Publikation hervor: „Manuel des opérations de la Bourse", worin er die schwindelhaften Spekulationen der Börsenhelden mit Recht geißelte. Hier merkte man auch die tugendhafte Grundlage seines ganzen Socialismus. Er, wie alle noblen Socialisten, lassen sich in tugendhafter Entrüstung über die Mißbräuche, welche sich in den Gebrauch der Freiheit, des freien Erwerbes und Verkehrs, des freien Umtausches von Eigenthum einschleichen, gegen den Gebrauch überhaupt fanatisiren. Aber mit demselben Recht kann man die ganze Natur und Menschheit zur Vernichtung verdammen, weil Unkraut im Weizen wächst, weil es manchmal zu heiß, manchmal zu kalt, zu naß und zu trocken ist. Wenn es der Socialist dahin bringt, eine bessere, der Menschheit pünktlich dienstbare Natur und eine ganz andere Menschheit zu schaffen, dann mag es vielleicht gerechter regnen und trocken sein, nicht zu warm und nicht zu kalt, dann mögen die ganz expreß für den Socialismus und nicht für die Freiheit geschaffenen Menschen glücklicher sein, als die jetzigen, die unter bestimmten Natur-, Social-, Wirthschafts- und arithmetischen Gesetzen und Verhältnissen lebend, sich diesen fügen, sie benutzen und beherrschen lernen müssen, sie aber nicht ändern können.

Es ist empörend, daß Einige unter diesen Verhältnissen sehr glücklich und reich werden, Andere nur Unglück und kaum zu essen haben. Der Menschenfreund mag wünschen und streben, dem Unglücklichen und Armen zu helfen, aber es ist Socialismus oder respective Communismus, d. h. Criminalverbrechen, unter der Maske von Menschenbeglückung Eigenthum für Diebstahl zu erklären, um es zu stehlen oder zu rauben.

Nach Verspottung des Börsenschwindels kam er mit einer metaphysisch ungenießbaren „La justice dans la revolution et dans l'église" zum Vorschein, nicht lange darauf mit drei Bänden praktischer Philosophie: „Nouveaux principes de philosophie" (1858), wofür er 4000 Francs Strafe zahlen und drei Jahre sitzen mußte.

Im Gefängnisse und bis zu seinem Tode ereiferte er sich für Herstellung der Hierarchie, die Allmacht des Papstes über alle Glaubens- und Kirchenverhältnisse und eben so fanatisch gegen die Einheitskämpfe Italiens und die Einheitsbestrebungen Deutschlands.

Der eifrige Autodidakt, der sich bis zu seinem Tode quälte, alle mögliche Vernachlässigung in seiner wissenschaftlichen Ausbildung aus der Jugendzeit her gut zu machen, der mit fanatischer Ausdauer studirte und schrieb, konnte es vielleicht grade unter dieser Ueberladung des geistigen Magens selten zur Verdauung und Assimilation bringen, daher diese entsetzliche Masse von Crudidäten und krankhaften Saftausflüssen. Wie Menschen mit manchen Geschwürkrankheiten sich nicht mehr nähren können, da alle Nahrungssäfte nur zur Vergrößerung und Anschwellung des Uebels verzehrt werden, so drängte sich auch alles Wissen, Denken und Studiren in Proudhon's Kopfe zur monströsesten Ueberfütterung seiner fixen Idee.

Er war persönlich ein liebenswürdiger, nobler Mann und gegen seinen Charakter und seine Moral ist nie der leiseste Angriff begründet worden. Auch war er in tiefster Seele überzeugt, daß er für das Heil der Menschheit kämpfe und dieses Heil nur durch Bekämpfung und gewaltsame Abschaffung der Natur- und Wirthschaftsgesetze nach seinen Rezepten verwirklicht werden könne.

Das kann uns aber mit seinen intellektuellen Verbrechen nicht versöhnen. Wir mögen höchstens den Unglücklichen bedauern, daß er dieser unheilbaren Geisteskrankheit verfiel. Es hat Mörder gegeben, die in heiligster Ueberzeugung, etwas Gutes zu thun, Frau und Kinder mordeten. Die Ehrlichkeit ihrer Ueberzeugung rettet sie als Wahnsinnige von Galgen und Beil; aber die andern Menschen müssen dafür sorgen, daß dieser ehrlichen Ueberzeugung nicht mehr Opfer fallen.

Jetzige Epigonen der Social-Demokratie sind nicht so ehrlich und persönlich unbescholten, wie Proudhon es war. Sie haben gewisse Forderungen desselben in politischer Berechnung herausgerissen, um damit ein „divide et impera" zu erreichen. „Gewinnantheil" ist so ein Köder, womit gewisse Politiker Arme

Digitized by Google

und Arbeiter gegen Gewinnende und Besitzende hetzen und sie dadurch politisch schwächen wollen.

Andere sagen: Fleiß, Geschicklichkeit, ehrliche Leistung gegen Gegenleistung, Sparsamkeit, Credit-Institute, wirthschaftliche Institutionen, das Alles ist sehr gut, aber es reicht nicht hin, der Staat muß euch helfen, der Staat muß denen, die mehr erwerben und haben, etwas wegnehmen, das Beste behalten und euch eine Kleinigkeit abgeben, wofür ihr nöthigenfalls nur als „Arbeiter-Bataillone" den regelmäßigen Truppen gegen Geldsack und Bourgeosie zu helfen braucht.

Proudhon, euer Original, war ein großer, ehrlicher, eine Zeitlang furchtbarer Mann; aber er ist ohne Anhänger gestorben, ist körperlich und geistig todt. Laßt die Todten ruhen! Euch würde die Entschuldigung: „Wahnsinn" nicht schützen.

H. B.

Italien.

Römische Geschichte.

Mommsen. Peter. Napoleon III.

Die Geschichte Roms ist in der großen Weltgeschichte gleichsam eine kleine Weltgeschichte, im Makrokosmus ein Mikrokosmus, woran man am deutlichsten die Gesetze der natürlichen Entwickelung des politischen Lebens studiren kann. Ausgehend von dem kleinsten Anfange, hat Rom im Laufe der Jahrhunderte durch seine Politik das imperium urbis zum imperium orbis erweitert: römische Geschichte und Weltgeschichte sind mehr als ein halbes Jahrtausend identisch. Derselbe politische Geist, der dem heidnischen Rom die weltliche Herrschaft, hat dem christlichen Rom die geistliche Herrschaft errungen, und mit richtigem Instinct knüpfte das deutsche Kaiserthum an den römischen Namen seine Aufgabe, die es jedoch nur unvollkommen löste, weil dem germanischen Körper nicht zugleich mit dem Namen auch der romanische Geist eingehaucht werden konnte. Wie das Mittelalter die römische politische Weisheit auf dem kirchlichen und weltlichen Gebiete praktisch zu verwerthen versuchte, so hat man in der neueren Zeit das Wesen dieser Politik theoretisch nach allen Richtungen zu ergründen angefangen in der richtigen Ueberzeugung, daß nirgends als hier die Hauptquelle politischer Wissenschaft zu finden sei. Den größten Staatsmännern und Historikern, wie Machiavelli, Montesquieu und Gibbon, war die römische Geschichte gleichsam das Lehrbuch, woraus sie ihre politischen Grundsätze und Ansichten schöpften. Die Ueberlieferungen nahmen sie auf Treu und Glauben so, wie sie sie vorfanden, bis der kritische Geist der Deutschen darauf drang, das Material selbst erst zur Untersuchung zu ziehen, ehe man es wissenschaftlich verwende. Niebuhr hat zuerst gezeigt, wie man in der nationalen Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Zustände Wahrheit und Dichtung scheiden müsse. Er reinigte die römische Geschichte von allen Auswüchsen absichtlicher und unabsichtlicher Entstellung, und nachdem so ein sicherer Boden gewonnen war, konnte Mommsen, nach manchen früheren schätzbaren Versuchen, seine Geschichte Roms geben, die die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte dieses bedeutendsten historischen Phänomens mit der größten Klarheit und Sicherheit vor Augen brachte. Das Werk war sogleich bei seiner Erscheinung epochemachend für die historische Wissenschaft und Kunst. Die neuen Gesichtspunkte, unter denen es die Gegenstände betrachtete, und die Resultate, die daraus gewonnen wurden, erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, und die lebendige Darstellung und die geistreiche Weise, wie der Verfasser durch Parallelisirung antiker Zustände und Persönlichkeiten mit modernen das Verständniß fremder und der Zeit nach uns so fern liegender Verhältnisse erleichtert hat, verschafften ihm einen größeren Leserkreis, als sonst Werke dieser Art zu haben pflegen. Davon ist der Beweis, daß nach etwa anderthalb Decennien bereits die vierte Auflage nöthig geworden, wovon uns eben der erste Theil zugegangen ist.*) Die neue Ausgabe unterscheidet sich, wie der Verfasser selbst im Vorworte bemerkt, nicht wesentlich von den beiden nächst früheren; wir begnügen uns daher, unsere Leser einfach auf die Erscheinung derselben aufmerksam zu machen.

Gleichzeitig ist ein anderes Werk: „Geschichte Roms von Carl Peter,"**) in der zweiten Auflage erschienen, wovon uns der erste Band ebenfalls vorliegt. Der Verfasser dieses Geschichtswerkes hat bei Abfassung desselben hauptsächlich die Absicht gehabt, theils das Interesse des gebildeten Publikums der Geschichte Roms zuzuwenden, theils der studirenden Jugend, wie angehenden Lehrern ein geeignetes Hülfsmittel zur Orientirung auf diesem Gebiete der Wissenschaft darzubieten. Das Buch unterscheidet sich vortheilhaft von ähnlichen Lehrbüchern der Art nicht nur durch die geschickte Gruppirung des Stoffes und die klare und einfache Darstellung, sondern besonders auch dadurch, daß es von dem sorgfältigsten Quellenstudium des Verfassers und von der Selbständigkeit seines Urtheils Zeugniß giebt. Der Verfasser hat früher schon in einer kleinen Schrift: „Studien zur römischen Geschichte",***) einige Ansichten, worin er von Mommsen abweicht, dargelegt, worüber wir im „Magazin" von 1864 (No. 13) berichtet haben. Hier sind es wiederum zwei Differenzpunkte, die er besonders hervorhebt. Das ursprüngliche Verhältniß der Patricier und Plebejer faßt er mit Niebuhr als das von zwei durch die Geburt von einander getrennten Ständen und den Kampf zwischen ihnen als beruhend bei den Einen auf dem durch Zeit und Herkommen gegebenen und geheiligten Standesgefühl, bei den Anderen auf dem allmählich aufkeimenden und sich geltend machenden Bewußtsein der allgemeinen Menschenrechte. Das Ergebniß des Kampfes zwischen Beiden ist die Entwicklung des römischen Staates zur höchsten Blüthe, wie sie sich uns in der Zeit vom Beginn des dritten bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Geb. darstellt, wo beide Stände in voller Eintracht, nur in Beweisen der aufopferndsten Vaterlandsliebe mit einander wetteifern. Der Kampf der Nobilität und Volkspartei aber, der zuerst mit den Gesetzen der Gracchen zum Ausbruch kam, ist es, der nach einer Reihe gewaltsamer Bewegungen und Umwälzungen endlich den Untergang der Republik herbeiführte. Nach Mommsen sind aber schon von Beginn der Republik an die Patricier lediglich die Reichen und Vornehmen, die Plebejer das niedrige Volk, so daß der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern mit dem zwischen Nobilität und Volkspartei sich schon ursprünglich von selbst aufhebt. Wir maßen uns nicht an, eine Entscheidung

*) Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Erster Band. Bis zur Schlacht von Pydna. Vierte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1865.

**) Geschichte Roms in drei Bänden von Carl Peter. Erster Band, die fünf ersten Bücher von den ältesten Zeiten bis auf die Gracchen enthaltend. Zweite, größtentheils völlig umgearbeitete Auflage. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1865.

***) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1863.

zwischen den Differirenden treffen zu wollen. Wie uns scheint, beruht der Streitpunkt weniger in der Sache, als in dem strengeren oder laxeren Gebrauch der Parteinamen.

Der zweite Differenzpunkt betrifft die Auffassung der Kaiserzeit. Nach Peter ist sie die Zeit des Verfalles, die Zeit der Auflösung der bisher wirksamen sittlichen Kräfte, die freilich, wenn wir uns auf den weltgeschichtlichen Standpunkt stellen, nur den Zweck hatte, einer höhern und reichern Entwicklung Raum zu schaffen. Nach Mommsen aber trat mit dem Cäsarismus Rom in eine neue Phase der Entwicklung, die ihm eine neue Kraft zu einem noch fünfhundertjährigen Leben einhauchte. Der Cäsarismus war, nach Peter, der Krebsschaden, an dem Rom langsam, aber sicher zu Grunde ging, nach Mommsen aber das Heilmittel, das Rom von dem Tode, den ihm das Reactionsfieber des gestörten Organismus unfehlbar gebracht hätte, allein zu retten vermochte.

Die Frage, ob der römische Cäsarismus so oder so zu fassen sei, hat in diesen Tagen außer dem wissenschaftlichen Interesse noch eine besondere Bedeutung durch die Erscheinung der Geschichte Julius Cäsar's von Napoleon III. erlangt. Wir dürfen bei unseren Lesern die Kenntniß der in fast allen Zeitungen abgedruckten Vorrede dieser Geschichte voraussetzen, welche die öffentlichen Blätter auf die verschiedenste Weise beurtheilt haben. Je nachdem man sich auf den moralischen oder politischen Standpunkt stellt, wird man den römischen wie den französischen Cäsarismus verdammen oder vertheidigen. Gilt der Grundsatz: Fiat justitia aut pereat mundus, so hatten Cäsar und Napoleon I. Unrecht: die Gerechtigkeit mußte gerettet werden, wenn auch der Staat darüber zu Grunde ging. Meint man aber, daß die Gerechtigkeit ja eben nur im Staate möglich sei und daß mit dem Staate zugleich auch die Gerechtigkeit zu Grunde gehe, so hatten Cäsar und Napoleon Recht, wenn sie in einer Zeit der politischen und socialen Auflösung, der Revolutionen und Parteienkämpfe durch einen Staatsstreich homöopathisch Unrecht mit Unrecht vertrieben und so den Staat und mit ihm das Recht retteten. Beide hatten nach der rettenden That die Pflicht, das Recht, nicht aber die Verfassung, die den Staat dem Untergange nahe geführt hatte, wiederherzustellen.

Wir dürfen also Beiden keinen Vorwurf daraus machen, daß sie die republikanische Staatsverfassung beseitigten und alle Macht in sich concentrirten, um das Ungeheuer der Anarchie zu bändigen, wohl aber daraus, daß sie, nachdem das Ungeheuer gebändigt war, es unterließen, die Herrschaft der Macht in eine Herrschaft des Rechtes zu verwandeln. Deshalb blieben Beide Usurpatoren und waren der Nemesis des verletzten Rechtes verfallen, die erst, nachdem alle Theile ihre Schuld gebüßt hatten, versöhnt werden konnte. Cäsar ward von Brutus und seinen Genossen ermordet. Auch diese erreichte ihr Geschick; aber ihre Schatten waren es, die die Kaiser zu tückischen Despoten oder wahnsinnigen Wütherichen machten, und erst als Domitian auch die letzten Reste der römischen Nobilität ausgerottet hatte, wandelten Nerva und Trajan das Cäsarenthum der Macht in ein Cäsarenthum des Rechts um und führten so die goldene Zeit der römischen Kaiserherrschaft herbei, die über achtzig Jahre dauerte.

Und den ersten Napoleon trieb die Furcht vor den drohenden Gespenstern der Revolution und der Bourbonischen Reaction, nicht aber, wie sein Neffe uns glauben machen will, die Absicht, die Ideen der bürgerlichen Gleichheit über die Welt zu verbreiten und dem feudalen Europa den Todesstreich zu versetzen, zu den Kriegen, die seine Herrschaft befestigen sollten, aber gerade seinen Sturz beschleunigten. Napoleon III. fühlt es, daß auch er unter diesem tragischen Verhängnisse lebe. Ueber dem Cäsar der Macht hängt immer das Schwert des Damokles. Als Kaiser, wie als Schriftsteller, hat er als letztes Ziel immer nur die Befestigung seines Thrones und seiner Dynastie vor Augen. Während er in Cäsar Napoleon I. als Kriegshelden verherrlicht, spielt er den Octavianus, den Pacificator orbis, der sich durch den Frieden die Sympathieen der Völker zu erwerben sucht, die Napoleon I. durch den Krieg verloren hat. Und wir glauben an die Aufrichtigkeit seiner Friedensliebe, weil diese ihm die Sicherheit von Außen verbürgt. Aber auch den Frieden mit seinem Volke herzustellen, aus einem Cäsar der Macht ein Cäsar des Rechts zu werden, dazu glaubt er immer noch nicht die Zeit gekommen, theils weil es ihm bisher gelungen, die äußere Ruhe zu erhalten, theils im Vertrauen auf seinen Glücksstern. Und dieser Fatalismus ist die gefährliche Klippe, an der schon Napolon I. zu Grunde gegangen ist und an der er selbst oder doch seine Dynastie scheitern wird.

„Dem Manne," heißt es in einem Leitartikel der „Neuen freien Presse" vom 28. Februar, „der Alles, was er ist, dem Glauben an seinen Stern verdankt, kann man es verzeihen, wenn er sich in der Vorrede zu seiner neuesten Schrift als unbedingter Fatalist offenbart. Er muß es sein, weil er sonst nicht die Nothwendigkeit auch des Cäsarenthums ohne Genie zu predigen vermöchte. Der kaiserliche Autor glaubt fest an die Güte und Dauerhaftigkeit von Institutionen, die alle Freiheit und Selbständigkeit eines Volkes aufheben, auch wenn kein Genie, kein Heros der Imperator ist. Er muß daran glauben, weil er sonst den Franzosen den Schimpf anthäte, sie als verfallendes Volk zu proklamiren, oder weil er sonst das Geständniß ablegte, wohl eine persönliche Herrschaft, aber keine Dynastie begründet zu haben. Der Kaiser der Franzosen ist ein gewaltiger Staatsmann und ein an glänzenden Erfolgen reicher Souverän. Das aber wagt er wohl selbst nicht den Franzosen zu verbürgen, daß seine Nachkommen auf dem Kaiserthrone ebenso talentvoll und glücklich sein werden, wie er."

Napoleon III. sowohl, wie jeder andere Herrscher, der seinen Thron nicht auf das Recht, sondern auf das Glück, das Genie und die Macht gründet, baut auf Sand. Nur wer so regiert, daß man seinen Nachfolgern wie einst jenen alten römischen Kaisern zurufen kann: „Sei so glücklich wie Augustus und so gerecht wie Trajanus," darf beruhigt zu seinen Vätern heimgehen. Den Völkern schmeichelt zwar das Glück, das Genie und die Macht ihrer Herrscher, aber befriedigen kann sie nur das Recht. E. M.

England.

Herrmann von Friesen: Briefe über Shakespeare's Hamlet. *)

„Als Sie," so redet der Verfasser den Freund an, an welchen diese Briefe gerichtet sind, „mich vor geraumer Zeit aufforderten, unsere gemeinschaftlichen Betrachtungen über Shakespeare's Hamlet zu sammeln und zu Papiere zu bringen, war ich mir zwar der Schwierigkeit der Aufgabe vollständig bewußt. Bei wiederholtem Nachdenken über dieses ebenso tief-

*) Briefe über Shakespeare's Hamlet. Von Herrmann Frhrn. von Friesen. Leipzig, Teubner, 1864.

sinnige als kunstreiche Dichterwerk konnte ich keinen Augenblick aus den Augen verlieren, daß es auf dem wunderbarsten Geheimniß unseres Lebens beruhe. Aber trotz jahrelanger Bekanntschaft sollte ich erst erfahren, daß mit dem genaueren Durchforschen desselben die Bewunderung der dichterischen Größe und mit ihr die Schwierigkeit wächst, von den geheimnißvollen Fäden uns Rechenschaft zu geben, welche, unser ganzes Innere ergreifend, uns immer mehr an dasselbe fesseln. Es scheint, als sei eine Unendlichkeit von Worten zu sagen, und als sei dennoch jedes Wort vergeblich, um das Unerschöpfliche auszudeuten. Sie sehen, daß ich nur mit der größten Befangenheit an die versprochene Arbeit gehen kann. Ich muß fast an einem nur annähernden Gelingen zweifeln, wenn ich von mancher Seite höre und lese, daß die tiefste Einsicht in Philosophie und Metaphysik dazu gehöre, um dem Tiefsinn des Hauptcharakters zu folgen. Denn leider bin ich nichts weniger als gelehrt oder philosophisch gebildet. Meine ganze Kraft des Urtheils besteht in einer unendlichen Liebe zu Shakespeare's Dichtungen, in der Freude an seiner Größe, der es, wie wenig andern, gegeben ist, zu der geistigen Armuth herabzusteigen und sie mit sich zu erheben in das Reich von Geheimnissen, die ohne sie unzugänglich sein würden."

Wir führen diese einleitenden Worte hier an, weil sie auf eine schlichte und klare Weise den Standpunkt des Verfassers bezeichnen und damit zugleich eine Beruhigung für diejenigen Verehrer Shakespeare's enthalten, die in den letzten Jahren so viele Hamlet-Auslegungen durchgemacht haben. Die Ansprüche, mit der die meisten dieser Deutungsversuche, einer immer unfehlbarer als der andere auftraten, standen zu dem, was sie zum Verständniß dieses hohen Werkes beitrugen, in der Regel in einem umgekehrten Verhältniß, und bildeten oft einen wunderlichen Gegensatz zu dem kläglichen Scheitern ihrer Bemühungen. Es ist kein Wunder, daß so vielfaches und zum Theil so grelles Mißgeschick uns gegen jede neue Lösung von vorn herein eingenommen hat. Im Laufe weniger Jahre hat man uns nach einander Hamlet machen wollen zu einem Sinnbilde der politischen Zerfahrenheit Deutschlands und dann zu dem typischen Charakter modernen Weltschmerzes; ein Kritiker hat ihn wegen seiner Heimtücke, seiner schleichenden Arglist, seiner grausamen Schadenfreude gegeißelt, als ob er statt des Neffen den Onkel vor sich hätte, bis uns ein anderer Kritiker in dem dänischen Prinzen die Frömmigkeit, die Bibelfestigkeit und die Rechtgläubigkeit altlutherisch-wittenbergischer Theologie kennen lehrte, freilich in jähem Contrast zu dem dritten, der kurz vorher den Nachweis geliefert hatte, daß Shakespeare bei der Zeichnung Hamlets nur die Absicht gehabt haben könne, ein einziges Talent als hervorragend darzustellen und zwar das — eines großen Schauspielers! Aber wozu noch berichten, was jeder, der der Hamlet-Literatur der letzten Jahre einigermaßen gefolgt ist, selbst erlebt hat? Genug, daß es in Vielen den Wunsch erweckt hat, für die nächste Zeit mit neuen unfehlbaren „Aufschlüssen" über Hamlet verschont zu bleiben.

Die Briefe des Herrn von Friesen, wir wiederholen es, wollen weder die Lösungsversuche noch die Rettungen Hamlets vermehren. Sie enthalten sich, einen Commentar, Erläuterungen und Erklärungen zu geben, eine scharfsinnige Kritik üben, gerechtes Urtheil an den Tag legen zu wollen, wie dies von „manchem besser gewaffneten Kopf" vor ihnen geschehen sei. Ihre Absicht ist einfach, einen alten vieljährigen Freund vertraulich zu betrachten, einmal, um sich über die Quelle, den Ursprung, die Entstehungszeit des Gedichtes, sowie über seine Geschichte auf der englischen wie auf der deutschen Bühne zu belehren, sodann aber, um nach dem Grunde zu fragen, warum gerade diese tiefsinnigste aller Tragödien die allgemeine Verehrung und Bewunderung gewinnen konnte. Dabei will es der Verfasser dahin gestellt sein lassen, ob diese Weise der Anschauung und Betrachtung für das Verständniß des Kunstwerkes sehr ersprießlich sein werde, zufrieden in der Ueberzeugung, daß jedenfalls ein großer Genuß und ein reicher Quell der Selbstbelehrung darin liege.

Den glänzendsten Beweis für die Richtigkeit von des Verfassers Anschauung von Shakespeare's Entwickelungsgang bietet der Hamlet. Bekanntlich wurde in den Zwanziger Jahren in der Bibliothek eines englischen Herzogs eine bis dahin völlig unbekannte Ausgabe des Hamlet, und zwar vom Jahre 1603, während die früheste bis dahin bekannte von 1604 datirt, aufgefunden. Umfassende Erörterungen stellen es außer Zweifel, daß die Ausgabe von 1603, wahrscheinlich ein unberechtigter Nachdruck, die erste Bearbeitung der Hamlet-Idee, und zwar von Shakespeare selbst, enthält, und daß diese Bearbeitung wenigstens 8—10 Jahre älter ist, als die ums Jahr 1600 vollendete, welche uns in der Ausgabe von 1604 vorliegt. In einer durchaus vortrefflichen Vergleichung beider Bearbeitungen wird nun von Herrn von Friesen der Nachweis gebracht, daß Shakespeare den schon in dem weit kürzeren älteren Stücke mit Sicherheit erfaßten Plan in der neuen Bearbeitung beibehalten, aber mit der psychologischen Tiefe und Feinheit der Beobachtung durchgeführt hat, die das Stück eben zu dem Meisterwerk machten, als das wir es verehren. Ueberall sind die Charaktere wesentlich, oft nur durch die unscheinbarsten Abänderungen, vertieft, überall ihre Beziehungen zu einander nothwendiger, geschlossener, lebensvoller geworden, und überall verräth sich nicht blos die sichere Hand und das unergründliche Gemüth des vollendeten Menschenkenners, sondern auch die hingebende Beobachtung, das eindringendste Studium, die bei der Umarbeitung zu Rathe gezogen worden sind. Wir können es uns nicht versagen, die Worte anzuführen, mit denen dieser für die Erkenntniß Shakespeare's höchst bedeutende Abschnitt des Friesen'schen Buches schließt.

„Was die Hauptsache ist in dem wunderbaren Umstande, daß dieser tiefsinniggroße Stoff in seiner Jugend von ihm erfaßt und bearbeitet, eine lange Reihe von Jahren in ihm ruhen und dann von neuem von ihm ergriffen und bearbeitet werden konnte, ohne daß die Schöpfung der jugendlichen Phantasie seinem fortschreitenden Geiste sich entfremdet hätte, das wird durch solche Einzelbetrachtungen nicht unserer Anschauung zugeführt. Es ist das Zeugniß einer unermüdlichen Sorgfalt für die vollständige Entwicklung seiner unermeßlichen Begabung, eine unbeirrte Ausdauer in dem Verfolgen dieses hohen Zieles und eine unerschütterliche Treue gegen sein edles Selbst. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei der Umstand, daß bei allen uns bekannten und von der Kritik bestätigten Umarbeitungen niemals die erste Conception völlig umgestürzt, sondern dieselbe in der Hauptsache beibehalten wurde, und daß die neue Bearbeitung sich mit wenigen Ausnahmen auf die reichere Ausstattung und vollständigere Motivirung bezog. Wie wenigen großen Dichtern ist es doch gegeben gewesen, unter den Wechselfällen des Lebens diese Treue zu bewahren! Vielleicht ist es nur Sophokles und Dante, die wir neben dieser Erscheinung nennen dürfen, während Göthe, wiewohl mit Shakespeare's Geiste nah verwandt, seiner schönsten und reichsten Begabung allzuschnell den Rücken gewandt hat. Es ist also undenkbar, daß Shakespeare, wie man so oft hat glauben wollen, die höchsten Erfolge seiner

poetischen Thätigkeit nur im Taumel einer bewußtlos genialen Begeisterung erreicht hat, es ist undenkbar, daß er das Schönste, Edelste und Erhabenste gleichsam nur im Sprunge, oder unter der Gunst des Zufalls erfaßte. Wenn wir uns diese Gewißheit mit allen in ihrem Zusammenhange stehenden Folgen versinnlichen, dann stellt sich vor unser inneres Auge das Bild des umfassendsten Geistes, der vielleicht jemals die Feder geführt hat. Wir kommen dann zu der bewundernden Betrachtung der ausgedehntesten Seelenthätigkeit. Denn das müssen wir uns dabei gestehen, daß die materielle Arbeit, die wir verfolgen können, die Niederschrift des Gedichtes, nur ein Schatten der stillen und unbemerkbaren Geistesarbeit sein könne, welche jener vorausgehen mußte. Wie tief er in den innersten Kern der Geschichte und ihre räthselhaften Fügungen eingedrungen sein mußte, ehe er seine Historien abfaßte, wie sorgsam und emsig er dem Treiben menschlicher Leidenschaften und Schwächen gelauscht haben mußte, ehe er einen Coriolan, Timon von Athen, einen Othello, Macbeth, darstellte, mit welcher Hingebung und Verehrung er die feinsten Fäden in dem wunderbaren Gespinnste eines weiblichen Herzens verfolgt und betrachtet haben mußte, ehe er die brennende Leidenschaft einer Julia, die sanfte Unschuld einer Desdemona, die erhabene Weiblichkeit einer Imogen, oder den reizenden Uebermuth einer Rosalinde, oder den übersprudelnden Geist einer Beatrice erfassen konnte, das Alles sind zwar Fragen und Betrachtungen, denen wir niemals vollständig auf den Grund sehen können. Aber daß es uns vergönnt ist, diesem Geheimniß nahe zu treten, daß wir die schönsten Schöpfungen Shakespeare's nicht wie die zufällig ausgestrahlten Spiegelbilder auf dem Grunde eines bald von glücklichen Träumen getragenen, bald von schmerzlichen Erfahrungen bedrückten Gemüthes anzustaunen brauchen, sondern als die reifen Früchte eines feinen, mit der zartesten Empfindung und der tiefsten Einsicht ausgestatteten Geistes bewundern und genießen lernen, das ist der wesentlichste Gewinn, den wir machen, indem wir diese häufigen und sorgsamen Umarbeitungen in der ganzen Ausdehnung ihrer Bedeutung betrachten."

Ich breche hier ab. Der Raum gestattet es nicht, den ebenso anziehenden und lehrreichen Erörterungen über die Zustände der damaligen englischen Bühne, sowie der überaus interessanten Geschichte zu folgen, welche uns Herr von Friesen von den Schicksalen des Hamlet auf dem englischen und deutschen Theater giebt, eine Geschichte, die, wir wissen es, für das Drama und die poetische Literatur überhaupt beider Völker von der allergrößten Bedeutung ist. Nicht minder müssen wir es uns versagen, auf die Ansichten über das Stück selbst, die eine Fülle der feinsten und anregendsten Bemerkungen bringen, hier irgendwie einzugehen. Ich kann, indem ich von diesem Buche mit dem Gefühle des hohen Genusses, den es mir verschafft hat, scheide, nur den Wunsch aussprechen, daß es zur Aufklärung und Läuterung der über Shakespeare's Wesen gangbaren Ansichten in den weitesten Kreisen unserer Shakespeare-Verehrer wirken möge. P. D. Fischer.

Kleine literarische Revue.

— **„Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise."***) Johann Georg Scheffner gehörte in der Zeit, als der preußische Hof in den Leidensjahren unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit in Königsberg sich befand, zu den gediegenen ostpreußischen Männern, welche die Königin Luise mit ihrem Vertrauen beehrte und zu ihren treuesten Freunden zählte. Scheffner war auch ein persönlicher Freund von Kant, Hamann, Hippel und Kraus, also gewiß keine gewöhnliche Natur. E. M. Arndt und der Minister Stein haben ihn ebenfalls ausgezeichnet. Es ist daher ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit der Prüfung und Vorbereitung, wenn in dem vorliegenden Schriftchen eine Reihe von Briefen mitgetheilt wird, die der Kriegsrath Scheffner zur Beantwortung verschiedener Fragen historischer, pädagogischer (die Erziehung des jungen Kronprinzen betreffender) und philosophischer Natur an die Königin Luise gerichtet hat. Auch einige Briefe der Königin selbst sind mitgetheilt, die in jeder Zeile ein Zeugniß des edelsten Herzens und des gebildetsten Geistes sind.

*) Ein Vortrag, gehalten in der k. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, von Rudolf Reicke. Separat-Abdruck aus der Altpreußischen Monatsschrift. Königsberg, W. Koch, 1865.

— **Das Wetter im Sprichwort.***) Unter den mannigfaltigen Beiträgen zur Sprichworts-Literatur, die der Verfasser bereits geliefert, ist der vorliegende gewiß einer der volksthümlichsten, da nichts so sehr in das Volksleben eingreift und die Theilnahme, wie die Unterhaltung des Volkes, so lebhaft in Anspruch nimmt, als gerade das Wetter. Unter den im Volke, und zwar in allen Ländern der Erde, verbreiteten Sprüchen in Bezug auf Wind und Wetter findet sich eine Fülle von wahren, witzigen und wunderlichen Wahrnehmungen und Lebensregeln, manchmal voll tiefer Philosophie, aber oft voll naivsten Aberglaubens. Wie in den früheren Sammlungen: „Das Sprichwort als Kosmopolit", „Internationale Titulaturen", „Der Mann, die Frau und das Kind im Sprichwort", so haben auch in dieser dem Wetter geweihten Sammlung die Stimmen aller Völker, und zwar in nicht weniger als neunzig verschiedenen Sprachen und Mundarten, von der altgriechischen bis zur isländischen, von der baskischen bis zur finnischen, Beiträge geliefert. Wir freuen uns, daß auch ein geachtetes Wiener Journal, die „Oesterreichische Wochenschrift" (Nr. 10), dem vorliegenden Erzeugnisse unseres geschätzten Herrn Mitarbeiters volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu Theil werden läßt, da vor Kurzem gerade von Wien aus gegen die Sprichwörter-Sammlungen des Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld ein ebenso ungerechter, als unprovocirter Angriff gerichtet worden war.

— **Amerikanische Kriegsgedichte.** Der große Krieg, den ein glückliches Geschick nach so viel Opfern zu einem der Union vortheilhaften Ende zuzuführen scheint, hat natürlich unter literarischen Productionen jeder Art und unglaublicher Fülle schon jetzt auch manchen amerikanischen Poeten in Bewegung gesetzt. Vor andern Erzeugnissen dieser Gattung zeichnet sich die von George H. Boker zu Boston (bei Ticknor and Field, auch in London bei Sampson Low u. Co.) erschienene Sammlung: „Poems of the War" durch eine bei Amerikanern seltene maßhaltende Ruhe und Abwesenheit jenes Nationalfehlers der Prahlerei, der sich sonst auch in den schlimmsten Zeiten der großen Rebellion bemerklich gemacht hat, vortheilhaft aus. Es genügt hierfür die schönen und würdevollen Strophen des ersten, des Widmungsliedes an das Vaterland anzuführen:

O Country bleeding from the heart,
If these poor songs can touch thy woe

*) Das Wetter im Sprichwort. Von O. Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig, Herm. Fries, 1864.

And draw thee but a while apart
From Sorrow's bitter overflow,
Then not in vain
This feeble strain
About the common air shall blow.

As David stood by prostrate Saul
So was I at thy sacred feet:
I reverently raise thy pall,
To see thy migthy bosom beat.
I would not wrong
Thy grief with song,
I would but utter what is meet.

Literarischer Sprechsaal.

Durch den Tod des Herzogs von Morny hat die energische Faust, welche den Staatsstreich vom 2. December ausgeführt, ihren Zeigefinger verloren. An dieser Faust war der bereits im Jahre 1854 verstorbene General St. Arnaud der Daumen, der unter den Kabylen in Algerien gelernt hatte, seine Macht zu gebrauchen. Mocquard, der zu Ende des vorigen Jahres verstorbene Kabinetssecretair Napoleons III., galt zwar nur als der kleine Finger der Faust, aber man hat ihm mit Recht eine, seine Stellung weit überragende Einwirkung auf das Ganze beigemessen. Jetzt ist von der gefürchteteten Faust, außer dem hervorragenden Mittelfinger, nur noch der Goldfinger, der Herzog von Persigny, vorhanden, in Bezug auf welchen die Franzosen behaupten, daß er unter dem Catilina gemeint sei, von welchem die neueste Geschichte Julius Cäsar's sagt, daß zu gewissen Zeiten Cäsar sich mit ihm und anderen thatkräftigen Männern verhalten mußte, trotzdem daß ihre Antecedentien sie der allgemeinen Mißachtung geweiht hatten.

George Sand hat über die kaiserliche „Geschichte Julius Cäsar's ein Urtheil abgegeben, das in Paris mit großer Befriedigung gelesen worden ist. Die geistvolle Schriftstellerin spricht sich (im Univers illustré) ziemlich anerkennend über das Werk aus, doch am Schlusse des Artikels giebt sie die Hoffnung zu erkennen, der Verfasser werde in den folgenden Bänden mehr als im ersten dem Geist des heutigen Geschlechts entsprechen und darauf verzichten, die Vertheidigung aller geschichtlichen Staatsstreiche zu übernehmen. Man ist, wie Sand bemerkt, gegenwärtig nicht mehr geneigt, die Dictaturen in Zeiten des Uebergangs als berechtigt anzuerkennen, da man finde, daß in der raschen Entwickelung der Dinge eigentlich jede Zeit eine Zeit des Uebergangs sei. Der Aufsatz von G. Sand ist in unzähligen Exemplaren verbreitet. Das Quartier Latin in Paris (das Studententhum) ist übrigens dem Werke des Kaisers auf seine Weise gerecht geworden: es sind verschiedene ebenso witzige als beißende Parodieen auf dasselbe in Umlauf gesetzt worden, von denen auch ernste Leute, die sonst von dem Uebermuthe der Jugend nichts wissen wollen, Kenntniß nehmen.

In der Freimaurer-Loge zum „großen Orient“ in Paris hat der bekannte Volkswirth, Herr Horn, jüngst einen Vortrag gehalten über das Princip und das Gedeihen der Produktiv-Assoziationen in Frankreich. Man erkennt aus diesem Vortrage, daß der Gegensatz zwischen den Systemen von Schulze-Delitzsch und Lassalle in Frankreich nicht scharf genug hervorgehoben wird. Herr Horn, der sich, was die praktische Einrichtung der Genossenschaften betrifft, ganz zum Systeme Schulze-Delitzsch bekennt, steht in der theoretischen Begründung theilweise auf sozialistischem Boden. „Die Gesammtheit der Staatsbürger, sagt er, hat sich zu der Erkenntniß hinaufgearbeitet, daß sie nicht nur ein Recht hat, zu vegetiren, sondern ein Recht, zu leben; ein Recht und eine Pflicht, an der Frucht der gemeinsamen Arbeit Theil zu nehmen. Seine Bedürfnisse nach seinen Mitteln einzurichten, ist das oberste Prinzip des gesunden Menschenverstandes und der Loyalität, aber seine Mittel möglichst zu erweitern, ist eine ebenso heilige Pflicht — eine Pflicht gegen die Familie wie gegen die Gesellschaft. Die Gesellschaft kann nicht anders vorwärts kommen als dadurch, daß Jeder ernstlich an seinem eigenen Fortkommen arbeitet.“

Das „Recht zu leben“ erinnert stark an das „Recht auf Arbeit,“ von dem wir Gott sei Dank in Deutschland nichts mehr wissen wollen. Wir abstrahiren bei unsern Genossenschaften von jeder staatsrechtlichen Begründung ihrer Existenz, wie wir auch von jeder Staatshülfe und Staatsaufsicht absehen wollen.

Im Verlauf seines Vortrages begegnet Herr Horn einem Einwand, der auch in Deutschland vor Jahren erhoben wurde, dem Einwand nämlich, daß die Produktiv-Assoziationen nur der kleinen Industrie zu gut kommen können und daß diese kleine Industrie immer mehr von der großen absorbirt wird, d. h. daß sie keine Zukunft hat. Herr Horn beruft sich gegen diesen Einwand auf die Ergebnisse der französischen Volkszählung, welche gerade umgekehrt nachweist, daß die Zahl der kleinen Gewerbtreibenden seit früher, z. B. im Vergleich mit dem Jahre 1850, bedeutend zugenommen hat, und auf die thatsächlichen Erfahrungen in Deutschland und Frankreich, wo das Genossenschaftswesen schon eine kleine Vergangenheit hat und nicht mehr in den Bereich des Experimentes gewiesen werden kann. Frankreich ist erst später von der Bewegung ergriffen worden, und Herr Horn deutet — mit Rücksicht auf französische Preßverhältnisse etwas verschleiert — darauf hin, daß diese Verspätung von dem Mangel an Initiative herrührt, der von der Regierung geflissentlich gehegt worden ist.

Uebrigens hatte Paris 1864 schon 16 Genossenschaften und seitdem entstehen jeden Monat neue in fast allen Gewerbszweigen. Herr Horn hebt zum Schluß hervor, daß das reine Sparkassen-System den Arbeiter nur wenig fördern und daß der Fortschritt zum produktiven Assoziationswesen nicht als ein Fortschritt in gleicher Linie aufzufassen sei, sondern als die Eröffnung einer völlig neuen Bahn, deren segensreiche Wirksamkeit sich heut noch gar nicht übersehen lasse.

In Wien erscheint seit dem 1. März unter dem Titel: „Oesterreichische Typographia,“ eine zunächst der Buchdruckerkunst gewidmete Zeitschrift, die jedoch auch die Technik der Schriftgießerei, der Steindruckerei und der Xylographie umfaßt. Es werden darin alle Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der gedachten graphischen Gewerbe besprochen und die Interessen der Fachgenossen auch nach ihrer materiellen Seite hin vertreten. Der Reinertrag der Zeitschrift ist zur Hälfte einigen bestehenden Bildungs-Anstalten und Unterstützungs-Kassen der Buchdrucker gewidmet.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 1. April 1865. — [Nº 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band. 183. — Ein deutscher Emigrant in Frankreich. Hermann Semmig. 185.
England. Shakespeare in Deutschland im XVI. und XVII. Jahrhundert. 186.
Frankreich. Zur Geschichte der Entwickelung der Religionen. I. Moral und Priesterthum des japhetitischen Pantheismus. 189.
Peru. Die Kultur und die Religion der Inka's. Einheimische alte Dramen. 192.
Kleine literarische Revue. Lessing und die heutigen Franzosen. 195. — Deutsche Lyrik. 195. — Erlebtes, von Karl Heinzen. 195. — „Franz Müller und das Geschwornengericht." 195.
Literarischer Sprechsaal. Karl Gutzkow. 196. — Laboulaye über den obligatorischen Unterricht in Frankreich. 196. — Maury, der amerikanische Hydrograph. 196.

Literarische Anzeigen.

Im Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Karl Sudhoff

In der Stille.

Poetischer Theil.

Vierte Auflage. 16⁰. XI. u. 908 S. broch. 1⅓ Thlr., in Leinw. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Stille zu Gott. Heilige Zeiten. Des Glaubens Kampf und Sieg. Leben in Christo. Die letzten Dinge. 1. Heimwehlieder. 2. Heimfahrt. 3. Trostlieder. 4. Die Vollendung. — Erläuterungen und Nachrichten über die Dichter.

In einen Garten stiller Erholung, geistiger Sammlung, christlicher Betrachtung und Erhebung führt dieses Buch, es will ein Begleiter auf der Wanderung durch dieses Leben sein, dieselbe zu lenken, zu schmücken und zu würzen, und thut dieses an der Hand deutscher Dichter älterer und vornehmlich neuerer Zeit. (189)

Prosaischer Theil.

16⁰. XX. u. 812 Seiten. broch. 1⅓ Thlr., in Leinw. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Lebensfragen. Gott und seine Wege. Der Mensch und seine Geschichte. Christus und sein Werk. Die Straße des Heils. Lebensweisheit. Das Haus. Die Kirche. Die Vollendung.

Eine Gedankencollecte religiöser wie sittlicher Wahrheiten in Aussprüchen bedeutender Zeugen, tiefer Denker und Gelehrter, hoher Geister verschiedenen Gepräges, ja der höchsten Repräsentanten der Cultur und Literatur zum Verständniß der „Dinge auf Erden und im Himmel".

Wir empfehlen diese Bücher Allen, denen es ein Anliegen ist, ihrem Hause eine gediegene, das geistige Leben ihrer Angehörigen fördernde Lectüre zuzuführen.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 13. Lorenz Sterne. — Walliser Fahrten. — Kopenhagen. — Literatur. Travels in Central Asia etc. by Arminius Vambery. — Correspondenz-Nachrichten. London. Hannover. (190)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (191)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 13. Aus Baden. — Die Gothik des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Universität zu Rostock. 4. — August von Klöber.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (192)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 12. Die Frauen des Mohammad. — Die Pariser Arbeiter. — Die auswärtigen Beziehungen Persiens. — Die Vulkane Deutschlands. — Von Bourbon nach Madras. — Ueber Frauenraub und Vielmännerei. — Die Klosterbibliothek der Insel Patmos. — Mittheilungen aus Indien von Dr. Martin Haug. — Die Schwammfischerei im türkischen Archipel. — Ein Mikroskop mit 3000facher linearer Vergrößerung. — Sternschnuppen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

An die Freunde Karl Gutzkow's im deutschen Publikum.

Ueberall im deutschen Volke hat sich die wärmste Theilnahme für das tragische Geschick Karl Gutzkow's gezeigt. In der Presse und in Adressen beeilte man sich von allen Seiten dem kranken Dichter und seinen tiefgebeugten Angehörigen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Gutzkow's Name in der deutschen Literatur der Gegenwart eine der ersten Stellen einnimmt, daß sein langjähriges Kämpfen und Wirken ihm die Sympathien des deutschen Volks gesichert hat. Auch durch die That hat man bereits begonnen, diese Theilnahme zu beweisen: die Deutsche Schillerstiftung, um die sich Gutzkow die größten Verdienste erworben, hat sofort, ihrer Bestimmung entsprechend, die Familie des Dichters der Sorge für ihre nächste Zukunft enthoben; die deutschen Bühnen sind bestrebt, ihrerseits eine Ehrenschuld an den kranken Dichter abzutragen; endlich hat ein Verein von Männern in Berlin und Dresden den Grund zu einem „Gutzkow-Fonds" gelegt, „durch welchen dem leider wahrscheinlich für lange Zeit in seiner Arbeitskraft gestörten Dichter ein sorgenfreies Asyl bereitet werden solle und dem als einer Dankesspende der deutschen Nation es vielleicht gelingen werde, den ersten Lichtstrahl wieder in die düstern Schatten zu werfen, die seinen Geist gefangen halten."

Um aber auch auf dem Gebiete der Literatur selbst, als dem dazu vor allem berufenen und geeigneten, für Gutzkow zu wirken und jedem Einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme für einen der hervorragendsten Geister unserer Zeit durch Ankauf eines seiner Werke zu bewähren, hat die unterzeichnete Verlagshandlung, dem Dichter seit langen Jahren nahe stehend und befreundet, infolge vielfacher von den beachtenswerthesten Seiten an sie ergangenen Aufforderungen und im Einverständnisse mit der Familie des Dichters sich entschlossen,

eine Volksausgabe von Gutzkow's Roman „Die Ritter vom Geiste"

zum Besten des Dichters

zu veranstalten und

einen wesentlichen Theil des Ertrags dem Dichter zu überweisen.

„Die Ritter vom Geiste" sind anerkanntermaßen eins der besten Werke Gutzkow's und ein Roman von bleibendem Werthe. Als ein Spiegelbild der deutschen, namentlich der preußischen Zustände nach 1848 hat dieser Roman eine schöne Idealwelt politischer Tüchtigkeit auferbaut, die auf Tausende von Lesern während der darauf folgenden trüben Zeit erhebend und ermuthigend einwirkte und die gleiche Wirkung auch ferner auszuüben geeignet ist. Es war ein Lieblingsgedanke des Dichters noch kurz vor seiner Krankheit, den bereits in drei Auflagen erschienenen Roman in einer durch ihren wohlfeilen Preis der weitesten Verbreitung fähigen Volksausgabe immer mehr in den Privatbesitz des deutschen Volkes übergehen zu sehen. Dieser Gedanke soll jetzt, wenn auch leider unter veränderten Verhältnissen, durch vorliegende vierte Auflage verwirklicht werden und das deutsche Publikum wird derselben, wie man sicher vertrauen darf, die regste Betheiligung entgegenbringen. Auch abgesehen von dem daraus sich ergebenden materiellen Ertrage für den Dichter, kann eine allgemeine lebhafte Theilnahme für sein Lieblingswerk nicht verfehlen, einen günstigen Eindruck auf den Gemüthszustand des Dichters hervorzubringen.

Die zahlreichen literarischen und andern Vereine Deutschlands werden sich die Verbreitung dieser Ausgabe gewiß zu einer Ehrenaufgabe machen, indem sie unter ihren Mitgliedern und in weitern Kreisen Unterzeichnungen sammeln. Die deutschen Buchhandlungen werden sie darin auf das bereitwilligste unterstützen.

(193)

Die vierte Auflage der „Ritter vom Geiste" erscheint in 9 Bänden zu 15 Ngr., der erste Band in zwei Halbbänden zu 7½ Ngr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen und Unterzeichnungen an.

Leipzig, im März 1865. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (194)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint so eben der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format**, mit **großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band.

Fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr., in kurzen Zwischenräumen erscheinend, machen jedem Gebildeten die Erwerbung dieses mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Von dem französischen Originale sind bereits 40,000 Exemplare vergriffen, die erste 10,000 Exemplare starke deutsche Auflage ist nahezu erschöpft.

Wien. Berlin. (195)

Carl Gerold's Sohn. Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann.)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

(196)

So eben verlässt die Presse das März-Heft.

Mit einer Photographie.

(Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo.)

Der mythische Bildhauer Fuccio. — Schnaases letzter Band und die History of painting in Italy von Crowe und Cavalcaselle. — Niccolo Pisanos Herkunft. — Die Renaissance des 13ten Jahrhunderts. — Die Arca di San Domenico in Bologna — Das Basrelief an der Kirche San Martino in Lucca. — Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Bartolommeo da Foggia, und Niccolo di Bartolommeo da Foggia. — Aeusserungen über Cornelius' Cartons und das neuzuerbauende Nationalmuseum in der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 16. Februar. — Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo. Mit photographischer Abbildung.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Graf Ernst von Mansfeld

im böhmischen Kriege 1618 bis 1621.

Ein Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges

von

Dr. Rudolf Reuß.

Mit einem Plane von Pilsen.

gr. 8. geh. Preis 18 Sgr.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke und Sohn. (M. Bruhn.) (197)

Confirmationsgeschenk.

(198)

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (19. Auflage 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Prachtausgabe (15. Aufl. 1860) mit einer Biographie Lavater's von A. Krummacher, L.'s Bildniß in Stahlstich und Farbendrucktitel; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (17. Aufl. 1862) mit Lavater's Bildniß und Schriftbild, und Widmungsblatt, in engl. Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins

Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung** in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer à 1—1½ Bogen. gr. 4⁰.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4⁰ zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung, welche sich, wie die Zunahme ihrer Abonnentenzahl zeigt, immer mehr in die Gunst des Publikums zu setzen gewusst hat, bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln aus den bewährtesten Federn, in zum grossen Theil officiellen Correspondenzen sämmtlicher deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und künftig in einem möglichst pikanten Feuilleton Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publikum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen, sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Auch das Dampfschiffahrts-, Post-, Telegraphen-, sowie das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung. (200)

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (199)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.:

Reden und Abhandlungen

von

Jacob Grimm.

26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm."

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (201)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.
Siebenter Band.

Wer dem großen Werke von Gervinus während seines steten und gemessenen Fortschreitens von Anfang an gefolgt ist und ihm durch die Jahre, die seit dem Erscheinen der Einleitung verflossen sind, ein volles Dutzend Jahre hindurch, Treue bewahrt hat, darf mit einem hohen Gefühle von Befriedigung auf den im Anfang dieses Jahres erschienenen siebenten Band hinblicken, mit welchem die Aufgabe des Geschichtsschreibers zu ihrem ersten großen Abschlusse gelangt. Denn während der fünfte und der sechste Band des Werkes, deren wir in dem Aufsatze über den Philhellenismus (in Nr. 13 des Magazins von 1863) Erwähnung gethan, ausschließlich den Aufstand und den Freiheitskampf von Griechenland, sowie die Geschicke dieses Schmerzenskindes von Europa in den Händen der Diplomatie zum Gegenstande hatten, kehrt im vorliegenden siebenten Bande die Erzählung zu den Mittel- und Weststaaten zurück und wird durch die Darstellung der inneren Zustände der europäischen Staaten im dritten Jahrzehend, welche diesen Band vollständig anfüllt, bis zum Jahre 1830, bis an die Thore der Julirevolution geleitet. Hiermit ist der erste große Abschnitt in der Geschichte unseres Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen erreicht, die Epoche der Reaction und der Restauration, durch die wir uns an der Hand des Geschichtschreibers, gestehen wir es: oft mühselig genug, durchgearbeitet haben, ist abgeschlossen; die Saat, die von der Weisheit ihrer Staatslenker und Staatsjuristen gesäet und gehegt worden, ist aufgegangen und trägt schnittreife Frucht.

Wenn wir der Versuchung, die an diesem Haltepunkt zur Rast und zum Rückblicke einladet, nicht widerstehen, so befürchte der Leser keine Recapitulationen, keine summarische Uebersicht, keine Register. Er ruhe vielmehr, wenn er den Weg durch die sieben Bände mit uns durchgemacht hat und mit uns der Ueberzeugung ist, seine Zeit dabei nicht verloren zu haben, mit uns aus, oder schöpfe, ist er diesem Werke bisher fern geblieben, Lust, ihn zu wandern. Uns ist er, wir denken mit Behagen daran zurück, im Anfang sauer genug geworden. Man kennt die Eigenthümlichkeiten von Gervinus in der Darstellung und im Stile zur Genüge; man weiß, daß sie nirgends so stark zu Tage treten als in diesem seinem größten und, trotz der Geschichte der deutschen Nationalliteratur sei es gesagt, verdienstvollsten Werke. Grundgelehrt und grundkritisch, im vollen Besitze des Materials und des ganzen Apparats moderner Geschichtschreibung, macht er seinen Lesern nicht selten bange durch die Umständlichkeit, mit der er seinem Thema zu Leibe geht, und durch die, ich möchte sagen, philologische Rücksichtslosigkeit, mit der er es abhandelt, bis in den tiefsten Grund hinein, durch alle Controversen und Lesarten hindurch bis zu der auf tiefernste Ueberzeugung gegründeten, sicheren, klaren, abschließenden Entscheidung. Seine Charakterzeichnungen, sorgfältig, gerecht und getreu, wie sie sich fast immer erwiesen, sind im Stande, dem Unerfahrenen, in der ersten Zeit und wenn man ihnen ahnungslos begegnet, einen gelinden Schrecken einzujagen durch die Unermüdlichkeit ihrer Erforschungen, die Unerläßlichkeit ihrer Ausführungen, die Unübertrefflichkeit ihrer unparteilichen, gewissenhaften, aber häufig langathmigen Abwägungen. Dazu kommt die sprachliche Willkür, die oft genug durch seltsame Wörter, durch noch seltsamere Wendungen den Leser stutzig, auch wohl hin und wieder geradezu ärgerlich macht. Denn man weiß manchmal nicht, warum in aller Welt der Verfasser, statt kurz und gut und allgemein verständlich zu reden, mit schwierigen Satzbildungen und Wortkletterungen sich abmüht und Hindernisse schafft, hinter denen ein argwöhnisches Gemüth Chicane wittern möchte. Und dann die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes selbst. Ist es uns etwa leicht geworden, werthe Lesegenossen, den Bundestag einzurichten, oder amüsant gewesen, ihn allen Bemühungen zum Trotz immer wieder einschlafen zu sehen? War's ein Vergnügen, die Welt von Hoffnungen und Verheißungen, die den Freiheitskriegen entsprossen, alt und kalt und grau werden zu sehen unter den Händen derer, die, zu Gärtnern solcher Saaten bestellt, nichts Besseres zu thun wußten, als sie mit dem Mehlthau des Argwohns zu begießen, Unkraut unter den Weizen zu streuen und endlich auszureuten, was und so viel sie konnten, das Gute mit dem Bösen? Haben wir nicht mit einander geseufzt über „deutsche Hoffnungen und Enttäuschungen" im zweiten Bande die hunderte von Seiten hindurch, über die Revolutionen und Reactionen im dritten, über die Fürstenvereine im vierten und so weiter bis auf die „Bundesverhältnisse" im siebenten Band? War's eine Kleinigkeit, die Südamerikaner unabhängig, oder ein Scherz, die Griechen frei zu machen, den Spaniern zu einer Constitution zu verhelfen und den Franzosen zur Geduld und zur Ordnung?

Und dennoch, ich sage jetzt schon mein Dennoch, obwohl ich noch viele Obwohls auf dem Herzen habe, dennoch war es und ist es ein Genuß, Gervinus treu geblieben zu sein, ein Genuß, nicht bloß eine hohe und ernste Lehre. — Ein Genuß, ihm gefolgt zu sein bei der unermüdlichen Arbeit, mit der er in dem Labyrinth sich durchkreuzender scheinbar chaotisch, zufällig, willkürlich durcheinander und gegeneinander wogender Bestrebungen die leitenden Fäden zu finden, die bestimmenden Gesetze nachzuweisen gewußt hat. Das ursachliche Ineinanderziehen von Erscheinungen, die, weil sie nicht aus sich allein hervorgingen, bisher nicht genügend erklärt waren, die Einwirkung von scheinbar weitab liegenden Ereignissen auf uns näher berührende Geschicke, die Einreihung solcher bisher nur als Episoden aufgefaßten Begebenheiten in den Weltlauf der Staatengeschichte — welche Erweiterung für das historische Verständniß, welche Bereicherung der Anschauungen! Wir nehmen es als das erste und hauptsächlichste Verdienst des Geschichtschreibers des neunzehnten Jahrhunderts, daß sein Werk ein machtvolles Zeugniß ist von dem Vorhandensein einer nach sittlichen Gesetzen sich bestimmenden Weltordnung, daß es gegenüber den Zweifeln, den Verleugnungen, den Vergewaltigungen des Tages die ewige und unentrinnbare Macht des Rechts hoch hält und verkündigt, daß es durch der Erscheinungen Flucht den Fortschritt und den Sieg der Rechtsidee verfolgt und glauben lehrt, und zwar ohne den Thatsachen Zwang anzuthun, ohne sie nach einem vorgefaßten geschichtsphilosophischen System in ein bestimmtes Schema einzupassen, mit entschiedener Lauterkeit, jeder Tendenz fern. Ein Genuß ist, der Absichtlichkeit wie der Leichtfertigkeit moderner Geschichtskünstler gegenüber, die probehaltige Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit der Erzählung, die allen Verdunkelungen und Beschönigungen gründlichst abholde Treue und Vollständigkeit des Materials, die trotz der oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten fühlbare Einfachheit der Darstellung. Nichts von jener Herrschaft der Phrase, die selbst, wo sie unbewußt auftritt, die Wahrheit beeinträchtigt, von jenem Spiel der Antithesen, in welchem die historische Genauigkeit einem geistreichen Worte, einer schlagenden Sentenz zum Opfer wird: dafür bis

in den Kern gesunde, aufrichtige, menschenmögliche Wahrhaftigkeit, die besser ist als aller Stil der Welt.

Und dann, welch' dauerndes Denkmal deutschen Fleißes und deutschen Forschergeistes sind diese sieben Bände. Mancher von ihnen wird von der Wissenschaft der kommenden Geschlechter mit der Ehrfurcht betrachtet werden, mit der wir auf die ersten Ausgaben der klassischen Autoren zurückschauen; denn wie die editio princeps die ehrwürdige Grundlage der spätern Kritik bleibt, so enthält das Werk von Gervinus die Incunabeln für die Geschichte mancher Länder und Völker, für welche es vor ihm selbst an irgendwie genügenden oder gar zugänglichen Vorarbeiten gebrach. Wir lesen, daß sein Buch oder einzelne Theile desselben für Amerika, für Spanien und Italien, für Griechenland übersetzt und bearbeitet worden sind; diese Theilnahme ist erklärlich. Wer hat vor dem Erscheinen des dritten Bandes eine zusammenhängende Uebersicht von den Revolutionen in Süd-Europa und Amerika gewinnen können; wo hat es vor ihm eine wirklich historische Darstellung des Unabhängigkeitskampfes in Süd-Amerika, des Freiheitskrieges der Griechen gegeben? Die Süd-Amerikaner sind berechtigt, in dem deutschen Historiker den Columbus ihrer Geschichte zu verehren; die Griechen haben sich mit Recht beeilt, sich seine erschöpfende und grundlegende Darstellung ihrer Wiedergeburt anzueignen. Wie ungeheure Schwierigkeiten vom Verfasser bei diesen bahnbrechenden Arbeiten überwunden werden mußten, leuchtet ohne Weiteres ein und ist bleibender Anerkennung sicher.

Endlich ist dieses Werk ein strenges aber gerechtes Gericht über die Mächte, denen es während der nun vollendet vor uns liegenden Restaurationsperiode den weitesten und freiesten Spielraum über die Geschicke Europa's zugestanden hat, in hoffentlich unwiederbringlicher Unverantwortlichkeit und Selbstsucht. Die Staatskunst des Koryphäen der Restaurationspolitik, des Orakels der Monarchen von Europa, des leichtfertigen und genußsüchtigen Metternich ist von Gervinus in allen Theilen seines Werkes durch alle Schlangenwindungen ihrer Diplomaten und Hofsophisten erfolgt, in allen ihren unheilvollen Anschlägen und Maßregeln, in der Oede und Unfruchtbarkeit ihres Wirkens aufgedeckt worden. Wir können das Gesammturtheil von Gervinus über diese Politik, die Jahrzehnde lang die Lenker der europäischen Staaten in ihren Cirkel gebannt hat, nicht besser zusammenfassen, als es von ihm selbst im Eingange des siebenten Bandes geschehen ist:

„Die Wiener Staatskunst, sagt er, hatte seit dem Laibacher Congreß den russischen Kaiser fast ganz in ihrer Botmäßigkeit. Sie schrieb in Preußen die herrschende Regierungsweise vor. Sie behandelte Deutschland, Italien und die Schweiz wie österreichische Vasallenstaaten. Sie stritt mit England um das Uebergewicht in Lissabon und Rio, in Rußland um den gebietenden Einfluß in Paris und Madrid. Sie feierte den Triumph, selbst in England nach dem Tode ihres erbittertsten Gegners Canning die Regierung in befreundete, gelehrigere Hände übergehen zu sehen. So übte das Wiener Cabinet in der That, obgleich die Troppauer Wünsche nach einer Organisation der großmächtlichen Oberleitung unerfüllt geblieben waren, eine undefinirte Hegemonie, einen Einfluß ohne Recht und ohne Grenze über ganz Europa hin, und die Zeit schien gekommen zu sein, wo Oesterreich, nach den Idealen seines Staatsschreibers Fr. Schlegel, den lenkenden europäischen Mittelpunkt bildete, der den todten Begriff von einem politischen Gleichgewichte entbehrlich machen sollte. Wir haben die Mittel bemerken können, die den österreichischen Staatsmännern zur Erreichung dieser Herrschstellung dienen mußten: sie schreckten die Fürsten ein mit dem Gorgobilde der Revolution; sie imponirten den Regierungen mit ihrem hier erschlichenen, dort ertrotzten Machtansehen; sie suchten in den kleinsten wie in den größten Staaten die gegnerischen Minister zu stürzen und durch gefügige Gegner zu ersetzen. Wir haben auch die Zwecke dieser Herrschsucht zu erkennen hinlängliche Gelegenheit gehabt. Die Wiener Staatsmänner, in welchen persönlich der Hang der ganzen Zeit nach Erholung, Genuß und Ruhe wie verkörpert war, als sie die Welt zu jener sybaritischen Genußvirtuosität zurückgeschraubt sahen, deren Pflanzstätte bis zu der furchtbaren Unterbrechung der Revolution Paris gewesen war, wünschten nichts sehnlicher, als das Erhaltungssystem der österreichischen Regierungsweise, bei welchem diese Art des Privatlebens am besten geborgen war, allen Staaten zur allgemeinen Standarte zu geben. Jenes System beruhte in der Manie, den Frieden zwischen den Völkern nur bei dem Frieden innerhalb der Staaten und diese nur unter der Zaubermacht der einen Monarchie, und diese nur unter der Aufrechthaltung der altüberkommenen, wenn auch noch so verkommenen Ordnungen gesichert zu glauben, daher jede Regung nach Veränderung, jedes Streben nach Verbesserung als theoretische Neuerung, als unheilschwangere Utopie und umstürzenden Radicalismus zu verdammen. Es gab in Deutschland Männer, selbst freisinnige Männer, die schonend oder gutmüthig genug waren, diese fixe Idee des Wiener Erhaltungsprincips auf eine Art von Idealismus zurückzuführen, der dem Bestehenden einen unverdienten Werth und Gehalt beimaß, da sie in der That nichts war als die vornehme Sophistik von Menschen, denen es nur zu verneinen und zu unterdrücken galt, um die Blöße ihres eigenen Unvermögens an wirkender Kraft zu bedecken. Und nie in neueren Zeiten hat träge Indolenz dem Fortschrittstreben eines aufgeklärten Zeitalters in so höhnender Anmaßung, unter der Miene einer allüberlegenen Einsicht und bevorrechteten Urtheilsfähigkeit, Stillstand gebieten dürfen, wie es bei Bestrebungen, diesem System Ausbreitung zu geben, geschehen ist. Nie ist um der schnödesten persönlichen Beweggründe willen und mehr noch aus Frivolität und Charakterschwäche, als aus gemeinem selbstsüchtigen Interesse oder aus wirklichem Vorurtheile, das Gemeininteresse so schamlos zurückgedrängt worden. Nie hat man in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt an allen den Einrichtungen und verderblichen Irrungen, deren sich selbst die absolutesten Regierungen des vorigen Jahrhunderts zu entledigen strebten, so eigensinnig festzuhalten versucht. Nie hat man unter der vorgegebenen oder wirklichen Furcht vor möglichen künftigen Uebeln die stumpfe Gleichgültigkeit gegen wirkliche gegenwärtige Uebel so weit getrieben. Nie hat man bei so vielem blinden Mißtrauen nach unten so viel blindes Vertrauen nach oben in Anspruch genommen und bei dem verdächtigsten Anpreisen der eigenen Triebfedern die Absichten der Gegner in so beharrlicher Verdächtigung verleumdet. Nie ist Willkür und Mißbrauch der Gewalt so absichtlich gefestigt worden, wie in diesem Systeme, das nicht die schlechte Berufserfüllung und das Amtsvergehen bestrafte, sondern den, der ihm durch öffentliche Rüge wehren wollte. Und nie hat man ein so sinnwidriges System der Gewalt und der Sophistik mit so offener Verachtung der Menschen betrieben, denen es auferlegt werden sollte, mit so viel eitler Sicherheit, gegen die Verstandes- und Willensschwäche, gegen die Schwachköpfigkeit und Schwachmüthigkeit der Beherrschten Alles wagen zu dürfen."

Wir, die wir dieses Urtheil lesen, sollen uns dabei, wenngleich

frei von dem Dankgefühl des Pharisäers, doch des Fortschrittes bewußt sein, den das politische Leben vornehmlich in Deutschland, in die Breite wie in die Tiefe erfahren hat, zugleich aber auch der Schwächen, mit denen dies unser politisches Dasein trotz aller Fortschritte noch immer behaftet ist. Das Buch von Gervinus ist ein Denkstein auf dem Wege, den die Völker und vor Allem das deutsche Volk bei dem Ringen nach der ihrem ureignen Wesen entsprechenden Gestaltung ihres politischen Lebens zu durchmessen haben, und ein Sporn, der zur Unablässigkeit und Ausdauer in diesem Ringen anstachelt.

P. D. Fischer.

Ein deutscher Emigrant in Frankreich.
Hermann Semmig.

Es giebt kein tragischeres Geschick, als das eines politischen Flüchtlings, der seinem Vaterlande Alles geopfert hat, um es frei und groß zu machen, und zuletzt, besiegt, gezwungen wird, eben dieses Vaterland zu meiden. Während die meisten politischen Flüchtlinge anderer Nationen im Exil entweder allen Halt verlieren und physisch und moralisch untergehen, oder ihre besten Kräfte verzehren in nutzlosen Versuchen, von der Fremde aus ihrer verlorenen Sache wieder aufzuhelfen, hat ein nicht unbedeutender Theil der deutschen Flüchtlinge den edleren Weg eingeschlagen, in der Fremde, die sie gastlich aufgenommen, sich heimisch zu machen, ohne des Vaterlandes zu vergessen, vielmehr die Vermittler abzugeben zwischen der eigenen und der fremden Nationalität, das heimische Gute und Schöne der Fremde und das fremde der Heimat zuzuführen und so das Band knüpfen zu helfen, das die Nationen näher bringt, damit sie einander verstehen und achten lernen.

Ein edler und rühriger Flüchtling dieser Art ist Dr. Hermann Semmig, Professor am Collége in Orleans, der Verfasser der unten bezeichneten Schrift. *) Wir kennen ihn auch sonst schon aus manchen Beiträgen im „Magazin" und in anderen deutschen Zeitschriften, worin er uns mit dem inneren Leben der Franzosen sowohl in der Hauptstadt, als auch in den Provinzen bekannt macht. Und in der That ist auch Keiner besser befähigt und berechtigt, uns das sociale Leben der Franzosen zur Anschauung zu bringen, als er, der schon eine Reihe von Jahren unter ihnen gelebt und gewirkt hat. Ihm muß sich die französische Welt ganz anders offenbaren, als flüchtigen Touristen, die gleichsam nur den Schaum, den die Fluth an die Oberfläche wirft, zu sehen bekommen. Ueberall weiß er die Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme, welche er in Frankreich gefunden, mit der glühendsten Liebe für Deutschland zu vereinigen. Auch in der vorliegenden Schrift ist seine Aufgabe das Werk der Versöhnung und Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. „Jetzt," heißt es in dem Nachworte des Buches, „wo das deutsche Volk nach seiner Einheit strebt, muß es ihm von Interesse sein, das Leben einer Nation kennen zu lernen, deren Größe sowohl als Schwäche in der Centralisation liegt. Bemerken muß ich, daß der Franzosenhaß, der in jüngster Zeit wieder aufflammte, bei mir keine Sympathie findet, so wie ich täglich auch Vorurtheile bekämpfe, die etwa von Franzosen noch gegen Deutschland genährt werden. Ich liebe Frankreich — wie sollte es anders sein! — und wenn ich es tadle, so tadle ich es als Freund. Wüßten übrigens die Deutschen, mit welcher Achtung und Liebe der gebildete Theil der Franzosen von Deutschland denkt und spricht, der Franzosenhaß, den die Einen und Anderen noch nähren, würde längst der Versöhnung gewichen sein. Und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist die große Aufgabe und Pflicht unserer Zeit, zu der ich hiermit meinen Baustein tragen möchte."

Das Buch giebt viel mehr als der Titel verspricht. Es hat, möchten wir fast sagen, mehr Aehnlichkeit mit einem Lehrgedichte, als mit einem Lehrbuche. Der eigentliche Lehrstoff wird von einer Menge der verschiedenartigsten Episoden förmlich überwuchert. In das Literarhistorische sind Sprachwissenschaftliches, Geschichtliches, Archäologisches, Naturwissenschaftliches, Topographisches, eigene und fremde Poesie, Erzählungen von Erlebnissen des Verfassers, Schilderungen von Gegenden und Oertlichkeiten, von Volksgebräuchen und Volksfesten, philosophische und politische Betrachtungen u. A. so verflochten, daß die einheitliche Uebersicht darunter leidet. Wie interessant auch größtentheils diese Episoden sind, so stören sie doch einigermaßen den Zusammenhang. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser bei seinem ursprünglichen Plane geblieben wäre, eine Reihe französischer Literaturbilder, denen ein kurzer Abriß der Literaturgeschichte vorausgeschickt wäre, zu liefern. Er hätte nicht seinem Verleger nachgeben sollen, der den Titel der Schrift in „Geschichte der französischen Literatur" umgewandelt wissen wollte. Dadurch wurde der Verfasser gezwungen, das Werk umzuarbeiten und allen gesammelten Stoff, so gut es anging in dasselbe zu verflechten. Gewiß wäre es für den Verfasser leichter und für den Leser bequemer gewesen, wenn die verschiedenartigen Stoffe zu verschiedenen Literatur-, Cultur-, Lebens-, Landschaftsbildern u. s. w. verarbeitet worden wären. Aber auch so, trotz, oder vielleicht gerade wegen des gerügten Uebelstandes, enthält das Buch so viel des Belehrenden und Unterhaltenden, daß wir dem Verfasser für seine Gabe nur dankbar sein können.

Wir hätten aus dem Buche so manches Neue und Interessante über Frankreich und die Franzosen hervorzuheben, wenn es der Raum gestattete; wir beschränken uns daher auf eine Mittheilung, die zugleich einen Beitrag zur Charakteristik des Verfassers selbst abgeben mag.

Der französisch geschriebenen Dedication des Werkes an Jules Michelet folgt, als Vorwort, ein offener Brief an Herrn von Lamartine, worin der Verfasser mit edler Offenheit über die Politik des berühmten Dichters und Staatsmannes eine strenge, aber gerechte Kritik übt. Vor Allem greift er das Urtheil an, das Herr von Lamartine über die Einheitsbestrebungen der Italiäner und Deutschen gefällt hat. In Bezug auf die Deutschen hat Lamartine nur den einen Einwand, daß ein einiges Deutschland zu mächtig und gefahrbringend für Frankreich sei. Dagegen bemerkt der Verfasser: „In der That ist ein vereintes Deutschland eine Macht, die, was das Zahlenverhältniß betrifft, Frankreich weit überlegen wäre. Ist es aber darum zu fürchten? Nicht die Kraft fürchtet man, nur den Mißbrauch der Kraft. Und ist dieser bei dem deutschen Volke vorauszusetzen? Nein! Eroberungssucht liegt in seinem Charakter nicht. Die abergläubische Tradition vom römischen Kaiserthume führte die deutschen Kaiser im Mittelalter nach Italien, das deutsche Volk begehrte nicht danach. Seiner heimischen Schätze will es froh werden, und so tief wurzelt der Sinn für häusliches Glück, für die engen Freuden des Familienlebens in ihm

---

*) Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Von Dr. Hermann Semmig. Leipzig, Otto Wigand, 1862.

daß derselbe sogar lange Zeit in patriotische Schwäche, in kleinliches Stillbürgerthum umschlug. Nicht in Deutschland hatten die Franzosen ein Saragossa zu belagern, einen Brand von Moskau zu fürchten; die deutschen Sitten waren zu mild dazu, und als nach der Schlacht bei Jena die preußische Monarchie zusammenstürzte, da durfte es ein General wagen, dem empörten Patriotismus mit den Worten Schweigen zu gebieten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Für fremde Eroberer mag ein solcher Zustand günstig sein; das deutsche Volk achtet sich zu sehr, um ihn dauern zu lassen; nur durch seine Einheit aber wird es auch Andern Achtung einflößen. Das will es, nichts mehr. Und wenn einst Deutschland Eins sein wird, was sollte es noch begehren? Groß und reich genug, um sich zu genügen, so wie es ist, wird es sich auf den friedlichen Einfluß seiner Bildung beschränken, wie überhaupt der fernere Verkehr unter den Nationen in dem Austausch der Arbeitskräfte und Arbeitserzeugnisse bestehen wird. Es liegt eine weltgeschichtliche Lehre darin, daß Napoleon I. das Blokade-Decret gegen die britischen Inseln erließ und Napoleon III. den Handelsvertrag mit demselben England abschloß. — — —

„Ich fürchte, mein Herr, daß Sie Ihre Nation ebenso verkennen, als Ihre Zeit überhaupt. Was ist die Politik, die Sie vorschlagen, anders, als das selbstsüchtige „Theile und herrsche"? Eine Politik, die großer Seelen niemals würdig ist. Lassen Sie es mich Ihnen sagen: niemals habe ich lebhafter gefühlt, daß alle europäischen Nationen nur Eine große Familie bilden, als auf Frankreichs gastlichem Boden, der uns Alle, die wir uns aus den verschiedensten Ländern auf ihm zusammenfanden, mit gleicher Liebe aufnahm und uns dieselbe Liebe unter einander einflößte. Wie namentlich französische Herzen mir mit unverstellter Theilnahme entgegengekommen sind, das werde ich nie vergessen; ich habe in meiner deutschen Heimat keine treueren und edleren Freunde gefunden, als in Frankreich, und bin nicht der einzige Deutsche, der die Gastlichkeit Ihres Vaterlandes erfahren hat. So nahm einst Deutschland die Opfer des Despotismus Ludwig's XIV. auf. Wie sollte nicht ein Band der gegenseitigen Liebe die beiden Nationen umschlingen? — —

„Versöhnen Sie sich, mein Herr, mit dem Genius unseres Jahrhunderts; noch ist es Zeit; schließen Sie Ihre Laufbahn mit einem Segensspruche über die Nationen, die nach dem Vorgange Ihres Volkes sich erhoben, um sich auf gleiche Höhe staatlicher Größe und Wohlfahrt zu schwingen. Haben Sie Vertrauen in den Geist der Eintracht, der alle Völker Europa's umschlingt. Verdammen Sie jene engherzige Politik, die Ihnen das böse Wort des Mißtrauens eingegeben hat. Das Epos der Kriegshelden ist zu Ende gesungen; wir wollen das Epos der Arbeit, der Segnungen des Friedens singen. Weihen Sie es durch Ihren Segensspruch ein, und wenn Sie es thun, so wird der Segen der Welt auch Ihren Namen verklären. Meine Aufgabe aber ist das Werk der Versöhnung und der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. In diesem Sinne habe ich auch dieses Werk begonnen. Großes hat jedes der beiden Völker in der Vereinzelung vollbracht, Größeres wird einst ihr Bund vollbringen. Ergänzen sie sich doch gegenseitig in ihrer Thätigkeit, wie Kopf und Herz!"

England.

Shakespeare in Deutschland im XVI. und XVII. Jahrhundert. *)

Zu einer Zeit, als dem Volke Londons die hohen Gebilde der Shakespeare'schen Muse von der Bühne herab verkündet wurden, als die Theater in London blühten, als unter den Gebildeten Englands sich ein Geistesleben entfaltete, „desgleichen die Welt seit Griechenlands Blüthe nicht gesehen," gab es in Deutschland noch keine Bühne, nichts wenigstens, das diesen Namen verdiente. Zwar dichtete Hans Sachs aus der Seele des Volkes heraus zahlreiche Dramen, aber Schauspieler von Beruf gab es nicht — Handwerker, Schüler und andere muntere Gesellen mußten den Dienst versehen. Diese direkte Betheiligung des Volkes bei der Ausübung des Dramas mochte ihre Vortheile haben, aber Melpomene lüftete diesen Jüngern den Schleier nicht, der ihr Antlitz verhüllt hielt, seitdem der letzte Mime Roms von den Brettern verschwunden war. Auch aus dem gelehrten Drama, das neben der Volksdichtung herging, konnte die Kunst des Mimen nicht wieder erwachsen. Durch die Uebergriffe der Gelehrten sank vielmehr noch jener Vortheil der frischen Volksbetheiligung hin; das Drama ward zur Schulübung herabgewürdigt, man schrieb lateinische Dramen und führte sie auf, um den Schülern die Erlernung der Sprachen des Alterthums zu erleichtern. In dieses Bettelthum der deutschen Bühne fiel ein schwacher Strahl aus der Sonnenhelle der englischen Bretterwelt, und er genügte, um das Samenkorn, das unter solcher Eisdecke schlummerte, zu befruchten. Englische Schauspieler, die an den überfüllten Bühnen Londons Noth litten, fanden ihren Weg nach Deutschland, und wie auch ihre Leistungen gewesen sein mögen, sie brachten uns den ersten Begriff von der eigentlichen Schauspielkunst; sie waren die ersten Berufsschauspieler in Deutschland und wurden somit die Begründer unserer Kunstbühne.

Ueber Natur und Art dieser merkwürdigen Erscheinung herrschte bisher vollkommenes Dunkel. Unsere Literarhistoriker begnügten sich mit Konjekturen, wie sie ihnen am besten paßten, und wie immer, wenn Systeme aus Vermuthungen, statt aus Fakten entstehen, bürgerten sich in Bezug auf Ursprung, Geschichte und Einfluß der sogenannten „Englischen Komödianten" Urtheile und Schlüsse ein, die jedes Haltes entbehrten und eine unsägliche Verwirrung in dieser für Kultur- und Theatergeschichte so wichtigen Frage gestiftet haben. In einzelnen weit auseinander liegenden Aufsätzen, die im Londoner Athenäum erschienen und auch in unserem Blatte s. Z. Aufnahme und Besprechung fanden, versuchte der Verfasser des vorliegenden Buches, der Berliner Buchhändler, Herr Albert Cohn, bereits früher einiges Licht über die Sachlage zu verbreiten. Dieser Anregung, die in England unter den Shakespeare-Freunden große Aufmerksamkeit erweckte, folgten werthvolle Mittheilungen von andern Seiten, und einige beträchtliche Bereicherungen des gesammelten Materials, durch glücklichen Zufall dem Verfasser in neuester Zeit in die Hände gelangt, geben die noch fehlenden Bausteine zu einer dokumentarischen Geschichte der englischen Komödianten, ihres Einflusses auf die Entwickelung der deutschen Bühne, und der dramaturgischen

*) Shakespeare in Germany in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. An Account of English Actors in Germany and the Netherlands and of the Plays performed by them during the same Period. By Albert Cohn. With two plates. London and Berlin: Asher & Co. (Albert Cohn und Collin), 1865. (CXL and 211 p. in 4°.)

Wechselwirkungen zwischen England und Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert.

Ob der Verfasser das vorgesteckte Ziel erreicht hat, eine von ernsten Forschern oft beklagte Lücke auszufüllen, wird man am besten beurtheilen können, wenn man die bisherige Kenntniß dieser Dinge den durch die vorliegende Arbeit gewonnenen Resultaten gegenüberstellt. Jedenfalls aber liegt hier eine Arbeit vor, durch welche die Geschichte der deutschen, wie der englischen dramatischen Literatur wesentlich ergänzt wird.

Ludwig Tieck gebührt das Verdienst, zuerst auf die englischen Komödianten hingewiesen zu haben. Es geschah in der Einleitung zu seinem „Deutschen Theater" im Jahre 1817. Alles aber, was Tieck zu sagen wußte, war das nackte Factum, daß Schauspieler-Truppen unter dem Titel der „Englischen Komödianten" um das Jahr 1600, „vielleicht einige Jahre früher", in Deutschland erschienen. Damit ist die positive Information, die Tieck uns giebt, zu Ende. Was folgt, sind Vermuthungen, durch die das merkwürdige Phänomen erklärt werden sollte: „Aber wer waren sie (die Komödianten)? Sollen wir sie für wirkliche Engländer halten? Oder waren es junge Deutsche vom Comptoir der Hansa in London, oder Abenteurer, die Uebersetzungen der populärsten Schauspiele zu uns brachten? Es ist auch nicht unmöglich, daß Liebhaber des Theaters auf Speculation nach London reisten und mit einem Vorrath von Manuscripten und einstudirten Rollen zurückkamen und so in Deutschland ihr Glück versuchten." — Was ist nicht Alles möglich! Nur pflegt die Wirklichkeit sich auf natürlicherem Wege zu helfen als die Speculation! Woher aber hatte Tieck überhaupt seine Kenntniß geschöpft? Einfach aus dem Titel einer im Jahre 1620 gedruckten Sammlung „Englische Komödien und Tragödien ... welche von den Engländern in Deutschland ... jetzund agiret und gehalten worden 2c." — und nach diesen Stücken allein beurtheilt auch Tieck die Leistungen der Schauspieler.

Hiermit ist so ziemlich Alles gesagt, was bis auf die neueste Zeit über die Komödianten bekannt war, denn die Nachfolger Tieck's wußten sich, in Abwesenheit allen und jeden Materials, diesem Räthsel gegenüber nicht anders zu helfen, als durch Nachsprechen seiner Vermuthungen, die allenfalls durch neue vermehrt wurden. Nur ganz gelegentlich tauchten hin und wieder Stellen aus Städtegeschichten und Chroniken auf, die die Anwesenheit englischer Komödianten-Truppen da und dort bekundeten, die Frage ihrer Lösung aber keinen Schritt weiter entgegenführten. Erst in neuester Zeit traten, wie schon bemerkt, einige lichte Punkte auf dem dunklen Grunde hervor, im großen Ganzen aber herrschte auch jetzt noch undurchdringliches Dunkel, das am wenigsten durch die, mit den dürftigsten Scheingründen unterstützte Theorie, daß Shakespeare selbst mit jenen Truppen nach Deutschland gekommen sein müsse, aufgehellt wurde. Nur bei Besprechung der vom Herzog Heinrich Julius von Braunschweig verfaßten Dramen, wies Herman Grimm im ersten Bande seiner „Essays" den Einfluß englischer Schauspieler gründlich nach, aber auch er verhält sich in Bezug auf diese selbst nur andeutend, denn auch er besaß kein anderes Material als das, welches in jenen Dichtungen selbst vorliegt.

Solcher Dürftigkeit der bisherigen Hülfsmittel gegenüber muß die lange Reihe von Thatsachen Verwunderung erregen, wie sie in Herrn Cohn's Buche, sämmtlich dokumentarisch begründet, vorliegen, womit denn nicht allein die bisherigen Anschauungen als grundfalsch beseitigt werden, sondern zum ersten Male auch die innere und äußere Geschichte der englischen Komödianten, ihres Ursprunges, ihrer Wirksamkeit, und ganz besonders der durch sie bewirkten Einführung Shakespeare'scher Dramen und anderer alt-englischer Bühnenstoffe in Deutschland geliefert wird. Eine kurze Analyse des Inhaltes wird am besten zeigen, was des Neuen uns hier geboten wird, und welche Bereicherung an Thatsachen sich für Literatur- und Theatergeschichte aus der vorliegenden Arbeit ergeben mag.

Nach einer kurzen Darstellung der deutschen Theaterzustände zur Zeit Shakespeare's, wie wir sie oben angedeutet haben, wobei merkwürdige Berührungspunkte zwischen dem germanischen Drama des Mittelalters und einigen Stücken Shakespeare's zur Sprache kommen, werden die ersten Anfänge englisch-deutscher Bühnenverwandtschaft erwähnt. Schon im Jahre 1417 ist Deutschland von englischen Schauspielern besucht worden, die die englischen Bischöfe zum Constanzer Concil begleiteten. Dann finden wir im Jahre 1483 deutsche „Minstrels" am Hofe Richards III. und 1516 an dem Heinrichs VIII. Viele von ihnen kehrten nach Deutschland zurück, und durch sie werden die Wunder der englischen Schauspielkunst, die schon damals in höherer Ausbildung als irgendwo anders geübt wurde, bekannt geworden sein. Später, zur Zeit der glänzenden Hofhaltung Elisabeths, als auch die Beziehungen Englands zu Deutschland sich mehrten, wurde es unter deutschen Fürsten und Vornehmen guter Ton, England zu besuchen. Wir erfahren von einer Reihe solcher Reisenden, von denen nachgewiesen werden kann, daß sie die Theater in London besucht haben.

Graf Friedrich von Mömpelgard, später Herzog von Würtemberg, auf den Shakespeare in den „Merry Wives of Windsor" anspielt, hielt sich 1592 in England auf, und 1595 bei seiner Thronbesteigung schickte er einen Gesandten an den Hof der Elisabeth. 1596 finden wir in London den Prinzen Ludwig von Anhalt, der später seine Reise in Versen beschrieb, wobei die Londoner Theater erwähnt werden. Dann folgt 1598 Paul Hentzner, dem wir die beste Darstellung des englischen Volkslebens unter Elisabeth verdanken, ziemlich zu gleicher Zeit Graf Philipp von Solms als Gesandter des gelehrten Moritz von Hessen, dann Ludwig Friedrich von Würtemberg mit seinem Begleiter Jacob Wurmser von Vendenheym, der in seinem über diese Reise geführten Tagebuche einer Aufführung des „Othello" im Globe-Theater gedenkt. Im Jahre 1611 befand sich am englischen Hofe als Gast auf längere Zeit Prinz Otto, der Sohn jenes Moritz von Hessen, der einer Einladung des mit dem Theater in vielfache Berührung gekommenen Prinzen von Wales gefolgt war. — Auf diese Weise mögen sich Verbindungen mit Mitgliedern der Londoner Bühnen geknüpft haben, die bei der Uebervölkerung der Theater, wie sie durch die schnelle von Shakespeare und seinen Zeitgenossen bewirkte Entwickelung der Bühne herbeigeführt wurde, den Entschluß faßten, auf ihre Kunst zu reisen, wie man heute sagen würde. Waren doch schon weit früher die Jünger anderer Kunstzweige auf denselben Gedanken gekommen. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden englische Musiker, Tänzer, Springer und Reiter in Deutschland und Holland bewundert. Solche Histrionen finden wir z. B. von 1556 bis 1584 fortwährend am markgräflichen Hofe von Preußen. Dann begleiteten im Jahre 1585 Schauspieler den Grafen Leicester nach den Niederlanden, wohin Elisabeth ihn an der Spitze der Truppen sandte, die sie der Republik zur Hülfe bewilligte. Das merkwürdigste und interessanteste Factum aber aus der frühesten Geschichte dieser Wandertruppen ist der bisher ganz unbekannt gebliebene überraschende Umstand, daß zwei Schauspieler, die später Shakespeare's Freunde und Kunstgenossen am Blackfriars-Theater wurden, George

Bryan und Thomas Pope, als Mitglieder einer englischen Truppe bereits 1586 an den Höfen von Dresden und Berlin Vorstellungen gaben. Sie gehörten einer Gesellschaft an, die von Leicester für den König Friedrich II. von Dänemark engagirt worden war. Von Kopenhagen waren sie nach Dresden gekommen, wie wir aus den mitgetheilten, dem Dresdener Archive entlehnten Aktenstücken erfahren.

Die erste regelmäßige Schauspieler-Truppe, welche mit der ausgesprochenen Absicht, nach Deutschland zu gehen, London verließ, um, wie es in einem ihnen von den englischen Autoritäten ausgestellten Geleitsbriefe heißt, „Komödien, Tragödien und Historien" zu spielen, treffen wir 1591 an. Der Verfasser weist nach, daß zwei von ihnen, Robert Brown und Richard Jones, berühmte Londoner Schauspieler waren und daß der Letzte durch Noth gezwungen wurde, „to go over beyond the seas", um einen besseren Erwerb zu suchen; der bündigste Beweis, wie grundlos alle jene Spekulationen Tieck's und seiner Nachsprecher waren. Robert Brown war schon 1590 mit einer Gesellschaft in Holland gewesen und nach England zurückgekehrt, um eine zweite für Deutschland zu bilden. Mit guten Gründen wird die Vermuthung unterstützt, daß diese Truppe einem Rufe nach Deutschland folgte, und zwar an den Hof des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Unzweifelhaft ist es wenigstens, wie aus den Braunschweiger Hof-Archiven und anderen Quellen nachgewiesen wird, daß zwei Mitglieder der Truppe lange Jahre als Schauspieler in braunschweigischen Diensten lebten. Daraus erklärt sich die Verwandtschaft der Theaterstücke, die jener Herzog zur Aufführung auf der Wolfenbütteler Bühne schrieb, mit alt-englischen Meistern. Diesen Stücken wird eine eingehende Untersuchung gewidmet. Eines derselben ist mit Shakespeare's „Much ado about nothing" nah verwandt; es wurde schon 1594 gedruckt, während Shakespeare's Lustspiel erst um 1600 entstand. Entweder muß Shakespeare also, wer weiß auf welchen Umwegen, vielleicht durch Vermittelung nach der Heimat zurückgekehrter Komödianten, von dem deutschen Stücke Kenntniß erhalten haben, oder es liegt beiden Stücken dieselbe Quelle zu Grunde. Der Verfasser neigt zu letzterer Ansicht. Noch größere Aehnlichkeit besteht zwischen einem anderen Stücke des Herzogs und den „Merry Wives of Windsor", und auch hier wird eine gemeinsame Quelle zu vermuthen sein, obgleich eingehend nachgewiesen wird, daß die Intrigue, wo sie von den italiänischen Quellen abweicht, überall dem Shakespeare'schen Stücke näher steht, als diesen Quellen. — In dieselbe Zeit fällt die Gründung eines Hoftheaters in Cassel, und auch dieses hängt mit den englischen Komödianten eng zusammen. Noch an vielen anderen Orten begegnen wir ihnen vor Ablauf des Jahrhunderts. Der Nürnberger Poet Jakob Ayrer dichtete seine Theaterstücke unter ihrem Einfluß. Sein Verhältniß zu ihnen erfährt hier die erste gründliche Untersuchung, die einen beträchtlichen Theil des Buches einnimmt. Eines seiner Stücke, das einzige bekannte Drama, welches Motive aus Shakespeare's „Tempest" behandelt, wird in extenso mitgetheilt, in gerechter Würdigung des wichtigen Umstandes, daß hier vielleicht die noch nicht entdeckte Quelle zum „Tempest" in dramatischer Umgestaltung vorliegt. Ein anderes Stück Ayrer's, das wiederum mit Shakespeare's „Much ado about nothing" im engsten Zusammenhange steht, wird im Auszuge mitgetheilt.

Die Herrschaft der englischen Komödianten über die deutsche Bühne war am Schlusse des 16. Jahrhunderts vollkommen fest begründet. Der Grund zur eigentlichen Kunstbühne war gelegt, und mit der Handwerker-Komödie war es, vereinzelte Erscheinungen ausgenommen, zu Ende. Die ungeübten Spieler mußten natürlich gegen die erfahrenen Sendlinge der Londoner Theater in unermeßlichem Nachtheile sein; stümperhaften Dilettanten standen Leute gegenuber, die mit allen Kunstgriffen vertraut sein mußten, durch welche die Schauspieler jener Zeiten sich die Gunst des Publikums eroberten. Die Kunde von den Erfolgen der Auswanderer drang natürlich bald in die englische Heimat, von wo sich nun, mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, ein Strom von Histrionen über Deutschland ergoß, der sich in viele Arme theilte, welche bald bis in die entferntesten Gegenden des Landes vordrangen. Das dem Verfasser zu Gebote stehende reiche Material setzt ihn in den Stand, die Bewegungen der einzelnen Truppen bis über die Hälfte des Jahrhunderts hinaus zu verfolgen. Hier würde es uns zu weit führen, den Kreuz- und Querzügen der Thespisbrüder nachzugehen; es genüge, zu erwähnen, daß wir sie am Rhein, in Hessen, Braunschweig, Sachsen, der Mark, in Ost- und Westpreußen, in Oesterreich, bis nach Steiermark, ja sogar in Polen antreffen, Hollands gar nicht zu gedenken. Wir zählen etwa 40 verschiedene Orte, in welchen sie Vorstellungen gaben, und noch viele andere mögen sie in ihren Mauern beherbergt haben. Der Verfasser hat sich streng auf solche Nachweise beschränkt, die auf Grund authentischer Quellen und Aktenstücke zu führen waren. — Daß die ersten Truppen im Anfang ihrer Laufbahn auf deutscher Erde sich ihrer Muttersprache bedienten, dieses oft angezweifelte Faktum wird hier mit unwiderstehlichen Beweisen dargethan. Sehr bald aber fanden sich Deutsche zu ihnen, und in den späteren Zeiten waren nur noch die Prinzipale Engländer, bis auch diese verdrängt wurden und nur noch der Name als eine beliebte Firma übrig blieb, die an den englischen Ursprung erinnerte.

Kapitel 5, das letzte des historischen Theils, ist dem Repertoir der englischen Komödianten gewidmet. Hier kommen vor allen Dingen die Stücke zur Sprache, welche in der oben erwähnten Sammlung „Englischer Komödien und Tragödien" enthalten sind. Der Verfasser hält die Form, in der die altenglischen Bühnenstoffe hier erscheinen, nicht für die, in welcher die Stücke ursprünglich in Deutschland aufgeführt wurden; vielmehr nimmt er an, daß deutsche Spekulanten, die den Engländern den Markt verderben wollten, sich ihrer Stoffe bemächtigten und dieselben nach ihren eigenen vulgären Neigungen und nach dem durch die Kriegsfurie verwilderten Geschmack des Publikums umgestalteten. Ein reiches Material wird bei Rückführung der Stücke auf alt-englische Muster vorgeführt. Zwei Stücke der Sammlung werden uns vollständig mitgetheilt: Die „Tragödie von Julio und Hyppolito", die den Stoff von Shakespeare's „Two Gentlemen of Verona" behandelt, und die „Klägliche Tragödie von Tito Andronico", in der wir wahrscheinlich eine Nachahmung des verloren gegangenen alten englischen „Titus Andronicus" vor uns haben, der dem Shakespeare'schen Stück zu Grunde liegt. In jener Sammlung aber finden wir keineswegs alle, ja bei weitem nicht den größeren Theil der von den Komödianten eingeführten Stücke. Schon 1611 wurde der „Kaufmann von Venedig" in Halle, am Hofe des Administrators von Magdeburg aufgeführt, gewiß ein für die Theatergeschichte nicht uninteressantes Factum.

Aus einem im Dresdner Archiv befindlichen Bühnenverzeichnisse erhalten wir von etwa 25 allein im Jahre 1626 von englischen Komödianten dort aufgeführten Stücken Kenntniß, die Alle englischen Bühnenstoffen entlehnt sind, unter ihnen Shakespeare's Romeo und Julie, Hamlet, König Lear und vielleicht Julius Cäsar. Diese Stücke behaupteten ihre Populari-

tät auf den Bühnen Deutschlands bis spät in das Jahrhundert hinein, und dann erst, als das französische Wesen so ganz und gar von Deutschland Besitz nahm, als französische Unnatur auch die Bühnen überwucherte und den Geschmack an derberer Kost verdarb, mußten auch die englischen Komödianten mit ihrem Repertoir weichen. „Romeo und Julietta" und „Hamlet", die uns hier vollständig vorliegen, tragen schon die Spuren der Verzerrung nach französischer Art, aber wir haben es hier auch nicht mit derjenigen Form zu thun, in welcher die Engländer diese Stücke herüberbrachten, und trotzdem die erhabene Sprache Shakespeare's in diesen Umarbeitungen kaum noch wiederzuerkennen ist, stehen uns selbst diese Produkte noch um ein Erhebliches höher, als die Haupt- und Staatsaktionen der darauf folgenden Epoche. Unsere Aufmerksamkeit verdient besonders die mitgetheilte „Tragoedia vom Prinzen Hamlet", der auf eine ältere Form des Shakespeare'schen Stückes, als die von 1603, zu deuten scheint, der Shakespeare im Jahre 1604 erst die Gestalt gegeben hat, in der wir es jetzt besitzen. Dem deutschen Stück geht ein Prolog voran, der viele Berührungspunkte mit der alt-englischen Bühne bietet, und es wäre nicht unmöglich, daß ein solcher Prolog ursprünglich dem Shakespeare'schen Stücke vorausgegangen wäre. Merkwürdig und bezeichnend ist die Umgestaltung, die in diesem deutschen Hamlet Shakespeare's Anspielung auf ein dem alten Stücke „A Warning for fair women" entlehnter, in Norfolk um 1590 stattgehabter Vorfall, erfahren hat, woraus sich auf den Ursprung der Umarbeitung mit einiger Sicherheit schließen läßt. — Es folgen dann ausführliche Besprechungen der „Kunst über alle Künste", einer 1672 gedruckten Nachahmung von Shakespeare's „Taming of the Shrew", der dem „Midsummernightsdream" entlehnten Handwerkerkomödie des Peter Squenz von Andreas Gryphius, der Anklänge an „Much ado about nothing" und an „Cymbeline" in zwei Stücken des Königsberger Poeten Michael Kongehe, und am Schlusse erhalten wir noch Nachricht über verschiedene handschriftlich vorhandene Dramen, die ihrem Titel nach einen Zusammenhang mit dem alt-englischen Theater vermuthen lassen, die der Verfasser aber nicht Gelegenheit hatte, näher kennen zu lernen.

Dies sind die wesentlichsten Resultate des interessanten Buches, das des Neuen sehr viel bringt und für die deutschen Forschungen hinsichtlich Shakespeare's und seiner Zeit ein neues ehrenvolles Zeugniß ist. Vieles Andere freilich ist nur angedeutet, und wir müssen darum eine etwas ungleichmäßige Behandlung des reichen Materials tadelnd erwähnen. Auf die einleitenden Anfänge scheint uns, gegenüber der aphoristischen Kürze anderer Theile, zu viel Sorgfalt verwendet zu sein; einen Theil derselben hätten wir gern für die mitgetheilten Stücke in Anspruch genommen, aus deren gründlicher Durcharbeitung und Vergleichung mit der zeitgenössischen Literatur sich noch mancherlei philologische wie historische Resultate ergeben werden.

Den Dank der englischen Leser verdienen die Herren Solly, Lippner und Bucher, so wie Miß Georgina Archer, die die mitgetheilten Texte ins Englische übersetzt haben.

Frankreich.

Zur Geschichte der Entwickelung der Religionen.

I.

Moral und Priesterthum des japhetitischen Pantheïsmus.

„Eingewiegt durch achtzehnhundertjährige Gewohnheit, unbekümmert um unseren Völker-Ursprung, sind wir den semitischen Ideen hingegeben, die unseren ursprünglichen Traditionen und Instinkten schnurstracks entgegenlaufen. Dennoch ist diesen japhetitischen Traditionen und dieser Geistesrichtung dereinst die Siegespalme gewiß. Gehegt und gepflegt in dem griechischen und römischen Alterthum, schliefen sie eine Zeit lang in uns, erwachten aber zur Zeit der Renaissance und leiteten uns auf den Pfad freier Forschung. Diese französische Denker unserer Zeit verweisen uns auf unseren Volks-Ursprung in dessen bewährten Denkmälern, zeigen, daß unsere Weisheit nicht blinde Unterwerfung unter willkürliche Satzungen zum Prinzip habe, sondern daß diese Geistesrichtung ihre Geburt und ihr Gedeihen verdanke der aufmerksamen Beobachtung der uns umgebenden großen Thatsachen der Natur und der Gesetze, welche die Welt regieren. Eine Geschichte, die auf dem Unterbau der Sprache aufgeführt ist, eine Moral und eine Philosophie, die aus heiterer Natur-Anschauung gewonnen werden, und die selbst in ihren Irrthümern ihre Quelle nicht verleugnen, die Quelle, welche aus der Erkenntniß der wechselseitigen Beziehungen der Wesen unter einander entspringt — wie hoch erhaben sind sie an Adel und Größe über jene Dogmen, die von vornherein an der Erde und der Menschenwelt verzweifelnd, das Leben zu einer Marterkammer und den Menschen zu einem stummen Opfer machen!"

Mit diesen Worten eines Anhängers der neuen Schule wurde in der Nummer 8 dieses Journals ein Aufsatz eingeleitet, der die Religionsbegriffe der Japhetiten in kurzem Umriß erörterte.

Diese neue französische Schule greift die gesammten monotheistischen Religionen in einer Weise an, die unseres Wissens völlig neu ist. Die Angriffe sind seit dem ersten Entstehen jener Religionen zahlreich genug gewesen und hatten bisher einen doppelten Charakter: entweder wurde die Existenz eines persönlichen Gottes als Urgrund aller Dinge einfach geleugnet, oder diese Existenz wurde zugestanden, aber der Begriff der Offenbarung Gottes wurde nur figürlich genommen, d. h. also, es gab als Gegner des Judenthums, Christenthums und Islams bisher nur Pantheisten oder Atheisten und monotheistische Rationalisten.

Jetzt wird von Renan, Alfred Maury, Burnouf und anderen Franzosen ein Versuch gemacht, den Monotheïsmus und den Pantheïsmus zu verschmelzen.

Wir haben in diesen Blättern — welche für die wissenschaftliche Erörterung religiöser Fragen stets das größte Interesse gezeigt haben — wiederholt ausgesprochen, daß die Religiosität des gegenwärtigen Geschlechts nicht die wünschenswerthe Stärke hat. Wir gehören keiner extremen, sondern der Mittelpartei an in religiösen wie in politischen Fragen, die von Rechts und von Links angegriffen wird und die für den Augenblick keine Aussicht hat, eine Majorität für sich zu gewinnen. Wir machen uns in dieser Beziehung keine Illusionen, aber wir nehmen das Recht für uns in Anspruch, die Forderungen der rechten und linken Seite mit gleicher Objektivität beurtheilen zu können, wie sie selbst.

Von diesem Standpunkte aus haben wir dem Werke Renan's: „Das Leben Jesu", die Bedeutung nicht beimessen können, welche ihm seitens der Orthodoxen und der Pantheisten beigelegt worden ist. Wir haben der Konsequenz in der Eigenthümlichkeit der Auffassung des Lebens Jesu und der sehr schönen Darstellung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber wir mußten es als einen großen Mangel des Buches bezeichnen, daß auf wissenschaftliche Begründung der Ansichten des Verfassers fast gar nicht gestoßen wird. Wir zweifeln nicht, daß Herr Renan um eine solche Begründung nicht verlegen gewesen wäre, und daß er sie absichtlich fortgelassen hat, entweder weil er seine Gegner für unverbesserlich hält, oder weil er ein außerordentlich populäres Werk schreiben, d. h. weil er sich an die Phantasie seiner Leser wenden und nicht an ihr Urtheil, weil er ihnen ein Dogma vortragen wollte und nicht eine wissenschaftliche Ueberzeugung.

Die Gegner Renan's haben es daher leicht gehabt: in den wissenschaftlichen Kreisen hat man ihn für einen Aftergelehrten erklärt, mit dem zu streiten, keine Ehre bringe, und die orthodoxe Partei hat ihn für einen Ketzer erklärt, der zu verdammen, aber nicht zu widerlegen sei.

Wie weit die orthodoxe Partei ihm sein Publikum streitig gemacht hat, das entzieht sich heute noch der Beurtheilung. Aber das kann man schon jetzt sagen, daß seine fachgelehrten Gegner ihn unterschätzt haben.

Wir haben das Werk eines solchen Gegners*) im vorigen Jahrgange besprochen: es war ein sehr geistvolles Buch, das Renan's ganze Entwickelungs-Geschichte untersuchte und seine kritische Richtung auch im historischen Zusammenhange mit dem Materialismus und dem Naturalismus erörtert — aber wir haben in diesem Werke nirgends eine Ahnung von dem Zusammenhange aufdecken sehen, der zwischen jener einzelnen Leistung Renan's und der eigenthümlichen Religionsphilosophie und dem eigenthümlichen Gottesbegriff von Renan und seiner Schule besteht.

In diesem Zusammenhange betrachtet, gewinnen die einzelnen Leistungen der neuen Schule eine bisher nicht geahnte Bedeutung.

Der Schleier wurde zuerst in dem Buche von Emil Burnouf über die Vedas gelüftet. Es enthält dieses Buch zwar schon den unterscheidenden Fundamentalgrundsatz, daß in unserer Religion neben dem rein monotheistischen Element — dem semitischen — auch ein pantheistisches — das japhetitische — sich finde, aber dieser Grundsatz ist nur nebenbei ausgesprochen. Wir sind auch heut nicht in der Lage, die neue Lehre in systematischem Zusammenhange darzustellen; neue Entwickelungen auf religiösem Gebiete vollziehen sich langsam und lassen sich auch nur langsam begreifen — aber wir liefern einen kritischen Beitrag der monotheistischen Religionen von dem Standpunkte der neuen Schule aus, der, wie wir hoffen, auf diesen Standpunkt selbst ein klärendes Licht werfen wird.

Herr Burnouf hat nämlich in der Revue des deux Mondes (vom 1. und 15. December 1864) zwei Aufsätze veröffentlicht über „die Religions-Wissenschaft", welche wir in ihren wesentlichsten Zügen in Folgendem wiedergeben wollen:

„Die einzigen Elemente," sagt Herr Burnouf, „deren Anwesenheit die Wissenschaft in allen Religionen konstatirt, sind die Gottesidee und der Ritus; es hat Religionen ohne Moral und ohne Geistlichkeit gegeben: diese Momente sind von untergeordneter Bedeutung, jene hingegen haben niemals gefehlt.

„Die Geschichte der Religionen lehrt, daß die Anwendung dogmatischer Grundsätze auf den irdischen Lebenswandel eine Thatsache ist, welche die neuen Religionen charakterisirt: den Islam, das Christenthum und den Buddhismus. Im Koran findet sich wenig Metaphysik: es handelt sich in ihm fast nur um das Dogma von der absoluten Einheit Gottes im Gegensatz zum Dogma des Christenthums von Gott-Vater und Gott-Sohn. Dahingegen ist der Koran voll von Moralvorschriften, die er unter der Form von Regeln, Erzählungen und Parabeln enthält. Verfolgt man die Entwickelung des Islam in Asien oder in Afrika, so bemerkt man die außerordentliche Schwäche der muselmännischen Philosophie im Vergleich zur Macht der Metaphysik bei den Griechen und Indern. Grund davon ist die Natur des semitischen Geistes, die der des japhetitischen nachsteht.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß diejenigen semitischen Schriften, welche dem Koran vorausgehen, also die Schriften des alten Testaments, fast gar keine theoretische Philosophie enthalten.

„Der Buddhismus in Indien ist durch mehrere Jahrhunderte in seiner Metaphysik mit gewissen Schulen des Brahmanenthums verbunden gewesen. Später hat er selbst in Tibet, auf Ceylon und bei den Völkern der gelben Race zum großen Theil brahmanische Symbole behalten. Dahingegen zeigt sich der Buddhismus vom Beginn an als eine Moral-Lehre, die auf Tugend und Nächstenliebe basirt. Als die Schüler Buddha's die erste Gemeinde bildeten, war es nicht ihr Zweck, die Menschen eine neue Metaphysik zu lehren, sondern ihre schlechten Sitten zu bessern, ihre Seele von niedrigen Leidenschaften zu reinigen und sie in einem Gefühl gemeinsamer Liebe zu vereinigen. Daher entstand jene Neigung zur Bekehrung, die voll schrankenloser Selbstverleugnung war und durch ihre Apostel vorher barbarische Völker, z. B. die von Tibet und der Halbinsel jenseit des Ganges, civilisirte. Daher auch der Geist der religiösen Association, der den buddhistischen Kirchen im ganzen Orient eine so große Macht verschaffte. Daher die Neigung zur größten Strenge gegen die eigenen sündlichen Neigungen, welche eine absolute Selbstveredlung erstrebte und zur Kasteiung und zur Gründung unzähliger Klöster führte.

„Das Brahmanenthum legte nicht das Hauptgewicht auf die Sittlichkeit, wie der Buddhismus. Zwar sehen wir in einer sehr frühen Zeit den tugendhaften Wandel des Menschen seitens derjenigen Brahmanen betont werden, welche die Gesetze des Manu verfaßten, aber dieses Buch (der Codex der Brahmanen) fixirt viel mehr die sociale und politische Organisation des indischen Staates, als daß es die Menschen etwa ohne Unterschied der Kasten und Racen auf den Weg der Tugend leiten wollte. Das Gesetz des Manu macht z. B. sehr geringe Anforderungen an die Sittlichkeit der niederen Kasten, verlangt hingegen eine sehr strenge Moral seitens der Männer und Frauen der Priesterkaste. Andererseits sehen wir in dem brahmanischen Codex die Metaphysik eine ganz hervorragende Rolle spielen: sie erfüllt fast für sich allein das erste und letzte Buch. In diesem einzigen Sanskrit-Werke findet sich mehr Theorie, als in der gesammten buddhistischen Literatur.

„Steigen wir in eine noch frühere Vergangenheit. Die Vedas gehen dem Brahmanenthum voraus, in den Hymnen derselben findet sich keine Spur von Moral. Erst mehrere Jahr-

*) L'idée de Dieu par E. Caro. Paris, 1864.

hunderte später fingen die Aryer des Südostens an, aus ihren Doktrinen moralische Konsequenzen zu ziehen. Das Brahmanenthum, welches viel später kam, fand diese primitiven Keime vor und bildete sie weiter aus, ohne jedoch jemals die Verschiedenheit der Kasten aus dem Auge zu verlieren. Erst im sechsten Jahrhundert vor Christo gaben die buddhistischen Predigten der praktischen Moral den universellen Charakter, der ihr heut zukommt, und schufen daraus das gemeinsame Gesetz für alle Menschen.

„Während diese Entwickelungen im Orient sich vollzogen, befanden sich die alten Völker der aryanischen Race noch auf dem Standpunkt der Vedas: die Griechen, Lateiner und Germanen. Wenn wir heut einen Unterschied zwischen der Moral unserer Religionen und der der sogenannten heidnischen aussuchen wollen, sind wir überrascht, daß wir einen wesentlichen nicht finden. Zwar ist es gewiß, daß z. B. bei den Griechen nicht der Religionsunterricht die Menschen die Tugend erkennen und ausüben lehrte, sondern die Philosophen; und die Biographie dieser Philosophen beweist, daß ein beträchtlicher Theil der griechischen Philosophie, namentlich die Moral, aus dem Orient eingeführt wurde, wohin die Gelehrten sich wohl auch selbst begaben, um sie kennen zu lernen. Aber die Religion hatte auch nicht einmal direkten Einfluß auf die Entwickelung der Moral, sie blieb eine staatliche Einrichtung und hatte reelle Geltung nur durch die metaphysischen Symbole, welche ihr Fundament ausmachten. —

„Als das Christenthum in den Occident eindrang, da geschah es in diesen Gegenden zum ersten Male, daß die Moral im Namen der Religion gepredigt und daß aus den Lebens-Vorschriften ein Theil des Dogmas gemacht wurde. Das tadelten die Christen ganz besonders an der heidnischen Religion, daß sie nicht allein um die Moral sich nicht bekümmerte, sondern daß sie sogar auf dieselbe einen nachtheiligen Einfluß ausübte, indem sie den Menschen das Beispiel des Lasters gab.

„Das Christenthum hatte also in Bezug auf die Moral bei den Völkern des Westens keine Vorgänger, und es ist ein vergeblicher und unwissenschaftlicher Versuch, wenn man sich bemüht, in den vorchristlichen Schriften der römischen und griechischen Philosophen die ganze christliche Moral zu finden. Es ist vielmehr unzweifelhaft: das Christenthum involvirte bei den Völkern des Westens eine moralische Revolution, und diese Revolution vollzog sich durch die Religion und nicht durch die Philosophie — was ja doch nicht ausschließt, daß die Kirchenväter auch die alten griechischen Philosophen zum Nutzen ihrer eigenen Moral oder zum Vortheil ihrer Moralvorschriften studirten. Später, am Ende des zweiten Jahrhunderts, begann das Christenthum seine Metaphysik zu entwickeln, und diese Entwickelung vollzog sich in den Diskussionen zwischen den Kirchenvätern und den Philosophen von Alexandrien bis zu der Höhe, wohin die Schüler Plato's und des Ostens sie trugen. Aber welches auch heut der Werth der christlichen Metaphysik sein mag: der wahre Einfluß und die wahre Größe des Christenthums lagen und liegen in dem moralischen Einfluß, den dasselbe ausübt.

„Je gründlicher man die Verhältnisse untersucht, desto klarer tritt die Wahrheit heraus, daß bei den aryanischen Völkern die Moral kein integrirender Theil der Religion war. Und mag man an die Vedas oder an die Vielgötterei der abendländischen Völker denken: man findet in der Religion nur die beiden oben erwähnten Elemente, den Gottesbegriff und den Ritus.

„Wie mit der Moral, so ist es auch mit dem Priesterthum. Die modernen Religionen, das Christenthum, der Islam und der Buddhismus haben eine geistliche Hierarchie konstituirt, von welcher sich in den früheren Religionen nur Anfänge finden. Das brahmanische Priesterthum verdankt seine Dauerhaftigkeit nicht einer religiösen Konstituirung — die eben gar nicht vorhanden war — sondern der socialen Kasten-Einrichtung. Die Brahmanen haben unter sich völlig gleichen Rang, nie gab es unter ihnen einen Oberpriester, und wenn ein Priester im Laufe der Jahre ein gewisses Uebergewicht über andere erlangte, so verdankte er dies seinem Wissen, nicht aber seiner Stellung oder seiner Funktion. Daher herrschte bei der Priesterkaste auch völlige Denk- und Redefreiheit. Vor der brahmanischen Zeit findet man keine Art von Priesterthum oder von Clerus: jeder Familienvater ist Priester, wie er zugleich Soldat ist.

„Eine aufmerksame Durchforschung der Ilias zeigt, daß es bei den Griechen im Ganzen nicht anders war: Agamemnon ist je nach Umständen Priester, Krieger oder Richter, und erst viel später entwickelte sich ein Priesterthum, aber es blieb stets beschränkt.

„Richten wir nun unser Augenmerk auf die Gottesidee der verschiedenen Religionen, so müssen wir zunächst konstatiren, daß die Wissenschaft der Religionen nicht die Wissenschaft der philosophischen Systeme ist. Diese Systeme sind die Leistungen von Gelehrten; sie bleiben in den Kreisen der Gelehrten; sie entwickeln sich daher verhältnißmäßig rasch. Die Religion ist Gemeingut der gebildeten und der nicht gebildeten Kreise; die letzteren begreifen langsam und folgern noch viel langsamer; die Entwickelung der Religion ist daher eine äußerst allmähliche. Es schließt dies Verhältniß jedoch nicht die Möglichkeit aus, daß die Philosophie auf die Religion influirt.

„Die Summe der individuellen Ideen bedingt den Glauben eines Volkes; diese Ideen sind das Produkt tausendfältig verschiedener Ursachen. Wenn die Summe der neuen Ideen mächtiger wird, als der alte Glaube, so weicht dieser nach und nach. Man darf nicht glauben, daß z. B. das Heidenthum rasch von der christlichen Religion verdrängt worden ist: länger als zwei Jahrhunderte bekannte sich das Kaiserthum schon zur christlichen Kirche, und noch opferte man in vielen Tempeln Griechenlands den alten Göttern, und bis zum heutigen Tage zeigt das Christenthum zahlreiche Spuren der alten Kulte.

„Je moderner und je universeller eine Religion ist, desto zahlreichere und verschiedenere Elemente umschließt sie, d. h. aus desto verschiedeneren Quellen ist sie entsprungen. Es ist falsch, anzunehmen, daß z. B. das Christenthum nur aus dem Judenthum abgeleitet ist; vielmehr hat es sich auch noch gebildet aus dem Griechenthum, dem Römerthum, und es hat selbst den feudalen Ideen des Mittelalters Vieles entlehnt.

„Je weiter hingegen man in die frühesten Zeiten der Geschichte hinaufsteigt, desto mehr findet man die primitiven Religionen unabhängig von einander, wie man auch in jenen Zeiträumen die verschiedenen Menschenracen (bei denen sich die einzelnen Religionen entwickelten) unabhängig von einander leben sieht.

„Viele Christen hegen noch die Meinung: alle Religionen der Erde sind aus einer ursprünglichen Offenbarung entstanden und stellen nur Verunstaltungen dieser reinen Offenbarung dar. Es ist diese Ansicht wesentlich durch Bossuet in seiner Universalgeschichte verbreitet, welcher diese Geschichte nach sehr unvollkommenen Daten schrieb. Seitdem hat die Wissenschaft neue Quellen erschlossen. Es findet sich kein Berührungspunkt zwischen den Vedas und der Bibel; die vergleichende Sprachforschung

zeigt kein Band zwischen den semitischen und aryanischen Sprachgruppen; die Religionsphilosophie zeigt keine Verbindung zwischen der Religionsanschauung der Griechen und Inder einerseits und dem Monotheismus andererseits.

„Die Religions-Entwickelung zeigt vielmehr zwei Strömungen, von denen noch keine erschöpft ist. Die eine, die semitische, entspringt in den Büchern Mosis und entwickelt sich im heutigen Christenthum. Die andere, die aryanische, entspringt in den Hymnen der Vedas und entwickelt sich im Buddhismus. Die Christen zählen 240 Millionen, die Buddhisten 200 Millionen. Die Ursprungsquellen dieser beiden herrschenden Religionen sind jedoch noch nicht verschwunden: die Israeliten schließen sich nur langsam den christlichen Ideen an, und Indien ist fast ganz brahmanisch geblieben, nachdem es die Buddhisten, mit Ausnahme der modernen Sekte der Jaïnas, verjagt hatte. In Verfolg ihrer Entwickelung haben die beiden Strömungen mannigfache Berührungspunkte gefunden und sich zum Theil gemischt.

„Die ursprüngliche Richtung der aryanischen Völker ist der Pantheïsmus, die der semitischen der Monotheïsmus: die Mischung der beiden Strömungen zeigt sich am Deutlichsten in Europa. Die Völker Europas sind nach ihrem Ursprung und ihrer natürlichen Geistesrichtung pantheistisch, d. h. die Welt ist ihnen die Emanation, die Offenbarung Gottes; sie sind durch ihre Entwickelung monotheistisch, d. h. die Welt ist ihnen die Schöpfung Gottes.

„Es ist kein Zweifel, daß das Christenthum seine Vorstellung von der Erschaffung der Welt aus den semitischen Büchern Mosis hat: denn es giebt im ganzen Sanskrit nicht einmal ein Wort, welches „erschaffen" im christlichen Sinne bedeutet. Das Christenthum nahm jedoch im Laufe der Zeit einen ihm ursprünglich fremden Begriff auf, nämlich den Begriff der Trinität. Man weiß genau, wann dieser Begriff festgestellt wurde; es war zur Zeit der Schule von Alexandrien, als die Alexandriner die Personen der Trinität übersetzten mit Hypostasen. Die reelle Differenz dieser beiden Worte war und ist außerordentlich groß: die christlichen Doktoren verloren nie den Begriff des einzigen, erschaffenden Gottes aus den Augen, und die Personen der Trinität bezeichneten ihnen nur verschiedene Phasen dieses einheitlichen Gottes. Die Alexandriner hingegen standen auf aryanischem Ursprung: seit vier Jahrhunderten blühten bei ihnen der Platonismus und die Doktrinen der Perser und Inder; ihr Pantheïsmus kennt keinen persönlichen Gott, der außerhalb der geschaffenen Welt wäre, und kennt daher auch keine Schöpfung aus dem Nichts. Es vollzieht sich vielmehr diese Schöpfung, diese Emanation, diese Offenbarung Gottes mit Hülfe sekundärer Formen, die sie Hypostasen nannten; es sind mithin die Hypostasen keineswegs dem ursprünglichen Geiste gleich, während den christlichen Doktoren die Personen der Trinität von völlig gleichem Werthe unter sich waren.

„Noch schärfer zeigt das Dogma der Incarnation die aryanische Beimischung. In der Bibel inspirirt Gott Moses; im Koran inspirirt er Christus und Muhammed, aber sollte Gott sich inkarniren, so mußte er außer seiner göttlichen Qualität noch tiefer stehende Hypostasen haben — das ist eine aryanische Doktrin, die im schärfsten Gegensatze zum semitischen Monotheïsmus steht. Die christliche Orthodoxie hat in diesem Punkte niemals nachgegeben, und sie hat Recht: Wer nicht die Göttlichkeit Jesu Christi zugesteht, ist kein Christ. Es ist viel leichter, für einen Menschen von unserer aryanischen Race, die Menschwerdung Gottes in eine körperliche Form zuzulassen, als die prophetische Inspiration im jüdischen oder islamitischen Sinne zu begreifen. Der Glaube an die biblischen Propheten hat in unserem Jahrhundert abgenommen, er wird verschwinden können; der Glaube an die Göttlichkeit Christi hingegen wird bestehen, weil er der Grundrichtung der Aryaner, d. h. der pantheistischen nachsteht und weil er sich sowohl der Vorstellung einer Erschaffung der Welt, wie der einer Emanation der Welt anschließen kann.

„Die beiden Strömungen begegnen sich also in der christlichen Religion, und darum ist diese auch eine universelle Religion; Judenthum und Islam entspringen nur aus einer Quelle, die man mit dem schlecht gewählten Namen des Monotheïsmus bezeichnet; denn der aryanische Pantheïsmus ist in gleichem Grade monotheistisch. Das so sehr exklusive Moment der semitischen Idee hat die Folge gehabt, daß sie gar keine Propaganda machte (Juden), oder sie nur mit Gewalt machte (Islamiten). Das Christenthum, welches Schöpfer und Schöpfung zusammenfaßt, ist mild in seinen Dogmen und seinem Geiste; und die Intoleranz, welche es oft zeigte, war nur die Folge seiner Verbindung mit der weltlichen Macht: das unbefangene Studium der Geschichte läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel.

Peru.

Die Kultur und die Religion der Inka's.*)

Einheimische alte Dramen.

Unter den Reisewerken, welche das so interessante und in neuerer Zeit wieder mehr auf den Schauplatz tretende Land Peru zum Gegenstande haben, nehmen die beiden Bücher des Engländers C. R. Markham einen hervorragenden Rang ein. Markham hat zwei Reisen in Peru gemacht, die erste wesentlich aus rein wissenschaftlicher Absicht, um die großartige Natur des Landes, die Gesellschaft seiner Hauptstädte, seine Geschichte unter den Inkas, unter den Spaniern und in der jetzigen Zeit der Republik, die Zustände der Indianer und die fast gänzlich unbekannte Literatur der Quichua-Sprache zu studiren; die zweite unternahm er im Auftrage der englischen Regierung. Durch das Werk, das er über Peru geschrieben, hatte er sich als einen so genauen Kenner der dortigen Verhältnisse bewährt, daß die Regierung ihn ausersah, um einen wichtigen Plan zur Ausführung zu bringen, der freilich seine bedenkliche Seite hatte. England ist, namentlich was sein indisches Reich anbetrifft, wo das Fieber im weitesten Umfange herrscht, ein sehr starker Konsument der Chinarinde und daher den Peruanern, die aus dem Verkaufe derselben ein Monopol gemacht, stark tributpflichtig. Um sich nun von Peru zu emancipiren, um der leidenden Menschheit einen wichtigen Dienst zu leisten und zugleich, um viel schönes englisches Geld zu ersparen, das in die Taschen der Peruaner floß, beschloß die englische Regierung, den Peruanern diese Pflanze heimlich ausführen, vulgo stemmen zu lassen, um dieselbe in Indien selbst zu bauen und zu akklimatisiren. Mit dieser Mission wurde Mr. Markham betraut, und er hat sie, wie wir erfahren, mit großem Erfolge ausgeführt. Der Bear-

*) C. R. Markham. Reisen in Peru. Leipzig, G. Senf's Buchhandlung, 1865.

beiter des vorliegenden deutschen Buches hat die beiden Reisen Markhams in einander verschmolzen und das sachlich Wichtigste daraus zusammengestellt. Am Meisten haben uns in dem Buche die Mittheilungen über die alte einheimische Kultur Peru's, und namentlich über die Literaturwerke interessirt, welche dem Volke in geistiger Beziehung einen hohen Rang anweisen. Die Peruaner haben sogar ein Nationaldrama aufzuweisen.

Es ist ziemlich zweifellos, daß durch eine unbekannte Ursache, wahrscheinlich durch den Einfluß, den civilisirte Fremde ausübten, drei südamerikanische Völker zu einer und derselben Zeit, aber ohne Verkehr unter einander, auf eine Stufe der Civilisation gelangten, welche die aller anderen Stämme in beiden Hälften Amerika's bei weitem überragte, sowie daß die Ueberlieferungen von dem Ursprung dieser Civilisation große Aehnlichkeit mit einander haben. Auf dem Tafellande Anahuak erschien Quetzalcoatl und lehrte das Volk der Tolteken Kunst und Wissenschaft; er wurde später von den Mexikanern als Gott verehrt, und von ihm rühren vielleicht die Denkmäler her, die Steffens zu Armul und Palenque entdeckt hat.

In den Gebirgen von Bogota trat Bochica, ein Sohn der Sonne, in geheimnißvoller Weise unter dem Muysca-Volke auf und lehrte Baukunst und Ackerbau. Er führte ein zusammengesetzteres System der Zeitrechnung ein, verbesserte das Mondjahr, indem er je nach drei Jahren einen Schaltmonat einschob, und berechnete auch die Zeit nach Cyklen. Endlich ernannte er, wie in Japan, zwei Fürsten, einen geistlichen und einen weltlichen, und zog sich vom öffentlichen Leben in das heilige Thal bei Tunja zurück.

In Peru aber erschienen zu derselben Zeit Manco Capac und seine Gemahlin Mama Ocllo Huaco, auch Sonnenkinder, und gründeten ein mächtiges Reich. Manche geben an, daß sie zuerst an den Ufern des Titicaca-Sees aufgetreten seien, Andere, daß sie aus einer Höhle bei Paccari-tambo hervorgekommen, Alle aber stimmen darin überein, daß die Künste, die verbesserten Verkehrsmittel, die erleuchtete Regierung und die verhältnißmäßig reinere Religion Peru's von ihm herrühren.

Vergleicht man Einrichtungen, Gebräuche, Ceremonien und Religion mit denen verschiedener asiatischer Völker, so erscheint es fast zweifellos, daß die Einwanderer, die unter dem Namen Quetzalcoatl, Bochica und Mango-Capac vorkommen, ihren Weg nach Süd- und Central-Amerika aus China oder aus anderen ostasiatischen Ländern gefunden haben. Viele ausgezeichnete Gelehrte, wie Schlegel, Wiseman, Humboldt, haben sich dafür ausgesprochen, und Rivero, ein ausgezeichneter peruanischer Alterthumsforscher, erklärt geradezu, es sei keinem Zweifel unterworfen, daß Bochica und Mango-Capac Buddhisten-Priester gewesen. Freilich muß man sich dabei überaus wundern, daß bei einer solchen Fähigkeit der Indianer, sich fremde Civilisation anzueignen, diese Buddhisten, Chinesen oder Indier die ihnen so geläufige und im weitesten Umfange angewandte Schreibekunst nicht eingeführt haben, da für solche, wie das so komplicirte System der Knotenknüpfung (Quipus) beweist, das Bedürfniß im vollsten Maaße vorhanden war.

Der Geschichtschreiber der Inkas, Garcilasso de la Vega, selbst zum Theil von peruanischer Abstammung, giebt uns eine Tafel dieser Fürsten, der zufolge Mango-Capac 1021 nach Chr. zur Regierung kommt, also ein Zeitgenosse der ersten fränkischen Kaiser war. Die Herrschaft der Inkas war, obschon der Form nach despotische Theokratie, in der Ausführung mild und patriarchalisch. Der Inka war der Vater des Volks; er ließ die Arbeiten, Vergnügungen und Festtage desselben durch seine Beamten streng überwachen, und sein stolzester Titel war Huacha-cuyac, „der Freund der Armen". Die religiösen Ceremonien waren mit dem Betriebe der gesammten Regierungsthätigkeit und dem Verlaufe des alltäglichen Lebens auf's Innigste verwoben, und es galt als Pflicht der Kinder der Sonne, ihre Institutionen, gleichviel ob durch milde oder gewaltsame Maßregeln, über alle angränzenden Lande zu verbreiten. Die vier nächsten Nachfolger des ersten Inkas waren Alle Eroberer. Der sechste König Inka Rocca (von 1197—1249) gründete die Yachahuasi, d. i. Erziehungsanstalten für die jungen Adligen, und machte sich als Krieger und Gesetzgeber berühmt. Auch that er viel für die Kunst.

Der Gipfelpunkt der geistigen Entwickelung Peru's bildet die Regierung Pachacutec's, des Reformators, denn dieses ist der Sinn des Namens. Er regierte von 1340—1400 n. Chr. Er reformirte die Religion, die Zeitrechnung, sowie die vom Inka Rocca gestifteten Schulen. Die Religion der Peruaner war Anfangs eine ziemlich sinnliche und bestand, wie bei so vielen alten Völkern des Morgenlandes, in der Anbetung der Sonne. Inti, der Sonnengott, war die Seele des Universums, der Quell alles Segens, der Ernährer des Volkes, der die Aernten reifte, endlich der Stammvater seiner geliebten Inka's. Auf dem großen Marktplatze in der alten Reichshauptstadt Cuzco, dem Intipampa, erhob sich, wo jetzt die Kirche San Domingo steht, der prachtvolle Sonnentempel Curi-cancha, und noch haben sich davon einzelne Reste erhalten, die zu den vollendetsten Mustern der Inka-Architektur gehören. Ein großes Portal mit massivem Karniese von reinem Golde öffnete sich an der Vorderseite; ihm gegenüber, im Hintergrunde, stand eine riesige goldene Sonnenscheibe, vor welcher die heilige Flamme brannte und goldene Gefäße standen. Denn das Gold hielten die Peruaner für Thränen der Sonne. Auf demselben Platze stand der Tempel des Mondes, Quilla genannt, in welchem alle Geräthschaften aus Silber waren; ferner der Tempel der Coyllur-cuna, der himmlischen Schaaren (der Sterne), der Tempel des Chasca, des Abend- und Morgensterns, des Jünglings mit goldenen Locken; der Tempel des Regenbogens (Cuicha), des Donners und Blitzes (Yllapa). Im Mittelpunkte des Platzes standen die steinernen Säulen, welche die Tag- und Nachtgleichen, eines der Hauptfeste im Inka-Kalender, verkündeten.

Die Religion der Inka's vertiefte sich und erhob sich von der Verehrung des Sonnenkörpers bis zur Idee des Weltschöpfers (Pachacamac), welchem Pachacutec einen prachtvollen Tempel erbaute. Auch an ein böses Prinzip, Teufel, Supay, glaubten die Peruaner; es wurde ihm jedoch kein Kultus erwiesen. Sie glaubten an ein künftiges Leben, an Belohnung und Strafe und balsamirten daher ihre Todten auf eine besondere Weise ein. Jedes geschaffene Ding hatte nach ihrer Ansicht seine Mama (Mutter), d. i. seine geistige Natur (spirituel essence), seinen Genius.

Auch verehrte man die Hausgötter (Conopas) und Heroen an ihren wunderthätigen Gräbern (Huacas). Die Genien waren zahllos; jeder Distrikt, jedes Dorf, jede Familie hatte einen bestimmten Schutzgeist, und noch heutzutage findet man zahlreiche Idole von Stein, Thon, Silber, Gold; auch ist dieser Glaube bis heutigen Tages noch nicht ausgerottet.

Pachacutec theilte das Jahr in zwölf Monate und verbesserte das Mondjahr durch Berücksichtigung der Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen. Das Jahr begann den 22. December, d. i. zur Sommersonnenwende mit dem Monat Rayeni,

dessen Eintritt durch Tanz, Musik und Gesang gefeiert wurde. Es war das wichtigste Fest im Sonnenkultus der Inka's. Zu Tausenden strömte das Volk, Vornehm und Gering, Jung und Alt, in die heilige Stadt. Man bereitete sich durch dreitägiges strenges Fasten zu dem Freudentage vor, an welchem der König hohe priesterliche Funktionen verrichtete. Namentlich wurde das heilige Feuer, nachdem das alte gelöscht war, durch einen Brennspiegel entzündet und unter die Obhut der peruanischen Vestalinnen, der Sonnenjungfrauen, gestellt, deren Kloster in der Nähe des Sonnentempels lag.

Der Kalender, weit davon entfernt, eine bloße abstrakte Zeitordnung zu sein, enthielt eine vollständige Hausordnung des peruanischen Staates und schrieb dem Volke Arbeit, Erholung und jedes profane und heilige Begängniß vor. An dem einen Monate wurden am bestimmten Tage die jungen Sonnensöhne durch Verleihung des Gürtels in den Inka-Adel aufgenommen, an einem anderen wurden die jungen Paare im ganzen Reiche verheiratet. Die Statthalter der Provinzen verrichteten die Ceremonie der Trauung. Natürlich herrschte dann Jubel im ganzen Reiche.

Im elften Monat, dem Oktober, wurde das Todtenfest gefeiert, im zwölften fanden als Schlußfeier große Festlichkeiten statt. Hierbei wurden auf dem großen Markte von Cuzco sogar Schauspiele aufgeführt, bei denen sich auch der Hof einfand, während das Volk schmauste, tanzte und sich mit Ballspiel, Würfeln und Räthselaufgaben ergötzte.

Von diesen Dramen haben sich einige bis auf den heutigen Tag erhalten; das berühmteste darunter ist das Trauerspiel Ollantay, welches in der Zeit des Inka Yupanqui (1400—1439) verfaßt wurde. Dr. Tschudi hat es in seinem großen Werke über die Quichua-Sprache (der Koschua-Sprache, 2. Bd., Wien, 1853) veröffentlicht; Markham lernte ein sehr altes treffliches Manuscript davon kennen, das einem alten Pfarrer gehörte, der mütterlicher Seits selbst von den Inka's stammte und diesen Schatz sehr hoch hielt.

Es ist historischen Inhalts und spielt in der Zeit des oben erwähnten Inka Pachacutec. Es enthält eine Liebesgeschichte höchst romantischer Art. Apu (der Ritter) Ollantay, ein berühmter Feldherr, aber nicht von kaiserlicher Abkunft, hat sich in die Tochter Pachacutec's, die Prinzessin Cusi Coyllur, verliebt und findet Gegenliebe, aber Himmel und Hölle, der kaiserliche Vater, die Priester widersetzen sich dem Ehebunde, die Prinzessin wird in's Kloster der Sonnenjungfrauen gesteckt, der Held macht Rebellion — u. s. w. tout comme chez nous! — Die erste Scene spielt auf einer Straße von Cuzco. Ollantay, in goldener Tunika, mit der Kriegskeule in der Hand, tritt auf mit seinem Diener Piqui Chaqui:

Ollantay.

Piqui Chaqui, sahst Du die Prinzessin?
Sahst Du im Palast den Freudenstern?

Piqui Chaqui.

Das verbietet unser Sonnengott,
Eine Inkatochter anzuschauen —
Weißt Du nicht? ist wider das Gesetz.

Ollantay.

Meine Liebe für die zarte Taube,
Weißt Du nicht? kann Niemand von mir nehmen.
Welche Straße wirst Du geh'n, mein Herz?
Wirst Du geh'n im Suchen nach der Palla (Prinzessin)?

Piqui Chaqui.

Deinen Sinn verwirrt ein böser Geist,
Und Du gehst in Deinen Reden irre.
Giebt es nicht noch viele junge Mädchen,
Die Dich lieben würden, eh' Du alterst?
Wenn der Inka Deine Liebe wüßte,
Würd' er Dich in kleine Stücke hacken.

Ollantay.

Schweige! sprich mir nicht von Strafe!
Oder meine Kriegeskeule
Müßte Deine Schultern treffen!

Piqui Chaqui.

Fort denn, Piqui! meide diese Keule!
Laß Dich nicht wie einen Hund erschlagen —

Natürlich vermißt sich Ollantay, echt ritterlich, trotz aller Feinde und Verräther, seine Geliebte zu umarmen und selbst dem Teufel, wenn es sein müßte, zu trotzen, wozu der Diener sehr klug bemerkt, daß Ollantay wohl noch einmal dessen Nasenspitze gesehen. Er läßt sich endlich bewegen, die gefährliche Liebesbotschaft zu übernehmen, und hofft, ein altes Weib oder einen alten Mann bestechen zu können.

Der peruanische Dichter versteht sich auf's Pathetische; denn jetzt tritt Huillac Umu, der Oberpriester der Sonne, im schwarzen Mantel, mit dem Opfermesser in der Hand, ein und spricht ein Gebet:

Heil'ger Sonnengott, ich sehe
Abwärts dich am Himmel gleiten;
Sehe dich gerüstet, tausend
Opferlamas zu bereiten.
Fließen soll ihr Blut zu deinem Ruhme,
Blühen soll für dich des Feldes Blume!
Sonnengott, voll Herrlichkeit,
Preis sei dir geweiht.

Ollantay.

Ich will mit diesem Träumer sprechen.
Huillac Umu! mächtiger Inka-Prinz!
Alles Volk ist Deiner Größe voll:
O, vernimm auch meiner Ehrfurcht Zoll.

Huillac Umu.

Held Ollantay! Deine Rede weckt mich
Aus des Strahlengottes tiefem Anschau'n.

Ollantay eröffnet nun dem Oberpriester seine innige Liebe zur Prinzessin und weist alle guten Rathschläge, die ihm dieser giebt, mit Entschiedenheit zurück; selbst ein Wunder, das er thut, indem er aus einer welken Blume Wasser preßt, vermag nicht, ihn in seinem Vorsatze wankend zu machen; er entschließt sich, beim nächsten großen Hoffeste den König selbst um die Hand seiner Tochter anzuhalten, und thut es auch. Der ernste Monarch ist natürlich über dieses dreiste Ansinnen höchst aufgebracht, der Held wird höchst ungnädig entlassen und die Prinzessin in das Kloster der Sonnenjungfrauen eingeschlossen. Nur die Mutter bleibt ihr in Liebe gewogen, besucht und tröstet sie, aber Cusi Coyllur bleibt untröstlich und bricht in rührende Klagen aus. Sie bejammert es, daß sie die Zuneigung ihres Vaters verloren, daß er nicht mehr freundlich zu ihr spreche:

Lange Tage, lange Nächte
Wein' ich mir das Auge blind,
Und der Vater, der Beschützer,

Fragt nicht mehr nach seinem Kind.
Wehe Mutter! Weh' Prinzessin!
Weh', mein einziger Geliebter!
Ach! der Anblick dieser Mauer
Hüllte mir den Tag in Trauer!
Dunkel schien die Sonn' am Himmel,
Wie in Asche eingehüllt.
Meinem Grame glich die Wolke,
Die mit Feuer sich gefüllt.

Man wird diesen Versen eine große Zartheit der Empfindung nicht absprechen.

Kleine literarische Revue.

— **Lessing und die heutigen Franzosen.** Die Revue de l'instruction publique brachte vor Kurzem eine Uebersicht der sehr interessanten Dissertation „über Lessing und den französischen Geschmack in Deutschland", die Herr Crouslé, Professor am Licée Charlemagne in Paris, zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde am 16. Januar 1864 in der Sorbonne vertheidigt hat. Diese Dissertation ist zwar seitdem bereits als besondere Schrift gedruckt und im Buchhandel erschienen, wo sie die verdiente Würdigung und Anerkennung gefunden; wir glauben jedoch der französischen Kritik, wie sie sich in dem obengenannten, geachteten Journal ausspricht, auch die Genugthuung schuldig zu sein, ihrer in Deutschland mit einigen Worten zu gedenken. Allerdings hält sich der Kritiker, Herr Siméon Luce, als Franzose, für verpflichtet, die Angriffe Lessing's gegen Corneille Racine, Voltaire, Molière 2c. als unbillig und zum Theil sogar als auf einem Mißverständnisse beruhend darzustellen, aber er bezeichnet es gleichwohl als unzweifelhaft, daß bei diesen Angriffen die Absicht Lessing's sehr patriotisch, edel und nachahmungswürdig gewesen sei. Bei der servilen Nachahmung französischer Hofsitten, französischer Moden und französischer Sprache und Literatur, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland gäng und gäbe gewesen, war es geboten, daß ein kritischer und zugleich schöpferischer Geist, wie Lessing, seine Nation energisch auf ihre eigene Ursprünglichkeit und Kraft hinwies, um sie dadurch zu nationalen, unverkümmerbaren Produktionen hinzuleiten. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte Lessing sogar das wahrhaft Schöne, was die französische Literatur jener Zeit darbot, ignoriren, ja selbst perhorresciren — geradeso wie Moses und andere Offenbarer der Gottes-Idee dem rohen, unintelligenten Volke gegenüber, dem sie diese geheimnißvolle Wahrheit offenbarten, alle Schönheit der Kunst, wie alle wissenschaftliche Wahrheit der Natur, ignoriren, ja selbst perhorresciren mußten, um dieses Volk von den Verirrungen und Wirrnissen zurückzuhalten, in welche andere, gleichzeitige Völker durch ihre Kenntniß der Natur verfallen waren. Erst nachdem die Deutschen im gesicherten Besitze ihrer eigenen klassischen Literatur waren, konnten sie auch wieder das, was in Lessing's Verurtheilung der französischen Literatur übertrieben oder irrthümlich war, als Irrthum anerkennen, ohne daß dadurch dem Ruhme Lessing's der geringste Abbruch gethan wird.

— **Deutsche Lyrik.** In ähnlicher Weise, wie wir kürzlich im „Magazin" (Nr. 9) die moderne englische Lyrik und Poesie besprochen haben, bespricht Herr Arthur Levysohn in einer besondern Schrift*), die aber, bei ihrem geringen Umfang und ihrer summarischen Behandlungsweise, ebenso gut einen Journal-Artikel hätte abgeben können, die moderne deutsche Lyrik. Mit Oscar v. Redwitz und G. v. Putlitz beginnend, geht der Verfasser rasch zu Emanuel Geibel und Otto Roquette, zu Julius Rodenberg, Eduard Tempeltey und Paul Heyse über, ohne von einem dieser mit Recht hervorgehobenen Poeten etwas besonders Charakteristisches oder Neues zu sagen. Es folgen dann auch noch Felix Dahn, Wilhelm Hertz, Adolf Bekk, Julius Große, Hermann Lingg, Friedr. Bodenstedt und einige andere Celebritäten von der Tafelrunde des Königs Max in München. Aus Dresden werden Otto Banck, Gustav Kühne, Hammer u. A. besprochen, während aus Westfalen und Rheinland Gisbert v. Vincke, Christian Höppl, Emil Rittershaus, Carl Siebel, Adolph Schults und Hugo Oelbermann, und aus Württemberg Joh. Georg Fischer und Georg Scherer hervorgehoben werden. Fügen wir nun noch hinzu, daß der Verf. auch der älteren Dichter Robert Prutz, Friedr. Hebbel und Herm. Marggraff, sowie der jüngeren Norddeutschen Rud. Gottschall, Arnold Schlönbach, Heinrich Zeise, Ad. Strodtmann, B. Endrulat und Ernst Scherenberg gedenkt, so haben wir wohl alle Namen genannt, die in diesem Büchlein, das einer schwedischen Poetin, Nathalie Spanier, gewidmet ist, mehr oder weniger ernsthaft besprochen werden.

— **Erlebtes, von Karl Heinzen.** Aus Amerika ist uns ein 1864 in Boston gedrucktes deutsches Buch unter dem Titel „Erlebtes" zugegangen, das die Selbstbiographie des bekannten, radikalen und atheistischen Schriftstellers Karl Heinzen aus Köln enthält. Der vorliegende erste Theil von 374 Seiten umfaßt nur die Zeit vom 22. Februar 1809, dem Geburtstage Heinzen's, bis zum Jahre 1844, der Zeit seiner Exilirung aus Preußen. Der zweite Theil dieser Selbstbiographie wird den Erlebnissen Heinzen's in der Schweiz, in England und in Amerika gewidmet sein. Ein großer Theil des ersten Bandes umfaßt die Schilderung einer Reise nach Batavia, die der Verfasser in seiner Jugend gemacht, und nach deren Beendigung er zuerst als Freiwilliger in den preußischen Militairdienst und dann als Steuerbeamter in den Staatsdienst eintrat. Das Buch bietet allerdings, wie das Leben des Verfassers, manche anziehende Seite und einige pikante Situationen, aber im Ganzen ist es steril und ermüdend. Der Radikalismus ist auf politischem, wie der Atheismus auf religiösem Gebiete nicht geeignet, demjenigen, der ihn predigt, Sympathieen zu erwerben. Der Verfasser klagt in dem von ihm herausgegebenen „Pionier" sehr viel über den Mangel an Theilnahme für dieses politische Blatt unter den Deutschen in Amerika, aber es geht ihm mit seiner Lebensbeschreibung gewiß nicht anders. Nur wer die Herzen seiner Mitmenschen zu ergreifen weiß, wer ihre Empfindungen einer höheren, idealen Weltordnung begreift und theilt, der vermag auch ihre sittliche Theilnahme zu erwecken.

— **„Franz Müller und das Geschwornengericht."****) Nachträglich hat sich in Oesterreich eine Stimme in dieser Sache vernehmen lassen, und zwar zu Gunsten der Institution der

*) Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte, von Arthur Levysohn. Grünberg, W. Levysohn.

**) Zur Kulturfrage der Gegenwart. Prag, K. André'sche Buchhandlung.

Geschworenen, welche, ebenso wie das englische Gerichtsverfahren, bei Gelegenheit des Müller'schen Prozesses vielfache Angriffe in Deutschland erfahren hatte. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß Müller schuldig gewesen, daß die Geschworenen ein vollkommen begründetes Verdict über ihn abgegeben und daß auch der englische Staatssecretair, Sir George Grey, streng gesetz- und rechtmäßig gehandelt, als er sich geweigert, der Krone zu empfehlen, die Hinrichtung Müller's zu sistiren. Wir glauben, daß diese Ansicht des Verfassers jetzt selbst von denjenigen, die zur Zeit am Eifrigsten für die Unschuld Müller's aufgetreten, namentlich auch vom deutschen Rechtsschutz-Verein in London, getheilt wird. Gleichwohl ist es immerhin interessant, daß die Institution der Geschworenen gerade in Oesterreich so warme Vertheidiger findet. „The schoolmaster is abroad," sagt Lord Brougham.

Literarischer Sprechsaal.

Die von der Brockhaus'schen Buchhandlung angekündigte neue (vierte) Auflage der „Ritter vom Geiste", von Karl Gutzkow, erlauben wir uns, allen Freunden des Dichters, wie einer gewählten schönwissenschaftlichen Bibliothek, zum Ankaufe dringend zu empfehlen. Der Reinertrag dieser Auflage ist, wie die Leipziger Verlagshandlung ankündigt, wesentlich zur Gründung eines Kapitalfonds für den erkrankten Dichter und seine Familie bestimmt. In England und Frankreich würden drei Auflagen eines so durch und durch nationalen, die geistigen und die sozialen Verhältnisse der Zeit in einer Reihe von Sittengemälden darstellenden, novellistischen Werkes, wie die „Ritter vom Geiste", dem Verfasser bereits so ansehnliche Vortheile verschafft haben, daß für seine und seiner Familie Zukunft jedenfalls gesorgt wäre. In Deutschland ist es leider nicht so. Zwar hat Gutzkow für seine beiden großen, sechzehn Bände umfassenden Romane von Brockhaus ein Honorar von sechzehntausend Thalern erhalten, doch vertheilten sich diese auf zehn Jahre, die der Verfasser zum Theil auf Reisen zu Vorstudien seiner Werke verbracht hat. Später mußte der ebenso als Bühnendichter, wie als Novellist, allgemein beliebte und vielfach bewunderte Karl Gutzkow in das General-Secretariat der Schillerstiftung sich flüchten, um sich und seiner Familie die Mittel zu einer würdigen Repräsentation in der Gesellschaft zu sichern. Und als eine unselige Krankheit einen Schleier über die geistige Produktivität des Dichters geworfen, ihn zur Niederlegung jenes Amtes und bald darauf sogar zu einem beklagenswerthen Selbstmord-Versuche getrieben hatte, war seine Familie außer Stande, ihm ohne fremden Beistand ein komfortables, heilsicherndes Asyl zu eröffnen. Zwar ist zunächst die Schillerstiftung wieder für ihn eingetreten; zwar haben schriftstellerische Kollegen in Berlin, Wien und Dresden begonnen, zu des Dichters Benefiz Aufführungen zu veranstalten, doch das ist nicht genug. Auch das große deutsche Lesepublikum muß Etwas für einen ihrer beliebtesten Dichter thun. Und so empfehlen wir denn die neue Auflage der „Ritter vom Geiste" deren neun Bände einen halben Thaler jeder kosten werden, der zahlreichsten Anschaffung*.)

*) Der erste Halbband des ersten Theiles ist bereits durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (Vergl. die Ankündigung unter den Inseraten.)

Die Frage, ob in Frankreich der Unterricht, wie er es in Preußen und anderen deutschen Staaten ist, obligatorisch gemacht, d. h. ob alle Kinder in einem gewissen Alter für schulpflichtig erklärt werden sollen, wird dort fortdauernd sehr lebhaft besprochen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Duruy, ist sehr entschieden für die Schulpflichtigkeit und den damit verbundenen Unterrichtszwang, findet jedoch bei den liberalen Mitgliedern der Universität und des Staatsrathes sehr lebhaften Widerspruch. Da unter diesen Oppositions-Männern kürzlich auch Herr Laboulaye, der berühmte Staatsrechts-Lehrer, genannt worden war, so hat dieser für nöthig gehalten, sich über seinen Standpunkt in der Sache auszusprechen. In einem Briefe an das Journal Le Siècle sagt er, daß auch er den Unterricht für Alle als nothwendig erachte, und in der Lösung der Unterrichtsfrage die beste Lösung der Frage über die politische Freiheit des Landes erkenne. Jeder Familienvater, der seine Kinder nicht gehörig unterrichten lasse, mache sich dadurch eines Verbrechens an ihnen und an der Gesellschaft schuldig. In Frankreich liege jedoch der Fehler sehr oft weniger an den Eltern, als an der geringen Zahl der Schulen und an ihrer von den Wohnorten entfernten Lage. Auch besteht er vor Allem auf die Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Wie in Nordamerika, so müsse in Frankreich der Unterricht auf öffentliche Kosten stattfinden, und zwar sei in jedem Orte eine Schule für Rechnung des Staates zu errichten. In Amerika liefere die Schule Alles: Bücher, Papier, Dinte und Feder; sie verlange vom Vater nichts weiter, als sein Kind, und dieser verweigere es niemals. Das Unterrichts-Budget in den Vereinigten Staaten erheische von jedem Einwohner im Durchschnitt jährlich einen Dollar (42 Sgr.), während in Frankreich höchstens ein Franc (8 Sgr.) pro Kopf auf diesen Zweig des Budgets verwendet werde. Erst wenn die Unentgeltlichkeit des Unterrichts vergebens eingeführt sei und die Familienväter noch immer ihre Pflicht gegen die Kinder verabsäumten, dann solle der Staat mit einem Zwangsgesetz und mit Strafen einschreiten. Heutzutage würde ein solches Zwangsgesetz nur die Polizeigewalt des Staates vermehren.

Eine Anzahl Anhänger der Südstaaten in London, meist maritimen Kreisen angehörend, hat kürzlich beschlossen, zu Gunsten des schon seit mehreren Jahren in England lebenden berühmten amerikanischen Hydrographen, Commander Maury, eine Sammlung zu veranstalten und deren Ertrag zum Ankauf einer kleinen Besitzung zu verwenden. Maury, der Gründer der neueren Geographie des Meeres, der verdiente Verfasser der Wind- und Strömungskarten, sowie der Karten über die Verbreitung der Wallfische, ist nämlich ein geborner Virginier und flüchtete nicht nur bald nach Ausbruch des Krieges von seinem einträglichen und ehrenvollen Posten als Direktor der Sternwarte zu Washington, sondern ließ sich auch durch seine Sympathie für die Südstaaten zu Schritten hinreißen, welche bei dem jetzigen Ausgang des Krieges seine Rückkehr nach den nordamerikanischen Freistaaten und eine Wiederanstellung daselbst unmöglich machen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] —— Berlin, den 8. April 1865. —— [№ 15.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ein Vertrag in Versa fles über Friedrich den Großen. 197.
Frankreich. Die Geschichte Julius Cäsar's, von Napoleon III. Erster Band. 199. — Zur Geschichte der Entwickelung der Religionen. II. Das metaphysische Element des Buddhismus und des Christenthums. 200.
Belgien. Die vlaamische Bewegung und der Unterricht. 203.
Holland. Das Verhältniß der Niederlande zu Deutschland. Nach Thorbecke. 204.
England. Das Kriminal-Irrenhaus in England. 206.
Kleine literarische Revue. Der Cäsar Napoleon's I. 209. — Michael Neander's deutsche Sprichwörter. 209. — Pym und Strafford. 210. — Novellistische Novitäten. 210.
Literarischer Sprechsaal. Preußische Marine. 210. — Frau v. Gerstdorf in Syrien. 210. — Leipziger Börsenhalle. 210.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. 3. Auflage.
Miniatur-Ausgabe.
In englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (202)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint so eben der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr., die einander rasch folgen sollen, ausgegeben wird. Ein so billiger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Von dem französischen Originale sind bereits 40,000 Exemplare vergriffen, die erste 10,000 Exemplare starke deutsche Auflage ist nahezu erschöpft. (203)

Die erste Lieferung erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Wien,
Carl Gerold's Sohn.
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By THOMAS HENRY BUCKLE.

In 5 vols. 8°. Jeder Band 1 Thlr. Erster Band.

Dieses Werk hat als eine ausserordentliche Erscheinung von der Kritik bereits die allgemeinste Anerkennung gefunden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erscheint, und verdient allen Freunden historischer Lektüre empfohlen zu werden. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst, sodass das Werk als epochemachend bezeichnet werden kann. Die obige Ausgabe, von welcher soeben der erste Band erschienen, wird die Anschaffung des Werkes in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigeren Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe erleichtern. Sie wird binnen Kurzem vollständig vorliegen. (204)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Bibliothek ausländischer Klassiker

in neuen Musterübersetzungen (Preis 3/4 Sgr. der Bogen.)

Die klassischen Hauptwerke aus allen Literaturen, vollständig und in mustergültigen Uebersetzungen bringend, soll diese Bibliothek ein charakteristisches Totalbild geben von den Erzeugnissen des Genius aller Nationen fremder Zunge und nach ihrer Vollendung als ein abgerundetes und geschlossenes, planvoll geordnetes Ganze sich darstellen.

Von denen, die sich uns bereits zu dem Unternehmen verbunden haben, nennen wir „Meister der Uebersetzungskunst", wie *Altmüller, Bartsch, Fr. Dingelstedt, Ehrenthal, Eitner, Hertzberg, Jordan, Kurz, Laun, Lobedanz, Meier, Rapp, Schäffer, L. Seeger, Spielhagen, Strodtmann, Viehoff Zoller* u. A.

Das Abonnement erstreckt sich auf **Serien** von je 50 Lieferungen, die in einer aus verschiedenen Literaturen bunt abwechselnden Folgenreihe im Umfange von 8—15 Bogen und zum Preise von 5—10 Sgr. halbmonatlich erscheinen.

Erschienen:

1. Band. *Shakespeare's* **Macbeth,** von *W. Jordan,* 5 Sgr.
2. „ *Tegnér's* **Frithjofs-Sage,** von *H. Viehoff,* 6 Sgr.
3. „ *Shakespeare's* **Hamlet,** von *Ludw. Seeger,* 9 Sgr.
4. „ *Töpffer's* **Rosa und Gertrud.** Eine Genfer Novelle, von *K. Eitner,* 10 Sgr.
5. Band. *Shakespeare's* **Romeo und Julie,** von *W. Jordan,* 6 Sgr.
6. „ *Robert Burns'* **Lieder und Balladen,** von *K. Bartsch.* I. Theil, 6 Sgr.
7. „ *Robert Burns'* **Lieder und Balladen,** von *K. Bartsch.* II. Theil, 7½ Sgr.

Unter der Presse:

8.—10. Band. *Dante's* **Göttliche Komödie,** von von *K. Eitner.* Drei Theile (Hölle — Fegfeuer — Paradies).
11. „ *Byron,* **Dichtungen** (Belagerung von Corinth — Die Insel — Der Gefangene von Chillon), von *W. Schäffer.*
12.—13. „ *Björnson,* **Novellen** (Arne — Ein fröhlicher Bursch), von *E. Lobedanz.* Zwei Theile.
14.—16. Band. *Molière's* **Tartüffe — Misanthrop die gelehrten Frauen,** von *A. Laun.*
17. „ *Scott,* **Die Jungfrau vom See,** von *H. Viehoff.*
18.—19. „ *Homer's* **Odyssee,** von *W. Ehrenthal.* Zwei Theile.
20. „ *Shakespeare's* **König Lear,** von *W. Jordan.* (205)

Verlag von Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung in Berlin.

Tagebuch einer griechischen Reise

von

F. G. Welcker.

2 Bände. 8°. Preis 5⅓ Thlr.

Diese Tagebuchsblätter, ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, spiegeln gerade dadurch um so frischer und unmittelbarer die Eindrücke seiner Reise ab. An der Hand eines solchen Führers wird jeder Gebildete die klassischen Gefilde von Hellas mit doppeltem Genusse durchwandern. Nicht nur das Bild der Vergangenheit steigt lebendig aus den Trümmern empor, auch dem neuen Griechenland wird sein volles Recht zu Theil: mit dem Herrscherpaare, am Hofe und allen damals bedeutenden und einflußreichen Persönlichkeiten finden wir den Verfasser in mannichfachen und nahen Beziehungen. (206)

Revue moderne.
(Germanique et Française.)
Tome trente-troisième. Première Livraison. Avril 1865.

Le Parti liberal et sa politique extérieure *(Louis Joly)*. — Lettres parisiennes sur la Révolution française. Fin. *(Georges Forster)*. — De l'Enseignement supérieur en France *(A. Morel)*. — Edgar Poë : L'Homme, l'Artiste, l'Oeuvre. 1e partie *(A. Arnould)*. — L'Habitant de la Lune. Suite. *(Hauff.)* — La Comédie et l'Histoire romaines *(D. Ordinaire)*. — L'Histoire de Jules César, par Napoléon III. *(Charles Dollfuss)*. — Mozart en France *(Gustave Bertrand)*. — Poésies : Le Nuage, le Positivisme (Mme. *L. Ackermann*). — Varia. — De l'Usage pratique de la Langue grecque *(F. Baudry)*. — Correspondance d'Allemagne *(E. Seinguerlet)*. — Chronique littéraire *(L. de Ronchaud)*. — Chronique politique *(Gustave Isambert)*. (207)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 14. Pflanzencharaktere. — Lorenz Sterne. — Otto Ludwig. — Correspondenz-Nachrichten. Dresden. Berlin. — Aus Nord-Frankreich. — Hannover. (208)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (209)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 14. Diskreditirte Geschichten aus Mittelalter und Neuzeit. — Die Pläne des Ministeriums für Umgestaltung der preußischen Schwurgerichte. — Preußen und die Herzogthümer. — Correspondenz aus Schleswig-Holstein.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Oesterreichische Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 12. Ueber den Culturzustand der Slaven zur Zeit ihres ursprünglichen Gesammtverbandes, von J. E. Wocel. — Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nebst den Kron-Insignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei u. s. w., von Dr. Fr. Bock. — Berthold Auerbach II. — Ostafrikanische Studien von Werner Munzinger, angezeigt von Dr. R. Perkmann. — Ein Skizzenbuch von Beethoven. Beschrieben und in Auszügen dargestellt von Gustav Nottebohm. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunstnotizen. — Sitzungsberichte. (210)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (211)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 12. Die Handelsgeschichte des Jahres 1864. — Charles Darwin über die Befruchtung der Orchideen mit Hülfe der Insecten. — Eine baltische Dorfgeschichte. — Indische Produkte auf der Londoner Ausstellung des Jahres 1862. — Geschichte der Straßenbeleuchtung europäischer Städte. — Nachlaß eines deutschen Arztes im 16ten Jahrhundert. — Californien im Jahre 1865. — Professor Evans über die Natur der Erdölquellen. — Miscellen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Im **G. Grote**'schen Verlage in Hamm erschien soeben: (212)

Weihestunden.
Ein
Blüthenkranz aus Deutschlands Dichtergarten.
Dargeboten von
Karl Sudhoff.
Vierte Aufl., illustrirt von Paul Thumann.
Eleg. Relief Ebd. m. Goldschn. 1 Thlr. 15 Sgr.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (213)

Chemische Briefe
von
Justus von Liebig.
Fünfte wohlfeile Ausgabe. Erste Lieferung.
Preis 12 Ngr.
Das vollständige Werk erscheint in 4 Lieferungen à 9 Bogen Octav-Format, von welchen jede 12 Ngr. kostet. Die Ausgabe der Lieferungen 2—4 wird in möglichst kurzen Zwischenräumen erfolgen.

Im Verlage von Firmin Didot frères, fils et Co. in Paris ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

ΩΔΑΡΙΑ ΑΝΑΚΡΕΟΝΤΟΣ.
Odes d'Anacreon, avec 54 compositions (Photographies) par *Girodet*. Traduction d'Amb. Firmin Didot.
(Collection Elzévirienne.) Format petit in 18º. Preis broch. 10 Thlr. 20 Ngr. — cart. 11 Thlr. — in antikem Einbande 16 Thlr.
Der elegante Druck des Textes und die gelungene Ausführung der Photographieen sichern diesem Kunstwerke einen Platz unter den hervorragendsten Erscheinungen der Typographie. (214)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats
von **F. Voigt**, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.
1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (215)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen."
Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!
Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grundriß der brandenburg.-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen von **Fr. Voigt**, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. Dritte Auflage. 1864. 5¾ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird."
Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Grundriß der alten Geschichte. 1862. 4⅛ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgisch-preußischen und deutschen Geschichte" bearbeitet ist. (216)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.
„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.
Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (217)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ein Vortrag in Versailles über Friedrich den Großen.

Frankreich ist ein überaus glückliches Land. Wie leicht scheint es auf eine neue Bahn zu führen von der Hand eines sicheren selbstbewußten Regierers! Jene süße Gewohnheit des Daseins, welche alle Anstöße zum Handeln und wo möglich alle Ideen von obenher erwartet (was „glorieuse initiative" genannt wird), trägt immerfort ihre guten Früchte. Macht ein Unterrichtsminister einen Aufruf an den freigebigen Edelmuth von Frankreichs Wissenschaft, so darf er, trotz der sorgfältigen Ausscheidung aller politischen Anzüglichkeit in Personen und Stoffen, auf die bereitwilligste Hülfleistung aller redelustigen Genien rechnen; ja, man überbietet sogar seine Ansprüche und findet die dringende Erfüllung eines socialen Bedürfnisses in einer Regierungsmaßregel, von der ihre Veranstalter wohl nur vorübergehende Wirkungen gewünscht oder gehofft hatten. In Paris ist der Zulauf zu den „Conférences de la rue de la Paix" ein gewaltiger; in Straßburg sind (Frühsommer 1864) die „Lectures publiques" der literarischen Gesellschaft, für welche der große Saal der Präfektur kaum ausreichte, ein Epoche machendes Ereigniß gewesen (und: Bergmann über Shakespeare, Schnitzler über Catharina II., Spach über Lenz, Göthe's Nebenbuhler bei Friederike von Sesenheim, waren nicht zu verachtende Themata); in Toulouse haben die Vorträge über die Geschichte und Literatur des Languedoc, über Spanien und Algerien sich namentlich bei dem schönen Geschlecht eifriger Theilnahme zu erfreuen gehabt, und dieser Eifer der Frauenwelt hier wie in allen Großstädten Frankreichs hat Herrn Felix Hément, „Organisator" der Conférences du quai Malaquais in Paris, die Idee der Gründung einer „Société libre pour l'enseignement supérieur des femmes" eingegeben: — kurz, die Sache ist in vollem Zuge begriffen, die Lokomotiven sind hinten wie vorne angespannt und die „Bewegung" eilt im Sturm den Zielen des „Fortschritts" entgegen. Mögen die „verschiedenen Stimmen", die sich hören lassen, noch so verschieden sein, die „glorieuse initiative" hat ihre Schuldigkeit gethan, Herr Duruy kann sagen: „Ich habe mehr ausgerichtet, als ich geträumt," und wer den geistigen Interessen eines bei allen Fehlern liebenswürdigen und lebenskräftigen Volkes aufrichtige Sympathieen schenkt, darf cum grano salis einräumen: Gott sei Dank, die Franzosen haben noch geistige Interessen!

Bis hierher ist unser Lob ungetheilt. Aber eine und schmeichelhafte Thatsache läßt uns dieses Lob ein wenig beschränken. Gewiß erheischt es tiefgefühlte Anerkennung, wenn man zu Versailles die hohe Gnade hat, dem Glanzstern preußischer Geschichte, Friedrich dem Großen einen stundenlangen Vortrag zu widmen! Herr Edouard Sayous, wahrscheinlich ein französischer Schweizer, hat es vollführt; nehmen wir Akt von dieser Thatsache! Es bliebe nur zu wünschen, daß der Hörerkreis der guten Stadt Versailles ein richtiges Bild von dem großen Monarchen empfinge. Da die „literarischen Abende von Versailles" den unvermeidlichen offiziösen Anstrich haben, so war man diesem nicht ganz unbedeutenden Publikum doppelt eine genaue Charakterzeichnung des Helden schuldig, die nicht gar schwer fiel, weil die Sprache der unmittelbarsten Quellen (von Friedrich's Umgangssprache und Schriften) die französische ist. Von vornherein sollte man auch denken, daß ein Fürst, der so entschieden dem Genius der „großen Nation" huldigte, Anspruch auf die lohnende Theilnahme derselben besaß. Des Platzes, den Ludwig XIV. eingenommen, war er doch würdiger, als der geist- und kraftlose Schleppenträger der Dubarry? Und welcher Monarch des Erdballs hatte sich tiefer von dem Geiste des philosophischen Jahrhunderts durchdrungen? Das Thema: „Friedrich der Große, sein Charakter und seine Politik", weist wie von selbst darauf hin, daß der gewaltige Preußenkönig der eigenste Vertreter des 18. Jahrhunderts war. Friedrich's Tugenden und Schwächen waren in eminentem Sinne die des Jahrhunderts. In keinem aber hat der französische Geist eine unbedingtere Herrschaft behauptet, als im 18ten. Wunderbarer Weise hat dieser Umstand unseren Redner von Versailles (dessen Vortrag die Revue des cours littéraires de la France et de l'Étranger, vom 4. März d. J. in extenso mittheilt) durchaus nicht weicher gestimmt. Bei Herrn Edouard Sayous begegnen wir einer Bitterkeit, ja fast Gehässigkeit der Auffassung und Darstellung des Helden, wie sie kaum den äußersten Widersachern von Friedrich's Denkungsart entschlüpft ist.

Verführt von der Namensgleichheit mit dem ausgezeichneten Genfer A. Sayous, der in seinem Werke: „Le dixhuitième siècle à l'étranger" (Paris, 1861) die französische Literaturgeschichte Preußens ebenso geistreich als unparteiisch zu schildern wußte, glaubten wir an dem Bruder oder Namensvetter dieses sachkundigen Kritikers einer ähnlichen Erfahrung und Werthschätzung sicher zu sein. Wir sehen uns in dieser Annahme getäuscht und hätten vielleicht einigen Grund, Herrn Eduard Sayous mitsammt seiner Weisheit dem stillen Richtschwert der Vergessenheit anheimzugeben, wenn nicht eben die ätzende Tadelsucht des französischen Redners nicht blos ihre ergötzliche, sondern sogar erbauliche Seite hätte! Der Spötter über einen Helden der Weltgeschichte hat an seinem eigenen Spott seine Abfertigung, und noch mehr: er hilft den Ruhm des Beneideten erhöhen. Wahrlich, das ist die Wirkung wahrer Größe, daß der ärgste Widersacher ihr wider Willen den Tribut der Wahrheit zollt! Den Herrn E. Sayous ärgert es furchtbar, daß er über den großen Friedrich sich ärgern muß, und die Schneide aller seiner Polemik wendet er gegen den Sarkasmus unseres Helden, der auf die jammervolle Perrücken-Gesellschaft um ihn her herabsah, wie ein Riese auf Pygmäen. Friedrich behandelte sie nach Verdienst. Inzwischen wäre es, dem scharfsinnigen Kritiker zufolge, viel gescheidter gewesen, hätte er seinen Witz daheim gelassen; er mußte die Pompadour, den Kardinal Bernis, den edlen Ludwig, den fünfzehnten seines Namens, vorsichtig schonen, stand doch eine „große Nation" hinter diesen ausgezeichneten Leuten! Wie thöricht, so vornehme Personen, unter Andern auch eine regierende Kaiserin von Rußland, die tugendhafte Elisabeth, eine Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, und ihren ceremoniellen Premierminister Kaunitz leichtfertig zu verletzen! Hören wir den um ein Jahrhundert verspäteten Warner!

„Ganz allerliebst ist es ohne Zweifel und kann lange Zeit populär sein, sich derartig über alle Welt aufzuhalten, aber es ist gefährlich, denn die, welche schließlich doch davon erfuhren, sind auf euch um so böser zu sprechen, als sie sich bei dem Lächerlichfinden Anderer zu euren Mitschuldigen gemacht haben. All' diese gekränkten Eitelkeiten reichten einander die Hand, und in einer Zeit, wo die Person der Könige und der Minister fast Alles war, bedurfte es nichts mehr, um einen furchtbaren Krieg ausbrechen zu lassen."

Dies die Genesis des siebenjährigen Krieges! Man hatte Wind bekommen, die kleinen Bosheiten waren wieder gesagt worden, die Empörung war allgemein! Köstliche Würdigung

Digitized by Google

eines Weltereignisses! Außerdem war Friedrich beinahe der Geprellte, denn er hatte nicht bemerkt, wie Wien, Petersburg und Dresden sich verständigt hatten, er „wollte nicht sehen" (was soll das heißen?), daß des Grafen Kaunitz und Maria Theresien's Schmeicheleien in Versailles gezündet hatten. Frankreichs Feindschaft kam ihm unglaublich. „Er kannte die Geschichte Frankreichs besser als der König von Frankreich selbst (ach! das war nicht schwer! fügt Herr Sayous hinzu), und unter den Phantasieen, die seine Feder sich erlaubte, befand sich auch ein Brief, den der Kardinal Richelieu an ihn gerichtet haben sollte, zum Danke dafür, daß Er, Friedrich, besser als Ludwig XV. die Tradition der deutschen Politik Frankreichs befolge!"

Die Form dieses Lobes ist vom Standpunkte des französischen Patrioten schier meisterhaft. Mit dem deutschen Lessing antworten wir: „Just bedankt sich!" Zum Unglück wurde aber Friedrich doch eigentlich nicht überrascht, sondern vielmehr die verbündeten Damen. Maria Theresia, Frau von Pompadour, Elisabeth von Rußland und die fanatische Königin von Polen waren die Ueberraschten, die Geprellten. Herrn Sayous fällt dieser Umstand ein, er verwandelt sofort das Unglück in Glück und meint, der siebenjährige Krieg habe Friedrich Alles dargeboten, was ihm noch an Erfolgen gemangelt habe: „das Wunder, den Zauber der besiegten Gefahr!" Geschick und Geduld gaben dem glücklichen Emporkömmling das Uebergewicht. So Herr Eduard Sayous. „Friedrich konnte und wollte nicht Neuerungen in seinen Feldzugsplänen anbringen" (?!). Durch Schnelligkeit wußte er seinen Feinden zuvorzukommen, seine Streitkräfte zu verdoppeln und verdreifachen, die Gegner zu schlagen, „ehe sie merkten, welcher Seite der Angriff galt," und die Oesterreicher, fährt Sayous fort, ließen sich ruhig überraschen, wofern nicht gerade ihre Langsamkeit Friedrich's Pläne durchkreuzte: „der Glaube, sagte er, kann Berge versetzen, aber nicht die Oesterreicher!" — — Friedrich's unermüdlicher Eifer und sein stets wachsames Auge, welches „jedes Löchlein an dem Panzer des feindlichen Bündnisses erspähte," blieben Sieger. „Er, der 1757 in verzweifelter Lage und 1760 in noch verzweifelterer, stand 1763 als der Schiedsrichter Europa's da!"

Herr Sayous, der bittere Kritiker, spricht weiter: „Und dieser Sieger war ein philosophischer König. Seine Triumphe waren gleichsam nationale Siege für Jeden, der dachte und schrieb. Mehr noch, das Feldlager von Böhmen und Schlesien war eine Schule des Patriotismus gewesen. Was der hundertjährige Krieg für Frankreich, war jetzt der siebenjährige für Preußen. Es gab jetzt nicht blos ein Brandenburg, ein Schlesien, ein Herzogthum Preußen, sondern ein neues Vaterland von gemeinsamer Gefahr, von gemeinsamen Schmerzen gebildet. Unter Friedrich's Fahnen hatte eine Nation sich begründet."

Aus der Kritik wird unwillkürlich eine Lobrede. Aber Herr Sayous merkt es ohne Zweifel; er zieht den Zügel wieder straffer an. Kurz umwendend, wirft er uns mitten in die polnische Frage, und da scheint das Feuer der Lobrede bis auf das letzte Fünkchen verlöschen zu müssen. Wer ist nach E. Sayous der Schuldige an Polens Theilung? Zuerst alle Welt, nämlich die öffentliche Meinung des alten Europa's, die keinen Sinn für das Eigenrecht der Nationalitäten hatte, dann ganz besonders Friedrich der Große! Er habe doch als Dichter keine Strophe des Mitleids für den Untergang eines dereinst so mächtigen Volkes gehabt, als wenn selbstverschuldeter Untergang, die kleinliche Schwäche, welche den Fremdling in's Land rief und die Theilnahme Friedrich's an der Katastrophe nicht seinem Herzen, wie seinem Taktgefühl Stillschweigen auferlegen mußte! Hätte Europa es nicht heuchlerisch gescholten, wenn der Erwerber Westpreußens und des Netzdistrikts in rührende Klagen über Polens traurigen Fall ausgebrochen wäre? Der französische Redner widmet einen langen Excurs all' den Incidenzpunkten, die dem großen Friedrich in der polnischen Sache aufzubürden seien, des Prinzen Heinrich Sendung an Katharinen's Hof und die Schürzung des Knotens an einem Gesellschaftsabende zu St. Petersburg spielen wieder einmal eine große Rolle. Allein selbst der fürchterliche Sarkasmus des Königs, den Herr Sayous bei gelegener Zeit mitzutheilen für gut findet, spiegelt nur die eiserne Nothwendigkeit wieder, die von dem Heil, ja von der ferneren Existenz des Königreichs Preußen das Opfer der Zerstückelung des Nachbargutes abzufordern schien.

Der ganz in das Pflichtgefühl des Staatslenkers aufgegangene Herrscher befand sich, nach seiner politischen Erfahrung, was jenes europäische Attentat des siebenjährigen Krieges ihm furchtbar deutlich gemacht, lediglich der Einen, verhängnißvollen Frage gegenüber: Soll Rußland allein die polnische Verlassenschaft erben? Schon hatte Oesterreich mit der Wegnahme der Zipsen-Starostei (in den Karpathen) den Theilungsprozeß eröffnet. Es war also nicht lange zu überlegen. Während des ganzen siebenjährigen Krieges hatte Polen den russischen Heeren zur bequemen Operationsbasis, zum Proviant- und Waffendepot gedient; die Republik Polen war am Kampfe durchaus unbetheiligt, aber sie hatte keinen Moment verhindern können, daß Rußland von Polen aus Preußen bekriegte, ja sie hatte sogar geduldet, daß polnischer Boden der Tummelplatz der streitenden Heere ward. Jene von 60,000 russischen Bajonetten diktirte Wahl des Stanislaus August Poniatowski (1764) mußte dem preußischen Interesse eine drastische Lehre sein. Es gab kein selbständiges Polen mehr, schon bevor ein Fetzen sarmatischer Erde von dem Jagellonenreiche losgetrennt war. Das sollten die Herren Franzosen, die dem unglücklichen Volke so viel mit Reden, aber so blutwenig mit Thaten genutzt haben, endlich einmal erwägen und beherzigen. Abgeschmackte Insinuationen, wie sie Herr Sayous beiläufig einfließen läßt, verdienen das Stillschweigen der Verachtung.

Friedrich der Große hat die erworbenen Stücke Polen der europäischen Kultur gewonnen, die Landbevölkerung einem menschenwürdigeren Loose entgegengeführt, die Städte dem armseligen Verfall entrissen, Handel und Gewerbefleiß wie durch Zauber in's Dasein gerufen und in dem Bromberger Kanal sich ein ewiges Denkmal gesetzt. Solche Thaten sind seine beste Ehrenrettung. Wenn der klar erkannte Vortheil seines Staates die oberste Richtschnur seines Verfahrens war, so trifft ihn Angesichts der Denkart seines Jahrhunderts durchaus keine Schuld. Seine Nebenbuhler thaten desgleichen, nur gewissenlos und ungeschickt; ihre Völker hatten nichts von ihren Erwerbungen. Polens Theilung war eben ein Meisterstreich preußischer Diplomatie: das gewaltige Rußland ließ mit sich theilen, während es längst schon das Ganze besaß!

Wer Friedrich's nachhaltige Erfolge vor Augen hat, der muß lächeln über die Beschränktheit einer Auffassung, die in Friedrich's Genius nur „den Gipfel der Geschicklichkeit", den Triumph eines eisernen Willens erreicht sah. Es ist die Sache einer kleinen Zeit und kleinlicher Gemüther, die Energie einer gewaltigen Willenskraft, auf die Stufe einer gelungenen Kunstproduktion, nüchterner Verständigkeit und emsiger Uebung herabzudrücken. Aber dieser Mann, der nach des Herrn Sayous Eingeständniß bis zum letzten Athemzuge Befehle schrieb,

bis zum letzten Moment sein Reich regierte, dieser Koloß von Thatkraft und Pflichtgefühl verdient einen höheren Maaßstab, als den eines Schauspielers, der seine Rolle, ohne zu stocken, glanzvoll zu Ende spielte: man sage denn, er habe meisterhaft gespielt und auf dem Felde der Ehren und der Siege großartiger als die Muster und die Schüler eines Talma und die Ideale französischer oder mißverstandener antiker Klassizität!

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Die Geschichte Julius Cäsar's, von Napoleon III. (Erster Band.*)

Der erste Band der Geschichte Cäsar's liegt endlich zur Beurtheilung vor. An Referaten, Kritiken und Betrachtungen über dieses Werk des kaiserlichen Verfassers fehlt es nicht. Ist es bei einem Schriftsteller aus dem Volke leicht, ein objektives Urtheil abzugeben, nur die Sache, nicht die Person im Auge zu behalten, so läßt sich, wenn der Schriftsteller zugleich ein Kaiser ist, wie Napoleon, der so mächtig in alle politischen Verhältnisse der Welt eingreift, selbst bei dem besten Willen nicht die Person von der Sache trennen. Die Schrift kann in diesem Falle nicht mehr als ein rein wissenschaftliches Werk, sondern muß als eine politische That betrachtet werden. Man wird daher nicht blos die Leistung des Schriftstellers, sondern auch die Tendenz des Kaisers in Betracht ziehen. Napoleon selber darf sich hierüber nicht beklagen, da er durch seine Vorrede die Kritik selbst dazu herausgefordert hat. Wie es den Anschein hat, wird aber das Resultat der Kritik für den Kaiser ein ungünstigeres sein, als für den Schriftsteller, denn es dürfte sich die politische That als eine sehr unpolitische herausstellen. Man wird einfach sagen: Der Kaiser will seinen und seines Oheims Staatsstreich und ihre autokratische Regierung mit dem Beispiele Cäsar's rechtfertigen; wie jeder echte Mann muß aber auch ein Kaiser für seine Thaten selbst einstehen und darf sich nicht entschuldigend auf Diesen oder Jenen berufen: qui s'excuse s'accuse.

Nehmen wir einmal an, die Welt hätte nicht gewußt, daß Napoleon schon seit geraumer Zeit sich mit einer Bearbeitung des Lebens Cäsar's beschäftige. Das Buch wäre erschienen ohne Namen des Verfassers und ohne Vorrede. Wir bekommen nun, ohne daß wir von dem Verfasser irgend etwas wissen, das Buch zur Ansicht und finden in diesem ersten Bande die Geschichte der vor-cäsarischen Zeiten und die Geschichte Cäsar's bis zu seinem und des Bibulus Consulat. Nachdem wir den Band durchgelesen haben, werden wir uns sagen: Ein abschließendes Urtheil über das ganze Werk ist natürlich noch nicht möglich, weil es noch nicht vollendet ist, aber vorläufig dürfen wir wohl unsere Meinung aussprechen: das Buch ist nicht schlecht. Der Verfasser ist ein Mann von einem gründlichen Wissen; er hat tüchtige Vorstudien gemacht, alle Quellen der Alten, die bedeutendsten Geschichtswerke der Neueren sind von ihm herangezogen und mit kritischem Geiste benutzt worden; er hat seinen Stoff zu ordnen und zu verarbeiten verstanden; die Darstellung ist eine klare und dem Gegenstande angemessene, das Raisonnement ein geistreiches, aber eine gewisse Tendenz verrathend, die deutlich zeigt, daß der Verfasser nicht den objektiven Standpunkt eines Geschichtsforschers einnimmt. Was als eine besonders merkwürdige Erscheinung betrachtet werden kann, ist, daß das Buch einen wir möchten fast sagen deutsch-wissenschaftlichen Zuschnitt hat. Der Verfasser, abweichend von der gewöhnlichen Manier der Franzosen, giebt mit der größten Genauigkeit in Anmerkungen unter dem Texte alle Quellen an, citirt oft die Stellen der Alten wörtlich, bringt schätzenswerthe Auslassungen über streitige Punkte, liefert allerlei historische, statistische und antiquarische Notizen, die für Gelehrte recht brauchbar sind. Ueberall ist eine tüchtige Gelehrsamkeit, ein fleißiges Studium sichtbar; das Buch ist offenbar die Frucht langer und mühevoller Arbeit, und dem Verfasser kann das Lob ertheilt werden, daß sein Werk vor ähnlichen anderer Franzosen den Vorzug der Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit hat.

Wenn wir hierauf uns fragen wollten: wer mag wohl der Verfasser sein? so würden wir nach dem Total-Eindruck, den das Buch auf uns gemacht hat, nicht zu irren glauben, wenn wir die Vermuthung aufstellten: der Verfasser ist wahrscheinlich ein gelehrter Professor an irgend einem Collége in Frankreich. Es ist offenbar, daß er gute Studien gemacht hat, namentlich ist es rühmend anzuerkennen, daß er nicht, wie die meisten Franzosen zu thun pflegen, aus National-Eitelkeit die Forschungen fremder Gelehrten ignorirt hat; vielmehr hat er bei seiner Arbeit den besten Gebrauch von den vortrefflichen Leistungen deutscher Historiker und Philologen gemacht, was uns zu der Vermuthung veranlassen könnte, daß er lange in Deutschland gelebt, vielleicht gar seine Jugendbildung in Deutschland erhalten habe oder durch Umgang mit gebildeten Deutschen mit dem Wesen deutscher Wissenschaft bekannt geworden sei. Aus den Reflexionen, die er hin und wieder einmischt, dürften wir wohl mit Gewißheit annehmen, daß der Verfasser seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach ein Bonapartist ist, der in Cäsar das Vorbild Napoleons I. sieht. Daraus würde sich auch erklären, warum er sich gerade diese Aufgabe gewählt und warum er seinen Helden mit so vieler Liebe und Nachsicht behandelt habe.

Sagte man uns darauf: Du hast Recht, der Verfasser ist ein Bonapartist, aber nicht blos der Gesinnung, sondern auch der Geburt nach; es ist der Neffe des großen Kaisers, Napoleon III., der nach seiner Vorrede durch diese Schrift beweisen will, „daß die Vorsehung, wenn sie Männer wie Cäsar, Karl den Großen, Napoleon hervorbringt, damit den Völkern die Bahn, welche sie verfolgen sollen, vorzeichnen, mit dem Gepräge ihres Genies eine neue Aera bezeichnen, und in wenigen Jahren die Arbeit von Jahrhunderten vollenden will; daher glücklich die Völker, welche sie begreifen und ihnen folgen, aber wehe denen, welche sie verkennen und bekämpfen!" — so würden wir, den Kopf schüttelnd, erwidern: Das hätten wir nicht erwartet! Die Schrift ist als gelehrte Arbeit eines Privatmannes ganz gut, aber als Schrift eines Kaisers hätten wir sie nie erkannt; ihr fehlt der Stempel eines cäsarischen Geistes.

Von Cäsar, dem Vorbilde Napoleons, sagt Quintilian: „Die Reden Cäsar's sind aus demselben Geiste hervorgegangen wie seine Kriege." Was von seinen Reden, die wir nicht mehr besitzen, gesagt ist, das gilt auch von seinen Commentarien des gallischen und des Bürgerkrieges. Da ist keine Gelehrsamkeit, keine Schriftsteller-Eitelkeit, keine Prätension ungewöhnlicher Leistungen, keine Tendenz im Hintergrunde bemerkbar. Sie sind schlichte und einfache Berichte; aber die feste und sichere Hand, womit Personen und Ereignisse gezeichnet sind, die Objektivität, womit der Verfasser seine persönlichen Verhältnisse

* In deutscher Uebersetzung. Wien, Gerold. Berlin, Dümmler.

darstellt, charakterisiren den Mann, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt, und der seines Erfolges sicher ist, der daher keines Vorbildes bedarf, auf das er sich rechtfertigend glaubt berufen zu müssen. Schon im Alterthum haben gelehrte Kritiker an Cäsar's Schriften Dieses und Jenes gerügt; aber den cäsarischen Geist haben sie ihnen nicht absprechen können. Wie Cäsar, kann nur wieder ein Cäsar schreiben. Man hat in alter wie in neuerer Zeit den Styl des Cicero, Sallust, Livius, Tacitus und Anderer mit Glück nachgeahmt; Cäsar nachzuahmen, ist Keinem eingefallen; denn man hat es gefühlt, daß in seiner Sprache nicht eine Manier, sondern ein Charakter ausgeprägt ist. Den gleichen königlichen Stempel tragen die Schriften unsers großen Friedrichs. Ein Kritiker kann auch ihm sprachliche Mängel, geschichtliche Irrthümer, unzulängliche Kenntnisse, einseitige Auffassungen, befangene Urtheile und was er nur will vorwerfen, und doch ist jede Zeile ein König. Was sich bei ihm jeder Kritik entzieht, ist, wie bei Cäsar, der Geist, der sich ganz so in seinen Schriften, wie in seinen Thaten ausspricht. Entweder muß man Friedrich ganz verwerfen, oder man muß ihn ebenso als Schriftsteller, wie als König bewundern. Bei Napoleon III. sind Kaiser und Schriftsteller zwei ganz verschiedene Personen. Jener hat bei diesem ein Leben Cäsar's bestellt, das eine Rechtfertigung seines Oheims und seiner selbst sein solle, und der Schriftsteller hat seine Aufgabe nach Kräften gelöst; er hat gethan, was ein Mann von Geist, Wissen und Gewandtheit der Feder nur thun kann. Aber um das zu leisten, braucht man eben nicht Kaiser zu sein.

Uns ist bei der Lectüre dieses ersten Bandes folgende Anekdote eingefallen. Wenn wir nicht irren, war es der Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresien's, der als ein großer Freund und Kenner der Musik sich zuweilen das Vergnügen machte, bei Hofconcerten das Orchester selbst zu dirigiren. Einmal, als er seine Sache besonders gut gemacht hatte, trat der Kapellmeister zu ihm, lobte ihn wegen seiner trefflichen Leitung und schloß seine Rede mit dem Kompliment: „Wie Schade, daß Ew. Majestät nicht ein Kapellmeister geworden ist!“ — „Ich stehe mich auch als Kaiser nicht schlecht,“ erwiderte hierauf der Kaiser. Auch wir könnten zu Napoleon sagen, wenn wir ihm unsere Meinung über sein Buch abgeben sollten: „Wie Schade, daß Ew. Majestät nicht ein Professor geworden ist!“ Und wie Franz I. könnte auch er antworten: „Ich stehe mich als Kaiser auch nicht schlecht.“ — Eben weil er sich als Kaiser nicht schlecht steht, möchte er gern auch Kaiser bleiben und wünscht, daß es sein Sohn nach ihm auch einmal würde, und das ist die Moral des Lebens Cäsar's von Napoleon III. E. M.

Zur Geschichte der Entwickelung der Religionen.

II.

Das metaphysische Element des Buddhismus und des Christenthums.

„Die christlichen Dogmen,“ so fährt Herr Burnouf fort, „entsprangen, wie wir nachgewiesen haben, aus zwei Quellen: dem Monotheismus des alten Testaments und dem Pantheismus der Alexandrinischen Schule. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem christlichen Ritus. Die Geschichte dieses Ritus ist noch mangelhaft, Alles, was darüber vor Durchforschung der Vedas geschrieben worden, ist unzureichend. Wir können auch heut nur Einzelheiten anführen: eine Gesammtübersicht wird erst nach vielen eingehenden Studien möglich sein.

„Zunächst wissen wir, daß mehrere Festtage jüdischen Ursprungs sind, wie schon ihre Namen andeuten; hingegen alle Theile des heiligen Opfers, der Altar, das Feuer, Alles, was das Dogma oder die Legende der Incarnation versinnlicht, sowie Manches in der Tracht der Priester, die Tonsur und das Cölibat derselben sind aus anderer als jüdischer Quelle entstanden; desgleichen haben auch viele Gebete und Ausdrücke, die weder den Psalmen noch den anderen alttestamentarischen Büchern entstammen, keinen semitischen Charakter.

„Mehrere vorchristliche Dokumente beweisen, daß damals der Buddhismus in Kleinasien und Griechenland bekannt war; der hellenisirende Jude Philo z. B. erwähnt den Namen Buddah's; dasselbe wissen wir von Alexandria, wo Demetrius von Phalern in seiner berühmten Staatsbibliothek der Ptolomäer alle wichtigen Schriften aus dem Orient sammelte. Wir wissen, daß der Buddhismus schon Jahrhunderte vor Christi Geburt Missionäre nach allen Weltgegenden ausschickte, und wir finden ferner in den Poesieen der Alexandriner zum Theil wörtliche Uebersetzungen einzelner Gesänge aus den Vedas.

„Der doppelte Einfluß, unter welchem das Christenthum sich gebildet hat, macht das Studium dieser Bildung viel schwerer, als das Studium der Entstehung der beiden rein semitischen Religionen; und es bedarf für jenes Studium einer möglichst scharfen Kritik unserer Kunde über die Religionsquellen.

„Noch vor wenigen Jahren wurde die Mythologie als eine Sammlung von Fabeln betrachtet, als schöne Erfindung poetischer Köpfe. Die Studien der Gegenwart haben das überraschende Resultat zu Tage gefördert, daß große Völkerschaften von indogermanischer Race im Orient noch heut solche Götter anbeten, wie die der Griechen und Römer waren. Eine derjenigen Religionen, welche die meisten Anhänger zählt und welche in vielen Beziehungen dem Christenthum gleicht, der Buddhismus, zeigt in einem wahren Pantheon dieselben Gottheiten vereinigt, ohne daß man die Anhänger dieses Kultus als Götzendiener bezeichnen darf. Man hat beim Hinaufsteigen in die Vorgeschichte des Buddhismus erkannt, daß er eine innere Fortentwickelung der Lehre Brahma's und diese Lehre eine Fortentwickelung der Vedas gewesen; diese letzte, älteste Form zeigt einen und denselben Ursprung mit der Religion der Griechen, der Lateiner und der nordischen Völker, und die Geschichte der religiösen Entwickelung der abendländischen Völker zeigt, daß ihre Mythologie ihren primitiven Charakter bis zum letzten Verschwinden des ganzen Kultus durch Eindringen des Christenthums treu bewahrte.

„Die Entwickelung der aryanischen Religionsbegriffe kann nur in Asien erfolgreich studirt werden: die Mythologieen werden nur klar im Zusammenhange mit den orientalischen Dogmen und Kulten. Zwar bewahren die populären Traditionen Europas noch Bruchstücke jener alten Anschauungen, allein diese Bruchstücke wären ohne die Kontrole und die Ergänzung durch die Vedas unverständlich: denn vor der Ankunft der Aryer in Indien haben sie abgesondert gelebt von ihren westlichen Stammesgenossen bis zur Zeit der Verbreitung des Buddhismus. Die Gebirgsketten, welche Indien abschließen, erlaubten nur eine Verbindung nach dem Bassin des Oxus hin; von diesem Bassin her waren die Einwanderer herabgestiegen, ein Rückverkehr fand nicht statt; und die Verbindungen zur See mit den Königen von Israel erfolgten lange nach dem Leben Rama's, dem Heros einer der großen brahmanischen Epochen.

„Als im sechsten Jahrhundert vor Christo die buddhistische Revolution nach sehr langer Vorbereitung sich vollzog, zeigten

sich die Einflüsse des Auslandes auf die religiösen Anschauungen der Aryer nur in unbedeutenden Punkten und mehr in poetischen (z. B. der Sündfluth) als in heiligen Legenden. Und in Betreff der Ursachen der Revolution selbst gilt es heut für wissenschaftlich festgestellt, daß der Buddhismus sich aus dem Brahmanenthum nur in Folge innerer Umgestaltungen der Anschauung entwickelte. Unter Ludwig XIV. kamen Gesandte, buddhistischen Glaubens, aus Siam nach Paris: die Aufmerksamkeit richtete sich auf die Religion dieser Männer, welche sehr civilisirt schienen. Die große Aehnlichkeit zwischen ihrer Religion und dem Katholicismus erweckte den Glauben, daß sie von einer alten christlichen Sekte, den Nestorianern, herrühre. Dieser Glaube schwand, als man die buddhistischen Bücher von Siam und Ceylon, die Manuskripte von Nepal und den tibetanischen und chinesischen Buddhismus kennen lernte; und es war erwiesen, daß Buddha Çakyamuni tausend Jahre vor Nestorius gelebt hatte, mehr als fünfhundert Jahre vor Christus und mehr als zweihundert vor der Gründung von Alexandria.

„Wir haben in dem früheren Aufsatz den herrschenden Charakter des Buddhismus besprochen, der aus einer Revolution der Sitten und nicht aus einer radikalen Veränderung der Doktrinen entsprang. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man auch die Bedeutung jenes Kultus würdigen. Die Metaphysik macht zwar einen der drei Theile der buddhistischen Bibel (der Tripitaka) aus, indeß die ungeheuern Erfolge, welche diese Religion hatte, diesseit und jenseit des Indus bis nach Griechenland und vermittelst der Inseln im indischen Ocean und der Südsee bis nach dem alten Mexiko, verdankt sie der moralischen Umbildung, die von ihr ausging.

„Hingegen sind wir weit entfernt, zu leugnen, daß diese Moral nur eine neue Schlußfolgerung ihrer Metaphysik war. Diese Metaphysik war der Pantheismus in seiner absolutesten Form, welche alle reellen und idealen Wesen in eine einzige Hierarchie gruppirt und den Menschen in dieser Hierarchie je nach seinem Wissen und seiner Tugend die verschiedensten Stellungen einnehmen läßt. Diese beiden Unterscheidungsmomente, Wissen und Tugend, sind nicht oberflächlich hin gewählt, sondern erst nach psychologischen Analysen und ästhetischen Untersuchungen, welche die europäische Philosophie noch nicht überholt hat.

„Daher rühren die praktischen Konsequenzen, welche im Buddhismus den außerordentlich moralisirenden Einfluß für das Gemüth bedingen. Je tiefer wir in die Verhältnisse des Orients eindringen, desto innigere Bande entdecken wir zwischen der Moral des Buddhismus und seiner Metaphysik und zwischen dieser und den brahmanischen Theorieen.

„Man macht sich gewöhnlich von der moralischen Seite des Buddhismus eine falsche Vorstellung. Man denkt nur an die große Entwickelung einer priesterlichen Hierarchie in Tibet, China, auf den Inseln und der Halbinsel jenseit des Ganges; man denkt an die geistliche Macht, welche der des Papstes analog ist und welche anfangs mit der weltlichen Macht vereinigt, sich später von ihr trennte, so daß wir heut z. B. in Siam zwei Könige sehen, die gleichzeitig herrschen und ohne Konflikte regieren; man denkt an den Kultus, der an Glanz den katholischen übertrifft; an die ungeheure Entwickelung des Mönchslebens, endlich an die große Zahl der Riten und Gebräuche, welche die Analogie mit dem Christenthum vervollständigen. Aber das ist nur die Außenseite der Dinge: bei tieferer Forschung sehen wir, daß die Moral des Buddhismus durch ihre Erhabenheit, Reinheit und den Einfluß, welchen sie im Orient ausübt, der Moral des Christenthums gleichsteht.

„Bis vor Kurzem betrachtete man die pantheïstische Moral nach dem Vorgange von Jouffroy als wesentlich verschieden von der christlichen; diese Betrachtung beruhte nicht auf Kenntniß der Wirklichkeit, sondern auf logischen Schlüssen. Diese Schlüsse haben sich als falsch erwiesen: zweihundert Millionen Menschen, welche in Asien seit 2300 Jahren nach pantheïstischer Moral im Buddhismus leben, zeigen dieselbe Stufe der Entwickelung, ja sogar dieselben Details der moralisirenden Selbstkasteiung, wie die christlichen Völker.

„Das gilt vom Buddhismus. Die Stufe der Entwickelung der Aryer, welche ihm voraufging, ist die Religion der Perser und der Brahmanen. Zoroaster, der Stifter des persischen Kultus, hat in den Büchern, welche man ihm wenigstens zuschreibt, rein pantheïstische Lehren. Bevor der Text der Avesta übersetzt und kommentirt worden, dachte man mehr an den äußeren Kultus und an den Dualismus von Ormuz und Ahriman. Seitdem weiß man, daß Ahriman durchaus nicht auf Eine Stufe mit seinem Rivalen gestellt wurde, daß er z. B. nicht für ewig, nicht für unsterblich galt und daß er die Bestimmung hat eines Tages zu verschwinden. Und man weiß ferner, daß auch Ormuz nicht vorgestellt wurde als Person, sondern als abstrakter Begriff eines absoluten und universellen Wesens. In ihrer metaphysischen Grundlage stand also die Religion der Perser auf Einem Boden mit dem Brahmaismus; verschieden hingegen waren sie in den Symbolen und im Kultus, der von den Symbolen abhängt.

„Der Brahmaismus zeigt einen Zug, der in gewisser Beziehung in der Geschichte der Religionen ohne Beispiel ist: er hat eine Religion überlebt, welche sich aus seinem Schooße entwickelte, den Buddhismus, und er hat in sich selbst Umwandlungen erfahren, die man fast als eine Reihenfolge verschiedener Religionen betrachten könnte. Ueberdies scheint er, wie früher erwähnt, beim Aufblühen und der ersten Entwickelung des Christenthums auf diese Religion umwandelnd mitgewirkt zu haben.

„Die Entstehung des Christenthums hat das Judenthum aufgehoben; es enthielt das Christenthum eben ein neues Element. Anders beim Buddhismus: der Buddhismus entsteht während der Blüthe des Brahmaismus aus der metaphysischen Anschauung einer schon alten Sekte in Verbindung mit dem sehr erhabenen Sittlichkeitsbegriff eines Fürsten, in dem sich das allgemeine Bedürfniß nach einer Verbesserung der Sitten konzentrirt. So erwächst eine bekehrungseifrige Kirche im Schooße einer Gesellschaft, die nie eine Kirche gekannt und nie versucht hatte, Jemand zu bekehren. Das Volk bekennt sich zu der Reform; die Könige, deren Privilegien nicht angegriffen werden, lassen sich dieselbe gefallen, und sie gewinnt wegen ihrer hohen Sittlichkeit die Zustimmung vieler brahmanischen Priester. Aber die Thatsache, daß die Buddhisten allmählich allen Menschen die Priesterrechte einräumten, erbitterte die Brahmanen, und nach tausendjährigem Bestehen muß der Buddhismus aus Indien für immer weichen.

„Der Buddhismus hatte dem Gottesbegriff der Brahmanen Nichts hinzugefügt; er hat daher auch keine neuen Riten eingeführt. Im brahmanischen Indien war er auch nur ein Versuch, die furchtbare Härte des Kastenwesens abzuschwächen: er vollzog auch diese sociale Revolution in einer Ausdehnung, im Vergleich mit welcher unsere europäischen Revolutionen zum Spiel herabsinken. Indeß es geschah, was leider immer zu geschehen pflegt: die Reform der Sitten wurde der Staatsgewalt zum Opfer gebracht, und so siegte der Brahmaismus.

„Vergleicht man die Geschichte des semitischen Monotheis-

mus mit der des japhetitischen Pantheismus, so muß man sagen, daß jener, einmal begriffen und ausgesprochen, unabänderlich starr und fest dasteht: der Begriff eines persönlichen Gottes läßt sich nicht ausdehnen, nicht variiren. Der pantheistische Begriff eines Gottes hingegen, der im Schooß des Geschaffenen ruht, kann mannigfache Formen annehmen und so neue Kulte erzeugen.

„Der wesentlich unterscheidende Begriff ist der der Incarnation, d. h. die Einheit des Schöpfers und des Geschaffenen. Brahma ist keines von Beiden allein, sondern Beides zugleich; sein Name ist sächlichen Geschlechts, d. h. er schließt die Annahme aus, daß er der Vater der Dinge ist; er ist nicht deklinirbar, d. h. er schließt die Annahme aus, daß er in Beziehung zu irgend Etwas treten kann; er ist eben das Absolute, Beziehungslose. Die drei Formen, welche in verhältnißmäßig moderner Zeit die indische Trinität zusammensetzen, Brahma, Wishnu und Siva, können als Theilung alles Göttlichen angesehen werden, nicht als Personen, namentlich nicht als Schöpfer — was wir hier nochmals betonen wollen — da selbst das Wort „erschaffen“ im ganzen Sanskrit nicht vorkommt. Nach jener Theilung repräsentirt Brahma den Vater, d. h. die göttliche Kraft der Emanation, Wishnu die göttliche Kraft alles Bestehenden, d. h. er repräsentirt die Incarnation, ohne indeß für den Sohn des Brahma angesehen zu werden, und Siva die göttliche Kraft der Rückkehr alles dessen, was einst gelebt hat, in den Schooß der Allheit. Für Siva findet sich im Christenthum keine Analogie.

„Wie der Incarnationsbegriff das Entscheidende der japhetitischen Religion ist, so ist er es auch, der das Gebiet der Fortentwickelung jenes Glaubens umfaßt: im Lauf der Jahrhunderte wurde jede wahrnehmbare Kraft als Gottheit vorgestellt und ihr sogar eine weibliche Gottheit zur Seite gegeben.

„Ein Orientale, der heut nach Frankreich oder Italien käme, Statuen in unseren Kirchen fände und das Aeußere unseres Kultus sähe, würde uns für Götzendiener halten; sobald er jedoch die Bücher läse, in welchen die Dogmen ausgesprochen und interpretirt sind, würde ihm sofort der Symbolismus der Trinität und der Incarnation verständlich sein. Denn der indische Kultus mit seinen Riten und seinen fratzenhaften Tempelverzierungen ist auch kein Götzendienst, sondern nur eine Symbolisirung des Pantheismus.

„Die Riten der Brahmanen entsprechen an Verschiedenheit der Zahl der Götter: aber alle haben gewisse, für wesentlich gehaltene Theile gemeinsam, und gerade diese Theile erinnern auf das Lebhafteste an das Christenthum. Der Altar, das Feuer auf demselben, das heilige Brot und das heilige Getränk, das Gebet, welches eine Bitte um physische und moralische Güter darstellt — alle diese Elemente des Kultus finden sich bei den Brahmanen zu allen Epochen ihrer Existenz; ja, aus den Vedas wissen wir heut mit Gewißheit, daß diese Riten älter sind, als alle Theilung der Gottheiten.

„Die älteste dieser Gottheiten ist Krishna (der moderne Wishnu). Brahma und Siva finden sich in den Vedas noch nicht als Gottheiten. Das Wort Brahman kommt in den Vedas oft vor, aber es bezeichnet dann das Gebet, den Ritus, die Religion. Der Altar ist das Symbol dieses Religionsbegriffes, er ist viereckig, mit den Kanten nach den vier Weltgegenden hin; daraus entstand später die Gestalt Brahmas mit vier Gesichtern. Der Begriff dieses Gottes wich allmählich dem des Agni, der zugleich bedeutete das physische Feuer (lateinisch ignis), die Lebenswärme und den Gedanken. Agni ist die große Gottheit der Hymnen der Vedas.

„Der Pantheismus findet sich anfänglich also nur im Keim, aber er ist bereits entwickelt zur Zeit der Kommentare der Vedas, d. h. einige Jahrhunderte vor der brahmanischen Epoche. Bis dahin war der Naturalismus die Basis des aryanischen Geistes: die Naturphänomene hatten allein die Aufmerksamkeit der Priester gefesselt, welche zugleich Poeten und Familienväter waren. Nun liehen sie den Grundursachen dieser Phänomene Intelligenz und Leben, ohne indeß reale Persönlichkeiten vorauszusetzen.

„Was diesem Pantheismus vorausging, können wir nur vermuthen nach den ältesten Gesängen der Vedas; es scheint indeß keine andere Annahme übrig, als die eines naturalistischen Polytheismus. Erst allmählich bekamen diese Vielgötter metaphysische Beimengungen und verschmolzen dann in der Folge zu einer Einheit. Die Semiten begannen auch, wie wir aus dem alten Testament wissen, mit der Vielgötterei, und auch bei ihnen entwickelte sich allmählich die Einheit. Aber die Japhetiten verloren nie die reelle, in die Sinne fallende Wirklichkeit, von der sie ausgegangen waren, aus den Augen, und so kamen sie in direkter Linie zu dem Pantheismus, von welchem wir in Europa so unvollkommene oder so falsche Vorstellungen haben. Aber sie kamen zu diesem einheitlichen Pantheismus nicht zu gleicher Zeit und zum Theil kamen sie gar nicht so weit. Diejenigen Nationen, welche mehr bei den Phänomenen stehen und der Metaphysik fern bleiben, behielten ihre vervielfältigten Gottheiten; die denkenden Nationen kamen zur Einheit. In Griechenland, in Rom, im Westen und im Norden dauerte der Polytheismus bis zum Eindringen des Christenthums. Im Osten waren die Perser der Einheit nah, die Inder allein erfaßten sie und behielten sie fest bis zum heutigen Tage. Und diese pantheistische Einheit ist durchaus nicht unverträglich mit einer göttlichen Trinität oder einer Vielheit von sekundären Göttern (Engeln): denn diese Dreiheit und diese Engel sind nur verschiedene Gesichter und symbolische Auffassungen eines und desselben einheitlichen Wesens.

„Die beiden Ideen, welche die verschiedensten Religionen und Kulte erzeugt haben, sind durch eine lange Reihe von Jahrhunderten jede ihren eigenen Weg gegangen. Getragen von den beiden jüngsten Menschen-Racen haben sie bei zufälliger Begegnung die blutigsten Kämpfe hervorgerufen. Buddha war der Erste, der der Menschheit die Allliebe predigte und Frieden, Frieden rief; aber seine rein aryanische Doktrin hat außerhalb seines Landes nur barbarische oder religionslose Nationen bekehrt; der Occident hat sich vor ihm verschlossen.

„Das Christenthum, welches viel später kam, hat in seiner Metaphysik und in seinem Kultus die Einheit des aryanischen und semitischen Gedankens besiegelt; es hat alle westlichen Aryer für sich erobert; aber die Semiten haben das Christenthum nicht aufgenommen, trotz seiner Doktrin vom persönlichen Gott, und die asiatischen Aryer gleichfalls nicht wegen dieser Doktrin; es hat nur wenige Juden und Muselmänner bekehrt und keinen einzigen Inder.

„Die beiden primitiven Ströme rollen also noch unvereinigt fort.

„Die Religion, welche sie gemeinsam erzeugt haben, hat bis heut nicht vermocht, ihre Quellen zu absorbiren, und bildet einen dritten Strom religiöser Gedanken, welcher die abendländischen Völker umfaßt.

„Die Vedas, das alte Testament, der Buddhismus, das neue Testament — welchem dieser vier wird es vergönnt sein, alle Nationen zu umfassen? Die Wissenschaft giebt auf dieses Problem keine Antwort: ihr Objekt ist die Vergangenheit und nicht

die Zukunft. Immerhin kann man sich vorstellen, daß der Sieg der wahrsten der Fundamental-Theorien verbleiben wird, falls nicht eine neue ersteht, welche in ihrer Synthese alle übrigen umfaßt und die in einer einzigen Kirche alle Menschenraçen und alle Religionen vereinigt."

Wir haben uns in unserer Darstellung bemüht, möglichst objektiv den Gedankengang des Herrn Burnouf darzulegen, der in den Originalartikeln wiederholt (und wie wir glauben absichtlich) zerrissen worden ist. Als Grund dieser bei der scharfen, einheitlichen Logik des Herrn Verfassers auffallenden Zerreißung des Fadens müssen wir die französischen Preßverhältnisse annehmen. Herrn Burnouf schwebte das Geschick seines Meisters und Freundes, Renan, vor, und auch er hat ein Lehramt zu verlieren. Denselben Grund nehmen wir auch für manche Inkonsequenzen an, welche sich im Vorstehenden finden.

Herr Burnouf betont im Lauf seiner Erörterung einmal mit auffallender Emphase: daß der Atheismus auf den Gang der Religionsentwickelung niemals Einfluß ausüben könne; er geht jedoch nirgends auf die Unterschiede dieses naturalistischen Atheismus und seines Pantheismus ein. Er nennt die christliche Religion eine Universalreligion, weil sie den Glauben an einen erschaffenden Gott und den Begriff der Incarnation verbinde, und sagt doch am Schlusse: die Wissenschaft könne nicht sagen, welcher der Religionen der Sieg verbleiben werde.

Uns ist über die Intention des Herrn Burnouf kein Zweifel: er ist weder ein Monotheist im alttestamentarischen Sinne, noch ein monotheistischer Pantheist in seinem neutestamentarischen Sinne; er abstrahirt davon, daß der Begriff der Trinität und der Incarnation neben seiner metaphysischen Seite auch eine moralische hat (der Erlösung der Menschen durch die Menschwerdung Gottes), und daß im Laufe der Geschichte diese moralische Seite allmählich das Uebergewicht gewann. Herr Burnouf hat nicht die Intention, eine Durchdringung und Einigung des semitischen und japhetitischen Elements als möglich, sondern den Sieg des japhetitischen als wahrscheinlich darzustellen.

Deswegen nannten wir seine Aufsätze einen Angriff gegen alle monotheistischen Religionen, und deswegen stellten wir zu seiner Charakteristik die Worte eines seiner Jünger an den Anfang unserer Mittheilung: „Den japhetitischen Traditionen ist dereinst die Siegespalme gewiß! Ihre Moral und ihre Philosophie — wie hoch erhaben sind sie an Adel und an Größe über jene Dogmen, die, von vornherein an der Menschenwelt verzweifelnd, den Menschen zu einem stummen Opfer machen!"

Dr. P.

Belgien.

Die vlaamische Bewegung und der Unterricht.

Die zweite Lieferung der diesjährigen Niederdeutschen Zeitschrift*) ist wiederum reich an literarischen, poetischen, historischen und vaterländisch-linguistischen Beiträgen. Daß auch in dem sonst als dunkelmännisch verschrieenen, vlaamischen Belgien die Resultate der heutigen Wissenschaft und der daran sich knüpfenden, höheren Gottes-Erkenntniß einen fruchtbaren Boden gefunden, beweist das den vorliegenden Band der Zeitschrift eröffnende Lehrgedicht „Ursprung und Zweck" von A. Schepens, dessen Eingangs-Verse wir hier im Originale folgen lassen:

Ik werd, mar hoe? waarom? — Wie zal me 't antwoord zeggen,
't Ontzaggelijk geheim van 't worden openleggen?
Ik ben, derwijl ik denk: doch, wat niet denkt, bestaat.
Waar was 't begin van 't zijn? — De plante spruit uit 't zaad;
Het zaat uit eene bloem, de bloem uit eene plante:
Warheen zich 't oordeel wend', verwarring 't allen kante.
Waar lag de levenskiem? — Waar was het aanbegin
In bloem, in plant of zaad? Zijn, woordje zonder zin
Voor hem, die 't met de maat der zinnen af wil meten,
Hoe ooit den waren aard van uw bediednis weten?
En wen de jongste stond voor 't aardsche leven slaat,
Wat wordt de levenskracht, wat wordt gedacht en daad
En 't raadselachtig iets, waarrond atomen kleven,
Om ruwe stoffen vorm, bestan, gevoel te geven?*)

Von der alten Wahrheit durchdrungen, daß die volle Wissenschaft nicht von Gott ab-, sondern zu ihm hinführt, leitet uns der vlaamische Dichter an der Hand der Natur und der Schöpfung zu dem allwaltenden Schöpfer und der dem unverschleierten, geistigen Auge stets sicherer werdenden Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele.

Eine andere poetische Gabe der vorliegenden Zeitschrift ist die Uebersetzung dreier deutschen Gedichte aus dem Büchlein „Für Dich" der Frau von Reinsberg-Düringsfeld, von welcher der Uebersetzer, Herr J. M. Dautzenberg, sagt, daß sie durch ihr Buch „Von der Schelde bis zur Maas"**) mehr, als irgend eine andere Feder des Auslandes, für die Kenntniß und Geschichte der neueren vlaamischen Literatur gethan, wofür ihr das ganze „Vlaamsch-Belgien" nur dankbar sein könne.

Einer der gehaltvollsten und belangreichsten Artikel in dieser Zeitschrift ist jedoch ein Vortrag, den Herr C. J. Hansen „über die vlaamische Bewegung und den Unterricht" am 27. Novbr. 1864 auf dem Provinzial-Landtage von Antwerpen gehalten. Gegenstand dieses Vortrages ist die Aufforderung, vlaamischen Unterricht in allen Zweigen der Schulbildung des Landes, und zwar sowohl in Elementarschulen und Gymnasien, als auf der Universität, herzustellen.

„Wir sind Alle," so beginnt dieser patriotische Vortrag, „tief davon überzeugt, daß die Muttersprache, als das einzige Kennzeichen eines Volkes, als die Grundbedingung seiner Nationalität, als die Stütze seines Eigenwerthes und seiner Freiheit

*) Nederduitsch Tijdschrift. III. Jaargang, II. Aflevering. Brussel, Bureel van het Nederduitsch Tijdschrift, 1865.

*) Ich ward, doch wie? warum? — Wer wird mir Antwort geben,
Das unsägliche Geheimniß des Wortes offenbaren?
Ich bin, weil ich denke, doch was nicht denkt, besteht.
Wo war der Beginn des Seins? — Die Pflanze sprießt aus der Saat,
Die Saat aus einer Blüthe, die Blüthe wieder aus der Pflanze.
Wohin die Beurtheilung auch sich wende — Verwirrung überall!
Wo lag der Lebenskeim? Wo war der Anbeginn
Von Blüthe, Pflanz' und Saat? — Sein! Wörtlein ohne Sinn
Für den, der 's mit dem Maaß der Sinne will ermessen,
Wie die wahre Art deiner Bedeutung jemals erkennen?
Und wenn die letzte Stunde des ird'schen Lebens schlägt,
Was wird die Lebenskraft? Was werden Gedank' und That
Und das räthselhafte Etwas, von Atomen rings umkleidet,
Um rohen Stoffen Form, Bestehn, Gefühl zu geben?

**) Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlamingen seit dem Wiederaufbau der Literatur. Von Ida v. Düringsfeld. 3 Bdchen. Leipzig. Ad. Lehmann, 1861.

und als das nothwendige Mittel zu seiner Bildung und Veredelung, ein Gegenstand unser eifrigsten Sorgfalt sein muß. Nicht bloß weil unsere „dietsche" Sprache so alt und achtungswerth ist, wie irgend eine andere europäische, lieben wir sie; nicht bloß weil keine andere Sprache, die hochdeutsche nicht ausgenommen, an Reichthum und Herrlichkeit mit ihr wetteifern kann, nicht bloß weil sie an sich, durch ihr unerschöpfliches Selbstleben, mehr, als zum Beispiel das Französische, zur Vermittelung der Kultur geeignet ist, verehren wir sie und stellen wir sie kühn voran, sondern zuerst und vor Allem weil sie die unserige, weil sie die Sprache des Volkes ist, zu welchem wir gehören und welches ohne sie von aller Geistes-Entwickelung, von aller Freiheit und jedem Fortschritt ausgeschlossen bleibt."

Nach diesem Eingange kam der Redner zunächst auf die Bestrebungen, die vlaamische Sprache, die seit der Revolution von 1830 von den belgischen Kriminal-Gerichtshöfen als Sprache der Staatsanwaltschaften ausgeschlossen ist, hier wieder einzuführen. Bemerkenswerth ist, daß der Redner bei dieser Gelegenheit die belgische Revolution von 1830 als eine „große Täuschung" (de groote teleurstelling) bezeichnet und von der Gefahr spricht, daß Belgien sich durch offizielle Bevorzugung des französischen Idioms der Gefahr aussetze, in die „Sklaverei von Frankreich" zu gerathen. „Wir müssen," fügt er hinzu, „zur Abwendung dieser Gefahr zunächst untersuchen, mit welchen Waffen die Feinde unseres Volksthums dasselbe bekämpfen und unterminiren, damit wir gleiche Waffen gegen sie anwenden können. Glücklicherweise läßt das freie Walten unserer Institutionen dies noch zu; glücklicherweise hat der engherzige Geist des despotischen Südens die freisinnigen Bestimmungen unserer Verfassung noch nicht so fälschen können, daß wir verhindert wären, davon Gebrauch zu machen — und auch dieser Provinzial-Landtag beweist es!

„Es gilt demnach, zu handeln!"

Vor allen Dingen, sagte der Redner, komme es darauf an, Sorge dafür zu tragen, „daß der Feind nicht in den Stand gesetzt werde, unsere eigene Jugend gegen uns selbst zu gebrauchen." Die Erziehung der Jugend im nationalen Sinne müsse also die nächste Aufgabe aller vlaamischen Patrioten sein. „Jede Schule ist ein Zeughaus, jede Familie eine Festung, jeder niederländische Begriff eine Waffe, jeder Schulknabe ein Soldat im Dienste der Bildung und des Fortschrittes, aber vor Allem des Vaterlandes und der Nationalität!"

„Volk und Sprache sind verbunden wie Körper und Geist; das Eine leidet mit dem Andern. Eine Sprache unterdrücken, heißt ein Volk unterdrücken; eine Sprache ausrotten, heißt ein Volk intellektuell und moralisch tödten, und es möchte schwer sein, zu entscheiden, was schlimmer sei: die Missethat der feindseligen Vernichtung eines Volkes oder die der Ausrottung seiner Sprache; gleichwie es fraglich ist, was schauderhafter sei: der Mord eines Menschen, oder die systematische Verderbung seines Geistes."

Der Redner geht nunmehr zu einer Schilderung des Zwanges über, den bisher nicht blos der wallonische Theil der Bevölkerung, sondern auch die belgische Regierung auf den Volksunterricht hinsichtlich der Sprache ausgeübt habe. Er bemerkt, daß sich in Folge dessen eine Art von Sprach-Aristokratie gebildet habe, die unter gewissen Umständen bereit sei, das Land den Feinden der heimischen Nationalität auszuliefern. Er begeht dabei den merkwürdigen, wahrscheinlich nur aus französischen Zeitungen geschöpften Irrthum, zu behaupten, daß sich auch in Schleswig-Holstein eine solche Sprach-Aristokratie gebildet hatte, welcher es, bei der Unwissenheit des niederen Volkes, leicht geworden sei, das Land den Deutschen zu überliefern. Herr Hansen, der sich überall als Deutscher, wenn auch als „Niederdeutscher," fühlt, zeigt sich doch, zu unserem Bedauern, mit den ethnographischen und sprachlichen Verhältnissen der Deutschen sehr wenig vertraut, da er in Schleswig-Holstein das Dänische als ursprüngliche Volkssprache sich denkt, während diese Sprache doch nur in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theile des nördlichen Schleswig zu Hause ist. Auch begeht er — wahrscheinlich ebenfalls nach französischen Quellen — den zweiten Irrthum, zu behaupten, daß Preußen in Schleswig verboten habe, die Kinder der dortigen Dänen in ihrer Muttersprache zu unterrichten.

Zu dem eigentlichen Zwecke seines Vortrages übergehend, stellte der Redner das Verlangen, daß der „Vlaamische Bund," der seine Verzweigungen bereits in allen ansehnlicheren Städten und Dorfgemeinden des vlaamischen Belgien habe, eine besondere Unterrichts-Kommission ernenne, welche in jährlichen Berichten an die Familienväter diese auf die besten, bestehenden vlaamischen Schulen hinweise und da, wo solche Schulen noch gar nicht bestehen, die Errichtung derselben befördere, was zunächst durch Anträge bei der Staatsregierung sowohl, als bei den Gemeinde-Behörden, zu erwirken sei. Was den höheren Unterricht betreffe, so müsse die Universität zu Gent eine vollständig vlaamische werden. Sollte dies vorläufig nicht zu erreichen sein, so müßten bis dahin, daß es möglich, oder eine neue vlaamische Hochschule gegründet wird, die vlaamischen Studirenden eine der nordniederländischen Universitäten besuchen.

„Indem wir also handeln," so schloß der Redner seinen Vortrag, „werden wir mit der Ueberzeugung, für eine rechtmäßige Sache zu kämpfen, sowie mit der sittlichen Genugthuung handeln, die jede edle Opferwilligkeit verleiht, wo es gilt, einem Drucke zu widerstehen, der sich in allen gesellschaftlichen und persönlichen Verhältnissen geltend macht. Aber wir werden dann auch in das Grab den beseligenden Trost mitnehmen können, daß wir nicht vergeblich gestritten und gelitten haben und daß das kommende Geschlecht die süßen Früchte unserer Bestrebungen für die Ehre und das Bestehen der Nation ärndten und ungestört genießen wird."

Wir können in Deutschland nicht aufmerksam genug diesen mit jedem Jahre größer werdenden Schritten der vlaamischen Bewegung folgen. Leider hat die Zersplitterung Deutschlands seit Jahrhunderten dazu mitgewirkt, daß an unserer westlichen Sprach-Gränze viele Angehörige des germanischen Stammes sich von uns abgelöst und einer andern Nationalität zugewandt haben. In Belgien kämpft ein tüchtiger Menschenschlag gegen diesen Untergang des eigenen, bewußten Volksthums; er wird neuen Muth und neue Kraft daraus schöpfen, wenn ihm aus dem großen, intelligenten Deutschland Beifall und Aufmunterung zu Theil werden. J. L.

Holland.

Das Verhältniß der Niederlande zu Deutschland.
Nach Thorbecke.

Unter den gegenwärtigen, wahrhaft constitutionellen Staaten steht das benachbarte, uns stammverwandte kleine Holland wohl mit in der ersten Reihe. Seine Selbständigkeit durch

fast achtzigjährige Kriege erkämpfend, litt, duldete, opferte und erwarb es so viel, daß ihm seine religiöse und politische Freiheit das köstlichste Kleinod ward. Das Volk kennt und bewahrt seine Geschichte; sie lebt in seiner Erinnerung, in Denkmalen, Erzählungen und Sitten. Es hat in seinem Nationalgefühle seine Eigenthümlichkeiten bewahrt, wie wenige andere Völker. Durch seinen Handel mit der Welt im Verkehr, schloß es sich andererseits, durch seine geographische Lage begünstigt, vollständig ab. Stolz wies es fremde Einflüsse zurück, und suchte sich aus sich selbst heraus zu bilden, und in jeder Beziehung seine Selbständigkeit zu bewahren. Wie es in seiner Geschichte lebt, so folgt es der Politik des Augenblicks, das bezeugen die vielen Zeitungen, die in dem kleinen Lande gedruckt und, der Sprache wegen, nur im Lande gelesen werden, die Theilnahme, die den, im Staatsblatte gedruckten, Reden der Kammerdebatten geschenkt wird, die lebhafte Betheiligung an den Wahlen, und endlich das Verhältniß, in dem die Wähler fortdauernd zu ihren Abgeordneten stehen. Die Holländer wissen, was sie wollen, sie verstehen ihren Willen mit Zähigkeit, Ruhe und Ausdauer geltend zu machen und zeigen eine große parlamentarische Bildung, so daß mancher berühmte deutsche Mann von ihnen lernen könnte.

Wie sie sich aber in künstlerischer und allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu den Deutschen verhalten, ist eine andere Frage. Es möchte nicht uninteressant sein, zu hören, wie der Staatsmann darüber urtheilt, der jetzt an der Spitze des Ministeriums steht, und mit seltener Consequenz noch heute jedes Wort vertritt, das er je öffentlich gesagt oder geschrieben hat. So gab er 1860 eine kleine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze heraus, die schon von 1836 ab in Zeitschriften erschienen. Unter diesen „historischen Skizzen" finden wir einen kritischen Artikel unter der Aufschrift: „Unsere Beziehungen zu Deutschland," den der Minister Thorbecke, damals noch Professor zu Leyden, 1837 schrieb. Wir theilen ihn hier in deutscher Sprache zum erstenmale mit:

„In Nr. 36 der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (1837) giebt ein Geschichtsforscher von Ruf, Herr Heinrich Leo, eine ausführliche Recension über eine Anzahl Verhandlungen, die aus der Leydner historisch-publicistischen Schule hervorgegangen sind.

In der Einleitung zu dieser Recension nimmt der deutsche Schriftsteller den Niederlanden übel, daß sie sich staatlich und literarisch von Deutschland scheiden. Er sucht die Ursache dieser Trennung vorzüglich in der Selbständigkeit, die wir im 16. Jahrhundert erwarben, und in der glänzenden Rolle, welche die Republik in Europa spielte. Er ruft uns wie verlorene Söhne in das väterliche Haus zurück.

Die Folgerung, die Herr Leo von der Erscheinung, über die er sich beklagt, zieht, entspringt aus einem Mißverständnisse. Der Schriftsteller bedenkt wohl, was wir waren, aber nicht was Deutschland war. Unsere staatliche Absonderung von Deutschland, seit dem Aufstande gegen die spanische Herrschaft, war viel weniger unsere Schuld, als die Deutschlands.

Der Schriftsteller gehe die Geschichte unserer Beziehungen zu Deutschland durch, und er wird es selbst so finden.

Aber unsere Trennung in Literatur und Kunst? Herr Leo sagt selbst: „Allerdings haben die Niederländer im 16., 17., 18. Jahrhundert Herrliches gebaut, gemalt, gedichtet, geredet und sonst dargestellt."

Was waren damals deutsche Literatur und Kunst? Der Schriftsteller vergißt, daß damals weder deutsche Literatur noch Kunst bestand, an die wir uns hätten anschließen können.

Herr Leo frage sich selbst, welcher Geist noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Ausübung von Kunst und Wissenschaft in Deutschland herrschte, und sage uns, ob wir unseren Vortheil dabei hätten finden können? War das Zwielicht, das seit Christian Thomasius damals kaum zu tagen begann, ein Licht, dessen wir bedurften? Oder hätte Hr. Leo gewünscht, uns zu Gottsched in die Schule zu schicken?

Hr. Leo lasse sich die Wahrheit gefallen; Deutschland ist langsamer und später als wir, als andere Länder modern geworden. In Sprache, in Geschichtschreibung, in Wissenschaft und Poesie waren wir Deutschland bis zum letzten Drittheile des 18. Jahrhunderts voraus. Bis zu dieser Zeit konnten wir nicht mit Deutschland denselben Weg verfolgen, ohne zurück zu gehen. Während die Deutschen noch an der Küste mit Gegenwinden kämpften, waren wir längst in voller See.

Von diesem Zeitpunkte an hat die deutsche Sprache und Literatur einen wunderbaren Aufschwung genommen, und Deutschland ist in Gelehrsamkeit und Wissenschaft das erste Land, das Herz Europa's geworden. Seit dieser Zeit sind wir zurückgeblieben. Die staatlichen und andern Umstände, unter denen es geschah, wollen wir nicht zu unserer Entschuldigung geltend machen. Wir hatten Unrecht. Wir verdienen und wir erkennen viele von den Vorwürfen, die uns der Schriftsteller macht. Wir haben, wenn auch nicht so allgemein, wie der Herr Leo zu denken scheint, aber doch in vieler Hinsicht von unserm Kapitale und von unserem alten Ruhme fortgelebt. Durch die Vorbilder des klassischen Alterthums, durch die Formen einer früheren englischen und besonders französischen Literatur, durch unsere eigene Vergangenheit, lassen wir unsere ursprünglichen Kräfte binden. Die Mittelmäßigkeit nimmt bei uns einen breiten Raum ein; es werden Bücher bei uns geschrieben und mit Erbauung gelesen, die anderswo nur den Erfolg haben würden, die gänzliche Unfähigkeit des Autors einem Jeden augenfällig zu machen; allerhand persönliche Bedenklichkeiten und Befürchtungen stehen dem Auftreten einer kernigen Kritik im Wege; viele Namen ohne Gehalt haben bei uns, blos ihres öffentlichen Stempels wegen, couranten Werth; es ist bei uns möglich, daß Jemand als geachteter Schriftsteller lebe und sein Leben beschließe, ohne etwas für die Wissenschaft gethan oder jemals einen eigenen Gedanken gehabt zu haben. Wir sehen mehr zurück als vorwärts; wir schätzen oft übertrieben, was früher gethan wurde, was seine Zeit gehabt hat, statt daß wir für die Zukunft bauen sollten. Wir nehmen Regeln an, statt, so handelnd, Regeln aufzustellen. Wir sind mit dem neuen Lebensumlauf Deutschlands nur noch in theilweiser Gemeinschaft.

Es ist Zeit, daß wir nicht blos unsere Väter für uns sprechen lassen, daß wir unsern Platz selbst in der neuen Welt einnehmen. Wir erkennen, daß wir streben müssen, Deutschland mehr als jetzt zur Seite zu kommen. Aber folgt daraus, daß wir nichts zu thun haben, als die Hand Deutschlands zu fassen, um uns von ihm leiten zu lassen? Sollten wir keine andere Aufgabe haben, als die, Variationen auf deutsche Themata zu machen? Ist darum unsere Bahn schon durchlaufen, weil wir eine Weile still standen?

Wir sind Niederländer, wir sind keine Deutschen. Nichtsdestoweniger erkennen wir unsere Geist- und Blutsverwandtschaft an, ja wir rühmen uns derselben. Wir sind ein Glied des germanischen Europa, aber wir sind es mit Freiheit; ein Glied, das nicht allein Bewegung empfängt, sondern auch seinerseits mittheilt; ein Organ, auf das viele fremde Elemente anders als auf Deutschland einwirken. Unsere Lage ist in der Mitte

zwischen Deutschland und England. Während in Deutschland eine abstrakte, subjective, beschauliche Wirksamkeit auf sich selbst ruhen und sich mit der Welt begnügen kann, die sie sich schafft, finden wir uns, in Folge unserer natürlichen, sittlichen und staatlichen Zusammensetzung immer unter dem Einflusse des Sinnlichen, Auswendigen, Objectiven, der Gesellschaft und Wirksamkeit.

Den eigenthümlichen Genius, der uns in Kunst und Wissenschaft, es sei viel oder wenig, geschenkt wurde, müssen wir, wie unsere staatliche Selbständigkeit autonomisch entwickeln.

Es giebt kein Land, mit dem wir staatlich so viele Interessen gemeinsam haben, als mit Deutschland. Folgt hieraus, daß wir uns dem deutschen Körper einverleiben, oder ein Glied des deutschen Bundes werden müssen? Grade das Gegentheil! Wir können wohl unabhängig neben Deutschland, mit und für Deutschland handeln, wir können uns aber Deutschland nicht, wie ein Theil dem Ganzen, unterordnen, ohne dies auf Kosten unserer eigenthümlichen Kraft und Bestimmung und dessen, was wir uns selbst und Anderen schuldig sind, zu thun. Wir wollen nicht rechnen, was Deutschland der Republik zu danken hat. Laßt uns lieber dankbar sein, als Dankbarkeit fordern. Man erlaube uns nur, zu fragen, ob die Republik das, was sie im Allgemeinen, was sie selbst für Deutschland im Besonderen war, hätte sein können, wenn sie ein deutsches Land gewesen wäre?

Was auf dem Gebiete der Politik und Diplomatie wahr ist, gilt eben so auf dem der Sprache, Poesie und Kunst. Wenn wir ohne Verbindung mit dem deutschen Genius, oder selbst im Kriege mit ihm, unsere Individualität zu entwickeln suchen, verkennen wir die Grundlage unserer Nationalität und die mächtigste Hülfe unserer Kräfte. Wir haben einen gemeinsamen Mittelpunkt mit Deutschland, wir haben aber zugleich auch einen eigenen Mittelpunkt in uns selbst; wir haben nicht nach einem und demselben Ton, sondern nach Harmonie mit Deutschland zu trachten. Verschieden, aber nicht abgesondert, haben wir unsern Theil des großen Familienguts zu verwalten und zu vermehren.

Deutschland ist ein unermeßlicher Arbeitsplatz, der unsere ist sehr beschränkt. Wir können nicht alle deutschen Stoffe zu den unsern machen, noch verarbeiten. Viele dieser Erzeugnisse müssen wir in der Form, in welcher sie uns geboten werden, wie fremde Früchte beschauen und genießen, ohne sie deshalb weniger hoch zu achten. Dies hindert nicht, daß noch unnennbar viel übrig bleibt, in dem wir Deutschland als Lehrmeister erkennen. Giebt es deshalb nichts, was wir auf unsere Art, durch uns selbst könnten? Dürfen wir deshalb unsern Erzeugnissen nicht unseren Gehalt, unsere Form geben?

Daß wir dies vermochten, hat die Geschichte in einer Zeit gelehrt, in der bei unseren deutschen Brüdern keine Mitwirkung, kein Muster zu finden war. Und nun uns der deutsche Geist beisteht und vorleuchtet, sollten wir es nicht können? Wir sollten nicht mehr aus eigenen Augen sehen können, weil es neben uns an dem deutschen Himmel hell geworden ist?"

Das Bild, das uns hier der Leydner Professor von dem geistigen Leben und Wirken der Gegenwart Hollands entwirft, ist wahrlich kein glänzendes. Wir erinnern aber daran, daß dieser Aufsatz ursprünglich 1837, also vor fast 30 Jahren geschrieben wurde, wo der Verfasser im Beginn seiner Laufbahn und Wirksamkeit war. Eine Nation aber, die solche starke, klare und selbstbewußte Geister hervorbringt, ist noch nicht abgestorben; werden sie von der allgemeinsten Verehrung getragen, so muß ihr Einfluß groß sein, besonders wenn sie an die Stellen berufen werden, die ihrer Thätigkeit und ihren Gaben den unbeschränktesten Spielraum gewähren. Was er im stolzen Nationalgefühl voraussagt, ist durch die Zeit gerechtfertigt; ein neues, frischeres Geistesleben ist in den Niederlanden erwacht, die Sprache ist eine andere geworden, man bedient sich ihrer mehr und lieber als der früher in der Gesellschaft, selbst im häuslichen Leben bevorzugten fremden. Die Literatur hat einen unerwarteten Aufschwung erhalten, und die Künste werden gefördert, ja, wenigstens die Malerei, vorzugsweise gepflegt und unterstützt. Wollte der Minister Thorbecke jetzt wieder ein solches Bild entwerfen, es würde in viel helleren Farben glänzen können.

England.

Das Kriminal-Irrenhaus in England.

In dem hochgespannten, dichten Leben der Engländer mit ihren starken Versuchungen, Leidenschaften, Speisen, Getränken und — Entbehrungen werden mehr Geistesfugen gesprengt und mehr Köpfe (oft schon von Mutterleibe an) verschroben und verrückt, als irgendwo unter ruhigen und „regierteren" Völkern. Wo so viel Kraft frei und entfesselt ge- und verbraucht wird, ist Mißbrauch derselben nur der dunkle Schlagschatten zum Lichte. Und wo so viele entfesselte Kräfte oft nach einem und demselben Gute gieren und greifen, erscheint der Mitbruder und Mitbewerber oder Sieger als grimmigster Feind, der Mordlust erweckt und nicht selten zum Morde treibt. Jedem Morde geht eine Art Wahnsinn voraus, aber nur ein Theil der Mörder wird wegen ausgeprägter Geistesstörung vom Galgen losgesprochen und zum Gefängniß im Kriminal-Irrenhause „so lange es der Königin beliebt" (during Her Majesty's pleasure) d. h. auf zeitlebens verurtheilt.

Diese wahnsinnig befundenen Mörder wurden früher in Bedlam und anderen Irrenhäusern untergebracht; neuerdings häufte sich aber deren Zahl und Gefährlichkeit in dem Grade, daß man es für nöthig hielt, ein eigenes „Kriminal-Irren-Asyl" (Criminal Lunatic Asylum) zu erbauen.

Es ist jetzt fertig und reich bevölkert. Besuchen wir es unter Leitung und Belehrung des Hauptarztes, des Deutschen Dr. Meyer.

Es ist eine kurze Tour von London auf der Südostbahn. Wenn wir aus den freundlichen, dicht mit Villa's und Parks besäeten Hügelgegenden in Fichtenwaldebenen hineindampfen, ist's nicht mehr weit, denn in diesem Fichtenwalde oben auf einer sandigen Höhe erheben sich die rothen Sandstein-Paläste, umgeben von hoher Mauer, welche zusammen das „Broadmoor-Asyl," dieses Kriminal-Irrenhaus ausmachen.

Von Außen sieht die Anstalt ungemein malerisch und großartig aus auf ihrer Höhe und in dieser wilden Umgebung. Es könnte ein Crösus von Lord den Einfall gehabt haben, sich hier diese rothen Sandstein-Paläste zu bauen. Man ahnt nichts von der Bestimmung und dem Charakter der Bewohner. Blos die grimmigen hohen Mauern ringsum erscheinen nicht recht geheuer. Sie sind denn auch die unübersteigliche Grenze, welche die Bewohner für immer von der übrigen Welt trennt. Aus diesem Asyl giebt's keinen Weg hinaus für die einmal Angesiedelten. Mag die Vernunft hell und fest wiederkehren, auch der vollständig Genesende bleibt hier bis zum Tode, und selbst sein

Leichnam wird nur auf dem Friedhofe der Anstalt der ewigen Ruhe übergeben. Im Essen und Trinken, in Wohnung und Aufwartung, freier Verfügung über ihre Zeit zum Spielen, Spazierengehen, Schreiben und Lesen oder Annahme von Besuchen sind sie freie Herren und werden mit der größten Schonung und Humanität behandelt.

Es steht ihnen fast Alles frei, aber heraus aus diesen Mauern kommt Niemand wieder, unter keiner Bedingung.

Das erscheint entsetzlich hart, aber man hat wieder und immer wieder die Erfahrung gemacht, daß diese Art von Mordwahnsinnigen (nicht Selbstmordsüchtige), auch geheilt in der Freiheit immer wieder wahnsinnig und Mörder wurden. Wahnsinnige dieser Art wurden in Irrenhäusern vollständig wieder hergestellt und entlassen. Das ruhige, gesunde Leben in den neueren englischen Irrenhäusern; der Schutz vor den Leidenschaften und Aufregungen vernünftiger und civilisirter Menschen, die nicht selten auch starke Geister um den Verstand bringen, gute, humane und ärztliche Behandlung brachte das gestörte Gefüge des Geistes wieder so in Ordnung, daß sie als vollständig geheilt entlassen wurden. Aber wieder von den rauhen Stößen des Schicksals draußen erschüttert, umheult von dem Wahnsinn der Vernünftigen und der nervösen Aufregung dieses erbarmungslosen Menschengetriebes, verloren sie bald wieder das schwache Gleichgewicht der Geisteskräfte, die sich nur mit mehr Energie und List und dem geschärften Bewußtsein einer Pflicht auf den einen Punkt richteten, so gründlich und grausam wie möglich zu — morden. Einige wurden sofort nach dem ersten neuen Morde, andere erst nach mehreren wieder gesichert und nun auf ewig dem Broadmoor-Asyl übergeben.

Einige davon haben bis jetzt ihre Mordlust beibehalten, Andere sind unter der humanen und moralisch festen Behandlung des Dr. Meyer scheinbar wieder ganz gesund im Geist und Körper. Aber an eine Befreiung und Entlassung ist nicht zu denken. Eine Verurtheilung zu Broadmoor wegen mörderischen Wahnsinns ist gleich dem Tode, aus welchem es auch keine Rückkehr zum irdischen, freien Leben giebt.

Doch hinein durch die hohen, doppelten Eisenthore, hinein unter diese fünfhundert Menschen unglücklichster Art, deren natürlich und physisch verunstaltete Körper- und Kopfbildung zu schwach war, um den Leidenschaften und Mißtönen des Lebens Widerstand zu leisten, die in krankhafter Eifersucht, in krankhafter Ruhmsucht und Eitelkeit, in krankhaftem Hasse gegen gewisse Menschen und Formen des Lebens sich durch Mord Verdienste zu erwerben meinten und zum Theil auch jetzt noch von listig versteckter Leidenschaft glühen, zu morden. Es sind über 400 Unglückliche männlichen und etwa 60 weiblichen Geschlechts. Sie zusammen haben beinahe Eintausend Menschen gemordet, Manche darunter ihre nächsten Angehörigen, ihre ganze Familie.

Auf dem Spielplatze für die weiblichen Bewohner amüsirten sich etwa ein Dutzend Weiber und Mädchen mit dem beliebten Criquetspiel. Man sagte uns, daß diese über dreißig Mordthaten begangen hätten.

Doch wir kommen zunächst in den Haupttheil der Gebäude und zuerst zu dem Versammlungs-, Speise- und Spielsaal der Männer zu ebener Erde, und den Schlaf- und Krankenzimmern oben drüber.

Der Versammlungssaal ist ziemlich voll. Einige spielen, Andere sprechen, Andere starren vor sich hin. Einige der Nächsten springen auf, um den Dr. Meyer mit allen möglichen Bitten und Beschwerden oder Drohungen zu überfallen. Er aber weist sie freundlich, fest und mit Erfolg zurück und vertröstet sie auf eine gelegenere Zeit. Es sind Männer jedes Alters und sehr verschieden in Gestalt, Ausdruck, Kleidung, aber Alle gleich in dem verbrecherischen Typus ihrer Kopf- und Gesichtsbildung. Wer mit den Bewohnern der Gefängnisse vertraut ist, weiß, was wir unter verbrecherischem Typus verstehen: eine Organisation, die sofort eine niedrige und verschobene geistige Entwickelung verräth, kleiner Kopf, enge, nach hinten geschobene Stirn, ruhelose, mißtrauische, geheimnißvoll gläserne oder starre Augen, schwächlicher Körper, meist unter mittlerer Größe. Diese Zeichen des Kriminal-Wahnsinns treten hier besonders auffallend, massenhaft und ausgeprägt auf. Lauter kleine, unnatürlich geformte Köpfe, enge, nach vorn hängende, oft ungleiche Schultern, schwacher Gliederbau, schiebender, stoßender, schlürfender, unregelmäßiger Gang. Das sind die „Leute von der Königin Belieben" „Her Majesty's pleasure people," wie sie sich selbst am Liebsten nennen, um mit einer gesetzlich gebräuchlichen, verhüllenden Phrase („during Her Majesty's pleasure" d. h. auf Lebenszeit) ihre eigne schreckliche Lage verschönernd zu bezeichnen.

Unser Eintreten und Umhergehen macht, nach Abweisung der ersten Attaque gegen Dr. Meyer, wenig Eindruck. Die Meisten lesen, schreiben, spielen oder stieren weiter. Andere schreiten wie wilde Thiere im Käfig unruhig hin und her. Und hier kommt Einer mit großen, steifen, karrikirt majestätischen Schritten heran, der einst sogar der Königin gefährlich war und geschworen hatte, entweder ihre Hand und ihr Herz zu haben, oder ihr Leben. Hier ist auch noch Edward Orford, der vor mehr als zwanzig Jahren die Königin beinahe tödtete, jetzt der musterhafteste Bewohner der Anstalt, dessen höchster Ehrgeiz es ist, zu der ersten „Aufführungs-Medaille" auch noch die zweite zu gewinnen. Das Irrenhaus ist in England der einzige Platz, wo Ordensbänder in größter Anzahl vertheilt und getragen werden. Ein wilder, schwacher, friedlicher, blödsinnig ausdrucksloser Mensch, der uns gezeigt wird, ist der einst die Welt mit Entsetzen erfüllende Capitän Johnston, der einst alle Matrosen und Mannschaften seines Schiffes auf offenem Meere niedermetzelte. Macnaugton, der Mörder des berühmten Drummond ist noch so mordsüchtig und wahnsinnig wie je und wird stets, so lange er umhergeht, von den Wärtern umgeben. Ein Anderer, der besser aussieht, wie die ganze Gesellschaft, war einst Offizier und ermordete binnen einer halben Stunde seine Frau, alle seine Kinder und Dienstboten. Auch er ist ein Muster von gutem Betragen und freut sich auf den in Aussicht gestellten Orden. Da sind auch Manche, wegen Mords angeklagt, als Wahnsinnige freigesprochen, aus Irrenhäusern als geheilt entlassen und wegen neuer Mordthaten zu ewigem Broadmoor verurtheilt.

Einige lesen ziemlich eifrig und lassen sich durch keinen Lärm um sie herum stören. Das sind die Halb-Kurirten, wie sie heißen, die selten sprechen oder gut mit sich sprechen lassen. Die ernsthaft und feierlich Schreibenden setzen in der Regel ungeheure Eingaben oder Klagschriften an den Minister des Innern auf oder füllen Tagebücher, um den einmal inspicirenden „Wahnsinns-Commissären" durch die wahnsinnigsten Beweise zu zeigen, wie gesund und logisch sie seien, und daß sie deshalb sofort entlassen werden müßten.

Die Wahnsinnigsten von Allen sind die, welche Dr. Meyer oder die Aufseher mündlich mit den Beweisen ihrer geistigen Gesundheit überfluthen.

„Merken Sie sich's," ruft Einer mit furchtbarer Feierlichkeit, „daß ich Sie für gewaltsame Zurückhaltung verantwortlich mache,

nachdem mich selbst das Gericht freigesprochen. Ich will nicht länger unter diesen Wahnsinnigen leben. Sie dürfen das selbst nicht zugeben, da ein einziger Vernünftiger unter ihnen sie nur beunruhigt und ihr Uebel verschlimmert."

Dies ist gerade einer von den Gefährlichsten, ein Mörder, der immerwährend darauf speculirt, sich ein Messer oder sonst eine Waffe heimlich anzueignen und davon Gebrauch zu machen.

Aber im Ganzen sind die Bewohner dieses „Blocks" verhältnißmäßig harmlos. Den Wuthausbrüchen, die dann und wann wiederkehren, gehen immer Anzeichen voraus, die den Doctoren und Aufsehern bekannt sind. Sie werden dann beim ersten Auftreten derselben in besonders wattirte und sichere Räume eingeschlossen, bis der Anfall vorüber ist.

Die wirklich und immer Gefährlichen, die zum Theil immer auf Mord und Blutvergießen studiren und lauern und sich gegen die unübersteiglichen Hindernisse Mordinstrumente dazu zu verschaffen suchen, diese „Schrecken von Broadmoor" wohnen in einem besonders starken Blocke (strong block). Während wir uns näherten, erblickten wir zwischen einer Reihe verschiedener Käfige oder langer Gänge zwischen hohen, starken Eisengittern eine Anzahl derselben sich Bewegung machen, d. h. sie schritten und taumelten, schoben und schlürften stumm und mit unheimlich umhergeworfenen Blicken an einander und den Wärtern vorbei, die wie Thierbändiger in Tiger- und Löwenkäfigen die Unglücklichen immer scharf im Auge behalten, da ein bloßes Wegsehen oft die durch Vernunftaugen niedergehaltene Mordlust entweder gegen einander oder gegen die Wärter zum Ausbruch entfesselt.

Als wir näher an eine solche Vergitterung traten, packte ein dünner und magerer Mensch ein paar Stäbe derselben, schüttelte sich daran grimmig und stieß aus furchtbar verzerrtem Gesicht und Mund eine wirre Masse von Flüchen gegen uns aus. Dr. Meyer trat dicht heran, sah ihm scharf in's Auge und ermahnte ihn mit ruhigen, sanften Worten. Da kroch er furchtsam davon; so wie er uns aber nicht mehr sah, brach er in ein entsetzliches Gelächter aus und lief dann, in sich hinein fluchend, auf und ab. An seiner Stelle erschien ein Anderer an den Eisenbarren, der Gefährlichste in ganz Broadmoor, ein Wesen, das ganz ohne irgend eine „moralische Anlage" geboren sein soll. Von allen Andern verräth einmal Dieser und Jener einen Flucht- oder Mordplan der Uebrigen; dieser hat noch nie so etwas gethan, sondern ist im Gegentheil stets das Haupt, der Schöpfer und absolute Herr verbrecherischer Pläne. Wie er nie etwas verräth, hat er auch eine dämonische Macht über seine Leidensgefährten, die ihm dienen und gehorchen, und alle seine listig entworfenen Mordpläne geheim halten. Wegen mehrfacher, grausamer Mordthaten auf Lebenszeit hier, ist er der bewachteste, gefürchtetste Hauptbösewicht der alltäglichen Wahnsinns-Tragödie. Wie immer, bittet er auch jetzt wieder den Dr. Meyer mit der tückischsten Maske von Ehrlichkeit, man möge ihn hier herausnehmen und ihm Arbeit geben. Man hatte dies früher versucht, aber gleich gefunden, daß er Arbeitswerkzeuge nur gebrauchte, um eins oder das andere zu verstecken und gelegentlich als Mordwaffe zu benutzen oder dazu einzurichten. Er bekommt jetzt nie ein Werkzeug in die Hand und muß, wie viele Andere, das ihm vorgeschnittene Essen mit einem Hornlöffel zu sich nehmen. Auch die sogenannten Ungefährlichen bekommen, um des Scheines willen, bloß stumpfe Messer und Gabel für geschnittenes gutes Essen. Arbeiten möchten die meisten gern, doch nur die Ungefährlichsten und Andere während ihrer guten Zeit dürfen unter scharfer Bewachung schneidern, schlossern, im Garten graben und pflanzen u. dgl. Dagegen fehlt es nicht an Spielen aller Art, in denen sie ganz freie Wahl haben.

Zwischen einer andern Eisenvergitterung erblickten wir zwei Männer, deren Greuelthaten vor einigen Jahren ganz England mit Grauen erfüllten. Der Eine, P., ermordete seine Mutter und Geschwister, der Andere, W., eine Menge anderer Verwandten. P. grüßte uns ganz freundlich, mit scharfen Verbeugungen und unterthänigen Mienen, und doch überfällt er Jeden mörderisch, der ihm den Rücken wendet und sucht ihn ohne Waffen wenigstens zu erwürgen. Während wir uns nach Anderen umsahen, vernahmen wir einen furchtbaren Schlag und Schrei. Er hatte seinen Nachbar in einer andern Eisenvergitterung, der sich dicht zu ihm heranlocken ließ, einen furchtbaren Schlag auf die Nase gegeben, welche Heldenthat er mit einer Fluth von Wuthausdrücken begleitete. Von Dr. Meyer zur Rede gesetzt, suchte er mit ziemlicher Ruhe und Schärfe zu beweisen, daß er zur Ehre seiner (von ihm ermordeten) Mutter nicht anders habe handeln können. W. habe unehrerbietig von seiner Mutter gesprochen.

Von der Wachsamkeit und Vorsicht, die stets Tag und Nacht geübt werden muß und welche dennoch oft durch größere List der Wahnsinnigen vereitelt wird, hörten wir viele Beispiele. Ich will mich auf einen Fall beschränken. Der erwähnte P. leidet sehr oft unter furchtbarer Mordleidenschaft und weiß sie gleichwohl nach Außen unter freundlichem, ruhigem Benehmen zu verstecken. Eines Tages sagte einer der Mitbewohner des starken Blocks, der P. habe ein Messer. Dr. Meyer begab sich mit den Wärtern sofort zu dem Beschuldigten:

„Mr. P., ich weiß, daß Sie hier ein Messer in Ihrem Schlafzimmer versteckt haben. Geben Sie's gefälligst heraus, da es gegen die Hausordnung ist." —

„Ich — ein Messer? Weiß ich nicht, daß es gegen die Hausordnung ist? Hab' ich diese jemals gebrochen? Aber ich weiß schon, daß mich wahnsinnige Menschen gern verleumden. Das kommt davon, daß man mit solchem Gesindel eingeschlossen wird. Ich habe kein Messer."

„Gut. Aber Sie müssen sich untersuchen lassen. Also kommen Sie mit!"

Und der Doctor und die Wärter führten ihn in eine Strafzelle, entkleideten ihn ganz und gar, gaben ihm ganz neue Kleidung und untersuchten die alte. Aber es fand sich kein Messer. Genauere Nachforschungen ergaben, daß P. durchaus ein Messer haben müsse.

So läßt ihn Dr. Meyer wieder in die Strafzelle führen: „Da Sie durchaus ein Messer haben, wie versichert wird, und Sie kein's herausgeben, so müssen Sie in dieser Strafzelle bleiben und dem Tabak entsagen, bis Sie ein Messer gefunden haben. Denken Sie deshalb darüber nach, wo und wie sich ein Messer finden lasse, und sagen Sie's mir, wenn Sie eins gefunden haben."

P. protestirte und jammerte, daß er als Opfer wahnsinniger Anklagen leiden solle, aber es half ihm nichts. Er blieb eingesperrt in der Strafzelle und ohne Tabak.

Nach acht Tagen erzählte er Dr. Meyer, daß er ihm etwas ganz Besonderes zeigen könne, wenn er allein mit ihm in sein früheres Schlafzimmer kommen wolle. Dies wurde sehr natürlich verweigert. Darauf vergingen 14 Tage, die hingereicht zu haben schienen, den Hartnäckigen zu brechen. Er versprach, mit dem Doctor und den Wärtern in das Schlafzimmer zu gehen. So führten sie ihn hin und sahen lange und erwartungsvoll zu, was er aus seinen sonderbaren Untersuchungen herausbringen würde. Er schob sein Bett weg, kniete nieder und zog sorgfältig

ein Aststück aus der Diele, das in ein Loch paßte, wie ein Pfropfen. Dann holte er aus einem andern Winkel seines Zimmers ein Fläuschchen Baumwolle, an welchem eine zum Hacken gekrümmte Stecknadel befestigt war. Damit angelte er in die Oeffnung der Diele hinein und bemühte sich lange emsig, etwas damit zu fassen und zu fangen. Nach langem Bemühen fischte er endlich ein Stück Wollenfaden heraus und brummte ärgerlich, daß dies Alles sei, was er Geheimnißvolles zu zeigen habe. Dr. Meyer dachte anders und meinte, daß der Faden ein Ende haben müsse, zog ihn also vollends heraus und am Ende desselben ein Messer scharf und blank.

Dies ist eine von den vielen kleinen, charakteristischen Geschichten von Broadmoor, die sich alle um zwei Ziele und Ideale drehen: Mittel und Wege zu einem Mord oder zum Entfliehen zu gewinnen. Und alle Arbeit und aller Scharfsinn der Leiter, Aufseher und Wärter ist auf Vereitelung dieser beiden Zwecke gerichtet.

Flucht ist nicht möglich, wenn man bedenkt, was für Mauern und Wachen es hindern. Und auch die Mordwüthigsten werden ohne Fesseln und Zwangsjacken so behandelt, daß jeder Versuch, so oft er auch vorkommt, vereitelt wird. In die Zellen der Gefährlichsten und Unbändigsten gehen nie weniger als drei Wärter auf einmal, die vorbereitet und stark genug sind, den Anfall gegen Einen durch bloße Kraft der Arme abzuwehren. Auch ist die Gewalt des vernünftigen, festen Auges und Geistes wunderbar. Dr. Meyer bändigt fast jeden Wuthausbruch durch festes Auge und Wort.

Auch eine ganz kleine Aufseherin unter den Unglücklichen weiblichen Geschlechts bekundete diese Ueberlegenheit sehr schlagend. Eine riesige, entsetzlich aussehende Irländerin empfing uns mit einer Fluth kreischender Schimpfreden und drohte, sie werde es mit uns auch so machen, wie mit Ned Nayler, ihrem Manne, den sie ermordete. Da trippelte eine kleine Frau herbei, mit Schlüsseln klirrend und fest nach dem Ungeheuer in die Höhe blickend. Die riesige Irländerin fuhr beinahe bis zur Hälfte ihrer Größe zusammen und schlich beschämt und stumm davon.

Wir waren auch ziemlich stumm, als wir aus dem großen Thore in die Freiheit hinaustraten. Unser Dank für Selbstbewußtsein und Vernunft war heiß, aber lautlos.

Kleine literarische Revue.

— **Der Cäsar Napoleon's I.** Im Jahre 1836 veröffentlichte Marchand, der frühere Kammerdiener Napoleon's I., dem er auf St. Helena zugleich als Sekretair gedient hatte, einen Précis des guerres de César, welchen ihm der Kaiser dort in die Feder diktirt hatte, mit dem Auftrage, die Arbeit später zu veröffentlichen. Diese Arbeit ist zur Zeit, nach den vielen Publikationen über Napoleon auf St. Helena, die ein näheres Interesse darboten, ziemlich unbeachtet geblieben. Gegenwärtig jedoch hat das Werk des Neffen über Cäsar die Aufmerksamkeit auch wieder auf die Arbeit des Onkels gelenkt, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn dieselbe jetzt gleichzeitig in zwei deutschen Uebersetzungen erschienen ist. Die uns vorliegende von W. Liphard*) hat das Verdienst, ebenso gewandt als verständlich zu sein, da der deutsche Bearbeiter es an Fleiß, sowie an wissenschaftlichen Erläuterungen nicht hat fehlen lassen. Wir kommen wohl gelegentlich noch auf diesen ersten Napoleonischen Cäsar zurück.

*) Geschichte Julius Cäsar's, von Napoleon I. Aus dem Französischen übersetzt von W. Liphard. Mit zwei lithographirten Tafeln. VIII. und 168 S. Berlin, S. Mode, 1865.

— **Michael Neander's deutsche Sprichwörter.***) Unter diesem Titel ist ein Werkchen erneuert worden, das bis jetzt für verschollen galt und selbst dem fleißigen Gödeke nicht zugänglich gewesen ist. Derselbe erwähnt in seinem Grundriß (§. 103) nur, daß ein Schüler Neander's, der Braunschweiger Prediger Petri, dem wir in seinem Werke: „Des Teutschen Weisheit, Hamburg 1604 ff." eine sehr reichhaltige Sprichwörter-Sammlung verdanken, in dem genannten Werke ausdrücklich auf die „Veterum sapientium Germanorum sapientia" sich beziehe, die in Neander's „Ethica vetus et sapiens" enthalten sei. Von diesem Werke war bis jetzt nur ein Eislebener Druck vom Jahre 1581 bekannt, der in seinen beiden Bänden nichts von deutschen Sprichwörtern enthielt. Vor Kurzem ist es nun Friedr. Latendorf geglückt, in der Gymnasial-Bibliothek zu Schwerin einen Leipziger Druck vom Jahre 1590 zu finden, der in seinem dritten Bande unter dem schon angeführten Separattitel über 600 deutsche Sprichwörter enthält**), während die beiden ersten Theile Aussprüche lateinischer Autoren enthalten. Wie sich aus der den Sprichwörtern beigegebenen Dedication an Neander's Bruder ergiebt, sind diese erst im Jahre 1585 hinzugekommen. Dieser Fund ist durchaus nicht zu unterschätzen, denn während wir in der liebevollen Aufmerksamkeit, die Neander dem deutschen Volksthum durch das Sammeln dieser Sprichwörter gewidmet hat, einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik dieses großen Lehrers erhalten, während ferner die schon erwähnte Dedication die überraschendsten Aufschlüsse über das bis jetzt fast ganz unbekannte Jugendleben Neander's bietet, ist die Sprichwörter-Sammlung selbst so vortrefflich, daß sie die ihr gewordene Erneuerung mit vollem Rechte verdient. Ja, es mag sogar bedauert werden, daß der liebenswürdigen, gemüthvollen und durch ihr biographisches Material besonders wichtigen Dedication, die Referent nur aus dem Leipziger Exemplar kennt, nicht auch eine solche Erneuerung zu Theil geworden ist. Der Vorzüge, welche unsere Sammlung vor den vielen Sprichwörter-Sammlungen des sechszehnten Jahrhunderts auszeichnen, sind zwei. Der erste besteht in dem seltenen Wohllaut der Sprache. Wir finden in dieser Sammlung manchen Spruch, der uns wohl bereits bekannt war, aber in einer wenigen schönen Form, die den schönen rhythmischen Fall oder den Reim, oder beides zugleich, aufgegeben hatte. Beispiele zu diesem Satze finden sich fast auf jeder Seite des Büchleins. Der andere Vorzug der Sammlung ist der Reichthum an sogenannten apologischen Sprichwörtern, die eigentlich eine in kürzeste Form gefaßte Anekdote sind, und deren unsere Sammlung 51 aufweist; eine sehr große Zahl, wenn man bedenkt, daß die vielleicht zehnmal größere Sammlung von Seb. Frank deren kaum 10 enthält, und daß man von solchen Sprichwörtern wenig oder fast nichts gewußt hat, bis Edm. Höfer in seinem Werkchen: „Wie das Volk spricht", bewies, daß auch unsere Zeit noch durchaus nicht arm an ihnen ist. Das Wichtigste aber ist, daß die von Neander mitgetheilten fast sämmtlich für uns neu sind. A. R—r.

*) Michael Neander's deutsche Sprichwörter. Herausgegeben und mit einem kritischen Nachwort begleitet von Friedr. Latendorf. Schwerin, 1864, Stiller'sche Hofbuchhandlung.

**) Auch auf der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig befindet sich ein Exemplar dieser Leipziger Ausgabe.

— **Pym und Strafford.** *) Eine Episode aus dem historischen Trauerspiele Karls I. von England, den Tod Strafford's, hat der Verfasser des vorliegenden Drama's, Herr C. F. Flemming, bearbeitet. Den Kampf der Volkspartei mit der Hofpartei führt er uns vor, und zwar mit allen den Leidenschaften und Intriguen, die wechselweise über einander den Sieg davontrugen — einen Sieg jedoch, der, wie schließlich die Hinrichtung des Grafen v. Strafford, nur den Keim größerer und furchtbarerer Ereignisse, Schrecknisse und Niederlagen in sich trug. Der Dichter hat mehr ein Stück Geschichte in ihrem warnenden und belehrenden Reflex, als ein dramatisches Gebilde uns geliefert. Gleichwohl sind ihm auch poetische Befähigung und ein künstlerischer Formensinn nicht abzusprechen. Bemerkenswerth erscheint, daß diese historisch-politische Tragödie im Verlage einer Buchhandlung zu Kowno in Rußland angekündigt ist.

— **Novellistische Novitäten.** Von den gesammelten Romanen der schwedischen Novellistin Marie Sophie Schwartz, übersetzt von August Kretzschmar, erscheint jetzt eine wohlfeile Ausgabe zu 10 Sgr. der Band **) In Schweden ist man über den großen Beifall, den diese Schriftstellerin in Deutschland findet, etwas verwundert, da man dort nichts weniger, als sehr begeistert für die Arbeiten der Frau Schwartz ist.

Das neueste novellistische Erzeugniß Friedrich Gerstäcker's spielt in der centralamerikanischen Republik Ecuador und heißt: „General Franco" ***) Es bildet zugleich die erste Abtheilung einer Bilogie unter dem Titel „Zwei Republiken", deren zweite Abtheilung wohl in Costarica spielen dürfte. Das Leben und Treiben in diesen kleinen, amerikanischen Staaten lernen wir hier in unterhaltendster Weise kennen.

„In Banden frei," †) ist ein Roman der Verfasserin von „Zwei Schwestern", „Wider die Natur" u. A., die den Autornamen, Rahel angenommen, was um der berühmten Frau willen, die man in der Literatur unter diesem Namen kennt, nicht ganz in der Ordnung ist. In dem neuen Romane schildert die Verfasserin, wie in ihren zur Zeit mit Beifall aufgenommenen „Zwei Schwestern", die Konflikte des Judenthums mit dem politisch unfreien Staate und mit der humanistisch unfreien Gesellschaft. Es ist ein reiches Lebensbild, das uns hier gezeigt wird. Sowohl die das Ganze beherrschende Idee, als die Ausführung im Einzelnen ist edel und warm. Einige der hier gezeichneten Persönlichkeiten, besonders mehrere Frauen-Charaktere, sind dem wirklichen Leben entnommen, und wir haben darin einige verstorbene, von ihren Zeitgenossen hochverehrte Frauen der israelitischen Gemeinde von Berlin erkannt. Das Buch gehört zu den besseren Erzeugnissen der neuesten Roman-Literatur.

Literarischer Sprechsaal.

In dem Artikel über die preußische Marine in Nr. 13 des „Magazin" haben wir einen kleinen Irrthum zu berichtigen. An dem daselbst hervorgehobenen ersten Ehrentage der preußischen Flotte, am 27. Juni 1849, kommandirte nämlich nicht der damalige Lieutenant zur See I. Klasse, jetzige Contre-Admiral Jachmann den „Preußischen Adler" bei dessen Angriff auf die dänische Brigg „St. Croix", sondern der damals zum Lieutenant zur See I. Klasse ernannte Post-Schiffskapitain Barandon. Der damalige Kommodore Schröder war ebenfalls am Bord und leitete in seiner Stellung das Gefecht.

Das Februar-Heft von A. Petermann's „Mittheilungen" bringt interessante Auszüge aus dem Tagebuche der Frau Baronin v. Gerstdorf über eine Reise in Syrien von Aleppo nach Deir am Euphrat, mit Anmerkungen von Dr. A. D. Mordtmann, dem Vater der Baronin. Letztere ist die Gattin des türkischen Generals, Baron Albert v. Gerstdorf, der, unter der Benennung Omer-Bej, im vorigen Sommer die Aeneze-Araber in der syrischen Wüste unterwarf und kürzlich zum Militair- und Civil-Befehlshaber von Deir ernannt worden ist, wohin er dann mit seiner Gattin von Aleppo abging. Die Reise an den Euphrat führte sie durch eine Gegend die, obwohl der von Xenophon beschriebene Marsch der Zehntausend und die Heereszüge Alexanders des Großen durch diese Landschaften führten, doch in den Berichten der älteren und neueren Geographen, Reisebeschreiber und Historiker sehr selten erwähnt werden. Herr Dr. Mordtmann bemerkt, daß seine Tochter, ohne es zu ahnen, an einer Stelle ihres Tagebuches, wo sie von einer Fuhrt über den Euphrat, Namens Dipsi, spricht, hier ein Problem der vergleichenden Geographie der Alten gelöst habe. Herr M. erkennt nämlich in diesem von keinem andern Reisebeschreiber genannten Dipsi, das auf den Karten den neueren Namen „Scheich Omer" trägt, das alte von Xenophon erwähnte und von Plinius ebenfalls an den Euphrat verlegte Thapsacum und das hebräische „Thiffach" sei, das soviel als „Uebergangsort" bedeutet. In Dipsi sowohl, als überall wohin die Reisenden auf dem Wege nach Deir kamen, wurde Omer Bej (Herr v. Gerstdorf) als ein Held des Tages gefeiert. Es ist jedenfalls interessant, in jenen Gegenden jetzt einen deutschen Soldaten als Oberbefehlshaber zu wissen.

In Leipzig erscheint jetzt eine neue, dem Handel, der Industrie, dem Versicherungswesen und dem Geldverkehr gewidmete Wochenzeitung unter dem Titel „Leipziger Börsenhalle".*) Die uns vorliegende Probenummer, im Formate der „Illustrirten Zeitung", läßt auf eine tüchtige, sachkundige Redaktion schließen. Namentlich der Artikel: „Gold- oder Silber-Währung? Was soll mit den Goldkronen geschehen?" bringt eine ihrer Entscheidung mit täglich zwingender werdender Nothwendigkeit entgegensehende Lebensfrage des deutschen Handels zur Sprache. Wenn wir in Deutschland nicht bald allgemein die Goldwährung einführen, wie es die Hansestadt Bremen längst gethan und wie, im Grunde genommen, auch Preußen schon den Anfang damit gemacht, indem es den Silberwerth der Friedrichsd'or fixirte, so geht, bei dem beständigen Abflusse des Silbers aus Europa nach Asien und Afrika, Deutschland unversehens einer traurigen Geld-Kalamität entgegen.

*) Pym und Strafford. Historisches Drama in fünf Akten. Von C. F. Flemming. Kowno, W. Müller, 1865.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus.

***) 2 Bde. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1865.

†) Berlin, Otto Janke, 1865.

*) Leipzig, E. B. Lorck. Pr. 1¼ Thlr. vierteljährlich.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 15. April 1865. — [№ 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die volkswirthschaftlichen Parteien in Oesterreich. 211. — Oesterreichs Antheil am Welthandel. 213.

England. Zur Frage über das Coalitionsrecht. „Strike“ und „Lock-out.“ 214.

Portugal und Brasilien. Das Portugiesische in Deutschland und die brasilianische Literatur. 216.

Frankreich. Labienus contra Augustus. 219. — Barmherzigkeit für die Kinder. 220.

Nord-Amerika. Charleston am Vorabend seines Falles. 222.

Kleine literarische Revue. Der Telegraph um die Erde. 223. — Deutsche Handwerkslieder. 223.

Literarischer Sprechsaal. Der Moniteur und die von Dümichen entdeckte Tafel von Abydos. 224. — Die Pariser polytechnische Association und der Berliner Handwerker-Verein. 224.

Literarische Anzeigen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist so eben erschienen:

Land und Leute in Ungarn.

Von **Dr. Erasmus Schwab.**

I. Band: **Natur-, Cultur- und Reisebilder.**
8. 1865. 36 Bogen in Umschlag broschirt. 2 Thlr.

Inhalt.

A. **Naturbilder.** 1. Die Tátra. 2. Die Höhlen bei Aggtelek. 3. Die Theiß und das Theißland. 4. Eine Fahrt auf der Theiß.
B. **Culturbilder.** 5. Leben und Treiben auf einem ungarischen Edelhofe. 6. Auf einem ungarischen Pfarrhofe. 7. Hirten auf der Pußta. 8. Arme Gesellen, Betyáren und Räuber. 9. Eine russniakische Wallfahrt. 10. Die Juden. 11. Das Concil der Juden in Nagy-Ida. 12. Metzenseifen und die Metzenseifner. 13. Das deutsche Element im östlichen Oberungarn. 14. Studien über die gewerblichen und industriellen Verhältnisse im östlichen Oberungarn. 15. Wie wurden die deutschen Ansiedlungen in Ungarn slovakisirt und magyarisirt? 16. Die Zigeuner in Ungarn. (218)
C. **Reisebilder.** 17. Von Pest nach Kaschau. 18. Streifzüge im östlichen Oberungarn.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.
XVIII. Bd. 3. Heft. März.

Inhalt. Cäsars Expeditionen nach Grossbritannien von *H. J. Heller* (Schluss). — Die Einbürgerung der Elodea canadensis Rich. in den Gewässern der Mark Brandenburg, von Dr. *Carl Bolle*. — Guarmani's Reise nach dem Negd. Ein Beitrag zur geographischen Kenntniss Arabiens. (Mit einer Karte). — Herrn *Gifford Palgrave's* Bericht über seine Reise durch das Innere Arabiens in den Jahren 1862 und 1863. Vortrag, gehalten in der geographischen Gesellschaft. — Brief des Herrn *Gerhard Rohlfs* an Herrn Dr. *H. Barth*. — Miscellen. — Neuere Literatur. (219)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.
Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Die Grenzboten. (220)
Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 15. Die Suzeränetät über Schleswig. — Die Presse in Schleswig-Holstein. — Römische Geschichte von Theodor Mommsen. — Die Untersuchungshaft in Preußen. — Literatur.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 15. Henry Thomas Buckle über fürstliche Künstler- und Dichter-Protection. — Lorenz Sterne. — Kopenhagen. — Correspondenz-Nachrichten. Hannover. New-York. London. (221)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (222)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 14. Land und Leute in Dahome. — Charles Darwin über die Befruchtung der Orchideen mit Hülfe der Insecten. — Neuere wissenschaftliche Reisen des Marine-Officiers Mansell und des Herzogs von Luynes nach Palästina. — Californien im Jahre 1865. — Sydney im Jahre 1864. — Karl von Scherzer über den chinesischen Theehandel und seine Mysterien. — Die Küste der Mandschurei. — Göppert über die Darwin'sche Transmutationslehre mit Beziehung auf die fossilen Pflanzen. — Du Chaillu's neue Reisepläne in's Innere Afrika's. — Miscellen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

In dem unterzeichneten Verlage erschien so eben: (223)

Dramatische Werke
von
Gisela Arnim.
Dritter Band
Das Steinbild der Cornelia.
Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.
Das Werk ist Herman Grimm gewidmet.
8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann.

III. Gerhard Rohlfs' Tagebuch seiner Reise durch Marokko nach Tuat, 1864. 1. Abschnitt. — Frau Baronin von Gerstdorf's Reise in Syrien, von Aleppo nach Deir am Euphrat, 1864. Mit Bemerkungen von Dr. *A. D. Mordtmann* (Schluss). — Die projectirte Englische Expedition nach dem Nordpol. — Reise von Suakin nach Kassala, November 1864, von *Karl Graf von Krockow*. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karte zur Uebersicht der Reisen von G. Rohlfs in Marokko, 1861—1864, von *A. Petermann*.
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (224)

Oesterreichische Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 13. Reise der k. k. österr. Fregatte Novara. I. Geologie von Neu-Seeland, von Dr. Ferdinand von Hochstetter. — Ueber den Culturzustand der Slaven zur Zeit ihres ursprünglichen Gesammtverbandes. Von J. E. Wocel. (Schluß.) — Neuere Lyrik. Vierter Artikel, von Emil Kuh. — Geschichte des Drama's, von J. L. Klein, besprochen von F. Th. Bratranek. — Kurze kritische Besprechungen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Nr. 14. Memoiren und Briefe. I. Erinnerungen aus meinem Leben, von W. Chezy. — Reise der k. k. österr. Fregatte Novara. — I. Geologie von Neu-Seeland. (Schluß.) — Histoire de Jules César (Tome I. Paris 1865), besprochen von E. Rösler. — Salzburger Volkslieder mit ihren Singweisen. Gesammelt von Maria Vincenz Süß, angezeigt von M. A. Becker. — Der Raub der Polyxena. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunst-Notizen. — Sitzungsberichte. (225)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben: (226)

Zwei Republiken.

Erste Abtheilung:
General Franco.
Lebensbild aus Ecuador.
Von
Friedrich Gerstäcker.
3 starke Bände. 8. broch. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung:
Señor Aguila.
Lebensbild aus Peru.
Von
Friedrich Gerstäcker.
3 starke Bände. 8. broch. 4½ Thlr.

Der Herr Verfasser selbst berichtet über vorstehende beide Werke Folgendes:

„In beiden Büchern schildere ich zwei ferne und fremde Länder, wie ich sie in den Jahren 1860 und 1861 kennen lernte.

„Ich selber war zu jener Zeit zuerst in **Ecuador** während der Revolution und hatte Gelegenheit das Volk und die Stimmung desselben genau zu beobachten, indem ich das ganze Land durchwanderte und viele Monate darin zubrachte. Nach dieser Revolution kam ich nach **Peru**, wo der Zufall es wollte, daß ich mit dem gefürchteten Dictator Franco in Lima in einem Hotel Zimmer an Zimmer wohnte.

„Auch den dortigen Präsidenten Castilla lernte ich persönlich kennen, wie ich jeden Fuß breit des geschilderten Terrains bereiste.

„Ich habe hier den Versuch gemacht, Sitten und Gewohnheiten, Charakter und Scenerie der beiden Länder nach eigener Anschauung genau zu schildern und hoffe, daß der Leser den beiden Erzählungen mit freundlichem Interesse folgen wird.“ **Friedrich Gerstäcker.**

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint so eben der **erste Band in Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr., die einander rasch folgen, ausgegeben wird.

Die erste Lieferung erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Ueber die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes sei es erlaubt, aus dem Feuilleton der Nationalzeitung folgende Worte des Herrn Prof. Stahr anzuführen:

„Es ist jetzt noch übrig, das Werk des kaiserlichen Schriftstellers von seiner literarischen Seite zu betrachten. Und hier erfordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dasselbe — soweit es vorliegt — für eine nicht gewöhnliche Befähigung des Verfassers zu wissenschaftlichen Arbeiten Zeugniß giebt. Der vorliegende erste Band besteht aus zwei Büchern, von denen das erste, etwas mehr als die Hälfte dieses ersten Bandes umfassende Buch in sechs Kapiteln eine Uebersicht der Entwickelungsgeschichte Roms von seinen Anfängen bis auf die Zeiten Cäsars giebt (S. 1—249). Bei großer Knappheit und engumschriebener Kürze kann man dieser Uebersicht das Lob klarer, scharfzusammenfassender lichtvoller Darstellung nicht versagen. Ich meinestheils kenne wenig andere Uebersichten dieser Art, selbst von Fachhistorikern geschriebene, denen sich diese Frucht der spärlichen Mußestunden eines vielbeschäftigten Herrschers nicht ebenbürtig zur Seite stellen könnte. Der kaiserliche Autor zeigt sich in derselben wohl vertraut mit den vorzüglichsten wissenschaftlichen Arbeiten der Geschichtsforscher unserer Zeit."

„In diesem Manne ist in der That mehr als blos „Etwas" von einem Forscher, einem gründlichen Gelehrten. Als Privatmann, als Bürger, nicht als Erbe des Namens und der Ansprüche des ersten Napoleon geboren, nicht durch Beides auf die Erlangung der absoluten Herrschaft über das französische Volk als sein einziges mit allen Mitteln zu erstrebendes Ziel unablässig hingewiesen, würde sein Ehrgeiz, verbunden mit einer seltenen Energie ausdauernder Arbeit und mit einer ungewöhnlichen Kraft kombinirenden Scharfsinns ihn sicher zu einem bedeutenden Schriftsteller, zu einem gründlichen Gelehrten, zu einem glücklichen Forscher im Reiche der historischen und socialen Wissenschaft gemacht haben."

„Ebenso darf denn auch in diesem neuesten Werke des kaiserlichen Schriftstellers das vierte Kapitel des ersten Buches, welches eine Uebersicht giebt von dem blühenden Zustande der Länder um das Becken des mittelländischen Meeres vor den Punischen Kriegen, gar wohl ein Stück Arbeit heißen, das sich vor Meister und Gesellen sehen lassen darf."

Wien. **Carl Gerold's Sohn,** Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.** (Harrwitz und Goßmann.) (227)

Vor Kurzem erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die diesjährige Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (228)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserem Verlage sind so eben erschienen:

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung

und die

die Ergänzung und Erläuterung derselben betreffende Novelle mit den von den deutschen Gerichtshöfen ausgesprochenen Grundsätzen des Wechselrechts nebst Bemerkungen

von **S. Borchardt,** Königl. Stadtgerichts-Rath.

Vierte, verbesserte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage.

34¾ Bogen. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser folgt auch in dieser neuen Auflage der in den früheren gewählten und beifällig aufgenommenen Form der Darstellung der Rechtssprüche und theilt dieselben unter gedrängter Angabe der Entscheidungsgründe bei den entsprechenden Artikeln des Gesetzes mit. Die Zahl der allegirten Erkenntnisse ist erheblich vermehrt und die Hinzufügung der Wechselstempeltarife aller europäischen Länder und der sämmtlichen den preußischen Wechselstempel betreffenden Gerichtsentscheidungen beweist die große Sorgfalt und das ununterbrochene Streben des Verfassers, die möglichste Vollständigkeit der Sammlung zu erreichen. Wir glauben deshalb das Buch mit Recht dem Handelsstande und den Juristen empfehlen zu können.

Das Gesetz über die Presse

vom 12. Mai 1851 aus der Entstehungsgeschichte, der Rechtslehre und den Entscheidungen des Königlichen Ober-Tribunals

erläutert durch

L. Hartmann, Ober-Staatsanwalt beim Königlichen Ober-Tribunal.

22¼ Bog. Lex. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die vorliegende Bearbeitung hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Gesetz aus seiner Entstehungsgeschichte, aus der Rechtslehre und aus den dem Verfasser im weitesten Umfange zugänglichen Entscheidungen des Königlichen Ober-Tribunals zu erläutern, die letzteren auch, so weit sie wichtigere Fragen behandeln, vollständig wiederzugeben. Daneben sind die Verhältnisse der bei der Presse interessirenden Gewerbe eingehend besprochen. Das Werk wird nicht blos den das Preßgesetz handhabenden Justiz- und Verwaltungsbeamten, sondern auch den betreffenden Gewerbtreibenden einen nicht unwillkommenen Anhalt zur eigenen Beurtheilung der Vorschriften des Gesetzes bieten. (229)

Berlin, 4. April 1865. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (230)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen

von

George Hesekiel.

Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Cleement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brisaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (231)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Post-anstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die volkswirthschaftlichen Parteien in Oesterreich.

Die Frage: „Wie stellen sich die volkswirthschaftlichen Parteien in Oesterreich zur Zollfrage?", die in diesem Augenblicke wohl eine der brennendsten für den österreichischen Staat sein dürfte, setzt die Beantwortung einer zweiten Frage voraus: „Giebt es in Oesterreich volkswirthschaftliche Parteien und wodurch unterscheiden sie sich von einander?" Ein oberflächlicher Beurtheiler der österreichischen Verhältnisse würde mit der Antwort sofort bei der Hand sein, er würde die Frage einfach mit „Ja" beantworten und sagen: Es giebt eine schutzzöllnerische und eine freihändlerische Partei, und die eine unterscheidet sich von der anderen dadurch, daß die erstere die Konkurrenz des Auslandes von ihren Industrie-Erzeugnissen durch möglichst hohe Zölle abgehalten wissen will, während die andere das Aufgeben oder wenigstens die Herabsetzung der Zölle verlangt. Eine solche Antwort wäre wohlfeil, kostet wenig Kopfbrechens, und ließe sich eigentlich in ihrer Allgemeinheit nicht anfechten; sie ist eben nur nicht zutreffend und könnte eben so gut von jedem anderen Staate gelten, denn in allen Staaten der Welt begegnen wir Interessen, auf deren Boden derlei Parteien entstehen. Wir, die wir die österreichischen Verhältnisse des Näheren zu kennen glauben, möchten Anstand nehmen, uns einer solchen Beantwortung dieser Frage unbedingt anzuschließen, denn wir liefen sonst Gefahr, in den Fehler derjenigen — und gerade in Oesterreich ist diese Klasse sehr zahlreich vertreten — zu verfallen, welche mit den Schlagworten „Schutzzoll" und „Freihandel" gedankenlos herumwerfen, nicht ahnend, daß diese Bezeichnungen die Begriffe, um die es sich handelt, gar nicht decken.

Würde die citirte landläufige Antwort zutreffend sein, so müßten wir in dem einen Lager diejenigen finden, welche, an der Produktion betheiligt, ein Interesse daran zu haben glauben, daß ihre Erzeugnisse gegen die Konkurrenz Fremder geschützt werden, im andern Lager aber diejenigen, welche entweder selbst Konsumenten sind, oder den Interessen der Konsumenten dienen. Diese Gruppirung finden wir aber in Oesterreich nicht; wir begegnen vielmehr in den Kreisen unserer Industriellen Manchem, der, obwohl er Artikel erzeugt, welche den Kampf mit auswärtigen Produkten noch nicht bestehen können, zu der sogenannten „freihändlerischen Partei" gehört, und wieder im Kreise des Kaufmannsstandes, der doch gewiß kein Interesse daran haben kann, daß der Verkehr durch hemmende Zollschranken behindert werde, und eben so im großen Publikum Vielen, die zu der sogenannten „schutzzöllnerischen" Partei zählen. Wir sagen absichtlich der „sogenannten", denn die Ursache, weshalb sie sich diese Namen beilegen, ist dieselbe, auf welche der Beitritt ihrer Parteigänger zurückzuführen ist, nämlich die Unklarheit der Anschauungen, die wiederum aus dem Mangel an volkswirthschaftlicher Bildung entspringt. Letzterer ist in Oesterreich so groß, daß bei einem großen Theile der Bevölkerung von einer prinzipiellen Parteinahme für die eine oder die andere Richtung gar nicht die Rede sein kann, und wenn sich dennoch Parteien ähnlich sehende Gruppen aus der Masse herausgeschält haben, dies nur dem Zufall zuzuschreiben ist.

Auch von der Regierung ließ sich bis vor Kurzem, das heißt bis zu dem Momente, wo die äußerste Noth sie zu einer Entscheidung zu drängen begann, nicht behaupten, daß sie eine bestimmte volkswirthschaftliche Tendenz verfolge; denn wenn wir die Bestrebungen der Regierung analysiren, so werden wir als Ergebniß finden, daß sie sich weniger von wirthschaftlichen als von politischen Motiven bewegen ließ; daß so recht eigentlich bei ihr von volkswirthschaftlichen Bestrebungen nur dann die Rede sein kann, wenn wir für Volkswirthschaft die früher gebräuchliche Bezeichnung „politische Oekonomie" anwenden wollten. Einzelne Männer gab es allerdings im Schoße der österreichischen Regierung auch, die längst erkannten, welche Richtung einzuschlagen sei — wir erinnern an Bruck — allein es war ihnen entweder wie diesem nicht vergönnt, ihre Aufgabe zu lösen, oder ihre Stimmen wurden übertäubt, wie die Hock's, dem erst in der allerneuesten Zeit, aber leider in einem Augenblicke, wo es für Vieles zu spät ist und sich früher begangene politische Fehler nicht mehr gut machen lassen, eine direkte Einflußnahme auf die Regelung unserer volkswirthschaftlichen Beziehungen zum Auslande gegönnt worden ist.

Fassen wir die Lage der österreichischen Regierung, die, wenn wir von volkswirthschaftlichen Parteien in Oesterreich sprechen, selbst als Partei betrachtet werden muß, näher in's Auge, so wird uns die Schwierigkeit derselben bald einleuchten, zugleich aber auch die traurige Thatsache, daß langjähriges eigenes Verschulden, das sich nicht mit einem Schlage wieder gut machen läßt, dazu beigetragen, diese Schwierigkeiten zu erhöhen. Wir anerkennen vollkommen die Nothwendigkeit, die volkswirthschaftlichen Angelegenheiten im Zusammenhange mit den politischen zu behandeln, aber wir glauben, daß der Zusammenhang der Volkswirthschaft mit der inneren Politik ein engerer sei, als jener mit der auswärtigen, und, wenn eine Wechselwirkung schon vorhanden, diese sich auf dem Gebiete der inneren Politik in höherem Grade geltend machen müsse, als auf dem Gebiete der äußeren. Wir sagen absichtlich eine Wechselwirkung, denn ein einseitiges Dienstbarmachen der volkswirthschaftlichen Interessen wäre der inneren wie der äußeren Politik gegenüber absurd, weil die Blüthe der Volkswirthschaft immer das Ziel der Politik überhaupt und diese sich zu ersterer stets wie das Mittel zum Zwecke verhalten muß. Leider hat man in Oesterreich lange Zeit den umgekehrten Weg eingeschlagen; man hat nicht blos unsere volkswirthschaftlichen Interessen der äußeren Politik anpassen wollen, man hat es auch unterlassen, der inneren Politik eine den Bedürfnissen der Volkswirthschaft entsprechende Richtung zu geben, hat es versäumt, frühzeitig die ihrer Entwickelung im Wege stehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so daß es kein Wunder ist, wenn die Aussicht, mit dem Auslande konkurriren zu müssen, da ein rasches Nachholen des Versäumten, ein plötzliches Schaffen der theilweise fehlenden Vorbedingungen unmöglich, in gewissen Kreisen Bedauern erweckte. Daß unter dem Regime des Grafen Rechberg die Volkswirthschaft als Aschenbrödel behandelt wurde, daß sie politischen Zwecken dienen sollte, ist genugsam bekannt. Freilich trug die Art und Weise, wie Preußen aus der Zollfrage eine politische Frage machte (?), nicht wenig dazu bei. Wer weiß aber, ob der Gang der Verhandlungen nicht einen anderen Weg genommen hätte, wenn man sich in Oesterreich von vornherein mehr von volkswirthschaftlichen als von politischen Rücksichten hätte leiten lassen! Weniger, als jetzt erreicht wird, das muß man uns zugeben, hätte gewiß nicht erreicht werden können, und wenn wir auch nur dasselbe, nämlich Nichts, erreicht hätten, so würde man sich doch eine Schlappe erspart haben.

Hätte man im Inneren darauf Rücksicht genommen, die für die Konkurrenz mit dem Auslande nothwendigen Vorbedingungen zu schaffen, so würden wir uns vielleicht, als der preußisch-fran-

zösische Handelsvertrag auf die Tagesordnung kam, in der Lage befunden haben, trotz desselben in den Zollverein einzutreten. Es mag sein, daß die österreichischen Zustände dem Schaffen dieser Vorbedingungen Schwierigkeiten in den Weg legten, die mit den finanziellen Verhältnissen im Zusammenhange standen; wir wollen zugeben, daß letztere eine hohe Besteuerung einzelner Zweige der Industrie nothwendig und es unmöglich machten, das Unterrichts- und Verkehrswesen in der wünschenswerthen Weise zu vervollkommnen; allein der Wegräumung von Hindernissen, wie z. B. die Wuchergesetze, die Hemmnisse der Freizügigkeit u. dgl. m., sind diese Verhältnisse doch wahrlich nicht im Wege gestanden. Wie die Dinge heute liegen, muß die Regierung, indem sie über den Parteien steht und auf den Widerstand einzelner Gruppen nicht achten darf, im Interesse der Gesammtheit das freihändlerische Prinzip fest im Auge behalten, wenn, um zum absoluten Freihandel zu gelangen, auch noch manche Schwierigkeiten, in deren erster Reihe die Monopole stehen, zu überwinden sein werden. Sie muß dies, so paradox es klingen mag, weil sie unsere Industrie schützen muß, ja schützen vor der illegalen Konkurrenz, die, sobald sich der Freihandel in unseren Nachbarstaaten etablirt, ja selbst schon sobald der zollvereinsländisch-französische Handelsvertrag in Wirksamkeit tritt, unserer Industrie erwachsen würde, wir meinen die gefährliche, demoralisirende Konkurrenz des Schleichhandels. Darüber sind in Oesterreich alle Stimmen einig, daß bei der Unmöglichkeit einer vollständigen Gränzüberwachung — und wer wird diese Unmöglichkeit leugnen wollen? — die angeblichen Schutzzölle für einen großen Theil unserer Industrie-Erzeugnisse nur die Bedeutung von Schmuggel-Prämien haben würden.

Das zweite Motiv, weshalb die Regierung den freihändlerischen Prinzipien huldigen muß, liegt in der Pflicht, die Interessen des Exporthandels zu vertreten und für die Erweiterung des Absatzgebietes zu sorgen. Wie sollen uns die Kapitalien, deren Oesterreich zur Hebung seiner unermeßlichen Bodenschätze bedarf und die im Auslande gesucht werden müssen, zufließen, wenn der Absatz der exportfähigen Produkte nach dem Auslande nicht erleichtert wird? Die politischen Konsequenzen der freihändlerischen Richtung ergeben sich dann von selbst, ohne daß sie eben für politische Zwecke eingeschlagen werden brauchen. Soll man sich etwa deshalb scheuen, mit England und Frankreich Handelsverträge, die auf der prinzipiellen Herabsetzung unserer Zölle beruhen müssen, und die uns die Freundschaft, die durch das festeste Band, nämlich der materiellen Interessen, gesicherte Freundschaft der Westmächte erwerben würden — soll man sich scheuen, diese Verträge einzugehen, weil hierdurch der Verdacht rege werden könnte, die Verträge würden um der politischen Zwecke willen eingegangen?

Die landwirthschaftlichen Interessen erheischen die freihändlerische Richtung in den Ländern. Jenseit der Leitha sind die landwirthschaftlichen Interessen allein maßgebend, und wenn ihnen volle Rechnung getragen, von Seite des Staates volle Rechnung getragen würde, so dürfte allerdings auch in jenen Ländern das Gesammtstaats-Gefühl reger werden. Soll man nun etwa diese Interessen blos deshalb hintansetzen, damit der Verdacht beseitigt würde, man habe ungarische Sympathien mit dem freihändlerischen Köder angeln wollen? Wir wären die Letzten, welche eine Politik vertheidigen würden, die sich solcher Mittel bedient; wenn aber die Verhältnisse im Allgemeinen der Regierung auf volkswirthschaftlichem Gebiete einen Weg vorzeichnen, auf welchem zugleich jene Zwecke erreicht würden, so wäre es wahre Don-Quijoterie, wollte man, um den falschen Schein zu vermeiden, diesen Weg perhorresciren!

Aus der skizzirten Parteistellung der Regierung ergiebt sich von selbst, daß der Charakter jener Partei, welche für die Beibehaltung und wo möglich für die Erhöhung der bestehenden Zölle agitirt, ihr gegenüber ein oppositioneller ist. Darf und kann die Regierung sich von dieser Opposition in ihren Entschließungen bestimmen lassen? Wir wären die Letzten, die dies in Abrede stellen würden, wenn diese Partei wirklich für einen großen oder selbst nur für einen kleinen Theil der österreichischen Bevölkerung das Wort führen und es zu führen berechtigt sein würde. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Wir haben schon Eingangs dieser Darstellung geleugnet, daß es in Oesterreich volkswirthschaftliche Parteien im eigentlichen Sinne gebe. Von der sogenannten schutzzöllnerischen gilt dies zunächst, denn es sind nicht Grundsätze der National-Oekonomie, auf welche sie sich beruft oder berufen kann, sondern lediglich die Privat-Oekonomie, welche ihr die stumpfen Waffen bietet, mit denen sie wohl einen lauten Kriegslärm erheben, nimmermehr aber kämpfen kann. Ist es nicht eine Absurdität, daß, während der kosmopolitische Charakter der volkswirthschaftlichen Interessen die National-Oekonomie immer mehr in eine International-Oekonomie verwandelt, diese Partei ihre Privatökonomie zum Grundprinzip des volkswirthschaftlichen Gebahrens Oesterreichs erhoben wissen will? Oder ist es etwas anderes als Privatökonomie, wenn die einzelnen Mitglieder dieser „Partei“ nur für ihre Branche schutzzöllnerisch gesinnt sind, für die zu ihrem Betriebe nothwendigen Halbfabrikate und Rohprodukte aber stets den Freihandel inaugurirt wissen wollen? Der Maschinenfabrikant ist Schutzzöllner für Maschinen, aber Freihändler für Eisen. Der Kattunfabrikant ist Schutzzöllner für Kattune, aber Freihändler für Garn, und der Spinner Schutzzöllner für Garne, aber Freihändler für Baumwolle u. s. f. Nun würden wir, wenn diesen Industriellen durch Schutzzölle wirklich zu helfen wäre, nicht empfehlen, daß man diese kleine Welt dem Verderben preisgebe und das fiat justitia pereat mundus unbedingt auf sie anwende; allein es ist eine bekannte Thatsache in Oesterreich, daß es nicht die äußere, sondern die innere Konkurrenz im Lande selbst ist, unter welcher die am meisten klagenden Industrie-Zweige leiden. Die innere Konkurrenz ist es, welche unsere Eisen-Industrie, namentlich die steyrische, auch in Folge ihrer in Betreff des Verkehrs ungünstigen Lage gefährdet; die innere Konkurrenz ist es, welche, wenn in der bisherigen Art, Fabriken auf Fabriken anzulegen, die sich selbst durch das Heraufbeschwören einer Rohmaterial-Vertheurung bedrohen, fortgefahren wird, unseren Zucker-Industriellen gefährlich werden muß! Unsere schutzzöllnerischen Industriellen haben wahrlich, da sie doch wußten, daß der Februar-Vertrag mit dem Jahre 1865 ablaufen werde und dann eine Herabsetzung der Zölle eintreten müsse, während der letzten 12 Jahre Zeit genug gehabt, sich für die bevorstehende Veränderung vorzubereiten, zumal das Agio doch für sie Schutzzoll-Erhöhung und Ausfuhr-Prämie zugleich war. Wir vermögen mit den Thränen, welche diese Partei vergießt, kein Mitleid zu fühlen; uns gilt das allgemeine Interesse für ein höheres.

Es wäre überflüssig, zu erwähnen, daß die oben besprochene Partei nicht im Entferntesten die allgemeinen Interessen unserer Producenten — von den Konsumenten nicht zu reden — vertritt, und man darf sich durch den vielen Staub, welchen sie aufwirbelt, durch den Lärm, welchen sie allwärts schlägt, während die Gegenpartei kaum ein Lebenszeichen von sich giebt, nicht

irre machen lassen, und letztere deshalb, wenn sie auch noch nicht so weit organisirt ist, daß wir überhaupt von einer „freihändlerischen Partei“ reden könnten, nicht unterschätzen.

Es liegt eben in der Natur der Sache, daß da, wo Interessen Einzelner und im Verhältnisse zu ihren Gewohnheiten sogar große Interessen Einzelner in's Spiel kommen, eben weil es sich den wenigen Individuen um für sie sehr wichtige handelt, der Lärm größer ist, als dort, wo sich die allerdings unendlich größeren Interessen auf die Gesammtheit vertheilen. Der einzelne Eisen-Industrielle, der sein Privatinteresse wahren will und bei dem es sich um große Einbußen handelt, ist natürlich geneigter, großen Lärm seines Vortheils willen zu schlagen, als der einzelne Konsument, der vielleicht den Vortheil, den niedrigere Zölle ihm allein bringen, nicht für der Mühe werth hält, sich in einen Kampf einzulassen. Da aber die Mehrzahl so denkt, so findet sich eine agitationslustige Menge nicht so leicht zusammen, und wenn sie sich zusammenfindet, ist sie in der Regel träge, während jene Einzelnen, bei denen große Interessen auf dem Spiele stehen, von ihrem Egoismus gestachelt, sich leicht zusammenfinden, sich verbinden und alle Mittel — denn selbst theure werden des angestrebten Gewinnes willen nicht verschmäht — in Bewegung setzen, um als Phalanx aufzutreten und zum Mindesten ein möglichst großes Geräusch zu verursachen.*) Diese Partei ist fast aus lauter Wortführern zusammengesetzt, während aus dem Kreise der Gegenpartei nur selten eine Stimme laut wird. Dazu kommt noch, daß die Schutzzöllner in Oesterreich in Folge der Art, wie die Handelskammern — die einzigen Organe unserer Industrie und Handelswelt — zusammengesetzt werden, und der Rücksichten, welche bei den Wahlen in der Regel beobachtet werden, sich mit Leichtigkeit dieser Institute bemächtigen konnten. Wie könnten sonst von der Mehrzahl dieser Kammern solche Anschauungen an den Tag gelegt werden, daß man versucht wäre, daran zu zweifeln, ob sich die Vertretung der Handelsinteressen wirklich in ihrem Programme befinde. In dem Mitgetheilten ist der Schlüssel zu dem Räthsel zu finden, daß die schutzzöllnerische Partei, obschon sie quantitativ wie qualitativ im Verhältnisse zu jener Partei, die ein Interesse am Freihandel hat, eine winzige ist, doch einen so großen Lärm zu erheben im Stande ist, daß man glauben könnte, sie sei wirklich in Oesterreich die maßgebende.

Wenn gegenüber diesem schutzzöllnerischen Lärm doch noch keine eigentliche freihändlerische Agitation Platz gegriffen und trotz des großen Interesses, das die Mehrzahl der österreichischen Staatsbürger an dem Durchdringen des freihändlerischen Prinzips haben muß, dennoch eine „freihändlerische Partei“ sich bis jetzt nicht organisirte, weshalb auch wir von einer solchen noch weniger als von einer schutzzöllnerischen sprechen können, so liegt die Ursache einerseits eben in der erwähnten Allgemeinheit des Interesses am Freihandel, das dem Einzel-Individuum zu unbedeutend erscheint, um wegen seiner eine Vergesellschaftung mit den Mitinteressenten anzustreben und dessen Gewicht sich erst in seiner ganzen Bedeutung offenbart, wenn man diese Einzelinteressen summirt und als Facit findet, daß es sich um nichts Geringeres, als das Gesammtwohl handelt. Andererseits liegt die Ursache in dem Mangel an volkswirthschaftlicher Bildung, die noch viel zu wenig in die unteren Gesellschaftsschichten gedrungen, als daß diese sich, was wirthschaftlich der Förderung ihrer Interessen frommt, hätten zum Bewußtsein führen können. Der Mangel an Vereinsgesetzen und seine Folgen, die Misère unseres Vereinswesens, haben das Ihrige dazu beigetragen, der Aufklärung über diese Interessen, wo diese versucht worden und durch Vereine hätte verbreitet werden können, den Weg in die unteren Schichten der Gesellschaft zu verschließen. Aber wie jede Wahrheit, muß auch das Freihandelsprinzip, eben weil es auf der Wahrheit beruht, über kurz oder lang auch in Oesterreich durchdringen. Die Verbreitung der volkswirthschaftlichen Bildung muß und wird der Erkenntniß, daß das wirthschaftliche Wohl der Gesammtheit des freien Verkehrs bedürfe, den Weg ebnen; die Leuchte der Wissenschaft wird die gespenstigen Schatten verrotteter Vorurtheile verscheuchen und denjenigen, die jetzt noch im Halbdunkel der Prinziplosigkeit herumtappen, zur Klarheit über ihre eigenen Interessen verhelfen. Den Verblendeten werden die Schuppen von den Augen fallen, und in nicht langer Zeit wird es in Oesterreich nur noch eine Partei geben, zu welcher das gemeinschaftliche Interesse Alle vereinigen wird, die — freihändlerische.

Dr. Theophil Pisling.

*) Wir haben dies bei dem deutschen Handelstage in München zur Genüge wahrnehmen können. D. R.

Oesterreichs Antheil am Welthandel.

Die vor einiger Zeit von uns erwähnte Denkschrift des Herrn Revoltella in Triest über Oesterreichs Betheiligung am Welthandel hat die Folge gehabt, daß auf Befehl der Kaisers Franz Joseph ein Comité in Triest zusammentrat, um die Mittel zu prüfen, welche nothwendig sein möchten, der ungünstigen Stellung Oesterreichs im Welthandel abzuhelfen. Der Bericht dieses Comité ist jetzt im Druck erschienen und liegt uns vor.*) Derselbe ist von zahlreichen statistischen und commerciellen Nachweisen und Gutachten der österreichischen Handelskammern und anderer Corporationen, von Eigenthümern von Fabrik-Etablissements, Schiffsrhedern ꝛc. begleitet, so daß er ein überaus schätzbares Material zur Kenntniß und Beurtheilung der gegenwärtigen Handelsbeziehungen Oesterreichs und des Auslandes bildet.

Es läßt sich denken, daß ein Untersuchungs-Comité, welches in der Seehandelsstadt Triest seinen Sitz hat, nicht von dem beschränkten Enqueten-Standpunkte der binnenländischen Industriellen den Antheil Oesterreichs am Welthandel beurtheilt. Letztere erblicken natürlich nicht in Handels- und Verkehrs-Erleichterungen, sondern nur in dem Schutze und der künstlichen Hebung ihrer eigenen Erzeugnisse das Heil und den Wohlstand der Bevölkerung ihres Landes. Das Comité erkennt dagegen ganz richtig, daß es zur Hebung des Exportes der reichen, natürlichen Erzeugnisse eines Landes kein besseres und sichereres Mittel giebt, als die Förderung des Importes derjenigen Erzeugnisse, die im Auslande besser und billiger als daheim erzeugt werden.

In Oesterreich ebenso, wie in Rußland, wird die schwere Krankheit, an der die Geldverhältnisse beider Länder leiden, nur durch die Herstellung eines freieren Handelsverkehrs mit dem Auslande zu heilen sein. In merkwürdiger Verblendung eifern die allerdings hauptsächlich von Industriellen gegründeten und unterstützten, liberalen Zeitungen Wien's fortdauernd gegen die im westlichen Europa eingeführten und jetzt auch vom deutschen Zollverein anerkannten Reformen der Zoll- und Han-

*) Bericht über Oesterreichs ungünstige Stellung im Welthandel und die Mittel der Abhilfe. Triest, H. F. Münster, 1865. (62 u. CXX. S.)

delspolitik. Statt den von Preußen mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag immer noch als eine gegen Oesterreich gerichtet gewesene, politische Maßregel darzustellen, würden sie, wenn sie sich zu den unbefangenen Anschauungen des Triester Comité erheben könnten, in jenem Handelsvertrage vielmehr ein aufmunterndes Beispiel erblicken, dessen Befolgung den Kaiserstaat unfehlbar sicherer, als alle Rathschläge der Herren Industriellen, von seinen finanziellen Verlegenheiten befreien würde.

Wir lassen in Nachstehendem die Vorschläge folgen, welche das Triester Comité macht, um den auswärtigen Handel Oesterreichs zu heben:

1) Einführung eines niedrigeren Zolltarifes;

2) Vermehrung der Communicationen durch den Bau von Eisenbahnen und Chausseen und durch Fluß-Regulirungen;

3) Herabsetzung der Eisenbahn-Frachten durch indirekte Einwirkung der Regierung, der Handelskammern und der Presse auf die Bahnverwaltungen;

4) Reform der wirthschaftlichen Gesetzgebung in der Richtung, daß die Bildung von Actien-Gesellschaften erleichtert, die Concurs-Gesetzgebung zweckmäßig umgestaltet, das Wucherpatent aufgehoben, das Verfahren der Handelsgerichte beschleunigt und der Realkredit auf sichere Basis gestellt werde. Auch möge die Regierung der Aufhebung der Kaperei durch Kriegsschiffe ihr Augenmerk zuwenden und das Gesetz über die Hafen-Verbesserung in Triest in den Reichsrath bringen;

5) Hebung des Primär-Unterrichtes und Vermehrung der Zahl der Fachschulen für industrielle und gewerbliche Arbeiter;

6) Aussendung geeigneter junger Männer aus dem Handels- und Fabrikenstand nach überseeischen und andern Ländern und Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel;

7) Benutzung zweier von den Kriegsschiffen, die zur Errichtung einer kriegsmaritimen Station nach China und Japan gesendet werden sollen, zur Aufnahme einer Expedition, deren Zweck der Abschluß von Handelsverträgen mit den erwähnten Ländern zur Sicherung des Handels und der Schifffahrt in Ostasien wäre;

8) Beförderung und Bildung von Export- und Import-Gesellschaften.

Nachstehendes sind einige vergleichende Notizen, die wir dem Bericht entnehmen:

Im Jahre 1863 belief sich, ohne die Bewegung in edeln Metallen, Oesterreichs **Einfuhr** auf einen Werth von 233,5 Millionen Gulden, die **Ausfuhr** auf 281,3 Millionen.

Der Handel des Zollvereins dagegen betrug schon im Jahre 1861 bei der Einfuhr 600 Millionen und bei der Ausfuhr 530 Millionen Gulden.

Frankreichs Einfuhr im Jahre 1862 betrug 850 Millionen, die Ausfuhr 875 Millionen; Englands Einfuhr im Jahre 1863 wurde auf 2480 Millionen und die Ausfuhr auf 1950 Millionen berechnet.

Hiernach ergiebt sich in runder Summe auf eine Million Einwohner:

in Oesterreich	Einfuhr 6 Mill.,		Ausfuhr 8 Mill.	Gulden,
im Zollverein	„ 18	„	„ 16 „	„
in Frankreich	„ 23	„	„ 28 „	„
in England	„ 82	„	„ 65 „	„

In dem Berichte wird hinzugefügt: „Diese Zahlen beweisen den Abstand, in welchem wir uns befinden. Aber weit entfernt, dadurch entmuthigt zu werden, gelangen wir, wenn wir das Jahr 1851, das letzte Jahr vor der österreichischen Tarifreform, zur Vergleichung heranziehen, zu der Ueberzeugung, daß in Folge der letzteren ein bedeutender Fortschritt grade seit dieser Zeit stattgefunden. Denn damals betrug die Einfuhr nur 156 Millionen und die Ausfuhr nur 163,9 Millionen. Es ist mithin eine Steigerung in der Einfuhr um 77,5 Millionen oder beinahe 50 Procent, und in der Ausfuhr um 117,4 Millionen oder über 71 Procent eingetreten."

England.

Zur Frage über das Coalitionsrecht.

„Strike" und „Lock-out."*)

Da auch in Deutschland die sogenannte „Arbeiter-Frage" bis zum Anspruche auf „Coalitionsrecht", d. h. speziell auf „Strikes" oder organisirte, massenhafte Arbeitseinstellungen als ein Defensiv- und Zwangsmittel gegen ungebührlich erscheinende Maßregeln der Arbeitgeber gediehen ist, kann es uns nur interessant sein, zu erfahren, wie es in dem Lande des ausgebildetsten und am großartigsten prakticirten Koalitionsrechts zugehen mag. Und just neuerdings sind die beiderseitig gleichen Rechte und Freiheiten der beiden ewig zusammengehörigen und ewig antagonistischen Parteien der Arbeiter und Arbeitgeber in unerhörtester Ausdehnung und Kriegsäußerung einander gegenüber getreten. Die Eisenmeister von Staffordshire, Durham, Wales u. s. w. und ihre Arbeiter, welche zusammen jährlich für mindestens Einhundert Millionen Thaler Einkaufswerth für importirte Artikel in Form von exportirtem Eisen produciren (ohne die Maschinen und das im Lande verwerthete Eisen) sind einander in strike und lock-out gleichsam auf Leben und Tod gegenüber getreten, eine Stellung, die gleich im Anfange wöchentlich eine Million Thaler kostete und Handel und Wandel in den Eisendistrikten sofort bis zur Todesschwäche lähmte. Strike und Lock out vollständig ausgeführt, würden den Betheiligten wöchentlich mindestens drei Millionen Thaler kosten und könnten ein Todesstreich für das wahre Rückenmark Englands werden. Auf die Einzelnheiten, die sich alle Tage ändern, wollen wir hier nicht eingehen, und uns blos auf das beschränken, was die Sache, die wesentlichen Punkte des ausgebrochenen Industrie-Krieges betrifft und erklärt.

Den Puddlern, welche die schwerste und anstrengendste Arbeit haben, die geschmolzenen Eisenmassen wie Brei zu rühren, war früher eine bedeutende Lohnerhöhung bewilligt und einige Jahre bis Anfangs März gezahlt worden, ich glaube 10 Shillinge 6 Pence für die Tonne. Die Eisenmeister in Staffordshire glaubten aber neulich in den veränderten Marktpreisen u. s. w. die Nothwendigkeit zu sehen, die frühere Lohnerhöhung zu halbiren, d. h. nur noch die Hälfte der früheren Lohnerhöhung zahlen zu können, und kündigten dies ihren Arbeitern an. Diese antworteten mit einem „strike" und verließen sich dabei auf die

*) Das englische Zeitwort to strike hat zunächst die Bedeutung „streichen", „einen Streich auszuführen"; im weitern Sinne bedeutet es: den Meister oder Fabrikherrn verlassen, um ihn so zu zwingen, einen höheren Lohn zu geben. To lock out heißt: „ausschließen"; im gegenwärtigen Falle bedeutet es die von Meistern oder Fabrikherren ausgehende Gegendemonstration, wodurch sie die Arbeiter, die sich zu einem strike verbinden, von der künftigen Zulassung zu neuer Arbeit ausschließen. D. R.

in den meisten Arbeiter-Klassen durch's ganze Land organisirte Koalition und Kapitals-Association zur Unterstützung der Arbeiter in strike aus den Kassen aller Anderen, die in Arbeit und Lohn bleiben. Dadurch wurden den Arbeitern im strike zunächst fast immer die glänzendsten Siege möglich und hernach auch allen ihren Kollegen. Der strike beschränkte sich immer auf eine Stadt oder Gegend, so daß die Anderen in Arbeit und Lohn mit vereinigten Mitteln leicht im Stande waren, sie vor der zur Nachgiebigkeit zwingenden Noth zu bewahren. War der Sieg in einer Stadt oder Gegend erfochten, so begann der „strike" anderswo und wurde von den wieder arbeitenden Siegern so lange unterstützt, bis auch diese gesiegt hatten. So wurden Jahre lang die verschiedensten Arbeitgeber einer nach dem anderen geschlagen. Mit jedem Wochenlohne, den sie an ihre Arbeiter auszahlten, trugen sie zum Siege gegen Andere und sich selbst bei. Dieser furchtbaren Taktik lernten sie nun auch eine Strategie zu ihrem Schutze, eine Strik-Organisation gegen die der Arbeiter ab. Sie vereinigten sich im ganzen Lande zu einer „Lock-out"-Politik: sie stellten die Arbeitgebung ein, Falls die von ihnen beschäftigten Arbeiter sich nicht verpflichteten, ihre Kollegen im strike nicht zu unterstützen.

Diese furchtbare Maßregel zur Unterdrückung oder Aushungerung der lokalen strikes wird eben im ganzen Lande ausgeführt, während wir diese Worte schreiben. Die Eisenmeister sagen, und zwar in der Regel ganz offen und kaltblütig in Versammlungen von Arbeiter-Deputationen, daß sie diese grausamen Maßregeln just ihrer eigenen Selbsterhaltung schuldig seien, weil sie sonst aus ihren eigenen Mitteln einen strike nach dem anderen füttern müßten, bis die Reihe auch an sie käme, daß es ein Defensiv-strike gegen die offensiven der Arbeiter sei.

Die Maßregel ist kühn, gründlich, aber furchtbar. Aber grade die Größe des Uebels drängt zu rascher Entscheidung. Und hier haben die Engländer einen Vorzug vor allen anderen Völkern: sie haben eine populäre Aristokratie, wenigstens eine große Menge anerkannter Volksmänner unter den „obersten Zehntausenden", deren schiedsrichterliche Entscheidung von beiden Parteien angerufen und dann als Autorität anerkannt wird, so daß sie sich beiderseits ihr frei unterwerfen. So wurde der großartig ausgebrochene Kampf zwischen den „Meister-Bauherren" und den Bauhandwerkern, und zwar im Wesentlichen zu Gunsten der Letzteren und der Freiheit entschieden. Die Meister-Bauherren hatten sich vereinigt, nur solche Arbeiter anzunehmen, die von ihren letzten Arbeitgebern mit Entlassungsscheinen versehen wurden. Dies sah viel zu polizeilich aus. Sie machten im ganzen Lande Front dagegen und siegten, insofern ihnen wenigstens die von beiden Seiten berufenen aristokratischen und als Ehrenmänner anerkannten Schiedsrichter im Wesentlichen Recht gaben.

Aber wenn sich der Frieden zwischen dem freien Kapital und der freien Arbeit, diesen unzertrennlichen Zwillingsbrüdern aller kultivirten Produktion auch wieder einstellt, soll es denn die höchste Frucht des ausgebildetsten Koalitonsrechts, der Gewerbe- und persönlichen Freiheit bleiben, daß beide immer wieder, wie seit Jahren in England, feindlicher und gerüsteter in geordneter Schlachtordnung einander gegenüber treten und jedesmal Hunger und Elend und Millionen von Verlusten in der National-Produktion hinterlassen?

Müssen wir mit solchen Früchten der ausgebildetsten Freiheit nicht zu den Social-Demokraten gehen und sie bitten, Kapital und Arbeit doch lieber gleich zu „organisiren?" Ja, diese immer wieder ausbrechenden Schlachten entgegengesetzter Interessen und der Freiheit sind sehr verführerisch zum Uebertritt unter die Social-Demokraten, die ihre beglückenden Organisations-Recepte so schön zu kleiden und auszustaffiren wissen, daß wir den Polizei- und Staatszwang, die Knebelung aller Freiheit an Händen und Füßen nicht gleich merken.

Nein, wenn die Freiheit von Kapital und Arbeit nicht anders gedeihen kann, als durch gelegentliche Zwiste und Kriege, so müssen wir letztere schon mit in den Kauf nehmen. Beide zusammengehörige, unzertrennliche Gegensätze lernen sich nach jedem solchen Kampfe doch immer besser kennen und würdigen, sich gegenseitig korrigiren und vervollkommnen. Auch fehlt es bereits nicht mehr an Aussichten zu dauernden produktiven Verbindungen, die aus der Freiheit und Erkenntniß hervorgegangen, freie Fesseln und daher unlöslich sein werden.

Was den großen Bürgerkrieg in der Eisen-Industrie betrifft, so wird er am Ende blos zur Krisis eines wesentlichen Fortschritts.

Die Arbeit des Puddlers in England bedarf einer gründlichen Reform, die unter den jetzigen Zuckungen sich durchsetzen wird. Die Tausende von englischen Puddlers sind dazu verdammt, geschmolzene Eisenmassen fortwährend in einer Atmosphäre von Feuer und schwefeligen Dünsten umzurühren und stets in Bewegung zu erhalten.

Nur durch diese ununterbrochene Mischung des flüssigen Eisens mit der atmosphärischen Luft wird es hämmerbar, zähe, gut. Der ungeheuere Bedarf solchen Schmiede-Eisens hat große Massen von Geld und Arbeitskräften in diese Industrie getrieben. Die Arbeit des Puddelns ist aber eine solche, die Niemand wählt, der noch andere Wahl hat und nicht durch großen Gewinn verlockt wird, sie doch vorzuziehen. Es wurden ihnen daher auch vor längerer Zeit höhere Löhne bei verkürzter Arbeitszeit bewilligt. Dabei finden nun die Arbeitgeber und Kapitalisten ihre Rechnung nicht mehr, nachdem die Konkurrenz und die Kostspieligkeit des Puddelns durch Handarbeit den Gewinn reduzirt hat. Die Puddler aber, ihrer Unentbehrlichkeit und ihrer Verdienste gewiß, weigerten sich, in eine Verringerung ihrer erhöheten Löhne zu willigen. So entstanden die strikes und in Folge davon die lock-outs. Jede der Parteien wehrt sich mit allen Kräften, die Freiheit und Verbindung, Organisation und Kriegskunst gewähren. Jede wehrt sich mit Recht ihrer Haut, kämpft für ihre Existenz. Weder Polizei noch nationalökonomische oder socialistische Recepte können das Uebel heilen, höchstens unterdrücken. Es ist also besser, es versucht durch die Krisis und Kritik in der Sache selbst darüber hinauszukommen.

Und ich denke, die Heilung kommt in ungestörter Freiheit des Kampfes. Viele Puddlers und sonstige Eisenarbeiter suchen anderswo Beschäftigung, sogar in Eisenwerken Belgiens und Frankreichs, oder sie wandern aus nach Australien. Sie suchen in Freiheit bessere Arbeit, besseren Lohn und verschaffen ihn auch hinterher den Zurückgebliebenen. Eisen muß unter allen Umständen in großen und größeren Massen gepuddelt werden. Bei weniger Angebot steigt der Preis dieser Arbeit und wird bezahlt. Damit ist's aber nicht abgemacht. Das Eisen wird in immer größeren Massen verlangt. Die geringere Zahl von Arbeitskräften kann's bei aller Bezahlung nicht liefern. So muß man sich umsehen, ob sich nicht mehr Arbeitskraft billiger sichern lasse. Dies ist nur möglich durch Einführung von Arbeitskräften, die gegen strikes Bürgschaft leisten, und zwar ohne Zwang, die nicht durch Hitze und Schwefelgeruch leiden und dafür Schmerzensgeld verlangen — durch Puddel-Dampfma-

schinen, welche in dem Eisen- und Maschinenlande merkwürdiger Weise auf das Unverzeihlichste vernachlässigt worden sind. In Schweden wird längst mit Dampfmaschinen gepuddelt. Dies hat man in England übersehen, weil eben noch immer menschliche Puddlers aus Irland zu haben waren. Auch die Revolair-Oefen, in welchen man durch massenhaftes Durchblasen erhitzter atmosphärischer Luft viele hundert Centner Massen geschmolzenen Eisens mit einemmal in Schmiedeeisen verwandelt, sind bei einzelnen, mehr wissenschaftlichen Experimenten stehen geblieben.

Wie auch die Früchte des ungeheuersten strike- und lock-out-Kampfes zunächst aussehen mögen, die wirkliche und dauernde Folge ist eine allzeitig heilsame. Die Puddlers, welche aus ihrer Feuer- und Schwefelhölle geflohen sind, finden mit Kopf und Arm freizügig anderswo gesundere und lohnendere Beschäftigung, die zurückgebliebenen und **noch mehr dazu** als Leiter der Puddel-Dampfmaschinen ebenfalls gesundere, leichtere, lohnendere Arbeit, die Eisenmeister und Kapitalisten eine vervollkommnete, höhere Erträge liefernde Industrie und die ganze eisenbedürftige, kultivirte Welt mehr, besseres, wohlfeileres Eisen auf den Markt.

Wären Socialismus oder Polizei solcher Erfolge fähig?

Und noch Eins: In einigen Eisenwerken Englands ist Alles in ungestörter, fröhlicher, fruchtender Arbeit geblieben. Weder strike noch lock-out konnten ihnen etwas anhaben. Woher kommt das? Arbeiter und Arbeitgeber stehen als Menschen und **Aktionäre** in unlöslicher, freier, schöner Verbindung. Erstere sind ihres „Gemeinantheils“ sicher, aber nicht unter dem Zwange socialistischen oder polizeilichen Zwanges, sondern als Aktionäre. Beide Parteien vereinigten sich dahin, daß die Arbeiter einen Theil ihres Lohnes in Form von Aktien-Kapital im Geschäft anlegten. Nun sind sie ein Herz und eine Seele. Der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit ist auf ganz wirthschaftlicher Weise zu einem Freundschaftsbündniß geworden. Hier haben wir also das gelöste Geheimniß des „Gemeinantheils“ ohne Polizei und Proudhon. H. B.

Portugal und Brasilien.

Das Portugiesische in Deutschland und die brasilianische Literatur. *)

Freude beim Auffinden vergrabener Schätze ist so natürlich, so verzeihlich! Ganz abgesehen von den später damit verknüpften Vortheilen, ist das Finden, das Entdecken bisher verborgener Dinge, eine Genugthuung! Wer hat von dem Vorhandensein, der Ausbreitung und dem Werthe einer ausschließlich brasilianischen Literatur in Deutschland etwas gewußt? Wohl nur die Wenigen, welche der Bellettristik außer in Frankreich, England und Italien, — auch in anderen Sprachen zu folgen vermögen, denn was französisch, englisch, italiänisch sich Bahn bricht zu allgemeiner Anerkennung, ist ja längst Gemeingut für den gebildeten Deutschen, und wird es bei dem fortschreitenden Maße allgemeiner Bildung immer noch mehr werden, wenn auch für die allerdings größere Menge nur in dienstfertiger, leider oft leichtfertiger Uebersetzung. Sehr viel seltener ist es schon für Spanien, und wenn auch spanisch noch in Deutschland getrieben wird, um Calderon, Cervantes, Vega, Moreto in der Ursprache zu genießen, so ist eine laufende Kenntniß und Theilnahme für die Erscheinungen der Neuzeit auf der Iberischen Halbinsel doch selten. Für Rußland sind seit den letzten Jahren mehr Federn beschäftigt, als man bei sonstiger politischer und sozialer Abneigung gegen das Land und die Nation glauben sollte, aber man überzeugt sich mit jedem Jahre mehr, daß auch dort die „nova potentia crescit. —“

Wer aber treibt Portugiesisch zu blos geistiger Befriedigung? Wer lernt außer den ersten Commis in unseren Seehäfen diese Sprache, um sie verstehen, oder gar sprechen zu können? Wo sind die Wenigen, welche nicht schon von dem, in der Heimat so massenhaft Erscheinenden erdrückt, sich noch Frische und Receptionsfähigkeit genug bewahren, um auch durch das Fegefeuer grammatikalischer Studien und einer unmöglichen Pronunciation hindurch, zu dem vollständigen Genuß portugiesischer Dichtungen zu gelangen?

Und für Dichtungen ist eben das volle Verständniß einer Sprache von Nöthen, nicht die oberflächliche Conversationsfähigkeit, oder die tant soit peu Geschicklichkeit, eine Lissabonner Thronrede für irgend eine Zeitung zu übersetzen. In der That ist denn auch die Kenntniß der portugiesischen Sprache so wenig in Deutschland verbreitet, daß Dr. **Ferd. Wolf** ganz recht gethan hat, sein Werk nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache erscheinen zu lassen, weil er seiner eben so verdienstlichen als gewissenhaften Arbeit dadurch den europäischen Markt erschließt, ohne sich den deutschen zu verschließen. Handelte es sich bei diesem Buche um eine Anthologie, eine Chrestomathie fremdländischer Dichter, so würde man eben leicht damit fertig werden, indem man es unter die linguistischen Hülfsmittel verweist, und es den Schülern überläßt, sich mit Hülfe eines Diccionario portatil darin zurecht zu finden. Es ist aber ein Werk, welches füglich dieser „Beispiele“ entrathen könnte, die allerdings von großem praktischen Nutzen sind, weil gerade sie dem Buche Leser zuführen werden; aber dem Werthe der Arbeit des Verfassers fügen sie nichts hinzu, denn sie stellt sich neben das Beste, was wir an Spezial-Geschichten der Literatur besitzen und ihr besonderes Verdienst ist, daß sie nicht die dreizehnte, aus zwölf früheren compilirte, nur etwas anders façonnirte, sondern eine durchaus ursprüngliche und selbstständige ist.

„Quando estava na Bahia,
Debaixo das bananeiras,
Eu me puz a escutar
As modinhas brasileiras.“

Dies kleine, anspruchslose Volkslied, eine echte „modinha brasileira“ mit seiner ansprechenden Melodie zur Guitarre gesungen, machte uns vor langen Jahren zuerst aufmerksam auf den Reiz, der in dieser Sprache liegt. Wir waren nie in Bahia, saßen nie im Schatten von Bananen-Bäumen, um solchen Modinhas zuzuhören, und doch fühlten wir sofort, welcher Reichthum von Wohlklang dort verborgen, — für uns Deutsche verborgen liegt und wußten, daß auch dort Männer erstehen würden, erstehen müßten, welche das rohe Gold, die wie Kiesel erscheinenden Diamanten, fassen und schleifen würden, daß der Lichtblitz des Geistes sich in ihnen brechen und seine Strahlen weiter werfen würde über eine reizdurstige, besitzgierige Menge.

Die portugiesische Literatur ist freilich alt geworden, ohne deswegen auch reif geworden zu sein; deshalb erscheint die brasilianische eben frischer, lebendiger, und alle ihre Fehler sind die

*) Le Brésil littéraire. Histoire de la Littérature Brésilienne, suivi d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs brésiliens, par Ferd. Wolf. Berlin, Asher, 1863.

Fehler eines jungen Mannes, die man ja so gerne verzeiht, weil man auf das Reifen hofft. In wenigen Ländern ist die Literatur in allen ihren Zweigen ein so treues Spiegelbild der politischen Entwicklung als in Brasilien, ja man kann die Eine nicht ohne die Andere verstehen. Scribe machte einst darauf aufmerksam, daß zur Zeit der Terreur, 1793 in Paris, die ganze dramatische Literatur Frankreichs in Idyllen, Schäferspielen, den zartesten Herzens-Konflikten bestand, und daß die Zeit der vollkommensten Ruhe des Landes „eine Tour de Nesle", einen „Robert Macaire", die politisirenden Dramen Victor Hugo's entstehen sah, der es wiederholt aussprach: „en poesie, le beau, c'est le laid!" Ganz im Gegensatze zu dieser Erscheinung, die sich ja auch in anderen Literaturen zeigt, ist in der allerdings sehr viel jüngeren, ja eigentlich jüngsten, Alles aus den zeitigen politischen Zuständen des Landes hervorgewachsen. Begeisterung und Leidenschaft, klassische Form und romantischer Ueberschwang, Ironie und Klage, Naturschilderung und Gelegenheitsgedicht, immer der treue Abklatsch der Begebenheiten, der Entwicklung, des Fortschritts. Wir zitiren ein Beispiel: Manoel de Araujo Porto Alegre. Diese echte Künstlernatur, Maler und Poet, schrieb 1837 nach seiner Rückkehr aus Europa für das Theatro constitucional fluminense einen prologo dramatico zum Geburtstage des jetzigen Kaisers Dom Pedro II., der einen ganz außerordentlichen Erfolg hatte. Es ist eine vollkommen politische Allegorie. Satan, das Prinzip der Uneinigkeit und Anarchie, sucht einen jungen Mann, Brasil mit Namen, von dem Wege einer legitimen und konstitutionellen Monarchie abzubringen; aber der Engel der Wahrheit macht die Verführungen Satans zu Schanden und sagt die glänzende Zukunft voraus, welcher Brasilien unter der Regierung eines Fürsten wie Dom Pedro II. entgegengehen würde.

Es ist dies nicht etwa eine gut honorirte Gelegenheitspoesie. Im Gegentheil, der Dichter hatte volle Ursache, sich über die Behandlung zu beklagen, welche ihm von der damaligen Regierung geworden war, und doch hielt er seinen Landsleuten grade diesen Spiegel vor, ohne ahnen zu können, daß die Begebenheiten seiner Prophezeihung so vollständig Recht geben würden. Auch Brasilien hat sich durch dieselben Kämpfe hindurchringen müssen, an denen wir noch jetzt die Süd-Amerikanischen Republiken verbluten sehen, die sogar der mächtigen Nord-Amerikanischen Union Zerfall und Auflösung drohen. Mehr als einmal, zum letztenmale sogar durch die eigene Schuld seines Monarchen Pedro's I., war Brasilien nahe daran, denselben Weg der Zersetzung zu gehen, auf dem sich seine sämmtlichen Nachbaren abmüden, um zu irgend welchen festen Zuständen zu gelangen, und es ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, daß die in Brasilien eben so heftigen politischen Leidenschaften nicht eben so zerrissene Zustände herbeigeführt.

Ueberschauen wir die Literatur, wenn man sie überhaupt so nennen kann, der Plata-Republiken, sowohl der beiden unabhängigen Uruguay und Paraguay, wie der zur Argentina konföderirten, und vergleichen wir sie mit dem, was Dr. Wolf, der gediegene Kenner aller romanischen Literatur, hier gesammelt, so zeigt sich dieser Kontrast in wahrhaft schmerzender Klarheit. In Buenos-Ayres, Monte-Video, Assuncion, Lima ist Alles noch Politik und wieder Politik, in Brasilien war es in demselben Grade zur Zeit der Kämpfe, Politik. — Jetzt hat sich der kochende Extrakt der Zeit gesetzt, sich beruhigt, seine Schlacken abgeworfen und zeigt den Lichtblick tröstender und erhebender Kunst. Nach allen Richtungen theilt uns Dr. Wolf im zweiten Theile seines Werkes wahre Perlen mit, die ein volles Anrecht haben, auch in den alten Literaturen Europas als solche zu gelten. Unwillkürlich kommt man zu der Betrachtung, daß eine solche Entwickelung und nur so möglich gewesen ist, weil Brasilien früher als ganz Süd-Amerika zu politischer Erkenntniß gekommen und geführt worden ist, und nun bereits 30 Jahre einer ungestörten Ruhe durchlebt hat. Vergessen wir aber auch nicht, daß es von einem Fürsten regiert wird, der selbst das klarste Verständniß für die Bildungskraft und die Befruchtung der Kunst und des Wissens in ihrer weitesten Bedeutung hat, und dies zu bethätigen nicht müde wird. Wo nur irgend möglich, fördert er diese Regungen und Arbeiten. Allerdings lebt und blüht eine Literatur nur durch sich selbst, sie ist nicht zu schaffen, nicht anzuerziehen, nicht in bestimmte Bahnen zu weisen; aber sie ist zu ermuntern, man kann ihr Selbstgefühl und Stolz auch über ihre Leistungen hinaus einflößen, man kann ihre Bekenner auch äußerlich über das sonst gewöhnliche gesellschaftliche Maaß erhöhen, und dies ist es gerade, was dem jetzigen Kaiser nachgerühmt werden muß. Fügen wir gleich hinzu, daß Kaiser Dom Pedro II. mit dem nachhaltigsten Interesse auch die deutsche Literatur verfolgt, daß er — ein Erbtheil seiner Mutter — deutsch vollkommen versteht und spricht, und daß er überhaupt ein eben so kenntnißreicher, als kunstgebildeter Mäcen ist, der die Hebung der Literatur seines Landes und seiner Nation nicht als eine der usuellen Nebenbeschäftigungen des Landesherrn, die noch vielleicht auch gepflegt sein will, sondern als eine der Hauptaufgaben für seine dort vollständig regenerirende Regentenpflicht hält. Was in neuester Zeit Männer wie L'Allemand, Tschudi, v. Hochstetter und Gerstäcker über ihn gesagt und was vor Kurzem noch, in einer längeren Biographie des Kaisers, die Wiener Zeitung mitgetheilt, erklärt Vieles, was wir in dem Werke des Dr. Wolf nur angedeutet finden und zwar mit richtigstem Takte nur angedeutet, denn da der Verfasser dem Kaiser sein Werk widmet, so macht es seiner Gesinnung Ehre, daß er es vermeidet, diesen Einfluß der Persönlichkeit des Kaisers auf die Literatur seines Landes hervorzuheben.

Etwas zu systematisch theilt Dr. Wolf die Literaturgeschichte Brasiliens in fünf Perioden: I. Von der Entdeckung Brasiliens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Die Jesuiten, die strikte Nachahmung der altspanischen und altportugiesischen Muster. II. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Literatur faßt im Lande selbst Wurzel, die ersten Anklänge der Sehnsucht nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit, aber doch Festhalten an den portugiesischen Ueberlieferungen. Entstehen literarischer Gesellschaften. III. Zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Provinzen emanzipiren sich von dem dominirenden Einflusse der Hauptstadt. In Minas-geraes bildet sich eine Dichterschule, welche diese Emanzipation repräsentirt. IV. Der Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens vom Mutterlande Portugal. Der Kampf des romantischen mit dem klassischen Elemente, Entwicklung eines durchaus nationalen Charakters der brasilianischen Literatur. V. Die Jetztzeit.

Es liegt etwas Doktrinaires, gewaltsam Schematisirendes in dieser Eintheilung. Wir empfingen beim Studium des Buches den Eindruck, als ließe sich der ganze, allerdings reichhaltige Stoff in Werdendes und Gewordenes eintheilen, namentlich bei der verhältnißmäßigen Kürze der Zeit, in der das Gewordene werden mußte. Glücklicherweise ist diesen beiden Kategorien für Brasilien noch nicht die dritte, wie in so mancher andern und namentlich der portugiesischen Literatur, — Gewesenes hinzuzufügen, denn wir sehen die brasilianische Literatur

recht eigentlich in ihrer Blüthe, und daß ein Buch wie das vorliegende nöthig wurde und überhaupt erscheinen konnte, ist der beste Beweis dafür.

Freilich darf man die Zeitungs-Verse, von denen die brasilianischen Blätter wimmeln, nicht mit zu dieser Literatur rechnen. Die Raisonanz der Sprache, die Leichtigkeit durch den Wohlklang der Reime, auch dem mäßigsten Gedanken für das Ohr wenigstens einen gewissen poetischen Schwung zu geben, verführt Manchen, seinen Wünschen, Ansichten und Meinungen in gebundener Rede noch leichteren Eingang zu verschaffen. Das ist keine Literatur, — das ist aber Geschmack an der Literatur, der durch Tüchtiges, Selbständiges, anscheinend Zweckloses hervorgerufen worden ist. Es ist die Receptionsfähigkeit der Masse für den Impuls einzelner Begabten. Leugnen läßt sich nicht, daß das politische Element noch eine sehr viel hervorragendere Stellung in brasilianischen Dichtungen einnimmt, als für die Reinheit und Würde der Kunst wünschenswerth ist. Es ist noch viel „Nachtwächterliederliches" in diesen Hymnen und Panegyriken, mehr als für den Genuß des Europäers jetzt noch schmackhaft ist; aber wie wäre dies in einem Lande anders möglich, wo es in den gebildeten Ständen eigentlich nur Eine dominirende Leidenschaft, die politische, giebt. Die brasilianische Literatur muß eben mit brasilianischem und amerikanischem Maßstabe gemessen werden, nicht mit dem der alten Welt, in welcher sich diese Zustände und Erregungen bereits in ein festes Parteiverhältniß gesetzt, dem die Kunst, im Gefühl ihrer über den augenblicklichen Dingen stehenden Würde, fremd bleibt. Trotz einer positiv freiesten Konstitution, dem unbeschränktesten Vereins-, Rede- und Druckrecht, einer von allen Schichten des Volkes geachteten und in der Person, wie Familie des Kaisers selbst geliebten Regierung, ist immer etwas Fronde in den besten Gedichten, z. B. in dem *O Recruta* des *Jose Joachim Corrêa de Almeida*, wie in den meisten anderen. Man versteht nicht recht warum, da in der That dort Alles erreicht ist, was sich ein Volk an freiester Regierungsform nur wünschen kann (?), und wo die Geschichte der letzten dreißig Jahre lehrt, daß keine systematische Opposition gegen die Staatsform, kein Wunsch nach einer Aenderung derselben vorhanden ist.*)

Als Dom Pedro I. sich in Brasilien einschiffte, um seiner Tochter Donna Maria da Gloria ihr Königreich Portugal zu erobern, wurde die vom Kaiser selbst in Musik gesetzte Hymno constitutional, eben so viel gesungen und eben so verbreitet, als später die Hymne Pio nono und die Garibaldi-Hymne. Es hieß damals, ein Brasilianer im Gefolge des Kaisers habe sie gedichtet; wir finden sie aber nicht in dem Werke des Dr. Wolf, zweifeln also daran. Es wäre auch seltsam genug, wenn ein Brasilianer diese Hymne für ein Land gedichtet, gegen welches Brasilien, damals wie noch jetzt, nur das Gefühl der Feindlichkeit hat. Nichtsdestoweniger giebt sie eine klare Anschauung von dem Geiste und der Form portugiesischer, wie brasilianischer patriotischer Dichtung, und möge daher, da sie überdem Jedem, der nur etwas Latein versteht, auch im Originale leicht verständlich ist, hier folgen:

O patria, o Rey, o povo, Ama a tua Religiaõ, Observa, e guarda sempre, Divinal Constituiçaõ.	Hör' es, Vaterland und König, Hör' es, göttliche Religion. Das Volk beschwor und wird sie halten Unsere heilige Constitution!
Coro. Viva o Rey! viva a Patria! Viva a sancta Religiaõ! Vivan os Luzos valorosos, A feliz Constituiçaõ!	Chor. Ein Hoch dem König, dem Vaterlande! Ein Hoch der heiligen Religion! Ein Hoch den tapfern Portugiesen Unterm Schutz der Constitution.
Oh com quanto desafogo Na commun agitaciaõ, Da Vigor as almas todas, Liberal Constituiçaõ. Coro. Viva o Rey! etc.	Seht, mit welcher Kraft u. Stärke Aus der wilden Revolution Bauten wir am großen Werke Unserer heiligen Constitution. Chor. Ein Hoch dem König u. s. w.
Venturosos nos seremos, Em perfeita uniçaõ. Tendo sempre em vista todos Liberal Constituiçaõ. Coro. Viva o Rey! etc.	Groß u. mächtig sind wir wieder, Ist nur einig die Nation; Singt nur Jeder Jubellieder Unserer freien Constitution. Chor. Ein Hoch dem König!
A verdade naõ se offusco, O Rey naõ se enganha, naõ! Proclamemos, oh Portoguezes, Liberal Constituiçaõ! Coro. Viva o Rey! etc.	Jetzt dringt Wahrheit hin zum Throne, Und der König hört die Nation, Portugiesen ruft zum Lohne Hoch der freien Constitution! Chor. Ein Hoch dem König! u. s. w.

Wir haben es nicht mit der — überdies ziemlich schnell verrauchten Begeisterung zu thun, welche diese Hymne auf das Papier warf. Sie hat jedenfalls das Verdienst, die tönenden Schlagworte der Zeit und des Kampfes angeschlagen zu haben. Aber wir haben an diesem Beispiel den unendlichen Wohlklang empfinden lassen wollen, der in die romanische Form zu legen und aus ihr heraus zu hören ist. — Und diese Leichtigkeit, dieser Wohlklang ist es, der auch den deutschen Sinn fesselt, und zum Genuß fast ohne, oder doch mit nur geringer Kenntniß befähigt.

Sollen wir den Eindruck charakterisiren, den die Literatur-Geschichte, wie die Anthologie auf uns gemacht, so müssen wir ihn dahin formuliren, daß die brasilianische Literatur erst von dem Augenblicke an ein inneres Leben gewinnt, wo sie sich von ihrem alten portugiesischen Muster loszuringen versucht, wo das romantische Element theils nach französischen und englischen Vorbildern, theils urwüchsig sich frei entfaltet. Wir wollen damit dem Ueberwuchernden der jungen, leidenschaftlichen, romantischen Schule nicht das Wort reden, als sollten da plötzlich Childe Harolds, ein Faust, ein Don Juan entstehen. Daß es damit nicht so gleich ging, ist auch in anderen Literaturen nachzuweisen. „Iwan Onjegin" von Puschkin ist ein schlagendes Beispiel dafür. Dagegen zeigt sich die beginnende Blüthe sofort, als das mächtige Gefühl einer besonderen Nationalität für die Brasilianer sich ausbildete, ein Gefühl, das kaum in irgend einer Nation sich mit solcher Schärfe und Ausschließlichkeit zeigt, als seit ungefähr 20 Jahren bei der brasilianischen. Es hat mitunter etwas Gereiztes, ja Krankhaftes, weil es selbst unter Umständen auf Geltung und Anerkennung Anspruch macht, die ihm nicht günstig sind. Immerhin ist es aber das Fundament, auf dem sich Brasilien bis jetzt stetig entwickelt und sich aller der traurigen Erfahrungen erwehrt hat, welche seine republikanischen Nachbaren in so vollem, gerütteltem Maße machen. Dieses Gefühl einer besonderen Nationalität, die gleichzeitig nichts von ihrem Ursprunge und nichts von der spanischen Race wissen will, welche doch in Süd-Amerika domi-

*) Unser geehrter Herr Referent mag uns hier noch ein zweites Fragezeichen gestatten, das wir hier im Namen der in Brasilien eingewanderten, armen Deutschen, der Protestanten sowohl als der Katholiken, machen müssen. D. R.

nirt, ist es, welches auch in der brasilianischen Literatur vorherrscht, gleichviel, ob in ritterlicher Treue für das Herrscherhaus, oder in Freiheitsdurst, der — so sonderbar und unvereinbar mit einander das erscheint, — neben dieser fast royalistischen Hingebung immer wieder durchbricht. Brasilien ist der einzige Staat in der bekannten Welt, der, trotz seiner Größe, seiner verhältnißmäßig geringen Bevölkerung, mancher noch unentwickelten Zustände und schwerer Geburtswehen, die freisinnigste Verfassung mit einer durchaus monarchischen Gliederung zu vereinigen weiß, und wenn man in ganz Europa darüber einig ist, das kleine, neutrale, reich bevölkerte, vor Allem respektirte Belgien einen konstitutionellen Musterstaat zu nennen, so hat Brasilien wahrlich aus den eben angeführten erschwerenden Gründen fast ein noch größeres Recht dazu: eine Anerkennung, die jetzt schon Niemand dem Kaiserstaate versagt, der ernstlich der Zeitgeschichte und ihren Entwickelungen folgt. Und gerade jetzt, wo auch in Mexico der Versuch gemacht wird, eine Monarchie zu stabiliren, wo die sämmtlichen Süd-Amerikanischen Republiken den schwersten inneren und äußeren Kämpfen entgegengehen, ist das bloße unerschütterte Bestehen eines Kaiserthums Brasilien eine lehrreiche Erscheinung.

Seine Literatur ist es aber kaum minder. Dasselbe Ringen, dieselben Kämpfe, dasselbe Durchdringen zur Ruhe und Klarheit, ja auch dieselben Gegensätze!

Es ist die Eigenthümlichkeit, die Domaine der Anthologie, neben dem Vortrefflichen auch das minder Gute zu bringen und jede Anthologie ist mehr ein Gradmesser für den Geschmack und die Vorliebe des Sammelnden, als für die von ihm beabsichtigte Beweisführung. Das gilt auch für das *Brésil littéraire*. Nicht Alles, was dem Verfasser gut erschienen, wird auch jedem Leser so erscheinen. Es gehören eben auch Stimmungen dazu, um das Gebotene in rechter Weise zu genießen. Aber das Bild des Ganzen ist doch ungemein erfreulich, und um so erfreulicher, als es sich fast unerwartet, also überraschend aufrollt. Mögen wir unsererseits zu seiner allgemeineren Kenntniß beigetragen haben! Das Land und seine Literatur verdienen in der That, gekannter zu sein, als sie es in Europa sind.

Frankreich.

Labienus contra Augustus.*)

Das goldene Zeitalter der kritischen Geschichtschreibung, man könnte sagen: das Augusteische, scheint Vielen angebrochen zu sein; sehr vornehme Personen beschäftigen sich dermalen nicht blos mit den alten Classikern, mit Caesar und selbst mit Tacitus, nein, sogar mit intimen Einzelschilderungen aus der Geschichte des Alterthums, welche Schilderungen Andere wieder als Reflex auf die der Gegenwart auffassen. In Paris und sehr bald auch in Brüssel veröffentlichte kürzlich Herr A. Rogeard, ehemaliger Professor am Lyceum zu Pau, ein Schriftchen: Les Propos de Labiénus, d. h. Aeußerungen eines gewissen Labienus, der, weil ein starrer Altrepublikaner, allerdings nicht zu den Verehrern des großen Monarchen gehörte.

Herr Rogeard, der zu seinem Unglück auf dem Titel der Broschüre auch seinen früheren Titel kundbar machte, handelt in dieser Schrift zunächst von der gesegneten Regierung des Augustus. Er schildert im Eingang den Charakter dieser Regierung, der, einige kleine Aderlässe, dem Ruhm einer großen Nation geweihte Aderlässe abgerechnet, ein überaus harmloser und friedfertiger war. „Sesterzen regneten auf die Plebs", Augustus vertheilte unverdrossen Geld und Naturalien, er gab sich die menschenmöglichste Mühe, das römische Volk vergnüglich zu unterhalten: „Theaterspiele, Gladiatorenspiele, Forumspiele, Amphitheaterspiele, Circusspiele, Komödienspiele, nautische und troische Spiele, Rennen, Jagden, Athletenkämpfe, Rhinocerosse, Tiger und Riesenschlangen" drängten sich, die Rittergarde des princeps juventutis zeigte oft ihre prachtvolle Uniform und den majestätischen Anblick ihres Vorbeimarsches. Römer, was wollt ihr mehr? Dabei war Augustus in seinem Leben ein äußerst einfacher Mann, sein Wandel neben Scribonia und der sorgsamen Livia, beiläufig neben „Drusilla, Tertulla, Terentilla, Rufilla, Silvia Titiscenia", war tadellos; nur für korinthische Vasen hatte er zuviel Geschmack, sonst konnte Virgil, der nach seiner Expropriation glänzend entschädigte Virgil, mit Recht ausrufen, das Reich des Saturn kehre wieder.

Uebrigens, welches Gemälde hat keinen Schatten? Einige Complotte, einige Aufstände der bei Pharsalus, Thapsus, Munda, Philippi, Actium, in Alexandria, auf Sicilien abgeschlachteten Partei kamen freilich vor; im Senat mußte der Imperator seiner Popularität wegen einen Panzer und ein Schwert unter der Tunica tragen, sich von zehn handfesten Männern, die er seine „Freunde" nannte, überall begleiten lassen, mußte in derselben Stadt, wo bis dahin nicht einmal ein Messer gesehen werden durfte, Prätorianer-Cohorten halten, mußte dem edlen Agrippa das Lieblingsgeschäft des Niederreißens und Wiederaufbauens von Rom erlauben, hatte an Herrn Licinius zu Lyon einen überaus volksbeliebten Präfecten, mußte erfahren, daß „da unten, jenseit des Rheins", der unselige Varus drei Legionen verlor, worüber sich der Weltbeherrscher beinahe den Kopf einstieß und einen classisch gewordenen Ausspruch that, mußte erleben, daß auch Lollius einen Adler einbüßte — allein im Grunde war er doch äußerst glücklich, ihm gebrach nichts, den Römern gebrach nichts; gab es nicht ein paar mürrische Glatzköpfe aus der gesunkenen Zeit der Republik, so war Alles zufrieden.

In dieser segensreichen Kaiserepoche lebte indessen Titus Labienus, ein Mann von altrepublikanischem Schrot und Korn, den Seneca das stolze Wort sagen läßt: „Ich weiß, daß, was ich geschrieben, erst nach meinem Tode gelesen werden kann." Dieser Bürger des alten Roms, Redner und Historiker ersten Ranges, der den Zeitgenossen „Bewunderung abgetrotzt", war Eins geworden mit seinen historischen Erinnerungen; als sein Geschichtswerk aller Vorsicht ungeachtet zu des Imperators Ohren gedrungen und auf dem Scheiterhaufen der neuen „Preßgesetzgebung" erlegen war, zog er sich in sein Grabmal zurück, um nie wieder daraus hervorzugehen. Aber sein Werk lebte in Cassius Severus fort, der es Wort für Wort auswendig wußte und mit in's Exil rettete. „Unverbesserlicher Schwärmer!" sagten die klugen geschmeidigen Leute von Labienus. Und wir unsrerseits fragen: Wem nützte sein Tod? der Sache der Freiheit, die einen Kämpfer nach dem andern verlor? Labienus war blind für die Segnungen des Weltfriedens, der Ruhe und Stille um ihn her; er stand stundenlang auf dem Pons Sublicius „wie eine Statue des

---

*) Les propos de Labiénus (La critique historique sous Auguste) par A. Rogeard, ancien professeur au Lycée de Pau. — Bruxelles, chez tous les libraires, 1865. Eine deutsche Uebersetzung: „Die Gespräche des Labienus," die wir jedoch etwas steif und unbeholfen finden, ist soeben bei Julius Springer in Berlin erschienen. D. R.

rächenden Mars oder ein versteinerter Volkstribun" und sah die Tiber ihre gefesselten Wogen ins freie Meer senden. Ein gefährlicher Träumer, das „Heimweh der Vergangenheit" im Herzen, ein Epimenides, der ein Jahrhundert geschlafen zu haben schien und in der neuen Welt sich nicht zurechtfinden konnte.

Einst trifft ihn unter dem Portikus des Agrippa ein junger Weiser, Namens Junius Gallio, gemäßigter Stoiker, der eine Thräne für den Untergang der Republik, ein devotes Lächeln für das Kaiserreich hatte. „Bruder (??) Seneca's, des Redners, und Oheim des Lucanus," Verehrer des Maecenas, trug er von allen Stimmungen und Richtungen etwas in sich. Labienus, obschon nichts weniger als liebenswürdig, interessirte ihn lebhaft, er ist im Besitz einer Nachricht und äußerst neugierig, welchen Eindruck sie auf Labienus machen wird. Augustus läßt soeben seine Memoiren erscheinen. Unserm Helden macht es keine Freude. Er spricht sehr unehrerbietig von dem „Räuber der römischen Freiheit", er giebt dem Gallio zu, daß er das Buch lesen will „mit Thränen der Scham", doch anzeigen, kritisiren will er es durchaus nicht. Labienus behauptet, die Wahrheit dürfe nicht gesagt werden, man müsse deren Zeugnisse in's Ausland schicken, um sie vor Verfolgung zu schützen; er will nicht den Cinna spielen und Octavian einen Akt der Großmuth aufdringen; er steht dieser Augusteïschen Geschichte so diametral gegenüber, daß er ihrem Urheber geradezu den Beruf zur Geschichtschreibung abspricht. Ein fürstlicher Geschichtschreiber müsse damit anfangen, abzudanken. Er habe auch schon Einiges in dem Buche gelesen. Augustus rechtfertige die Proskriptionen, er gebe eine Apologie der Usurpation und was könne er Anderes geben? Diese Römer des Verfalls, von Cäsar dem Augustus vererbt, wo hätten sie die Fähigkeit zur Kritik? Nur eine auf den Knieen dargebotene sei möglich. Labienus zählt sie auf, die kaiserlichen Literaten und Panegyristen: Varius, Flavius, Rabirius, Haterius, den Theatercensor Maecius Tarpa, den Moralprediger Pompejus Macer, den Literarhistoriker Fenestella, den kaiserlichen Redeverfertiger Metellus, den Grammatiker Verrius, den Historiographen Marathus, den Hofpoeten und Prinzessinnenlehrer Athenodorus: das seien die berechtigten Kritiker der Periode, bessere finde der Cäsar nicht. Seltsames Schauspiel! Der neue Cäsar schreibe ein Werk über die letzten Kriege des alten, Augustus beschreibe eine Umwälzung, die er selbst vollzogen habe! Er verpflanze seinen eignen Kampf auf das Schlachtfeld der Geschichte und biete hier den Gegnern die Stirn. Er, der Kriegsherr von 2000 Centurionen, von 30 Legionen! Sei da eine literarische Opposition denkbar? Gallio möge es überlegen. Diese Memoiren seien kein Geschichtswerk, sondern eine Theorie, eine Dogmatik der Usurpation, die über den Senat, über die Tempelschätze, geschworne Eide, Forum und Curie, über den Tod der Collegen Hirtius und Pansa, über alle Rubikon des Erdkreises hinweg ihr Ziel am Herrscherstuhl erreicht habe. Großartige Entschuldigung eigener Thaten, Einschmeichelung bei der strenger denkenden Menschheit, eifriges Bittgesuch: eine Rehabilitationsschrift sei dieses Werk.

Gallio schreckt das nicht ab, Labienus will lieber die „Klagen des Cassius" lesen: „Libellos Cassii Severi", rhetoris antiqui!

Aber die „Aeußerungen dieses Labienus", wie sie Herr Rogeard vorgebracht, sind sehr geistreich gewesen und spitzig genug. Schade nur, daß ein Republikaner von 1848 sie geschrieben. Denn soviel muß man den Napoleonischen Verurtheilern einräumen: einseitig ist das Büchlein des tapfern Rogeard und jene zerschmetternde Ironie, die es wie ein rother Faden durchzieht, ist oft zugleich wider ihren Meister gewandt; er stempelt den starren Labienus zu einem greisen Thoren, der die Nothwendigkeit des gewaltigen Umschwunges nicht einsehen und anerkennen will. Diese Starrheit kommt Herrn Rogeard selber fast lächerlich vor; er kann den Ton Catonischer Strenge nicht aufrechterhalten. Und wie sollte er auch? Einem denkenden Manne ist hinlänglich offenbar, welche argen Bocksprünge des Republikanismus und des am Narrenseil der Demagogie geführten souveränen Volkes den Staatsstreich des — natürlich des alten — Augustus nicht blos ermöglicht, sondern vielmehr bei den Haaren herbeigezerrt haben. In der allgemeinen Auflösung, Schwäche und Rathlosigkeit bemächtigt sich ein energischer Mann des Ruders; ich sehe kein Wunder, nicht einmal einen unvergleichlichen Frevel darin. Waren etwa des „Augustus" Nebenbuhler aufrichtigere Republikaner? Mit den socialistischen Theorien der Volkstribunen war man schon hübsch weit gekommen, das rothe Gespenst war nicht mehr von Stroh; es hatte die Periode der edlen Gracchen längst hinter sich. Eine Republik ohne Republikaner ist ein Wahn, und eine Gesellschaft, die das handgreiflichste Grundrecht, das Eigenthumsrecht, antastet, ist von selbst, ja von innen heraus schon, der absoluten Willkür verfallen. Hätte man die milde Herrschaft Ludwig Philipp's, ich wollte sagen, des guten alten Senates und der legitimen Magistrate ertragen, so hätte man nicht über „Usurpation", Eidbruch, Gewaltthat zu seufzen brauchen, man hätte nicht effectreiche Comitien zum Schein, sondern wirkliche Rathsversammlungen des Volkes gehabt.

Auch im 19. Jahrhundert ist das allgemeine Stimmrecht eine recht schöne Erfindung. An dieser zarten Angel hat der Cäsarismus tüchtige Fischzüge gethan; sie ist ja der vollkommenste Ausdruck der so sehnlichst erwarteten Gleichheit, und kehren wir nach Rom und ins Alterthum zurück, so war es das Hauptverbrechen des Pompejus Magnus und seiner Partei, daß sie der vergötterten Gleichheit im Wege standen. Julius Cäsar war ein ungemein „freisinniger" Mann, er, wie sein Großneffe Octavian. Alles wurde gleich und brüderlich, nur mit einer einzigen Ausnahme, die unser Herr Rogeard nicht gelten lassen will, und der darum wahrscheinlich von den Napoleonischen Richtern zu fünfjähriger Einsperrung verurtheilt werden, welcher er sich jedoch glücklicherweise durch die Flucht entzogen hat.

Trauttwein von Belle.

Barmherzigkeit für die Kinder.

Eine wichtige und inhaltreiche Sammlung statitischer Notizen über den Zustand dieses Zweiges der Armenpflege in Frankreich hat kürzlich Herr Bailleux de Marisy in der Revue d. d. M. veröffentlicht. Für den Volkswirth sowohl, als für den Humanisten, ist die Sorge für die Kinder der Armuth eins der schwierigsten und interessantesten Probleme. Wer sich auch nur oberflächlich mit demselben beschäftigt hat, wird erkannt haben, welche unerschwingliche Opfer die Gemeinden zu bringen haben, denen die Last anheimfällt, für die Waisen der Armen zu sorgen, und anderntheils ist die Vernachlässigung derselben wieder eine schauerliche Inhumanität, deren unsere Civilisation sich nicht lange ungestraft schuldig machen kann.

In Frankreich haben die Humanisten zuerst die Findelhäuser errichtet, um für die unglückliche Klasse von Armen-Kindern zu sorgen, die schon vor der Geburt gewissermaßen Waisen waren,

da sie ohne Familienschutz ins Leben treten und vaterlos wie sie sind, von den eigenen Müttern ausgesetzt werden.

Ein Heiliger der katholischen Kirche, Vincenz von Paula, war der erste Gründer eines Kinderhospitals oder eigentlich Findelhauses in Frankreich. Er war einst Zeuge, daß ein Bettler die Glieder eines armen ausgesetzten Kindes verstümmelte, um durch den elenden Zustand desselben die Almosenspender mehr anzulocken. Vincenz entriß das Kind den frevelnden Händen und rief die Menge um Mitleid an. Er sammelte ungefähr zwölf solcher armer Creaturen und erklärte sie zu seinen Adoptivkindern.

Vor der Revolution hatten die großen Grundbesitzer die Verpflichtung, für die verlassenen und ausgesetzten Kinder zu sorgen, welche sich auf ihrem Territorium vorfanden, aber die Nationalversammlung vernichtete am 10. Dezember 1790 mit den Rechten auch die Pflichten der Grundherren und legte die Sorge für die Findelkinder auf die Schulter der Regierung; sie wurden die natürlichen Söhne des Vaterlandes genannt, und man erwartete, daß sie sich auch dem Dienste desselben dereinst opfern würden.

Die statistischen Nachweise aller Zeiten haben indessen gezeigt, daß diese Erwartung irrig war, denn die meisten Findelkinder sind gänzlich unfähig, Soldaten zu werden!

Die Kränklichkeit und furchtbare Sterblichkeit der Kinder, wenn sie in Masse gepflegt und erzogen werden, sind neue Beweise für die Heiligkeit des Familienlebens. Ohne die Segnungen und Wohlthaten desselben muß die zarte Menschenpflanze untergehen. Das Kind verlangt gewissermaßen die Hauptperson zu sein; es bedarf des Alleinseins und der Ruhe, aber auch des Zuspruchs der Liebe, der Ermunterung, der Zärtlichkeit und des Beifalls, Alles Dinge, die in den Kinderkasernen der öffentlichen Barmherzigkeit nicht zu haben sind.

Es ist herzergreifend, wenn man solche Anstalten besucht und die kleinen stillen Betten betrachtet, so leblos und traurig sehen die armen Wesen aus; sie schreien sogar selten und lächeln nie!

In der Höllenstraße (rue d'Enfer) in Paris ist noch jetzt das schauerlich seltsame Loch in der Mauer zu sehen, welches mit einem Gitter und einer kleinen Matratze versehen, durch eine Vorrichtung sich drehen ließ und dazu bestimmt war, die ausgesetzten Kinder in das Hospital zu befördern. Ein innen angebrachter Riegel macht jetzt jedoch das Drehen unmöglich; es ist nicht mehr gestattet, incognito zu bleiben, wenn man ein Kind verlassen will. Früher herrschte das strengste Verbot, Nachforschungen darüber anzustellen: der verkehrte Humanismus wollte die unnatürliche Handlung nicht an ihren Urhebern gerächt wissen, den unvermählten Müttern sollte die Scham erspart und dadurch der Kindesmord verhütet werden. Die Revolution ging in dieser Rücksicht noch weiter; sie verhieß den unvermählten Müttern Belohnungen und Unterstützungen.

Die Kosten der Findelhäuser überstiegen alle Berechnungen, denn nicht nur vaterlose Kinder wurden ausgesetzt, auch leichtsinnige Familienväter scheuten sich nicht, an das vergitterte Loch zu treten und sich der Sorge für die Kinder zu entledigen. Der gefeierte Jean Jaques Rousseau, der sentimentale Thränen weinte über die Mißbräuche der Civilisation, hat nach seinen eigenen Geständnissen alle Kinder aus seiner Ehe mit Therese Levasseur nach dem Findelhause bringen lassen!

Da die Mittel unerschwinglich waren, entschloß man sich, endlich überall die Einrichtung abzuschaffen, welche es gestattete, incognito die Findelhäuser zu füllen. Gleichzeitig kehrte man zu der theilweisen Unterstützung der Mütter zurück, eine Einrichtung die früher in verkehrter Weise geübt und dann gänzlich abgeschafft worden war. Der Erfolg war überraschend; es wurden jährlich 16,339 Kinder weniger ausgesetzt und eine Ersparniß von 400,000 Fr. konnte gemacht werden!

Die Zahl der Findelhäuser oder, wie die jetzigen Humanisten lieber sagen, Kinderhospitale, belief sich in Frankreich im Jahre 1811 auf 335 und hat sich jetzt bis auf 175 vermindert, ein Resultat, das gewiß ebenso merkwürdig als beachtenswerth ist, wenn man bedenkt, wie sehr die Bevölkerung überhaupt gestiegen ist.

Eine wesentliche Verbesserung der Kinderpflege wird noch angeführt in dem Bericht, nämlich die Abschaffung der künstlichen Ernährung. Man verschafft den Säuglingen jetzt stets Ammen-Milch, indem man sie aufs Land schickt und Pension für sie bezahlt bei irgend einer rüstigen bäuerlichen Mutter. Es kommt dabei sehr häufig vor, daß diese bezahlten Ammen die Kinder so lieb gewinnen, daß sie sie für längere Zeit unentgeltlich behalten.

Für gewöhnlich bleiben die Kinder bis zum zwölften Jahre in den Findelhäusern, alsdann werden sie zu Handwerkern in die Lehre gebracht, wo für ihren Unterhalt 50 Fr. gezahlt werden. Die Mädchen bleiben bis zum zwanzigsten Jahre unter Aufsicht und Pflege. Seit die Mütter sich nennen müssen, wenn sie Kinder der öffentlichen Pflege übergeben, kommt es sehr oft vor, daß sie dieselben nach einiger Zeit zurückfordern, wenn sie sie besser ernähren können. Man befördert dies durch kleine Unterstützungen, wobei die Verwaltung immer noch Ersparnisse macht im Vergleich zu der längern Zeit der Verpflegung solcher Kinder. Jedoch wird eine strenge Controle geübt bei leichtsinnigen Müttern, die sich ihre heranwachsenden Töchter holen, um sie vielleicht zu ihrem eigenen traurigen Handwerke heranzubilden.

Es ist statistisch nachgewiesen, daß aus den Findelhäusern nicht mehr Individuen in Laster versinken, als aus einer gleichen Anzahl anderer Kinder hervorgehen, obwohl sich annehmen läßt, daß die erblichen Anlagen der armen Geschöpfe nicht die besten sind.

Wenn die Zöglinge der Findelhäuser strafbar werden, sendet man sie in die verschiedenen Besserungsanstalten für Kinder, jedoch haben die letzten Erfahrungen gezeigt, daß dies nicht rathsam ist, weil die Verwahrlosten, welche in diese Anstalten außerdem aufgenommen werden, zu nachtheilig auf die Kinder einwirken. Nur der Abbé Halluin, welcher Direktor der Besserungsanstalt in Arras ist, wird noch zuweilen mit der Besserung der strafbaren Kinder der Findelhäuser betraut.

Bei Erkrankungsfällen werden die Kinder in den Findelhäusern aufs Sorgfältigste gepflegt; es sind Beispiele vorhanden, daß sie bis zu spätern Jahren in den Hospitälern bleiben; namentlich waren einige gelähmte Mädchen von über zwanzig Jahren in der Anstalt der rue de L'enfer in Paris.

Die unter ihnen vorherrschenden Krankheiten sind Skropheln; alljährlich werden die Kinder zu Hunderten in die Bäder der Pyrenäen geschickt.

Den Dienst in den Findelhäusern versehen noch immer, wie zur Zeit des h. Vincenz v. Paula, die Ordensschwestern, welche er zuerst damit betraute; außerdem sind eine Anzahl von jungen Mädchen als Mägde dabei angestellt, die wahrhaft bewundernswerth in ihren Leistungen sind. Gewöhnlich rekrutiren sich die Novizen aus ihnen, und man behandelt sie auch mit derselben Achtung wie diese.

Nord-Amerika.

Charleston am Vorabend seines Falles.*)

Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde in der damals noch königstreuen Stadt Charleston aus englischen Ziegeln und Steinen eine Kirche errichtet, deren hoher Thurm einige Menschenalter hindurch den von der See kommenden Schiffen als Kennzeichen diente. In dem feuchten Klima, das durch die großen Salzmoräste erzeugt wird, welche diese niedrig gelegene Stadt umgeben, hat man oft bemerkt, daß die Kirchenglocken eine wunderbare Fülle und Anmuth des Tons erhalten, und das Glockenspiel der St. Michaelskirche ist lange wegen seiner lieblichen Melodie berühmt gewesen. Als während des Revolutionskrieges die Stadt im Jahre 1780 in die Hände Sir Henry Clinton's fiel, wurden diese Glocken als Trophäen nach England gebracht, nach dem Frieden aber, der die Unabhängigkeit Amerika's sicherte, von dem Handelsstande Londons angekauft und als Freundschaftspfand den Bewohnern von Süd-Karolina, welches immer eine Lieblings-Kolonie Großbritanniens war, zurückgeschickt. Im Jahre 1761 war die St. Michaelskirche zum erstenmal dem Gottesdienst eröffnet worden. Im Jahre 1861 folgte man von diesem selben Thurme aus mit erwartungsvollen Blicken dem Platzen der ersten Bombe über Fort Sumter, und der Anfang eines Krieges, fruchtbarer an Gräueln, Leiden und Blutvergießen als irgend einer in diesem Jahrhundert, wurde von Zuschauern beobachtet, die so wenig wie die Steine unter ihren Füßen eine Ahnung von der gewaltigen Revolution hatten, die sich vor ihren Augen entwickelte. Von diesem selben Thurm, der seit achtzehn Monaten auf schweigende Häuser und verödete Straßen herabschaut, ertönt noch eine einsame Glocke, deren sieben melodische Genossen man längst in Sicherheit gebracht hat, und bei Nacht, ehe ihr Echo verhallt, erhebt der Wächter der Konföderirten Stunde nach Stunde seinen Muezzinruf „All's well," während ringsum die föderalen Bomben von Morris-Island aus verheerende Blitze speien. Und wer heute Charleston besucht, kann sich der Möglichkeit nicht verschließen, daß vor dem 13. April 1865, dem vierten Jahrestag des Ausbruchs dieses unnatürlichen Kampfes, ein föderaler Wächter von diesem selben Thurme hinabsehen wird auf die von der Sonne beleuchtete Stadt mit ihrem Hafen, und sich an dem Sternenbanner ergötzt, das noch einmal über den unsterblichen Ruinen, den Haufen zertrümmerten Steins und Mörtels, weht, welche den ruhmvollen Namen Fort Sumter tragen.

Dem Fremden, der geradesweges aus Richmond und Virginien nach Charleston kommt, scheint es unbegreiflich, wie die Bevölkerung von Süd-Karolina verwandt sein kann mit der von Virginien, und namentlich mit den heldenmüthigen Schaaren des Generals Lee. In Richmond war vor einem Monat eben so wenig ein Gedanke an Unterwerfung oder Entmuthigung, als in der Brust Walker's und seiner tapferen Gefährten in Londonderry oder in den furchtlosen Reihen der Vertheidiger Saragossa's. In Charleston, dem Hauptquartier der Secession, dem Neste des Aufstandes, der heiligen Stadt des „Kampfhahn-Staates," in Charleston, das Begeisterung schöpfen sollte aus den finsteren Mauern des zerschossenen, aber noch trotzigen alten Sumter — das den Genossen, die es in die Revolution hineingetrieben, ein Beispiel eiserner Entschlossenheit geben sollte, herrscht Murren und Furcht, Rathlosigkeit und unschlüssiges Schwanken. Es giebt viele von den ursprünglichen Secessionisten — den „Feueressern," wie der New-Yorker Tribune sie nennt — welche einst Virginien verspotteten, weil es zögerte, den dornenvollen Pfad zu betreten, in den Süd-Karolina es hineinlockte, aber welche jetzt muthlos dastehen und von den „besten Bedingungen" schwatzen, die von einem „großmüthigen Feind" zu erhalten seien, während von einigen Lippen das ominöse Wort „Wiederherstellung der Union" gemurmelt wird. Zu diesen zähle ich aber keinesweges die tapfere kleine Schaar, welche mit unerschütterlicher Standhaftigkeit Fort Sumter vertheidigt und die Batterien auf James und Sullivan's Island bemannt. In der Besatzung von Charleston stammt noch derselbe virginische Geist, der die Armee des Generals Lee beseelt, und es wäre nur zu wünschen, daß sie nicht in Berührung käme mit den unterwerfungslustigen Feiglingen und den tadelsüchtigen Querulanten, die sich in den Straßen herumtreiben. Unter den Männern von Fort Sumter, Moultrie und Johnson ist noch das Material vorhanden, das, richtig angewendet und von Richmond aus prompt unterstützt, ihrem Befehlshaber in der Vertheidigung Charleston's einen Ruhm verleihen kann, wie er sich in Verbindung mit Saragossa an den Namen Palafox und mit Badajoz an den Philippon's knüpft. Aber man muß gestehen, daß im Allgemeinen und namentlich in Bezug auf Virginien das konföderirte Banner am Stolzesten und Hartnäckigsten von Männern aufrecht gehalten wird, welche langsam und widerstrebend den Pfad der Secession betraten, und daß nach dem Naturgesetz die Widerstandskraft jener Körper am größten ist, die am schwersten in Bewegung zu setzen waren.

Womit soll ich heute die Stadt Charleston vergleichen, wie sie schweigend und verlassen daliegt und doch von den Instinkten des Lebens erfüllt, deren die plötzliche Flucht ihrer Bewohner sie noch nicht hat berauben können? Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Londoner City an einem Sonntag Nachmittag, wo das gewöhnliche Treiben aufhört und Alles in tiefster Ruhe verharrt. Noch mehr gleicht sie einer jener chinesischen Städte, welche vor Kurzem unter das Scepter des Kaisers von China zurückgekehrt sind, nachdem sie Jahre lang in den Händen der raubenden und mordenden Taipings gewesen. Sie gleicht dem Florenz des Boccaccio in der tödtlichen Umarmung der Pest. Aber am meisten erinnern ihre leeren Verandahs und verlassenen, sonnigen Balkone, ihre Palmettobäume, Magnolias und Heliotropen, ihre stattlichen weißen Häuser und geräumigen Gärten mit der herrlichen Aussicht nach dem Meere, dessen blaue Wellen den Fuß der schönen Stadt bespülen, an die Beschreibung von Genua im Jahre 1800, als die Strada Balbi und Strada Nuova eben sowohl als die ärmlichsten Hütten und Spelunken jeden Morgen von ihren Einwohnern verlassen wurden, und Damen vom höchsten Range, mit einfachen Bauern gemischt, sich, von den Qualen des Hungers getrieben, nach den Anhöhen innerhalb der Linien Massena's begaben, um die gemeinsten Kräuter der Riviera zu sammeln und sie als die kostbarsten Schätze nach Hause zu tragen. Den Häusern, welche die Straße bilden, die man die **Batterie** nennt, und die, dem Meere gegenüber liegend, sich den drohenden Geschützen des Feindes auf Morris Island am nächsten befindet, hat das achtzehnmonatliche Bombardement erstaunlich wenig Schaden zugefügt. Am unteren Ende der Meeting-Street sind die meisten

*) Wir entlehnen diesen Bericht einer Correspondenz der Londoner Times, die aus Charleston vom 14. Januar, also etwa vier Wochen vor dem Einzug der Nördlinger, datirt ist. Obwohl, wie Alles, was in der Times erscheint, vom secessionistischen Standpunkt aus geschrieben, giebt er ein interessantes Bild von dem Zustande der stolzen Hauptstadt Süd-Karolina's am Vorabend ihres Falles.

Häuser unverletzt, und mit Ausnahme der verödeten Straßen und einer hastig aufgeworfenen Barrikade in der Nähe des ehemaligen britischen Konsulats würde der oberflächliche Beobachter kaum eine Spur des Krieges entdecken. Aber wie man von der Batterie nach Broad-Street hinaufsteigt, werden die Merkmale föderaler Bomben dem Auge in mancher zertrümmerten Mauer und manchem eingestürzten Dache sichtbar. Es giebt Häuser, die von Außen unverletzt scheinen, durch deren Dach aber eine Bombe gedrungen ist und, im Innern platzend, die Wände, Fußboden, Plafonds in Stücke gerissen und kaum mehr als das äußere Gerippe stehen gelassen hat. Gelegentlich hat eine Bombe das Fachwerk eines Hauses in Brand gesteckt, dessen Flammen sich zwei oder drei von seinen Nachbarn mitgetheilt haben und dann von selbst erloschen sind, ohne Charleston in eine jener ungeheueren Feuersbrünste zu hüllen, durch die es so oft verwüstet wurde. Oft zeigt das Straßenpflaster oder das Trottoir eine tiefe, runde Oeffnung, in welche nach einem Fluge von vier oder mehr (engl.) Meilen eine 200pfündige Parrott-Bombe eingedrungen ist, ohne zu platzen, aber den Eindruck größerer und unwiderstehlicherer Macht hervorbringend, als ihn selbst die durchschossenen Mauern und verschütteten Dächer dem Zuschauer einflößen. Das Amtsgebäude des britischen Konsulats trägt die Spuren von zwei Bomben, die ihren Weg durch seine Mauern genommen haben; das unweit davon gelegene spanische Konsulat hat sich dreier solcher Merkmale zu rühmen, ohne daß der Konsul dieser Nation dadurch von Charleston vertrieben wurde. Man sagt mir, daß im Sommer, wo das Gras in den Straßen vielen wandernden Kühen zur Weide diente, und der wilde Fenchel oft bis zehn Fuß hoch emporschoß und der Stadt den Anschein einer Dschangel*) verlieh, den Eindruck der Verlassenheit und der Zerstörung sich in noch viel peinlicherer Weise fühlbar machte. Schon hat das Rebhuhn sein Nest unter den bröckelnden Ruinen gebaut. Schon hat man die Eule des Nachts von dem Thurme der zerstörten Kirchen schreien hören. Allein die von den Bomben der Nördlinger hervorgebrachte Verwüstung ist nichts im Vergleich mit dem breiten Trümmergürtel, der die Spur des großen Brandes bezeichnet, welcher im Dezember 1861 von Fluß zu Fluß durch die Stadt raste. Ich habe andere Städte gesehen, wie Vicksburg, Fredericksburg und Petersburg, die mehr von dem Artilleriefeuer der Gegner gelitten haben als Charleston; aber in keiner hat sich mir die Vergänglichkeit menschlicher Arbeit so gewaltsam aufgedrängt, als in dem Moment, wo ich mitten unter den Ruinen stand, die der verheerende Brand von 1861 hinterlassen hatte, und den Zustand wahrnahm, in welchen drei Jahre unersetzten Verlustes und ungehinderten Verfalls die blühendste unserer neueren Städte versenken können.

Noch mancher Anblick in diesen schweigenden Straßen giebt dem sinnigen Beobachter Stoff zum Nachdenken. Von dem einen Gebäude hängt noch ein mächtiges Schild, welches den Reiselustigen einladet, sich einen Platz in der New-Yorker Packetschifflinie zu bestellen, während ein anderes ihm die Vorzüge der Baltimore-Boston-Dampfer plausibel macht. Es ist schwer, nach vier solchen Jahren, wie sie seit der Einnahme von Fort Sumter verflossen sind, an die von der nordischen Presse geträumte Wiederherstellung der Union zu glauben; aber hier in Charleston werde ich von allen Seiten daran erinnert, daß man die Amerikaner nicht nach europäischen Regeln beurtheilen darf. Wenn ich jedoch an den Geist denke, der noch vor einem Monat in Richmond herrschte, kann ich nicht glauben, daß der Tag nahe ist, wo die Dampfer aus Boston und Baltimore wie in alter Zeit mit Charleston verkehren werden. Welches Ende dieser Krieg auch nehmen mag, die Wiederauferstehung der Union oder das Zusammenleben von drei- oder vierunddreißig gleichberechtigten, souveränen, unabhängigen Staaten unter einer gemeinschaftlichen Regierung ist ebenso unmöglich, als die Erneuerung der Handelsmacht von Tyrus und Sidon oder des Herrscherglanzes von Ninive und Babylon.

*) So heißen bekanntlich die Wald- und Schilfdickichte in Indien (nach englischer Orthographie jungle).

Kleine literarische Revue.

— **Der Telegraph um die Erde.** *) Zwei Projekte zur telegraphischen Verbindung Europa's mit Amerika sind gegenwärtig im Werke: das eine von England nach dem britischen Amerika durch einen neuen unterseeischen Kabel, mit dessen Legung am 1. Juli d. J. unter der Leitung von Cap. Anderson am Bord des „Great Eastern" begonnen werden soll. Das andere bezweckt die Verbindung der nordwestlichen Küste Amerika's mit der russischen Nordost-Küste Asien's durch die Behring-Straße — und wird demnach, mit Ausnahme der verhältnißmäßig sehr unbedeutenden Behring-Straße zwischen dem russischen Ostcap und dem amerikanischen Prinz Wales-Cap, eine ununterbrochene Ueberland-Verbindung bilden. Ueber diese letztere werden in der vorliegenden kleinen Schrift nähere Nachrichten gegeben, woraus wir unter Anderem erfahren, daß für die ebengedachte Linie in den Vereinigten Staaten bereits zehn Millionen Dollars gezeichnet sind, während die russische Regierung für eigene Rechnung den Telegraphen von Nikolajewsk nach dem Amur herstellt. Der Amerikaner, Mr. Collins, der bereits vor zehn Jahren den Plan zu dieser großartigen Verbindung entworfen, hat von der russischen Regierung die Concession für den internationalen Welt-Telegraphen erhalten, soweit er das russische Gebiet berührt, und auch die amerikanische, wie die britische Regierung unterstützt Herrn Collins in jeder Weise. Beide Telegraphen zusammen, der unterseeische englisch-amerikanische und der amerikanisch-russische, werden einen vollständigen Telegraphen um die Erde bilden. Wenn in einem Artikel der „Kölnischen Zeitung" gesagt wird, daß durch den unterseeischen Kabel von England nach Amerika, falls die zweite Legung bessere Resultate hat, als die erste, der russisch-amerikanische Ueberland-Telegraph überflüssig gemacht würde, so beruht dies augenscheinlich auf einer Verkennung des Umstandes, daß diese beiden Linien sich, als Telegraph um die Erde, gegenseitig ergänzen.

— **Deutsche Handwerkslieder.** **) Professor Schade in Königsberg bietet in diesem Buche eine Sammlung von Handwerksliedern, von welcher er selbst sagt, daß möglichste Vollständigkeit erstrebt und wohl auch annähernd erreicht worden sei. Diese Vollständigkeit ist dankenswerth, obgleich dadurch Lieder in die

*) Der Telegraph um die Erde. Zur Verbindung der östlichen und westlichen Halbkugel in der Richtung über Moskau, den Amur, die Behringstraße, britisch Columbia und Californien. Nach offiziellen Original-Dokumenten des Herrn William H. Seward, amerikanischen Staatssecretairs. Aus dem Englischen von C. Gerke. Mit einer Weltkarte. Hamburg, Otto Meißner, 1865.

**) Deutsche Handwerkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Oskar Schade. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1865.

Sammlung gekommen sind, die bereits in anderen Volkslieder-Sammlungen sich vollständig übereinstimmend vorfinden. Neben diesen finden sich aber auch Lieder, die bisher ganz unbekannt waren und für die man dem fleißigen Sammler den Dank nicht versagen wird. Hauptquelle für die noch im Schwunge gehenden Lieder waren die Träger derselben, junge Handwerksmeister und Gesellen, namentlich der Letzteren lebendiger Gesang in Herbergen und auf der Straße. Daneben wurden einige geschriebene Liederbücher und eine Sammlung fliegender Blätter aus dem Anfange dieses Jahrhunderts benutzt. Die Lieder früherer Jahrhunderte sind meist aus gleichzeitigen Handschriften oder Drucken entlehnt. Die Theilung sämmtlicher Lieder in drei Gruppen: Zunft- und Preislieder, Gesellenlieder (die besonders das Wanderleben zum Gegenstande haben) und erzählende und Spottlieder ist zweckentsprechend.

Daß in den Spottliedern die Schneider am reichlichsten bedacht sind, wird Keinen wundern, der da weiß, wie seit dem Mittelalter die Schneider immer die Zielscheibe des Witzes gewesen sind. Als ein besonders heiterer und sorglos in's Blaue lebender Gesell präsentirt sich der Scheerenschleifer.

Das Frische und echt Volksthümliche in den Liedern der zweiten und dritten Abtheilung fehlt denen der ersten, den Zunft- und Preisliedern, zum großen Theile. Dieselben tragen fast in der Mehrzahl ein zopfiges und steifes Gepräge. Sind sie deshalb auch ohne besonderen praktischen Werth, so hat doch der Sammler Recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß sie nichtsdestoweniger Zeugen einer tüchtigen, ehrenfesten Gesinnung seien und als solche wohl Beachtung verdienen, um so mehr, als die eigentlichsten Zunftlieder, schon sehr zusammengeschmolzen, nicht lange mehr im lebendigen Gesange dauern werden, während die Gesellenlieder, die die Wanderschaft und ihre Erlebnisse, Abschied und Wiederkehr, der Liebe Leid und Lust besingen, in ihrem allgemein menschlichen Wesen die Gewähr ihrer Dauer tragen. A. R—r.

Literarischer Sprechsaal.

In Nr. 1 des „Magazin" von 1865 haben wir der wichtigen ägyptischen Entdeckung unseres schlesischen Landsmannes, Herrn **Dümichen**, gedacht, der in den jüngst aufgedeckten Ruinen des Osiris-Tempels von **Abydos** eine vollständige Regententafel der alten Könige Aegyptens von Menes bis auf Sethos und Ramses (Sesostris) aufgefunden hat, so daß jetzt manche Lücke und manches Räthsel der ältesten historischen Zeit ausgefüllt und gelöst zu werden vermag. Gegen das Recht auf diese Entdeckung, die Herr Professor **Lepsius** in der von ihm mit Herrn **Brugsch** herausgegebenen „Zeitschrift für ägyptische Sprach- und Alterthumskunde" veröffentlicht hat, ist seitdem der Moniteur von Paris mit einem Artikel aufgetreten, der ebenso absprechend als verletzend für unsern Landsmann ist, indem darin insinuirt wird, daß die von Herrn Dümichen nach Berlin gesandte Kopie der Tafel von Abydos dem Herrn **Mariette**, der bekanntlich vom Vicekönig von Aegypten zum Director aller Ausgrabungen im Nilthale und des ägyptischen Museums von Bulak bei Cairo ernannt ist, entwandt worden sei. Glücklicherweise sind die heutigen französischen Gelehrten in ihrer Mehrzahl Ehrenmänner, die die Wissenschaft und das Recht höher achten, als den Flitter der Eitelkeit und daher auch dem Auslande das Verdienst gönnen, das es zu beanspruchen hat. Die beiden gelehrtesten Aegyptologen Frankreichs, die Herren Vicomte **de Rougé** und **Chabas**, sind gegen jenen Artikel des Moniteur und zur Vertheidigung unseres verleumdeten Landsmannes aufgetreten. Herr Chabas namentlich hat in einer besondern Brochüre nachgewiesen, daß nicht derjenige, der, wie Mariette, einen Trümmerhaufen aufdecken lasse, sondern derjenige, der, wie Herr Dümichen, in diesem Trümmerhaufen ein von Jenem völlig übersehenes wichtiges Monument aufgefunden und mit unsäglicher Mühe kopirt und entziffert hat, auf den Namen eines Entdeckers Anspruch habe. Es ist wahrhaft empörend, daß Herr Mariette Alle, die ohne seine Erlaubniß in Aegypten eine wichtige Entdeckung machen und sie in Europa veröffentlichen, für Plagiatoren, ja gewissermaßen für Diebe erklären läßt! Der Vicekönig von Aegypten mag allerdings dem Herrn Mariette ein Monopol auf alle archäologischen Entdeckungen in seinem Lande ertheilt haben; in der Republik der Wissenschaften sind jedoch bereits vor der französischen Revolution von 1789 alle Monopole und Privilegien abgeschafft worden.

Die kürzlich ausgegebene März-Nummer der „Zeitschrift des k. preuß. statistischen Bureaus" enthält, außer einer sehr eingehenden, statistischen Uebersicht der Ergebnisse der Urwahlen für das preußische Abgeordneten-Haus in den Jahren 1862 und 1863 (wobei im Nachworte die geistvolle Auffassung einer nach richtigen, naturgemäßen Verhältnissen herzustellenden Volks- und Landes-Vertretung von **John Stuart Mill** mitgetheilt wird), einen Artikel des Herausgebers, Herrn Geheimraths Dr. **Engel**, über die **polytechnische Association** in **Paris** und den großen **Handwerker-Verein** in **Berlin**, der in Bezug auf beide in ihren praktischen Bestrebungen viele Aehnlichkeit mit einander habende Bildungs-Institute viele bisher in Deutschland nicht gekannte Einzelheiten mittheilt. Im Jahre 1864 hatte der Direktor der Pariser Central-Gewerbeschule, Herr **Perdonnet**, der im Auftrage der französischen Regierung nach Berlin gekommen war, den Handwerker-Verein, in dessen Plenar-Versammlung er erschienen war, eingeladen, dem nächsten Preisvertheilungs-Feste der polytechnischen Association in Paris durch eine Deputation beizuwohnen. Als Herr Perdonnet jedoch im Februar 1865 seine Einladung schriftlich wiederholte, fanden sich so viele Bedenken, zum Theil in Bezug auf die Kosten der Deputation und zum Theil in Bezug auf die möglichen Mißverständnisse, die dadurch hier und da bei den Behörden erregt werden könnten, daß die Reise unterblieb. Die großen Hannoverschen Gewerbe- und Handwerker-Vereine waren dagegen bei jenem Feste in Paris durch eine Deputation erschienen, und diese hatte die Ehre, aus dem Munde des Ministers Duruy sehr viel Schmeichelhaftes über den Volks-Unterricht in Deutschland zu hören. Nachdem Herr **Perdonnet** sich in öffentlichen Blättern etwas empfindlich über die Nichtbeachtung seiner Einladung Seitens des Berliner Handwerker-Vereins geäußert, hat es Herr Dr. **Engel**, der sich dem Lehrer-Kollegium des letzteren freundlich angeschlossen, für nöthig erachtet, über das Sachverhältniß Auskunft zu ertheilen; hoffentlich wird dies dazu beitragen, den Bestrebungen des Berliner Handwerker-Vereins die Anerkennung, die ihm von Seiten hochgebildeter Franzosen zu Theil geworden, auch fernerhin zu erhalten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 22. April 1865. — [Nº 17.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Deutsche Charaktere, von Kühne. Das goldene Zeitalter der deutschen Literatur. 225. — Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. 227.
Rußland. Russische Schulgesetzgebung. I. Ministerielle Agitation im In- und Auslande. 229.
Nord-Amerika. Die Sanitäts-Kommission der Vereinigten Staaten. 230.
Frankreich. Zur Geschichte Frankreichs vor der Revolution. Brachvogel's Beaumarchais. 233.
England. Hermann von Friesen: Briefe über Shakespeare's Hamlet. II. Ueber einige Momente in Shakespeare's Lebensgeschichte. 235.
Kleine literarische Revue. Johannes Scherr. 237. — Fanny Tarnow, ein Lebensbild von Amely Bölte. 237. — Zur Geschichte des Welthandels. 237.
Literarischer Sprechsaal. Eine Bibliothek in Moskau. 238. — Deutsche Afrika-Reisende. 238.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Ein hoher Beamter. Mexikanischer Original-Roman von Juan Pablo de los Rios. Zwei Bände. Wien und Leipzig, Hartlebens Verlags-Expedition.

Die Brüder Stalkrona. Historischer Roman von Wilhelmina. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Wien und Leipzig, Hartlebens Verlagsexpedition.

Delius (Dr. Nicolaus), Nachträge und Berichtigungen zu Shakespeare's Werken. Mit dem Portrait des Dichters. 4 Bogen Lexikon-Format. Elberfeld, R. L. Friderichs.

Grimm (Herman), Ueber Asmus Carstens. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann).

Dieser am 6. März d. J. gehaltene Vortrag erscheint in des Verfassers Monatsschrift: „Ueber Künstler und Kunstwerke" und füllt das nächste Heft. Eine kleine Anzahl von Exemplaren dieses Heftes wird einzeln käuflich sein.

Huber (V. A.), Die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Klassen. Elberfeld, R. L. Friderichs.

Der Name des Verfassers bezeichnet genügend die Tendenz, in der die brennende Frage der Gegenwart hier behandelt ist.

Löwenthal (Dr. Ed.), Eine Religion ohne Bekenntniß. Berlin, Theobald Grieben.

— —, **Zur Staats- und Strafrechts-**philosophie. Nebst einem Kapitel über Socialpolitik. Berlin, Theobald Grieben.

Vom Verfasser von „System und Geschichte des Naturalismus." 4. Auflage.

Martin (Heinrich), Otto von Walter. Ein Künstlerleben von der Dachstube bis in den Palast. 3 Bände. Dresden, Bruno Wienecke.

Merle d'Aubigné (J. H.), Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. Dritter Band. Elberfeld, R. L. Friderichs.

Schmidt (Elise), Zeitgenossen. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke.

Erstlings-Roman der Verfasserin des „Judas Ischariot". (232)

Berichtigung.

In der Anzeige Nr. 208 in Magazin Nr. 15 ist der Preis des Werkes Tagebuch einer griechischen Reise von F. G. Welcker (Verlag von Wilhelm Hertz, Besser'sche Buchhandlung in Berlin) irrthümlich mit 5⅓ Thlr. statt 3⅓ Thlr. angegeben worden. (233)

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Darstellungen
aus der
Sittengeschichte Roms
in der Zeit
von August bis zum Ausgang der Antonine.
Von
Ludwig Friedländer,
Professor in Königsberg.
Erster Theil.
Zweite vermehrte Auflage.
8º Preis 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der zweite Theil erschien im vorigen Jahre zu demselben Preise. (234)

So eben ist erschienen:

Ueber die Ideen in der Geschichte.
Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern
gehalten von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Velinpapier. 6¼ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.

Ebendaselbst ist früher erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.
Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (235)
1860. 3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei A. Enslin in Berlin erschien soeben:

Ueber die
Erziehung des Weibes für seinen Beruf
von
Rudolf Virchow.
7½ Sgr.

Der allgemeine Beifall, welchen diese Vorlesung bei allen Zuhörern gefunden hat, machte den Wunsch rege, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen. Auch in weitern Kreisen wird diese Schrift willkommen geheißen werden. (236)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Jahrbuch
der
Preußischen Gerichtsverfassung
mit den **Anciennetätslisten** der Justizbeamten,
redigirt im Büreau des Justiz-Ministeriums.
Siebenter Jahrgang.
30 Bogen. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe enthält eine allgemeine Darstellung der Gerichtsverfassung, eine spezielle Uebersicht über die Einrichtung und Besetzung der einzelnen Gerichtsbehörden, die Anciennetätslisten der Justizbeamten und ein Ortschafts-Verzeichniß mit Angabe der höheren Unterrichts-Anstalten.

Berlin, 10. April 1865. (237)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Die Grenzboten. (238)
Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 16. Herrn Stahr's Kleopatra. — Der große norddeutsche Kanal. I. — Preußens Bedeutung für Deutschland. — Die klassische Architektur im neunzehnten Jahrhundert. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (239)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 15. Die ältesten Invasionen der britischen Inseln. — Mexiko's Zukunft. — Die Insel Ceylon. — Die culturwissenschaftliche Sammlung des Hofraths Dr. Gustav Klemm in Dresden. — Bourdiol's Reise zur Nivellirung der Landenge von Darien. — Claude Bernard über das Herz und seine Empfindungen. — Epipactis palustris. — Die Pilgerschrift des Theodericus. — Große Hängebrücken. — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Dritter Band. Viertes Heft.

M. Lazarus, Ueber die Ideen in der Geschichte. — Berthold Delbrück, Ueber das Verhältniß der Religion zur Mythologie. — H. Steinthal, Anzeige. (240)

Preis des Bandes von 4 Heften 3 Thlr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Diese Monatsschrift erscheint in einem Umfange von 12 bis 15 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen zum Preise von 2 Thlr. für den Jahrgang.

(241)

Vor Kurzem wurde versandt das
März-Heft.
Mit einer Photographie.
(Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo.)

Der mythische Bildhauer Fuccio. — Schnaases letzter Band und die History of painting in Italy von Crowe und Cavalcaselle. — Niccolo Pisanos Herkunft. — Die Renaissance des 13ten Jahrhunderts. — Die Arca di San Domenico in Bologna. — Das Basrelief an der Kirche San Martino in Lucca. — Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Bartolommeo da Foggia, und Niccolo di Bartolommeo da Foggia. — Aeusserungen über Cornelius' Cartons und das neuzuerbauende Nationalmuseum in der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 16. Februar. — Unedirtes Basrelief, wahrscheinlich von Michelangelo. Mit photographischer Abbildung.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**
Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (242)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**
Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats

von **F. Voigt, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.**
1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen."

Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint so eben der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr., die einander rasch folgen, ausgegeben wird.

Die erste Lieferung erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Ueber die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes sei es erlaubt, aus dem Feuilleton der Nationalzeitung folgende Worte des Herrn Prof. Stahr anzuführen:

„Es ist jetzt noch übrig, das Werk des kaiserlichen Schriftstellers von seiner literarischen Seite zu betrachten. Und hier erfordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dasselbe — soweit es vorliegt — für eine nicht gewöhnliche Befähigung des Verfassers zu wissenschaftlichen Arbeiten Zeugniß giebt. Der vorliegende erste Band besteht aus zwei Büchern, von denen das erste, etwas mehr als die Hälfte dieses ersten Bandes umfassende Buch in sechs Kapiteln eine Uebersicht der Entwickelungsgeschichte Roms von seinen Anfängen bis auf die Zeiten Cäsars giebt (S. 1—249). Bei großer Knappheit und engumschriebener Kürze kann man dieser Uebersicht das Lob klarer, scharfzusammenfassender lichtvoller Darstellung nicht versagen. Ich meinestheils kenne wenig andere Uebersichten dieser Art, selbst von Fachhistorikern geschriebene, denen sich diese Frucht der spärlichen Mußestunden eines vielbeschäftigten Herrschers nicht ebenbürtig zur Seite stellen könnte. Der kaiserliche Autor zeigt sich in derselben wohl vertraut mit den vorzüglichsten wissenschaftlichen Arbeiten der Geschichtsforscher unserer Zeit."

„In diesem Manne ist in der That mehr als blos „Etwas" von einem Forscher, einem gründlichen Gelehrten. Als Privatmann, als Bürger, nicht als Erbe des Namens und der Ansprüche des ersten Napoleon geboren, nicht durch Beides auf die Erlangung der absoluten Herrschaft über das französische Volk als sein einziges mit allen Mitteln zu erstrebendes Ziel unablässig hingewiesen, würde sein Ehrgeiz, verbunden mit einer seltenen Energie ausdauernder Arbeit und mit einer ungewöhnlichen Kraft kombinirenden Scharfsinns ihn sicher zu einem bedeutenden Schriftsteller, zu einem gründlichen Gelehrten, zu einem glücklichen Forscher im Reiche der historischen und socialen Wissenschaft gemacht haben."

„Ebenso darf denn auch in diesem neuesten Werke des kaiserlichen Schriftstellers das vierte Kapitel des ersten Buches, welches eine Uebersicht giebt von dem blühenden Zustande der Länder um das Becken des mittelländischen Meeres vor den Punischen Kriegen, gar wohl ein Stück Arbeit heißen, das sich vor Meister und Gesellen sehen lassen darf."

Wien. Berlin. (243)
Carl Gerold's Sohn, Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann.)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.:

Reden und Abhandlungen

von

Jacob Grimm.

26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.""

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (244)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Dainos. Littauische Volkslieder

übersetzt von
G. H. F. Nesselmann.
eleg. cart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, Frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchens in ihrem Nationalkostüm. (245)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Hierzu zwei Beilagen: **Wohlfeile Werke zur Naturwissenschaft und deutschen Literaturgeschichte.** Verlag von **C. G. Kunze** in **Mainz**, und **Unterrichtsbücher** aus dem Verlage von **W. Violet** in **Leipzig**. (246) (247)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Charaktere, von Kühne.*)

Das goldene Zeitalter der deutschen Literatur.

Von der Sammlung biographisch-kritischer Aufsätze, welche unter dem Titel „deutsche Charaktere" von G. Kühne herausgegeben werden, ist uns der dritte Band zugegangen. Unsern Standpunkt gegenüber diesen Arbeiten haben wir bei Gelegenheit der ersten beiden Bände dargelegt. Wir haben es bedauert, daß Deutschlands Aufgabe im 19. Jahrhundert, sich literarisch und politisch auszubauen, nicht erfüllt worden ist; daß wir, statt zu schaffen, uns in kritische Strömungen hineintreiben lassen und darin oft über das Ziel hinaussegeln. Wir haben damals gesehen, in welcher Weise sich diese Strömung bei Kühne geltend macht. Sie ist in dem dritten Bande seiner deutschen Charaktere nicht minder stark; aber sie geht durch heiligere Regionen und ein Hauch der Pietät weht darüber hin, der einen erquicklichen Gegensatz zu der meist eisigen Schärfe in den ersten beiden Bänden bildet.

Der dritte Band enthält sechs Abhandlungen: Karl August von Weimar; die beiden Dioskuren von Weimar; Göthe in der Schule der Frauen; Göthe und sein Jahrhundert; Schiller als Prophet, und Schiller als Mensch und als Dichter.

In Deutschlands literarisch größte Zeit, in das „goldene Zeitalter unserer Literatur" werden wir also zurückgeführt, und jene Abhandlungen erörtern uns die Wechselwirkung, in welcher unsere größten dichterischen Geister mit ihrer Zeit standen, was sie der Zeit gaben und was ihnen die Zeit gewährte. Als Folie dient für die Heroen des Weimarschen Denkerkreises Karl August, jener Fürst, welcher es, wie keiner seiner Genossen auf dem Throne, verstand, in kleinem Raume Größen zu versammeln. Dies ist die Tugend, welche gemeinhin von Karl August gerühmt wird. Doch war Göthe's fürstlicher Freund keineswegs der Mann, der sich in stürmisch sich regender Zeit mit einer bloß passiven Rolle begnügt hätte. Es ist wahr, er scheint in den Schatten gestellt vor dem Glanze, den seine Auserwählten um ihn her verbreiteten. Allein in dem Centrum geistiger Bewegung, das er gleichsam bildete, war ein lebendiges Interesse, eine Einsicht für Deutschlands Bedürfnisse und ein Thatendurst, der in weniger enge Gränzen gebannt, aus den Trümmern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Deutschland der Zukunft vielleicht schon damals aufgebaut hätte. Karl August vertrat in dem Denkerkreise von Weimar die praktische Politik, und auf wie moderne Prinzipien sich dieselbe stützte, geht z. B. daraus hervor, daß Karl August aus Friedrich des Großen Fürstenbunde einen deutschen Völkerbund, aus der politischen eine kommerzielle Union, d. h. einen Zollverein zu bilden bemüht war, wie er erst nach länger als einem halben Jahrhundert, als Anfang zur Einigung Deutschlands, wirklich in das Leben trat.

Den „beiden Dioskuren von Weimar" ist die zweite Abhandlung gewidmet. Sie stützt sich zumeist auf den Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller und sucht das Verhältniß Beider zu einander festzustellen. Daß hier ein Freundschaftsbündniß geschlossen war, wie es zumal im Hinblick auf die völlig sich entgegenstehenden Charaktere der Freunde in den modernen Zeiten schwerlich wieder gefunden werden wird, dafür ist Rietschels Doppelstatue in Weimar nur der vollgültige Ausdruck allgemeiner Ueberzeugung. Aber welche Wirkung das Bündniß auf den Einen und den Andern geäußert hat, das ist bisher nicht genügend festgestellt worden. Selbst Lewes in seinem Werke über Göthe — das übrigens von Kühne mehrfach wesentlicher Irrthümer geziehen wird — hat diese Wirkung nicht nach Gebühr in das Licht gestellt. Kühne ist hier mit scharfsinniger Untersuchung in die Lücke getreten, deren Resultat sich etwa in folgenden Sätzen zusammenfassen läßt: So anregend jener Freundschaftsbund für den einen wie den anderen der Freunde gewesen ist, im Großen und Ganzen muß im Interesse der Literatur das Anschmiegen des Einen an den Andern bedauert werden. Indem am Anfange ihres Briefwechsels beide Freunde sich gegenseitig einen Spiegel vorhalten, dessen Quecksilber Jeder aus der Tiefe seiner Anschauung heraufgeholt hatte, traten sie sich zwar näher und ermittelten den langjährigen innigen Austausch ihres Wesens, ihrer Grundlagen, ihrer Ziele und Pläne; aber sie rüttelten sich auch gewaltig, und in der Anregung, die sie sich gaben, lag zugleich ein Kampf, in welchem Jeder den gegnerischen Freund zu sich herüber zu ziehen trachtete. Mächtig entfaltete in diesem Kampfe Jeder seine eigenste Kraft. Tief drang Schiller in Göthes Gebiet ein, in welcher Beziehung nur die eine Thatsache erwähnt werden möge, daß Göthes Faust ohne Schillers Anregung wahrscheinlich Fragment geblieben sein würde, wie Ahasver und Mahomed, und daß die — freilich nur unvollkommen ausgeführte, also mißrathene — nationale Seite des Faust der Schillerschen Einwirkung zu verdanken ist. Gleichwohl unterlag Schiller in dem Kampfe: Göthes reiche, breite, in sich glückliche Natur bezwang allmählich die schärferen Postulate des Schillerschen Geistes; d. h. Schiller läßt sich durch Götheschen Einfluß aus seiner volksthümlichen Behandlung des Dramas allzusehr in die Göthesche Stoffentsagung hinüberleiten, wie sie in Tasso in voller Blüthe steht und in der natürlichen Tochter ihre Endschaft erreicht. Auch Schillers Gestalten wurden nicht sowohl glatt und kalt in Form und Haltung, aber blutleer; sie drohten vor metaphysischer Reflexion in Aether zu verdunsten. Dieser ätherisirende Verdunstungsprozeß, eine Abstraction von aller concreten Wirklichkeit, erschien ihm als das Höchste; diese „Kunst" war ihm bewundernswerth an der Natürlichen Tochter, wo „alles Stoffliche vertilgt war," und in diese Kunst verliebte und verirrte er sich mit seinen eigenen Stoffen. Daß in seinen letzten Werken bei alledem die ganze Gewalt realer Lebenskräfte mit starken und großen Zügen und in Momenten, die das Höchste bezeichnen das je gedichtet worden, wider Willen vollauf durchbricht, wie namentlich in Tell und theilweis in dem Entwurfe seines Demetrius, das ist ein Zeugniß mehr für die Behauptung, Göthe mit seiner Richtung habe, obwohl er dem Freunde zur Läuterung verhalf, zugleich abschwächend auf ihn gewirkt. Mit Einem Worte: ohne Göthe würde Schiller bei seinem volksthümlichen Drama geblieben und seinen Beruf erfüllt haben, der deutsche Shakespeare zu werden.

Nicht allein in den Stoffen also, sondern auch in den Formen ihrer poetischen Gestaltungen mußten die Freunde sich getrennt halten, sich ergänzen. Dies führt von selbst auf die Grundverschiedenheiten derselben. Es genügt nicht, diesen als den Vertreter des Realismus oder des Individualismus, jenen als den Träger des Idealismus oder des Allgemeinmenschlichen hinzustellen, diesen objectiv, jenen subjectiv schaffend zu nennen.

---

*) Deutsche Charaktere. Von Gustav Kühne. Zum ersten Male gesammelt. Dritter Theil. Aus dem goldenen Zeitalter der Literatur. Leipzig, Ludwig Denicke, 1865. (Vergl. Nr. 40 des Magazin von 1864.

Kühne glaubt, daß man die Verschiedenheiten der Freunde nicht besser bezeichnen könne, als wenn man in Bezug auf die Weltgestaltung die Begriffe: Vulkanismus und Neptunismus aneinander hält. In der Art, wie sie ihre Dichtungen componiren, gliedern, gipfeln und die Conflikte lösen, wird dieser Gegensatz vollständig klar. Schiller motivirt zu wenig, Göthe zu viel; Schiller übereilt die Katastrophe, Göthe schiebt sie gern hinaus. Während sich in Schiller der Stoff mit einer Eruption entfaltet, und eine gleichmäßig schaffende Natur nicht genug walten läßt, scheut sich Göthe vor dem Bruch der Entfaltung, gefällt sich in den Vorbedingungen der Situation. In Schiller ein höherer Flug des Geistes — aber er überstürzt sich; bei Göthe ein schöneres und wahreres Ausbeuten des sachlich gegebenen menschlichen Momentes, aber fast bis zum Vergessen der großen Aufgabe. — Trotz dieser Gegensätze war, wie Kühne am Schlusse der Abhandlung mit schöner Pietät bemerkt, nie ein Bündniß zweier Heroen so tief, so innig, so zart und fruchtbringend, nie mit so durchdringender Liebe geschlossen und Treue geführt; nie auch ward ein Liebesbund unter Männern verklärter gefeiert.

In der dritten Abhandlung: „Göthe in der Schule der Frauen" wird der Nachweis geführt, wie alle Götheschen Dichtungen sich auf den Bezug zu weiblichen Naturen stützen. Göthes ganzes Leben war eine Kette von Liebesneigungen und seine Schöpfungen lediglich Gelegenheitsgedichte zu denselben. Immer genoß er sich gern im Widerscheine einer zweiten Natur und spiegelt er sich in den Wirkungen, die er auf sie und sie auf ihn äußerte. In dieser Lust an der Mittheilsamkeit lag ein Zauber für ihn, lag auch der Zauber, den er selbst übte. — Nirgends als in Göthes Dichtungen sind die Beziehungen zu Frauen gleich sehr Brenn-, Licht- und Höhepunkte. Es war keine Nation da, auf deren Forum und in deren öffentlichen Gesammtinteressen er sich entwickeln konnte; es waren Individuen, die ihn formen halfen. Männer wie Herder in seiner Jugend haben auf seinen Geistesgang gewirkt; seine Dichtungen aber entnahm er dem Gange seines Herzens, und hier waren Frauen die Gestaltenden. Schillers Einwirkung kam zu spät, und so war denn in dem ganzen langen Leben seine Poesie den Einflüssen weiblicher Naturen anheimgegeben. Hier, meinen wir, liegt auch der Schlüssel sowohl zu der sogenannten Universalität Göthes, wie zu den Lücken derselben. Offen, wie Göthe stets die Pforte seines Herzens hielt, mußten die verschiedensten Frauennaturen, die darin ihren Einzug hielten, ihre Wirkungen nach allen Richtungen hin ausüben. Man beachte die „Lust zum Fabuliren," die Göthe von der Mutter erbte; die Ader einer freilich eigenthümlich gearteten Frömmigkeit, die ihm aus dem Verkehre mit der gottseligen Klettenberg blieb; die Eindrücke von Sesenheim, der Wertherlotte, von Lili, von der Gräfin Stolberg; das „ewig Weibliche" der Frau von Stein, das ihn „hinanzog" und an dem der Dichter des Götz bankerutt wurde; die frische heitere Lebensfülle der „kleinen Freundin" Christiane Vulpius, die ihn und seine Poesie auf den festen Boden irdischer Freuden zurückführte — bis zu Ulrike von Levezow, zu der Flamme seiner Greisenliebe, — und man kann wohl nicht mehr über die Vielseitigkeit seiner Dichtungsweise überrascht sein. Dagegen ward bei Göthe nicht ausgebildet und konnte unter dem vorherrschend weiblichen Einflusse nicht ausgebildet werden, was stets außerhalb des weiblichen Gesichtskreises bleiben wird: der Sinn für Geschichte, Politik und staatliche Elemente. In diesem Gebiete der Poesie war Schiller Alleinherrscher, Hohepriester und, wie wir später sehen werden, Prophet. Göthe in der Schule der Frauen ward zum Apollo, und nur als Dichter der Liebe ist er groß.

Gipfelt sich hierin das Resultat der dritten Abhandlung, so läßt sich dasjenige der vierten in dem Gedanken zusammenfassen, daß Göthe seinem Jahrhundert nur das hat geben können, was ihm sein Jahrhundert gab. Soll damit zugleich ausgesprochen sein, daß Göthe nur *seinem* Jahrhundert gegeben hat, so verdient jenem Gedanken widersprochen zu werden. Wir müßten uns dem Kreise Göthe'scher Ideen in dem Maße entfremden, in welchem unser Jahrhundert sich von der Bahn des früheren entfernt, während gerade die Erklärung, welche Kühne hier vom Faust abgiebt, beweist, wie weit Göthe den künftigen Jahrhunderten vorgearbeitet hat. In dieser Erklärung, welche mit besonderer Rücksicht auf den zweiten Theil des Faust verfaßt ist, heißt es: „Während Faust früher nur sich gewollt und in sich *Alles*, Gott und Natur, will er jetzt sich im Zusammenhange der Welt, *sich in Gott und Natur*. So treten die beiden Theile des Faust in ihrer Tendenz aneinander; auf den Schluß des ersten Theils: Sie ist gerettet! folgt der Schluß des zweiten Theils: „Er ist gerettet!" und der mystische Chor mit seinen für unenträthselbar gehaltenen Strophen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!" hat für Ton und Richtung des Ganzen seine volle Bedeutung. Ist nun jede Dichtung Göthe's ein Stück seines Innern, gleichsam eine Beichte vor der Welt, so liegt im Faust, seinem Lebenswerke, das Bekenntniß, wie sich des Dichters Verhältniß zu Gott gestaltet hat. Es ist das Bekenntniß, daß der Mensch das Christenthum, das als Vermittler zwischen ihn und Gott getreten ist, überwunden hat, um in die natürlichen reinen und unmittelbaren Beziehungen zu Gott — aber zur „Gott-Natur" zu treten. Dieses Bekenntniß, von dem Greise Göthe seinem Jahrhunderte abgelegt, ist aber bestimmt, zur allgemeinen Erkenntniß zu werden, und enthält eine Prophetie, deren Erfüllung späteren Jahrhunderten vorbehalten ist.

Näher steht uns freilich der Prophet Schiller, den Kühne mit begeisterten Worten in der fünften Abhandlung feiert. Schiller als Prophet spricht noch heute zu seiner Nation, zu welcher kein Dichter irgend welcher Zeit so vertraut gestanden hat, als er. Indem sein Auge die Zustände der Völker in seinem Jahrhunderte durchschaute, behorchte sein Genius „der Dinge geheimste Saat", und so ward Schiller zum Propheten, nicht etwa um aus gleichgültiger Ferne Fabelhaftes zu verkünden, vielmehr um das Drängendste und Nächste in seiner Quelle und in seinen Nothwendigkeiten aufzudecken, in dem Keime schon die Frucht, in der Saat schon die Aernte zu deuten. — Schillers erste Dichtungen waren die poetischen Vorspiele der Revolution, die am Wendepunkte zweier Jahrhunderte über die Menschheit heraufzog. In den Räubern empört sich schon das Naturrecht gegen die Tyrannei der überkommenen Weltordnung — zehn Jahre später verwirklichte sich dieses Bild der Revolution und Anarchie in Frankreich. Im Fiesko nimmt der Aufruhr des Naturgefühls schon zur republikanischen Neugeburt der Welt seinen Anlauf und zur politischen Schöpfung. Aber das schöpferische Talent, das in Fiesko selbst vertreten ist, wird treulos an der großen Sache des Vaterlandes; es sucht den Gang der Thatsachen eigenmächtig zu bestimmen, den Lorbeer des Erfolges an sich zu reißen. Nicht zwei Jahrzehnde vergingen, da stand der Held der Wirklichkeit, Napoleon Bonaparte, an derselben Wetterscheide seines Schicksals. Das dritte Drama, Kabale und Liebe, ist Revolution auf socialem Boden. In Don Carlos steht Posa als ein Abgeordneter der gesammten Menschheit vor König Philipp, und was er als Herold einer neuen Zeit verkündet, ward ein Jahrzehnd

später die Forderung von Millionen, die Forderung der Menschheit, die sich beim Wechsel der zwei Jahrhunderte endlich nahm, was man ihr vorenthielt. Wie ein einzelnes Volk in ganz bestimmtem Falle gegen die Tyrannei sein Recht zu wahren und wiederzufordern habe, entwickelte Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande. — Später im Wallenstein gab er seinen Zeitgenossen ein Spiegelbild des großen Generals der Republik Frankreich, und er blieb ihm auch die Prophetie seines Unterganges nicht schuldig. Als der Unbezwingliche auf der Sonnenhöhe seines Glückes stand und als Erbkaiser die Allmacht erreicht zu haben glaubte, schrieb Schiller die letzte Prophetie, seinen Wilhelm Tell; diesmal bedurfte es noch keines Jahrzehends, seine Verkündigung in Erfüllung gehen zu sehen: die Völker standen auf und stürzten den Weltenbezwinger. „Aber wehe dem Volke" — mit diesen zeitgemäßen Worten Kühne's wollen wir diese Anzeige schließen — „das seinen Propheten Lügen straft! Wehe der Nation, die an dem einmal mißglückten Versuch verzagt, das Vaterland zum Tempel der Freiheit zu machen! Wenn er plötzlich unter uns erschiene der Prophet, wenn er in das heutige Deutschland träte und seinen Umgang hielte, von Palast zu Palast, von Hütte zu Hütte: mich dünkt, er würde unter Hoch und Niedrig wie Räuber Moor eine fürchterliche Musterung halten. Wenn er hinträte und fragte, wo das Deutschland ist, das ein Tempel der Freiheit sein sollte, wenn er Jedem an das Herz griffe und ihn fragte, wie viel er gethan zum Aufbau dieses Tempels: — Hoch und Niedrig würde das Auge beschämt zu Boden schlagen, denn dieser halb gebaute Tempel droht immer in Trümmern zu fallen. Sind das die Epigonen, würde er fragen, ist das mein rechtes Nachgefolge? — Das Jahrhundert war seinem Ideal nicht reif, so hieß es von Posa, er lebte ein Bürger derer, die da kommen! Nun wohl, wir sind das Jahrhundert, dessen Bürger Schiller und sein Posa sein wollten, sein konnten. Wir sind die Bürger von heute; haben wir ihnen die Stätte bereitet? Wir sind das Geschlecht, dem die Aufgabe geworden, für die Summe unserer Freiheitsgedanken die Form, für den Inhalt des deutschen Lebens die rechte Gestalt zu finden. Wir sind die Erben des großen Dichters, und die Erbschaft besteht in der Aufgabe, aus dem Staat der Noth den Staat der Freiheit zu machen. Das Mittelglied zwischen beiden aber fehlt, die Arbeit an der sittlichen Veredelung des Nationalcharakters. Der Prophet würde, wenn er seinen Umgang und seine Musterung hielte, gegen Hoch und Niedrig zürnen, zumal aber gegen den Kleinmuth, der sich wieder zaghaft in die stille Hütte, hinter den Herd verkriecht, das halbgethane Werk des großen Ganzen sich selbst überlassend, gegen den Kleinmuth, der nicht begreift, daß, was Millionen wollen, Wahrheit ist und Wirklichkeit werden muß. Er würde auch zürnen, daß der Ruf seines alten sterbenden Attinghausen: Seid einig! verschollen ist, der Ruf, vor dessen Posaunenschall, wenn ihn Millionen anstimmen, die Zwingburgen zusammenstürzen. Was Millionen wollen, wird und muß Wirklichkeit werden. Aber sie müssen es rein vor Gott und Menschen, sie müssen es mit jener sittlichen Energie wollen, die der Prophet verlangt. Und dann wird auch sein Wort wahr bleiben: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron!"

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Ludmilla Assing, die geflüchtete Nichte Varnhagen's, hat neuerdings wieder Bruchstücke von dem Nachlasse ihres Oheims an das literarische Tageslicht gebracht. Zunächst sind es Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim*), die uns beschäftigen. Sie sind mit einem von Florenz datirten Vorworte der Herausgeberin versehen, welches mit der Schärfe und in der männlichen Schreibweise, wie sie der Erbin Varnhagen's eigenthümlich ist, auf den Werth jener Briefe hinweist.

Indeß wird man zweifelhaft sein dürfen, ob den Briefen selbst, oder den Bemerkungen, welche Varnhagen über die Verfasser gemacht hat und die den Briefen beigedruckt sind, der größere Werth beizulegen ist. Sind nach Ludmilla Assing Briefe gleich geöffneten Fenstern, durch die man in die Seele der Verfasser blicken kann, so möchte man die Anmerkungen Varnhagen's, in denen er „zur Steuer der Wahrheit" seine „Freunde" zu beurtheilen pflegte, einem Mikroskope vergleichen, durch das man die Tugenden und Schwächen Varnhagen'scher Zeitgenossen in einer an Uebertreibung schweifenden Vergrößerung erblickt. Dieser Vergleich ist nothwendig, weil sonst die Zusammenhaltung der Briefe mit den Anmerkungen leicht irrthümliche Folgerungen herbeiführen könnte. Man wird also die Beurtheilungen Varnhagen's, insbesondere aus den späteren Lebensjahren, wo der scharfsinnige Beobachter meist an das Zimmer gefesselt war, mit einem mehr oder weniger erheblichen Divisor auf das geeignete Maß zurückführen müssen.

Wir haben hier ein Beispiel an Stägemann. Varnhagen's Urtheil über diesen Staatsmann und Dichter ist vom 4. Mai 1840 und lautet: „Für die Charakterzeichnung Stägemann's eine gutgezogene Linie: er liebt sich selbst und die allernächst ihm Angehörigen, dann liebt er das Vaterland, zwischen jenem persönlichen und diesem allgemeinen Kreise ist ihm alles gleichgültig, bewegt und beseelt ihn nichts. In der That, für seine Freunde war er nie thätig noch besorgt; im Gegentheil, er hat ihnen oft geschadet, oder vielmehr, Freunde hatte er kaum, sondern nur Kameraden und Genossen, die er größtentheils nicht leiden konnte. Geist jedoch wußte er stets zu schätzen, bei großer Gleichgültigkeit gegen die Inhaber." — Daneben aus den Briefen Stägemann's nur eine einzige Stelle. Datum des 8. Octobers 1818: „Bonn (die Universität) wird sodann förmlich vom Stapel laufen, aber noch ist die Zahl der Lehrer unvollständig. Für die protestantisch-theologische Facultät sucht man noch nach gehörigen Fanatikern, die nach der Melodie zu singen verstehen: „O Ewigkeit, du Höllenwort! o Schwert, das durch die Seele bohrt! nicht nach der vernünftigeren: Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!" Man sollte meinen, daß solche Aussprüche die Lücke ausfüllen könnten, die Varnhagen in dem Charakter Stägemann's entdeckt hatte.

Ueber Bettina von Arnim hat Varnhagen eine Menge von Bemerkungen niedergeschrieben, aus denen man ersieht, daß ihm das widerspruchsvolle, räthselhafte Wesen des „Kindes" keineswegs behagte. Ihm erschien das Kind schließlich zu alt und die Kindlichkeit war in seinen Augen längst zur Kinderei geworden.

Ueber H. Heine fehlt jede Beurtheilung. Dagegen ist eine Anmerkung so pikant, daß wir nicht über sie hinweg gehen dürfen. Heine hatte zur Varnhagen'schen Familie eine hingebende Zuneigung und zu Varnhagen selbst ein Vertrauen gefaßt, das noch auf dem Krankenlager vor seiner völligen Auflösung sich in rührender Weise zeigte. In diesem Vertrauen und in einem hochgespannten Bewußtsein von Freundschaft

*) Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1865.

hatte er Varnhagen einst seine Dienste angeboten, um irgend Jemanden, den Varnhagen ihm nennen würde, gehörig abzustrafen, da er wohl wisse, daß Varnhagen durch Verhältnisse gebunden sei und nicht Jedem, der es an ihm verdiene, eine Tracht Prügel geben könne; er, Heine, hingegen sei völlig frei, habe keine Rücksichten u. s. w. Varnhagen habe, so lautet seine Notiz, über dieses Anbieten herzlich gelacht und geantwortet, daß er vorläufig davon keinen Gebrauch machen könne, sich aber bei eintretender Gelegenheit an den dienstfertigen Freund wenden werde — wozu aber in den fünfundzwanzig Jahren ihrer Bekanntschaft glücklicherweise sich kein Anlaß gefunden habe. —

Ueber Metternich schreibt Varnhagen in Wien, 1814, folgendes Urtheil nieder: „Eine angenehme Gestalt, vornehm gefällige Erscheinung, und halb zurückschreckende, halb vergnüglich anziehende Gelassenheit im Betragen, bilden den ersten Eindruck, den man von dem Fürsten Metternich erhält. Als Weltmann hat er zu viel selbstgenügsame Kälte, als Minister zu viel leichtsinnige Einbildungskraft, als daß er im Leben so einnehmend und in Geschäften so fehllos wäre, wie er seinen übrigen Fähigkeiten nach sein könnte. Er hat Verstand, aber nur für einen bestimmten Kreis, über welchen hinaus denn auch Alles rein abgeschlossen ist und er nichts mehr weiß noch ahnet. Dieser Verstand dient ihm, seinen Hang nach Ränken und Listen zu befriedigen, die im gewöhnlichen Leben öfters heitere, bisweilen aber auch die albernsten Mystifikationen werden. Er macht seine Rechnung meist auf Kosten des unterthänigen Glaubens oder der Gutmüthigkeit; die Schwächen der Menschen mißbraucht er mehr, als daß er sie benutzt, daher letzteres niemals lange. Er kann höchst thätig sein, fein, klug, verstellt, aber bald vernachlässigt er Alles, und eigentlichem Fleiß ist er immer fremd. Bei Allem hat er jedoch gleiche Haltung und Langsamkeit, eine Art guter Fassung, die ihm durch die Abwesenheit aller Begeisterung sehr erleichtert wird. Bei ihm geht Alles vom Aeußeren aus, tiefe Ansichten und selbst gründliche Kenntnisse in der Politik fehlen ihm, und so geht er denn in zufälligen Richtungen einem äußeren Vorbilde, dem des Fürsten Kaunitz nach, der ihm durch Verwandtschaft nahe genug gestellt ist, um erreichbar für ihn zu scheinen. Premierminister zu werden ist sein höchster Wunsch, nicht um große Wirkungen ausgehen zu lassen, sondern schlechthin, um es zu sein. Ein gewandtes Aeußere, ein gelungener Anzug können ihn höchst ernsthaft beschäftigen, in dem fadesten Weibergeschwätz kann er halbe Tage lang Unterhaltung finden; so machen ihm auch Kleinigkeiten aller Art ein großes Vergnügen, und seine Kunstliebe, auf die er sich doch viel einbildet, geht eigentlich auf Künsteleien aus. Dieses ist gleichwohl das, was ihm den Schein unbefangener Behaglichkeit und liebhaberischer Gewöhnlichkeit giebt, und ihn so zu sehen, flößt immer eine Art theilnehmender Empfindung für ihn ein. In seinen Verhältnissen zu Weibern ist er am stärksten angeregt; doch entsteht seine Liebe nur aus Eitelkeit und Lüderlichkeit, und wenn einmal das Herz dennoch mit ins Spiel kommt, so ist es nur auf peinliche Weise. Er ist im Allgemeinen nicht übelwollend, aber ohne feste Grundlage im Gemüthe wie im Geiste. In großen Dingen, entschlossener Kraft gegenüber, hat er immer nachgegeben, und dann immer wieder im Kleinen hinterlistigen Widerstand dabei angewendet. Er hat keinen größeren Muth, als den seines Platzes, und ist sorglos unbewußt über das Drohen der Zukunft. Seiner Frau giebt er nach und zieht sie, wie Gentzen, zu Rathe, ohne sein Ansehen bei ihnen aufs Spiel zu setzen." —

Dieses Urtheil ist im Anfange der Metternich'schen Wirksamkeit gefällt. Wie wenig Varnhagen seine Ansicht über den Minister der heiligen Allianz im Laufe der Zeit geändert hatte, zeigt unter Anderem eine Bemerkung vom Jahre 1847, worin er mit Genugthuung niederschreibt, daß „Herr von Gagern" den Minister für keine erste Größe halte. Dabei deutet jedoch die Ausführlichkeit, durch welche sich die obige Charakteristik vor den meisten Varnhagen'schen Apostrophen dieser Art auszeichnet, darauf hin, wie sehr Metternich's damals noch jugendliche Persönlichkeit dem Verfasser imponirt hatte und wie werth sie ihm einer so feinen Portraitirung erschien. —

Auf die Briefsammlung selbst können wir hier nicht näher eingehen; doch sei es erlaubt, einen der Metternich'schen Briefe mitzutheilen, dem Varnhagen einen großen geschichtlichen Werth beilegte. Metternich erzählt darin unter dem 27. März 1840 das Eintreffen der Nachricht, daß Napoleon Elba verlassen habe. Der Brief lautet im Auszuge: „Eine Bemerkung werde ich Ihnen preisgeben, denn sie berührt eine historische Thatsache. Sie haben (über den Wiener Kongreß) unter der Impression geschrieben, als habe sich Gentz, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, für eine friedliche Ausgleichung mit ihm erklärt. Dies war nicht der Fall, und wäre es auch anders gewesen, so würde die Ansicht unseres Freundes keinen Einfluß auf die wichtige Entscheidung gehabt haben. — Der Hergang der Sache war der folgende, und wenn ich ihn im kurzen Umrisse gebe, so war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraume entschieden, als ich dessen bedarf, um das Geschichtliche hier niederzuschreiben. — Die erste Kunde der Entfernung Napoleon's von Elba habe ich und zwar auf folgende Weise erhalten: Eine Konferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Kabinette in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Kabinette zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Couriere spät Nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet, brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittelst Estafette eingelangte, „dringend" bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couverte die Worte „Vom K. K. Generalkonsulate zu Genua" las, und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch, und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: Der englische Kommissär Campbel sei soeben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in See gestochen sei! In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits vor dem Kaiser. Derselbe las den Bericht, sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen; dies ist seine Sache. Die unsre ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit sei, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden." — Um 8¼ Uhr war ich beim Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um 8½ erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause,

wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen war. — Als sich die Minister bei mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste, der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt, und zwischen uns fand das folgende lakonische Gespräch statt: — Talleyrand: Savez-vous où va Napoléon? — Moi: Le rapport n'en dit rien. — T.: Il debarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — M.: Il ira droit à Paris! — Das ist die Geschichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein paar Tage später fuhren der Fürst Talleyrand, der Herzog von Wellington und ich nach Preßburg, woselbst wir die Ausgleichung mit dem daselbst befindlichen König von Sachsen, im Auftrage des Kongresses, bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drei, auf ihrem Rückzuge nach Frankreich durchziehende, Kavallerieregimenter vor sich vorbeidefiliren. — Empfangen Ew. Wohlgeboren u. s. w. Metternich."

Rußland.

Russische Schulgesetzgebung.

I.

Ministerielle Agitation im In- und Auslande.

Rußland ist unter der Regierung seines gegenwärtigen Herrschers in einen Prozeß der Entwickelung eingetreten, der immer großartigere Dimensionen annimmt, immer nachhaltigere Wirkungen verspricht. Die Bauernreform, die Justiz- und Verwaltungsreform und endlich, wovon wir hier sprechen wollen, die Schulreform, sie erschüttern das Volksleben bis in seine Grundresten, wecken die Masse der Nation, die so lange im lethargischen Schlafe wie gebannt lag, und fordern sie heraus zum Kampf und zur Thätigkeit auf der Bühne des Lebens, indem sie ihr zugleich — und das ist bei Weitem das Wichtigste — die Mittel und Wege, die Waffen zeigen, um den Kampf mit Ehren, die Thätigkeit mit Erfolg aufzunehmen und zu bestehen. Die Waffen aber, die die reformirende Gesetzgebung Neu-Rußlands seinem zuvor gebundenen Volke in die Hand drückt, sind die des Geistes; unter ihren Schöpfungen nimmt eine der ersten Stellen ein — der Complex von Gesetzen, der das Unterrichts- und Erziehungswesen auf neue Grundlagen stellt. Noch fehlt ein wesentliches Glied in der Kette dieser Gesetze, ein Statut für das Volksschulwesen, aber bald wird auch dies seinen Vorgängern, dem Statut über die Universitäten (vom 18. Juni a. St. 1863) und dem Statut über die Gymnasien (vom 19. November a. St. 1864) nachfolgen, und dann ist der Ring geschlossen, und es ist Sache der Nation, sich darin einzuleben, sich daran aufzurichten und auf drei Stützen gelehnt zuerst mühsam, allmählich immer besser und rascher vorwärts zu schreiten. —

Das Gymnasialstatut ist also, wie aus dem eben mitgetheilten Datum hervorgeht, die jüngste Aeußerung des neuen russischen Geistes auf dem Gebiet des Schulwesens. Wir wollen darüber nach zwei Seiten hin Bericht erstatten, erstens nämlich, wie dies Gesetz zu Stande gekommen, und zweitens, was es an und für sich ist und ausspricht. Es wird sich zeigen, daß der Regierung, die es erlassen, nach beiden Richtungen daraus wohlverdientes Lob und Ehre erwächst.

Zu Stande gekommen ist das neue russische Gymnasialstatut auf dem Wege unbedingter, rückhaltloser Oeffentlichkeit, auf eine Weise, die noch vor 10 Jahren jedem Russen völlig unglaublich erschienen wäre. Der Verlauf der Sache war dieser. Am 5/17. Mai 1856 rief Kaiser Alexander II. ein früher bestandenes, dann untergegangenes Kollegium wieder in's Leben zurück, mit dem Auftrage, die früheren Schulstatuten nach ihrem Inhalt und ihren Wirkungen, wie die Erfahrung einiger Jahrzehnde sie dargelegt, gründlich zu prüfen und sodann sie zeitgemäß umzugestalten. Dies Kollegium war „das gelehrte Comité der Ober-Schulverwaltung" und wurde aus Männern zusammengesetzt, die — theils Gelehrte, theils Pädagogen, theils höhere Verwaltungsbeamte — der Sache, um die es sich handelte, vollkommen gewachsen waren. Vier Jahre arbeitete das Comité still und geräuschlos, vergebens war die Ungeduld des russischen Lehrerstandes, zu wissen, wie über seine künftigen Aufgaben, Rechte und Pflichten dort entschieden werde; es verlautete Nichts. Da öffneten sich endlich die so lange verschlossenen Pforten, das Comité trat aus seiner Verborgenheit hervor und legte die Frucht seiner Arbeit zu Jedermanns Ansicht und Beurtheilung aus. Im Anfange des Jahres 1860 erschien gedruckt ein „Project zu einem Statut der niederen und mittleren Schulen, die zum Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung gehören." Der Minister versandte diesen Entwurf, der aus 373 Paragraphen bestand, an die Kuratoren der Lehrbezirke, mit der Aufforderung, ihn den Lehrern sämmtlicher höheren und niederen Schulen des Bezirks vorzulegen und von ihnen motivirte Gutachten darüber einzuziehen. Ferner wurde der Gesetzentwurf im „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung", in der St. Petersburger und Moskauer Zeitung abgedruckt und somit das gesammte lesende und denkende Publikum Rußlands zu Meinungsäußerungen herausgefordert. Die Erwiederung blieb nicht aus, und da die Censur instruirt war, der Discussion über den Schulgesetzentwurf in Zeitungen und Zeitschriften volle Freiheit zu lassen, so ergoß sich bald eine Fluth von Artikeln über denselben in alle Blätter. Die Aufgabe des „gelehrten Comité's" war nun, diese Artikel, sowie die inzwischen eingelaufenen Gutachten des Lehrerstandes zu sammeln, zu sichten und — zu benutzen. Das Resultat war ein neuer Gesetzentwurf, der unter dem Titel „Project eines Statuts der allgemein bildenden Lehranstalten" im Jahre 1861 an's Licht trat. Diesem neuen Project wurde vom Minister eine noch größere Verbreitung als dem ersten gegeben. Nicht nur wurde es wieder sämmtlichen zur Verwaltung des Ministers gehörigen Lehranstalten zugeschickt, auch verschiedene hervorragende Persönlichkeiten geistlichen und weltlichen Standes erhielten je ein Exemplar, mit der Bitte, darüber ihre Meinung zu sagen. Noch mehr. Der Statuten-Entwurf wurde auf Kosten des Ministeriums in das Deutsche, Französische und Englische übersetzt und vielen Gelehrten und Pädagogen Deutschland, Belgiens, Frankreichs und Englands zur Begutachtung übersendet, wobei ausdrücklich um eine offene und freie Aussprache darüber gebeten wurde. Es war übrigens nicht bloß das die Gymnasien betreffende Statut, sondern auch das die Neugestaltung der Universitäten, sowie die der Volksschulen anstrebende, was den Gelehrten des Auslandes vorgelegt wurde, und zu den Letzteren gehörten von unseren Landsleuten z. B.:

Digitized by Google

Karl und Rudolph v. Raumer, Robert v. Mohl, Rosenkranz, v. Palmer, Roscher, Geheimrath Wächter in Leipzig, Döderlein, Bursian, Osenbrüggen in Zürich; die Geheimräthe Olshausen und Wiese in Berlin, dann Diesterweg, Dir. Bonnell in Berlin, Schmid in Stuttgart, Klassen in Frankfurt a. M., Dietsch in Plauen, Kramer in Halle, Peter in Schulpforta, die Seminardirectoren Kurtmann, Lüben, Bock, endlich auch Berthold Auerbach. Eine stattliche Reihe von Namen und — vortrefflich gewählt, wiewohl wir manchen von sehr gutem Klange in Theorie und Praxis der Pädagogik doch noch vermissen. Alle diese Männer haben dem von der russischen Regierung ihnen bewiesenen Vertrauen kräftig entsprochen in bald längeren, bald kürzeren Aufsätzen, ebenso die gleicher Ehre gewürdigten Franzosen, Belgier und Engländer resp. Schotten. Gleichzeitig waren in Rußland die Presse, die Lehrer und die sonst von der Regierung befragten Personen in eifriger Thätigkeit. Ein ungeheures Material von Gutachten und Vorschlägen floß beim Ministerium zusammen, und es wurde zunächst Alles gedruckt und — wiederum zur Kenntnißnahme resp. zur Kritik der Kritiker an die Lehranstalten verschickt. Wir geben hier einige Zahlen, die wir einem Aufsatze im Decemberheft des „Journals des Ministeriums der Volksaufklärung" entnehmen. Danach füllen sämmtliche aus Rußland selbst stammende Gutachten — 6 Bände und diese sechs Bände wurden in 2200 Exemplaren durch das ganze Reich versandt! Die aus dem Auslande gekommenen Gutachten sind Alle in's Russische übersetzt, bilden einen Band von 417 Seiten Groß-Octav — er liegt beim Schreiben dieser Zeilen vor uns — und der eben angezogene Artikel berichtet, daß dieser Band in 658 Exemplaren vom Minister durch Rußland verbreitet worden ist. Natürlich kam es beim „gelehrten Comité" nun darauf an, aus der Fülle des ihm zugegangenen Materials das Brauchbare herauszulesen, doch reichten dazu die Kräfte der Männer, die es bilden, bei Weitem nicht aus. Es wurden also 14 Pädagogen und Gelehrte Petersburgs als Hülfsarbeiter hinzugezogen; jeder erhielt den Auftrag, über eine bestimmte Frage des Schulwesens alles das zusammenzutragen, was in den 7 Bänden aus- und inländischer Kritiken als Antwort sich vorfand. Diese nach Rubriken geordnete Uebersicht alles dessen, was In- und Ausland über das werdende Schulgesetz Rußlands bisher geäußert hatte, wurde von Neuem gedruckt und in einem Strom von 1912 Exemplaren über das Reich ergossen. Endlich schritt das „gelehrte Comité" zu einer dritten veränderten und verbesserten Umbildung seines Schmerzenskindes, und diese dritte Redaction des künftigen Schulstatuts flog in der Zahl von 1943 Exemplaren durch das Land. Das geschah im Jahre 1863. Aber noch waren die Geister nicht ermüdet; gerade über diese dritte Redaction entbrannte in allen Zeitschriften und Tagesblättern Rußlands eine neue, heiße und heftige Polemik; es fiel dabei noch mancher nützliche Wink, und das „gelehrte Comité" ging im Jahre 1864 an die vierte und letzte Redaction seines Entwurfes. Diese Fassung desselben ist es denn, die, nachdem die Gesetzeskommission und der Reichsrath sie geprüft und gebilligt hatten, am 19. Nov. a. St., d. h. am 1. December n. St. 1864, die kaiserliche Genehmigung erhielt und nun Gesetz geworden ist, ein Gesetz, das dem erstarrten Körper russischer Gymnasien neues Leben einblasen soll und wird.

Es ist schwer, sich hier einiger Betrachtungen zu entschlagen. Rußland besitzt kein Parlament, aber der Weg, auf dem sein neues Gymnasialstatut entstanden ist, ist ebenso gut, wie der durch die Debatten einer parlamentarischen Versammlung führende, wenn nicht besser. Dreimal Berufung an die gesammte öffentliche Meinung des In- und Auslandes, dreimal sorgfältige Berücksichtigung der von ihr gemachten Ausstellungen und Verbesserungsanträge und vor allem — dreimalige Heranziehung der eigentlich Berufenen, der Lehrer, zur Mitarbeiterschaft. Wenn die russische Gesetzgebung das auf dem Schulgebiete zum ersten Mal versuchte Verfahren auf den übrigen Gebieten des Staatslebens fortsetzt, so werden künftighin russische Gesetze nicht nur durchdachter, sie werden auch unendlich — erfolgreicher sein. Denn — das ist die andre Seite dieses in absoluten Staaten beispiellosen Verfahrens — es ist dadurch dem neuen Gesetz von vornherein eine ganz andere, eindringlichere Wirkung gesichert. Der russische Kultusminister Golownin hat in den letzten vier Jahren gehandelt wie ein echter Volksagitator; wenn das Feuer der Debatte in der Presse und im Lehrerstande zu erlöschen drohte, flugs warf er einen neuen Brand hinein, eine neue Redaction des immer mehr sich läuternden Gesetzentwurfes oder einen Band Kritiken darüber, und die Lohe schlug wieder licht und stark empor, wobei notabene auch viel — Rauch mit aufstieg. Nun, der Rauch war nicht zu vermeiden, aber das Feuer hat nicht nur den Gesetzentwurf, sondern mehr noch — und das ist eben das Wichtige — die Köpfe geläutert, die Köpfe erstlich Derer, die Leitartikel in der Presse schreiben, sodann die Köpfe Derer, die sie lesen, und endlich — die Hauptsache — die Köpfe Derer, denen die neue Schulordnung neue Pflichten und Aufgaben zuweist. So ist dem neuen Gesetz, das doch vorzugsweise die Aufgabe hat, Rußland wieder einen Schritt vorwärts zu bringen, der Boden in einer Weise bereitet worden, die bisher zum Schaden oft der besten Absichten versäumt und verschmäht wurde. Die vierjährige ununterbrochene Agitation des Ministers hat das große Publikum zu einem Interesse, das engere, — ich meine die Lehrer — zu einem Verständniß am Schulwesen genöthigt, wie der engere und der weitere Kreis das Eine und das Andere bisher nicht besaßen. Der Boden ist gelockert, wenn nun der Same ausgestreut wird, so steht zu hoffen, daß er vielfältige Frucht tragen werde. Und inwieweit diese Hoffnung durch den Inhalt des so schwer zur Welt gekommenen Gesetzes selbst gestützt wird, das soll uns der folgende Artikel lehren.

F. Marthe.

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Kommission der Vereinigten Staaten.*)

Zu den erfreulichsten Zeichen fortschreitender Humanität gehört die rege Sorgfalt, die der zu größerer Lebendigkeit erwachte Geist des öffentlichen Lebens den Opfern des Krieges zuwendet. Es ist nicht mehr die mitfühlende Theilnahme Einzelner, die den für die Gesundheitspflege in den Armeen geschaffenen Organen hier und da Aufmunterung und thätige Hülfe leiht; es drängt sich vielmehr, sobald vor unseren Augen das Drama des Krieges entfaltet wird, die ganze Macht der allgemeinen Erregung herzu, um mitthätig und mithelfend den Verwundeten und Kranken Erleichterung, Hülfe und Heilung zu bringen. — Wie in allen Sphären öffentlichen Lebens kommt es auch hier darauf an, der treibenden Gewalt des gerechten Verlangens, für

*) La commission sanitaire des états-unis, son origine, son organisation et ses résultats etc., par Thomas W. Evans. Paris, E. Dentu, 1865.

die Schrecknisse des nicht gesuchten aber unvermeidlichen Krieges das mildernde, aussöhnende Gleichgewicht zu finden, eine organische Gestaltung zu geben. Es kommt darauf an, die Werkthätigkeit der den Reihen der Kämpfenden nicht angehörigen Theile der Nation dem Heere nutzbar zu machen, ohne die Reibung der außerordentlich verwickelten Verwaltung und Leitung eines solchen zu verstärken und zu vermehren. Es handelt sich darum, den möglichst größten und verfügbarsten Apparat der von dem eigentlichen Heeres-Personal nicht zu bewältigenden privativen Gesundheitspflege auf den Kriegsschauplatz zu bringen, wo gleichzeitig die möglichst ungehemmteste Entwickelung der Thätigkeit der Truppen in erster Linie und jede andere Rücksicht zurückschiebend verlangt werden muß. Die ungeheure Schwierigkeit der vollständigen Verwirklichung eines solchen Strebens liegt auf der Hand. Die eine Seite, die möglichst von aller Friction zu befreiende Verfügbarkeit über die Fechtenden, scheint die andere Seite, die Entfaltung der reichlichst dotirten und fürsorgendsten Anstalten für ihre Gesundheitspflege, auszuschließen. So lange sich die Bewährung der privativen Theilnahme auf die Pflege der Kranken und Verwundeten in den hinter der operirenden Armee gelegenen Lazarethen erstreckt, ist ihre organische Einfügung in die Heeres-Verwaltung nicht schwer, und das um so weniger, als das sich immer mehr entfaltende Eisenbahn-Netz gestattet, die Wegführung der transportablen Kranken vom eigentlichen Kriegsschauplatze in immer größerem Maaßstabe durchzuführen. Sobald aber die Bethätigung der nicht aus dem Gefüge der operirenden Armee unmittelbar hervorgehenden Fürsorge in die Bewegung der Heere und der Corps eingreift, oder sobald sie gar sich bei den Gefechten und Schlachten bewähren will, wird sie unmittelbar ein in ihrem Einflusse gar nicht zu berechnendes Impediment. Ganz beseitigt kann dies Verhältniß überhaupt nicht werden; es läßt sich nur mildern dadurch, daß an Stelle des willkürlichen Eindringens eine organische Gestaltung dieser Heereshülfe eintritt. — So dankbar die alliirte Armee in dem schleswig-jütischen Kriege die thätige Unterstützung der Johanniter- und Malthefer-Ritter, sowie der Brüder des Rauhen Hauses anerkannt hat, so wird es doch Niemandem zweifelhaft geblieben sein, daß nur die ganz besondere Eigenthümlichkeit des Krieges und seines Schauplatzes ein derartiges vielköpfiges Eintreten in seine Ereignisse gestattete, wie es hier der Fall war.

Die organische Gestaltung der Heereshülfe, wenn man sie so nennen will, kann nun, wenn sie zweckentsprechend von vornherein einwirken soll, nicht erst unmittelbar mit Eintritt eines Krieges erfolgen, sie bedarf einer weit vorausgehenden Anerkennung und Gliederung. Dies ist der wesentliche Gedanke gewesen, der im August vorigen Jahres zu Genf einen Congrès international zusammentreten ließ, dessen Verhandlungen zu einer Convention pour l'amélioration du sort des militaires blessés dans les armées en campagne führte. Die Anerkennung dieser Konvention Seitens einer großen Zahl von Regierungen ist rasch erfolgt.

Die vorliegende Schrift läßt einen Blick thun in gleiche Bestrebungen in der nordamerikanischen Union, wo der Krieg in seinen großen Dimensionen und mit den diesen entsprechenden Schrecknissen unmittelbar die allgemeine Theilnahme des an und für sich schon erregten Volkes für seine kämpfenden Söhne in hohem Grade wach rief. Man wird diesen Berichten, wie überhaupt den Darstellungen der nordamerikanischen Vorgänge das lebendigste Interesse nicht versagen können, gerade weil dort die Verhältnisse so durchaus verschieden sind von denen diesseits des Meeres. Die Armee und die Marine sind dort wesentlich erst mit dem Kriege entstanden; für ihre Organisation, ihre Bildungen, ihre Ausrüstung und Bewaffnung ist die volle Intelligenz Aller und nicht ausschließlich diejenige der dazu durch Beruf und Stand Auserkorenen thätig gewesen. Wie die sich damit entwickelnde großartige Konkurrenz aller thätigen Köpfe der Nation Hervorragendes leisten mußte, so konnte es andererseits nicht ausbleiben, daß auch eine Menge von Entwürfen und Plänen erwuchsen, die sich als unreif und fehlgreifend erwiesen. Dies beeinträchtigt aber das Interesse des Beobachters nicht, vielmehr wird dasselbe dadurch gesteigert. In dem vorliegenden Falle ist dies um so mehr der Fall, als der vollste Erfolg vorliegt und als mit einer wunderbaren Begabung für organisatorisches Schaffen die kolossalsten Mittel zu der zweckentsprechendsten Verwendung gebracht worden sind. Der Schauplatz des Krieges ist von so übermäßigen Dimensionen, die Summe der aufgebotenen Streitkräfte so außerordentlich groß, die wesentlich durch den Lauf der schiffbaren Ströme und der Eisenbahnen, sowie durch die Konturen der Meeresküste bedingte Kriegführung so eigenthümlich, daß von Phase zu Phase den Begebenheiten ein erhöhteres Interesse zuwächst. Endlich darf nicht vergessen werden, daß es die amerikanischen Frauen waren, die hier die Initiative der Heereshülfe ergriffen und die für sie die enormen Mittel flüssig zu machen wußten.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Thomas W. Evans, ist selbst Nordamerikaner, lebt aber als Docteur en médecine et Chirurgien-Dentiste in Paris. Er hat auf verschiedenen Reisen, sowohl nach dem italiänischen Kriegsschauplatze 1859, als nach seiner Heimat während der letztverflossenen Jahre sich augenscheinlich volles Verständniß für die sanitätischen Bedürfnisse eines Heeres und für die Bedingungen gewonnen, unter denen denselben gewissermaßen von außen her durch die Heereshülfe Privater genügt werden kann. Er giebt seinen Bericht allerdings wenig systematisch geordnet, auch nicht unter durchgängiger Hervorhebung der schlagendsten Momente, aber mit dem vollen Anspruch gewissenhafter Treue. —

Am 14. April 1861, kaum 14 Tage nach dem Angriff auf das Fort Sumter, dem Ausbruch der Feindseligkeiten, erließen in New-York etwa hundert der geachtetsten Damen einen Aufruf an die Frauen ihrer Stadt. Dem Rufe entsprechend, konstituirte sich bald darauf ein „Frauen-Central-Hülfsverein", der sich die Aufgabe stellte, von den Bedürfnissen der Truppen Kenntniß zu nehmen, sich mit der Militair-Verwaltung in Verbindung zu setzen, ein Magazin von Bandagen und Charpie zu errichten, die Hülfe der Lokal-Vereine zu erbitten und für die Prüfung und Annahme von Heilgehülfen und Krankenwärtern zu sorgen. Der berühmte Arzt Valentin Mott wurde zum Präsidenten des Vereins erwählt.

Der Versuch, mit der Medizinal-Verwaltung des Staats in Verbindung zu treten, scheiterte an einer büreaukratisch-ablehnenden Antwort. Eine nach Washington entsandte Deputation, die direkt dem Kriegsministerium und dem Medizinalstabe der Armee die Wünsche des Vereins vortragen sollte, fand dort Alles in der entsetzlichsten Verwirrung. Die Begebenheiten waren mit überwältigender Macht vollständig Herr über die leitenden Persönlichkeiten geworden; ja Niemand hatte noch einen Begriff von der Großartigkeit der Ansprüche, die an das Land, die Armee und an die Leitung beider gestellt werden würden. — Der Verein sah sich auf seine eigenen Kräfte verwiesen. Man gründete sofort in Washington, als dem Sitz der Central-Regierung, eine „permanente Gesundheits-Kommission" mit einem

Digitized by Google

vollständig organisirten Büreau und Beamten-Personal. Am 13. Juni ertheilte der Präsident der Union der Kommission seine offizielle Anerkennung. Sie bestand zunächst aus 22 Mitgliedern unter dem Vorsitz des als Philanthropen bekannten Theologen Dr. William Bellows. Frederick Olmstedt, ein geschätzter Literat, wurde ihr General-Secretair. Unter den Mitgliedern waren 8 angesehene Offiziere und Militair-Beamte. Der offizielle Titel der Kommission war: A Sanitary Commission of inquiry and advice in respect of the Sanitary Interests of the United States forces. — Zahlreiche Deputirte wurden zur Armee entsandt, um sich Kenntniß von den bei ihr obwaltenden Zuständen zu verschaffen. Viele tausende von Broschüren wurden unter die Freiwilligen ausgestreut, die diese in ganz fremde Verhältnisse eintretenden Männer über ihr diätetisches Verhalten unterrichten sollten. In den ersten 6 Monaten des Bestehens wurden 6000 Kranke und Verwundete durch Hülfe der Kommission aus den Hospitälern in den Schooß ihrer Familien zurückbefördert. Man etablirte in den Hauptstädten der einzelnen Staaten Unterkunfts-Räume (soldiers rest) für die dort täglich eintreffenden zahlreichen Freiwilligen, die, unbekannt mit den Verhältnissen, zunächst Mangel an Allem litten. Bis zum November 1861 hatte das einzige Depot in Washington an 836 verschiedene Lazarethe 34,500 Kranken-Kleidungsstücke geliefert.

So großherzig indessen und energisch diese ersten Anläufe waren, sie hatten doch nicht das Resultat, das man erwarten mußte. Zunächst fehlte ein inniges Zusammengehen mit der Verwaltung des Heeres; dann bedurfte auch die Organisation der Kommission einer Erweiterung und Vervollständigung. Das erste Hinderniß für eine erfolgreiche Thätigkeit sah man in der Person des Chef-Arztes der Armee, der alt und büreaukratisch, andauernd einer gemeinsamen Wirksamkeit mit der Kommission entgegentrat. Indem man die großen Hebel einer freien Presse und der Verhandlungen im Kongresse in Bewegung setzte, gelang es, personelle Aenderungen durchzusetzen, mit denen die günstigste Gemeinsamkeit der Thätigkeit der Offiziere und Behörden der Armee und der Beamten der Kommission eintrat. Die letztere hatte es durchaus richtig erkannt, daß dieses Zusammenwirken, gegründet auf gegenseitige Anerkennung, die erste Voraussetzung jedes Resultats sein mußte. Ihre Erfolge stehen mit dem Zeugnisse in direktester Beziehung, das am Schlusse des Jahres 1864 ausgesprochen wurde: „Es existirt kein Beispiel, in welchem die Rathschläge oder Dienste der verschiedenen Agenturen der Kommission abgelehnt wären; es ist nie eine Klage gegen sie erhoben, Niemand hat ihnen nachsagen können, daß sie einen einzigen Offizier der Armee in seiner Thätigkeit gehemmt oder daß sie nachtheilig auf die Disciplin in der Armee eingewirkt hätten." Es kam darauf an, die Armee-Verwaltung nicht zu ersetzen, sondern sie nur zu unterstützen, dieser Unterstützung aber überall, unter Festhaltung der militairischen Normen, Eingang zu verschaffen.

Die Organisation der Kommission bedurfte einer Vervollständigung, nachdem die allgemeinste Theilnahme für ihre Zwecke rege geworden war. Man hatte in 80,000 Exemplaren die Aufforderung beizusteuern in's Land geworfen. Von allen Seiten kam die bereitwilligste Antwort. Bald entstanden gegen 32,000 Lokal-Hülfsvereine, deren Thätigkeit zu centralisiren, deren Hülfsleistung zu vermitteln war. — Die Kommission gliederte sich nun in 4 Abtheilungen. Die erste derselben wandte ihre Sorgfalt der Ergänzung der Armee zu. Man vermeinte, daß diese, nach richtigen Prinzipien geleitet, vor Allem die Gesundheit innerhalb der Armee zu verbürgen geeignet sei. Die Kommission konnte indessen hierbei wesentlich nur dahin wirken, daß die Untersuchung der eintreffenden Freiwilligen gründlich überwacht und für zweckmäßige Instruktionen in dieser Richtung gesorgt wurde.

Der zweiten Abtheilung wurde die Diätetik der Armee unterstellt. Man ging von der Ansicht aus, daß die militairärztliche Thätigkeit sich der Natur der Dinge nach allein den Krankheiten bei den Truppen widme, daß es aber von der höchsten Wichtigkeit sei, den Gesunden diejenige Pflege angedeihen zu lassen, die sie vor Krankheiten zu behüten im Stande wäre. Zu diesem Ende fungirten 20 der hervorragendsten Aerzte als Gesundheits-Inspektoren. An Ort und Stelle unterrichteten sie sich über die Bedürfnisse der Truppen in Bezug auf eine den Umständen entsprechende Diätetik und requirirten hiernach die Zusendung von Nahrungsmitteln und Bekleidungen. Sie erstatteten ihre Berichte einem besonders konstituirten statistischen Büreau, das auch die nach bestimmten Normen und somit stets unter denselben Gesichtspunkten abgefaßten Aeußerungen der Truppenbefehlshaber erhielt und somit wieder maßgebend werden konnte sowohl für die zu treffenden Veranstaltungen, als auch für die Beurtheilung der erlangten Erfolge. Endlich gingen von dieser Abtheilung die große Zahl von Broschüren und Zeitschriften aus, mit denen man einerseits auf das Verhalten der Truppen, andererseits auf das Publikum zu wirken beabsichtigte.

Eine der bedeutendsten Leistungen dieser Abtheilung war die Versorgung der Armee, die Vicksburg einschloß, mit frischen Nahrungsmitteln. Bei der Armee grassirte der Skorbut in Folge ausschließlichen Genusses von Fleisch in furchtbarster Weise. Die Kommission lieferte ihr in ganz kurzer Zeit 2200 Hektolitres Kartoffeln, 8000 Kilogrammes getrocknete Früchte, 13000 Citronen, eine enorme Menge von frischem Gemüse in Konserven und erreichte sehr bald die Beseitigung der Epidemie.

Aehnlich versorgte die Abtheilung die Hospitäler in Washington binnen 3 Monaten im Jahre 1863 mit 1030 Tonnen frischer Lebensmittel in einem Werthe von 700,000 Frcs.

Zum Ressort der dritten Abtheilung gehörten die Lazarethe. — Sie verwandte ihren ganzen Einfluß zunächst darauf, die Etablirung derselben nach richtigen Prinzipien erreicht zu sehen. Es waren bereits in einzelnen Hospitälern dieselben gräßlichen Erscheinungen zu Tage getreten, wie in denen von Skutari während der ersten Periode des Krimkrieges. Unter den dringenden Rathschlägen der Kommission wurden die alten Gebäude, in denen man die Lazarethe etablirt hatte, aufgegeben. Man errichtete Gruppen von heizbaren Holzbaracken, deren jede im Allgemeinen nicht mehr als 60 Betten aufnahm, stattete sie mit den vorzüglichsten Ventilations-Einrichtungen aus, gab ihnen Wasserzuflüsse für Bäder und Waschungen, dann Waterclosets, und legte die einzelnen Barracken so weit auseinander, daß die eine die Atmosphäre der anderen nicht zu verderben im Stande war. Die Barracken für die Verwaltung waren gänzlich von den Krankenbarracken getrennt. Im August 1864 bestanden innerhalb der Union 214 Militair-Lazarethe mit 133,800 Betten, von denen 97,751 belegt waren. Ein solches Lazareth in West-Philadelphia hatte 34 Barracken mit 3124 Betten; 52 Aerzte und 464 Gehülfen, Wärter, Köche und Diener hatten den Dienst. Es war mit einem Aufwande von 1 Mill. Frcs. geschaffen. Ein anderes Lazareth hatte Platz für 3320 Betten, beschäftigte 622 Beamte und kostete 1,250,000 Frcs. Unter dem Einfluß der Kommission wurden diese Lazarethe bald die besten Heilanstalten.

Die vierte Abtheilung leitete endlich den eigentlichen Hülfs-

dienst bei der Armee. Sie hatte zunächst ihre zahlreichen Agenturen zur Unterstützung der in den Hauptstädten eintreffenden und dorthin entlassenen Freiwilligen; sie wurde der Vormund der Rekonvalescenten und Invaliden; sie ordnete die Papiere derselben, sie gab Reisegeld; sie vermittelte die Korrespondenz der Soldaten mit ihren Angehörigen, sie gab diesen Nachricht von der Verwundung oder dem Tode der Freiwilligen und sorgte endlich dafür, daß an der Stelle, wo die Bestattung erfolgt war, ein einfaches Merkzeichen die Ruhestätte des Braven bezeichnete. Wie großartig ihre Thätigkeit in dieser Richtung war, beweist die eine Zahl: bis zum 1. September 1863 waren in den verschiedenen von ihr etablirten Asylen für ein- und abgehende Freiwillige 250,000 Mann beherbergt worden.

Die Hauptthätigkeit der Abtheilung aber galt der Armee im Felde selbst. Man ging von der Ansicht aus, daß die Militair-Verwaltung nur nach bestimmten, sich stets gleichbleibenden Normen verpflegen könne, daß die Bedürfnisse der Armee sich aber nach den Umständen richteten, hier also eine Ergänzung durchaus nothwendig sei. Um nun diese eintreten zu lassen, gründete man 12 Central-Comités in den Hauptorten der Union, theilte diesen Haupt- und Neben-Depots zu, in denen die durch die Comités überwiesenen Gegenstände verpackt und zur Versendung an die Armee fertig gestellt wurden. Mobile Vertheilungsdepots, die aus den Hauptdepots gespeist wurden, waren den Armee-Corps attachirt. Die Gesundheits-Inspektoren, die bei der Armee waren, dirigirten die Beamten der Heereshülfe; auf ihre Anweisung schlossen sich nach der Lage der Armee die Trains und Kolonnen der Kommission denen der Armee an. Die Beamten der Kommission erschienen mitten zwischen den Fechtenden, man lieferte den Aerzten unmittelbar auf die Verbandplätze bei Antietam, Perryville, Gettysburg 2c. Kraftbrühe, Konserven von Milch und Kaffee, Hemden, Charpie, Chloroform, Wein, Cognac, Eis u. dgl. Die Kommission errichtete unmittelbar hinter der Schlachtlinie Hülfslazarethe in Zelten, wo nach und nach tausende von Leichtverwundeten und Maroden Aufnahme und Wartung fanden. Der Werth der der Armee in den 4 Wochen nach der Schlacht bei Gettysburg gelieferten Sachen belief sich auf 400,000 Frcs. Mit Segensrufen wurden die Beamten der Kommission überall von den Aerzten wie von den Truppen empfangen.

Gegenüber diesen außerordentlichen Leistungen der Kommission ist es interessant, die Mittel kennen zu lernen, über welche dieselbe zu verfügen hatte. Es waren wesentlich die Frauen der Union, die sie ihr zur Verfügung stellten. Der letzte Bericht der Kommission vom 1. Oktober 1864 giebt die Zahl der ihr überwiesenen Gegenstände auf mehrere Millionen im Werth von 46,000,000 Frcs. an; die Beträge, die in baarem Gelde außerdem eingeliefert waren, betrugen 18,330,000 Frcs. Der zu Gunsten der Kommission in Cincinnati veranstaltete Markt hatte ihr 1,400,000 Frcs., der in Brooklyn 2,100,000 Frcs., der in New-York 7,000,000, der in Philadelphia 6,000,000 Frcs. eingetragen. — Die Kommission hatte 2 große Dampfer auf dem atlantischen Ocean, 6 Küstendampfer und 2 schwimmende Lazarethe, außerdem 8 Dampfer auf den Flüssen des Westens zu ihrer ausschließlichen Disposition.

Die Resultate ihrer Thätigkeit zeigen sich denn auch in dem sich andauernd verbessernden Gesundheitszustande der Armee in augenscheinlichster Weise. Die Berichte der Beamten der Kommission aus den Jahren 1863 und 1864 bringen ganz staunenswerthe Zahlen; so hatte das Armee-Corps des General Banks in Louisiana in der Stärke von 10,000 Mann vom Oktober bis Ende 1863 nur 540 Kranke.

Die Anerkennung, die der Kommission von allen Seiten, selbst von der feindlichen ward, ist eine ganz allgemeine. Sie hat das unumstößlichste Vertrauen erlangt, und zwar sowohl bei der Nation wie bei der Regierung. Ihr bleibt noch eine enorme Aufgabe, selbst wenn der Friede dem Lande wiedergegeben werden sollte. Sie wird die Fürsorge zu übernehmen haben für viele Tausende, die verkrüppelt und elend wurden, für Andere, die in ein geregeltes Leben zurückzuführen sind. — Die Kommission wird für europäische Verhältnisse fast unerreichbar sein; sie bleibt aber auch uns eine nacheiferungswerthe Bethätigung echter, schöner Humanität.

Frankreich.

Zur Geschichte Frankreichs vor der Revolution.

Brachvogel's Beaumarchais.*)

Wer Paris vor 40 Jahren gesehen und jetzt wieder erblickt, versichert, es sei nicht mehr wiederzuerkennen. Systematisch sind die Herrscher, und besonders der neue Cäsar, darauf ausgegangen, Alles, was dem Auge und Herzen Geschichte predigte, den Betrachter mit Erinnerungen überwältigte und aus den Steinen schaurige Geisterchöre erklingen ließ, seiner charakteristischen Eigenheit, seines magischen Nimbus zu entkleiden und durch schnurgerade und charakterlose Prachtstraßen zu zerstören. Die Pariser sollen vergessen lernen, was sie einst waren; die Todten sollen begraben sein, und die Lebenden sollen, von Erinnerungen und Träumen ungeplagt, libellengleich behaglich des Tages genießen, zufrieden mit dem, was kaiserliche Huld ihnen nicht entrissen. Und sie thun es auch.

„Laßt uns daher mit dem Zauberstabe der Dichtung das alte Paris wieder aufbauen; laßt an's Licht treten jenes Geschlecht, das einst die Revolution aus sich gebar!" ruft Herr Brachvogel, der schon durch eine Reihe von Werken Alt-Frankreich unsern Blicken erschlossen hat. Und fürwahr! Glücklicher konnte der Autor seinen Helden nicht wählen, als im vorliegenden Werke. „Ich bin das Faktotum!" und „Will das Gräflein ein Tänzchen wagen, mag er's nur sagen! ich spiele ihm auf!" tönt es vor unseren Ohren, und fröhlich greifen wir zum Buche, während jene klassischen Gestalten, Figaro, Susanne, Almaviva, Rosine, die Italiens und Deutschlands Meister mit unsterblichen Reizen des Wohllauts geschmückt haben, uns vor den Augen stehen. Glücklicher konnte kein Held zum Romane gewählt werden; denn Beaumarchais ist der Typus des altfranzösischen biederen, ehrlichen Bürgersinnes und genialer Gewandtheit und Verschmitztheit; er ist nicht zu groß, nicht ein Atlasträger der Geschichte, dem man sich scheuen müßte, das Gerüste einer bescheidenen Dichtung aufzunöthigen, und doch auch nicht zu klein und unbedeutend, da er mit kecker Hand hineingreift in die vielverschlungenen Fäden der Intriguen am Hofe und mit des Meisters Kunst sein und seiner Freunde Schiff durch die drohendsten Gefahren hindurchsteuert. Und welch ein Hintergrund kann großartiger und gewaltiger sein,

---

*) Beaumarchais. Historischer Roman von A. E. Brachvogel. 4 Bde. Jena und Leipzig, Costenoble, 1865.

als das immer düsterer und düsterer heraufziehende Gewitter der Revolution, das der heiter lachenden Sonne nur noch kurze Scheideblicke gestattet!

Wir sagen nicht, daß es dem Autor gelungen ist, aus diesem vortrefflichen Stoffe ein künstlerisches Werk, in sich geschlossen und ganz, zu schaffen. Die künstlerische Idee des historischen Romans scheint dem Verfasser, ja unsrer Gegenwart überhaupt bereits fast abhanden gekommen zu sein; er geräth hier, wie in anderen Werken, die in diesen Blättern Gegenstand der Besprechung geworden sind, in die Irrwege des sogenannten biographischen Romans. Statt einer großen, von Künstlerhand wohlgeordneten Komposition, giebt er uns lose aneinandergereihte Genrebilder und Scenen, nach deren Abrollung er neue Fäden anknüpft, wie die Zeitfolge der Geschichte sie ihm bietet. Handelt es sich aber darum, in lebendigen Bildern und Charakterzeichnungen dem Leser die Anschauung einer Zeit zu vermitteln, so ist dies vom Verfasser in den wesentlichsten Beziehungen erreicht, und wir müssen es als eine weise Selbstbeschränkung rühmen, daß er vor dem Ausbruche der Revolution die Feder niedergelegt hat. Denn er wollte ein Bild der alten Zeit, besonders der höchsten Kreise der Gesellschaft, uns malen, jener Zeit, die der Donner des Bastillesturmes abschloß.

Und das hat der Verfasser erreicht. In raschem Fluge und buntestem Wechsel gehen, stets leicht und gewandt skizzirt, eine Menge charakteristischer Scenen an uns vorüber, die den Leser in hohem Grade fesseln. In dieser ungemeinen Frische und anmuthigen Leichtigkeit des Entwurfs solcher Scenen erkennen wir gerade die Stärke und Eigenthümlichkeit des Verfassers. Und welche Fülle von interessanten Persönlichkeiten treten in ihnen uns entgegen! Mit welcher Liebe schildert er uns mitten in der allgemeinen Verderbtheit die ehrwürdigen Reste edler Menschengröße! So tritt uns in den beiden ersten Bänden, die ganz besonders sich durch einen raschen, höchst spannenden und fortreißenden Zug auszeichnen, vor Allen die edle Gestalt des herrlichen Dauphins hervor, dessen zu rascher, durch Orleans Gift beschleunigter Tod das schwerste nationale Unglück war, das Frankreich vor der Revolution treffen konnte. Alles Feuer und alles Gewicht der Darstellung hat der Verfasser aufgewandt, um diese tragische Gestalt, den Britannicus Frankreichs, tief und warm in unser Herz zu prägen; die Schilderung ist hinreißend. Wie liebenswürdig, wie erhebend und rührend sind die Scenen aus dem Leben des Prinzen zu Trianon, wo er mit seinen Freunden umfassende Pläne entwarf, des Vaterlandes schwere Wunden zu heilen, glühend für des Volkes Wohl und Glück! Je mehr er seinem Verhängniß sich nähert, desto glanzvoller strahlt dieser Held und erhebt sich zum Ideale wahrhaft fürstlicher Größe und Würde, wie er den Tod schon im Herzen trägt. Schon 36 Jahre alt, tritt er zum ersten Male aus fast bürgerlicher Zurückgezogenheit, dem Dunkel, in welchem königliche Eifersucht und Regierungspolitik absichtlich ihn gehalten, in staatliche Funktion; er wird Führer des Heeres und zieht mit seinem Gefolge durch die Straßen von Paris, um sich in das Lager von Compiègne zu begeben. Die Beschreibung dieses Einzuges ist jedenfalls streng historisch, und gerne lassen wir daher die so bezeichnende kurze Schilderung folgen.

„Der Haß und Unwille der Hauptstadt gegen den König und seine Rathgeber sprach sich zum ersten Male hier klar im Enthusiasmus der Menge für seinen Nachfolger aus .... An der Spitze berittener Kommissäre und Maréchaussées erschien der Lieutenant der Pariser Polizei, Herr von Sartines, welcher, vom Zulauf des Volkes, von der Bewegung der Gemüther beunruhigt, dem Prinzen bis Vaugirard entgegengeeilt war.

„Was wollen Sie denn, mein Herr, mit Ihren vielen Sicherheitswachen?" redete dieser Sartines an.

„Monseigneur, das Gedränge der Pariser an den Barrièren und in den Straßen ist ungeheuer. Verschiedene Korporationen wollen Sie anreden, und die größten Unordnungen —"

„Herr von Sartines, ich befehle Ihnen, sogleich zurückzureiten und Ihre Leute höchstens an die Straßenecken zu postiren, daß keine Unglücksfälle zu beklagen sind. Wenn man mich anredet, werde ich antworten; im Uebrigen fürchte ich die Pariser nicht, und mein Anblick wird Niemand zu Unordnungen verleiten! Es schickt sich überdem nicht, daß der französische Soldat von Polizei bewacht sei; ich komme nur als Soldat!"

Sartines mußte mißmuthig abziehen. An der Barrière Vaugirard empfingen Maire und Aeltesten der Gemeinde den Thronfolger unter einer zahllosen jubelnden Menge, welche kurz zuvor den abgewiesenen Sartines ausgepfiffen hatte; denn die Worte des Prinzen waren ihm bereits vorausgeeilt.

„Gestatten Sie, Monseigneur," begann der Maire, „daß Paris seinen geliebten Dauphin sehen, ihm Glück und frohe Rückkehr wünschen darf. Der Maire und die Gemeinde wünschen den seltenen Augenblick wahrzunehmen, Höchstihnen freiwillig aus Herzensgrunde die Versicherung der Hoffnung, Liebe und Ehrfurcht der Hauptstadt aussprechen zu dürfen!"

„Ich danke Ihnen und den braven Einwohnern von Paris, meinen Freunden, unter denen ich mich mit meiner Familie stets so wohl gefühlt habe. Ihre Liebe werde ich mit voller Gegenliebe, Ihre Ehrfurcht mit der Hochachtung und dem herzlichen Wohlwollen erwiedern, die man der Hauptstadt seines Vaterlandes stets schuldig ist! Ihre Hoffnung, die vielleicht größer ist, als meine Kraft, will ich, so weit ich vermag, zu rechtfertigen suchen, und verlange nur dafür — Vertrauen! Das Vertrauen des Volks ist der Sessel der Könige! — Machen Sie mir das Vergnügen, mich bis an die Barrière St. Denis zu begleiten; der Maire allein soll in Paris des Dauphins Schutz sein! Sorgen Sie nur, daß Niemand Schaden leide!"

„Ein donnerndes Hoch, ein Freudenrausch, eine Eruption der gepreßten Gemüther erfolgte, wie noch nie! Der Zug wälzte sich brausend in die Stadt. Nicht die leiseste Unordnung fiel vor. — Als man den Pont-neuf überschritt und an der Statue Heinrich's IV. vorbeikam, hielt der Dauphin, zog ehrfurchtsvoll den Hut vor derselben und sagte: „Meine Herren, das war ein großer Monarch! Gott verleihe uns, daß wir auf seinen Wegen gehen! Vetter Conti, zeigen Sie doch meinen Söhnen das Antlitz dieses Gewaltigen, der seinem Lande nur Einen Schmerz bereitete, — als er starb!"

„In demselben Augenblicke trat die Deputation des Parlamentes, des Chatelet's und der Steuerkammer aus dem Bogen des alten Justizpalastes. Der Prinz bedeckte sich. Die drei Präsidenten redeten ihn freimüthig an und versicherten, daß der pflichtmäßige Widerstand des Parlamentes nur die Liebe und Sorge für das Königshaus und die Wohlfahrt des Landes zum Grunde habe, dem Dauphin aber die besten Wünsche überall hin folgten.

„Es ist mir eine große Freude, das zu hören!" entgegnete der Dauphin. „Die Gerechtigkeit braucht keines Bettes, denn sie soll immer wachen! — Sie sind seit Alters Rathgeber und Rather der Krone, und der offene, redliche Widerspruch aus treuem Sinne ist Ihr Attribut, das ich ehre. Ge-

hören Sie aber auch nie einer anderen Partei an, als der, welcher ich diene, sie nennt sich — Vaterland! Ihnen Allen, zumal der Steuerkammer, wünsche ich, daß sie mehr Freude haben möge in ihrer Pflicht und dahin strebe, daß sie immer weniger zu thun bekomme!" Er reichte den drei Präsidenten die Hand.

„In der Straße St. Denis, beim Platze Innocence, überstieg das Volksgewühl fast allen Glauben; denn dort waren die Damen der Halle postirt. Die Aelteste dieser Zunft, feist, rund, dickwangig, mit weißem Haar unter der großen Flatterhaube, trat zu dem Prinzen, griff mit der Linken in die Zügel seines Rosses, reichte ihm derbe die Rechte und schüttelte seine Hand.

„Monseigneur, lieber Herr Dauphin! Die Hallenweiber wünschen Ihnen und uns Parisern nur, daß Sie uns hübsch gesund werden sollen und so alt, daß meine Urenkeltochter erst so weiß wie ich werden muß, bis den Dauphin der liebe Gott abholt! Weiter brauchen wir nichts!"

„Das, liebe Madame, ist ein sehr schöner, tiefer und frommer Wunsch!" und der Dauphin ward ergriffen — „Er rührt mich vor allen anderen. — Geben Sie auch der Dauphine Ihre treue Hand und lassen Sie sich vom Herzog Richelieu meine Kinder zeigen. Ich bin gewiß, daß sie in Euch ebenso die Treue, bürgerlichen Fleiß und die alte Pariser Aufrichtigkeit lieben werden, wie ich! Leben Sie wohl, meine Damen! Grüßen Sie mir alle Frauen und Mütter!" —

„Es lebe der Dauphin und seine Frau! Es leben des Dauphins Kinder!" riefen viel hundert schrille Stimmen, und das übrige Volk fiel brausend ein. — So verließ der Prinz Paris durch's Thor von St. Denis. Er sollte diesen Weg noch einmal gehen, nur stiller! Lähmendes Entsetzen breitete sich über das Land, als die Kunde von seinem Tode erscholl. „Unser Elend ist besiegelt!" riefen alle Patrioten.

„Connu par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sut penser en sage, et mourut en héros —"

so schrieb man auf seinen Sarkophag, und ein Gedicht, „Der Tod des Britannicus", wurde zu Hunderttausenden verkauft." —

Im weiteren Verlaufe des Werkes begegnen wir der vortrefflichen Zeichnung des echt ritterlichen Fürsten von Nassau-Siegen, sowie der Herzogin von Lamballe. Nicht minder gelungen sind die Skizzen von Ludwig XV., der Marquise von Pompadour in ihrer letzten Zeit, Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Durch alle diese Kreise ziehen sich aber in ergötzlicher Weise, mit allen Reizen des Humors und der Grazie geschmückt, die Gestalten Beaumarchais, des genialen Meisters der Intrigue, und seiner liebenswürdigen Susanne hindurch. Ein solches Gemälde, ebenso reich an tragischem Ernste wie an Heiterkeit und Scherz, voll Leid und Lust, von so weiter Perspektive, kann nicht verfehlen, dem Leser Freude zu bereiten.

England.

Hermann von Friesen: Briefe über Shakespeare's Hamlet.*)

II.

Ueber einige Momente in Shakespeare's Lebensgeschichte.

Es ist nicht der Ton und das geistige Gepräge dieser Hamlet-Briefe allein, um derenwillen wir sie als eine erfreuliche Erscheinung lebhaft zu begrüßen haben, sondern auch die Ergebnisse, und ganz besonders die gründlichen und überaus anziehenden Erörterungen über Shakespeare selbst. Auf einer seltenen Kenntniß des englischen Theaters, der Literatur und der Culturzustände des großen Zeitalters von Elisabeth beruhend und von einem noch selteneren Verständniß der Größe Shakespeare's beseelt, bringen uns die Briefe des Herrn von Friesen in der bescheidensten und anspruchlosesten Weise einige Beiträge zur Lebensgeschichte des großen Briten. Freilich keine von jenen Anekdoten, die man sonst, gleichviel aus welcher Quelle sie stammen, so allgemein als Shakespeare's Biographie in Umlauf gesetzt hat, unbegründete, spät entstandene Histörchen, an die man aber mit Beeiferung geglaubt, und worüber man das Ergründen von Shakespeare's geistiger Entwickelung nur zu allgemein vergessen hat. Aber ist Shakespeare's Biographie abgethan mit ein paar Fabeln, wie die, daß er ein Fleischerbursch gewesen, daß er vorm Blackfriars-Theater den Besuchern die Pferde gehalten, daß er als Schreiber bei einem Notar gearbeitet habe? Heißt es ihn verstehen, wenn man sich einfach bei der Ueberzeugung beruhigt, er sei eben ein gewaltiges Kraftgenie gewesen, bei dem es auf wissenschaftliche Bildung oder Erziehung nicht anzukommen brauchte? Diese Ansicht, die namentlich in England seit alten Zeiten verbreitet ist, betrachtet Shakespeare's Dichtungen in demselben Lichte, wie es die inspirationsgläubige anglikanische Kirche mit der Bibel macht: hier hat der heilige Geist die Feder geführt, dort das Kraftgenie, und das ist genug. Um den Menschen Shakespeare, der bloßes Gefäß war, ebenso gut wie die Apostel und Evangelisten, braucht man sich dann allerdings nicht weiter groß zu kümmern.

Herr von Friesen tritt diesem Wahne, der trotz seiner handgreiflichen Absurdität auch bei uns viel bewußte und unbewußte Anhänger hat, mit allem Nachdruck entgegen, ja er erklärt grade aus der Verbreitung, welche diese thörichte Meinung auch schon unter den älteren englischen Kritikern gefunden hatte, die auffallende Unfruchtbarkeit ihrer Bemühungen, ihre Unfähigkeit zum Eindringen in das wahre Verständniß des Dichters. Er hebt hervor, und hierin stimmen wir ihm mit besonderer Freude bei, daß die wunderbare Harmonie des Geistes, nach welcher Shakespeare von Beginn seiner dichterischen Laufbahn an gestrebt hat und welche aus seinen besten Werken auf das Schlagendste hervorleuchtet, eine Eigenschaft, die ihn über alle anderen Dichter seiner Mit- und Nachwelt weit mehr erhebt als irgend ein anderer Vorzug, nur aus einer allseitigen und umfassenden Bildung, die ihn den Ersten seines hochgebildeten Zeitalters mindestens gleichstellt, hervorgegangen sein kann. Er weist auf die Thatsachen hin, die uns aus Shakespeare's Leben bekannt sind, und die, dürftig und immerhin ungenügend, doch weit mehr für seine sorgfältige Ausbildung und Erziehung, als dafür sprechen, daß er, den die Anekdotenkrämer unter den niedrigsten Volksschichten zügellos und wild aufwachsen lassen, dann mit einem Male, als eine von den natürlichsten Bedingungen einer hohen geistigen Existenz losgerissene Erscheinung, eine Ausnahme von jeder Regel für menschliche Befähigung und Entwickelung, vor uns steht als der große William Shakespeare. Die Engländer lieben es an der historisch nicht nachweisbaren Erzählung festzuhalten, daß Shakespeare wegen eines Wilddiebstahls, den er mit anderen lustigen Gesellen im Parke eines benachbarten Edelmanns, des Sir Thomas Lucy, verübt haben sollte, nach London geflohen sei, und sie halten mit gleicher Zähigkeit, gestützt auf eine höchst anfechtbare Notiz, daran fest, daß Shakespeare erst im Jahre 1592 angefangen habe zu

*) Vergl. Nr. 13 des Magazin.

dichten. Ich kann die Untersuchungen der „Hamletbriefe" nicht besser charakterisiren, als indem ich mir erlaube, einiges von dem hierüber Bemerkten anzuführen.

Auf die Anekdote von dem Lucy'schen Wilddiebstahl legt Herr von Friesen natürlich nicht viel Gewicht. Zwar zeigt er, daß die Quellen, aus denen sie stammt, äußerst unsicher sind, daß z. B. die oft citirte Ballade, die man dem jungen Shakespeare in den Mund legt — ein etwas grobes Pamphlet auf die Familie Lucy — nicht weiter nachweisbar ist als bis in das Jahr 1690, in welchem ein Professor der griechischen Sprache von Cambridge das Bruchstück von einem alten Weibe in Stratford singen hörte und aufgezeichnet hat. Auch die Stelle in den lustigen Weibern zu Windsor, die eines Wappens mit zwölf Hechten (luces) gedenkt, und der Wildfrevel von Falstaff, in denen man Anspielungen auf den Vorfall im Allgemeinen und auf Sir Thomas Lucy insbesondere erkennen will, besagen doch nicht viel. „Es bleibt vor Allem verwunderlich, daß die vielen scharfsinnigen Commentatoren Shakespeare's, die an dieser Ueberlieferung festhalten, niemals auf den Gedanken gekommen sind, aus einer anderen Stelle seiner Dramen zu erkennen, daß er für den Namen Lucy eine eigene Verehrung hatte. Diese Stelle findet sich in der 6. Scene des IV. Actes vom ersten Theile Heinrich's VI. Ich habe mir niemals vorstellen können, daß Shakespeare die dort ausgesprochenen hochherzigen Reden einem Sir William Lucy in den Mund gelegt haben würde, wenn er im Stande gewesen wäre, die Bitterkeit gegen einen Edelmann gleichen Namens Jahre lang im Herzen zu behalten und dann in dem späteren Stücke zu äußern."

Aber wie gesagt, es kommt nicht viel darauf an, denn wenn die Sache selbst wahr wäre, so folgt daraus nicht das Mindeste für die damalige geistige Beschäftigung von Shakespeare. Von höchster Bedeutung, nicht allein für seine Entfernung aus Stratford, sondern auch im Allgemeinen für die Eindrücke, welche auf seine gesammte dichterische Ausbildung damals gewirkt haben können, ist es dagegen, daß in dem Zeitraum von 1569 bis 1587 mehrere, und unter ihnen die besten Schauspielergesellschaften damaliger Zeit wiederholte Vorstellungen in Shakespeare's Vaterstadt gegeben haben. P. Collier führt in dem ersten Bande seiner Shakespeare-Edition (p. XCIX.) elf Fälle in verschiedenen Jahren an. Im Jahre 1586 sind sogar drei Schauspielertruppen nach einander in Stratford am Avon gewesen. Daß der junge William Shakespeare mit diesen Schauspielergesellschaften gar keinen Verkehr gehabt, niemals eine Vorstellung derselben gesehen habe, würde nur bei der äußersten Unkenntniß oder Verblendung über die bestehenden Verhältnisse vermuthet werden können. Denn soviel haben selbst die eifrigsten Zweifler an unseres Dichters Jugendbildung nicht abstreiten können, daß sein Vater ein angesehener Bürger der kleinen Stadt Stratford gewesen ist und in demselben Zeitraum einige Jahre das Amt eines baillif of the borough bekleidet hat. In dieser Stellung als erste Magistratsperson war es an ihm, den fremden Schauspielergesellschaften die Genehmigung zu ihren Vorstellungen, die in der Regel im Stadthause aufgeführt wurden, zu ertheilen.

Bei dieser Gewißheit, fährt unser Briefsteller fort, gewinnen wir unfehlbar ein ganz anderes Bild von Shakespeare's Jugend- und Jünglingsjahren, als wenn wir ihn nur in Verbindung mit den gangbarsten Ueberlieferungen und Vermuthungen betrachten. Können wir auch keine schlagenden und thatsächlichen Beweise gegen die Voraussetzungen führen, daß seine Jugend unter der Aufsicht eines strengen und harten Vaters nicht überaus erfreulich gewesen sei, daß die Ungunst der väterlichen Gesinnung und des Schicksals durch die Verbindung mit einer sieben bis neun Jahr älteren, seinem Stande und seiner Befähigung untergeordneten Frau einen gesteigerten Druck auf ihn ausgeübt habe, so müssen wir dennoch auf das Zugeständniß rechnen, daß neben diesem Ungemach ihm Erlebnisse begegnet sind, welche auf die Richtung seiner Ausbildung und seines ganzen Lebens einen überwiegenden Einfluß ausübten. Wir dürfen selbst noch weiter gehen und annehmen, daß, wenn jenes Mißgeschick, wofür nicht einmal untrügliche Beweise vorhanden sind, in der That auf ihm gelastet hätte, die Gelegenheit, angeborne Neigungen und Befähigungen in ihm zu wecken und zu nähren, um so heftiger von ihm ergriffen werden und einen um so stärkeren Einfluß auf ihn haben mußte. Daß unter solchen Umständen seine poetische Stimme völlig geschwiegen haben sollte, ist kaum denkbar, wenn wir auch vermuthen dürfen, daß sie sich nur zu einer geringen Höhe erhoben habe.

Zu dem Allen kommt aber noch ein Umstand von wesentlicher Bedeutung. Malone hat schon in seinem Versuch, eine chronologische Folge der Shakespeare'schen Dramen herzustellen, die Vermuthung ausgesprochen, daß Shakespeare durch die damals bekannten Schauspieler Thomas Green, einen Provinziallandsmann, möglicher Weise sogar einen Verwandten, auf der Bühne eingeführt worden sei. Weit lichtvoller und bedeutsamer ist die Nachricht P. Colliers, daß unter den Vorstehern der in Stratford bezeichneten Truppen James Burbadge genannt wird, der Vater des berühmten Richard Burbadge, des ersten Schauspielers, der in der Rolle Hamlets auftrat. Dieser Burbadge stammte gleich mehreren anderen Schauspielern der spätern Shakespeare'schen Gesellschaft, wie Flye, Hemminge, Tooley aus Stratford selbst oder doch aus der Grafschaft Warwick. Rechnen wir nun zu diesen Thatsachen den ferneren Umstand, daß Shakespeare im Jahre 1589 in einem Documente mit Burbadge, Green und Tooley als einer der Theilhaber am Theater zu Blackfriars genannt wird, so bildet sich die Verbindung zu der natürlichsten Schlußfolgerung für seinen aus frühern Jahren stammenden Umgang mit diesen Männern von selbst. Man hat die Authenticität jenes Dokuments bestritten, aber aus unzulänglichen Gründen. Es liegt keine Veranlassung vor, die Theilnahme Shakespeare's am Blackfriars-Theater um das Jahr 1589 für ungewiß zu halten. Es wird daher nicht für einen zu kühnen Schluß gelten dürfen, wenn man, ohne die beliebte Tradition der Wilddieberei schlechtweg abzuleugnen, mindestens einen Theil der Veranlassung zu Shakespeare's Uebersiedelung nach London in seiner schon in Stratford bestehenden Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Schauspielern damaliger Zeit findet.

Indem nun in der weiteren Untersuchung aus inneren Gründen, wie aus den Zeugnissen der Literatur der Nachweis geführt wird, daß Shakespeare schon vor dem Jahre 1592 als dramatischer Dichter, und zwar nicht als Ueberarbeiter fremder Stücke, wie man auf ganz unzureichende Anzeichen hin vielfach behauptet hat, sondern als Dichter seiner eigenen Dramen thätig gewesen ist, kommt der Umstand zur Sprache, daß der Schauspielunternehmer Henslowe, der uns in seinem Tagebuch ein Verzeichniß der von seiner Truppe aufgeführten Stücke, häufig mit Nennung des Verfassers hinterlassen, Shakespeare nicht vor dem Jahre 1594 nennt. „Bei dieser Gelegenheit, sagt Herr von Friesen, möchte ich noch etwas nachholen, was vielleicht früher seinen Platz hätte finden sollen. Ich halte die ungemeine Zartheit der Empfindung und die Feinheit des Gefühls, durch welche

sich Shakespeare auszeichnet, für weniger vereinbar mit einem urplötzlichen und gewaltsamen Hervorbrechen des Talentes, als mit einer sanfteren, allmäligeren Entwickelung. Sie werden daher auch, selbst in seinen frühesten Dichtungen, neben den Fehlgriffen einer überreizten Phantasie eine weniger rückhaltlose Hingebung an die Versuchung, in eine so zu sagen titanische oder himmelstürmende Richtung zu verfallen, bemerken, als dies bei Marlowe und manchen andern Dichtern neuerer Zeit der Fall ist. Vielmehr bleibt Shakespeare bis in seine späteren Werke selbst im höchsten Sturme der Leidenschaft eine große Erhabenheit der Ruhe eigen. Solche Gemüther sind in der Regel beim Beginn ihrer Laufbahn von schüchterner Natur. Dies könnte schon hinreichen, um die völlig constatirte Thatsache, daß Shakespeare eine lange Zeit hindurch als namenloser Dichter gearbeitet hat, erschöpfend zu erklären. Dazu kommt aber noch ein besonderer Umstand. Es ist oft ausgesprochen worden, Shakespeare sei kein Scholar gewesen, d. h. er habe keine akademische Schulbildung genossen. Wir können diese Behauptung zugeben, ohne deshalb in den oft wiederholten Vorwurf einzustimmen, daß ihm jede Bildung gemangelt habe. In damaliger Zeit aber wurde die Ausübung der Poesie, selbst auch der dramatischen, beinah als ein ausschließliches Vorrecht solcher betrachtet, die einen akademischen Cursus durchgemacht oder selbst einen akademischen Grad erlangt hatten. Sie finden unter Shakespeare's Vorgängern nur wenige, bei denen dies nicht der Fall gewesen wäre. Auch reizte die gesammte Stimmung der Zeit zu einer ausdrücklichen Vorliebe für die gelehrte Bildung. Schon mit Heinrich VIII. begann diese Richtung. Unter der, im Lateinischen und Griechischen gründlich unterrichteten Elisabeth fand sie begreiflicher Weise noch mehr Nahrung und Berechtigung. Sie werden sich daher leicht vorstellen können, daß ein junger Mann von Shakespeare's Gemüthsverfassung unter solchen Umständen doppelte Veranlassung hatte, sich bescheiden zurückzuhalten. Wir werden aber auch um so eher begreifen können, daß der minder befähigte Beobachter — und ein solcher war Henslowe ohne Zweifel — keinen großen Beruf dazu fühlte, nach dem Verfasser von Dichtungen zu fragen, die sich nicht gleich anderen mit ihrem großen oft unmäßigen Reichthum von gelehrten Anspielungen hervordrängten."

Kleine literarische Revue.

— **Johannes Scherr** hat jüngst zwei Bände Studien*) veröffentlicht, welche einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte des Alterthums und der neueren Zeit liefern. Er greift einzelne Persönlichkeiten (z. B. Aspasia, Messalina, Karl XII. von Schweden, Fichte) oder einzelne historische Episoden (z. B. Februar-Revolution, Staatsstreich Louis Napoleons) heraus und gruppirt um dieselbe eine Menge Details, welche in bunter Farbe den Schattenriß beleben. Daraus folgen für den Stil zweierlei Eigenthümlichkeiten: die meisten Beziehungen werden nur angedeutet, und statt einer Schilderung erhalten wir oft zur Bezeichnung eigenthümlicher Verhältnisse: Kraftausdrücke, die nicht klar sein können, weil sie zu viel auf einmal sagen sollen. Das schließt nicht aus, daß die „Studien" Zeugniß geben von tüchtiger Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, und es schließt ferner nicht aus, daß sie mit Belehrung und Vergnügen gelesen werden können. Für sehr verdienstlich halten wir einen Aufsatz: „Weimar und Paris", einen Briefwechsel zwischen zwei Männern, welche die sozialen Zustände der Revolutionszeit in Deutschland und Frankreich einander schildern; der Aufsatz ist in großem Stil angelegt, er ist leider unvollendet — wir möchten den Herrn Verfasser bitten, seiner früheren Absicht gemäß diesen Gegenstand breiter auszuarbeiten. Für sehr gelungen halten wir die Charakteristik der französischen Zustände in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche sich um das Leben von Beaumarchais gruppirt.

*) Studien von Johannes Scherr. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand, 1865.

— **Fanny Tarnow, ein Lebensbild von Amely Bölte.** *) Frauen haben einen tiefen Blick für Frauen-Charaktere, zumal wenn sie dieselbe Lebensstellung theilen. Die rühmlich bekannte Romanschriftstellerin Frl. Amely Bölte hat von ihrer schriftstellerischen Tante, der 1862 verstorbenen Fanny Tarnow, ein anmuthiges Lebensbild entworfen, das den Tagebüchern der Letzteren die frischen Farben unmittelbarster Wirklichkeit verdankt. Frl. Bölte hat die Verfasserin der „Alwine von Rosen", der „Blätter aus Natalien's Nachlaß", von „Sidonien's Wittwenjahre" und anderer Schriften nicht blos mit der Pietät einer jüngeren Verwandten, die leicht in allzu rosigem Lichte malt, sondern auch mit dem innigen Verständniß einer gleichstrebenden Seele und einer Kennerin der weiblichen Gemüthswelt vorgeführt. Fanny Tarnow ist aber nicht in der Isolirung ihrer eigenthümlich weichen, spröden, zurückgezogenen und doch wieder hingebungsfähigen Natur gezeichnet; wir schauen sie vielmehr inmitten jener gestaltenreichen, an Charakteren so fruchtbaren Epoche der Romantik, im Verkehr mit Tieck, Hitzig, Chamisso, La Motte Fouqué, erblicken eine Zeit lang den engsten Freundschaftsbund mit Helmina von Chezy, bis dieses Verhältniß an der aufkeimenden Eifersucht Helminens scheitert und die takt- und herzlose Ausbeutung von Fanny's Tagebuche, das ein Zufall Jener in die Hände gespielt, den Bruch unheilbar macht. Fanny erfuhr, daß die Treue werthvoller als schwärmerische Hingebung. Es sind feine Skizzen in dem vorliegenden Büchlein, welches wir empfindenden Lesern und an erster Stelle nach Klarheit ringenden Frauenherzen warm empfehlen. T. v. B.

— **Zur Geschichte des Welthandels.** **) Die vor Kurzem erschienene erste Hälfte der dritten Abtheilung der bereits in weiteren Kreisen rühmlich bekannten „Allgemeinen Geschichte des Welthandels" führt uns in die Handelsgeschichte dieses Jahrhunderts ein. Das Werk verdient schon deshalb allgemeinere Beachtung, weil es das erste ist, in welchem eine historische Darstellung der kommerziellen Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts versucht wird, deren Bedeutung für das Studium der Volkswirthschaft unseres Zeitalters nicht erst hervorgehoben zu werden braucht. Der Verfasser, dessen Quellenstudien die aufrichtigste Anerkennung verdienen, ist, ohne der wissenschaftlichen Darstellung Abbruch zu thun, bestrebt, dieser eine solche Form zu geben, welche das Werk nicht blos zu einem willkommenen Hilfsbuche für den Gelehrten, sondern auch zu einer lehrreichen faßlichen Lektüre für den Laien macht. Im ersten Kapitel giebt

*) Berlin, R. Wegener, 1865. (297 Seiten.)

**) Geschichte des Welthandels im neunzehnten Jahrhundert, von Dr. Ad. Beer. Erster Band. Wien, Braumüller, 1865. (VII. u. 404 S.)

er ein Bild des Handels und der Kultur überhaupt und greift, das 18. Jahrhundert als Zeitalter der Aufklärung mit dem 19. als ökonomischem Jahrhundert vergleichend, auf die Wirkungen der französischen Revolution zurück, schildert den Kampf gegen die Schutzzölle, die Uebertragung der Maschinen auf den Verkehr, kurz, die Vorgeschichte unserer gegenwärtigen ökonomischen Zustände mit kurzen Strichen, vergleichende Bilder der Handelsgesetzgebung der wichtigsten Staaten bietend. Das zweite Kapitel, den wichtigsten Industriezweigen gewidmet, beschäftigt sich mit der Reform des Zunftwesens, der Bedeutung der Industrieausstellungen ꝛc. und liefert eine kurze, in einzelnen Theilen vielleicht zu kurze Geschichte der hervorragendsten Zweige des Gewerbefleißes. Im dritten Kapitel kommt der Verfasser auf das Geld- und Kreditwesen, in erster Linie natürlich auf das Bankwesen, der verschiedenen Staaten zu sprechen. Das vierte Kapitel ist ausschließlich Großbritannien, das letzte Central-Asien, China und Japan gewidmet. Die aus dieser Inhaltsanzeige ersichtliche Reichhaltigkeit des uns vorliegenden Bandes, der hiermit einem großen Leserkreise empfohlen sei, rechtfertigt die Spannung, mit welcher wir den anderen Bänden entgegensehen.

Literarischer Sprechsaal.

Im Erman'schen „Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" werden einige Notizen über eine Bibliothek mitgetheilt, deren Katalog vor Kurzem in Moskau erschienen ist. Sie wurde von dem als Archäolog rühmlich bekannten A. D. Tschertkow im Laufe eines langen Lebens gesammelt und enthält so ziemlich Alles, was in Bezug auf Rußland und auf Slavisches überhaupt von Drucksachen in den verschiedenen europäischen Sprachen existirt. Es finden sich darin zahlreiche alte Drucke, die längst zu bibliographischen Seltenheiten geworden sind; so z. B. die erste deutsche Ausgabe von Herberstein's berühmten Kommentarien („Moscovia der Hauptstat in Reissen. Wienn, 1557"), von der nur noch ein Exemplar im Rumanzov-Museum und eins in der Windhagen'schen Bibliothek in Wien bekannt ist, sowie zwei andere deutsche Uebersetzungen derselben, „Moscoviter wunderbare Historien" (Basel, 1567) und „die Moscovitische Chronica . . . durch den Herrn Doctor Pantaleon auss dem Latein ins Teutsch gebracht" (Frankfurt am Main, 1576), letztere mit höchst merkwürdigen, alterthümlichen Holzschnitten; ferner Guagnini's „Sarmatiae Europeae descriptio" (Speyer, 1581), in der die Gräuelthaten Iwan's des Schrecklichen beschrieben sind, welches Buch Stephan Bathory, wie Karamsin berichtet, mit den Worten an den Zaren schickte: „Lies, was man in Europa von Dir schreibt"; mehrere gleichzeitige Schriften über den falschen Demetrius, von denen eine, „La légende de la vie et de la mort de Démétrius l'imposteur," noch im Todesjahr desselben (1606) in Amsterdam gedruckt ist, u. s. w. Interessant sind auch die zwischen den Jahren 1725 und 1730 in Leipzig erschienenen „Gespräche in dem Reiche derer Todten", die unter Anderem eine „Entrevue zwischen dem vortrefflichen Moscowitischen Czaar, Petro Magno, und Iwan Basilowiz II., ebenfalls einem großen Czaarn von Moscau", Gespräche zwischen „dem Knees Menzikoff und dem französischen Marschall von Ancre", zwischen „dem letztverstorbenen jungen Russischen Kayser Petro II. und seinem Vater dem Czarewitz Alexio Petrowitz . . samt dem Kern derer neuesten Merkwürdigkeiten, und drüber gemachten curieusen Reflexionen" enthalten; eine noch bei Lebzeiten Peters des Großen veröffentlichte Biographie desselben: „Des Großen Herrens Czaars und Groß-Fürsten von Moscau Petri Alexiewiz Leben und Thaten aus besonderen Nachrichten beschrieben von J. H. v. L." (2 Bde. Frankfurt und Leipzig, 1710); Helbig's „Russische Günstlinge", mit pikanten Details über Katharina I. und II., Menschikov, Orlov, Potemkin u. a. m. Von den Werken in kirchenslawischer und russischer Sprache erwähnen wir nur die älteste gedruckte Geschichte von Rußland, „Synopsis oder kurze Sammlung aus verschiedenen Annalisten von dem Anfang des slavonorussischen Volkes bis zur Regierung des Zaren Alexéi Michailowitsch" (Kiev, 1674), Golikov's „Geschichte Peter's des Großen" in nicht weniger als dreißig Bänden (Moskau, 1788—1797), „Aufsätze, betreffend die russische Geschichte", von Katharina II. und „das Leben Suworov's, von ihm selbst beschrieben" (Moskau, 1819). Die Tschertkov'sche Bibliothek besteht aus sieben Abtheilungen, von denen die erste die Staatsgeschichte Rußlands (2200 Werke), die zweite Reisebeschreibungen, Geographie, Statistik, die dritte Kulturgeschichtliches (Religion, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Handel, Industrie), die vierte Hülfswissenschaften (bibliographische und lexikologische Schriften), die fünfte periodische Schriften, die sechste Werke über slavische Völkerschaften, die siebente endlich Karten, Pläne, Kupfer, Handschriften ꝛc. umfaßt. In dem Katalog sind die Büchertitel genau nach dem Original angeführt und erklärende bibliographische, biographische und kritische Anmerkungen hinzugefügt.

In der neuen (siebenten) Auflage seiner Schrift: „Die Erforschungs-Expeditionen nach Inner-Afrika" theilt Herr Alexander Ziegler folgende Liste deutscher Afrika-Reisenden mit, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ein Opfer ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen geworden sind: Fr. Hornemann aus Ahlfeld reiste von Cairo über die Oasen Siwah, Udschila oder Augila und Temissa nach Murzuk und ist 1800 im Sudan verschollen; der Deutsche Röntjen versuchte im J. 1809 von Marokko aus durch die Wüste nach Timbuktu zu dringen, ist aber ermordet worden; Joh. Ludwig Burkhardt († in Cairo im J. 1817), Kummer († am Rio Robagga im J. 1816), Dr. Hemprich und Prof. Louis Liman aus Berlin († 1820), der Naturforscher Dr. Vogel aus Bonn († im Anfange der Vierziger Jahre am untern Niger), Dr. Overweg aus Hamburg († in Kukaua am Tsadsee im J. 1852), Dr. Reitz († in Abessinien im J. 1853), Dr. Eduard Vogel aus Leipzig († 1856 zu Wara in Wadai), Dr. Schönlein aus Berlin († in Liberia), Provikar Dr. Knoblecher († in Neapel, hat sich aber den Tod im Sudan geholt), v. Neimanns († in Cairo am 15. März 1858), Dr. Vierthaler († in Afrika), Albrecht Roscher aus Hamburg (ermordet unfern des Nyandscha am 19. März 1860), v. Barnim, Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen († am 12. Juli 1860 zu Roseres am blauen Nil), Wilke, Sohn eines preußischen Oberförsters († 1861 unter dem 4. Grad n. Br. in der Nähe des weißen Flusses), W. v. Harnier aus dem Großherzogthum Hessen (wurde am 23. November 1861 in der Nähe der Missionsstation „Heiligen-Kreuz" unter dem 6. Grad auf der Jagd von einem wilden Büffel zermalmt), v. Beurmann († Febr. 1863 im Sudan), Dr. Steudner aus Schlesien († im Dorfe Wau am 10. April 1863), Dr. Theodor Bilharz († am 9. Mai 1863), der Gärtner Schubert aus Leipzig († Mitte Juli 1863 in der Nähe des Kosanga-Gebirges), der deutsche Naturforscher Stelzer († am 20. September 1864 in Massaua am Sonnenstich).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 29. April 1865. [№ 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Für die deutsche Flotte. 239.
Frankreich. Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus. I. Das Sanskrit und die neue Aera der Wissenschaften. 240.
England. Richard Cobden. 242.
Belgien. Die alten Franken und die heutigen Parteikämpfe. 243.
Italien. Italiens Verbindungen mit Persien. 247.
Rußland. Russische Schulgesetzgebung. II. Das neue Statut für die Gymnasien. 248.
Kleine literarische Revue. Zur Erinnerung an den Buchhändler Hachette. 251. — Germanistisches von Shakespeare. 251. — H. Heine's Tragödien in französischer Uebersetzung. 251. — Henry Thomas Buckle. 251. Liebig's Chemische Briefe. 251. — Jura und Genfersee. 252.
Literarischer Sprechsaal.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Bibliothèque contemporaine.
Paris, Michel Lévy frères.
Leipzig, Alphonse Dürr.

C. A. Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis. Tome troisième.
J. J. Weiss, Essais sur l'histoire de la littérature française. 1 vol.
Le comte César Balbo, Histoire d'Italie. Traduite sur le texte de la onzième édition italienne et continuée jusqu'en 1860, par Jules Amigues. 2 vol.
Les prouesses de la bande du Jura. Par l'auteur des horizons prochains. 1 vol.
Prémier voyage par l'auteur des horizons prochains. 1 vol.
Henri Heine (Oeuvres complètes), Drames et fantaisies. 1 vol.

Charles Duveyrier, L'avenir et les Bonapartes. Un vol. de 380 p. (248)

Von dem
Methodischen Lehrgang für den Unterricht in der französischen Sprache von Fr. d'Hargues,
(Vorsteher der französischen Domschule in Berlin) (249)
ist vor Kurzem von der ersten Abtheilung des I. Cursus (Preis 8 Sgr.) die 4. Auflage, und von der 2. Abtheilung desselben die 3. Auflage (Preis 10 Sgr.) erschienen. Die günstigen Resultate, welche durch diese, eng an die Muttersprache sich anschließende Lehrmethode in vielen Schulen erreicht wurden, veranlaßt den Verleger die Herren Schulvorsteher und Lehrer auf das Buch aufmerksam zu machen. Einen besonderen Vorzug hat dasselbe durch die mit Sorgsamkeit und Geschick gewählten Uebungsbeispiele; man vergleiche sie nur mit denen in so vielen weit verbreiteten Lehrbüchern, in welchen der Vater, die Mutter, der Gärtner &c. bis zur geistestödtenden Langweile abgehandelt werden. Verlag von **Ferd. Schneider** in Berlin, Matthäikirchstraße 24; zu finden in allen Buchhandlungen.

So eben ist erschienen:
Ueber die Ideen in der Geschichte.
Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern
gehalten von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Velinpapier. 6¼ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.

Ebendaselbst ist früher erschienen:
Ueber den Ursprung der Sitten.
Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (250)
1860. 3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Demnächst erscheint in dritter Auflage:
REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:
„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte.“ (251)
Der im v. J. erschienene zweite unveränderte Abdruck enthält zwei Photographieen (der Brüder Grimm) und kostet 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:
Luise, Königin von Preußen.
Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von
Friedrich Adami.
8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient.“ (252)
Bernhardt's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:
Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.
Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr. (253)

April-Heft.
Jacob Asmus Carstens. Vortrag, gehalten am 6. März 1865. — Michelangelo's Gedichte. Neue Ausgabe nach den Florentiner Manuscripten.

Die Grenzboten. (254)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 17. Zwei altjüdische Romane. — Der große norddeutsche Kanal. 2. — Wieder einmal ein Wort von akademischer Freiheit. — Noch einmal der mecklenburgische Landtag und das Prügelgesetz. — Mommsen und die schleswig-holsteinische Frage.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 16. Die Liebe der Stuarts. — Henry Thomas Buckle über fürstliche Künstler- und Dichter-Protektion. — Kopenhagen. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Correspondenz-Nachrichten. Frankfurt a. M. London. München. (255)
Nr. 17. Vergangenes und Vergessenes. — Die Liebe der Stuarts. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Carnevalistisches von K. Simrock. — Correspondenz-Nachrichten. München. Von der rothen Erde. Aus Spanien.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (256)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 16. Persische Frauenwelt. — Die culturwissenschaftliche Sammlung des Hofraths Dr. Gustav Klemm in Dresden. — Das rothe Meer. — Pasteurs Sieg über die Anhänger der Lehre von der Selbsterzeugung. — Amerikaner und Amerikanerinnen. — Die Insel Ceylon. — Vergiftung durch Tabak. — Notizen aus Cameron's Malayan India. — Chotek und seine Geschichte. — Miscellen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 15. Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara. II. Statistisch-commerzieller Theil von Dr. Karl v. Scherzer. Angezeigt von Dr. Klun. — Geschichte der Gesetzgebung und systematische Darstellung des Civilrechtes in Spanien. Angezeigt von Dr. Ferdinand Wolf. — Memoiren und Briefe. II. Briefe an Ludwig Tieck. — Histoire de Jules César. II. Besprochen von E. Rösler. — Die Dante-Feier. — Kurze kritische Besprechungen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Vom französischen Büchermarkt. (257)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint der **erste Band** in **Groß=Oktav=Format**, mit **großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs=Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr., die einander rasch folgen, ausgegeben wird.

Die zweite Lieferung erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Wien. **Carl Gerold's Sohn**, Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.** (Harrwitz und Goßmann.) (258)

Vor Kurzem erschien in dem unterzeichneten Verlage:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geb. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Mit Rücksicht auf die bevorstehende Säcularfeier von Dantes Geburtsjahr erlauben wir uns besonders auf den längeren Essay über Dante aufmerksam zu machen. (259)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. 1864. Velinpapier. geb. 15 Sgr. (260)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von (261)

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur=Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Pracht=Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. Lex. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Kabinets=Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (262)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

Von Dr. **H. Steinthal,**

a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Breslau.

Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geb. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler urtheilt über das vorliegende Werk im Pädagogischen Archiv, wie folgt:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. — — Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft. — Historische und philosophische Sprachforschung bedingen sich in ihrer Entfaltung und keine von beiden ist fruchtbar ohne die andere. Die philosophische, wie sie freilich erst eine neuere Frucht ist, will nicht etwa ein dürres logisches Schema aufstellen, welches das Allgemeine der speciellen Sprachen skizzirte, sondern sie geht darauf aus, die Stellung der Sprache in der psychologischen Entwickelung des Menschen zu finden und nur ihre Gestaltung unter den einzelnen Völkern aufzuweisen. — Wir dürfen uns nicht erlauben den allgemeinen, aber innig von Concretem belebten Abschnitt, mit welchem die speciellen Darstellungen der wesentlichen Sprachtypen eingeleitet werden, zu zerlegen, können aber Jedem, der sich entschliesst denselben durchzudenken, zum Voraus reichen wissenschaftlichen und ästhetischen Genuss verheissen. — Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tiefangelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln. (263)

Arnold Hilberg's Verlag in Wien.

Illustrirte Monatshefte

für die (264)

gesammten Interessen des Judenthums.

Monatlich ein Heft von 5 Bogen größtes Lex.=8.

Velinpapier, eleg. geh., reich illustrirt.

Text und Illustrationen von berufenen Schriftstellern und Künstlern.

Preis pro Heft 10 Sgr.

Sechs Hefte bilden einen Band. Das sechste ist bei Empfang des ersten Heftes vorauszubezahlen.

Subscribentensammlern lohnende Vortheile.

Illustrirte Prospecte gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen

von

George Hesekiel.

Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Clement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brifaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (265)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Neue, höchst interessante Romane.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Henri de Kock: „Die verwünschten Küsse." 12 Sgr.
do. do. „Die kleine Liebesgöttin." Mit Titelbild. 16 Sgr.
Xav. de Montépin: „Das Drama im rothen Hause." Zwei Theile. 24 Sgr.
Marquis v. Foudras: „Ein abenteuerliches Leben." Drei Theile. 1 Thlr. 2 Sgr.

Vorstehende, so eben erschienene, **höchst interessante** und **spannende Romane**, sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. (266)

Wien. **Hartleben's Verlags-Expedition.**

Hierzu eine Beilage betr. **Deutsche Lyriker seit 1850.** Eine Anthologie von Dr. *Emil Kneschke.* Verlag von *Carl B. Lorck* in *Leipzig.* (267)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Für die deutsche Flotte.

Das Leben gleicht auf Erden
Dem Meer mit Ebb' und Fluth,
Man muß Matrose werden,
Und dann durchschifft man's gut.

Vom Sturm umdröhnet schiffen
Wir nach der Sterne Lauf,
Und schau'n, bedroht von Riffen,
Getrost zum Himmel auf.

Mit diesem sinnigen Spruche beginnt die Hinterlassenschaft eines Mannes, dessen Name der deutschen Nation theuer ist, weil sich an ihn wehmüthige und doch wieder so hoffnungsvolle Erinnerungen an die Morgenröthe deutscher Herrlichkeit zur See knüpfen, die im sturmvollen Völkerfrühling des Jahres 1848 — vielleicht zu früh — hervorzubrechen suchte, aber vom finsteren Gewölk feindseliger Gewalten wieder zurückgescheucht wurde. Sie wird jedoch zur rechten Zeit in all' ihrem Glanze über uns aufsteigen, trotz alledem und alledem.

Es ist ein Buch vom deutschen Reichsadmiral Brommy, das vor uns liegt; ein Buch über die deutsche Marine von dem Manne, der von der weiland deutschen Flotte für sich nur einen Sarg, für das deutsche Volk aber als Andenken und Mahnung die schwarz-roth-goldene Admiralsflagge gerettet hat. Sein im Jahre 1848 für das gesammte deutsche Volk, besonders aber für die reifere seelustige Jugend geschriebenes Werk hatte nur Norddeutschland im Auge — an Oesterreich dachte damals Niemand und konnte auch Niemand denken. Das Buch wurde bis auf das letzte Exemplar vergriffen, dann vergessen und als veraltet erklärt, und nun ist es einem Oesterreicher, dem K. K. Fregatten-Capitain Heinrich von Littrow, vorbehalten gewesen, das verschollene und alte Werk seines norddeutschen Landsmannes und Berufsgenossen aus der Vergessenheit hervorzuziehen und, den neuesten Ansprüchen gemäß, mit den neuesten Erfahrungen bereichert, in zweiter Auflage dem deutschen Volke zu übergeben.*) Liegt darin ein Fingerzeig, daß wir auch ein wenig nach Triest und Pola blicken müssen, wenn wir Brommy's alte schwarz-roth-goldene Flagge einstmals wieder von der Gaffel eines Admiral-Schiffes flattern sehen wollen? Es scheint so, und jedenfalls verdienen es die Oesterreicher seit dem Tage von Helgoland, daß wir ihre Flotte für eine deutsche ansehen; wenn sie auch jetzt noch wälsch kommandirt wird, ist sie doch in diesem Augenblicke noch viermal größer und stärker wie die preußische, die ganz Norddeutschland vertreten will!

Des alten Brommy's Name hat auf dem neuen Buche seinen Platz behalten, aber — und das ist das Beste — auch sein alter, echt deutscher Seemannsgeist ist in demselben geblieben und spricht uns fast aus jeder Seite des modernisirten Werkes an. Dieser deutsche Seemannsgeist will freilich begriffen und ganz eigen behandelt sein, was in der österreichischen Marine vielleicht eben so gut geschieht wie in der amerikanischen, englischen und französischen oder dänischen, wenigstens sagt der österreichische Flotten-Offizier über diesen Punkt S. 152 ein schönes Wort, das gleich vom Geiste des Buches Zeugniß ablegen kann und an gewissen Tischen mehr Beachtung verdiente, als es seither gefunden:

„Wenn der Soldat seine Brust zwischen die feindlichen Kugeln und seinen Offizier als Schutzwehr hinstellt, wenn er die Fahne im halbzerschmetterten Arme noch festhält, oder wenn die Mutter sich in die Flammen stürzt, um ihr hilfloses Kind aus der Wiege zu retten, so kommen dabei Seelenzustände in Anschlag, welche jene Thaten motiviren und erklären. Man sehe den Matrosen in der Aufregung der Schlacht und auch er wird hundert Male Thaten vollbringen, welche der Verewigung würdig sind. Aber er thut kaum Geringeres bei jedweder anderen, friedlichen Gelegenheit; um einen Wimpel zu klaren, ein Reef einzustechen, einen Anker zu katten, giebt's keinen Lorbeerkranz, keinen Orden zu erwerben; der Gegenstand, die Leistung entflammt nicht zur blinden, trunkenen Begeisterung, aber dennoch giebt's ein Leben dabei zu verlieren. Die ganze Existenz des Seemanns ist somit eine Reihe von Gefahren und Aufopferungen — eine Schlacht, die er den Elementen liefert. Daher mag bei seiner oft angebornen Gutmüthigkeit und Nächstenliebe wohl auch die schroffe Selbständigkeit, die Unabhängigkeit und die prunklose Außenseite kommen, die ihn kennzeichnet, und der Kastengeist, der ihn isolirt, nur in die Mitte von Seinesgleichen hinstellt. Der Seemann betrachtet als seinen Vorgesetzten nur Den, der im Stande ist, die Gefahren des Seelebens mit ihm zu theilen, seine Lage, seine Bedürfnisse zu ergründen und zu verstehen; ihm als Rath zur Seite zu stehen, wenn es sich darum handelt, zu helfen; alle anderen Räthe, und mögen sie in den glänzendsten Uniformen stecken, sieht er über die Achsel an, und rümpft die Nase, wenn er an ihnen den Theergeruch nicht wittert. Man muß ihn daher nicht falsch beurtheilen — er tritt unerschrocken der Gefahr entgegen, er ist gleichzeitig der gehorsamste Mensch gegen seine Vorgesetzten, aber er ist wie das edle Roß, er beurtheilt seinen Reiter — er wird sich einem Kinde zu Liebe führen lassen, aber den Sporn verträgt er nur von einem wirklichen Reiter; mit ihm überspringt er im Fluge alle Hindernisse und bringt ihn an das gewünschte Ziel, den Stümper aber, der ihn quält, der ihn nicht zu führen vermag, den wirft er unerbittlich ab."

Wie wohlbegründet die deutschen Hoffnungen auf eine großartige Zukunft unserer Nation zur See sind, das beweist eine andere Stelle des vortrefflichen Buches, die von den uneigennützigen Bemühungen der nordamerikanischen Regierung um die Weltschiffsahrt handelt. Bekanntlich giebt das Marine-Ministerium dieser größten und mächtigsten Republik, ohne Rücksicht auf Nationalität, unentgeltlich an jeden Capitain oder Steuermann ein Exemplar der herrlich gezeichneten Wind- und Strömungskarten und des Buches „Sailing Directions", wofern der Betreffende nur beweisen kann, daß er die nöthige Fertigkeit besitzt, um vergleichsweise einfache Beobachtungen zu machen und sich außerdem verpflichtet, solche vorzunehmen und deren Resultat abschriftlich an das National-Observatorium zu Washington einzusenden. Der Verfasser sagt, hieran anknüpfend, über unsere Seeleute, unsere Rheder und Regierungen Folgendes:

„Es ist mehr Schuld der Rheder und Capitaine, sowie der nautischen Schulen (als der ersten Anregung und Basis für eine wissenschaftliche Navigation), wenn in dieser Beziehung noch Vieles zu wünschen übrig bleibt und Wenige sich dieses Prämium verdient haben, denn der deutsche Seemann leistet im

---

*) Brommy, Die Marine. Unter Berücksichtigung der Fortschritte der Gegenwart und unter Hinzufügung der in Oesterreich gebräuchlichen italiänischen Terminologie neu bearbeitet von Heinrich von Littrow, K. K. österr. Fregatten-Capitain. Mit einer Flaggenkarte und 13 Tafeln Abbildungen. 311 S. Berlin, Kgl. Hofbuchhandlung von Alexander Duncker, 1865.

Allgemeinen Alles, was er seiner Lage nach leisten kann, und mehr als jede andere seefahrende Nation. Das Seemanns-Element ist in Deutschland, Oesterreichs Marine inbegriffen, auf das Glänzendste vertreten. Aber die Institute, in denen er seine Ausbildung erhält, kann er sich nicht besser schaffen, als sie sind, sich deren Besuch nicht erleichtern, er kann den Schiffsbau nur wenig fördern: Alles das muß, wenn nicht vom Rheder, so doch vom Ganzen, von den Regierungen ausgehen. Betheiligung, vortheilhafte Betheiligung am Welthandel, ist ohne entsprechende Schulen nicht denkbar; gebildete Capitaine, theoretisch-praktisch entwickelte, gebildete Seeleute sind die Basis, auf der jedes andere Project, jede transatlantische Speculation beruht. Bis heute sind die deutschen Seeleute, wie es in einem werthvollen Aufsatze von Hermann Orges über unsere maritimen Kräfte heißt, leider auf einen Unterricht in der Nautik angewiesen, der sich auf das Minimum beschränkt, und für die gründliche theoretische Ausbildung wird noch viel zu wenig gesorgt. In Allem, was die Oceanographie, die Technik der Schifffahrt, den neueren Schiffsbau, die bezüglichen merkantilen Verhältnisse rc. betrifft, ist er lediglich auf sich allein angewiesen. Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, hat er freilich, aber ein Unwissender braucht bei Weitem mehr Zeit, um sich Erfahrungen zu erwerben, und in vielen Fällen geht ohne theoretische Vorkenntnisse auch die Erfahrung unbeachtet an uns vorüber. Schulen, in denen der theoretisch-praktische Unterricht dem jungen Manne als kostbare Aussteuer im Momente mitgegeben wird, wo er sich dem Meere vermählt, nautische Schulen, von erfahrenen Fachmännern geleitet, sind die unentbehrliche Institution, deren Kosten kein seefahrender Staat scheuen sollte, weil das ausgelegte Capital sichere Wucherzinsen trägt. Je mehr Kenntnisse man dem Seemanne mit an Bord geben kann, desto besser wird er fahren, denn nicht der ist der beste unter ihnen, der Stängen und Raaen über Bord wirft und unüberlegt in's Blaue segelt, sondern der, welcher keinen Zoll Segeltuch mehr setzt, als Schiff und Umstände erfordern, aber auch keinen Zoll weniger. Wer die Seetüchtigkeit zweier so wichtigen Elemente, wie sie Norddeutschland und Oesterreich bieten, gehörig verwerthen will, muß das große Ganze im Auge haben, und hört Jemand in einem Hafen von einem Schiffe, das ohne Verlust von Tau, Holz und Segeln, mit unbeschädigter Ladung, mit zufriedener, williger Mannschaft, und so schmuck und klar eingelaufen ist, daß es morgen wieder Anker lichten und in die See stechen könnte, so braucht er nicht weiter zu fragen, noch nach der Flagge zu schauen, die an der Gaffel weht, er kann gewiß sein, es ist ein deutsches Schiff. Jeder deutsche Seemann wird uns auch zugeben, daß eine Septemberfahrt im Nordatlantik gar nicht zu vergleichen ist mit der Herbstfahrt in der Nordsee. Die Mühen des Cap Horns verschwinden für die in Wintermonaten geschulten Seeleute des Deutschen oder auch des Schwarzen Meeres. Der Nord- und Südländer der deutschen und österreichischen Flagge verdient es, sorgfältig herangebildet zu werden, und eine der interessantesten Erscheinungen im socialen Leben ist ein gebildeter Seemann. Wer so wie der Capitain v. Gräfe die Gesetze der Orkane in einem faßlichen Vademecum tabellarisch zusammenstellt und die Theorie Dove's und Maury's, durch seine eigenen Erfahrungen bereichert, seinen Gefährten übergiebt, der zeigt uns den Nutzen gründlicher Bildung und sollte unseren Kauffahrtei-Capitainen zum Muster dienen und zur Veröffentlichung ähnlicher kostbarer Werke über das Seewesen aufmuntern."

Wenn ein Fachmann sich so über unsere Seeleute ausläßt, dann dürfen wir Laien wohl nachgerade glauben, was wir schon oft über sie gehört haben; aber auch die Regierungen dürften sich veranlaßt sehen, den wohlgemeinten Rath, den Dilettanten hinsichtlich der Seemannserziehung ihnen so oft gegeben haben, nun, da ihn auch ein anerkannter und gebildeter Seecapitain öffentlich ertheilt, zu beherzigen.

Ist der Geist des Brommy-Littrow'schen Buches ein solcher, der den Turnerwahlspruch frisch, fromm, froh, frei nicht hinter sich zurückläßt, so ist der technische Inhalt dem entsprechend ein durchaus gediegener und den Stoff so weit erschöpfender, als dies auf 300 Seiten überhaupt ausführbar war. Wer Belehrung über maritime Details, wie Anleitung zum Seewesen wünscht, findet beides in den 12 Capiteln des Werkes und auf den beigegebenen Abbildungen. Die ersteren behandeln das Meer, die nautischen Instrumente, die Schiffsbaukunst, den Schiffskörper, die Zurüstung oder die Takelliste, die Ausrüstung, den Seemann, den Seeoffizier, das Leben zur See, die Schiffsbewegungen und die Seekrankheit, die Bemannung, das Arsenal oder die Kriegswerft, den Dienst im Hafen und auf der Rhede, den Dienst zur See, die Seeschlacht und die Rückkehr. Auf 9 Tabellen findet sich der Preis verschiedener Klassen Kriegsfahrzeuge in England und in Frankreich angegeben, dann die Anzahl der Zimmerleute, um ein Schiff in 12 Monaten zu erbauen, die Stundenzahl, in welcher 20 Mann die Betakelung eines Schiffes herrichten können, die Ausdehnungen und Gewichte verschiedener Klassen Kriegsfahrzeuge, sowie deren Zu- und Abrüstung, die Länge und der Durchmesser des Rundholzes verschiedener Schiffe, die Breite, Tiefe und der Flächeninhalt der Segel verschiedener Schiffe, in Fußen ausgedrückt, das Gewicht der Kanonen, Carronaden, Raperte und Schlitten in englischen und französischen Pfunden angegeben und die Anzahl, Vertheilung und das Total-Gewicht der Geschütze verschiedener Klassen Kriegsfahrzeuge, nebst Angabe der Bemannung. Die Abbildungen zeigen uns nautische Instrumente, eine Probe von Seekarten, die verschiedenen Schiffsmodelle vom Dreidecker bis zum Kanonenboot, völlig ausgerüstet und in verschiedenen Evolutionen begriffen, Längen- und Querdurchschnitte, sowie Aufrisse von Kriegsschiffen, ein auf dem Stapel stehendes Schiffsgeripp, dann 2 Fregatten und 1 Linienschiff im Skelett mit Bezeichnung der einzelnen Theile. Die kolorirte Flaggenkarte giebt die Abbildung der Kriegs- und Handelsflaggen der wichtigsten seefahrenden Staaten der alten und neuen Welt, einschließlich der deutschen Küstenstaaten. Hoffen wir, daß bei der dritten Auflage des Buches auch das ehrwürdige deutsche Banner wieder den Platz erhält, der ihm jetzt entzogen ist, aber in der ersten Ausgabe zugestanden war. Franz Maurer.

Frankreich.

Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus.

I.

Das Sanskrit und die neue Aera der Wissenschaften.

Jeder Dilettant der Wissenschaft weiß, welchen ungeheuern umwälzenden Einfluß die moderne Sprachwissenschaft seit Entdeckung des Sanskrit auf die geistige Bewegung geübt hat. Die denkende Menschheit ist mit ihr zu den Quellen ihres Wissens und Glaubens hinaufgestiegen; sie hat durch dieselbe ihre Wiege

entdeckt. Nicht in dem mythenhaften Paradiese der Bibel stand die letztere; die hebräische Urkunde selbst findet ihre Erklärung erst durch die heiligen Bücher der Sanskrit- und der Zendsprache, und den Fluthen des Ganges lauschen wir jetzt mit demselben religiösen Schauer, wie denen des Jordan. Diese Umwälzung ist das Verdienst der germanischen Race, derselben, die im sechzehnten Jahrhundert die kirchliche Umwälzung vollzog, wie denn beide Bewegungen von demselben Geiste durchdrungen und beseelt sind, einem gemeinsamen Ziele zuschreiten. Die Engländer entdeckten das Sanskrit und gründeten sein wissenschaftliches Studium, die Deutschen zogen die philosophische Consequenz. Beide Bewegungen waren gegen das Grundprinzip der lateinischen Race, das der äußerlichen Autorität, gerichtet. Das römische Recht, das Cäsarenthum und sein Erbe, das Papstthum, die staatliche Centralisation, sie sind Alle Kundgebungen eines und desselben Geistes. Frankreich, noch heute die einzige Stütze Roms, ist der stärkste Repräsentant dieses Prinzips. Als alle germanischen Stämme, die nur eben erst den Thron der Cäsaren umgestürzt hatten, durch die Annahme des Arianismus auch dem päpstlichen Stuhle Grund und Boden zu entziehen drohten, entstand auf französischem Boden durch Chlodwig die erste katholische Monarchie, sowie auch die französische Kirche die älteste Tochter der römischen ist; und wie ferner in keinem Lande die römische Staatsverwaltung so tiefe Wurzeln zurückgelassen hatte als hier, so wurde auch die französische Monarchie das treueste Abbild der römischen, der sie in unseren Tagen selbst noch den Namen entlehnt hat. Fügen wir nun noch hinzu, daß schon im Alterthum die metaphysische Speculation nicht die Stärke des lateinischen Genius ausmachte, der von Cicero bis auf Cousins Tage herab (beide waren Eklektiker) sich mehr mit der praktischen Philosophie oder der sogenannten philosophie du bon sens beschäftigt hat, so werden wir von vornherein annehmen, daß auch die so tief philosophische moderne Sprachwissenschaft nicht von der lateinischen Race begründet werden konnte.

Es muß uns daher stark Wunder nehmen, wenn Michelet in seinem jüngsten Buche: „La Bible de l'Humanité," die Ehre der „Entdeckung des Orients" für einen Franzosen beansprucht, Anquetil Duperron, der, trotz seiner großen Verdienste um die Zendsprache, doch nur bis an die Schwelle der neuen Wissenschaft gekommen ist. Wenn der Historiker in einer Anmerkung sagt, es wäre nicht die Sache eines Unwissenden wie er sei, die Geschichte dieser Wissenschaft zu erzählen und die besonderen Verdienste der verschiedenen Nationen darum zu ermessen, so ist dies eine falsche Bescheidenheit und grundlose Entschuldigung. Es ist Niemandem mehr erlaubt, am Allerwenigsten Männern wie Michelet, in diesem Fache unwissend zu sein. Es verräth sich hier jene Eigenliebe und Selbstschmeichelei, die den Franzosen von jeher so nachtheilig gewesen ist und andere Völker abgehalten hat, sie gerecht zu würdigen. Einem Jeden das Seine! Wie begründet die Verdienste der germanischen Race um die vergleichende Sprachwissenschaft sind, dafür zeugt die, trotz des Irrthums, so lange üblich gewesene Bezeichnung der indo-germanischen, anstatt indo-europäischen Sprachen; es liegt eine unwillkürliche Anerkennung darin.

Nicht daß es den Franzosen an hervorragenden Gelehrten in diesem Fache gefehlt habe — Eugen Burnouf ist Jedem ebenbürtig —, aber diese sind nur Ausnahmen, während die neue Wissenschaft bei uns, sozusagen aus dem Volksgenius selbst hervorgegangen, mit ihm verwachsen ist. Ist doch unsere Sprache eine lebendige Ursprache, deren Wurzeln sich mit denen des Sanskrit kreuzen, während das Französische die in dem Pensionat der Akademie nach conventionellen Grundsätzen erzogene Tochter der längst verstorbenen lateinischen Sprache ist und, mehr eine glänzende Waffe des esprit, lange nicht so zu Herz und Seele spricht wie die deutsche. Die letztere, wie schon ihr Name sagt (thiod = Volk), ist eben eine Volkssprache, die frei fortwächst wie die Eiche unserer Wälder und nie in der Treibhausluft einer Akademie verkümmert ist. Die französische Sprache hat auch schon seit einiger Zeit die Fehler ihrer Erziehung gefühlt und sucht sich von dem Gängelbande ihrer Hofmeisterin oft zu emancipiren, sich mit Wendungen und Ausdrücken der Volkssprache zu bereichern; die Zopfgelehrten nennen dies „gaulois," d. h. bäuerisch, aber es ist doch Leben, ungeschminkte Frische darin, und die echt-nationalen Dichter, Lafontaine, Béranger, haben immer aus dieser Quelle geschöpft.

Um den ungeheuern Gewinn zu ermessen, den das Studium des Sanskrit der Sprachwissenschaft zugebracht hat, braucht man nur die in das Fach schlagenden Werke zu betrachten, die vor der Entdeckung desselben geschrieben sind, z. B. den Traité de la formation mécanique des langues et des principes physiques de l'étymologie (1765) von dem berühmten Sallust-Ergänzer und Parlaments-Präsidenten Debrosses. Lassen wir diese und ähnliche Arbeiten, die nun zu bloßen Curiositäten geworden sind, und gehen wir zu den Indianisten über.

Zweierlei Lehrstühle sind der Pflege der neuen Sprachwissenschaft errichtet, der des Sanskrit und der der vergleichenden Philologie. Der erstere wurde von Ludwig XVIII. am Collège de France gegründet und zuerst von Chézy eingenommen, dem Gatten unserer bekannten deutschen Dichterin. Dessen Nachfolger war der berühmte Eugen Burnouf (geb. 1801), einer der Stifter der asiatischen Gesellschaft zu Paris, dessen Vater Jean Louis Burnouf (1775—1844) sich durch seine Grammatiken um das Studium der griechischen und lateinischen Sprache in Frankreich verdient gemacht hat; Eugen's Sohn, Emil, ebenfalls Indianist, ist an der Fakultät zu Nancy angestellt. Eugen Burnouf starb 1852; sein würdigster Nachfolger wäre Regnier gewesen, der bekannte Schiller-Uebersetzer und Erzieher des Grafen von Paris; da er aber dem neuen Kaiserreiche den Eid verweigerte, so machte er seine Ernennung unmöglich. Gegenwärtig nimmt Herr Foucaux den Lehrstuhl ein.

In demselben Jahre 1852 ward an der Sorbonne, d. h. der philosophischen Fakultät, an der Stelle des dritten philosophischen Lehrstuhls, den Herr Cousin dem Namen nach inne hatte, da dieser schon seit lange nicht mehr las und überdies den Eid verweigerte, ein Lehrstuhl für vergleichende Grammatik errichtet, welchen unser allbekannter Landsmann Hase einnahm. Die Hauptstärke dieses Philologen war zwar das Griechische in allen seinen Phasen bis zur heutigen Volkssprache herab, doch waren ihm die orientalischen Studien nicht fremd. Nach seinem Tode, 1864, wurde dieser Lehrstuhl an das Collège de France verlegt; die Besetzung geschieht hier unter der kaiserlichen Regierung der Art, daß von den Professoren des Collège drei Kandidaten und von der Akademie der Inschriften ebenfalls drei vorgeschlagen werden, unter denen der Kaiser die Wahl trifft; die beiden vorschlagenden Parteien verständigen sich in der Regel vorher. Diesmal wurde Hase's Nachfolger nur von den Professoren des Collège vorgeschlagen, und zwar Herr Bréal mit 12 Stimmen, Herr Oppert mit 6 und Herr Emil Burnouf mit einer; außerdem gab es ein weißes Votum. Herr Bréal erhielt den Vorzug. Geboren in Rheinbaiern von einem früher französischen Unterthan, wählte er die französische Nationalität und studirte auf der Pariser Normalschule; seine erste Erziehung aber hatte

für ihn den in Frankreich hochanzuschlagenden Vortheil gehabt, ihn mit der deutschen Sprache wie einer Muttersprache vertraut zu machen. Er erhielt daher, nachdem er eine Zeitlang als Gymnasiallehrer in Straßburg und am Lyceum Louis-le-Grand in Paris fungirt hatte, von der Regierung den Auftrag, in Berlin unter Bopp das Sanskrit zu studiren. Das Resultat war obige Ernennung, zwar nicht als Titular-Professor, sondern als sogenannter chargé de cours. Bei der Bedeutung der Wissenschaft ist es interessant, einen Blick auf die Vorlesung zu werfen, mit welcher Herr Bréal seinen Kursus an einer der ersten Lehranstalten Frankreichs eröffnet hat, um so mehr, als dieselbe eine ziemlich leidenschaftliche Polemik von Seiten des Concurrenten Bréal's, Herrn Oppert, hervorgerufen hat. Der letztere nimmt den Lehrstuhl für vergleichende Grammatik an der kaiserlichen Bibliothek ein, eine freilich weniger besuchte Anstalt, als das deshalb von Herrn Oppert ersehnte Collège de France.

Hermann Semmig.

England.

Richard Cobden.

Es war kurz vor Eröffnung der ersten Welt-Industrie-Ausstellung im Frühjahr 1851, als ich an der Seite des Herrn Carl Nobak die Ehre hatte, mit Richard Cobden die britische Abtheilung der Ackerbau-Maschinen im Krystall-Palast im Hyde-Park zu besuchen. „That is my work" (dies ist mein Werk), sagte Cobden mit gerechtem Stolze zu mir, als wir die Mannigfaltigkeit dieser Maschinen bewunderten; und ich werde diese wenigen Worte nimmer vergessen.

Fünf Jahre nachdem der gewaltige Agitator dem britischen Volke steuerfreies Brod verschafft hatte, waren die Folgen der freien Korneinfuhr in den Fortschritten der Bodenkultur am Sichtbarsten in der Abtheilung für Ackerbau-Maschinen des Industrie-Palastes.

Zehn Jahre später kamen die naturgemäßen Konsequenzen des 1846 in England begonnenen wirthschaftlichen Systems dem französischen Reiche zu Gute; derselbe Cobden, welcher 1851 den kurzen Satz „das ist mein Werk" selbstbewußt aussprach — er konnte schon 1862 in der zweiten Weltausstellung zu London auf die französische Abtheilung hinweisen, wo alle dort exponirten Erzeugnisse Frankreichs (und daneben die aller anderen Länder) zollfrei lagen. Auch das war „sein Werk!"

Richard Cobden starb am Sonntag, den 2. April, zu London, 61 Jahre alt, von der ganzen civilisirten Welt betrauert; neben dem Namen „Lehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts" wird der — „treuer Bürger Englands" sein Andenken zieren.

Cobden war 1804 in einem Farmhause in Dunford bei Midhurst, in der Grafschaft Sussex, geboren; das Haus, worin er später wohnte und welches ihm als ein Theil der Nationalbelohnung errichtet wurde, steht neben jenem Hause, worin sein Vater wohnte. Cobden's Vater gehörte jener Klasse von Landwirthen an, welche später den Agitator Cobden als ihren größten Feind betrachteten, um ihn nach Aufhebung der Kornzölle als ihren wahren Wohlthäter zu verehren. Richard Cobden trat früh in eine Kattundruck-Fabrik, wurde Theilnehmer des Geschäftes in Manchester, das zu Anfang der dreißiger Jahre so blühend war, daß der jährliche Antheil am Reingewinn, den Cobden bezog, 9000 L. Sterling betrug. Nach vielen Reisen in Rußland, im Orient und in Amerika begann Cobden seine erste Thätigkeit durch Veröffentlichung einer Reihe von Broschüren, worin er bereits diejenigen Theorien, die jetzt verwirklicht sind, aufstellte. Nachdem in Folge der Reform-Akte die Stadt Manchester zu einer Municipalität erhoben war, fing der damals reiche und angesehene „Alderman" Cobden im Jahre 1838 seine Agitation gegen das Kornmonopol an.

Die Thätigkeit der Anti Corn-law League bedarf wahrlich eines Historikers für sich selber. Nur im freien England war es möglich, ohne gewaltsame Mittel die Macht des Adels zu brechen, einzig und allein durch das freie Wort, durch die freie Presse, durch das freie Vereinsrecht.

Die Riesenarbeit, die hier, einer oppositionellen Presse wie die der Times, einer Aristokratie wie der englischen, gegenüber vollbracht wurde, kann nur ermessen werden, — wenn man den Widerstand kennt, — der dem kleinsten Fortschritte in anderen großen oder kleinen Staaten noch heute so erfolgreich entgegen gesetzt wird; aber eben die Macht der Opposition, die hier nicht mit Pulver in die Luft gesprengt, sondern mit dem Meißel und Hammer stückweise gebrochen werden mußte, machte das Werk so schwer, aber auch so erfolgreich.

Die selbstmörderische Politik, welche England seit 1815 verfolgte, die Sinekuren des Adels, die jährlich wachsende Nationalschuld, der von Prohibitionen, hohen Zöllen und Navigations-Akten gehemmte Verkehr, die Vertheuerung der Lebensmittel, besonders des Korns, hatten ein Elend und eine Armuth erzeugt, wovon sich die auf dem Kontinent zum Theil heute noch geglaubte Ansicht herschreibt, daß es in England nur Reiche und Arme gebe.

Der Verein, welcher 1838 begründet und seine erste bedeutende Demonstration in Manchester im Januar 1839 machte, verlegte seine Sitzungen nach Westminster, wo am 14. Februar eine große Versammlung stattfand. Am anderen Tage überreichte Herr Villiers die Petition wegen Abschaffung der Korngesetze, mit 40,000 Unterschriften versehen, dem Unterhause, natürlich wurde sein Antrag „to hear the parties at the bar of the house" verworfen, und die Delegirten verpflichteten sich sofort auf Cobden's Antrag, sich zu einer „League" zu verbinden und mit allen „konstitutionellen" Mitteln darauf hinzuwirken, die Korngesetze und mit ihnen alle Schutzzölle überhaupt abzuschaffen.

Von jener Zeit datirt sich die riesenhafte Agitation Cobden's, der unermüdlich durch Wort und Schrift eine belehrende Kritik, eine fieberhafte Aufregung, einen heutzutage unbegreifbaren Parteistreit mit eiserner Geduld, Ausdauer und Zähigkeit hervorrief und das Interesse wach erhielt. Von den Mitteln, die hier von beiden Parteien, den Freetraders und Protectionists, benutzt wurden, hat man in Deutschland keinen Begriff, und selbst in England wäre es unmöglich, heute irgendwie eine Agitation in so großem Maßstabe zu erzeugen.

Durch Cobden's politisches Wirken waren seine Vermögensverhältnisse reducirt, und dennoch hatte er mit solcher, fast religiöser Begeisterung seine Mission erfaßt, daß er zu John Bright, der seine Frau verloren, tröstend sprach: — „Jetzt sind Tausende von Witwen und Waisen im Lande, die wegen der Brodtaxe hungern müssen. Komm mit mir, und wir wollen nicht eher ruhen, bis wir die Kornzölle abgeschafft haben." Fünf und zwanzig Jahre hat die Freundschaft der beiden Patrioten gedauert, und nur der Tod des Einen konnte dem Ueberlebenden die Thränen entlocken, die den großen, vielleicht größten Redner des jetzigen Parlaments hinderten, dem dahingeschiedenen Freunde den ehren-

den Nachruf im Unterhause zu vollenden; keine erhebliche Meinungsverschiedenheit, auch nicht die leiseste Differenz trübte die Eintracht der beiden Männer.

Nach langem mühevollem Kampfe errang das englische Volk 1846 den Sieg. Cobden, der seit 1841 als Mitglied für Stockport im Parlament saß, hatte im Verein mit Charles Villiers, Obrist Perronet, Thompson, Obrist Torrens die Macht der Torys gebrochen, eine Partei, welche glaubte, mit dem radikalen Spießbürger — vom hohen Roß der britischen Aristokratie verachtend niederblickend — leicht fertig zu werden. Cobden war kein glänzender Redner, aber um so mehr ein überzeugender; seine Sätze waren scharf, klar, unwiderlegbar wie mathematische Lehrsätze; er blendete nicht, aber er unterrichtete, und mit solcher Wahrheit, Frische, Kraft und Ueberzeugungsgabe, daß es der spitzfindigsten Sophistik eines Benjamin Disraeli bedurfte, um nach seinen Reden auch nur Aufmerksamkeit zu erlangen.

Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Sir Robert Peel sah in Folge der Agitation der League, welche 1842 bereits 50,000 L. Sterling verwendet hatte, — daß die Zeit der Reform gekommen sei. — Am 26. Juni 1846 erhielt die Korngesetz-Abschaffungs-Bill die königliche Genehmigung, und England hatte zwei Jahre nachher auch nicht das Mindeste von den Revolutionen, welche den europäischen Kontinent bewegten, zu verspüren. Der große Minister, der unter dem Segen der Nation und unter den Beschimpfungen einer Faktion sein Amt nach vollbrachter Reform niederlegte, erklärte, daß der Erfolg nicht seinen eigenen Bestrebungen, auch nicht denen seiner Kollegen, sondern hauptsächlich der ungeschminkten Beredsamkeit von Richard Cobden zu verdanken sei.

Die Abschaffung der Korngesetze, die zugleich begonnene, 1861 durch Gladstone vollendete Verkehrsfreiheit und die neueren Finanzreformen sind und bleiben ein kulturhistorisches Ereigniß; die Weltfriedens-Bestrebungen, welche daraus entsprangen und die ebenfalls an Cobden, noch mehr aber an John Bright und Elihu Burritt so energische Vertreter fanden, sind trotz aller Rüstungen zu Wasser und zu Lande nicht so unpraktisch, als man noch allgemein glaubt; jedenfalls konnte ein solches Streben, wie das der Friedens-Partei, nur als naturgemäße Konsequenz aus der Handelsfreiheit hervorgehen.

Die parlamentarische Opposition Cobden's während des Krimkrieges hat ihm viele Feinde im aufgeregten Lande erzeugt, und Parteileidenschaft, unskrupulöse Geldmacher, Schwindler, Lieferanten und Stellenjäger haben die unverzeihliche Unfähigkeit und Nachlässigkeit der englischen Büreaukratie zu Anfang des Krieges, und die Schuld der lässigen Führung desselben, Cobden und der Friedenspartei zuschieben wollen.

Als Cobden 1857 das Ministerium Palmerston in der Debatte wegen des Krieges mit China in die Minorität brachte, verlor er bei der Neuwahl seinen Sitz. Ohne sich zu bewerben, wurde er 1859 in Rochdale gewählt und erhielt sofort das ehrenvolle Amt, den französischen Handelsvertrag abzuschließen. Dieser Vertrag krönte sein politisches Wirken; nur ein klarer, durch und durch praktischer Geschäftsmann wie Cobden war im Stande, ein solches Meisterstück zu vollenden; er war während der Dauer seines Aufenthaltes in Paris faktisch Minister ohne Portefeuille; er ließ Proben und Muster und Preiscourante bringen, lud Fabrikanten und Kaufleute nach Paris und vernahm deren Berichte und Aussagen, wie ein Richter die Zeugen verhört, in Gegenwart der eben nicht sehr zugänglichen französischen Beamten; kurz er überredete nicht, sondern überführte die Gegenpartei bei jedem Zollsatze von der Richtigkeit seiner Behauptungen, und seinen Vorarbeiten hat der deutsche Zollverein den Abschluß des Vertrages mit Frankreich zu verdanken.

Nach diesem Vertragsschlusse bot das Ministerium Palmerston dem großen Patrioten den Baronet-Titel und einen Stuhl im geheimen Rathe an; Beides schlug der sich stets treu bleibende einfache Bürger aus. Aus dem Nachrufe, den der Premier dem Verstorbenen im Unterhause gewidmet, ersehen wir, daß die Offerte zum Ehrenamte wie die Ablehnung beide Männer, die sich oft verbittert gegenüber gestanden, nur ehrt.

Drei Minister — Gladstone, Villiers und Milner-Gibson und der Vierte, John Bright, trugen die Zipfel des Bahrtuches, als der meilenlange Leichenzug sich der letzten Ruhestätte, dem Hügel zum Dorfkirchhofe entlang hinzog. Deputationen jener Städte, welche, wie Manchester, Liverpool, Salford, Birmingham u. s. w., das Wirken des Verstorbenen bereichert, gaben dem wahren Volksfreunde das letzte Geleite.

Freudig erregte es mich, zu hören, daß mein verehrter Freund und langjähriger Kampfgenosse, der Abgeordnete Dr. Faucher, in der preußischen Kammer dem Andenken Richard Cobden's Worte der Anerkennung seiner Verdienste um das Wohl der arbeitenden Klassen nachrief; erfreulich ist es, zu sehen, wie der Kaiser Napoleon das Andenken des Verstorbenen ehrt und eine Büste Cobden's in der National-Galerie zu Versailles aufstellen läßt.

Deutschland hat seinen Reformator auf kirchlichem Gebiete hervorgebracht, aber die große Reformation wurde trotz des Blutes eines dreißigjährigen Krieges dennoch nicht beendet.

Frankreich hat uns die politische Freiheit und Gleichheit gebracht, — aber auch die mit Blut so theuer erzwungene politische Reformation hat der Welt bis jetzt die Opfer nicht ersetzt, welche die französische Revolution und mit ihr die nachfolgenden Kämpfe den Völkern Europas gekostet.

England hat uns die socialen und wirthschaftlichen Reformen **unbefleckt** vom Blute der Bürger gegeben; es wäre endlich Zeit, daß wir die Lehre begreifen, wir können dies nur, wenn wir den Lehrern das freie Wort gestatten, wie es seiner Zeit Richard Cobden und seinen Mitarbeitern gestattet war.

David Born.

Belgien.

Die alten Franken und die heutigen Parteikämpfe.

Der Kampf zwischen den Liberalen und Klerikalen, der in Belgien eine so große Rolle im Verfassungsleben spielt, wird mit besonderer Rüstigkeit auf dem Felde der Geschichte geführt, und wir haben mehrfach Anlaß genommen, auf wichtige Erscheinungen auf diesem Gebiete aufmerksam zu machen. Auch das vorliegende Werk: „Histoire des Francs d'Austrasie" von P. A. F. Gérard*), dem geschätzten Geschichtsforscher, der mit Warnkönig zusammen die gekrönte Preisschrift „Histoire des Carolingiens" herausgegeben hat, ist eine Parteischrift, deren erklärte Aufgabe dahin geht, den Klerus auf dem geschichtlichen Felde anzugreifen und die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis nachzuweisen. Ob das Buch in Frankreich, namentlich

*) 2 vols. Bruxelles, libr. Univers. J. Rozez. Paris, Durand. Leipzig, F. A. Brockhaus.

auch bei den liberalen Parteien, besondern Anklang finden wird, müssen wir dahin gestellt sein lassen; es scheint uns, daß dies schwerlich der Fall sein wird. Um nämlich eine Operationsbasis zu finden gegen Alles, was Hierarchie und Despotismus betrifft, hat sich Herr Gérard so entschieden und ausschließlich auf die Seite der Franken und des Germanismus gestellt, daß er dadurch den specifisch gallo-romanischen Racenstolz verletzen muß. Man sieht es dem Buche an, daß es auf dem neutralen belgischen Boden entstanden, wo sich die Racengegensätze stark verschliffen haben und das germanische Wesen ein volleres Verständniß selbst bei Denen findet, die durch Geburt und Sprache der romanischen Nationalität angehören.

Um seinen Standpunkt zur Geltung zu bringen, sieht sich der Verfasser genöthigt, gegen eine Anschauung zu kämpfen, die in Frankreich selbst unter den Gelehrten zu einer Art Dogma geworden ist. Die französische Revolution, die Erhebung des Volkes gegen Adel und Geistlichkeit, wird danach aufgefaßt als eine Abschüttelung des Joches der Barbaren, jener wilden und trotzigen Franken, welche aus den Wäldern Germaniens eingebrochen und das gesittete und (wenn man's glauben will) auch freie Volk der Gallo-Romanen in Sklaverei gebracht haben. In der That war eine solche Ansicht nicht ganz ohne äußerlichen Anhalt; der französische Adel that sich nicht wenig darauf zu Gute, in gerader Linie von Chlodwig und seinen Gefährten herzustammen; es war also natürlich genug, wenn im Gegensatze hiervon der dritte Stand auf den Einfall gerieth, sich mit der gallo-romanischen Vorbevölkerung zu identificiren. Zur Motivirung des Hasses und der Feindschaft, welche die Stände des französischen Volkes fortan trennen, empfahl sich ein so einfacher, leicht verständlicher Unterschied vortrefflich, und es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß die geschichtliche Advokatur sich desselben bemächtigt hat, um hieraus ihre Folgerungen abzuleiten.

Gegen diese Ansicht erklärt sich Hr. Gérard durchaus:

„Gewiß, der Krieg brach 1789 aus; eine entscheidende Schlacht wurde geliefert, aber nicht zwischen der deutschen und der gallischen Race, deren Typen zu unterscheiden sehr schwer gewesen sein dürfte. Die Länge der Zeit hatte, wie Guizot sagt, die zwei Racen einander genähert, hatte sie verschmolzen, durch zahllose Bande vereint und sie in ein gemeinsames Geschick verflochten, welches dort, wo es einst zwei verschiedene Racen, zwei durch eine tiefe Kluft getrennte sociale Verhältnisse gab, nur eine und gleichartige Nation sehen ließ. Schon lange vor der Revolution nannten sich Franken und Gallier in gleicher Weise Franzosen, hatten Frankreich zum gemeinsamen Vaterlande; es hatte nicht dreizehn Jahrhunderte bedurft, um die Sieger und die Besiegten in eine gemeinsame Nation zu verschmelzen.

„Schon beim Sturze der zweiten Dynastie, die ein berühmter Geschichtschreiber, Augustin Thierry, einer nationalen Bewegung zuschreibt und als Triumph der eingebornen Race darstellt, gab es kein gallisches Volk mehr; es gab gemischte Bevölkerungen, eine sogenannte französische Nation, zusammengesetzt aus Franken, Galliern, Burgundern, Westgothen, Römern, Hunnen, Alanen, Vandalen, Normannen u. s. w. Der gallo-romanische Geist, der zur Zeit der Hausmeier in den Unternehmungen eines Ebroin, Gislemar, Bartharmon hervorgetreten war, dieser selbe Geist existirte nicht mehr; die verschiedenen Racen hatten sich vermischt, verschmolzen und ließen sich nicht mehr aussondern. Man unterschied noch die zwei Aristokratien und das gemeine Volk, aber keine dieser Klassen bestand ausschließlich aus Galliern oder Franken. Unter den Männern der Kirche, wie unter den Männern des Hofes, war die eine und die andere Race vertreten.

„Wenn im Jahre 1789 ein letzter äußerster Kampf stattfand, so fand er statt zwischen dem Volk und dem Adel aller Racen und ebenso zwischen dem Volk und dem Klerus, der ursprünglich gallisch war. Man leitet eines der größten Ereignisse der neueren Geschichte aus einer ganz fabelhaften Ursache ab, wenn man annimmt, daß die Revolution aus Racenfeindschaft hervorgegangen, von der die unendliche Mehrheit der Franzosen nicht die mindeste Idee hatte. Die Racenfrage hat wohl einen Federkrieg unter den Schriftstellern und Publicisten hervorbringen können, aber sie hat ganz gewiß nicht die sociale Ordnung gestürzt und einer lange bestehenden Herrschaft ein Ende gemacht.

„Nicht aus Haß gegen die unbekannten Abkömmlinge der Franken hat man die Feudalrechte unterdrückt, die Klöster der romanischen Gemeinden zerstört und ihre ungeheuren liegenden Gründe veräußert.

„Was die Revolution von 1789 zerstört hat, war keineswegs germanisch, wir glauben es vollständig nachgewiesen zu haben; aber in dem, was sie hat aufbauen wollen, wie Vieles erinnert da an die ursprüngliche Verfassung der Franken: zuerst die Freiheit, welche keine Utopie ist, wie die Gleichheit und Brüderlichkeit, dann das volle unumschränkte Eigenthum, das Alodium. Diese Grundlagen der wieder hergestellten Gesellschaft waren die der gesellschaftlichen Ordnung der Franken vor ihrer Niederlassung in Gallien, ehe sie sich durch den Einfluß der gallo-römischen Kirche die Gebräuche angeeignet, welche jedes Eigenthum und jede Freiheit zerstörten. Weit davon entfernt, daß die Revolution von 1789 gegen die Franken gerichtet gewesen wäre, war sie vielmehr der Triumph ihrer Principien."

„Ich gestehe gern (heißt es in der Vorrede), alle meine Sympathien sind für die Franken, und selbst für die Barbarei..... Wenn ich sage Barbarei, so meine ich damit die ganz eigenthümliche Civilisation, welche erst vom Einbruche der Franken in Gallien datirt und die sich so wesentlich von der ganz orientalischen Civilisation der Römer unterscheidet. Ich glaube nicht, daß die Erbschaft der Römer einen glücklichen Einfluß auf die Geschicke der Völker geübt hat; ich glaube vielmehr, daß, wenn nach dem Sturze des Reiches die Civilisation der Barbaren sich hätte frei entwickeln können, indem sie zur Grundlage die Institutionen der Franken genommen, die Gesellschaft seit lange schon den Weg des Fortschritts betreten haben würde, den sie heute durchläuft."

Wir glauben, daß eine solche Geschichtsanschauung nichts weniger ist, als geschichtlich; denn leider kennt die Geschichte kein „Wenn", sie hat nichts mit dem zu thun, was hätte geschehen können, sondern mit dem, was wirklich geschehen ist, und wenn wir uns nicht in's Blaue verlieren wollen, so müssen wir glauben, daß jedes Ding seinen guten Grund hat und daß die Römer und das Christenthum ebenso nothwendig zum Weltplane gehören, als die Franken und ihre socialen Einrichtungen. Wir bedauern es aufrichtig, daß in Belgien der politisch-religiöse Parteikampf eine solche Höhe und Erbitterung erreicht hat, daß man sich in einem so hohen Grade über die wirklichen Verdienste um die Menschheit verblenden kann, die sich damals der gallisch-römische Klerus unzweifelhaft erworben. Zu glauben, daß die Einrichtungen der Franken, so vortrefflich sie auch in der alten Heimat vielfach sein mochten, in dem eroberten Lande Gallien hätten Wurzel fassen und das dortige römische Wesen hätten

beseitigen können, scheint uns eine gewagte Sache. Die Franken waren Barbaren und gehörten zu den rohesten germanischen Stämmen jener Zeit; es ist ganz undenkbar, daß sie als Eroberer in Gallien hätten ein neues Zeitalter der politischen Freiheit inauguriren sollen. Ohne die Vermittelung des Christenthums, welches (worüber alle Geschichtschreiber sonst einig sind) allein die Verschmelzung der Gallier und Franken ermöglichte, wäre ihre Herrschaft ohne Zweifel noch roher und drückender gewesen, hätte aber wahrscheinlich nicht Wurzel gefaßt und kürzere Zeit gedauert. Sie würden in kurzer Zeit an der Ansteckung mit römischen Lastern zu Grunde gegangen sein, wie die Vandalen und andere Stämme.

Der große räumliche Umfang, welcher dieser Geschichte der ältesten Franken zugemessen ist, hat eine gewisse Breite der Behandlung und ein ausführlicheres Eingehen auf Einzelnheiten erlaubt, welche man sonst nur kurz angedeutet oder ganz übergangen sieht. Viele dunkle Fragen aus den Zeiten der Völkerwanderung und vor derselben kommen zur Sprache und werden klar und ohne schwerfällige Gelehrsamkeit erläutert. Wir geben eine Probe von der Darstellung:

„Die Franken, hat man oft genug gesagt, waren keine besondere Race, kein neues Volk unter den Germanen, sondern ein Bund mehrerer Völkerschaften, welche die morastigen Gebiete an den Ufern des Unterrheins bewohnten. Die Geschichtschreiber nennen die Chauken, Ampsivarier, Cherusker, Chamaven, Chattuarier, Brukterer und Chatten. Diese Völker hatten nicht aufgehört, gegen die römische Herrschaft zu kämpfen; aber fast immer handelte jeder Stamm nur für sich allein. Als sie endlich die Nothwendigkeit fühlten, sich zur gemeinsamen Vertheidigung zu vereinigen, bildeten sie eine Art Bundesstaat, welcher bald alle germanischen Stämme dieser Gegenden umfaßte. Gegen das Jahr 240 n. Chr. Geb. erscheint der Name der Franken zum ersten Mal in der Geschichte. Vopiscus berichtet, daß zur Zeit, wo Aurelianus noch Tribun der sechsten gallischen Legion war, die Franken einen Einfall in Gallien gemacht und es in jeder Richtung durchzogen. Er lieferte ihnen bei Mainz eine blutige Schlacht.

„Gallien war schon zu dieser Zeit in einer traurigen Lage. Seit lange war das römische Reich in die Periode seines Verfalles eingetreten; es hatte angefangen, sich zu barbarisiren, wenn man sich so ausdrücken darf. Seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts näherten sich die im Nordosten Europa's verbreiteten nomadischen Stämme den südlichen Gegenden: so die Hermunduren, Noriker, Markomannen, Gunden, Sueven, Vandalen, Latringen, Burier, Gothinen, Astingen, Bastarnen, Peuciner, Alanen, Jazygen, Roxolanen u. s. w. Damals fand auch der große Markomannenkrieg statt, der im Jahre 166 anfing. Marc Aurel machte neun Feldzüge gegen sie und noch weit mehr Verträge mit ihnen; er machte Frieden mit den Jazygen, Quaden, Buriern, Vandalen. Kurze Zeit nachher überzogen die Markomannen Pannonien und Illyrien und bedrohten selbst Italien. Die Victophalen und mehrere andere Stämme versuchten selbst die Eroberung Daciens."

Der Verfasser gewinnt dem Einfalle der Franken, Sachsen und anderer Stämme in Gallien eine ganz ungewöhnlich milde Seite ab; er sieht in ihnen nicht sowohl die barbarischen Verwüster der lateinischen Kultur, als vielmehr die Befreier der Gallier von dem unerträglichen Joche der Römer. Er weist hin auf die furchtbaren Bauernaufstände der sogenannten Bagauden, welche der Eroberung durch die Franken vorangingen und das Land zum großen Theil schon zur Wüste gemacht hatten, ehe noch jene so furchtbaren Verwüster vorhanden waren. Diese Aufstände (384 n. Chr.) waren hervorgerufen worden durch die schrecklichen Vexationen der römischen Beamten, die mit dem Regierungssysteme Diocletian's zur völligen Plünderung ausarteten. Eine ganze Wolke von solchen Blutsaugern hatte sich auf Gallien niedergelassen. „Diese Leute, sagt Lactantius, kannten nur Verurtheilungen, Proscriptionen, Erpressungen; nicht häufige, sondern ununterbrochene Erpressungen, und bei den Erpressungen unerträgliche Schindereien..... Oeffentliches Unglück, Landestrauer trat ein, wenn die Geißel des Census über die Provinzen, über die Städte hereinbrach, wenn die Steuerbeamten sich überall hin ergossen, Alles über den Haufen warfen: es ging her, wie bei einem feindlichen Einfall in einer mit Sturm genommenen Stadt. Man vermaß die Felder, man zählte die Bäume, die Weinstöcke; man schrieb das Vieh auf, man registrirte die Menschen. Man hörte nur Peitschenhiebe und das Schreien der Gefolterten; der treue Sklave wurde gefoltert gegen seinen Herrn, die Frau gegen ihren Mann, der Sohn gegen seinen Vater........ Diese hohe Ausbildung der Statistik, zu der es bereits damals die Römer gebracht, trieb endlich die Masse zur Verzweiflung.

„Die Bagaudie war das organisirte Lumpenthum (vagabondage organisé), wie später die Jacquerie. Beide hatten denselben Zweck und dieselben Wirkungen: die Abschlachtung der Reichen, der Vornehmen, der Beamten, die Plünderung der Schlösser, Angriffe auf die Städte, Räuberei auf der Landstraße."

Natürlich ist es nicht schwer, diese Bagaudie in Vergleich zu stellen mit dem Socialismus und dem Kommunismus der heutigen Zeit. Der Verfasser scheint geneigt, diesen Kommunismus wenigstens theilweise auf Rechnung religiöser Einflüsse zu setzen, und geht in eine Beleuchtung der socialistischen Ansichten ein, wonach die christlichen Lehrer der ersten Jahrhunderte alle mehr oder minder mit sogenannten kommunistischen Ansichten getränkt gewesen sein sollen. Ein beliebtes Thema der französischen Socialisten! indeß bemerkt Gérard recht gut, daß hier zwei ganz verschiedene Dinge vorliegen, daß die Parteinahme für die Armen, Niedrigen und Gedrückten und die Lehre von der gewaltsamen Gleichmachung oder Ausgleichung der Güter zwei ganz verschiedene Dinge seien.

Die Bekehrung der Franken zum Christenthum, namentlich die ganze Art und Weise, wie Chlodwig sich in Gallien einführte und so überaus rasche Fortschritte machte, wird in einem ganz neuen Lichte dargestellt, wonach diese Ereignisse sehr viel von ihrer Romantik verlieren. Dem Verfasser zufolge, hätte dem Allen ein wohlberechneter Plan der gallo-romanischen Geistlichkeit zu Grunde gelegen.

Die raschen Fortschritte, welche die hierarchische Gestaltung des Christenthums in Gallien machte, werden aus der langen Gewohnheit der Gallier erklärt, unter den ähnlichen Einrichtungen des Druidenthums zu leben. Der Verfasser entwirft ein Bild davon, das allerdings mit sehr modernen Zügen ausgestattet und möglichst dem Gesammtcharakter des Katholicismus angenähert ist. Ein papstähnlicher Oberpriester, privilegirte Stellung, Abgabenfreiheit, Befreiung vom Kriegsdienste u. s. w.; so weit mag diese Aehnlichkeit hingehen; aber wenn es heißt: „Sie hatten das Unterrichtsmonopol und verboten unter schweren Strafen das Lesen- und Schreibenlernen," so hat der Verfasser die betreffenden Stellen bei Cäsar sehr oberflächlich angesehen. Von einem Monopol des Unterrichtes kann überhaupt nicht die Rede sein, weil sich das nach den damaligen Zuständen von selbst verstand, weil die Druiden eine geschlossene Kaste, wie die Brah-

minen Indiens waren, und ein Unterricht außer der Kaste überhaupt nicht ertheilt wurde. Was Lesen und Schreiben betrifft, so verboten die Druiden dasselbe nur in ihrer Anwendung auf ihre specielle Gelehrsamkeit, die ganz auf Auswendiglernen und Mnemonik gegründet war. Sie glaubten, dieselbe müsse in Verfall gerathen, sobald man Alles aufzuschreiben anfange; statt zu studiren, werde man sich ganz auf die Bücher verlassen und somit lässig und unwissend werden. Im profanen Gebrauch, in dem, was z. B. Statistik der Bevölkerung, Rechnung, Handel u. s. w. betrifft, war Lesen und Schreiben nicht nur nicht verboten, sondern im allgemeinen Gebrauche. Man bediente sich in diesem Falle der griechischen Buchstaben, wie Cäsar ausdrücklich angiebt. Wie der Verfasser, der die Belegstellen unter den Text setzt, dieselben so gröblich mißverstehen konnte, ist uns schwer verständlich; wir können uns Dies und Aehnliches nur aus der tendenziösen Färbung erklären, welche das ganze Buch hat. Natürlich werden auch die grausamen Menschenopfer der Druiden zu einer Verbrennung der Ketzer u. dgl.

„Gewohnt unter der Herrschaft der Druiden zu leben, mußte das gallische Volk in der christlichen Kirche eine große Verwandtschaft mit der Priesterkaste erblicken, welche es verehrte." (sic). Das ist geschichtlich, wie psychologisch falsch! — Verehrten die Gallier die Priesterkaste der Druiden so stark, wie hier vorausgesetzt wird, fühlten sie sich so wohl unter den alten theokratischen Einrichtungen, so würden sie die Druiden geliebt und Leib und Leben für sie gegeben, die christlichen Priester und die christliche Kirche dagegen gehaßt und verabscheut haben; gewiß wurden sie nicht Christen deshalb, weil die neue Kirche große Aehnlichkeit mit der alten hatte, sondern im Gegentheil, weil das Christenthum dem damaligen verrotteten Druidenthum ganz und gar entgegengesetzt war. Dasselbe hatte mit dem Zerfalle des alten katholischen Kastenstaates längst seine Grundlage verloren; die Druiden, ohne staatliche Anerkennung, ohne äußere Stütze, die ihnen Autorität verlieh, waren etwa das, was die heutigen indischen Brahminen der europäischen Civilisation gegenüber, ein Proletariat alten Priesteradels, welches gegen das damals (wenn man nun einmal so sagen will) demokratische Christenthum gar nicht aufkommen konnte. Der Verfasser schildert ja selbst höchst anschaulich, wie das platte Land bei den Erpressungen des Fiskus und den Verheerungen der Barbaren verödet, und wie die arme, geplagte, abgehetzte Masse sich in die Städte zusammendrängt, um dort Schutz und Stellung zu suchen. Was fanden sie nun in diesen Städten? —

„In der Epoche, wo die Franken ihren Einfall in Gallien machten, regierte der in einen Verwaltungskörper organisirte Klerus allein das Land; denn von der ganzen römischen Organisation war nichts geblieben, als die Kommunalverwaltung, und die Curialen oder Stadtmagistrate waren so tief herabgekommen, daß die Bischöfe und Priester sie gewissermaßen ersetzt hatten. Sie hatten sich die Lage der Dinge zu Nutze gemacht, um sich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen; sie waren die wahren Stadtobrigkeiten geworden."

Dem Despotismus selbst graute vor seinem Werke, von Staatswegen war eine neue Obrigkeit in jeder Stadt eingeführt worden, um derselben wenigstens einigen Schutz gegen Unbill und Bedrückung zu gewähren. Defensor hieß dieser Magistrat, dessen ursprüngliche Aufgabe war, das Volk und vornehmlich die Armen gegen die Ungerechtigkeiten der kaiserlichen Ober- und Unterbeamten zu schützen. Die Bedeutung dieser Defensoren nahm bald außerordentlich zu. Justinian machte sie schon zu Stadthauptleuten und Provinzialstatthaltern und ertheilte ihnen die Gerichtsbarkeit in allen Prozessen, deren Werth nicht über 300 Aurei hinausging.

Der Klerus besaß damals nicht nur allein die nöthige Energie und das nöthige Ansehen im Volke, sondern auch, was mehr ist, lebhaftes Mitgefühl für die Leiden des Volkes, sittliche Entrüstung gegen die rings herrschende Ungerechtigkeit — er war daher der natürliche Krystallisationspunkt, um den sich die neu entstehende Gesellschaft anlehnte, der natürliche Anwalt und Schützer aller Hilfsbedürftigen.

Die Bischöfe besaßen auf Grund kaiserlicher Genehmigung eine Art schiedsrichterliche Instanz im Gerichtswesen, genannt de episcopali audientia, und durch Justinian, welcher darüber eine Art Grundgesetz unter dem Namen Sanctio pragmatica pro petitione Vigilii gab, die Oberaufsicht über alle Municipal- und Provinzialbeamten ihres Sprengels. Sie hatten danach sogar im Verein mit den Notabeln diese Magistrate und die anderen Civilbeamten zu ernennen. Wenn sie vollends das Amt eines Defensors bekleideten, waren sie ziemlich mit allen Attributen fürstlicher Gewalt ausgestattet.

Es ist daher kein Wunder, wenn sich die bedeutendsten Männer, namentlich Staatsmänner, der bischöflichen Stühle bemächtigten; es war dies die einzige Stellung, die ihnen Autorität über das Volk verleihen konnte. Unter den Edlen der gallischen Nation, die sich zu Bischöfen ernennen ließen, nennt man mehrere, welche hohe Staatsämter in der römischen Regierung bekleidet hatten. So z. B. der ehemalige Präfekt von Rom, der Dichter Sidonius Apollinaris, ein geborner Auvergnat, der sich zum Bischof von Clermont erwählen ließ, ferner sein Schwiegervater Avitus, der nacheinander Senator, Kaiser und Bischof war.

Die Bischöfe waren demnach thatsächlich die Fürsten Galliens und bildeten eine Körperschaft, der es keineswegs an Organisation mangelte. Das einzige bedeutende Hinderniß, das einer staatlichen Gestaltung dieser vorhandenen Elemente entgegenstand, war die Anwesenheit der arianischen Gothen und Burgunder in einigen Theilen des Landes.

„Die Arianer waren dieser Macht der Kirche antipathisch: sie zog es vor, sich an ein neues, leichter zu bekehrendes Volk zu wenden, und deshalb warf sie ihre Augen auf die Franken. Sie hoffte eine Stütze an ihnen zu finden, wenn sie ihnen entgegenkäme und ihnen ihre Dienste und ihren Rath anbot, dessen sie für die Organisation ihrer Eroberungen bedurften."

Was man von Chlodwig und den Franken verlangte, war der militärische Schutz, der starke Arm, den die kräftigen Barbaren bieten konnten.

An der Spitze des Klerus stand der Erzbischof von Rheims, St. Remigius, ein Sprößling der reichsten und angesehensten Familien Galliens. Er leitete die Politik des Klerus und nahm es über sich, diese Verhandlungen einzuleiten.

Chlodwig war etwa 15—16 Jahr alt, als er nach dem Tode seines Vaters Hilderich auf den Schild gehoben und zum Könige der Franken proclamirt wurde. Bei dieser Gelegenheit richtete Remigius eine noch erhaltene, sehr klug und würdig abgefaßte Beglückwünschung an ihn, welche den ersten Schritt auf diesem Wege that. 476 dankte der letzte römische Kaiser ab und das Reich hatte aufgehört zu sein; zehn Jahre später beseitigte Chlodwig, aus seinem bisherigen Gebiete in Belgien hervorbrechend, die letzte Spur römischer Militärgewalt in Gallien, indem er den Sohn des Hunnenbesiegers Antius, den Syagrius, aus Soissons vertrieb und ganz Gallien, mit Ausnahme des Gebietes der Westgothen und Burgunder, in seine Gewalt

brachte. Die Bekehrung der Franken zum Christenthum war nur noch eine Sache der Zeit; der rohe und überlebte Wodansdienst konnte sich unmöglich länger behaupten. In der Verehelichung des noch heidnischen Chlodwig mit der burgundischen Christin Klothilde will der Verfasser gleichfalls die diplomatische Hand des gallo-römischen Klerus erkennen. Die schließliche Taufe des Königs und seiner Leute zu Rheims gilt ihm als der Triumph der Politik des Klerus, den heil. Remigius an der Spitze. Von ihr datirt die Entstehung des neuen Volkes der Franzosen, sowie der ganzen westeuropäischen Entwickelung, die fortan zur Grundlage das römisch-katholische Christenthum hat. Ohne Chlodwig kein Karl der Große, kein Frankreich, keine Wiederherstellung des Kaiserthums, keine Kämpfe zwischen Papst und Kaiser. Jene Feierlichkeit, welche am Weihnachtstage des Jahres 496 in der Kathedrale von Rheims stattfand, ist der Geburtstag der neuen Zeit, des neuen Europas; denn alle anderen Bildungen der Völkerwanderung sind entweder zu Grunde gegangen oder haben sich im Verlaufe der Zeit dem fränkischen Reiche angeschlossen, das damals seine Lebensfähigkeit empfing, Verschmelzung von Galliern und Franken zu einem Volke, die seit damals nie wieder getrennte Ehe vom Romanismus und Germanismus.

Italien.

Italiens Verbindungen mit Persien.

Bald nachdem Italien seine jetzige konstitutionelle Freiheit und seine seit Jahrhunderten erstrebte Einheit erlangt hatte, war die Regierung darauf bedacht, sich mit dem persischen Reiche in Verbindung zu setzen, in dessen Nachbarschaft das sardinische Heer zugleich mit den Engländern und Franzosen tapfer mitgefochten hatte, um dem Uebergewichte Rußlands im Oriente Schranken zu setzen. Demgemäß wurde von dem Könige Victor Emanuel eine Gesandtschaft im April 1862 nach Persien geschickt, deren Leitung dem ebenso erfahrenen als gelehrten Diplomaten Cerrutti übertragen ward. Demselben wurden mehrere Naturforscher und andere Fachgelehrte beigeordnet, wozu auch ein als gelehrter Linguist sehr geachteter Hauptmann Clemencic aus Dalmatien gehörte, welcher leider nach der Rückkehr in Turin verstarb, ein Verlust für die Wissenschaft, da man von ihm als Sprachforscher sehr viel erwarten durfte. Zu jenen Gelehrten gehörte auch der Professor Negri, durch welchen der mit der Herausgabe der Venetianischen Gesandtschafts-Berichte beschäftigte Dr. Berchet veranlaßt wurde, das Wichtigste zu ermitteln, was über die Verhältnisse der Republik zum persischen Reiche in dem trefflich geordneten Archive dei Frari vorhanden ist. Die diesfallsige Arbeit des gelehrten Herrn Berchet ist so eben in Turin erschienen.*)

Es geht daraus hervor, daß die Handels-Verbindungen den diplomatischen längst vorausgegangen waren. Nachdem im Mittelmeere an die Stelle der Phönicier Amalfi, Pisa und Genua als Vermittler zwischen dem Morgen- und Abendlande aufgetreten waren, zeichnete sich besonders Venedig als Vermittler in dieser Beziehung aus. Schon Cassiador sagt in einem Briefe von 528, daß die Venetianer den Königen der Gothen Alles zuführten, was sie aus dem Oriente bedurften. Die Fortdauer dieses Verkehrs bis zum Jahr 814 bestätigt die Chronik von Dandalo u. s. w., bis die wichtige Reihe von Verordnungen der Venetianischen Regierung im Jahr 971 beginnt, von denen die hauptsächlichsten vor Kurzem in Wien in den Fontes rerum Austriacorum abgedruckt worden sind. Der Venetianer Contarini erzählt seine Handelsreisen vom Indus bis nach Bactrien, vom Oxus bis nach dem Kaspischen Meere, von Buchara, Samarcand und Astrachan auf der Wolga, dem Don und dem Schwarzen Meere. Marco Polo bereiste bekanntlich auch jene Gegenden, und war besonders Tabris der Haupt-Marktplatz für die asiatischen von den Venetianern gesuchten Waaren, und Marino Sanudo zog die Verbindung über das Schwarze Meer mit Persien der über Aegypten vor, obwohl der Doge Orseolo schon im neunten Jahrhundert einen Handels-Vertrag mit den Sarazenen geschlossen hatte, welcher dergleichen mit den christlichen Kreuzfahrer-Königen von Jerusalem, den Sultanen von Antiochien, den Königen von Armenien, den Kaisern von Nicäa und Trapezunt, selbst mit den Tataren folgten. Marco Cornaro war 1319 Gesandter in Tabris, Dolfin in Armenien, Quirini in Trapezunt.

Freilich war während der Dauer des Chalifats der Name von Persien beinahe ganz verschwunden, und Mongolen, Tataren, Turcomannen und Araber hausten in diesen Gegenden, bis Uzunhassan in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das persische Reich neu begründete. Er heiratete die Tochter des Kaisers Johann von Trapezunt, welcher darauf bestand, daß seine Tochter die griechische Religion beibehalte. Enkelinnen des Kaisers Johannes Paläologus heirateten vier Venetianer, Cornaro, Loredano, Priuli und Zeno. Im J. 1461 ward das Kaiserthum Trapezunt von Mohamed II. von Konstantinopel aus vernichtet, und Venedig verband sich mit dem Perser-Könige gegen jenen gefährlichen Nachbar. Dieser Uzunhassan schickte über Aleppo und Rhodus einen Gesandten nach Venedig, und 1464 kam ein Freundschafts-Vertrag zur Vollziehung. Im Jahr 1471 kam noch ein anderer persischer Gesandter über Trapezunt, die Moldau und Polen nach Venedig, wo er Empfehlungsschreiben an den Papst erhielt, welcher ihn sehr gut aufnahm, da der gesammten Christenheit damals jeder Beistand gegen die Türken wichtig war, indem die Blüthe der gesammten europäischen Ritterschaft bei Nikopolis sich vergeblich dem Vordringen der Türken zu widersetzen versucht hatte. Auch der Papst schickte einen Gesandten nach Persien, und der venetianische Gesandte Zeno ward um so wohlwollender in Tabris empfangen, als er ein Verwandter der Königin von Persien war, die tapferen Bürger Venetiens aber damals die Einzigen waren, welche gegen die Türken aufzutreten wagten. Auch war damals die Erziehung der venetianischen Jugend von der in anderen Ländern, wo das Lehnwesen sich ausgebildet hatte, ganz verschieden. Die Großen Venedigs besaßen ihre eigenen Handelsschiffe, welche stets zur Vertheidigung ausgerüstet waren. Die Söhne der Nobili wurden nach erhaltenem wissenschaftlichen Unterricht auf ein väterliches Schiff gegeben, um unter der Leitung von Vertrauensmännern den Seedienst zum Handel und zum Gefecht zu lernen; hatten sie diese Schule durchgemacht, so vollendeten sie ihre Studien in der Heimat, bis ihnen der Vater, dem sie in seinen Geschäften hatten helfen müssen, ein eigenes Schiff anvertraute, mit dem sie oft in den Kriegen Venedigs die Seemacht des Staates verstärken mußten und Gelegenheit fanden, sich auszuzeichnen, worauf sie von dem Staate in Kriegs- und Friedensdienst für befähigt erachtet wurden. Aus solcher Schule

*) La repubblica di Venezia e la Persia, per G. Berchet. Torino 1865. Tip. Paravia. gr. 8. XVIII e 294.

sind mehrere der bedeutendsten Staatsmänner und Dogen Venedigs hervorgegangen, und einer der letzten noch lebenden Podestas Venedigs unter österreichischer Herrschaft von einem berühmten Namen versicherte dem Einsender, daß er eines solchen Ursprungs seiner Familie sich sehr freue.

Daß Persien damals kein unkultivirtes Land war, bezeugt eine kostbare Schale von Glas, womit der dortige König der venetianischen Regierung ein Geschenk machte, die noch in dem Schatze von S. Marco aufbewahrt wird und Anlaß gab, daß solche Arbeiten in Europa Nachahmung fanden. Auch waren die Perser damals toleranter als die Christen, denn ein von Persien nach Venedig geschickter Gesandter war ein Jude Spaniens, wo die Israeliten damals sich durch Bildung auszeichneten. Venedig schickte dem Könige von Persien zu dem Kriege gegen die Türken sechs große Mörser zu Steinkugeln und eine Menge Feuergewehre, im Werthe von mehr als 10,000 Dukaten. Leider wurde der Gesandte mit diesen Geschenken lange in Cypern aufgehalten, da der dort herrschende Lusignan aus eigennützigen Absichten es mit den Türken hielt. Doch fand der Gesandte Zeno, daß Persien ein Heer von 100,000 Reitern aufgestellt hatte, womit es über die Türken am Euphrat Vortheile erlangte. Es war beabsichtigt, daß das persische Reich sich bis über Klein-Asien ausdehnen sollte, um die Dardanellen den Venetianern für die Beschiffung des Schwarzen Meeres offen zu erhalten; auch sollte Mocenigo mit einer venetianischen Flotte sich Konstantinopel nähern. Leider aber ward Uzunhassan von den Türken geschlagen, mußte in die armenischen Gebirge flüchten, und der venetianische Gesandte Zeno entkam mit großer Gefahr nach Kaffa. Der deutsche Kaiser und die christlichen Könige hatten nichts gethan, um die Venetianer und die Perser zu unterstützen; vielmehr fand Zeno den König Casimir von Polen in Krieg mit dem von Ungarn verwickelt. Nachdem Uzunhassan wieder nach Tabris zurückgekehrt war, schickte Venedig 1475 den Contarini als Gesandten zu neuen Unterhandlungen, der über Moskau, Litthauen, Polen und Deutschland zurückkam. Bald darauf starb der König von Persien, worauf sich Venedig nach sechszehnjährigem Kriege veranlaßt sah, 1478 mit den Türken Friede zu machen.

Als aber der Krieg zwischen beiden Mächten auf's Neue 1494 ausbrach, wurde Casoari nach Tabris geschickt, doch kam eine neue Verbindung nicht wieder zustande, so daß 1502 wieder Friede mit den Türken geschlossen werden mußte. Im Jahre 1508 kam ein persischer Gesandter nach Venedig, um ein Bündniß gegen Bajazed herbeizuführen, allein damals verhinderte die Verbindung der christlichen Fürsten gegen Venedig zu Cambray den Abschluß. Danach hat der Verfasser Veranlassung, noch mehrfacher Versuche zu Wiederanknüpfungen von Bündnissen zwischen Persien und Venedig zu erwähnen, und theilt derselbe den Bericht des Gesandten Alessandri von 1572 mit, welcher durch Deutschland, Polen, die Moldau und Armenien nach Tabris gereist war, aber nichts ausrichtete. Nach einem im Senat zu Venedig 1592 erstatteten Berichte war Persien durch den Verlust von Medien und Khorassan dergestalt geschwächt, daß von dort wenig mehr zu hoffen war. Erst als Abbas der Große das persische Reich wiederherstellte, wo stets venetianische Kaufherren sich aufhielten, schickte derselbe im Jahre 1600 eine Gesandtschaft nach Venedig, welcher eine noch ansehnlichere drei Jahre darauf folgte, da die persischen Herrscher selbst Theil an den Handelsgeschäften nahmen. Der Verfasser beschreibt nach den archivalischen Nachrichten die näheren Umstände dieser und anderer Gesandtschaften, bis wegen des Verlustes von Candia ein neuer Krieg mit der Türkei drohte. Da die christlichen Mächte Venedig nicht unterstützten, schickte der Senat den Tiepolo als Gesandten nach Persien, welcher zugleich die Hülfe des Königs von Polen in Anspruch nehmen sollte. Dies wurde auch genehmigt, und 1646 ging diese Gesandtschaft, von 25 vornehmen Polen begleitet, über Moskau, Nischni-Nowgorod und Kasan ab, und kam nach einer gefahrvollen Fahrt über das Kaspische Meer nach Ispahan; doch konnte wegen der in der Nachbarschaft unter den Söhnen des Groß-Moguls ausgebrochenen Streitigkeiten nichts ausgerichtet werden. Bald darauf ging Candia für die europäische Christenheit verloren, welche Venedig nicht unterstützte, das 25 Jahre lang den Kampf fortgesetzt hatte. Mit Persien dauerte das gute Vernehmen fort; die letzte Gesandtschaft aus Persien kam 1673 in Venedig an, bestehend in zwei Dominikanern, welche mit einem Schreiben des Königs von Persien voll der freundschaftlichsten Versicherungen auch ein Schreiben des katholischen Erzbischofs von Nashirvan brachten, wonach dort die Christen mit der vollkommensten Duldung behandelt wurden. Als Venedig wieder 1695 mit der Türkei in Krieg verwickelt ward, wurde zwar wieder versucht, mit Persien neue Verbindungen einzugehen, allein damals war Persien wieder in innere Streitigkeiten verwickelt, so daß auch Morea an die Türkei verloren ging, und im Jahre 1714 mit dem Frieden von Passarowitz alle Hoffnung des Abendlandes im Morgenlande vernichtet wurde.

Ueber die Handelsverhältnisse und die venetianischen Konsulate in Persien sind hier umständliche Nachrichten gegeben, so wie über die italiänischen Reisenden in Persien; den größten Theil dieses Werkes aber machen 85 hier zuerst abgedruckte Urkunden aus, die zur Erläuterung dieser Zeit für den Geschichtsforscher von großem Werthe sind. Eine zierliche Zugabe sind fünf Photographien, persische Kunstgegenstände und Autographen persischer Herrscher darstellend. Neigebaur.

Rußland.

Russische Schulgesetzgebung.

II.

Das neue Statut für die Gymnasien.

Die russischen Gymnasien krankten bisher an mancherlei Gebrechen. Einige derselben sind so innerlicher Natur, daß wir sie hier mit Stillschweigen übergehen, zumal da es einer längern und sehr in pädagogische Details eingehenden Auseinandersetzung bedürfte, um sie gehörig in's Licht zu setzen. Abgesehen also davon, waren die wesentlichsten etwa folgende:

1) Mangelhafte Lehrpläne.
2) Fehlerhafte Organisation der mit den Gymnasien meistens verbundenen Internate.
3) Untüchtigkeit und Unselbständigkeit der Lehrer.
4) Kärgliche Besoldung derselben.

Gegen diese Hauptübelstände sucht nun das neue Statut (das übrigens die Außenländer Rußlands, Finnland, die Ostseeprovinzen, Polen und das Kaukasusgebiet, wo überall die Schulverhältnisse anderer Art sind, nicht betrifft) mehr oder weniger Abhülfe zu schaffen. Es wird sich zeigen, wenn wir sie in Kürze Punkt für Punkt durchgehen.

1. Die russischen Gymnasien bestehen aus 7 Klassen, jede zu einjährigem Kursus, Nr. 1 die unterste, Nr. 7 die oberste, und wenn bekanntlich der Schwerpunkt unserer Gymnasien in den alten Sprachen liegt, so war es nicht so in den russischen. In den meisten derselben wurde Latein sehr wenig, Griechisch gar nicht gelernt; dafür traten ein: Deutsch und Französisch, also zwei neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Mit einem Wort, die russischen Gymnasien ähnelten nach ihren Lehrplänen unsern Realschulen fast wie ein Ei dem andern und unterschieden sich nur darin von letzteren, daß sie ihre ausgebildeten Zöglinge zur Universität entlassen durften, also ein Recht besaßen, das jenen nicht zusteht. Dies nun wird durch das neue Gymnasialstatut geändert. Alle bestehenden und künftigen Gymnasien Rußlands werden hier in zwei Klassen geschieden, klassische und reale Gymnasien, jene vorzugsweise zum Studium der beiden alten Sprachen, diese zum Studium der beiden obengenannten neuern Sprachen und der Realfächer bestimmt, jene mit dem ausschließlichen Recht der Entlassung zur Universität. Es ist also jetzt auch in Rußland dieselbe Scheidung des klassischen und Real-Unterrichts durchgedrungen, wie sie in Deutschland besteht, und das Universitätsstudium abhängig gemacht von einer klassischen Vorbildung. Ja, die Trennung ist sogar eine noch schärfere; in unsern Realschulen sitzt das Latein noch fest, von den künftigen Realgymnasien Rußlands ist es ausgeschlossen, und das ist im Interesse der Concentration des Unterrichts gewiß weise und wohlgethan. Es ist nur fraglich, ob viele so scharf prononcirte Realschulen unter dem Namen von Realgymnasien in Rußland entstehen werden. Noch mehr fragt es sich, ob sämmtliche jetzt vorhandene Gymnasien durch Aufnahme des Griechischen in ihren Lehrplan zu „klassischen" sich umgestalten werden. Woher sollen mit einem Male die Lehrer dieser Sprachen für sämmtliche Gymnasien herkommen? Diesem Nothstande gegenüber enthält denn auch das neue Statut eine Uebergangsbestimmung, wonach einstweilen auch solche Gymnasien statuirt werden, die von den alten Sprachen nur eine, nämlich die lateinische, lehren und ihren Zöglingen doch das Recht zum Eintritt in die Universität gewähren. In diesem Falle befindet sich weitaus die Mehrzahl der russischen Gymnasien, und somit wird durch die verhängnißvolle, aber leider nothwendige Uebergangsbestimmung factisch wenig geändert. Nichtsdestoweniger behält das neue Statut sein Verdienst, und dies liegt darin, daß es zum ersten Male klare Prinzipien aufstellt, daß es sondert, was nicht zusammengehört und wenigstens allen neu zu gründenden Anstalten eine entschiedene Stellung anweist.

2. Schneller werden die Folgen des Statuts an dem Pensionatswesen der Gymnasien sich äußern. Dasselbe ist eine Schöpfung des Kaisers Nicolaus, der damit sowohl seine Vorliebe für militärische, kasernenmäßige Erziehung zu befriedigen, als auch die Kinder des Adels mehr in die Gymnasien zu ziehen versuchte. In der letzteren Absicht war der nichtadligen Jugend der Eintritt in die Gymnasialpensionate auf jede mögliche Weise erschwert. Nun waren aber die Pensionen meist auf Kosten des Adels selbst gegründet und wurden von ihm unterhalten. Da kam unter der jetzigen Regierung die Aufhebung der Leibeigenschaft dazwischen, und der Adel, der seine Bauern verloren, konnte oder wollte in vielen Gouvernements seinen Verpflichtungen gegen das in der Gouvernements-Hauptstadt bestehende Pensionat nicht mehr nachkommen. So geriethen in den letzten Jahren viele dieser Anstalten in starke finanzielle Bedrängnisse, und das ist der erste Uebelstand, den das neue Statut zu beseitigen hat. Schlimmer noch war es um ihre innern Zustände bestellt. Die Personen, unter deren Augen hier die Jugend heranwuchs, die in den Arbeits-, Spiel- und Schlafsälen sie überwachen, helfend und mahnend ihr zur Seite stehen sollten, waren in der Regel nicht Lehrer des Gymnasiums, sondern irgend welche elend bezahlte Miethlinge von mangelhaften Kenntnissen, deren Autorität bei den Schülern nur zu häufig auf Null stand. Dazu kam, daß die Hausordnung der Pensionen prinzipiell keinen Unterschied zwischen den älteren und jüngeren Altersklassen machte, alle unter dasselbe Regime stellte. Die Folge war, daß die älteren Schüler in vielen Fällen die Ordnung eigenmächtig durchbrachen und — die Aufseher drückten ein Auge zu. Kurz, die Zucht in den Pensionen war äußerlich streng, innerlich hohl und locker. Von so manchen andern, noch viel furchtbareren sittlichen Schäden, die nun einmal dem Internatsleben ankleben und auch in Rußland hervortraten, wollen wir gar nicht reden. Die Gymnasialpensionen waren so in Verruf gekommen, daß der Ruf nach ihrer gänzlichen Abschaffung bei den im ersten Artikel geschilderten Debatten sehr stark sich vernehmen ließ. Doch ist die Regierung nicht darauf eingegangen; die geräumigen, meist glänzend, ja luxuriös ausgestatteten Pensions-Gebäude sind einmal da, sie sollen ihrem Zweck erhalten werden, und das Internatswesen wird wohl für immer ein Charakterzug der russischen Gymnasialerziehung bleiben. Das neue Statut öffnet nun zunächst die Pensionen, wie die Gymnasien selbst, für alle Stände und setzt dann als Einnahmequellen für ihren Unterhalt folgende drei fest: 1) Zuschüsse aus der Staatskasse, 2) das Kostgeld der Pensionäre, 3) Beiträge von Gemeinden oder Korporationen. Mit den letzteren sind hauptsächlich die Gouvernements-Adelscorporationen gemeint, die wahrscheinlich auch an einzelnen Orten ihr Verhältniß zu dem Pensionat des Gouvernements-Gymnasiums fortsetzen werden. Was die innere Organisation der Internate betrifft, so bringt das Statut wesentliche Reformen. Die Zahl der Pensionäre wird auf 80 fixirt und diese auf die Schüler der vier unteren Gymnasialklassen beschränkt. Die Versetzung in die fünfte Klasse soll den Austritt eines Zöglings aus der Pension zur Folge haben, eine Regel, wovon nur in ganz erheblichen Fällen abgewichen werden darf. Das Amt eines Aufsehers oder, wie es nun heißt, „Erziehers", soll nur solchen Personen übertragen werden, die alle Bedingungen erfüllen, die zur Anstellung als Gymnasiallehrer befähigen, und es wird darum freigestellt, die Lehrer selbst dazu zu verwenden, wofür sie dann eine angemessene Entschädigung erhalten. Auf je 20 Pensionäre kommt ein „Erzieher", der ihnen bei ihren Arbeiten hülfreiche Hand zu leisten, überhaupt sie bei Tage und bei Nacht zu überwachen hat. In dieser Weise sucht das Statut Mißständen, wie sie früher vorkamen, vorzubeugen, und man kann nicht behaupten, daß die gewählten Mittel an sich falsch seien. Hauptsächlich wird es darauf ankommen, tüchtige Kräfte für das Erzieheramt zu gewinnen. Und dasselbe gilt vom Lehreramte, zu dem wir uns jetzt wenden.

3. Mit guten Lehrern ist Rußland weniger gesegnet, als andere Länder, und das ist natürlich. Eine Generation giebt ihr Wissen und Können an die andere, und die zweite entwickelt es weiter. Wenn man nun bedenkt, wie viele Generationen gekommen und gegangen sind, um uns resp. unsern Lehrerstand im Wissen und Vermögen soweit zu bringen, wie wir sind, und wenn man damit vergleicht, durch wie wenige Generationen — es sind höchstens vier — dieser Prozeß erst in Rußland gegangen ist, dann wird man es begreiflich finden, daß die wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit russischer Lehrer im Ganzen noch auf schwachen Füßen steht. Darum nahm man hier auch

die Lehrer, wo und wie sie sich fanden. Nach der bis zur jetzigen Regierung geübten Praxis genügte es, daß derjenige, der sich um eine Lehrerstelle bewarb, den Nachweis führte, daß er die Universität überhaupt absolvirt, gleichviel bei welcher Fakultät, um für irgend eins der streng geschiedenen Unterrichtsfächer Verwendung und Anstellung zu finden. So kam es, daß auf den russischen Gymnasial-Kathedern Mancher saß, dem der innere Beruf dazu fehlte. Zwar war man in neuerer Zeit strenger in der Wahl, doch fehlte eine feste Norm. Diese nun giebt das neue Statut, indem es fordert, daß jeder Kandidat des Lehramtes durch Zeugnisse belegen müsse, daß er nach Beendigung seiner Universitätsstudien den sogenannten „pädagogischen Kursus" durchgemacht habe. Das letztere ist eine seit dem Jahre 1860 datirende Einrichtung an den Universitäten. Der „pädagogische Kursus" dauert zwei Jahre, ist für Studenten bestimmt, die ihr Triennium oder Quadriennium absolvirt haben und besteht in theoretischen und praktischen Uebungen, die sie unter Leitung von Professoren und Schulmännern zu bestehen haben. Die beiden Jahre werden ihnen beim Eintritt in das Lehramt als Dienstjahre mit berechnet, auch können sie während derselben ein für ihr Auskommen genügendes Stipendium erhalten. Das Ganze ist, wie man sieht, eine Nachahmung unserer pädagogischen Seminare für Kandidaten des höheren Schulamts. Wenn aber das neue Statut die stattgehabte Theilnahme an einem „pädagogischen Kursus" zur conditio sine qua non für eine Anstellung im Schulfach macht, so ist allerdings zu erwarten, daß der künftige Lehrerstand Rußlands reifer und durchgebildeter an seine Aufgabe herantreten werde. Und solchen Lehrern kann in der That auch mehr Freiheit der Bewegung vergönnt werden, als ihnen bisher zugestanden war. Bis jetzt waren nicht nur die Lehrbücher für jeden Unterrichtszweig von Oben her vorgeschrieben und die Lehrer verpflichtet, sich streng daran zu halten, sie hatten auch in Fragen der innern Verwaltung jeder Anstalt, z. B. bei Versetzungen, Censuren u. s. w., dem Direktor gegenüber fast keine Stimme. Das Alles wird nach dem neuen Statut anders werden. Die Bestimmung der Methoden und Lehrbücher wird, vorbehaltlich der Genehmigung der obersten Schulbehörde, den einzelnen Lehrerkollegien überlassen und diese werden überhaupt so gestellt, daß der Gymnasial-Direktor mehr als Gleicher unter Gleichen erscheint und an die Stelle der früheren monarchischen Leitung jeder Anstalt eine collegialische tritt. Das ganze Verhältniß ist so geordnet, daß unsere Lehrer alle Ursach haben, in diesem Punkt ihre russischen Kollegen zu beneiden. —

4. Das Gleiche läßt sich sagen von den neuen Gehaltsbestimmungen, die das Statut enthält. Ehemals hatten die Direktoren 800—1000 Rubel und freie Wohnung, die Oberlehrer 600—750 Rubel und die Unterlehrer 550 Rubel. Diese dürftigen Gehaltssätze entsprechen den geringen Ansprüchen, die so lange an die Bildung der russischen Lehrer gemacht wurden; mit der Erhöhung der letzteren ist billigerweise auch der Preis gestiegen, der dafür bezahlt wird. Von jetzt an werden russische Gymnasial-Direktoren bei freier Wohnung 2000 Rubel, die Lehrer 525 bis 1500 Rubel Gehalt beziehen. Die Abstufungen des Gehalts der letzteren richten sich nach der Zahl der Lehrstunden, die sie geben. Dabei wird bei 1—12 wöchentlichen Lehrstunden jede zu 75 Rubel für das Jahr berechnet, so daß z. B. der geringste Gehaltssatz von 525 Rubel sich eben durch die geringe Zahl von 7 wöchentlichen Lehrstunden erklärt, während 12 wöchentliche Lehrstunden schon einen Gehalt von 900 Rubeln abwerfen. Doch ist hier zu bemerken, daß eine Lehrstunde im russischen Gymnasium 1¼ Stunde Zeit währt, eine Einrichtung, die unter dem Kaiser Nikolaus getroffen wurde, nachdem früher auf jede Lektion sogar 1½ Stunde Zeit kam. Für jede wöchentliche Lehrstunde über 12 hinaus werden je 60 Rubel jährlich berechnet, also z. B. für 15 (= 18¾ Zeitstunden) 1080 Rubel und das wird künftig das Durchschnittsgehalt der russischen Gymnasial-Lehrer sein.

Vergleichen wir, um diese Bestimmungen richtig zu würdigen, die Gehaltsverhältnisse an den städtischen Gymnasien und Realschulen Berlins. Das Gehalt eines ordentlichen Lehrers schwankt hier je nach der Anciennetät zwischen 600—800 Thlr., das eines Oberlehrers zwischen 800—1500 Thlr. Der ordentliche Lehrer ist aber zu 22 Stunden, der Oberlehrer zu 20 Stunden in der Woche verpflichtet. Der Durchschnitt also im Gehalt sowohl wie in der Zahl der dafür zu leistenden Stunden fällt zu Gunsten Rußlands aus. Faktisch allerdings wird dadurch, daß das „anständige" Leben in Rußland noch kostspieliger ist, als selbst in dem theuren Berlin, das Plus in den Einnahmen der dortigen Lehrer wieder herabgesetzt, doch bleibt diesen immer der Vortheil einer — im Durchschnitt — minderen Stundenzahl. Nun gelten aber die oben mitgetheilten Gehaltssätze für das ganze russische Reich (mit Ausnahme der Gebiete, die das neue Statut überhaupt nicht berührt), sie gelten ohne Unterschied für die Provinzial- wie für die Residenz-Gymnasien, und da möchte denn doch mancher Lehrer an unsern Provinz-Gymnasien, was das gesetzlich garantirte Einkommen betrifft, hinter einem russischen Kollegen gleicher Art auch absolut zurückstehen. Am günstigsten fällt unbedingt der Vergleich aus, wenn man in Rußland selbst bleibt und die neuen Gehaltssätze mit den früheren zusammenstellt.

So erwächst denn auch der Regierung eine bedeutende Mehrausgabe. Bis jetzt wurden für die 80 Gymnasien und 4 Progymnasien, die jetzt zunächst von der Reform betroffen werden, im Ganzen 1,045,497 Rubel verausgabt, das Budget dieser Anstalten steigt nun auf 1,808,739 Rubel, also um 763,242 Rubel, d. h. um 73 %, beinahe um Dreiviertel des Ganzen. Im Durchschnitt beträgt der Etat jedes Gymnasiums nach dem neuen Statut etwas über 20,000 Rubel, wobei wohlverstanden die Ausgaben für das ev. dem Gymnasium angeschlossene Pensionat nicht mit veranschlagt sind. Daß der Staat in Rußland mit freigebiger Hand für die höheren Bildungsanstalten sorgt, kann nicht geläugnet werden, und ebenso sicher ist es, daß die mit solcher Liberalität gespendeten Summen nur ein wohlangelegtes Kapital sind. Es ist ferner unbestreitbar, daß ein wohlwollender, die Bildung des Volkes mit Ernst erstrebender Geist die hier geschilderten Schulreformen beseelt, aber welch' unendliche Aufgabe dem Volke und der Regierung Rußlands im Werke der Bildung noch vorliegt, dafür zum Schluß — ein drastischer Beleg. In Preußen kommt eine höhere Schulanstalt (Gymn., Progymn., Realschulen, höhere Bürgerschulen) ungefähr auf 71,000 Einwohner, in Rußland eine auf 630,000 Einwohner! Diese Zahl ist schlagend und beweist zugleich, wie sehr es in Rußland im eigenen Interesse der Regierung liegt, aufklärend zu wirken, denn Bildung giebt nicht nur Freiheit, auch — Macht.

F. Marthe.

Kleine literarische Revue.

— **Zur Erinnerung an den Buchhändler Hachette.***) Die vorliegende, mit dem Bildnisse des Verstorbenen ausgestattete Schrift ist eine dem eminenten Buchhändler, dem patriotischen Bürger und dem großherzigen Menschen dargebrachte Huldigung. Männer, die so fruchtbringend, wie Hachette, in die geistige Bewegung ihrer Zeit eingreifen und dabei zugleich von den Mitteln, die ihnen ihre Thätigkeit einträgt, einen für die Menschheit so wohlthätigen Gebrauch machen, sind eines literarischen Nachrufes mindestens ebenso werth, als sogenannte Staatsmänner, die in den Zeitungen viel von sich reden gemacht, oder Gelehrte, die allerdings im Interesse der Wissenschaft, aber mehr noch im Interesse ihrer Persönlichkeit und Selbstbewunderung gewirkt haben. Die Notice biographique in der vorliegenden Schrift ist von Herrn A. Lesieur verfaßt, der am Schlusse derselben sagt: „Es wird vielleicht von einigen mürrischen Leuten seltsam gefunden werden, daß wir der Lebensgeschichte eines einfachen Gewerbtreibenden, der weder Schlachten geliefert, noch Abgeordneter oder Senator, ja nicht einmal Staatsrath oder Minister gewesen, so vielen Raum gewidmet haben . . . Aber, was man auch sagen möge, es bietet sicher ein allgemeines Interesse dar, nachzuweisen, wie ein Mann mit Ausdauer, Energie und Redlichkeit sich von niederer Stellung zu einer sehr angesehenen emporzuarbeiten vermag, und daß selbst in unserer modernen Welt zuweilen dem wahren Verdienst und der Tugend die allgemeine Anerkennung zu Theil wird."

Angehängt sind der biographischen Notiz die verschiedenen Reden, die am Grabe Hachette's gehalten wurden, sowie die in französischen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Urtheile über den Verstorbenen. Wir bedauern in letzterer Beziehung, daß sich der französische Herausgeber nicht auch die Mühe gegeben, das zu lesen, was die Presse des Auslandes, namentlich die deutsche und die englische, über Herrn Hachette gesagt. Wir selbst haben es zur Zeit an aufrichtiger Anerkennung der Verdienste des berühmten Buchhändlers nicht fehlen lassen,**) und auch die Leipziger „Illustrirte Zeitung" hat durch die Nebeneinanderstellung der beiden Bildnisse und Lebensskizzen von Moritz Veit und Louis Hachette den Beweis geliefert, wie bereitwillig man in Deutschland die besten Männer des eigenen Landes neben die verdienstvollen des Auslandes stellt.

— **Germanistisches von Shakespeare.** Wenn, wie bekannt, Jacob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" hier und da Stellen aus Chaucer, sowie aus englischen und schottischen Romanzen als treffliche Belege für Ueberbleibsel der deutschen Mythologie entlehnt hat, so darf man sich mit Recht wundern, daß Shakespeare's Gedichte noch nie von dieser Seite betrachtet worden sind. Daß eine solche Durchforschung Shakespeare's wahrscheinlich nicht ohne Erfolg sein würde, zeigt Franz Ilwof aus Grätz an einem Beispiele, das er im neunten Jahrgange der „Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer (Seite 158)" mittheilt. In König Richard II. wird nämlich der von Rochholz (Alemannisches Kinderlied, Seite 51) für Deutschland vom funfzehnten Jahrhunderte ab nachgewiesene Brauch, die Ruthe von dem Kinde küssen zu lassen, erwähnt. Es ist dies der Fall in der Antwort der Königin auf des Königs Bitte, die Entsetzung ruhig zu ertragen und sich in ein Kloster zurückzuziehen (Akt 4, Sc. 2)*), wo es nach Schlegel's Uebersetzung heißt:

Wie? Ist mein Richard an Gestalt und Sinn
Verwandelt und geschwächt? Hat Bolingbroke
Dir den Verstand entsetzt? Ist dir in's Herz gedrungen?
Der Löwe streckt die Klaue sterbend aus,
Zerreißt noch, wenn sonst nichts, die Erd' aus Wuth,
Daß er besiegt ist: und du willst, wie Kinder
Die Strafe mild empfahn, die Ruthe küssen,
Und kriechen vor der Wuth mit schnöder Demuth,
Da du ein Löw' bist und der Thiere Fürst?

Im Urtext lautet die betreffende Stelle:

— — — —; and wilt thou, pupil-like
Take thy correction mildly? Kiss the rod,
And fawn on rage with base humility,
Which art a lion and a king of beasts?

Möchte diese Anregung einen gründlichen Kenner Shakespeare's veranlassen, sich im Interesse der deutschen Alterthumswissenschaft der keinesfalls leichten, aber jedenfalls dankbaren Arbeit zu unterziehen!

— **H. Heine's Tragödien in französischer Uebersetzung.** „Drames et Fantaisies" heißt einer der schönen, billigen Bände der „Bibliothèque contemporaine", die bei Michel Levy in Paris erscheint.**) In diesem Bande von 390 Seiten befinden sich, außer einer trefflichen Einleitung und Kritik der Tragödien, von St. René Taillandier die Dramen „Almansor" und „William Ratcliff", der Lieder-Cyklus „Die Heimkehr" und der, welchen Heine „Neuer Frühling" überschrieben hat (beide leider in Prosa übertragen), endlich das Novellen-Fragment „Der Rabbi von Bacharach" und eine kleine Abhandlung über die Romantik. Innere und äußere Ausstattung des Buches bezeugen, wie lieb Heine dem französischen Publikum geworden, das ihn wie einen seiner eigenen bevorzugten Schriftsteller behandelt.

— **Henry Thomas Buckle.** Von Buckle's „Geschichte der Civilisation in England", die in ihrer deutschen Uebersetzung von Arnold Ruge jetzt in der zweiten Auflage vollendet ist,***) erscheint nunmehr auch eine Ausgabe des englischen Originals bei Brockhaus in Leipzig. †) Bei dem Reichthum an Ideen, die dieses naturwissenschaftlich-historische Werk des früh verstorbenen Verfassers darbietet, wird dasselbe, trotz seiner vielen Mängel, stets eine werthvolle Vermehrung gediegener Büchersammlungen bilden.

— **Liebig's Chemische Briefe,** die im Auslande wie in Deutschland als epochemachende Erscheinung aufgenommen worden und die in der That eine neue Aera des rationellen Landbaues begründet haben, erscheinen jetzt in fünfter, wohlfeiler Ausgabe.††)

*) Notice sur la vie de M. L. Hachette. Paris, Imprimerie générale de Ch. Lahure. (XXIV. et 84 p. gr. 8vo.)

**) Vgl. Magazin 1864, Nr. 35.

*) In einigen Ausgaben: Akt 5 Sc. 1.

**) Pr. 3 Fr. Leipzig, Adolph Dürr.

***) Leipzig und Heidelberg, Winter.

†) History of Civilisation in England. By Henry Thomas Buckle. In five volumes. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

††) Chemische Briefe, von Justus v. Liebig. Fünfte wohlfeile Ausgabe. (Vier Lieferungen à 12 Sgr.) Leipzig und Heidelberg, Winter, 1865.

Wir zweifeln nicht, daß diese Gelegenheit, sich ein werthvolles Werk billig anzuschaffen, zahlreich benutzt werden wird.

— **Jura und Genfersee.** Unter dieser Gesammtfassung*) hat Robert Schweichel wieder zwei Schweizernovellen erscheinen lassen, die zum Mindesten in demselben Maße wie seine Erstlingswerke „In Gebirg und Thal" die Beachtung des gewählteren deutschen Lesepublikums verdienen. Den „Uhrmacher vom Lac de Joux" halten wir sogar für das Beste, was er uns bis jetzt geboten hat. Es ist dies, unumwunden gesagt, ein natürliches Meisterstück, welches entsprungen ist aus dem Genius des Dichters und der realen Wirklichkeit, aber beide so innig vermischt, daß man nicht herauszufühlen vermag, wo die Gränze von beiden ist. Die andere Novelle hingegen, „Die beiden Vincent", ist gemacht, obwohl gemacht, um das Edle, das Hohe in der Religion, Liebe, Politik und dem gesellschaftlichen Leben zur Geltung zu bringen. Die letztere, welche hauptsächlich in den Genfer Salons spielt, ist eine schöne Treibhauspflanze, die erstere hingegen eine duftige, wilde Waldesblume, eine reine Dorfgeschichte mit derben Bauern, richtig gezeichneten Handwerkern, Landdirnen, Jahrmärkten und lebensfrischen Naturbildern, nach denen man malen könnte. Die Salon-Novelle ist Robert Schweichel's Feld nicht, dies müssen wir ihm trocken vorhalten; die Dorfgeschichte hingegen, besonders die der französischen Schweiz, ist sein angeborenes Reich und wird ihm — wenn er sich nur ihre Kultivirung ausschließlich verstecken wollte! — einen so ehrenvollen Platz in unserer Literatur sichern, wie ihn Björnstjerne Björnson in der norwegischen einnimmt. Die „beiden Vincent" könnten ganz gut als „Weltblatt-Preis-Novelle" für 200,000 Abonnenten herhalten, wenn ihnen nur noch eine redaktionelle und leicht bestellbare Portion „Caviar für's Volk" sowie ein wenig Pathos beigesetzt würde, der „Uhrmacher vom Lac de Joux" hingegen eignet sich nur für Kreise, die wir die unsrigen zu nennen gewöhnt sind, und auf deren volle Befriedigung darf es einem Dichter wie Robert Schweichel allein ankommen; darum hoffen wir, daß die nächsten Früchte seiner Muse ausschließlich Dorfnovellen nach der Art der letzten sein werden. F. M.

*) Jura und Genfersee. Novellen von Robert Schweichel. Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlags-Buchhandlung, 1865.

Literarischer Sprechsaal.

In den jüngsten Verhandlungen des französischen gesetzgebenden Körpers über die Adresse ist viel von Deutschland die Rede gewesen. Ein offizieller Redner, der Vice-Präsident des französischen Staatsraths, Herr v. Parieu, hat bei Gelegenheit des Amendements über den Schulzwang Namens der Regierung, welche damit der klerikalen Partei ein Zugeständniß machen wollte, den Schulzwang bekämpft. Und wie that er das? Indem er die deutsche Volksbildung in unerhört gemeiner Weise darstellte. Die „N. freie Presse" drückt sich darüber in nachstehender Weise aus: „Der Würdenträger einer Regierung, welche die Polizeigewalt seit ihrem Bestande in der maßlosesten Weise ausgebildet hat, welche ohne Richterspruch jeden ihr mißliebigen Staatsbürger auf administrativem Wege deportiren oder verbannen kann, hat sich nicht gescheut, Deutschland das Polizeiland par excellence zu nennen. Und was wollte er damit beweisen? Daß eben in einem solchen Polizeilande Alles von staatswegen vorgeschrieben ist — folglich auch der Schulbesuch. Die Freiheit der Ignoranz haben die Deutschen allerdings nicht, und das Recht, nicht lesen und schreiben zu können, müssen sie der Nation überlassen, die an der Spitze der Civilisation einhermarschirt — das ist wahr. Dafür haben die Deutschen eine autonome Gemeinde, die der Franzose nicht kennt, und die durchschnittliche Volksbildung in Deutschland befähigt eben den Deutschen, sich anderwärts als in der Heimat sein Brot zu verdienen, eine Familie zu begründen und die deutsche Bildung fruchtbringend nach den entlegensten Winkeln der Erde zu verpflanzen. Hätten die Deutschen ein Algerien, sie würden es längst zu einem blühenden Gemeinwesen gemacht haben, während die Franzosen es mehr und mehr in eine Fortsetzung der Sahara gegen Norden verwandeln. Das ist eben der Unterschied im Genius beider Nationen. Jede von ihnen dient der Kultur in ihrer Weise; die eine hinter dem Pfluge, die andere hinter der Kanone, und es wäre eine Thorheit, der einen oder der anderen ihre Eigenart zum Vorwurf zu machen. Wenn aber Herr v. Parieu so weit ging, sogar die Sittlichkeit der Deutschen niedriger zu taxiren, als die der Franzosen, und zu behaupten, daß in Deutschland die Zahl der unehelichen Geburten größer als die der ehelichen, so hat er in seiner Gehässigkeit sich zum Organ einer Verleumdung gemacht, die durch jede statistische Tabelle widerlegt wird. In Deutschland ist der Abortus keine National-Gewohnheit geworden; das beweist die fortschreitende körperliche Entwickelung der germanischen Race, während man in Frankreich noch immer gezwungen ist, mit dem Militärmaß herunterzugehen und die Raçen-Entwickelung in einem bedauerlichen Niedergange begriffen ist. Es ist bezeichnend für den Geist, der die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers erfüllt, daß sie die gemeinen Witze des Herrn v. Parieu über Deutschland mit einem lauten Gewieher des Beifalls begrüßte."

Wie streng in England das Gesetz in Bezug auf das Eigenthums-Recht an Briefen ist, mag der nachstehende Fall beweisen: Lord Robert Montague ist im Besitz einer Sammlung ungedruckter Briefe des verstorbenen Herzogs von Wellington, die er kürzlich dem Druck übergeben und zu diesem Zweck an einen Verleger verkaufen wollte. Gegen diese Absicht ist jedoch der jetzige Herzog von Wellington gerichtlich eingeschritten, indem er sich, als Erben seines Vaters, allein das Recht vindizirte, Briefe desselben zu publiziren oder zu veräußern. Der Gerichtshof ist, merkwürdiger Weise auch in Bezug auf das Veräußerungs-Recht, dieser Ansicht des Klägers beigetreten, was den Reader zu einem bedenklichen Kopfschütteln veranlaßt, da, wie er meint, Lord Robert Montague, der, als unbestrittener Eigenthümer der gedachten Briefe, das Recht habe, diese zu schenken, wem er wolle, doch wohl auch das Recht besitze, sie zu verkaufen. Selbstverständlich ist aber, daß in England Niemand das Recht hat, Briefe eines Dritten zu publiziren, ohne die Erlaubniß des Korrespondenten oder seiner Rechtsnachfolger.

Die bei Steinhauser in Prag unter dem Titel „Gelegenheits-Bemerkungen des Labienus" erschienene Uebersetzung der Rogeard'schen Schrift kömmt, wie schon dieser Titel beweist, dem Originale, was Leichtigkeit des Styles und Präcision des Ausdrucks betrifft, viel näher, als die uns zu Gesicht gekommenen Berliner Uebertragungen der Propos de Labiénus.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 6. Mai 1865. [Nr. 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der moderne Nibelungen- und der Urkunden-Schatz des Rheinlandes 253. — Das Volksleben und die Aesthetik 254.

Frankreich. Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus. II. Bréal über das Sanskrit und die vergleichende Sprachwissenschaft 256.

England. Kardinal Wiseman's literarische Thätigkeit 258.

Rußland. Alexander Herzen über die russische Literatur 259.

Central-Asien. Vámbéry's Reisen in Central-Asien. I. Die Abenteuer des ungarischen Derwisch 261.

Island. Isländische Sagen. Die Jungfrau Maria und das Birkhuhn 264.

Kleine literarische Revue. In Dantem Sexcentenarium 264. — Die Briefe der Königin Marie Antoinette 265. — Zur Geschichte des großen Kurfürsten 265. — Rüstow's Kommentar zu Napoleon's Cäsar 265.

Literarischer Sprechsaal. Der Tod des Präsidenten Lincoln 266 — A. v. Humboldt's Briefe an Signora Gagiotti 266. — Mich. Neander's Sprichwörter 266. — Das alte Sizilien 266.

Literarische Anzeigen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1865.

Armadale (with an Illustration). — Nurses Wanted. — Algiers, 1865. — Wives and Daughters. An Every-day Story (with an Illustration). — Hearts of Oak. — The Devils of Morzine. — Mysogyny. — Shop. — Julius Cäsar. — A Reminiscence of Cardinal Wiseman. By a Protestant.

LONDON SOCIETY. An illustrated. Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (269)

April 1865.

The Ingenuous Wobbler. A Story with a Moral for Bachelors. — The Artist in the Law Courts. „In the Witness-Box." (with eight Illustrations). — Cox and Five. A Tale of the Oar and the Cricket-Field. — The American Marriage Market. — Love-Sickness. An Oirish Malady. — The Morality of Card-Playing. By „Cavendish". — Recollections of the First University Boat-Race (1829). By an old Oxonian. — The Coxswain's Song. — Muscular Society. Nro. I. Fencing and Gymnastics. — Burnt Cork. An acted Charade. — Politeness, Insular and Continental: After Dinnering. — Curiosities of Fashion: In the Matter of Love-Letters. — London Shadows. I. Bread made out of River Drift. — The Queens of Comedy. — The Lady in Muslin — Eastward Ho! or the Adventures of Dick Dewberry in Search of a Sinecure. — Captain Bob's Farewell to his Sword.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Soeben eingetroffen von London:

MICHAEL ANGELO Facsimiles of original Studies in the University Galleries Oxford. Etched by Joseph Fisher. Bound 21 shillings.

RAFFAELLE Facsimiles of original Studies in the University Galleries Oxford. Etched by Joseph Fisher. Bound 31 shillings 6 pence.

Direct und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

In Berlin durch **Amsler & Ruthardt**, Behrenstrasse. (268)

So eben ist erschienen:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865 von

Herrmann Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (270)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein.

14 Bogen gr. 8. mit 1 kolor. Karte. Geheftet. Preis 22½ Sgr.

Berlin, 20. April 1865.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (271)

Neuer Roman von George Sand!

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (272)

Bekenntnisse eines jungen Mädchens.

Roman von

George Sand.

3 Bände. Eleg. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

George Sand, die geistreichste Schriftstellerin der Gegenwart, liefert in diesem neuesten Produkt ihrer glänzenden Phantasie ein reizendes Bild echt weiblichen Seelenlebens in farbenreicher Fülle, welches in allen Leserkreisen warme Theilnahme erregen wird.

Wien. Hartleben's Verlags-Expedition.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Jahrbuch der Preußischen Gerichtsverfassung

mit den **Anciennetätslisten** der Justizbeamten, redigirt im Büreau des Justiz-Ministeriums.

Siebenter Jahrgang.

30 Bgn. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe enthält eine allgemeine Darstellung der Gerichtsverfassung, eine spezielle Uebersicht über die Einrichtung und Besetzung der einzelnen Gerichtsbehörden, die Anciennetätslisten der Justizbeamten und ein Ortschafts-Verzeichniß mit Angabe der höheren Unterrichts-Anstalten. Berlin, 10. April 1865.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (274)

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten die **zweite** Lieferung der **billigen** Lieferungs-Ausgabe der

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format,** mit **großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so billiger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Wien, (275)

Carl Gerold's Sohn,

Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Goßmann.)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 18. Die Liebe der Stuarts. — Die Pyrenäen und ihre Touristen und Krankenstationen. — Vergangenes und Vergessenes. — Correspondenz-Nachrichten. New-York. Aus Spanien. Aus der Schweiz. (276)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (277)

Nr. 17. Sir Charles Lyell's Handbuch der Geologie. — Die Teufel in Morzine. — Die Austrocknung des Kopaïs-Sees in Griechenland. — Der See Issyk-kul und der Fluß Koschkar. — Die Perlmuschelbänke von Tinnevelly in Vorderindien und die künstliche Züchtung der Perlenauster. — Travers über die Ureinwohner der Chatham-Insel (im Osten von Neu-Seeland). — Algier. — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 16. Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt. I. Von Prof. Dr. Wahlberg. — Otto Ludwig. Von Hieronymus Lorm. — Robert Zimmermann's Allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft. Besprochen von Dr. C. S. Barach. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Sitzungsberichte.

Nr. 17. Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule seit deren Umwandlung zu einer Staatsanstalt, von Prof. Dr. Wahlberg. I. (Schluß). — Memoiren und Briefe, III. Briefe an Ludwig Tieck. 3. u. 4. Bd. — Robert Zimmermann's Allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft. — Die Goldfäden der mittelalterlichen Brocatweber und Bildsticker, von Ernst Brücke. — Englische Provinzial Kunst-Ausstellungen und ihre Bedeutung für Oesterreich. — Kurze kritische Besprechungen. — Sitzungsberichte. (273)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyer's Reisebücher für 1865.

Redaction: Berlepsch,

denen Presse und Kritik einstimmig*) nachrühmen, dass sie allen Handbüchern für Reisende als Muster gelten können, unterscheiden sich in zwei Gattungen: Während die grösseren „Führer" in ihrem stärkern Umfang die erschöpfendste Führerkenntniss mit einem sorgfältigen Apparat von bildlichen und topographischen Hülfsmitteln bergen, beschränken sich die kleineren „Wegweiser" auf das Allgemein-Gesuchte und entsprechen somit am besten dem Reisebedürfniss der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen haben.

In diesem Jahr erscheinen theils in neuen Auflagen, theils kommen neu hinzu:

1) „Führer", gebunden in roth Leinen:

Schweiz, von *Berlepsch*. Illustrirte Ausgabe I., mit 17 Karten, 6 Städteplänen, 10 Gebirgspanoramen und 38 Illustrationen in Stahlstich. Dritte Auflage . . . 2⅓ Thlr.

Suisse, par *Berlepsch*, Guide illustré, avec 16 Cartes, 5 Plans, 10 Panoramas et 38 Illustrations gravés en acier. 2me Edition . . . 2⅓ „

Schweiz, von *Berlepsch*. Ausgabe II., mit 15 Karten und 6 Städteplänen. Dritte Auflage . . . 1⅔ „

Thüringen, von *Schwerdt* und *Ziegler*. Mit 6 Karten, 3 Städteplänen, 4 Gebirgspanoramen und 20 Illustrationen in Stahlstich. Revidirte und vermehrte Ausgabe . . . 2 „

2) „Wegweiser", roth cartonirt:

Schweiz, von *Berlepsch*. Mit 1 Uebersichts- und 2 Routen-Karten. Revidirte Ausgabe . . . ½ „

Thüringen, von *Anding* und *Radefeld*. Mit 1 Uebersichts- und 1 Routen-Karte. Dritte Auflage. . . . ½ „

Harz, von *Pröhle* und *Berlepsch*. Mit 1 Uebersichts- und 1 Routen-Karte. Zweite Auflage. . . . ½ „

*Einige Stimmen aus vielen, im Auszug.

[Berlinische Nachrichten.] Eine Konkurrenz Bädekers, die der deutschen Gründlichkeit und Geschmacksbildung zur Ehre gereicht. Das reisende Publikum kann sich Glück wünschen zu solchen Handbüchern.

[Berliner National-Zeitung.] Ein Buch, das Bädeker den Rang streitig zu machen bestimmt scheint und uns von allen Reisehandbüchern, die wir kennen, als das bei weitem vorzüglichste erscheint.

[Ausland.] Eine Arbeit, die wir nicht genug empfehlen können. Was die Genauigkeit seiner Angaben betrifft, so haben wir gesehen, dass dies neue Handbuch weit vorzüglicher und reichhaltiger ist als das Bädeker'sche.

[Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.] Das Buch verdient ohne Zweifel als Muster eines guten Reisehandbuchs hingestellt zu werden.

[Gartenlaube.] Vor allen anderen Reisehandbüchern ausgezeichnet, besonders durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Richtigkeit.

[Hackländer's Ueber Land und Meer.] Ein Musterbuch für die Reisehandbücher-Literatur, das künftighin nur nachgeahmt zu werden braucht, wie vor Jahrzehnten Murray.

[Mittelrheinische Zeitung.] Der unermüdlichen Thätigkeit des Verfassers gelang es, sein Werk mehr und mehr für jeden Schweizer-Touristen zu einem unentbehrlichen zu machen. Er bringt Alles in Allem und ist in jeder Beziehung einzig und allein für Reisen in der Schweiz ausreichend. Es ist das Buch der Bücher — der Alpenwelt.

Die Zeit scheint uns nahe, in der es als Wahlspruch gelten wird: „Ohne Berlepsch's Führer ist eine genussreiche Schweizerreise — unmöglich."

[Actionär.] Wenn es bisher noch keinem Schweizerführer gelungen ist, dem alten Bädeker Konkurrenz zu machen, so ist dieser Bann jetzt durch das obenangeführte Reisehandbuch von Berlepsch vollständiger gehoben als erwartet werden konnte. Man darf kühn behaupten, dass man sich keinen bessern Rathgeber und Gefährten beim Besuch des schönen Alpenlandes wünschen kann.

[Baseler Nachrichten.] Das Buch ist ein ganz vorzüglicher Begleiter auf jeder Schweizerreise und vereinigt Alles, was der Reisende sich nur wünschen kann. Wir empfehlen es mit bestem Gewissen Allen zur Prüfung und danken dem Verfasser für das mühevolle Werk.

[Tageblatt von Glarus.] Wir können darum nicht umhin, das reisende Publikum auf dieses, gewiss wieder von der Presse einstimmig begrüsste Buch aufmerksam zu machen, in der festen Ueberzeugung, dass es freudig empfangen und dauernd lieb und werth gewonnen werde, umsomehr, da es sich ja immer mehr und mehr herausstellt, dass Berlepsch schon in seiner ersten Auflage die Reisehandbücher des alten Bädeker, von anderen, wie z. B. den Griebenschen, gar nicht zu reden, überflügelte.

[Schlesische Zeitung.] Wir haben uns durch Vergleich mit Bädeker die Gewissheit verschafft, dass die vielen Anpreisungen des Berlepsch in der That ihre vollste Berechtigung haben; man muss ihm unstreitig das Prädikat eines Muster-Reisebuches zuerkennen.

[Kölnische Blätter.] Wir finden das in dem Buche gegebene Material viel reichhaltiger als in sämmtlichen übrigen Reisehandbüchern für die Gesammtschweiz. Es sei Allen hiermit aufs wärmste empfohlen.

[Didascalia.] Als Führer zum Wunderlande der Schönheit, der Schweiz, wüssten wir keinen besseren, als H. Berlepsch, welcher in seinem Reisehandbuch das Nützliche mit dem Schönen verbunden hat.

[Europa.] Zu dem Vorzüglichsten, was je in dem Fache der Reisehandbücher geleistet worden ist, gehört unstreitig das Neueste Reisehandbuch für die Schweiz von H. A. Berlepsch. Das Buch lässt an praktischem Werthe Nichts zu wünschen übrig und die Ausstattung übertrifft die aller bisher erschienenen Schweizerführer. (279)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient." (280)

Bernhardt's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

In dem unterzeichneten Verlage erschien so eben: (281)

Dramatische Werke

von

Gisela Arnim.

Dritter Band.

Das Steinbild der Cornelia.

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.

Das Werk ist Herman Grimm gewidmet.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (282)

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik,

nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere

von **F. A. G. Tholuck.**

gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (278)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direct erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der moderne Nibelungen- und der Urkunden-Schatz des Rheinlandes.

Seitdem Herr Dr. Engel die Leitung des statistischen Büreaus in Berlin übernommen hat, werden die Verwaltungs-Organe der preußischen Monarchie zu vermehrter Thätigkeit für statistische Zwecke herangezogen. So haben die Landräthe, von denen man bisher nur gelegentliche politische Publikationen ausgeben sah, sich zur statistischen Schriftstellerei bequemen müssen; seit dem Jahre 1862 ist angeordnet, daß dieselben in dem Jahre nach jeder Volkszählung eine statistische Beschreibung ihrer Kreise zu liefern haben. Diese Beschreibungen behandeln nicht allein die physische Beschaffenheit der Kreise, sondern erstrecken sich auch nach jeder Richtung der Verwaltung hin; sie geben Aufschluß über die Thätigkeit aller Behörden, wie über die Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse. Gewerbe, Steuern, Kirchen- und Schulwesen, Gemeindeleben, Justiz, Sittlichkeit, Literatur, Gesundheitspflege und Sterblichkeit, wie hundert andere Dinge finden darin gleichmäßige Berücksichtigung mit der physischen Gestaltung der Kreise. Dadurch entsteht ein Bild von der Eigenthümlichkeit der letzteren, welches in den Zahlen der statistischen Tabellen unmöglich dargeboten werden kann. Wie die Beschreibungen auf solche Weise wesentlich zur Ergänzung der betreffenden Zahlengruppen dienen, so machen sie auch den flachen Vorwurf vollends hinfällig, welchen man der statistischen Wissenschaft macht, den Vorwurf nämlich, daß sie nur nach Durchschnittszahlen rechne und befriedigt sei, wenn sie ausgerechnet habe, z. B., daß zwei Handwerksburschen, von denen der eine sich zwei Mahlzeiten erfochten, der andere aber sein Nachtlager hungrig bezogen hat, durchschnittlich je eine Mahlzeit genossen haben.

Indeß wird doch einleuchten, daß die Kreisbeschreibungen gerade für statistische Zwecke nicht von unmittelbarem Werthe sein können. Die Kreise sind zu klein, als daß sie von der Wissenschaft anders wie als Mosaiksteine zum Bau ihres Ganzen benutzt werden könnten.

Entschieden wichtiger in dieser Beziehung stellen sich schon die Beschreibungen dar, welche hin und wieder von einzelnen Regierungsbezirken der Monarchie aufgestellt worden sind. Hier gruppiren sich die Verhältnisse in der That so, daß sie innerhalb natürlicher Gränzen als etwas Abgeschlossenes, Ganzes, Besonderes auftreten und der Statistik als Grundlage absoluter Schlüsse dienen können.

Eine solche Bezirksbeschreibung ist die unten näher bezeichnete des Regierungsbezirks Düsseldorf.*) An Bevölkerung, Wohlstand und allen Adern der Kultur einer der reichsten des preußischen Staates, bietet dieser Bezirk für eine derartige Arbeit überreichen Stoff dar. Der vorliegende erste Band beschränkt sich wesentlich auf die Naturbeschaffenheit und die historische Entwickelung des Landestheiles. Das möchte bei einem Volumen von 553 enggedruckten Seiten eine verschwenderische Ausführlichkeit scheinen. Mit Recht ist jedoch, obwohl das ganze Werk mit besonderer Rücksicht auf die Industrie des Rheinlandes geschrieben ist, auch jenen beiden Beziehungen die erschöpfendste Gründlichkeit gewidmet. Birgt doch der Regierungsbezirk Düsseldorf eins der reichsten Kohlen-Becken der Erde, und bildet er doch für die germanische Geschichte eine Stufenleiter wichtiger Ereignisse von der Neuzeit an bis in jene Zeit, wo die Römer die ersten Schanzpfähle in die deutsche Erde rammten!

Bei der Naturbeschaffenheit nehmen die geognostischen Verhältnisse natürlich die erste Stelle ein. Ihnen ist eine umfassende Abhandlung gewidmet, welche für den Fachmann und den Industriellen von höchstem Interesse, für den Laien dagegen wegen ihrer vielen technischen Ausdrücke nicht überall verständlich sein dürfte. — In das Innere der kohlenreichen Gebirgsformationen eingeführt, bewundern wir hier die Oekonomie der Natur, welche einen so kostbaren Schatz „tief unter der Erde" für die Bedürfnisse der Nachwelt aufbewahrte. Gewiß, nicht ohne einen Anflug von Behaglichkeit wird man die Nachricht aufnehmen, daß das produktive Kohlengebirge allein im Reg.-Bez. Düsseldorf einen Flächenraum von mindestens 6¼ Quadratmeilen umfaßt und sich gegen Nord und West noch bis zu unbekannten Gränzen ausdehnt, daß die Gebirgsmächtigkeit dort 5750 Fuß beträgt und 58 bauwürdige Flötze mit 154,7 Fuß reiner Kohle enthält und daß deren Gesammtmasse auf zweihundertneunzehntausend Millionen Centner berechnet worden ist, genug, um die Steinkohlenförderung von Großbritannien im Jahre 1861 auf eine Reihe von 130—133 Jahren zu decken!

Die geschichtlichen Schicksale des Landes zu entwickeln, war hier ohne Zweifel eine höchst schwierige Aufgabe. Einerseits vertrug der statistische Zweck nur eine äußerst gedrängte und durchsichtige Darstellung; andererseits waren die mannigfaltigen Veränderungen, welche der Bezirk in staatlicher Beziehung in den nahezu 2000 Jahren seiner bekannten Geschichte erlitten, verführerisch genug, um in eine weitläufige Erörterung derselben einzutreten. Die Aufgabe ist glücklich gelöst.

Zunächst die Römerherrschaft. Ihrer wird mit Dankbarkeit gedacht, insofern sie es war, welche das Land frühe in einen blühenden Culturzustand brachte und den Keim zu seiner gegenwärtigen Bedeutung legte. Recht schlagend ist der Hinweis auf die Ausgrabungen römischer und germanischer Alterthümer: jene beweisen, eine wie hohe Verehrung die Kunst bei den Römern am Rheine genossen hat; diese, wie dürftig dagegen der Haushalt unserer urdeutschen Voreltern gewesen ist. Selbstverständlich sind die neuesten Forschungen über die Römerzeit hier nicht unbeachtet geblieben, welche, wie z. B. Fahne's Untersuchungen (Geschichte der Herren von Bochholz; Cöln, 1856—63), über den Umfang der römischen Herrschaft am Rheine ganz neue Anschauungen zur Geltung bringen und das Phantasiebild von der Rheingränze völlig zerstört haben.

Vom Jahre 432 ab folgt die fränkische Verfassung des Königreichs Ripuarien, jene Schöpferin der vielen kleinen Reichsunmittelbaren, deren Herrschaft durch Karl's des Großen Gauverfassung nur vorübergehend unterbrochen und nach einem zwar immer kurzathmigen, dennoch aber langlebigen Dasein erst im Jahre 1794 über den Haufen geworfen wurde. Zwischen die ältere und die von dem ebengenannten Jahre ab zu datirende neuere Geschichte ist eine spezielle Territorialgeschichte eingeschoben, welche auf etwa 50 Seiten die Schicksale der verschiedenen Bestandtheile des Bezirks, ihre älteren meist ständischen Verfassungen, ihre ehemaligen Finanz-, Bevölkerungs-, Größen- und Kultur-Verhältnisse, ihre Beziehungen zum Reiche u. s. w. anschaulich macht. Man bedenke, daß der Verfasser es mit etwa anderthalb Dutzend selbständiger Ländchen, mit vielfach ver-

*) Statistik des Regierungs-Bezirkes Düsseldorf von Dr. Otto von Mülmann, Kgl. Regierungsrathe. Iserlohn, J. Bädeker, 1864.

Digitized by Google

ästeten und verzwickten Stammbäumen wie mit manchen frommen Einfällen, weltlichen Launen und nachbarlichen Gevatterverträgen ihrer Herren zu thun hatte, und man ziehe den Hut vor einer solchen Arbeit. Wir haben uns gewissenhaft durch diese Geschichten hindurch gearbeitet, konnten uns aber dabei manches Fröstelns nicht erwehren und athmeten erleichtert auf, als wir den Hauch frischer kräftiger Luft nachfühlten, welcher mit der französischen Invasion in die Räume dieser verwesenden Spielschachtelländer einzog.

Ein besonderer Abschnitt ist in unserem Buche den Quellen der Landesgeschichte gewidmet. Einigermaßen stolz wird auf die Vorliebe hingewiesen, mit welcher die Altvorderen am Rheine die Beurkundungs-Thätigkeit pflegten. Denn wie die Natur in jener Gegend für das leibliche Wohl der Nachwelt einen kaum zu übersehenden Schatz in Kohlenlagern hinterlegte, so sammelten unsere Vorfahren in den Urkunden einen kaum weniger reichen geistigen Schatz. Jede Thatsache, welche auf Rechte, Besitz u. s. w. der hier in engster Benachbarung längere Zeit hindurch neben einander bestandenen Staaten von Einfluß war, wurde Gegenstand urkundlicher Aufzeichnung, und jedes Ländchen bewahrte die so gewonnenen Beweise für seine Geschichte, Rechte und Zustände mit großer Sorgsamkeit. Am meisten Befähigung, Sinn und Zeit für Herstellung und Ordnung der Geschichtsbeweise dieser Art fand sich in den Klöstern und geistlichen Stiftern, und die Urkunden, welche aus den Archiven derselben nach ihrer Aufhebung gewonnen wurden, sind daher von größter Wichtigkeit für die Ergänzung der lückenhaften politischen Archive. In dem Provinzial-Archive von Düsseldorf befinden sich, außer den Archivalien von 9 geistlichen und 6 weltlichen Herrschaften, sowie außer einer Menge wichtiger Geschlechts- und Personal-Archivalien die getrennt aufbewahrten Sammlungen von nicht weniger als 244 solcher aufgehobener Klöster und Stiftungen des Düsseldorfer Archivsprengels. Die reichste derselben ist die der Abtei Camp, welche überhaupt 1010 Urkunden, davon 903 aus der Zeit vor 1500 aufweist. Das Provinzial-Archiv von Düsseldorf ist durch die ausgezeichneten Leistungen des Geh. Archivrathes Dr. Lacomblet in einen musterhaften Zustand von Ordnung und Uebersicht gebracht. Dagegen wird in unserem Werke stark darüber geklagt, daß die rheinischen Städte-Archive, welche nach der alten und ereignißreichen Geschichte wenigstens einiger Städte einen bedeutenden Theil des Urkundenschatzes aus der Vorzeit enthalten können, noch großentheils der Ordnung harren. Dieser klägliche Zustand soll zumeist in der Schwierigkeit seinen Grund haben, die betreffenden Dokumente zu entziffern. Zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit wird den Städten vorgeschlagen, ihren schlesischen Schwestern zu folgen und ihre Archivalien dem Provinzial-Archive zur Repertorisirung einzusenden. Abgesehen aber von dem Mißtrauen, mit welchem die städtischen Behörden immer erfüllt sind, wenn sie ihre wichtigen Urkunden den möglichen Gefahren einer Reise preisgeben sollen, ist das auch ein sehr langer, weiter Weg zum Ziele. Soweit unser Urtheil reicht, fehlt es selbst in kleineren Städten niemals an Männern, die sich mit Geschick und Neigung in alte Urkunden zu vertiefen wissen; aber es fehlt in der Regel an dem rechten Sinn oder an geeigneten Fonds, um die erforderlichen Kosten auf den Stadthaushalts-Etat zu bringen. Hier — z. B. auf dem Wege der Prämiirung — hülfreich einzutreten, wäre, wenn nicht Pflicht, so doch eine angemessene Ausgabe der Provinzial-Verbände; dies wäre zugleich ein Mittel, um den nur allzuoft auftauchenden Vorwurf zum Schweigen zu bringen, daß gewisse Zweige der Wissenschaft in Preußen recht stiefmütterlich behandelt werden.

G. H.

Das Volksleben und die Aesthetik.

„Aesthetiker haben, in der einseitigen Verherrlichung des Geistes, Schönheit nur in der Kunst, dem Werke des Menschengeistes, gesehen, der Natur aber eigentliche Schönheit abgesprochen. Dieser Standpunkt ist überwunden."

Mit diesen Worten beginnt der Verfasser der „populären Aesthetik*)" den zweiten Abschnitt seines Buches, der von dem Schönen in der Natur handelt, und worin, nach dem Vorgange des Pfadfinders auf diesem Gebiete, des ehemals Tübinger, jetzt noch immer Züricher Professors Vischer, eine Welt von Dingen besprochen sind, von denen sich früher die Schulweisheit ästhetischer Horatio's nichts träumen ließ. Aesthetisch, das Wort hat, seitdem es Heine auf Theetisch reimte, einen etwas faden Beischmack für eine Menge Menschen, denen seichtes Kunstgeschwätz ebenso zuwider ist, wie dünner Milchthee. Aber die Aesthetik ist nicht die Geschmackslehre, auch nicht eine Philosophie der schönen Künste; es genügt auch nicht einmal, sie die Lehre vom Schönen zu nennen. Wie ihr Name schon besagt, umfaßt sie vielmehr das ganze Gebiet der sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen, und ist auch das Schöne das ideale Ziel dieser Thätigkeit des menschlichen Geistes, so kann doch dies Ziel nicht das Gebiet selbst bezeichnen. Es ist, sagt Dr. Lemcke sehr treffend, als ob man statt von einer Kriegeslehre von einer Siegeslehre sprechen wollte.

Es ist aber noch schlimmer; denn ein schlimmerer Irrthum liegt jenem Voranstellen des Schönen in der Aesthetik zu Grunde, der nämlich, daß man das Schöne für den Urquell aller ästhetischen Erscheinungen nimmt, aus welchen Alles abgeleitet werden müsse. „Dann ist das Schöne das Urprinzip und wird als höchste Idee oder als ein Göttliches hingestellt. Was ihm nicht entspricht, sei es, daß es häßlich oder auch nur nicht völlig schön erscheint, muß als ein Abfall — ein ästhetischer Sündenfall — betrachtet werden. Die Welt ist dann eine ziemlich mißrathene Welt, indem kaum ein Ding in der Natur seiner Idee völlig entspricht." Für eine Aesthetik dagegen, die von der Psychologie und der Erfahrung ausgeht, ist das Schöne nicht der Ausgangspunkt, sondern das Ziel, es ist nur eine Art der Erscheinungen, welche sie in ihrer Gesammtheit zu umfassen hat.

Das Schöne in der Natur — wie viele Jahrhunderte sind daran vorüber gegangen, geblendeten Auges, mit taubem Ohr? Wie viele „Häupter mit Turban und schwarzem Barett, arme schwitzende Menschenhäupter" hat es gegeben, denen die Welt, die Natur das Ungöttliche war, das Reich des Satans, oder doch nur ein Abfall von der Idee, eine Höhle, wie Platon sie nannte, in der man nur den Schatten der wahren Dinge, nämlich der Ideen, nicht aber die wahren Dinge selbst gewahrt? Wir, die wir Schönes in der Natur kennen, wir sehen in ihm nicht blos den Menschengeist, der Etwas in die Natur hineinschaut, sondern „wir betrachten ein Wirkliches, an dem wir selbst ein Theil sind. Wir lernen dabei uns selber kennen, indem wir in der Welt außer uns dasjenige objectiv untersuchen können, was, im Menschen zusammengefaßt, ihn bildet."

*) Populäre Aesthetik von Dr. Carl Lemcke, Docent an der Universität zu Heidelberg. Leipzig, E. A. Seemann, 1865. (Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen.)

Das ist der Standpunkt, von dem aus der Verfasser der populären Aesthetik, nachdem er das Wesen und die Grundbegriffe seiner Wissenschaft in energischen, kraftvollen, kurzen Erläuterungen entwickelt hat, zur Betrachtung des Schönen in der Natur verschreitet. Der Methode getreu, durch welche sich seit Aristoteles, Bacon und Leibnitz die philosophische Betrachtung als fruchtbringend erwiesen hat, steigt er auch hier von den Erscheinungen auf zu den Ideen, von niedern Begriffen zur Spitze. Die unorganische Natur, die Elemente, Winde und Wellen, das Erdreich in all den unendlichen Wirkungen, die sie auf die sinnliche Wahrnehmung ausüben, überschauen wir schnellen Blickes, um dann durch die Vegetation aufzusteigen zum Thierreich, wo wir uns wieder durch das Gewürm der Schalthiere und der Insekten, durch die „Ungeheuer der traurigen Oede" des Meers, durch „Salamander und Molche und Drachen" durchzuarbeiten haben zu den erfreulicheren Reichen der Vögel und der Säugethiere bis zu dem schönsten Geschöpf der irdischen Schöpfung, dem Menschen. Ihn betrachten wir nun in den Verschiedenheiten der Geschlechter und Racen, in den Wirkungen, welche die Thätigkeit auf seine Erscheinung ausübt. Wir sehen ihn, wie er, nach dem herrlichen Gesange des Sophokles, er der Gewaltigste unter dem vielen Gewaltigen, was lebt, die Natur sich dienstbar macht, das Thierreich beherrscht, wie

> Die Rede, den luftigen Flug des Denkens ersann er, erfand Staatlenkende Sitte.

So gelangen wir zum Volke, zum Staat. Und wie nun der Staat, der dem Menschen die freieste Entwicklung zu Theil werden läßt, auch in ästhetischer Beziehung die begabtesten und tüchtigsten Menschen aufweist, wie zur ästhetischen Entwicklung eines Volkes **Freiheit** gehört: das erkennen wir an den Völkersystemen, an den Staatsgemeinden des Alterthums, wie an den Völkern der Neuzeit. Mit kräftigen Zügen werden hier die ungeheuren Einflüsse der staatlichen und nationalen Existenz auf das sinnliche Dasein des Menschen gezeichnet, dargethan, wie Geistesdruck und Bevormundung durch Willkürherrschaft oder durch das schlimmere Bleigewicht systematischer Despotie dem Menschen auch in seiner äußern Erscheinung den Stempel der Verkümmerung oder der Zerrüttung aufprägt. Hingewiesen wird auf die Nothwendigkeit einer ästhetischen Erziehung, nämlich einer harmonischen Ausbildung des körperlichen und des geistigen Menschen, durch Spiele der Jugend, durch Uebungen der Manneskraft, durch wirkliche Volksfeste; gefordert wird die Fürsorge der Gemeinde, des Staats für die Belebung jugendlicher Gewandtheit. Sie müßte ausdrücklich, sagt unser Verfasser mit Recht, der Jugend, den Knaben Plätze anweisen für lebhafte, viel Raum erfordernde Spiele, statt daß diese überall wegen ihres frohen Geschreies, wegen der Bälle, die Fenster entzwei schlagen könnten, verjagt werden. Er fordert für den Krieger, neben dem strengen Zwang, dem unerbittlichen Regiment, dessen Nothwendigkeit unbestreitbar ist, auch Spielraum für die Freiheit. „Man folge dem Beispiel Englands und Frankreichs: man ziehe die Soldaten in der gesunden Jahreszeit aus den dumpfen Kasernen und dumpferen Bierstuben und lasse sie ein Lagerleben führen. Man setze — außerdienstlich — Preise aus für den besten Springer, Läufer, Stockfechter, Steinwerfer, Mauern- und Bäumekletterer, Schwimmer, Ringer; man gebe Gelegenheit, auch außer Dienst sich im Schießen und im Fechten zu üben."

Ein offenes Wort wird an die studirende Jugend gerichtet. „Der deutsche Student könnte in seiner Freiheit, bei seinen Mitteln, bei allen andern Hülfsmitteln die der Staat gewährt, einen idealischen Stand bilden. Er krankt jedoch am übermäßigen Kneipenleben und an den Paukereien, deren einseitiges Für und Wider Alles zu beherrschen pflegt. Die Waffenübung an und für sich ist durchaus zu loben, aber diese Waffenübung ist durch thörigte Bestimmungen entartet . . . Unsere Studentenschaft könnte zu ihren Vorzügen leicht die anderer Nationen hinzufügen. Das Turnen ist ihnen geboten. Aber warum Studenten und Akademiker sich nicht ebensogut im Ballschlagen, Rudern u. s. w. üben könnten, wie englische Studenten; warum die Verbindungen sich nicht, wo Gelegenheit dazu vorhanden, ein oder zwei Ruderboote anschaffen und wie Cambridge und Oxford im Wettrudern herausfordern könnten, warum denn Alles — Kraft und Geld — auf Pauken und Kneipen verwandt werden soll, ist nicht einzusehen. Statt dessen herrscht leider häufig genug als guter Ton der schlechte Ton, ein lässiges, ja körperlich träges Leben zu führen und Anstrengungen, die nicht dem Fechtboden angehören und hier dem sonderbaren Schlagcomment allein, soviel wie möglich zu vermeiden. So wenig Deutschthümelei, so wenig sollte Dandythum unsere Universitäten beherrschen. Die Reichsten könnten mit dem besten Beispiele vorangehen. Nirgend anders sind so die Bedingungen gegeben, nach schöner harmonischer Ausbildung des Geistes und des Körpers zu streben, die gleich weit von Einseitigkeit wie von Zerfahrenheit, von Zwang wie von Willkür, von Kopfhängerei wie von Lüderlichkeit, von Aengstlichkeit wie von Renommisterei entfernt ist."

Schade, daß man diese Worte, einen goldnen Spiegel für deutsche Studenten, nicht an das schwarze Brett jeder Alma Mater in Deutschland anheften kann!

So stehen wir vor den Nationen unserer Zeit. Ihre Physiognomien werden mit sicherer Hand gezeichnet, mit jener Unpateilichkeit, die es begreift — und wir Deutsche haben es seit lange begriffen, daß eine Nation die andere wohl mißhandeln, aber nicht richten kann — aber auch mit energischer Beziehung auf das eigene deutsche Vaterland. „Der Franzose, der ein halber Grieche ist, aber auch nur ein halber, denn seine Unstetigkeit läßt ihn nicht bis an das Ziel gelangen, wohin der Hellene vordrang, bis zum Wahrhaft-Schönen, mit seinem scharfen, gewandten, klaren Verstand, seinem tollkühnen Muth, seinem Hange zum Arrangiren und zum Uniformiren, seinem schlimmsten Hange endlich, dem zur Uebertreibung. Freiheit wird ihm Willkür, Ordnung Zwang, Laune Caprice, Lieblichkeit Süßlichkeit, Anmuth Ziererei, Erhabenheit Gewaltsamkeit, Stärke des Gefühls hohles Pathos . . . Keine Nation kann etwas Besseres thun, als der französischen auf halbem Wege zu folgen, dann aber dieselbe ziehen zu lassen." Der Spanier, stolz, pathetisch, zäh, ein Fußgänger ohne Gleichen und unübertroffen in der Mäßigkeit; der Italiäner, stilvoll in allem seinen Thun; Beide aus beispielloser Erniedrigung emporstrebend zur Erneuerung ihres niedergedrückten Volks- und Nationallebens. Der Pole, ästhetisch bedeutsam als Persönlichkeit, lebendig, phantastisch, leichtsinnig; der Russe, der in der Masse wiegt, unmäßig; Beide in jeder Beziehung den daraus entspringenden Fehlern unterworfen. Dann der Engländer, der das Genie unserer Zeit, den gesunden Menschenverstand, besitzt, mit den glänzenden Lichtseiten seines soliden, sicheren, energischen Charakters, dem die Schattenseiten nicht fehlen, der aber als Volk und als Einzelner sich selbst hilft und Gesetzen zu gehorchen weiß.

Endlich unser deutsches Volk, gemüthstiefer als irgend ein anderes, für alle Künste begabt, besonnen-muthig, körperlich wie geistig auf das glücklichste angelegt für das Schöne, wie

für das Gute und Wahre. „Aber weder Kunstbegabung, noch Wissenschaftlichkeit, weder der Nützlichkeitssinn, der hauptsächlich im Niederdeutschen wurzelt, noch die größere phantastische Beweglichkeit des Süddeutschen — nichts hat den Deutschen vor dem tiefen Volksverfall geschützt, an welchem er noch zu laboriren hat und aus welchem er sich mühselig herausarbeiten muß. Seine Vorliebe für Absonderung, die in übergroßer Selbständigkeit ursprünglich ihren Grund hatte, und niemals durch ein andauerndes allgemeines Regiment gebändigt wurde, ist ihm verderblich ausgeschlagen. Nun ist die deutsche Kraft zersplittert und hat sich bisher in kindischer Verblendung selbst geschadet.... Vor Allem gilt es, die Bevormundung abzuschütteln, die Hemmungen zu durchbrechen, die sich der Entfaltung seiner Kraft in den Weg stellen, und Wohlstand, und mit diesem auch stolzes Selbstgefühl zu gewinnen, als Erstes aber, was nicht gesagt zu werden brauchte, politisch sich zu kräftigen. . . . Es ist eine Thorheit, zu befürchten, daß eine Concentrirung schaden würde. Der Deutsche hat so viel Eigenleben, daß verständige Centralisation ihm nur dienlich ist. Lächerlich ist das Gerede unserer freundlichen Nachbaren und vieler Weisen im Lande, daß die Deutschen sich der Politik enthalten und getrennt bleiben müßten, um sich ganz der Wissenschaft und den Künsten zu widmen. Den Künsten! Als ob nicht ein gesundes, politisches Leben, ein kräftiges Volkstreiben vorhergehen müßte, damit das wahrhaft Schöne sich auf dem Nützlichen entfalten könne; als ob ein politisches Kastratenthum zum wahren künstlerischen Aufschwung verhülfe! Der Wissenschaft! Hat man je gehört, daß ein kräftiges, stolzes Volk schlechtere Gelehrte und geringere Erfolge in der Wissenschaft erzielt hat, als ein schwaches, krummrückiges, stubenhockendes? Es ist Narrethei oder Schlimmeres, dem deutschen Volk ein gesundes, politisches Leben als schädlich vorzustellen; es ist verkehrt, wenn Deutsche sich mit ihrem sentimentalen Idealismus begnügen und vergessen, daß ihre Vorfahren auch im gesunden Realismus groß gewesen sind."

Der Verfasser schildert an verschiedenen Stellen seines frischen und kernigen Buches, wie die Deutschen, so lebendig, so gewaltig und so gefürchtet noch im Reformations-Jahrhundert, durch das Elend unseres großen Krieges verklammt, verphilistert und erniedrigt wurden. Er gedenkt aber auch der Stürme, die unser Volk aus seiner Stagnation aufgerüttelt haben und denen sich das Volk trotz alles Druckes gewachsen gezeigt hat. Seit der Zeit, wo das Volk sich erhob und Wehr und Waffen ergriff, datirt ein Umschwung im Leben des Deutschen, auch in seinem ästhetischen. Die Wehrhaftigkeit wirkte zurück auch auf andere Gebiete; sie hat den Deutschen überall wieder freudiger auf den ihm angeborenen kriegerischen Sinn zurückgeführt. Der Anstoß, den die großen Jahre gegeben, wirkte weiter, auch als nicht Alles erreicht ward, was in den Freiheitskriegen für das Volksleben erhofft wurde.

„Das Volk hatte sich selbst weiter zu bringen. Und es hat dies stetig gethan, wie viele Rückläufe auch dabei vorgekommen sind. Im ästhetischen Leben waren die Mittel Volksfeste und Turnen. In Gesellschaften begann es sich selbst zu leiten und sich auch in der Masse als Einheit zu fühlen. In großen Zusammenkünften der verschiedenen Fachmänner, in Sänger-, Turn-, jetzt auch in großen Schützenfesten, sodann natürlich in den politischen Bewegungen bekam es Gefühl für freie Ordnung, Achtung vor sich selbst. Das freie Wort begann neben dem gedruckten Geltung zu gewinnen, und wenn es auch sehr viel in Phrasen sich ergoß, so fand sich doch auch bald eine tüchtige Beredsamkeit, die mehr und mehr eine leere Deklamation schlägt und durch Volksvertretung und Schwurgerichte stets fortgebildet wird."

Aber — „noch immer besitzt der Deutsche nicht genug Selbstgefühl, Freude und Stolz, wie bei gedrückten politischen Verhältnissen auch nicht anders denkbar ist. Die Schmähungen, welche Feinde, namentlich Engländer, über Deutschland ergossen haben, sind eine gute, bittere Medizin für die Deutschen, sich auf sich selbst zu besinnen."

„Noch einmal — mit diesen Worten, die der Verfasser an den Schluß des Buches vom Schönen in der Natur setzt, schließen auch wir, sein treffliches Buch jedem Freunde des Schönen ernstlich empfehlend — der Deutsche bietet in seinen Anlagen die glücklichste Mischung dar, wie für das Schöne, so auch für das Gute und Wahre. Möge es ihm gelingen, seine Fehler, die die Geschichte lehrt, zu überwinden! So schwer dieser Kampf mit sich selbst und mit allen äußeren Feinden sein mag — das Volk wird hoffentlich nicht verzagen und sich den Standpunkt erringen, der ihm in jeder Hinsicht unter den anderen Nationen und vor sich selber gebührt." F.

Frankreich.

Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus.

II.

Bréal über das Sanskrit und die vergleichende Sprachwissenschaft.

Das Sanskrit, sagt Herr Bréal, ist die unumgängliche Grundlage der vergleichenden Grammatik, doch hat man seine Rolle oft mißverstanden oder falsch aufgefaßt; es kommt daher vor Allem darauf an, die vergleichende Methode festzustellen; zu ihrer Prüfung genügt vor der Hand das Sanskrit, das Griechische und Lateinische. Was zuerst den Stiftern der Asiatischen Gesellschaft in Calcutta auffiel, war natürlich die Aehnlichkeit des Wortschatzes, um so mehr als es die einfachsten Ideen und Verhältnisse waren, welche dieselbe Benennung trugen — Verwandtschaft, die Glieder des Leibes, die Hausthiere, die Zahlen — lauter Begriffe, welche in jeder Sprache zuerst bezeichnet worden sind, und deren Bezeichnung keiner fremden entlehnt wurde. Ebenso ähnlich war der grammatikalische Organismus, das Verfahren der Ableitung und Zusammensetzung; die drei Sprachen hatten dieselben Suffixe für den Comparativ und Superlativ, dieselben Endungen für Tempus, Modus und Casus. Da nun die Beugungen im Sanskrit voller und regelmäßiger und die Worte unverletzter schienen, so nahm man an, es sei die Wurzelsprache des Griechischen und Lateinischen; bald aber fand man Lücken, die von den beiden letzten Sprachen ausgefüllt wurden, Spuren größerer Treue bei diesen, Formen, die alterthümlicher waren und dem Sanskrit fehlten. Man schloß nun auf eine Ursprache, von der die drei verglichenen zusammen abstammten. Bisher hatte man bei dem Vergleich des Griechischen und Lateinischen im Dunkeln getappt. Von septem und ἑπτά, von τέσσαρες und quatuor, von sum und εἰμί, welches ist die ursprüngliche Form? Sind die Endungen bam und bo (amabam, amabo), die im Griechischen fehlen, alt oder neu? Ist das lateinische Supinum eine uralte Form, die dem Griechischen verloren gegangen ist, oder eine neue. in Italien geschaffen? Ist innerhalb des Griechischen selbst ἵπποιο eine Verlängerung oder ist ἵππου eine Zusammenziehung? Auf solche Fragen hatte die alte

Grammatik keine Antwort; die beiden klassischen Sprachen waren ungenügend, die Lösung zu geben. Mit dem Sanskrit dagegen war der Vergleichungspunkt gefunden; da es sich offenbar lange vorher von dem Ursprachstamme losgelöst hatte, bevor sich das Lateinische von dem Griechischen unterschied, bevor namentlich das Letztere in Dialekte zerfallen war, so war das Sanskrit für die Echtheit einer Form oder das Alter eines Gesetzes entscheiden maßgebend. Verglich man zu obigen Formen aus dem Sanskrit saptan, den Plural catvâras, und die erste Person asmi, d. h. ich bin, so sah man sofort, welche Aenderungen die stärksten und wie sie geschehen waren. Beobachtete man, daß die lateinischen Supina statum, datum, notum den Sanskrit-Infinitiven sthâtum, dâtum, jnâtum entsprechen, so begriff man nicht nur das Alter jener Form, sondern auch ihren ursprünglichen Werth; es ist ein Infinitiv oder, richtiger, ein Verbalnomen, das sich durch seine Bildung Substantiven wie interitus, raptus, cursus nähert. Die Conjugationsendungen bam und bo aber ergaben sich als eine moderne Schöpfung; sie kommen von einem Hilfszeitworte her, das wir im Englischen to be und im Deutschen bin, bist wiederfinden. Betreffs der griechischen Dialekte, so traf man in jedem alte Formen neben mehr oder minder getrübten. Der Genitiv ἵπποιο war schon für ἵπποσιο und entsprach dem Sanskrit-Genitiv auf asya; durch den Ausfall näherten sich die beiden ο und zogen sich in den Diphthong ου zusammen.

Einen indirekten Beweis für die großen Dienste, welche das Sanskrit der Sprachwissenschaft geleistet hat, liefert die Gegenprobe, d. h. der Blick auf die Versuche der rein klassischen Philologie, jene Lücken zu füllen. Gottfried Hermann, dieser ebenso gründliche als scharfsinnige Gelehrte, hatte es unternommen; die vergleichende Methode war ihm noch unbekannt, er analysirte daher die Dialekte, durchforschte mit strenger Kritik die alten Grammatiker und suchte so die griechische Grammatik zu reformiren. Und zu welchem Resultate kam er? Er nahm z. B. den Ablativ für eine ziemlich moderne, den Griechen stets unbekannt gebliebene Schöpfung, welche die Lateiner erst später ausgedacht hätten, um Zweideutigkeiten zu vermeiden und ihren Dativ von den zu zahlreichen Diensten zu befreien, mit denen er beladen war. Ja, er ging noch weiter; gestützt auf die Psychologie wollte er beweisen, daß sich alle Declination auf diese sechs Casus beschränken müsse, daß keine Sprache eine vollständigere Declination haben könne.

Zu derselben Zeit kamen die ersten Grammatiken des Sanskrit nach Europa und zeigten eine Sprache, deren Declination acht Casus hatte. Später ergab sich noch, daß der lateinische Ablativ mit dem des Sanskrit identisch ist, und daß die griechischen Adverbia auf ως, wie οὕτως, πρώτως, καλῶς nichts anders als alte Ablative sind, die durch ihre Form den alterthümlichen lateinischen Ablativen ead, suprad ähnlich sind.

Alle Beobachtungen gewannen durch das Sanskrit an Präcision, das Auge des Forschers gewann an Schärfe; Sylben, die in den griechischen oder lateinischen Wörtern kaum eine Spur zurückgelassen hatten, erschienen hier in aller Frische und Vollständigkeit; dort glichen sie vergriffenen Münzen, deren Bild und Legende unleserlich geworden war, hier war Alles klar und lesbar. Das Sanskrit leistete denselben Dienst, den das Lateinische dem Französischen leistete. Um z. B. die Bildung des französischen Futurums je porterai, je servirai zu kennen, verglich man die romanischen Sprachen und das Mittellatein, wonach je porterai aus ego portare habeo, je servirai aus ego servire habeo zusammengewachsen ist. In manchen neulateinischen Sprachen ist die Verschmelzung des Infinitivs mit dem Hilfszeitwort noch nicht geschehen; so sagt das Spanische hacer lo he, d. h. facere illud habeo anstatt je le ferai, und das Provenzalische dir vos ai statt je vous dirai. So sagt St. Augustin in einer seiner Volkspredigten vom Reiche Gottes: petant aut non petant, venire habet, d. h. sie mögen es verlangen oder nicht, es wird kommen. Auf gleiche Weise erklärt uns das Sanskrit die griechischen Futura καλέσω, φιλήσω, λύσω, μενῶ. Der Consonant σ, der hier das Futurum bezeichnet, ist die Wurzel as vom Hilfszeitwort asmi sein (noch erhalten in esse, est, ἐστί, ἔσομαι), welches die Griechen, wie die Franzosen habere, zur Bildung des Futurums gebraucht haben (λύσω statt λυέσω, μενῶ für μενέω aus μενέσω zusammengezogen).

Aehnlich verhält es sich mit verwaisten, aus der Art geschlagenen Wörtern, deren Familie Niemand kennt. So ist das Femininum Singularis viande Fleisch, eigentlich ein Neutrum Pluralis, das Participium vivenda von vivere und bedeutete auch bis in's 17te Jahrhundert Lebensmittel überhaupt (La viande estoit un peu de poirée; on ne pouvoit pas assez trouver viandes aux hommes et aux chevaux). Hier erklärt sich das Französische aus dem Lateinischen, wie das Lateinische seinerseits sich aus dem Sanskrit erklärt. Das Substantivum femina ist ein Participium, analog den griechischen auf μενος, μενη, μενον gebildet und kommt von der Wurzel fe (soviel als säugen), von der noch fetus, fecundus, felix u. s. w. stammen; femina bedeutet also die Säugende. Diese Wurzel, die im Lateinischen nur in Ableitungen erhalten ist, wird im Sanskrit als Zeitwort gebraucht.

Die vergleichende Methode macht die Grammatik einfacher und logischer. Früher sagte man dem Schüler: auf die Frage wo? steht im Lateinischen der Ablativ, z. B. natus est Parisiis, in manchen Fällen aber der Genitiv, z. B. natus est Lutetiae, im Griechischen aber auf diese Frage der Dativ. Widerspruch und Verwirrung! Die vergleichende Grammatik sagt uns, daß beide klassischen Sprachen einen Ortscasus, den Locativ, gehabt haben, dessen Zeichen die Endung i war. Dieser Casus existirte für die Städtenamen der ersten und zweiten lateinischen Declination, wir finden ihn im Griechischen (Σαλαμῖνι) und in vereinzelten lateinischen Formen, wie domi, ruri.

Aber nicht nur der grammatische Bau der lateinischen und griechischen Sprache findet nun seine volle Erklärung, auch der literarische Charakter wird deutlicher erkannt. Wir haben zu aller Zeit diese beiden Hauptkunstwerke der klassischen Völker bewundert, aber unsere Bewunderung wird nun erst bestimmter und gerechter, seit wir wissen, was beide Sprachen Anfangs waren, was ihr Genius Neues geschaffen hat. Unsere Ursprache, soweit wir sie noch aus ihrem ältesten Denkmale, den Veda's, beurtheilen können, war nicht nur harmonisch und schlank an Bildung, sondern auch reich an Wörtern, es fehlte ihr nur an Schärfe und Einzelbestimmung, an Ausdruck des Gesichtes; die Bedeutung vieler Wörter verschwimmt in einander oder zergeht wie Nebel, die Synonymen sind zu zahlreich. Das verständige Griechische bringt Ordnung in den Reichthum; haushälterisch genug, um nichts verloren gehen zu lassen, weist es jedem Einzelnen seinen besonderen Sinn und Platz an. Für den Menschen der Veda's war Stimme und Licht gleich ausdrucksvoll, daher dieselbe Wurzel bhâ für sprechen und für glänzen. Das Griechische scheidet die beiden Erscheinungen von Laut und Licht und trifft unter den Ableitungen von bhâ eine Auswahl; für den Laut bewahrt es die Formen φημί ich sage, φάσκω ich spreche, φωνή Ton, φθόγγος Stimme; für die Bezeichnung von Licht wählt es φάος Licht, φαέθω glänzen, φαίνω scheinen,

φέγγος Glanz. Der Grieche wollte Klarheit; ohne neue Schöpfungen bereichert er dadurch seine Sprache.

Eine gleiche verständige Sichtung übte er betreffs der Beugungen und Suffixa, die in der Sprache der Veda's gar zu üppig wucherten und sich wie Synonyme ersetzen konnten; überflüssigen Auswuchs schneidet er ab; was doppelte Anwendung fand, dem wurde ein bestimmter Gebrauch angewiesen. So bestanden schon in der Sprache der Veda's die vier griechischen Tempora, Imperfectum, Aorist, Perfectum und Plusquamperfectum, wurden aber alle ohne Unterschied, eines statt des anderen, gebraucht; das arische Urvolk schuf in Einem fort, der Grieche bearbeitete die Materialien, aus bloßen etymologisch völlig gleichbedeutenden Wortformen schuf er Zeitformen.

Die griechische Syntax zeigt denselben Fortschritt. Die Sprache der Veda's, energisch, bilderreich, geeignet zu Inversionen, ist die Sprache der Lyrik, aber die Ordnung und Unterordnung von Ideen und Urtheilen ist noch ganz elementarisch, die Sätze folgen einander, verketten und durchdringen sich nicht. Das Griechische ist von der Dialektik geschult worden; es besitzt zwei Vorzüge vereint (die heute an das Deutsche und das Französische in gewissem Grade vertheilt sind), die Synthese und die Analyse; die Conjunctionen, die einer Phrase zu Gelenken dienen, die so reich entwickelten Modus der griechischen Conjugation, die Fortentwickelung des Satzes zur Phrase und von dieser zur Periode, alles dies bildet den selbsterworbenen Reichthum der griechischen Sprache, der dem Sanskrit fremd war. Die vergleichende Sprachwissenschaft streift hier in das Gebiet der Literaturgeschichte hinüber; sie zeigt uns die Griechen als Künstler, deren schönste Schöpfung ihre Sprache war.

Dies ist das Resumé der Vorlesung, mit welcher Herr Bréal seinen Cursus eröffnet hat. Nachdem er am Schluß noch einen Blick auf die Entdeckungen geworfen, welche diese Wissenschaft auf dem Gebiete der Geschichte gemacht hat, betont er die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Studiums, um die erwähnten Resultate zu kontroliren und zu vermehren. „Von dem Tage an, sagt er, wo wir uns begnügen würden, die Wissenschaft fix und fertig aus zweiter Hand zu erhalten, würden unsere Theorien durch die Unvollkommenheit unserer Prüfung verfälscht werden; wir hätten einen Ueberblick, dessen Genauigkeit wir nicht beweisen könnten. Wir dürfen uns nicht von fremden Völkern überholen lassen. Unsere jüngste Tradition widersetzt sich dem. Neben Humboldt's und Grimm's Namen setzt das gelehrte Europa den unsterblichen Namen Eugen Burnouf's."

Niemand widerstreitet das Letztere; aber der Eine, zwar „ein Löwe", ist doch nur Einer, und die Bildungsgeschichte des Herrn Bréal selbst, der seine Studien in Berlin unter Bopp gemacht hat, erlaubt der deutschen Wissenschaft, sich zu rühmen, die französische hierin überholt zu haben. Die Vorlesung selbst spricht dafür; sie scheint die vergleichende Sprachwissenschaft erst einbürgern zu wollen, indem sie deren Verdienste und Nutzen auseinandersetzt. Möge es Herrn Bréal gelingen. Er ist das geborene Bindeglied zwischen deutschem und französischem Wissen.

Hermann Semmig.

England.

Kardinal Wiseman's literarische Thätigkeit.

Mit Kardinal Wiseman's Tode hat der englische Katholicismus einen schweren Verlust erlitten, und es ist die Frage, ob dieser bedeutende Mann einen Nachfolger finden wird, der ihn nur einigermaßen ersetzen kann. Selbst seine Gegner lassen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein eminent befähigter Geist, ein tüchtiger Charakter und ein verständiger Mann war, welcher die Eigenthümlichkeit seiner Stellung wohl in Anschlag brachte, und über dem Katholiken und Anhänger Roms nie den Briten vergaß. Obgleich der Hauptleiter einer kirchlichen Denomination, die an sich selbst eine Demonstration gegen die englische Nationalkirche ist, und die derselben bei ihrem raschen Wachsthum nicht unbedeutenden Abbruch that und noch thut, war er doch für eine große Mehrzahl seiner protestantischen Landsleute eine fast populäre Figur geworden, und die Vorlesungen, die er unausgesetzt und über alle möglichen kirchlichen, socialen und wissenschaftlichen Fragen hielt, erfreuten sich von dieser Seite des zahlreichsten Besuches. Wir haben vor Jahren wiederholt Besprechungen über die Bücher des Kardinals, über seine Lebensgeschichte und den englischen Katholicismus gebracht; deshalb dürfte es gerechtfertigt sein, wenn wir hier noch eine kurze Uebersicht über sein Leben und seine vielseitige Thätigkeit geben, die wir in einem englischen Blatte (The Reader) finden. Sie möge die Stelle eines Nekrologes vertreten.

Kardinal Wiseman, der in seinem 63. Jahre stand, wurde 1802 zu Sevilla geboren. Er war der Sohn von Mr. James Wiseman, eines irischen Kaufmanns, der sich daselbst niedergelassen und später nach Waterford übersiedelte, wo der junge Wiseman seinen ersten Unterricht empfing. Frühzeitig indessen wurde er auf St. Cuthbert's College bei Durham geschickt, von wo er 1818 nach dem eben gegründeten englischen Collegium nach Rom kam.

Hier promovirte er mit 22 Jahren zum Doctor und wurde Priester. Zum Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Rom ernannt, veröffentlichte er 1827 seinen ersten Band der „Horae Syriacae, seu Commentationes et Anecdota ad Res vel Litteras Syriacas spectantia," vornehmlich nach Manuscripten des Vatikans. 1835 kehrte er nach England zurück, und im Winter dieses und im Frühjahre des nächsten Jahres hielt er zwei Cursus von Vorlesungen über die katholische Lehre (Lectures on the Catholic Doctrine), welche 1836 in zwei Bänden herauskamen. 1839 erschienen sie zu Brüssel in französischer Sprache unter dem Titel: „Conférences sur les Doctrines et les Pratiques de l'Eglise Catholique, précédées d'un essai sur les progrès et la situation du catholicisme en Angleterre, par Alfred Nettement." Dieses Buch greift den englischen Protestantismus aufs Heftigste an. Dr. Wiseman war ferner einer der Hauptmitarbeiter an der Dublin Review. Darin erschienen seine berühmten Abhandlungen über die Traktätler (tractarians), d. i. die Puseyiten: „Strictures on the High-Church Movement in Oxford." Diese Schrift wurde durch das „Katholische Institut" unter dem Titel: „High-Church Claims" wieder abgedruckt und war vor etwa zwanzig Jahren ungemein stark gelesen. 1839 erschien seine Antwort an Bischof Turton: „A Treatise on the Holy Eucharist"; hierauf folgten: „Real Presence of Christ in the Eucharist", „Lectures on the Connection between Science and Revealed Religion", „Offices and Ceremonies of the Holy Week", eine Reihe von Fastenvorlesungen, die er 1837 in Rom gehalten. Seine „Vorlesungen über die katholische Kirche" (Lectures on the Catholic Church), einen Gegenstand, den er bereits ausführlich in der „Penny Cyclopaedia" behandelt, erschienen 1844; „Fabiola, a Tale of the Catacombs" 1855; „Recollections of the Last Four Popes", 1858; und im selben Jahre: „Sermons and Speeches in Ireland".

Ferner gab er heraus: „Vespera Cantica, the Psalms chanted

at Vespers and Complin." Ein kirchliches Gesangbuch, dessen musikalischer Theil (adapted to the Gregorian Tones) von Alfred Novello besorgt worden. Außerdem veröffentlichte er mehrere polemische Werke über brennende Tagesfragen, und 1862 erschienen seine „Points of Contrast between Science and Art."

„Das Andenken des Kardinal Wiseman," schließt der englische Berichterstatter, „wird Denen, die seine Vorträge gehört, stets theuer sein, wie sehr sie auch von ihm in Glaubenssachen abweichen mögen; er war einer der anmuthigsten und klarsten Sprecher über eine Menge von Gegenständen, die mit Erziehung, Geschichte, Kunst und Wissenschaft zusammenhängen; die Ankündigung seiner Vorträge war stets sicher, eine eifrige und aufmerksame Zuhörerschaft herbeizuziehen..... Er war der siebente Engländer, der seit der Reformation den Kardinalshut getragen; seine Vorgänger in dieser Würde waren die Kardinäle Pole, Allen, Howard, York, Weld und Acton."

Rußland.

Alexander Herzen über die russische Literatur.

Vor zwei Jahren noch führten die im Ausland lebenden russischen Flüchtlinge Alex. Herzen, Bakunin u. A. eine Sprache so voll fester Zuversicht, daß man glauben mußte, die dumpfe Gährung im Innern des Zarenreiches werde heute oder morgen in einen Sturm losbrechen, vor dessen Gewalt die Grundfesten des „heiligen Rußland" zusammenstürzen dürften. Im „Kolokol", dem Hauptorgane dieser Partei, und verschiedenen Broschüren wurde auseinandergesetzt, wie das ganze weite Reich mit einem Netz von geheimen Verbindungen umsponnen sei, deren Kern die gesammte junge Intelligenz sei und deren Arm zur geeigneten Stunde das Landvolk sein werde. Sie präcisirten der Regierung genau ihre Forderungen und stellten im Falle der Nichtgewährung schon das Frühjahr 1863 als den Zeitpunkt des allgemeinen Brandes bestimmt hin. Die polnische Revolution zeigte indessen, wie wenig der in's Staatsgebäude des Zaren geworfene Funke gezündet, und den russischen „Männern der That" bleibt nun nichts übrig, als bittere Resignation und düstere Betrachtungen über die politische und geistige Versumpfung ihres Volkes. Sie suchen nun zu erklären, warum denn Rußland so ist, wie es ist, und nicht so, wie sie es früher verkündet hatten. Die Betrachtungen derselben fallen natürlich für die Dinge in Rußland sehr wenig schmeichelhaft aus, doch muß man ihnen scharfes und richtiges Urtheil in viel höherem Maße zugestehen, als den revolutionären Reklamationen und socialen Spekulationen, welche wir von diesen Männern in Beziehung auf Rußland während der letzten Jahre fortwährend zu hören hatten. Belehrend ist die Geschichte der russischen „Aktionsmänner" immerhin, und ihre jetzigen aufrichtigen und auf das rechte Maß zurückgeführten Ansichten über das heutige Rußland sind in hohem Grade geeignet, die Begriffe von diesem Reiche und dem geistigen Leben seiner Bewohner zu läutern.

Unter den Publikationen der letzten Zeit, welche in dieser Beziehung größere Aufmerksamkeit verdienen, ist namentlich eine in Brüssel unter dem Titel „Nouvelle phase de la littérature russe" erschienene Broschüre Alex. Herzen's hervorzuheben. Der Zweck derselben ist, die Corruption der jetzigen russischen Literatur und Journalistik darzuthun, und damit dies recht gründlich geschehe, giebt der Verfasser einen historischen Ueberblick der ganzen russischen Literatur, welcher interessante Perspektiven des modernen Kulturlebens in Rußland bietet, obwohl das Urtheil des Emigranten über die neueste geistige Thätigkeit in seinem Vaterlande gar zu absprechend ausfällt. Wir folgen nun in Nachstehendem unserem Gewährsmanne:

Das russische Publikum begann schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, trotz der scheinbaren Fortschritte der Aufklärung, über die schreckliche Apathie des Volkes unruhig zu werden, von dem es sich durch einen hoffnungslosen Abgrund getrennt sah. Ohne einen klaren Einblick in den Stand der Dinge zu haben, wurde die höhere Gesellschaft doch von dem Worte der Bibel verfolgt: Kain, was hast du mit deinem Bruder gethan? Man fragte, wann denn das vernachlässigte Volk zu sich kommen werde; doch Viele antworteten, das sei überhaupt nicht nöthig. Die Intelligenz suchte umsonst einen Hebel, um das Volk zu bewegen, das sich von ihr nicht „civilisiren" lassen wollte und konnte. Es begann eine verzweifelte Stille, ein schmerzlicher Skepticismus in den Gemüthern zu herrschen, bis dieser Zustand in Onjegin, den Helden Puschkin's, den poetischen Ausdruck fand. Onjegin ist der Repräsentant jener gebildeten Klasse, die an dem Bösen nicht theilnehmen will und das Gute nicht thun kann. Der Held Puschkin's ist kein Don Juan, kein Faust, kein Hamlet, kein Manfred, kein Karl Moor; er ist ein Russe aus den Zeiten des Zars Nikolaus. Onjegin ist mit zwanzig Jahren bereits alt, weiß nicht, wozu er existirt, fühlt sich in seinen Kreisen nicht heimisch, hat aber nicht die Kraft, aus denselben herauszutreten.

Der Wechsel, der durch die schwere Hand des Zars Nikolaus nach dem Jahre 1825 eintrat, wird durch Nichts so klar, wie durch eine Vergleichung Puschkin's mit Lermontov. Puschkin ist oft traurig, unzufrieden und voll Verachtung, aber doch immer bereit, Frieden zu schließen, den er nicht bezweifelt und den er will; Lermontov aber ist an Verzweiflung und Antagonismus so gewöhnt, daß er weder die Möglichkeit des Kampfes noch der Versöhnung einsieht.

In demselben Jahre, wo Lermontov starb, 1840, erschienen Gogol's „Todte Seelen". Neben den philosophischen Meditationen Tschadajew's und poetischen Reflexionen Lermontov's ist dies ein praktischer Cursus des russischen Lebens, eine Reihe pathologischer Studien, auf der Wirklichkeit basirt und mit großem, durchweg originellem Talente durchgeführt.

Gegen die Klagen der Hoffnungslosigkeit, namentlich gegen Tschadajew, begann eine Reaktion laut zu werden, welche sagte, die russische Geschichte, kaum begonnen, habe ihre Bahn verloren, und es sei nöthig, den Weg zu verlassen, auf welchem die gewaltsame Hand des civilisatorischen Zaren Peter Rußland getrieben. Diese Reaktion bildeten die Slawophilen. Sie ahnten, wie die Saint-Simonisten, einen neuen Zustand der Dinge.

Es bildeten sich zwei Parteien, deren Kampf die Geschichte des russischen Geistes bis zum Jahre 1848 bildet. Zwischen ihnen entstand eine dritte unabhängige Partei, welche sowohl die Verzweiflung der einen, als auch die Hoffnung der anderen verwarf, in die Zukunft nicht durch das schwarze Glas Tschadajew's blickte und auch nicht den mystischen Kultus der Slawophilen theilte. In die Reihen dieser Partei gehören die ausgezeichnetsten Männer der letzten zwei Decennien, wie der Publicist und Kritiker Bielinski, Professor Granowski und Iwan Turgenjew.

Auf alle Streitigkeiten dieser drei Parteien können wir nicht näher eingehen; nur darin stimmten sie alle überein, daß sie die Regierungsweise des Zars Nikolaus verurtheilten. Die gesammte Literatur war zur Zeit des Letztern oppositionell, und ihre Opposition zeigte sich wie ein Proteus überall; sie zerstörte durch den Gesang, untergrub durch das Lachen, erschien, in einem Journale unterdrückt, neugeboren auf einem Universitätslehrstuhle, setzte sich, im Gedichte verfolgt, in naturwissenschaftlichen Vorträgen fort; diese Opposition drang durch die Mauern in die Erziehungsinstitute, in die Militairschulen und in die theologischen Seminarien.

Während dieser Gährung kam die Nachricht von der Pariser Februarrevolution. Nikolaus war entschlossen, aller geistigen Bewegung in Rußland ein rasches Ende zu machen, und begann einen offenen und erbarmungslosen Kampf gegen Wissenschaft, Wort und Gesinnung. Einige Jünglinge, Praschewski, Dostojewski u. A., ließen sich unvorsichtigerweise in Debatten über Socialismus und politische Oekonomie ein; dafür verurtheilte man sie zum Tode und verkündigte ihnen erst am Hinrichtungsplatze die „Gnade", daß ihre Strafe in lebenslängliche Arbeit in den Staatsbergwerken umgeändert sei. Auf solche Art wurde Ruhe verschafft. Im Jahre 1851 schrieb Granowski an A. Herzen: „Wie glücklich ist Bjelinski, daß er todt ist; die Männer braver Gesinnung sind in Verzweiflung verfallen und betrachten das, was geschieht, mit stummer Indolenz ...; wann endlich wird diese Welt einstürzen? ... ein dumpfes Murren hört man von allen Seiten, aber wo sind die Kräfte? Ach, Bruder, wie schwer ist die Last dieses Lebens!"

Doch in diesen traurigen Zeiten reifte sichtbar die Gesinnung. Nikolaus dankte durch den Tod von der Herrschaft ab. Volk und Regierung sahen einander fragend an, ob denn wahr sei, was geschehen, und freuten sich, daß es wahr sei. Alexander II. beeilte sich, Frieden mit den Westmächten zu schließen, und ertheilte seinen Unterthanen einige Freiheit.

Die Menge der Gedanken und Pläne, die plötzlich wie aus den Gräbern erstanden, war ungeheuer; wer die russischen Zeitungen aus dem letzten Halbjahre der Regierung Nikolaus' mit den Zeitungen und Schriften, die gleich nach seinem Tode erschienen, vergleichen würde, müßte glauben, daß inzwischen wenigstens vier Generationen ausgestorben wären. Die ersten Folgen eines freieren Wortes konnten auch keine anderen sein, als eine ganze Literatur von Vorwürfen und pathologischer Beschreibung der socialen und staatlichen Uebel. Die Regierung selbst begann die in der Büreaukratie eingewurzelten Uebelstände aufzudecken, indem sie nur die höheren Kreise schonte, und versprach und bereitete Reformen. Hiermit aber war die publicistische Literatur nicht zufrieden; es genügte ihr nicht, immerfort neue und neue Mißstände der deutsch-asiatischen und militairisch-patriarchalischen Büreaukratie aufzudecken und zu tadeln, sondern sie wollte auch einen positiven Boden gewinnen, beantragte freisinnige Reformen, verkündete eine neue Aera und — machte den Liberalismus zur Mode. Generäle, die bisher nur von Gehorsam und Ordnung gewußt hatten, fühlten auf einmal, daß sie liberal sind; jeder neuernannte Kanzleichef machte den ihm Untergeordneten bekannt, daß er sich in Allem an die Grundsätze des Fortschrittes halten werde; ein General und Universitätskurator warf einem Professor vor, daß er bei irgend einer offiziellen Feierlichkeit eine zu wenig freisinnige Rede gehalten habe.

Doch je mehr dieser Liberalismus an Ausdehnung zunahm, desto weniger Tiefe besaß er. Das Volk berührte er nicht, dem war er fremd, wie die Civilisation Peter's. Das Volk konnte nur durch eine That aus seinem Schlafe geweckt werden, durch die Aufhebung der Leibeigenschaft. Hier aber kam die Regierung der Literatur zuvor. Die Schriftsteller beschäftigten sich noch mit Kritiken der Nikolaj'schen Zeiten, als die Regierung die Unterhandlungen über Befreiung der Leibeigenen vor die Öffentlichkeit brachte. Der Adel hatte hierin seine Aufgabe nicht begriffen, indem er kleinlichen Widerstand leistete, anstatt gutwillig der historischen Nothwendigkeit zu weichen und sich hierdurch wenigstens scheinbares Verdienst zu erwerben. Das Volk wurde in die Arme der Regierung getrieben und hoffte von dieser Freiheit und Grundbesitz. Dadurch wurde die Regierung ungemein gekräftigt und konnte 1860—1861 getrost jedwede Reform unternehmen. Doch sie kehrte plötzlich um und benutzte die Kräfte des neuen Verbündeten zur Kräftigung der autokratischen Gewalt.

Im Streite der Regierung mit dem Adel hielt es die ganze Literatur mit der Regierung; als aber die Befreiung der Leibeigenen bereits gesetzlich kundgemacht war, schied sich ein Theil der publicistischen Literatur aus, um Opposition zu machen und den Liberalismus gegen die Regierungsorgane zu vertheidigen. Mit diesem ungleichen Kampfe hängt eine große Verfolgung zusammen, welche die Studirenden und Beamten während des Unterrichtsministeriums des Admirals Putjatin zu erleiden hatten. (Admiral und Unterrichtsminister! in Rußland muß Alles gehen.) Endlich sah Alexander II. selbst das unkluge Benehmen seiner Regierung ein und berief zum Unterrichtsminister Golownin und zum Minister des Innern Walujew, junge und aufgeklärte Männer, deren Einfluß bisher in Rußland wirksam ist. Diese Beiden sind als die Schöpfer der Tendenz zu betrachten, welcher gegenwärtig die publicistische Literatur folgt. Golownin ließ unter dem Vorwande, daß er sich mit ihnen berathen wolle, die Journalisten zu sich rufen, und beredete sie auf seine Seite. Der Minister des Innern sekundirte ihm in diesen Bemühungen so entschieden, daß es den Beiden gelang, die gesammte Journalistik für die Regierung zu gewinnen, und wenn eine Zeitung zu opponiren wagte, wurde sie einfach verboten.

Die bekannten großen Feuersbrünste in St. Petersburg waren offenbar die That gemeiner Verbrecher, aber sie kamen der Regierung und ihren Organen gelegen, um sie für ein Werk der Liberalen, namentlich der Studenten, auszuschreien. Die „Moskowskija Wjedomosty" (Moskauer Nachrichten) schrieben damals: „Die schrecklichsten Mordbrenner sind nicht diejenigen, welche die brennende Fackel werfen, sondern die Leute, welche eine mordbrennerische Lehre verbreiten." Der „Sawremennik" nahm sich bei dieser Gelegenheit der Studenten an, denen man offen die Theilnahme an diesen Verbrechen zuschrieb, wurde aber dafür verboten, dessen Redakteur Tschernischewski verhaftet und erst nach zweijähriger Untersuchung im Jahre 1864 zu sieben Jahren Zwangsarbeit und lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Solcher Beispiele, wenn auch nicht in so schreiender Weise, giebt es mehrere.

Auf solche Art gelang es der Regierung, alle entschiedenen Widersacher in der Literatur loszuwerden. Selbst der polnische Aufstand vermochte es nicht, bei den Operationen Golownin's, die literarischen Kreise zur Opposition gegen das Verfahren der Regierung zu bringen. Der gouvernementale Patriotismus wurde in dieser kritischen Zeit hauptsächlich von Moskau aus getrieben und verbreitet, wo Katkov namentlich journalistische Dienste leistete und leistet, die nur bei russischen Verhältnissen möglich sind. Dieser Mann spielt eine so bedeutende

Rolle, daß es sich der Mühe lohnt, seine Thätigkeit näher zu betrachten.

Katkov hatte sich seit dem Beginne der „neuen Aera" durch die Herausgabe einer Zeitschrift, wo er mit deutschem Doktrinarismus die Vorzüglichkeit der englischen Gesetze pries und Artikel der „Westminster Rewiew" übertrug, den Ruf eines liberalen Mannes erworben. Später wurde er zur Redaktion der „Moskowskije Wjedomosti", eines halbamtlichen Blattes, welches unter den Auspicien der Universität erschien, berufen. Da fuhr er in seiner Schreibweise fort; sprach von der russischen Gesellschaft immer mit der größten Verachtung, predigte nach Gneist die Bewunderung der englischen Konstitution und beleidigte bei jeder Gelegenheit die Jugend von Petersburg. Als er hierdurch mit anderen Blättern in Polemik gerieth, antwortete er mit allen möglichen Denunziationen. Nach und nach lobte er auch die englische Konstitution nicht mehr, und als der polnische Aufstand ausgebrochen war, begann er einen Kreuzzug gegen die Polen, einen Jeden als Verräther brandmarkend, der das Verfahren der Russen in Polen nicht vollständig billigte.

Nikolaus hatte es nie gewünscht, daß man sein Handeln lobe (an Tadel war natürlich gar nicht zu denken), denn er hielt sich für erhaben über alles Urtheil; daß geschrieben wurde, wie es die Regierung wünscht, das erreichte man in Rußland erst unter Alexander II., und zwar hauptsächlich durch Katkov's Verdienst. Das Journal desselben unterlag nicht der Censur; vor ihm mußten die Censur und alle anderen Blätter Furcht haben. Dostejewsky nahm in seine Zeitschrift „Wremja" (Zeit) einige humane Worte zu Gunsten der Polen auf, und die Censur ließ sie passiren; Katkov aber griff sie in der „Wjedomosti" an, und die „Wremja" wurde unterdrückt. Der „Golos" (Stimme) und einige andere Blätter stellte er auf eine Stufe mit den polnischen Blättern und dem „Kolokol". Als die Nachrichten von der Grausamkeit Murawiew's selbst in Rußland Widerwillen erregten, dichtete er auf ihn, um diese Gefühle zu paralysiren, dithyrambische Lobgesänge. Nach seinen Worten muß Rußland „die Männer preisen, welche rücksichtslos inmitten der Schlechtigkeit ihren Weg verfolgen, und die Russen müssen sich, wie unter einem Schilde, um diese Männer schaaren, welche das Schreckliche nicht fürchten und die volle Strenge der Gesetze durchführen, um das Vaterland zu retten. Wenn eine Insurrektion besteht, müssen wir sie unterdrücken. Dem Sieger wirft es Niemand vor, daß er mit Blut bespritzt ist, und dem Feldherrn, der energische Mittel in Anwendung bringt, kann man nicht Grausamkeit vorwerfen." Katkov führte auch die Gastmäler und Toaste zu Ehren Murawiew's ein, die in ganz Rußland wiederholt wurden; manche sonst gute Seele nahm an einer solchen Demonstration in der Meinung Theil, eine patriotische Pflicht zu erfüllen.

Es kam so weit, daß selbst einige Regierungsmänner einzusehen begannen, daß diese Art von Patriotismus bereits die Gränzen des Anstandes überschritt, aber es war schon zu spät. Der Großfürst Konstantin betrachtete die Vorgänge in Litthauen mit unzufriedenem Auge, wofür ihn Katkov kühn einen Verräther nannte, und der Bruder des Zars wurde genöthigt, die Bäder Deutschlands zu besuchen. Der Gouverneur von Kiew, General Annenkov, ist kein humaner Mann, war aber Katkov dennoch verdächtig. Man fing einen Studenten, der zu den Insurgenten gehen wollte, und das Militairgericht verurtheilte ihn zur Zwangsarbeit, doch Annenkov hatte Furcht vor Katkov, ließ das Urtheil kassiren und den Schuldigen erschießen. Die Minister Golownin und Walujew, welche Anhänger Konstantin's waren, und auch Suwarov arbeiteten dahin, daß Murawiew abberufen werde, doch Katkov vertheidigte denselben der art, daß ihre Mühe eitel war. Er konnte hier freilich nicht direkt mit den Ministern polemisiren, doch that er es desto eifriger mit den Organen derselben, namentlich mit dem „Golos". Diesem Blatte schickte Golownin einmal einen Artikel, der das Verfahren Konstantin's in Polen vertheidigte, aber der Censor ließ ihn nicht durch, selbst nachdem er erfahren, daß der Artikel vom Minister herrühre, indem er fürchtete, von Katkov angegeben und seiner Stelle entsetzt zu werden. Katkov betrachtete endlich auch die Leute als Verräther, welche zu der Statuette des Erzengels Michael, die Murawiew überreicht werden sollte, nicht beisteuern wollten.

Diese Dinge charakterisiren hinreichend die „Mosk. Wjedomosti", welche die journalistische Literatur Rußlands repräsentiren. Die anderen Zeitschriften sind kaum einer besonderen Beachtung werth. Einige derselben, wie die „Peterburskije Wjedomosti", bemühen sich auf jede Weise, die Gränzen des Anstandes einzuhalten, aber es ist ihnen nicht möglich, da die Censur ihre Artikel unterdrückt und ihnen andere aufdrängt; andere, wie die „Sjewernaja Pschtschela" (Nordische Biene), möchten die „Mosk. Wjed." gerne erreichen, bewahren aber dabei einen Anflug des vernünftigen Petersburger Liberalismus. Nur eine Zeitschrift noch ist unter den anderen durch Ton und Richtung hervorragend, der „Dèñ" (Tag) nämlich, das Organ der Moskauer Slawophilen. In der polnischen Frage unterscheidet sich dieses Blatt durch Nichts von dem Organe Katkov's, wohl aber in der inneren Politik, die Aksakov, der Redakteur des „Dèñ" eine fremde nennt und in eine nationale umgewandelt wissen will.

Diese Journale, das ist die neueste russische Literatur. Neue Produkte, neue Talente, Dichter, Romanschreiber, Denker, neue Ideale und Schilderungen würde man umsonst suchen. Nicht ein einziges Haupt hat sich in diesen schweren, schwarzen und blutigen Zeiten erhoben, und diejenigen, welche von früher übrig geblieben waren, sind seitwärts getreten und still geworden. Die Russen haben keine neuen Bücher, Alles wurde von den Zeitschriften absorbirt. Glücklicherweise wird viel übersetzt; da man kein eigenes Kapital hat, lebt man von Anlehen. —

. . .

Dies sind die Ansichten, die das Haupt des „jungen Rußland" — gegenwärtig, wie es scheint, so ziemlich ein General ohne Armee — über den literarischen Entwickelungsgang des russischen Volkes ausspricht. Sie enthalten viel bittere Wahrheit; man sieht ihnen aber auch in jeder Zeile die bittere Stimmung des Mannes an, der vor Kurzem noch von einer großen neuen Kultur-Epoche phantasirte, die auf dem „jungfräulichen Boden Rußlands" begründet werden und die republikanisch-socialistische Idee, welche in dem „überlebten alten Europa" nicht mehr Wurzel fassen kann, zur Wirklichkeit machen sollte.

Central-Asien.

Vámbéry's Reisen in Central-Asien.*)

I.

Die Abenteuer des ungarischen Derwisch.

Hermann Vámbéry ist ein Magyare. Aus besonderer Vorliebe für Linguistik trieb es ihn schon in seiner Jugend, sich in

*) Reise in Mittel-Asien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Khiva, Bochara und Sa-

das Studium europäischer und asiatischer Sprachen zu vertiefen. Er dehnte in späteren Jahren seinen Forschersinn auf die nähere oder fernere Verwandtschaft aller Sprachen überhaupt aus. Natürlich nahm seine Muttersprache in diesem Bestreben die erste Stelle ein, und dies veranlaßte ihn denn auch, theils im wissenschaftlichen, theils im nationalen Interesse zu einer Reise nach dem Orient. Er ging zuerst nach Konstantinopel, lebte nur in türkischen Familien, besuchte fleißig Schulen und Bibliotheken und gewann dadurch eine solche Einsicht in die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung und eine Fertigkeit der Sprache, daß schließlich der Ausländer an ihm nicht mehr zu erkennen war. Er hielt es indeß aus Sicherheitsrücksichten doch für gerathen, vor seiner Reise nach Central-Asien förmlich den Charakter eines „Efendi" anzunehmen und als wirklicher Orientale zu reisen. Philologische Forschungen waren der Antrieb dieser mit tausend Gefahren verknüpften Reise, deren Resultate er nun der wissenschaftlichen Welt in einem Buche vorlegt.

Er ist zurückgekehrt aus einem Lande, wo Aufklärung für eine Todsünde gehalten wird, und wo er die Maske eines Derwisch annehmen mußte, um die Gastfreundschaft der Bevölkerung zu gewinnen und sich selbst das Leben zu erhalten. Seine uns vorliegenden Reise-Memoiren enthalten zwar noch nicht die Resultate seiner Erforschungen in Bezug auf die magyarische Sprache, die er erst in einem späteren, rein wissenschaftlichen Werke niederlegen will, doch verdienen diese Memoiren nicht bloß die Aufmerksamkeit der Liebhaber von Welt-Reise-Abenteuern. Glaubt doch Herr Vámbéry in den Gegenden jenseits des Aral-See den ersten Hauch aus europäischem Munde verbreitet zu haben, und handelt es sich doch hier um Landstriche, in denen Rußlands Waffen und seine Politik erst vor kurzem einen auch in Europa große Aufmerksamkeit erregenden Sieg errungen haben.

Es ist begreiflich, daß sich der Reisende zu diesem Unternehmen vor Allem mit der genauesten Kenntniß der muhamedanischen Religion und deren Gesetzen und Gebräuchen ausrüsten mußte. Dies gelang ihm durch Haydar Efendi in Konstantinopel, der damals die höchste kirchliche Ehrenstelle am persischen Hofe bekleidete. Er ging mit dessen Empfehlung nach Teheran und wurde vom türkischen Gesandten auf das Freundlichste empfangen, fand aber bald, daß seine äußere Erscheinung nicht der eines Derwisch entspreche. Er ging von hier nach Schiras über Ispahan, kehrte nach einem kurzen Aufenthalte im Januar 1863 nach Teheran zurück und beschloß, von der kleinen Unterstützung, die nach einer alten Sitte alljährlich von der türkischen Gesandtschaft an die durchreisenden Derwische vertheilt wird, Gebrauch zu machen. In Folge dessen verbreitete sich in einer Karavane von wilden Tataren, die ebenfalls dort Halt machte, das Gerücht, daß Reschid Efendi (der angenommene Name von Vámbéry) kein Efendi (Vornehmer), sondern ein Derwisch sein müsse, da er Jene als seine Glaubensbrüder behandelte und mit ihnen gemeine Sache machte. Unser Forscher begünstigte diesen Glauben, um sich durch den Umgang der Leute über die Zustände ihres Landes, ihre Sitten und Gebräuche zu informiren und seine philologischen Studien zu bereichern. In ihrer Gesellschaft unternahm er denn auch die Reise nach Central-Asien, indem er ihnen erklärte, daß es schon längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, das Land, wo noch allein die wahre Quelle der unverfälschten islamitischen Religion zu finden sei, kennen zu lernen und die Heiligen von Khiva, Bokhara und Samarkand mit eigenen Augen zu schauen.

„Als ich meine Rede geendet hatte," erzählt der Verfasser in seinem Buche, „standen die frommen Tataren ganz überrascht, und es dauerte einige Zeit, ehe sie sich davon erholen konnten. Sie erklärten mir, daß sie nun fest überzeugt seien von dem, was sie bisher nur vermuthet, nämlich: daß ich ein Derwisch sei. Sie freuten sich ungemein, mit mir die weite Reise machen zu können, und waren gern bereit, nicht nur meine Freunde, sondern auch meine Diener zu sein. „Allein," fuhr der Redner der Karavane, Hadschi Bilal, fort, „wir dürfen Euch nicht verhehlen, daß das Reisen in Turkestan weder so bequem, noch so sicher ist, wie in Persien und der Türkei. Wir werden oft Wochen lang wandern müssen, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, ohne Brod, ja oft ohne einen Tropfen Wasser; wir werden in Gefahr sein, getödtet, gefangen genommen und als Sklaven verkauft, oder durch wüthende Stürme unter Sand lebendig begraben zu werden. Bedenkt wohl, Efendi, den Schritt, den Ihr thun wollt, damit Ihr ihn nicht später bereuen möget! Allah behüte uns, die Ursache Eures Unglücks sein zu wollen! Vor Allem müßt Ihr nicht vergessen, daß unsere Landsleute zu Hause viel unerfahrener und unwissender sind und daß sie trotz ihrer Gastfreundschaft alle Fremden ohne Ausnahme mit Mißtrauen betrachten. Und dann, wie wollt Ihr allein die große Rückreise machen?""

„Daß diese Worte ihren Eindruck nicht verfehlten, ist leicht zu begreifen; allein sie änderten mein Vorhaben nicht. Ich erwiederte meinen neuen Freunden, daß ich mich von Jugend auf an körperliche Beschwerden gewöhnt und dagegen abgehärtet habe, daß mich Allah vor Gefahren beschützen, oder wenn dies nicht sein Wille sei, ich ihnen muthig entgegen gehen werde. Ja, theure Freunde," rief ich ihnen zu, „nehmt mich mit Euch! Ich sehne mich hinweg aus dem Lande der Mängel und der Sünde."

„Meine Bitten hatten Erfolg; ich wurde von den Häuptlingen sofort als Reisegefährte aufgenommen und wir umarmten und küßten uns.

„Die letztere Scene war für mich das schlimmste: die nahe Berührung mit den Leuten, ihren schmutzigen Kleidern und Körpern, durchdrungen von den widrigsten Dünsten war für mich wahrhaft widerwärtig. Allein ich bezwang meine Abneigung. Es blieb mir nun nur noch übrig, meinen Wohlthäter, Haydar Efendi, zu besuchen, ihm meinen Plan mitzutheilen und ihn um eine Empfehlung bei den Hadschis zu bitten.

„Ich werde meinen Lesern erzählen, wie meine würdigen Freunde Wort hielten und wie der Schutz des ausgezeichneten türkischen Gesandten das Mittel wurde, mein so oft bedrohtes Leben zu retten."

Als unser Reisender von seinen Freunden in der türkischen Gesandtschaft Abschied nahm, verließ er sie — außer zwei, die in sein Geheimniß eingeweiht waren — in dem Glauben, daß er nach Meshed gehe. In Wahrheit aber reiste er mit den zerlumpten Tataren nach der Richtung von Astrabad und dem Kaspischen Meere. Am vierten Tage erreichten sie Peruskuh, dann gingen sie nach Sari und von dort nach Carateze, wo er in der größten Gefahr war, entdeckt zu werden und sich nur durch seine große Geschicklichkeit und Geistesgegenwart rettete.

Nach kurzem Aufenthalte in Carateze schifften sie sich Alle auf dem Kaspischen Meere ein, wo Vámbéry wiederum mit

---

markand, ausgeführt im Jahre 1863 von Hermann Vámbéry, Mitglied der ungarischen Akademie zu Pest, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute. Mit 12 Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

knapper Noth den Argusaugen der russischen Polizei entging. Angekommen an ihrem Bestimmungsorte wurden sie von Khandjan gastfreundschaftlich aufgenommen und bewillkommnet. „Denkt Euch mein Erstaunen," sagt er in seinem Berichte darüber, „als sogar die schönsten Mädchen und Frauen herbeigeeilt kamen, um mich zu umarmen und zu küssen, die höchste Auszeichnung jedes Fremden, der ihrem Schutze und Wohlwollen empfohlen wird." Der Hadschi lud ihn zu einem Spaziergange ein und gab ihm verschiedene Rathschläge bezüglich seiner weiteren Reise; er rieth ihm auch, alle Merkmale eines Efendi gänzlich zu beseitigen und ganz als Derwisch zu erscheinen. „Dazu gehört auch," sagte er, „daß Ihr überall, wo Ihr hinkommt, Alle, die Euch nahen, segnet. Die Form kennt Ihr ja; macht nur ein recht feierliches Gesicht, und theilt Euren Segen aus. Wenn Ihr zu Kranken gerufen werdet, wehet sie mit Eurem heiligen Athem an und vergeßt nicht, ihnen dabei Eure offene Hand entgegen zu halten, denn es gilt hier für selbstverständlich, daß die Derwische nur auf diese Weise ihre Existenzmittel erwerben, und Jeder ist deshalb auch gern zu einem Geschenk bereit.

Der Reisende versprach, Alles so zu befolgen, und freute sich bei dem Gedanken, seine Reise nun ungehindert fortsetzen zu können. Er erwarb sich ferner große Achtung unter seinen Mitreisenden, indem er ihnen verschiedene Sprüche aus dem Koran erklärte, hütete sich aber wohl, selbst zu viele Fragen an sie zu richten. Er hatte sich kaum eine Woche in Gömüschtepe aufgehalten, so war er schon überall durch sein würdiges, wohlwollendes Benehmen gegen die Bewohner der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und Neugierde, fand in allen Familien freundliche Aufnahme und war nun im Stande, in ihre socialen und religiösen Geheimnisse einzudringen und das gemeinsame Band zu studiren, das scheinbar so widersprechende und widerstrebende Elemente zusammenhält.

Er machte zu seinem großen Bedauern die Erfahrung, daß die Perser ihre Sklaven sehr schlecht behandeln, durfte es aber nicht wagen, sie deshalb zu tadeln. Um allen Verdacht von sich fern zu halten, miethete er nicht einmal ein Kameel für seinen alleinigen Gebrauch, sondern begnügte sich nach Derwisch-Sitte, eines in Gemeinschaft mit einem seiner Mitreisenden zu besteigen. Dennoch war er mitten in der Wüste mehrere Male in Gefahr, erkannt zu werden, kämpfte mit den Qualen der glühenden Sonnenhitze und des brennenden Durstes und kam endlich zum Tod erschöpft in Khiva an. Hier wurde er zu einer Audienz vor den Khan gefordert. Die herbeigeströmte Volksmenge machte ihm und seinen Begleitern ehrerbietig Platz und rief — zur großen Beruhigung unseres erschöpften Reisenden: „Schaut den Derwisch aus Konstantinopel, der unseren Khan segnen wird. Gott verleihe seinen Worten willige Ohren!" Hierauf näherten sich ihm die Frauen demuthsvoll, um sich von ihm segnen zu lassen.

„Wie oft," erzählt uns der Reisende, „stand eins von diesen armen, abergläubischen Geschöpfen an meiner Thür und bat um ein klein wenig heiligen Staub oder heiligen Athem gegen die wirkliche oder eingebildete Krankheit, an der sie litt. Ich konnte sie nicht abweisen, trat an sie heran und berührte, indem ich die Lippen wie zum Gebet bewegte, mit einer Hand den leidenden Theil und behauchte sie dreimal mit meinem Athem; sie stieß einen tiefen Seufzer aus, und meine Arbeit war gethan. Viele hielten sich in Folge dessen sofort für geheilt."

In Khiva hielt sich unser Reisender einen Monat auf — er nennt dies die angenehmste Zeit seines Inkognito als Derwisch — segnete dann den Khan noch einmal und rüstete sich auf's Neue zu einer Reise durch die Wüste. Der Wassermangel wurde diesmal größer als je; viele der Reisenden starben unterwegs, aber das Grauenhafteste von Allem war, mit ansehen zu müssen, wie die höchsten physischen Qualen die heiligsten Bande der Natur zerrissen, wie der Vater seinen letzten Rest des Wassers vor dem verschmachtenden Sohn verbarg, und umgekehrt, oder der Bruder vor dem Bruder, um sich selbst noch einen Hoffnungsschimmer der eigenen Rettung zu bewahren. Jeder Tropfen war Leben; nur dieser eine Gedanke hatte sich eines Jeden bemächtigt und darüber jedes andere Gefühl der Zusammengehörigkeit und Opferwilligkeit verdrängt. In Tebbad wurden sie von einem Sandsturm überrascht; neue Qualen kamen nun zu den schon vorhandenen; allein das Ziel war nahe, und mit der letzten Energie der Verzweiflung drängten sie vorwärts und erreichten das sichere Asyl.

Von Bokhara nach Samarkand führt der Weg durch herrliche Tropen-Vegetation und menschliche Kultur; heitere, reinliche Ortschaften winken dem Wanderer von Ferne entgegen und liebenswürdige Bewohner öffnen ihm gastfreundlich ihre Häuser und laden ihn zur Erquickung und zur Ruhe ein.

In Samarkand wurde Vámbéry vor den Emir gefordert; er empfing ihn indeß mit großer Achtung und Zuvorkommenheit, entließ ihn mit Geschenken und der Einladung, ihn auf seiner Rückreise wieder zu besuchen. Hier war es auch, wo er sich von seinen treuen Reisegefährten trennen mußte; der Schmerz darüber war auf beiden Seiten groß; gleiche Gefahren und Freuden auf einer langen Reise hatten ihre Herzen fest aneinander gekettet, und das Umarmen und Weinen wollte nicht enden, als er eines Abends beim Mondschein sich zum Ausbruch rüstete.

In Karshi überraschte ihn die ausgezeichnete Messerschmied-Industrie. Die Waaren, sagte er, waren nicht nur vom feinsten Material, sondern auch so schön und geschmackvoll gearbeitet, zum Theil mit Gold und Silber ausgelegt, daß die beste Waare von Sheffield und Birmingham keinen Vergleich damit aushält. Auch von den Rosen von Mezar, die auf den angeblichen Grabmälern des Ali wachsen, spricht er mit großer Bewunderung hinsichtlich ihrer Farbe, Form und Duft. In Herat hatte er eine Zusammenkunft mit dem Serdar, die er folgendermaßen schildert:

„Meinem Charakter als Derwisch getreu, begrüßte ich die Anwesenden in der üblichen Form und erregte durchaus kein Erstaunen, als ich gerades Weges auf den Fürsten zuging und mich zwischen ihn und seinen Minister setzte, nachdem ich den Letzteren, einen korpulenten Afghanen, durch einen Stoß mit dem Fuße aufgefordert hatte, mir Platz zu machen. Diese Procedur erregte Gelächter; ich ließ mich indeß nicht außer Fassung bringen, sondern erhob meine Hand zu dem üblichen Gebet. Während ich betete, sah mir der Fürst fest und überrascht in's Gesicht, schwieg aber, bis ich und alle Anwesenden zugleich das Amen! ausgesprochen und ihren Bart gestreichelt hatten. Dann erhob er sich von seinem Sitz, zeigte mit dem Finger auf mich und rief, halb lachend, halb erschreckt: „Ich schwöre darauf, daß Ihr ein Engländer seid!" Ein lautes, allgemeines Gelächter erscholl auf die Worte des jungen Fürsten, aber Niemand wagte, Einspruch dagegen zu erheben. Er sprang auf, stellte sich dicht vor mich hin und klatschte seine beiden Hände zusammen, wie ein Kind, das sich über eine glückliche Entdeckung freut. „Sagt mir, ob Ihr ein Engländer seid oder nicht?" rief er wiederholt. Das Alles kam so naiv und drollig heraus, daß ich ordentlich bedauerte, ihn nicht in seinem Glauben lassen zu können. Allein ich hatte allen Grund, den wilden Fanatismus des Volkes in

Glaubenssachen zu fürchten und deshalb die größte Vorsicht zu beobachten. Mit ernstem, vorwurfsvollem Blick sah ich ihn einen Augenblick schweigend an und erwiederte: „Laß es genug sein; Du kennst die Worte des Koran, daß derjenige, welcher, wenn auch nur im Scherz, einen Gläubigen für einen Ungläubigen hält, schon selbst ein Ungläubiger ist. Gieb mir lieber etwas für meinen Fatiha und laß mich ruhig meines Weges ziehen." Der Ernst, in dem ich das sprach, und das darauf folgende Gebet hatte ihn ganz außer Fassung gebracht; beschämt nahm er seinen Platz wieder ein und entschuldigte sich damit, daß mein Gesicht durchaus nicht dem eines Hadschi von Bokhara gleiche. Ich erwiederte ihm, daß ich kein Bokharier, sondern ein Stambule sei, zeigte ihm meinen türkischen Paß und erzählte ihm von seinem Vetter, dem Sohne des Akbar Khan, Djetal-ed-din Khan, der 1860 in Mekka und Constantinopel war und vom Sultan sehr freundlich empfangen wurde. Mein Paß ging von Hand zu Hand und fand überall volle Anerkennung; der Fürst aber ward von jetzt ab der freundlichste Mensch, beschenkte mich und lud mich ein, ihn während meines Aufenthaltes in Herat recht oft zu besuchen."

Auf seiner Rückreise durch Teheran wurde Vámbéry wieder zu einer Audienz vor den Schah eingeladen.

„Er fragte mich," erzählt der Reisende, „wie es jetzt in Herat aussehe? Schlecht, erwiederte ich; Herat ist ein Aschenhaufen und die Bevölkerung betet für die Wohlfahrt seiner persischen Majestät. Der König verstand den Sinn meiner Worte und erwiederte rasch: „Ich finde keinen Gefallen an solch zerstörten Städten." Am Schluß der Unterredung schmückte er mich mit dem Löwen-Orden vierter Klasse und entließ mich mit den besten Wünschen für meine Weiterreise."

Hiermit schließt Herr Vámbéry die erste Abtheilung seines Buches; über die zweite Abtheilung desselben werden wir in einem folgenden Artikel berichten.

Island.

Isländische Sagen.

Die Jungfrau Maria und das Birkhuhn.*)

Die Jungfrau Maria befahl einst allen Vögeln, vor ihr zu erscheinen. Als sie kamen, befahl sie ihnen, durch ein hellbrennendes Feuer zu waten. Nun wußten die Vögel wohl, daß sie die Königin der Himmel und auch sonst sehr mächtig sei, und so wagten sie ihrem Gebot nicht zu widerstreben. Sie sprangen daher, mit Ausnahme des Birkhuhnes, sämmtlich in das Feuer und wateten hindurch. Als sie herauskamen, waren Aller Füße federlos und bis auf die Haut versengt, und so sind sie bis zu diesem Tage geblieben, weil sie Maria gehorchten und durch das Feuer wateten. Dem Birkhuhne aber, dem einzigen Vogel, der es nicht gethan hatte, ging es darum nicht besser, denn Maria wurde zornig auf den Vogel und legte den Bann auf ihn: er sollte der harmloseste, schutzloseste und furchtsamste unter den Vögeln sein, und zugleich so viel verfolgt werden, daß er, außer zur Pfingstzeit, fortwährend für sein Leben zu fürchten hätte. Der Falke besonders, der bis dahin sein Bruder gewesen war, sollte von nun an sein schlimmster Feind sein, ihn verfolgen, tödten und von seinem Fleische leben. Eine Gnade nur fügte Maria ihrem Banne bei: das Birkhuhn sollte, je nach der Jahreszeit sein Gefieder wechseln, und im Winter ganz weiß, im Sommer aber moosgrau sein, damit der Falke es weniger leicht im Winter vom Schnee und im Sommer von den Heidebüschen unterscheiden könne. Und dieser Bann ist nie aufgehoben worden, denn der arme wehrlose Vogel wird nach wie vor vom Falken verfolgt, getödtet und verzehrt. Dieser aber wird seiner Verwandtschaft mit dem Birkhuhn immer erst inne, wenn er an das Herz kommt, und deswegen ergreift ihn jedes Mal, so oft er es geschmeckt hat, eine so heftige Reue, daß man ihn eine lange Weile nachher noch kreischen hört."

Diese kleine Sage ist uns im Manuscript der englischen Uebersetzung von Herrn Eirikr Magnusson mitgetheilt worden und ist für den zweiten Theil der Islandic Legends bestimmt, von denen der erste, wahrhaft künstlerisch illustrirt und sehr elegant gedruckt, im Frühling 1864 bei Bentley in London erschien. Selbst Sprachen haben ihre Zeiten, in denen sie in oder außer der Mode sind: mit dem Isländischen scheint für den Augenblick in England das Erstere der Fall zu sein. Nicht nur, daß die Legenden sehr gefielen, die English and Foreign Bible-Society ließ auch 1863 schon eine neue Ausgabe des neuen Testaments und der Psalmen drucken und bereitet jetzt eine durchgesehene und verbesserte Ausgabe der ganzen Bibel vor. Beide Arbeiten wurden Herrn Magnusson anvertraut, der sich gegenwärtig in Leipzig befindet. Isländer von Geburt — er wurde 1833 im östlichen Island zu Berufjördur geboren, wo sein Vater, Magnus Borusson, Geistlicher war —, hat er die Sekretärstelle beim Bürgermeister von Reykjavik aufgegeben, um in London für die heimatliche Sprache und Literatur zu wirken, welche beide, da er auf dem theologischen Institut zu Reykjavik bis zum Laudabilis studirt hat, er wissenschaftlich kennt und bearbeitet. Auch das Englische hat er sich völlig angeeignet, und dürfte jetzt der Mitarbeiterschaft von George E. J. Powell, mit welchem er die Legends gemeinschaftlich herausgab, schwerlich mehr bedürfen. Entnommen sind diese Proben der isländischen Märchenwelt den von Jón Armason gesammelten Sagen und Legenden, welche bereits, ehe sie im Original bei Hinrichs zu Leipzig erschienen, dem deutschen Publikum theilweise durch Maurers „Isländische Volkssagen der Gegenwart" bekannt geworden sind. Ida von Düringsfeld.

*) Isl. ptarmigan, engl. grouse.

Kleine literarische Revue.

— „**In Dantem Sexcentenarium.**"*) Dem sechshundertjährigen Jubiläum Dante's, das wir bereits in unserem Einleitungs-Artikel im Jahre 1865 begrüßten und das in diesen ersten Maitagen in ganz Italien und besonders in Florenz gefeiert wird, ist dieses „Xeniolum" der Universität Halle gewidmet, an welcher zwei hochgeschätzte Lehrer um die Kenntniß und das Verständniß des großen Dichters Verdienste sich erworben haben, die auch in Italien anerkannt sind:

En Dantem summum taliter receptum
Sororibus coronam dantibus
Pieridum Halensium amore,
Blanco Wittoque commentantibus
Et memet ipso, lemmatis auctore.

*) Xeniolum Halense. Auctore Gustavo Schwetschke. Halis ad Salam. M. April. A. MDCCCLXV.

Auctor lemmatis ist der in alt- wie in neurömischer Schreibweise gleich geübte und geschätzte wackere Gustav Schwetschke, der dem Gruße in Terzinen ein lateinisches Sonett hinzugefügt, worin er nicht blos Virgil, den Führer Dante's, sondern auch Horaz und Ovid aus der „Hölle" befreit und neben Dante in den Himmel versetzt.

— **Die Briefe der Königin Marie Antoinette.** Herr Professor Heinrich v. Sybel referirt in der von ihm herausgegebenen „historischen Zeitschrift" (1865. I.*)) über die drei ziemlich gleichzeitig erschienenen Sammlungen der Briefe der Königin Marie Antoinette, herausgegeben vom Grafen v. Hunolstein, von Feuillet des Conches, Beide in Paris, und von Alfred Arneth in Wien, und gelangt dabei zu dem Resultate, daß, während die Echtheit der Arneth'schen Sammlung über allen Zweifel erhaben sei, die beiden französischen Sammler sich wahrscheinlich von einem geschickten Autographen-Fabrikanten hätten hinter's Licht führen lassen und eine zum größten Theil gefälschte Korrespondenz veröffentlicht hätten. Bereits im Jahre 1835 hatte die Revue retrospective eine Anzahl Briefe Marie Antoinette's aus dem Jahre 1791 publicirt, die im Jahre 1809 auf Befehl Napoleon's von Wien nach Paris gebracht und seitdem im dortigen Reichs-Archive aufbewahrt worden sind. An ihrer Authenticität war niemals ein Zweifel. Für die geschichtliche Auffassung der Fragen jener Zeit, namentlich die Stellung des Hofes zu den fremden Mächten und die Persönlichkeit der Königin, die darin als durchaus makellos, besonnen und kräftig auftritt, geben diese Briefe entschiedenen Aufschluß. Ein großer Theil des Bandes der Hunolstein'schen Sammlung ist mit den durch die Revue retrospective zuerst veröffentlichten Briefen angefüllt; was darin hauptsächlich neu, sind die ersten Korrespondenzen Marie Antoinette's aus Frankreich, von 1770 bis gegen den Eintritt der Revolution. Nun umfaßt aber die später als die Hunolstein'sche Sammlung erschienene Arneth'sche Korrespondenz Maria Theresia's und Marie Antoinette's ebenfalls die Zeit von 1770 bis 1780, und eben aus einer sorgfältigen Vergleichung der Data und des Inhalts dieser Korrespondenz mit den beiden französischen Sammlungen zieht Herr Professor v. Sybel den Schluß, daß das Neue in den letzteren nicht echt und das Echte nicht neu sei. Ja, er erklärt es für unmöglich, daß dieselbe Hand, welche die Briefe von Marie Antoinette in der Arneth'schen Sammlung geschrieben, auch diejenigen der beiden französischen Sammlungen, die nicht bereits in der Revue retrospective enthalten gewesen, abgefaßt habe. Mit kritischem Scharfblicke weist Herr v. Sybel zugleich die Quelle nach, die der französische Fälscher wahrscheinlich benutzt hat, nämlich die Memoiren der Frau v. Campan, welche zu einzelnen Stellen und Situationen der Hunolstein'schen wie der Feuillet'schen Briefe die Grundzeichnung, ja zuweilen sogar wörtlich gleichlautende Sätze enthalten. Wir sind begierig, ob man in Frankreich von dieser Kritik des deutschen Geschichtsschreibers Notiz nehmen und was man darauf erwiedern wird.

— **Zur Geschichte des großen Kurfürsten.** Ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg ist das von Herrn Major Gustav von Kessel nach dem im Königl. Geheimen Staats-Archive in Berlin befindlichen Original bearbeitete und herausgegebene „Tagebuch Dietrich Sigismund's von Buch, aus den Jahren 1674—1683"*). Das Tagebuch besteht aus einzelnen, bald kurzen, bald ausführlicheren, oft durch Abbreviaturen unverständlichen Aufzeichnungen, die den Stempel der Wahrheit tragen und die Biederkeit des Mannes erkennen lassen, der seinem Fürsten ein treuer Diener war. Wie Herr von Kessel selbst gesteht, ist v. Buch bisweilen ebenso wie seine Erlebnisse langweilig. Statt sich daher der mühevollen Arbeit zu unterziehen, das ganze Tagebuch, das in französischer Sprache abgefaßt ist, zu übersetzen, hätte der Herr Herausgeber unserer Meinung nach besser gethan, wenn er daraus, mit Uebergehung alles Unwesentlichen, eine Auswahl des zur Charakteristik der Zeit und der Personen Wichtigsten in der Originalsprache, wie schlecht auch das Französische sein mag, das der Verfasser schrieb, gegeben hätte. Für das große Publikum ist das ganze Tagebuch doch nicht anziehend genug, und für den Geschichtsforscher hat das Original mit allen seinen Mängeln und Lücken doch immer ein größeres Interesse, als die treueste Uebersetzung. Recht dankenswerth sind die historischen Ueberblicke zu jedem Jahre und die Anmerkungen, meist genealogischen und biographischen Inhalts.

— **Rüstow's Kommentar zu Napoleon's Cäsar.****) Nicht sowohl einen Kommentar, als eine Kritik im weitesten Sinne des Wortes, liefert uns der schweizerische Oberst-Brigadier zu dem Werke des Kaisers der Franzosen. „Cäsar, von Brutus recensirt", könnte allenfalls der Titel dieses Buches sein, das eine Kritik zu werden verspricht, wie sie noch niemals von irgend einem Werke geschrieben worden, nämlich, noch bevor dasselbe vollendet war und mit allen seinen Intentionen dem Kritiker offen vorlag. Wir glauben, daß mindestens diese Bedingung eines Werkes erfüllt sein muß, bevor mit solcher Gründlichkeit und Strenge, wie sie eben Herr Rüstow üben will und auch bereits in der vorliegenden ersten Lieferung geübt hat, an die Beurtheilung und definitive Verurtheilung dieses Werkes gegangen werden kann. Schritt für Schritt folgten Rüstow's Kommentar und Kritik dem Werke Napoleon's III. Jedes einzelne Kapitel wird zuerst vollständig durch eine zwar summarische, aber die Hauptgedanken wörtlich wiedergebende Inhalts-Angabe mitgetheilt, und daran schließen sich unmittelbar die kritischen Bemerkungen, die, wie es scheint, an Umfang den des historischen Werkes mindestens erreichen, wo nicht überschreiten werden. Der Kommentar wird, wie uns Herr Rüstow in der Einleitung sagt, je nach dem Kapitel und dessen Stoff eine verschiedene Gestalt erhalten; er wird, wo wenig zu bemerken ist, kurz ausfallen, an anderen Stellen jedoch eine selbständige Arbeit bilden und bald eine politische Frage unserer Zeit beleuchten, bald eine historisch-politische, militairisch-strategische oder kriegsgeschichtliche Frage erörtern.

Das Einleitungswort des Kommentars bespricht das Leben und die früheren Schriften Napoleon's III., welche letzteren sämmtlich als „Prätendenten-Schriften", die für den Zweck, den sie erreichen sollten, zugestutzt waren, bezeichnet und charakterisirt werden. Der Vorrede Napoleon's folgt „ein kleiner Excurs über Geschichtsschreibung", worin des Kaisers einleitende Bemerkung, daß uns die geschichtliche Wahrheit so heilig wie

*) München. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

*) Zwei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1865.

**) Geschichte Julius Cäsar's von Kaiser Napoleon dem Dritten. Kommentirt von Wilhelm Rüstow, Oberst-Brigadier. Nebst erklärenden Karten und Plänen. Erste Lieferung. Stuttgart, Krais u. Hoffmann, 1865.

die Religion sein sollte, auf überaus drastische Weise kommentirt wird. Ueberhaupt fehlt es bereits dieser ersten Lieferung nicht an pikanter Würze. Die Kritik von Labienus-Rogeard ist im Vergleiche mit der von Brutus-Rüstow wahrer Honigseim.

Wir begnügen uns, der Einleitung die nachstehende Notiz zu entlehnen: „Die Herstellung dieses Lebens Cäsar's hat, nach glaubwürdigen Nachrichten, direkt gegen acht Millionen Francs gekostet. Zu den direkten Ausgaben kamen aber noch mannigfaltige indirekte. Es wurden im Interesse dieses Werkes Maßregeln ergriffen, Anstalten getroffen, die nur ein Souverain ergreifen und treffen kann. Es sind topographische Studien gemacht worden, um die Schlachtfelder Cäsar's, die Situation der von ihm belagerten Plätze zu bestimmen; es sind Nachgrabungen veranstaltet worden im Interesse derselben Bestimmungen und zugleich um antiquarische Schätze zu heben, welche Aufschluß geben konnten über die Beschaffenheit der Waffen, mit denen die Legionen Cäsar's und ihre Gegner sich bekämpften. Diese Waffen sind reconstruirt worden; französische Soldaten haben mit ihnen gegen einander gefochten, damit man einen lebendigen Begriff davon erhalte, wie das Gefecht vor 1900 Jahren sich gestaltete. Altrömische Geschütze und Belagerungsthürme sind von französischen Artilleristen und Geniesoldaten auf den Feldern von Vincennes probirt worden; römische Galeeren haben in unseren Tage auf der Seine manövrirt. Generalstabs-Offiziere und Gelehrte aller europäischen Länder sind veranlaßt worden, die Früchte ihrer Forschungen zu der Herstellung dieser Geschichte Cäsar's herbeizutragen."

Literarischer Sprechsaal.

Der Tod des Präsidenten der Vereinigten Staaten durch Mörderhand muß von allen Organen der civilisatorischen Presse als ein beklagenswerthes Unglück angesehen werden. In demselben Augenblicke, in welchem Abraham Lincoln im Begriffe war, nach glücklich errungenem Sieg über die Unfreiheit seinem Lande durch Mäßigung und Versöhnlichkeit die Segnungen des Friedens, der Freiheit und des Volksfleißes wiederzugeben, ward er von der Mordwaffe des Fanatismus und der Rache hinweg von dieser Erde gerissen. Wohl darf Amerika von diesem seinem ehrenfesten Bürger, der, gleich George Washington, in sturmbewegter, gefährlichster Zeit den Staat geleitet und gerettet hat, dasselbe sagen, was Washington Irving von jenem ersten, großen Präsidenten gesagt: „Sein Charakter mag einiger jener poetischen Elemente entbehrt haben, die die Menge blenden und entzücken; dafür aber war er auch weniger ungleichartig und besaß er einen selteneren Verein von Tugenden, als jemals vielleicht einem Menschen zu Theil geworden: Klugheit, Festigkeit, Scharfsinn, Mäßigung, bewältigendes Urtheil, unerschütterliche Gerechtigkeit, einen Muth, der niemals wankte, eine Geduld, die nie ermüdete, eine Wahrheitsliebe, die jeden Kunstgriff verschmähte und eine Großherzigkeit, die ihres Gleichen suchte. Es ist, als ob die Vorsehung ihn in bevorzugter Weise mit denjenigen Eigenschaften ausgestattet, die ihn zu der hohen Bestimmung, zu welcher er berufen war: zu der Leitung des Staates durch eine große Umwälzung, ganz besonders befähigten."

Als zu Anfange des Jahres 1848 Alexander v. Humboldt in London sich aufhielt, machte derselbe dort die Bekanntschaft der bedeutenden Malerin Gagiotti aus Rom, welche mit einem Engländer Namens Richards verheiratet gewesen war. Sie ließ sich später in Berlin und sodann in Dresden nieder, bis sie mit ihrer Mutter nach Ancona zog, wo ihr Bruder als englischer General-Konsul angestellt ist. In dieser Zeit war sie durch sehr geschätzte Gemälde in weiteren Kreisen bekannt geworden; wer sie aber näher kannte, mußte in ihr eine Frau von ausgezeichnetem Geiste und hoher Bildung achten, worauf ihre Verhältnisse schon in ihrer Kindheit Einfluß gehabt hatten, denn ihr elterliches Haus zu Rom war der Sammelplatz der bedeutendsten deutschen Künstler in dem Palazzetto Borghese; ihr Vater bekleidete eine nicht unbedeutende Stelle im päpstlichen Kriegs-Ministerium. Schon mit 12 Jahren zeichnete sich die junge Italiänerin durch Sprachkenntnisse und Musik dergestalt aus, daß der geachtete Bildhauer v. Hoyer aus Dresden sie als Mignon in betender Stellung in Marmor darstellte. Bald zeichnete sie sich auch als Malerin aus, und als sie in der 1848 in Leipzig unter dem Titel: „Der Papst und sein Reich", erschienenen Statistik des Kirchenstaates unter den lebenden Künstlern aufgeführt ward, bemerkte ein Recensent: „Ich kenne sie wohl als liebenswürdiges Mädchen, nicht aber als Malerin." In seiner Weisheit hatte er nicht bedacht, daß ein Paar Jahre auf ein befähigtes weibliches Wesen großen Einfluß üben können. Frau Gagiotti-Richards zeigte dem Einsender dieser Zeilen eine Sammlung von mehr als hundert der von Humboldt an sie gerichteten Briefe in dem bekannten kleinen Format, von denen sie Abschriften in Folio beigefügt hat. Ueberall spricht sich die höchste Achtung für diese hochbegabte Frau aus, und Humboldt war gewiß befähigt, sowohl ihre künstlerische als ihre gesellschaftliche Bedeutung zu würdigen.

Nr.

In Nr. 15 dieser Zeitschrift ist der erneute Abdruck von M. Neander's Sprichwörtern mit warmer Theilnahme begrüßt und zugleich der Wunsch hinzugefügt worden, es möchte auch die liebenswürdige, gemüthvolle und an biographischen Aufschlüssen über Neander's Jugend reiche Dedikation der Original-Ausgabe von 1585 (wiederholt 1590) eine ähnliche Erneuerung gefunden haben. Mit Bezug hierauf darf der unterzeichnete Herausgeber jener Sprichwörter sich wohl die Bemerkung gestatten, daß die fragliche Dedikation bereits vollständig in den „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik," April v. J., mitgetheilt und mit einleitenden Erörterungen begleitet worden ist, die auf ihre biographische und kulturgeschichtliche Wichtigkeit hinzuweisen bestimmt waren. Unabhängig davon hat Baur in dem eingehenden Artikel Neander der von dem Stuttgarter Rektor Schmid herausgegebenen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" den wesentlichen Inhalt jener Dedikation mitgetheilt.

Schwerin. Friedr. Latendorf.

Der Dr. phil. Julius Schubring aus Dessau hat sich seit mehreren Jahren auf der Insel Sizilien mit Untersuchung der noch sehr der Aufklärung und Sicherung bedürfenden Topographie des alten Sizilien beschäftigt und bereits einige Proben seiner einsichtigen Studien veröffentlicht. Für die Fortsetzung und Ausdehnung derselben ist ihm der Beistand italiänischer Behörden und Gelehrten in Aussicht gestellt und von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin eine ansehnliche Beihülfe zur Bestreitung der Kosten bewilligt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 13. Mai 1865. [Nº 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Ultramontanismus in Oesterreich. 267.
Böhmen. Neuböhmische Adamiten. 269.
Frankreich. Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus. III. Munk, Oppert, Michelet und die Japhetiten. 271.
Italien. Die italiänischen Vereine zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen. 274.
England. Bibliothekenkunde. Friedrich II. und Napoleon als Bibliothekare. 275. — Der hohe Norden. Eine neue Nordpol-Expedition. Leben unter den Grönländern. 276.
Central-Asien. Vámbéry's Reisen in Central-Asien. II. Die politischen Verhältnisse von Turan. 278.
Kleine literarische Revue. Sanskrit-Studien in Italien. 279. — Emil Saisset über den Skepticismus. 279. — Sekundäre Eisenbahnen. 279.
Literarischer Sprechsaal. Lincoln und die Deutschen in Amerika. 280. — Die Zukunftsmusik in München. 280. — Die Erforschung Palästina's. 280. —

Literarische Anzeigen.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig. (284)
Importirt:
Sir Bernard Burke, a genealogical and heraldic dictionary of the **Peerage and Baronetage** of the british Empire. 27th edition. 1865. 38 shill.
Debrett's illustrated Peerage. 1865. 7 shill.
do. illustrated Baronetage and Knightage. 1865. 7 shill.
Direct von Ludwig Denicke oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen: (285)
Geschichte der deutschen Frauenwelt.
In drei Büchern nach den Quellen.
Von **Johannes Scherr.**
Zweite, durchgearbeitete u. **stark** vermehrte Aufl.
8. 1865. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
HISTORY OF ENGLAND
from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth.
By **JAMES ANTHONY FROUDE.**
6 vols. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.
Diese Geschichte Englands gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von **Macaulay's** classischem Werke, bildet sie in Bezug auf reiche und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.
In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und auch diese vom Verfasser autorisirte **wohlfeile Originalausgabe** hat sich in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent allgemeiner Anerkennung zu erfreuen. (286)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.
Soeben eingetroffen von London:
MICHAEL ANGELO Facsimiles of original Studies in the University Galleries Oxford. Etched by Joseph Fisher. Bound 21 shillings.
RAFFAELLE Facsimiles of original Studies in the University Galleries Oxford. Etched by Joseph Fisher. Bound 31 shillings 6 pence.
Direct und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.
In Berlin durch **Amsler & Ruthardt,** Behrenstrasse. (287)

Bei Otto Wigand in Leipzig ist so eben erschienen:
Tristan.
Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel.
Von **Ludwig Schneegans.**
8. 1865. Preis 25 Ngr. (288)

So eben ist erschienen:
Jacob Asmus Carstens.
Vortrag gehalten am 6. März 1865
von
Herman Grimm.
Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.
Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (289)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen:
Gedichte
von
Carl Wilhelm Batz.
Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.
8. 1865. Preis 25 Ngr. (290)

In dem unterzeichneten Verlage erschien so eben: (291)
Dramatische Werke
von
Gisela Arnim.
Dritter Band.
Das Steinbild der Cornelia.
Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.
8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 7. Behrenstrasse in Berlin.
Martin Hertz (Prof. in Breslau), Renaissance und Rococo in der römischen Literatur. Ein Vortrag. Preis 8 Sgr.
Paul Heyse. Hadrian. Tragödie in fünf Acten. Preis 25 Sgr.
Paul Heyse. Maria Moroni Trauerspiel in fünf Acten. Preis 25 Sgr.
G. A. Lauer (Leibarzt Seiner Majestät des Königs), Gesundheit, Krankheit, Tod. Ein Vortrag. Preis 6 Sgr.
F. G. Welcker (in Bonn) Tagebuch einer griechischen Reise. Zwei Bände.
(292) Preis 3½ Thlr.

Revue moderne.
(Germanique et Française.)
Tome trente-troisième. Première Livraison.
Mai 1865.
Dialogue sur Dante et sur Göthe. Troisième partie *(Daniel Stern).* — Les Idées allemandes en Italie *(Pascal Duprat).* — De la Philologie en Allemagne *(K. Hillebrand).* — Vie et Aventures du Vert Henry *(Camille Selden).* — L'Habitant de la Lune. Suite. *(Hauff).* — Les Possédées de Morzine *(J. Tissot).* — Mozart en France. Fin. *(Gustave Bertrand).* — Poésies: Le vaste Monde *(Marc Monnier).* — Varia. — Correspondance italienne *(A. Roux).* — Chronique littéraire *(L. de Ronchaud).* — Revue parisienne *(A. Arnauld).* — Chronique politique *(Charles Dollfuss).* (293)
Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:
Staatengeschichte der neuesten Zeit.
Neunter Band. (294)
Geschichte Spaniens
vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage.
Von
Hermann Baumgarten.
Erster Theil.
583 S. in gr. 8. Preis: 1 Thlr. 18 Ngr.
Die früheren Bände der Staatengeschichte enthalten:
1. 2. Geschichte **Frankreichs** von 1814—1852. Von A. L. v. Rochau. 2 Theile. 1 Thlr. 28 Ngr.
3—5. Geschichte **Italiens** von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. Von Herm. Reuchlin. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 2 Thlr. 18 Ngr.
6. Geschichte **Oesterreichs** seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Geschichte **Rußlands** und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831. Von Th. v. Bernhardi. 1. Theil. 1 Thlr. 14 Ngr.
8. Geschichte **Englands** seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von R. Pauli. 1. Theil. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Die Entwicklung der Schrift.
Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott
von
Dr. **H. Steinthal.**
(7¼ Bogen.) gr. 8. geh. 22½ Sgr.
Nachdem der Verf. an W. v. Humboldt anknüpfend den Begriff der Schrift erörtert hat, stellt er vom psychologischen Standpunkte aus die verschiedenen Schriftarten als ebenso viele Entwicklungsstufen dieses Begriffes dar. In der Entwicklungsreihe, die mit der Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner beginnt, folgen die Bilderschrift der Chinesen und der Aegypter, die mit einander verglichen werden, dann wird den übrigen bekannteren Schriftarten in der Reihefolge, die mit den Runen schliesst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. (295)

In unserem Verlage sind erschienen:
Handelsvertrag mit Frankreich. Nebst Tarifen A. und B. Schifffahrts-Vertrag. Uebereinkunft, betreffend die Zollabfertigung des internationalen Verkehrs auf den Eisenbahnen. Schluß-Protokoll. Uebereinkunft wegen gegenseitigen Schutzes der Rechte von literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst. Protokoll vom 14. Dezember 1864. Deutsch und französisch. 4o. Geheftet. Preis 20 Sgr.

Handels- und Zollvertrag zwischen den Staaten des deutschen Zoll- und Handelsvereins und Oesterreich. Nebst Anlagen: A. Zollsätze für die Einfuhr aus dem Zollverein nach Oesterreich. B. Zollsätze für die Einfuhr aus Oesterreich nach dem Zollverein. C. Zollkartel — Schluß-Protokoll vom 11. April 1865 nebst Formularen. Fol. Geheftet. Preis 15 Sgr.

Der **neue Vereins-Zolltarif** erscheint sofort in 8°. nach Publikation durch die Gesetzsammlung.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (296)

Baltische Monatsschrift.
Januar 1865.
Die Franzosen in Kurland, von J. Eckardt. — Rußland und der Ultramontanismus. — Philipp Wigels Lehrjahre. — Zur Judenfrage, von Ant. C. Horn. (297)
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 8 Thlr.
Nicolai Kymmel's Buchhandlung in Riga.

Historische Zeitschrift (298)
herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
Siebenter Jahrgang 1865. Erstes Heft.
Zur Literatur und Geschichte des englischen Selfgovernments. Von **C. v. Noorden.** — Die Anfänge des Lehnwesens. Von **G. Waitz.** — Johann de Witt. Von **Heinrich Peter.** — Briefwechsel der Königin Maria Antoinette. Von **Heinrich v. Sybel.** — Nachtrag der historischen Literatur des Jahres 1863. — Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1864.
Preis d. Jahrgangs v. 4 Heften 7 Thlr.
Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.
Achtundzwanzigster Jahrgang. Nr. 110.
April bis Juni 1865. (299)
Erste Abtheilung.
Die Presse als Volksstimme (W. H. Riehl). — Die verschiedenen Fragen in Oesterreich. — Fortschritte und gegenwärtiger Standpunkt der Stahlfabrikation (Direktor v. Karmarsch). — Die neuere Sprachwissenschaft und der Sprachunterricht an Schulen (Prof. H. Wedewer).
Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (300)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 18. Die kartographischen Unternehmungen des Herrn Oberstlieutenants Joh. Ritter von Scheda. — Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule. Von Prof. Dr. Wahlberg. II. — Memoiren und Briefe. IV. (Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien in den Jahren 1825—1853 von Dr. Alois Flir.) — Oesterreichische Geschichte für das Volk. Nr. 1. — Auch zur Dante-Feier. — Die Votivkirche in Wien. — Kurze kritische Besprechungen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Vom französischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 19. Göthe und die Jurisprudenz. — Die Pyrenäen und ihre Touristen- und Krankenstationen. — Die Liebe der Stuarts. — Correspondenz-Nachrichten. Berlin. Aus der Schweiz. Genf. (301)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (302)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 18. Der dritte Stand im alten Rom. — Stimmungen in Deutschland vor Gustav Adolf's Landung. — Eine Erinnerung an die Tage vor Friedrichsstadt. — Metternich und Hüetlin. — Die militärische Bedeutung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. — Vermischte Literatur.
Nr. 19. Geschichte Julius Cäsars von Napoleon. — Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika. 1. — Correspondenz aus Schleswig-Holstein.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.
April 1865. (303)
XVIII. Bd. Viertes Heft.
Nordarabien und die syrische Wüste nach den Angaben der Eingebornen. Von Dr. *J. G. Wetzstein.* (Fortsetzung.) — Reise an der Küste des Rothen Meeres von Kossêr bis Suakin. März bis August 1864. Von Dr. *G. Schweinfurth.* (Fortsetzung.) Nebst einer Karte. — Torfmoore und Kohlenlager in Irland. — Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin vom 8. April 1865.
Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.
Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Das Ausland. (304)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 18. Geschichte der Entzifferung der Keilschrift, von Prof. Dr. Spiegel. — Curiositäten aus dem Register der Erfindungspatente in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. — Das Klima der Amurländer. — Die Attay-Palme und der Oelbaum Siams. — Das Klima am Comer-See. — Criminal-Statistik Rußlands. — Strohflechten in England. — Die Heuschrecken auf der Insel Cypern. — Miscellen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Im Verlage der **Schletter'schen Buchhandlung (H. Skutsch)** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Das
Judenthum und seine Geschichte.
Erste Abtheilung:
Bis zur Zerstörung des zweiten Tempels.
In zwölf Vorlesungen.
Nebst einem Anhange: **Renan** und **Strauß.**
Von Dr. **Abraham Geiger**,
Rabbiner der israel. Gemeinde zu Frankfurt a. M.
Zweite Auflage.
Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Die erste Auflage dieses Werkes war binnen wenigen Wochen vergriffen und hatte sich in den meisten wissenschaftlichen und politischen Blättern einer sehr günstigen Besprechung zu erfreuen. Dasselbe ist nicht nur für speziell jüdische Kreise, sondern auch für jeden freisinnigen Theologen und Forscher von großer Bedeutung, und dürfte besonders allen Lesern von **Renan's** und **Strauß'** Leben Jesu von Interesse sein.

Die zweite Abtheilung, **die Geschichte des Judenthums von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum Ende des 12. Jahrhunderts** umfassend, befindet sich unter der Presse und erscheint in ca. 4 Wochen. (306)

Weltlich Evangelium.
Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.
Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.
in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und luftig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (307)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind im v. J. erschienen: (308)

Beger (Dr. Friedrich August), **Lateinisch und Romanisch, besonders Französisch.** Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Eimele (Dr. F.), **Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen,** hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache. (Gothenburg 1862.) 8. geh. 10 Sgr.

Mahn (Dr. K. A. F.), **Ueber die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der Romanischen Philologie.** Ein Vortrag in der germanisch-romanischen Section der in Meißen tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 1. October 1863 gehalten. 8. geh. 6 Sgr.

Diese drei kleinen Schriften werden für Jeden, der mit einer der romanischen Sprachen vertraut ist und für sprachliche Erscheinungen Sinn hat, von großem Interesse sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

So eben ist erschienen bei **Schmorl & von Seefeld in Hannover:**

In Mexico, Roman in 4 Bänden von Armand.
Preis 6 Thlr.

Die Werke des Verfassers bedürfen keiner besonderen Empfehlung; er schildert uns in diesem höchst interessanten geschichtlichen Roman die Eroberung Mexico's durch die Vereinigten Staaten und zugleich den Sturz des mexicanischen Feldherrn und Präsidenten Santa Anna. Durch lebendige anschauliche Bilder aus dem Leben der Mexicaner macht Armand uns mit den Sitten und Charakteren dieses, aus so verschiedenen Racen und Mischlingen zusammengesetzten Volkes bekannt, wir gewinnen aus den damaligen Zuständen ein Verständniß der jetzigen, und folgen mit um so größerem Interesse den wechselnden Schicksalen dieser Nation. (305)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: **Joseph Lehmann** in Berlin.

Verlegt von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von **Eduard Krause** in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der Ultramontanismus in Oesterreich.

Unter den Schlagwörtern, welchen man bei der Beurtheilung österreichischer Zustände begegnet, wird wohl keines so häufig gebraucht, als das Schlagwort: „Konkordat". Es ist aber eben nur ein Schlagwort und nur der Ideen-Assoziation, zu der es Anlaß giebt, ist es zu danken, daß dieses Schlagwort die Aufmerksamkeit auf den, nächst seiner Finanzlage, wundesten Fleck Oesterreichs lenkt, daß man sofort an die ganze Misère der Pfaffenwirthschaft, des Priester-Einflusses etc. erinnert wird; mehr als ein Schlagwort ist es aber nicht, und als bezeichnend für die österreichischen confessionellen Zustände können wir es nicht gelten lassen, denn die Uebel, an welchen Oesterreich in dieser Richtung leidet, datiren nicht erst von dem Abschlusse des Konkordates, ja würden mit der Aufhebung desselben noch nicht beseitigt. Man hat sich daran gewöhnt, das Konkordat als die Quelle dieser Uebelstände zu betrachten, letztere auch dort auf jene Quelle zurückzuführen, wo sie mit ihr gar nichts gemein haben, und die Gewohnheit hat die Beurtheiler Oesterreichs dahin geführt, immer und immer wieder vom „Konkordate" zu sprechen, ohne zu überlegen, daß die Ursachen der Zustände, welche sie kritisiren, mit dem Konkordate gar nichts zu schaffen haben. Die wenigsten Derjenigen, welche das Konkordat am häufigsten im Munde führen, haben eine richtige Vorstellung von diesem „Staatsvertrage", dessen eigentliche Wirkung sich auf die Mehrzahl der österreichischen Uebelstände schon seiner Begränzung halber nicht erstrecken kann.

Wir halten diese einleitenden Bemerkungen auf die Gefahr hin, uns selbst den Lesern als Vertheidiger des Konkordates zu verdächtigen, für nothwendig, um den Gegenstand unserer Besprechung desto unbefangener behandeln zu können. Das Konkordat könnte fortbestehen, ohne den Fortschritt der inneren und äußeren Entwickelung Oesterreichs im Entferntesten zu hindern, denn nicht ein einziger Satz ist in demselben enthalten, der ihm einen Eingriff in diese gestattete, und wo es durch falsche Auslegung oder durch seinen moralischen Einfluß gefährlich werden könnte, da wäre es, wenn es den österreichischen Staatsmännern Ernst um den Fortschritt ist, ein Leichtes, es durch kräftige Institutionen zu paralysiren, seinen Einfluß zu lähmen, letzteren auf das ihm zugewiesene Gebiet zu beschränken, es zu isoliren, um es unschädlich zu machen. Man müßte die Konkordatsfassung nicht zerstören, um ihr den drohenden Charakter zu rauben; man könnte ihr ein Paroli bieten, und im Arsenale des Constitutionalismus fänden sich Waffen genug, um ihre Geschosse zum Schweigen zu bringen, oder man könnte sich aus der Schutzlinie zurückziehen und sie durch Aushungerung zur Kapitulation zwingen. Aber das Konkordat muß fallen, weil seiner Armee, seinen Vertheidigern der Vorwand geraubt werden muß, unter welchem sie für ihre dunklen Ideen kämpfen, denn wie den Feinden Oesterreichs das Konkordat als unklares Schlagwort dient, das sie bei jedem Angriffe gegen dasselbe schleudern, so gilt es jenen schlimmeren Feinden Oesterreichs, den Konkordatsmännern, als Deckmantel für ihre viel gefährlicheren Angriffe. Das geheime Band der Konkordatsmänner, die über ganz Oesterreich ausgestreute Konkordats-Partei, muß gesprengt werden, und weil das Konkordat der Wall ist, hinter welchem sie sich verschanzen, das Stelldichein, wo sie sich zusammenfinden, deshalb muß es zerstört, mit den Wurzeln ausgerissen, deshalb muß das Konkordats-Gebäude dem Boden gleichgemacht werden. Wir geben uns zwar nicht der Hoffnung hin, daß mit dieser Vernichtung schon die Aufreibung der Armee erreicht sein wird, die allerdings erfolgen könnte, ohne daß der katholischen Kirche und ihren wahren Priestern ein Haar gekrümmt zu werden brauchte, allein die Aufhebung des Konkordates wäre immerhin ein Anfang zu der Befreiung Oesterreichs von diesem Heere innerer Feinde, durch welche die Kirche selbst und ihre Vertreter nur gewinnen könnte; denn sie würde wie nach einem Laugenbade gereinigt, von den Schlacken befreit, aus diesem Klärungsprozesse hervorgehen. Um den Ultramontanismus zu stürzen, um die Macht der Ultramontanen zu brechen, ist das Fallen des — gelänge dies durch andere Mittel, vielleicht unschädlichen — Konkordates nothwendig.

Die Macht der Ultramontanen besteht — man verzeihe uns diese Vergleichung — wie die der Juden (?) in ihrer geheimen Verbrüderung, in dem Zusammenwirken und Einander in die Hände arbeiten aller Genossen. Die Ultramontanen bilden eine große Association, die über alle Länder verbreitet ist, deren Zielpunkte nicht gerade religiöse sind, sondern vielmehr darin bestehen, ihrer Association den möglichsten Einfluß auf die Zeitgeschichte zu verschaffen. Nach diesem Einfluß sehen wir sie in Italien, in Frankreich, in Irland, in Belgien, in Polen, ja in Mexiko streben; derselbe wächst in dem Grade, als sie ihre Heranziehung zur Thätigkeit der Regierung durchzusetzen vermochten, und wir sehen ihn in demselben Maße sinken, als die Regierungen die Mitglieder dieser Association fernzuhalten gewußt haben. In Oesterreich spielen die Ultramontanen die Rolle der Jesuiten, und zwar zunächst deshalb mit größerem Erfolge, weil sie ihre Genossen in allen Gesellschaftskreisen haben und sich in diese nicht erst in einer oder der anderen Maske einzuschmuggeln brauchen. In Oesterreich wußten sie sich so sehr emporzuschwingen, daß es selbst, wenn man heute das Konkordat fallen ließe, schwer halten würde, sie aus ihren einflußreichen Stellungen zu entfernen. Auf allen Gebieten der Regierungsthätigkeit in Oesterreich sehen wir die Ultramontanen eine mächtige Rolle spielen, obwohl sie an dem Staatsminister einen eifrigen Gegner haben und die mächtige Militairpartei ihnen feindlich ist. Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, das sich, trotz der Schöpfung des unter der Leitung eines gewiß freidenkenden Mannes stehenden Unterrichtsrathes, nicht von dem ultramontanen Einflusse zu befreien vermochte, fänden wir diese Erscheinung, so lange eben das Konkordat besteht, allenfalls erklärlich, obzwar letzteres freilich, was das Universitätsleben anbelangt, mit diesem gar nichts zu schaffen hat. Noch ist der Geist der Thun'schen Periode aus unseren Hochschulen nicht ausgetreten, noch sitzen die Philipps, Höflers, Schultes etc. in den Lehrkörpern.

Auffallender ist es, daß die Ultramontanen auch in der Diplomatie zu einer großen Rolle gelangten und wir die höchsten Aemter in der Staatskanzlei mit Männern dieser Richtung besetzt finden, und zwar meist mit solchen, welche erst, seitdem sie ihren Glauben convertirten, für den Ultramontanismus, aber mit desto größerem Eifer, Partie ergriffen. Soll man in letzterem Umstande die Ursache für die eigenthümliche Erscheinung suchen, daß die Convertiten aller Religionen am meisten poussirt werden, oder ist jener Eifer vielmehr die Prämie, mit welcher die Convertiten die rasche Beförderung honoriren? Daß sich den Ultramontanen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ein weiter Spielraum eröffnet, liegt ebenso auf der Hand,

als daß sie ihren Einfluß in einer Richtung bethätigen, welche einer guten österreichischen Politik schnurstracks entgegenläuft, ja, daß sie diesen Einfluß in einer Weise ausüben, die alle der Machtstellung Oesterreichs förderlichen Bestrebungen hemmen muß. Es ist ein Zug der Ultramontanen, daß sie jede unpopuläre Strömung fördern, ein Zug, der seine Erklärung darin findet, daß jede unpopuläre Richtung ihrer eigenen Unpopularität entspricht, und daß sie, selbst im Widerspruche zu den Volkswünschen und den Zielen einer fortschrittlichen Politik stehend, ihre Stellung zu den höchsten Kreisen in demselben Maße zu befestigen glauben, als die Haltung letzterer in Widerspruch mit den Wünschen der Bevölkerung und den wahren Bedürfnissen Oesterreichs geräth. So sehen wir sie natürlich in der italiänischen Frage dem eigentlichen Interesse Oesterreichs, in welchem denn doch eine endliche Versöhnung mit dem neuen Königreiche, eine Anerkennung der vollendeten Thatsachen gelegen wäre, entgegenarbeiten, indem sie auf der Seite Roms stehen, sehen sie alle Schritte hemmen, welche zu der für Oesterreich so erwünschten Entente mit den Westmächten führen könnten. In der deutschen Frage sehen wir sie zu einer Zeit, wo uns ein Zusammenstehen Oesterreichs mit Preußen zum Heile Deutschlands hätte führen können und eine Ausbeutung dieser Allianz für preußische Sonderzwecke noch nicht zu befürchten war, gegen diese Coalition arbeiten. Im Lager der Ultramontanen fand das protestantische Preußen seinen energischsten Gegner. Erst seitdem die österreichisch-preußische Allianz unpopulär geworden, haben die Kreuzzeitungs-Männer in den österreichischen Ultramontanen Parteigänger gefunden, welche in Folge der natürlichen Seelenverwandtschaft die Emissäre des preußischen Feudalismus, die wärmsten Verfechter der Kreuzzeitungs-Ideen in Oesterreich geworden. Das in Wien unter ultramontanen und feudalen Einflüssen erscheinende „Vaterland" ist bekanntlich geradezu eine Filiale der Kreuzzeitung. Die Koalition der Ultramontanen mit den Feudalen ist eben so natürlich, wie, daß Erstere zum Föderalismus hinneigen, nach welchem bekanntlich auch die, sich nach den Fleischtöpfen des Oktober-Diploms zurücksehende, feudale Partei gravitirt. Den Feudalen wie den Ultramontanen würde eine föderalistische Verfassung willkommen sein; denn jemehr die Regierungsgewalt getheilt, je größer die Selbständigkeit der einzelnen Provinzen, je loser ihr Zusammenhang mit dem Staatsganzen wird, desto leichter glauben sie zu einer Machtentfaltung innerhalb der kleinen Gruppen gelangen zu können. Das Interesse der Ultramontanen wie der Feudalen ist dabei dasselbe; denn die Einen wie die Andern glauben, der Föderalismus werde zur Rehabilitirung der „Stände" führen. Daher ihre Solidarität. Sie sehen freilich ein, daß der Föderalismus in Oesterreich nicht haltbar wäre, daß die centrifugale Bewegung zur Zertrümmerung oder zu einer gewaltsamen absolutistischen Zusammenhaltung des Staatsganzen führen müßte. Aber die letztere Alternative, welche sie für die wahrscheinlichere halten, schreckt sie durchaus nicht ab; im Gegentheil wäre es ihnen sehr erwünscht, wenn sich der Föderalismus zu einer Durchgangsperiode, zu einer Brücke für die Rückkehr zum Absolutismus gestalten würde. Ihr Kalkül ist einfach folgendes: Haben wir nur einmal das gegenwärtige System gestürzt, dann wird mit unserer Hilfe ein Versuch mit dem Föderalismus gemacht, da sind wir die Herren, und mißlingt dieser, dann bieten wir die Hand zur Restaurirung des Absolutismus! Dieses Kalkül liegt der Opposition zu Grunde, welche die Feudalen und Ultramontanen der gegenwärtigen Regierung offen und im Geheimen entgegensetzen. In demselben Kalkül ist die Erklärung für die seltsame Thatsache zu suchen, daß die tiroler Ultramontanen, von denen man doch ein lebhaftes Interesse an dem Conservatismus erwarten sollte, im Reichsrathe mit der äußersten Linken stimmen, daß im Abgeordnetenhause P. Greuter mit Schindler, im Herrenhause der Kardinal Schwarzenberg mit Leo Thun geht. Die Feudalen und Ultramontanen unterstützen sich gegenseitig, indem die Letzteren den Ersteren Dienste nach Unten, die Feudalen den Ultramontanen aber Dienste nach Oben leisten. Die Ultramontanen, deren Einflusse die Kanzel zur Verfügung steht, sind den Feudalen ein willkommenes Medium, um ihre Ideen in die unteren Kreise zu tragen, sie straflos dem Volke einzuimpfen. Die Feudalen sind erkenntlich und suchen zum Danke in den höchsten Kreisen für die Sache der Ultramontanen Propaganda zu machen. Deshalb ist diese Verbindung eine gefährliche und ihre Wechselwirkung eine mächtige.

Nach oben haben die Ultramontanen in Oesterreich kein so leichtes Spiel, als vielleicht oberflächliche Beurtheiler österreichischer Zustände vermuthen dürften, und ohne das feudale Medium vermöchten sie vielleicht grade in diesen Sphären am wenigsten auszurichten, denn sie haben einen mächtigen Gegner: die Militärpartei. Der Kaiser ist den direkten ultramontanen Einflüssen unzugänglich, und wenn wir den Hof mit dem Monarchen identificiren dürften, wäre es auch der erstere. Aber dem Hofe gehört eben die ganze kaiserliche Familie an, und Jedermann weiß, daß an mehreren hervorragenden Mitgliedern derselben die Ultramontanen für ihre klerikalen Zwecke mächtige Stützen besitzen. In dieser Sphäre eröffnet sich auch den Feudalen die Gelegenheit, im Interesse ihrer Verbündeten zu wirken, und es ist schwer zu sagen, wo eigentlich die Gränze dieser Wirksamkeit zu suchen sei, zumal das Machtgebiet des diesem Kreise nahestehenden Staatsrathes und das Maß seines Einflusses noch immer das x der österreichischen Regierungsorganisation, die unbekannte Größe in der Staatsmaschine ist. In der Retorte des Staatsrathes hat schon mancher in guter Absicht entworfene Gesetzentwurf durch Hinzutritt der verschiedenartigsten Einflüsse eine der ursprünglichen Tendenz nichts weniger als entsprechende Gestalt angenommen, oder gar sich gänzlich verflüchtigt. Daß der Staatsrath in Kommunikation mit der, wenn gleich nicht allmächtigen, so doch mächtigen General-Adjutantur steht, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, und wenn der militärische Charakter der letzteren auch einer Geltendmachung ultramontaner Tendenzen im Wege steht, so möchten wir doch nicht behaupten, daß dies so unbedingt auch den feudalen gegenüber der Fall sei. Diese haben aber eben die ultramontanen im Schlepptau. Wenn es wahr ist, daß alle Wege nach Rom führen, so ist es nicht minder wahr, daß alle Wege aus Rom führen, und mancher dieser Wege mag in eine der erwähnten hohen Körperschaften oder Aemter ausmünden. So lange diese Wege den Ultramontanen nicht verlegt sind, so lange ihnen die Mittel nicht geraubt werden, sich auf einem derselben Eingang zu jenen Thurmköpfen zu verschaffen, von welchen aus sie mit dem Kanon, wie der Soldat mit der Kanone, die Situation beherrschen können, so lange ihnen nicht der Weg zu jenen Höhen versperrt wird, von welchen aus sie in der Luft zerplatzende Granaten und den Brand weithin tragende Pechkränze schleudern können, so lange wird es auch noch nicht zu ihrer Aufhebung und Unschädlichmachung führen, wenn man ihre Loge, das Konkordats-Gebäude, zertrümmern würde. Die Macht kann ihnen nur geraubt, diese Wege können ihnen nur verschlossen werden, wenn

man sie selbst isolirt, ihre Macht durch die überragende Macht der Aufklärung durch Bildung bricht, wenn man ihnen den Weg durch aufrichtigen, in seiner naturgemäßen Entwickelung durch keine Schranken gehemmten Fortschritt vertritt. Nur — und das ist keine Blasphemie — ein Kreuzzug gegen diese dunkeln Kreuzfahrer, angetreten unter dem Banner des freiheitlichen Deutschland, kann und wird das vielverschrieene und verunglimpfte Oesterreich wieder zu einem „gelobten Lande" emporbringen. In hoc signo vinces! Danubius.

Böhmen.

Neuböhmische Adamiten.

Kaum irgendwo war das Religionsbekenntniß von so großer und wechselvoller Bedeutung für die Schicksale des Volkes wie in Böhmen.

Im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir aus der Mitte des böhmischen Volkes die Fackel einer freieren und sittlich höheren Religionsanschauung sich emporheben. Die Barbarei des Zeitalters zog mit den ihr eigenen Waffen, mit Feuer und Schwert, gegen die neuen Ideen wüthend in's Feld, doch alle Gewalt zerschellte an dem für seinen neuen Glauben fanatisirten Volke. Nach fünfzehn Jahren grauenvoller Kämpfe stand das böhmische Volk, wohl aus vielen Wunden blutend, doch verjüngt da und nahm bald eine geachtete Stellung in der Reihe der europäischen Völker. Der geistigen Bewegung war ein Anstoß gegeben worden, und die böhmische Literatur begann sich, kräftig angeregt durch die religiösen Fragen, rasch zu entwickeln, und in das folgende Jahrhundert fällt ihr „goldenes Zeitalter."

Luther's höher entwickelte Lehre fand in Böhmen einen sehr vorbereiteten empfänglichen Boden. Das blutige Ringen, welches zwischen dem mächtig gewordenen Protestantismus und dem alten römischen Bekenntnisse entstand, ließ den ersten Akt des dreißigjährigen Krieges in Prag ausbrechen. Nach der Beendigung desselben war das böhmische Volk nur eine kraftlose Ruine, und die Jesuiten und die Schergen Ferdinand's bläueten ihm wieder den Romanismus ein. Kaum jetzt, nach 200 Jahren, beginnen sich die Böhmen von den Schlägen, die ihnen damals versetzt worden, zu erholen. Vom Protestantismus blieb nicht viel übrig, doch begann er, sich bei der späteren freieren Regung von Neuem zu verbreiten und hat gegenwärtig, namentlich im Nordwesten des Landes, bedeutende Bezirke. Es ist zu bemerken, daß die Landbevölkerung in diesen Gegenden, die intelligenteste und wohlhabendste in Böhmen, die Hauptstütze der vorgeschrittenen nationalen Partei bildet.

Die Verfolgung, welche den Nichtkatholiken im 17. Jahrhundert zu Theil wurde, förderte ganz eigene abnorme Erscheinungen auf dem Gebiete des Religionsbekenntnisses zu Tage. Der Druck erzeugte Gegendruck; je mehr man in der Religionsansicht beengt war, desto weiter vom aufgedrungenen Katholizismus und ungebundener ließ man in vielen Fällen dieselbe schweifen — so weit, bis man im Gebiete des Nichts oder der nebelhaften Schwärmerei ankam.

So entstand in einem Theile des östlichen Böhmens eine sonderbare Sekte, von der wir erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlichere Spuren haben und die bis auf den heutigen Tag ihre Anhänger zählt. Der Ursprung dieser Sekte, die nur sporadisch in einzelnen Gemeinden auftaucht, läßt sich auf die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückführen. Man nennt sie Adamiten, doch weist kein Symptom darauf hin, daß sie Reste der Adamiten wären, welche in den Hussitenkriegen aufgetaucht, in ganz paradiesischem Kostüm einhergingen, doch von dem Taboritenführer Ziska auf einer Flußinsel bei Tabor, auf der sie ihr Hauptlager hatten, in einem schrecklichen Blutbade vernichtet wurden. Die Lehre dieser Sektirer ist, obwohl sich Anklänge vom Hussitismus vorfinden, rein kommunistisch.

Als unter Joseph II. das Toleranzpatent erschienen war, traten sie zum ersten Male mit dem Geheimnisse ihres Glaubens an das Tageslicht. In zwei Gemeinden des Chrudimer Kreises erklärten sich 52 Familien öffentlich für Adamiten. Sie erklärten, weder Protestanten noch Katholiken sein und ihren Gottesdienst nach eigener Ueberzeugung verrichten zu wollen. Drei durch ihre Rechtschaffenheit bekannte Männer, die an ihrer Spitze standen, legten vor der Behörde das folgende Glaubensbekenntniß ab:

„Wir glauben an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Wir glauben an Christus, als den Lehrer des Volkes, der für seine Ueberzeugung ebenso hingerichtet wurde wie Magister Huß. Wir glauben an den Geist Gottes, denn wir wissen, daß jeder Mensch seinen eigenen Geist hat. Der heilige Geist ist uns der Geist der Wahrheit, der Kraft und des guten Rathes; er gibt uns Trost in Leid und Unglück. Wir glauben an die Unsterblichkeit des Geistes und ewige Vergeltung für die überstandenen irdischen Leiden; doch wir glauben an keine ewigen Höllenstrafen, weil dies mit der Barmherzigkeit Gottes, unseres Vaters, nicht übereinstimmt. Unser Gesetzbuch sind die zehn Gebote Gottes, die Moses von dem Berge Sinai brachte und die Gott selbst mit seinem Finger auf steinerne Tafeln für die ganze Menschheit geschrieben hatte. Diese Gebote werden wir immer strenge halten und unseren Nächsten aufrichtig lieben. Wir lassen alle Leute in Frieden, mögen sie uns auch hassen und beleidigen. Möge uns geschehen was immer, wir sind auf Alles gefaßt. Niemand wird uns dazu überreden, Niemand zwingen, daß wir unserem Glauben entsagen, den wir uns als den besten gewählt haben aus den 72 Religionen der Welt. Unsere Ceremonien sind einfach. Wir beten das „Vater unser", wie es uns unsere Mütter lehrten, lesen die Bibel und singen, unser Gewissen erforschend, die Psalmen David's."

Auf die Frage, warum sie getauft seien und auch ihre Kinder taufen ließen, antworteten sie: „Ja, wir sind getauft, weil wir es als Kinder nicht verhindern konnten; daß wir unsere Kinder taufen lassen, geschieht aus Rücksicht für die vaterländischen Gebräuche und der bürgerlichen Ordnung zu lieb; aus derselben Ursache verehelichen wir uns nach Art der Christen, obwohl uns wahrhaftig so gut das Eine wie das Andere eitel und bedeutungslos ist. Zum ewigen Heil braucht man nichts weiter, als den Glauben an einen Gott und die Beobachtung der zehn Gebote. Alles Uebrige ist bloße Erfindung, woran wir nicht glauben können."

Als sie mit ihrem Bekenntniß zu Ende waren, umarmten sie sich sämmtlich und entfernten sich gehobenen Hauptes und mit begeistertem Blick.

Andere, die wegen Holzdiebstahls auf das Amt berufen worden waren, redeten fast mit denselben Worten. Sie gingen um Holz in den Wald aus Grundsatz. „Der Herr des Weltalls," sagten sie vor dem Gerichte, „hat vor unseren Hütten Bäume und Wälder wachsen lassen. Warum sollten wir von dieser Wohlthat nicht nach unserem Bedürfnisse Gebrauch machen?

Oder läßt vielleicht der Herr nur für einige Leute jene Bäume wachsen?"

Als man ihnen beweisen wollte, daß vor Allem die Obrigkeit, welche von Gottes Gnade eingesetzt sei, das Recht habe, jene Gaben Gottes zu benutzen, antworteten sie:

„Die Obrigkeiten und Fürsten haben sich die Menschen selbst gewählt, damit sie sie schützen und verwalten, nicht aber schinden. Für Schutz und Verwaltung sind die Unterthanen der Obrigkeit gehorsam. Daß aber die Obrigkeiten, und namentlich die schlechten Obrigkeiten, ihre Gewalt von Gott haben, das ist eine bloße Erdichtung der Menschen."

Es ist selbstverständlich, daß die löbliche Behörde nicht zauderte, von Allem einen ordentlichen Rapport an die Regierung einzusenden; jene 52 Familien wurden wenigstens bald nach ihrer Erklärung nach Siebenbürgen verbannt, und es ist unbekannt, was weiter aus ihnen geworden.

Gleichzeitig, nämlich im Jahre 1782, wurde eine aus 800 Personen bestehende Adamiten-Sekte in einem Dorfe der Herrschaft Chlumec verfolgt. Sie wurden vor das Patrimonialgericht des Grafen Kinsky in Chlumec citirt, und da redete man ihnen in Gutem und Bösem zu, von ihrer Sektirerei zu lassen. Doch einstimmig riefen sie: „Wir lassen uns weder vom Kaiser, noch vom Bischof, noch von sonst Jemandem unseren Gott aus dem Herzen reißen." Ihre Augen glühten von wildem Feuer und ihr Mund überströmte von verzweifelter Beredsamkeit.

Sie mußten hinausgeführt und einzeln verhört werden. Doch ihre Antworten lauteten immer gleich: „Hauet uns in Stücke, quälet uns, brennt uns, Ihr werdet uns doch zu keinem anderen Glauben bewegen, als den, in welchem wir leben. Glaubet nicht, daß wir die Einzigen sind in unserem Glauben. Tausende denken so wie wir, nur sind sie klüger und schweigen. Wir sind kühner, weil wir ehrlich sind."

Als endlich das Protokoll geschlossen war und sie zur Unterschrift desselben aufgefordert wurden, riefen sie in größter Verwunderung: „Kennt Ihr denn nicht die Gesetze des ewigen Gottes und wißt Ihr nicht, daß im 4. Buche Esra's im 16. Kap. und 70. Verse steht: „Wer einwilligt oder unterschreibt, verfällt in Schmach und Verachtung und der Hohn der Menschen wird ihn zu Boden werfen." Auch sie mußten nach Siebenbürgen wandern, und Niemand mehr erfuhr etwas von ihnen.

Dieses strenge Auftreten der Regierung wird wahrscheinlich die Uebrigen eingeschüchtert haben. Vom Jahre 1783 an verliert sich jede Spur der böhmischen Adamiten, und erst nach 40 Jahren lassen sich wieder Anhänger der Sekte auf der Herrschaft Rychemburg konstatiren.

Da liegt ein amtliches Protokoll aus dem Jahre 1822 vor, dem zufolge vier „Fanatiker" vor das Bezirksamt gerufen wurden, um sich zu verantworten, warum sie mit ihren Familien nicht die Kirche besuchen, warum sie ihre Kinder nicht in die Schule senden, warum sie nicht die Befehle der Obrigkeit und des Gemeindevorstandes befolgen, warum sie nicht die Robot leisten wollen u. a.

Wir theilen aus dem interessanten und für die Kenntniß dieser Adamiten-Lehre wichtigen Verhöre das Folgende mit:

Der Richter fragt den Angeklagten Lexa:

„Wie heißt Ihr?"

Angeklagter. Ich habe mir keinen Namen mitgebracht.

„Wie alt seid Ihr?"

Angekl. Ich bin neu geboren worden.

„Wo seid Ihr geboren?"

Angekl. In der Mutter des Lebens.

„Welcher Religion?"

Angekl. Nichtkatholik, ohne alle Religion.

„Verheiratet oder ledig?"

Angekl. Ledig.

„Wo wohnt Ihr jetzt?"

Angekl. Im Geiste und in der Wahrheit, nach dem Geiste, doch nach der Welt in Dědow.

„Womit beschäftigt Ihr Euch?"

Angekl. Mit dem heiligen Geiste.

„Leben noch Eure Eltern?"

Angekl. Nach der Welt, nicht mehr. Nach dem Geiste, wohnt der Vater in mir und ich in ihm.

„Habt Ihr Brüder oder Schwestern am Leben?"

Angekl. Wer die irdischen Dinge nicht verläßt, ist nicht mein Bruder. Ich will nur die kennen und die sind meine Brüder und Schwestern, welche um das himmlische Königreich die irdischen Dinge verlassen.

„Wie könnt Ihr sagen, daß Ihr ledig seid; Ihr habt ja eine Frau, Namens Therese, mit der Ihr wenigstens 20 Jahre verheiratet seid und drei Kinder gezeugt habt, die sich noch am Leben befinden."

Angekl. Ich bin, nach dem Geiste, Sohn und sie ist Jungfrau; die drei Kinder sind mir vom Vater anvertraut.

„Und wo befinden sich Eure Kinder?"

Angekl. Nach der Welt, befinden sich zwei Mädchen in Dědow und der Knabe ist hier in Rychenburg. Nach dem Geiste aber wohnen sie im Geiste und in der Wahrheit und der Knabe ebenfalls.

„Der Richter von Dědow hat hier über Euch Beschwerde geführt, daß Ihr keine Kirche besucht. Was habt Ihr darüber zu sagen?"

Angekl. Ich gehe in keine Kirche, und zwar darum, weil die Mutter des Lebens die Kirche ist und ich in ihr wohne.

„Sollen auch Eure Frau und Eure Töchter in keine Kirche gehen?"

Angekl. Das ist gleichviel.

„Warum schickt Ihr Eure Tochter Katharina nicht in die Schule?"

Angekl. Weil ich die allgemeine Freiheit erklärt habe.

„Und wer hat Euch zur Erklärung dieser Freiheit bevollmächtigt?"

Angekl. Das ewige und unendliche Leben.

„Der Richter von Dědow hat Euch aber mehrmals angeordnet, Eure Tochter in die Schule zu schicken; warum seid Ihr seinen Befehlen nicht gefolgt?"

Angekl. Meine Lehre ist aus dem heiligen Geiste, aber nicht aus der Schule; dort lernt man rechnen, aber ich habe alle Rechnung gehen lassen. Wenn Jemand schreiben lernen will, möge er es lernen, ich hindere andere Nationen in dieser Lehre nicht, aber was mit mir ist, das sei mit mir!

„Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr dem Richter zu folgen habt?"

Angekl. Das geht mich nichts an, ich kenne ihn nicht.

„Wie sollt Ihr ihn denn nicht kennen, da er Euch so oft rügte und zu einem verständigen Wandel ermahnte."

Angekl. Warum er mich rügte, gefiel mir nicht, und da es mir nicht gefiel, kenne ich ihn nicht.

„Warum habt Ihr schon durch so viele Jahre keine Kopfsteuer gezahlt?"

Angekl. Der himmlische Vater ist der Kopf, und der verlangt keine Steuer.

„Der himmlische Vater verlangt freilich keine Steuer von Euch; doch der Landesfürst und seine Behörden."

Angekl. Ich kann zwei Herren nicht dienen, sonst wäre ich ein Dieb des einen oder des anderen.

„Wer hat Euch denn gesagt, daß Ihr nur Einem Herrn dienen sollt?"

Angekl. Der, welcher Euch bewegt und mich.

„Warum verrichtet Ihr nicht Euren Robot?"

Angekl. Weil ich alle irdischen Dinge um das himmlische Königreich aufgegeben habe.

„Saget mir, was wäre das für eine Ordnung, wenn alle Leute so wie Ihr die irdischen Dinge aufgeben würden?"

Angekl. Ich kann für einen Anderen nicht antworten. Es wäre eben so gut, wie es zu Anfang war. Es würde Alles Allen gehören, Niemand würde Niemandem etwas nehmen, Niemand würde vor Niemandem zusperren und würde heiliger Friede herrschen.

„Sagt, ob Ihr dem Landesfürsten die Steuer zahlen wollt?"

Angekl. Ich werde es nicht; der himmlische Vater verlangt blos zur Steuer, daß man ihm im Geist und Wahrheit diene.

„Wollt Ihr anderen Befehlen, die vom Landesfürsten kommen, Gehorsam leisten?"

Angekl. Ich will es nicht und bleibe nur in Geist und Wahrheit.

„Wollt Ihr Eurer Obrigkeit und ihrem Verwalter gehorchen und unterthan sein?"

Angekl. Das will ich auch nicht, denn es ist keine Pflicht eines Nichtkatholiken.

„Habt Ihr noch etwas zu bemerken?"

Angekl. Nur so viel, daß ich Niemandem gehorchen werde, außer dem himmlischen Herrn, da mich die weltliche Verwaltung ganz und gar nichts angeht. Die, welche auf der Welt befehlen und Herren sein wollen, brauchen selbst Gnade vor dem Herrn, an den ich mich halte.

Der Richter läßt das Protokoll vorlesen und fragt den Angeklagten, ob Alles so niedergeschrieben sei, wie er es ausgesagt?

Angekl. Es ist Alles so geschrieben, aber ich lege solchem Schreiben kein Gewicht bei, denn das Papier nimmt Alles auf, das Gute und das Schlechte.

„Unterzeichnet also, was da geschrieben ist."

Angekl. Nöthiget mich nicht zur Unterschrift, denn ich lebe nur vom Worte Gottes.

Andere Angeklagte gaben bei ihren Verhören ähnliche Antworten zu Protokoll, wie die vorstehenden. Sie gaben keine Auskunft über Geburtsjahr und Geburtsort, über Eltern und Kinder, Frauen und Geschwister, sondern sprachen nur von der Mutter des unendlichen Lebens, von Geist und Wahrheit und dem himmlischen Herrn. Irgend welche staatliche oder kirchliche Einrichtung erkennen sie nicht an. Einer der Angeklagten sagte, er sei so alt wie Jesus Christus. Zur Unterschrift wurde keiner vermocht, obwohl sie sich in ihren Aussagen sehr entschlossen zeigten und dieselben nöthigenfalls wiederholen zu wollen erklärten.

Die Stürme des Jahres 1848 brachten diese phantastischen Sektirer wieder zur Oberfläche, doch ist es nicht gelungen, die nebelhaften Grundsätze ihrer Lehre in ein Ganzes zu bringen. In dem genannten Jahre hielten sie in der Umgegend von Hohenmauth (im östlichen Böhmen) geheime nächtliche Zusammenkünfte, bei denen der geschlechtliche Kommunismus vorherrschte. Sie sandten auch an den Kaiser eine Petition, aus der kein Sinn zu entnehmen ist; unterzeichnet ist dieselbe mit den Namen einiger Gemeinden, aber keiner Personen.

In einigen Bezirken des östlichen Böhmen, so in der Umgegend von Leitomyschl und Hohenmauth, findet man unter dem Landvolke noch immer diese neuen Adamiten, doch ist über ihr Leben und Treiben und ihre Lehre wenig bekannt, da sie wohlweislich Alles sorgfältig geheim halten und den äußeren Anforderungen, welche Staat und Kirche an sie stellen, in so weit nachkommen, daß sie mit der Behörde in keinen Konflikt gerathen.

Frankreich.

Die Sanskrit-Studien und der Japhetismus.

III.

Munk, Oppert, Michelet und die Japhetiten.

Ich hatte die ersten Abtheilungen dieses Artikels, den unglückliche Umstände verspätet hatten, schon abgesandt, als das „Magazin" die Eröffnungsrede des Professor S. Munk in Paris brachte. Ein glückliches Zusammentreffen; denn mehrfach habe ich auf die darin angeregten Fragen einzugehen, und schon der Anfang des gegenwärtigen Abschnittes bringt eine Parallele zu der Vorlesung des Herrn Munk. Ich erwähnte als Konkurrenten des Herrn Bréal Professor Oppert an der kaiserlichen Bibliothek. Herr Oppert, der seine Carrière als Lehrer der deutschen Sprache an einem Lyceum begonnen hat, hat sich durch seine assyrischen Entdeckungen und Arbeiten einen nicht unbestrittenen, aber beachteten Namen gemacht. Der Lehrstuhl an der Bibliothek ist weniger besucht, als der an dem berühmten Collège de France, und Herr Oppert hätte jenen gern mit diesem vertauscht. Es mußte ihn schmerzen, denselben von einem jungen, noch wenig bekannten Gelehrten, wie Bréal, besetzt zu sehen, und dieser Schmerz verräth sich in der Vorlesung, mit welcher er seinen Kursus Ende vorigen Jahres wieder eröffnete. Er betonte laut die Verdienste älterer Gelehrten, die der novus homo gewiß nicht aus Unbescheidenheit übergangen hatte; man kennt ja in Frankreich die beiden Burnouf, Herrn Eichhoff (früher Professor an der Fakultät zu Lyon, jetzt Inspecteur an der Pariser Akademie, der viel über vergleichende Sprachwissenschaft geschrieben hat), die Fakultäts-Professoren Benloew in Dijon und Bergmann in Straßburg, sowie die in diesem Fach als Schriftsteller thätigen Philologen Adolph Regnier, Baudry, Delattre, Schöbel und den scharfsinnigen Chavée, der die vergleichende Sprachwissenschaft schon 1846 an dem Collège Stanislas (einem von Priestern geleiteten Gymnasium in Paris) lehrte. Herr Oppert ging aber noch weiter; er griff die Wissenschaft selbst an, wenigstens in der Fassung, die sie bisher erhalten hat und der auch Herr Bréal treu geblieben ist, und verwirft zugleich ihre jüngere Schwester, die besonders von Adalbert Kuhn und Alex. Müller begründete vergleichende Mythologie.*) „Sie existirt gar nicht," sagt Herr Oppert kurz-

*) Höchst interessant ist z. B. die von Adalbert Kuhn in seiner „Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft" (Band XIII. Heft 1) gegebene Nachweisung von der beinah wörtlichen Uebereinstimmung indischer, in dem Vedas enthaltener Segensprüche mit altgermanischen. Ein von Jacob Grimm in seiner „Deutschen Mytho-

weg, „diese vergleichende Mythologie, die ihre Resultate nur aus philologischen, ziemlich bestrittenen oder wenig zahlreichen Aehnlichkeiten folgert, die nichts kennt als die auf die vedischen Gottheiten Indiens gegründeten Etymologien . . . Wo findet man in Griechenland Indra, Agni, Yama? wo entdecken wir irgendwie mit Hilfe der Philologie in Indien Kronos, Apollo, Artemis, Athene, Here, Aphrodite, Poseidon?" Um ein Beispiel zu citiren, so ist der Hund Orthros der böse Geist Urtra der Veda's, der sich bei Zoroaster wiederfindet; nach Herrn Oppert aber ist gar nichts Indisches dabei, es ist ein rein griechisches Wort, das Sonnenaufgang bedeutet; Orthros hat einen Bruder, ebenfalls Hund, Kerberos oder Kreparos genannt — von der italischen Wurzel Krep, d. h. Nacht, Sanskrit: Kshap, daher das Diminutivum crepusculum, — der den Sonnenuntergang bezeichnet. Auf was stützt sich nun Herr Oppert bei seinem Angriff gegen eine Wissenschaft, deren Vertreter am Collège de France zwar nur ein Schüler, aber ein Schüler *Bopp's* ist, die vielleicht im ersten Siegesrausche hier und da sich verirrt hat, deren Begründer aber doch Gelehrte ersten Ranges sind?

Nun, Herr Munk kann sich freuen; auf das hier mit dem Judenthume ziemlich zusammenfallende Semitenthum stützt sich Herr Oppert. Er sagt: „Wenn sich die Griechen in der Grammatik den Hindus nähern, so stehen sie in Bezug auf religiösen Glauben, historischen Sinn (par leur sens historique?), Kunst und politische Verfassung den Semiten näher als irgend eine indo-europäische Nation; wer weiß, ob wir nicht eines Tages sagen müssen, daß die Griechen ein Mischvolk semitischer und arischer Raçe sind, welches eine indo-europäische Sprache spricht." Diese Ansicht ist, wenn ich nicht irre, schon von *Otfried Müller* widerlegt worden; allerdings gab es einige ägyptische und phönizische Kolonien an den südlichen Häfen Griechenlands, aber die von Norden herabsteigenden Griechen assimilirten sich diese Fremdlinge, und wenn sie auch Einiges von ihnen angenommen haben, so ist das im Verhältniß gering oder doch von den Hellenen so umgeschmolzen worden, daß etwas gänzlich Neues daraus hervorgegangen ist. So sind die Buchstaben, die allerdings von den Phöniziern zu den Griechen kamen, im Orient nur Figuren oder Bilder; erst durch die Griechen erhielt die Buchstabenschrift ihren philosophisch abstrakten Charakter. Ein völlig selbständiges ureignes Gepräge dagegen trägt die griechische Kunst — der Tempel zu Jerusalem ist sicher kein Prototyp des Parthenon — und selbst die Philosophie, trotz vereinzelter Einwirkungen, besonders in Jonien. Die griechische Gesittung ist eine arische (*japhetitische*, wie in jüngster Zeit gesagt wird) und der semitischen ziemlich entgegengesetzt.

Herr Oppert sagt ferner: „Der griechische Wortschatz enthält zwar eine sehr große Mehrheit von offenbar arischen Wörtern, namentlich was Verbalwurzeln betrifft, aber er offenbart uns auch eine sehr beachtenswerthe Minderheit von Ausdrücken, die allen anderen indo-europäischen Sprachen fremd sind und nur aus den semitischen Wörterbüchern erklärt werden können, und zwar solchen Wörtern, welche die wesentlichsten Begriffe des bürgerlichen und politischen Lebens bezeichnen." Man wird dabei an *Fallmerayer* erinnert; wie dieser mit den Neugriechen, verfährt Herr Oppert mit den Altgriechen. Ich führe noch folgendes Citat an: „Griechenland verdankt Aegypten, Phönizien, Syrien, dem semitischen heidnischen Orient in der Festsetzung seiner religiösen Begriffe mehr, als es von Indien entlehnt hat... Um endlich über diese Schule (der arischen oder indo-europäischen Philologie und Mythologie) ein Urtheil zu fällen, so genügt es, daran zu erinnern, daß, wenn Europa auch von sogenannten arischen Nationen bevölkert ist, der religiöse Glaube unseres Welttheils auf eine semitische Quelle zurückführt."

Man thäte Unrecht, wollte man (wie wohl geschehen ist) diese wissenschaftlichen Grillen aus bloßer persönlicher Verstimmung, aus dem Geiste des absichtlichen Widerspruchs ableiten. Sie treffen mit ähnlichen Behauptungen oder Hypothesen anderer Gelehrten zusammen und bezeichnen eine geistige Strömung, die zum Theil von der deutschen Kritik und Forschung über das Leben Jesu hervorgerufen worden ist. Es war natürlich, daß der jüdische Gelehrte die Frage von seinem Standpunkte aus zu lösen suchte; dem Zerfall des christlichen Glaubens stellte das gläubige Judenthum mit Stolz den Mosaismus gegenüber; mit solchen Gläubigen, die sich auf die Offenbarung als ein historisches Faktum stützen, mögen sie noch so gelehrt sein, wie z. B. Herr Munk, hat die *Kritik* nichts zu thun. Es sind deren in den Pariser Blättern neuerdings mehrere aufgetaucht, sonst sehr talentvolle und achtungswerthe Schriftsteller, die sich aber, wenn sie solche Rabbinerschrullen vertheidigen oder modernisiren wollen, wie ägyptische Kuriositäten ausnehmen. Das Judenthum hat eine wissenschaftliche und zugleich geschichtliche Bedeutung nur dem absolutistischen, fanatischen Katholicismus gegenüber, als ein Protest gegen dessen Unfehlbarkeit im Namen der Gewissensfreiheit. In dieser Beziehung hat seine unerschütterliche Ausdauer eine hohe sittliche Bedeutung. Aber mit unserer europäischen Gesittung und Weltanschauung in die Schranken zu treten, ist Vermessenheit. Im vorigen Jahrhundert konnte ein Moses Mendelssohn durch seinen Bund mit dem reinen Deismus eine philosophische Bedeutung haben; heutzutage sind wir darüber hinaus.

Später ward aus diesem Gegensatz eine Sache nationaler Eitelkeit; denn trotz des europäischen Bürgerrechts, das der Jude seit der französischen Revolution erhalten hat, lebt in ihm doch die Erinnerung an die alte nationale Größe und Selbständigkeit noch fort. Es schmeichelte ihm, der so lange Jahrhunderte in den Staub getreten war, sich den Europäern ebenbürtig, ja wohl überlegen zu zeigen. Sollte sich Herr Oppert seines semitischen Ursprungs stolz bewußt gewesen sein, als er eine Lanze mit den Japhetiten brach? Dann würde sich Herr *Bréal* um so unparteiischer gezeigt haben, denn er ist *ebenfalls Israelit*.

Wie dem auch sei, dieses Inscenesetzen des Semitismus, oder des Judenthums insbesondere, ist eine Episode, eine Grille unserer Epoche, die bald vorübergegangen sein wird und einer ernstlichen Kritik nicht bedarf. Wir haben nicht mit dem Katholicismus gebrochen, um in den alles Proselytismus unfähigen, rein nationalen Mosaismus zurückzufallen.*) Die Juden in

---

logie" ausführlich besprochener, gegen Verrenkung von Gliedern angewandter uralter Spruch des deutschen Heidenthums, der sich mit einigen christlichen Modificationen auch heutzutage noch im Volksaberglauben der Deutschen, der Skandinaven, der Engländer und Schotten ꝛc. (als sogenanntes „Besprechen einer Krankheit") findet, ist in überraschendster Weise auch bereits im Atharva-Veda IV., 12 zu finden. Ebenso ist ein altdeutscher Spruch zur Vertreibung des „Schwindens", den Grimm in seiner Mythologie 1184 mittheilt, im Rig-Veda X., 163 enthalten und von dort in den Atharva XX., 96 übergegangen.

D. R.

---

*) Wir erlauben uns dem geehrten Referenten gegenüber die Bemerkung, daß Herr Munk nicht sowohl für das Judenthum, oder den Mosaismus, als für den *Monotheismus* in die Schranken getreten, dem selbst die Japhetiten, wenn sie auch den bisherigen Lehren desselben

ihrem Lande zeichneten sich durch edle Züge aus; sie bewiesen eine hohe sittliche Stärke, eine Achtung der Familie, wie wir sie gleichzeitig bei anderen Völkern kaum wiederfinden, aber im Ganzen blieben sie auf einer niedrigen Stufe der Bildung; Phönizier (zwar semitisch redend, doch nicht semitischen Ursprungs) waren ihre Baukünstler, und aus dem „sittlichen" Charakter — es läßt sich auch über dies Beiwort rechten — ihrer Psalmen auf die Ueberlegenheit ihrer Poesie zu schließen, heißt das Wesen der Kunst verkennen. Wir haben das wahre Kriterium in dem unverfälschten Judenthum noch vor uns. Man vergleiche die polnischen oder ungarischen Rabbiner, die nur den Talmud und die hebräische Theologie studirt haben, mit den jüdischen Gelehrten Deutschlands und Frankreichs, welche mit uns bei unseren japhetitischen Vorfahren, den Griechen und Römern, in die Schule gegangen sind. Wie überlegen sind Letztere Jenen! Erst bei den Japhetiten lernt der Semit Logik und Gedankenschärfe; ich habe das Gegentheil beobachten können.

Man macht sich in Deutschland auch sonst noch Illusionen über diese semitische Bewegung in Frankreich. Möge es sich Herr Jellinek in Wien, der Bruder meines 1848 erschossenen Freundes, gesagt sein lassen: das deutsche Judenthum ist dem französischen in wissenschaftlicher Beziehung weit überlegen; Belege dafür habe ich aus meinem Leben. Und die meisten dieser glänzenden Vorkämpfer des Semitismus sind ja Deutsche (Herr Munk ist in Glogau, Herr Oppert in Hamburg geboren; Beide haben auf der Berliner Universität studirt). Aber daß sie in Paris leben und sprechen, daß sie auf einer Bühne stehen, auf welche Europa die Augen gerichtet hat, das giebt ihnen eine Bedeutung, die sie mit gleicher Fähigkeit in Deutschland nicht haben würden. Deutschland ist eben noch nichts.

Vergelten wir darum nicht Gleiches mit Gleichem und setzen wir den Semitismus nicht zu sehr herab; er hat uns mit dem jüdischen Monotheismus eine Stütze gegeben, an der der Geist Europa's zur Mündigkeit herangewachsen ist. Nur ist auch dieser Monotheismus erst durch die Japhetiten fähig geworden, eine Weltreligion zu werden. Der jüdische Gott war ein Nationalgott so gut wie Jupiter; er ging sogar aus einer philosophischen Schöpfung hervor. Vor Moses waren die Hebräer theils Götzendiener (man denke an Laban), theils Polytheisten; ihr Name der Gottheit wechselte vielfach und war oft ein Plural; erst Moses schuf den Namen Jehova, das reine Sein (ganz wie Zoroaster's Zeruane Akerene), er bildete sich im Umgang mit ägyptischen Priestern und in der Einsamkeit durch eigenes Denken; er gab diesen Jehova den Israeliten als Nationalgott. Schon vor Jesus sehen wir bei den griechischen Gnostikern den Monotheismus als religiöse Grundanschauung; er war ein philosophisches Resultat. Damit er aber dem Heiden und der großen Masse, die nicht an's Denken gewöhnt ist, greifbar werden konnte, mußte sich Gott verkörpern. Das geschah durch Jesus, den wahren Gott des christlichen Mittelalters. Diese religiöse Umwälzung hat sich innerhalb des Judenthums vollzogen, und insofern sie auf die Japhetiten von so gewaltigem Einfluß gewesen, werden wir die weltgeschichtliche Bedeutung der Semiten auch nie leugnen.

Herr Michelet ist nicht so gerecht. In seiner „Bibel der Menschheit" verwirft er diese semitische Bewegung von Grund aus, die indische — arische — Civilisation ist das einzige Ideal, das er anerkennt. Es ist hier nicht der Ort zu einer eingehenden Kritik; ich verliere die Hoffnung noch nicht, sie anderswo durchzuführen. Die Erscheinung dieses Buches war für mich von schmerzlichem Eindruck. In den wenigen Jahren der Muße, die ich im Exil gefunden, beschloß ich, dasselbe Problem zu lösen, und an den Anfang der zahlreichen Materialien, die ich schon gesammelt und niedergeschrieben, setzte ich den Titel „Das Buch der Menschheit." In der That giebt es nur Eine vollkommene allgemein gültige Bibel als Inbegriff alles Glaubens und aller Offenbarung; es ist die Geschichte der Menschheit im Ganzen. Ein einziges Volk zu dem erwählten Lieblinge Gottes zu machen, ist eine ebenso ungeheuerliche Verirrung, als in politischer Beziehung das römische Cäsarenthum. Es ist dies der Egoismus, und nichts ist liebloser, unfruchtbarer als er. Die Weltgeschichte ist die große Offenbarung Gottes; sie arbeitet durch ihre Denker und Helden die allgemeinen Wahrheiten aus, die das Dogma der Menschheit bilden; Hegel hat diese logische Arbeit richtig erkannt, nur in scholastische Formeln verwickelt.

Als ich nun das Werk Michelet's angekündigt sah, mußte ich natürlich fürchten, das Problem gelöst zu sehen und zu spät zu kommen, um so mehr, als das Buch fast denselben Titel trug, den ich gewählt; ich schrieb dies dem mir befreundeten Verfasser sofort. Meine Besorgniß hat sich nicht begründet gezeigt; der Verfasser hat die Aufgabe falsch aufgefaßt. Warum? weil er Franzose ist. Der französische Denker, der das Mittelalter noch alltäglich und leibhaftig vor Augen sieht, der fortwährend mit dem Katholicismus zu ringen hat, kann gegen denselben nicht gerecht werden, er muß ihn noch immer als Feind bekämpfen. Michelet setzt den Kampf gegen die Jesuiten noch fort, den er unter der Juli-Regierung begonnen hat.

Die Bedeutung und das Verdienst des Katholicismus leugnen wollen, hieße sich die Augen ebenso verschließen, als es die Juden thun, wenn sie das Christenthum schlechthin als eine Unwahrheit verwerfen. Wie? eine Erscheinung, die achtzehn Jahrhunderte in die Weltgeschichte eingegriffen hat, sollte aller Berechtigung ermangeln? So müßte man an aller Logik der Geschichte verzweifeln. Absolut wahr und vollkommen sind die einzelnen Momente in der Entwickelung der Menschheit nicht; aber in der Umgebung, in welcher sie erscheinen, sind sie auch an ihrem Platze, sind sie wahr. Nun vergegenwärtige man sich die Zeit der Entstehung des Christenthums. Was sehen wir? Einen ungeheuern Zerfall alles Glaubens, aller staatlichen Ordnung, nichts als Kritik und Skepsis, Sextus Empiricus ihr trostloser Prophet. In diesen Trümmerhaufen wandern die Barbaren ein; es sind Arier, Japhetiten, der höchsten Bildung fähig, aber zur Zeit noch aller Bildung baar. Unbedingt bedurfte die Welt eines fertig gegebenen Dogma's als Stütze; es war das Christenthum. Im Westen trat dasselbe als römischer Katholicismus auf, der Erbe des römischen Staates; durch ihn wurde das Chaos der Völkerwanderung disciplinirt. Das sind die großen Verdienste, die dem Christenthum und dem Katholicismus bei jedem Historiker ihre Berechtigung lassen sollten. Michelet setzt der Religion der Gnade die stoische Lehre des Rechts entgegen; vom absoluten Standpunkte aus hat er Recht; wären nur die Menschen jener Epoche für diese sittliche Erhabenheit reif gewesen! Und dann waren jene Stoiker, so groß und rein ihre sittliche Stärke war, nicht ganz frei von Skepsis; sie steigerten ihren Zweifel leider oft zur Verzweiflung, zur Verzweiflung an ihrer Sache, wie Cato von Utika. Eine solche Lehre konnte nie zur Religion werden. Nur der Glaube

---

einige naturwüchsige pantheistische Elemente beimischen wollen, doch die Ehre lassen, daß er eine tief in der menschlichen Natur begründete, philosophische Wahrheit sei. D. R.

wird es, der unerschütterlich an seinen Sieg glaubt, der sterbend noch von der Wahrheit und dem Triumphe seiner Ueberzeugung durchdrungen ist. Einen solchen Glauben zeigten die christlichen Märtyrer, und darum siegten sie, während die Stoiker untergingen. Als nun Europa erstarkt war und der Katholicismus seine Aufgabe erfüllt hatte, als er sich gegen den Geist der erwachenden Selbständigkeit in seiner Stellung behaupten wollte, da ward der Protest der Reformation berechtigt; da stärkte sich die Vernunft an der wieder entdeckten klassischen Bildung, bis Europa endlich mit dem Sanskrit die Quelle seiner Weltanschauung wieder entdeckt und reif wird, die verschiedenen Lösungen des Welträthsels, als logische Momente der Geschichte, mit einander zu versöhnen.

Darum ist dieses Gebahren des Semitismus ein wenig ernstes Spiel; die Zeit der Privilegien ist längst vorüber. Sind wir Arier, die indisch-europäische Race, uns auch stolz unserer Weltherrschaft bewußt, wir achten darum doch unsere semitischen Brüder, die als Araber und Juden mit allen Kräften, die ihnen zu Gebote standen, nach der Wahrheit gerungen und versucht haben, ihr Ideal in der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen. Haben sich doch die in unserer Mitte lebenden Semiten — Spinoza, die Künstler Mendelssohn, Halevy, Meyerbeer — der arischen Bildung völlig ebenbürtig gezeigt. Wir schließen selbst unsere Brüder niedereren Ranges, Mongolen, Chinesen, Japanesen, Peruvianer, nicht aus unserer großen Familie aus; auch in ihnen lebt der Geist der Weltgeschichte. Die ganze Menschheit ist eben erst der wahre Mensch, und die wahre Bibel ist das Buch der Menschheit, die Weltgeschichte.

Hermann Semmig.

Italien.

Die italiänischen Vereine zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen.

Nach dem Beispiele des deutschen Vereins zur Herausgabe der germanischen Geschichts-Denkmäler und Quellen wurde in Turin, bald nach dem Regierungsantritte des Königs Carl Albert von Sardinien, eine historische Kommission mit hinreichenden Mitteln ausgestattet und derselben in dem königl. Archive ein vollständiges Lokal angewiesen. Jetzt ist der gelehrte Graf Sclopis, der erste konstitutionelle Justizminister und bis zum Jahre 1864 Präsident der ersten Kammer, Verfasser der Geschichte der „Gesetzgebung in Italien", Präsident der gedachten historischen Kommission. Ein anderer sehr thätiger Mitarbeiter ist der gelehrte Geschichtsforscher, Minister Graf Cibrario. Die Thätigkeit dieses Vereins kann man aus den großen, eilf Folio-Bänden „Monumenta historiae patriae" und vier großen Bänden in 8vo. „Memorie" entnehmen, und gehören zu den Ersteren besonders die Leges Longobardorum von dem Grafen Vesme di Baudi (S. Leges Longobardorum quas J. F. Neigebaur repetendas curavit, Monachi 1855 apud Franz), ferner den codex diplomaticus isolae Sardiniae von dem Baron Tola.

Diese Einrichtung fand zuerst in Parma Nachfolger, indem die dortige Regierung ebenfalls eine solche Gesellschaft stiftete und ausstattete, welche sich besonders durch die Monumenta historica ad Provincias Parmensem et Piacentinam (Parmae 1859) vortheilhaft bekannt machte. Der jetzige Präsident dieses Vereins ist der Graf Giacopo Sanvitale.

Nachdem die Einheits-Bestrebungen der Italiäner in dem letzten italiänischen Kriege mit Erfolg gekrönt worden, trat bald auch für die Romagna eine solche Gesellschaft zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen zusammen, welche seit dem Jahre 1860 bereits Viel geleistet hat, da es in der Romagna nicht an Gegenständen fehlt, welche der Geschichtsforschung ein reiches Feld der Thätigkeit darbieten. Wie erfolgreich dasselbe bearbeitet wird, geht aus den seitdem herausgegebenen Denkschriften hervor*), von denen bereits der dritte Jahrgang vorliegt. Präsident dieses ausgezeichneten Vereins ist der gelehrte Graf Gozzadini, welcher den Alterthumsforschern durch seine Berichte über die auf seinen Gütern gefundenen hetrurischen Gräber bekannt ist. Bologna war stets durch die hohe Bildung in den ersten Kreisen der Gesellschaft berühmt; es war ein Graf Marsigli, welcher das große Museum anlegte, in dem sich jetzt die Universität befindet. Graf Gozzadini ist zugleich Mitglied der philosophischen Fakultät. Von ihm ist in den erwähnten Denkwürdigkeiten eine sehr bedeutende Abhandlung über die unterirdische altrömische Wasserleitung.

Auch in Modena bildete sich sofort nach dem neuesten Umschwung der Dinge in Italien eine Gesellschaft zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen, welche ebenfalls sofort ihre Druckschriften herauszugeben anfing**), und zeichnet sich darin besonders eine gründliche Arbeit über die Statuten der Stadt Modena aus, welchen der gelehrte Marchese Campori eine sehr beachtenswerthe Geschichte des italiänischen Gemeindewesens vorausgeschickt hat. Die Erinnerungen an den Hof der alten Este haben sich in Modena erhalten, und die Estensische Bibliothek ist eben so reich, als fleißig benutzt.

Florenz ist dem Beispiele der vorgenannten Städte ebenfalls gefolgt, und auch dort ist seit einigen Jahren eine Deputation zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen gegründet worden. Zum Präsidenten dieser Deputation ist der rühmlichst bekannte Gelehrte Marchese Gino Capponi ernannt.

Außer den erwähnten Deputationen zur Herausgabe der vaterländischen Geschichts-Quellen müssen wir noch einer Tochter-Anstalt der Deputation zu Turin erwähnen: das ist die zu Mailand, welche für die Lombardei in's Leben trat, als die Vereinigung derselben mit dem Königreiche Italien erfolgte. Diese giebt ihre Verhandlungen mit denen der Turiner Deputation vereinigt heraus, da sie durch ein königl. Dekret vom 21. Febr. 1861 mit derselben verbunden worden ist.

Neben diesen amtlichen Deputationen hat sich in Genua eine Privat-Gesellschaft vereinigt, um die Geschichts-Quellen für Ligurien zu sammeln, welche ihre Verhandlungen herausgiebt.***) Es ist besonders das erzbischöfliche Archiv zu Genua, welches sehr alte Urkunden aufzuweisen hat, von denen wir nur eine Urkunde von 960 von dem Könige Berengar erwähnen, die Bestätigung eines Güter-Tausches enthaltend. Präsident dieser Ligurischen Gesellschaft ist der gelehrte Marchese Ricci in Genua, welcher früher Minister war, und Vice-Präsident ist der Baron Tola, welcher den diplomatischen Kodex der Insel Sardinien herausgegeben hat. General-Secretair ist der Bibliothekar der Universität, der gelehrte Olivieri.

*) Atti e memorie della regia deputazione di storia patria, per le provincie di Romagna. Bologna 1864. Tip. Java, 4.

**) Monumenti di storia patria delle provinzie Modenese. Parma, 1864. gr. 4. presso Ficcadori.

***) Atti della società Ligure di storia patria, Genova 1865. Tip. dei sordo-muti. gr. 8. Vol. I. II. III.

Iscrizioni appartenenti alla epoca romana, nella Liguria, 1865.

Da die höhere Gesellschaft in Italien sehr thätigen Antheil an dem wissenschaftlichen Leben nimmt, so kann man sich die Menge von wissenschaftlichen Akademien dort leicht erklären; auch bestehen außer den zahlreichen Universitäten höhere Unterrichts-Anstalten zu Florenz und zu Mailand, wo keine Universitäten sind. In Mailand ist bei dieser philologisch-philosophischen Fakultät der berühmte Archäolog Biondelli und der Philosoph Ausonio Franchi angestellt, und bei dem diesfallsigen Institut für das höhere Studium zu Florenz der bekannte Geschichtsforscher Gennarelli aus Rom und der Orientalist Michele Amari, welcher früher Minister des öffentlichen Unterrichts in Neapel war.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch eines gelehrten Deutschen Erwähnung thun, des Herrn Alexander Wolf in Piacenza, der im Jahre 1861 bei dieser Stadt eine antike Stadt entdeckte, welche Graf Pallastrelli beschrieben hat.*)

Neigebaur.

England.

Bibliothekenkunde.**)

Friedrich II. und Napoleon als Bibliothekare.

Ein echt englisches Buch! ungeheurer Fleiß auf einen etwas barocken Gegenstand verwendet bei sehr gemessener, sachgemäßer, manchmal nicht gerade kurzweiliger Darstellung. Der Verfasser schreibt im Interesse der Bibliographie, vielleicht einiger Bibliomanen, über Bibliotheken und Gründer von Bibliotheken, ohne daß man gerade bemerken kann, welches Prinzip er verfolgt, welche Gränzen er sich gesteckt und was dabei beabsichtigt wird. Er hat eine gewisse Anzahl berühmter englischer Bibliotheken im Auge und ist von denselben offenbar zunächst bestimmt worden, sein Buch zu verfassen; aber er schweift auch in andere Länder, nach Frankreich, nach Deutschland aus, und zieht Personen in seinen Bereich, bei denen das Gründen von Bibliotheken nur sehr nebenbei in Betracht kommen dürfte. Kurzum, das Buch könnte bei dieser Behandlung unter Umständen dreißigmal umfangsreicher oder zehnmal schwächer sein; so wie es vorliegt, bildet es eine Art Odyssee in dem weiten dunklen Meere der Bücher- und Bibliothekenkunde; es sieht aus, wie ein Spaziergang, wo das gerade mitgenommen wird, was dem Wanderer in den Weg kommt und was ihn zunächst und am meisten interessirt. Englische Buchliebhaber und Bibliomanen urtheilen indeß vielleicht anders.

Der Verfasser fängt mit der Alexandrinischen Bibliothek an, wobei auch die Büchersammlungen der alten Aegypter zur Sprache kommen. Hebräer, Assyrer, Griechen, Römer werden vom bibliographischen Standpunkte aus besprochen; dann kommen das „finstere Mittelalter", „die Verdienste des Mönchthums" u. s. w., endlich die englischen Bibliotheken daran. — Nebenbei ist von verschiedenen berühmten Frauen und Männern, welche Büchersammlungen gehabt und Bücher gelesen, von Heinrich VI., Isabella von Baiern, Ludwig XVI. (als er im Tempel saß und sich mit Lesen unterhielt), von Friedrich dem Großen, Napoleon I. u. s. w., die Rede. — Man sieht, daß dieses Thema unerschöpflich wäre.

Von Friedrich dem Großen erfahren wir manche Dinge, die bereits hinlänglich bekannt sind, z. B. wie geringschätzig er von der deutschen Literatur dachte, wie er von Shakespeare urtheilte, und wie er literarisch eigentlich ein völliger Franzose war. Das meiste Andere sind Kuriositäten, wie z. B., welche Art Einband der König geliebt, daß er die Bücher ohne Rücksicht auf das Format je nach der Gleichartigkeit des Inhalts habe einstellen lassen, daß er für jedes entnommene Buch einen Zettel hinterlegt habe, wie das bei öffentlichen Bibliotheken der Brauch ist, und andere derartige wichtige Dinge.

„Die letzten Bücher, die man Friedrich vorlas, waren Voltaire's Essai sur les moeurs et l'esprit des nations; sein Siècle de Louis XIV. und sein Siècle de Louis XV. — abbrechend (20. Juli 1786) bei der Erzählung von Damien's Attentat auf das Leben dieses Königs. Die letzten Bücher, die Friedrich selbst las, waren La Vie de Henri IV. und La Harpe's Uebersetzung des Sueton. Etwas früher hatte ihm Dantal einige der besten Stücke des französischen Dramas vorgelesen. Die neueren Werke mißfielen ihm. Als man ihm (weit früher) den Figaro vorgelesen, rief er aus: „Was für ein Abstand zwischen dem Possenreißer Beaumarchais und einem Molière! Er giebt nichts als Intriguen und Ueberraschungen, die gerade für ein Vorstadttheater gut genug sind." — Dieselbe Komödie wurde Napoleon auf St. Helena vorgelesen. „Wir haben hier," sagte der Kaiser, „die ganze Revolution im Keim."

Auch über Napoleon erfahren wir eine Anzahl Daten, die sein Verhältniß zur Bibliothekenkunde charakterisiren, daß er in seiner Schulzeit mit Vorliebe Polybius, Plutarch und Arrian (in französischer Uebersetzung) las, daß er in der Mathematik Bedeutendes, in den klassischen Sprachen nicht besonders viel leistete.

Aus der Zeit von 1785 bis 1793 haben wir durch Libri eine Menge Angaben über seine Lectüre. Er las Herodot, Strabo, Pausanias, Diodor, Cäsar, Tacitus, Tasso, Ariosto, Bossuet, Vertot, Denina, Buffon, Filangieri, Mably, Necker, Adam Smith, und kritisirte sehr stark und energisch. Namentlich widerfuhr dies den Werken Rousseau's, die er zum guten Theil gelesen. Er schrieb, wie er zu thun pflegte, ganze Stellen für seine Kollektaneen aus und setzte darunter: „ich glaube das nicht." — „ich glaube kein Wort davon." — Die Noten aus seiner geschichtlichen Lektüre umfassen die Geschichte Frankreichs, Englands, Deutschlands, Arabiens, Chinas und Indiens. Ueber die Freiheiten der gallikanischen Kirche, über die Bulle Unigenitus und die Geschichte der Sorbonne sind seine Auszüge und Noten sehr zahlreich. Ueber andere, sehr verschiedenartige politische Fragen sind Napoleon's Lucubrationen aus dieser Zeit gleichfalls sehr umfänglich, aber sie scheinen gewöhnlich die Form von Essays oder gelegentlich für Essays bestimmter Materialien anzunehmen. Diese Papiere machen durchaus den Eindruck der Offenheit und des Ernstes und haben einen starken Anstrich von jenem idealen Republikanismus, welcher damals allein mit tiefem Nachdenken und starker Willenskraft vereinbar schien und deshalb sehr wesentlich von dem in jener Zeit in Frankreich herrschenden abstieht.

Napoleon trat sehr bald auch als Broschürenschreiber auf. Seine erste Flugschrift „Lettre a Matteo Buttafucco" handelt von den politischen Angelegenheiten Korsikas und wurde auf einem Urlaubsbesuche in Korsika geschrieben, aber in Frankreich (Dôle,

---

*) La Citta d'Umbria, e l'Appennino Piacentino. Relazione di B. Pallastrelli. Piacenza, 1864. Tip. del Magno.

**) Libraries and Founders of Libraries, by Edward Edwards. London, Trübner. Leipzig, F. A. Brockhaus. Brussel and Gent, C. Muquardt, 1865.

Frühjahr 1791) gedruckt. Er lag damals in Garnison zu Auxonne, und mußte einen Weg von über 5 Meilen (24 engl.) machen, um die Druckbogen zu korrigiren. Zwei Jahre später veröffentlichte er sein Souper de Beaucaire, einen kurzen und kräftigen Dialog über die Tagespolitik. Derselbe zeigt bedeutende Fortschritte in Styl und Diktion und mag bei seiner politischen Zeitgemäßheit und Vorsichtigkeit beigetragen haben, seine Carrière zu beschleunigen. Der Kapitän von 1793 war 1794 Brigadegeneral. — Doch schon früher hatte er politische Schriftstellerei getrieben. Erst vor Kurzem hat man eine Denkschrift über korsikanische Angelegenheiten wieder aufgefunden, die Napoleon 1789 dem Minister Necker zur Prüfung einreichen wollte, aber auf Rath eines Mönches, ehemaligen Lehrers zu Brienne, des Pater Dupuy, nicht einreichte. Sie ging zu kühn mit der Sprache heraus „unter einer Monarchie." — Die Skizze einer Abhandlung über die königliche Autorität ist von noch älterem Datum. In der Einleitung versucht er zu zeigen, daß eine militärische Regierung die Stärkung der königlichen Macht begünstige.

Als er nach Aegypten ging, entwarf er mit eigener Hand die Vorschriften zur Bildung einer Reisebibliothek. Sie sollte etwa 320 Bände umfassen; die Hälfte davon sind historische Werke, und fast alle Bücher, wie es scheint, in französischer Sprache. Von den Alten befanden sich darunter Thucydides, Plutarch, Polybius, Arrian, Tacitus, Livius und Justin, von Dichtern Homer, Virgil, Tasso, Ariosto, Fenelon's Telemach, die Henriade von Voltaire, Ossian und Lafontaine. Auch fehlten die Bibel, der Koran und die Veda's nicht; Werther's Leiden war auch dabei.

Als Konsul trug er Sorge für die Zusammenstellung einer Bibliothek zu seinem und seiner Kollegen Gebrauch. Späterhin machte er den alten Denina, der an Friedrich des Großen Hofe bereits eine ähnliche Stellung bekleidet hatte, nachdem dieser Gelehrte mannigfache Schicksale erlebt, zu seinem Bibliothekar. Er erinnerte sich, daß dessen Geschichte der italiänischen Revolution ihm in seiner Jugend großes Vergnügen bereitet hatte. Dankbarkeit war also auch ein Zug in seinem Charakter, den wir an seinem Neffen wiederfinden. Später trat Barbier an Denina's Stelle, die indessen keine Sinecure war. Napoleon führte auf seinen Feldzügen stets eine sehr umfangreiche Feldbibliothek mit sich, über deren Einrichtung er wiederholt sehr eingehende Instruktionen gab. Und zwar wurde dieselbe nicht aus etwa schon vorhandenen Büchern zusammengesetzt, sondern der größte Theil nach dem Geschmacke des Kaisers im gewünschten Format neu gedruckt. Barbier berechnete (1809, nach der Ordre vom Juli 1808), daß mit Hülfe von 120 Redigenten und 25 Verlegern die verlangten 3000 Bände im richtigen Format innerhalb 6 Jahren hergestellt werden könnten, mit einem Kostenaufwande von 163,200 Pfd. Sterl., dabei von jedem Buche 50 Abzüge berechnet. — Aber nach sechs Jahren war Napoleon in St. Helena!

Auch dieser Zug kennzeichnet die Riesenhaftigkeit seiner Entwürfe und seines Egoismus.

Der hohe Norden.

Eine neue Nordpol-Expedition. — Leben unter den Grönländern.

In den öffentlichen Blättern ist wiederholt von einer neuen Nordpol-Expedition, die man in England beabsichtigt, und den Verhandlungen darüber die Rede gewesen. Dabei kam namentlich ein Brief zur Sprache, den unser berühmter Geograph Dr. Petermann in Betreff dieses Unternehmens an Sir Roderick Murchinson gerichtet, ein Brief, der die Mitglieder der Königl. geographischen Gesellschaft in London in lebhafte Aufregung versetzt und zu einer Spaltung derselben in mehrere Parteien Anlaß gegeben hat. Der Brief ist vom 9. Februar 1865 datirt und im Reader vom 18. Februar abgedruckt. Es handelt sich nämlich um eine vom Kapitän Sherard Osborn in Vorschlag gebrachte Expedition, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgen soll, das letzte höchste geographische Räthsel zu lösen und bis zum Norpole selbst vorzudringen. Die letzten erfolgreichen Nordpol-Expeditionen von Kane und M'Clintock haben die Möglichkeit wenigstens in Aussicht gestellt. Herr Petermann bringt nun für diese Fahrt, falls sie unternommen werden sollte, statt der Route über den Smith-Sund den Weg über Spitzbergen als denjenigen in Vorschlag, welcher die meisten Chancen des Gelingens darbieten dürfte, und beruft sich hierbei auf mehrere von ihm selbst früher schon festgestellte Thatsachen.

„1. Die Meere östlich und westlich von Spitzbergen bieten den kürzesten Weg von England nach dem Nordpole. Im Westen sind von London aus bis dahin etwa nur 2400 Seemeilen, auf der Ostseite 2500, während auf dem Wege durch den Smith-Sund 4000 Seemeilen sind, von London bis in die Mitte der Davisstraße allein 2400.

„2. Die Meere um Spitzbergen bilden bei weitem die breiteste, ja die einzige oceanische Oeffnung zu den centralen Polargegenden und dem Nordpole selbst, und bieten aus diesem Grunde allein den leichtesten und fahrbarsten Zugang dahin.

„3. Die Meere um Spitzbergen sind freier von Eis als jeder andere Theil der arktischen oder antarktischen Meere derselben Breite. Der 80. Grad ist jedes Jahr, selbst für den kleineren Erwerb, mit Bestimmtheit und Sicherheit zugänglich. „Yachtenbesitzer, bemerkt Kapitän Osborn, gehen zum Vergnügen und arme norwegische Fischer segeln in beinahe offenen Booten bis dahin." Im Smith-Sunde haben die vereinigten Anstrengungen britischer und amerikanischer Expeditionen kaum 78° 45' nördlicher Breite in Schiffen und, etwa den 80. Grad in Schlitten erreicht.

„4. Von Spitzbergen nach Norden zu ist die See mehr oder minder mit Treibeis bedeckt, welches der Schifffahrt gerade ebenso viel oder ebenso wenig Hinderniß bereitet, als andere Meere gleicher Beschaffenheit, wie z. B. die Baffinsbay. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der neuesten wie früherer Seefahrer findet sich in den Spitzbergischen Gewässern im Frühlinge und Herbste weit weniger Eis, als im Hochsommer, und in gewissen Zeiten ist das Meer ganz eisfrei."

Außerdem werden noch weitere Punkte angeführt, welche für die Zugänglichkeit des Nordpols von dieser Seite sprechen. Die starken Meeresströmungen, der Andrang des Atlantischen Oceans nach jener Richtung gestatten die Annahme, daß das Meer dort nie ganz zufriert. Alte holländische und englische Schiffer behaupten, bis zum 88. Grade vorgedrungen zu sein, ja selbst den Pol bei ganz offener See überschifft zu haben. Sollte dies auch nicht hinlänglich begründet sein, so wäre doch die Strecke von dem bisher zugänglich gewesenen Punkte bis zum Nordpol verhältnißmäßig kurz — etwa 465 englische Meilen. Die höchste Wahrscheinlichkeit sei diese, daß der Pol nicht auf ein Land, sondern auf offene See trifft, doch auch im ersteren Falle dürfte derselbe von Spitzbergen aus mit Schlitten erreichbar sein.

Hierauf werden die Gründe angeführt, welche gegen die Route über den Smith-Sund sprechen. Wir wollen hierauf nicht eingehen. Weitere Vorschläge sind ein Kohlendepot in Hammerfest und geeignete Vorbereitungen sowohl auf eine Fahrt mit Schraubendampfer, im Falle offene See gefunden wird, als auch auf eine Reise zu Schlitten, wenn dies nicht der Fall sein sollte. Die Reise von London aus nach dem Nordpole und zurück wird bei tüchtigen Fahrzeugen auf die Dauer von zwei bis drei Monaten veranschlagt.

Wir knüpfen hier gleich einen verwandten Gegenstand an. Es ist in England ein Buch erschienen, das einen längeren Aufenthalt unter den Eskimo's beschreibt. Es führt den Titel: „Life with the Esquimaux: the Narrative of Captain Charles Francis Hall from May 1860 to September 1862: with the results of a long intercourse with the Innuits. In two Volumes. (Sampson Low, 1864)."

Die gänzlich verunglückte Expedition von Sir John Franklin, sowie die ihr folgende nicht besonders erfolgreiche von M'Clintock hatten eine Art Entmuthigung hervorgebracht, und wenn auch manche der Nordlandsfahrer eine Art von Scham empfanden, daß man das angefangene Unternehmen im Stiche lassen sollte, so war doch vor der Hand gewiß, daß die Regierung nichts mehr dafür thun werde. Da kommt ein Amerikaner, der die Sache über sich nimmt, und zwar einer, der am allerwenigsten zu derartigen Fahrten geeignet scheint. Charles Francis Hall ist eine Landratte aus Cincinnati, im Staate Ohio, und seines Zeichens, so viel man weiß, Journalist, ein Mann, der bis dahin vom Seewesen so gut wie nichts verstand, aber der eine besondere Mission dazu zu haben glaubte.

„Mit Einem Worte (heißt es in der Vorrede) es schien mir, so zu sagen, als ob ich berufen worden sei, das Werk zu versuchen und auszuführen. Ich war tief betrübt bei dem Gedanken, daß ein so großes Geheimniß (Franklin's und seiner Leute Verbleib) ungelöst bleiben sollte. Warum sollte ihr wirkliches Schicksal nicht enthüllt werden? warum sollte man nicht aber und abermals Versuche machen, bis alle Thatsachen hinlänglich aufgehellt wären? . . . . . . Ich sagte zu mir selbst: da England das Feld geräumt hat, so laßt mich, einen bescheidenen Bürger der Vereinigten Staaten, versuchen, dem Sternenbanner den Ruhm zuzuwenden, es noch zu verfolgen und vielleicht glücklich das Werk durchzuführen."

Sein Plan ist einer der kühnsten und verwegensten, von dem man je noch gehört hat. Er beschloß, sich in einem Wallfischfänger mit einem Boote einschiffen und sich an der Küste unter den Eskimo's aussetzen zu lassen, ihre Sprache zu lernen, zu leben, wie sie leben, und eine Anzahl von ihnen zu veranlassen, mit ihm auf seinem Boote nach King's Williams Island, oder nach der Küste von Boothia einzuschiffen. Er beabsichtigt, eine gründliche Untersuchung der von M'Clintock überschrittenen Küstenstrecken in einer Jahreszeit vorzunehmen, wo sie von Schnee frei sind, und von den Eskimo's die Wahrheit zu erfahren. Er ist überzeugt, sie kennen sie; nur werde es besondern Takt und viel Zeit bedürfen, sie zu Herausgabe derselben zu veranlassen. Kurz, er ist entschlossen, sich mitten in die arktischen Regionen zu werfen, ganz allein, und für eine unbestimmte Zeit sein Leben ganz in die Hand der Eskimo's zu stellen. Das fahrende Ritterthum ist also noch nicht ausgestorben.

Mr. Hall schiffte sich Mai 1860 mit seinem Boote an Bord eines Wallfischfängers ein, der nach der Davisstraße abging. Die Erzählung, die er von seinen Leiden an der Seekrankheit giebt, macht auf uns den Eindruck seiner vollkommenen Unbekanntschaft mit Allem, was die See betrifft. Er mußte vom ersten Anfang beginnen, um die Seekrankheit zu überwinden, sich den wackelnden Balancirgang anzueignen und zu lernen, wie man ein Boot führt, eine Küste aufnimmt und ihre Lage astronomisch bestimmt. Er machte sich entschlossen an's Werk, seine ganze Seele war in dem Unternehmen, und drittehalb Jahre beständiger Praxis dürften ihn zu einem tauglichen Beobachter gemacht haben.

Der Wallfischfänger berührte Holsteinborg an der grönländischen Küste und fuhr dann über zu der Fischerstation an der Westküste der Davisstraße, zwischen der Northumberland-Einfahrt und Frobischer-Bay, wo der Kapitän zu überwintern gedachte. Hier riß am 27. September ein furchtbarer Sturm Hall's Reiseboot vom Anker los und zerschmetterte es an den Felsen. So war die beabsichtigte Fahrt nach der Küste von Boothia so lange vereitelt, bis er ein anderes Boot aus Amerika holen konnte. Dieser Verzug, der damals als ein schreckliches Unglück erschien, hat wahrscheinlich die Chancen des Erfolges vermehrt. Denn während der zwei Winter, welche der Wallfischfänger in diesen Gegenden zurückgehalten wurde, lernte er die Sprache der Eskimo, lebte sich in ihre Sitten ein und erwarb sich viel nützliche Erfahrung. Die Zeit wurde also wohl angewandt und setzte Mr. Hall in Stand, ein Buch zu schreiben, welches, trotz stellenweiser Langweiligkeit und Verstöße gegen den guten Geschmack, voll wohlerzählter Abenteuer ist und den besten und anschaulichsten Bericht über Sitten und Lebensweise der Eskimo enthält, den wir kennen, die von Egede und Crantz nicht ausgenommen.

Sobald der Wallfischfänger für den Winter eingeeist war, schloß Mr. Hall mit den Eskimo's Freundschaft, fing an, ihre Sprache zu lernen, ihre Kleidung zu tragen, ihre Speise zu essen und mit ihnen im tiefen Winter auf die Jagd zu gehen. Es muß in der That ein herzhafter Entschluß gewesen sein, der ihn bestimmen konnte, als Innuit (so nennen sich die Eskimo's selbst) zu leben.

Mr. Hall war im Januar und Februar sechs Wochen auswärts, schlief mit einem Haufen Eskimo's in ihren Iglu's oder Schneehütten, schmauste mit ihnen auf Wallfischhaut rohe Seehunds-Eingeweide, Blut und Thran und hungerte oft mit ihnen. Nach seiner Rückkehr zum Schiffe setzte er seine täglichen Besuche bei den Innuit's in ihren Schneehütten fort, und bei zwei Gelegenheiten pflegte er ihre sterbenden Weiber, nachdem sie von ihren Verwandten verlassen worden waren. Seine zahlreichen Gefälligkeiten müssen auf dieses wilde Volk einigen Eindruck gemacht haben; aber ihre prekäre Lebensweise und die ungemeine Schwierigkeit, ihr Leben von einem Jahre zum andern zu fristen, machen sie für Gefühle von Dankbarkeit oder Freundschaft wenig zugänglich. Im Frühling und Sommer machte Hall Expeditionen zur Frobischer Bay, deren südliche Küste der Endpunkt der Entdeckungen aus der Zeit der Königin Elisabeth ist. Bei einer dieser Gelegenheiten erfuhr er von dem Anführer seiner Eskimo-Bande eine Behandlung, die ihn auf ernste Gedanken gebracht haben muß, was er wohl künftig zu erdulden haben würde, wenn er ganz in den Händen dieser Wilden wäre.

Die Hauptresultate von Mr. Hall's Forschungs-Ausflügen 1860 und 1861 sind seine angebliche Entdeckung der Reste von Sir Martin Frobischer's Expedition 1573—1578, seine Identifikation verschiedener von Frobischer genannter Punkte und Inseln, und seine Entdeckung, daß die sogenannte Frobischer-Straße blos eine Bucht ist. Zwar wußte man das bereits durch schottische und amerikanische Wallfischjäger, welche diese Gegend

besucht hatten, aber Keiner hatte noch durch sorgfältige Untersuchung die Thatsache festgestellt. Mr. Hall ist deshalb vollkommen berechtigt, diese Entdeckung für sich in Anspruch zu nehmen. Auch hat er den Countesse of Warwick-Sund von Frobischer hinreichend identificirt; und seine Entdeckung von Kohlen und Backsteinen, welche die von Frobischer's Bergleuten zum Bau eines Hauses an's Land gebrachten sein mögen und die mit dem Moose der Jahrhunderte ganz überzogen sind, ist ungemein interessant. Mr. Hall legt großes Gewicht auf eine von einem alten Eskimoweibe gehörte Tradition über eine uralte Ankunft von Schiffen, welche er für die von Frobischer hält. Hat sich wirklich eine Ueberlieferung aus Elisabethanischer Zeit bis jetzt erhalten, so ist Hoffnung vorhanden, daß die Ankunft von Sir John Franklin's Volk vor 17 Jahren in dem Gedächtnisse der Innuits von King William's Eiland aufbewahrt sein wird.

Im Juli 1864 hat Mr. Hall seine zweite Expedition nach der erwähnten Gegend hin unternommen. Es ist ein heroisches Unternehmen.

Central-Asien.

Vámbéry's Reisen in Central-Asien.

II.

Die politischen Verhältnisse von Turan.

Wenn man berücksichtigt, daß die Vámbéry'schen Reise-Memoiren von einem Lande handeln, in welchem bekanntlich Hören für Unverschämtheit, Fragen für Verbrechen, Notiren für Todsünde gehalten wird, so muß man erstaunen, wie viele Nachrichten über die ethnographischen, physischen und politischen Zustände von Turan Vámbéry dort gesammelt hat. Diese Nachrichten kommen zu glücklicher Stunde. Denn es ist immer gut, von einem scharfblickenden Beobachter über Länder unterrichtet zu werden, welche, wie Turan, im Begriffe stehen, in einem trefflich in Scene gesetzten Schauspiele eine der wichtigsten Rollen zu spielen. Freilich ist diese Rolle nur passiv, insofern es sich für Turan nur darum handelt, als selbständiger Länder-Komplex von der Karte Asiens gänzlich zu verschwinden. Mag dieser Prozeß nun im Stillen, oder unter dem Getöse europäisch-großmächtlichen Waffenlärmens vor sich gehen; mag England die diplomatischen Versicherungen Rußlands über die Harmlosigkeit seiner mittelasiatischen Politik als echte Waare hinnehmen und übrigens die Nachrichten von den Fortschritten dieser Politik als Seeschlangen-Gerüchte behandeln, oder die Nachkommen Timur's zu energischem Widerstande waffnen, in jedem Falle werden unsere Augen von jenem Prozesse lebhaft angezogen werden.

Mit Rücksicht hierauf kann der zweite Theil des Vámbéry-schen Werkes den Politikern wie den Gelehrten nur willkommen sein. Es finden sich darin schätzenswerthe Notizen zur Geographie, Ethnographie, Archäologie und über die politischen, sozialen und kommerziellen Verhältnisse Mittelasiens, insbesondere der drei turanischen Chanate Khiwa, Bochara und Khokand, von denen wir diejenigen Beiträge benutzen wollen, welche zur Orientirung über Rußlands Auftreten in jenen Ländern besonders geeignet erscheinen.

Das central-asiatische Turan ist ebenso nur ein geographischer Begriff, wie Italien nach dem Ausspruche des ersten Metternich es einmal war. Rechtlich soll der Sultan in Konstantinopel noch Lehnsherr über die Chane von Turan sein; aber diese Hoheitsrechte sind längst zum Scheine eines religiösen Oberhauptes abgeblaßt. Die Chane regieren auf eigene Faust, und derjenige von Bochara möchte gern den Viktor Emanuel von Turan spielen; ihm würden voraussichtlich einst die übrigen Chanate zufallen, wenn nicht dem ganzen Komplex das gleiche Schicksal beschieden wäre, den russischen Koloß abrunden helfen zu müssen. Bochara behauptet mit seinen staatlichen Einrichtungen eine gewisse Suprematie; die Stadt dieses Namens kann als der Sitz mittelasiatischer Intelligenz betrachtet werden, und die dortigen „Kollegien" stehen in ganz Asien in einem, nach Vámbéry jedoch sehr unverdienten, gelehrten Geruche. Jedenfalls ist Bochara das Rom des Islam und es steht an Bedeutung selbst über Mekka, das man das Jerusalem des Islam nennen kann. Uebrigens ist dort ein Polizeiwesen eingeführt, welches Europas Männer der schnurgeraden Ordnung begeistern würde. Man sollte meinen, es müsse dem Chan von Bochara leicht werden, ganz Turan zur Vertheidigung gegen den nordischen Bären unter seinen Fahnen zu vereinigen; allein nicht einmal die gemeinsame Gefahr, welche doch sonst überall die Interessen zusammenzuschweißen pflegt, vermag hier gemeinsames Handeln hervorzubringen. Es bewährt sich dabei ein altes arabisches Sprichwort: In Rum giebt es Segen, in Damaskus Güte, in Bagdad Wissenschaft, in Turkestan nur Groll und Feindseligkeit. Nicht allein die Chane liegen in beständiger Fehde, sondern auch die verschiedenen Völker innerhalb der Chanate suchen sich gegenseitig möglichst rasch zu vernichten. Sie erinnern lebhaft an die berühmten beiden Löwen, die einst im Walde spazieren gingen. Für einen Eroberer sind also die inneren Verhältnisse Turans einladend genug.

Auch im Uebrigen kann Turan die Begierden einer Macht wie Rußland immerhin aufstacheln. Das Chanat Khokand hat etwa 3 Millionen, Bochara etwa 2½ Millionen Einwohner; Khiwas Bewohner lassen sich nicht wohl schätzen; sie enthalten aber etwa eine Million Turkmanen, deren kriegerischer Charakter sich in Rußlands Diensten wohl verwerthen ließe. Die Chanate sind wenigstens in der Nähe der Flüsse zum Theil gut bebaut. Die Mehrzahl der Einwohner ist vom Zustande der Nomaden in denjenigen der Ansiedler aufgestiegen. Hin und wieder findet man Industrie-Städte von 20—30,000 Einwohnern; sie bilden Centralpunkte des Verkehrs und für eine weiter nach Süden vordringende kriegerische Macht den erforderlichen Rückhalt für eine Operationsbasis. Ein großer, wenn auch zur Zeit sehr unzuverlässiger Fluß, der segensreiche Oxus, durchschneidet das Land von der südöstlichen Gränze bis zum Aralsee. Zahlreiche Landstraßen und natürliche wie künstliche Kanäle vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen hin, und in den größten Städten, Bochara und Khiwa, bewahren die „Kollegien" noch Anklänge an alte arabische Kultur, die sich unter verständigen Händen in erwünschte Handhaben zur Zähmung widerstrebender Völker-Elemente verwandeln können. Das sind Gründe genug, um Rußlands Griff nach den turanischen „Wüsten" begreiflich zu finden, auch wenn man den weit deutlicheren Plan auf Erreichung des offenen Meeres für viel zu ausschweifend halten wollte.

Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß Turans Beziehungen zu den Nachbarn die russischen Absichten ungemein begünstigen.

Die Perser als Schiiten stehen bei den rechtgläubigen Turkomanen in unbedingter Verachtung, und die historische Feind-

seligkeit zwischen der iranischen und turanischen Race schließt jeden Verkehr aus. Die Chinesen, als östliche Nachbarn, zeigen sich in der chinesischen Tatarei, wohin sie von der Bevölkerung selbst gerufen wurden, als höchst humane, tolerante, mehr verwaltende als regierende Herren; aber über die Gränze in ihrem fernen Westen hinaus reicht ihr Einfluß nicht: ihre politischen Beziehungen zu Turan sind kaum der Erwähnung werth. Afghanistan hat durch sein Bündniß mit England viel Mißtrauen erregt. Dagegen gewinnen die Beziehungen zu Rußland ein wesentlich belebteres Ansehen.

Schon die Kommunikationsmittel weisen Turan auf Rußland hin. Dorthin führen vier Hauptstraßen, welche die bedeutendsten Plätze Turans mit Astrachan, Orenburg, Petropawlosk und Semipalatinsk verbinden. Diese Straßen sind, zumal im Sommer, mit Karawanen bedeckt, deren einzelne Mitglieder nicht selten bis Nischnei-Nowgorod, selbst bis Petersburg, vordringen. Die Kommunikation der Karawanen mit dem Süden und Südwesten ist bedeutend schwächer, und in diesem Verhältnisse gestaltet sich auch der Handel von und nach dem Auslande, dieser untrügliche Maßstab für die Völker-Sympathien. Der Handel mit Rußland ist der älteste und bedeutendste Turans; er ist in stetem Wachsen begriffen und wird schwerlich Rivalen finden. Einige Zahlen werden, wenn nicht die Bedeutung, so doch die außerordentliche Zunahme dieses Handels in das rechte Licht zu stellen vermögen. Khanikoff erzählt in einem Werke, welches im Jahre 1843 erschien, daß der Import aus Mittelasien nach Rußland sich auf 3—4 Millionen Rubel belaufe, und daß der Export, der im Jahre 1828 1,180,600 Rubel ausgemacht habe, im Jahre 1840 auf 3,283,654 Rubel gestiegen sei. Noch bedeutender stellt sich das Wachsthum in neuester Zeit dar. J. Saville Lumley berichtet in seinem glaubwürdigen Report on Russian trade in Central-Asia (1862), daß in der Periode von 1840—1850 der Exporthandel sich auf 1,014,237 Pfd. St., der Import auf 1,345,741 Pfd. St. gehoben habe. — Einen lauteren Kommentar zu diesen Zahlen lieferten Herrn Vámbéry die Bazare von Bochara, Khiwa und Karschi; ja unser Reisender glaubt behaupten zu dürfen, daß es kein Haus, kein Zelt in ganz Mittelasien gebe, wo nicht einer oder der andere Artikel aus Rußland zu finden sei; und obwohl die englisch-indischen Handelsplätze näher liegen, als die russischen, so werden doch die russischen Waaren den besseren englischen vorgezogen.

Uebersehen wollen wir endlich nicht, daß zwischen folgenden drei Punkten: der Stiftung eines „Kollegs" in Bochara durch die Kaiserin Katharina, der Sendung einer russischen Dampf-Flottille nach dem Aralsee „zum Schutze der russischen Fischer" und der neulichen Einnahme von Taschkend eine Kette von Thatsachen sich bewegt, wie sie charakteristischer und offener schwerlich wieder in der großen Politik gefunden werden wird.

Natürlich ist in den Chanaten die russische Absicht nicht unbekannt. Fürsten sowohl als Bevölkerung sind sich der ihrer Selbständigkeit drohenden Gefahr völlig bewußt; es ist nur die orientalische Indifferenz in Verbindung mit der religiösen Begeisterung der Massen, die sicher und sorglos macht. Der größte Theil der Mittelasiaten denkt: Turkestan besitzt zwei Festungen: erstens die große Anzahl der Heiligen, die in seinem Boden ruhen und die das „edle Bochara" stets beschützen werden (Rom!); zweitens die großen Wüsten, die es umgeben. Dies selige Gottvertrauen wird Rußland zu schätzen wissen!

G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Sanskrit-Studien in Italien.** Herr Professor Angelo de Gubernatis, Herausgeber der Civiltà Italiana (Giornale di Scienze, Lettere ed Arti), hat die ersten zwölf Hymnen des Rig-Veda in's Italiänische übersetzt und zu Florenz im Druck erscheinen lassen.*) Der italiänischen Uebersetzung gegenüber steht der Text in lateinischer Schrift mit Accentuirung. In den erklärenden Noten wird besonders auf Benfey's deutsche Uebersetzung der Hymnen des Rig-Veda, sowie auf Rosen hingewiesen. Es ist dies die erste, in Italien entstandene Arbeit dieser Art; sie verräth jedoch überall, daß der Verfasser in Deutschland seine Sanskrit-Studien gemacht.

— **Emil Saisset über den Skepticismus.** Die hinterlassenen Werke des trefflichen französischen Uebersetzers und Commentators der Werke Spinoza's, des Professors Emil Saisset, dessen vorzeitigen Tod die Sorbonne im vorigen Jahre zu beklagen hatte, werden jetzt von seinem Bruder, dem Professor Amédée Saisset, herausgegeben. Kürzlich sind zwei Bände dieser Schriften erschienen, von denen der erste Band dem Skepticismus der Alten gewidmet ist und den besondern Titel Énésidème hat, während der zweite Band einerseits den Skepticismus in der Theologie und andererseits den in der neueren Philosophie zum Gegenstande hat. Pascal ist Herrn Saisset der Hauptrepräsentant des theologischen und Kant der des philosophischen Skepticismus. Saisset stellte sich in dieser geistvollen Arbeit die Aufgabe, die Philosophie einerseits gegen die Angriffe der Theologen und andererseits gegen die des Materialismus zu vertheidigen, und wie Herr P. Janet in der R. d. d. Mondes (vom 15. März) nachweist, hat der Verfasser diese Aufgabe vollständig gelöst.

— **Sekundäre Eisenbahnen.****) Das Thema, das in der vorliegenden Schrift behandelt wird, ist ein für viele Landestheile, die sich bisher wegen ihrer Lage abseits der großen Verkehrsstraßen, von den Vortheilen der Eisenbahnen mehr oder weniger ausgeschlossen sahen, ungemein wichtiges. Es handelt sich darum, für diese Landestheile Verbindungsbahnen herzustellen, deren Anlage- und Verwaltungskosten erheblich geringer sind, als die der bestehenden großen Linien, und die daher, trotz des geringeren Personen- und Güterverkehrs, der für dieselben zu erwarten ist, den Unternehmern doch keinen Schaden, sondern vielmehr ihnen selbst ebenso, wie den Gegenden, durch die sie geführt werden, einen sichern Nutzen bringen. Herr Schwabe weist in der vorliegenden Schrift nach, daß dergleichen sekundäre, d. h. ausschließlich für gemischte Personen- und Güterzüge bestimmte und daher mit mäßiger Geschwindigkeit fahrende Eisenbahnen bereits in Großbritannien (hauptsächlich in Schottland) und in Frankreich (besonders im Elsaß) existiren und mit großem Vortheil für die betreffenden Landestheile sowohl, als für die Unternehmer, betrieben werden und daß ihre Anlage auch in Preußen ebenso leicht ausführbar, als eine sichere Rente versprechend, ist. Wenn, wie Herr Schwabe vor-

*) Studii Vedici. I primi venti inni del Rig-Veda. Tradotti Italiano ed annotati per Angelo de Gubernatis. Firenze, Polverini.

**) Ueber die Anlage sekundärer Eisenbahnen in Preußen. Von H. Schwabe, Eisenbahn-Bau-Inspektor im k. Ministerium 2c. Berlin, Ernst u. Korn, 1865. (56 S.)

aussetzt, die Kreise, durch welche diese sekundären Bahnen geführt werden, den Grund- und Boden unentgeltlich hergeben, wenn ferner der Staat diesen Bahnen ebenso wie bisher den Chausseebau-Unternehmern, eine bestimmte Geldprämie pro Meile gewährt und wenn endlich die angrenzenden, bestehenden Eisenbahnen den Betrieb der sekundären Bahnen nach einem auf billiger Grundlage ruhenden Vertrag übernehmen, so läßt sich in der That eine ganz angemessene Verzinsung des Anlage-Kapitals erwarten, auch wenn die Gesammt-Einnahmen der Bahn nur etwa 12,000 Thlr. pro Meile jährlich betragen würden, was, nach den Durchschnitts-Erträgen derjenigen fünf kleineren preußischen Eisenbahnen, die jetzt den geringsten Verkehr haben, jedenfalls als Minimum anzunehmen ist. Wir empfehlen Allen, denen es darum zu thun ist, ihren Wohnorten und Gegenden die bisher entbehrten, großen Segnungen der Eisenbahnen zuzuführen, die Lesung und Beherzigung der vorliegenden kleinen Schrift.

Literarischer Sprechsaal.

Herr Dr. Theodor Canisius, Konsul der Vereinigten Staaten in Wien, veröffentlicht in der „N. freien Presse" eine Lebensskizze seines langjährigen persönlichen Freundes, des ermordeten Präsidenten Abraham Lincoln. Bei dieser Gelegenheit theilt er mehrere Briefe desselben aus den Jahren 1858 und 1859 mit, also aus einer Zeit, wo an Lincoln's Präsidentschaft noch nicht gedacht wurde. Aber schon damals sprach aus diesem Manne derselbe Geist der Humanität und des Rechtes, der ihn nachmals als den ersten Diener seines Vaterlandes charakterisirte. Welche ehrenfesten Ansichten Lincoln von seinen deutschen Mitbürgern hatte, geht aus dem nachstehenden Schreiben hervor, worin er einem deutschen Komité in Chicago für eine Einladung zum Erscheinen bei einem von den Deutschen dieser Stadt veranstalteten Feste dankte:

„Springfield, 30. Juni 1858.

„Meine Herren! Ihr gütiger Brief, der mich einladet, Ihrer Feier des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeit beizuwohnen, die am 4. stattfindet, und bei welcher Gelegenheit den deutschen Republikanern der 7. Ward Ihrer Stadt ein Banner überreicht werden soll, ist mir zugekommen. Ich bedauere, erklären zu müssen, daß meine Engagements derart sind, daß ich nicht bei Ihnen sein kann. Ich habe mehrere Einladungen vorher erhalten, die ich alle abzulehnen gezwungen war, bis auf eine, die mir einen einzigen Tag von meiner Zeit fortnehmen wird. Dem Ihrigen beizuwohnen, würde wenigstens vier erfordern.

„Ich sende Ihnen einen Toast:

„Unsere deutschen Mitbürger — stets der Freiheit, der Union und der Konstitution treu — treu der Freiheit, nicht aus Selbstsucht, sondern aus Prinzip — nicht für spezielle Klassen von Menschen, sondern für alle Menschen; treu der Union und der Konstitution, als die besten Mittel, jene Freiheit zu fördern — Hoch!

„Ihr gehorsamer Diener A. Lincoln."

In einem sehr ausführlichen Berichte, den Richard Wagner in München an den König Ludwig II. über die von Sr. Majestät beabsichtigte Reform des dortigen Konservatoriums der Musik erstattet hat, heißt es:

„Es ist mir durch meine Anlage und meinen Bildungsgang bestimmt worden, den auffallenden Abstand der öffentlichen Leistungen im Gebiete des mir vertraut gewordenen Kunstzweiges und den Anforderungen des deutschen Genius, wie sie sich aus den Werken und Tendenzen unserer großen Meister herausgestellt haben, mit der Deutlichkeit mir zum Bewußtsein zu bringen, daß hieraus für mich ein innerer Zwang zur unausgesetzten Anregung der hiefür nöthigen Reformen entstanden, unter welchem ich bisher, mehr als die Welt einsehen kann, zu leiden hatte." Diesem „Zwang" gab Wagner (wie es in seinem Berichte weiter heißt) durch eine Reihe von Kunstschriften Ausdruck, die ihm nur Widerwärtigkeiten zugezogen, weil er nicht verstanden worden. Nun aber steht er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe: der Geist, den König Ludwig II. seinem Streben zugewendet, macht ihm dessen Realisirung sicher und läßt ihn beruhigt in die Zukunft schauen. Noch im Laufe dieses Monats soll in München Wagner's Oper „Tristan und Isolde" zur Aufführung kommen, und zwar ausschließlich auf königliche Kosten vor einem Publikum von Freunden der „Zukunftsmusik", die dazu ausdrücklich vom Komponisten eingeladen worden.

Es ist gegenwärtig in London eine Gesellschaft in der Bildung begriffen, welche die Erforschung Palästina's mit Hinsicht auf die Beförderung eines besseren Verständnisses der Bibel ins Auge gefaßt hat. Auf die Archäologie, die Kulturgeschichte, die Topographie, die Geologie, die Flora und Fauna, die Meteorologie des heiligen Landes soll durch neue Untersuchungen ein klareres Licht geworfen werden als es bisher geschehen ist. Oeffentliche Subscriptionen sollen die nöthigen Fonds herbeischaffen. Auf der Liste des Comité, wie es sich einstweilen gebildet hat, finden sich einflußreiche Namen: Professor Owen, James Fergusson, Sir Henry Rawlinson, Sir Morton Peto, Stanley, Dechant von Westminster, die Herzoge von Argyll und von Devonshire, Graf v. Shaftesbury, der Erzbischof von York, die Bischöfe von Oxford und von Ely u. A. m.

Eine neue Zeitschrift, von welcher monatlich 1½ bis 2 Bogen erscheinen, *) sind die „Monatsblätter zur Förderung des Zeichen-Unterrichts an Schulen," herausgegeben von Hugo Troschel. Der Herausgeber ist, wie er in seinem Einleitungs-Artikel sagt, darauf gefaßt, von vielen Seiten einem spöttischen Lächeln über sein Unternehmen zu begegnen, doch da es ihm nicht sowohl um eine allgemeinere Verbreitung seiner Zeitschrift, als um deren Einführung bei Schuldirektoren und anderen Lehrern zu thun ist, welche die Wichtigkeit, die der Zeichen-Unterricht für die Volksbildung hat, sehr wohl begreifen, so zweifelt er auch nicht an einer Anerkennung seiner Bestrebungen. Unsererseits lassen wir ihm dieselbe gern zu Theil werden, um so mehr, als uns bekannt, welche große Wichtigkeit auch in England vor einigen Jahren, nachdem die erste Welt-Industrie-Ausstellung in London stattgefunden hatte, auf die Einführung und kräftige Unterstützung des Zeichen-Unterrichts in allen Volksschulen gelegt wurde und wie sehr in Folge dieser Einführung der Sinn für Schönheit und der gebildete Geschmack im englischen Volke und unter den Gewerbtreibenden gewachsen ist. Wir begrüßen daher die neue Monatsschrift als eine willkommene, mitstrebende Kollegin.

*) Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (G. Parthey). Preis 15 Sgr. vierteljährlich.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 20. Mai 1865. — [Nr. 21.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Heinrich Ritter und Ernst Renan. 281. — Zur Geschichte der Juden in Wien. 283.
Frankreich. Die Kommunikationen zur See und die Rivalität in der Seeherrschaft. 284.
England. Briefe über das jetzige englische Theater. 287.
Rußland. Der amerikanische Gesandte in Rußland über Ira Aldridge. 289.
Mexiko. Geschichte, Kultur und Religion der alten Mexikaner. 290.
Kleine literarische Revue. Asmus Jakob Carstens. 293. — Eine Zeitschrift für keramische Industrie. 294. — Ein Inquisitionsprozeß. von Ed. Böhmer. 294.
Literarischer Sprechsaal. Die Zollreform in Oesterreich. 294. — Geographische Mittheilungen. 294.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Auerbach (Berthold), Auf der Höhe. Roman in acht Büchern. Vier Bände. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bibra (Ernst Freiherr von), Graf Izarogy. Ein Roman. Drei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

Biedermann (Woldemar von) Göthe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages der Aufnahme Göthe's auf Leipzigs Hochschule. Zwei Theile. 8. geb. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Carriere (Moritz), Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Zweiter Band. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Der erste Band erschien 1863.

Genelli (Bonaventura), Aus dem Leben eines Wüstlings. In 18 Blättern, nebst erläuterndem Text. Imperial-Folio. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Giseke (G. L. R.), Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Inhalt: Der Hofmeister von Marienburg. — Der Burggraf von Nürnberg.

Gotthardi (W. G.), Weimarische Theaterbilder aus Göthe's Zeit. Selbsterlebtes und Ueberliefertes. Zwei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

Gottschall (Rudolf), Dramatische Werke. Erstes Bändchen u. ff. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Inhalt von Band 1—4. Pitt und Fox, Mazeppa, Die Diplomaten, Der Nabob.

Hesekiel (George), Schlichte Geschichten. Dritter und vierter Band. Berlin, Otto Janke.

Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. 25 Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedr. Pecht. gr. 4. In 5 Lieferungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Mühlbach (Louise), Graf Benjowsky. Historischer Roman. Vier Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

Wickede (Julius von), Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Vier Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

Zimmermann (Prälat Dr. Karl), Der Gustav-Adolph-Verein in den Jahren 1862 bis 1864. Darmstadt, Eduard Zernin. (309)

Zum Dante-Jubiläum.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen folgende

deutsche Uebersetzungen der Werke Dante's:

Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses, und einer Karte von Ober- und Mittelitalien. Drei Theile. 1 Thlr.

Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. (Erster Theil: Text; zweiter Theil: Anmerkungen von Karl Witte.) 20 Ngr.

Aus Anlaß der Mitte Mai d. J. in Florenz stattfindenden 600jährigen Jubelfeier der Geburt Dante's wird Mancher die Werke dieses größten italienischen Dichters sich anschaffen wollen. Die vorstehend aufgeführten anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen bilden zusammen eine vollständige Dante-Bibliothek zu sehr wohlfeilem Preise. Jedes Werk ist auch einzeln zu haben. (310)

In **W. Müller's Buchhandlung** in **Kowno** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (311)

Otto der I.
Historisches Drama in fünf Akten
von
C. Flemming.
Preis 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

CANTOS.
COLLECÇÃO DE POESIAS
de **A. GONÇALVES DIAS.**
4a edicção. 2 tomos. Com o retrato do autor.
Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue vierte Auflage der Poesien des vor Kurzem verstorbenen Dichters, des bedeutendsten unter den neuern brasilischen Lyrikern, ist durch ein grösseres bisher noch ungedrucktes Gedicht vermehrt worden. Dieselbe bildet zugleich Bd. I und II der von der Verlagshandlung begonnenen *„Collecção de autores portuguezes"*.

Von demselben Verfasser erschien:

Os Tymbiras. Poema Americano. Cantos I—IV. 24 Ngr.

Diccionario da lingua tupy chamada lingua geral dos indigenas do Brazil. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. (312)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin sind erschienen: (313)

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.

— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Werke unter der Presse.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheinen demnächst:

Benedix, Roderich. — Das Haustheater. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Zweite, vermehrte Auflage. Preis 2 Thlr. Ende Mai.

Brewer, C. E. — Katechismus der Naturlehre oder die Erscheinungen von Wärme, Luft, Licht und Schall. Zweite, nach der neuesten Auflage des englischen Originals von Heinr. Gretschel bearbeitete Auflage. Mit 46 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 15 Ngr. Am 15. August.

Ernst, Eduard. — Die Gymnastik der Hand oder Vorschule der Musik und der verschiedenen Künste und Gewerbe. Ein nützliches Handbuch für Eltern, Erzieher, Musiklehrer, sowie eine Anleitung zur radikalen Heilung des Händezitterns, Schreibekrampfes und anderer Handübel. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 10 Ngr. Ende Mai.

Hamm, Dr. Wilhelm. — Wesen, Cultur und Wirkung des Weins; Statistik und Charakteristik sämmtlicher Weine der Welt; Behandlung der Weine im Keller. Nach Shaw, Denman, Franck, Jullien rc. und mit Benutzung vieler offizieller und directer Mittheilungen sowie nach eigener Erfahrung bearbeitet, mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2 Thlr. 15 Ngr. Am 20. Mai.

Hirzel, Dr. H. — Toiletten-Chemie. Vollständiges Lehrbuch der Parfümerie auf wissenschaftlicher Grundlage. Nach G. W. S. Piesse's „Art of Perfumery." Zweite, sehr vermehrte Auflage. Mit 83 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 2 Thlr. Am 15. August.

Koffka, Dr. Wilhelm. — Iffland und Dalberg. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt. Preis 2 Thlr. 15 Ngr. Am 20. Mai.

Kloss, Dir. Dr. M. — Hantel-Büchlein für Zimmerturner. Mit 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Dritte Auflage. Preis 10 Ngr. Ende Mai.

Lobe, Prof. J. C. — Katechismus der Musik. Erläuterung der Begriffe und Grundsätze der allgemeinen Musiklehre. Achte Auflage. Ende Mai.

Paramelle, Abbé. — Quellenkunde. Lehre von der Bildung und Auffindung der Quellen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von B. v. Cotta. Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. Ende Mai.

Leipzig, J. J. Weber. (314)

Verlag von Franz Datterer in Freysing.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Oper
am Hofe zu München.
nach archivalischen Quellen bearbeitet
von **Fr. M. Rudhart.**
Erster Theil:
Die italienische Oper von 1654—1787.

Der II. Theil, welcher die weiteren Schicksale der Oper von 1787—1864 darzustellen hat, wird in Bälde nachfolgen. (315)

Einladung und Programm (316)

zur achten

Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses,

welche

in Nürnberg

vom 28. bis 31. August d. J. stattfindet und am 28. August, Vormittags 12 Uhr, eröffnet wird.

1. Die Anmeldung wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebst etwanigen Schriften über die Berathungsgegenstände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder 5¼ Gulden süddeutscher oder 4½ Gulden österreichischer Währung bei dem Lokal-Comité am 27. und 28. August c. Vor- und Nachmittags in dem Anmeldebüreau, Hôtel zum Würtemberger Hof in der Nähe des Bahnhofes, später während der Sitzungstage, am Eingange des Versammlungslokals, das bei der Anmeldung bekannt gemacht wird. Auf Anfragen wegen Wohnungen ertheilt das Lokal-Comité Auskunft.

2. Der Zutritt zum Kongress und dessen Verhandlungen steht Jedermann frei, welcher sich dazu meldet und die Eintrittskarte löst. Staats- und Gemeinde-Behörden, Gesellschaften, Vereine und Geschäftshäuser können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Kongresse, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Kongresse zu erscheinen verhindert sind, erhalten gegen Einsendung des oben gedachten Jahresbeitrages an das Lokal-Comité oder an den Schatzmeister, Finanzrath **Hopf** in Gotha, ein Exemplar der Berichte nebst vorhandenen Schriften.

Tages-Ordnung des Kongresses.

a) Jahresbericht der ständigen Deputation.

b) Wahl eines Präsidenten, seiner beiden Stellvertreter und von fünf Schriftführern für die Kongress-Verhandlungen.

c) Entgegennahme etwaniger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen statutenmässig nur vor oder bei Eröffnung des Kongresses gestellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derselben der Kongress entscheidet.

d) Berichterstattungen durch die von der Deputation bestellten Kommissionen und Referenten und Berathungen, in der Regel sofort in Plenum.

I. Die Wohnungsfrage, insbesondere in Bezug auf die Arbeiter.
II. Die Bankfrage (privilegirte und freie Banken, Noten- und Depositen-Banken).
III. Die Schuldhaft.
IV. Die Art der Beschaffung der Mittel für Gemeindezwecke in Stadt und Land. (Die Mitglieder des Kongresses werden gebeten, über die Arten der Beschaffung der Mittel für Kommunalzwecke in den verschiedenen Ländern und Gemeinden Deutschlands kurze Berichte an die ständige Deputation, und zwar vor dem Kongresse an deren Vorsitzenden einzusenden oder für den Kongress vorzubereiten.)
V. Die Staatsaufsicht über Waldwirthschaft.

e) Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung für das folgende Jahr von 9 Mitgliedern durch die Versammlung, von mindestens 9 durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenarsitzungen an den folgenden Tagen werden jedesmal bestimmt.

Berlin, den 29. April 1865.

Die ständige Deputation des Kongresses deutscher Volkswirthe.

Dr. *Lette* (Berlin) Vorsitzender. *Albrecht* (Hannover). Dr. *Braun* (Wiesbaden). Dr. *Böhmert* (Bremen). Dr. *Faucher* (Wachwitz bei Dresden). *G. Hopf* (Gotha) Schatzmeister. *Michaelis* (Berlin). *G. Müller* (Stuttgart). *Schulze-Delitzsch* (Potsdam). *Classen-Cappelmann* (Cöln). *Grumbrecht* (Harburg). *Knorr* (München). *Prince-Smith* (Berlin). Dr. *Rentzsch* (Dresden). *Röpell* (Danzig). Dr. *Schröder* (Mannheim). *Sonnemann* (Frankfurt a. M.). *Strackerjan* (Oldenburg). Dr. *Weigel* (Cassel). *Wichmann* (Hamburg). Dr. *Wolff* (Stettin).

Die Grenzboten. (318)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 20. Der Zeugenzwang der Zeitungsredacteure im gegenwärtigen und dem neu entworfenen preußischen Strafprozeß. — Unsere Nachbarn an der Nordgrenze. — Das älteste Portrait Dante's. — Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika. 2.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (317)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 19. Beiträge zur Geschichte der Carricaturen. — Analecten aus Palästina. — Peschawer und das Peschawerthal. — Der Weinbau in Rußland. — Statistik der britischen Parlamentswahlen. — Eine neue Beschiffung des Niger. — Besiedlung der Nordspitze Australiens. — Das Conossement eines Hamburger Schiffes aus dem Jahre 1442. — Karl von Scherzer über den Handel mit Kampher. — Abramof über den Saisang-See. — Der Londoner zoologische Garten. - Platinspiegel. — Glaishers Vorlesung über seine Ballonfahrten. — Pariser Luxus.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 20. Transatlantische Plaudereien. — Göthe und die Jurisprudenz. — Die Liebe der Stuarts. — Correspondenz-Nachrichten. Genf. London. Aus Spanien. (319)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (320)

Nr. 19. Dante Allighieri. Von A. Mussafia. — Die Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule. Von Prof. Dr. Wahlberg. II. — Neue Romane. I. Von Hieronymus Lorm. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Kunstnotizen. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber das Schwimmen.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

kl. 8. (51 S.) geb. 7½ Sgr.

Diese kleine Schrift aus der Feder des General a. D. v. Pfuel, bekanntlich des Begründers der großen Pfuel'schen Schwimm-Anstalt in Berlin, giebt nützliche Winke und anziehende Bemerkungen über das Schwimmen, namentlich in Betreff des Unterrichts in demselben. (321)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u Goßmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Mai 1865.

Armadale. — Machinery and the Passions. — The Economics of Country Life. — Wives and Daughters. An Every-Day Story. — Plague and Pestilence. — The English Drama during the Reigns of Elizabeth and James. Part I. — Modern Falconry. — The Syrian Flute. — Heroines and their Grandmothers.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (322)

Mai 1865.

A new Phase of the Old Story. — How we saw Cherbourg. — On Men and Women as Letter-writing Animals. — Souvenirs of a Man of Fashion. — Reflections in Rotten Row; or Calculation at a Canter. — A Maid of Athens. — Honours of the Shrievalty. — A Bachelor on Bachelorhood. — Why the Pifflers Lost their Return Match. — The Lady in Muslin. — May the First. — The Merchant Princes of England. XII. William Paterson, Founder of the Bank of England. — May Musings. — An Excursion Extraordinary; or A Bird's-Eye-View of Africa. — Oxford and Cambridge Men by Land and Water. — The Race of the Blues. — The Derby Foretold.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Januar bis Mai 1865.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte Julius Cäsars

von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der erste Band in Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt, erscheint in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so niedriger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (323)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (324)

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geb. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Heinrich Ritter und Ernst Renan.*)

Am 15. Oktober 1863 veröffentlichte Renan in der R. d. d. M. einen Brief an seinen Freund, den Chemiker Berthelot über das „Verhältniß der moralischen Wissenschaften zu den Naturwissenschaften." Der Brief war die Antwort auf zahlreiche Angriffe, welche er wegen seines „Leben Jesu" erfahren hatte; die Antwort war eine würdevolle, sie enthielt Nichts von der schmähenden Manier seiner Gegner. Renan entwickelte mit Konsequenz sein System, das man ein erhabenes nennen muß, auch wenn man ihm nicht beistimmen kann.

Wir haben im vorigen Jahre die leitenden Gedanken des Renan'schen Briefes in diesem Journal mitgetheilt; wir kommen heut noch einmal auf denselben zurück, weil der auch in weiten Kreisen bekannte Philosoph, Herr Heinrich Ritter, den Brief zum Ausgangspunkt eines besonderen kleinen Werkes genommen hat. Die Schrift des Herrn Ritter enthält einige Gedanken von allgemeiner Bedeutung, welche wir wiedergeben wollen.

Renan hat seinen Brief mit folgendem Satz geschlossen:

„Wir können behaupten, daß die endliche Auferstehung durch die Wissenschaft werde bewirkt werden. Die wissenschaftliche Reform des Weltalls ist das kaum angefangene Werk, welches der Vernunft zugefallen ist. Der Versuch desselben wird tausendmal als verbrecherischer Angriff behandelt werden; tausendmal wird der konservatorische Geist schreien, daß man gegen Gott frevele, wenn man an seine Werke rührt, aber der Fortschritt der Wissenschaft ist eine Sache des Schicksals. Nehmen wir an, daß unser Planet dazu verdammt sei, nur mittelmäßige Resultate zu erreichen, daß der Schlendrian, unter dem Vorwande, die Dogmen zu vertheidigen, die er nicht zu entbehren weiß, den wissenschaftlichen Geist ersticke und die Vernichtung der Menschheit für die großen Werke herbeiführe — was würde ein solcher Verlust sein im Zusammenhange des Ganzen? So viel als der Verlust eines Saamenkorns, welches in einem dürftigen Boden auf einen Kiesel gefallen wäre, oder eines Lebenskeimes, welcher in der geheimnißvollen Nacht der Erzeugung die günstigen Umstände für seine Entwickelung nicht gefunden hätte. — Gott befohlen! Laßt uns weiter forschen."

Renan, sagt Herr Ritter, hat mit einem starken, drohenden Anruf an den Schlendrian geschlossen, an die gewöhnliche Thätigkeit derer, welche dem kühnen Fortschritt der Wissenschaften den Weg verlegen möchten. Ist er zu stark gegen die Gegner? Sie haben oft genug Stärkeres nicht nur gedroht, sondern zu verhängen gesucht.

Mit nicht geringerer Entschiedenheit wendet sich Renan gegen diejenigen Naturforscher, welche von der Wuth beherrscht sind, Alles handgreiflich durch das Experiment bewiesen zu sehen, denen aber der philosophische Geist eines Geoffroy St. Hilaire, eines Göthe, eines Cuvier fehlt. Gegen sie ist der ganze Verlauf seiner Untersuchungen gerichtet, indem sie zeigen sollen, daß wir die Hypothesen nicht scheuen dürfen, welche den Naturforschern selbst sich aufgedrängt haben, um alle Theile der Naturwissenschaften, trotz der ungeheuren Lücken in unseren Kenntnissen, in Verbindung zu setzen. Auch die ängstlichen Gemüther, die ihre Sicherheit nur finden können, wenn sie an ein besonderes Fach sich anklammern und die auf nichts Weiteres eingehen wollen, widersetzen sich der wissenschaftlichen Reform des Weltalls.

Herr Ritter untersucht nun näher, in wie weit die Vorwürfe Renan's begründet sind.

Er wendet sich zunächst gegen die Theologen und gegen ihre Basis: die strenge Wortgläubigkeit.

„Diejenigen, welche die heiligen Schriften geschrieben haben," sagt er, „sind weit davon entfernt gewesen, sie zum Maaßstab aller Wahrheit machen und uns über Alles belehren zu wollen. In ihrem Sinn sollen wir auch ihre Werke auslegen. Sie haben nicht beabsichtigt, uns den Schlüssel zum Verständniß der ganzen Geschichte und der ganzen Natur zu geben, weil für dasselbe noch gar manche andere vorhanden waren. Auch in der Natur und in der Profangeschichte redet Gott zu uns; sein Wort ist aber nirgends rein von den Mängeln, welche den menschlichen und weltlichen Dingen ankleben. Diese Mängel müssen wir auszugleichen suchen durch Erforschung der übrigen Welt: aus der großen Offenbarung Gottes sollen wir die kleinere immer richtiger zu verstehen uns bemühen.

„Von der großen Schaar unserer jetzigen Theologen, der Diener des Wortes Gottes, wie sie sich nennen, können wir nicht viel besser urtheilen, als Renan. Ist das Urtheil zu hart? Sie beurtheilen sich härter als wir. Wir werfen ihnen Engherzigkeit vor: sie verdammen sich gegenseitig, schließen sich aus in ihren theuersten Angelegenheiten, die eine Partei die andere. Daß sie sich versöhnen könnten — hoffen sie selbst nicht mehr.

„Aber, werden sie sagen, sollen wir es dulden, daß dem klaren Buchstaben der Schrift, den Worten des Propheten widersprochen wird? Ich denke: man hat das immer dulden müssen. Nicht Menschen allein, sondern Werke Gottes haben eine andere Entscheidung gebracht, als wohin die Worte der Propheten zu lauten schienen. Es war alsdann nicht nöthig, die Worte der Propheten jeder Autorität zu entkleiden, aber man mußte ihren Sinn, ihre Absicht anders und besser deuten lernen. Ihre Absicht ging nicht dahin, Alles zu enthüllen: sie wollten die Herzen der Menschen leiten. Nur in Bildern kann Gott das Künftige offenbaren, und Bilder führen immer etwas Fremdartiges mit sich, das durch die eigene Erfahrung berichtigt werden muß. Ein jeder Tag soll den andern belehren.

„Zum Verständniß einer jeden Schrift gehört, daß man zwischen den Zeilen lesen könne!"

Wie soll sich nun die Theologie gegenüber dem Andrängen der Naturwissenschaft verhalten?

„Der Naturwissenschaft soll die Theologie nicht ihren Stolz, sondern ihre Demuth entgegensetzen. Von einer Wissenschaft, welche sie schon über manche Dinge belehrt hat, wird sie auch noch weiter lernen müssen. Sie hat einen guten Grund, diese Wissenschaft, die immer fortschreitende Erfahrung, die nie rastende Offenbarung Gottes in seinen natürlichen Wegen. Die Theologie wird ihren Grund, die Ueberlieferung der heiligen Geschichte, gegen den Vorwurf zu schützen haben, daß sie mit unleugbaren Zeugnissen der Natur in Widerspruch stehe, indem sie ihre bisherige Auslegung derselben dort aufgiebt, wo ein solcher Widerspruch sich herausgestellt hat. Wenn auch die Offenbarung in der heiligen Geschichte sicher steht: die Auslegung ist noch immer dem Zweifel unterworfen und der Besserung fähig. Wo sie aber Uebergriffe der Naturwissenschaft in ein ihr fremdes Gebiet, die moralischen Wissen-

*) Ernst Renan über die Naturwissenschaften und die Geschichte, von Dr. Heinrich Ritter. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1865. (126 S.)

schaften nämlich, bemerkt, da wird sie die Ausschreitungen zu widerlegen haben, aber freilich aus den eigenen Grundsätzen der Naturwissenschaften.

„Die Theologen zählen daher sehr mit Unrecht diejenigen zu ihren Gegnern, welche, wie z. B. Renan, ihnen rathen, von den Fortschritten der weltlichen Wissenschaften sich belehren zu lassen. Ihre Feinde sind diejenigen, welche ausschließlich den Naturwissenschaften vertrauen, die Belehrungen der Geschichte, des sittlichen Lebens für Nichts achten, und so auch das religiöse Leben nur für Aberglauben und Täuschung des Vorurtheils halten.

„Laßt uns weiter forschen, 'sagt er. Aber laßt uns auch billig sein, können wir hinzufügen. Dazu gehört, daß wir den einzelnen Theologen nicht zum Vorwurf machen, was die gegenwärtige Lage der Theologie betrifft; dazu gehört ferner, daß wir nicht der gegenwärtigen Theologie allein Schuld geben an dem, was aus der allgemeinen Lage der Dinge fließt. Die Schäden der Theologie sind sehr alt; weniger Schäden der Lehre als der Kirche. Daß man nicht ablassen müsse, sie durch alle Mittel der Wissenschaft zu bessern, ist richtig, aber diese Mittel reichen nicht so weit, wie die Theologie reichen möchte; sie hat sich der Erkenntniß nicht verschlossen, daß sie eine praktische Wissenschaft ist, sie will eine Art des öffentlichen Lebens: die kirchliche Gemeinschaft, welche über alle Menschen sich verbreiten soll, bessern. Man wird wohl anerkennen müssen, daß die Aenderungen in der theologischen Lehre von der zartesten und mißlichsten Natur sind. Von den Wenigsten wird man erwarten dürfen, daß sie dem Berufe, zu ändern und zu bessern, sich gewachsen fühlen.

„Wer soll die Besserung versuchen?

„Will man die Theologie mit den Fortschritten der Naturwissenschaft und der Geschichte in Einklang bringen, so muß man alle diese Wissenschaften nicht allein im Allgemeinen übersehen, sondern auch die Sicherheit ihrer Details ermessen können. Den umfassenden Geist, welcher hierzu gehört, traut sich wohl kaum einer nicht allein der Theologen, sondern auch der Philosophen zu, noch viel weniger können wir ihn einem Gelehrten eines Spezialgebietes zuschreiben. Dies ist also eine unermeßliche Arbeit von bloß theoretischer Seite betrachtet.

„Schwieriger noch ist die praktische Seite: man müßte die Resultate der Wissenschaft auch in das gesellschaftliche Leben hinüberleiten; man müßte sie zu popularisiren und zur Herrschaft über die Gemüther der Menschen zu bringen wissen. Solche Reformen werden nicht von Einzelnen gemacht: sie machen sich selbst aus der Mitte der Gesellschafts-Verhältnisse heraus. Genug, wir werden es Niemandem zur Schuld anrechnen, wenn er sich nicht für berufen hält, die Reform der Kirche und ihrer Lehre zu unternehmen, weil er in sich die Kräfte und außerhalb die Lage der Dinge dazu nicht reif findet. Wir müssen bei dieser Sachlage *unsere Theologen für gerechtfertigt halten, wenn sie die bestehenden Glaubensnormen zur Besserung im Einzelnen gebrauchen und nur nicht hartnäckig weiterer Forschung und den Belehrungen sich widersetzen, welche die Fortschritte der Erfahrung und der Wissenschaft bringen.* Die Leistungen der wahren Hirten ihrer Gemeinde, welche durch Ermahnung und Beispiel erbauen, wiegen wohl reichlich das auf, was durch strengere wissenschaftliche Forschung gewonnen werden könnte."

Zum Schluß dieses Abschnittes kommt Herr Ritter auf den Gottesbegriff Renan's:

„Wenn man mit dem Namen des Pantheismus die Lehre bezeichnen wollte, daß wir im Weltall überall die Offenbarung Gottes vor uns haben, weil Nichts bestehen kann, ohne seinen letzten Grund in Gott zu verkünden, weder Gutes noch Böses, so würden wir freilich Renan vom Pantheismus nicht freisprechen können. Aber diese Lehre hat die Häupter der Kirche und die heilige Schrift für sich. Sie schließt die Lehre nicht aus, daß hier deutlicher, dort weniger deutlich Gott sich uns offenbart, eine Unterscheidung, ohne welche die Würde der heiligen Schrift und der heiligen Geschichte nicht bestehen könnte, und Renan hat dies auch nicht unerwähnt gelassen, indem er die Grade der Erkenntniß Gottes in der Welt zu einem Fundamentalsatz seiner Theologie macht. Den Namen des Pantheismus verdienen nur diejenigen Lehren, welche den Unterschied Gottes und der Welt leugnen, d. h. Gott und seine Offenbarung in Eins werfen. Dagegen hat sich Renan auf das Entschiedenste verwahrt: er erklärt es für eine sehr unvollständige Theologie, wenn man dabei stehen bleibt, die Totalität des Seins für Gott auszugeben, anzunehmen, daß er in seiner Offenbarung sich erst vollende, in der Zeit und im Werden sei, wie die weltlichen Dinge, welche die Natur und die Geschichte uns erkennen lassen; wir sollen ihn als ewig denken. — Diese Lehre erscheint unbestimmt, aber sie erklärt sich doch entschieden genug gegen den Pantheismus."

Herr Ritter wendet sich nun zu der zweiten Partei, gegen welche Renan ankämpft.

„Das sind die Physiker, welche ihre Lehren von der Gesammtheit der Wissenschaft absondern möchten. Die besonderen Zweige der Naturforschung betrachtet Renan nur als Staffeln, welche zu der Geschichte des moralischen Lebens und zu den moralischen Wissenschaften uns emporführen. Die Naturwissenschaft verkennt sich selbst, wenn sie darüber im Unklaren läßt, daß sie eine Geschichte erforscht, welche von den ältesten Zeiten handelt und uns erkennen läßt, unter welchen Bedingungen der Mensch geworden und wie die Welt zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist. Tadelnswerth sind daher diejenigen Arbeiten, welche nur auf eine Zerstückelung der Naturwissenschaften ausgehen, ihre besonderen Fächer bedenken, aber nicht den Zweck, den Zusammenhang des Ganzen, die Wechselwirkung der Theile, in welcher die Glieder ihr gemeinsames Leben haben.

„Der gleiche Tadel trifft diejenigen Naturforscher, die nur „exakt" sein wollen, die nichts Anderes anerkennen, als was sie mit Augen sehen, mit Händen greifen oder mit anderen, künstlichen Instrumenten messen können. Das ungreifbare Unendliche tritt uns nach allen Seiten entgegen; der Zusammenhang der besonderen Zweige der Naturkunde, weil er nicht ohne Lücken sich zeigt, zwingt uns überall zu Hypothesen. Diese beiden Punkte sind es, auf welche Renan vorzugsweise sich stützt, wenn er seine Ansicht von dem Zusammenhange der Naturwissenschaften mit der Geschichte gegen die beschränkten Empiriker geltend macht. Doch läßt er das Uebrige in einem problematischen Lichte stehen: die Hypothesen der neueren Physiker dienen ihm zu Staffeln, auf welchen er die Höhe seines Gesichtspunktes erklimmt.

„Wenn wir das Verhältniß der Ansichten Renan's von der Natur zu der sonst herrschenden materialistischen Naturlehre in einer Formel ausdrücken sollten, so würden wir sagen, sie ist von der Hypothese der Substanz zur Hypothese des Lebens übergegangen. Bei den Dogmatikern der Cartesianischen Schule oder, um allgemeiner zu sprechen, bei den Philosophen nach Wiederherstellung der Wissenschaften, mit Ausnahme derer, welche sich zur Theosophie neigten, herrschte die Hypothese der Sub-

stanz; die Locke'sche Schule der Sensualisten hat diese Ansicht skeptisch untergraben; die Kantische Kritik hat den Uebergang gemacht zu den Systemen, welche von Fichte an, zum Theil wieder der Theosophie sich zuneigend, alles Weltliche aus dem Leben zu erklären suchten. Renan bekennt sich zu dieser Ansicht: wir sollen alles Weltliche im Werden und nicht im Sein uns denken; die ganze Welt ist ihm eine große Geschichte."

Noch einmal kommt der Herr Verfasser auf die Gottesidee Renan's.

„Betrachten wir, wie weit Renan in die Forderungen der Metaphysik sich einläßt, so stoßen wir auf eine Lücke: nur mit Zurückhaltung begegnet er ihnen. Wenn er von Gott redet, läßt er den Gedanken aus, daß er der letzte Grund ist, der Schöpfer der Welt, der Atome, eben den Gedanken, durch welchen wir in die metaphysischen Forschungen vorzugsweise hineingetrieben werden, oder wenn er ihn nicht ganz ausläßt, so berührt er ihn nur leise. Gott nennt er das Absolute, das volle Sein ohne Schranken; er ist ewig und ohne Veränderung, ohne Werden und ohne Fortschritt. Er wendet sich zwar entschieden gegen die pantheistischen Neigungen derer, welche von einer Selbstoffenbarung Gottes reden, aber es könnte scheinen, als wollte er sich dadurch auch von dem Gedanken zurückziehen, daß Gott nicht allein absolut sei, sondern auch der Schöpfer der Welt. Das ist wohl nicht seine Meinung, denn er erblickt ja auch in ihm das lebendige Prinzip des Guten, Schönen, Wahren; aber wie wenig er das weiter verfolgt, ersieht man doch deutlich aus seinen Aeußerungen über die seltsame Lage des menschlichen Geistes, der sich in der Nothwendigkeit finde, einen Anfang der Welt vorauszusetzen und in der Unmöglichkeit, ihn anzunehmen."

Zum Schluß erwähnt Herr Ritter das Leben Jesu von Renan:

„Renan's Leben Jesu muß im Einzelnen geprüft werden, weil es eine geschichtliche Arbeit ist, welche von der Ueberlieferung einzelner Thatsachen ausgeht: es wird sich dann in diesem Versuch einer Biographie Verfehltes und Gelungenes finden lassen; denn welche nur einigermaßen beachtenswerthe Geschichte fände sich ohne diese! Eine Lebensgeschichte ist ein schwieriges Werk; wenn Plutarch den Cäsar schildert, so fällt die Schilderung anders aus, als wenn Mommsen sein Leben beschreibt. Die Geschichte eines Heiligen ist noch schwerer: die Ueberlieferungen liegen mehr im Dunkel und wenden sich vorherrschend den musterhaften Seiten des Lebens zu. Das ist nicht die Weise der wahren Geschichte: man erhält ein sehr mangelhaftes Bild von dem heiligen König David, wenn man seiner Vergehen nur gedenkt, um seine Reue zu preisen, aber unerwähnt läßt, daß er bis zu seinem Ende in weltlichen Lüsten und weltlichen Sorgen lebte.

„Die schwierigste Aufgabe ist die Geschichte des Heilandes: auf die Nachahmung Christi hat man die ganze Moral zurückführen wollen, das genügt weder der Moral noch der Geschichte. Die Versuche, das Leben Jesu in seinem ganzen Zusammenhange zu fassen, sind nur in neuerer Zeit gemacht worden, wir halten diese Versuche für nothwendig: auch das Heiligste in der Geschichte soll in den Zusammenhang der ganzen Geschichte gezogen werden.

„Wenn man den Versuch von Renan und von Anderen gerecht beurtheilen will, so darf man nicht vergessen, daß die Geschichte des Lebens Jesu nur seine zeitlichen und menschlichen Thaten umfaßt. Nur um die menschliche Natur des Heilandes kann es sich handeln; von ihr wird die göttliche That Christi unterschieden, seine ewige That. Daß wir auch eine solche ewige That anzunehmen haben, daran erinnert uns der Umstand, daß wir ihn den Erlöser nennen; denn in der Zeit seines irdischen Lebens und Todes hat er uns nicht erlöst, sondern wir leben noch in zeitlicher Noth und Sünde; Jesus hat uns nur die Erlösung verheißen; erst in der Verleihung des ewigen Lebens soll diese That sich vollziehen.

„Das ewige Reich Christi findet Renan im Werden: „Jesus lebt heut herrlicher, als da er auf Erden wandelte." Daraus folgt die Pflicht, daß wir durch den Gedanken an das Ewige, Göttliche nicht etwa das Zeitliche, Weltliche uns entfremden lassen. Denn im Zeitlichen liegen unsere Pflichten. Laßt uns weiter forschen!"

. . .

Wir haben in diesem Journal jüngst ein Referat veröffentlicht über die Jünger Renan's und ihre Dogmen; wir haben in demselben die Meinung ausgesprochen, daß diese Jünger entschiedene Pantheisten sind. Wir wagen nicht, dasselbe von Renan zu behaupten. Ist bei ihm der erhabene Schwung, in welchem er von Gott und der ewigen Offenbarung Gottes spricht, nur instinktiver Tribut, den er der Idee zollt, oder ist es unmittelbare Wirkung seines Glaubens an einen persönlichen Gott — wir wissen es nicht; seine Ausdrücke und Wendungen sind dunkel. Wir können nicht leugnen, wir haben den Wunsch: die zweite Alternative wäre richtig und Herr Ritter hätte Recht.

Dr. P.

Zur Geschichte der Juden in Wien.

„Nach Archivalien der k. k. Staats- und Finanzministerien, der k. k. n. ö. Statthalterei und des Wiener Magistrates" hat Herr G. Wolf in Wien eine Monographie unter dem Titel: „Die Juden in der Leopoldstadt („unterer Werd") im 17. Jahrhundert in Wien" erscheinen lassen,*) welche einen nicht unwichtigen Beitrag zu der älteren Geschichte der Stadt Wien selbst liefert.

Wie überall, so hatten auch in Wien der Krämerneid und der Judenhaß einzelner Weniger den Pöbel aufgestachelt und den Juden Verfolgungen und Austreibungen zugezogen, die zuweilen nur durch Geld wieder beschwichtigt oder gehemmt werden konnten, bis der bessere Geist der Neuzeit auch hier der Gewalt und Willkür Einhalt that und Recht und Gerechtigkeit an die Stelle von Einzelnrechten und Privilegien setzte.

Ungefähr zwei Jahrhunderte sind es, seitdem Juden in der Leopoldstadt in Wien wohnen. Anfangs waren sie in Wien nicht auf ein Ghetto beschränkt, weil die Bürger selbst dagegen waren; nur vom Jahre 1625 bis 1670 bestand ein solches, und als in späterer Zeit die Juden selbst wegen des nicht freundlichen Verhältnisses der Bürger zu den Juden eine Absonderung wünschten, waren die Christen aus Eigennutz dagegen, weil sie fürchteten, es blieben ihnen ihre an die Juden vermietheten Häuser leer stehen; doch bestanden die Juden um ihrer größeren Sicherheit willen darauf, und Ferdinand II., der es, trotz seiner streng katholischen Gesinnung, mit den Juden nicht übel meinte (erhob er doch den Juden Jakob Bassewi, Edlen von Treuenburg, in den österreichischen Adelstand und gestattete ihm, in Wien eine Synagoge zu errichten), wies ihnen

*) Wien, Herzfeld und Bauer, 1864.

die Leopoldstadt zum Aufenthaltsorte an. Dort lebten nun die Juden nicht ganz ohne eine gewisse Behaglichkeit, und wenn auch mit sehr drückenden besonderen Abgaben belastet, standen sie doch unmittelbar unter des Kaisers Gewalt. Sie hatten sogar ihre eigene Gerichtsbarkeit, so daß sie die säumigen Steuerzahler, außer mit dem Banne, auch mit Kerker bestrafen durften. Den christlichen Mitbürgern standen die Juden fern, und sie bildeten nur dann einen Faktor, wenn es sich darum handelte, zu entscheiden, wem und wie viel sie Steuern zu zahlen hatten und wessen Gut sie eigentlich seien, und sie wurden darin nie zu milde behandelt.

Unter Ferdinand III. jedoch ward (am 22. Juli 1638) „denen von Wien“ (dem Magistrate) die Jurisdiktion über die Judenschaft eingeräumt, und von dieser Zeit an hatten die Juden durch mancherlei Uebergriffe des Magistrats häufige Unbilden zu dulden, bis sie endlich (1652) aus Wien und Niederösterreich sollten hinweggeschafft werden und nur durch große Opfer ihren ferneren Aufenthalt erkaufen konnten. Nach Ferdinand's III. Tode (1657) bestätigte sein Nachfolger, Leopold I., die Privilegien der Juden; aber dennoch waren diese dadurch nicht vor dem Hasse und der Unduldsamkeit der Bürger geschützt, bis diese endlich, von Neid und Habsucht gestachelt, einen kaiserlichen Befehl erwirkten, daß bis zum 5. Juni 1670 kein Jude mehr in Wien und Niederösterreich sich aufhalten dürfe. Ein großer Theil derselben ging nach Preußen, wo sie vom Großen Churfürsten in Berlin freundlich aufgenommen wurden, und ließen sich daselbst nieder. Es steht fest, daß manche bekannte Familien der heutigen Berliner Gemeinde, wie u. A. die Familie Rieß, Abkömmlinge jener Wiener Exulanten sind. Andere zogen nach Baiern, insbesondere nach Fürth, der größte Theil ging in's benachbarte Mähren.

Zu ihrem eigenen Schaden hatten die Wiener Bürger die Austreibung der Juden durchgesetzt, und gar bald bereuten sie es; denn sie mußten den Ausfall der Judensteuer größtentheils ersetzen, und dieses geschah sehr saumselig; endlich baten die Bürger selbst wieder um die Aufnahme der Juden, die endlich unter gewissen Kompromissen wieder in Wien einzogen und seit 1764 auch dort zu wohnen berechtigt waren.

Von vielem Interesse sind die 12 Beilagen aus den Archiven; besonders ist die letzte, in der in einem Gutachten der Kammer die Rückkehr der Juden motivirt wird, eine wahre Ehrenrettung für dieselben, weil darin deutlich ausgesprochen ist, daß es nur „etliche Handelsleute und Krämer gewesen“, welche diese unglückselige Katastrophe herbeiführten, und daß dem großen Theil der Wiener Bürger nur die Energielosigkeit zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß sie eben nicht den Muth hatten, für ihre Ueberzeugung einzustehen, und den „Schreiern“ das Terrain überließen.

So hat denn die Wiener Gemeinde im Jahre 1864 das hundertjährige Jubiläum gefeiert, über das Herr G. Wolf ebenfalls eine kleine Schrift veröffentlichte,*) in welcher der Verfasser sagt: „Der Wiener israelitischen Kultusgemeinde wurde ein Glück beschieden, wie es selten oder nie in der Geschichte verzeichnet ist. Dreimal wurden die Juden aus Wien vertrieben; kein Rest blieb zurück. Alles, was an Juden und Judenthum erinnern konnte, wurde jedesmal nach ihrem Ab- und Auszuge vernichtet, und immer wieder erhob und gestaltete sich in Wien eine israelitische Gemeinde, die nicht etwa blos ein sieches Leben führte, sondern lebenskräftig dastand, segensreich nach Innen und Außen wirkte und maßgebend für andere Gemeinden im Vaterlande und außerhalb desselben war.“ Aber trotz aller Leiden, Gefahren und Austreibungen behielten die Juden die drei Säulen ihres Fortbestandes stets im Auge: Gesetzesstudium, Gottesdienst und mildthätige Werke, selbst die größten Drangsale vermochten nicht, sie von diesen heiligen Pflichten abwendig zu machen, und man darf auf sie die Sage anwenden, die bei verschiedenen Völkern lebt, daß bei Verwesung des menschlichen Körpers doch ein Knochen oder ein Beinchen übrig bleibe, das aller äußeren Gewalt und aller Verwesung widerstehe und woran die Wiederauferstehung des Körpers anknüpfe und erwachse; so bildet der Sinn für Mildthätigkeit und Erbarmung, bei allem äußeren Drucke und trotz aller Zerstreuung der Juden, den Keim ihres geistigen Erstehens und Fortbestandes.

In neuerer Zeit ist die jüdische Gemeinde Wien's eine der bedeutendsten und angesehensten in Europa geworden. Ihre gottesdienstlichen Einrichtungen und ihre Religionsschule sind nicht blos für die Gemeinden Oesterreichs, sondern auch für die des übrigen Deutschland maßgebend geworden — ein Fortschritt, den sie hauptsächlich der Energie, den Kenntnissen und dem moralischen Ansehen ihres ersten Predigers, Dr. Isaac Noa Mannheimer, zu verdanken hat, der kürzlich nach einem mehr als vierzigjährigen Wirken in Wien allbetrauert entschlafen ist.

*) Das hundertjährige Jubiläum der israelitischen Kultusgemeinde in Wien im Jahre 1864. Mit Benutzung archivalischer Dokumente im k. k. Staatsministerium und der k. k. n. ö. Statthalterei. Wien, Herzfeld und Bauer, 1864.

Frankreich.

Die Kommunikationen zur See und die Rivalität in der Seeherrschaft.

Immer entschiedener tritt der Kampf um die Weltherrschaft zur See zwischen England und Frankreich hervor, der noch nicht ein allgemein sichtbarer, sondern ein sich tief in der Stille vorbereitender ist, da er das weit Abliegende erfaßt und mit eiserner Konsequenz für die Förderung französischer Interessen wirkt.

Zunächst ist es der überseeische Verkehr durch die Dampfkraft, den die kräftige Unterstützung der kaiserlichen Regierung durch ansehnliche Kapitalien zu einem immer mehr hervortretenden macht.

Die erste Folge der Besitznahme Nieder-Cambodja's durch französische Waffen, im Februar 1861, war die Einrichtung eines regelmäßigen Postenlaufs, um die neue Besitzung und die seitwärts liegenden Kolonien mit dem Mutterlande in Verbindung zu bringen.

Noch vor Abschluß der Besitzergreifung von Saigon, den 3. Januar 1862, wurde mit der Gesellschaft der kaiserlichen Messagerien, die, außer dem großartigen Verkehrsnetz im Mittelmeer, seit 1860 einen monatlichen Verkehr mit Senegambien, Brasilien und Buenos Ayres unterhielten, ein Vertrag auf 24 Jahre zur Uebernahme eines monatlichen Postdienstes gegen eine jährliche Subvention von 6 Millionen Frcs. und einmalige Entschädigung von 1,875,000 Frcs. für den Transport der nöthigen Schiffe nach dem indischen Ocean abgeschlossen, und im Herbst 1862 war die Seepost auf der Hauptrichtung nach Saigon, Kalkutta und Shang-hai im besten Gange mit 6 Schraubenschiffen von 2550 Pferdekraft.

Eines derselben that den Dienst zwischen Marseille und Alexandrien über Messina, ein anderes den von Suez nach Hongkong, ein drittes von dort nach Shang-hai, ein viertes von Point de Galles nach Kalkutta.

Als am 25. Juli das erste Schiff von Marseille abgegangen und auf dem Wege nach Indien mit den drei übrigen im September am Kap angelangt war, konnte am 16. Oktober 1862 der Dienst in Marseille eröffnet werden und den 27. Oktober 1862 das erste Boot von Suez unter dem freudigen Zurufe der dort stationirten jungen Kolonie abgehen.

Neuerlichst hat Frankreich mit dem Kaiser von Anam einen Friedens- und Handelsvertrag abgeschlossen, der so vortheilhaft und fein berechnet ist, daß er Englands Eifersucht stark erregt hat. Frankreich erhält das Protektorat über die sechs Provinzen von Nieder-Cochinchina; die Eröffnung dreier wichtiger Häfen an der Küste Anams mit Abtretung von neun Kilometres Gebiet in jedem dieser Häfen, um auf demselben Factoreien anzulegen; es erhält für die französischen Kaufleute freien Handel und Wandel im ganzen Kaiserthum Anam, ferner vollständige Freiheit für seine Missionäre, das Christenthum im Reiche zu verkünden, die Errichtung von Konsulaten in der Hauptstadt Hue, wie in den, dem Handel erschlossenen Häfen, und es bekommt 100,000,000 Frcs. Schadenersatz, während es sich alle bisher auf ihm ruhenden schweren Lasten und Gefahren vom Halse schafft. Um seinen guten Willen zu zeigen, hat der Kaiser von Anam, der jetzt, man kann sagen: „ein kaiserlich Napoleonischer Ober-Präfekt ist", 2½ Millionen der Abschlags-Zahlungen, welche er Frankreich vom Frieden des 5. Juni 1862 schuldet, nach Saigon eingeschickt. Der Kommandant Aubaret, der dieses Meisterstück vollbracht, traf am 24. Juli 1864 von Hue wieder in Saigon ein, von wo er nach Bangkok zur Uebernahme des dortigen französischen Konsulates ging.

Nach eingehenden Berichten von Berghaus über die englisch-ostindischen Routen wird für die nächste Zeit Aden, das sich seit 1839, wo es in den Besitz Englands kam, um das 17fache vergrößert und zur Hauptstadt der Ueberlandspost von Indien erhoben hat, von wo aus mit der Eröffnung der französischen Tour nach Reunion gegen Ost und Süd fünf verschiedene Postkourse auslaufen, wohl auch für den neuen Postdienst Stationsort bleiben; in Zukunft aber ist ein Punkt dazu ausersehen, welcher der Pforte des Rothen Meeres und der im britischen Besitz befindlichen Insel Perim noch näher liegt, und den, um den Schlüssel hierzu nicht allein in Englands Hand zu lassen, Frankreich, nach den vergeblichen Anstrengungen, sich in Edd and Adulis am Rothen Meere festzusetzen, sich im Jahre 1862 von einem Häuptling der afrikanischen Küste für circa 13,000 Thlr. gekauft hat. Es ist dies ein weiter Küstenstrich bei Obok, eben so vortheilhaft gelegen wie Aden, und mit der noch größeren Bevorzugung, daß derselbe mit Süßwasser-Quellen versehen ist, die dem Felsen von Aden gänzlich fehlen. Die Kolonie ist hier nur auf die von England erbauten Cisternen angewiesen, die oft durch Ueberschwemmung unbrauchbar werden, so daß den Einwohnern das nothdürftigste Element des Lebens fehlt.

Die Erwerbung bei Obok wurde englischer Seits nicht eben günstig aufgenommen, da schon das französische Postunternehmen Mißtrauen erweckte.

Englands Interesse war bei Letzterem insofern betheiligt, als es hoffte, das Monopol, das die Peninsular-Orientalische Gesellschaft an 20 Jahre zum großen Vortheil ihrer Aktionäre, weniger aber des reisenden Publikums ausgebeutet, gebrochen zu sehen.

Wenn sich nun auch beide Gesellschaften nicht gegenseitig ruiniren und zum Schadenertrag verdammen würden, so hoffte man doch, die enormen Fahrpreise würden sich ermäßigen, was indeß nicht geschah, da für den gewährten Vortheil der Mitbenutzung der Depots und Docks der älteren Compagnie die neue Gesellschaft sich verpflichtet hatte, die Preise nicht herabzudrücken; indirekt kam doch aber dem vermehrten Bedürfniß rascher Transportmittel diese neue Gelegenheit zu gute, und das um so mehr, als sie Cabinen für Passagiere zweiter Klasse darbot, welche auch dem weniger Bemittelten bei geringeren Fahrpreisen doch die gleiche Kost der ersten Klasse gewährte und nur das Zusammensein mit drei Schlafgenossen bedingte. Auf den Dampfschiffen der englischen Compagnie konnte dagegen kein Europäer anders als auf dem ersten Platze reisen. Außerdem haben die französischen Schiffe den großen Vorzug, unter dem Befehl kaiserlicher Marine-Offiziere zu stehen.

Die englische Compagnie hat, trotz ihrer mehrfach gestrandeten Dampfer, doch das Glück gehabt, innerhalb ihres zwanzigjährigen Betriebes kein Menschenleben verloren zu haben; sie hat ein Kapital von 3,383,282 Pfd. Sterling mit einer für ihre Gesammt-Linien vom Staat garantirten jährlichen Subvention von 318,797 Pfd. Sterling inne, und vertheilte 7½ Prozent Dividende an die Aktionäre.

Die Konkurrenz, die der Ueberlandroute auf dem alten Wege um das Kap früher durch die Allgemeine Schraubenschifffahrts-Gesellschaft gemacht, die aber wegen zu langsamer Fahrten und kostbarem Betriebe, trotz der Subvention der Regierung, im Jahre 1854 eingestellt wurde, ist im Jahre 1862 von einer anderen Gesellschaft wieder aufgenommen worden und zwar mittelst einer Flotte von 8 Schrauben-Dampfern, die von London jeden 18. des Monats und von Gravesend aus jeden 20. den Weg mit abwechselnder Anwendung von Dampfkraft und Segeln fahren und, bei der Kapstadt und in Madras landend, nach Kalkutta segeln.

Die Dauer der Fahrt beträgt durchschnittlich 75 Tage, also mehr, als doppelt so lange, wie auf der Ueberlandsroute, ist jedoch circa 4 Wochen kürzer, als die mittlere Fahrzeit der Segelschiffe auf diesem Wege, und hat nicht die für Frauen, Kinder und Kranke so unbequemen Umladungen in Alexandrien, Suez und Point de Galle; wogegen die Fahrpreise bei weitem niedriger sind, die auf diesem Wege von London bis Madras 70 bis 75 Pfd. Sterling, auf der Ueberlandsroute von London bis Madras 115 bis 125 Pfd. Sterling betragen.

Wider alles Vermuthen, scheint die Gesellschaft nicht wie ihre Vorgänger zu ihrem Schaden zu operiren, da sie im vorigen Herbste eine Dividende von 5 Prozent deklarirte, trotzdem sie einen Verlust durch Scheiterung des „Jason" zu tragen hatte. Ladung und Mannschaft wurden gerettet.

Zur Vermehrung dieses dreifachen Weges, der eine viermalige Gelegenheit im Monat zur direkten Fahrt nach Kalkutta vermittelt, ist neuerdings die Gründung einer vierten Ueberlandsroute durch die britische und Eastern Steam Navigation-Kompagnie zu Kalkutta im Werke, die bei dem wachsenden Passagierstrom zwischen Europa und Indien den bestehenden mit Erfolg Konkurrenz machen zu können glaubt, indem sie durch eine kräftige Flotte Schiffe für Passagiere erster und zweiter Klasse, sowie Transport von Truppen und Eisenbahn-Material und einen Theil der großen Anzahl jener Reisenden zu befördern hofft, die bei den jetzigen hohen Frachtsätzen genöthigt waren, die lange Seereise um das Kap einzuschlagen. Die Fahrt von London mit der Ueberlandsroute nach der

Hauptstadt Indiens würde 29 bis 30 Tage dauern, wovon auf die Eisenbahnfahrt zwischen Alexandrien, Kairo und Suez neun Stunden kommen. Von London bis Kalkutta sind 7100 nautische Meilen (20 Seemeilen gleich 15 geographischen Meilen), von denen 870 zu Lande gemacht werden; es ist daher keine langsame Fahrt, wenn man sie innerhalb 4 Wochen zurücklegt; dennoch werden bei dem wachsenden Personen-Verkehr immer erneute Anstrengungen gemacht, Abkürzungen eintreten zu lassen. So sind beispielsweise die beiden der Societa di Navigazione Adriatica Orientale gehörenden Schiffe dazu bestimmt, zweimal im Monat vorläufig zwischen Ancona und Alexandrien und später, wenn die im Bau begriffene Eisenbahn von Ancona nach Brindisi fertig sein wird, zwischen letzterem Hafen, an dessen Vertiefung zu diesem Zweck gearbeitet wird, und Alexandrien zu segeln.

Der Erfolg dieses Unternehmens wird aber namentlich von der Vollendung des großen Tunnels durch den Mont Cenis abhängen, der indeß vor 1868 schwerlich vollendet sein wird. Jetzt hat man besondere Wagen erbaut, die die Reisenden und ihr Gepäck in 7 bis 8 Stunden über diesen Alpenpaß nach Susa bringen, dem gegenwärtigen Endpunkt der Turin mit Ancona verbindenden Eisenbahn.

Die Seefahrt zwischen Ancona und Alexandrien mit Berührung von Korfu dauert 4½, von Brindisi aus sogar nur 2½ Tag. Im ersten Falle würden 36 Stunden, im zweiten 60 Stunden im Vergleich mit den bisherigen Ueberlandsrouten über Marseille gewonnen werden. Sobald die Linie eröffnet, sollte seitens der englischen Regierung eine indische Post probeweise auf derselben befördert werden. Wie auf der Westseite der Suez-Landenge wird auch auf der östlichen eine Beschleunigung der Ueberlandsreise von den Fortschritten des Eisenbahnbaues abhängen, der, obwohl in Indien kostspielig, doch in den letzten Jahren bedeutend gefördert worden ist.

Mit dem Juni 1862, wo die 405 Miles lange Eisenbahn zwischen Madras und Baypur eröffnet wurde, trat das Projekt hervor, die Post nach Kalkutta, um den Umweg über Point de Galle zu ersparen, auf diese Linie zu leiten, wogegen indeß sich manches Hinderniß erhebt, wegen der Landung größerer Schiffe, die auch selbst in Madras nach Vollendung des großen eisernen Molo immer noch schwierig sein wird, und für Personenbeförderung die Umladung in Aegypten noch kurz vor dem Ziele die Sache erschweren. Das Vortheilhafteste wird nach Vollendung der süd-östlichen Zweigbahn des Great-Indien Railway, der bereits bis Sholapur befahren ist, darbieten und den Verkehr an sich ziehen, wodurch eine zu jeder Zeit annehmliche Verbindung der Westküste Indiens mit Madras und Ceylon vermittelt wird. Ist dagegen die Eisenbahn-Verbindung zwischen Bombay und Kalkutta vollendet, die in 3—4 Jahren ganz fertig sein kann, da man schon von beiden Seiten, von Kalkutta bis Benares und von Bombay bis Nasirabad am Tapty sie befährt, so wird wie bisher über P. de Galle, nicht allein das Post-Felleisen nach Kalkutta über Bombay gehen, sondern es werden auch viele Reisende die Eisenbahnfahrt durch Indien der Seereise vorziehen, da die Eisenbahn die Fahrt um vier Tage abkürzen wird. Die Bevölkerung Bombay's hat sich von 500,000 auf 750,000 Seelen gehoben, die alten Festungswälle sind der Stadt zu eng geworden, sie werden durch Forts auf den vorliegenden Inseln ersetzt. Durch den ungeheuern Aufschwung des Handels wird Bombay künftig die Residenz des anglo-indischen Reiches, wie es schon jetzt die bedeutendste Handelsstadt des Osten war. Auch längs der Küste Indiens hat eine schottische Handelsgesellschaft zu Kalkutta, trotz großer Schwierigkeiten, einen einträglichen Küstenhandel in der Bay von Bengalen entwickelt, so daß ein frequenter Verkehr nach Osten, zu unterhalten und drei Posten monatlich nach Rangun und Molem gehen und jeden Monat ein Dampfer nach Singapore und Port-Blair segelt, andererseits mit der indischen Regierung einen Kontrakt für ein Packetboot, das der Dienst zwischen Kalkutta und Bombay mit Berührung der wichtigsten Küstenplätze und durch den persischen Golf bis nach Basra auszudehnen, abgeschlossen hat.

Sind alle projektirten Linien im Gange, so wird man von Singapore per Dampf bis nach Basra gelangen können. Schon in nächster Zeit wird der Weg durch den persischen Golf von Wichtigkeit für den Depeschen-Verkehr sein. Da die Dampfschifffahrt von Bombay bis Basra nur neun Tage dauert, so werden mit der nahe bevorstehenden Fortsetzung des bereits seit dem 27. Juni 1861 im Betrieb stehenden Telegraphen zwischen Konstantinopel und Bagdad über letztere Stadt hinaus nach Basra die indischen Depeschen, die auf dem ägyptischen Wege noch immer 14 Tage erforderten, jetzt in 9 Tagen nach London kommen, bis die Metropole des Welthandels in unmittelbarem Rapport mit Indien durch die unterseeische Leitung im persischen Golf sein wird.

Persien will die Sache selbst in die Hand nehmen und durch den persischen Meerbusen die Anlage machen; das will man klüglich abwarten und die Station Dschubal aufgeben, da die Postdampfer dort nicht mehr anlegen. Der Vicekönig von Aegypten hat eine concessionirte Linie nach El-Arisch zu bauen gestattet; dadurch schließt sich eine direkte Linie nach Indien von Konstantinopel nach Bagdad und durch den persischen Meerbusen an, so daß die Depeschen auf der direkten oder, bei Unterbrechung, doch durch die Linien der Gesellschaft geleitet werden können.

Ein noch weiteres Projekt der Verkürzung des Weges besteht darin, daß man die Eisenbahn von Seleuca nach Dschaibar am Euphrat bis Korea fortsetzen will; nach deren Vollendung mit der levantinischen Dampferlinie von Triest einerseits und den Packetbooten zwischen Basra und Bombay über Karatschi andererseits die Post von England in 15 Tagen, also der Hälfte der Zeit jener Linie über Suez nach Kalkutta, gelangen könne.

Vor letzterer Route würde der künftige Ueberlandweg um so mehr den Vorzug erlangen, als, abgesehen von der zwischenliegenden Eisenbahnstrecke, auch die Fahrt um den persischen Golf um mehr als 1200 Seemeilen kürzer wäre, als jene durch das Rothe Meer, und von Basra nach Bombay fünf Tage weniger erforderte, als die Fahrt über Aden, wogegen im Rothen Meere, das zwischen steilen Küsten eingeschlossen, die pünktliche Ankunft oft durch Monsune erschreckt wird, während zu anderer Zeit die sengende Hitze der Sonnenstrahlen der Massana den Ruhm lassen, der heißeste Ort der Erde zu sein, und die sechstägige Reise zwischen Aden und Suez zu einer nicht nur von Europäern, sondern auch von Kreolen und Indiern gefürchteten Tour machen.

Unterdeß wird auch die Euphrat-Route bald von einer anderen überholt sein, der Linie über Wien und Pest, wenn Stambul durch einen Schienenweg mit der Donau verbunden und eine Bahn durch Kleinasien an den Golf von Basra geführt sein wird.

Dann hat der Weg nach dem Orient wieder seine alte Richtung über Brüssel, Frankfurt a. M. und Nürnberg eingenommen, von wo die Hauptpost-Route nach Wien durch Ungarn und die Donau hinab zur Hauptstadt am Bosphorus führt;

jener Weg, den auch die Kreuzfahrer zuerst einschlugen. So wird man eine Hauptader des Weltverkehrs nach langer Zeit und nach den Durchgangs-Stadien über Gibraltar, Marseille und Triest und von der Suez-Landenge in die Bahnen zurücklenken, von denen sie durch die Entdeckung des Seewegs um das Kap der Stürme abgezogen worden war und so den dort begonnenen Kreislauf vollenden sehen.

Ein sehr beachtenswerthes Manöver Frankreichs ist gegenwärtig die Subskription einer neuen tunesischen Anleihe im Betrage von 74,000 Aktien à 500 Frcs. Nominalwerth. Die Emission erfolgt zum Kourse von 380 Frcs. und garantirt einen Zinsatz von circa 12 Prozent. Anleihen zu hohem Zinsfuß sind heut zu Tage nicht ungewöhnlich; politisch wichtig aber ist bei dieser der Umstand, daß dieselbe von dem Comptoir d'Escomte, einem von der französischen Regierung geleiteten Geld-Institute, abgeschlossen wird. Es leuchtet die französische Klugheit, wie Napoleon III. sie handhabt, hervor; der Kaiser sucht das gute Einvernehmen mit der Regentschaft, das die englische Politik während des letzten Aufstandes zu stören suchte, immer enger zu knüpfen und den Bey durch Gewährung des französischen Kredits fester an Frankreich zu ziehen.

England bereut jetzt bitter, daß es nicht an jenem wichtigen Punkte des Mittelländischen Meeres sicheren Fuß gefaßt hat, was ihm möglich gewesen wäre. England aber, von seinem Krämergeiste beseelt, glaubte, daß der Besitz von Malta und Gibraltar und der Einfluß, den es in Konstantinopel und Aegypten ausübte, schon genügend sei, um auch in der Regentschaft jede fremde Einwirkung illusorisch zu machen; indeß weiß Napoleon III. sehr genau, daß seit der Eroberung Algiers es eine politische Nothwendigkeit für ihn geworden, die Unabhängigkeit des Bey von dem Sultan und dem englischen Einflusse aufrecht zu erhalten, und die letzten, nicht ganz verborgen gebliebenen Versuche Englands, durch Aufstachelung der Tribus gegen die Regierung des Beys, die alten Rechte des Sultans auf die Regentschaft wieder neu zu beleben, — sind an der entschiedenen Wachsamkeit und klugen Politik Frankreichs gescheitert. Die besprochene Anleihe soll nicht nur gegen die neuesten Unruhen ihre materiellen Kräfte entwickeln, sondern auch der materiellen Entwickelung des Landes dienen. Straßen, Kanäle, Eisenbahnen sollen angelegt und besonders die Beförderung der Baumwollen-Industrie dadurch in Angriff genommen werden.

Die französische Regierung geht in konsequenter und wohlberechneter Weise darauf aus, in Tunis dieselbe Stellung einzunehmen, die England in dem Nachbarstaate Aegypten in politischer und materieller Beziehung bis jetzt behauptet — denn auch hier hat Frankreich ihm durch das Unternehmen Lessep's, die Meerenge von Suez zu durchstechen, eine nicht geringe Aufregung bereitet, auf die wir in einem späteren Artikel zurückkommen.

Die Handelsflotte, welche 50 Dampfschiffe in sich begreifen und ausschließlich dazu bestimmt sein soll, Frankreich mit Algerien eng zu verbinden, ist im Werden. Das Kapital ist bereits da. Die Flotte soll speziell für den Transport von Mineralien, Marmor und Holz von Algerien verwendet werden, für die Ausbeutung dieser verschiedenen Produkte werden andere Gesellschaften sich bilden, die sich der Handelsflotte annectiren werden. Das Interesse, das an diesen Schöpfungen haftet und welche Ausdehnung es zu nehmen berufen sein dürfte, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß das Tonnengeld beim Eintritte in die algerischen Häfen neulich durch kaiserliches Dekret abgeschafft worden ist.

Auch Baron Rothschild hat, um der im Turiner Parlament gegen den Eisenbahnverkauf erhobenen Opposition die Spitze abzubrechen, 10 Mill. Frcs. für die Durchstechung des Mont-Cenis gezeichnet.

In Amerika hat Frankreich sich auch einen mehr als England genehmen Einfluß zu verschaffen gewußt, und einem Habsburger Prinzen eine Krone geschenkt. Andererseits haben die zehn Jahre des Bestandes der Dampfschifffahrt auf dem Amazonenfluß, eines der großen Werke, welche der Baron Mauá gründete, eine riesige Umwälzung im Gebiet des Handels und des Verkehrs hervorgerufen. Die Listen des Zollamts von Para zeigten im Jahre 1852—1853 eine Handels-Bilanz von 10 Millionen Frcs., während dieselben für 1862—1863 einen Verkehr von 35 Millionen Frcs. ausweisen, ohne daß die Bevölkerung bedeutend gestiegen ist.

Ob nun nach all den gegebenen Fakten England, ob Frankreich bei der fortwährenden Konkurrenz der Interessen auf diesen Wegen die Oberhand gewinnen wird, oder ob beide sich in Schach haltend, die Weltherrschaft zur See theilen werden, ist eine Frage, die erst die Jahrzehnde kommender Zeiten beantworten werden. S. v. M.

England.

Briefe über das jetzige englische Theater.

I.

Daß die Zeit der Garrick, der Kemble und der Siddons in England einer längst entschwundenen Periode der dramatischen Kunst angehört, deren Wiederkehr Niemand mehr für möglich hält, ist auch uns Ausländern, die wir aus eigener kurzer Anschauung, oder durch die Beschreibungen Anderer, das englische Theater kennen, eine unbestrittene Thatsache. Von der wirklichen Verwahrlosung und Verkommenheit der Bretter, auf denen einst der Fuß des Dichters gestanden, der uns Deutschen das Ideal aller dramatischen Empfindung und Poesie ist, hatten wir jedoch bisher keine richtige Vorstellung. Leider hat die englische Kritik, wenn sie nicht aus Scham die Lage der Dinge zu vertuschen suchte, bisher es verschmäht, über die von ihr mißachteten Theater-Zustände öffentlich zu sprechen. Erst jetzt unternimmt es der **Reader**, dieser jüngere rüstige Bruder des alten faulen Athenaeum, jene Zustände, die allerdings dem englischen Nationalgeschmack zu keiner großen Ehre gereichen, aufzudecken. Die Nummern dieses Journals vom 15. und 22. April enthalten eine Reihe von Theaterbriefen, von denen wir hier den ersten, der die Unterschrift Historiomastix trägt, folgen lassen:

„Ich bin ein außerordentlicher Freund von gutem Theater und habe eine sehr hohe Meinung von dem Werth und Zauber der edlen Schauspielkunst. Nirgends aber kann ich, oder können andere gebildete Leute ihre Lust daran weniger befriedigen, als hier in England, so daß ich in der That den festen Entschluß gefaßt hatte, kein Londoner Theater mehr zu betreten. Nun lasse ich mich aber manchmal doch in's Garn locken und mich durch einen Vetter vom Lande oder die Lobposaune der professionsmäßigen Claqueurs verführen, wieder einmal ein Stück zu sehen, in der eitlen Hoffnung, es könne doch unmöglich ebenso schlecht sein, wie das letzte Mal. Enttäuscht, erschöpft, bis in's

Innerste verletzt und verstimmt, komme ich dann jedesmal nach Hause, angewidert durch eine Art der Sprache, wie man sie nur aus dem Munde eines superfeinen Friseurs zu hören gewohnt ist. Keine Gemeinheit in Blick, Ton und Gesten bleibt uns dort erspart; Menschen mit Lakaien-Manieren stolziren als Sir Charles und Lord Harry einher und machen uns durch ihre unerträglichen Airs unruhig und zerstreut. Die Frauen — nun ich will von ihnen schweigen — den Aermsten!

Sicherlich, wenn die Schauspielertruppe aus der Bedientenstube rekrutirt würde, wenn Lakaien die vornehmen Herren, Küchenmädchen die entsprechenden Damen und der Kellermeister den schwerfälligen Vater übernehmen müßten, dann könnte ihre Art, zu spielen, von Sitte, Gebräuchen und von der Sprache der wirklich feinen Welt nicht weiter entfernt sein. Ich will damit nicht etwa gesagt haben, daß es nicht auch wirkliche Gentlemen gäbe, die sich auf und außerhalb der Bühne als gebildete Männer benehmen, wie Mr. Kean, Mr. Charles Mathews, Mr. Sothern, Mr. Wigan, Mr. Fetcher und Andere. Ich rede hier von den Schauspielern in Reih und Glied, den Fürsten, Grafen, Baronen, die alle, außer den Genannten und einigen Andern, ihr ganzes Wissen aus dem Billardzimmer geholt zu haben scheinen.

Das mag hart klingen, ist aber vollkommen erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Hauptmasse der Schauspieler, in Ermangelung jeglicher Erziehung und Bildung, sich mit einer ganz gewöhnlichen konventionellen Routine abfinden zu können glaubt. Warum taucht denn nie die Frage auf, ob nicht überhaupt unser ganzes hergebrachtes Bühnenwesen erzwungen und absurd sei? Warum müssen wir das ganze fertige System in den Kauf nehmen? Vielleicht ist es durchaus nöthig, das Gesicht zu schminken und mit gedehnten Schritten einherzugehen; wo steht aber geschrieben, daß man wurrr-uld statt world sagen und mit dem Ha-ha-ha eines lustigen Packträgers lachen muß? Und dann die betrunkenen Spaßmacher! Was, um des Himmels Willen, sollen denn diese branntweinduftenden Vagabunden, diese linkischen Eckensteher in Sammetmänteln, diese dürren aufwartenden Lords, die Alle zu gleicher Zeit die rechte Hand in die Höhe heben und alle drei Minuten einander in's Gesicht stieren, diese ausgemergelten nichtssagenden Lumpe! Der bloße Gedanke an sie macht mich krank. Die englische Physiognomie und Gestalt (die Bewunderung der Fremden, wie wir wissen) ist nun einmal merkwürdig ungeeignet für antikes Kostüm. Wie abgeschmackt und unpassend ist das edle Gewand, der Schmuck unserer Vorfahren für die schmierige Menge gaffender umherstehender Müßiggänger mit Cotelett-Bärten, schlecht rasirtem Kinn, angestrichenen Backen und krummen Beinen! Eine wahrhaft gute mise en scene (wie beim Faust in Covent-garden) erfordert unbeschränkte Mittel und Sorgfalt; Knappheit und Mangel hierin verderben das beste Schauspiel und gehören auf den Jahrmarkt.

Neulich ließ ich mich durch die Kritik und einen falschen Freund täuschen und sah mir den berühmten Phelps an. Da ich nun, um gerade herauszusprechen, Mr. Phelps für den Typus eines schlechten Schauspielers halte, so wage ich es, den Eindruck zu beschreiben, den er auf mich gemacht hat. Hochtrabender Vortrag, ohne eine Spur von Gefühl, war Alles, was ich von Anfang bis zu Ende hörte. Pomphafte Deklamation wechselte ab mit heiserem Geheul, gurgelnden Kehllauten, Bühnengeflüster und gelegentlichem Schreien und Jauchzen. Nicht das leiseste Streben nach Natur- und Charaktertreue war beim besten Willen zu entdecken. Sein ganzes Streben ging dahin, mit möglichster Regelmäßigkeit dieses Heulen, Gurgeln und Lachen abwechseln zu lassen. Will er als Held Muth beweisen, so schwingt er sein Schwert; will er Unruhe an den Tag legen, so bebt er an allen Gliedern. Ist dies besorgt, so wird jeder Satz, unbekümmert um Hast oder Ruhe, Leidenschaft oder Gedankentiefe, mit demselben gleichmäßigen, weitschallenden Pathos herausgestoßen. Getrost kann er uns versichern, daß er einige vierzig Shakespeare'sche Charaktere gegeben habe; denn in der That kann es ihm (und auch den Andern) wenig bedeuten, ob er diese oder jene Reihe von Versen herausbringt und Stundenlang denselben Strom von Affektirtheit und Lärm auf die Menge ergießt. Unbegreiflich ist es mir aber, warum er, wenn er doch weiter nichts thut, als Zeile für Zeile einhertönen zu lassen, nicht wenigstens die Worte wie ein anderer vernünftiger Mensch aussprechen kann, warum er statt Great Neptune's ocean sagen muß: Gra-ate Napetchoun's aushun.

Ich bin durchaus nicht böswillig gestimmt gegen Mr. Phelps. Ich bezweifle nicht, daß er, wie er dem Stratford-Comité sagte, der erste Shakespeare-Darsteller unserer Tage ist; auch bezweifle ich durchaus nicht seine Verdienste als ausgezeichneter Gatte und Vater; trotzdem wünsche ich von Herzen, er ließe sich als Toast-Ausbringer an der London-Tavern engagiren; das ist die einzige Rolle, zu der die Natur selbst ihn gestempelt hat. Auf der Bühne ist er, ich bleibe dabei, ein so schlechter Schauspieler, wie ihn nur Geistesmangel und Manierirtheit aus dem Menschen machen können. Wie gesagt, ich habe durchaus nichts gegen ihn, die gelinde Antipathie abgerechnet, die man gegen einen Menschen hegt, der Einem drei Stunden lang namenlose Qual verursacht hat. Während der letzten dreißig Jahre hat Mr. Phelps solchen Sturm ekelhafter Lobeserhebungen empfangen, daß er den Fliegenstich einer einzigen gegnerischen Kritik kaum beachten wird. Wenn ich an das Getöse denke, das aus dieser mächtigen Kehle in der langen Zeit hervorgegangen, an die Generationen ehrlicher Theaterbesucher, deren Geschmack er auf dem Gewissen hat, so ist es wohl kein Wunder, wenn ich etwas gereizt bin. Bei Thespis Seele, ich will mich anheischig machen, einem Automaten auf Rädern natürlichere Sprache und Bewegungen beizubringen!

Die Andern — ich kenne ihre Namen nicht — waren nicht ganz so schlimm, aber nur, weil sie weniger zu thun hatten. Sie waren, wie es sich von selbst versteht, schwache Ausgaben von Mr. Phelps und verdrehten mindestens zwei Drittel der ganzen Sprache, wie alle gewöhnlichen Schauspieler. Wer kennt nicht den Bühnen-Jargon, in welchem „A" in „ah" oder „ur", „E" in „a" oder „u", „I" in „eo", „O" in „au" und „U" in „oo" oder „ou" verwandelt wird! Der Grund hierzu ist Jedem klar, der die Theorie des Klanges studirt hat. Wie uns Professor Max Müller in Oxford sagt, sind fast alle unsere Vokale (und mehr als er denkt) entweder kurze oder zusammengesetzte Laute. Auf diesen kann die Stimme unmöglich ruhen, und da es nun die Schauspieler, bei ihrer Liebe für Deklamation, schön halten, wenn sie die Wörter, die sie in einem bestimmten hohen Ton herausschleudern, nachschleppen, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sie auseinander zu zerren, um die Note darauf aushalten zu können.

Diese falsche Aussprache und diese Art der Deklamation gehen stets Hand in Hand; ein Schauspieler, der die Vokale verändert, hat sicher auch den Bühnen-Singsang angenommen. Wenn er seine Verse zum Besten giebt, so verwandelt er die englische Sprache in jenen verteufelten französisch-schottischen Yankee-Jargon, der uns eine Gänsehaut hervorruft, wenn wir

unvorsichtigerweise in eine Tragödie hineingerathen; Shakespeare schreibt:

> Hear it not Duncan; for it is a knell
> That summons thee to heaven or to hell.

Dieser Satz wird von Mr. Phelps in folgender Weise wiedergegeben:

> Ye-urrrs eet naut Duncan, furr eet ees ur knale
> Thet sam — (rumbling noises) manns thee tur haven oorrr tur hale (gargling).

Unter dem Eindruck dieses beständigen Burrs war es mir unmöglich, die Stelle zu erkennen. Sätze, die mir geläufig sind, wie mein eigener Name, gingen in dieser Fluth widerwärtiger Deklamation vollkommen unter und das ganze Stück war so total für mich verloren, als ob es chinesisch gewesen wäre.

Nun möchte ich gern wissen, wessen Schuld es ist, daß die englische Bühne sich Männern von Bildung und Erziehung so sorgfältig verschließt! Im Auslande, in jedem anderen Lande Europa's gewährt die Bühne einen wahrhaften Genuß. In jeder kleinen Stadt Italiens werden die populären Melodramen mit wunderbarem Geist und mit Wahrheit aufgeführt. In Deutschland habe ich Shakespeare'sche und Schiller'sche Stücke ganz vorzüglich mit solcher Leichtigkeit, mit so feinem Verständniß geben sehen, daß der Dichter im wahren Sinne des Worts interpretirt wurde. Gervinus weist auf den bildenden Einfluß hin, den die Bühne ausüben kann, und wie unmöglich es ist, Shakespeare ganz zu verstehen, ehe man ihn auf der Bühne gesehen. Ich entsinne mich, daß mir die eigentliche Kraft der Scene des Thürhüters in „Macbeth" erst vollkommen verständlich wurde, als ich sie italiänisch spielen sah (es versteht sich, daß diese Scene auf englischen Bühnen ausgelassen wird). In Paris werden die Meisterwerke Molière's mit hinreißender Wahrheit, Einfachheit und Zartheit gespielt. Es kann für den gebildeten Mann keinen höheren Genuß geben. Wo ist etwas Aehnliches in England möglich? Mr. Fetcher ist ohne Zweifel ein vollendeter Schauspieler, doch beschränkt er sich seit einiger Zeit auf lebende Bilder. Man erzählt mir, daß die Menge seit Kurzem in das „Prinzeß-Theater" strömt, um ein brennendes Haus zu sehen, und zu „Astley", um eine nackte Frau anzugaffen. Auch giebt es, glaube ich, auf diesen Bühnen einige Franzosen und Amerikaner von Verdienst. Französische Schauspieler — so sehr ich sie bewundere — will ich aber lieber in ihrer Muttersprache, nicht aber in gebrochenem Englisch hören, und Yankee-Englisch ist meinen Ohren noch schrecklicher als Schauspieler-Englisch. Im Auslande ist die Bühne die beste Sprachschule; in England ist sie das Muster alles Schlechten. In der Comédie Française macht jeder einzelne Darsteller einen gebildeten, wohlthuenden Eindruck; auf der Londoner Bühne steht die große Majorität der Schauspieler auf gleicher Stufe in Ton und Sprache mit dem gewöhnlichen Boxer.

Es fällt mir nicht ein, in blinder Wuth gegen alles Vorhandene zu rasen; ich gestehe gern, daß die eigentliche Farce, von der man polternde Gemeinheit erwartet, in der das niedere Volk von seiner lärmendsten, rohesten Seite dargestellt wird, in England ausgezeichnet natürlich und belustigend erscheint. Ich habe bis zur Athemlosigkeit gelacht über den armen Robson, als zerlumpten Straßensänger, über Blackstone, als echtes Londoner Kind. Ich habe durchaus nicht gesagt, daß englische Schauspieler und Schauspielerinnen das niedere Volk nicht lebenswahr darstellen können. Sie sind unnachahmlich als Lakaien und Dienstmädchen. Ich bin aber nicht immer in der Laune, mich an Gemeinheiten und rohem Witz ergötzen zu können. Ich will nicht leugnen, daß die Scenerie oft ausgezeichnet, die Pantomime manchmal hübsch ist. Aber wenn ich nicht gerade einen Schuljungen damit unterhalten will, mache ich mir nicht viel aus dissolving views und schimmernden Feen.

Ich verlange, daß die großen englischen Komödien und Tragödien mit Feinheit und Verständniß gegeben werden. Zu diesem Ziele führt, meiner Ansicht nach, nur Ein Weg: die Theater müssen — als hoffnungslos verdorben — durch Parlamentsakte geschlossen werden. Gut organisirte Liebhaber-Theater würden bei einiger Erfahrung bald Besseres leisten. Außerdem müßte sich eine ernste und wahrhaftige dramatische Kritik erheben. Aufhören müßte unser verderbtes System nahen persönlichen Verkehrs zwischen Schauspielern und Kritikern, das es dahin gebracht, daß die Thätigkeit der Einen zu schaler Aufgeblasenheit und das Geschäft der Anderen zu gemeinem Wortschwall herabgesunken ist."

Rußland.

Der amerikanische Gesandte in Rußland über Ira Aldridge.

Eines der letzten Hefte des in Boston erscheinenden Atlantic Monthly bringt aus der Feder des amerikanischen Gesandten in St. Petersburg einen Bericht über eine Reise, die er nach Nischny-Nowgorod zum Besuche der dortigen großen Messe gemacht. Unter den anziehenden touristischen Schilderungen dieses Berichtes findet sich auch eine Notiz über den bekannten amerikanischen schwarzen Schauspieler Aldridge, den der Reisende auf dem Theater von Nischny den Macbeth hatte spielen sehen. Es ist nicht uninteressant, zu lesen, was der Vertreter der Vereinigten Staaten über den schwarzen Schauspieler, seinen Landsmann, berichtet, der in seinem Vaterlande niemals eine Bühne mit weißen Zuschauern betreten durfte und der nach Europa reisen mußte, um zuerst als Mensch und dann als Künstler rekognoscirt und bewundert zu werden. Wir übersetzen nachstehend die betreffende Stelle des gesandtschaftlichen Berichtes:

. . . . . „Inzwischen war es Abend geworden, und Herr D. schlug uns vor, das Theater zu besuchen. Welcher Art wird die Aufführung sein? Almeh-Tänze, Zigeuner-Gesänge oder chinesische Zaubereien? Einer der Iwans brachte ein Programm. Es war nicht schwer, das Wort „МАКБЕТЪ" zu entziffern und ferner in dem Namen „Ira Aldridge" den als Schauspieler rühmlich bekannten Neger zu erkennen, welcher, wenn ich nicht irre, in Maryland geboren, und dessen Ruf über ganz Europa verbreitet ist. Wir hatten oft von ihm gehört, ja sogar in Deutschland sein Portrait, auf welchem er, von einem halben Dutzend Herrschern mit Orden dekorirt (?), abgebildet war, gesehen; und seine Anwesenheit hier an der Gränze von Europa und Asien gehörte mit zu den charakteristischen Zügen der Messe. Ein Mulatte als Macbeth in einem russischen Theater, dessen Besucher aus Persern und Tataren bestanden!

Als wir ankamen, wurden wir in zwei reinliche Logen, welche für unsere Gesellschaft reservirt worden waren, geführt. Der Theaterdirektor, welcher von des Gesandten Anwesenheit in Nischny-Nowgorod wußte, hatte die Vorstellung um eine halbe Stunde verzögert, welchen Aufschub sich das Publikum geduldig

gefallen ließ. Das Gebäude war tief, aber schmal; es faßte ungefähr 500 Menschen und war von oben bis unten gefüllt. Der erste Akt ging zu Ende, als wir eintraten. König Duncan mit seinem armselig aussehenden Gefolge stand im Vorhofe des Schlosses — das letztere wurde durch eine hübsche französische Thür mit einem Stück Mauer dahinter dargestellt — und bewunderte „die angenehme Lage" von Macbeth's Schloß. Er sprach natürlich russisch. Jetzt erschien Lady Macbeth in einem nach der neuesten Mode gemachten seidenen Kleide und umfangreicher Krinoline. Sie war ziemlich hübsch, und nichts konnte zarter sein als ihr Gesicht und ihre Stimme. Sie empfing die königliche Gesellschaft als höchst feine, wohlerzogene Dame, und sie verschwanden alle zusammen in der französischen Thür.

Es fand kein Dekorationswechsel statt. Mit langsamem Schritt und gefalteten Armen trat Ira Macbeth ein und sprach den Monolog: „Wär' es auch abgethan" ꝛc., zu unserem Staunen englisch. Er war ein dunkler, kräftig gebauter Neger von ungefähr 50 Jahren in einer phantastischen Tunika, hellen Strümpfen und Forrest'schen Halbstiefeln. Seine Stimme klang tief und mächtig, und augenscheinlich diente ihm Edmund Kean, sein Lehrer, auch zum getreuen Vorbilde während des ganzen Stückes. Er hatte dieselbe bestimmte, fast zu deutliche Ausdrucksweise, dieselben langen Pausen, dieselben stufenweis gemachten Gesten, welche ich bei allen Kean'schen Nachahmern bemerkt habe. Abgesehen von dieser ein wenig zu sichtbaren Kopie, war Mr. Aldridge's Spiel wahrhaft schön. Die Russen waren enthusiastisch in ihrem Beifall, obgleich wahrscheinlich nur ein kleiner Theil die Sprache verstand. Das orientalische Publikum verhielt sich vollkommen passiv, so daß es unmöglich war, zu errathen, wie dasselbe die Vorstellung aufnahm.

Der zweite Akt war in einigen Beziehungen das Amüsanteste, was ich je auf der Bühne gesehen habe. In der Dolchscene konnte ich Ira Forrest gleichstellen; es war unmöglich, nicht ein außergewöhnliches dramatisches Talent in ihm zu erkennen; aber seine Hautfarbe, welche mich fortwährend an Othello erinnerte, verwirrte mich gänzlich. Auch schien mir die liebenswürdige russische Lady Macbeth weit mehr zur Desdemona geeignet; als sie ihre schmachtenden Augen lächelnd erhob und in den zärtlichsten Lauten „Schwache Seele, gieb mir den Dolch," lispelte, war sie die personificirte Sanftmuth. Mindestens vermuthete ich, daß dies ihre Worte waren, denn Macbeth hatte gerade gesagt: „Geh' Du hinein, ich wag' es nicht." Darauf erschienen sechs russische Soldaten in bunten Hemden, weiten Hosen und hohen Stiefeln, gefolgt von Macduff und Malcolm, im Kostüm der Wallenstein'schen Reiter. Der Dialog — eine Stimme englisch und alle übrigen russisch — ging ziemlich glatt, aber die Wirkung war nichts gegen das, was unsere Bühne hervorbringen kann. Trotzdem war das Publikum entzückt, und als der Vorhang fiel, entstand ein nicht endendes lautes Geschrei: Aira! Aira! Aldreetch! Aldreetch! bis der schwarze Held noch einmal vor den Lampen erschien.

Herr D. führte unseren Freund P. hinter die Coulissen, wo er von Macbeth im Kostüm empfangen wurde. Er fand in dem Schwarzen einen würdevollen, imposanten Mann, welcher seine tragischen Brusttöne auch auf die gewöhnliche Konversation übertrug. Man theilte ihm mit, daß der amerikanische Gesandte („minister") anwesend sei. Ira Aldridge glaubte, dies wäre ein Geistlicher (minister) und fragte — „Welches ist sein Bekenntniß?"

P. beeilte sich, diesen Irrthum aufzuklären, und Ira bemerkte in seinem ernstesten Tone: — „Ich werde die Ehre haben, ihm morgen meine Aufwartung zu machen," was er jedoch unterließ.

Dieser Sohn des Südens kam ohne Zweifel rechtmäßig (oder wenigstens natürlich) zu seiner Würde. Seine Carrière, für einen Mann seines Blutes und seiner Antecedentien, ist wunderbar erfolgreich gewesen, und er dankt sie, wie ich, seit ich ihn gesehen, überzeugt bin, allein seinem dramatischen Talente. Menschen mit schwarzer oder gelber Hautfarbe erregen selten in Europa ein besonderes Interesse, und ich hatte bisher geglaubt, daß er seine Popularität hauptsächlich seiner Farbe zu verdanken hatte. Aber er verdient gewiß einen ehrenwerthen Platz unter den Tragikern zweiten Ranges."

Mexiko.

Geschichte, Kultur und Religion der alten Mexikaner.

Der dritte Band der „Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko, von J. W. v. Müller,"*) welcher den Schluß des ganzen Werkes bildet, ist uns zugegangen. Nachdem wir die beiden ersten ausführlicher besprochen, können wir nicht umhin, auch diesem dritten, der wohl der interessanteste ist, unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Er hat vorwiegend einen historischen und geographischen Inhalt, wenn auch die eigentliche Naturwissenschaft dabei keineswegs leer ausgegangen ist. Wir erlauben uns, aus der hier gegebenen Geschichte des mexikanischen Volkes einige Daten hervorzuheben, die geeignet sind, eine allgemeine Vorstellung über den Gang derselben und über die Entwickelung des mexikanischen Volkes zu geben.

Die Mexikaner hatten so gut, wie die alten Völker des östlichen Kontinents eine fabelhafte Vorzeit. Riesen sollen die ältesten Bewohner des Landes gewesen sein. Die ersten geschichtlichen Stämme waren die Olmeken und Chicalanken, welche, bald als eine, bald als zwei verschiedene Nationen aufgefaßt, an den Ufern des Rio Atoyac wohnten, der zwischen Puebla und Cholula fließt.

Zu diesem Volke wanderte, nach der bewährtesten Angabe 387 n. Chr., unbekannt woher, der Stamm der Tolteken ein und unterwarf sich, ohne besonderen Widerstand zu finden, die Olmeken. Die Tolteken herrschten nun 572 Jahre, bis 959 n. Chr. Sie waren bereits ein civilisirtes Volk und errichteten sofort große und luxuriöse Bauten, wie die zu Ehren Quetzalcoatl's, des Herrn des Himmels, errichtete Pyramide von Cholula und andere berühmte Werke, die ihnen zugeschrieben werden.

Tulantzingo, im Thale von Mexiko, gilt als ihr erster Wohnort; einige Jahre später verlegten sie ihre Hauptstadt nach Tula, zwölf Meilen nördlich von Mexiko. Hier erhielten sie erst ihren später gültig gebliebenen Namen. Denn Toltek (Toltekatl) bedeutet, wie Mexikatl einen Mexikaner, einen Bewohner von Tula und zugleich einen kunst- und kenntnißreichen Mann, weil dieselben in allerlei Künsten sehr erfahren waren.

Sie besaßen etwa 123 Jahre lang eine oligarchische Verfassung, dann führten sie ein Königthum ein mit dem Grundgesetze, daß jeder ihrer Monarchen 52 Jahre regieren solle, und wenn er vor Ablauf seiner Regierung stürbe, daß dann die königliche Gewalt bis zur nächsten Periode in den Händen der Vornehmen ruhen sollte. Der Grund zu dieser Einrichtung ist in ihrer Religion zu suchen. Ihre Könige waren: Chalchiuh-

*) Mit dem Nebentitel: „Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie." Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

tanetzin (von 510—562), Ixtliquechahuac (562—613), Huetzin (613—664), Toxeuh (664—716), Nacaxah (716—768), Ilacamihua oder Mitl (668—826), Xiuhquentzin (826—830), Ixtacquiauhtzin (830—882), Topiltzin (882—?).

Die Tolteken hatten Aerzte, welche namentlich die Heilkräfte der verschiedensten Pflanzen kannten; sie schliffen und schnitten edle Steine, die sie zu schätzen wußten, verfertigten ausgezeichnete Federarbeiten, förderten Erze, schmolzen Gold, Silber, Kupfer, Zinn; sie waren Zimmerer, Maurer, Ziegelbrenner, Schmiede. Sie besaßen einfache musikalische Instrumente, mit denen sie den Vortrag ihrer Lieder und geschichtlichen Traditionen begleiteten; auch hatten sie sich eine Hieroglyphenschrift ausgedacht, in der sie ihre geschichtlichen Traditionen und wissenschaftlichen Kenntnisse aufzuzeichnen verstanden. Sie sollen sogar ein sogenanntes „heiliges Buch" besessen haben, welches einen Inbegriff ihrer Geschichte, Religion, Ritualien, Medicin und sonstigen Kenntnisse enthielt. Bei keinem anderen Volke stand die Kultur des Bodens auf einer höheren Stufe; Baumwolle und viele andere nutzbare Pflanzen wurden gebaut und ein bedeutender Handel getrieben, bei welchem bereits Metall als Tauschmittel galt. Sie bauten viele Städte, namentlich an der Küste der Südsee, denn ihr Land war sehr bevölkert und fast keine Scholle unbebaut.

Von allen Kenntnissen ihrer Vollkommenheit wegen die merkwürdigste, war die der Länge des Sonnenjahres. Ihr bürgerliches Jahr bestand aus 360 Werk- und 5 Ferientagen, die sie Nemontemi nannten. Die 360 Werktage bildeten 18 Monate von je 20 Tagen. Der Tag begann 52 Jahre lang mit Mitternacht und wieder 52 Jahre mit Mittag. Er zerfiel in 4 Abschnitte oder Stunden. 52 Jahre bildeten einen Cyklus und 104 Jahre ein Säculum. Nach jedem Cyklus schalteten sie 12½ Tage ein, so daß die Tage des folgenden Cyklus mit Mittag begannen, wenn die des vorigen mit Mitternacht begonnen hatten. Daraus, daß sie nach 104 Jahren volle 25 Tage einschalteten, folgt, daß sie das Sonnenjahr nicht unter 365 Tagen 5 Stunden 46 Minuten und 13 Sekunden berechnet und also höchstens um 2½ Minuten die Länge desselben unterschätzt hatten, ein Fehler, der in 540 Jahren kaum einen Tag beträgt, während der des Julianischen erst 1582 verbesserten Kalenders schon in 128 Jahren einen Tag betrug.

Das Toltekenreich bietet uns bis zum letzten seiner Regenten das Bild einer friedlichen und beglückten Nation. Unter der Regierung des vorletzten Königs gelangte es auf den Gipfel seiner Größe, von dem es bald herabstürzen sollte. Die Ursache dieses Sturzes war das Bestreben des letzten Königs Ixtaquiauhtzin, einem unebenbürtigen Sohne den Thron zuzuwenden. Dies gab zu Verschwörungen, Aufständen und innerer Auflösung den Anlaß. Sittenlosigkeit und Herrschsucht rissen unter dem Adel und der Priesterschaft ein; Krieg, Hunger und Seuche sollen in drei Jahren mehr als fünf Millionen Menschen hingerafft haben; von dem herrschenden Volke der Tolteken aber blieben nur wenige übrig. Der größte Theil wanderte aus Entsetzen über die göttliche Strafe aus; im Lande selbst erhielten sich nur einzelne Familien, deren einzelne Glieder noch namhaft gemacht werden können.

Im J. 963, fünf Jahrhunderte nach der Einwanderung der Tolteken, wanderte ein neues kriegerisches Volk ein, um sich dauernd hier niederzulassen. Xolotl, der König der Chichimeken, erschien an der Spitze einer Million streitbarer Männer und nahm das Land, ohne Widerstand zu finden, ein. Die Chichimeken, die ihren Namen von einem ihrer alten Könige erhalten haben sollen, sind offenbar ein der Urbevölkerung Mexiko's und den Tolteken verwandtes Volk, das in der Nähe, nach der Tradition nach Norden zu, schon Jahrhunderte lang ein Reich gebildet hatte. Xolotl stammte von Izauhtzin ab, einem Fürsten, welcher im Jahre 439 n. Chr. den Thron bestiegen, und eine ganze Anzahl Vorfahren von ihm werden namhaft gemacht. Dem mexikanischen Geschichtschreiber Ixtlilxochitl zufolge, war es Tradition, daß die Chichimeken aus der Tatarei (?) nach Amerika gekommen; ebenso wird von den Tolteken berichtet, daß sie aus dem Westen gekommen und an den Küsten der Südsee gelandet seien, daß sie hoch und schlank von Wuchs, weißer Hautfarbe und bärtigen Gesichts gewesen seien. Es ist merkwürdig genug, daß grade aus dieser Zeit Verbindungen Indiens und Chinas mit Amerika (Fu-sang) durch buddhistische Missionäre bezeugt sind, und unmöglich wäre es gerade nicht, daß die herrschende Kaste, der Priesteradel der Tolteken und Chichimeken, asiatischen Ursprungs gewesen und demnach die Erinnerung an die Herkunft aus Westen erhalten hätte; die große Masse des Volkes mit ihrer durchaus eigenthümlichen Sprache gehörte sicher dem amerikanischen Boden seit uralten Zeiten an.

Später erschienen neue Chichimeken-Schwärme im Lande; Xolotl nahm sie freundlich auf und siedelte sie an; die kleinen Toltekenfürsten aber, die sich noch erhalten hatten, unterwarf er sich, ohne sie indessen zu vertilgen oder auch nur hart zu behandeln. Im Jahre 1001 kamen abermals heimatlose Stämme mit theilweise ganz fremder Sitte und Sprache, die aus Kalifornien und noch weiter nördlich hergekommen zu sein scheinen, nach Anahuac. Es waren die Tecpaneken, die Otomis und die Akulhuas. Sie fanden Aufnahme, und ihre Anführer verschwägerten sich mit den Chichimeken, indem sie Töchter des Xolotl und andere vornehme Frauen heirateten, die ihnen als Mitgift Städte und Fürstenthümer zubrachten. Es wurde jetzt ein vollständiges Lehnswesen eingeführt.

Xolotl wurde sehr alt; er starb angeblich 117 Jahre nach dem Sturze des Tolteken-Reiches, und die Würde des Großkönigs ging auf seinen Sohn Nopaltzin über.

Die neu eingewanderten Stämme verschmolzen mit den Resten der alten, indem die Könige Wechselheiraten der Fürsten-Geschlechter unter einander begünstigten. Denn die Tolteken, Chichimeken und die anderen angeführten Stämme waren, wie es klar ersichtlich ist, keineswegs kompakte Völker, welche alle Stände und Beschäftigungen umfaßten, sondern nur herrschende Adelsverbindungen, welche das niedere Volk in strenger Abhängigkeit erhielten. Hatten die Tolteken ihren Einfluß und ihre herrschende Stellung vornehmlich ihrer Ueberlegenheit in Künsten und Wissenschaften zu verdanken gehabt, so waren die Chichimeken ein kriegerisches Jägervolk, welches erobernd auftrat und sich erst allmählich zum Ackerbau bequemte.

Ein Jahr nach dem Tode des Königs Huetzin (1142) erschienen neue Einwanderer und baten um Aufnahme bei dem Fürsten von Atzcapotzalco. Nach den Bilderchroniken kamen diese Fremdlinge, die man für Abkömmlinge der Tolteken hält, von der Gränze der Provinz Xalisco her. Der genannte Fürst erlaubte ihnen, sich innerhalb seines Gebietes niederzulassen, und so wurden sie denn die Gründer der Stadt Mexiko, welche später die Hauptstadt des Reiches wurde. Innere Zwistigkeiten zerrütteten bald den Staat, indem sich die beiden Elemente, der priesterliche Tolteken-Adel, der durch seine Bildung neu erstarkt war, und der chichimekische Waffen-Adel einander bekämpften. Die Zahl der kleinen Fürsten und Lehnsträger vermehrte sich,

während das Ansehen des Oberkönigs sank. Nach Kaiser Techotlalatzin's Tode im Jahre 1357 erhob sich gegen dessen rechtmäßigen Nachfolger Ixtlilxochitl ein Usurpator, Namens Tezozomok, und riß die Obergewalt über die zahlreichen Fürsten an sich. Nach seinem im Jahre 1427 erfolgten Tode gelang es indeß dem Sohne des Getödteten, der in der Verbannung gelebt hatte, nach mannigfachen Schicksalen Maxtla, den Sohn des Usurpators, zu stürzen und das Reich der Chichimeken für kurze Zeit wieder herzustellen. Netzahualcoyotzin — so hieß der Sieger, welcher seinen Gegner, nachdem er ihn geschlagen und seine Hauptstadt genommen hatte, den Göttern auf dem Altare opferte, — theilte nun das Reich in drei Theile. Er selbst behielt sich die Herrschaft von Tezcoco und die Kaiserwürde (Kaiser der Chichimeken) vor, während sein Oheim Mexiko und ein dritter ihm getreuer Fürst Atzcapotzalco als Reichslehen erhielt. Um diese Zeit stand das Reich auf dem höchsten Gipfel der Blüthe und der Macht. Da traten von 1450 bis 1454 höchst unglückliche Zeiten ein. 1450 vernichtete ein ungewöhnlich harter Winter die Pflanzungen; ihm folgte drei Jahre hindurch vollständiger Mißwachs und 1454 eine Sonnenfinsterniß, die Alles in Schrecken setzte. Die Hungersnoth war so groß, daß Viele ihre Kinder für Mais verkauften und daß sich alle Bande der Zucht und Ordnung lösten. Da erklärte der Oberpriester von Mexiko, der Zorn der Götter könne nicht anders, als durch fortwährende, zahlreiche Menschenopfer gesühnt werden. Der Kaiser wollte Sklaven und Kriegsgefangene dazu verwandt wissen; aber damit war der Priester nicht zufrieden. Da fand ein Vornehmer aus Tlaxcala den Ausweg, regelmäßig stattfindende Kämpfe zwischen Tlaxcala einerseits und Tezcoco und seinen Verbündeten andererseits vorzuschlagen. Die Söhne der Edeln fänden so Gelegenheit, sich zu kriegskundigen Offizieren auszubilden, die Gefangenen aber würden den Göttern ein angenehmes Opfer sein. Uebrigens sollten diese Kämpfe auf neutralem Boden stattfinden und keine Gebietsveränderungen veranlassen; auch sollten sie, sobald die eine oder andere Nation ein Unglück beträfe, zeitweise eingestellt werden.

Man nahm diesen Vorschlag an. Die Kämpfe fanden auf einem bestimmten Gebiete am Anfange jedes Monats statt und lieferten die für die Altäre des Tezcatlipoca, Huitzilopochtli und Tlaloc nöthigen Menschenopfer. Unser Gewährsmann meint, daß diese Kriege den vernünftigen Zweck hatten, der in der bedenklichsten Weise gestiegenen Uebervölkerung entgegenzuarbeiten. In der That verstanden die Mexikaner das Menschenschlachten besser, als selbst Phönicier, Karthager, Assyrer u. a. Bei der Einweihung des Tempels des Huitzilopochtli im Jahre 1487 sollen nicht weniger als 80,400 Menschen aus fünf verschiedenen Stämmen geschlachtet worden sein. Das setzt allerdings Uebervölkerung des Landes voraus.

Wir nähern uns der Zeit, wo das mexikanische Reich in die Hand der Spanier fallen sollte. Im Jahre 1498 wurde das Land von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht, die so plötzlich hereinbrach, daß sich der König selbst aus seinem Palaste nicht retten konnte und umkam. Es kam zur Wahl eines neuen Königs, bei der sich die Fürsten gegen den Sohn des Verstorbenen entschieden und statt seiner den Motecuhsoma wählten, welcher damals Oberpriester am Tempel des Huitzilopochtli war. Dies ist der berühmte Kaiser Montezuma, der in Cortez Hände fiel. Man kann nach dem, was über seine Regierung verlautet, sein Schicksal nicht gerade beklagen. Denn er war ein hochmüthiger, grausamer und feiger Mann, der sich nur durch Verbrechen, List und Betrug auf dem ihm rechtmäßig nicht zustehenden Throne behauptet hatte. Die Geschichte seines raschen Sturzes durch Cortez und eine Handvoll Spanier verliert bei näherer Betrachtung das Wunderbare, das sie hat. Cortez kam nach seiner Landung am 2. April 1519 gerade zurecht, sich einem Bunde aufständischer Fürsten anzuschließen, welche den Tyrannen zu stürzen entschlossen waren.

Zur Zeit, als die Spanier in Mexiko erschienen, vereinigte Mohtecuzoma die Würde eines Hohenpriesters von Mexiko mit der Würde eines Kaisers der Chichimeken, und es kann daher nicht überraschen, in jener Stadt die Hierarchie mit einer Pracht und einem Glanze umgeben zu sehen, den man weder anderswo noch dort früher gekannt hatte.

Die mexikanische Hierarchie, die Erbin aller Ansprüche und Traditionen der toltekischen, war die ausgebildetste unter allen. An ihrer Spitze standen zwei Priesterfürsten, der Teotecuhtli (heilige Herr) und der Hueiteopixqui (Hohepriester), die an einer sehr würdigen Amtstracht erkennbar waren. Sie brachten die Menschenopfer dar.

Unter ihnen stand ein anderer Priester (Megicoterhuatzin), der die Oberaufsicht über den Ritus, die Ceremonien und die Seminarien hatte. Seine Auszeichnung war ein Beutel mit Copalli, den er stets bei sich führte. Er hatte als Amtshelfer zwei Vicarien unter sich. Weitere Priesterthümer waren der Kustos der Heiligthümer, der oberste Hymnendichter, der Ceremonienmeister und der Kapellmeister.

Außerdem hatte jeder Tempel, jedes Stadtviertel seinen Vorsteher und sein Priester-Kollegium, und auch in den kleineren Orten fehlte der Opferverständige nicht. Die Priester leiteten die Erziehung der Jugend, revidirten den Kalender, verfaßten die Bilderchroniken und mythologischen Gemälde; die Priesterdiener (eine Art Leviten) waren Dichter und Sänger; den untergeordneten Dienern lag die Reinigung der Tempel und Geräthe, die Schmückung der Altäre u. a. ob. Viermal des Tages wurde auf den Altären geräuchert; bei Sonnenaufgang, um Mittag, bei Sonnenuntergang und um Mitternacht. Kopal und andere wohlriechende Harze waren das Rauchwerk; doch bediente man sich bei gewissen Festen auch des Erdharzes.

Der Priester konnte aus seinem Stande austreten; für gewöhnlich begab man sich in denselben nur für eine Reihe von Jahren, auch waren die Frauen nicht ausgeschlossen von priesterlichen Funktionen. Sie waren Pförtnerinnen der Tempel, bereiteten die täglichen Speisopfer, unterhielten das heilige Feuer und zündeten das Rauchwerk an. Einige waren von ihren Eltern auf Lebenszeit dem Dienste der Gottheit gewidmet, andere thaten ihren Dienst freiwillig. Den Tempel-Jungfrauen wurde das Haar abgeschnitten; sie lebten in großer Zurückgezogenheit, ohne Umgang mit Männern und standen unter Oberinnen, die ihnen Schweigen und Gehorsam auflegten. In der Zeit, welche der Tempeldienst nicht in Anspruch nahm, beschäftigten sie sich mit Anfertigung prachtvoller Gewebe, die zum Schmucke der Altäre bestimmt waren. Vergehen gegen die Sittlichkeit wurden hart bestraft. Wenn die Eltern ihre Tochter verheiraten wollten, so konnten sie dieselbe nach gewissen Förmlichkeiten wieder mit sich nehmen.

Auch eine Art Klosterorden gab es, deren Stifter der uralte Weise und Prophet Quetzalcoatl gewesen war. Die Vorsteher dieses Ordens, der sowohl männliche als weibliche Glieder zählte, wurden stets mit diesem Namen genannt. Quetzalcoatl war am Ende der zweiten Weltperiode, d. i. nach Herrn v. Müller im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bei den von Osten her eingewanderten Ulmeken und Xicalanken aufgetreten. Sein

Wuchs war groß, sein Gesicht weiß und bärtig, seine Züge ernst. Man betrachtete ihn als einen Heiligen. Er lehrte durch Wort und Beispiel den Pfad zur Tugend, ermahnte, Laster und Sünde zu fliehen, gab Gesetze, um die Leidenschaften zu zügeln, gebot zu fasten und, was merkwürdig ist, war der Erste, welcher das Kreuz, genannt Quauhcahuitzeotl-Chicahualitzeotl oder Tonaca-Quahuitl, d. h. Gott des Regens (Thau des Heiles) und Baum der Speisung pflanzte. Nach langem Aufenthalt zu Chololan verließ er das Land, weil er von seinem Wirken keinen Erfolg sah, und seine Spuren verloren sich im Süden. Kurze Zeit nach seinem Abgange brach der Sturm über das Land, der Riesentempel von Chololan stürzte ein, und selbst Felsen wichen von der Stelle.

Die große Scheu und Verehrung, mit welcher die Mexikaner anfangs den Cortez und seine Begleiter ansahen, hatte vornehmlich ihren Grund darin, daß sie dieselben als Verehrer desselben Zeichens erkannten, welches ihnen ihr alter Prophet aufgestellt, und daß sie Sagen und Prophezeiungen hatten, welche einen Sturz und allgemeinen Umschwung der Dinge weissagten. Die ersten spanischen Gelehrten, welche mit der Mythe von Quetzalcoatl bekannt wurden, waren deshalb geneigt, in ihm einen christlichen Missionär, wenn nicht gar den Apostel Thomas zu erkennen. Herr v. Müller behauptet sogar, daß die Olmeken die christliche Aera in unverfälschter Gestalt hätten, indem das Jahr Ce Tochtli, mit dem sie zu zählen begännen, in's vierte Jahr v. Chr. falle. Bekanntlich glaubt man, daß das Geburtsjahr Christi mehrere Jahre zu spät angesetzt sei.

Die Mönche dieses Ordens standen wegen ihrer Heiligkeit in hoher Achtung. Sie verließen höchst selten die Klosterräume und betraten Niemandes Wohnung, als die des Königs in ganz außerordentlichen Fällen. Der Eintritt in den Orden geschah in frühester Jugend durch Weihung der Eltern an Quetzelcoatl. Dem Kinde wurde Anfangs ein Band um den Hals gelegt, im zweiten Jahre ein Zeichen auf die Brust geschnitten, nach vollendetem siebenten Jahre wurde ihm mitgetheilt, daß es geweiht sei, und zur Frömmigkeit und zum Eintritt in den Orden ermahnt. Auch an Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen fehlte es nicht.

Was ihre religiösen Vorstellungen betrifft, so läßt sich darüber nur so viel sagen, daß zwischen denen der Gebildeten und Denkenden und denen des Volkes ein großer Unterschied obgewaltet haben muß. Die Mexikaner besaßen zahlreiche Idole von nicht eben ästhetischer Schönheit. So wurde z. B. die Regen-Göttin unter der Gestalt eines Frosches verehrt. Indessen scheint es doch, als ob ihnen das Bewußtsein des mehr symbolischen Charakters ihrer Gottheiten nicht so völlig entschwunden gewesen wäre, als z. B. den Griechen und Römern, deren Götter zuletzt völlig zu menschlichen Individuen wurden. Der sterbende König Netzahualcoyotzin ermahnte seine Söhne, die Idole nicht zu verwechseln mit dem wahrhaftigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der seinesgleichen nicht habe und hoch erhaben über allen Himmeln wohne, dem Allumfassenden, dem Allbelebenden, dem Einzigen, dem Schöpfer aller Dinge, dem alle Kreatur gehorcht, dem Herrn Himmels und der Erde. Auch sprechen noch andere Anzeichen, namentlich die religiösen Gesänge und Betrachtungen, die sich erhalten haben, dafür, daß die Mexikaner sehr ernster und tiefer Gedanken in dieser Hinsicht fähig waren; doch andererseits trug ihre Religion, trotz der anscheinend heiteren Vorstellungen, die sich an ihren Sonnen-Kultus knüpften, einen vorwiegend finsteren und trostlosen Charakter. Dieselbe Lehre, die im alten Orient dem grausamen Moloch- und Baalsdienste zu Grunde lag, die Lehre von dem unversöhnten, zürnenden Gotte, drückte den erhabensten Vorstellungen einen furchtbar ernsten Charakter auf. Die über alle Maaßen scheuslichen Menschenopfer, die an den Altären des Huitzilopochtli und anderer Dämonen fielen, sind der Beweis dafür, und will man gerecht sein, so muß man gestehen, daß die Einführung des Christenthums durch die Spanier, in wie unvollkommener Art und Weise es auch hier auftreten mochte, für die Mexikaner ein ungeheurer Fortschritt und Segen war. Auch ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß seine Einführung mit besonderen Grausamkeiten und Gewaltthaten verbunden gewesen sei.

Allerdings verfuhren Cortez und seine goldhungrige Bande mit den Fürsten und theilweise auch dem Volke nicht eben glimpflich und begingen die größten Frevel; doch bezog sich das mehr auf politische Dinge; was die Religion betrifft, so drängten sich, nachdem ein Fürst, Namens Ixtlilxochitl, mit seiner Familie den Anfang gemacht, die Indianer zur Taufe, die von einem päpstlichen Vicar und einer Anzahl von Franciscaner-Mönchen ertheilt wurde. Das war im Anfange; später kam es freilich besser, und die Auto da fé entzündeten auch hier ihre Scheiterhaufen; die Metzeleien, die Cortez unter dem einheimischen Adel anrichtete, um ihn auszurotten, standen hinter den Opferschlächtereien zu Ehren des Huitzilopochtli kaum zurück. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß mit der Eroberung der Spanier für die große Masse des Volkes sich die Dinge nicht sehr bedeutend verändert haben. Die Spanier traten nur an die Stelle des herrschenden Adels der Tolteken und Chichimeken.

Kleine literarische Revue.

— **Asmus Jakob Carstens**, der Freund Fernow's, der Lehrer Thorwaldsens, der deutsche Maler, der in Rom durch seine antike Richtung dem modernen Perrückenstil der Kunst, noch bevor die Revolution in Frankreich dasselbe that, ein Ende machte, ist der Gegenstand eines Vortrages, den Herr Herman Grimm in dem neuesten Hefte seiner Monatschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke" hat abdrucken lassen.*) Carstens, ein Schleswig-Holsteiner (er war zu St. Jürgen bei Schleswig geboren und in Eckernförde zu einem Weinhändler in die Lehre gegeben worden), repräsentirt vollständig den Mannesstolz, den gediegenen Charakter und den zähen Widerstand gegen die Uebermacht feindlicher Verhältnisse, der heutzutage noch die markigen Männer dieser deutschen Gränzmark des Nordens auszeichnet. Obwohl Carstens weder Anatomie, noch Perspektive studirt hatte und die Geheimnisse des Kolorits ihm fremd geblieben waren, übte er doch durch seinen schöpferischen, ureigenthümlichen Geist einen solchen Einfluß auf die Anschauungen der mitlebenden jüngeren Künstler, zumal Overbeck's, Thorwaldsen's und Cornelius', daß deren größte Werke auch Denkmäler seines Ruhmes sind. Einen solchen Geist uns näher zu bringen und uns mit ihm vertrauter zu machen, als wir es sind, ist eine würdige Aufgabe für Kunstgeschichtschreiber, und wir hoffen, daß Herr Grimm selbst die Anregung, die er in seinem Vortrage in trefflichster Weise gegeben, zu einer vollendeteren Arbeit über Asmus Jakob Carstens benutzen werde.

*) Ueber Künstler und Kunstwerke, von Herman Grimm. April 1865. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

— **Eine Zeitschrift für keramische Industrie.***) Ueberall, wo wir Männer aus den Schranken des eng verschlossenen, gewinnsüchtigen Particularismus heraustreten und brüderlich sich die Hand bieten sehen, um die Vortheile ihrer Erfahrung einander zu gewähren und sie durch Wort und Schrift rückhaltlos allen Mitstrebenden auf dem Gebiete der Industrie, wie der Wissenschaft, mitzutheilen, da hat die Presse die schöne Pflicht, durch nachdrückliche Hinweisung zur Verbreitung der anregenden Gedanken beizutragen und durch ehrenden Zuruf den wackern Männern den gebührenden Dank zu votiren, zur Anregung eines ähnlichen, gemeinnützigen Sinnes auf allen anderen Gebieten der großen Menschenarbeit. Denn in solchem Streben erkennen wir den humanen Zug der neuen Zeit im Gegensatze zu veralteten und verrotteten, engherzigen Anschauungen, deren Ideal das Monopol ist.

Der Verein wurde durch die ebenso einfache, wie geistreiche und weittragende Erfindung des Hoffmann-Lichtschen Ringofens mit immerwährendem Betrieb hervorgerufen, eine Erfindung, der wir Anwendbarkeit auf viele der wichtigsten Gebiete der Industrie und damit unzertrennliche segensreiche Einwirkung auf manche unserer sozialen Zustände zuschreiben müssen. Sie löst in glänzender Weise das Problem einer gänzlichen Rauchverbrennung, eine Aufgabe, an der man bisher verzweifelte. Zu näherer Kenntnißnahme verweisen wir u. A. auf das wissenschaftliche Gutachten der Professoren Dr. Bolley und Gladbach am schweizerischen Polytechnikum in der schweizerisch-polytechnischen Zeitschrift Bd. VII, wovon auch ein Separat-Abdruck erschienen ist.

— **Ein Inquisitions-Prozeß, von Ed. Böhmer.****) Der Verf., der auf dem Gebiete der spanischen und italiänischen Reformationsgeschichte schon anderweit, besonders durch seine italiänische Ausgabe der Considerationen des Castiliers Juan de Valdé's aufgetreten ist, legt hier ein Werk vor, welches nicht minder sittengeschichtliches und literarhistorisches wie theologisches und juristisches Interesse in Anspruch nimmt. Der Franziskaner Ortiz, als ein Schriftsteller hohen Ranges auch neuerlich wieder zur Geltung gebracht, erscheint hier in Verbindung mit einem Kreise, aus welchem die ersten als Lutheraner verbrannten Spanier hervorgingen. Es fällt Licht auf die mystischen Anfänge des Jesuitenstifters, auf die h. Therese, auf die Erasmus-Bewegung in Spanien. Die Darstellung sucht ein recht anschauliches Bild der Verhältnisse und Vorgänge zu entwerfen. Beigegeben sind mehrere Facsimile's aus den Handschriften, unter anderen eins aus einem Briefe der Gemahlin Kaiser Karls V.

Literarischer Sprechsaal.

Die „Neue freie Presse" Wiens stimmt in ihrem Morgenblatte vom 12. Mai Lamentationen darüber an, daß der österreichische Reichsrath den neuen, auf liberalen Grundsätzen ruhenden Handelsvertrag mit dem Zollverein wahrscheinlich annehmen werde. Es ist zum Erstaunen, daß dieses in allen religiösen, sozialen, politischen und nationalen (deutschen) Fragen so aufgeklärte und meistens auf der Höhe der Zeit stehende Blatt gleichwohl in der Frage des volkswirthschaftlichen Verkehrs mit dem Auslande und des internationalen Austausches der Landes-Erzeugnisse so kurzsichtig und altmodisch erscheint. Die Lamentationen der „Neuen freien Presse" sind in der That weder „neu" noch „frei", sondern ein bloßer Nachhall der Klagelieder, die man in England, in Frankreich und in einem Theile von Deutschland hörte, als den englischen Kornbauern, den französischen Handschuhmachern und den deutschen Schlafmützen-Fabrikanten zugemuthet wurde, ihre Erzeugnisse im eigenen Lande mit fremdem Korn, fremden Handschuhen und fremden Schlafmützen konkurriren zu lassen. Alle Prophezeihungen dieser ehrenwerthen Produzenten von dem unvermeidlichen Ruin ihrer respektiven Länder, wenn denselben vom Auslande das Korn, die Handschuhe und die Schlafmützen ohne hohe Einfuhrzölle eingeführt würden, sind nicht allein nicht eingetroffen, sondern überall hat sich in Folge der Zollreform der Nationalreichthum vermehrt. Und dasselbe wird sicher auch in Oesterreich der Fall sein, und zwar trotz seiner schlechten Valuta, für die gerade die Zollreform ein radikales Heilmittel werden dürfte, sowie trotzdem, daß der jetzige Vertrag mit dem Zollverein nur als ein sehr schwacher, erster Versuch auf dem Wege der Handelsfreiheit erscheint. Werden doch durch diesen Vertrag nur sechsundzwanzig Artikel bei ihrer Einfuhr aus dem Zollverein in Oesterreich in ihren Zöllen ermäßigt, während sechsundfunzig dagegen erhöht werden! Doch wir zweifeln nicht, daß diesem schüchternen ersten Versuche bald ein zweiter und ein dritter folgen werde, da es sich bald herausstellen wird, daß derjenige Kontrahent die besseren Geschäfte macht, der dem Andern die höheren Einfuhrzölle überläßt.

Zu den bisher erschienenen zehn Jahrgängen der geographischen „Mittheilungen"*) und den dazu gehörenden drei Ergänzungs-Bänden ist soeben ein Inhalts-Verzeichniß erschienen, das an sich eine sehr werthvolle Arbeit ist, indem es eine Uebersicht der kartographisch-geographischen Welt-Literaturgeschichte des letzten Jahrzehends bildet. Angehängt ist, und zwar in Form einer großen Karte, welche sieben Kärtchen der fünf Welttheile enthält, eine Uebersicht der in diesen dreizehn Bänden enthaltenen dreihundert Landkarten und Kärtchen, die sämmtlich in farbigen Rahmen darin eingetragen sind.

Lady Fullerton's neuer Roman „Too Strange not to be True" ist soeben in einer von der Verfasserin autorisirten deutschen Uebersetzung bei Bachem in Köln erschienen.**) Die früher erschienenen Arbeiten von Lady Fullerton haben derselben unter den am Meisten gelesenen Schriftstellerinnen ihres Landes eine bevorzugte Stellung angewiesen, und in gleicher Weise wird auch die neue, zum Theil auf historischen Begebenheiten ruhende Erzählung den Kreis der Romanleser befriedigen.

*) Notizblatt des deutschen Vereins für Fabrikation von Ziegeln, Thonwaaren, Kalk und Cement, redigirt von Alb. Türrschmiedt. 1. Heft. Berlin, 1865.

**) Frai Franzisco Ortiz. Ein Inquisitions-Prozeß aus dem 2. und 3. Jahrzehnd des 16. Jahrhunderts. Nach den Toledoner Original-Akten bearbeitet von Ed. Böhmer. Verlag von H. Häffel in Leipzig.

*) 1855—1864. Gotha: Justus Perthes.

**) Unglaublich und doch wahr. Von Lady G. Fullerton, Verfasserin von „Ellen Middleton," „Grantley Manor," „Ladybird." Autorisirte Uebersetzung von M. O. v. L. Zwei Bände. Köln, J. P. Bachem, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 27. Mai 1865. [Nº 22.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ein Brief des großen Kurfürsten an Ludwig XIV. und dessen Antwort. 295. — Der Beruf des Weibes. 296. — Pfahlbauten in Neu-Vorpommern. 297.

England. John Stuart Mill, Lord John Russell und die politischen Reformer. 297.

Frankreich. Eine Grabrede, nach Victor Hugo. 300.

Italien. Rom im Mittelalter, nach Gregorovius. I. Rom's Leichenrede. 301.

Arabien. Die Entstehung des Mohammedanismus. Nach Dr. Sprenger. 303.

Nord-Amerika und Mexiko. Arizona und Sonora. 305.

Kleine literarische Revue. Emil Pirazzi's Denkschrift in französischer Sprache. 306. — Deutsche Sprache und Literatur in Frankreich. 306. — Göthe's Faust in England. 307. — Professor Wilhelm Lübke's Geschichte der Architektur. 307.

Literarischer Sprechsaal. Dante's Jubelfeier. 307. — Dotation des französischen Heeres. 308. — Aus Lissabon. 308. — Revue moderne. 308. — Berichtigung. 308.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Ein mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhundert. Vom Germanischen Museum zu Nürnberg mit facsimilirten Abbildungen herausgegeben. Fol. Mit 38 Kupfertafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Tafeln bringen Darstellungen aus allen Verhältnissen des Lebens im Mittelalter, sowohl Scenen aus dem gesellschaftlichen Treiben aller Stände, als aus dem Kriegsleben, ferner Abbildungen von Werkzeugen, Waffen u. s. w.

Polak (Jakob Eduard), Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Zwei Theile. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Reißmann (August), Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. Berlin, J. Guttentag.

Robinson (Eduard), Physische Geographie des heiligen Landes. Aus dem Nachlasse des Verfassers zur Ergänzung seiner früheren Schriften über Palästina. Deutsche Original-Ausgabe. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Stahr (Adolf), Römische Kaiserfrauen. Berlin, J. Guttentag.

Stern (Sigismund), Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815. In Vorlesungen. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ticknor (Georg), Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius. Supplementband. Nachträge aus der dritten Ausgabe des Originals, zusammengestellt von Adolf Wolf. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Trömel (Paul), Schiller-Bibliothek. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Verzeichniß der Schriften, welche das Material zur kritischen Feststellung des Textes der Schiller'schen Werke bilden.

Tschudi (Johann Jakob von), Reise durch Brasilien. Mit zahlreichen Holzschnitten und lithographirten Karten. In drei Theilen. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. (325)

Shakespere. Von Delius.

Zu dieser Ausgabe (1853—61) sind so eben

Nachträge und Berichtigungen.

Mit dem Portrait Shakespere's.

Preis: 1 Thaler.

erschienen und auf feste Bestellung durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (326)

Elberfeld. Mai 1865. **R. L. Friderichs.**

Tauchnitz Edition.

Just published,

Frederick the Great

by Th. Carlyle

complete in 13 vols.

The price of each volume is ½ Thlr. = 2 Francs.

Bernhard Tauchnitz, Leipzig;

and sold by all Booksellers. (327)

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (328)

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

In sechs Bänden.

Band 3 und 4. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH

für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von

Ferdinand Wolf und **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Dr. Ludwig Lemcke.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 4 Thlr.

Herr Prof. Dr. Ludwig Lemcke in Marburg hat gegenwärtig die Herausgabe dieser Zeitschrift übernommen und ist zugleich deren früheres Programm dahin erweitert worden, dass neben dem literarhistorischen Theil auch dem rein philologischen Gebiet besondere Berücksichtigung gewidmet werden wird. Diese Ausdehnung wird sicher dazu beitragen, den Kreis der Freunde des „Jahrbuch" zu vergrössern.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zur erhalten. (329)

Im Verlage von L. Hachette et Co. in Paris erschienen: (330)

Achard. Album de voyages. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Garnier. Traité des facultés de l'âme. 2ᵉ éd. 3 vol. in 18. br. 10 fr. 50 c.

Hawthorne. La maison aux sept pignons. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Labeaume. Colette. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Littré. Dictionnaire de la langue française. 11ᵐᵉ livraison (Etr-Fle). 1 vol. in 4⁰ à 3 col. br. 3 fr. 50 c.

Martigny. Dictionnaire des antiquités chrétiennes. 1 vol. gr. in 8⁰ ill. de 270 gravures. br. 15 fr.

Sénac. Christianisme et Civilisation. 2 vol. in 8⁰. br. 12 fr.

Serret. Le prestige de l'uniforme. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Strada. Essai d'un ultimum organum. 1ʳᵉ série: Bases de la métaphysique. 2 vol. in 18. br. 7 fr.

Trémaux. Origine et transformations de l'homme et des autres êtres. 1ʳᵉ partie. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Vapereau. L'Année littéraire et dramatique. 7ᵉ année (1864). 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Vivien de Saint-Martin. L'Année géographique. 3ᵉ année (1864). 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

East and West. A Diplomatic History of the Annexation of the Ionian Islands to the Kingdom of Greece. By Stefanos Xenos. London, Trübner & Co.

Essays in Criticism. By Matthew Arnold, professor of poëtry in Oxford. London, Macmillan.

The Pentateuch and Book of Joshua critically examined by Prof. A. Kuenen of Leyden. Translated from the Dutch by J. W. Colenso, D. D., Bishop of Natal. London, Longman.

Neue Erscheinungen der belgischen Literatur.

Histoire du commerce et de la marine en Belgique. Par Ernest van Bruyssel, chef du bureau paléographique belge. T. III. Bruxelles, Lacroix Verboeckhoven. 6 fr.

Voyage en Orient, par Léon Verhaeghe. Bruxelles, Verboeckhoven. 3½ fr.

Le second empire et une nouvelle restauration. Par Charles Dunoyer, de l'Institut de France. Bruxelles et Londres. 10 fr. (331)

Ein neuer Band von Guizot's Memoiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par M. Guizot.

Édition autorisée pour l'étranger.

Tome VII. Gr. in-18⁰. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die sich ihrem Abschluss nähernden Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden. Der soeben ausgegebene siebente Band ist durch seinen Inhalt besonders geeignet, das Interesse an dem Werke von neuem anzuregen; er umfasst den Zeitraum von 1842—1847, behandelt neben inneren Angelegenheiten namentlich Fragen der auswärtigen Politik in jener Zeit und enthält zugleich weitere, bisher noch unpublicirte wichtige diplomatische Actenstücke. Mit dem achten Band wird dieses Werk zum Abschluss gelangen. (332)

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 21. Charlotte Corday. — Transatlantische Plaudereien. — Die Liebe der Stuarts. — Correspondenz-Nachrichten. London. Aus Spanien. Genf. (333)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (334)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 21. Zum Dante-Fest. — Ein englisches Seitenstück zu dem Streit um die Heeresreorganisation in Preußen. — Die Rococozeit in der römischen Literatur. — Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika. 3. — Literatur.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.
Achtundzwanzigster Jahrgang. Nr. 110.
April bis Juni 1865.
Zweite Abtheilung. (335)
Studien über die Naturgesetze, welche den zweckmäßigen Standort der Industriezweige bestimmen. (W. Roscher.) — Charakteristik von Gustav Freytag's Roman: Die verlorene Handschrift. (Dr. M. Bernays.) — Die Rechtschreibung der Zukunft. (K. A. Fr. v. Schmitz-Aurbach.) — Ein deutscher Humanist und Volkswächter.
Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Baltische Monatsschrift.
Eilften Bandes zweites Heft. Februar 1865.
Ueber die Besteuerungsverhältnisse Liv- und Estlands, von R. v. Wilcken. — Der Wechsel in unseren Sitten und Gebräuchen, von Johanna Conradi. — St. Petersburger Korrespondenz. — Livländische Korrespondenz. (336)
Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.
Preis für den Jahrgang 6½ Rubel.
Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Das Ausland. (337)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 20. Die heißen Quellen Deutschlands. — Religion und Aberglaube in Columbien. — Peschawer und das Peschawerthal. — Eine neue Gesellschaft zur Erforschung Palästina's. — Neue Untersuchungen über Sternschnuppen. — Die ägyptischen Denkmäler in Miramar. — Die Orangenkultur in Australien. — Arabische Steuerverhältnisse zur Chalifenzeit. — Ueber die zum Brüten der Hühnereier erforderliche Temperatur. — Neuer Beweis, daß der Mond keine Dunsthülle besitzt. — Kosten des Jardin des Plantes in Paris. — Muhammed's Sarg. — Zur Statistik Londons.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Nederduitsch Tijdschrift.
Bijdragen van Frans de Potter, P. A. F. Gerard, Emanuel Hiel, S. C. A. Willems, J. de Geijter, Frans de Cort, Frans Willems, Edw. van Schoot, Frans Reynen.
III. Jaargang. III. Afleevering.
Jacob van Artevelde (Vervolg). — Schets eener geschiedenis der erfenis-inpalmingen. — Ella, Lustspel in een bedrijf. — De verdiensten der Vlamingen onder het oogpunt der Kunsten, Letteren en Wetenschapen. — Gedichten. — Boek-Aankondiging. (338)
Brussel, Bureel van het Nederduitsch Tijdschrift.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Jacob Grimm, Rede auf Schiller.
gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (339)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Lectüre
für die
Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde
für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt:
Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe
von
Amely Bölte.
Drei Bände. 8. eleg. geh. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli.
Geschichtlicher Roman
von
Dr. **Karl Frenzel.**
Drei Bände. 1864. eleg. geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine.
Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege.
Nach einer handschriftlichen Familienchronik
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1864. eleg. geh. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut.
Historischer Original-Roman
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.
Von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.
Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt:
Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen
von
Fanny Lewald.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt:
Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare.
Culturgeschichtlich-biographischer Roman
von
Heribert Rau.
Vier Bände. 1864. 8. eleg. geh. 6 Thlr.

Rückblicke
auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne
von
Franz Wallner.
1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (340)

So eben erschien die **dritte Lieferung** der
Geschichte Julius Cäsars
von Kaiser Napoleon III.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.
Der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format**, mit **großer Schrift gedruckt**, erscheint in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so niedriger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.
Wien, **Carl Gerold's Sohn,**
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (341)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
A. v. Sydow: Central-Karpathen.
Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen, als Beitrag zur Charakteristik dieser Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner. Von Albrecht von Sydow. Mit einer Karte von den Central-Karpathen. gr. 8. geh. 2 Thlr.
Für denjenigen, der die hochromantischen Karpathen besuchen will, ist dieses Werk — eines der wenigen überhaupt über diesen Gegenstand erschienenen — noch immer fast unentbehrlich; bei dem in neuester Zeit diesem Gegenstande zugewandten Interesse erlaubt sich die unterzeichnete Buchhandlung auch andern Lesern die auf sorgfältiger Beobachtung beruhende Darstellung dieses Gebirges zu empfehlen. (342)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:
Undine.
Eine Erzählung
von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Dreizehnte Auflage.
Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung 1 Thlr.
Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.
Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (343)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ein Brief des großen Kurfürsten an Ludwig XIV. und dessen Antwort.

Unter den Helden der Geschichte, welche die nähere Betrachtung der Urkunden ihres Geistes immer lebhafter bewundern lehrt, nimmt Brandenburgs großer Kurfürst einen erhabenen Platz ein. Friedrich Wilhelm eilte weit voran seiner Zeit; er, der thatkräftige Pfleger religiöser Duldung, der Schutzherr aller Verfolgten jedweder Glaubenspartei, jener christliche Philosoph, der eine „Königsburg der Sophia" gründen wollte für die Glieder aller Bekenntnisse*), hat es in keiner Epoche seines Regiments an Proben seiner hochherzigen Denkungsart fehlen lassen. Bald nach dem Ende der schwedisch-polnischen Wirren und der Erwerbung der „Souveränetät" über Ostpreußen erblicken wir den staatsklugen Monarchen in der noch edleren Rolle des Vertheidigers unterdrückter Rechte; sein reges Mitgefühl für die französischen Protestanten datirt nicht erst seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Diese war auch nur die Krönung der Verfolgungsmaßregeln, die unter dem Scepter von „Louis le Grand" schon Jahrzehnde gespielt hatten. Ehe die Raubkriege des vergötterten Despoten in Scene gesetzt wurden, war das Niederreißen von Hugenotten-Tempeln bereits in üppigster Blüthe und die „angeblich reformirte Religion" ein Gegenstand höfischen Spottes und prokonsularischer Willkür.

Aus dieser Zeit der Vorbereitung eines furchtbaren Dramas theilt neuerdings das Pariser „Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme français" (Mai—Juli 1864) zwei historisch sehr bedeutsame Briefe mit: einen des großen Kurfürsten an Ludwig XIV., den andern des Königs Antwort in Sachen der Protestanten-Verfolgung. Letztere hatte schon 1853 unser verstorbener Landsmann, der treffliche Pastor Henry von der Berliner Kolonialgemeinde, dem Bülletin in Abschrift überwiesen; von dem Briefe des großen Kurfürsten hatte er eine nach dem lateinisch sein sollenden Entwurfe gefertigte Kopie versprochen. Gegenwärtig giebt das Bülletin eine genaue Abschrift von dem Konzepte, das in französischer Sprache abgefaßt ist, freilich in keinem allzu fließenden Französisch. Indessen sind die Schwächen des kurfürstlichen Styles dem Premierminister Baron Otto von Schwerin, anzurechnen, der das im Bülletin wiedergegebene Konzept allein unterzeichnet hat. Am Rande desselben liest man die lateinischen Worte: „*Ultranea intercessio* ad Regem Galliae pro oppressis subditis reformatae religionis ibidem", aus welchen klar hervorgeht, daß der edle Hohenzoller schon früher beim Könige von Frankreich Schritte für seine unterdrückten Glaubensbrüder gethan.

Das Konzept des kurfürstlichen Briefes lautet auf Deutsch:

An den König von Frankreich.

Mein sehr geehrter Herr Vetter!

Das Band des Bündnisses, welches uns verknüpft, und die verschiedentlichen Beweise, die ich von dem Wohlwollen Ewr. Majestät empfangen habe, schmiegen mich dergestalt an Ihre Interessen, daß ich nicht verhehlen kann, wie die Behandelung, welche Ihre armen Unterthanen reformirter Religion erfahren, Ihre Verbündeten, welche dieses Bekenntniß theilen, betrübt; Ew. Majestät kann nicht umhin, zu wissen, daß das hauptsächlichste Band, welches Ihre Vorfahren mit den protestantischen Reichsfürsten vereinigt hat, die Gewissensfreiheit gewesen ist, welche von ihnen (eux — also den Reichsfürsten) bewilligt und durch verschiedene Edikte und königliche Verheißung bekräftigt worden; wenn dieses Eintrachtsband durch gewaltsame Handlungen (efforts) zerrissen würde, die, wie man überall sagt, öffentlich gegen ihre (der Protestanten) Personen und gegen die ihnen eingeräumten Gotteshäuser ausgeübt werden, so möchte dies unschwer die Zuneigung Ihrer Nachbarn und Verbündeten abwendig machen und deren Zuversicht erschüttern, während es Einige unter ihnen giebt, die aus Achtung vor Ew. Majestät den Angehörigen Ihrer Religion jederzeit sehr viel Freiheit gelassen haben; ich bin dergestalt von Ihrer Gerechtigkeit und Milde überzeugt, daß ich zu behaupten gewagt, daß Sie diese Gewaltthaten nicht kennt und alles Uebel daher rührt, daß die Menge Ihrer großen Geschäfte Ihnen nicht gestattet, selber von den Interessen dieser armen Unterdrückten Kenntniß zu nehmen; ich bitte Ew. Majestät ganz gehorsamst, ihre Schwäche und ihre Schutzlosigkeit, so starken Richtern gegenüber, die ihre Gegenpartei sind, zu erwägen; Herr Colbert, bei dem ich schon wegen der Niederreißung so vieler Tempel Beschwerde geführt, hatte mir versichert, daß dies nur solche wären, die seit dem Edikt von Nantes neu gebaut worden, und dies hat man auch Ewr. Majestät glaubhaft gemacht; aber wenn es Ihnen gefiele, durch nicht interessirte Personen Kunde einzuziehen, so würden Sie sicherlich das Gegentheil erfahren, und ich bin versichert, daß Sie Mitleid mit so viel armen Unterthanen haben würden, die nur Treue und Gehorsam athmen und an die Interessen Ewr. Majestät überall unverbrüchlich gekettet sind. Sie können versichert sein, daß ich von ihrer Seite keine Klage erhalten habe und daß meine Verwendung nicht erbettelt ist, aber, indem ich mit ihnen durch denselben Glauben verbunden, bin ich empfänglich für ihren Kummer, und ich habe die Zuversicht zu dem Wohlwollen Ewr. Majestät, daß ich versichert bin, Sie werden es weder übel noch seltsam finden, wenn ich Sie herzlich bitte, dieses arme Volk in Ihren königlichen Schutz zu nehmen und ihnen die Freiheit ihres Gewissens zu gewähren oder zu bewahren, sowie Orte, an denen sie ungekränkt (sans insulte) sich versammeln können, um dort Gott zu dienen und für das Heil und die Größe Eurer Majestät zu beten; wenn auf meine inständige Bitte Sie die Gnade gewährt, um die ich für Ihre armen treuen Unterthanen ersuche, werde ich mich so vollkommen verpflichtet fühlen, daß ich durch mein ganzes Leben und bei jeder Gelegenheit mich bestreben werde, Ihnen zu zeigen, von welcher Aufrichtigkeit und von welchem Eifer ich erfüllt bin.

Cleve, den 13. August 1666.

Selbst in dieser unvollkommenen Form ist das kurfürstliche Schreiben ein ehrendes Denkmal von Herrschergröße und Humanität. Wie hoch stand Brandenburgs Kurfürst über dem französischen Monarchen, dem prahlerischen Halbgott von Versailles. Und bei aller Hochfahrenheit des Ausdrucks, wie erbärmlich klein klingen die gedrechselten Zeilen, die der eisig glatte Barbar der schlichten Wahrheit entgegenzustellen wußte!

Antwort Ludwig's XIV.

Mein Bruder, ich habe den Brief empfangen, den Sie am 13. vorigen Monats mir geschrieben haben, zum Zwecke der Em-

*) Vergl. „Magazin" Nr. 41 vom 10. Oktober 1860, Artikel: „Des großen Kurfürsten Plan einer Universität für alle Glaubensgenossen."

pfehlung meiner Unterthanen von der angeblich reformirten Religion, welche, wie man Ihnen vorgestellt hat, gegen die Verheißungen der Edikte unter großen Hindernissen leiden sollen. Und Sie bemerken unter Anderem, daß Sie glauben, die Menge meiner großen Geschäfte erlaube mir nicht, Kenntniß von ihren Interessen zu nehmen. Ich gestehe Ihnen, daß Ihr Brief mich außerordentlich überrascht hat, da der Gegenstand derartig ist, daß ich keinem andern Fürsten, für den ich weniger Hochachtung und Werthschätzung hätte, als für Sie, gestatten würde, darüber mit mir zu verhandeln, oder daß ich wenigstens nicht mit ihm darüber verhandeln würde. Hiernach sage ich Ihnen Erstens (en premier lieu), daß keine weder kleine noch große Angelegenheit von der Art der hier fraglichen in meinem Reiche vorkommt, die nicht ebenso zu meiner vollkommenen Kenntniß gelangt, als auf meinen Befehl geschieht. Zweitens, daß ich gern glauben will, Ihre Fürsprache sei nicht erbettelt, vielmehr nur ausgegangen von dem reinen Beweggrunde des Mitleids, welches Sie mit den angeblichen Leiden meiner Unterthanen von besagter Religion gehabt, indem Sie irgend einem Libell, das gegen meinen Dienst böswillig gesinnte Leute in der Welt ausstreuen, mehr Glauben geschenkt, als der Wahrheit der Dinge, von der Sie nicht unterrichtet sein können. Drittens, daß man keinen ihrer Tempel niedergerissen hat, als nur die, welche seit dem Edikt von Nantes rein der königlichen Autorität zum Trotz erbaut worden, wo sie die Zeiten der Minderjährigkeiten oder der Bürgerkriege sich zu Nutze machten und folglich gar kein Recht hatten, bauen zu lassen. Und viertens und letztens, daß eine meiner Hauptsorgen ist, meinen Unterthanen von der besagten Religion, in allen Angelegenheiten und bei allen Vorkommnissen, heilig zu wahren, was ihnen vermöge der Zugeständnisse der Könige, meiner Vorfahren, und der meinigen kraft unserer Edikte zukommt, ohne zu dulden, daß dem im Geringsten zuwidergehandelt werde, und das ist auch die Regel, die ich mir selbst vorschreibe, sowohl um Gerechtigkeit walten zu lassen, als um ihnen die Genugthuung zu bezeugen, die ich, seit der letzten Pacifikation des Jahres 1629 (in Folge eines Druckfehlers steht im Bülletin 1669), an ihrem Gehorsam und an ihrem Eifer für meinen Dienst habe. Von Allem, was man Ihnen dem entgegen, was ich Ihnen mittheile, sagen wird, dürfen Sie glauben, daß es ohne irgend welche Begründung ist. Indessen mögen Sie das Wenige, was ich Ihnen hierüber sage, als einen der größten Beweise von Hochachtung annehmen, den ich Ihnen geben konnte. Denn, wie ich schon erklärt, mit keinem andern Fürsten, als mit Ihnen, würde ich auf diesen Gegenstand eingegangen sein. Hiernach bitte ich Gott, daß er Sie, mein Herr Bruder, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Geschrieben zu Vincennes den 10. September 1666.

Ihr guter Bruder

Ludwig.

Wir wollen den Eindruck dieser Aktenstücke nicht durch rednerische Kommentare abschwächen. Besser als der stolze Ludwig hat die Weltgeschichte Antwort geschrieben; in ihr lebt der Name Friedrich Wilhelm's in unvertilgbaren Zügen und neben ihm der Ruhm jener Hugenotten, die Frankreichs Nationalcharakter, Wissens- und Kunstbetrieb durch protestantische Pfleger, durch protestantische Märtyrer im fernen Auslande zur Geltung gebracht!

Trauttwein von Belle.

Der Beruf des Weibes.*)

Der gelehrte Physiologe Virchow hat es eigentlich längst mit den Frauen verdorben. Schon seine vortrefflichen Beweise dafür, daß die Brühsuppen ein überflüssiges Reizmittel seien und dem guten Braten die Kraft nähmen, sind von den Verehrerinnen Scheibler's und Hauptner's übel vermerkt worden. Als er aber gar die Gefährlichkeit des rohen Schinkens und der Wurst nachwies, erhoben sich die Frauen solidarisch gegen ihn, und machten es wie die Helden im griechischen Trauerspiel, die, betrübt über die Nachricht, ihren Zorn ausließen an dem Boten.

Und doch ist Rudolf Virchow ein feiner Kenner der weiblichen Natur. Seine umfassende Geisteswerkstätte, die neuerlich sogar einem parlamentarischen Gegner Lust zur Menschenfresserei machte, hat das Leben von allen Seiten begriffen, und er versteht es, die Resultate seiner schnellen Auffassung und seines ordnenden Sinnes in schöner Form mitzutheilen. Wer sich des Toastes auf die Frauen vom Schillerfest 1859 her entsinnt, weiß, daß Virchow die Poesie des Weibes trefflich würdigt, und weiß, wer den Rosenduft eingeflochten in den Kranz des irdischen Lebens.

Mehr noch, als seine Philippika gegen den Taback, wird aber die gegenwärtige Schrift das zartere Geschlecht mit dem Forscher versöhnen. Die Schule, führt er aus, erzieht das junge Leben für den Staat, für den großen modernen Staat, kaum für das, was im Alterthum den Staat vertreten, die Gemeinde, gar nicht endlich für die Familie. Und doch ist die Erziehung für die Familie ein so wesentlicher Theil der Volkserziehung überhaupt. Am großen Gebäude der Weltgeschichte führt Virchow nun den Vorzug der heutigen Zeit vor der alten auf. Daß das Christenthum hervorging aus dem Lande der Juden, der Urstätte des Familienlebens, nennt er ein glückliches Ereigniß für die Menschheit, und unser größter Vorzug vor der griechischen Welt ist die Familie, deren Bürgin die Hausfrau ist. Schon Rom hatte vor der übrigen Welt den Vorzug, zuerst die volle Hoheit des keuschen Weibes und der anerkannten Mutter zu zeigen. Durch ihre Stammes- und Gemeinde-Ordnung ist aber die deutsche Welt die eigentliche Trägerin jener neuen Idee geworden, die seßhafte Familie ward die Trägerin des Staates, die gleichberechtigte Frau die Herrin des Hauses.

Und darin, daß die Mütter die ersten und die mächtigsten Erzieherinnen der Menschheit sind, sieht er den Beruf des Weibes; die Sorge für die Kinder ist sein höchster Beruf. Die sogenannte Emancipation würde das Weib von diesem seinem höchsten Beruf ableiten, und eine willkürlich ersonnene, übrigens nur scheinbare Freiheit würde auf Kosten der Familie eintreten.

Der Verfasser unterwirft nun die Erziehung des Weibes seiner Kritik, und wünscht sie dahin gestaltet, daß sie mehr und mehr darauf hingeleitet werde, die eigentlichen Zwecke des Hauswesens zum Bewußtsein des herrschenden Weibes zu bringen, nicht bloß der Gattin und Mutter, sondern überhaupt der Frau, welche diese Zwecke in die Hand zu nehmen geeignet ist, die Kinderpflege, die Krankenwartung, die Küche, den Garten.

Als Mittel zu diesen Zwecken bezeichnet er die Lehren der Gesundheitspflege, der Geistespflege (Pädagogik) und alle diejenigen Wissenschaften, welche Quellen und Hülfsmittel dieser beiden großen Lehren sind.

*) Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf; von Rudolf Virchow. Berlin, Adolph Enslin, 1865.

Möge diese dankenswerthe Schrift in weiblichen und männlichen Kreisen weite Verbreitung finden, — sie gebührt ihr sicherlich! L. L.

Pfahlbauten in Neu-Vorpommern.

Von dem Pfahlbautennetze, welches in grauer Vorzeit die Gewässer Mitteleuropas überspannte, wird eine Masche nach der anderen von emsigen Forschern wieder entdeckt und den erstaunten Blicken der Jetztzeit blosgelegt. Im Süden ist freilich bis jetzt das Meiste gefunden, doch auch der Norden hat in Mecklenburg an zwei Stellen den Beweis geliefert, daß der Bereich der Pfahlbauten sich weiter ausdehnte, als man Anfangs zu glauben geneigt war, und nun hat noch im vergangenen Jahre Neu-Vorpommern eine Bestätigung hinzugefügt, indem es ebenfalls seinen Beitrag zu diesen alten Wasserburgen lieferte, deren Vorhandensein beim Stranddorfe Wiek (eine Meile von der Universitätsstadt Greifswald) überzeugend nachgewiesen worden ist. Das Verdienst der letzteren Entdeckung gebührt dem leider erblindeten Dr. Fr. von Hagenow, der sich hierüber in einer uns zugesandten kleinen Abhandlung folgendermaßen vernehmen läßt.

„Vom Jahre 1833 ab leitete ich mehrere Veränderungs- und Reparatur-Arbeiten an unserem, Behufs Vertiefung des Ryck, in Betrieb gehaltenen Bagger und kam dieserhalb und auch späterhin noch bis in die vierziger Jahre zum Oefteren bei dem derzeitigen Baggermeister Gellentin an Bord. Schon in jener Zeitperiode förderte der Bagger nach und nach eine Anzahl Alterthümer zu Tage, welche sämmtlich in meine Sammlung kamen. Als nun im Jahre 1839 an der vormaligen Mündung des Ryck beim Dorfe Wiek und zwar vor dem Hause des Schenkwirths Nehls gebaggert wurde, fand man wieder einen fußlangen Feuersteinmeißel, bei dessen Uebergabe sich der Baggermeister beklagte, daß im Bette des Ryck sehr viele eichene Pfahlstümpfe ständen, welche dem Fortschreiten der Arbeit sehr hinderlich seien und fast alle herausgezogen werden müßten, da nur die wenigsten derselben so mürbe seien, daß die Bagger-Eimer sie durchschneiden könnten. Da man ringsum Bollwerks- und Laufbrückenpfähle in großer Menge über dem Wasser sah, so fiel es ganz und gar nicht auf, hier in der Tiefe des alten Hafens auch Pfahlstümpfe zu finden, und ebensowenig schienen die im Flußbette gefundenen Waffen eine besondere Beachtung zu verdienen, da sie ja leicht bei Gelegenheit vorzeitlicher Kämpfe über Bord gefallen sein konnten. — Zwanzig Jahre waren seitdem verflossen, als im Jahre 1859 eine Neubaute und Verlängerung der Molen zu Wiek und zugleich die Herstellung eines Bassins für die dortigen Fischerböte, vor dem bereits erwähnten Nehl'schen Hause, in Angriff genommen wurde. Anfangs ward hieran mit Schiebkarren und später, in den Jahren 1863 und 1864, um die nöthige Tiefe zu gewinnen, mit dem Bagger gearbeitet. Bei der Hinwegräumung des hier im Laufe der vielen Jahrhunderte abgelagerten und festgewordenen Moders gerieth der Bagger sogleich wieder zwischen Pfahlstümpfe, welche in Reihen geordnet und immer zu dreien an einander gelehnt, schräg gegen den Fluß verliefen. Bei dieser Gelegenheit wurden nach und nach, entweder in den tiefsten Moderschichten oder in dem darunter liegenden Meeressande und groben, steinigen Kies, viele Alterthümer und Gefäßscherben und nicht minder zahllose Thierknochen und Hirschgeweihe gefunden.

Wegen meines leidenden Zustandes kam ich seit 8 Jahren nicht mehr nach Wiek, hörte von den dortigen Wasserbauten nur dann und wann reden und erfuhr die Auffindung von Alterthümern erst, als die dortigen Bagger-Arbeiten bereits ihrer Beendigung nahten. Die allermeisten der aufgefundenen Gegenstände waren schon von den Arbeitern vereinzelt an Vorübergehende verkauft und zum Theil außer Landes gegangen. Ich habe zwar Alles aufgeboten, um noch Einiges zu retten und in meiner Sammlung zu vereinigen, was mir indeß nur mit den wenigen Stücken gelungen ist, welche sich noch im Besitze des jetzigen Baggermeisters Kleinvogel befanden und die derselbe mir zu überlassen die Güte hatte und dem ich zugleich die Mittheilung der vorerwähnten Nachrichten verdanke. — Unter diesen erbeuteten Stücken befinden sich indeß zum Glücke die beiden wichtigsten des ganzen Fundes, nämlich ein Schwert von Bronze und ein gegen 150 Pfund schwerer, halb muldenförmig tief ausgehöhlter Getraide-Quetschstein von Granit, wovon man drei Stück gefunden hatte. Im Uebrigen wurden vorzugsweise viele, aus verschiedenen Urgesteinen schön gearbeitete Streithämmer mit Schaftloch, demnächst Meißel und messerförmige Geräthe von Feuerstein und eine Anzahl Spindelsteine gefunden. Von letzteren, von den Gefäßscherben und den in Unzahl gefundenen Thierknochen ist leider nichts und von den Geweihfragmenten nur Weniges gerettet worden. Die Gesammtzahl der im jetzigen und im vormaligen versandeten und verschlammten Ryck-Auslaufe auf nur geringem Flächenraum beisammen gefundenen Antiken ist unter den angeführten ungünstig verlaufenen Umständen nur annähernd auf etwa dreißig Stücke zu bestimmen, was jedoch in Verbindung mit den übrigen Ermittelungen vollkommen ausreicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß an der bezeichneten Stelle einst Pfahlbauten standen."

Wir unsererseits müssen Dem hinzufügen, daß die Entdeckung des Herrn Fr. v. Hagenow noch dadurch einen ganz besonderen Werth erhält, daß Bronze, zumal ein Schwert aus diesem Metall, inmitten von Steinsachen gefunden worden ist, denn hierdurch wird wieder einmal bewiesen, daß die Steinzeit nicht von einem sogenannten Bronzealter abgelöst wurde, wie dies die lebhafte Phantasie dänischer Sammler diktirt hat, sondern daß Steinsachen trotz der von fremden Kulturvölkern eingeführten Bronzeprodukte immer im Gebrauch blieben und sogar noch nach dem allgemeinen Bekanntwerden des Eisens ihren Platz längere Zeit behaupteten, wie dies ja auch unsere alten Schriftdenkmäler ausdrücklich sagen. — Da die Bewohner der pommerschen Pfahlbauten uns Kornquetscher und Spindelsteine hinterlassen haben, müssen sie Getraidebau betrieben und Flachs sowie Wolle verarbeitet haben; dies, in Verbindung mit dem Handelsartikel Bronze, läßt auf einen ziemlichen Grad von Kultur schließen. F. M.

England.

John Stuart Mill, Lord John Russell und die politischen Reformer.

Wer sich die Aufgabe stellte, zu ermitteln, welchen Einfluß in unseren Tagen die Literatur auf die innere Verwaltung und die äußere Politik der Staaten übt, würde für England, Deutschland und Frankreich sehr bemerkenswerthe Unterschiede

nachzuweisen haben. Sehr verschieden ist gewiß schon die verhältnißmäßige Anzahl der Schriftsteller unter den hohen Staatsbeamten. Rechnen wir dazu bloß Staatsminister im Amt und außer Dienst, so wird Deutschland unter ihnen die wenigsten nachzuweisen haben, die in der Literatur Erhebliches geleistet. Schwerlich wird inzwischen den Franzosen Jemand die offiziellen Bewunderer Cäsar's beneiden. Das günstigere Verhältniß Englands erklärt sich zum Theil aus den tieferen Wurzeln, mit denen sein Verfassungsleben durch Jahrhunderte im Volke festgewachsen ist. Aber es scheint, daß gegenwärtig unter den praktischen Engländern die schreibenden Staatsmänner und die politischen Schriftsteller überhaupt mehr als je unpraktisch werden, während in Deutschland Männer, die sich in der gelehrten Welt einen ehrenvollen Ruf bereits gesichert haben, sei es durch politische Thätigkeit in den gesetzgebenden Versammlungen, sei es durch ihre Schriften, einen klareren Ueberblick, eine gründlichere Kenntniß der wirklichen Verhältnisse nach allen ihren Bedingungen bekunden, eine lebendigere Theilnahme und entschiedenere Anerkennung im Volke finden und sich dadurch einen Einfluß auf die Gestaltung der Zukunft zuverlässiger sichern, als die politischen Schriftsteller Englands.

Parlamentsreform, d. h. Ausdehnung des Wahlrechts zum Unterhause, ist hier schon seit vielen Jahren die politische Losung; die Anzahl der darüber veröffentlichten Pamphlets und größeren Schriften ist Legion; aber die Klassen, denen die Reform zu gute kommen soll, sind aus ihrer Apathie nicht aufzurütteln. Die Arbeiter, denen die Reform von 1832 das tausendjährige Reich versprochen und dann das Wahlrecht vorenthalten hat, haben ihren Groll über die Täuschung ziemlich vergessen; sie haben inzwischen gelernt, daß die Reformbill von 1832 ihnen mittelbar durch mannigfache Verbesserungen der Gesetzgebung, hauptsächlich aber durch die sich immer vollständiger entwickelnde Finanzpolitik des Freihandels-Systems doch vielfache Vortheile gebracht hat, mit deren Ausbeutung sie zu sehr beschäftigt sind, um das Minimum des Antheils an der Wahl der Unterhausmitglieder, das sie durch Agitation gewinnen könnten, seinem vollen Werthe nach zu würdigen.

Mit der Parlamentsreform geht eine andere noch unpraktischere Losung Hand in Hand — die Vertretung der Minoritäten nämlich. Sehr verschiedenartige Pläne sind aufgestellt worden, um den Kandidaten, welche nicht die Majoritäten der Wahlstimmen erhalten haben, doch eine den Abstimmungen verhältnißmäßige Anzahl Plätze im Unterhause zu sichern. Großer Scharfsinn ist in Aufstellung von Berechnungen und Erfindung eigenthümlicher Maschinerieen für diesen Plan verschwendet worden. Nicht zufrieden damit, die Gesetzgebung zum Ergebniß eines Kompromisses zweier entgegengesetzter Parteien — zu einem aus Schwarz und Weiß gemischten Grau zu machen, will die Schule John Stuart Mill's es als großen Triumph der Gerechtigkeit geltend machen, wenn es ihr gelänge, das Grau um eine schwache Nüance mehr in's Schwarze oder in's Weiße spielen zu lassen. Daß es absolut unmöglich, jeder Minoritäts-Ansicht ihre Vertretung im Parlamente zu sichern, braucht nur angedeutet zu werden. Man müßte an dem Geradsinn der Engländer verzweifeln, wenn nicht der verstorbene Cobden in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe die freilich auf der Hand liegende Kritik dieses Reformprojekts in schlagenden Worten ausgesprochen hätte. Er hat in angemessener Weise daran erinnert, daß in England den Minoritäten das einzig wünschenswerthe Recht — dasjenige nämlich, sich durch Agitation in Wort und Schrift zu Majoritäten zu machen, glücklicherweise unverkümmert bleibt. Aber mußte den praktischen Engländern dies erst gesagt werden?

Ueber John Stuart Mill, auf dessen Vorschläge der erwähnte Cobden'sche Brief sich bezog, denke ich weiterhin noch ein Wort zu sagen, nachdem ich über eine neuaufgelegte Schrift Lord Russell's und ihre eingehende Kritik durch ein Tory-Journal Ihnen kurz berichtet habe. Daraus werden Sie am besten beurtheilen können, wie die beiden großen Parteien jetzt in der Literatur vertreten sind.

In dem letzten Heft der „Quarterly Review“ finden sich unter der allgemeinen Ueberschrift „Parlamentsreform,“ über Lord John Russell's in diesem Jahre neuaufgelegtes Buch „die Geschichte der Regierung und Verfassung Englands von Heinrich VII. bis zur gegenwärtigen Zeit“, kritische Bemerkungen folgenden Inhalts:

„Lord Russell könnte über die Geschichte der Reform ein sehr belehrendes Buch schreiben, wenn sein Zweck wäre, Wahrheit mitzutheilen und nicht im Stile der Zeitungs-Annoncen für sich und seinen Sohn um Popularität zu buhlen. Die Dinge nehmen einen eigenthümlichen Gang. Die Whigfamilien Englands, welche immer die entschiedensten Aristokraten gewesen, hatten die Hilfe der Demokraten in Anspruch genommen, um sich von ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Jetzt verlangten die Gehilfen die zugesagten Vortheile. Diejenigen unter ihnen freilich, die bloß in Worten radikal sind, begnügen sich, die ihnen gemachten Versprechungen nie mehr als Worte werden zu sehen; aber die kräftigeren Geister unter ihnen meinen es aufrichtig mit ihren Umsturzplänen. Sie träumen wirklich von gesellschaftlicher Gleichheit, von gleicher Theilung des Bodens und der Regierung und dem unbeschränkten Willen des arbeitenden Mannes!“ Unter solchen Umständen seien dem edlen Lord Erinnerungen aus der Vergangenheit ein bequemes Aushängeschild für ein Wahlmanifest. Aber nicht der Whigregierung, nicht der Freihandels-Politik verdanke England seine gegenwärtige Prosperität. Der Aufschwung der Eisenbahnen, das aus Kalifornien und Australien ausgeführte Gold im Betrage von 300 Millionen Liv. Sterling seien viel wirksamere Faktoren gewesen. Damit die Freihandels-Politik nur vergleichen zu wollen, sei lächerlich!

Nachdem der Recensent eine Reihe von Zahlen über Einfuhr- und Ausfuhr-Statistik Oesterreichs und Frankreichs gegeben, die mir etwas problematisch scheinen, namentlich die österreichischen, kommt er zu dem Schlusse: „Der Wachsthum des Handels in Oesterreich und Frankreich ist daher in dem Verhältniß von 124 zu 96 und von 156 zu 96 bedeutender gewesen, als in England — und Oesterreich (!) und Frankreich verdanken ihren Wohlstand keinem Sir Robert Peel und Mr. Gladstone. Lord Russell stellt den bescheidenen Betrag unserer Ausfuhren im Jahre 1842 mit den enormen Beträgen zusammen, an welche wir heutzutage gewöhnt sind und schließt seine Uebersicht des Gegensatzes mit dem großsprecherischen Ausruf: „„So sehr bewähren sich die stärkenden Lüfte der Freiheit als bessere Pflegerinnen abgehärteter Zöglinge, als die eingeschlossene Luft des Monopols und der Beschränkung.““ — Eine sehr schöne Phrase! Wahrlich, es scheint fast cynisch, sie durch prosaische Beziehung auf Thatsachen ihres Glanzes zu berauben. Aber da steht gleichwohl die widerwärtige Thatsache, daß die „eingeschlossene Luft“ in zwei anderen großen Ländern eine raschere Zunahme hervorgebracht, als die „stärkende Luft“ in dem unserigen“ ꝛc. Später heißt es: „Eine oder zwei Dosen Demokratie sollen der

Verfassung noch keinen Schaden gethan haben, aber jede Lebenskraft stemmt sich lange gegen Schädlichkeiten; sollte die Vergiftung eines Menschen darum nicht strafbar sein, weil die menschliche Natur sich nach und nach an Gift gewöhnen kann? Uebrigens ist die schädliche Wirkung der Reformbill wesentlich durch die besseren Zusätze neutralisirt worden, welche die Konservativen hineingebracht, namentlich durch die Chandos-Klausel."

Diese Chandos-Klausel, deren das konservative Blatt hier mit so viel Genugthuung gedenkt, ist aber eigentlich ein Schandfleck der Reformbill von 1832 — in der That eine ausdrückliche gesetzliche Autorisation der Unwahrheit. Nach der Chandos-Klausel kann ein Gutsbesitzer so viel Personen das Wahlrecht für erpachteten Landbesitz verschaffen, als der Pachtzins durch 50 theilbar ist. Wer ein Gut für 500 Liv. Sterling verpachtet hat, kann anstatt Eines Pächters zehn Personen als Pächter aufführen und ihnen dadurch das Wahlrecht zum Unterhause verschaffen!

Ich würde dem edlen Lord Unrecht thun, wenn ich bloß seinen Gegner sprechen ließe, ohne ihn selbst redend einzuführen. Hier ist eine kleine Probe aus der Vorrede zur neuen Ausgabe, die immerhin ausreichen wird, um den Löwen zu klassificiren, der solche Spur tritt.

„Es scheint keine gewaltsame Annahme, daß nach Besiegung des kräftigen Widerstandes, der in den Flecken, denen die Reformakte das Wahlrecht nahm, mit gesetzgebender Macht bekleidet war, nach Besiegung der Kraft religiösen Vorurtheiles, das sich in den Gesetzen verschanzt hatte, durch welche Katholiken, protestantische Dissenter und Juden von den Wohlthaten der Verfassung ausgeschlossen waren, nach Besiegung der mächtigen Verbindung von Interessen, welche die Korngesetze und alle anderen Monopole aufrecht hielt, — es scheint, sage ich nicht zu kühn, anzunehmen, daß nach dem siegreichen Ausgange aller dieser Kämpfe, die noch übrigen Kämpfe mit der Selbstsucht und Unwissenheit nicht mehr die gleichen Schwierigkeiten darbieten, noch mit gleicher Gefahr verbunden sein werden. Dies sage ich natürlich in der Voraussetzung, daß **keine beträchtliche Partei im Staate organische Veränderungen anstreben wird.**"

In dieser Schlußphrase stellt sich der edle Lord ganz auf den Standpunkt des vor Kurzem verstorbenen Lord George Manners, des toryistischen Unterhausmitgliedes, dessen berühmte Verse

Let art and science die
Preserve us but our old nobility

selbst den Spott seiner Standesgenossen vielfach erregt haben.

Wer hier mit unbefangenem Blicke umherschaut, wird keine Gefahr für den Fortbestand aristokratischer Privilegien entdecken. Diese sind zu fest mit der Staatsidee des englischen Volkes verwachsen. Noch viel weniger Gefahr hat es mit dem revolutionären Verlangen einer neuen Acker-Vertheilung, vor welcher das Tory-Journal zu warnen für gut findet.

Die liberalen Unterhaus-Mitglieder, die sich jetzt bemühen, ihre Wahl für das nächste Parlament zu sichern, werden es schwer finden, eine Agitation für Ausdehnung des Stimmrechtes zuwege zu bringen. Daß dies die Ansicht der großen Majorität des Unterhauses selbst, wurde schlagend durch dessen neuliche Verhandlung bewiesen. Mr. Baines stellte den Antrag auf die zweite Lesung seiner Bill auf Erweiterung des Wahlrechtes für Städte und Flecken, durch welche das Wahlrecht von £ 10 Hausmiethe auf £ 6 herabgesetzt werden soll. Er führte eine glänzende Reihe statistischer Thatsachen in's Feld, um zu beweisen, welche Fortschritte in Bildung und Sittlichkeit die unteren Klassen seit der ersten Reformbill gemacht haben; er citirte eine Stelle aus der Rede Disraeli's, der als toryistischer Minister bekanntlich selbst eine neue Reformbill eingebracht hat. Die Widerlegung wurde den Gegnern nicht schwer. „Ihr müßt das Wahlrecht entweder als ein Menschenrecht betrachten, sagte Mr. Lowe — und dann wird jede Erweiterung nur als Abschlagszahlung auf das allgemeine Stimmrecht angenommen werden und nur dazu dienen, das Verlangen für das unbeschränkte Recht desto stärker anzuregen — oder Ihr müßt zugeben, daß Ihr zu Euerem Antrage gar keinen vernünftigen Grund habt. Denn Alles, was gesagt worden, beweist nicht, daß eine Hausmiethe von £ 6 ein besserer Beweis für die Fähigkeit eines Wählers ist, als eine Miethe von £ 10 oder £ 4, oder irgend eine andere Bedingung für Ertheilung des Rechtes." Die Hauptsache bleibt aber: es fehlt an dem Druck von außen. Wenn die Ausgeschlossenen den ernsten Willen darlegten, das Recht zu erlangen, so würden die Gesetzgeber bald sich wenigstens zu einer Abschlagszahlung verstehen. Der Agitator aber, der diesen Willen anregen und eine wirksame Aeußerung desselben zuwege bringen könnte, ist noch nicht erstanden. Die lange Verhandlung blieb ergebnißlos; keine Abstimmung erfolgte. Ansetzung neuer Diskussion wurde abgelehnt. Der Sprecher erklärte, nach den Regeln des Hauses sei die Frage beseitigt.

John Stuart Mill hat sich für allgemeines Stimmrecht erklärt, das er einerseits zwar auf Diejenigen einschränken will, die lesen und schreiben können, unter diesen Bedingungen aber auch den **Frauen** gewährt sehen will. Sie werden wissen, daß dieser berühmte Schriftsteller über Logik, Nationalökonomie und Politik von dem Londoner Wahlbezirk Westminster aufgefordert worden ist, als Kandidat für das Unterhaus aufzutreten und die Annahme der Wahl an die beiden Bedingungen geknüpft hat: 1) keinerlei Ausgaben für die Wahl zu übernehmen, 2) die lokalen Interessen des Wahlbezirkes nicht zu vertreten.

Es wäre sicher wünschenswerth, daß er mit der ersten Bedingung viele Nachfolger fände. Von der zweiten könnte das nur dann gelten, wenn er abgelehnt hätte, den individuellen Interessen der Wähler förderlich und dienstbar zu werden. Seine Kandidatur findet viele Unterstützung. Es wird ein Fond gesammelt, um seine Wahl zu sichern, und auf der Liste der Beitragenden steht mancher Name, der auch bei Ihnen einen guten Klang hat, z. B. Charles Darwin, Sir Charles Lyell und Sir Rowland Hill. Die Wahlangelegenheit hat ihn veranlaßt, sich über mehrere Punkte der inneren Politik zu äußern. Von seinem Plan für Vertretung der Minoritäten und Einführung des allgemeinen Stimmrechts ist bereits gesprochen worden; es mag hier daran erinnert werden, daß in dem fast ganz verschiedenen Reformplan, den Lord Russell nach seiner Weise eine Zeitlang befördert und dann fallen gelassen hat, die Vertretung der Minoritäten gleichfalls ein wesentlicher Bestandtheil war.

Sonst ist aus Mill's durch die Wahlangelegenheit hervorgerufenen politischen Aeußerungen noch die hervorzuheben: er werde nicht eher zufrieden sein, bevor die arbeitenden Klassen wenigstens durch die Hälfte der Mitglieder des Unterhauses vertreten seien. Da aber eine kompakte Hälfte ihren Willen in jeder Form durchsetzen kann und noch nicht bewiesen ist, daß diese Phalanx außer Stande sein wird, etwas Anderes zu wollen, als das Vernünftige, so wird der Philosoph John Stuart Mill zuletzt wohl noch in der Erfahrung Trost finden

müssen, daß dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die politischen Schriftsteller des freien England fangen an, sehr unpraktisch zu werden.

London. J. Schönemann.

Frankreich.

Eine Grabrede, nach Victor Hugo.

Vor einiger Zeit brachten belgische Blätter den Wortlaut einer Rede, welche der Verbannte von Guernsey am Grabe eines jungen Mädchens, das dort auf dem Kirchhofe der Independenten bestattet wurde, gesprochen hat. Wir glauben, uns den Dank der Leser des „Magazin" zu erwerben, indem wir die Worte des Dichters hier wiedergeben. Uns haben sie durch ihre Innigkeit und Wärme mehr Freude gemacht, als manches seiner hochgefeierten Bücher.

„In wenigen Wochen haben wir uns mit zwei Schwestern beschäftigt. Wir haben die Eine verheiratet; jetzt begraben wir die Andere. Das ist der beständige Wechsel des Lebens. Beugen wir uns, meine Brüder, vor dem herben Geschick.

Beugen wir uns mit Hoffnung. Unsere Augen sind zum Weinen geschaffen, aber zum Schauen; unser Herz ist zum Leiden geschaffen, aber zum Glauben. Der Glaube an ein anderes Dasein entspringt aus der Fähigkeit zu lieben. Vergessen wir es nicht, in diesem unruhigen, durch die Liebe allein befestigten Leben ist es das Herz, welches glaubt. Der Sohn baut darauf, seinen Vater wiederzufinden; die Mutter ergiebt sich nicht darein, ihr Kind auf immer zu verlieren. Dieser Widerstand gegen das Nichts ist die Größe des Menschen.

Das Herz kann sich nicht irren. Der Leib ist ein Traum; er vergeht. Wäre dies Verschwinden das Ende des Menschen, unserem Dasein wäre alle Würde geraubt. Wir begnügen uns nicht mit dem Irdischen, das nur Rauch ist; wir wollen Unvergängliches. Wer je liebte, weiß und fühlt es, daß keiner der Stützpunkte des Menschen auf Erden ist. Liebe ist Leben über das Leben hinaus; ohne diesen Glauben wäre keine tiefere Begabung des Herzens möglich. Die Liebe, die das Ziel des Menschen ist, wäre seine Strafe; dies Paradies wäre die Hölle. Nein, laßt es uns laut sagen, das liebende Wesen erfordert das unsterbliche Wesen; das Herz verlangt die Seele.

Es ist ein Herz in diesem Sarge, und dieses Herz lebt. Es hört in diesem Augenblick meine Worte.

Emily de P. war der frohe Stolz einer hochachtbaren, patriarchalischen Familie. Freunden und Verwandten war ihre Anmuth ein Entzücken, ihr Lächeln ein Fest. Sie war in ihrem Vaterhause wie eine Blume der Freude aufgegangen. Von der Wiege an war sie von aller Zärtlichkeit umgeben, glücklich war sie groß geworden; sie hatte Glück empfangen und gegeben; sie liebte und wurde geliebt. Sie ist von uns gegangen.

Wohin ist sie gegangen? In die Finsterniß? Nein!

Wir sind's, die in der Finsterniß weilen. Sie, sie weilt im Morgenlicht.

Sie ist im Strahlenglanz, in der Wahrheit, in der Wirklichkeit, in der Belohnung. Diese jungen Todten, die nichts Böses gethan haben im Leben, sind Grabeswillkommene; ihr Haupt entsteigt leicht der Gruft zu der geheimnißvollen Krone. Emily de P. ist von uns gegangen, um dort oben die höchste Reinheit zu suchen, die die Erfüllung eines unschuldigen Daseins ist. Sie ist eingegangen, Jugend zur Ewigkeit; Schönheit zum Ideal; Hoffnung zur Gewißheit; Liebe zum Unendlichen; Perle zum Ocean; Geist zu Gott.

Fahre wohl, Seele!

Das Wunder dieser großen Himmelsreise, die man den Tod nennt, ist, daß die, welche abreisen, sich nicht entfernen. Sie sind in einer Welt der Klarheit, aber sie weilen als betrübte Zeugen in unserer Welt der Dunkelheit. Sie sind hoch über uns und doch ganz nah. O, ihr Alle, die ihr ein geliebtes Wesen im Grabe verschwinden sahet, glaubt nicht, daß ihr von ihm verlassen seid. Es ist immer bei euch; es ist mehr als je an eurer Seite. Die Schönheit des Todes ist die Gegenwärtigkeit, die unaussprechliche Gegenwärtigkeit der geliebten Seelen, die zu unseren Thränen lächeln. Die Beweinte ist uns entrückt, nicht genommen. Wir sehen ihr holdes Antlitz nicht mehr. Wir fühlen uns unter ihren Fittigen. Die Todten sind unsichtbar, aber sie sind nicht abwesend.

Seien wir gerecht, hüten wir uns vor Undank gegen den Tod. Er ist nicht, wie man meint, eine Zertrümmerung, ein Untergang. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß hier, in der Dunkelheit dieser offenen Gruft, Alles aufhöre. Hier findet Alles sich wieder. Das Grab ist ein Ort der Wiederherstellung. Hier vereinigt sich die Seele mit dem Unendlichen, hier erlangt sie ihre Vollkommenheit, hier tritt sie in den Besitz ihrer ganzen geheimnißvollen Wesenheit; sie wird frei vom Körper, frei vom Bedürfniß, frei von der Bürde, frei vom Verhängniß. Der Tod ist die höchste Freiheit. Er ist auch der größte Fortschritt. Der Tod ist für Alles, was gelebt hat, der Schritt zu einem höheren Grade, eine leuchtende und heilige Himmelfahrt. In ihm wird Jeder erhöht. Alles verklärt sich in das Licht und durch das Licht. Wer auf Erden nur tüchtig war, wird schön; wer nur schön war, wird erhaben; wer nur erhaben war, wird gut.

Und ich, der ich hier spreche, warum bin ich hier? Was habe ich zu diesem Grabe zu bringen? Mit welchem Rechte richte ich hier das Wort an den Tod? Wer bin ich? Nichts! Ich täusche mich, ich bin Etwas. Ich bin ein Verbannter. Gestern durch Gewalt vertrieben, heut freiwillig im Exil. Ein Verbannter ist ein Besiegter, ein Verleumdeter, ein Verfolgter, ein Verwundeter des Geschicks, ein Heimatsenterbter; ein Verbannter trägt unschuldig die Last eines Fluchs. Sein Segen muß wohlthun. Ich segne dieses Grab.

Ich segne das edle und anmuthige Wesen in dieser Gruft. In der Wüste trifft man Oasen, im Exil findet man Seelen. Emily de P. war eine dieser Seelen. Ich zahle hier die Schuld für Trost im Exil. Ich segne sie in ihrer dunkeln Tiefe. Im Namen der Leiden, die sie hold gemildert hat, im Namen der Schicksalsprüfungen, die für sie zu Ende sind, für uns fortdauern, im Namen von Allem, was sie sonst gehofft und was sie jetzt erlangt, im Namen von Allem, was sie geliebt hat, segne ich diese Todte; ich segne sie in ihrer Schönheit, in ihrer Jugend, in ihrer Lieblichkeit, in ihrem Leben und ihrem Sterben; ich segne sie in ihrem Grabgewande, in dem Hause, das sie untröstlich zurückläßt, in ihrem Sarge, den ihre Mutter mit Blumen gefüllt hat und den Gott mit Sternen füllen wird."

Italien.

Rom im Mittelalter, nach Gregorovius.*)

I.
Rom's Leichenrede.

„Es ist der Ruhm der Gothen, die Civilisation erhalten zu haben." Die Geschichte hat dieses Wort Cassiodor's, des letzten römischen Staatsmannes, der dem großen Theodorich bei der Regierung von Italien zur Seite stand und die Geschichte seiner Herrschaft geschrieben hat, glänzend gerechtfertigt. Denn als häuslicher Zwist das glorreiche Königsgeschlecht der Amaler ausgerottet hatte, als das Heldenvolk der Ostgothen in dem endlosen Kampfe um die Mauern der ewigen Stadt untergegangen war, da brach über Rom und Italien eine Zeit des Elends und der Barbarei herein, wie sie kein Land jemals schlimmer erlitten hat. Ein ruhiger, gründlicher Geschichtschreiber hat von dem Zustande Italiens nach dem Gothenkriege gesagt, daß die menschliche Seele in sich nicht die Kraft zu finden vermöge, so viel Wechselfälle des Glückes, so viel Vernichtung von Städten, Flucht von Menschen, Mord von Völkern nur mit dem Gedanken zu umfassen, geschweige denn mit Worten zu erschöpfen. Italien war wüst, mit Leichen und Trümmern bedeckt, von den Alpen bis nach Tarent; der Hunger und die Pest, den Spuren des Krieges folgend, hatten ganze Landschaften völlig zu Einöden gemacht. Es war, als wollten die Elemente jene Trümmer von Völkern vollends vernichten, welche die ungeheure Wanderung des fünften Jahrhunderts von allen Enden des Erdkreises her nach Italien verschlagen hatte, und als sollten mit ihnen, ihren Plünderern und Beherrschern, die Reste der durch endlose Leiden decimirten italischen und römischen Bevölkerung zu Grunde gehen. Gewiß übertreibt Procopius, der Historiker dieses italiänischen dreißigjährigen Krieges, wenn er die Zahl der in Italien Umgebrachten auf höher als fünf Millionen veranschlagt; denn kaum mochte das damalige Italien so viel Einwohner gezählt haben. Aber groß genug war die Zahl der Opfer, um dem Namen des Kaisers Justinian unter den Königen, für deren Ländergier und Ehrgeiz die einfältigen Völker sich gemordet haben, für immer eine der ersten Stellen zu verschaffen.

Am furchtbarsten trat dieser Ruin des Landes in Rom zu Tage. Die alte Weltbeherrscherin, im Laufe des fünften Jahrhunderts durch die Schaaren des Alarich, des Genserich, des Ricimer wiederholt geplündert, hatte sich von den vorübergehenden Schrecken dieser barbarischen Anfälle unter dem milden Scepter des großen Gothenkönigs erholt. Noch einmal hatte sie Roma Felix, Aurea Roma sich nennen dürfen; noch immer blendete der Glanz ihrer antiken Herrlichkeit die Augen der Menschen. „Wie schön muß das himmlische Jerusalem sein, wenn schon dies irdische Rom in solcher Herrlichkeit strahlt!" So hatte um's Jahr 500 ein Abt aus Afrika gerufen, der die Stadt als Flüchtling aufsuchte, hingerissen von dem überwältigenden Eindruck, den Rom noch damals auf die Gemüther der Menschen ausübte. Und Cassiodor, unter dessen Edikten wir zahlreiche finden, die auf den Schutz, die Reparatur und Erneuerung der antiken Monumente gerichtet sind, preist mit Begeisterung das Forum Trajan's, „ein Mirakel, so lange man es auch betrachten mag," und das Capitol, „ein Werk, das über das menschliche Genie hinausgeht." In dem Kampfe der Griechen und Gothen, der sich wie ein endloses Duell fast beständig um die Mauern Rom's gedreht, hatte die Stadt das Aeußerste erduldet. Fünfmal war sie in weniger als zwanzig Jahren durch Krieg erobert worden, mehrmals hatten sich alle Schrecken langwieriger Belagerung über sie ergossen. Der Grieche hatte ihren Hungers sterbenden Bewohnern das Brod um Gold verkauft; der Gothe, der sie wuthentbrannt erstürmt, hatte die Ausgehungerten und Verarmten in die wüste Campagna getrieben und einen Augenblick daran gedacht, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Der Held Belisar und der Held Totila hatten bei diesen Kriegen unsterblichen Ruhm gewonnen, aber Rom war zu Grunde gegangen. Als der Friede zurückkehrte, war den übrig gebliebenen Römern kaum mehr geblieben, als die nackten und verwüsteten Wohnungen, oder die Eigenthumsrechte auf die Aecker der Campagna, welche, schon seit den Kaiserzeiten verödet, nun völlig in eine menschenleere Wüste verwandelt war. Die Stadt, bis dahin wenn auch nicht mehr der Sitz der Weltmonarchie, doch immer die Hauptstadt des italischen Reichs, war zu einer halb ausgestorbenen Landstadt herabgesunken, die von den habgierigen Statthaltern der Byzantiner aus dem fernen Ravenna regiert wurde, und deren Mauern die Schaaren der Longobarden mit neuer Ersteigung unablässig bedrohten.

So begann in Rom das Mittelalter. Mit seinem Einzuge verpuppte sich die Stadt und verklösterte sich seltsam. Ihre politische Epoche war beschlossen, die Periode des kirchlichen und päpstlichen Rom's hatte begonnen. Jahrhunderte lang hört man im Schweigen der Geschichte nur das Fallen von Ruinen, das rastlose Bauen von Kirchen und Klöstern, das Singen von Bußprocessionen verzückter oder geängstigter Menschen und die monotonen Litaneien von zahllosen Mönchen und Nonnen, oder von germanischen Pilgern. Rom ging in's Kloster und die „lichtscheuen Männer", über deren Ausbreitung ein geistvoller Poet des fünften Jahrhunderts bereits bitter geklagt hatte, siedelten sich, von Heiligen geführt und disciplinirt, in Schaaren auf den Ruinen des Alterthums an.

Dieser Andrang zu den Klöstern war der einfache Ausdruck der düstersten Verzweiflung. Geängstigt durch die Wuth der Elemente, von grauenhaften Seuchen heimgesucht, erwarteten die Menschen jener Zeit den allgemeinen Untergang. Es lief eine Prophezeiung des heiligen Benedict um, der in den Tagen der gothischen Belagerungen über das Schicksal Rom's befragt, erklärt hatte: Rom wird nicht von den Barbaren zerstört werden, sondern von Wettern und Blitzen, von Wirbelwinden und von Erdbeben gegeißelt, wird die Stadt in sich selbst verfaulen — eine Prophezeiung, welche der große Papst Gregor als wörtlich eingetroffen bezeichnet. Die erhitzte Phantasie dieser gequälten Menschen erhob sich zu Visionen, die wie Vorahnungen der Dante'schen Poesie angesehen werden können. Mit leiblichen Augen glaubte man zu sehen, wie vom Himmel herab Pfeile schossen und die Menschen zu durchbohren schienen. Pestkranke wurden aus ihren Leibern plötzlich in die Unterwelt der Todten versetzt und erzählten von den flammenden Strafen der Hölle. Die Engelsburg in Rom trägt noch heute das Andenken an die Erscheinung, welche auf das Gebet des h. Gregor und einer Procession von ganz Rom das Ende der Seuche ankündigte.

Die Predigten dieses großen Priesters, der, dem vornehmsten Geschlechte Rom's entsprossen, aus dem Präfekten der Stadt ein Mönch und aus einem Mönche Papst wurde, sind das groß-

*) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, von Ferdinand Gregorovius. Stuttgart, Cotta. (Bis jetzt 4 Bände.) 1859—1862.

Digitized by Google

artigste Gemälde seiner Zeit und seiner Stadt. Wenn er, im vollen Sinne des Worts ein Hoherpriester und Vater seines Volks, die Kanzel bestieg, so hielt er nicht dogmatische und schöngeschmückte Reden, sondern was er sprach, war lebendige und geschichtliche Wirklichkeit, war, auch in der Seltsamkeit seiner Auslegungen und der wilden Phantasie, der Pulsschlag des damaligen Rom. Es ist vornehmlich die achtzehnte Homilie über den Ezechiel, die, unter dem Eindrucke eines mörderischen Raubzuges den Longobarden gehalten, wahrhaft die Leichenrede Rom's genannt zu werden verdient.

„Was ist es, so rief der Priester des gefallenen Rom den elenden Urenkeln des Hortensius und Cicero zu, was in dieser Welt noch erfreut? Ueberall sehen wir Trauer, überall hören wir Geseufz; die Städte sind zerstört, die Castelle geschleift, die Aecker verwüstet, die Erde ist zur Einöde gemacht. Auf den Feldern blieb kein Colon, in den Städten kaum ein Bewohner zurück; und doch werden selbst noch die kleinen Reste des Menschengeschlechts täglich und unaufhörlich getroffen, und die Geißelschläge der himmlischen Gerechtigkeit haben kein Ende. Wir sahen diese in Gefangenschaft geführt, jene verstümmelt, diese getödtet. In welchem Zustande aber, die einst die Herrin der Welt erschien, Rom, zurückgeblieben ist, das sehen wir: von vielem und unermeßlichem Schmerz, von Entvölkerung der Bürger, vom Ansturm der Feinde, von dem Schutt der Ruinen ist sie niedergebeugt, so daß in ihr erfüllt zu sein scheint, was einst der Prophet Ezechiel über die Stadt Samaria vorausgesagt: „Stelle den Topf auf, sagte er, und gieße Wasser hinein und thue darin ihre Stücke zusammen." Und weiter: „Es siedete und kochte, und ihre Knochen sind mitten darin verkocht." Und wiederum: „Häufe die Knochen zusammen, daß ich sie mit Feuer anzünde, es soll das Fleisch aufgezehrt und ihre ganze Masse verkocht werden und ihre Knochen sollen zergehen. Stelle den leeren Topf auch über die Reiser, damit er glühe und sein Erz zerschmelze." Ja, damals ward uns der Topf aufgestellt, als diese Stadt gegründet wurde; damals ward das Wasser in sie gethan und ihre Stücke wurden darin gesammelt, als von allwärts her die Völker in sie zusammenströmten, welche gleich wie heißes Wasser durch die Thaten der Welt in's Sieden geriethen, und wie Stücke Fleisch in der Hitze selbst sich auflösten. Davon ist trefflich gesagt: „Es siedete und gohr, und mitten in ihr wurden die Knochen verkocht." Denn zuerst siedete gewaltig in ihr die Liebe zum Ruhm der Welt; aber hierauf ging eben dieser Ruhm mit denen aus, die danach trachteten. Denn die Knochen bedeuten die Mächtigen der Welt, das Fleisch aber bedeutet die Völker; denn wie das Fleisch von den Knochen getragen wird, so wird die Schwäche der Völker von den Mächtigen der Erde regiert. Aber siehe, nun sind schon von ihr alle Mächtigen dieser Welt genommen, die Knochen also sind verkocht; siehe, die Völker sind abgefallen; das Fleisch also ist zergangen. Es mag daher gesagt werden: „Häufe die Knochen zusammen, daß ich sie mit Feuer anzünde; es soll das Fleisch aufgezehrt, und ihre ganze Masse verkocht werden, und die Knochen sollen zergehen." Denn wo ist der Senat? wo ist das Volk? Die Knochen sind aufgelöst, das Fleisch verzehrt: in ihr ist aller Glanz weltlicher Würden ausgelöscht. All ihre Masse ist zusammengekocht, und doch bedrängt selbst uns Wenige, die wir übrig blieben, noch täglich das Schwert und unzählige Plage. Es mag daher gesagt werden: „Stelle auch den leeren Topf über die Reiser;" denn weil der Senat fehlt, das Volk unterging, und weil sich dennoch bei den Wenigen, die noch leben, Schmerzen und Seufzer täglich mehren, so brennt schon das leere Rom. Was aber sagen wir dies von den Menschen, da wir durch gehäuften Einsturz selbst die Gebäude zerstört sehen? Woher von der schon leeren Stadt passend hinzugefügt wird: „Sie erglühe und ihr Erz soll zerschmelzen." Denn schon wird der Topf selber verzehrt, in welchem zuvor sowohl Fleisch als Knochen verzehrt wurden; denn nachdem die Menschen gefallen, stürzen auch die Wände ein. Wo aber sind diejenigen, die einstmals an dem Ruhm derselben sich entzückten? Wo ist ihr Stolz? wo ihr Pomp? wo die häufige und maßlose Lust? Es ist an ihr erfüllt, was wider die zerstörte Ninive durch den Propheten gesagt wird: „Wo ist die Wohnung der Löwen und die Atzung der jungen Löwen?" Waren nicht ihre Feldherren und Fürsten die Löwen, welche durch die Länder der Welt rannten und mit wüthender Mordlust die Beute entführten? Hier fanden die Jungen der Löwen ihre Speise: weil doch die Knaben, die heranwachsenden, die weltlichen Jünglinge und die Kinder der Irdischen hierher von allen Seiten zusammenliefen, wenn sie in dieser Welt ihr Glück machen wollten. Doch siehe, nun ist die Stadt verödet, nun ist sie zerstört und vom Geseufz niedergedrückt. Nun eilt Niemand mehr zu ihr, in dieser Welt sein Glück zu machen. Nun blieb kein Mächtiger und Gewaltthätiger mehr zurück, welcher durch Unterdrückung die Beute raubte. Sagen wir also: „Wo ist die Wohnung der Löwen und wo die Speise der Löwenkinder?" Ihr widerfuhr, was der Prophet von Judäa gesagt hat: „Deine Kahlheit breite aus wie die des Adlers." Denn die Kahlheit der Menschen pflegt nur das Haupt zu betreffen; aber die Kahlheit des Adlers breitet sich über den ganzen Körper aus, weil ihm, wenn er gar alt geworden ist, seine Flaumen und Federn an allen Stellen ausfallen. Und so hat, wie der entfiederte Adler, die Stadt ihre Kahlheit verbreitet, welche ihr Volk verlor. Auch die Schwungfedern sind ausgefallen, mit welchen sie einst zum Raube zu fliegen gewohnt war; denn ihre mächtigen Männer sind ausgestorben, durch die sie einst fremdes Eigenthum raubte."

Die Römer, so fügt der Geschichtschreiber des mittelalterigen Rom hinzu, welche diese Predigt in der hohen und schauerstillen Basilika des Sanct Petrus hörten, von deren Wänden sie die Musive von finstern Heiligen anstarrten, mußten von der Wucht der inhaltschweren Worte niedergebeugt werden. Ihr trostloses Schicksal stand ihnen wie eine vollendete Weissagung vor Augen: Rom war todt! Den feierlichen Ton des Redners begleitete das Weinen der Matronen und das tiefe Geseufz der Greise, die noch in den glänzenden Tagen Theodorich's waren geboren worden; und in den Pausen mochte die erschütterte Phantasie sich einbilden, das Wuthgeschrei der Feinde an den Thoren, oder das Bröckeln Rom's und seiner alten Monumente zu vernehmen, von denen dumpf und schwer die Marmorsteine niederfielen. Es giebt kaum ein schrecklicheres Gemälde von Rom, als dies, was durch jene Versammlung selbst und durch jene Predigt dargestellt wird, und die wilde und wüste Einbildungskraft der Homilie, welche die Geschichte der Hauptstadt der Erde an die Prophezeiungen der Juden knüpft, erregt, indem sie sich von kindischen zu wirklich erhabenen Bildern erhebt, eine völlig tragische Schwermuth. Man kann sie die Leichenrede Rom's nennen, und sie hat eine absolut historische Bedeutung, ja, eine weit höhere, als die Rede des Marc Anton an Cäsar's Leiche. Es war nun der Papst, der sie hielt, aber ein echter Sohn Rom's, der Abkomme der erlauchtesten Patricier der Stadt, und obwohl seine Predigt in die Vorstellungsweise und Sprache der Juden getaucht ist, durchbricht sie doch die volle Energie des römischen Nationalgefühls.

Arabien.

Die Entstehung des Mohammedanismus.

Nach Dr. Sprenger.*)

Der dritte Band des ausgezeichneten Werkes von Sprenger über das Leben und die Lehre des Mohammed liegt uns vor; wir entlehnen aus demselben, namentlich aus der Vorrede, einige der Stellen, welche die allgemeinen Gesichtspunkte und Resultate enthalten, zu denen der gelehrte Verfasser gekommen ist.

„Für uns hat Mohammed nur insofern Interesse, als er der Stifter des Islam ist. Der Islam ist allerdings an und für sich eine beachtenswerthe Erscheinung, doch würden die Meisten von uns sein Studium ruhig den Türken überlassen, wenn er nicht die einzige Weltreligion wäre, welche in vollem Lichte entstanden ist. Wenn auch, wie Barthélemy Saint-Hilaire richtig bemerkt, nicht alle Religionen genau denselben Ursprung haben, so ist es doch ein großer Vortheil, wenigstens von Einer die Entstehungsgeschichte dokumentarisch nachweisen zu können. Soll eine Biographie des Mohammed den gerechten Forderungen entsprechen, so muß sie die Frage beantworten: Wie ist es ihm gelungen, seiner Lehre Eingang zu verschaffen?“.......

Durch Wunder nicht — diese spielen im Islam eine große Nebenrolle. Höchstens kommt einmal ein Engel, der dem Propheten hilfreich im Kampfe beisteht. Die arabischen Quellen behaupten: durch die Macht des Wortes und der Wahrheit.

Andere behaupten: durch die Macht seines Genies. Dies stellt der Verfasser entschieden in Abrede; er hält diese Ansicht, die zu einem Geniekulte in weitester Ausdehnung führen würde, für „krankhaft und jeder historischen Grundlage entbehrend“. „Der Hauptstützpunkt für die oberflächlichen Bewunderer des Propheten sind die raschen Siege, die weite Verbreitung und die lange Dauer der von ihm gegründeten Religion. Es ist wahr, während seiner Lehrzeit hat sich ganz Arabien zu ihm bekehrt; aber nach seinem Tode sind drei Viertel der Halbinsel abtrünnig geworden, und zwar wie sich nachweisen läßt, durch seine persönliche Schuld. In seiner Imbecilität hat er gegen den Rath seiner Freunde den Glauben verrätherischer Freunde erkauft, welche er hätte zu Boden treten sollen, und sein theokratischer Dünkel machte ihn blind gegen die Absichten von Stämmen, deren Heuchelei am Tage lag. Wenn sie ihm ein schönes Weib brachten und sagten: „Du bist der Bote Gottes!“ machte er Zugeständnisse, welche keine anderen Folgen als den Aufruhr haben konnten.

„Sein Nachfolger Abu Baker hat die Mittel angewandt, welche Mohammed hätte anwenden sollen und können, um Arabien nicht dem Scheine nach, sondern thatsächlich zu unterwerfen. Ohne das energische Vorgehen Abu Baker's hätte sich der Mohammedanismus aufgelöst oder er wäre eine unbedeutende Sekte geblieben. Unter Omar endlich, welcher auch während Abu Baker's kurzer Regierung die Staatsgeschäfte leitete, haben sich die Moslime über Persien, Syrien und Aegypten ergossen und diese Länder für die neue Religion erobert. Omar ist der eigentliche Stifter der mosleminischen Macht. Omar steht in meinen Augen in jeder Beziehung höher, als der Prophet. Er ist frei von den Schwächen und Ausschweifungen, welche den Charakter des letzteren beflecken, und war ein Mann voll männlichen Ernstes und Thatkraft.........

„Man wird zugeben, daß ohne äußere Machtentwickelung der Islam nie zur Weltreligion geworden wäre. Besehen wir nun das Phänomen, das uns mit Staunen erfüllt, die weite Ausdehnung und die daraus hervorgehende Dauer des Islams näher, so erblicken wir darin die Summa der Kräfte aller nomadischen Nationen: der Araber, der Berber und vieler tatarischer Horden. Es ist aber ein von Ibn Chaldûn entwickeltes historisches Gesetz, daß die Nomaden von Zeit zu Zeit ackerbautreibende Völker überfluthen, um Dynastien zu gründen...... Er erblickt in der Religion nur das Einigungsmittel der arabischen Stämme im Kampfe gegen das Ausland.....

„Der Islam ist ganz vorzüglich die Religion nomadischer und halbnomadischer Völker. Im ackerbautreibenden Persien hat er schon früher eine eigenthümliche, die schyitische Form, angenommen, und selbst unter den abgelagerten Nomaden, nachdem sie einige Zeit in bleibenden Wohnsitzen gelebt hatten, verlor er sehr bald seine Einfachheit. In Arabien hingegen, seinem Heimatlande, wurde er selbst in neuester Zeit zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückgeführt. Es scheint also etwas im Boden zu sein, was seiner Entwickelung günstig ist. Jeder Reisende, welcher so glücklich gewesen ist, einige Zeit in der Wüste zuzubringen, schwärmt über den Einfluß der Luft auf die geistige Stimmung. Man fühlt sich von Wonne berauscht und von jeder Bürde des Lebens befreit. Obschon ich als Sohn der Alpen eine Vorliebe für die Gebirge habe, auf dem Meere und in großen Städten tausendmal von unseren Gletschern träumte, und beim Erwachen den Sennen beneidete, dessen fröhliches Jauchzen in hundertfachem Echo wiederhallt, so muß ich doch gestehen, daß weder die Luft unserer Hochalpen, noch die des Himalayas so stärkend, so belebend auf mich wirkt, als die der Wüste. Nach dem Zeugnisse Wallin's ist es aber nur im Nofûd, wo sich die Brust vollends öffnet; das Nofûd ist die Wüste in der Wüste, das Paradies im Paradiese. Ein solches Klima kann nicht ohne mächtigen Einfluß auf die physischen und geistigen Eigenschaften der Bewohner sein. Die Beduinen zeichnen sich durch dieselbe schnelle gesunde Wahrnehmung, Elasticität und Zähigkeit vor den übrigen Nationen aus, wodurch ihre Pferde alle anderen übertreffen. Sie sind sich auch der Vortheile ihrer Lage wohl bewußt. Die Geschichtschreiber behaupten scherzweise, daß es wegen des gesunden Klimas keinem Könige von Hyra gelungen sei, eines natürlichen Todes zu sterben. Omar bestand darauf, daß die Militärstationen Baschra und Kufa am Rande der Wüste angelegt würden, damit die Soldaten nicht degenerirten. Aeußerst geistreich ist eine Bemerkung des Ibn Chaldûn über die Entwickelung der moralischen Kräfte unter dem Einfluß des Lebens in Steppen. Die Israeliten, sagt er, waren so erniedrigt, als sie Aegypten verließen, daß sie das gelobte Land nicht erobern konnten. Sie mußten, um für dieses Unternehmen fähig zu werden, in der Wüste umherirren und es mußte darin eine neue nomadische Generation aufwachsen.

„Allerdings wächst der durchsichtige Monotheismus, den wir im Islam finden, in Arabien aus dem Boden empor und paßt ganz für die Ideosynkrasie der Nomaden. Wenn die Araber über höhere Gegenstände nachdenken, so denken sie klar und logisch, aber sie leben in den Tag hinein, und selbst die begabteren beschäftigen sich äußerst wenig mit solchen Spekulationen.

*) Das Leben und die Lehre des Mohammud, nach bisher größtentheils unbenutzten Quellen bearbeitet von A. Sprenger. 3 Bde. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhdl. (G. Parthey), 1865.

Ich zweifle nicht, daß es schon in den ältesten Zeiten Melchisedek's und Jethro's gegeben hat, welche an den einen Gott glaubten. Allein der Monotheismus an und für sich ist noch keine Religion. Das Volk bedarf Feste, und zur Veranstaltung derselben ist der Aberglaube, der ungeachtet des Bodens und der Luft unter den Massen im Ueberfluß vorhanden ist, besser, als eine ungreifbare Idee, und so weilten nicht nur die handeltreibenden Stämme, welche so entartet waren, daß sie einigen jüdischen Ethnographen für Kuschiten galten, sondern auch die reinen Araber Jahrtausende lang in formlosem Polytheismus......"

Es kam ein neues Moment hinzu. „In der Zeit, in welcher Mohammed lebte, gab es überall Anachoreten und Büßer, und Jedermann schien einzig und allein darauf bedacht zu sein, für das Jenseits zu leben. Die Furcht vor der ewigen Strafe bewegte die Gemüther noch mehr, als die Aussicht auf die Freuden des Paradieses, und obschon die Araber viel schwächere Ahnungen von einem Fortleben nach dem Tode haben, als andere Nationen, so wurden doch auch sie davon ergriffen..... Die Aufgeklärten verlangten eine Garantie, daß man sich auf dem rechten Wege befinde, und so erwachte das Bedürfniß nach einer Hodá, Leitung.

„Manche schlossen sich dem Christenthume oder dem Judenthume an; diese Religionen aber waren damals zu komplicirt, zu gelehrt, zu mysteriös für die einfachen Araber. Auch mochte es hier und da Eklektiker geben, welche sich auf Noah, Abraham, Moses, Jesum und alle Propheten beriefen, um für ihr Gemisch eine göttliche Autorität nachzuweisen......"

Das Bedürfniß war übrigens nicht so dringend. „Der Kern der Gemeinde des Mohammed bestand aus kaum mehr als tausend Männern. Diese waren Zeloten, schüchterten die indifferente Bevölkerung von Medina ein und verbreiteten dann den Glauben durch's Schwert.

„Bei der Zerfahrenheit der politischen Zustände war diese Zahl von eifrigen Gläubigen hinreichend, die Siegeslaufbahn zu eröffnen. Sie kämpften mit den benachbarten Stämmen, und wenn diese Widerstand leisteten, so geschah es aus Liebe zur Unabhängigkeit, aber nicht aus Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter. In allen Religionskriegen, welche Mohammed führte, waren unter seinen Gegnern nicht zwanzig Menschen, welche den Märtyrertod gestorben sind, ausgenommen einige Christen und die geborenen Juden. Die Meisten waren in Bezug auf die Religion indifferent; wo sich aber unter den Arabern (wie gesagt, mit Ausnahme einiger Christen) eine Ueberzeugung äußerte, war es immer zu Gunsten des Islams. Denn Diejenigen, welche überhaupt ein Interesse an einer Religion nahmen, fanden im Islam Befriedigung. Erst nach Mohammed, als die Nation durch die Kriege gegen das Ausland in ein neues Stadium eingeführt wurde, nahm die Gährung überhand und jedes Individuum wurde von Glaubenseifer erfüllt; der Islam erlitt aber auch eine sehr bedeutende, zeitgemäße Erweiterung.

„Uebersehen wir die religiöse Bewegung vor, während und nach Mohammed's Zeit, so überzeugen wir uns, daß er seinen pathologischen Zuständen seine welthistorische Bedeutung verdankt. Weder der Ascet Zayd, noch der Dichter Omayia waren die rechten Männer für ihre Zeit, obschon der Erstere den Mohammed an Sittenreinheit und der Letztere an Genie übertraf. Die Araber bedurften eines Propheten, und die hysterischen (?) Anlagen Mohammed's erfüllten ihn selbst und den Kern seiner Gemeinde mit der Zuversicht, daß er ein solcher sei. Ohne seine Verdienste leugnen zu wollen, halte ich es doch für einen groben Irrthum, die Gründung des Islam seinem Genie zuschreiben zu wollen. Das oberflächlichste Studium der Entwickelung seiner Lehre zeigt, daß er sich unverzeihlicher Mißgriffe schuldig gemacht hat, welche uns, wenn nicht an seiner Aufrichtigkeit, aber doch an seiner Kühnheit zweifeln lassen, und welche seine Aufgabe sehr erschwerten. Den Götzendienst wagte er Anfangs gar nicht offen anzugreifen, und noch im Jahre 616 erklärte er, daß sie Fürsprecher vor Gott sind, wodurch er viele von seinen aufrichtigen Anhängern zum Wanken brachte, ohne seine Gegner zu gewinnen. Der Gedanke, der seine ganze Seele erfüllte, war die Vergeltung nach dem Tode. Das Vernünftigste wäre gewesen, an den heidnischen Glauben, daß die Seelen der Frommen in den Körpern grüner Vögel fortleben, anzuknüpfen und die Unsterblichkeit in einer reineren Gestalt zu lehren. Statt dessen hielt er die in den Augen seiner Mitbürger höchst lächerliche Auferstehungstheorie fest, und wie es scheint, predigte er sie Anfangs in einer ziemlich unreinen Form. Er sagt nämlich nicht, daß die Seele ein eigenes Leben habe, auch nach dem Tode des Körpers fortbestehe und wieder am Gerichtstage mit demselben vereinigt werde, sondern, daß die Menschen in der Auferstehung wieder zum Leben erweckt werden. Nach ihrer zweiten Geburt leben sie allerdings ewig fort. Sein Glaube an „das Buch" und an die Identität aller geoffenbarten Religionen verleitete ihn, auf die Form des Kultus, insofern er dem Allah dargebracht werde, kein Gewicht zu legen. Wie schön auch diese Lehre ist, so ist sie doch unpraktisch, und seine Religion wäre wie frühere derartige Versuche zerronnen, wenn ihn die Umstände nicht genöthigt hätten, ihr einen exclusiven Charakter zu geben. Sein Augenmerk war einige Zeit besonders darauf gerichtet, die Anerkennung der Juden und der Christen zu gewinnen, während, wie der Erfolg zeigte und er hätte voraussehen können, sein natürlicher Wirkungskreis unter den Arabern lag. Nach seiner persönlichen Ansicht war Takwá, Behutsamkeit, furchtsames Ausweichen und wohl auch Gottesfurcht die Haupttugend eines Gläubigen. Die Umstände haben ihn gezwungen, kriegerischem Unternehmungsgeist und Todesverachtung die Märtyrerkrone und die höchste Belohnung im Paradiese zuzusprechen. Ohne diesen Umschwung wäre der Islam nie die Religion der erobernden nomadischen Völker geworden, denen er seine Größe verdankt. Kurz, in allen seinen Lehren, insofern sie die Frucht seines eigenen Genius sind, vermag ich weder Originalität, noch Genie, noch kluge Berechnung zu entdecken. Der Geist der Schule, aus der er hervorgegangen und deren Einfluß ihm bis an sein Lebensende anhing, ist mönchische Entsagung und Schwärmerei; der Geist der Schule, welche er stiftete, ist siegesgewisse Kraft und Klarheit. Nicht ihm, sondern thatkräftigen Männern, wie Omar, Hamza, Abdal-Rahmán ben Awf, deren es in Arabien so viele giebt, noch mehr aber den häuslichen Verhältnissen verdankt seine Lehre diesen Umschwung, und es wäre ein großes Glück für sie, wenn er seine frühesten Offenbarungen mit wenigen Ausnahmen hätte unterdrücken können.

„Die hysterischen (?) Anlagen stempelten den Mohammed aber nicht nur zum Propheten, sondern sie gaben ihm andere Eigenschaften, welche unter den obwaltenden Umständen einem Führer sehr nützlich, fast unentbehrlich waren; aber wohl gemerkt: diese Eigenschaften sind meistens negativ. Der hysterische Prophet unterschied sich nur wenig von einer gewissen Klasse hysterischer Frauen. Seine Begriffe waren weder klar, noch scharf bestimmt, flossen aber alle aus einer Idee oder viel-

mehr aus einem Gefühle. Diese Idee erfaßte er mit Wärme und sprach sie mit weibischer Ueberschwenglichkeit und prophetischer Verwirrtheit aus. Er war so zäh, aber auch so abhängig von seinen Freunden, wie eine Frau, und in Folge der divinatorischen Empfindsamkeit, welche der Hysterie eigenthümlich ist, nahm er den leisesten Hauch der öffentlichen Meinung wahr; dazu kamen die oft erwähnte Selbsttäuschung und die damit verwandte Verstellungsgabe und Gewandtheit in Ausflüchten. Ein passenderer Führer für eine Gemeinde voll Thatkraft und ein geeigneteres Organ für die zeitgemäße Gestaltung und Verkörperung der national-religiösen Gefühle ist nicht denkbar."

Nord-Amerika und Mexiko.

Arizona und Sonora.*)

Der Name Arizona wird von dem aztekischen Worte Arizuma, silberführend, abgeleitet, welches den, schon den alten Mexikanern bekannten Silberreichthum dieser Gegend andeutete. Das Territorium wurde von dem Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten, General Gadsden, im Jahre 1854 der damaligen Republik Mexiko für den Preis von zehn Millionen Dollars abgekauft, und man nennt es daher noch jetzt den „Gadsden Purchase." In früherer Zeit war es eine blühende spanische Provinz, indem die Jesuiten, welche es zuerst um 1687 erforschten, dort eine Mission gegründet hatten, die einen so raschen Aufschwung nahm, daß sie nach einem Jahrhundert über vierzig Städte und Dörfer in ihrem Umkreise zählte. Das Thal des Santa-Cruz und seiner Zuflüsse war mit fleißigen Landbauern und Bergleuten bevölkert, und zu einer Zeit wurden nicht weniger als hundert Silber- und Goldminen mit Erfolg bearbeitet. Endlich aber erhoben sich die Indianer in Masse gegen die Ansiedler und vertrieben sie nach blutigen Kämpfen aus dem größten Theil des Landes. „Eine überlegene Civilisation verschwand vor dem verheerenden Tritt dieser Wilden, und heute ist von ihr fast keine Spur zu erblicken, mit Ausnahme kaum sichtbarer Ruinen, der Anzeichen großartiger und plötzlich verlassener Grubenwerke und der Traditionen des Landes."

Das Klima von Arizona wird von Herrn Mowry als ein köstliches gerühmt — nie übermäßig heiß und mit kühlen Sommernächten. Das Land ist schön bewaldet, die Arbeit ist billig und der Boden in den Thälern von seltener Fruchtbarkeit. Die Bevölkerung des Territoriums belief sich im Jahre 1858 auf 10,000, ohne die Indianer. Diese letzteren bilden die Schattenseite gegen die Annehmlichkeiten Arizona's; ihre Zahl ist zwar gering, was sie aber nicht verhindert großes Unheil anzustiften. Der Apachenstamm, der sich am feindseligsten benimmt, zählt nur ein paar Tausend Krieger, aber diese Handvoll Leute hat mehr als einmal ganz Nord-Mexiko verwüstet. Ihr Charakter wird mit den schwärzesten Farben geschildert; eine Nation von Räubern, wissen sie nur zu morden und zu plündern. Eine versöhnliche Politik, meint der Verfasser, sei gegen diese Barbaren nicht anzuwenden; er möchte sie behandelt sehen, wie die Tscherkessen von den Russen und die Maoris von den Engländern behandelt werden. Was die Sympathien betreffe, welche „schwachmüthige Philanthropen" für solche Racen empfinden, so könne man eben so gut mit Tigern oder Klapperschlangen sympathisiren!

Von den Minen Arizona's giebt Herr Mowry eine glänzende Schilderung. Die bedeutendste von ihnen ist die Heintzelmanns-Mine, die wie die andern von der Sonora-Compagnie bearbeitet wird, und er ist überzeugt, daß „die kolossalsten Vermögen, die man je in diesem Lande (den Vereinigten Staaten) gekannt hat, aus den Bergwerken von Arizona und Sonora hervorgehen werden." „Eisen, Kupfer, Silber und Gold sind an Hunderten von Stellen zu Tage gefördert worden, ein Graphitlager wurde noch 1859 entdeckt, und Quecksilber ist das einzige Metall, von dem keine Erwähnung gethan wird." Wenn, sagt er, Arizona auch nicht einen Morgen urbaren Landes enthielte, so würden seine Bergwerke es doch zu einem der reichsten Staaten der Union machen. Die Silbergruben beschreibt er als besonders ergiebig, und er citirt aus Ward's „Mexico" ein von Philipp V. im Jahr 1741 erlassenes Dekret, welches den Bezirk von Arizona als ein Criadero de plata, d. h. einen Ort, wo Silber durch einen natürlichen Prozeß erzeugt oder „geschaffen" wird, für königliches Eigenthum erklärt, indem man dort Massen des reinen Metalls gefunden hatte, wovon ein einziges Stück 2700 Pfund wog, während das Gewicht des Ganzen 4033 Pfund betrug. Ehe jedoch die Hilfsquellen des Landes vollständig entwickelt werden können, muß Vieles anders werden. Die Indianer müssen zur Ruhe gebracht, die mexikanische Gränzlinie rectificirt, Straßen gebaut und ein guter Seehafen erworben werden. Arizona wird dann eine der Hauptquellen werden, aus denen man Silber bezieht, wenn es auch nie die Wichtigkeit haben dürfte, welche einst Potosi besaß.

Sonora soll seinen Namen von einem indianischen Worte Sonot haben, das so viel als das spanische Señora bedeutet; eine Etymologie, die uns übrigens sehr zweifelhaft scheint. Die Conquistadores wurden hier gastlich von den Opata-Indianern empfangen, die, wie man versichert, den Namen ihres Landes aus Artigkeit gegen die Spanier modificirt hätten. In diesem wie in allen anderen Punkten waren sie sehr verschieden von ihren Nachfolgern, den Apache, deren Raubzüge Sonora in den Zustand versetzt haben, der durch den diesem Staate gegebenen Beinamen: Infelix, ausgedrückt wird. Seine mexikanischen Bewohner sind von mildem und gelehrigem Charakter, ohne Bildung, aber ehrlich und gastfrei; ihre ursprüngliche Energie haben sie jedoch ganz verloren. Im Jahre 1859 überstieg die ganze Bevölkerung nicht 135,000 Seelen, und sie nahm so rasch ab, daß man die Verödung des Landes befürchtete. In früherer Zeit beherbergten die Thäler der Flüsse Sonora und Gila ein zahlreiches und kräftiges Geschlecht. Auch hier hatten die Jesuiten ihre Missionen errichtet, und alte Leute sprechen noch von der Macht und Weisheit der ehrwürdigen Väter. Nach einer in Sonora gangbaren Ueberlieferung, war Montezuma ursprünglich das Haupt der Opata-Indianer, und begann nach Unterjochung der benachbarten Stämme eine große Stadt an den Ufern des Gila zu bauen, welche nachher Casa Blanca genannt wurde. Aber von bösen Vorbedeutungen erschreckt, machte er sich auf, um eine günstigere Stelle zu suchen, von einem Adler geführt, der seinem Heere vorausflog, bis er es endlich an den großen See von Mexiko brachte. Hier gründete Montezuma seine Hauptstadt an der Stätte, wo man den Adler gesehen hatte, „auf einem Opal sitzend, mit einer Klapperschlange im Schnabel." Bekanntlich sind Adler, Schlange und Opal noch heute das Wappen Mexiko's. Die Schlange allein, meint Herr Mowry, würde passender sein.

*) Arizona and Sonora; the Geography, History, and Resources of the Silver Region of North America. By Sylvester Mowry, of Arizona. Third Edition. London and New York, 1864.

Seine Beschreibung des Klima's von Sonora weicht von der anderer Schriftsteller ab. Nach ihm ist die Temperatur gemäßigt und Extreme von Hitze und Kälte unbekannt. Der Boden ist höchst fruchtbar, indem jährlich zwei reiche Aerndten mit Leichtigkeit erzielt werden. Weizen, Mais, Erbsen und Bohnen sind die Hauptprodukte, aber überall wächst auch vortrefflicher Tabak und in einigen Distrikten gedeiht auch das Zuckerrohr, aus dem man einen groben Zucker, panocha, bereitet. In anderen baut man Baumwolle, und „wie in Alabama sieht man die goldenen Kornähren nur durch eine Hecke oder einen Pfad von dem schneeweißen Fließ der Baumwollstaude getrennt."

Die Minen von Sonora hält der Verfasser für unerschöpflich. In dem Zweige der Cordilleren, der den Namen Sierra Madre führt, gebe es kaum ein Dorf oder einen Weideplatz, der nicht Adern von Gold, Silber, Blei oder Kupfer enthielte, und aller Wahrscheinlichkeit nach, sei nicht der vierte Theil des Metallreichthums erforscht und nicht die Hälfte des bekannten ausgebeutet. Unter der spanischen Herrschaft wurde der Bergbau in jeder Weise aufgemuntert; den Bergleuten wurden besondere Privilegien und Vortheile gewährt; aber die revolutionären Wirren hatten auf ihre Arbeiten den verderblichsten Einfluß, und der Bergbau ist seitdem in den tiefsten Verfall gerathen. Die Minen werden nur schwach bearbeitet; es fehlt an Kapital, an Händen und an den nothwendigsten mechanischen Vorrichtungen. „Um eine Mine zu bearbeiten, ist eine Mine erforderlich," pflegten die Spanier zu sagen, welche enorme Revenüen aus Quellen bezogen, die ihre Nachfolger nicht zu benutzen wissen. Aber die Spanier hatten trotz ihrer Trägheit noch Unternehmungsgeist und Gewerbsinn, während die armen Mexikaner aller Thatkraft und geistigen Regsamkeit entbehren. „Früher," bemerkt der Verfasser, der vielleicht die Kapuzinerpredigt im Wallenstein gelesen hat, „hieß Sonora sprichwörtlich das Reiche; jetzt ist seine Armuth eine anerkannte Thatsache." Der heutige Bergmann steht in jeder Beziehung hinter seinen Vorgängern zurück. Im Allgemeinen gehört er zu den sogenannten Gambussinos, Spekulanten ohne Kapital, welche verlassene Gruben bearbeiten. Von aller Aufsicht befreit, treiben sie ihr Geschäft ohne Ordnung oder Vorsicht, brechen das Erz nur aus, wo es am zugänglichsten ist, und werfen die Schlacken in die Schachte und Stollen hinab, welche dadurch bald versperrt werden. Oft schneiden sie die Pfeiler weg, die als Stützen angebracht sind, wo dann die Wände einfallen und die Arbeit von Jahrhunderten vernichtet wird. Viele von den Minen sind wegen der Raubzüge der Indianer verlassen worden. Zur Zeit der Spanier herrschte Ordnung in der Provinz, aber seitdem wurden die Truppen, welche die Indianer im Zaume hielten, abberufen, um die Aufstände zu unterdrücken, die fortwährend in der Hauptstadt und in anderen Theilen des Landes stattfanden, und ihr Rückzug gab das Signal zu den Einfällen der Wilden.

Herr Mowry ist der Ansicht, daß die Minen der Spekulation ein ergiebiges Feld darbieten, daß aber Ausländer mit zahlreichen Hindernissen zu kämpfen haben werden. Zum Erfolge gehöre nicht allein Geld, sondern auch Erfahrung im Bergwesen und eine genaue Kenntniß der Gegend und ihrer Einwohner. Er erzählt manche seltsame Geschichte von Verlusten, welche Aktiengesellschaften durch die Unredlichkeit oder Unwissenheit ihrer Agenten erlitten haben, und welche nicht geeignet sind, zur Theilnahme an dergleichen Unternehmungen zu ermuthigen. Trotzdem ist der Verfasser überzeugt, daß dem Bergbau in Mexiko noch eine glänzende Zukunft bevorsteht. Er schätzt den ganzen Ertrag der dortigen Silbergruben von der spanischen Eroberung bis zum Jahre 1803 auf etwas über zwei Milliarden Dollars, und sieht dem Tage entgegen, wo die Reichthümer Mexiko's seinen Landsleuten zufallen werden, „und die Weissagung Humboldt's, daß das Gleichgewicht zwischen Gold und Silber eines Tages wiederhergestellt werden würde, durch die Schätze Arizona's und Sonora's ihre Bestätigung erhalten wird."

Kleine literarische Revue.

— **Emil Pirazzi's Denkschrift in französischer Sprache.***) Die Denkschrift in der Schleswig-Holstein'schen Sache, die Herr Emil Pirazzi zur Zeit, als der Krieg mit Dänemark noch nicht beendigt war und das englische Parlament, wie die englischen Zeitungen, eine Fluth von Schmähungen auf die deutsche Nation und deren politische Sympathieen herabschütteten, an sieben der deutschen Sache geneigte Mitglieder des House of Commons richtete, ist kürzlich in französischer Uebersetzung erschienen, vervollständigt durch einen Artikel über die Verworfenheit der „Times", dieses, wie die Welt meint, den politischen Charakter des heutigen Englands auf das Würdigste repräsentirenden Blattes. Bekanntlich hatte damals (im Mai 1864) die geschäftsführende Kommission der Versammlung deutscher Abgeordneten in Frankfurt a. M. den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß die Schrift Pirazzi's in's Französische übersetzt und allen Parlamenten des Auslandes zugesandt werden möge, damit dort endlich ein richtiges Verständniß der Schleswig-Holsteinischen Frage möglich werde. Die Mittel zur Publikation dieser französischen Uebersetzung waren bald zusammengebracht, doch ihr Erscheinen hat sich ungebührlich verzögert. Seitdem ist die Schleswig-Holsteinische Frage sowohl Deutschland als dem Auslande gegenüber in eine völlig andere Phase eingetreten, und wir haben kaum noch ein Interesse der Erinnerung für jene lächerliche Position Englands und seiner politischen Organe in der Streitsache von 1864. Gleichwohl ist es vielleicht für Franzosen, Engländer und andere über Deutschland schlecht unterrichtete Ausländer noch an der Zeit, sich darüber belehren zu lassen, daß es kein Raub an der skandinavischen oder an der dänischen Nationalität sei, wenn die Deutschen in Schleswig-Holstein sich wieder eng an das deutsche „Fatherland", wie es die „Times" zu parodiren liebt, anschließen. Haben wir kürzlich doch sogar von einem niederdeutschen Belgier auf dem Provinziallandtage von Antwerpen behaupten hören, daß in ähnlicher Weise, wie in Belgien die französische „Sprach-Aristokratie" die Nationalität und die Bildung der Vlaamingen zu unterdrücken suche, so auch die deutsche „Sprach-Aristokratie" in Schleswig-Holstein die Nationalität und die Bildung der Dänen unterdrücke! Mag unser Antwerpener Niederdeutscher sich jetzt durch die in Brüssel in französischer Sprache erschienene Schrift über seinen Irrthum aufklären lassen.

— **Deutsche Sprache und Literatur in Frankreich.** Bei Gelegenheit einer Kritik der „Études sur l'Allemagne" von Charles

*) L'Angleterre et l'Allemagne à propos du Schleswig-Holstein. Par Emilie Pirazzi. Memoire envoyé a plusieur membres du parlament anglais et suivi d'un article a l'adresse du Times. Bruxelles, E. Flatau. Paris, C. Reinwald, 1865.

Dollfuß (einer Sammlung von Aufsätzen, die der Verfasser zunächst für die von ihm herausgegebene Revue Germanique geschrieben), bemerkt die Revue de l'instruction publique: „Wir vernachlässigen Deutschland gar zu sehr, während wir England dagegen bevorzugen. Gegenüber den ausgezeichneten Arbeiten von Taine, Esquiros und Prévost-Paradol, die den Engländern gewidmet sind, würden wir in Betreff Deutschlands Nichts zu bieten haben, wenn Herr Dollfuß und seine Revue Germanique nicht wären. Diese Erscheinung läßt sich zum Theil aus dem Umstand erklären, daß die Engländer viel spröder gegen uns sind, als die Deutschen und gerade die Sprödigkeit uns zu reizen pflegt. Die Deutschen haben eine Leidenschaft, Alles zu übersetzen. In dieser Beziehung sowohl durch die Mängel, als durch die Vorzüge ihrer Sprache begünstigt, sind die Deutschen ganz ausgezeichnete Uebersetzer. Ihre berühmtesten Schriftsteller, Göthe und Schiller, haben es nicht verschmäht, sich mit Uebersetzungs-Arbeiten zu beschäftigen, die bei uns für etwas Sekundäres angesehen werden. Noch heutigen Tages übersetzen die Deutschen Alles, was aus Frankreich kommt, selbst Gelegenheits-Vaudevilles und Fabrik-Romane. Die Franzosen dagegen, welche wahrnehmen, daß der Berg zu ihnen komme, haben es nicht für nöthig gehalten, ihrerseits zum Berge zu kommen. Da alle fremde Nationen unsere Sprache erlernen, so haben wir daraus den Schluß gezogen, daß wir uns selbst genügen, unter Ausschließung aller anderen. Unser Esprit, unsere Moden, unsere Bücher herrschten in London, in Berlin, in St. Petersburg; dafür allerdings haben wir Shakespeare abwechselnd bald ignorirt, bald mißverstanden. In unserer Zeit endlich hat Shakespeare auch in Frankreich Verständniß und Bewunderung gefunden, und seit Frau v. Staël ihr Buch über Deutschland geschrieben, haben wir von der raschen und mächtigen Geistes-Entwickelung dieses Landes ebenfalls Notiz zu nehmen angefangen."

— **Göthe's Faust in England.** Abermals ist eine neue englische Uebersetzung von Göthe's Faust erschienen, und zwar von Theodor Martin*), der sich die Sache nicht leicht gemacht, da er das Stück in gereimte Verse übertragen hat. Als Probe theilen wir hier Brander's Worte in Auerbach's Keller mit:

Champagne! champagne for me!
Creaming and sparkling cheerily.
One cannot at all times dispense
With foreign things and foreign sense;
For what is good, and what we prize,
So far away so often lies,
No real German, 'tis most sure,
Could e'er a son of France endure;
Yet will he readily incline
To do full justice to his wine.

Allerdings sind hier zehn englische Zeilen aus sechs deutschen geworden, doch ist der Geist des Originals immerhin richtig aufgefaßt. Auch bemerkt der Reader, daß diese Stelle ausnahmsweise, wie noch einige andere, etwas in die Länge gezogen sei. Im Uebrigen aber bezeichnet der Reader diese Uebersetzung als eine wahrhaft poetische Arbeit.

— **Professor Wilhelm Lübke's Geschichte der Architektur** **) ist eins der Bücher, an denen sich die ungeheuere Steigerung des Interesses an der Kunstliteratur und die alle Erwartung übertreffende Erweiterung des Leserkreises in Deutschland am sichtlichsten nachweisen läßt. Gleich anderen Werken des verdienten Verfassers dazu bestimmt, die Ergebnisse der Forschungen unserer Kunsthistoriker, unter denen er selbst auch durch gelehrte Arbeiten eine ehrenvolle Stellung einnimmt, der ganzen gebildeten Lesewelt zu erschließen, hat sich die Geschichte der Architektur so lebhafte Theilnahme erworben, daß sie uns bereits in der dritten, vielfach vermehrten und verbesserten Auflage vorliegt. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen stellen sich in glänzender Ausstattung durch Papier, Druck und Abbildungen, deren das ganze Werk 600 bringt, den elegantesten Publikationen des Auslandes an die Seite und legen dadurch ein neues Zeugniß von den ehrenwerthen Bestrebungen des Verlegers ab, welcher in jüngster Zeit der Kunstliteratur und namentlich den populären Produktionen derselben eine besondere Thätigkeit zugewendet hat.

*) Faust, a Dramatic Poem by Goethe, Translated into English Verse by Theodore Martin.

**) Dritte Auflage. Leipzig. E. A. Seemann, 1865.

Literarischer Sprechsaal.

Zu Dante's Sexcentenarium hat Florenz, die neue Königsstadt Italiens, die Vaterstadt und das poetisch-politische Centrum der Divina Commedia, eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Dichters prägen lassen, das nach dem ältesten, vorhandenen Urbilde Dante's gezeichnet ist. Dieses Urbild ist im Jahre 1841 in einer Kapelle des ehemaligen Palazzo der Podestá in Florenz aufgefunden worden, wo es auf einem von Giotto, dem Zeitgenossen Dante's, gemalten Fresco-Bilde des Paradieses sich befindet. Daß dieses Bild „in tabula altaris capellae palatii potestatis" von Giotto gemalt sei, bezeugt ein anderer Zeitgenosse Dante's, der Chronist Villani, in einem „De origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus" betitelten Manuscripte. Leider fand sich bei Aufdeckung der Fresken in jenem alten Palaste der Podestá, der lange Zeit als Pferdestall gedient hatte, das Portrait Dante's von einem Nagel stark beschädigt, bei dessen Herausziehen ein großer Theil der Backe und des Auges abgefallen war. Nach demselben Portrait hat der Bildhauer Pazzi aus Ravenna auch die Züge des Dichters modellirt, dessen Statue, in grandiosen Verhältnissen ausgearbeitet, am 14. Mai auf dem Platze vor der Kirche Santa Croce in Florenz enthüllt worden ist. Die Statue, deren Rechte eine Schriftrolle, „La Divina Commedia", emporhält, mißt vier Meter und steht auf einem Piedestal, welches die 32 Wappenschilder der bedeutendsten italiänischen Städte trägt. An den vier Seiten tragen vier Löwen die Titel der anderen berühmten Werke Dante's, der Vita nuova, die Monarchia und der vermischten Dichtungen.

Der Kaiser von Oesterreich hat, wie die amtliche Zeitung von Venedig meldet, genehmigt, daß an der Universität Padua aus Staatsmitteln ein jährliches Stipendium im Betrage von fünfhundert Gulden unter dem Titel „Dante-Stiftung" begründet werde. Zur Erlangung dieses Stipendiums, dessen Verleihung mit dem Schuljahre 1865/66 beginnt, sind diejenigen Studirenden berufen, die besondere Fortschritte in ihren Studien nachweisen, den philosophischen Kursus an der Universität mit sehr guten Erfolgen zurückgelegt haben, sich durch unbescholtenes, moralisches und politisches Verhalten einer solchen Gnade vollkommen würdig zeigen und ihre Mittellosigkeit nachweisen. Dieselben müssen gleich nachdem sie den philo-

sophischen Kursus regelmäßig absolvirt haben, sich irgend einem Zweige der Wissenschaft oder Literatur widmen, dessen Pflege geeignet erscheint, das Andenken Dante's zu ehren und seinen Ruhm in helleres Licht zu stellen. Das Stipendium wird vom Staatsministerium auf Vorschlag der philosophischen Fakultät der Universität Padua für je zwei Jahre verliehen; der Stipendiat wird von Semester zu Semester durch Zeugnisse des Vorstandes der genannten Fakultät seine Fortschritte in den begonnenen Studien nachzuweisen haben.

Ueber die von Napoleon III. geschaffene Dotation des französischen Heeres, durch welche dasselbe zu einer der festesten Säulen seiner Regierung und, wie er glaubt, auch seiner Dynastie gemacht werden, giebt eine politische Korrespondenz aus Paris folgende Auskunft:

Das französische Rekrutirungsgesetz von 1855 hat das bis dahin bestandene Stellvertreter-System vollständig abgeschafft und dafür den Loskauf eingeführt, wonach jedes Individuum, das der Militairpflicht unterliegt, sich durch eine an den Staat zu zahlende Summe davon befreien kann. Die auf diese Weise gesammelten Summen bilden den Fonds der Dotations-Kasse der Armee, welche es auf sich nimmt, die betreffende Anzahl von Mannschaften aus freiwillig engagirten und reengagirten gedienten Soldaten zu stellen. Die schon unter den Fahnen Befindlichen können sich für den Rest ihrer Dienstzeit befreien, indem sie für die noch abzudienenden Jahre einen verhältnißmäßigen Theil der für die ganze Dienstzeit bestimmten Exemptionssumme erlegen. Dieselbe ist durch Gesetz jetzt auf 2500 Francs für die siebenjährige Dienstzeit festgesetzt, und auf 250 Francs auf jedes abzudienende Jahr. Dem freiwilligen Einsteher oder Reengagirten wird die Hälfte dieser von den Eximirten gezahlten Summe sofort beim Eintritt in den Dienst ausgezahlt und die Hälfte bis nach Beendigung desselben aufbewahrt und verzinst, welche Zinsen dem Mann aber als Soldzulage während des Dienstes ausgezahlt werden. Die gedienten Soldaten, welche ein zweites Engagement eingehen, und die Unterofficiere derselben Gattung erhalten außerdem als Ermunterung zum Wiedereintritt in den Dienst eine Solderhöhung von 2 bis 10 Sous pro Tag nach dem zweiten und dritten Engagement. Die Dienstzeit, welche ein Recht auf Pension giebt, ist von 25 auf 20 Jahre herabgesetzt worden, und jedes Jahr im Felddienst oder in Garnison in Algerien zählt doppelt. Die im Jahre 1852 von dem Kaiser gestiftete Militair-Medaille für Soldaten und Unter-Officiere ist mit einer Pension von 100 Francs jährlich verbunden und das Ritterkreuz der Ehrenlegion mit einer Pension von 250 Francs jedem gemeinen Mann zugänglich. Außerdem stehen dem gedienten Mann die Reihen der Garde offen, welche einen angenehmen Dienst mit doppeltem Sold verbindet. Denjenigen Söhnen des Volkes, Landbauern, Arbeitern und selbst denen aus den höheren Klassen der Gesellschaft, welche Geschmack am Waffenhandwerk und Soldatenleben haben, bietet jetzt die Armee eine Aussicht auf Erwerb und Versorgung, wie nie früher und wie wohl in keinem andern Staate. Der junge Mann, welcher mit 18 Jahren als Freiwilliger aufgenommen wird, kann sich nach drei Kapitulationen mit dem Alter von 40 Jahren, wenn er sich ausgezeichnet und, was nicht selten ist, die Militair-Medaille oder das Ehrenlegionskreuz erlangt hat, mit einer Rente zurückziehen, welche ihm ein anständiges und unabhängiges Leben für den Rest seiner Tage sichert, da er außer seiner Militair-Pension leicht ein Kapital von 5000 bis 7500 Fr. vor sich haben kann. Hat er es, was nach zwei oder drei Kapitulationen fast stets der Fall ist, bis zum Grad des Sergeanten gebracht, so ist ihm eine Rente von 700 bis 800 Fr. sicher, und es kann nicht fehlen, wenn er nicht zu fernerem Dienst unbrauchbar ist, daß er in der Gendarmerie oder in einer von dem Staate abhängigen Administration untergebracht wird, wo man Leute braucht, auf die man zählen kann. Mit einem Wort, der Militardienst ist durch die Errichtung der Garde und der Dotationskasse ein anziehender Lebensberuf geworden, und das Ziel der Regierung, eine nicht nur aus Rekruten zusammengesetzte kriegstüchtige und zuverlässige Armee zu haben, ist erreicht. Einige Ziffern werden dies beweisen:

Nach dem Berichte der Dotationskasse vom Jahre 1859 hatten seit dem Bestehen derselben (1855) 62,389 Freiwilligen-Engagements und 81,232 Reengagements stattgefunden. — Die Proportion derer, welche sich eximiren lassen, wächst mit jedem Jahre und ist von 16 Procent, was sie ungefähr früher betrug, auf 30 Procent und mehr gestiegen, so daß man sagen kann, daß die heutige französische Armee (auf Kriegsfuß 700,000 Mann) zu einem Drittel aus gedienten Truppen besteht, und es hat den Anschein, daß sich diese Proportion noch ausdehnen wird. Hierdurch verliert die kaiserliche Armee immer mehr den Charakter einer Armee von Conskribirten und wird immer mehr ein Heer von Soldaten von Profession, was sowohl für den äußeren Krieg als für die Zwecke im Innern von wesentlicher Bedeutung ist.

Die Akademie der Wissenschaften in Lissabon hat den evangelischen Prediger Gustav de Beer in Danzig, Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen und zur Zeit auch in diesen Blättern nach Verdienst anerkannten Werkes „Prinz Heinrich der Seefahrer,"*) zu ihrem korrespondirenden Mitgliede ernannt.

Die März-Lieferung der Revue Germanique ist unter dem veränderten Titel **Revue Moderne** erschienen, nachdem sie sich früher bereits zu einer Revue Germanique et Française erweitert hatte. Wie bisher die deutsche und die französische Literatur, so soll fortan auch die italiänische, die englische und die amerikanische Literatur in dieser Monatschrift besprochen werden. Darstellungen des geistigen Lebens der Völker, Erörterungen, die dazu beitragen können, den internationalen Ideen-Austausch und die allgemeine Kultur zu fördern — ganz so, wie es unser „Magazin" sich zur Aufgabe macht — wird die Revue Moderne fortan vorzugsweise bringen.

Berichtigung. In Nr. 20 S. 273 erste Spalte gegen Schluß läßt mich ein Druckfehler einen chronologischen Schnitzer begehen. Ich sagte: „Schon vor Jesus sehen wir bei den griechischen Komikern (z. B. Menander und Philemon; also nicht: Gnostikern!) den Monotheismus als religiöse Grundanschauung."**)

Als deutscher Grammatiker — ich habe in französischer Sprache über die deutsche Deklination geschrieben — protestire ich auch gegen den leider gegenwärtig üblichen Dativ „Niemandem"; er muß „Niemanden" lauten. Schon diese Form beruht auf einer Verwechslung, die aber doch ein hohes Alter für sich hat.

Herman Semmig.

*) Danzig, A. W. Kafemann, 1864.

**) In demselben Artikel S. 271, Z. 7 v. u. ist statt „Alex. Müller" Max Müller zu lesen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — **Berlin, den 3. Juni 1865.** — **[№ 23.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Mozart's Briefe. 309. — Geist und Natur. Vorlesungen, gehalten in Rußland. 311.
Frankreich. Die Kirche und die französische Revolution. Nach Edmund von Pressensé. 313.
Italien. Aus Dante. Probe einer neuen Uebersetzung von Adolph Doerr. 316. — Rom im Mittelalter, nach Gregorovius. II. Die Stadt der Heiligen. 316.
England. Dickens beim Jahresfeste der Londoner Zeitungshändler. 318.
Schweden. Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau. 320.
Kleine literarische Revue. Franz Thimm's Shakspeariana. 321. — Cant und Slang. — König Ragnar's Hort. 322.
Literarischer Sprechsaal. Fünfzigster Jahrestag der Schlacht von Waterloo. 322. — Das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle. 322. — Oesterreichische Weine im Zollverein. 322. — Linguistische Schnitzer. 322.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (344)

Wiese, L., Dr. Ueber weibliche Erziehung und Bildung. Fein carton. 10 Sgr.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

La liberté du travail, l'association et la démocratie. Par Henry Baudrillart, membre de l'Institut. Paris, Guillaumin. 3½ fr.
Traité complet de metallurgie. Par le Docteur J. Percy, professeur de l'école des mines du gouvernement à Londres. Traduit avec notes etc. par E. Petitgand et A. Ronnaud, ingénieurs. T. II. Paris, Noblet et Baudry. Pr. 36 fr.
Histoire de la carricature antique, par Champfleury. Paris, Dentu. 4 fr.
La France sous Louis XI. (1715—1774), par Alphonse Jobez. T. XI. Paris, Didier. 6 fr.
Oeuvres complètes d'Alfred de Musset, avec lettres inédites, variantes, notes, index, facsimile, notice biographique par son frère. Avec 28 dessins de Bida. T. III. (Cette édition formera 10 vols.) Paris, Charpentier. 20 fr.
Raoul de Chastre. Aventures de guerre et d'amour. Par Maurice Sand. Paris, Lévy. 6 fr.
Alexandre de Humboldt. Correspondance scientifique et littéraire, recueillie, publiée et précédée d'une notice et d'une introduction, par M. de la Roquette, doyen et président honoraire de la Société de géographie de Paris etc. Suivie de la biographie des correspondants de Humboldt etc. XLIV et 470 p. avec 2 portraits et un facsimile d'autographe. Paris, Ducrocq. 7½ fr.
Le trésor épistolaire de la France. Choix des lettres les plus remarquables au point de vué littéraire, publié par E. Crépet. Prem. Série. Paris, Hachette. 3½ fr.
Mirabeau, sa vie, ses opinions et ses discours. Par A. Vermorel. 2 vol. 380 p. in 32. Paris, Marpon. 50 c.
L'Europe et le second empire. Par le comte de Carné, de l'Académie française. Paris, Douniol. 3 fr. (345)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Königlich Preussischer Staats-Kalender für 1865.

60 Bogen. gr. 8. carton. Preis 3 Thlr.

Berlin, den 27. Mai 1865. (346)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Der Ausschuß des **Deutschen Journalistentags** erläßt hierdurch nachstehende Ankündigung und Aufforderung betreffs der diesjährigen Versammlung desselben:

Ort: Leipzig; Zeit: der 11. Juni (Sonntag nach Pfingsten); Tagesordnung: I. Geschäftsbericht und Rechnungsablage des Ausschusses; II. Berichterstattung über den Stand der Presse und der Preßgesetzgebung in Deutschland im letztverflossenen Jahre, nebst Entwurf eines Preßgesetzes, wie es unter Spezialisirung der vom Journalistentag im vorigen Jahre aufgestellten allgemeinen Grundsätze als den Bedürfnissen und dem politischen Bildungsgrad unserer Zeit angemessen erscheint. (Referent Professor Biedermann in Leipzig, Correferent Dr. Braunfels in Frankfurt a. M.) III. Das Telegrammenwesen, seine gegenwärtigen Mängel und Vorschläge zu Reformen. (Referent Dr. H. Becker in Düsseldorf, Correferent Dr. E. Brockhaus in Leipzig.) IV. Antrag des Herrn Sonnemann in Frankfurt (Neue Frankfurter Zeitung) auf „gemeinschaftliche Beschaffung von Inseraten im Auslande." V. Nachträgliches zu der beim vorigen Journalistentage gepflogenen Berathung über den Nachdruck in Zeitungen und Zeitschriften (Referent Dr. Braunfels). VI. Berichterstattungen über die beim vorigen Journalistentage beschlossenen Maßregeln und Einrichtungen und deren Ausführung, beziehentlich Vorbereitung, nämlich: a) über Errichtung einer Altersversorgung für Journalisten (Referent Herr Labes in Frankfurt a. M., Correferenten die Herren Leuschner in Stettin, Giebe in Karlsruhe und Becker); b) über eine Eingabe an die Postkonferenz wegen Ermäßigung des Postaufschlags auf Zeitungen ꝛc. (Referent Herr Engel in Frankfurt a. M.); c) über eine Vermittelung zur Regelung von Nachfrage und Angebot auf dem journalistischen Arbeitsmarkte (Referent Herr Franz Wirth in Frankfurt a. M.). VII. Neuwahl des Ausschusses.

Am 10. Juni von Nachmittag 6 Uhr an im Schützenhause hier Empfang der Theilnehmer, gesellige Zusammenkunft, beziehentlich geschäftliche Vorbesprechung; am 11. Juni früh 8 Uhr (ebenda) vertrauliche Vorversammlung, 10½ Uhr öffentliche Hauptversammlung.

Die Bedingungen der activen Betheiligung an der Versammlung sind durch folgende Bestimmungen des Statuts geregelt: „IV. Zur Mitgliedschaft sind die Redacteure, Mitarbeiter, Herausgeber und Verleger von Zeitungen und Zeitschriften berechtigt. V. Jede Zeitung oder Zeitschrift kann einen oder mehrere Vertreter senden, welche sich als solche zu legitimiren haben. Jeder Theilnehmer der Versammlung kann höchstens drei Zeitschriften vertreten. Die Legitimation hat der Ausschuß zu prüfen. Bei Abstimmungen haben die Vertreter einer und derselben Zeitschrift nur Eine Stimme. VI. Jede dem Journalistentage beigetretene Zeitschrift hat einen jährlichen Beitrag zu den Kosten zu bezahlen, welcher in drei Klassen — zu 10 Thlr., 5 Thlr. und 3 Thlr. — nach Selbsteinschätzung erhoben wird."

Vorausanmeldungen wären sehr erwünscht; sie sind zu richten an die mitunterzeichnete Redaktion der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Leipzig, ebenso Beitrittserklärungen, auch beim Verhindertsein am persönlichen Erscheinen, womöglich begleitet entweder von einer schriftlichen Meinungsäußerung über die Berathungsgegenstände, darauf bezüglichen Anträgen, Vorschlägen ꝛc., oder einer Uebertragung der Stimme der betreffenden Zeitschrift (§. V. des Statuts) an eine bei der Versammlung anwesende Person, endlich auch die Bezeichnung etwaiger weiterer Berathungsgegenstände, deren Aufnahme in die Tagesordnung, wie überhaupt die definitive Feststellung dieser letztern, der Versammlung selbst vorbehalten bleibt.

Der Ausschuß des Deutschen Journalistentags,

bestehend aus den Redactionen folgender Zeitungen: Deutsche Allgemeine Zeitung, Frankfurter Journal, Arbeitgeber, Weser-Zeitung, Neue Frankfurter Zeitung, Nürnberger Correspondent, Rheinische Zeitung. (347)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien. (348)

„Bekennen wir hiermit, daß wir Grimm's überschwenglichen Enthusiasmus für den nordamerikanischen Essayisten (Emerson) nicht zu theilen vermögen, so dürfen wir doch andererseits nicht verschweigen, daß uns grade die warme Hingebung und Begeisterung, mit welcher Grimm für sein Ideal in die Schranken tritt, ungemein wohlgethan hat, weil sie in einem überhaupt für das Große und Edle feurig erglühenden Herzen ihren Grund hat. — In Beziehung auf die Grimm'schen Arbeiten fügen wir dem, was wir über seine überschwengliche Vorliebe für Emerson und seine Neigung zu warmer Auffassung gesagt haben, nur noch die Erklärung hinzu, daß man daraus nicht auf eine der Emerson'schen ähnliche, gleich sprunghafte und unruhige, noch auch auf eine einseitig gefühlschwärmerische Darstellungsweise schließen möge. Im Gegentheil. Er verfolgt sein Thema durchschnittlich in ruhiger, zwar farbenfrischer, aber mehr logischer als aphoristischer Entwickelung, und erreicht dadurch, daß er nicht blos anregt und unterhält, sondern auch wirklich belehrt und überzeugt." Blätter für literarische Unterhaltung.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Geschichte Friedrich's II. von Preußen,

genannt **Friedrich der Große,**

von **Thomas Carlyle.**

Deutsch von J. Neuberg, Uebersetzer der „Beiträge zum Evangelium der Arbeit", der „Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung" rc. von demselben.

(Deutsche vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.)

Vierter Band. 1. Hälfte. Bogen 1—21. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

der I.—III. Band kostet 8 Thlr. 15 Sgr.

(Der IV. Band der „Volksausgabe" wird erst später complet ausgegeben.)

Berlin, den 22. Mai 1865. (349)

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

So eben erschien in dritter Auflage:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (350)

Der im v. J. erschienene zweite unveränderte Abdruck enthält zwei Photographieen (der Brüder Grimm) und kostet 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralbl.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅔ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (351)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Lectüre

für die

Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde

für die Heimath gezeichnet

von

Lothar Bucher.

Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.

Inhalt:

Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe

von

Amely Bölte.

Drei Bände. 8. eleg. geb. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli.

Geschichtlicher Roman

von

Dr. **Karl Frenzel.**

Drei Bände. 1864. eleg. geb. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine.

Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege. Nach einer handschriftlichen Familienchronik

von

George Hesekiel.

Zwei Bände. 1864. eleg. geb. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut.

Historischer Original-Roman

von

George Hesekiel.

Zwei Bände. 1862. eleg. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.

Von

George Hesekiel.

Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 8. eleg. geb. 1865. 3 Thlr.

Inhalt:

Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen

von

Fanny Lewald.

Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geb. 2 Thlr.

Inhalt:

Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare.

Culturgeschichtlich-biographischer Roman

von

Heribert Rau.

Vier Bände. 1864. 8. eleg. geb. 6 Thlr.

Rückblicke

auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne

von

Franz Wallner.

1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (352)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 22. Die Liebe der Stuarts. — Charlotte Corday. — Transatlantische Plaudereien. — Correspondenz-Nachrichten. Newyork. Genf. Aus Spanien. (353)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (354)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 22. Von gothischer Baukunst alter und neuer Zeit. 1. — Aus dem Soldatenleben des vorigen Jahrhunderts. — Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika. 4. — Das Ende des Krieges in Nord-Amerika. — Das Fußwandern.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (355)

Nr. 21. Das Gold in Australien und Neu-Seeland. — Religion und Aberglaube in Columbien. — Die kulturwissenschaftliche Sammlung des Hofraths Dr. Klemm in Dresden. — Aphorismen über London. — Admiral Fitzroy (Nekrolog). — Das Magnesiumlicht. — Die Stadt Ochrida in Macedonien. — Zeugnisse für arabischen Edelsinn. — Die Universität in Athen. — Die Emancipation der Neger.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (356)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 20. Neue Romane, besprochen von H. Lorm. — Dante Allighieri von Mussafia. — Reform der Rechtslehre an der Wiener Hochschule von Prof. Dr. Wahlberg. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Kunstnotizen. — Sitzungsberichte.

Nr. 21. Sickel, die Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger, besprochen von H. Brunner. — Dante Allighieri, von A. Mussafia. — Neue Romane, besprochen von H. Lorm. — Die Arbeiten am neuen Opernhause. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen, französischen und englischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

So eben erschien die **dritte Lieferung** der

Geschichte Julius Cäsars

von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format,** mit **großer Schrift gedruckt,** erscheint in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so niedriger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**

Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Goßmann.) (357)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Mozart's Briefe.

Dem lesenden Publikum war es von jeher von hohem Interesse, die Ansichten großer Künstler über ihre eigenen Schöpfungen zu verfolgen, und so hat man denn, was sie geschrieben, gern gesammelt und solchen Sammlungen alle Theilnahme zugewendet. Manches unter den Häuptern der ausübenden Kunst hat denn auch zur Feder gegriffen, treu dem von Benvenuto Cellini auf Göthe übergegangenen Grundsatze, daß, wer etwas Tüchtiges geleistet, mit dem vierzigsten Jahre an die Schilderung des Erlebten zu gehen habe. — Aber nicht Jedermanns Sache ist die Schriftstellerei, und gerade unter den großen Geistern hat so Mancher das Schwabenalter gar nicht erlebt, in welchem die innere Sammlung so weit vorgeschritten, daß der Geist Mittheilungen von den Wegen, die er gegangen, machen konnte. Und da gewähren denn die Briefe noch das beste Abbild der Wahrnehmungen des Individuums über sein Ich. So hat man auch alle Berechtigung, dergleichen Briefe zu sammeln und dem Publikum vorzuführen. Denn wie man die Züge eines theuren Verstorbenen nicht recht sicher aus photographischen Augenblicksbildern entnehmen kann, wie aber ein geschickter Maler aus solchen wohl ein schönes Bildniß reconstruiren wird, so kann sich der denkende Beobachter aus Briefen, die ja nichts anderes sind, als solche Augenblicksbilder, ein gutes Stück der Persönlichkeit zusammensetzen, ja oft den ganzen inneren Theil der Biographie selbst.

Unter den Musikern deutscher Nation ist von jeher eine verständige Feder geführt worden, und so manches gute Wort Sebastian Bach's ist aus den Briefen an seine Meistersöhne erhalten worden, so manchen Brief Gluck's und Beethoven's finden wir in den trefflichen Biographien von A. B. Marx. Mendelssohn's neuerdings von seinen Hinterbliebenen gesammelte Briefe sind ein Edelstein dieser Literatur und lehren uns den frischen lebensvollen Jüngling lieben, den reifen Mann, der stets aus des heiligsten Ernstes innerer Tiefe schöpfte, verehren. Unter allen Musikern aber hat wohl keiner solch inneren Beruf zur eigentlichen Schriftstellerei gehabt, als Robert Schumann. Seine Werke (in vier Bändchen) sind lange noch nicht genug gewürdigt worden. Der reiche Geist, die nachsichtsvolle Kennerschaft, die Liebe zur strebenden Jugend und der Haß der Gemeinheit sprechen aus jeder Zeile, und wenn wir ihn in seiner Kunst an Lessing und Jean Paul erinnernd finden, so ist das nicht zu viel gesagt. Nur schade, daß diese Sammlung noch nichts über die eigenen Schöpfungen enthält. Vielleicht ist es einer späteren Zeit vorbehalten, auch in dieser Beziehung die Worte des trefflichen Mannes zu sammeln. Endlich hat uns das vergangene Jahr Lebensbeschreibungen von Schubert und Weber gebracht, die beide reich an Aussprüchen und Briefen der Geschilderten sind.

Keinem Meister hat aber die Welt von Anbeginn seiner Laufbahn bis auf den heutigen Tag mehr Theilnahme geschenkt, als dem unsterblichsten Genius, Mozart. Schon Göthe schreibt (ital. Reise, Nov. 1787), wie er sich abgemüht habe, dem Wesen der Oper und der Operntexte aufzuhelfen, und wie er mitten in redlicher Arbeit unterbrochen sei. „Alles unser Bemühen, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserem so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen." In Hermann und Dorothea schildert er uns, wie diese Musik sogleich in den kleinen Bürgerstand Weg fand.

„Minchen saß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht stumm sein! Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?"

Seit jenen Tagen ist keine Epoche vergangen, in welcher man nicht immer und immer wieder dem Meister der Töne nachgefragt, und immer wieder von Neuem dem wunderbaren Leben desselben nachgespürt hätte. Schon Zahl und Umfang der Mozart-Biographien weisen dies nach. Der Rath von Niessen, welcher von jeher Mozart's Verehrer, später Gatte seiner Wittwe war, veröffentlichte das erste Werk der Art, und schon im Subskribenten-Verzeichniß finden wir allein über 400 Berliner. Der Russe Ulibischeff gab eine sehr fleißige Biographie Mozart's heraus. Leider lebte dieser verdienstvolle Mann zu entfernt von aller Civilisation, als daß seine Arbeit recht getreu und gründlich hätte werden können; aber in alle Sprachen übersetzt, ist gerade diese Lebensbeschreibung die verbreitetste unter allen geworden. Heribert Rau hat ein viel gelesenes aber sehr romanhaftes Werk über Mozart geschrieben, aus welcher sich die Leser der Leihbibliotheken ihre Mozart-Kenntnisse zu erwerben pflegen. Eine kurze schlichte Biographie hat Ludwig Nohl geschrieben, und so manches andere Werk, so manches treffliche Wort in Sammelwerken aller Art lassen wir hier unerwähnt. Die Perle der so reichen Mozart-Literatur aber ist Otto Jahn's auch in diesen Blättern gewürdigte Biographie, ein Meisterwerk deutscher Forschung und biographischer Kunst überhaupt. Es ist ein altes wahres Wort: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!" — aber unter diesen Kärrnern finden wir Männer, die selbst auf den Grafen- oder Fürstentitel Anspruch machen.

Und so sind wir denn Alle mit dem sterblichen Leben des Unsterblichen längst vertraut. Wir haben seine Wiege in dem bergumkränzten Salzburg, der schönsten Stadt Deutschlands, im Geiste gesehen, haben den wackern Vater, der wie Göthe's Vater verstand, die ihm von Gott gesendete Wunderpflanze zum herrlichen Baume zu ziehen, haben die ehrsame Mutter, das schönste Mädchen aus St. Gilgen vom See des heiligen Wolfgang, lieben gelernt, sind dem Wunderkinde Wolfgang und seiner talentvollen Schwester nach England und Frankreich gefolgt, haben den Knaben auf seinen Reisen in Deutschand und Italien begleitet und ihn als fertigen Mann in München das Erstlingswerk der Unsterblichkeit, den Idomeneo schaffen sehen.

Deutsche Fürsten sind um so eifersüchtiger auf den Ruhm ihrer Landeskinder, je kleiner ihr Gebiet ist, und wie Schiller Würtemberg, aus Gefahr, dort verhaftet zu werden, nicht betreten durfte, so mußte auch Mozart den Erzbischof von Salzburg fürchten, der ähnliche Arretirungsgelüste auf den ausgetretenen Kantonisten hatte; aber er tröstete sich damit, „daß der Mufti H. C.*) ein Schwanz, Gott aber, mitleidig, barmherzig und liebreich sei." —

Wir sehen ihn dann in Wien, wo er den größten Theil der bescheidenen ihm zugemessenen Spanne der Wirksamkeit und des Schaffens verbrachte, die letzten Jahre sogar als glücklicher

*) Der Erzbischof Hieronymus Colloredo.

Gatte und Vater und in leidlichen Verhältnissen, bis das verhängnißvolle Requiem seine Schöpfungen beschloß und des Herrn Engel an seiner Sterblichkeit Thüre pochte.

Daß wir nun aber auch diesen in seiner Art so einzigen Lebensgang an der Hand der Mozart'schen Briefe selbst verfolgen können, danken wir dem Sammlerfleiße des oben genannten Herrn Ludwig Nohl.*) Die Briefe der Kindheit hatte das Nießen'sche Werk schon in großer Ausführlichkeit wiedergegeben. Die dortige Zusammenstellung bietet sogar den Vorzug, daß die Sammlung durch Beifügung der ergänzenden Briefe Leopold Mozart's, des Vaters, reicher ist. Die zweite Hälfte des Nohl'schen Buches aber bietet viel, mindestens in dieser Zusammenstellung ganz Neues und macht das Buch zu einer überaus anregenden Lektüre. Welch' einen Humor, welche Liebe, welche Zärtlichkeit für die Seinen athmet jedes Wort! Und welche Durchdrungenheit von der Kunst, die ihm Leben geworden! — In der Knabenzeit sind die Briefe am unmittelbarsten und darum von unmittelbarer Wirkung. Italiänisch und französisch gehen ihm von der Zunge, wie sein heimatliches Deutsch, und selbst das Wienerische, das er etlichen unterwegs getroffenen Landsleuten nachahmt, oder gar das eigene Salzburgische Idiom. „Al giorno di grasso un mezzo pollo, ovvero un piccolo baccone d'arvosto; al giorno di magro un piccolo pesce; e ci poi andiamo a dormire, est-ce que Vous avez compris? Redma dafir soisburgarisch, don as is gschaida!“ rc.

Die Briefe aus der Jünglingszeit zeigen, daß auch unser Künstler nicht frei von Verirrungen war. Er hatte die musikalische Familie Weber kennen gelernt, „Mann, Weib, 5 Kinder und 450 Fl. Besoldung!“ Er hatte die Absicht, mit ihnen Italien zu bereisen, Geld zu verdienen, die älteste Tochter zur Primadonna auszubilden und sie dann zu heiraten. Diese Briefe setzten den Vater sehr in Schrecken. Er erließ ein ernstes Warnungsschreiben. Der Sohn solle bei seinem göttlichen Talente wählen, „ob er ein gemeiner Musiker werden wolle, auf den die Welt vergißt, oder ein berühmter Kapellmeister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern liest. — Aut Caesar aut nihil — fort mit Dir nach Paris und das bald! Setze Dich großen Leuten an die Seite.“

Die Reise nach Paris ist das Ende von Mozart's Jugend. Die heitere Zeit ist vorüber und macht den Sorgen und Prüfungen des Mannes Platz. Rührend sind die vom Sterbebette der Mutter aus der fernen Stadt an den Vater nach der Heimat gerichteten Briefe und erhebend die Frömmigkeit, mit welcher der Sohn den ersten schweren Schmerz trägt.

Nach der Aufführung des Idomeneo in München, wo Mozart als berühmter Komponist gefeiert worden war, mußte er dem längst von ihm nicht geliebten Erzbischof von Salzburg nach Wien folgen. Hier kam es in Folge der sehr untergeordneten Stellung, die ein Hofmusikus der damaligen Zeit einnahm — M. wurde mit den Kammerdienern in Ein Quartier und an Einen Tisch gebracht — zum Bruche mit dem stolzen Kirchenfürsten. Mozart's Vater, seit Jahren in demselben harten Dienste, mißbilligte die vom Sohne genommene Entlassung und forderte, daß der Sohn Abbitte thun und zurückkehren möge. Die Briefe, in denen der so junge Mann dies mit beharrlicher und charaktervoller Konsequenz zurückweist, bilden einen sehr interessanten Theil der Korrespondenz und bieten ein treues Bild der Zeit, welches uns oft, wie schon oben angedeutet, an Schiller's Schicksale gemahnt. Auch der Erzbischof ließ nichts unversucht, den gefeierten Genius zu demüthigen, zu fesseln, durch Drohungen und durch Anerbietungen zu reizen. Allein Alles vergeblich. „Fürst Bremer,“ sagt er, „und Graf Arco brauchen den Erzbischof, ich aber nicht.“ — Und an einer anderen Stelle heißt es: „„Der Erzbischof, sagte Graf Arco, hält Sie für einen erzhoffärtigen Menschen.““ „Das glaube ich,“ sagte ich — „gegen ihn bin ich es freilich. Wie man mit mir ist, so bin ich auch wieder. Wenn ich sehe, daß mich Jemand verachtet und gering schätzt, so kann ich so stolz sein, wie ein Pavian.“ — Unter Anderm sagte er mir auch, ob ich denn nicht glaube daß er auch öfters üble Worte einschlucken müsse? — Ich schupfte die Achseln und sagte: „Sie werden Ihre Ursachen haben, warum Sie es leiden, und ich — habe meine Ursachen, warum ich es — nicht leide.“

Als er den Vater in dieser Weise überwunden, galt es, einen harten Strauß zu bestehen, denn während er Belmonte und Constanze komponirte, trug er schon die lebende Constanze (Weber), seine nachmalige Gattin, im Herzen, und in der nächsten Reihe von Briefen schreibt er dem Vater von seiner Liebe und seiner Arbeit. Es war nicht leicht, die Hindernisse sowohl, welche sich der Aufführung einer Oper entgegensetzen, als auch die Einwilligung des Vaters wie der Schwiegermutter zur Heirat zu erlangen. In den schönen Sommertagen von 1782 heiratete Mozart magnus corpore parvus seine Constantiam omnium uxorum pulcherrimam et prudentissimam und in aller Freude und allem Triumphe war es wohl der größeste, daß Altmeister Gluck, der damals in seiner Villa die Tage des Alters in behaglichen Ehren genoß, das junge Ehepaar, welches er so liebte, zu sich bat und zu ihrer größten Freude bei sich aufnahm.

Mozart verlebte das letzte Jahrzehend in stiller Häuslichkeit zu Wien, und es war diese Periode, bevor ihn sein jäher Tod hinraffte, die eigentliche Zeit rastlosen Schaffens, die Zeit, in welcher die größten Werke, Figaro, Don Juan, Zauberflöte, Requiem und die größten Symphonien, Streichquartette und Klavierkonzerte entstanden, eine Zeit, nur unterbrochen von einigen sehr genußreichen Reisen nach Prag, Leipzig, Frankfurt und Berlin. Diese rastlose Thätigkeit, so wie der Tod des Vaters lähmten die Korrespondenz und auch äußerlich stellte sich diese Rastlosigkeit des Wesens in den Briefen dar, die mehr abgerissen, viel von Anakoluthen und Gedankenstrichen durchbrochen, nur das Nöthigste enthalten. Doch sind auch die letzten Briefe von hohem Interesse.

Haben wir denn Mozart in ihnen als geschmackvollen Beurtheiler, achtunggebietenden Charakter, treuen Liebenden und vortrefflichen Sohn kennen gelernt, so möchte es zum Schlusse nicht uninteressant sein, ihn auch durch seinen unvergleichlich vaterländischen Ton, der ihn als echten Deutschen charakterisirt, liebgewinnen zu lernen, und wir geben deshalb zwei gewichtige Belegstellen aus seinen letzten Briefen.

Unter dem 17. August 1782 schreibt er dem Vater:

„Wegen dem Gluck habe ich den nämlichen Gedanken, den Sie, mein liebster Vater, mir geschrieben; nur will ich Ihnen noch etwas sagen. Die Herren Wiener (worunter aber hauptsächlich der Kaiser verstanden ist) sollen nur nicht glauben, daß ich wegen Wien allein auf der Welt sei. Keinem Monarchen in der Welt diene ich lieber, als dem Kaiser, aber erbetteln will ich keinen Dienst. Ich glaube, so viel im Stande zu sein, daß ich jedem Hofe Ehre machen werde. Will mich Deutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich, wie Sie wissen, stolz bin,

*) Mozart's Briefe, nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Nohl. Salzburg. Mayr, 1865.

nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England wieder um einen geschickten Deutschen mehr reich werden — und das zur Schande der deutschen Nation. Sie wissen wohl, daß fast in allen Künsten immer die Deutschen diejenigen waren, welche excellirten. Wo fanden sie aber ihr Glück, wo ihren Ruhm? — In Deutschland wohl gewiß nicht! — Selbst Gluck — hat ihn Deutschland zu diesem großen Manne gemacht? — Leider nicht!"

Und an Anton Klein schreibt er im März 1785:

— — „nach den bereits gemachten Anstalten sucht man in der That mehr, die bereits vielleicht gefallene deutsche Oper gänzlich zu stürzen, als ihr wieder emporzuhelfen und sie zu erhalten. Meine Schwägerin Lany nur allein darf zum deutschen Singspiele. — Die Cavalieri, Adamberger, Teyber, lauter Deutsche, worauf Deutschland stolz sein darf, müssen beim wälschen Theater bleiben — müssen gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen! — — Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! — doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüthe gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, — deutsch zu handeln, — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!! — Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Herr Geheimrath, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin. Gänzlich überzeugt, mit einem deutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freien Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung kecklich einen Rausch trinken dürfte, ohne Gefahr zu laufen, seine Gesundheit zu verderben."

— Wir danken Herrn Nohl für den Genuß, den uns sein Buch bereitet hat, und wir beneiden ihn um das Glück, welches ihm das Geschäft des Sammelns bereitet haben muß.

L. L.

Geist und Natur.

Vorlesungen, gehalten in Rußland.*)

Es giebt gewiß für Freunde der Natur, die in der Naturwissenschaft selber nur Laien sind, keinen größeren Genuß, als einen berühmten Naturforscher, der außer seiner Wissenschaft noch die Gabe der anziehenden Darstellung besitzt, auf eine populäre Weise, mit aller Begeisterung für sein Fach, über naturwissenschaftliche Gegenstände sprechen zu hören. Wie Kinder über die Wunder der Märchenwelt, so staunen wir über die Wunder der Gotteswelt, wie sie uns ein Mann schildert, dem sich das geheime Leben und Wirken der Natur offenbart hat. In populären naturwissenschaftlichen Werken, wie interessant sie auch sein mögen, ist doch immer der Zweck der Belehrung vorherrschend. Das Didaktische sagt aber Vielen, die sich der Schule schon entwachsen glauben, nicht zu, während sie in der freien Unterhaltung das Belehrende gern annehmen: man giebt sich dem Gegenstande unbefangener hin, und wunderbar ist die Wirkung, die das begeisterte Wort eines echten Isis-Priesters hervorbringt. Wenn uns der Dichter eine ideale Welt vorzaubert und uns in schöne Träume wiegt, so empfinden wir schmerzlich den Kontrast, sobald uns wieder die gemeine Wirklichkeit umfängt; die heilige Stimmung aber, in die uns die Erkenntniß des göttlichen Wirkens in der Natur versetzt, verläßt uns auch nicht in dem Geräusche der Welt. Wir fühlen uns geistig gehoben und gestärkt, wie nach einem Gottesdienste, dem wir mit Andacht beigewohnt.

Diese Bemerkungen drängten sich uns auf, als wir das unten näher bezeichnete Buch gelesen hatten. Einer der geachtetsten Veteranen deutscher, im Auslande lebender Naturforscher, Herr Dr. Karl Ernst v. Bär, bietet uns in diesem Buche eine Sammlung von bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden, als deren Leser, wie er in dem Vorworte sagt, er sich solche Gebildete denkt, die an den allgemeinen Resultaten naturwissenschaftlicher Forschungen und Gedanken sich erfreuen und von diesem Standpunkte aus gern ihren Blick auf entferntere Regionen richten lassen. Es sind im Ganzen sieben Reden: Joh. Swammerdam's Leben und Verdienste, gehalten 1817; das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung, vom Jahre 1834; Blicke auf die Entwickelung der Wissenschaft, 1835; Ueber die Verbreitung des organischen Lebens, 1838; Welche Auffassung der Natur ist die richtige? und wie ist diese Auffassung auf die Entomologie anzuwenden? 1860; An S. T. v. Sömmering, 1828; Zum Andenken an Alexander von Humboldt, 1859.

Wir theilen aus der fünften Rede eine Stelle mit, die unseren Lesern ein Bild von der Art der Auffassung und Darstellung des Verfassers geben und zugleich den Beweis liefern mag, daß, je tiefer ein Naturforscher in das Wesen der Natur eingedrungen ist, desto höher er sich über den krassen und geistlosen Materialismus erhebt, den in der neuesten Zeit so mancher naturwissenschaftlicher Schriftsteller zur Schau tragen zu müssen geglaubt hat, als läge in solcher Anschauung die Bürgschaft unbefangener Forschung.

Nachdem der Verfasser das Gesetz aufgestellt hat, daß ein Verharren in der Natur gar nicht besteht, und daß es nur an unserem zu kleinen Maßstabe für Raum und Zeit liegt, wenn wir ein Verharren in der lebendigen Natur wahrzunehmen glauben, so fährt er fort: „In dieser Veränderlichkeit sind aber doch bleibend und unveränderlich die Naturgesetze, nach denen die Umänderungen geschehen. Die Schwere wirkt so, wie sie von Anbeginn gewirkt hat, die Luft nimmt ebenso das Wasser auf, wenn sie erwärmt wird, und läßt es fallen, wenn sie sich abkühlt. Es ist nur das Stoffliche, was veränderlich ist, und vergänglich sind nur die einzelnen Formen, die der veränderliche Stoff oder die Kraft annimmt, nicht der Stoff an sich. Dieser scheint ebenso unvergänglich, wie die Kraft an sich, aber beide bestehen gesondert nur in unserem Denkvermögen. Sie sind nur Abstraktionen unseres Verstandes. In der Wirklichkeit besteht kein Stoff ohne Eigenschaften (Kräfte), sowie wir keine Kraft kennen, die nicht aus Stoffen wirkte. Beide aber sind veränderlich; nur die Naturgesetze sind die bleibenden Nothwendigkeiten, nach denen sie sich verändern.

Wir können uns nicht die Vergänglichkeit aller körperlichen Individuen lebhaft vorstellen, ohne uns ängstlich zu fragen: wird denn auch das Geistige, das wir in uns als unser Ich fühlen, vergehen oder bleibend sein? Ich weiß ebenso wenig, als Sie, unter welcher Form es wird bestehen können; allein wir tragen Alle die Sehnsucht nach Unsterblichkeit in uns, und dieses auf die Zukunft gerichtete Bewußtsein dürfen wir wohl als eine Garantie gelten lassen, wenn wir auch nur auf dem

---

*) Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen, und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts von Dr. Karl Ernst v. Bär. Erster Theil. Reden. St. Petersburg, 1864. Verlag der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (Karl Röttger).

Gesichtskreis des Naturforschers beharren. Erlauben Sie mir aber, daß ich bekenne, daß mir, je älter ich werde, um so mehr auch als Naturforscher der Mensch, seinem innersten Wesen nach, von den Thieren verschieden scheint. Körperlich ist er ein Thier, ganz unleugbar, aber in seiner geistigen Anlage und der Fähigkeit, geistige Erbschaft zu empfangen, steht er zu hoch über den Thieren, um ernstlich ihnen gleichgestellt werden zu können. Der Inbegriff seines Wissens, Denkens und Könnens ist ihm nicht angeboren, sondern eine Erbschaft, die er durch die Sprache von seinen Nebenmenschen und der ganzen Reihe der Vorfahren allmählich erhält. Wo ist ein Thier, das eine geistige Erbschaft sich erworben hätte? Seine Fertigkeiten erhält es als Aussteuer von der Natur. Der Mensch erhielt die Fähigkeit der Sprache und damit die Möglichkeit der geistigen Erbschaft. Der Mensch allein hat sich Eigenthum und damit Fortschritte in seinen sozialen Verhältnissen erworben. — Eine andere Aussteuer noch erhielt der Mensch: das mehr oder weniger lebhafte Gefühl von einem höheren Wesen, ich meine das Bedürfniß der Gottes-Anbetung. So roh auch der Mensch sein mag, er ist nicht ohne einige Form von Glauben oder Aberglauben. Der Neger im Inneren Afrika's macht sich erst seinen Fetisch, dann betet er ihn an und richtet Wünsche an ihn. Das mag uns vielleicht kindisch erscheinen, aber ich leugne nicht, mir scheint es ehrwürdig und tröstend. Ohne anthropologisch die verschiedenen Formen des menschlichen Aberglaubens durchzugehen, ohne aus den Jahrbüchern der Geschichte nachweisen zu wollen, wie mächtigen Einfluß die Formen des Glaubens auf die Entwickelung der Völker gehabt haben, stehe ich nicht an, als Naturforscher die Ueberzeugung auszusprechen, wie dem Thiere der Instinkt angeboren ist, ein Gefühl von der gesammten Natur und ihren Gesetzen, die das Thier nöthigt, seine Thätigkeit so einzurichten, daß sie für die Erhaltung seiner selbst und seiner Art zweckmäßig wird, so dem Menschen das Gefühl für etwas Höheres, Unvergängliches, über der körperlichen Natur Stehendes. Dieses ursprünglich wohl nur dunkle Gefühl ist der Magnet, der ihn vom zweibeinigen Thiere zum Menschen erhoben hat, der aber auch die Verheißung enthält, daß er in näherer Beziehung zum Ewigen steht.

„Aber ist denn das Geistige in uns wirklich etwas Selbständiges? ist es nicht ein Spiel der Nervenfäserchen, das wir aus Vorurtheil für selbständig und für unser eigenes Ich halten?" hört man jetzt wohl fragen, weniger von Naturforschern, als von Dilettanten, die sich für sehr weise halten. Einem Solchen kann man nur antworten: Wer das Bewußtsein der eigenen Selbständigkeit nicht in sich trägt oder sich durch sophistischen Zweifel abdisputiren läßt, dem dasselbe wiederzugeben, verlohnt sich nicht. Aber ein Gleichniß darf man wohl geben, wie verschieden die Urtheile ausfallen können, und selbst begründete Urtheile, verschieden nach den Standpunkten und Gesichtspunkten.

„Es hört, nehmen wir an, Jemand in einem Walde ein Horn blasen, und je nachdem er ein lebhaftes Allegro oder ein schmelzendes Adagio gehört hat, wird er vielleicht auf einen munteren Jäger oder auf einen zartsinnigen Musiker schließen, die er aber nicht sehen kann. Er wird sich vielleicht besinnen, ob er diese Melodie nicht schon einmal gehört hat, aber daß sie sich selbst abgespielt habe, wird ihm gar nicht in den Sinn kommen. Indem er die Melodie in sich zu wiederholen strebt, tritt zu ihm eine Milbe, die in dem Horn saß, als man es anfing zu blasen. „Was Melodie, was Adagio! Dummes Zeug!" spricht sie. „Ich habe es wohl gefühlt. Ich hatte eine stille und dunkle, gewundene Höhle gefunden, in der ich ruhig saß, als sie plötzlich von einem schrecklichen Erdbeben erschüttert wurde, erregt durch einen entsetzlichen Sturmwind, der mich aus der Höhle hinausschleuderte." — „Thorheit!" ruft eine gelehrte Spinne, die in physicis gute Studien gemacht und den Doktorhut cum laude sich erworben hat, „Thorheit! Ich saß auf dem Horne und fühlte deutlich, daß es heftig vibrirte, bald in rascheren, bald in langsameren Schwingungen, und Ihr wißt, daß ich mich auf Vibrationen verstehe; fühle ich doch die leiseste Berührung meines Netzes, wenn ich auch tief in meinem Observations-Sacke sitze." Sie hat Recht, die gelehrte Spinne, in ihren subtilen physikalischen Beobachtungen. Auch die Milbe hat richtig beobachtet; nur hatten Beide kein Verständniß für die Melodie gehabt.

„Ein zweites Bild! Gesetzt, wir fänden mitten in Afrika ein Heft Noten, das von Livingstone oder einem anderen kühnen Reisenden verloren wäre. Wir zeigen es einem Neger oder einem Buschmann, der noch nichts Europäisches gesehen hat, und fragen ihn, wofür er es halte. „Das sind trockene Blätter," wird er vielleicht sagen. Wir reisen weiter und kommen zu einem Hottentotten, der einigen Verkehr mit europäischen Kolonisten hat. „Das ist Papier," wird er sagen, und wenn er solches Papier nicht schon oft gesehen hat, so wird es ihm vielleicht auffallen, daß auf demselben so viele gerade Striche und schwarze Punkte sind. Er wird vielleicht eine Zauberformel vermuthen. Wir kommen später zu einem europäischen Kolonisten, einem Boer. Er wird nicht in Zweifel sein, daß es Noten sind, aber weiter reicht seine Einsicht nicht. Wir treffen endlich in der Kapstadt einen ausgebildeten Tonkünstler und fragen den, was das sei? Dem wird gar nicht einfallen, daß er erst sagen sollte, ob das geschriebene Musik sei. Er wird die Musik gleich lesen, in sich reproduziren und uns sagen: „Das ist Mozart's Ouvertüre zur Zauberflöte oder Beethoven's Symphonie in dieser oder jener Tonart."

„So verschieden ist die Auffassung desselben körperlichen Gegenstandes nach der Bildungsstufe der Beobachter. Die Ersten hatten keine Ahnung davon, daß Musik bildlich dargestellt werden könne, vermochten also auch nicht, sie zu sehen; der Dritte wußte davon, hatte aber keine Uebung, die Musik zu lesen. Der Tonkünstler las sogleich die musikalischen Gedanken und erkannte sie als ihm schon bekannt. — So ist es mit der Beobachtung des Geistigen. Wer nicht Neigung und Verständniß zur Erkenntniß des Geistigen hat, mag es unerforscht lassen; nur urtheile er nicht darüber, sondern begnüge sich mit dem Bewußtsein seines eigenen Ich. Ja, der Naturforscher hat eine gewisse Berechtigung, vor der Gränze des Geistigen stehen zu bleiben, weil hier der sichere Weg seiner Beobachtungen aufhört und seine treuen Führer, der Maßstab, die Wage und der Gebrauch der äußeren Sinne, ihn verlassen. Nur hat er nicht das Recht, zu sagen: Weil ich hier nichts sehe und nichts messen kann, so kann auch nichts da sein, oder: Nun das Körperliche, Meßbare hat wirkliche Existenz, das sogenannte Geistige geht aus dem Körperlichen hervor, ist dessen Eigenschaft oder Attribut. Er würde im letzteren Falle ganz so urtheilen, wie der Hottentotte, der wohl Striche und Punkte sah, aber nichts von Musik, oder wie die gelehrte Spinne, welche die Vibrationen des Horns gezählt, aber die Melodie nicht gehört hat. Doch war in beiden Fällen das Geistige, der musikalische Gedanke, das Ursprüngliche, zuerst Erzeugte, Bedingende, zu dessen äußerer Darstellung und Wahrnehmbarkeit erst später geschritten wurde. Denn sicherlich waren diese Tonstücke

in der Phantasie der Künstler lebendig geworden, bevor der Eine das Horn ergriff, um durch Vibrationen desselben das seinige hörbar zu machen, und der Andere das Papier, um mit längst gewohnten und verständlichen Zeichen das seinige sogar fühlbar dem Auge darzustellen. Selbst indem ich hier, die gewählten Gleichnisse benutzend, die Ueberzeugung ausspreche, daß auch in den Produkten der Natur das Geistige, Thätige, das wir außer uns nicht unmittelbar beobachten können, das Primäre ist, das, um sinnlich wahrnehmbar zu sein, verkörpert wird, so kann ich diese Ueberzeugung auch nur mittheilbar machen, indem ich mit meinen Stimmorganen Laute hervorbringe, deren Bedeutung uns verständlich und geläufig ist, soweit wir die gewählte Sprache verstehen. Sicher aber ging die innerliche Ausbildung des musikalischen und des wissenschaftlichen Gedankens ihren sinnlichen Darstellungen voraus, und nicht aus den einzelnen Tönen wurde erst die Melodie, oder aus den einzelnen Wörtern der Gedanke, sondern die einzelnen Töne und Sprachlaute wurden in der Reihe hervorgebracht, welche nothwendig war, um die Melodie und den Gedanken vernehmbar zu machen. Ohne den Willen und die Fähigkeit der Darstellung wären Melodie und Gedanken nicht zur äußeren Erscheinung gekommen. Einmal mittheilbar geworden, können sie aber auch künftig noch oft wiederholt werden, obgleich die körperliche Darstellung schnell vorüberging....

„Muß man nicht die Lebens-Prozesse der organischen Körper mit Melodien oder Gedanken vergleichen? In der That nenne ich sie am liebsten die Gedanken der Schöpfung; ihre Darstellung oder Erscheinung in der Körperwelt ist nur darin von der Darstellung eines Tonstückes oder eines Gedankens verschieden, daß der Mensch die letzteren nicht so darstellen kann, daß sie sich selbständig verkörpern und einen gesonderten Leib gewinnen. Er muß jedes einzelne Glied nach dem anderen hörbar oder sichtbar machen, indem er die umgebenden Stoffe mit ihren Eigenschaften, wie sie eben sind, benutzt, um jedes Glied zu verkörpern. Der organische Lebens-Prozeß aber, immer zwar an Stoffe gebunden, wenn auch im Keime an sehr wenige, entwickelt sich, indem er immerfort den Leib sich weiter baut, wozu er die einfachen Stoffe aus der äußeren Natur in sich aufnimmt. Er formt sich aber seinen Leib aus und baut ihn um nach seinem eigenen Typus und Rhythmus. Dafür ist er aber auch ein Gedanke der Schöpfung, von dem sich unsere Gedanken, seien sie musikalische oder wissenschaftliche, darin unterscheiden, daß wir diesen die Herrschaft über den Stoff nicht mitgeben können." M.

Frankreich.

Die Kirche und die französische Revolution.*)

Nach Edmund von Pressensé.

Die Energie des Bewußtseins, welche die Sekte der „freien Kirche" unter den Calvinisten Frankreichs entwickelt, ist in diesen Blättern schon oftmals Gegenstand von Betrachtungen gewesen. Wer des protestantischen Aufrufs von Rosseeuw Saint-Hilaire (Professor der Geschichte am Collège de France) sich erinnert, weiß, wie feuerig, wie scharf und schneidig die junge, für ihren positiven Glauben begeisterte Partei auftritt. In der That ist die freie Kirche der klarste Spiegel aller Größe, aller Willenskraft und Entschiedenheit, aber auch aller Schwäche des französischen Calvinismus. Sie hat sich durch den Verzicht auf die Unterstützung aus Staatsmitteln vom Staate emanzipirt, von einem seiner Geschichte nach katholischen Staate, und sie, die freie und apostolisch-gläubige Kirche, führt den Kampf mit dem Romanismus unbeugsam und unablässig. Daß die protestantische Orthodoxie an sich schon eine Annäherung an Rom einschließt, widerlegt sie schlagend; sie macht gegen den Katholicismus, wie gegen den Rationalismus, rücksichtslos Front; sie kennt keine Toleranz für das, was sie Lauheit der Gesinnung nennt, ja der glühende Eifer ihrer Anhänger steigert sich nicht selten zur Ungerechtigkeit gegen die reformirte Staatskirche, deren Wesen sie oft ohne Weiteres mit religiöser Apathie oder Indifferenz gleichsetzt.

Ein hochbegabter und erprobter Vorkämpfer der 1819 geborenen Richtung, das Haupt der Pariser Denomination der Chapelle Taitbout, ist Herr Edmund von Pressensé, ein Mann von ehrenfestem Charakter und ein durchaus gediegener Schriftsteller, dessen Verdienste auch auf katholischer Seite Anerkennung fanden. Wurde doch die zweite Abtheilung seiner Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne, nämlich das Werk: Les martyrs et les apologistes von der Académie française, die einen Montalembert und einen Villemain zu Mitgliedern zählt, feierlich gekrönt. Es ist das Gegenstück zu Bunsen's „Gott in der Geschichte", und wir haben früher in den Spalten des „Magazin" dargelegt, daß der treue Hugenott dem deutschen Theologen sogar noch überlegen war.

Pressensé hat sich die unbillige Verketzerung, die er erfahren, nicht anfechten lassen; dem Leben Jesu von Renan, als dem negativen Bilde, stellt er ein positives Bild entgegen, dessen landschaftlicher Hintergrund, wie bei Renan, von dem Augenschein des selbst geschauten heiligen Landes frische und kräftige Farben empfängt.*) Allein ebensowenig mochte der streitbare Hugenott den andern Kampf seiner Kirche, die Apologie gegen Rom, unterbrechen; sein im Februar 1864 vollendetes Werk: „Die Kirche und die französische Revolution," welches die Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche von den Jahren 1789 bis 1802 beschreibt, ist ein Beweis, wie würdig Pressensé auch diese Aufgabe auffaßt. „Die freie Kirche im freien Staate" ist nicht blos ein Motto, sondern der überall mit anklingende Grundton des Buches; von Lehren der „Finsterlinge", wie Réville sie ihm keck vorwirft, von einer Parteinahme für den „römischen Autoritätsglauben" nirgends eine Spur, vielmehr das schärfste und entschiedenste Gegentheil. Nur die Bitterkeit und die unnachsichtig strafende Ironie eines Laurent vermißt der Leser, indem er ein pragmatisch abgerundetes, im Styl einer blühenden, aber stets gemäßigten Sprache gehaltenes Geschichtswerk durchläuft. Mag man hin und wieder in Pressensé's Beweisführung den leicht erklärlichen Mangel entdecken, daß er die Entwickelung der juridischen Streitpunkte des großen Rechtshandels zwischen Staat und Kirche zuweilen von politischen Erwägungen der Weisheit und Billigkeit überwuchern läßt, es ist doch ein Kardinalpunkt, in welchem er nicht hinter dem belgischen Rechtslehrer zurücksteht: Pressensé, der gläubige Protestant, weiß und fühlt, gleich dem kosmopolitischen Freidenker Laurent, die Nähe des göttlichen Geistes in dieser

*) L'Église et la Révolution française, Histoire des relations de l'Église et de l'État de 1789 à 1802, par Edmond de Pressensé. Paris 1864, Ch. Meyrueis. VII et 467 pages.

*) Pressensé's „Leben Jesu" erscheint jetzt in einzelnen Lieferungen.

Debatte; das erste Motto seines Buches lautet: „Gott ist dem französischen Volke so nothwendig als die Freiheit!"

Man staunt vielleicht: von Mirabeau rührt ursprünglich dieses fromme Wort her!

Es giebt aber ein drittes Motto, welches Herr von Pressensé nicht an die Spitze gestellt, welches indessen sein kirchenpolitisches Glaubensbekenntniß am genauesten formulirt hätte und mit dem zweiten Motto nicht unbedingt zusammenfällt, nämlich das Feldgeschrei: Trennung der Kirche vom Staate. Unzweifelhaft wollte Pressensé eben dieses Prinzip unter seinem Motto: „Die freie Kirche im freien Staate" mitbegreifen; jeder Abschnitt seines Werkes offenbart ihn als glühenden Anhänger der modernen Separation, die ihm ein Arkanum, ein Weltenheil für alle Konflikte von Diesseits und Jenseits gilt. Man merkt es dem braven Hugenotten an, daß er hierin pro domo ficht, und daß der unmittelbare Vortheil seiner Sekte, daß die Stellung der freien kalvinischen Kirche zum katholischen Staate, das Hauptagens dieses Feuereifers ist. Die wunderbare Uebereinstimmung, welche in der Trennung von Staat und Kirche zwischen den Liberalen und den Ultramontanen herrscht, macht ihn nicht im geringsten stutzig; sein Ideal ist das Kirchen-Staatsrecht von Nordamerika oder das „Laissez faire, laissez aller!" des Staates in Kirchensachen; er glaubt den Knoten kühn durchschnitten zu haben und die weiteren speziellen Verwickelungen kümmern ihn nicht. Allein die Erfahrung hat wenigstens in Europa gezeigt, daß nach der Trennung erst recht die Schwierigkeiten anfangen. Um die belgischen Verhältnisse, welche in dieser Hinsicht typisch sind, scheint Pressensé sich gar nicht bemüht zu haben; das Parallelwerk des Genter Juristen Laurent: „L'Église et l'État", ist nicht ein einziges Mal angeführt. Es konnte der sonst so schönen und lichtvollen Darstellung unseres Pressensé schwerlich zum Vortheil gereichen, daß der Autor dieselbe auf das Herrschaftsgebiet Frankreichs beschränken zu müssen glaubte; mit den meisten Franzosen übersieht er, daß die sogenannte „französische Revolution" weit über Frankreichs Gränzen hinausging, und andererseits, daß die großen Fragen vom Rechte des Staats an den Kirchengütern, von der Civilkonstitution des Klerus, von der Civilehe, von der Einwirkung der Kirche auf die Schule u. s. w. in allen europäischen Staaten wiederkehren, Frankreich aber sie keineswegs endgültig gelöst hat. Denn wäre das Letzte der Fall, weshalb hätte der Autor dann erst sein Buch geschrieben?

Wie dem auch sei, werfen wir jetzt einen näheren Blick in das treffliche Buch, dessen objektive Haltung dem Leser oft gerade an den klippenreichsten und spannendsten Stellen ein inniges Wohlbehagen einflößt.

Pressensé schildert uns in der Einleitung den religiösen Zustand des ancien régime, und nach Verdienst, nicht mit Rosenfarbe; er malt uns in kurzen, kernigen Zügen die Unduldsamkeit der Staatslenker und der herrschenden katholischen Partei; aber er verschweigt auch nicht, wie intolerant selbst die Häupter der liberalen Opposition dachten, wie Montesquieu dem Souverain das Recht zuschrieb, einen neu aufkeimenden Kultus zu unterdrücken und Rousseau sich zu dem Gedanken einer Civilreligion, einer abstrakten Staatsmoral verstieg, auf welche der Souverain jeden Bürger bei Strafe von Tod oder Verbannung verpflichten dürfe! Indem Pressensé ganz richtig erwägt, daß die Männer der Revolution von Montesquieu und von Rousseau all' ihre Weisheit entlehnten und offenbar der Esprit des Loix die erste, die quasimonarchische, der Contrat social die zweite, die republikanische Epoche in Scene setzte, so stellt er den Zielen der Bewegung ihr wahres Prognostikon, indem er den duldsamen Sinn aller handelnden Personen stark bezweifelt. Wer das Erbkapital Bourbonischer Willkür hüben und drüben mit auf den Kampfplatz brachte, konnte wohl auf das Recht der Wiedervergeltung zu Gunsten der Unterdrückten, auf die Bestrafung der Gräuel der einst blutig waltenden, „Christen" genannter Fanatiker kommen; allein jene heilige Ehrfurcht vor den Heiligthümern jeden Glaubens und jeden Bekenntnisses fehlte ihm doch; ihm gebrach tief innerliche Menschenliebe, Herzensmilde und schonende Mäßigung; an den Söhnen der Missethäter übte man das „Auge um Auge, Zahn um Zahn", von Humanitäts-Phrasen floß man über, man dekretirte die Menschenwürde, als wenn sie sich dekretiren lasse, und von dem Johannis-Christenthum des edelsten Christusjüngers wußte man nichts. — — —

Es ist ein Vorzug des vorliegenden Werkes, daß der Verfasser die wildesten Katastrophen, ja sogar das theilweise Scheitern der Revolution von eben diesen Schwächen herleitet. An die Stelle des Car tel est notre plaisir des absoluten Königthums wurde einfach das Car tel est notre plaisir des souverainen Volkes gesetzt und bei wiederholten Gelegenheiten das des Pöbels. Er betont mit Wärme den verhängnißvollen Antheil der Emeute an den Siegen der Revolution; schon ihre reinsten Frühlingsblüthen wurden von einer solchen befleckt. Den 14. Juli 1789 charakterisirt er, wie Vernunft und Sittlichkeit es erfordern; er beklagt die näheren Umstände des Sturmes auf die Bastille, und nur der Anblick der feierlichen Procession nach der Kirche der heiligen Genofefa, der Schutzpatronin von Paris, die Inbrunst des Volkes beim Todtenamt für die Gefallenen und seine Achtung vor den frommen Bräuchen der Väter können seine Seele in Etwas beruhigen. Sie bestätigen ihm die ernste Wahrheit, daß gewaltige Ereignisse die Gemüther nicht blos aufwühlen und erschüttern, sondern sie auch zu Gott, als dem einzigen und ewigen Anhalt wenden.

Wenn der Protestant Edmund von Pressensé vorurtheilsfrei genug ist, an der katholischen Julifeier von 89, an den Blumen und Votivgaben und an dem Bilderschmuck der Procession ihres innersten Beweggrundes wegen sein Auge zu weiden, so ist ein solcher Mann, der für seine Person den kleinlichen Sektenhaß von sich geworfen, noch schönerer Dinge fähig; er kann Gerechtigkeit üben an den Unterdrückern seiner Vorfahren. Er, der Abkömmling derer, welche in den „Kirchen der Wüste" ihre Zuflucht suchten bei den Nachstellungen katholischer Häscher, Er, ein Sohn derer, die in Höhlen, in Wäldern, in Schluchten und Einöden ihr Evangelium lasen und Gott in ihrer Weise verehrten, jubelt nicht bei dem Verkauf der katholischen Kirchengüter; ihn ergötzt nicht die Civilkonstitution des katholischen Klerus, ihn labt nicht die Verfolgung der eidscheuen Priester, noch das Blut, das für treues Halten der Kirchengebote floß, denn der Protestant Pressensé erblickt in dem gehetzten und gequälten katholischen Priester den christlichen Seelsorger, der ihm, dem Christen, die innigste Theilnahme einflößt. Das ist Pressensé's schlagende Antwort auf die finstern Anklagen eines Albert Réville, eine seines Rufes würdige Antwort! — —

Aber das Gesetz der Liebe läßt unseren Pressensé nicht das Gesetz der Klugheit vergessen. Es ist vielleicht zu politisch und zu wenig juristisch gedacht, wenn der Autor die Konfiskation der katholischen Kirchengüter vornehmlich aus Klugheitsgründen verdammt. Unklug war sie gewiß! Unumgänglich war sie wohl nicht! Wir glauben zwar, daß Alexis de Toqueville (in dem Buche L'ancien régime et

la Révolution), indem er die Wahlvollmachten des Klerus für die Versammlung der Generalstände bespricht, den Liberalismus der Priesterschaft ein wenig übertrieben hat und daß in diesem Punkte eher die Stimme des neuaufgetretenen, sehr freisinnigen Historikers Chassin (Génie de la Révolution, T. I.) Beachtung verdient; allein es ist eine von allen zuverlässigen Autoritäten verbriefte Thatsache: ein ansehnlicher Theil, selbst des aristokratischen Klerus, hat bei Beginn der Revolution den Prinzipien der bürgerlichen Freiheit und durchgreifenden Reformen zugeneigt und Wünsche offenbart, welche mit denen der großen Mehrheit der Nation übereinstimmten. Als am 4. Mai 1789 Monseigneur de la Fare, Bischof von Nancy, in der St. Ludwigskirche zu Versailles die Weihpredigt für Eröffnung der Generalstände hielt, rissen seine flammenden Worte die Hörer unwiderstehlich zu lauten, an solchem Orte ungewohnten Beifallsbezeugungen hin, so sehr entzückte diese Rede alle französischen Herzen! Und als am 4. August der Adel von jenem denkwürdigen „entrainement" ergriffen wurde, folgte der Klerus augenblicklich dem edelmüthigen Beispiel des zweiten Standes; unter Führung desselben de la Fare, des begeisterten Predigers, opferte auch Er seine Feudalrechte auf dem Altar des Vaterlandes; er willigte neben der anderer Reallasten, in die Abschaffung der ihm so einträglichen Zehnten, und am 10. August 89 erhob sich Herr von Juigné, Erzbischof von Paris, von seinem Sitz, um im Namen der Geistlichkeit zu erklären, daß sie auch auf die Ablösung der Zehnten freiwillig Verzicht leiste. Sicher wäre es klug gewesen, diese guten Positionen des Klerus schonend zu benutzen. Doch die Parteiführer wurden allzu stark von den Leidenschaften der Masse gedrängt; sie sahen in der Opferwilligkeit des Klerus, die sich am 4. August unvorsichtiger Weise selbst hinsichtlich des Grundstocks der Kirchengüter geregt hatte, ein ergiebiges Mittel zur Beseitigung der Unsumme von Staatsschulden. Ein Voltairianischer Priester, der junge Talleyrand-Périgord, Bischof von Autun, half ihnen dabei auf die Sprünge. Sein am 11. Oktober 1789 vorgetragener Bericht über das Projekt einer Staats-Anleihe von 80 Millionen erwies die Unzulänglichkeit aller bisher gemachten Vorschläge und kam dann mit einer geschickten Wendung auf einen „unermeßlichen Schatz" zu reden, welchen die Nation in — den Gütern seines Standes besitze! Die Kirchengüter sollten den Abgrund ausfüllen, den Bankerutt verhindern. Mirabeau ward fast wüthend vor Eifersucht über den ingeniösen Finanzplan des jungen Bischofs, sofort formulirte er den Antrag, zu beschließen, 1) daß die Güter des Klerus Eigenthum der Nation gegen die Verpflichtung der Uebernahme des Unterhalts der einzelnen Kleriker und 2) daß die Verfügung über die Kirchengüter keinem Pfarrer unter 1200 Livres Renten mit Obdach gewähre. Vergebens bekämpfte sein Freund, der Abbé Sieyes, in einer beredsamen Flugschrift diesen Angriff auf das Eigenthum der Korporationen; vergebens versuchte der staatskluge Malouet (einer der Führer des rechten Centrums) eine Vermittelung in dem Entwurf einer Reduktion der geistlichen Pfründen: Mirabeau warf den ganzen Einfluß seiner gewaltigen Persönlichkeit, den Donner und die Zauberkraft seines Organs in die Waagschale und errang, durch ein Amendement von Thouret unterstützt, einen glänzenden Sieg über die Traditionen des alten Frankreichs, aber unseres Erachtens auch über das Grundrecht des Eigenthums, welches nicht blos physischen, sondern auch moralischen Personen zu Gute kommt. So thöricht es war, einen mächtigen Stand an seiner empfindlichsten Stelle, an seiner materiellen Existenz zu bedrohen (was sich auch in dem weiteren Verlauf der Dinge schwer gerächt hat!), ebenso willkürlich war es, Einkünfte anzugreifen, die der Staat nicht allein aus seiner Tasche begründet und auf welche in vielen Fällen nur ein mittelbares Recht sich entwickeln ließ. Die Koncession zum Erwerbe von Gütern, welche der Staat einer Körperschaft ertheilt, setzt keineswegs ein Eigenthum des Staates an diesen Gütern voraus, und wenn schon ein royalistischer Advokat (der Requêtenmeister Le Boyer de Boutigny) anno 1749 der Krone auf solchen Rechtstitel hin freie Verfügung über das Kirchenvermögen zusprechen mochte, so war dies heißhungrige Raisonnement um nichts weniger eine despotische Doktrin, welche auch nach Pressensé eben die innige Erbverbrüderung zwischen der Revolution und dem Bourbonischen Absolutismus an den Tag brachte.

Eine böse Folgenreihe war durch die Einziehung der gesammten (!) Kirchengüter eröffnet. Indem die Geistlichkeit mit Einem Federstriche ihres Unterhalts beraubt war, hatte man eo ipso die Verpflichtung, sie zu entschädigen, übernommen. Mirabeau und der feine Jurist Thouret hatten das auch sofort empfunden; der Klerus wurde also auf Sold gesetzt, er wurde für seinen Dienst des „Moralpflegers" mit Gehältern belohnt, ihm wurde ganz im Sinne des alten Staats-Absolutismus der Charakter einer Staatsbeamtung aufgeheftet, und nachdem man glücklich bis zu dieser Stufe gediehen war, machte man nur einen sehr kleinen Schritt, indem man den Gedanken faßte, dem Klerus eine Verfassung zu geben. Das ist die logische Stufenleiter der berühmten constitution civile du clergé de France.

War die Konfiskation der Kirchengüter en bloc ein Unrecht und ein großer politischer Fehler, so war die Civilkonstitution des Klerus, von einer weltlichen Versammlung dekretirt, ein ungeheurer politischer Fehler und ein doppeltes Unrecht. Befand man sich ex decreto in einem freien Staate, so war die Ordnung und Verwaltung seiner Angelegenheiten Sache des Klerus selbst (wie dies z. B. die preußische Verfassung von 1850 ausspricht), und dies um so mehr, als man die Scheidung der Stände aufgehoben und den Klerus auf dem Reichstage seines selbständigen Parlaments beraubt hatte. Die aus der Verschmelzung der Stände hervorgegangene Versammlung war für Staatssachen souveraine Instanz; wie konnte sie aber das Gleiche für Kirchensachen sein, nachdem man so eben bei der Erklärung der Menschenrechte Kultusfreiheit verkündet hatte? Die konstituirende National-Versammlung war ihren eigenen Beschlüssen zufolge für Kirchensachen im eminentesten Grade inkompetent, und es ist von Laurent ein starker Fehlschuß, wenn er die desfallsige Bemerkung des Abbé de Pradt (in „Le Quatre Concordats") einen schlechten Witz titulirt.

Was alle Vernünftigen voraussagen mußten, wovor der Papst Frankreichs halbentthronten Herrscher ausdrücklich gewarnt hatte, das trat nach dem Erlaß der Civilkonstitution des Klerus ein, die bekanntlich eine neue Umschreibung der Diöcesen und Volkswahl bei der Besetzung der geistlichen Stellen einführte. Das Schisma, die Kirchenspaltung, war unausbleiblich. Binnen einem Monat hatte man zwei Arten von Klerus, einen konstitutionellen, der den Eid auf die Civilkonstitution geleistet, und einen unvereidigten, der ein seinem Stande durch weltliche Mehrheit aufgedrängtes Gesetz mit allen Kräften abwies. Wo der Katholicismus der Bevölkerung eine fanatische Färbung trug, zumal im Süden, brach der Bürgerkrieg aus; in die heiße Erbitterung der politischen Parteien mischte sich die Gluth des Glaubenshasses, und eine Saat von Uebeln überschwemmte Frankreich, an welche die kühnen Gesetzgeber wohl kaum gedacht hatten, noch sie im skeptischen 18. Jahrhundert für möglich gehalten!

Und diese Fehler der Revolution haben einen Hintergrund, der von Pressensé noch nicht genugsam durchschaut ist. Das fühlende Herz schaudert zurück vor den scheußlichen Verfolgungen und erfinderischen Martern, welche die revolutionäre Wuth über die eidscheuen Priester verhängte: man erbebt vor der gränzenlosen Schwäche der Girondisten, welche gegen besseres Wissen und Gewissen dieses Feuer unablässig schürten —: das sind aber nur vorübergehende Paroxismen gewesen, fast klein zu nennen im Vergleich zu den täglich neu erwachsenden Mißständen und Konflikten, denen die moderne Gesellschaft fort und fort entgegengeht. Die Stellung der Kirche zum Staate ist in den wilden Stürmen der Revolution bodenlos verschroben worden; man hat auf eigene wie kirchliche Rechnung eine Masse falscher Begriffe in Umlauf gesetzt; man hat einen Rachekrieg derer entzündet, welche die Wegnahme der ihnen einst anvertrauten Güter nicht vergessen können, und man hat die freie Entwickelung und Ausgestaltung der religiösen Idee, den Frieden der Konfessionen an materielle Voraussetzungen geschmiedet, welche den Staat und die Gesellschaft erschüttern und die Reinheit und Erhabenheit des Kultus tausendfach schädigen müssen!

Trauttwein von Belle.

Italien.

Aus Dante.

Probe einer neuen Uebersetzung von Adolph Doerr.

Cato von Utica.*)

Die Wimpel rührt zu schön'rer Fahrt erhoben,
Des Geistes Schiff, das hinter sich das Meer
Der Qualen läßt mit seinem grimmen Toben.
4. Vom zweiten Reiche heb' ich an zu singen,
Wo sich die Seele läutert und verklärt,
Um sündenrein sich himmelan zu schwingen.
7. Vom Tode denn, o Dichtung auferstehe,
Ihr heil'gen Musen, euch gelob' ich mich,
Daß mich dein Hauch, Calliope, umwehe!
10. Begleite du mein Lied mit solchem Tone,
Wie einst die armen Elstern er bezwang,
Die euch beneideten die Sangeskrone!
13. Erstanden war ich aus dem Reich der Grüfte,
Von Aug' und Seele sank der finst're Bann,
Und selig trank ich frische Morgenlüfte.
16. Den Himmel schaut' ich wonnerfüllt auf's Neue:
Er leuchtete bis zu dem Mondenkreis
In sanfter, ungetrübter Saphirbläue.
19. Der Liebe schöner Stern erhellte funkelnd
Den ganzen Osten, durch sein klares Licht
Der Fische nahes Sternenbild verdunkelnd.
22. Ich sah darauf nach Süden und gewahrte
Ein Viergestirn**), das sich im Anbeginn
Der Schöpfung nur den Menschen offenbarte.
25. Das Sternbild leuchtete in sel'ger Pracht.
O Erdenwelt, seitdem es dir erblichen,
Versankest du in öde, kalte Nacht!
28. Nachdem ich lang vom Strahlenglanz getrunken,
Verwandte ich mich zu dem Gegenpol,
An dem der Wagen schon hinabgesunken.
31. Dort sah ich einsam stehen einen Greisen,
Sein Anblick weckt' ehrfürcht'ge Liebe mir,
Wie sie ein Sohn dem Vater soll beweisen.
34. Es wallte ihm der Bart in langen Flocken
Hernieder, silberweiß, dem Haare gleich,
Das seine Brust umspielt in Doppellocken.
37. Von jenem heil'gen Viergestirn beglänzet,
Erschien sein Angesicht so hell verklärt,
Als wär' es rings von Sonnengold umkränzet.
40. Jetzt regt' er seines Bart's ehrwürd'ge Vließe
Und sprach: „Wer seid ihr, die ihr wunderbar
Entstiegen dort dem ew'gen Weltverließe?
43. Wie drangt ihr dem unsichtbar'n Strom entgegen
Zum Tag empor? Wer führt euch? Welches Licht
Hat euch gestrahlt auf dunkeln Höllenwegen?
46. Habt ihr den Bann der Tiefe kühn verletzt?
Wie, oder hat euch gar des Himmels Gnade
Von dort auf meinen Inselberg versetzt?“
49. Dem hehren Greise Ehrfurcht zu bezeigen,
Gebot mir schnell mit Wink und Hand und Wort
Virgil und ließ mich Knie' und Augen neigen,
52. Und sprach: „Nicht bin ich meinethalb erschienen,
Ich kam auf einer Seligen Geheiß,
Hier diesem Pilger zum Geleit zu dienen.
55. Doch möchtest du noch mehr von uns erfahren;
So höre weiter, denn mein Wille kann
Kein and'rer sein, als nur dir zu willfahren.
58. Des letzten Abends ewig Dunkel sahe
Noch mein Gefährte nicht, allein er kam
Ihm schon verirrt in sünd'ger Thorheit nahe.
61. Da ward ich ihm zur Rettung ausgesendet,
Und zu entrinnen blieb uns nur allein
Der Weg, auf dem wir uns hierher gewendet.
64. Nun er geschaut des Abgrunds finst're Seelen,
Besucht er die, so unter deiner Hut
Sich wieder reinigen von ihren Fehlen.
67. Zu lang ist uns'rer Wanderung Geschichte,
Von oben stammt die Kraft, die mich beseelt,
Mit ihm zu nahen deinem Angesichte.
70. Empfang' ihn denn in deinem Geisterlande!
Die Freiheit sucht er auf, das theu're Gut,
Wofür Du einst das Leben gabst zum Pfande.
73. „Für das in Utica die Erdenhülle
Du blutend fallen ließest, die ersteh'n
Am großen Tage wird in Glanzesfülle!“ — —

*) Das Fegefeuer, Gesang I.

**) Die vier weltlichen Tugenden, welche den Menschen entschwunden, Dante auf der Stirn Cato's entgegenglänzen.

Rom im Mittelalter, nach Gregorovius.

II.

Die Stadt der Heiligen.

Einhard, der Geschichtschreiber Karl's des Großen und Rathgeber seines schwachen Nachfolgers, hat unter seinen Schriften ein Buch hinterlassen, das eine ausführliche Beschreibung des

Triumphzuges enthält, in dem im Jahre 827 die Leichname der heiligen Marcellinus und Petrus von Rom nach Soissons geführt wurden. Der Minister des römischen Kaisers erzählt uns in aller Breite, wie diese heiligen Reste durch Franken aus Rom gestohlen, für die neu gestiftete Kirche in Soissons erworben und in feierlichem Aufzuge, unter beständigem Andrange des Volks und zahllosen Mirakeln durch halb Europa nach ihrer neuen Ruhestätte geleitet wurden. Solcher Berichte, die man ganz technisch Translationen nannte, besitzen wir aus den karolingischen Jahrhunderten eine große Menge. Meist von weit weniger berühmten Verfassern herrührend, vielfach auch nach schon einmal feststehendem Schema angefertigt, bekunden sie in der fast von allen Völkern Europa's getheilten Gier nach dem Besitze von heiligen Leichnamen einen Zug, der für die Geschichte des Mittelalters überhaupt und insbesondere für die Kenntniß des mittelalterigen Rom höchst charakteristisch ist.

Rom war schon frühe in ganz hervorragendem Maße die Stadt der Heiligen geworden. Derselbe Drang, welcher die Regierer der Republik und des Kaiserreichs dahin geführt hatte, die Heiligthümer aller unterjochten Völker in Rom zu vereinigen, trieb auch die Bischöfe der christlichen Stadt an, allen Heiligen, deren Kultus sich zu besonderem Ansehen in ihrer Heimat erhob, Altäre in der ewigen Stadt zu errichten. Gallischen und spanischen, griechischen und syrischen Heiligen, ja selbst Heiligen aus dem fernen Arabien wurden in Rom, auf den Trümmern oder in den bekehrten Mauern heidnischer Tempel, Kirchen erbaut, und hatte Agrippa in dem schönen Rund des Pantheons allen Göttern ein Heiligthum geweiht, so vertrieb ein Papst des siebenten Jahrhunderts diese Götter als feindliche Dämonen, um ihre Residenz, feierlichst gereinigt von jeglicher Ansteckung des Heidenthums, zu einem Tempel aller Märtyrer umzuweihen. Die Annalisten dieser berühmten Kirche erzählen uns, daß der Papst Bonifaz (er war so stolz auf diese Umweihung, daß er sie sich in seine Grabschrift schreiben ließ) acht und zwanzig Karren mit Märtyrerknochen beladen und diese unter dem Altar des neuen Christentempels versenken ließ.

So hatte schon damals Rom in den zahllosen Gebeinen seiner Katakomben einen ergiebigen Schatz, einen Schatz für die Schätze der Welt gefunden, welche ihm die plündernden Hände der Gothen, der Vandalen, der Byzantiner entrissen. Die unermeßliche Fülle dieser heiligen Fossile machte die Stadt zu dem Ausgangs- und Mittelpunkte jenes wundersamen und barbarischen Handels mit Reliquien, durch den bald alle christlichen Völker sich in den Besitz ähnlicher Gnadenmittel zu setzen strebten, und andererseits zog die Wunderkraft so vieler Heiliger, durch die Fama in's Unglaubliche vermehrt, unzählige Pilger von aller Welt Enden nach Rom.

Dieser Kultus wuchs, je mehr mit dem Verlaufe der Zeit sich die ursprüngliche Gottesidee des Christenthums in einen neuen Polytheismus umwandelte. Der Gedanke einer unsichtbaren und höchsten Intelligenz wurde mehr und mehr zersplittert in eine neue Mythologie, in welcher vom Heilande und seiner Mutter zu den Aposteln, den Heiligen und den Märtyrern herab eine himmlische Hierarchie verehrt wurde. Ja, es entfernte sich die christliche Verehrung immer mehr von Christus, um sich der tastbaren und sichtbaren Wirklichkeit der Reliquien zuzuwenden. Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter liefert eine Menge der seltsamsten Beispiele. So besitzen wir einen Brief Gregor's des Großen, eines Mannes, dessen Verstand den seiner Zeitgenossen weit überragte, worin er der Kaiserin von Byzanz auf die Zumuthung erwiedert, daß er ihr für eine von ihr dort erbaute Kirche den Kopf des Apostels Paulus oder sonst ein Glied vom Leibe des Apostels senden möge. Seine Entrüstung ist nicht zu verkennen. Ein todeswürdiges Verbrechen sei es, die heiligen Leiber auch nur zu berühren, ja ihnen nur mit dem Blicke der Augen zu nahen. Auch sei es vollständig genug, wenn man ein Stück Tuch, welches das Grab des Apostels bedeckt habe, in ein Büchschen thäte, um seiner Wunderkräfte zu genießen, und solche gleichsam magnetisirte Tuchlappen, die man Brandea nannte, oder etwas von den Ketten des Apostels Petrus wolle er der Kaiserin senden, wenn es nämlich gelinge, davon abzufeilen. — Solche Eisentheilchen pflegte man in ein goldenes Schlüsselchen zu thun und als Amulet am Halse zu tragen; es galt für ein so hohes Geschenk, wie dies heut die geweihte goldene Rose ist, wenn der Papst dies Kleinod als Geschenk sandte, und zwar auch damals nur an Personen vom höchsten Rang. Bisweilen wurden auch Eisenspäne vom Rost des heiligen Laurentius hinzugefügt, oder man versendete goldene Kreuze, worin Spänlein vom Holze des wahren Kreuzes verschlossen waren.

Diese Reliquienwuth ging mit den furchtbarsten Unthaten Hand in Hand. Im ersten Jahrhundert überfiel der Longobardenkönig Astolf das päpstliche Gebiet. Bei der schonungslosen Verwüstung, welche die Campagna durch seine zügellosen Schaaren erfuhr, wurden Kirchen und Klöster geplündert, Mönche und Nonnen allen Mißhandlungen preisgegeben; die ausgelassenen Plünderer scheuten sich nicht, Kirchengewänder und Gefäße zu ihrem profanen Gebrauch oder Mummenschanz zu verwenden; sie trieben mit den heiligen Bildern, selbst mit der Hostie ihr Spiel. Zu gleicher Zeit aber durchwühlten eben diese Longobarden die Kirchhöfe der Märtyrer, mit frommer Wuth nach heiligen Knochen suchend, die sie dann unter beliebigem Märtyrertitel nach den Kirchen ihrer Heimat zu bringen hofften. Und abgesehen von diesen Räubereien im Großen, gab es in Rom Diebe, die aus der Entwendung von heiligen Leichnamen ein stehendes Gewerbe machten. Die Wächter der Katakomben durchwachten angstvolle Nächte, als gelte es, Hyänen abzuwehren, während die Diebe umherschlichen und tausend Betrügereien oder wirksame Bestechungen anwandten, zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Mit diesem Kultus der Todten hing die große Bewegung der Pilgerschaften zusammen, welche in jenen Jahrhunderten das Abendland durchzogen. Es ist ein Naturgesetz der Menschheit, daß sie sich bewege; Kriege, friedliche Geschäfte, Handel, Reisen jeder Art haben von jeher das Lebensblut der Gesellschaft in Cirkulation erhalten: aber in jener Epoche des Mittelalters bestand die friedliche Bewegung der Menschheit im Allgemeinen in der Pilgerung, welche dann in den Kreuzzügen, der größten Pilgerschaft der Weltgeschichte selber, ihren Gipfel erreichte. Alle Geschlechter, alle Alter und Klassen nahmen fortdauernd daran Theil; der Kaiser und Fürst, der Bischof pilgerte wie der Bettler, das Kind, der Jüngling, die edle Matrone, der Greis gingen barfuß am Pilgerstabe. Rom hatte diese sonderbaren Wanderzüge zu allererst hervorgerufen und in seine geheiligten Mauern gezogen. Sie hörten nicht auf, dorthin sich zu richten, auch nachdem durch so viele heilige Gräber in den verschiedenen Ländern Europa's für das nähere und bequemere Bedürfniß gesorgt worden war. Seit Jahrhunderten hatte sich der Glaube befestigt, daß eine Wallfahrt nach Rom, der Stadt der Märtyrer und Apostel, in den unfehlbaren Besitz der Schlüssel zum Paradiese setze. Die Bischöfe unterstützten ihn, indem sie zu dieser Pilgerung ermahnten. Der kindliche

Glaube jener Zeit, wo die Wege zur Versöhnung noch nicht in der inneren Menschenbrust entdeckt, sondern draußen auf der Reise zu einem fernen verkörperten Symbol des Heils gesucht wurden, konnten den Wanderer beseligen, der durch die Unbilde der Elemente, die Unsicherheit feindlicher Straßen, die geflissentliche Entbehrung langer mühseliger Wallfahrt wie durch ein Purgatorium hindurchschritt, ehe er das Gnadenziel erreichte. Jeglicher verschuldete oder schuldlose Schmerz des Lebens, jede Form irdischer Qual, selbst jedes Verbrechen konnte sich hoffend nach Rom wenden, dort an den heiligen Stätten oder zu den Füßen des Papstes Erlösung und Absolution zu erlangen. Die Bedeutung, welche dieser einzigen Stadt Rom der Glaube der Menschheit gab, hat sich nie wiederholt, wird sich nie mehr wiederholen können. Sie war von einer unermeßlichen moralischen Gewalt. Unzählige Pilgerschaaren zogen nach Rom, der Oase des Friedens, des Heils, der Versöhnung; Völkerwanderungen, die unablässig über die Alpen stiegen, oder zu Schiffe, kamen alle nach Rom.

Oft genug aber ward der Schmerz und die Schüchternheit verdammt, neben dem frechen Laster und dem listigen Betrug einherzugehen, und auf dem Wege zum Heil durch ansteckende Berührung selbst unheilig zu werden. Die entsittlichende Gemeinschaft mit Menschen, die von allen Banden des Staats und der Familie losgelöst waren, die Abenteuer und Verlockungen, welche die Reise in Menge bot, die Künste der Verführung in den üppigen Städten des Südens forderten ihre Opfer, namentlich unter den weiblichen Wallfahrern. Wenige Städte in Lombardien, Francien und Gallien gebe es, schrieb im 8. Jahrhundert ein Erzbischof von Mailand an den von Canterbury, in denen nicht englische Dirnen sich aufhielten; von den Frauen und Nonnen, welche aus Britannien den Weg nach Rom hin und her machten, gehe der größte Theil unter; es sei ein Skandal und eine Schande für die englische Kirche.

Viele der Pilger, die tagtäglich durch die Thore Rom's strömten, waren mit den schändlichsten Verbrechen gebrandmarkt. Die Ordnung der heutigen Gesellschaft entzieht den Verbrecher so viel als möglich den Blicken der Menschen zu einsamer Strafe oder Besserung. Im Mittelalter geschah das Gegentheil. Der Schuldige ward in die Welt geschickt, versehen mit einem Schein seines Bischofs, welcher ihn als Mörder oder Blutschänder offen bekannte, ihm seine Reise, ihre Art und Dauer vorschrieb und ihn zugleich mit einer Legitimation versah. Er reiste auf sein durch bischöfliches Zeugniß verbrieftes Verbrechen, wie auf eine wirkliche Paßkarte der Behörde, und er zeigte sie auf seiner Pilgerfahrt allen Aebten und Bischöfen der Orte, durch welche er kam, vor. Diesem Verdammungs- und Empfehlungsbrief zugleich verdankte der Sünder gastliche Aufnahme, um so von Nation zu Nation bis zu dem Heiligthum zu pilgern, das ihm als Ziel vorgeschrieben war. Der Strafcodex des Mittelalters zeigt einen grellen Widerspruch von brutaler Barbarei und engelhafter Milde. Die herrlichen Grundsätze des Christenthums, den Gefallenen zu schonen, dem Sünder liebevoll die Wege zur Versöhnung zu öffnen, kamen in Widerstreit mit der bürgerlichen Ordnung der Gesellschaft. Dieselbe Zeit, welche durch Beschluß heiliger Synoden Majestätsverbrecher marterte, blendete, auf einem räudigen Esel durch die Städte führte, gab dem Vater- und Muttermörder sanftmüthig einen Pilgerpaß in die Hand und verwehrte den Furien, ihm wie Orest zu folgen. Rom, die große Zuflucht der Sünder, nahm alle Verbrecher in sich auf, die irgend Namen und Gestalt unter Menschen haben, und die Kirchen oder Kirchhöfe sahen Meuchelmörder, Giftmischer, Räuber, Betrüger jeder Art und Nation aus- und eingehen. Oft trafen seltsame und scheußliche Gestalten ein: Menschen, welche wie Büßer Indiens Ketten trugen, Andere halb nackt, einen schweren Eisenring um den Hals, oder den Arm von einem Eisenband umschmiedet. Dies waren Mörder ihrer Eltern, Brüder oder Kinder, denen ein Bischof solche Pönitenz und die Pilgerschaft nach Rom auferlegt hatte. Ihr Anblick mußte die Augen rechtlicher Menschen entsetzen: sie warfen sich mit Geschrei an den Gräbern nieder; sie geißelten sich, sie beteten, geriethen in Extase, und es gelang ihrer Geschicklichkeit bisweilen, die Eisenringe an einer Märtyrergruft zu sprengen. Wer möchte leugnen, daß sich unter solchen Menschen auch wirklich bußfertige Sünder befanden, wer aber sich nicht vorstellen, daß es darunter eben so viel und weit mehr nichtswürdige Schelme gab? Denn, weil die Abbüßung eines Verbrechens zugleich einen Freibrief der Verpflegung bot, so hüllten sich nicht selten Gauner, welche weder Vater noch Mutter, noch irgend wen umgebracht hatten, in die Masken der scheußlichsten Unthat, um nur Gelegenheit zu Reiseabenteuern und betrügerischem Gewinn zu haben. Sie zogen also mit falschen Pässen, nackt, in Eisenbändern durch die Länder, das unsinnige Mitleiden der Menschen zu erregen und in Abteien oder Pilger-Herbergen sich zu nähren. Viele stellten sich besessen, sie liefen mit struppigen Haaren und wunderlichen Geberden durch die Städte, gingen in die Klöster der Provinzen, warfen sich vor den Heiligenbildern nieder, und, indem sie durch deren Berührung oder Anblick plötzlich zu Sprache und Sinnen kamen, erlangten sie von den beglückten Mönchen nicht kleine Geschenke, womit sie dann lachend abzogen, um ihre Künste anderswo fortzusetzen. Die Betrügereien dieser Pönitenten waren so arg, daß die Strafgesetze dagegen einschreiten mußten. Es findet sich eine Verordnung Karl's des Großen, wodurch eingeschärft wird, Gaukler und Betrüger und Menschen, die nackt in Eisen gehen, nicht umherschweifen und die Leute betrügen zu lassen.

Das waren Erscheinungen, die nicht Rom allein, sondern alle anderen Länder sahen; aber wegen der Heiligkeit der Märtyrergräber und zugleich wegen der Entfernung der Stadt, welche die Pönitenz des Wanderns steigerte oder verlängerte, mußte grade Rom die meisten von ihnen in seinen Mauern sehen. Die Verehrung der Reliquien hat keinen furchtbareren Ankläger, als die Unmoral und die Lüge, welche während des Mittelalters ihre Folgen waren.

England.

Dickens beim Jahresfeste der Londoner Zeitungshändler.

So oft ich von England nach Deutschland komme, vermisse ich hier die billigen Zeitungen, die ich gewohnt bin, auf allen Bahnhöfen Englands zu jeder Zeit und zu gleichen Preisen kaufen zu können. In Köln mußte ich 2½ Sgr. für die „Kölnische Zeitung" zahlen; noch schlimmer ging's mir in Berlin, wo ich 2½ Sgr. für die „Volkszeitung", 3 Sgr. für eine Nummer des „Kladderadatsch", 2½ Sgr. für die „Vossische", 5 Sgr. für die „National-Zeitung" (Abend- und Morgenblatt) 2c. zahlen mußte. Welche enorme Preise gegenüber den jetzigen Preisen der englischen Blätter!

Aus diesen hohen Preisen und daß an vielen Hauptstationen, wie z. B. in Braunschweig, Hannover, Minden, Frank-

furt a. d. Oder, Stettin ꝛc. gar keine Zeitungen zu haben sind, ergiebt sich, daß der Zeitungshandel in Deutschland noch völlig unentwickelt ist. Nur der freieste Verkehr mit Zeitungen, auf Straßen, in Läden, auf den Bahnhöfen u. s. w. würde den Kaufpreis einzelner Nummern billig ermöglichen und den Absatz vermehren. Englische Blätter derjenigen Gattung, wie unser „Magazin für die Literatur des Auslandes" oder wie die „Grenzboten", von denen jede Nummer gewissermaßen eine für sich abgeschlossene Broschüre bildet, werden in England massenhaft und mit Vergnügen von Reisenden gekauft, und ich glaube mit Sicherheit voraussetzen zu können, daß auch das deutsche reisende Publikum dergleichen Wochenschriften kaufen würde, wären diese Blätter nur überall und billig zu haben.

Die Größe des Zeitungshandels in England ist allgemein bekannt und das umfangreiche Geschäft ist hinreichend in verschiedenen Blättern geschildert worden. Der Zeitungshandel ist in England eine Erwerbsquelle für viele Tausende von Familien ärmeren Standes und außerdem für ebenso viele arme Knaben, Mädchen und Frauen, welche theils an Straßenecken, in Hotels, bei großen Versammlungen, an den Halteplätzen der Omnibusse den Verkauf der einzelnen Blätter besorgen.

Diese Zeitungs-Verkäufer (Newsvender) haben ihren eigenen Kranken- und Unterstützungs-Verein und natürlich auch jährlich ihr Stiftungsfest, ihr annual Festival. Das diesjährige Festessen der „Newsvenders Benevolent and Provident Institution" wurde letzte Woche in den berühmten Hallen der „Freimaurer-Tavern" unter dem Vorsitze von Charles Dickens abgehalten, bei welcher Gelegenheit der auch in Deutschland so hochgeschätzte Dichter den Toast auf das Wohl des Vereins ausbrachte. Diesen Toast, der in aus dem Leben gegriffenen Zügen, wie sie eben nur ein Dickens zeichnen kann, die Stellung der englischen Zeitungshändler zur Gesellschaft und zur Presse klar schildert — will ich Ihnen in kurzem Auszuge mittheilen.

Herr Dickens formulirte seinen Toast in den Worten: „Success to the Newsvenders Benevolent and Provident Institution!" und sagte: „Wenn dies eine von den theueren Institutionen wäre, die viel Geschrei (nach Geld) und wenig Wolle brächte, dann müßte er wohl viel, sehr viel hier reden. Wenn das Einkommen des Vereins auf Schaustellungen und Gepränge, statt auf Pensionen und Unterstützungen verwendet würde, wenn die Verwaltung Leuten anvertraut wäre, die nichts davon verstehen, anstatt tüchtigen und praktischen Geschäftsmännern, wenn die Mittel, anstatt nützlich verwendet, nur bei Seite gelegt und zusammengespart würden, wenn der Verein durch Kriechen und Schmeicheln das Unverdiente erreicht hätte, wenn die Verwaltung für unvorhergesehene Unzuträglichkeiten Abhülfe zu schaffen hätte, oder wenn die Rechnungen von Herrn „Edmunds"*) geführt worden wären, oder endlich, wenn der Kassirer mit der Kasse davon gelaufen wäre, dann freilich hätte er (der Vorsitzende) eine pathetische Appellation an die Gefühle der Versammlung machen müssen." Nach dieser satirischen Einleitung, welche in scharfen Umrissen viele unserer sogenannten „Wohlthätigkeits-Vereine" schildert, fährt der Redner fort:

„Wie eine Nation, deren Geschichte ohne viele Incidenzien, gewöhnlich glücklich ist, so ist ein Verein blühend, der eben im Stillen wirkt. Ich kann der Versammlung versichern, daß der Verein mit wenigen Kosten sehr viel Gutes thut und daß die Mehrheit der Mitglieder schwer arbeitende, nützliche und treue Diener des Publikums sind, welche in eigenen Läden, an Straßenecken, auf jeder Eisenbahn-Station, auf jedem Dampfschiffe, durch das Medium der größten Geschäftshäuser bis hinunter zur kleinsten Krämerbude die Bedürfnisse der Zeitungsleser befriedigen. Die Zeitungshändler und Verkäufer bilden unzweifelhaft einen Theil jener wunderbaren Maschinerie der Zeitungspresse; sie sind für die Hauptfontainen die Röhren, welche das Wasser in die Häuser leiten. Ebenso wie die Nähe der reinsten Quellen ohne Vermittelung der Zufuhr uns nur mehr den Mangel des frischen Wassers fühlen läßt, so wären gute Nachrichten in den Zeitungs-Druckereien festgebannt ohne die verbreitende Dienstleistung der Zeitungs-Verkäufer. Ihr Verlust würde die Leser empfindlich treffen. Der Werth einer Sache ist niemals erkannt, bis man sie verloren. Wir wollen diesen Satz einmal näher untersuchen. Vor mehreren Jahren entdeckten die Bewohner Londons, daß die Droschkenkutscher die Arbeit eingestellt hatten. Nun denke man sich einen Strike der Zeitungs-Colporteurs. Man denke sich des Morgens und Abends die Eisenbahnzüge auf Zeitungen vergeblich wartend; man denke sich Leute aller Art die neuesten Nachrichten vergebens erwartend, die Schiffsnachrichten, die Handelsnachrichten, die der Gerichtshöfe, der Polizei und Kriminalbehörden, die auswärtigen Berichte, die öffentlichen Bekanntmachungen, Annoncen und Familien-Anzeigen; man denke sich die Börse wie vom Schlage plötzlich getroffen, und die Todtenstille auf der Zeitungsbörse (wo die Händler die Blätter gegenseitig austauschen), und man hat ein Bild, als ob der Blutumlauf des ganzen Volkes, ja als ob die Weltuhr plötzlich stille steht. Herr Reuter*), den wir uns stets mit Telegraphen-Drähten an jeder Bettseite, mit Glöcklein neben jedem Ohre, an der Seite von Frau Reuter ruhend denken, wie könnte er seine Depeschen wie die Blitze hinaussenden und welchen Werth hätten diese Blitze, wenn nicht der Zeitungsmann sie noch glühend heiß weithin verbreitete? (Cheers.)

„Es gab eine Zeit, wo der Zeitungsmann die Berichte über die an jedem Montag stattgehabten Hinrichtungen wegen Verbrechen brachte — Verbrechen, die heute nur zu den kleinen Vergehen gehören; ferner Berichte von Wahnsinnigen, die durch die Tortur in den Irrenhäusern umgebracht, Berichte über Arbeiter-Ausstände, wobei die Maschinen zerstört und Fabriken niedergebrannt wurden, weil die Arbeiter nicht zu unterscheiden wußten zwischen dem, was ihnen nützt oder schadet. Ruhestörungen und Volksunruhen wegen der Brodpreise waren tägliche Nachrichten. Berichte von Feindseligkeiten der verschiedenen Volksklassen unter einander, und wie Spione verwendet wurden, Verschwörungen zu entdecken oder Verschwörungen anzuzetteln; Berichte, welche uns zeigten, wie die Gesellschaft in der ärgsten Sinnlichkeit und Unmäßigkeit schwelgte. Jetzt bin ich, Gott sei Dank, in der Lage, zu erklären, daß die Laster eine Ausnahme bilden; für den Zeitungsmann haben diese Laster aufgehört zu sein, und wenn wir bedenken, daß dieser bessere und sittlichere Zustand der Gesellschaft nicht existirte, ohne die Hülfe jener Ladungen von bedrucktem Papier, die der Zeitungsmann auf seinen Schultern täglich trägt — so ist es nicht überromantisch, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß das Publikum auch demjenigen ein Dankeszeichen spendet, der jeder Zeit willig ist, „gute Nachricht" zu bringen."

Es versteht sich von selbst, daß nach solcher Empfehlung die Jahres-Kollekte reichlich ausfiel. D. B.

---

*) Edmunds ist ein hochgestellter Beamter des Oberhauses von großer Connection, der Gelder unterschlagen hat.

*) Ein Deutscher, der das bekannte Reuter'sche Depeschen-Büreau gegründet.

Schweden.

Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau.

I.

Seitdem die polnischen Sympathien erkaltet, die Reden für und gegen Dänemark verklungen und die Hoffnung auf ein Skandinavien — trotz aller rastlosen Bemühungen Aftonbladets und der Anstrengungen „des nordischen Bundes" — fast gänzlich geschwunden, seitdem herrscht auch in unserem politischen Leben eine solche Todesruhe, daß weder die Ermordung des Präsidenten Lincoln (und wir hatten große Sympathien für den Norden), noch die Vorbereitungen zum bevorstehenden Reichstag die allermindeste Bewegung hervorzurufen vermochten. In mehreren Provinzstädten beruft man freilich hier und da einzelne Reform-Meetings — aber die Wahrheit zu sagen, man trinkt dort mehr, als man diskutirt, und hier in Stockholm denken unsere ersten Politiker mehr daran, ob Nybroviken (der Neubrückensee) ausgefüllt werden soll oder nicht — als an die Ausfüllung unserer Vierstände-Verfassung.

Auch die Zeitungen beschäftigen sich bei Weitem mehr mit dem Sein und Nichtsein des Polizeimeisters Wallenberg (auch bei Ihnen wohl noch bekannt durch sein Auftreten bei den Unruhen im vorjährigen März), als mit der Parlaments-Reform-Vorlage, obwohl sie sich von Zeit zu Zeit mit Macht aufraffen und mit wichtiger Miene unisono versichern, daß „die Gesellschaft krank" sei!

Inzwischen ist König Karl XV. guten Muthes; er tanzt, macht den Hof, malt und giebt Gedichte heraus, für die sich wohl bald ein medaillenlüsterner Franzose finden wird, sie zu übersetzen. Verschiedene Unkenrufer vom alten Schlage glauben jedoch prophezeien zu müssen, daß das Jahr 1866 in Schwedens Annalen ein sehr bemerkenswerthes zu werden Aussicht habe und daß die event. Verwerfung der Parlaments-Reform-Vorlage durch Adel und Priesterstand selbst Blut kosten könne, aber das „junge Schweden", das in der Selbsterkenntniß weiter vorgeschritten, meint, daß ein solcher Fall höchstens einigen Fensterscheiben das Leben kosten würde .... enfin, qui vivra verra.

Lassen Sie sich, nach dieser kleinen politischen Einleitung, noch einige Mittheilungen aus unserer Kunst-, Literatur- und sonstigen Welt gefallen, die, wenn kein anderes, doch wenigstens das Verdienst der Neuheit für sich haben. Schon im vergangenen Herbste stiftete der Verlagsbuchhändler Siegfried Flodin im Verein mit den Damen Wilhelmine Stålberg, der „schwedischen Mühlbach", und Octavia Carlén, der verselnden Schwägerin der gefeierten Emilie Flygare-Carlén, eine kleine Gesellschaft, bestehend aus Literaten und Literatur-Freunden, welche allsonnabendlich eine gesellige Zusammenkunft bei einem Fräulein Louise Söderquist hatten, einer Dame, die die Emancipation der Frauen dadurch praktisch zu machen suchte, daß sie die Buchdruckerkunst erlernte und jetzt einer eigenen Officin vorsteht, in der sie außer anderen, auch ihre eigenen Geistesprodukte selbst druckt resp. setzt. Indeß die große Frage, ob Frau Marie Sophie Schwartz zum Beitritt einzuladen sei und welchen Namen die Gesellschaft sich beizulegen habe, rief derartige Spaltungen hervor, daß sich die ursprünglichen Stifterinnen nach und nach zurückzogen und das literarische Leben in der Gesellschaft ebenso nach und nach fast gänzlich einschlief.

Die Versammlung, die sich weder „Blå Stugan" (Blaue Stube), noch „Castalia" hatte nennen wollen, hatte dann plötzlich das Glück, unter der Bezeichnung: „Literaturfreunde" durch einige junge Talente, die sich ihr anschlossen, neues Leben zu erhalten, und aus dem eintönigen Psalm ward so eine muntere Weise. Bald trat eine Anzahl Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Künstler und Künstlerinnen, sowohl mit als auch ohne Namen und anderer netter und gebildeter Leute zusammen, die nun jetzt jeden Donnerstag Abend in einem eigenen Lokale musicirt, deklamirt, scherzt, lacht, plaudert, singt und selbst Thalien in's Handwerk pfuscht. Gaben doch neulich die „Literaturfreunde" zum Besten der Gesellschaftskasse eine Theatervorstellung auf dem Södratheater, in welcher auch u. A. ein von Flodmark aus dem Deutschen übersetztes Singspiel: „Nach einer Spazierfahrt", dessen Verfasser mir freilich unbekannt, mit den Originalliedern zur Aufführung gelangte. Die einheimische dramatische Dichtung ist in diesem Winter auf recht würdige Weise durch die folgenden 3 historischen Dramen vertreten worden: „Folkungaleken" von Josephson, dem Uebersetzer Kalisch'scher Possen, „Karl XI." von Hagberg, dem trefflichen Shakespeare-Kenner, und die „Hochzeit auf Ulfåsa" von Hedberg, jenem schwedischen Original-Dramatiker, den wir bereits früher in diesen Blättern besprochen. Dieser Dichter erhielt aus Veranlassung der Aufführung seines neuesten Produktes vom Könige die Medaille „Literis et artibus" — als aber am folgenden Tage ein Kellermeister, ein Kleinkrämer und ein Major der Stadtsoldaten mit dem Wasa-Orden dekorirt wurden, sah man darin eine neue Bestätigung des Schiller'schen Wortes von Zeus und dem Poeten, und die Witzblätter dankten dem Himmel für diesen Stoff zu mehr oder minder ingeniösen Randglossen.

Der „Zukunftsmann" und der eigentliche Erwecker der Scharfschützen-Bewegung, Lieutenant Mankell, der von der Leitung dieser Bewegung aber zurückgetreten, als sie mit Gewalt in aristokratisches Fahrwasser eingelenkt werden sollte, erhielt aus Finnland den Auftrag, eine schwedische Geschichte des Krieges vom Jahre 1809 zu schreiben. Es sind ihm für dieses Unternehmen verschiedene Archive und Familien-Urkunden zur Verfügung gestellt worden, die es ihm möglich machen werden, auf einzelne noch recht dunkle Partien jenes merkwürdigen Kampfes ein völlig neues Licht zu werfen. Die „polnische National-Regierung", welche dem Auslande gegenüber ihre Wirksamkeit noch nicht eingestellt, hat demselben Mankell jetzt, als Anerkennung seiner Dienste und Tapferkeit während des letzten Aufstandes nunmehr das „Majors-Patent" verliehen. Hier ist Herr Mankell über den Lieutenant noch nicht hinaus. Difficile est .....

Auch Stockholm hatte in diesem Jahre seinen Kampf zwischen der „alten" und der „neuen freien" Presse, wie Wien. Die Schweden lieben es ja, in solchen Dingen Niemand den Vorrang zu lassen. Der frühere Mitarbeiter am Aftonblad, Herr Rudolf Wall, der, wie es scheint, den literarischen Despotismus des Herrn Mag. Sohlman, des Chef-Redacteurs, nicht mehr zu ertragen vermochte, gründete unter dem Namen „Tages-Neuigkeiten" (Dagens-Nyheter) ein neues Blatt, dem die malitiöse Gegenpartei die Bezeichnung „längstbekannte Tages-Neuigkeiten" verlieh. Trotzdem hat sich diese Zeitung in ganz kurzer Zeit zu der für Schweden höchst beträchtlichen Abonnentenzahl von 6000 Abnehmern aufzuschwingen gewußt. Der Grund hiervon dürfte, außer in dem billigen Preise, zunächst in der gemäßigteren, Deutschland weniger feindlichen Haltung des Blattes und in dem mit Geist und Geschick redigirten Feuilleton zu suchen sein, welches letztere von den bekannten Schriftstellerinnen N. und B. Spanier ausgewählt wird. Herr Wall

übrigens spielte schon vor 20 Jahren etwa eine bedeutende Rolle in der schwedischen Publicistik, und zwar des folgenden Vorfalles wegen: König Oskar I. hatte bei der Schleuse in Stockholm die Reiterstatue seines Vaters Karl XIV. Johann (Bernadotte) auf eigene Kosten errichten lassen, und von der Kommune selbst war, wenn ich mich recht erinnere, nur der granitne Sockel dazu geliefert worden. Diese Statue von Bronce erhielt bald nachher, wie natürlich, fleckenweis einen grünlich grauen Ueberzug, der für's Erste schlechterdings alles Andere eher, als schön war. Besagter Herr Wall nun, damals noch sehr jung und Redacteur eines Witzblattes, veröffentlichte darin ein Spottgedicht auf dieses von der ganzen Stadt mit scheelen Blicken angesehene Denkmal, dessen Pointe, zierlich gespitzt, darauf hinauslief, daß ja schon jetzt, selbst an der Statue, die „Flecken" an Bernadotte sichtbarlich zu Tage träten. Die Folge davon war eine Unterdrückung seines Blattes und Gefangensetzung des Autors — ein Vorgang, der seit den dreißiger Jahren, seit Capitain Lindeberg, nicht mehr vorgekommen war und der auch nachmals seines Gleichen in Schweden nicht gefunden; denn hier hat man Etwas, das man in Wahrheit „Preßfreiheit" zu nennen berechtigt ist.

Auf dem speziell literarischen Markte Schwedens sieht es sehr öde und leer aus. Außer einer Dorfgeschichte: „Der Sohn des Tataren" von Frau Rosa Carlén,*) der Schwägerin und — sagen wir es offen — auch zugleich Tochter der renommirten Emilie Flygare, und zwei oder drei Novellen der Letzteren, welche die „Illustrirte Zeitung" brachte, ebenso viel im „Tageblatt" veröffentlichten Wohlthätigkeits-Annoncen Friderika Bremer's und einem Almanach zu gleichem Zwecke, zu dem alle literarisch thätigen Mitglieder der königlichen Familie Beiträge geliefert — außer für diese Sachen war den ganzen Winter über in hiesigen schriftstellerischen Kreisen keine Bewegung irgendwie bemerkenswerther Art zu verspüren.

So hätten Sie wieder eine kleine Uebersicht über schwedische und Stockholmer Verhältnisse. So klein das Land, so mannigfach sind auch seine Beziehungen, und so darf wohl gehofft werden, daß auch vorstehende Mittheilungen Manchem Manches gebracht. A. L.

Kleine literarische Revue.

— **Franz Thimm's Shakspeariana.** **) Abermals ist es ein deutscher Buchhändler, aus dessen Feder wir hier die vollständigste bibliographische Zusammenstellung der gesammten Shakspeare-Literatur erhalten. Allerdings wird uns hier nicht, wie in Albert Cohn's Shakspeare in Germany, etwas völlig Neues und selbst die gründlichsten Shakspeare-Kenner in England wie in Deutschland Ueberraschendes, sondern nur eine Arbeit dargeboten, die in ähnlicher Weise früher auch von Anderen, z. B. von Halliwell und Bohn in England, von Sillig in Deutschland und von Moulin in Holland mit Glück unternommen worden, doch keine der früher erschienenen Shakspeare-Bibliographieen ist auch nur entfernt so vollständig, wie die vorliegende, und keine von ihnen umfaßt, wie diese, gleichzeitig alle nicht bloß in englischer, sondern auch in deutscher und französischer Sprache erschienenen Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare 2c. Shakspeare's vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Die englische Abtheilung seines Buches leitet Herr Thimm durch eine Skizze „über die Fortschritte der Shakspeare-Kritik und der allmählichen Würdigung des großen Dichters in England" ein, wobei wir auf das hinweisen, was über den englischen Kritiker Capell gesagt wird, der sein ganzes Leben dem Studium Shakspeare's gewidmet und der namentlich in der Zeit von 1745 bis 1768 nicht bloß auf die besten Editionen der Werke Shakspeare's, sondern auch auf die Kenntniß der Quellen des Dichters, sowie seiner dramatischen Zeitgenossen, großen Fleiß und viele Arbeit verwandt hat. Hieraus ist also abermals zu entnehmen, daß Alles, was in Deutschland über Ludwig Tieck's und der deutschen Kritik Verdienste um die Kenntniß Shakspeare's in seinem eigenen Lande geschrieben worden, auf leerer Annahme beruht. In der die deutsche Bibliographie einleitenden historischen Skizze ähnlicher Art weist Herr Thimm mit Recht auch auf die ausgezeichneten Bühnenkünstler und Künstlerinnen hin, die zur Verherrlichung und zum Verständnisse Shakspeare's in Deutschland wesentlich beigetragen haben.

— **Cant und Slang.** Von einem zuerst im Jahr 1859 gedruckten und damals mit großem Beifall aufgenommenen Wörterbuche der englischen Gaunersprache und des Kauderwälsch der Londoner Bummler und des Demi-monde ist jetzt eine neue, vermehrte Auflage erschienen.***) Das Cant und das Slang sind zwei von einander sehr verschiedene Begriffe, obwohl sie die Engländer selbst häufig mit einander vermischen und verwechseln. Sogar das vorliegende Buch, das gegen diese Vermischung protestirt und beide Begriffe streng von einander scheidet, wirft sie doch in seinem Haupttitel: „The Slang Dictionary," zusammen. Das Cant, von dem alten chaunt abstammend, bedeutet zunächst den Singsang der Bettler und des herumziehenden Volkes, während das Slang, womit in der Sprache der Zigeuner diese Sprache selbst bezeichnet wird, die Kraftausdrücke, die halb witzigen, halb verkehrten Wörter des feineren Pöbels umfaßt. Cant im weiteren Sinne bedeutet auch die hypokritische Sprache der englischen Tartuffes, doch hat es diese Bedeutung erst im vorigen Jahrhundert erlangt, während die Bedeutung für Bettler- und Gaunersprache nachweislich sehr alt ist. Es giebt manchmal für denselben Begriff einen Cant- und einen davon ganz verschiedenen Slang-Ausdruck. Ersterer soll gemeinhin etwas vertuschen, dem Uneingeweihten unverständlich machen; das Wort des Slang dagegen drängt sich mit Unverschämtheit in die Unterhaltung, oder wird uns auf öffentlicher Straße zugeworfen. Gewisse „Berliner Witze" würden die Engländer als Slang bezeichnen. Der Berliner Slang-Ausdruck für die Vossische Zeitung: „Tante Voß", hat im englischen Slang sein Seitenstück: die Londoner Zeitung Morning Herald wird nämlich „Mistreß Harrys" und der Standard „Mistreß Gamp" genannt. Seltsam genug, ist Dickens in der Cant-Sprache die Bezeichnung für den Teufel, und zwar wird für dieses Wort keine geringere Autorität als Shakspeare angeführt. In den „lustigen Weibern von Windsor"

*) Nicht zu verwechseln mit der oben erwähnten Octavia Carlén, welche gleichfalls schriftstellert.

**) Shakspeariana from 1564 to 1864. An Account of the Shakspearian Literature of England, Germany and France during Three Centuries, with Bibliographical Introductions. By Franz Thimm. London, Franz Thimm, 1865.

***) The Slang Dictionary; or the Vulgar Words, Street Phrases and „Fast" Expressions of High and Low Society. London: J. C. Hotten. Leipzig: Ludw. Denicke, 1865.

kömmt nämlich die Stelle vor: „What the Dickens are you after?" was soviel heißen soll, als: „What the devil are you doing?" Ein kartographisches Curiosum ist die dem Slang-Dictionary beigegebene Karte eines Theiles von England für Bettler und Vagabunden, auf welcher in der Cant-Sprache allerlei Bezeichnungen für diejenigen Ortschaften sich befinden, wo entweder eine gute Aerndte für Bettler und Diebe zu erwarten ist, oder wo man sich vor der Polizei und vor gewitzigten Leuten zu hüten hat.

— **König Ragnar's Hort,***) ein dramatisches Märchen von Eginhard, dem Verfasser der uns nicht bekannt gewordenen Dichtungen: „Marienkranz", „Auf nach Norden", „Singen und Ringen", hat in fünf Aufzügen die Verbindung des Dänenkönigs Ragnar Lodbrok mit Aslög, der Tochter Sigurd's des Drachentödters, zum Gegenstand und bringt im Anschluß an die nordische Gestaltung der Nibelungen-Sage die unheilvollen Wirkungen des Golddurstes zur poetischen Anschauung. Durch großartige Anlage, der die Ausführung des Einzelnen, wenn auch nicht überall gleichkommt, doch stets kraftvoll nachstrebt und durch die gelungene Darstellung des nordischen Lebens im Gegensatz zu der fremden Kultur, die Ragnar, auf die dämonische Kraft des Goldes gestützt, einzuführen versucht, empfiehlt sich die Dichtung der Beachtung von Leserkreisen, denen die Gestalten der nordischen Heldensage nicht fremd sind.

Literarischer Sprechsaal.

Zur Feier des fünfzigsten Jahrestages der Schlacht von Waterloo, am 18. Juni 1865, hat ein Komité in Brüssel, an dessen Spitze der Advokat am dortigen Appellationsgericht, Herr van der Plassche, steht, durch einen Aufruf eingeladen, der „an das Volk von Deutschland, England, Niederland und Belgien" gerichtet ist. Der Aufruf, in niederländischer, deutscher und englischer Sprache abgefaßt, sagt unter Anderem:

„Namens der vlamischen Bewegung richten wir einen Aufruf an die Männer von England, Deutschland, Niederland und Belgien, am fünfzigsten Jahrestage der Schlacht von Waterloo einen festlichen Besuch des Schlachtfeldes zu unternehmen und dort die politischen Lebensprinzipien der germanischen Völker zu verherrlichen: die Prinzipien einer Verbindung der Völker in Freiheit, Frieden und Liebe gegen alle Uebermacht und Gewalt, einer Verbindung der Völker zur Behauptung und zum Schirm ihrer Selbständigkeit! Keine andere Bedeutung soll diese Feier haben; sie ist gegen Niemand gerichtet; sie soll bloß der Ausdruck unseres Dankgefühls sein, der Ausdruck unserer Freude über den Genuß unserer Unabhängigkeit, sowie die Bekräftigung der Rechte und des freien Willens aller Nationen."

Wie das Programm besagt, wird am 18. Juni Morgens neun Uhr Empfang der Gäste und feierliche Bewillkommnung derselben im Nationaltheater des Circus stattfinden. Um 10 Uhr Vormittags beginnt der Zug nach Waterloo, wo auf dem Schlachtfelde Reden in allen drei Sprachen gehalten werden. Um 6 Uhr Nachmittags findet ein Festmahl im Cirkus statt, wozu man sich bis zum 12. Juni Theilnehmer-Karten zu 4 Francs bei Herrn Felix van de Sande sichern kann.

Wir hoffen, daß auch recht viele Deutsche bei diesem germanischen Feste in Brüssel sich betheiligen werden.

*) Wien, 1865, Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Einem Bericht aus Halle entnehmen wir, daß das mit der dortigen Universität verbundene, unter der Leitung des Professors Dr. Kühn stehende, landwirthschaftliche Institut in einem erfreulichen, zeitgemäßen Fortschreiten sich befindet. Nachdem kürzlich zwei neue Lehrstühle für Thierheilkunde und für landwirthschaftliche Baukunde an dem Institute gegründet worden, soll demnächst auch ein Lehrstuhl für Handelswissenschaft hinzukommen. Für das nächste Jahr hat das k. Ministerium die Einrichtung eines landwirthschaftlichen Thiergartens in unmittelbarer Nähe des Institutes genehmigt. Dieser zoologische Garten bezweckt hauptsächlich die Vereinigung möglichst vieler Racen solcher Hausthiere, die bei den landwirthschaftlichen Thierschauen selten vertreten sind, deren Kenntniß aber den Studirenden sehr nützlich ist, weil nur bei vergleichender Betrachtung vieler Racen-Formen das Urtheil über Umfang, Richtung und Nutzbarkeit der Variabilität irgend einer Hausthier-Art sich recht befestigt. Dazu kommt, daß in Folge der Darwinschen Anregungen das Studium der Racen auch ein höheres wissenschaftliches Interesse gewonnen hat. Nirgends aber findet sich bisher ein Institut, das die möglichst vollständige Vereinigung von Repräsentanten derselben sich zum Ziele gesetzt. In Halle, wo das Studium der Landwirthschaft so innig mit den Universitäts-Studien verbunden ist, wird eine solche Einrichtung um so mehr an ihrer Stelle sein.

Wenn die österreichischen Gegner des neuen Handelsvertrages mit dem Zollverein meinen, daß der darin festgestellte allgemeine Tarifsatz von vier Thaler pro Zollcentner die Konkurrenz der österreichischen Weine mit den französischen von gleicher Qualität erschwere oder gar unmöglich mache, so ist das ein Irrthum. Nicht der Tarifsatz des Zollvereins, sondern der der österreichischen Eisenbahnen und das Sportelwesen des österreichischen, wie des mit ihm in Verbindung stehenden norddeutschen Spediteurs vertheuert im Zollverein die aus Ungarn, Böhmen und Niederösterreich kommenden Weine. Das französische Erzeugniß wird uns größtentheils über das Meer und ohne Vermittelung von Spediteurs zugeführt. Das allein ist es, was ihm einen Vorzug vor dem österreichischen Produkte verschafft, das in der Regel unverfälschter und darum besser, als das französische von ursprünglich gleicher Qualität und gleichem Preise ist. Nicht also den Handelsvertrag, sondern die Mißbräuche ihrer Eisenbahn-Verwaltungen und ihrer eigentlich ganz überflüssigen Speditionshändler sollten die österreichischen Volkswirthe bekämpfen, um ihren Weinen größeren Absatz im benachbarten Preußen zu verschaffen.

Durch zwei Nummern der Berliner Vossischen Zeitung (vom 5. und 12. März d. J.) zieht sich ein Artikel: „Die Leibeigenschaft in Rußland," dessen bekannter Verfasser einen Theil seiner Behauptungen auf die willkürlichste, ja beispielloseste Auslegung russischer und anderer Wörter gründet, zum deutlichen Beweise, daß ihm die slawischen Sprachen eine ganz unbekannte Welt sind, außerdem jede Fähigkeit zu linguistischen Operationen abgeht. Etwas Ausführlicheres über diese fast unglaublichen Verirrungen wird baldmöglichst in Erman's „Archiv" erscheinen; hier sei nur, um an der Klaue den Löwen erkennen zu lassen, folgende Stelle mitgetheilt: „Rurik's Bruder Sinav, der dasselbe bedeutet, was der (Berg) Sinai (!!!), an dessen Abhängen die Juden mit der Zucht des si, d. h. des Obstes (in welcher Sprache der Welt?!) sich beschäftigten (?!)" . . . . . .

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 10. Juni 1865. [Nº 24.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Deutsche, englische und französische Studenten nach Bilderzeitungen ihrer Länder. 323.
Aegypten. Ernest Renan's Reise in Aegypten. 324.
Italien. Rom im Mittelalter, nach Gregorovius. III. Die Wandlung der lateinischen Sprache. 328. — Die italiänischen Städte bei der Dante-Feier. 330.
Frankreich. Zum Studium der Frage über die europäischen Geldkrisen. I. Die Bankfrage. 330.
England. Briefe über das heutige englische Theater. II. 333.
Süd-Amerika. Brasilien und die Republiken am La Plata. 334.
Kleine literarische Revue. Die Flugschriften Friedrichs des Großen während des siebenjährigen Krieges. 335. — Neue englische Zeitschrift. 335. — Fortsetzungen älterer Werke. 336.
Literarischer Sprechsaal. Die deutschen Turner in Paris. 336.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Alphonse de Lamartine, Les grands hommes de l'Orient. Mahomet, Tamerlan, le Sultan Zizim. Paris, librairie internationale. 5 fr.
Alfred Michiels, Drames politiques. Paris, Dentu. 3 fr.
Pierre Lachambaudie, Fables et poésies nouvelles. Paris, Pagnerre. 1 fr.
A. B. Lefrançois, Les mystères des vieux châteaux de France. Par une société d'archivistes. T. 1. Paris, Boulanger. 9 fr.
Ch. Grenier, Flore de la chaîne Jurassique. T. 1. Dicotylées. Dialypétales. Paris, Savy. 5 fr.
J. C. Chenu, Rapport au conseil de santé des armes sur les résultats du service médico-chirurgical aux ambulances de Crimée et aux hopitaux militaires français en Turquie, pendant la campagne d'Orient en 1854 — 55 — 56. In -4. 736 p. Paris, Masson. 20 fr. (358)

Neue Erscheinungen der italienischen Literatur.

Cleto Arrighi, Memorie di un ex-republicano. Parte prima. Cinque Mesi (dal 1. Gennajo al 6 Giugno 1859). Milano.
Melzi-Tosi, Bibliografia dei romanzi di cavalleria italiana. Milano, Daelli.
Francesco Mastriani, I vermi, ossia le classi pericolose in Napoli. Livorno, Rossi.
T. Minardi, Scritti sulle qualità essenziali della pittura italiana, dal suo risorgimento fino alla sua decadenca. Roma, Salviucci.
A. M. Mozzoni, La donna ed i suoi rapporti sociali in occasione della revisione del Codice civile italiano. Milano, Brigola. (359)

Bei **A. Asher & Co.** in Berlin traf so eben ein: (360)

PLATO
and the other Companions of Socrates.
By
Geo. Grote,
Author of „The History of Greece".
3 vols. 8o. £ 2. 5 s.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:
Die
verlorene Handschrift.
Roman in fünf Büchern
von
Gustav Freitag.
Dritte Auflage. (361)
3 Bände. 8º. Preis 4½ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.
Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn**, Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldt's* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet. (362)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mahn (Dr. E. A. F.), Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr. Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. (363)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Kuhn (Dr. Adalbert), Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks.
Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. 1859. gr. 8. geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüssen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhn's*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen. (364)

Literar. Centralblatt.

So eben erschien die **dritte Lieferung** der
Geschichte Julius Cäsars
von Kaiser Napoleon III.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der **erste Band** in **Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt**, erscheint in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so niedriger Preis macht jedem Gebildeten die Erwerbung dieses merkwürdigen, mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes möglich.

Wien, Carl Gerold's Sohn,
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (365)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.:

Reden und Abhandlungen
von
Jacob Grimm.
26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.""

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (366)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Vom **Juni** d. J. erscheinen:

Ergänzungsblätter

zur

Kenntniss der Gegenwart.

Monatschrift,

herausgegeben von **H. J. Meyer**, redigirt von **Dr. Otto Dammer.**

„Ergänzen“ sollen dieselben das Wissen von Jedermann und auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, ergänzen jedes Fachstudium, jedes Handbuch einer Kunst oder Wissenschaft, jede Zeitungs- und Journal-Lektüre, jede Theilnahme am öffentlichen Leben. Es ist nicht möglich, dass das Wissen, soweit es sich auf die methodischen Unterrichtsmittel stützt, mit dem beflügelten Schritt der forschenden, entdeckenden, erfindenden Thätigkeit des menschlichen Geistes Linie halten kann — die Lücken, die so täglich in unserer Kenntniss der Dinge entstehen, sind diese Blätter auszufüllen bestimmt.

Dieselben werden alle Materien, soweit sie in Handbüchern, Encyklopädien und sonstigen Repertorien der allgemeinen Bildung vertreten sind, auf die Höhe ihrer zeitweiligen Entwickelung fortführen, alle neu auftauchenden Erscheinungen ihrer Wichtigkeit entsprechend behandeln, namentlich über alle unsere Zeit beeinflussenden Persönlichkeiten, Ereignisse, Entdeckungen und Erfindungen berichten, alle zu einer klaren Beleuchtung der Tagesgeschichte nöthigen Erklärungen von politischen, gesellschaftlichen, staats- und volkswirthschaftlichen Institutionen, Erläuterungen interessanter öffentlicher Vorgänge und Zustände, genug — Mittheilungen aller neuen, für das praktische Leben bedeutungsvollen Ergebnisse wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Thätigkeit enthalten.

Anstatt weiterer Ausführung des Programms diene beispielsweise das

Inhaltsverzeichniss des ersten Heftes:

Geschichte: Italien, der Residenzwechsel. — Brasilien und Uruguay.
Biographie: R. H. Schomburgk. — Herzog von Morny. — F. A. von Klöber. — Auguste Crelinger.
Kunst: Symbolisch-historische Malerei. — Domchor in Berlin.
Literatur: Briefliteratur.
Physik: Thermoelektricität. — Thermometer. — Weckerthermometer. — Meerwasser.
Chemie: Indium. — Kohlenoxyd. — Manganoxydulsalze. — Blutylalkohol. — Proteïnkörper.
Zoologie: Metamorphose bei Fischen. — Hessenfliege. — Weizenmücke. — Bandfüssiges Grünauge. — Erbsenkäfer.
Botanik: Rost des Getreides. — Rostpilz des Getreides.
Mineralogie: Vulkanismus. — Feldspath. — Titansäure.
Astronomie: Kleine Planeten. — Neue Kometen. — Sonnenflecken. — Uranus und Neptun. — Fixsterne.
Geographie: Mecklenburg. — Baden. — Würtemberg. — Berlin. — Frankfurt a. M. — Grossbritannien. — Kirchenstaat. — Brüssel. — Konstantinopel. — Britisch-Nordamerika. — Columbia. — Serbien. — Palästina. — Griechenland. — Gascogne.
Meteorologie: Die Temperaturschwankungen. — Temperaturabnahme mit der Höhe. — Blitzableiter.
Archäologie: Basilika. — Serapistempel. — Dolmen. — Steingeräthe. — Koloss von Rhodus.
Physiologie und Medicin: Kalabarbohne. — Endoscop. — Muskeltönen. — Croupmembranen. — Fettembolie der Lungen. — Thierische Zellen. — Narkose durch Morphium-Injection. — Akkomodationslähmung. — Aphasie.
Volkswirthschaft: Gewerbswesen. — Unterricht in Italien. — Jesuiten. — Universitäten in Preussen. — Steuerkraft der europäischen Staaten. — Gewerbethätigkeit in Paris. — Deutscher Zollverein. — Schafwolle in England. — Flachsspinnerei. — Bergbau in Pennsylvanien. — Dampfschifffahrt. — Leipzig-Dresdener Eisenbahn. — Thonschlämmerei.
Landwirthschaft: Frankreich. — Kartoffel. — Kartoffelkraut. — Flachsbau. — Wein-, Tabaks-, Hopfen-, Baumwollen-, Thee-, Seidenbau. — Transportiren der Fische.
Technologie: Hydraulischer Apparat. — Zinkenfräsmaschine. — Stahlbrücken. — Thönerne Schornsteine. — Wagenfedern. — Patersons Mühle. — Sauerstoff. — Spitzenbildung. — Benzoësäure. — Hippursäure. — Ammoniak-Magnesia. — Zinnsulfid. — Pergamentpapier. — Wolle. — Desinficirendes Mittel. — Kupfer mit Antimon. — Quarzarten. — Hochofenschlacken. — Thonwaaren. — Pergamentpapier. — Vegetabilisches Elfenbein. — Wasserdampfheizung. — Feuerbrücke. — Kaffein. — Chlorbarium.
Nahrungsmittel: Concentrirte Milch. — Fleischextrakt. — Pöckelfleisch. — Kartoffeln.
Bergbau: Neu-Seeland. — Quecksilber. — Schwefelkies. — Schmirgel. — Vanadium. — Thallium. — Lithion. — Tellurium. — Goldwäscherei. — Goldbergbau.

Diese Monatschrift erscheint vom Juni an in **Heften**, jedes von 72 Oktav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — Jeder Band von 12 Heften bildet, mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, somit ein vollständiges **encyklopädisches Jahrbuch der Gegenwart.**

☞ **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** (367)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin erschien so eben: (368)

Ueber die ächten Kirgisen

von

Wilhelm Schott.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1864.
gr. 4. cart. 16 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (369)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 23. Lorenz Sterne. — Charlotte Corday. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Correspondenz-Nachrichten. Aus Tyrol. Frankfurt a. M. Aus Norddeutschland. (370)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (371)

Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 22. Ghadâmes. — Brasilianische Zustände. — Das Aye-Aye. — Chronologie der großen Seuchen und Pestilenzen. — Die Ostjaken. — Sevilla. — Lartets Untersuchungen des todten Meeres. — Wie man in Paris satt wird. — Pimeria Alta, das Land der Papagos. — Salona in Griechenland. — Thermometrische Warnungszeichen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (372)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 23. Ein Rückblick auf die letzte Zollvereins-Krisis. — Die Gebäudesteuer vor dem preußischen Abgeordnetenhause. — Von gothischer Baukunst alter und neuer Zeit. II. — Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein **Prospectus Friedrich Bodenstedt's Gesammelte Schriften, Gesammt-Ausgabe in zwölf Bänden. Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.** (373)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 31.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche, englische und französische Studenten nach Bilderzeitungen ihrer Länder.

Die jeweilige akademische Jugend eines Landes wird stets die Trägerin eines gewissen Abschnittes der Zukunft ihres Vaterlandes bilden, denn der Geist wird, trotz aller gegentheiligen Erziehungsgrundsätze und Anschauungen, schließlich immer über Gewalt- oder Geldherrschaft triumphiren — wo letztere siegen, hat ihnen eben kein Geist, sondern nur dessen Karrikatur gegenübergestanden. Aus vorstehenden Gründen dürfte es nicht uninteressant sein, die gegenwärtigen Studenten der drei Hauptkultur-Länder Europas im Bilde zu beschauen, das bekanntlich eine Art Probe zum Exempel des Lebens, zur Wirklichkeit macht. Wenn wir mit diesem Beginnen auch kein Horoskop für die betreffenden Länder zu stellen gedenken, so möchten wir uns doch vielleicht eine kurze clairevoyance hinsichtlich derselben verschaffen.

Wir nehmen also zuerst die „Fliegenden Blätter" und „Ueber Land und Meer" als diejenigen Zeitungen zur Hand, welche sich noch am meisten mit unseren Burschen befassen. Da finden wir den deutschen Studenten in den verschiedenartigsten Situationen, seine freie Zeit zwischen Lieben und Kneipen, Pauken und Bärenanbinden theilend; aber in welcher Beschäftigung er uns auch dargestellt wird, anwidern kann er uns nirgends, im Gegentheil, er findet in den meisten Fällen unsere Sympathie. Und dies geht folgendermaßen zu: Seine Liebesabenteuer kann unbefangen jede ehrsame Jungfrau lesen, denn wir sehen ihn bald, wie er mehr oder minder mühsam ein Gedicht auf seine Huldin schmiedet, wie er ihr in nächtlicher Stunde ein Ständchen bringt, oder wie er vor dem argwöhnischen Vater und prosaischen Hausknechten das Hasenpanier ergreift, um die Geliebte nicht bloßzustellen; dann wieder sehen wir ihn im Einverständniß mit der Schönen und redlich unterstützt von einem akademischen Bruder ein feines Komplott anlegen, um den widerwärtigen Alten zum Ehekonsens zu bewegen — immer ist die Liebe bei ihm deutsch, d. h. sittlich und mit dem moralischen Ziele der Ehe im Hintergrunde, nie cynisch. — Seine Kneipereien bei Bier und Taback sind allerdings etwas maßlos, aber trotz alledem keine bloße Völlerei, denn das Bier soll nicht bloß Durst stillen, sondern anregen zu deutschem Sange und deutschem Worte, die beide im Kommers die Hauptrolle spielen, während der Taback gewissermaßen den Regulator abgiebt — die Burschen gehen hiernach doppelt selig nach Hause. — Die Paukereien sind freilich ein wenig kindisch, aber interessant bleiben sie dennoch und für junge, sprudelnde Männer empfehlenswerther wie englische Faustkämpfe — einen Ausweg muß doch die Jugend haben — sie mögen auch gegen schlaffe Ueberverfeinerung und gegen das Ueberhandnehmen des Gened'armen im Busen schützen, natürlich, so lange sie nicht vom Zaune gebrochen werden. — Das Bärenanbinden geschieht nie ohne Ulk, und fast immer läßt sich hierbei der Hintergedanke herausfühlen, dem Angepumpten einst gerecht zu werden, sobald man nur erst in Amt und Würden sitzt. Am schönsten macht sich der deutsche Student, wenn er sich am öffentlichen Leben des Vaterlandes betheiligt, wobei wir augenblicklich nur seine friedliche Mitwirkung in's Auge fassen wollen, z. B. wie er im prächtigen Zuge ein Nationalfest verherrlichen hilft. Da stiert dann freilich Mr. John Robinson, der englische Tourist, beim Betrachten dieser german species verwundert auf die wehenden Banner und die prächtigen Farben der verschiedenen Verbindungen, auf die „kleinen bunten Käppchen", die Fechthandschuhe und die blanken Schläger und murmelt allenfalls mitleidsvoll: „They are mediaeval shades of german glory that is gone!" Er hat recht, aber mit diesen Schatten ist doch nicht zu spielen, weil sie eben Geist haben und auch das Schwert zu führen verstehen, wie dies von dem Fremden vor 50 Jahren der gewaltige Bonaparte und erst vor 15 Jahren die Dänen zu ihrem Schaden erfahren haben.

Betrachten wir nun einmal die englischen Studenten nach den äußerst wohlwollenden und gelungenen Zeichnungen des „Punch". Da finden wir u. A. ein Bild, welches den Besuch des Vaters beim Sohne darstellt. Der Letztere liegt der Länge nach sehr bequem, obwohl etwas flegelhaft, auf dem Sopha und raucht eine Cigarre; auf dem Tische steht eine Karaffe mit Wein und zwei Gläser, auf einem Stuhle sitzt in anständiger Haltung der Herr Papa dabei. Seine Glieder sind augenscheinlich steif von Gicht oder vom ewigen Stehen hinter dem Büreau; sein von Alter, Sorgen und Rechnen vielfach gefurchtes Gesicht hat einen prüfenden Ausdruck angenommen und er sagt zu seinem Sohne:

„John, Du trinkst da einen feinen Sherry! Was kostet er?"

„Vierzig! Pa!"

„Hm! Hm! Ich trinke höchstens solchen für dreißig!"

„Daran thust Du recht, Pa! Wenn ich, wie Du, acht Kinder und eine Frau zu ernähren hätte, würde ich nur solchen für fünfundzwanzig trinken!"

Und diesen Dialog giebt der „Punch" nicht etwa, um eine allgemeine Entrüstung gegen herzlose, verschwenderische Studenten hervorzurufen, sondern als einen Hauptspaß, mit dem sich alle „Alten" trösten sollen.

Ein anderes Bild zeigt uns einen riesenhaften Kerl in echt englischer Philistertracht, der seine langen Glieder möglichst ungeschlacht gebraucht. Das eine gestiefelte Bein hat er auf einen Polsterstuhl gestemmt, den Rücken lehnt er gegen die Wand und in den Fäusten hält er eiserne Hanteln zur Kraftprobe oder Vertreibung der Langweil. Er sieht mit abgestandenem Blicke einen solide gekleideten Geschäftsmann an, der eben eingetreten ist und ihn anredet. Der ebenso gemüthvolle als geistreiche „Punch" erklärt uns diese Gruppe folgendermaßen:

Mr. Brown, der den winzig kleinen Studenten Beech, welcher in —street zwei Treppen hoch wohnt, mahnen will, geräth aus Versehen in das Zimmer des sechs Fuß langen Studenten Harper, der eine Treppe niedriger wohnt und fragt diesen schüchtern:

„Sie sind Mr. Beech?"

Worauf der Gefragte trocken erwiedert:

„Wenn Sie das glauben, dann sind Sie im Stande, Alles zu glauben!"

Der lange Mr. Harper setzt demnach als ganz selbstverständlich eine absichtliche Schwindelei mit Namenfälschung abseiten seines Kommilitonen voraus und empfindet darüber nicht einmal Befremden, sondern kann sich nur über die Leichtgläubigkeit des Geprellten wundern. Das scheint ein englischer Ulk beim Bärenanbinden zu sein.

In festlicher Betheiligung am öffentlichen Leben sehen wir die englischen Studenten bei Gelegenheit der Heirat einer englischen Prinzessin in der „London Illustrated News" dargestellt. Die Musensöhne mit hohen Cylindern und fashionably dressed

haben sich vor den Wagen des hohen Brautpaares gespannt und zerren diesen durch Dick und Dünn zu Hunderten huddled together. Derartige Ovationen überließ man doch in Deutschland von jeher, selbst vor 1806, dem „Volk"; deutsche Musensöhne gaben sich nie dazu her, sie gaben und geben, wenn sie in den Volksjubel mit einstimmen wollen, eine mediaeval procession mit Fackelschein und herrlichem Männergesang. Jeder giebt sich wie er kann. Noch ist zu bemerken, daß die lodgings eines englischen Studenten stets modern luxuriös ausgestattet und möglichst „aufgeräumt", sowie frei von Büchern sind; sie unterscheiden sich also wesentlich von denen deutscher Akademiker, die meistens bescheidene „Buden" mit genialer Konfusion und vieler Poesie darstellen. Bei einer Paukerei wird uns der englische Student nie gezeigt, vermuthlich weil sein Faustkampf nicht um ein Haar civilisirter aussieht wie der eines Kohlenträgers oder Lords. Ebensowenig sehen wir den geistig veredelten Jüngling nie in Mädchen-Gesellschaft oder gar in Liebe. Dieses idealen Sporns zu höherem Streben und „auf sich halten" scheint er nicht bedürftig zu sein, vielleicht, weil es später als business und fully decently abgewickelt wird, oder aus anderen Gründen, die nicht hierher gehören.

Zu den Franzosen übergehend, können wir gleich beim letzten Punkte stehen bleiben, denn das „Journal amusant" bietet uns von ihnen, im Grunde genommen, nichts weiter, denn die unter dem Namen étudiantes bekannten Loretten und dann und wann Absynth.*) Man kann hierbei nicht genug das Talent der Franzosen bewundern, die es verstehen, von dem alten Thema immer wieder eine für ihre Leser genießbare Variation zu machen. Wir können die Sache nur kurz machen und beginnen bei dem Kapitel: Wiederkehr des Studenten von der Ferienreise, wobei wir das erste beste Bild herausgreifen, z. B.: Zimmer ohne Möbel bei matter Kerzenbeleuchtung; neben einem Bette auf der bloßen Diele steht eine Lorette im tiefsten Negligée, in der einen Hand hält sie einen Leuchter, in der anderen Tabacksbeutel und kurze Gypspfeife, die sie bedeutungsvoll anblickt; vor ihr steht ein hübscher junger Mann in der Kleidung eines Commisvoyageur, der ihr resignirt lächelnd zuhört. Das Gespräch, welches die Dame allein führt, lautet also:

„Voilà, dies (Tabacksbeutel und Pfeife) ist Alles, was Dir von Deinem Meublement übrig geblieben ist, und — meine Treue!"

Die letztere muß für den französischen Studenten ein werthvoller Artikel sein, denn ein anderes Bild zeigt uns zwei dieser von Vater und Mutter, vielleicht auch von einer Schwester heimkehrende Herren, die an einer und derselben Klingelschnur ziehen. Lächelnd sagt der eine zum anderen:

„Der Herr irren sich!"

„Ich glaube, Sie irren sich!" erwiedert der Angeredete ebenfalls lächelnd.

„Oder sollten wir uns Beide irren?" ruft der Erstere heiter.

Den feinen, zarten Sinn dieser Worte auszulegen, wird man uns ersparen.

Vom Kneipen dieser Zukunftsträger sehen wir weiter nichts, als eine Menge Cylinder auf gelehrten Köpfen vor vollen Absynthgläsern und neben den auffälligen Tournuren ebenso vieler Loretten, als sich Cylinder zeigen. Paukereien finden wir nicht, denn Duelle kommen entweder nicht vor, oder sie sind genau so prosaisch und scharf, wie die sonst in Frankreich üblichen; ebenso reell oder mangelnd muß das Bärenanbinden sein, denn es wird nirgends illustrirt. — Schattenseiten, für welche der „Alte" nicht eintreten kann, muß die französische Studentenliebe auch haben, wenigstens deuten dies mehrfache Bilderchen an, u. A. eins, auf welchem eine schlecht gekleidete weibliche Ruine in höchst vertraulicher Weise einen alternden Senateur oder sonst wie großen Mann anredet, der sie trotz aller Verlegenheit nicht wieder zu erkennen scheint, worauf die Dame etwas spitzig ausruft: „Diantre! Du kennst Deine Jeannette, Deine étudiante nicht mehr?"

So bildet die Studentenschaft in jedem der drei Länder eine Welt für sich, die sich aus dem eigenthümlichen Leben jeder dieser Nationen ergänzt und dann wieder auf diese zurückwirkt, ob bei Franzosen und Engländern veredelnd, das mögen diese selbst behaupten, denn wir können es durchaus nicht; für den lichtvollen und veredelnden Einfluß unserer akademischen Jugend auf Volk und Zukunft glauben wir jedoch gutsagen zu können.

Franz Maurer.

*) Wie uns glaubwürdige Spanier mitgetheilt haben, gilt dies auch für die spanischen Studenten, nur daß der Absynth fehlt.

Aegypten.

Ernest Renan's Reise in Aegypten.

Wie man weiß, war Herr E. Renan neuerdings im Orient, um daselbst Studien für seine weiteren Arbeiten zu machen. Wir finden in der Revue des deux Mondes (April 1865) eine Arbeit von ihm, unter dem Titel: „Les antiquités et les fouilles d'Égypte," worin er die Eindrücke mittheilt, die auf ihn die alte Civilisation Aegyptens durch ihre Trümmer gemacht hat. Wir theilen daraus einige interessante Stellen mit:

„Auf dem Nil, von Assuan nach Kairo, December 1864.

„Ich habe Aegypten gesehen und theile Ihnen den allgemeinen Eindruck mit, den dieses Land auf mich machte. Meine Reise in Ober-Aegypten, in Gesellschaft des Herrn Mariette, hat meine Ansichten nur bestärkt, die ich mir gleich Anfangs auf meinem ersten Ausfluge nach Sakkara und den Pyramiden gebildet. Die vollkommene Solidität der ägyptischen Geschichte ist für mich eine ausgemachte Sache. Ich hatte einige Anstände: ich fürchtete, man könne willkürlichen Jahreszahlen den Werth positiver Daten geben, die Anfänge unverhältnißmäßig hinaufrücken und fabelhafte Erzählungen für Geschichte ansehen. Der Anblick der Monumente, Herodot und Manetho an Ort und Stelle gelesen, vorzüglich aber die Unterhaltungen mit Herrn Mariette, haben meine Zweifel zerstreut. Ich glaube jetzt, die Folge dieser Geschichte mit großer Klarheit einzusehen.

„Die bestimmten Synchronismen zwischen der ägyptischen Geschichte einerseits und der griechischen, persischen, assyrischen und hebräischen andererseits gehen bis in's zehnte Jahrhundert vor Christus zurück. Im sechsten Jahrhunderte v. Chr. Geb. deckt sich die ägyptische Chronologie bis auf ein oder zwei Jahr. Die Eroberung des Kambyses, die man sonst in's Jahr 525 setzte, wird jetzt nach einer von Mariette entdeckten Stele des Serapeum's auf 527 v. Chr. bestimmt. Die Grabschriften der Apisochsen desselben Serapeum's haben es ermöglicht, den Regierungsantritt von Psammetich I. (Beginn der 26. Dynastie) bis auf einige Tage (665 v. Chr.) zu berechnen. Schischak, der

(um 970 v. Chr.) unter Rehabaam Jerusalem einnahm, ist der erste Herrscher der 22. Dynastie. Die biblische Chronologie jener Zeiten schwankt innerhalb ziemlich enger Gränzen möglichen Irrthums. Folglich muß man vor 970 oder um jene Drehe herum einundzwanzig Dynastien einsetzen und Raum finden für beinahe sämmtliche Entwickelung der ägyptischen Größe. In der That ist bereits zu Salomo's Zeiten Aegypten in vollem Verfall begriffen und hat die Zeit seiner Blüthe hinter sich. Der Druck von Außen engt es von allen Seiten ein; es ist bereits von Asien halb und halb besiegt. Alle die großartigen Werke von fünf oder sechs „Louis XIV.", welche die Ebene von Theben mit den Denkmälern ihrer Siege und ihres Stolzes bedeckt haben, fallen notorisch vor 1000 v. Chr. Geb. Dieses große Zeitalter der 18., 19. und 20. Dynastie, der Amoses, Amenophis, Thutmoses, Sethos, Ramses, hat uns eine ungeheuere Masse von Inschriften hinterlassen, und man kann sagen, wir würden sie mit ebenso vieler Gewißheit kennen, als den Zustand des römischen Reiches im 3. Jahrhundert vor unserer Aera, wenn die Zahl der Gelehrten größer wäre, die ägyptische Texte kopiren und übersetzen. Das „hundertthorige Theben" ist das stets offene Buch dieser triumphirenden Geschichte. Ich habe mich vier Tage in dieser Bibliothek ohne Gleichen aufgehalten und bin, begleitet von Herrn Mariette, meinem bewundernswürdigen Exegeten, von Obelisk zu Obelisk, von Kapelle zu Kapelle gegangen. Ohne Zweifel hat man hier eine Menge von Einwendungen zu machen. Mehr als einmal beim Anblick dieser Reihen von dem Pharao gedemüthigter oder vertilgter Feinde habe ich bedauern müssen, daß die Besiegten nicht auch zu malen verstanden haben. Der offizielle Stil der königlichen Schreiber erinnerte mich unwillkürlich an jenen chinesischen Bericht aus einem der letzten englischen Feldzüge, woraus man die Niederlage der Barbaren ersieht, wie sie sich dem Kaiser zu Füßen werfen und um Gnade bitten, und ihnen der Kaiser aus reinem Mitleiden ein Stück Land schenkt. Bei dem Pentaur (der die Thaten Ramses II. beschrieben), den ich an zwei Stellen eingravirt sah, welche niedere Schmeichelei, welche „Moniteur"-Beredtsamkeit, welcher offizielle Journalistenstil! aber auch welche volle Sicherheit über die Echtheit des Textes! welche direkte, dokumentarische Gewißheit! Diese große Epoche der Amenophis, der Thutmoses, der Ramses fängt siebzehn Jahrhunderte vor Chr. Geb. an. Dies ist keine Konjektur!....."

Wir wollen hier unseren Bericht etwas kürzen. Vor diese Periode kommen noch, den bisherigen Annahmen nach, die Hirtenzeit (etwa 500 Jahre) und davor noch zwölf Dynastien zu stehen. Der Streit über gleichzeitige oder nichtgleichzeitige Dynastien läßt sich hier nicht ausmachen; auch ist das, was wir hier finden, wesentlich nur die Anschauung des Herrn Mariette, welcher die Manethonischen Dynastien ohne Unterbrechung und sonstige Aenderung an einander reiht. Der Zweck dieser Betrachtungen ist, uns das ungeheure Alter der ägyptischen Civilisation anschaulich zu machen. Wir heben aus dem Aufsatze einige Stellen über Gräberbau und sonstige Architekturwerke aus, die für uns von besonderem Interesse sind und sich durch große Anschaulichkeit auszeichnen:

„Diese Gräber (bei den Pyramiden) tragen eine höchst charakteristische Physiognomie. Es sind kleine Pylonen oder abgestumpfte Pyramiden, die, neben einander stehend, enge Gänge, Sackgassen, kurzum eine wahre Todtenstadt bilden. Die Façade ist mit langen, prismatischen Fugen (rainures) geschmückt, welche blumenstielartig in Büschel von Lotusblättern auslaufen. Die Thür ist sehr enge und niemals in der Mitte der Façade. Darüber ist eine wulstige Leiste, welche den Namen des Todten trägt. Auf Aegyptisch bedeutet der Name dieser Denkmäler: „ewiges Haus". — Das Innere ist, was Zahl und Vertheilung der Stücke betrifft, sehr verschieden; aber die Idee, welche dem Baue des „ewigen Hauses" zu Grunde liegt, ist immer dieselbe. Es ist die Wohnung des Todten für die Ewigkeit. Man besucht ihn dort an gewissen Tagen. Er ist dort inmitten der Seinigen, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Dienerschaft, seiner Schreiber, seiner Hunde, seiner Aeffchen, welche an den Wänden der Kammer in Kleinmalerei dargestellt sind.

Das Portrait des Verstorbenen befindet sich in Basrelief am Ehrenplatze. Eine große Stele giebt seine Titel und bisweilen seine Biographie. Wenn es im Hause eine Person mit besonderen Kennzeichen, einem körperlichen Gebrechen z. B. gab, man stellte sie dar, um die Erinnerungen des Todten nicht zu stören. Man erblickt ringsum alle Einzelnheiten seines zeitlichen Lebens; und dieses Leben ist fast ausschließlich das Landleben. Es verläuft in Bauerhöfen oder leichten, von zierlichen Säulchen getragenen Gebäuden. Die Zahl der Hausthiere, welche der Verstorbene besaß, Rinder, Esel, Hunde, Affen, Antilopen, Gazellen, Gänse, Numidische Jungfern (Art Kranich), Enten, zahme Störche, Turteltauben, ist sorgfältig auf der Wand verzeichnet. An diese häuslichen Verhältnisse reihen sich alle Erinnerungen an die Laufbahn des Verschiedenen, an seine Reisen, seinen Handel, Spiele, Tänze, Kämpfe, Fischerstechen, Sänger, Tänzerinnen mit geflochtenen und mit Goldplatten verzierten Zöpfen, Nichts mangelt. Alles dieses ist von vollständiger Naturwahrheit, niedliche kleine, sehr fein gemalte Skulptur, die vor Allem ausdrucksvoll zu sein wünscht. Nirgends eine Spur von militärischem Leben vor der zwölften Dynastie, von Religion sehr wenig, keine Spur von jenen Kapiteln des Todtenbuches, welche später die nothwendige Zierde aller Gräber sein werden. Die Gottheit ist durch kein Bild dargestellt, wird durch keinen Namen bezeichnet; doch ist Anubis bereits der Wächter des „ewigen Hauses". Was den Osiris betrifft, den ganz vornehmlichen Todtengott, so sieht man ihn in dieser Epoche niemals vorgestellt. — Diese Gräber sind in keiner Weise einer Gottheit geweihte Todtenkapellen; hier ist der Verstorbene der Herr und so zu sagen der Gott des Hauses; Alles ist für ihn, Alles zielt auf ihn ab. Andererseits ähnelt es in keiner Weise einem Familiengrabe, jenen großen gemeinsamen Sälen, wo ganze Generationen nach einander ihre Stätte fanden, wie man sie bei Hebräern und Phöniziern findet. Das Grab ist hier ganz individuell; selbst die Frau ist (mit wenigen Ausnahmen) nicht mit dem Gatten beigesetzt. Mit einem Worte, es sind imaginäre Häuser, wo die Seele des Todten wohnt, wo er haust, wo er seine Bequemlichkeiten, seine Gewohnheiten findet.

Kein Lichtstrahl drang ein, wenn die Thür geschlossen war. Man kam hierher nur an gewissen Jahrestagen, um die Opfergegenstände zu erneuern. Man ging in der That von der Idee aus, daß der Todte Geschmack und Bedürfniß behalte, wie er sie während des Lebens gehabt. Man trug ihm Speisen auf, man stellte Geräthe für seine Benutzung auf. Edle und rührende Beharrlichkeit! Diese Nahrungsmittel, diese Gegenstände mochten immerhin stets unberührt bleiben; Jahrtausende lang hatte man keine Augen dafür, es zu sehen, und selbst heutzutage, trotz des Islam, ist dieser fromme Glaube noch nicht verschwunden. Einige Zeit nach dem Tode einer geliebten Person geht der Fellah, um an ihrem Grabe zu essen, und legt Zwiebeln dabei nieder. Andere verstehen sich im letzten Augenblicke dazu,

ihren verborgenen Schatz anzugeben, unter der Bedingung, daß man ihnen einen Theil für ihre Bedürfnisse im anderen Leben zukommen lassen wird.

Beim ersten Anblick erinnert an den sonderbaren Gebäuden, die wir eben beschrieben, absolut nichts an ein Grab. Es sind Häuser, und hier erkennt man die vollständige Richtigkeit jener Stelle bei Diodor von Sicilien: „Die Aegypter nennen die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil man sich nur kurze Zeit darin aufhält: die Gräber dagegen nennen sie „ewige Häuser", weil man darin für immer ist. Deshalb tragen sie wenig Sorge für den Schmuck ihrer Häuser, während sie nichts vernachlässigen, was den Glanz ihrer Gräber betrifft." — Der Leichnam ist in diesen Orten sorgfältig versteckt. Wo die Mauer am stärksten ist, wo man ihn am wenigsten vermuthen könnte, findet sich ein senkrechter, stets viereckiger oder rechtwinkeliger Stollen, ungefähr 25 Meter tief; im Grunde dieses Stollens öffnet sich ein horizontaler Gang, der zu einer Kammer führt. Hier ist der aus einem einzigen Steine gearbeitete Sarkophag, eine ungeheuere Wanne aus Granit oder weißem Kalkstein, dessen Seiten bisweilen mit prismatischen Rinnen und anderen Verzierungen, ähnlich denen an der Außenseite des Grabes, geschmückt sind. Der leitende Gedanke dabei ist offenbar, den Leichnam vor jeder Profanation zu schützen. Man merkt, daß nach dem allgemeinen Glauben eine solche Profanation ein ungeheueres Unglück ist, daß das ewige Heil des Todten auf dem Spiele steht, wenn der Leib in seiner Ruhe gestört wird, daß die Seele am Tage der Auferstehung den Leib unversehrt finden muß, ein Prinzip, welches sich auch so naiv in der Anwendung der Mumisirung verräth. Eine andere, nicht minder wichtige Eigenthümlichkeit ist von Herrn Mariette entdeckt worden. In der Dicke der Mauer, gleichfalls mit Sorgfalt verheimlicht, sind vollkommen dunkle Räume ausgearbeitet, worin sich rundum Statuen finden, Statuen von ähnlicher Art, wie die in halb erhabener Arbeit, die man in den offenen Grabkammern sieht. Diese kostbaren Proben ägyptischer Skulptur 4000 J. (?) v. Chr., bald aus Holz, bald aus Granit oder Kalkstein, sind jetzt sehr häufig. Sie bilden den Hauptreichthum des Museums von Bulak. Alles daran ist häßlich, gemein, ordinär, ganz gewiß; aber niemals hat man besser getroffen, was man darstellen wollte. Ein Wunder ohne Gleichen ist jene Holzbildsäule im genannten Museum, welcher die Fellah's, die sie fanden, einstimmig den Namen Scheikh el Beled „der Dorfschulze" gaben. Es ist die Statue eines gewissen Phtha-se, Schwiegersohnes des Königs. Die Statue seiner Frau wurde neben ihm aufgefunden. Der Ausdruck naiver Selbstzufriedenheit, der auf dem lächelnden Gesicht der beiden guten Leute liegt, ist etwas ganz Unaussprechliches. Man könnte sie für zwei Holländer aus der Zeit Ludwig's XIV. halten. Beim Anblick dieser Statuen kann man nicht zweifeln, daß Aegypten vor der Zeit eines despotischen und stolzen Königthums eine Periode patriarchaler Freiheit gehabt hat......

„Man vergleiche diese Gräber (aus der ersten Pyramidenzeit) mit denen der Grotten von Beni-Hassan, welche bedeutend später fallen. Die Idee, welche beim Bau dieser letzteren Gräber gewaltet hat, ist in einem gewissen Sinne dieselbe. Der Todte ist der Gott seines ewigen Hauses, und dieses Haus ist eine große, freundliche, bevölkerte, lebensvolle Kammer ohne abergläubische Darstellungen, ohne Schrecken. In den Gräbern von Biban-el-Moluk bei Theben, die im mittleren Durchschnitt etwa 1500 v. Chr. fallen, ist Alles anders. Diese beiden Arten von Gräbern gleichen sich nicht mehr, als ein heidnisches Grab einem christlichen Grabe gleicht. Der Geschiedene ist nicht mehr bei sich zu Hause. Ein zahlreiches Pantheon hat die Wohnung der Todten an sich gerissen. Bilder des Osiris und Kapitel des Todtenbuches bedecken die Wände. Man mißt diesen Bildern und diesen großen Katechismus-Abschnitten übernatürliche Kräfte bei, weil sie für eine ewige Nacht bestimmt waren, und mit solcher Sorgfalt eingegraben wurden, als ob das Volk sie hätte lesen sollen. Schreckliche Bilder der Höllenstrafen entrollen sich auf den Wänden; der Priester hat gesiegt; er hat die Macht, die Strafe der armen Seelen abzukürzen. Welch ein Alp, wie z. B. dieses Grab von Sethos I.! — Ich behaupte, ein Grab unserer gothischen Dome ist von den Gräbern der Via Appia weniger verschieden, als die Gräber von Sakkara sich von denen unterscheiden, welche das sonderbare Thal von Biban-el-Moluk erfüllen.

„Man sieht hieraus, wie alles Dies in vollster Uebereinstimmung ist mit dem Geiste, welcher beim Pyramidenbau geradeso gewaltet hat, wie bei den eben beschriebenen Gräbern. Die Pyramide ist nichts als „das ewige Haus" der Könige oder der königlichen Familie. Alle anscheinend sonderbaren und bisweilen noch unerklärten Eigenthümlichkeiten dieser letzteren Bauten haben nur Einen Zweck, nämlich den, sorgfältig den Platz des Leichnams zu verheimlichen, eine unentdeckbare Kammer zu schaffen, wo der Leib in Ruhe den Tag der Auferstehung erwarten kann. Daher diese sorgfältig verrammelten Eingänge, die man nie in der Mitte der Seite des Gebäudes gelegt hat; daher diese inneren, mit Steinblöcken gefüllten Gänge, diese Listen, diese Anstrengungen, den Profanirer irre zu führen und ihn von der königlichen Zelle fern zu halten; diese brunnenähnlichen Schlupflöcher, die man aussparte, um die Arbeiter, welche drinnen die Gänge anzufüllen hatten, herauskommen zu lassen. Die Vorkehrungen waren so wohl getroffen, daß die Kammer des Cheops in der großen Pyramide erst unter dem Kalifen Mamun gefunden wurde." —

Weiterhin kommt Herr Renan auf den großen Sphinx — den „Vater des Schreckens", wie die Araber sagen, zu sprechen.

„Es war vor aller Untersuchung klar, daß derselbe kein bloßes Anhängsel, kein bloßer Schmuck eines anderen Gebäudes war. Dieser Sphinx ist in der That isolirt. Er existirt durch sich selbst und für sich selbst...... Das Resultat der Ausgrabungen, welche Herr Mariette auf Anregung des um die Alterthümer hochverdienten Herzogs von Luynes hier angestellt hat, war die Entdeckung (etwa 20—30 Meter südöstlich vom Sphinx) eines großen, von allen sonst bekannten ganz verschiedenen Tempels. Das Gebäude ist erst im Innern aufgeräumt. Dieses Innere, welches sehr an die Kammer der großen Pyramide erinnert, hat die Gestalt eines lateinischen T. Die Mauern sind mit rothem Granit bekleidet; die Architrave aus Alabaster ruhen auf viereckigen, monolithen Pfeilern aus rosenfarbenem Granit. Keine Verzierung, keine Skulptur, kein Schriftzeichen. Welche schlagende Bestätigung der Stelle in der werthvollen Abhandlung: „Ueber die syrische Göttin", welche fälschlich dem Lucian beigelegt wird: „Einst gab es bei den Aegyptern auch Tempel ohne aus Stein gehauene Bilder." Waren das nicht Gebäude, wie das erwähnte, welche Strabo vor Augen hatte, als er sagte, „daß es zu Heliopolis und Memphis Gebäude einer barbarischen Ordnung mit mehreren Säulenreihen gebe, die ohne Verzierung und Bildwerk seien......

„Ich fürchte nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß dieser Tempel denen von Theben und Abydos weniger gleicht, als eine katholische Kirche in Spanien oder Neapel dem Tempel

von Jerusalem. Wer hat ihn gebaut? wem war er geweiht? Man kann auf diese Fragen die Antwort geben: Kephren, der dritte König der vierten Dynastie, der Nachfolger des Cheops, hat ihn errichten lassen. In einem zu dem Tempel gehörigen Brunnen hat man, übereinander geworfen und halb zerbrochen, mehrere einander ganz ähnliche Statuen aus Diorit gefunden, welche alle den Namen des Kephren trugen. Ohne Zweifel sind das die Statuen des Gründers, welche in der Aufregung einer Revolution umgestürzt und dort hineingeworfen worden sind. Diese Statuen sind sicher die ältesten Bildsäulen, die man kennt; denn der noch ältere Sphinx verdient kaum den Namen einer Statue. Sie sind mit seltener Geschicklichkeit ausgeführt; es sind Portraits voller Leben und Ausdruck.

„Wem war der Tempel geweiht? Ohne Zweifel dem Sphinx, oder vielmehr der Gottheit, welche er vorstellt, dem Haremchu oder Harmachis...... Diese ganze erste Stufe der libyschen Kette war mit Tempeln bedeckt. Eine daselbst von Mariette gefundene, jetzt im Museum zu Bulak befindliche Inschrift erwähnt die Bauten, die Cheops dort vornahm, die Tempel, die er restaurirte, die Ausbesserungen, die er an dem großen Sphinx vornahm. Dieser erscheint demnach als das älteste Idol der Welt......

„In der That erstaune ich selbst, wenn ich mit Zuversichtlichkeit von einem so hohen Alterthume zu sprechen angefangen. Ziemlich meine halbe Reise lang fühlte ich mich durch jede Art skeptischer Betrachtungen zurückgehalten. Hayne's Prinzip: „Alle alte Geschichte beginnt mit Mythen", kam mir immer wieder in den Sinn. Jedes Mal, wenn Herr Mariette mir mit Festigkeit vom ersten Könige Menes redete, fiel ich ihm in's Wort: „Alle die alten Königslisten fangen nach dem apotheosischen Verfahren des ganzen Alterthums mit Göttern an, die in Könige umgebildet sind. Ist es nicht wahrscheinlich, daß in Aegypten, wie sonst überall, die ersten Könige Götter sind, welche man später für Menschen ansah? Sehen Sie sich nur ihren König Menes und seinen Nachfolger Athothes an: sie spielen die Rolle ältester Gesetzgeber, alter Weisen, alter Religionsstifter, wie Manu, Minos, Romulus, Numa, Theseus und andere Personen ohne Realität oder von sehr zweifelhafter Realität." Es ist unmöglich, sich bei solchen Zweifeln zu verweilen; Menes hat nichts Mythisches......

„Man muß kein absolutes Prinzip aufstellen für geschichtliche Kritik. Ein Gesetz, welches wahr ist im Schooße der indoeuropäischen Familie, ist vielleicht unwahr, was die Semiten betrifft. Was von der indo-europäischen und der semitischen Familie gilt, kann sich als vollkommen falsch erweisen, wenn man es auf Aegypten oder China anwendet.

„Ein Hauptunterschied muß in jedem Falle zwischen den Völkern gemacht werden, die, wie die Chinesen, Aegypter, Babylonier, sehr zeitig Gebrauch von der Schrift gemacht haben, und solchen, welche, wie die Semiten und vor Allen die Indo-Europäer, erst verhältnißmäßig spät zu schreiben anfingen. Bei den Letzteren nimmt der Mythus, die Legende die Anfänge der Geschichte in Beschlag bei den Ersteren tritt man sofort in die positive Welt ein. Heißt das aber, daß die ägyptische und die chinesische Geschichte keiner Berichtigung von Seiten der Kritik bedürfen? Allerdings bedürfen sie derselben mehr als jede andere. Es sind offizielle Geschichten, folglich falsch, wie alle „Moniteurs" der Welt; sie geben uns nur eine relative Wahrheit; aber von hier aus zu den Fabeln, welche die griechischen, römischen, indischen, iranischen, hebräischen, arabischen Ursprünge ausmachen, ist ein großer Zwischenraum. Ich will nicht sagen, daß die Traditionen der Indo-Europäer und der Semiten weniger interessant seien, als die von der Aegyptologie übersetzten Texte; aber, wenn es sich von dokumentarischer Geschichte handelt, so besitzen Aegypten und China eine ungeheuere Ueberlegenheit.....

„Hier bietet sich uns ein Vergleich dar, welcher, seit ich in diesem Lande bin, mir stets vorschwebt und alle Tage schlagender erscheint: ich meine die Beziehungen zwischen der ägyptischen und der chinesischen Civilisation. Aegypten und China sind in der That zwei Schwestern in der Geschichte, nicht in dem Sinne, daß man zwischen ihnen irgend eine Verwandtschaft der Sprache und Race suchen müßte, sondern in dem Sinne, daß sie einen ganz ähnlichen Entwickelungsgang durchgemacht haben. Auf beiden Seiten verliert sich der Gebrauch der Schrift, zuerst ideographischer, dann hieroglyphischer, in die Nacht der Zeiten und knüpft sich fast an den Ursprung des Wortes selbst. Eine Folge dieses Hauptumstandes war nun in beiden Ländern eine sehr reiche Geschichtschreibung, die, nicht durch Fabeln, sondern durch positive Thatsachen, in ein hohes Alterthum hinaufreichte — Annalen, mit einem Worte, unglaublich besser erhalten, als die jeder anderen Race. In beiden Ländern finden wir ein Königthum der Weisen, ohne feudalen oder militärischen Charakter, eine Gesellschaft, welche durch eine Art Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften regiert wird, eine Fülle von Beamten, eine sehr entwickelte Administration, einen sehr engen Begriff der Rechte des Individuums, eine ungeheuer übertriebene Idee von den Rechten des Staates, sehr gesunden Verstand, eine gewisse Milde der Sitten, weniger Blutvergießen als sonst in den alten Geschichten. Dabei keine Wissenschaft (?), keine Philosophie (?), keine Kritik, keinen Fortschritt — absolute Herrschaft der Mittelmäßigkeit. Das Prinzip solcher Gesellschaften war in der That nicht das energische, freie, gewaltsame Individuum, sondern der im Könige personificirte Staat. Der König ist hier nicht, wie im Mittelalter, der Repräsentant einer Eroberung; er gilt als der Weiseste in seinem Reiche. Unter diesem Titel beschäftigt er sich mit Allem und regelt Alles. Beim Fehlen des militärischen Geistes hatte diese Macht kein Gegengewicht. Die Waffen im Museum von Bulak, die aus der 21. Dynastie stammen und Theben angehören, sind alle von Holz. Dank solchen Einrichtungen, war Aegypten blühend, reich, weise organisirt, während die Vorfahren der indo-europäischen und semitischen Völker nur eine kleine Anzahl von Hirtenfamilien bildeten, die in der Tatarei umherirrten und etwa so lebten, wie die Kirgisen heutzutage, d. h. ohne Civilisation, in vollster Ungebundenheit, ohne andere Verfassung, als die der Familie und des Stammes, voll unbändigen Stolzes. 2500 Jahre v. Chr. Geb., als die in den Grotten von Beni-Hassan vorgestellten Hirten die Gastfreundschaft der ägyptischen Statthalter in Anspruch nahmen, lächelten dieselben wahrscheinlich über die Einfalt dieser guten Leute. Die Beni-Israel, die Hyksos, Phönizier und Araber werden um dieselbe Zeit als Barbaren betrachtet. Einige Jahrhunderte später, als die Thutmosis, Amenophis, Sethi, Ramses ihre Pylonen mit stolzen Bildern schmückten, gewiß, wenn sie die armen Stämme hyperboräischen Ursprunges, welche an den Ufern des oberen Indus die Veda's sangen, wenn sie jenen energischen und leidenschaftlichen Stamm gekannt hätten, welcher ihnen sehr roh erscheinende Abenteuer, wie die von Barak und Debora bestand — sie hätten schwerlich geglaubt, daß diesem armseligen Nomadenhaufen die Zukunft angehöre."....

Die weiteren zum Theil sehr geistreichen Betrachtungen

geschichtsphilosophischer Natur müssen wir hier aus Mangel an Raum übergehen. Der beliebte Gegensatz zwischen den Indo-Europäern und Semiten, den Herr Renan in solcher Strenge aufstellt, spielt eine große Rolle dabei. Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß die Pyramiden selbst am längsten gestanden haben dürften. Der Pyramide des Cheops droht das Schicksal, in einen Steinbruch verwandelt zu werden! —

Italien.

Rom im Mittelalter, nach Gregorovius.

III.
Die Wandlung der lateinischen Sprache.

Auf der Synode zu Rheims, 996, erhoben die gallischen Bischöfe eine bittere Anklage über den Zustand der geistigen Kultur Rom's. Es giebt dort, sagten sie, fast Niemand, der die Wissenschaften gelernt hat. Mit welcher Stirn will nun der von Dingen lehren, der sie gar nicht gelernt hat? Im Vergleich zum römischen Bischof mag die Unwissenheit bei andern Priestern einigermaßen erträglich sein, aber beim Bischof Rom's kann sie nicht geduldet werden, da er über Glauben, Lebenswandel und Disciplin der Geistlichkeit und über die allgemeine katholische Kirche zu richten hat. Die Vertheidigung des römischen Legaten lautete wörtlich folgendermaßen: „Die Stellvertreter Petri und seine Schüler wollen zu ihrem Magister weder Plato noch Virgil, noch Terenz, noch das übrige Philosophen-Vieh haben, welches sich im stolzen Flug, wie die Vögel, in die Luft erhebt, wie die Fische des Meeres in die Tiefe taucht, und wie die Schafe Schritt vor Schritt die Erde beschreibt. Und deshalb sagt ihr, diejenigen, die mit solchen Poesien nicht gemästet sind, dürften nicht einmal den Rang eines Pförtners bekleiden? Ich sage euch aber, diese Behauptung ist eine Lüge. Denn Petrus wußte von dergleichen nichts, und doch wurde er zum Pförtner des Himmels bestellt, weil der Herr zu ihm sprach: ich werde dir die Schlüssel des himmlischen Reichs geben. Daher sind seine Stellvertreter und Schüler in den apostolischen und evangelischen Lehren unterrichtet; sie schmücken sich aber nicht mit dem Prunk der Rede, sondern mit dem Sinn und Verstand des Worts. Es steht geschrieben: die Einfältigen der Welt erwählt Gott, um die Mächtigen zu beschämen. Und vom Weltbeginn römischer Ignoranz hat Gott nicht die Philosophen und Redner, sondern die Illiteraten und Ungebildeten erwählt."

Dies offne Bekenntniß der Ignoranz, kaum glaublich im Munde des Papstes, der den Schrein alles Wissens in seiner Brust zu tragen sich berühmte, wird um so unbegreiflicher, je mehr es im Widerspruch mit den sonstigen literarischen Zuständen des ottonischen Zeitalters steht. In Deutschland, in Gallien, selbst in dem fernen Britannien wurde das Studium des klassischen Alterthums von einer nicht geringen Zahl Geistlicher und Laien gepflegt. Am Hofe des großen Otto vornehmlich waren die Bestrebungen, denen sich Kaiser Karl und seine Freunde so rühmlich geweiht hatten, von Neuem aufgelebt; sie hatten an den Kaiserinnen Adelheid und Theophania, der Lombardin und der Griechin, Beide hochgebildet, und unter den jugendlichen Nachfolgern des ersten Otto, vom bedeutendsten Einfluß auf die deutschen Verhältnisse, mächtige Stützen gewonnen, und sie griffen, begünstigt durch die Stabilität des Herrscherhauses, weit tiefer in das Volksleben ein, als während der unruhigen Zeiten der Carolinger. Lateinische, ja griechische Bildung verbreitete sich von den Sitzen der sächsischen Kaiser über Deutschland. Unter Otto III., dem Wunderknaben, gehörte es zum Hofton, selbst für die kriegerischen Ritter seines Gefolges, griechisch zu stammeln, und man sieht noch heute mit Lächeln in vergilbten Gerichtsakten Unterschriften deutscher Richter mit Namen Siegfried und Walter in griechischen Charakteren. In Bischofstädten und Klöstern fanden lateinische und griechische Grammatiker willige Aufnahme; man fing an, Handschriften zu sammeln und wußte sich mit klassischen Citaten etwas zu gut. Hrosvitha schrieb lateinische Epen; die adeligen jungen Mädchen in den Klosterschulen von Gandersheim und Quedlinburg quälten sich mit dem Terenz und waren durch Virgil mit der fabelhaften Geographie von Italien vertraut.

Hinter dieser Bildung Deutschlands war die römische Gesellschaft weit und ohne Scham zurückgeblieben. Mitten in den zerfallenden aber noch immer klassischen Monumenten der Größe Rom's hatte sie die Erinnerungen an die Vorzeit, das Verständniß ihrer Literatur beinahe vollkommen vergessen. Der schriftenreichste Papst des Mittelalters, der große Gregor, war zu einer Zeit, die noch von den frischen Reminiscenzen des Alterthums erfüllt sein mußte, dem Studium der klassischen Schriftsteller keineswegs geneigt gewesen; bei seinen Nachfolgern ging diese Abneigung in eine hartnäckige Gleichgültigkeit über, die auf den Bildungszustand von Rom vielleicht noch schlimmer einwirkte. Schon seit dem Aufblühen der gelehrten Klöster von England, der Schweiz, der Lombardei, war die Ueberlegenheit der ehemaligen Barbaren auch auf dem Gebiete des Studiums und der Wissenschaft eine unleugbare und freimüthig zugestandene Thatsache. Selbst die Sprache Rom's zerfiel. Die Briefe der Päpste an die Carolinger, aus der Kanzlei des Lateran hervorgegangen und in dem besten Latein geschrieben, dessen Rom damals fähig war, liefern dem Geschichtschreiber des Ruins der lateinischen Sprache ein bedeutendes Material. Die Unfähigkeit, die Gedanken klar zu entwickeln, kommt in ihnen der Barbarei der Sprache gleich. Man mag sich hiernach vorstellen, wie schon im achten Jahrhundert die Sprache des gewöhnlichen Lebens in Rom war. Gregorovius hat der schon damals beginnenden Umwandlung des Lateinischen in die Vulgärsprache, die Grundlage des späteren Italiänisch, einen glänzenden Abschnitt der Geschichte der Stadt gewidmet, dessen Schluß wir hier einreihen.

„Der stolze Bau der lateinischen Sprache, sagt er, zertrümmerte ebenso in sich selbst, wie Rom mit seinen Tempeln und Palästen, und wenn man die Dokumente des achten Jahrhunderts liest, sieht man vor sich die Ruinen der Sprache des Cicero und des Virgil und sieht in dieselben das christlich romantische Sprachwesen sich umgestaltend einleben. Die Sprache des achten Säculums ist das völlige Abbild der Stadt Rom und der Kontraste ihrer Architektur und ihrer Lebensformen überhaupt, da überall die majestätische Larve des Alterthums noch über die neuen Bildungen emporragte. Die grammatische Unfähigkeit entsprang aus diesem Widerspruch des Todten und des Lebendigen; die klaren logischen Sprachgesetze der alten Römer waren gesprengt, und das alte Latein, die Sprache der Helden und der Staatsmänner, hört mit dem Fall der heidnischen Religion und alten Staatsgesellschaft allmählich auf, als ein lebendiger Strom zu fließen. Es erstarrte, zerbröckelte und verwandelte sich langsam — eines der schönsten, ja wunder-

barsten Phänomene der Geschichte menschlicher Kulturprozesse. Das Unorganische in ihr gleicht den Museen Rom's, und jene Sprache des achten und neunten Jahrhunderts ist, wie sie, greisenhaft, düster, starrend von Ueberschwenglichkeit, ohne wahrhaft lebendige Grazie, aber doch in ihrer Unbeholfenheit, die Ideen auszudrücken, rührend genug."

Dieser Verfall der Sprache erreichte seinen Höhepunkt im 10. Jahrhundert. Damals schied sich im Leben der Menschen von dem Lateinischen, das man zur Noth noch verstand, aber nicht mehr schreiben konnte, das Vulgäre, in dem man sprach, aber noch nicht schreiben mochte. Die Abwerfung der Casusendungen, Verstümmelung der Ausgänge, Annahme des Artikels war bereits vollendet; die Grundzüge des Italiänischen traten in der Umgangssprache nun auch den Gebildeten immer deutlicher hervor. Dem Papst Gregor V., dem Deutschen, den Otto III., sein Vetter, auf den Stuhl Petri gesetzt hatte, schrieb man, als er wenige Jahre darauf wahrscheinlich an römischem Gift gestorben war, auf's Grab, daß er die Völker in drei Sprachen zu erbauen verstand, im Deutschen, Lateinischen und im Vulgär. Das Lateinische verschwand aus dem Gebrauch, außer daß es die Sprache des Kultus, der Literatur und der Rechtsverhandlung blieb. Aber die wenigen Schriftsteller dieser Sprache kämpften mühsam gegen das Vulgär, welches ihre Feder beirrte, da es dem Lateinischen so nahe stand. Schriftliche Denkmäler des Vulgär haben wir nicht. Zwar kann man aus den Dokumenten des Jahrhunderts ein kleines Glossar zusammenstellen, auch finden sich hier und da schon Phrasen, die entschieden italiänisch klingen. Aber kein Schriftsteller wagte es noch, in dieser Sprache seiner Zeit zu schreiben. Auch hierin wurden die Italiäner von den Deutschen weit übertroffen, deren kraftvolle Volkssprache uns schon aus der Zeit der Carolinger in wunderbaren Schöpfungen erhalten ist. Einen Dichter, der unserem Otfried oder dem Verfasser des Heliand an die Seite gesetzt werden könnte, hat das beginnende Italiänisch erst Jahrhunderte später aufzuweisen.

Rom besaß aber auch keinen lateinischen Dichter. Selbst die Muse der Gräber, die Elegie, die Jahrhunderte lang den Fall des Reichs überdauert und die Monumente der Stadt mit unzähligen, oft noch recht guten Distichen geziert hatte, verstummte mehr und mehr. Während Karl der Große seinem Freunde Papst Hadrian Verse zur Durchsicht und Beurtheilung übersandte, Alcuin epische und lyrische Versmaaße hatte ertönen lassen, brachten das achte, neunte, zehnte Säkulum keinen nur irgendwie namhaften Poeten in Rom hervor; und in der Zeit, wo eine sächsische Nonne die Thaten der römischen Heiligen in lateinischen Herametern besang und die Komödien des Terenz für ihre Klosterjungfrauen umarbeitete, wurde in Rom selbst die Verfertigung der Grabschriften von Fremdlingen aus Franken und Gallien besorgt.

Wie es mit den Wissenschaften bestellt war, mag aus dem Bekenntniß römischer Ignoranz, das wir den Legaten des Papstes öffentlich ablegen sahen, leicht entnommen werden. Die Klöster, in denen der Orden des heiligen Benedict einige Kenntnisse fortgepflanzt hatte, verfielen in Zucht- und Sittenlosigkeit. Die Reform, welche von den Heiligen des Jahrhunderts, einem Odo von Clüny, Romuald, dem Vater der Camaldulenser, oder Nilus, dem heiligen Einsiedler, am Ende des zehnten Jahrhunderts ausging, hatte weit mehr die Wiederherstellung eines klösterlichen Lebenswandels, als die der verfallenen Studien zum Zweck. So gingen die Schulen ein, die in Rom lange der Sitz der „freien Künste" gewesen waren; die Bibliotheken verkamen. Die Mönche, deren Kunstfleiß sich früher in Anfertigung sorgfältig geschriebener und oft glänzend ausgemalter Handschriften erwies, hatten sich zerstreut oder arbeiteten nicht mehr; gab es unter ihnen einige Literaten, so erschwerte das Fehlen des Papiers das Kopiren. Seitdem Aegypten, die Heimat des Papyrus, in die Gewalt der Araber gefallen war, begann der Mangel an Papier in ganz Italien fühlbar zu werden, und man fing an, die ursprüngliche Schrift auf Pergamentblättern auszulöschen, um sie von Neuem zu beschreiben. „Wir haben diesen Palimpsesten, sagt Gregorovius treffend, häufiger den Verlust, als den Wiedergewinn mancher Schrift des Alterthums zuzuschreiben. Der unwissende Mönch vertilgte von dem Pergamentcodex die Bücher des Livius, des Cicero, des Aristoteles, und schrieb nun auf den Blättern, von denen die Weisheit des Alterthums ausgelöscht war, Antiphonarien oder Heiligengeschichten auf. So verwandelten sich auch die Codices der Alten, wie ihre Tempel; die Göttin, welche ein prachtvolles Säulenhaus bewohnt hatte, machte, nachdem das Heidenthum von ihm ausgelöscht war, einem Märtyrer Platz, und die göttlichen Ideen des Platon mußten, ob widerwillig, vom Pergament herunter, um einem Meßcanon Raum zu geben."

Diese Finsternisse der Unwissenheit überstrahlte am Schlusse des Jahrhunderts das Genie des gelehrtesten Papstes, den Rom noch gehabt hatte, und an dessen Namen der Aberglaube der Zeit die seltsamsten Legenden angeheftet hat. Gerbert, dem Otto III., sein Schüler, im Jahre 999 die Tiara aufsetzte, war in der That an diesem Orte und in dieser Umgebung eine wunderbare Erscheinung. In Südfrankreich aus niederem Stande geboren, hatte er durch das Studium der Mathematik, welches damals durch die Araber Aufschwung erhielt, und der Philosophie sich weit über den Ideenkreis seiner Zeitgenossen erhoben. Als Lehrer dieser Wissenschaften hatte er in Rheims Frankreich zur Bewunderung hingerissen, und zugleich ränkevoll, sophistisch und diplomatisch, die Gunst der Mächtigsten auf sich zu lenken gewußt. Otto II. hatte ihm die reiche Abtei Bobbio, deren Bibliothek sich noch neuerdings als die Fundgrube der klassischen Literatur bewährt hat, geschenkt; er wurde dann der Erzieher Otto's III., dessen leicht entzündliche Phantasie sich unter dieser Leitung für das Ideal der Wiederherstellung römischer und griechischer Kultur begeisterte. Erzbischof dann erst von Rheims, demnächst von Ravenna, stieg er an der Hand seines Schülers als Sylvester II. auf den Stuhl Petri. Hier war er wie eine einsame Fackel in tiefer Nacht. Theologe, Mathematiker, Musiker, Philosoph und Poet, stand er mit seinen Wissenschaften und Künsten in Rom allein, wo die Mathematik und Algebra nicht begriffen ward, die Astronomie und Physik weder Lehrer noch Schüler hatten, die Dialektik sich nur auf einige grammatische Uebungen beschränkte. Wenn die Römer ihren greisen Papst betrachteten, wie er auf einem Thurme des Lateran, seinem Speculum, die Sterne beschaute, wie er in seinem Gemach, von Pergamenten umgeben, geometrische Figuren zog, mit eigener Hand eine Sonnenuhr entwarf, oder an einem mit Pferdeleder bezogenen astronomischen Globus studirte, so mochten sie vielleicht schon damals glauben, was spätere Jahrhunderte ernstlich versichert haben, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. Die Figur Sylvester's II., die das Jahrhundert der größten Unwissenheit Rom's überraschend genug beschließt, bezeichnet, wie ein Doktor Faust im Papstgewande, schon die scholastische Periode des Mittelalters, die dem Platon und Aristoteles zu einer neuen Herrschaft verhalf. P. D. Fischer.

Die italiänischen Städte bei der Dante-Feier.

Von dem Feste, welches die Italiäner am 14. Mai zu Ehren Dante's in Florenz veranstalteten, entwirft ein Korrespondent der „Allg. Ztg." eine Schilderung, der wir folgende Stellen entnehmen: „Es schlägt 9 Uhr. Vom Palazzo Vecchio beginnen die Glocken zu läuten. Da drüben hinter der Arno-Brücke beginnt es, sich bunt zu regen. Auf der Brücke steigen immer höher und höher die mächtigen seidenen Banner der goldenen Morgensonne entgegen. Voran ziehen die Tageskämpfer des Geistes, die, zum erstenmal auf der Halbinsel, sich um eine dreifarbige italiänische Fahne der Presse von Norden und Süden zusammenschaaren. Dann beginnt der Zug der Munizipien und Provinzen. Heute hat kein Theil der Halbinsel einen geographischen oder politischen Vorrang. Die Abruzzesen gehen unmittelbar dem Fahnenzug aus Alessandria Ober-Italiens voran, denn die Munizipien sind einfach nach alphabetischer Reihenfolge geordnet. So zieht Italien im Fahnenglanz unter Jubelmelodien heran. Es ist nicht ein Italien des Parlaments oder einer Partei; es ist das ganze Land, wie es heute denkend schafft und hofft. Die Munizipien folgen sich mit Fahnen und Musikbanden. Schon sind wir bei Calabrien mit blutrothem Banner und Catania hat in weißer schwarzverbrämter Fahne seinen Elephanten hoch gehalten. Nach Ferrara kommt Stadt und Provinz Florenz. Jedoch das Munizipium ist nicht dabei, denn dieses hält sein Banner am Thor des Gemeindepalastes mit dem von Ravenna aufgepflanzt und läßt Italien vorüberziehen. Das Wappen von Florenz umgeben die Vertreter von Gewerkschaften und Vereinen des gemeinnützigen und des geistigen Schaffens, und an diese Blüthe der Kultur reihen sich die Gesellschaften gleichen Strebens aus anderen Gegenden an. Mit reichlichem Fahnenschmuck sind die Arbeiter-Verbrüderungen vertreten, und die Zange des Schmieds in weißer Flagge zieht in gleicher festlicher Pracht, wie die Wappen der Kaufleute, Apotheker, Notare, Advokaten und aller der gelehrten Institute dahin. Und nun, nach all der rauschenden und glitzernden Seide der Banner des geistigen Wirkens, wovon heute Florenz mit seinem Dante aufgipfelt, kommen wieder die Munizipien. Nach Forli wogt ein städtisches Banner prächtig heran, das in brennenden Farben von Silber und echtem Gold aufleuchtet; dahinter schreiten zwei Männer einher, wie wir noch keine im Zuge gesehen, in goldener Kette und glänzender Schärpe; so können wahrlich nur die Majestäten des Meeres wandeln, die Vertreter des stolzen Genua. Das rothe Kreuz auf der prächtigen Fahne in schneeweißer Seide führen die Mailänder an und haben es zum Andenken der Stadt Florenz gewidmet. Und noch eine andere sinnige Fahne von da verewigt den Florentinern mit den italiänischen Brüdern ihr Fest: eine goldene Krone für Dante, auf Seide gestickt von blinden Mädchen. Da schaut es auf einmal wie eine Kirchenprozession herein. Von weißer und gelber Seide, mit einem Pferd im Felde, schwankt ein Banner heran, auf den Leib eines gewaltigen Kapuziners gestützt, in dessen Kutte wohl zwei seiner Brüder von gewöhnlicher Statur zugleich sich hüllen könnten. Er trägt sein Banner mit festem Schritt, und breit über die mächtigen Schultern prangt ihm die dreifarbige italiänische Schärpe. Das ist mit seinen Gefährten zusammen ein Bild des lustigen Südens, denn solch einen Kapuziner konnte Neapel nur schicken und Jubel des Volkes begrüßt diese Sendung. Sie ziehen mit immer neuen Musik-Corps und Fahnen vorüber, bis es ernster wird und allmählich Applause hörbar werden. Es ist eine Fahne, die zum Fest sich mit einem Trauerflor einführt, und die Verbannten folgen ihr in langsamem Gange. So ist Rom vertreten. Ihm folgen, ebenfalls mit Trauerzeichen, die Banner von Venedig, Mantua, Verona und Padua. Dahinter wird es wieder heiter und endlich flattert ein hoffnungsgrünes Banner mit gekröntem rothen Adler, das uns deutsche Sängergrüße zum Dichterfeste bringt; es ist die Fahne von Syrakus. Eine prächtige Schaar Musikanten zieht auf und dahinter folgt eine der bescheidensten Fahnen in dunkelblauer Farbe. Aber das Volk hat sie wohl bemerkt und begrüßt mit Applausen die bescheidene Erscheinung. Heute ist vergessen, was in den vergangenen Tagen noch kränkte, und das Munizipium von Turin erfreut sich des theilnahmsvollsten Empfangs. — Endlich bewegt sich das florentinische weiße Banner mit der rothen Lilie, und zur Rechten des Bannerträgers kommt der andere mit rother Fahne, an der zwei Löwen am Stamm wie zum Lebensbaum aufsteigen. So hat das Gedächtniß Dante's Florenz und Ravenna vereint und die Fahnen der verbrüderten Munizipien decken den Festzug, der genau eine Stunde lang sich vorüberbewegte, und in dem wohl an sechshundert Fahnen und Standarten wogten und gegen zwanzig Musik-Corps spielten. Prächtig und doch so gemessen und feierlich war dieser Zug, dem Andenken des Dichters würdig."

Frankreich.

Zum Studium der Frage über die europäischen Geldkrisen.

I.

Die Bankfrage.

Die Geschichte des Geld-Marktes im Laufe der letzten fünfzig Jahre zeigt fast regelmäßig auftretende Verwirrungen desselben, die durch ihre Periodizität und den Charakter ihres Verlaufes an Stürme der physischen Welt oder an Convulsionen des menschlichen Körpers erinnern. Die Erfahrung des Jahres 1864 bewies uns, daß der Geldmarkt aber noch anderen Krisen unterworfen ist, die den Charakter der Entkräftung und der Chronizität zeigen. Entstehen diese verschiedenen Störungen aus denselben Ursachen und welches sind diese Ursachen? Bis zu welchem Grade kann man der Rückkehr der Krisen vorbeugen? Und auf welchem Wege kann man das? Wir folgen in der Erörterung dieser für ganz Deutschland nicht minder, als für Oesterreich, Frankreich und Rußland, wichtigen, wenn auch nicht in gleicher Weise gefahrdrohenden Fragen einem Artikel der Revue des deux Mondes.

Man kann diese Fragen auf verschiedene Weise lösen. Man könnte sich zunächst an die Theorieen der hervorragendsten Schriftsteller wenden, welche den Gegenstand behandeln. Man könnte mit Hülfe der am besten konstatirten Thatsachen die wichtigsten Prinzipien kontroliren, eventuell verbessern und zu Schlüssen kommen, die, auf das Studium der Vergangenheit gestützt, bis zu einem gewissen Punkte als Führer der Zukunft dienen können.

Eine finanzielle Autorität Frankreichs, Charles Coquelin, hat nach der zweiten Methode eine Theorie der Krisen aufgestellt, die allgemeinen Anklang fand, weil sie sich auf eine jetzt sehr beliebte Theorie stützte: auf die Freiheit der Banken. Nach Herrn Coquelin entstehen alle kommerziellen und finan-

ziellen Krisen nur aus einer einzigen Quelle: aus dem Monopol der französischen, der englischen ꝛc. Bank: das Heilmittel läge dann sehr nah.

Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung wäre folgender: In einem Lande, dessen Nationalwohlstand wächst, sucht das jedes Jahr ersparte Capital eine einträgliche Verwendung; es würde dieselbe in der vorzüglichsten Weise in dem Diskont finden, d. h. in der Entschädigung, welche Industrie und Handel für die ihnen zu Theil werdende Förderung bezahlen; — aber die privilegirte Bank reißt den Verkehr an sich und entzieht den neuen Capitalien die Möglichkeit, ihr Konkurrenz zu machen. Die Capitalien, welche auf diese Weise zur Unthätigkeit verurtheilt sind, wissen nichts Besseres zu thun, als in die Kasse der privilegirten Bank sich zu begeben. Die Bank sieht ihre Depositen, für welche sie Nichts oder Weniges bezahlt, schrankenlos sich vergrößern, sie vervielfältigt ihren Credit und vergrößert ihre Dividenden. Andere Capitalien werden auf diese Weise unproduktiv, daraus entstehen neue Depots und eine große Ausdehnung des Diskonts. Diese Leichtigkeit, zu diskontiren, treibt alle Industriezweige in die Höhe und unterdeß wachsen die Capitalien, die keine Verwendung finden können. Das ist der Moment, wo der Reichthum gränzenlos zu sein scheint, das Geld fließt in Strömen, man weiß nicht, was man mit seinem Gelde machen soll: es gilt eine Verwendung um jeden Preis zu finden, Projekte und Unternehmungen aller Art wachsen aus dem Boden. Alle Welt betheiligt sich, und sobald die Zeit kommt, die gezeichneten Aktien-Beiträge einzuzahlen, zieht man die in die Bank gelegten Capitalien zurück. Der Kassenbestand der Bank vermindert sich sehr rasch, die Bank fährt fort, ihre Checks in Cirkulation zu setzen, aber sie werden ihr bald wieder zur Einlösung präsentirt. Schließlich ängstlich gemacht durch eine Situation, welche sie selbst geschaffen, entschließt sie sich kurz, d. h. sie erhöht den Diskont und verkleinert die Zahl der Firmen, denen sie leiht. Das ist das Signal zu einer Panique: die Krisis bricht aus, es folgen Bankerotte, die Störung wird allgemein.

Es ist begreiflich, daß diese Auseinandersetzung vielen Beifall gefunden hat: in der Theorie scheint sie richtig und in sich ist sie logisch — aber die Praxis widerspricht ihr. Frankreich hat ein ganz besonders geschütztes und privilegirtes Bank-Institut, und doch hat Frankreich bei den großen Krisen am wenigsten gelitten. Umgekehrt giebt es ein Land, in welchem zahlreiche nicht privilegirte Banken bestehen, in welchem diese Banken den Depositen einen hohen Zinsfuß bezahlen und in welchem trotzdem die Krisen ganz besonders gewirkt haben: Nordamerika. Wenn die Zurücknahme der Depositen die wichtigste Ursache der Krisen in England z. B. wäre, so wäre diese Thatsache, die sich ja so leicht konstatiren läßt, den dort sehr sachkundigen Staatsmännern schwerlich entgangen. Und worauf es ja denn doch schließlich ankommt: die Voraussetzung, daß bei der Krisis die Summe der Depositen sich verringere, ist geradezu falsch.

Im Jahre 1825 z. B., einem Jahre mit einer schrecklichen Krisis, war der Jahresdurchschnitt der Depositen bedeutend höher als in den voraufgegangenen Jahren; sie betrugen 2,600,000 Pfund Sterling gegen 2,300,000 im Jahre 1824, gegen die gleiche Summe im Jahre 1823, gegen 1,300,000 in den Jahren 1822 und 1821. In den Jahren 1845 und 1846, in welchen Capital in außerordentlicher Fülle vorhanden war und in denen es sich also nach Herrn Coquelin in der Bank hätte anhäufen müssen, schwankte das Depositum zwischen 13 und 14 Millionen. Im Januar 1847 stieg es auf 17 Millionen, fiel im April einen Moment auf 11, erhob sich jedoch sehr bald wieder und stand im Oktober, in welchem Monat die Krisis am schlimmsten wüthete, auf 17. Verfolgt man die Bewegung der Depositen von Jahr zu Jahr, so sieht man sie abnehmen in dem Moment, da Metallsendungen ins Ausland erfolgen — aber Nichts deutet auf einen beständigen, kontinuirlichen Abfluß, der die Bank in Verlegenheit bringt. Ebenso ist es im Jahre 1857. Die Depots stiegen 1850 auf 20 Millionen, fielen 1851 auf 13, 1854 in kurzer Zeit von 22 auf 12, ohne daß diese Fluktuation die geringste Krisis hervorrief; 1856 fluktuirten sie zwischen 14 und 18. 1857 machte sich ein Zurückziehen der Depositen gar nicht geltend: im November, als die Krisis ihre Höhe erreichte und man genöthigt war, die Akte von 1844 aufzuheben, stiegen die Depositen auf 18, 19 Millionen und am 25. des schrecklichen Monats selbst auf 20. In Nordamerika fiel allerdings das Zurückziehen der Depositen mit der Krisis zusammen: die Banken bezahlen dort hohen Zinsfuß, aber man vertraut ihnen nicht in dem Grade, wie in England, Frankreich oder Preußen.

Man kann Manches gegen das Privilegium des Bankwesens einwenden: aber aus den Krisen kann man einen Grund gegen dieses Privilegium nicht hernehmen.

Herr Max Wirth kommt in seinem Buche, in welchem er die Geschichte der Krisen so schön darstellt, zu dem Resultat, die Krisen entstehen aus einem Bruch des Gleichgewichts zwischen Produktion und Consum. In dem Maaße, sagt er, wie der Wohlstand steigt, nehmen auch die Consum-Bedürfnisse zu; in Folge dessen steigt der Preis gewisser Produkte, in diesen wird viel verdient, sie ziehen daher neue Capitalien an, der Markt wird bald überfüllt, das Angebot übersteigt die Nachfrage, der Preis fällt nun ebenso rasch als er früher stieg, die Produzenten und ersten Käufer verlieren einen großen Theil ihres Anlage-Capitals, es giebt Bankerotte und diese ziehen Calamitäten anderer Branchen unmittelbar nach sich.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Theorie des Herrn Max Wirth ungenügend ist, die große Verwirrung aller Industriezweige, aller Preise, aller Geschäftsbeziehungen zu erklären; sie vermag nur beschränkte Krisen in einzelnen Zweigen zu erläutern. Die Nationalökonomen stimmen darin überein, daß eine Ueberproduktion aller Produkte nicht vorkommt: sie würden einander im Preise in die Höhe treiben und sie würden dabei alle gewinnen, nicht verlieren. Die Ueberproduktion kann also nur beschränkte Gebiete treffen, daraus entsteht aber kein plötzliches bedeutendes Sinken des Bank-Inkassos, kein Schwinden des allgemeinen Credits.

Die Theorieen geben also keine genügende Aufklärung; versuchen wir daher die Thatsachen zu prüfen. Das Uebel zeigt sich in der Flucht des Goldes aus dem Allgemein-Verkehr, das Silber wird fester gehalten, der Credit eingeschränkt. Die Praktiker stimmen über diese Phänomenologie des Leidens ganz überein, aber schon über die nächsten Ursachen gehen ihre Ansichten auseinander.

Robert Peel fand die nächste Ursache in der unbeschränkten Emission der Banknoten; der Preis aller Waaren, sagte er, hängt von der Beziehung ab, welche zwischen den nothwendigen Bedürfnissen und den umlaufenden Geldmitteln besteht, und es ist gleichgültig, ob diese Geldmittel in Metall oder in Papier sich vorfinden. Verringert man dieselben, so sinkt der Preis der Waaren. Die Banken können in kurzer Zeit durch Ausgabe vieler Scheine die Preise in die Höhe treiben. In solchem Moment will Jeder seine Operationen ausdehnen, geht

die Bank um Darlehen an und bekommt sie. Das Metall sinkt im Preise, die Waare steigt: in England ist Alles theuer, im Ausland verhältnißmäßig billig. Das baare Capital fließt aus England nach den Orten ab, in denen es sich besser verwerthet. Aus England werden wegen des höheren Preises geringere Quantitäten exportirt. Die Handelsbilance wird ungünstig; zur Ausgleichung des gesteigerten Imports und verringerten Exports fließt neues Metall aus England ab. In Kurzem wird das Metall selten und sobald das Publikum dies merkt, wird Silber, in noch höherem Grade Gold, festgehalten: das ist der Anfang der Krisis. — Bekanntlich bewirkte Robert Peel, gestützt auf diese Ansichten, die Bankakte von 1844.

Unzweifelhaft enthalten diese Ansichten viel Wahres: Männer wie Robert Peel, Mac-Culloch, Norman, Lloyd, Torrens hatten einen scharfen Blick — aber die Bankakte von 1844 hat weder die Krisis von 1847 noch die viel ernstere von 1857 verhindert. Zunächst nämlich ist nicht einzusehen, wie die Banknoten den Preis der Waaren erhöhen; sie dringen nicht so tief in den allgemeinen Verkehr, daß sie wie eine wirkliche bedeutende Vermehrung des Metallvorraths wirken könnten. Dann ist es nicht richtig, daß vor einer Krisis der Baarvorrath zu den umlaufenden Noten in einem ungünstigen Verhältniß stand, weder in der Bank von England noch in den Privatbanken der Provinzen; das Verhältniß wurde erst ungünstig während der Krisis. Mit Rücksicht auf dies Moment hat Stuart Mill hervorgehoben, daß die Krisen nothwendige Begleiter einer plötzlichen Steigerung des National-Wohlstandes sind: die Anhäufung der Capitalien durch Sparen wird beschränkt, sobald der Zinsfuß fällt; es lohnt eben dann das Sparen nicht. In dem reichen England sammeln sich nach Verlauf einiger ruhiger Jahre trotzdem bedeutende Capitalien, die eine Verwerthung nicht finden, d. h. es sinkt der Preis des Metalls, es sinkt der Zinsfuß. Die Spekulation unternimmt Geschäfte mit zweifelhafter Rentabilität, um nicht müßig zu sein. Es erfolgen Verluste. Die Verluste führen wieder zum Sparsystem — Krisen und Steigerung des Nationalwohlstandes stehen also in kausalem Zusammenhange, das ist richtig, aber nur bis zu einem gewissen Grade; eine Erklärung der Verhältnisse können wir darin nicht finden.

Prüfen wir die Details der Verhältnisse, so ergiebt sich, daß jeder Krisis ein Export der Metalle vorausgeht, und daß dann eine Verringerung des Bank-Inkasso's folgt. Jedes dieser beiden Ereignisse hat seine besondere Physiognomie und seine besonderen Charaktere, aber es folgt stets eine Verringerung des Verkehrs und ein Verschwinden des Geldes. Man könnte fragen: was bedeutet ein Export von 200 oder 300 Millionen Metall für die englische Nation, die einen jährlichen Erwerb von 2 bis 3 Milliarden hat, und deren bewegliches Vermögen über 50 Milliarden beträgt?

Und doch bedeutet der Export sehr viel.

Die Metallmenge jedes Landes hängt ab von dem nothwendigen Austausch von Waaren, muß wenigstens diesen nothwendigen Austausch decken; das Papiergeld kann die Metallmenge einigermaßen steigern oder ersetzen eben nur bis zu einem bestimmten Grade; die Basis bleibt das Metall. Bei einem reellen Geschäftsverkehr findet der Waarenaustausch zum Theil durch Wechsel statt; die großen Geschäfte zahlen dann fast nur in Wechseln: in der Lage ist England. Diese Umgebung des Bedarfs an baarem Gelde oder Banknoten hat ihre Vortheile, aber auch ihre Gefahren.

England treibt einen Welthandel, der wesentlich auf seiner Fabrikation aus Rohstoffen beruht, die es vom Ausland bezieht; es zahlt also mit Fabrikaten, d. h. es bezahlt seine Einkäufe im Ausland mit seinen Wechseln. Tritt der Fall ein, daß seine Einkäufe umfangreicher sind, als sein Export, so muß es den Ueberschuß jener baar bezahlen mit Metall, denn das Papier ist im Ausland nicht so kurrent. Die Tratten, welche im Ausland in einer solchen Zeit auf England laufen, kommen zahlreich an den Markt; der Markt hat eben jetzt wenig nach England zu zahlen, sie sinken also im Preise; hundert Pfund auf London gelten dann z. B. in Calcutta nicht voll. Der Wechsel hört auf, ein beliebtes Papier zu sein, das Geld steigt im Werth. Und nun entwickeln sich alle die Consequenzen, welche wir oben geschildert haben: das Inkasso der Bank nimmt ab, sie erhöht ihren Diskont, sie schränkt ihren Credit ein, die Privatpersonen behalten das Gold, die Kaufleute, welche zur Abwickelung ihrer Geschäfte auf den Credit gerechnet haben und ganz reell auch rechnen durften, kommen in Verlegenheit; das ist der Anfang der Krisis.

Im Verhältniß zum Nationalreichthum Englands sind die Summen, welche in Metall nach dem Auslande fließen, oder welche von Privaten aus dem Verkehr gezogen werden, gering, — aber sie sind sehr bedeutend im Verhältniß zu den Summen, die man sonst baar zahlte, so lange man Rimessen schicken konnte. Darum leidet zunächst England, dann Amerika: in beiden Ländern zahlt man fast nur in Wechseln. Frankreich leidet weniger, weil sein Creditsystem weniger entwickelt ist und seine Metall-Cirkulation bedeutender. Wir wissen sehr wohl: die reinen Theoretiker werden uns entgegnen, Geld ist eine Waare wie Eisen und Roggen, und die Krisen entstehen nicht von dem Mangel an Geld, sondern von dem Mangel an Capital — aber wir geben dies nur bis zu einem gewissen Grade zu, die Theorie ist noch unvollkommen.

Es ist zunächst nicht exakt, wenn man sagt und seit Turgot beständig wiederholt: Geld ist eine Waare wie jede andere; als Metall freilich, aber als Tauschmittel, namentlich als internationales, hat es es doch seinen besonderen Charakter. Wenn Eisen und Baumwolle selten sind, so tritt für diejenigen, welche diese Gegenstände bedürfen, ein Mangel ein, aber dies wirkt nicht direkt auf den Preis der anderen Produkte. Wenn aber das Geld selten ist, so spüren das alle Waaren. Alle Welt muß tauschen, d. h. kaufen und verkaufen; wird das allgemeine Tauschmittel selten, so ist alle Welt genirt und alle Umsätze werden schwierig, die Produkte gehen nur langsam von einer Hand in die andere. Wo man nicht mit Geld, sondern mit Rimessen tauscht, setzen diese Rimessen stets eine gewisse Menge baaren Geldes als Basis voraus, und sobald diese Basis erschüttert wird, ist die Störung hier noch viel größer. Die exakte Schule sagt freilich: wenn das Geld knapp wird, so gewinnt jedes seiner Stücke an Werth und das gleicht die Knappheit wieder aus — das gilt indeß nur, wenn man sehr lange Zeiträume umfaßt, das gilt aber nicht für die meisten Geschäfte, die einen kürzeren Zeitraum als Termin haben, weil für diese das Geld seinen gesetzlich feststehenden Werth behält. Wenn ich z. B. an einem bestimmten Termin 1000 Thaler bezahlen muß und das Geld steigt bis zu jenem Termin an Werth, sagen wir etwa, es gewinnt das Doppelte seines früheren Werths, so muß ich doch 1000 bezahlen, d. h. ich muß, um das zu können, Waaren verkaufen, die im Verhältniß zur Zeit, da ich die Schuld einging, 2000 Thaler werth waren. Je entwickelter in einem Lande das Creditsystem, desto größer sind die Verluste, welche in einem solchen Fall entstehen.

Das Studium der Krisen macht es völlig klar, daß das Geld als einzig tarifirte und als Schuld tilgende Waare kein einfaches Produkt ist, wie jedes andere. In Hamburg kamen 1857 Kaufleute zum Bankerott, die das Doppelte ihrer Schulden in Colonial-Waaren liegen hatten; mit diesen Waaren konnten sie ihre Verpflichtungen nicht decken und verkaufen konnten sie nicht: es gab eben für jene Artikel zur Zeit keine Käufer. Jede Krisis trifft Tausende von Kaufleuten, die reell, vorsichtig und vermögend sind, in völlig gleicher Weise. Wir meinen, das spricht deutlich.

Kann man mit größerem Recht behaupten, daß der Ueberfluß an Geld nicht in gleichem Maße auf alle übrigen Produkte influire, wie die Knappheit, und daß man also nicht vom Geld-Markt reden dürfe, sondern nur vom Capitals-Markt, d. h. von Produkten, von Waaren? Wir denken: nein. Allerdings will der Darleiher sich schließlich mit Produkten versehen, aber zunächst bedarf er eben des Tauschmittels und man darf nicht in allen Fällen Mittel und Ziel für identisch ausgeben: die Menge der Mittel-Vorräthe hält eben nicht immer gleichen Schritt mit der Menge der Produkten-Vorräthe. Das Mißverhältniß trifft **einzelne** Zweige des geschäftlichen Lebens hart, wenn die Waaren-Vorräthe, es trifft **alle**, wenn die Mittel-Vorräthe knapp sind. Dieser Wahrheit, daß bei flüssigem Geldmarkt eine Krisis ausbleibt, haben sich auch die Theoretiker nicht verschlossen und sie sind bis zur Forderung gegangen, daß man das Metall möglichst im Lande halten müsse. Das schießt über das Ziel hinaus: sind einmal die Bedürfnisse der Cirkulation gedeckt, so treibt das übrige Geld nur die Preise in die Höhe, ohne daß darum der allgemeine Wohlstand zunähme.

In einem folgenden Artikel wollen wir die Schlüsse mittheilen, welche wir für die Zukunft des Handelsverkehrs aus unseren Anschauungen ziehen.

England.

Briefe über das heutige englische Theater.

II.*)

Wir lassen dem ersten Briefe des Reader einen zweiten, an dieses Journal von einem „alten Theaterbesucher" gerichteten folgen:

„Mein Herr! Es ist so selten, daß Männer von gebildetem Geist für unsere Bühne in ihrem jetzigen Zustande irgend welches Interesse empfinden, daß ich mit ganz besonderem Vergnügen den Brief von Histriomastix gelesen habe. Leider steht die Kunst des Dramatikers und Schauspielers hier zu Lande auf so niedriger Stufe, daß bei den meisten Lesern das Gefühl der Verwunderung vorherrschend wird, wie ein intelligenter Schriftsteller es überhaupt nur der Mühe werth halten kann, die moderne Bühne einer ernsten Kritik zu unterwerfen.

Dies Gefühl ist zwar in gewissem Sinne gerechtfertigt, da eine sorgfältige und gerechte Kritik durch die jetzigen Aufführungen oder Schauspieler kaum herausgefordert wird, doch als einer derjenigen, die es mit Histriomastix bedauern, daß der köstlichste aller geistigen Genüsse zur Zeit gänzlich für uns verloren sein soll, bin auch ich so frei, Ihnen einige Bemerkungen über das von Ihrem Korrespondenten so gut behandelte Thema mitzutheilen. Daß die Bühne dem feineren, gebildeten Theil des Publikums kein Vergnügen mehr gewährt, unterliegt, glaube ich, kaum einem Zweifel (ich rechne natürlich die italiänische Oper nicht hinzu). Wenige Londoner, die über dreißig Jahre alt sind, betreten das Theater nur zweimal im Jahr, und ein Mann in mittleren Jahren ist wahrhaftig halb beschämt, wenn man ihn im Theater trifft, als ob er beim Zuckerwerk-Naschen, Märchenlesen oder einem ähnlichen kindischen Vergnügen ertappt worden wäre. Allerdings übt ein außergewöhnlicher Magnet auch noch jetzt auf die Londoner seine Anziehungskraft aus; doch im Allgemeinen erwarten nur Wenige von der Bühne mehr, als das gewöhnlichste roheste Vergnügen.

Und doch ist dies nicht immer so gewesen. Seit den Tagen Betterton's bis zu noch nicht allzu fernen Zeiten ist das Theater das Lieblingsvergnügen der hervorragendsten Persönlichkeiten einer Gesellschaft gewesen, die mindestens ebenso kritisch und anspruchsvoll war, wie die heutige. Addison, Pope, Steele Johnson, Goldsmith, Burke, Sheridan, Coleridge, Byron, Hazlitt und Lamb waren nicht die Männer, die in leerer, geistloser Unterhaltung Erholung gesucht, oder nur zur Ergötzung der leicht befriedigten Menge gearbeitet hätten, und doch waren sie Alle regelmäßige Theaterbesucher, die Meisten von ihnen dramatische Schriftsteller und zwei von ihnen sogar leiteten Bühnen, während die Gesellschaft, in der sie sich bewegten, mit lebhaftem Interesse alle Theaterangelegenheiten verfolgte und mit unerschütterlichem Eifer die Verdienste der Hauptschauspieler des Tages besprach. Im Auslande allerdings werden die Theater noch vom intelligenten Theil der Bevölkerung besucht. Persönlichkeiten wie die Rachel, die Ristori, Talma, Emil Devrient und Davison sind in freimüthigen ausgezeichneten Kritiken bewundert und besprochen worden, doch welcher gebildete Engländer hält es der Mühe werth, den Verdiensten der ersten Schauspieler vom Haymarket- oder Drury-Lane-Theater ernstliche Aufmerksamkeit zu schenken?

Ich glaube also zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß die Bühne in früheren Zeiten die Haupt-Unterhaltung einer hochgebildeten Gesellschaft ausgemacht hat und daß dies im Auslande noch heute der Fall ist, und erlaube mir nun, meine Ansicht über die Ursachen darzulegen, die es verschulden, daß mehrere Theater nur von kleinen Handelsleuten, Landbesuchen und außerhalb der Stadt Wohnenden frequentirt werden. Erstlich schreiben eine Menge fähiger Schriftsteller, die früher Dramen geschrieben hatten, Novellen, die leichter zu produziren sind und größere pekuniäre Einnahmen verschaffen. Ein gutes Drama ist die schwerste Aufgabe, die dem Schriftsteller überhaupt obliegen kann, und die trotzdem so schlecht bezahlt wird, daß namhafte Autoren sich von der mühevolleren Arbeit ab- und der leichteren Novelle zuwenden, die ihnen obenein viel mehr einträgt. Daß uns manchmal eine besondere Leidenschaft für die Bühne ein Stück von einem Manne, wie Sir Bulwer Lytton, verschafft, ist eine Ausnahme, die für die Regel spricht.

Zweitens sind gute Schauspieler so selten geworden, daß ein solcher von nur beachtungswerthem Verdienst schwer zu finden ist. Histriomastix hat über diesen Punkt so Richtiges gesagt, daß mir kaum etwas hinzuzufügen bleibt. Ich glaube sogar nicht, daß es einem kompetenten, gerechten Richter gelingen würde, aus der ganzen Masse Londoner Schauspieler eine Auswahl zu treffen, die der Gesellschaft des Dresdner Hof-Theaters oder auch nur des „Gymnase" in Paris gleichkäme. Vom Théâtre français will ich bei dieser Gelegenheit erst gar nicht reden, da

*) Vgl. Nr. 21 des Magazin.

nach meiner Ueberzeugung kein einziger englischer Schauspieler zu einer Hauptrolle in der Rue Richelieu befähigt wäre.

Drittens bin ich geneigt, einen großen Theil der Entartung unserer Bühne der Unwürdigkeit moderner Kritik zuzuschreiben. Unsere Dramatiker, unsere Schauspieler sind schlecht geworden, doch giebt es eine Menge guter Stücke, auf die man zurückgehen kann, und irgend ein Schauspieler-Genie kann jederzeit der Bühne ihren Glanz und ihre Lorbeeren wieder erobern, wie Edmund Kean am Drury-Lane-Theater. Unmöglich läßt sich aber die Kunst auf hoher Stufe längere Zeit erhalten, wenn die Anregung scharfer und aufmunternder Kritik fehlt, und gerade in dramatischen Angelegenheiten haben die Kritiken hier schon längst aufgehört, das Urtheil gebildeter Männer zu vertreten.

Sollten Sie diesen Brief der Aufnahme werth erachten, so werde ich Ihnen in Kürze einige Proben von dem erlogenen Zeug mittheilen, welches tonangebende Blätter für gut befunden haben, dem Publikum als ernsthafte dramatische Kritiken zu bieten. Einige Auszüge aus den Ergüssen dieser vielsagenden Herren, deren einzige Schwierigkeit in der Unzulänglichkeit der lobenden Adjektiva zu bestehen scheint, werden mit genügender Klarheit zeigen, in welcher Art gewissenlose Schriftsteller ihre Pflicht gegen das Publikum erfüllen. Ein berühmter amerikanischer Schauspieler erklärte einst, daß er jede englische Theaterkritik durch eine Kanne Bier erkaufen könne. Eine kleine Yankee-Uebertreibung muß ihm dabei zu Gute gehalten werden; denn warum in aller Welt sollten denn so viele Superlative so billig zu haben sein? Jene Schauspielerin kommt der Wahrheit schon näher, welche behauptete, sie hätte in ihrer Carrière sehr gute Einnahmen gehabt, wenn Garderobe und Journalisten nur nicht so theuer gewesen wären! Es kann auch in der That nicht geleugnet werden, daß diese Herren ihr Geld werth sind! Manchmal ist es geradezu unmöglich sich nicht durch ihren ungekünstelten Enthusiasmus, ihr Entzücken täuschen zu lassen. Hierin sind wir Engländer wirklich einmal feiner und routinirter, wie die Franzosen. „Sie handhaben diese Dinge besser in England.“ Die Claqueurs der Porte St. Martin oder des Vaudeville sind schmutzige, schäbige Kerle, die sich auf den beiden vordersten Bänken des Parterre zusammenschaaren und weder Mann, Weib noch Kind im Theater über ihr Amt täuschen wollen. Unser Claqueur ist ein Gentleman in Gesellschafts-Toilette, der ungezwungen hier seine Zeit verbummelt, vielleicht selbst ein dramatischer Dichter, und mit ganz besonderen Fähigkeiten begabt ist, glühenden Enthusiasmus zu Papier zu bringen. Lange Uebung hat ihn zu einem so vollendeten Meister der von Mr. Puff beschriebenen Kunst gemacht, daß er sogar gelegentlich einen alten Theaterbesucher zu täuschen im Stande ist.

Süd-Amerika.

Brasilien und die Republiken am La Plata.

Die unerhörte Reihe von Veränderungen jeder Art, welche in dem inneren Bestande und dem Verfassungsleben der südamerikanischen Staaten seit der Erlangung der Unabhängigkeit im raschesten Wechsel vorübergegangen ist, hat das Interesse des nicht direkt betheiligten europäischen und deutschen Publikums abgestumpft und gleichzeitig das Verständniß der dort waltenden Verhältnisse im höchsten Grade erschwert. Man hat seit 50 Jahren so viel Revolutionen und Contrerevolutionen, Aufstände, Separationen, Secessionen und Reunionen in den turbulenten Staatswesen am Fuße der Cordilleren und an den Ufern des La Plata erlebt, so oft das, was unter den klangvollsten Programmen der Freiheit, der Humanität, des allgemeinen Wohles zu Felde zog, sich in bare bloße Partei-Umtriebe zu persönlichen Zwecken auflösen sehen, daß sich in Europa ein nicht unbegründeter Argwohn gegen die Lauterkeit und auch die Erheblichkeit jeder noch so lärmend angezeigten Bewegung in Südamerika mehr und mehr geltend macht. Von der Gleichgültigkeit, die hieraus gegen die dortigen Ereignisse entspringt, verdienen indessen die Vorgänge ausgenommen zu werden, die sich gegenwärtig in der Banda Oriental vollziehen, und mit denen die Nachbar-Republik Paraguay für die nächste Zukunft bedroht ist. Die blutige Eroberung von Montevideo und die Niederwerfung von Uruguay durch Flores, der sich an der Spitze eines brasilianischen Hülfsheeres den Weg zur Diktatur über diese Republik auf die gewaltsamste Weise zu brechen gewußt hat, und der abenteuerliche Kreuzzug, den die brasilianische Regierung gegen Paraguay ausrüstet, sind von jenen inneren Parteikämpfen im Umfange sowohl als in den Beweggründen wesentlich verschieden und greifen weit mehr als jene in die allgemeine Weltlage ein. Das Auftreten Brasiliens, die Anstrengungen, die es für diesen Kampf, seiner zerrütteten Finanzlage zum Trotz, gemacht hat, die Ausrüstungen für die bevorstehende Expedition nach Paraguay, alle diese Thatsachen beweisen, daß es sich für das Kabinet von Rio de Janeiro nicht um diese oder jene Veränderung in der Verfassung oder in der Politik der beiden kleinen Nachbarrepubliken handelt, sondern einfach um ihre Annexion, um die Erlangung des fruchtbaren Uferlandes im Osten des La Plata, um die Beherrschung seiner Mündungen und des Stromgebietes zwischen dem Paraguay und dem Parana. Es ist ein einfacher Eroberungskrieg, in welchem um die Existenz der Ufer-Republiken, deren eine bereits unterlegen ist, gegen das übergroße Kaiserreich von Südamerika gestritten wird. Vergegenwärtigt man sich nun die Erfahrungen, welche namentlich Deutschland seit mehr als einem Menschenalter an der brasilianischen Politik erlebt hat, namentlich die skandalösen Resultate der brasilianischen Kolonisationen, die der Beschaffung eines weißen Sklavenmarktes gleichkamen, und erwägt man andererseits, wie lebhaft und wie vielversprechend die freie deutsche Auswanderung nach den La Plata-Republiken gegenwärtig ist, so erhellt unzweifelhaft der lebhafte Antheil, den wir schon im Interesse unserer Landsleute, der fleißigen und wackeren deutschen Kolonisten in jenen Ländern, an dem gegenwärtigen Kampfe derselben mit Brasilien zu nehmen haben. Dazu kommen die Handelsinteressen vieler deutscher Staaten, deren Angehörige theils selbst in Montevideo und anderen Handelsplätzen der La Plata-Länder ansässig sind, theils in lebhaftem Verkehr dorthin stehen, Interessen, die durch die brasilianische Politik voraussichtlich auf das Erheblichste benachtheiligt werden würden, wenn es den Brasilianern gelänge, sich zu Herren der Wasserwege des größten Theils des südamerikanischen Kontinents zu machen. Endlich aber erscheint auch aus einem allgemeinen Gesichtspunkte der Kampf des durch Unduldsamkeit und Bigotterie berüchtigten Sklavenreiches gegen die freieren Staatswesen, die sich bisher unabhängig an den Mündungen und Zusammenströmungen dieser gewaltigen Flüsse zu erhalten gewußt haben, und welche durchaus auf freie Arbeit angewiesen sind, von Wichtigkeit, als ein Seitenstück zu dem riesenhaften

Ringen der freien und der geknechteten Arbeit, das sich jetzt in Nordamerika zu Gunsten der ersteren entscheidet.

Bei dem Mangel an faßlicher und zuverlässiger Information über Gründe, Umfang und Tendenzen des jetzigen Krieges, dessen eigentliche Natur aus zerstreuten und schwankenden Zeitungsnachrichten nicht genügend zu erkennen ist, ist die klare und übersichtliche Darstellung willkommen zu heißen, welche über diese Fragen in der neuerdings bei E. Dentu in Paris erschienenen Broschüre: Les dissensions des républiques de La Plata et les machinations du Brésil (87 S. gr. 8vo.) in sehr ansprechender Form geboten wird. Sie genügt vollständig, um eine Einsicht über die Wichtigkeit der dortigen Ereignisse für Europa und Deutschland zu verschaffen. Besonders interessant sind, außer dem Nachweise, in wie hohem Maße der Besitz der Uferstaaten des La Plata sich zu einer Lebensfrage für das an Kommunikationsmitteln und an Arbeitskräften gleich arme, von den wohnlicheren Ländern der gemäßigten Zone sonst fast ganz ausgeschlossene Kaiserreich gestaltet, die Aufklärungen, welche der Verfasser über das Verhalten der Regierung von Buenos-Ayres zu der Eroberungspolitik Brasiliens giebt. Während die argentinische Republik durch ihre Geschichte und durch ihre Lage dazu bestimmt ist, den Ausdehnungsbestrebungen des Kaiserreichs die nöthigen Schranken entgegenzuhalten, und während sie den Verträgen für die beständige Unabhängigkeit von Uruguay, dem alten Zankapfel zwischen Brasilien und der La Plata-Republik, Garantie zu leisten hat, sieht die Regierung von Buenos-Ayres der Zertrümmerung des orientalischen Staates wie den Rüstungen gegen Paraguay in einer Neutralität zu, welche die Begünstigung der brasilianischen Unternehmungen nur schlecht verhüllt. Der Verfasser erklärt dies Räthsel aus dem Gegensatz, der zwischen der Stadt Buenos-Ayres und den Bundesstaaten der Argentinischen Republik vorhanden ist. Als einziger Hafenplatz des mächtigen Landes wird die Regierung von Buenos-Ayres nur durch die Interessen einer kleinlichen Handelsrivalität gegen die Emporien von Uruguay und Paraguay geleitet, und beschädigt so rücksichtslos die wirklichen Vortheile aller anderen Angehörigen des Argentinischen Bundesstaates, um sich auf ihre Kosten das Monopol für die Schifffahrt auf dem La Plata zu sichern. — Die Broschüre weist endlich darauf hin, daß für die europäischen Mächte die Zeit gekommen ist, den brasilianischen Eroberungen durch eine entschiedene und vor energischer Intervention nicht zurückschreckende Politik ein Ziel zu setzen, da die Unabhängigkeit der kleinen Staaten Uruguay und Paraguay die einzige Bürgschaft für den Frieden zwischen den südamerikanischen Großmächten und somit für die Sicherheit des wichtigen Handelsverkehrs mit Südamerika bietet.

Kleine literarische Revue.

— **Die Flugschriften Friedrichs des Großen während des siebenjährigen Krieges.***) Einer der jüngeren Forscher und Bearbeiter der Friedrichs-Literatur, Herr Eduard Cauer, der bereits durch einige Monographieen in die Fußstapfen eines Preuß, Rödenbeck und anderer Fridericianer eingetreten, hat in der vorliegenden kleinen Schrift abermals ein dankenswerthes Weihgeschenk auf dem Altare des großen Königs dargebracht. „Dieser außerordentliche Mann, der während eines ungeheuern, alle Kräfte anspannenden Krieges Muße fand zu den gelehrtesten Studien, zu der ausgebreitetsten Korrespondenz, zu den mannigfachsten, eigenen Arbeiten — er hat es auch nicht verschmäht, seine Feinde, indem er sie sein gutes Schwert fühlen ließ, zugleich mit der noch schärferen Waffe seines Witzes und Spottes anzugreifen, und er hat in diesen Angriffen eine wahrhaft Proteische Vielseitigkeit der Form und Einkleidung bethätigt." Nicht weniger als vierzehn politische Flugschriften werden Friedrich in der Zeit von 1756 bis 1760 zugeschrieben und sind zum Theil durch Vermittelung seines Vertrauten, des Marquis d'Argens, gedruckt worden. Alle diese in französischer Sprache abgefaßte Flugschriften finden sich in der akademischen Gesammt-Ausgabe der Werke des Königs (Tome XV) abgedruckt, wo sie Herr Professor Preuß mit erklärenden Einleitungen und Anmerkungen ausgestattet hat, mit welchen jedoch Herr Cauer nicht überall einverstanden ist. Namentlich erklärt er zwei Stücke: das „Schreiben an den Herzog von Belle-Isle", das aus London vom 21. August 1759 datirt ist, und die von den Franzosen beabsichtigt gewesene Verwüstung des Landes Hannover zum Gegenstand hat, sowie das „Schreiben eines österreichischen Feldpredigers" über den dem Marschall Daun vom Papst geschenkten geweiheten Hut und Degen, als nicht von Friedrichs Feder herrührend. Die Gründe des Herrn Cauer für diese Ansicht sind allerdings überzeugend, doch muß bemerkt werden, daß schon Herr Preuß selbst die Echtheit dieser beiden Stücke für zweifelhaft erklärt. Aber auch noch für ein drittes Flugblatt, für das „Dankschreiben des Marschalls Daun an den Papst", nimmt Herr Cauer eine andere Autorschaft, als die des Königs, nämlich die des Marquis d'Argens an. Es bleiben also nur noch eilf Flugschriften des Königs aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, deren Echtheit unanfechtbar ist und worunter sich das bekannte satyrische „Schreiben der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn" und das zur Zeit auch in's Lateinische übersetzte, angebliche „Breve des Papstes Clemens XIII. an den Marschall Daun" bei Uebersendung des geweiheten Degens und Hutes und das Glückwunsch-Schreiben des französischen Marschall Soubise an seinen österreichischen Kollegen bei Gelegenheit dieser päpstlichen Auszeichnung befinden.

Der Abhandlung über die Flugschriften Friedrichs läßt Herr Cauer eine Betrachtung über die Frage folgen, ob und inwiefern die Religion ein einwirkendes Moment auf den siebenjährigen Krieg gewesen. Der Verf. weist darin nach, daß die religiöse Erregung, die in den ersten Jahren dieses Krieges in der protestantischen Welt bemerkbar wurde, eine spontane und nicht eine auf des Königs Geheiß künstlich gemachte war, und daß, wenn er selbst in mehreren seiner Flugschriften zu der Waffe der kirchlichen Polemik gegriffen, er damit nicht einer kühlen Berechnung, sondern ebenso dem allgemeinen Zuge der Zeit, wie dem eigensten Bedürfnisse seiner Natur gefolgt sei.

— **Neue englische Zeitschrift.** Im Mai wurde in London das erste Heft einer neuen Zeitschrift „The Fortnightly Review"*) herausgegeben, die zu den günstigsten Erwartungen berechtigt, da sie nicht nur einige der bedeutendsten englischen Schriftsteller des Tages zu ihren Mitarbeitern zählt, sondern auch von einem

*) Ueber die Flugschriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von Dr. Ed. Cauer. Potsdam, Gropius, 1865

*) London: Chapmann & Hall. Berlin: A. Asher & Co. Leipzig F. A. Brockhaus.

Manne, wie der durch sein „Leben Göthe's" auch in Deutschland rühmlich bekannte George Henry Lewes geleitet wird. Wie der Titel besagt, soll die Zeitschrift alle vierzehn Tage erscheinen, und nach den Worten des Programms wird sie in dieser Beziehung, wie in ihrer allgemeinen Tendenz, die „Revue des deux Mondes" zum Muster nehmen. Unter den Artikeln des ersten Heftes erwähnen wir: Persönliche Erinnerungen an den Präsidenten Lincoln, von Conway, die Grundzüge des literarischen Erfolges, von dem Redakteur, über Atome, von Sir John Herschel, über den Einfluß des Nationalismus, von George Eliot (der pseudonymen Miß Evans, Verfasserin von „Adam Bede") und zwei Kapitel aus einem neuen Roman von dem fabelhaft fruchtbaren, aber immer gern gelesenen Anthony Trollope.

— **Fortsetzungen älterer Werke.** Mit dem kürzlich erschienenen sechsten Bande ist nunmehr die „Geschichte Englands von dem Falle Wolsey's bis zum Tode der Königin Elisabeth," von John Anthony Froude vollendet.*) Wir haben dieses Werkes nach dem Erscheinen der ersten Bände im „Magazin" gedacht und auf die vielen neuen Gesichtspunkte hingewiesen, die es für die Geschichte der Regierung Heinrich's VII. eröffnet. In dem vorliegenden sechsten Bande sind namentlich manche neue Aufschlüsse über den Prozeß von Maria Stuart und über ihr Verhältniß zu Elisabeth enthalten, worauf wir gelegentlich zurückzukommen denken.

Von Lord Byron's Werken, übersetzt von Otto Gildemeister**), deren das „Magazin" ebenfalls bereits mit gebührender Anerkennung gedacht, sind soeben der dritte und der vierte Band erschienen. Das Ganze wird in sechs Bänden vollendet sein.

Die Fortsetzung der Gerstäcker'schen Novellen von Amerika „Zwei Republiken" spielt nicht, wie wir bei unserer Anzeige der ersten Abtheilung voraussetzten, in Costarica, sondern in Peru.***) Die Inseln der Südsee, der Kuli-Handel und das revolutionäre Treiben in den südamerikanischen Republiken werden in den vorliegenden drei Bänden, in der Form eines Romans, mit dem bekannten, Wahrheit und Dichtung etwas bunt unter einander mischenden Talente des Verfassers geschildert.

Die neuesten Lieferungen (767 bis 776) des „belletristischen Lesekabinets der Romane aller Nationen"†) enthalten „die Bekenntnisse eines jungen Mädchens," von George Sand, in drei Bändchen. An den Reiz der Prosa des französischen Originals darf man natürlich bei der Lesung dieser deutschen Fabrik-Uebersetzungen nicht denken.

Literarischer Sprechsaal.

In der dritten Woche des Mai haben die deutschen Turner ein großes Schau- und Fest-Turnen in Paris abgehalten und dabei den Franzosen bewiesen, daß sie abermals ein altes Vorurtheil gegen die Deutschen — das Vorurtheil bezüglich der angeblichen Plumpheit und Unbeholfenheit des deutschen Volkes — abzulegen haben, wenn sie nicht selbst als eine zurückgebliebene Nation, die sich seit dem Jahre 1848 um ein Jahrhundert überlebt hat, erscheinen wollen. Herr Friedrich Sparvady schreibt über das deutsche Turner-Fest in Paris:

„Die schwarz-roth-goldene Fahne wehte lustig auf im Boulogner Gehölz, und neugierig schauten die Pariser in die ernsten Züge des bärtigen Antlitzes von Vater Jahn. Die Wenigsten von den Tausenden, die herbeigeströmt waren, wußten es oder dachten daran, daß den Mittelpunkt des zierlich geschmückten Festraumes die Büste des Mannes einnahm, der sich einst durch seinen Napoleon-Haß vor Allen hervorgethan hat. Es war auch keine politische Kundgebung, welcher wir das seltene Schauspiel verdankten; es galt dem Feste der deutschen Turner. Die Bewohner der kaiserlichen Hauptstadt konnten sich überzeugen, daß die deutsche Jugend einen edleren und nützlicheren Zeitvertreib kenne, als die französische Gymnastik des Cancans, die in Mabille und der Closerie des lilas gepflegt wird. Auch darf man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, nach den ersten spöttischen Bemerkungen über den ungewohnten Anblick, bald mächtig von den kräftigen Uebungen angezogen, diesen mit unverhohlenem Interesse folgten und ihren Beifall mit südlicher Lebhaftigkeit an den Tag legten. Man wendet den Leibesübungen auch hierzulande seit einiger Zeit mehr Aufmerksamkeit zu, als dies sonst der Fall gewesen. In die Gewohnheiten der arbeitenden Klassen sind sie leider noch nicht hinabgestiegen, doch wird das nicht lange ausbleiben, indem verdiente Männer der Sache sich annehmen wollen. So wie aber erst der Anfang zu volksthümlichen Turnanstalten in Frankreich gemacht ist, werden diese sich bald über die vorzüglichsten Städte des Landes ausgebreitet haben. Der patriotische Gesang, die von Vaterlands- und Freiheitsliebe durchgeistigten Reden, die das männliche Spiel der deutschen Turner begleiten, haben besonders wohl gethan. Aber ist es nicht merkwürdig, daß man Paris zur Stätte des schönen Festes wählen konnte, dasselbe Paris, in dem fast alle deutschen Zeitungen fortwährend mit Beschlag belegt werden und der heimischen Presse jedes freiere Wort untersagt ist, in dem alle Vereine und Versammlungen jeder Art von der Polizei gefürchtet sind? Hier in Paris, wo die Polizei vor der Zusammenkunft einiger Personen erschrickt, gestattet man Männern wie Kinkel, Ludwig Simon, Ludwig Bamberger und anderen Kämpfern für Freiheit, das deutsche Wort zu erheben und viele Hunderte von Jünglingen und Männern durch ihre zündenden Reden in patriotische Stimmung zu versetzen. Die französische Regierung ist augenscheinlich verleumdet worden, und man hat ihr mit Unrecht unüberwindliche Scheu vor schönen Reden und freiheitlichen Gedankenblitzen vorgeworfen. Das freie Wort ist ihr aber durchaus nicht unangenehm; sie verlangt bloß, daß es möglichst wenig verstanden werde. Darum dürfen Kinkel, Bamberger und Simon frei ihre Meinung in Paris aussprechen, während Jules Favre, Pelletan, J. Simon und Andere nach Heimsendung des gesetzgebenden Körpers stumm bleiben müssen; darum dürfen die deutschen Gesangvereine ihre Freiheitslieder erschallen lassen, während die französische Polizei die patriotischen Gesänge der Nation schwer verpönt und das französische Volk auf die Diät des Partant pour la Syrie setzt."

---

*) History of England from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth. By James Anthony Froude, M. A. Authorized Edition. Vol. VI. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1865.

**) Berlin, Georg Reimer, 1865.

***) Zwei Republiken. Zweite Abtheilung: Señor Aguila, peruanisches Lebensbild von Friedr. Gerstäcker. 3 Bände. Jena und Leipzig, H. Costenoble, 1865.

†) Pest, Wien und Leipzig, Hartleben's Verlag, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 17. Juni 1865. — [Nº 25.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Passavant und Herman Grimm über Rafael's Schule von Athen. I. 337. — Deutsche Musik, nach Viardot. 339.
Italien. Die Dante-Feier in Berlin. 342.
Frankreich. Zum Studium der Frage über die europäischen Geldkrisen. II. Die Verhinderungsmittel der Krisis. 343. — Der Gewerbe- und der Arbeiterstand von Paris. 345.
England. H. Beta's „Deutsche Früchte aus England." 347.
Kleine literarische Revue. Dante und Göthe. 348. — Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. 348. — Belgischer Unterrichtsbund. 349. — Real and Ideal. 349.
Literarischer Sprechsaal. Goethe 1775. 350. — Handelsvertrag mit Italien. 350. Steinkohlenpreise in Wien. 350. — Lord John Manners. 350. — Wagner's Tristan und Isolde. 350.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

(Leipzig: Ludwig Denicke.)

Travels and Discoveries in the Levant. By C. T. Newton, M. A. Two volumes with numerous illustrations. London, Day & Son. 42 sh.
Artemus Ward his Book. With notes and a preface by the Editor of the Biglow Papers. London, John Camden Hotton. 3 sh. 6 d.
The History of Playing Cards and their Use in Conjuring, Fortune-telling and Card-sharping. Edited by the late Rev Ed. S. Taylor, B. A., London, J. C. Hotten. 7 sh. 6 d.
The Slang Dictionary, or the Vulgar Words, Street Phrases and „Fast" Expressions of High and Low Society. London, J. C. Hotton. 6 sh. 6 d. (374)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin sind erschienen: (375)

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.
— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.
Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

In dem untengenannten Verlage ist erschienen:

Jacob Asmus Carstens.
Vortrag gehalten am 6. März 1865
von
Herman Grimm.
Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (376)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bei **A. Asher & Co.** in Berlin traf so eben ein: (377)

PLATO
and the other Companions of Socrates.
By
Geo. Grote,
Author of „The History of Greece".
3 vols. 8⁰. £ 2. 5 s.

Wichtige linguistische Schrift.
Verlag von **Ed. Heynemann in Halle.**

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (378)

Zigeunerisches
von
G. J. Ascoli,
ord. professor der sprachwissenschaft etc. zu Mailand.

Besonders auch als nachtrag zu dem **Pott**'schen werke:
„Die Zigeuner in Europa und Asien."
gr. 8⁰. brosch. 1⅓ Thlr.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Erwerbung Pommerns durch die Hohenzollern.
„Vom Fels zum Meer."

Zur Erinnerung an die vor funfzig Jahren erfolgte Wiedervereinigung des ganzen Pommern unter die Herrschaft seines erlauchten Königshauses.

Von **Julius Freiherrn von Bohlen,**
Erbherrn auf Bohlendorf,
E. R. des St. Johanniter Ordens.
12 Bogen Lexicon-8. geh.

Velinpapier Preis 1 Thlr. Druckpapier 18 Sgr.
Berlin, den 6. Juni 1865. (379)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.
Dem deutschen Volke gewidmet. 3. Auflage.
Miniatur-Ausgabe.
In englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (380)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben ist erschienen:

Ueber die Ideen in der Geschichte.
Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern
gehalten von
Prof. Dr. M. Lazarus.
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Velinpapier. 6¼ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Ebendaselbst ist früher erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.
Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von
Prof. Dr. M. Lazarus.
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (281)
1860. 3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.
Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr. (382)

Soeben verlässt die Presse das Doppelheft Mai-Juni.
Mit einer Photographie.
(Der Engel Michelangelo's in Bologna.)

Gedichte Michelangelo's, herausgegeben von Guasti. — Verschiedene Codices als Grundlage der Ausgabe. — Ungenügende Benutzung des Codex Vaticanus. — Das Sonett „Giunto" nicht an Vasari gerichtet. — Gedicht an Florenz. — Nachträge zu dem Aufsatze über Foggia. — Benutzung Cicognara's durch neuere Autoren. — Cicognara's bedenkliche Methode. — Bildniss Friedrich II. — Die Säule von Gaeta. — Facsimiles Raphaelischer Zeichnungen in Oxford. — Unächte Namensschrift Raphaels. — Der Engel Michelangelo's in San Domenico in Bologna. — Hat Michelangelo auch den San Procolo in Bologna gearbeitet? — Das Reiterstandbild des Bartolommeo Colleoni in Venedig. — Reisebericht des Felix Fabri aus Ulm und sein Besuch in Venedig 1483. — Vasari's und Sansovino's Verschweigen Leopardi's. — Leopardi's Grabmal. — Verrocchio's und Leopardi's Antheil an der Statue.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.
Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien. (383)

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 24. Ein Wallfahrtsfest in Selymbria (Selistria). — Lorenz Sterne. — Charlotte Corday. — Literatur. Die Urtheile über Shakespeare in Lessings Dramaturgie. — Correspondenzen. Aus Norddeutschland. London. (384)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (385)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 24. Sachsen heute vor 50 Jahren. — Galileo Galilei. — Correspondenz aus Schleswig-Holstein.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Oesterreichische Wochenschrift (386)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 22. Neue Lyrik, von Emil Kuh. — Das constitutionelle Prinzip, herausgegeben von A. v. Haxthausen. — Dümmler, E., Geschichte des ostfränkischen Reiches. — Ueber den Stand der St. Markus-Bibliothek in Venedig. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom französischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (387)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 28. Desor's Gebirgsbau der Alpen. — Die Weine und Weingegenden Portugals. — Pimeria alta, das Land der Papagos. — Die Vegetation von Nord-Peru. — Der Ussuri. — Die Eidesleistung bei den Teu-un-bulu in Minahasa. — Abbé Laborde über den (elektrischen) fliegenden Fisch. — Ueber den Bau einer Eisenbahn auf der Landenge von Tehuantepec. — Parallele zwischen Alexander v. Humboldt und Karl Ritter.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Revue moderne.
Tome XXXIII. Liv. 3.
Sonnets inédits *(A. Sand. A. de Musset)*. — L'Agitation en Allemagne *(E. Seinguerlet)*. — Dialogues sur Dante et Goethe *(Daniel Stern)*. — Edgar Poe *(A. Arnould)*. — L'Habitant de la lune *(Hauff)*. — L'église et l'esclavage *(de Ponnat)*. — Réponse d'un positiviste à un spiritualiste. — l'Africaine de Meyerbeer. — Poésies. — Varia. — Courrier d'Allemagne. — Chronique littéraire. — Revue parisienne. — Chronique politique.
Preis des Jahrganges 14 Thlr. (388)
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt von Dr. A. Petermann.
1865. IV.
Uebersicht der kaukasischen Statthalterschaft, von *H. J. Stebnitzki*. — Der Nil und das Baer'sche Gesetz der Uferbildung, von Dr. *G. Schweinfurth*. — Geographisches Material aus den brasilianischen Südprovinzen, von *Woldemar Schultz*. — Die internationale Aufnahme der türkisch-persischen Grenze. — Neue Spuren des verschollenen deutschen Reisenden Ludwig Leichhardt im Innern von Australien. — Die Eisverhältnisse in den Polar-Meeren und die Möglichkeit des Vordringens in Schiffen bis zu den höchsten Breiten. — Der Nordpol und Südpol, Wichtigkeit ihrer Erforschung in geographischer und kulturhistorischer Beziehung. — Karten: Tafel 5. Karte der arktischen und antarktischen Regionen.
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (389)

Empfehlenswerthe Lectüre
für die
Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde
für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt:
Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe
von
Amely Bölte.
Drei Bände. 8. eleg. geb. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli.
Geschichtlicher Roman
von
Dr. **Karl Frenzel.**
Drei Bände. 1864. eleg. geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine.
Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege.
Nach einer handschriftlichen Familienchronik
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1864. eleg. geh. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut.
Historischer Original-Roman
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.
Von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.
Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt:
Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen
von
Fanny Lewald.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt:
Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare.
Culturgeschichtlich-biographischer Roman
von
Heribert Rau.
Vier Bände. 1864. 8. eleg. geh. 6 Thlr.

Rückblicke
auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne
von
Franz Wallner.
1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (390)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Grundriß der brandenburg.-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen von Fr. Voigt, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. Dritte Auflage. 1864. $5\frac{3}{4}$ Bogen. 8. 6 Sgr.
„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird."
Schulblatt für die Provinz Brandenburg.
Von demselben Verfasser erschien früher:
Grundriß der alten Geschichte. 1862. $4\frac{1}{8}$ Bogen. 8. 5 Sgr.
Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgisch-preußischen und deutschen Geschichte" bearbeitet ist. (391)

Empfehlenswerthe Werke.
Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.
„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralbl.
Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile ($66\frac{1}{2}$ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.
Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (392)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Passavant und Herman Grimm über Rafael's Schule von Athen.*)

I.

Daß ein neuer Band „Essays" von Herman Grimm gleich anziehend durch reichen und mannigfaltigen Inhalt, wie durch lebendige und charakteristische Sprache ist, das brauchen wir Niemand zu versichern. Diese Zuversicht bringt jeder Leser, der etwas von den früheren Arbeiten dieses Schriftstellers kennen gelernt hat, ihm schon entgegen. Wir sind der Freude und des Lobes voll und hoffen, daß diese Aufsätze auch in weiten Kreisen auf das Kunstgefühl belebend und läuternd einwirken werden. Denn das ist eben das Werthvolle derselben, und dadurch entsprechen sie dem Gattungs-Charakter der Essays, daß sie stets mehr anregen zu eigener Untersuchung und Prüfung, als das Urtheil des Lesers bestimmen. Denn der Essayist will nicht eine vollkommen abgerundete Darstellung des Gegenstandes oder eine nach allen Seiten erschöpfende Beweisführung geben; vielmehr ist sein Hauptzweck, die Aufmerksamkeit des Lesers durch Hervorhebung bedeutender Seiten auf einen Gegenstand dermaßen zu lenken, daß er auf alle Weise gereizt wird, selbst hervorzutreten, selbst zu sehen und zu erwägen.

Aus dem reichen Inhalt des Buches heben wir den Essay über den amerikanischen Essayisten Ralph Waldo Emerson hervor — eine Skizze, die uns wirklich begierig macht, mit dem so höchst eigenthümlichen Schriftsteller uns völlig vertraut zu machen. Mit warmer Liebe und Begeisterung ist der Aufsatz über Peter von Cornelius geschrieben, worin mit beredtem Worte auf das unverantwortliche Unrecht hingewiesen ist, das man dem Genius dieses Künstlers in Berlin anthut, wo man seine sämmtlichen Kartons, besonders die zu dem projektirten Dome und Camposanto, seit vielen Jahren aufgerollt oder zerschnitten und in Kisten gepackt auf den Bodenräumen der Akademie liegen läßt, statt diese erhabenen Schöpfungen durch angemessene öffentliche Aufstellung der Mitwelt, die den gerechtesten Anspruch darauf hat, zu überliefern. In dem Essay über die Berliner Akademie der Künste ferner macht der Verfasser die beherzigenswerthesten Vorschläge zur Neugestaltung dieses bisher so unfruchtbaren Instituts. Nicht übergehen dürfen wir dabei einen bedeutsamen Vorschlag, den er an einer anderen Stelle seines Buches macht, daß in den größten Städten Europa's durch die Wirksamkeit der Regierungen Sammlungen von Photographieen aller vorhandenen Gemälde veranstaltet werden möchten — ein Gedanke, zu dessen Begründung jedes Wort überflüssig ist; er wird, sagt der Verfasser mit Recht, sicherlich bald genug so natürlich erscheinen, daß ihn Viele zuerst gehabt zu haben glauben werden. Im Berliner Museum hat man allerdings auch bereits seit einiger Zeit mit der Anlegung einer Muster-Sammlung von Photographieen begonnen.

Oefters läßt es sich der Verfasser auch angelegen sein, gegen vielverbreitete Auffassungen alle denkbaren Einwände zu sammeln, nur um eine neue Prüfung zu veranlassen. Auf ein interessantes Beispiel hiefür müssen wir näher eingehen, da wir uns veranlaßt fühlen, den Anzweifelungen des Verfassers entgegenzutreten. Wir finden dasselbe in dem Abschnitte, in dem er das unter dem Namen der „Schule von Athen" bekannte große Wandgemälde Rafael's im Vatikan bespricht und sich dabei gegen die von dem berühmten, leider zu früh verstorbenen Kunstkritiker Passavant*) aufgestellte Deutung wendet.

Bekanntlich befindet sich das genannte Gemälde in der sogenannten stanza della segnatura, jenem Zimmer, das Papst Julius II. für die Vollziehung seiner Dekrete bestimmt hatte. Die vier Wände desselben schmückte Rafael durch eben so viele große Freskogemälde, die den Hauptbahnen des Menschengeistes entsprechen, der Theologie, Jurisprudenz, Poesie und Philosophie. Der letzteren ist die „Schule von Athen" gewidmet. Zum besseren Verständniß unserer Ausführungen wird es erforderlich sein, das Gemälde näher zu schildern.

Eine hohe, prachtvolle, reich mit Statuen geschmückte Halle eröffnet sich vor uns. Durch das im Hintergrunde weit geöffnete Portal lächelt der Himmel herein, und man fühlt fast die nervenerfrischende Mischung der hereinwehenden warmen Sommerluft mit der von den hohen Marmorwänden ausströmenden Kühle. Wir gewahren eine Versammlung von mehr als 50 Personen in griechischer Tracht, welche lesen, schreiben, meditiren, in lebendiger Unterhaltung begriffen sind oder eifrig demonstriren. Hinter den Gruppen des Vordergrundes erhebt sich ein auf vier breiten Stufen erhöhter Plan. Lassen wir nun unseren Blick über die dort stehenden Personen von links nach rechts streifen, so erkennen wir bald in dem an den Fingern vor seinen Schülern demonstrirenden Lehrer einen uralten Bekannten; die Stumpfnase erlaubt keinen Zweifel, es ist Sokrates, der herrliche Weise, an dessen Lippen Alt und Jung mit Verehrung hängt. Wer die beiden in der Mitte des ganzen Bildes hervortretenden, von gleich starken Schülerreihen umgebenen Hauptgestalten sind, kann uns jetzt nicht mehr zweifelhaft sein; denn das können einzig und allein nur die beiden Dioskuren, Plato und Aristoteles, sein, die Hauptträger der ganzen antiken Weisheit. Wie dürften die auf diesem Gemälde fehlen, und wo dürften wir sie anders suchen, als an der imposantesten Stelle? Die übrigen Personen erscheinen uns für's erste als unbekannt. Aber da sehen wir einen sehr ungenirten Gesellen, der sich weder um uns, und wenn wir Kaiser und Könige wären, noch um irgend einen seiner gelehrten Kollegen im Geringsten kümmern zu wollen scheint; ständen wir oben, wir könnten nicht bequem an ihm hinunterhuschen; dazu hat der Herr sich zu sehr à son aise mitten auf die Stufen gelagert, sehr unbesorgt, wie Vielen er dadurch im Wege ist. Es scheint uns zu cynisch, als daß wir den Cyniker Diogenes verkennen könnten, von dessen Unverschämtheit wir ja so manche Anekdote gelernt haben; recht, da steht ja sogar noch seine hölzerne Schale. Lächeln wir über ihn, aber stören wir ihn ja nicht; er bellt uns sonst an.

So haben wir bei oberflächlichem Ueberblicken einige feste Anhaltspunkte gewonnen; alles Andere aber erscheint uns als ein bedeutungs- und beziehungsloses Gewirre von Gestalten. Wir suchen nach einem Faden, der durch das Ganze hindurchgeht; denn wir ahnen eine höhere, bewußte, mit Weisheit entworfene Anordnung und tiefe, sinnvolle Beziehungen.

Diesen Faden hat uns Passavant gegeben und dadurch plötzlich Licht in das Chaos gebracht. Durch ihn ist das Bild uns erst zum Kunstwerk, ja vielleicht zum höchsten Meisterstück Rafael's geworden, da wir nun erst ganz die wunderbare Kunst,

*) Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1865.

*) Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi; von J. D. Passavant. Leipzig, Brockhaus. 3 Thle. 1839 u. 1858.

wie er es verstand, eine Idee zu verkörpern, erkennen. Indem er nämlich einige Andeutungen Bellori's benutzte, der im Jahre 1695 eine Beschreibung der Rafaelischen Wandgemälde im Vatikan herausgab, und ferner das Buch des Diogenes von Laerte aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., „Ueber das Leben, die Meinungen und Aussprüche der berühmtesten Philosophen" zu Rathe zog, wovon acht Jahre vor Rafael's Geburt schon die zweite Ausgabe im Drucke erschienen war und woraus Rafael jedenfalls seine Kenntniß der griechischen Philosophie mit Hülfe gelehrter Freunde geschöpft hat, ist es ihm gelungen, die Intentionen des Künstlers zu erkennen und die überraschendsten Aufschlüsse zu finden. Es hat sich ihm herausgestellt, daß wir in diesem scheinbar so willkürlichen Gewirre von Gestalten eine mit dem beredtesten Pinsel der Welt dargestellte Geschichte der griechischen Philosophie vor uns haben, von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Uebergange in die praktischen Wissenschaften. Der Faden beginnt nämlich auf der linken Seite des Vordergrundes, steigt dann links zu dem erhöhten Plan hinauf, durchläuft denselben nach rechts und zieht sich dann in den rechten Vordergrund wieder hinab. Angedeutet ist dieser Gang durch das Hereintreten von Personen auf der linken Seite des Planes und die forteilende Gruppe auf der rechten.

Gehen wir nun die einzelnen Gruppen nach Passavant's Deutung durch.

Im linken Vordergrunde treten vier Gestalten bedeutsam hervor, von denen drei sitzen und eine steht. Die zur Rechten der letzteren sitzende ist niemand anderes als Heraklit, der Dunkle genannt, als Vertreter der ionischen Philosophie. Trübe und beweinenswerth erschien ihm das Leben, da er nichts darin von Dauer und Bestand sah, vielmehr Schicksal und Welt sich ihm in stetem, rastlosem Flusse begriffen zeigte. In dunkeln, seinen Zeitgenossen meist unverständlichen Aussprüchen barg er seine tiefsinnigen Anschauungen. Ganz so erscheint er uns hier im Bilde Der ihm zunächst Sitzende, der emsig schreibende Alte, ist Pythagoras von Samos, um den sich seine Anhänger beiderlei Geschlechts schaaren. Der weibliche Kopf soll an seine berühmte Gattin Theano erinnern, der man sogar einige philosophische Schriften zuschrieb. Pythagoras galten die Zahlen als die Prinzipien der Dinge. Daher hält ihm ein Knabe eine Tafel mit Zahlzeichen vor, bei denen man die Worte διὰ πασῶν, διὰ πέντε und διὰ τεσσάρων liest, die sich auf die von ihm gefundenen Tonverhältnisse der Octave, Quinte und Quarte beziehen. Eine merkwürdige Figur, wie es scheint, die eines Arabers, sieht mit gespannter Theilnahme in das Buch des schreibenden Weisen. Es ist wohl anzunehmen, daß Rafael durch diese Gestalt habe andeuten wollen, daß Araber die Wissenschaft der Arithmetik der Griechen vervollkommnet haben, oder daß überhaupt die griechische Philosophie an dieses Volk übergegangen sei. In dem dicht hinter Pythagoras sitzenden, nachschreibenden Greise erkennt Passavant den Archytas von Tarent, einen hervorragenden Pythagoräer, der durch Charakter und sittliche Haltung bei seinen Mitbürgern die außerordentlichste Hochachtung sich erwarb. Hinter dem Araber guckt ein interessanter, schöner Knabenkopf hervor. Es ist das Portrait des jungen Markgrafen Federigo II. Gonzaga von Mantua, der wegen seiner Gelehrsamkeit als Knabe schon große Bewunderung fand und damals gerade, als Rafael mit diesem Bilde beschäftigt war, in Rom verweilte.

Zwischen Pythagoras und Heraklit sehen wir nun die wuchtvolle, aufrecht dastehende Gestalt des Anaxagoras. Er war der Erste, der, im Widerstreite mit allen vorangegangenen Systemen, auf die Nothwendigkeit eines geistigen Prinzips aufmerksam machte, das der Materie überzuordnen sei. Daß die göttliche Vernunft bei der Entstehung der Dinge als thätig gedacht werden müsse, und nicht todte Zahlenverhältnisse, darauf weist er nachdrücklich den Weisen von Samos hin. Die lichtvolle, edle Jünglingsgestalt hinter ihm soll den enthusiastischen, für Freiheit begeisterten Philosophen Empedokles von Agrigent vorstellen. Er schlug die ihm von seinen Mitbürgern angebotene Königskrone aus, stürzte die bestehende Aristokratie und richtete eine reine Demokratie ein. In seinen philosophischen Gedichten erklärte er die Welt durch Haß und Liebe der Elemente entstanden. Wie Begeisterung, Liebe und Haß in der Brust des Jünglings am stärksten glühen, so leiht Rafael dem genannten Philosophen die ideale Jünglingsgestalt; es ist das Portrait seines damals in Rom anwesenden zwanzigjährigen Landesherrn, des Herzogs Francesco Maria della Rovere von Urbino. Links über dem sitzenden alten Archytas sehen wir einen Mann mit heiterem, geistvollem Antlitz, mit einem Kranze von Weinlaub geschmückt, auf einem Säulenstumpfe eifrig in einem Buche blättern. Es ist der heitere, weitgereiste Demokrit von Abdera, das bekannte Gegenbild zu dem trübsinnigen Heraklit. Neben ihm taucht das treuherzige Gesicht eines greisen knabenerziehenden Sklaven auf, der nach athenischer Sitte den Jüngstgebornen seines Herrn zum berühmten Philosophen bringt, um von ihm Aufschluß über dessen geistige Anlagen und Fähigkeiten zu erhalten.

Indem wir hier nun die Stufen zum erhöhten Plan hinaufsteigen, stoßen wir zunächst auf die Schaar der Sophisten, die in hastiger Eile herankommen, um den alten Sokrates endlich aus dem Felde zu schlagen. Sie kommen mit Büchern beladen, um mit abgerissenen Dichterstellen, wie sie es lieben, zu prunken. Bei dem stürmischen Rennen ist dem Einen das Gewand von Schulter und Brust gefallen; er merkt es aber nicht. Neben diesem sehen wir Kritias, das spätere Haupt der 30 Tyrannen von Athen und Verurtheiler des Sokrates. Er leitete alle Religion und Gottesscheu von den schlauen Einrichtungen der Politiker und Herrscher ab. Wie deutlich sieht man den höhnenden Spott auf seinem scharfen Gesichte, und wie sprüht aus dem tiefliegenden, auf Sokrates gerichteten Auge der schlummernde Groll gegen den edeln Weisen! Vornan steht unter den Schülern des Sokrates in kriegerischer Rüstung der jugendliche Alcibiades, dem oft genug Sokrates das bessere Ich in der Brust wachzurufen verstand und die Röthe der Scham auf die schöne Wange trieb. Neben ihm sehen wir das harmlose Gesicht eines Mannes aus dem niederen Bürgerstande, dessen schlichte Einfalt Sokrates liebte und gerne zu Gesprächen heranzog. Dann folgt das reizend schöne Antlitz eines Jünglings, der mit innigster Liebe und Verehrung an den Worten des Lehrers hängt und den Arm auf ein Gesimse stützt. Ohne Frage ist es sein Lieblingsschüler Xenophon, der sein ganzes bewegtes Leben hindurch die dankbarste Verehrung seinem theuren Lehrer bewahrte und in seinen Schriften ihm ein schönes Denkmal errichtet hat. Hinter den Genannten sehen wir einen Sokratiker mit lebhafter Geberde die nahenden Sophisten abwehren.

Es folgen dann die schon oben bezeichneten Figuren des Sokrates, Plato und Aristoteles mit ihren Zuhörern. Bei den Letzteren wird Rafael, mit Ausnahme der Vornstehenden, wohl nicht an bestimmte Personen gedacht haben, und Passavant geht unseres Erachtens zu weit, wenn er versucht, jede Person unter ihnen zu benennen. So begnügen wir uns, unter den Plato-

nikern nur den jungen Speusippus zu erkennen, den Schwestersohn Plato's und späteren Nachfolger in der Akademie. Auch sehen wir in dem hinter der Reihe der Aristoteliker auf und niederschreitenden Paare eine Anspielung auf den Namen Peripatetiker (Spaziergänger). Von der Hauptgruppe im Mittelpunkte des ganzen Bildes, Plato und Aristoteles, muß man wohl kurz sagen, daß nie der Gegensatz dieser beiden Männer, welcher das Mittelalter hindurch und besonders gerade zu Rafael's Zeit die beiderseitigen Anhänger leidenschaftlich bewegte, so schlagend bis in's Kleinste hinein, in Haltung, Geberde, Ausdruck, ja bis zur letzten Falte herab, ausgeprägt worden ist, wie in diesen beiden Gestalten, und so viel man auch von dem Gegensatz zwischen diesen beiden Trägern des griechischen Geistes sprechen, hören und lesen mag, hier sehen wir ihn mit einem einzigen Blicke leibhaftig vor uns, und stets wird bei Nennung ihrer Namen die Erinnerung an diese Darstellung uns zurückkehren. Unter den Zuhörern des Aristoteles sehen wir vornan eine überaus hoheitvolle, königliche Greisengestalt. Wer möchte in ihr Zeno, den Gründer der Stoa, verkennen? „Nur der Weise ist König!" Dies stolze Wort seiner Schule sehen wir in jedem Zuge, vom Scheitel bis zur Sohle ausgedrückt. Es kann in der ganzen Kunst wohl nichts Ausdrucksvolleres geben. Die Bekanntschaft des Clown's unter den Philosophen, der auf den Stufen sich gelagert, haben wir bereits gemacht. Der elegante, zierlich gelockte Aristipp, Stifter der hedonistischen Schule, die das Angenehme zum Lebensprinzip erhob, schreitet an ihm vorüber und weist auf den Sonderling hin, zu Epikur gewandt, der nicht gleich Zeit hat, auf seine witzige Anmerkung zu hören, weil er noch auf seinen Gegner, den Stoiker, zürnt. — Hiermit ist die Reihe der produktiven antiken Philosophen geschlossen.

Es folgt die Zeit der Eklektiker, die sich rühmen, auf keines Meisters Wort zu schwören, an kein System sich binden und diejenigen Meinungen, die ihnen bei den verschiedenen Philosophen gerade behagen, begierig auffassen und in ihre Gedächtnißtafel eintragen. Einen Vertreter derselben sehen wir, hinter Epikur an die Säule gelehnt, auf schnell improvisirtem Tische, was er eben gehört, eifrig niederschreiben, während der Skeptiker Pyrrho, der die Möglichkeit einer Erkenntniß überhaupt leugnet, weil jede Behauptung sich jetzt als wahr, jetzt als falsch erweisen lasse, spöttisch und doch mit einem deutlichen Seelenschmerz auf der Wange dem Schreibenden über die Schulter in's Buch schaut. Neben ihm sehen wir den Arkesilas von Pitane, den Stifter der neueren Akademie, ebenfalls vortrefflich charakterisirt. Es ist die ausgeprägteste Unentschlossenheit und Haltungslosigkeit. Im Theoretischen zum Skeptizismus, im Praktischen zum Stoizismus sich hinneigend, statuirte er überhaupt nur eine wahrscheinliche Erkenntniß, und glaubte wegen der Widersprechlichkeit der Gründe jede unbedingte Zustimmung zurückhalten zu müssen. Erkennen wir endlich in dem Hereintretenden einen jener von Lucian verlachten vagabundirenden Lyriker mit Ranzen und Stab, so begreifen wir das Davoneilen der lernbegierigen Jünglinge zur Rechten; denn für sie ist bei diesen Weisen nichts mehr zu suchen, die Philosophie ist erloschen, und begierig sehen wir schon einen Hinweglaufenden das Antlitz nach der unter ihm befindlichen großen Gruppe auf der rechten Seite des Vordergrundes wenden, wo die praktische Geometrie von Euklides lernbegierigen Schülern gelehrt wird. In dem herrlichen Kopf des eifrigen greisen Lehrers aber werden uns vom Künstler die Züge Bramante's, seines geliebten Lehrers in der Architektur, gezeigt. Höchst charakteristisch ist die Gruppe seiner vier Schüler und mit ein Glanzpunkt in dem Gemälde. Am Boden kauert einer, mit dem auch der beste Lehrer saure Mühe haben würde; mit hochgezogenen Augenbrauen strengt er sich aus allen Kräften an, den Satz zu begreifen; aber es will ihm nicht gelingen, sondern geht ihm wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Neben ihm steht ein anderer; der hat soeben etwas kapirt; er ist dem Wilde auf der Spur, aber — daß es ihm nur nicht noch entwische, wie jener berühmte weiße Hirsch! Der Dritte, am Boden knieend, hat die Sache in sich aufgenommen und macht schon eine wichtige Folgerung aus dem Erkannten, worüber sein Freund, dem er es zuflüstert, freudige Verwunderung ausdrückt. Zwei Männer gewahren wir neben dieser Gruppe, mit Kugeln in den Händen. Der in langem Gewande, mit der Krone auf dem Haupte, ist der große alexandrinische Astronom Ptolemäus, den man irrthümlicher Weise für einen Sprößling des Ptolemäischen Königshauses hielt. Er hält einen Erdglobus in den Händen, während der ihm gegenüberstehende, als Astrologe gedachte Zoroaster an einem Himmelsglobus seine Prophezeiungen erweisen will. Ganz am äußersten Rande endlich tritt Rafael, der bei seinen Zeitgenossen den Namen des philosophischen Malers sich erwarb, selbst herein, aber nicht allein; der edle Künstler vergißt nie, was er seinem Lehrer schuldet; drum führt er seinen hochverehrten Lehrer und Freund, Meister Pietro Perugino, mit herein.

Das wäre nun Passavant's Deutung des herrlichen Gemäldes. Sie scheint nach unserem Dafürhalten nicht nur ihre schlagenden Momente, sondern eine zwingende Kraft der Ueberzeugung zu besitzen, die ihr auch allseitige Zustimmung verschafft hat. Denn im Lichte dieses Verständnisses erst glaubte man jene intuitive und divinatorische Gabe des Meisters ganz bewundern zu können, das Abstrakte in lebendige Gestalten zu übersetzen.

Deutsche Musik, nach Viardot.

In der Revue germanique et française (jetzigen Revue Moderne) finden wir unter dem Titel „Plaudereien über die Kunst" einen von L. Viardot unterzeichneten Artikel, der ein recht liebenswürdiger Beweis ist, wie tief man heute in das deutsche geistige Leben der Vergangenheit und Gegenwart einzudringen jenseits des Rheines bestrebt ist. Wir wollen ohne weitere Reflexionen versuchen, den Ideengang der Plaudereien wiederzugeben.

Die Unterhaltung wird auf deutschem Grund und Boden geführt. Auf die Beobachtung, daß man in Baden-Baden, diesem Rendezvous der Europa-Reisenden, wie nirgends sonst sicher sein könne, ferne Freunde wiederzusehen, machte der Verfasser vor Kurzem eine Probe. Sie gelang; er traf dort mit einem Italiäner wieder zusammen, der ihm in Neapel Cicerone gewesen war und den er nun im Schwarzwalde umherführt. Der Italiäner bekennt, daß das Dach dieser immergrünen Tannen und der Teppich dieser Wiesen selbst den Augen eines Neapolitaners sehr wohl thue. Aber er kann diese Natur nicht bewundern, denn — Baden ist ein Theil Deutschlands, und er haßt Deutschland zu sehr, um selbst die deutschen Wiesen und Wälder lieben zu können. Auf die Bemerkung, daß Baden am wenigsten den Haß eines Freiheitsdurstigen verdiene, wirft der Italiäner ein, das sei ihm ganz gleich; so lange die Deutschen Venedig besitzen, werde er sie hassen. — „Es ist wahr, antwortet ihm der Franzose, Ihr habt Venedig nicht; aber habt

Ihr Rom?" — Diese Frage macht den Italiäner stutzig, und der Franzose hat Zeit, ihm zu demonstriren, welchen Anspruch Deutschland auf Italiens Dankbarkeit habe, indem erst die Kaiser, später Luther die Prätensionen der Päpste auf eine Souveränetät über alle Reiche der Erde bekämpft, den kühnen Traum Gregors VII. von einer allgemeinen Herrschaft des Papstthums vernichtet und die Freiheit Italiens, Europas, der Welt erhalten haben. „Deutschland durch das Reich und die Reformation ist es, das uns vor völligem Katholicismus, vor dem Papst-Könige des Universums gerettet hat." — „Die Päpste waren Italiäner, und ich würde mir einen Cesar Borgia dem sanften Melanchton als Herren vorziehen. Was wollten die Barbaren des Nordens bei uns? sie kamen die Civilisation zu vernichten, deren Beförderer, ja einzige Bewahrer wir damals waren."

„Barbaren — das ist ein hartes Wort. Selbst im Mittelalter waren die Deutschen nicht mehr die Germanen des Tacitus, und das Jahrhundert Leo's X. war gewiß nicht dasjenige des Augustus. Ich will damit sagen, daß Rom nicht mehr das Privilegium hatte, der Centralpunkt der Civilisation zu sein; Paris, London, selbst Madrid könnten reklamiren!" — „Lassen wir Frankreich, England und Spanien; sie sind nicht in Frage. Ich will die Parallele auf Italien und Deutschland beschränken. Können Sie diese vergleichen? In den drei großen Zweigen des menschlichen Geistes, in den Wissenschaften, in der Literatur, in den Künsten, was könnte Deutschland Italien dem entgegenstellen?" — „So gestellt, wird die Frage unendlich; ich will sie umschreiben. Wie Sie, so neige auch ich mich vor dem großen Galilei; aber Sie werden nicht leugnen, daß Deutschland der gelehrten Welt den Kepler und den Kopernikus gegeben hatte, bevor Pisa ihr den Galilei gab, und ebensowenig, daß die heutigen deutschen Physiker, die Liebig, Vogt, Wöhler, Kirchhoff, Bunsen, das Werk Eurer Torricelli und Volta muthig fortsetzen. Wie, wenn ich Sie in die Metaphysik einführen, Ihnen Leibniz, Kant, Hegel nennen wollte; oder in die Gelehrsamkeit, in der ich Ihnen alle Sprachen der Welt zeigen könnte, nicht allein gelernt, sondern auch verglichen, alle Geschichte, heilige und profane, physische und moralische, immer aufs neue wieder bearbeitet ohne Vorurtheil des Hasses oder der Huldigung! Ihr Italiäner müßtet, wie wir Franzosen Deutschland hierin den ersten Rang einräumen. Selbst in der Literatur könnte ich Eure „vier Dichter", die unsterblichen Dante, Petrarca, Tasso und Ariost mit dem Namen des einzigen Goethe aufwiegen .... Aber lassen wir das; die Zweige des menschlichen Geistes, von welchen Sie soeben sprachen, sind die Domaine der gesammten Menschheit; dort hört die Verschiedenheit der Sprachen auf; dort spricht man eine gemeinsame und allgemeine Sprache. Gilt das zunächst für die Wissenschaften, so gilt es doch auch für die Künste!" — Bei diesen Worten springt der Italiäner drei Schritte zurück: „Die Künste, die Künste! Sie wollen von den Künsten sprechen, Deutschland mit Italien um die Künste vergleichen, Albrecht Dürer mit Rafael?" — „Beruhigen Sie sich. Zwar wäre es leicht, zu beweisen, daß der arme Dürer einen sehr heilsamen Einfluß auf Italien ausgeübt hat, da er in gewisser Weise der Lehrer wenn nicht von Rafael selbst — wiewohl er mit diesem eine sehr freundschaftliche Correspondenz unterhielt — wohl aber von Rafael's bestem Dolmetscher, dem Kupferstecher Marc Anton Raimondi, gewesen ist, der es nicht verschmähte, mit einem und demselben Griffel die Fresken des Vatikan und Dürer's Arbeiten zu kopiren. Aber nochmals, beruhigen Sie sich; ich will weder Dürer mit Rafael, noch Holbein mit Tizian, noch L. Kranach mit Correggio vergleichen. Ich will Ihnen sogar ein Zugeständniß machen." .... Gestützt auf das Goethe'sche Wort über die deutsche Kunst: die Knospe sehe ich wohl, wo aber ist die Blüthe? — lautet das Zugeständniß, daß die deutsche Kunst zwar Knospen getrieben, niemals aber geblüht hat, wobei Herr Viardot freilich von der Ansicht ausgeht, daß weder das katholische Flandern, noch das protestantische Holland ihre Schulen deutscher Einführung zu verdanken haben, daß vielmehr die niederländische Kunst aus eigener Kraft entsprungen sei. Gewiß müsse die deutsche Malerei, aber auch die deutsche Stickkunst, die Skulptur und selbst die Architektur der italiänischen Kunst nachstehen. „Aber diese Künste bilden nicht die ganze Kunst, sind nicht die Fasces aller Künste. Es giebt eine, von welcher wir noch nicht gesprochen haben." — „Nun" — „Die Musik!" — Der Italiäner springt wieder seine drei Schritte zurück. „Die Musik! Sie wollen die musikalische Palme dem Lande bestreiten, das Dante il bel paese ov'il si suona nennt?" — „Ja wohl; ich will Italien die Palme entreißen, um sie Deutschland zu überreichen."

Und nun beweist der Franzose in eingehenden Schilderungen Schlag auf Schlag, wie die deutsche Musik der italiänischen in jeder Hinsicht überlegen ist. Man diskutirt zunächst die Frage über den Anfang der klassischen Tonkunst. Der Italiäner läßt die musikalische Zeitrechnung mit Paläſtrina beginnen, schon weil er „musicae princeps, d. h. Einer, der vorangeht," genannt werde. „Wissen Sie, fragt der Franzose, wer Paläſtrinas Lehrer war?" — „Man vereinigt sich, ihm Flamand Goudimel zum Meister zu geben." — „Nun, dieser Goudimel war ein Schüler Luthers. Luther, der Ketzer Luther ist es, welcher der wahre Schöpfer der modernen Musik genannt werden muß, weil er ihr wahrer Verbreiter war. Er ist es, welcher sie aus dem Allerheiligsten zog, wo sie wie ein Gebrauchsstück des Cultus eingeschlossen war; er entkleidete sie vom Latein; er befreite sie aus dem Gefängnisse; indem er seine Choräle auf öffentlichem Platze von Jedermann in der Vulgärsprache singen ließ, machte Luther aus der Musik eine freie volksthümliche Kunst."

Zu einzelnen Persönlichkeiten übergehend, vereinigt man sich, nur die Musiker des 18. Jahrhunderts, des goldenen Zeitalters der Musik, zu vergleichen. Der Italiäner läßt wie in einer Schachpartie zunächst einen Offizier in der Person des Benedetto Marcello vorrücken. Der erste dem Datum nach, soll er nicht der letzte an Verdienst und Ruhm sein. Ihm setzt der Franzose unsern Händel, den 50 Psalmen des Marcello die 26 Oratorien des deutschen Meisters entgegen und die vollwichtige Bemerkung, daß diese noch heute eifrig gepflegt werden, jene dagegen nur noch in Schulen und Bibliotheken zu finden sind.

Der Italiäner zieht seinen Marcello zurück, und schiebt die Scarlatti als die nächsten Hülfstruppen vor. Noch ehe er Domenico's Fuga del gatto, zu welcher eine Katze auf dem Klavier das Thema gegeben, nach Gebühr rühmen kann, stellt ihm der Franzose die Frage, ob er das Schreibzeug des Conservatoriums in Neapel kenne? „Nein." — „Nun, dieses alte plumpe Schreibzeug bewahrt man dort seit zwei Jahrhunderten auf, weil alle berühmten Meister Italiens, von Alessandro bis auf Donizetti ihre Federn darein getaucht haben. Eh bien, vereinigt all das Wissen dieser Meister, und Ihr werdet kein Ganzes hervorbringen, das dem Wissen eines einzigen Mannes, des Joh. Seb. Bach gleich käme!" Der Italiäner kennt kaum den Namen Bach. „Das ist, erklärt der Franzose, in der That beinahe Alles, was man in Italien von ihm weiß, und in Frankreich wissen wir wenig mehr von ihm."

Und nun ertheilt er dem Bach ein Zeugniß, über das der bescheidene Cantor der Thomaskirche erröthen würde; es schließt mit den Worten: „Wissen Sie, daß jetzt, wo seine Werke mehr gekannt, verbreitet und gewürdigt sind, es sehr ernste Leute giebt, welche seine Hauptarbeit als die Sonne des musikalischen Systems, ihn selbst aber als den Centralstern betrachten, um welchen alle glänzenden Componisten gleich Planeten schweben? Jedenfalls ist Bach der Gesetzgeber der Musik!“ — Der Italiäner muß auch seinen Scarlatti zurücknehmen.

Darauf zieht er Boccherini, den Erfinder der Sinfonien hervor; aber sein Held muß vor den 140 Sinfonien Haydn's fliehen, und ebenso müssen auf den Wogen der Oper Porpora und Pergolese vor Gluck, dem „wahren Schöpfer der wahren Oper“ die Segel streichen. „Vor Gluck war die Oper ein Concert; er hat daraus ein musikalisches Drama gemacht.“ — „Setzen Sie Gluck, so frägt der Italiäner, auch über denjenigen, welcher ihm in Paris entgegengestellt wurde, über Piccini?“ — „Nicht ich! er selbst hat sich über ihn gestellt. Wie immer hat auch hier die Zeit zur Gerechtigkeit geführt: jetzt giebt es keine Piccinisten mehr, keinen Coin du Roi; die ganze musikalische Welt ist ein Coin de la Reine!“

Mit Cimarosa und seiner Oper il Matrimonio segreto, „diesem Modell der Buffo-Oper vor und vielleicht noch nach dem Barbier von Sevilla“ glaubte nun der Italiäner einen rettenden Zug zu thun. „Aber, fragt der Franzose, haben Sie vergessen, vor wem Rossini das Knie beugte?“ — „Wäre das Mozart?“ — „Ah, Sie erbleichen; Sie sind besiegt!“ — „Aber Mozart ist nicht ein Mann; er ist eine Legion!“ — „Sagen Sie lieber wie Marc-Antonius im Shakespeare: Willst du Cäsar preisen? nenne ihn Cäsar und bleibe dabei. Nennen Sie ihn Mozart .... Aber ich will meinen Sieg nicht mißbrauchen; beachten Sie nur, wie leicht er mir sein würde, selbst gegen Cimarosa: den Horatiern würde ich Idomeneo, der heimlichen Ehe die Hochzeit des Figaro entgegenstellen; es bliebe mir noch Don Juan, dem bis zu dieser Stunde noch kein Werk in keiner Scene entgegengesetzt werden konnte; diese Oper aller Opern, die jedes Genre in sich schließt, von der burlesken Comödie an bis zum tragischen Entsetzen. Es würde mir noch jenes Spielzeug der Liebe und der Lust, Cosi fan tutte, und diese wunderbare Zauberflöte bleiben, und das Requiem, und die Sinfonien, und die Quartette, und die Concerte, und die Sonaten — und diese ganze immense Arbeit von mehr als 600 einzelnen Werken in einem Leben von 36 Jahren hervorgebracht! Ach, wenn Mozart nicht ebenso bescheiden wie groß gewesen wäre, wenn er nicht begriffen hätte, daß das Genie wie die Schönheit eine Gabe des Himmels ist, er hätte zur Devise das Wort jenes, ich weiß nicht welches eitlen spanischen Poeten nehmen können, der eine aufgehende Sonne mitten unter die Sterne malte und stolz sagte: me surgente, quid istae? — .... Lassen Sie mich wiederholen, was ich jüngst in einer Parallele zwischen der Musik und der Malerei sagte: die beiden großen Strömungen der Musik, der deutsche Strom und der italiänische Strom haben gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Wässer in einem gemeinsamen See vereinigt. Dieser See ist Mozart. Mozart ist weder die deutsche noch die italiänische Musik; er ist die Musik überhaupt.“ — „Nun gut, Mozart ist Mozart, wie Allah Allah ist.“ Mit diesem Worte stellt der Italiäner seinen letzten Offizier zum Kampfe. Es ist Cherubini, der Componist von Opern und geistlichen Werken; er ist also doppelt, er ist vollständig. „Sagen Sie, fügt der Franzose hinzu, er ist dreifach, denn er hat sehr schöne Quartette und einen berühmten Cursus über den Contrapunkt hinterlassen. In Deutschland können Sie ihn nicht genug rühmen, denn die Deutschen erheben ihn höher als die Italiäner und Franzosen; sie bleiben ihm auch treuer, und wenn man seine Werke hören will, muß man weder nach Florenz, seinem Geburtslande, noch nach Paris, seinem Adoptiv-Vaterlande, sondern nach Wien, Berlin, Leipzig gehen.“ — „Ich nehme davon Akt.“ — „Noch mehr, ich erinnere daran, daß Beethoven ihn als den größten lebenden Componisten zu betrachten pflegte.“ — „Ich nehme auch davon Akt. Sie haben aus Mozart einen Halbgott gemacht, weil Rossini vor seinem Hauptwerke sich gebeugt hat; ich brauche meinerseits nur das Urtheil Beethovens zu wiederholen.“ — „Ich würde es wahrscheinlich acceptiren, wenn der Richter selbst nicht wäre, der es gefällt hat!“ — „Was? Beethoven .....“ — „Sie erbleichen wieder, sind wieder besiegt! Ja ich setze dem Cherubini den Beethoven entgegen, den Deux journées, der Médée, Lodoiska, Faniska und selbst Ali-Baba stelle ich Fidelio, Egmont, die Ruinen von Athen entgegen; der Messe du Sacre die Missa solennis und selbst jene köstliche kleine Messe in E, dieses würdige Seitenstück zum Requiem; den drei Quartetten stelle ich siebzehn, und noch 6 Trio's, und noch 6 Concerte, und noch 32 Sonaten entgegen; dann bleiben mir noch die neun Sinfonien:

Je t'en avais comblé, je t'en veux accabler!“

„Ach Sie versprachen mir den Sieg nicht zu mißbrauchen; seien Sie zufrieden, wenn ich Ihnen denselben überlasse.“ — „Sie erinnern sich, fährt der Franzose fort, in der Sinfonie C-moll, wie man nach jenem pathetischen Andante, welches der ungeheuren Agitation des ersten Satzes folgt, durch Vermittelung des Scherzo langsam, sanft, Schritt vor Schritt wie auf dem Abhange eines Gebirges hinansteigt, um zu dem weiten Plateau auf einem gigantischen Berggipfel zu gelangen, auf dem man die Explosion des Donners hört, auf dem man triumphirend durch die Wolken geht, und das sich einfach das Allegro nennt. Heißt das nicht den Pelion auf den Ossa setzen, um den Olymp zu erstürmen? Ist das nicht der Montblanc, der Chimborasso, der Himalaya der Musik? ... Dort fühlt man, daß man, weit über die Erde hinausgetragen, die Gipfel der Kunst erreicht hat.

Et monté sur la faite, on respire à descendre!“.

— „Sie sind wahrhaft unbarmherzig!“ — „Lassen Sie mich Ihnen nur noch mittheilen, wenn Sie es nicht wissen, daß dieser großartige Schluß von Beethoven anfangs bestimmt war, die Eroica zu krönen, jene Sinfonie, welche er zu Ehren des Generals Bonaparte geschrieben und so genannt hatte. Aber als der erste Consul sich zum Kaiser machte, nahm Beethoven sein Finale zurück, das eine Apotheose war, reservirte es für das folgende Werk, und setzte an jene Stelle irgend ein Rondo, ohne sich allzusehr darüber zu beunruhigen, daß dieses Rondo keinerlei Verbindung mit dem Marsch auf den gefallenen Helden und mit dem Titel der Sinfonie hatte.“ — „Für diese That eines freien Mannes verzeihe ich Beethoven seinen Sieg über Cherubini, und freiwillig will ich ihn selbst proklamiren.“

Dem Siege Deutschlands über Italien, den noch C. M. v. Weber erfechten hilft, folgt eine Ehrenrettung Rossini's und der Friedensschluß. Zum Schluß tröstet der Franzose den Italiäner damit, daß er durch die Niederlage nichts verloren habe; Beide hätten gewonnen, indem sie Etwas lernten: „Was thuts, ob alle diese Schöngeister, deren Namen und Werke wir genannt haben, zur Rechten oder Linken der Alpen geboren sind — Alle sind Menschen, Alle sind Wohlthäter der Menschheit. Wenn man

einst für eine neue Religion einen neuen Kalender herstellt, wird man die Tage des Jahres unter Anrufung der großen Schriftsteller, Gelehrten und Künstler aus allen Nationen ansetzen; man wird brüderlich meine Deutschen mit Ihren Italiänern und den Franzosen, die Engländer mit den Spaniern und Amerikanern, mit Hindus und Chinesen mischen!" — „Amen," sagt der Italiäner, und durch die Allee von Lichtenthal treten Arm in Arm die Freunde wieder in Baden ein.

Italien.

Die Dante-Feier in Berlin.

Auch in Berlin ist das Dante-Fest literarisch in würdiger Weise gefeiert worden: durch einen in italiänischer Sprache von Herrn Professor Fabbrucci gehaltenen Vortrag und durch einen Fest-Abend in der Gesellschaft für ausländische Sprachen. Wir lassen nachstehend die Schlußworte aus dem Vortrage des alten, wackern Vertreters der italiänischen Sprache und Poesie in Deutschland, Herrn Fabio Fabbrucci, und demnächst die von Herrn Julius Altmann gedichteten, in jener Gesellschaft vorgetragenen Verse zu Ehren Dante's folgen:

Apostrofe a Dante
alla fine della lezione tenuta il 14 Maggio 1865.

Adesso mi rivolgo a te, Dante, genio creatore, che ti sapesti meritare, vivendo, se non la gloria dei tuoi ingrati concittadini, almeno quella celeste di cui ora godi. Nelle tue Opere insegnasti a' tuoi compatrioti come dovevano comportarsi nello spinoso cammino della vita, e gli esortasti alla pace ed alla concordia. Tu additasti non meno ai Sovrani gl' infallibili modi da metter in opera per ben governare i loro sudditi — Rallegrati, o bell' anima, chè il seme da te sparso ha prodotto buonissimi frutti. Lo scopo che tu avesti sempre in mira, da noi per tanto tempo invano sperato di vedere, cio è l'Italia unita, alla fine si è ottenuto. Essa lo è quasi intieramente, e confida menare vita tranquilla e gloriosa, molto più che ha la sorte d'esser retta da un Monarca giusto e coraggioso il quale, per l'ajuto d'illuminati Ministri, e per la saviezza, prudenza ed energia del popolo, perverrà anche un giorno a riunire al corpo le membre di cui è mutilato. — Prego perciò l'Altissimo che protegga e conservi non solo

— il bel paese là ove'l si suona,

ma quello intiero,

Che l'Appennin parte e'l mar circonda e l'Alpi.

Facciam a Dante un Viva: chè compita sua brama è alfin:
abbiam l'Italia unita.

Dante.*)

O Zeit, Weltherrscherin, wer darf vergleichen
An Macht sich Dir, Dämonin der Zerstörung?
Das Scepter führest Du in allen Reichen,
Du, die Du Gottkraft hassest voll Bethörung!
Siegtrunken wandelst Du durch Schutt und Leichen,
Und frohlockst der Vernichtung und Empörung;
Allmählich brichst Du Felsen, trocknest Meere,
Doch nimmer rührst Du an — des Dichters Ehre!

Es spotte des Jahrhunderts das Jahrhundert!
Sinkt in Ruinen ihr, o Glanzpaläste!
Laßt knicken von der Ruhmeseiche hundert
Vermorschte Zweige: das sind welke Aeste!
Stets bleibt ihr heil'ger Wipfel allbewundert,
Der echte Geist, er feiert ew'ge Feste.
Ja, wachsen sieht sein Lob der Gottgesandte —
Drum preist die Welt auch laut Dich heut, o Dante!

Hehr ist Dein Ruhm! In geistiger Versumpfung
Lag um Dich her das All, ein wüstes Eiland,
Erlöst hast Du die Seel' aus der Erstumpfung,
Du wardst Erretter Deinem Volk und Heiland.
Kein Geistesstrahl blitzt' in die Nachtumdumpfung
Des schönen Landes, das hochklassisch weiland:
Da warfst Du in die krasse Zeittragödie
Dein göttlich Lied — die göttliche Komödie.

Die Sprache knechtend, wie kein and'rer Meister,
Schufst Du aus Härten weiche Melodien,
Uns führend in's abstrakte Reich der Geister,
Wahrtest Du doch dem Lied die Harmonien,
Du wurdest — singend — immer kühner, dreister,
Dir wuchs die Kraft im Spiel der Phantasien,
Dein Lied war malend, musikalisch, plastisch,
Und blieb doch stets, wie Sang sein soll, elastisch.

Du mit dem Geist, dem übermenschlich großen,
Wie konnte Dein Jahrhundert Dich verstehen?
Nicht zürne, daß die Heimat Dich verstoßen —
Du konntest erst durch Nacht zum Lichte gehen!
Dir, den die Lebenden nur sah'n als bloßen
Mitlebenden, den wir als Heros sehen,
Fiel, ach, das Loos, was seit Aeonen allen
Ruhmwürdigen, Unsterblichen gefallen.

Wer hat die echte Schöpferkraft bekundet
Wie Du, der für das Heiligste entbrannte?
Der Alles, was er darstellt, schön gerundet,
Der stets das Niedre und Gemeine bannte;
Der, was die Seele heilet und verwundet,
Der Hölle Graus, des Himmels Heil uns nannte,
Als hätt' er selbst in heiligen Visionen
Gesehen, wo Engel und wo Teufel wohnen!

Und ob Du führst uns auch ohn' Ruh'n und Halten
In dunkle Thal', auf helle Bergeskuppen,
Und ob Du zeigst uns wechselnde Gestalten,
Schwebt ordnend stets Dein Geist ob allen Gruppen.
Du läßt Dein prometheisch Machtwort walten,
Hauchst Flamm' und Geist in wesenlose Puppen,
Daß mancher Schemen, nicht gewillt zu sprechen,
Doch muß, Dir unterthan, sein Schweigen brechen.

Für alles Geistige giebt uns Belehrung
Dein Wunderwerk, das trägt der Weihe Stempel,
Es führt uns zur Versöhnung, zur Bekehrung,
Und ist dem Haß ein warnendes Exempel;
Hoch ragt es auf in heiliger Verklärung
Als Gotteshaus gleichwie als Dichtertempel,
Darstellend uns in ihrer Stein' und Sichtung
Die Kirche Rom's wie keine andre Dichtung.

*) Prolog zur Dante-Feier.

Drum haben auch die ahnten Deine Gaben,
Erhöht Dich über ihres Volkes Massen,
Verona's und Ravenna's Fürsten gaben,
Was Dir Florenz zu geben unterlassen:
Ruhm, Lieb' und alle Geist- und Herzenslaben —
Im Leben nicht allein, auch beim Erblassen
Sie, die da standen an dem Schicksalstage,
Ach, thränenreich an Deinem Sarkophage.

Und jener Lorbeer, der Dir einst entwichen,
Er sank reichhin auf's Haupt des großen Todten,
Ihr Unrecht hat die Zeit mild ausgeglichen
Und hat Dir Lob, wie Du verdient, geboten.
Auch wir, anstaunend, was mit Flammenstrichen
Du schufst, steh'n hier als Deines Ruhmes Boten,
Und rufen — froh, weil Dich die Welt erkannte: —
Dem Sängerfürsten Heil! Heil unserm Dante!

Berlin. Julius Altmann.

Frankreich.

Zum Studium der Frage über die europäischen Geldkrisen.

II.

Die Verhinderungsmittel der Krisis.

Drei Dinge müssen zusammenkommen, wenn eine allgemeine Krisis ausbrechen soll:

der Kredit muß in einem Grade entwickelt sein, daß er den Umlauf des Metallgeldes in hohem Grade beschränkt;

der Handel muß eine Ausdehnung erlangt haben, daß die gewohnte Ausgleichung von Import und Export eine Störung erfährt, welche die Bezahlung mit Geld — und in bedeutendem Maaße — statt mit Rimessen nothwendig macht;

endlich muß der Markt mit Operationen überladen sein, die die Beihilfe des Kredits voraussetzen und die, wenn der Kredit fehlt, Verluste bedingen.

Will man die Krisen vermeiden, so muß man diese drei Ursachen vermeiden — aber wie ist dies zu erreichen?

Zunächst bedürfen wir eine hinreichende Menge kursirenden Metallgeldes. Fullerton hat in seinem Werke über die Cirkulations-Verhältnisse des Geldes darauf hingewiesen, daß Frankreich unter den allgemeinen Krisen wenig gelitten wegen der unzählbaren Anhäufungen großer und kleiner Baarsummen, vom Bauer an, der seine paar Thaler im Eisentopf aufbewahrt, bis zum Banquier, der seine Schränke gefüllt hat. Wenn ein bedeutenderer Metall-Export erfolgt, wird ein Theil dieses Vorrathes durch den hohen Zinsfuß hervorgelockt und füllt die Lücke aus. Frankreich zahlte z. B. nach der zweifachen Invasion der Feinde an die fremden Truppen innerhalb weniger Monate eine halbe Milliarde, ohne daß man im Geldverkehr eine Störung wahrnahm. Seitdem das Geld nicht mehr aufgespeichert, sondern in öffentlichen Anleihen oder Eisenbahn-Papieren angelegt wird, ist der französische Geldmarkt viel empfindlicher geworden für die Fluktuationen des auswärtigen Handels.

Soll man nun zur Erhaltung einer reichlichen Metall-Cirkulation auf den Kredit oder wenigstens auf den Kredit der Banknoten verzichten? Wolowski stellt in dieser Beziehung eine einfache Berechnung auf; er sagt: Frankreich, England und Nordamerika haben jährlich etwa je 800 Millionen in Noten zirkuliren; der jährliche Gewinn dieses Papiergeldes werde zu 40 Millionen veranschlagt; die Krisen, welche etwa jedes zehnte Jahr auftreten, bedingen einen Gesammtverlust von wenigstens einer halben Milliarde — diesem Verlust steht ein zehnjähriger Gewinn von 400 Millionen gegenüber, es überwiegt also das Verlust-Conto in jedem Jahr um 10 Millionen. Diese Berechnung ist richtig und gewiß, wenn man bei einem Verzicht auf den Gebrauch der Banknoten die Krisen umgehen könnte, so wäre es ganz vernünftig, wenn man auf die 40 Millionen jährlichen Gewinns des Notengebrauchs gleichfalls verzichtete.

Leider ist diese Voraussetzung nicht richtig. Hamburg z. B., das nur wenig Banknoten zirkuliren hat, ist den Krisen durchaus nicht entgangen. Man darf eben nur daran denken, daß die Banknoten nur einen Bruchtheil der Kredit-Mittel ausmachen, z. B. neben den Wechseln, welche in weit höherem Grade die Cirkulation des Metalls beschränken. Das hatte Robert Peel bei seiner Bankakte von 1844 nicht genügend beachtet. Gern geben wir zu, daß zur Beschränkung der Krisen eine Beschränkung der Papier-Cirkulation beitragen wird, und darin müssen wir den meisten französischen Publicisten beistimmen. In England, wo das baare Geld nur für den Detail-Handel gebraucht wird, begreift man die Gefahr eines Exports und Imports, der jährlich die Summe von 9 bis 10 Milliarden erreicht. In diesem Punkte stimmen die beiden englischen Parteien überein. Robert Peel, ein Anhänger der Schule von Mac-Culloch, verlangte für die Bank eine bedeutende Reserve; und Tooke, der Chef der anderen Schule, verlangt gleichfalls stets einen großen Metallvorrath. Er kommt zu diesem Verlangen in Folge eines Raisonnements, das dem oben aufgestellten sehr ähnlich ist: wenn die Handelsbilance durch einen übermäßigen Import gestört ist, muß nothwendig zur Wiederherstellung des Gleichgewichts Metall in's Ausland fließen — aber sind einmal die Schulden bezahlt, so hört der Ueberschuß der auswärtigen Rimessen auf und damit auch der Metallabfluß. Wenn nun beim Beginn des Abflusses die Bank im Besitz eines bedeutenden Inkassos ist, so kann sie bei einiger Vorsicht den Moment der Ausgleichung der Rimessen-Differenz erreichen, ohne zu Ausnahmsmaßregeln zu greifen, wenigstens nicht zu anderen, als einer Diskonto-Erhöhung von 1 bis 2 Procent. Ist beim Beginn der Krise hingegen der Bankvorrath schwach, so droht die Erschöpfung sehr bald; die Ausnahmsmaßregeln nehmen daher einen bedrohlichen Charakter an.

Also Einschränkung der Kredit-Papiere und Sorge für einen reichlichen Metallvorrath sind die ersten Vorbeugungs-Mittel gegen das Ausbrechen einer Krisis.

Das zweite, Krisen hervorrufende Moment ist die Störung der Handelsbilance. Zur Feststellung, ob diese Bilance vorhanden, genügt es nicht, das Verhältniß des Exports und des Imports zu vergleichen; denn im Ueberschuß des Imports liegt noch kein Uebelstand. England zum Beispiel importirt durchschnittlich in jedem Jahre um 1 Milliarde mehr, als es exportirt. Wir lassen zum Belege einige Zahlen folgen:

Jahr	Import	Export	Bilance zu Gunsten des Imports
1860	210,531,000 Pfd. St.	164,521,000	46,010,000
1861	217,485,000	159,632,000	57,853,000
1862	226,593,000	167,190,000	59,403,000
1863	248,981,000	196,902,000	52,079,000.

Es folgt daraus noch nicht, daß die Bilance für England ungünstig ist: es repräsentirt der Ueberschuß des Imports die Re-

venüen der ungeheuern Kapitals-Massen, welche England in der ganzen Welt untergebracht hat; und diese Revenüen fließen in Form von Waaren in's Mutterland zurück. Es ist das der Tribut, welchen das Ausland an England dafür zahlt, daß dieses ihm mit seinem Gelde Eisenbahnen gebaut, Bergwerke ausgebeutet oder Armeen unterhalten hat. England kann dafür Nichts exportiren, denn es streicht nur die Schulden ein, welche es ausstehen hatte. Der einzige Maaßstab für das richtige Verhältniß zwischen Import und Export ist der Preis der Wechsel. Wird der Preis der Wechsel in Folge ungewöhnlicher Verhältnisse, z. B. einer Hungersnoth, oder in Folge einer Preissteigerung (und zwar einer enormen) von Rohmaterialien, wie z. B. kürzlich bei der Baumwolle, ein unverhältnißmäßiger, so schützt nur ein hoher Diskont vor dem Eintreten einer Krisis: weil dieser von allen Seiten des Auslandes das Gold herbeiströmen läßt.

Die Macht dieses wunderbaren Mechanismus wurde vor zwanzig Jahren kaum geahnt; jetzt weiß man, daß der Einfluß der Banken auf den Geldmarkt fast nur durch die Höhe des Diskonts bedingt wird. Die Erklärung dieses Phänomens ist einer der interessantesten Punkte des kommerziellen Lebens, und sie ist auch für die praktischen Verhältnisse wichtig. Die Erhöhung des Diskonts bedeutet die Neigung, für das Darlehen von Metall einen höheren Preis zu bezahlen; das Metall fließt daher dorthin von den Orten, in denen es unbenutzt liegt oder nur wenig verlangt wird, nach dem auch hier geltenden Gesetze von Angebot und Nachfrage. Unabhängig von den Bankoperationen, welche den Export des Silbers oder das Festhalten desselben bedingen, macht der Preis der öffentlichen Fonds und der Waaren seine Schwankungen durch — bis zu dem Moment, wo der Diskont um ein Bedeutendes steigt; es sinken dann zunächst die Fonds und in Kurzem auch die Waaren. Der rasche Rückfluß des Goldes auf den Markt von New-York im November 1857, nachdem es im Oktober fast verschwunden war, ist eines der beweisendsten Beispiele dieses ganzen Phänomens.

Trotzdem wir für die Geld-Waare besondere Charaktere behauptet haben, stehen wir doch nicht an, die Solidarität der verschiedenen Geld-Märkte für ein unbestreitbares Axiom zu halten. In England weiß man dies längst, in Frankreich wollen das wunderbarer Weise selbst Männer wie Isaac Pereire nicht zugestehen. Schon 1857 wies Lord Overstone in seinen Briefen an die Times den Zusammenhang nach: „Während alle civilisirten Nationen um den Besitz des Kapitals sich Konkurrenz machen, kann kein Land den für dasselbe nöthigen Antheil des Kapitals behalten, ohne dafür einen entsprechenden Preis in Form eines höheren Zinsfußes zu bezahlen. Wenn besondere Umstände eine starke Nachfrage nach Metallen hervorrufen, so muß diejenige Nation, welche sich nicht Opfer auflegt, darauf verzichten, eine hinreichende Metall-Cirkulation sich zu erhalten; ihr Metall wird abfließen und sie mag versuchen, mit Banknoten zu wirthschaften." Die Praxis spürte die Richtigkeit der Theorie sehr bald heraus: wir sahen im Jahre 1864 in allen Ländern einen verhältnißmäßig gleichen Stand des Diskonts.

Die Verschiedenheit der Ansichten, welche in dieser Beziehung in London und in Paris herrschen, ist auffallend. In Paris wirft man der Bank von Frankreich vor, daß ihr Diskont zu hoch ist, in England, daß er nicht hoch genug ist; der englischen Bank werfen — nicht Theoretiker, sondern die Organe der City: Times und Economist, vor, daß sie nicht die Krisen durch Erhöhung des Diskonts verhindert oder beschränkt. Die Times rief jeden Tag: „Den Diskont hoch, damit das Inkasso bedeutend bleibe; ohne ein solches Inkasso verliert sich das Vertrauen, dessen Mangel den Kredit mit Einem Schlage ertödtet. Bei hohem Diskont wird der Kredit theuer sein, aber die guten Werthe werden doch überhaupt einen Preis haben und die soliden Häuser Darlehen erhalten." Die Bank von England handelte danach, und wir haben die Ueberzeugung: sie hat auf diese Weise der Krisis vorgebeugt.

Das dritte Moment zur Erzeugung einer Krisis war nach unserer Ansicht eine Ueberladung des Marktes mit Operationen, die Geldsummen für einen bestimmten Zeitpunkt verlangen und dieselbe mit Hülfe des Kredits befriedigen wollen. Diesem Moment gegenüber Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu wollen, erscheint fast unmöglich. Kann man durch Restriktiv-Maßregeln die Freiheit des Unternehmungsgeistes einschränken? Kann man Kaufleute verhindern, Waaren auf Zeit zu kaufen, die Privaten, sich bei neuen Unternehmungen zu betheiligen? Das ist natürlich unmöglich. Aber es ist möglich, dies Resultat durch dasselbe Mittel zu erzielen, welches das Gleichgewicht des internationalen Verkehrs aufrecht erhält, nämlich durch eine Erhöhung des Diskonts. Im Jahre 1863 bildete sich, wie früher 1824, 1846 und 1856, in England eine große Zahl neuer Gesellschaften: man hatte an die Börse von London 263 solche Gesellschaften gebracht, mit einem Grund-Kapital von 2 Milliarden; eine Milliarde sollte 1864 eingezahlt werden. Diese Summe ist nun in ruhigen Zeiten für eine Nation, die eine jährliche Ersparung von mehr als 3 Milliarden Frs. macht, nicht zu hoch. Zur Beschaffung des baaren Geldes mußte man indeß seine anderweitigen Fonds verkaufen; der Markt war aber durch die Lage des auswärtigen Handels genirt — da erhöhte die Bank ihren Diskont; die meisten Aktionäre, welche bereit waren, sich bei einem Diskont von 2 oder 3 pCt. an den neuen Unternehmungen zu betheiligen, denken nicht daran bei einem Diskont von 8 oder 9, weil sie ihr Geld alsdann anderswo sicher und einträglich verwerthen können. Hätte die Bank 1864 wie 1825 gehandelt, hätte sie, trotz der Flucht des Metalls, den Diskont nicht erhöht, so hätten alle jene Unternehmungen des Jahres 1863 in's Leben treten wollen, sie hätten mit auf den Kredit der Bank gerechnet und hätten sie schleunigst erschöpft.

Die Erhöhung des Diskonts wirkt also nach zwei Seiten: es zieht das Metall herbei und zügelt den ausschreitenden Spekulationsgeist.

Die Gesetze des Verkehrs-Marktes, die vor 20 Jahren kaum geahnt wurden, sind heut zum größten Theil begriffen. Am 2. Januar 1864 veröffentlichte das Organ des englischen Handels, der Economist, einen Artikel, welcher den Gang des Geldverkehrs für das kommende Jahr voraussagte; seine Voraussagen sind fast wörtlich eingetroffen. Nachdem er gezeigt, daß England etwa für eine Milliarde Baumwolle importiren würde, schloß er, daß diesem Import ein entsprechender Export von Metall folgen werde. Wenn Europa sonst aus Amerika seine Baumwolle bezog, so bezahlte es dieselbe mit Manufaktur-Waaren, welche die Vereinigten Staaten brauchten; jetzt fabrizire Indien das Rohprodukt zum größeren Theil, brauche aber dafür nur wenig europäische Fabrikate. Der Inder braucht wenig und sammelt am liebsten Metall, gleich allen nicht sehr civilisirten Völkern. Man müsse ihm daher seine Baumwolle baar zahlen. Der Geldabfluß werde sich überall geltend machen, ebenso gut in Frankreich, wo es keine Bankakte von 1844 gebe, wie in England; der Diskont werde steigen, denn der Preis des Geldes hänge von der Bilance ab und nicht von der Verwaltung oder der Gesetzgebung. Der Diskont werde während des

ganzen Jahres, wenn auch nicht in gleichem Grade, erhöht sein. Es werde daraus vielleicht eine große Gêne entstehen, aber keine eigentliche Krisis, weil der Markt, Dank rechtzeitig genommener Vorsichtsmaßregeln, nicht überbürdet sei.

So sprach der Economist: jeder Satz traf ein. Das war die Probe des theoretischen Rechenexempels, und die Probe war richtig. Man kennt also heut die Ursachen der Krisen; wir dürfen hoffen: die Stürme werden fortan vorausgesehen und wenigstens ihr umfassender Schaden verhindert werden. Möglich, daß eine künftige Probe bei sehr veränderten Verhältnissen nicht mehr richtig ausfällt — das würde uns nicht entmuthigen; die Wissenschaft würde auch die neuen Faktoren in Rechnung zu ziehen lernen und der Praxis erfolgreich dienen können.

Der Gewerbe- und der Arbeiterstand von Paris.*)

Die Handelskammer von Paris hat in diesem Jahre einen Gesammtbericht über die Gewerbe-Verhältnisse der Hauptstadt im Jahre 1860 veröffentlicht. Schon 1848 hatte sie eine ähnliche Arbeit unternommen, aber die Resultate derselben mußten nothwendig Einrisse erleiden durch den Stoß der politischen Krisen, da die Pariser Industrie mehr als jede andere der Revolution Tribut zahlen mußte. Der Bericht für 1860 ist exakter und vollständiger: er betrifft eine Periode, die man als eine normale bezeichnen kann und umfaßt zugleich ein weites Gebiet, weil er auch die neuen Stadttheile darstellt.

Paris ist in der That eine universelle Hauptstadt: es umschließt in mächtiger Concentration allen Glanz und alle Anziehungskraft der Civilisation; die entferntesten Gegenden der Erde bringen ihm ihre Huldigung, und in dieser Beziehung gehört Paris nicht den Parisern, auch nicht Frankreich, sondern der Welt. Es ist ein gewaltiges Atelier, in dem die Arbeit alle Produkte der Industrie maaßlos vervielfältigt. Dieses Bild entrollt uns der Bericht.

Die Handelskammer hat in Paris 101,000 Etablissements gezählt mit 416,000 Arbeitern und einem Produzirungswerth von 3369 Millionen für das Jahr. Die Ziffern vertheilen sich nach zehn Gruppen in folgender Weise:

	Zahl der Etablissements	Zahl der Arbeiter	Werth der Produkte	
1. Nahrungsmittel . . .	29,069	38,859	1,088	Millionen.
2. Bauten	5,378	71,242	315	„
3. Möbel	7,391	37,951	200	„
4. Kleidung	23,800	78,377	455	„
5. Weberei	2,836	26,810	120	„
6. Stahl, Eisen, Kupfer.	3,440	28,866	164	„
7. Gold, Silber, Platina	3,199	17,831	183	„
8. Chemische Industrie .	2,719	14,397	194	„
9. Druckerei, Kupferstich .	2,759	19,507	94	„
10. Gerberei, Uhren, Wagen, Sattler, Korbmacher, Bijouterie . .	20,580	82,071	556	„
	101,171	416,811	3369	Millionen.

Addirt man zu den Arbeitern noch die Meister und Arbeitgeber, so ergiebt sich eine Zahl von 518,100; und rechnet man noch hinzu 32,000 Eisenbahn- und Wege-Arbeiter, so steigt die Zahl auf 550,000. Man überschätzt es nicht, wenn man annimmt, daß die Familienmitglieder, welche von jenen Arbeitern abhängen, mehr als eine halbe Million betragen, und man darf also behaupten, daß mehr als eine Million, d. h. zwei Drittel der gesammten Bevölkerung von Paris von der industriellen Arbeit leben.

Dieses Verhältniß ist überraschend. Man kann sich im ersten Moment kaum erklären, woher es kommt, daß die Arbeit sich an einem einzigen Punkt bis zu dem Grade anhäuft; man sieht in einer solchen Anhäufung eine Gefahr für den öffentlichen Frieden. Was könnte sich ereignen, wenn eine Handelskrisis zur Arbeitseinstellung führte bei einer Bevölkerung, die genöthigt ist, von der Hand in den Mund zu leben, ja selbst wenn der Preis der Lebensmittel plötzlich in die Höhe ginge oder wenn der Kredit stockte, von dem die meisten Etablissements gehalten werden!

Das sind keine müßigen Fragen! Paris hat solche Perioden bereits durchgemacht, während welcher Geld, Kredit, Arbeit, Alles auf einmal fehlte, und man weiß, welches Elend und welche Opfer daraus entstanden. Wie würden sich die Verhältnisse heut gestalten, bei der bedeutenden Steigerung der Arbeiter-Bevölkerung? Wir haben solche Bedenken oft aussprechen hören und wir können nicht behaupten, daß die Zahlen, welche wir oben angeführt, geeignet sind, sie zu zerstreuen.

Freilich muß man die Verhältnisse auch ohne Scheu betrachten. Wenn das industrielle und kommerzielle Uebergewicht von Paris ein Kunstprodukt wäre, und nicht ein Resultat natürlicher Verhältnisse, so wäre die Besorgniß vor den Konsequenzen gerechtfertigt: denn alles Künstliche ist gefährlich. Indeß das Uebergewicht erklärt sich vollständig. Es ist das nicht allein ein Resultat der französischen Centralisation: in den meisten Ländern ist die politische Hauptstadt zugleich der mächtigste Heerd der Arbeit und der Produktion. Die Hauptstädte befinden sich gewöhnlich in einer ganz besonders stark bevölkerten Gegend; sie bilden daher für sich allein ein großes Centrum des Konsums, und es ist ein altes Gesetz, daß für die meisten Produkte, namentlich für diejenigen, welche Tagesbedürfnisse befriedigen sollen, die Erzeugung am besten am Orte des Konsums stattfindet. Dann ist die Hauptstadt ein Anziehungspunkt für eine große Zahl wechselnder Gäste, Inländer und Ausländer: sie steigern den täglichen Konsum bedeutend. Ueberdies eignen sich die Hauptstädte ganz besonders für Industriezweige, welche eine wechselnde Zahl von Arbeitshänden verlangen, und welche gerade dort, je nach Bedürfniß und nach ihrem Interesse die Arbeitermenge steigern oder verringern wollen. In den Metropolen finden sich ferner die großen Kapital-Ersparnisse und die ergiebigsten Kreditquellen. Endlich sind viele Arbeitsstätten auf einen Ort hingewiesen, der zahlreiche und direkte Verbindungen mit verschiedenen Punkten der Erde hat, mit Küsten und Meeren, einen Ort, der Wissenschaften und Künste umschließt, jene Hülfsmittel, die von Tag zu Tag für die Manufaktur unentbehrlicher werden. Das Alles gilt von Paris, wie es von London gilt, oder von Brüssel, Wien und Berlin.

Vielleicht jedoch übersteigt die Ziffer der industriellen Bevölkerung von Paris in einem gewissen Grade die Norm in Folge zweier außergewöhnlicher Ursachen:

Vor der Annexion der benachbarten Orte war das Weichbild von Paris bedeckt mit Hütten, die auf billigem Terrain entstanden waren, geringe Abgaben bezahlten und die doch ihre Arbeitsprodukte auf dem großen Markt bequem verkaufen konnten. Allerdings hat man diesen neuen Stadttheilen bis zum

*) Nach französischen Blättern.

Jahre 1870 nur geringe Stadtabgaben aufgelegt, aber nach jenem Zeitpunkte werden ihre Steuerausgaben steigen und es ist daher wahrscheinlich, daß einige Produktionszweige wieder außerhalb der neuen Ringmauer wandern werden.

Die zweite exzeptionelle Ursache liegt in den außergewöhnlich bedeutenden Arbeiten, welche die städtische Verwaltung unternommen hat. Indeß der Einfluß dieses zweiten Momentes ist nicht so beträchtlich wie man oft geglaubt hat, weil die Arbeiter des Bauhandwerks, die hier vorzugsweise in Frage kommen, sich zum größten Theile aus einer fluktuirenden Bevölkerung rekrütiren, die da erscheint, sobald Bedürfniß vorhanden, und die nach Befriedigung des Bedürfnisses wieder fortzieht. Uebrigens wird bis 1870 auch dieses Moment seine Bedeutung verlieren, da alsdann alle jene Bauwerke vollendet sein werden.

Der Bericht hat 101,171 Arbeitgeber verzeichnet; darunter 7492, welche mehr als 10 Arbeiter haben; 31,480, welche zwischen 2 und 10 Arbeiter haben; 62,199, welche allein oder nur mit Einem Gehülfen arbeiten. Die große und mittlere Industrie, welche durch die ersten Kategorien repräsentirt wird, umfaßt also nur 7 pCt. der Arbeitgeber, der große Rest gehört der kleinen Industrie an. Dasjenige, was die Pariser Industrie also ganz besonders charakterisirt, ist die Theilung der Arbeit; die großen Hüttenwerke sind dünn und spärlich gesäet. Hier ist Nichts, was an die Physiognomie der Fabrikstädte erinnert, wo mehrere große Werkstätten Hunderte und Tausende von Arbeitern enthalten, die alle die gleiche Thätigkeit haben und den gleichen Lohn und alle demselben Interesse gehorchen. In Paris theilt sich die industrielle Bevölkerung in zahllose Kategorien mit ganz verschiedenen Lebensbedingungen und ganz verschiedenen Interessen. Die Anhäufung hat daher bei Weitem nicht die Gefahren, welche man sonst befürchten könnte.

Die 416,000 Arbeiter zerfallen in 286,000 Männer, 105,000 Frauen und 25,000 Kinder. In den Artikeln, die sich auf Kleidung und Gewebe beziehen oder auf Bijouterien, übertrifft die Zahl der Frauen die der Männer. Eliminirt man diese drei Industriezweige, in denen die Betheiligung der Frauen sich durch die Natur der Arbeit erklärt und bei denen man etwa 75,000 Arbeiterinnen rechnet, die in ihrer eigenen Wohnung thätig sind, so bleiben 30,000 Frauen, welche in den anderen Gruppen von ihrem Tagelohn leben. Dieses Verhältniß ist vielleicht nicht bedeutend, indeß man kann nicht wünschen, daß es sich erweitere; wir wollen Niemandes Freiheit beschränken, aber wir glauben, man kann die Fabrikherren nicht ermuthigen, welche, theils um billige Hände zu gewinnen, theils in der lobenswerthen Absicht, den Familien ihrer Arbeiter einen Verdienst zu verschaffen, Frauen in Ateliers führten, welche bisher nur den Männern geöffnet gewesen. Denn der magere Lohn, welchen die Frau bekommt, wiegt den Schaden nicht auf, welcher aus der Vereinsamung des Hauses und der Vernachlässigung der Wirthschaft entsteht.

Von den 25,000 Kindern sind 10,000 Mädchen, und unter den 15,000 Knaben sind kaum 4000 in kontraktlicher Weise als Lehrlinge untergebracht. Die Eltern versäumen ihre Pflicht bei der Art, wie sie ihre Kinder in die Lehre geben, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus Unkenntniß der gesetzlichen Bestimmungen; die Meister geben sich keine Rechenschaft von den Pflichten, welche sie gegen ihre Lehrlinge erfüllen sollten; die Lehrlinge verlassen oft die Werkstatt, ohne Etwas gelernt zu haben. Eine Ueberwachung findet nicht statt, das Gesetz giebt nur Rathschläge. Wir erwarten eine Aenderung der gesetzlichen Bestimmungen.

Von 290,000 Arbeitern hat die Handelskammer den Tagelohn feststellen können; sie hat in dieser Beziehung 32 Gruppen aufgestellt und diese in drei Sektionen zusammengefaßt. Die erste Sektion umfaßt 64,000 Arbeiter, die täglich einen halben bis drei Franken verdienen; die zweite 211,000 Arbeiter, mit täglich drei bis sechs; die dritte 150,000 Arbeiter, die sechs bis zwanzig verdienen. Von der ersten Sektion können wir absehen: sie umfaßt Lehrlinge, Hülfsarbeiter und solche, die nur einen Theil ihrer Zeit für Arbeiter-Geschäfte verwenden; auch von der dritten Sektion müssen wir absehen, diese gehören gewissermaßen schon zu den Künstlern. Zerlegt man die einzelnen Gruppen der zweiten Sektion, so findet man 53,000 Arbeiter mit fünf Franken Tagelohn, 44,000 mit 4, 35,000 mit 4 Fr. 50 Cent., und 19,000 mit 6 Fr. Das sind die Gewerke des Baues, der Möbel und der Maschinen; das arithmetische Mittel beträgt 4 Franken und 51 Centimes.

Von den 105,000 Frauen verdienen 16,000 täglich 50 Centimes bis 1 Fr. 25 Cent., 88,300 zwischen 1 Fr. 50 Cent. und 4 Fr. und 700 zwischen 4 Fr. 50 Cent. und 10 Fr. Die mittelste Gruppe zerfällt in 27,800 mit 2 Fr.; 17,800 mit 2 Fr. 50 Cent. und viele kleinere Abtheilungen. Das arithmetische Mittel des täglichen Frauen-Tagelohns beträgt ungefähr 2 Fr. 14 Cent.

Das arithmetische Mittel von 4 Fr. 51 Cent. für die männlichen Arbeiter im Jahre 1860 muß heute bereits überschritten sein unter dem Einfluß dreier Momente: dem Handelsvertrag mit England (1860), der Londoner Industrie-Ausstellung (1861) und dem Gesetz über die Arbeiter-Koalitionen (1863). Der Handels-Vertrag zwang die nationale Industrie zu mächtigen Anstrengungen gegenüber der Konkurrenz: das Handwerkzeug mußte vervielfältigt und die Geschicklichkeit der Arbeiter gesteigert werden, und die Statistik hat schon nachgewiesen, daß die Pariser Industrie durch diese Umänderung mehr als jede andere gewonnen hat. Die Londoner Industrie-Ausstellung hat die Superiorität von Paris in einer ganzen Reihe von Artikeln festgestellt und den Absatz derselben gesteigert. Wir glauben, daß Paris noch nie eine glücklichere Arbeitsperiode gehabt hat als die nach 1860, trotz der mannigfachen Geldkrisen, welche in den letzten Jahren den Kredit bedrohten.

Dem Gedeihen der Fabriken folgt Schritt für Schritt eine Erhöhung des Tagelohns, sobald ein gewisses Hinderniß hinweggeräumt ist, nämlich das Verbot der Koalition der Arbeiter. Die Arbeiter sind jetzt in dieser Beziehung frei; die Freiheit ist nicht ohne Gefahr und sie ist oft gemißbraucht worden, indeß mäßig und umsichtig benutzt, führt sie dahin, daß ein Theil des Gesammtgewinns der Industrie auch den Arbeitern zu statten kommt.

Von den 101,000 Industriellen erklärten 64,000 eine Unterbrechung des Geschäfts nicht zu verspüren; die übrigen gaben Feier-Zeiten an. Es giebt nur Einen Industriezweig, der frei ist von jeder Schwankung: der der Nahrungsmittel; alle anderen haben eine stille Saison, die 2 bis 4 Monate dauert. Die regelmäßig wiederkehrende Abnahme des Arbeiterbedürfnisses hat keinen Schaden im Gefolge, die Arbeiter sind darauf vorbereitet; plötzliche Unterbrechungen hingegen werden stets bedenklich werden, und wenn das Sparkassen-System gegen solche plötzlich hereinbrechende Noth auch nicht viel hilft, so nützt es doch etwas und ist das einzige Rettungsmittel.

Die Zahl der täglichen Arbeitsstunden hat in den letzten Jahren eine Agitation hervorgerufen; wir wollen deshalb die in dieser Beziehung ermittelten Zahlen hier anführen. In 7000 Etablissements ist die Arbeitszeit kürzer als 12 Stunden, in

37,000 beträgt sie gerade 12 Stunden, in 37,000 dauert sie länger, in 20,000 ist sie nicht bestimmt. Bei diesen 12 Stunden sind 2 Stunden mit einbegriffen für die Mahlzeiten. Wir sind der Meinung, daß Seitens des Staates eine Feststellung der Arbeitszeit nicht vorgenommen werden kann. Die Arbeiten sind nicht von gleicher Art, verlangen nicht einen gleichen Kraftaufwand; manche Industriezweige verlangen Arbeits-Operationen von wechselnder Intensität, die Operationen müssen oft unterbrochen werden; endlich meinen wir, daß die fortschreitende Industrie immer mehr zur Löhnung für die Stück-Arbeit führen wird. Heute findet Stück-Lohn nur bei dem vierten Theil der Arbeiter statt; wir finden dies Verhältniß schon beträchtlich, glauben aber, daß es sich noch steigern werde.

In Bezug auf den Kulturzustand der Pariser Arbeiter-Bevölkerung hat der Bericht der Handelskammer ergeben, daß 87 pCt. lesen und schreiben können, 1 pCt. kann lesen, aber nicht schreiben, 12 pCt. können Beides nicht. Das Verhältniß war bei Männern und Frauen ganz gleich. Die Bauhandwerker (50,000) zeigen die größte Zahl Derer, die weder lesen noch schreiben können (19,000); die meisten dieser Arbeiter sind keine Pariser, sondern kommen im Sommer aus den benachbarten Departements in die Hauptstadt. Die beste Bildung findet sich bei den Buchdruckern, Optikern, Bijouterie-Arbeitern und den Arbeitern für Nahrungs- und Möbel-Gewerk. Vergleicht man in dieser Beziehung Paris mit dem übrigen Frankreich, so ist die Ueberlegenheit der Hauptstadt sehr bedeutend.

Die Handelskammer richtet ein Hauptaugenmerk auf die Moralität der Arbeiter: aus den Erklärungen der Chefs ergiebt sich, daß unter 100 Arbeitern 90 ein gutes Zeugniß erhielten, 5 ein mittelmäßiges, 5 ein schlechtes. Wir finden dies Resultat außerordentlich günstig. Natürlich handelt es sich hier nicht um vagabundirende Eckensteher, sondern um wirkliche Arbeiter. Es zerfallen diese Arbeiter in drei sehr verschiedene Kategorien: die ersten arbeiten in der eigenen Wohnung auf eigene Rechnung oder wohnen bei ihren Herren, die zweiten arbeiten in großen Fabriken, die dritten in kleinen Werkstätten. Die ersten befinden sich im Familienleben, d. h. sie genießen das sicherste Präservativ gegen alle Unordnung; die Arbeiter der großen Fabriken werden durch eine strenge Zucht zu einer gewissen heilsamen Regelmäßigkeit geführt. Unter diesen beiden Kategorien hat auch das Feiern am Montag vollständig aufgehört. Die dritte Kategorie giebt die häufigste Gelegenheit zur Unordnung, und der blaue Montag wird bei ihr noch oft genug heilig gehalten.

Wir dürfen auch für die Moralität noch eine Besserung erwarten, sobald die Association die Arbeiter mehr zur Freiheit herangebildet haben wird. Wir können heute nicht angeben, in welcher Weise das Associationswesen gehoben werden soll, aber wir dürfen hoffen, daß sich bei richtiger Einsicht und maßvollem Verhalten der Fortschritt mit Sicherheit wird erzielen lassen.

Aus den wenigen hier angeführten Daten ergiebt sich, daß die Handelskammer sich durch ihren Bericht ein großes Verdienst um die wissenschaftliche Volkswirthschaft erworben hat. Wir besitzen ein vollständiges Bild von dem, was Paris war im ersten Jahre der Erweiterung und vor Beginn der neuen, durch die Handelsverträge herbeigeführten Industriezustände. Der Bericht wird ein Vergleichsmoment bieten für künftige ähnliche Arbeiten. Neben den rein statistischen Daten finden sich äußerst interessante Notizen über die Geschichte der einzelnen Industriezweige, auf welche einzugehen, wir uns leider versagen müssen.

Wir wollen hier zum Schluß die Hoffnung aussprechen, daß wir auch bald von ähnlichen Arbeiten in Deutschland zu berichten haben mögen.

England.

H. Beta's „Deutsche Früchte aus England.“ *)

Die mehr oder minder umfangreichen Amnestien, welche den Flüchtlingen der Jahre 1849 und 1850 die Rückkehr in's Vaterland gestatteten, gaben der Heimat eine Anzahl trefflicher Männer, warmer Patrioten, gereifter Männer zurück, die in der Ferne das Gedächtniß der Heimat hochgehalten. Wie bitter auch immer das Brot der Verbannung geschmeckt, wie hart es zu brechen gewesen, die Liebe zum großen Deutschland mit seinen noch immer fragwürdigen Gränzen, erlosch nimmer im Herzen Jener, die ein hartes Geschick und die Verfolgung politischer Gegner daraus vertrieben.

Wenn es das traurige Loos Verbannter nur zu oft ist, den Maßstab allgemach zu verlieren, mit welchem die realen Verhältnisse, in denen die Zurückgebliebenen fortleben, zu messen sind, so ist es doch ein Ersatz für sie, freilich ein schwer erkaufter, am Leben und Weben fremder Nationen das des eigenen Volkes in seinen Vorzügen und Mängeln so recht erkennen zu dürfen und verstehen zu lernen.

Solche Verbannte sind dann oft für ihre Nation ein reicher Segen, und das Amt kulturhistorischer Vermittleung, daß sie zwischen alter und neuer Heimat übernehmen, scheint heute ein Moment von solcher Bedeutsamkeit, daß wir Jüngstgeborenen fast dazu gelangen, in der Reactionsperiode der ersten fünfziger Jahre eine Nothwendigkeit zu erblicken, aus deren Opfern uns Epigonen und unsern Kindern und Kindeskindern einst eine Fülle von Wohlthaten erwachsen müssen.

Mag dieses Bewußtsein uns die Ueberzeugung, daß das lebende Geschlecht, welches sich am rosigen Licht freut, die Erkenntniß hiervon in der Brust trägt, mag dies jenen Märtyrern der Neuzeit ein Trost, eine Belohnung sein für alle die Mühsal und unendlichen Leiden, die sie ertragen, seit sie dem heimischen Herde und den Gräbern der Väter Valet gesagt.

Im zweiten Theile der vor Kurzem erschienenen „deutschen Früchte aus England“ des langjährigen Mitarbeiters dieser Zeitschrift, Dr. Beta, finden sich solchergestalt die „Erinnerungen eines Flüchtigen“ gleichsam als „Vorwort“ aufgezeichnet, welche in überraschender Art einzelne Streiflichter auf eine Preß-Polizei fallen lassen, die in dieser Weise ..... Verzeihung, bald hätte ich gesagt, heutzutage zu den Unmöglichkeiten gehört.

Im siebenten, dem soeben erschienenen Bande seiner „Tagebücher“ (pag. 101) erwähnt Varnhagen von Ense auch eines Besuches, den Beta bei ihm gemacht.

„Gegen Beta,“ sagt Varnhagen, „lägen vier, fünf Anklagen hier vor; der Staatsanwalt hat ihm unerwartet angezeigt, daß die Akten sämmtlich zurückgelegt worden sind; er weiß nicht, wem er dies verdankt. Jetzt aber schwebt eine neue Untersuchung über ihm, die das Kriegsministerium eifrig betreibt u. s. w.“

---

*) Deutsche Früchte aus England. Erzählungen und Erlebnisse von H. Beta. 2 Bde. Leipzig, F. W. Grunow, 1865.

Das war noch unterm 15. März 1850. Nicht lange darauf war es eine neue Anklage mit ziemlich sicherer Aussicht auf Verurtheilung, die Beta's Flucht zur Folge hatte. Er ging nach mancherlei Fährlichkeiten nach England.

Beta besitzt — und das ist ein großes Glück für ihn! — ein gut Stück naturwüchsigen Humors und eine Beweglichkeit des Geistes, welche letztere ihn jetzt mit überlegenem Lächeln sowohl auf die Fata zurückblicken läßt, die ihm auf seinen Hergängen begegnet, als auch auf Jene, die sie ihm bereitet.

Nachdem er so als Jüngling mit tausend Masten in den Ocean hinausgeschifft, kehrt er still auf gerettetem Boote nun in den Hafen zurück....

Die Leser dieser Blätter wissen es bereits, daß das ideale Streben, welches Beta im Laufe der literarischen Wirksamkeit seiner Verbannungsjahre stets im Auge gehabt, darauf gerichtet war: „„ein lebhaftes, gründliches und vielseitiges Tauschgeschäft zwischen englischer und deutscher Kultur und Lebensweise““ herzustellen. „„Wir importiren,““ meint der Verfasser, „„damit durchaus nichts Fremdes, denn die Schönheiten dieser Kultur und Lebensweise — (und wie schwer hat er nicht erst ringen müssen, ehe es ihm, dem eingefleischten Deutschen, gelungen, sie vorurtheilsfrei anzuerkennen!) — denn diese Schönheiten sind echt germanisch, bei uns verkommen, dort in Freiheit und Pflege zu üppigen Blüthen und Früchten gezogen.““

Wohlan denn, es ist dies ein schönes Ziel, werth, vom Erfolge gekrönt zu sein.

Die beiden vorliegenden Bände sollen den Anfang einer Sammlung aller jener Erzählungen, Skizzen, Erfahrungen und Beobachtungen sein, die der Verfasser im Laufe eines reichbewegten Lebens zu schaffen und zu machen Gelegenheit gehabt, um damit Das anzubahnen, was ihm Ideal: „„Deutsche Vorzüge und Tugenden — in englischen Häuslichkeiten und Freiheiten!““

Möge es ihm beschieden sein, es noch selbst zu erleben, wie ein Theil der Saat, die er gestreut, nicht unter die Disteln und Dornen des Weges gefallen.

Um uns ein ergreifendes Stück englischen Lebens in seiner Starrheit, Ungerechtigkeit und doch wieder stolzen comfortablen und gutmüthigen Lebenssicherheit zu zeichnen, giebt Beta im ersten Bande eine größere Novelle unter dem Titel: „der Sohn des Nebels“, eine mit großem novellistischen Geschick geschriebene Erzählung, in der frisches, warmes Leben pulsirt, während ein trefflicher Lever'scher Humor darin vorherrscht. Beta schafft seine Charaktere und Figuren aus dem Vollen, und die heitere Laune, die er spielen zu lassen weiß, ist recht geeignet, den düsteren Hintergrund des oft krass engherzigen High life erträglich zu machen.

Die Skizzen und Erzählungen des zweiten Bandes, zum Theil schon in der „Gartenlaube“ abgedruckt, haben nicht alle gleichen Werth. Ob der Verfasser sich wohl stets bewußt gewesen, Etwas hier überall vermieden zu haben, was er selbst als „Sensation“ bei Mrs. Braddon und the Gentleman of the Horror, Wilkie Collins, sonst so kräftig zu verurtheilen wußte?

Ein zweites hyperromantisches Element, in welchem freilich der Humor gerade des Kontrastes wegen sich gern zu bewegen pflegt, ist hier und da für geläuterte Geschmacksrichtungen doch zu sehr vorherrschend, als daß es rathsam erschiene, den Verfasser aufzufordern, gerade auf diesem Wege und mit diesen Mitteln weiter zu arbeiten, umsomehr, da er es doch gar nicht nöthig hat, sich derlei Hilfslinien zu ziehen.

Was sich für das gemischte Publikum eines illustrirten Volksblattes, wie die „Gartenlaube“, eignet, mag nicht immer für die gebildete Lesewelt passen und ebenso umgekehrt. Der Verfasser selbst wird dies besser wissen, als wir, da nirgends so scharf, wie in England, die Linie zwischen den beiden Leser-Klassen, die zusammen das Publikum bilden, gezogen ist.

Vielleicht, daß der Verfasser sich auch darauf aufmerksam machen läßt, freundlichst weitere Bände, die uns nach dem Obengesagten sicherlich hochwillkommen sind, in korrekturlicher Beziehung etwas sorgsamer auszustatten und nicht so unendlich viel auf die stereotype „Entfernung des Verfassers vom Druckort“ schieben zu lassen. Die Heldin im „Sohn des Nebels“ z. B., die ureigentlich „Claudia“ heißt, wird im letzten Drittel der Erzählung plötzlich zur „Lydia“ und dergleichen Lapsus mehr, die ein Autor, der ebenso streng gegen sich selbst, wie gegen Andere ist, sich nicht verzeihen resp. gestatten dürfte.

Doch das sind freilich Kleinigkeiten. Immerhin haben wir den Autor mit seinen „deutschen Früchten aus England“ herzlich willkommen zu heißen. Sind sie doch gereift unter der sengenden Sonne des Exils, und geben sie doch Seite für Seite Zeugniß von der Treue, mit welcher Beta der alten Heimat angehangen und ihrer gedacht, wenn er auch wohlmeinend genug ist, die Mängel und Verkehrtheiten, die ihr noch ankleben, nicht grundsätzlich todtschweigen zu wollen.

Arthur Levysohn.

Kleine literarische Revue.

— **Dante und Göthe.** Die geistvolle französische Schriftstellerin, die unter dem Namen Daniel Stern schreibt, hat eine Reihe von „Dialogen über Dante und Göthe“ verfaßt, die in der Revue Moderne (der früheren Revue Germanique) abgedruckt sind. An der Küste des Meeres, in reizenden Landschaften der Bretagne, unterhält sich eine ältere Frau, Diotime die Tochter einer Deutschen, einer persönlichen Freundin Goethe's aus Frankfurt, mit jüngeren Freunden und Freundinnen über den Genius, über die Poesie und über das Leben Dante's und Göthe's. Die „Divina Commedia“ und der „Faust“ werden mit einander verglichen und in Beiden wird der gleiche göttliche Geist, dieselbe Sehnsucht nach dem Höchsten und Unvergänglichen, nachgewiesen. „Die Politik,“ sagt Diotime, „hat die beiden Nationen getrennt und einander gegenübergestellt, aber ihr Instinkt, sobald er sich frei fühlt, führt sie zusammen. Deutschland und Italien sehnen sich zu einander; sie fühlen es wohl, daß das Eine des Andern bedarf, um sich gegenseitig zu ergänzen.“

— **Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution.***) Der Verfasser dieser kleinen Monographie hat eine an Kunst der Forschung und Darstellung wohlgelungene Arbeit geliefert, und recht deutlich den Beweis geführt, daß auch die kleinste Frage einem gebildeten Geiste ein reiches wissenschaftliches Feld eröffnen kann. Ausgehend von der bekannten von den Biographen Schiller's oft erwähnten Thatsache, daß eine Bearbeitung der Räuber in Frankreich während der Revolution Glück machte, und dem Verfasser das französische Bürgerrecht verliehen wurde, hat er diesen Gegenstand einer näheren

*) Von Dr. Karl Richter. Grüneberg, Levysohn. 1865.

Erörterung unterzogen, und Gelegenheit gefunden, sich trefflich über die Bühne vor und während der Revolution, über Schiller's und vorzugsweise seiner Räuber Bekanntwerden in Frankreich, über die französische Kritik, die Person des Uebersetzers, und Schiller's Bürgerbrief selbst zu verbreiten. Zum Schlusse bringt er das Original-Diplom und das Uebersendungsschreiben nach dem Wortlaut dieser von Schiller, dem die Urkunden erst sehr viel später und nach mannigfachen Wanderungen durch Deutschland zugingen, in der Weimarischen Bibliothek deponirten Urschriften. Der Grund der mehrjährigen Fehlsendungen war die falsche Orthographie von Schiller's Namen, der irrthümlicherweise Gille genannt war. Die interessanteste Abtheilung dieser Mittheilungen ist jedenfalls diejenige, welche über die Person des Uebersetzers handelt. Es war dies ein Elsasser, Schwingenhammer, der seine Studien in Stuttgart vollendete, als Schiller Karlsschüler war und dort den jungen Dichter kennen lernte. Er nannte sich in Frankreich Lamartellière, und präsentirte seine Uebersetzung unter dem Titel „Robert, le chef des brigands, imité de l'Allemand" schon vor der Revolution. Natürlich wurde das Stück zur damaligen Zeit zurückgewiesen, machte aber während der Schreckensherrschaft Furore auf der Bühne, zumal die Helden des Stückes auch eifrig über die „Menschenrechte" disputirten. Charakteristisch ist der Schluß mit einem „guten Ende". Robert (Karl) wird Souverain und regiert sein Ländchen in glorreicher und freisinniger Weise. Später fügte der Verfasser diesem Stücke einen zweiten Theil hinzu, die Schicksale seines Helden als Regenten darstellend. Lamartellière entging den Verfolgungen der Schreckensepoche nicht, überkam sie aber, bekleidete sogar während der Restauration ein öffentliches Amt und starb erst 1830. Unter manchen anderen dramatischen Leistungen nennt uns Dr. Richter noch Uebersetzungen von Schiller's „Kabale und Liebe" und dem „Fiesko".

Die Unterzeichner von Schiller's Diplom und dem Uebersendungsschreiben, Roland und Danton, erlebten Beide die Behändigung nicht. Sie waren schon vorher als Opfer ihrer idealen Bestrebungen gefallen, verbrannt in dem selbst angefachten Feuer, das sie zu beherrschen nicht im Stande waren, als der Würgengel Robespierre und seine Genossen die Flammen schürten.

Schiller theilte übrigens seine wunderliche Bürgerehre mit einer bunten Gesellschaft, z. B. Wilberforce, Hamilton, Washington, Campe, Pestalozzi, Kosciusko, Makintosh. Während Klopstock, empört über die Ausschreitungen der einst von ihm gefeierten Umwälzung, das Dokument zerriß, hob sich Schiller eine copia vidimata auf, für den Fall, daß einst eines seiner Kinder von dem Rechte der Niederlassung in Frankreich Gebrauch machen wolle.

— **Belgischer Unterrichts-Bund.** Nach dem Muster der vor achtzig Jahren in Amsterdam gegründeten, um die Verbreitung von Volksbildung und Unterricht hochverdienten Gesellschaft „Tot nut van 't algemeen" (Zum Nutzen des Allgemeinen), ist vor einigen Monaten in Belgien ein vlaamischer „Unterrichts-Bund" gestiftet worden, dessen vom 16. Februar 1865 datirte Statuten wir vor uns liegen haben. Der „Onderrigtingsbond, genootschap ter uitbreiding en verbetering van opvoeding en onderwijs in Belgie" hat sich hiernach die Aufgabe gestellt, mit allen gesetzlichen Mitteln die Verbreitung und die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes in Belgien zu fördern. Zu diesem Zwecke will der Bund auch auf die Revision der belgischen Gesetzgebung einwirken, soweit dieselbe, hinsichtlich des Unterrichtes, mit der Gewissensfreiheit, mit der verfassungsmäßigen Gleichheit aller Staatsbürger, mit dem freien Gebrauche der Sprachen und mit der Lehrfreiheit im Widerspruch ist. Die soziale Lage der Lehrer und der Lehrerinnen zu verbessern, ist ebenfalls ein Hauptstreben des Bundes, der sich auch des bisher in Belgien sehr vernachlässigten Mädchen-Unterrichtes besonders annehmen will. Nicht minder will er sich die Gründung von Volks-Bibliotheken, von Schulen für Erwachsene und von öffentlichen Lehrvorträgen angelegen sein lassen. Eine der fünf Sectionen des Bundes, die den verschiedenen Unterrichtszweigen gewidmet sind, hat sich speziell mit dem Gebrauche der vlaamischen Sprache bei dem Volksunterricht zu beschäftigen. Die Haupt-Direction des Bundes hat ihren Sitz in Brüssel, während jede provinzielle und jede lokale Abtheilung desselben ihren besonderen Vorstand hat. Bereits zählt der Bund in dem vlaamischen Theile des Landes eine sehr große Anzahl von Mitgliedern. Dabei ist es erfreulich, unter den Namen der Stifter des Bundes, deren Verzeichniß uns ebenfalls vorliegt, sehr viele Namen von französischem (wallonischen) Klang zu finden.

— **Real and Ideal,** betitelt sich ein sehr elegant ausgestattetes Liederbuch des amerikanischen Dichters John W. Montclair,*) das uns in der zweiten Auflage vorliegt und für deutsche Leser ein besonderes Interesse durch den lebhaften Antheil gewinnt, den der Verfasser an der Verbreitung unserer Poesie bei seinen Landsleuten nimmt. Mehr als die Hälfte des Bändchens ist mit Uebersetzungen deutscher Lieder angefüllt, deren Auswahl eine keineswegs oberflächliche Kenntniß unserer Literatur, sowie ein sinniges Verständniß der deutschen Romantik bezeugt. Wir finden hier den Erlkönig und den Fischer, die Wallfahrt nach Kevlar und die Grenadiere, Chamisso's Riesenspielzeug, Schwab's Ritt über den Bodensee, Grün's alten Komödianten, die Heimkehr von Vogl u. A. in allerdings nicht immer völlig einwandsfreier Weise, aber doch im Ganzen unversehrt und jedenfalls genießbar wiedergegeben. Am besten, auch die eigenen Gedichte des Verfassers mit eingerechnet, erscheint uns die Uebertragung des schönen Liedes von Rückert, das als Probe von Montclair's Uebersetzungen hier eine Stelle verdient:

I knocked in vain at the rich man's door:
A farthing is all he gives to the poor.

Gently I tapped at affection's gate:
Ten others were wooing, I was too late.

Fain would I approach honor's castled abode:
No spurs had I won, no palfrey I rode.

Where industry toiled, a pittance to gain,
I met only rags, starvation and pain.

Through life I have sought the abode of content:
It beckoned, but vanished when nearer I went.

One cottage I found — t'was grassy and low;
Thither for refuge at last I may go.

Its portals are open, to welcome each guest;
There many before me in silence sought rest.

---

*) Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1865.

Literarischer Sprechsaal.

In dem so eben erscheinenden Katalog Nr. 68 von J. Stargardt in Berlin, der einen höchst werthvollen Beitrag für die deutsche und skandinavische Literatur liefert, ist aufgeführt: „Prometheus Deukalion ... seine Recensenten. Hamburg, 1775," dabei ein Einzeldruck, der zu den größten Seltenheiten der deutschen Literatur gehört, folgenden Inhalts:

„Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir wars, wie meinen Freunden, und dem Publiko, ein Räzel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenigen Tagen entdeckte. — Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mirs ganz recht, bey dieser Gelegenheit verschiedne Personen aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.

Frankfurt a. M., 9. April 1775. Goethe."

Der volkswirthschaftliche Kongreß, dessen diesjährige Versammlung am 28. August in Nürnberg stattfindet, wird dort vor Allem dahin zu wirken haben, daß die Regierungen der deutschen Mittelstaaten nicht länger zum offenbaren Nachtheil ihrer arbeitsamen, gewerbfleißigen Bevölkerungen das Zustandekommen eines Handelsvertrages des deutschen Zollvereins mit dem Königreich Italien hindern. Italiens Häfen und Handelsstädte Livorno, Genua und Ancona zählten seit der Begründung des Zollvereins zu den besten Kunden desselben. Unsere bedruckten Kattune, unsere Tuche und Strumpfwaaren, unsere halbseidenen Fabrikate, unsere Leder- und Kurzwaaren, unsere Gold- und Silberarbeiten, unsere Stahl- und Eisenwaaren, unser „Nürnberger Tand" fanden stets, so lange sie in dem außerösterreichischen Italien mit gleichen Zöllen wie die Erzeugnisse Englands, Frankreichs, Belgiens und der Schweiz belegt waren, dort einen bevorzugten Absatz. Seitdem wir jedoch in Folge der neuen westeuropäischen Handelsverträge nicht mehr zu den „begünstigten Nationen" des dortigen Zolltarifs gehören, sind wir von den italiänischen Märkten mehr oder weniger ausgeschlossen. Dem muß ein Ende gemacht werden, und zwar rascher, als dem Unfuge der Hinhaltung des von Preußen mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrages, durch welche Hinhaltung wir leider zwei bis drei Jahre des Wettkampfes mit der Industrie concurrirender Länder verloren und alle Vortheile eines solchen Wettkampfes eingebüßt haben.

Die heftigsten und, wie uns scheint, gerechtesten Beschwerden werden in Wien gegen die Kohlentarife der österreichischen Nordbahn erhoben. Die Nordbahn bildet den Zugang zu den Rossitzer, Ostrauer, Jaworzno'er, oberschlesischen und Kladno'er Kohlen. Die Preise dieser Kohlen variiren an den Gruben für Stückkohle zwischen 13 und 40 Kreuzern; Thatsache aber ist, daß in Wien keine gute Schwarzkohle billiger zu stehen kommt, als 86 Kreuzer der Zollcentner, und Thatsache ist, daß die oberschlesische Kohle, deren Lagerstätte von Berlin 73 Meilen und von Wien nur 55 Meilen entfernt ist, in Berlin 42 Kreuzer, in dem viel nähern Wien aber — ohne Verzehrungssteuer und Zustellung ins Haus — 87 Kreuzer kostet.

Auch in Bezug auf die Steinkohle gilt, was wir kürzlich über die durch die österreichischen Eisenbahnen und deren im Grunde für den Eisenbahn-Verkehr ganz überflüssige Speditionshändler herbeigeführte Vertheuerung der österreichischen Weine bemerkt haben. Wien würde, als Fabrikations- und Handelsplatz, einen ganz ähnlichen Aufschwung nehmen, wie Berlin seit zwanzig Jahren, wenn ihm nicht durch seine Eisenbahnen und seine Speditionshändler die Steinkohle, dieses Lebenselement aller gewerblichen Production, so vertheuert würde. Es giebt für die österreichischen Volkswirthe gewiß keine näher liegende und keine lohnendere Aufgabe, als auf die Herstellung neuer Eisenbahnen nach den Kohlen-Revieren und auf die Einschränkung der Speditions-Geschäfte, dieser Schling- und Wucherpflanze des Handels, zu dringen. Zunächst sollten sie auch zu veranlassen suchen, daß der volkswirthschaftliche Kongreß, dieser reisende Schulmeister des deutschen Volkes, einmal nach Wien komme und dort Propaganda mache.

In Nr. 22 dieser Blätter wird von einem „vor kurzem verstorbenen" toryistischen Unterhausmitgliede, Lord George Manners und dessen berühmten Versen: „Let art and science die" rc. gesprochen. Nun giebt es allerdings einen Lord George Manners, toryistisches Unterhausmitglied für Cambridgeshire, der aber eben so wenig verstorben ist, als sein älterer Bruder, Lord John Manners, Vertreter von Nord-Leicestershire und ehemaliges Mitglied des Ministeriums Derby, von dem die angezogenen Verse wirklich herrühren. Dieselben lauten übrigens noch kurioser, als sie von dem Herrn Referenten angegeben werden, und zwar:

> Let art and science, trade and commerce die,
> But save, oh save our old nobility!

Also nicht allein Kunst und Wissenschaft, sondern auch Handel und Verkehr mögen eher zu Grunde gehen, als daß „unser alter Adel" Schaden leide! Wenn man bedenkt, daß gerade der englische Adel von Lord Brougham „the most mushroom in Europe" genannt wird und daß nicht wenige Mitglieder des Oberhauses von ehrsamen Kaufleuten und Krämern abstammen — eine, beiläufig gesagt, viel ehrenvollere Genealogie als die vieler anderen Lords, die ihre Pairskronen der Abkunft von königlichen Maitressen oder der Bestechung königlicher Günstlinge verdanken — so muß eine so zärtliche Sorgfalt für „our old nobility" noch komischer erscheinen. F. L.

Die erste Aufführung von Wagner's „Tristan und Isolde" hat nun wirklich am 11. Juni in München stattgefunden, und zwar mit einem für den Komponisten sehr schmeichelhaften, äußern Erfolg. Man schreibt über das Werk, daß es etwas ganz Abnormes und von unseren bisherigen Begriffen einer „Oper" Abweichendes sei. Erwarten wir das Nähere!

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] ——— Berlin, den 24. Juni 1865. ——— [Nº 26.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Geschichte des Drama's, nach J. L. Klein. Die griechische Tragödie. 351. — Passavant und Herman Grimm über Rafael's Schule von Athen. II. 353.

Italien. Die Dante-Feier in Florenz. 354.

Japan. Analecta Japonica. I. Die öffentlichen Lehranstalten Jeddo's. 357.

Finnland. Zur finnischen Mythologie. 358.

Frankreich. Geschichte Cäsar's von Napoleon I. 361.

Schweiz. Poetische Stimmen aus der französischen Schweiz. 362.

Kleine literarische Revue. Henry Tappan's Gedächtnißrede zu Ehren Lincoln's. 363. — Die Forthnighthly-Review über den Erfolg in der Literatur. 363. — Sir John Herschel über Atome. 363. — Das „Echo der russischen Presse". 364.

Literarischer Sprechsaal. Der Journalistentag und die österreichische Presse. 364. — Deutsche Philosophie in Spanien. 364. — „Problematische Naturen". 364.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (26) endet das laufende Quartal des „Magazins." Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

June 1865.

Armadale. — Confession. — Provincialism. — Wives and daughters. — The english Drama during the Reigns of Elizabeth and James. Part II. — How we did Mont Blanc. — To Spring. — Thomas Warton. — Ralph Grueby's ghost. — Vidocq and the Sansons.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (393)

June 1865.

Our brilliant failure, by H. J. Byron. — Flowers and foreign flower-fashions. — The introductory process. (Illustrated by George Du Maurier.) — On furnishing. — Human pickles. — June promenaders. (Illustrated by M. A. Boyd.) — London Shadows. — The merchant-princes of England. — On the road to dinner. (Illustrated by Adelaide Claxton. — A May-dream on the female examination. — Between the lights. (Illustrated by Lois Mearns.) — Fellows. (With 8 varieties drawn by C. H. Bennett.) — In the streets: A London reverie. — Held asunder. A tale in 3 chapters.

In dem untengenannten Verlage ist erschienen:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865
von
Herman Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (394)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (396)

Der Krieg von 1815
und
die Verträge von Wien und Paris.
Von
Julius Königer,
Hauptmann im Großh. hess. 3. Infanterie-Reg.
Mit einer Karte.
gr. 8⁰. Preis: 2 Thlr. 10 Ngr.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (395)

Oehlenschläger, A., Helge. Ein Gedicht in Romanzen. Uebersetzt von **G. von Leinburg.** 8. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

☞ Der „Helge" wird, als Vorbild und Seitenstück zu Tegnér's Fritjofssage, allen Freunden dieser letzteren klassischen Dichtung von besonderem Interesse sein.

Im Verlage von Day & Son in London und Ludwig Denicke in Leipzig ist soeben erschienen:

Owen Jones,
Grammatik der Ornamente.

Illustrirt mit Mustern von den verschiedenen Stylarten der Ornamente in 112 Tafeln.

Preis in prachtvollem Einband 35 Thlr.

Dieses Werk kann mit Recht als ein klassisches bezeichnet werden. Es ist eine vollständige Schule der Ornamentik und den Künsten und Gewerben unentbehrlich.

Direct von der Verlagshandlung in Leipzig und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen. (397)

So eben erschien die **dritte Lieferung** der

Geschichte Julius Cäsars
von Kaiser Napoleon III.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der **erste Band in Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt,** erscheint in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen **Preise** von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird. Ein so niedriger **Preis** macht jedem Gebildeten die Erwerbung **dieses merkwürdigen,** mit so großer Spannung erwarteten und mit so lebhaftem Interesse aufgenommenen **Werkes** möglich.

Wien, Carl Gerold's Sohn,
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (398)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr. (399)

Soeben verlässt die Presse das Doppelheft Mai-Juni.

Mit einer Photographie.
(Der Engel Michelangelo's in Bologna.)

Gedichte Michelangelo's, herausgegeben von Guasti. — Verschiedene Codices als Grundlage der Ausgabe. — Ungenügende Benutzung des Codex Vaticanus. — Das Sonett „Giunto" nicht an Vasari gerichtet. — Gedicht an Florenz. — Nachträge zu dem Aufsatze über Foggia. — Benutzung Cicognara's durch neuere Autoren. — Cicognara's bedenkliche Methode. — Bildniss Friedrich II. — Die Säule von Gaeta. — Facsimiles Raphaelischer Zeichnungen in Oxford. — Unächte Namensschrift Raphaels. — Der Engel Michelangelo's in San Domenico in Bologna. — Hat Michelangelo auch den San Procolo in Bologna gearbeitet? — Das Reiterstandbild des Bartolommeo Colleoni in Venedig. — Reisebericht des Felix Fabri aus Ulm und sein Besuch in Venedig 1483. — Vasari's und Sansovino's Verschweigen Leopardi's. — Leopardi's Grabmal. — Verrocchio's und Leopardi's Antheil an der Statue.

Verlag von F. A. **Brockhaus** in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.
By Henry Thomas Buckle.

In 5 vols. 8⁰. Jeder Band 1 Thlr. Erster und zweiter Band.

Dieses Werk hat als eine ausserordentliche Erscheinung von der Kritik bereits die allgemeinste Anerkennung gefunden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erscheint, und verdient allen Freunden historischer Lectüre empfohlen zu werden. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst, sodass das Werk als epochemachend bezeichnet werden kann. Die obige Ausgabe, von welcher bereits die ersten beiden Bände erschienen sind, wird die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigeren Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe erleichtern. Sie wird binnen Kurzem vollständig vorliegen. (400)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 25. Lorenz Sterne. — Ein Wallfahrtsfest in Selymbria (Selistria). — Die Pyrenäen und ihre Touristen- und Kranken-Stationen. — Die Urtheile über Shakespeare in Lessings Dramaturgie. — Correspondenzen. London. Genf. (401)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (402)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 25. Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Altjüdische Romane. II. — Die Mängel des preußischen Verwaltungsrechts.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Baltische Monatsschrift. (403)

Vol. XI. Heft 3. März 1865.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.

Ueber die Besteuerungs-Verhältnisse Lieflands Estlands, von N. v. Wilcken. — Ueber den Verkauf der Pastoratsbauerländereien. von G. Masing. — Die Duchoborzen in Transkaukasien. — Von dem wahren und falschen Liberalismus in Bezug auf das Grundeigenthum.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Oesterreichische Wochenschrift (404)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 23. Ueber die ältesten Formationen der Erde und die frühesten Spuren organischen Lebens, von Prof. Dr. Hochstetter. — Neuere Lyrik, von Emil Kuh. — Das constitutionelle Prinzip, herausgegeben von A. v. Haxthausen. — Mémoires de Madame Roland, publiés par M. Dauban. — Nekrolog: August Kunzek, Edler von Lichtow. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Nordische Revue.

Vierter Band. Erstes Heft. April 1865.

Diderots bisherige Schicksale in der Literatur. Von Karl Rosenkranz. — Der Welt-Telegraph, von Karl Andree. — Nach der Schlacht. — Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. Von Ant. E. Horn. — Alt und Neu. Lieder und Sprüche. Von Wilhelm Wolfsohn. — Die romanischen Sprachen. Von Rudolf Rost. — Rußland und China. — Zur Charakteristik Platens. Von K. Elze. — Sitzungen der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. — Revue der bildenden Künste. — Literarische Revue. — Vermischte Mittheilungen.

Preis des Quartals von 3 Monatsheften 2 Thlr.

C. B. Lorck in Leipzig. (405)

Das Ausland. (406)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 24. Ernst Renan über die neuesten Ausgrabungen Mariette's in Aegypten. — Duveyrier's physische Beschreibung der Sahara. — Ernst Curtius über das alte und neue Griechenland. — Pimeria alta, das Land der Papagos. — Die Weide und Weingegenden Portugals. — Phosphorescenz von Körpern. — Bärenfang im nördlichen Sibirien. — Calcutta. — Der Kalender der Tungusen. — Malagassische Grammatik.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Empfehlenswerthe Lectüre
für die
Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde
für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt:
Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe
von
Amely Bölte.
Drei Bände. 8. eleg. geh. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli.
Geschichtlicher Roman
von
Dr. **Karl Frenzel.**
Drei Bände. 1864. eleg. geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine.
Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege.
Nach einer handschriftlichen Familienchronik
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1864 eleg. geh. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut.
Historischer Original-Roman
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.
Von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt:
Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen
von
Fanny Lewald.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt:
Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare.
Culturgeschichtlich-biographischer Roman
von
Heribert Rau.
Vier Bände. 1864. 8. eleg. geh. 6 Thlr.

Rückblicke
auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne
von
Franz Wallner.
1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (407)

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.

in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und luftig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (408)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erschien in dritter Auflage:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (409)

Der im v. J. erschienene zweite unveränderte Abdruck enthält zwei Photographieen (der Brüder Grimm) und kostet 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Undine.
Eine Erzählung
von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (410)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Geschichte des Drama's, nach J. L. Klein.*)

Die griechische Tragödie.

Wir freuen uns, unsere Leser auf ein Werk aufmerksam machen zu können, das für Literatur und Kunst von einer großen Bedeutung zu werden verspricht. Der Verfasser der unten näher bezeichneten Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Drama durch alle Zeiten und Völker zu studiren, um, wie er sagt, an der Entwickelungsgeschichte desselben einen großen Organismus zur Anschauung zu bringen, welcher die als höchste Kunstgestalt verkörperte Philosophie der Geschichte erkennen läßt. Er unterscheidet mit Recht eine Geschichte des Theaters, wie sie im vorigen Jahrhundert von dem Italiäner Signorelli und später von einer Gesellschaft französischer Gelehrten geschrieben worden ist, von einer Geschichte des Drama's. A. W. v. Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" sind, wie er bemerkt, nur eine geistvolle Skizze, eine mit anmuthiger Gelehrsamkeit geschmackvoll gewürzte Unterhaltung, voll brillanter, fein gedachter, damals noch neuer Apperçus und Gesichtspunkte, die aber eines wahrhaften, das Ganze durchdringenden und beherrschenden Begriffes vom Drama entbehren und sich daher auch nicht für eine Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur haben ausgeben können und wollen.

Wie wir aus dem vorliegenden ersten Theile schließen dürfen, ist der Verfasser ganz der Mann zur glücklichen Lösung seiner ebenso umfassenden, wie schwierigen Aufgabe. Eine tüchtige philosophische Bildung, eine gründliche Gelehrsamkeit, ein gesundes Urtheil und ein feiner Geschmack sind die Eigenschaften, die er hier schon in vollem Maße offenbart; nur erscheint er uns als ein allzu heißblütiger Polemiker, der sich nicht begnügt, einfach die Irrthümer Anderer zu widerlegen, sondern mit allen Waffen des Witzes und Spottes Denen zu Leibe geht, die, ihre pedantische Schulgelehrsamkeit zur Schau tragend, oft die absurdesten Meinungen und verkehrtesten Urtheile mit einer Selbstgenügsamkeit vorbringen, die in der That geeignet ist, theils Lachen, theils Unwillen zu erregen. Referent kennt aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, Solchen gegenüber eine Satire nicht zu schreiben. Aber nicht bloß gegen Dummheit, sondern weit mehr noch gegen Schulweisheit kämpfen selbst Götter vergeblich.

Der Verfasser spricht in der Einleitung über den Ursprung und Begriff des Drama's und giebt die Bedingungen an, unter welchen es sich bilden und entwickeln kann. Das Drama ist aus der religiösen Vorstellung des Buß- und Sühnopfers hervorgegangen. Mysterien und Passionsspiele sind die ersten Anfänge des Drama's. Eine Kunstentwickelung trat erst ein, nachdem Natur und Geist durch ein philosophisches Denken vom Symbol befreit worden waren. Das symbolische Sühnopferspiel ward dann ein künstlerisches Abbild der Lebensgestaltung. Die Gegensätze und Widersprüche im Begehren und Denken sammeln und lösen sich in der höchsten, allen Widerstreit der Erscheinungen in sich beruhigenden Menschheits-Idee, dem im Menschengeiste offenbarten und erfüllten ethischen Weltgesetze. Die dramatische Handlung ist eine geistige Dialektik, ein innerer Kampf von Leidenschaften, wie Lessing sagt, eine Folge von verschiedenen Gedanken, wo die eine die andere aufhebt. Der dramatische Held ist nicht wie der epische ein Thatenheld, dessen Pathos der lockende Ruhm, der brausende Muth ist, in voller Einheit mit dem nationalen Pathos, dem kriegerischen Unternehmungsgeiste seines Volksstammes, woraus er die siegesfreudige, todeskühne Ruhmesbegeisterung schöpft, sondern er befindet sich im Konflikt mit dem nationalen Bewußtsein, im Abfall von dem im Ethos seines Volkes wurzelnden Heroismus. Sein Handeln offenbart sich als tiefes Leiden, als ein Krankheits-Prozeß, worin gegen die maßlose Eigenliebe in allen Formen der Selbstsucht das Allgemeine, die Gesellschafts- und Gattungs-Idee, die öffentliche Vernunft, das Schicksal, das bei Aeschylus gleich dem Vernunft- und Vergeltungsrecht ist, als Gottesstreiter für die Herstellung des gesetzlichen Maßes der Triebe und Begierden auftreten. Der Zweck der Tragödie ist die Katharsis oder die Reinigung, die sie nach Aristoteles an dem Zuschauer bewirken soll, eine von dem musikalisch-poetischen Rhythmus der dramatischen Leidenschaftsbewegung hervorgebrachte Stimmung zum Maßgefühl, eine durch Furcht und Mitleid hergestellte Ausgleichung aller anderen aufgeregten Affecte und Einstimmung derselben zur Sympathie mit dem sittlich Guten und Schönen. — Es freut uns, daß der Verfasser in seiner Erklärung der Aristotelischen Definition der Tragödie wieder zu der tief sittlichen Auffassung Lessing's zurückgekehrt ist, mit Recht gegen die sonderbaren Einfälle und verkehrten Theorien neuerer Interpreten und Kunstphilosophen protestirend, die von einem Kunstwerke nichts wollen, als eitele Lust und augenblicklichen Genuß und die, das Schöne von dem Guten trennend, jede sittliche Einwirkung auf das Gemüth als eine der Kunst fremde Tendenz abweisen.

Das Drama hat sich nur unter solchen Kulturvölkern ausbilden können, bei welchen die kosmogonische und theogonische Natursymbolik ihren Läuterungs-Durchgang durch metaphysische Philosopheme genommen, und die unabhängig, ja im Widerspruche mit der Priester-Symbolik und Theologie ihr Denksystem entwickelt haben. Daher fehlt das Drama solchen Völkern, welche keine von der Priester-Theologie emanzipirte Philosophie besitzen, oder solchen, welche, wie die Hebräer, keine eigentliche Mythologie und Natursymbolik kennen, sondern die Einheit Gottes als geistiger Persönlichkeit zur Grundlehre der Volksreligion machen und den Kreislauf des göttlichen Wesens durch Naturformen und Wandlungen für Gräuel halten und verabscheuen. „In den heiligen Schriften der Hebräer begegnen wir fast sämmtlichen Formen der Dichtungsarten in hoher Vollendung, mit Ausnahme der dramatischen. Die Bücher Mosis dürfen für ein göttliches Epos gelten, dessen Held das auserwählte Volk. Ihre religiöse Lyrik ist die erhabenste Poesie der Gottesverherrlichung und der Siegesgesänge zum Ruhme des Herrn. In den Propheten weht ein gottdurchflammter Zorngeist, ein verzehrendes Feuer heiliger Strafermahnung, abwechselnd mit dem segenvollsten Troste, mit der zärtlichsten Innigkeit und frommbegeisterter Liebe für das Volk Gottes. Mit diesem heiligen Zorngeiste verglichen, erscheint die zornwüthige Satire, die rabies des Archilochus z. B., wie die Geißel in der Hand eines Sklavenvogtes gegen die feuerige Strafruthe eines Kometen in der Hand Gottes. Und im Vergleich mit der biblischen heiligen Liebesinnigkeit und Süße, glüht Sappho's zärtliche Sehnsuchtsbrunst, eine lyrisch enthusiastische Nymphomanie, wie Eros' Fackel in Aphrodite's rosenduftigem Lustgemache, verglichen mit dem rosigen Glanze des Liebessternes in Sommernächten, durchklagt vom schmelzenden Ach seelenvoller Nachti-

*) Geschichte des Drama's von J. L. Klein. I. Einleitung. Griechische Tragödie. Leipzig, T. O. Weigel, 1865.

gallen. Welche Elegik, welche Threnodien sind an Größe des Gegenstandes und tieffluthender Betrübniß mit dem Trauerliede des Jeremias, den Bußpsalmen, zu vergleichen? Welches erotische Idyll möchte in zärtlicher Lust süßer, düftetrunkener Liebesmystik Salomo's Lieder der Liebe übertreffen? Muß nicht Anakreon dagegen wie ein lallender, von Wein und Knabenschönheit berauschter alter Sünder und Lüstlingsgreis erscheinen? Die dramatische Form vermißt man allein bei dem Volke Gottes, nicht weil die Samen dazu nicht reichlich vorhanden wären, oder die Geistesempfänglichkeit dafür den Hebräern abging. Die Geschichte Joseph's enthält Alles zu dem schönsten und beweglichsten Schauspiel bis auf die Form. Weit näher noch steht dem Drama Hiob, dem zum Drama, zum Passionsspiel, zur Mysterie nur die beabsichtigte Nachahmung, das Spiel eben, und die in Handlung gesetzte Dialektik der großen offenen Frage der Menschheit anstatt der Verhandlung über dieselbe fehlt. Die Vorstellung von der Vorsehung als geistiger Gottesperson, die unschaubar, übersinnlich und bildlos ist, widerstrebt jeder symbolischen oder bildlichen Darstellung göttlicher Offenbarungen. Dramatische Bewegung, Nachahmung einer Handlung vollends, das mußte der biblischen Anschauung als ein frevelhafter Eingriff in Gottes ausschließliches Schöpferrecht auf Welt- und Menschenschaffung erscheinen, und in eine Schöpfungsweise, die jede Zeitbewegung zwischen Machtspruch und Sein auslöscht: „Gott sprach und es ward"; die folglich das Werden aufhebt, die Grundkategorie der dramatischen Form."

Es zeugt von einem tief ethischen Sinne und einem wahren Verständniß echter Poesie, wenn unser Verfasser hier, bei aller seiner Vorliebe und Bewunderung griechischer Dichtkunst, dennoch nicht ansteht, der hebräischen Poesie, trotzdem, daß ihr die höchste poetische Kunstentwickelung abgeht, ihres inneren Gehaltes wegen den Preis vor der griechischen zuzuerkennen. Das ist eine nothwendige Folge seines Kunstprinzips, daß das Schöne von dem Guten nicht getrennt sein könne, daß jedes wahre Kunstwerk auch eine ethische Tendenz haben müsse. Unsere neuesten Aesthetiker und Kunstrichter, denen die Kunst Selbstzweck ist und die von ihr nichts verlangen, als eine vorübergehende Lust, einen angenehmen Rausch, ignoriren die hebräische Poesie entweder ganz, oder sehen vornehm auf sie herab; im besten Falle wiederholen sie, was Herder bereits vor hundert Jahren gesagt hat. Von einem tieferen Studium biblischer Poesie ist kaum noch eine Spur vorhanden. Religiöse und nationale Vorurtheile oder die Furcht, den Theologen und den Frommen Anstoß zu geben, lassen nicht mehr wie zu Herder's Zeiten ein unbefangenes Urtheil zu. Im Volke hat man den Sinn für die Poesie des alten Testaments gründlich durch die Schule und die Kirche ausgerottet, und den Gebildeten steht sie ebenso fern, wie die japanesische und chinesische. Luther's in ihrer Art treffliche Bibelübersetzung genügt doch unserem heutigen Bildungsstande nicht mehr, und wir können aus ihr so wenig die poetischen Vorzüge der Bibel erkennen, als wenn Jemand die Schönheiten des Sophokles aus der zu ihrer Zeit ganz guten Uebersetzung der Antigone von dem schlesischen Dichter Martin Opitz kennen lernen wollte. Den Griechen war der Homer ihre Bibel. So lange sie ihn als Dichter lasen, begeisterte er sie zu den herrlichsten Thaten und schönsten Kunstwerken; wie ihn aber die Sophisten zum moralischen Exempelbuch machten und die gelehrten Mythologen in ihm nur die Hauptquelle sahen, woraus sie ihre Göttersysteme schöpften, da verlor er seine das Volk veredelnde und begeisternde Kraft, und den Aufgeklärten und Gebildeten war er nur noch ein Märchenbuch, an dem sie ihren Witz und ihren Spott ausließen.

Die Geschichte des Drama's beginnt unser Verfasser mit der griechischen Tragödie. Er giebt eine ausführliche Darstellung der Entstehung der Tragödie, der ersten Versuche in derselben, eine Schilderung des Theaters, des Bühnen- und Chorpersonals, des scenischen Apparates u. dergl., und geht dann auf die drei großen Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides und ihre minder berühmten Zeitgenossen über. Wir können dem Verfasser auf seinem langen Wege, die Dichter und ihre Werke nach ihrer poetischen Bedeutung und ihrem ästhetischen Werthe zu prüfen, nicht folgen und bemerken nur, daß wir ganz mit ihm übereinstimmen, wenn er in seiner Kritik der Alten den Alten als Führern folgt, nicht aber den modernen Kunstrichtern mit ihren oft abstrusen Theorien und Ansichten. Mit Aristophanes ertheilt er dem Aeschylus den tragischen Dichterthron, erkennt Sophokles als Zweiten in der tragischen Kunst an und schließt Euripides, „den verschlagenen Fant voll Lug und Trug", dem Tieck als dem romantischesten Tragiker des Alterthums den ersten Preis ertheilt und den spätere Literarhistoriker und Aesthetiker auf Unkosten seiner beiden großen Vorgänger verherrlicht haben, vom Ehrensitze aus, nicht weil es ihm an Talent, sondern an sittlichem Ernste gefehlt hat.

Wir können es uns nicht versagen, die vortreffliche Charakteristik, die der Verfasser von antiker und moderner Kunstkritik in der Parallele zwischen Aristophanes und den Kunstsophisten unserer Zeit gegeben hat, den Lesern mitzutheilen: „Des Aristophanes Kritik ist nicht nur ein Wunder unerreichter, von allen Musen und Grazien gesegneter Komik: sie ist zugleich das höchste Muster einer grundwahren, gerechten und wie von dem pythischen Gotte selber offenbarten Kunstkritik im größten Stile. Sie ist dies, weil sie aus jenen unwandelbaren Kunstprinzipien und ewigen Kunstgesetzen entspringt, in deren innersten Ideen auch die Gesetze des Lebens, des Staats- und Völkerheils wurzeln. Aristophanes' kunstkritische Komik wirkt mit dieser vernichtenden Ueberzeugungsgewalt, weil ihr Richtschwert in den lebendigen Gluthen jener ewigen Idee des Rechten, Sittlichguten und Schönen gehärtet und gestählt ist, an denen auch der kunstsinnige Hephästos sein Schmiedefeuer entzünden muß, um kunstwürdige Werke zu bilden. Des Aristophanes kunstkritisches Komödien-Richtschwert, verzehrend wie Gottes Grimm, Verderben spiegelnd wie das Schwert des Perseus, trifft so heilsam mörderisch, so belebend tödtlich, weil es von dem Glanze jenes sittlich hehren Tendenz-Feuers blitzt, das die Aesthetik des eitel Kunstschönen, die Kunstphilosophie des Schönheitskitzels, scheut und fürchtet, wie das böse Gewissen die Sonne, „die sehende Flamme." Jene Kunstsophistik verwünscht das Grund- und Centralfeuer, das alles Göttliche wirkt und bildet, das sittlich Schöne in der Kunst, wovon Aristophanes' Richtschwert so verzehrend strahlt; sie verwünscht es, weil es ihr den Genuß des eitel Schönen verleitet, der ausgemergelten Sünderin, die, seit Kant's interesselosem Kunstgenuß, von einem Kunstwerk nichts will, nichts begehrt, als Lustbefriedigung, jeden Lebensgehalt abweisend mit Fi und Pfui als unselbstzweckliche Tendenz, völlig hohl und ausgeweidet, wie sie ist, an allem Lebensinhalt, allem Antheil an gemeinsamen, großen, öffentlichen Interessen; oder liebäugelnd, die runzelige Kunsthexe, mit der, wie sie selbst, unsittlichen und frivolen, einzig nur nach unbeschränktem Machtgenusse lüsternden Herrschgewalt, die ihren schlimmsten, gefährlichsten Feind in dem sittlichen Bewußtsein und Rechtssinn der Völker haßt und fürchtet, ein Bewußtsein, das

die Kunst im großen Tendenz-Stil des Aeschylus und Aristophanes wach erhält, das aber die Kunstlehre und Praxis der eitelen Genuß-Tendenz in der Kunst entnervt und für den Geist der Knechtschaft empfänglich stimmt. Eine frivole Kunstpraxis, ein lockeres Kunstgewissen, wie des Euripides, eine Aesthetik und Kritik, wie die des eitel Kunstschönen, beschleunigen jedenfalls den Verwesungsprozeß des Staatskörpers, wenn sie nicht der Pesthauch selbst sind, der ihn ansteckt und hinrafft."

Wir wünschen dem muthigen Kämpfer für eine auf sittlichen Prinzipien beruhende Poesie und Kritik gegen alle Kunstsophistik und Kunstpraxis ohne das echte Kunstgewissen Kraft und Ausdauer zur Vollendung seiner Aufgabe. An Gegnern wird es ihm nicht fehlen; aber wir zweifeln nicht, daß er ihnen wacker Stand halten wird; nur möchten wir ihm ein wenig mehr Ruhe und Schonung im Kampfe empfehlen. E. M.

Passavant und Herman Grimm über Rafael's Schule von Athen.

II.

Hören wir nun, was Herman Grimm gegen diese Deutung einzuwenden hat, wobei wir von vorne herein bemerken müssen, daß unsere Widerlegung leider nur eine ganz summarische sein kann, weil nur ein sehr spärlicher Raum uns gestattet ist.

„Was mich zuerst, sagt der Verf., zweifeln ließ an der Auslegung der Modernen, war der supponirte Gegensatz zwischen christlicher Theologie und heidnischer Philosophie, der, soviel ich die Zeiten Giulio's II. kenne, in solcher Schärfe für sie fast eine Unmöglichkeit war. Stand man damals schon so hoch über den Dingen, um die griechische Philosophie als ein abgeschlossenes Moment der geistigen Entwickelung der Menschheit aufzufassen? Wie tief waren doch die Werke der griechischen Philosophen hineingeflossen in die Quellen christlicher Gelehrsamkeit. — — Es wäre ein fast hypermoderner Gedanke für den Papst gewesen, hier die christliche Theologie, dort die antike Philosophie als zwei vollendete Gegensätze in Gemälden verewigen zu wollen." — Wir wollen gern gestehen, daß dieser Einwand mit einiger Beredsamkeit am leichtesten plausibel gemacht werden könnte. Unschwer ist es, zu zeigen, wie die unkritische Vermischung von heidnischer Philosophie und christlichen Anschauungen charakteristisch für Rafael's Zeiten war. Aber hier, dünkt uns, sprechen die Thatsachen dagegen. Ueber sämmtlichen vier Wandgemälden in diesem Zimmer hat Rafael eine entsprechende allegorische Figur dargestellt, die dem unter ihr befindlichen großen Bilde als Ueberschrift dient; so sehen wir die Gestalten der Poesie und Justitia; und über unserem Gemälde thront die Gestalt der Philosophie, wie auf der gegenüberstehenden Wand die der Theologie über der ihr gewidmeten sogenannten Disputa. Somit liegt doch klar am Tage, daß man ihren Gegensatz aufgefaßt hat, und sei es auch hier zum ersten Male geschehen. Auch sehen wir in der Disputa weder Sokrates, noch Plato oder Aristoteles, sondern nur Christen. Wir möchten schon daraus unbesehen vermuthen, daß auf unserem Bilde, das der Philosophie geweiht ist, sich nichts Christliches finden werde.

Was aber den Ueberblick über den Entwickelungsgang der antiken Philosophie betrifft, so kann uns derselbe, so wie wir das Buch des Diogenes von Laerte aufschlagen, nicht mehr befremden. Schon das Proömium dieses Werkes giebt die Aufeinanderfolge der verschiedenen Sekten bis zu den Eklektikern hinab klar und deutlich an die Hand. Hierdurch, verbunden mit den Mittheilungen seiner gelehrten Freunde, konnte Rafael sehr leicht der Gedanke entstehen, die antike Philosophie, die er als ein Ganzes mit Anfang, Höhenpunkt und Ende vor sich ausgebreitet sah, auch so in ihrem Entwickelungsgange vor die Augen zu führen. Als Bestätigung dafür, wie sehr er sich ausschließlich an dieses Buch gehalten, erscheint uns der Umstand, daß er weder einen Römer, noch einen Neuplatoniker im Gemälde aufführt; denn beide kennt Diogenes nicht. Das einzige und ewige Wunder in dem Werke ist die vollendete Individualisirung jeder einzelnen Gestalt. Diese Energie der Produktivität beruht aber auf dem ewig geheimnißvollen Urgrunde des hochbegabten Genius, nicht auf tiefer und vielumfassender Gelehrsamkeit. Drei Verse des Homer riefen dem Phidias das Bild des olympischen Zeus hervor; gewiß bedurfte Rafael nur ein paar gute Anekdoten, ein oder das andere bezeichnende Apophthegma, und sein Diogenes, Aristipp, Heraklit u. A. standen deutlich vor seinem inneren Auge und bald auch auf dem Carton. Wir gestehen gern z. B., daß uns das oben angeführte Wort: „Nur der Weise ist König!" so überaus anregend für die Phantasie erscheint, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn sich plötzlich einmal eine Nachricht fände, daß dieses Wort vor Allen die Gestalt Zeno's in Rafael hervorgezaubert hätte.

„Aber wie kommt es doch, fragt unser Verfasser weiter, daß Aristoteles, der bis dahin ja gewöhnlich gleich Plato als ehrwürdiger Greis sich dargestellt findet, hier plötzlich in jüngerer Gestalt als Plato erscheint? Ist es nicht ein mit der symbolischen Malerei kaum zu vereinigender Naturalismus, die Jahre, welche zwischen der Geburt des Einen und des Anderen liegen, an ihrer äußeren Gestalt merklich werden zu lassen?" Wir glauben, der Verfasser thut recht daran, diesem Bedenken nicht allzugroßes Gewicht beizulegen. Wahrlich, nicht der historischen Genauigkeit hat Rafael hier gehuldigt; nicht deshalb, weil Aristoteles faktisch 45 Jahre jünger war als Plato, hat er ihn als kräftigen Mann dem Greise gegenübergestellt, sondern weil sein ideales Bild ihm als das der vollen, kräftigen Männlichkeit erschien, und wäre er auch zehnmal so alt als Plato gewesen. Wenn wir dagegen im Theätet bei Plato lesen, wie der wahrhafte Weise alles Irdische verachtet, nicht einmal den Weg auf den Markt und nach den Raths- und Gerichtshäusern kennt und von den Familienverhältnissen der Bürger nichts weiß, sondern dessen Körper nur im Staate wohnt, dessen Seele aber nur bei dem, was wahrhaft ist, weilt: und weiter: „Deshalb muß man trachten, auf's schleunigste von hier dorthin zu entfliehen; der Weg dazu aber ist Verähnlichung mit Gott so weit als möglich," — sollten wir bei solchen Stellen nicht begreifen und nachfühlen können, wie die erhabene Greisengestalt in unserem Bilde, die wie ein seliger, segnender Geist die Erde zu beschreiten scheint, als Plato's Bild in Rafael entstehen konnte, wir möchten sagen, mußte? Und so haben wir hier, wie überall, im Bilde nur ideale Verkörperungen des ethischen Gehaltes der verschiedenen Philosopheme.

Doch Herr Grimm hat noch andere Pfeile im Köcher: Drei Fragen, müsse, meint er, jedes echte Kunstwerk durchaus beantworten, nämlich: was ist geschehen? was geschieht im Momente? was wird geschehen? und diese Fragen würden, wenn man das, was Passavant's Erklärung aus der Schule von Athen gemacht hat, gelten ließe, vergebens gestellt. Man könnte höchstens sagen, die Männer würden so sitzen und stehen, bis sie ermüdeten, und dann nach

Belieben dahin und dorthin gehen. Es wäre nichts als eine große Gelehrtenparade. Er verlangt also Handlung im Gemälde und beruft sich dabei auf Rafaels Wandgemälde in anderen Zimmern des Vatikan, die durch Handlung und Ausdruck mächtiger Affecte ergreifend auf den Betrachter wirken. Den sogenannten Parnaß, das der Poesie gewidmete Wandgemälde in unserem Zimmer giebt er dabei preis; das wahre Kunstgefühl wäre Rafael hierbei noch nicht aufgegangen; jedoch in der Disputa hätte man die Handlung bis jetzt nicht erkannt, da man völlig übersehen, daß der über der Erde ausgespannte Himmel sich vor den Augen der Menschen im Bilde erschließe und die heilige Dreieinigkeit leibhaftig sichtbar werde, wodurch der Streit der Theologen plötzlich sein Ende erreiche. Diese Annahme aber wird durch die Totalhaltung sämmtlicher Personen im Bilde so wenig unterstützt, daß wir ihr entschieden widersprechen müssen. Es ist auf diesem Bilde ebensowenig eine bestimmte Handlung dargestellt, wie auf dem Parnaß. Ja selbst auf dem dritten Wandgemälde in diesem Zimmer, der Jurisprudenz, ist nicht die thätige Justiz vorgeführt, sondern nur die Summe der menschlichen Erkenntniß auf diesem Gebiete sinnbildlich dargestellt. Wirkliche Handlung fehlt auf allen vier Gemälden in diesem Zimmer und zwar mit bewußter Absicht des Künstlers. Es war das Zimmer, in welchem das Gemüth des geistlichen Herrschers der Christenheit sich zu den unfehlbaren Rathschlüssen höchster Weisheit zum geistlichen Wohle der ganzen Menschheit erheben sollte. Eine bildlich dargestellte Handlung mit ergreifenden Affekten erschien daher als unstatthaft. Nur friedliche Genien sollten den Herrscher hier umgeben und in idealen Bildern sollte er hier mit einem Blicke überschauen, was auf den vier Hauptgebieten der Menschengeist erreicht.

Dann sind die Gemälde keine Kunstwerke! ruft der Verfasser, und um das geniale Meisterwerk, die Schule von Athen, als solches zu retten, behauptet er, daß den Mangel der Handlung nur Passavants falsche Auffassung verschulde, für die sich der erste nachweisbare Gewährsmann erst im Jahre 1695 finde (Bellori). Er greift deshalb auf die ältesten Deutungen zurück und bleibt bei der des Giorgio Vasari in seinem bekannten biographischen Werke (1. Ausgabe, 1550.) stehen. Diese enthalten unter einander wesentliche Abweichungen, kommen aber sämmtlich darin überein, daß in den vier Hauptfiguren im linken Vordergrunde die Evangelisten dargestellt seien. Wir staunen; denn wir können durchaus nicht absehen, was dieselben hier zu thun haben. Doch lassen wir dies zuvörderst beiseite! Wir wollen nicht allzugroßes Gewicht darauf legen, daß die vermeintlichen Evangelisten die ihnen sonst bewilligten Attribute hier entbehren; wir stellen aber die Frage: wer unter diesen Personen soll Johannes sein? Die Johannesfigur ist eine typische. Es ist stets der Jünger, der an des Herrn Brust lag, der unendlich schöne Jünglingskopf mit dem Blicke der Liebe und Sehnsucht und den weich herabwallenden Locken; und bis wir eine Widerlegung erfahren, gestehen wir offen, der festen Meinung zu sein, daß in der ganzen Malerei seit den Zeiten der Renaissance niemals von diesem Typus abgewichen worden ist. Unter den vier männlichen bärtigen Gestalten in unserem Bilde können wir Johannes nicht entdecken, mithin auch keine Evangelistengruppe annehmen.

Aber selbst auch dies zugestanden, — was wäre damit gewonnen?" Wo bleibt denn die Handlung? Sind wir ihr um einen Schritt durch jene Deutung näher gekommen? Vasari sagt, dargestellt sei die Vereinigung der Theologie, Philosophie und Astrologie. Wer vollzieht hier nun aber diese Vereinigung? Es muß doch ein sinnlich wahrnehmbarer Vorgang sein. Vasari weiß sich zu helfen. Der Knabe mit der Tafel vor unserem Pythagoras ist nach ihm ein Engel. Dieser habe, sagt er, die Tafel von den Astrologen auf der rechten Seite erhalten; sie enthalte astrologische, geheimnißvolle Figuren, die Mathäus im Begriff sei, auszulegen. Und Herm. Grimm führt ergänzend aus: „Die Tafel enthält die Ankündigung Christi! Jene Astrologen haben das gefunden, was der Welt zum Heile gereichen wird, und ihre Tafel hinübergesandt zu den Evangelisten, welche, die Figuren in Gedanken und Thatsachen übertragend, schreiben, was alle die Umstehenden mit hoher Freude erfüllt." Nun, wenn das nicht hineingeheimnißt ist, so ist es niemals geschehen. Wir sehen zwischen den Gruppen links und rechts im Vordergrunde auch nicht das leiseste Zeichen einer gegenseitigen Theilnahme und Beziehung. Sie kehren sich sogar zum Theil den Rücken. Das supponirte Herübersenden der Tafel glauben wir aber berechtigt zu sein, als eine ganz unbegründete, dem Kunstwerke Gewalt anthuende Annahme zu bezeichnen. Trotz Vasari und allen Autoritäten trauen wir unseren gesunden Sinnen; wir können den Akt jener „Vereinigung" auf unserem Bilde nicht sehen, läugnen deshalb, daß der Künstler ihn habe malen und überhaupt einen bestimmten Vorgang, eine Handlung darstellen wollen. Damit hört sein Gemälde aber nicht auf, ein vollendetes Kunstwerk zu sein. Vielmehr erscheint uns des Verfassers Anforderung ungerechtfertigt. Nicht: was geschieht im Bilde? ist nach unserer Meinung zu fragen, sondern: was wird dargestellt? Die Einheit des Gegenstandes und des zu Grunde liegenden Gedankens ist allein die alle Theile des Kunstwerks durchdringende und vereinigende Seele desselben. Die Einheit unseres Werkes ist der Entwickelungsgang der griechischen Philosophie, die als ein Zoon, ein Lebendiges, aufgefaßt wird, das da entsteht, blüht und im Vergehen neue Keime fördert; und wir glauben: wem bei Passavants Deutung das überaus Treffende und Wahre, das Große und Erhabene, wie der geistvolle Humor der Darstellung, dieses beredte Sprechen der Personen, die ganze Fülle des Lebens in dem Werke erst aufgegangen ist, der wird wahrlich mehr als eine bloße Gelehrtenparade in demselben sehen.

Gern hätten wir, wenn es der Raum gestattete, unseren Erörterungen ausführlichere Begründungen gegeben; und Niemand würde eine eingehendere Behandlung der Sache mehr wünschen, als der Verfasser selbst. Denn, dem Charakter des Essayisten getreu, will er, wie wir im Eingange unserer Besprechung bemerkten, durchaus nicht durch erschöpfende Widerlegung und Bekämpfung die Auffassung Passavants ein für allemal umstoßen, sondern nur eine neue, sorgfältige Prüfung derselben veranlassen. Daher schließt er seine Erwägungen auch mit dem bescheidenen Worte: „Sollte ich in meinen Ausführungen geirrt haben und die Erklärung Passavants und der anderen Ausleger, die in seinem Sinne schrieben, vorzüglicher scheinen, so wäre von mir das wenigstens geleistet worden, daß alles, was sich zu Gunsten Vasari's vorbringen läßt, zusammengestellt worden ist."

Italien.

Die Dante-Feier in Florenz.

Ein Schillerfest war's nicht. Das konnte uns keine Nation nachmachen, kein Italien mit Dante, kein England mit

Shakespeare. Letzteres blamirte sich sogar mit der Dreijahrhundert-Feier ganz bedeutend. Unser Schillerfest, in allen Theilen der Erde gefeiert, kann nur von den Deutschen selbst im nächsten Jahrhundert Anno 59 übertroffen werden. Aber die dreitägige Feier des sechshundertsten Geburtstages Dante's in Florenz war eine dreifach bedeutungsvolle, volksthümliche und glänzende. Es war ein politisches, ein poetisches und ein Volksfest. Für Dichter und Gelehrte gab's akademische Versammlungen mit Reden, Vorträgen und Deklamationen aus Dante's Werken von der berühmten Vortrags-Künstlerin Ristori u. s. w., Ausstellungen sehr zweifelhafter Dante-Reliquien u. s. w. Für die große Menge des Volkes und der Fremden kamen Reit- und Regatta-Schauspiele, Musik auf den Straßen, Illuminationen, Tanz-Vergnügungen al fresco im Freien, Prozessionen und Banner u. s. w. zur Ausführung.

Der politische Charakter war freilich die Seele des Ganzen. Presse und Publikum, geschriebene, gesprochene und gedruckte Worte drückten dies entschieden und kräftig aus. Dante wurde zum ersten, großen Priester und Messias italiänischer Einheit und Nationalität proklamirt. In seinem Namen wurden alle Italiäner aufgerufen und beschworen, einander zu lieben wie Brüder und einander beizustehen in Thaten und Opfern für die volle Verwirklichung des einen großen Zieles: Einheit und Freiheit.

Obgleich bloß in des Dichters Geburtsstadt gefeiert, war das Fest doch ein nationales. Die 700 Banner, welche am 15. Mai durch die festlich geschmückten Straßen von Florenz wallten und wallfahrteten, wurden von 700 Deputationen aus allen Theilen Italiens getragen; von Sicilien und Piemont, von Ligurien und der Lombardei, Toskana und der Romagna, selbst von Rom und Venedig.

Der König, jetzt als Symbol und Persönlichkeit der Einheit geliebt, bemerkte beim Anblick der siebenhundert friedlich und feierlich ziehenden italiänischen Banner: „Eine solche Festlichkeit zu Dante's Zeiten würde den Santa Croce-Platz sofort in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt haben."

Sicherlich vereinten sich jetzt zum ersten Male liebend und patriotisch manche italiänische Nationalfahnen, die früher sich nur einander gegenüber in blutigen Bürger- und Parteikriegen begegneten. Solche Kämpfe sollen niemals wieder erneuert werden, sie sollen bis auf die Erinnerung daran vergeben und vergessen sein.

Graf Cambray Digny sprach in seiner akademischen Rede mit Feuer und Wirkung, daß Einheit die Bedingung italiänischer Unabhängigkeit, Kraft und Freiheit sei und der alte, kleinliche Lokal- und Winkel-Patriotismus, der alle großen Interessen des Landes mit Schande, Blut und Schmach bedeckt und niedergetreten habe, dem kräftigen, neuen Geiste des Einheits- und Gemeingefühles bis auf die letzte Spur weichen müsse. Die Liebe, welche am ersten Festsonntage den Piemontesen erwiesen ward, war ein Ausbruch echter, warmer Sympathie. Besonders den Turinern kam viel Theilnahme entgegen. Die Stadt hat aufgehört, Haupt- und Residenzstadt zu sein und muß der Einheit jetzt die größten Opfer bringen. Und es ist ein trauriger Anblick, unzählige Familien auswandern und von lieben Freunden und aus alten lieben Heimatsstätten auf immer scheiden zu sehen. Man ist es dem Könige schuldig, zu sagen, daß Niemand mehr dabei leidet, als er selbst. Dies schien man in Florenz allgemein zu fühlen, so daß man durch mancherlei Demonstrationen der Liebe ihn zu entschädigen suchte. Er ward überall mit echtem Enthusiasmus begrüßt. Die „Nazione" veröffentlichte die ganze lange, enthusiastische Einweihungsrede des Professors Giuliani und die genauen Worte, welche der König bei dieser Gelegenheit sprach.

„Seine Majestät gratulirte ihm zu seiner Liebe für Dante und Italien." Der Professor erwiederte mit Wärme, daß seine Liebe für Italien ihn mit Bewunderung für Alles erfüllte, was der König für die nationale Sache gethan. Der König antwortete: „Ich habe gethan, was ich konnte und bin bereit, zu thun, was dafür zu thun noch übrig bleibt." Darauf versetzte der Professor: „Majestät, möge Gott Ihr Schwert segnen." Sofort erwiederte der König: „Ich habe es verpfändet für die Sache des Rechtes und Italiens."

Vor dem Abdruck wurde ihm diese Stelle gezeigt und er erklärte, daß dies genau seine Worte seien. Daß eine Zeitung irgendwo einen schlechten Witz wegen des „verpfändeten" Schwertes machte, angeklagt, aber auf Veranlassung des Königs freigegeben ward, hat wohl in den meisten Zeitungen gestanden.

Daß Ravenna, Asyl des verfolgten Dichters und sein Sterbeort, bei der Feier besondere Ehre genoß, ist schön und edel. Die Vertreter Ravenna's und von Florenz hatten mit ihren Bannern besondere Ehrenplätze in der Prozession und auf dem Santa Croce-Platze. Auch fehlte es nicht an anderweitigen Auszeichnungen und Verbrüderungsscenen im schönsten Kontraste zu der Zeit, als Ravenna und Florenz um die irdischen Reste des großen Dichters stritten. Florenz in tiefer Reue über die Undankbarkeit gegen den Lebenden, den sie in's Exil geschickt, dessen Haus sie niedergebrannt hatte, verlangte, erbat, erflehte die Leiche des Dichters und forderte sie mit Drohungen von dem hartnäckig sich weigernden Ravenna. Noch manche Generationen hindurch erneuerte die florentinische Republik ihre Forderung; sie schien keine Ruhe zu haben, ehe sie die Asche des großen Ghibellinen in seinem Geburtsorte gebettet haben würde; aber Ravenna blieb unerbittlich.

Die Feierlichkeiten des zweiten Tages bestanden in literarischen Versammlungen und Vorträgen, Aufführung von Fest-Musiken. Die Sonette, vorgetragen von Madame Ristori, die auch einen Brief Victor Hugo's an den Gonfaloniére von Florenz vorlas, die Gesänge von Carlotta und Barbara Marchisio im grandiosen, aber freilich häßlichen Pagliano-Theater, die Rede des Grafen Foucher de Careil im Namen Frankreichs mit Anspielungen auf Magenta und Solferino und der Forderung, daß die Banner Italiens und Frankreichs nie wieder getrennt werden dürften und Italien von den Alpen und der Adriatica bis an die äußersten Gränzen Ein vereinigtes, freies Land werden müsse (beinahe wahnsinnige Beifallsausbrüche der Italiäner und Franzosen um die Wette) — diese und andere Instrumental- und Vokal-Festblüthen verliehen dem zweiten Tage Duft und Schönheit in großer Fülle.

Auch der dritte wurde ebensowenig von irgend einer Unordnung oder einem Unglück getrübt, obgleich der öffentliche, grandiose, populäre Nachtball auf dem großen viereckigen Uffizi-Platze ein ziemlich kühnes Wagniß war. In größeren Städten würde er vielleicht zu einer allgemeinen Verpöbelung ausgeartet sein. Bleibt doch Berlin mit seinen Pöbel-Bestialitäten am Schillerabende ein ewiger Schandfleck in der Glorie des großartigsten Kultusfestes.

In der Mitte des Uffizi-Quadrats sprang und sprudelte eine illuminirte Fontaine aus duftiger Fülle von Blumen empor. Der ganze Platz war mit unzähligen chinesischen Laternen beleuchtet, und die bedeckten Portikusgänge auf den beiden längeren Seiten strahlten tageshell unter glänzenden Kron-

leuchtern, deren Lichter sich in Spiegeln bis zur Unzähligkeit vermehrten. Guirlanden und malerische Behänge und Draperieen verdeckten die dunkeln Steinwände.

Dieser grandiose, offene Ballsaal hatte bloß Einen Eingang von der Piazza della Signoria aus, wo Gensd'armen die Ordnung zu erhalten suchten. Sie wurden aber öfter von dem Gedränge mit fortgewirbelt, ohne daß sie böse wurden oder die heiter gelaunten Volksmassen etwas thaten, ihnen den guten Humor zu verderben.

In der Mitte spielte ein ausgezeichnetes Orchester immer Tanzmusik, aber nur einige junge Bursche versuchten manchmal, in der Mitte etwas Platz zu tanzenden Drehungen zu erobern. Da es hier ganz gegen alle Sitte für weibliche Personen jeder Art ist, öffentlich zu tanzen, blieben diese Versuche auf etwas männliche Jugend beschränkt. Das Ganze war und blieb ein öffentliches Sehen und Sehenlassen, eine festliche Nacht-Promenade aller Klassen und Stände, die durch ungestörten Anstand und gutmüthige Heiterkeit sich als gleichberechtigt und kultivirt durcheinander drängten. Selbst einige Matrosen mitten darunter hielten sich brav, so daß sich etwa 20,000 Menschen bis lange nach Mitternacht in ungetrübter Heiterkeit gutmüthig drängten und ergingen.

Die lebenden Bilder und Gruppen aus Dante im großen Theater und deklamatorische Recitationen von der Ristori und anderen künstlerischen Notabilitäten erwiesen sich als würdige und sehr gewürdigte Genüsse der intelligenteren Klassen. Der König war auch zugegen. Als eine Stelle aus dem „Inferno", die stark an die Verhältnisse zu dem jetzigen Rom erinnerte, ungemein lebhaft bedemonstrirt ward, hoffte das Publikum, den König zur Theilnahme zu bewegen. Aber er blieb sitzen, wie von Stein. Das Publikum richtete jetzt seine Enthusiasmus-Salven direkt nach der königlichen Loge hin und feuerte sie treffend gegen seinen Kopf ab als Herausforderung zu einem sympathisirenden Schusse. Aber Seine Majestät hielten still, Stich und Stand.

Am Morgen desselben Tages hielt die Della Crusca-Akademie ihre Dante-Sitzung. Nach einleitenden Reden des Erz-Konsuls, Marquis Gino Capponi, las der Rektor der Universität Pisa, Senator Centofanti, den eigentlichen Fest-Vortrag, worin er mit großer Wärme und erhabenem Flusse von Gedanken Dante als den Schöpfer einer neuen Poesie und Literatur, durch seine moralischen, dichterischen und patriotischen Tugenden als den Vater eines einigen, selbstbewußten Italiens pries. Dieses Italien sei lange ein ideales geblieben, aber endlich, nach Jahrhunderten, werde dem Geiste Wahrheit und Wirklichkeit.

Diese „Abhandlung" Centofanti's wird allgemein als ein Meisterstück gepriesen.

Um alle Arten von Festlichkeiten zu Ehren des Geburtstages des großen Todten und groß Auferstandenen zu vereinigen, hatte man den Jockey-Klub überredet, die Wettrennen bis auf diese Tage zu verschieben. Es geschah, obwohl der Wunsch ebenso unpassend war, wie die Erfüllung. Was hat der Dichter des Inferno mit dem Kampfe der schnellsten Pferde und der Menschen um Wettgewinne zu thun? Ich mag nichts davon berichten. Auch die Florentiner schienen sich nicht viel daraus zu machen und gingen lieber in ihre Cascine.

Cascine sind den Florentinern, was den Berlinern Thiergarten, Charlottenburg und Potsdam zusammen, was den Parisern Bois de Boulogne und Versailles, den Londonern St. James-, Green-, Hyde-, Kensington-, Regents-, Victoria-, Alexandra-, Greenwich-, Battersea-, Kew-, Richmond-, Hampstead-, Highgate-, Blackheath- und Rosherville-Parks, Höhen, Plätze, Zierteiche, Inseln, Wäldchen und sonnige Rasenflächen. (Solche Heiterkeit, Luft, Gesundheit und Schönheit wie in und um London kommt in und an keiner Stadt der Welt nur im entferntesten Verhältnisse annähernd wieder vor.) Die Cascine-Wiesen und Wäldchen und Meiereien und Villa's und Picknick-Lagerplätze im Sonnigen oder Schattigen und Grünen bei Florenz erinnern noch am besten an die massenhaften Gesundheits- und Vergnügungs-Arena's Londons.

Die Florentiner gingen auch an den Wettrennen-Tagen lieber in ihre Cascine-Wäldchen. Sie mochten's fühlen, daß Dante nicht mit Pferdebeinen gefeiert werden könne.

Das große Serristori-Banquet (in dem prachtvollen Speisesaale des Palastes des Grafen Serristori) nahm geistig die weiteste kosmopolitische Bedeutung an. Die etwa hundert auserlesenen Gäste Italiens feierten in Gesellschaft von etwa 50 Vertretern der anderen Nationen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Ungarn, Russen, die Alle im Namen ihres Volkes mehr oder weniger einheits- und freiheitsbegeisterte Reden für Italien hielten. Die beiden Deutschen (von den Anderen sprach bloß immer Einer im Namen seines Volkes) überboten sich in Versicherungen, daß kein Volk begeisterter für die Einheit und Freiheit Italiens sei, als das deutsche, und keine Macht der Erde im Stande sein werde, deutsche Söhne gegen diese Einheit und Freiheit in's Feld zu führen, weil dies zugleich Selbstmord sein werde. Der Vertreter Rußlands suchte noch nach Ausbruch, als die Gäste schon umherstanden und den üblichen Nachmittags-Kaffee tranken, von einem Stuhle herunter die Sympathieen seines Volkes auszudrücken, aber es schien ihm ein im Vaterlande abgeschaffter Censor in die Kehle gefahren zu sein, so daß nicht viel herauskam. Der Pole und der Amerikaner sprachen derber, der erste hitzig und tragisch.

Don Salustiano de Olazaga, „der beste Redner Spaniens", kam leider zu spät an, erst um 11 Uhr und bloß als Reisender nach dem Süden Italiens.

Am 18. Mai, dem ersten Tage nach den Festlichkeiten, flatterten die Banner noch von den Häusern, aber die Guirlanden und Blumen und Lorbeeren und Festons sahen trübe, welk und staubig aus. Die dichte, festliche Bevölkerung war dünn geworden in den Straßen unter einem regnerischen Himmel; aber der große Dichter Italiens und aller Völker, die Poesie und geistige Größe zu fühlen und zu genießen wissen, ist unter diesen verschiedenen Fahnen und Flaggen und verwelkten Lorbeeren wieder auferstanden als edler Genius des in Einheit und Freiheit zusammen- und edelstrebenden Volkes, das seine blutigen, alten Bürgerkriege und schwächlichen Kleinstaatereien mit ihrem Hoch in Verherrlichung dieses gemeinsamen Genius hoffentlich auf immer begraben hat und zu dem neuen Leben der Einheit und Freiheit erstarkt und poetisch erhoben sein wird.

Insofern waren die begeisterten Worte der beiden Deutschen auf dem Serristori-Banquet sehr warm und wirksam. Unser Schillerfest war großartiger und schöner und blühte kosmopolitisch auf der ganzen Erde aus deutschen Herzen heraus. Praktische Früchte hat es freilich noch nicht zur Reife und Aernte gebracht; aber wir können wenigstens hoffen, daß wir bei dem sechshundertsten Geburtstage Schiller's etwas weiter fortgeschritten sein werden in Einheit und Freiheit als die Italiäner.

Japan.

Analecta Japonica.

I.

Die öffentlichen Lehranstalten Jeddo's.

Die bedeutendste der Lehranstalten in Jeddo ist die Schule des Confucius, **Sho hé gako** (Gako-Schule) genannt, welche im Jahre 1691 von dem Taikuhn Tsuna-yosi auf dem Platze Yusima gegründet wurde. In dieser Schule erhalten ungefähr zweihundert Offiziere des Taikuhns unentgeltlich Unterricht, Wohnung und Nahrung, und vierzig ebenso dotirte Stellen bestehen für Offiziere von Prinzen, für Aerzte, Kaufleute, Bauern, kurz für Personen aller Stände. Außer diesen Internen soll die Schule noch von über tausend Externen besucht werden, für die der Unterricht ebenfalls unentgeltlich ist. Gelehrt werden außer der Lehre des Confucius, chinesische und japanische Geschichte und die schönen Wissenschaften. Der Vorsteher dieser Schule ist augenblicklich Hiashi daikaku no kami, welcher den großen Vertrag mit Kommodore Perry abschloß; das Lehrer-Personal besteht aus vier odjicha, gelehrten Leuten, und zahlreichen Kiosikata, Lehrern, und Kiosikata tchiaru, Unterlehrern, welche letztere wieder in zwei Abtheilungen zerfallen. Die Schüler gehören allen Ständen und Altersklassen an; Prüfungen finden durch ein Mitglied des zweiten Staatsrathes im zweiten Monat statt, und zwar für Kinder jährlich im Lesen, für Erwachsene jedes zweite Jahr im Lesen, Schreiben, Uebersetzen aus dem Chinesischen in's Japanische, in der Dichtkunst u. s. w. Die besten Schüler erhalten Preise: drei, zwei oder einen goldenen Obang (eine flache Goldmünze von der Größe einer Männerhand mit einem Werth von ca. 110 Thlr.), oder 20, 15, 10 oder 5 Stück Kodama (große Stücken stark mit Kupfer legirten Silbers im Werthe von ca. 1½—2 Thlr.) und Kleider; außerdem begünstigt die Regierung die guten Schüler durch die Verleihung einträglicher Stellen im Staatsdienste.

In Sho hé gako befindet sich ein koshi no bio, d. h. Tempel des Confucius, eine broncene Bildsäule des Confucius, vor der in zwei Reihen von zehn resp. zweien, zwölf seiner vorzüglichsten Schüler und Kommentatoren stehen. In diesen Tempel begiebt sich der Kaiser oder sein Bevollmächtigter jährlich zweimal, im zweiten und achten Monate, verbeugt sich neunmal vor der Bildsäule des Confucius und bringt derselben ein Opfer von Wild, Schweinefleisch, Fisch, Brod und Wein dar. Während dieser Ceremonie spielt die Musik chinesische Weisen und einer der Lehrer trägt das Datum der Huldigung des Kaisers in ein eigens dazu bestimmtes Buch ein und liest das Niedergeschriebene mit lauter Stimme vor.

Schulen, in denen die Lehre des Confucius und Geschichte vorgetragen werden, befinden sich in dem Palaste eines jeden Prinzen in Jeddo und dienen ausschließlich zum Unterricht der Unterthanen des Prinzen. —

In den meisten Büchern über Japan befindet sich neben der Sinto- und Buddha-Religion auch die Lehre des Confucius (Siuto oder Siuato) als Religion aufgeführt; ich kann aber nicht umhin, diese Angabe als irrthümlich zu betrachten. Die Lehre des Confucius trägt durchaus keinen religiösen Charakter, sie ist eine ausschließliche Morallehre mit einigen unklaren philosophischen Ideen vermischt, und wird auch von den Japanern selbst nie als eine Religion betrachtet; ihr fehlt jedes Dogma und alle religiösen Ceremonien, und was diese letzteren anbetrifft, so sind die Anhänger der Confucius-Lehre gezwungen, sich den Gebräuchen der Sintoïsten oder Buddhisten zu unterwerfen, sich z. B. nach den Gebräuchen dieser Religionen beerdigen zu lassen. Beerdigungsplätze für Anhänger des Confucius bestehen nicht, nur für die Lehrer der Confucius-Doctrin wird eine Ausnahme gemacht und werden dieselben auf dem Platze Ushin guo me begraben.

Eine andere Angabe, die man in den meisten Büchern über Japan findet, nämlich daß die Regierung der Lehre des Confucius abgeneigt sei und die Anhänger derselben sich nur im Geheimen zu ihr bekennen dürfen, halte ich ebenfalls für unrichtig. Das nach der Christenverfolgung erlassene Edikt, daß jeder Japaner ein Idol in seinem Hause haben müsse, war nicht gegen die Confucius-Lehre, sondern gegen das Christenthum gerichtet, da man befürchtete, daß die Christen unter dem aller äußerlichen Ceremonien baaren Confucius-Dienst fortfahren würden, ihrer eigenen Religion anzuhängen. Ich glaube im Gegentheil, daß die Regierung die Confucius-Lehre benutzt hat, um der christlichen Religion durch Assimilation derselben mit dem Buddhismus Abbruch zu thun. Häufig wenigstens haben sich Japaner, welche die Confucius-Schule besucht und auch die Bibel gelesen hatten, mir gegenüber dahin geäußert, daß sie Geschichten, wie die von der Auferstehung, dem Gehen auf dem Wasser und dem Aufspringen der Thüren des Gefängnisses, nicht glauben könnten; daß das Geschichten seien, wie die buddhistischen Priester sie von ihren Heiligen erzählten und daß sie deshalb der christlichen Lehre wie der buddhistischen keinen Glauben schenken könnten, sondern sich an Confucius hielten, der niemals dergleichen Dinge gelehrt habe, obgleich seine Schüler und Kommentatoren manches Falsche in seine Lehre hineingebracht hätten. Außerdem muß die Lehre des Confucius mit ihrer ausgebildeten Theorie des Gehorsams und der Verehrung gegen das Althergebrachte der japanischen Regierung stets eine mächtige Stütze im Kampfe gegen Neuerungen gewesen sein.

Sich in dem Mischmasch der drei Lehren, welche in Japan Anhänger haben, zurecht zu finden, ist nicht leicht, aber ich glaube, daß man die Rolle der drei Religionen am besten, wie folgt, charakterisiren kann.

Der Sintoismus ist die althergebrachte Staats-Religion, wie ihr Geschöpf und Repräsentant, der Mikado, ohne wirklichen Einfluß und ihres strengen Ceremoniels wegen mit nur wenigen Anhängern, aber weil sie japanischen Ursprungs, von allen Klassen der Bevölkerung, wie der Mikado, mit einer großen Ehrfurcht betrachtet.

Der Buddhismus mit seinen unzähligen Ceremonien und abergläubischen Gebräuchen und seinen vielen Festen ist die Religion des gemeinen Mannes in Japan; bei unvermeidlichen Ceremonien, wie Begräbnissen u. s. w., adoptiren auch die vornehmeren Klassen die buddhistischen Gebräuche, die sie ihrer Kürze und Einfachheit wegen der sintoistischen vorziehen.

Die Lehre des Confucius ist die von den vornehmeren und gebildeten, sonst ganz atheistisch gesinnten Klassen der Bevölkerung adoptirte Moral-Lehre.

Wir kehren nun zu unserem Verzeichnisse der Lehranstalten Jeddo's zurück:

Ko kugna kudjo in Bantjo, eine Schule, in welcher chinesische alte Literatur, Dichtkunst und Beredsamkeit gelehrt wird.

Kaisedjo, die europäische Schule, in der Straße Ongawa, im J. 1858 gegründet, soll tausend Schüler zählen, von denen

ungefähr dreihundert täglich die Vorträge besuchen. Diese Schule ist ausschließlich für die Ausbildung der Offiziere der Regierung bestimmt, doch ist den Offizieren der Daimios gestattet, sich bei den Lehrern Rath zu holen und die Bibliothek zu benutzen. Der Unterricht wird in folgenden Lehrgegenständen ertheilt:

Holländische Sprache,	Sungita gentan und Kawamoto komiu,
Englische „	Hori tatsunosko,
Deutsche „	Itchikawa Itaki,
Französische „	Erikanrio und Kato komaso,
Chemie, ...	Uanagnawa Shindanso,
Botanik, ...	Tanaka goshiwo,
Physik,	
Mathematik, . . .	Kanda kohé,
Geschichte (europ.), Naturgeschichte,	Kawamoto komiu,
Zeichnen, ...	Kawakami Manodsio.

Kobudjo, die Militair-Schule, in der Straße Ongawa, im Jahre 1860 gegründet. Die Zahl der Schüler soll über zehntausend betragen, welche hier Unterricht im Handhaben der Waffen und den japanischen und europäischen Kriegswissenschaften erhalten. Der Unterricht in dem letzteren Gegenstande wird meist nach holländischen Büchern ertheilt, doch nehmen auch die preußischen Militair-Schriftsteller, besonders von Scharnhorst und von Brandt, einen bedeutenden und hervorragenden Platz ein und werden von den Japanern häufig und mit großer Achtung genannt. Von des Letzteren Werke „Die Taktik der drei Waffen" existiren drei seit dem Jahre 1860 erschienene Ausgaben. — Der Besuch dieser Schule ist auch Nicht-Militairs gestattet, während der zu derselben gehörige in derselben Straße gelegene Exercierplatz, Rikugnondjo, nur von Militairs benutzt werden darf.

Ingnakudjo, die europäisch-medizinische Schule in Shitaya wurde im Jahre 1859 an Stelle des früheren Impf-Instituts Stokan gegründet und steht unter der Leitung des von Dr. Pompe van Meerdervoort in Nagasaki ausgebildeten Arztes Matzmotto Riodjiu. Die Zahl der Schüler soll nur gering sein, aber von Jahr zu Jahr zunehmen. In der Schule werden auch unentgeltlich Konsultationen ertheilt und Medikamente ausgegeben.

Ingnakukan, ebenfalls in Shitaya gelegen, die chinesisch-medizinische Schule, soll von einer sehr großen Anzahl Schüler besucht werden, welche Unterricht in der chinesischen Arzneikunde erhalten. —

Dies sind die öffentlichen Bildungs-Anstalten, welche die Regierung des Taikuhns in Jeddo unterhält. Was die erste Ausbildung der Kinder im Lesen und Schreiben der japanischen Sprache betrifft, so bestehen dafür, meines Wissens, noch keine Regierungs-Schulen, sondern es bleibt den Eltern überlassen, ihren Kindern von einem der vielen Schullehrer Unterricht ertheilen zu lassen. Diese Schullehrer sind gewöhnlich alte, von ihren Geschäften zurückgezogene Beamte, Priester oder Kaufleute, welche dies wenig lukrative aber höchst ehrenvolle Amt übernommen haben. Auch einzelne Lehrerinnen soll es geben. Die Schulen sind entweder für Knaben oder Mädchen allein, oder für beide Geschlechter zugleich bestimmt, das Schulgeld ist gering, einen oder zwei Kobangs pro Jahr, d. h. ungefähr 5 Thlr., in Jeddo, in kleineren Städten oder Dörfern natürlich viel geringer.

Obgleich wir keinerlei statistische Nachrichten über Japan haben, so glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß, was die Ausbildung im Lesen und Schreiben anbetrifft, Japan darin über allen Ländern, selbst Deutschland, dem am weitesten vorgeschrittenen, steht, und daß es schwer sein würde, in Japan einen Mann oder eine Frau zu finden, die nicht im Stande wären, die einfachste Schrift zu lesen oder zu schreiben. Die Art und Weise des Unterrichts ähnelt der in den arabischen und türkischen Schulen; die Leseübungen und das Hersagen von auswendig gelernten Aufgaben finden in allen Schulen statt. Br.

Finnland.

Zur finnischen Mythologie.*)

Die meisten Völker vom sogenannten finnischen Stamme haben in den Formen Num, Jum, Juma u. s. w. ein Wort, dessen sie heutzutage in der abstrakten Bedeutung „Gott" sich bedienen, das aber erweislich zuerst den sichtbaren Himmel, dann der Naturkräfte geheimnißvolles Wirken bezeichnet hat und öfter noch bezeichnet. Num ist wahrscheinlich nie unmittelbar verehrt oder bildlich dargestellt worden; man glaubte dieses gleichsam hinter der Natur sich verbergende Urwesen gestaltlos und menschlichen Gebeten unerreichbar. Auch die Hindu's nahmen ein solches Urwesen an, welches, Alles in Allem wirkend, über jeden Kultus erhaben bleibt, und ließen es als Wasser in die Wirklichkeit eintreten, genauer als Luft, welche, durch Verdichtung zum Wasser geworden, das heilige Welten-Ei wiegte. Wesentlich übereinstimmend damit, heißt es in der finnischen Volksdichtung, die jede Ursach als die Mutter ihrer Wirkung darstellt: „Ilma (Luft) ist der Mütter Erste, Wesi (Wasser) der Brüder Aeltester." Und im endlosen Meer schaukelt sich die Luftgöttin (Ilmatar), auf ihrem Knie das schimmernde Welt-Ei tragend, welches vom Knie herabrollt (und zerbricht). Diese Personifikation des Luft-Elementes wird auch ausdrücklich die „älteste Tochter der Schöpfung" und „erste Mutter der Wesen" genannt.

Hier sei gleich angedeutet, daß die ganze Weltanschauung der Finnen um ein bedeutungsvolles Wort: Synty, d. i. Geburt, Entstehung, sich bewegte. Alles in der Welt kann erklärt werden, sobald man seinen Ursprung kennt, oder die „Eltern", denen es sein Dasein verdankt. So verhält sich's mit den zarten Blumen des Feldes, mit Wald und Sturm, sogar Schmerzen und Plagen; denn auch diese sind nur Offenbarungen irgend einer Macht, die sie in's Dasein gerufen hat. Alles in der Welt der Erscheinungen geht auf ein Urwesen zurück, aus welchem selbst die ihrerseits mit Schöpferkraft begabten Geister oder Götter entstanden.

Bei den meisten dieser höheren Wesen schimmert die Naturseite noch stark hindurch. Gleich dem Hindu liebte es der heidnische Finne, jede seiner Gottheiten in einen Schleier voll Farbenpracht zu hüllen. Man denke nur an die jungfräuliche Göttin des Nordens, welche, in schimmernd weißem Gewand auf dem Regenbogen sitzend, mit silbernem Weberschifflein ihr goldenes Gewebe webt, oder an Ilmarinen, der in blauen Strümpfen und bunten Schuhen am Rande des Himmels wandert, mit Funken sprühendem Hemde angethan, das blitzende Kalera-Schwert in der Hand — lauter Symbole eines Beherrschers des Luftkreises. Und in gleichem Glanze erscheinen Wellamo's

---

*) Nach einer schwedisch geschriebenen Abhandlung von Dr. Donner: „Vorstellungen der Hindu's von der Weltschöpfung, verglichen mit denen der Finnen". Helsingfors, 1864.

und des Waldes Jungfrauen. So schmückt auch die älteste indische Dichtung ihre Gestalten mit Allem, was die Welt der Erscheinungen Prächtiges bietet. Aber das eine wie das andere Volk zeigt desto größeren Mangel an plastischem Schönheitssinne: die Formen erscheinen nebelhaft, durchscheinend und höchst unbestimmt. Mit Recht hat man bemerkt, daß vielen dieser als Gottheiten betrachteten Naturkräfte im Hinblick auf ihre mehr gebärende als zeugende oder schaffende Kraft weibliche Natur beigelegt wird. In den Worten „Luft ist aller Mütter Erste" liegt schon eine ganze Schöpfungstheorie. Die Luft ist das Erstentstandene, das Wasser entspringt aus derselben, und so weiter die ganze übrige Schöpfung. Daher wird Ilma ein Weib, die auf dem Meere schwimmende Ilmatar, die Alles hervorbringende Urmutter und somit auch Mutter der Götter. Aber als Personifikation der Luft ist sie zugleich das unsichtbare Ur-Element oder das Erste der selbständigen Wesen. Sie ist jedoch zu nebelhaft, zu abstrakt, um des Urwesens erste Verkörperung bleiben zu können. Dazu bedarf jeder Mythus eines männlichen Prinzips; Ilma ist wieder die Hervorbringung selbst; und die Kraft, welche sie die Welt hervorbringen läßt, gehört dem unsichtbaren Urwesen. Allein die mythischen Vorstellungen fordern einen Vertreter desselben, den vornehmsten der Götter. Dieses Amt hat man bis heute dem Ukko zugetheilt. Die Grundbedeutung dieses Wortes (alter Anverwandter, Großvater) und alle bunt wechselnden Vorstellungen, die man daran knüpft, geben zu erkennen, daß es nur Beiname des schon als Person gefaßten Himmelsgottes. Ebenso wie Ilmarinen (s. o.) bekleidet, wandert Ukko am Rande des Gewölks und der Regenbogen ist seine Armbrust, die glühende Kupferpfeile entsendet. Er reitet auch auf dem Winde, dem Schnee und Hagel, und ist Herr des Feuers. Daß Ukko nur Beiname, ergiebt sich schon aus dem noch fortbestehenden appellativen Gebrauche dieses Wortes.*) Wir müssen also einen anderen Repräsentanten des unsichtbaren und in Allem enthaltenen Jum aufsuchen.

Nach Vieler, darunter auch Castrén's, Annahme entspricht dem an Ukko, als Gott des Himmels und Donners, geknüpften Begriffe der Taara der Esten, welcher bei ihnen auch wanna isa, d. i. „alter Vater", genannt wird. Offenbar haben wir in diesem Letzteren einen Namen des Num oder Jum. Taara ist vermuthlich dem Tora der Tschuwaschen gleich. Die Ugrischen Ostjaken nennen den Gott des Himmels, ja der ganzen Welt, Tôrem, Tûrm; und Ganander führt den Tiermes der Lappen an, einen Gott über Winde, Donner, Meer, und Herrn über Leben und Tod. Der estnische Kriegsgott Turris, dem horngeschmückte Böcke als „Speeresopfer" gebracht wurden, wird ebenfalls Ukko zubenannt, und daß auch die eigentlichen Finnen einem Turisas opferten, ergiebt sich aus Agricola's Vorrede zu seiner finnischen Uebersetzung der Psalmen.

Der Ursprung dieser Benennungen ist immer noch zweifelhaft. Während Thunmann den in Laut und Bedeutung übereinstimmenden schwedischen Namen eines der höchsten Götter Skandinaviens, des Thor, als finnischen Völkern entlehnt betrachtet, sind deutsche Forscher, wie J. Grimm, anderer Meinung. Auf den bloßen Grund gegenseitiger Aehnlichkeiten meint Schiefner, die Finnen hätten von dem germanischen Kulturvolke die Anbetung des Thor überkommen. Dieser Grund ist aber ebenso wenig beweisend, als Grimm's Vermuthung, wonach Thor eine Zusammenziehung von Thunar, Thunor, d. i. Donner, sein soll; denn die Zusammenziehung ist höchst problematisch. Etwas Entsprechendes bei verwandten Völkern im Orient kann Grimm nicht vorbringen, und das Wichtigste, was er anführt, ist, daß die Kelten ein Wort Taranis in der Bedeutung „Donnergott" haben. Findet die Wurzel bei den ältesten Ariern sich wieder, so deutet wohl dieser Umstand auf einen gemeinsamen Urstamm der Arischen und Turanischen Völker.

Da sonach Ukko nur ein Beiname ist für den Gott des Himmels, Donners und Blitzes, da ferner Turisas „oberster Kriegsherr" wurde und Jum das unsichtbare Urwesen oder den abstrakten Gott bezeichnete, so mußte irgend was Anderes erste Inkarnation der Gottheit werden. Diesen vornehmsten Platz in der finnischen Götterwelt behauptet Wäinämöinen, und ihm zunächst stehen Ilmarinen und Lemminkäinen.

Indem ich diese Namen an die Spitze des ganzen finnischen Olymps stelle, lasse ich keineswegs den lebhaften Streit unbeachtet, welcher seit dem ersten Erscheinen der Kalewala im Jahre 1835, die Auffassung dieses Gedichts in seiner Ganzheit und besonders die oben erwähnten Gott-Helden betreffend, mehr als zehn Jahre sich fortsetzte. Lönnrot's historische Betrachtung, wonach Wäinämöinen ein bloßer Held, Verbesserer der Seefahrt und des Ackerbaues der Finnen u. s. w. gewesen, und Collan's Ansicht, daß der ganze Kampf mit den Lappen, soweit er in die epischen Gesänge aufgenommen, als ein ethisch-mythischer, nicht als ein historischer Kampf zu fassen sei, sind hinlänglich bekannt. Die Widerlegung stützt sich auf eine Auslegung der Natur der epischen Volksdichtung. Diese kann nämlich keine ganz sicheren Data für historische Forscher geben. Die Begebenheiten konzentriren sich um mehr oder weniger Günstlinge des Volkes, wobei Verhältnisse, die wohl Jahrhunderte auseinander liegen, unbedenklich auf eine und dieselbe Person bezogen werden. Auch die Namen der Helden anlangend, läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Dies Alles ist vollkommen wahr. „Aber," — so heißt es weiter, — „was Collan von Wäinämöinen's Gottheit behauptet, scheint minder zufriedenstellend." Und ferner: „Keine Erklärung ist weniger annehmbar, als eine der vorhergehenden, eines Theils, weil sie der finnischen Mythe persönliche, individuelle Götter zuerkennt, was ihrer Natur entgegen, anderen Theils, weil sie der Sage einen mythischen Grund unterlegt. Jedenfalls steht sie, wie phantastisch sie auch erscheine, auf dem Boden der Wirklichkeit. An einer anderen Stelle lesen wir: „Ueberall wird man daran erinnert, daß die Sage in der Phantasie lebt, unbekümmert um Raum oder Zeit: dichterische Wahrheit ist das Einzige, dem sie nachstrebt."

Was den ersten Einwand betrifft, so kann man Ukko oder Taara allerdings individuelle Gestalt nicht absprechen. Die Personifikation geht, wie wir unten sehen werden, sogar noch weiter. Und was die Sage, den eigentlichen Stoff der epischen Volksdichtung, betrifft, so unterscheiden schon die Brüder Grimm diese insofern von dem Märchen, als Erstere mehr historisch, Letzteres mehr freie poetische Schöpfung sei. Das Märchen ist die glänzende Umhüllung ursprünglich mythischer Vorstellungen. Hierher gehören z. B. viele unter den Erzählungen des finnischen Volkes, in welchen die Helden der Kalewala auftreten, und die Erzählung von Entstehung der Welt im Anfang unseres Epos, nebst Allem, was damit zusammenhängt, dürfte wohl den tiefsten mythologischen Grund nicht verkennen lassen. Die Behauptung wider Collan stützt sich offenbar auf angenommene Identität

*) Die tägliche Umgangssprache nennt jeden hochbejahrten Mann ukko, jede Greisin eukko. Man vergleiche das magyarische ük, Urgroßmutter.

der finnischen epischen Dichtung mit der deutschen Sage, obschon man eben dies hätte beweisen müssen. Collan dürfte also wohl der Wahrheit näher kommen, wenn er sagt, in Kalewala dürfe ebenso wenig reine Mythe, als reine Geschichte gesucht werden. „Die Mythe liegt jetzt im Hintergrund, nur hin und wieder hindurchschimmernd, und das Epische ist das hauptsächlich hervortretende Element geworden." Ein solches Hindurchschimmern der früheren mythischen Vorstellungen und Verwandlung von Göttern in menschliche Individuen kehrt überhaupt in jeder älteren Volksdichtung wieder, die in verschiedenen Bildungsstadien von der schaffenden Volksphantasie umgestaltet wird. Auf dieselbe Art sind die Vorstellungen der Perser von einem Streite zwischen dem Reich des Guten und des Bösen im Schahname mit den Kämpfen zwischen zwei feindlichen Völkern zusammengeflossen.

Aber wie in den Mythologien der meisten Völker, so schlingen sich auch in der finnischen die mannigfaltigsten Vorstellungen in einander. Ein Volk, das innerhalb Jahrhunderten aus dem innersten Asien bis zu Finnlands See'en wanderte, das vielleicht aus des Südens üppigen Thälern über die sandigen Steppen der Kirgisen zog, vielleicht auch manche Winternacht auf öden Tundern am Eismeer zeltete, mußte seine Vorstellungen von Allem in's Unendliche wechseln. Man kann also mit vollem Grund annehmen, daß diese Wechsel und die darauf beruhenden verschiedenen Bildungsschichten in den Liedern der Vorzeit sich wiederspiegeln mögen. Auch muß die flüchtigste Lesung darüber aufklären, daß zwischen der Zeit, als die zwei ersten Kalewala-Runen gedichtet wurden, und der, als die späteren entstanden, Jahrhunderte liegen müssen. Auch Castrén äußert in seiner Beurtheilung der neuen Redaktion der Kalewala, daß die Mythe von der Weltschöpfung wie ein ganz isolirtes Fragment dastehe. Außer dem mystischen Dämmerlichte, welches der Morgen der Welt in dieser wie in allen urältesten Mythen über die Dinge ausgießt, erweist sich dies auch aus dem Umstande, daß Wäinämöinen hier eine ganz andere Gestalt hat, als wo er um die Hand der Aino wirbt.*) Der Glaube an ihn, als ein Wesen von übermenschlicher Heiligkeit, ist verschwunden, und nun wagt es die Volksphantasie, den „alten Mann" spöttisch aufzuziehen. Daß die überall vorkommende Verwandlung der früheren Göttergestalten in Volkshelden auch bei den Finnen stattgefunden, beweiset ihre weitere Verkleinerung in späteren Sagen. Vergleicht man Ilmarinen's Person mit der gleichnamigen in den Volkserzählungen, so ergiebt sich ein unermeßlicher Abstand. Der Grund dieser Verwandlung ist aber nicht allein das Christenthum, indem es mit Füßen tritt, was den Heiden groß und ehrwürdig gewesen, sondern des Heidenthums eigene Fortentwickelung. Was in früher Kindheit des Geistes Bedürfniß befriedigte, mußte in einem mehr entwickelten Alter die Form wechseln; das Samenkorn ist dasselbe, nur die hervorbrechenden Blüthen wechseln Gestalt und Farbe.

Da aus dem Vorangegangenen sich ergeben dürfte, daß unsere alten Runen sehr viele mythische Vorstellungen aus uralter Zeit enthalten, so will ich die verschiedenen in ihnen vorliegenden Beweise für Wäinämöinen's, Ilmarinen's und Lemminkäinen's Gottheit anführen. Zum Ersten wird ihnen das Epithet „ewig" (ikuinen), zum Andern „Schöpfermacht" beigelegt. Nach der ersten Auflage der Kalewala war es Wäinämöinen selbst, der, als das Welt-Ei zu Stücken geworden, Alles durch sein bloßes Schöpferwort hervorbrachte. Auch überläßt er die geschaffene Welt nicht ihrem Schicksal, sondern wacht mit liebreichem Auge über ihrer weiteren Entwickelung. In der späteren Auflage (von 1849) giebt W. dem Geschaffenen Vollendung, indem er einen gewissen Pellerwoinen die Erde mit Bäumen und Kräutern besäen läßt. Dieses Wesen ist offenbar bloße Personifikation des Wachsthums, welches durch W.'s Willen in's Dasein trat. Ebenso verhält sich's, als die himmelhohe Eiche Sonne und Mond verdunkelt. W. d e n k t und e r w ä g t, und alsbald findet sich ein Wesen, das seinen Gedanken ausführt. Wo nur irgend ein Mangel in der Schöpfung sich bemerken läßt, ist sein Geist sogleich zur Abhülfe bereit und im Stande.

Bruchstücke alter Lieder bezeichnen W. sogar als „Schmieder der ganzen Welt und Hämmerer des Firmamentes", welches Geschäft jedoch allgemeiner dem Ilmarinen beigelegt wird. Der Letztere sagt von sich selber, er habe „lang in Schöpfers Antlitz, in den Bart des guten Gottes" geschaut, bevor er zum Schmieden der Himmelsdecke sich anschickte; denn er anerkennt doch seine Abhängigkeit von dem, sterblichen Augen unsichtbaren Urwesen, das vorzugsweise Schöpfer (luoja) ist. Und was Anderes, als den höchsten Grad von Schöpfermacht geben folgende Worte des W. während seines Wettstreites mit Joukahainen zu erkennen: „Die Meere selber habe ich gepflügt." .... „Ich war der dritte Mann, als des Luftkreises Pfeiler eingerammt, des Himmels Bogen gestützt ward," u. s. w.

Ein dritter Beweis für die Göttlichkeit der zwei Genannten ist, daß sie Beide einmal in den Himmel steigen. Im 47. Runo der neuen Auflage der Kalewala lesen wir, wie Ukko selber, „der Lüfte großer Schöpfer", mißmuthig ward, als Louhi Sonne und Mond in einen Berg gesperrt hatte. Er wanderte in seinem Verdrusse am Rande der Wolke entlang und ließ einen Blitz aufleuchten, damit Ilmatar ihn wiegte und eine neue Sonne entstände. Aber dasselbe wird in der älteren Ausgabe von Wäinämöinen und Ilmarinen erzählt. Es heißt nämlich, sie Beide seien auf die siebente leuchtende Wölbung, in den neunten Himmel gestiegen. Dort ließen sie einen Blitz aufleuchten, und als ein Weib die Beiden fragte, von wannen sie seien, antwortete Wäinämöinen: „Aus dem mittleren Luftkreise sind wir, vom Nabel des mittleren Himmels."

Diese Worte, die einen Ursprung, ähnlich dem Ukko's — denn er wird oft taivahan napanen, des Himmels Nabel, zubenannt — aussprechen, deuten auf eine höhere Stellung, als die menschliche, und die ganze Stelle bekräftigt vollkommen eine vorangehende, wo es heißt, daß W. und J. bei der Schöpfung mitgewirkt hätten.

Aber W. wird auch ausdrücklich „Gott" und „Schöpfer" genannt. Lenquist sagt, die alten Lieder wüßten von keinem höheren Gotte als W. Demselben Schriftsteller zufolge gab ein sagenkundiger Finne karelischen Stammes in der katholischen Zeit, als man ihn fragte, welche die höchsten Gottheiten seiner Stammgenossen seien, unbedenklich die Antwort: „Der alte Wäinämöinen und die jungfräuliche Mutter Maria (!)." — In einem handschriftlichen Hefte mit Zauberformeln, das Herr Lönnrot mir gütigst mitgetheilt, heißt es einmal: „Schweiß troff von des S c h ö p f e r s Haupte, Thau vom Angesicht des G o t t e s." An der betreffenden Stelle ist Ilmarinen gemeint.

Aber der stärkste aller Beweise, die wahre Besiegelung der Göttlichkeit Wäinämöinen's, ist sein Verschwinden vor dem eindringenden Christenthum. Daß W. die ganze Weltanschauung der Finnen repräsentirt, daß er die Hauptperson ist in der heid-

*) D. h. als F r e i e r nach Pohjola fährt, um die Hand der Tochter Louhi's zu erhalten.

nischen Götterwelt, erhellt am deutlichsten aus diesem Umstande. Er mußte sein Volk verlassen, als es dem Christenthum sich in die Arme zu werfen begann, und zwar zog er sich in die Region zwischen Himmel und Erde zurück, wo er einst in's Dasein gekommen war.

Wenn Castrén sagt, die drei Hauptheldeu der Kalewala unterschieden sich durch überlegene Stärke und Weisheit allein von gewöhnlichen Menschen, sie besäßen ihre Macht nur durch des „Wortes", der Weisheit göttliche Kraft, und würden an Ausführung ihres Vorhabens oft gehindert: so ist darauf zu bemerken, daß auch Gottheiten anderer Völker in menschlichen Verhältnissen auftreten und oft sich gehemmt sehen wenn sie etwas ausführen wollen, z. B. Zeus durch des Schicksals Beschlüsse. Bei den Hindus ist dies etwas Alltägliches. Daß aber die schaffende Kraft im Worte, in der Weisheit liegen soll, beweiset nur die Erhabenheit der finnischen Religion. Das Wort ist die Urmacht, die Urgottheit selber, welche auch den Göttern Dasein giebt; es ist die geistige Quelle, der Alles entspringt.

Aus anderen Stellen der mythologischen Vorlesungen Castrén's ergiebt sich übrigens, daß er selbst an jener Ansicht nicht festhielt. Denn nachdem er Wäinämöinen's Herkunft untersucht und gezeigt, wie dieser durch eigene Kraft aus Mutterleibe gekommen und dann am Werke der Schöpfung sich betheiligt, sagt er: „Wirklich scheint mir seine göttliche Verehrung keinem Zweifel unterworfen." Und ferner: „Schöpferkraft ist ihm angeboren und hat ihn vor Allem zu göttlichem Ansehen bei unseren Vätern berechtigen müssen, welche Ehre auch in dem Falle, daß er und seine Kameraden Ilmarinen und Lemminkäinen das Schöpfungswerk nur vollendet haben dürften, ihnen nicht bestritten werden konnte.

Die ganze fernere Darstellung erkennt ebenfalls den drei Genannten ursprüngliche Göttlichkeit zu, so daß sie zusammen eine Trias von Gottheiten der Erde, der Luft und des Wassers bilden. Ich brauche daher nur das Ergebniß von Castrén's Untersuchung anzuführen, die es höchst wahrscheinlich macht, daß Ilmarinen ursprünglich als ein Gott der Luft, und Lemminkäinen mit seinem unsteten Wesen als Meergott verehrt wurde. Inwiefern Wäinämöinen der Gott der Erde gewesen, ist freilich minder klar. Castrén vergleicht die zwei ersten Silben, die auch Aine lauten sollen, mit dem Aina der Tataren, wie bei ihnen die Erdgeister heißen. Und auf was Anderes verweist W.'s Fahrt nach Wipunen's Grabe, um Ursprungsworte zu erlangen, als auf Abstammung aus dem Innern der Erde? Dort liegt seine Macht verborgen. An einen Gott der Erde erinnert uns auch der Umstand, daß W. die Erde äußerlich ordnet, Inseln und Vorgebirge formet, Küsten ausbuchtet und dem Boden Wachsthum zutheilt.

Zu Bekräftigung der oben entwickelten Ansichten kann noch folgende estnische Sage dienen, die Castrén ebenfalls aufgenommen:

„Altvater wohnte in seinem hohen Himmel; in seinem Saal leuchtete die majestätische Sonne. Helden hatte er geschaffen, um ihres Rathes, ihrer Stärke und ihrer Kunstfertigkeit sich zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wannemuine. Diesen schuf er alt, mit grauem Haar und Barte, und verlieh ihm des Alters Weisheit; aber sein Herz war jung, und er besaß der Dichtkunst und des Gesanges Gabe. Wenn Sorgen Altvaters Stirn verdüsterten, spielte W. vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang liebliche Lieder. Der Andere war Ilmarine, im besten Mannesalter und von männlicher Kraft, mit Weisheit auf seiner Stirn und sinnendem Blicke. Ihm war Künstlergabe bescheert. Der Dritte hieß Lämmekühe, ein immer munterer, leichtgesinnter, zu allem Uebermuth aufgelegter Jüngling. Alle betrachteten sich als Brüder (wie sie in Kalewala öfter ausdrücklich „Brüder" heißen), und der Alte nannte sie seine Kinder." Die Sage berichtet weiter, wie Altvater, während seine Söhne schliefen, die Welt erschuf; als sie dann erwachten, rieben sie sich die Augen und beschauten das Werk mit Verwunderung. Aber der Alte war jetzt müde und legte sich à son tour zur Ruhe. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahl, hämmerte daraus ein Gewölbe, errichtete es als Zelt über der Erde und heftete Sterne und Mond aus Silber daran. Aus Altvaters Vorhalle nahm er die Leuchte (Sonne) und befestigte sie so künstlich an die Himmelswölbung, daß sie von selber auf und nieder geht. Und Wäinämöinen sang ein Jubellied zu seiner Harfe, Blumen und Gewächse trieben hervor, und die Singvögel stimmten ein. Lämmekühe aber zog jubelnd durch Wälder und über Höhen. Da sprach der Alte: „Ich habe die Welt als ein lebloses Stück geschaffen; es ist euere Sache, sie auszuschmücken."

Daß diese Sage, wenigstens in ihren Grundzügen, den Finnen und Esten gemeinsam gewesen, beweiset der Umstand, daß alle Einzelnheiten, die in der alten Dichtung von den erwähnten Göttern angeführt werden, erst durch sie zur Einheit kommen. Nur mit dieser Sage kann man auch recht verstehen, warum z. B. Wäinämöinen und Ilmarinen nach Einsperrung der Sonne und des Mondes (durch Louhi) in den Himmel steigen, um dem Mangel wo möglich abzuhelfen. Sie haben noch die Aufsicht über das geordnete All, das Altvater in ihren Händen gelassen. Welch schöne Bedeutung erhält nicht dadurch auch Wäinämöinen's Gesang, dem die ganze bis dahin stumme Natur lauschet! Erst als die göttliche Stimme durch den Raum ertönt, erhält der Wind sein Sausen, der Vogel seinen Gesang, und auch der Mensch des Sanges Gabe. Es ist der Geist, der die todte Masse beseelet.

Frankreich.

Geschichte Cäsar's von Napoleon I.

Die Erscheinung der Geschichte Cäsar's von Napoleon III. hat die Veranlassung gegeben, daß das nach den Dictaten Napoleons I. von seinem Secretair M. Marchand auf St. Helena niedergeschriebene und im Jahre 1836 veröffentlichte Werkchen: Précis des guerres de César, wieder dem Publikum in Erinnerung gebracht worden ist. Uns liegt die deutsche Uebersetzung von W. Liphard vor.*) Die Schrift des Oheims ist durchaus von der des Neffen verschieden. Der von dem Uebersetzer gewählte Titel: „Geschichte Cäsar's," erregt Erwartungen, die das Schriftchen nicht erfüllt. Es giebt nicht eine ausführliche Geschichte des Lebens Cäsar's, sondern knüpft an eine kurze Darstellung der Kriegsthaten desselben kritische Bemerkungen, die als Urtheile des größten Kriegsmeisters der modernen Zeit über den größten Kriegsmeister des Alterthums allerdings von hohem Interesse sind, doch weniger für das größere Publikum, als für

*) Geschichte Julius Cäsar's von Napoleon I. Auf der Insel St. Helena nach dem Dictat des Kaisers niedergeschrieben von M. Marchand. Aus dem Französischen übersetzt von W. Liphard. Berlin, 1865. Verlag von S. Mode.

Fachmänner. Von der Politik Cäsar's ist nur in der Schlußbemerkung die Rede.

Hier heißt es unter Anderem: „Cäsar beherrschte als beständiger Dictator das ganze römische Weltreich; der Senat war nur ein Schatten. Es konnte nicht anders sein nach den Proscriptionen des Marius und Sulla, den Verletzungen der Gesetze durch Pompejus, nach fünf Jahren Bürgerkrieg und der Ansiedlung so vieler Veteranen in Italien, die an ihren Feldherren hingen und Alles von der Größe einiger Menschen, Nichts von der Republik erwarteten. Unter solchen Verhältnissen konnten berathende Versammlungen nicht mehr regieren. Die Person Cäsar's war also die Garantie für die Oberherrschaft Roms über die Welt und gewährte den Bürgern aller Parteien Sicherheit; folglich war seine Autorität legitim. Den feigen und unpolitischen Mord Cäsar's zu rechtfertigen haben die Verschworenen und ihre Parteigänger behauptet, Cäsar habe sich zum Könige machen wollen. Diese Behauptung ist abgeschmackt und verleumderisch. Cäsar lebte mitten in einem Volke, welches seit fünf Jahrhunderten keine andere Autorität als die der Konsuln, Dictatoren und Tribunen anerkannte. Die Königswürde war bei diesem Volke verachtet und herabgewürdigt, und der curulische Sessel stand ihm höher, als der Thron. Die Römer waren gewohnt, Könige in den Vorzimmern ihrer Beamten zu sehen. Wenn Cäsar, der bis zu seinem Lebensende die volksthümlichen Formen liebte, irgend einen Vortheil für seine Autorität in dem Throne erblickt hätte, so hätte er denselben durch das Zujauchzen seiner Armee und des Senats annehmen können; er hätte seine Legionen überzeugen können, daß ihr Ruhm, ihr Reichthum von einer neuen Regierungsform abhingen, welche seine Familie gegen die bürgerlichen Parteien sicherte; er hätte im Senat sagen lassen können, daß man die Gesetze gegen etwaige Verletzung und die Besitzenden gegen die Habgier der Veteranen nur dadurch sicher stellen müßte, daß man einen Monarchen auf den Thron erhebe. Er schlug den entgegengesetzten Weg ein; denn obgleich er Sieger war, regierte er als Konsul, Dictator, Tribun, und befestigte also die Formen der Republik, anstatt sie abzuschaffen. Am wenigsten würde er, kurz vor seiner Abreise nach dem Euphrat und dem Beginn des schwierigen Krieges gegen die Parther, die seit fünf Jahrhunderten bestehenden Formen umgestoßen und durch neue ersetzt haben. Wer hätte in Rom in Abwesenheit des Königs regieren sollen? Etwa ein Regent? ein Gouverneur? ein Vice-König? Indem Brutus Cäsar mordete, folgte er einem Vorurtheile, welches er in den griechischen Schulen geschöpft hatte; er verglich ihn mit den finsteren Tyrannen des Peloponnes, die mit Hülfe einiger Intriganten die Autorität der ganzen Stadt an sich rissen. Er wollte nicht einsehen, daß die Autorität Cäsar's legitim war, weil sie nothwendig und schützend war, weil sie alle Interessen Roms wahrte und der Ausdruck des Volkswillens war."

Napoleon's III. Geschichte Cäsar's ist nichts, als die Ausführung des hier von Napoleon I. gegebenen Thema's: „Die Autorität Cäsar's ist legitim, weil sie nothwendig und schützend ist, weil sie die Interessen Roms, respective Frankreichs, wahrt und weil sie der Ausdruck des Volkswillens ist." Trotz der Legitimität fiel Roms Cäsar durch Mörderhände, und Frankreichs Cäsar starb als Verbannter auf St. Helena. Legitim ist bloß das Gesetzliche, das Recht, das nicht gemordet und verbannt werden kann und immer von Neuem ersteht, so oft man es unterdrückt. M.

Schweiz.

Poetische Stimmen aus der französischen Schweiz.*)

Am 12. September vorigen Jahres feierte Genf das 50jährige Jubiläum seines Eintritts in die schweizerische Eidgenossenschaft. Ein schönes Gebilde, von Künstlerhand gemeißelt, giebt für Mit- und Nachwelt dem bei dem gefeierten Ereignisse alle Schweizerherzen durchziehenden Gefühle den idealen Ausdruck. Dort, wo die wild dahin stürzende Rhone die Myrthen- und Oleanderbäume des englischen Gartens mit ihren aufspritzenden Wellen benetzt und die Montblanc-Brücke ihren zwölffachen Bogen spannt, dort steht die Marmorgruppe der Helvetia und Geneva von Robert Dorer aus Baden im Aargau. Jene hält den Schild, ihr jüngstes Kind, das sie umschlungen hat, zu schützen, diese erhebt das Schwert, bereit, ihr Bestes zu opfern. Für dieses Nationaldenkmal hat Herr Eugène Peschier als Festgabe eine Blüthenlese aus Dichtern der französischen Schweiz in deutscher Uebertragung bestimmt. Zeigen wollte er durch dieses Werk, das er zunächst der deutschen Schweiz an's Herz zu legen wünschte, daß, wenn auch bei den Brüdern in diesem Theile des Vaterlandes der Erguß des Herzens andere Laute braucht, dennoch derselbe Pulsschlag des echten Schweizergefühles in ihnen lebt, der feurigen Liebe zur Freiheit und zu dem mit allen erhabenen und lieblichen Reizen geschmückten Vaterlande. Beides spricht sich am schönsten in dem mit jugendlicher Begeisterung gesungenen Hymnus des greisen John Ruegger aus, der selbst einst vor 50 Jahren mit den Waffen in der Hand die Eidgenossen als Brüder begrüßte. Da dem lokalen Interesse gemäß die Sammlung so ziemlich alle Dichter der französischen Schweiz vertreten sollte, so war es unvermeidlich, neben manchem Becher feurigen und edlen Trankes auch einen guten Theil wässerigen und gewöhnlichen Landweins von der Schattenseite den Lesern zu bieten. Sehen wir aber von diesem mißlichen Umstande ab, so freuen wir uns, auf diese Weise manche Bekanntschaft gemacht zu haben, der wieder zu begegnen uns nur höchst erwünscht sein könnte. Hervor tritt vor Allen Juste Olivier, der als Schriftsteller in Paris lebt. Seine Ballade „die Mutter des Soldaten" in acht Abtheilungen ist von ergreifender Wirkung, und die mitgetheilten Idyllen von außerordentlicher Lebendigkeit und Lieblichkeit. Neben ihm müssen wir sogleich Henri Blanvalet nennen. Er war, wie der Uebersetzer berichtet, früher Erzieher bei Herrn von Rothschild in Neapel. Ihn bewegen besonders die schroffen sozialen Gegensätze. Tief hat er der Armuth ins kummervolle Auge geschaut und aus seinem innigen Mitgefühl sind erschütternde und rührende Bilder hervorgegangen, voll Wahrheit und Naivetät und von dem Hauch der Poesie mild verklärt.

Was die Uebertragung betrifft, so hat sich Herr Peschier nicht an das Metrum der Originale gebunden. Wahrscheinlich findet sich in ihnen meist der Alexandriner angewandt, der, wie er mit Recht sagt, im Deutschen oft unerträglich wäre. Im Französischen hat der bei uns so verrufene Vers einen ganz anderen Charakter, weil der Franzose die Silben nur zählt, nicht mißt, und dadurch eine so reiche Abwechselung hineinzubringen im Stande ist, wie es bei unseren Nachbildungen unmöglich wäre. Sehr schön sagt Herr Peschier hierbei: „Was

*) Dichterbuch der französischen Schweiz. Gesammelt und übersetzt von Eugène Peschier. Basel und Genf, H. Georg. 1865.

dem guten französischen Gedichte jenen eigenthümlichen Reiz verleiht, das ist die schöne Harmonie, während im deutschen Gedichte mehr Melodie ist. Eine Medidation von Lamartine scheint hinzurauschen wie ein ruhiger Strom mit immer gleichem Wellenschlage; aber dringt man tiefer ein in die Form, so erhält man einen ähnlichen Eindruck, wie vor einem schönen Wasserfalle. Nicht die niederstürzende Wassermasse ist das Ergreifende, nein, was das Herz so unwiderstehlich anzieht, das ist das reiche Leben in den enteilenden Wassern. Hier eine Woge, die, geheimnißvoll in eine verborgene Kluft gezogen, plötzlich wieder zum Lichte aufjauchzt, dort ein dunkler Kamm, gleich dem schwarzen Krater eines Vulkans, um den wie Rauchsäulen die Wasserwolken emporziehen; hier ein weißer Brautschleier, der liebeverheißend im Sonnenglanze und in den Maienlüften weht, dort ein Regenbogen, den Frieden der Elemente verkündend; hier das feine Geriesel, wie das Gewebe einer Spinne den Felsen überziehend, dort wie Silberadern den Stein durchschlängelnd. Je mehr man in das rauschende Leben hineinblickt, desto wunderbarere Märchen und Geheimnisse eröffnet uns das Element. So geht es mir mit manchem französischen Gedichte. Der Deutsche kann es nur nachahmen, indem er Neues schafft."

Kleine literarische Revue.

— **Henry Tappan's Gedächtnißrede zu Ehren Lincoln's.***) Am 2. Mai wurde in der Dorotheenkirche von Berlin ein Trauer-Gottesdienst zum Gedächtnisse des ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten abgehalten. Bei der großen und allgemeinen Theilnahme des deutschen Volkes an diesem Verluste für die Menschheit hatte auch gedachte Feier sehr viele Theilnehmer aus allen Ständen herbeigezogen. Se. Majestät der König von Preußen ließ sich dabei durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten vertreten, neben welchem auch andere hohe Staatsbeamte erschienen waren. Mitglieder des preußischen Abgeordneten-Hauses, des diplomatischen Corps in Berlin, des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung dieser Hauptstadt, die angesehensten Bürger derselben, viele ausländische Gäste und zahlreiche Bürger der Vereinigten Staaten, an deren Spitze sich der amerikanische Gesandte, Herr Judd, befand, waren anwesend. Nach einem Choral in deutscher Sprache, „Jesus, meine Zuversicht", dem sich der von Neithardt komponirte, „Sei getreu bis in den Tod", anschloß, folgte die Trauerrede in englischer Sprache, gehalten von dem Prediger, Herrn Dr. theol. Tappan aus Newyork, die uns gegenwärtig im Drucke vorliegt und die unter den in der alten wie in der neuen Welt gehaltenen, dem Gedächtnisse des großen Verstorbenen gewidmeten Nachrufen gewiß einer der würdigsten ist. „Eine gnadenreiche Frucht," sagte der unseren Lesern bereits aus einem früheren Artikel des „Magazin" bekannte Redner, „hat dieses große Leid uns schon getragen: nämlich die Sympathie der Nationen. Es ist eine völlig aus freien Stücken uns gewordene, große Sympathie. Regierungen und Völker geben in gleicher Weise ihrem tiefen, innigen Mitgefühl Ausdruck. Die hier anwesende große Versammlung ist eine von den Manifestationen dieser edelmüthigen, aus dem Herzen kommenden Sympathie. Es ist wunderbar, wie hoch sich die Tugenden dieses großen und guten, aber anspruchslosen Mannes rings um sein Grab emporheben und an alle Menschenherzen ihre unwiderstehliche Berufung richten. Sein Charakter ist jedem Blick erkennbar: Jeder durchschaut ihn, Niemand bezweifelt ihn. Durch seinen Tod ist der Sache seines Landes eine neue Weihe verliehen. Die Menschheit blickt auf ihn, als auf einen Märtyrer der Freiheit und der Liebe. Er ist der geheiligte Vertreter der Sache seines Vaterlandes. Wer seinen Tugenden huldigt, der huldigt auch dieser Sache. Um das Grab Lincoln's gereiht, rechtfertigen die Nationen den Kampf von Amerika. Das Volk und der Führer dieses Volkes sind Beide durch seinen Tod moralisch gehoben. Diese lebhafte Sympathie, diese edelmüthige, würdige Anerkennung schließen ein brüderliches Band um die alte und um die neue Welt. Erkennt doch Jeder nunmehr, daß Amerika sich nicht mehr allein gehört, sondern der gesammten Welt, und daß es fortan, nachdem es sich von den bisherigen Mängeln seiner Organisation befreit, einen größeren Antheil an der Förderung der Brüderlichkeit der Nationen nehmen wird, als bisher."

*) A Discourse on the Death of Abraham Lincoln. Delivered Tuesday May 2 1865 in the Dorotheen Church, Berlin. By Henry P. Tappan. DD. LL. D. Berlin, A. Asher & Co., 1865.

— **Die Fortnightly-Review über den Erfolg in der Literatur.** Herr G. H. Lewes debütirt in seiner neuen „vierzehntägigen Revue" mit einer interessanten Abhandlung über die Bedingungen und Prinzipien des Erfolges in der Literatur (Principles of Success in Literature). Göthe's Ausspruch: „In dieser Welt giebt es so wenige Stimmen und so viele Echo's", findet Lewes besonders anwendbar auf die literarische Welt. Er sucht nun die Frage zu beantworten: welcher Eigenschaften bedarf der Schriftsteller, um nicht ein bloßes, verlorenes Echo, sondern eine Stimme, die von allen Seiten Wiederhall findet, in der Welt der Literatur zu sein? Es ist anziehend, ihm auf dem Wege dieser Untersuchung zu folgen, deren erstes Kapitel in dem ersten Hefte der neuen Revue vorliegt, welche den Gegenstand in ihren Fortsetzungen weiter zu erörtern verspricht. Das Grundprinzip alles nachhaltigen Erfolges in der Literatur ist, wie Lewes mit Recht betont, Wahrheit und nichts als Wahrheit, die subjektive Wahrheit des Schriftstellers und die objektive des Dargestellten. Leider bleibt zu unserer Zeit in der Befolgung dieses Prinzips Niemand so sehr zurück, als gerade die Kollegen des Herrn Lewes, der englische Journalismus. Jenes Grundprinzip kömmt, wie der achtungswerthe Verfasser im weiteren Verfolge seiner Abhandlung näher entwickeln wird, in drei Formen zur Erscheinung, die zusammen die Dreieinigkeit der Wahrheit in der Literatur bilden: 1) in der intellektuellen Form, oder dem Prinzip der Vision (wie es Lewes, der Kürze wegen, bezeichnet); 2) in der moralischen Form, oder dem Prinzip der Aufrichtigkeit, und 3) in der ästhetischen Form, oder dem Prinzip der Schönheit. Wir hoffen, daß uns Herr Lewes in den weiteren Publikationen seiner Abhandlung Gelegenheit geben wird, ausführlicher auf den Gegenstand zurückzukommen.

— **Sir John Herschel über Atome.** Wahrscheinlich als Antwort auf die ihm vor Kurzem gemachte Zumuthung einiger Frommen der englischen Hochkirche, daß er einer Erklärung beitrete über die unerschütterliche Wahrheit der biblischen Schöpfungsgeschichte im Gegensatze zu den Hypothesen der heutigen geologischen Wissenschaft, hat der berühmte Astronom Sir John Herschel im ersten Hefte der Forthnightly-Review einen Dialog zwischen Hermogenes und Hermione „über Atome" abdrucken

lassen. Der ganze Dialog füllt vier Oktavseiten der Revue, aber er ist reich an sinnigen, schlagenden Bemerkungen über das Verhältniß von Geist und Natur. Allerdings kommen Hermogenes und Hermione darin überein, daß es in der Welt ein Etwas, ein letztes Untheilbares gebe, das in seiner Zusammensetzung und Aufeinanderwirkung diese Welt und ihre Kräfte bilde, aber ihre gemeinsamen Schlußfolgerungen führen sie auch ebenso auf die Erkenntniß, daß diese Zusammensetzung und Aufeinanderwirkung nur nach Gesetzen des Geistes erfolge, die außerhalb dieser theil- und untheilbaren Welt gegeben sind.

— **Das „Echo der russischen Presse".** In drei Sprachen, in russischer, französischer und deutscher, trägt diesen Titel eine in Brüssel seit dem 3. Juni zweimal wöchentlich erscheinende große Zeitung, herausgegeben von dem bekannten, unter dem Namen Schedo-Ferroti schreibenden russisch-deutsch-französischen Schriftsteller Theodor v. Fircks. Die Liebhaberei für den „Kolokol" und andere im Auslande publicirte Erzeugnisse der radikalen russischen Presse scheint im Verschwinden; die in Deutschland, Frankreich und England zahlreich reisenden, badenden und Geld ausgebenden Russen verlangen nach einer substantielleren, die Hungrigen nicht blos auf eine ungewisse Zukunft anweisenden, geistigeren Kost, als die ihnen seit zehn Jahren von den Herren Herzen, Bakunin und Dolgorukov bereitete. Kaiser Alexander II. hat durch seine humanen Regierungshandlungen den Boden, der diesen radikalen Schriftstellern durch das Gewalt-Regiment seines Vaters geschaffen worden war, zum Theil unter den Füßen fortgezogen. In Rußland selbst werden jetzt Zeitungen geschrieben, die an Vielseitigkeit, an Reichhaltigkeit des Inhalts und sogar auch an Wahrheitsliebe die Kolokols weit übertreffen. Und eine Revue dieser Revues herauszugeben, hat jetzt Herr Schedo-Ferroti in dankenswerther Weise unternommen. Im ersten Theile seines Blattes liefert er in französischer Sprache eine Uebersicht des vorhandenen politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Stoffes, und im zweiten läßt er dann die Belegstellen zu jener Uebersicht in Auszügen aus den russischen, sowie aus einigen französischen und deutschen Zeitungen, in den drei Originalsprachen, folgen. Für deutsche Leser würde es von besonderem Interesse sein, wenn zu den Auszügen aus deutschen Blättern nicht etwa blos die Kölnische Zeitung, die Augsburger Allgemeine Zeitung, die National-Zeitung und andere uns naheliegende Blätter, sondern vielmehr hauptsächlich die deutschen Zeitungen Rußlands, unter denen sich die Rigaische Zeitung und die Baltische Monatsschrift durch ihre unabhängige würdige Haltung auszeichnen, mehr benutzt würden. Die zahlreichen Citate der Moskauischen, von dem bekannten Katkov geleiteten Presse würden wir dann gern mit um so größerer Leichtigkeit entbehren.

Literarischer Sprechsaal.

Auch auf dem diesjährigen Deutschen Journalistentage, der am 11. Juni in Leipzig abgehalten wurde, waren die Wiener Zeitungen und Zeitschriften, sowie überhaupt die österreichische Presse, nicht vertreten. Wenn dies, wie behauptet wird, die Folge einer Verabredung, oder einer von obenher ertheilten Parole war, so ist es leider auch ein Beweis dafür, wie unklar noch in Oesterreich der Begriff der Zugehörigkeit zu Deutschland ist. Fühlte man sich dort wirklich, wie zuweilen vorgegeben wird, verwachsen mit dem deutschen Geiste und mit der deutschen Nationalidee, dann würden die Vertreter dieses Geistes in der Presse mit wahrer Freude die Gelegenheit ergreifen, sich mit ihren deutschen Kollegen in loyalster Weise über Alles zu verständigen, was zur Kräftigung der Nationalidee in allen Gauen des weiten Vaterlandes beizutragen und was die Rechte, wie die Freiheit der deutschen Presse zu schützen vermag. Die Verhandlungen auf den drei Journalisten-Tagen in Frankfurt a. M., Eisenach und Leipzig haben sämmtlich bewiesen, daß es sich dabei eben nur um die Rettung und Bewahrung dieser edeln Güter, keinesweges aber um Sonderzwecke politischer, groß-, mittel- oder kleinstaatlicher Natur handelt. Was konnte also die Wiener und die gesammte österreichisch-deutsche Presse zu einer Lossagung bewegen? Die deutsche Literatur ist, Gott sei Dank! trotz aller Gegensätze von Nord und Süd, von Katholicismus und Protestantismus, von Groß- und Kleinstaats-Politik, eine einige, eine Ganzheit, und die periodische Presse, die ein Theil dieser Literatur ist, sollte doch nicht dazu beitragen, das Einzige, was eben einig in der Nationalidee ist, auch noch zu zersplittern.

Dem Feuilleton des „Bremer Sonntagsblatt" entlehnen wir nachstehende interessante Notiz:

„In Spanien ist Julian Sanz del Rio, Professor in Madrid, als Uebersetzer, als Lehrer und als Schriftsteller eifrig bemüht, die Krause'sche Philosophie zu pflegen und auszubreiten, und schon sind Schüler von ihm an fünf anderen spanischen Universitäten in Wirksamkeit, schon steuert Spanien Geldbeiträge, um die deutsche Gesammt-Ausgabe von Krause's Werken, die in's Stocken gerathen, wieder aufzunehmen und zu vollenden. Diese Spanier sehen in dem rationalen Realismus Krause's und in seinen Ideen über die gleichförmige Entwickelung aller menschlichen Kräfte zu einer harmonisch freien Menschheit, in seiner dogmatisch nicht gebundenen und lebendigen Religiosität, für die er selber das schöne Wort „Gottinnigkeit" gefunden, nicht blos eine Sache der Schule, sondern des Lebens; in dieser Lehre, die in der Unendlichkeit des ewigen Wesens, Gottes, die Gegensätze der Natur und des Geistes hegt und vermittelt, die ewige und eigenthümliche Persönlichkeit des Menschen begründet, sehen sie die Einigung der idealistischen und materialistischen Richtungen unserer Zeit, die Bewahrung des Rechts, wie die Ueberwindung der Einseitigkeit derselben. Del Rio schreibt: „Von den festen und erfreulichen Anfängen bei uns erwarte ich trotz mannigfacher Schwierigkeiten noch viel Schöneres und Größeres, und um so mehr, als der philosophische Geist, der in Deutschland nach langer mühsamer Arbeit und Blüthe zum Theil erlahmt und ermattet ist, in unseren südlichen Gegenden ganz jung und hoffnungsvoll erwacht, und gerade mit dieser ganz wissenschaftlichen göttlichen Lehre Krause's."

Friedrich Spielhagen's Roman: „Problematische Naturen", ist von Louis d'Amenod in's Französische übersetzt worden und wird jetzt im Feuilleton des „Nord" veröffentlicht. Die Uebersetzung in fremde Sprachen ist immerhin eine Ehre, die nur wenigen deutschen Roman-Schriftstellern zu Theil wird.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Achtundsechszigster Band.

Juli bis Dezember 1865.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1865.

Digitized by Google

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Erziehung und Religion. S. 365. — Friedrich Fröbel und die Pflege der Kindheit. S. 365. — Don Juan d'Austria. S. 379. — Der Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner. S. 393. — Zur Friedrichs-Literatur. S. 394. — V A. Huber über genossenschaftliche Selbsthülfe. S. 407. — Oesterreich und der Freihandel. S. 421. — Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Ludwig Tieck. S. 435. — Die deutsche Kolonisation des Wendenlandes. S. 449. — Deutsche Lyrik der Gegenwart. S. 452. — Der mecklenburgische Patrimonialstaat. S 463. — Der erste deutsche Protestantentag. S. 465. — Noch ein Wort über das „Leben Jesu" von Strauß. S. 466. — Die „Slavischen Blätter" von Abel Lukšić. S. 477. — Die deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. S. 491. — Tektonische Formenlehre. S. 492. — Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. I. S. 493; II. S. 508. — Die Heldenlieder der Färinger. S. 505. — Iffland und Dalberg. S. 519. — Zur religiösen Erkenntniß. Die Religion und die Partei des Centrums. S. 533. — Der internationale Congreß für die Förderung der socialen Wissenschaften. S. 547. — Deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts. S. 548. — Die Bibel als Waffe gegen den Glauben. S. 549. — Was kann der deutsche Unterricht vom Auslande lernen? S. 561. — Aus der Vorzeit des Zollvereins, von L. A. Aegidi. S. 562. — Zur Geschichte des Weimarischen Theaters unter Göthe's Leitung. S. 575. — Deutsche Singvögel nach A. und C. Müller. S. 589. — Prof. Preuß über den Staatsminister v. Wöllner. S. 603. — Schulze-Delitzsch, Lassalle und der Bischof von Mainz. S. 617. — Die Literatur des deutschen Handelstages. S. 631. — Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität im Jahre 1865. S. 633 — Klassische und moderne Naturanschauung. S. 645. — Die Briefe Marie Antoinette's in Deutschland und Frankreich. (Feuillet de Conches, Alfred von Arneth und A. Geffroy.) S. 659. — Der Copernicus des Alterthums. S. 663. — Die neue Sündfluth. Roman von Julius Rodenberg. S. 673. — Kaiser Rudolf II. und seine Zeit, von Gindely. S. 676. — Iphigenia in Delphi (ein Schauspiel von Widmann). S. 687. — Das schleswig'sche Wattenmeer und die friesischen Inseln. S. 688. — Voltaire's Briefe an die Markgräfin von Baireuth. S. 701. — Der Spezial-Unterricht im Berliner Handwerkerverein. S. 702. — Zum heiligen Christ. Die Zwölften. S. 715. — Der Werth des Lebens. S. 717.

Schweiz.

Nikolaus von der Flüe. S. 529. — Die Tellsage. S. 597. — Neuestes zur Tellsage. S. 677. — Die Urwelt der Schweiz. S. 696. — Zur Naturgeschichte des Meeres. S. 706.

Holland.

Die Namen der Frau bei den Germanen. S. 367. — Die holländische Literatur, besonders in Bezug auf Indien. S. 417. — Bildung und Intelligenz in Batavia. S. 487. — Wissenschaft und Alterthum in Batavia. S. 557.

Schweden.

Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau. S. 459. — Ein König als Dichter. S. 565.

Dänemark.

Dänemarks Hilfsquellen und die deutschen Herzogthümer. S. 620.

Belgien.

Die katholische Universität von Löwen. S. 400. — Vlamische Dichtungen. S. 585.

England.

Die Wandlungen der Strafrechtspflege und des Deportationssystems. S. 382. — Die Zeit der katholischen Maria. Nach James Anthony Froude. S. 414. — John Stuart Mill und einige seiner neueren Schriften. I. (Der Utilitarianismus.) S. 422; II. (Ueber Freiheit.) S. 452. — Doktor Dodd. S. 441. — Das Alter des Menschengeschlechts. S. 471. — Aristokraten und Literaten im englischen Unterhause. S. 482. — Einige neuere Erscheinungen der englischen Literatur: Hegel'sche Philosophie. Mill und Hamilton. Grote's Plato. Rationalismus und Kulturgeschichte. Afrikanische Spruchweisheit. Reiseliteratur und Essay's. S. 498. — Ein englischer Interpret Hegel's. S. 511. — John Stuart Mill über Repräsentativregierung. I. S. 521; II. S. 536; III. S. 551. — Sir Charles Lyell über die freie Forschung den überlieferten religiösen Ansichten gegenüber. S. 535. — Ein Dichterleben. S. 569. — Ein neuer Roman von Miß Yonge. S. 584. — England und die Freiheit des Meeres. S. 590. — Englische Herbstmanöver. (Das englische Volk außerhalb des Parlaments. Die irländischen Fenier. Die angloſächſiſche Open Destiny. Deutscher Geist und englisches Geld. Neue mechanische Erfindungen. S. 604. — Lord Clarendon's Urtheil über das jetzige Oberhaus. S. 625. — Palmerston, der letzte Kollege Talleyrand's und Metternich's. S. 634. — Clubland und Clubleben in London. S. 635. — Zur modernen Romanliteratur. S. 651. — Industrie, Schule und Geschmacksbildung. S. 664. — Aus Miß Berry's Memoiren. (Napoleon als Erster Consul. Die Ermordung des Herzogs von Berri. Der englische Hof unter Georg IV.) S. 681. — Ein walisisches Märchen. S. 690.

Frankreich.

Die Orleans'sche Politik bis zum Vorabend ihrer Katastrophe. S. 369. — Pascal's Gedanken über die Religion. S. 380. — Eine englische Kritik über den Napoleonischen Cäsar. S. 381. — Handwerker-Schulen und Fürsorge für die Lehrlinge. Nach Jules Simon. S. 395. — Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich. I. S. 410; II. S. 428; III S. 438. — Zur Sprachenstatistik im Elsaß und Lothringen. S. 412. — Studien des französischen Protestantismus. Die Glaubenszeugen. S. 430. — Paris, „die Stadt der Städte." S. 454. — Voltaire's Briefe über die Toleranz. S. 456. — Fr. Kreißig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte. I. S. 467; II. S. 479. — Der kleine Roman und die Ansprüche des Publikums. S. 496. — Der Zusammenhang der menschlichen Empfindungen mit dem körperlichen Herzen. S. 525. — Der Feldzug von 1792 als Wendepunkt der französischen Revolution. S. 540. — Ein Wahlgesetz und seine Folgen. S. 553. — Landwirthschaftliche Kolonieen in Frankreich. S. 555. — Michelet's Bibel der Menschheit. I. S. 563; II. S. 580. — Die kooperativen Genossenschaften in Frankreich. I. S. 576; II. S. 592. — Die Gold- und Silberströmungen. I. S. 595; II. S. 623. — Pariser Federzeichnungen. Die Parasiten der Presse. S. 611; Ein „Verantwortlicher". S. 640. — Chassin's Geist der französischen Revolution. S. 637. — Das Pariser Armenwesen. S. 647. — S. 704. — Die apokryphischen Evangelien. S. 679. — Die Memoiren des Marquis d'Argenson. Ein Brief des Papstes Benedict XIV. über die Theater. S. 718.

Italien.

Dante's Nachkommen. S. 369. — Die Entdeckung der alten Stadt Umbria bei Piacenza. S. 386. — Aus Dante. Probe einer neuen Uebersetzung von Adolph Doerr. S. 386. — Salvator Rosa. Nach Adolf Stern und Andreas Oppermann. S. 397. — Ueber das Klima am Comer See. S. 413. — Die Eisenbahnen in Italien. S. 432. — Das Budget der Armen in Italien. S. 458. — Ein neues Werk über die Topographie von Italien. S. 473. — Zur Dante-Literatur. S. 513. — Nachlese zur Dante-Feier. S. 610. — Dante's Besuch in der Abtei von Cerva. S. 641. — Mailand und Venedig seit dem Kriege von 1859. S. 649. — S. D. Luzzatto. S. 667. — Genelli's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie. S. 705.

Spanien.

Don José de Espronceda. S. 567. — Reise-Erinnerungen eines Caballero. S. 683.

Rußland.

Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Rußland. I. Die Universitäten. S. 401; II. Gymnasien und Kreisschulen. S. 513; III. Die jüdischen Schulen. S. 528. — Die Judenfrage in Rußland. S. 443. — Die Thronfolger in Rußland. S. 528. — Die geodätischen Arbeiten der Russen im Kaukasus. S. 543. — Zur bibliographischen Statistik Rußlands. S. 545. — Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" und die Moskowiter. S. 600. — Die russischen gelehrten Gesellschaften im Jahre 1864. S. 721.

Polen.

Zwei Bilder aus der Gegenwart von Boleslawita. S. 613.

Böhmen.

Der Baum-Cultus der Czechen. S. 442. — Deutscher und čechischer Aberglaube in Böhmen. S. 550. — Die Sitte, Krankheiten auf Bäume zu überpflanzen. S. 667. — Čechische Briefe. Ein neues Central-Organ für die poetische Literatur. S. 697.

Ungarn.

Eine neue ungarische Zeitschrift. S. 500. — Graf Stephan Széchenyi als politischer Schriftsteller. Nach Franz Toldy. S. 571. — Reguly's Nachlaß. S. 656.

Serbien.

Serbien und die Serben. S. 387.

Griechenland.

Die Universität Athen im Jahre 1865. S. 609. — Ein griechisches Buch über Volkswirthschaft. S. 653.

Byzanz.

Byzantinische Geschichtschreibung. Procopius von Cäsarea. S. 654.

Palästina.

Neue Forschungen über die Topographie Jerusalems. S. 501. — Neue Pilgerfahrten in das Land der Verheißung. S. 722.

Persien.

Die österreichische Mission in Persien und ihre Schicksale. Sittliche und religiöse Zustände der Perser. S. 707.

Arabien.

Neue Abhandlungen der Lauteren Brüder. S. 628. — Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. S. 694. — Geheimnisse Arabiens. S. 723.

China.

Ein Ritt nach den Salzmarschen in Nieu-Chwang. S. 389. — Gewalt- und Schelmen-Streiche in China. S. 668.

Japan.

Analecta Japonica. II. Ein Gottesurtheil; III. Ein Liebespulver; IV. Die Geschichte von den siebenundvierzig Treuen. S. 375; V. Askayama. S. 711; VI. Der Shendai-Kanal. S. 725.

Aegypten.

Die Stadt Ismailia am Süßwasser-Kanal von Suez. S. 373.

Nord-Amerika.

Der Exodus nach Amerika und dessen Geschichte. S. 402. — Föderalismus und Sklaverei. Nach Th. Fay. S. 425. — Rebellen-Reime und Rhapsodien. S. 444. — Ein amerikanisches Pfennig-Liederbuch. S. 483. — Carl Schurz über die gegenwärtige Lage der Negerbefreiung. S. 514. — Geschichte der Vereinigten Staaten Amerika's von Karl Friedrich Neumann. S. 582. — Zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Das erste amerikanische Buch über den Gegenstand. S. 626. — Humaniora am Strande des Großen Oceans. S. 719.

Süd-Amerika.

Brasilien und der Süden des Kontinents. S. 404.

Nordpol-Länder.

Entdeckungen eines Steinkohlenlagers auf Spitzbergen. S. 473.

Kleine literarische Revue.

Der Arbeiterfreund. S. 376. — Wiederum ein Faust. S. 377. — Das galizische Petroleum. S. 377. — George Sand's Bekenntnisse eines jungen Mädchens. S. 377. — Todlebens Vertheidigung von Sebastopol. S. 391. — Die griechische Tragödie auf dem Dresdener Theater. S. 391. — Rumänische Poesie. S. 391. — Die Philomathie in Neisse. S. 391. — Erckman-Chatrians Waterloo. S. 404. — Plautus und Terenz von Donner. S. 405. Graf Durante. S. 405. — John Hargreaves über Englands Handel. S. 405. — Der Bopp-Fond und die Sanskrit-Gesellschaft. S. 418. — Ein Buch über Meyerbeer. S. 419. — Der große Berliner Handwerker-Verein. S. 419. — Shakespeare's Coriolanus von F. A. Leo. S. 433. — Pelletan's Buch: „Die Frau." S. 433. — Letten und Deutsche. S. 433. — Englische Sprache und Literatur in China. S. 433. — Die Agitation gegen die Schuldhaft. S. 434. — Eine Studie zu Dante's Jubiläum. S. 446. — Die dritte Auflage von Adolf Stahr's Italien. S. 446. — Die amerikanische Ausgabe von Websters Wörterbuch der englischen Sprache. S. 446. — Ansichten des Herrn Merks-Naseweis. S. 447. — Ernst Moritz Arndt. S. 461. — Klöden's Handbuch der Erdkunde. S. 461. — Aus der Schweiz. S. 461. — Das Leben in der Steppe, von B. Zaleski. S. 462. — Von 1815 bis 1865. S. 474. — Die dunkelen Häuser Berlin's. S. 475. — Zur Literatur des Philisterthums. S. 475. — Baumwolle, in Dalmatien geerndtet. S. 475. — Kultur-Entwickelung der Sandwichs-Inseln. S. 475. — Berthold Auerbach's Volks-Kalender für 1866. S. 488. — Edmund Höfer's erzählende Schriften. S. 489. — „Lessing und das erste deutsche National-Theater in Hamburg." S. 489. — Der Steinkohlen-Reichthum Rußland's. S. 489. — Oldenburgische Aktenstücke. S. 502. — Napoleon I. nach seinen eigenen Aussagen. S. 503. — Der Machiavell des 19. Jahrhunderts. S. 503. — Hermann Schiff's jüdische Novellen. S. 503. — Professor Dr. Remak. S. 516. — Der Volks-Kalender von Karl Steffens. S. 517. — Zoe's Brandmal. S. 517. — Heimstätten der Thiere. S. 517. — Genfer Reiseskizzen. S. 517. — Jagd und Pferd. S. 518. — Die Matinées royales und die französische Geschichtsforschung. S. 531. — „Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts." S. 531. — Genfer Poesien. S. 531. — Eine Fahrt durchs Lahnthal. S. 545. — George Sand's Laura. S. 545. — Noch Einiges zur russischen Unterrichts-Statistik. S. 545. — Die Wiener Universität. S. 559. — „Diesseits und Jenseits der Alpen." S. 559. — Formenlehre der neuhochdeutschen Schriftsprache. S. 560. — Die Stürmung der Bastille und Prinzessin Elisabeth. S. 572. — Ein Stammbüchlein. S. 573. — Weimarische Theaterbilder. S. 586. — Friedrich Bodenstedt's gesammelte Schriften. S. 587. — König Lear, von Bodenstedt übersetzt. S. 587. — Katholische Roman-Literatur. S. 587. „Die Erwerbung Pommern's durch die Hohenzollern." S. 587. — Wander's deutsches Sprüchwörterlexikon. S. 601. — Die Contre-Revolution im Elsaß. S. 614. — Volksthümliches aus der Schweiz. S. 615. — C. Herman, die ästhetischen Prinzipien des Versmaßes. S. 615. — G. v. Spiegel über Fürsten-Erziehung. S. 628. — Friedr. v. Weech über die Minister-Konferenzen von Karlsbad und Wien. S. 629. — Der Cogitant. S. 629. — Blanchard's französische Konversations-Grammatik. S. 629. — Karl Meinhold's Gedichte. S. 630. — Zur Geschichte der Preßgesetzgebung. S. 642. — „Von menschlichen Schwächen." S. 642. — Der Arbeiterfreund. S. 643. — Die Ergänzungsblätter des bibliographischen Instituts. S. 643. — Das „Tagebuch einer griechischen Reise" von F. G. Welcker. S. 656. — „Rose und Distel." S. 657. — James Fergusson über die beiden heiligen Bauwerke in Jerusalem. S. 657. — Aus dem Herzen der Welt. S. 657. — Deutsches Shakespeare-Jahrbuch. S. 671. — J. J. Weber's „Illustrirter Kalender." S. 671. — Die Prachtausgabe von Holtei's Schlesischen Gedichten. S. 671. — Der große König und sein Rekrut. S. 672. — Fritz Reuter und seine Dichtungen. S. 684. — Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten. S. 684. — Mendel Gibbor und Heinrich Schiff S. 685. — Selbstbekenntnisse eines Gesinnungslohs. S. 685. — Weihnachts-Literatur. S. 685; S. 699. — Neue Ausgabe von Philalethes (König Johann's) Dante-Uebersetzung. S. 698. — Heinrich Simon. S. 698. — Deutsche Heimatbilder von Uhlenhuth. S. 699. — Schießpulver und Feuerwaffen. S. 699. — „Die kleinen Menschen." S. 699. — Briefe an Pauline Wiesel. S. 712. — David Friedr. Strauß in England. S. 712. — Hamlet und kein Ende! S. 713. — H. Kiepert's Karte des russischen Reichs in Europa. S. 713. — „Frau Erdchen" von Werner Maria. S. 713. — „Düsseldorfer Bildermappe". S. 714. — Weihnachten in Schleswig-Holstein. S. 726. — Pfahlbauten in Mecklenburg. S. 726. — Vollständige Byron-Uebersetzung. S. 727. — Das Quadrat, die Grundlage aller Proportionalität. S. 727. — Ehstland's Herkules. S. 727.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

// Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 1. Juli 1865. [№ 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zur Erziehung und Religion. Vom Verfasser der „Geschichte der Pädagogik." 365. — Friedrich Fröbel und die Pflege der Kindheit. 365.
Holland. Die Namen der Frau bei den Germanen. 367.
Italien. Dante's Nachkommen. 369.
Frankreich. Die Orleans'sche Politik bis zum Vorabend ihrer Katastrophe. 369.
Aegypten. Die Stadt Ismailia am Süßwasser-Kanal von Suez. 373.
Japan. Analecta Japonica. II. Ein Gottesurtheil. — III. Ein Liebespulver. — IV. Die Geschichte von den siebenundvierzig Treuen. 375.
Kleine literarische Revue. Der Arbeiterfreund. 376. — Wiederum ein Faust. 377. — Das galizische Petroleum. 377. — George Sand's Bekenntnisse eines jungen Mädchens. 377.
Literarischer Sprechsaal. Charenton und die Bastille. 378. — Aus Lissabon. 378. — Französische Maschinen in England. 378. — Schlesiens Handel und Industrie. 378.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der italienischen Literatur.

Jacopo Moleschott, Fisiologia e Medicina. Quarta prolusione al corso di fisiologia sperimentale nella regia università di Torino il di 28 Novembre 1861. Torino.
Giornale del Centenario di Dante. (Si pubblica in Firenze il 10, il 20, e l'ultimo d'ogni mese.)
L. G. Blanc, Vocabolario Dantesco, o Dizionario critico e ragionato della Divina Commedia di Dante Allighieri, per la prima volta recato in italiano da G. Carbone. Firenze. 4.
Luigi Gilmetti, Roma e l'avvenire della lingua italiana. Lavoro filologico, politico e letterario. Milano.
B. de Rinaldi, Libera chiesa in libero stato. Esame filosofico. Torino.
Non più conventi! Parole di un frate al popolo italiano. Firenze.
Niccolò Tommaseo, Due discorsi sulla pena di morte. Firenze.
N. Porro, La fotografia applicata all' astronomia e alla geodesia. Milano. (411)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mahn (Dr. E. A. F.), Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr. Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.
Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. (412)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von Day & Son in London und Ludwig Denicke in Leipzig ist soeben erschienen:

Owen Jones, Grammatik der Ornamente.
Illustrirt mit Mustern von den verschiedenen Stylarten der Ornamente in 112 Tafeln.
Preis in prachtvollem Einband 35 Thlr.

Dieses Werk kann mit Recht als ein klassisches bezeichnet werden. Es ist eine vollständige Schule der Ornamentik und den Künsten und Gewerben unentbehrlich.
Direct von der Verlagshandlung in Leipzig und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen. (413)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (414)

G. A. von Klöden's Handbuch der Erdkunde.
Zweiter Band:
Politische Geographie.
Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Ausgabe in 5 Lieferungen.
Erste Lieferung: Bogen 1—18. Preis 1 Thlr.

Erster Band:
Handbuch der physischen Geographie.
Mit 274 Holzschnitten.
Neue Ausgabe in 4 Lieferungen.
Erste Lieferung: Bogen 1—15. Preis 1 Thlr.

Der erste Band ist auch vollständig in einem Bande zum Preise von 4 Thalern, ebenso der dritte Band: Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika, zum Preise von 3 Thalern zu beziehen.
Ein ausführlicher Prospect wird gratis ausgegeben.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin. (415)

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt, Director des Königl. Gymnasiums zu Thorn. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
Blass, Friedrich, Dr. phil., die griechische Beredsamkeit in dem Zeitraum von Alexander bis auf Augustus. Ein literarhistorischer Versuch. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
Preller, Ludwig, römische Mythologie. Zweite Auflage, revidiert und mit litterarischen Zusätzen versehen von Reinhold Köhler. 8. geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien: (416)

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur. Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.
Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Dispute und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre: (417)

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

In unserem Verlage erscheint: (418)

Friedrich Bodenstedt's Gesammelte Schriften.
Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden 8.

Dieselben werden enthalten:

Tausend und ein Tag im Orient (mit den Liedern des Mirza-Schaffy)	3 Bände
Puschkin, Lermontoff, Koljoff und andere russische Dichter	4 „
Shakespeare's Sonette	1 Band
Eigene Dichtungen	3 Bände
Vermischte Schriften und Aufsätze historischen und literarhistorischen Inhalts	1 Band
	12 Bände.

Der Preis für den Band ist 15 Sgr., für das Ganze also 6 Thlr., einzelne Bände werden nicht abgegeben; jeder Besteller verpflichtet sich zur Abnahme des ganzen Werkes.
Der erste Band ist erschienen und liegt in jeder Buchhandlung zur geneigten Ansicht vor; die folgenden Bände sollen rasch folgen, so daß bis Ende dieses Jahres das Werk vollständig in den Händen der Abnehmer sein wird. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung.

Berlin, Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

D. M. Verlagskatalog von J. J. Weber in Leipzig. 1865.
Verzeichniß der Bücher,
Zeitschriften, Karten, Musikalien und Kunstsachen,
welche im
Verlag von J. J. Weber in Leipzig
erschienen sind,
ist auf Verlangen durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten. (419)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 26. Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Die Pyrenäen und ihre Touristen- und Kranken-Stationen. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Correspondenz-Nachrichten. (420)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann.
1865. V.

Alpen-Geologie von *Karl Vogt*. — *Gerhard Rohlfs'* Tagebuch seiner Reise durch Marokko nach Tuat. 1864. — *Van de Velde's* letzte Reise in Palästina 1861—62. — Steinkohlenlager in Spitzbergen. — Geographische Notizen. — Karten: VI. Originalkarte von *Gerhard Rohlfs'* Reisen in Central-Afrika und Süd-Marokko 1862 und 1864. VII. *Van de Veldes'* Karte des heiligen Landes.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (421)

Das Ausland. (422)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 25. Die geologischen Verhältnisse der deutschen Alpen. — Die Wanderungen europäischer Zugvögel über das Meer. — Der Zobel in Sibirien. — Englische Missionaire in der Bay Bohemare (Madagaskar). — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Nordische Revue.

Vierter Band. Zweites Heft. Mai 1865.

Der Großfürst Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch. Von B. Tschitscherin. — Der Schnitzaltar in der deutschen Kunst. Von Alfred Woltmann. — Londoner Skizzen. — Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. Von Ant. E. Horn. — Niccolo Machiavelli. I. Von Julius v. Gosen. — Volkswirthschaftliche Briefe aus Deutschland. Von Wilhelm Wackernagel. — Das russische Preßgesetz. — Meine Bekanntschaft mit Puschkin. — Musikalische Revue. — Literarische Revue. — Vermischte Mittheilungen.

Preis des Quartals von 3 Monatsheften 2 Thlr.
E. B. Lorck in Leipzig. (423)

Oesterreichische Wochenschrift (424)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 24. Die neueste geographische Literatur der Franzosen und Engländer, von Fr. v. Hellwald. I. — Palacky, Geschichte von Böhmen. Besprochen von H. M. R. — Neuere Lyrik (3. Cyclus) 2. Artikel. Von Emil Kuh. — Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (III. Th. 2. Buch). Angezeigt von W. Scherer. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen und französischen Büchermarkt.

Nr. 25. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. — Die neueste geographische Literatur der Franzosen und Engländer, von Fr. v. Hellwald. II. — H. Hettner's Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. (Schluß.) Angezeigt von W. Scherer. — Das Musikconservatorium in München. — Kudrun, herausgegeben von Karl Bartsch. Angezeigt von J. St. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom französischen Büchermarkte. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.: (425)

Reden und Abhandlungen
von
Jacob Grimm.

26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier.
Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.
(426)

Soeben erschien das Doppelheft Mai-Juni.
Mit einer Photographie.
(Der Engel Michelangelo's in Bologna.)

Gedichte Michelangelo's, herausgegeben von Guasti. — Verschiedene Codices als Grundlage der Ausgabe. — Ungenügende Benutzung des Codex Vaticanus. — Das Sonett „Giunto" nicht an Vasari gerichtet. — Gedicht an Florenz. — Nachträge zu dem Aufsatze über Foggia. — Benutzung Cicognara's durch neuere Autoren. — Cicognara's bedenkliche Methode. — Bildniss Friedrich II. — Die Säule von Gaeta. — Facsimiles Raphaelischer Zeichnungen in Oxford. — Unächte Namensschrift Raphaels. — Der Engel Michelangelo's in San Domenico in Bologna. — Hat Michelangelo auch den San Procolo in Bologna gearbeitet? — Das Reiterstandbild des Bartolommeo Colleoni in Venedig. — Reisebericht des Felix Fabri aus Ulm und sein Besuch in Venedig 1483. — Vasari's und Sansovino's Verschweigen Leopardi's. — Leopardi's Grabmal. — Verrocchio's und Leopardi's Antheil an der Statue.

Fünf Lieferungen zu je 8 Sgr.

Demnächst erscheint Lieferung 4 und 5 der

Geschichte Julius Cäsars
von Kaiser Napoleon III.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit dieser Doppellieferung wird der erste Band dieses merkwürdigen Werkes in einer schönen, mit großer Schrift gedruckten **billigen Lieferungs-Ausgabe** in Groß-Octav-Format dem Publikum vollständig vorliegen.

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (427)

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen
von
George Hesekiel.

Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.
Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Clement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brifaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (428)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins
Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung** in Leipzig.
Wöchentlich eine Nummer à 1—1½ Bogen. gr. 4°.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4° zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung, welche sich, wie die Zunahme ihrer Abonnentenzahl zeigt, immer mehr in die Gunst des Publikums zu setzen gewusst hat, bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln aus den bewährtesten Federn, in zum grossen Theil officiellen Correspondenzen sämmtlicher deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und künftig in einem möglichst pikanten Feuilleton Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publikum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen, sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Auch das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphen-, sowie das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung. (422)

Pierer's Universal-Lexikon vollständig!

Soeben erschien der 19. **Schluss-Band** von

Pierer's Universal-Lexikon
4. Auflage.

Das Werk ist von den complet vorliegenden Conversations-Lexicis das **neueste** und **vollständigste**.

Es kann in Bänden oder Heften **auf einmal** oder **nach und nach** in **beliebigen Zwischenräumen** bezogen werden.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, die Anschaffung thunlichst zu erleichtern und giebt über die Bezugsbedingungen nähere Auskunft. (430)

Dieser Nummer liegt bei ein **Verzeichniss werthvoller Werke** aus dem Verlage von **Carl Rümpler** in Hannover. (431)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur Erziehung und Religion.

Vom Verfasser der „Geschichte der Pädagogik.“*)

Das prachtvoll ausgestattete Werk (in Groß-Quart) ist ein opus posthumum. Der Verfasser hat das Erscheinen desselben nicht erlebt, und so ist es denn zum Denkmal für den früh Gestorbenen geworden, dessen vielseitige Thätigkeit hier im vollsten Lichte erscheint. Derselbe ist unseren Blättern kein Unbekannter; wir haben seine vor mehreren Jahren erschienene Geschichte der Pädagogik in mehreren ausführlichen Artikeln besprochen und unser Urtheil darüber abgegeben.

Der nunmehr hingeschiedene eifrige und thätige Schulmann wird jedenfalls seine Stelle in der Geschichte der deutschen Pädagogik behaupten und in die Klassen eingereiht werden, die er selber hierfür aufgestellt hat. Diese Einreihung wird keine besondere Schwierigkeit machen; er gehört jener rationalistisch-humanistischen Richtung an, die in gewissen Gegenden Deutschlands eine dominirende Stellung einnimmt und bedeutenden Einfluß auf den Volksunterricht ausübt. Seine Pädagogik ist von seinem theologischen Standpunkte abhängig; denselben aber hat Schmidt selbst mit aller nur wünschenswerthen Klarheit in der Vorrede bezeichnet:

„Der theologische Standpunkt, von dem aus diese Darstellungen und Entwickelungen aufgefaßt sind, wird den Lesern sofort fixirt sein, wenn ich eine lebendige Persönlichkeit als Repräsentanten desselben vorführe. Der Standpunkt, von dem aus ich Wesen und Entwickelung der Religion betrachte, ist im Wesentlichen der meines hochverehrten Freundes, des Ober-Konsistorialrathes und Ober-Hofpredigers Dr. Karl Schwarz in Gotha, — des Mannes, der mich für die freie Wissenschaft begeistert hat, als ich seinen ersten akademischen Vorlesungen horchte, an den mich seit Jahrzehnden dauernde Hochachtung und Liebe kettet, und mit dem ich jetzt, in nächster Nähe verbunden, zu gleichem Ziele hinzuarbeiten so glücklich bin.“

Auf Originalität machte also Schmidt keinen Anspruch, und in der That bringt er der Schule, der er angehört, einen Glauben, ein Vertrauen und eine Hingebung entgegen, welche die Sache selbständiger Denker nicht zu sein pflegt. Er ist ein begeisterter Apostel eines aus philosophischen Sätzen, Kunstbegeisterung, deutscher National-Literatur, Dieter'scher und Fröbel'scher Pädagogik zusammengewebten Christenthums, dessen Blicken sich die tieferen Fragen, welche das geistige Leben der Völker reguliren, ganz zu entziehen scheinen. „Das religiöse Leben, sagt er, das in der gebildeten, wie ungebildeten Menschenwelt gegenwärtig danieder liegt, und vom Orthodoxismus, von dem aus Wort-Christenthum und Pharisäismus gepflegt wird, wie vom Materialismus, dem die Einsicht in und darum das Interesse für das Ideale fehlt, niedergedrückt wird, kann nur wieder gehoben werden, wenn alle Schätze, welche gegenwärtig Kunst und Wissenschaft erworben haben, als Ausflüsse des christlichen Prinzips aufgezeigt werden und damit nachgewiesen ist, daß durch die Entdeckungen und Gesetze in Natur und Geschichte das Christenthum nicht verarmt, sondern bereichert wird. Dazu will „mein Religionsunterricht“ beitragen. Er will im Lichte der gegenwärtigen Forschung nachweisen, wie die ganze europäische Kultur-Entwickelung eine Entwickelung des christlichen Prinzipes ist.“

Der Verfasser hofft Alles von der Doktrin, von der Belehrung, von der Detaillirung, und sieht überall nur den theoretischen Irrthum, der aus der Unwissenheit entspringt. Er legt in seiner Pädagogik ein Gewicht auf das Moralisiren und Dociren, das praktisch füglich nur in die langweiligste Pedanterei ausarten müßte. Daß gegenwärtig bereits darin Uebermäßiges geleistet wird, daß selbst Kunst, Wissenschaft, schöne Literatur anfangen, betäubende und verdummende Wirkungen zu äußern und gerade die entgegengesetzten Resultate, als da sind Denkfaulheit, Gleichgültigkeit und ästhetische Stumpfheit hervorzubringen, werden einsichtige Männer, die nicht in den Kettenpanzer eines Systemes eingeschnürt sind, wohl schwerlich in Abrede stellen.

Wir theilen etwas von dem Inhalte des Buches mit, um seinen reichen Gedankengang zu zeigen.

Der erste Aufsatz (A. zur Geschichte der Pädagogik) bespricht die Entwickelung der christlich-humanen Erziehung in Deutschland, und ihre Höhepunkte: I. Pestalozzi und Fröbel. II. Luther's und Schiller's Pädagogik. III. Melanchthon. IV. Die Pädagogik Jean Paul's. V. Die Pädagogik Göthe's. VI. Zur Geschichte der Frauen. — B. Vom Lehrer und seiner Bildung. VII. Wer ist der Lehrer. VIII. Der deutsche Lehrer. IX. Was ist und was soll die Lehrer-Bildungsanstalt? — Diese und andere Aufsätze sind meist als Vorträge bei Lehrer-Konferenzen und dergleichen gehalten worden. C. enthält „Pädagogische Antworten auf pädagogische Fragen;“ der letzte Theil ist theologischen und kirchlichen Inhaltes. Man wird hier ziemlich das ganze alte und neue Testament, die griechische Sagenwelt nach dem Sinne des Verfassers behandelt und gedeutet finden; ebenso ist die ganze Kirchengeschichte dargestellt, die schließlich in Shakspeare, Schiller, Göthe und Friedrich den Großen ausläuft. Alle Achtung vor der umfassenden und wohlmeinenden Thätigkeit eines nunmehr Geschiedenen und Ruhenden, aber klar ist er sich eben so wenig gewesen, als die Schule, der er angehört hat. Den tiefen klaffenden Riß, der durch unser geistiges Leben geht, dürfte dieser Kompromiß schwerlich heilen.

*) Zur Erziehung und Religion. Pädagogische und theologische Reden und Abhandlungen von Prof. Dr. Karl Schmidt, Herzogl. Schulrath in Gotha. Mit dem Bildniß des Verfassers. Köthen, Druck und Verlag von Paul Schettler, 1865.

Friedrich Fröbel und die Pflege der Kindheit.*)

Lina Morgenstern, die sinnige und gemüthvolle Verfasserin der „Storchstraße“, des „Bienenkäthchen“ 2c. hat in ihrem umgearbeitet in zweiter Auflage erschienenen Buch, „Das Paradies der Kindheit“, Müttern und Erzieherinnen eine willkommene Gabe geliefert.

Friedrich Fröbel's pädagogische Grundsätze, lange durch Vorurtheile aller Art bekämpft und noch bei Weitem nicht allgemein anerkannt, haben sich doch endlich eine Bahn gebrochen, die zum Segen und Frommen der kleinen Welt, der er Herz und Geist sein Leben lang weihte, hoffentlich immer mehr als

*) Das Paradies der Kindheit nach Friedrich Fröbels Grundsätzen. Praktisches und ausführliches Handbuch für den Selbstunterricht und zur Benutzung in den Fröbel'schen Bildungs-Instituten. Von Lina Morgenstern. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit Holzschnitten, lithographirten Tafeln und musikalischen Noten. Berlin, Ernst Schotte u. Co., 1865.

Richtschnur für die erste Jugenderziehung betrachtet werden wird.

Diese Grundsätze bilden die Grundlagen des vorliegenden Buches, das, von tiefster, zartfühlendster Mutterliebe diktirt, allen denen zugänglich und verständlich sein wird, die ein gleicher Wunsch beseelt, der Kindheit ein Paradies zu bereiten.

Ein in jeder Beziehung genügender Leitfaden ist dies Buch zur praktischen Verwerthung der Fröbel'schen Grundsätze, die Licht und Wärme sind in der Hand der liebenden Kindergärtnerin, wie Fröbel die Pflegerinnen der zarten Kinderpflanzen nennt, wenn sie in dem Geist erfaßt und ausgeübt werden, den Lina Morgenstern in der Mutter oder Pflegerin des Kindes erwecken und heranbilden will. Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit hat sie, nach dem Vorbilde ihres großen Meisters Fröbel, alle in der Kinderseele schlummernden Keime belauscht, die die Pflege der sorgsamen Gärtnerin zur schönsten Blüthe entwickeln soll. Durch eigene Anschauung und eifrige Studien ist es ihr gelungen, klar und bestimmt den Weg vorzuzeichnen, den die Mutter und Kindergärtnerin in der Erziehung des Kindes während der ersten sieben Lebensjahre zu befolgen hat. In übersichtlicher lebendiger Weise veranschaulicht sie die Fröbel'sche Methode in diesem Lehrbuch, das zum Selbstunterricht im Hause und im Kindergarten dienen soll, zeigt sie, wie die Erzieherin selbständig die Brücke zur Kinderseele finden muß, um anknüpfend an die derselben zugängliche Welt der Sinne, ihr die großen sittlichen und religiösen Wahrheiten rein und unverfälscht durch konfessionelle dogmatische Vorurtheile einzuprägen.

Die Verfasserin giebt uns eine ausführliche Beschreibung der von Fröbel ins Leben gerufenen Beschäftigungsanstalten für Kinder, die den doppelten Zweck haben, das Kind selbst durch die Erzieherin und das weibliche Geschlecht zu würdigen Müttern und Erzieherinnen heranzubilden; sie vertheidigt diese Kindergärten gegen mannigfache wider sie erhobene Vorurtheile und kämpft gegen das weit verbreitete Unwesen, daß Kinder gerade im empfänglichsten Lebensalter unreifen oder abgenutzten Personen anvertraut werden. Die Erziehung im Hause soll durch die Kindergärten durchaus nicht beeinträchtigt, sondern durch ihr Beispiel in richtiger Weise gefördert und nur wo solche nicht ausreichend oder gar nicht möglich ist, ersetzt werden.

Die Verfasserin eröffnet ihr Buch mit einer kurzen Biographie Friedrich Fröbel's, dessen eigenthümliche Lebensschicksale ihn erst spät auf die Bahn lenkten, auf der er so Fruchtbares leisten sollte. Sie läßt dann Fröbel's Mutter- und Koselieder folgen, die sie in sinnreicher Weise erläutert. Die deutsche Mutter betrachtet Fröbel als Quell, als Keimpunkt der künftigen Menschheit, der die schwere Aufgabe geworden sei, die Erziehung der Kinder zur höchsten Blüthe zu bringen. Fröbel gab ihr diese Lieder in schmuckloser Form, aber in lieblicher Weise, die auch das Unbedeutendste sinnig auszubeuten verstand, um nach den Naturforderungen des Kindes dasselbe durch Spiel, Bewegung und Gesang zu unterhalten und zu fördern. Die Erziehung des ganzen Menschen, nicht eine einseitige Ausbildung des Geistes, war Fröbel's hohes Ideal, dessen Verwirklichung sein Leben geweiht war. Am klarsten offenbart sich dies Streben in seinen Spielgaben. Lina Morgenstern beschreibt und erläutert sie der Reihe nach durch Wort und Illustrationen und sucht ihre praktische Einführung in Haus und Kindergarten durch Erzählungen eigener Erfahrungen, sinnreiche Gespräche und Anregungen zu fördern. Sie zeigt der Erzieherin, wie sie selbst achtsam sein muß und vom Leben lernen, um dem Kinde bei Allem was es treibt und lernt den inneren Zusammenhang klar zu machen und es durch Spiel zu dauernder Thätigkeit zu führen. Fröbel's Spiele sollen andere durchaus nicht ausschließen, sondern vielmehr das Kind lehren, sich selbst auch mit dem geringsten Stoff beschäftigen zu können und in Allem, was es umgiebt, etwas zu sehen, was es zur Beschäftigung und Betrachtung anregt. Mit dem Modelliren schließt die Verfasserin die Reihenfolge der systematisch geordneten Spielgaben Fr. Fröbel's mit folgenden Worten:

„Wir sind zu der Masse, zu den Körpern zurückgekehrt, von denen wir ausgingen. Wir bewundern den inspirirten Geist des Schöpfers all dieser herrlichen Erziehungsmittel, die zugleich den ganzen Kreis kulturgeschichtlicher Elementarbegriffe enthalten und uns das schöne Ziel vor Augen stecken, das Kind bereits in so zarter Jugend für den zukünftigen Menschen zu bilden, ihm die beiden Talismane des Glückes für den Lebensweg mitzugeben: Liebe zur Arbeit und Sinn, das Gute, Schöne und Nützliche überall zu pflegen und anzubahnen."

Eine wesentliche Stelle in der Menschenerziehung räumt Fröbel der Ausbildung des Natursinnes ein, der durch Beschäftigung im Freien sich entwickelnd, besonders dem Stadtkinde unberechenbaren Vortheil bringt. Die Verfasserin ertheilt auch hier praktische Rathschläge, in welcher Art diesem Bedürfniß in befriedigendster Weise im Kindergarten Rechnung getragen werden soll und zeigt, wie Pflege der Blumen und Hausthiere, Wanderungen im Freien und Bewegungsspiele, die dem Körper Anmuth und Kräftigung geben, die naturgemäße gleichmäßige Entwickelung des Kindes fördern.

Vor Allem läßt es sich die Verfasserin angelegen sein, der Kinderpflegerin Winke zu geben, wie sie auf den weichen Boden der Kindergemüther befruchtend einwirken könne und wie sie seine Wißbegierde befriedigen müsse, ohne durch abstrakte Auseinandersetzungen zu ermüden. Um Kindern in diesem zarten Alter Ursache und Folgerung lebhaft darzuthun, daß sie, ohne die kindliche Unschuld zu verlieren, Gutes von Bösem, Kluges von Albernem, Rechtes von Unrechtem unterscheiden, empfiehlt die Verfasserin Fröbel's richtiges Erziehungsmittel durch Erzählungen und Lieder. Gesang begleitet fast alle Beschäftigungen Fröbel's, er ist des Kindes gemüthliche Erhebung. Die Verfasserin warnt vor unpassender Auswahl und empfiehlt die anmuthigen Schöpfungen Hoffmann v. Fallersleben's, Rud. Löwenstein's und Andere. Die Erzählungen sollen das Kind erfreuen und beschäftigen und sie zu allem Guten führen, aber weder durch ernste Moral ermüden oder durch Unsinniges, Erschreckliches die Phantasie überreizen. Auch hier zeigt die Verfasserin praktisch den Weg, den die Mutter oder Erzieherin einzuschlagen hat, indem sie Proben aus dem eigenen Schatze ihrer Gedichte und Erzählungen mittheilt.

Zehn lithographirte Tafeln mit Illustrationen sämmtlicher durch die Fröbel'schen Gaben zu erreichenden Handarbeiten und Figuren bilden einen werthvollen Anhang zu dem durch Holzschnitte und Singnoten ohnehin schon reich ausgestatteten Buche.

Möge es der Verfasserin gelungen sein, durch ihr im Geiste der Liebe geschriebenes Buch lehrreich und fördernd auf einen großen Kreis von Leserinnen zu wirken. Nicht ihrem mütterlichen Instinkt allein vertraue die Mutter, nicht einer äußerlichen Versorgung wegen wähle die Erzieherin ihren Beruf! Diese Lehre, die Lehre der Liebe und Geduld predigt dies Buch, dessen beherzigenswerthe Schlußworte hier folgen: „Es ist im

Allgemeinen das Urtheil herrschend, der Wirkungskreis der Frau sei ein beschränkter; allein nur die Anschauungen für denselben waren beschränkt! Die Frauen sind gewöhnt, sich mit Einzelheiten zu beschäftigen, den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Gesammten, des Kleinen mit dem Großen außer Augen zu lassen, und daher kommt es, daß Mütter im Kinde nicht zugleich das ganze Menschenleben und seine Bedeutung erfassen, sondern das Kind nur in seinen gegenwärtigen Beziehungen zu den Eltern und der übrigen Umgebung beachten. Statt Resultate anzubahnen und den Boden der kindlichen Empfänglichkeit urbar zu machen, wollen sie gleich Resultate sehen! Daher so viele Wunderkinder, aus denen doch nicht tüchtige Menschen werden. Der Mensch kann sich nur allmählich entwickeln; er muß sich allmählich zu dem entwickeln, was er seiner besseren Natur nach werden soll, wenn Lichtstrahlen mütterlicher Liebe und Erkenntniß in seine Seele leuchten, gerade wie die Sonne den Keim aus dem Boden lockt. Ungeduldiges Aufwühlen des Erdbodens würde die Pflanze nicht in ihrem Wachsthum fördern, sondern sie darin hindern, vielleicht selbst den Keim tödten. Wie Mütter und Erzieherinnen sich unterrichten können, das Kind in seinen ersten sieben Jahren zu behandeln und zu beschäftigen, das lehrt dies Buch — allein im Herzen jedes Weibes möge es feststehen: Geduld und Liebe sind die Wurzeln einer guten Erziehung und bereiten der Kindheit das Paradies!"

E. L.

Holland.

Die Namen der Frau bei den Germanen.*)

Wie das Gestein der Urwelt eine stumme Sprache redet und uns die Geheimnisse der vorsündfluthlichen Schöpfungen in riesengroßer Hieroglyphenschrift verkündet, welche die Wissenschaft der Geologen zu entziffern hat, so kann uns in anderer Weise die menschliche Sprache Blicke in das Leben und Wesen der Völker thun lassen, wo die schriftlichen Denkmäler und Urkunden aufhören. Das Werden der Sprache, ihre allmähliche Entwickelung, bis zum höchsten Alterthum zurückverfolgt, kann für den Forscher ein Spiegel werden, der die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker rein und klar zurückstrahlt. Ein Beispiel wird das am Besten zeigen. Das lateinische Wort hostis ist nach den Gesetzen der Lautverschiebung genau dasselbe wie unser Gast. Aber welch ein Unterschied ist in der Bedeutung beider Wörter; das eine bezeichnet den Feind, welchen man von seiner Wohnung möglichst fernhält, das andere den Fremdling, den man gastfrei aufnimmt und bewirthet. Aber hostis sowohl wie gast bedeuten ursprünglich weiter nichts wie Esser und der Uebergang von der Bedeutung Esser zur Bedeutung Gast liegt nahe genug. Aber wie kommt das Lateinische zu der gerade entgegengesetzten Bedeutung? Nichts einfacher als das. Der umherschweifende Fremdling, der an die erste beste Thür klopft und um Trank und Speise bittet, — der „Esser" — war dem gastfreien Germanen ein Gast, er öffnete ihm Haus und Hof und hielt die Pflichten gegen ihn mit äußerster Strenge. Bei dem stolzen, auf seine Nationalität pochenden Römer jedoch, der die Unterjochung seiner Nachbarn als sein höchstes Ziel betrachtete, war der Fremdling nicht Gast, sondern Feind. Die Bedeutung Fremdling hat das alte Latein; erst in historischer Zeit ging sie in die des Feindes über.

Um den oben ausgesprochenen Satz, daß die Sprache uns zahlreiche Blicke in das Wesen der Völker gestatte, an zusammenhängenden Beispielen zu erläutern, wählen wir eine ganze Wortfamilie aus, die sicherlich der allgemeinen Aufmerksamkeit werth ist, — die Namen der Frau im Gebiet der germanischen Sprachen.

Der älteste germanische Dialekt, das Gothische, kennt zwei Wörter desselben Namens für den Begriff Frau, quino, die allgemeine Bezeichnung, und quens, Ehefrau. In den altdeutschen, sowie altnordischen Sprachen findet sich das Wort; von den neueren haben es in der alten Bedeutung nur das Dänische und Schwedische, wo es kono und quinna lautet.

Die merkwürdigste Aenderung der Bedeutung hat das Wort bei den Engländern erfahren: queen bedeutet ihnen Königin. Bei den Engländern finden sich noch manche urgermanische Eigenthümlichkeiten: so stand die Frau bei ihnen von jeher in hohem Ansehen. Es ist nicht jene übertriebene Höflichkeit, mit welcher zur Zeit der Romantik der Frauendienst in Frankreich gepflegt wurde: ein des freien Mannes unwürdiger und dem germanischen Volkscharakter völlig fremder Dienst. Und war die Frau, als ihr Dienst bei den romanischen Völkern in höchster Blüthe stand, wohl mehr als ein Spielzeug der Sinnlichkeit, um seiner Schönheit willen bewundert und gefeiert, war sie nicht völlig aus dem Platze, der ihr als Gefährtin und Freundin an des Mannes Seite gebührte, verdrängt?

Bei den Germanen hingegen war sie eine Zierde des häuslichen Heerdes. Vom öffentlichen Leben durch Sitte und Gesetz abgeschlossen, herrschte sie als Königin unter dem Gesinde. Und von der Königin des Hauses stieg die Bedeutung zur Königin des Volkes: so heißt heute im Englischen queen die Königin.

Eine ganz andere Geschichte hat dasselbe Wort bei den Holländern. Hier begränzte sich die Bedeutung gleichfalls, nur in minder ehrenvoller Weise: es bezeichnet „altes Weib" und wird in mehr oder minder verächtlichem Sinne gebraucht.

Diese Verschiedenheit der Bedeutung — bei dem einen Volke ist queen ein Ehrenname, bei dem verwandten ein Schimpfwort — erklärt sich aus Folgendem:

Neben quene, Frau, gab es ein anderes in der Aussprache gleiches, in der Schreibweise verschiedenes Wort, das angelsächsisch quean, mittelniederländ. kween lautete und „alte Kuh", mit einem leicht erklärlichen Wechsel der Bedeutung „altes Weib" bezeichnete. Da die Aussprache gleich war, vermengte man beide Wörter und des einen ursprüngliche Bedeutung ging verloren. Im Englischen jedoch unterscheidet man noch queen Königin und quean liederliche Person.

Die Ableitung dieser Wörter führt uns auf eine bemerkenswerthe Erscheinung. Das feine Gefühl der alten Sprache leitete von demselben Stamme (quinan gebären, lat.-griech. gigno) zwei Formen; die erstere quino mit dem Vokal des Präsens und der Bedeutung Frau im Allgemeinen: die zum Gebären bestimmte, die andere quêns mit dem Vokal der Vergangenheit: die verheiratete Frau, durch Gebären Frau gewordene.

Ein zweites, noch jetzt in den meisten germanischen Sprachen lebendes Wort, das quena zum Theil verdrängte, ist „Weib". Der Ursprung ist dunkel: vielleicht ist es von weiben, weben, sich bewegen, abzuleiten und bedeutet die „Bewegliche, Geschäftige".

---

*) Vergl. De vrye Fries, uitgegeven door het vriesch genootschap van geschiedoudheid- en taalkunde. Tiende deel, eerste stuk. Leeuwarden, Suringar, 1863.

Statt seiner gebraucht man jetzt meistens das Wort „Frau". Schon im Mittelalter stritten die Minnesänger darum, welches Wort den Vorzug verdiene, Weib oder Frau. Walther von der Vogelweide erkennt dem Worte Weib den Preis zu:

wip muoz iemer sin der wibe hôhste name
und tuiret baz dan frowe, als ichs erkenne.
Swâ nu deheiniu si, diu sich ir wipheit schame,
diu merke disen sanc und kiese denne.
Under frowen sint unwip,
under wiben sint si tiure.
wibes name und wibes lip
die sint beide vil gehiure.
swiez umb alle frowen var,
wip sint alle frowen gar.
Zwivellop das hoenet
als under wiben frowe;
wip ist ein name, ders alle kroenet.*)

Heinrich von Meißen hingegen trat für das Wort Frau in die Schranken, — man gab ihm den Beinamen Frauenlob, — und die öffentliche Meinung war und blieb auf seiner Seite, mehr und mehr wurde das Wort Weib durch Frau verdrängt; — vielleicht eine stillschweigende Anerkennung von Seiten der Herren der Schöpfung, indem die Weiber, jemehr jene ihrer Väter mannhafte Tugenden verloren, immer mehr zu Frauen, das heißt „Herrinnen" geworden sind. Denn frowe ist das weibliche Wort zum männlichen frô, Herr (goth. frauja), das wir noch jetzt in Frohndienst, Frohnleichnam besitzen.

Gewöhnlich leitet man das Wort Frau (sowie das männliche frô) von einem und demselben Namen wie freuen, froh, so daß es die fröhliche, fröhlich machende bedeutete. Gewiß eine schöne Etymologie! Wir finden sie schon im Mittelalter, und da die Minnesänger schwerlich etwas von Etymologie und Sprachvergleichung verstanden, müssen wir sie lediglich ihrem Streben, die Stellung der Frau zu idealisiren, ihr sogar im Namen Ehrerbietung zu erweisen, zuschreiben. In des Strickers Frauenehre (um 1230 verfaßt) heißt es

Daz vröuwen an in ist bekant, des sind si vrowen genant.

Und bei einem Minnesänger

Die mit tugenden vröuwent âne wê, die heize ich vrouwen.

Für unverheiratete Frauen ist der allgemeinste Name „Magd". Auch dieses Wort führt uns auf eine bedeutsame Eigenthümlichkeit der altdeutschen Verhältnisse. Magd ist uns jetzt eine dienende Person, ursprünglich bedeutet es Mädchen, Tochter. Bei unseren Voreltern war der Vater Herr und Gebieter in seinem Geschlecht, der Sohn und die unverheiratete Tochter in des Vaters Gewalt: so bedeutet charl in der alten Sprache sowohl den freien Mann, wie Ehemann; Knecht ist ursprünglich Knabe, dann geht es in die Bedeutung Diener über; Bube bedeutet Knabe, dann Knecht, Hirte. Ebenso Magd (vgl. goth. magus Knabe, mavi, magath, Mädchen,) Mädchen, dann Dienerin. Umgekehrt ist das altdeutsche diorna, von dienen abgeleitet, die Dienende, dann auch Jungfrau. Maid (engl. maid, maiden), wohl nur in der Poesie gebräuchlich, ist dasselbe Wort wie Magd. Von letzterem abgeleitet sind: Mädchen, Mägdlein (Mädel), holländ. meisje u. s. w.

Die Wörter Fräulein, Jungfrau, Jungfer erklären sich von selbst.

Das Wort Braut, nicht blos in den germanischen, sondern auch in den keltischen Sprachen verbreitet, bringt J. Grimm mit dem Sanskritwort praudhâ, von pravah, einen Wagen ziehen, fahren, zusammen und vergleicht damit den lateinischen Sprachgebrauch uxorem ducere, „eine Frau nach Hause führen"; so heißt praudhâ die nach Hause geführte. Wir sagen noch heute, eine Frau heimführen. Früher hieß es auch mit einer ze hove varn. Zu bemerken ist, daß die Bedeutung ursprünglich weiter war und Braut auch junge Frau, im Angels. sogar Frau im Allgemeinen bezeichnete.

Ein anderes, durch den ganzen indogermanischen Stamm verbreitetes Wort ist Wittwe.*) Nur den nordischen Sprachen fehlt das Wort, sie haben dafür eckja (altnord.), enka schwed., enke dänisch, das ursprünglich den ledigen Stand überhaupt bezeichnet. Wittwe ist wahrscheinlich aus dem Sanskritischen vedhavâ, wörtlich: „ohne Mann", herzuleiten. Ist diese Deutung richtig, so haben sämmtliche Schwestersprachen die Redensart unverstanden fortgeführt, denn sie gebrauchen denselben Wortstamm auch für die männliche Person, Wittwer, ital. vedovo, franz. veuf u. s. w.

Das Wort „Mutter" ist nicht nur den indogermanischen, sondern den sämmtlichen Sprachstämmen der Erde gemein. Ma und Pa sind Naturlaute, welche das stammelnde Kind zuerst ausstößt. Der Chinese sagt mu; der Semite stellt die Laute um und sagt êm. Die Suffixsprache der Finnen hat moori, das Magyarische erweicht den Namen in anya, die Battasprache (Centralafrika) hat nue. Im Sanskrit heißt das Wort mâtar (tar, ter ist eine den meisten Verwandtschaftswörtern gemeinsame Endung, vgl. Vater, Bruder, Schwester u. s. w.), altpers. mâta, neupers. mâder, griech. μήτηρ, lat. mater, provenz. maire, ital. madre, span. madre, portugies. mãi, franz. mère, wallach. maike, ahd. muotar, altnord. môdhir, ags. môdor, engl. mother, holländ. moeder, schwed. und dän. moder, irisch mathair, littauisch mote, lettisch mahte, preußisch mûti, altslaw. mati, russisch mat', polnisch matka, böhm. matka 2c. 2c.

Einige Sprachen des indogermanischen Stammes haben noch andere Bezeichnungen für Mutter, z. B. goth. aithei, womit das altnord. edda, Großmutter, zu vergleichen ist. Die Kindersprache hat die den ersten Tönen der menschlichen Sprache entsprechende Bezeichnung Mama, franz. maman (vgl. fries. mem, niederd. mämme).

Merkwürdig ist noch das Wort „Tochter". J. Grimm theilt mehrere Vermuthungen über dessen Ursprung mit. Eine geistreiche und zugleich nicht unwahrscheinliche ist folgende: Das Sanskritwort duhitâ, Tochter, kommt vielleicht von duh, melken, so daß es Melkerin bedeutet und mit dem lat. mulier, Weib, verglichen werden könnte. Letzteres erinnert nämlich lebhaft

*) In Simrock's neuhochdeutscher Uebersetzung:

„Weib" muß stets der Frauen höchster Name sein,
Der mehr als Frau sie, dünkt mich, ziert und kleidet.
Wenn etwa eine meint, es klinge Weib nicht fein,
Die höre diesen Sang, eh' sie entscheidet.
Unweiber giebt's bei Frauen auch,
Unter Weibern giebt es keine,
Weibes Name, Weibes Brauch
Ist voll Zartheit und voll Reine.
Ist oft Frauen nicht zu traun,
Alle Weiber sind doch Fraun.
Zweifellob, das höhnet
Wie oft der Name Fraue;
Weib ist ein Wort, das alle krönet.

*) Lat. vidua, ital. vedova, span. viuda, portug. viuva, franz. veuve, wallach. veduwe, goth. viduvo, ags. vedeve, engl. widow, holländ. weduwe, slawisch vdova, vdovica.

an das Zeitwort mulgere, melken (vgl. ital. moglie, Weib). Tochter und mulier sind also zu einer Zeit entstanden, da die Stammeltern der Indogermanen noch ein Viehzucht treibendes Nomadenvolk waren, ähnlich wie im Angelsächsischen die Wörter hläford, wörtlich Brotverwalter, dann Hausherr, und hlaifdige, Brotvertheilerin, dann Hausfrau (woraus die jetzigen englischen Wörter Lord und Lady entstanden sind) auf einen mehr geordneten Ackerbau treibenden Zustand hinweisen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Gesagte zurück, um die Schlußfolgerung zu ziehen.

Die Namen der Frau, sofern sie wenigstens auf germanischem Boden entstanden sind, weisen zunächst auf ihre sinnliche Bestimmung hin: das Meiste galt sie den Germanen als Mutter oder als werdende Mutter.

Doch auch als Gebieterin und Herrin des Gesindes sehen wir sie, dem sklavischen Zustand, in welchen sie bei den Völkern des Alterthums versunken war, enthoben. Aber nicht zu glänzend dürfen wir deshalb ihre Stellung darstellen: vor Allem dürfen wir sie nicht im Lichte unserer Tage betrachten. Während die Männer in den Kampf zogen oder auf der Jagd sich tummelten, während sie in lustigem Zechgelage die Trinkhörner kreisen, die Würfel rasseln ließen, mußte die Frau Haus und Hof bestellen, Acker und Vieh besorgen. Mochte jedoch ihre Arbeit groß und mühevoll, mochte ihr Wirkungskreis auf die engste Häuslichkeit beschränkt sein, — Verehrung und Achtung wurde ihr in höchstem Maße zu Theil: das beweisen uns die Zeugnisse fremder Geschichtsschreiber des Alterthums, das sagen uns die gesetzlichen Bestimmungen der Vorzeit, die das Weib schonender behandeln als den Mann, andererseits jedoch — ein schönes Zeugniß für die Sittenreinheit unserer Vorfahren — Vergehen gegen die Weiblichkeit, gegen die Keuschheit mit unnachsichtlicher Strenge ahnden; dafür geben uns auch die Namen der Frau, wie wir gesehen, unverächtliche Fingerzeige.

W. Kaiser.

Italien.

Dante's Nachkommen.*)

Der Reichsgraf Pietro Serego-Allighieri, Haupt der Familie der Nachkommen des großen Dichters, aus Verona, jetzt in Venedig wohnhaft, hat bei Gelegenheit der sechshundertjährigen Feier Dante's eine sehr dankenswerthe Geschichte der Vorfahren und Nachkommen des Dichters der Oeffentlichkeit übergeben, wozu er durch den Besitz des reichen Familien-Archivs vorzugsweise befähigt war. Hiernach ist der erste der bekannten Vorfahren dieses Schöpfers des berühmtesten Gedichts der beim Wiederaufleben der Wissenschaft schon urkundlich im Jahre 1106 erwähnte Cacciguida, dessen Sohn bereits den Namen Allighieri führte und 1291 starb. Sein Enkelsohn, mit einer ebenfalls den ersten Geschlechtern von Florenz angehörigen Lapi di Cialuffi verheiratet, ward 1265 Vater des berühmten Dichters, welcher den Vornamen Dante erhielt. Aus seinem Vaterlande vertrieben, da seine Partei bei den damaligen Zwistigkeiten unterlag, und in Ravenna begraben, hatte er noch in seiner Gruft keine Ruhe, in welcher Beziehung kürzlich merkwürdige Entdeckungen gemacht worden.

*) Dei Seratico o dei Serego-Allighieri, di Pietro di Serego-Allighieri. Torino, Franco, 1865.

Dante hatte von seiner Gemahlin Gemma di Manetto-Donati sechs Kinder, von denen in der sechsten Generation nur noch Pietro als letzter männlicher Nachkomme übrig blieb, der von seiner Gemahlin Teodora Frisoni nur eine Tochter, Ginevra, hinterließ, welche sich 1549 mit dem Reichsgrafen Serego zu Verona vermählte, der seitdem die Familie Serego-Allighieri stiftete, in welcher die Nachkommenschaft des Dichters fortgesetzt wurde.

Noch älteren Ursprungs war urkundlich die Familie der Serego, welche ursprünglich von ihrer Besitzung den Namen Seratico führte, deren bekannter Stammvater im Jahre 936 lebte, von welchem mehrere Linien ausgingen, die in der Geschichte der ober-italiänischen mittelalterlichen Staaten eine mitunter nicht unbedeutende Rolle spielten, namentlich in Vicenza, Padua, Verona und Mailand, auch mit den Scaligeri, den Herren von Verona, und den Visconti, den Herren von Mailand, sich verschwägerten. Ein Mitglied dieser Familie wird als Zeuge bei dem Friedensschlusse mit dem Markgrafen von Este aufgeführt, welcher 1154 in dem Zelte des Kaisers Friedrich, des Rothbarts, abgeschlossen wurde.

Im Jahre 1434 ernannte Kaiser Sigismund die Seratico, auch Serego genannt, zu Grafen des heiligen römisch-deutschen Reiches, wobei sie aber auch zugleich Ehrenbürger von Venedig, Vicenza und anderen sich selbst verwaltenden Städten wurden, auch sich mitunter als Doktoren der Rechte und der Heilkunde, sowie auch als Geistliche auszeichneten, denn in Italien war zu allen Zeiten der tapferste Krieger oft zugleich der ausgezeichnetste Gelehrte.

Die durch die Heirat der Ginevra Allighieri mit Marc Antonio Serego gegründete Familie der Serego-Allighieri nahm ihren Sitz in ihrem Palaste zu Verona, wozu auch die Villa Allighieri zu Gargagnago, unfern des Guarda-See's, gehörte, wo man glaubt, daß Dante den Theil seiner göttlichen Komödie dichtete, der das Paradies behandelt, welches der Dichter dem Can Grande della Scala, damaligen Herrscher von Verona, aus Dankbarkeit widmete, weil er ihm nach seiner Verweisung aus Florenz den ersten Zufluchtsort gewährt hatte. Diese Villa gehörte dem Kanonikus Francesco Allighieri, als seine Nichte, die letzte Erbtochter Dante's, wie oben erwähnt, den Reichsgrafen Serego heiratete. Hier befinden sich die damals von einem tüchtigen Maler ausgeführten Bildnisse der gedachten Ginevra Allighieri und ihres Gemahls, und hat der Verfasser dieser Familiengeschichte eine Photographie dieser letzten Erbtochter beigegeben, deren außerordentliche Aehnlichkeit mit den bekannten Abbildungen des großen Dichters auffallend ist.

Neigebaur.

Frankreich.

Die Orleans'sche Politik bis zum Vorabend ihrer Katastrophe.*)

Der im Mai d. J. erschienene siebente Theil der Memoiren Guizot's ist der fernere getreue Spiegel jener Hindernisse und Verlegenheiten des Hauses Orleans, die wir schon bei unserer Skizze des sechsten Theils (Nr. 26 des „Magazin" von 1864) mit

*) Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot. Tome septième. Paris, Michel Lévy frères; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

den vom Autor selbst dargeliehenen Farben geschildert haben; aber wir müssen einräumen: der siebente Theil übertrifft seinen Vorgänger an Unbefangenheit des Ausdrucks wie der Gesammt-Entwickelung der Thatsachen bei Weitem, so daß zuletzt die schlagende Ueberzeugung sich aufdringt: diese Art von Staatsleitung war mit Franzosen nicht lange durchzuführen; Guizot hat in der That die genauste sachliche Begründung seines eigenen Sturzes geliefert!

Der neue Theil beginnt schon mit einer Katastrophe des Hauses Orleans. Welch' ein Verhängniß für eine Regierung, der die Aufrechthaltung der Dynastie, die Sicherheit und Dauer des Thrones in allen Zwischenfällen der zunächstliegende Gedanke war! Das beliebteste Mitglied der königlichen Familie, der prächtige Herzog von Orleans stirbt am 13. Juli 1842 zwischen Paris und Neuilly, als ihm die Pferde durchgehen wollen, an einem verfehlten Sprung aus dem Wagen; die Dynastie ist ihrer kräftigsten Hoffnung beraubt, und mit den Thränen des Vaters, der Mutter und der Geschwister vermischen sich die aller wahrhaften Patrioten Frankreichs! Das war ein jäher, ein furchtbarer Schlag für das Haus Orleans. Man kann sagen: in der bescheidenen Kapelle von Dreux wurde die Zukunft des orleanischen Thrones begraben.

Dieser Tod ließ daran denken, daß im Falle der Minderjährigkeit des Thronerben eine Regentschaft eingesetzt werden mußte, aber das Schlimmste war, es fehlte noch an einem Gesetze, welches die Ordnung und Folge der Regentschaft fest geregelt hätte! Weder 1814 noch 1830 hatte man für diesen wichtigen Fall Vorsorge getroffen. Sehr begreiflich daher die Unruhe des Königs Ludwig Philipp, der ohne Aufschub den Kammern ein Regentschaftsgesetz vorlegen ließ. Das Gesetz war nicht übel. Der dem Thron zunächst stehende volljährige Prinz wurde mit der Regentschaft betraut, die Mutter des minderjährigen Königs nur mit dessen Erziehung und der Leitung des königlichen Haushalts. Dort Verantwortlichkeit konstitutioneller Minister, hier blos die moralische, rein persönliche Verantwortlichkeit der Königin-Mutter. Alles war recht gescheut überlegt. Und dennoch hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es war, als wenn den König eine Vorahnung davon fort und fort peinigte. Als Odilon Barrot die Wahl des Regenten, Lamartine die mütterliche Regentschaft vertheidigt hatten und Berryer, der große Redner der Legitimisten, alle Systeme bekämpft und sich dem Gesetzentwurf gegenüber rein negativ-kritisch ausgesprochen, genügten dem Julikönige die Apologieen von Guizot, Thiers, Villemain, Hippolyte Passy noch keineswegs, um ihn über das Schicksal des Gesetzes zu beruhigen. Er fürchtete ein Amendement, Ledru Rollin's Erinnerung an die konstituirende Gewalt des Volkes hatte ihn, wie es schien, heftig erschüttert, er schrieb am Abende des 19. August 1842, am Vorabende der Schlußdebatte, einen inständigen Brief an Guizot, in welchem er beklagte, man habe den in dieser Frage von der Opposition abtrünnigen Thiers nicht gehörig zu Worte kommen lassen, und seinen Minister dringend beschwor, sowohl ihn als den Staatsadvokaten Dupin am morgenden Tage in den Vordergrund zu stellen. Guizot's Rede habe der königlichen Familie Thränen der Rührung entlockt, denn Guizot hatte in den Revolutionen, diesen Gebärerinnen konstituirender Gewalten, die allmächtige Hand Gottes, die Spur eines übermenschlichen Eingreifens erblickt. Immer schwebte der Ursprung von 1830, d. h. der revolutionäre Ursprung, wie ein dräuendes Gespenst, oder vielmehr wie das rothe Gespenst, über dem Julithrone. Was nützte es, daß 310 unter 404 Votanten der Deputirtenkammer und 163 von 177 anwesenden Pairs den ministeriellen Entwurf bestätigten? Die Geschichte hat später anders entschieden, und die Frage orleanischer Regentschaft ist nach bonapartischem Willen ad calendas graecas vertagt. — — —

Guizot hat durch die Eingangsworte seines siebenten Theiles die Situation seiner Politik trefflich gekennzeichnet. Er sagt: Royer-Collard sah einst den General Foy, den berühmten Oppositionsredner unter der Restauration, sehr nachdenklich und etwas traurig, denn eine glänzende Rede des Generals hatte nicht den gewünschten Erfolg erzielt: „Mein lieber General," spricht Royer-Collard, „Sie verlangen zu viel, Sie wollen den Kammern und der Menge gleichmäßig gefallen; das ist unmöglich, man muß wählen!" Guizot meint nun, Royer-Collard habe mehr als Kenner denn als Politiker geurtheilt, der Ehrgeiz des General Foy sei praktischer und verwickelter (plus compliquée) gewesen. Praktischer und verwickelter! Großes Wort, gelassen ausgesprochen, im Innersten die Katastrophe orleanischer Politik berührend! Nichts beleuchtet schärfer den gelehrten Doctrinarismus und das ministerielle Schaukelsystem, als die enge Verbrüderung von „Praktisch" und „Verwickelt". Ja, in der That, praktisch mußten alle Fragen der Dynastie und des Parlamentarismus gelöst werden, und verwickelt war ihre Lösung in hohem Grade! Guizot thut sich etwas zu Gute auf die doppelten Erfolge, die man zu erringen wußte, nämlich auf die bei den Staatsmännern Europa's, bei den Regierungen, und andererseits auf die bei dem französischen Volke! Ewiger Dualismus von Rechts und Links! Das Schlußergebniß der Rechnung war, daß man weder den Kabinetten Europa's, noch den demokratischen Neigungen des jungen Frankreichs genügte und ein überall scharf angefochtenes Centrum, jenes interessante „juste milieu", die äußerst schmale Basis aller Operationen der Julireglerung blieb.

An die Freundschaft der Kabinete glaubte man selbst nicht recht. Guizot hebt sorgfältig hervor, daß wirklich die allermeisten Monarchen Europa's bei dem Tode des Herzogs von Orleans eigenhändige, sage, eigenhändige Kondolenzschreiben einschickten, einige sogar aufrichtige Theilnahme bezeugten, verhehlt aber nicht, daß Kaiser Nikolaus I. zwar Trauer anlegte, einen Hofball abbestellte, indessen für seine Person jeder unmittelbaren Annäherung an den Julithron sich enthielt und lediglich durch den Staatskanzler Nesselrode gegen seinen Gesandten Kisseleff in Paris das Beileid der russischen Krone aussprechen ließ. Oesterreich offenbarte allerdings einen wärmeren Eifer; Fürst Metternich hatte mit dem französischen Gesandten Grafen Flahault häufige Unterredungen, bei denen er den Ton eines väterlichen Beschützers annahm und das Schicksal des Hauses Orleans, nicht allzu schmeichelhaft für dessen souveraine Stellung, mit dem des Hauses Metternich, nämlich mit dem Verluste seines eigenen Stammhalters, vergleichsweise auf Eine Linie setzte und überhaupt in einer brüderlichen Vertraulichkeit sich gefiel. Natürlich kann Guizot nicht umhin, aus dem Schreiben des offenbar etwas ketzerischen (wahrscheinlich bonapartistischen) Grafen Flahault, de dato 31. Juli 1842, einige Kernsprüche des österreichischen Staatsmannes uns mitzutheilen, und es hat unzweifelhaft eine große Beflissenheit dazu gehört, Herrn Guizot dies Alles zu schreiben. Metternich verbreitete sich stark über den tiefen Kummer, den König Ludwig Philipp „als Familienhaupt, wie als Gründer einer Dynastie" über den Tod des Herzogs von Orleans empfinden mußte; die Heranbildung eines staatsklugen Thronerben sei für Frankreichs Herrscher eine gewaltige Aufgabe gewesen, und wie Metternich wisse,

seit einem Jahre ungefähr habe der König am Ziele seiner Wünsche gestanden, er habe mit Ruhe in die Zukunft blicken können, überzeugt, daß sein System der Ordnung und des Friedens nach seinem Hinscheiden nicht würde preisgegeben werden. Jetzt sei Alles anders, der Verlust unersetzlich. Folgt jener lange Vergleich der Schicksale der Häuser Orleans und Metternich. Jetzt müsse Alles von vorn angefangen werden, zuerst mit dem Herzoge von Nemours, als dem präsumptiven Regenten, dann mit dem Grafen von Paris, „wenn, fügt Metternich äußerst kaltblütig hinzu, der Himmel die Lebenstage des Königs bis dahin verlängert, daß dieses königliche Kind von seinen weisen Lehren Nutzen ziehen kann." — —

Sagen wir zur Ehre Guizot's, er hat die eisige Ironie dieser Worte gründlich empfunden und über die Gräber Ludwig Philipp's und Metternich's schleudert er seinen Gegenwurf. Er betont: auch Metternich ist einem Aufstande erlegen! Hiernach erzählt er eine niedliche Anekdote. Als die Katastrophe von 1848 die alten Staatslenker nach England versprengt hatte, sahen sich Guizot und Metternich zu London in einem aristokratischen Zirkel wieder, der französische Flüchtling tritt an den österreichischen heran und stellt ihm folgende Frage: „Erlauben Sie mir eine Frage: ich weiß, wie und warum die Februarrevolution in Paris vor sich gegangen; aber wie und warum die Revolution in Wien ausbrach, das weiß ich nicht und möchte es von Ihnen erfahren." Mit einem „traurig-stolzen Lächeln" antwortet Metternich: „Die Sache ist: ich habe zuweilen Europa beherrscht, Oesterreich niemals!" Guizot fährt fort: „Ich meinerseits lächelte in meiner Seele über seine hochmüthige und sehr eitle Erklärung."

Der Leser wird einräumen, daß Guizot selbst von jeder Eitelkeit fern ist. Sonst hätte er das Geschichtchen verschwiegen.

Nachdem das Kapitel der Regentschaft erledigt, folgt das zweite Kapitel des Theils, das zweite Kapitel der Verlegenheiten, überschrieben: „Die Markesas-Inseln und Taïti." Charakteristischer hätte es Guizot: „Eine Annexion wider Willen" betiteln sollen, aber jedenfalls ist es wieder ein echtes Kapitel orleanischer Verlegenheiten, es beginnt sofort mit einer aufrichtig eingestandenen, denn der erste Absatz ist von Guizot bezeichnet: „Un inconvénient du système représentatif." Hören wir, worin das „inconvénient" eigentlich besteht!

Guizot sieht „einen der Mißstände der parlamentarischen Regierung" darin, daß durch die Discussion die Dinge häufig eine Ausdehnung und Wichtigkeit gewinnen, die ihnen von vornherein den Interessen des Landes gemäß gar nicht zukam, und wenn er auch schleunigst („je me hâte de dire") anerkennt, daß absolute Regierungen durch die geringere Last der Verantwortung leicht verführt werden, sich in unabsehbare Unternehmungen zu stürzen, so muß er doch scharfen Tadel aussprechen über jenes Verfahren parlamentarischer Oppositionen, die beim ersten Anblick eines unerwarteten Ereignisses außer sich gerathen und nur zu oft durch blinde Uebertreibungen die Aufgabe der Staatsgewalt erschweren und der Sache selbst Schaden bringen.

Wer wird leugnen, daß dieser Tadel in vielen Fällen gerechtfertigt ist? Zumal in auswärtigen Angelegenheiten! Die jungen Parlamente des europäischen Kontinents liefern fast auf jeder Seite ihrer Annalen die klaren Belege. Aber was obiger Aeußerung des Exministers ihre spezielle Bedeutung verleiht, ist nicht ihre unbestreitbare objektive Wahrheit, sondern die Beziehung zu den nächsterzählten Ereignissen, als deren Kern Frankreichs Niederlassung auf den Südsee-Inseln uns entgegentritt. Als Einleitung zu dem Kapitel. „Die Markesas-Inseln und Taïti" ist diese Staatsweisheit von schlagender Wirkung, während sie die löblichste Offenherzigkeit an der Stirne trägt. Nur liegt das „ridicule" dabei auf einer ganz anderen Seite, als wo es Herr Guizot finden will.

Auch der eingeweihte Politiker hätte ausnahmsweise staunen dürfen, wenn er urplötzlich erfuhr, daß die Niederlassung auf Taïti von Frankreichs Lenkern gar nicht beabsichtigt war, daß sie vielmehr sich lediglich „im Verlauf der Dinge gemacht hat!" Wohl hatte man die Markesas-Inseln in Besitz nehmen wollen, und der Contre-Admiral Dupetit-Thouars (Chef der französischen Südseestation) hatte dies, seinen Instruktionen getreu, von Ende April bis August 1842 prompt genug in's Werk gesetzt; er hatte den katholischen Missionaren der großen Nation gegen die „eingeborenen Menschenfresser" kräftigen militairischen Rückhalt verschafft. Allein mit diesem schönen Erfolge war der edle Südseeheld, Herr Dupetit-Thouars, noch keineswegs zufriedengestellt. Er dürstete nach größeren Thaten. Wahrscheinlich gewohnt, auf eigene Faust Politik zu treiben, hielt er den Besitz der Markesas-Inseln nicht eher gesichert, als bis man auch der (leider schon civilisirten, anglikanisch-protestantischen!) Gesellschafts-Inseln sich bemächtigt habe, und nachdem diese Einsicht ihm gekommen, ging er ungesäumt an ihre praktische Verwerthung. Einzelne kleine Unannehmlichkeiten, welche französischen Wallfischjahrern und katholischen Missionaren begegnet waren, gaben einen trefflichen Vorwand ab, sich in die Angelegenheiten der Gesellschafts-Inseln einzumischen; Ende August 1842 erschien Herr Dupetit-Thouars am Bord der Fregatte „La Reine Blanche" vor Taïti; der englische Konsul Herr Pritchard, ein treuer Rathgeber der Königin Pomaré, war gerade abwesend, also das politische Fahrwasser offen, und schon am 9. September desselben Jahres hatte man einen allerliebsten Vertrag erzielt, welcher der Königin Pomaré zwar die „innere Souverainetät und die Verwaltung ihrer Inseln" in Gnaden beließ, aber die Vertretung nach Außen, die Ueberwachung der fremden Residenten, die Hafenpolizei und die Aufrechthaltung „der guten Harmonie und des Friedens", d. h. der Ruhe und der Ordnung auf der Insel den Beamten Seiner Majestät des Königs der Franzosen zusprach. Dessen Genehmigung war vorbehalten. Alles höchst angemessen, bis auf den Einen Punkt, daß Herr Dupetit-Thouars ohne alle Vollmacht gehandelt hatte, denn seine Instruktion hatte nur auf die Markesas-Inseln gelautet: Aus dieser Kühnheit konnten gar leicht Schwierigkeiten erwachsen. Inzwischen tröstete man sich in den Tuilerien mit dem Gedanken, daß England doch niemals Ansprüche auf die Inseln erhoben habe, auch der englische Vice-Konsul Herr Wilson sich recht gefügig gezeigt. Nichts hinderte, die Königin Pomaré in ihrer Unabhängigkeit (!) sich unter Frankreichs Protektion zu stellen, kein völkerrechtliches Band war verletzt, die Thatsache vollendet (!!); das Banner Frankreichs, auf den Markesas-Inseln aufgepflanzt, war zum ersten Male für die Dauer im Südmeer entfaltet worden; es durfte nicht unsicher und furchtsam erscheinen!" So enthielt denn der Moniteur vom 20. März 1843 eine Erklärung, welche ergab, die Königin Pomaré habe beim Contre-Admiral Dupetit-Thouars den Schutz Frankreichs angerufen, dieses Anerbieten sei angenommen und demgemäß vorbehaltlich königlicher Ratifikation, ein Vertrag abgeschlossen worden, der die Gesellschafts-Inseln der französischen Schutzherrlichkeit unterordne.

Wieder Alles vortrefflich! Zum Unglück aber kam es auf

Digitized by Google

Taiti zu einer neuen Wendung der Dinge. Während man daheim für die neuen Niederlassungen in Oceanien einen außerordentlichen Kredit von 5,978,000 Francs beantragt hatte, natürlich auf Grund des reinen Protektorats-Verhältnisses und innerhalb der durch eben dieses gezogenen Gränzen, der Kapitän Bruat, als Gouverneur der Markesas-Inseln und Kommissar des Königs der Franzosen bei der Königin Pomaré, die strengsten Instruktionen empfangen hatte, fand Herr Dupetit-Thouars aus einem anderen Grunde, als der protestantische Deputirte Graf Agénor de Gasparin, die Situation nicht nach seinem Geschmack; eine auf Befehl der Königin Pomaré aufgesteckte taitische Flagge gab wieder einen willkommenen Vorwand, er erklärte die Königin für abgesetzt, ihrer inneren wie äußeren Souverainetät entkleidet und nahm am 6. November 1843 die Gesellschafts-Inseln, im Namen des Königs und Frankreichs, in vollen und endgültigen Besitz. Daß die feindselige Haltung des englischen Konsuls Pritchard zu diesem Schritt gedrängt habe, ward nachträglich, nämlich in dem Bericht vom Februar 1844, von dem Herrn Admiral erwähnt.

So hatte die französische Regierung hinter ihrem Rücken eine Provinz gewonnen. Das war aber doch, staatsmännisch betrachtet, ein etwas zu starker Tabak. Und was mußte England hierzu sagen? England, das sich bisher so gemäßigt, so geduldig erwiesen! Am 26. Februar 1844 erschien im Moniteur eine Erklärung, welche implicite eine scharfe Mißbilligung des Okkupations-Aktes war; der Herr Admiral wurde mit seiner Annexion im Stich gelassen, das Verlangen der Königin Pomaré, die „innere Souverainetät" über ihr Land wiederhergestellt zu sehen, für gerechtfertigt erachtet und der Vertrag vom 9. September 1842, der also von der Königin nicht gebrochen sein sollte, einfach wieder in Kraft gesetzt. Ein gewiß höchst loyales Verfahren! Es fehlte ihm nur, daß es für die Situation ausreichte. Denn auf Taiti hatten die Dinge einen ernsteren Charakter angenommen. Die Gewaltmaßregel des Admirals Dupetit-Thouars hatte eine dumpfe Gährung über die Insel verbreitet, die nach französischer Aussage der Konsul Pritchard eifrig nährte. Die Königin Pomaré protestirte, nach französischer Angabe gleichzeitig mit ihrem Schreiben an den König Ludwig Philipp energisch wider jedwede französische Einmischung, indem sie den Vertrag vom 9. September 1842 für erzwungen erklärte; Konsul Pritchard aber, in dessen nächster Nähe die Königin ihren Wohnsitz aufgeschlagen, widersprach feierlich dem Benehmen des Vice-Konsuls Wilson und zog, sobald das Protektorat in unbedingte Souverainetät verwandelt war, die englische Konsularflagge ein. Englische Zeitungen überschwemmten jetzt die Inseln, Oceanien gerieth schier in Aufruhr. Ein französischer Matrose auf Schildwacht wurde in der Nacht vom 2. zum 3. März 1844 angegriffen, mit Faustschlägen traktirt und ihm schließlich sein Bajonett entrissen. Dieser Vorfall schien dem Korvetten-Kapitän D'Aubigny, der in Abwesenheit des Gouverneurs, Kapitän Bruat, auf Taiti befehligte, vollkommen bedeutsam genug, um eine noch ärgere Gewaltmaßregel zu rechtfertigen. Herr Pritchard wurde, während er den Fuß in ein Boot setzte, um einem englischen Kauffahrer einen Besuch abzustatten, von französischen Seesoldaten umringt, festgenommen und in ein Blockhaus eingesperrt; er wurde mit seinem Kopfe für alle weiteren Vorkommnisse auf der Insel verantwortlich gemacht!

Daß nunmehr der Krieg auf Taiti wirklich losbrach, verstand sich von selbst; obgleich die protestantischen Missionare den Gouverneur Bruat auf das Uneigennützigste und Loyalste unterstützten, dauerte es doch zwei runde Jahre, bis die Gemüther sich beruhigten und die Königin Pomaré, welche auf eine entferntere Insel geflüchtet war, zu der Rolle einer unter französischem Schutze stehenden Halbsouverainin sich wieder bequemte (1846).

Aber die volle Entfaltung der blutigsten kriegerischen Energie, einem so sanften und schwachen Völkchen gegenüber, war nicht der einzige Kostenaufwand, der die Ehre, das Gewissen und zuletzt auch den Geldbeutel der französischen Nation in dieser traurigen Angelegenheit belasten sollte. Man hatte sich an einen Bürger Englands vergriffen! Nach einigen sehr herben, für Frankreichs Regierung nicht eben glimpflichen Incidenzpunkten beharrten Lord Aberdeen und Sir Robert Peel auf Genugthuung für die einem englischen Staatsbeamten zugefügte Schmach und Gewalt, und, was dem französischen Nationalstolz höchst empfindlich war, sie erlangten diese Genugthuung! Frankreich beharrte zwar seinerseits auf der Entfernung des englischen Ruhestörers Pritchard, aber es zahlte und — wieder ein bemerkenswerther Umstand! — das Maaß der Herrn Pritchard gebührenden Entschädigung mußte der französische Chef des Südsee-Geschwaders, Admiral Hamelin, mit seinem englischen Kollegen, dem Admiral Seymour, vereinbaren! So kam noch ein Restchen Schimpf auf die französische Kriegsflagge!

Ludwig Philipp merkte recht wohl, einen wie tiefen und bösen Eindruck die „affaire Pritchard" in Frankreich hervorrief. Er erbot sich in einem Schreiben an Guizot, die Entschädigungssumme aus eigenen Mitteln zu zahlen. Das Kabinet lehnte dies ab, man brachte die Angelegenheit, um das Prävenire zu spielen, so schonend wie möglich in die Thronrede und siegte bei der Adreßdebatte mit 225 gegen 197 Stimmen; aber beinahe hätte doch Herr Pritchard dem Ministerium Guizot das Leben gekostet. Die Entlassung war schon gefordert. — Wenn wir bemerken, daß dies Alles nach Guizot selbst berichtet ist, wird man uns unschwer glauben, wie wenig ihre Haltung den Räthen des Julikönigs zur Ehre gereicht hat.

Den zweiten Hauptabschnitt des siebenten Theiles füllen Algerien, die griechische Frage und der Streit mit Rom wegen der Lehrfreiheit der Jesuiten. Was die algerischen Verhältnisse betrifft, so zeigt Guizot wieder seine gewöhnliche Offenherzigkeit; er sagt ausdrücklich, der Marschall Bugeaud habe sehr selbständige Grundsätze befolgt, d. h. eigentlich immer nach eigenem Kopfe gehandelt, und es kräftig verstanden, seinen Maximen und seiner Sach- und Ortskenntniß Geltung zu verschaffen. Und das war sicher ein Glück. Denn die algerischen Dinge haben für Frankreich wenigstens keinen unehrenvollen Verlauf genommen; französische Lorbeeren haben dort geblüht, die Kolonie ward mit Nachdruck behauptet, aber freilich ihr Wachsthum noch immer nicht gesichert. Vielleicht wäre Bugeaud's praktischer Vorschlag einer progressiven Militair-Kolonie genauer zu überlegen gewesen! Der Plan war auf die Zähigkeit der Araber berechnet. Er fand weder bei den Ministern noch bei den Kammern Anklang. Bugeaud ward 1847, re optime gesta, abberufen und der Herzog von Aumale als General-Gouverneur an die Spitze von Algerien gestellt. Der Marschall empfing einige Monate später den zaghaften Auftrag, die Pariser Februar-Emeute zu dämpfen, und der Herzog von Aumale, als der Aufstand unerhörter Weise geglückt war, sammt dem ganzen Hause Orleans, den freundschaftlichen Rath: — sich zu entfernen! So endet die Unentschlossenheit, wenn sie Schwäche kundgiebt. — —

Trauttwein von Belle.

Aegypten.

Die Stadt Ismailia am Süßwasser-Kanal von Suez.

Wir haben in einem Artikel von der Energie gesprochen, welche Frankreich hinsichts seiner Seeherrschaft entwickelt, wir kommen heute noch einmal darauf zurück, indem wir den Riesenbau am Suez-Kanal und seinen Einfluß für die Zukunft, theils aus Privatbriefen, theils aus den Daten, die Badger's Werk: „A Visit to the Isthmus of Suez-Canal Works" uns gegeben, beleuchten.

Auch hier sind die englischen Intriguen, die der Ausführung überall Hindernisse zu bereiten suchen, das Kennzeichen, daß England die französischen Uebergriffe in sein bisher unbestrittenes maritimes Reich fürchtet.

Die englische Presse macht es sich zum besonderen Vergnügen, das ganze Unternehmen als ein Tollmannswerk darzustellen, und schleudert immer erneute, oft nur schlecht erfundene Schwierigkeiten entgegen, die das allgemeine Vertrauen erschüttern sollen.

Diesen Angriffen gegenüber beschloß die Compagnie, sie durch eigene Waffen zu schlagen. Im Verein mit dem Vicekönig von Aegypten, dem der Bau gleich wichtig ist, forderte sie den Vorsitzenden der Gesellschaft der Ingenieurs in London, Herrn Hawkshaw auf, ein motivirtes Urtheil über das Unternehmen auszusprechen.

Herr Hawkshaw kam dem Verlangen nach und begab sich nach der Landenge von Suez; sein, nach genauer Untersuchung dem Vicekönig und der Compagnie mitgetheilter Bericht ist veröffentlicht worden. Danach wird der Kanal eine Länge von 145 Kilometer haben, die ausgegrabene Erde wird sich auf 80 Millionen Kubikmeter belaufen, alle von der Compagnie unternommenen Arbeiten werden zusammen gegen 200 Millionen Francs kosten; doch sind die Hafenbauten von Suez und Said darin eingeschlossen. Wie sehr die Kosten der Arbeit dadurch gesteigert werden, daß sie in einer Wüste unternommen wurden, wo es an allen nur erdenklichen, nöthigen Dingen fehlte: an Arbeitern, Lebensmitteln, Wasser, Steinen und Brennmaterial, liegt auf der Hand; das aber, was trotzdem schon geleistet ist, berechtigt, an die Vollendung zu glauben.

Die Arbeiter wurden der Compagnie durch den Machtspruch des Vicekönigs von Aegypten verschafft. Sie werden je nach ihrer Geschicklichkeit gut bezahlt; sobald sie sich an ihre Thätigkeit gewöhnt haben, bleiben sie gern und freiwillig da; daß man sie aber gewaltsam dahin brachte, darüber haben die Engländer ununterbrochene Rufe der Entrüstung laut werden lassen — durchaus vergessend, wie sie selbst in ähnlichen Lagen noch viel härter verfahren —, man braucht nur der Eroberung der ostindischen Länder zu gedenken! Der überaus praktische Sinn der Franzosen läßt, wie im Kriege, so auch hier die Leute keinen Mangel leiden, noch werden sie mit Härte behandelt; die Sterblichkeit ist aber durch die Sorgfalt bei ihnen geringer, als unter den Europäern auf der Landenge.

Ehe der Süßwasser-Kanal vom Nil nach dem Isthmus, der 1861 begonnen wurde, im Februar 1862 bis zum Timsah-See und im Januar 1864 bis Suez vollendet wurde, existirte, war die Herbeischaffung der Lebensmittel mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Auf dem Rücken der Kameele wurde das in Kairo gekaufte Wasser durch die Wüste getragen — jetzt ist eine bequeme Kommunikation zwischen dem Mittel- und Rothen Meere hergestellt, wodurch die Arbeiten am Hauptkanal ein ganz neues Leben gewonnen haben. Nach Hawkshaw's Bericht können sie dann noch circa vier Jahre dauern, wenn auch der Pascha von Aegypten die der Compagnie zugesicherte Hülfe von 20,000 Arbeitern fortfährt, ihr zu gewähren; könnte er derselben die Mitwirkung von 30,000 Arbeitern stellen, so würde das große Werk in drei Jahren vollendet sein. Die Ausgaben könnten aber den gemachten Etat um 50 Millionen übersteigen und das ganze Werk somit 250 Millionen Francs kosten.

Der Boden der Landenge von Suez zeigt in seiner ganzen Länge eine Depression, daher die Meinung, daß beide Meere früher miteinander verbunden waren; die tieferen Theile sind noch voll von Salzwasser, welche nicht unbedeutende Seen bilden. Die meisten findet man auf dem Wege von Suez nach dem Mittelmeer: es sind die größeren der Timsah-, der Ballah- und Menzaleh-See. Der Durchstich des Kanals folgt dem Thalweg und mündet in diese Seen. Einige haben schon die projektirte Tiefe des Kanals, andere müssen ausgebaggert werden. Zwischen diesen Seen liegen Anhöhen, von denen die Suez zunächst gelegene Höhe bereits in einer Breite von 15 Metres und einer Tiefe von 2 Metres unter dem Meeresniveau durchstochen ist; ebenso ist der Durchstich der zweiten von Serapeum vollendet. Hawkshaw beleuchtet auch die verschiedenen Ansichten, die über die Zukunft des Kanals aufgestellt sind. Die Einen behaupten, der Kanal werde bald einem stagnirenden Graben gleichen, die Anderen: seine Strömung würde zu reißend sein, die Dritten fürchten die Verschüttung durch den Sand der Wüste, den die Stürme dort ablagern würden, die Vierten endlich eine Anhäufung von Seesalz. Die letztere verwirft er natürlich als ganz haltlos, und meint, daß wenn das Salz sich wirklich im Kanal ablagerte, es nur eine Quelle des Reichthums für die Compagnie sein würde. Die Versandung betreffend, haben angestellte Beobachtungen ergeben, daß der Wind nicht mehr als 50,000 Kubikmeter Sand im Jahre hineinwehen kann; das Meerwasser trägt vielleicht eben so viel hinein, die Forträumung dieser Massen würde dann jährlich 100,000 Francs kosten, die man zu den Gesammtausgaben für die Erhaltung des Kanals geschlagen hat, die jährlich circa 1½ Millionen Fres. betragen würden. Man nimmt aber, ohne der Phantasie den Zügel schießen zu lassen, an, daß sie mehr als gedeckt werden durch die Einnahmen des Landstrichs, den die Compagnie als Eigenthum in Besitz genommen und durch den Süßwasser-Kanal unter Kultur gebracht wird. Nach der Vollendung wird die Compagnie eine Steuer von 10 Fres. pro Tonne von den Schiffen, die den Kanal benutzen werden, erheben. Da die Durchfahrt durch den Isthmus die Fahrt von Europa nach Indien um die Hälfte der Zeit verkürzt, so ist anzunehmen, daß sich der Verkehr verdoppeln und wohl 10 Millionen Tonnen Schiffslast nicht zu hoch gegriffen sind, die den Kanal in Jahresfrist durchmessen.

So lautet das hier in aller Kürze zusammengefaßte Urtheil des als überaus tüchtig anerkannten englischen Ingenieurs.

Dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha machte man bei seiner Reise durch Aegypten englischerseits über diese Suezkanal-Angelegenheit einen ganz anderen Bericht. In diesem hieß es: „Die Franzosen haben gar nicht die Absicht, den Kanalbau zu fördern, noch zu vollenden; sie wollen nur festen Fuß zwischen England und seinen wichtigsten Kolonieen fassen und sich für ihre Interessen werthvolle Rechte erwerben; das ist der einzige Zweck, dem sie einstweilen nachstreben. Die Betheiligung Saïd-Paschas mit 85 Millionen, die aus dem Wortlaut der Urkunde

über den Kanalbau hervorgeht, ist nur Blendwerk, das Unternehmen ist darauf berechnet, daß es zu Gunsten Frankreichs ausschlagen muß.“ Hierin möchte die englische Regierung allerdings Recht haben.

Die Bewässerung der wüst liegenden Strecke von Wadi-Tumeillat nach Zakazik, am Damiette Arm des Nil und dem Timsahsee, hat allerdings die Kultur dieses Landstrichs zum Zweck; die Compagnie kaufte diese Ländereien von Ibrahim-Pascha. Die Folge davon war, daß viele Franzosen sich in Port-Said, Zakazik und Damiette aus Spekulation niederließen; sie wußten von vornherein, daß sie nicht den ägyptischen Behörden, sondern dem französischen Generalkonsul unterthan; der umsichtige Plan ist überhaupt so eingerichtet, daß die Mehrzahl der einheimischen Arbeiter der Autorität der Gesellschaft gehorchen muß, und nicht der des Vicekönigs. Die Privilegien der Gesellschaft dauern 99 Jahre und datiren erst vom Tage der Eröffnung des Kanals. England sagt nun: „Die Compagnie darf sonach den Kanal nur unvollendet lassen, um sich ihrer Rechte für alle Zeit zu erfreuen, wie sie sich denn schon die Unabhängigkeit von der Regierung des Vicekönigs zu sichern gewußt hat. Gewiß ist, daß, wird der Kanal in naher Zukunft fertig, er den Schlüssel zu Indien in Frankreichs Hände legt. Das ist unseres Erachtens auch das Hauptmoment, das Napoleon dabei im Auge hatte. Erlischt sein Geist, und wird der Kanal nicht vollendet, so besitzt Frankreich in ferner Kolonie im Wadi-Tumeillat ein herrlich Stück Land von Aegypten und einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Regierung desselben.

Wie nun aber auch all' die verschiedenen Urtheile und Möglichkeiten der Vollendung und Nichtvollendung des Kanals lauten mögen, über die Nützlichkeit und das durchaus andere Ansehen, das die Wüste um Suez herum durch die energievollen Arbeiten gewonnen hat, darüber herrscht nur Eine Stimme. Alle Reisenden, die ihre afrikanische Wißbegierde auch nur bis zu diesem Ziele geleitete, sind von den Wundern erfüllt, welche die Kultur in so kurzer Zeit dort hervorgerufen. Abgesehen von der Erleichterung des Transports auf dem Süßwasser-Kanal, der die bei Dschebel Geneffe gebrochenen Bausteine selbst mit Leichtigkeit hinbringt, ist die Versorgung mit gutem Trinkwasser nicht nur für die Arbeiter von Wichtigkeit, sondern auch für die ganze bedeutungsvolle Hafenstadt Suez ist sie von Belang, und für die große Tour nach Indien, der sonst das Flußwasser ein stets empfindlicher Mangel wurde.

Dr. Schweinfurth besuchte den Isthmus im Januar 1865 mit Miani und befuhr den Süßwasser-Kanal von Suez bis zum Timsah-See nach seiner Vollendung. Der Divisionschef Lazaur hat eine genaue Karte dieses Kanals entworfen, und Dr. Schweinfurth einen Plan von der neu entstandenen Stadt Ismailia dem Petermann'schen Institute zugeschickt.

Das Badger'sche Werk aber giebt uns einige sehr interessante Details über den Süßwasser-Kanal, sowie über Ismailia, dem wir einige Hauptmomente entnehmen.

Der Gründer Kairo's ließ im 10. Jahrhundert den Moez-Kanal erbauen, von diesem zweigt sich bei Zagazig der berühmte Arsinoë-Kanal ab, in dessen altem Bett der neuere El-Hady-Kanal fließt, der östlich von Zagazig die beiden Kanäle El-Achdar und El-Meschrafeh durchschneidet, die ihm reiche Wassermassen zuführen. Bei dem Dorfe Abo-Hammad tritt er in das Wady-Toleimat- oder El-Wady-Gebiet und wird daselbst von einer Zugbrücke überspannt. Mehemed Ali brachte das Thal vor länger als vierzig Jahren unter Kultur durch die Herstellung des alten Kanals, 800 Sakias wurden zur Bewässerung gebaut, der Maulbeerbaum angepflanzt und die Seidenzucht aus Syrien eingeführt.

Im Laufe der Jahre entwickelte es sich; Weizen, Reis, Seide wurden ausgeführt, eine christliche Kolonie von tausend Seelen hatte sich daselbst niedergelassen, indeß verfiel diese Kultur-Oase durch schlechte Regierung und blüht erst jetzt unter der Verwaltung der Suezkanal-Compagnie wieder von neuem auf; dieselbe hat das Wady-Land für 1,997,000 Francs aus dem Nachlaß des Prinzen Il-Hamy gekauft. Man behauptet, daß die Erwerbung dieses Landstrichs sich noch lohnender als der interoceanische Kanal für die Compagnie erweisen dürfte.

Südöstlich von Abu-Hammad liegt das große Dorf Abasi und östlich das stadtähnliche Tell-el-Kebir mit dem Palast Mehemed Alis, Kasr genannt. Eine Zugbrücke führt auch hier über den Kanal. Drei Stunden davon, bei Ras-el-Wady, ist das Ende des Thales; hier hörte der von Mehemed Ali angelegte Kanal auf, denn nur bei hohem Nilstande drang das Wasser noch in den alten Kanal von Arsinoë vor, wo es bei El-Maxama einen kleinen See bildete. Die Compagnie hat nun den Kanal von Ras-el-Wady bis zum Timsah-See weiter geführt. Auf der 35 Kilometer langen Strecke bis zum letztgenannten See hat er ein Gefälle von 0,478 Metres, seine untere Breite beträgt 7,7 Metres, die am Wasserspiegel 12,5 Metres, die Tiefe 1,2 Metres, so daß er im Stande ist, schon große Boote zu tragen. Badger schildert den Eindruck, den es macht, wenn man aus weiter Ferne die großen lateinischen Segel wie mitten durch die Wüste ziehend, erblickt, als höchst eigenthümlich. Der Kanal zieht sich an dem fischreichen Maxama-See vorüber nach dem Flecken El-Maxama zu der Ruinenstätte Tell-el-Maskuta, die ihren alten Namen Ramses wieder erhalten hat. Man ist hier auf klassischem Boden, da es hier gewesen sein soll, wo Joseph's Vater und Brüder sich im Lande Gosen niederließen (1. Buch Moses 47, 11.) und von wo ihre Nachkommen 430 Jahre später den Auszug nach Kanaan antraten (2. Buch Moses 12, 37.). Dieses ehemalige fruchtbare Land Aegypten's ist jetzt nur eine Sandwüste. Mit einem flachen Bogen gegen Norden zieht sich der Kanal bei der Station Nutta vorbei nach Nefish, giebt hier den nach Suez geführten Arm ab und geht weiter an Ismailia hin nach dem maritimen Kanal, in welchen er nördlich vom Timsah-See bei der Villa Said-Paschas einmündet. Bei Nefish liegt die Oase Bir-Abu-Ballah mit einem Teich und einiger Bodenkultur, doch ist diese sonst nicht zu finden, da sich von Ramses bis zum Timsah-See nur ein feiner braunrother Sand findet.

Wer aber vermag es, die Wonne zu schildern, die das Herz des Reisenden durchströmt, wenn er gleich einer Fata Morgana eine europäische Stadt mitten in der Wüste von ferne erblickt. Es ist Ismailia, das am nördlichen Ufer des Timsah-See nach einem regelmäßigen Plane angelegt ist. Früher befand sich dort das Arbeiter-Lager Timsah, jetzt erheben sich über 150 wohlgebaute Häuser daselbst, die eine Einwohnerzahl von über 3000 Seelen beherbergen, von denen ein Drittel Europäer sind. Wirklich aus Stein gebaute, stattliche Häuser ziehen sich längs dem Süßwasser-Kanal am Quai Mehemed Ali hin. Zunächst ist es das große, mit Kolonnaden verzierte viereckige Gebäude der General-Direktion der Arbeiter, das uns in die Augen fällt; dann kommt das Haus des Divisions-Chefs und des Ingenieur-Chefs, und das im schweizer Stil aufgeführte Wohnhaus des Herrn von Lesseps — ein Chalet, bei dessen Anblick man sich der kaiserlichen Chalets und der des Herrn Teste in Archachon unsern von Bordeaux erinnert und wie durch Zauber

an die ferne französische Heimat inmitten der Wüstenei erinnert wird; zumal auch das Hotel, wenn auch nicht im Comfort dem des Louvre gleichend, so doch hier eine sonst ungeahnte Bequemlichkeit den Reisenden darbietet. Das große Magazin der Compagnie, die geräumigen Häuser für die verheirateten und die für die unverheirateten Beamten, das Hospital und die Apotheke, die Arbeiter-Wohnungen und das nach Pariser Muster gebaute Schlachthaus, Alles entspricht dem praktischen Sinn der Franzosen. Zwischen den Werkstätten und dem sogenannten griechischen Dorf läuft die „Arena de l'impératrice", eine breite Sandfläche; in dem Dorfe sind die Bazars, Café's, Speisehäuser und Tavernen. Wir passiren den von einstöckigen, mit weit vorspringenden geweißten Dächern und Colonnaden umgebenen „Place Champollion", nach dem rühmlichst bekannten Archäologen der ägyptischen Schätze benannt. Der Deutsche findet hier auch einen Lieblingsplatz, den nach Westen hin die Baracken, Schilfhütten und Zelte der Araber umschließen. Oestlich von der Stadt liegt das Pumpwerk, von welchem Wasser aus dem Kanal nordwärts bis Port Said durch Röhren geleitet wird. Noch drei Plätze: Place Monge, Place St. François und Place Ibrahim sind zu erwähnen. Um den überraschend angenehmen Eindruck dieser aus der Wüste emporgewachsenen Stadt noch zu erhöhen, findet der Ankömmling hier eine Zuvorkommenheit und Höflichkeit der Beamten und der ganzen französischen Einwohnerschaft, die ihn für die Zeit seines Aufenthalts alle Mühsale, die er erduldet, ehe er diese Oase erreichte, vergessen läßt.

Bei Nefish geht, wie schon gesagt, ein Arm des Kanals vom Hauptstamme ab; auch dieser gewährt schon größeren Flußschiffen eine Straße, er hat außerdem zwei Schleusen, eine bei Nefish und eine bei Geneffe, zur Regulirung des Wasserstandes. Der Kanal geht, wie gleichfalls schon erwähnt, durch die Sand-Dünen der Bitterseen bei der Ruinenstätte von Serapeum vorüber, macht einen Bogen um das Becken der Bitterseen herum und läßt diese sumpfige, mehrere Metres unter dem Spiegel des Meeres liegende Fläche, nach Vollendung des maritimen Kanals als ein Binnenbecken liegen.

Am westlichen Fuß des kahlen Felsenriesen Dschebel Geneffe läuft die von Kairo nach Suez führende Eisenbahn, der Berg bleibt rechts liegen, während der Kanal seeseits der Bitterseen eine weite Ebene durchströmt, die eine Gras- und Gestrüpp-Vegetation trägt, dann einen Halbkreis um eine thonige, nach Osten sich ausdehnende Ebene umschreibt, welche einer periodischen Kultur der hier im Winter lebenden Beduinen dadurch unterworfen wird, daß sie in den ungeackerten Boden Saubohnen und krautartige Gewächse säen. Von da an fließt er durch eine trostlose Sandwüste bis nach Suez, wo nur noch das an der zweiten Schleuse bei Schalaff befindliche Arbeiterlager, das Tausende von Händen bei dem Ausgraben des großen Kanals in Bewegung setzt, dem Reisenden eine Abwechslung gewährt.

Hyoscyamus (Bilsenkraut), Datura (Stechapfel) und Salsola tetrandra (Salzkraut) sind in der Vegetation vorherrschend und bilden stellenweise dichte Gebüsche; als Wurzelgeflecht ist aber vor allen die Tamarix macrocarpa zu nennen. Dieser durch die Pracht seiner Blüthenmassen die öde Gegend poetisch schmückende, mehrere Fuß hohe Strauch ist vorzugsweise eine Dünenpflanze, die durch ihre unerschöpfliche Wurzelbrut das Material darbietet, sich der abspülenden Gewalt des Wassers zu widersetzen. Das Anpflanzen der Tamariske soll der Verflachung des Kanals steuern, indem sie das Herabrollen des Sandes vereitelt. Die vielen Hügel, die man bei den Bitterseen findet, sind nichts als Tamarisken-Gräber. Der wandelnde Sand, der zwischen den Zweigen festgehalten wurde, verschüttete den Strauch, seine Lebenskraft aber dringt immer wieder mit neuen Sprößlingen empor; so kommt es, daß sich Hügel von zwanzig Fuß Höhe zeigen, mit klaftertiefer Wurzelbrut, die den Boden befestigt, daher für die Ufer des Kanals von der größten Bedeutung sind und als das von der Natur hier gegebene Hülfsmaterial nicht hoch genug angeschlagen werden können.

Zu diesen, europäische Kultur nach Afrika tragenden Anstrengungen, gehören auch die bereits ausgeführten Vermessungen zu dem Bau von Eisenbahnen am oberen Nil.

Herr L. Lepeau berichtet, daß Hassan-Bey-Damiäty, ein Zögling der polytechnischen Schule zu Paris und sehr tüchtiger Ingenieur, bereits die ganze große Linie von Korosko über Berber, Chartum und Kussala nach Suakin aufgenommen hat, und sich an noch zwei Linien von Suakin nach Berber und von Berber längs der 1772 von Bruse verfolgten Route nach Assuan gemacht hat. Lepeau selbst war bei den Aufnahmen thätig. Der Vicekönig von Aegypten soll, so hofft man, derart in's Interesse gezogen werden, daß er die Kosten der Publikation dieser bedeutenden Arbeiten auf sich nimmt; sie werden dann an die Stelle aller früheren unsicheren Reiseberichte treten.

S. v. M.

Japan.

Analecta Japonica.

II.

Ein Gottesurtheil.

Unter dem 16. Kaiser Wo zin ten no (210—270 n. Chr.) lebte ein hoher Beamter, Namens Takeno Utsinoskune. Sein Bruder Umama Utsinoskune, schon lange neidisch auf das Ansehen, in dem er stand, wußte ihn bei dem Kaiser anzuschwärzen, als wenn er nach dessen Leben trachte, und Wo zin sandte Leute aus, um Takenoutsi zu tödten. Dieser aber hatte einen treuen Freund Ikinoatachi, der sich für ihn opferte und es ihm so möglich machte, zu entfliehen. Nach langen in der Verbannung zugebrachten Jahren kehrte Takenoutsi an den Hof zurück, entdeckte sich dem Kaiser und bat diesen, ihm endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wo zin, nicht wissend, wem er Recht geben solle, ließ einen Kessel mit Wasser auf ein Feuer setzen, betete zu einem Gott (das Original hat kami) und befahl dann dem Ankläger wie dem Beschuldigten, ihre Hände in das kochende Wasser zu tauchen; derjenige solle als unschuldig gelten, der die seine unverletzt wieder herauszöge. Beide gehorchten, und Take ging aus dieser Probe als Sieger hervor. Umama aber, dessen Hand stark verbrannt war, wurde mit dem Verlust seines Amtes bestraft. So kam Take's Unschuld an den Tag.

III.

Ein Liebespulver.

Dasselbe wird aus während der Begattung getödteten und zu Asche gebrannten kleinen Eidechsen bereitet und heißt auch nach diesen Thierchen emori. Es muß dem angebeteten spröden Gegenstande auf den Hals oder die Haare gestreut werden und soll dann plötzlich unbezähmbare Liebe erwecken. Doch sollen nur Leute niederen Standes oder solche, welche außergewöhnlich

abergläubisch sind, in ihren Liebesnöthen von diesem Mittel Gebrauch machen. Mein japanischer Informant äußerte sich über das emori sehr wegwerfend und gab mir ein kurzes Gedichtchen, das, wie er behauptete, die Ansichten aller vernünftigen Japaner über diesen Punkt wiedergäbe:

Horengusuri	Liebesmedizin,
Sadokara	der Provinz Sado
Devugaa	Erzeugniß
Itchi	am besten
Kiki.	wirkt.

d. h. da die Provinz Sado oder Sato wegen ihres Reichthums an Gold und Silber berühmt ist: „Gold ist der beste Liebestrank."

IV.

Die Geschichte von den siebenundvierzig Treuen.

Im Jahre 1701 lebte unter der Regierung des Taikuhns Thuna Josi ein Fürst von Aho, Namens Asano Takuminokami, in Jeddo. Asano glaubte Grund zu haben, sich über das Benehmen eines hohen Würdenträgers Kira Kosugenoske zu beschweren, und als er denselben eines Tages im kaiserlichen Palaste traf und etwas Beleidigendes in der Haltung seines Gegners zu erblicken glaubte, zog er den Säbel gegen ihn. Die Anwesenden sprangen dazwischen, und Kosugenoske, der sich aus Ehrfurcht vor dem Orte enthalten hatte, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, kam mit einer leichten Wunde in der Schulter davon. — Asano, wegen dieses Vergehens zum Tode verurtheilt, schnitt sich den Bauch auf und wurde auf dem Friedhofe des Tempels Sengnakudji begraben; seine Gattin schnitt sich die Haare ab und zog sich zu ihren Verwandten zurück, und die Güter des Verstorbenen wurden konfiszirt. Als die erste Nachricht von diesen Vorfällen auf dem Schlosse des Fürsten in Aho ankam, entflohen die meisten Diener und nur ungefähr dreihundert blieben zurück. Diese versammelte der Sekretair (Minister) des Fürsten, Ojeshi Kurosko, und forderte sie auf, sich mit ihm am folgenden Tage, ihrem todten Fürsten zu Ehren, den Bauch aufzuschneiden. Zu der bestimmten Stunde erschienen von den dreihundert nur noch dreiundfünfzig, und diesen eröffnete Ojeshi seine Absicht, den Tod ihres Herrn an Kosugenoske rächen zu wollen. Freudig stimmten Alle zu, und nachdem die nöthigen Verabredungen getroffen worden waren, zerstreuten sie sich, um allen Verdacht zu vermeiden, nach verschiedenen Seiten. Ojeshi selbst ging nach Osacca, wurde Kaufmann und lebte dort, wenigstens scheinbar, ganz seinen Geschäften und den Vergnügungen, welche diese Stadt in reichem Maaße bietet. Am Ende des Jahres 1702 fanden sich Ojeshi und sechsundvierzig andere, so weit war ihre Zahl durch Tod und Desertion zusammengeschmolzen, in Jeddo ein und griffen am 14. des 12. Monats das am Flusse gelegene Palais Kosugenoske's an. Die nichts ahnenden Wachen und Diener wurden nach kurzem Kampfe überwältigt, und die Siebenundvierzig drangen in das Palais, wo sie das noch warme Bad des Fürsten, ihn selbst aber nicht mehr fanden. Nach langem Suchen entdeckten sie ihn indessen zwischen Kohlensäcken versteckt, erkannten ihn an seinem weißseidenen Unterkleide als den Fürsten, tödteten ihn und schnitten ihm den Kopf ab. Mit dieser Trophäe begaben sie sich auf den Kirchhof, wuschen sie dort in einer Quelle und dann legte Ojeshi den Kopf auf einem Tischchen vor dem Grabsteine seines Herrn nieder, den blutigen Säbel aber, mit dem der Kopf vom Rumpfe getrennt worden war, auf den Grabstein selbst, und alle Siebenundvierzig verrichteten ein Gebet, welches Ojeshi vorsprach. Nach diesem Sühnopfer schickten sie den Kopf durch einen Priester an den Sohn Kosugenoske's und zogen sich, während zwei zu dem Ometski (Ober-Spion) gingen, um das Vorgefallene zu melden, in den Tempel zurück. Auf Befehl der Regierung verhaftet, wurden sie dem Fürsten von Hosokawa, Mori Awadzino Kami, und Matzudaira Edsumono Kami übergeben und nach drei Monaten zum Tode verurtheilt. Alle Siebenundvierzig schnitten sich den Bauch auf und wurden von dem Fürsten von Hosokawa, der sie schon während ihrer Internirung sehr gut behandelt hatte, auf dem Friedhofe des Tempels von Sengnokudji neben der Grabstätte ihres Herrn beerdigt.

Das sind die historischen Thatsachen dieses noch frisch im Gedächtniß des Volkes lebenden Ereignisses, dessen sich die Poesie bemächtigt und es in der Form von Gedichten, Romanen und Dramen, mit allen möglichen Episoden vermehrt, verarbeitet hat. In Bild und Wort spielen die siebenundvierzig Treuen noch heute eine große Rolle in Japan.

Der Zufall führte mich einst auf den Friedhof, auf dem sie begraben liegen; ich fand, obgleich kein besonderer Festtag war, die Grabsteine mit Blumen und grünen Zweigen fast ganz bedeckt und zahlreiche zweischwertige Besucher an dem Orte. Die Siebenundvierzig liegen unter ebenso vielen Grabsteinen auf einem von einer steinernen Balustrade umgebenen Viereck, neben dem Begräbnißplatze ihres Fürsten, treu im Tode wie im Leben. Auf der anderen Seite des fürstlichen Grabmals sprudelt die klare Quelle, in der der Kopf Kosugenoske's gewaschen wurde. — In einem Seitengebäude des Tempels befinden sich die in Holz geschnitzten, mit den Rüstungen bekleideten Abbildungen der Siebenundvierzig, wie das Programm behauptet, mit Portrait-Aehnlichkeit, und an dem Eingange des Kirchhofs hat der Portier eine ganze Bibliothek populärer, über diesen Vorfall handelnder im Tempel gedruckter Büchelchen und Bilder zum Verkauf. Die interessantesten derselben sind: Ojeshi djuhatzi kadjo moshi hiraki, d. h. Ojeshi's Antworten auf die achtzehn Punkte (welche ihm im Verhör vorgelegt wurden, von ihm selbst geschrieben) und: Gishi jo utchi komo banashi, die Beschreibung des Nachtgefechts der Tapfern, in zwei Bändchen. Gishi, d. h. wahr, treu, ist die Bezeichnung, welche den Siebenundvierzig gewöhnlich gegeben wird; manchmal und auch in einzelnen europäischen Büchern findet man sie angeführt als

„die siebenundvierzig Lonibns."

Br.

Kleine literarische Revue.

— **Der Arbeiterfreund.***) Das kürzlich erschienene erste Heft des dritten Jahrganges dieser Vierteljahrs-Schrift ist wiederum reich an Beiträgen volkswirthschaftlichen und social-wissenschaftlichen Inhalts. Herr Professor Kalisch erläutert die Verhandlungen des internationalen Brüsseler Kongresses (von 1862) über den Schulzwang; Dr. Friedr. Horn bespricht die Armenpflege in Irland, mit besonderer Beziehung auf die Gesetz-

*) Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Im Auftrage des Centralvereins herausgegeben von K. Brämer. Dritter Jahrgang. Erstes Heft. Berlin, Otto Janke. 1865.

gebung über Heimatrecht in einigen deutschen Ländern, namentlich dem leider auch in dieser Beziehung weit hinter den Anforderungen der Zeit und der europäischen Kultur zurückgebliebenen Mecklenburg; der Herausgeber berichtet über die vom Centralverein veranlaßte öffentliche Besprechung der Mahl- und Schlachtsteuer; die Arbeit der Frauen wird von einer Frau (Nahida St.) nach den sittlichen und physischen Gesetzen dargestellt, die dieser Arbeit ihren Wirkungskreis und ihre Grenzen umschreiben, wozu der Herausgeber mehrere ergänzende, zum Theil statistische Notizen fügt; endlich bringt Herr K. Ruß einige ebenso populär gehaltene, als volksbelehrende Bemerkungen über den Zusammenhang von Aberglauben und Krankenpflege. Der Inhalt ist, wie man sieht, anziehend genug, um einen größeren, denkenden Leserkreis zur Lektüre aufzufordern. Ganz besonders durfte das jetzt auch in Deutschland wieder vielbesprochene Thema des Schulzwanges, der nothwendig mit der Lehrfreiheit und mit dem unentgeltlichen Unterricht für die Schulpflichtigen Hand in Hand gehen muß, wenn er nicht zu einer neuen Behörden-Willkür à la Napoleon führen will, die Aufmerksamkeit derjenigen auf sich ziehen, die von der künftigen Generation mehr fordern und erwarten, als die gegenwärtige zu leisten im Stande ist. Mit Recht hebt dabei Herr Kalisch die auch von den Lesern des „Magazin" längst nach Gebühr geschätzten Aeußerungen des Verfassers der französischen Werke über die „Pflicht", die „Arbeiterin" und die „Schule", Herrn Jules Simon, hervor.

— **Wiederum ein Faust!***) So rufen wir, indem wir die unten bezeichnete neue Dramatisirung der Krone aller deutschen Sagen durchlaufen. In der That, wir haben es eigentlich nie recht begreifen können, wie, nachdem ein Goethe sich dieses Stoffes bemächtigt und ein ewiges, mit allen Wundern der Poesie durchzogenes Abbild deutschen Geistes daraus geschaffen, deutsche Männer und Dichter von mehr oder weniger großer Begabung es noch wagen konnten, ein Gleiches zu versuchen. Wie konnten sie im Ernste denken, deutschen Herzen, die Goethe's bleibende Gestalten und Zauberworte in sich aufgenommen, noch zu genügen! Nun, es ist ihnen Allen Gerechtigkeit geworden. Denn keine dieser Reproduktionen — und das sind diese Fauste mehr oder weniger doch sämmtlich — hat ihrem Verfasser sonderlichen Ruhm gebracht. Wenn auch von einzelnen glücklichen Stellen angezogen, hat man vom Ganzen stets mit Unbehagen sich abgewendet und die Wahl des Stoffes verurtheilt und bedauert. Bedauern müssen wir aber noch mehr, daß diese ansteckende Verirrung, wir möchten sagen Krankheit, auch jetzt noch nicht aufgehört hat.

Es ist dem Zwecke dieser Blätter entgegen, einzelnen poetischen Produkten eine eingehende kunstrichterliche Besprechung zu widmen. So freudig wir daher auch in dem vorliegenden Werke, das aus Amerika uns herübergesendet ist, den Beweis begrüßen, daß auch im fernen, großen Westen deutsche Poesie ihre Schwingen zu regen beginnt, so müssen wir uns doch eine Analyse desselben an dieser Stelle versagen. Nur im Allgemeinen können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir in dem Werke, das, wenn wir nicht irren, eine Erstlingsgeburt ist, auch bei den besten Stellen meist zu viel klingenden Wohllaut der Sprache auf Kosten tiefer und warmer Empfindung und objektiver Darstellung gefunden haben, so daß wir z. B. bei den so vielfach angewandten vierfüßigen gereimten Trochäen den Eindruck eines Operntextes nicht los zu werden vermochten. Mögen Andere anders urtheilen; wir unsererseits unterschätzen das Bedeutungsvolle des Erscheinens eines deutschen poetischen Werkes in Amerika gewiß nicht und hoffen, daß dem Verfasser bei einer glücklicheren Wahl des Stoffes und weiterem Fortschreiten einst ein herzlicheres Willkommen vom Lande seiner Väter über das Meer hinübertönen werde.

*) Faust's Tod. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Edwin Mölling. 1864. In Kommission bei B. Westermann in New-York.

— **Das galizische Petroleum.** Ueber die Entdeckung, die Verbreitung und die Verarbeitung des Erdöls in Galizien hat der Civil-Ingenieur Herr C. F. Eduard Schmidt in Wien, dem auch unsere Zeitschrift bereits eine Mittheilung über den Gegenstand verdankt, vier lehrreiche Abhandlungen aus verschiedenen Federn zusammen abdrucken lassen.*) Die eine dieser Abhandlungen ist von dem Herausgeber selbst verfaßt, während die anderen von den Herren F. v. Hochstetter, L. v. Neuendahl und Emil Schieffer herrühren. Bei dem großen praktischen Werthe, den das Erdöl und seine Produkte seit einigen Jahren erlangt hat, kann es für Deutschland nur von großem Interesse sein, zu wissen, daß es nicht auch in dieser Beziehung von fernen, transatlantischen Ländern abhängig sei und daß ein nachbarliches, volkswirthschaftlich in alter Verbindung mit uns stehendes Land uns in seinen reichen Erdöl-Produkten ein Mittel darbietet, den internationalen Handel und den beiderseitigen Nationalreichthum zu vermehren.

— **George Sand's Bekenntnisse eines jungen Mädchens.****) Die berühmte Verfasserin hat sich in diesem neuen Werke auf ein Gebiet begeben, wo wir ihr lieber nicht begegnen wollten; sie ist in die Fußtapfen der Miß Braddon getreten, und hat, um zu spannen, die kleinen Irrwege von Testamenten, Erbschaften, Gesetzklauseln eingeschlagen. Wir dürfen hinzusetzen, daß sie auf diesem Felde schwach ist. George Sand ist zu bedeutend, um sich dem verdorbenen Geschmacke des Publikums zu leihen. Sie darf den Stillstand ihrer inneren Entwickelung nicht dadurch kund geben, daß sie sich in der Außenwelt nach Motiven umsieht, sie durfte zu diesem bloßen Buchmachen nicht herabsteigen, nicht dadurch ihren Ruf auf das Spiel stellen, die Zahl ihrer Leser verringern, wie es jetzt der Fall ist, daß sie sich auf ein Gebiet wagte, welches für Frankreich nicht anzubauen ist. Sträflinge und Doppelehen können nur in England auftreten, wo der Einzelne nicht überwacht wird, und ohne Legitimation an einem neuen Orte auftauchen kann. Für unsere Verhältnisse sind diese Stoffe unmöglich und auch dem ähnliche nicht aufzufinden. Die Heldin, Luni de Valangis, verschwindet als kleines Kind aus den Armen ihrer Wärterin auf wunderbare Weise, und wird, nachdem einige Jahre verflossen, bei nächtlicher Weile zurückgebracht. Ist sie es nun, oder ist es ein untergeschobenes Kind? Der Zweifel soll das Interesse des Lesers während der vier Bände festhalten. Die Frage ist: mußte George Sand wirklich zu solchen Kunststücken ihre Zuflucht nehmen?

*) Das Erdöl Galiziens, dessen Vorkommen und Gewinnung, nebst wissenschaftlichen Beiträgen zur fabrikmäßigen Darstellung seiner Produkte. Zusammengestellt von C. F. Ed. Schmidt. Wien, Verlag des Gründungs-Komité der Hamburg-Galizischen Petroleum-Aktien-Gesellschaft, 1865.

**) Les confessions d'une jeune fille, par George Sand.

Literarischer Sprechsaal.

Wenn auch nur halb wahr ist, was einige belgische und deutsche Journale, nach dem in Brüssel gedruckten Plaidoyer des ehemaligen französischen General-Advokaten Sandon, über einen von dem Letzteren gegen den berühmten Pariser Irren-Arzt, Dr. Tardieu, und einige seiner medizinischen Kollegen vor der ersten Abtheilung des Civilgerichtshofes von Paris geführten Prozeß berichten, dann hat das zweite Kaiserthum in Frankreich nicht blos alle bürgerliche Freiheit, wie sie während der Restauration und unter der Regierung Ludwig Philipp's bestanden, unterdrückt, sondern auch die Errungenschaften von 1789, mit denen man dort so gern noch prahlt, existiren nicht mehr, denn die lettres de cachet und die Bastille sind, wenn auch unter anderen Namen, wiederhergestellt. Einer der Günstlinge des Kaisers, der vor einigen Monaten verstorbene Minister Billault, war es, der aus Motiven persönlicher Rache einen seiner früheren Kollegen in der Advokatur, Herrn Sandon, verhaften, durch ein Attest des Dr. Tardieu für wahnsinnig erklären und in Folge dessen nach dem Irrenhause von Charenton bringen ließ, wo er siebzehn Monate lang furchtbar mißhandelt und erst nach dem Tode Billault's entlassen worden ist. Sandon führte seine Sache selbst vor dem Gerichtshofe, um diesem dadurch den Beweis zu liefern, daß er vollkommen gesunden Geistes sei, was auch der Gerichtshof anerkannte. Da der Kläger, der lediglich die Sache zur Publicität bringen wollte, keinen Antrag auf Schadloshaltung stellte, so ist auch kein darauf hinauslaufendes Erkenntniß gegen die Verklagten gefällt worden, die jedoch, wie das Regierungssystem, unter dessen Schutz die Verfolgung Sandon's in's Werk gesetzt werden konnte, von der öffentlichen Meinung in Frankreich allgemein verurtheilt worden sind.

Der Prediger, Herr Gustav de Veer in Danzig, Verfasser der Lebensbeschreibung des Prinzen Heinrich des Seefahrers, der kürzlich von der Akademie in Lissabon zu ihrem korrespondirenden Mitglied ernannt worden, hat seitdem auch vom Könige von Portugal den Christus-Orden erhalten, denselben Orden, aus dessen Einkünften Prinz Heinrich der Seefahrer, als Großmeister desselben, die großen Kosten seiner Entdeckungs-Expeditionen und wissenschaftlichen Forschungen bestritten hat. In dem vom Könige unterzeichneten Diplom heißt es ausdrücklich, daß diese Ordensverleihung zur Anerkennung des literarischen Verdienstes (merecimento literario) erfolge, den sich Herr de Veer durch sein deutsches Werk über das Leben des Prinzen Heinrich des Seefahrers erworben habe.

Kürzlich hat sich der dem Fortschritte des französischen Maschinenbaues ein ehrenvolles Zeugniß ausstellende Umstand zugetragen, daß eine große Eisenbahn Englands, die Verwaltung des Great Eastern Railway, zehn neue Lokomotiven aus der Fabrik der Herren Schneider & Comp. zu Creuzot in Frankreich bezogen hat. Unter den Maschinenbauern Englands hat dies ungeheueres Aufsehen erregt, da man, vermöge der größeren Wohlfeilheit von Eisen und Steinkohlen in diesem Lande, verbunden mit den Vortheilen einer langjährigen Erfahrung und einer ausgebildeten Technik auf diesem Gebiete, gegen jede mögliche Konkurrenz des Auslandes geschützt zu sein meinte. Nach den Ermittelungen der Times, ist es nichts Anderes als das Strike-System der englischen Maschinenbauer, die von allen Arbeitern die Ersten waren, welche dadurch eine Erhöhung ihrer Löhne erzwungen hatten — was diese französische Konkurrenz herbeigeführt hat und auch fernerhin möglich machen wird, wenn die Löhne der Maschinenbauer in England nicht wieder auf das naturgemäße richtige Verhältniß zurückgeführt werden. Die Times nimmt hiervon Anlaß, die Arbeiter Englands dagegen zu warnen, daß es ihnen, wie in der Fabel, dem Hunde mit dem Stück Fleisch im Wasser ergehe, und daß sie aus Begierde, recht viel zu erlangen, selbst dasjenige verlieren, was sie schon besitzen.

Der kürzlich erschienene Jahresbericht der Handelskammer in Breslau*) über Schlesiens Handel und Industrie im Jahre 1864 ist abermals ein erfreulicher Beleg einerseits für die mit jedem Jahre wachsende volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Provinz und ihrer Hauptstadt und andererseits für die richtige Auffassung und Lösung ihrer Aufgabe seitens der Handelskammer von Breslau. Das statistische Bureau in Berlin hat sich das Verdienst erworben, den Handelskammern in Preußen die Grundlinie des Systems zu bezeichnen, nach welchem sie ihre Jahresberichte aufstellen, wodurch die größte Vollständigkeit und eine übersichtliche Einheit zugleich erreicht werden. Der diesjährige Bericht ist umfassender, reichhaltiger und belehrender, als einer der früher erschienenen. Zum Beweise, daß er auch in literarischer Beziehung interessante Bemerkungen enthält, mag Folgendes dienen:

(S. 139.) „Es wird wiederholt darüber geklagt, daß die königl. Post-Zeitungsexpeditionen ihren Debit nicht nur auf Zeitungen — Blätter, die wöchentlich dreimal und öfter erscheinen — sondern auch auf Zeitschriften, eigentlich sonach auf die ganze periodische Literatur erstrecken und dadurch dem Buchhandel eine nicht unbedeutende Gewerbe-Konkurrenz machen, die von Jahr zu Jahr fühlbarer wird, je mehr die ganze Unterhaltungs-Literatur die stabilere Buchform verläßt und einen periodischen Charakter annimmt." (Die Klage ist insofern nicht ganz berechtigt, als der Zeitschriften-Debit durch den Buchhandel immer noch dem durch die Post-Zeitungs-Expeditionen die Wage hält und es der freien Wahl des Publikums überlassen ist, welchen von beiden Vermittelungswegen es den Vorzug geben will. Dagegen erscheint die Klage insofern berechtigt, als der Debit von Zeitungen, die einen politischen Charakter haben, ein ausschließliches Monopol der Post ist, während in anderen Ländern, namentlich in England und Frankreich, die Zeitungen ebenso wie jeder andere Verkaufs-Gegenstand dem Debit durch den Handel, neben dem Debit durch die Post, überlassen sind.)

(S. 137.) „Die Anzahl der im Jahre 1864 in Schlesien erschienenen Verlagsschriften belief sich auf 292, welche folgenden Fächern angehörten: der Volkswirthschaft, der Statistik und dem Gewerbewesen 11; der Landwirthschaft 7; den Naturwissenschaften 8; der Pädagogik (Schulbücher) 22; der Geschichte und Geographie 11; der Medizin 5; der Jurisprudenz 1; der Politik und Verwaltung 12; der evangelischen Theologie 6, der katholischen 7, der jüdischen 2; den Jugendschriften 2; der Belletristik 2, der Poesie 16; Musikalien 22; Schriften verschiedenen Inhalts (Programme, Dissertationen, Berichte von Vereinen, Kataloge rc.) 78."

---

*) Breslau's, resp. Schlesiens Handel und Industrie in 1864. (175 S. in 8. und sieben tabellarische Uebersichten.) Breslau, W. G. Korn, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 8. Juli 1865. — [№ 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Don Juan d'Austria. 379.
Frankreich. Pascal's Gedanken über die Religion. 380. — Eine englische Kritik über den Napoleonischen Cäsar. 381.
England. Die Wandlungen der Strafrechtspflege und des Deportations-Systems. 382.
Italien. Die Entdeckung der alten Stadt Umbria bei Piacenza. 386. — Aus Dante. Probe einer neuen Uebersetzung von Adolf Doerr. 386.
Serbien. Serbien und die Serben. 387.
China. Ein Ritt nach den Salzmarschen in Nieu-Chwang. 389.
Kleine literarische Revue. Todleben's Vertheidigung von Sebastopol. 391. — Die griechische Tragödie auf dem Dresdener Theater. 391. — Rumänische Poesie. 391. — Die Philomathie in Neisse. 391.
Literarischer Sprechsaal. Oesterreich und Ungarn. 392. — Das bücherkaufende Publikum in Deutschland. 392.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre: (432)

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr. (433)

Soeben erschien das Doppelheft Mai-Juni.
Mit einer Photographie.
(Der Engel Michelangelo's in Bologna.)

Gedichte Michelangelo's, herausgegeben von Guasti. — Verschiedene Codices als Grundlage der Ausgabe. — Ungenügende Benutzung des Codex Vaticanus. — Das Sonett „Giunto" nicht an Vasari gerichtet. — Gedicht an Florenz. — Nachträge zu dem Aufsatze über Foggia. — Benutzung Cicognara's durch neuere Autoren. — Cicognara's bedenkliche Methode. — Bildniss Friedrich II. — Die Säule von Gaeta. — Facsimiles Raphaelischer Zeichnungen in Oxford. — Unächte Namensschrift Raphaels. — Der Engel Michelangelo's in San Domenico in Bologna. — Hat Michelangelo auch den San Procolo in Bologna gearbeitet? — Das Reiterstandbild des Bartolommeo Colleoni in Venedig. — Reisebericht des Felix Fabri aus Ulm und sein Besuch in Venedig 1483. — Vasari's und Sansovino's Verschweigen Leopardi's. — Leopardi's Grabmal. — Verrocchio's und Leopardi's Antheil an der Statue.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

Ein Band von 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien. (434)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Noch in **diesem** Jahre wird **complet:**

Meyer's Hand-Atlas der neuesten Erdbeschreibung in **100 Karten** à $3^3/_4$ Sgr., oder 50 Lieferungen à $^1/_4$ Rthlr., **complet $12^1/_2$ Rthlr.**

Inhalt:

Allgemeine Geographie	2	Karten.	Rein-deutsche Staaten	11	Karten.	Asien	9	Karten.
Europa (Allgem.)	2	„	Preussen	9	„	Afrika	4	„
Pyrenäen-Halbinsel	4	„	Oesterreich	9	„	Amerika	8	„
Frankreich	5	„	Central-Alpenland	1	„	Australien	2	„
Britische Inseln	4	„	Niederlande	3	„	Astronomische Geographie	3	„
Alpenhalbinsel	3	„	Dänische Halbinsel	2	„	Titel (gest.)		
Balkanhalbinsel	2	„	Skandinavische Halbinsel	3	„	Karten-Register.		
Deutschland (Allgem.)	9	„	Russland	5	„	Statistische Uebersichten.		

Die Karten sind Kupferstich, grosse Klarheit und Deutlichkeit mit Eleganz der Technik verbindend. Ist in den Uebersichts-Karten auf möglichst einfache Haltung und grösste Deutlichkeit geachtet, so ist anderseits in den Special-Blättern ein grosser Reichthum der Details zur Geltung gebracht. Je nach der Zweckmässigkeit ist das System der Höhenschichten-Zeichnung und Farbendruck angewendet. Die Grösse der Blätter ist 19 × 15 Zoll rheinl.

Preis: ¼ **Thlr.** für die Lieferung von **2 Karten,** also nur 3¾ **Sgr.** die Karte.

☞ **Ausgegeben sind bis jetzt 39 Lieferungen und 1 Supplement.**

[**Hermann v. Schlagintweit.**] Die Ausführung ist sowohl in Beziehung auf Präcision als auch auf Deutlichkeit und Klarheit sehr gut. Auch die Benutzung der neuesten Materialien ist sehr sorgfältig durchgeführt. Ebenso die Darstellung hoher Gebirge, die in diesem Maassstabe so sehr zwischen Willkür der Formen oder zu kleinlicher Ausführung zu beschränken ist, ist sehr wohl gelungen etc.

[**Allgemeine Literatur-Zeitung.**] Meyer's Hand-Atlas zeichnet sich nicht blos durch seine planmässige Anlage, durch seine Reichhaltigkeit, ja Allseitigkeit aus, sondern steht auf der ganzen Höhe der Vollkommenheit, welche die geographische Wissenschaft erreicht hat, und die Vollendung, welche durch die kartographische Kunst möglich geworden ist.

Dem **allgemeineren** sowohl, wie dem **specielleren** Bedürfniss zu begegnen, veranstalteten wir aus **Meyer's Hand-Atlas** folgende

Separat-Ausgaben:

(Jede zu 15 Lieferungen à $^1/_4$ Rthlr., **complet $3^3/_4$ Rthlr.**)

1) Allgemeiner Auszug in 30 Karten.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 17 Europäische Staatenkarten. — 5 Specialkarten. Jedem Subscribenten noch die **Specialkarte seines Heimathlandes** als 31. Karte **gratis.**

2) Ausgabe für Preussen in 30 Karten.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 15 Europäische Staatenkarten. — 8 Preussische Provinzialblätter.

3) Ausgabe für Oesterreich in 30 Karten.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europäische Staatenkarten. — 8 Oesterreichische Kronlandskarten.

4) Ausgabe für Süddeutschland und die Schweiz in 30 Karten.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 12 Europäische Staatenkarten. — Deutschland in 4 Blättern. — 6 Specialkarten süddeutscher Staaten.

Die **„Auszüge"** erscheinen regelmässig vom Juni an in halbmonatlichen Lieferungen à 2 Karten, so dass jeder derselben bis zum Winter d. J. vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird. (435)

Hildburghausen, Juni 1865. **Das Bibliographische Institut.**

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 27. Transatlantische Plaudereien. — Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Correspondenz-Nachrichten. Aus Ober-Italien. Newyork. Basel. (436)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Revue moderne.

Tome XXXIV. Liv. 1.

Le coton, son présent, son avenir *(F. Conteling)*. — Le novice de Lermontof *(J. Tourgueneff)*. — Esquisses de la vie Sud-américaine *(A. Holinski)*. — Edgar Poe. Fin *(A. Arnould)*. — Le salon de 1865 *(Challemel-Lacour)*. — Correspondance d'Italie : Un pamphlétaire orthodoxe *(A. Roux)*. — Courrier d'Allemagne: M. R. Virchow *(Seinguerlet)*. — Correspondance apocryphe de Marie-Antoinette *(E. Reclus)*. — Revue parisienne. — Chronique littéraire et politique.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (437)

A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Das Ausland. (438)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 26. Edel und Adel. — Zur Geschichte des Holzschnitts. — Ueber die Stellung der Schwämme in der Schöpfung. — Straßenbau in Griechenland. — Ein Besuch im Hause Sansone. — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (439)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 26. Die Bevölkerungsverhältnisse der nordamerikanischen Union. — Allgemeine Weltgeschichte für das Volk von L. v. Alvensleben. Besprochen von E. v. T. — Die Verwaltungslehre. Von Dr. Lorenz Stein. — Neuere Lyrik (II. Cyklus). Vierter Artikel. Von Emil Kuh. — Literarische und Kunst-Notizen. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Die Grenzboten. (440)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 26. Die politische Bewegung im Norden. — Der Fahneneid der Sachsen bei Lüttich. — Englische Universitäten und Gelehrtenschulen. — Vermischte Literatur.

Nr. 27. Die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses. — Die Besetzung des Schwurgerichts nach dem heutigen und dem neuentworfenen preußlichen Strafprozeßrecht. — Aus dem Leben des Generals von Haynau. — Neue geschichtliche Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie.

1865. VI.

Geographische Mittheilungen über den Süden der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von *A. Lindenkohl*. — Die grösseren Expeditionen in den österreichischen Alpen 1864. Von Dr. *A. v. Ruthner*. — *Van de Veldes'* letzte Reise in Palästina 1861/62. (Schluss.) — *Vambery's* Beschreibung von Samarkand. — Geographische Notizen. — Karten: Plan von Samarkand und Umgebung.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Gotha, Justus Perthes. (441)

Vor Kurzem ist erschienen:

Ueber die Ideen in der Geschichte.

Rectoratsrede

am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern

gehalten von

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Velinpapier. 6½ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Ebendaselbst ist früher erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung,

gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern

von

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (442)

1860. 3 Bogen. gr. 8. geb. 8 Sgr.

Im Verlage der **Schletter'schen Buchhandlung (H. Skutsch)** in **Breslau** ist soeben erschienen: (443)

Das

Judenthum und seine Geschichte.

Zweite Abtheilung:

Von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

In zwölf Vorlesungen.

Nebst einem Anhange:

Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. H. J. Holtzmann.

Von Dr. **Abraham Geiger,**

Rabbiner der israel. Gemeinde zu Frankfurt a. M.

Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Die günstige Aufnahme und große Verbreitung, deren sich die erste Abtheilung dieses Epoche machenden Werkes zu erfreuen hatte, werden voraussichtlich auch dieser zweiten Abtheilung zu Theil werden. — Die dritte Abtheilung, die neuere Zeit umfassend, mit welcher das Werk beschlossen wird, erscheint zu Anfang des Jahres 1866. — Die **erste Abtheilung: „Bis zur Zerstörung des zweiten Tempels"**, 12 Vorlesungen, mit Anhang: **Renan und Strauß**, 2. Auflage, 1865, Preis 1 Thlr., ist jetzt wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins

Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung** in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer à 1—1½ Bogen. gr. 4°.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4° zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung, welche sich, wie die Zunahme ihrer Abonnentenzahl zeigt, immer mehr in die Gunst des Publikums zu setzen gewusst hat, bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln aus den bewährtesten Federn, in zum grossen Theil officiellen Correspondenzen sämmtlicher deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und künftig in einem möglichst pikanten Feuilleton Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publikum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen, sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Auch das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphen-, sowie das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung. (444)

Fünf Lieferungen zu je 8 Sgr.

Demnächst erscheint Lieferung 4 und 5 der

Geschichte Julius Cäsars

von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit dieser Doppellieferung wird der erste Band dieses merkwürdigen Werkes in einer schönen, mit großer Schrift gedruckten **billigen Lieferungs-Ausgabe** in Groß-Oktav-Format dem Publikum vollständig vorliegen.

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**

Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Goßmann.) (445)

Pierer's Universal-Lexikon vollständig!

Soeben erschien der 19. **Schluss-Band** von

Pierer's Universal-Lexikon

= 4. Auflage. =

Das Werk ist von den complet vorliegenden Conversations-Lexicis das **neueste** und **vollständigste**.

Es kann in Bänden oder Heften **auf einmal** oder **nach und nach** in **beliebigen Zwischenräumen** bezogen werden.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, die Anschaffung thunlichst zu erleichtern und giebt über die Bezugsbedingungen nähere Auskunft. (446)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient." (447)

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in **Berlin** auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Don Juan d'Austria.*)

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1544 von körperlichen Gebrechen und von jener Schwermuth gequält ward, die wie eine Erbschaft von seiner unglücklichen Mutter Johanna auf ihn übergegangen war, führte man in Regensburg ein schönes junges Mädchen zu ihm, damit es durch die Lieblichkeit ihres Gesanges die Schwermuth des Herrn verscheuche. Barbara Blomberg, die Bürgerstochter, gewann durch ihre Kunst und Schönheit die Liebe des Kaisers, sie gebar ihm im folgenden Jahre den Sohn, an dem das Herz des Alternden, auch noch in der Klause von St. Just, warm hing, und der durch seine Thaten und seine Leiden sich den gefeierten Heldennamen seines Jahrhunderts angereiht hat.

Don Juan d'Austria, von zartester Kindheit in Spanien erzogen, und mit dem Geheimniß seiner Geburt erst nach dem Tode seines kaiserlichen Erzeugers bekannt gemacht, ist trotz der deutschen Mutter und des doch wenigstens halbdeutschen Vaters, immer ein vollkommener Spanier gewesen und hat seinen ganzen Stolz darein gesetzt, es zu sein. Als Halbbruder des Königs war er in den Jahren seiner heranreifenden Knabenzeit der Gefährte des Königsohnes, Don Carlos, und an den Hof Don Philipp's gebannt. Der vielverschlungenen, weitgreifenden Politik dieses Königs hat er dann oft mit innerstem Widerstreben, aber in unweigerlicher Treue gegen den Lehnsherrn und Bruder, bis an sein Lebensende gedient, meistens im Felde, wo er bald sich als ein Schwert der Christenheit erwies, seltener in den Ränken auswärtiger Hof- und Staatshändel, immer fleckenlos und der Arglist und Treulosigkeit des Königs und seiner vertrauten Räthe innerlich fernstehend. Gerade deshalb aber und durch die jugendliche Hitze, die ihn der Verstellung unfähig machte und selbst diesem hinterhaltigen kalten Monarchen gegenüber immer gerade auf das Ziel gehen ließ, ist er sein Leben lang, trotz des Ruhmes seiner Siege, nur ein Werkzeug in der Hand König Philipp's gewesen und hat die hochfliegenden Träume seines ehrliebenden Geistes noch vor seinem frühen Tode einen nach dem andern unerbittlich dahinschwinden sehen müssen.

Nichts ist romantischer, als seine Laufbahn. Es fehlt in ihr keines der Elemente, die den kriegerischen und ritterlichen Sinn des spanischen Volkes, des mächtigsten jener Zeit, damals mit Begeisterung erglühen ließen. Dreiundzwanzig Jahr alt, finden wir ihn als Feldherrn seine ersten Lorbeeren ärndten im Kampfe gegen die Moriscos, die unseligen Bewohner Andalusiens. Diese Abkömmlinge der Mauren, seit wenigen Menschenaltern der spanischen Krone unterworfen, hatten manches von der Sitte und den Gebräuchen, wohl auch von dem Glauben ihrer Vorfahren bewahrt. Langjährige Bedrückungen jeder Art, zuletzt der fanatische Glaubenseifer der Inquisition, zwang sie zur Empörung, und geführt von Sprossen ihres alten Herrschergeschlechts der Abencerragen, kämpften sie schon seit Jahren in den Schluchten der Schneegebirge von Granada mit Verzweiflung gegen die spanischen Heere. Don Juan stürmte ihre Festungen, schlug ihre Schaaren in offener Schlacht und warf, als die Führer durch Uneinigkeit und Meuchelmord dahingerafft waren, den Aufstand nieder. Seine Bitten um Milde gegen die Besiegten verhallten vor der Forderung unnachsichtlicher Strenge, mit der die Inquisitoren den König bestürmten. Die Abführung aller Aufständischen wurde angeordnet. Die einzige Gnade, die Philipp übte, war, daß die Familien nicht getrennt wurden. „Die Zahl der von Guadix ausgeführten Morisker," schrieb Don Juan dem König, „ist sehr groß. Heute ist der letzte Zug unter dem heftigsten Schneesturm abgegangen, so daß unterwegs manche Mutter ihre Tochter, manches Weib ihren Mann für immer aufgeben wird. Mir ist dabei weh um's Herz geworden! Giebt es auch etwas Trostloseres, als die Entvölkerung eines ganzen Reiches?" Aber was waren in König Philipp's Rathe die Klagen eines Jünglings gegen das Gebot des Glaubens?

Glänzender ist der Kranz, den er sich im Kampfe gegen die Türken erwarb. Sultan Selim II. hatte den Venetianern Cypern entrissen; seine Flotte beherrschte das Mittelmeer und bedrohte noch einmal, wie zu Soliman's Zeiten, Italien mit Mord und Verwüstung. Die Noth schuf eine Liga zwischen den seemächtigen Republiken, dem Papst und dem spanischen Herrscher; der Oberbefehl über die Bundesflotte wurde in Don Juan's Hände gegeben. An ihrer Spitze erfocht der junge Fürst am 7. Oktober 1571 den Sieg von Lepanto, den größten Sieg des Jahrhunderts. Es war ein Tag, der seinen Helden auf die Höhe des Ruhmes erhob, der die Zeiten und die Hoffnungen der Kreuzzüge neu zu beleben schien. Venetianer, Römer, Spanier hatten wie die Paladine aus Gottfried's und Tancred's Schaaren gestritten. Züge von Todesverachtung und Heldenmuth sind uns aufbewahrt, die ihres Gleichen suchen. So hatte beim Beginn der Schlacht auf einer Galeere, vom Fieber geschüttelt, ein 24jähriger Jüngling aus Alcala de Genares gelegen, der Sohn eines verarmten Adelshauses; als der Kampf am heftigsten tobte, ersuchte der Kranke den Hauptmann, ihn dahin zu stellen, wo die Gefahr am größten sei. Umsonst baten ihn die Freunde, von der Bitte abzustehen. „Ihr Herren," rief er, „was würde man da von Miguel de Cervantes sagen? Habe ich bisher an mehr als Einem Tage als guter Soldat meinem Könige gedient, so will ich's auch heute, trotz des Fiebers." Da setzte ihn der Befehlshaber über zwölf Soldaten, und er stritt ritterlich, erhielt zwei Wunden auf der Brust und einen Schuß durch die linke Hand, und sprach, als man ihn wegführen wollte, glühenden Auges: „Wunden sind Sterne, die in den Himmel der Ehre geleiten," blieb auf seinem Posten, und erst als sein Hauptmann gefallen und der Sieg entschieden war, ließ er sich verbinden.

Der Sieger ehrte sich am Schönsten durch seine Menschlichkeit. Die Söhne des tapferen Kapudan Pascha, der in der Schlacht fiel, waren in seine Gewalt gefallen; er ließ sie in gute Obhut bringen und sandte, als ihre Schwester durch reiche Geschenke ihre Freilassung erbat, den Einen, der noch am Leben geblieben, mit einem Briefe an die türkische Dame, der ein schönes Denkmal seiner Gesinnung ist. „Als beide Knaben in meine Hände fielen, erwog ich die Gebrechlichkeit menschlichen Glückes und daß die Gefangenen nicht zum Kampfe, sondern als Begleiter des Vaters ausgezogen seien. Deshalb ließ ich sie wie Edelleute behandeln und war entschlossen, sie zu gelegener Zeit in Freiheit zu setzen. Darin bestärkte mich Eure Klage und schwesterliche Liebe, und als ich im Begriff stand, beide Knaben zu Euch zu senden, da fand zu meinem Schmerz der eine derselben Erlösung von allem menschlichen Elend.

*) Das Leben des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie von Dr. Wilh. Havemann, ordentl. Professor. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1865. VIII. u. 291 S. in 8vo.

Könnte ich Todte in's Leben zurückrufen, so würde auch er Euch finden. Den Jüngeren aber sende ich Euch in Begleitung Derer, deren Freiheit der Knabe erbeten hat, und es liegt schwer auf mir, daß ich nur den Einen Euch wiedergeben kann. Die Geschenke von Euch zu behalten, geziemt mir nicht, weil nach Geburt und Stand mir geben obliegt, nicht nehmen."

Die großen Hoffnungen, welche die abendländische Christenheit an den Tag von Lepanto geknüpft hatte, scheiterten an der Zwietracht der Verbündeten. Don Juan, dessen kühner Sinn geradewegs auf die Wiedereroberung von Konstantinopel gerichtet gewesen, der sich in Griechenland oder in Afrika ein Königreich zu erkämpfen gehofft hatte, sah sich, im steten Kampfe mit der zögernden Politik seines Bruders, bis zur Unthätigkeit beschränkt. Aus der glänzenden Muße in Neapel riß ihn bald der Befehl, die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen, welche durch den Tod des milden Requesens, der Alba's Schreckensherrschaft abgelöst hatte, verwaist worden war. Nach dem ernstlichsten Widerstreben nahm er die Sendung unter unerhört schwierigen Umständen an. Dem Zauber seiner Persönlichkeit gelang es, als er sich ohne Heer in Brüssel einfand, für kurze Zeit das Vertrauen der Staaten zu gewinnen. Aber die Saat, die Alba mit Blut ausgestreut hatte, war nicht mehr auszurotten. In der vollkommen klaren Erkenntniß, daß Spaniens Herrschaft immerdar der Fluch der Niederlande sein werde, arbeitete der schweigsame Oranier den Friedensbestrebungen des jungen Statthalters entgegen; es gelang ihm, Mißtrauen gegen den Bruder Philipp's zu erwecken und durch unmäßige Steigerung der Forderungen seitens der Generalstaaten den Krieg von Neuem anzufachen. Mit der Vereitelung seines Strebens in den Niederlanden sah Don Juan zugleich die weitergehenden Hoffnungen in Trümmern gehen, die ihm von dort aus eine Brücke nach England geschlagen hatten. Durch Befreiung der gefangenen Schottenkönigin hatte er die Krone Großbritanniens erringen wollen. Im Gehorsam gegen den Bruder opferte er auch diesen mit Feuer ergriffenen und Jahre hindurch genährten Plan. Philipp lohnte ihm mit stets gleichem kalten Mißtrauen; ja er genehmigte, daß Don Juan's vertrautester Rath Escovedo, den er zur nachdrücklicheren Betreibung der flandrischen Angelegenheiten an den Hof gesendet hatte, dort auf Anstiften der Camarilla ermordet wurde. Man weiß, daß König Philipp dies Mittel auch gegen seine auswärtigen Feinde anzuwenden im Stande war. Dies war der einzige Punkt, in welchem der sonst so gehorsame Bruder seinen Weisungen scharf und entschieden entgegentrat. Im Mai 1578 meldete der spanische Gesandte in Paris dem Statthalter die Ankunft eines Italiäners, der vortrefflich geeignet sei, die Absichten und Schleichwege des Gegners zu erspähen, und sich zugleich erbiete, den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen. „Es hat sich," erwiederte Don Juan hierauf am 6. Juli, „die bezeichnete Persönlichkeit bei mir eingestellt; auf den Antrag des Mannes, als Kundschafter zu dienen, bin ich nun freilich eingegangen, dagegen habe ich ihm erklärt, daß ich nicht gewohnt sei, mich durch Anwendung unwürdiger Mittel an meinen Feinden zu rächen, daß es, meines Dafürhaltens, sich für keinen Fürsten gezieme, sich eines Gegners auf solche Weise zu entledigen, und daß ich sonach seinen Vorschlag unbedingt verwerfe." Und Oranien war in Don Juan's Augen ein Ketzer und ein Rebell!

Wenige Monate darauf war der junge Fürst eine Leiche. Tief gebrochen durch die aufreibende Thätigkeit der letzten Jahre, namentlich der endlosen Unterhandlungen, in denen sich seine feurige Seele verzehrt hatte, erlag er im September 1578 dem Anfalle einer pestartigen Seuche, die in dem Lager der Spanier wüthete. Während des Deliriums glaubte er sich im Schlachtgedränge, gab das Kommando für die Geschwader und rief Victoria! „Wie sollte ich mich nicht," sprach er, „nach der Weite des Himmels sehnen, da von der Erde keine Handbreit mir gehört?" Diese Worte enthüllen den Todeskeim, dem er erlag. Nicht das Gift Don Philipp's, wie man irrig geglaubt hat, wohl aber die kalte Behandlung des harten Egoisten, dem dieser junge heldenmüthige Mensch nichts als ein Werkzeug war für seine Zwecke, und der geflissentlich, im Vertrauen auf die unerschütterliche Treue des Bruders, ihn in gedrückter Stellung erhielt, trug die Schuld an Don Juan's frühem Tode.

Das Alterthum hätte ihn glücklich gepriesen um diesen Tod. Von den Leiden der letzten Jahre seines Lebens war ihm die jugendliche Heiterkeit, nicht die Jugendreinheit des Charakters versehrt worden; der Ruhm seiner Thaten, die ihn den edelsten Namen aller Ritterschaft angereiht hatten, war durch keinen Flecken, wie das Leben sie mit sich bringt, getrübt worden. Edle Menschlichkeit, die höher steht, als alle Ritterlichkeit, war ihm bis in seine letzten Tage unverkümmert geblieben.

Don Juan d'Austria, der blondlockige Kaisersproß, der jugendliche Held von Lepanto, gehört zu jenen Jünglingsgestalten, welche seit Homer's Tagen die Lieblinge der Dichtkunst sind. Was Robert Pollock in seinen schönen Versen von Lord Byron singt:

er nahm
Den kühnsten Flug und saß auf letzter Spitze
Der stolzen Ruhmeshöh', nicht matt, bestäubt,
Als der vom Boden sich emporgerungen, — nein,
Auf besonntem, himmlischem Gefieder,
Ein Adler, der aus sel'gen Wolken kam —

das eben ist der unversiegliche poetische Reiz aller jener Götterlieblinge, die in der Blüthe früherworbenen Ruhmes und auf der Höhe frühdurchkämpften Leides von hinnen gegangen sind.

Die Monographie des Herrn Professors Wilhelm Havemann, welche dieser Skizze zu Grunde liegt, entwirft Don Juan's Bild mit unverkennbarer Liebe, aber gestützt auf die neuesten Erforschungen, an denen die historische Literatur gerade auf diesem Gebiete durch die Erschließung der spanischen und flandrischen Archive so reich ist. Klar und anziehend wie die Darstellung ist, entgeht ihr mitunter das individuelle Gepräge, das nur, wenn es in Uebertreibung fällt, der Wahrheit Abbruch thut. Bei dem Lebensbilde einer einzelnen Persönlichkeit aber ist die Charakterzeichnung nicht Schmuck und äußerer Zierrath, sondern des Werkes Seele.

P. D. Fischer.

Frankreich.

Pascal's Gedanken über die Religion.*)

Blaise Pascal's Pensées sur la religion, ein Werk, auf dessen Bedeutung für die Geschichte der Religionsphilosophie von Steffens, Neander u. A. wiederholt hingewiesen worden ist, sind in Deutschland bisher weniger bekannt gewesen, als

*) Blaise Pascal's Gedanken über die Religion nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhalts. Für die Gebildeten unserer Zeit bearbeitet von Dr. Fr. M. Hall. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1865.

man es bei dem berühmten Namen des Verfassers der Provinzial-Briefe voraussetzen konnte. Nachdem auf die Anregung von Victor Cousin im Jahre 1844 die Pensées in ihrer ersten Gestalt herausgegeben sind, liegt uns in dieser durch Prosper Faugère besorgten Ausgabe das Werk Pascal's in seinem ursprünglichen Inhalt und seiner ursprünglichen Form vor, mit manchem bisher Unbekannten bereichert und von fremden Einmischungen gereinigt. Nach dieser Ausgabe und in Erfüllung eines von Neander geäußerten Wunsches, daß die Pensées durch eine angemessene Bearbeitung einem größeren Kreise von Gebildeten nahegebracht werden möchten, hat Herr Dr. Friedrich Merschmann, der schon mehrfach französische Bücher religiösen und geschichtlichen Inhalts in ansprechender Weise dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat, die „Gedanken" des großen Denkers übersetzt und ihnen eine Reihe von Briefen und Fragmenten, sowie einige Aufsätze verwandten Inhalts angehängt, die in ihrer Gesammtheit wohl geeignet sind, ein Bild von Pascal's gesammter religiöser Anschauung zu gewähren. Ganz abgesehen von dem geschichtlichen Werthe, der den Aeußerungen des großen Religionsphilosophen innewohnt, sind die „Gedanken" durch die Ursprünglichkeit, Großartigkeit und Tiefe des Geistes auch noch gegenwärtig ein Buch von unmittelbarem Einfluß; wie es denn von dem deutschen Bearbeiter mit Recht hervorgehoben wird, daß Vinet, der beredte Prediger der freien Kirche im Waadtlande, diesem Werke Pascal's, zu dem er sich besonders hingezogen fühlte und dessen Einfluß auf seine Entwickelung unverkennbar ist, umfassende und langjährige Studien gewidmet hat, die in seinen „Etudes sur Blaise Pascal" niedergelegt sind. Man wird nicht erwarten, daß hier von dem Inhalte dieser Gedanken, die sich keineswegs auf religiöse, noch weniger bloß auf dogmatische Fragen beziehen, sondern das ganze Verhältniß des Menschen zur Welt und zu Gott in immer bewunderungswürdiger Originalität und Frische behandeln, Rechenschaft gegeben, daß versucht werde, ihren Standpunkt nach einer oder der anderen Richtung der Theologie oder des philosophischen Systems zu bezeichnen. Der Geist, der sie aneinander reiht und verbindet, wird Jedem erkennbar, der das Buch in die Hand nimmt. Es ist der französische Geist in seiner durch die Allherrschaft des falschen Klassicismus, durch die Dressur des absoluten Regiments und der allwissenden Reglements noch nicht beeinträchtigten Natürlichkeit und Lebensfrische, der Geist, der demnächst unter der Regierung Ludwig's XIV. auf dem religiösen Gebiete nicht minder in falsche Bahnen getrieben worden ist, als in der Literatur und im Staats- und Volksleben überhaupt. Pascal ist einer der Wenigen, die dem Eindringen jener verderblichen Uniformität des Gedankens, der Macht der Phrase und des Stils, der Entwöhnung vom selbstständigen Denken, welche den Verfall des altfranzösischen Volksgeistes und die Umkehr der französischen Literatur eingeleitet haben, am kräftigsten und nachhaltigsten widerstanden. Ihn kennzeichnet der Satz, der in Frankreich seitdem oft verloren gegangen ist: „Man macht sich selbst aus der Wahrheit einen Götzen; denn die Wahrheit ohne die Liebe ist nicht Gott; sie ist sein Bild, und ist ein Götze, den man nicht lieben noch verehren soll; und noch weniger soll man ihr Gegentheil verehren, welches die Lüge ist." Dr. Merschmann verspricht, der jetzt vorliegenden Arbeit eine Darstellung von Pascal's Leben und Denken folgen zu lassen. Wenn es dieselbe versteht, Pascal's Bild in seiner ganzen Bedeutung für die Geschichte des französischen Geisteslebens wiederzugeben, so wird ihr die Theilnahme eines großen Kreises von Lesern nicht fehlen.

Eine englische Kritik über den Napoleonischen Cäsar.

Neben den vielen Stimmen, die sich über das Leben Cäsar's in Deutschland haben vernehmen lassen, möchte es wohl ganz interessant sein, auch zu hören, was eins der vorzüglichsten englischen Journale, die Saturday Review, über diesen Gegenstand sagt. Dieses Blatt vertritt die Ansichten eines der gebildetesten Kreise der englischen Nation. Viele der strebsamsten, vorurtheilslosesten jungen Gelehrten schreiben dafür, und so zeichnen sich seine Artikel meist durch eine scharfe, aber gerechte Kritik, wie auch häufig durch pikanten und geistreichen Styl aus. Zum Beleg dieses Urtheils wollen wir hier einige pikante Stellen aus der Cäsar-Kritik der Review mittheilen:

„Als der ältere Dionysius eine glänzende Gesandtschaft mit geschickten Rhapsoden, die den versammelten Griechen seine Dichtungen vortragen sollten, nach Olympia schickte, nahm die Kritik der Menge eine etwas unbillige Gestalt an. Auf Antrieb des großen Redners Lysias wurden die Dichtungen ungehört verurtheilt, die Rhapsoden durch Zischen vertrieben und das kostbare Zelt der Gesandtschaft von Syrakus ward zerstört und geplündert. Es war dies ein Verfahren, das selbst der heftigste Tyrannenhasser nicht zu billigen wagte. Die dort versammelten Verehrer des Zeus hätten für den Augenblick Dionysius den Tyrannen vergessen und nur an Dionysius den Dichter denken sollen. Sie hätten seine Dichtungen anhören mögen oder nicht, aber wenigstens hätten sie sie nicht ungehört verurtheilen sollen. Die Athenser zeigten einen edleren Sinn, als sie dem Tyrannen gestatteten, auf ihrem Theater um den Preis der Tragödie zu ringen, als seine Stücke friedlich mit denen der anderen Bewerber aufgeführt wurden und bei verschiedenen Gelegenheiten den dritten, den zweiten und zuletzt den höchsten Preis erhielten.

„Wenn wir jetzt ein Werk über alte Geschichte erhalten, das aus den Tuilerien datirt ist und die Unterschrift Napoleon trägt, so ist es die Pflicht unparteiischer Beurtheiler, mit dieser Schrift so zu verfahren, wie mit Dionysius in Athen und nicht wie mit ihm in Olympia verfahren ward. Wir müssen, so gut wir können, gleich den Athenern, den Tyrannen über den Historiker vergessen. Wir sagen: so gut wir können, denn gerade dieses Werk enthält Verschiedenes, was dies schwierig macht. Die Beschaffenheit und der Inhalt der Dichtungen, die Dionysius nach Olympia sandte, sind uns unbekannt. Wenn er in gutem Glauben und in der Frömmigkeit seines Herzens eine Hymne zu Ehren des Zeus sandte, so war es hart, daß solche gute Absichten so grausam vereitelt wurden. Aber wenn das Lob des Zeus so gesungen war, daß es zu einem Lobe des Dionysius wurde, wenn der Sturz des alten Kronos in den Tartarus dazu benutzt wurde, den Sturz der Freiheit von Syrakus und die Erhebung des Dichters zur Herrschaft auf ihren Ruinen zu rechtfertigen, möchte es einer Versammlung von Hellenen schwer geworden sein, dasselbe unparteiische Urtheil auszusprechen, das sie vielleicht über die Strophen eines Dichters, der nie eine Hellenen-Republik gestürzt, ausgesprochen hätte.

„So weit also, wie das Leben Cäsar's und die Geschichte Roms hier rein als historischer Stoff behandelt werden, so weit wird es leicht sein, Napoleon den Kaiser zu vergessen und nur an Bonaparte den Historiker zu denken. Aber wenn wir wahrnehmen, daß die Geschichte mit einer gewissen Absicht geschrieben ist, wenn wir finden, daß das Leben des Umstürzers einer Republik in eine Entschuldigung für den Umstürzer einer

anderen verwandelt worden, wird es unmöglich sein, die Worte „Tuilerien" und „Napoleon" in diesem Buche zu vergessen.

„Solch ein Schriftsteller, der über einen solchen Gegenstand schreibt, ist im Vortheil und im Nachtheil gegen die, welche nur Geschichte geschrieben und nie geholfen haben, sie zu machen. Man darf vermuthen, daß ein Bonaparte fähig ist, auf die Gefühle eines Cäsar's einzugehen, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was in seinem Kopfe arbeitet, uns das Herz eines Mannes, der sein Vaterland zu seinen Füßen sieht, in einer Weise bloß zu legen, wie man sie von Geschichtschreibern, die nie einen Eid gebrochen, nie eine Provinz annektirt, nie eine Konstitution vernichtet haben, nicht erwarten kann. Er kann uns so, wie es kein anderer Erzähler von Plutarch bis auf Merivale vermag, sagen, was ein Mann in dem Augenblicke fühlt, wo der Würfel gefallen ist und wo er den Entschluß gefaßt hat, das Schwert gegen die Freiheit seines Vaterlandes zu ziehen. Aber dieser dramatische Vortheil hat auch seine Nachtheile, die ihm das Gegengewicht halten. Ein solcher Historiker geht nicht blos von einer historischen oder politischen Theorie aus, er ist vielmehr Advokat, dazu bestellt, jede Handlung seines Helden zu vertheidigen. Indem er die Handlungen seines Helden rechtfertigt, rechtfertigt er seine eigenen; indem er sie verurtheilt, fühlt er, daß er selbst verurtheilt ist.

.... „Seltsam scheint es, daß es Jemand unternommen hat, die alte Geschichte Roms zu schreiben, scheinbar ohne irgend eine Kenntniß der widerstreitenden Systeme von Niebuhr und Sir George Denis. Niebuhr's Name wird zwar einmal neben einer Anzahl anderer Namen erwähnt, aber der Name des englischen Gelehrten ist ganz übergangen.

.... „Niebuhr und Sir G. Denis können nicht Beide Recht haben, da ihre Systeme der römischen Geschichte einander völlig widersprechend sind. Aber gerade aus diesem Grunde hätte man erwarten können, daß der Verfasser des vorliegenden Buches Beide genau studirte und sein eigenes Urtheil zwischen ihnen entscheiden lasse. Keiner, sollte man denken, der Einen von ihnen gelesen, könnte bei der ruhigen, veralteten Meinung beharren, die auf dem ungetrübten Behagen eines alten Glaubens ruht, der den gegenwärtigen Autor von jedem anderen Gelehrten von Beaufort bis auf Mommsen unterscheidet.

.... „Im zweiten Theile seines Buches, wo der Verfasser seinem Hauptzweck, dem Leben Cäsar's, näher kommt, wird er viel anziehender, als er es im ersten Theile war. Seine Erzählung an sich ist noch immer nichts Großartiges, aber sie ist doch anziehend. Dieser Theil des Buches ist zwar eher eine historische Flugschrift, als eine Darstellung der Geschichte zu nennen, und die Partieen, die einer Flugschrift am ähnlichsten, sind die besten. Der Verfasser hat, wie wir schon von früherer Zeit her wissen, ein gewisses Talent, Flugschriften zu schreiben, während er zur Geschichtschreibung sicher keins hat. Und dieser ganze letzte Theil drängt uns einen Glauben an eine gewisse Art Aufrichtigkeit des Verfassers auf. Ueber das Vorwort brauchen wir nicht viel zu sagen; darüber sind schon genug Witze gemacht worden. Aber Beides, sowohl das Vorwort wie das Buch selbst, macht auf uns den Eindruck, als ob der Mann es wirklich im Ernst meinte. Es scheint wirklich, als ob er an all dies Reden über Schicksal und Mission, über große Männer und über die Pflichten der gewöhnlichen Menschen gegen sie glaubte. Gerade die Absurdität der Sache macht ihre Aufrichtigkeit wahrscheinlicher. In dem letzteren Theile seines Buches sind viele Stellen, die sich so leicht auf den Verfasser anwenden lassen, daß er sie unmöglich zum Scherz, oder um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, geschrieben haben kann.

„Der Verfasser hält nicht allein Cäsar für einen Mann, der mit den höchsten Gaben der Natur ausgestattet ist, für einen Mann, der durchaus nicht ohne liebenswürdige und rühmliche Elemente ist. Das würde kein billiger Gegner leugnen. Er hält nicht allein die Herrschaft Cäsar's für das geeignete, wenn auch bittere Heilmittel für die Zerrüttung der Republik. Dies ist eine Annahme, die ein vernünftiger Mann hegen kann, eine Annahme, die zu einem Gegenstande verständiger Argumente des Dafür oder Dawider gemacht werden kann. Das Groteske, und zwar Groteske der Art, daß es aufrichtig sein muß, ist die knechtische Verehrung Cäsar's als eines vom Himmel Gesandten, als eines Mannes, der eine Mission erfüllt, dem Widerstand zu leisten gottlos ist; als eines Mannes, dessen Handlungen richtig, dessen Motive rein, dessen Feinde alle bös oder unvernünftig sein müssen, vor dem gewöhnliche Menschen sich niederbeugen sollen, ohne Widerstand oder Kritik zu wagen. Alles dies wird in einem so vertrauensvollen, selbstbewußten und unzweifelhaften Tone gesagt, wie ihn schwerlich ein Mann annehmen könnte, bei dem er kein wahres Gefühl ausspricht. Und beinahe noch amüsanter als die Verehrung Cäsar's ist die feurige Art, wie der Verfasser für Jeden, der keinen guten Namen hat für jeden Verräther oder Verschwörer die Feder ergreift. Publius Clodius wird unter seiner Hand weit weniger schwarz, als man ihn gewöhnlich färbt, und der Autor wird bei einer Vertheidigung des Catilina, die ihm augenscheinlich von Herzen kommt, beinahe beredt. Cato, Cicero, Jeder, der nicht klug genug war sich im rechten Augenblick zu beugen, wird natürlich so unvortheilhaft wie möglich geschildert. So macht, während der erste Theil des Buches entschieden langweilig ist, des Verfassers durchgängige, aber scheinbar ganz unbewußte Ungerechtigkeit den letzten Theil sehr amüsant.

„Als bloße gelehrte Arbeit ist das Buch besser, als wir es erwarteten. Der Styl ist weniger orakelmäßig, weniger aufgeblasen, weniger epigrammatisch, weniger angefüllt mit den kleinen Pfiffen jener Form des Französischen, die wir die Kaiserliche nennen, als wir es vermuthet hatten. Wir meinen nicht, daß es überhaupt frei von einem dieser Fehler ist, denn wir finden sie in der That auf jeder Seite; aber wir haben andere Schriften gesehen, in denen sie weit häufiger und verletzender waren."

England.

Die Wandlungen der Strafrechtspflege und des Deportations-Systems.

Seit einer Reihe von Jahren hat die englische Strafgesetzgebung durch die Wandlungen, welche sich in ihr vollzogen haben, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auch auf dem Kontinente auf sich gezogen. Von Alters her mit besonderen Eigenthümlichkeiten versehen, war das englische Strafrecht und die englische Art der Strafvollstreckung von den Einrichtungen auf dem Kontinente stets wesentlich verschieden. Jene Wandlungen haben die Unterschiede zwar in einigen Einzelnheiten getilgt, im Großen und Ganzen aber nur schärfer hervortreten lassen. Sie fanden in den Jahren 1837, 1841, 1853, 1857 und 1864 statt. Die Veränderungen in den letztgenannten Jahren sind insofern von besonderem Interesse, als sie erstens lediglich der

öffentlichen Meinung zu Liebe erfolgten und als zweitens eine strengere Strafgesetzgebung sich daraus entwickelte.

Diese neuesten Wandlungen haben einen Franzosen, Herrn Léon Vidal, veranlaßt, einen Nachtrag zu dem größeren Werke zu liefern, welches derselbe im Jahre 1856 über das englische Strafrecht veröffentlicht hat. Diesem Nachtrage*) folgen wir, indem wir in Kürze die Geschichte der Veränderungen im englischen Strafrechte darzustellen suchen.

Bis vor kurzer Zeit bestanden die hauptsächlichsten Strafen für Verbrechen und Vergehen in der Todesstrafe und in der Transportation.

Jedermann erinnert sich noch des drakonischen Rufes, den die englische Strafgesetzgebung wegen ihrer Freigebigkeit mit der Todesstrafe sich erworben hatte. Gegenwärtig ist die Todesstrafe in England auf die schwersten Verbrechen beschränkt.

Die Transportation ist lange Zeit die Basis der englischen Strafgesetzgebung gewesen. Außer der Todesstrafe und den Pontons hatte England bis zum Jahre 1853 keine andere Strafe für Verbrechen und schwere Vergehen. — Man weiß, wie England sich seiner unliebsamen Elemente zu entledigen wußte: es sandte seine Verbrecher beiderlei Geschlechts in entfernte Länder, wo sie Kolonien gründen halfen, die heute Staaten erster Größe oder überseeische Provinzen von beinahe staatlicher Wichtigkeit geworden sind. Es ist eine getreue Nachbildung des alten phönizischen Kolonisations-Systems. Als die Kolonien sich weigerten, die Verbrecher noch weiter anzunehmen und dadurch die Transportation verhinderten, wenigstens erschwerten, sah sich die englische Regierung in großer Verlegenheit. Es mußte ein System der Bestrafung gefunden werden, welches die Transportation zu ersetzen im Stande war. Man schuf die Strafdienstbarkeit mit der widerruflichen Entlassung.

Der Ursprung der Transportation ist bekanntlich in die Zeiten der Königin Elisabeth zurückzuführen. In den Assisen von 1685 verurtheilte der Richter Jeffries achthundert und vierzig Personen zur Transportation, die Mehrzahl aus politischen Ursachen. Die Verurtheilten wurden gewissen Günstlingen der Krone als Sklaven übergeben, mit der Bedingung, sie nach Amerika transportiren zu lassen, wo man sie den Kolonisten verkaufte. Der Gewinn der Verkäufer bestand in funfzehn Pfund Sterling für den Kopf. — Im Jahre 1718 wurden durch Parlamentsbill alle Verbrecher, welche zu einer drei- oder mehrjährigen Gefangenschaft verurtheilt waren, der Transportation unterworfen. Sie wurden damals vorzugsweise in die Provinz Maryland dirigirt. Jedes Jahr empfing diese Provinz drei- bis vierhundert Gefangene. Die Schiffskapitäne, die sie transportirt und die Kosten der Reise bestritten hatten, vermietheten sie, um sich zu entschädigen, den Pflanzern, von denen sie auf den Besitzungen beschäftigt wurden. Verbrecher, welche die Ueberfahrt bezahlen konnten, befanden sich in Freiheit, sowie sie den Fuß auf den amerikanischen Boden setzten. Die Kapitäne waren bei ihrer Rückkehr in die Hauptstadt nur gehalten, authentisch darzuthun, daß sie über die Verurtheilten dem Gesetze gemäß verfügt hatten.

Aber jemehr sich die Kolonien von Nordamerika entwickelten, desto mehr fühlten sie sich in ihrem Stolze verletzt, daß sie die Verbrechergosse von England sein sollten; und dieser Beschwerdepunkt war nicht der geringste von denen, die sie gegen das Mutterland geltend machten.

Die Deportation nach Amerika bestand seit 56 Jahren, als im Jahre 1775 der Aufstand der Kolonien das englische Gouvernement zwang, die Versendung von Verurtheilten auszusetzen. Der alte vor der Transportation befolgte Gebrauch der Gefangenschaft wurde wieder zur Geltung gebracht, d. h. die Verbrecher wurden einstweilen auf die Pontons geführt, wo sie ihre Strafe verbüßten.

Als die Befreiung der amerikanischen Kolonien eine Thatsache geworden war, forschte die Regierung nach einem Orte, der sich zu neuen Strafkolonien eignen möchte. Bald nach den Entdeckungen des Kapitän Cook, die für diesen Zweck zu ganz glücklicher Stunde gemacht wurden, organisirte man die Transportation nach Botany-Bay. Man ernannte einen Gouverneur für Neu-Süd-Wales und die benachbarten Inseln des Stillen Oceans. Eilf Schiffe, 757 Verbrecher beiderlei Geschlechts an Bord, wurden mit einer Militairmacht von 160 Marine-Soldaten seinem Befehle anvertraut. Am 13. Mai 1787 von England abgereist, trafen sie am 18. Januar 1788 in Botany-Bay ein. — Mehrere Tage wurden zur Untersuchung der Lokalität verwandt; dann entschied man sich dafür, den Sitz der neuen Kolonie in Port-Jackson aufzuschlagen. Dem Orte, wo die Hauptstadt des neuen Reiches gegründet werden sollte, gab man den Namen Sydney, nach dem Minister, dem die Ehre zukam, den Gedanken der Expedition gehabt zu haben. — Der Name Botany-Bay verband sich mit dieser Transportation und wurde sprichwörtlich.

Dreihundert Meilen von Botany-Bay liegt die Insel Norfolk. Die Instruktionen schrieben vor, dort eine Filiale der Kolonie zu bilden. Lieutenant King wurde mit dem Titel eines Oberintendanten der Insel dorthin gesandt; er führte neun männliche und sechs weibliche Sträflinge mit sich; ein Schiffschirurg, ein Unteroffizier, zwei Soldaten und mehrere mit der Flachs-Kultur vertraute Männer begleiteten die Expedition, welche in der Mitte des Monats Februar 1788 von der Insel Besitz nahm. — Ebenso wurde im Jahre 1804 die Insel Vandiemensland von Lieutenant Bowan besetzt, welcher 300 Verbrecher und 50 Soldaten dahinführte. Diese sehr fruchtbare Insel sollte bald mit der Mutter-Kolonie wetteifern.

Inzwischen erhoben sich in England ernste Klagen gegen das System der Deportation. Personen, welche von der Kolonie zurückkehrten, lieferten von ihr das traurigste Bild und prophezeiten die betrübendsten Resultate, wenn nicht eine freie Bevölkerung eingeführt würde, um ihre regelmäßigen Sitten und ihren Geschmack an der Arbeit auf die Deportation zu übertragen. Die Regierung schickte auch in der That mehrmals, namentlich im Jahre 1808, Emigranten nach Neu-Süd-Wales. Aber diese neuen Kolonisten, Anfangs aus den niedrigsten Klassen städtischer Bevölkerungen gewählt, waren weit entfernt von den guten Beispielen, welche den moralischen Zustand der Kolonie hätten heben können. Als sich im Laufe der Zeit die Zahl der Emigranten vermehrte und eine Klasse von weniger verdorbenen Verurtheilten der Kolonie zugeführt wurde, ließ sich eine bessere Ordnung herstellen.

Grundsätzlich wurden die Verurtheilten in Neu-Süd-Wales und Vandiemensland nicht auf Kosten der Regierung unterhalten, sondern bei Privatleuten untergebracht, welche von ihrer Arbeit Vortheil zogen, und bei denen sie sich in einem der Sklaverei ähnlichen Zustande befanden. Es wurde ihnen kein Lohn gewährt, sondern nur Nahrung und Obdach; wenn sie

---

*) Aperçu de la législation anglaise sur la servitude pénale et la libération conditionnelle et révocable. Par Léon Vidal. Paris, chez Ledoyen. 1865.

die Arbeit verweigerten oder sonst die Befehle ihrer Herren nicht ausführten, wurden sie auf Grund obrigkeitlichen Befehls der Geißelung unterworfen.

Man nannte dies das System der assignations. Aber in den Jahren 1837/38 verwarf das unter dem Vorsitze von Sir W. Molesworth tagende Comité nach genauer Untersuchung der Zustände diese Art der Deportationsstrafe. Nach dem Urtheile des Komités war dieselbe ungesetzlich, erzeugte in den Verbrechern keinerlei Scheu oder Furcht, verdarb die Kolonisten ebenso wie die Verurtheilten und gereichte dem Staate zum empfindlichsten Nachtheile. Das Comité empfahl an Stelle der Transportation die Errichtung von Gefängnissen in und außerhalb der Hauptstadt. — Ein anderes Comité unter dem Vorsitze des Herzogs von Richmond hatte 1837 die Pontonstrafe verworfen. — Lord J. Russell, damals Minister des Innern, ließ mit Rücksicht auf beide Beschlüsse ein Projekt ausarbeiten, demzufolge der Bau des Gefängnisses von Pentonville beschlossen wurde. Weitere Modifikationen der Deportation ließen nicht lange auf sich warten. Eine Verfügung des Conseils vom 30. Mai 1840 schafft die Transportation nach Neu-Süd-Wales ab und modificirt diejenige nach Vandiemensland. Die schwersten Verbrecher wurden nunmehr nach der Insel Norfolk gebracht; ferner sollten Prüfungs-Stationen eingerichtet werden, die in drei verschiedenen Klassen allmählich gesteigerte Vortheile für die Verurtheilten zur Folge haben sollten. Dieses Prüfungs-System (probation system) bestand darin, daß die Verurtheilten bei ihrer Ankunft, statt unmittelbar an die Kolonisten abgegeben zu werden, unter der Verwaltungs-Direktion vereinigt werden und in den Stationen moralische und religiöse Lehren erhalten sollten. Darauf durften sie, mit einem Urlaubsscheine versehen, sich vermiethen und bei den Kolonisten beschäftigen, wobei ihnen ein Tagelohn garantirt wurde.

Dieses System, kaum zur Ausführung gebracht, machte vollständig Fiasko, weil es unmöglich war, regelmäßige Stationen mit einer Klassifikation der Verbrecher nach dem Grade ihrer Strafe, ihrer Prüfung und der Zeit ihres Aufenthalts zu organisiren. Der neue Verbrecher fand sich gewaltsam vermischt mit denjenigen, welche bereits einen Theil der Prüfungszeit hinter sich hatten. Jede Klassifikation wurde illusorisch. Der gegenseitige Unterricht in den Verbrechen, in den lokalen Gewohnheiten, in den Mitteln, sich den Disciplinar-Maßregeln zu entziehen u. s. w. vereitelte alle Maßnahmen zu fortschreitender Besserung der Gefangenen. Die Schwierigkeit, geeignete Beamte für diese Verbrecher-Karavanserais zu finden, vermehrte die Unzuträglichkeiten dieses Systems. Die Unordnungen wurden so ernst, die Insubordination erreichte einen so furchtbaren Grad, daß Lord Grey, Minister des Innern im Jahre 1846, eines Tages im Oberhause ausrief, es sei eine Schande für England, daß ein solches System durch die britische Flagge beschützt werden könne. Darauf wurde zwar der Befehl zur Auflösung des Etablissements in Norfolk ertheilt, aber bald zurückgezogen, da diese Hölle der Transportation, ihrer Schäden ungeachtet, als unentbehrlich erkannt wurde. Einstweilen gab Mr. Gladstone dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales nur den Befehl, eine andere Kolonie für die Transportation zu suchen und letztere nicht mehr nach Vandiemensland zu dirigiren.

Man mußte nun eine andere Lösung der Frage wegen der Strafvollstreckung suchen. Im Jahre 1847, nachdem die Transportation seit zwei Jahren beanstandet worden war, nahm man folgendes System auf: Man hielt es zunächst für besser, die Prüfung der Verurtheilten auf dem Boden des Mutterlandes selbst, statt in fernen Kolonien, zu bewirken. Das probation system nahm daher drei Strafperioden an; zwei derselben wurden in England selbst, eine in den Strafkolonien vollstreckt. Die erste Periode bestand in einer Zellenhaft; in der zweiten wurden die Verurtheilten in England, auf Gibraltar oder den Bermuden zu öffentlichen Arbeiten in Gemeinschaft verwendet. Man verließ also schon damals in England, diesem zweiten Geburtslande des Zellensystems, dasselbe als Strafsystem; die Einzelhaft diente nur als Vorbereitung zur gemeinschaftlichen Arbeit. — Die dritte Periode endlich bestand in der Transportation in eine Kolonie mit der Bescheinigung, daß die Verurtheilten die beiden ersten Perioden überstanden hätten. Es wurde ihnen erlaubt, frei in den Dienst der Kolonisten einzutreten; allein sie waren der Aufsicht der Lokalpolizei unterworfen.

Später gründete man nach den Anordnungen von Sir G. Grey das Etablissement für die öffentlichen Arbeiten in Portland. Außerdem wurde bestimmt, daß die Pontons nach und nach beseitigt werden sollten.

Dies ist die Gesetzgebung über die Transportation von 1786 bis 1848. Sehen wir deren Folgen.

Ein Theil des Publikums beunruhigte sich über die große Verminderung der Transportation und über die Anwesenheit so vieler entlassener Verbrecher auf dem Boden des Mutterlandes. Man dachte deshalb daran, dieselben möglichst zahlreich in fremde Länder zu drängen. In der That wurde einst eine Sendung Entlassener über Calais nach Frankreich dirigirt; aber der Willkomm, der ihnen hier durch die kontinentale Polizei bereitet wurde, ließ die englische Verwaltung für immer von dieser Art der Transportation nach der Bestrafung zurückkommen.

Inzwischen hatte England in seinen Gefängnissen 7—8000 Verurtheilte, mit denen es sich keinen Rath wußte, da Süd-Australien nur eine sehr beschränkte Zahl Transportirter aufnehmen konnte. Man dachte wohl daran, die Strafzeit überhaupt zu verkürzen; man suchte, man tappte umher, man schlug mancherlei Projekte vor. Endlich gelangte man zu dem gegenwärtigen System, auf welchem das Gesetz vom 20. August 1853 beruht. Dasselbe erregte bekanntlich überall ein sehr natürliches Aufsehen, da es nicht allein eine fast radikale Umwandlung in den Strafgesetzen Großbritanniens hervorrief, sondern auch das mildeste Strafrecht auf beiden Kontinenten weit hinter sich zurückließ und die Verschiedenheit zwischen dem Strafsysteme Englands einerseits und demjenigen der kontinentalen Staaten andererseits zu einer weiten Kluft erweiterte.

Das Gesetz von 1853 schuf die penal servitude und die release on licence, die Strafdienstbarkeit und die bedingungsweise und widerrufliche vorzeitige Entlassung.

Die wesentlichsten Bestimmungen des Gesetzes sind die folgenden:

1. Zur Transportation werden fortan nur noch diejenigen verurtheilt, welche bisher zur lebenslänglichen oder zur Transportation auf die Dauer von mindestens 14 Jahren verurtheilt worden sein würden.
2. Alle übrigen Straffälligen werden zur Strafdienstbarkeit verurtheilt.
3. Wer zur Strafdienstbarkeit verurtheilt ist, wird in Gefängnisse oder andere Zuchtorte gebracht und mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt.
4. Die Krone kann durch einen schriftlichen Erlaß jedem inzwischen zur Transportation oder Strafdienstbarkeit verurtheilten Verbrecher die Erlaubniß (licence) ertheilen,

während der Dauer der Strafe unter gewissen Bedingungen in Freiheit zu sein.

5. Diese Erlaubniß kann durch einen Erlaß von gleicher Natur widerrufen oder eingeschränkt werden.
6. Geschieht das Letztere, so wird der Verurtheilte in das Gefängniß zurückgeführt und erleidet den Rest seiner Strafe.

Die öffentliche Meinung in England ließ sich leider durch ein mindestens vorzeitiges Geschrei über die Resultate dieser Maßnahmen beeinflussen. Man betrachtete dieselben als reine Verwegenheit. Im Oberhause wurde die Regierung zur Rede gestellt. Ein Minister antwortete, daß es nicht in der Absicht der Regierung liege, das vom Parlamente votirte Gesetz abzuändern; ein anderer fügte hinzu, es sei nur noch eine Frage der Zeit, ob den Verurtheilten der Wiedereintritt in die Gesellschaft zu gestatten sei.

In der That darf dies Geschrei durchweg unsinnig genannt werden. Mit jenem Systeme sind nicht mehr Unzuträglichkeiten verbunden, als mit der Befreiung nach Beendigung der ganzen Strafe. Wollte man dem Raisonnement furchtsamer Seelen folgen, so müßte man niemals einen Verurtheilten aus seinem Gefängnisse entlassen. Ueberdies ist die widerrufliche Befreiung nichts anderes, als die Anwendung der Gnade, wenn sie durch ernste Reue und gute Führung verdient wird, und sie gewährt der Gesellschaft noch eine Garantie durch ihren bedingungsweisen Charakter und die Möglichkeit des Widerrufs. Sie bildet einen Kontrakt zwischen der Regierung und dem Verurtheilten, der auf die Bedingung gegründet ist, daß die Reue des letzteren ernst und dauernd sei. Wenn seine schlechte Führung das Gegentheil beweist, ist der Kontrakt gebrochen und man übergiebt den Verurtheilten seiner Strafe.

Aber solche Gründe beruhigten die Furchtsamen nicht. Das Parlament beschäftigte sich wiederholt mit der Frage, und es kam das Gesetz vom 26. Juni 1857 zu Stande. Dasselbe beschränkte jenes vom Jahre 1853 in mehreren wichtigen Punkten, und die erschreckten Gemüther erreichten dadurch, daß sich die Strafdienstbarkeit wieder der Transportation annäherte, daß gewisse Kategorien von Verurtheilten leichter in die Kolonien gebracht werden konnten, daß endlich diejenigen Verbrecher, welche ihre Strafe in der Hauptstadt verbüßten, hier auf längere Zeit unschädlich gemacht wurden, als wenn sie sich in die Kolonien führen ließen. Dazu trat noch eine Polizei-Aufsicht über die Deportirten in den Kolonien.

Dennoch genügten diese Konzessionen nicht, um die Furchtsamen zu beruhigen. Die Schrecknisse, die ihnen durch die vorzeitigen Entlassungen eingeflößt worden waren, erhoben sich von neuem und mit immer größerer Gewalt. Man klagte das Strafsystem noch immer einer zu großen Milde an; man beanspruchte neue Ergänzungsstrafen, selbst die Strafe der Peitsche, für gewisse Verurtheilte, die Einrichtung der Polizei-Aufsicht über alle Entlassene, die Wiederherstellung der Transportationen u. s. w.

Nochmals gaben die Regierung und das Parlament nach. Man erließ das Gesetz vom Jahre 1864, dessen Inhalt der Hauptsache nach in folgenden Sätzen besteht:

1. Die Bestrafung von Verbrechen und Vergehen wird insofern verschärft, als keine Strafdienstbarkeit weniger als fünf Jahre betragen darf.
2. In den Gefängnissen, welche zur Vollstreckung der Strafdienstbarkeit dienen, können Leibesstrafen über diejenigen Sträflinge verhängt werden, welche sich gegen die Disciplinar-Verordnungen vergehen.
3. Ueber die auf Bedingung entlassenen Sträflinge wird eine Polizei-Aufsicht ausgeübt.
4. Wer die Bedingungen der vorzeitigen Entlassung nicht erfüllt oder sich der Polizei-Aufsicht zu entziehen sucht, wird einem summarischen Strafverfahren vor dem Friedensrichter unterworfen, verliert die „licence", auf Grund deren er die vorläufige Freiheit genießt, und verbüßt außer dem Reste seiner früheren Strafe auch noch diejenige Strafe, welche ihm von dem Friedensrichter in dem summarischen Verfahren auferlegt wird.

Die Ausführung des Gesetzes brachte zugleich eine Revision des Gefängnißwesens mit sich. Die Folge war, daß die nach kontinentalen Begriffen wahrhaft üppige und schwelgerische Speisekarte der Sträflinge vereinfacht, der tägliche Fleischgenuß wöchentlich durch einige Fastentage unterbrochen und die Lagerstätte bescheidener als bisher eingerichtet wurde.

„Wird nun, so frägt Herr Vidal, das gegenwärtige Gesetz den Bedürfnissen des Strafwesens entsprechen, der Gesellschaft größere Sicherheit darbieten, die heraufbeschworenen Schrecken niederschlagen und zur Besserung der Verurtheilten, zur Verminderung der Rückfälle beitragen? — Gewiß ist, daß das Prinzip der widerruflichen Entlassung in England sich als trefflich herausstellt, und daß man es im Strafrechte zu erhalten wünscht; man hat die Anwendung derselben nur im Interesse derjenigen modificiren wollen, welche, Angesichts der in letzter Zeit zumal in London sehr zahlreich vorgekommenen meuchlerischen Angriffe auf Personen, die persönliche Sicherheit in Folge des Gesetzes von 1853 auf's Aeußerste gefährdet sahen. — Die Verbrechen waren gewiß angethan, solche Befürchtungen hervorzurufen. Aber für die Gegner der vorzeitigen Entlassungen giebt es eine unwiderlegbare Antwort: nach den Beweisen der Statistik, ist keines dieser Verbrechen, oder wenigstens nur eine sehr kleine Zahl, von solchen Verurtheilten begangen worden, welche die widerrufliche Freiheit erhalten hatten. — Endlich kann man zu Gunsten jenes Systems sagen, daß die Mehrzahl der Strafgesetzbücher die Reue unter die Zahl der mildernden Umstände stellt und daß die Justiz sie immer als solchen betrachtet. Der wahrhaft reuige Mensch ist vom Unrecht weiter entfernt, als er vor seinem Vergehen war. Das erinnert an das schöne Wort von Chateaubriand: „Vor der Religion sind Unschuld und Reue Schwestern." Man glaubt in England, daß sie es auch vor dem Strafgesetze sind. Nach diesem großen Gedanken haben sich die englischen Gesetzgeber gerichtet, als sie die widerrufliche Entlassung der Sträflinge schufen. Und in der That eröffnet dieses System höchst werthvolle Vortheile, indem es die gute Führung der Verurtheilten ermuthigt und ihnen einen hohen Preis für ihre Besserung in Aussicht stellt: die Freiheit; die Befreiung vor der Zeit dafür, daß sie sich rehabilitiren und in der Gesellschaft wieder einen Platz einzunehmen suchen, von welchem ein erstes Vergehen sie hatte herabfallen lassen. Ist das nicht eine allmächtige Empfehlung für dieses System? — In jedem Falle ist sein Prinzip wie sein Ziel untadelhaft und ehrenvoll gleich allen Ideen, welche das Strafwesen in England beherrschen." G. H.

Italien.

Die Entdeckung der alten Stadt Umbria bei Piacenza.

In der Landgemeinde Bardi bei Piacenza und deren Umgegend hatte sich die Sage von einer daselbst früher gelegenen alten Stadt erhalten, und ein Volksgesang enthielt die Worte: „zwischen Cravedossa und Pisonia liegt die Stadt Umbria begraben, der größte Schatz, welchen es auf der Welt giebt." Die Bauern zu Bardi sangen nach der von ihren Vätern geerbten Weise: „Die Stadt Umbria ist der größte Schatz der Welt." Auch findet sich in einer Sammlung von Karten über das Bisthum Piacenza vom Jahre 1615 in dem Bereiche der Gemeinde Bardi eine Stadt, Ombria bezeichnet, und in einem zu Mailand 1603 gedruckten Werke über die Abstammung der fürstlichen Familie Bardi findet sich auch die Stadt Umbria aufgeführt, sowie auch noch andere alte Werke diese Stadt erwähnen; Niemand aber wußte, wo sie eigentlich gelegen. Endlich hat ein seit einigen Jahren in Piacenza der Wissenschaft lebender Amerikaner, Namens Wolf, diese alte verloren gegangene Stadt aufgefunden, ohne daß die Landleute der Umgegend, an welche er sich gewendet hatte, ihm Aufschlüsse hatten geben können. Bei seinen Streifereien in dem Gebiete der Gemeinde Bardi fiel ihm auf dem Rücken des Gebirges eine Erhöhung auf; er veranstaltete dort Nachgrabungen und stieß auf altes Mauerwerk auf dem Berge Cravedossa, welcher dem Herrn Paganucci, Bürgermeister von Bardi, gehört. Dieser und einige andere Freunde der vaterländischen Geschichte waren dem glücklichen Entdecker behülflich, und so konnten die Ausgrabungen eifrig fortgesetzt werden, bis die Deputation für die vaterländischen Geschichts-Quellen zu Parma sich nebst dem Kasino zu Piacenza dieser Angelegenheit annahm.

Jetzt hat der in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Graf Pallastrelli in Piacenza, Besitzer einer reichen Münz- und Alterthums-Sammlung, über diese alte Stadt ein sehr glänzend mit Plänen und Photographieen der verschiedenen Ansichten der alten Gemäuer u. s. w. ausgestattetes Werk herausgegeben.*) Hiernach ist ein großer Theil der Stadtmauer nebst den Grundmauern eines viereckigen Thurmes bloßgelegt, und viele Versuchs-Nachgrabungen veranlaßt worden, wonach diese Stadt keinen bedeutenden Umfang und nur Einen Eingang hatte, soweit die noch vorhandenen Mauerreste davon haben die Ueberzeugung gewähren können. Diese Mauer besteht aus den Bruchsteinen des dortigen Gebirges, welche in geradlinigen Formen und Blöcken von oft mehreren Fuß Länge, als Oblonge, Trapeze u. s. w. brechen; so daß daraus die alten cyklopischen Mauern ebenso wie die noch jetzt in solchen Gegenden gewöhnlichen trockenen Mauern (d. h. ohne allen Mörtel) leicht zusammengesetzt werden können, welche aber große Aufmerksamkeit erfordern, und wozu man selbst nach Deutschland die darin wohlerfahrenen italiänischen Arbeiter kommen läßt. Das Innere dieser Stadt besteht aus unförmlichen Steinmassen und Gesträuch, so daß wenig Gebäude zu erkennen sind, und man sieht, wie diese Stadt gewaltsam verwüstet worden. Ein benachbarter Teich heißt noch jetzt der Stadt-Teich.

Auf diese Weise hat der gelehrte Berichterstatter wenig Anhalt gefunden, um über die Schicksale dieser Stadt sich auslassen zu können, um so weniger, da sie der vorgeschichtlichen Zeit anzugehören scheint. Bei dem geringen Umfange dieser Stadt könnte man auf ein festes Schloß des Mittelalters schließen; allein dieser Vermuthung begegnet der Verfasser damit, daß kein dergleichen festes Schloß mit dem Namen Umbria bekannt ist, ohnerachtet diese ganze Umgegend bekannt genug ist durch die Kirchengeschichte und Urkunden des dortigen Bisthums und der Lehne der hier ansässigen Grafen Bardi, Malaspina, Pallavicino, Fieschi und Landi, von deren Besitzungen keine verloren gegangen ist, wogegen sich der Name der Stadt bis auf die Jetztzeit erhalten hat. Jedenfalls ist diese Stadt aus der vorrömischen und vorgeschichtlichen Zeit. Der Verfasser geht nun die Völker durch, welche in diesen Gegenden gewohnt haben, und kommt zuletzt auf die Ligurier, Umbrier und Tuscier, wobei er vielfaches Studium auch der deutschen Forscher, wie Mommsen u. A. zu erkennen giebt, und sich vorzüglich für umbrischen Ursprung ausspricht. Die wenigen in der Umgegend gefundenen Werkzeuge sind von Stein; von Inschriften, Münzen und anderen Erinnerungen an frühere Bewohner ist keine Spur zu finden. Dies veranlaßt den Verfasser, zu bemerken, daß in neuester Zeit bei Gelegenheit der Pfahlbauten-Entdeckungen im Auslande eine für Italien ganz neue Literatur in Bezug auf die verschiedenen Zeitalter, der Steingeräthe, der Bronze und des Eisens entstanden. In Italien hat Professer Strobel an der Universität zu Parma darüber Forschungen angestellt, und aus den in der Umgegend von Parma entdeckten Pfahlbauten ein recht ansehnliches Museum aufgestellt. Man ist dadurch auch veranlaßt worden, den vorgeschichtlichen Ureinwohnern Italien's mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Professor Capellini in Bologna hat ebenfalls in jüngster Zeit steinerne Pfeilspitzen u. s. w. in den merkwürdigen Höhlen von Spezia u. s. w. gefunden.

Es dürfte sonach keinem Zweifel unterliegen, daß auch die neuerlich aufgefundene Stadt in den Piacentiner Apenninen der vorgeschichtlichen Zeit angehört.

Neigebaur.

*) La Città d'Umbria nell' Appennino Piacentino. Relazione di B. Pallastrelli. Piacenza, 1864. Tip. del Magno. (gr. 4.)

Aus Dante.

Probe einer neuen Uebersetzung von Adolf Doerr.

Peter de Vineis*).

Noch war nicht Nessus drüben am Gestade
Als wir ein dichtes Waldgebüsch erreicht,
Das nirgendwo durchkreuzt von einem Pfade.
4. Sein Laub war grün nicht, sondern schwärzlich braun
Und die verwachs'nen knorr'gen Zweige ließen
Anstatt der Früchte gift'ge Dornen schau'n.
7. Nicht bei Cornet, noch am Cecina irrt
Durch so verworr'ne, rauhe Waldgehege
Das Wild, nie von des Feldes Saat gekirrt.
10. Die häßlichen Harpyen nisten dort,
Die Unheil prophezeiend einst die Troer
Verscheucht von der Strophaden Inselport.
13. Mit breiten Schwingen, Federn an den Bäuchen,
Klau'n an den Füßen, menschlich von Gesicht,
Wehklagen sie aus jenen düstern Sträuchen.
16. Der gute Meister: „Eh' wir weiter eilen,
Erfahre, daß im zweiten Binnenkreis
Wir sind, in welchem wir so lange weilen,

*) Hölle, XIII. Gesang.

Bis wir zum grausen Sandgefilde kommen,
Nun schau' umher und merk' auf Alles wohl,
Deß eingedenk, was du von mir vernommen."

Bald hört' ich Klagen rings um mich erschallen
Und schaute Niemand doch, der sie erhob,
So daß ich stille stand, von Grau'n befallen.

Der Dichter mochte denken, daß ich glaube,
Von Wesen rühre dieser Jammer her,
Die sich verborgen in dem finstern Laube.

Er sprach daher: „Du brauchtest nur zu trennen
Ein kleines Aestlein von den Büschen hier,
Um deinen Wahn als nichtig zu erkennen."

Ich säumte nicht, zu thun, wie er geheißen
Und brach ein Reis von einem großen Dorn,
Da schrie der Stumpf: „Wie kannst du mich zerreißen?"

Dann färbt' er sich mit braunem Blute vorn,
Worauf er wieder rief: „Warum mich quälen?"
Womit erregt' ich, Harter, deinen Zorn?

Wir Sträucher waren früher Menschenwesen,
Dir aber ziemte, schonender zu sein,
Auch wenn wir Schlangenseelen einst gewesen."

Gleich wie ein grüner Ast, vorn angebrannt,
An seinem andern Ende zischt und siedet,
Bis daß der feuchte Dunst aus ihm entschwand,

So Blut und Worte sprudelte zugleich
Der Stumpf hervor, daß ich das Reis in Händen
Zur Erde fallen ließ, vor Schrecken bleich.

„Wenn er vermocht, der Wahrheit zu vertrauen,
Gekränkter Geist," — begann mein Weiser hier —
„Die meine Dichtung nur ihn ließ erschauen,

So hätt' er nie die Hand nach dir gestreckt.
Doch das Unglaubliche ihm zu erweisen,
Bewog ich ihn zur That, die Leid mir weckt.

Allein damit dir ein'ge Sühne werde,
So sag' ihm, wer du bist, dann wird er gern
Erneuern dein Gedächtniß auf der Erde."

Worauf alsbald der Strauch: „Verlockend klingen
Mir deine Worte und ich bin bereit,
Selbst mein Geheimniß an das Licht zu bringen.

So höret meine Mähr: „Das Schlüsselpaar,
Den Schlüssel, der verschließt und der erschließet,
Zu Friedrich's Herzen hatt' ich in Verwahr.

„In sein Vertrauen war nur ich gezogen
Und völlig weiht' ich mich dem hohen Amt
Und hab' in reinen Treuen sein gepflogen.

Die Metze, die mit buhlerischer List
Sich in die stolzen Fürstenschlösser dränget,
Die aller Höfe Plag' und Geisel ist:

Die Mißgunst stiftete mein Ungemach,
Des Kaisers Argwohn wider mich erregend:
Da folgte heller Ehre düst're Schmach.

Und ob der Unbill grollend und im Wahn,
Durch Tod der Schmach zu wehren, hab' ich selber
Mir dem Gerechten Unrecht angethan.

Ich schwör's bei dieses Holzes jungem Triebe,
Nie ward ich untreu meinem edlen Herrn,
Der wohl verdiente höchste Ehr' und Liebe.

Kehrt ihr daher zur Erdenwelt zurücke,
So richtet mein Gedächtniß wieder auf
Vom Schlag, womit es fällte Neidestücke."

Hier brach er ab und als er stumm verblieb,
Begann Virgil: „Daß nicht die Zeit entrinne,
Befrag ihn, wenn dir mehr zu hören lieb."

Doch ich: „O woll' ihn du für mich befragen,
Zu tiefem Mitleid hat er mich bewegt,
So daß die Worte mir für jetzt versagen." —

Virgil darauf: „So wahr der Ird'sche hier,
Gefangner Geist, erfüllet dein Begehren,
So still' auch du noch unsr're Wißbegier

Und künd' uns, wie die Seele diesen Schlingen
Sich einverleibt und ob vergönnt ihr sei,
Aus ihrer Haft sich wieder loszuringen?"

Jetzt stöhnte mächtig auf und Seufzer stieß
Der Stumpf hervor, bis daß der Wind zur Stimme
Sich wandelte und so vernehmen ließ:

Sobald die Seele hadernd sich entriß
Dem Leibe, führt sie Minos' Spruch hernieder
Zum siebten Kreis des Reich's der Finsterniß.

Sie fällt hier in den Wald und an dem Ort
Wohin der Zufall sie geschleudert, keimet
Und sprosset sie gleich wie ein Speltkorn fort.

Sie wächst zum Reis, zum Busch empor, es nähren
Vom Laub sich die Harpy'n, indem sie Schmerz
Und auch ein Thor zugleich dem Schmerz gewähren.

Der Körper, die uns einstens angehörten,
Sind wir in alle Ewigkeit beraubt,
Weil frevelhaft wir selber sie zerstörten.

Am jüngsten Tage werden aufgehangen
Sie an den düsteren Gesträuchen hier,
In deren Kerkern uns're Seelen bangen."

Serbien.

Serbien und die Serben.*)

Wenn auch durch die trefflichen Werke von L. Ranke, Kanitz u. A. die historische, politische und kunstgeschichtliche Bedeutung Serbien's eine erschöpfende Darstellung gefunden hat, so vermißten wir doch bisher bei uns noch ein Buch, das in der dem größeren Publikum leichter zugänglichen Skizzenform Land und Leute Serbien's charakterisirte. Es verdient daher Herr D. v. Coelln durchaus unseren Dank, daß er seinen langjährigen Aufenthalt als Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Belgrad für unsere Kenntniß nicht nutzlos sein lassen wollte, sondern es unternahm, seine Anschauungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Während er damit umging, erschien das Buch des englischen Geistlichen W. Denton über Serbien und die Serben, und sogleich beschied er sich, dies anziehend geschriebene Werk frei zu bearbeiten und es mit seinen eigenen Erfahrungen zu commentiren.

Solch ein Buch, mit Einsicht, Urtheil und Liebe zur Sache geschrieben, hat seinen bedeutenden praktischen Werth und übt nach und nach einen unberechenbaren Einfluß aus. Wer es gelesen hat, dem werden das geschilderte Land und seine Bewohner aufhören, gleichgültig zu sein; er wird fortan Theil nehmen

*) Serbien und die Serben; von Rev. W. Denton. Frei bearbeitet von D. v. Coelln, Pfarrer der deutsch-evang. Gemeinde in Belgrad in Serbien. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1865.

an ihrem Geschick. Bei Vielen wird eine Sehnsucht rege, die geschilderten Reize selbst kennen zu lernen, ja bei unternehmenden Leuten entsteht der Wunsch, an der Ausbeutung der reichen Schätze des Landes sich zu betheiligen; ein Beispiel zieht andere nach sich, und so bildet sich eine Kette von stets an Dimensionen wachsenden Folgen.

Für das vorliegende Werk sehen wir denselben mit guten Hoffnungen entgegen. Denn die Ueberzeugung empfängt man aus den Skizzen dieses Buches, daß dem Lande, bei seinem bedeutenden, aber noch wenig gekannten und erschlossenen Reichthum, bei dem strebsamen, durchaus tüchtigen Sinne der Bewohner und der auf jeden Fortschritt, jede Förderung des Gemeinwohles so eifrig bedachten Regierung, eine schöne Entwickelung und hoffnungsvolle Zukunft bevorsteht. Denn gegenwärtig ist die Industrie Serbien's noch in ihrer Kindheit; aber schwerlich, meint der Verfasser, möchte noch ein anderes Land Europa's von derselben Ausdehnung ein so weites Feld für vortheilhafte Anlage von Kapital und Kunstfleiß bieten.

Bisher hat man nur von den ausgedehnten Waldungen Serbien's Nutzen gezogen, aber nicht durch Verwerthung des Holzes, sondern — der herabfallenden Eicheln, die meilenweit den Boden bedecken und von denen sich zahllose Heerden von Schweinen nähren. An 200,000 von diesen Thieren werden jährlich nach Ungarn und von dort weiter nach Deutschland getrieben. Aber die edlen Eichen Serbien's, Bäume von mächtigem Umfange und bedeutender Höhe, aus denen die größten Schiffe gebaut werden könnten, verfaulen auf den Gebirgen oder dienen als Brennmaterial Jedem, der gerade Feuer braucht und sich die Mühe giebt, sie umzuhauen.

Der serbische Wein ist ein vorzüglicher und vereinigt das edle Feuer des ungarischen mit der Lieblichkeit des französischen Rothweines. Das Wichtigste aber ist der Mineralreichthum der Gebirgsketten Serbiens, der durch angestellte Untersuchungen sich als ein sehr bedeutender herausgestellt hat. Schon die Römer kannten das Eisen dieser Berge, das an Reinheit und Metallgehalt im Erz keinem der Welt nachsteht. Außerdem giebt es Zink-, Kupfer-, Blei- und Schwefelminen, Gips und einen Ueberfluß von Salpeter, endlich Kohlenlager, deren Produkt, wiewohl es kaum mehr als 60 Fuß unter der Oberfläche liegt, von den englischen Kohlenkennern dem von New-Castle gleichgestellt wird.

Das Haupterforderniß freilich, um alle diese Quellen in frischen und lebendigen Fluß zu bringen, ist die Ermöglichung einer bequemen, raschen und billigen Kommunikation, um die Erzeugnisse an den Markt der Welt zu bringen. Und an dieser mangelt es bis jetzt noch im Lande. Man denke nur: gegenwärtig werden alle Handelsartikel, wenn sie auch noch so massenhaft sind, auf den schwerfälligen Ochsenwagen des Landes durch die langsamen und kostspieligen Mittel der Landfracht befördert und vermehren auf diese Weise dem Konsumenten die Kosten der Waaren bedeutend. Diese Wagen, an denen nicht ein Stückchen Eisen zu finden ist und die in rohester Weise von den Bauern mit eckigen Rädern gezimmert werden, kann man zu allen Tageszeiten in Partieen von fünf oder sechs sich die Wege entlang plagen sehen. Für guten Straßenbau wird alles Mögliche gethan; aber das Ungestüm der im Frühlinge von den Höhen herabstürzenden Gewässer setzt ihm bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Nicht minder thätig ist die Regierung bei der Verbesserung und Schiffbarmachung der der Donau zuströmenden Flüsse, sowie sie auch im Begriff ist, durch Eisenbahnen dem Handelsverkehr die nöthige Beschleunigung zu geben. Leider hat der Mangel eines Hafens am Adriatischen Meere und die Eifersucht Oesterreichs, welche bis jetzt den Bau einer Eisenbahn von Sissek nach Fiume verhinderte, Serbien den Märkten des westlichen Europa verschlossen.

Aber auch das Gedeihen eines kleinen Landes ist schließlich wesentlich abhängig davon, wie Europa die ihm vorliegenden großen Fragen zu lösen gedenkt. Mit heroischem Muthe und völlig aus eigener Kraft hat das serbische Volk seine gegenwärtige freiere Existenz seinen übermüthigen Unterdrückern abgerungen. Aber das von den Großmächten festgehaltene Prinzip der Integrität der Türkei trat zwischen die Waffen der Kämpfenden und hat die Serben nicht die volle Frucht ihrer Siege erreichen lassen. Die Suzeränität der Pforte wurde von den Mächten aufrechterhalten, und in Belgrad und einigen anderen Festungen verblieben türkische Besatzungen. Und dies ist die Kette am Fuße, die den wahren und energischen Aufschwung des Landes stets hemmt; Handel und Wandel entbehrt seiner Grundbasis, des Vertrauens auf die Festigkeit und Dauer der bestehenden Zustände und die Sicherheit der Person und des Eigenthums, so lange die Wiederkehr solcher Scenen, wie das von der türkischen Besatzung im Jahre 1862 improvisirte Bombardement von Belgrad, noch zu befürchten ist. Der Verfasser giebt eine ausführliche Beschreibung dieser Unthat, die durch die Akte echt barbarischer Treulosigkeit, höhnenden Uebermuthes und scheußlichster Brutalität beispiellos in der neuesten Geschichte dasteht. Wahrhaftig, es wäre zu wünschen, daß man das brave Volk nicht länger hinderte, seine Beziehungen zu der Pforte selbst zu regeln, und im Interesse der Kultur, des Fortschrittes und der Gesittung sich jeder Intervention ihnen gegenüber enthielte. „Sie haben ihre Unabhängigkeit erkämpft und werden sie zu bewahren wissen!" sagt ein von Denton citirter englischer Mitarbeiter der Quarterly Review. Sie sind ruhig, aber sicher vorwärts gekommen, seit sie das türkische Joch abschüttelten, und sie verdanken ihren Fortschritt einem Nationalcharakter, der durch viele bemerkenswerthe Eigenschaften, standhaftes Streben nach Unabhängigkeit, ehrenwerthen Fleiß und gesunde Moralität ausgezeichnet ist und in dieser Beziehung einen scharfen Kontrast zu dem der Griechen bildet, mit welchem begünstigten Volke sie ihr Ringen nach Unabhängigkeit zugleich, aber unter sehr verschiedenen Auspizien, begannen. Sie haben die gewonnenen freien Institutionen bewahrt und allmählich verbessert. Sie haben keinen kostspieligen und glänzenden Hof, noch öffentliche Etablissements, sie erschöpfen nicht ihre Quellen durch diplomatische Missionen, unnütze Staatsämter und allgemeine öffentliche Verderbniß und äffen nicht die schlechtesten Moden und Laster Europa's nach. Sie haben in Folge dessen keine Nationalschuld und sind mäßig besteuert; aber ihre jährliche Einnahme ist doch vollständig hinreichend, alle ihre Ausgaben zu decken. Die Erziehung macht gute Fortschritte und die innere Ruhe des Landes ist gesichert. Die Serben sind gewiß bestimmt, einst eine große Rolle in der Geschichte zu spielen. Ueberlassen wir ihnen die Entwickelung ihrer eigenen Institutionen, unbeirrt durch Garantieen und fremde Intervention, dann wird die Zeit nicht fern sein, wo sie eine vollkommenere Lösung der orientalischen Frage erreichen, als irgend ein von der Diplomatie ersonnenes komplizirtes System."

In 36 Stunden kann man von Wien, in 60 von Berlin zu Eisenbahn und Dampfschiff dies Land erreichen, das in den Sitten seiner Bewohner, wie durch die Wildniß und Schönheit der Landschaft, so viel des Interessanten bietet. „Wenn man im Innern des Landes," sagt der Verfasser, „auch an Bequem-

lichkeit manches für unsere Bedürfnisse einbüßen muß, so ist doch ein Leben unter diesem sehr gastfreundlichen Volke eine wahre Freude. In keinem Lande ist Leben und Eigenthum sicherer, und in keinem Theile des continentalen Europa können die Bauern mit den serbischen verglichen werden an aufrichtiger Höflichkeit, welche sich auf einen unabhängigen Geist gründet und aus einem wahrhaft adeligen Charakter hervorgeht. Die Begrüßung des Reisenden durch den Bauern hat keine Spur von Kriecherei, sondern ist der Ausdruck der gegenseitigen Ehrerbietung, welche ein freier Mann dem anderen zollt. Ich fragte einst einen serbischen Herrn, ob es Adelige in Serbien gebe? „Jeder Serbe ist adelig," war die stolze Antwort. Und in der That, in gewisser Beziehung gebe ich das Resultat meiner eigenen Erfahrung, wenn ich sage, daß jeder Serbe adelig ist."

China.

Ein Ritt nach den Salzmarschen in Nieu-Chwang.*)

Salz, dieses Hauptbedürfniß der Menschen, oder doch der Hauptbedürfnisse eines, habe ich an drei verschiedenen Orten gewinnen sehen, doch haben weder die großen, durch Windmühlen getriebenen Pumpwerke in Greifswald, die, mit Laubwerk verkleidet, eigenthümlich, aber nicht imposant aussehen, noch die weiten Salzpfühle in Port du Bour, die der Sturmwind füllt und in die ebenfalls Laubwerk geworfen wird, an welches sich das Salz setzt, was das durch Abschütteln bewirkte Sammeln erleichtert, die angenehme Stimmung hervorgerufen, wie mein Ritt nach den Salzwerken von Nieu-Chwang, dem nördlichsten der, europäischen Schiffen geöffneten Häfen China's.

Obgleich der Ort nur im 41. Gr. N. Br. liegt, so ist doch das Klima im Winter sehr rauh. Die Schiffe, welche im März und April absegelten, hatten noch Eis im Lian-ho gehabt; am Ende des Mai, als ich dort war, fing die Vegetation sich erst an zu entwickeln. Mit Ausnahme des Lianho-Vorgebirges und den an seiner Westküste gelegenen Inseln, die allerdings sehr schön und klar sichtbar waren, unter den Berggruppen, die ersteres umgeben, noch mit Schnee und Eis bedeckt, hatte ich die Küstenlinie, selbst wenn nicht mehr als 12 M. davon entfernt, doch nur wie durch einen dichten Schleier gesehen, der Meeresstrand sowie die höchsten Berge gleichmäßig verhüllt; das Senkblei war unumgänglich nothwendig. Der Fluß Lian windet sich durch eine von ihm selbst geschaffene, d. i. angeschwemmte, Ebene; vor seiner Mündung sind gefährliche, sich stets erweiternde und verändernde Bänke. In der Entfernung von vielleicht 20 M. nach NO. zeigt sich bei klarem Wetter eine Hügelkette, die sich von Süd nach Ost in ununterbrochenem Ringe hinzieht, auf dem, dem Meere nächsten Berge steht eine Pagode, die als Wahrzeichen zum Einsegeln dienen soll, aber selbst in großer Nähe nur sehr selten sichtbar ist. Nach Nieu-Chwang selbst können nur kleine Fahrzeuge, die Schiffe bleiben in Jintse oder Jinkoa, wo damals außer den Lootsen nur der amerikanische und englische Konsul, ein amerikanisches, ein englisches, zwei deutsche Kaufmannshäuser und ein alter schottischer Arzt ansässig waren: jetzt sind auch europäische Zollbeamte dort. Der Boden, so weit das Auge reicht, ist getrockneter Mud; bei Regen kann man bis über die Knöchel versinken, bei trockenem Wetter wirbelt der geringste Luftzug dichte Staubwolken auf, die Sehen und Athmen beschwerlich machen.

*) Von einem deutschen Seemann.

Fast alle Häuser sind aus an der Sonne getrockneten Mudziegeln gebaut, um die größeren zieht sich eine Mauer, auch von Mud, etwa 30' nach allen Seiten vom Hause entfernt. In Häusern, welche diese Umfassung entbehren, habe ich das untere Stockwerk nie bewohnt gefunden.

Diese Mudgegend sieht traurig aus, wenigstens da ich sie sah: aber sie ist fruchtbar, sehr fruchtbar, alle Arten Getraide, Reis, Bohnen, Erbsen, Hirse, Buchweizen, Hanf, Flachs, Tabak, Aepfel, Birnen, Weintrauben, Nüsse habe ich dort aufgestapelt gesehen, und wie aufgestapelt! nicht unter Dach und Fach, nein, Alles unter offenem Himmel. Im Eingang der Häuser der großen Kaufleute, der jedesmal als eine Art Durchgang zu dem dahinter gelegenen Hofe und Stapelplatz dient, waren Proben der Waaren aufgestellt; an jeder Seite war ein Zimmer, wahrscheinlich für den Thorwärter. Das Erdgeschoß war nur Werkstatt, um Bohnen in Kuchen von 60 Pfd. zu pressen, die im südlichen China als Dünger benutzt werden, und um das daraus abfließende Oel zu reinigen, das nachher in großen hölzernen Kasten im Vordertheil des Hofes aufbewahrt wird. An den Seiten desselben stehen, nur durch ein überbautes Dach vor Sonne und Regen geschützt, Zugthiere; an meinem Hause zählte ich über 30 Tartar-Ponies, theils Pferde, theils Maulthiere, durchgängig schmuck; Esel habe ich nicht gesehen.

Mein Schiff trägt etwa 450 Tonnen, und ich zählte einmal 20 Stapel, von denen jeder vielleicht ein Drittheil meiner Schiffsladung hielt. Sie werden formirt, indem man innerhalb eines Erdauswurfs von 10—30' Durchmesser Pfähle im Kreise einschlägt und diese außen und innen mit Matten bekleidet. Dieser Ring wird mit dem resp. Produkt, meistentheils Bohnen, gefüllt, in diese dann wieder so verkleidete Pfähle gesteckt, außen ein oder mehrere Gerüste gegengesetzt und weiter gefüllt, und so fort, bis der Stapel eine solche Höhe erreicht, daß er nach dort bekannten Maximen sich nicht höher bauen läßt, wenn er überdacht wird; ich glaube, 20' ist der höchste, den ich gesehen.

Bei meinem Spaziergange durch die Stadt hat man mich ebenso wenig, als an anderen chinesischen Orten belästigt; ich glaube kaum, daß Chinesen so unangefochten durch Nebenstraßen unserer Städte wandern könnten. An dem einzigen Sonntage, den ich in Nieu-Chwang verlebte, nahm ich einen kleinen vierzehnjährigen Knaben, der vor Shangai Schiffbruch gelitten und den ich dort an Bord genommen, an Land, um ihn den Ort sehen zu lassen; ich führte ihn, ohne selbst eingeladen zu sein, in mehrere Lagerhäuser, wo man unserem Umhergehen im Hofe nichts entgegenstellte, im Gegentheil uns mit freundlichem Chin Chin bewillkommnete und verabschiedete. Daß uns, wenn wir vor einem Laden stehen blieben, Neugierige umringten, versteht sich von selbst; vor dem einen trat ein Mann zu meinem chinesischen Stewart und sprach einige Worte ernsthaft zu ihm, er übersetzte sie mir als eine Warnung, daß vielleicht einige Chinesen, wenn wir so herumgingen, uns wohl Leides thun möchten; ich ließ ihn fragen, ob sie Leute erschlügen, welche sie ungeschoren ließen, und er erhielt zur Antwort: Nein, gewiß nicht. Ob ich wie ein Menschenfresser aussähe, unter Gelächter: Nein. Ob sie sich vor dem Knaben fürchteten, unter noch größerem Gelächter der Masse: O nein, und nun ließ ich ihm zu verstehen geben, da sie keine Ursache hätten, mich zu fürchten, sollten sie mir auch keine geben, und unter Lachen und Chin Chin setzten wir ruhig unseren Umgang fort.

Unreinlichkeit ist ein Charakterzug der chinesischen Städte und Häuser, hier wurde sie noch auffallender, da die öffentliche Straße die Stelle der sonst in China häufig angebrachten Abtritte ersetzt.

Mir war aufgefallen, daß Salz, nur mit Strohmatten bedeckt, vor einigen Häusern in spitzen Haufen aufgeschichtet war. Da nun Salz in vielen Orten sehr theuer, frug ich meinen Agenten, ob es dahin gebracht, oder dort gewonnen wäre? Einige Meilen von hier wird es in den Salzmarschen getrocknet, war seine Antwort, und, fügte er hinzu, wenn es Ihnen sonst angenehm, können wir des Morgens hinausreiten; wenn wir vor 6 Uhr Morgens aufbrechen, sind wir bis Frühstück wieder zurück.

Aber, entgegnete ich, ich bin kein Reiter; nur dreimal im Leben habe ich gewagt, ein Pferd zu besteigen. O, das thut nichts; fast alle Capitaine bedienen sich unserer Pferde, und wir müssen zugestehen, daß, wenn sie auch nicht schulgerecht sitzen, doch noch Keiner die Balance verloren hat. Probiren Sie es heut Abend, in einer Stunde schließen wir das Comptoir, und wenn es Ihnen angenehm ist, einen Ritt nach dem Strande in unserer Gesellschaft zu machen, soll ein Pony für Sie gesattelt sein. Ich nahm mit Dank an und wurde weder an diesem Tage noch bei unsern anderen Spazierritten abgeworfen, und so wurde bestimmt, daß am Tage vor meiner Abreise mir die Salzmarschen gezeigt werden sollten. Um 5½ Uhr Morgens stellte ich mich ein, bestieg das für mich gewählte Pony, ein dreizehnjähriges, solides Thier, dem man mich mit Sicherheit anvertrauen konnte, und fort ging es.

Es war ein heiterer Morgen, der Wind nicht zu scharf, es hatte während der Nacht ein wenig geregnet, so daß es nicht staubte. Die Landschaft war höchst einförmig, außerhalb der Stadt nur wenig Häuser, das Land völlig flach, bis zu dem oben erwähnten Hügel, selbst Bäume sahen wir nur selten.

Als ich mich dem Wohnhause näherte, bemerkte ich, daß mehrere gut gekleidete Chinesen wegritten. Sobald ich mich sicher im Sattel fühlte, frug ich meinen Begleiter, ob sie schon so zeitig Besuche von Mandarinen gehabt? Bewahre, lautete die Antwort, es war ein französischer (kath.) Missionär, der gestern das Kind eines Lootsen getauft hatte und jetzt nach seinem Aufenthaltsorte zurückkehrt; er wohnt etwa 40 Meilen von hier, der Bischof etwa 90 Meilen, und weit in das Land hinein sind einzelne Glieder der Kirche ansässig.

Als ich mein Erstaunen ausdrückte, daß sie in so kurzer Zeit so weit vorgedrungen, da die Europäer doch erst wenige Jahre dort ansässig, und mich wunderte, daß noch keine protestantischen Missions-Anstalten dort gegründet, fuhr er fort: Unsere Missionäre kommen in der Regel erst, wenn wir Kaufleute ihnen Bequemlichkeiten vorbereitet, dauernd sicheren Aufenthalt verbürgt haben; sie bauen dann zuerst ein kleines Haus für sich selbst, später eine kleine Kapelle für etwaige Proselyten. Diese Franzosen waren längst vor uns hier, der Bischof ist ein Altadliger und wurde vor vielleicht 25 Jahren von demselben Lootsen, dessen Kind gestern getauft worden, auf der Halbinsel Korea an das Land gesetzt.

Der Bischof in Shangai sandte einmal vier Missionäre in chinesischer Kleidung, an Bord seines Schiffes mit etwas Geld und einigen Waaren, die als Kaufleute versuchen sollten, dort Eingang zu finden, um dann die Lehre Christi zu verbreiten. In jedem Falle sollte er eine Bestimmung erhalten, aber auch am Landungsplatze 3 Tage warten, um denen, die glücklich in die Stadt gelangen würden, das nöthige Geld und die Waaren zu verabfolgen. Am zweiten Tage kehrte Einer zurück. Jeder von ihnen hatte eines der Hauptthore zum Eingang gewählt. Ihm war es gelungen, ohne Verdacht zu erregen, zu dem Hause des Kaufmannes, an den er empfohlen war, zu gelangen und sich dessen Schutz zu versichern; die Köpfe der drei Anderen hatte er aber an den verschiedenen Thoren aufgesteckt gesehen. Er nahm die Waaren, etwas weniges Geld, zog nach und nach sein ganzes Vermögen aus Frankreich, mit welchem er eine schöne Kirche und mehrere Schulen baute und lebt bei der ersteren, ca. 90 Meilen von hier. (Mir ist Aehnliches auch aus Cochinchina bekannt, wo in ganz abgelegenen Häfen die französischen Missionäre durch ihre Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit den Seefahrern manche angenehme Stunde bereiten, stets aber anhaltend und fruchtbringend auf die Einwohner wirken, als Lehrer, Aerzte, Handwerker, und Mancher demüthig, Mancher aber nach persönlich tapferer Gegenwehr den qualvollen Tod eines Märtyrers findet.)

Es begegneten uns mehrere mit 6—8 Pferden bespannte, nicht sehr große Lastwagen, deren Räder mir auffielen; die Felgen waren sehr schmal, vielleicht 6 Zoll hoch und an beiden Seiten mit 3—4 Reihen Nägeln beschlagen, deren Köpfe 1" hoch und spitz waren, das sollte die Räder vom zu tiefen Einsinken in den Boden abhalten. Ich benutzte die Gelegenheit zu der Frage, ob die Faulheit meines Coolies an Bord ein Charakterzug der Landbewohner wäre, was lachend bejaht wurde. Sie sind der faulste Menschenschlag, der mir bis jetzt vorgekommen, das vollkommenste Gegentheil der Einwohner von Macao und Hongkong, dabei physisch und moralisch stumpf. Sie arbeiten nicht mehr, als um das tägliche Brod zu verdienen, im Winter betteln sie und verhungern schaarenweis, Viele ersticken auf ihren Lagerstätten, denn sie zünden Kohlenfeuer an, ohne gehörige Vorsichtsmaßregeln für Rauchabzug getroffen zu haben. Der größte Theil der in den Häusern Beschäftigten sind Sklaven oder Leibeigene, oder gehören zur Familie des Herrn.

Dort sind die Salzmarschen. Die sehr geringe Aufsteigung, welche die Ebene zur Meeresdüne hatte, war hier eine ziemlich lange Strecke hin in drei Terrassen abgetheilt werden, deren jede nur wenige Zoll höher lag als die andere, eine jede war in Becken von ca. 15" Tiefe und mehreren Quadratruthen Breite eingetheilt, deren Boden und die sie trennenden Wege festgestampft; 1½ Fuß breite Durchstiche verbanden die einzelnen Terrassen unter einander, durch die sich ein breiter und mehrere davon abgeleitete schmale Kanäle zogen, die durch einen engen dünnen Durchstich vom Meere mit Hochwasser gefüllt werden, ebenso auch das höchstgelegene Becken; wenn in diesem das Wasser durch Verdunstung einen höheren Salzgehalt erlangt hatte, wurde es in das nächstniedere gelassen, das dann wieder gefüllt, aus dem zweiten nach ein Paar Tagen in das dritte, dann aus diesem in das letzte, in dem es völlig verdunstet; aus ihm wurde das feuchte Salz auf Matten getrocknet und dann bis zur Versendung in Haufen aufgeschichtet. Coolies füllen die Becken nach, wenn dies nöthig wäre, indem je zwei an einem großen länglichen Eimer arbeiten, an dessen beiden spitzen Enden ein dünnes Tau und eines im Boden befestigt ist; sie stellen sich so auf, daß die Taue straff sind und durch Vorwärtsbiegen des Körpers schlaff werden, wodurch nun der Eimer in's Wasser fällt; indem sie sich mit einem Ruck aufrichten, heben sie ihn zugleich auf und stürzen ihn um, indem sie das Bodentau festhalten; dies muß (bis sie Gewohnheit wird) eine sehr anstrengende Arbeit sein, die durch Errichtung einer Pumpe sehr vereinfacht würde, auch habe ich an einzelnen Orten solche

Anstalten zum Bewässern der Felder bemerkt (größtentheils aus Holz gefertigte Paternosterpumpen).

Doch werden alle derartigen Arbeiten hier nur sehr oberflächlich angefertigt, bedürfen fortwährender Reparaturen, daher die Handarbeit der Coolies vorgezogen wird; ich habe sie ziemlich große Reisfelder, die auch zuweilen in solchen Terrassen übereinander liegen, begießen sehen.

Obgleich hier ziemlich viel Salz gewonnen wird, waren doch nur wenig Leute dabei beschäftigt. Wenn ich nun sagen soll, was die besondere Befriedigung beim Anblick dieser, fälschlich sogenannten Salzmarschen in mir erregte, so war es die Stille und Ordnung, die dort herrschte, die mir bis dahin und auch seitdem nicht mehr in den Hafenstädten in China vorgekommen. Die Bassins lagen so regelmäßig, die Wege waren so rein, so festgestampft, die sonst so häufigen Hunde und Aasgeier, die durch ihr Geheul und Gekrächze alle angenehmen Reflexionen stören, fehlten gänzlich, die Arbeiter, wenn auch halbnackt, waren reinlich und auf ihre Weise höflich; wenn man solche Ruhe, solche Ordnung seit 5 Jahren entbehrt, muß sie erfrischend wirken. Wir kehrten auf einem anderen Wege zurück, an dem mir häufig kleine Häuser auffielen, nur wenige Fuß hoch und breit, nicht unähnlich den Heiligen-Nischen, die man so oft in unseren Gebirgsgegenden an Wegen errichtet findet, auch ebenso mit Feldblumen und den hier gebräuchlichen Lichtern geschmückt. Der Dank, den ich nach genossenem Frühstück meinem Wirth und Führer abstattete, war nicht formell. Mir erscheint jener Ritt und die Erinnerung an ihn noch jetzt nicht langweilig.

Albert Schück.

Kleine literarische Revue.

— **Todleben's Vertheidigung von Sebastopol.***) Der berühmte Vertheidiger von Sebastopol, General v. Todleben, der als Ingenieur das Hauptverdienst um die glorreiche, lange Behauptung dieses russischen Bollwerks des Schwarzen Meeres sich erwarb, hat im Jahre 1863 den ersten Theil eines großen, mit zahlreichen Karten, Plänen und Zeichnungen ausgestatteten Werkes in französischer Sprache unter dem Titel „Défense de Sébastopol" herausgegeben, dessen zweiter Theil zwar noch immer auf sich warten läßt, doch bietet das Werk auch in seiner Unvollendetheit schon so viel Interessantes und Belehrendes für Alle, die sich mit den Fortschritten der neueren Kriegskunst bekannt machen wollen, daß eine eingehende Kritik, wie die vorliegende aus der Feder eines hochgeschätzten Ingenieurs, des preußischen Generals Lehmann, jedenfalls eine dankenswerthe Erscheinung ist. Der Kritiker folgt dem Verfasser des Werkes Schritt vor Schritt, von der historischen Einleitung desselben bis zum Schlusse des neunzehnten Kapitels, mit welchem die erste Periode dieses modernen Trojanischen Krieges am 14. November 1854 abschloß. Wir zweifeln nicht, daß dieser Versuch, das größere Publikum in referirender Form mit dem Kerne des Inhalts jenes großen, wegen seines theueren Preises nur Wenigen zugänglichen Werkes bekannt zu machen, in weiten Kreisen Interesse erregen und als ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte des Krimkrieges aufgenommen werden wird.

*) Die Vertheidigung Sebastopols, von Ed. v. Todleben. In einem kurzen kritischen Auszuge von Lehmann, k. preuß. General-Major z. D. Berlin, Otto Janke, 1865.

— **Die griechische Tragödie auf dem Dresdener Theater.** Zu Ehren der Philologen, welche 1863 ihre Jahresversammlung in Meißen hielten, wurde im Herbst jenes Jahres auf der Dresdener Bühne Oedipus in Kolonos zur Aufführung gebracht. Die Erinnerung an die Vorstellung, welche durch Dawison's Spiel von besonderem Eindruck war, nahm ein Gast jener Versammlung, der Professor und Prosektor von Marburg, Dr. Phil. Jak. Wilh. Henke, zum Gegenstande eines Vortrages, der im vorigen Jahre vor dem kunstsinnigen Publikum der kleinen Universitätsstadt gehalten wurde und jetzt durch den Druck einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden ist.*) Er verdient es, denn auf seinen wenigen Seiten wird mehr, als der Titel verspricht, geboten: eine klare übersichtliche Darstellung der Handlung und der leitenden Gedanken des herrlichen Versöhnungs-Dramas, ihr Zusammenhang mit den beiden anderen Tragödien des thebanischen Königshauses, und eine Beleuchtung des dramatischen Wesens der Griechen, sowie der modernen Erneuerungsversuche. Man mag erstaunt sein, dergleichen Gegenstände von einem Anatomen behandelt zu sehen; allein der Leser der kleinen Schrift wird sich überzeugen, daß der Verfasser, wenngleich kein Mann von Fach, zu ästhetischen Dingen durch Geschmack und klassische Bildung wohl berufen ist.

— **Rumänische Poesie.****) Gewiß können wir das Unternehmen, die eigenthümlichen Vorzüge der rumänischen Poesie, in der jetzt nicht zu unterschätzende Talente thätig zu sein scheinen, uns zu vermitteln, nur mit Freude und Dank begrüßen. Doch müssen wir in Rücksicht des vorliegenden Versuches zu unserm großen Bedauern bekennen, daß unser Urtheil durch denselben im Einzelnen sehr unsicher gemacht wird, da die Uebersetzung leider durch zu viel Härten und Unebenheiten entstellt wird, als daß wir das Vertrauen zu gewinnen vermögen, in ihr ein gelungenes, treues und würdiges Abbild des Originals zu besitzen. Wir ziehen daher, bei aller Anerkennung der Bestrebungen des Herrn Uebersetzers, es diesmal vor, jedes weitere Urtheil unsern Lesern gegenüber zurückzuhalten, indem wir von ganzem Herzen wünschen, daß derselbe recht bald Gelegenheit finden möge, durch eine Ueberarbeitung seines Werkes die rumänische Poesie unserem deutschen Geschmacke empfehlenswerther zu machen.

— **Die Philomathie in Neisse.** Wiederum liegt uns ein Band von Jahresberichten über die Thätigkeit des wissenschaftlichen Vereines einer schlesischen Provinzialstadt, der „Philomathie" in Neisse, vor.***) Im Jahre 1863 hatte diese Gesellschaft zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens eine Uebersicht ihrer ersprießlichen Thätigkeit in diesem Zeitraume veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit beschlossen, alle zwei

*) Sophokles Oedipus in Kolonos, neu dargestellt von Dawison in Dresden. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1865.

**) Romanische (?) Poeten. In ihren originalen Formen und metrisch übersetzt von L. A. Stauße. Wien, A. Pichler's Witwe u. Sohn, 1865.

***) Vierzehnter Bericht der Philomathie in Neisse, vom März 1863 bis zum März 1865. Neisse, Joseph Graveur.

Jahre einen weiteren Bericht zu liefern. Wir freuen uns, in dem vorliegenden Bande einen neuen Beweis zu erhalten, wie selbst in den vom Mittelpunkte deutschen Kulturlebens etwas entfernt und abseits liegenden Städten des gemeinsamen Vaterlandes der Sinn für das Schöne und die Empfänglichkeit für wissenschaftliche Anregungen in unzweideutiger Weise vorherrschend sind. Solche Erscheinungen sind eine Bürgschaft dafür, daß die deutschen Humanisten, deren Epigonen wir sind, nicht vergebens gelebt und gewirkt haben und daß auch noch unsere Nachkommen sie segnen werden.

Literarischer Sprechsaal.

Ungarns Aussöhnung mit Oesterreich, dieser für die Machtstellung der österreichischen Monarchie in Deutschland und in Europa so bedeutungsvolle Schritt, scheint nun wirklich nahe bevorzustehen. Ein kluges, maßvolles Nachgeben von beiden Seiten, wie es bereits der jüngste Besuch des Kaisers Franz Joseph in Buda-Pest und die würdige, ehrfurchtsvolle Haltung der berühmtesten ungarischen Patrioten andeutete, hat dieser Aussöhnung den Weg gebahnt.*) Baron Eötvös, der bekannte ungarische Magnat und Schriftsteller, hat eine neue Wochenschrift unter dem Titel Politikai Hetilap angekündigt, die man als das Organ der neuen ungarisch-österreichischen Aera bezeichnen darf. In dem Programme dieser Wochenschrift bespricht Baron Eötvös die tiefe Bedeutung der Wandlungen, welche Ungarn seit zwanzig Jahren durchgemacht. In den Jahren 1847—48, sagt er, seien zwar die großen Prinzipien der im Interesse der Freiheit wünschenswerthen politischen Reformen in Ungarn festgestellt worden; aber in den Wirren, die unmittelbar darauf eingetreten, sei es unmöglich gewesen, das Gebäude, zu welchem nichts als die Grundlagen vorhanden seien, irgendwie fortzusetzen. In diesem unerquicklichen, interimistischen Zustande noch länger zu verharren, sei unmöglich. „Es ist Zeit," fährt Eötvös fort, „daß wir die Hand an den Ausbau legen, und da wir dies nur dann mit Sicherheit können, wenn wir nicht nur über die Prinzipien, sondern auch über die Anwendungs-Modalitäten in's Reine kommen, und da alle vom Volk seinen Vertretern in die Hand gegebene Gewalt unseren Uebeln nur dann abzuhelfen vermag, wenn die Gesetzgebung die Richtung, die sie bei ihren Beschlüssen einzuhalten hat, richtig auffaßt und die öffentliche Meinung für die Aufnahme derselben vorbereitet wird, so ist die Zeit da, um an eine gründliche Erwägung der uns vorliegenden Fragen und ihre allseitige Durchsprechung zu gehen."

Als die beiden Grundsätze, welche bei Erwägung der vaterländischen Angelegenheiten vor Augen gehalten werden müssen, bezeichnet Baron Eötvös: „daß 1) Ungarn ein constitutionelles Land ist, welches in administrativer Beziehung ein von den übrigen Ländern des Reiches ganz abgesondertes unabhängiges Ganzes bildet, und daß 2) wir, so lange unsere Herrscherfamilie lebt, in untrennbarer Verbindung mit dem Reiche bleiben müssen, und somit nichts thun und wollen dürfen, was mit der Integrität und dem Fortbestand des Reiches im Widerspruch steht." — Er gestehe, sagt Eötvös, daß die consequente Durchführung jener Grundsätze, die er vor zwanzig Jahren in seinem Werke „Reform" entwickelte, auch jetzt noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden sei. Aber da ihn mehr als zwanzigjährige Studien immer mehr davon überzeugten, daß die volle Freiheit und Selbständigkeit seines Vaterlandes mit den wirklichen Interessen des Reiches vereinbar sei und Ungarn nicht der Vergangenheit zu entsagen brauche, um sich die Zukunft zu sichern, und da es ihm so scheine, daß die größte Schwierigkeit des friedlichen Ausgleiches in dem Augenblicke beseitigt wurde, in welchem das in einem Theile des Reiches bestandene absolute Regierungssystem aufhörte und mit der constitutionellen Freiheit die Interessen beider Hälften des Reiches gemeinsame geworden, so zweifle er nicht, daß auch in dieser Beziehung die Formen gefunden werden, die den Rechtsbegriffen der in beiden Hälften des Reiches wohnenden Bürger entsprechen.

*) Seitdem wir dies geschrieben, hat in Wien eine Kabinets-Aenderung in ungarischem Sinne stattgefunden. Man hat daran zwar auch mancherlei Besorgnisse vor reactionairen Maßregeln geknüpft, aber wir halten jeden ungarischen Conservativen immer noch für constitutioneller, als jedes angeblich liberale österreichisch-slavische Herrenhaus-Mitglied. D. R.

Ueber die jetzt in Deutschland alljährlich in größerem Maaße sich bemerklich machende Abnahme des bücherkaufenden Publikums schreibt ein, wie es scheint, sachkundiger Korrespondent des „Deutschen Museum" aus Leipzig: „In keinem Lande der Welt ist das Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auf dem buchhändlerischen Markte ein größeres, als in Deutschland, wo es selbst den besten Autoren schwer wird, sich in den Privatbibliotheken einzubürgern.*) Ein Katalog von zehntausend Nummern jährlich muß als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen in einem Lande, wo nur Werken aus dem Gebiete der einzelnen Fachwissenschaften ein sicherer Absatz zu verbürgen ist, wo die Verleger von Romanen kaum andere Abnehmer haben, als die Bibliotheken, und wo die lyrische und dramatische Poesie ganz dem Zufall und der Mode preisgegeben ist, ja, wo selbst die einstimmige Anerkennung der Kritik nicht vermag, einem Dichterwerke Käufer zu verschaffen. .... Dichtungen namhafter Autoren, die sich einstimmiger Anerkennung der Kritik rühmen können, sind oft nach zehn Jahren nicht über einen Absatz von 500 Exemplaren hinausgekommen; ja, selbst bei berühmten Autoren, denen nicht gerade die Mode hold ist, gehören zweite Auflagen zu den Seltenheiten..... Dieses Mißverhältniß ist ein so unnatürliches, daß die längere Fortdauer und das vermehrte Umsichgreifen desselben die ganze moderne deutsche Literatur untergraben oder zu einer in den Lüften schwebenden Fata Morgana machen müßte. Freilich datirt es nicht erst von heute; schon Göthe beklagte sich seiner Zeit über den schlechten Absatz seiner „Iphigenie" und des „Tasso", und die romantische Schule hat im Buchhandel stets einen verlornen Posten behauptet. Göthe durfte mit Recht eine Ausgleichung dieses Mißverhältnisses in einer späteren Zeit erwarten; die Romantiker dagegen und viele andere deutsche Dichter werden sich mit einem Plätzchen in der Literatur-Geschichte begnügen müssen, während ihre Werke als Makulatur den Gesetzen des Stoffwechsels anheimfallen."

*) Privatbibliotheken! Wer, außer den Gelehrten von Fach, die in der Regel nicht mit den Mitteln dazu ausgestattet sind, schafft sich jetzt noch in Deutschland eine Privatbibliothek an? Bücher, und zwar recht elegant gebundene, werden höchstens gekauft, um sie als „Nippes" auf den Boudoir-Tischen der Damen des Hauses auszulegen. D. R.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 15. Juli 1865. [Nr. 29.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner. 393. — Zur Friedrichs-Literatur. 394.

Frankreich. Handwerker-Schulen und Fürsorge für die Lehrlinge. Nach Jules Simon. 395.

Italien. Salvator Rosa. Nach Adolf Stern und Andreas Oppermann. 397.

Belgien. Die „katholische Universität" von Löwen. 400.

Rußland. Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Rußland. Die Universitäten. 401.

Nord-Amerika. Der Exodus nach Amerika und dessen Geschichte. 402.

Süd-Amerika. Brasilien und der Süden des Kontinents. 404.

Kleine literarische Revue. Erckmann-Chatrian's Waterloo. 404. — Plautus und Terenz, von Donner. 405. — Graf Durante. 405. — John Hargreaves über Englands Handel. 405.

Literarischer Sprechsaal. John Stuart Mill und die Zustände der amerikanischen Südstaaten. 406. — Frankreichs Politik in Mexiko. 406. — Die Wiener Universität. 406.

Literarische Anzeigen.

So eben erschien in dritter Auflage:

JACOB GRIMM: (448)

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In jeder Buchhandlung ist zu haben:

Rom und die Campagna.

Neuer Führer für Reisende von **Th. Fournier**, Secrétaire interprète der Kgl. Preuss. Gesandtschaft. Mit 3 Plänen. **Zweite** verb. Aufl. **1865.** roth cart. 2⅓ Thlr. (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.) (449)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

La crise philosophique. MM. Taine, Renan, Littré et Vacherot. Par Paul Janet, membre de l'Institut. 184 p. Paris, Germer Baillière. 2½ fr.

Quand on voyage. Par Théophile Gautier. 387 p. Paris, Michel Lévy. 3 fr.

Les lettres et la liberté. Par Eug. Despoix. Paris, Charpentier. 3½ fr.

Histoire du supplice d'une femme. Réponse à M. Emile de Girardin. Par Alex. Dumas fils. Paris, Lévy. 3 fr.

Le livre de Marco Polo. D'après trois manuscrits inédits de la bibliothèque impériale à Paris. Par M. G. Paulhier. 2 vol. 836 p. et 1 carte. Paris, Firmin Didot. 40 fr.

Alexandre I. et le prince Czartoryski. Correspondance particulière et conversations, 1801—1823. Publiées par le prince Ladislas Czartoryski, avec une introduction par Ch. de Mazade. XXXV et 372 p. Paris, Lévy. 7½ fr. (450)

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem: (451)

Dramatische Werke

von

Gisela Arnim.

Dritter Band.

Das Steinbild der Cornelia.

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (452)

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen

von

George Hesekiel.

Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Clement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brifaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (453)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1864. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In dem untengenannten Verlage ist erschienen:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865

von

Herman Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (454)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mahn (Dr. E. A. F.), Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr. Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. (455)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

(456)

Soeben erschien das Doppelheft Mai-Juni.

Mit einer Photographie.

(Der Engel Michelangelo's in Bologna.)

Gedichte Michelangelo's, herausgegeben von Guasti. — Verschiedene Codices als Grundlage der Ausgabe. — Ungenügende Benutzung des Codex Vaticanus. — Das Sonett „Giunto" nicht an Vasari gerichtet. — Gedicht an Florenz. — Nachträge zu dem Aufsatze über Foggia. — Benutzung Cicognara's durch neuere Autoren. — Cicognara's bedenkliche Methode. — Bildniss Friedrich II. — Die Säule von Gaeta. — Facsimiles Raphaelischer Zeichnungen in Oxford. — Unächte Namensschrift Raphaels. — Der Engel Michelangelo's in San Domenico in Bologna. — Hat Michelangelo auch den San Procolo in Bologna gearbeitet? — Das Reiterstandbild des Bartolommeo Colleoni in Venedig. — Reisebericht des Felix Fabri aus Ulm und sein Besuch in Venedig 1483. — Vasari's und Sansovino's Verschweigen Leopardi's. — Leopardi's Grabmal. — Verrocchio's und Leopardi's Antheil an der Statue.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 28. Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Transatlantische Plaudereien. — Briefe von Zedlitz an eine Freundin. — Correspondenz-Nachrichten. London. Hamburg. Aus den norischen Alpen. (457)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (458)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 28. Erlebnisse eines preußischen Kaufmanns während des galizischen Aufstandes im Jahre 1846. — Eindrücke der Juli-Revolution in Deutschland. — Aus Mecklenburg-Schwerin. — Der siebenjährige Krieg als Religionskrieg. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (459)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 27. Eine Ferienreise nach dem Mittelmeer. — Zur Geschichte der Buchdruckerei in Frankreich. — Die Fahrten der venetianischen Galeeren nach Flandern. — Pleasant Island. Geschichte eines neapolitanischen Briganten. — Das älteste unter den bekannten Geschöpfen der Erde (Eozoon Canadense). — Oberstlieutenant Pelly über das Wahabitenland. — Dr. K. Scherzer über die Verbreitung des Guano.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Für

Freunde humoristischer Lectüre.

A. von Winterfeld:

Der stille Winkel.

Komischer Roman in vier Bänden. In illustr. Umschlag geh. Preis 5 Thlr.

Von dem Verfasser sind in unserem Verlage früher erschienen:

Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman. Zwei Bände. eleg. geh. in illustr. Umschlag. 1863. 2 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Erster Band: 1. Die gute, alte Zeit. — 2. Posemuckel. — 3. Der Stein der Weisen. — 4. Der neue Doctor. — 5. Die Regentenfamilie. — 6. Die Staatsvisite. — 7. Die Abend-Ressource.

Zweiter Band: 1. Eine Feldblume. — 2. Aufklärungen. — 3. Aug' um Auge. — 4. Acht Monate. — 5. Die erste Schreckenskunde. — 6. Posemuckel in tausend Aengsten. — 7. Die Berathung. — 8. Die Präservative. — 9. Hochzeit. — 10. Schluß.

Das Manneken P..s von Brüssel. Eine Humoreske, in farbigem Umschlag geh. 1863. 15 Sgr.

Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging. Militärische Humoreske. In illustr. Umschlag geh. Preis 15 Sgr.

Die Wohnungssucher. Komischer Roman. 1863. 2 Bände in illustr. Umschlag geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Käthchen aus der Kirchgasse. 1863. 8. geh. 15 Sgr.

Cadettengeschichten. Mit 49 Illustrationen von Ludwig Burger. 1865. gr. 16. geh. 25 Sgr. (460)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Auf vielfach ausgesprochene Wünsche erscheint der **erste Band in Groß-Oktav-Format, mit großer Schrift gedruckt** und in **tadelloser Ausstattung** in einer **Lieferungs-Ausgabe** zu dem ungemein niedrigen Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. für den vollständigen Band, der in fünf Lieferungen zum Preise von je 8 Sgr. ausgegeben wird.

Die vierte und fünfte Lieferung erscheinen so eben und sind demnächst durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Wien. Berlin. (461)

Carl Gerold's Sohn, Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.** (Harrwitz und Goßmann.)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. 1864. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (462)

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (463)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates

von **F. Voigt**, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen."

Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. 3. Auflage.

Miniatur-Ausgabe.

In englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (464)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (465)

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Der Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner.

Die klare Einsicht in die ältere Geschichte der Deutschen ist deshalb so schwer zu erlangen, weil wir fast einzig auf die Tradition der Griechen und Römer angewiesen sind, deren Berichte nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen, weil theils Unkenntniß des deutschen Wesens und Lebens, theils Parteilichkeit gegen die feindliche Race, theils besondere Tendenzen, die die Verfasser bei Abfassung ihrer Schriften verfolgten, die historische Wahrheit nicht selten getrübt haben. Eine zuverlässigere Quelle sind die Denkmäler der deutschen Vorzeit, die man auf und in der Erde gefunden; allein wie viel Tüchtiges auch in der neuesten Zeit für die Kenntniß der deutschen Alterthümer geleistet worden ist, so fehlt es doch bis jetzt an einer solchen umfassenden Bearbeitung derselben, die das ungeheuere Material übersichtlich ordnet und systematisch darstellt und so dem Historiker ein Hülfsmittel für seine Forschungen gewährt. Kritische Sichtung ist daher vorläufig die erste und wichtigste Forderung für den Bearbeiter der älteren deutschen Geschichte, und eine solche hat in Bezug auf die Völkerwanderung ein junger Gelehrter, Dr. Reinhold Pallmann, vorgenommen. Es liegt uns der zweite Theil seiner „Geschichte der Völkerwanderung" vor, „den Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner,"*) behandelnd. War in dem ersten Theile von der Völkerwanderung der Gothen bis zu ihrem dauernden Eintritte in den wankenden römischen Reichskörper die Rede, so bilden die Züge und Schicksale der Herulen, Turcilingen, Sciren und Rugen, der Hauptbestandtheile des Söldnerheeres, das unter Odovakar dem weströmischen Reiche ein Ende machte, den Stoff des zweiten Theiles. Es war die Hauptabsicht des Verfassers, die Quellen bis in das kleinste Detail zu prüfen, um die natürlichen, politischen und anderen nachweisbaren Ursachen von der Vorwärtsbewegung dieser Völker aufzudecken. „Nur dadurch, daß die Völker und die von ihnen ausgehenden Unternehmungen nicht geschieden und genau verfolgt wurden, konnte jenes Gewoge, konnten jene Lücken in der Völkerkarte entstehen, die so viel beigetragen haben, planlose Züge, weite, schnelle Wanderungen hervorzubringen, wo ruhige natürliche Entwickelung der Dinge stattfand und in Berichten noch nachzuweisen oder doch nachweisbarer ist, als die Wanderungen ihrerseits."

Das Werk hat durchaus einen kritischen Charakter. Der Verfasser hat nicht nur das gesammte Material zusammengetragen, sondern es einer sorgfältigen Kritik unterworfen; er hat die Resultate, die seine Vorgänger aus den Quellen gezogen haben, geprüft und theils bestätigt, theils widerlegt. Wie verdienstlich, ja wie nothwendig auch eine solche Arbeit ist, so hätte doch in der Darstellung der Verfasser das, was Sache des Geschichtsforschers, von dem, was Sache des Geschichtsschreibers ist, besser trennen sollen. Wir sind genöthigt, ihm durch den dornenvollen Weg der Untersuchung zu folgen, um mühsam mit ihm das Resultat zu erkämpfen. Er hat sich dadurch selbst sein Publikum allzu sehr beschränkt; denn dem größten Theil der Leser liegt nur daran, das, was sich nach sorgfältiger Forschung als geschichtliche Wahrheit ergeben hat, zu erfahren, nicht aber den ganzen gelehrten Apparat und die kritische und exegetische Behandlung derselben kennen zu lernen. Der Reiz, den das Geschichtliche auf den Leser übt, geht größtentheils verloren, wenn wir uns durch lange Anmerkungen hinter dem Texte und durch zahlreiche Noten unter demselben durcharbeiten müssen. Wenn der forschende Historiker ein Gelehrter, so muß der Darstellende ein Künstler sein, der den mannigfaltigen Stoff zu einem schönen Ganzen zusammenzufügen versteht. Abgesehen von dieser Unvollkommenheit der äußeren Form, können wir dem Verfasser alle Anerkennung für seinen Fleiß in der Zusammentragung der Quellen und seinen Scharfsinn in der Behandlung derselben zollen. Seine Ansichten im Einzelnen zu prüfen, ist hier der Ort nicht; doch scheint uns im Allgemeinen das Resultat ein gesichertes.

Die vier Völker, von denen das Buch handelt, erhalten ihre geschichtliche Bedeutung erst nach dem Tode Attila's. Sie halten von ihren Sitzen an der mittleren Donau aus die Straße nach Italien fortwährend offen, und indem sie die vor ihnen liegenden Provinzen verwüstend heimsuchen, lähmen sie das Kaiserreich und versorgen dazu noch das schon barbarisirte italische Heer, welches unter Ricimer zu entscheidendem Einflusse gekommen war, ohne Unterlaß mit neuen Streitkräften. So wurden sie unter den Soldatenvölkern bald die vorwiegenden Elemente. Deshalb und wegen der Nähe der freien Völker kam es, daß man lange Zeit dazu verführt wurde, an einen Einbruch jener vor den Thoren Noricum's lagernden freien Völker unter einem Heerkönige Odovakar zu denken, während sie doch zur Zeit des Aufstandes in Italien ruhig an der Donau saßen. Nicht sie, sondern ihre Landsleute, die Söldner in Italien, haben sich durch den Sturz des weströmischen Reiches und als Gründer des ersten germanischen Reiches in Italien einen welthistorischen Namen gemacht. Was Alarich weder in Griechenland, noch in Italien vermochte, das gelang ihnen von einem abhängigen Verhältnisse aus. Und doch ist ihnen weder in den Berichten der Zeitgenossen, noch in den Darstellungen der späteren bis auf unsere Zeit Gerechtigkeit widerfahren. Man hat das Andenken der Soldvölker entstellt, auf ihre Kosten das der Gothen glänzend hervorgehoben und die deutsche Geschichte um eines ihrer würdigsten Glieder gebracht. Die Ehrenrettung der deutschen Söldner und ihres Führers Odovakar, den schon die deutsche Sage, wie später die deutsche Geschichte gegen seinen großen Gegner Theodorich in Schatten gestellt hat, ist ein Hauptverdienst, das sich unser Verfasser durch seine Schrift erworben hat.

Schon in seinem Aeußeren erscheint Odovakar als eine echte deutsche Heldenfigur. „Er war von hoher und imponirender Gestalt; sein Gesicht, welches auf neuerdings gefundenen Münzen erhalten ist und eine auffallende Aehnlichkeit mit dem größten neueren deutschen Helden, Blücher, zeigt, hat einen kräftigen, entschiedenen Ausdruck." Was er geworden, hat er nicht seiner Geburt, seinem Range oder dem Glücke, sondern seiner geistigen Begabung zu verdanken. Der Ruge Odovakar stammte nicht aus königlichem Blute, wohl auch nicht aus einer Adelsfamilie, sondern von einem gemeinfreien Manne. Als Söldner diente er in der Leibwache des Kaisers, worin er, wenn auch nicht einen Offiziersposten, doch wenigstens eine höhere Stellung einnahm. Bei dem Aufstande der Söldner gegen Orestes, den Vater des jungen Kaisers Romulus Augustulus, handelte es sich um eine bleibende Wohnstätte in Italien. Sie verlangten den dritten Theil des italischen Bodens als Eigenthum. Als sie Orestes mit ihrer Forderung abwies, da wagte es Odovakar, seinen Kameraden die Durchführung dessen, was sie begehrten, zu versprechen, wenn sie ihn zum Anführer wählten. So trat er in

*) Weimar, Hermann Böhlau, 1864.

Ravenna an die Spitze des Aufstandes. In Venetien, an der Gränze von Pannonien, organisirte er den Aufstand, indem er zahlreiche, abenteuerlustige Krieger von seinen Landsleuten an der Donau an sich zog. Ehe der Krieg begann, erhoben die Söldner den Odovakar zu ihrem Könige, 23. Aug. 476. Sie sprachen damit aus, daß sie von nun an nicht mehr Söldner, sondern freie Männer sein und ein Volk werden wollten. Bei Lodi trafen die Heere des Orestes und Odovakar zusammen, ohne daß es zu einem Kampfe kam. Orestes warf sich, da zahlreiche Ueberläufer das Heer des Odovakar verstärkten, in das stark befestigte Pavia. Die Deutschen erstürmten die Stadt, Orestes floh, wurde auf dem Wege nach Piacenza eingeholt und vor dem versammelten Söldnerheere hingerichtet, 28. Aug. 476. Vor Ravenna wagte Paulus, der Bruder des Orestes, noch einen Kampf. Er unterlag und fiel in der Schlacht, 4. Sept. 476. Der Kaiser Romulus öffnete dem Sieger die Thore. Jener wurde des Purpurs entkleidet, aber am Leben verschont. Jetzt richtete Odovakar seinen Marsch auf Rom. Dem heranrückenden Söldnerkönige schickten die Römer eine Deputation in feierlichem Aufzuge entgegen, die demüthig um Schonung bat. So endete ruhmlos und unbedauert das einst weltbeherrschende römische Reich.

Odovakar war jetzt Herr von Italien, dem er noch einige Nebenländer, wie Sicilien und Dalmatien, hinzufügte. Nach einer fast dreizehnjährigen kräftigen und doch milden Regierung unterlag er den Intriguen des oströmischen Hofes und der Tapferkeit und dem Muthe der Gothen und ihres Königs Theodorich bei Verona, 489, und an der Adda, 490, und nach einer drittehalbjährigen Belagerung in Ravenna schloß er mit Theodorich den Frieden, wonach ihm unter gleichen und gemeinschaftlichen Verhältnissen mit Theodorich in Ravenna zu leben gestattet sein sollte, 27. Febr. 493. Doch nicht lange, so hieb Theodorich mit eigener Hand seinen ehemaligen Gegner im Palaste Lauretum verrätherisch nieder, als er mit ihm bei Tafel saß. Nicht ein Verrath Odovakar's, sondern politische Rücksichten lagen dieser Blutthat Theodorich's zu Grunde. Selbst die deutsche Sage, die Theodorich so hold, dem Odovakar aber abhold ist, hat ihm das nicht vergessen und läßt ihn zur Strafe dafür ewig mit Ungeheuern kämpfen.

„So fiel Odovakar und mit ihm das Reich, welches er unter schwierigen Verhältnissen dreizehn Jahre lang bis zum Ausbruche des ostgothischen Krieges glücklich und segensreich regiert hatte. Die Geschichte hat, obgleich er von allen deutschen Helden der Völkerwanderung der erste gewesen ist, dem es gelang, in einem der Brennpunkte der alten Bildung ein Reich zu gründen und zu erhalten, sein Andenken doch wenig treu bewahrt, ja geflissentlich verdunkelt und entstellt. Sein Bild, wie das seiner Völker, ist erblaßt und fast ganz verschwunden; kaum sind für den ersten Blick undeutliche Züge nachweisbar; dagegen strahlt Theodorich hell und klar wie die Morgensonne. Das ist aber ein erborgtes Licht, wenn Odovakar darunter leidet.

„Alle die Formen, in denen das Germanenthum zum römischen Wesen in Italien eine schonende Stellung einzunehmen suchte, hat Odovakar vorgezeichnet, Theodorich sie nicht erst gefunden. Odovakar hat ferner mit Festigkeit regiert. Die Söldner wurden streng behandelt; aufsteigenden Gelüsten eingeborener italischer Elemente wurde ebenso wenig Spielraum gegeben. Die Waffen, mit denen der Söldnerkönig die Anmaßung des Bischofs zu Rom bekämpfte, waren geschickt gewählt. Dem Lande die Ruhe und Erholung, welche so nöthig war, zu wahren, war Odovakar's augenscheinliches Streben.

„Theodorich steht in keiner Hinsicht größer da als Odovakar. Dieselbe Klippe, welche dieser nicht zu umschiffen vermochte, die byzantinische Politik, ließ auch ihn Schiffbruch leiden. In mancher Beziehung war Odovakar noch gewandter, als Jener. Theodorich, so geistvoll er auch war, verdient das ihm gespendete Lob nicht im ganzen Umfange. Die innere Politik war ungewandt und schwankend, zum Unheil für seine Nachfolger und für die Italiäner selbst. Es wird auch nicht umsonst erzählt, daß die Köpfe des Symmachus und Boethius noch in der Todesstunde vor seinen Augen erschienen: Theodorich starb eben mit dem Fluche eines Theiles der Italiäner beladen. Odovakar hat bessere Denksteine hinterlassen. Der wackere Römer Liberius rühmte sich Odovakar's als seines Herrn noch zu Theodorich's Zeiten, wo die Meisten den gefallenen, ermordeten Helden des neuen Herrschers wegen verunglimpften, und blieb doch im höchsten Ansehen bei den Ostgothen. Auch im Kriege war Odovakar dem Amaler ein ebenbürtiger Gegner; kein oströmischer Feldherr hat diesen in so große Verlegenheiten zu bringen gewußt wie er; keiner ihm zäher widerstanden. Wenn er unterlag, so war es Schuld des Glückes und des Verrathes eines Theiles der Italiäner; daran ging später ja auch die Ostgothenherrschaft unter.

„Wenn die deutsche Heldensage den Söldnerkönig nach und nach zu einer wahren Jammergestalt, zu einem elenden Feiglinge erniedrigte, so hat sie einen Gang genommen, auf dem ihr leider auch die Forschung lange gefolgt ist. Odovakar ist es aber werth, in die Reihe der anerkannten deutschen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung aufgenommen zu werden. Er steht ebenso groß da wie Theodorich; nur war er nicht wie dieser so glücklich, glänzende Erfolge zu erringen und lobpreisende Federn in Bewegung zu setzen. Der Mann, welcher in Italien das erste germanische Reich begründet hat, welcher die alte mit der neuen Kultur in einem Brennpunkte der klassischen Welt friedlich zu vermitteln versuchte, kann nicht unbedeutend gewesen sein, auch in dem Falle nicht, wenn im Einzelnen kein Wort über seine vermittelnde Thätigkeit berichtet wäre." E. M.

Zur Friedrichs-Literatur.

Wir haben wiederum einige monographische Abhandlungen zu registriren, die kürzlich zur Geschichte des Lebens und der Politik Friedrichs des Großen erschienen sind. Thomas Carlyle's Werk über den König, so formlos und zuweilen abstoßend es auch ist, hat doch augenscheinlich in Deutschland den Impuls zu neuen Forschungen und Kritiken in Bezug auf das Jahrhundert Friedrichs gegeben. Direkt an das Werk Carlyle's schließen sich zwei dieser Abhandlungen: die eine von Dr. Bürde: „Carlyle und Ranke über Friedrich den Großen" in der „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde," und die andere von Hugo Senftleben: „Friedrich der Große als Mensch und Staatsmann" in der „Altpreußischen Monatsschrift."*) Den Unterschied des deutschen und des englischen Historikers in der Darstellung des Königs charakterisirt Dr. Bürde durch die Bemerkung, daß Ranke bei seiner Arbeit ursprünglich von einem sachlichen Gesichtspunkt ausging und erst im Verlaufe derselben das Interesse sich mehr auf die Persönlichkeit Friedrichs concen-

*) Altpreußische Monatsschrift zur Spiegelung des provinziellen Lebens in Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie, herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. Zweiter Jahrgang, drittes Heft. April—Mai 1865. Königsberg. Albert Rosbach.

trirt, Carlyle's Theilnahme dagegen von vornherein nur durch diese Persönlichkeit gefesselt wird, die er mit seinem bekannten Cultus des Heroenthums zum alleinwaltenden Gotte ihrer Zeit erhebt. In der „Altpreußischen Monatsschrift" werden die Momente, welche dem jungen Friedrich der Anlaß wurden, das geographisch zu Norddeutschland gehörende Schlesien den Oesterreichern abzunehmen und diese Provinz ihrer natürlichen Bestimmung zurückzugeben, ganz so dargestellt, wie sie Carlyle im Gegensatze zu seinem in dieser Beziehung sehr kurzsichtigen Landsmanne Macaulay aufgefaßt hat.

In einem andern Aufsatze der „Zeitschrift für preußische Geschichte" *) übernimmt es Herr E. Simon, Lehrer der Geschichte am Magdalenen-Gymnasium in Breslau, „die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen Preußens zu Rußland im J. 1762" nach archivalischen Quellen darzustellen. Der Verfasser folgte dem Rathe des Herausgebers der Oeuvres de Frédéric le Grand, Prof. Preuß, der es mit Nachdruck betont, daß zur vollen Beurtheilung des Charakters und der Handlungsweise Friedrichs des Großen noch sehr Vieles aus dem Schachte der Archive zu heben ist, und der das Verdienst hat, die jüngeren historischen Kräfte zuerst auf diese Quelle zu neuen Aufschlüssen über den König hingewiesen zu haben. Der Umschwung, der den Ereignissen des siebenjährigen Krieges durch die Thronbesteigung Peters III. von Rußland gegeben wurde, bildet ein zu effektvolles Moment in der Geschichte des Königs, als daß es nicht stets zu neuen Forschungen anreizen sollte, und in der That ist es Herrn Simon gelungen, nach den im geheimen Staatsarchiv in Berlin befindlichen Gesandtschafts-Berichten des Grafen Goltz aus St. Petersburg die damalige Situation von einer bisher noch nicht gekannten Seite zu beleuchten. Unter Anderem hat Friedrich, der seinen Gesandten instruirt hatte, dem Kaiser Peter III. seine holsteinischen Besitzungen zu garantiren, falls dieser dafür dem Könige den Besitz Schlesiens garantire — um die Doppelsinnigkeit der Kaiserlichen zu charakterisiren, darauf hingewiesen, daß Oesterreich im Jahre 1747 nicht bloß dem damaligen Großfürsten, sondern zu gleicher Zeit dem Könige von Dänemark den Besitz Holsteins garantirt habe. Der durch die bald darauf erfolgte Entthronung und Ermordung Peters III. niemals zur Ausführung und Publication gelangte preußisch-russische Friedensvertrag vom Juni 1762 enthält in seinen geheimen Artikeln nicht bloß jene gegenseitige Garantie, sondern auch Verabredungen in Bezug auf Kurland, sowie hinsichtlich Polens, dessen Zukunft hier zum erstenmale einer gemeinsamen Beschlußfassung der beiden Mächte unterworfen wird. Herr Simon theilt über diese geheimen Artikel, sowie über das persönliche Verhältniß Friedrichs zu Peter III., manches Neue und Interessante mit, und es ist nur zu bedauern, daß es ihm nicht auch gestattet war, Einsicht von dem Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Peter III. zu nehmen, der sich ebenfalls im Berliner geheimen Staatsarchiv aufbewahrt findet.

J. L.

*) Unter Mitwirkung von Droysen, L. von Ledebur, Preuß, L. Ranke und Riedel herausgegeben von Prof. Dr. R. Foß. Zweiter Jahrgang, sechstes Heft. Juni 1865. Berlin, A. Bath.

Frankreich.

Handwerker-Schulen und Fürsorge für die Lehrlinge.

Nach Jules Simon.*)

„Alle Welt ist wohl darüber einig, schreibt Herr Jules Simon, der geschätzte französische Rechts-Philosoph, daß wir zu viel regiert und reglementirt sind. Die Regierung selbst scheint das endlich zu begreifen: sie will das Gesetz vom 4. Mai 1855 revidiren und den Departements sowie den Kommunen eine größere Selbständigkeit geben. Unsere Gesetze beschränken die freie Verfügung des Einzelnen in traurigster Weise, und es ist dringend nothwendig, daß die Regierung diesem Uebelstand abhelfe, wenn nicht die Fähigkeit, selbst zu ordnen und zu verwalten, den Kommunen wie dem Einzelnen ganz verloren gehen soll.

„Mitten in dieser Strömung nach Aufhören der Centralisation scheinen wir einen Anachronismus uns zu Schulden kommen zu lassen, wenn wir eine umfassendere und strengere Gesetzgebung in Betreff der Gewerbeverhältnisse, namentlich in Betreff der Arbeitszeit und Arbeitsart der Kinder, verlangen. Und doch ist der Anachronismus nur scheinbar.

„Das Gesetz von 1841 verbietet den Aeltern, ihre Kinder vor abgelaufenem achten Jahre in den Fabriken arbeiten zu lassen, verbietet die Arbeit zur Nachtzeit, und die Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit über acht Stunden. Das Gesetz war weise und gerecht; die Industrie hat, trotz aller Prophezeiungen, von der genauen Befolgung desselben keinen Schaden zu erleiden gehabt, und die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse haben dabei gewonnen.

„Aber das Gesetz hat den Fehler, daß es sich nur mit einem Bruchtheil der arbeitenden Kinder beschäftigt: nämlich nur mit denen, die in der großen Industrie beschäftigt sind. Eine Ergänzung stellte sich sehr bald als nothwendig heraus und diese Ergänzung brachte das Gesetz von 1851, welches die Kontrakt-Verhältnisse der Lehrlinge regelte; ein solcher Kontrakt wurde bei Unterbringung eines Knaben in einer kleinen Werkstatt nicht gerade als nothwendig erklärt, aber doch als wünschenswerth.

„Wir verlangen nicht, daß das Gesetz von 1851 diesen fakultativen Charakter verlieren soll: es ließe sich nicht rechtfertigen, wenn man alle Arbeits-Burschen zwingen wollte, einen regelrechten Lehrlings-Kontrakt abzuschließen. Aber das Gesetz ist nicht aus Einem Guß. Der erste Theil bestimmt die tägliche Arbeitsdauer je nach dem verschiedenen Alter: die Kinder sollen Zeit für den Unterricht gewinnen, wenigstens zwei Stunden täglich. Der zweite Theil bezieht sich auf den professionellen Unterricht. Nach unserer Meinung, sollte nur dieser Theil fakultativ sein; der erste hingegen sollte alle Kinder umfassen, auch diejenigen, für welche ein Kontrakt nicht abgeschlossen ist. Nicht darum, weil ein Knabe Lehrling ist, soll er lesen und schreiben lernen, sondern weil er ein Knabe ist und einmal ein Mann sein wird. Man that nicht recht, daß man zwei so völlig ungleichmäßige Elemente, ein fakultatives und ein obligatorisches, in ein einziges Gesetz zusammenschmolz.

„Wenn wir versuchen, das Gesetz so zu formuliren, wie es berechtigte Ansprüche verlangen, so würden wir folgende vier Artikel vorschlagen:

*) Wir empfehlen diesen Artikel auch in Deutschland zur Beherzigung der Freunde des Handwerkerstandes. D. R.

1) Kein Kind darf als Lehrling oder gegen Tagelohn in der großen oder kleinen Industrie arbeiten vor zurückgelegtem achten Lebensjahre.

2) Kein Kind unter sechszehn Jahren darf zur Nachtzeit herangezogen werden.

3) Kein Kind unter zwölf Jahren darf täglich mehr als sechs Stunden arbeiten.

4) Alle Kinder, welche in der großen oder kleinen Industrie beschäftigt sind, müssen die Schule besuchen; und zwar die Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren alle Tage, die Kinder im Alter von zwölf bis sechszehn Jahren dreimal wöchentlich. Die tägliche Schulzeit beträgt zwei Stunden. Die Meister haben, bei Strafe, für den regelmäßigen Besuch der Schule zu sorgen.

„Besteht dieses Gesetz in Kraft, so braucht das Gesetz über die Regelung der Kontrakte sich nur auf die eigentliche Professionsarbeit zu beziehen. Wir wollen hier gleich bemerken, daß wir die Frage von den Professionsschulen für eine schwierige halten, die wohl noch nicht spruchreif ist, namentlich nicht so spruchreif, daß wir einen staatlichen Zwang beanspruchen möchten. Es bestehen seit 1833 unter dem Namen höhere Primär-Schulen Anstalten, die wir, namentlich bei einiger Vervollkommnung (wie z. B. die Schule Turgot zu Paris, die Schule La Martinière zu Lyon), für besser halten, als die eigentlichen Professionsschulen; man ist im Lauf der letzten Jahre von der Erweiterung dieser Anstalten abgegangen: wir bedauern das. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß wenn man in jedem Arrondissement von Paris eine Schule Turgot errichtete, vor Ablauf von drei Monaten kein unbesetzter Platz in ihnen zu finden wäre. Man lernt in diesen Anstalten freilich kein Gewerbe, aber man gewinnt eine Reihe von theoretischen Kenntnissen und praktischen und mechanischen Fertigkeiten, welche man für jedes Gewerbe mit großem Vortheil verwerthen kann.

„Ist es möglich, wie einige Theoretiker behauptet haben, die Lehrlingszeit in der Werkstatt durch den Besuch einer Professions-Schule zu ersetzen? Wir halten das für unmöglich aus zwei Gründen. Erstens wegen der Kosten: es handelt sich dabei nicht um einige Millionen, sondern um Summen, welche die Ausgaben für den Elementar- und den gesammten höheren Unterricht ganz außerordentlich übersteigen. Zweitens wegen des Handwerks selbst: in allen Schulen überwiegt die Theorie; die Praxis wird nur als Erläuterung getrieben; das kann ausreichen, wo es sich um die Heranbildung von besonders Begabten handelt, aber nicht für die Menge.

„Wir sind also im Allgemeinen gegen die Professions-Schulen; das schließt jedoch nicht aus, daß im Interesse der Gewerbe und einzelner begabterer Knaben an den Central-Punkten der Industrie einige wenige Spezial-Anstalten errichtet werden; ihr Hauptzweck wird jedoch immer nur die theoretische Vorbildung oder die theoretische Fortbildung sein können, um die gewonnene Theorie später für die Praxis nutzbringend zu machen.

„Wenn unsere Vorschläge in Betreff des Elementar-Unterrichts aller arbeitenden Kinder zur Geltung kämen, so würde das Gesetz von 1851 in Betreff des eigentlichen Lehrlings-Verhältnisses nur einiger Umänderungen bedürfen. Bei der heutigen Sachlage wendet man nämlich dieses Gesetz sehr wenig an; das ist wohl allein schon ein Beweis gegen seine praktische Brauchbarkeit. Die Erhebung der Pariser Handelskammer für das Jahr 1863 hat ergeben: daß in den Werkstätten von Paris 25,540 Kinder unter sechszehn Jahren arbeiten (19,059 Knaben, 6481 Mädchen); darunter werden 5798 (mit etwas über 200 Mädchen) als Hülfsarbeiter gebraucht, d. h. man benutzt ihre Kraft gegen Tagelohn, ohne daß sie bei ihrer Thätigkeit irgend etwas von der Profession lernen. Diese letzteren Kinder werden also in späteren Jahren nur als Handarbeiter (Lastträger) thätig sein können, d. h. sie werden nur als Maschinen arbeiten. Von den 19,752 Kindern, welche im Lehrlingsverhältniß stehen, sind 10,487 Knaben und 4732 Mädchen (also über 15,000) ohne jeden Kontrakt untergebracht. Nur 4523 Kindern kommt die Wohlthat des Gesetzes von 1851 zu gut.

„Kann man wohl annehmen, daß eine große Anzahl Kinder, die nicht regelrecht als Lehrlinge aufgenommen worden sind, dennoch als Lehrlinge von ihren Meistern werden behandelt werden? Wir bejahen diese Frage, sogar für die meisten Fälle, obwohl die Unterlassung einer so wichtigen und so leicht erfüllbaren Formalität eine große Nachlässigkeit der Familienväter beweist und es wenig wahrscheinlich macht, daß sie die Ausbildung ihrer Kinder sonderlich überwachen werden. Andererseits wissen wir sehr wohl, daß die regelmäßigsten und bestredigirten Kontrakte nicht immer eine Schranke gegen Mißbrauch aufrichten — das beweist indeß nichts gegen die Regel. Wenn einige intelligente und humane Meister sich wahrhaft väterlich gegen ihre Lehrlinge benehmen, so denken doch andererseits wohl die meisten Meister nur daran, von diesen Lehrlingen möglichst viel Vortheil für sich selbst zu ziehen, ohne ihre Gesundheit und ihre Ausbildung zu berücksichtigen — und diesen gegenüber giebt der feste Kontrakt doch einen gewissen Anhalt.

„Das Gesetz von 1851 hat einige Forderungen an die Meister aufgestellt, aber diese lassen sich leicht umgehen. Zum Beispiel wird bestimmt, daß die tägliche Arbeitszeit nur zehn Stunden betragen darf (wir verlangen in unserem Entwurf nur sechs Stunden) —, aber diese Bestimmung ist effektlos geblieben. Wir glauben: die meisten Väter kennen diese Bestimmung gar nicht. Weiß man, wie lange die Arbeitszeit in den Webereien von Lyon dauert? Dreizehn, vierzehn, selbst fünfzehn Stunden. Wenn ein Lehrling verlangte, nur zehn Stunden arbeiten zu dürfen, so würde er schwerlich einen Herrn finden, der ihn annähme. Jeder Meister hat in seiner Werkstatt vier, fünf oder sechs Webestühle: zwei von diesen besetzt er und seine Frau, die anderen vermiethet er an seine Gesellen und zieht einen hohen Miethszins. Wenn er einem Lehrling einen Webestuhl anweist und dieser arbeitet einen Theil des Tages nicht, so verliert der Herr nicht allein die Arbeit, sondern auch den Miethszins des Webestuhls. Doch sieht man die Kinder zwölf bis dreizehn Stunden arbeiten.

„Wir behaupteten, die meisten Väter erfüllten nicht ihre Pflicht — aber freilich lassen sich auch Entschuldigungsgründe für diese Versäumniß auffinden. Es ist nicht leicht, einen Meister zu finden: es ist hierin noch nichts organisirt, es giebt keine Blätter dafür und keine Büreau's. Man nimmt, was man gerade findet. Ein Arbeiter muß sich immer kurz entschließen: zum langen Suchen hat er nicht Zeit, er lebt von seiner Zeit. Er weiß auch nicht, wo er sich Raths erholen soll. Eines Tages merkt er, daß seine Kräfte abnehmen, seine Schulden sich steigern und daß sein Sohn arbeitsfähig ist. Er sieht sich nach einem Platze für ihn um und ist glücklich, wenn er einen gefunden hat. In Paris sind die soliden und guten Häuser selten genug. Viele Industriezweige, die auf möglichst billige Waare hin arbeiten, benutzen sehr gern Lehrlinge; sie sind zuvorkommend beim Engagement und die Aeltern sind glücklich, ohne ein Lehrgeld davongekommen zu sein. Der Knabe macht Tag aus Tag

ein nur eine und dieselbe Arbeit; er spaltet immer ein Brettchen, oder er malt immer eine bestimmte Farbe auf, oder er faltet immer einen Bogen; Resultat: er lernt Nichts!

„Für viele Aeltern ist das die Kardinalfrage: für ihre Kinder nichts bezahlen zu dürfen! Es liegt nicht immer Mangel an Zärtlichkeit zum Grunde, sondern, bei aller Liebe, ein unverständiges Sparsystem. Brauchen sie nichts zu bezahlen, so nehmen sie es leicht in Betreff des Wohnens, des Essens, selbst der Vortheilhaftigkeit des Gewerbes. In Paris wohnen 8904 Knaben und 2762 Mädchen (also 11,666 Kinder) bei ihren Meistern; 5257 Knaben und 2819 Mädchen (Summa 8076) bei ihren Aeltern: diese letzteren sind zum größten Theil in den großen Gewerben beschäftigt. Für Paris und alle großen Städte ist das Letztere das Wünschenswerthe: Moralität und Gesundheit gedeihen besser in der eigenen Familie.

„Es ist von manchen wohlwollenden Seiten darauf hingewiesen worden, daß viele gewissenlose Meister sich viel mehr Lehrlinge halten, als für die Ausbildung der Letzteren wünschenswerth ist, daß die Meister sich billige Arbeitshände schaffen wollen auf Kosten ihrer Lehrlinge — wir halten es indeß für unmöglich, diesem Uebelstande gesetzlich abzuhelfen.

„Das Gesetz von 1851 bestimmt: ein Meister, der eine Strafe erfahren, mit welcher der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden ist, darf keine Lehrlinge halten. Wir möchten das Verbot auch auf die Fälle ausdehnen, in welchen die Frau des Meisters eine solche Strafe verwirkt hat: ein Meister ist in derselben Lage wie ein Lehrer, und wenn der Lehrling bei ihm wohnt, so ist sein Haus gleich dem väterlichen: das böse Beispiel wirkt mächtig, ihm muß vorgebeugt werden.

„Weitere Abänderungen des Gesetzes von 1851 würden wir nicht vorschlagen.

„Aber wenn das Gesetz nützen soll, so bedarf es einer Ueberwachung desselben. Man hat behauptet, die Ueberwachung einer Werkstätte, in der mehr als zwanzig Personen zusammenarbeiten, sei möglich und vernünftig, aber die Ueberwachung der kleineren sei eine Inquisition und ein Eingriff in die Familienrechte. In Wahrheit hat man keine besoldeten Inspektoren geschaffen und hat die großen Ateliers so wenig überwacht, wie die kleinen. Wir können eine Inquisition darin nicht finden, daß man sich um ein Kind kümmert, welches als ein fremdes in eine Familie eintritt. Wir halten die Inspizirung der kleinen Werkstätten für nothwendig, für um so nothwendiger, als das Uebel in ihnen sich leichter versteckt. Die Inspizirung soll sich erstrecken auf die Art, wie der Lehrling behandelt und auf die Art, wie er unterrichtet wird.

„Die größte Schwierigkeit bei der Aufrechthaltung des Gesetzes über die Kontrakte der Lehrlinge liegt darin, daß man im Fall der Nichterfüllung einen Schadenersatz stipulirt und daß Niemand diesen Schadenersatz bezahlen kann. Die kleinen Meister — und ihre Anzahl ist die weit überwiegendste — sind eben so arm wie ihre Lehrlinge. Auf beiden Seiten sagt man sich: wenn es zur Geldstrafe kommt, so kann sie nicht gezahlt werden — warum also erst klagen? warum überhaupt erst einen Kontrakt unterzeichnen, wenn er doch keine Geltung haben soll?

„Vielleicht könnte hier das Prinzip der Solidarität helfen, ein Prinzip, das in unseren Gewohnheiten und in unserem Rechte noch so neu ist und das doch schon so erstaunliche Dienste geleistet hat. Wir kamen sehr langsam vom Leihamt zur Sparkasse, sehr rasch von der Sparkasse zur Lebensversicherung, zur Versicherungs-Gesellschaft überhaupt. Warum sollten nicht die Familienväter eine Kasse gründen zur Bezahlung der Strafen, zu welchen der Meister oder Lehrling verurtheilt ist? Die Kontrakte würden dadurch viel gewichtiger. Es ließe sich damit sehr leicht eine Versorgung derjenigen ordentlichen und geschickten Lehrlinge verbinden, denen durch plötzliche Todes- oder Unglücksfälle die bisherige Unterstützung seitens ihrer Aeltern entzogen wird. Die Kasse könnte auch Schüler der (Elementar-) Lehrlings-Schule, welche sich besonders auszeichnen, auf ihre (der Kasse) Kosten in eine höhere Lehranstalt bringen: kein geringer Sporn zum Fleiß Aller! Die heutige Zeit, welche ihren Kummer hat, aber auch ihren Trost, wäre würdig, eine solche Einrichtung entstehen zu sehen: niemals hat man sich mehr mit der Erziehung der Kinder beschäftigt, als jetzt; niemals war der Familiensinn, auf welchem die Macht eines Volkes beruht, stärker, niemals fand dieser Sinn wärmere Apostel!

„Vor Allem bedürfen wir der Schulen! Wir rechnen darauf, daß endlich der Sonnenschein komme für die Kinder, die da leiden, ohne ihr Uebel zu kennen. Kein Mann mit gesundem Sinn kann bestreiten, daß es viele ausgezeichnete Meister giebt, die ihre Lehrlinge lieben, die ihnen Gutes thun, ihre Kräfte leiten, ihre Sitten überwachen, und sie alle Geheimnisse der Profession sorgfältig lehren — das freut und tröstet uns, aber es macht uns nicht blind gegen die schlimmere Art der anderen Meister und nicht blind gegen das Gesetz, welches gegen diese schlimmere Art nicht hinreichend schützt. Man verlangt immer von uns gleich eine handvoll unfehlbarer Mittel, wenn wir einen Schaden aufdecken — das ist das alte Unglück Frankreichs: entweder Resignation bis zur trägsten Unthätigkeit oder Revolution! Wir wollen keine Revolution, sondern eine Reform. Wir decken das Uebel auf, aber wir werden darüber weder zornig noch muthlos: Zorn und Muthlosigkeit sind die Zeichen der Schwäche. Mit Geduld wollen wir suchen, mit Ausdauer; die kleinsten Reformen wollen wir nicht verachten und die bescheidensten Heilmittel nicht geringschätzen. Wir gehen auch gern rasch, wenn es möglich ist, aber wir verschmähen auch den kleinsten Schritt nicht, wenn er uns vorwärtsbringt."

Italien.

Salvator Rosa.

Nach Adolf Stern und Andreas Oppermann.*)

Salvator Rosa, der letzte große „Naturalist" Italiens, gehört zu jenen eigenthümlichen Künstlern, welche nicht nur durch die Originalität und Kühnheit ihrer Leistungen, sondern auch durch die ihrer Persönlichkeit ein stetes Interesse einflößen. Nach allen Erläuterungen, Erklärungen und Feststellungen bleibt in derartigen Naturen immer noch etwas Räthselhaftes, und sie üben damit eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Ja, man darf wohl sagen, daß Charaktere und Lebensläufe, wie die Salvator Rosa's, Vielen für den Typus eines echten Künstlercharakters und eines echten Künstlerlebens gelten. Daran ist nur ein kleiner Theil berechtigter Wahrheit. Allerdings waren in Rosa gewisse Züge, welche beinahe allen Künstlern gemeinsam sind, in größter Stärke und Schärfe ausgebildet. Andere aber

*) Das Leben der Maler, nach älteren und neueren Kunstschriftstellern für Künstler und Kunstfreunde bearbeitet von Adolf Stern und Andreas Oppermann. Leipzig, Heinrich Matthes, 1864.

gehörten lediglich seiner Zeit, seinem Lande und Volke an. Gleichwohl, und obschon das Schicksal und die Art der größten Künstler mit Rosa's abenteuerlicher Biographie nichts Uebereinstimmendes haben, wird das bunte, wechselvolle, ruhelose, von ehrgeiziger Hast und leidenschaftlicher Unruhe erfüllte Dasein dieses Malers den meisten Menschen nach wie vor als das Muster eines echten Künstlerlebens erscheinen.

Salvator Rosa war 1615 zu Neapel geboren, ein Sohn der lebensfreudigsten, beweglichsten und erregbarsten unter den Städten des Südens. Die Leidenschaftlichkeit, welche bei Anderen nur in Momenten sichtbar wird, begleitet den Neapolitaner durch sein Dasein, sein Thun und Treiben. — Und je mehr die öffentlichen Verhältnisse Neapels schon damals auf Jedermann einen steten harten Druck ausübten, um so seltsamere Wege mußte oft die angeborene Gluth und Lebendigkeit suchen. Salvator stammte aus einer Familie, welcher schon einige, nicht bedeutende Künstler angehörten. Er wuchs mit der bald hervortretenden Absicht, sich der Malerei zu widmen, zunächst in völliger Sorglosigkeit auf. Seine künstlerische Bildung erhielt er unter den Einflüssen der Naturalisten. In frühester Jugend hatte man ihn zum Geistlichen bestimmt und er deshalb in einer Klosterschule einige Bildung erhalten, welche fast allen Künstlern der naturalistischen Schule abging. Ribera war einige Zeit sein Meister; doch dachte Rosa nicht daran, wie dieser den Spaniern, den tyrannischen Bedrückern seines Vaterlandes zu schmeicheln. Er haßte dieselben vielmehr mit allem Feuer seines Naturells, mit Kraft und Ausdauer. Es wäre vielleicht nicht zu viel behauptet, wenn man sagen wollte, daß der Haß gegen die spanische Herrschaft das einzige stete, nie erlöschende oder zurücktretende Gefühl seines Lebens war. Sei es eine frühzeitige Wirkung dieses Hasses, sei es die Sucht und Lust nach Abenteuern, oder nur der Drang des Künstlers nach originellen Studien — Salvator Rosa verließ in früher Jugend zu verschiedenen Malen Neapel. Er streifte in den calabrischen Gebirgen, den Abruzzen, den Sitzen wilder Hirten- und Banditen-Romantik umher. Daß ihm die Wanderungen und dies seltsame Leben als Künstler genützt, lehrt der Blick vielfach auf die Mehrzahl seiner späteren Werke. Er nahm Bilder aus der Natur und Menschenwelt in sich auf, groteske, seltsame Erscheinungen, die vor ihm kaum ein Künstler und keiner mit solch ausgesprochener Vorliebe beobachtet hatte. Ob es nur eine Sage ist, die ihn selbst eine Zeit lang unter den Banditen verweilen und ihr kühnes Handwerk theilen läßt, mag jetzt schwer zu entscheiden sein. In seinem Charakter lag nichts, was ihn von einem solchen Wagniß hätte zurückhalten sollen; die politische Parteiung und Erbitterung hatte damals reichere und hochstehende Neapolitaner unter die Räuber getrieben; bei ihnen herrschte die Freiheit, des spanischen Vicekönigs und des ganzen kastilianischen Druckes zu spotten. Es ist also kein Grund vorhanden, Erlebnisse des Malers abzuleugnen, denen er auf alle Fälle wenigstens nahe gekommen ist.

Uebrigens sollte Rosa in seiner Jugend neben wilder romantischer Ungebundenheit auch schwere Sorgen kennen lernen. Er war noch nicht zwanzig Jahre, als sein Vater starb und die Sorge für eine zahlreiche Familie ihm hinterließ. Unter Noth und Kümmernissen aller Art begann er für seine Bilder Käufer zu suchen. Er arbeitete für die Trödler, wurde schlecht behandelt und schlechter bezahlt, erfuhr anhaltend Niederlagen eines hohen Selbstgefühls, das ihm angeboren war. In jener Zeit mag der Schlüssel zu manchen Eigenthümlichkeiten seines Charakters und seiner Kunstweise zu suchen sein. Er wählte damals vorzugsweise Gauner, Galeerensträflinge, Fischer und andere charakteristische Gestalten zu seinen Darstellungen. Aber auch schon in diesen frühesten Bildern begann das Landschaftliche eine bedeutende Geltung, zuweilen ein Uebergewicht zu erlangen. Rosa war noch erfüllt von den großartigen, zum größten Theile düsteren Eindrücken, welche er in den Gebirgen empfangen hatte; er verfehlte nicht, dieselben wiederzugeben. Sobald er biblische Gegenstände behandelte, zeigte er sich Caravaggio und Ribera verwandt und verfuhr rücksichtslos naturalistisch. Sein „Christus unter den Schriftgelehrten" (im Museum von Neapel) zeigt „um einen hülflosen Knaben das brutalste Volk". Vielfach wiederholte Rosa in dieser Zeit eine „Hagar in der Wüste". Ein besonders tief empfundenes, gleichsam mit dem eigenen Weh des jungen Künstlers getränktes Bild dieses Gegenstandes kam in die Hände des Malers Lafranco, der damals in Neapel lebte. Derselbe stellte Nachforschungen nach allen Gemälden an, welche mit dem Namen „Salvatoriello" bezeichnet waren, und hob dadurch den Muth wie die Geltung Rosa's.

Gleichwohl litt es diesen nicht in Neapel. Eine ruhige Zufriedenheit mit seiner äußeren Lage sollte niemals zu den Eigenschaften des genialen Künstlers gehören. Vor der Hand war diese Lage nicht einmal genügend, bescheidene Ansprüche, geschweige denn die Hoffnungen eines regen Ehrgeizes, die Forderungen eines überaus phantastischen Naturells zu befriedigen. Schon als zwanzigjähriger Jüngling war Salvator Rosa nach Rom gegangen, hatte aber zunächst keine höhere Anerkennung, kein glänzenderes Schicksal als in Neapel gefunden. Als er indeß im Jahre 1639 zum zweiten Male in der ewigen Stadt ankam, gelang es ihm rasch, sich die erste Bedingung zum Weiterkommen, einen Namen, ein öffentliches Bekanntwerden zu verschaffen. Er trat als Improvisator auf einer eigenen kleinen Bühne vor das römische Volk und machte hier seine poetischen, namentlich satyrischen Gaben, sein darstellendes Talent geltend. Mit beißendem Witz geißelte er Zustände des römischen Volks- und Kunstlebens; bald kannte alle Welt den spottenden „Signor Formica"; tobender Beifall umgab seine Bühne, und auf den Absatz seiner Bilder übte die schnell gewonnene Popularität den günstigsten Einfluß. —

Der römische Aufenthalt Salvator Rosa's währte auch diesmal, trotz seiner Erfolge, nicht lange. Im Jahre 1640 begab er sich nach Florenz, wo er sich für beinahe ein Jahrzehend niederließ. In mehr als Einer Beziehung wurde dies die angenehmste Zeit seines Lebens. Als Künstler thätig und glücklich, gelang es ihm außerdem, ein Dasein sich zu schaffen, wie sein unruhiger, die Veränderung liebender, das Poetische, Glanzvolle, Theatralische im täglichen Leben hochschätzender Sinn es bedurfte. Am Hofe der Mediceer genoß Rosa Ansehen; seinen Hauptumgang aber bildeten die „Schöngeister" von Florenz. Dichter und Gelehrte und die im damaligen Italien außerordentlich zahlreichen Leute, welche keines von beiden, aber von jedem etwas waren, verkehrten täglich mit ihm. Man vereinigte sich zu einer Art Akademie, wo Vorlesungen und Disputationen veranstaltet wurden; man spielte Theater, und Rosa excellirte besonders in den der italiänischen Komödie eigenthümlichen verschmitzten Bedienten. Es wurde musicirt, geschriftstellert, darüber aber andere Genüsse des Lebens keineswegs vergessen. In der Stadtwohnung des Malers gab es glänzende, üppige Gastereien; auf dem Lande bewirtheten die Brüder Maffei in ihren Villen bei Volterra. Lustfahrten, Scherzspiele aller Art wechselten mit den wiederkehrenden Tafelrunden. — Dabei lebte

Rosa in jeder Beziehung unbekümmert; sein Pinsel brachte ihm jetzt reichen Ertrag; das Geld zerrann aber freilich in seinen Händen sehr rasch. In der Liebe war der feurige Künstler gleichfalls glücklich. Neben manchem vorübergehenden Abenteuer fällt in die Zeit seines florentinischen Aufenthalts die dauernde Verbindung mit jener Geliebten, die in seinen und seiner Freunde Briefen als „Signora Lucrezia" erscheint und ihm jetzt in Florenz sowie später in Rom einen Sohn gebar.

Nach vielfachen Ueberlieferungen eilte Salvator Rosa im Jahre 1647 aus diesen toskanischen Festen und Idyllen hinweg, um sich in den Strudel der Revolution in Neapel, an deren Spitze Masaniello stand, zu werfen. Allerdings ist kein positiver Beweis für seine Betheiligung an derselben beizubringen. Aber es ist schwer anzunehmen, daß Rosa mit seinem Spanierhaß, seinem glühenden neapolitanischen Patriotismus, seiner wilden Abenteurerlust ruhig in Florenz geblieben sein sollte, während der Freiheitssturm über Neapel brauste. Weit wahrscheinlicher ist, daß er dorthin ging und nach dem unglücklichen Ausgang der Erhebung sich wieder in Toskana einfand. Seine Sympathien für Masaniello hat er niemals verhehlt und sie in seinen Poesien und Gesprächen warm und lebhaft an den Tag gelegt.

Während der Jahre, welche der Maler in der gedachten Weise zu Florenz verbrachte, entwickelte sich seine Kunst in der Art weiter, die ihm eigenthümlich und in der er geradezu einzig war. Er selbst hielt sich entschieden für einen Historienmaler; bei der Nachwelt gilt er eher als ein genialer Genre-, Schlachten- und Landschaftenmaler. Gleichwohl ist nicht abzuleugnen, daß sich in gewissen Bildern von ihm historische Größe, überall eine gewaltige Phantasie ausspricht, welche nur wenigen Landschaftsmalern eigen ist. Salvator Rosa war eine so durchaus originelle, vielfach abnorme Erscheinung, daß die hergebrachten Bezeichnungen und Eintheilungen der Kunst nicht überall mit Glück auf ihn angewendet werden können. Vor Allem kennzeichnet ihn die überaus kühne leidenschaftliche Auffassung gewaltiger Naturscenen, schauerlicher Wildnisse und Einöden, die er mit Banditen und anderen unheimlichen Figuren zu staffiren liebt. Die entfesselte Gewalt der Elemente, der Aufruhr der Brandung eines sturmgepeitschten Meeres, die Düsterheit schroffer Feldschluchten weiß er mit markiger Kraft zu schildern. In seinen Schlachtbildern versteht er in den gewaltigsten Zügen den Totaleindruck eines Massenkampfes zu erfassen. Farben und Lichter stehen ihm in diesen Fällen in höchster Meisterschaft und für beinahe jede Wirkung zu Gebote. Aber auch einzelne historische Bilder von ihm sind durchaus nicht ohne Verdienst und Bedeutung. — Eine außerordentlich große Anzahl seiner Bilder — man nimmt an Dreiviertel — ist im Laufe der Zeit nach England gewandert. Die Vorliebe der Engländer für den phantasiereichen, schroff selbständigen Künstler ist bis zur Ueberschätzung gesteigert.

In Florenz hinterließ Salvator Rosa zahlreiche Denkmäler seiner Kunst und Thätigkeit. Er verließ diese Stadt, trotzdem er sich dort in den glücklichsten Verhältnissen befand, nach dem Jahre 1649 und wendete sich nach Rom. Hier hielt er mit lächerlichem Pompe seinen Einzug. Er muß im Besitze guter Mittel gewesen sein, denn er kaufte auf dem Monte Pincio ein Haus. Seine Nachbarn waren die großen französischen Maler Poussin und Claude Lorrain. Mit Beiden scheint er sich befreundet zu haben; Poussin gewann sogar unzweifelhaften günstigen Einfluß auf seine künstlerische Thätigkeit. In der Hauptsache setzte Salvator Rosa sein von Stimmungen viel abhängiges, nach Außen hin stattlich üppiges, selbst prahlerisches Leben fort. Seine Gastmahle wurden in Rom ebenso berühmt wie in Florenz; seine Vorlesungen und satyrischen Darstellungen, poetischen und musikalischen Talente übten große Anziehung auf die römische Gesellschaft. Aber so viel Lob ihm auch von allen Seiten zu Theil ward, so genügte dasselbe seinen hohen Erwartungen nicht immer. Er überließ sich den Ausbrüchen wilder Verzweiflung, resignirten düstern Verzagens an sich oder der Welt ebenso leicht als den ungemessensten Hoffnungen, dem stolzesten Selbstgefühl. Bei der Arbeit war er immer in Aufregung. Erst zerbrach er sich den Kopf oder quälte den Freund, neue Gedanken aufzufinden, bei der ungemein raschen Ausführung war er sodann in steter leidenschaftlicher Bewegung; wenn er Schlachtenbilder malte, kam er sich selbst wie eine Alekto vor; galt es, einen großen Erfolg zu erreichen, so arbeitete er, nach seinen eigenen Worten, wie im Todeskampfe. Dazu gesellte sich seine politische und künstlerische Leidenschaftlichkeit. Einfälle wie der, daß man die Menschen nächstens nicht nur ohne Kleider, sondern auch ohne Haut werde malen müssen, so sehr seien sie von den Fürsten ausgezogen, konnte er niemals unterdrücken; begreiflich bereiteten sie ihm Verdrießlichkeiten. Hundert Mal verschwor er sich, keine Satyren mehr zu schreiben, unterließ es aber ebensowenig als das Musiciren, das Festgeben, das Eifersüchteln mit Freunden, das Streiten mit Gelehrten und Künstlern, das prahlerische Auftreten oder das leidenschaftliche Malen.

Im Ganzen hatte Salvator Rosa sein Absehen hauptsächlich darauf gerichtet, weniger Landschafts- und Schlachtdarstellungen und mehr eigentliche historische Kompositionen auszuführen. In Rom befinden sich bedeutende Landschaften von ihm, vor Allem im Palast Colonna. Man trachtete eifrig danach, Bilder dieser Art zu erlangen. Ja, es kam wohl vor, daß man historische Gemälde bei ihm bestellte, weil es seine Gewohnheit war, den Bestellern Landschaften und Genrescenen geschenkweise in den Kauf zu geben. Salvator Rosa zeigte sich überhaupt, trotzdem er viel Geld bedurfte, nie knauserig. Bekannt ist eine Anekdote, welche sich an die für den Connetable Colonna gemalten Landschaften knüpft. Der Connetable hatte deren zwei begehrt, Salvator Rosa stellte ihm bei der Uebersendung die Belohnung anheim. Colonna schickte eine Börse mit zweihundert Goldstücken. Salvator Rosa erwiederte die glänzende Freigebigkeit mit zwei ähnlichen Bildern; sein Gönner schickte ihm die gleiche Summe zum zweiten, und beim Empfange eines fünften und sechsten Bildes zum dritten Male Dabei ließ er Rosa bitten, den edlen Wettstreit nun einzustellen, weil ihm, dem Connetable, doch leichter das Geld, als Salvator Rosa die Kunst versiegen werde. — Gewisse Neigungen seiner Jugend behielt der Künstler auch in den späten Tagen seines Lebens. Mit Entzücken berichtete er im Frühjahre 1662 seinem Florentiner Freunde Ricciardi von einer Reise, welche er nach Loretto gemacht, und bei der er wieder durch schauerliche Felspartien und einsame Gründe gewandert war. Auch das bunte berauschende Leben, das er in Rom führte, vertauschte er zeitweise mit einer tiefen ländlichen Zurückgezogenheit.

Salvator Rosa's ehrgeizige Hauptsorge war in diesen Jahren, bei dem Fest von St. Johannis Enthauptung und den dabei veranstalteten Kunstausstellungen Triumphe zu feiern. So brachte er im Jahre 1663 sein großes, jetzt im Palast Pitti befindliches Bild „Die Verschwörung des Catilina" zur Ausstellung. Dasselbe war mit der Theilnahme ausgeführt, welche der Maler bei seinen Gesinnungen allen politischen Ereignissen zuwendete, und gehört jedenfalls zu seinen Hauptwerken. Bedeutender

noch ist das im Jahre 1668 vollendete Bild „Saul, dem die Hexe von Endor den Geist des Samuel beschwört“ (im Louvre zu Paris), eine Komposition von wilder, gewaltiger Phantastik. Sein letztes großes Werk war ein im Jahre 1669 für die Kirche S. Giovanni dei Fiorentini gemaltes Altarbild, welches „das Martyrthum der heiligen Cosmo und Damiano“ darstellte.

Im Allgemeinen blieb Salvator Rosa von dem Geiste fanatischer Unduldsamkeit, kirchlicher Extase, der einige Maler jener Tage beseelte und den Andere heuchelten, derart frei, daß in Rom großer Streit herrschte, ob er als Schismatiker, Hugenott oder Lutheraner sterben werde. Er endete indessen als gläubiger Katholik und starb 1673 nicht nur im Schooße seiner Kirche, sondern erfüllte auch auf seinem letzten Lager die Forderung derselben, sich seine Freundin Lucrezia antrauen und so dem Liebesbunde eine verspätete Weihe geben zu lassen. Eine Grabschrift hatte er sich selbst in den Verszeilen geschrieben: „Edel und frei bin ich, ein Maler; im Tadeln heftig, aber gerecht; Schätze verachte ich, ebenso wie den Tod; das ist mein Genius.“ Und die Nachwelt konnte dieses Selbstzeugniß eines bei allen Irrungen edlen und bedeutenden Künstlers mit gutem Fuge gelten lassen.

Wir haben mit dieser Biographie Rosa's eine Probe aus dem Werke gegeben, dessen Titel oben angeführt ist. Das Werk bezweckt, jeden bedeutenden Maler, vom 14. Jahrhundert an bis in die Neuzeit, in seiner Sphäre, seinem Bildungsgange, seinem Schaffen und seinen äußeren Lebens-Schicksalen zu schildern und die Stellung zu bezeichnen, die er als Glied in der Kette unserer kunst- und kulturhistorischen Entwickelung einnimmt. Die Verfasser haben sich daher nicht, wie Elise Polko in ihren musikalischen Novellen, begnügt, abgerissene biographisch-romanhafte Skizzen aus dem Leben einzelner Künstler herbeizutragen; ihre Malerbiographien, welche auf der Grundlage, wenn auch nicht immer eigener, doch immerhin gründlicher Forschungen beruhen, geben im Zusammenhange ein gefälliges Bild der Wirksamkeit jeder Kunstepoche, ein reich staffirtes Lebensbild der modernen Malerkunst überhaupt. Das würde allerdings durch bloße Biographien nicht erreicht worden sein. Deshalb ist zweckmäßig jeder Malergruppe eine Uebersicht über die politischen und Kultur-Verhältnisse ihrer Zeit vorangeschickt, damit man urtheilen könne, ob und wie jeder Künstler „seiner Zeit genug gethan“. Das Buch gestaltet sich auf solche Weise zu einer recht angenehmen und zugleich lehrreichen Lektüre. Ob aber gerade die Maler besonderen Grund haben, die ihnen auf dem Titel zugedachte Widmung des Werkes anzunehmen, mag dahingestellt bleiben. Die summarische Behandlung gerade der künstlerischen Seiten im Leben der Maler möchte wenigstens für ein tieferes Studium ein allzudürftiges Material darbieten.

Belgien.

Die „katholische Universität“ von Löwen.

Soll künftig eine möglichst vollständige Geschichte der Universitäten geschrieben werden, so wird dem Verfasser derselben für manche Zeitabschnitte und manche Universitäten nur ein lückenhaftes Material zur Benutzung vorliegen. Die Verzeichnisse der Lehrer der Hochschulen und ihrer Vorlesungen sind ungenügende Hülfsmittel. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, wenn einzelne Universitäten alljährlich regelmäßig über die wissenschaftlichen Leistungen und Bestrebungen der Vortragenden und Zuhörer, sowie über den Zustand der akademischen Bildungsanstalten u. s. w., Nachricht ertheilen.

Das Löwener Universitäts-Jahrbuch, welches sein neunundzwanzigstes Jahr erreicht hat*), giebt ein treues Bild von dem geistigen Leben der alten berühmten belgischen Hochschule, die Papst Martinus V. durch eine Urkunde vom 9. December 1425 begründete, deren theologische Fakultät jedoch erst durch eine Stiftungs-Urkunde des Papstes Eugenius IV. vom 7. März 1431 hinzugefügt wurde. (Die fünf Fakultäten derselben sind jetzt benannt: Faculté de théologie mit 11, Faculté de droit mit 11, Faculté de médécine mit 10, Faculté de philosophie et lettres mit 11, Faculté des sciences mit 8 Professoren. Wie sehr diese segensreich wirkende Universität auch außerhalb Belgiens in Achtung steht, ersieht man u. A. daraus, daß in der Liste des étudiands admis aux grades académiques par l'Université pendant l'année 1863—1864, in welcher 25 Personen aufgezählt werden, 12 Ausländer namhaft gemacht sind, unter denen mehrere Amerikaner, ein Pole, ein Lievländer u. s. w. — (Die Universität hat leider vor Kurzem ihren gelehrten und hochverdienten Rektor De Ram durch den Tod verloren.) — Das „Jahrbuch“ besteht aus zwei Abtheilungen und einem Anhange. Voran geht ein Kalender nebst dazu Gehörigem und einer Notiz über die Einführung des Kalenders bei den Juden (aus dem Werke: „Art de vérifier les dates“). Dann folgt eine Chronik vom 1. Oktober 1863 bis zum 30. September 1864. Die erste Abtheilung enthält u. A. die Angabe des Lehrer-Personals, das Verzeichniß der Vorlesungen, die Aufzählung der wissenschaftlichen Anstalten der Universität (12), ferner Notizen über die Studirenden, welche akademische Grade erhalten haben, einen Nekrolog u. dergl. Ein näheres Eingehen würde hier zu weit führen; die erwähnten Gegenstände sind jedoch von Allen, die sich für Universitäts-Einrichtungen und Wesen interessiren, nicht unbeachtet zu lassen, da sie in verschiedenen Bestimmungen manches Charakteristische darbieten. Ganz besonders ist die Aufmerksamkeit zu lenken auf die ausführlichen, anziehenden Berichte über die Wohlthätigkeits-Gesellschaft des heiligen Vincentius de Paula und über die literarische Thätigkeit von vier Gesellschaften der Studirenden. Diese Berichte geben Rechenschaft von den Leistungen der folgenden Vereine, an welchen, was hervorzuheben, auch Professoren Theil nehmen: Literarische Gesellschaft der Universität La Baroche; Gesellschaft die Rechtswissenschaft Studirender; Taal-en Letter lievend Studenten-Genootschap der Katholische Hoogeschool, onder de Zinspreuk: Met Tijd en Vlijt; die medicinische Gesellschaft. Ich habe diese Berichte mit aufrichtiger Theilnahme gelesen und wünsche den würdigen Lehrern zu solchen Lernenden, wie sie in denselben mit werthvollen Arbeiten erscheinen, herzlich Glück! Namentlich ist des regen und ernsten Wirkens der jungen wackern Belgier, welche die vlamische Literatur-Gesellschaft bilden, mit Anerkennung und Lob zu gedenken. — In der zweiten Abtheilung sind abgedruckt: Réglement général. Réglement pour le service de la Bibliothèque. Man findet in derselben noch: Liste chronologique des réglements publiés dans les Annuaires (24, von 1835—1836). Le Collège ecclésiastique belge de Rome (1844 von dem Kardinal-Erzbischof von Mecheln und den Bischöfen Bel-

---

*) Annuaire de l'Université catholique de Louvain 1865. Vingt neuvième année. Louvain, typ. de Vanlinthout frères, imprimeurs-libraires de l'Université. 12°. LXII. u. 378 S.

giens gestiftet). Le Séminaire americain à Louvain (1857 von mehreren Bischöfen Amerika's begründet). — Der Anhang ist auch betitelt: Analectes pour servir à l'histoire de l'Université de Louvain, S. 257–373. In der Zeitschrift „Serapeum", Jahrgang 1860, S. 243—249, und Jahrgang 1864, S. 135—138, ist über die früheren Jahrgänge dieser, nicht nur für die Geschichte der Löwener Universität, sondern auch für die Geschichte der Wissenschaften und Gelehrten zum Theil sehr wichtigen Analekten berichtet. Die neueste Sammlung ist den vorhergehenden vollkommen ebenbürtig, hier aber nicht der Ort, um die acht Bestandtheile derselben näher zu besprechen. Erwähnt mag nur werden, daß Herr Professor und Bibliothekar Dr. Theol. Reusans in einer mitgetheilten Rede von dem Leben eines ausgezeichneten Gelehrten, J. F. Van de Velde (gest. 1823), der sich auch einige Jahre in Deutschland, z. B. in Gotha, Dresden, Bremen aufhielt, gehandelt hat.

F. L. Hoffmann.

Rußland.

Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Rußland.*)

Die Universitäten.

Der erste bedeutsame Schritt, um in Rußland die Wissenschaften einheimisch zu machen, war die Errichtung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg durch einen Ukas des Kaisers Peter I. vom 28. Januar 1728. Mit dieser Akademie und neben ihr war zugleich eine Universität gegründet, deren Vorlesungen aber aus Mangel an Zuhörern zu öfteren Malen eingestellt werden mußten. 1755 erfolgte darauf die Gründung der Moskauer Universität durch die Kaiserin Elisabeth, die sowohl in ihrer Organisation ganz nach dem Muster deutscher Universitäten gebildet war, als auch in Ermangelung russischer Gelehrten zur Besetzung der Lehrstühle größtentheils auf ausländischen und zumeist deutschen Kräften beruhte. Später kam durch die Theilung Polens die Wilnaer Universität (1578 gegründet) an Rußland, während die seit 1632 bestehende Universität Dorpat bei der Erstürmung der Stadt (1704) zu Grunde gegangen war.

In solcher Lage befanden sich die wissenschaftlichen Institute Rußlands, als unter Alexander I. am 8. September 1802 das Ministerium der Volksaufklärung begründet wurde und hiermit eine neue Epoche in der Entwickelung derselben begann. Die während der Zeit vom 8. September 1802 bis 5. November 1804 herausgegebenen kaiserlichen Statuten bestätigten zuerst (12. Dez. 1802) die neue Dorpater Universität, publizirten (24. Jan. 1803) in allgemeinen Zügen das Programm des Ministeriums der Volksaufklärung (Errichtung der 6 Lehrbezirke: Moskau, Wilna, Dorpat, Charkov, Kasan, St. Petersburg) und (4. Apr. 1803) die Bestätigungsakte für die Universitat Wilna, endlich (5. Nov. 1804) diejenigen für die Universität Moskau und die beiden neuen Hochschulen in Kasan und Charkov.

Lehrstühle ordentlicher Professoren wurden in Moskau, Kasan und Charkov 28 errichtet, in Wilna 32 und in Dorpat 23, — während die Zahl der Lehrenden überhaupt in jeder der drei ersten 46 betrug, in Wilna 50 und in Dorpat 41. Der Jahresetat der 5 Universitäten war auf 517,800 Rbl. S. bestimmt, wobei z. B. das Gehalt eines ordentlichen Professors 2000 Rbl. B. A. betrug.

Höhere Unterrichts-Anstalten, zuerst „wissenschaftliche Gymnasien", später „Lyceen" benannt, wurden in der Folgezeit von Privatpersonen errichtet. Zu dieser Kategorie gehört das 1817 in Odessa auf Staatskosten errichtete Richelieu-Lyceum.

Aus dem am 16. August 1817 gegründeten pädagogischen Institut zu Petersburg wurde am 18. Februar 1819 die Petersburger Universität geschaffen, welche am 4. Januar 1825 auf kaiserlichen Befehl das Statut und die Einrichtungen der Moskauer Universität erhielt.

Die bis dahin unumschränkte Autonomie der Universitäten wurde wegen vorgekommener Unordnungen denselben genommen und, um den Kuratoren der Lehrbezirke, denen die Aufsicht anvertraut wurde, eine größere Macht zu verleihen, eine besondere unter ihnen stehende Universitäts-Polizei geschaffen. Zu diesem Mißverhältniß trat um diese Zeit noch ein tiefer eingreifendes durch die bedeutende Baisse der Bank-Assignaten und die dadurch bedingte Reducirung der auf Bank-Assignaten lautenden Einnahmen. Der dadurch hervorgerufene Verfall in den Lehrkräften berührte nur die Wilnaer und Dorpater Universität nicht: die erste, weil ihr Etat in Silber normirt war, während bei der Dorpater Universität die am 21. August 1817 errichteten Etatsbestimmungen bedeutend höher waren (die ordentlichen Professoren erhielten z. B. 5000 Rbl. B.-Ass. jährlich nebst 500 Rbl. B.-Ass. an Quartiergeldern). Die Wilnaer Universität mußte jedoch, nachdem sie ihrer Situation gemäß sich glücklich entfaltet hatte, in Folge des revolutionären Geistes in Polen, der auch die Universität ergriffen hatte, 1832 geschlossen werden.

Eine sechste Universität wurde 1842 eröffnet: die Wladimir-Universität in Kijew. — 1835 erhob ein allgemeines Statut für die Universitäten die Anzahl der Katheder auf 34.

1854 erhielt die bisher aus drei Fakultäten bestehende Petersburger Universität eine neue: die orientalische. — Um die Professoren nach und nach aus der russischen Bevölkerung selbst nehmen zu können, bestand neben der Dorpater Universität seit 1828 ein besonderes Professoren-Institut, auf dem die fähigsten Mitglieder der russischen Universitäten herangebildet und von dort zur Vervollkommnung in's Ausland gesandt wurden. — Die durch manche zweckmäßigen Einrichtungen bedingte Entwickelung und Blüthe der wissenschaftlichen Institute wurde jedoch durch das Statut von 1835 und andere (1849), die den Universitäts-Konseils das Recht der Rektorwahl entzogen und außer der Einengung der Lehrpläne die Zahl der Studirenden selbst beschränkte (300), so beeinträchtigt, daß sich die wissenschaftliche Bildung nur in kümmerlichen Gränzen bewegte und von Tag zu Tag das Bedürfniß einer vollständigen Reorganisation immer schroffer hervortrat.

Die Bemühungen daher, die von Seiten des Ministeriums der Volksaufklärung Hand in Hand mit einer aus den Professoren gewählten Kommission (1861) gemacht wurden, riefen den 18. Juni 1863 unter kaiserlicher Bestätigung die neuen Universitäts-Statuten hervor, deren wesentlichster Vortheil darin beruht, daß die Professoren durch Vernichtung der Gesetze von 1835 und 1849 mit der ganzen inneren und äußeren Verwaltung der Universitäten betraut, ein größeres Interesse an der Entwickelung und Blüthe derselben erhielten. Außerdem trug

*) Nach einem ausführlichen Berichte des russischen Ministeriums der Volks-Aufklärung. Für solche Leser, die sich genauer zu unterrichten wünschen, ist der Bericht (Ausgabe in deutscher Sprache) in der W. Weber'schen Buchhandlung in Berlin gratis zu erhalten.

noch die Vermehrung der Lehrstühle und überhaupt der größere Etat, sowohl für die Lehrmittel, wie für die Lehrenden zu einer größeren Belebung der Universitäten bei.

(Im Jahre 1835 betrug der Etat der 5 Universitäten: Petersburg, Moskau, Kasan, Charkov, Kijew: 512,870 Rbl., 1863 dagegen 1,762,382 Rbl.; die Anzahl der Studirenden betrug 1836 — 1466, 1848 — 4016, 1860 — 4903, 1862 — 4372).

Die ebenfalls durch das Statut von 1863 vermehrte Anzahl Lehrender (von 263 auf 524) ließ sich nur allmählich durch Vorbereitung russischer Magister und Kandidaten im Auslande beschaffen. (Die Ausgaben des Ministeriums für diesen Zweck betragen jährlich 80,000 Rbl.)

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß am 1. Mai 1865 das frühere Richelieu-Lyceum in Odessa auf kaiserlichen Erlaß zu einer neurussischen Universität umgewandelt worden ist.

E. O. W. R.

Nord-Amerika.

Der Exodus nach Amerika und dessen Geschichte.

Wie ist Amerika, dieses Phänomen der neueren Geschichte, das während der letzten Jahre die furchtbarste Bürgerkrieg-Tragödie aufführte, der wir Alle mit steigernder Betheiligung zusehen mußten, deren Schluß wie der Anfang neuer Verwickelungen aussieht, wie ist dieses Amerika entstanden? Diese Frage, jetzt interessanter als je, ist zwar in einzelnen Theilen schon vielfach beantwortet worden, aber noch nie ordentlich im Ganzen, im Zusammenhange. Wir haben brillante, zum Theil poetisch und fabelhaft ausgeschmückte Erzählungen von den Abenteuern der ersten Entdecker und Eroberer, von Heldenthum und Verbrechen, womit die neue, westliche Welt von verschiedenen Nationen der alten gewonnen ward. Auch giebt es manche Darstellungen von den Verhältnissen amerikanischer Kolonieen zu ihren Mutterländern, von den Ereignissen und Ursachen, welche die „vereinigten Staaten" von England trennten, Spanien seiner indischen Herrlichkeiten beraubte und die neue Welt überraschend schnell mit blühenden Freistaaten füllte, die wir lange als Muster moderner Civilisation bewunderten und neuerdings im blutigsten Kampfe sich gegenseitig zerreißen, zerfleischen sahen.

Aber noch Niemand hatte versucht, die Bruchstücke dieses großen, modernen Epos in ein Ganzes zu verweben und die Verhältnisse der einzelnen Theile zu beleuchten, die Ursachen aufzudecken, welche Amerika drei Jahrhunderte lang mit europäischen Ansiedelungen bevölkerte, zu erzählen, wie die Staaten der alten Welt diese zu halten suchten und verloren, wie Kanada eine englische Provinz ward und einige wenige, schwache Ansiedelungen von Verbrechern, Flüchtlingen, Abenteurern und — Frommen zu Dutzenden mächtiger, vereinigter Republiken anschwollen und das mächtige Spanien fast die ganze Herrlichkeit verlor, zu welcher ihm Columbus den Weg eröffnet hatte.

Diesem desideratum in der Geschichtsliteratur hat jetzt ein englischer Lord, Parlamentsmitglied, abzuhelfen gesucht. Sein Werk: „The Exodus of the Western Nations. By Viscount Bury, M. P. London 1865" tritt als eine ganze Entstehungsgeschichte Amerika's auf, und zugleich als ein literarisches Erstlings-Produkt von einem noch jungen Autor, so daß die Bemühungen, des reichen Stoffes vollständig Herr zu werden, nicht durchweg gelungen erscheinen mögen, zumal da er es sich selbst nicht leicht gemacht zu haben scheint. Er strengt sich sehr an, mit philosophischer Fülle und Ausführlichkeit nachzuweisen, wie und unter welchen zusammenwirkenden Verhältnissen Amerika entstand, unter welchen Einflüssen von Außen und an Ort und Stelle sich die chaotischen Massen gestalteten, welche politische Lehren sich darin offenbaren und in welchem Verhältnisse die Geschichte Amerika's zu der Weltgeschichte stehe.

Während sich Spanien und Portugal mit Blutvergießen, Grausamkeit und unersättlicher Gier der neuen Welt bemächtigten, faßte eine französische Ansiedelung am Lorenzostrom festen Fuß. Lord Bury schildert deren Entstehung und Wachsthum bis zum stolzen, feudal-französischen Kanada sehr ausführlich.

Später (unter Ludwig XIII.) fand sich eine holländische Kolonie am Hudson ein. Eine herrsch- und gewinnsüchtige Oligarchie bevölkerte einen Theil des jetzigen Staates New-York. Kurz darauf fand sich ein „Neu-Schweden" an den malerischen Ufern des Delaware ein, ein Asyl für protestantische Flüchtlinge.

Die Engländer hielten sich lange zurück. Nach einem Versuche John Cabot's (1492), fremde Länder für die Krone Heinrich's VII. im Norden (Labrador) zu entdecken, begnügten sie sich fünfzig Jahre lang, mit Spanien und Frankreich, den Nieder- und Ostseeländern zu handeln, wie ihre Vorfahren.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts nahmen zwar viele englische Schiffe an den Neufundland-Fischereien Theil; aber erst unter Elisabeth brach der Unternehmungsgeist gegen Amerika in rohester Handelseifersucht aus und trieb eine Menge englische Seeräuber und Abenteuerer zerstörend und verwüstend gegen spanische Häfen und Städte in Amerika. Aber im Lande selbst faßten sie noch nicht Fuß: Roheit gegen Roheit, Handelsneid gegen Handelsneid. Die Spanier schlossen fremde Kolonisten und Kapitalisten aus, weil sie sonst nicht genug Gold zusammenscharren konnten. Nur „Virginien" (so getauft von „Jungfrau" Elisabeth) war durch englische Verbrecher, Halsabschneider und vornehme Gauner etwas bevölkert worden, ging aber in eigenen Sünden und unter den Pfeilen der Wilden bald wieder ziemlich zu Grunde. Die Stuart'sche Mißregierung trieb neue Flüchtlinge und ruinirte Landbesitzer hinüber, die endlich Virginien faßten und hielten und durch Tabaks- und Sklavenhandel reiche Junker und Pflanzer wurden. Der englische Puritanismus trieb viele englische Katholiken außer Landes und nach „Maryland".

Vor Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren Maryland, Nord- und Süd-Karolina schon ziemlich bedeutende Kolonieen geworden. Sie gediehen, weil Könige und Parlament ihre Kolonial-Weisheit nicht „ordentlich" geltend machen konnten, aus Mangel an Regierung und Gesetzgeberei, an deren Fülle die spanischen zu Grunde gingen.

Inzwischen hatte auch eine starkgläubige englische Puritaner-Gesellschaft an nördlichen Gestaden Amerika's Fuß gefaßt. Wie diese fanatischen Puritaner aus Yorkshire, der Tyrannei der Stuart's trotzend, sich erst nach Holland, von da über das Atlantische Meer flüchteten und auf dem trostlosen, öden Strande von Massachussetts mit Gebet, Arbeit, Enthaltsamkeit und Ausdauer die größten Hindernisse überwanden, sich Häuser und Aecker und Saaten und Wohlstand erwarben und sich ausdehnten zu ganzen starken Gruppen von Gemeinden, die in der Geschichte eine so wichtige Rolle spielen sollten, ist von Lord Bury mit großer Liebe und Ausführlichkeit geschildert worden, aber wohl kaum mit gehöriger Betonung der charakteristischen Kardinal-Tugenden.

Die puritanische Bornirtheit und vierschrötige Courage, die Ausdauer, Selbstüberwindung und Selbstregierung der alten Engländer traten in diesen Vätern und Schöpfern der nordamerikanischen Republiken als ganz stählerne Tugenden hervor und bezwangen die Natur, die Wildniß, die Knechtschaft, an welchen die Spanier zu Grunde gingen. Sie breiteten sich mit Bibel und Schwert, aber noch gewaltiger mit Pflug und Wirthschaftlichkeit landeinwärts aus und machten die unbetretenen, unbekannten Wüsteneien bis zu den Wassern des Hudson zu civilisirtem Boden und Eigenthum. Sie absorbirten die Kolonieen Hollands und Schwedens bis zum Delaware. Ihre Fischerei-Flotten handelten mit Europa und machten mehr Gold damit, als die Minen von Potosi den faulen Spaniern lieferten Sie hielten streng auf Gesetz und Recht, als wahre Republikaner stolz, eifersüchtig auf ihren Männerrang, allen Privilegien feind. Ihre bornirte, puritanische Intoleranz und nüchterne Frömmigkeit milderte sich mit der Zeit und unter den Einflüssen der weiten Natur, guter Erziehung und andersgläubiger Einwanderer, so daß sie bald Religionsfreiheit innerhalb ihrer Kolonieen proklamirten. Es strömten viele puritanische und protestantische Einwanderer zu und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts bildeten sie eine Gruppe starker, fleißiger, volkreicher, freier, sich selbst regierender Kolonieen von Maine bis Maryland, voller Elemente der Kraft und des Reichthums durch Fleiß und Produktion ohne europäische Bevormundung, ohne spanische Stiefel. Welch ein Gegensatz zu den spanischen Kolonieen und ihrer gräulichen Tyrannei unter den Satrapen des Mutterlandes! Der spanische Absolutismus herrschte mit eiserner Tyrannei über den Reichthum in den Kolonieen, um möglichst viel für die Krone und deren Adel herauszupressen, um den Reichthum drüben nicht aufkommen zu lassen, damit er nicht zum Selbstgefühl, zur Freiheit verleite. Industrie durfte schon deshalb in den spanischen Kolonieen nicht aufkommen, weil sonst die Bettel- und Raubwirthschaft der Monopolisirten im Mutterlande gestört worden wäre.

Die leicht eroberten, reichen, weiten Besitzungen des katholischen Königs wurden zu Vice-Königreichen parzellirt und kastilianischen Granden übergeben, welche sie in der Zeit ihrer Herrschaft durch eine Oligarchie kastilianischer Vettern und Speichellecker möglichst auszuplündern suchten. Alle Kolonisten, selbst die besten spanischen Blutes, wurden eifersüchtig ferngehalten von der so regierenden Clique. Alles bis zum niedrigsten Schreiber dieser Regierungen war importirte Fremdherrschaft. Selbst kreolische Abkömmlinge der ersten Eroberer konnten's nicht bis zu einer Unteroffizier- oder Stadtschreiberstelle bringen. Die unglücklichen Urbewohner wurden in abgesonderten Ghetto's wie eingesperrte Sklaven gehalten, die immer frische Opfer für die Minen oder Galeeren liefern mußten. Für sie gab's kein Gesetz und Recht. Zu dieser politischen kam die giftigste kirchliche Tyrannei. Die Regierungs-Satrapen, unterstützt und gesalbt von einer fanatisch-stupiden Inquisitions- und Jesuiten-Bande, preßten so viel irdische Güter aus den Regierten und in ihrem Fleiße Gehemmten heraus, daß nach einer solchen anderthalbhundertjährigen Wirthschaft nichts übrig blieb, als Bettelarmuth und elendeste Verworfenheit des Aberglaubens, der Tücke und Faulheit. Fremden Kaufleuten war es bei Todesstrafe verboten, spanische Kolonieen zu betreten. Keine Provinz durfte mit der anderen Mangel und Ueberfluß austauschen und der Handel mit dem Mutterlande blieb auf einige monopolisirte Herren in Cadix und Sevilla beschränkt. Und diese konnten's unter der Aufsicht despotischer Regierungsräthe auch zu keinem Gewinn bringen, weder für sich, noch für die unersättlichen Bettel-Tyrannen.

Die Folgen dieser allervollkommensten weltlichen und geistlichen Allregiererei und Monopols-Politik sind noch jetzt sichtbar. Sie hat einen herrlichen Theil der Erde, die von Natur reichsten und schönsten, moralisch, materiell, allseitig so tief erniedrigt und verwahrlost, daß sie noch nach Jahrhunderten darunter leiden, bluten und darben. Mexiko besteht noch heute aus Bettlern, Gaunern, Spitzbuben, entsetzlichen Mischlingen von Brutalität, Intrigue, Ignoranz und Bettelstolz, die unter dem importirten Kaiser ebensowenig gedeihen werden, wie unter republikanischen Tyrannen eigenen Gewächses.

Furchtbare Moral für den Despotismus des Allregierens und Beschützens!

Portugal machte es nicht ganz so arg mit Brasilien, aber auch nicht viel besser, so daß die Folgen im Wesentlichen dieselben waren.

Die französischen Kolonieen wurden von dem Absolutismus und der Feudal-Aristokratie des Mutterlandes ebenfalls so regiert, daß die Entwickelung individueller Freiheit und Unternehmung der Abhängigkeit von dem Militär-Despotismus im Mutterlande nicht mehr „gefährlich“ werden konnte.

Die englischen Ansiedelungen waren gleich vom Anfange an ziemlich frei von dem Bureaukratismus, der Schutzzöllnerei, dem Despotismus des Mutterlandes. Die puritanischen Väter dehnten ihre moralische und materielle Kraft in Selbstregierung, industriellem und merkantilem Unternehmungsgeiste, Kirche und Schule, Fruchtbarkeit und Mehrung zunächst zu sechs aufblühenden Staaten aus. Sie stiegen über die Gebirgsreihen, breiteten sich bis zur kanadischen Gränze im Norden und im Süden bis zu den Ebenen Virginiens aus.

Ackerbau und Handel, ferner Schulen und Selbstregierung, die Quellen ihrer Kraft, blieben in Europa nicht unbekannt. Adam Smith, der große Lehrer der Volkswirthschaft, pries ihre wohlfeilen, populären, freien Institutionen als musterhaft, während die spanischen und französischen Kolonieen zu immer abschreckenderen Warnungen herabsanken.

Auch die südlichen Kolonien vergrößerten sich. Süd-Karolina, das Musterland für Baumwollenbau, und Territorien bis zum Mississippi waren hinzugekommen. Aber nicht starke, fromme Puritaner, sondern aristokratische Taugenichtse und Abenteurer, sogar Verbrecher, dem Galgen entflohen, bildeten hier die Stammväter, die ihre Traditionen fortpflanzten und als Sklavenzüchter und höhere Wesen durch den Fleiß und die Knechtschaft untergeordneter Racen reich zu werden suchten. Aber alle englischen Kolonieen hatten den gemeinsamen Vorzug, daß sie in ziemlicher Unabhängigkeit vom Mutterlande Gesetze geben und anwenden, sich selbst regieren konnten und lernten. Georg II. und Georg III. und deren Parlamente „vernachlässigten“ die Kolonieen, d. h. sie zwangen ihnen keine Regierungsweisheit, keine Satrapen auf. Und das war die größte Wohlthat für Mutter und Töchter. Und als die Mutter mit Zwangssteuern Ernst machte, schüttelten die Töchter alles Joch ab und wurden die vereinigten Republiken Amerika's. Hätten die Engländer den Befreier Washington gefangen und seine Armee geschlagen, wär's ihm vielleicht auch so gegangen, wie jetzt dem Davis.

Doch Lord Bury hält sich frei von allen Anspielungen auf spätere Zeit und bleibt innerhalb seiner Schranken, die sich nicht über den Unabhängigkeitskampf hinaus erstrecken. Dieser Schluß ist vielleicht die schwächste Partie in seiner sonst historisch-

richtigen und ausführlichen Schilderung. Er wirft den Amerikanern ihren Freiheitskampf als eine That der Undankbarkeit und Selbstsucht vor, während den Engländern nichts Besseres passiren konnte, als ihre Befreiung von den Kosten, die die Kolonieen verursachten und die Entwickelung eines Handels mit den freien Staaten, der die Reingewinne auf beiden Seiten jedes Jahr um Millionen steigerte.

Lord Bury beschäftigt sich zuletzt viel mit Kanada und den Befürchtungen, daß es sich auch zu einem selbständigen Freistaate oder einem mit den amerikanischen annektirten Staate loslösen werde. Beide Fälle aber geben keinen Grund zu Besorgnissen, da England in dem einen wie in dem anderen Falle ein gutes Stück kostspielige, den inneren Frieden störende „auswärtige Politik" loswerden wird.

Wir haben nur ganz obenhin skizzirt, was Lord Bury mit großer Ausführlichkeit geschildert hat. Sein Buch ist wenigstens eine neue Grundlage für die weitere Geschichte Amerika's, die eben jetzt unter einer beispiellosen Krisis in eine neue Phase getreten ist, von der noch Niemand ein richtiges Urtheil zu haben scheint. Die meisten Betrachtungen über den sich schließenden Bürgerkrieg vernebeln sich in Phrasen von siegender Freiheit gegen Junkerthum und Sklaverei, obgleich Lincoln erst ganz spät durch die Verhältnisse gezwungen ward, Aufhebung der Sklaverei, die er vorher zu schützen versprochen hatte, in das Kriegs-Programm mit aufzunehmen, obgleich alle Maßregeln der Sieger darauf ausgehen, nun neben den Schwarzen auch die Weißen zu Sklaven ihrer Unions-, d. h. wesentlich Schutz- und Finanzzoll-Politik zu machen. Sie rüsten sich dazu schon tüchtig mit Militair-Despotismus und Büreaukratie, ohne welche keine Schutzzoll-Politik gedeihen will.

Erst später wird man einsehen, daß der jetzige Bürgerkrieg mit einem Siege der Unions-Schutzzoll-Politik über das Interesse des Freihandels in den südlichen Staaten schloß, und daß der Sieg vorläufig dazu benutzt ward, zu der Sklaverei der Schwarzen auch die der Weißen zu fügen.

Süd-Amerika.

Brasilien und der Süden des Kontinents.*)

Der gegenwärtig zwischen Brasilien und den La-Plata-Staaten wüthende Krieg ist uns in Europa wenig verständlich und berührt uns wohl auch im Großen und Ganzen nicht sonderlich. Die vorliegende Schrift ist natürlich, wie schon der Titel zeigt, eine Parteischrift im Interesse der Gegner Brasiliens geschrieben und als solche mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Man kann indessen daraus doch ersehen, warum es sich bei dieser Sache eigentlich handelt.

„Was sucht Brasilien in den Staaten des Rio de la Plata? Es sucht das, was ihm seit dem Tage mangelt, wo die Portugiesen Besitz von jenem Theile der neuen Welt genommen, den ihm die ersten spanischen Eroberer gelassen. In die heiße Zone gebannt, haben sie ein ohne Zweifel sehr schönes Land; aber in der Nähe des Meeres kann es fast nur von der afrikanischen Race bewohnt werden, und seine inneren Hochflächen sind unzugänglich, weil es an schiffbaren Flüssen fehlt, die hineinführen und Leben und Civilisation in die entferntesten Theile des Landes verbreiten könnten.

„Diese geographische Thatsache ist die Ursache unaufhörlicher Kriege, welche seit der Zeit der Entdeckung die Nachkömmlinge der Spanier und der Portugiesen entzweit haben. Die gegenwärtigen Ereignisse sind nichts als eine Fortsetzung dieses dreihundertjährigen Kampfes, der unter verschiedenen Namen und Vorwänden zwischen beiden Bevölkerungsgruppen stets vorhanden gewesen ist.

„Man glaube nicht, daß für Brasilien diese Frage Bezug habe auf die Form der Regierung, auf die Verschiedenheit der Racen oder Nationalitäten. Es ist dies gar keine politische Frage; noch weniger ist es eine kleinliche persönliche Sache oder irgend ein Streit, der von gegenseitiger Mißhelligkeit und Uebergriffen herkäme. Nein, die Ursache des Kampfes, eine weit ernstere Ursache, ist dringendes Interesse der Sicherheit, der Selbsterhaltung der brasilianischen Bevölkerung; für das Kaiserthum ist es eine Frage auf Leben oder Tod.

„Selbst wenn die Einwohner von Paraguay und Banda Oriental portugiesischen Ursprungs und Unterthanen eines Königs wären, würde Brasilien nichtsdestoweniger Feinde in ihnen sehen, aus der alleinigen Ursache, weil sie unabhängig und Herren ihres Bodens sind......"

Schon Spanien und Portugal, als sie noch im Besitze ihrer Kolonien waren, haben darüber gestritten. Brasilien muß suchen, aus der heißen Zone herauszukommen, unter der fast sein ganzes Gebiet liegt, muß sich also nach Süden zu auszudehnen suchen, um die große Wasserstraße des La Plata zu gewinnen. Die Brasilianer wandern sehr stark nach den La Plata-staaten aus — warum nicht nach Peru, Equador, Neu-Granada (wird gefragt), warum hat Brasilien mit diesen Staaten, denen es gleichfalls benachbart ist, keinen Krieg? — Antwort: Weil auch sie in der heißen Zone liegen und durch Wüsten und undurchdringliche Wälder getrennt sind. Brasilien ist das Afrika der neuen Welt; die weiße Bevölkerung führt darin ein kränkliches Dasein.

Die Einführung der Neger war hier eine Nothwendigkeit. Mit der Umgestaltung der Sklaverei-Verhältnisse fliehen die Weißen das Land und wenden sich nach Montevideo und anderwärts hin.

Kleine literarische Revue.

— **Erckmann-Chatrian's Waterloo.***) Die beiden französischen Schriftsteller, die unter den vereinigten beiden Namen Erckmann-Chatrian schreiben, haben dem vom französischen Publikum mit großem Beifall aufgenommenen Roman: „Der Conscribirte von 1813", eine Fortsetzung unter dem Titel „Waterloo" folgen lassen. Die Völkerschlacht von Leipzig bildet im ersten Theile des Romans den düsteren Hintergrund des Gemäldes, das dazu bestimmt ist, ebenso die Militair-Conscription, wie den Krieg und das Waffen-Handwerk überhaupt, unpopulär zu machen. Es wird in dieser geschickt angelegten und durchgeführten Erzählung gezeigt, wie man in Frankreich im Jahre 1813, um die Lücken des in jeder Beziehung erschöpften Heeres

*) Les dissensions des républiques de la Plata et les machinations du Brésil. Ouvrage accompagné d'une carte. Paris, E. Dentu, 1865.

*) Waterloo, suite du Conscrit de 1813, par MM. Erckmann-Chatrian. 1 vol. in 18. Paris, Hetzel et Lacroix. 3 Frs.

auszufüllen, den einzigen Sohn der Wittwe, den geschickten tüchtigen Arbeiter dem Ackerbau und der Industrie entriß und selbst die kranken, jungen Leute nicht schonte. „Waterloo“ greift noch tiefer in das Familienleben ein: Ehemänner werden ihren Frauen, und Väter ihren hülflosen Kindern entrissen, um als Opfer eines unersättlichen, militairischen Ehrgeizes zu fallen. Die „Gloire“ Napoleon's erscheint in diesen beiden Romanen Erckmann-Chatrian's wie ein Nebelbild, das sich in Dunst auflöst, nach dessen Verschwinden die leuchtenden, wärmenden Strahlen der Sonne des Friedens um so wohlthätiger wirken. In dem zweiten Theile ihres Werkes haben die Verfasser allerdings das Pfaffen-Regiment, das im Jahre 1814 mit der Herrschaft der Bourbons zurückgekehrt war, eben so drastisch geschildert, wie im ersten Theile das Lagerleben der französischen Soldateska in Deutschland. Das Pfaffen-Regiment dient dem Säbel-Regiment als Folie, so daß das letztere, ungeachtet seiner trübseligen Konsequenzen, bereits wieder zurückgewünscht wird, als die Nachricht von der Entweichung Napoleon's aus Elba an das Ohr der französischen Bevölkerung dringt. Die Schilderung, wie in diesem Augenblicke die alten Soldaten, die auf Halbsold gesetzten Offiziere sich gewissermaßen wie aus den Gräbern erheben und Alles elektrisiren, ist den Verfassern meisterhaft gelungen. Ein alter Uhrmacher im Elsaß, Namens Gulden, dient ihnen als Typus jener für Bonaparte schwärmenden Schnauzbärte, während sein Schwiegersohn, der junge Uhrmacher Joseph Bertha, der Conscribirte von 1813, der jetzt Haus und Werkstatt, Weib und Kind verlassen muß, um von Neuem für Macht und Gewaltherrschaft eines Einzelnen zu kämpfen und zu bluten, ein leibhafter Protest des französischen Volkes im Namen des Friedens und des bürgerlichen Fortschrittes ist. Es ist bezeichnend für die jetzige Stimmung in Frankreich, daß beide Romane Erckmann-Chatrian's mit so einmüthigem Beifall aufgenommen worden sind.

— **Plautus und Terenz, von Donner.** Von J. J. C. Donner dem trefflichen Uebersetzer der griechischen Dramatiker, werden nun auch die römischen Komiker Plautus und Terenz dem größeren Publikum in meisterhaften Uebertragungen zugänglich gemacht.*) Die beiden Dichter sind die Väter des modernen Lustspiels, wie sie selber wieder die Nachbilder der sogenannten neuen Komödie der Griechen waren. Von Plautus urtheilt Mommsen: „Seine Lustspiele, so sehr sie, in der Fabel namentlich, vollständig von den griechischen Mustern abhängen, und so wenig sie auch Anspruch machen auf die eigentliche Poesie der Komik, wie sie Aristophanes, Shakspeare und Cervantes verstanden, sind doch mit ihrer nicht tiefen, doch drastischen Darstellung der Charaktere, den ergötzlichen Verwickelungen, vor Allem dem natürlichen und raschen Dialog und dem ewigen Sprudel lustiger Wendungen und vortrefflicher Späße einer der besten und originellsten Theile der lateinischen Literatur.“ Bei aller possenhaften Uebertreibung, bei allem Karrikaturmäßigen, das seinen komischen Charakterrollen anklebt, enthalten sie doch so viel Wahres, sind sie doch so aus dem Leben gegriffen, daß es nur weniger Veränderungen bedurfte, seine Geizigen, Schmarotzer, prahlerischen Soldaten, Trunkenbolde und Lügner auf die moderne Bühne zu verpflanzen, wie das vor Allen Molière gethan, der einen nicht kleinen Theil seines Ruhmes dem Plautus verdankt, und selbst ein Shakspeare hat es nicht verschmäht, die Menächmen des Plautus, eine durch ihre komischen Verwickelungen höchst ergötzliche Posse, in seiner Komödie der Irrungen nachzubilden. Die Stücke des Terenz unterscheiden sich von den plautinischen durch eine kunstvollere Komposition und eine feinere Charakteristik, namentlich der ernsteren Personen, der Väter, Liebhaber und Liebhaberinnen, während die komischen Personen sich in allzu bescheidenen Schranken halten. Beide bringen in ihrem Zusammenwirken eine mehr heitere, als lustige Stimmung hervor, indeß bei Plautus die komischen Figuren mehr in den Vordergrund treten und den komischen Effekt verstärken. Die Donner'sche Uebersetzung ist geeignet, auch solchen Lesern, die mit dem Alterthume weniger vertraut sind, den Genuß zu gewähren, sich an den Stücken zu ergötzen, an denen sich die Römer, die wir uns sonst nur als rauhe Krieger und ernste Staatsmänner zu denken gewohnt sind, schon vor mehr als zweitausend Jahren erheitert haben. Bei aller Treue, mit der sich die Uebersetzung den Originalen anschließt, bietet sie doch nicht die sprachlichen Schwierigkeiten, die Uebersetzungen aus den klassischen Sprachen so häufig den Laien ungenießbar machen; sie ist vielmehr im höchsten Grade klar und verständlich. Besondere Sorgfalt hat der Uebersetzer den Versen geschenkt; ja er hat darin fast des Guten zu viel gethan; denn so elegante Verse haben weder Terenz, noch viel weniger Plautus geschrieben. E. M.

*) Die Lustspiele des Publius Terentius. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Erster und zweiter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1864.

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Erster und zweiter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1864, 1865.

— **Graf Durante.** Unter diesem Titel*) hat der in Rom lebende, unter dem Namen Ausonio Vero schreibende Herzog von Porro, der als eines der Häupter der italiänischen Reaction angesehen wird, einen Roman herausgegeben, dessen Held kein Anderer als Dante ist, welcher Name bekanntlich eine Abkürzung des mittelalterlichen Vornamens Durante war. Unter dem Namen „Graf Durante“ erscheint der Dichter der „göttlichen Comödie“, der jetzt noch seine Sünden im Fegefeuer abbüßt, auf der Oberwelt des neunzehnten Jahrhunderts, um hier wahrzunehmen, welches Unheil seine falsch verstandenen Schriften in Italien, namentlich in Turin, Florenz und Neapel, angerichtet haben. Auf dieser unpoetischen Fiction baut Ausonio Vero seinen Roman auf, der das Secentenarium des großen Dichters auf eine höchst unwürdige und brutale Weise entweiht hat. Es werden nämlich in diesem Buche sowohl Victor Emanuel und seine Minister, als alle liberalen Mitglieder des italiänischen Parlaments, auf das Gemeinste beschimpft. Man wird durch den Ton, der in diesem Romane herrscht, auffallend an die Schreibart deutscher Reactionaire und besonders an gewisse salbungsvolle, gegen das preußische Abgeordneten-Haus gerichtete Verleumdungen erinnert.

— **John Hargreaves über Englands Handel.****) Herr John Hargreaves in Hamburg ist ein Enkel des berühmten gleichnamigen Erfinders der Mule-Jenny, der sich mit seinem Landsmann und Zeitgenossen Arkwright unsterbliche Verdienste um die Arbeit erworben, deren aufreibender Einfluß auf die Menschen durch ihre Maschinen-Erfindungen bedeutend vermindert worden. Herr Hargreaves ist, gleichwie sein englischer Landsmann, der preußische Abgeordnete John Prince-Smith, ein

*) Il conte Durante. Di Ausonio Vero. Roma, 1865.

**) Englands Handel im Jahre 1864. Nach dem Economist bearbeitet von John W. H. Hargreaves. Hamburg, Otto Meißner, 1865.

Verfechter des Freihandels in Deutschland, und wie dieser Abgeordnete ist Herr Hargreaves der deutschen Feder und des deutschen Wortes in gleicher ausgezeichneter Weise mächtig. Die kolossalen Dimensionen des englischen Handels durch eine Uebersicht, wie die vorliegende, näher kennen zu lernen, hat auch für nichtkaufmännische Beobachter des internationalen Verkehrs ein bedeutendes Interesse. Herr Hargreaves hat die Daten seiner Uebersicht des englischen Handels im Jahre 1864 aus dem Beiblatte der vortrefflich redigirten englischen Handelszeitung The Economist geschöpft und mit dieser Uebersicht die Uebersetzung einer Denkschrift der englischen Regierung über europäische Zolltarife verbunden. In der erstern werden zugleich die für die Gegenwart so wichtigen Fragen über Gold- und Silber-Production, über den Abfluß des Silbers nach dem Osten und die daraus entstehenden Verlegenheiten für die europäischen Geldmärkte, sowie endlich die Baumwollen-Krisis vom October v. J. eingehend erörtert. Andererseits liefert die vorliegende Schrift einen neuen Beleg für den ungeheuern und noch immer steigenden Aufschwung, den der Welthandel, die Industrie und der Consum Englands seit Einführung des Freihandels-Princips genommen haben. Der vorgedachten Denkschrift der englischen Regierung ist eine vergleichende Uebersicht der verschiedenen europäischen Zolltarife hinzugefügt, aus der zu entnehmen ist, welche seltsamen Abweichungen in dieser Beziehung noch stattfinden, und wie selbstmörderisch in Bezug auf ihre eigenen volkswirthschaftlichen Interessen manche europäische Regierung noch verfährt. Gleichzeitig ergiebt sich aus dieser Denkschrift, daß, ungeachtet der sehr bedeutenden Verminderung der Zahl der in England zollpflichtigen Artikel und der gänzlichen Zollbefreiung von sehr vielen Einfuhr-Artikeln (z. B. von Seidenwaaren), doch seit dem Jahre 1853 der Brutto-Ertrag der Zolleinnahmen Englands von 22,506,000 auf 23,232,000 Pfd. Sterl. gestiegen ist, während der Werth der Einfuhren sich von 152 Millionen auf 249 Millionen Pfd. Sterl. gehoben hat.

Literarischer Sprechsaal.

John Stuart Mill hat an einen Freund in Amerika ein jetzt im New-York Tribune abgedrucktes Schreiben gerichtet, worin der berühmte englische Volkswirth den Amerikanern den in volkswirthschaftlicher Hinsicht sehr bedenklichen Rath ertheilt, die Neger in den Südstaaten ohne alle Entschädigung ihrer bisherigen Herren für freie Leute zu erklären und ihnen auch sofort das volle Stimmrecht bei den Wahlen zum Repräsentanten-Hause der Union zu ertheilen, damit die Macht der Sklavenhalter-Kaste um so wirksamer gebrochen werde. Wenn ein solcher Rath von einem systematischen Demokraten ertheilt wird, der, ohne alle Rücksicht auf bestehende Verhältnisse, sein Prinzip mit dem Wahlspruche: Fiat Justitia, pereat mundus durchgeführt wissen will, so wundern wir uns nicht. Von dem berühmten englischen Volkswirth aber durften wir etwas Anderes erwarten. Er scheint gar nicht daran gedacht zu haben, daß, wenn die Südstaaten ohne alle Entschädigung ihre Sklaven, aus denen bisher ihr auf viele tausend Millionen geschätzter Reichthum hauptsächlich bestand, verlieren, nicht bloß die herrenlosen Neger, sondern auch die sklavenlosen Grundbesitzer zu völlig hülflosen Proletariern werden, die dem Staate, in welchem sie leben und der Union, zu welcher sie gehören, zu gemeinsamem Verderben gereichen. Die Südstaaten und mit ihnen der dafür solidarisch verantwortliche Norden würden unter solchen Verhältnissen den Geschicken der südamerikanischen Staaten entgegengehen, wo zunächst auch nur die ohne alle Achtung des Besitz- und Eigenthumsrechtes vorgenommene Emancipation der Sklaven-Bevölkerung und die Bewilligung politischer Rechte an eine noch völlig rohe, halb thierische Race, mit der sich die Nachkommen der Europäer in liederlichster Weise vermischt hatten, die jetzigen unglückseligen Zustände herbeigeführt hat.

Die mit Rücksicht auf die in Frankreich herrschenden Preßverhältnisse immerhin freimüthig gewesenen politischen Betrachtungen der „Chronique de la Quinzaine" in der Revue des deux Mondes sind seit einiger Zeit sehr zahm geworden. Dagegen ist jetzt in der **Revue Moderne** ein Asyl für die unabhängigen Stimmen der Pariser Publicistik eröffnet, das mit jeder neuen Lieferung dieser Zeitschrift zugleich achtungs- und beachtenswürdiger erscheint. Wir theilen als Probe nachstehende, im Juni-Heft enthaltene Bemerkung über Frankreichs Politik in Mexiko mit: „Das ferne Mexiko hat uns leider bereits zu viel Blut und zu viele Millionen gekostet; wir sollten uns daher nicht beeilen, unsere Verpflichtung zu fernerem unnützen Heroismus zu erneuern. Haben wir doch gar keinen Grund, unseren alten Verbündeten in den Vereinigten Staaten zu mißtrauen und ihnen allein die Sorge für die Ausbreitung der Civilisation in Mexiko, dem sie um so viel näher liegen, als wir, nicht zu überlassen. Hatten wir, als wir nach Mexiko gingen, wirklich keinen anderen Zweck, als dieses Land zu regeneriren und es vor Anarchie zu schützen, so können wir jetzt diese schwere Aufgabe getrost unseren Freunden von Amerika überlassen, die sich ihr, wie es scheint, gern unterziehen werden. Wenn die Bürger der Vereinigten Staaten es übernähmen, die Landstraßen in Mexiko sicherer zu machen, wenn sie dort einige tüchtige Sheriffs und Aldermen einführten, wenn sie dem Lande ihre Hilfsmittel und ihre Thätigkeit zubrächten, wenn sie die weiten, unangebauten Ländereien bevölkerten und verwertheten — würde das nicht auch im Interesse Frankreichs und seines Handels sein? Es würde uns daher als das Klügste erscheinen, wenn wir zu den Amerikanern sagten: „Pacificirt, regenerirt, kolonisirt, kommanditirt Ihr nur immerhin: uns ist das sehr angenehm, denn Ihr verschafft uns dadurch wieder die freie Verfügung über unsere Soldaten und unsere Kapitalien." Freilich werden die Mexikaner, wenn, statt der Franzosen, die Vereinigten Staaten herrschenden Einfluß bei ihnen gewinnen, der französischen Institution der Verwarnungen entbehren müssen, die jetzt in der Regierungswelt vieler Länder solche Bewunderer und Nachahmer findet, doch hat sie sich ja unter ihnen, wo man die Institution, ebenso wie die kostbare Erfindung der politischen Preßprozesse, nur durch uns kennen gelernt, noch nicht so eingelebt, daß sie nicht ohne Schaden dort wieder abgeschafft werden könnte."

In den soeben in Wien erschienenen, sehr interessanten „Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität im J. 1865", von G. Wolf, wird unter Anderem nachgewiesen, daß die Wiener Universität nicht den Charakter einer ausschließlich katholischen Institution habe, indem sie faktisch eine Zeit lang, von 1564 bis 1623, protestantisch war und in dieser Zeit auch die meisten Rectoren, Dekane und Doctoren an derselben Protestanten gewesen sind.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 22. Juli 1865. [№ 30.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. V. A. Huber über genossenschaftliche Selbsthülfe. 407.
Frankreich. Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich. I. Philipp der Schöne und Bonifaz VIII. 410. — Zur Sprachen-Statistik in Elsaß und Lothringen. 412.
Italien. Ueber das Klima am Comer See. 413.
England. Die Zeit der katholischen Maria. Nach James Anthony Froude. 414.
Holland. Die holländische Literatur, besonders in Bezug auf Indien. 417.
Belgien. Zwei neue belgische Zeitschriften. 418.
Kleine literarische Revue. Der Bopp-Fond und die Sanskrit-Gesellschaft. 418. — Ein Buch über Meyerbeer. 419. — Der große Berliner Handwerker-Verein. 419.
Literarischer Sprechsaal. Oppert und Bréal. 419. — Russisches Unterrichts-Ministerium. 420. — Schleswig-holsteinische Alterthümer in Dänemark. 420. — Deutsches Turnfest in London. 420. — Zeitungs-Debit in Wien. 420.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Adami (Friedrich), Aus dem Leben zweier Könige. Vaterländische Erzählungen. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke.

Byr (Robert), Ein deutsches Grafenhaus. Drei Bände. Berlin, Otto Janke.

Heigel (Carl), Vier Novellen. 8. eleg. geh. Berlin, Louis Gerschel.
Inhalt: Ihr Vater. Der Schatten. Herr von Flor. Das ewige Licht.

Held (Joseph), Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staates. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. In drei Theilen. Dritter Theil. (Schluss.) Leipzig, F. A. Brockhaus.
Die ersten beiden Theile erschienen in den Jahren 1862 und 1863.

Hillern (Wilhelmine von), Doppelleben. Ein Roman. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke. (466)

Livingstone (David und Ch.), Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Shirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Nebst 1 Karte und ca. 40 großen Holzschnitten. Zwei Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

Rodenberg (Julius), Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Vier Bände. Berlin, Louis Gerschel.
Die französische Revolution von 1789 in ihrem Grundgedanken der sittlichen Befreiung erfaßt und zwei Menschenseelen, in denen unter heftigem Ringen dieser Prozeß sich vor dem Auge des Lesers vollzieht — dies das Thema des Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eherne Treiben der Schreckensherrschaft und in dem Augenblick abschließt, wo Napoleon I. die Weltbühne betritt.

Silberstein (August), Die Alpenrose von Ischl. Eine Geschichte. Berlin, Otto Janke.

Wachenhusen (Hans), Der Verstoßene. Roman. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das phönizische Alterthum.
In drei Theilen.
Von
Dr. **F. C. Movers,**
Professor an der Universität zu Breslau.
Dritter Theil. Erste Abtheilung.
Handel und Schifffahrt.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Den reichen kulturhistorischen Inhalt dieses Theiles des ausgezeichneten Werkes zeigen die folgenden Kapitel-Ueberschriften: 1. Einleitung. 2. Ursprung und Geschichte des phönizischen Handels. 3. Handelsgegenstände (Silber, Gold, Zinn, Kupfer, Eisen). 4. (Sclavenhandel.) 5. (Wein, Getreide, Obst und Früchte, Affen und Pfauen, Kleidungsstücke, Galanterie- und Luxuswaaren, Arome und Gewürze, Fabellagen über deren Herkommen.) 6) Die Kaufleute nach verschiedenen Klassen. Kaufmännische Gilden in fremden Handelsstädten. 7. Der Landhandel im Oriente. 8. Der Seehandel, das Seewesen und die Schifffahrt der Phönizier überhaupt. 9. Der phönizisch-palästinensische Handel. 10. Phönizisch-assyrischer Handel. 11. Phönizisch-arabischer Handel. 12. Phönizisch-ägyptischer Handel. (467)

Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle
und ihr Verhältniß zur Industrie der Völker alter und neuer Zeit.
Erster Abschnitt. Antiquarischer Theil.
Gelesen in der Akademie der Wissenschaften von **Carl Ritter.**
gr. 4. geh. 25 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

A Narrative of a Years Journey through Central and Eastern Arabia. By W. G. Palgrave. 2 vol. London, Macmillan.
Law on its Trial; or: Personal Recollections of the Death Penalty and its Opponents. By Alfred H. Dymond. London, Bennett.
Handbooks for the Study of Sanscrit. The second, third and fourth Books of the Hitopadêsa. Containing the Sanscrit Text with Interlinear Translations. By Max Müller. London, Longman.
German Class Book. A Course of Instruction based on Beckers System. The Affinities of the German with the English. London, Williams & Norgate.
India under Dalhousie and Canning. By the Duke of Argyll. London, Longman.
Calendar of State Papers. Domestic Series. Charles I, 1635. Edited by J. Bruce. London, Longman.
England as seen by Foreigners in the days of Elizabeth and James I. Comprising Translations of the Journals of the two Dukes of Würtemberg, in 1592 and 1610, both illustrative of Shakspeare. With copious Notes and Etchings. 4. London, J. R. Smith. (468)

So eben erschien in dritter Auflage:
JACOB GRIMM: (469)
REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.
Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Histoire littéraire de la France au XIV. siècle. — Discours sur l'état des lettres, par Victor Le Clerc. — Discours sur l'état des beaux-arts, par Ernest Renan. 2e édition. 2 vol. Paris, Michel Lévy.
Maurice de Saxe. Etude historique, par Saint-René Taillandier. 1 vol. Paris, Lévy.
Essais littéraires, par Lord Macaulay. Traduits par Guillaume Guizot. 1 vol. Paris, Lévy.
Causeries sur les femmes et les livres. Par Gustave Merlet. Paris, Didier.
La paix en Amérique. Par Stephen S. Remak, ancien consul des Etats-Unis à Trieste. Paris, Henry Plon.
Histoire physique, économique et politique du Paraguay. Par Alfred Demersay. 2 vol. Paris, Hachette.
Le prétendu droit d'exequatur accordé par Benoit XIV. Citation inexacte du document par Mgr. l'archevêque de Paris dans son discours au sénat. Par l'abbé Bouix. Paris, A. Durand. (470)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:
Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.
Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

In der Presse das Doppelheft Juli-August.
Mit zwei Photographieen.
(Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)
Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon. — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. (471)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 29. Die Schillerstiftung in neuer Strömung. — Der Parcival Wolframs von Eschenbach, ein Symbol deutscher Geschichte. — Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Correspondenz-Nachrichten. Hamburg. Aus den norischen Alpen. Genf. (472)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (473)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 29. Die Sendung Vegezzi's. — Das Buch Jona. — Die Redefreiheit der Kammern, besonders in Preußen. — Correspondenz aus Schleswig-Holstein. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (474)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 28. Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. — Eine Ferienreise nach dem Mittelmeer. — Calcutta. — Das Eismeer nach Hedenstroms Fragmenten über Sibirien. — Fortschritte der Photographie. — Cordova. — Miscellen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1865.

Wives and daughters. — The poetry of provincialisms. — The shoddy aristocracy of America. — Armadale. — The english drama during the reigns of Elizabeth and James, part 3. — The famous quire of Earndale. — The profession of advocacy. — Erasmus.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (475)

Juli 1865.

The flirtation of captain Cavendish. (Illustr. by Adelaide Claxton.) — Love and pride. (Illustr. by F. Morton.) — The annual question. — „Where shall we go?" (Illustr. by Geo. du Maurier.) — Pall Mall in Paris. — Vienna society. — Types of english beauty No. VI. Lady Mary. (With a portrait.) — Faithful and true. A tale in 3 parts. (Illustr. by M. Ellen Edwards.) part. I. — The play grounds of Europe. — A history of croquêt. (Illustr. by Geo. du Maurier.) — Scenes in court. Chapter III. (Illustr. by W. Brunton.) — The London Opera directors. Chapter V. (With two portraits.) — Marriage notes in town and country. (Illustr. by John Gascoine.) — The exile; or the trust deed. — L'Africaine. — Sunset thoughts. (Illustr. by W. Brunton.)

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Januar bis Juni 1865.

Empfehlenswerthe Lectüre für die **Bade- und Reise-Saison.**

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde für die Heimath gezeichnet von **Lothar Bucher.** Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt: Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe von **Amely Bölte.** Drei Bände. 8. eleg. geh. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli. Geschichtlicher Roman von Dr. **Karl Frenzel.** Drei Bände. 1864. eleg. geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine. Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege. Nach einer handschriftlichen Familienchronik von **George Hesekiel.** Zwei Bände. 1864 eleg. geh. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman von **George Hesekiel.** Zwei Bände. 1862. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen. Von **George Hesekiel.** Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.
Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deuz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse. Novellen von **Leopold Kompert.** Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt: Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen von **Fanny Lewald.** Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt: Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare. Culturgeschichtlich-biographischer Roman von **Heribert Rau.** Vier Bände. 1864. 8. eleg. geh. 6 Thlr.

Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne von **Franz Wallner.** 1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (476)

Fünf Lieferungen zu je 8 Sgr.

So eben erschien Lieferung 4 und 5 der

Geschichte Julius Cäsars von **Kaiser Napoleon III.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit dieser Doppellieferung liegt der erste Band dieses merkwürdigen Werkes in einer schönen, mit großer Schrift gedruckten **billigen Lieferungs-Ausgabe** in Groß-Octav-Format dem Publikum vollständig vor.

☞ **Der zweite und dritte Band dieses wichtigen Werkes können in Folge der literarischen Uebereinkunft zwischen dem Zollverein und Frankreich in keiner anderen Uebersetzung als in der unsrigen, einzig autorisirten erscheinen.**

Wien, **Carl Gerold's Sohn,** Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin, **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.** (Harrwitz und Goßmann.) (477)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mahn (Dr. C. A. F.), Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr. Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. (478)

Diese Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn etymologische und geographische Namen sind meist das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Werth dieser Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologieen, sondern auch dadurch erhöht, dass der Act der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörende Untersuchungen anregende Fingerzeige gegeben werden.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Pierer's Universal-Lexikon vollständig!

Soeben erschien der 19. **Schluss-Band** von

Pierer's Universal-Lexikon

= 4. Auflage. =

Das Werk ist von den complet vorliegenden Conversations-Lexicis das **neueste** und **vollständigste.**

Es kann in Bänden oder Heften **auf einmal** oder **nach und nach** in **beliebigen Zwischenräumen** bezogen werden.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, die Anschaffung thunlichst zu erleichtern und giebt über die Bezugsbedingungen nähere Auskunft. (479)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in **Berlin** auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

V. A. Huber über genossenschaftliche Selbsthülfe.*)

Der alte, auf der sogenannten konservativen Seite unseres Parteilebens ziemlich allein stehende Anhänger und Docent der genossenschaftlichen Selbsthülfe, Herr Professor Huber, hat über diese Materie, auf Einladung des „rheinisch-westfälischen Provinzial-Ausschusses für innere Mission“, in Bonn einen Vortrag gehalten, der uns jetzt in etwas ergänzter und berichtigter Form im Druck vorliegt. Es gereicht dem Herrn Huber gewiß zur Ehre, daß er, ungeachtet des Mangels an Theilnahme in den Kreisen, „die sich selbst ihrer christlichen und anderweitig konservativen Gesinnung rühmen“, über welchen Mangel er sich fortdauernd zu beklagen hat, nicht aufhört, der Arbeiterfrage, diesem dringenden Reform-Bedürfnisse unserer Zeit, seine durch keinerlei politische Hintergedanken beeinträchtigte Aufmerksamkeit zu schenken. Bekanntlich war es Herr Huber, der in seinen, im Jahre 1855 erschienenen „Reisebriefen aus Belgien, Frankreich und England“, nachdem Schulze-Delitzsch zwei Jahre vorher sein „Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter“ herausgegeben hatte, zuerst die Aufmerksamkeit des Kontinents auf den großen englischen Consumverein der „Rochdale-Pioniere“ richtete. Dieser Anregung, die jedoch nur im Lager der Freunde Schulze-Delitzsch's einen fruchtbaren Boden fand, ist Herr Huber auch in der, wegen ihrer Formlosigkeit und Unvolksthümlichkeit, leider nur von Wenigen gelesenen Zeitschrift „Concordia“ treu geblieben, die er im Jahre 1862 herausgab. Und dieser Anregung treu finden wir ihn auch wieder in der vorliegenden Schrift über die genossenschaftliche Selbsthülfe.

Nachdem Herr Huber abermals auf nicht sehr anziehende und leider auch in einer etwas unvolksthümlichen Weise auseinandergesetzt, daß es eine christliche Unterlassungssünde sein würde, wenn man sich um Dinge dieser Art gar nicht kümmern wollte, kömmt er auf seine Beobachtungen der Versuche genossenschaftlicher Selbsthülfe in Belgien, Frankreich und England zurück und fügt dann Nachstehendes hinzu, was wir, als den Kern seiner Schrift, hier folgen lassen:

„Angesichts dieser Erfahrungen des Genossenschaftswesens in England und Frankreich**) wird nun hoffentlich keiner unserer deutschen Leser der Zumuthung zur Nachfolge auf diesem Wege mit dem kläglichen Bedenken ausweichen wollen: der Deutsche überhaupt und der deutsche Arbeiter insbesondere sei nicht im Stande, es dem Engländer, dem Franzosen gleich zu thun. Es wäre nicht schwer, auch ohne alle Rücksicht auf die schon vorliegenden Erfahrungen des deutschen Genossenschaftswesens nachzuweisen, daß, wie jede dieser drei Nationalitäten im Allgemeinen, so auch die arbeitenden Klassen derselben zwar ihre eigenthümlichen guten und schlimmen Eigenschaften haben, daß aber bei keiner derselben ein solches Verhältniß stattfindet, wodurch die Lösung irgend einer wirklich nöthigen socialen oder politischen Aufgabe an sich unmöglich gemacht würde. So hat der englische Arbeiter in seiner größern Energie oder Stählung so zu sagen, der französische in seiner größern Beweglichkeit, Vorzüge, die dem deutschen Arbeiter in dem Maße nicht eigen sind. Dafür aber bietet dieser in dem tiefern wärmern deutschen Gemüth einen hinreichenden Ersatz, um im Ganzen nicht zurückstehen zu müssen. Abgesehen von dem angeblichen Mangel der deutschen Arbeiter an der Tüchtigkeit zu genossenschaftlicher Selbsthülfe, setzt man der Hinweisung auf England und Frankreich auch von manchen Seiten die Behauptung entgegen: die volkswirthschaftlichen Verhältnisse in Deutschland — z. B. durch das Uebergewicht der Landwirthschaft und des Handwerks über Fabrik und Handel — sind zu verschieden von den englischen, als daß dieselben Mittel zur Abhülfe der Nothstände wirksam sein könnten, die auch selbst anderer Art und weniger allgemein und dringend sind. In alle dem liegt etwas Wahres neben sehr viel Unwahrem, Halbwahrem, Uebertreibung und einseitig befangener Anwendung und Folgerung. Die wirklichen und praktisch zu berücksichtigenden Unterschiede sind gerade groß genug, um eine blinde Nachahmung, eine bloße Verpflanzung englischer Einrichtungen auf deutschen Boden als thöricht zurückzuweisen. Davon aber ist eben gar nicht die Rede, sondern nur von einer den deutschen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Anwendung und Entwickelung des genossenschaftlichen Wesens und Grundsatzes. Diese aber sind an sich nichts weniger als englisch, sondern können im Gegentheil, richtig verstanden, eben so gut, oder mit noch mehr Recht als deutscher Art bezeichnet werden. Ueberdies ist gar nicht zu verkennen, daß Deutschland, wie die ganze Welt auf denselben Weg der volkswirthschaftlichen Entwickelung, durch dieselben unabweislichen allgemeinen volksgeschichtlichen Einflüsse, oder (besser gesagt) göttlichen Führungen der „Neuzeit“ gedrängt worden ist, wie England und alle andern höhern Bildungsländer, wo dann der wesentliche Unterschied nur in der Zeitfrage liegt. Deutschland ist zu Nutz und Schaden auf diesem Wege noch nicht so weit voran wie England: aber jedes Jahrzehnd vermindert die daraus erwachsenden Unterschiede. Was soll es z. B. heißen, wenn man aus dem jetzigen Stand der Landwirthschaft und des Handwerks irgend einen allgemeinen und bleibenden Schluß, zumal gegen das Genossenschaftswesen, ziehen will? Weiß doch Jedermann, daß die Landwirthschaft wie das Handwerk mehr und mehr und ohne daß eine irdische Macht es hindern könnte und dürfte, in den Bereich der Dampfkraft, der Maschine, der Arbeitstheilung — mit Einem Wort, des fabrikmäßigen Betriebs gezogen wird! Und was in aller Welt kann es helfen, wenn man nicht sehen will, daß weder die landwirthschaftliche noch irgend eine andere Erzeugungsthätigkeit sich in einer irgend bedeutenden Entwickelung erhalten und vor dem Rückgang wahren kann, wenn sie nicht in den Bereich des Welthandels tritt? — Was aber das Mehr oder Weniger der deutschen Nothstände betrifft, so kann nur die blinde behagliche Selbstsucht derer, die nicht selbst und unmittelbar darunter leiden, verkennen, daß das Uebel jedenfalls reichlich groß und dringend genug ist, um zu wirksamer Abhülfe aufzufordern. Es wäre aber ein wunderliches Heilverfahren, welches den Kranken sich selbst überlassen wollte, weil er noch zu retten ist!

„Auf alle diese Bedenken näher einzugehen, lohnt sich überhaupt kaum der Mühe und ist jedenfalls hier durchaus nicht von Nöthen — um so weniger, da im Allgemeinen und mit

*) Die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Klassen. Von V. A. Huber. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1865.

**) Auch in der Schweiz fehlt es nicht an ähnlichen Erfahrungen, darunter namentlich die sog. Käsereien, als genossenschaftlicher Betrieb der Vieh- und Milchwirthschaft zu erwähnen. Daß Rußland in dem sog. Ardellwesen und in seinen Landgemeinden ein uraltes nationales Genossenschaftswesen aufzuweisen hat, ist bekannt genug. Auf dies Alles ist aber hier nicht weiter einzugehen. Die Arbeiter-Vereine in Italien scheinen wenig Anderes zu treiben, als politische Renommage, oder Agitation.

wenig Ausnahmen hier nur Vorwände der Trägheit und Gleichgültigkeit, oder Vorurtheile und eigensinnige, spitzfindige Rechthaberei unter dem Einfluß von wirklichen oder vermeintlichen Interessen und von Bestrebungen zum Grunde liegen, die mit dem wahren Wohl des Volkes meist gar nichts gemein haben. Die auf den vermeintlichen Mangel an der Ersprießlichkeit oder Nothwendigkeit genossenschaftlicher Selbsthülfe gegründeten Bedenken können vor den Thatsachen der wirklich in vollem Gange befindlichen Erfolge derselben eben so wenig bestehen, als die aus der angeblichen Unfähigkeit der deutschen Arbeiter gezogenen Zweifel an der Möglichkeit derselben. Und so wenden wir uns denn, ohne ein Wort weiter in so unfruchtbarem Streit zu verlieren, zu einer möglichst kurzen Uebersicht eben dieser Geschichte und Erfahrungen des deutschen Genossenschaftswesens, woran sich dann einige erläuternde Bemerkungen werden anknüpfen lassen."

Herr Huber wirft sodann einen Rückblick auf die Geschichte der Bildung der ersten deutschen Genossenschaften durch Schulze-Delitzsch und widerlegt die von anderen Seiten gegen dieselben geltend gemachten Bedenken, wobei er abermals Gelegenheit nimmt, sein Bedauern darüber auszusprechen, „daß unsere höheren Stände den Beruf einer wahren Aristokratie der Zukunft bisher noch so unendlich wenig verstanden und geübt haben." Er resumirt dann die Ideen seiner Schrift in folgenden Worten:

„Der Kern gleichsam der Sache, die Grundsätze, worin die großen Vortheile der genossenschaftlichen Verwendung der von jedem Theilnehmer darin angelegten Mittel und Kräfte vor jeder anderweitigen und vereinzelten Verwendung beruhen, sind im Allgemeinen (wie jenes berühmte Ei des Columbus) so einfach, daß wir sie unbedenklich hier noch als schließliche Zugabe mittheilen können. Die Schwierigkeiten liegen in der Nutzanwendung und Ausführung im Einzelnen und im besondern gegebenen Fall. Im Wesentlichen läuft die Sache auf Folgendes hinaus:

„Die Genossenschaft bildet sich ein Betriebskapital theils und zunächst durch Eintrittszahlungen und regelmäßige Beiträge, dann durch Spar-Einlagen und stehen bleibende Dividenden der Mitglieder, wozu nach Umständen auch verzinslich auf genossenschaftlichen Kredit (mit oder ohne solidarische Haftung) oder sonstige Sicherheit aufgenommene Kapitalien kommen können. Wieweit die Einzahlungen aller Art der Mitglieder Zinsen tragen, ist hier nicht weiter zu erwähnen; jedenfalls aber liegt schon darin eine vortheilhaftere Anlage der Ersparnisse als in der Sparkasse oder in irgend welcher andern Weise und ein sehr wesentlicher Vorzug der Genossenschaft – soweit sie die nöthige Sicherheit gewährt, die jedoch auch sittlicher Art sein kann. Der weitere und größere Vortheil aber liegt nun in der gewerblichen oder wirthschaftlichen Verwendung des genossenschaftlichen Betriebskapitals welches im Vergleich mit den einzelnen Beiträgen oder überhaupt den von dem Einzelnen vereinzelt verwendbaren Mitteln ein großes zu nennen ist. Es beträgt aber dieser Vortheil gerade so viel wie in jedem Geschäft der Unterschied zwischen dem Großbetrieb und dem kleinen oder Zwergbetrieb beträgt. Woraus dieser Unterschied zum Besten des Erstern hervorgeht, muß als allgemein bekannt vorausgesetzt werden: die niedrigeren Preise und die bessere Beschaffenheit der Waare, wenn sie aus der ersten, als wenn sie aus der letzten Hand bezogen wird — die wohlfeilere Verwaltung u. s. w. In diesem Falle kommt nun noch insbesondere die Möglichkeit der Verwendung solcher Vortheile der neuesten Erfindungen in der Technik u. s. w. sowohl im Gewerbe als in der Wirthschaft (z. B. Dampfkraft, Gas u. s. w.), die dem vereinzelten kleinen Mann unzugänglich sind. Ein anderer Vortheil des genossenschaftlichen vor jedem andern großen Betrieb liegt in der Sicherheit der Kundschaft, sowohl nach der Zahl als der Zahlungsfähigkeit und Willigkeit, wodurch nicht blos die Verluste durch schlechte Zahler, sondern auch die großen Kosten einer gewissen Art von Luxus und anderer Mittel (Anzeigen, Reisende u. s. w.) erspart werden, womit im gewöhnlichen Geschäfte die Kundschaft angezogen wird. Jedenfalls gilt dies hinsichtlich des Hauptkerns der Kundschaft, wenn und soweit diese in der Genossenschaft selbst liegt, wonach jede zu streben hat. Diese Sicherheit wird zum großen Vortheil des Geschäfts und der Kunden außerordentlich gesteigert, wenn nur Baargeschäfte gestattet und aller Kredit ausgeschlossen bleibt — wenigstens im laufenden Verkaufsgeschäft. Der Vortheil des Aufhörens der Buchschulden beim Krämer für den kleinen Mann ist in materieller und sittlicher Hinsicht gerade so groß als das Verderben, welches für ihn aus jener Abhängigkeit zu erwachsen pflegt — und damit ist über diesen Punkt Alles gesagt! Fassen wir zusammen, so ergiebt sich, daß die Genossenschaft jeder einzelnen in derselben verwendeten noch so kleinen Kraft, also jedem kleinsten Theilnehmer nach Maßgabe seiner Betheiligung alle Vortheile des Großbetriebs in der eigenen Wirthschaft und in eigenem Geschäft in Kauf und Verkauf oder Erzeugung sichert. Mit andern Worten, es wird der Werth oder die Tragkraft jedes angelegten Groschens um so viel Prozent gesteigert, wie seine Verwendung im Großbetrieb vortheilhafter ist, als wenn er im Kleinen zum Krämer u. s. w. getragen wird. Diese Anwendung des genossenschaftlichen Betriebskapitals kann in der mannigfaltigsten Weise und in jedem überhaupt nach gegebenen Verhältnissen einem vorhandenen Bedürfniß entsprechenden Geschäft, oder Zweig des Geschäfts oder der häuslichen Bedürfnisse der Einzelnen angewendet werden, während die Uebrigen dem Einzelbetrieb überlassen bleiben.

„Dies wird z. B. in dem Vorschußverein ganz anschaulich, wo das gemeinsame Bank- und Geldgeschäft nur dazu dient, dem Einzelnen die Geldmittel für sein Gewerbe, seine Wirthschaft möglichst vortheilhaft zu verschaffen. Die Anwendung kann dann weiter ausgedehnt werden auf die Beschaffung des Rohstoffs im Geschäft, der Heizung und Beleuchtung, des Brod- und Fleischbedarfs im Hause, durch den Rohstoff- und Consumverein, der weiter auf alle Lebensbedürfnisse zunächst der Genossen ausgedehnt und schließlich zu einem Geschäft für allgemeine Kundschaft entwickelt werden kann. Aus der Anwendung auf das Bedürfniß der Wohnung geht die Baugenossenschaft hervor, welche schon zu den Produktiv-Genossenschaften gehört, wenn sie selber Wohnungen baut, was aber nicht unbedingt nothwendig ist. Ueberhaupt kann sich die Produktiv-Genossenschaft sowohl im Anschluß und zur Versorgung des Consumvereins, als selbständig aus dem Vorschuß- und Rohstoffverein und durch Verschmelzung einer gewissen Anzahl von gewerblichen Zwerggeschäften entwickeln. Daß in allen diesen Fällen ein Lohnarbeiter in einem andern Geschäft zugleich Besitzer eines Geschäfts und Mitgenießer des Geschäftsgewinns wird, liegt auf der Hand. Er kann aber auch seinen Arbeitsverdienst in dem Geschäft finden, dessen genossenschaftlicher Mitbesitzer er ist, und dann ist er sein eigener Arbeitsherr. Es ist dies auch, soweit es möglich, durchaus wünschenswerth — ja, man kann darin das eigentliche Ziel und Wesen der Genossenschaft erkennen, welches man wohl

in der Formel ausgesprochen hat: die Genossenschaft löst den Gegensatz und Kampf zwischen Kapital und Arbeit dadurch auf, daß sie beide in Einer Hand, nämlich der des Arbeiters vereinigt. Der Vortheil solcher genossenschaftlichen Fabriken u. s. w. liegt aber namentlich auch darin, daß sie thatsächlich manche Aufgabe zu Gunsten der Arbeiter zu lösen vermögen, worauf das gewöhnliche Fabrikwesen sich von selbst so leicht nicht einlassen wird. Dahin gehört die Beseitigung so vieler Härten, oder geradezu Unbilligkeiten oder Ungerechtigkeiten, welche dem Arbeiter oft drückender sind als der niedrige Lohnsatz — dahin überhaupt die Beweisführung, daß das Geschäft sich bei gut gestellten und dadurch gehobenen Arbeitern besser steht, als bei gedrückten und dadurch verkommenen und verwilderten. Auch die Lohnfrage selbst wird sich in dem Maße günstiger für die Arbeiter stellen, wie ihre Lebenshaltung und die darin liegenden Ansprüche (in vernünftigen billigen Gränzen) sich steigern.

„Schließlich aber muß auch hier noch einmal hervorgehoben werden, daß in den materiellen, geschäftlichen Mitteln, Bedingungen und Früchten des Erfolgs nur die eine und nicht die bedeutendste Seite der Sache zu suchen ist. Als praktisch eben so bedeutend und in höherem Sinne viel wichtiger, aber in fortwährender Wechselwirkung und Hand in Hand mit jener Anregung, Steigerung und Vermehrung der materiellen Kräfte der Einzelnen geht eine ähnliche Hebung der sittlichen und geistigen Kräfte. Ganz abgesehen von höheren Stufen, tritt eine solche Wirkung, wenigstens in den unentbehrlichen, sittlichen Bedingungen geistiger Lebenshaltung schon mit dem Anfang des Sparens zur Beschaffung der ersten Einzahlung zum Eintritt in die Genossenschaft ein, und sie entwickelt und verbreitet sich mit jedem weitern Schritt der Betheiligung an dem genossenschaftlichen Wesen. Hier ist kein äußerer Erfolg möglich ohne solche innere Hebung, welche eben dadurch fast von selbst sich vollzieht — unter dem Einfluß einer Lebensluft eines Gemeingeistes, den sie selbst erzeugt, wie sie von ihm genährt wird. Dies Alles liegt für jeden dieser Lebensverhältnisse einigermaßen Kundigen auf der Hand und genügt hier z. B. eine Hinweisung auf die Thatsache, daß der Branntwein, eine Hauptquelle der Nothstände der Arbeiter, keinen wirksameren Gegner hat, als das Genossenschaftswesen. Ohne statutenmäßige Bestimmungen bringt es der Geist der Sache so mit sich, daß in den englischen Consumvereinen keine Spirituosen verkauft werden. Es giebt ein Wort, das wir selbst wiederholt gehört: „Branntwein und Genossenschaft verträgt sich nun einmal nicht zusammen." Sowohl der gesellige, als der geschäftliche Verkehr in den Genossenschaften trägt wesentlich zu dieser Hebung bei. Der letztere namentlich ist ein sehr wirksamer Antrieb zur Benutzung der Bildungsanstalten, welche dazu beitragen können, der in der Regel so sehr mangelhaften Schulbildung im Rechnen, Schreiben, Lesen und in der Anwendung auf Buchführung u. s. w. nachzuhelfen. Bildungsanstalten der Art kommen bei den Genossenschaften bisher noch fast gar nicht vor, was sich zum Theil daraus erklärt, daß mehr und mehr anderweitig dafür gesorgt wird, so daß nur der gute Wille dazu gehört, sie zu benutzen; dasselbe gilt von höher greifenden Vorträgen u. s. w.*) Dagegen gehören wenigstens in England allgemeinere Bildungsmittel durch Bücher, Zeitschriften u. s. w. und geselligen Verkehr in der Regel zu den Einrichtungen irgend gedeihlicher Genossenschaften, wo auch bei besondern Anlässen die Frauen nicht ausgeschlossen sind.

„Endlich versteht es sich von selbst, daß alle hier erwähnten Quellen, Mittel und Ursachen der Erfolge des Genossenschaftswesens und die entsprechenden besten Statuten u. s. w. unwirksam sein und bleiben werden, wenn sich nicht die rechten Leute an der rechten Stelle finden — also namentlich solche, die im Vorstand und bei der geschäftlichen und sonstigen Leitung sich als tüchtige, rechtliche, verständige, kluge, besonnene und geschäftskundige Männer bewähren. Männer, die zwar ihren und der Ihrigen ehrlichen Vortheil nicht versäumen, die aber zugleich auch Verständniß und Herz für die Sache, für die Idee und Liebe zu den Brüdern haben. Je zahlreicher solche Männer unter den arbeitenden Klassen sind — also in dem Maße, wie die allgemeine Bildung derselben gehoben wird, desto weniger werden durch allzu hohe Ansprüche Einzelner die Verwaltungskosten in die Höhe getrieben werden, durch deren Wohlfeilheit die Genossenschaften einen so großen Vortheil vor den gewöhnlichen Geschäften erlangen können. Und je höher die sociale Stufe, zu der das Genossenschaftswesen selbst sich zu erheben vermag, desto mehr werden bei solchen Stellungen nicht blos die materiellen (Gehalt u. s. w.), sondern auch die höheren Vortheile eine Anziehungskraft üben, die wir kurzweg als sociale bezeichnen können. Daß es aber eine falsche Weltklugheit ist, die bei Andern und namentlich bei den unteren Klassen immer nur niedrige Beweggründe und Bestrebungen voraussetzt, das beweisen eben die Hunderte von tüchtigen Männern, welche im Dienst des großen Kapitals viel mehr Geld verdienen könnten, als im Dienst oder an der Spitze jener englischen Genossenschaften und die dennoch diese Stellungen vorziehen und in ihnen ausgeharrt haben, als die Sache, der sie dienen, von allen Seiten nicht nur mit den in ihr selbst liegenden Schwierigkeiten, sondern mit Spott, Hohn und Feindseligkeit der Außenwelt und mit dem Unverstand, der Roheit der eigenen Genossen zu kämpfen hatte. Diese Stellung ist jetzt allerdings eine ganz andere geworden und wird es mehr und mehr werden; eben deshalb aber ist die Voraussetzung um so mehr berechtigt, daß in demselben Maße auch die größte Schwierigkeit des weiteren Erfolgs zurücktreten wird — eben der noch immer allzu häufige Mangel an solchen Männern. Daß dieser mit dem niedrigen Bildungsstand der arbeitenden Klassen im Allgemeinen zusammenhängt — daß eine Hebung dieses Standes eine unerläßliche Bedingung der allgemeineren und fruchtbarerern Betheiligung an der genossenschaftlichen Bewegung und der Lösung der darin liegenden socialen Aufgabe ist, brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Allerdings aber möchte es an der Zeit sein, über der dringenden Losung: „sittliche und geistige Hebung der Arbeiter"! auch das mindestens eben so dringende Bedürfniß der sittlichen und geistigen Hebung der Arbeitsherren zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Finden wir das Kennzeichen wahrer Bildung sehr wesentlich in der höheren Auffassung und richtigen Erkenntniß und treuen Ausübung des socialen Berufs, der Jedem zugewiesen oder den er gewählt hat, so lege man doch diesen Maßstab an den großen Durchschnitt, auch der „Industriellen" aller Art mit Einschluß der auf diesem Felde entsprungenen neuen Aristokratie und

*) Ueberhaupt möchte auch in Beziehung auf manche „andere zweckmäßige Anstalten materieller Art (z. B. Kranken-, Sterbe- und andere Unterstützungskassen), welche sich zur Verbindung mit dem Genossenschaftswesen eignen, zu bemerken sein, daß dies auch in England deshalb nur ausnahmsweise geschieht, weil gerade die bessere Klasse der Arbeiter meist schon Mitglieder solcher Vereine sind, aus denen sie begreiflich nicht ohne dringende Gründe austreten mögen.

ohne die ältere Aristokratie der Geburt und des Grundbesitzes, oder die mittlere des Amts auszuschließen! — Und dann mag sich Jeder nach seinen eigenen Wahrnehmungen sagen: ob nach diesem Kennzeichen der Vorzug höherer wahrer Bildung auf diesen Höhen so viel größer ist, als in den socialen Tiefen der arbeitenden Klassen und ihrer Nothstände!"

Frankreich.

Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich.*)

I.

Philipp der Schöne und Bonifaz VIII.

Die ultramontanen Bestrebungen der Neuzeit, d. h. die Kämpfe der Römlinge, um das Papstthum wieder auf jene Stufe unbeschränkter Macht zu erheben, von welcher es die Aufklärung glücklicherweise verdrängte, — und damit die Menschheit wieder in die schmählichen Banden zu schlagen, denen sie sich im Verlaufe der letzten Jahrhunderte mühsam und nach und nach, wenigstens zum großen Theile, entwunden, sind nur eine Fortsetzung der nie ruhenden Kämpfe, welche die Päpste und ihre Anhänger besonders seit Gregor VII. unseligen Andenkens, mit nur seltenen und unbedeutenden Unterbrechungen mit Fürsten und Völkern führten, um sich eine unbegränzte Oberherrschaft über sie anzumaßen, in Verdrehung der bekannten Worte des Propheten Jeremias 1, 10: „Ich setze Dich heute über Völker und Königreiche."

Nach Gregor VII. steht der Papst Bonifacius VIII. in gleichen Bestrebungen wohl unerreicht da, und dürfte eine Beleuchtung des Kampfes zwischen ihm und dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen, gerade in gegenwärtiger Zeit von besonderem Interesse sein.

Benedict Cajetan, einer ursprünglich catalonischen Familie entsprossen, war zu Anangai in dem Kirchenstaate geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und widmete sich anfänglich dem Studium der Rechte. Er wurde später Kapitular in Paris und Lyon, dann Advokat des Konsistoriums und päpstlicher Protonotar zu Rom.

Der Papst Martin IV. ernannte ihn im Jahre 1281 zum Kardinal und bediente sich des klugen, gewandten und besonders energischen Mannes bei seinen Unterhandlungen mit verschiedenen Fürsten; namentlich ging er als päpstlicher Legat nach Sicilien und Portugal.

Im Jahre 1294 beredete er den Papst Cölestin zur Resignation, worauf er an dessen Stelle zum Papst erwählt wurde.

Seine Inthronisation wurde mit einer Pracht und in einer Weise ausgeführt, welche jedenfalls auf sein späteres Benehmen und auf seine Anmaßung der Oberherrschaft über sämmtliche Souveräne der Christenheit von entscheidendem Einflusse war. Die Könige von Ungarn und Sicilien gingen, als er sich nach dem Lateran begab, zu beiden Seiten seines Pferdes und führten es am Zügel, und bedienten ihn sodann mit den Kronen auf den Häuptern bei der Tafel.

Daß auf solche Weise Bonifacius eine höhere Meinung von sich und seiner Macht bekommen mußte und daß er sich von da an über alle weltliche Fürsten erhaben dünkte, war wohl eine natürliche Folge solchen verwerflichen und überschwenglichen Gebahrens, das seine bösen Früchte trug. Bonifacius war aber trotz mannigfacher hervorragender Eigenschaften dennoch der Mann nicht, um seine hochfliegenden Pläne durchzuführen. Man kann ihm besonders eine weitgehende Kühnheit in den Ansichten und ungemeine Beharrlichkeit in den Entschlüssen nicht absprechen, aber diese Eigenschaften wurden durch ungemessenen Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachsucht und kriechende Geschmeidigkeit befleckt; auch war die Anwendung des hierarchischen Prinzips auf das liberale Frankreich, wie nachstehend gezeigt werden soll, unklug und schadete dem Papstthume außerordentlich in der öffentlichen Meinung.

Schon in den ersten Jahren seiner Regierung zog er in Sicilien den Kürzeren — es war ihm die Oberherrlichkeit verweigert worden —, aber trotz seines Bannstrahles wurde Friedrich II. von Aragonien gegen seinen Willen zum Könige dieses Landes gekrönt.

Zwischen England und Frankreich waren damals Streitigkeiten ausgebrochen, — Bonifacius forderte die Könige dieser beiden Länder vor seinen Richterstuhl, indem er sich bereit erklärte, die beiderseitigen Ansprüche zu untersuchen und nach dem Rechte zu entscheiden. Er schickte zwei Kardinallegaten ab, um sofort einen Waffenstillstand zu veranlassen, selbst nöthigenfalls unter Androhung des Bannes zu erzwingen. Philipp wies jedoch jede Einmischung in weltliche Händel zurück, indem er erklärte, er sei nicht gewohnt, Gesetze anzunehmen, der Papst möge sich darauf beschränken, in Religionsangelegenheiten Ermahnungen und gute Rathschläge zu ertheilen.

Der durch diese stolze Antwort auf das Höchste empörte Bonifacius sann auf Rache und bald zeigte sich eine erwünschte Gelegenheit dazu.

Der Graf von Flandern, Veit II., hatte Streit mit den Gentern und König Philipp leistete ihnen heimlich und offen Beistand, so daß zuletzt zwischen ihm und dem Grafen Fehde entstand, wobei der König von England ihn hinwiederum unterstützte. Zuletzt rief er den Papst zu Hülfe und dieser ließ dem Könige durch den Bischof von Meaux sagen, er solle unverzüglich dem Grafen von Flandern Genugthuung leisten oder sich vor dem päpstlichen Stuhle rechtfertigen. Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Anmaßung noch derber und nachdrücklicher wie die erste abgewiesen und dem Papste angerathen wurde, er solle sich doch um solche Angelegenheiten nicht weiter bekümmern.

Der Krieg mit England erforderte große Summen, weshalb der König neue Steuern ausschrieb — er verlangte erst den hundertsten, dann den fünfzigsten Theil von allen Kaufmannsgütern —, bald aber sogar den fünfzigsten Theil von allen Gütern sowohl der weltlichen als geistlichen Unterthanen.

Hiergegen erließ der Papst die berüchtigte Bulle: Clericis laicos 2c., worin gesagt ist: Daß die Laien gegen die Geistlichen feindselige Gesinnungen hegen, lehrt schon das Alterthum, noch mehr aber die Erfahrung der jetzigen Zeiten, denn ohne zu bedenken, daß sie keine Gewalt über die Personen und Güter der Geistlichen haben, beschweren sie die Prälaten, Kirchen und alle Geistlichen mit Abgaben, und was uns am meisten schmerzt, ist, daß einige Prälaten und Geistliche diese Mißbräuche verwilligen, aus Furcht, die weltliche Majestät mehr zu beleidigen, als die ewige. Wir verordnen hiermit, daß keine zum geistlichen Stande gehörende Person irgend einem Weltlichen die geringste Abgabe, sie mag Namen haben wie sie will, ohne Bewilligung des apostolischen Stuhles erlegen soll. Alle und jede Laien aber, sie seien weß' Standes sie

*) Mit Benutzung französischer Quellenschriften.

wollen, die sich unterstehen, die Klerisei mit Auflagen zu drücken, sollen in den Kirchenbann fallen. Die Universitäten, die sich dabei schuldig finden lassen, sollen mit dem Interdict belegt werden, und die Prälaten und Geistlichen, welche solche Abgaben erlegen, sollen ihrer Würden verlustig sein. Ohne besondere päpstliche Erlaubniß soll Niemand, der dieser Sache wegen exkommunizirt wird, absolvirt werden können rc. (P. Dupui, Histoire du differend d'entre le pape Boniface VIII. et Philippe le Bel, roy de France. A Paris, 1655.)

Der König von Frankreich war in dieser Bulle, obgleich sie unverkennbar gegen ihn gerichtet war, nicht besonders genannt, — er bediente sich hiergegen sofort eines ähnlichen Mittels, indem er am 17. August 1296 eine Verordnung erließ, durch welche er, ohne Roms oder des Papstes zu gedenken, seinen Unterthanen bei schwerer Strafe verbot, „gemünztes oder ungemünztes Gold und Silber, Schmuck, Edelsteine, Waffen, Pferde oder andere Kriegsbedürfnisse ohne seine ausdrückliche und schriftliche Erlaubniß auszuführen.“

Der Papst antwortete durch die Bulle: „Ineffabilis etc., d. d. 30. Sept. 1296. Er behauptete, die in Rede stehende Verordnung wäre boshaft abgefaßt, weil die Freiheiten der Geistlichen damit angegriffen seien; — er wolle den König als ein verirrtes Schaf von Abwegen zurückbringen, indem gottlose Rathschläge bei ihm Eingang gefunden; zwar bringe die erwähnte Verordnung allen seinen Unterthanen Nachtheile, das wäre aber noch zu verzeihen als eine nur etwas unüberlegte Handlung; aber wahrhaft unsinnig sei es, daß er diese Verordnung auch auf die Geistlichkeit ausgedehnt habe, die doch in keiner Weise unter seiner Regierung stehe, weshalb er den Bann verdiene. In der ersten Bulle habe er ja die Geistlichkeit nicht ganz von der Kriegssteuer entbunden und nur seine vorherige Billigung gefordert. Schließlich macht er dem Könige die bittersten Vorwürfe, daß er die Liebe seiner Unterthanen durch so harte Auflagen verscherze, und daß er an dem Kriege selbst Schuld trage. Die Beilegung dieser Streitigkeiten gehöre vor den apostolischen Stuhl, weil es darauf ankomme, die Sündhaftigkeit der Vorfälle zu untersuchen rc. Er habe zwar seinen ganzen Unwillen verdient, doch wolle er aus väterlicher Liebe die wohlverdiente Strenge zurückhalten, und erst sehen, wie ehrerbietig er diese väterlichen Ermahnungen annehmen und wie dankbar er sich gegen die Arznei beweisen werde, die er als der barmherzige Samariter ihm, als einem unter die Mörder Gefallenen, habe angedeihen lassen!“ Diese Bulle mußte der Bischof von Pistiers dem Könige überreichen, mit dem besonderen Auftrage, sie noch mündlich zu erläutern.

Philipp ließ nicht lange auf seine Antwort warten. Er beruft sich auf die ersten Zeiten der Monarchie, da die Könige, ehe noch die Geistlichkeit einen Theil des Staates ausgemacht, das Recht hatten, Verordnungen für die Sicherheit und Erhaltung des Reiches zu erlassen. Die Kirche bestehe nicht bloß aus Geistlichen, sondern auch aus Laien, denn Christus sei ja nicht bloß für Jene, sondern auch für Diese gestorben. Die besonderen Freiheiten oder Immunitäten, die mit Erlaubniß der Fürsten von den Päpsten den Geistlichen bewilligt worden, dürften dem öffentlichen Wohlstand des Reiches nicht nachtheilig werden; — die Geistlichen wären Glieder des Staates, so wie die Laien, folglich auch verbunden, zur Vertheidigung desselben Steuern zu entrichten, und zwar um so mehr, als sie große Güter besäßen. Gott verwerfe Diejenigen, die das natürliche und alte Recht nach ihrer Willkür umzustoßen suchten. Welcher vernünftige Mensch erstaune nicht, wenn er höre, daß der Statthalter Christi verbiete, dem Kaiser Zins zu geben, und unter Bannflüchen den Geistlichen untersage, dem Könige, dem Reiche, ja sich selbst gegen ungerechte Verfolgungen beizuspringen und zu schützen? „Halten sie aber Gaukler und Maitressen (amicae carnales) und verschwenden mit Hintansetzung der Armen ihr Geld zu prächtigen Kleidern, Pferden, Bedienten, Schmausereien und anderen weltlichen Ergötzlichkeiten, dann wehret ihnen Niemand, ja man erlaubt es ihnen sogar, um ein Beispiel zu sträflicher Nachahmung zu geben. Wer ist so einfältig, es für erlaubt und ehrbar zu halten, wenn man den Geistlichen, die durch die Gnade der Fürsten fett, dick und breitschulterig werden, unter Androhung des Bannfluches verbietet, eben diesen Fürsten nach dem Maße ihres Vermögens gegen die dem Staate zustoßenden Widerwärtigkeiten beizustehen? Diejenigen, welche dergleichen verwehren, bedenken nicht, daß dieses eben so viel heißt, als den Feinden helfen, sich des Verbrechens der beleidigten Majestät theilhaftig machen und den Vertheidiger des gemeinen Wesens gleichsam verrathen wollen. Wir verehren Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen so wie unsere Voreltern die katholische Kirche und ihre Diener hoch, — aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keineswegs, denn vor Gott hoffen wir unter seiner Gnade allezeit gerecht zu erscheinen.“ rc.

Zu gleicher Zeit schrieb der Erzbischof zu Reims, Peter Barbet, unter Zustimmung der Bischöfe und Aebte seiner Diöcese, an den Papst, und stellte ihm vor, welche Aergerniß er durch diese beiden Bullen in dem ganzen Lande erregt habe, daß diese ungeeigneten Verordnungen gerade das Gegentheil bewirkten und alle Vorrechte und Freiheiten der Kirche dadurch gefährdet seien, weshalb er im Namen der gesammten Geistlichkeit ihn dringend bitte, diesen ganz gewiß nicht zum Ziele führenden Weg zu verlassen rc. Einige Bischöfe mußten dieses Schreiben persönlich überbringen und noch weitere mündliche Vorstellungen machen. (Dupui l. c. pag. 26. seq.)

Der König wollte den Papst noch womöglich schonen und hatte deshalb die Vollziehung seiner beiden Edikte nicht angeordnet, — da aber Bonifacius nicht nachgab, so schärfte er sie von Neuem ein und setzte den Zuwiderhandelnden hohe Strafen an. Darüber beschwerte sich der Papst abermals, indem er den alten, oftmals schon widerlegten Satz nochmals aufstellte, „der König habe weder Recht noch Gewalt über die Geistlichen, er habe weder über ihre Güter noch über ihre Person zu gebieten, und er müsse sich bei fernerer Renitenz den durch die kanonischen Gesetze angedrohten Strafen unterwerfen.“

Strenger Vollzug jener beiden Edikte war des Königs alleinige Antwort.

Diese Energie und Konsequenz schien den Starrsinn des Papstes zu beugen, — er erklärte in einem Schreiben an den König, seine erste Bulle sei mißverstanden worden, er habe gar nichts dagegen, wenn die Geistlichkeit zu den Steuern beitrage, wenn es nur freiwillig geschehe, etwa unter dem Namen eines Geschenkes oder Darlehens. Die Bulle erlaube ja dem Könige bei Nothfällen Zuflucht zu dem heiligen Stuhle zu nehmen und von diesem die Einwilligung zur Erhebung der Auflagen von den Prälaten zu erhalten, obschon sie von aller weltlichen Autorität und königlichen Gerichtsbarkeit frei wären.

Während einerseits diese geringe und allerdings nur scheinbare Nachgiebigkeit des Papstes dem Könige nicht genügte und sonach keinen, wenigstens nicht den gewünschten Eindruck auf

denselben machte, erschien ein neues Breve, wodurch dem Könige eingeschärft wurde, die in Frankreich für den Papst gesammelten Zehnten demselben verabfolgen zu lassen, mit Androhung des Bannes für Jeden, der sich demselben widersetze. Dieses Vorgehen, sowie die Thatsache, daß inzwischen die päpstlichen Legaten Waffenstillstand bei Strafe des Bannes ohne königliche Genehmigung verkündet hatten, vernichteten den Rest der seither bewiesenen Geduld des Königs. Am 20. April 1297 ließ er den päpstlichen Legaten eine Protestation zufertigen, die sie in ihr an die Geistlichkeit gerichtetes Cirkularschreiben einrücken mußten. Der König erklärte darin wiederholt, daß die Besorgung und Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten in Frankreich ihm allein mit Ausschluß eines jeden Anderen zustehe, daß er in dieser Hinsicht Niemanden über sich erkenne, und daß er frei und ganz unabhängig die ihm vom Himmel über seine Unterthanen verliehene Macht ausüben werde, — eine Macht, die er gegen alle Versuche des Papstes behaupte; — er werde sich dem Papste weder in weltlichen Dingen unterwerfen, noch mit ihm eine Gerichtsbarkeit theilen, die ihm Gott verliehen habe 2c.

Bonifacius sah ein, daß er auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, das vorgesteckte Ziel nicht erreichen könne, er entschloß sich deshalb, Nachgiebigkeit und andere gelinde Mittel anzuwenden. Zuvörderst wurde die Bulle Clericis laicos, obschon ihr Inhalt durchaus unzweideutig war, in der mildesten Weise ausgelegt. Jenes Verbot, heißt es in der neuen Bulle vom 31. Juli 1297, ziele keineswegs dahin, die freiwilligen Gaben der französischen Geistlichkeit zu hindern, und seien die Lehensgebühren und andere Dienstleistungen, die die Geistlichen dem Könige zu reichen verpflichtet, nicht darunter begriffen. Auch könne der König in dergleichen Fällen — sogar ohne Anfrage bei dem heil. Stuhle — dasjenige annehmen, was sie ihm geben wollten. Die Entscheidung etwaniger Nothfälle überlasse er dem Gewissen des Königs 2c.

Zugleich verwilligte er dem Könige auf drei Jahre den Zehnten der gesammten Geistlichkeit in Frankreich. Auch versprach er ihm, sein ganzes Ansehen zur Erhebung seines Bruders, des Grafen von Valois, auf den kaiserlichen Thron in Deutschland anzuwenden.

Den meisten Eindruck machte aber die Heiligsprechung des verstorbenen Königs Ludwig IX. Schon seit zwanzig Jahren waren deshalb Unterhandlungen mit dem päpstlichen Hofe gepflogen worden. Dreihundert Zeugen mußten beschwören, daß Ludwig 63 Wunder verrichtet, folglich einer Stelle unter den Heiligen würdig sei. Ganz Frankreich empfand darüber die lebhafteste Freude, — der König selbst nebst seinen Brüdern und den ersten Großen des Reiches trugen den Leichnam des Heiligen von Paris nach St. Denis auf ihren Schultern.

Die nächste Folge dieser wohlberechneten schlauen Nachgiebigkeit und Gefälligkeit war, daß die in Beschlag genommenen, nach Rom bestimmten Gelder freigegeben wurden, und daß der König einwilligte, daß der Papst der Vermittler — nicht, wie ausdrücklich festgesetzt wurde, der Schiedsrichter — in dem Streite zwischen dem deutschen Reiche, Frankreich und England sein solle.

Bonifaz triumphirte und glaubte, es sei dieses eine gute Gelegenheit, seine Macht zu zeigen; — nicht als Vermittler, sondern in der Eigenschaft eines Richters entschied er die Streitigkeiten, gab die Entscheidung in Form einer Bulle, und ließ dieselbe in voller Versammlung der Kardinäle und in Gegenwart einer großen Menge Volkes bekannt machen. Der Gesandte Englands, der Bischof von Durham, mußte sie dem Könige von Frankreich übergeben, worauf sie in dem Staatsrathe vorgelesen wurde. Die Entscheidung war gegen Frankreich ausgefallen und in einigen Punkten so verletzend, daß der Graf Artois, wüthend darüber, die Bulle dem Prälaten aus der Hand riß und sie in das Feuer warf, indem er schwur, nie werde ein König von Frankreich sich so schändlicher Bedingungen unterwerfen.

Der König billigte dieses und versicherte ebenfalls, er werde diese Punkte nie und unter keiner Bedingung erfüllen. Die frühere Spannung war wieder eingetreten, und zwar in viel stärkerem Maße.

Zur Sprachen-Statistik in Elsaß und Lothringen.

Das Bülletin des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts (Nr. 64, Ende April 1865) sagt: „Der Unterricht im Französischen ist in den deutschen Gemeinden des Departements der Meurthe entschieden im Fortschritt. Die deutsche Sprache ist hier seit Jahrhunderten die Sprache von 76 Gemeinden. Trotz der Ordonnanzen der Herzoge von Lothringen und der Edikte des Königs Stanislas, trotz der Gesetze von 1833 und 1850 giebt es auf eine Gesammtzahl von 46,508 Einwohnern dieser Gemeinden nur 6820 Personen, welche französisch sprechen, nämlich 4391 Männer und 2429 Frauen.

Die deutschen Gemeinden der Meurthe zählen 160 Schulen (92 für Knaben und 68 für Mädchen). Die Zahl der Schüler beträgt 6803 (3586 Knaben und 3217 Mädchen); davon gehören 3944 den von Lehrern und 2859 den von Lehrerinnen geleiteten Schulen an; 5365 besuchen die Schule fleißig, 1468 sind nachlässig. 2402 Kinder sprechen ziemlich geläufig französisch, 2691 verstehen es und 1710 verstanden es Anfang April dieses Jahres noch nicht.

Alle Lehrerinnen, ohne Ausnahme, verstehen und sprechen französisch; 24 von 68 verstanden es 1861 noch nicht, 21 im Jahre 1862, 12 im Jahre 1863; im Jahre 1864 gab es keine mehr, die des Französischen nicht mächtig war."

Diesseits der Vogesen ist das Verhältniß für die deutsche Sprache günstiger. Das Bülletin spricht von öffentlichen Vorlesungen zur Bildung des Volkes, namentlich der Fabrikarbeiter, die seit Ende vorigen Jahres in Mühlhausen und Umgegend von Stadt- und Gemeinderäthen veranstaltet worden sind. Es wird nicht gesagt, in welcher Sprache der Unterricht gegeben wird; aber es heißt im Bülletin:

„Die dem Volksunterricht von Mühlhausen beigegebene Bibliothek zählt gegenwärtig 2333 Bände (921 französische und 1412 deutsche Bücher). Die Benutzung vertheilt sich vom September 1864 bis März 1865 folgendermaßen:

Monate.	Zahl der Leser		Zahl der gelesenen Bücher	
	französische	deutsche	französische	deutsche
September	72	96	181	282
Oktober	146	195	385	556
November	258	433	851	1422
December	356	691	1325	2521
Januar	452	812	1667	3453
Februar	520	927	1810	3950
März	506	946	1900	3965

Von den ausgeliehenen 24,268 Büchern waren also 16,149 deutsch und 8119 französisch. Mit Beginn des nächsten Schuljahres soll in den Elementarschulen von Mühlhausen in Bezug auf das Erlernen der deutschen Sprache eine Modifikation eingeführt werden. (Welcher Art, wird nicht gesagt.) Die städtische Verwaltung hält es für nützlich beim Schreibunterricht die der deutschen Schrift eigenen Buchstaben durch die in fast allen europäischen Ländern gebräuchlichen zu ersetzen; der letzteren bedient man sich übrigens schon auch in Deutschland." (Allerdings, nach Vorgang der deutschen Philologen, aber mit Unrecht.)

Italien.

Ueber das Klima am Comer See

giebt Professor Schellenberg in seinem neuerlichst erschienenen Buche: „Im Golfe von La Spezia am Comer See" interessante Daten, denen wir hier Einiges entnehmen.

In der Tremezzina sich aufhaltend, der, Bellaggio gegenüberliegenden, bis nach Lecco sich hinziehenden westlichen Uferstrecke, durchforschte er die klimatischen Verhältnisse, welche den Comer See als geeigneten Winteraufenthalt für Kranke erscheinen lassen. „Während der Genfer See von Wintergästen überfüllt ist, selbst in Lugano einzelne Zugvögel sich niederlassen, legt dieses Schmuckkästchen der Natur seine kostbaren Schätze, womit es in überreicher Fülle auch im Winter gesegnet ist, vor leeren Bänken aus."

Die dem Buche beigefügte Temperaturtafel ist von Herrn Dürer, dem Intendanten der Villa Carlotta in der Tremezzina, der sich schon auf diesem Gebiet, auch über die Regenverhältnisse daselbst, Verdienste erworben hat.

Ohne dieselben hier darlegen zu wollen, bemerken wir, wie der Winter am Comer See, wenn man den kurzen, leichten Halbschlummer der Natur Winter nennen will, sich auf höchstens zwei Monate, zwischen wenig veränderlichen Gränzen beschränkt, und im December und Januar nur auf geringe Kältegrade sich beläuft. Dennoch findet ein nicht unerheblicher Unterschied der Temperatur-Verhältnisse durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den tief ausgehöhlten, mit Wasser gefüllten Gebirgskessel statt, sowie durch die Absperrung der kalten Nordwest-, Nordost- und Südostwinde; die Vegetation entwickelt sich daher je nach diesen Einflüssen. Der nördliche und südliche Theil des See's ist kälter, als die Mitte; denn beim ersteren wirkt die Nähe der Alpen, bei letzterem sind die Berge zu niedrig, um Schutz zu gewähren. Zwischen Como und Tremezzo besteht daher eine Temperatur-Differenz von 2—4 Grad. Das westliche Ufer ist auch bevorzugter, als das östliche, das sich nur einer knapp zugemessenen Wintersonne erfreut und den nördlichen Winden ausgesetzt ist.

Daher sieht man den Monte S. Primo tiefer herab beschneit, als den gegenüberliegenden Crocione, und während in der Tremezzina die Schneeflocken bei der Berührung mit dem Erdboden ihren Geist aushauchen, sind drüben auf dem Seerücken von Bellaggio Felder und Gärten bis an den See in eine leichte weiße Decke eingehüllt. An dem westlichen Gestade hat nun nächst der Bucht von Sala die Tremezzina die geschätzteste und wärmste Lage. Im Norden schiebt sich eine ungeheuere Gletschermoräne vor, die auf ihren Rücken und Seiten Dörfer, Felder, Gärten und Gehölze trägt. Südlich schließt die Bucht sich durch die weit vorspringende Punta di Lavedo ab; sie fängt den kalten Wind, die „Breva di Como", auf. Gegen die Breva di Lecco, jener scharfen Luftströmung von Südosten, schützen gleich einer Mauer der Gresgallo und der Monte Primo, an dem Bollwerk des Crocione aber prallen die Nordwestwinde kraftlos ab, er deckt den Rücken der Landschaft.

Hier — nach der Volkssprache — dem Garten der Lombardei, hat sich die dichteste Bevölkerung hingezogen und dem steinigen Boden mit fleißiger Hand Schätze abgerungen. Hier haben sich auch die zahlreichsten Bewohner eingefunden, denn von den Villeggiatur haltenden Italiänern ist hier eine Hauptstation errichtet worden, da die örtliche Beschaffenheit die längste Dauer des freien Aufenthalts dort gestattet; auch sind für den geselligen Verkehr dort mehr Quellen als anderswo geöffnet, und der Fremde findet leicht ein Unterkommen. Aus diesen Gründen empfiehlt sich die Tremezzina vorzugsweise als Winteraufenthalt für Leidende, wie für Gesunde; vorausgesetzt, daß ein Sichgenügenlassen an der schönen Natur und einfachen Menschen dem fremden Gaste zusagt.

Das jährliche Quantum und die Vertheilung der Stürme stellt sich als mittlere Temperatur des Jahres + 10°, des Winters + 2,6°, des Frühlings + 9,7°, des Sommers + 17°, des Herbstes + 10,44°. Daraus ersieht der Leser die Beständigkeit in den Temperatur-Verhältnissen; alle Extreme sind ungewöhnliche Erscheinungen. Tagfröste kommen äußerst selten vor, und man schätzt den Kälte-Durchschnitt in der lombardischen Ebene um 4 bis 5 Grad höher, als in diesem Eden. Auch Frühfröste in der zweiten Hälfte des November, wie Spätfröste nach dem März, kommen fast niemals vor.

Durch diese gleichmäßige Wintertemperatur begünstigt, dauern hier Kulturgewächse im freien Lande aus, die in südlicheren Gegenden, wie in Florenz, stets in Gefahr ihres Lebens sind.

Den Uebergang zum Winter bildet eine fast Wochen dauernde Regenzeit bei stiller Luft. Die höchsten Berge bedecken sich alsdann mit Schnee, bis später auch die Hügel von Serbelloni, Bellaggio und St. Giovanni weiß bezuckert vor uns liegen. Der erste Wintermonat vom 4. bis 28. December bewährte seine gerühmte südliche Schönheit; vier Wochen hindurch sandte die Sonne ihre erwärmenden Strahlen von einem wolkenlosen Himmel herab; zur Mittagzeit suchte man gern den Schatten in den engen Mauergassen auf; das Kaminfeuer erlosch, sobald die Sonne über den Berg hervortrat. Der Sirocco hob oft die Wärme bis auf 10 Grad. 1863 trat schon im Januar ein herrlicher Vorfrühling ein, der ohne Unterbrechung bis zum wirklichen Frühling des März sich hinzog. Die Blüthenpracht war entzückend; alle Gärten hauchten ihre berauschenden, würzigen Düfte aus; in den Rosen- und Myrthenhecken zwitscherten lustige Rothkehlchen. Die weißen Gewänder der Berge verschwanden; selbst auf den Abhängen der im Hintergrunde des Amphitheaters sich lagernden Alpen breiteten die dunkeln Stellen nach oben und nach den Seiten hin sich allmählich immer weiter aus, und täglich hörten wir den rollenden Donner der Lawinen aus weiter Ferne.

Die Frühlingsflora entfaltete sich rasch und überzog allenthalben Felder, Mauern und Wege mit einem bunten Teppich.

Für die Wahl eines klimatischen Kurorts giebt neben den Temperaturverhältnissen den richtigsten Entscheidungsgrund unstreitig die Beschaffenheit der Luft in Verbindung mit der Summe der atmosphärischen Erscheinungen überhaupt ab.

In dieser Beziehung vereinigt die Gegend am Comer See im höchsten Maße alle diejenigen Bedingungen, welche bei nervöser Kränklichkeit und bei Leiden der Respirations-Organe zu einem glücklichen Erfolge förderlich sind. Wenn Nizza sich höherer und frühzeitiger eintretender Wärme erfreut, so behauptet Professor Schellenberg, daß dagegen in Bezug auf die atmosphärischen Verhältnisse der Comer See bei Weitem den Vorzug verdient. In Nizza wird der heilsame Einfluß häufig durch die heftig auftretenden Winde, von denen noch dazu eine ganze Welt von Staub aufgewühlt wird, durch die Zugluft am Strande und in den Straßen, durch die in manchen Fällen beschwerliche Trockenheit der Atmosphäre und durch die unter allen Umständen gefährlichen Abend- und Morgenthaue nur allzusehr paralysirt. Will man Rom zur Vergleichung ziehen, so wird dieses nicht einmal immer den Einwand des milderen Klima geltend machen können. Nach einer Berechnung der vergleichenden meteorologischen Tabellen, sagt der Verfasser, habe er gefunden, daß die Wärmegrade in der Tremezzina denen von Rom nahezu gleich kamen, ja in einzelnen Fällen dieselben überstiegen. Diese, so zu sagen, neue Entdeckung sei daher allen Leidenden doppelt zu empfehlen, da sich der Ausführung weniger Schwierigkeiten in den Weg legen, als dem überaus theuren Winter-Aufenthalt in Nizza. S. v. M.

England.

Die Zeit der katholischen Maria.

Nach James Anthony Froude.*)

Wir haben bereits vor einigen Jahren einen Artikel über die englische Geschichte von Froude gebracht, und die eigenthümlichen Ansichten hervorgehoben, die derselbe über Heinrich VIII. zu Tage gefördert hat. Froude hatte eine ziemlich weitgehende Apologie dieses mindestens höchst widerwärtigen Herrschers versucht. Wir leben überhaupt in der Zeit der Apologien und der Paradoxien, und bei der Unparteilichkeit und Leidenschaftlosigkeit — vielleicht sittlichen Apathie —, welche wir endlich errungen haben, fällt es uns nicht schwer, alle möglichen Standpunkte einzunehmen und das bisher als Schwarz geltende weiß, oder wenigstens mehr oder minder grau zu machen. Wir haben einen weiteren Band dieses Werkes vor uns, welcher die Regierung der katholischen Maria behandelt — ein nicht unwichtiger und dabei interessanter Abschnitt der englischen Geschichte — nicht unwichtig, ja sogar höchst wichtig deshalb, weil diese kurze Restauration des Katholicismus in schrecklicher Weise den Religionseifer geschürt und den selbstbewußten englischen Protestantismus eigentlich erst geschaffen hat, — interessant, weil hier die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers auf eine bedeutende Probe gestellt wird.

Eine unparteiische — oder ich will lieber sagen — eine mäßig objektive Geschichte dieser Regierung, wie überhaupt der ganzen Zeit, ist vielleicht noch zu schreiben. Protestantische Schriftsteller wählen die dunkelsten Farben, um die Gräuel dieser blutigen Königin zu schildern und auf ihre Kosten die Milde und Menschenfreundlichkeit ihrer Nachfolgerin zu erheben; katholische Geschichtschreiber dagegen waschen zwar die Maria nicht rein, dagegen wissen sie so viele Schwächen, Gewaltthätigkeiten und Barbareien der jungfräulichen Königin an's Licht zu ziehen, daß den zu beredten Lobpreisungen der Ersteren wenigstens ein Dämpfer aufgesetzt wird.

Die Wahrheit in ihren großen Grundzügen zu erkennen, ist gar nicht schwer. Maria, die Tochter der Spanierin und Gemahlin ihres Vetters Philipp, spielte eine verlorene Partie. Ihre Politik war bei den Zuständen des Landes, wie sie einmal lagen, eine verfehlte; England katholisch machen zu wollen und obenein an Spanien zu fesseln, war zu viel auf einmal. Dagegen hatte Elisabeth, die sich auf den Protestantismus und den Nationalgeist der Engländer stützte, gewonnenes Spiel. Was die Hinrichtungen und blutigen Verfolgungen betrifft, welche Beide anstellten, so dürften sich Beide nicht viel vorzuwerfen haben, und für Beide sind die gleichen Milderungsgründe geltend zu machen. Beide waren Frauen, Beide in hohem Maße von den Verhältnissen abhängig, Beide darauf angewiesen, einen mit prekären Ansprüchen bestiegenen Thron zu vertheidigen und die Regierung gegen rebellische Gegenparteien zu behaupten. Maria wüthete unter den Protestanten, Elisabeth unter den Katholiken; Letztere war siegreich und hatte den Erfolg für sich, ihre Politik schlug natürliche Wege ein; sie machte England groß und blühend. Der Maria würde dies nie gelungen sein.

Im Grunde genommen, waren beide Frauen zu bedauern. Sie erbten von dem Fluche, den die blutigen Thaten ihres Vaters ihnen hinterlassen, ihren vollen Theil. Sie sind nie glücklich gewesen und nie glücklich geworden, Maria, die Tochter der schmählich verstoßenen Schwester Karl's V., und Elisabeth die Tochter der hingerichteten Kebse Anna Boleyn. Gemeinsame Liebe zu ihrem Vater konnte sie nicht einen — denn welche Gefühle mußte der Gedanke an einen solchen Vater sittlich erzogenen Mädchen (und das waren sie) einflößen? Der Haß ihrer beiderseitigen Mütter trennte sie. War die Eine echt, so war die Andere ein Bastard, hatte die Eine Ansprüche auf den Thron, so war eben dadurch die Zweite ausgeschlossen. Sie waren als zwei Parteifahnen geboren, die beiden in England streitigen Prinzipien mußten durch sie zum Austrag kommen. Als Maria unter großer Gefährdung den prekären englischen Thron bestieg, war eine Restauration des Katholicismus in England keineswegs bereits ein so tolles und aussichtloses Unternehmen, als mehr denn 130 Jahre später unter Jakob II. Denn erstens war es wesentlich nur die Suprematie des Papstes, welche durch Heinrich abgeschüttelt worden war, sodann war diese Losreißung vom Centrum des Katholicismus doch nur immer das Werk eines Autokraten und seiner dienstbaren Werkzeuge unter dem Klerus und dem Adel gewesen; die große Masse des Volkes hatte diese Veränderung mehr leidend, als selbst theilnehmend, über sich ergehen lassen. Außer der Abschaffung der Messe waren der äußere Ritus und selbst die dogmatische Lehre weit weniger berührt worden, als es in Deutschland, der Schweiz und Frankreich durch den Lutheranismus und Kalvinismus geschehen war. Man muß sich erinnern, daß wir uns in den Zeiten des schmalkaldischen Krieges und des Konciliums von Trident befinden, wo man vielfach selbst in Deutschland den Riß noch für heilbar hielt; man muß sich erinnern, daß es noch im dreißigjährigen Kriege, etwa siebzig Jahre später, gelang, fast das halbe Deutschland dem Protestantismus zu entreißen. So lesen wir denn auch bei Froude (S. 52) das Geständniß: „Das englische Volk hatte keine Liebe zum Papst-

*) History of England from the Fall of Wolsey to the Death of Elisabeth. By James Anthony Froude, M. A. etc. Authorized edition. Volume VI. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

thume. Es wünschte nicht die Wiedereinführung der Mönchsorden, oder die verhaßte Herrschaft des Klerus; aber die numerische Mehrheit des Volks wünschte ein Priesterthum mit Cölibat, die Ceremonien, welche jahrhundertlange Uebung geheiligt, und den alten Glauben ihrer Väter, wie er von Heinrich VIII. reformirt war. Die Rechte des Gewissens hatten von Seiten der protestantischen Doktrinäre nicht mehr Beachtung gefunden, als von den bigottesten der verfolgenden Prälaten.“ Es war ein Schwebezustand, in dem sich der Protestantismus in England befand, er war nicht fertig; die Zahl der entschiedenen Katholiken und Anhänger des Papstes war nicht gering; denn die Zeit, wo England noch unter Rom gestanden, lag etwa nur ein Menschenalter rückwärts.

Die Probe war noch nicht gemacht. Die dem Papste treuen Katholiken hatten sich während dieser Zeit in der Stellung einer gestürzten, unterdrückten Partei befunden, und man konnte nicht ohne Grund die Vermuthung hegen, daß dieser Abfall nur das Werk eines rücksichtslosen Tyrannen — und welches Tyrannen! — gewesen, daß es nur eines Anstoßes von Außen bedürfe, um die Gestürzten wieder obenauf zu bringen und die Abgefallenen aus dem Adel und der Geistlichkeit durch Zureden oder zeitliche Vortheile wieder zurückzuführen, worauf die große Masse des Volkes von selbst oder durch theilweisen Zwang folgen werde. Staatsrechtlich war nur die Stellung des Königs als Oberhaupt der Kirche ein Hinderniß; dies war der Prüfstein. Denn wenn auch der Monarch für seine Person diesem Vorrechte entsagen und es in die Hände des Papstes zurückgeben wollte, so war noch das Parlament da, welches ein Wort mitzureden hatte. Wäre übrigens das protestantische Gefühl stark genug entwickelt gewesen, so dürfte Maria als bekannte, eifrige Katholikin nach dem Tode ihres Bruders gar nicht in Betracht gekommen und Elisabeth sofort zur Königin proclamirt worden sein. Man brauchte nur die Ehescheidung Heinrich's für gültig zu erklären, und nach den rechtlichen Vorgängen mußte man das eigentlich thun. Die Loyalität des englischen Adels, die sich, trotz der Versuche des Herzogs von Northumberland, in Johanna Grey eine Gegenkönigin aufzustellen, in Noth und Gefahr bewährte, beweist hinlänglich, daß religiöser Eifer ziemlich in den Hintergrund getreten war. Ebendasselbe gilt von dem Volke. Der Handstreich, den man mit Erhebung dieses unschuldigen, der Sache ganz fremden Mädchens machte, fand wenig Zustimmung; ihre Proklamation als Königin in London wurde mit schlechtverhaltenem Unwillen aufgenommen. Die Mehrzahl der Bürger wollte die Krone nur auf dem Haupte der ältesten Tochter Heinrich's VIII. und der nächsten Erbin Eduard's VI. sehen.

Die Erhebung auf den Thron selbst erfolgte durch die dem genannten Herzoge abgeneigte Partei des englischen Adels, und ihr Gelingen war eine Zeitlang sehr prekär. Sie war in Gefahr, in dem Augenblicke, als Eduard VI. die Augen geschlossen, von der Partei der zu Gunsten der Johanna Grey Verschworenen aufgehoben und festgesetzt zu werden, und entging derselben nur durch wohl vorbereitete, schleunige Flucht zu ihren Freunden, die sie sofort überall im Lande proklamirten. Northumberland's Streich schlug fehl, seine Truppen weigerten sich, gegen ihre legitime Herrscherin zu fechten. Nach zwölftägiger Herrschaft, wenn man so sagen kann, wurde Johanna Grey beseitigt, und Maria konnte unter dem Jubel des Volks in London ihren Einzug halten. Sie mußte ihre Regierung mit einem Hochverrathsprozesse und mit Hinrichtungen beginnen. Schon dieses Hochgericht gab Anlaß zu einem Triumphe des Katholicismus, wie man ihn kaum erwartet haben durfte. Der Herzog von Northumberland, früher ein Weltmann, der so gut wie ohne Gott und Religion gelebt, sowie seine Mitschuldigen warfen sich, um Gnade von der Königin zu erlangen, oder weil wirklich die Furcht vor dem Tode ihr Gewissen aufgeschreckt hatte, dem Katholicismus in die Arme, dem sie treu blieben, selbst als ihnen der Pardon verweigert wurde. Ihre Reue und Buße konnte zu einem erbaulichen Beispiele für die widerspenstigen Londoner gemacht werden. Angesehene Londoner Bürger wurden deshalb ausdrücklich in den Tower entboten, um es anzusehen, wie Northumberland, Northampton, Dudley, Henry Gates und Palmer in der Towerkapelle, nachdem sie gebeichtet, demüthig knieend die Messe hörten. Northampton hielt sowohl hier als auf dem Schaffot eine sehr erbauliche Rede an das Volk, worin er die Aufrichtigkeit seines Katholicismus betheuerte, es zur Rückkehr in den Schooß der Kirche aufforderte, und sprach andächtig den Psalm Miserere, De Profundis und das Pater Noster. — Daß er dies Alles im Angesichte des Todes aus Rücksicht auf die ihm so ungnädige Königin gethan, ist schwerlich anzunehmen. Da er früher, vor dem Schisma, als Katholik geboren und erzogen worden war, so hat man keinen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu zweifeln.

Stand es mit dem protestantischen Glauben des übrigen Adels nicht besser, so war Hoffnung vorhanden, auch sie ohne besondere Schwierigkeit in die alte Kirche zurückzuführen.

Maria stand, als sie auf diese Weise den Thron bestieg, bereits hoch in den Dreißigern, war also für eine unverheiratete Dame in einem ziemlich reifen Alter. Die Erfahrungen ihrer Jugend waren nicht besonders erfreulich gewesen; der schreckliche Vater und die mit seinen wechselnden Heiraten verbundenen Greuel können füglich nicht vortheilhaft auf die geistige und gemüthliche Entwickelung der vereinsamten, freudelosen Jungfrau gewirkt haben. Ihre Jugendzeit war trüb und schreckenvoll hingegangen, Liebe hatte sie nie kennen gelernt; die Religion und die religiösen Gefühle waren das einzige, worin sie Trost und Erquickung gefunden. Können wir uns wundern, daß die Religion, deren Märtyrerin ihre Mutter geworden, den Mittelpunkt bildete, um den sich all ihr Denken drehte? Dazu kamen die Einflüsse von Deutschland, von den Niederlanden, wo Karl V., ihr Oheim, auch seine Staatskunst nach England hin walten ließ, und die Einflüsse von Rom, wo der übereifrige englische Kardinal Reginald Pole Alles in Bewegung setzte, um England wieder katholisch zu machen. Die Politik Karl's V. setzte ihre Hebel an einem Punkte ein, der ganz im Vordergrunde stand. Die Verheiratung der neuen Königin war für England eine Kardinalfrage. Denn sie war dem Lande wo möglich einen Thronfolger schuldig. Maria hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht in diesem Punkte schwach gewesen wäre. Das menschliche Herz und die menschliche Sehnsucht nach Glück bleiben länger jung, als alles Uebrige. Alte Jungfrauen, die eine düstere, verfehlte Jugend durchlebt, bewahren mit rührender Ausdauer die Illusionen, welche einer jungverheirateten Ehefrau sehr bald abhanden kommen — und die Königin war eine alte Jungfrau. Vor ihr lagen nun Glanz und Herrlichkeit ausgebreitet, sie konnte wählen; für eine Königskrone war vielleicht das lang entbehrte Glück der Liebe feil.

Das englische Volk wünschte, daß ihre Wahl auf einen Engländer fallen möchte, und eine einflußreiche Partei unter dem Adel hatte bereits für einen Bräutigam Vorsorge getragen. Die katholischen Grafen von Derby, Shrewsbury, Bath und Sussex waren für einen jungen Adligen vornehmer Abkunft,

Namens Courtenay aufgegeben — an dem freilich Maria auch nicht den besten Ehemann gefunden haben würde. Er war ein charakterloser, oberflächlicher Mensch, von lockeren Sitten, der sich später in Geheimbünde und Konspirationen gegen die Königin und für Elisabeth einließ. Doch in dieser Sache sollte die habsburgisch-spanische Politik einen Triumph feiern. An der Spitze von Maria's Kabinet stand Gardiner, ein eifrig katholischer Minister, aber doch noch ein Mann von englischen Instinkten; den allergrößten Einfluß jedoch übte der kaiserliche Gesandte Renard auf die Königin, die in ihrem Staatsrath nicht immer diejenige Stütze fand, deren sie in prekärer Lage, namentlich als Frau, so dringend bedurfte. Es traten Momente ein, wo sie durch ihren persönlichen Muth denselben beschämen mußte. Nun war der alte Karl V., der Bruder ihrer Mutter, ihr Oheim und treuester Freund. Kein Wunder deshalb, wenn seine von den Niederlanden herüberkommenden Rathschläge damals die Politik des englischen Kabinets bestimmte und sein Gesandter völlig das Ohr der Königin besaß. Die englischen Minister experimentirten und mußten ihre Handlungsweise vielfach nach dem Willen der in ihren Entschlüssen sehr festen, vielleicht eigensinnigen Königin einrichten. Karl's Rathschläge waren Anfangs nicht schlecht; er war ein Mann von Erfahrungen, ein alter Praktiker in der Politik und über die wirkliche Lage der Dinge in England hinreichend unterrichtet, um übereilte Schritte abzurathen. Er hatte mehrfach seinen Einfluß geltend gemacht, den überspannten Hoffnungen des römischen Hofes in Bezug auf die Wiedergewinnung Englands einen Dämpfer aufzusetzen und den Eifer von Zeloten, wie namentlich der in Haag auf der Lauer stehende Kardinal Reginald Pole war, zu mäßigen; aber nun kam seine Hauspolitik in's Spiel und seine Klugheit verließ ihn. Wenn es gelang, seinen Sohn Philipp mit Maria zu verbinden, so war England dem Machtgebiete der Habsburgischen Monarchie zugefügt und über Frankreich ein neuer politischer Sieg erfochten. Diese Ehe war das Meisterstück der Habsburgischen Hauspolitik und doch das unglücklichste Experiment, das sich mit dem Glücke der Königin und dem Wohle des Landes anstellen ließ. Der Ersteren brachte es eine bittere Enttäuschung, dem Lande Weh und Jammer im alleräußersten Maaße. Der Umstand, daß der damals siebenundzwanzigjährige Philipp für die zehn Jahre ältere verblühte Fürstin ein sehr unpassender Gatte war, daß seine persönliche Unliebenswürdigkeit diesen Umstand verschlimmerte, wäre noch das geringste gewesen, es hätte nur das Privatleben der Herrschenden berührt; aber das war das Unglück, daß dieses Bündniß einerseits die katholischen Zeloten mit ganz überspannten Hoffnungen, und andererseits die Engländer mit dem äußersten Unwillen und der größten Erbitterung erfüllte. Wie es ruchbar wurde, brach auch schon die Empörung aus. Johanna Grey, die noch im Gefängniß saß, und deren Leben ohne diesen Zwischenfall höchst wahrscheinlich gespart worden wäre, stand nun wieder als die von ihrer Partei aufgestellte Gegenkönigin da, und ebenso wurde Elisabeth, deren Lage in diesen Zeitverhältnissen als eine wahrhaft beklagenswerthe erscheint, in den politischen Parteikampf hineingezogen. Verschwörungen bildeten sich zu ihren Gunsten, die von Frankreich aus stark begünstigt und unterstützt wurden. Der Widerwille, spanisch zu werden — unter welcher Form es auch sein möchte, war eben so stark und stärker, als der Abscheu vor der drohenden Katholisirung. Diese ganze unglückliche Regierung mit ihren Metzeleien und Schlächtereien wird hauptsächlich aus dieser Eheschließung begreiflich; Katholisirung und Hispanisirung, Hierarchie und spanischer Absolutismus war für England zu viel auf einmal; Maria und ihre Helfer und Berather, Gardiner und Pole, überboten sich umsonst in jeder Art von Unterdrückung. Sie rieben sich damit nur selbst auf.

Zur Zeit der Thronbesteigung Maria's standen die Aussichten auf eine Wiedergewinnung Englands für den römischen Katholicismus nicht schlecht, und wer weiß, ob sie nicht gelungen wäre, hätte man nur nicht so ungeheure politische Fehler begangen.

„Kein englischer Monarch, sagt unser Gewährsmann, bestieg je den Thron mit größerer Popularität, als Maria Tudor. Das Land war eifrig beflissen, die ihrer Mutter geschehenen Unbilden wieder gut zu machen; und die instinktmäßige Loyalität der Engländer gegen ihre angestammte Fürstin wurde erhöht durch die fehlgeborenen Versuche Northumberland's, sie ihres Erbes zu berauben......" „Die Rebellionen und Metzeleien, die politischen Skandale, der allgemeine Nothstand im Lande während Eduard's Minderjährigkeit hatten in allen Klassen ein Gefühl der Erbitterung gegen die Neuerer erzeugt; die Katholiken konnten mit Recht auf die klar zu Tage liegenden Konsequenzen häretischer Meinungen hinweisen; und wenn die Reformprediger sich selbst so laut die Gottlosigkeit verwarfen, die aus ihren Erfolgen hervorgegangen war, so war es kein Wunder, daß die Welt sie beim Worte nahm und geneigt war, die Anwendung starker Unterdrückungsmaßregeln gut zu heißen, um die Umsturztendenzen schrankenloser Fanatiker im Zaum zu halten." — Der Anglicanismus bildete, wie auch heute noch, die äußerste Rechte der neu entstandenen kirchlichen Gemeinschaften; bei einiger Schonung und Klugheit würde es gelungen sein, das zerrissene Band wiederherzustellen. Zum Unglücke oder Glücke Englands, wie man will, schlossen Habsburgische Staatskunst und römischer Zelotismus, die sich des schwachen, aber hartnäckigen Weibes bemächtigten, einen Bund, um die Sache, die sie recht gut zu machen meinten, gründlich zu verderben. Was für die Niederlande der Herzog Alba, das war für England der Kardinal und päpstliche Nuntius Reginald Pole, ein Mann von untadelhaftem Charakter und reinen Sitten, aber ein ultramontaner Zelot reinsten Wasseres, der für weiter nichts raste, als für den Prinzipat des Papstes. Als Maria den Thron bestiegen, hatte schon Karl V. alle Noth gehabt, ihn von übereilten Schritten abzuhalten. Er war sofort nach dem Haag geeilt und wollte von dort sofort den englischen Boden betreten, in dem Glauben, er werde einen Triumphzug daselbst halten können, England werde jubeln, wenn er die Verzeihung des Papstes für die geschehenen Verirrungen proklamire. „Er gehörte zu einer Klasse von Leuten, die zu allen Zeiten zahlreich sind, Leuten, bei denen die Schwärmerei an die Stelle der Ueberlegung tritt, welche Leute „einer Idee" und nicht im Stande sind, menschliche Dinge zu nehmen, wie sie sind, leidenschaftliche Loyale, leidenschaftliche Geistliche, leidenschaftliche Revolutionäre, je nachdem sie die Zeitumstände zu Diesem oder Jenem gemacht haben. Ein Glück für die Wohlfahrt des Menschengeschlechts, daß dergleichen Leute selten zur Macht gelangen."

Holland.

Die holländische Literatur, besonders in Bezug auf Indien.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in einer Zeit, wo uns Deutschen die Literatur der meisten europäischen Sprachen mehr oder weniger bekannt, durch Uebersetzungen befreundet und vertraut wurde, wir fast gar keine Notiz von den schriftstellerischen Erzeugnissen eines Nachbarstaates nehmen, der uns so nahe verwandt ist, wie der holländische. Freilich ist er nicht reich mit talentvollen Schriftstellern gesegnet, aber er vermag doch weit mehr gute und interessante Bücher der sogenannten schönen Literatur aufzuweisen, als wir anzunehmen geneigt sind — von den wissenschaftlichen und politischen Schriften hier gar nicht zu sprechen.

Kaum erscheint ein englischer Roman, eine Familiengeschichte, eine Erzählung, sei sie auch noch so lang ausgesponnen, gleich fällt der deutsche Uebersetzer und Leser darüber her. Die französischen Folterbücher werden von einem gewissen Theile des Publikums verschlungen. Schwedische Werke sind bei uns eingebürgert, dänische und russische werden übersetzt, was aber in Holland geschrieben wird, existirt für uns gar nicht einmal. Nur Hendrik Conscience, nicht Holländer, sondern Vlaming, hat sich bei uns eingebürgert. Und dennoch könnte sich die deutsche Lesewelt auf sehr leichte und unterhaltende Art mit der so reichen und wissenswürdigen niederländischen Geschichte bekannt machen, die uns viel zu fremd ist, wenn die historischen Romane van Lennep's übersetzt wären. Er behandelt die Geschichte in viel ernsterer Art, als jetzt leider viele Romane, die sich dafür ausgeben, geschichtlich zu sein und doch nur selten treu und wahr die Zeit, Charaktere und Ereignisse schildern, die sie darstellen wollen. In den vierziger Jahren erschienen einige Werke von ihm in deutscher Uebersetzung bei Mayer in Aachen und machten ihm einen guten Namen. Auch von Frau Bosboom, geb. Toussaint, erschienen ein paar ihrer endlosen Romane, die, wenn auch verkürzt, doch nicht im Stande waren, uns einen günstigen Begriff von der holländischen Literatur zu geben, im Gegentheil eher von ihr abschrecken konnten. Sie leiden eben an den Fehlern, die weiblichen Schriftstellern so oft eigen waren und noch sind: an großer Weitschweifigkeit, unmöglichen männlichen Charakteren und da an Pedanterie, wo sie ganz geschichtlich sein wollen. Statt eines klaren, kurzen Ueberblicks giebt sie protokollartige Auszüge, weil sie ihr reiches Material nicht zu beherrschen vermag.

Daß in den holländischen Romanen eine gewisse Trockenheit und Ernsthaftigkeit vorherrschend ist, kann nicht geleugnet werden; dafür sind sie aber auch mit Gewissenhaftigkeit gearbeitet und tragen den Stempel des Landes und der Zeit, in der sie sich bewegen. Wirklich schön ist Kamphuyzen von Gonia, ein Charakterbild aus dem siebzehnten Jahrhundert (zur Zeit der Dortrechter Synode), das wohl verdiente, weitläufig besprochen und übersetzt zu werden. Aus derselben Zeit datirt eine ganz merkwürdige Selbstbiographie eines jener von der Synode entsetzten Prediger, Paschier des Frommen, die ganz vergriffen ist. Von Kontsvald existiren Novellen, unter denen sich „die Pfarrei" auszeichnet. Die Camera obscura von Hildebrand ist heiteren Inhalts, Erzählungen wechseln mit Betrachtungen und Skizzen ab. Sie ist weit mehr verbreitet, als die Schriften von Kremers, der dem von Hildebrand (Beets) eingeschlagenen Weg zu folgen strebt. Es wären hier noch manche Autoren zu nennen, selbst wenn wir die gereimte und ungereimte, meist sehr prosaische Poesie ganz mit Stillschweigen übergehen; da es aber nicht unsere Absicht ist, hier weitläufiger auf diesen Gegenstand einzugehen, und uns das zu weit führen würde, so verweisen wir den Leser auf den Aufsatz eines Holländers, der in einem der Augusthefte des „Auslands" stand (irren wir nicht, Nr. 32, 1864), „über die poetische Literatur Hollands."

Neben diesen Unterhaltungsschriften besteht noch ein anderes, reich angebautes Feld: die indische Literatur. Unzählige Bücher und Flugschriften behandeln die Zustände der Kolonie und machen den Europäer mit ihnen bekannt. Unter ihnen machte ein Buch De koffy veiling (die Kaffee-Auktion) Epoche, da es mit Geist, Talent und Schärfe geschrieben, gerade im rechten Augenblicke einschlug und brennende Fragen über Mißbräuche der Verwaltung und der Macht indischer Fürsten behandelte. In den Hallischen Literaturblättern erschien ein Jahr später eine daraus übersetzte Episode. Das Buch, eine ausgeschmückte Biographie des Verfassers, der seines Amtes auf Java entsetzt, sich rechtfertigte und die Regierung beschuldigte, machte ein ungeheures Aufsehen im großen Publikum, da es mehr unterhaltend und aufregend, als unterrichtend war, wenigstens nicht für Männer von tieferer Einsicht und Kenntniß. Indien war damals gerade mehr denn je in den Vergrund des allgemeinen Interesses getreten, und der jetzige Minister Thorbecke, der seit dem ersten Anfange seiner politischen Laufbahn für die Hebung der Kolonie gewirkt hatte, sprach laut in der Kammer dafür, daß die Eingebornen, endlich von der Sklaverei der Europäer befreit, nun auch von der ihrer eigenen Fürsten befreit werden müßten, welche die ihnen untergebenen Dörfer zwingen, in Fabriken und Plantagen zu arbeiten, während sie, die Fürsten, die Kontrakte mit den Plantagenbesitzern abschließen und den Vortheil mit ihnen theilten. Freie und gezwungene Arbeit waren die Losungsworte zweier heftig streitender Parteien. Mit wenigen Ausnahmen waren fast alle Nabobs, Plantagen- und Fabrikbesitzer für Letztere, die Liberalen aber, die das wahre Wohl der Kolonie, Bildung, Recht und Humanität, im Auge hatten, für die Erstere. Natürlich theilte sich dieser Kampf der Presse mit und rief eine Fluth der verschiedenartigsten Flugschriften hervor.

Was aber eben diese liberale Partei in ruhig fortschreitendem Wirken schon vorher für die Kolonie gethan hat, ersieht man deutlich aus einer Beschreibung Batavia's, die fast zur selben Zeit von einem Hauptmann Weitzel erschien, eines Adjutanten des Militär-Gouverneurs de Steurs, die der Gemahlin des Gouverneurs gewidmet und keineswegs mit irgend einer politischen Absicht geschrieben ist. Die Wahrheit wird nur dem mit den Zuständen Bekannten auffallen.

Ehe wir jedoch näher hierauf eingehen, sei uns die Bemerkung erlaubt, daß, wie in der holländischen Literatur die Politik am stärksten und besten vertreten ist, so ist sie auch ein Hauptmoment im ganzen niederländischen Charakter und schimmert unwillkürlich überall hindurch.

Auffallend tritt dies auch bei dem erwähnten Buche hervor, das unter dem Titel: „Batavia, oder Skizzen und Bilder aus der Hauptstadt von niederländisch Indien", ein anschauliches klares Bild der Stadt giebt, wie sie ist und wie sie war. Der Autor führt den Leser in das siebzehnte Jahrhundert zurück, um ihm zu erzählen, welche Sitten und Gebräuche damals herrschend waren, wie streng und einfach das Leben der ersten

Kolonisten war, wie schnell es entartete, wie Gewinnsucht und Hochmuth zu List und Unehrlichkeit trieben und die Sitten immer mehr verfielen, die Grundsätze immer laxer wurden, die Genußsucht und Trägheit aber in gleichem Maße stiegen, bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die ostindische Compagnie aufgelöst wurde und die Verwaltung der Kolonie in die Hände des Staates überging. Nicht geringe Verdienste erwarb sich der energische Marschall Daendels, der viele Mißbräuche abschaffte und mit kräftiger Hand niederhielt. Auf seinen Befehl wurde auch die alte ungesunde Stadt verlassen und das höher hinauf gelegene Weltevreden zum Sitze der Regierung gemacht. Hiermit bricht nun eine neue bessere Zeit an, und vergleicht man die Gegenwart mit dieser Vergangenheit, so findet man allerdings einen großen Fortschritt zum Guten. Herr Weitzel hat sehr wohlgethan, diese Uebersicht seiner Schilderung voranzuschicken, die er uns von den Sitten und Gebräuchen der Gegenwart entwirft, denn nur so kann man sie gerecht beurtheilen. Außerdem zeigt er an, wie viel auf Rechnung des Klimas und der Natur zu schreiben ist. Was er auch beschreibt und auszugsweise mittheilt, es ist Alles ohne jene gerügte Pedanterie; im Gegentheile sind gerade die Auszüge aus früheren Beschreibungen und Reisen anziehend und oft heiter. Das ganze Buch ist leicht und angenehm zu lesen und würde auch dem deutschen Leser Interesse einflößen, wiewohl das bei dem Niederländer in sehr erhöhtem Maße der Fall sein muß, da es wohl selten eine holländische Familie giebt, die nicht irgend eins ihrer Glieder in dem „herrlich schönen Lande" zu suchen hat.

Der Abschnitt über die wissenschaftlichen Einrichtungen ist einer der trockensten, weil er ein bloßes Referat giebt, und der magersten, weil eben nicht viel vorhanden und das Feld des geistigen Lebens dort noch wenig angebaut ist. Der Verfasser bestrebt sich auch, darzulegen, warum das gesellige Leben so leer und unbedeutend ist, warum so wenig für Kunst und Wissenschaft geschah.

Wir werden nächstens nach Hauptmann Weitzel Einiges über die wissenschaftlichen Einrichtungen in Batavia mittheilen.

Belgien.

Zwei neue belgische Zeitschriften.

Wie bedeutend die Zahl der in Belgien erscheinenden periodischen Schriften (mit Inbegriff der Publikationen gelehrter Gesellschaften) in französischer Sprache ist, wie viele derselben bereits ein ansehnliches Alter erreicht haben, wie sie fast alle Wissenschaften und Künste und manche Gewerbe zum Gegenstande haben, kann man aus Nr. 1 und 2 der „Bibliographie de la Belgique, ou Catalogue général de l'imprimerie et de la librairie belges, publié par la librairie de C. Muquardt" (Brüssel, Gent und Leipzig, 1865), die ihren achtundzwanzigsten Jahrgang begonnen, ersehen. Ueber zwei im verflossenen Jahre hinzugekommene, von denen die erste schon a. a. O. verzeichnet ist, die ich aus eigener Ansicht näher kenne, hier eine kleine Notiz:

Die erste Zeitschrift ist betitelt: „Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique, publiés sous la direction de Mgr. De Ram, prélat protonotaire apostolique ad inst. part., prélat domestique de Sa Sainteté, recteur magnifique de l'Université catholique de Louvain, par Edm. Reusens, prof. à la fac. de theol. et biblioth. de l'Université cath. de Louvain, P. D. Kuyl, vicaire de Notre-Dame à Anvers, C. B. De Ridder, vicaire aux Minimes à Bruxelles." Ausgegeben sind vier Lieferungen des ersten Bandes 1864, nebst Register, 528 S., und die erste Lieferung des zweiten Bandes, 136 S.

Wenn diese Zeitschrift nun allerdings einen speciellen Zweck, eine bestimmte Richtung hat, wenn sie natürlich hauptsächlich für die belgische Kirchengeschichte früherer Zeit werthvolle Beiträge, namentlich bis jetzt ungedruckte Urkunden, die mit einleitenden Worten und Erläuterungen versehen sind, bringt, so enthält sie doch mehrere Aufsätze, die auf Theilnahme auch außerhalb Belgiens rechnen können, z. B. Notice sur la géographie ecclésiastique de la Belgique avant l'érection des nouveaux evêchés au seizième siècle, von C. B. De Ridder; Promotions de la faculté des arts de l'Université de Louvain (1428—1797), von E. Reusens; Considérations sur l'art chrétien, ou une visite à l'exposition d'objets d'art religieux ouverte à Malines du 28 août au 10 octobre 1864, von P. D. Kuyl; in der neuesten Lieferung: S. Anschaire et S. Rembert, archevêques de Hambourg et de Brême, apôtres du christianisme dans le nord de l'Allemagne au neuvième siècle, von dem vor Kurzem verstorbenen Herausgeber.

Die „Analectes" werden künftig eine ergiebige Quelle für das Studium der belgischen Kirchengeschichte, und in gewisser Beziehung für die Kirchengeschichte überhaupt werden.

Der Titel der zweiten neuen periodischen literarischen Erscheinung ist: „Annales du Bibliophile Belge et Hollandais. Paraissant une fois par mois."*) Veröffentlicht sind Nr. 1—7, November 1864 — Mai 1865, 134 S. gr. 8. Die Zeitschrift vereinigt mit dem bibliopolischen einen bibliographischen Zweck. Herr Olivier will in diesen Monatsheften die Bücherfreunde mit dem Werthvollsten seines reichhaltigen antiquarischen Lagers bekannt machen; jedoch, um nicht ein bloßes Bücherverzeichniß zu liefern, sollen bibliographische Artikel vorangestellt werden. Die sieben erschienenen Nummern bieten eine Reihe von interessanten Mittheilungen von namhaften Bibliographen, unter denen die Herren Ruelens in Brüssel und Campbell in Haag, dar. — Der Lager-Katalog ist mit musterhafter Sorgfalt abgefaßt; er enthält große Seltenheiten. F. L. Hoffmann.

Kleine literarische Revue.

— **Der Bopp-Fond und die Sanskrit-Gesellschaft.** Der seit einigen Monaten in London erscheinende, von dem dortigen Buchhändler Trübner herausgegebene American and Oriental Record,**) eine höchst interessante Uebersicht aller in Nord- und Süd-Amerika, in Ostindien, China und den englischen Kolonieen erscheinenden neuen Werke, giebt in seiner Nr. 4. (June 1865) Nachricht von zwei in der Gründung begriffenen, literarischen Institutionen: einem „Bopp-Fond" in Berlin, zur Erinnerung an das, am 16. Mai 1816, also vor nun bald funfzig

*) Bruxelles, chez Fr. J. Olivier.

**) Trübner's American and Oriental Literary Record. A Monthly Register of the most Important Works published in North- and South-America, in India, China and the British Colonies: with occasional Notes on German, Dutch, Danish, French, Italian, Spanish, Portuguese and Russian Books. London, Trübner & Co. Pr. 5 sh. per annum.

Jahren, erschienene erste große Werk der vergleichenden Spachwissenschaft: Franz Bopp's „Conjugations-System der Sanskrit-Sprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache", und einer „Sanskrit-Text-Gesellschaft" (Sanscrit-Text-Society) in London.

Die Idee der Gründung des „Bopp-Fonds" geht von den Herren Böckh, Lepsius, Rödiger, Kirchhoff, Steinthal, Kuhn, H. Petermann, Trendelenburg und A. Weber in Berlin aus und wird sicher auch in England unter den Männern der Wissenschaft allgemeinen Anklang finden, da man auch dort zugiebt, daß mit jenem Werke der Grundstein zu dem großen Gebäude der neueren, über die Verwandtschaft der indo-europäischen Sprachen und die dunkelsten Seiten der Geschichte des Menschengeschlechtes Licht verbreitenden, vergleichenden Philologie gelegt wurde. Die beabsichtigte Institution wird ausschließlich der Förderung der von Bopp gegründeten Wissenschaft gewidmet sein, und zwar soll der berühmte Lehrer am Jubiläums-Tage seines Werkes, am 16. Mai 1866, die näheren Modalitäten der Institution selbst feststellen.

Die „Sanskrit-Text-Gesellschaft", unter dem Patronate des Prinzen von Wales, hat den Zweck, wichtige Sanskrit-Werke, die der alten und der sogenannten mittelalterlichen Literatur Indiens angehören, zu publiziren. Diese Gesellschaft hat am 19. Mai im Hotel des belgischen Gesandten in London, Herrn van de Weyer, ihre erste Versammlung gehalten und zu ihrem Präsidenten den Herzog von Aumale, zu ihrem Secretair Herrn Octave Delepierre und zu ihrem „ersten Herausgeber" den bekannten, in London lebenden Gelehrten, Professor Goldstücker aus Königsberg, ernannt. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft befinden sich die angesehensten Namen der britischen Aristokratie und des Handelsstandes von London.

— **Ein Buch über Meyerbeer.** Herr Henri Blaze de Bury, dessen französische Uebersetzung von Göthe's „Faust" bereits zehn Auflagen erlebt und dessen Drama „La jeunesse de Goethe" — zu welchem Meyerbeer die Komposition mehrerer Göthe'schen Lieder und namentlich auch einiger Episoden aus dem „Faust" geliefert — nächstens auf der Pariser Bühne erwartet wird, hat die Feuilleton-Artikel über Meyerbeer, die er für die Revue d. d. Mondes geschrieben, zusammengestellt und als besonderes Buch erscheinen lassen.*) Unsere Leser, denen wir aus jenen Feuilleton-Artikeln Einiges zur Charakteristik der französischen Beurtheilung Meyerbeer's, wie sie sich nach dessen Ableben gestaltet (unter Anderem ein Gespräch Blaze's mit M. über Richard Wagner und die Zukunftsmusik) mitgetheilt, wissen bereits, daß es hauptsächlich „Causerien", Anekdoten und kleine, liebenswürdige Selbstbespiegelungen sind, die der Verfasser des in Frankreich vielgelesenen Werkes: Les musiciens contemporains (Paris, 1856) über Meyerbeer zusammengestellt. An ein solches Buch den Maaßstab einer gründlichen, musikalisch-geschichtlichen Kritik legen, heißt die Aufgabe und das Wesen eines Feuilleton-Artikels, namentlich eines französischen, vollständig verkennen. Genug, daß es uns manche interessante Aufschlüsse über Meyerbeer's letzte Arbeiten ertheilt und manche Einblicke in das gerade von deutschen Kritikern häufig verkannte und entstellte Gemüthsleben des verstorbenen Komponisten thun läßt.

*) Meyerbeer et son temps, par M. Henri Blaze de Bury. Paris, Michel Lévy, 1865.

— **Der große Berliner Handwerker-Verein.** Es liegt uns wiederum ein (von zwei zu zwei Jahren gedruckt erscheinender) Bericht des großen Berliner Handwerker-Vereins über seine Thätigkeit in dem letzten zweijährigen Zeitraume vor.*) Innerhalb dieses Zeitraumes hat der Verein sein neuerbautes, großes Societäts-Haus in der Sophienstraße bezogen, worin er seine segenreiche, belehrende und bildende Thätigkeit nach den verschiedensten Seiten hin ungehemmt zu entwickeln Raum und Gelegenheit hat. Während in dem großen, geschmackvoll ausgestatteten Hauptsaale dieses Hauses die stets zahlreich versammelten Zuhörer den Vorträgen der Lehrer lauschen, finden sich im Vorsaale die um die finanzielle Ordnung, um das materielle Wohl und um die sinnigen Vergnügungen des Vereins besorgten Leiter zusammen und berathen und ordnen das Erforderliche. Im Lesesaale sitzen zahlreiche Mitglieder bei emsiger Lektüre und im anstoßenden Bibliothek-Zimmer findet gleichzeitig der Austausch der stets sehr zahlreich entliehenen Bücher statt. In den oberen Sälen wird der Special-Unterricht in 16 verschiedenen Zweigen (worunter Algebra und Geometrie, Hand- und Bauzeichnen, Buchführung, Französisch und Englisch, Gesang, Turnen und Stenographie) ertheilt und tagen die Vereins-Kommissionen, sowie die kleineren im Schoße des Vereins entstandenen Spar- und Lebensversicherungs-Gesellschaften &c. Im Laufe der verflossenen zwei Jahre sind von etwa siebzig Lehrern im großen Saale 42 Vorträge über Erziehung, Unterricht, Volksbildung und Volksleben, 15 über Volkswirthschaft und Statistik, 44 über Technologie, Handel und Gewerbe, 73 über Naturwissenschaft und Medizin, 13 über Geographie und Reisen, 60 über Literatur und Kunst, 25 über Geschichte, 9 über Rechtskunde und 9 über das Baufach gehalten worden. Seit dem 1. Dezember v. J. ist mit dem Verein auch eine Baugewerkschule verbunden, welche täglich acht Stunden Unterricht in vier aufsteigenden Lehrkursen ertheilt. Mit der Belehrung ging die Unterhaltung und das sinnige Vergnügen stets Hand in Hand. Besonders ist die Kunst des Gesanges eine beständige Begleiterin der Vereins-Versammlungen und eine unversiegliche Quelle der Erhebung und Veredlung in denselben.

In dieser Weise kommt der Verein seinem großen Ziele, gewissermaßen eine Akademie des Handwerkerstandes zu sein, immer näher. Im Schooße dieses Vereins werden die Berliner Handwerker mehr und mehr der Auszeichnung würdig, die gewerbreichen Bewohner der größten norddeutschen Stadt, die politisch-gebildeten Bürger eines mächtigen, intelligenten Staates zu sein.

Literarischer Sprechsaal.

Trübner's Oriental Record, welches unsern Artikel über die „Sanskrit-Studien in Frankreich" (Nr. 18 des „Magazin") im Auszuge mitgetheilt hatte, hat in dieser Beziehung von einem Korrespondenten in Paris eine Berichtigung empfangen, die hier zu erwähnen wir als unsere Pflicht erachten. In jenem Artikel war nämlich unter Anderem gesagt, daß das Collége de France für den vom verstorbenen Hase bekleidet gewesenen Lehrstuhl für vergleichende Sprachen die Herren Bréal mit

*) Dritter Bericht des Berliner Handwerker-Vereins in der Sophienstraße Nr. 15, betreffend die Verwaltung vom 1. April 1863 bis 31. März 1865. Berlin, im Juni 1865.

12, Oppert mit 6 und Emil Burnouf mit einer Stimme als Kandidaten vorgeschlagen, worauf dann der Minister Duruy Herrn Bréal zum Chargé de cours ernannt habe. Letzteres wird von dem Pariser Korrespondenten zwar als richtig zugegeben, doch wird von ihm in Abrede gestellt, daß Herr Prof. Julius Oppert als Mitbewerber aufgetreten sei; vielmehr ist Herr Ad. Regnier als erster Kandidat und Herr Bréal als zweiter in Vorschlag gewesen. Auch die in jenem Artikel erwähnte, warme wissenschaftliche Controverse zwischen den Herren Oppert und Bréal soll nicht stattgefunden haben.

Nach offiziellen Angaben beläuft sich das Budget des russischen Unterrichts-Ministeriums für 1865 auf 6,467,452 Rubel; es kommen daher auf jeden der 67,670,000 Bewohner des Reichs (ohne Polen und Finnland, die ihre eigene Lehrverwaltung haben) etwas unter zehn Kopeken. Allerdings drückt dieser Betrag nicht die ganze Summe dessen aus, was der Staat pro Kopf für den Unterricht ausgiebt, da beinahe jedes Ressort seine Lehranstalten hat, bei welchen oft eine große Anzahl Lernender ihre Erziehung erhalten. So werden z. B. in den Schulen der orthodoxen Kirche 320,000, in denen des Ministeriums der Reichsdomänen 198,000, bei der Verwaltung der irregulären Truppen 42,500 Zöglinge angegeben. Vom Budget des Unterrichts-Ministeriums kommen nur 6772 R. auf einige Musterschulen für Mädchen und nur 31,000 R. auf sämmtliche Parochialschulen. Da es der letzteren 1124 giebt, so verwendet der Staat auf jede durchschnittlich nicht über 27½ Rubel! Die höher stehenden Institute sind natürlich auch kostspieliger. Die 414 Kreisschulen erfordern 962,671 R., was für jede 2325 R. ausmacht. Für die 96 Gymnasien sind 2,350,814 R. angewiesen, und beansprucht mithin jedes Gymnasium für sich etwa 24,500 R. Endlich werden für die 6 Universitäten (wozu in diesem Jahre eine siebente, Odessa, gekommen ist) 1,371,043 R. gezahlt, also im Durchschnitt für jede 228,509 R. Ob es nicht rathsam wäre, etwas mehr für die unteren Lehranstalten und etwas weniger für die höheren zu thun?

Die kostbare schleswig-holsteinische Alterthümer-Sammlung des Flensburger Museums, welche bekanntlich der ihr als Direktor vorstehende Däne Konrad Engelhardt beim Ausbruche des letzten deutsch-dänischen Krieges nach Kopenhagen entführte, sollte von der dänischen Regierung, laut Wiener Friedens-Instrument, wieder gesammelt und an den rechtmäßigen Eigenthümer, nämlich an das deutsche Herzogthum Schleswig, zurückgegeben werden. Jetzt hat jedoch die dänische Regierung — wie wohlunterrichtete schleswig-holsteinische Blätter mittheilen — erklärt, die ganze Sammlung sei verloren gegangen und nicht wieder auffindbar. Dies zu glauben, wird keinem vernünftigen Menschen einfallen und denen am wenigsten, welche die dänische Treuherzigkeit und ihre Manie für Alterthümer kennen. Zum Glück für die Alterthumsforschung der befreiten Herzogthümer ist die entwendete Sammlung unschätzbar; Dänemark kann sich also nicht mit einem Geldsümmchen abfinden, sondern wird wohl — wenn anders die deutschen Großmächte die Sache nur ernstlich anfassen wollen — so lange auf die Millionen, welche Schleswig-Holstein an seine früheren Tyrannen zahlen soll, vergeblich warten müssen, bis es die „verloren gegangene" Alterthümer-Sammlung wieder „gefunden" und zurückgeliefert hat. Bis dahin kann es ja den ihm bekannten Dieb und die Hehler in Haft nehmen!

Am 5. Juli hat auch in London ein Fest der deutschen Turner, von dem dortigen Verein auf dem Rasenplan des Krystallpalastes von Sydenham veranstaltet, stattgefunden. Der Londoner deutsche Turnverein, aus achthundert Mitgliedern bestehend, unter denen sich jedoch auch eine Anzahl englischer Genossen befindet, hat sich vor Kurzem eine prächtige Turnhalle erbaut. Das diesjährige Schau- und Festturnen war bereits das vierte, das der Verein unter der wachsenden Theilnahme des englischen Publikums veranstaltet hat. Nicht blos die eigenen englischen Zöglinge des Vereins nahmen am Wettkampfe Theil, sondern es hatten sich auch aus der englischen Armee einige der gewandtesten Gymnasten angemeldet. Unter den fünf Kampfrichtern waren zwei englische, der Eine ein Offizier (Major) und Inspektor britischer Militair-Gymnastik und der Andere ein „Gymnasiarch" aus Liverpool. Die Leistungen der deutschen Turner waren so erstaunlicher Art, daß das versammelte Publikum häufig in stürmische Ausrufe der Bewunderung ausbrach. Die englischen Gymnasten wurden auf der ganzen Linie geschlagen. Die fünf ersten Männer-Preise wurden sämmtlich von Deutschen errungen, ebenso der Preis für Knaben. Mehrere Engländer erhielten ehrende Erwähnung und einige nachträglich ausgesetzte geringere Preise wurden den englischen Unteroffizieren bewilligt, die am Kampfspiele theilgenommen hatten. Bei dem darauf stattgehabten Festmahle hat Karl Blind die Festrede zu Ehren der deutschen Turnerei gehalten.

Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 83) macht ein Einsender aus Wien auf die dortige „Vorstadt-Zeitung" und ihren mit den englischen Penny-Blättern konkurrirenden, wohlfeilen Preis aufmerksam. Ungeachtet auf jeder Nummer eine Stempelsteuer von einem Neukreuzer (2,4 Pfenn. preuß.) lastet und obwohl die Austräger und Verkäufer ein Drittel Rabatt erhalten, kostet doch die Nummer nur drei Neukreuzer (7 Pfenn. preuß.). Das Blatt erscheint im größten Folioformat, ist auf 4 Seiten vierspaltig gedruckt, enthält telegraphische Depeschen, Leitartikel und sonstige politische und sociale Aufsätze, alle Tagesneuigkeiten, Gerichtsverhandlungen, Nachrichten aus dem In- und Auslande, Coursberichte, Romane namhafter Schriftsteller, kurz Alles, was man in einer sogenannten „großen Zeitung" zu finden gewohnt ist. Um 4 Uhr Morgens erscheinen die Austräger in der Druckerei, nehmen dort die Exemplare in Empfang und stellen sie in den verschiedenen Stadtbezirken, auf den Bahnhöfen (wo allerdings nicht, wie in Berlin, einem einzigen monopolisirten Verkäufer, zum Nachtheil des Publikums wie des Zeitungsdebits, das Recht verliehen ist, die Zeitungen zu einem ihm konvenirenden Preise feilzubieten) und in den rings um Wien gelegenen Ortschaften den Zeitungshändlern zu, deren Anzahl in und um Wien sich auf mehr als dreihundert beläuft. Im Sommer, spätestens um 6, und im Winter, spätestens um 7 Uhr früh, ist an allen diesen Orten die „Vorstadt-Zeitung" in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren bereits im Handel. Wer in den Morgenstunden einen Spaziergang durch die Straßen Wiens macht, der kann sich überzeugen, wie jeder Arbeiter, bevor er an sein Tagewerk geht, sich eine Vorstadt-Zeitung holt, und wie jede Hausfrau, die das Frühstücksbrod einkauft, zugleich ein Zeitungsblatt mit nach Hause nimmt.

Es ist in der That merkwürdig, welche große Fortschritte die Presse und die Oeffentlichkeit in Oesterreich seit dem Eintritte der konstitutionellen Aera gemacht haben.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 29. Juli 1865. — [Nº 31.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Oesterreich und der Freihandel. 421.

England. John Stuart Mill und einige seiner neueren Schriften. I. Der Utilitarianismus. 422.

Nord-Amerika. Föderalismus und Sklaverei. Nach Theodor Fay. 425.

Frankreich. Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich. II. Ein Muster-Briefwechsel zwischen König und Papst. 428. — Studien des französischen Protestantismus. Die Glaubenszeugen. 430.

Italien. Die Eisenbahnen in Italien. 432.

Kleine literarische Revue. Shakespeare's Coriolanus, von F. A. Leo. 433. — Pelletan's Buch: „Die Frau." 433. — Letten und Deutsche. 433. — Englische Sprache und Literatur in China. 433. — Die Agitation gegen die Schuldhaft 434.

Literarischer Sprechsaal. Galizisches Petroleum. 434. — Mineralien-Sammlungen. 434. — Zu dem Artikel: „Namen der Frau bei den Germanen." 434.

In jeder Buchhandlung ist zu haben:

Rom und die Campagna.

Neuer Führer für Reisende, von **Th. Fournier**, Secrétaire interprète der Königl. Preuss. Gesandtschaft. Mit 3 Plänen. **Zweite** verb. Aufl. **1865.** roth cart. 2½ Thlr. (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig). (480)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Satires, par Auguste Barbier. Paris, Dentu.

Un nouveau chapitre de l'histoire politique des réformés de France. Par M. Auquez. Paris, Durand.

L'Algérie en 1865. Coup d'oeil d'un colonisateur. Par M. le marquis de Cosentino. Paris, P. Dupont.

Histoire littéraire de la France. Par les religieux Bénédictins de la congregation de St. Maur. Nouvelle édition, publiée sous la direction de M. Paulin Paris, membre de l'Institut. Première Partie. Paris, Victor Palmé.

Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles. Par Adolphe Siret. (Les dix premières livraisons sont en vente.) Paris, Jung-Treuttel.

Antécédens de l'Hégélianisme dans la philosophie française. Par Emile Beaussire, professeur à la faculté des lettres de Poitiers. Paris, Germer Baillère. (481)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in **Berlin** ist erschienen: (482)

Eran

das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. **Friedrich Spiegel.**

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt.

Anfangs September erscheint im unterzeichneten Verlage: (483)

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Julius Rodenberg.

Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht — mit anderen Worten: all' die Kämpfe, Widersprüche, Selbstverleugnung und Opfertrunkenheit jener welterschütternden Begebenheit, aus dem Geschichtlichen übertragen in das Seelische: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, und aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführend in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft, mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt. Mehr als historisch, ist dieser Roman symbolisch — das Bild einer gewaltigen Zeit, welches trotz seiner Figurenfülle doch immer den Blick wieder auf die beiden Hauptpersonen zieht, deren Schicksale — wir haben Grund es zu glauben — die Leser in außerordentlichster Weise fesseln, spannen und befriedigen wird.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (484)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

In der Presse das Doppelheft Juli-August.

Mit zwei Photographieen.

(Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)

Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon. — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. (485)

Wernicke's Geschichte der Welt.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

5 **Bände. Lex.-8. Eleg. geh. 8 Thlr. 20 Sgr.**

Erster Theil: **Die Geschichte des Alterthums.** 2 Thlr. — Zweiter Theil: **Die Geschichte des Mittelalters.** 2⅓ Thlr. — Dritter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit.** I. 1⅓ Thlr. — Vierter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit.** II. 1⅓ Thlr. — Fünfter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit.** III. 1⅓ Thlr. (fortgeführt bis auf die Gegenwart, unter der Presse).

Dies ausgezeichnete Werk ist besonders geeignet, die Kenntniß der **geschichtlichen Thatsachen** und, durch die Verbindung mit der **Culturgeschichte** aller Völker, **der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechtes** in anziehender und fesselnder Darstellung durch alle Schichten und Kreise der Gesellschaft zu tragen. Der überaus niedrige Preis ermöglicht die Anschaffung fast unter allen Verhältnissen. Die rasch hinter einander nothwendig gewordenen — stets mit besonderer Sorgfalt verbesserten — Auflagen verbürgen den innern Werth und die allgemeine Brauchbarkeit dieser Weltgeschichte.

In allen Buchhandlungen zu haben. — Verlag von **Alexander Duncker** in Berlin. (486)

In dem unterzeichneten Verlage erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus**, Professor der Psychologie an der Hochschule zu Bern, und Dr. **H. Steinthal**, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Die vier Hefte des vor Kurzem vollendeten dritten Bandes enthalten u. a.:

Lazarus, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Dr. Ludwig Rüdiger, Ueber Nationalität. — Dr. Paul Laband, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — Pott, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — C. Arendt, Darstellung einiger interessanter Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — Dr. L. Tobler, Das Wort in der Geschichte der Religion. — Dr. Berthold Delbrück, Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — H. Steinthal, Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Lazarus, Ueber die Ideen in der Geschichte. — Dr. B. Delbrück, Ueber das Verhältniß zwischen Religion und Mythologie.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (488)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (490)

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralbl.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete **Ausgabe.** Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (489)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre: (493)

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr

Fünf Lieferungen zu je 8 Sgr.

So eben erschien Lieferung 4 und 5 der

Geschichte Julius Cäsars

von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit dieser Doppellieferung liegt der erste Band dieses merkwürdigen Werkes in einer schönen, mit großer Schrift gedruckten **billigen Lieferungs-Ausgabe** in Groß-Oktav-Format dem Publikum vollständig vor.

☞ **Der zweite und dritte Band dieses wichtigen Werkes können in Folge der literarischen Uebereinkunft zwischen dem Zollverein und Frankreich in keiner anderen Uebersetzung als in der unsrigen, einzig autorisirten erscheinen.**

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**

Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Goßmann.) (491)

So eben erschien in dritter Auflage:

JACOB GRIMM: (492)

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** erscheinen: (487)

Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung.

Zweite Auflage. Zehn Bände. Mit zwei Karten in Fol. (ca. 200 Bogen) gr. 8. 12 Thlr.

Band I.—III. **Vom Kriege** 3. Auflage. Mit Porträt. (unter der Presse.)

Band IV.—VI. **Der Feldzug von 1796 in Italien. — Die Feldzüge von 1798 und 1799 in Italien und der Schweiz** Mit einer Karte von Ober-Italien und den Plänen der Schlachtfelder von Mondovi, Lodi, Rivoli, Arkole und Mantua. 1858. (70¾ Bog.) geh. 4 Thlr.

Band VII.—X. **Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande und der Feldzug von 1814 in Frankreich.** (VII. allein 1 Thlr. 20 Sgr.) — **Der Feldzug von 1815 in Frankreich.** (VIII. allein 1 Thlr.) — **Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxemburg, Sobieski, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzoge von Braunschweig.** — Mit einer Operationskarte von Rußland. (72½ Bogen.) 1862/63. 4 Thlr.

„Jeder deutsche Offizier, der sich gestehen muß, von Clausewitz höchstens den Namen zu kennen, jeder deutsche Offizier, der dessen Werke nicht auf seinem Arbeitstisch und zugleich in seinem Kopfe hat, sollte eilen sein Versäumniß gut zu machen; er sollte sich geloben, kein anderes Buch mehr in die Hand zu nehmen, ehe er Clausewitz von Anfang bis zu Ende gelesen, vor Allem dessen historische Schriften. Beilage z. Augsb. Allg. Ztg.

Die Grenzboten. (495)

Zeitschrift für Politik und Literatur

Nr. 30. Molière, übersetzt von Graf Baudissin. — Ein Brief der Königin Luise. — Der Bauernkrieg in Tyrol. I. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Baltische Monatsschrift. (496)

Vol. XI. Heft 4. April 1865.

Dante Alighieri, von R. Jchow. — Ad liberandum 42 des livländischen Landtags von 1864, von H. v. Samson. — Ein Desiderium.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Zeitschrift für slavische Literatur.

Bd. II. Heft 4.

Reiseerinnerungen an Bautzen. Von Jos. Kolar. — Etwas aus der Statistik. — Serbien und die südslavischen Provinzen Oesterreichs. (Fortsetzung.) Von V. J. Zamansky. — Primoz Truber und seine Zeitgenossen. Nach P. J. Safarik. — Monumenta Poloniae historica. — Neuere bulgarische Literatur. — Kurze Nachrichten. (497)

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 3 Thlr.

E. Schmaler in Bautzen.

Oesterreichische Wochenschrift. (498)

Nr. 28. Neue Werke über Musik. — Kunstgeschichtliche Wanderungen durch das k. k. österreichische Museum. II. — Asmus Karstens. Ein Vortrag von R. Zimmermann. II. — Spinoza's Leben und Charakter. Ein Vortrag von K. Fischer. Angezeigt von Dr. C. S. Barach. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (499)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 29. Ein Ausflug nach Alabama. — Mittheilungen aus den argentinischen Ländern. — Eine Ferienreise nach dem Mittelmeer. — Die Flora des Alterthums. — Oelgemälde vom Chimborazo und Cotopaxi. — Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. — Internationale Ausstellung von Gartenbau-Erzeugnissen. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Nordische Revue.

Vierter Band. Drittes Heft. Juni 1865.

Ausgrabungen in Süd-Rußland. Von Dr. P. Becker. — Jenseit der Leitha. — Niccolo Machiavelli. Von J. v. Gosen. II. — Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. Von A. E. Horn. — Bis vor Leipzig. — Die Mücken in Rußland. — Das Geistlichenhaus „zur Palme" in St. Petersburg. — Shakespeare in Deutschland. Von Dr. D. Asher. — Musikalische Revue. — Literarische Revue. — Vermischte Mittheilungen.

Preis des Quartals von 3 Monatsheften 2 Thlr.

C. B. Lorck in Leipzig. (494)

Dieser Nummer liegt bei: **Alphons Dürr's Scandinavischer und Niederländischer Literatur-Bericht.** No. 8. Juni 1865. (500)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direct erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich und der Freihandel.*)

Eine der brennendsten Fragen, die mehrere Jahre hindurch in Oesterreich auf dem Gebiete des materiellen Staatslebens die vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die über des Kaiserstaates zukünftige Handelspolitik. Oesterreich hatte sich 1853 durch den Februar-Vertrag mit Preußen von dem Prohibitivsysteme losgesagt und war zum Schutzzollsysteme übergegangen. Der damals mit dem Zollverein abgeschlossene Handelsvertrag sollte bis Ende Dezember 1865 Giltigkeit haben, wo es dann Oesterreich frei stand, entweder das handelspolitische Bündniß mit dem Zollvereine zu erneuern und selbstverständlich dem durch diesen Verein vertretenen Prinzip der Handelsfreiheit ausgedehntere Konzessionen zu machen, oder sich jeder weiteren Verbindlichkeit enthoben zu erklären. Kein Wunder, daß Angesichts dieser entscheidenden Alternative, in die Oesterreich auf handelspolitischem Gebiete versetzt war, die volkswirthschaftlichen Parteien alle Mittel und Hebel in Bewegung setzten, um sich die Zukunft zu erobern. Schutzzöllner und Freihändler wirkten durch die Tagespresse, durch Broschüren und in Vereinen. Nun, die Sache ist eben im Prinzipe entschieden. Oesterreich hat mit dem Zollvereine einen neuen Handelsvertrag abgeschlossen und sich dadurch um ein bedeutendes Stück dem Freihandel genähert. Es wird so fort und fort die Bahn der Handelsfreiheit wandeln und bald in besseren materiellen Verhältnissen stehen. Diese Behauptung wird wenigstens von der gesammten freihändlerischen Publizistik an jedem Staate erhärtet, der sich noch derselben zugewendet hat.

Unter der Masse von Broschüren und Werken, die für den Freihandel eine Lanze gebrochen, ragt nun eine kleine Schrift hervor, die durch eine ruhige aber gründliche Beleuchtung der obschwebenden Frage sich große Verdienste erworben und noch in der eilften Stunde ein beredtes Wort in die Waagschale der Handelsfreiheit gelegt hat. Es ist Julius Fröbel's „Oesterreich und der Freihandel": Fröbel kennt die österreichischen Verhältnisse so genau, wie nur irgend Jemand, und hat zugleich den Ruf eines hervorragenden Socialpolitikers. Mit Spannung las man daher die Ansicht dieses Mannes über die brennende handelspolitische Frage und erkannte auch in dieser Arbeit die reiche Erfahrung ihres Autors.

Gleich im Eingange der genannten Schrift wird der Freihandel als die Ergänzung der Gewerbefreiheit dargestellt. Die Gewerbefreiheit wird nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn ihr die Handelsfreiheit zu Hilfe kommt und den Blick der Producenten auf den auswärtigen Markt lenkt. Mit vielem Glück wird dann gegen jene Liberale zu Felde gezogen, deren Liberalismus gerade so weit reicht, als ihr Eigennutz dabei seine Rechnung findet.

Die schutzzöllnerischen Fabrikanten erheben sich wie ein Mann gegen alle Ueberreste des Feudalismus, in denen sie eine Quelle großer volkswirthschaftlicher Uebel erblicken, wollen aber davon nichts wissen, daß sie mit dem Monopole, welches sie durch den Schutzzoll in Anspruch nehmen, einen neumodischen Industrie-Feudalismus gründen.

Niemals, ruft Fröbel aus, ist das Schutzzollsystem mehr gewesen und hat es mehr sein wollen, als die Bevorzugung einiger weniger Produktionszweige zum Nachtheile aller übrigen. Wenn aber die Eisenindustrie, die Wollenindustrie, und wie alle die großen Industrien heißen mögen, von Staatswegen gegen fremde Konkurrenz geschützt sein soll, weshalb nicht auch der Landbau, die Handarbeit des Tagelöhners, oder die geistige Arbeit des Schriftstellers, des Dichters, des Gelehrten, des Künstlers? Haben nicht diese producirenden Klassen die nämlichen Ansprüche auf den Schutz des Staates, wie die Herren Spinner, Weber, Schneider u. s. w.? Ein Schutzzollsystem aber, gerecht und gleichmäßig durchgeführt, zu dem Zwecke, die nationale Arbeit in jeder Richtung gegen fremde Konkurrenz zu schützen, würde eine chinesische Gränzsperre erfordern.

Man hat von schutzzöllnerischer Seite in jüngster Zeit sehr oft Friedrich List's, des großen Agitators für die handelspolitische Einigung Deutschlands, gedacht. List hat zu der Zeit, als Deutschland noch in den Fesseln des Prohibitivsystems lag, mit Recht den Schutzzoll vertreten. Aber wie hat er selbst diesen interpretirt? „Jede Ueberschreitung und Uebertreibung des Schutzes, so erklärte er, straft sich selbst durch Verminderung des eigenen Wohlstandes der Nation. Allzuhohe Einfuhrzölle, welche die auswärtige Konkurrenz ausschließen, sind schädlich, weil dadurch der Wettstreit der Manufakturisten mit dem Auslande ausgeschlossen und die Gleichgiltigkeit genährt wird." Heutzutage würde List sicherlich Freihändler sein, da er doch schon vor etwa zwei Decennien die prophetischen Worte ausgesprochen: „Die Zeit wird kommen, wo selbst Oesterreich zum Freihandel übergehen wird." Darum hat Fröbel Recht, wenn er die List'schen Ansichten und Bestrebungen als längst überwundene für den heutigen Weltverkehr konstatirt.

Eben so siegreich werden jene gewöhnlichen Tiraden der Schutzzöllner zurückgewiesen, die sich in Klagen über ein verrottetes Verwaltungssystem und daraus hervorgehenden schleppenden Gang bei Konzessions-Ertheilungen, ferner über den Fortbestand der Wuchergesetze und über mangelhafte Volkserziehung ergehen. Gar Vieles, erwiedert hierauf Fröbel, geschieht in der Kulturgeschichte nur dadurch, daß die Konsequenzen den Prämissen vorausgeschickt werden, und die Welt aus rückwärts laufenden Folgewirkungen zur Nachholung der letzteren sich genöthigt sieht. Haben wir den Freihandel, so werden wir auch die Einrichtungen und Zustände erhalten müssen, ohne die der Freihandel nichts werth ist. Ohne Fleiß, Intelligenz, Geschicklichkeit und Sparsamkeit z. B. ist der Freihandel in der That ein zweifelhaftes Geschenk; aber eben darum hat sich der Freihandel überall als ein treffliches Mittel bewährt, diese schätzenswerthen Eigenschaften hervorzurufen.

Ob eine politische Reform nothwendig, ob sie zweckmäßig war, darüber entscheidet in der Regel der Erfolg. Wenden wir nun diesen Maaßstab auf jene freiere Handelspolitik an, die wir nach den Aufgaben des Prohibitivsystems im letzten Decennium befolgten, so spricht auch dieses Moment für das von Fröbel vertheidigte Prinzip. Die Ausfuhr hat nämlich in den wichtigsten Industriezweigen, als da sind: die Eisen- und Baumwollenindustrie, nicht nur nicht abgenommen, im Gegentheil Oesterreich's Handel ist um ein Bedeutendes aktiv geworden. Gegenüber dieser Logik der Thatsachen werden wohl die Schutzzöllner nichts einzuwenden haben. Die Gefahren, welche also unserer Industrie aus der fremden Konkurrenz drohen sollten, zerrinnen in nichts und verwandeln sich vielmehr in Vortheile, sobald wir darauf eingehen, unsere Stellung in einem Weltverkehr zu nehmen, der auf dem Austausch nationaler Specialitäten beruht. England und die meisten Staaten Europa's

*) Oesterreich und der Freihandel, von Julius Fröbel. Wien, 1865.

sind dadurch reich und mächtig geworden, und wir wollen noch immer die Rolle des Aschenbrödels fortspielen?

Zum Schlusse wendet sich Fröbel nochmals gegen jene radikalen Fortschrittsmänner, denen der Staat niemals schnell genug sich dem Ziele ihrer Ideale zu bewegt, — die unaufhörlich die Regierung anklagen, daß von ihr nichts geschehe, und die nun plötzlich in der Handelspolitik zu Fanatikern der Ruhe, der Bedachtsamkeit und der Vorsicht werden.

Man wird aus dieser gedrängten Inhaltsangabe leicht entnehmen, daß Fröbel's Schrift zu den vorzüglicheren zu zählen ist, die in letzterer Zeit über die handelspolitische Frage erschienen sind. Die Sprache ist elegant und doch kräftig genug, wie sie eben nur bei einem bedeutenden publicistischen Talente gefunden wird. Dr. Karl Haselbach.

England.

John Stuart Mill und einige seiner neueren Schriften.

I.

Der Utilitarianismus.

In einem früheren Artikel dieses Blattes habe ich erwähnt, daß John Stuart Mill, der philosophische und national-ökonomische Schriftsteller, als Kandidat für Vertretung des Wahlbezirks Westminster aufgetreten ist und daß sich angesehene Männer für seine (seitdem erfolgte) Wahl interessirten. Die Erscheinung ist in mehr als Einer Hinsicht bemerkenswerth. Wenn schon im Laufe der Zeiten einzelne Männer um ihrer literarischen Verdienste willen in's Parlament geschickt worden sind, so ist doch unter den gegenwärtigen Unterhaus-Mitgliedern kein einziges, das seine Wahl hauptsächlich oder gar ausschließlich literarischen Verdiensten zu danken hätte. — Wenn ferner Mill dem Wahlbezirk ausdrücklich die Bedingungen gestellt hat, daß er 1) keinerlei Kosten tragen, 2) die Vertretung lokaler Interessen im Parlament nicht übernehmen werde, so weicht auch dies von dem Eingeführten, den alten Sitten und, wie Viele meinen, den guten alten Sitten wesentlich ab. Das Geringste ist noch, daß ein Mann denken kann, in's Parlament gewählt zu werden, ohne dafür zu bezahlen; denn obgleich viele Wählerschaften, Wahlbeamte und einzelne Wähler den Preis, den die Kandidaten unter einem oder dem anderen Namen für ihre Wahl bezahlen, als eine Rente betrachten, auf welche sie ein unverjährbares Recht haben, so ist doch diese Regel nicht ganz ohne Ausnahme und es hat unter besonderen Umständen schon früher einen Wahlbezirk gegeben, der seinen Kandidaten unentgeltlich in's Unterhaus geschickt hat. Wenn ich nicht irre, trug z. B. der Londoner Wahlbezirk Marylebone alle Kosten, als er den bekannten Polenfreund Lord Dudley Stuart mit seiner Vertretung im Unterhause beauftragte. Aber die größere und ungewöhnlichere Ketzerei liegt in der Erklärung Mill's, daß er mit Vertretung der Lokal-Interessen des Bezirks sich nicht befassen wolle. Nicht nur, daß den eifrigen Wählern und Wahlagitatoren hierdurch ein anderer Vortheil entgeht, der für Viele schwerer in's Gewicht fällt, als der Preis, den der Kandidat für die Wahlstimme erlegt — bisher hieß es: eine Hand wäscht die andere, und wurde daher für selbstverständlich gehalten, daß der Vertreter für jeden Wähler und seine ganze Vetterschaft um Anstellungen, gute Contrakte und alle Vortheile bei jedem einzelnen Minister sollicitirte, die dieser nicht versagen konnte wenn es ihm darauf ankam, sich bei der nächsten Abstimmung das zustimmende Votum des Ehrenwerthen zu sichern. Die Ablehnung der Vertretung von Lokalinteressen hat für viele Wähler hauptsächlich durch den Schluß auf gleichmäßige Ablehnung der Personalinteressen Bedeutung. Aber neben Diesen stehen die uneigennützigen, orthodoxen Liberalen, die Liberalen der historischen Schule, die wahren Doktrinairs des Liberalismus mit Toulmin Smith an ihrer Spitze. Diese finden es ganz unbegreiflich, daß ein liberaler Kandidat sich weigern kann, die lokalen Interessen des Bezirks zu vertreten. Für diese Leute ist das Parlament aus lokalen Interessen aufgebaut. Ihnen giebt es nichts Reales, als das Lokalinteresse und ganz England ist ihnen nichts, als ein Aggregat von lokalen Interessen.

Eine andere Kategorie Freisinniger hat Mill dadurch gegen sich aufgebracht, daß er sich gegen Anwendung des Ballot oder der geheimen Abstimmung zu Parlamentswahlen erklärt hat; nicht nur die halb verschollenen Chartisten, auch die viel respektablere Manchester-Schule, die nach dem Hintritt Cobden's, des einen der Dioskuren, mit rückhaltlosem Vertrauen die Anordnungen Bright's, des mächtigen Führers, auszuführen bemüht ist. Gegen solche Autorität kann, sollte man meinen, ein Mill nicht aufkommen. Da ist es vergebens, anzuführen, daß Mill seinen Einspruch gegen das Ballot auf gute Gründe gestützt, diese Gründe in seinen Schriften dargelegt hat. Die öffentliche Meinung weiß nichts von seinen Gründen und hat von seinen Schriften keine Notiz genommen.

Ferner ist Mill nicht blos für allgemeines Stimmrecht, manhood suffrage, sondern noch für mehr; er will auch womanhood suffrage, Stimmrecht der Weiber, und solche Weiber-Emanzipation ist doch etwas ganz Unerhörtes; ferner, wenn auch die Freisinnigen durch Dick und Dünn sich damit auszusöhnen fähig wären, so müssen sie sich doch bald durch andere Grillen Mill's vor den Kopf gestoßen fühlen. Will er allgemeines Stimmrecht oder will er es nicht? Erstens will er Diejenigen ausgeschlossen sehen, die nicht schreiben, lesen und etwas rechnen können. Zweitens will er kein gleiches Stimmrecht aller Wähler. Einige sollen nur eine, andere zwei und noch andere mehrere Wahlstimmen haben. Ferner hat er einen eigenthümlichen Plan angenommen, nach welchem auch Minoritäten der Wählerschaften im Unterhause vertreten werden sollen. Dies Alles ist aber dem guten alten Herkommen so sehr zuwider, daß man sich wundern muß, wie Mill's Eintritt in's Unterhaus von Seiten eines einzigen Engländers Unterstützung finden konnte. Und doch haben nicht blos bedeutende Männer aus allen Theilen Englands ihre Beiträge zu den Kosten für seine Wahl unterzeichnet, sondern im Wahlbezirk Westminster selbst ward von einem dazu gebildeten Comité seine Wahl auf das Thätigste betrieben.

Vielleicht werden Ihre Leser es der Mühe werth achten, zu erfahren, welche Eigenschaften dem Manne diesen Erfolg verschafft haben.

Da Mill sich hauptsächlich durch seine Schriften empfohlen, so müssen diese Eigenschaften darin zu finden sein. Ich werde daher versuchen, von seinen schriftstellerischen Leistungen einen Begriff zu geben. Um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, wird es genügen, drei nicht eben umfangreiche Werke unseres Autors in's Auge zu fassen. Wir lassen sein Lehrbuch der Logik und sein Lehrbuch der Nationalökonomie unbeachtet, weil diese größeren Werke zu dem politischen Erfolge des Schriftstellers nicht unmittelbar beigetragen haben und weil durch den Bericht über die ausgewählten Werke der Leser hinlänglich Gelegenheit

finden wird, sich eine Meinung darüber zu bilden, in wie fern Mill zu den scharfen und folgerechten Denkern zu zählen ist. Gleichmäßig werde ich eine Anzahl kleinerer Schriften unseres Autors unbeachtet lassen, die ursprünglich als Journalartikel und dann gesammelt als besonderes ziemlich umfangreiches Werk erschienen sind, da es hier nicht darauf ankommt, ein bibliographisches Bild seiner Thätigkeit zu geben.

Die Schriften, die ich als besonders charakteristisch für meinen Bericht ausgewählt habe, sind 1) Utilitarianism, 2) On Liberty, 3) On representative government.

Die kurz angeführten Titel ergeben schon, daß eigentlich nur die beiden letztgenannten sich mit Politik im engeren Sinne des Worts beschäftigen, wogegen der Leser, dem das System oder sein Titel nicht schon vorher bekannt geworden, Zweifel haben wird, in welches Fach seiner Büchersammlung er das Buch über Nützlichkeit, die Nützlichkeitslehre oder Nützlichkeits-Theorie, eigentlich stellen solle. Daß das Buch ein System der Ethik ist oder sein will, darauf würde der rathende Leser wohl zuletzt kommen. In der That hat es auf diesen Namen auch in dem weiteren Sinne, in welchem wir das Wort in Deutschland verstehen, keinen Anspruch. Pflichtenlehre-Moral würde der Sache näher kommen. — Doch damit genug der Einleitung, da ich den Leser bald selbst in den Stand zu setzen hoffe, zu bestimmen, welchen Titel er für den passendsten halten würde.

Der Autor giebt, wie gesagt, sein Buch für eine Ethik und beginnt damit, daß die Grundlage dieser Wissenschaft sehr unsicher. Dieselbe Unsicherheit walte zwar auch in Bezug auf die Fundamentalsätze der Mathematik ob; aber in solchen Lehren, die sich auf das Thun, das praktische Leben der Menschen beziehen, wie Moral und Gesetzgebung, sollte dies nicht der Fall sein. Jede Thätigkeit muß einen Zweck haben; die Regeln für dieselbe müssen in dem Zweck bestimmt durch ihn gegeben sein. „Das Kennzeichen von Recht und Unrecht müßte, sollte man denken, das Mittel sein, zu erkennen, was Recht, was Unrecht ist und nicht das Ergebniß der ganz durchgeführten Untersuchung." — Durch Annahme der volksbeliebten Ansicht, die dem Menschen eine angeborene Fähigkeit, einen Sinn oder Instinkt zuschreibt, der ihn über Recht oder Unrecht belehrt, wird die Schwierigkeit nicht beseitigt; denn wenn auch die Existenz solchen Instinkts nicht streitig wäre, so wird doch von Denen, die die Existenz der Naturgabe behaupten, den Menschen nur die Fähigkeit vindicirt, allgemeine Gesetze der Moral zu entdecken, keineswegs die Kraft, in jedem gegebenen Falle zu entscheiden, was Recht, was Unrecht ist." Die intuitive sowohl als die inductive Schule der Ethik erkennt die Nothwendigkeit an, allgemeine Gesetze aufzustellen; aber keine von beiden Schulen unternimmt es, eine Liste der Axiome zu geben, die der Wissenschaft zur Grundlage dienen sollen; noch weniger bemühen sie sich, diese verschiedenen Prinzipien auf ein einziges Grundprinzip zu reduciren. Aber um zu leisten, was sie verheißen, mußten sie entweder Ein Grundprinzip, Ein Gesetz nachweisen, auf dem die ganze Moral beruht, oder, wenn deren mehrere sind, die Rangordnung derselben bestimmen und überzeugend nachweisen. Der Einfluß dieses Mangels der Wissenschaft auf das praktische Leben ist hier nicht zu untersuchen, da die Ethik weniger ein Führer für die Gesinnungen der Menschen, als eine Bestätigung dieser Gesinnungen sein soll (less a guide as a consecration of man's actual sentiments); aber da die Meinungen der Menschen, ihre Zuneigung und ihre Abneigung wesentlich durch den Einfluß bestimmt werden, welche sie den Dingen auf ihre Glückseligkeit zuschreiben — so hat der Grundsatz der Nützlichkeit oder, wie Bentham es ausdrückte, das Prinzip der größten Glückseligkeit (the greatest happiness principle) den größten Einfluß gehabt auf Bildung der Moral-Doctrinen, selbst Derjenigen, welche dem Grundsatz auf's Entschiedenste ihre Anerkennung verweigern.*) Mehr oder minder ist der Grundsatz der Glückseligkeit ein Theil aller Systeme der Ethik — der Autor würde sagen ein unentbehrlicher, wenn er den Ort für geeignet hielte, dies auszuführen. Er wolle sich aber darauf beschränken, dies System zu erklären und dadurch dazu beizutragen, daß es hinfort besser verstanden und richtiger beurtheilt werde.

Im nächsten Kapitel wird erklärt, daß Nützlichkeit identisch mit Vergnügen, daß der Begriff Vergnügen die Anwesenheit des Schmerzes ausschlösse, daß ferner das Nützliche nicht dem Angenehmen entgegengesetzt sei, sondern daß das letztere einen Theil des allgemeineren ersten bilde.

„Der Glaube, welcher Nützlichkeit oder das Prinzip der größten Glückseligkeit als den Grundbegriff der Moralität betrachtet, hält Handlungen für recht in dem Maße, als sie Glückseligkeit befördern — für unrecht, insofern sie das Gegentheil der Glückseligkeit befördern." — Vergnügen und Freiheit vom Schmerz sind die allein wünschenswerthen Zwecke. Alle wünschenswerthen Dinge (deren Zahl nach diesem System eben so groß, als nach irgend einem anderen) sind wünschenswerth, entweder um des Vergnügens willen, das sie unmittelbar gewähren, oder als Mittel zum Vergnügen oder zur Abwendung von Schmerz. Der Einwurf: das System stelle den Menschen dem Thiere gleich, wird mit der Bemerkung beseitigt: nur insofern er keine höheren Vergnügungen kenne, als das Thier — dann würde aber der Einwurf nicht das System treffen. Mit dem System sei es ganz verträglich, einige Arten von Vergnügen höher zu stellen, als andere — es für besser zu halten, ein unzufriedener Mensch als ein zufriedenes Schwein, ein unzufriedener Sokrates, als ein zufriedener Narr zu sein. Wären Schwein oder Narr abweichender Ansicht, so komme das daher, daß sie nur Eine Seite der Sache kannten, während dem anderen Theile beide Seiten bekannt seien. Selbst wenn bestritten werden könnte, daß Adel des Charakters glücklich mache, so würde dies der Lehre keinen Eintrag thun, da es nicht auf die Glückseligkeit des Einen Menschen ankomme, sondern auf die größte Summe der Glückseligkeit. Daß dazu ein Mensch von edlem Charakter in höherem Maße beitrage, als ein anderer, könne nicht zweifelhaft sein 2c. — Dem Einwand: es gebe keine Glückseligkeit, Entsagen sei der Inbegriff aller Tugend, begegnet er dadurch, daß er übertriebene Ansprüche einschränkt, das Maß vorhandener Glückseligkeit nachweist, die sanguinische Hoffnung zunehmenden Glückes mit den Fortschritten der menschlichen Gesellschaft in schönen Worten ausdrückt. Freilich sei wahr, daß jetzt 19/20 der Menschen der Glückseligkeit entbehrten, Helden und Märthyrer entsagten ihr freiwillig; aber der vernünftige Zweck solcher Entsagung könne nur sein die Vermehrung des Glückes Anderer. Wenn übrigens die Summe des positiven Glückes gering — so könne es wenigstens durch Milderung der Schmerzen vermehrt werden.

---

*) Mill erwähnt an einer anderen Stelle, daß er die Bezeichnung Utilitarianism schon vor einer Reihe von Jahren vorgeschlagen. Erst seit Kurzem werde sie allgemein angenommen. Wir unsererseits sehen den nothwendigen Zusammenhang zwischen „Glückseligkeit und Nützlichkeit" nicht ein und können daher nicht anerkennen, daß die Bezeichnung glücklich gewählt sei.

Auf einen ferneren Einwand: die Forderung des Systems sei zu hoch — erwiedert er: Das System bestimmt seine Pflichten, ohne zu erwarten, daß Pflichtgefühl je das ausschließliche Motiv menschlicher Handlungen sein werde. Ferner läßt er zu, daß nicht Jeder in die Lage kommen mag, für das Glück der ganzen Menschheit zu wirken. Nur in Enthaltungen verlange dieses, wie jedes andere Moralsystem, Rücksicht auf das Interesse der Gesellschaft.

Unter dem Abschnitt „Sanctionen" wird zuvörderst nachgewiesen, daß die Sanction des Gewissens auf dieses Moralsystem eben so anwendbar sei, als auf irgend ein anderes, dann der Inhalt des Begriffs untersucht und mit meisterhafter Kritik gezeigt, daß die Sprache mit dem Worte ein Aggregat von Meinungen einer gegebenen Person bezeichne, von denen ein großer Theil aus Ueberlieferung abstamme und auf Treu' und Glauben ohne Untersuchung für wahr gehalten werde. Eine andere Sanction seines Systems findet Mill in einem „mächtigen angeborenen Gefühl", d. h. also in der Natur des Menschen. Dies Gefühl wächst und wird verstärkt mit jedem Fortschritt in der Entwickelung des Staats und der Gesellschaft, durch welche der Gegensatz der Interessen ausgeglichen, die Ungleichheiten geebnet, die gesetzlichen Vorrechte einzelner Personen und Klassen abgetragen werden, in Folge deren es zur Zeit noch geschehen kann, daß die Glückseligkeit großer Theile des Menschengeschlechts gering geachtet wird. Diese Sympathie mit allen menschlichen Individuen wächst im Fortschritte der Menschheit und kann die höchste Kraft einer Religion gewinnen. Mill bezieht sich hier auf Comte's Système de politique positive.

In dem Abschnitt, der von den Beweisen der Richtigkeit des Systems handelt, sucht er zuvörderst den Begriff und das Wesen des Beweises von Behauptungen psychologischen und metaphysischen Inhalts zu bestimmen. Dann führt er aus: Glückseligkeit ist der einzige Zweck menschlicher Thätigkeit; jede menschliche That muß daher nach ihrem Einfluß auf Glückseligkeit beurtheilt werden. Wenn dies im Allgemeinen richtig, so kann auch der Prüfstein für die Moralität einer Handlung nur ihr Einfluß auf Glückseligkeit und die Absicht des Handelnden sein, Glückseligkeit zu befördern.

Der letzte Abschnitt des Buches zieht die Beziehungen in Betracht, welche zwischen „Gerechtigkeit" und Nützlichkeit bestehen. Gerechtigkeit wird definirt als die Tugend, auf deren Uebung Jemand ein Recht hat. „Und das dem Begriff zu Grunde liegende Gefühl scheint mir das thierische Verlangen zu sein, eine Verletzung, einen Schaden zurückzuweisen oder zu vergelten, der uns oder Denen, mit welchen wir sympathisiren, zugefügt ist." Dies Gefühl wird durch die menschliche Fähigkeit ausgedehnter Sympathie und die menschliche Auffassung verständigen Eigennutzes so erweitert, daß es alle Personen umfaßt. Von diesen menschlichen Elementen hat das Gefühl seine Moralität, von den allgemein thierischen den Nachdruck und die Energie, mit denen es sich geltend macht und allgemeine Anerkennung sichert. Nachdem das verschiedene Verständniß des Begriffs Gerechtigkeit und die widersprechenden Conclusionen dargelegt sind, bei denen Theorie und Praxis im Strafrecht, der Besteuerung, der Definition des Lohns und Geschäftsantheils angelangt sind, erklärt unser Autor, daß es aus dieser Verwirrung nur Einen Ausweg gebe, den utilitarischen, das heißt, daß diese Streitfragen nach der Rücksicht auf das größte Glück der größten Anzahl Menschen entschieden werden müssen. — „Recht" wird definirt als etwas, in dessen Besitz die Gesellschaft mich vertheidigen sollte. Der Grund solcher Anmuthung sei wiederum nichts, als allgemeine Nützlichkeit. Auch der Ursprung dieses Begriffes wird aus zwei Gefühlselementen, einem thierischen und einem menschlichen, abgeleitet. Das erstere sei Vergeltung; das menschliche Element, dem der Begriff seine Intensität und moralische Rechtfertigung verdanke, sei das Gefühl der außerordentlich wichtigen und leicht verständlichen Nützlichkeit, um die es sich hier handle. Die so ganz besondere Nützlichkeit des Rechts liege in der durch dasselbe allein zu gebenden Gewähr der Dauer, des Bestandes, der Sicherheit, auf welche der Mensch seinem eigenthümlichen ursprünglichen Gefühle nach das größte Gewicht lege. Hieraus erwachse dem Rechtsgefühl der absolute Charakter, der den Gegensatz zwischen Recht und Unrecht charakterisirt und vor allen anderen Gegensätzen zwischen dem Nützlichen und Nichtnützlichen auszeichnet. Hierdurch erstarke der Anspruch des Rechts von einem Sollen zum Müssen; die moralische Verbindlichkeit werde von den Menschen für eben so zwingend anerkannt, als die physische Nothwendigkeit. Dem Einwande, daß Nützlichkeit — d. h. wie immer, Glückseligkeit der Menschen — ein unsicherer Maßstab, wird mit dem ausgeführten Nachweise begegnet, daß der Maßstab der Gerechtigkeit keineswegs sicherer.

Die Erörterung resumirt sich in den Sätzen: „Gerechtigkeit ist ein Name gewisser Moralgebote, deren Beobachtung nothwendiger für menschliches Wohlergehen ist, als die anderer Lebensregeln." „Die Moralgebote, welche den Menschen verbieten, einander zu verletzen (unter denen wir die unrechtmäßigen Eingriffe in die Freiheit eines Anderen nicht vergessen dürfen), sind von überwiegend größerem Einfluß auf menschliches Wohlsein, als irgend welche noch so wichtige Vorschriften, die sich nur auf die beste Art der Behandlung Einer Abtheilung menschlicher Angelegenheiten beziehen."

„Gerechtigkeit verlangt Vergeltung nicht nur des Bösen, sondern auch des Guten — Unparteilichkeit. Alle Personen haben ein Recht auf Gleichheit der Behandlung, außer wo ein anerkanntes gesellschaftliches Interesse das Entgegengesetzte erfordert. — Die ganze Geschichte des gesellschaftlichen Fortschritts ist eine Reihe von Uebergängen, in denen eine Einrichtung, ein Institut nach dem anderen, das ursprünglich für unentbehrlich zum Bestande der Gesellschaft gehalten wurde, dahin gelangte, als ungerecht und tyrannisch gebrandmarkt zu werden. Dies war der Fall mit den Unterscheidungen zwischen Sklaven und Freigeborenen, Adeligen und Fröhnern — und eben so wird es geschehen und geschieht es zum Theil schon jetzt mit den Aristokratieen der Farbe, der Abstammung und des Geschlechts."

Zum Schluß macht der Autor noch auf einige Fälle des Konflikts aufmerksam, in denen es nicht blos zulässig, sondern, wie allgemein anerkannt, vollständig gerechtfertigt, die Gerechtigkeit aus Rücksichten auf das Wohl der Gesellschaft zu verletzen.

Soweit meine Uebersicht des Inhalts dieser Mill'schen Abhandlung, die vor mehreren Jahren zuerst in Frasers Magazine erschien und seitdem in mehreren Auflagen als besonderes Werk wieder abgedruckt ist. Für meinen Bericht hat die Schrift zwar hauptsächlich als Begründung der späteren Werke über Politik Bedeutung. Aber einestheils hat diese Schrift dem Autor wohl zuerst die Gunst einiger der Männer verschafft, die es sich jetzt angelegen sein ließen, ihn zum Parlamentsmitglied zu machen. Andererseits hat dieselbe neben unbestreitbaren Mängeln doch auch wesentliche Vorzüge in der eigenthümlichen Entwickelung und der Klarheit ihres Styls, so daß einer oder der

andere Ihrer Leser, den diese Notiz veranlassen mag, sich das Buch zu verschaffen, nicht bedauern wird, darauf aufmerksam gemacht worden zu sein.

Von den Fehlern habe ich bereits erwähnt, daß der Autor anstatt einer Ethik, die er ankündigt, eine Moral geschrieben hat. Auf Grund der Glückseligkeits- oder Nützlichkeitslehre ließ sich ein anderes System nicht aufführen. Das im Anfang ohne Begründung aufgestellte Hauptgebot: „Befördere Glückseligkeit" wird erst später durch den Nachweis unterstützt, daß es der menschlichen Natur gemäß. — Wenn aber auf die Natur des Menschen zurückgegangen werden mußte, dann hätte die Untersuchung sowohl auf das καλόν als auf das ἀγαθόν führen müssen. Der Verfasser würde auf den Begriff der Person und deren stetes Werden durch Wechselbeziehungen mit anderen, sowohl einzelnen als Kollektivpersonen, geleitet worden sein. Daraus würden die Ideen des Rechts und der Freiheit, deren letztere besonders dürftig behandelt ist, sich vollständig entwickelt haben — und der Verfasser hätte sich den Widerspruch gespart, die ideale Seite der Menschennatur zum Gegenstand seiner Erörterung zu machen, ohne deren Existenz nachgewiesen zu haben.

Die mehrfachen Auflagen, welche die Schrift bereits erlebt hat, sind ein bemerkenswerthes Zeichen dafür, wie sehr die Theilnahme des hiesigen lesenden Publikums sich philosophischen Untersuchungen zuwendet.

London. J. Schönemann.

Nord-Amerika.

Föderalismus und Sklaverei.*)

Nach Theodor Fay.

Es giebt einen Staat auf dem Erdball, der innerhalb seiner ungeheuern Gränzen mit Recht von sich rühmen darf, er habe Glück gehabt. Die Vorsehung hat das Anwachsen der nordamerikanischen Macht so augenfällig begünstigt, daß kein Vernünftiger sich der Einsicht verschließen kann: dieser Staat sei zu großen Dingen berufen. Ein breiter, unermeßlicher Landgürtel dehnt sich vom Atlantischen Ocean und vom Mexikanischen Golf bis an die Küste des Stillen Meeres und eine regsame, rührige, kraftvolle Bevölkerung von dreißig Millionen bewohnt diese weiten Räume und mehrt sich mit jedem Tage mit unvergleichlicher Schnelligkeit. In Amerika baut die Vorsehung eine Großmacht auf, deren Entwickelungsfähigkeit noch unberechenbar, deren politische Bedeutung eine der gewaltigsten Schöpfungen der Neuzeit. Nicht von ungefähr fallen die Keime dieser Macht mit dem ersten Ansturm der europäischen Revolution zusammen; hier schon zeigt sich eine Wechselwirkung von Europa und Amerika; es bedarf kaum des transatlantischen Kabels, um die enge Verbindung der Interessen beider Welttheile anschaulich zu machen.

Das riesenhafte Glück der nordamerikanischen Freistaaten ist so unverwüstlich, daß es eine Krisis, welche den Bestand der Union für immer zu zertrümmern schien, nicht blos überdauert, sondern gerade in und durch diese Erschütterung die Krone allen Erfolges davongetragen. Amerika ist nach der Niederwerfung der Rebellion uns tausendfach interessanter, für sich selbst mächtiger, gegen die anderen Staaten aktionsfähiger geworden; instinktiv wird das lebhaft bei uns gefühlt, am meisten von Denen, die aus persönlicher Sympathie die Wirkung sogar überschätzen. Aber was bewundert wird, ist doch in der That vorhanden, und es ist für die eigene wie für die fremde Entwickelung eine unabweisbare Lehre. Wir erblicken Kraftäußerungen der germanischen Selbstregierung, welche zum tiefsten Nachdenken auffordern, denn das System des kommunalen selfgovernment (der Gemeindefreiheit) hat sich wieder einmal im Großen bewährt, und sogar da, wo es eigentlich über sich selbst gesiegt zu haben schien.

In der That, wir müssen den Vereinigten Staaten um so aufrichtiger Glück wünschen, als die Krisis, welche sie überstanden, durch die Autonomie der Einzelstaaten, durch die natürliche Schwäche des Central-Verbandes und, es genauer zu sagen, durch den independentischen Kern des föderalistischen Prinzips eigens angelegt war. Ein furchtbarer Prozeß zwischen der Centrifugal- und der Centripedalkraft des amerikanischen Staatswesens ist ausgefochten worden, die letztere hat gesiegt, die Union ist gerettet. Indessen, man leugne es nicht, sie ist sehr schwer gerettet worden.

Vor uns haben wir ein Büchlein, das ein erfahrener amerikanischer Staatsmann, Herr Theodor Fay, Abkömmling französischer Einwanderer, in deutscher Sprache über die Ursachen der furchtbaren Krisis geschrieben. Dieses Büchlein, vom wärmsten Patriotismus und echtem sittlichen Ernste diktirt, giebt über die brennende Hauptursache der Secession an der Hand von Amerika's Geschichte weitgreifenden Aufschluß, obgleich es keineswegs einen selbständigen Standpunkt des Lesers abwehrt. Herr Fay hat es mit keinem Mäntelchen verhüllt, daß ein Abolitionist redet, welcher seine Grundsätze in den Prinzipien der amerikanischen Verfassung feierlich verbrieft findet. Und wer möchte ihm das verargen? Wir Europäer sind von der Abscheulichkeit der Sklaverei so im Innersten durchdrungen, daß die Apologie der Nordstaaten und des schmählich hingemordeten Präsidenten Lincoln bei der unendlich überwiegenden Mehrzahl den bereitwilligsten Anklang zu gewärtigen hat. Niemand in Europa, der nicht mit Blindheit geschlagen oder absichtlich verstockt ist, kann in Abrede stellen, welch' ein grausiges Uebel die Sklaverei gewesen. Niemand unter uns wird Mr. Fay widersprechen, wenn er behauptet, daß Nordamerika's freie Verfassung, der die Erklärung der Menschenrechte voranging, den Gedanken der Sklaverei unbedingt mißbilligen mußte. Es hieß, den Namen Washington, Adams, Franklin die bitterste Schmach anthun, wollte man den leisesten Zweifel an ihrer Achtung vor der Menschenwürde hegen. Der Idealismus von 1777 und der, welcher zehn Jahre später die jetzt geltende Konstitution geschaffen, war ein und derselbe; dieselbe Seelenstimmung, der freisinnig philosophische Geist des 18. Jahrhunderts hat beide hervorgerufen. Daß die Sklaverei eine „Institution" sei, die in den Südstaaten den gleichen Schutz genießen müsse, wie die übrigen Institutionen des Landes, ist ein Satz, der nur bei den Sklavenhaltern selbst den Schein einer Berechtigung erlangen konnte. Die Sklaverei war und blieb unter allen Umständen ein Mißbrauch, den zu mildern und allmählich ganz abzuschaffen die beständige Aufgabe der Staatsgewalt hätte sein sollen.

*) Die Sklavenmacht. Blicke in die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zur Erklärung der Rebellion von 1860—65, von Theodor S. Fay, ehemaligem Minister-Residenten der Vereinigten Staaten in der Schweiz. (Der Ertrag ist für die befreiten Sklaven in Amerika bestimmt.) Berlin, Stilke u. Van Muyden, 1865. VI. u. 158 Seiten.

Es ist aber nicht allein in der Vertheidigung der Sklaverei (Beispiele bieten die deutschen, zu Berlin erschienenen Schriften von Williams und Hudson) gefehlt worden, man hat auch im Lager der Gegner dieses Uebels arge Fehler begangen, und man muß eben einer bestimmten amerikanischen Partei angehören, um alle Schuld auf die Südseite zu wälzen und die Abolitionisten durchweg mit der Glorie der edelsten Gesinnungen, der reinsten Motive und der besonnensten Staatsweisheit zu umgeben. Nachdem der Kampf beendet ist und die Furcht vor einer Niederlage des Nordens geschwunden, hätten wir aus der Feder eines gewiegten Staatsmannes wohl eine Darstellung der Thatsachen und der Rechtsfragen erwarten dürfen, welche die inneren Gründe des Austritts von dreizehn Staaten aus der Union uns aufgedeckt und über die Deklamationen der Demagogie hinfort den Kernpunkt des Streites klar gelegt hätte. Herrn Theodor Fay ist in kurzen und scharfen Zügen das Gemälde aller Sünden der Sklavenpartei und des entsetzlichen Einflusses, den das Interesse an dieser „Institution" auf Amerika ausübte, vortrefflich gelungen, doch vermissen wir dem gegenüber eine Kritik der Abolitionisten oder, wie sie zeitweise hieß, der Freiboden-Partei (free soilers), deren Agitationen nicht unbedeutend, keineswegs ganz unschuldig und durch die Tagesblätter zur Kunde von Europa gedrungen sind. Ohne Zweifel war es eine furchtbare Verblendung, wenn Männer von ehrenhaftem Charakter, wie Stephens (Vice-Präsident der Conföderirten), Lee, Stonewall Jackson, das Banner des Südens, d. h. der Sklaverei, ergriffen; aber ihre Verblendung erklärt nicht die Motive derselben. Staatsmänner, die auf der Höhe des Lebens stehen, pflegen nicht von den gemeinsten Beweggründen abzuhängen, der denkende Kopf hat mindestens überall einen Gedanken, den seine That vertritt, der sittliche Mensch, wo nicht eine Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung aus achtbaren Gründen. Man darf nicht glauben, daß Herr Fay irgendwie Anstand genommen hätte, einer großen Zahl seiner Gegner die Ehrenhaftigkeit ihrer Motive abzusprechen, dazu ist er zu edeldenkend; inzwischen kommt es in einem politischen Prozesse, der faktisch seine Endschaft erreicht hat, nicht blos auf subjektive Gerechtigkeit, sondern auf eine objektive, durch keinen Gemüthsaffekt beirrte Abwägung der einander widerstreitenden Rechte, auf eine streng unparteiische Erörterung der Rechtsfrage an. Es genügt nicht, daß wir die Rechtsgründe des plaidirenden Theiles erfahren und würdigen lernen, sie uns in dem besten und günstigsten Lichte erscheinen, wir verlangen dasselbe auch für den gegnerischen Theil nach dem nie zu verleugnenden Grundsatze: audiatur et altera pars. Heute, wo der Süden der Unterliegende ist, hat er doppelten Anspruch auf diese Parteibefugniß, er hat seine Strafe bereits erlitten, vieles Unrecht ist schon gesühnt; er hat seinen Abfall schwer gebüßt, sagen wir, mit Recht gebüßt; das behindert uns aber nicht, seine relative Berechtigung zu prüfen und diejenigen Momente aufzufinden, welche eine Entschuldigung, wo nicht eine Rechtfertigung Einzelner und überhaupt eine Klärung des Thatbestandes herbeiführen können.

Unser Büchlein ist auch in dieser Beziehung nicht ganz lückenhaft. Herr Fay giebt mit Citaten aus Williams (Rechtfertigung der Südstaaten, Berlin, Charisius, 1863) und Hudson (der zweite Unabhängigkeitskrieg in Amerika, ibid., 2 Auflagen, 1862) sehr richtig den politischen Gesichtspunkt an, unter welchem den Staatsmännern des Südens ihr Gebahren durchaus verfassungsmäßig erscheinen mochte. Sie sahen in der amerikanischen Union lediglich ein Conglomerat von Einzelstaaten, deren Souveränetät unveräußerlich und nie veräußert worden, sie meinten, daß ein oder besser zwei Verträge (von 1776 und 1787) zwischen den Einzelstaaten die Gesammtverfassung producirt hätten und diese folglich genau den widerruflichen Charakter aller Verträge an sich habe, was den Austritt aus der Union jedem Einzelstaate nach Verletzung seiner Interessen frei stelle. Die Südländer verlegen also den Schwerpunkt in die Einzelstaaten und betrachten die Centralgewalt als einfaches Ergebniß der von den souveränen Einzelstaaten zum gemeinsamen Vortheil gemachten Konzessionen, die nun und nimmermehr ausdehnend interpretirt werden dürften, sondern an der Existenz und den bleibenden Interessen der Einzelstaaten ihre fortdauernde, unübersteigliche Schranke hätten. So die Südstaatler. Es ist einzuräumen, daß dieser Standpunkt demjenigen der ersten Vereinigung vom 4. Oktober 1776 vollkommen entspricht, und das ist von unserem Autor ohne Zögern anerkannt worden. 1776 sind wirklich einzelne unabhängige Staaten zusammengetreten und haben sich durch ihre Deputirten über eine Gesammtverfassung vereinigt, welche dann auch von den Einzelstaaten als solchen ihre Ratifikation empfing. Und diese Thatsache ist es, die Williams und Hudson für ihre Zwecke nutzbar machen, indem sie an die völkerrechtliche Anerkennung der souveränen Einzelstaaten (d. h. jener ursprünglichen dreizehn Kolonien) von Seiten Frankreichs, Englands und der übrigen Mächte Europas erinnern. Dagegen beruht die Verfassung vom 17. September 1787 nach ihrer innersten Intention nicht mehr auf dem Prinzip des Staatenbundes, sondern auf einem wahrhaft föderalen, dem des Bundesstaates; die Gesammtheit aller Staaten, die Union ist selbst ein Staat, die Einzelstaaten sind aus der vollen zur Halbsouveränetät herabgesetzt. Das ganze Volk von Amerika, nicht etwa paktirende Einzelstaaten, hat durch seine Gesammtvertretung diese Konstitution errichtet, wie die Einleitungsworte, die Herr Fay passend hervorhebt, auf das Unzweideutigste darthun, wenn es heißt: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, haben, um eine vollkommene Union zu schließen, um Gerechtigkeit und innere Ruhe zu sichern u. s. w. u. s. w. diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika verordnet und eingeführt." Allerdings erklärt hernach der Schlußartikel VII.: „Die Ratifikation durch die Konvente von Neun Staaten soll hinreichend sein, diese Verfassung in die Staaten einzuführen, die sie ratificirt haben", aber mit Herrn Hudson hierin eine Sicherungsklausel für die Hoheitsrechte der Einzelstaaten sehen, ist denn doch eine sonderbare, äußerst kühne Interpretation. Gewiß haben die Konvente der dreizehn alten Staaten binnen drei Jahren (Rhode Island erst 1790) ihre zur Gültigkeit der Verfassung nothwendige Genehmigung ertheilt; sie bewiesen hierdurch indessen am allerwenigsten den Fortbestand ihrer Souveränetät, weil die Ratifikation gerade die Abdankung der Souveränetät jedes Einzelstaates enthielt und beurkundet hat.

Es wimmelt übrigens in der Bundesverfassung von Prärogativen der Centralgewalt, die nach allen Staatsrechtslehren der Welt nur dem Subjekte einer wirklichen Souveränetät zukommen können. Den Einzelstaaten ist jeder amtliche Verkehr mit dem Auslande untersagt; sie existiren ferner nur innerhalb der ihnen von der Gesammtverfassung gesteckten Gränzen.

So ist es nach der staatsrechtlichen Theorie, so nach den Bestimmungen des amerikanischen Grundgesetzes. Andererseits darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Praxis des amerikanischen Volkes wie die Auffassung einiger seiner ersten Staatsmänner die Reinheit des Föderal-Prinzips mehr-

fach preisgegeben hat. Herr Fay führt die Thatsache nicht an, daß nicht die Südstaaten, sondern im Gegentheil die nördlichsten der **Nordstaaten**, nämlich Neuengland, mit einziger Ausnahme von Maine, die Erfinder der Secessions-Theorie gewesen. Als 1815 die Nordgränze gegen das englische Canada zu schirmen war, da die Union sich im Kriege mit England befand, verweigerte der Gouverneur Strong von Massachusetts das Ausrücken der Miliz; eine Konvention der Neuenglandstaaten trat in Hartford zusammen, welche, Massachusetts voran, erklärte, weder für die weitere Fortsetzung des Krieges Subsidien zahlen, noch der Union Hülfstruppen schicken zu wollen, und schließlich sogar, wenn der Krieg nicht alsbald eingestellt würde, auf ihr **Recht der Selbsthülfe** sich berief. Was war das Anderes, als eine Drohung, eventuell auszuscheiden? Der Pariser Friede machte es überflüssig.

Herr Fay betont sehr stark, daß Mr. Hudson den Wortlaut der Stellen alterirt habe, die diesem Südländer der „Federalist" des berühmten Präsidenten **Madison** (regierte 1809—1817), jenes „politische Handbuch amerikanischer Staatsmänner, die beste Quelle für die Auslegung der Verfassung" für seine Beweisführung dargeboten. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß der Unterschied zwischen dem Citat des Herrn Fay und dem Auszuge des Herrn Hudson uns nicht wesentlich erscheint. Beide Citate stimmen darin überein, die Ratifikation der Bundesverfassung von 1787 als einen Akt, nicht der ganzen amerikanischen Nation, sondern der die Einzelstaaten repräsentirenden Individuen und als den Ausfluß einer nicht nationalen, sondern föderalen Autorität zu kennzeichnen. Wir sehen, wie selbst ein Staatsmann ersten Ranges die staatsrechtliche Bedeutung der Ratifikation verkannte, indem er ihr einen die Autonomie der Einzelstaaten begünstigenden Charakter gab.

Wenn man den weiteren Zusammenhang jener Stellen prüft, so merkt man, daß von einem nationalen Einheitsstaate bei Madison gar nicht die Rede, daß unter „föderalen Prinzipien" **konföderative, die Volkssouveränetät in den Einzelstaaten** wahrende Grundsätze zu verstehen sind; es dringt sich bis zur Evidenz die Ueberzeugung auf, daß die Kluft zwischen Staatenbund und Bundesstaat in Amerika lange nicht so tiefgehend ist, als man nach Gesetz und Rechtstheorie glauben möchte. Die Ursache liegt fast auf der Hand. Wo die Volkssouveränetät das Fundament der Institutionen bildet, ist der Volkswille in seiner Unmittelbarkeit die höchstentscheidende Macht im Staate, und sie ist um so stärker, je mehr man ihrem Urquell, der Urversammlung der stimmberechtigten Bürger sich nähert. Offenbar hat die Volkssouveränetät in den einzelnen Staaten, die überdies älter sind als die Union, eine viel größere Kraft als am Centralpunkte, wo sie als bloßes Additions-Exempel oder als transscendentale Idee sich geltend macht. Der etwas hausbacken praktische Sinn der Amerikaner, zugleich aber auch ihre energische Anhänglichkeit an das Prinzip des selfgovernment läßt sie die Volkssouveränetät am meisten lieben, wo sie am wenigsten Fiktion ist, die Gefahr des Eindringens **despotischer** Maximen in das freie Gemeinwesen ist an der Centralstelle unvergleichlich größer, als in den engeren Kreisen der Staats- und Gemeindeverbände, die nicht über gewaltige Heere und mächtige Flotten gebieten. Die demokratische Partei Amerika's, der, wie Herr Fay gar nicht ableugnen kann, die edelsten Charaktere, ein John Adams, ein Thomas Jefferson, ein James Madison und der berühmte General Jackson, der Sieger von New-Orleans, vorangeleuchtet haben, ist immerdar die eifersüchtige Vorkämpferin der Gemeindefreiheit gegen Uebergriffe der Centralregierung gewesen, sie hat die selfdependance der Anglo-Amerikaner am kräftigsten plastisch entwickelt und bei wichtigen Gelegenheiten sich bei Weitem staatsmännischer, unparteiischer und konservativer benommen als ihre Gegner, die etwas puritanischen Whigs, die später den populären Namen Whig-Democrates und zuletzt den sonderbar farblosen „Republikaner" annahmen. Daß andererseits nur diese centralistische Partei die Union aus einer schon blutigen Krisis herausretten konnte, wollen wir durchaus nicht bestreiten.

Die demokratische Partei, die im Norden wie im Süden stark vertreten ist, hat ihre Vorliebe für die Rechte der Einzelstaaten niemals verleugnet, sie hat ihr sogar in einem **Appendix zur Bundesverfassung** einen reichsgesetzlichen Ausdruck verschafft. Dem unbeugsamen Freiheitsdrang der Männer des selfgovernment war es nämlich ganz angemessen, daß bald nach Emanation der Föderalverfassung eine lebhafte Reaktion gegen die Macht der Centralgewalt sich aufthat, von der demokratischen Partei wurde sie geführt, und die zehn Zusatz-Artikel von 1791, denen 1795 und 1804 noch weitere zwei beigefügt wurden, sind das Werk dieser centrifugalen Reaktion. Der Zusatz-Artikel X. lautet aber also: „Die Rechte, welche die Verfassung den Vereinigten Staaten nicht überträgt, oder die sie den Staaten nicht untersagt, sind den betreffenden Staaten oder dem Volke vorbehalten." Das heißt klar: im Zweifel sollen die Rechte der Einzelstaaten den Vorzug haben! Hat hiernach der Süden nicht eine gewisse Entschuldigung? Zumal, da die demokratische Partei des Nordens ihre anticentralistischen Sympathieen auch in der Haupt-Krisis offen kundgegeben und gegen die Suspension der Habeas-Corpus-Akte durch den Präsidenten, gegen den Belagerungszustand der ganzen Union und gegen die durch Einen Federstrich der Bundes-Exekutive befohlene Neger-Emancipation (Proklamationen Lincoln's vom 22. September 1862) auf das Entschiedenste protestirt hat!

Bekannt ist der Gegensatz der neuenglischen Puritaner und der Cavaliere des Südens, welcher an den Krieg der altenglischen Royalisten mit dem Parlamentsheere unter Fairfax und Cromwell erinnert. Bekannt ist auch, daß das Charter Government in den nördlichen und das Royal Government in den südlichen, den Pflanzer-Provinzen, diesen Gegensatz bis zur Unabhängigkeits-Erklärung staatsrechtlich ausgedrückt und fortgebildet hat. Es waren **nicht** homogene Glieder, die 1774 und 1776 sich einigten, und sie sind es auch 1860 noch nicht gewesen. Aber der Gegensatz der Südstaaten, als der Sklavenstaaten, und der Nordstaaten, als der von der Sklaverei unberührt gebliebenen, ist nicht ganz korrekt. Im Staate New-York ist die Sklaverei erst 1820 abgeschafft worden, nicht aus reiner Humanität, sondern auch aus ökonomischen Gründen, weil die massenhafte Zuströmung der freien weißen Arbeiter von Europa die Sklavenarbeit entbehrlich machte. Das heiße Klima der Südstaaten machte dagegen die erste Urbarmachung des Bodens durch Weiße zu einer Unmöglichkeit; das konnten nur Afrikaner leisten, und dieser ökonomische Grund hat den Diensten der Schwarzen ihre Stelle angewiesen und sie über das erste Bedürfniß hinaus konservirt.

Es ist die ökonomische Seite der Sklavenfrage, deren kritische Beleuchtung wir in dem trefflichen Büchlein vermissen. Die Neger vertraten den südlichen Grundbesitzern ein Kapital von 3 Milliarden Dollars, und wäre selbst diese Angabe zu hoch, so ist doch nicht abzuleugnen, daß die **Entschädigung** der Sklavenbesitzer für den Verlust ihrer Arbeitskräfte eine ungeheure Summe absorbiren mußte. Der Abolitionisten-Partei

schwebte stets das Ideal vor, diese Summe zu sparen, weil ein Eigenthum an Personen nach Naturrecht unzulässig; leider ist nur in positiven Staats- und Rechtsverhältnissen das Naturrecht nicht unmittelbar anwendbar und gegen den Einzelnen unter den Inhabern des privilegium odiosum oft ein schreiendes Unrecht. Eine Vermögens-Revolution sonder Gleichen stand für den Süden in Aussicht, wenn die Drohungen der Abolitionisten zur Thatsache wurden. Die Furcht vor ihrem materiellen Ruin und nichts Anderes ist es demnach gewesen, was die Einwohner von 13 Staaten, 8 Millionen Weiße, wider die Union unter die Waffen trieb. Und was ebenfalls unleugbar ist und von Herrn Fay weitläufig auseinandergesetzt wird, die Bundesverfassung selbst hat das Eigenthum an Sklaven einigermaßen gewährleistet. Es ist Thatsache, daß die Südländer positives Recht für ihren Sklavenbesitz geltend machen konnten. Der Norden hatte so weit nachgegeben, daß er die Verfolgung und Ergreifung flüchtiger Sklaven auf dem Boden eines Nichtsklavenstaates durch ein Bundesgesetz statuiren ließ. Der Sklavenbesitz hatte folglich sogar in den Nichtsklavenstaaten innerhalb gewisser Schranken die Bürgschaft des Gesetzes für sich. Diese Thatsache schwächt aber den Verdacht, als habe der Süden, der so privilegirte Süden, um jeden Preis die Lostrennung von der Union erstrebt. Er hatte auch in der Sklavenfrage ein handgreifliches Interesse an der Union, und es mußte eben ein noch stärkeres Interesse in die Waagschale fallen, um ihm den Austritt aus der Union als die einzige Rettung zu empfehlen. Blickt man mit unparteiischem Auge auf die Zustände Nordamerika's und bemerkt auch den Fanatismus der Gegner des Südens, der abolitionistischen Demagogen und Straßenprediger, welche den Aufruf der Neger zur Empörung in Masse (nach dem Zeugnisse europäischer Augenzeugen) fort und fort im Munde führten, so muß man annehmen, daß die Furcht vor massenhafter Ermordung der Sklavenbesitzer, eine Wiederholung der Schrecknisse von Hayti nicht unwesentlich zur Secession beigetragen, daß Akte einer Art von Nothwehr vorlagen, und man wird, was der heutige Nordmann noch nicht kann, willig einräumen, jenes auf die Spitze getriebene Prinzip der Selbstregierung und der berechtigten Selbsthülfe sei der Hauptschuldige gewesen. Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich.

II.

Ein Muster-Briefwechsel zwischen König und Papst.

Bernhard von Saisset, Bischof zu Pamiers, hatte Streit mit dem Grafen von Foix wegen Ausübung gemeinschaftlicher Rechte über verschiedene Besitzungen, die Philipp der Schöne zu Gunsten des Grafen entschied, wodurch er sich den Bischof, einen eigensinnigen, kühnen, unruhigen, verschmitzten und übermüthigen Mann zum erbitterten Feinde machte. Derselbe trug sogleich seine vermeintliche Beschwerde dem Papste vor und Dieser that den Grafen in den Bann und belegte alle seine Besitzungen mit dem Interdikte. Der Streit endete damit, daß der Graf fast in allen Stücken nachgab und den Bischof fußfällig mit gefalteten Händen demüthigst um Absolution bat, die ihm denn auch nebst einer derben Strafpredigt in Gegenwart vieler Bischöfe, Aebte und Herren ertheilt wurde.

Diesen Mann ernannte der Papst zum Legaten, der den König zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen in Palästina und zur Freigebung des gefangenen Grafen von Flandern bereden sollte. Er richtete diesen Auftrag mit vielem Uebermuthe aus und erklärte dabei vor versammeltem Staatsrathe: „ohnerachtet er Besitzungen innerhalb der Gränzen Frankreichs habe, so erkenne er doch weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen eine andere Macht über sich, als den Papst. Der König verdiene wegen seines Betragens gegen seinen Oberherrn alle die Strafen, die man nur allzulange verschoben habe, — in Kurzem werde er aber sein Reich mit dem Interdikt belegt und seine eigene Person mit Fluch und Bann umgeben sehen. (Velly, Histoire de France, T. 7. p. 151—160.) Sofort begann er eine längere Rede, in welcher er die Oberhoheit des Papstes über alle christlichen Fürsten beweisen wollte, als der König ihn unterbrach und schimpflich aus der Versammlung jagen ließ.

Er ging sofort in seine Diöcese zurück und lehnte sich offen gegen den König auf, indem er mit aller ersinnlichen List, Frechheit und Rachbegierde die Gelegenheiten dazu aufsuchte, da er sich unter dem Schutze des Papstes für vollkommen sicher hielt.

Es wurde sofort eine Untersuchung gegen ihn angeordnet und eigene Kommissarien verfügten sich an Ort und Stelle und hörten eine große Anzahl Zeugen ab. Der König, die Eingriffe des Papstes befürchtend, schickte eine eigene Gesandtschaft nach Rom unter Anführung des berühmten Kanzlers und Siegelbewahrers Peter Flotto, welche den Papst davon unterrichten mußte, welche Vergehungen der Bischof sich habe zu Schulden kommen lassen, und daß er selbst den heiligen Vater gelästert, indem er vielfach ausgesprochen, Bonifacius sei ein eingefleischter Teufel, der gegen Gott, gegen alle Wahrheit und Gerechtigkeit den König Ludwig, der doch in der Hölle sitze, kanonisirt habe ꝛc.

Der Papst dachte jedoch nur auf Mittel und Wege, sich solcher „Eingriffe in seine Macht" zu erwehren. Es erschienen Bullen auf Bullen, von denen jede die vorhergehende an heftigen Ausdrücken, Anmaßung und Drohungen aller Art übertraf. Er allein, heißt es, habe das Recht, über den Bischof wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen Untersuchung zu führen und zu urtheilen. Der König solle ihn unverzüglich außer Verfolgung setzen und ihm alle seine Güter zurückgeben, sich auch über sein Betragen gegen den Prälaten rechtfertigen, widrigenfalls er den Strafen unnachsichtlich verfalle, welche nach den Kirchensatzungen denen zukämen, die verwegener Weise Hand an einen Bischof legten.

Da Bonifaz zu gleicher Zeit dem Erzbischof zu Narbonne befahl, den Bischof Bernhard unter der Autorität des heil. Stuhles gefangen zu setzen, die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen auf das Strengste zu untersuchen und sofort die Akten sammt dem Gefangenen unter guter Bedeckung nach Rom zu schicken, — so gab dieses Mal der König nach; er befahl die Untersuchung niederzuschlagen und den Bischof dem päpstlichen Legaten zu übergeben, mit der Weisung jedoch, daß Beide ohne Verzug das Königreich zu verlassen hätten. Bernhard lebte zu Rom in größter Dürftigkeit bis nach dem Tode des Papstes Bonifaz, dann kehrte er nach Frankreich zurück, unterwarf sich dem Könige und erlangte Vergebung und die Rückgabe seiner Güter.

Kurz nach der Auslieferung Bernhard's erschien eine andere

Bulle des Inhaltes: Der Papst könne jederzeit Gnadenbezeugungen und Privilegien wieder zurücknehmen; — er habe dergleichen dem Könige von Frankreich und seinen Nachfolgern zur Vertheidigung des Reiches zugestanden, — weil aber dadurch viele Mißbräuche entstanden und der Kirche und den Prälaten großer Schaden erwachsen wäre, so hebe er mit Zustimmung des Kardinal-Kollegiums diese Privilegien wieder auf und verbiete zugleich allen Geistlichen, ohne seinen Befehl Zehnten oder sonstige Auflagen zu bewilligen. Er setzte eine Frist fest, binnen welcher man ihm jene Privilegien vorlegen solle, damit er sie genau prüfen und überlegen könne, ob die Aufhebung vielleicht in einem oder dem anderen Punkte gemildert werden könne. — Diese Bulle wurde in Frankreich nicht beachtet.

Am 5. Dec. 1301 erschien jedoch nachstehende Bulle: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, entbietet Philipp dem Könige der Franzosen seinen Gruß. Fürchte Gott und beobachte seine Gebote. Wisse, daß Du uns in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfen bist. Dir stehet nicht die Ertheilung der Benefizien und Präbenden zu, und wenn Du während einer Vakanz den Schutz der Kirche übernehmen darfst, so geschieht dies nur deswegen, damit Du die Einkünfte derselben den Nachfolgern in den Präbenden bewahren sollst. Und, wenn Du einige Benefizien vergeben hast, so erklären wir hiermit diese Vergebung für null und nichtig, und widerrufen Alles, was in dergleichen Dingen geschehen ist. Wer anders glaubt, den erklären wir für einen Ketzer ꝛc."

Diese berüchtigte Bulle: „Sciro te volumus, quod in spiritualibus etc." beantwortete Philipp umgehend mit dem famosen Briefe: „Sciat tua maxima fatuitas etc. „Philipp von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß! Deine übergroße Narrheit wisse, daß wir in zeitlichen Dingen Niemanden unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen nach dem königlichen Rechte uns zugehört, sowie die Einkünfte derselben, „daß die von uns geschehenen und noch weiter vollzogen werdenden Verleihungen ihre Kraft haben und behalten, und daß wir ihre Besitzer gegen Jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig ꝛc."

Darauf erfolgte die Bulle: „Ausculta, fili carissime." „Höre, geliebtester Sohn, die Gebote Deines Vaters, und neige die Ohren Deines Herzens den Lehren Desjenigen, der auf Erden die Stelle Dessen vertritt, der allein Lehrer und Herr ist; vernehme willig die Ermahnungen der aufrichtigen und heiligen Mutter, der Kirche, und sei mit Ernst darauf bedacht, daß Du mit zerknirschtem Herzen ehrfurchtsvoll zu Gott, von dem Du aus Trägheit oder durch bösen Rath verführt, gewichen bist, zurückkehren und Dich in Demuth nach seinem und unserem (!) Wohlgefallen richten mögest. An Dich also richten wir unsere Rede, gegen Dich drücken wir unsere väterliche Liebe aus, Dir reichen wir die süßen Mutterbrüste ꝛc." Nach diesem salbungsvollen Eingange kommt der Papst dem Zwecke der Bulle näher, indem er den König ermahnt, sich doch ja nicht überreden zu lassen, als wenn Keiner auf der Erde über ihm und als wenn er nicht dem Oberhaupte der Kirche unterworfen wäre. Das könne nur ein Narr denken, und wer dieses hartnäckig behaupte, gehöre unter die Ungläubigen und nicht in den Schafstall eines guten Hirten. Er wirft dem Könige viele Tyranneien und Fehltritte vor, sowie vielfache Bedrückung der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes und den unrechtmäßigen Genuß vieler Kirchengüter. Vergebens entschuldige er sich mit seinen schlechten Ministern, er müsse sie abschaffen, er habe so oft seine Stimme gegen so schreckliche Unordnungen erhoben und ihn zur Buße zu lenken gesucht, aber der König habe, gleich einer tauben Otter, seine Ohren verhärtet und die heilsamen Ermahnungen verachtet. Obschon er längst mit dem größten Rechte alle geistlichen Waffen gegen ihn habe ergreifen können, so wolle er ihn doch noch einmal väterlich warnen. Er habe mit Zuziehung der Kardinäle und vieler anderen hohen geistlichen Würdenträger Alles reiflich überlegt, und gefunden, daß ihm und seinen Staaten nicht anders geholfen werden könne, als wenn er sein ganzes bisheriges Betragen ändere und alle bösen Rathgeber von sich entferne. Zugleich habe er der französischen Geistlichkeit Befehl gegeben, nach Rom zu kommen, damit man sich über die nöthigen Reformen des Staates berathschlagen könne. Der König könne entweder in eigener Person, oder durch einen Abgeordneten dabei erscheinen, um Gottes und des Papstes Urtheil zu hören! —

Zugleich erging eine Bulle an die Bischöfe, Kapitel und Universitäten in Frankreich, worin Bonifaz erklärte, es hätten ihn glaubwürdige Leute von den Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, die der König und seine Diener gegen den Adel und die Geistlichkeit ausübten, unterrichtet, — er habe deswegen beschlossen, eine Kirchenversammlung zu halten, um dadurch so großen Unordnungen abzuhelfen, — alle Prälaten und Doktoren der Theologie sollten den nächsten 1. November sich bei ihm einfinden, er wolle ihre Gedanken vernehmen über die Mittel zur Ausbreitung der wahren Religion, zur Erhaltung der Freiheiten und der Ehre der katholischen Kirche, zur Reformation des Reiches, zur Besserung des Königs in Ansehung seiner bisherigen Ausschweifungen, und zur Einführung einer guten Reichsverfassung u. s. w.

Alles wurde von dem Papste angewendet, um auch in anderer Weise den König bei seinen Unterthanen und bei anderen Fürsten verdächtig zu machen und ganz Europa gegen ihn aufzubringen, — aber Philipp ließ sich nicht einschüchtern, vielmehr wurde auf seinen Befehl am 11. Febr. 1302 die gegen ihn gerichtete Bulle vor einer großen Volksversammlung in Paris verbrannt und dieses unter Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht.

Bei alledem unterschätzte der König nicht die Bedeutung und die immerhin möglichen Folgen dieses Vorgehens des Papstes, — deshalb schrieb er alsbald eine Reichsversammlung aus, und lud nicht allein den gesammten Adel und die Geistlichkeit, sondern auch Abgeordnete des Bürgerstandes auf den 10. April nach Paris ein. Wenn auch in früheren Jahrhunderten schon das Volk zu solchen Berathschlagungen versammelt wurde, so ist doch von dieser Reichsversammlung der Ursprung der Etats généraux abzuleiten.

Die Versammlung fand in der Liebfrauenkirche statt, — die Barone und die Abgeordneten des dritten Standes erklärten nach vorheriger Berathung, sie wollten lieber ihr Vermögen und ihre Personen den härtesten Bedrückungen und Martern aussetzen, ja sich selbst dem Tode unterwerfen, als diesem Vorgehen des Papstes freien Lauf lassen, selbst wenn der König es gestatten wolle.

Die Prälaten suchten den Papst zu entschuldigen und gaben sich Mühe, eine definitive Entscheidung hinauszuschieben, — man drang jedoch mit Ungestüm in sie, sich zu erklären, und nun versprachen sie ebenfalls dem Könige ihre Unterstützung zu

Erhaltung seiner Person, seiner Würde, sowie der Freiheit und der Rechte des Königreiches.

Sie berichteten sofort dem Papste die Resultate dieser Reichsversammlung und baten ihn, zu Erhaltung der alten Einigkeit zwischen der Kirche und dem Staate die Einladung nach Rom zurückzunehmen, indem die Reichsversammlung ihnen die Reise dahin untersagt habe.

Die Barone schrieben an die Kardinäle; sie beriefen sich auf die alte Einigkeit zwischen der römischen Kirche und dem Königreiche Frankreich, und versicherten, wie unendlich schmerzhaft es ihnen sei, wenn diese Einigkeit durch den bösen Willen dessen, der jetzt auf dem heiligen Stuhl sitze (par la male voulente) und durch dessen unbilliges und unvernünftiges Treiben aufgehoben oder auch nur geschwächt werde &c. Solche Ausschweifungen könnten keinem rechtlichen Manne gefallen und könnten nur zur Zeit des Antichristes erwartet werden. Bonifaz sage zwar, er handle nur auf den Rath der Kardinäle so, dennoch könne man nicht glauben, daß sie solchen thörichten Unternehmungen beistimmten. Man bitte sie deshalb, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch die alte Einigkeit erhalten werden könne &c.

Auch der dritte Stand schrieb in ähnlicher Weise an die Kardinäle.

In der Antwort der Letzteren wurde der Papst in allen Stücken entschuldigt und behauptet, er habe niemals dem Könige zugemuthet, er solle in weltlichen Dingen seines Königreiches ihm unterthan sein; der Papst selbst aber antwortete durch die Bulle: „Verba delirantes filiae etc.“ Die gallikanische Kirche sei eine wahnwitzige Tochter, deren unbesonnene Reden die römische Kirche als eine Mutter voll Zärtlichkeit mit Mitleiden ertrage. Den Kanzler Peter Flotte nennt er einen Belial, der am Körper halb und an der Seele ganz blind sei. (Belial ille Petrus Floto, semividens corpore, menteque totaliter excaecatus), der nebst Andern den König in's Verderben zu stürzen suche.

Auch Bonifaz wollte es an Vorsicht nicht mangeln lassen und hielt alsbald ein großes Konsistorium, bei welchem der ihm ganz ergebene Kardinal von Porto den Vorsitz führte. Zuerst leugnete derselbe die Existenz jener kleinen Bulle, die eine so große Gährung in Frankreich hervorgebracht hatte, — aber doch suchte er die Richtigkeit ihres Inhaltes zu beweisen. Die Macht des Papstes sei allgemein und unbeschränkt, — an dieser Wahrheit könne Niemand zweifeln, ohne sich der Ketzerei schuldig zu machen. Es wäre nur ein Oberhaupt der Kirche, der Papst, und vermöge dieses Titels werde er Herr über alle weltlichen und geistlichen Dinge, weil er der Statthalter Christi sei, dem Jedermann gehorchen müsse. Obgleich die weltliche Gerichtsbarkeit in den Händen der Fürsten sei, so gehöre sie doch eigentlich von Rechtswegen dem Papste, der den Gebrauch und die Ausübung derselben den Fürsten deswegen überlassen, weil er selbst den Degen nicht führen dürfe. (Es ist dieses eine berühmte Stelle, welche von jeher von den Vertheidigern der päpstlichen Macht als klassisch gebraucht wird.)

Der Papst versicherte, Gott habe die französische Monarchie und die römische Kirche mit einander verbunden, was für erstere von großem Vortheile sei, wie denn die Einkünfte der Könige von Frankreich unter seinem Pontifikate um 40,000 Livres gestiegen wären — bloß durch die von der Kirche verwilligten Gunstbezeugungen und Freiheiten. Er leugnete sodann, geschrieben zu haben, der König habe sein Reich dem Papste zu danken, eine so große Thorheit sei ihm nie in den Sinn gekommen, — doch werde er denselben, falls er auf dem betretenen Wege fortfahre, als einen Nichtswürdigen absetzen (sicut unum garcionem).

Der Papst erklärte seine Bereitwilligkeit, die ganze Angelegenheit der Beurtheilung einiger unparteiischen französischen Barone zu überlassen, wozu er die dem königlichen Hause verwandten Herzoge von Burgund und Bretagne vorschlug. Der Erstere glaubte an die aufrichtige und redliche Absicht des Papstes, übernahm das Schiedsrichteramt, und schrieb sofort an einige Kardinäle und bat sie, den Papst zu vermögen, daß er dem Könige die demselben entzogenen Privilegien zurückgebe und von der angeordneten Kirchenversammlung abstehe, in welchem Falle der König zu einer aufrichtigen Aussöhnung bereit sei.

Dieses Schreiben brachte aber eine gegentheilige Wirkung hervor. Man glaubte in Rom, diese gezeigte Versöhnlichkeit sei eine Wirkung der Furcht, und wurde nur noch übermüthiger, und die Kardinäle verlangten in ihrer Antwort, der König müsse nothwendig anfangen sich zu demüthigen, seine Fehler zu erkennen, Merkmale seiner Reue zu geben, dem Papste eine vollkommene Genugthuung zu leisten, und das Verfahren seiner Minister zu mißbilligen. Ohne dieses sei keine Verzeihung zu hoffen, — es würde auch thöricht sein, wenn der Papst zuerst an den König schreiben wolle, der doch für einen Exkommunizirten zu halten sei.

Darauf erneuerte der König noch schärfer das Verbot, nach Italien zu gehen, und Geld, Pferde, Waffen und Lebensbedürfnisse auszuführen. Die Besitzer von Pfründen, welche dennoch nach Rom gehen würden, sollten unnachsichtlich ihrer Güter verlustig erklärt werden.

Studien des französischen Protestantismus.

Die Glaubenszeugen.

Vor einigen Jahren besprachen wir in diesen Blättern Rosseeuw St. Hilaire's damals Aufsehen erregende Broschüre: „Ce qu'il faut à la France“, in welcher der geistreiche Schriftsteller die Meinung vertritt, daß einzig im Schooße des Calvinismus das schöne Frankreich Ruhe und Rettung aus Wirrsal und Bedrängniß finden und in seiner gährenden, kreisenden Bewegung zum endlich befriedigenden Abschlusse gelangen könne.

Es liegt uns heut ein Werk vor, welches in seinen wesentlichsten Grundzügen einen ähnlichen Gedanken allerdings andeutet, aber auf völlig verschiedenem Wege dahin gelangt, uns die Wichtigkeit der protestantischen Bewegung für die staatliche Um- und Neugestaltung klar zu machen, wenigstens uns ahnen zu lassen, wie ganz anders die Entwickelungsgeschichte unseres Erdtheils vor sich gegangen sein würde, wenn Frankreich, statt im Innern mit brutaler Gewalt die religiöse Bewegung niederzuschlagen und sie nach Außen mit perfiden politischen Ränken zur Schwächung der Nachbarn zu benutzen, im 16., 17., ja selbst noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts frank und offen an die Spitze der protestantischen Bewegung getreten wäre.

Die Frage, welche jetzt kaum mehr als eine offene und zeitgemäße erscheint, würde damals die folgenreichste Umwälzung in Europa hervorgerufen, den Fortschritt friedlicher Bildung und Entwickelung um mehr als ein Jahrhundert beschleunigt

und die große französische Revolution unnöthig und darum unmöglich gemacht haben.

An der äußersten Gränzscheide, auf welcher dieser Entschluß noch ein freier sein konnte, steht unser Buch, ein wortgetreuer Neudruck der „Memoiren eines seiner Religion wegen zu den Galeeren verurtheilten französischen Protestanten".*) Michelet hat auf den Werth des Buches nachdrücklich hingewiesen. Er nennt es: „ein Werk ersten Ranges, geschrieben mit hinreißender Einfachheit und engelsgleicher Milde, gleichsam zwischen Himmel und Erde."

Die früher bezweifelte Echtheit der Memoiren ist namentlich durch Auffindung von zwei Exemplaren einer noch früheren Auflage als diejenige ist, welche unserm Neudruck zu Grunde liegt, und in welcher alle Namen, die in unserer Ausgabe nur angedeutet sind, sich vollständig ausgeschrieben finden, sowie durch Vergleichung rein zeitgenössischer historischer Fakten und diplomatischer Noten endgültig festgestellt.

Ludwig's XIV. Dragonnaden und raubsüchtige Pfaffen und Edelleute hatten eine große Anzahl südfranzösischer Protestanten zur Auswanderung veranlaßt. Wenige nur wichen der rohen Gewalt und kehrten wenigstens äußerlich zur herrschenden Kirche zurück. Die Auswanderung wurde verboten. Nur zwischen den härtesten Verfolgungen, einem langsamen, martervollen Tode, dem Ruin ihrer Familie und ihres Vermögens und dem, was sie nach ihren strengen Glaubenssätzen als sündliches Teufelswerk, als die Pforte zur ewigen Verdammniß ansehen mußten, sollte den Häretikern noch die Wahl gelassen werden.

Da wurden die friedlichen Bürger zu Märtyrern und Heroen, die, um den Sieg des Geistes über weltliches Gewissen und Begehren zu verherrlichen, muthig Todesmartern trugen; da wurden Frauen zu Heldinnen, die ihre schwachen Körper und all' ihre irdischen Beziehungen gern brechen ließen, um des Himmels nicht verlustig zu gehen.

Jean Marteilhe war damals ein junger Mann und versuchte, sich den drohenden Leiden durch rasche Flucht in's Ausland zu entziehen. Schon war er glücklich bis zur Gränze gelangt, der Schiffer schon gewonnen, der ihn über den Gränzstrom fahren sollte; schon winkte ihm und seinen Gefährten drüben Freiheit und Sicherheit in verlockender Nähe, als durch einen Streit, den seine Kameraden mit dem Fährmann anfingen, die Sache verrathen wurde und sie in die Gewalt ihrer Peiniger, der königlichen Schergen, fielen. Das Urtheil, welches sie zu den Galeeren verdammte, war bald gefällt, und die unglücklichen Bekenner des geläuterten Glaubens der Gnade ihrer schlimmsten Feinde, der Jesuiten und Lazaristen, anheim gegeben, welche sich die Aufgabe gestellt, jene Ketzer um jeden Preis und mit allen Mitteln zum Katholicismus zurückzuführen. Aber je mehr sich um sie her das Unglück zusammenzog, desto mehr entwickelte sich aus ihnen heraus jener zäh energische Widerstand, den keine Macht, Gewalt noch Ueberredung zu brechen im Stande war, und als im Jahre 1713 die um ihres Glaubens willen gefangen gehaltenen Galeeren-Sträflinge durch Verwendung der Königin von England ihre Freiheit wieder erhielten, da war wohl so Mancher den unerhörten Qualen erlegen, Alle früh gealtert und Viele für ihre ganze Lebensdauer körperlich zu Grunde gerichtet, aber Keiner war der großen Sache untreu geworden, welche er als sein zeitliches und ewiges Heil ansah. — Achtung für die Männer, welche aus dem ruhigen Behagen eines dunkeln, friedlichen Lebens herausgerissen, ihrer Ueberzeugung Alles zum Opfer bringen, was Menschen begehrenswerth erscheint — nicht im begeisternden Rausch eines augenblicklichen heroischen Entschlusses, sondern in der beharrlichen schweigenden Arbeit unendlich langer Jahre, unsäglich langen Qualen gegenüber, von denen ein einziges Wort sie sofort befreien konnte! Was ist **Waldheim**, selbst wenn man Roecke'ls hin und wieder wohl etwas geschmückten Schilderungen wollte Glauben beimessen, gegen das hoffnungslose Elend einer französischen Galeere in jener barbarischen und doch noch uns nicht so gar fern liegenden Zeit. Dennoch scheint es, daß entweder die französischen Protestanten zähere Lebenskraft und Ueberzeugungstreue besaßen, oder in ihrer Sache selbst ein besseres Bindemittel, sicher wenigstens ein genauer formulirtes und streng abgeschlossenes Bekenntniß besaßen, denn sie zählten bei unendlich geschärften Leiden und Plagen weniger Renegaten, als etwa unsere März-Verfolgten nach dem Siege des reaktionären Prinzips in wenigen kurzen Jahren. Vielleicht liegt das auch zum Theil mit darin, daß damals das System zeitgemäßer Belohnungen durch Rittergüter und dergleichen kleine Spielereien noch nicht eingebürgert war, — oder bewies es nur praktisch evident den alten Satz: „Allzu scharf macht schartig."

Gewiß, in der Aufopferung für ein abstraktes Dogma, für eine Glaubenslehre, für Gewissensfreiheit im großen Ganzen und Allgemeinen liegt immer etwas Heroisches, das unsere Achtung, Bewunderung unter allen Umständen verdient. Und ebenso hat die Geschichte an hundert Beispielen erwiesen, daß gerade dieses Dogma, dieser abstrakte Satz, der doch von der großen Masse nur selten halb, meist gar nicht verstanden wird, fester kittet, als die kühnste, gewaltigste und freieste politische Idee, die wohl allgemach sich durcharbeitet und Bahn bricht in wenigen erleuchteten Köpfen einzelner Denker zuerst, dann in den Leitern der Bewegung, endlich in den tonangebenden Kreisen, zuletzt und unvollkommen nur in der arbeitenden, nach und um Existenz, Besitz und Wohlleben ringenden Masse.

Wir können eine Skizzirung des uns vorliegenden Werkes um so mehr unterlassen, als die Geschichte des Galeeren-Sträflings Jean Marteilhe gerade in ihrer Einfachheit und um dieser willen so rührend ist. Mit 22 anderen protestantischen Gefangenen verbringt er sieben Jahre auf der Galeere in Dünkirchen, erwirbt sich, gleich den meisten seiner Glaubensgenossen, nach und nach das Vertrauen und Wohlwollen seiner sonst so unzugänglichen und bis zur Grausamkeit strengen Vorgesetzten. Wie der fromme Mönch Basilius, fanden diese glaubensstarken Ketzer selbst in der Hölle noch Manches zu loben und einen nicht völlig verwerflichen Aufenthalt. Verwundet in einem blutigen Treffen der französischen Galeere mit einer englischen Fregatte, wird der junge Protestant durch die Aufmerksamkeit des ihm wohlwollenden Oberstabsarztes vom fast sicheren Tode gerettet, freilich nicht begnadigt, wie alle die übrigen gemeinen Verbrecher, welche vor dem Feinde verwundet worden sind, sondern wieder, doch unter besseren Bedingungen auf seine Galeere verwiesen, bis nach dem Frieden Frankreichs mit England Dünkirchen von den Engländern besetzt wird. Schon wollen die englischen Soldaten ihre gefangenen Glaubensgenossen mit Gewalt befreien, da werden diese bei Nacht und Nebel entführt und unter unsäglichen Leiden quer durch's Land nach Marseille transportirt, wo endlich nach neuen Jahren voll Qual und Ban-

*) Mémoires d'un protestant, condamné aux galères de France pour cause de religion, réimprimé d'après le journal original de Jean Marteilhe de Bergerai, publié à Rotterdam en 1757. Strasbourg et Paris, 1865. Berger-Levrault

gigkeit und vielen übelwollenden Zögerungen der Machtspruch der Königin von England, welche soeben durch ihren Separatfrieden mit Frankreich Ludwig XIV. den wesentlichsten Dienst erwiesen, sie befreit. E. S.

Italien.

Die Eisenbahnen in Italien.

Bereits vor dreißig Jahren fing man in Italien an, von Eisenbahnen zu reden; bei den damaligen Verhältnissen der verschiedenen Staaten dieses Landes fanden sich aber unendliche Schwierigkeiten. In der Lombardei und in Neapel fing man zuerst an, sich damit zu beschäftigen, und dennoch wurde eben dort die Ausführung am längsten aufgehalten. Die nach dem Vorgange Deutschlands in Italien abgehaltenen wissenschaftlichen Kongresse regten zwar den Gedanken an eine geistige Einheit Italiens an, allein selbst die Ausführung der unter derselben Regierung stehenden Eisenbahnstrecken von Venedig nach Mailand stieß auf Schwierigkeiten. Damals wurde zuerst der Name Manin's gehört, welcher später die heldenmüthige Vertheidigung Venedigs leitete. Erst im Jahre 1857 war die ganze Linie Venedig-Mailand vollendet. Die erste Eisenbahn, welche Italien sah, war die im Jahre 1840 von Neapel nach Torre di Annunziata eröffnete. Erst 1847 erfolgte die Eröffnung der Eisenbahn von Florenz nach Livorno.

Nach dem Jahre 1848 trat aber Piemont kräftig auf, so daß schon 1853 der längste Tunnel auf dem Kontinent, mittelst dessen die Eisenbahn von Turin nach Genua über die hohe Apenninen-Kette geführt werden konnte, hergestellt war, und im Jahre 1859 besaß Piemont bereits eine größere Meilenzahl von Eisenbahnen, als das ganze übrige Italien zusammengenommen.

Der damalige Krieg zeigte die strategische Wichtigkeit der Eisenbahnen, und die darauf erfolgte Herstellung der Einheit des größten Theiles von Italien machte es möglich, einen umfassenden Plan zu entwerfen, um auch in diese Idee Einheit zu bringen, da bis dahin die größte Anarchie in den Bestrebungen der verschiedenen Privatgesellschaften geherrscht hatte. Diese Einheit wurde endlich durch den Vertrag vom 28. Juni 1864 mit den Gesellschaften für die Lombardei und Central-Italien angebahnt, wobei die vortheilhafte Abtretung der Staats-Eisenbahnen erreicht werden konnte.

Zur vollständigen Ordnung dieser Angelegenheit wurde dem italiänischen Hause der Abgeordneten ein Gesetzes-Vorschlag vorgelegt, über welchen am 17. December 1864 verhandelt wurde. Der von der betreffenden Kommission ausgegangene Bericht *) umfaßt einen Quart-Band von 388 Seiten und mehrere Karten, und ist von dem Abgeordneten, Staatsrath Correnti verfaßt, dem Schöpfer der Statistik des Königreichs Italien. Dieser ausgezeichnete Gelehrte ist durch viele wissenschaftliche Arbeiten, namentlich auch durch das erste „Statistische Jahrbuch Italiens" (1864) bekannt. Er wurde als Bevollmächtigter des Königreichs Italien zu dem im Jahre 1863 zu Berlin abgehaltenen internationalen statistischen Kongreß abgesandt, und ist auch darüber von ihm ein Bericht veröffentlicht worden.

*) Relazione della commissione intorno al riordinamento e ampliazione delle rete ferraviarie. Torino, 1865.

Das vorliegende Werk enthält den Gesetz-Entwurf der Minister Menabrea und Minghetti vom 30. Juni 1864, welcher aber nach dem in Folge der September-Convention und der Residenz-Verlegung eingetretenen Ministerwechsel am 28. November 1864 von dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Jacini, und dem Finanzminister Sella abgeändert worden war.

Außer den betreffenden Beilagen, die Verträge mit den verschiedenen Gesellschaften enthaltend, denen jetzt die gesammte Eisenbahn-Industrie Italiens überlassen ist, findet man darin die umständlichsten Nachweisungen über die bereits benutzten und die noch im Bau begriffenen Eisenbahnen. Das jetzige Königreich Italien besitzt nun bereits benutzte Eisenbahnen in einer Länge von 3355 Kilometer, von denen 1713 auf Ober-Italien, 932 auf Mittel-Italien, 678 auf ganz Neapel, und 32 auf Sicilien und Sardinien kommen. Auf diesen beiden Inseln ist noch das Meiste zu thun, denn 1815 Kilometer sollen dort noch gebaut werden, im Neapolitanischen 1127, in Mittel-Italien 549 und in Ober-Italien 1224.

Außer den Angaben der Gesellschaften, die dabei betheiligt sind, der verschiedenen vom Staate festgesetzten Fahr- und Fracht-Taxen, den Verträgen mit den betreffenden Gesellschaften u. s. w. sind diesem umfassenden Werke auch Eisenbahn-Karten beigefügt. Unter den verschiedenen Profilen der über die Apenninen im Neapolitanischen zu erbauenden Eisenbahnen ersteigt die von Melfi bei Ceprano nach Pescara führende die Höhe von 1066 Meter mit der größten Steigung vom Meere an von 23 Meter auf 1000.

Aus den verschiedenen Uebersichten, welche den Verträgen über den Verkauf der Staats-Eisenbahnen beigefügt sind, ergiebt sich, daß der Durchschnitts-Ertrag derselben in den letzten drei Jahren 27,752,504 Franken betragen hat, daß dem Staate 233 Lokomotiven und 3458 Reise- und Frachtwagen gehörten, und daß sich in den Staats-Magazinen für 2,565,345 Franken verschiedene Materialien und Utensilien vorfanden.

Von den außerhalb des jetzigen Königreichs Italien befindlichen Eisenbahnen ist hier ebenfalls zur Vergleichung Nachricht gegeben, woraus hervorgeht, daß im österreichischen Italien 546 Kilometer benutzt werden, und daß die Strecke von Padua nach Rovigo von 44 Kilometer, welche die Verbindung zwischen Triest und Venedig bis nach Bari über Bologna und Ancona vollenden wird, im Bau begriffen ist. In dem jetzigen Kirchenstaate sind 223 Kilometer im Betriebe, und sollen noch 107 Kilometer erbaut werden, um die Verbindung von Rom nach Ancona, und von Civitavecchia nach Livorno zu vervollständigen. Zur Vergleichung mit den Eisenbahnen der anderen europäischen Staaten findet sich hier ebenfalls eine Uebersicht, nach welcher unter andern England allein, ohne Schottland und Irland, auf einem Flächenraum von nur 151,046 □Kilometer mit 20,192,000 Einwohnern, von denen 133 auf einem Kilometer leben, 13,155 Kilometer Eisenbahnen besitzt, so daß auf 100 □Kilometer 8,70 Kilometer Eisenbahnen kommen, und 6,51 auf 1000 Seelen; in Frankreich nur auf 2,37 Seelen, und 2,04 auf 100 □Kilometer, obwohl dies Land mit 37,000,000 Einwohnern und einem Flächenraum von 542,000 □Kilometer dem Reichthume Englands an Eisenbahnen, mit 11,102 Kilometer, am nächsten kommt. Oesterreich mit 34,000,000 Seelen, auf größerem Flächenraume von 647,000 Kilometer besitzt nur 5727 Kilometer Eisenbahnen, so daß auf 100 Kilometer nur der Bruchtheil von 0,88 Kilometer kommt, und auf 10,000 Seelen 1,64 Kilometer Eisenbahnen. Preußen ist beinahe ebenso reich an Eisenbahnen bei 18,491,220 Seelen auf 281,885 Kilometer Flächeninhalt, da es

5698 Kilometer Eisenbahnen benutzt; so daß auf 100 □Kilometer 2,02 Kilometer Eisenbahnen kommen, und auf 10,000 Preußen 3,08 Kilometer Eisenbahnen, obwohl auf den □Kilometer 66 Einwohner kommen, in Oesterreich aber nur 53. Reicher ist das übrige Deutschland (ohne Oesterreich und Preußen) an Eisenbahnen, denn hier kommen bei 247,279 □Kilometer Flächeninhalt mit 17,970,710 Seelen 5,944 Kilometer Eisenbahnen; so daß auf 10,000 Seelen 3,30 Kilometer Eisenbahnen und auf 100 □Kilometer 2,40 Eisenbahnen kommen. Die kleine bergige Schweiz mit 41,418 Kilometer, und in Ansehung der Dichtigkeit der Bevölkerung zwischen Oesterreich und Preußen stehend, besitzt bereits 1132 Kilometer Eisenbahnen und kann sich beinahe mit dem flachen Belgien mit 1906 Kilometer messen, welches aber bei allem Reichthum nur einen Flächenraum von 29,456 Kilometer besitzt. In dem großen Rußland mit 3,496 Kilometer Eisenbahnen kommt nur ein Bruchtheil von 0,54 Kilometer auf 10,000 Einwohner. Neigebaur.

Kleine literarische Revue.

— **Shakespeare's Coriolanus, von F. A. Leo.***) Es ist dies eine der von Berlin aus zum Shakespeare-Jubiläum nach England gesandten Festgaben. Herr Dr. F. A. Leo, dem wir bereits vor einigen Jahren eine Photofacsimilirung des Ulphilas zu verdanken hatten, hat in der rühmlichst bekannten photolithographischen Anstalt von A. Burchard in Berlin den „Coriolanus" nach der Folio-Ausgabe von 1623 facsimiliren und abdrucken lassen. Diesem interessanten Facsimile voran geht ein Text des „Coriolanus", den Herr Leo nach der gedachten Folio-Ausgabe in korrigirter, berichtigter und gewissermaßen klassischer Form zusammengestellt hat. Der Herausgeber spricht sich in der Vorrede über die Grundsätze aus, die ihn bei dieser Zusammenstellung nach den bewährtesten Kritikern geleitet haben. Wir bemerken, daß wir den Ansichten, die er bei dieser Gelegenheit über die Edirung eines wahrhaften Volks-Shakespeare entwickelt, nur unseren Beifall geben können und zweifeln nicht, daß man ihnen auch in England volle Beachtung schenken werde. Endlich ist diesem höchst kunstvoll auf kolorirtem Papier gedruckten „Coriolanus" auch noch ein Auszug aus dem von Thomas North übersetzten Plutarch (The Lives of the Noble Grecians and Romans) beigefügt, soweit er auf die Geschichte Coriolan's Bezug hat und von Shakespeare benutzt worden ist. Auch der Druck dieses Plutarch ist (in Berlin bei Gebrüder Unger) genau nach dem von Richard Field für Bonham Norton in London im Jahre 1595 gedruckten Originale veranstaltet und gereicht, ebenso wie die Photo-Lithographie, den Berliner Pressen zu großer Ehre.

— **Pelletan's Buch: „Die Mutter."****) Herr Eugen Pelletan tritt in diesem Buche als ein warmer Vertheidiger der politischen und der Ehren-Rechte der Frauen auf. Der Verf. liefert zunächst eine Uebersicht der verschiedenen sozialen und politischen Zustände der Frauen seit der ältesten historischen Zeit bis auf die Gegenwart, und zeigt sodann wie sehr die Frau stets das Opfer der Alleinherrschaft des Mannes war und wie sehr ihr Charakter entstellt und verleumdet wurde. Er weist nach, daß nichts ungegründeter sei, als die Behauptung, die Frauen seien zu jedem höheren selbständigen Lebensberuf unfähig, und daß von dem Tage ab, wo die Männer sich entschließen, die Rechtsgleichheit beider Geschlechter anzuerkennen, die Frau sofort auf der Höhe ihres Berufes erscheinen würde. Obwohl in Frankreich seit der Revolution von 1789 die Gesetzgebung, auch hinsichtlich der Rechtsgleichheit der Frauen, manchen Fortschritt gegen die Gesetze anderer Länder nachweist, bleibt doch auch hier noch viel zu thun übrig, um das historische Unrecht gegen das schwächere Geschlecht gut zu machen. Allerdings geht Herr Pelletan in manchen Stücken, wo er die unvertilgbaren Unterschiede, welche die Natur gezogen, nicht berücksichtigt, zu weit; jedenfalls muß jedoch zugegeben werden, daß er eine Sache, die seit Jahrtausenden in der ganzen Welt mit Einseitigkeit behandelt wird, mit Gerechtigkeits- und Wahrheits-Liebe erörtert hat.

*) William Shakespeare's Coriolanus, edited by F. A. Leo, Ph. Dr. With a Quarto Facsimile of the Tragedy of Coriolanus from the Folio of 1623 and with Extracts from North's Plutarch. London and Berlin, 1864.

**) La mère. Par Eugène Pelletan. Paris, librairie internationale, 1865.

— **Letten und Deutsche.***) Ein gemüthlicher, anspruchsloser Roman, eine halbe Idylle aus dem äußersten Nordosten, wo sich auf politisch uns fremd gewordenem Boden noch deutsches Leben erhalten hat, und, wie wir hier sehen, noch manche duftige Blüthe treibt. Freilich ist es ein Stillleben, welches das Deutschthum dort führt; sein Gedeihen ist auf die höheren Stände, auf den Kreis der Familien eingeschränkt, die auf den zahlreichen Adelssitzen die Traditionen ihrer Vorfahren fortpflanzen und, wir glauben es gern, vielfach eine Stätte edler Gesittung und Bildung sind. Man weiß, wie stolz man in Liefland und Kurland darauf ist, und auch in unserem Buche begegnen wir an mehr als Einer Stelle einer kleinen Pikanterie gegen das große „deutsche Vaterland", wo man weit schlechter deutsch spricht, als dort, und von wo so dünkelhaft aufgeblasene, kulturstolze Hauslehrer kommen, die aber von feiner Sitte und Bildung keine Vorstellung haben. Den Kern der Erzählung bildet die Geschichte eines armen, lettischen Waisenknaben, den ein edelgesinnter Gutsherr bei sich aufnimmt, und dem er, nachdem er in ihm mannigfache Talente entdeckt hat, eine höhere, geistige Ausbildung zu Theil werden läßt. Dieser germanisirte Lette wird nun ein sehr tüchtiger Mensch und in höheren Lebensstellungen heimisch; das Leben auf den kurländischen Edelsitzen, Reisen nach Deutschland, Insurrektionen gegen die Edelleute und andere Zustände werden vielfach geschildert. Dem Ganzen liegt die humane Absicht einer versöhnlichen Ausgleichung zwischen Deutschen und Letten zu Grunde.

— **Englische Sprache und Literatur in China.** In Canton erscheint jetzt ein von englischen Missionären herausgegebenes Pfennig-Wochenblatt in englischer Sprache unter dem Titel: The Chinese and Foreign Weekly Newspaper. Der erste chinesische Ortsbeamte von Shangai, der Fu-tai, zahlt einem amerikanischen Missionär jährlich 500 Pfd. Sterl. dafür, daß er einer Anzahl junger Chinesen Unterricht in der englischen Sprache ertheilt. Zu demselben Zwecke ist in Peking auf Kosten der kaiserlichen Regierung eine englische Schule gegründet und unter zahlreicher

*) Georg Stein, oder Letten und Deutsche. Eine Erzählung aus der Gegenwart Kurlands. Von Johanna Conradi. Riga, N. Kymmel's Buchhandlung, 1864.

Betheiligung eröffnet worden. Der Geistliche C. Gibson, von der methodistischen Mission in Fuh-chau, hat ein Rechenbuch für Schulen in's Chinesische übersetzt, wobei er die arabischen Zahlzeichen, statt der chinesischen, eingeführt hat. Die Ersteren werden bald von allen chinesischen Groß-Kaufleuten in ihrer Buch- und Rechnungsführung adoptirt sein. Derselbe Missionär hat das Evangelium St. Matthäi in's Chinesische übersetzt.

— **Die Agitation gegen die Schuldhaft** nahm seit der Thronrede Napoleon's III., welche die (inzwischen erfolgte) Vorlegung eines Gesetzes zur Unterdrückung der körperlichen Haft in Civil- und Handelssachen verhieß, auch bei uns einen regen Fortgang. Schon Anfangs März d. J. veröffentlichte die Juristische Gesellschaft zu Berlin die Bedingungen einer Konkurrenz über die Preisaufgabe: Ist die körperliche Haft ein zulässiges Exekutionsmittel in Civilprozeßsachen? Für die beste Lösung dieser Frage, die sowohl vom juristischen als auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte, unter Vergleichung der deutschen, englischen, französischen und nordamerikanischen Rechtsverhältnisse untersucht werden soll, wird ein Preis von 50 Friedrichsd'or ausgesetzt, und soll die Einreichung bis zum 1. März 1866, die Verkündigung des Beschlusses im Juni oder September 1866 erfolgen. Gleichzeitig hat sich, dem Vernehmen nach, eine Gesellschaft gebildet, welche das Interesse und das Verständniß an dieser Frage unter allen Klassen der Bevölkerung durch geeignete Schriften zu erwecken bestrebt ist. Wir wissen nicht, ob die kleine Schrift des Gerichts-Assessors Heinrich Lüders,*) in welcher „die Aufhebung des jetzigen Systems der Personal-Schuldhaft eine Forderung des Rechts, der Moral und des socialen Fortschritts" genannt wird, als Vorläufer dieser Gesellschaft zu betrachten ist. Ihren Nachfolgern würde die Prüfung der socialen Seite der Frage, namentlich auch des Interesses der Gläubiger, zu empfehlen sein. Ohne uns hier ein näheres Eingehen auf das Thema zu gestatten, ob die Personalhaft ein Sicherungsmittel des wirklichen Kredits ist, oder nur ein Surrogat für den fehlenden, wünschen wir, daß bei den in Aussicht gestellten volkswirthschaftlichen Erörterungen namentlich der Umstand beleuchtet werde, daß erfahrungsmäßig der große Handelsverkehr auf dies Zwangsmittel fast überall freiwilligen Verzicht leistet. Ein allerliebstes Beispiel von der Nichtanwendung des Instituts und seiner freiwilligen Wiederbelebung durch die wohlwollendste Absicht erzählt Edm. About in seinen Plaudereien über Marseille, im Eingang seiner Rome contemporaine. Ein Kaufmann von Marseille, der nach manchen Wechselfällen im Auslande reich geworden war, vermachte seiner Vaterstadt sein Vermögen zu einer Stiftung, deren Einkünfte zur Auslösung von Schuldgefangenen verwandt werden sollten. Der Gemeinderath gerieth alsbald in die bitterste Verlegenheit über die Verwendung des Legats, denn in Marseille ist es nicht gebräuchlich, daß man seinen Schuldner einsteckt und ihn so des vielleicht einzigen Mittels zum Erwerb beraubt. Es gab keine Schuldgefangenen in ganz Marseille, und man war drauf und dran, das Legat an den Seligen zurückzuschicken als unnütz und unvereinbar mit den Landessitten. Da fand sich eines schönen Tages ein Bürger, der zu seinem Nachbar sagte: Laß mich in's Schuldgefängniß bringen; man wird mich mit dem Legat jenes Biedermannes auslösen, und wir theilen uns nachher in das Geld. Der Plan war so pfiffig, daß das Schuldgefängniß seitdem von Zeit zu Zeit Bewohner findet. Ohne das Legat jenes braven Mannes würde es nie welche gehabt haben.

So About, e se non è vero, è ben trovato.

*) Berlin, Verlag von Carl Sigismund Liebrecht. 1865. 31 S.

Literarischer Sprechsaal.

Die Hamburg-galizische Petroleum-Actien-Gesellschaft, welche mit großer Ostentation seit vielen Monaten durch Programme, Statuten und Broschüren über Galiziens Petroleum-Reichthum eine Gesellschaft mit einer Million Thaler zu gründen beabsichtigte, wurde von der in Paris mit zwei Millionen Franken bereits konstituirten Gesellschaft überflügelt. An der Spitze dieser Unternehmung stehen als Gründer die angesehensten Finanz-Notabilitäten und Grundbesitzer, welche einen französischen Fachmann ersten Ranges, der mit den neuesten und bewährtesten amerikanischen Verfahrungsweisen, Erdöl aus der Tiefe der Erde zu schaffen, praktisch vertraut ist, für die technische Geschäftsleitung gewonnen haben, so daß mit einer rationellen Tiefbohrung schon in nächster Zeit begonnen werden kann. Westgalizien hat von Erdöl (Naphtha, Steinöl, Petroleum) in Europa gewiß die größten Schätze zu heben, und zwar übertrifft es in Qualität auch das amerikanische; die französische Gesellschaft war daher auch rechtzeitig bemüht, sich besonders im Sandecer Kreise kleine und große Komplexe von Oelländereien für eine lange Reihe von Jahren zu sichern. Es ist da ein großer Schatz zu heben.

In den Berichten der Berliner „Vossischen Zeitung" über die Stettiner Ausstellung findet sich u. A. ein dankenswerther Hinweis auf die von Böhmer und Schumann aus Berlin in der Abtheilung für Unterrichts-Gegenstände ausgestellten Mineral-Sammlungen zum Gebrauche für Lehrer und Lernende, Techniker, Landwirthe und wißbegierige, gebildete Laien speciell und sorgsam ausgewählt. Gleichzeitig wird auf eine gewisse Art Steinsammlungen aufmerksam gemacht, die ohne jede wissenschaftliche Auswahl, ja nicht einmal mit richtigen Benennungen versehen, von einzelnen Buchhandlungen besonders zur Weihnachtszeit fleißig ausgeboten und verkauft werden. Auch wir schließen uns der Ansicht an, daß man mit Unterrichtsmitteln nur in der gewissenhaftesten und sorgfältigsten Weise zu Werke gehen sollte, besonders aber mit einem Gegenstande, der noch nicht Allgemeingut der gebildeten Stände geworden ist, sich also der Controle der Aeltern und Lehrer meistens entzieht.

In dem Artikel „Namen der Frau bei den Germanen" (Nr. 27) liest man (S. 368, Sp. 2), die Sprache der Finnen habe muori für „Mutter." Dieses Wort ist nicht eigentlich finnisch, sondern das finnisirte schwedische mor = moder. Echt finnischer Name der Mutter ist emo (bei den Ehsten emma und imma). An das anya der Magyaren reihen sich: mandschuisch änyä (änjä), türkisch ana, u. s. w. Den Mongolen ist emo (ämä) weibliches Wesen überhaupt, Mutter aber heißt bei ihnen äkä, welcher Form bei den Finnen akka (Großmutter, Greisin) die Hand bietet. Die einen T-Laut zum consonantischen Kern habenden germanischen Wörter für „Vater" oder „Mutter" begrüßen sich mit tatarischen für „Vater" allein, z. B. osttürkisch ata, mongolisch ätyi (ätji, ätschi), welches dem süddeutschen Aetti beinahe gleichlautet, magyarisch atya. Sch.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] **Berlin, den 5. August 1865.** [№ 32.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Ludwig Tieck. 435.

Frankreich. Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich. III. Philipp der Schöne im Bann und Bonifaz VIII. gefangen. 438.

England. Doktor Dodd. 441.

Böhmen. Der Baum-Cultus der Cechen. 442.

Rußland. Die Judenfrage in Rußland. 443.

Nord-Amerika. Rebellen-Reime und Rhapsodien. 444.

Kleine literarische Revue. Eine Studie zu Dante's Jubiläum. 446. — Die dritte Auflage von Adolf Stahr's Italien. 446. — Die amerikanische Ausgabe von Webster's Wörterbuch der englischen Sprache. 446. — Ansichten des Herrn Merks-Naseweis. 447.

Literarischer Sprechsaal. Wien, die Kaiserstadt. 447. — Die ruthenische Sprache in Galizien. 447. — Galizisches Petroleum. Berichtigung. 447. — Sir John Richardson. 447. — Eine Antikritik. 448.

Einladung.

Um den Gedanken der Ausführung näher zu bringen, der in Nr. 154 des vorigen Jahrganges der Augsburger Allgemeinen Zeitung angeregt, und im ersten Heft des VI. Bandes der Zeitschrift für Romanische Sprache und Literatur wieder aufgenommen ward, die für **Dante-Studien** über Deutschland verbreiteten Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenzufassen, laden die Unterzeichneten alle Dante-Freunde zu einer, sich an das sechshundertjährige Jubiläum der Geburt des Dichters anschließenden Versammlung auf dessen Todestag

den 14. September, nach Dresden

ergebenst ein. Daß die reichen Schätze für Dante-Literatur, welche Dresden bietet, den versammelten Dante-Freunden zu freiester Einsicht offen stehen werden, ist zuversichtlich zu hoffen. Außerdem wird Sorge getragen werden, auch von anderen deutschen Bibliotheken der Dante-Handschriften und andere Seltenheiten dieses Literaturzweiges zur Anschauung zu bringen.

Vorbesprechungen am Abend des 13. September im Hôtel de Saxe. (501)

Joh. Karl Bähr in Dresden. **Adolph Mussafia** in Wien. **Franz X. Wegeler** in Würzburg. **Karl Witte** in Halle.

AVIS AUX RUSSES.

L'ÉCHO DE LA PRESSE RUSSE

Journal bihebdomadaire en langues russe, française et allemande.

Prix de l'abonnement		3 mois.	6 mois.	Un an.
	Belgique	9 fr.	16 fr.	30 fr.
	Allemagne	11 „	19 „	36 „
	France, Italie et Angleterre	12 „	21 „	40 „

On s'abonne directement chez l'administrateur **F. Claassen,** 58, rue de la Madeleine, à **Bruxelles,** ou par entremise des libraires et des bureaux de poste. (502)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Soeben erschien das **zweite Heft** der

Ergänzungsblätter
zur
Kenntniss der Gegenwart.

Wer angenehme Unterhaltung sucht, oder wer sich gern mit langen Leitartikeln und geistreichen Raisonnements beschäftigt, oder wen's gelüstet, von pikanten, Aufsehen erregenden Neuigkeiten in Form kurzer Feuilleton-Notizen zu naschen, oder wem's genügt, in periodischen Rundschauen summarisch von Geschehenem Akt zu nehmen, oder auch, wer nur einseitig in seinem Fache forscht und sich vertieft — für Den sind diese Blätter nicht gemacht. Wem aber darum zu thun ist, mit allen wichtigen Vorgängen auf allen Gebieten des Wissens und der menschlichen Thätigkeit vertraut zu bleiben, wem daran gelegen ist, dass nichts seiner Kenntniss entgehe, was von Einfluss und Tragweite auf die Entwickelung des öffentlichen Lebens ist, wer Belehrung über die Erscheinungen des Tages in pragmatischer Form und einem knappen encyklopädischen Styl sucht, wer, mit einem Wort, nach einem **Repertorium der Zeitgeschichte** — im weiteren Sinne des Worts — verlangt, dem seien unsere „Ergänzungsblätter" empfohlen.

Inhaltsverzeichniss des zweiten Heftes.

Biographie: F. A. Stüler, von Dr. M. Schasler. — H. C. Carey, von Dr. Adler. — O. von Bismark, von Dr. J. B. v. Schweitzer. — G. Pasta, von F. Wehl. **Kunst:** L. Knaus und die heutige Genremalerei, von Dr. M. Schasler. — Shakespeare in Deutschland, von F. Wehl. — Der neue Kammerton, von O. Gumprecht. **Literatur:** Literaturgeschichte, von O. Banck. — Histoire de Jules César, von C. Höfler. **Pädagogik:** Ziller's Reform der Erziehung, von F. Ziller. **Physik:** Schlierenapparat — Flammen. — Der elektrische Funke. — Schallwellen. **Chemie:** Digitalin. — Blausäure. — Selen. — Schwefel. — Kreosot. — Bariumsuperoxyd. **Botanik:** Araucaria brasiliana. — Lärchenschwamm. — Nourtoak. — Terpentin. **Mineralogie:** Braunkohle. **Astronomie:** Sternkarten. — Kleine Planeten, von Dr. Engelmann. **Geographie:** Die unterseeischen Telegraphen, von Dr. K. Andree. — Preussen. — Schlesien. — Sachsen, von Dr. Petermann. — Wien. — Jahdebusen. — Schweiz. — Militärstrassen in den Alpen. — England. — Elba. — Frankreich. — Spanien — Schweden. — Mexico. — Die australischen Kolonien. **Meteorologie:** Klima von Nordamerika, von H. W. Dove. — Dämmerung der Wärme, von Prof. Dr. Dellmann. — Wind. — Atmosphärische Elektricität, von Prof. Dr. Dellmann. **Physiologie und Medicin:** Kopfgenickkrampf. — Das rekurrirende Fieber. — Phosphorvergiftung. — Krätze, von Dr. O. Schüppel. **Volkswirthschaft und Statistik:** Handelsverträge. — Versicherungswesen und Association, von Dr. H. Rentzsch. — Preussen. — Floretseide. — Frankreich. — Seidenausfuhr. — Grossbritannien. — Schulbildung in Preussen. — Bagno. **Landwirthschaft:** Eisenoxyd. — Entöltes Rapsmehl und Palmkuchen. — Andropogon Ischaemum. — Stärkefabrikation. — Fliegenlarvenkrankheit der Lämmer. — Rübenkrankheit. **Schifffahrt:** Das Rettungswesen zur See, von J. Ziegler. **Technologie:** Eisen. — Eisenblech. — Schiffspanzer. — Whitworth-Projektile. — Bauxit. — Kalomel. — Schiesspulver. — Arsensäure. — Leim. — Gerberei. — Glonoin. — Rübenzuckerfabrikation. — Papier. — Eichenfässer. — Kakaobutter. — Meerschaum. — Alabaster. — Hanftaue. — Collodiumwolle. **Nahrungsmittel:** Ernährung junger Kinder. — Fleisch. — Bier.

Abbildungen: Töpler's Schlierenapparat. — Der elektrische Funke. — Die Zusammensetzung der Flammen. — Schallwellen.

Diese **Monatschrift** erscheint vom Juni an in **Heften,** jedes von 64 Oktav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — Jeder Band von 12 Heften bildet, mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, somit ein vollständiges **encyklopädisches Jahrbuch der Gegenwart.**

☞ **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** (503)

Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Lieferung 4 und 5 erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Mit dieser Doppellieferung liegt der erste Band dieses merkwürdigen Werkes in einer schönen, mit großer Schrift gedruckten **billigen Lieferungs-Ausgabe** in Groß-Oktav-Format dem Publikum vollständig vor.

Preis des vollständigen Bandes 1 Thlr. 10 Sgr., auch in 5 Lieferungen zu 8 Sgr. zu erhalten.

☞ **Der zweite und dritte Band können in Folge der literarischen Uebereinkunft zwischen dem Zollverein und Frankreich in keiner anderen Uebersetzung als in der unsrigen, einzig autorisirten erscheinen.**

Wien. Berlin. (504)

Carl Gerold's Sohn, Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann.)

Anfangs September erscheint bei uns:

Julius Rodenberg:

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden — mit anderen Worten, all' die Kämpfe, Widersprüche, die heldenhafte Selbstverleugnung und der bis zum Rausch gesteigerte Idealismus jener welterschütternden Begebenheit, aus dem Geschichtlichen übertragen in das Seelische: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt. Mehr als historisch, ist dieser Roman symbolisch — das Bild einer gewaltigen Zeit, in lebhaften Farben gemalt, und trotz seiner Figurenfülle doch überall von den beiden Hauptpersonen beherrscht, deren Schicksale — wir haben Grund es zu glauben — den Leser in außerordentlichster Weise fesseln, spannen und befriedigen werden. (505)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mahn (Dr. C. A. F.), Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr. Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. (506)

Diese Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn etymologische und geographische Namen sind meist das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Werth dieser Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologieen, sondern auch dadurch erhöht, dass der Act der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörende Untersuchungen anregende Fingerzeige gegeben werden.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus,** Professor der Psychologie an der Hochschule zu Bern, und Dr. **H. Steinthal,** a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gesteckt hat, ist im Allgemeinen: eine Erkenntniß des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte. Es soll die Geschichte der Menschheit der einzelnen Völker und ihre Bestrebungen nicht nur als Thatsache kennen gelernt, sondern auch nach ihren innersten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles, was im Verlauf der Geschichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des öffentlichen Geisteslebens sich darstellt, Gegenstand der Betrachtung unserer Zeitschrift werden, alle Arten von Strebungen und Leistungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation erfüllen und bewegen.

Die Sprache ist diejenige Erscheinung im Leben eines Volksgeistes, über welche uns die Thatsachen am vollkommensten vorliegen, und aus der mannigfaltige Lichtstrahlen auf andere Gebiete desselben geworfen werden. Die Sprachwissenschaft, wie sie hier bearbeitet werden soll, verschieden von Philologie und rein empirischer Linguistik, hat auf dem Wege der exakten Forschung vornehmlich die psychologischen Gesetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache sich im Menschen verwirklicht. Die Zeitschrift wird von übersichtlichen Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch besonderer Gruppen von Formen, wie z. B. Verbal-Formen, ausgehend, zu allgemeinen sprachwissenschaftlichen Aufsätzen übergehen, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden.

Die vier Hefte des vor Kurzem vollendeten dritten Bandes enthalten u. a.:

Lazarus, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Dr. Ludwig Rüdiger, Ueber Nationalität. — Dr. Paul Laband, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — Pott, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — C. Arendt, Darstellung einiger interessanten Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — Dr. L. Tobler, Das Wort in der Geschichte der Religion. — Dr. Berthold Delbrück, Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — H. Steinthal, Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Lazarus, Ueber die Ideen in der Geschichte. — Dr. B. Delbrück, Ueber das Verhältniß zwischen Religion und Mythologie.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (507)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 30. Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Die Schillerstiftung in neuer Strömung. — Der Parcival Wolframs von Eschenbach, ein Symbol deutscher Geschichte. — Literatur und Kunst. Tristan und Isolde von R. Wagner. — Correspondenz-Nachrichten. Genf. London. (508)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (509)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 31. Das Kabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin. I. — Der Bauernkrieg in Tirol. II. — Deutscher Festjubel. — Politische Correspondenz. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Baltische Monatsschrift. (510)

Vol. XI. Heft 5. Mai 1865.

Ad deliberandum 42 des livländischen Landtags von 1842, von H. v. Samson. (Schluß.) — Lomonossow und die Academie der Wissenschaft. — Bildung und Bildungsmittel des Handelsstandes, von Clément.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Das Ausland. (511)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 30. Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Eine Ferienreise nach dem Mittelmeer. — A. Petermann's Nordpolar-Projekt. — Ein Ausflug nach Alabama. — Tod durch Blitzschlag. — Baker's Entdeckung des Nilsees, Luta Nzige. — Berlepsch illustrirter Schweizerführer. — Die Phosphorescenz der Lampyris italica.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

The North American Review.

No. CCVII. April 1865.

Table of Contents:

I. America and England. — II. Voltaire's Residence in England. — III. Jacob Grimm. — IV. The Philosophy of Herbert Spencer. — V. Free Missouri. — VI. Wordsworth. — VII. Open-air Grape-culture. — VIII. Reconstruction. — IX. Edward Everett. — X. Critical Notices. (512)

Boston. Ticknor and Fields.

Oesterreichische Wochenschrift (513)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 29. Oesterreichische Forschungen in der europäischen Türkei von F. Kanitz. — Dr. M. Söltl, Max II., König von Bayern. — Witiko. Eine Erzählung von A. Stifter. Besprochen von H. Lorm. — Oesterreich und der Freihandel von Julius Fröbel. Angezeigt von Fr. Neumann. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig. (Bibliothek ausländischer Autoren in den Originalsprachen.) (514)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen.

Ludwig Tieck.

„In der Jugend bringt der Geburtstag eine Anweisung auf die Zukunft", schrieb am 31. Mai 1839 aus Florenz Raumer an Tieck; „in unseren Jahren ist er eine Quittung für die Vergangenheit, oder ein Rechnungsabschluß. Ich habe wohl zu viel mit Papier gezahlt, das im Preise sinkt. Sie sind noch manches schuldig geblieben! Wollen Sie nun nicht bald die Cevennen auslösen (praeterea censeo etc.), so machen Sie sich doch an Ihre eigenen Denkwürdigkeiten und vergnügen Sie sich dadurch auf die erfreulichste Weise."

Tieck hat dieser Mahnung nicht nachgegeben, obgleich er Jahre und Muße genug gehabt hätte, um es thun. Nur nach Erzählungen von ihm haben wir seine Biographie, und auch seine Briefe hat nicht er selbst zum Drucke gewählt. Es ist bei ihm das Alles durch Andere geschehen, etwa wie für einen Fürsten Alles durch seine Minister gethan wird.

Mich dünkt, daß ich die Empfindungen errathe, durch welche er zum Zaudern und endlich zum völligen Aufgeben aller Selbstbekenntnisse veranlaßt worden ist. Tieck würde mit seinem Leben zugleich vieles Delikate — ich wähle absichtlich diesen veralteten, aber bezeichnenden Ausdruck — zu erzählen, zu verschleiern oder zu verschweigen gehabt haben. Nun ist in solchen Fällen das, was verschwiegen wird, eine Beeinträchtigung der Wahrheit, das, was verschleiert wird, dem Schreiber mühsam und dem Leser ungenügend, das, was erzählt wird endlich, nothwendiger Weise indiskret. Tieck nun war zu religiös in der Kunst, um unwahr; zu sehr Meister in der Form, um undeutlich, zu sehr geschulter Aristokrat, um indiskret sein zu mögen. Er konnte weder cynisch offenherzig wie Rousseau, noch kühn freimüthig wie Alfieri sein; er wollte weder, wie Goethe, den Commentatoren diplomatisch zu rathen geben, noch, wie Chateaubriand, eine Statue über Lebensgröße aus sich machen, und so ließ er denn lieber die ganze Sache auf sich beruhen. Es wird ihm das auch weniger schwer geworden sein, als es anderen Schriftstellern werden dürfte, wenn sie ein so mannigfaltiges Leben ungeschrieben lassen sollten. Tieck war durch und durch, was man früher „eine vornehme Natur" nannte, sehr zurückgezogen und zurückgehalten, mehr in sich aufnehmend, als aus sich heraustretend, mehr beobachtend als sich äußernd, derb und humoristisch nur mit Bewußtsein und Willen, durch Anlage aber fein, gedämpft und — herablassend. So stellte er sich selbst als Poet zum Publikum, weshalb er auch nie wirklich populär geworden ist, um wie viel mehr mußte der eigentliche Mann der Gesellschaft gegenüber das Alles sein. Eine solche Natur aber muß, noch dazu wenn sie aus Norddeutschland hervorgegangen und innerhalb Norddeutschlands sich bis zum Culminationspunkt entwickelt, ja, auch nach der Entwickelung nie eine andere Sphäre gehabt hat, sich nicht nur während des Lebens vielfach verbergen, sondern auch am Ende des Daseins kein allzu lebhaftes Bedauern empfinden, wenn sie das letzte Wort über sich selbst unausgesprochen ließ. Ebenso wenig dürfen wir, die Nachlebenden, Tieck wegen seiner Verschwiegenheit einen Vorwurf machen, nur hat Jeder, welcher irgend einige Worte über ihn zu sagen weiß, gleichsam die Verpflichtung, dieselben zu sagen und so, wo möglich, einen Zug zur Vervollständigung seines Bildes beizutragen.

Für mich ist Tieck eine Erinnerung aus meiner Jugend; ich war achtzehn Jahr, als ich ihn zum ersten Male sah. Den Winter vorher durch sein „Dichterleben" enthusiasmirt, schwärmte ich für ihn nach allen Regeln und brach rechts und links Lanzen für seine Suprematie unter den lebenden deutschen Dichtern. Dazu hatt' ich denn häufig Gelegenheit, meine Bekannten wollten sämmtlich nicht viel von ihm wissen: hauptsächlich seiner Unmoral wegen. Unmoralisch war er, schrecklich unmoralisch, sagten eine Frau Rendantin, eine Frau Seniorin, ein Herr Kandidat — ich weiß nicht wer noch. Geradezu verderblich, versicherte man mir, besonders für ein so junges Mädchen. Ich blieb bei diesen Versicherungen sehr vornehm ungläubig: ich fühlte durchaus nicht, daß ich durch die Tieck'schen Novellen verdorben wurde. Als ich nach Dresden kam, fand ich in einem Theil meiner dortigen Verwandten ebenfalls moralische Gegner von Tieck und einen literarischen in Theodor Hell, mit welchem ich bereits in Briefwechsel stand, dessen persönliche Bekanntschaft ich aber erst damals machte. Ueber ihn siegte die Beredsamkeit der weiblichen Jugend, so daß er mir endlich lächelnd das Zugeständniß machte: „freilich, aus schlechtem Holze schnitzt man keinen Apollo", aber meine Verwandten blieben unüberzeugbar, und meine Tante, Frau von Warnery, beantwortete alle meine lebhaften Einwürfe mit der stereotypen Rede: „Ja, es ist ein sehr großer Dichter, aber Schade, er schreibt sehr unmoralisch."

Diese Ueberzeugung hielt sie jedoch nicht ab, uns, meine Mutter und mich, dem „Herrn Hofrath" sehr artig vorzustellen, als wir ihn eines Morgens ganz unvermuthet auf der Bildergallerie trafen. Es war in dem Zimmer, wo die Rafael's und Correggio's hingen; sie verschwanden in diesem Augenblicke sämmtlich für mich, und ich sah nur noch den kleinen, zusammengekrümmten Mann mit dem klassisch feinen Kopf und den herrlichen braunen Augen, wie er im langen Ueberrocke sich auf seinen Stock stützte. Natürlich wurden nur drei, vier Phrasen gewechselt, und meine Rolle war eine völlig stumme, aber als wir uns ihm empfahlen, verneigte ich mich so tief vor ihm, daß er, ganz überrascht, mich noch einmal grüßte. Befragt, warum ich denn einen „solchen tiefen Knix" gemacht, antwortete ich sehr gelassen: „Wie sollte ich ihm denn anders zeigen, wie tief ich ihn verehre?"

Diese Antwort wurde für mich zur Eintrittskarte in das Tieck'sche Haus, denn meine Mutter erzählte sie ihrer Tante, Frau von der Gröben, welche, als die Mutter der Professorin Solger, bei Tieck's sehr befreundet war; die Großtante erzählte sie der Hofräthin und die Hofräthin erzählte sie höchst wahrscheinlich dem Hofrath, genug, das Ergebniß war die Erlaubniß, Großtante an einem Abend zu Tieck begleiten und einer Vorlesung beiwohnen zu dürfen.

Ich wiederhole nicht gern, was schon unzählige Mal gesagt worden ist, daher verliere ich kein Wort über Tieck's Lesen. Nur so viel, daß alle Schilderungen keine, selbst nur annähernde Idee davon zu geben vermögen. Das Stück war, wenn mir recht ist, She stoops to conquer, in der Schröder'schen Uebersetzung, welche aus Tony Lumpkins ein Hansel macht. Nach dem Schluß der Vorlesung von einigen Fräulein huldvoll befragt: wie es mir denn gefallen? wagte ich mich bescheidentlichst mit der Ansicht heraus: Hansel schiene mir die beste Figur. — „Das versteht sich wohl von selbst," sagte mit ironischem Lächeln eine bildhübsche Blondine, die sich sehr unbefangen im Salon bewegte. Das Lächeln wollte mir nicht behagen, aber die langen blonden Locken und der blendend weiße Hals gefielen mir, und ich erkundigte mich bei Großtantchen: wer denn das hübsche

junge Mädchen sei? — „Die?“ erwiederte sie, ihrerseits ironisch lächelnd, „ach, das ist weiter Niemand — das ist die Adelheid Reinbold, und ein junges Mädchen ist's auch nicht mehr — sie ist schon zweiunddreißig Jahr alt.“ — „Dann hat sie sich sehr gut konservirt,“ bemerkte ich weise.

Sie hatte sich noch ebenso gut „konservirt“, als die Mutter und ich im nächsten Sommer abermals, und zwar auf ein ganzes Jahr nach Dresden kamen und mit dem Winter ziemlich häufig im Tieck'schen Hause waren, gelegentlich auch die Töchter einmal bei uns sahen. Aber von besonderer Werthhaltung der hübschen Person hab' ich selbst da noch nichts wahrgenommen, und ihre Verdienste müssen erst ganz kurze Zeit vor ihrem Tode anerkannt worden sein. Wir Mädchen fürchteten sie sogar etwas, „weil sie satyrisch wäre.“ Gewiß ist es, daß sie uns, wenigstens mir, einst einen Streich zu spielen gedachte. Es war gegen das Frühjahr, an einem jener Abende, wo ausnahmsweise nicht vorgelesen, sondern nur geplaudert und soupirt wurde. Ich stand mit einigen jüngeren Mädchen zusammen, wir besprachen Bulwer und waren einstimmig in seinem Preis. Auf einmal trat Adelheid dazu, hörte uns eine Minute an, sagte dann zu mir sehr ironisch: „Ach, Sie lieben Bulwer?“ und rief: „Herr Hofrath! Herr Hofrath!“ Tieck, der in der Nähe war, setzte sich langsam gegen unsere Gruppe zu in Bewegung. Nun war es bekannt, daß er mit der ganzen neuen englischen Literatur, von Scott angefangen, durchaus nicht einverstanden war, und das eine junge Mädchen flüsterte in aufrichtigem Schreck: „Ach Gott, jetzt wird's uns schlecht gehen!“ — „S wird wohl nicht so arg sein,“ erwiederte ich murmelnd; ganz leicht war mir aber doch nicht um's Herz. Und nun stand Tieck vor uns und blickte freundlich und fragend zu uns in die Höhe, und Adelheid denuncirte mich triumphirend: „Herr Hofrath, Fräulein Düringsfeld liebt Bulwer.“ — „Ah, Sie lieben Bulwer?“ sagte nun auch Tieck, gleichfalls etwas ironisch, aber doch wohlwollender, als Adelheid. — „Ja, Herr Hofrath,“ antwortete ich sehr tapfer und setzte mit dem Muth der Furcht hinzu: „aber Sie können ihn nicht leiden?“ Tieck lächelte; ich mochte in meiner Angst und meinem Trotz drollig genug aussehen, und gütig erwiederte er: „Das dürfte wohl etwas zu viel gesagt sein. Ich finde in der Form seiner Sachen Manches zu tadeln, was der Kunst entgegen ist, aber das bedeutende Talent wird darum Niemand ableugnen wollen.“ Damit verließ er unsere Gruppe. Die anderen Mädchen machten siegreiche Gesichter, und Adelheid hat mich, so viel ich mich entsinne, nicht wieder angesprochen.

Das war eben der Schaden in dem Dresdner Tieck'schen Kreise. Dieses Nachtreten und Nachbeten, Nachbewundern und Nachverurtheilen, welches die ganze geistige Atmosphäre des Hauses farb- und leblos machte. Man athmete in ihr, als fehlte ihr der Sauerstoff, oder als würde sie schwer und dick von dem Weihrauch, der unaufhörlich darin verdunstete, denn Tieck wurde ganz behandelt wie ein Idol, d. h. fortwährend beräuchert. Nun kennen wir allerdings mehr als Einen Schriftsteller, dem ein solcher Opferduft ganz angenehm ist, ja, der schmerzlich klagt, wenn er ihn nicht hat, und sich gleich unverstanden glaubt, sobald er nicht als ein unfehlbares Orakel angehört wird, aber Tieck war zu wahrhaft überlegen, als daß er sich dabei nicht hätte langweilen müssen. Das war schon damals meine Privatansicht, und eines Tages sprach ich sie gegen die jüngste Tochter aus und meinte: „Agnes, es muß schrecklich ennuyant für Ihren Herrn Vater sein, wenn er immerfort nur seine eigene Meinung wieder zu hören bekommt.“ — Sie nickte mir lachend zu: „Die Jaherren? Ja, wir wissen, was das heißt, und mein Vater kennt sie auch.“ — Namen nannten wir natürlich nicht, und auch ich will sie hier ungenannt lassen.

Es thut mir jetzt nachträglich leid, daß ich Tieck immer nur unter seinen Vasallen und nie mit seines Gleichen gesehen habe, wo er vielleicht gesprochen hätte, während er sich so stets blos ausließ. Allein sah ich ihn zwei Mal, wo er mir Audienz ertheilte. Er hatte meine Gedichte gelesen und erlaubte mir auch, ihm Neueres vorzulesen, ein zwiefacher Heroismus der Güte, für welchen ich ihm jetzt, wo ich aus Erfahrung weiß, was dergleichen zu bedeuten hat, noch viel dankbarer bin, als damals. In diesen Stunden war er sehr liebenswürdig, und ich fühlte mich weit zutraulicher und unbefangener gegen ihn, als im großen Kreise. Da genirte es mich schon, daß ich, meiner großen Gestalt wegen, immer auf ihn herabzusehen hatte. Im Studierzimmer war es anders; ich erspähte glücklich eine Fußbank, richtete mich darauf ein, während Tieck in seinem Lehnstuhl saß, und hatte nun in jedem Sinne das Genügen, zu ihm aufzublicken. Er beantwortete meine Fragen ebenso eingehend, wie freundlich; er ist der einzige Mensch, der mir in Bezug auf das Anfassen einen Rath gegeben hat, aus dem ich etwas machen konnte. Er sagte mir nämlich, ich gebrauchte noch viel zu häufig Wendungen, die gemeinhin für poetisch gälten, ohne es im mindesten zu sein. „Die wahre Poesie ist, was die Leute prosaisch nennen,“ setzte er hinzu „man muß mit der Sprache nicht so viel Umstände machen, sondern ihr gewissermaßen geradezu auf den Leib gehen.“ Wenn ich jetzt irgend einen überschwenglichen Dichter lese oder lesen soll, so denke ich immer: „Hätte der doch auch Tieck's Vorschrift gehört.“

Noch einen anderen Dienst erwies Tieck mir, den, meinen Vater, wenn auch noch nicht gänzlich zur Anerkennung, so doch zur Duldung meiner schriftstellerischen Versuche zu bekehren.

Mein Vater kam nach Dresden, um seine silberne Hochzeit zu feiern. Als das geschehen war, gefiel es ihm wider alles Erwarten so gut dort, daß er nicht nur beinahe vierzehn Tage blieb, sondern sogar Besuche machte und Einladungen annahm. Auch Tieck wollte er sehen. Umsonst stellte ich ihm vor: „Aber, Papa, Du hast ja die Sachen, welche ich Dir von ihm gebracht habe, niemals lesen wollen.“ Er antwortete: „Thut nichts, der Mann ist berühmt, und ich will ihn besuchen,“ und folglich wurde bei Tieck angefragt und der nächste Vormittag zu der feierlichen Visite bestimmt. Da wir am Altmarkt, Tieck's schräg gegenüber wohnten, war kein Wagen nöthig, und wir machten uns zu Fuß auf, mein Vater sehr ernstlich vorbereitet, sich dem berühmten Manne möglichst günstig zu präsentiren, ich in einer Verzweiflung, die mir jetzt sehr komisch vorkommt, und die ich nichtsdestoweniger noch heute ganz erklärlich finde. Die Jugend hat noch keinen Sinn für den Humor, der in einer äußerlich originellen Erscheinung liegt; sie wird dadurch beängstigt und in Verlegenheit gebracht, besonders wenn es sich um einen nahen Angehörigen handelt. Mein Vater nun, der bis zu seinem Alter immer nur Uniform getragen hatte, konnte über den Begriff des Civils nie in's Klare kommen und staffirte sich stets auf eine Weise aus, wie ich sie eben nur bei ihm gesehen habe. So stieg er denn auch an diesem Morgen mit seiner ungeheuern Gestalt in einem ganz kurzen Oberröckchen und Wasserstiefeln einher, die genau bis an die Knie reichten. Dazu hatte er seine spezifisch graue, große Sommermütze auf, mächtige waschlederne Handschuhe an, und einen gewaltigen Knotenstock, den er die „Zauberflöte“ titulirte und gerade so leicht schwang, wie ein Anderer ein Spazierrohr. In diesem Aufzuge schritt er, voll des Selbstbewußtseins, welches eine sorgfältige

Toilette verleiht, hinter mir d'rein und rief mir von Zeit zu Zeit mit seiner tönenden Stimme zu: „Mädel, lauf doch nicht so!" Ich dankte dem Himmel, als ich endlich ihn und mich bei Tieck installirt hatte, und doch kam nun die neue Angst: wie werden die Beiden sich einrichten? Aber das ging vortrefflich, mein Vater war voller Deferenz, und Tieck äußerst verbindlich: es mochte ihm noch nie von einem solchen martialischen Riesen der Hof gemacht worden sein. Ich saß bescheiden still, dieses Mal nicht auf der Fußbank, als plötzlich mein Vater ohne alle Einleitung an Tieck die Frage richtete: „Erlauben Sie mir, Herr Hofrath, Sie müssen das ja verstehen: kann denn das Mädel da wirklich was Gescheidtes machen?" — „Ganz gewiß," entgegnete Tieck lächelnd; „das Fräulein hat sogar ein ungewöhnliches Talent." — „So?" erwiederte mein Original von Papa. „Nun, wenn ein Mann wie Sie das sagt — da schreib' Du nur zu, Mädel." Und seitdem hatt' ich Ruhe vor seinen bisherigen väterlichen Kritiken.

Von Tieck sprach er auch später immer noch mit großer Anerkennung. „Das ist ein gescheidter Mann," sagte er, „ein Mann, den ich achte, wenn ich auch seine Bücher nicht lesen kann." Tieck seinerseits hatte sich mit dem tiefen feinen Humor, den wir bei ihm kennen, herzlich und würdigend an meinem Vater ergötzt.

Bei einer Vorlesung hätt' ich es mit meinem Papa nicht wagen wollen, da hätt' er entweder in einem hörbaren „Bei Seite" gefragt: „Du, hört denn das noch nicht bald auf?" oder er hätte es gemacht, wie verschiedene habitués von Tieck, welche unter dem Schein der regungslosesten Aufmerksamkeit sanft und selig einschliefen. Die ganze Anordnung machte aber auch wirklich einigermaßen den Eindruck, welchen eine kleine, warme Kirche an einem hellen Sommermorgen hervorbringt. Da richtet die Gemeinde sich auch so beklommen ehrfurchtsvoll, so andächtig erwartend zum stundenlangen Stillsitzen ein und sinkt, ohne es selbst zu ahnen, aus dem auferlegten Schweigen des Zuhörens in das unwillkürliche des Schlafs.

Gegen das Frühjahr zu, wo weniger Personen kamen und auch die nur zufällig, machte Alles sich leichter. Tieck saß nahe dem Fenster, wo das Tageslicht ihm genügte, und die Zuhörer gruppirten sich nach ihrer Bequemlichkeit. Ich entsinne mich, daß ich an einem solchen Halbabende etwas ungezogen um den „Liebeszauber" bat, welchen der „Herr Hofrath", wie ich versicherte, ganz vorzugsweise schön lesen müsse, daß Tieck auf der Einleitung zum Phantasus beharrte, und daß er mich zuletzt mit seiner Wahl aussöhnte, indem er mit der erhebenden Schlußstelle: „Der Tod ist kein Uebel," sich in eine tiefe, wenn auch gedämpfte Rührung hineinlas, die wir Alle mit ihm theilten.

Diese Frühlingsabende also waren gleichsam improvisirt, aber an den solennen Winterabenden ging Alles nach einem vorgeschriebenen Ceremoniel her. Tieck's Lesepult kam ungefähr in die Mitte des Zimmers, dem runden Tische und dem Sopha gegenüber, in dessen Fensterecke die Gräfin Finkenstein wie die Statue des Horchens saß. Neben ihr saß die vornehmste Dame, in zwei Halbkreisen vom Lesepult bis zum Sopha die übrige weibliche Zuhörerschaft. Die männliche nahm gern Plätze ein, welche mehr im Hintergrunde und im Schatten waren, vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aber auch, um sicherer vor dem Ertapptwerden beim Einschlummern zu sein. Seitwärts stand ein Tisch, an welchem, mit einem Privatwachslicht versehen, die Töchter des Hauses nebst meinen beiden Cousinen Solger saßen, die allein mit ihnen das Privilegium der Handarbeit theilten. So viel ich mich entsinne, durften sie sogar stricken, obwohl Tieck sonst jedes Strickzeug verabscheute. Wenigstens war es allen übrigen Damen streng untersagt, und dieses Interdikt wurde von manchen schwer empfunden. Die Finger auch nicht rühren dürfen, während man schon die Zunge still halten mußte — Tieck verlangte wirklich etwas viel. Mir war's sehr recht, ich theilte im Stillen seinen Widerwillen gegen den Strickstrumpf, indessen die Kunst, ihn zu handhaben, gehörte damals noch dermaßen wesentlich zur guten Erziehung einer jungen Dame, daß ich gelegentlich zu hören gab, ich würde auch stricken können, wenn es mir erlaubt würde. Dorothea, die älteste Tieck, sah mich scharf an: „Sie können stricken?" — „Warum denn nicht? Sie können's ja auch?" — „Warum sollte ich's nicht können?" — „Ich halte Sie für eine Gelehrte, und die mögen in der Regel nichts mit dem Strickstrumpf zu thun haben." — „Und ich halte Sie für ein Genie, und die mögen in der Regel noch weniger damit zu thun haben."

Man wird aus diesem kleinen Dialog folgern, daß meine Beziehungen zu Dorothea durchaus nicht die einer entente cordiale, sondern höchstens die eines bewaffneten Friedens waren, und das war auch der Fall. Erstens war sie funfzehn Jahre älter als ich, und zweitens hatte sie mich gleich im Anfange durch die Hartnäckigkeit zurückgeschreckt, mit welcher sie die ersten Male, wo wir zusammen waren, mich auch nicht eine Minute aus den Augen ließ. Sie setzte sich mir gerade gegenüber, fixirte mich stark und unverwandt und sprach dabei keine Sylbe zu mir. Großtante Gröben versicherte mir zwar, es sei das eine Auszeichnung, sie sehe nur Personen so an, die sie sehr interessirten, aber ich hätte sie lieber weniger interessirt, und fand die Auszeichnung sehr unbequem. Endlich nahm sie den Bann ihrer Augen von mir, und ich erlaubte mir nun meinerseits, sie anzusehen. Hätte Jemand das bekannte „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!" beten mögen, so wär' es Dorothea Tieck gewesen. Sie sprachen von ihr immer in einem mystischen Tone, der von ihr wahre Wunderwerke erwarten ließ, und siehe da, sie sagte immer nur das Alleralltäglichste, sagte absichtlich nie etwas Anderes und hatte auch in ihrem Aeußeren durchaus nichts, was die geistige Ueberlegenheit bezeichnete. Ihr Gesicht war fein genug, aber ohne alle Belebung; Augen, Haar, Teint, Alles so farblos wie möglich, das Wesen kühl und herb. Sie verbarg sich mit einem Eigensinn, welcher dem Eifer ihrer Freunde, sie hervorzuheben, mehr als das Gegengewicht hielt. Allerdings würde es mir jetzt leichter gelingen, eine solche Natur hervorzulocken, damals ließ ich sie sein. Nur einen Reiz hatte sie für mich: ihre Stimme, welche ganz die ihres Vaters war. Soll ich meine aufrichtige Endmeinung über sie sagen, so glaub' ich aussprechen zu können, daß sie ein tief leidenschaftliches Gemüth und wahrhaft unglücklich war, und daß ihre Studien ihr vielleicht Trost, aber keineswegs Freude oder wirkliche Befriedigung gewährt haben.

Ihre Schwester Agnes, gleichsam das einzige natürlich Lebendige in diesem Familienkreise, war eine große, hübsche Brünette und glich ganz der Mutter. Diese, in ihrer Jugend sehr schön gewesen, war noch immer eine stattliche Frau, kam aber wenig in Betracht. Im eigenen Hause war sie wie eine Fremde. Näherte man sich ihr, so zeigte sie sich freundlich, aber von freien Stücken that sie nichts.

Die Herrin des Hauses repräsentirte die Gräfin Finkenstein, welche seit vielen Jahren schon mit der Familie Tieck zusammen wohnte. Sie war von jenem feinen, kleinen, weißen, kurz, mignonnen Typus, halb Fee, halb Porzellanfigürchen, welcher auszusterben scheint, wenigstens habe ich ihn nur noch

bei älteren Frauen aus der Aristokratie gesehen. In der Gesellschaft war sie äußerst höflich, aber auch sehr stumm; höchstens sprach sie, wenn sie nicht mit meiner Tante Solger flüsterte, die wie ein diskreter Schatten den Stuhl neben ihr einnahm, einige Worte mit der Dame, die das Sopha mit ihr theilte. Eines Abends erzählte sie meiner Mutter, wie schwer es sei, immer etwas für Tieck Eßbares aufzutreiben — viel müsse es nicht sein, aber stets etwas Feines und Seltenes, und von da an lebte meine Mutter der unerschütterlichen Ueberzeugung: Dichter könnten gar nicht anders genährt werden, als mit primeurs und Zuckerzeug.

Während wir in Dresden waren, starb im Februar die Hofräthin. Obgleich in Folge einer mehrjährigen Wassersucht ihr Tod längst vorauszusehen gewesen war, traf er die Töchter doch nicht minder wie eine schmerzliche Ueberraschung. Von Tieck erzählte Großtante: wie er in einer bangen Beklommenheit hin und her gewandert und von Zeit zu Zeit sich den Töchtern genähert habe, um bald der einen, bald der anderen liebreich, wenn gleich wortlos die Wange zu streicheln. Eine eigentliche Lücke ließ die Frau nicht, ebenso wenig wie sie einen eigentlichen Platz eingenommen hatte, und das Haus gewann bald sein gewohntes Ansehen wieder.

Aber nach fünf Jahren, als ich allein wieder einmal nach Dresden gekommen war, da fand ich das Haus verändert. Freilich machte ich nur einen Besuch dort, denn ich wohnte bei meinen Neustädter Verwandten, die nie zu Tieck's gingen, war meines alten Freundes Tiedge wegen gekommen, daher täglich bei ihm, und hatte so weder Zeit noch Veranlassung, oft in die Altstadt hinüberzugehen; doch genügte selbst dieses eine Mal, wo ich das sonst so besuchte und belebte Haus sah, um bestätigt zu finden, was mir erzählt worden war: daß es nämlich dort ganz anders geworden. Man hätte sagen mögen, es habe mit seinen Bewohnern gealtert. Tieck selbst erschien nicht, war, wie es häufig vorkam, zu leidend; so sah ich nur die Gräfin, und die rührte mich peinlich durch ihren Eifer, mit welchem sie sich mit mir, dem sonst völlig unbeachteten Mädchen, unterhielt, durch den grünen Augenschirm, den sie trug, und durch ihre Klagen über die täglich mehr schwindende Sehkraft. Sie hatte sich, weil sie weder lesen noch arbeiten konnte, auf's Spinnen gelegt und konnte nicht recht damit zu Stande kommen. Ich versprach ihr, mein Mädchen zu schicken, welches als Dorfkind das Spinnen aus dem Grunde verstand, und weiß wirklich nicht, ob ich es nicht zu thun vergessen habe.

Dann starb plötzlich Dorothea. Ich hatte sie vierzehn Tage vorher noch gesehen, gesprochen kann ich nicht sagen, denn wir blieben durch Zufall den ganzen Abend über getrennt. Erst beim Ausbruch fand ich Gelegenheit, sie zu fragen: wie es ihr ergangen. „Es hat so gewechselt," antwortete sie, freundlich für ihre Art. Sie sah überhaupt weicher, milder, aber auch noch trauriger aus, als sonst. Ich hatte ihr schon gute Nacht gesagt, da wandte ich, von einem unerklärlichen Antrieb bewogen, mich nochmals zu ihr und reichte ihr die Hand, was ich bisher noch nie gethan. Ueberrascht, aber willig, gab sie mir die ihre. Es war der Abschied, nicht nur von ihr, vom ganzen Tieck'schen Hause. Ich kam nicht mehr hin, sah weder Tieck noch Agnes wieder und nahm so zu guter Letzt eine trübe Erinnerung mit.

Ida von Düringsfeld.

Frankreich.

Die Streitigkeiten der Päpste mit der Krone von Frankreich.

III.

Philipp der Schöne im Bann und Bonifaz VIII. gefangen.

Die Kirchenversammlung fand am 30. Oktober 1302 in Rom statt, und 4 Erzbischöfe, 35 Bischöfe und 6 Aebte aus Frankreich erschienen gegen das Verbot — doch wurde nicht das Geringste ausgemacht. Aber am 18. Novbr. erschien die berüchtigte Dekretale „Unam sanctam etc.", welche folgenden Inhalts ist:

„Wir glauben und bekennen eine katholische und apostolische Kirche, außer welcher keine Seligkeit zu hoffen ist. Wir erkennen auch, daß sie einen einzigen Körper ausmacht, der nur Ein Haupt, nicht aber wie ein Ungeheuer zwei Häupter hat. Dieses einzige Haupt ist Jesus Christus und dessen Statthalter Peter und Peter's Nachfolger. Wenn also Griechen oder Andere sagen, sie wären diesem Nachfolger nicht unterwürfig, so kann man sie nicht für Schafe Christi halten, weil dieser selbst gesagt hat, es sei nur Eine Heerde und Ein Hirte. Wir lernen in den Evangelien, daß in dieser Kirche und unter ihrer Macht zwei Schwerter sind, das geistliche und das weltliche: allein das eine muß von der Kirche und von der Hand des Papstes geführt werden, das andere aber für die Kirche und durch die Hand der Könige und Krieger nach der Verordnung oder Erlaubniß des Papstes. Nun aber muß ein Schwert dem anderen unterthan sein, nämlich die weltliche Macht der geistlichen, sonst würden sie nicht geordnet heißen können, und das sollen sie doch nach dem Ausspruche des Apostels (Römer 13, 1) sein. Nach dem Zeugnisse der Wahrheit muß die weltliche Macht von der geistlichen unterwiesen und gerichtet werden, — und so wird in Ansehung der Kirche die Prophezeiung Jeremiä wahr: „Ich habe Dich über die Nationen und Königreiche gesetzt ꝛc." Vergeht sich nun also die weltliche Macht, so wird sie durch die geistliche gerichtet werden. Irret aber eine geringere geistliche Macht, so wird sie von einer höheren gerichtet, und die allerhöchste allein von Gott, indem der Apostel sagt: Der geistliche Mensch richtet Alles, aber er wird von Niemanden gerichtet. Wer also dieser obersten geistlichen Macht widerstehet, der widerstrebet Gottes Ordnung, er müßte denn wie Manes zwei Grundwesen annehmen, welches aber falsch und ketzerisch ist. Wir erklären, behaupten und versichern endlich ein für allemal, daß alle menschliche Kreatur dem römischen Papste unterworfen ist, und daß dieses die Nothwendigkeit des Heiles erfordert."

Ich habe eine vollständige Uebersetzung dieser Dekretale hergesetzt, weil ihr eine außerordentliche Wichtigkeit und eine große Beweiskraft bezüglich der päpstlichen Macht beigelegt wird, — aber so wie jede einzelne Folgerung reiner Sophismus ist, so auch das Ganze, und jedenfalls muß hervorgehoben werden, daß, während der ganze Inhalt ausspricht, die weltliche Macht sei der geistlichen unterthan, und der Papst habe das Recht, Fürsten einzusetzen, zu bessern und abzusetzen, sich der Schluß mit der Behauptung begnügt, jeder Mensch sei dem Papste unterworfen, — aber selbst dieser Schluß ist durchaus trügerisch. (Fleury, Hist. eccles. L. 90. §. 18.)

An demselben Tage erschien noch eine andere Bulle, welche jeden Menschen, selbst Kaiser und König, wenn sie auch durch Freiheitsbriefe vor dem Banne gesichert sein sollten, mit dem Banne bedroht, welcher diejenigen, die nach Rom gehen, oder

von da zurückkommen, gefangen nehmen oder plündern oder auch nur an der Reise hindern werde.

Bald hernach schickte der Papst einen Legaten nach Frankreich; — es war dieses Johann, mit dem Beinamen der Mönch, Kardinalpriester von St. Marcellin und von St. Peter. Er hatte Vollmacht, den König, im Falle er darum bitten würde, vom Banne loszusprechen. In seiner Instruktion waren zwölf Artikel, wegen welcher er Philipp zur Rede stellen sollte, und welche die bekannten Streitfragen enthielten. Außerdem solle er verlangen, daß die Verwaltung geistlicher Güter und Einkünfte keinem Laien anvertraut werde, — der König solle durch einen Prokurator vor dem päpstlichen Stuhle erscheinen, um sich wegen der verbrannten Bulle zu rechtfertigen, und solle zur Strafe aller Privilegien verlustig sein; auch solle er die Stadt Lyon an die dortige Kirche abtreten.

Hiernach war ein Vergleich nicht zu erwarten, und um auf alle Fälle gerüstet zu sein, fand der König es für rathsam, die Barone und diejenigen Prälaten, welche nicht nach Rom gegangen waren — nämlich die Erzbischöfe von Sens und Narbonne und die Bischöfe von Meaux, Nevers und Auxerre — um ihre Meinung zu befragen. Am 12. März 1303 fand die neue Reichsversammlung in dem Louvre statt.

Wilhelm von Nogaret versah bei dieser Versammlung das Amt eines General-Advokaten. Nogaret, ein zu jener Zeit sehr berühmter Mann, war Doktor der Rechte und Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Montpellier, — im Jahre 1300 war er geadelt und zum Ritter geschlagen, sofort zum Baron von Cauvisson ernannt worden und stieg endlich bis zur Würde eines Siegelbewahrers oder Kanzlers von Frankreich empor. In der Rede, mit welcher er die Versammlung eröffnete, erbot er sich zum Beweise, „daß Bonifaz kein Papst sei, daß er den heil. Stuhl unrechtmäßig besitze, indem er durch verbotene Wege ihn erlangt habe, daß er ein Dieb und Räuber sei, der unter der Heerde Christi wüthe und morde, daß er unersättlich geizig sei, — daß er Kirchen, Arme und Reiche plündere, daß er ein offenbarer Ketzer sei und die abscheulichste Simonie treibe, daß er sich mit unzähligen Verbrechen befleckt habe, daß keine Hoffnung zur Besserung vorhanden sei, und daß man ihn nicht länger dulden könne, ohne den Umsturz der Kirche zu befürchten. Er zerstöret die Kirchen, die er doch erhalten sollte, er verschwendet die Habseligkeiten der Armen; er ist gottlosen Leuten, wenn sie ihm Geschenke bringen, günstig, er verfolgt die Gerechten, er legt den Kirchen, dem Volke Gottes und den Fürsten schwere Lasten und ein unerträgliches Joch auf, verachtet die Demüthigen ꝛc. „Daher," fuhr er fort, „bitte und beschwöre ich den König, daß er die Könige, Fürsten und Prälaten, besonders die Kardinäle, zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung bewege, auf welcher man diesen abscheulichen Menschen verurtheilen und der Kirche einen neuen Hirten geben könne. Da dieser Mensch Niemanden über sich erkennen will, so bitte ich ihn in das Gefängniß zu setzen und mit Zuziehung der Kardinäle einen Statthalter der französischen Kirche zu ernennen, so lange bis ein neuer Papst gewählt ist ꝛc." Auf Verlangen des Redners wurde sein Antrag durch die öffentlichen Notarien zu Protokoll genommen. (Dupui p. 56 seq.)

Jetzt — 13. April 1303 — ließ der Papst den König durch seinen Legaten förmlich in den Bann thun, — eben diese Kirchenstrafe wurde allen Priestern angedroht, die es wagen würden, Gottesdienst vor dem Könige zu halten. Dies wurde auf Befehl des Papstes in ganz Frankreich bekannt gemacht. Dem Dominikaner Nikolaus, Beichtvater des Königs, wurde befohlen, zu den Füßen des Papstes Rechenschaft von seinem Verhalten und von dem Gewissen seines Beichtkindes zu geben. Durch eine andere Bulle wurde denjenigen französischen Prälaten, die sich nicht in Rom eingefunden hatten, befohlen, längstens innerhalb drei Monaten persönlich vor dem Papste zu erscheinen, indem sie sonst abgesetzt und ihrer geistlichen Würden verlustig erklärt würden. Es befolgte aber Keiner diesen Befehl.

Der Archidiakonus von Coutances und Nikolaus Benefracto, Diener des Kardinal-Legaten Johann, waren beauftragt, die erwähnten Bullen des Papstes in Paris bekannt zu machen. Stolz auf dieses Amt, traten sie prahlend auf, wurden jedoch alsbald gefänglich eingezogen und nach Troyes in engen Gewahrsam gebracht, indem man ihnen die Bullen wegnahm. Aber schon hatten einige Geistliche sich Abschriften davon genommen und bedienten sich ihrer zur Aufwiegelung des Volkes, doch traf sie ein gleiches Schicksal, — auch sie wurden eingesperrt.

Der Legat gab sich alle Mühe, seine Leute zu befreien, aber vergeblich, — der König war unerbittlich und erneuerte sogar die Verordnung wegen Einziehung der Güter aller Derer, welche dem königlichen Verbot zuwider nach Rom gegangen waren. Endlich berief Philipp eine neue Reichsversammlung und es wurde die desfallsige Bekanntmachung sogar an dem Palaste des Kardinal-Legaten in Tours angeschlagen. Das überzeugte denselben von der Fruchtlosigkeit seines längeren Aufenthaltes in Frankreich, weshalb er nach Rom zurückging.

Diese „Halsstarrigkeit und Widersetzlichkeit" machte den Papst wüthend; er erklärte Philipp seines Reiches verlustig und verlieh es dem Könige von England, — da dieser jedoch durch innere Unruhen abgehalten wurde, sich in solche gefährliche Händel einzulassen, so lehnte er dankbar für den guten Willen dieses Geschenk ab. Darauf schenkte Bonifaz das Land dem deutschen Kaiser Albrecht, obgleich er gegen denselben noch kurz vorher eine tödtliche Feindschaft gehegt hatte, — aber auch dieser nahm das Geschenk nicht an, wiewohl darauf hin eine Versöhnung zwischen Kaiser und Papst erfolgte. (Raynald ad a. 1303 No. 7—12.)

Mittlerweile kamen die Stände Frankreichs in Paris zusammen, und es beschlossen die königlich Gesinnten in Berücksichtigung der vorliegenden Verhältnisse, in Anbetracht des alles Maß überschreitenden Vorgehens des Papstes, auch ihrerseits alle Rücksichten bei Seite zu setzen und mit aller Energie und Entschiedenheit aufzutreten.

Die Grafen von Evreux, von St. Paul, von Dreux und Wilhelm von Plasian Herr von Vezenobre, erklärten sich in der Sitzung vom 13. Juni laut gegen den Papst, verlangten dessen Absetzung, da die Kirche durch dessen Handlungen in großer Gefahr sei, indem Bonifacius sich der Ketzerei und anderer großer und schwerer Verbrechen schuldig gemacht habe. Darüber legten sie auf das Evangelienbuch einen feierlichen Eid ab. W. von Plasian erbot sich, seine Behauptung vor einer allgemeinen Kirchenversammlung zu beweisen. Zugleich bat er den König als Vorfechter des Glaubens (tanquam fidei pugilem et ecclesiae defensorem) eine solche Versammlung zu veranstalten. Die anwesenden Geistlichen verließen die Versammlung mit der Erklärung, diese Angelegenheit erfordere eine reifere Ueberlegung.

Am folgenden Tage las W. von Plasian eine gegen den Papst gerichtete, aus 29 Artikeln bestehende Abhandlung vor,

wodurch er zu dem Schlusse kam: „Bonifacius ist ein Ketzer und des heiligen Stuhles unwürdig.“ Als Gründe waren unter anderen angeführt: „er hält die Seele nicht für unsterblich, sondern glaubt, sie vergehe mit dem Körper, — er glaubt nicht, daß der Leib Christi in der geweihten Hostie sei, — er hält die Unzucht nicht für eine Sünde, — er hatte oft gesagt, er wolle gern sich, die ganze Kirche und die ganze Welt daran wenden, wenn er damit auch den König von Frankreich und die Franzosen zu Grunde richten könne, — „er hat sich in silbernen Statuen abbilden und in den Kirchen als ein Götze anbeten lassen, — er hat einen heimlichen Dämon, den er stets um Rath fragt, — er ist ein Zauberer, der Wahrsager anhört, — er hat öffentlich gelehrt, der Papst könne keine Simonie begehen, — er hat in seiner Gegenwart viele Geistliche todtprügeln lassen, — er hat einem im Gefängnisse sitzenden Edelmann das Sakrament der Buße versagt, — hat einige Priester zur Offenbarung des Beichtgeheimnisses gezwungen, — er und seine Diener beobachten die Fasten nicht, — er hat den römischen Kaiser nur um deßwillen anerkannt, damit er die französische Nation unterdrücke, — durch seine Schuld ist das gelobte Land in die Hände der Feinde Gottes gefallen, indem er die zur Befreiung desselben bestimmten Summen unterschlagen hat, um seinen Verwandten Markgrafthümer, Grafschaften und Baronieen zu kaufen und ihnen Paläste und Schlösser zu bauen, — er hat viele rechtmäßige Ehen getrennt, und den Papst Cölestin um's Leben gebracht ꝛc.

Hierauf ließ der König eine Urkunde verlesen des Inhaltes, daß er nach den Vorträgen Nogaret's und Plasian's den Entschluß gefaßt habe, ein Konzilium halten zu lassen, dem er persönlich beiwohnen wolle; — die anwesenden Geistlichen, 5 Erzbischöfe, 21 Bischöfe und 11 Aebte, stimmten der Berufung eines Konziliums bei, weil es nothwendig sei, daß der Papst sich rechtfertigen könne, — doch würden sie in keinem Falle Partei gegen ihn ergreifen. Dennoch hatte der Erzbischof von Narbonne selbst in seiner Rede zehn Beschuldigungen des Ritters v. Plasian bestätigt, und noch hinzugefügt, Bonifaz habe zwei verheiratete Nichten verführt, und mit ihnen viele Kinder gezeugt, wobei er ausrief: „O, des fruchtbaren Vaters!“

Am folgenden Tage war die letzte Sitzung der Reichsversammlung. Die Prälaten versprachen in einer besonderen, mit 32 Siegeln versehenen Urkunde, daß — im Falle Bonifacius gegen den König und seine Anhänger Bann, Absetzung oder Lossprechung von dem Eide der Treue verfügen sollte, sie dem Könige und seinen Freunden nach ihrem ganzen Vermögen beistehen wollten, wogegen der König und seine Gemahlin, Johanna von Navarra, und seine Kinder der Geistlichkeit und dem Adel vollständigen Schutz zusagten, und dieses durch den Grafen von St. Paul auf ihre Seelen beschwören ließen.

Hierauf schickte der König Kommissarien in die Provinzen, um die übrigen geistlichen und weltlichen Stände zur Einwilligung in die Berufung eines Konzils zu bewegen. Innerhalb zweier Monate erhielt er auch wirklich über 700 Beitritts-Urkunden von Herren, Universitäten, Kommunen, Bischöfen, Kathedral- und Kollegial-Kapiteln, Aebten, Aebtissinnen, Prioren u. s. w.

Wilhelm von Nogaret war schon einige Monate vor der Reichsversammlung auf Geheiß des Königs und von diesem mit bedeutenden Geldmitteln versehen, nach Italien gegangen, um für die Absetzung des Papstes zu wirken. Messer Musciato de Franzesi, ein florentinischer Edelmann, mit welchem er zuerst in Verbindung trat, verschaffte ihm einen sicheren Aufenthalt in der ihm zugehörigen Burg Staggia in der Nähe von Siena. Nogaret warb Soldaten und suchte die angesehensten und einflußreichsten Einwohner der dortigen Gegend, selbst zu Anagni, dem Geburts- und Lieblingsort des Papstes, durch mündliche und schriftliche Versprechungen seinem Vorhaben geneigt zu machen. Philipp schickte ihm die Beschlüsse der Reichsversammlung, mit dem Befehle, sie dem Papste und der Stadt Rom bekannt zu machen.

Bonifaz, dem dieses Alles nicht verborgen bleiben konnte, begab sich nach Anagni, weil er da sicherer zu sein glaubte und hielt daselbst ein großes Konsistorium, in welchem er sich durch einen Eid von den ihm angeschuldigten Verbrechen reinigte; zugleich erließ er eine große Anzahl Bullen. Die erste enthält eine Apologie nicht sowohl seiner Sitten, als seines Glaubens und eine Erklärung, daß ein allgemeines Konzilium nicht ohne ihn gehalten werden könne. Sie schloß mit den heftigsten Drohungen gegen den König. Eine andere Bulle war gegen Gerhard, Erzbischof von Nicosia, gerichtet, den er im Verdacht hatte, daß er Ursache der Halsstarrigkeit des Königs sei. Er untersagte ihm zur Strafe die geistliche und weltliche Verwaltung seines Erzbisthums. Durch eine dritte Bulle wollte er allen geistlichen Kollegien in Frankreich so lange das Wahlrecht nehmen, bis der König sich den Befehlen der Kirche unterwerfe; — durch die vierte Bulle wollte er die Beschäftigungen der französischen Universitäten hemmen, und in der fünften Bulle erzählte er umständlich sein bisheriges Verfahren gegen den König und malte Philipp's Handlungen mit den schwärzesten Farben. Er besitze, heißt es, als Statthalter Christi die Macht, die Könige mit eisernen Ruthen zu züchtigen und sie wie irdene Gefäße zu zerbrechen, — er habe sich jedoch als ein guter Vater nur einer gelinden zur Besserung führenden Strafe bedienen wollen. Er habe den König von Frankreich mit dem Bann belegt, weil er die Prälaten seines Reiches an der Reise nach Rom gehindert habe, — er habe ihn für unfähig erklärt, geistliche Pfründen zu vergeben und durch sich selbst oder durch Andere zu verwalten, — er habe alle seine Vasallen und Unterthanen von ihrem Eide der Treue entbunden, — er habe ihnen nach der von Gott erhaltenen obersten Macht bei Strafe des Anathema verboten, dem exkommunizirten Könige zu gehorchen und zu dienen; — er habe alle Verträge und Bündnisse, die derselbe mit anderen Fürsten errichtet, aufgehoben und vernichtet. Der König möge vor dem Bogen, der bereit wäre ihn zu durchschießen, zittern; er möge unverweilt unter das Joch eines gesetzmäßigen Gehorsams zurückkehren und die Barmherzigkeit des Herrn anrufen, wenn er anders eine noch härtere Züchtigung vermeiden wolle.

Diese letztere Bulle sollte am 8. September bekannt gemacht werden, aber mittlerweile war der Plan Nogaret's reif geworden, und er wollte nicht länger mit der Ausführung zögern. Er kam den Tag vorher nach Anagni in Gesellschaft des Sciarra Cologna, der wie seine ganze Familie von Bonifaz unterdrückt worden war. Als die geworbenen Truppen mit Beginn des Tages einzogen, fanden sie keinen Widerstand, da die ersten Einwohner des Ortes schon vorher gewonnen waren. Mit dem lauten Rufe: „Tod dem Papste! Es lebe der König von Frankreich!“ stürmten sie in den Palast, welchen der Papst bewohnte.

Als dieser Kunde von dem Vorgange erhielt, und sah, daß man sich der Stadt und seines Palastes bemächtigt hatte, ohne daß man den Feinden Widerstand entgegensetzte, so hielt er sich

für verloren, aber als ein Mann von großer Entschlossenheit sagte er: „Da ich wie unser Herr Jesus Christus auf eine verrätherische Art überfallen worden bin, und da man mich einmal den Händen meiner Feinde überliefert hat, um von ihnen getödtet zu werden, so will ich doch wenigstens als Papst sterben.“ Er ließ sich sofort den päpstlichen Schmuck anlegen und das Pallium des heiligen Petrus umhängen. Die goldene Krone, welche Kaiser Konstantin dem Papste Sylvester geschenkt hatte, setzte er auf und nahm in die eine Hand das Kreuz und in die andere die Schlüssel. So setzte er sich auf den päpstlichen Thron.

Wilh. von Nogaret drohte, er werde ihn in Fesseln nach Lyon bringen lassen, um da vor die Kirchenversammlung gestellt zu werden, — der Papst antwortete: „Es wird mir mehr zur Ehre als zur Schande gereichen, von Albigensern verurtheilt und abgesetzt zu werden.“ Nogaret war von dieser Sekte, und einige seiner Vorfahren waren ihres Glaubens wegen lebendig verbrannt worden. Gleichzeitige Schriftsteller versichern, es habe kein einziger der Feinde es gewagt, Gewalt wider den Papst zu gebrauchen, oder ihn auch nur anzurühren; sie hätten ihn vielmehr in dem päpstlichen Schmucke gekleidet auf das Genaueste bewachen lassen, und sich damit begnügt, den Palast zu plündern und sich der Schätze des Papstes und der Kirche zu bemächtigen.

Spätere Schriftsteller erzählen, Sciarra Colonna habe darauf gedrungen, Bonifacius solle seiner Würde entsagen, und als der Papst darauf geantwortet, lieber wolle er sterben, als dieses thun, habe Jener ihm mit seinem Blechhandschuh in das Gesicht geschlagen, und würde ihn sogar ermordet haben, wenn nicht Nogaret ihn daran verhindert hätte. Uebrigens sei der Papst während seiner dreitägigen Gefangenschaft mit äußerster Rücksichtslosigkeit behandelt worden, so daß man es sogar versäumt habe, für seinen Unterhalt zu sorgen. Andere sagen dagegen, er habe sich, aus Furcht, vergiftet zu werden, des Essens enthalten.

Den Bemühungen des Kardinals Lucas von Fiesco gelang es endlich, die Bewohner Anagni's zu bewegen, dem Papste Hülfe zu leisten; sie überfielen dessen Wächter, tödteten einige und verjagten die anderen, unter ihnen Wilh. von Nogaret und Sciarra Colonna.

Noch an demselben Tage trat Bonifaz unter Begleitung vieler Einwohner Anagni's die Rückreise nach Rom an, wo er von dem Adel, von der Geistlichkeit und dem Volke mit vielen Freudenbezeugungen empfangen wurde.

Er wollte eine Kirchenversammlung zusammenberufen, um sich zu rechtfertigen und das Unrecht zu ahnden, das der König von Frankreich nach seiner Meinung ihm zugefügt hatte, — er war aber in Rom so gut wie gefangen, indem einige Kardinäle, welche Philipp in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, alle seine Schritte beobachteten und die Ausführung seines Vorhabens zu verhindern wußten.

Die erlittene Beschimpfung und Kränkung, und die Unmöglichkeit, sich, wie er es vorhatte, rächen zu können, zerrütteten den Verstand des eitlen, ehrgeizigen und rachsüchtigen Mannes, — es befiel ihn eine Krankheit, die nach wenig Tagen ihn am 11. Oktober 1303 in voller Raserei hinwegraffte.

Dante weist diesem Papst einen Platz in der Hölle zwischen Nikolaus III. und Clemens V. an.

Einige Tage nach dem Tode des Bonifacius wählten die Kardinäle den Dominikaner und Kardinal-Bischof Nikolaus aus Trevigi zum Papste, der sich den Namen Benedict XI. beilegte. Er war ein Mann von seltener Tugend, der bei seinen vielen Verdiensten eine seltene Sanftmuth besaß, die ihm bald alle Herzen gewann.

Philipp schickte alsbald eine Gesandtschaft an denselben, um ihm ein Glückwunschschreiben zu überbringen, worin er ihn warnte, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten, der ein falscher Hirte und Miethling gewesen und durch sein böses Beispiel und durch seine Verbrechen die Kirche der äußersten Gefahr ausgesetzt habe. (Dupui pag. 205 seq.)

Peter von Peredo, Prior zu Chesa, der noch zu Lebzeiten des Bonifaz nach Rom gegangen war, hatte bereits dem neuen Papste ein Memorial überreicht, in dem er die Handlungen seines Vorgängers geschildert; „Vor Alters,“ sagte er, „trieb man keinen Handel mit geistlichen Pfründen; — die Bischöfe kauften nicht die Erlaubniß, den römischen Hof verlassen zu dürfen; — die Wahlen waren frei; — der römischen Kanzlei zahlte man für die von ihr ausgefertigten Schriften nur sehr wenig; — man verkaufte weder Dispensationen, noch Indulgenzen; — nur selten theilte man Bisthümer und nie ohne Beistimmung der Regenten; — die ersten Bischöfe Roms nannten sich nicht Herren der zeitlichen Macht, und wagten keine Eingriffe in die Herrschaft der weltlichen Fürsten; — sie verlangten nicht, daß von allen Richterstühlen der Welt an ihren Hof appellirt werden solle; — sie entbanden nie die Unterthanen von ihrem Eide der Treue; — sie verwendeten endlich nie in ihrem eigenen Vortheil Geld, das für das allgemeine Wohl der christlichen Gesellschaft war erhoben worden. Alle diese und noch andere Lehrsätze der christlichen Disziplin übertrat Bonifacius VIII. ꝛc.“

Benedict beeilte sich, alle Verordnungen zu widerrufen, welche sein Vorgänger wider den König von Frankreich erlassen hatte. Am 2. April 1304 hob er den Bann Philipp's auf und zwar mit der Bemerkung, „ohne daß Philipp darum gebeten habe.“ Am 18. April setzte er die Kanzler der Universitäten wieder in ihre Rechte ein; — am 19. April widerrief er die Vorbehalte in Ansehung erledigter Kirchenstellen; — am 13. Mai hob er alle Maßregeln auf, welche gegen die angeblichen Feinde des Papstes und gegen Diejenigen erlassen waren, welche zu seiner Gefangennehmung beigetragen hatten; — an demselben Tage verzieh er Allen, welche die befohlene Reise nach Rom unterlassen hatten; — ebenso hob er die Bulle auf, durch welche Frankreich alle Privilegien, die ihm früher verliehen gewesen, wieder entzogen worden und die Unterthanen von ihrem Eide der Treue entbunden waren, — mit Einem Worte: der König, sein Reich, seine Räthe, seine Freunde und alle seine Unterthanen wurden mit dem päpstlichen Stuhl wieder auf den ehemaligen Fuß gesetzt. (Dupui p. 207—209; 225—230.)

Diese Schritte hatten aber wohl nicht den Beifall aller Betheiligten, denn nur zwei Monate später starb Papst Benedict XI. an Gift.

Die katholische Kirche verehrt ihn als „Seligen“.

H. Hensler.

England.

Doktor Dodd.*)

Ein beliebter Kanzelredner, Hofprediger des Königs, Verfasser vielgelesener Erbauungsschriften und dabei ein gern ge-

*) A Famous Forgery; or, the Story of Dr. Dodd. By Percy Fitzgerald, M. A. London: Chapman and Hall. Berlin, Asher u. Co.

sehener Gast in den Kreisen der feinen Welt, der am Galgen endet, ist gewiß eine seltene Erscheinung. Eine solche war der unglückliche Doktor Dodd, dessen Schicksal vor fast hundert Jahren in England ungeheueres Aufsehen erregte und von dessen Leben jetzt wieder eine Beschreibung erschienen ist.

William Dodd war der Sohn des Pfarrers zu Bourne in der Grafschaft Lincoln, wo er im Jahr 1729 geboren wurde. Schon als Knabe zeigte er einen regen Geist, trat noch als Student in Cambridge als Schriftsteller auf, beging aber zugleich einige leichtsinnige Streiche, die seine Entfernung von der Universität nothwendig machten. Nach manchen Abenteuern ließ er sich indeß zum Geistlichen ordiniren, erhielt ein kleines Vikariat bei London und wußte sich durch sein einschmeichelndes Wesen und seine feinen Manieren bei dem alten Lord Chesterfield, der, wie aus seinen berühmten „Briefen" hervorgeht, äußeren Firniß über Alles schätzte, so in Gunst zu setzen, daß er ihn zum Mentor des jungen Philipp Stanhope, seines Neffen und künftigen Erben, erwählte. Diese Stellung sicherte dem dreisten und gewandten Dodd den Eintritt in die fashionable Welt; besonders fanden die halb galanten, halb frömmelnden Damen, welche damals den Ton in aristokratischen Zirkeln angaben, Gefallen an dem stattlichen jungen Prediger, der sich so trefflich auf die weibliche Natur verstand und in dessen Gesprächen salbungsvolle Reden mit zärtlichen Madrigalen abwechselten. Denn Se. Hochwürden waren auch Dichter, und daß es ihm an literarischem Geschmack nicht fehlte, beweist seine Blumenlese aus den Werken Shakspeare's, die unter dem Titel „Beauties of Shakspeare" bis in die neueste Zeit in zahlreichen Auflagen erschienen ist. Eine seiner vornehmsten Gönnerinnen war die Herzogin von Northumberland, die Erbin des Namens und der unermeßlichen Güter des Hauses Percy, die er in seinen Versen verherrlichte und der er seine Ernennung zum Hofkaplan Georg's III. verdanken mochte. Auch von seinem Zögling, der 1773 dem alten Chesterfield in der Grafenwürde folgte, erhielt er die Stelle eines Hauskaplans mit ansehnlichem Gehalt, während ihm von seinen Pfründen und von dem Ertrag der Kirchenstühle in der von ihm selbst gebauten und stets mit einem gewählten Publikum gefüllten Kapelle in London reichliche Einkünfte zuflossen, wozu noch das Honorar für seine Predigten, für seinen vielbändigen „Commentar zum alten und neuen Testament" und andere Werke kam.

Aber trotz dieser anscheinend glänzenden Verhältnisse Dodd's war seine wahre Lage eine keineswegs erfreuliche. Seine Einnahmen waren groß, aber seine Ausgaben noch größer; seine Verschwendung kannte keine Gränzen, und das Geld, das ihm von allen Seiten zuströmte, zerfloß theils in heimlichen Ausschweifungen, theils in prunkvollen Schaustellungen, zu denen er durch eine krankhafte Eitelkeit getrieben ward. Da entschloß sich Dodd in einer unglücklichen Stunde zu einem Schritt, dessen Folgen ihn in's Verderben stürzen sollten. Eine werthvolle Pfründe war eben vacant geworden, über welche der Lord-Kanzler zu verfügen hatte. Dodd schrieb an die Gemahlin des Kanzlers einen anonymen Brief, in welchem er ihr ein Douceur von 1000 Pfd. St. versprach, wenn sie ihm die Stelle verschaffen würde. Daß auch Lord-Kanzler nur Menschen sind, hatte nicht lange vorher Lord Macclesfield bewiesen und hat auch ganz neulich wieder Lord Westbury zur Genüge dargethan, aber offene Bestechlichkeit, sans phrase, hat seit Bacon kein höchster richterlicher Beamter Englands sich zu Schulden kommen lassen. Das Anerbieten wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, der Brief veröffentlicht, und da die Urheberschaft desselben sich leicht auf Dodd zurückführen ließ, so war er von nun an ein verlorener Mann. Seines Hofpredigeramtes entsetzt und von Gläubigern gedrängt, flüchtete er für's erste nach dem Kontinent, wo er eine Zeitlang von den Trümmern seines Vermögens und von den Zuschüssen Lord Chesterfield's lebte. Nach England zurückgekehrt, versank er immer tiefer in Noth und Elend, bis er endlich auf den Gedanken kam, sich durch einen im Namen Chesterfield's ausgestellten Wechsel aus seiner verzweifelten Lage zu retten. Wie er nachher versicherte, gedachte er, ihn vor der Verfallszeit einzulösen; vielleicht mochte er auch glauben, daß sein früherer Zögling ihn eher selbst bezahlen, als zugeben werde, daß sein alter Lehrer den Galgen besteige. Auf Fälschung stand nämlich damals und noch lange nachher in England der Tod. Wie dem auch sein möge, das Verbrechen kam an den Tag, aber man schritt so ungern gegen den Thäter ein, daß man ihm sogar Gelegenheit gab, das Dokument zu vernichten; er ließ sie jedoch unbenutzt — ob aus Mangel an Geistesgegenwart oder aus Gewissensskrupeln, ist schwer zu entscheiden. Von der Jury schuldig befunden, wurde seine Hinrichtung lange verschoben. Das ganze Land war in Aufregung; die Presse wimmelte von „Eingesandts", Monstrepetitionen wurden unterzeichnet, und der greise Samuel Johnson setzte selbst die Bittschrift auf, in der der Schuldige die Gnade des Königs in Anspruch nahm. Aber der König blieb unerbittlich; wenn Dodd begnadigt würde, meinte er, so wären an Allen, die vor ihm wegen desselben Verbrechens den Tod erlitten, Justizmorde begangen worden. Und so endete ein Mann, der ein besseres Schicksal verdient hätte, der neben vielen Schwächen auch manche Tugenden und glänzende Talente besaß, als Opfer seiner Verirrungen und der drakonischen Strenge der englischen Gesetze, am 27. Juni 1777 zu Tyburn durch den Strang.

Böhmen.

Der Baum-Cultus der Čechen.

Nach dem, was der älteste böhmische Chronist, Cosmas von Prag (gest. 1125), von dem böhmischen Heidenthume berichtet, hat unter den heidnischen Čechen der Baum-Cultus einen wichtigen Bestandtheil ihrer Religion gebildet. Der Chronist schreibt: „Tetka lehrte das dumme und unwissende Volk die Berg- und Waldnymphen anbeten und verehren und begründete die ganze abergläubische Religion und die verruchten Gebräuche, wie heutzutage noch die Bauern gleich den Heiden thun: der eine verehrt die Gewässer und das Feuer, der andere betet Haine und Bäume oder Steine an; jener opfert den Bergen und Hügeln; ein anderer endlich fleht zu den tauben und stummen Götzen, die er selbst gemacht hat."

Anläßlich dieser altheidnischen Baumverehrung erzählt auch der Chronist Hájek zu Libočan (gest. 1553) in seiner böhmischen Chronik zum Jahre 991 also: „Auf dem Berge Petřin (bei Prag) zündeten zur Winterszeit einige Čechen bei einem großen Eichenbaume ein Feuer an, in welchem wunderbare menschliche Gestalten sich ihnen zeigten. Jene, die dem Heidenthum noch ergebener waren, bezeugten diesem Feuer große Ehrfurcht und beugten sich vor ihm, liefen zur Nachtzeit dahin, legten Holz zu und als sie solcherlei Gestalten, die ihnen ähnlich waren, in dem Feuer erblickten, so sagten sie, daß hier die Seelen ihrer Väter und Ahnen von der Sünde gereinigt würden, und einige

warfen Brod und Geldstücke in dieses Feuer hinein." Dieser Eichenbaum, um den die Flamme brannte, war, wie der ganze Berg, von altersher dem Donnergott Perun geheiligt und ist somit in jener Schilderung ein altheidnisches Gottesfest angedeutet.

Die Baum- und Wälder-Verehrung dauerte, trotzdem das Volk schon getauft war, noch durch Jahrhunderte fort, wiewohl die Priesterschaft ununterbrochen gegen den Cultus der Bäume eiferte. Mußte ja doch noch Herzog Břetislav im Jahre 1092 seine Herrschaft damit antreten, daß er alle Zauberer und Wahrsager aus dem Lande verbannte und die heiligen Haine und Bäume verbrennen ließ!

Es ist aber nicht zu verwundern, daß die alten Slaven, gleich den Germanen, ihren besonderen Baum- und Wald-Cultus hatten, dem sie mit rührender Treue anhingen. In dem geheimnißvollen Waldesdunkel, in dem, süße Schwermuth erweckenden Schatten der Riesenbäume wähnten sie sich den göttlichen Gewalten näher; von ahnungsvollen Schauern ergriffen, fühlten sie um sich das geisterhafte Wehen von etwas Unaussprechbarem; sie ließen die Gottheit selbst in den rauschenden Kronen der ehrwürdigen Bäume wohnen. So ward der Wald ihr Tempel, wo sie ihre Gebete und Opfer darbrachten. Es gab nun im Lande zahlreiche „heilige Haine" (svatý bor), deren Ansehen um so größer war, je höher und mächtiger man sich die Gottheit dachte, die daselbst ihren geheimnißvollen Wohnsitz hatte. Es galt als der ärgste Frevel, darin einen Stamm zu fällen oder einen Baum des Geästes und Laubes zu berauben. Mancher heilige Hain durfte nur von dem Priester betreten werden und auch dieser hielt aus Ehrfurcht den Athem an, wenn er sich in der Nähe seines Gottes befand. Sonst aber begaben sich die frommeifrigen Čechen in der Abenddämmerung unter die alten heiligen Bäume, brachten den Göttern kleine Opfer dar, schlugen sich vor die Stirn und sangen ihnen gefällige Lieder. In den heiligen Hainen begruben sie auch feierlich ihre Todten, ohne Zweifel deshalb, damit die so heilige Stätte auch den Todten Segen bringe.

Waren aber die Bäume Wohnsitze der Götter, so mußte ihnen auch ein augurischer Geist innewohnen; sie mußten als die Vermittler des göttlichen Willens die Zukunft offenbaren. Es hat sich auch in der That eine Mantik aus heiligen Bäumen herangebildet, und man könnte noch füglich sagen: Jeder heilige Baum hatte seine Offenbarung. Wie nämlich jeder Baum eine eigenthümliche Physiognomie, seinen bestimmten Charakter besitzt, so gestaltete die dichtende Sage danach auch den Ausdruck seines inneren Lebens und seiner geheimen Kräfte verschieden. Von dieser Mantik werde ich noch später, wenn von den einzelnen Bäumen die Rede ist, sprechen.

Aus der Benutzung der heiligen Bäume zu Opferstätten ergab sich ferner die Bedeutung des **Blutbaumes**. Da nämlich Blut ein wesentlicher Bestandtheil des Opfers war, so wurde der heilige Baum mit dem Opferblute begossen, daher die Benennung „Blutbaum". Hiervon stammen nun die mannigfachen Sagen von den Blutbäumen ab, von denen es heißt, daß bei einer Verletzung Blut aus ihrer Rinde flösse. Derartige Blutbäume sollen auf den Gräbern unschuldig Hingerichteter oder auf deren Geheiß emporwachsen, um das angethane Unrecht der Welt zu offenbaren. Sie erscheinen also als Bäume mit der Kraft der Weissagung.

Sollte es nun bei dieser wichtigen und erhabenen Bedeutung der Bäume noch befremden, daß die uralte Ueberlieferung den Ursprung des Menschen in Bäumen sucht? Nach altchristlicher Sage kam einst Christus, der Herr, mit St. Petrus auf seiner irdischen Pilgerfahrt nach Böhmen, welches damals noch menschenleer war; St. Peter bat den Heiland, doch auch in diesem Lande Menschen zu erschaffen, worauf Christus zu einem Baumstocke sagte: „Werde ein Mensch," und sogleich regte sich der Baumstock und wurde ein Mensch. —

Die Verehrung der Bäume ist auch nach tausend Jahren noch nicht ausgestorben. Noch heutzutage betet man in Böhmen unter Bäumen und übet daselbst Gebräuche, die unstreitig Ueberreste von heidnischen Baumopfern sind. Vor Sonnenaufgang knieen junge Mädchen unter Apfel-, Birn- oder Kirschbäumen, flehen dort insgeheim um einen Bräutigam und werfen Kränze auf die Aeste, um aus dem Hängenbleiben derselben zu errathen, ob sie bald heiraten werden. Trauernde klagen ihr Leid den Bäumen und Wäldern; unter grünen Eichenbäumen geben sich, wie das Volkslied so oft singt, Liebende das Eheversprechen; Frauen schütteln den Morgenthau von den Baumästen auf ihre Männer, Mädchen auf ihre Freier, um solche fest in der Treue zu erhalten. Wer am Gründonnerstage Brod mit Honig ißt und am Charfreitag vor Sonnenaufgang unter irgend einem Baume sein Gebet verrichtet, der ist im folgenden Jahre frei von allen Krankheiten. Zu Weihnachten fängt das Volk einen schwarzen Kater, kocht ihn und vergräbt ihn hernach unter einem Baume im freien Felde, damit kein böser Geist dem Felde Schaden bringe. Am heiligen Abende werden unter den Bäumen Ueberreste von der Mahlzeit, namentlich Fischgräten, vergraben, damit die Bäume recht fruchtbar werden. Sind das nicht Feste heidnischer Baumopfer?

Auch von der heidnischen Vorstellung, daß in den Bäumen beseelte Wesen wohnen, haben sich noch bis in's vorige Jahrhundert lebhafte Zeugnisse im Volksleben erhalten. „Ich selbst," sagt der böhmische Alterthumsforscher Krolmus, „erinnere mich noch gut, von meinem Großvater gehört zu haben, daß in der Linde bei Brezinka ein gutes und zugleich böses altes Weib (weiße Frau) wohne. Sie soll zuweilen aus demselben unter großem Glanze hervorkommen; bald wurde sie als Polednice oder Klekanice, bald als wildes Weib bezeichnet, mit der man uns Kinder schreckte. Bei dieser Linde wurde von den Umwohnern oft Feuer und ein starker Schein gesehen und alle Volksfeste und Frühlingsspiele wurden hier abgehalten.

Alfred Waldau.

Rußland.

Die Judenfrage in Rußland.

Der Geist der Reform, der seit dem Regierungs-Antritte des Kaisers Alexander II. die Gesetzgebung in Rußland kennzeichnet und der sich zunächst in zwei großen Maßregeln: in der Emanzipation der Leibeigenen und in der unbeschränkten Förderung des öffentlichen Unterrichtes, kundgegeben, kann natürlich auch auf dem Gebiete der Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsgenossenschaften nicht zurückbleiben. Es ist mit Recht gesagt worden, daß die in einem Volke über diese Gleichberechtigung herrschenden Ansichten als Gradmesser der Kultur der sozialen und der politischen Bildung desselben, angesehen werden können. Besonders sind es die Juden, die, wie uns die Kulturgeschichte nachweist, in allen unintelligenten und politisch zurückgebliebenen Ländern stets am Schlechtesten behan-

delt, in freien Kulturländern dagegen überall — wenn wir einzelne schweizer Kantönli ausnehmen, denen es allerdings an sozialer und humaner Bildung sehr fehlt — als freie Männer und gleichgestellte Mitbürger angesehen worden sind.

Unter dem Scepter des russischen Kaisers leben 1,300,000 Juden, von denen zwar angenommen werden kann, daß sie im Großen und Ganzen unter dem Geistes- und Kultur-Niveau aller in den übrigen Staaten Europa's lebenden jüdischen Bevölkerungen stehen, doch läßt sich ebenso annehmen, daß sie im Großen und Ganzen über dem Kultur- und Geistes-Niveau der moskowitisch-tatarischen Bevölkerung Rußlands sich befinden. Und wenn nunmehr selbst der untersten Klasse dieser Bevölkerung, den Leibeigenen, ihr Antheil an den Menschen- und Ehrenrechten des Landes nicht mehr vorenthalten wird — wie könnte er fortan den Juden noch vorenthalten werden?

Jene 1,300,000 Juden unter russischem Scepter leben nicht etwa über das gesammte europäische, asiatische und amerikanische Rußland mit seinen 392,000 Quadratmeilen zerstreut, sondern sind auf einige westliche und südliche Gouvernements beschränkt, wo sie, vermöge dieser Zusammengedrängtheit, ein unproduktives und daher ungesundes Volks-Element bilden, während sie, über das ganze russische Reich verbreitet, bei ihrer geistigen Elastizität, die sich besonders auf gewerblichem Gebiete geltend zu machen weiß, den Nationalreichthum vermehren und ein volkswirthschaftlicher Segen für das Land sein würden.

Allmählich fangen auch die Russen an, zur Erkenntniß dieser Wahrheit zu gelangen. Der volkswirthschaftliche Schulmeister, der auf den Eisenbahnen viel rascher und ungehinderter fortkömmt, als in der früheren Zeit der Länder- und Städte-, der Zoll- und Handelssperren, hat auch bereits in Rußland eine zahlreiche Schule der Gewerbe-, der Handels- und — der Religions-Freiheit herangebildet. Die eine Freiheit hängt mit den anderen nothwendig zusammen, und wer die Eine nicht will, der muß auch auf die Anderen verzichten. Selbst die von dem ultra-moskowitischen Publizisten Katkov redigirte „Moskauische Zeitung" hat kürzlich auf die Vortheile hingewiesen, die es für das Land haben könne, wenn man die Juden auch in solchen Gouvernements sich ansiedeln ließe, die ihnen bisher verschlossen waren. Aehnlichen Ansichten begegnen wir in den deutschen Blättern der russischen Ostsee-Provinzen, namentlich in der gut redigirten „Rigaischen Zeitung" und in der bereits oft von uns citirten „Baltischen Monatsschrift". Es ist seltsam, welche lächerlichen Besorgnisse vor den möglichen Folgen einer Emanzipation der Juden diese Zeitschriften manchmal noch widerlegen müssen. Das Zunft-Privilegium geht überall mit der Zunft-Beschränktheit und mit der Ausschließung Hand in Hand. Nicht von der Zunft darf man hoffen, daß sie mit der Zeit zur Einsicht kommen werde; der Gesetzgeber muß wider ihren Willen einschreiten und ihr durch die That beweisen, daß sie selber am Wenigsten gewußt, was ihren Mitgliedern am Meisten fromme.

Ein vortrefflicher Aufsatz im diesjährigen Maiheft der „Baltischen Monatsschrift", aus der Feder eines Kurländers, stellt folgende funfzehn Thesen als unbedingte Momente zur Lösung der Judenfrage in Rußland auf:

1) Die Judenfrage ist nur eine Spezies derselben Gattung, welcher auch die übrigen großen Emanzipationsfragen unserer Zeit angehören, und kann nicht mit anderem Maße gemessen werden. Wer sonst liberal, aber in der Judenfrage illiberal ist, ermangelt der Logik.

2) Die jüdischen Glaubenslehren enthalten kein Hinderniß gegen die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden.

3) Die Bedrückung der Juden ist Grund und Nahrung ihrer Sonderthümlichkeit.

4) Das wirksamste Mittel zur Auflösung der jüdischen Sonderthümlichkeit ist die Emanzipation.

5) Es ist eine Widersinnigkeit, mit der Emanzipation der Juden so lange warten zu wollen, bis diese in Masse ihre Sonderthümlichkeit abgelegt haben werden.

6) Der Grund des Druckes der Juden durch die Christen ist ein unchristlicher, nämlich Hochmuth und Interesse. (Der Jude Börne drückt das so aus: „Die Juden werden nicht gedrückt, weil sie es verdienen, sondern weil sie verdienen.")

7) So lange der Judendruck währt, währt auch der Gegendruck.

8) Wenn Christenarbeit nicht mit der Judenarbeit konkurriren kann, so hat die erstere kein Recht auf Staatsschutz. Wer aus dem Lande hinausgearbeitet wird, verdient sein Schicksal.

9) Der jüdische Schacher und Gelegenheits-Erwerb ist eine Folge des Druckes; er schwindet in demselben Verhältniß, als letzterer nachläßt.

10) Der sogenannte christliche Staat ist eine contradictio in adjecto. Die letzte Konsequenz dieser Theorie ist Glaubenstyrannei und Inquisition.

11) Die Ultramontanen sind die ärgsten Judenfeinde.

12) Alle unsere Ansichten über die Juden datiren aus der Zeit der Unterdrückung derselben, sind also mit einem wahrscheinlichen Fehler behaftet.

13) Wenn im Prinzip eine vollständige Emanzipation der Juden verlangt wird, so ist damit nicht gesagt, daß dieselbe ohne Uebergangsstadien geschehen solle, noch weniger, daß ihnen sofort alle Verwaltung und Regierung in der Kommune oder im Staat übertragen werden solle.

14) Die Emanzipation darf sich nicht auf einzelne Territorien des Staates beschränken, sonst leiden diese Theile in unbilliger Weise, während die allgemeine Emanzipation in einem so großen Reiche wie Rußland nicht bloß den Juden selbst zum Vortheil gereichen wird.

15) Vorbedingung einer gedeihlichen Emanzipation der in Kurland zusammengedrängten Juden ist die Gewährung der Freizügigkeit im ganzen russischen Reiche. J. L.

Nord-Amerika.

Rebellen-Reime und Rhapsodien.

Obgleich im Leben untergehen muß, was unsterblich im Gesange leben soll, wird man doch schwerlich besondere Poesie in den besiegten Sklavenstaaten Amerika's erwarten. Wir in Deutschland sind durch die Zeitungen und unsere eigenen Parteistandpunkte gar zu sehr daran gewöhnt worden, in den Junkern des Südens nur eben Sklavenzüchter, Räuber, Rebellen, Mordbrenner u. dergl. zu hassen und die Sache des Nordens als die der Freiheit zu lieben.

Unsere deutsche Poesie ist reich an Freiheitsliedern. Die Dichter und Lieder aus den Zeiten von 1813 sind innigstes, allgemeinstes Eigenthum des ganzen Volkes geworden. Da-

gegen hat Niemand im ganzen Norden der „Union“ ein Lied für den „Freiheitskampf“ gedichtet.*) Im Süden ist mit Heldenmuth, oft mit Sieg, mit Ausdauer, mit Pathos gekämpft und das Pathos in eine ziemliche Fülle von Rebellen-Reimen ausgeströmt und in den Lagern, in Städten und Dörfern gesungen worden. Sie haben mehr als Einen Tyrtäus, sie haben ihre Körner's und Arndt's und noch mehr anonyme Dichter ihres Kampfes und Unterganges. Ein ganzer Band davon ist bereits erschienen und zwar just in New-York. Die Sammlung führt den Titel: „Rebel Rhymes and Rhapsodies: collected and edited by Frank Moore“ (New-York, Putnam).

Ohne sie kritisiren oder loben zu wollen, müssen wir doch nach einer ersten Durchsicht gestehen, daß sie das Kriegs-Pathos des Südens in reichen, oft ergreifend dichterischen Tönen wiederklingen lassen. Nach den ersten Siegen Jubel und Freude und Spott über die Yankees, später feueriger Gesang zum Kampfe auf Leben und Tod für die Unabhängigkeit von den „vandalischen Zöllen“ der Nordischen, endlich erschütternde Klage der Unterlegenen.

„Aus den Ruinen eroberter Städte wimmert erstickte Klage hervor und das Geheul und der Jammer obdachloser Familien schrillt auf wie ein Gesang im Sturmwinde. Ich sah unsere Mütter und Töchter aus niederbrennenden Dörfern fliehen und Kinder niedersinken in Furchen der Felder, zu sterben. Ich stand am blutgefärbten Flusse im Mondschein und sah das Antlitz meines Bruders auf blutgedüngter Woge dahinschwimmen. Meine frohe Heimat sah ich als Aschenhaufen und auf der Erde die Locken meiner Frau blutig und zerrissen.“ — „Maryland“, von James Randall, ist jedenfalls in Form und Gefühl eins der besten in der ganzen Sammlung. Es zeichnet sich durch jene Einfachheit in Gedanken und immer wiederkehrenden Refrain aus, wodurch Lieder sich allem Verständniß, jeder Kehle anbequemen. Wir wollen nur einige Verse mittheilen:

„The despots heel is on thy shore,
Maryland!
His torch is at thy temple door,
Maryland!
Avenge the patriotic gore
That flecked the streets of Baltimore,
And be the battle-queen of yore,
Maryland! My Maryland!

I see thee blush upon thy cheek,
Maryland!
But thou wast ever bravely meek,
Maryland!
But lo! there surges forth a shriek
From hill to hill, from creek to creek, —
Potomac calls to Chesapeake,
Maryland! My Maryland!

Thou wilt not yield the Vandal toll,
Maryland!
Thou wilt not crook to his control,
Maryland!
Better the fire upon the roll,
Better the blade, the shot, the bowl,
Than crucifixion of the soul,
Maryland! My Maryland!

I hear the distant thunder hum,
Maryland!
The Old Line's bugle, fife and drum
Maryland!
She is not dead nor deaf nor dumb:
Huzza! she spurns the Northern scum!
She breathes, she burns! she'll come! she'll come!
Maryland! My Maryland!“

Das brandrotheste Rebellenlied „Burn the cotton!“ wurde im Mai 1862 von einer Dichterin „Estelle“ zu Memphis in Tennessee gesungen. Sie will alle die weißen, weichen Haufen aufeinandergethürmt und gen Himmel lodern sehen, damit kein Ballen „schmutzigen Gewinns“ in die Hände des Feindes falle und er in diesem furchtbaren Lichte sehe, daß Ketten nicht für die freien Glieder des Südens gemacht seien, damit aus dieser Asche der Phönix einer neugeborenen Nation steige. — Doch fehlt es auch nicht an frommen Herzensergüssen, an deren Ehrlichkeit wir gern glauben, namentlich wenn sie so klingen:

„Father, we implore Thee,
Let Thy people go free
From their foes once more!
And they will bend the knee,
And Thine the praise shall be
On sunny land and sea,
As in the days of yore.
Lord, bid the carnage cease,
Let the banner of peace
Again be unfurled
Two nations make from one,
And when the work is done,
Over both reign alone,
Saviour of the world!“

Das Gebet fleht um Frieden für die zwei Nationen, die Gott aus der einen machen soll, damit er hernach beide als der alleinige Gott regiere. Ich halte das Gebet zugleich für die beste Politik. Wie Amerika und England erst Eine Nation waren und sich gegenseitig das Leben schwer machten, bis sie sich als zwei Nationen wieder vereinigten, so war auch das Pathos, der Kampf für Unabhängigkeit der südlichen Staaten ein nothwendiger Ausbruch der Unverträglichkeit beider Staaten-Gruppen und ein Versuch, durch gegenseitige Unabhängigkeit wieder einig zu werden.

Es wird uns, namentlich mit durch einander schwimmenden Vorstellungen von Junkerthum, Sklaverei, Mord und Mordbrennerei-Verschwörungen, nicht leicht, uns das eigentliche Pathos des südlichen Unabhängigkeits-Kampfes klar zu machen, es unparteiisch zu begreifen. So denke man wenigstens daran, daß der Süden sich nicht empörte, um seine Sklaverei zu vertheidigen, da ja der Norden Jahre lang im Kriege gar nicht daran dachte, diese aufheben zu wollen. Lincoln garantirte sie sogar und bestrafte Generäle, die sich an der „Institution“ vergriffen. Die Proklamation zur Aufhebung der Sklaverei ward ihm erst später abgerungen.

Das Pathos des Kampfes hatte, in langjähriger Partei-Politik wurzelnd, von Hause aus wesentlich den Zweck, von der einen Seite von der Schutzzoll- und Finanz-Politik des Nordens loszukommen und die Freihandels-Interessen zu vereinigen, von der anderen Seite, die Steuerkraft des Südens, welche die Kassen des Nordens füllen half, um jeden Preis für die Union wieder zu gewinnen. Deshalb war der Kampf im Süden wirklich ein Freiheitskrieg, vom Norden aus ein Unterjochungs-Akt. Mit der Zeit wird uns dies klarer werden.

H. B.

*) Dies ist nicht ganz richtig. Wir werden nächstens auch einige Kriegslieder aus dem Norden mittheilen. D. R.

Kleine literarische Revue.

— **Eine Studie zu Dante's Jubiläum.***) Diese Studie, die im April und Mai d. J. zur Vorfeier des Dante-Jubiläums in den Spalten der Kölnischen Zeitung abgedruckt war, hat die wesentlich politische Bedeutung der Schriften des großen Dichters im Auge und gewährt einen dankenswerthen Einblick in die den heutigen Lesern der „göttlichen Komödie" nicht leicht entwirrbaren Zustände Italiens, die den Hintergrund dieser Dichtung beider Welten und beider Leben, des gegenwärtigen kurzen und des zukünftigen ewigen, bilden. Wir geben hier zur Charakterisirung der vortrefflichen, Allen, die sich mit Dante und seiner Poesie vertraut machen wollen, empfohlenen Studie die nachstehenden Schlußworte derselben: .... „So ist Dante wirklich der Dichter, der auf der Menschheit Höhen wandelt. Aber nur wenn wir ohne vorgefaßte Meinung, mit unbefangener Kritik uns vergegenwärtigt haben, was er zu seiner Zeit gewesen, werden wir klar inne werden, was er uns heute noch sein kann, heute noch sein muß. Wohl ist sein großes Kaiserlied wider den Papst ein dichterisches Erzeugniß längst überwundener Zeit, das Selbstgericht des dreizehnten Jahrhunderts, das Schwanenlied des sterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen in's Chaos zurücksinkenden Welt. Aber wir, die wir heute leben, haben in ihm auch, mutatis mutandis, den Sittenspiegel des gesellschaftlichen Menschenlebens überhaupt, eine politische Satire, die mit dem Posaunenschalle des jüngsten Gerichtes den entarteten Nationen aller Zeiten die Mahnung in's Ohr schreit:

Freiheit und Ordnung, Sittlichkeit und Recht —
Dort ist das Heil, da sind des Schicksals Sterne!"

— **Die dritte Auflage von Adolf Stahr's Italien.****) Mit dem kürzlich ausgegebenen dritten Bande liegt nunmehr das Stahr'sche Buch in seiner neuen Gestalt und in seiner dritten Auflage vollendet vor uns. Etwas Wesentliches ist darin nicht geändert oder hinzugefügt, obwohl es einem großen Leserkreise sehr willkommen und für die Verbreitung des Buches gewiß auch von Nutzen gewesen wäre, wenn die Verleger das Buch mit Illustrationen ausgestattet hätten, zu welchen sowohl das antike, als das moderne Italien reichen, ausgiebigen Stoff dargeboten haben würde. Ist es doch eben ein bedeutender Vorzug des Stahr'schen Buches, wie es denn auch wahrscheinlich eine Hauptursache seiner Beliebtheit bei dem allerdings kleinen, aber ausnahmsweise in Deutschland Bücher kaufenden, klassisch gebildeten Theile unseres Publikums ist, daß wir an der Hand des Autors nicht bloß das heutige Italien mit seinen Bewohnern, sondern auch das Italien der Renaissance und der neuern Kunst, das Italien Dante's und des Mittelalters und vor Allem das Italien der alten Römer und Großgriechenlands näher kennen lernen. Es kann natürlich unsere Aufgabe nicht sein, hier auf die Kritik eines Werkes einzugehen, das seit einer Reihe von Jahren im Publikum verbreitet ist und uns jetzt in dritter Auflage vorliegt. Wir möchten nur anmerken, daß, trotz der großen Umwälzungen, die die Appeninische Halbinsel seit Stahr's „Jahr in Italien" betroffen haben, doch die in diesem Buche gezeichneten Charaktere des italiänischen Lebens heute noch ebenso anziehend erscheinen, wie vor zwölf Jahren, und daß die Darstellungen der Kleinstaaterei, der Dynasten-Misère und des Vielregierungs-Unfugs in Italien auch jetzt noch in Deutschland mit demselben Interesse der vergleichenden Völker-Psychologie gelesen werden dürften, mit welchem sie im Jahre 1853 gelesen worden sind.

— **Die amerikanische Ausgabe von Webster's Wörterbuch der englischen Sprache,** die kürzlich zu Springfield in Massachusetts erschienen†), ist eine der interessantesten Erscheinungen auch auf typographischem Gebiete. Was zunächst die Revision und Verbesserung des Textes betrifft, so haben sich die amerikanischen Herausgeber die Mitwirkung eines deutschen Gelehrten, des Dr. C. A. F. Mahn in Berlin, zu verschaffen gewußt, dessen umfassende Kenntniß der germanischen und romanischen Sprachen, sowie der neueren, vergleichenden Sprachwissenschaft, den Mängeln, die sich in dieser Beziehung in Webster's Etymologieen nur allzusehr bemerklich machen, gründlich abzuhelfen vermochte, so daß das Buch in seiner heutigen, verbesserten Gestalt den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart vollkommen entspricht. Nächst den Fortschritten der vergleichenden Sprachwissenschaft, haben auch die, welche die Naturwissenschaft seit der Zeit Webster's gemacht††), viele Zusätze zu seinem etymologischen Wörterbuche bedingt, und diese sind in ebenso befriedigender Weise von dem bekannten Professor am Yale-College, Herrn James D. Dana, besorgt worden. Was nun die typographische Ausstattung des Werkes betrifft, so besteht dasselbe aus 1840 eng und lichtvoll gedruckten Seiten in gr. 4. mit drei Columnen. Fast auf jeder Seite finden sich kleine, aber sauber ausgeführte Holzschnitt-Illustrationen (zusammen dreitausend) in den Text eingedruckt, welche die Erklärung der Wörter, besonders wenn sie technischer oder naturwissenschaftlicher Art sind, ungemein erleichtern. Dem Ganzen geht eine kurze Geschichte der englischen Sprache von James Hadley voran, die ebenfalls bereits den Standpunkt der heutigen Wissenschaft der vergleichenden Sprachen einnimmt, worauf Webster's als musterhaft bewährte Darlegung der Pronunciation der englischen Sprache folgt. Der Preis des Werkes (zwölf Dollars, etwas über 16 Thaler) ist nicht zu hoch angesetzt.

— **Ansichten des Herrn Merks-Naseweis.**†††) Dieses allerliebste Büchlein darf man dreist einen Kodex literarischer Wahrhaftigkeit nennen, wenn es auch hin und wieder etwas stark aufträgt. So ist z. B. das Geschichtchen, welches Herr Ernst Naseweis von den zwei Fackelzügen erzählt, die ein professoratshungriger Privatdozent sich für sein gutes Geld bei sehr regnichtem Wetter durch Handwerksburschen veranstalten ließ, um seine Beliebtheit im Kreise der Musensöhne einem

*) Dante Alighieri. Studie von Dr. Hermann Grieben, Redacteur der Kölnischen Zeitung. Köln, Du Mont Schauberg, 1865.

**) Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr. Dritte, neu durchgesehene Auflage. 3 Bände. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1863—65.

†) An American Dictionary of the English Language, by Noah Webster. Thoroughly revised, and greatly enlarged and improved by C. A. Goodrich and Noah Porter. Springfield, G. & C. Merriam, 1865. London and Berlin: A. Asher & Co.

††) Die erste Auflage von Webster's etymologischem Wörterbuch erschien im J. 1828.

†††) Des Herrn Magisters Merks seltsame Ansichten über literarische Zustände, herausgegeben von Ernst Naseweis. Leipzig, Otto Wigand, 1865.

hohen Ministerio kundzuthun, höchst wahrscheinlich erfunden, — dergleichen ist jedoch gleichgültig, wo weit ärgere Dinge in der Kultur und Unkultur vor sich gehen und die Sonne alltäglich eine bunte Saat niedlicher politischer und unpolitischer Teufeleien bescheint. Allerdings — und wer möchte es leugnen? — geschieht daneben auch sehr viel und mancherlei Gutes, einiges Erhebende und zuweilen etwas Tröstliches, aber gerade diesem Licht gegenüber sind die Schattenseiten der Tageswelt um so häßlicher und verdrießlicher; sie stechen so sonderbar von unserer Begeisterung, unseren „Strebungen" ab, daß man hin und wieder zu glauben versucht ist, es sei kein rechter Ernst mit all' unserem Treiben und wir hätten verlernt, zu leben und zu sterben, wie die Väter lebten und starben, wie jene Männer aus der Leidensschule der Napoleonischen Zeit: einfach, mäßig, nüchtern, ehrlich, human, ohne Heuchelei und Frömmelei, religiös ohne Phrase und Dünkel und energisch handelnd, ohne die kommende That auf zehn Meilen voraus anzumelden. — Wir empfehlen das Büchlein der Herren Magister Merks und Ernst Naseweis als eine gesunde, oft erheiternde Lektüre, die den Leser etwas hinter die Coulissen dieser schönen Gegenwart schauen läßt und ihm einen Spiegel der Zeit und ihrer Narrheit vor Augen hält. Das Geschlecht der Sebastian Brant und Philander von Sittewald scheint nicht ausgestorben zu sein; es ist noch zäher als die Rezensenten, und wer die Kritiker an der Quelle studiren will, dem sagt hier ein Kritiker: nehmt und leset, ihr werdet Gewinn davon haben, es ist ein Glück, daß auf dieser grünen Erde nicht alle menschlichen Bürger zu Schmeichlern geboren sind! T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

Am 17. Juli ist die bisher zu Weimar im Schiller-Hause domizilirt gewesene Stiftshütte der großen Deutschen Schillerstiftung abgebrochen und nach Wien überführt worden, wo der Freiherr von Münch-Bellinghausen (Halm) das Präsidium der Stiftung bereits übernommen hat. Während Berlin an der Stelle des vor sechs Jahren mit so vielem Pomp fundirten Schiller-Denkmals wahrscheinlich noch lange Zeit mit dem von vier Straßenlaternen eingeschlossenen, engen Bretterverschlag auf dem Gendarmen-Markt sich wird begnügen müssen, sieht Wien, dessen Zweigverein der Schillerstiftung sich von Anfang an durch eine wahrhaft nationale Wirksamkeit ausgezeichnet, nunmehr auch die Stiftshütte Schiller's, dieses geistige Palladium des deutschen Volkes, bei sich einziehen. Fast gleichzeitig beschloß der deutsche Schützentag in Bremen, sein nächstes Triennialfest in Wien zu feiern und unter dem Schutze des erlauchten Kaiserhauses die schwarzrothgoldene Schützenfahne aufzupflanzen. Nicht minder bezeichnend sind die warmen Sympathieen und die herzliche Aufnahme, welche die Oesterreicher und speziell die Wiener bei dem großen deutschen Sängerfest, in den Tagen vom 22.—25. Juli, in Dresden gefunden. Es scheint mit dem Jahre 1865 für die alte Kaiserstadt eine neue deutsche Aera begonnen zu haben, denn Alles, was über die Tragweite der staatlichen Aussöhnung mit Ungarn verlautet, die jetzt eingetreten ist, hat, wie uns aus Wien geschrieben wird, auch die festere Consolidirung der deutsch-slavischen Kronländer auf deutscher Nationalität und deutscher Rechts-Anschauung zum letzten Ziele. Auf anderem Wege scheint Oesterreich für den deutschen Süden das erreichen zu wollen, was für den deutschen Norden und für Preußen der Nationalverein vergebens erstrebt hat.

Die Lemberger Matyca, eine ruthenische Literatur-Gesellschaft, hatte vor kurzem eine Generalversammlung, in welcher die seit dem Jahre 1848 angeregte Frage zur Berathung kam, welche ruthenische Mundart, ob die zur polnischen oder die zur russischen Sprache hinneigende, als ruthenische Schriftsprache und mithin als das eigentlich ruthenische Idiom zu sanctioniren sei. Durch Stimmen-Mehrheit wurde entschieden, daß die sogenannte großrussische Mundart als das wahre Ruthenische zu betrachten, während der Dialekt eines Theiles des galizischen Landvolkes, namentlich des in der Umgebung von Lemberg wohnenden, dem polnischen Sprachstamme zu subsumiren sei. Die Matyca setzte zugleich einen Preis von 150 Gulden aus für die Abfassung einer Geschichte des ruthenischen Volkes in ruthenischer Sprache.

Der Generalbevollmächtigte der Hamburg-galizischen Petroleum-Actien-Gesellschaft, Herr C. Eduard Schmidt, widerspricht in Wiener Blättern der auch im „Magazin" erwähnten Nachricht, daß sich diese Gesellschaft von einer französischen Speculation habe überflügeln lassen. Vielmehr sei das Hamburg-galizische Unternehmen vorläufig mit einem Grundkapital von 800,000 Thlr. constituirt, habe im Sandecer und Sanoker Kreise in Galizien einen bedeutenden Complex (zwölf Meilen längs der Karpathen) von erdölhaltigen Territorien erworben und werde wahrscheinlich schon im Herbste d. J. mit der bergmännischen Exploitation dieses Gebietes beginnen.

Am 5. Juni d. J. starb zu Grasmere in England in seinem 78sten Lebensjahre der berühmte arktische Reisende, Sir John Richardson, der treue Gefährte Franklin's auf dessen ersten Nordpolfahrten (1819—1827) und Chef einer der Expeditionen, die zur Auffindung des Verschollenen ausgesandt wurden. Richardson hatte vorgeschlagen, eine Boot-Expedition nach dem Norden des großen Bärensee's zu veranstalten und die Kanäle zwischen Wollaston-, Victoria- und Banks-Land zu untersuchen, in welchen er Franklin eingeschlossen glaubte. Obwohl schon ein Sechziger, erbot er sich zur Führung dieser schwierigen und mühevollen Expedition; von dem Dr. Rae begleitet, dem es später gelang, die ersten Spuren Franklin's zu entdecken, ging er im März 1818 nach dem Mackenzie-Flusse ab, drang weit nach Norden, mußte sich aber endlich zur Rückkehr entschließen und traf im November 1819 wieder in England ein. Trotz seiner langen Erfahrung, hatte er die von Franklin bei seinem Unternehmen eingeschlagene Richtung nicht errathen, was ihm aber so wenig zum Vorwurf gemacht werden kann, als anderen arktischen Autoritäten, wie Parry, Roß, Sabine, die sich in gleicher Weise täuschten. Richardson war ein geborener Schotte, diente als Wundarzt in der britischen Marine und war unter Anderem beim Bombardement von Kopenhagen gegenwärtig. Zuletzt bekleidete er das Amt eines Inspectors des großen Marine-Hospitals zu Haslar, von dem er sich kurz vor seinem Tode zurückzog. Als Naturforscher hat er sich durch seine „Fauna Borealis Americana," so wie durch die Bearbeitung des ichthyologischen Theils der Reisebeschreibung des Capitain Roß vortheilhaft bekannt gemacht.

Eine Antikritik.*)

Vertheidigung gegen die im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (Jahrg. 34. Nr. 9) befindliche, von „G. H.“ unterzeichnete Kritik über das von mir verfaßte „Encyclopädische Handlexikon“. Berlin, Commissions-Verlag der Akademischen Buchhandlung, E. Groß, 1864. (Gedruckt bei A. Paul u. Co. Berlin, Kronenstr. 21.)

Meine Absicht war und ist, jungen Männern — auch jungen Damen —, die eine tüchtige Schule genossen und nach einigen Jahren eine gewisse Sehnsucht haben, ihre erhaltenen Kenntnisse nicht nur zu bewahren, sondern auch zu erweitern, — die jungen Männer im Betreff ihrer gewählten Lebensfächer (als Kaufmann, im Büreau, beim Militär, als Landwirth, als Künstler, — wie für den gesellschaftlichen gebildeten Umgang) — und die jungen Damen in letzter Beziehung — ein Buch in die Hand zu geben, worin alles Das enthalten ist, was dafür mit Recht verlangt wird. — Es wird zwar gesagt, daß bereits eine große Anzahl solcher Bücher existirt, jedoch das ist nicht der Fall, denn die einen sind allumfassende Real-Encyclopädien, auch Konversations-Lexika genannt, in 20, 30 und x Bänden; über alle Wissenschaften in extenso sich verbreitend, für den Literaten dennoch nicht genügend, für den Illiteraten zuviel, — außerdem zuviel in kosmopolitischer und biographischer Hinsicht; andere wieder kritisch politisch und mit schönen Illustrationen geziert. — in keinem derselben aber weder sprachliche Ableitung noch Connex, weil „Fachmänner“ die einzelnen Artikel bearbeiteten und so das Ganze fertig wurde; — wieder andere sind entweder kleine unschuldige Bücher, gewissermaßen als Anhang zur deutschen Orthographie in Elementarschulen, oder unpraktische Vokabularien, die eine Menge „Wörter“ enthalten, die im gewöhnlichen gebildeten Leben gar nicht vorkommen, ja sogar selten in dem Fache, dem sie alphabetisch zugetheilt sind. — Da entstand bei mir die Idee, ein Buch zu verfassen, welches die Mitte halte zwischen jenen weitschichtigen Werken und diesen trockenen Wörterbüchern, jedes Wort aus seiner Sprache ableite, das sachlich Nöthigste beigefügt erhalte, und mit seinen verwandten (synthetischen und antithetischen) Artikeln in Connex (gegenseitige Hinweisung und Beziehung) gebracht werde, wobei mir das Motto vorschwebte: „In dem Weltmeer der Gedanken liegt noch manche unentdeckte Insel!“ — und meine Idee war und ist eine solche Insel!! — Was ich weiter über Entstehung, Gehalt und Zweck meines Buches gesagt habe, steht im Vorwort zu demselben. — Eine Stelle daraus: Das Wissen ist die höchste Macht und das schönste Vergnügen, — und da es eine Unmöglichkeit ist, als junger Mann, ohne einigermaßen wissenschaftlich erleuchteten Verstand, in der gebildeten Welt sich zu bewegen, im Geschäftsleben, wie im Umgange, so ist die Kenntniß des in meinem Buche Gegebenen unerläßlich! — Sind nicht auch die überall entstandenen und entstehenden architektonisch schönen und prächtigen Gebäude, die plastischen und malerischen geschichtlichen und mythologischen Gebilde in der Oeffentlichkeit, wie in und an den Museen, die erhabenen Musikaufführungen (s. Oratorium und den Schluß von Tableau), die Oper (s. d. A.), wie endlich der Blick nach Oben in die nächste Unendlichkeit (s. Sonne, Sirius) Veranlassung genug, über das Wesen dieser herrlichen Museen und Welten in Kunst und Wissenschaft etwas Näheres zu erfahren, und die Werke der schönen Literatur zu verstehen?! — Bis jetzt existirt kein Werk in ähnlicher Art, worin dies Alles so präzis und genügend gefunden wird. — Auch ist der Preis von zwei Thaler für die 668 (gespaltenen Groß-Oktav) Seiten, in denen sich circa 16 Tausend Artikel befinden, so gering, daß er leicht von Jedem ermöglicht wird! — Der Inhalt aber, eben durch seine kompresse Darstellung, so, daß er wohl in einem Jahre bei täglich einer Stunde aufmerksamer Lektüre und Nachschlagen der „Connexe“ bewältigt und zum geistigen Eigenthum des Besitzers des Buchs gemacht werden kann, wozu noch kommt, daß die den Artikeln beigegebenen sachlichen Bemerkungen den Leser interessiren und vielleicht amüsiren, — und sie dadurch jedenfalls behaltbarer werden. — Er schlägt heute hier auf, morgen da, — und wird überall etwas finden, was ihn vielleicht interessirt. — — Ich habe mein Buch weder für Gelehrte, noch für Elementarschüler verfaßt, sondern, wie oben gesagt, für schulgerecht vorgebildete junge Männer und junge Damen, die aus einer höheren Bürgerschule u. desgl. Töchterschule abgegangen sind, und die noch etwas mehr von dem dort Vorgetragenen kennen zu lernen wünschen. — Und deshalb sind auch die seit August v. J., wo mein Buch erschien, darüber gegebenen Kritiken so günstig.*) Da erschien im Febr. d. J. in dem „Magazin für Lit. d. Ausl.“ auch eine Kritik über mein Encyclop. Handlexikon von „G. H.“ — Ich las mit Erstaunen die darin enthaltenen ironischen und satyrischen Bemerkungen, fand aber auch, daß der Verfasser derselben das Vorwort meines Buches nur theilweise gelesen hatte, und daß derselbe das „Sprünge“ nannte, was ich „Connex“ nenne; so z. B. bei Erwähnung der Palais in Berlin (in dem Art. „Opernplatz, Platz am Opernhause“, am Schluß des Buchst. O.) weise ich hin auf die Prachtgebäude und Plätze in Rom, Athen, Paris, Venedig, München, Kassel rc. und schließlich auf das Kapitol in Washington, als „Connex“ auf das in Rom, „wo ich mich ausruhe!“ — wie Herr „G. H.“ hinzufügt. Caetera omitto. — Auch befremdete es mich, daß derselbe keinen der größeren und zwar rein wissenschaftlichen Artikel aus der Philosophie, Astronomie, Mathematik, Mythologie, Musik rc. angegriffen hat, — ebenso, daß keine vorwurfsliche Bemerkung, die sprachlichen Ableitungen, von denen ich eine ganze Anzahl konjekturirt habe, betreffend, in dieser Kritik zu finden ist, — wo doch vielleicht ein kleiner Satyr etwas herausgeduftelt hätte. — Allerdings ist es eine schwere Aufgabe, ganz allein ein so komplizirtes Buch zu verfassen; jedoch es geht bei gehöriger Muße und mehrjähriger Beharrlichkeit — (im vorliegenden Falle täglich 6mal 2 St. bei jedesmal 1 St. Pause, 4 Jahre hindurch!) — wozu jedoch noch kommen muß, daß man sich schon von Jugend an für Alles, was Wissenschaften und Künste betrifft, interessirt und Vieles davon praktisch getrieben hat, und habe ich z. B. in den dreißig Jahren meiner amtlichen Stellung und Thätigkeit jede Gelegenheit in den Lehrstunden benutzt, um in den historischen und geographischen Stunden auf Archäologie überhaupt, auf Mythologie (griech. u. nord.) hinzuweisen, sowie auf Baukunst und Baudenkmale (Indien, Vorderasien, Griech., Rom, Arab., Goth.), auf Plastik, Malerei und Museen; in der Mathematik auf Astronomie; auch wurden Ausmessungen vorgenommen von zugänglichen und unzugänglichen Höhen, desgl. von Feldern, Gärten, Seen durch Kette und Meßtisch, auch nivellirt; — in der Physik auf Photographie, Dampfkraft, Telegraphie; — das architektonische Zeichnen und die höhere Kalligraphie betrieb ich in Privatstunden; — in den lat. und franz. (auch griech. Privat-) Stunden wurden Sprachvergleichungen angestellt, sowie auf die wesentlichen Unterschiede der oriental., roman., german. und slavischen Sprachen hingewiesen; — die Griechen überall in Wissenschaften und Künsten in den Vordergrund gestellt rc. — und machen meine beil. 3 bis 4 Hundert in's bürgerliche und amtliche Leben übergegangenen Schüler tüchtige Carrière. — Dies Alles war die Hauptveranlassung für das Entstehen meines Buches. Ich empfehle deshalb auch hier in dieser „Zeitschrift für Klassizität und Humanität“ mein Buch für den von mir bezeichneten Zweck eben so angelegentlich wie ergebenst.

Arnswalde, 24. Juli 1865.

Rektor Wiedemann — Arnswald.
Theol. pro minist.

---

*) Auf den dringenden Wunsch des Herrn Verf. theilen wir hier diese „Vertheidigung“ mit, welcher gegenüber unsere Kritik des „encyklopädischen Handlexikons“ in Nr. 9 des „Magazin“ keiner Rechtfertigung bei unseren Lesern bedürfen wird. D. R.

*) Der Verfasser läßt hier Auszüge aus Kritiken folgen von Dr. St. in Breslau, Dr. R. in Hamburg, aus der „Spener'schen Ztg.“, der „Voss. Ztg.“, den „Schles. Prov.-Bl.“, dem „Publicisten“, der „Tribüne“, des Superintendenten J. in S., des Dr. W. und des Prof. G. in C., Alle voll Anerkennung und Lob des „encyklopädischen Handlexikons“, doch in unserem Blatte unmöglich abzudrucken. D. R.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 12. August 1865. [Nº 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die deutsche Kolonisation des Wendenlandes. Die Prämonstratenser im Wendenlande. Die deutschen Städte in Mecklenburg und Pommern. 449. — Deutsche Lyrik der Gegenwart. 452.

England. John Stuart Mill und einige seiner neueren Schriften. II. Ueber Freiheit. 452.

Frankreich. Paris, „die Stadt der Städte". 454. — Voltaire's Briefe über die Toleranz. 456.

Italien. Das Budget der Armen in Italien. 458.

Schweden. Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau. Politisches, Literarisches und Soziales. 459.

Kleine literarische Revue. Ernst Moritz Arndt. 461. — Klöden's Handbuch der Erdkunde. 461. — Aus der Schweiz. 461. — Das Leben in der Steppe, von B. Zaleski. 462.

Literarischer Sprechsaal. Zur Geschichte der Wiener Universität. 462. — Unkenntniß des Französischen in Frankreich. 462. — Erklärung. 462.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in 22 deutschen Uebersetzungen von 1763 bis 1865. Zusammengestellt von R. Köhler. Weimar, H. Böhlau.

Grimm (Jacob), Kleinere Schriften. Band II. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. ca. 30 Bogen. gr. 8. Velinpapier. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Inhalt: Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. — Deutsche Grenzalterthümer. — Ueber das finnische Epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber Schenken und Geben. — Ueber das Verbrennen der Leichen. Ueber den Liebesgott. — Ueber eine Urkunde des XII. Jahrhunderts. — Ueber Frauennamen aus Blumen. — Ueber die Namen des Donners. — Ueber das Gebet.

Schnaase (Dr. Carl), Geschichte der bildenden Künste. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Band I. und II. Bearbeitet von Dr. C. v. Lützow und Dr. Carl Friederichs. Mit zahlreichen Holzschnitten. Düsseldorf, Verlagsbuchhandlung von Julius Buddeus.

Dem hoch bedeutenden Werke soll durch das Herbeiziehen neuer Kräfte bei dieser zweiten Auflage nicht der Charakter eines neuen Werkes gegeben werden. Entsprechende Ausstattung mit Holzschnitten und ein Preis, der die Hälfte desjenigen der ersten Auflage nicht übersteigen soll, werden das Werk grösseren Kreisen zugänglich machen.

Wheaton. — Commentaire sur les Elements du droit international, précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton. Par William Beach Lawrence. 2 volumes. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. (515)

Bildet Band III. und IV. von Elements du droit international. Par Henry Wheaton.

In unserem Verlage ist so eben erschienen: (516)

DIE PREUSSISCHE EXPEDITION NACH OST-ASIEN.

Ansichten aus Japan, China und Siam.

(Im Auftrage der Königl. Regierung herausgegeben von A. Berg.

ZWEITES HEFT.

3 Blatt Text, deutsch, französisch, englisch. — 6 Blatt Ansichten.
(4 in photo-lithographischem, 2 in chromo-lithographischem Druck von **Korn**, Process **Osborne.**) 26½ Zoll Breite und 20½ Zoll Höhe.

Preis: Acht Thaler.

Inhalt.

7. **Yeddo.** Sinto-Tempel bei Senzoko. — 8. **Yeddo.** Begräbnissplatz auf dem Goten-Yama. — 9. **Yeddo.** Bauernhütte. — 10. **Yeddo.** Canal. — 11. **Yeddo.** Nördliches Hauptthor der äussersten Ringmauer des Taikun-Palastes. — 12. **Yeddo.** Bentang.

Berlin, August 1865. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Vor Kurzem ist erschienen:

Ueber die Ideen in der Geschichte.

Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern
gehalten
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Velinpapier. 6½ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Ebendaselbst ist früher erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (517)

1860. 3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Contemporains de Shakespeare. Beaumont et Fletcher. Traduits par Ernest Lafond. Paris, Hetzel.

La cour de Rome, le brigandage et la convention franco-italienne. Par Armand Lévy. Traduits de l'italien par Jean Mickiewicz. (896 p.) Paris, Vasseur.

Le roi Victor-Emmanuel (1820—1864). Par Charles de La Varenne. Paris, Plon.

Théodore Parker, sa vie et ses oeuvres. Par Albert Réville. Paris, Reinwald.

Oeuvres de Saint-Simon et d'Enfantin, précédées de deux notices historiques et publiées par les membres du conseil institué par Enfantin pour l'exécution de ses dernières volontés. T. I. Paris, Dentu.

Matérialisme et spiritualisme. Etude de philosophie positive, par Alphonse Leblais. Avec une préface par M. E. Littré, de l'Institut. Paris, Germer Baillière. (518)

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Cie** in **Paris** erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Le Livre de Marco Polo, Citoyen de Venise, conseiller privé et commissaire impérial de **Khoubilaï-Khaân**; rédigé en français sous sa dictée en 1298 par **Rusticien de Pise**; publié pour la première fois d'après trois manuscrits inédits de la Bibliothèque impériale de Paris, présentant la rédaction primitive du livre revue par **Marc Pol** lui même et donnée par lui, en 1307, à **Thiébault de Cépoy,** accompagnée des Variantes, de l'Explication des mots hors d'usage, et de Commentaires géographiques et historiques, tirés des écrivains orientaux, principalement chinois, avec une Carte générale de l'Asie par **M. G. Pauthier.** 2 vols. gr. in-8º broch. Preis 10 Thlr. 20 Ngr. (519)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von **Herman Grimm.**

Preis für den Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr.

Juli-August. Mit zwei Photographieen. (Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)

Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon. — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. (520)

Geschichte Julius Cäsars
von Kaiser Napoleon III.
Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der bisher erschienene erste Band liegt jetzt in dieser tadellos ausgestatteten Ausgabe vollständig zum Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. vor und ist auch in 5 Lieferungen zu 8 Sgr. zu beziehen.

☞ **Der zweite und dritte Band dieses wichtigen Werkes können in Folge der literarischen Uebereinkunft zwischen dem Zollverein und Frankreich in keiner anderen Uebersetzung als in der unsrigen, einzig autorisirten erscheinen.**

Wien, **Carl Gerold's Sohn**,
Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.
Berlin;
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
(Harrwitz und Goßmann.) (521)

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Allgemeines Berggesetz für die Preußischen Staaten.
Vom 24. Juni 1865. **Nebst den vollständigen Materialien zur Erläuterung desselben.** Herausgegeben von **C. Hahn**, Königl. Tribunalsrath. **Mit Sachregister.**

26½ Bogen 8. geh. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.
Berlin, 4. August 1865. (522)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Anfangs September erscheint bei uns:

Julius Rodenberg:
Die neue Sündfluth.
Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.
Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden — mit anderen Worten, all' die Kämpfe, Widersprüche, die heldenhafte Selbstverleugnung und der bis zum Rausch gesteigerte Idealismus jener welterschütternden Begebenheit, aus dem Geschichtlichen übertragen in das Seelische: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt. Mehr als historisch, ist dieser Roman symbolisch — das Bild einer gewaltigen Zeit, in lebhaften Farben gemalt, und trotz seiner Figurenfülle doch überall von den beiden Hauptpersonen beherrscht, deren Schicksale — wir haben Grund es zu glauben — den Leser in außerordentlichster Weise fesseln, spannen und befriedigen werden. (523)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Empfehlenswerthe Lectüre
für die
Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde
für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt:
Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Papst Ganganelli.
Geschichtlicher Roman
von
Dr. **Karl Frenzel.**
Drei Bände. 1864. eleg. geb. 4 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.
Von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.
Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt:
Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen
von
Fanny Lewald.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt:
Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

Rückblicke
auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne
von
Franz Wallner.
1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
Verlagsbuchhandlung von **Louis Gerschel** in **Berlin.** (524)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.
1865. 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Dispute und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien. (525)

Aus den zahlreichen günstigen Urtheilen sei dasjenige der Preußischen Jahrbücher hier angeführt: „Ueberall in diesen vorzugsweise das Gebiet der Kunst betreffenden Darstellungen giebt sich uns mit lebendigster Unmittelbarkeit eine Persönlichkeit, die wir lieb haben und schätzen, selbst da, wo wir vielleicht nicht ganz mit ihren Anschauungen übereinstimmen; wir empfangen den vollen Eindruck einer ganzen Bildung, welche sich selbst bei begrenzten Themen zu ihrem vollen Recht verhilft. Mit diesem Schriftsteller unterhält man sich nicht nur, man lernt nicht allein von ihm, sondern gewinnt Vertrauen. — Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend."

Die Grenzboten. (526)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 32. Märkte und Messen im mittelalterlichen Deutschland. — Das Kabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen in Berlin. II. — Peter Forchhammer hat gesprochen. — Aus Schwaben. — Literatur.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (527)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 31. Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Proctor über die Saturnswelt. — Politische Zustände auf den Samoa- oder Schiffer-Inseln. — Die Ermordung des Gasthofhüters auf dem Pilatus. — Elephanten-, Löwenkämpfe und Stierhetzen in Spanien. — Invasion Neu-Seelands durch europäische Thiere und Pflanzen. — Verschiedenes.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (528)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 30. Das wissenschaftliche Leben in der Wiener Hochschule während des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes. Von Dr. C. S. Barach. — Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Von Dr. F. W. Ebeling. Besprochen von H. Lorm. — Die „Erinnerungen" Alfred Meißner's. Von Dr. Theophil Pisling. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Kunstnotizen. — Vom französischen Büchermarkt.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Revue moderne.
Tome XXXIV. Liv. 2. Août 1865.
Les partis politiques en Angleterre (*Th. Karcher*). — Le cousin Albert, nouvelle (*Louis Dépret*). De l'interprétation moderne des poëtes de l'antiquité (*D. Ordinaire*). M. Guizot et l'orthodoxie protestante (Le Dr. *Mary*). Esquisses de la vie sud-américaine (*A. Holinski*). L'habitant de la lune. Fin (*Hauff*). Revue parisienne (*A. Arnould*). Chronique littéraire (*de Ronchaud*). Quelques mots sur la question algérienne (*Ch. Dollfus*). Chronique politique (*G. Isambert*).
Preis des Jahrganges 14 Thlr. (529)
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 31. Ein Meteorsteinfall. — Skizzen aus dem südwestlichen Deutschland. — Das Cricket und andere Ballspiele. — Correspondenz-Nachrichten. London. — Berlin. — Aus den norischen Alpen.
Nr. 32. Zur Oper Don Juan. — Das Cricket und andere Ballspiele. — Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Gleichnisse. — Literatur. — Correspondenz-Nachrichten. Aus den norischen Alpen. — Aus Bad Schwalbach. (530)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Dieser Nummer liegt Titel und Inhaltsverzeichniß des 67. Bandes (Januar bis Juni 1865, Nr. 1—26) bei.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsche Kolonisation des Wendenlandes.

Die Prämonstratenser im Wendenlande. — Die deutschen Städte in Mecklenburg und Pommern.

Die ersten zwei Bände der „Rügensch-Pommerschen Geschichten" von Otto Fock haben wir in diesen Blättern zur Zeit besprochen; jetzt ist uns der dritte zugegangen, welcher die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe im vierzehnten Jahrhundert enthält.*) Nun fügt es sich aber, daß gleichzeitig damit uns ein Buch in die Hände kommt, welches seinem Inhalte nach einen ganz ähnlichen Zweck verfolgt, nämlich die Geschichte des östlichen Deutschlands, vor Allem der nördlichen Gegenden, die in das Gebiet des sächsischen Stammes fallen, aufzuhellen und die große Kulturarbeit des deutschen Volkes in diesen Gegenden zu schildern. Herr Fock hat vornehmlich das deutsche Bürgerthum und Städtewesen im Auge; dieses andere Werk von F. Winter**) behandelt eine Seite des Gegenstandes, die bisher weniger im Vordergrund gestanden hat und weniger berücksichtigt worden ist, aber doch an Wichtigkeit kaum der ersteren nachsteht, nämlich den kirchlichen Einfluß und die kirchlichen Mächte, welche bei der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes mitwirkend gewesen sind. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieser Einfluß, namentlich was das platte Land und die ackerbautreibende Bevölkerung betrifft, ein äußerst mächtiger Faktor gewesen ist. Ohne die Klöster, welche das rohe, anders sprechende Landvolk allmählich disciplinirten, an feste Sitte und Ordnung gewöhnten und es mehr im Guten, als durch Zwang, zu dem fremden Volksthume überführten, würden jene Städte doch nur Kolonien im Barbarenlande geblieben sein und vielleicht ein ähnliches Schicksal, wie so manche andere deutsche Kolonie gehabt haben, die allmählich verwilderte. Die Klöster, damals noch nicht von trägen Drohnen, sondern von begeisterten Jüngern bewohnt, welche sich mit vollem Eifer ihrem Berufe hingaben, waren mehr als Sitze bloß ascetischer Frömmigkeit und thatloser Verhimmelung; sie waren Kulturwerkstätten, feste Burgen einer höheren Gesittung. Hier lernte der trotzige Wende, der Anfangs mit Knirschen das Joch der Knechtschaft trug, endlich den Swantevit und Radegast und alle die Götter, denen er angehangen, vergessen und seine heiligsten Gefühle auf den Gott übertragen, der auch der Gott und Herr seiner Herrscher war. Die Möglichkeit einer künftigen Verschmelzung wurde hiermit wenigstens angebahnt. Er lernte sich endlich in eine Zucht fügen, die ihm Anfangs sehr lästig sein mochte, die ihm aber nach und nach erträglich und zuletzt natürlich wurde. Sein roher, phantastischer Aberglauben wurde wenigstens einigermaßen gelichtet, seinem moralischen Gefühle durch die Grundzüge des christlichen Sittengesetzes ein Anhalt und eine Stütze geboten, wie er sie bisher jedenfalls entbehrt hatte. In den Klosterbrüdern, die sich seiner geistigen und leiblichen Noth annahmen, die ihm einen verbesserten Ackerbau zeigten, ihm Handwerke und sonstige Kunstfertigkeiten beibrachten, die sich Mühe gaben seine Sprache zu lernen, in seine Anschauungsweise einzugehen, an die er sich in Krankheit, Noth und Unfällen ohne Furcht vor harter Behandlung wenden konnte — in diesen Klosterbrüdern, wie z. B. die Norbertinischen Prämonstratenser waren, mußte er, selbst wenn sie der tiefverhaßten Nationalität seiner Feinde angehörten, doch zuletzt seine Freunde und Versorger anerkennen; die Schärfe der Gegensätze schliff sich nach und nach ab, und allmählich gewann die neue Kultur die Oberhand. Will man gerecht sein, so muß man zugestehen, daß dem Klerus trotz der Härten und Ausschreitungen, deren auch er sich schuldig gemacht hat, das Verdienst zukommt, das versöhnende Bindeglied zwischen Siegern und Besiegten gebildet zu haben — ein Verdienst, das sich weder der Adel, noch das Bürgerthum beimessen kann. Was die Fürsten und den Adel betrifft, konnten sie das Volk ausrotten und zu Leibeigenen machen, aber civilisiren konnten sie es nicht. Das Bürgerthum konnte in dem unterjochten Lande Städte anlegen, Gewerbe und Handel treiben, aber es war auf sein Weichbild und seine Stadtmauern beschränkt, und sein Interesse war es auch nicht, die wendische Landbevölkerung zu civilisiren; die Bürger schlossen sich vielmehr von derselben so viel als möglich ab und verwehrten ihr den Eintritt in ihre Gemeinschaft.

„Als der heilige Bernhard im Jahre 1147 auf den Reichstagen zu Speier und Frankfurt das Kreuz predigte, da konnten auch die sächsischen Fürsten der Gewalt seiner Predigt nicht widerstehen: auch sie nahmen, so viel ihrer da waren, das Kreuz, aber sie nahmen es in anderer Form: unter das Kreuz setzten sie die Weltkugel. Für sie und ihr Heer galt es, das Reich (den orbis rotundus) zu erweitern und auf das dem Reiche gewonnene Land das Kreuz zu pflanzen. .... Ihre mehr nüchterne, verständige Art sah auf das Nahliegende, praktisch Erreichbare. Und da lag ihnen nahe genug, oft für Feindes-Einfälle allzunah, das weite heidnische Wendenland. Die sächsischen Fürsten weigerten sich daher mit aller Entschiedenheit, einen Zug gegen die Sarazenen zu unternehmen, waren aber sofort bereit, die Wenden zu bekriegen, um dieses heidnische Volk entweder ganz zu vernichten, oder sie zu zwingen, Christen zu werden. Man hatte dabei die klar bewußte Doppel-Ansicht, die Wendenländer der christlichen Kirche und dem deutschen Reiche einzuverleiben, mit anderen Worten: zu christianisiren und zu germanisiren. — Hier allein haben die Kreuzzüge einen bleibenden materiellen Gewinn für die christliche Kirche und für das deutsche Reich gehabt.

„Für die Christianisirung der Wendenländer tritt nun im 12. Jahrhundert ganz besonders der Prämonstratenser-Orden hervor. Es giebt wohl in der ganzen mittleren Kirchengeschichte kein zweites Beispiel, daß ein Mönchsorden so ausschließlich ein ganzes Land in Anspruch nehmen zu können schien, wie die Prämonstratenser im 12. Jahrhundert das Wendenland. Die Cistercienser nahmen ja unter dem die ganze christliche Welt beherrschenden Einfluß des heiligen Bernhard noch einen viel großartigeren Aufschwung; ihre Klöster bedeckten in wenigen Jahrzehnten das ganze Gebiet der Kirche, aber sie theilten doch ihren Einfluß mit anderen Orden.

„Oestlich der Elbe gab es bis zum Jahre 1170 nur Prämonstratenser-Klöster, und die Umstände, unter denen ihre Entfaltung hier erfolgte, waren so günstig, daß es scheinen mußte, das Wendenland müsse für immer ausschließlich ihre Provinz bleiben."

Der Stifter dieses Ordens war Norbert, nachmals Erz-

*) Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. III. Von Otto Fock. Leipzig, Veit u. Co., 1865.

**) Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes. Von Franz Winter, Prediger zu Schönebeck a. d. Elbe. Berlin, 1865. E. Schweigger, Hofbuchhändler. (Fr. Mylius' Verlag.)

bischof von Magdeburg, ein Mann, der für das christliche Leben seines Jahrhunderts nächst dem heiligen Bernhard jedenfalls den ersten Platz einnimmt, ein Mann, von dem seine Zeitgenossen rühmen, es habe seit der Apostel Zeiten keinen gegeben, der in so kurzer Zeit durch seine Ordensregel Christo so viele Nachfolger im vollkommenen Leben erworben habe, wie er. Nachdem er in Prémontré in Frankreich seinen Orden gestiftet, und als Bußprediger sieben Jahre umhergezogen war, wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg berufen, dem alle Völker vom Erzgebirge bis zur Ostsee untergeben waren. Alle Bischöfe von der Elbe und Saale bis zur Oder standen unter ihm, und bis an die Weichsel erstreckte sich mit päpstlicher Gutheißung seine Oberaufsicht. Das bedeutendste Kanonikatstift Magdeburgs, dessen Zucht in Verfall gerathen war, wurde nun den Prämonstratensern eingeräumt und zum zweiten Mutterkloster erklärt (1129). Norbert reformirte bald darauf das Stift Pölde und besetzte es mit seinem Orden. 1131 wurde ein angesehener sächsischer Graf, Otto von Reveningen, Mönch und schenkte unter der Bedingung, daß ein Prämonstratenser-Kloster gegründet würde, alle seine Güter der Kirche. In Folge dessen wurde das Kloster Gottesgnaden bei Calbe gestiftet, in welches der besagte Fundator selbst eintrat. Das Jahr darauf holte Graf Rudolph von Stade aus Gottesgnaden schon Canonici in das Georgenkloster bei Stade. Wir führen weitere Stiftungen nur kurz an, um einen Ueberblick zu geben. Kölbigk bei Bernburg wurde um 1144 von den Bamberger Bischöfen den Prämonstratensern übergeben, Hildeburgerode (auch Klosterrode und Rode genannt) bei Sangerhausen, um 1150 von den Dynasten von Querfurt gestiftet. Das Wipertikloster in Quedlinburg, früher den Benediktinern gehörig, war schon 1139 mit Prämonstratensern besetzt worden. Kloster Ilfeld wurde 1190 gestiftet und durch Graf Elger von Hohenstein mit Mönchen aus Pölde besetzt.

Mit Ausnahme von Gottesgnaden lagen alle diese Klöster in Ostsachsen. In Brandenburg ist die älteste Stiftung, Leitzkau, noch zu Norbert's Zeiten gegründet, und von 1138 an eine Zeitlang Sitz des Bischofes von Brandenburg, welcher bis dahin Probst des Marienstiftes in Brandenburg gewesen war. Er machte den Probst von Leitzkau zum Archidiakon seiner Diözese. 1165 gründete Wilmar, bisheriger Probst des genannten Klosters, den Dom und ein Domstift zu Brandenburg und besetzte es mit Prämonstratensern. Ein anderer Schüler Norbert's, Anselm, wurde zum Bischofe von Havelberg gewählt. Er führte seine Ordensregel an dem dortigen Domkapitel ein. 1144 entsteht in Jerichow ein Stift desselben Ordens. 1154 wurde Probst Evermod von Magdeburg als Bischof für das neu zu gründende Bisthum Ratzeburg berufen. Das neue Domkapitel wurde abermals aus Magdeburger Prämonstratensern gebildet.

Von Havelberg dehnt sich dann die Reihe der weißen Brüder nach Pommern hin aus. Der Pommerfürst Ratibor gründete um 1150 Grabe auf Usedom. 1170 schenkte ein zweiter Pommernfürst Kasimir dem Domstifte von Havelberg einen weiten Strich am Tollensee zur Anlegung eines Klosters. Brode bei Neu-Brandenburg wurde gestiftet. 1177 kommen Prämonstratenser aus Lund und legen Belbug bei Treptow an der Rega an. Gramzow wird um 1180 auf dem Grund und Boden des älteren Grabe für die Uckermark gestiftet, und vor 1224 erscheint Temenitz, seiner Lage nach unbekannt, vielleicht in der Gegend von Jakobshagen.

Norbert, der Stifter dieses Ordens, war ein strenger, rigoristischer Charakter, der nichts von Transaktion und Vermittelung verstand. Erglüht für sein christliches Tugend-Ideal, fand er seine Lebensaufgabe darin, als Reformator der Sittlichkeit zu wirken, und die damals sehr verfallene Zucht und Ordnung unter der verweltlichten Geistlichkeit herzustellen. Der Kampf, den er dabei führte, war keineswegs ohne Gefahr, und mehr als Einmal wurden von Seiten derer, die seine Strenge haßten, selbst Angriffe auf sein Leben gemacht. So wurde er der Stifter einer großen Schule von Priestern, die ihm mit glühendem Eifer anhingen, und die namentlich für das Wendenland von großem Einflusse gewesen sind. Das Ideal, welches er seinen Genossen einprägte, zeigt wohl am vollständigsten die Abschiedsrede, die er 1126 in Prémontré hielt. Eine genauere Festsetzung von Ordensregeln hat er nie gegeben. So lange er lebte, war er die lebendige Ordensregel. So früh er auch starb — er war höchstens 52 Jahr alt — hatte er doch lange genug gelebt, um durch Tausende von Schülern nach seinem Tode fortleben zu können. Unter ihrer Zahl befanden sich Männer von außerordentlichen Geistesgaben. An erster Stelle darunter steht Anselm, wahrscheinlich ein Rheinländer oder Nord-Franzose, welcher, kaum 30 Jahre alt, 1129 zum Bischofe von Havelberg erwählt wurde. Als treuester Freund stand er Norbert zur Seite, als gegen diesen zu Magdeburg die Empörer mit gezücktem Schwerte eindrangen; nach dessen Tode wurde er im Orden beim Kaiser und Papst sein geistiger Nachfolger; er begleitete den Kaiser Lothar auf seinem Römerzuge, und hielt zu Konstantinopel mit den griechischen Theologen eine Disputation über die abweichenden Lehrsätze beider Kirchen, welche nachgeschrieben wurde und ein ungeheures Ansehen erlangte. Kaiser Friedrich hatte ihn, als er um eine griechische Prinzessin warb, als Gesandten nach der Hauptstadt des Ostreiches geschickt. Er war ohne Zweifel der gelehrteste deutsche Theologe seiner Zeit. Er war ein bei den drei Kaisern Lothar, Konrad und Friedrich Barbarossa ein hoch angesehener Mann, und zeichnete sich sowohl durch seinen staatsmännischen Blick als durch Geschäftskenntniß und rastlose Thätigkeit aus. Auch als Schriftsteller ist er aufgetreten und hat drei Bücher Dialoge und zwei Sendschreiben über Ordenswesen und liturgische Fragen verfaßt. Eine Reihe von Briefen an Wibald von Corvei bekundet ebenso seine reiche Gelehrsamkeit als sein rastloses Wirken und ungeheuchelte Frömmigkeit. Durch Friedrich ward er 1155 zum Danke für seine Vermittelungs-Thätigkeit in Betreff der Kaiserkrönung mit Zustimmung der Geistlichen und des Volkes zur zweiten Stufe in der abendländischen Christenheit, zum Erzbischofe von Ravenna erhoben und ihm außerdem der Titel eines Exarchen der Provinz beigelegt. Am Tage der Kaiserkrönung erhielt er das Pallium aus Hadrian's IV. Hand. Er starb 1158 im kaiserlichen Lager von Mailand.

Ein nicht unbedeutender Mann muß auch der erste Probst von Gottesgnaden, Emelrich, gewesen sein. Er unternahm eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande und wurde dort (wo?) zum Bischofe gemacht. Sein Nachfolger in Gottesgnaden war Evermod, ein junger Mann, den Norbert durch seine gewaltigen Predigten in Cambray bekehrt hatte. Er war Norbert's geliebtester Jünger, und derjenige, in dem sich sein Bild am treuesten wiederspiegelte. Er starb als Bischof von Ratzeburg. Andere wichtige Männer, wie Wigger, Isfried, Otto von Reveningen, wollen wir hier nur mit Namen angeführt haben. Was diese leitenden Persönlichkeiten und die ihnen untergebenen Ordensleute für die Verbreitung des Christenthums, für die Umformung und Stabilirung sozialer und sittlicher Verhältnisse in dem bis dahin völlig barbarischen Wendenlande gethan und

gewirkt haben, können wir hier im Einzelnen nicht auseinandersetzen, und müssen darüber auf das Buch verweisen, das uns Anlaß zu dieser Besprechung giebt. So viel ist außer Zweifel, daß dem Prämonstratenser-Orden an der großen Kulturarbeit des sächsischen Stammes ein bedeutender Antheil zufällt. Und es war in der That keine leichte Aufgabe, bei der furchtbaren Roheit jener Zeit, selbst in dem bereits christlichen Sachsenlande. Es kam vor, daß Domherren und Priester (z. B. in Magdeburg selbst) ihre Bischöfe erschlugen, wenn ihr Regiment ihnen lästig wurde. Norbert selbst hatte, als er die reformirende Hand anlegte, wiederholt mit furchtbaren Aufständen zu kämpfen gehabt, und war nahe daran gewesen, ein ähnliches Schicksal zu erfahren.

Der neue Band von O. Fock's „Rügensch-Pommerschen Geschichten" versetzt uns ziemlich in dieselben Gegenden, aber etwa zwei Jahrhunderte später. Ein ganz verändertes Bild tritt uns entgegen. Das Wendenthum ist zurückgetreten, die erste rohe Arbeit aus dem Groben hat aufgehört und das Land ist dem Deutschthume gewonnen; das deutsche Bürgerthum und Städtewesen steht im Vordergrunde und erweist seine Lebensfähigkeit im Kampfe mit dem damals mächtigen Dänemark. König Erich Menved, ein tüchtiger Regent, versuchte die dänische Macht, die sich bereits über Esthland, Wirland und Rügen erstreckte, auch südlich über das vormals wendische Land an der unteren Oder auszudehnen. Die elende Lage des deutschen Reiches unter den Nachfolgern Rudolph's von Habsburg machte ihm dazu Muth. Friedrich Barbarossa hatte die Pommerschen Herzöge ohne Unterstützung gelassen, und die Folge davon war gewesen, daß sie endlich nothgedrungen die dänische Oberherrlichkeit anerkannt; Friedrich II. hatte sogar bei seinem Regierungsantritte alles Land jenseits der Elbe und Elde den Dänen abgetreten, und damit diese ganze dem Slaventhume abgerungene Ostseeküste preisgegeben. Dies war merkwürdiger Weise der Kaiser, unter dessen Regierung die deutsche Kolonisation im ganzen Osten am lebhaftesten von Statten ging und den Grund zur dauernden Erwerbung eines halben neuen Deutschlands legte — ein Beweis dafür, daß die romantisch angelegten Hohenstaufen keinen Sinn für die wirklichen Verhältnisse hatten und ihre Kräfte in phantastischen Spekulationen abnutzten. Diese jetzt so kräftig dastehenden Länder, die östliche Hälfte der preußischen Monarchie, welche jetzt den Kern der positiven, thatsächlichen Macht Deutschlands ausmachen, sind als Stiefkinder des heiligen römischen Reiches in die Welt gestoßen und frühzeitig auf die eigene Kraft angewiesen worden. Albrecht I., der Sohn Rudolph's von Habsburg, erneuerte im Interesse seiner Hauspolitik die Abtretung der Ostseeländer an die Dänen, und behielt allein die Stadt Lübeck dem deutschen Reiche vor (1304).

Der Dänenkönig besaß den vollen Rechtstitel darauf, sich diese Länder zu eigen zu machen, und er würde es gethan haben, wenn dies so ohne Weiteres gegangen wäre. Die deutschen Kaiser verschenkten indeß mehr, als sie hatten; sie waren freigebig mit Theilen des Reiches, in denen ihre Macht so gut wie Null war. Der Däne war also darauf angewiesen, durch List zu erreichen, was ihm durch Gewalt kaum möglich war. Die Eifersüchteleien und Fehden der Fürsten untereinander und mit ihren Städten boten ihm eine willkommene Handhabe, die kaiserliche Schenkung, die zunächst auf dem Papiere stand, praktisch zu verwerthen. Schon einige Jahre früher (1300) hatte der mecklenburgische Fürst Niklaus (das Kind zubenannt) aus Furcht vor dem Markgrafen von Brandenburg und aus Schikane gegen die Bürger seiner Hauptstadt Rostock die dänische Oberhoheit anerkannt. König Erich kam seinem neuen Vasallen zu Hilfe und zwang die Rostocker zum Nachgeben. Nicht lange darauf (1309) machte derselbe auch Anstalt, sich den Heimfall des Fürstenthums Rügen zu sichern, vor Allem aber gab er sich alle mögliche Mühe, die geschlossene Phalanx des Bundes der fünf Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald zu sprengen, in dem er ein Haupthinderniß seiner Pläne erkannte. Das Glück schien ihm günstig. Das Haupt des Bundes, Lübeck, von seinen holstein'schen und mecklenburgischen Nachbarn und dem Ritteradel der Umgegend bedrängt, stellte sich 1307, vorläufig nur auf zehn Jahre, unter dänischen Schutz, ja, hatte im Falle, daß das deutsche Reich es zuließe, in Aussicht gestellt, die Herrschaft über die Stadt ganz an Dänemark abzutreten. Als König Erich dies erreicht, richtete er sein Augenmerk auf die Städte Wismar und Rostock, von welcher letzteren er vorläufig dem Namen nach bereits Herr war. Er suchte die Rostocker durch allerlei Mittel, besonders durch Gewinnung materieller Vortheile, zu bestimmen, einen Statthalter einzunehmen und sich ihm ganz zu unterwerfen; andererseits benutzte er die Mißhelligkeiten, die zwischen den Herren von Mecklenburg und Rügen einerseits und ihren Städten andererseits ausgebrochen waren, um in Wismar festen Fuß zu fassen. Heinrich von Mecklenburg rief Erich um Hilfe gegen seine übermüthigen Bürger von Wismar an, welche ihm, wahrscheinlich aus Furcht vor Verrath, abgeschlagen hatten, das Hochzeitsfest seiner Tochter in ihren Mauern zu begehen, und Erich ließ sich nicht zweimal bitten. Er griff die Sache sogleich in großem Maaßstabe an und betrieb die Bildung eines Fürstenbundes gegen den Trotz des Bürgerthums. Im Juni 1311 fand zu Rostock eine zahlreiche Versammlung statt, bei der die Herzöge von Sachsen und Braunschweig, die Markgrafen von Brandenburg, die Grafen von Holstein, Wittenburg und Schwerin, die sämmtlichen Wendenfürsten, polnische, meißnische und thüringische Herren, die Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen und Lund und noch eine große Zahl von Bischöfen, Rittern, deutschen und dänischen Herren erschienen. Indessen auch Erich war genöthigt, diese glänzende Versammlung auf freiem Felde vor der Stadt zu halten. Die mißtrauischen Rostocker nahmen ihn nicht ein.

Es kam zum Kriege gegen Wismar und Rostock, der für die Städte unglücklich ablief. Wismar unterwarf sich 1311, Rostock 1312, und nun standen von dem einst so mächtigen Städtebunde nur noch Stralsund und Greifswald aufrecht. Der Ehrenpreis des Kampfes, den dänischen Machtgelüsten einen Damm entgegengesetzt zu haben, gebührt Stralsund, welches sich allein in die Bresche stellte, als auch Greifswald sich scheu vom Kampfe fern hielt, Stralsund aber wurde hierbei erfolgreich von Waldemar, dem Markgrafen von Brandenburg, unterstützt, welcher früher auf Erich's Seite gestanden und gekämpft hatte, aber später einsah, daß er damit gegen die Interessen seines eigenen Landes handele. Herzog Erich von Lauenburg, der mit dem großen Heere der verbündeten Fürsten vor Stralsund gerückt war, wurde am 21. Juni 1316 durch einen Ueberfall geschlagen und gefangen genommen. Der Frieden vom 2. Juni 1317 sicherte den Stralsundern ihre alten Freiheiten. So behauptete sich das deutsche Bürgerthum.

Auf die weiteren Geschichten können wir hier nicht weiter eingehen; es genüge, auf das Buch selbst aufmerksam gemacht zu haben, das für die Geschichte des deutschen Bürgerthums von Wichtigkeit ist und sich würdig einer Anzahl anderer Forschungen anschließt, welche zur Aufhellung der Provinzialgeschichten angestellt worden. Der vorliegende Band umfaßt die

Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe bis zum Frieden von Stralsund im Jahre 1370.

Deutsche Lyrik der Gegenwart.*)

Es liegt uns hier eine Auswahl des Besten vor, was auf dem Felde der deutschen lyrischen Poesie die neueste Zeit seit dem Jahre 1850 hervorgebracht hat. Die Sammlung füllt einen Band von 568 Seiten und führt uns nicht weniger als 143 Dichter vor. Wir staunen. In diesen 15 Jahren 143 Dichter, deren Produkte man sich beeilen muß, der Vergessenheit zu entreißen! Ungläubig durchblättern wir das Buch. Was finden wir darin? Unsäglich viel Spreu und äußerst wenig Körner; und wahrlich, wir beneiden den Sammler nicht um seine Lektüre, aus deren Schwall er diese Gedichte als die besten und würdigsten hervorgehoben hat. Er glaubt damit dem späteren Literarhistoriker einen wesentlichen Dienst zu leisten, da mit dem Jahre 1850, nach dem Austoben der Revolutions-Stürme, eine neue Periode unserer gesammten Dichtung und also auch unserer Lyrik beginne. Nach unserer Meinung hat mit dem genannten Jahre und schon früher auf dem Felde der Lyrik der reine Dilettantismus dermaßen Platz gegriffen, daß von einer ausgeprägten Kunstrichtung gar nicht mehr die Rede sein kann. Die bedeutenden Tonangeber der Epigonen-Zeit sind dahingeschieden oder bereits den Jahren des kräftigen Schaffens entrückt. Auf ihren Bahnen bewegt sich aber gegenwärtig eine unabsehbare, farb- und gestaltlose Masse von Dilettanten, nach deren Namen der Literarhistoriker nicht fragt und deren Häupter er gleichgültig an sich vorüberziehen läßt. Wir schelten den Dilettantismus auf dem Gebiete der lyrischen Poesie gewiß am allerwenigsten; er hat seinen Werth, und ein gewisser Grad der Fähigkeit, seine Gedanken und Empfindungen in poetische Form zu kleiden, dürfte wohl von jedem harmonisch gebildeten Menschen verlangt werden. Aber schlimm ist es, wenn der Dilettant so weit seinen Standpunkt vergißt, daß er sich berechtigt glaubt, für seine poetischen Produkte einen Platz in der Literatur zu suchen. Daß dies aber in den letzten Decennien in solchem Uebermaß geschehen, ist uns gerade ein Beweis dafür, wie sehr der Gegenwart auf diesem Gebiete das tiefere Gefühl für die wahre Kunst und die Ehrfurcht vor der Meisterschaft bereits abhanden gekommen ist; und aus einem solchen Boden erwarten wir für die nächste Zeit keine besonderen Früchte.

Vollkommen gerechtfertigt erscheint uns daher auch die entschiedene Gleichgültigkeit, mit der jene Unmassen von Gedicht-Sammlungen bestraft sind; gerechtfertigt auch dann, wenn sich Tausende von Liedern darunter befanden, die jeder billig Denkende aus persönlichem Antheil an den Verfassern mit herzlichem Beifall begrüßte oder die im trauten Freundeskreise manche Stunde erhöhten. Gleichviel! so wie die Sänger öffentliche Anerkennung und literarischen Ruhm beanspruchen, so haben sie ihren Lohn dahin; jede Schonung, jede sonstige Rücksicht hört dann auf, und sie verfallen mit Recht des Schwertes Strenge, wenn die Kritik Zeit für sie hat, oder der Vergessenheit. Der entschiedensten Mittelmäßigkeit aber durch umfangreiche Anthologieen eine Bedeutung beilegen, ist wahrlich vom Uebel, weil es das Kunsturtheil des Publikums noch mehr irreführt. Außerdem schmerzt es uns, in dieser Sammlung eine Reihe von Männern aufgeführt zu sehen, die auf dem Gebiete der Lyrik durchaus nicht ihre Stärke gezeigt, ja vielleicht auch nie auf demselben eine Geltung beansprucht haben, während ihren Leistungen in anderen Gattungen der Poesie, wie in der Novelle, der poetischen Erzählung und sogar dem Drama volle Anerkennung gebührt. Schwerlich wird es ihnen willkommen sein, unter dieser Gesellschaft mit ihren kleinen Nebensachen zu figuriren. Trotz alledem leugnen wir nicht, daß wir an Vielem in der Sammlung unsere Freude gehabt, und ein recht genügsamer Sinn wird wohl noch weit mehr Ursache finden, sich harmlos daran zu ergötzen.

*) Anthologie deutscher Lyriker seit 1850, mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von Dr. E. Kneschke. Leipzig, Carl B. Lorck, 1865.

England.

John Stuart Mill und einige seiner neueren Schriften.*)

II.

Ueber Freiheit.

In der Einleitung seines Werks über Freiheit erklärt Mill, daß er nicht über die sogenannte Freiheit des Willens sprechen wolle, sondern über bürgerliche und gesellschaftliche Freiheit, oder über den Umfang und die Begränzung der Macht, welche der Gesellschaft über das Individuum zustehe. Er unterscheidet die Tyrannei der Gesellschaft von politischer Unterdrückung und sagt: „Die berechtigte Einmischung der Gesammtmeinung in die Unabhängigkeit des Individuums hat ihre Gränze. Diese Gränzlinie zu ziehen und gegen Eingriffe zu behaupten, ist für einen guten Zustand menschlicher Angelegenheiten eben so nothwendig, als Schutz gegen politischen Despotismus."

Den einzigen Grund, der die Einmischung des Staats oder der Gesellschaft in die Angelegenheiten des Einzelnen rechtfertigen kann, sieht er in der Beschützung anderer Individuen vor Beschädigungen. „Ueber sich selbst, über seinen eigenen Körper und Geist ist das Individuum Souverän." Dieser Satz erleidet Ausnahmen nur in Bezug auf Kinder und die unentwickelten Zustände der Gesellschaft, in denen das ganze Geschlecht als unmündig betrachtet werden kann. Nützlichkeit (d. h. nach der Bentham-Mill'schen Terminologie, die größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl), nicht Gerechtigkeit ist der Zweck aller politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen — aber in dem weitesten Sinne verstanden, und begründet auf den beständigen Interessen des Menschen als fortschreitenden Wesens.

In dem Abschnitt über Freiheit des Gedankens und der Erörterung führt Mill aus, daß die Wahrheit unterdrückt werden könne und schon oft auf Jahrhunderte unterdrückt worden sei. Daß Meinungen noch alle Tage unterdrückt werden, belegt er durch neuere, nach Datum und Inhalt genau angeführte Erkenntnisse englischer Gerichtshöfe, durch welche Personen für Aeußerungen, die mit den religiösen Ansichten der Richter nicht übereinstimmten, mit Gefängniß bestraft worden sind, ferner aus Beispielen, die dem letzten indischen Kriege entnommen sind. Er weist dann nach, daß der Mangel an sittlichem Muth mit der in England herrschenden Intoleranz zusammenhänge. „Große Denker hat es auch gegeben in einer allgemein verbreiteten Atmosphäre geistiger Knechtschaft. Aber ein intellec-

*) Vergl. Nr. 31 des „Magazin".

tuell thätiges Volk hat es nie gegeben und wird es nimmer geben in solcher Atmosphäre. . . . In keiner der Zeiten, welche scheu vor der Controverse über Gegenstände zurückwichen, die groß und wichtig genug sind, um Begeisterung anzufachen, wurde der Geist eines Volkes in seinen Tiefen angeregt und ein Anstoß gegeben, der selbst Personen der gewöhnlichsten Anlagen zu der Würde denkender Wesen erhebt. Von solchen Perioden haben wir Beispiele gehabt in der Lage Europa's während der Zeiten, die unmittelbar auf die Reformation folgten*), ferner — diesmal auf den Kontinent und die gebildetere Klasse seiner Bewohner beschränkt — in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und eine dritte Periode von noch kürzerer Dauer in Deutschland während der Göthe-Fichte'schen Periode. Diese Epochen waren wesentlich verschieden in Bezug auf die besonderen Meinungen, welche sie entwickelten; aber darin glichen sich alle drei, daß sie das Joch der Autorität zerbrachen. In jeder von ihnen ist ein verjährter geistiger Despotismus abgeworfen und ein neuer an seine Stelle gesetzt worden. Der Impuls, den es in diesen Zeiten empfing, hat Europa zu dem gemacht, was es jetzt ist. Jeder besondere Fortschritt im menschlichen Denken oder menschlichen Einrichtungen kann auf eine dieser Perioden deutlich zurückgeführt werden. Seit einiger Zeit deuten bestimmte Anzeichen darauf hin, daß alle drei Antriebe fast ganz erschöpft sind und wir können keinen neuen Aufschwung erwarten, bis wir unsere geistige Freiheit auf's Neue erobern."

In eigenthümlich geistvoller und einschneidender Weise wird darauf der Satz erörtert, daß jede wichtige Wahrheit der Gegner bedarf, um nicht zum todten Formalismus und zur Werthlosigkeit eines ungeprüften Vorurtheils abgeschwächt zu werden. Die Gegner dieser Ansicht werden schonungslos in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt und der beliebte Satz: Etwas müsse doch allgemein gelten und z. B. die christliche Moral vor profanen Angriffen sicher gestellt werden — gründlich widerlegt.

Von gleicher Frische ist der Theil dieses Abschnitts, der über den Ton der Controverse handelt. Anständiger Ton wird in der Regel nur den Gegnern herrschender Meinungen zur Pflicht gemacht. Ueber den passenden Ton zu entscheiden, muß Sache der Sitte und des Taktes bleiben. Das Gesetz hat in dieses Gebiet nicht einzugreifen.

Der Abschnitt: „Ueber Individualität als eines der Elemente des Wohlbefindens" läßt sich in den Sätzen rekapituliren, daß Individualität zum Wesen der menschlichen Natur gehört und Wohlbefinden nur eine Folge naturgemäßer Entwickelung sein kann. Die ausführliche Widerlegung supponirter Gegner wird einestheils durch das System des Verfassers nothwendig und trifft andererseits hauptsächlich die herrschenden Meinungen Englands. — „Die Größe Englands — heißt es z. B. — ist heutzutage nur eine Kollektiv-Größe. Individuell genommen klein, scheinen wir großer Dinge nur fähig durch unsere Gewohnheit gemeinschaftlichen Handelns. Aber es waren Männer eines anderen Gepräges, die England zu dem machten, was es gewesen ist — und Männer eines anderen Gepräges werden nöthig sein, um seinen Verfall zu verhindern." Excentricität sollte in unserem Zeitalter der herrschenden öffentlichen Meinung gepflegt werden; aber „der Mann und noch mehr die Frau, die beschuldigt werden kann, zu thun, „„was Niemand thut"", oder nicht zu thun, „„was Jedermann thut"", wird der Gegenstand eben so vieler mißliebiger Bemerkungen, als ob er oder sie sich schwerer sittlicher Vergehen schuldig gemacht hätte."

Auch in dem nächsten Abschnitt: „Von den Gränzen des Rechts der Gesellschaft auf das Individuum" treten die Mängel des Nützlichkeits-Systems hervor. „Die Thatsache, daß die Menschen in Gesellschaft leben, macht es nothwendig, daß Jeder in den Beziehungen zu den Anderen eine gewisse Richtschnur beobachte. Diese Richtschnur muß ihn 1) abhalten, die Interessen — oder vielmehr gewisse Interessen der Anderen zu verletzen, die entweder nach ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmung oder nach stillschweigendem Uebereinkommen als Rechte betrachtet werden sollten; 2) legt dieselbe jedem Individuum die Verpflichtung auf, seinen (nach irgend einem Grundsatz der Billigkeit festzusetzenden) Antheil an den Arbeiten und Opfern zu tragen, deren es bedarf, um die Gesellschaft oder deren Glieder vor Beeinträchtigung und Belästigung zu schützen. Einige andere Handlungen des Individuums mögen anderen Mitgliedern der Gesellschaft schädlich werden, ohne ihre Rechte zu verletzen. In diesen Fällen mag das Individuum gerechterweise durch die Meinung (d. i. durch Einbuße an Achtung der Genossen), aber nicht durch das Gesetz bestraft werden.

Aber in Bezug auf diejenigen Handlungen des Individuums, die die Interessen eines Anderen nicht berühren, müßte vollkommene Freiheit obwalten, in gesetzlicher sowohl, als in sozialer Beziehung. Es muß lediglich seine Sache bleiben, die Handlung zu begehen und ihre Folgen zu tragen.

Der letzte Abschnitt: „Anwendungen" wird mit der Bemerkung eingeleitet, daß die Grundsätze hätten ausführlicher erörtert werden müssen, als geschehen, um ihre Anwendung auf die Gesetze der Moral und die Grundsätze der Regierungskunst zu machen. Der Autor will daher nur einzelne Anwendungen, gleichsam zur Erläuterung des Inhalts der Grundsätze, erörtern.

Obgleich der Einfluß der Handlungen des Individuums auf Andere allein die Einmischung der Regierung rechtfertigen könne, so rechtfertige solcher Einfluß diese Einmischung doch keineswegs unter allen Umständen — selbst dann nicht, wenn das Individuum durch seine Handlungen Anderen Schaden zufüge — wofern es nur ihre Rechte nicht verletze (damnum sine injuria). Als Beispiel wird auf das Recht der Konkurrenz im Handel hingewiesen. Ferner wird ausgeführt, daß gleichmäßig fast alle Beschränkungen, welche in früheren Zeiten im Interesse der Konsumenten oder Käufer zweckmäßig geschienen, von der Erfahrung längst als nutzlos oder schädlich verurtheilt seien. Nur in besonderen Fällen werden solche Einschränkungen noch für zuläßig gehalten unter der Anerkennung, daß die Beschränkung nicht weiter gehen darf, als der Zweck unbedingt erfordert. Hieran knüpft Mill seinen eigenen Vorschlag zur Beschränkung des Handels mit Giften, der mir so zweckmäßig scheint, daß ich kaum der Versuchung widerstehe, ihn mitzutheilen. Ich enthalte mich dies zu thun, weil die Erläuterung, welche das Feld der theoretischen Untersuchung ganz verläßt, wenn im Werke zuläßig, doch in seinem Auszuge keineswegs gerechtfertigt wäre. — Auch in Bezug auf Besteuerung dürfe die Regierung nur in vereinzelten Ausnahmefällen in die Sphäre der Individuen eingreifen, z. B. Spirituosen besteuern, wenn der Staat ohne indirekte Steuern nicht bestehen kann und eine Auswahl unter denselben zu treffen habe.

Ein anderes Recht des Eingriffs in die Sphäre der Individuen vindizirt Mill dem Staat, nämlich das Recht, ihnen zu verbieten, sich in die Sklaverei zu verkaufen. (Hier giebt er

*) Nicht auch ihr vorangingen?

keine Rechtfertigung — und so einleuchtend ein solches Verbot dem gesunden Menschenverstande auch sein mag, so möchte es doch aus der Nützlichkeits-Theorie schwer zu deduziren sein. Leichter wird dagegen die folgende Bestimmung sich rechtfertigen lassen.) Der Staat ist berechtigt und verpflichtet, die Eltern anzuhalten, ihren Kindern Erziehung zu geben. Auch hier geht Mill in's Detail, und ich will ihm der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen wenigstens im allgemeinen Umrisse folgen. Der Staat soll nicht erziehen — oder wenigstens nur ausnahmsweise des Experiments und der Konkurrenz halber. Aber er soll jährlich Prüfungen aller Kinder von zarter Jugend an veranstalten. Alle Eltern sind anzuhalten, ein gewisses Minimum von Kenntnissen in ihren Kindern jeden Alters nachzuweisen. Außer diesen Zwangsprüfungen sollen regelmäßig andere öffentlich stattfinden, zu denen Kinder und Erwachsene auf Verlangen zugelassen werden. Hier werden nach festgesetzten Normen Grade ertheilt. Um Tendenzerziehung im Interesse der Regierenden zu verhindern, sollen die Prüfungen auf Ermittelung positiver Kenntnisse beschänkt werden. — Mill will ferner dem Staate das Recht vindiziren, Denen das Heiraten zu verbieten, die nicht im Stande sind, Kinder zu ernähren. — Für Rechtsprechung will er Geschwornengerichte. Ferner soll die Verwaltung von Gemeinde- und genossenschaftlichen Unternehmungen beim Volke bleiben als eine wichtige Sphäre gemeinsamer öffentlicher Thätigkeit und der ununterbrochenen Erziehung zu derselben, selbst für den Fall, daß die Zwecke dieser Einrichtungen durch Regierungsverwaltung besser zu erreichen wären. Ein anderer Grund ist, daß die Regierung durch Verwaltung dieser Anstalten zu mächtig würde. — Sonst bildet sich in solchen Fällen eine Bureaukratie, gegen die der Czar selbst ohnmächtig ist — Frankreich habe dagegen so viele Unteroffiziere gebildet, daß jede Insurrektion ihre Führer fände und die Vereinigten Staaten Amerika's so viele Geschäftsmänner, daß jede Versammlung eine Regierung improvisiren könnte. Die öffentliche Thätigkeit in den angeführten Verwaltungszweigen ist die Lebensluft der Freiheit und unentbehrlich für ununterbrochene Erziehung des Volkes zu derselben. — Außerdem bleibt das Beamtenthum nie gut, wenn es alle Fähigkeiten absorbirt. Um nicht in todten Schlendrian zu fallen, bedarf es einsichtiger Kontrolle, ununterbrochenen Antriebes von außen. Unser Autor stellt daher die Formel auf: Größte Vertheilung der Macht, die mit ihrer Wirksamkeit bestehen kann; aber möglichst höchste Centralisation der Kenntnisse der Volkszustände und allgemeine Verbreitung dieser Kenntniß vom Centrum aus.

„Der Werth eines Staates wird auf die Dauer doch nur durch den Werth der Individuen gebildet, aus denen er besteht — und der Staat, welcher alle Interessen der Geistesbildung und Erweiterung des geistigen Gesichtskreises für eine geringe Vermehrung der Geschicklichkeit in der Verwaltung oder solchen Schein dieser Geschicklichkeit vernachlässigt, als durch geschäftliche Uebung erworben wird — ein Staat, der seine Männer zu Zwergen macht, um an ihnen desto gelehrigere Werkzeuge selbst für wohlthätige Absichten zu haben — wird zuletzt finden, daß mit kleinen Männern nichts Großes ausgeführt werden kann — und daß die Vervollkommnung der Maschinerie, der er Alles geopfert, ihm am Ende gar nichts hilft, weil es an der Lebenskraft fehlt, die er ausgelöscht hat, um der Maschine einen gleichmäßigeren Gang zu geben."

Soweit der Auszug des Werkes über Freiheit. Nach dem, was über die Begründung der Nützlichkeitslehre (Utilitarianism) gesagt worden, wird es kaum einer Hinweisung darauf bedürfen, daß die dort gerügten Mängel auch diesem Werke zum Nachtheile gereichen. In der That ist kaum zu verstehen, wie ein denkender Mann über Freiheit schreiben konnte, ohne den Begriff aus dem der Persönlichkeit abzuleiten, dessen nothwendige Ergänzung und unmittelbarer Ausfluß er ist. — Daß zwei wichtige Abschnitte hätten besser begründet werden können, wenn die Arbeit von jenem Punkte ausgegangen wäre, ist in dem Auszuge bereits angedeutet worden. Außerdem ließe sich gegen Mill's historische Ansichten, sowie gegen seine Vorschläge für Erziehung und öffentliche Prüfungen wohl Manches einwenden. Aber neben diesen Mängeln ist das Buch reich an treffenden Bemerkungen über Institutionen und Staaten und wird von einem lebendigen Interesse an menschlichen Dingen getragen, das es für Jeden, der das schöne Wort des alten Dichters: nil humani a me alienum seinem Werthe nach zu würdigen weiß, zu einer anregenden und erfrischenden Lektüre machen muß.

Der Auszug mußte manche anregende Stelle unbeachtet lassen, um nicht zu ausführlich zu werden oder dem Autor in Digressionen zu folgen, was, wie mir scheint, nur ausnahmsweise durch besonderen Anlaß gerechtfertigt ist.

London. J. Schönemann.

Frankreich.

Paris, „die Stadt der Städte".

Wie der sagenumgürtete Magnetberg auf die Alten, wie Jerusalem und Rom auf die frommen Pilger des Mittelalters, so auch übt auf uns Moderne „die Stadt der Städte", Paris, einen dämonischen Einfluß, einen bestrickenden Zauber aus.

Unsere Altvordern waren freilich so glücklich, von der Landplage abgrasender Touristen befreit zu sein, ... uns ward es nicht so gut, und seit industriöse Köpfe, wie Turera und Stangen, ganz Europa mit einem Netz von Vergnügungszügen übersponnen, wogt und wimmelt es selbst in den literarisch-bescheidensten Tage-, Wochen- und Kreisblättern von authentischen Berichten gerade aus jener „Hauptstadt der Civilisation", welche den mehr oder weniger staunenden Leser de omnibus rebus et quibusdam aliis mit möglichster Gewissenhaftigkeit auf dem Laufenden erhalten.

Wer zählt sie alle, wer nennt die Namen dieser „Pariser Briefe", „Plaudereien", „Croquis", „Federzeichnungen", „Skizzen", „Briefmappen", „Wanderungen", „Studien", „Spaziergänge", „Chroniken" und wie die hochtönenden Bezeichnungen sonst lauten, die Literatur-Dilettanti und Handwerker für diese gewerbfleißige Reisekosten-Entschädigung erfunden haben.

Solch ein „Vergnügungs-Zügler" ist aber auch ein gefährliches Subjekt!

Kennt er nicht, nothdürftig mit seinem „Ollendorf" oder „Toussaint-Langenscheidt" befreundet, nach kaum vierzehntägigem Aufenthalte die „Geheimnisse von Paris" aus dem ff und noch weit darüber? Sind ihm nicht, gerade ihm, die merkwürdigsten Abenteuer passirt, sobald er nur einen Fuß auf Pariser Straßenpflaster gesetzt?

War es nicht dort auf dem Boulevard Montmartre, im Café Madrid, wo ihm jene reizende Marquise oder Comtesse (unter dem thut er's natürlich nicht!) gestattete — weiß Gott, was nicht Alles?

Hat er nicht im Bois — ach, dem göttlichen Bois! — seinen Arm vertraulich in den des Vicomte *** legend (der Name wird dem französischen Almanach de Gotha von Amyot entnommen), die köstlichste Aventure gehabt, die nur je gedacht, geschweige erlebt werden kann?

Und nun gar erst die Mysterien der Maison dorée oder des Café Anglais und Château des fleurs und Mabille und Vachette und Brébant und des Prado und Château-Rouge und wie sie sich alle nennen, die Orte der Lust für Auge, Gaumen u. s. w. — denn für diese Namen hat er ein patentirtes Gedächtniß! — Hat er nicht all' ihre Freuden durchkostet bis auf den tiefsten Grund, und wäre es nicht ein Verbrechen gegen Mit- und Nachwelt, alle diese so überaus seltenen Sonntagskind-Erfahrungen und haarscharfen Beobachtungen dem Preßbengel vorzuenthalten?

So reflektirt der Vergnügungszügler par excellence und all' dies und noch viel mehr erzählt er.

Die Race dieser hochmodernsten Touristen wird noch unleidlicher, wenn sie wirklich zu jenen Dutzend-Literaten in irgend welcher Beziehung steht oder selbst sich zu ihnen zählt, die diverse Kreis- und Wochenblätter oder sonstige Bildungs-Stadt- und Landboten mit Neuigkeitsfüllsel zu versehen haben.

Auf diese Couleur namentlich läßt der, den Lesern dieser Blätter durch seine trefflichen literatur- und kulturgeschichtlichen Berichte aus Paris und Frankreich hinlänglich bekannt gewordene **Paul Lindau** in seinem neuesten Werke über Paris,*) das dem Herausgeber des „Magazin" zugeeignet, ein scharfes Licht fallen.

Durch den immer gutmüthig-sarkastischen Ton, den Paul Lindau jenen Schriftstellern gegenüber anschlägt, die Paris Pfarr-Wiedemutartig abweiden, wurde der Referent zunächst auf jenes Buch aufmerksam.

Frappirt von der überraschenden Wahrheit der Zeichnung in den Abschnitten über „das öffentliche Leben", mußte er sich gestehen, daß neben den „lebenden Bildern aus dem modernen Paris" von dem sonst anonym gebliebenen Grafen **Egloffstein****) in neuerer Zeit kein Buch über jenes Häusermeer erschienen ist, welches mit solcher Treue und so innerstem Verständniß die Bewohner und Sitten der „Stadt der Städte" charakterisirt, wie dies im Werke Paul Lindau's der Fall.

Der Verfasser trifft in seiner klaren, kurzangebundenen Weise — ich meine Letzteres hier im Goethe'schen Sinne — überall den Nagel auf den Kopf. Sein heller, ungetrübter Blick bewahrte ihn vor jenen routinemäßigen, landesüblichen Feuilleton-Uebertreibungen und Trivialitäten, wie sie sich in den Sonntags-Nummern politischer Zeitungen nur zu häufig breit machen.

Paul Lindau, und das ist eine Seltenheit, begreift die Franzosen und ihre Art, zu sein. Dies läßt ihn denselben gegenüber gerechter sein, als die meisten jener deutschen Schriftsteller, die ernsthaft über Paris und die Pariser geschrieben.

Geradezu vorzüglich ist seine Charakteristik der Parteien, des politischen Glaubens, des Chauvinismus zu nennen.

Ja, Lindau hat Recht, es giebt im heutigen Frankreich im Grunde keine Parteien mehr, wenigstens nicht mehr das, was man sonst mit diesem Namen zu bezeichnen pflegte.

Schreiber dieses befand sich einst in einem Privatzirkel, in welchem Leute, wie Emanuel Arago, der ehemalige Gesandte der Republik in Berlin, Louis Ulbach, der treffliche Kritiker des Temps, und verschiedene andere Männer mit stark ausgeprägtem politischem Glaubensbekenntniß dasselbe Thema verhandelten.

„„Dieser Mann da"" — jene Leute haben für Napoleon III. kaum eine andere Bezeichnung — „„dieser Mann da,"" sagte der Eine, „„hat Etwas möglich gemacht, was wir Alle für unmöglich gehalten. Wohl giebt es noch Legitimisten und Republikaner, Orleanisten und Social-Demokraten . . . ., aber weder eine bourbonische noch orleanistische, weder eine republikanische noch sonst eine Partei ist irgendwie übrig geblieben. Dieser Mann hat Alles nivellirt!""

Mit diesem Bekenntniß, das man sich in jenem Kreise natürlich nur sehr schmerzlich abrang, ist freilich noch nicht gesagt, daß es dafür eine Partei, eine organisirte, des Bonapartismus quand-même gebe. Auch eine solche ist nicht vorhanden, und die stets mit gewissen Eventualitäten beschäftigte Jugend des Quartier-Latin tröstet sich ob des Macadam und der Unmöglichkeit, Barrikaden zu bauen, schon heute mit dem Witzwort: „Dann werden wir Gräben ziehen!"

Wenn man überhaupt noch von einer scharf ausgeprägten Nuancirung reden darf, zu der heute fast Jedermann sich laut bekennt, so ist es von der Partei des fait-accompli, welcher jüngst noch der Kaiser selbst, in seiner Vorrede zum „Vie de César", ein historisch-romantisches, mit Kautschuck überzogenes Regenmäntelchen umzuhängen so emsig bemüht war.

Mit ebenso scharfen Strichen, wie diese „Partei der Parteilosen" und des materiellen Wohlbefindens, zeichnet Lindau den Chauvinismus, dem wir Deutsche, wie der Verfasser witzig bemerkt, noch in neuerer Zeit das „Muskelmeierthum" als ebenbürtig zur Seite zu stellen haben.

Die National- und Volksdramen, wie sie auf kaiserlich subventionirten Schaubühnen in Paris zu gewissen Jahreszeiten an der Tagesordnung, sind ein treffliches Mittel, jenen Chauvinismus im Volke rege zu halten, und unser Autor versteht es, dieselben ebenso trefflich zu geißeln.

Die Herren Victor Séjour und Marquard werden von Lindau als Repräsentanten jener Race von Schriftstellern hingestellt, welche die Lieferung dieser Art Circenses des Kaiserthums in Pacht genommen.

Schade, daß der Dritte vom Kleeblatt ungenannt blieb.

Es ist dies Herr Foucher, ein Mann, der kaum ein höheres Verdienst hat, als das, der Schwager Victor Hugo's oder sonst dessen naher Verwandter zu sein. Diesem glücklichen Umstande allein hat er es zu verdanken, daß man ihm in der literarischen Welt einst eine gewisse Beachtung schenkte. Mittlerweile wurde Herr Foucher der „erste" Pariser Korrespondent der Indépendance belge, kokettirte als solcher zu gewissen Tageszeiten mit dem Gouvernement und dem Palais Royal und fabrizirt noch jetzt mit wahrhaft staunenswerther Geschicklichkeit tagtäglich eine Handvoll spaltenfüllender Enten. Aber so vielseitig und armlähmend auch immer seine Thätigkeit als politischer Kleinhändler, ebensowenig zufrieden ist er mit dem Rufe eines solchen allein. Er will mehr, er will Dichter sein! Die dramatischen Erfolge und Lorbeern seines Schwagers lassen ihn nicht schlafen, und so fertigt er denn gegen gutes Macherlohn für den kaiserlichen Circus jene Mord- und Schauer-Spektakel, in denen mit Gloire, Pulverdampf und Kanonendonner eine mehr als sündhafte Verschwendung getrieben wird. Herr Foucher erlebt es sogar, daß ein gut Theil der Presse, in Anbetracht seiner Verwandtschaft und seiner Stellung zum einflußreichen belgischen Blatte, Miene

*) „Aus Paris." Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs von Paul Lindau. Stuttgart, 1865, A. Kröner. 1 Thlr. 10 Sgr.

**) Der hier meines Wissens zum ersten Male als Verfasser jener interessanten Schrift genannt wird.

macht, diese Produkte einer himmelstürmenden Phantasielosigkeit allen Ernstes der Literaturgeschichte zu annektiren.

Et voilà justement comme on écrit l'histoire, wie Voltaire sagt.

Die feinen Beobachtungen Lindau's über den „gesellschaftlichen Verkehr", wie seine kecken Zeichnungen aus der „Kunst- und Dichterwelt", aus welch' letzterer er Rachel, Victor Hugo, Scribe und Flaubert hervorhebt, dürften den Lesern des Magazins selbst noch in gutem Andenken stehen.

Sie wurden mindestens, entsinne ich mich recht, zum großen Theil in diesen Blättern zuerst veröffentlicht und erscheinen nun hier gesammelt und in sorgfältiger Ueberarbeitung.

Der Verfasser hat die französischen Quellen, die ihm zu Gebote standen, gerade in diesen Abschnitten fleißig und gewissenhaft benutzt, und es verstanden — trotzdem in diesen Angelegenheiten die Massen noch gar sehr in Fluß sind — ein A und O zu setzen.

Den in jenen Essays niedergelegten Ansichten kann der Unterzeichnete persönlich fast durchgängig beipflichten, nur was in einem vorhergehenden Abschnitte über Edmond About gesagt wird, vermöchte er nicht zu unterschreiben.

In Edmond About steckt anerkanntermaßen ein Stück Voltaire, freilich eines Voltaire, wie ihn das Paris des 19. Jahrhundert und des zweiten Kaiserreichs eben erzeugen und brauchen konnte. Lassen wir ihm seine Eitelkeit, selbst seine französische Flüchtigkeit und Arroganz in Beurtheilung ihm sonst fernstehender Dinge .... aber erkennen wir die Eleganz seiner Schreibweise, das Blendwerk seiner Antithesen und die Fülle von Esprit an, die er unleugbar sein eigen nennen darf.

Lindau hat About's jüngstes Werk „Le Progrès" nicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, und doch ist gerade diese Schrift geeignet, seine Vorzüge — und zugegeben, auch seine Mängel — im hellsten Lichte zu zeigen.

Verständen unsere populären National-Oekonomen und Socialpolitiker nur halb so verführerisch zu schreiben .... ein gut Stück Zopf-Philisterthums, wie es, namentlich in kleinen Städten, noch furchtbar bei uns, selbst unter den sich so nennenden „gebildeten Ständen" grassirt, wäre bereits verschwunden und ein mannhafteres Bewußtsein dessen, was Noth thut, eingekehrt.

Stiefmütterlich allein scheint der Abschnitt „deutsches Element in Frankreich" behandelt, und doch wäre gerade Lindau der Mann gewesen, dasselbe zur Darstellung zu bringen.

Seine Schilderung der Geschichte des Wagner'schen „Tannhäuser" ist pikant genug und ließe sich leicht ergänzen durch die kräftige Broschüre des bekannten Musikhistorikers Eduard Schelle (jetzt in Wien), „der dritte musikalische Krieg in Frankreich" — aber vom Leben und Weben der deutschen Gesellschaftsklassen in Paris lernt man daraus nur wenig.

Und doch, von den deutschen Banquier-Häusern der Rue de la Chaussée d'Antin und den Lesekabineten und Brasserien der Boulevards bis zu den Kunsttischlern des Faubourg St. Antoine über die deutsche Kunstbude der Salle Beethoven („deutsches Theater!") hinweg — welch' eine Fülle deutschen Lebens! —

Warum schwieg Lindau über die Fata der „deutschen Pariser Zeitung", die nun vom Schauplatz hat verschwinden müssen? Weshalb erzählte er nichts von den Schicksalen ihres Redacteurs, nichts von der Eigenthümerin jenes Blattes und deren wienerisch-nationalem Salon, in denen er selbst und Ludwig Pfau und Ludwig Kalisch und Stolte und sonst Wer zu verkehren pflegten?

Wer hätte es besser vermocht, als eben unser Autor, jene Menschen und Preßparasiten zu kennzeichnen, welche zur Schande der deutschen Nation unter der Scheinglorie politischen Martyrthums in Paris ihr Wesen treiben; die nicht müde werden, Haß und Zwietracht zwischen zwei Nationen zu säen, nachdem die eine sie ausgestoßen und die andere sie mit ihren vaterlandverrätherischen Komplotten zurückgewiesen?

Oder verdienten diese Leute nicht endlich einmal öffentlich an den Pranger gestellt zu werden, die zu jener Zeit, als Latour-Dumoulin noch nicht Chef des Tiersparti im Corps-Législatif, als er noch Dirigent des Preßbureaus war, ihm anboten, die Pfalz für Frankreich gewinnen zu wollen, dieselben Leute, die 1848 in Wien die Republik ausriefen und die seit 14 Jahren der Augsburger Allgemeinen und anderen Wiener Offiziösen, gegen gute Bezahlung aus dem Preßfond der Hofburg, mit Leib und Seele zu eigen sind?

Lindau, es sei wiederholt, mit seiner reichen Personen-Kenntniß, seiner kecken, zutreffenden und doch wieder harmlosen Schreibweise wäre der Mann gewesen, jene erschreckenden Nachtbilder deutschen Lebens im Auslande an's Tageslicht zu ziehen und sie dann durch einen versöhnenden Hintergrund aus den Kreisen der ehrenfesten Emigration zu ergänzen, der Männer wie Ludwig Bamberger, Ludwig Simon, Kalisch, Sigismund Kolisch, Friedrich Szarvady, Hoexter, Laur u. A. angehören, um sie schließlich durch frische Schilderungen aus der deutschen gewerbthätigen Handwerkerwelt zu vervollständigen.

Lindau's „Aus Paris" muß dem verständnißvollen Leser einen großen Genuß gewähren, besonders deshalb, weil ihm, bei der naturfrischen Darstellungsweise des Autors, vor Allem der Stempel der inneren Wahrheit unverkennbar aufgeprägt ist.

Der lebendige Fluß der Schilderung und die jugendlich-gelenke Sprache verleihen dem Buche dabei einen eigenen Reiz, der durch die sichtbare Unabhängigkeit des Urtheils noch bedeutend vermehrt werden muß.

Möge es dem Autor vergönnt sein, recht bald einen zweiten Theil oder eine zweite Auflage erscheinen zu lassen. Einem Manne, wie ihm, dürfte es schwerlich an Stoff oder Lesern dafür fehlen. Vielleicht, daß dann auch die wenigen Andeutungen einige Beachtung finden, die in Bezug auf das Wesen des deutschen Elementes in Frankreich hier niedergelegt wurden.

Arthur Bernsohn.

Voltaire's Briefe über die Toleranz.

Herr Athanase Coquerel der Jüngere hat unter dem Titel Voltaire et le recueil de ses lettres inédites sur la tolérance eine Sammlung von bisher unbekannten Briefen herausgegeben, die Voltaire in Bezug auf den berühmten Prozeß von Jean Calas in Toulouse geschrieben hat. Während der drei Jahre von 1762—1765 beschäftigte der Märtyrer von Toulouse fast einzig die Feder Voltaire's. Diese Tragödie, die, wie er selbst sagt, ihn alle anderen Tragödien, selbst die seinigen, vergessen ließ, ist der Text seiner zahlreichen Korrespondenzen an Gerichtspersonen, Geistliche, Gelehrte, große Herren, Minister und Fürsten; sie sind es, die uns einen Einblick in sein Herz gewähren und den Geist des großen skeptischen Spötters von der edelsten und schönsten Seite zeigen. Man kennt die Einzelheiten des schrecklichen Justizmordes, der an Jean Calas begangen wurde, und die Leiden, die seine Familie zu erdulden hatte. „Dieses Ereigniß, sagt Voltaire, gehört nicht in das Jahr 1762, sondern in die Zeit der Bartholomäus-Nacht." — „Leider," so bemerkt hierzu ein Berichterstatter in der Revue de

l'instruction publique, „geht der unsaubere Geist von 1762 noch heute in gewissen Ländern um, und hat er auch dem Scheiterhaufen und der Tortur entsagen müssen, so ist er doch keineswegs todt, sondern immer noch nur allzu thätig. Aber wenn, trotz des geistigen Fortschrittes, der Dämon des Aberglaubens und der Intoleranz sich noch hin und wieder regt, gleich dem Enceladus in der Fabel, der sich bemüht, den Berg, der auf ihm lastet, abzuwälzen, so dringt doch der Geist Voltaire's immer mehr durch, und die Welt weiß das Verdienst, das sich der große Prophet der Ereignisse von 1789 um die Menschheit erworben, wohl zu würdigen."

Voltaire bewirkte durch Herrn von Choiseul die Revision des Prozesses, nicht durch ein anderes Parlament, das vielleicht aus Esprit de corps die Bestätigung des ersten Urtheils ausgesprochen hätte, sondern durch den königlichen Staatsrath. Zum Verdrusse Voltaire's zog sich die Sache in die Länge. Endlich, nach drei Jahren, wurde das Urtheil des Toulouser Parlaments vernichtet und die Unschuld von Jean Calas feierlich anerkannt. Als Voltaire die Entscheidung der Sache, für die er so viel gethan und geschrieben hatte, erfuhr, eine Entscheidung, die, wie er sagte, wohl dazu beitragen möchte, dem Fanatismus für eine Zeit lang die Krallen zu beschneiden, drückte er den jungen Donat Calas in seine Arme und Beide weinten. „Meine alten Augen, erzählt er, vergossen nicht weniger Thränen, als die seinigen; wir konnten vor Schluchzen kein Wort sprechen."

Auf ähnliche Weise erlangte Voltaire nach neunjährigem Kampfe die Rehabilitation eines anderen Protestanten, Sirven, der, ähnlich wie Calas, angeklagt worden war, seine Tochter ermordet zu haben. Wie sehr ihn auch solche Gräuel des Fanatismus empörten, räth er doch dem protestantischen Prediger Moultou, mit Sanftmuth zu verfahren, wenn er für die Toleranz predige, nicht den Katholiken in Allem Unrecht, den Protestanten in Allem Recht zu geben, nicht jene für Ungeheuer und diese für Heilige zu erklären. „Man darf, schreibt er, das Menschengeschlecht angreifen, weil Niemand den Angriff auf sich bezieht; wer aber, um Gnade bittend, eine Religionssekte angreift, erlangt nicht Gnade, sondern Haß."

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit dieser Korrespondenz ist die beständige Rücksicht auf Mäßigung, die absichtliche Mischung von Zorn und Milde, der plötzliche, wohlberechnete Uebergang von der heftigsten, schneidendsten Aeußerung zu dem sanftesten und ruhigsten Tone. Man merkt es vielen Stellen an, daß sich der Schriftsteller zwingt, die Härte der Gedanken und Ausdrücke zu mildern. Was die Worte hierdurch an Schärfe und Heftigkeit verlieren, das gewinnen die Ideen an Kraft und Wahrheit. Er springt gewandt von einem Gegenstande zum anderen, ohne sich jedoch je von dem Thema zu entfernen, für das er alle seine Kräfte sparen will. Man findet Wohlgefallen an seinen geistreichen Wendungen, man lacht über seinen Witz, man wird ergriffen von der Wärme seines Gefühls. Anspielend auf das Gesetz, welches die Heiraten der Protestanten für nichtig erklärte und nach welchem das Erbe der aus solchen Verbindungen entsprossenen Kinder mit vollem Erfolge von katholischen Seitenverwandten in Anspruch genommen werden konnte, ruft er aus: „Ist es möglich, daß die Türken den Christenhunden, wie sie sie nennen, erlauben, ihren Gott durch die öffentlichen Straßen zu tragen und dabei zu schreien und zu singen: o filii! o filiae! während Franzosen anderen Franzosen nicht erlauben, zu heiraten!"

Geschickt, jede Frage von der praktischen Seite aufzufassen, schreibt er an den Protestanten Moultou, den er seinen lieben Bruder in dem alleinigen Gotte nennt: „Die Geschichte von Calas kann viel dazu beitragen, die Fesseln euerer Brüder, die den lieben Gott in sehr schlechten Versen ansingen, zu lockern. Ich bin überzeugt, wenn man nur einigen Schutz am Hofe findet, daß man wohl einsehen wird, wie Ignoranten, die die Stola tragen, nicht klüger werden, wenn sie Gelehrte in der schwarzen Reverende hängen lassen, daß dies vielmehr der Gipfel des Unsinns wie des Gräuels ist." Nach dem unglücklichen Geschicke von Calas gab es für die Protestanten keine Sicherheit mehr in Toulouse. In einem Briefe ist die Rede von zwei protestantischen Großhändlern, die genöthigt waren, mit ihren zwei Millionen die heilige Stadt zu verlassen. „O wäre doch, wünscht Voltaire bei dieser Gelegenheit, die Stadt gezwungen, zu fasten, damit sie Buße thue!" Gegen die mordsüchtigen Gothen in der schwarzen Robe, wie er die Richter in Toulouse bezeichnet, ruft er die öffentliche Meinung an, eine Macht, die noch ganz neu war, und die man bisher kaum gekannt hatte. Er sagt es zu wiederholten Malen, daß die unglückliche Wittwe von Calas zum Könige getragen werden müßte auf den Armen des gerührten Volkes, daß das Geschrei der Nationen ihn aus seiner Gleichgültigkeit wachrufen müßte. „Man muß die in dem Brunnen von Toulouse versenkte Wahrheit herausziehen; man muß ganz Europa aufwiegeln, daß sein Weheruf wie der Donner in den Ohren der Richter wiederhalle." An einer anderen Stelle heißt es: „Ganz Europa wird das Gericht und die Richter verabscheuen, und dieser Urtheilsspruch der Gesammtheit ist wohl eben so viel werth, als ein Urtheilsspruch des Staatsrathes. Der Staatsrath wird Gerechtigkeit üben müssen, wenn das Publikum sie geübt haben wird."

Indem Voltaire mit solchem Eifer die Sache vertheidigte, zu deren Advokaten er sich gemacht hatte, sprach er nicht blos zu Gunsten von Calas, sondern aller Protestanten, besonders jener Galeerensklaven oder „Sträflinge für den Glauben" (forçats pour la foi), die, wie Marteihle de Bergerac, auf ewig zur Ruderbank verurtheilt worden waren, „weil sie schlechte Psalmen gesungen hatten." — „Ich weiß wohl, schreibt er an den Hugenotten Debrus, daß Sie in der andern Welt verdammt sein werden, aber ich halte es nicht für gerecht, daß Sie deshalb in dieser Welt verfolgt werden." An einer anderen Stelle heißt es: „Es giebt viele rechtliche Leute in dieser teuflischen Sekte, deren Güter man konfiszirt, weil sie nach Genf oder Lausanne frühstücken gehen." Sein Glaubensbekenntniß faßt er kurz in jenen edeln Ausspruch: „Alle Diejenigen, welche Gott und ihre Nächsten lieben, gehören einer Religion an."

Man weiß, daß in der Angelegenheit von Calas die Pompadour Voltaire mit allen ihren Kräften bei dem Könige unterstützte. Bei dieser Gelegenheit gab der menschenfreundliche Philosoph seinem Freunde Moultou Rathschläge, wie er die Toleranz-Frage dem Hofe gegenüber behandeln solle. „Man muß sich kurz fassen und ein wenig Salz beimischen, sonst machen die Minister und Frau von Pompadour, die Beamten und ihre Frauen aus der Schrift Haarwickeln." — „Man muß, so ist sein beständiger Refrain, Himmel und Erde in Bewegung setzen, muß sich des möglichst größten Schutzes der Minister versichern, nichts aber auf Schriften und Zeitungen geben. Nicht durch Bücher erlangt man die Gunst des Hofes. Die Apologie des Tertullian hat nicht einmal der Küchenjunge des Kaisers gelesen. Ich fürchte sehr, daß die Pariser wenig an dieses schreckliche Ereigniß denken. Die komische Oper reißt sie hin. Man kann hundert Unschuldige rädern, und man wird in Paris nur von einem neuen Theaterstück sprechen, man wird

nur an ein gutes Souper denken." Gleichgültigkeit in einer solchen Sache zeigen, hieß ihm, der Menschlichkeit entsagen.

Voltaire empfing während dieser Zeit viele anonyme Drohbriefe. Diese Versuche, ihn einzuschüchtern, dienten nur dazu, ihn zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Das Stadtgericht von Montpellier ging damit um, Alles, was Voltaire in dieser Sache herausgab, gerichtlich mit Beschlag zu belegen. Voltaire erhob dagegen einen kurzen, aber scharfen Protest: „Diese Tyrannei erscheint mir schrecklich!" Er ließ nicht ab, bis er das einmal angefangene Werk zu Ende gebracht hatte. Nachdem das Urtheil der Kassation gefällt war, drückte er seine Freude in den schönen Worten aus: „Das Reich der Humanität macht Fortschritte (le règne de l'humanité s'avance).

Noch viele andere ähnliche Aussprüche voll Hochherzigkeit und tiefen Gefühles enthält diese Korrespondenz. Besonders öffnet Voltaire seinem Freunde Moultou sein Herz. Er bedient sich dann einer Sprache, die die Rührung unter Lachen verbirgt, was eine wunderbare Wirkung auf den Leser übt. „Wie es auch komme, schreibt er ihm in einem seiner Briefe, erinnern Sie sich, mein theuerer Philosoph, daß es zwischen den Alpen und dem Jura einen Greis giebt, der mit Ihnen die letzten Tage seines Lebens verbringen möchte. Es giebt Philosophen, die nur hassen, andere, die nur lieben können. Ich wage es zu glauben, daß Sie und ich der letzteren Schule angehören."

Der obengedachte französische Berichterstatter über das Buch dankt dem Herausgeber dafür, daß er durch die Veröffentlichung dieser Briefe einen neuen Zug oder wenigstens einige vollendende Striche dem strahlenden Bilde Voltaire's zugefügt, der mitten durch eine Revolution die drei ersten, beinahe verflossenen Viertel des neunzehnten Jahrhunderts erleuchtet hat. Wir haben nichts hinzuzusetzen, als den Wunsch, daß man endlich auch in Deutschland anfange, Voltaire's Bild von dem Schmutze zu reinigen, womit es religiöser und politischer Fanatismus und nationale Antipathien befleckt haben. Besonders sind es ihm Alle, die unter dem Glaubensdrucke gelitten haben und noch leiden, schuldig, die Gerechtigkeit, die er gegen Andere geübt, auch ihm widerfahren zu lassen, um so mehr, als ihn nicht ein konfessionelles, sondern ein rein menschliches Interesse geleitet hat. Alle seine Schwächen hat er durch den Muth wieder gut gemacht, mit dem er es gewagt, gegen die gewaltigsten Mächte des Staates und der Kirche für Denk- und Glaubensfreiheit aufzutreten und mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes eine starre Glaubenssatzung zu bekämpfen, aus der solche Gräuel, wie der Mord des Calas, hervorgehen konnten, um jenes uralte, von Moses verkündete, von Christus bestätigte Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten als Prinzip der Religion wieder zur Geltung zu bringen. Der kann kein Gottesleugner und Religionsverächter gewesen sein, der den Satz ausgesprochen hat: „Alle Diejenigen, welche Gott und ihre Nächsten lieben, gehören einer Religion an." E. M.

Italien.

Das Budget der Armen in Italien.

Diesen Namen kann mit Recht die Statistik der im Königreich Italien bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten erhalten, welche in einem starken Quart-Bande von dem Ministerium des Innern in Turin vor Kurzem herausgegeben worden und um welche sich Herr Castiglioni, Vorstand einer Abtheilung dieses Ministeriums, vorzüglich verdient gemacht hat.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten in Italien sind wahrhaft großartig, denn diese Zusammenstellung ergiebt, daß jährlich an 50 Millionen Franken für Nothleidende verwendet werden, ohne die Anstalten mit in Rechnung zu bringen, welche mit gottesdienstlichen Stiftungen in Verbindung stehen, oder auf der Barmherzigkeit Einzelner beruhen.

Diese Statistik enthält den Nachweis von 8450 Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit, welche sich in den 7720 Gemeinden befinden, aus denen das Königreich Italien besteht, und die sich einer vollständigen freien Selbstverwaltung erfreuen, eines Selfgovernment, das sich selbst unter dem Einflusse des germanischen Lehnswesens erhalten hat, welches an der Stelle des Gemeinde-Wesens die Trennung in verschiedene Stände förderte.

Diese Wohlthätigkeits-Anstalten bilden zwei verschiedene Abtheilungen, nämlich solche, die der Verarmung vorbeugen und solche, welche die eingetretene Armuth unterstützen; die Aufzählung derselben ergiebt, daß die letzteren die ersten an Zahl bei Weitem übersteigen. Unter der Gesammtzahl von 8450 Wohlthätigkeits-Anstalten sind 6330 zur Milderung des Elends bestimmt, während nur 2120 sich mit der Vorbeugung der Armuth beschäftigen. Zu den ersteren gehören 3378 Stiftungen und Anstalten zur Unterstützung durch Almosen, 1295, um arme Mädchen mit einer Aussteuer zu versehen, 800 Krankenhäuser, 414 Anstalten zur Verabreichung von Arznei-Mitteln, ohne die angestellten Armen-Aerzte mitzuzählen, welche von den Gemeinden gehalten werden; endlich gehören dazu 1411 Leih-Anstalten, dergleichen zur Getraide-Vertheilung und zur Unterbringung von alten und zur Arbeit unfähigen Personen. Zu der zweiten Abtheilung gehören 490 Waisenhäuser, 272 Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, 99 Findelhäuser, 26 Taubstummen-Anstalten, 2 für Blinde, 12 Erziehungs-Häuser für verwahrloste Knaben, 30 für Mädchen, 230 Armen-Schulen. Die übrigen 1161 Anstalten haben verschiedene ähnliche Zwecke, als Spar-Kassen und Gesellschaften zu wechselseitiger Unterstützung. Auf diese Weise fehlt es für die beinahe 22 Millionen zählenden Einwohner des jetzigen Königreichs Italien nicht an Wohlthätigkeits-Anstalten, da auf jede Gemeinde im Durchschnitt eine solche Anstalt kommt. Es liegt daher nicht an einem Mangel daran, daß man in Italien dennoch so viele Bettler sieht und sie oft klagen hört: ich sterbe vor Hunger. Der Einsender machte einen Priester darauf aufmerksam, daß der vorgegebene Hunger eine Lüge, mithin eine Sünde wäre; allein die Antwort war: „Man muß der christlichen Wohlthätigkeit Gelegenheit lassen, dieselbe auszuüben." Uebrigens sind die bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten verschieden vertheilt; das nördliche Italien besitzt die meisten derselben, weniger das mittlere Italien und am wenigsten der mittägliche Theil. Auf Piemont und die Lombardei kommen 2947 dieser Wohlthätigkeits-Anstalten, bei einer Seelenzahl von 7,106,000 Einwohnern; auf Toscana, Genua, Modena, die Romagna und Umbrien mit 5,338,000 Einwohnern 1337, und auf Neapel und Sicilien mit 9,252,000 Seelen nur 2414, wobei noch zu bemerken ist, daß die meisten der dortigen Anstalten mehr dazu bestimmt sind, das bestehende Elend zu mildern, als der weiteren Entwickelung desselben zu steuern, wogegen in Ober-Italien mehr darauf Bedacht genommen worden, dem Elende vorzubeugen oder wenigstens dahin zu wirken, daß die Verarmung weniger als selbst verschuldet auftritt.

Wie bedeutend diese Wohlthätigkeits-Anstalten überhaupt sind, kann man aus dem Umfange der italiänischen Hospitäler entnehmen, wie unter Anderm die großartigen Baulichkeiten des Hospitals zu Mailand darthun; selbst das Hospital in der kleinen Stadt Novarra im Piemontesischen gleicht einem mächtigen prinzlichen Palaste. Unter den 810 Hospitälern befinden sich deren 3, welche jährlich über 100,000 Franken auf die Krankenpflege verwenden, 3 derselben über eine halbe Million und 10 derselben über 100,000 Franken. Fünf Anstalten zur Vertheilung von Almosen vertheilen jährlich über 200,000 Franken, 5 über 100,000 Franken und 23 über 50,000 Franken. Fünf Armen-Häuser theilen jährlich über 200,000 Franken aus, 5 mehr als 100,000 und 28 mehr als 50,000 Franken. Weniger reich sind die Anstalten zur Vorbeugung der Armuth, mit Ausnahme der Sparkassen-Anstalt der Lombardei, welche bei 132,000 Beitragenden ein Kapital von über 100 Millionen aufzuweisen hat, und an Zinsen eine jährliche Einnahme von mehr als 4 Millionen genießt. Von den anderen Anstalten zur Vorbeugung gegen die Armuth besitzt keine ein 100,000 Franken übersteigendes Kapital. Manche frühere Wohlthätigkeits-Anstalten sind eingegangen, da das Bedürfniß derselben aufgehört hat, wie z. B. die tausend Hospitäler zur Aufnahme von Pilgern, welche besonders aus dem Norden Italien überschwemmten, in deren Heimat die Frömmigkeit lange nach Aberglauben aussah. Die jetzigen Pilger, welche aus Belgien nach dem Wohnhause der Jungfrau Maria in Loretto, oder nach der Treppe aus dem Hause des Pilatus, welche der Lateran-Kirche zu Rom von den frommen Gräfinnen geschenkt worden, um in ihrer Intention (sic) zu beten, erhalten ausreichende Tagegelder, wofür sie deren Sünden abbüßen. Auch die Anstalten zur Aufnahme von Aussätzigen und zur Loskaufung von Sklaven sind jetzt nicht mehr nothwendig, wofür sonst selbst von denen Geld gespendet ward, die ihre Gutsunterthanen und Leibeigenen nach dem deutschen Hörigkeits-Rechte härter als die Türken-Sklaven behandelten. Auch hat die Menschlichkeit bereits solche Fortschritte gemacht, daß nicht mehr Sammlungen wie früher nothwendig sind, um die Gefangenen zu ernähren und zu bekleiden. Bei der vollständig freien Selbstverwaltung der Gemeinden wissen diese am besten, was Noth thut. Dennoch haben die Abgeordneten ein diesfallsiges organisches Gesetz vom 3. August 1862 berathen, und das wissenschaftliche Institut zu Neapel hat eine Preisfrage ausgeschrieben, um für diese große Stadt Verbesserungs-Vorschläge in dieser Beziehung zu machen, und überall entstehen in Italien Gesellschaften zur wechselseitigen Unterstützung mit dem besten Erfolge, nicht blos unter den Arbeitern, sondern auch unter den verschiedensten Klassen der Gemeinde-Mitglieder. Da in Italien eben die ersten Klassen der Gesellschaft auch gewöhnlich die Gebildetsten, daher auch stets für den Fortschritt gestimmt sind, helfen sie bereitwillig, und kennen wir in Mailand zwei in dieser Beziehung sich auszeichnende Grafen Taverna; daher werden auch in Italien die Vornehmen geliebt und geachtet, was nicht überall der Fall ist.

Neigebaur.

Schweden.

Stockholmer Skizzen aus der Vogelschau.

Politisches, Literarisches und Soziales.

Das schwere Brandunglück, das am 6. Juli über das gewerbfleißige Städtchen Carlstad hereingebrochen, bewegt noch immer Aller Herzen. Die Zeitungen füllen ihre Spalten mit seitenlangen Schilderungen herzzerreißenden Elends und die Theater, die Militär-Musik-Corps, sowie die verschiedenen Scharfschützen-Compagnieen geben Vorstellungen oder konzertiren zum Besten der Unglücklichen, während die hier stets rege Privat-Wohlthätigkeit auch diesmal nicht karg ist mit ihren Beweisen thätigster Theilnahme. Von den öffentlichen Gebäuden Carlstad's sind nur das Wohnhaus des Bischofs, das Elementar-Schulhaus, das Domizil des Hypotheken-Vereins, das Lazareth und das Zellengefängniß verschont geblieben, in welchem Letzteren, wie bekannt, die traurige Berühmtheit des Tages, der wegen Giftmordes zum Tode verurtheilte Propst Lindbäck gefangen sitzt. Von Privat-Gebäuden wurden nur elf größere und sechszehn kleinere Häuser gerettet. Für den Augenblick leben die Einwohner zum Theil unter Zelten, Baracken oder selbst unter freiem Himmel. Viele haben außerdem auf den naheliegenden Herren- und Bauerhöfen Aufnahme gefunden. König Karl ließ, sobald er die traurige Nachricht erhalten, ein Telegramm an die Unglücksstätte abgehen, das sein tiefes Mitgefühl ausdrückte. Zugleich ließ er unter die am härtesten Betroffenen die Summe von 4000 Thalern vertheilen. Unter den Personen, welche bei den Rettungsversuchen sich am meisten auszeichneten, verdient der Theaterdirektor Agardh, der Träger eines in der schwedischen Literaturgeschichte berühmten Namens, besonders erwähnt zu werden. Der Genannte verlor überdies beim Brande Alles, was er besaß. —

In den meisten Provinzialstädten begann man bereits mit den Wahlen zum neuen Reichstag, die denn auch jetzt in der Presse zahlreiche Besprechungen finden. Unter den bisher Gewählten findet man manche altbewährte Namen, viele bekannte Freunde des Fortschritts, zugleich aber tauchen auch in nicht unbedeutender Anzahl die homines novi auf, über deren staatsmännisches Geschick erst das Horoskop noch zu stellen ist.

Sicher ist es immerhin, daß auf dem bevorstehenden Reichstage harte Fehden zu bestehen sein werden, und aller Welt drängt sich der Wunsch auf, es möge dies endlich die letzte Repräsentation der vieraktigen Tragikomödie sein, welche trotz aller Geißelung durch die Kritik und ohne Rücksicht auf die immer ungeduldiger pochende Zuhörerschaft ein Jahrhundert nach dem andern vor den Augen des schwedischen Publikums in Scene gesetzt wurde.

Natürlich ist man in allen politischen Kreisen auf den Ausfall der Stockholmer Wahlen speziell sehr gespannt. Man könnte sich glücklich schätzen, wenn man auch diesmal darauf rechnen dürfte, unter den „Auserwählten“ Männer, wie Blanche und Hierta zu sehen. Was den Erstgenannten jedoch anbelangt, so ist leider wenig Aussicht vorhanden, diesen würdigen Kämpfer des Fortschritts diesmal die parlamentarische Arena betreten zu sehen. In den verschiedenen Wahlkreisen der Stadt hielt man Versammlungen, in denen einzig und allein die Frage der Parlamentsreform zur Verhandlung kam. Auf allen diesen Meetings war freilich die liberale Partei durchweg vorwiegend vertreten; dennoch aber und trotz der geistsprühenden Reden August Blanche's, zweifelt man immer allgemeiner an seiner Wiederwahl. Es sollen eigenthümliche Intriguen hierbei im Spiele sein, und in gewissen leicht einzuschüchternden Kreisen flüstert man sich mit geheimnißvoller Miene in's Ohr, „daß Se. Majestät selbst den Wahlsieg Blanche's mit sehr ungnädigen Augen betrachten würde.“ Das „Warum“ wird offenbar, wenn die Todten auferstehen. —

Dem Aufflackern eines Lichtes kurz vor völligem Erlöschen

vergleichbar, ist in diesen Tagen der schwerathmende Hoch-Skandinavismus mit einem Vorschlag zur Errichtung eines öffentlichen schwedisch-dänisch-norwegischen Lesekabinets wieder in den Vordergrund getreten. Das Unternehmen soll auf Aktien begründet werden, indessen hört man behaupten, daß, da die eigenen Aktien des Skandinavismus schon jetzt bedeutend unter pari ständen, auch dieses Institut wenig Vertrauen erregend sei. Dagegen wird der für nächstes Jahr in Aussicht genommenen „skandinavischen Kunst- und Industrie-Ausstellung" ein längeres Leben prophezeit, vermuthlich deshalb, weil deren Dauer von Anfang an nur auf — sechs Monate festgesetzt worden ist.

Mittlerweile ist der Literaturmarkt ziemlich verödet und nur die Gedichte König Karl's XV. werden vielfach besprochen. Ein eingehendes Referat über dieselben behalte ich mir vor. Für heute sei nur als Notiz die überschwängliche Kritik des Herrn Egu (von Qvanten) hier erwähnt, nach welcher diese Gedichtsammlung beweist, wie ihr „Verfasser auch König unter den Sängern" sei. Ich kann schon heute verrathen, daß meine Auffassung dieser dichterischen Leistungen eine etwas weniger enthusiastische sein dürfte.

Im Uebrigen hatte Schweden in diesen Tagen den Verlust zweier bedeutender Männer zu beklagen. Der eine ist der sehr geschätzte Maler und Professor an der Akademie der schönen Künste Nils Anderson, der andere der Upsalenser Professor und bekannte Dichter Bernhard Elis Malmström, einer der „Achtzehn" der schwedischen Akademie, eine Ehre, welche mutatis mutandis dem magischen „de l'Institut" in Frankreich zu vergleichen ist. Beide wurden im besten Mannesalter aus ihrer Wirksamkeit abberufen.

Malmström war als Dichter hauptsächlich Lyriker. Die „Illustrerad Tidning" sagt in einem ihm gewidmeten Nekrologe: „All das Schöne und Vortreffliche hier zu nennen, was der heimgegangene Skalde hinterlassen, hieße fast nichts, als das vollständige Verzeichniß aller seiner Gesänge wiedergeben." Ziehen wir bei diesem Urtheil die landesübliche schwedische Ueberschwänglichkeit ab, so bleibt uns dennoch genug, um dem geschiedenen Dichter unsere volle Bewunderung nicht zu versagen. In den letzten Jahren seines Lebens widmete sich Elis Malmström ganz besonders seinen Pflichten als akademischer Lehrer. Ein plötzlicher Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende.

Auf dem obersten unter den Papieren, die seinen Schreibtisch bedeckten, fand man nach seinem Tode das folgende, kurz vorher niedergeschriebene Distichon:

„„Ach, wie das Leben so kurz — noch gestern glaubt' ich mich Jüngling!
Lange träumt' ich zur Nacht — und ich erwachte als Greis! —""

Anderson's Leben dagegen ist ein getreues Abbild aller der Verwickelungen, welche stets eine Folge des unabwendbaren Kampfes waren, den das Genie allezeit mit Noth, Unverstand, Unruhe und Roheit zu bestehen gehabt.

Sohn eines armen ostgothländischen Bauern, mußte er schon in frühester Jugend auf Acker und Wiese tüchtig mitarbeiten. Allein dies geschah mit so unverhohlener Unlust von seiner Seite, daß der Vater Püffe und Knüffe nicht sparte, um seinen Sohn zu vermögen, die Annehmlichkeiten des Landlebens mehr con amore sich zu Gemüthe zu führen. Indessen auch dergleichen Mittel verschlugen nichts und der junge Nils war und blieb für den Ackerbau ein untüchtiger Träumer.

Da erschien ihm endlich in einem alten Zimmer-Raphael jener „Arm der Vorsehung", von dem Alexander Dumas so kühn behauptet, daß er früher oder später stets dem Genie zur Seite stehe, wenn dieses nur Ausdauer genug habe, auf dessen Erscheinen zu warten, ohne vorher zu .... verhungern.

Anderson trat bei diesem Wandstreicher in die Lehre und Dank der Richtung, die seine Seele nun erhielt, begann es sich in ihm nunmehr insoweit zu klären, daß er zum Mindesten wußte, was er wolle. Stockholm war sein Ziel und dorthin kam er denn auch.

So wurde er als Eleve der Akademie der schönen Künste immatrikulirt. Alle die Noth und Kümmernisse, welche der jugendliche Kunstnovize nun zu bestehen hatte, mag man in den Biographieen von soundsoviel anderen berühmten Leuten nachlesen; es ist überall die gleiche Misère. Endlich siegte dennoch seine Beständigkeit und schon nach Verlauf weniger Jahre begann das Publikum auf den Namen Nils Anderson aufmerksam zu werden, der hier und da auf ausgestellten Gemälden zu lesen war.

Nachdem er sich so Bahn gebrochen, fing der Weg für den Künstler an, immer ebener zu werden, bis er schließlich zum ordentlichen Professor an derselben Akademie ernannt wurde, die etwa zwölf Jahre vorher den scheuen, armen, ununterrichteten Bauernknaben mit zweifelvollem Achselzucken als Schüler aufgenommen hatte.

Von der Bühne ist wenig zu berichten. Nachdem das große königliche Theater, mit Tichatschek als Gast, Richard Wagner's Rienzi mit großem Beifall zur Aufführung gebracht, waren das kleine königliche Theater (dramatiska scenen) und das Södratheater eifrige Konkurrenten bei der Aufführung von Offenbach's „schöner Helena". Jetzt, nach Schluß der beiden königlichen Theater, befördert man auf dem Söder allein das Studium der Antike durch jene plastische Parodie, während die Künstler der ersteren Bühnen im stammverwandten Finnland, in Helsingfors, Geld und Lorbeeren einärndten.

Die treffliche Hofschauspielerin, Frau Elise Hwasser, erhielt vom Könige die Medaille „litteris et artibus", denn man hatte es für nöthig befunden, Frankreich nicht allein die Ehre zu lassen, eine dekorirte Dame (Rosa Bonheur) die Seine zu nennen.

Der eifrigste Gegner der Parlamentsreform, der Redacteur des zelotisch-kirchlichen und politisch-reaktionären „Wächters", Freiherr Posse, ist neulich gestorben und ein eben eingegangenes Telegramm meldet den Tod des Bischofs Johan Henrik Thomander, eines der ersten Kanzelredner Schwedens.

Allgemeine Befriedigung erregt hier die Nachricht von der Ausgleichung eines Zwischenfalls, den man von preußenfeindlicher Seite schon im Begriff stand, in's Ungeheuerliche, als eine Verletzung des Völkerrechts ꝛc. aufzupuffen.

In Stralsund nämlich war ein schwedischer Matrose gefänglich eingezogen worden, weil er sich Aeußerungen der Unehrerbietigkeit gegen den König von Preußen erlaubt hatte. Das ganze freie Schweden stieß ob dieser Verhaftung das „hohe C" allgemeinster Entrüstung aus. Jetzt ist der Mann freigegeben worden und die hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung haben sich allgemach wieder besänftigt. Ob wohl ein deutscher Matrose in ähnlichem Falle die ganze, untheilbare Nation so hinter sich gehabt hätte?

Kleine literarische Revue.

— **Ernst Moritz Arndt.***) „Da erhebt sich nun, am linken Ufer des Rheins, auf dem bekannten „alten Zoll“ in Bonn, das eherne Standbild Arndt's. Zur Errichtung desselben haben nicht allein deutsche Gaue bereitwilligst und mit Freuden ihre Gabe dargebracht, sondern alle Länder Europa's, ja, der ganzen Erde, wo die deutsche Zunge klingt. Es ist daher ein National-Monument, von Deutschlands Söhnen einem seiner Lieblinge, der sein Stolz, sein Wohlthäter, sein Lehrer, ja, sein Mahner und sein Gewissen war und ist, aus Dankbarkeit, Verehrung und Liebe errichtet... In Arndt tritt uns, wenn wir so sagen dürfen, eine verkörperte Idee entgegen. Es ist die Idee eines einigen freien Deutschlands.“

Mit diesen Worten beginnt die jetzt, zu gelegenster Stunde, erschienene neue Lebens- und Wirksamkeits-Darstellung des wackern Kämpfers für deutsche Ehre und deutsches Volksthum. Wir wollen uns nicht irre machen lassen durch die bald arglistige und bald einfältige Kritik, daß nur zuviel schon vom deutschen Vaterlande geschrieben, gesprochen und gesungen worden sei. Arglistig ist diese Kritik im Munde derer, die gern hinter die großen Jahre 1813 und 1808, ja, sogar hinter die philosophischen Rechts-Anschauungen Friedrich's Preußen und Deutschland zurückgebracht sehen möchten. Einfältig aber ist die Bemerkung, wenn sie von der Ansicht ausgeht, daß das bloße Schreiben, Sprechen und Singen doch zu nichts führte und darum lieber ganz unterbleiben sollte. Wir sind nicht der Meinung, daß das Schreiben, Sprechen und Singen, sobald es nur von den rechten Männern, wie z. B. von einem Arndt oder Fichte, von einem Schiller oder Lessing ausging, die deutsche Nation zu nichts geführt habe. Wenn diese noch in den Augen der nichtdeutschen Mitwelt als ein wohlberechtigtes, ebenbürtiges Glied der europäischen Völkerfamilie angesehen wird, so hat sie es lediglich ihren Denkern, ihren Dichtern und ihren sprachgewaltigen Männern zu verdanken. Und so nehmen wir denn jetzt auch diese Erinnerungen an einen der Tüchtigsten dieser deutschen Männer als ein Geschenk zu gelegenster Stunde auf.

— **Klöden's Handbuch der Erdkunde.** Es ist erfreulich, daß dieses in den meisten Beziehungen auf der Höhe der Zeit stehende und jedem wissenschaftlichen Bedürfniß entsprechende Handbuch schon wenige Jahre nach seiner ersten Publikation eine zweite Auflage erlebt.**) Es ist zunächst der zweite Band, die Länder- und Staatenkunde von Europa umfassend, der uns in vermehrter und verbesserter Auflage vorgelegt wird; wir zweifeln jedoch nicht, daß auch der erste Band, die physische Geographie, deren Gesetze und Gränzen allerdings keinem solchen Wechsel unterliegen, wie die der politischen, einer gleichen Auszeichnung bald entgegengeht. Die ansehnlichsten Veränderungen in dem uns vorliegenden ersten Drittel der zweiten Auflage weist das Königreich Italien nach, auf dessen Anerkennung durch den Allerdurchlauchtigsten Deutschen Bund die deutsche Wissenschaft natürlich nicht warten kann. „Behufs dieser zweiten Auflage ist abermals eine weitschichtige und reiche Literatur ausgebeutet worden, die namentlich auf dem Gebiete der Statistik eine von Jahr zu Jahr ausgedehntere wird. Demgemäß haben die Zahlen-Angaben fast durchweg eine den jetzigen Verhältnissen entsprechende Veränderung erfahren; indeß wird auch in anderen Beziehungen die verbessernde und ergänzende Hand kaum auf irgend einer Seite vermißt werden. Namentlich sind es die Uebersichts- und Eintheilungs-Tabellen und alle die Produktion der Länder betreffenden Abschnitte, welche dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnisse angemessen verändert werden mußten. Andere Theile Europa's haben eine völlige Umgestaltung erfahren, wie namentlich die Länder Italiens. Zahlreich sind außerdem die eingestreuten Verbesserungen bei Spanien, bei der Produktion der Schweizer Kantone, bei Großbritannien, Preußen, Oesterreich, Rumänien u. s. w.; kurz, für alle Theile der europäischen Staaten, für welche die bienenartige Thätigkeit der Statistiker und Geographen Neues und Bedeutendes zur Erreichung einer vollkommneren Kenntniß zu Stande gebracht hat. Um einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche zu genügen, ist ferner den einzelnen Ländern ein Literatur-Nachweis vorausgeschickt worden, welcher die wichtigsten vorhandenen Werke, namentlich aus neuerer Zeit, aufführt. Dieselben sind zum großen Theile als die Quellen zu betrachten, aus denen der Verfasser geschöpft hat, obwohl nicht durchweg jedes der genannten Werke, so groß auch die Zahl derjenigen ist, welche auf der königlichen Bibliothek von Berlin, auf der der Universität und des Statistischen Büreaus zugänglich gewesen sind, erreichbar war.“

— **Aus der Schweiz.** Es ist uns der zweite Jahrgang von „Rätia, Mittheilungen der geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden“, zugegangen.*) In dem ersten Aufsatze dieses Heftes wird von dem Präsidenten eine kurze Geschichte der Entstehung, Fortentwickelung und Wirksamkeit der Gesellschaft gegeben. Wir erkennen daraus, was ein patriotischer Sinn und ein edler Eifer für die Wissenschaft selbst unter nicht gerade günstigen Verhältnissen in einem Ländchen, dessen Natur schon den Verkehr mit der Außenwelt erschwert, vermag. Wenn auch die historischen Forschungen der würdigen Männer nur ein lokales Interesse zu haben scheinen, so sind sie doch für den Geschichtsforscher von Werth, da, besonders im Mittelalter, die Geschichte Graubündens nicht nur in die der übrigen Schweiz, sondern auch der Nachbarländer vielfach eingreift. Ein mehr allgemeines Interesse dürfte ein Aufsatz von Alf. von Flugk „Johann von Travers“, ursprünglich ein öffentlicher Vortrag, gehalten in Chur im December 1860, in Anspruch nehmen, da es die Biographie eines durch seine Schicksale, wie durch seine Leistungen als Krieger, Staatsmann, Dichter, Prediger und Gelehrter gleich merkwürdigen Mannes ist. Joh. v. Travers hat nicht nur in der Reformationszeit als Reformator eine hervorragende Rolle gespielt, sondern er war auch der Erste, der das Ladinische, den romanischen Dialekt, der bisher in Engadin blos im Volksmunde lebte, zur Schriftsprache erhoben hat in einem Gedichte, worin er seinen und seiner Landsleute Kampf gegen den italiänischen Abenteurer Joh. Jac. von Medicis und den Kastellan von Musso, im Januar 1525, beschrieb. — Wir wünschen dem Vereine ein ferneres, erfolgreiches Gedeihen.

*) Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und seine Schriften. Von E. Langenberg. Mit einem Stahlstich: Arndt's Denkmal in Bonn. Bonn, Eduard Weber, 1865.

**) Handbuch der Erdkunde. Von Professor Dr. Gust. Ad. v. Klöden. Zweiter Theil. Politische Geographie. Handbuch der Länder- und Erdkunde von Europa. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung, 1865.

*) Chur, Antiquariats-Buchhandlung, 1864.

— **Das Leben in der Steppe, von B. Zaleski.***) Es ist dies ein höchst interessantes Album, das ein Pole, welcher neun Jahre in der kirgisischen Steppe als Verbannter lebte, herausgegeben hat. Herr Bronislas Zaleski hat seine Zeichnungen, 22 an Zahl, mit einem erläuternden Texte begleitet, der ebenso ansprechende, neue Aufschlüsse über das Leben, die Sitten und die Geschichte der Kirgisen giebt. Künstler sowohl als Ethnographen werden dieses Album mit vielem Nutzen studiren können.

*) La vie des steppes Kirghises. Descriptions, recits et contes. Par Bronislas Zaleski.

Literarischer Sprechsaal.

Zur Geschichte der Wiener Universität, die in diesen August-Tagen ihr fünfhundertjähriges Jubiläum feierte, enthält die „N. fr. Presse“ einen Artikel, dem wir die nachstehenden Momente entnehmen:

„Die gänzliche Umgestaltung des österreichischen Universitätswesens, welche Gerhard van Swieten im Auftrage Maria Theresia's vom Jahre 1749 an bei der medicinischen Fakultät begann, sein Sohn und Nachfolger, Gottfried van Swieten, nach der endlichen Aufhebung des Jesuiten-Ordens auch in den übrigen Fakultäten durchsetzte, hatte das ausgesprochene Ziel, die Hochschule den Zwecken und den Diensten des Staates gemäß einzurichten.

„Göttingen diente als Vorbild. Wie sich der Staat Maria Theresia's, der Ergebenheit der Herrscherin für die Kirche ungeachtet, das Placetum regium eifersüchtig vorbehielt, so traf er sorgfältig Maßregeln, den Rückfall des Unterrichts in die Hände des Jesuiten-Ordens zu verhüten. Er selbst stellte die Lehrer an, schrieb die Lehrbücher vor und überwachte ihren Gebrauch. An die Stelle der kirchlichen trat die staatliche Bevormundung; wie jene das Eindringen, so sollte diese das Verdunkeln des Lichtes der Aufklärung unmöglich machen. Wie der gute Geschmack mittelst der Theatercensur, so sollte die Vernunft mittelst Schulzwanges eingeführt werden.

„Kein Zweifel, daß darin eine „Wohlthat“ lag; das ebenso einseitige Festhalten des staatlichen Gesichtspunktes, wie vorher des kirchlichen bei dem Zuschnitt der Wissenschaft, hat sie bald zur „Plage“ gemacht. Während die Abwerfung des theologischen Schulsacks an den protestantischen Hochschulen nur das Vorspiel bildete, aus welchem sie alsbald als Träger der Wissenschaft und des Nationalgeistes hervorgingen, scheinen die österreichischen Hochschulen die Zügel der Kirche nur abgestreift zu haben, um der Wissenschaft den Maulkorb des Staates anzulegen. Das Erforderniß des Staatsdienstes stand voran; der Förderung der Wissenschaft wurde bald nicht weiter gedacht. Die Einführung der Josephinischen Lehrbücher hob den Unterricht mit einemmal auf die damalige Höhe der übrigen deutschen Hochschulen; das Festhalten an denselben, die zum Theil bis zum Jahre 1848 in offizieller Geltung blieben, schloß die österreichischen Universitäten, mit Ausnahme des medicinischen Studiums, von der Theilnahme an dem gewaltigen Aufschwunge des wissenschaftlichen und des nationalen Geistes aus, der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sich der deutschen Hochschulen bemächtigte. Ihre Lehrbücher veralteten; die tüchtigen Lehrer starben aus; Gelehrte, wo es dergleichen noch in einem Staate gab, der bloß „gute Beamte“ brauchte, hielten sich von dem Katheder fern, der weder Freiheit noch Aussicht bot; strebsame Köpfe fanden im Hörsaal keine Befriedigung, der Prüfungszwang erzeugte Ekel, der mechanische Gedächtnißkram und das leblose Formelwesen, das sich für Wissenschaft ausgab, drückte die österreichischen Hochschulen, mit Ausnahme der Medicin und einiger glänzender, aber der Last des Uebels nur mühsam widerstrebender Professoren, zu knabenhaft gemaßregelten Beamtenschulen herab.

„Es ist kein geringes Verdienst der durch das Jahr 1848 herbeigeführten neuen Studien-Ordnung, die österreichischen Hochschulen von diesem Banne erlöst zu haben. Die mittelalterliche Universität war eine wissenschaftliche Korporation; die Jesuiten haben dieselbe dem Dienste des Ordens, die van Swieten'sche Reform dem der Regierung gewidmet; die gegenwärtige Studien-Ordnung spricht es aus, daß sie vor Allem eine Stätte der Wissenschaft sein solle. Wie viel auch daran fehle, daß dieses Wort zur That geworden sei, das durch dasselbe ihnen gesteckte Ziel werden die österreichischen Hochschulen sich nicht wieder rauben lassen!“

Die Unkenntniß des Französischen in Frankreich ist überraschend groß. Das Kriegsministerium hat in diesem Jahre Ermittelungen angeordnet, in Folge deren sich herausgestellt, daß von 321,981 zur Konskription Einberufenen nur 220,522 das Französische als ihre Muttersprache betrachteten und sich gewöhnlich derselben bedienten; 32,658, also zehn Procent, verstanden nicht ein Wort Französisch; 65,879, oder zwanzig Procent, hatten zwar einige Kenntniß der Landessprache, unterhielten sich jedoch gewöhnlich in einem Anderen unverständlichen Patois, oder in einer fremden Sprache (deutsch, vlamisch, bretonisch, baskisch ꝛc.). Nächst dem Elsaß liefert die Bretagne die meisten Rekruten, die kein Wort Französisch verstehen. Im Elsaß beträgt das Verhältniß dieser Unfranzösischen 46 und in der Bretagne 32 Procent. Das Maximum dieser Nichtfranzösischredenden liefert das Departement der Ariège, wo die Landleute eine Art Spanisch (Catalanisch) reden und wo von 100 Rekruten 47 kein Französisch verstehen. Im alten Limousin sind es 42 und im Departement der Nieder-Pyrenäen 26 Procent, die erst durch den Dienst im französischen Heere die Nationalsprache des Landes erlernen.

Erklärung.

Nach einer Berichtigung, die Nr. 30 des „Magazins“ einer englischen Revue entlehnt, scheint es, als hätte ich betr. der Herren Oppert und Bréal in Paris eine Thatsache erfunden, die sich niemals zugetragen. Als Gegenberichtigung diene die Bemerkung, daß ich durchaus nicht von einer Controverse zwischen den beiden Professoren gesprochen habe. Ich habe nur in der Vorlesung des Herrn Oppert Beziehungen polemischen Charakters auf die vorhergegangene Eröffnungsrede des Herrn Bréal gefunden, und bin ich im Irrthum, so theile ich denselben mit zahlreichen Gelehrten, die dasselbe zu lesen geglaubt haben. Diese Meinung kann nur durch die Erklärung des Herrn Oppert entkräftet werden, daß er in keiner Weise auf die betr. Eröffnungsrede Bezug genommen habe.

Ende Juli 1865. Herman Semmig.

Druckfehler.

S. 379 Sp. 2 Z. 33 statt „Alcala de Genares“ lies „Alcala de Henares.“
„ 380 „ 1 „ 16 „ „Regarsens“ lies „Requesens.“
„ 383 „ 1 „ 27 und 30 statt „Sir George Denis“ lies „Sir George Lewis.“

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 19. August 1865. [№ 34.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der mecklenburgische Patrimonialstaat. 463. — Der erste deutsche Protestantentag. 465. — Noch ein Wort über das „Leben Jesu" von Strauß. 466.

Frankreich. Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte. I. Zehn Volks-Repräsentanten. 467.

England. Das Alter des Menschengeschlechts. 471.

Italien. Ein neues Werk über die Topographie von Italien. 473.

Nordpol-Länder. Entdeckungen eines Steinkohlenlagers auf Spitzbergen. 473.

Kleine literarische Revue. Von 1815 bis 1865. 474. — Die dunkeln Häuser Berlins. 475. — Zur Literatur des Philisterthums. 475. — Baumwolle, in Dalmatien geärndtet. 475. — Kultur-Entwickelung der Sandwichs-Inseln. 475.

Literarischer Sprechsaal. Bericht über die Verhandlungen des fünften statistischen Kongresses. 476. — Die englische Gilde der Literatur und Kunst. 476. — William Edmonstoune Aytoun. 476. — Malerische Ansichten von Japan. 476.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Spherical Astronomy. By F. Bruennow, Ph. Dr. Translated by the Author from the second German edition. London, Asher. 16 s.

Pleasing Tales. A short and easy method of learning the German language. By George Storme, Prof. of German in Hannover. 2 s. 6 d.

Documents from Simancas, relating to the Reign of Elizabeth (1558—1568). Translated from the Spanish. By Don Tomás Gonzalez and Spencer. London, Chapman & Hall.

Richard Cobden, the Apostle of Free Trade: his political career and Public Services. A Biography. By John Mc Gilchrist. London, Lockwood. 5 s.

Life of Mendelssohn-Bartholdy. From the German of F. A. Lampadius. With supplementary sketches by Julius Benedict, Henry F. Chorley, Ludwig Rellstab, Bayard Taylor, R. S. Willis and J. S. Dwight. Edited and translated by William Leonhard Gaze. New-York. 7 s. 6 d. (531)

Lord Palmerston. A Biography. By John Mc Gilchrist. London, Routledge. 1 s.

AVIS AUX RUSSES.

L'ÉCHO DE LA PRESSE RUSSE

Journal bihebdomadaire en langues russe, française et allemande.

Prix de l'abonnement		3 mois.	6 mois.	Un an.
	Belgique	9 fr.	16 fr.	30 fr.
	Allemagne	11 „	19 „	36 „
	France, Italie et Angleterre	12 „	21 „	40 „

On s'abonne directement chez l'administrateur **F. Claassen,** 88, rue de la Madeleine, à **Bruxelles,** ou par entremise des libraires et des bureaux de poste. (532)

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem: (533)

Dramatische Werke

von

Gisela Arnim.

Dritter Band.

Das Steinbild der Cornelia.

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

August 1865.

The blue unclouded. — Steam boat characters. — Five o'clock teas. — Vis-à-vis; or, Harry's account of his courtship. — Jack Easel at Pebbleshea; and his adventure with Mrs. Blenkinsop. — Wanted — a curate. A tale. — Faithful and true. A tale in 3 parts. part. II. — The play grounds of Europe: the low Pyrenees. — Diplomacy and fashion. — The holiday season; or the contradictions of travel. — Notes of foreign fashions.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

August 1865.

Wives and daughters. An every day story. Chapter 37. to 40. — Old election days in Ireland. — Etna in eruption. — Andrea Ferara. — Armadale. — To Homburg and back for a shilling. — Recollections of crime and criminals in China. — Dante.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. July and August 1865. (534)

Geschichte Julius Cäsars

von Kaiser Napoleon III.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Der bisher erschienene erste Band liegt jetzt in dieser tadellos ausgestatteten Ausgabe vollständig zum Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. vor. (Auch in 5 Lieferungen zu 8 Sgr. zu beziehen.)

Wien, **Carl Gerold's Sohn,**

Buchhändler der kais. Akad. d. Wissenschaften.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

(Harrwitz und Goßmann.) (535)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von **Herman Grimm.**

Preis für den Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr.

Demnächst erscheint das Doppelheft Juli-August.

Mit zwei Photographieen.

(Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)

Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon? — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. (536)

Wernicke's Geschichte der Welt.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

5 Bände. Lex.-8. Eleg. geh. 8 Thlr. 20 Sgr.

Erster Theil: **Die Geschichte des Alterthums.** 2 Thlr. — Zweiter Theil: **Die Geschichte des Mittelalters.** 2½ Thlr. — Dritter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. I.** 1⅚ Thlr. — Vierter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. II.** 1½ Thlr. — Fünfter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. III.** 1½ Thlr. (fortgeführt bis auf die Gegenwart, unter der Presse).

Dies ausgezeichnete Werk ist besonders geeignet, die Kenntniß der **geschichtlichen Thatsachen** und, durch die Verbindung mit der **Culturgeschichte** aller Völker, **der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechtes** in anziehender und fesselnder Darstellung durch alle Schichten und Kreise der Gesellschaft zu tragen. Der überaus niedrige Preis ermöglicht die Anschaffung fast unter allen Verhältnissen. Die rasch hinter einander nothwendig gewordenen — stets mit besonderer Sorgfalt verbesserten — Auflagen verbürgen den innern Werth und die allgemeine Brauchbarkeit dieser Weltgeschichte.

In allen Buchhandlungen zu haben. — Verlag von **Alexander Duncker** in Berlin. (537)

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Luise, Königin von Preußen.
Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von
Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient." (538)

Bernhardt's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Von der unterzeichneten Buchhandlung sind zu beziehen: (540)

Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache, herausgegeben von Dr. K. A. F. Mahn. Lyrische Abtheilung. Band I., II. u. IV., zu je 2 Thlr.

Die Werke der Troubadours enthalten, ausser den von *Rochegude* in seinem *Parnasse Occitanien* und von *Raynouard* in seinem *Lexique Roman* veröffentlichten Gedichten, hauptsächlich die in *Raynouard's* jetzt sehr selten und wegen ihres hohen antiquarischen Preises fast unzugänglich gewordener *Choix* enthaltenen Gedichte. Ein Supplement dazu bilden die Gedichte der Troubadours von demselben Herausgeber, von denen 3 Bände (à 2⅓ Thlr.) vollendet sind, welche die bisher unedirten Gedichte aus den Handschriften herausgegeben liefern. Von der epischen Abtheilung der Werke der Troubadours ist der Text des Girartz de Rossilho nach der einzigen Pariser Handschrift in drei Lieferungen vollständig erschienen (1⅓ Thlr.). Ausserdem sind veröffentlicht die Biographieen der Troubadours in provenzalischer Sprache. Preis 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Anfangs September erscheint bei uns:

Julius Rodenberg:
Die neue Sündfluth.
Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.
Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden — mit anderen Worten, all' die Kämpfe, Widersprüche, die heldenhafte Selbstverleugnung und der bis zum Rausch gesteigerte Idealismus jener welterschütternden Begebenheit, aus dem Geschichtlichen übertragen in das Seelische: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabfährt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt. Mehr als historisch, ist dieser Roman symbolisch — das Bild einer gewaltigen Zeit, in lebhaften Farben gemalt, und trotz seiner Figurenfülle doch überall von den beiden Hauptpersonen beherrscht, deren Schicksale — wir haben Grund es zu glauben — den Leser in außerordentlichster Weise fesseln, spannen und befriedigen werden. (539)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin erschien so eben: (542)

Ueber die ächten Kirgisen
von
Wilhelm Schott.
Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1864.
gr. 4. cart. 16 Sgr.

Interessante Lectüre.

Abenteuerliche Gesellen
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. geh. 1862. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Erster Band. Graf St. Germain, der Unenträthselte. — Cagliostro. — Joh. Mich. von Clement. — Jud Süß. — Graf Axel Fersen. — Der Feldmarschall Würz. — Der Verräther Deutz. — Carl Hesse. — Kaspar Hauser.

Zweiter Band. Die eiserne Maske. — Theodor A. von Neuhoff. — Joh. W. von Ripperda. — Anacharsis Cloots. — Joseph Frohn. — Hugo Schlechtweg. — Ehren-Krohne. — Jacob Cazotte. — Philipp Christoph von Königsmark. — Charles Brisaut. — Wilhelm Adolph Graf von Rantzau. (541)

Von dem Verf. sind ferner in unserm Verlage erschienen:

Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. — Zwei Bände 1863. 3 Thlr.

Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Zwei Bände. 1861. 8. 3 Thlr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralbl.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅓ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (543)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.
gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (544)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 33. Skizzen aus dem Volksleben des südwestlichen Deutschlands. — Zur Oper Don Juan. — Das Cricket und andere Ballspiele. — Correspondenz-Nachrichten. — Aus Bad Schwalbach. Berlin. (545)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (546)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. (Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 31. Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns. — v. Treitschke: Historische und politische Aufsätze, besprochen von Dr. A. Horawitz. — Atlas der Krystallformen des Mineralreiches. Von Dr. A. Schrauf. — Fabrication des étoffes par Alcan, besprochen von Dr. M. Block. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (547)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 32. Wanderungen an der Küste Venezuelas. — Mittheilungen aus Süd-Indien. — Die Fauna und Flora des heiligen Landes. — Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Ueber den Buchhandel bei den Griechen und Römern. — Göppert's Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen. — Das transatlantische Telegraphen-Kabel. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.

VII. Prof. K. v. Seebach's Reise durch Guanacaste. — Aphorismen alter und neuer Ortskunde Klein-Asiens von Dr. O. Blau. — Die Meteorologie der Gegenwart und ihre Beziehung zur Nautik und Agricultur. — Geographie und Statistik der Republik Bolivia. Von H. Reck. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Tafel 9. Originalkarte des nordwestlichen Theils von Costarika.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (548)

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.
Juli bis September 1865.

Die Garantieen der deutschen Ständekammern für die Unabhängigkeit ihrer Wirksamkeit (Dr. Roellner). — Umrisse eines staatswissenschaftlichen Systemes der Demokratie (Dr. Chronik). — Geschichte Julius Cäsars von Napoleon III. (Dr. Faber). — Der Positivismus in der Philosophie (Dr. Dühring). — Der Pessimismus in der Philosophie und Dichtung (Dr. Dühring). — Das Gefängnißwesen im Licht unserer Zeit (Prof. Dr. K. Röder). — Ein allgemeines Maß-, Gewichts- und Münz-System, basirt auf die deutsche geographische Meile (E. Gebrich). — Die internationalen Ausstellungen zu Stettin, Köln und Dresden und die 25. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. (549)

Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der mecklenburgische Patrimonialstaat.*)

Wenn die künstliche Erhaltung veralteter Zustände konservativ genannt werden könnte, so wäre es das von Grund aus eigenartige Mecklenburg, welchem für seine Einrichtungen die unbestrittene Palme der festen Dauerhaftigkeit gebührte. Nirgends finden wir ein so getreues Bild der letzten Perioden des sinkenden Mittelalters, als in Mecklenburg; nirgends in ganz Europa haben sich so viele Spuren des Feudalismus, des Ständethums, des Zunftwesens, der engen Abschließung unendlich mannigfaltiger Rechtskreise bis mitten in die Neuzeit hinübergerettet, als auf dieser Scholle deutscher Erde, die fast unmittelbar vor den Thoren Berlin's liegt. Friedrich der Große rüstete sich anno 1755 zu seinem gewaltigen Riesenkampfe mit den politischen Vertretern einer abgelebten Vergangenheit, zückte das Schwert des Lichtes und des Geistes, und in demselben Augenblicke befestigte man bei seinen nächsten Nachbarn durch eherne Riegel und eiserne Fesselringe die morschen Pfeiler des alten Lehnsstaates der Herzogthümer Mecklenburg. In der Mark feierte die Monarchie den Triumph ihrer Lebenskraft; in Mecklenburg aber sicherte dieselbe Epoche den einer „absoluten Oligarchie", welche alle Quellen des Wohlstandes egoistisch absorbirt, die kräftigsten Hebel des Fortschritts lähmt und der Welt noch hundertundzehn Jahre später das Schauspiel eines völligen Stillstandes aller Entwickelung darbietet.

Der Gegensatz zwischen Mecklenburg und sämmtlichen übrigen Staaten Deutschlands ist fundamental, weil ersteres noch gar nicht in das Stadium politischer Formation eingetreten ist, welches alle übrigen Länder nach den regsten Wünschen ihrer Bevölkerung so eben verlassen wollen. Mecklenburg ist noch gar kein Staat im modernen Sinne, sondern ein Conglomerat von Patrimonial-Herrschaften ohne einheitliches Oberhaupt, indem die beiden Großherzoge, der von Schwerin und der von Strelitz, nur die beiden mächtigsten Grundbesitzer sind und als solche einem gemeinschaftlichen Landtage von Privilegirten gegenüberstehen. Die ganze Fülle staatsrechtlicher Begriffe und Einrichtungen, die sich im übrigen Deutschland ausgebildet hat, paßt nicht auf das heutige Mecklenburg, findet an den dortigen Verhältnissen nirgends einen konkreten Anhalt; es ist, als wenn eine ungeheure Kluft das Land von seinen Nachbarn geschieden und alles Leben darauf in einen magnetischen Schlaf versenkt hätte, vielleicht in jenen Zauberschlaf des Epimenides, von dem es zur Stunde noch nicht erwacht ist.

Blos die Wissenschaft: die Geschichte, die Landeskunde und die Statistik vermögen dieses märchenhafte Dunkel etwas aufzuhellen. Mecklenburg ist eine terra incognita, von chinesischer Mauer umgeben; des Forschers rastloser Eifer und unbeugsamer Muth sind die einzigen Leitsterne auf der Fahrt in die geheimnißvollen Tiefen seines Daseins. Spärlich dringen Nachrichten von dorther zu uns herüber, Einzelnes, was wir durch die Zeitungen vernahmen, klingt unglaublich, so z. B., daß mitten im 19. Jahrhundert Bauern von ihren Gutsherren „abgeschlachtet", d. h. willkürlich von Haus und Hof gejagt werden, daß Tagelöhner von dem gutsherrlichen Büttel gesetzmäßig 25 Stockprügel empfangen dürfen. Das Schreckbild dieser Zustände ist die Lage der arbeitenden Klassen, aber sie ist bei näherer Betrachtung keineswegs das Ergebniß örtlicher oder vorübergehender socialer Leiden; sie fließt aus der Gesammtheit aller Rechtsverhältnisse, sie ist der letzte, äußerste Erfolg, den die hartnäckige Aufrechthaltung der Feudalrechte unrettbar ausüben mußte. Daß die feudale Politik das diametrale Gegentheil aller konservativen Politik ausmacht, zeigt sich mit entsetzlicher Klarheit an der radikalen Ausrottung eines unabhängigen Bauernstandes durch die mecklenburgische Ritterschaft, an der rastlos wachsenden Anhäufung eines ungeheuren Proletariats! Während es überall sonst in der Welt für durchaus konservativ gilt und von dem sicher des Liberalismus höchst unverdächtigen Stahl als der Gipfel des Konservatismus gepriesen wurde, daß ein kleinerer, unabhängiger Grundbesitz neben dem größeren in voller Lebensfähigkeit erhalten werde, glaubte man in Mecklenburg wahrhaft konservativ zu handeln, wenn man dieser Lehre des „Bannerträgers" zum Trotz die Abmeierung der Bauern Jahr aus Jahr ein fortsetzte und die Verwandlung des besitzenden Landmannes in den besitzlosen Tagelöhner fort und fort systematisch betrieb.

Eine sehr verdienstvolle Schrift, betitelt „Der mecklenburgische Patrimonialstaat, eine kulturhistorische Skizze," von einem ungenannten Verfasser, schildert uns die traurigen Wirkungen dieses Feudalsystems und alle Schattenseiten des Patrimonialstaates auf Grund statistischer Wahrnehmungen, die großentheils aus amtlichen Quellen geschöpft sind. Der Verfasser giebt wenig Raisonnement; er läßt die Thatsachen für sich selber sprechen. Von dem sogenannten „Niederlegen der Bauern" berichtet er Folgendes:

Schon die Verfassung von 1755, der noch geltende „landesgrundgesetzliche Erbvergleich", gestattete ausdrücklich die Vertreibung der Bauern von Haus und Hof wegen bestimmter Vergehen wider die Gutsherrschaft; aber daß ein Gesetz vom 13. Januar 1862 diese Berechtigung des Ritters wiederum bestätigt und genau präcisirt, ist allerdings eine mecklenburgische Eigenthümlichkeit. Nach dem neuen Gesetz können in Dörfern, in denen 9 Bauern wohnen, 5 gelegt werden; wo 7 oder 8 Bauern vorhanden sind, deren 4, wo 6 Bauern sind, 3, von 5 Bauern 2 und von 4 Bauern einer. Unter solchen Umständen ist der kleine Grundbesitz immer mehr zusammengeschmolzen. Der Autor sagt, es habe vor dem dreißigjährigen Kriege in Mecklenburg noch 12,000 ritterschaftliche Bauern gegeben; jetzt seien es etwa nur noch 1100, meist kleine Bauern, die sich kümmerlich durchschlagen. Und selbst diese Eilfhundert sind kraft der Landesgesetze vor dem Abschlachten nicht sicher. In welchem Umfange das Niederlegen geschieht, läßt sich daraus erkennen, daß innerhalb der letzten 40 Jahre 5½ Millionen Quadratruthen Bauernländereien eingezogen wurden.

Der altrömische Staat ging, wie man weiß, an einem chronischen Uebel zu Grunde, welches in den Ackerverhältnissen wucherte. Italiens Reichthum erstickte an den Latifundien; jene ungeheuren Länderstrecken, welche die Habgier der römischen Großen zusammengebracht, konnten nur durch Sklaven bebaut werden, aber die Sklaverei lähmte die Fortpflanzung des Arbeiterstammes; es gebrach bald an Arbeitskraft, und neben den Triumphbögen und den Riesenwerken der Wasserkunst verödete das Land rings umher; es wurde, was die Campagna Romana noch heute ist, eine klassische Wüstenei.

Das gleiche Uebel ist Mecklenburgs Verhängniß. Aller Landgrundbesitz ist, die wenigen städtischen Kämmereigüter ab-

*) Der mecklenburgische Patrimonialstaat. Eine kulturhistorische Skizze. (Abdruck aus der „Magdeburger Presse".) Magdeburg, in Kommission bei E. Gebhardt. 1865. 121 S. kl. 8. Preis 10 Sgr.

gerechnet, in den Händen der Großherzoge und der Ritterschaft. Der Großherzog von Schwerin allein besitzt ein Dominium von 105¼ Quadratmeilen, beinahe die Hälfte des ganzen Landes, welche wie ein einziges großes Krongut bewirthschaftet wird; die Ritterschaft hat 103 Quadratmeilen inne, die unter 1003 ritterschaftliche Hauptgüter sich vertheilen, und von diesen gehören wieder 67 dem Landesherrn, 84 zwölf geistlichen Stiftungen, 42 siebzehn weltlichen Kommunen, 809 aber 622 Gutsbesitzern, von denen 9 Güter 2 Fürsten, 73 Güter 29 Grafen, 353 Güter 264 Freiherren und Edelleuten, aber 368 Güter 321 bürgerlichen Grundbesitzern und 6 Güter 6 Bauerschaften gehören. Am Gute haftet das Landstandsrecht, die Gesammtheit der Rittergutsbesitzer bildet das Corpus der Ritterschaft, zu welchem auf den Landtagen nur noch das Corpus der Landschaft, d. h. die von ihren Bürgermeistern vertretenen 44 Städte kommen. Die Rittergutsbesitzer haben Virilstimme; Jeder kann in Person auf dem Landtage erscheinen, ein Recht, dessen Werth die adeligen Rittergutsbesitzer wohl zu schätzen wissen, indem sie stets in großer Zahl zum Landtage sich einfinden, wogegen die Mehrzahl der bürgerlichen Rittergutsbesitzer, die meist aus niederer Sphäre emporgestiegen sind, gemüthlich daheim bleiben und ihren Einfluß dem Adel preisgeben. Ungeachtet er in Folge seiner Verschuldung nur noch die kleinere Hälfte der Rittergüter besitzt, hat doch der Adel das Schwergewicht der Entscheidung behalten; hierzu befähigt ihn seine höhere Bildung, bessere politische Einsicht, seine Tradition und prinzipielle Disciplin. Aus demselben Grunde ist er aber auch für die Leiden des Landes in erster Linie verantwortlich. Es sollen nicht immer die besten Mittel gewesen sein, die bei der Abschlachtung der Bauern angewandt wurden, und bei der ungeheuern Ausdehnung der Abmeierungen wäre es auch anders kaum denkbar. Zählen doch sämmtliche Güter der Ritterschaft 3744 Hufen, die Hufe zu 725,81 preußische Morgen, oder 320,129,562 Quadratruthen! Auf diesem Areal von 103 Quadratmeilen leben aber nur 137,382 Einwohner, eine so dünne Bevölkerung, wie sie auf dem Kontinente Europa's nur noch in Rußland und in Skandinavien vorkommt.

Der Rittergutsbesitzer ist Grundherr, Gerichtsherr, Polizeiherr, Verpächter und Arbeitgeber: Alles in Einer Person; er ist der absoluteste Souverain auf seiner Scholle, jeder Rekurs von seiner Instanz ist illusorisch, jeder Gutsinsasse muß sich mit der Entscheidung des Patrimonialgerichts zufrieden geben, denn ohne Anwalt kann Niemand bei der Justizkanzlei klagen, und wie soll der arme Mann einen Anwalt besolden und noch obendrein 50 Thaler Kaution stellen? Dieser ritterschaftliche Bauer ist zu ewiger Abhängigkeit, daneben auch zu ewiger Armuth verdammt. Wie kann er mit Lust und Fleiß an der Besserung seiner Hufe arbeiten, wenn sie nicht sein Eigenthum ist? Weder der Acker noch die Gebäude, noch endlich die Hofwehr gehört ihm. Zu jeder Zeit kann ihm gekündigt oder er geradezu abgemeiert werden, so daß alle Besserung für ihn verloren ist. Nichts als die Noth bindet ihn an die Scholle. Er kann sogar verlegt werden, falls der Bauernacker dem Grundherrn unbequem liegt oder ihm für den Hintersassen zu gut erscheint. Er muß alsdann die jüngst von seiner Händearbeit bestellte Flur gegen ein kleineres und schlechteres Ackerstück vertauschen und darf sich nicht beschweren, wofern es ihm nicht zum bittersten Schaden gereichen soll. Ob dieser Bauer heute nicht mehr Leibeigener, sondern Tagelöhner heißt, bleibt praktisch ziemlich gleichgültig. Die Abschaffung der Leibeigenschaft, die erst im Jahre 1820 eintrat, hat die bäuerlichen Zustände wenig gehoben. Mag der Tagelöhner seit 1848 materiell etwas besser gestellt sein, rechtlich steht er noch immer fast schutzlos da; von Rechtswegen ist immer noch der Gutsbesitzer sein Herr und Gebieter, der ihm z. B. selbst das Heiraten verwehren kann, ohne dessen Zustimmung er sich nirgends niederlassen darf und der andererseits, wenn der Insasse zwei Jahre vom Gute fern geblieben, denselben nicht wieder aufzunehmen braucht, der Last der Verantwortung für die Verarmung des „Heimatlosen“ ledig ist und den Unterhalt solcher Menschen dem Landarbeitshause überläßt!

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit: jede absolute Gewalt auf Erden fällt dem Mißbrauch anheim — am leichtesten der Absolutismus der Privaten. Nur ein Wunder aller Wunder hätte die Allmacht der mecklenburgischen Grundherren vor ihren eigenen Folgen zu sichern vermocht. Wo sich die Befugniß des Obern über jegliches Wohl und Wehe seiner Leute, ja selbst über die Begründung ihres häuslichen Glückes, über ihre Familie, über die nächsten Angelegenheiten des Menschen-Daseins erstreckt, da ist der Willkür und der Begehrlichkeit Thor und Thür geöffnet. Jener Einfluß des Gutsherrn, der auf die Wahl der Braut, auf den Zeitpunkt der Hochzeit, auf Treue oder Untreue bestimmend einwirkt, ist die Hauptursache eines der verderblichsten Uebel, nämlich der massenhaften unehelichen Geburten unter dem Landvolk.

Der andere große Haupttheil des Landes, welcher die Besitzungen der Ritterschaft um ein paar Quadratmeilen übertrifft, ist das großherzogliche Domanium. Es umfaßt (in Mecklenburg Schwerin) ein Areal von 105,67 Geviertmeilen mit 206,143 Einwohnern. Dieses großartige Kammergut nährt eine dichtere Bevölkerung, als die Bodenfläche der Ritterschaft; es wird auch nicht feudal, sondern absolutistisch regiert, nämlich durch das Kammerkollegium und die 26 Amtshauptmannschaften der 45 Domanial-Aemter. Gesetzgebung, Verwaltung, Besteuerung, Polizei, Gerichtsbarkeit, Kultus und Unterrichtswesen gipfeln hier sammt und sonders in der unumschränkten Autorität des Großherzogs, der für dieses Domanium dem Landtage keinerlei Rechenschaft schuldet. Daß innerhalb des Kronguts die allgemeinen Landesgesetze, zumal in Justiz- und Polizei-Sachen, Gültigkeit haben, ist ein Gebrauch, von dem der Großherzog, falls es ihm beliebte, abweichen könnte.

Sämmtliche Bewohner des Domaniums sind spezielle Hintersassen des Landesherrn, daher auf dem Landtage völlig unvertreten. Dies hat einfach darin seinen Grund, daß der Landesherr blos primus inter pares, der größte unter den großen Landeigenthümern ist und folglich die Vertretung seiner Hintersassen eo ipso besorgt, genau wie die Ritterschaft die ihrer Bauern, die auch keinen sich selbst vertretenden Stand bilden. Kurz, der mecklenburgische Absolutismus ist, so weit er besteht, lediglich ein Ausfluß des Patrimonialstaates, nicht etwa ein Gegensatz gegen ihn.

Im Allgemeinen ist der Zustand auf dem Domanium besser und erträglicher, als auf dem Boden der Ritterschaft. Man findet im Umfange des ersteren schon eine bessere Abstufung der Besitzverhältnisse. Das Domanium zählt an Quadratruthen 253,440,192 oder 2684¹/₃₀ mecklenburger Hufen. So viel ist in Ackerkultur, außerdem giebt es noch einen Forstbestand von 24 Quadratmeilen. Die Bevölkerung vertheilt sich unter 5 Marktflecken, von denen der größte, Ludwigslust, Residenz des Schweriner Großherzogs, über 5000 Einwohner hat, 650 Dörfer, 252 Höfe, 500 einzeln liegende Gehöfte zusammen mit 290 Kirchen und 26 Kapellen. Was den ländlichen Anbau betrifft, so geschieht dieser durch 250 Pachthöfe, 1387 Erbpachtstellen, 4122

Bauerstellen, die in Zeitpacht gegeben sind, 7312 Büdner- und 2721 Häuslerstellen. Immerhin überwiegen die Zeitpächter, Büdner und Häusler noch allzusehr.

Bei dem großartigeren Maßstabe der Bewirthschaftung, wie er auf dem Domanium nothwendig, liegen die Uebelstände, an denen die arbeitende Klasse leidet, weniger in der Willkür Einzelner, absolut Privilegirter, als in dem durchgängigen System der Bevormundung, welches die 200,000 Eingesessenen des Kronguts nach jeder Lebensrichtung zur totalen Unmündigkeit herabdrückt. Von freier Selbstbestimmung des Bauern wird nichts geduldet; die Aufsichtsbehörde erstreckt ihre Vorsorge auf die geringsten Kleinigkeiten, ja bis auf den Düngerhaufen; sie schreibt nicht blos die Saat und die Saatfolge vor, sie kümmert sich auch um die Thür am Viehstall, um Wirthschaftsgebäude, Scheunen und Wohnhaus, um den Dachziegel, wie um den Rinnstein. Dieses väterliche Regiment, welches dem Bauersmann der Gendarm und der Landreiter stets plastisch repräsentiren, hat denn doch seine Unbequemlichkeiten. In den meisten Fällen, behauptet unser Verfasser, ist dieses Uebermaß der Fürsorge mehr ein Hinderniß als eine wirksame Förderung, in keinem Falle ein Ansporn, selbstthätig in die Bewirthschaftung einzugreifen, Neues sich anzueignen, zu ändern und zu bessern. Rechnet man hierzu die Höhe des an die Domanialkammer zu entrichtenden Kanons und eine Menge von Nebenabgaben und Leistungen, die Personal- und Realsteuern, Baulasten, Fuhren 2c., so hat man vollauf genügende Erklärung, weshalb der landesherrliche Bauer, ungeachtet er viel seltener „abgemeiert" wird, den im übrigen Deutschland heimischen Grad von Wohlstand lange nicht erreicht.

Wir verschonen den Leser mit einer ferneren ausführlichen Schilderung aller der Mißstände, an denen die Landbevölkerung Meckleuburg's krankt. Die Frage, ob der Schreiber der uns vorliegenden „kulturhistorischen Skizze" Einiges allzu schwarz aufgefaßt habe, müssen wir einer strengeren Prüfung überlassen, glauben jedoch, daß der Autor in den wesentlichsten Punkten durchaus keine Phantasiegebilde geliefert hat. Ueberall reden Zahlen und Daten. In der Prinzipienfrage muß man ihm Recht geben; es ist das unselige, heute in all' seinen bösen Folgen erkannte protektionistische System, welches die Grundübel Mecklenburgs verschuldet. Dieses System waltet in Stadt und Land. Es ist der innerste Gedanke des Lehnrechts, nach welchem ⅘ der mecklenburgischen Rittergüter vererbt und veräußert werden, es ist auch die Lebensader jener tausendfältigen bald örtlichen, bald persönlichen Beschränkungen des Gewerbebetriebs, des Zunftwesens, der Zwangs- und Bannrechte, welche bestimmte Gewerbe an bestimmte Umkreise bannen und einzelne Producenten mit dem Absatz privilegiren. Wenn es auch in Mecklenburg keine wirklichen Schutzzölle giebt, so ist doch Protektion der Hauptgrund der ständischen Abschließung, welche die Bevölkerungsklassen scheidet und den Aufschwung der Städte wie der ländlichen Bevölkerung hemmt.

Dem Verfasser der hier besprochenen Schrift ist einzuräumen, daß allerdings viel, sehr viel in Mecklenburg anders werden muß. Betrachtet man Glanz und Elend des platten Landes, die mittelalterlichen Formen, in die das Bürgerthum eingeschnürt ist, den Wirrwarr der Kompetenzen in der Rechtspflege, das Gemisch öffentlicher und privater Funktionen in der Verwaltung, die Unsumme von Privilegien, Exemtionen und Sonderbefugnissen, Hoheitsrechte in Besitz und Genuß von Privaten, während Hunderttausende unter Dienstbarkeit seufzen, so dringt sich die unwiderlegliche Ueberzeugung auf, daß nur der Sieg der modernen Staatsidee Mecklenburg retten kann. Unser Autor erblickt diesen Sieg in der Wiederherstellung der schon 1849 außer Kraft gesetzten Verfassung vom 31. Oktober 1848. Hierin täuscht er sich. Eine „demokratische Monarchie" mit suspensivem Veto des Oberhauptes, eine Verfassung nach norwegischem Zuschnitt, war ein zu gewaltiger Sprung aus dem Urwalde des Feudalismus heraus. Sie war das schlechteste Mittel, die Großherzoge für die konstitutionelle Regierung dauernd zu gewinnen. Wer den Rechtsstaat aufrichten will, muß bei so ungeheuren Schwierigkeiten mit Ruhe und Mäßigung, mit weiser Rücksicht auf die Verhältnisse handeln! Das und kein idealistischer Sprung ist von Nöthen! Trauttwein von Belle.

Der erste deutsche Protestantentag.

Ueber die Verhandlungen des ersten deutschen Protestanten-Tages, der am 7. und 8. Juni d. J. zu Eisenach stattgefunden hat, liegt uns ein von dem Professor Holtzmann in Heidelberg abgefaßter Bericht*) vor, der die Vorträge der Hauptredner wortgetreu, die Debatten übersichtlich wiedergiebt, und durch seine sonstigen Mittheilungen zur Aufklärung über die Bestrebungen und das Wesen des Vereins beiträgt. Erfahrungen, die bei der täglich anwachsenden Menge deutscher Wanderversammlungen nur zu wohlfeil sind, haben gegen Berichte dieses Schlages, besonders von kirchlichen Versammlungen, eine Art Mißkredit hervorgerufen. Sie zeigen Vieles, was die Feststimmung verschönte oder umhüllte, in der sehr abweichenden wahren Gestalt; und wenn man gedruckte Reden im besten Fall mit getrockneten Blumen vergleichen mag, so wird's auf dem Papier oft recht deutlich, wie wenig sich schon das gesprochene Wort unter die Rosen rechnen durfte. Selten, daß der Bericht den Theilnehmern Erinnerungen von bleibendem Werthe bringt, noch seltener, daß er über den ursprünglichen Kreis hinaus Beachtung verdient.

Man weiß nun wohl, daß sich die Verhandlungen des deutschen Protestantentages um Themen von höchster Bedeutung für das kirchliche und nationale Leben unseres Volkes bewegt haben: die große, die Hauptaufgabe dieses Vereins, der die liberale kirchliche Partei in Deutschland zu organisiren und zu repräsentiren unternimmt, nämlich die Versöhnung unseres Kirchenthums mit der Kultur-Entwickelung unserer Zeit, ward, eingeweiht durch die ergreifende Rede des berühmten Kirchenlehrers, Professors Richard Rothe, Gegenstand einer eingehenden Besprechung; und es fanden ferner Vorträge und Debatten statt über die durch päpstliche und kirchenräthliche Encykliken aller Art bedrohte Lehrfreiheit, über die Stellung der Kirche und des Staates zu den gemischten Ehen, und über die Mecklenburgische Kirchennoth. Aber aus dem vorliegenden Berichte wird, wer ein Herz für die gesunde Entwickelung der evangelischen Kirche Deutschlands hat, mit freudigem Staunen ersehen, daß in den Verhandlungen über diese wichtigen und vielbestrittenen Dinge, trotz der sehr abweichenden Standpunkte, die zur Geltung kamen, Verträglichkeit und Objektivität herrschten, daß bei vollstem Freimuth die Würde und der Anstand auch gegen die Gegner gewahrt blieb, und daß auch nicht eine Spur von der alleinseligen Ketzermacherei und von dem ten-

*) Elberfeld, R. L. Friderichs, 1865.

denziösen Zeugnißablegen auftrat; in denen andere kirchliche Versammlungen der Neuzeit ihre Gesinnung und ihre Macht an den Tag zu legen pflegen. Und doch waren es überwiegend Theologen, die das Wort zu führen hatten, Theologen, die darin die Versöhnung des Kirchlichen mit der Bildung thatsächlich vollziehen, daß sie ihren Standesgenossen ein Beispiel von angemessener und wahrhaft christlicher Erörterung kirchlicher und religiöser Gegenstände, wollte Gott zur Nachachtung und Beherzigung! aufgerichtet haben.

Während andere Kirchentage unserer Zeit sich ein Genüge darin thun, auf die Irreligiosität der gebildeten Klassen zu schmähen, ihrem Indifferentismus alle Schuld an den kirchlichen Schäden der Gegenwart aufzubürden, ist es in Eisenach von Männern wie Richard Rothe, Dr. Krause u. A. bezeugt worden, daß wahrhaftes Christenthum jenen, unserem Kirchenwesen entfremdeten Kreisen dennoch häufig in reichem Maße innewohnt. Wir freuen uns insbesondere des mannhaften Wortes, das Dr. Krause für die in dieser Hinsicht arg verleumdeten Stände der Mediziner, der Juristen, ja sogar, credite posteri! für die Schriftsteller einlegte. Die Theologen, sagte der Berliner Doktor der Theologie, sind gewohnt stillzuschweigen, wenn die Behörde befiehlt; unter den Juristen aber sind Männer erstanden, die einzutreten Willens waren mit ihrer Existenz für das Recht des Landes.... Aus dem Stande bürgerlicher Rechtlichkeit, nicht kirchlicher Rechtgläubigkeit, sind die Märtyrer unserer Zeit hervorgegangen. Von den Schriftstellern zeigte derselbe Redner an dem Beispiel Fritz Reuter's (der der Versammlung angehörte und in der Mecklenburgischen Kirchenfrage das Wort ergriff zu einer drastischen Schilderung des kirchlichen Nothstandes), welche Macht ihnen zukomme für die Verbreitung wahrhaft christlicher Weltauffassung. „Fritz Reuter, sagte Dr. Krause, hat in plattdeutscher Mundart das deutsche und das christliche Wesen seiner Vereinsgenossen uns viel deutlicher gemacht und näher an's Herz gelegt, als dies irgend ein Prediger konnte. Seine Schriften malen jene norddeutschen Gestalten aus allen Klassen der Bevölkerung — Gestalten, denen der religiöse Ernst so tief eingewurzelt ist, daß sie lieber sterben möchten, als ein Stück ihrer alten christlichen Ueberzeugung und Sitte aufgeben. Den Mittelpunkt dieser christlichen Weltauffassung nennt der norddeutsche Volksmann den lebendigen Herrgott, der die Welt regiert und die Schicksale der Völker. Solche Charaktere vergißt man nicht, wenn man sie einmal gesehen, oder aus Schriften, wie die genannten, kennen gelernt hat. Auch solche Darstellungen des ächten Volksglaubens dienen unserer Sache."

Dem Berichte ist zu entnehmen, daß der Verein sich immer mehr zu einem wirklichen Organismus ausbildet, der, gestützt auf die wachsende Zahl der Ortsvereine, eine Vertretung und ein Centralpunkt der kirchlich Freigesinnten in ganz Deutschland zu werden verspricht. In dem weiteren Ausschuß, in den, ähnlich wie bei den Generalversammlungen des Gustav-Adolph-Vereins, der Schwerpunkt der Beschlußfassung verlegt ist, waren zu Eisenach die Vertreter der Ortsvereine Berlin, Stettin, Greifswald, Bremen, Göttingen, Osnabrück, Celle, Duderstadt, Weimar, Buttelstädt, Stotternheim, Eisenach, Jena, Gotha, Koburg, Arnstadt, Kassel, Heidelberg, Mannheim, Pforzheim, Wertheim, Karlsruhe und der Pfalz erschienen. Man darf erwarten, daß der vorliegende Bericht über den Zweck des Vereins und über den hohen Ernst, mit dem er seine Aufgabe zu lösen bemüht ist, Aufklärung in weitere Kreise verbreiten und die Bildung neuer Ortsvereine befördern wird. —r.

Noch ein Wort über das „Leben Jesu" von Strauß.*)

Wer mit dem großen Meister der Kritik, Herrn Strauß, über die Nicht-Gottheit Jesu einverstanden ist, wird seinem „Leben Jesu" mit gerechter Anerkennung folgen, und die geniale Weise zu würdigen wissen, womit er das Secirmesser handhabt. Herr Strauß geht bekanntlich von der Ansicht aus, das Historische in den Evangelien erweise sich als Mythus, indem er darthut, wie die Evangelisten bestrebt gewesen seien, das Leben Jesu überall in Uebereinstimmung mit den messianischen Prophezeiungen des alten Testamentes zu bringen, somit aus diesen die Geschichte Jesu aufzubauen. Es führt ihn dies zu dem Ergebniß, daß die Glaubwürdigkeit der Evangelien für die Erlebnisse des historischen Christus fast verschwindet. Der vollkommene Beweis hierfür dürfte Herrn Strauß jedoch kaum, oder wenigstens nicht überall gelungen sein. Wie, wenn die Evangelisten weniger Selbst-Geschaffenes gegeben, als die allgemein für wahr gehaltene Tradition ihrer Zeitgenossen niedergeschrieben, und blos wörtliche Uebereinstimmung mit den entsprechenden Prophezeiungen ergänzt haben? Wie mehr noch, wenn die Uebereinstimmung der Prophezeiungen des alten Testamentes mit den Erfüllungen des neuen sich auf wissenschaftlichem Wege dadurch beweisen läßt, daß der dort vorgesehene und in seinem Wesen geschilderte Messias, aus logischer Nothwendigkeit von Ursach' und Wirkung, in Betreff seiner äußeren Schicksale, ganz so oder ähnlich leben und sterben mußte, als Jahrhunderte früher der klare Blick prophetischer Männer es erkannt hatte? — Der mythischen Form der Evangelien liegt dann erwiesenermaßen ein Kern wahrer Begebenheiten zu Grunde, wonach die Wirklichkeit von jener Form nur zu sichten bleibt, was leichter möglich sein dürfte, als gewöhnlich geglaubt wird, denn sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hat ein Theil des gebildeten Deutschlands einen Mythus erlebt, in dem Blinde sehend, Taube hörend, Todte lebend gemacht wurden. — Wie wenig mit den vier Evangelien eine Täuschung beabsichtigt worden, erhellt zur Genüge aus dem Umstande, daß, obwohl sie unter einander mehrfach sehr wesentlich abweichen und hiermit die Beweisführung aus ihnen sehr abgeschwächt wird, sie trotzdem unverändert auf die Nachwelt überliefert worden sind. — Wird aber auch angenommen, Herr Strauß habe vollkommen Recht, die Glaubwürdigkeit der Evangelien für den historischen Christus beschränke sich auf Weniges, so drängt sich die Frage hervor, was baut Herr Strauß auf an Stelle des niedergerissenen Gebäudes, das Jahrtausende hindurch Millionen Menschen mit Ehrfurcht und Begeisterung erfüllt hat? — Wäre er hierzu befähigt, wie er es aus Mangel an historischen Hülfsquellen unmöglich sein kann; so folgt die zweite Frage, vermöchte eine nach allen Anforderungen wissenschaftlicher Kritik geschriebene Geschichte Jesu, gleich den Evangelien, einem Christenthume als Grundlage zu dienen, das mit dem Apostel Paulus Allen Alles sein kann und soll; würde sie, wie die Evangelien es gethan, dem Christenthume zum Siege über das klassische Rom und Griechenland verholfen, es zur Welt-Religion vorbereitet haben? Wie sehr die Evangelien Allen Alles sein können, erhellt namentlich daraus, daß trotzdem nach ihnen, über jeden Zweifel erhaben, die Jünger und Apostel in Jesu den Gott selbst erkannten, doch Jedermann, dem dies ein Ueberzeugungs- und Glaubensbedürfniß ist, mit

*) Von einem alten Freunde und Leser unserer Zeitschrift eingesandt. D. R.

unumstößlichster Gewißheit aus denselben Evangelien herausfindet, Christus selbst habe sich ganz und gar nicht Gott geglaubt, noch als solchen geglaubt wissen wollen; er habe vielmehr sich stets nur als den Träger des Gottesgeistes, des Logos nach Johannes, betrachtet, und ein gleiches „Leben, Weben und Sein in Gott" von allen seinen Jüngern und Nachfolgern gefordert, die Befähigung zu sogar noch größeren Wundern, als er sie gethan, ihnen für dies Aufgehen ihres ganzen Seins in Gott verheißend.

In allen Fällen sind und bleiben die Evangelien unantastbar und von unschätzbarstem Werthe für alle Zeiten, als ein sicheres Zeugniß, wie die Jünger und ersten Christen das Leben Jesu gekannt, ihren Glauben sich aufgebaut haben. Diesen ersten Christen und ihren Jahrhunderten war die mythische Form der Evangelien eine Nothwendigkeit, sollte nicht Christi Lehre, gleich der des Sokrates, nur Wenigen zu gut kommen. Es war diese Nothwendigkeit nicht weniger berechtigt, als es für geistig reifere Jahrhunderte die Aufgabe ist, das Mystische aus dem Christenthume zu entfernen, wie dies jetzt sehr dankenswerth von Strauß, Renan u. A. erstrebt wird, und die Lehre Jesu so herzustellen, wie der Welterlöser sie nach Obigem hat verstanden wissen wollen. Allerdings wird hierbei, wie bei allem Religiösen, nicht unbeachtet bleiben dürfen, daß auch das höhere Gefühls- und Ahnungsvermögen im Menschen, wie nicht minder sein Sinn, Uebernatürliches zu denken und zu glauben ihre Berechtigung haben. Gleich sehr wird das Christenthum der Evangelien die schonendste Berücksichtigung zu erfahren haben. Was den ersten Christen Glaubens-Nothwendigkeit war, wird es nicht minder noch nach Jahrhunderten Vielen unserer Nachkommen sein. Unserer Zeit Aufgabe, d. h. die Aufgabe aller wirklich gebildeten Menschen, dürfte es vor Allem sein, Glaubens-Milde und Versöhnung nach allen Seiten zu üben und nicht ferner in die Einförmigkeit, sondern ganz im Gegentheil in der Mannigfaltigkeit der Glaubens-Bekenntnisse die Einigkeit im Glauben zu erstreben, wie es bereits Christus im „priesterlichen Volk" empfohlen hat.

Fstr.

Frankreich.

Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte.*)

I.

Zehn Volks-Repräsentanten.

Professor Kreyßig's Shakespeare-Vorlesungen haben sich bei uns eingebürgert und tragen zum Genuß und Verständniß des großen Dichters Jahr aus Jahr ein ihr redlich Theil bei. Mag auch die scharfe Kritik von Kennern, die sich vielleicht dies oder jenes Stück zum Gegenstande jahrelanger liebevoller Beschäftigung erwählt haben, hier und da über eine nicht völlig gelungene Auffassung einzelner Situationen murren, oder gelegentlich ein Urtheil über den Charakter eines Lieblings angreifen: im Ganzen und Großen sind die überwiegenden Vorzüge jenes Buches unbestritten. Gründliche Kenntniß der englischen Literaturgeschichte, und zwar in dem echten Sinne des Wortes, in welchem die Literatur eines Volkes unzertrennlich ist von den allgemeinen Grundlagen seiner gesammten geistigen Existenz; die klare, freie, auch in der Wärme des Nationalgefühls seinem Dichter verwandte Weltanschauung; der tüchtige, gerechte Sinn, die beste Quelle für Menschenkenntniß und Charakterzeichnung; zu alledem eine schlichte, aber in ihrer Einfachheit anziehende und eindringende Darstellung: das und Anderes sind Eigenschaften, die uns die Vorlesungen und ihren Verfasser lieb gemacht haben.

Sein neues Buch läßt von diesen löblichen Dingen kein einziges vermissen. Wir treffen den Literatur-Historiker in dem gährenden Strudel des literarischen, politischen und sozialen Lebens von Frankreich nicht ebenso zu Hause, als sich der Kommentator Shakespeare's uns heimisch gezeigt hat am Hofe, unter den dramatischen und staatsmännischen Genie's und bei den Wits der Elisabeth. Die furchtbaren Stürme, welche in diesem Jahrhundert als Nachwirkungen der großen Revolution wieder und wieder das Leben des französischen Volkes in allen seinen Grundlagen chaotisch aufgewühlt haben, und die bleierne Stille, welche diese wilden Wogen seit nun mehr als einem Jahrzehend gefesselt hält; das Gewirr der tausend Fäden, in denen die Bestrebungen der großen literarischen Gegensätze vor und nach jenen Ausbrüchen des politischen Vulkans sich kreuzten, und die Oede, die diesem Treiben unter der kaiserlichen Diktatur gefolgt ist; die Macht der Leidenschaften, welche dieses wunderbare Volk im Staatsleben wie auf allen Gebieten geistiger Produktion von den einseitigsten Uebertreibungen zu den jähesten Rückschlägen hinreißt, und die Gewalt, welche bei alledem im Staate wie in der Literatur die Form über eben dies Volk ausübt, endlich das oft mit sich selbst uneinige, so häufig vergebliche, aber nie aufgegebene Ringen auserwählter Geister, diesem Volk über diese Form hinaus die Bahn sittlicher Selbstbeherrschung zu öffnen: all' diese Faktoren in der Kultur- und Literaturgeschichte des neueren Frankreichs hat der Verfasser dieses Buches mit lebendigster Theilnahme erlebt und mit unparteilicher Sorgfalt bis in ihre Quellen zu ergründen gesucht. Persönliche Anschauung, so wichtig für Den, der die schwierige Aufgabe, das geistige Leben einer fremden Nation zu schildern und zu beurtheilen, auf sich nimmt, hat er wiederholt gewonnen; in persönlichem Verkehr mit manchem der bedeutenden Schriftsteller Frankreichs sind ihm lebensvolle Eindrücke zu Theil geworden; mit den Leistungen der französischen Kritik, mit der Literatur der Revüen und Journale, die für die Erkenntniß der literarischen Zustände unserer Nachbarn einen so hohen Platz einnimmt, hat er sich andauernd vertraut gemacht.

So vorbereitet, und ausgerüstet überdies mit der Gabe der Charakterzeichnung und der frischen, eindringenden Darstellung, die wir von den „Vorlesungen" her an ihm kennen, durfte der Verfasser dieser Studien an das Werk gehen, um in seinem Buch einen Beitrag zu bringen zur Lösung „des großen geschichtlichen Räthsels, welches wir die französische Revolution zu nennen gewöhnt sind", dieser Revolution, unter deren unentrinnbarem Einflusse seit siebzig Jahren sich Alles vollzieht, was jenseit des Rheins im Guten und Bösen geschieht und besteht. Er selbst möge uns, wie er es zur Einleitung gethan, kurz die Ergebnisse der Forschungen zeichnen, welche seit mehr als einem Menschenalter sich der ungeheuren Erscheinung zugewandt haben, Ergebnisse, die, wie sie aus dem Chaos der persönlichen Leidenschaften, aus dem Labyrinth der tendenziösen Darstellungen aufzutauchen anfangen, von der fortschreitenden Untersuchung wohl zu vervollständigen und auszuführen, aber schwerlich in ihren Grundvesten zu erschüttern sind.

*) Berlin, 1865, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 528 S. in 8vo.

„In erster Linie rechnen wir dahin die Erkenntniß, daß die französische Revolution nicht sowohl einen Kampf um Staatsformen, als vielmehr den sozialen Sieg des Mittelstandes, die Entfesselung aller individuellen, aufwärts strebenden Kraft bedeutet. Zwei Umstände vornehmlich gaben der Bewegung ihre ungeheure Expansivkraft und verhinderten gleichzeitig, daß sie die politischen Ergebnisse erreichte, welche sich ihre ersten Führer in nur zu verzeihlicher Selbsttäuschung versprachen, und um welche wir jetzt bereits das dritte Geschlecht nach ihnen in wechselnden Versuchungen und Wagnissen sich abmühen sehen. Der französische Mittelstand sah sich beim Eintritte der Katastrophe ohne lebensfähige, eigene Organisation, einer bereits mächtig entwickelten Staatsmaschine gegenüber: sein Streben ging also naturgemäß darauf hin, diese letztere in seine Gewalt zu bringen und seinerseits als Vertheidigungs- und Herrschaftswerkzeug zu vervollkommnen und zu benutzen. Das war die erste Gefahr. Sie erlangte aber ihre volle Bedeutung erst durch das Hinzutreten der zweiten, welche um so verhängnißvoller wirken mußte, da sie aus der eigentlichen Triebkraft der Umwälzung erwuchs. Der gegen die bevorrechteten Inhaber der Gewalt heranstürmende Rechtsgedanke, da er keine Organe vorfand, welche seine konkrete Erscheinung hätten vermitteln und mäßigen können, trat nämlich als nackte, rücksichtslose Abstraktion der Welt der Thatsachen gegenüber und fiel mit der Gewalt der entfesselten Naturkraft über sie her. Die Lehre von den Menschenrechten ergriff die Gemüther wie der Sturm das Meer und thürmte aus den Tiefen der Gesellschaft in einem Nu die Wogen in die Höhe, deren erstem Anprall die Bollwerke der bevorrechteten Stände erlagen. Und als dann, am Tage nach dem Siege, das Prinzip, welches ihn erfochten hatte, naturgemäß zu wirken fortfuhr, als der „vierte Stand", d. h. die Masse der Einzelnen, deren Kraft sich nicht hinlänglich entwickelt erwies, um die ihnen gewährte theoretische Rechtsgleichheit wenigstens annähernd in eine thatsächliche Gleichheit der Lebensbedingungen zu übersetzen, sich gegen die Grundlage auch des neuen Zustandes wandte, als die pulverisirten Massen in die bedenklichen Kategorieen der „Befriedigten" und der „Unbefriedigten" sich naturgemäß theilten, mußte wohl die centrale Staatsgewalt, das einzige unversehrt gebliebene Organ der Gesellschaft, sich als letzten Rettungsanker erweisen, mußte jene neue Phase der Bewegung nur dazu dienen, ihre Uebermacht wachsen zu lassen, und die Heranbildung eines selbständig von unten auf wachsenden politischen Lebens mehr und mehr zu erschweren. Hierzu rechne man die adelig-chevalereske Grundanlage des gesammten französischen Volkes, die Freude am Wagniß, das Bedürfniß der Aufregung, den Durst nach äußerer Anerkennung und Geltung, und den nicht hoch genug anzuschlagenden Einfluß einer Jahrtausende alten katholischen Erziehung und Gewöhnung, und man wird einen sicheren Leitfaden in Händen haben, um sich in den scheinbar chaotischen Wirren der neuesten französischen Geschichte zurecht zu finden."

Das historische Drama des französischen Lebens seit der Revolution, für uns um so fesselnder, da wir keineswegs nur unbetheiligte Zuschauer sind, in seiner Gesammtheit wissenschaftlich zu erfassen und künstlerisch zu fixiren, nennt Prof. Kreyßig die lohnende Aufgabe eines nach uns kommenden Geschlechts. Er selbst übernimmt es, in seinen „Studien", für welche er nur den Werth von Grundrissen und Bausteinen für die Ausführung jener Aufgabe in Anspruch nimmt, uns die Grundzüge der neuesten französischen Entwickelung in den Arbeiten und Erfolgen einer Anzahl hervorragender Träger des französischen Geistes nachzuweisen. Indem er uns auf dem Hintergrunde und in steter Beziehung zu dem Gesammtgange der neueren Geschichte Frankreichs, die Bilder dieser Auserwählten, die wir wohl mit dem geistvollen Amerikaner als representative men anerkennen dürfen, in bestimmten und scharf abgegränzten Zügen zeichnet, und zwar nicht als abstrakte typische Personen, die in dem politischen Drama des Jahrhunderts eine durch geschichtsphilosophische Theoreme oder gar durch tendenziöse Neigung vorgeschriebene Rolle zu spielen haben, sondern aus ihrem innersten geistigen Kerne heraus als ureigne, wirkliche historische Menschen, läßt er dabei, und hierin liegt eine Hauptstärke seines Buches, das eigene Vaterland niemals aus den Augen, und mächtig geht durch alle diese Bilder der Grundzug hindurch, mit ihnen auch dem gründlichen Verständniß unserer eigenen neueren und neuesten Entwickelung fördernd entgegen zu kommen.

Béranger, Scribe, de Maistre und Lamennais, Chateaubriand, die Staël, Guizot, Lamartine, George Sand, Victor Hugo und der Kaiser — eine befremdende Zusammenstellung, aber man wird eingestehen, lauter Granden, Größen ersten Ranges in dem geistigen Leben des Frankreichs unserer Tage. Der Faden, der sie aneinander reiht und zwar in dieser Folge, tritt uns aus dem politischen Grundgedanken des Buches entgegen. „Béranger und Scribe eröffnen die Reihe, weil ihr Studium uns vorzugsweise geeignet erscheint, von den Grundinstinkten und der Durchschnittsbildung der aus der Revolution hervorgegangenen Mittelklassen (dies Wort in der allerweitesten Ausdehnung, bis zur Korporals-Uniform und der reinlichen und anständigen Blouse hinab, genommen) eine deutliche Vorstellung zu geben." Was diese beiden in ihrem Charakter, Zielen und Schicksalen so grundverschiedenen Menschen, den Chansonnier, der mit dem stolzen Bekenntniß seiner Armuth sich über die ganze goldgierige Misère seiner Zeit in reiner Uneigennützigkeit erhob, und den Vaudevillisten, der durch die industrielle Ausbeutung seines stets dienstbereiten Talentes Millionär wurde, einander nähert, und was diese Zusammenstellung der Lieder, an deren künstlerische Vollendung der moderne Diogenes ein langes Leben setzte, mit den leichtgeschmiedeten Komödien, die der Andere in unerschöpflicher, beliebiger Fülle ausgehen ließ, rechtfertigt, ist eben, daß sie Beide in ihren wesentlichsten Grundanschauungen der getreueste Ausdruck der Neigungen, Hoffnungen und Stimmungen der französischen mittleren Gesellschaft sind, und daß sie sich über dieses ihr Publikum im Wesentlichen nicht erheben. Alle Ehre dem Andenken des Künstlers Béranger, und die höchste Ehrerbietung dem Menschen, der mit Willensfestigkeit ohne Gleichen sein Wort zur That machte, jenes goldene Wort von der Armuth: „Mitten in die reichste Gesellschaft geworfen, kam ich durch meine Armuth in keine Verlegenheit, denn es kostete mich keine Mühe, zu sagen: ich bin arm." Aber der Politiker Béranger, so theuer seine politischen Lieder seinem Volke sind, hat durch diese seine Lieder seinem Volke, der Freiheit seines Volkes mehr Schaden gethan, als die Emigranten und Jesuiten, die er sein Leben hindurch bekämpft. Denn für Béranger hatte in politischen Dingen nur die Zweckmäßigkeit Gewicht, nie der Rechtspunkt, und die Vorstellung von dieser Zweckmäßigkeit wird ihm weit mehr durch seinen ritterlichen Instinkt vermittelt, als durch irgend welche gründliche Betrachtung der Dinge. Gerade in seinen ergreifendsten und volksthümlichsten Liedern, in Klängen von wunderbarer Tragik, hat er im Volke die furchtbarste aller französischen Leidenschaften genährt, die militärische Pression.

Er hat die Anbetung des Ruhmes stets geschürt und angeblasen. Und wie er, der „in seinen Adern den Pulsschlag fühlte dieses so oft gleichzeitig frivolen und enthusiastischen, kleinmüthigen und heroischen, erhabenen und lächerlichen, aber nie langweiligen Ungeheuers, das sich so gern die große Nation nennt", der in seinen Liedern den musikalischen, unmittelbar das Herz treffenden Ausdruck für jedes Ideal fand, an welches das Empfinden seines Volkes — nicht etwa blos die Spekulation einzelner Bevorzugten — hinanreicht, so durfte Scribe, den alle diese Dinge nur gelegentlich und selten berühren, doch auch sagen: „Meine Muse ist das französische Volk." In seinen besseren Lustspielen hat er uns die große, beständig nach oben und nach unten sich ausdehnende Mittelklasse bei ihrer täglichen Arbeit, im Strudel ihrer Geschäfte und ihrer Freuden, das ganze bunte Treiben dieser lärmenden, glänzenden, corrumpirten, leichtfertigen und doch so anziehenden, vielfach liebenswürdigen und in so hohem Grade lebenskräftigen französischen Gesellschaft in einer endlosen Reihe von scharfen, bunten Bildern vorgeführt. In Allem, was die Franzosen der mittleren und oberen Stände thun und treiben, gründlichst zu Hause, mag er als ein getreues Bild der reichen französischen Bourgeoisie gelten, der er durch Geburt, Neigung und Wohlhabenheit angehört hat. Um so bezeichnender ist es, daß in seinen Lustspielen überall, wo die politischen Meinungen des Dichters hervortreten, sich dieselbe Auffassung der Revolution und ihrer Ergebnisse ausspricht, wie bei Béranger; dieselbe tiefe Abneigung gegen die Privilegien der Geburt, dasselbe Eintreten für die freie Konkurrenz jeder Kraft und jedes Talentes, diese charakteristischen Familienzeichen der modernen französischen Gesellschaft, überall endlich die innere Verwandtschaft mit den Prinzipien des auf die Revolution sich stützenden Bürger-Königthums. Und wenn man in die Fülle seiner schlagenden Sittenschilderungen, in die behaglich-pikante Entfaltung der von Niemanden treffender dargestellten Schwächen seiner Zeitgenossen hineinschaut, so begegnen auch ihm bei dem eigentlichen Bourgeois der französischen Literaten die Vorliebe für die abenteuernden, verwegenen Existenzen, vor Allem für den Soldaten, besonders den der afrikanischen Armee. Dieser Scribe, der friedliebende, reiche Skeptiker, kann plötzlich sehr ernsthaft werden, wenn das Gespräch auf die Gloire nationale kommt; er vergißt auf Augenblicke seinen kühlen Spott, sobald ihm eine Uniform zu Gesicht kommt. An Béranger erinnern endlich die zahlreichen Stellen, in denen der Lustspiel-Dichter seine Auffassung der Frauen durchweg mit Delikatesse, mit Anerkennung der feineren, wirklich poetischen Seite jener nun einmal so eigenthümlichen Verhältnisse der beiden Geschlechter an den Tag legt, und namentlich jenes spezifisch französische, nicht selten bis zu wahrem Heroismus sich steigernde Freundschaftsverhältniß zwischen Männern und Frauen mit sicherem Takte zeichnet. Und gerade in dieser Behandlung der Frauen steht Scribe hoch über den Verfassern der modernen kaiserlich französisch moralischen Konversationsstücke, jenen Dumas Sohn, Barrière und Konsorten, in deren Produktionen sich die frivolste Genußsucht unter der Vormundschaft der kältesten philisterhaften Berechnung ganz ungenirt zur Schau stellt.

Aber wenn sich so dem Durchschnitts-Bewußtsein der französischen Masse und ihrer schriftstellerischen Vertreter der Stempel der Revolution von 1789 unauslöschlich eingeprägt zeigt, so tritt die Gewalt dieses ungeheueren Ereignisses noch schlagender zu Tage in den Werken derjenigen Schriftsteller, die den Kampf gegen die Revolution zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Der Graf de Maistre und der Abbé Lamennais sind von dem gleichen fanatischen Hasse gegen die Revolution beseelt und gleich eifrig bemüht gewesen, gegen ihren Geist mit den Waffen des Geistes zu kämpfen. Und es ist ihnen beschieden gewesen, dem strengen, stolzen, charakterfesten und harten Aristokraten ebenso wie dem feurig leidenschaftlichen Priester-Demagogen, gegen die Revolution selbst mit den Waffen der Revolution zu Felde ziehen zu müssen. Nicht nur daß ihre Schriften die ganze Leidenschaft der Revolutions-Periode athmen, „diese Verkünder der „wahren" Freiheit und der „wahren" Liebe streiten niemals einfach gegen Andersdenkende, sondern gegen verworfene Bösewichter und elende Dummköpfe. Die „Blut und Verdammniß wuchernden" Herzensergüsse des Pastor Götze sind bescheidene Bedenken eines Biedermannes im Vergleich mit dem giftigen Hohn, mit der souveränen, kavaliermäßigen Verachtung, mit welcher namentlich de Maistre, doch nicht selten auch Lamennais, die Gegner behandelt. Nicht nur ferner, daß sie, Rousseau und Voltaire nachstrebend, geistreich werden im Kampf gegen die zerstörenden Gewalten des Geistes, nein, ihre Grundanschauungen sind schließlich wesentlich revolutionär. Diese Männer der Reaktion und des konservativen Systems, die jedes Streben nach Verbesserung des historisch überkommenen Zustandes abweisen wollen mit dem famosen Satz von der Unfähigkeit des Zeitalters zur Gesetzgebung, steigern sich in ihrem Abscheu gegen die Neuerungen bis zur Begeisterung für eine selbsterdachte, nur nothdürftig unter historischen Symbolen versteckte Ordnung der Welt, für eine Revolution, welche im Grunde an Achtung vor dem Bestehenden dem Treiben des Konvent beinahe gleichsteht, nur daß sie den Widerspruch gegen den „gesunden Menschenverstand" zum Grundsatz erhebt, wie die andere Seite die unbedingte Hingabe an dessen voreilige Entscheidungen. Freilich nur theoretisch Terrorist, schwelgt de Maistre in den Mysterien des Leidens, der Versöhnung durch Blut; den Glücklichkeitstheorien der die Köpfe abschneidenden Revolutionäre tritt seine Predigt von der wunderbar heilenden Kraft unschuldig vergossenen Blutes zur Seite. Wie eine Carmagnole der Reaktion, klingen uns die Worte des Wortführers der umgekehrten Staatswissenschaft entgegen: „Die Erde schreit nach Blut! Das Blut der Thiere genügt ihr nicht, auch nicht das vom Schwerte des Gesetzes getödteter Missethäter. Sie ist ein unermeßlicher Altar, wo alles Lebende unaufhörlich geopfert wird, maßlos, rastlos, bis zur Vollendung der Dinge, bis zur Ausrottung des Uebels, bis zum Tode des Todes. Der Krieg ist göttlich in sich selbst, denn er ist ein Gesetz der Welt. Das zeigt sich unter Anderem deutlich in dem, den großen Feldherren, Völkergeißeln, von der Gottheit bekanntlich gewährten, fast wunderbarem Schutze." Ebenso erweisen in des später dem Papstthum feindlich entgegen getretenen Lamennais' Schriften sich Revolution und Autorität im Grunde als identisch; sie wissen Beide nichts von der im Bewußtsein des eigenen Rechtes wurzelnden unverbrüchlichen Achtung vor dem Rechte des Anderen und der Gesammtheit.

Mit vollem Nachdruck weist der Verfasser auf die Bedeutung hin, die den Lehren dieser Contre-Revolutionäre durch Wort und That ihrer deutschen Nachahmer auch für unser literarisches und politisches Leben erlangt haben. Er unternimmt es, die christlich-germanische Maske des römisch-französischen Gespenstes einmal wieder zu lüften, es wieder einmal zu klarem Bewußtsein zu bringen, vor welchen Göttern eine gewisse Klasse von eigentlichsten und ausschließlichsten Patrioten das Knie beugt.

Möge denn auch vor Allem der Schluß seines Bildes von Lamennais gebührende Beachtung finden: „Das allgemeine Stimmrecht, die Straßenemeute, die Verschwörung, der Staatsstreich, ist die Kehrseite der Medaille, welche auf dem Avers die dreifache Krone und den Hirtenstab trägt. Wo der Dünkel der Unfehlbarkeit aufhört, bei der „Autorität" seine Rechnung zu finden, verwandelt sich der loyale Aristokrat in den mißvergnügten Führer einer systematischen Opposition, der glaubenseifrige Priester in den Demagogen. Wohin Lamennais schließlich auf diesem Wege gerathen, das darzustellen, gehört einer anderen Studie an. Für dieses Mal begnügen wir uns, ihn bis zum Scheidewege begleitet, und kurz an den Ursprung und an die Natur jener „höheren Weisheit" erinnert zu haben, welche seit einem Jahrzehend dringender als je sich berufen glaubt, die deutsche Wissenschaft zur Umkehr zu bestimmen und dann auch unser thatsächliches Leben ihre Straße sachte abwärts zu führen."

Der Zusammenhang, in dem Chateaubriand sich an die schriftstellerischen Vorkämpfer der Restauration anschließt, ist bei dem Verfasser des Génie du Christianisme, dem Staatsmanne des Ministeriums Villèle, ebenso leicht verständlich, als sich der Gegensatz ergiebt, in welchem die Protestanten Frau von Staël und Guizot zu dieser Gruppe der Romantiker und Kreuzfahrer stehen. Wir enthalten uns um so mehr, auf die vortrefflichen Zeichnungen näher einzugehen, in denen Kreyßig die politische und literarische Thätigkeit dieser drei hochbedeutenden und hochbegabten Persönlichkeiten zu lebensfrischen Bildnissen zusammengefaßt hat, als die Grundzüge ihrer Physiognomien auf dem einen wie auf dem anderen Gebiete ihrer Wirksamkeit in weiteren Kreisen feststehen. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß die „Studien" nur Bekanntes wiederholten. Sie sind auch, wo es sich, wie bei den Genannten und ihren Schriften, um allgemeiner bekannte Gegenstände handelt, überall voll von den feinsten Bemerkungen und von sicheren, die bisherige Ansicht vielfach aufklärenden, überall das Verständniß fördernden Beobachtungen. Es mag unter Anderem hervorgehoben werden, daß der Verfasser auch bei Guizot, dem Erzdoktrinär, dem schwärzesten Sündenbocke des „tollen Jahres", mit Nachdruck auf die „Ader von 1789" verweist, die ganz hell in dem Staatsmann wie in dem Schriftsteller sprudelt. Ebenso kann es nicht unbemerkt bleiben, daß auch dieser „Mann aus Einem Gusse", an dessen eiserner, sittenreiner Persönlichkeit der Verfasser ein besonderes Wohlgefallen findet und zu finden berechtigt ist, dieser Mann, der es vielleicht mit der Umgestaltung des französischen Staatswesens, mit der Ueberleitung seiner Formen in das selbständige Leben der germanischen Völker am ernstlichsten gemeint hat, der Mann, der seinem Präfekten Amédée Thierry als Minister die unvergeßlichen Worte schrieb: „Suchen Sie Leute, die selbst denken und handeln. Das erste Bedürfniß des Landes ist, daß auf allen Punkten sich unabhängige Meinungen und Einflüsse bilden. Die Centralisation der Geister ist schlimmer, als die der Geschäfte" — dennoch die Herrschaft über die Geister als das Problem über die Geister bezeichnet hat und diese Herrschaft, auch in der Praxis, durch Einfluß, durch geregelte systematische Einmischung auf die Vertreter und Träger des Geistes, d. h. doch wohl, wie Kreyßig treffend hinzusetzt, durch ein kräftig und geschickt gehandhabtes System der Aufmunterungen, der Ueberwachung und im Nothfall der Einschüchterung, zu gewinnen gesucht hat.

Sollen wir bei Lamartine anhalten? Kreyßig erinnert bei einer anderen Stelle an Platon's Ausspruch, der da sagt, in seiner Musterrepublik würde er die Dichter beschenken und bekränzen und sie dann über die Gränze bringen. „Die Franzosen haben in neuerer Zeit mehrfach anders gedacht. Sie haben ihre Dichter zu Deputirten, zu Pairs, zu Ministern, zu provisorischen Regenten gemacht. Bis jetzt haben sie damit dem Ansehen des Platon wenig Abbruch gethan. Weder Chateaubriand, der Minister, noch Victor Hugo, der Pair, noch Lamartine, das Mitglied der provisorischen Regierung, haben die Zeiten des Königs David und des Athenischen Solon erneuert, da die Seele des Dichters sich als die Schatzkammer der den inneren Weltlauf ordnenden und beherrschenden Weisheit erwies." Und doch, ist ein Mensch mehr als Lamartine berufen, der Vertreter des politischen Dilettantenthums, mit seinen Schwankungen zwischen Gestern und Morgen, seiner Lüsternheit nach Aufregung, seiner Unfähigkeit zu ernster Staatsthätigkeit zu sein, vor der die Julimonarchie und mit ihr wohl lange Zeit die Hoffnungen auf eine fortschreitende Entwickelung des wirklichen Staats- und Rechtsgedankens in Frankreich in einer tollen Nacht versanken? Kann man sich der Scham und doch des Lachens nicht erwehren bei jener Parodie der Erklärung der Menschenrechte, jener legislatorischen Improvisation, mit der die Erwählten des französischen Volkes ihre provisorische Regierung begannen, zumal bei jener fast unwiderstehlich komischen Darstellung der Scene, die der Hauptakteur selbst (in der Geschichte der Revolution von 1848) uns gegeben hat: so darf andererseits nicht vergessen werden, und gegenüber der Vergeßlichkeit der Zeitgenossen ist es recht gethan, daß Kreyßig daran erinnert, wie eben dieser Dilettant und Dichter, der eitle Mann, der die Wirkungen seiner Rede in welthistorisch wichtigen Momenten vor dem Spiegel einstudirt, doch den persönlichen Muth und die instinktive Einsicht besaß, welche Europa in einer verhängnißvollen Katastrophe vor der Erneuerung der Revolutionskriege bewahrt haben.

Von besonderem Reiz ist das in die Reihe dieser Staatslenker eingeflochtene Bild von George Sand. In ihr begrüßt der Verfasser eine von der krankhaften Strömung der Zeit wohl berührte, aber nicht im innersten Kerne verdorbene echt poetische Offenbarung des neufranzösischen, von germanischen Bildungselementen befruchteten, aber selbständig und national gebliebenen Geistes. Ist es das eigenthümliche Interesse, das die Gestalt der unerschöpflichen, stets jugendfrisch gebliebenen Dichterin, der lebensfrohen Tochter der verte Bohême von Paris, von ihrem ersten Auftreten an, an sich gefesselt hat, welches ihr Lebensbild in den persönlichen Zügen reicher ausgeführt und unserem theilnehmenden Sinn näher gerückt hat, als manches der Vorhergehenden? Oder liegt der Grund in dem künstlerischen Gefühl, daß das zeitgeschichtliche Bild, dessen Schatten besonders in der Erinnerung an das Leben des Dichter-Staatsmannes an uns vorüberzog, einen guten Theil seiner heitersten und seiner düstersten Farben vermissen ließe, wenn es nicht durch einen Blick auf die frischeste, reichste und lebenskräftigste Dichtergestalt des heutigen Frankreichs vervollständigt worden wäre? Jedenfalls ist sie eine erquickliche Unterbrechung für Leser von rein literarisch-ästhetischem Sinne, die hier zumeist ihre Rechnung finden werden. Sie werden am bereitesten sein, dem Verfasser beizustimmen, wenn er seinen anziehenden Essay mit den Worten schließt: „Diese schwarzäugige, unverwüstliche Preciosa, dieses verzogene Kind der Waldnymphen und Wassernixen, gehört wirklich nicht in den Rath der Gesetzgeber oder gar auf das Katheder oder die Kanzel. Ihre sittlichen Vorstellungen wie ihre politischen Systeme sind unklar, nicht selten

gefährlich, weil ihnen das Verständniß für die Vermittelung zwischen Ideal und Wirklichkeit fehlt. Aber dafür hat die gütige Natur diese echte Tochter des schönen Frankreichs vor allen zeitgenössischen Dichtern reich begnadigt mit dem klaren Blicke des Künstlerauges, mit urwüchsiger Gestaltungskraft, mit dem Zauber naiv-anmuthiger Rede, so lange sie das Gebiet der Spekulation nicht betritt. Unsere dankbare Anerkennung darf hier ebenso rückhaltlos sein, als der Widerspruch entschieden sein mußte, so lange es darauf ankam, einer in bestechender Form vorgetragenen, unsittlichen und, Gott sei Dank, gründlich undeutschen Auffassung wichtigster Lebensverhältnisse entgegenzutreten.

Lamartine und George Sand repräsentirten die wirren Kämpfe und Zuckungen der dreißiger und vierziger Jahre. Von ihnen ruht die französische Gesellschaft seit mehr als einem Jahrzehend im Lazaret des Imperialismus, der freilich, so schwer er auf dem Geistesleben der Nation lastet, nicht mächtig genug ist, alle Ankläger zu unterdrücken. Keinen heftigeren hat er gefunden, als den Dichter, der sich und seinen Namen in einen geradezu diametralen Gegensatz zum Kaiser gebracht hat. „Victor Hugo in der Verbannung“, der uns aber nicht bloß den Kampf der Flüchtlinge und Gescheiterten gegen den siegreichen Cäsar, sondern den noch immer den Sieg erhoffenden demokratischen Sozialismus vertritt, hat in den letzten Jahren durch neue, umfangreiche Schöpfungen den alten Dichterruhm seiner Jugend mit frischem Lorbeer geschmückt. Was er, der frische, rüstige Greis, in seinem Dichten wie in seinem Hoffen erstrebt, hat er uns in den „Armen und Elenden“ und in der „Legende der Jahrhunderte“ mit der ausführlichen Redelust des Alters dargelegt. Bei der vortrefflichen Schilderung, die namentlich das letztere Werk noch vor Kurzem in diesen Blättern gefunden, können wir uns eines näheren Eingehens hier enthalten.

Einer aber bleibt uns noch übrig, der Kaiser. Er ist groß genug für einen besonderen Abschnitt. Darum, auf das nächste Mal! P. D. F.

England.

Das Alter des Menschengeschlechts.*)

Homo testis diluvii? Ist das Menschengeschlecht antediluvianischen Datums oder nicht? Die Frage ist alt — indeß unser Jahrhundert hat eine große Anzahl neuer Daten zur Erörterung der Frage beigebracht, welche wir, da sie von allgemeinem Interesse sind, hier zusammenstellen wollen.

Schon zu Anfang des Jahrhunderts machten zwei auf der Insel Guadeloupe in einer Tuffsteinbildung gefundene menschliche Skelette großes Aufsehen, indeß eine genauere Untersuchung wies nach, daß dieselben, sammt der sie einschließenden Tuffsteinbildung jüngeren Datums seien.

Später fand man in den Höhlen von Lüttich Menschenknochen, die von Spring und Buckland für 4000 Jahr, von Schmerling indessen für gleich alt mit den Diluvialthieren, d. h. über 100,000 Jahr alt gehalten wurden. In der neuesten Zeit sind im Departement der oberen Garonne bei Aurignac wichtige Funde gemacht worden. Man fand nämlich beim Abräumen der Erde eine Steinplatte in einer Kalkfelswand, welche eine nischenartige Höhle verschloß, in der man Schädel und Knochen von etwa siebzehn menschlichen Individuen einer kleinen Race, meist Frauen und Kindern angehörig, fand, nebst einigen Zähnen von Säugethieren und durchbohrten Scheibchen von einer Herzmuschel, die vielleicht aufgereiht als Hals- oder Armband dienten. Später wurde noch ein Rennthier-Geweih, Knochen und Zähne von Höhlenbären, Pferd und Auerochs, sowie bearbeitete Feuersteine gefunden. Vor der Grabhöhle fand sich eine ausgedehnte Feuerstelle mit viel Kohlen- und Aschenresten, mit Knochen von Mammuth, Rhinoceros, Edelhirsch, Reh und Auerochs. Ein Theil der Knochen war der Länge nach gespalten, andere durch Feuer geröstet, andere von Hyänen angenagt. Feuersteinsplitter sowie zu Pfeilen, Pfriemen und Glättwerkzeugen verarbeitete Knochen lagen umher; auf einem Bärenzahn fanden sich Thiergestalten roh gravirt.

Der ganze Befund deutet darauf hin, daß es sich hier um eine alte Begräbnißstätte handelte, vor welcher Todtenschmäuse gefeiert wurden. Die Thatsache, daß Mammuth- und Rhinoceroskochen zugleich mit den anderen Resten vor der Grabhöhle gefunden wurden, beweist mit Evidenz (was von vielen Seiten bis dahin noch bezweifelt worden war), daß zur Zeit des Diluviums bereits Menschen lebten.

Eine Reihe späterer Funde, welchen man Anfangs hohe Wichtigkeit für die Frage vom Alter des Menschengeschlechts beilegte, hat sich bei genauerer Untersuchung als wenig bedeutungsvoll herausgestellt. Man fand nämlich bei Le Puyen Velay in Frankreich Reste von Menschenknochen in einer vulkanischen Umgebung, den sogenannten „fossilen Menschen von Denise“, dessen Schädel ganz die Gestaltung und die Dimensionen des Kaukasiers zeigt, also jüngeren Datums sein muß. Bei Mastricht wurde in einer Lößschicht ein fossiler menschlicher Kinnbacken gefunden, jedoch ohne andere Beilagerungen, die über die Zeit hätten Aufschluß geben können. Vor Kurzem fand Dr. Fuhlrott im Neanderthale, unweit Elberfeld, in einer leicht zugänglichen Höhle unter einer 4—5 Fuß tiefen Lehmschicht einen Schädel, dessen Bildung von allen uns bekannten Raçen bedeutend abweicht; allein erstens ist er nicht fossil und dann ist es unerwiesen, ob diese Schädelbildung nicht vielleicht ein einzelnes abnormes Individuum repräsentirt; überdies fanden sich in der Höhle keine anderen Ueberreste von Thieren aus der Diluvialzeit, so daß auch hier Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Lebenszeit des Individuums fehlen.

Interessanter ist ein Fund, den etwa um dieselbe Zeit Bennet-Dowler in Louisiana machte: er fand nämlich im Ueberschwemmungsgebiet des Mississippi, sechzehn Fuß tief im Boden, unter der Wurzel eines Cypressenstammes einen Schädel von amerikanischem Typus. Nach Dowler's Berechnung (die freilich nur auf Hypothesen basirt) haben die zehn dort über einander gelagerten Cypressenschichten 158,000 Jahre erfordert, und da der Schädel zwischen der dritten und vierten Schicht lag, würde sein Alter ungefähr 57,000 Jahre betragen.

Nächst diesen fossilen Menschenknochen-Resten haben in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Forscher in Bezug auf die vorliegende Frage beschäftigt die Ueberreste des Steinzeitalters, die Pfahlbauten und die sogenannten Kuchenabfälle.

Unter der Steinzeit versteht man eine sehr frühe Epoche des menschlichen Entwicklungsganges, in welchem der Mensch nur Werkzeuge und Waffen von Stein kannte. Boucher de Perthes in Frankreich hatte im Sommethal unweit Abbeville

*) Charles Lyell, The Geological Evidences of the Antiquity of Man. Zweite Auflage.

in diluvianischen Schichten neben Knochenresten von Pachydermen viele artartig gestaltete, zwar nicht polirte und auch des Stils entbehrende, aber doch dem Anschein nach durch Absprengung absichtlich geformte Kiesel- oder Feuersteine gefunden und in ihnen die ersten Werkzeuge einer sehr alten Bevölkerung erkannt. Seine Vermuthungen wurden Anfangs bestritten und namentlich die betreffenden Erdschichten für jüngeren Datums gehalten, auch die Steinärte für bloße Naturspiele betrachtet — in der letzten Zeit jedoch hat man sich allgemein zu der Ansicht Boucher's bekannt. Es fanden sich diese Steinärte in Gemeinschaft mit Elephantengebeinen 16—17 Fuß tief in Kies und Sand auf Kreideschichten vom jüngsten Datum der Tertiär-Formation, freilich ohne irgend sonstige Spuren menschlicher Thätigkeit oder menschlicher Gebeine. Später fand man bei St. Acheul und auch in einer englischen Höhle wirkliche menschliche Knochenreste zusammen mit solchen Aerten.

Es würden diese Funde allerdings auf einen Zeitabschnitt weit vor dem Diluvium hinweisen — indeß vorläufig sind die Daten noch zu spärlich und ein Fund der allerjüngsten Zeit gebietet auch die größte Vorsicht in ihrer Deutung. Herr Dewalque nämlich, Mitglied der belgischen Akademie, hat so eben Folgendes mitgetheilt: „Bei den Fundations-Ausgrabungen der Brücke von Esneur in den Kieseln des sogenannten Ourther Diluviums, sechs Fuß tief unter dem Beginn der Diluviumschicht, hat man einen Menschenkopf von weißem gewöhnlichem Bildhauer-Marmor gefunden, welcher eine Todtenmaske darstellt; das Stück Büste lag mitten unter diluvianischen Ueberresten. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel nach der Art der Marmorbearbeitung, daß der Kopf aus der Zeit nach der römischen Herrschaft und nach Einführung des Christenthums in unseren Gegenden herrührt!" Das ist allerdings eine interessante Warnung für den nach fossilen Menschen suchenden Geologen. Deswegen darf man auch kein übermäßiges Gewicht darauf legen, daß unter den Aufschwemmungen des Flusses Tinière bei seiner Mündung in den Genfer See einige Töpfergeräthschaften zusammen mit einer broncenen Pincette gefunden wurden, deren Alter die Geologen auf 8000—12,000 Jahre bestimmten; ebenso wurden im Alluvialboden des Nilthals (z. B. bei Memphis) neben Ueberresten jetzt noch lebender Thierarten Krüge, Töpfe, ein kupfernes Messer, Stücke von gebrannten Steinen in Tiefen bis zu 60 Fuß gefunden, was — unter Annahme einer Anschwemmung von 6 Zoll in einem Jahrhundert — sofort zu der Behauptung verwerthet wurde, die ägyptische Kultur sei mindestens 12,000 Jahre alt. Diese Schlußfolgerung ist unhaltbar: denn gerade bei Memphis kommen zahlreiche Erdspalten vor und Cisternen von einer Tiefe von 50—100 Fuß, und überdies ist es wahrscheinlich, daß gebrannte Steine den alten Aegyptern unbekannt waren, und daß sie nur aus Lehm und Stroh bereitete und an der Sonne getrocknete Backsteine gebraucht haben.

Nicht viel anders steht es mit der Beweiskraft der an und für sich äußerst interessanten Entdeckung der **alten Pfahlbauten**. Sie wurden Anfang 1854 zunächst im Züricher See, dann fast in allen Schweizer Seen und auch in anderen Gegenden, wie Irland, Dänemark und Mecklenburg entdeckt. Bekanntlich fand man ausgebreitete Reste von Pfählen, die unverkennbar menschlichen Wohnungen als Fundament gedient hatten und ziemlich deutlich noch heute die Grundrisse der Hütten und der an das Ufer führenden Brücken erkennen lassen. Wie sich noch heut auf Borneo, Guinea, an den Mündungen des Euphrat, am Tschadsee solche Pfahlbauten finden, so ist auch bei den irischen Pfahlbauten nachgewiesen, daß sie noch im Mittelalter bewohnt waren. Unzweifelhaft sind aber die schweizerischen Pfahlbauten viel älter und reichen selbst nach den ungünstigsten Schätzungen in die Zeit um 500 v. Chr., aus welcher Zeit uns Herodot in anschaulicher Weise die erfolgreiche Vertheidigung einer solchen Pfahlfestung durch thracische Päonier wider die Heeresmacht des Perserfeldherrn Megabazus berichtet. Wahrscheinlich sind die schweizerischen Pfahlbauten, bei denen sich zwei Epochen unterscheiden lassen, noch beträchtlich älter, und den ältesten, meist tiefer in den See gerückten Bauten wird nach den in gründlichster Weise geführten Untersuchungen ein Alter von etwa 2000 Jahren v. Chr. nicht abzusprechen sein.

Die um die Pfahlreste gelagerten Schichten enthalten außer Geräthen, die aus Knochen, Thierklauen, Hörnern, Holz und Thon verfertigt sind, theils steinerne, theils broncene, ja theilweise sogar noch eiserne Geräthschaften und Waffen. Die gefundenen thierischen Knochenreste gehören alle der Neuzeit und jetzt noch vorkommenden Arten an, und die in den Denkmälern der Neuperiode gefundenen menschlichen Reste weichen namentlich in der Schädelbildung von denen der Bronce- und Eisen-Periode, ja selbst von denen der jetzigen Schweizer nicht wesentlich ab. Das Ende der schweizerischen Pfahlbautenzeit stimmt genau mit den Zuständen überein, die Cäsar bei seinen Kriegen in Gallien gefunden.

Nicht so hoch hinauf reichen die neuestens mit dem dänischen Ausdruck **Kjökkenmöddinger, d. h. Kuchen-Abfälle** bezeichneten Funde. An den Ostküsten der dänischen Inseln haben sich nämlich große Bänke von zum Theil geöffneten Austern und anderen Muschelschaalen mit Knochenresten und Werkzeugen von Stein, Holz, Horn und Resten von Töpferarbeit gefunden. Die thierischen Knochenreste gehören allen Arten an, die in historischer Zeit Europa bewohnt haben. Da aber auch Reste von Kieferholz, einer jetzt aus Skandinavien verschwundenen Baumart, hierbei sich fanden, hatte man berechnet, daß diese Reste uns die Geschichte einer Bevölkerung erzählen, die wenigstens vor 10,000 Jahren unter mächtigen Kieferwäldern an der Küste gelebt hat.

Diese Berechnung beruht auf der Annahme eines vierfachen Vegetationswechsels, von denen jeder mehrere Jahrtausende beansprucht (Kiefern, Steineichen, Sommereichen, Buchen), welche Aufeinanderfolge namentlich in den dänischen Torfmooren deutlich zu Tage tritt. Die gegenwärtige Ruheperiode bildet bei der Berechnung den Maßstab. Wenn aber in der Diluvialzeit Skandinavien aus Gletschern und Eismeeren bestand und der Uebergang zur Neuzeit ziemlich rasch, wie angenommen ist, erfolgte, so werden mit der fortschreitenden Erwärmung auch die Baumvegetationen, welche bei einer Erhöhung der Wärme um wenige Grade sich in ihren bisherigen Zonen rasch verschieben konnten, sich wohl schneller und in einer Weise entwickelt haben, für welche die gegenwärtige Zeit kein sicherer Maßstab ist.

Wie unzuverlässig und zweifelhaft die Berechnungen sind, welche auf den Vegetationswechsel in den Torfmooren basiren, zeigt ein sehr interessanter Fund, welcher in einem Torfmoore des Sundewitt an der Ostküste Schleswigs kürzlich gemacht wurde: man entdeckte nämlich unter einer Torfmoorschicht von fünf Fuß ein Muschellager und unter demselben ein 36 Schritt langes Schiff mit vielen Antiquitäten, auch Pferdegerippe wurden gefunden, aber keine Spur von Menschen-Skeletten. Eine Anzahl Münzen, die ältesten aus der Zeit von 160 n. Chr., sowie Geräthe aus der Carolingischen Zeit stellen nach den Angaben des Dr. von Ledebur das Alter der Funde zwischen das

3. und 9. Jahrhundert n. Chr. Nach der Lagerung dieser Antiquitäten hätte man auf ein Alter von vielen Jahrtausenden schließen müssen.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Bedeutung der aufgefundenen fossilen Menschenknochen: Rudolph Wagner in Göttingen, wohl der bedeutendste der komparativen Osteologen, hielt keinen der bisher beobachteten Funde, bei denen Menschenknochen mit Resten von ausgestorbenen Thieren der Tertiärzeit vereinigt getroffen wurden, für beweiskräftig in Betreff des hohen Alters des Menschengeschlechts. Den obenerwähnten Neander-Thal-Schädel hält er für den Schädel eines alten Holländers, nur daß er etwas stärker abweiche von dem Typus der Schädel, welche, von der Insel Marken im Zuydersee stammend, sich in der Blumenbach'schen Sammlung finden. Den Schädelfunden der Pfahlbauten weist er ein Alter von 2000—3000 Jahren an. An diese Schätzungen reiht er den Vorschlag zu einer archäologischen Klassificirung der Schädel und zur Entwerfung von Schädelkarten, um allmählich zu festeren Grundlagen für Lösung der Frage vom Alter des Menschengeschlechts zu kommen.

So viel scheint uns festzustehen, daß das Alter des Menschen in die Zeit des Diluviums hinaufreicht — will man jedoch diesen Zeitraum in bestimmten Zahlen ausdrücken, so muß man zu Hypothesen greifen; ein wissenschaftlicher Anhalt, der auch nur einigermaßen stichhaltig wäre, ist bisher noch nicht gefunden.

Italien.

Ein neues Werk über die Topographie von Italien.

Wenngleich der Sitz des Königreichs Italien in Folge der September-Konvention von den Ufern des Po bis an den Arno vorgerückt ist, so wird die neue, wie wir glauben, nur provisorische Hauptstadt Italiens doch alle ihre Kräfte aufzubieten haben, um mit der literarischen Thätigkeit von Turin zu wetteifern. Wer der inneren Geschichte der Reorganisation von Italien gefolgt ist, weiß, welchen Aufschwung unter der Regierung Carl Albert's, besonders seit den vierziger Jahren, der schriftstellerische Verkehr in Piemont nahm. Vorläufer der thatsächlichen Erhebung, rief dieser Aufschwung, dessen auch Alfred von Reumont in der Biographie des Grafen Cesare Balbo mit Anerkennung gedenkt, besonders auf dem Gebiete der Realwissenschaften und der Geschichte Werke von dauerndem Werthe hervor, Werke, die, wenn auch zum Theil auf die altsardinischen Staaten beschränkt, doch zur Begründung der Hegemonie Piemonts in dem Befreiungs- und Einigungskampfe das ihrige beigetragen haben. Nicht minder groß ist der Antheil, den, Turin an der Spitze, die Schriftsteller Piemonts an der wissenschaftlichen Bearbeitung und Belebung des geeinigten Königreichs nehmen.

Es ist bereits bei Erwähnung der statistischen Arbeiten, die sich in besonderen Werken wie in Zeitschriften in Italien täglich mehren, der hohe Einfluß dieser Werke auf den Ausbau und die innere Befestigung des neuen Staatsorganismus wiederholt hervorgehoben worden. Dieselbe Bedeutung darf in hohem Maße einem Werke über die Topographie Italiens beigemessen werden, das von dem schon durch frühere statistische und militairische Arbeiten rühmlich bekannten Generalstabs-Obersten, Comthur Luigi De Bartolomeis, gegenwärtig herausgegeben wird. Dem uns zugegangenen Programme zufolge, wird diese Hydrographie von Italien,*) die erste umfassende Darstellung der Wasserläufe der ganzen Halbinsel und des zu ihr gehörigen Inselsystems, als ein dreibändiges Werk erscheinen (zum Preise von 10 Franken der Band) und mit den erforderlichen Karten ausgestattet sein. Dem Verfasser, der bereits früher eine Hydrographie der altsardinischen Staaten bearbeitet hat, sind die nöthigen Materialien für das gegenwärtige Werk durch langjährige eigene Studien und durch die Vermittelung der betreffenden Ministerien zugänglich gemacht worden. Er hebt in seiner Vorrede, in der er den Nachweis seiner wissenschaftlichen Befähigung für eine so wichtige Arbeit bringt, die auf der Hand liegende militairische Bedeutung des Werks hervor. Es leuchtet indessen ein, daß eine derartige Produktion sich nicht minder fruchtbar für die volkswirthschaftlichen Aufgaben Italiens zu erweisen haben wird, daß sie insbesondere für die Herstellung der Schienen- und Kanalverbindungen, somit aber für die Erschließung der Hülfsquellen des Landes und für die fernere Entwickelung seines Ackerbauwesens von hervorragendem Werthe ist. Daß diese Gesichtspunkte von dem Verfasser mit nicht minderer Sorgfalt als die militairischen in's Auge gefaßt werden, möchte aus seinen Vorarbeiten zu schließen sein, die sich, außer einer sehr umfangreichen Topographie und Statistik der sardischen Staaten, insbesondere auch mit wirthschaftlichen Fragen, z. B. der Ackerbaustatistik, einer Statistik des Viehstandes, der Reiskultur u. s. w. beschäftigt haben. Wir wünschen dem thätigen und verdienten Manne, daß er sein Werk ungestört vollenden möge, und hoffen, seiner Zeit über den weiteren Fortgang desselben berichten zu können.

Nordpol-Länder.

Entdeckungen eines Steinkohlenlagers auf Spitzbergen.

Ein Theilnehmer der schwedischen wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen, 1861, C. W. Blomstrand, theilte 1864 in der Kongl. Svenska Wetenskaps Akademiens Handlingar seine geognostischen Beobachtungen und respektiven Entdeckungen mit, denen wir einige interessante Momente entnehmen.

Daß man auf Spitzbergen Steinkohlen gefunden, erhellt schon aus früheren Nachrichten, nirgend aber ist eine nähere Angabe des Lagers zu finden gewesen. Scoresby berichtet nur, daß er an der Kings-Bai schönen Marmor und mittelmäßige Steinkohlen gefunden habe; auch andere Nordlandfahrer sprechen davon und bezeichnen den Eis-Fjord und Bellsund, wo solche gefunden worden sind, die, auch Kolfzell (Kohlenbucht oder Kohlenberg) benannt, noch jetzt darauf hinweisen, daß man sie dort gefunden. Diese durchaus dunkeln Andeutungen veranlaßten Blomstrand, nach dem festen Kohlenflötz zu forschen. Nach Auffindung größerer Kohlenstücke, schien es ihm wahrscheinlich, daß dieselben hinter dem Gletscher, unter den dunkeln Schieferarten der Schwarzen Berge liegen könnten. Beschwerliche Untersuchungen wurden scheinbar ohne Erfolg angestellt, als plötzlich, nachdem Blomstrand schon die Hoffnung aufgegeben, sich in der Ecke zwischen dem Schwarzen Berge und dem

*) Idrografia del Regno d'Italia, compilata dal commend. Luigi De Bartolomeis. Torino, Tipografia Eredi Botta.

großen Gletscher eine entblößte Bergpartie zeigte, wo das Steinkohlenflötz deutlich zu Tage lag.

In schräger Richtung gegen das Meer tritt es unter dem Gletscher aus den höheren Bergen hervor; eine speziellere Untersuchung war momentan nicht auszuführen, doch gelang es Blomstrand, außer an dem zuerst angetroffenen Orte, dem Kohlenberge (Kolfzell), das mächtige Kohlenflötz noch an fünf Stellen, im Ganzen in einer Strecke von circa 7000 Fuß ausstehend, zu finden. Daß aber das Flötz sich noch weit längs der Strandebene hinzieht, ist von ihm mit Sicherheit angenommen. Den ausführlichen Bericht über die, die Steinkohlen begleitenden Bergarten übergehen wir hier und führen nur an, daß Petrefakten von Fischen, jedoch in geringem Maße, sich in den ververschiedenen Thonschieferlagen, sowie Pflanzenüberreste im Sandgestein zeigten.

Es waren Blätter von zwei verschiedenen Arten, von denen das eine, mit starken Rippen, entschieden einer Laubholz-Gattung angehörte.

Der im Westen ruhende Flötz war mit einer Moränenmasse bedeckt; bekanntlich giebt das Gestein der Moränen über den geognostischen Bestand der unzugänglichen Gesteine einigen Aufschluß. Hier waren Sandstein, Thonschiefer und Mergelschiefer vorherrschend.

Die absolute Mächtigkeit des Steinkohlenlagers läßt sich noch nicht genau angeben, da, um solches zu ermitteln, erst eine 1 bis 6 Fuß hohe Schutt- und Steinschicht-Lage, die die Flötze bedeckt, fortgeräumt werden müßte, wozu es natürlich im Moment an Arbeitskraft und Geräthschaften fehlte.

Die Kohlen variirten an Mächtigkeit, wie an innerer Beschaffenheit, je nach den verschiedenen Punkten. Am Boden eines ausgetrockneten Gletscherbachs legte Blomstrand die Steinkohlen in einer fast ununterbrochenen Strecke von 8 Fuß Breite zu Tage. Die schönsten Steinkohlen fand er an der Seite eines Gletscherflusses, wo sie in einer Längenstrecke von circa 30 Fuß hervortraten. Sie sind hier glänzend schwarz mit muldenförmigem splittrigem Bruche, noch hin und wieder die holzartige Textur zeigend. Wo Luft und Feuchtigkeit auf sie eingewirkt haben, schillern sie rothbraun. Die Kohle brennt vorzüglich, hat eine gelbe Flamme und zerfällt fast ganz zu Asche.

Scoresby berichtet, daß die Holländer von der Kings-Bai Steinkohlen bei ihrer Rückkehr mit nach Hause nahmen. Danach müßte man annehmen, daß irgendwo, von alten Zeiten her, eine Grube existiren müßte, doch fand Blomstrand auf keinem der fünf Punkte, die er untersuchte, auch nur irgend eine derartige Spur; wahrscheinlich haben sich die Nordlandfahrer damit begnügt, die in Massen herumliegenden Stücke einzusammeln.

Ein praktischer Nutzen für Europa ist nicht wahrscheinlich, doch kann er für den Walroß- und Robbenfang daraus hervorgehen; derselbe ist seit Jahren immer geringer geworden, da der Wind ein zu unsicherer Gefährte für das Weiterkommen ist, die Dampfkraft ist dort die einzig energisch helfende; diese sich zu sichern und dadurch den kurzen Sommer auf Spitzbergen gründlicher auszunutzen, giebt das gewaltige Steinkohlenflötz jetzt vollkommen Gelegenheit, ganz abgesehen von den interessanten geologischen Beobachtungen, die sich an diesen reichen, bisher unbekannten Fund knüpfen. S. v. M.

Kleine literarische Revue.

— **Von 1815 bis 1865.***) Ein Lehrer der Geschichte und Literatur in Hamburg, Herr Johannes Fritz, hat es jüngst unternommen, von den Kulturerfolgen Deutschlands in der Epoche der letzten funfzig Jahre, die er von dem Fall der Napoleonischen Herrschaft datirt, ein die Haupt- und Grundzüge wiedergebendes Gesammtbild zu liefern. Er selbst gesteht im „Vorwort" unverhohlen ein, daß er nicht eigene Findungen und Erfahrungen bietet; „die vorliegenden Blätter enthalten gleichsam nur die Resultate seiner Lektüre", Reproduktionen, nicht Produktionen. Eine richtige Erkenntniß der Tragweite seiner Kräfte hat ihn Angesichts einer so gewaltigen Aufgabe, wie die Schilderung des jetzigen Zeitalters ist, auf den Weg der Selbstkritik dieser Epoche geführt. Er läßt seine Gewährsmänner reden; der ganze Antheil seiner Subjektivität beschränkt sich, seiner Absicht nach, auf die Auswahl und Anordnung des Stoffes und auf die Einreihung von Verbindungsgliedern zwischen den Kundgebungen des Zeitgeistes. Allein hierin schon ist der Auffassung und Parteistellung des Autors ein umfangreiches Feld eingeräumt, und man würde sich sehr täuschen, wenn man in seiner Arbeit ein buntes Mosaik fremder Meinungen vermuthen wollte. Der Standpunkt des Verfassers ist auf jeder Seite in der entschiedensten Form ausgeprägt; er ist ein weit vorgeschrittener Liberaler philosophischer Färbung, der dem „kritischen Prozeß der Gegenwart", dem „Kampf der Philosophie mit der kirchlichen Anschauung" eine ungewöhnlich hohe Bedeutung beilegt. Seine innerste Ueberzeugung enthüllt er in dem Kapitel: „Die Schule als Gegnerin des Bestehenden in Staat und Kirche". Herr Fritz weist ohne Umschweife auf die socialpolitische Bedeutung der Schule hin: „Die Schule, sagt er, ist das Saatfeld, von dem jede Partei für ihr Wollen und Wünschen Heil erwarten muß." Unzweifelhaft ist solch ein Ausspruch das Zeugniß eines in seiner Weise achtbaren Freimuthes; ob derselbe aber unter den dermaligen Umständen der Schule Nutzen schaffen wird, möchten wir ebenso freimüthig verneinen. Nicht anders steht es mit der Kritik der Bildungs-Vereine für Handwerker und Fabrikarbeiter, deren „nivellirende Thätigkeit" der Autor zur Ueberschrift und zum Gegenstande eines eigenen Kapitels macht. Auch hier, scheint es uns, schadet seine rücksichtslos fortgetriebene Konsequenz dem Institute, welches er anpreist. Der „Zwiespalt im modernen Leben" wird unseres Erachtens von Herrn Fritz auf die Spitze getrieben; seine Deduktion kümmert sich lediglich um Prinzip und Folgerichtigkeit, um Verstandeslogik, und die mancherlei Dinge, die, freilich oft unlogisch genug, im Leben zwischen den absoluten Gegensätzen liegen, ignorirt er völlig. Sein Buch gehört, namentlich wegen der energischen Abwehr aller Berechtigung des geoffenbarten Glaubens, zu denjenigen Schriften, welche gerade die äußerste Rechte bestens acceptiren wird, weil es den Gegnern des Liberalismus ein reiches Anklage-Material spendet. Das hätte der Herr Verfasser bedenken sollen!

*) Von 1815 bis 1865. Blicke in das Kulturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands, von Johannes Fritz, Lehrer der Geschichte und Literatur in Hamburg. Leipzig, Otto Wigand, 1865. VI u. 258 Seiten.

— **Die dunkeln Häuser Berlins.***) Das zweite Bändchen dieses vielgelesenen Buches entspricht nicht ganz seinem Titel, indem es uns nicht bloß in dunkle, sondern auch in einige durch Menschenliebe und Wohlthun lichte Häuser Berlins einführt. Es befinden sich darunter das „Haus zum guten Hirten", eine Klinik und einige Krankenhäuser in und in der Nähe der Hauptstadt. Allerdings dient das Licht dieser Bilder à la Rembrandt nur dazu, die dunkelen Schatten derselben um so kräftiger und wirksamer hervortreten zu lassen, aber man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er sein graphisches Talent auch darauf verwendet, die Menge der Leser, die vorzugsweise gern nach dem „Dunkeln" und Skandalösen greift, bei dieser Gelegenheit mit einigen humanen, herzgewinnenden Seiten der Gesellschaft bekannt zu machen und sie dafür nicht minder, als für jene Nachtseiten zu interessiren. Im Ganzen sind es sieben Bilder, die in diesem zweiten Korridor der dunkeln Galerie von Rasch aufgehängt sind, und zwar die folgenden: 1) das Haus zum guten Hirten; 2) die nächtliche Konditorei; 3) das Irrenhaus; 4) das Todtenhaus; 5) eine Klinik und ein Krankenhaus; 6) drei Schuldgefängnisse; 7) das Maison de santé.

— **Zur Literatur des Philisterthums.** Irgend ein deutscher Philister, der sich wohlweislich nicht genannt, hat ein Schriftchen, oder vielmehr, wie aus einer Stelle desselben zu schließen, eine Rede gegen die Juden drucken lassen, worin er „über die Verjudung des christlichen Staates" klagt.**) Was, wie wir neulich erst in diesen Blättern in einem Artikel aus Rußland gelesen, selbst in diesem so lange allen Ideen der Humanität verschlossen gewesenen Staate heutzutage für überlebt und eines gebildeten Menschen unwürdig angesehen wird: das gemeine Vorurtheil gegen die Juden als solche, das findet noch in Deutschland seinen Ausdruck in der Presse, die freilich ebenso wenig den Philistern als den Philosophen sich verschließen kann. Was das für Philisterthum ist, das hier gedruckt vor uns liegt, das mögen unsere Leser daraus schließen, daß der Verfasser von seinem Gegenstand unter Anderem Folgendes aussagt: Der Jude hat das Leben verlernt; er lebt heute so wenig im Genusse der Freiheit, wie im Stande seiner früheren Knechtschaft; indem er elegant gekleidet einhergeht, sieht man es ihm an, daß er sich in diese Bekleidung — das Kleid der Civilisation — noch nicht recht hineingefunden; dies ist buchstäblich zu nehmen, nicht allegorisch. Der Jude kann nicht gehen, nicht schreiten, wie es Körper und Bildung bedingen; der Jude kann nicht ordentlich essen und trinken; der Jude kann nicht ordentlich sprechen oder — wenn schon — nicht Maaß halten im Ausdrucke; er versteht weder zu loben noch zu tadeln nach Gebühr. Der Jude besitzt viel Geist, aber wenig Verstand, noch weniger Urtheilskraft. Der Jude kann nicht lieben; seine Liebe verhält sich zur wirklichen Liebe, wie Papiergeld zu klingender Münze: Papiergeld gilt im Weltverkehr eben so viel wie Geld und Silber, ist es aber nicht, es kann sich entwerthen. Der Jude hat keine wirkliche Heimat; von Nationalitätsgefühl findet sich in der Brust des Juden keine Spur. Der so lange von ihnen ersehnte Messias heißt „Mammon", und das Weltreich der Juden wird die Geldherrschaft sein. Der Jude ist schon heute der mächtige unerbittliche Gläubiger des Christen, und er treibt seine große Forderung exekutiv ein durch — die Presse. Hiermit hat der Verfasser den schlagendsten Beweis seines Satzes erreicht, daß der christliche Staat verjudet werde. Als einziges Rettungsmittel gegen diese imminente Gefahr bezeichnet er die gemischten Ehen zwischen Christen und Juden. „Vermählung," so schließt er seine Philippica, „das einzige Mittel, das Specificum gegen Verjudung."

*) Die dunkeln Häuser Berlins. Von Gustav Rasch. Zweiter Band. Berlin, A. Vogel u. Comp., 1865.

**) Die Verjudung des christlichen Staates. Ein Wort zur Zeit. Leipzig, Verlag von Heinrich Matthes, 1865.

— **Baumwolle, in Dalmatien geärndtet.** Ueber diese interessante Erscheinung berichtet ein Wiener Blatt Nachstehendes: „Wir haben heute das erfreuliche Faktum einer ersten Sendung österreichischer Baumwolle zu verzeichnen, welche, zum Verkauf bestimmt, an Herrn Paneth, den eifrigsten Förderer der österreichischen Baumwoll-Kultur, vor Kurzem in Wien angelangt ist. Sie besteht aus der 1864er Aernte des Landwirthes Girolamo Aggazy aus Scardona in Dalmatien. Die Handelskammer in Wien ist dem Wunsche des Herrn Paneth in freundlichster Weise entgegengekommen, indem sie zwei Ballen dieser ersten österreichischen Baumwolle zur öffentlichen Ausstellung in ihrem Lokale, Stadt, Strauchgasse, Montenovo-Palais, gebracht, wo sie noch einige Zeit zu Jedermanns Einsicht liegen bleiben. Sachverständige können nicht genug die Qualität rühmen, welche eine Konkurrenz mit amerikanischer Baumwolle aushält. Es ist unzweifelhaft, daß das Prosperiren des Anbaues dieser Nutzpflanze in Oesterreich für die Land- und Staatsökonomie von größter Tragweite sein könnte. Aber ebenso unzweifelhaft ist, daß in Dalmatien, trotz seines bevorzugten Klimas, bei dem Umstande, daß es dort an Kapital und Arbeitskräften gebricht, Bedeutendes nur durch eine Gesellschaft zu erreichen wäre. Herr Paneth, der jüngst der Baumwoll-Kultur halber ganz Dalmatien bereiste, wobei er vielfache Beweise der öffentlichen Anerkennung erhielt, versichert, daß diese Provinz ungeahnte Schätze in sich berge, und es nur einiger Hebel bedürfe, um das in Armuth versunkene Königreich, welches im Deficit dem Staate vis-à-vis sich befindet, in einigen Jahren zu einer der blühendsten Provinzen des Kaiserstaates zu erheben."

— **Kultur-Entwickelung der Sandwichs-Inseln.** Der britische Bericht über die Handelsverhältnisse der Sandwichs-Inseln lautet sehr günstig. Haupt-Ausfuhr-Artikel ist der Zucker, und hat sich dieser Handel so gesteigert, daß — während 1862 nur 3,008,603 Pfd. exportirt wurden — im Jahre 1864 sich die Ausfuhr bis auf 10,414,441 Pfd. gesteigert hat. Die sich immer weiter ausbreitenden Anpflanzungen des Zuckerrohrs und sein herrliches Gedeihen sichern pro 1865 eine noch reichere Aerndte und noch größeren Export.

Die Engländer leben der Ueberzeugung, daß bei fortschreitender Kultur dieses wichtigen Handelszweiges, jene in der nördlichen Hälfte des Stillen Meeres belegenen Inseln alsbald die gleiche Stellung einnehmen werden, wie die westindischen Inseln im Atlantischen Ocean. San Francisco bietet ihnen zunächst den Absatzmarkt für ihre Produkte dar und liefert ihnen Manufaktur- und andere Waaren, die ihnen fehlen. Als Concurrent dieses Handels ist neuerlichst der britische Hafenplatz Victoria auf Vancouvers-Eiland aufgetreten. Der Import aus Victoria, der 1862 nur einen Werth von 4672 Pfd. Sterl. betrug, hob sich 1864 auf 54,153 Pfd. Sterl., und bestand größtentheils aus britischen Produkten und Fabrikaten.

Es steht zu erwarten, daß Victoria mit seinem Freihafen-System einen schnellen und hohen Aufschwung nehmen wird, während bei den hohen amerikanischen Einfuhrzöllen von San Francisco diese sehr nachtheilig auf den Verkehr wirken können.

Die Anpflanzungen, die man auf den Sandwichs-Inseln mit peruanischer Baumwolle gemacht hat, sind auch als sehr gelungen zu betrachten.

Literarischer Sprechsaal.

Vor Kurzem ist den Mitgliedern des internationalen statistischen Kongresses, der im Herbst 1863 in Berlin abgehalten wurde, der Rechenschaftsbericht über die Verhandlungen dieses Kongresses und das ihm vorgelegene, reiche statistische Material zugegangen.*) Es ist das — man kann wohl sagen — ein literarisches Gastgeschenk von großem Werthe und einer so ausgezeichneten Versammlung, die aus wissenschaftlichen Männern aller Kulturvölker der Erde bestand, ganz würdig. Der erste der beiden Bände umfaßt den Bericht über die Vorbereitungen des Kongresses, während der zweite die Verhandlungen selbst und die erläuternden Beilagen, letztere wie erstere größtentheils in deutscher, zum Theil aber auch in französischer, oder in englischer und italiänischer Sprache enthält. Der Bericht ist vom k. statistischen Bureau in Berlin den Mitgliedern des Kongresses unter portofreiem Rubro zugeschickt worden. Die Postverwaltungen außerhalb Preußens, und zwar auch im deutsch-österreichischen Postverein, scheinen jedoch nicht überall der Ansicht gewesen zu sein, daß dergleichen wissenschaftliche Sendungen von der Post zu begünstigen seien, und haben dieselben zum Theil nach dem Tarife ihrer Briefporto-Taxen belastet. Manche außerhalb Preußen (in Leipzig, Stuttgart und Wien) wohnende Adressaten verweigerten in Folge dessen die Annahme der Berichte, die dann, mit dem Porto beschwert, nach Berlin zurückkehrten. Es ist zu hoffen, daß die auf dem letzten Kongresse gefaßten Beschlüsse hinsichtlich des portofreien Austausches der statistischen Publikationen bei dem nächsten Kongresse bereits zur Ausführung gebracht sein werden.

Die vor etwa zwölf Jahren von Sir Edward Bulwer Lytton, Charles Dickens und anderen hervorragenden englischen Schriftstellern gegründete „Gilde der Literatur und Kunst" (Guild of Literature and Art) hat sich jetzt ein Veteranen-Haus, ein palastartiges Asyl für mittellose, verdiente Literaten und Künstler erbaut, denen dort, mitten in einem Park, bequeme Wohnungen eingerichtet sind, wo sie den Rest ihres Lebens im Genusse der ihnen von der Gilde bewilligten Pensionen zubringen können. Das Asyl befindet sich in der Nähe von Knebworth, dem Landsitze und alten Schlosse der Familie Bulwer, und besteht aus drei hohen Gebäuden im gothischen Stile der Tudors. Wann werden wir etwas Aehnliches von der deutschen Gilde für Literatur und Kunst, von unserer „Schillerstiftung", zu berichten haben? Oder wird sich diese durch ihre statutenmäßige Prüderie, wonach die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen und die Nennung der Namen der von ihr unterstützten verdienstvollen Dichter und Schriftsteller ausgeschlossen ist, für immer davon zurückhalten lassen, ihre reichen Fonds anders, als unter dem vormundschaftlichen Verschlusse der königlich sächsischen Regierung und in der Form einer Almosen-Vertheilung zu verwalten?

Am 4. August starb in seinem Jagdhause Blackills bei Elgin in Schottland im Alter von 50 Jahren der Professor der Rhetorik und Literatur an der Universität Edinburg, William Edmonstoune Aytoun. Er gehört zu den bekanntesten literarischen Größen, die Schottland in der letzten Zeit besessen hat. Etwa 30 Jahre lang hat er für Zeitschriften gearbeitet, und beinahe alle seine literarischen Erzeugnisse erblickten zuerst in den Spalten der monatlich erscheinenden „Magazine" das Licht der Welt. Seine Hauptschriften sind: „The Lays of the Scottish Cavaliers", welche gesammelt zuerst im Jahre 1838 erschienen und 17 Auflagen erlebt haben; sodann die Burleske: Firmilian, a Spasmodic Tragedy (1854); Bothwell, a Poem, Episode aus dem Leben der Königin Maria Stuart (1856); eine Ausgabe der schottischen Balladen (1857); „Vorlesungen über Dichtkunst und dramatische Literatur", gehalten zu London im Jahre 1853; Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte, eine Arbeit, die er in Gemeinschaft mit Theodor Martin unternahm: die Novelle Norman Sinclair (1861); endlich die humoristischen Schriften The Glenmutchkin Railway und How I stood for the Dreepdaily Burghs.

Das kürzlich erschienene zweite Heft der photolithographischen Illustrationen der preußischen Expedition nach Ostasien*) enthält sechs Ansichten aus Yeddo und der Umgegend. Die erste zeigt uns ein Sinto-Heiligthum, in schattigem Bosquet gelegen, wie die meisten dieser Heiligthümer; der erklärende Text giebt in kurzen Worten Aufschluß über die alt-nationale Sinto-Religion der Japaner. Das zweite Blatt stellt einen Friedhof dar; hier treten uns ganz fremde Vegetations-Formen entgegen: Cryptomerien (ein Japan eigenthümliches Nadelholz), Bambus, Palmen, Kampherbäume u. s. w.; dazwischen stehen Budda-Statuen und vielgestaltige Grabsteine, zum Theil mit üppigem Grün bewachsen, das Ganze äußerst malerisch und durch die deutliche Charakteristik der Vegetations-Formen auch für den Naturforscher von Interesse. Das Bauernhaus auf dem dritten Blatte könnte mit seiner ganzen Umgebung auch bei uns stehen, wenn die schlanken fedrigen Bambus nicht wären, eine Tropenform, die nur auf den Inseln des Stillen Oceans so weit nach Norden geht, und um die man die japanische Landschaft beneiden möchte. Das vierte Blatt, eine Kanal-Ansicht, zeigt uns die Kehrseite der Hauptstadt, ein von Krämern und Handwerkern bewohntes Viertel. Da sieht man Holzhöfe, malerische Hintergebäude, Kanalboote eigenthümlicher Bauart, eine Pfahlbrücke und einen hohen hölzernen Feuerwachtthurm. — Darauf folgen zwei farbige Blätter, ein Festungsthor und ein Inseltempel, über welche der Text bemerkenswerthe Aufschlüsse giebt. Das erste Blatt ist reich staffirt: die Sänfte eines Daimio mit seinen Trabanten, Staatsbeamte, ein Polizeidiener u. s. w.

---

*) Rechenschaftsbericht über die fünfte Sitzungs-Periode des internationalen statistischen Kongresses in Berlin. Veröffentlicht auf den Befehl Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern, Grafen zu Eulenburg, von Dr. Engel, Direktor des statistischen Büreaus. In 4to. Bd. I. XII u. 250 S., Bd. II. XXIV u. 799 S. Berlin, K. Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1865.

*) Die preußische Expedition nach Ostasien. Ansichten aus Japan, China und Siam. (Im Auftrage der k. Regierung herausgegeben von A. Berg.) Zweites Heft. Berlin, Verlag der K. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 26. August 1865. — [Nr. 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die „Slavischen Blätter“ von Abel Lukšić. 477.

Frankreich. Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte. II. Der Kaiser. 479.

England. Aristokraten und Literaten im englischen Unterhause. 482.

Nord-Amerika. Ein amerikanisches Pfennig-Liederbuch. 483.

Holland. Bildung und Intelligenz in Batavia. Vom k. niederländischen Hauptmann Weitzel. 487.

Kleine literarische Revue. Berthold Auerbach's Volkskalender für 1866. 488. — Edmund Höfer's erzählende Schriften. 489. — „Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg.“ 489. — Der Steinkohlenreichthum Rußlands. 489.

Literarischer Sprechsaal. Deutsches Sängerbund-Fest in Amerika. 490. — Perlenfischerei in Mittel-Amerika. 490. — Weinbau und Viehzucht in Australien. 490. — Die zweite Nilquelle. 490. — Das „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.“ 490.

Literarische Anzeigen.

In dem untengenannten Verlage ist vor Kurzem erschienen:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865
von

Herman Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke“, von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (550)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Histoire de la littérature grecque. Par Alphonse Feillet. 1 vol. VII et 388 p. Paris, Hachette. 2 fr.

Histoire de la Grèce. Par G. Grote. Traduit de l'anglais par A. L. de Sadous. T. V. 5 fr.

L'Anglais à Paris, histoire humoristique de son introduction dans notre langue et dans nos moeurs. Par Aurèle de Kervigan. 354 p. Paris, Dentu. 3 fr.

Oeuvres de Lavoisier. T. III. In 4. XI et 799 p. avec 12 planches. Paris, Imprim. impériale. 12 fr.

Le stoïcisme à Rome. Par P. Montée. Paris, Durand, 3½ fr.

Nouvelles études sur la littérature contemporaine. Par Edmond Scherer. Paris, Michel Lévy. 3 fr.

Les associations populaires de consommation, de production et de crédit. Leçons publiques faites à Paris en 1865. Par Léon Walras. Paris, Dentu. 2 fr. (551)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der neuen **Monatschrift**

Ergänzungsblätter

erschien soeben das **dritte** Heft folgenden Inhalts:

Philosophie: Aesthetik, von Prof. Dr. Zimmermann.

Geschichte: Der deutsch-dänische Krieg.

Biographie: Don Raphael Carrera, von Karl Andree. — Joh. Friedr. Reichardt, von Dr. Otto Banck. — Niemann, von Dr. H. Zopff.

Kunst: Stil und Stilisirung, von Dr. M. Schasler. — Allgemeiner deutscher Musikverein, von Dr. H. Zopff.

Geographie: Bremen. — Preussen. — Thüringen. — Dänemark. — Italien. — Gibraltar. — Berghöhen am agäischen Meer. — Mylos. — Bosnien. — Tiflis. — Kanton. — Villa Rica. — Vancouver-Insel.

Physik: Thermoelektricität. — Galvanische Batterie. — Licht. — Absorption. — Eis. — Mischungen.

Meteorologie: Barometer, von Dr. Dellmann. — Englands Klima. — Nieder- und Mittelrhein, von Dr. Dellmann. — Südafrika, von Dr. Dellmann. — Natals Klima.

Chemie: Salzsäure. — Kohlensaures Natronkali. — Rubidium und Cäsium. — Cämente. — Antimonwasserstoff. — Kobalt und Nickel. — Ameisensäure. — Theein. — Kohlenoxyd. — Blut. — Hopfen.

Astronomie: Nebelflecke und Sternhaufen, von Dr. Engelmann.

Zoologie: Straussenzucht. — Tauben. — Reptilien. — Lebendig gebärende Fische. — Plattfische. — Insektenmetamorphose. — Künstliche Zucht des Badeschwammes, von Prof. Klun.

Physiologie und Medicin: Zeitsinn des Ohres. — Fettresorption. — Krankenpflege. — Hydrotherapie. — Muskelhypertrophie. — Sibirische Pest. — Brechakt. — Petroleumäther, von Dr. O. Schüppel.

Botanik: Flora von Australien. — Palmen in Westafrika. — Anacharis Alsinastrum *Bab.*

Mineralogie: Braunkohle, von C. Zincken. — Meteoriten. — Phosphorit.

Volkswirthschaft: H. C. Carey, von Dr. Karl Adler. — Selbstmorde. — Kreditwesen. — Nürnbergs Industrie. — Kärnthens Blei-Industrie. — Oesterreichs Eisenbahnen, von Prof. Dr. Klun. — Flachs- und Hanfbau in Oesterreich. — Perlenfischerei. — Fischerei. — Frankreichs Handel. — Hollands Buchhandel. — Russlands Bergbau. — Türkisches Bergwesen.

Landwirthschaft: Strassenerde. — Mohnbau. — Erdbirnen. — Weinbau in Südaustralien. — Baumwollenkultur in Dalmatien. — Heuzwieback.

Bergbau: Quecksilberminen. — Thallium und Indium. — Gold. — Erdöl.

Technologie: Hydraulische Presse. — Zündhölzchenhobelmaschine. — Armstrongkanonen. — Kasematten. — Pneumatische Eisenbahn. — Indigo. — Arsensaures Natron.

Abbildungen: Haswell's Dampfschmiedepresse. — Armstrong's Accumulatoren. — Wrana's Zündhölzchenhobelmaschine. — Tangye's hydraulische Scheere.

Diese **Monatschrift** erscheint vom Juni an in **Heften**, jedes von 64 Octav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — Jeder Band von 12 Heften bildet, mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, somit ein vollständiges **encyklopädisches Jahrbuch der Gegenwart.**

Bibliothek ausländischer Klassiker

(3/4 Sgr. der Bogen).

Erschienen Band I—XVII:

Shakespeare's **Macbeth**, von W. Jordan. (Band 1.) 5 Sgr.
do. **Hamlet**, von Ludwig Seeger. (Band 3.) 9 Sgr.
do. **Romeo und Julie**, von W. Jordan. (Band 5.) 6 Sgr.
Burns' **Lieder und Balladen**, von K. Bartsch. 2 Theile. (Band 6 und 7.) 13½ Sgr.
Byron's **Dichtungen** (Belagerung von Corinth — Insel — Gefangene von Chillon), von W. Schäffer. (Band 11.) 6 Sgr.
Scott, **Das Fräulein vom See**, von H. Viehoff. (Band 17.) 8 Sgr.
Tegnér's **Frithjofs Sage**, von H. Viehoff. (Band 2.) 6 Sgr.
Björnson's **Bauernnovellen**, von E. Lobedanz. 2 Theile. (Band 12 und 13.) 12 Sgr.
Molière's **Charakter-Komödien**, von A. Laun. 3 Theile. 19 Sgr. I. Der Misanthrop. (Band 14.) 6 Sgr. II. Der Tartüff. (Band 15.) 7 Sgr. III. Die gelehrten Frauen. (Band 16.) 6 Sgr.
Töpffer's **Rosa und Gertrud**, von K. Eitner. (Band 4.) 10 Sgr.
Dante's **Göttliche Komödie**, von K. Eitner. 3 Theile. (Band 8—10.) 25 Sgr.
Homer's **Odyssee**, von W. Ehrenthal. 2 Theile. (Band 18 und 19.) 19 Sgr.

☛ **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** (552)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie.

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 1864. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (553)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Dante Allighieri's Göttliche Komödie.

Uebersetzt von **Karl Witte.**

1865. Im sechsten Säcularjahr nach des Dichters Geburt.

Mit einem Titelbilde in Photographie.

Große (8.) Ausgabe. Geheftet 3 Thlr. Elegant gebunden 3 Thlr. 25 Sgr.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr. Elegant gebunden 1 Thlr. 17½ Sgr.

Früher sind erschienen:

LA DIVINA COMMEDIA DI DANTE ALLIGHIERI

RICORRETTA SOPRA QUATTRO DEI PIU AUTOREVOLI TESTI A PENNA DA CARLO WITTE.

PRACHT-AUSGABE.

Mit DANTE's Büste in Photographie als Titelbild, und seinem Bildnisse in Cameendruck. 1862. 4. Geheftet 12 Thlr. In Kattun gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Sgr. Elegant in Leder gebunden mit Goldschnitt 16 Thlr. 10 Sgr.

EDIZIONE MINORE

FATTA SUL TESTO DELL' EDIZIONE CRITICA.

1862. 8. Geheftet 2 Thlr.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (554)

So eben erschien in dritter Auflage:

JACOB GRIMM: (555)

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**

Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Der im v. J. erschienene zweite unveränderte Abdruck enthält zwei Photographieen (der Brüder Grimm) und kostet 20 Sgr.

Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Confirmationsgeschenk. (556)

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (19. Auflage 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Bei **Carl Gerold's Sohn** in Wien erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die neueren Apparate der Akustik

Für Freunde der Naturwissenschaft und der Tonkunst.

Von Prof. Dr. **Fr. J. Pisko.**

Mit 98 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

8. geh. Preis 2 Rthlr.

Das Werk behandelt in klarer, gemeinfasslicher Weise die neue Theorie des Klanges, die **Tonschriften** (von welchen eine grössere Reihe dargestellt ist), die Tonfiguren, die akustischen Flammen-Apparate, die neuen, genauesten Stimm-Methoden ohne musikalisches Gehör, kurz alle so sehr interessanten Fragen der neueren Akustik. — Das Buch ist sowohl für den Physiker, als auch für den Musiker und für jeden Freund der Naturwissenschaft von Interesse und Wichtigkeit. (557)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Aus den zahlreichen günstigen Urtheilen sei dasjenige der Preußischen Jahrbücher hier angeführt:

„Ueberall in diesen vorzugsweise das Gebiet der Kunst betreffenden Darstellungen giebt sich uns mit lebendigster Unmittelbarkeit eine Persönlichkeit, die wir lieb haben und schätzen, selbst da, wo wir vielleicht nicht ganz mit ihren Anschauungen übereinstimmen; wir empfangen den vollen Eindruck einer ganzen Bildung, welche sich selbst bei begrenzten Themen zu ihrem vollen Recht verhilft. Mit diesem Schriftsteller unterhält man sich nicht nur, man lernt nicht allein von ihm, sondern gewinnt Vertrauen. — Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (558)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 34. Das Winzerfest zu Vevey und die Waadtländer. — Zur Oper Don Juan. — Das erste deutsche Sängerbundesfest in Dresden. — Trouville. — Kunst. — Correspondenz-Nachrichten. Frankfurt a. M. Berlin. (559)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (560)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 33. Die Protokolle der Frankfurter Fürstenconferenz. — Die Afrikanerin. — Politische Correspondenz. — Vermischte Literatur.

Nr. 34. Zur Finanzlage des souveränen Schleswig-Holstein. — Belletristische Literatur. — Culturgeschichtliches aus der Urschweiz. — Die neuen Bauten in Wien. I. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (561)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 33. Die New-Yorker Feuerwehr. — Die auswärtigen Beziehungen Persiens. — Der Anbau von Brodstoffen. — Ueber den Buchhandel bei den Griechen und Römern. — Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Die Pfahlbauten Oberitaliens. — Die alten Isländer. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (562)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. (Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 32. A. v. Humboldt's Briefwechsel. Von F. v. Hellwald. — Ueber den Zug der Kelten nach Italien und zum hercynischen Walde. Von J. E. Wocel. — Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns. III. u. IV. — Mährens Culturzustände zur Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen und französischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

Mai und Juni 1865. (563)

Reise an den Küsten des Rothen Meeres von Kosser bis Suakin. Von Dr. *G. Schweinfurth.* (Schluss.) — Zustände und Vorfälle in Niederländisch Indien im Jahre 1861. Von Dr. *Friedmann*: München. — Nordarabien und die syrische Wüste nach den Angaben der Eingebornen. Von Dr. *J. G. Wetzstein.* (Schluss der 1. Abtheilung. Mit Karte.) — Miscellen.

Juli 1865.

Palgrave's, W. G., Itinerar durch Central-Arabien. (Mit Karte.) — Bericht über die Reisen Dr. H. A. Bornstein's im Osten der Molukken. — Die neuesten Reisen im östlichen Central-Australien. Von Director Meinicke. — Miscellen. — Neue Literatur.

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die „Slavischen Blätter“ von Abel Lukšić.

Der philosophische Staatsredner Cicero, der so viele große Worte gelassen aussprach, hat in seinem Buche de finibus bonorum et malorum den sehr inhaltreichen Satz: Omnis natura vult esse conservatrix sui ut et salva sit et in genere conservetur suo, was etwas mehr sagen will, als: jedes Naturwesen hat seinen Selbsterhaltungstrieb. Hier ist vielmehr auch von Art und Gattung die Rede, und es wird gemeint, nur dann blieben die Naturwesen bestehen, wenn sie in ihren Geschlechtern sich erhalten könnten. Blickt man auf die Slavenstämme im Osten Europa's, so wird man unwillkürlich an den Satz des klassischen Cicero erinnert, und es bedarf keiner neucäsarischen Nachhülfe dazu. Ueberall regt sich das Bewußtsein dieser arg zersplitterten Völker; es ist wie eine unnennbare Sehnsucht nach Fortdauer über sie gekommen, die sich am ersten durch die Thatsache ihres Daseins Ausdruck verschafft. Die slavischen Dialekte scheinen zu erwachen aus dem Jahrhunderte langen Schlummer, in den sie unter dichter Decke versunken lagen. Ist dies Erwachen das des Epimenides, oder geschieht es zu rechter Stunde?

Die Frage dringt sich uns auf, aber wir dürfen sie unerörtert lassen, denn die Zukunft, die Weltgeschichte wird lehren. Mag es kleinlich sein, den Werth der Dinge nach dem Erfolge abzuwägen: sehen wir nicht blos auf den subjektiven Drang, auf den edlen patriotischen Eifer, sondern auf die Gesammtheit und das Schwergewicht der Bewegung, so ist der Erfolg denn doch ein rechter Maßstab, der nur falsche Weichherzigkeit verschmäht. Seitdem Graf Clam-Martinitz die „historisch-politischen Individualitäten“ aufgebracht, sehen wir jedweden Tag ein neues Völkchen das Köpfchen erheben und auf treue Bewahrung seiner Eigenart Anspruch machen; der babylonische Thurmbau muß sicherlich aus einer sehr bunten Ziegelmasse bestanden haben! Wer wird hier wehren mögen? Die Deutschen haben keinen Grund, sich vor diesem Erwachen ihrer Nachbarn zu fürchten, nicht etwa wegen ihrer stählernen „Organisation“, sondern wegen der stählernen Nerven ihrer Kultur. Einen starken Glauben an die Zukunft dieser Bewegung haben die Deutschen nicht, und wir selbst theilen den Zweifel unserer Landsleute, mindestens was die kleineren „Individualitäten“ anlangt.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines, lautet ein anderer klassischer Spruch. Die ganz kleinen „Individualitäten“, welche der Dialekt-Forschung eine so ergiebige Quelle darbieten, haben keinen welthistorischen Daseinsgrund; sie haben in ihrer Art nichts gelernt und leider viel vergessen, nämlich, kraft des großen gewaltigen Hauptstroms europäischer Kultur, viel von ihrer nationalen Eigenheit, wofern sie nicht wiederum ganz hinter dem Ofen steckten und die Weltgeschichte spurlos an ihnen vorüber ging. So mögen sie der Gegenstand interessanter gelehrter Entdeckungen sein und ihr Privatrecht auf Sprache, Sitte, Ortsgewohnheit gemüthlich weiter fristen, allein die Aufmerksamkeit Europa's, oder gar Bedeutung für die Menschheit dürfen sie nicht herausfordern, denn mit den großen Kultur-Nationen gäbe es einen zu ungleichen Kampf! Auch der Nationalitäten-Eifer muß Maaß halten, sonst wird er, ehrlich gestanden, zur Karrikatur!

Der österreichische Kaiserstaat ist das Hauptquartier und der weite, disparate Tummelplatz der „kleineren Individualitäten“. Man möchte denken, der ganze Kaiserstaat müßte auseinander bersten vor lauter Nationalitäts-Bewegung! Vielleicht aber hat ihn die Vorsehung zum Sammel- und Einigungspunkte dieser zerstreuten Elemente erkoren, damit dieselben durch deutsche Bildung, durch den Schatz germanischer Ideen zum Fortschritt angeregt werden. Darum, glauben wir, sind diese Slaven, nach Gottes Fügung, Unterthanen eines deutschen Herrscherhauses, und sie können dieser Schickung Dank wissen. Denn nur der Deutsche hat Respekt vor fremder Eigenthümlichkeit; nur die deutsche Bildung ist kosmopolitischer Natur und wird keinesweges die Slavenstämme verderben und verstümmeln, wie andere Leute mit anderen Stämmen das thun; sie wird sie vielmehr veredeln und vergeistigen, was, trotz Hanka und Rieger, durchaus keinen Schaden stiftet. Aber aus ihrer eigensinnigen Isolirung müssen dann auch die Slavenstämme heraus; sie müssen Brüder der Germanen werden, nicht giftgeschwollene Neider, die doch die Weltgeschichte nicht umkehren machen. O liebe, einst auf gut deutsch betitelte „Zeitschrift des königlich böhmischen Museums“, wie viel oder vielmehr wie wenig wirst du jetzt gelesen, jetzt, wo du zu einer Časopis Musea kralostvui českeho herangewachsen und deiner ursprünglichsten Ursprünglichkeit überlassen bist!

Indessen hören wir auf, zu klagen über die Thorheiten der Weisen, berichten wir lieber von der bedeutsamsten Neuigkeit unter dem österreichischen Slaventhum. Dies sind die „Slavischen Blätter, illustrirte Monatshefte für Literatur, Kunst und Wissenschaften, für öffentliches und gesellschaftliches Leben, für Länder- und Völkerkunde, für Geschichte, Bellettristik 2c. der slavischen Völker“ — — welche Herr Abel Lukšić in Wien seit Neujahr 1865 herausgiebt. Und zwar in deutscher Sprache!

Herr Abel Lukšić hat offenbar nachgedacht; die Frucht seines Nachdenkens ist keine gewöhnliche. Wir haben einen gebildeten Mann und ein redliches, wenngleich noch etwas unklares Streben vor uns. Die „Slavischen Blätter“ wollen ein Emporium slavischer Bildung und Volksthümlichkeit sein; sie verbreiten sich über die verschiedensten Fächer, um die ganze Fülle slavischer Literatur-Erscheinungen zu vertreten. Aber wohl gemerkt, sie wenden sich an erster Stelle nicht an ein slavisches Publikum. Die Vorrede zum Januarheft 1865, überschrieben „An unsere Leser“, erklärt ausdrücklich, daß die Zeitschrift den Deutschen gegenüber das leisten soll, was für die Deutschen die Revue germanique bei den Franzosen leistet. Ebenso freilich bekundet sie sich auch als ein neues, alle slavischen Angelegenheiten prinzipiell umfassendes Unternehmen, d. h. eben als Organ des Slaventhums. Hierin steckt der gewaltige Gegensatz zur Revue germanique. Hoc simile claudicat. Die Revue germanique ist keinesweges Organ des Deutschthums; sie ist von Franzosen ausgegangen zur Belehrung von Franzosen; sie hat in Deutschland einen sehr mäßigen Leserkreis, und sie braucht unsere Interessen bei uns nicht zu vertreten, weil wir dies in eigener Sprache genügend selber thun.

Ich frage ganz bescheiden: wo giebt es eine slavische Gesammt-Literatur? Es giebt nur eine slavischer Dialekte! Man wird entgegnen: es giebt aber doch eine russische, eine polnische Literatur; das sind doch etwas mehr, als Dialekte! Wer genauer nachsieht, möchte vielleicht dennoch zweifeln, aber angenommen, die Sache stände so, dann bleibt die Frage, warum gründet man denn nicht zu Wien statt der „Slavischen“ „Russische und Polnische Blätter“ oder gar „Russisch-Polnische“? Das wäre eine wirkliche Interessen-Vertretung durch die kräftigsten Hauptvertreter. Die Antwort lautet: „Es ist auf die „kleinen“ abgesehen, von den großen besitzen wir Slavisch-Oester-

reicher nur Bruchstücke, das giebt ein treffliches Mosaik!" Die kleinen Nationalitäten sind zuletzt allerdings nur unter dem Titel „Slaven" zu umfassen, und da die Russen und Polen auch Slaven sind, so einigt sich Alles auf das Beste.

Dieses vorangeschickt, wollen wir gern einräumen, daß Herr Abel Lukšić ein sehr unterhaltendes, gut geschriebenes und schön ausgestattetes Blatt in die Welt geschickt hat. Man muß dem Wiener Slaven-Verein (der Slovanská beseda), dem die Zeitschrift doch wohl zunächst dienen soll, von Herzen Glück wünschen zu der geschickten Leitung und wirksamen Unterstützung, welche die Väter dieser Idee an hervorragenden Talenten gefunden haben. Wollte man uns Deutschen die slavische „Art und Kunst" von der liebenswürdigsten Seite kennen lehren, so durfte man eben nur den Weg einschlagen, den Herr Abel Lukšić eingeschlagen hat und den ihm so schwungreiche Federn wie die von Hermine von Gliaska, Vincenz Brandl, unser begabter Kollege am „Magazin": der böhmische Patriot Alfred Waldau, Professor Dr. Biedermann, Isidor Gaiger, Herman Teisler, und eine lange Reihe ungenannter, aber keineswegs unbedeutender Mitarbeiter vollenden helfen. Auch ist durch eine mannigfaltige Korrespondenz aus den slavischen Großstädten und durch eine tüchtige Bücherkritik, welche die neuesten Erscheinungen aller slavischen Literaturen begleitet, für die Bedürfnisse der Tagesinteressen hinlänglich gesorgt. Den belletristischen Grundcharakter des Unternehmens wird kein Vernünftiger bemängeln. Wo es gilt, Propaganda zu machen, da muß man sich vor allzu schwerer Gelahrtheit in Acht nehmen, und wer Herzen erobern will, der muß an das Allgemein-Menschliche, an's warme Menschenherz sich wenden, dann erringt er Freundschaft und Ansehen.

Mit „Reisebildern aus Galizien" hat Hermine von Gliaska sehr anmuthig das erste und das zweite Heft der „Slavischen Blätter" eröffnet. Es ist eine reiche Gemüthswelt und eine bunte Farbenauswahl, über welche die sprachgewandte Dame gebietet; sie weiß uns das polnische und kleinrussische Landleben so zart und sinnig zu schildern, daß der landschaftliche Hintergrund unwillkürlich zur klaren Illustration ihrer Charakterköpfe wird und man zu sehen glaubt, wo man nur Worte liest.

Ein allerliebstes Seitenstück bietet im Februar-Hefte: „Eine polnische Idylle", mitgetheilt von Isidor Gaiger. Die Idylle ist aber eigentlich ein kleiner Roman, zwar ein ländlicher Roman und, dürfen wir der Versicherung des Erzählers trauen, eine wahre Geschichte.

Slavische Klänge sind meist wehmüthige Klänge. So (im Januarhefte) die slavischen Dichtungen, Sonette aus der „Slavy dcera", dem nationalen Epos des Böhmen Jan Kollár, die Herman Teisler in schöner Uebertragung wiedergiebt, so der tiefe lyrische Gesang „Dumka", ein kleinrussisches Lied, welches Hermine Gliaska nebst der Musik in demselben ersten Hefte mittheilt; so im zweiten Hefte das von ihr komponirte polnische Lied O gwiazdeczko! (O Sternlein!) von Vincenz Pol, das die vielseitige Dame in der deutschen Uebersetzung eines mit B. bezeichneten Ungenannten vorführt.

Das Lied ist in Wahrheit schön gedacht und tief empfunden, aber dem Rosenkranze seiner schmerzlichen Andacht fehlt ein sehr wesentliches Glied, es fehlt der Glaube! Hier ist keine Zuversicht, keine Hoffnung, keine freudige Aussicht auf Erlösung, auf Versöhnung. Es redet die Zunge eines an seinem Lebensmark geknickten Volksthums. Siegesfreudig und schlachtenmuthig, im Geiste eines erobernden Christenthums ist „des russischen Kriegers Lied", Gedicht vom Fürsten Wiasemski, verdeutscht von dem bekannten russischen Schriftsteller Viedert.

Gemüthlich und recht kräftig zugleich ist „Brétislaw und Jutta", eine böhmische Romanze des Milota Zdirad Polák, die Alfred Waldau für das Märzheft in treffliches Deutsch übertragen hat, und den gleichen herzigen Ton trifft die böhmische Prosa des verewigten Ferdinand B. Mikovec, nämlich eine Reihe lieblicher Fabeln, deren Held „Johann Klenowsky, der lustige Rath König Georg's von Böhmen." Dieser Hofnarr des großen Podiebrad war an Leibesgestalt nur ein kleiner Ritter, weswegen er Paleček, d. i. Däumling, geheißen ward, indessen Geist und Herz waren bedeutender als seine Körperlänge. Das letztere zumal hatte er auf dem rechten Fleck, er beförderte viel des Guten und hinderte viel Böses, war seinem Herrn ein treuer Rathgeber, dem armen Volke ein warmer Freund und ein Christ im besten Sinne des Worts. Darum hat die „Sammlung der Palečkiana", welche der böhmische Literator Sixt Palma 1610 in der čechischen Ursprache herausgegeben hat, einen dauernden volksthümlichen Werth.

Eine besondere Stärke entwickeln die „Slavischen Blätter" in dem Fach der Biographie. Slavische Literatur-, Kunst-, Kultur-Geschichte und — Kapacitäten-Geschichte überhaupt werden hier mit einem wahren Feuereifer betrieben, der vor keinem Hinderniß zurückschreckt! Hier horstet der Aar des Panslavismus, der einen sehr weit kreisenden Flug hat. Der zu Paris lebende böhmische Historienmaler Jaroslav Čermak hat den Stoff zu der ersten biographischen Skizze geliefert und allerdings einen slavischen Stoff, insofern der Pinsel des genialen Meisters vorzugsweise die südslavische Welt zu behandeln pflegt; dann folgt aber, etwas kühn, Deutschlands großer Mime Bogumil Dawison, der am 15. Mai 1818 zu Warschau geboren wurde und seine ersten theatralischen Versuche an den polnischen Bühnen von Warschau und Wilna angestellt hat. Aus diesem Grunde vindiciren ihn die Slavischen Blätter dem Polenthum, während sie seltsamerweise auch Ludwig Dessoir und Theodor Doering für Polen erklären möchten!! Bogumil Dawison hat freilich selbst seine slavische Nationalität anerkannt, als er am 13. December 1864 im „Sperl" zu Wien die Beseda des slavischen Männer-Gesang-Vereins dadurch verherrlichte, daß er in polnischer Nationaltracht die Ballade „Alpuchara" aus dem Epos „Konrad Wallenrod" von Adam Mickiewicz in polnischer Sprache vortrug. Unmittelbar schließt sich daran der Nekrolog für Alois Ander, k. k. Hofopernsänger aus Lipnice im Iglower Kreise Mährens, also ebenfalls ein Slave, obschon ein deutscher Künstler, ein Sänger deutscher Tonwerke. Indessen, Herkunft entscheidet. Der Nekrolog eines wirklich slavischen Künstlers, des Lemberger Tragöden und Schauspiel-Direktors Johann Nepomuk Nowakowski folgt im dritten Hefte. Nowakowski ist aber auch ganz berechtigt, denn er ist ein Glanzstern am Himmel slavischer Kunst gewesen!

Zwei Biographien unter der Menge der gelieferten hätte jeder Literarhistoriker erwarten dürfen. Es sind die des noch lebenden Schöpfers der slovenischen Literatur im Herzogthum Krain, des Dr. med. Ignaz Bleiweis, der für seine Landsleute blos Alles in Allem gethan (siehe 2. Heft S. 97—103), sowie diejenige des am 29. Januar 1864 verstorbenen Dr. Vuk Stefanović-Karadžić, des greisen serbischen Volksschriftstellers, der bei den Serben war, was Bleiweis bei den Slovenen ist. Die Leser des „Magazin" kennen den braven Vuk bereits aus Schilderungen seiner Freundin Ida von Düringsfeld; die Slavischen Blätter beschäftigen sich sehr ausführlich mit ihm. Er scheint solche Vorliebe verdient zu haben.

Schöpferische Geister sind immerhin die beste Empfehlung

für nationales Streben. Sie werfen ein elektrisches Licht auf die Bahn ihrer Völker. Aber die Slaven sollten auch nie vergessen, wer zuerst die mächtigen „Stimmen der Völker" vom Todtenschlaf auferweckt. Das war Johann Gottfried Herder, der deutsche Kernmann, dessen Wahlspruch des Evangelisten Johannes Mahnung: „Leben, Liebe, Licht!" war. Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte.

II.

Der Kaiser.

Victor Hugo hat von seinem Felseneiland aus ein furchtbares Pamphlet gegen den eidbrüchigen Thronräuber geschleudert, worin er in maßlosester Weise Schmähungen auf den Mann des zweiten Decembers häuft, der aber doch in der politischen Literatur unserer Zeiten, vielleicht aller Zeiten, eine hervorragende Stelle einnimmt. „Die Schilderung der Unthaten des vierten Decembers, des Gemetzels auf den Boulevards, dieser Behandlung einer hochgebildeten und heldenmüthigen Nation vermittelst eines Sturzbades kalten Entsetzens ist von wunderbarer Kraft. Der dichterische Geschichtsschreiber hat sie in unvergänglichen Zügen hingestellt, eine eherne, furchtbare Warnungstafel für alle Völker, welche sich zu sicher fühlen im bequemen Vertrauen auf theoretisch verbrieftes und beschwornes Recht, ein Gegenstand ernstesten Nachdenkens, namentlich für Alle, welche berufen sind, auf die Entwickelung des in den großen Festland-Monarchien bestehenden Heerwesens einen Einfluß auszuüben. Das Schlimmste bei der Sache ist nicht sowohl das vergossene Blut, als die wahrhaft versteinernde Wirkung der frechen, ganz rücksichtslosen Gewaltthat auf die Stimmung einer zahlreichen, um ihres Ehrgefühls und ihres Muthes willen sonst so hoch berühmten Bevölkerung." Auf die grausige Schilderung der Vorgänge vom vierten December gründet der Verbannte von Jersey das Urtheil, daß ein guter Theil der geistigen Uebermacht des Kaisers in seiner völligen und unbedingten Unzugänglichkeit für Erwägungen des Privatrechtes, des im gewöhnlichen Leben sogenannten Gewissens, begründet ist. Die Erfolge, welche Louis Napoleon seit jenem Blutbade über alle Erwartungen von Freunden und Feinden hinaus, auch auf edleren Gebieten, errungen hat, können, was an diesem Verdict wahr ist, nicht aufheben. Aber widerlegt haben sie und der für die neueren französischen Verhältnisse lange Bestand des zweiten Kaiserthums den Titel jenes Pamphlets, der damals die öffentliche Meinung von Europa aussprach, den Titel: Napoléon le petit.

Daß der Kaiser unter den Repräsentanten der neueren französischen Kulturgeschichte eine der hervorragenden Stellen einnimmt, vielleicht, wenn bestimmender Einfluß und Geschlossenheit des Charakters hier maßgebend sind, den ersten Platz verdient, bedarf nicht der Erörterung. Aber auch darin wird Prof. Kreyßig gegenwärtig schwerlich auf Widerstand stoßen, daß er den Beherrscher der Franzosen unter die großen Schriftsteller, unter die Literaten vom ersten Range seines Volkes aufgenommen hat. Es hat mit dazu beigetragen, die bis zum Jahre 1851, und in Deutschland wohl noch bis in den Krimkrieg hinein allgemein verbreitete Meinung von der Unfähigkeit des Epigonen entstehen zu lassen, daß den schriftstellerischen Versuchen des Prätendenten so selten und fast nie vom literarhistorischen Standpunkte aus eine zusammenhängende, sachverständige und unparteiische Würdigung geschenkt worden ist. Um so höher ist das Verdienst Kreyßig's anzuschlagen, der diesen Versuch in einer Weise ausgeführt hat, daß sein Aufsatz über Louis Napoleon sicherlich für das unbefangene und gründliche Verständniß unseres vielgestaltigen und vielgewaltigen Nachbarn von gutem Erfolg sein wird.

Die Schriften Louis Napoleon's*), wie dieselben, einen Zeitraum von 27 Jahren, bis zum italiänischen Kriege hin umfangend, vorliegen, umschließen ein ausgedehntes Gebiet geschichtlicher, staatsmännischer und volkswirthschaftlicher Fragen, und enthalten von der rein wissenschaftlichen Studie bis zum Zeitungsartikel, zur Gelegenheitsrede und zum Tagesbefehl, die mannigfaltigsten hier zulässigen Formen. Was in ihnen zunächst auffällt, ist die Unbefangenheit und die Gerechtigkeit des in ihnen sich aussprechenden politischen Bewußtseins, Eigenschaften, die den Kaiser nicht nur von seinem großen Vorgänger sehr zu seinem Vortheil unterscheiden, sondern ihn auch in diesem Punkte weit über den Kreis seiner Anhänger und seiner kaiserlich französischen Staats-Broschürenschreiber hinausheben. Napoleon III. ist kein bornirter Bonapartist; er ist auch über die Grundzüge des französischen Volkscharakters, den er wie kein Anderer studirt hat, aufgeklärter und unbefangener, als weitaus die meisten Schriftsteller Frankreichs. Von diesem Gesichtspunkte aus gewährt schon seine bisher einzige, eigentlich historische Arbeit**), die Bruchstück gebliebene „Geschichte der Vergangenheit und Zukunft des Geschützwesens" (1846) ein eigenthümliches Interesse. Weit hinaus über die an sich bemerkenswerthen technischen und stilistischen Vorzüge dieses Werkes fesselt den Leser die überall hervortretende Einsicht in die bestimmenden Ursachen militärisch-politischer Erfolge und die durch nationale Befangenheit nirgend getrübte Gerechtigkeit des Urtheils. Mit einschneidender Bestimmtheit wird z. B. bei Schilderung des 14. Jahrhunderts die Ueberlegenheit der englischen Kriegführung über die französische auf ihre politischen Gründe zurückgeführt. „Die Furcht vor dem Volke und die Verachtung desselben, sowie der Mangel einer soliden Heeresverfassung, das waren die unaufhörlichen Ursachen unserer Niederlagen."

Wir vor Allem haben Grund, der Aussprüche zu gedenken, in welchen der Nachfolger des Mannes von Jena und Leipzig wiederholt auf die preußische Heeresverfassung zurückkommt, d. h. auf das Heerwesen Scharnhorst's und Gneisenau's, welches damals noch in vollen Ehren bestand. Louis Napoleon

*) Oeuvres de Napoléon III. T. I.—IV. Paris, 1856. Der erste Band enthält: Les idées Napoléoniennes, 1840; 1688 et 1830, ein politisches Pamphlet, 1841; Lettre à M. Lamartine, 1843; Rêveries politiques, 1832; Mélanges. Im zweiten Bande folgen die Aufsätze national-ökonomischen Inhalts, darunter Projet de la loi sur le recrutement de l'armée. Der dritte enthält die politischen Reden und Manifeste, der vierte das Fragment seiner Arbeit über die Vergangenheit und die Zukunft des Geschützwesens.

**) Seitdem hat das „Leben Cäsars" den Schriftsteller Louis Napoleon in aller Leute Mund gebracht. Es fragt sich, ob Kreyßig dem Kaiser die Unbefangenheit und Gerechtigkeit des politischen Bewußtseins, die er ihm oben beimißt, noch fernerhin zugestehen würde. Angesichts eines Buches, das hauptsächlich der Vorrede wegen geschrieben zu sein scheint, einer Vorrede wegen, in der das Dogma von der göttlichen Mission des ersten Napoleon mit dem bornirtesten Bonapartismus gepredigt wird.

verweilt mit Vorliebe auf dem Gegenstande, theils in seinem Gesammt-Glaubensbekenntnisse, der „Napoleonischen Idee", theils in besonderen Aufsätzen aus den vierziger Jahren. Als leitender Gedanke zeigt sich durch alle diese Arbeiten eine warme Anerkennung der volksthümlichen und bürgerfreundlichen Auffassung des Heerwesens, welche die damalige preußische Wehrverfassung, wenigstens im Geiste ihrer Gründer, durchdrang. Das preußische Heerwesen, meinte der Prinz, biete unermeßliche Vortheile. Es lasse die Unterschiede schwinden, welche den Bürger und den Soldaten trennen, es gebe allen bewaffneten Männern dasselbe Ziel: die Vertheidigung des vaterländischen Bodens. Und an einer anderen Stelle: „Ein preußischer General habe einst das Wort gesprochen: in einem wohlgeordneten Lande müsse man nicht wissen, wo der Soldat aufhört und wo der Bürger anfängt." Darin liege die Philosophie eines Systems, welches unfehlbar von allen Mächten des Festlandes werde angenommen werden, da es den zeitgemäßen Forderungen der europäischen Völker entspreche. Der Prinz hatte dabei natürlich den ursprünglichen Scharnhorst'schen Plan im Sinne, in welchem Angesichts der bei den Krümpern und der Landwehr von 1813 gemachten Erfahrungen die Landwehr-Rekruten noch nicht als unpraktisch galten. Er rühmt an einer anderen Stelle: daß man in Preußen jenen Schacher nicht kenne, welcher den Namen eines weißen Sklavenhandels verdiene, und dessen Wesen sich durch die Worte ausdrücken lasse: „Einen Mann erkaufen (wenn man reich sei), um sich vom Kriegsdienste zu befreien und dafür einen Mann aus dem Volke hinsenden, damit er an unserer Stelle sich todtschießen lasse." Sein Gesammturtheil über den Gegenstand faßt er aber kurz und bündig dahin: „So löst das preußische System die Aufgabe materiell und moralisch, denn nicht nur vom militärischen Standpunkte ist diese Einrichtung vortheilhaft, sondern auch unter philosophischem Gesichtspunkt verdient sie bewundert zu werden, weil sie jede Scheidewand zwischen dem Soldaten und dem Bürger zerstört, und weil sie das Gefühl jedes Mannes erhebt, indem sie ihn lehrt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist."

Dieselbe Unbefangenheit, auch in Fragen, die noch näher die französischen Vorurtheile und seine eigenen Familienüberlieferungen angehen, findet sich in dem Lobe des deutschen Unterrichtswesens, in der Anerkennung des englischen Staatswesens, ganz besonders der persönlichen Freiheit, und des Vereins- und Versammlungsrechts. Stellen, in denen er den Franzosen ihren Mangel an Verständniß für diese Dinge vorwirft, z. B. der bezeichnende Ausruf: „Man störe in Frankreich die Ruhe der Bürger, man verletze ihre Wohnung, man lasse sie Monate lang in vorbeugender Haft schmachten: so werden vielleicht einige edelmüthige Männer ihre Stimme erheben, aber die öffentliche Meinung wird ruhig und gleichgiltig bleiben, so lange man nicht eine politische Leidenschaft weckt. Da liegt der große Grund gewaltthätiger Regierung. Sie kann eben gewaltthätig sein, weil sie keinen Zügel findet" — oder wie die, in der die Stärke des englischen Parlaments darin erkannt wird, „daß der politische Rohstoff stets in hunderten von Versammlungen, Zweckessen, Clubs u. s. w. gereinigt werde, ehe er unter das parlamentarische Walzwerk komme" — sie sind, der späteren Praxis des Kaisers gegenüber, gegenüber dem Verdächtigen-Gesetz und den Verfolgungen jedes oppositionellen Vereinswesens, von jeher seitens der freisinnigen Presse als nichtswürdige Heuchelei gebrandmarkt worden.

Kreyßig untersucht diese Anklage vorzugsweise mit Sorgfalt. Hat der Prätendent in seinen Schriften geheuchelt, hat er durch unwahre, von ihm selbst nicht getheilte Aufstellungen um die Gunst der Freisinnigen gebuhlt? Oder enthalten seine Schriften, die Schriften des unbekannten jungen Menschen, der in der öffentlichen Meinung seine einzige Allianz erblicken mußte, bereits die Grundzüge des Systems, nach dem Frankreich zur Zeit regiert wird?

Der Prinz, giebt Kreyßig, die Idée Napoléonienne in der Hand, uns zur Antwort, legt mit vollster Offenheit überall, wo er speziell und systematisch französische Politik treibt, den ganzen Nachdruck auf die leichte und kräftige Arbeit einer die ganze Nationalkraft planmäßig verwerthenden Verwaltungsmaschine und auf die dem Einzelnen, als Ersatz für seine Selbständigkeit, gebotene Möglichkeit, innerhalb dieses gleichmäßig und unwiderstehlich arbeitenden Mechanismus für sein persönliches Interesse zu sorgen, speziell, nach Maßgabe von Neigung und Kräften, seinen Ehrgeiz oder seine Gewinnsucht zufrieden zu stellen. Dagegen werden die, wie wir gesehen haben, dem Verfasser sehr wohl verständlichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit überall, wo die „Napoleonische Idee" in zusammenhängender Entwickelung auftritt, so absichtlich in einen blauen Zukunftsnebel gehüllt, daß nur sanguinische Voreingenommenheit oder Parteitendenz über die Tragweite der hin und wieder auftauchenden liberalen Wendungen sich täuschen kann. Mit besonderer Sorgfalt, als das eigentliche Fundament des Systems, wird überall die durch den Bonapartismus gesicherte Gleichberechtigung, die Beseitigung der Privilegien-Wirthschaft, die jeder Kraft, jedem Talente geöffnete freie Bahn, die jeder Leistung gesicherte Aufmunterung und Belohnung in Scene gesetzt. Kein Säbelregiment habe der Kaiser geführt, wie man fälschlich ihm vorgeworfen. Stets habe er in der Verwaltung den Civilbeamten den Vortritt gelassen, selbst in den eroberten Ländern; keine Civilstelle sei an Offiziere vergeben worden; die Ehrenlegion habe keinen Unterschied des Standes, noch der Person gemacht, und wenn das Gesetz bisweilen streng war, so sei es doch für Alle dasselbe gewesen. Um aber diese Masse gleichberechtigter, zusammenhangsloser Einzelwesen einer mächtigen Aktion fähig zu machen, sei es nothwendig gewesen, sie zu disziplniren, und dies habe der Kaiser in genialer, der Natur des Volkes entsprechender Weise gethan, indem er an die Stelle des zertrümmerten Feudalsystems eine großartige, fest gegliederte Hierarchie des persönlichen, vom Staate anerkannten Verdienstes setzte. Diese Hierarchie beschreibt uns der Neffe, wie sie im politischen Leben sich über den Kantonversammlungen durch Wahlkollegien, Corps legislatif, Staatsrath und Senat hinauf zu den Großwürdenträgern, in der Armee, der Verwaltung vom Unteroffizier und Feldhüter bis zum Marschall und Minister, auf dem Gebiete der geistigen Arbeit von der Elementarschule bis zum Institut de France erhebt, als eine gewaltige Pyramide, auf breitester demokratischer Grundlage unerschütterlich ruhend und das Haupt über den Wolken von der Sonne des Genius umleuchtet.

Und wie nun diese Massen lenken? Auch hier, in Angabe der Mittel, durch welche neben höchstmöglicher Kraft auch Sicherheit und Beständigkeit der Bewegung zu erreichen sei, also bei dem Hauptpunkte des Regierungssystems, hat der prinzliche Schriftsteller mit seiner Ansicht niemals zurückgehalten. Er gründet die prinzipielle Berechtigung der Regierung nicht sowohl auf die öffentliche Vernunft, welche eines einheitlichen, ausführenden Organes bedürfe, als vielmehr auf die selbstsüchtigen Leidenschaften der Einzelnen, denen ein kräftiger Zügel

und eine Stütze und Führung Noth thue. „Vom Standpunkte unseres göttlichen Wesens aus brauchen wir nur Freiheit und Arbeit, um vorwärts zu kommen; unter dem Gesichtspunkt unserer sterblichen Natur bedürfen wir, um uns zu leiten, eines Führers und einer Stütze. Eine Regierung ist also nicht, wie ein trefflicher Volkswirth gesagt hat, ein nothwendiges Geschwür, sondern vielmehr die wohlthätige Bewegungskraft des ganzen sozialen Organismus." Wie man sieht, berührt sich die Idée Napoléonienne auch in der Theorie in innerster Verwandtschaft mit dem Systeme des „göttlichen Rechts." Oder will man noch den Nachweis, daß diese wohlthätige Regierung in Frankreich (der Prinz wendet überhaupt, wiederum zum Unterschied von seinem Onkel, die Napoleonische Idee nur auf Frankreich an) nur die Erbmonarchie sein könne? „Für jedes Land, erwiedert uns das Buch des Verbannten, des künftigen Präsidenten der Republik, giebt es zwei Arten sehr verschiedener und oft entgegengesetzter Interessen: die allgemeinen Interessen und die der Privaten, mit anderen Worten, die bleibenden und die vorübergehenden Interessen. Die ersteren wechseln nicht mit den Generationen; ihr Geist pflanzt sich fort, von Geschlecht zu Geschlecht, durch Ueberlieferung mehr als durch Berechnung. Diese Interessen können nur durch eine Aristokratie, oder, wenn sie fehlt, durch eine erbliche Familie vertreten werden. Die vorübergehenden und besonderen Interessen im Gegentheil wechseln häufig nach den Umständen und können nur durch die Vertreter des Volkes wohl begriffen werden, welche, sich beständig erneuernd, der treue Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse der Masse sein sollen. Da nun Frankreich keine Aristokratie mehr hat, noch haben kann, — so wäre dort die Republik jener erhaltenden Macht beraubt gewesen, die eine getreue, wenn auch oft unterdrückende Wächterin der allgemeinen und bleibenden Interessen, Jahrhunderte hindurch in Rom, in Venedig, in London, die Größe jener Länder hervorgebracht hat, durch das einfache Beharren in einem nationalen Systeme."

Das ist das Glaubensbekenntniß, auf das hin Millionen von Franzosen diesen Mann zum Oberhaupt ihrer neuen Republik erkoren! Wenn er die Verfassung, deren Grundsätze er seit Jahren als die für Frankreich passendsten verkündigt hatte, an die Stelle dieser Republik setzte: hat man das Recht, den Vorwurf der Heuchelei und des Wankelmuthes gegen ihn zu erheben? Ein Anderes ist freilich seine Stellung zu dem dieser Republik geleisteten Eide. Auch wir möchten ebensowenig als Kreyßig das fröstelnde Gefühl verleugnen, welches bei Durchmusterung der politischen Eide und Erklärungen von 1848 (freilich nicht nur der Bonaparte'schen und auch nicht nur der französischen) unsere deutsche Haut überläuft. Und wir wünschten, dies Gefühl wäre recht lebendig bei Denen, die zur Schande des deutschen Rechtssinnes sich damit abgeben, mit dem selbsterschaffenen Sophismus von dem Gott nicht wohlgefälligen Eide an Fürstenworten zu drehen und zu deuteln.

Dem Kaiser steht, wenn wir von der Moralität absehen, eins zur Seite, was sich auch in seiner schriftstellerischen Laufbahn mit unverkennbarsten Zügen ausgedrückt findet, die Ueberzeugung von seiner Sendung. Kreyßig verweilt mit Nachdruck auf diesem unterscheidenden Charakterzuge, auf diesem Aufgehen seiner Persönlichkeit in der vom Schicksal ihm bereiteten historischen Situation, welches der Gesammtheit seiner Kundgebungen ganz unverkennbar einen geheimnißvollen Stempel der Naturnothwendigkeit aufdrückt. Die Zuversicht, mit welcher er, oft genug in aussichtslosester Lage, als Prätendent seinem Ziele nachging, ist bekanntlich fast beispiellos in der Geschichte. Man lese die nach dem Straßburger Attentat an seine Mutter geschriebenen Briefe, oder seine Vertheidigung vor dem Pairshofe, oder seine Anreden an das in Furcht vor der Republik zu ihm aufsehende Volk: nirgends auch nur die Spur eines Schwankens, eines Zweifels, eines Bedenkens. Ein einziges Mal klingt ein in dieser Umgebung doppelt seltsam anmuthender Ton tiefer gemüthlicher Bewegung zwischen diesen Kundgebungen bestimmtester Anschauungen und festesten Willens hindurch. Der Prinz, nach der Katastrophe von Boulogne als wortbrüchiger Hochverräther verhaftet, erwartet in der Conciergerie seinen Prozeß und füllt eine müßige Stunde mit der Uebersetzung von — Schiller's Idealen. „O temps heureux de ma jeunesse, veux-tu donc me quitter sans retour? Veux-tu t'enfuir sans pitié, avec tes joies et tes douleurs, avec tes sublimes illusions? Rien ne peut-il donc t'arrêter dans la fuite? Tes flots, vont-ils irrévocablement se perdre dans la nuit de l'éternité" u. s. w. Die Uebersetzung ist, wie man sieht, ziemlich treu und nicht ohne Geschmack. Sie ist Fragment geblieben und schließt mit der Strophe: „Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze" u. s. w., wo sie charakteristisch genug mit den Worten abbricht: „le silence s'accrut et c'est à peine, si l'espoir jette encore une faible lueur sur mon obscur sentier." Es ist, als sträubte sich die Stimmung des Schreibers, so gedrückt sie ist, dennoch gegen den Ausdruck der vollständigen Entsagung. — Allein diese Bewegung ist nur momentan. Aus der Niedergeschlagenheit erhebt sich der Gefangene von Ham sofort zur freudigsten Gewißheit und Zuversicht. Ueberall spricht sich in den Aufsätzen, die er zahlreich aus seinem Gefängniß ausgehen ließ, das Bewußtsein der geschichtlichen Sendung aus. Er fühlt sich berufen, eine Lücke in dem Leben seines Volkes zu füllen, die Aufgaben zu Ende zu führen, zu deren Lösung die mechanisch-centralisirende Staatsform des Cäsarismus noch Zeit und Raum haben dürfte, ehe ein neues, aus den Tiefen der Volkskraft aufquellendes Leben sie gründlich und für immer beseitigt. Und in diesem Bewußtsein gehen dieser eminent politischen Natur alle hemmenden und störenden Rücksichten, die der Leidenschaften und der Schwäche nicht weniger, als die des formellen Rechts vollständig unter. „Je suis sorti de la legalité pour rentrer dans le droit."

Der Kaiser wird noch stärkere Vertheidigungsgründe finden. Sie liegen in dem, was er seit fünfzehn Jahren gethan, vor unseren Augen. Mit erst widerwilliger, dann nahezu bewundernder Theilnahme sind die Zeitgenossen dem ruhigen, sicheren Gange gefolgt, mit dem dieser wahrhaft historische und staatsmännische Charakter sich nach dem ersten entscheidenden Erfolge der Präsidentenwahl unaufhaltsam seinem Ziel genähert hat, mit dem er, in den Besitz der Macht gelangt, seinen schwierigen Weg geschritten ist. „Man würde einen schweren Irrthum begehen, wenn man glaubte, daß ein großer Mann allmächtig sei, und daß er seine Kraft nur aus sich selbst schöpfe. Errathen, benutzen und leiten zu wissen, das sind die ersten Eigenschaften eines überlegenen Geistes." Diese Worte der Idées Napoléoniennes, sagt Kreyßig, scheinen uns die beste Charakteristik der Leistungen, durch welche Louis Napoleon seit 1848 die abwechselnd unwillige und zujubelnde Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich concentrirt hat.

Wir brechen ab. Wir fürchten nicht, daß nach dieser Schilderung den Verfasser der Studien der Verdacht einer Anhänglichkeit an die Napoleonischen Ideen treffen wird. Mit eben dem Nachdruck, mit dem er die Verdienste des Schriftstellers Louis

Napoleon und die Verdienste des Herrschers von Frankreich um Europa und um sein Volk anerkennt, weist Kreyßig auf die Schwächen seiner Schriften und auf die wunde Stelle seines Systems hin. Er hält die französische Nation für den Verlust ihres bürgerlichen Selbstbewußtseins, ihres idealen Forschertriebes, ihrer geistigen Führerschaft keineswegs ein- für allemal durch Eisenbahnen, gut rentirende Aktien und militärisch-diplomatischen Schimmer für abgefunden. Er weist im Gegentheil mit Theilnahme und Genugthuung hin auf die rühmlichen, auf eine intellektuelle und sittliche Vertiefung und Wiedergeburt gerichteten Arbeiten, in denen seit der Katastrophe von 1851 ein nicht geringer Theil der französischen Literaten Trost und Entschädigung sieht, auf Arbeiten, wie die von Tocqueville, Odilon Barrot, Duvergier d'Hauranne, de Rémusat u. A., die auch in diesen Blättern stets volle Aufmerksamkeit gefunden haben, Arbeiten, denen Kreyßig eine besondere Betrachtung zu widmen verspricht.

„Wir halten, schließt er, Napoleon III. selbst für zu verständig und unbefangen, als daß er in seinen Napoleonischen Ideen das letzte Wort der französischen Geschichte gesagt zu haben glaubte." Der Kaiser hat ihm dies Kompliment mit dem Verbote der „Studien" erwiedert. Er will vielleicht nicht die Sehnsucht seiner getreuen Millionen nach den alten Zeiten mehren, die sich trotz aller Gegenmaßregeln hie und da auf der Tribüne und in der Presse Luft macht. Er selbst, der sich nie stolz darauf erwiesen, als Herrscher der Welt sich für die Lehre zu groß zu zeigen, würde schwerlich verkennen, mit welch gerechter Hand und wie lehrreich dies Buch geschrieben ist. Es ist recht ein Buch in usum Delphini, und vielleicht thäte er wohl daran, es zu Nutz und Frommen des seinigen in's Französische übersetzen zu lassen, auf kaiserliche Kosten, wie er die Vie de César in's Deutsche übersetzen läßt. — Aber das Buch von Kreyßig ist noch mehr an uns gerichtet. Es ist ein eminent politisches Buch; wer berufen ist, an der Vertheidigung und Aufrichtung unserer politischen Zustände mitzuwirken, sollte sich's nicht versagen, aus ihm zu lernen. Das „in usum Delphini" gilt auch diesseits des Rheins.

P. D. Fischer.

England.

Aristokraten und Literaten im englischen Unterhause.

Nach einer im Spectator mitgetheilten Angabe enthält das aus den letzten Wahlen hervorgegangene englische Unterhaus unter seinen 658 Mitgliedern nicht weniger als dreihundert, welche Söhne oder Brüder von Pairs sind, oder sonst in verwandtschaftlicher Beziehung zu den großen aristokratischen Familien des Landes stehen — eine Thatsache, die, wie das genannte Blatt mit Recht bemerkt, diese Versammlung von allen anderen Wahlkörpern in der ganzen Welt unterscheidet. Es geht daraus hervor, daß die siebenhundert Pairsfamilien, außer dem ihnen ausschließlich vorbehaltenen Legislaturzweige, noch über fast die Hälfte des sogenannten Volkshauses verfügen, von dem nur etwa 350 Mitglieder den übrigen sechs Millionen Familien des Landes entnommen sind. Der Herzog von Devonshire z. B. hat drei Söhne und einen Bruder im Unterhause, die Familie Baring vier Mitglieder, die Cecil, Grosvenor, Lowther, Howard, Stanley, Egerton je drei Mitglieder u. s. w. „Wir wollen zwar nicht behaupten," sagt der Spectator, „daß dieses ungeheure Uebergewicht des aristokratischen Einflusses die Freiheit ernsthaft gefährdet, da es, obwohl in diesem Parlament unvernünftig groß, doch in den meisten Fällen aus der freien Wahl des Volkes entstanden ist. In den Grafschaften mag allerdings die Macht der Grundbesitzer den Ausschlag geben, wenn auch nicht in dem Grade, wie man gewöhnlich annimmt, aber in den Städten werden die Wähler jedenfalls durch nichts abgehalten, jeden Aristokraten zu perhorresciren, wie es die französischen Städte im Jahr 1789 thaten und wie es in Preußen noch heute geschieht (?). In der That aber ziehen sie solche Kandidaten vor und lassen sich von ihnen Manches gefallen, was ein homo novus ihnen nimmer bieten dürfte. Ein Bürgerlicher, der, wie neulich Lord Dalkeith, es wagen würde, seine Rede abzulesen, müßte sich auf einen ganz andern Empfang gefaßt machen. Ohne Zweifel verräth dies eine etwas servile Gesinnung, aber man muß die Thatsachen nehmen, wie sie sind, und es ist eine Thatsache, daß caeteris paribus ein Cavendish überall in England bessere Chancen hat, als ein Jones oder ein Tompkins (resp. Schulze und Müller). Eine Wahlreform würde diese Chancen vielleicht verringern, aber wir zweifeln sehr, ob dies in durchgreifender Weise geschieht, wenn die Massen sich nicht entschließen, die Primogenitur-Gesetze zu ändern. Sogar das allgemeine Wahlrecht würde hier wenig verfangen; es könnte Herrn Mill in Westminster eine größere Majorität über Herrn Smith verschaffen, aber wir würden für seinen Sieg zittern, wenn ihm ein Lord Percy unter Befürwortung mäßig liberaler Grundsätze entgegenstände."

Die Musen, bemerkt die Saturday Review, werden jedenfalls im neuen Unterhause genügend vertreten sein. Von den bisherigen schriftstellernden Parlamentsmitgliedern ist kein einziges seines Mandats verlustig gegangen, und Westminster hat sogar einen der größten Denker unserer Zeit*) auf die Wahlkurosse erhoben. Einen Augenblick schien es, als ob Sir Edward Bulwer-Lytton jener wankelmüthigen Menge, auf welche die Dichter seit Jahrhunderten geschimpft haben, zum Opfer fallen würde, aber die Wähler von Hertfordshire kamen ihm tapfer zu Hülfe und „das Wahre, das Gute und das Schöne" wurden gerettet. Der Stern Disraeli's war nicht eine Minute lang verdunkelt; Urania wacht über den einzigen Staatsmann, der den geringsten Anspruch darauf machen kann, die Planeten zu verstehen und zu deuten. Sein großer Rival, Gladstone, so lange der Günstling des Parnaß, hat leider von seinem hohen Platz auf dem heiligen Berge herabsteigen müssen, aber Süd-Lancashire hat den Vertheidiger der Helena und den Commentator Homer's ritterlich in Schutz genommen. Thomas Hughes, das neue Mitglied für Lambeth, wird ohne Zweifel im Parlament jene Gesinnungstüchtigkeit und Mannhaftigkeit bethätigen, durch die sich der muskelkräftige und gottesfürchtige Held seines Romans**) sowohl auf der Schule als auf der Universität auszeichnete. Mit Ausnahme des Herrn Mill aber betritt kein neues Mitglied das Unterhaus, das sich in literarischem Verdienst mit Forsyth, dem Verfasser des „Leben Cicero's" messen kann, den die Stadt Cambridge zu ihrem Vertreter erkoren. Kinglake behält seinen Sitz für

---

*) Den den Lesern des „Magazin" hinlänglich bekannten John Stuart Mill.

**) Hughes ist Verfasser des vor einigen Jahren anonym erschienenen Romans: „Tom Brown's Schooldays," der s. Z. auch in diesen Blättern besprochen wurde.

Bridgewater und wird auch wahrscheinlich seinem Haß gegen den französischen Kaiser und seiner Bewunderung für Lord Stratford de Redcliffe treu bleiben. Professor Fawcett*) hat sich endlich einen Parlamentssitz in Brighton erkämpft, während Layard, der übrigens den literarischen Niniviten schon in den Unterstaatssecretair aufgehen läßt, sich noch immer des Vertrauens der Wähler von Southwark erfreut. Tynemouth hat nach einer heftigen Wahlschlacht in Herrn Trevelyan einen jungen und talentvollen Zögling der Universität Cambridge zum Vertreter gewonnen, dessen Name eben anfängt, in der Literatur genannt zu werden, und der einen Mann zum Vater hat, welcher längst als eine der ersten Capacitäten im Verwaltungsfach berühmt ist.**) Endlich hat ein schottischer Flecken-Complex den vielerfahrenen Odysseus, Herrn Lawrence Oliphant, ins Parlament geschickt, der jetzt zu beweisen hat, daß er ein ernster und praktischer Politiker werden kann. Im Ganzen hat die Literatur Grund, auf einige ihrer neuen Repräsentanten im Volkshause stolz zu sein, und es giebt wohl keinen unter ihnen, deren sie sich zu schämen hätte.

Nord-Amerika.

Ein amerikanisches Pfennig-Liederbuch.

„Vier schöne neue Lieder um einen Kreuzer!" Wer erinnert sich nicht, in früheren Jahren auf deutschen Jahrmärkten oder in den Schaufenstern der Buchbinder deutscher Mittel- und Kleinstädte jene fliegenden Blätter mit dieser Aufschrift gesehen zu haben? Heutzutage ist jene löschpapierne Lyrik mit der stereotypen Signatur: „Gedruckt in diesem Jahr" fast gänzlich verschwunden. Die üppig wuchernden Gesangvereine haben ihr den Garaus gemacht. Vor dem „Volksliede aus Thüringen", „Wer hat dich du schöner Wald", „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" u. s. w. sind „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", „Grabe, Spaten, grabe" ꝛc. auf Nimmerwiederkehr gewichen.

Eine Sammlung, wenn auch nicht dem Inhalt, doch der Form nach ähnlicher Volkslieder, Popular Ballads, ist es, welche dieser Tage von jenseit des Oceans in unsere Hände gelangte. Das dünne Heftchen umfaßt zehn Nummern, eine jede Nummer enthält 10—15 Ballads und kostet einen Cent, gewiß ein billiger Preis. Als Verleger ist Charles L. Lessers, Dealer in all kinds of Toy Books and Stationery, 131, Allen Street, N. Y. (New-York) genannt. Das uns vorliegende Exemplar zeigt unverkennbare Spuren häufigen Gebrauches, ein Beweis dafür, daß wir es hier mit Liedern zu thun haben, die von dem Volke in Amerika wirklich gesungen werden. Der Name des Verfassers ist nur in den seltensten Fällen beigesetzt, und wo dies, wie bei dem Liede Mother I've come home to die (Mutter ich bin heimgekommen, um zu sterben) einmal der Fall ist, knüpft sich auch sogleich die Reklame des Herausgebers daran, indem sie den Leser benachrichtigt, das Lied sei „volle acht Wochen hindurch (by eight successive weeks) allabendlich bei den Bryants-Volkssängern (at Bryant Minstrels) gesungen worden, und der Publisher Firth Jon and Co. 563 Broadway erbiete sich, die Musik gegen Empfang von 25 Cents per Post zu verschicken.

Was uns bei diesen Liedern am Meisten frappirt, ist der wirklich nicht unbedeutende poetische Werth der größeren Anzahl derselben. Bedenkt man, daß diese äußerlich so untergeordnete Art von Literatur noch dazu nur für die unteren Schichten eines Volkes berechnet sein kann, dessen Schiboleth bisher das Money-making war, dem man somit eher Alles, als jenes feinere poetische Verständniß zutrauen sollte, das diese lyrischen Produkte doch unbedingt verlangen, so fühlt man sich unwillkürlich gedrungen, seinen bisherigen Anschauungen von dem amerikanischen Volksleben ein Korrektiv zu geben. Bemerkenswerth ist ferner, daß sich unter den 150 Liedern auch nicht eines befindet, welches irgend eine equivoke Anspielung enthielte. Andererseits zeigt sich (die Temperance-songs, von denen wir später noch sprechen werden, vielleicht abgerechnet) auch nichts von sogenannter „gemachter Volksthümlichkeit." Alles tritt mit frischer Natürlichkeit an uns heran. Die Refrains laden gleichsam von selbst zum Singen ein, und es braucht keines besonderen Grades von Phantasie, um sich beim Durchlesen dieser Lieder ein Dutzend Hinterwäldler im Dämmerstündchen um die fire side versammelt zu denken, von denen Einer das fliegende Blatt in seinen schwieligen Händen hält und aus voller Brust drauf lossingt, während die Anderen Chorus machen.

Es versteht sich, daß die Lieder ohne Rücksicht auf den behandelten Gegenstand bunt durcheinander gewürfelt erscheinen. Auf eine sentimentale Liebesklage folgt ein drolliges Negerlied, Kriegslieder wechseln mit landschaftlichen Stimmungsbildern, nationale Anklänge mit religiösen Gesängen oder Mäßigkeitsliedern, wie es eben kommt. Zur besseren Uebersicht für den Leser haben wir diese Lieder einigermaßen nach den verschiedenen Richtungen geordnet, und wollen es nun versuchen, ein wenigstens annäherndes Bild davon zu geben.

Die bei weitem größere Anzahl der Popular Ballads enthält selbstverständlich Liebeslieder, oder mehr oder minder wehmüthige Stimmungsbilder. Der Dichter beklagt die geschiedene Geliebte, die verschwundene Jugendzeit, die ferne Heimat, die ferne Mutter ꝛc. Einzelne dieser Lieder sind wundersam zart, wie das folgende, von dem wir die erste Strophe hersetzen:

Rock me to sleep, Mother! (Mutter, wiege mich in Schlaf.)

Backward, turn backward, oh time in your flight,
Make me a child again, just for to-night;
Mother, come back from the echoless shore,
Take me again to your heart, as of yore.
Kiss from my forehead the furrows of care,
Smooth the few silver threads out of my hair;
Over my slumber thy loving watch keep,
Rock me to sleep, mother, rock me to sleep!

Chorus.

Clasped to your heart in a loving embrace,
With your light lashes just sweeping my face,
Never here after to wake or to weep —
Rock me to sleep, mother, rock me to sleep!

Daß das Lied wirklich in's Volk gedrungen, beweist die Antwort, welche Chls. Carell Sawyer einige Nummern weiter

---

*) Professor der Staatswirthschaft an der Universität Cambridge und durch seine Schriften rühmlichst bekannt.

**) Der hier genannte Mr. Trevelyan, Sohn des ehemaligen Finanzministers für Indien, Sir Charles T., hat ein Werk unter dem Titel „The Competition Wallah" herausgegeben, welches indische Zustände behandelt und von der Presse günstig beurtheilt wurde. Wenn wir nicht irren, ist er ein Neffe Macaulay's.

darauf giebt: Call me not back from the echoless shore. Wie gewöhnlich ist jedoch auch hier das Pendant von weit untergeordneterem Werthe, als das erste Erzeugniß. Charakteristisch für das amerikanische Leben ist es, daß so viele der popular songs der „Mutter" gelten.

Ein reizendes Lied ist: Kiss me good night, mother (Gieb mir den Gutenachtkuß, Mutter); ferner: What is home, without a mother (Was ist die Heimat ohne Mutter). Dem unbekannten jungen Krieger, welcher fern von der Heimat gefallen, drückt die fremde Jungfrau den Scheidegruß auf die starren Lippen mit den Worten: Let me kiss him for his mother (Laßt mich ihn für seine Mutter küssen), während man ihm unter den Trauerweiden das Grab gräbt. I have no mother now (Ich habe jetzt keine Mutter mehr) klagt ein anderes Lied; Home again! (Wieder heim!) seufzt der Wanderer am fernen, fremden Gestade, und so geht es fort durch ein halbes Dutzend anderer Lieder, deren jedes uns einen anheimelnden Zug des Familienlebens vorführt. Die Form ist immer eine ungekünstelt einfache, der Vers nur selten einmal hart oder holpericht, der Refrain durchgehends schlagend und vor allen Dingen immer singbar.

Eine reiche Auswahl bieten die Liebeslieder. Auch hier findet sich oft Vorzügliches, zuweilen wirkliche lyrische Perlen, die auf Dichter ersten Ranges (Bryant) schließen lassen. So Kitty Wells, die rührende Klage eines Negers über die geschiedene Geliebte, mit dem Refrain:

While the birds were singing in the morning,
And the myrtle and the ivy were in bloom,
And the sun on the hill was a dawning,
It was then we laid her in the tomb.

Ferner das Liedchen:

Near the banks of that lone river,
Where the water-lilies grow,
Breathed the fairest flower that ever
Bloomed and faded, long ago.

Wie duftig ist das Lied: Star of the evening (Abendstern).

Beautiful star in heaven so bright,
Softly falls thy silver light,
As thou movest from earth afar,
Star of the evening, beautiful star!

In fancy's eye thou seemst to say,
Follow me, come from earth away,
Upwards thy spirits pinions try
To realms of love beyond the sky.

Shine on! Oh star of love divine,
And may our souls around thee twine
As thou movest from earth afar,
Star of the twilight, beautiful star.

Wem fällt hier nicht Wagner's wundervolles Lied an den Abendstern aus „Tannhäuser" ein, das genau dieselbe Stimmung widerspiegelt.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß sich in unserer Sammlung auch vieles bereits Bekannte findet, wie The last Rose of Summer (Des Sommers letzte Rose). Der Sammler nimmt eben, ohne sich viel um den Namen des Autors zu kümmern, jedes Lied, welches sich bereits einer gewissen Beliebtheit erfreut, oder von dem er erwartet, es werde seinem Publikum gefallen, und verleibt es einfach seinen popular ballads ein. So finden wir denn auch die reizenden englischen Gedichte Shells of the Ocean, twinkling stars (Muscheln des Oceans), blinzelnde Sterne) u. a. m. in dem Büchlein wieder.

Höchst originell sind die Negerlieder, worunter jedoch weniger solche Gedichte zu verstehen sein dürften, welche wirklich von Negern verfaßt sind, als vielmehr Spottgedichte auf die Sklavenzüchter, Lieder, welche dadurch um so beißender und drolliger werden, daß der nordstaatlich-abolitionistisch gesinnte Dichter sich absichtlich des Negerenglisch bedient. Hierher gehört das originelle:

Kingdom coming.
(Der jüngste Tag bricht an.)

Say, darkeys, hab you seen de massa,
With the muffstash on his face,
Go long the road some time dis mornin
Like he gwine to leab the place?
He seen a smoke way up de ribber
Whar de Linkum gumboats lay;
He took his hat, an' lef' berry sudden,
And I spec' he's run away.

Chorus.

De Massa run, ha, ha!
De darkeys stay, ho, ho!
It must be now the kingdom comin',
And de year ob Jubilo.*)

Wir bedauern, das Gedicht wegen Mangel an Raum nicht ganz hersetzen zu können, da es eine tiefere Perspektive in die Verhältnisse dort drüben eröffnet, als der langathmigste Leitartikel über den nordamerikanischen Bürgerkrieg. Für den des Englischen Kundigen bieten die ergötzlichen Wortverstümmlungen im Munde des „Nigger", wie muffstash für mustachios, Linkum statt Lincoln, gumboat für gunboat, noch einen besonderen Reiz den die Uebersetzung nicht wiederzugeben vermag. Wie urkomisch macht sich z. B. die dritte Strophe:

De darkeys feel so berry lonesome,
Libing in the loghouse on the lawn,
Dey move dar things to massa's parlour,
For to keep it while he's gone.
Dar's wine an' cider in the kitchen,
And the darkeys dey'll hab some;
I s'pose dey'll all be confiscated
When de Linkum sojers come**)

---

*) Sagt, Schwarze, habt ihr den Herrn gesehen,
Mit dem Schnurrbart im Gesicht,
Wie er diesen Morgen früh auf der Straße herumging,
Als ob er daran dächte, den Ort zu verlassen?
Er hat einen Rauch den Fluß heraufkommen sehen,
Wo Lincoln's Kanonenboote liegen.
Er nahm seinen Hut und ging rasch davon,
Und ich vermuthe, er ist davongelaufen.

Chor.

Der Massa (Herr) fort, ha! ha!
Die Schwarzen hier, ho! ho!
Der jüngste Tag muß gekommen sein,
Und das Jubeljahr.

**) Die Schwarzen fühlen sich gar so einsam
In ihrem Holzhause auf der Wiese;
Sie ziehen mit ihren Siebensachen in Massa's Salon,
Um ihn zu hüten, während er fort ist.
In der Küche ist Wein und Cider,
Und die Schwarzen werden auch davon bekommen;
Ich vermuthe, sie werden alle konfiszirt werden,
Wenn die Lincoln-Soldaten kommen.

Am übelsten kommt der Aufseher (overseer) weg:

We lock him up in the smoke-house cellar	Wir sperren ihn in den Keller des Räucherhauses
Wid de key t'rown in de well.	Und werfen den Schlüssel in den Brunnen,

heißt es dort. Er ist somit, aller Wahrscheinlichkeit nach, bestimmt, Ugolino's Schicksal zu theilen.

In dem Liedchen Sally come up (Sally, komm' her) feiert ein Nigger die Reize seiner schwarzen Geliebten. Er erzählt von einer Neger-Soirée, wo alle dunkeln Schönheiten versammelt waren:

Dar was dat lubly gal Miss Fan
With a face as broad as a frying-pan,
But Sally's is as broad again —
Dar's not a face like Sally's!
She's got a foot
To fill out de boot,
So broad, so long as a gum-tree root,
Such a foot has Sally.*)

Was die Drolerie des Gedankens sowohl als des Ausdrucks betrifft, stehen indeß die irischen Lieder noch weit über den Negerliedern. Ueberall tritt hier der nationale Humor des Iren, den uns Charles Lever so trefflich schildert, zugleich mit Paddy's Rauflust, seiner Gemüthlichkeit, seinen Aufschneidereien, seiner Melancholie und der unverwüstlichen Anhänglichkeit an die alte Heimat, die smaragdgrüne Erin Mavourneer, zu Tage. — Brennen on the Moor feiert den nationalen Räuber und Helden, der gleich Fra Diavolo, Robin Hood und anderen würdigen Gliedern des Ordens vom Griffe in Lied und Erinnerung des Volkes fortlebt. The wild Irish boy (der wilde irische Junge) ruft der alten Heimat den Abschiedsgruß, der neuen ein fröhliches Willkommen zu; my heart's in old Ireland (mein Herz ist in alt Irland) ist eine Transponirung des bekannten „Mein Herz ist im Hochland; ähnlich Erin is my home (Erin ist meine Heimat); in Limerick races erzählt ein irischer Bursche in drolligster Weise seine Erlebnisse beim Wettrennen. Prächtige Genrebilder des irischen Lebens bieten die beiden Gedichte: Lannegan's Ball) (L's Ball) und Tim Finigans Wake (die Todtenwache bei Tim Finigan). Schade, daß wir uns darauf beschränken müssen, den Inhalt nur andeutungsweise wiederzugeben. In dem zuerst genannten wird ein von einem irischen Lebemann gegebener Ball beschrieben. Die Nolans, Dolans und O'Gredys sind bei John Lannegan zum Tanze versammelt; Bier und Whiskey giebt es für die Herren; für die Damen Wein, Kuchen, Speck und Thee: Alles ist bei dem gastfreien Wirthe im Ueberflusse vorhanden. Man unterhält sich vortrefflich. Man singt: „Süße Nelly Gray", „die Harfe, die einst durch Taras alte Halle", „des Rattenfängers Tochter" u. dgl. Dann beginnt der Tanz. Nach und nach werden die Burschen lustig, die Mädchen munter (frisky). Da kommt zum Unglücke jung Brien O'Shaugnessy mit dem Fuße in Miß Hagert'y's Krinoline. Die Dame schreit Zeter Mordio (mealy-murther). Ned Harding nimmt sich ihrer an und verlangt Genugthuung. Es entsteht ein heftiger Wortwechsel. Miß Carenagh fällt in Ohnmacht, ohne jedoch die rosige Farbe ihrer Wangen zu verlieren, was den Damen zu der Bemerkung Anlaß giebt, sie sei geschminkt, wogegen der Dichter gutmüthig versichert, sie dürfte wohl ein Tröpfchen zuviel getrunken haben. Vom Worte kommt man zur That. Die Herren reißen den Tischen die Beine aus und bearbeiten einander nach Herzenslust. Der Pfeifer Ould Casy wird in dem Gewühl fast erwürgt; die Damen verwickeln sich mit Spitzen und Bändern, bis Alles zu einem unlöslichen Knäuel wird, womit Lannegan's Ball seinen Abschluß findet.

Eine ähnliche, nur noch drolligere Scene schildert „Tim Finigan's Todtenwache". Der Held der Ballade, Tim Finigan, stürzt eines schönen Morgens betrunken von einer Leiter und bleibt für todt liegen. Freunde und Verwandte sind Tags darauf zum Todtenschmause versammelt. Miß Biddy O'Brien heult: Ach, hat man je so eine schöne Leiche gesehen! O Tim, Geliebter (avourneen), warum bist du gestorben? „Mach' kein Geschrei!" ruft Judy Magee der Klagenden zu. Peggy O'Connor verweist Judy ihr Benehmen, aber diese verbietet sich die Belehrung und belohnt Peggy mit einer Ohrfeige. Im Handumdrehen ist wieder die allgemeine Rauferei (ruction) fertig. Alles nimmt Partei. Einer der Kämpfer schleudert eine Gallone Whiskey nach seinem Gegner, verfehlt ihn aber. Das Gefäß fällt auf das Bett, und sein Inhalt ergießt sich über die Leiche. Da geschieht ein Wunder. Der Todte, durch die sympathische Flüssigkeit wieder in's Leben gerufen, erhebt sich von seinem Bette, und donnert die erstarrte Umgebung mit den Worten an: Bad luck till yer souls, d'ye think I'm dead? (Euch soll ja das Donnerwetter! Glaubt Ihr vielleicht, ich sei todt?) — Das Liedchen: The Irishman's shanty (des Iren Häuslichkeit) schildert mit einem Aufwande von guter Laune Paddy's ärmliches Leben. Er besitzt allerlei Merkwürdiges in seiner Hütte, z. B. ein niedliches Federbett, das von Stroh starrt (a nate (= neat) *feather* mattrass all bustin' with *straw*); seine Schweine sind im Stalle, seine Kuh desgleichen; die armen Thiere können aber das Eingesperrtsein nicht vertragen (they'd starve if confined) und dürfen deshalb in die Wohnung des Herrn kommen, so oft es ihnen beliebt. Er hat ferner drei Zimmer in Einem, Küche, Schlafzimmer und Wohnzimmer; auch seine Garderobe ist reich versehen; er hat einen Rock, den er zu Hause, und denselben, den er auf der Straße trägt (*one* to wear in the shanty, that same for the street). Und in dieser seiner Häuslichkeit sitzt Paddy, die Pfeife im Munde, stolzer als ein König, und ist bereit, seinen letzten Cent mit dem Durstigen zu theilen. Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein? Das Lied hat den unübersetzbaren, klassischen Refrain: Arrah, me honey! W—h—a—c—k! Paddy's the boy! (Paddy ist ein Kerl!)

Allerliebst ist auch No Irish need apply (Kein Irländer braucht sich zu melden). Die Phrase ist ein nicht ungewöhnlicher Beisatz von Annoncen in amerikanischen Zeitungen, wenn Bediente u. dgl. gesucht werden. Ein frisch von Ballyfad herübergekommener Irländer, der sich nach einem Dienste umschaut, liest nun eine solche Annonce mit dem beleidigenden Zusatze, geräth in Wuth und rächt die beleidigte Nationalehre durch eine derbe Ohrfeige (a welting, as h'd get ad Donny brook), die er dem Verfasser des No Irish need apply verabreicht.

Die Kriegslieder bilden ein beträchtliches Kontingent unseres Pfennig-Liederbuches. In erster Reihe ist hier John Brown's Lied (John Brown's song) zu nennen, eine wilde, derbe Schlachthymne, in der eine jede der wenigen Zeilen den glühend-

---

*) Da war jenes liebliche Mädchen, Miß Fanny,
Mit einem Gesichte, so breit wie eine Bratpfanne.
Aber Sally's Gesicht ist noch einmal so breit:
Es giebt kein Gesicht gleich Sally's.
Sie hat einen Fuß,
Der den Stiefel füllt;
So breit, so lang wie eine Gummibaumwurzel;
Solch einen Fuß hat Sally.

sten Haß gegen die Mörder des nationalen Märtyrers athmet. Man wird sich erinnern, daß der Justizmord an dem Abolitionspropheten John Brown gewissermaßen das Signal zu dem Bürgerkriege gab.

John Brown's body lies a mouldring in the grave.
John Brown's — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
His soul's marching on.

Chorus.

Glory Hally, Hallelujah! Glory Hally, Hallelujah! etc.
His soul's marching on.

Die folgenden Strophen lauten, mit Auslassung der Wiederholungen und des Refrains:

He's gone to be a soldier in the army of our Lord!
His soul's marching on!
John Brown's knapsack is strapped upon his back
His soul's marching on.

His pet lambs will meet him on the way,
They go marching on.

They will hang Jeff Davis to a tree,
As they march along!

Now, three rousing cheers for the Union,
As we are marching on!

Sehr frisch und singbar ist das Lied mit dem halb spanischen Motto Viva l'America! Jede Strophe schließt mit:

United we stand, divided we fall,
Granting a home and freedom to all.

Dazu der Refrain:

Throughout the world our motto shall be:
Viva l'America! Home of the free!

Von den übrigen Kriegsliedern bedarf es nur einer Aufzählung der Titel, um auf den Inhalt schließen zu können. Hierher gehören: Mother, is the battle over? (Mutter, ist die Schlacht vorbei?); Was my brother in the battle? (War mein Bruder in der Schlacht?); Our flag is there (Unsere Fahne ist dort); The battle cry of freedom (Der Freiheit Schlachtruf); Marching along (Marsch). Eine weichere Stimmung herrscht in den Liedern: The vacant chair (Der leere Stuhl, welcher des in der Schlacht gefallenen wackeren Willie harrt) und Mother, I've come home to die (Mutter, ich bin heimgekommen, um zu sterben). Das Lied: The bowld sojer boy (Der tapfere Soldatenjunge) dagegen ist ein munteres, schelmisches Liedchen mit irischer Färbung der Sprache.

Bisher waren es Lieder im eigentlichen Sinne, welche wir aus der Sammlung dem Leser vorführten. Das Penny Songbook enthält aber auch zwei größere Gedichte episch lyrischen Inhaltes, welche sich wohl kaum zum Singen eignen dürften. Es sind dies: Bingen on the Rhine (Bingen am Rhein) und die im Nibelungen-Versmaße gehaltene Ballade: The dying Californian (der sterbende Californier). Für den deutschen Leser ist besonders das erstere von Interesse. Es schildert den Tod eines Fremdenlegionärs in Algier und ist das Werk eines jedenfalls hochbegabten Dichters. Wir glauben in demselben weniger einen Deutschen, als einen mit dem Rheinlande vertrauten Amerikaner vermuthen zu dürfen. Vielleicht entstammt das Gedicht der Feder Longfellow's, an dessen Styl und Diktion es häufig mahnt. Wir geben zur Probe die erste Strophe:

Bingen on the Rhine.

A Soldier of the Legion lay dying in Algiers,
There was lack of womans nursing, there was dearth of womans tears.
But a Comrade stood beside him, while his life-blood ebbed away,
And bent with pitying glances, to hear what he might say.
The dying soldier faltered, as he took that comrades hand,
And he said: I never more shall see my own, my native land,
Take a message, and a token to some distant friends of mine,
For I was born at Bingen, at Bingen on the Rhine.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die Mäßigkeitslieder (Temperance songs), welche indessen sich nicht unter den übrigen zerstreut finden, sondern alle beisammen stehen und eine einzige Nummer (acht) bilden. Ihr poetischer Werth ist ein sehr untergeordneter, um so höher aber der ethnographische. Schon das bloße Vorhandensein dieser Gesänge beweist, wie arg es in der Union mit der Trunkenheit aussehen muß. Welchem europäischen Dichter wäre es bisher eingefallen, das Wasser, wohlgemerkt, als Getränk zu besingen. Die Temperance-Sänger aber besingen es in jeder Gestalt, als Quelle, als Bach, als Flüßchen. Freilich ist die Poesie auch ziemlich wässerig und hält nicht entfernt den Vergleich mit dem einzigen Trinkliede der Sammlung: Come, Landlord, fill your flowing bowl (Komm', Wirth, füll' die schäumende Bowle) aus; der Dichter bestrebt sich dafür, den Mangel an Poesie durch Energie des Ausdrucks zu ersetzen. Er malt das Schicksal des Trunkenbolds und seiner Familie in den allerschwärzesten Farben; der gebesserte Trinker dagegen erscheint fast als ein Engel des Lichtes.

Wir haben Eingangs dieses Artikels bemerkt, daß keines der vielen Lieder eine jener nicht immer besonders „süßkandirten" Zweideutigkeiten enthalte, die bei den Couplets unserer Volkssänger und Volkspossen zum guten Ton gehören. Das einzige etwas leicht geschürzte Liedchen der Sammlung: If your foot is pretty, show it (Wenn dein Fuß hübsch ist, so zeige ihn), möge mit seiner letzten Strophe zum Schlusse noch ein Plätzchen finden, damit der Leser sich überzeugen könne, wie äußerst diskret die lyrische Volksmuse bei unseren Vettern jenseits des Oceans auftritt.

If your foot is pretty, show it,
When you trip along the street;
For it will catch the eager eyes
Of every man you meet.
Don't toss your glossy ringlet,
Nor point your lips so sweet,
But gently lift your petticoats
And show your handsome feet,
And show — and show
And show your handsome feet.

Wir schließen hiermit unsere flüchtige Blumenlese aus dem Penny song book mit dem Bedauern, daß es uns nicht möglich war, die gebotenen Proben dem Leser zugleich in rythmischer Uebertragung vorzuführen. Vielleicht findet sich eine versgewandte Feder, welche die vorzüglicheren dieser Poesien in dem metrischen Gewande des Originals dem deutschen Publikum zugänglich macht.

Prag. C. M. Sauer.

Holland.

Bildung und Intelligenz in Batavia.

Vom k. niederländischen Hauptmann Weitzel.*)

Wenn wir das gesellige Leben Batavias betrachten, so können wir nicht umhin, einzugestehen, daß es den Stempel großer Oberflächlichkeit trägt, und daß die Gespräche weder so reichhaltig noch so lebendig sind, als man es in Europa gewohnt ist; was man jedoch mehr den Zuständen als der Gesellschaft zuschreiben muß. In Europa wird der Geist beständig angeregt. Da hat man eine fortwährende Abwechslung der Jahreszeiten mit ihren ihnen eigenthümlichen Erzeugnissen, ihren Trachten und Unterhaltungen, die ganz unwillkürlich auf das Thun und Lassen, auf Gedanken und Gespräche des Einzelnen ihren Einfluß ausüben. Jeden Tag erhält man, Dank sei es den Telegraphen und Eilposten, durch die Zeitungen, die neuesten Berichte aus fast allen Orten der Welt. Eine freie billige Presse verschafft uns täglich neue unterhaltende Lektüre und Mittheilungen über Künste und Wissenschaften. Die Anwendung dieser Künste und Wissenschaften bemerken wir bei jedem Schritte, den wir aus dem Hause thun. Dampf, Gas, Elektricität, Galvanismus, Wärme und Licht sind die gehorsamen Sklaven des menschlichen Geistes.

Wer in einem konstitutionellen Staate lebt, wie zum Beispiel in dem freien Niederland, wird seinen Geist noch in anderer Weise beschäftigt finden, denn er hat das Recht und die Gelegenheit, sich um das Staatsinteresse zu bekümmern. Bezahlt er jährlich nur eine Kleinigkeit an Abgaben, so ist er Mitwähler des Gemeinderaths, bezahlt er etwas mehr, so giebt er seine Stimme zur Wahl der Provinzial-Staaten, und zahlt er noch mehr, so hilft er die General-Staaten wählen. Gehört er endlich zu den Höchstbesteuerten, so kann er selbst zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt werden. Wer nicht so bemittelt ist, dafür aber Talente besitzt, kann, von seinem dreißigsten Jahre an, den Ruf bekommen, in der zweiten Kammer Sitz und Stimme zu nehmen, und wem von dem Allen nichts zufällt, der hat immer noch das Recht, seine warnende oder rathende Stimme in den Flugschriften oder Tageblättern zu erheben. Und wer von allen diesen Vorrechten keinen Gebrauch machen will, der wird dennoch ihren Einfluß in der Ueberzeugung, dazu berechtigt zu sein, empfinden und gern den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten verfolgen und sich darüber unterhalten.

Daß dies den Geist auf angenehme Art beschäftigt, kann gar nicht fehlen und muß natürlich auch auf den geselligen Umgang belebend und anregend einwirken.

Wie ganz anders sind da die Zustände in Indien, und um ganz gerecht zu sein, müssen wir auch näher auf sie eingehen. Indien, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ist unaussprechlich schön, und sicher wird es mir niemals gelingen, mit meiner Feder die hohe Bewunderung auszudrücken, die ich für die reiche, stolze und doch so liebliche Natur dieses gesegneten Welttheils empfinde.

Um aber die herrliche Natur nach ihrem vollen Werthe zu schätzen, muß man ein Gemüth besitzen, in dem das Schönheitsgefühl fortwährend gleich lebhaft ist, man muß Augen für die Wunder der Schöpfung haben und Ohren, welche die tausend Stimmen hören, durch welche sie beständig zu unserem Verstand und Herzen spricht. Der Geist muß frei und nicht durch allerlei lästige und oft verdrießliche Geschäfte in Anspruch genommen sein. Wie Wenige giebt es aber in Indien, die das Letztere von sich sagen können, selbst wenn ihnen das Erstere zu Theil geworden ist. Die Meisten gehen gebückt unter der Last ihrer Geschäfte, denen sie fast den ganzen Tag widmen müssen. Viele leiden unter dem Drucke eines kränkelnden Körpers, und Alle leben in einem Klima, für das sie nicht geboren wurden. Daher gehört denn auch größere Geisteskraft dazu, als bei der Menge gewöhnlich gefunden wird, um nach vollbrachtem Tagewerke sich noch etwas Anderem als einem dolce far niente zu widmen. Ein sehr bedeutender Theil unserer Landsleute in Indien endigt denn auch damit, ganz gleichgültig gegen die Schönheiten und Wunder der Natur zu werden und sie gar nicht einmal mehr zu sehen. Ein Tag ist für sie dem anderen vollkommen gleich, denn sie urtheilen nur nach dem, was sie unmittelbar bemerken müssen, und hier findet — etwas mehr oder weniger Regen ausgenommen — gar kein Wechsel der Jahreszeiten statt; hier trägt man beständig dieselbe Kleidung; hier bleiben Bäume und alle Gewächse unwandelbar grün; hier hat man immer dieselben aromatischen, saftigen Früchte; hier ist der Tisch stets mit denselben Speisen besetzt; hier ist eben deshalb Alles eintönig.

Nun hat man wohl eine Presse, und nimmt man das Wort in seiner buchstäblichen Bedeutung, selbst mehr als Eine; faßt man es aber in seinem figürlichen Sinne auf, so wird man noch lange nach einer indischen Presse suchen müssen. Ich möchte nicht wagen, dies den bestehenden Verordnungen zuzuschreiben, da sie erst vor kurzer Zeit in's Leben traten, und seit sie in Wirksamkeit sind, auch kein Rückschritt bemerkbar ist. Ebenso wenig will ich untersuchen, ob der Grund in der eigenthümlichen Zusammensetzung der europäisch-indischen Bevölkerung zu suchen ist, die, hauptsächlich aus Beamten und Militärpersonen bestehend, wohl gegründete Ursache hat, die Ansichten der Autoritäten zu fürchten; gewiß ist's, daß man in Indien wenig erscheinen sieht, was sonst eine würdige und freie Presse bekundet.

Einige Zeitungen, noch vor Kurzem ganz nach dem Muster des „aufrichtigen Haarlemers", nur mit Annoncen und Neuigkeiten gefüllt, vier oder fünf wissenschaftliche, sehr nützliche, aber nicht immer sehr fesselnde Zeitschriften; jedes Jahr ein paar Sammlungen von Berichten gelehrter Vereine und mit erstaunlicher Mühe eine Warnasarie*) belletristischen Inhalts, von sehr zweifelhaftem Werthe, ist so ziemlich Alles. Wer hier seinen Geist nähren und auf der Höhe seiner Zeit bleiben will, findet sich noch mehr als anderwärts genöthigt, auch das zu lesen, was außerhalb des Landes, das er bewohnt, geschrieben wird, und deshalb muß er in Europa auf Journale und Zeitschriften abonniren und sie sich durch die Ueberlandpost zuschicken lassen. Nur Wenige haben die Mittel, dies auf hinreichende Weise thun zu können, die Meisten entbehren sie also und Andere waren ihrer wenigstens in der Lebensepoche beraubt, die so vorzüglich geeignet ist, den Geist zu bilden. Gerade damals mußten sie unthätig bleiben, weil hier nicht nur das Anschaffen von Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch von nützlichen Büchern

*) Vgl. Nr. 30 des „Magazin".

*) Warnasarie, eine in Batavia erscheinende Monatsschrift zur Unterhaltung; Erzählungen, Anekdoten und alles mögliche Verschiedenartige enthaltend.

Der Regenbogen ist eine zweite, ihr gleichende Zeitschrift.

Anm. d. Uebers.

für diejenigen äußerst schwierig und kostbar ist, die nur erst eine geringe Besoldung haben. Später gewöhnen sie sich daran; es ist für sie keine Entbehrung mehr, und das Lesen war und blieb für sie abgeschafft, sobald sie das amtliche Gebiet verlassen hatten.

Daß hier auch die Künste und Wissenschaften weder so deutliche und wiederholte Beweise ihres Daseins geben, noch auch so laut zu unserem Geiste sprechen, bedarf wohl keiner Versicherung. Männer, die nur für und durch die Kunst leben, existiren hier nicht. Die Wissenschaften sind freilich etwas glücklicher, und unter ihnen sind es vorzugsweise die Geheimnisse der Natur, denen eine Anzahl heller und unermüdlicher Köpfe rastlos nachforscht; dennoch bleibt auf diesem Felde, wie viel auch schon geschehen ist, so viel zu thun übrig, daß die indischen Naturforscher noch sehr lange verpflichtet sein werden, sich bei ihren Mittheilungen der strengsten wissenschaftlichen, das heißt der allergedrängtesten Form zu bedienen, so daß man erst nach Verlauf vieler Jahre Naturforscher in Indien wird finden können, die im Stande sein werden, über die Ergebnisse ihrer Forschungen in populärem Tone mit der Menge zu sprechen. Hier werden die Gelehrten vor Allem daran erinnert, daß die Wissenschaft lang und das Leben kurz ist, und sie sehen sich gezwungen mit ihrer Zeit zu wuchern.

Auch in dem täglichen Leben kann man hier keineswegs die beständige, vielseitige Anwendung der Künste und Wissenschaften auf die Geschäfte des Tages und Lebens bemerken. Man kennt weder Eisenbahnen noch Gaserleuchtung*) und hat nur eben erst einen, freilich vortrefflich gelungenen Anfang zu elektrischen Telegraphen gemacht. Große industrielle Unternehmungen, deren Leiter durch fortwährende Konkurrenz gezwungen werden, immer neue Verbesserungen zu suchen und einzuführen, sind hier noch nicht, und der Landbau ist ganz in der Kindheit.

Mit den allgemeinen Staatsgeschäften endlich hat hier Niemand etwas zu schaffen, die Wenigen natürlich ausgenommen, die durch ihr Amt dazu berufen sind; die Uebrigen gehorchen, aber untersuchen und besprechen sie nicht, wenn sie vorwärts kommen wollen, mindestens nicht öffentlich. Wenn man nun dies Alles erwägt, so geht deutlich daraus hervor, daß bei der großen Masse das intellektuelle Leben sehr gering sein muß, und daß der gesellige Verkehr unendlich viel weniger Befriedigung gewähren kann, als in Europa. Daher darf es auch nicht befremden, wenn man hier so wenig Stoff zur Unterhaltung findet. Es ist, wie man sieht, die Folge von Umständen, denen man sich in Indien noch eine Reihe von Jahren, wenn nicht immer, wird unterwerfen müssen. So lange Indien von Europäern bewohnt bleibt, die sich nur zeitweilig hier niederlassen, um sich ein Vermögen zu erwerben und dann wieder in ihr Vaterland zurückzukehren; so lange es also eine überseeische Besitzung und keine Kolonie mit einem selbständigen, politischen und intellektuellen Leben ist, wird in den angedeuteten Stand der Dinge wenig oder gar keine Veränderung kommen, und der unbedeutende, stumpfsinnige Menschenschlag, den man hier mit dem Namen Klimaatschieter bezeichnet, mehr oder weniger zu finden sein. Ob es jemals eine Kolonie wird und werden kann, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört, die ich aber nicht wagen möchte a priori zu bejahen.

*) Neuerdings ist Beides in Angriff genommen, und bald wird Java mit seinen reichen Mitteln und den geschickten niederländischen Ingenieuren seine Bedürfnisse in dieser Beziehung befriedigt sehen.
Anm. des Uebers.

Kleine literarische Revue.

— **Berthold Auerbach's Volkskalender für 1866** wird nicht, wie seine Vorgänger, im Verlage von E. Keil in Leipzig, sondern in dem von Ferd. Dümmler in Berlin erscheinen, was die aufmerksamen Leser unseres „Magazin" gewiß als eine Bürgschaft dafür ansehen werden, daß das beliebte Jahrbuch an innerem wie an äußerem Ansehen gewonnen haben wird. Denn in der That wirkt die Liebe und die Sorgfalt, die der Verleger auf die äußere Form eines sinnigen Zwecken dienenden Verlagswerkes verwendet, auch auf den Inhalt desselben, wie auf die Thätigkeit und die gehobene Stimmung des Herausgebers, zurück. Hat Berthold Auerbach's „Volkskalender" sich bisher schon durch ein gewisses poetisches Aroma vor vielen seiner zahlreichen Mitbewerber um die Gunst der deutschen Leser ausgezeichnet, so wird, wie uns ein Blick auf die Aushängebogen des neuen Jahrganges lehrt, dieser gewiß in der ersten Reihe unter den Kalendern für 1866 aufzustellen sein. Welchen Schatz von Gedanken, Lebens- und Kulturbildern bieten uns diese zierlich gedruckten Aushängebogen! Wie leer und schaal erscheint uns im Vergleiche damit selbst das beliebteste und eleganteste jener Taschenbücher und Almanache aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts, z. B. das damals auf allen Damen-Lesetischen gefundene „Vergißmeinnicht" von H. Clauren! Wie schaal und gedankenleer muß doch das Publikum gewesen sein, das an solchem vergoldeten Taschenbuchs-Larifari Geschmack und Genüge finden konnte! Freilich ist auch unsere Zeit eine ganz andere geworden. Statt des Theaters, des Ballets, der Wachtparaden, der Titel- und der Ordensbänder-Verleihungen, die damals das öffentliche Interesse in Anspruch nahmen, sind es die Geschicke des deutschen Volkes, die Aufgaben des Staatsbürgers, die Pflichten und Rechte des freien Mannes, die fördernden Momente der Volksarbeit und des darauf sich erbauenden Nationalreichthums, was unsere Zeit mit Vorliebe bespricht und was wir in Zeitschriften und Volksbüchern besprochen zu sehen wünschen. Und diesem Wunsche kömmt gerade Berthold Auerbach's Volkskalender auf das Vollständigste nach. Außer zweien reizenden Erzählungen des Herausgebers selbst, von denen die „Chronik eines Finkennestes", wegen ihrer anziehenden Parallelen aus dem Leben der Thiere die besondere Theilnahme des Lesers erregen wird, schmücken folgende in der Form von „Essays" geschriebene Beiträge diesen Jahrgang: „Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen," von H. B. Oppenheim; „Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland," von Dr. Althaus; „Ueber die Liebe zur Muttersprache," von Prof. H. Steinthal; „Der Kampf um das Salz," von G. Kerst; „Der Wahltag," eine eidgenössische Geschichte, von Gottfried Keller; „Der Sonnendienst des Naturforschers," von E. Reitlinger; „Zur Geschichte der Gewürze," von G. Pritzel; „Ueber Holbein's Todtentanz," von Alfred Woltmann; „Der Schulstreit im Großherzogthum Baden", und schließlich eine Botschaft aus Amerika nach beendigtem Kriege. Die meisten dieser Aufsätze sind mit künstlerischen Illustrationen geschmückt und auch der eigentliche Kalender ist wieder mit allerlei unterhaltenden Beigaben ausgestattet. Und dies Alles, mit Einschluß der „Tax on Knowledge," die noch in Preußen und wenigen anderen Ländern auf dieser Art Geistesnahrung des Volkes ruht, kostet nicht mehr als 12½ Sgr.!

— **Edmund Höfer's erzählende Schriften.***) Unsere Leihbibliotheks-Literatur ist im Allgemeinen dadurch gekennzeichnet, daß sie von Niemand, selbst nicht von ihren eifrigsten Verehrern, zum zweitenmale gelesen wird. Zu dieser Literatur gehören die Schriften Edmund Höfer's ebenso wenig, wie die von Berthold Auerbach, und deshalb wundern wir uns nicht, wenn von den Erzählungen des Ersteren ebenso, wie von denen des Letzteren, gesammelte neue Auflagen verlangt werden. Es liegt uns bereits das siebente und achte Bändchen der bei Adolph Krabbe in Stuttgart erscheinenden, zierlichen neuen Ausgabe von Edmund Höfer's erzählenden Schriften vor. Wir hoffen noch Zeit und Gelegenheit zu finden, darüber etwas mehr zu sagen, als wir heute vermögen, wollen jedoch vorläufig wenigstens nicht unterlassen, auf die im siebenten Bändchen zusammengestellten „Erzählungen eines alten Tambours" hinzuweisen, die eine so erfrischende Erinnerung an die deutschen Befreiungskriege bilden und denen der Verfasser neuerdings ein größeres, erzählendes Werk: „Unter der Fremdherrschaft"**), der Zeitfolge nach als Einleitung gegeben hat. Die in diesen Arbeiten Höfer's durchgeführte Idee, daß der Enthusiasmus und die tief sittliche Kraft des deutschen Volkes über alles Lahme, Scheue und Halbe der Zeit den Sieg davon zu tragen vermag, wird ihnen auch in der Gegenwart ein anregendes, nachhaltiges Interesse verleihen.

— **„Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg",*****) lautet der Titel eines Vortrages, welchen der wegen seiner ausgezeichneten ästhetischen und Redner-Gaben bekannte Professor Ludwig Eckardt am 21. April v. J. im Athenäum zu Hamburg gehalten hat. Wir glauben, daß der heute immer wiederkehrende Hinweis auf Lessing's Verdienste um das deutsche Volk nicht überflüssig ist, nicht etwa „Eulen nach Athen tragen" heißt, insofern Lessing nicht nach seinen positiven Resultaten oder einzelnen Formeln seiner Humanität, sondern nach seinem bleibenden Einflusse auf den deutschen Nationalcharakter, nach der Wirkungskraft seiner eigenen Charaktergröße und Mannheit gewürdigt werden muß. Herrn Professor Eckardt ist es gelungen, einzelne Momente dieser Lessing'schen Thatkraft plastisch hervorzuheben und als ein sittliches Gemeingut deutscher Nation darzustellen. Er hat in kleinerem Maaßstabe denselben Weg eingeschlagen, wie, auf einem weiteren Felde, die von Professor Löbell herausgegebene Abhandlung des leider zu früh verstorbenen Literarhistorikers Koberstein. Aber der Eckardt'sche Vortrag berührt auch sehr stark die häßlichen Schwächen der Bühnenzustände der Gegenwart, den Mangel des ethischen Aufschwungs und sittlichen Taktes in der Kunstübung; er glaubt, das wirksamste Heilmittel gegen diese Erbärmlichkeiten sei ein im höchsten Sinne des Wortes deutsches Nationaltheater. Freilich ein solches verlangt vor Allem eine deutsche Nation. Aus innerstem Herzen fließt dem Verfasser die Klage über das Nichtvorhandensein dieser unerläßlichen Voraussetzung. Inzwischen können wir den Standpunkt des Redners nicht völlig theilen. Eine literarische Nation haben wir ja längst schon, ein Volk sind wir geworden, das auch außer seiner Literatur noch zahlreiche Einheitsbande besitzt, neben den geistigen auch die ganze Macht der materiellen Interessen; es fehlt uns blos die politische Nationalität, und diese erwirbt sich nicht durch literarhistorische Studien. So wenig dieselben national unerheblich sind, so wenig stehen sie für das Volksthum, das Staatsthum werden will, in erster Linie. Herr Eckardt überschätzt wohl etwas die nationale Wirkung unserer literarischen Vorkämpfer. Lessing ist eben mehr als ein bloßer Schauspielschreiber und gelehrter Aesthetiker gewesen. Er hat dem deutschen Volke Nationalgefühl, vielleicht selbst Nationalstolz gepredigt; das ist seine erhabene ethische Bedeutung, die ihn zum Volksmanne für alle Zeiten stempelt, und es war eine tiefsinnige Bemerkung von Gleim, als er in Lessing die Luther-Natur herauserkannte. Wenn unserer Zeit die Einsicht kommt, daß mit dem literarischen Heldenthum und ästhetischen Verdienst es für Deutschlands Nationalsache nicht gethan ist, sondern daß dazu politische Eigenschaften, staatsbürgerlichen Muth, klare Besonnenheit, genaue Kenntniß eigener und fremder Staatsverhältnisse und namentlich praktische Erfahrung und arbeitskräftige Aufopferung gehören, dann hätte unsere Zeit Recht, wenn sie dem Bühnenwesen und der Poesie einstweilen den Rücken kehrt und den Markt, das Forum, lieber sucht als die Schaubühne. Nur müßte dann die schnöde Nachäfferei des Franzosenthums und seiner modernen Versunkenheit desto entschiedener vermieden werden! Heute noch Nachahmung der Franzosen, das wäre der Tod jeder deutschen Hoffnung! Was Platen 1826 ausrief:

> Entnervendes zu bieten statt des Schönen,
> Ist an der Zeit ein Majestätsverbrechen;

wurde prophetischen Geistes gesagt und sollte doch endlich bei Dichtern und Bühnenleitern seine nachhaltige Beherzigung finden T. v. B.

— **Der Steinkohlenreichthum Rußlands.** Aus einer von dem ausgezeichneten Geologen und Mitglied der Petersburger Akademie, Gregor v. Helmersen, veröffentlichten Schrift*) „über die Steinkohlenlager von Rußland" lernen wir die reichen Schätze kennen, welche das Zarenreich an diesem, in heutiger Zeit so unentbehrlichen Brennmaterial besitzt, die zu heben aber freilich Intelligenz und Arbeitskraft erforderlich sind. Nachdem der Verfasser das Vorhandensein mächtiger Braunkohlenlager im Tertiärboden in den Gouvernements Kiev, Tula und im Osten am Flusse Ural nachgewiesen, der wenig bedeutenden Steinkohlenlager in der Krim und der sehr reichen Steinkohlen-Formationen bei Tkwibul in Transkaukasien, 20 Werst von Kutais, gedacht, geht er auf die Steinkohlendistrikte im europäischen Rußland als diejenigen über, die in Betreff der Ausbeute eine vielversprechende Zukunft haben. Es giebt deren vier: 1) Auf den beiden Abhängen des Uralgebirges, besonders auf dem westlichen, erstreckt sich das Steinkohlen-Terrain in einer fast ununterbrochenen Linie vom Uralfluß bis zum Eismeer, und entsendet einzelne Streifen von der oberen Wytschegda aus in nordwestlicher Richtung nach der Tschesskaja-Bai. 2) In den Gouvernements Nowgorod, Twer, Moskau, Kaluga, Tula und Rjäsan bilden die Steinkohlenlager ein flaches Bassin in elliptischer Form von 600 Werst Länge und 400 Werst Breite, in dessen Mittelpunkt Moskau liegt. Von dem Nord-Ende geht ein breiter Gürtel derselben Formation aus, der sich in nordöstlicher Richtung durch die Gouvernements Nowgorod, Olonez und Archangel bis an die Ostküste des Weißen Meeres zieht. 3) Im Gouvernement Simbirsk finden sich Lager in dem sogenannten Samarischen Bogen, einer hochgelegenen Lokalität

*) Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe, 1865.

**) Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813. Von Edmund Höfer. 3 Bände. Stuttgart, Adolph Krabbe.

***) Hamburg, 1864, Boyes und Geisler. 28 Seiten.

*) О мѣсторожденіяхъ каменнаго угля въ Россіи. Спб. 1864.

zwischen Stawropol und Syzran, die von drei Seiten von der Wolga umspült wird. 4) Im Gouvernement Jekaterinoslav und im Lande der donischen Kosacken bilden die Steinkohlenlager kein Bassin, wie um Moskau, sondern einen niedrigen Höhenzug von 260 Werst Länge und 150 Werst Breite. Hier befinden sich auch viele und reiche Eisenerzlager, deren Ausbeute fast noch gar nicht in Angriff genommen ist. Die Steinkohlen im europäischen Rußland gehören alle der Bergkalkformation und unterscheiden sich dadurch von der Steinkohlenformation im westlichen Europa, wo die obere Schicht stets die eigentliche Steinkohle und nur die untere Bergkalk ist.

Literarischer Sprechsaal.

Gleichzeitig mit dem großen deutschen Sängerbund-Fest in Dresden, in der zweiten Hälfte des Monats Juli, hat ein deutsches Sängerbund-Fest in Amerika stattgefunden, das, wenn auch nicht in seinen künstlerischen Leistungen, doch jedenfalls in seinen moralischen Erfolgen dem nationalen Fest in Dresden gleichzustellen ist. Aus allen größeren Städten der Union, namentlich aus Philadelphia, Buffalo, Pittsburg, Hartford, Baltimore, Chicago, Louisville &c., waren die deutschen Gesangvereine, Liedertafeln, Singakademieen und wie sie sich sonst noch nennen, auf Einladung des großen Germania-Sängerbundes nach New-York gekommen. Schon der Empfang, den die Deutschen dort bei ihrer Ankunft fanden, erinnert lebhaft an die Empfangs-Scenen in Dresden, deren Abbildungen in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ gleichzeitig mit der schönen Illustration des vom amerikanischen Sternenbanner drapirten „Willkommen dem Sängerbund!“ im Newyorker „Harpers Weekly“ uns vorliegen. Den wohlfeilen Karrikaturen gegenüber, mit denen einige deutsche Witzblätter das Dresdener Fest in den Staub zu ziehen versuchten, ist es eine nationale Genugthuung, zu lesen, was einige englisch-amerikanische Blätter über den erhebenden Eindruck sagen, den auf alle Nichtdeutschen der von edler Begeisterung getragene Gesang unserer Stammesbrüder machte. Harpers Weekly sagt unter Anderm: „Jemehr wir in dieser Weise germanisirt werden, um so sinniger und erquickender werden unsere Vergnügungen.“ An einer andern Stelle lesen wir: „Die italiänische Oper bleibt in Amerika etwas Exotisches, aber das deutsche Lied hat bei uns sich acclimatisirt und solche Wurzel gefaßt, daß wir uns für Geist und Gemüth in Amerika die herrlichsten Früchte davon versprechen dürfen. Das deutsche Lied ist uns zum häuslichen Bedürfniß geworden, während die Oper ein den Meisten von uns unverständlicher Luxus bleibt. Die Deutschen haben ein seltsames Sprüchwort, dessen Wahrheit aber uns mehr und mehr einleuchtet. Es lautet: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“

Aus Mittel-Amerika wird berichtet, daß man unfern von Costa-Rica großartige Perlenbänke entdeckt habe. Dieselben dehnen sich längs der Küste und speziell an der Küste von Chirigni aus. Vor zwölf Jahren machte man vergebliche Anstrengungen, dieselben auszubeuten. Jetzt hat man die Angriffe erneuert; die Perlmuscheln sollen daselbst in unerschöpflicher Menge zu finden sein, indeß sind diese Schätze wie jene der Märchenwelt von Ungethümen bewacht, die bisher alle Arme der Industrie-Ritter lähmten. Es hausen nämlich eine Masse von Hayfischen an jenem Strande; mit Hülfe vorzüglich gut construirter Taucherglocken hofft man jetzt die Perlenfischer zu schützen und die Schätze, trotz der Drachen, von denen sie bewacht werden, an's Licht zu ziehen.

Die Weinberge von Victoria in Australien bedeckten 1863 bereits 800 Hectaren Land, sie haben 1864 sich auf 1230 Hectaren erweitert. Die Quantität des gewonnenen Weins hat sich in demselben Zeitraum von 92,000 auf 121,000 Gallons gesteigert. Das auf der Kolonie bereits urbar gemachte Terrain hat sich von 186,000 auf 232,000 Hectaren gehoben.

Was die Hausthiere betrifft, so hat sich seit dem J. 1863 die Anzahl der Pferde von 86,065 auf 103,328 gesteigert; die der Rindvieh-Racen von 576,601 auf 675,272 Häupter; die der Schafe von 6,764,351 auf 7,115,943; die der Schweine von 52,991 auf 79,655 Stück. Welche Concurrenz durch die ergiebige Wollproduktion Australiens bereits für Europa eingetreten ist, haben die Wollmärkte der letzten Jahre dargelegt; es steht zu erwarten, daß auch in anderen Zweigen der Reichthum dieses gesegneten Landstrichs weiteren Einfluß auf Europa ausüben dürfte.

Sam. Baker unternahm es, auf eigene Kosten nach Afrika zu gehen, um die Entdeckungen Speke's und Grant's weiter zu verfolgen. Ein am 28. Juni 1865 der geographischen Gesellschaft zu London übersandtes Telegramm aus Alexandrien bringt die Nachricht, daß Baker's Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, da er einen zweiten großen See entdeckt hat, den er wie den von Speke entdeckten Victoria-Nyanza-See, auch für eine Quelle des Nils hält. Er hat demselben den Namen „Albert-Nyanza“-See gegeben.

Nach weiteren Mittheilungen des Generalkonsuls Colquhoun, der unter dem 10. Mai in Chartum Briefe empfangen hat, bestätigt derselbe, daß Baker die zweite Quelle des Nils gefunden, die an Umfang und Bedeutung der ersten gleich steht. Sie liegt 2° 17' N. Br. Mr. Baker wurde binnen Kurzem in Alexandrien erwartet.

Sir Roderick Murchison nimmt an, daß der von Baker entdeckte See der Luta Nzige ist, von welchem Speke sprechen hörte, und dem er der Schilderung nach auf seinem Plan den ganz richtigen Punkt anwies; bekanntlich war er verhindert, denselben aufzusuchen. So lichtet der Forschergeist des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr das Dunkel, das seit länger denn tausend Jahren die Nilquellen umgab, nach welchen zu allen Zeiten erfolglos geforscht worden ist.

Von dem „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“*) sind soeben wieder drei neue Lieferungen (32—34) erschienen, die von besonderem Interesse sind, indem sie die Geschichte der Gewinnung und der Bearbeitung der Edelmetalle: Gold, Silber und Platin, ferner die Edelstein-Gewinnung und Fabrikation, endlich die wichtigen Artikel: Töpferwaaren und Porzellan, Kalk, Cement und Gyps, Potasche, Soda und Salpeter umfassen. Die reichen, in alle Details eingehenden Illustrationen machen dieses belehrende Werk zugleich zu einem der anziehendsten auf dem Gebiete der Technik und der populären Naturwissenschaft.

*) Leipzig, Otto Spamer. (Etwa 50 Hefte à 5 Sgr.)

// Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 2. September 1865. — [Nº 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. 491. — Tektonische Formenlehre. 492. — Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. I. Das Leben Molière's und seine deutschen Uebersetzer. 493. — Der kleine Roman und die Ansprüche des Publikums. 496.

England. Einige neuere Erscheinungen der englischen Literatur: Hegel'sche Philosophie. — Mill und Hamilton. — Grote's Plato. — Rationalismus und Kulturgeschichte. — Afrikanische Spruchweisheit. — Reise-Literatur und Essay's. 498.

Ungarn. Eine neue ungarische Zeitschrift. 500.

Palästina. Neue Forschungen über die Topographie Jerusalems. 501.

Kleine literarische Revue. Oldenburgische Aktenstücke. 502. — Napoleon I., nach seinen eigenen Aussagen. 503. — Der Machiavell des neunzehnten Jahrhunderts. 503. — Hermann Schiff's jüdische Novellen. 503.

Literarischer Sprechsaal. Deutsch-italienischer Handelsvertrag. 504. — Amerikanische Finanzen. 504. — Petroleum in den Donau-Fürstenthümern. 504.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

The Scenery of Scotland, viewed in Connexion with the Physical Geology. By Archibald Geikie, F. R. S., of the Geological Survey. London, Macmillan.

The Spanish Match, or Charles Stuart at Madrid. By W. H. Ainsworth. 3 vols. Chapman & Hall.

A History of the Cotton Famine, from the Fall of Sumter to the Passing of the Public Works Act. By R. A. Arnold. New Edition. Sounders & Otley.

Liberty of Teaching Vindicated. Reflections and Proposals on the subject of National Education. By Isaac Butt. Dublin, Kelly.

The Pentateuch and the Book of Joshua critically examined. By the Right Reverend J. W. Colenso, D. D. Part V. XLVIII — 640 p. Longmans.

Lake Habitations and Pre-Historic Remains in the Turbaries and Marl-beds of Northern and Central Italy. By B. Gastaldi, translated from the Italian. Longmans.

The Bible and its Interpreters: The Popular Theory; the Roman Theory; the Literary Theory; the Truth. London, Hayes. (564)

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem: (565)

Dramatische Werke
von
Gisela Arnim.
Dritter Band.
Das Steinbild der Cornelia.
Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.
8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

AVIS AUX RUSSES.

L'ÉCHO DE LA PRESSE RUSSE

Journal bihebdomadaire en langues russe, française et allemande.

Prix de l'abonnement		3 mois.	6 mois.	Un an.
	Belgique	9 fr.	16 fr.	30 fr.
	Allemagne	11 „	19 „	36 „
	France, Italie et Angleterre	12 „	21 „	40 „

On s'abonne directement chez l'administrateur **F. Claassen,** 88, rue de la Madeleine, à **Bruxelles,** ou par entremise des libraires et des bureaux de poste. (566)

Bei Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin, ist erschienen: (567)

Leopold Kompert,
Geschichten einer Gasse.
Zwei Bände. 1865. 3 Thlr.

Die Illustrirte Zeitung urtheilt über das Werk wie folgt:

Leopold Kompert ist zuerst durch seine Geschichten „Aus dem Ghetto" bekannt geworden, Erzählungen, in denen er mit großer Schärfe der Beobachtung und psychologischer Feinheit jenes abgeschlossene und eigenthümliche Leben schilderte, das sich in Judenstädten und Judengassen Jahrhunderte lang erhalten hat. War der Schauplatz dieser Geschichten ein eng begränzter, in mehr als einer Beziehung dumpfer und düsterer, so ward er erhellt und verklärt durch jene tiefe und warme Familienliebe, welche dem jüdischen Stamm seit den Tagen der Zerstreuung und des Exils eigen ist. Kompert's spätere Erzählungen, so auch die neuesten „Geschichten einer Gasse" sind sämmtlich aus dem gleichen Boden erwachsen, haben die gleich eigenthümlichen Anschauungen, Sitten und Nothwendigkeiten zum unverrückbaren Hintergrund. Aber der Fortschritt des sehr begabten Autors ist ein wesentlicher, wenn wir die vorliegenden Novellen mit seinen ersten Bildern „Aus dem Ghetto" vergleichen. Das poetische Element erscheint unendlich vertieft, an die Stelle bloßer realistisch treuer Schilderung tritt die ideale darum nicht minder lebenswarme Schöpfung, die Leidenschaften werden heißer und größer, die Conflikte mächtiger, die Charaktere bedeutender. Eine Meisternovelle wie „Christian und Lea", die neben den besten Leistungen unserer erzählenden Dichter genannt werden darf, vereint in sich alle Vorzüge, welche einzeln den übrigen Erzählungen der beiden Bände nachzurühmen sind.

Franz Wallner,
Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne. (568)
1864. 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese „Rückblicke" sind in einer Form geschrieben, in der sich eine geübte Feder und ein künstlerisches Talent bei der Auswahl und Zubereitung des Stoffes zu erkennen giebt, das eine Reihe unterhaltender Scenen, lebendiger Portraits, interessanter Schilderungen von den verschiedensten deutschen, ungarischen, russischen, französischen und englischen Schauplätzen her zu Wege bringt. Denkwürdigkeiten, aber keine Selbstbiographie, anekdotenhafte Erlebnisse, seltsame Begegnungen, Geschichten überhaupt, in denen das allgemeine sociale Leben viel öfter als die besondere Theaterwelt seine Rolle spielt.
(Hamburger Nachrichten.)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Confirmationsgeschenk. (569)

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (19 Auflage 1865)
in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."
Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von **Herman Grimm.**
Preis für den Jahrgang von 12 Heften 2 Thlr.

So eben erschien das Doppelheft Juli-August.
Mit zwei Photographieen.
(Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)

Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon. — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. — Raphaels Arbeit im Vatican. — Die Camere della segnatura. (570)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen: (571)

Lehrbücher
der französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz,**
Gymnasiallehrer und Lector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.
Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. (8½ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.
Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13½ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.
„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuchs."
Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutschen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bog.) gr. 8. 1 Thlr.
„Der Verfasser, dessen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik" ist unstreitig eine der gediegensten."
Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakspeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen, und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bog.) gr. 8. 25 Sgr.
„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar."
Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.
„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedicke's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste, verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.
„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich."
Allgem. Schulzeitung.

Prospekte über diese Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern stehen auf direkte Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten.

So eben ist erschienen: (572)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.
Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.
Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin.**

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.: (573)

Reden und Abhandlungen
von
Jacob Grimm.

26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:
„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.""
„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten."

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ist erschienen: (574)

Karl Frenzel, Papst Ganganelli.
Historischer Roman.
Drei Bände. 1863. 4 Thlr. 20 Sgr.
„Papst Clemens XIV. hatte das Glück, in einer geistig tief angeregten Zeit auf einem Höhepunkte Europa's zu stehen. Reich, gebildet, edel denkend, menschlich wohlwollend gesinnt, hätte er auf dem päpstlichen Stuhle ein hochbefriedigendes, segensreiches Dasein führen können, wenn die Erregung seiner Zeit eine nur geistige gewesen und wenn nicht schon die geistigen Gegensätze zu einem die Gesellschaft zersetzenden und die Zustände unterminirenden Kampfe übergegangen wären, der mit den Waffen der Intrigue und des geheimen Verbrechens geführt wurde. Das erste äußere Anzeichen dieses Kampfes war die Aufhebung des Jesuiten-Ordens — eine Niederlage der Partei der alten Mächte geistiger und sittlicher Gebundenheit. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir den Roman „Papst Ganganelli" als eines der bedeutendsten und interessantesten Bücher bezeichnen, und bedauern, hier nicht den Raum zu finden, um tiefer auf seine Würdigung eingehen zu können."
(Zeitung für Norddeutschland.)
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Lothar Bucher, Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet.
Zwei Bände. 1863. 4 Thlr.
Ein sehr anziehendes und empfehlenswerthes Buch von dem bekannten geistreichen Londoner Korrespondenten der Berliner National-Zeitung, das sowohl über moderne englische und französische Zustände, wie über das Leben in Konstantinopel höchst ansprechende und geistig anregende Mittheilungen bringt, denen ein zeitgemäßer Sarkasmus oder eine treffende humoristische Bemerkung oft noch eine ganz besondere Würze verleiht. (575)
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 35. Die englischen großen Schulen. — Erinnerungen aus den Tropen. — Bemerktes und Gedachtes. — Kunst. — Korrespondenzen. Aus der Normandie. Berlin. Vom Genfer See. (576)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (577)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 35. Die deutsche Schillerstiftung. I. — Die Mittelstaaten vom finanziellen Standpunkt. — Der Idealismus in der Politik. — Die neuen Bauten in Wien. II. — Vermischte Literatur.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (578)
Nr. 34. Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Die Goajiros. — Die auswärtigen Beziehungen Persiens. — Von Beyrut über Deir el Kala'at nach Damascus. — Die Hafenbauten in Griechenland. — Ueber die Gestaltung der Nervenfasern in ihren Endpunkten. — Wespen. — Genaueres über die Depression des Todten Meeres. — Miscellen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (579)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr. 33. Karl der Große nach der deutschen Sage. Von Dr. J. V. Zingerle. — Mährens Culturzustände zur Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. Von H. M. R. — Melch. Meyr, „Erzählungen aus dem Ries; Novellen; Ewige Liebe." Besprochen von H. Lorm. — Eine archäologische Reise in der Szathmärer Diöcese Ungarns. V. — Kurze kritische Besprechungen. — Kunstnotizen. — Sitzungsberichte.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften.

Es liegt uns der neue Jahresbericht vor, den der Anwalt der deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, Herr Schulze-Delitzsch, dem kürzlich in Stettin versammelt gewesenen Genossenschafts-Tag erstattet hat.*) Die immer steigende Bedeutung und Entwickelung der auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs-Genossenschaften geht aus den mit diesem Berichte verbundenen statistischen Nachrichten unzweifelhaft hervor. Ebenso macht sich die genossenschaftliche Bewegung mehr und mehr über die Gränzen unseres Vaterlandes hinaus bemerklich.

Ueber die sociétés coopératives und die associations de prévoyances in Frankreich werden wir nächstens in diesen Blättern nach dem soeben in zweiter Auflage erschienenen, von der Académie des sciences morales gekrönten Werke des Herrn Emile Laurent in eingehender Weise berichten. Wir wollen hier vorläufig nur erwähnen, daß die im vorigen Jahre unter dem Namen Société du crédit au travail gegründete Pariser Genossenschafts-Bank jetzt schon nicht weniger als neunhundert Theilhaber zählt, die unter sich neun Produktiv-Genossenschaften (worunter drei von Maschinen-Arbeitern) gegründet haben. Vorschuß-Vereine nach Schulze-Delitzsch'schen Prinzipien sind in Belgien und Italien, ja an den Küsten des Schwarzen Meeres und in Aegypten gegründet worden.

Der vorliegende Jahresbericht nimmt auch zum erstenmale von den zahlreichen in Böhmen und Mähren entstandenen Vorschuß-Vereinen Kenntniß und hebt die außerordentliche Rührigkeit der Čechen hervor, „gegen welche die Deutschen in Oesterreich auf diesem in sozialer Hinsicht so wichtigen Felde entschieden zurückstehen.“ In der Liste der der Anwaltschaft bekannt gewordenen Vorschuß- und Kredit-Vereine Oesterreichs sind in der That nur 14 deutsche und dagegen 104 böhmische und mährische Vereine — letztere sämmtlich mit den čechischen Namen der betreffenden Ortschaften — aufgeführt. Wir müssen jedoch, um Mißverständnissen zu begegnen, hinzufügen, daß die Gewerbthätigkeit und besonders die Groß-Industrie in Böhmen und Mähren überwiegend, in vielen Gegenden sogar ausschließlich, von Deutschen geleitet wird, und daß die größere Rührigkeit der Čechen auf dem Vereinsgebiete mehr ein nationales, als ein volkswirthschaftliches Motiv hat. Jedenfalls aber ist es anzuerkennen, daß, wie die Anwaltschaft hervorhebt, die österreichische Regierung in jeder Weise der genossenschaftlichen Bewegung entgegenkömmt und den Vereinen zugleich mit der Concession die juristische Persönlichkeit verleiht, ohne sich im Mindesten in ihre Geschäftsführung einzumischen.

Die Zahl und der Geschäftsverkehr der Genossenschaften in Deutschland hat sich im Jahre 1864 gegen das Vorjahr wiederum beträchtlich vermehrt. Nach dem Jahresbericht über das Letztere betrug die Zahl der der Anwaltschaft speziell bekannten Genossenschaften 900; in den vorliegend beigedruckten Listen sind dagegen

890 Vorschuß- und Kredit-Vereine,
183 Rohstoff-, Magazin- und Productiv-Associationen und
97 Konsumvereine,

im Ganzen 1170 Associationen namentlich aufgeführt, während die Zahl der wirklich bestehenden sich natürlich viel höher und wohl nicht unter 1300 beläuft.

Der Gesammtverkehr dieser Vereine wird auf mindestens sechszig Millionen Thaler mit einem Betriebs-Kapitale von 20—21 Millionen angeschlagen, von welchem Letzteren ihnen, als Geschäfts-Antheile der Mitglieder und als Reservefonds, etwa 4½ Millionen als eigentliches Vereins-Vermögen gehören, während das Uebrige von ihnen als Darlehn oder in der Form von Sparkassen-Depositen aufgenommen ist.

Die Mitgliederzahl wird kaum unter 300,000 zu schätzen sein, und gewähren für die angenommenen Zahlen die in den vorliegenden Tabellen speziell mitgetheilten Rechnungs-Abschlüsse von 518 Vereinen den statistischen Anhalt.

Als Hauptbeförderungs-Mittel bei Gewinnung dieser günstigen Resultate muß nach wie vor die Organisation der ganzen Genossenschafts-Bewegung zu einem allgemeinen Verbande der auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften hervorgehoben werden, in welchem Herr Schulze-Delitzsch als erwählter Anwalt die Geschäfte leitet. Wenn auch bisher nicht ganz die Hälfte der Genossenschaften diesem Verbande beigetreten ist, so kömmt dessen Wirksamkeit, da sie ihrer Natur nach eine öffentliche ist, was die Zugrundlegung richtiger Principien und die Vervollkommnung der Geschäfts-Einrichtungen bei den Vereinen betrifft, doch allen, auch den nicht beigetretenen, zu Statten, wenn den letzteren auch die besonderen Vortheile näherer Geschäftsverbindungen, namentlich durch einen geregelten Geldverkehr, entgehen.

Die in Berlin gegründete „Deutsche Genossenschafts-Bank“ hat zu Anfang d. J. ihre Geschäfte begonnen und wird sich hoffentlich mehr und mehr zu einem Central-Geldinstitut der deutschen Vorschuß-, Kredit- und Cooperativ-Genossenschaften ausbilden. Daß sie mit ihrem verhältnißmäßig kleinen Kapital (270,000 Thaler) manchen Wünschen der Genossenschaften nicht sogleich zu genügen im Stande war und besonders im Anfange darauf bedacht sein mußte, im Bankverkehre nach Außen, besonders im Berliner Platzgeschäft, diejenige feste Position zu gewinnen, von wo sie künftig erst die rechte Wirksamkeit im Interesse der deutschen Erwerbs-Genossenschaften wird entwickeln können, ist Jedem einleuchtend, der nicht an ein kaufmännisch fundirtes Institut andere, als streng kaufmännische, bankmäßige Anforderungen macht.

Die Regelung der privatrechtlichen Stellung der Genossenschaften durch ein Gesetz, das ihnen die Rechte von Corporationen verleiht, schreitet in Deutschland, mit Ausnahme von Oesterreich, nur langsam vorwärts. In Preußen ist bekanntlich, seitdem im Jahre 1863 das Abgeordneten-Haus, dem ein von Schulze-Delitzsch ausgearbeiteter Gesetzentwurf über die rechtliche Stellung der Genossenschaften vorgelegt war, vertagt wurde, nichts weiter in dieser Richtung geschehen. Dagegen ist die Sache, nach einer von der bayerischen Regierung gemachten Anzeige, von der in Dresden tagenden Gesetz-Kommission mehrerer deutschen Staaten in Angriff genommen. In England, wo bereits in den Jahren 1852, 1855 und 1856 durch besondere Parlaments-Akte die Associationen der Arbeiter nicht nur hinsichtlich ihrer Vermögens-Fähigkeit und Rechtsverfolgung anerkannt, sondern auch mit Rechts-Wohlthaten aller Art bedacht sind, ist durch eine Parlaments-Akte von 1862 so-

---

*) Jahresbericht für 1864 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, von H. Schulze-Delitzsch. Leipzig, Gustav Mayer, 1865.

gar die Begünstigung der beschränkten Haftbarkeit, ohne daß es dazu einer besonderen Staats-Concession bedarf, hinzugefügt worden. Und auch in Frankreich, wo das Genossenschaftswesen keineswegs schon so entwickelt ist, wie bei uns in Deutschland, ist durch ein Gesetz (vom 23. Mai 1863) den Erwerbs-Genossenschaften die Begünstigung der beschränkten Haftbarkeit, bei einem Minimalbetrage ihrer Actien von hundert Franken, ertheilt worden.

Hoffentlich werden diese Vorgänge in Oesterreich, Frankreich und England auch auf die Gesetzgebung in Deutschland wohlthätig und belebend einwirken!

Die Verhandlungen auf dem letzten Genossenschafts-Tag in Stettin (21.—23. August) waren ebenso interessant, als streng sachgemäß, ohne alle Beimischung politischer oder sozialer Partei-Ansichten. Uns hat besonders der von einem schlichten, aber klardenkenden Fabrikarbeiter, dem Geschäftsführer der Berliner Shawlweber-Association, Herrn Petry, abgestattete Bericht über die allen Cooperativ-Genossenschaften nothwendig zu Grunde zu legenden Statuten ungemein gefesselt. Wenn jede Arbeiter-Bevölkerung einer großen Stadt nur zehn solche Mitglieder, wie Herrn Petry, besäße, dann würde gewiß jede Agitation à la Lassalle spurlos an ihr vorübergehen, und mit dem wachsenden Wohlsein der Arbeiter würde sich auch der Nationalreichthum des Landes mehren. J. L.

Tektonische Formenlehre.*)

Die tägliche Erfahrung, daß es unserem Kunstgewerbe noch immer an der erforderlichen Erkenntniß des Wesens der Kunstform gebricht, hat das unten näher bezeichnete kleine Buch hervorgerufen, dessen Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Gesetze der Tektonik in allgemein faßlicher Weise zu erörtern und zu erläutern. Je mehr unsere Zeit für die Gegenstände der Gewerbthätigkeit die künstlerische Form beansprucht, desto dringender ist das Bedürfniß, fort und fort auf die Reinheit und Natürlichkeit dieser Formen hinzuwirken und unsere Industrie gleichzeitig vor der Gefahr zu warnen, in welche sie gerathen muß, wenn sie der Sucht nach neuen, sogenannten modernen Formen die Grundprinzipien der Tektonik zum Opfer bringt. Von diesem Standpunkte aus darf das kleine Werk des Herrn Matthias willkommen geheißen werden.

Die „Formenlehre" zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten Abschnitte werden in vierzehn Paragraphen die allgemeinen Gesetze der Grund- und Kunstformen aufgestellt. Im zweiten Abschnitte wird die Anwendung derselben in einer Reihe von Sätzen gezeigt, welche, aus dem Studium klassischer Formen hervorgegangen, in den beigefügten bildlichen Darstellungen Zeugniß und Beweis finden.

Man wird in dem Buche nicht ein ganzes System der Aesthetik suchen dürfen; die Formulirung jener vierzehn allgemeinen Paragraphen würde ein solches System nicht erschöpfen können. Die Absicht war nur, das Wesen der Kern- und Kunstform für Jedermann verständlich, namentlich für Techniker und Künstler zugänglich und fruchtbar zu machen. Das Werk will praktischen Einfluß üben. Die Gesetze der Tektonik sollen sich dem Gedächtnisse einprägen, dem schaffenden Techniker jederzeit vor Augen schweben, in sein Fleisch und Blut übergehen. Man kann nicht leugnen, daß dieser Weg gut gewählt ist. Einige der wichtigsten Paragraphen dieses kurzen tektonischen Codex mögen des Verständnisses wegen hier Platz finden:

„Das Gewerbe hat die Aufgabe, seine Erzeugnisse so zu gestalten, daß sie dem Bedürfnisse, welches dieselben hervorruft, vollkommen entsprechen. Die allgemeine Grundform derselben ist also keine willkürliche, sondern geht nothwendig aus der Bestimmung der Gegenstände hervor (§. 1.).

„Wenn das Gewerbe zu der körperlich nothwendigen Gestalt seiner Produkte noch Formen-Elemente hinzufügt, welche dazu dienen, den praktischen Zweck derselben (äußerlich) klar auszusprechen, so werden diese Erzeugnisse zu Kunstformen und das Gewerbe selbst hat sich dadurch zum Kunstgewerbe oder im engeren Sinne zur „Tektonik" erhoben (§. 2.).

„Von wesentlicher Mitwirkung bei der Gestaltung der tektonischen Produkte sind die Eigenschaften des zu verwendenden Materials, sowie das Verfahren, welches bei der Herstellung der Gegenstände angewendet wird (§. 4.).

„Es liegt in dem Wesen der Tektonik, alle Eigenschaften des zu verwendenden Materials zu erforschen, zu benutzen, und dadurch zur Beherrscherin desselben zu werden (§. 5.).

„Als Grundgesetz, nach welchem die Bildung aller tektonischen Grund- und Kunstformen vor sich geht, gilt das allgemeine Gesetz der organischen Natur, nach welchem dieselbe ihre Erzeugnisse deren Zwecken gemäß gestaltet und das innere Wesen derselben im Aeußeren vollständig zum Ausdruck bringt (§. 8.).

„Alle Formen-Elemente, welche als Kunstsymbole Anwendung finden, lassen sich nach ihrem Zwecke in drei Hauptgruppen zusammenfassen. Zu der ersten Gruppe gehören diejenigen, welche nur die bestimmte Thätigkeit einer Grundform im Aeußeren aussprechen; zu der zweiten solche, welche neben diesem Zweck noch eine herkömmliche (konventionelle) Bedeutung in den Formenausdruck bringen; und zu der dritten solche, deren Inhalt, fern von dem zweckerfüllenden Wesen der Grundform, es nur mit religiösen oder historischen Vorstellungen zu thun hat (§. 13.).

Die so formulirten Gesetze führen, wie man sieht, die Tektonik in ihrem Schaffen auf eine sehr einfache und natürliche Bestimmung zurück, und sie werden, faßlich wie sie sind, ohne Zweifel dazu beitragen, das Kunstgewerbe von der Macht der Gewohnheit und der Herrschaft der Mode zu befreien, von welcher, wie der Verfasser sehr richtig ausruft, das Streben unserer Tektonik nach freier Bewegung innerhalb der Schranken ihrer natürlichen Gesetze so lästig gehemmt wird.

Aus den Bemerkungen zu diesen allgemeinen Paragraphen läßt sich die stilistische Richtung des Verfassers erkennen; sie geht in Uebereinstimmung mit dem oft citirten Semper immer der edelsten Form nach. Der Verfasser fordert von der Kunst Adel und Wahrheit; er fordert von ihr die Veredlung der Kernform durch das Verhüllen des Stoffes, und verlangt, daß sie sich von der Mode, dieser willigen Dienerin der Unwahrheit, lossage. Er wendet sich von allen mittelalterigen Formbildungen ab, schreibt selbst den Römern, welchen er den wahren künstlerischen Sinn abspricht, nur einzelne „herrliche Formgedanken" zu, und erkennt nur die griechischen Formbildungen als mustergültig an. Hierin befinden wir uns mit dem Verfasser auf Einer Linie, und wir gehen mit ihm, so lange es sich um das Studium der klassischen Formen und ihrer Gesetze handelt.

*) Allgemeine Formenlehre für Kunst und Gewerbe, oder das Wesen und die Anwendung der tektonischen Grund- und Kunstformen, erläutert durch Beispiele. Von J. J. Chr. Matthias, königl. Gewerbeschullehrer. Mit 36 Bildtafeln. Liegnitz, H. Krumbhaar, 1865.

Aber dieses Zurückgehen auf die Griechen hat seine Gränzen. Der Verfasser hat sein Werk für das Bedürfniß der Gegenwart einrichten wollen. In dieser Beziehung leistet uns dasselbe indeß eben deshalb nicht volles Genüge, weil es, wo es dem Praktischen sich zuwendet, nur auf griechische Muster hinzuweisen vermag. Namentlich vermissen wir einen Ausspruch darüber, wie weit die heutige Tektonik in dem Erschaffen von Kunstformen gehen darf. Die §§. 2 und 13 sind in dieser Hinsicht nicht klar genug, und wenn der Verfasser auf griechische Muster hinweist, so können wir nicht umhin, unsere Meinung dahin auszusprechen, daß unsere Zeit von der sogenannten klassischen Periode zu verschiedenartig ist, um sich mit der bloßen Nachahmung jener Muster noch begnügen zu können. Gewiß, niemals mehr dürfen wir uns von den Prinzipien der klassischen Formenbildung lossagen; aber nicht um nachahmend zu arbeiten, sondern um, getreu den glücklich wieder entdeckten klassischen Gesetzen der Tektonik, an unseren veränderten Verhältnissen fortzubauen, müssen wir klassische Formbildung studiren, und für unsere neuen Bedürfnisse werden wir, ungeachtet unserer Bewunderung für antike Formen, neue Formen-Elemente zu schaffen haben.

Im zweiten Abschnitte, welcher von dem Wesen der Kunstform im Besonderen handelt, ist in meist trefflich klarer Weise dargestellt, wie die aufgestellten Gesetze anzuwenden sind. Da diese Ausführungen spezifisch-technischer Natur sind, so verzichten wir darauf, hier näher auf sie einzugehen; es genügt, zu bemerken, daß die Kunstformen-Elemente, im Anschluß an die Zwecke der Grundform, bestimmte Verrichtungen ausdrücken, in Bezug auf welche sie in vier Familien vereinigt sind: und zwar als Sinnbilder des **Bindens** mit Elementen der organischen Verknüpfung und des An- und Zusammenbindens; als Sinnbilder der **Beendung**, mit Elementen der freien und der unfreien Beendung; als Sinnbilder der **Richtung** mit Elementen des lothrechten Aufstrebens, des An- und Ablaufenden, des wagerecht und geneigten Vorspringens, des Frei-Abspringens, des Frei-Entlassenden und des Gipfelbildenden; endlich als Sinnbilder des **Räumlichen**, d. h. des Raumöffnenden, Raumumschließenden, Raumdeckenden und Plan- und Bodenbildenden. — Diese Eintheilung und die daran sich knüpfende Charakterisirung der Formen-Elemente wird angemessen durch Mustertafeln veranschaulicht, für welche der Verfasser die schönsten und reinsten Vorbilder griechischer Tektonik ausgewählt hat. Das ganze Werk ist mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in technischen Lehranstalten herausgegeben, und im Anschluß an diesen Unterrichtszweck sollen die Mustertafeln gleichzeitig als Vorlegeblätter zum Zeichnen dienen. Die höchst saubere lithographische Ausführung läßt dieselben als dazu wohlbefähigt erscheinen. Dennoch möchten wir ihnen, damit sie diesem Zwecke völlig entsprechen, einen größeren Reichthum, eine größere Mannigfaltigkeit darzustellender Formen wünschen, schon deshalb, weil das, was hier dargeboten wird, eben nur auf die tektonischen Erzeugnisse einer längst vergangenen Zeit zurückweist, während das Werk, gleich den technischen Lehranstalten, vorzugsweise dem Bedürfnisse der Gegenwart praktisch gerecht werden will.

Molière's Lustspiele,

übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.*)

I.

Das Leben Molière's und seine deutschen Uebersetzer.

Vor einiger Zeit schrieb ich in einer längeren Abhandlung, die ich über Molière's Leben und Werke in dem Feuilleton einer politischen Zeitung veröffentlichte: ich habe bei der Nachbildung derjenigen Stellen aus Molière's Lustspielen, die ich zur Charakteristik des Autors citiren mußte, „nicht wie die früheren Uebersetzer den im Deutschen so schwerfälligen Alexandriner, sondern den fünffüßigen Jambus gewählt, der in unserer deutschen Dramatik dem gereimten Alexandriner der französischen Lust- und Trauerspiele durchaus entspricht. Von den vorhandenen Uebersetzungen war leider nur sehr wenig, eigentlich Nichts zu benutzen, und die merkwürdige Erscheinung, daß Molière's bedeutendste Schöpfungen, „die Schule der Frauen", „der Menschenfeind", die „gelehrten Frauen", ja selbst der „Tartüffe" von dem gebildeten deutschen Publikum kaum dem Inhalte nach oberflächlich gekannt sind, während der ungleich schwächere „Geizige", der in Prosa geschrieben ist, sich wenigstens einiger Popularität zu erfreuen hat; — diese eigenthümliche Erscheinung erklärt sich wohl hauptsächlich aus den **sehr mangelhaften, holperigen Uebersetzungen**, die allerdings die Größe dieses Mannes nicht errathen lassen. Aufrichtig bedauere ich, daß bis jetzt noch kein wahrhaft gebildeter, sprachkundiger und formgewandter Uebersetzer, ein Bodenstedt oder Freiligrath, sich der dankbaren und schönen Aufgabe einer Molière-Uebertragung unterzogen habe. Von allen mir bekannten Uebersetzungen ist mir die älteste (ich hätte richtiger sagen sollen, eine der ältesten), im Jahre 1752 in Hamburg bei Christian Herold erschienene, weitaus die liebste; sie ist in Prosa abgefaßt, in der Form leider schon sehr veraltet, aber sie athmet doch gewissermaßen Molière'schen Geist. Man merkt, daß man einen Klassiker liest."

Wäre die **Baudissin**'sche Uebersetzung einige Monate früher erschienen, so hätte ich mir diese damals nur noch allzu begründete Klage über den gänzlichen Mangel einer guten, korrekten und in anständigem Deutsch geschriebenen Uebersetzung ersparen können. Die Baudissin'sche Arbeit ist ein epochemachendes Ereigniß unserer Uebersetzungs-Literatur, die sich den meisterhaften Nachdichtungen, welche wir von den Werken der englischen, italiänischen, russischen und anderen Klassikern des Auslandes bereits besitzen, würdig an die Seite stellen läßt. Jedenfalls wird diese Uebersetzung das Verdienst haben, wesentlich dazu beizutragen, dem größten Dichter Frankreichs die Stellung in Deutschland zu erobern, welche ihm bisher theils wegen der traurigen Beschaffenheit aller sogenannten Uebersetzungen, theils wegen der seltsamen Verblendung, welche sich einige unserer ehrwürdigsten kritischen Autoritäten Molière gegenüber zu schulden kommen ließen, bis zu dieser Stunde verkargt wurde. Die früheren Uebersetzungen können kaum auf die Ehre, mit dieser neuesten Baudissin'schen in irgend welche Verbindung gebracht zu werden, Anspruch machen. Indessen werde ich doch um der Berechtigung zur Rüge willen, die ich gegen jene, und zum Lobe, welches ich für diese ausspreche, einige markante Stellen aus den älteren wie aus dieser neuesten zu citiren mir erlauben.

Nachdem ich in obigen Zeilen den großen Werth der gesammten Baudissin'schen Uebersetzung allgemein zu charakterisiren

---

*) Leipzig, S. Hirzel, 1865

versucht habe, wird es mir gegönnt sein, auf einige Einzelheiten dieser verdienstvollen Arbeit, welche die Theilnahme und Anerkennung aller deutschen Literaturfreunde gewinnen wird und muß, näher einzugehen.

Der vorliegende erste Band zerfällt in drei Abschnitte: 1) das Vorwort, 2) Notiz über Molière's Leben und Werke, 3) Uebersetzung der fünf Molière'schen Meisterwerke: „die Schule der Ehemänner", die „Schule der Frauen", der „Misanthrop", „Tartüffe" und „die gelehrten Frauen".

In dem „Vorwort" motivirt der Verfasser sein durch die Dürftigkeit aller vorgängigen Molière-Uebertragungen hinreichend gerechtfertigtes Unternehmen. Er macht uns mit zwei ganz alten Uebersetzungen aus den Jahren 1694 und 1695 bekannt, die natürlich nur noch das Interesse des Literarhistorikers und Bibliophilen erwecken können, erwähnt dann die bekanntere, oben bereits genannte Hamburger Uebersetzung aus dem Jahre 1752, um dann auf die moderneren überzugehen. Der sehr schonungsvollen Kritik, welche Baudissin gegen die von L. Lax (Aachen 1837), F. L. Schmidt u. Zschokke gelieferten „Uebersetzungen" und „Bearbeitungen", die man in den Kollektivbegriff „Verballhornungen" bezeichnend zusammenfassen könnte, richtet, wird ein jeder Kenner unbedingt beipflichten. Unbegreiflich nachsichtig verfährt der Verfasser mit der Verarbeitung, die Dr. Grunert, ein recht intelligenter Schauspieler, aber nichts weniger als Literat, vom „Tartüffe" zu liefern sich gemüßigt sah. Die Grunert'sche Uebersetzung ist breit, unbeholfen, trifft nie den Nagel auf den Kopf und kann schon wegen dieser schülerhaften Unsicherheit in der Sprache die charakterische Schärfe und Festigkeit in der drastischen Ausdrucksweise Molière's nicht im Entferntesten errathen lassen. Außerdem wird das Original mit einer so naiven Dreistigkeit, mit einer so superklugen Gemüthlichkeit je nach „künstlerischem" Ermessen abgeändert, gewisse Schlagwörter werden nach eigenem Schalten und Walten im Interesse des „guten Geschmacks" derartig verwässert und abgeblaßt, der Ausgang wird so vollständig über einen eigenen modernen Leisten geschlagen, daß man bei der Lektüre nicht mehr ein Molière'sches Meisterwerk, sondern einen Grunert'schen unglücklichen Versuch vor Augen hat. Einen Schlußakt, den Molière geschrieben und den Goethe „willkommen" heißt*), sollte doch ein Unberufener nicht zu dem Experimente gebrauchen, seine juristischen Reminiscenzen in fünffüßigen Jamben auszukramen.

Die Walster'sche Uebersetzung des „Tartüffe" ist mir unbekannt, ich wünschte, ein Gleiches von der Alvensleben'schen sagen zu können. So hatte denn der Uebersetzer von seinen Vorgängern nichts Anderes profitiren können, als in ihren Arbeiten einen Fingerweis zu finden für den Weg, den er nicht einzuschlagen habe. Und er hat die warnenden Beispiele nicht aus den Augen gelassen. Die Sprache ist, bei aller Kraft, durchweg edel, die Auffassung korrekt, der gewählte Ausdruck fast immer schlagend, das Metrum (fünffüßiger Jambus) ohne allen Zweifel allein richtig gewählt, die Versifikation leicht und schwungvoll — mit Einem Worte: wir haben hier eine ganz vortreffliche Uebersetzung, die nur in Einzelnheiten, nicht aber in ihrer Gesammtheit eine rügende Kritik zu scheuen hat.

Baudissin hat seiner Arbeit die Moland'sche Ausgabe, über welche in diesen Blättern schon ausführlich berichtet wurde*), zu Grunde gelegt, namentlich für die Notiz über Molière's Leben; unter den früheren Kommentatoren erwähnt Baudissin Bret, Petitot, Auger und Aimé Martin und vergißt Taschereau! Taschereau, den Vater der modernen Molière-Literatur, den besten, gründlichsten und gelehrtesten Molière-Kenner in ganz Frankreich!

Mit einer kurzen Charakteristik der fünf übersetzten Meisterwerke schließt das Vorwort.

Die literarische Einleitung: „Molière, sein Leben und seine Werke", welche sich hieran anschließt, wird, obwohl sie nichts Neues bietet und dem Moland'schen Essay, der seinerseits Taschereau nacharbeitete, gar zu getreulich folgt, gewiß gern gelesen werden. Das Thatsächliche ist so korrekt wiedergegeben, wie bei Moland. Die Phantasie, die dem ringenden Dichter nachempfindet, mit ihm lebt und ihn wieder belebt, hat sich mit der historischen Trockenheit nicht verschwistern wollen, — und das möchte ich fast bedauern. Nicht durch sein thatsächliches Leben, wie es uns überbracht ist, vermag Molière unser warmes Interesse für sich und sein Leiden in uns anzufachen, sondern gerade durch das insubstantielle geistige Leben, wie er es in seine Werke hineingehaucht hat. Bei keinem anderen Dichter der Welt tritt der psychologische Zusammenhang zwischen dem Menschen und dem Schriftsteller schärfer hervor, als bei ihm. Man kann Molière aus seinen Werken vollständig rekonstruiren, alle seine Schöpfungen sind rein individuell, und es wäre keine müßige Arbeit, aus den Dichtungen Molière's das großartige Gemüthsleben dieses Heros herauszufiltern — keine müßige Arbeit trotz der pauvren Verzagtheit aller pedantischen Zopfgelehrten, die mit Shylock sagen: „'s steht nicht geschrieben in dem Schein", und jeden kühnen Ausflug der Phantasie, der sich über das Bücherbrett der Bibliothek erhebt, als eine Profanation des großen Mannes betrachten!

In dem Baudissin'schen Essay über Molière's Leben habe ich einige kleine Verstöße bemerkt, die ich bei einer weniger bedeutenden Arbeit sicherlich gar nicht erwähnen würde: „Molière muß ein gutmüthiger Hausherr gewesen sein," heißt es auf Seite XLII.; „das beweist schon die auf einer früheren Tradition beruhende Sage, daß er seiner alten Köchin Martine Laforêt Scenen aus seinen Lustspielen vorgelesen und auf ihren Rath gehört habe."

Baudissin braucht diese Geschichte nicht mit so übertriebener Vorsicht als eine „auf früherer Tradition beruhende Sage" zu verklausuliren. Der wahrheitsgetreue, phantasiearme Vater Boileau, Molière's bester Freund, erzählt die hübsche Anekdote**) in sehr bestimmter Form, nicht als Sage, sondern als historische Begebenheit: „Molière," sagt Boileau, „las ihr (der guten Laforêt) seine Komödien vor und versicherte mir, daß er gewisse witzige Stellen abgeändert, wenn dieselben auf sie keinen Eindruck machten, weil er mehrmals erprobt habe, daß diese Stellen auch auf dem Theater kein Glück machten." Wenn Baudissin von Martine Laforêt spricht, so macht er aus zwei Personen eine. Die gute Laforêt und Martine, die als improvisirte Schauspielerin in den „Gelehrten Frauen" als „Magd Martine" die Bretter bestieg, sind zwei verschiedene Personen, die allerdings beide bei Molière Mägdedienste ver-

---

*) „Der Tartüffe des Molière erregt Haß; es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinne zu Grunde zu richten; deshalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheint."

*) S. Mag. f. d. Lit. des Ausl., 1864, Nr. 40, S. 631 u. ff.

**) Oeuvres de Boileau. Réflexions critiques sur quelques passages de Longin.

sehen und beide ihrem guten Herrn ihre Unsterblichkeit zu verdanken haben.

Auf Seite XLIII. sagt Baudissin ferner: „Der sehr bedeutende Unterschied an Jahren zwischen der viel älteren Schwester und der jungen Armande — er betrug volle siebenundzwanzig Jahr — hat Veranlassung zu dem absurden Gerücht gegeben, Armande sei nicht die Schwester, sondern die Tochter Madeleine's gewesen."

Genau wie Moland, dessen Ansicht ich bereits früher bekämpft habe. Ich will das Gesagte nicht lang und breit wiederholen, aber „absurd" scheint mir das „Gerücht" keineswegs zu sein; ich glaube sogar, daß sich, ungeachtet aller Behauptungen der modernen Kritik, ungeachtet der „offiziellen" von Beffara aufgefundenen Aktenstücke, viel mehr triftige Gründe für die Annahme, Armande sei Madeleine's Tochter, nicht deren Schwester gewesen, als dawider sprechen.

Es ist erstens notorisch, daß Madeleine siebenundzwanzig Jahr älter war, als Armande, daß Madeleine schon vor Armande's Geburt ein Kind geboren und kurze Zeit vor dieser Geburt ein wenig exemplarisches Künstlerinnenleben in Südfrankreich geführt hatte, wo die kleine Armande geboren wurde.

Es ist zweitens notorisch, daß Madeleine, falls sie das Kind geboren, ihrer Heiratspläne mit dem Sieur de Modène halber, Alles aufbieten mußte, um die Geburt zu verheimlichen.

Es ist drittens sehr wohl erlaubt, anzunehmen, daß Madeleine's Mutter, die Theatermutter Béjard, ihrer Tochter, deren Zukunft auf dem Spiele stand, den mütterlichen Freundschaftsdienst erwiesen habe, das Kind ihrer Tochter für das ihrige auszugeben.

Es ist viertens notorisch, daß alle Zeitgenossen, ohne irgend welche Ausnahme, und alle späteren Schriftsteller des 18. Jahrhunderts bis auf Auger (1820) Madeleine als Armande's Mutter bezeichnen. So sagt Voltaire: „Molière, heureux par ses succès et par ses protecteurs, par ses amis et par sa fortune, ne le fut pas dans sa maison. Il avait épousé en 1661 une jeune fille *née de la Béjard* et d'un gentilhomme nommé Modène." Daß Voltaire mit „*la* Béjard" nicht die Mutter, sondern „la": die „bekannte" Madeleine meint, erhellt aus dem Nachsatz. Modène war notorisch Madeleine's Geliebter.

Es ist fünftens notorisch, daß dieselbe Meinung (Madeleine sei Armande's Mutter) zu Molière's Zeiten allgemein verbreitet war. Dies geht aus dem infamen Prozeß, den Montfleury gegen Molière anstrengte, hervor; wäre Armande nicht Madeleine's Tochter gewesen, so wäre die perfide Gemeinheit, die Montfleury auftischte, Armande sei ein Kind Molière's und Madeleine's, an sich so gehaltlos gewesen, daß sie nicht einmal hätte entstehen können. Armande war nicht Molière's Tochter, wohl aber ein Kind Madeleine's, mit der Molière in früheren Zeiten auf dem allervertrautesten Fuße gelebt hatte. Daher konnte sich Montfleury erdreisten, gegen Molière diese unerhörte Verdächtigung zu schleudern, ihn der Blutschande zeihen, ihn als Gatten seines Kindes hinstellen.

Es ist sechstens notorisch, daß Molière in diesem Augenblicke den Geburtsschein Armande's, der, wäre diese eine Schwester Madeleine's gewesen, dem erbärmlichen Verleumder seine schmutzige Waffe aus der Hand gewunden hätte, nicht präsentirte — weil er ihn nicht präsentiren konnte, weil eben Armande allerdings ein Kind seiner früheren Geliebten war.

Ist es erlaubt, diesen Thatsachen gegenüber von einem „absurden Gerüchte" zu sprechen? Ich glaube nicht. Die von Beffara aufgefundenen Aktenstücke beweisen weiter nichts, als daß Armande als Schwester Madeleine's auf dem Trauschein und Sterbeschein bezeichnet ist. Ihr Geburtsschein ist nicht da. Und daß es um die Aktenstücke aus der damaligen Zeit arg bestellt ist, daß alle möglichen Ungenauigkeiten, falsche Orthographie, Namensverdrehungen, falsche Zahlen, falsche Data, grobe Auslassungen unzähligemal auf diesen Dokumenten sich vorfinden, daß die amtliche Buchführung im höchsten Grade mangelhaft war, daß absichtliche und unabsichtliche Fälschungen den Werth dieser Schriftstücke auf ein Minimum herabdrücken, das werde ich einem Kenner dieser Zeit, wie Herr Baudissin es ist, nicht besonders zu versichern brauchen. Der Werth dieser Dokumente fällt meines Erachtens nicht schwer in die Wagschale gegenüber den vorberichteten Thatsachen, und wiegt dieselben gewiß nicht auf. Und soll ich zum Ueberfluß hier noch an Madeleine's Testament erinnern, die ihren sämmtlichen Geschwistern Nichts hinterließ, dahingegen die reichbegüterte Armande, weil sie ihr Kind war, zur Universalerbin einsetzte?

Ich begreife vollkommen und würdige die edle Absicht Derer, die aus Interesse für den großen und reinen Molière sich abmühen, Madeleine, Molière's Jugendliebe, als eine Schwester, nicht als die Mutter seiner späteren Frau Armande hinzustellen; aber es heißt doch wohl die Pietät etwas weit treiben, ihretwillen die historische Wahrheit über Bord werfen, und es dünkt mich überflüssig außerdem. Ist es ein Schatten auf Molière's Reinheit, daß er, als junger Fant, in eine Schauspielerin sich verliebte und mit ihr die Provinz durchreiste und daß er zwanzig Jahre später als Mann sich mit der ganzen Leidenschaft seines glühenden Herzens in ein verführerisches, grausam kokettes Kind verliebte, die zufälligerweise die Tochter derselben Schauspielerin war? Ich vermag in diesem Verhältnisse nichts Anderes zu erblicken, als ein verhängnißvolles Unglück für Molière selbst, nicht aber den leisesten Makel, der seine Seelenreinheit beflecken könnte.

Ein kleiner Irrthum ist es, wenn Baudissin Seite XLIV. sagt, daß Armande Béjard wahrscheinlich im Frühjahr 1663 als „Elise" in der „Kritik der Frauenschule" zum erstenmal die Bühne betreten habe. Armande's theatralisches Debüt datirt bereits vom 24. Juni 1661, wo sie in der „école des maris" als Leonore zum erstenmal die Bretter bestieg. Ihre zweite Rolle in den „Fâcheux" August 1661 als Orphise ist bei aller Flüchtigkeit, mit welcher das Stück verfaßt wurde, doch im höchsten Grade charakteristisch für ihr Verhältniß zu Molière, der sie kurz darauf heiraten sollte, und besonders für Molière's Liebe zu ihr. Als Erast in den „Fâcheux" richtete der liebende Molière an seine verführerische, schöne, junge Braut die reizenden Verse:

„Darf ich denn wirklich glauben, was Du sagst
Und liebst Du mich so recht, von ganzem Herzen?
Ich will Dir blindlings trau'n, Du bist mein Alles!
Was Du die Güte hast zu sagen, glaub' ich.
Täusch', wenn Du willst, mich, Armen, der Dich liebt,
Ich will Dich dennoch bis zum Grabe lieben!
Verschmähe selbst mein Herz, verweig're mir
Das Deine, wende Dich zu einem andern —
Von Deinen Reizen will ich Alles tragen,
Will sterben, aber niemals mich beklagen!"

In der „Schule der Frauen" (26. December 1662) trat Armande nicht auf; ihre nächste Rolle war dann die Elise in der „Kritik zur Frauenschule", die Baudissin irrthümlich als ihre erste Rolle bezeichnet.

Wenn Baudissin sagt (S. LIII.), man habe im „Amphitryon" eine Anspielung auf das beginnende Verhältniß Ludwig's XIV.

zur Montespan erkannt, so glaube ich hinzusetzen zu dürfen: und mit Recht! obwohl Baudissin fortfährt: „Darauf wäre zu erwiedern, daß Jupiter in dem Lustspiel eine keineswegs edle Rolle spielt, und Amphitryon durchaus nicht lächerlich gemacht wird; daß ferner das Stück nicht dem Könige, sondern dem Prinzen von Condé dedizirt ist.“ Das letztere Moment, die Widmung, ist doch sicherlich ganz irrelevant. Daß Jupiter in dem Lustspiel eine keineswegs edle Rolle spielt und Amphitryon keineswegs lächerlich gemacht wird, ist allerdings vollkommen richtig, aber gerade dies scheint mir für die Annahme zu sprechen, daß Molière auf die Beziehungen des Königs zur Montespan und zu ihrem Gemahl habe anspielen wollen. Der König spielte in dieser unsauberen Affaire eine despotisch-grandiose, aber keineswegs edle Rolle, und Montespan, ein Edelmann im guten Sinne des Worts, war muthig und charakterfest genug, die königliche Huld, die seiner Gemahlin erwiesen wurde, für eine Schande, die auf seinen ehrlichen Namen gewälzt wurde, anzusehen; deshalb wurde der Marquis in die Provinz verbannt, wo er über die Gnade eines absoluten Monarchen nachzudenken sattsam Gelegenheit hatte.

Ich wiederhole, daß mich nur der reelle Werth, den ich der Baudissin'schen Arbeit beimesse, dazu veranlaßt hat, diejenigen Punkte, welche ich als Inkorrektheiten bezeichnen zu können glaubte, hier aufzuführen. Gerade weil diese Notiz über „Molière's Leben und Werke“ die erste fast durchgängig korrekte Arbeit ist, welche über diesen Gegenstand die deutsche Presse verlassen hat, weil dieselbe den Grimarest'schen Anekdotenkram, der sich in allen bisherigen Biographien breit machte und sogar Stoff zu Lustspielen geliefert hat, ausgeschlossen, sich streng an die historischen Fakta gehalten und als solche einen reellen literarhistorischen Werth erlangt hat — gerade deshalb durfte ich mir vielleicht die Freiheit nehmen, auf die doch nicht ganz unwesentlichen Abweichungen, die ich wahrgenommen, hinzuweisen.

Paul Lindau.

Der kleine Roman und die Ansprüche des Publikums.

Der gute Roman ist auch in Frankreich eine seltene Waare geworden: Schriftsteller, Publikum und Kritik, alle drei haben durch Begehungs- oder Unterlassungssünden zu diesem betrübenden Resultat beigetragen. Die beliebtesten Erzählungen sind abgeschmackt, gesucht oder unmoralisch.

Der Roman hat bei allen Kreuzfahrten der Autoren Nichts gewonnen; er ist nicht wahrer geworden, nicht menschlicher, nicht erschütternder, nicht unterhaltender; er ist herabgesunken zur Magd des augenblicklichen, eintägigen Geschmacks (der oft sehr ungesund ist), oder zum Sammelplatz skandalöser Geschichtchen. In Folge dieser seiner Beschaffenheit hat er auch anderweitig eingebüßt: das Publikum, das noch geneigt wäre, dem Faden einer Erzählung durch mehrere Bände zu folgen, hat sich verringert, und so bildete sich allmählich ein eigenes Genre heraus, das man das Genre des kleinen Romans nennen könnte. Die Revue d. d. Mondes sagt über dieses neue Genre des französischen Romans:

„Man kann nicht sagen, daß diesen Eintagsfliegen alles Talent fehle. Es ist nicht gerechtfertigt, Alles für verloren zu halten, weil das Genie nicht auf der Gasse umherläuft. Wenn es sich nur um das Talent handelt, so könnte man sogar sagen, daß sich dasselbe auf der Gasse findet, daß es überall emporschießt, daß es sich in unzähligen Bruchstücken oder Details zeigt. Es wird jeden Tag sehr viel Talent verschwendet, das ist unzweifelhaft; aber es ist leider ebenso unzweifelhaft, daß es sich für ein Nichts verausgabt. Weiter gehen wir nicht zu — denn wir können nicht annehmen, daß aus der allgemeinen Gährung nicht etwas Positives hervorgehen, daß der Roman allein still stehen oder gar zu Grunde gehen sollte, wenn Alles fortschreitet. Wir sind keine Unglückspropheten und verkünden nicht den Untergang aller Schaffenskraft.

„Also das Talent ist unzweifelhaft vorhanden.

„Wie steht es nun mit den Objekten für die Schaffenskraft? Hat die Phantasie bei ihrer nie rastenden Thätigkeit alle Gebiete bereits erschöpft? Wir brauchen uns nur umzusehen: das Leben rollt mächtig in allen Fugen, die Charaktere, die Sitten, die Gesellschaftstypen, die Laster des gegenwärtigen Geschlechts liegen klar zu Tage; die Leidenschaften und Neigungen erfahren Wandlungen, aber diese Wandlungen lassen sich fixiren. Die Elemente der Komposition strömen also herbei: sie sind erforscht, aber sie sind nicht erschöpft, und trotz Allem, was geschehen ist, bleibt noch viel zu thun.

„Und darf man sich etwa über das Publikum beklagen? Zeigt sich dasselbe zerstreut, oder rebellisch, oder abgeneigt, der Erfindung zu folgen? Durchaus nicht! Zwar sehr lang darf der Faden nicht sein, sonst verliert das Publikum die Geduld; aber außerdem ist es nicht difficil und an Ausdehnung gewinnt es jeden Tag; die bücherlesenden Kreise haben sich seit zehn Jahren verdoppelt; sie nehmen Alles, was man ihnen bietet, und verlangen immer nach Neuem.

„Das Publikum ist vorhanden, zahlreich und leselustig, aber das Publikum ist nicht mehr das alte; es ist jetzt zu sehr gemischt, als daß man auf guten Geschmack rechnen könnte. Es verlangt nach dem, was seine Neugier reizt, seiner Schwäche, seinen untergeordneten Gelüsten schmeichelt und seine oberflächlichen Bedürfnisse nach Lektüre befriedigt.*) Nimmt man es von dieser Seite, so widersteht es nicht. Wenn man es erschreckt, indem man ihm Ungeheuerlichkeiten vorführt, so freut es sich über die Aufregung seiner Phantasie; zeigt man ihm Alltäglichkeiten, die geschickt arrangirt sind, so sieht es die höchsten Kunstleistungen; in der Roheit freut es sich, Naturwahrheiten zu finden. Es bricht in das intellektuelle Leben ein mit seinen vorgefaßten zweideutigen Meinungen, anstatt sich stufenweise zur Erkenntniß zu erheben. Das Publikum bedarf einer Leitung, aber es findet sie nicht, es fühlt sie nicht und wirft sich, ohne wählerisch zu sein, Allem in die Arme, was ihm entgegenkommt. Das Publikum hat keine Energie, keine Selbstthätigkeit.

„Ebenso ist es mit dem Talent. Das Talent findet die Masse für eine bestimmte Richtung disponirt, giebt sich nicht mit dem Versuch ab, eine andere Richtung aufzufinden, sondern bedient die Menge, wie sie bedient sein will. Von der Gesellschaft, die sich seiner Beobachtung und seiner Phantasie darbietet, wählt es nur die kleinen Seiten, die oberflächlichen Momente, die nicht eingestandenen Schwächen und Fehler und macht daraus eine sogenannte Sittenschilderung, welche das Publikum beifällig aufnimmt. Zwischen dem Publikum und einer gewissen Art von Schriftstellern giebt es also einen Austausch von Einflüssen, die in irgend einer Beziehung zur Wahrheit stehen, die sich aber zur wahren Literatur verhalten, wie etwa eine Sängerin des Café chantant zur Malibran oder Patti. Leute von Anstand, die etwa ein solches Buch in der Hand haben, legen es rasch bei Seite, sobald ein Anderer dazu kommt.

*) Tout comme chez nous. D. R.

„Eigenthümlich geht es uns in Folge dieser Zustände im Auslande: die Ausländer sehen, welches Aufheben wir mit jenen Literaturprodukten machen oder bei uns machen lassen; sie sehen den Eclat, von dem wir selbst nicht wissen, wie er entsteht — und sie nehmen jene Machwerke für die moderne Literatur Frankreichs. Diejenigen, welche uns in Paris aufsuchen, selbst einige von unseren Modekrankheiten haben und sich mühen, uns in allen unseren oberflächlichen Eigenschaften gleichzukommen, studiren unsere Zustände und Sitten aus Büchern, die wir Pariser selbst kaum kennen. Wollten wir ihnen reden von einer arbeitsamen und anständigen Gesellschaft, die im Leben wie in der Literatur wirkt, die in der Geschichte, der Philosophie, der Kritik Leistungen aufzuweisen hat, so würden sie den Kopf schütteln, denn sie sind besser unterrichtet; sie wissen, daß die wahre Gesellschaft in dem Demi-Monde zu finden ist und die wahre Literatur in den zotenhaften Tages-Erzählungen. Sie wissen das, denn sie sind nach Paris gekommen, um unsere Sitten zu studiren, und sie gehen jeden Tag in's Café! Sie haben die Memoiren von, ich weiß nicht wem, gelesen und müssen also unsere gesellschaftlichen Zustände von Grund aus kennen. Ganz besonders ist es der kleine Roman, welcher sie schon auf der Reise in unsere geheimen Verhältnisse einweiht, und den sie mitnehmen, wenn sie ihre Rückreise antreten."

Indeß es ist eine Thatsache: der kleine Roman ist in Frankreich in voller Blüthe; er hat seine Schriftsteller, die stets federfertig sind und die wenigstens eine Geschichte an jedem Tage fertig machen; er hat sein Publikum; er hat seine eigenen Buchhändler, die ihn durch alle Kanäle verbreiten. Das ist Alles richtig; nur ist es leider ebenso richtig, daß der gute Geschmack und die Volks-Moral leiden.

Zwei Schriftsteller besonders schweben uns vor, wenn wir von dem Talent und der Unsittlichkeit des kleinen Romans sprechen: Edmond und Jules de Goncourt, zwei Brüder, die eng verbunden sind durch die Richtung ihres Geistes, durch die Gemeinsamkeit ihrer Studien, die Gleichheit ihrer Gedanken. Sie haben eine gemeinsame Vergangenheit gehabt und wollen sich eine gemeinsame Zukunft gründen. Sie haben sich vorgenommen, ein Genre auszubilden, das man das Genre der anekdotenhaften Sittengeschichte nennen könnte. Sie haben Bücher geschrieben über die Sitten der französischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert, während der Revolution, unter dem Direktorium. Sie haben auch eine „Geschichte der Königin Marie Antoinette" geschrieben, welche das beste ihrer Werke ist und die von viel größerem Werthe wäre, wenn sich nicht ein zu sichtbares Bestreben zeigte, bis in die kleinsten Details zu gehen.

Das Geheimniß ihres Erfolges beruht darin, daß sie nicht eigentlich die französische Gesellschaft studiren, sondern das Weib. Sie bringen die Frau in alle nur denkbare Positionen, kleiden sie bald in Kattun, bald in Seide, geben ihr Schönpflästerchen auf alle möglichen Körpertheile, decollettiren sie auch (je nach der Zeitepoche), verhüllen jedoch stets noch ein Stück — d. h. sie mißbrauchen ihr Talent und ihre Bildung. Mit den reellen Kenntnissen, welche sie besitzen, könnten sie recht wohl ihr Sujet umfassend schildern — indeß, das wollen sie nicht, und so schildern sie nicht nur die französische Gesellschaft, sondern ihren Ausschuß und vermehren nicht die Literatur der gebildeten Kreise, sondern die der Putzmacherinnen und ihrer Anbeter.

Sie schreiben viel, und man kann doch bestreiten, daß sie Schriftsteller sind; wenn alle diejenigen, welche heut über diesen oder jenen Gegenstand schreiben, weil sie das Schreiben in ihren sonstigen Geschäften unterstützt, oder weil es ihnen gutes Honorar schafft, für Schriftsteller gelten dürften, so wäre freilich die Zahl derselben Legion. Glücklicherweise gehört jedoch Mehr dazu: vor allen Dingen instinktive und klare Begriffe von den Bedingungen der Kunst. Diese Begriffe fehlen den Gebrüdern Goncourt: sie haben oft Glück in der Erfindung und im Ausdruck, aber unmittelbar darauf fallen sie in anspruchsvolle Gemeinplätzigkeit und thun der Sprache den grausamsten Zwang an. Zuweilen wäre gar nicht viel Kunst nöthig, um ein Fragment oder einen Roman wie „Schwester Philomena oder Renée Mauperin" interessant zu machen, aber das Wenige, was da fehlt, das finden sie nicht. Zum Beispiel der Roman „Renée Mauperin" — wie beginnt er? Man hat gewiß eine außerordentlich große Anzahl von Manieren, einen Roman zu eröffnen, aber die Verfasser wollen nicht nachahmen, sondern originell sein, und sie haben ihren Zweck auch glücklich in folgender Weise erreicht:

Ein junges Mädchen und ein junger Mann machen zusammen eine Schwimmpartie in einem Arm der Seine zwischen La Briche und der Insel Saint-Denis. Das junge Mädchen ist Renée Mauperin, der junge Mann ist Herr Reverchon, der sich eben erst nicht ohne Absicht in der Familie Mauperin vorgestellt hat. Beide schwimmen oder balanciren auf den Flanken eines großen Fahrzeuges, das am Ufer befestigt ist, und der Roman fügt mit wunderbarer Offenherzigkeit hinzu: „daß ein Instinkt von Schamhaftigkeit in jedem Augenblick das Mädchen vor dem Körper des jungen Mannes fliehen ließ, der von dem Strome gegen sie hingeworfen wurde." Während dieser Zeit beginnen die beiden Schwimmer eine lebhafte Unterhaltung, und Fräulein Renée überläßt sich den Exzentrizitäten einer jungen Dame, die vor dem „Schicklichen" einen Abscheu hat, die empört ist, weil man sie nicht zu den Vorstellungen des Palais Royal führt und weil man ihr die Journale vorenthält, in welchen sich die Erzählung gewisser Verbrechen findet. Es lohnt wirklich der Mühe, ihr Alles das zu entziehen und ihr doch Schwimmpartien mit jungen Leuten zu gestatten!

Und es ist eigentlich bedauerlich, daß dieser Roman in einer lächerlichen Weise beginnt, denn er gewinnt allmählich an Interesse. Es treten lebhafte und wahre Charaktere auf, z. B. der Bruder Renée's, Henri Mauperin, der Typus jener jungen Leute, die wir heut in manchen Sphären so oft finden: vorzeitig ernst, berechnend, kalt, seinen Interessen seine Neigungen unterordnend, schreibt er z. B. Artikel über National-Oekonomie, träumt, daß er Mitglied der Akademie werden wird; er hat Eitelkeit genug, um sich halb adeln zu lassen und sich durch seine Heirat ein Wappen zu verschaffen; dann fällt er im Duell von der Kugel jenes Edelmannes, dessen Namen er angenommen hat. Lebendig und wahr ist auch Bugot, der alte Kaufmann, der Liberale von 1820, der konservativ wurde, als er Millionär geworden, der nicht gern mehr an die Bedürfnisse des armen Volkes denkt, der zwar noch einige Verse von Beranger gegen die Priester trillert, im Uebrigen aber der Meinung ist: es würde Alles besser gehen, wenn die Arbeiter fleißiger die Messe besuchten. Auch Renée Mauperin wird, sobald sie erst aus ihrem wunderlichen Schwimm-Aufzuge herausgekommen, eine Person von liebenswürdiger Beweglichkeit; sie wird uns besonders interessant durch ihren Tod, den sie sucht, weil sie die unfreiwillige Ursache des Unglücks ihres Bruders ist.

Verantwortlich für solchen Unfug ist, nächst den Verfassern, nur die französische Kritik; das Publikum ist außer Schuld. Wenn man ihm bessere Waare giebt, wird es bald nach noch besserer verlangen. Die Franzosen brauchen also nicht zu verzagen: auch

der kleine Roman wird allmählich an wahrem Gehalt gewinnen.

England.

Einige neuere Erscheinungen der englischen Literatur.

Hegel'sche Philosophie. — Mill und Hamilton. — Grote's Plato. — Rationalismus und Kulturgeschichte. — Afrikanische Spruchweisheit. — Reise-Literatur und Essay's.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während England stets allen anderen Ländern in der Aufklärung voranging, es doch immer auf halbem Wege stehen geblieben ist. Die Engländer scheinen vorzugsweise dazu bestimmt zu sein, bahnbrechend auf allen rein geistigen Gebieten zu wirken, anderen Nationen den Weg vorzuzeichnen, den sie zu betreten haben, dann aber, sei es aus Mangel an geistiger Energie oder Furcht vor den letzten Konsequenzen, vor diesen zurückbeben, und es Jenen überlassen zu müssen, den Weg zu verfolgen, das in Angriff genommene Werk zu vollenden und das aufgesteckte Ziel zu erreichen.

So hatte England, um nur die wichtigsten Data als Beleg anzuführen, seinen Wicliffe, ehe Deutschland seinen Luther hatte, so waren seine Deisten im siebzehnten Jahrhundert die Lehrer und Vorgänger der französischen Encyklopädisten und unserer Rationalisten des achtzehnten; so datirt von Baco der Sturz der Scholastiker und der Anfang der neueren Philosophie, deren eigentlicher Gründer jedoch erst Cartesius wurde; so verkündet Locke schon jene menschlicheren Grundsätze der Erziehung, die zu Rousseau's „Natur-Evangelium" führen, und so geht die deutsche Philosophie in dem größten Meister derselben, im Königsberger Weisen, von Hume's Skepticismus aus. Am Hemmendsten wirkt dort natürlich die Macht der Orthodoxie auf den Fortschritt der Aufklärung ein, wie das die fast mittelalterliche Verfolgung der Verfasser der vor einigen Jahren erschienenen Essays and Reviews und des Bischofs Colenso, sowie nicht minder die Verwerfung unseres Landsmannes Max Müller als Bewerber um die Sanskrit-Professur an der Universität Oxford und die des Schatzkanzlers als Vertreters derselben im Unterhause unter Anderem bewiesen hat. Und doch hat Colenso nichts weiter begangen, als daß er seinen Landsleuten etwas von dem mitzutheilen versucht hat, was längst Gemeingut des wissenschaftlich gebildeten Publikums Deutschlands ist, hat Max Müller keinen anderen Fehler, als den, ein **deutscher** Gelehrter zu sein, und Gladstone sich nichts Schlimmeres zu Schulden kommen lassen, als sich zur Zulassung der Dissidenten zur Promotion an der hochkirchlichen Universität zu erklären. Es fehlt den englischen Forschern nicht etwa an der Kraft des Aufschwunges, allein nur zu bald werden ihnen die Flügel gelähmt, wird der Aufschwung gehemmt. Noch immer ist deutscher Rationalismus oder deutsche Freisinnigkeit als „infidelity" im Lande der politischen Freiheit aber kirchlicher und sozialer Knechtschaft verpönt, und nur eine verschwindend kleine Schaar kühner und mündiger Geister wagt es, sich zu ihr zu bekennen und der Kirche zu trotzen. Im engen Zusammenhange mit dieser Beschränktheit auf religiösem Boden steht natürlich der langsame Fortschritt auf dem philosophischen. Was auf diesem Gebiete seit Locke jenseit des Kanals geleistet worden, ist, die Leistungen Mill's und Spencer's ausgenommen, entweder ganz unbedeutend, oder gehört überhaupt nicht England an, denn die sogenannte englische Philosophenschule, von Hume bis Hamilton, ist eben nicht englisch, sondern schottisch, und Berkeley war ein Irländer. Daß die Philosophie gerade bei den Schotten, die bekanntlich noch weit fanatischer als selbst ihre Nachbarn, die Engländer, sind, in Blüthe steht, müßte auffallend erscheinen und den obigen Betrachtungen widersprechen, wüßte man nicht, daß die dort vorgetragene Philosophie sich fast lediglich auf psychologische Untersuchungen beschränkt. Bemerkenswerth, wie auch aus Vorangegangenem leicht erklärlich, aber ist es, daß während wir in Deutschland aufgehört haben, mit der Hegel'schen Philosophie uns zu beschäftigen und sie zu den „überwundenen Standpunkten" zählen, sie bei den Engländern, wie nicht minder oder in noch höherem Grade bei den Franzosen und Italiänern, erst jetzt in Aufnahme kommen zu wollen scheint, oder doch Berücksichtigung findet; denn an eine Einbürgerung derselben unter dem Inselvolk ist schlechterdings nicht zu denken, es müßte sich denn, was wohl Niemand erwarten wird, die ganze Sinnesart und Anschauungsweise der Engländer ändern und ihr ganzes Wesen eine Umwälzung erfahren.

Uebrigens ist der Verfasser des Buches, welches wir jetzt zu besprechen haben, ebenfalls wieder Schotte, und kann daher von einer Aufnahme bei den Engländern genau genommen eigentlich gar nicht die Rede sein. Unter dem etwas anspruchsvollen Titel: „das Geheimniß Hegel's", oder das Hegel'sche System in seinem Ursprunge, seiner Form und seinem Inhalt (The Secret of Hegel, being the Hegelian System in Origin, Form and Matter) hat James Hutchinson Stirling eine Uebersetzung der Hegel'schen Logik, mit erläuternden Anmerkungen versehen, herausgegeben. Der Uebersetzer ist ein begeisterter Anhänger des Systems und mag er dasselbe wohl auch verstehen: indessen ist weder die Uebersetzung der philosophischen Terminologie im Einzelnen, noch die Anlage des Werkes selbst im Ganzen dazu geeignet, dem Leser, der das System zum ersten Male auf diesem Wege kennen lernt, einen klaren Begriff davon beizubringen, und dessen Verständniß anzubahnen. Daß übrigens auch Schotten die Abneigung gegen deutsche Philosophie mit den Engländern theilen, dafür sprechen die Ausfälle gegen dieselbe seitens des letzten bedeutenden schottischen Philosophen des vorerwähnten Sir William Hamilton. Seine Lehre von der „Relativität der menschlichen Erkenntniß" ist speziell gegen die Ansprüche der deutschen Transcendental-Philosophie gerichtet, und in diesem Punkte stimmt sein Gegner, der berühmte John Stuart Mill, in seinem vor Kurzem als Separatabdruck aus der Westminster Review erschienenen Schrift: An Examination of Sir W. Hamilton's Philosophy, and of the Principal Philosophical Questions Discussed in his Writings, vollkommen mit ihm überein. Die Bekämpfung jener Philosophie ist das einzige Verdienst, das er ihm zuerkennt. „Die Lehre von einer unmittelbaren oder intuitiven Erkenntniß Gottes," sagt Mill, „halte ich für eine schlechte Metaphysik, da sie einen falschen Begriff von dem Wesen und den Schranken der menschlichen Fähigkeiten in sich schließt und auf einer oberflächlichen und irrigen Psychologie beruht. Alles, was sich auf Gott bezieht, betrachte ich mit Sir W. Hamilton als Sache der Folgerung a posteriori. Und insofern, als Sir W. Hamilton dazu beigetragen hat, — und das hat er sehr entschieden — die entgegengesetzte Lehre in Mißkredit zu bringen, hat er nach meinem Dafürhalten der Philosophie einen guten Dienst geleistet." Daß diese Verurtheilung nur eine gewisse Schule der deutschen Philosophie trifft, und daher

ebenso ungerecht ist, als sie, trotz der wenigstens Hamilton nachgerühmten ausgebreiteten Belesenheit auf diesem Gebiete, von einer mangelhaften Kenntniß zeugt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie dem auch sei, so hat Mill in dieser seiner Schrift ein noch schwereres Verdammungsurtheil über das Hamilton'sche System ausgesprochen und es in Grund und Boden vernichtet. Nach dem „Reader" wenigstens, wäre Sir W. Hamilton's Ruf als Philosoph für immer dahin, dürften ihm seine Freunde nur sobald wie möglich ein Denkmal errichten und thäten sie am besten daran, von Mill's Buch ganz zu schweigen. Armer Hamilton! Arme Philosophie des Unbedingten!

Auch in einem dritten Werke, welches vor Kurzem die Presse verlassen, wird deutscher Forschung Hohn gesprochen. Der berühmte Historiker George Grote, Verfasser der besten Geschichte Griechenlands, hatte am Schluß dieses Werkes ein späteres, näheres Eingehen auf die Sokratischen Schulen als Ergänzung verheißen. Im vorliegenden dreibändigen Werke: „Plato and the other Companions of Sokrates" betitelt, hat er das Versprechen nach einem Zwischenraum von etwa zwölf Jahren erfüllt. Das Ergebniß seiner Forschungen nun, vorerst über Plato, ist kein anderes, als daß wir, nach seiner Behauptung, aller Mittel dazu entbehren, die Platonischen Schriften chronologisch zu ordnen und daß er die sämmtlichen Dialoge nebst den dreizehn Briefen als echt gelten läßt! Dies letztere Resultat selbst ließ sich zwar, nach dem, was der Verfasser im eilften Bande seiner Geschichte Griechenlands äußert, erwarten, nicht aber das Raisonnement, wodurch er diese Echtheit zu begründen versucht. Wie die Kirche sämmtliche Bücher des neuen Testaments in den Kanon aufgenommen und damit ihre Echtheit ausgesprochen haben will, so soll, nach Grote, die Akademie im vorliegenden Falle das Amt der Kirche vertreten und die Echtheit jeder Seite von Anfang bis Ende verbürgen. Was werden unsere klassischen Philologen, deren mühsame und langjährige Arbeiten auf diesem Felde hier mit Einem Schlage vernichtet werden sollen, zu diesem kühnen Streiche, den der große englische Gelehrte hiermit gegen sie führt, zu sagen haben? — Werden sie den hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben und mit Herrn Grote in Kampf sich einlassen? Jedenfalls wird es die deutsche Kritik an harten Rippenstößen nicht fehlen lassen, und Herr Grote mag nur auf seiner Hut sein. Spottet er, der doch sonst deutsche Leistungen zu würdigen und auch gut zu verwerthen verstand, jetzt der deutschen Verwegenheit, so dürfte es dahin kommen, daß man ihn alles kritischen Sinnes baar erklärt und ihn am Ende seinen „beefminded" Landsleuten zuzählt.

Der bekannte und fleißige Shakespeare-Erklärer Charles Cowden Clarke hat unter dem Titel „Molière Characters" den großen französischen Dichter zu erläutern versucht. Die Arbeit war eben so überflüssig, wie sie verfehlt ist. Metaphysik und Aesthetik sind die Gebiete nicht, auf denen den Engländern Rosen erblühen. Weit erfolgreicher sind sie in ihren kulturhistorischen Leistungen, von denen drei neue besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Die hervorragendste ist Lecky's Geschichte des Einflusses des Rationalismus in Europa (History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe). Der Verfasser, der, wie sein Vorgänger Buckle, mit diesem großartig angelegten Werke zum ersten Male als Schriftsteller auftritt, gebraucht den Ausdruck Rationalismus in einem weiteren, als dem bei uns gewöhnlich damit verknüpften Sinne und weist geschichtlich nach, wie die Vernunft auf allen Gebieten des sozialen Lebens immer mehr zur Geltung kommt, so daß man vielfach an den ebengenannten Kulturhistoriker erinnert wird, nur daß Lecky dem religiösen Elemente gerechter wird und sich zu diesem auf einen ganz anderen Standpunkt stellt, als Buckle. Nach der Edinburgh Review, welche Lecky den Vorzug vor Buckle einräumt, soll seit Burke, dessen Landsmann der Verfasser ist, kein Buch erschienen sein, das in so beredtem und musterhaftem Stil geschrieben wäre. Nach der Fortnightly Review wäre es jedoch nur ein Produkt der Mittelmäßigkeit und für diese geeignet. Kulturgeschichtliche Untersuchungen hat ferner Edward Burnet Tylor in seinen Researches into the Early History of Mankind and the Development of Civilization angestellt. Er handelt darin hauptsächlich von der Geberden- und Wortsprache, Bilder- und Wortschrift, dem Wachsthum und Verfall der Kultur, dem Steinzeitalter, dem Feuer, dem Kochen und den Geräthen, von merkwürdigen Gebräuchen, endlich von Ueberlieferungen und Mythen. Deutsche Forschung, besonders die interessanten Studien, welche in der von Steinthal und Lazarus herausgegebenen Zeitschrift für „Völkerpsychologie" niedergelegt sind, hat er dabei geschickt zu benutzen verstanden. Ja es dürfte sein Werk am besten als Beitrag zu dieser jüngsten Wissenschaft bezeichnet werden, und Angesichts des mancherlei Neuen, welches der Verfasser auf dem Wege selbständiger Forschung zu Tage gefördert, darf man es wohl auch einen sehr schätzenswerthen, wenn auch freilich noch lückenhaften nennen.

Der unermüdliche, berühmte Reisende Richard F. Burton hat in seinem Wit and Wisdom of West Africa 2268 Sprüchwörter, Räthsel, Idiotismen und Laconismen einiger Negerstämme zusammengestellt, um uns ein treues, von ihnen selbst gemaltes Bild derselben zu liefern. Ihre Weisheitssprüche sind denen der civilisirten Völker nicht unähnlich; doch haben sie natürlich auch ihre eigenthümlichen, der sie umgebenden Thier- und Pflanzenwelt entlehnten, für die es eben deshalb keine entsprechenden bei uns giebt. Die Frau nimmt bei ihnen keinen Ehrenplatz ein, was daraus zu erklären, daß sie sich zur moslemischen Religion bekennen. Uebrigens spielt das Sprüchwort eine wichtigere Rolle bei ihnen, als bei uns und übt einen bedeutenden Einfluß auf sie aus.

Wir treten mit diesem letztgenannten Werke in's Gebiet der Reiseliteratur, in welcher die Engländer stets sich ausgezeichnet haben. Vorerst ist zu nennen: Alexander Michie's „The Liberian Overland Route from Peking to Petersburgh, through the Desert and Steppes of Mongolia, Tartary etc., welches uns viele werthvolle Aufschlüsse über die Beziehungen Rußlands zu China giebt. Der Verfasser schildert das eine als in immer größerem Aufschwunge begriffen, das andere als seinem Verfall entgegeneilend. Das jugendkräftig russische hat das altersschwache chinesische Reich theils diplomatisch überlistet, theils im Felde siegreich bekämpft. Auf seiner ganzen weiten Reise stieß Michie überall auf Spuren des russischen Einflusses, der in jenen Gegenden von jeher ein weit größerer war, als der der Westmächte, und den Rußland so gut hat zu wahren verstanden. Eine höchst anziehende Schilderung amerikanischen Lebens hat George Augustus Sala in My Diary in America in the Midst of War zum Besten gegeben. Das Buch ist ein Wiederabdruck seiner im Daily Telegraph erschienenen Berichte, die indessen auch jetzt noch, nachdem der Krieg zu Ende, als treue und lebendige Bilder amerikanischer Zustände ihren Werth behalten. John Cameron's Werk: „Our Tropical Possessions in Malayan India" etc. ist eine dankenswerthe Bereicherung dieses geographischen Wissens. Er behandelt mit Sachkenntniß und Ein-

sicht die Bewohner, Produkte, den Handel und die Regierung von Singapore, Penang, der Provinz Wellesley und Malang. Dem Handelsstand dürfte dieses Werk, dessen Verfasser selbst Kaufmann sein soll, besonders zu Gute kommen und zu empfehlen sein. William Hepworth Dixon, der Redakteur des Athenaeum, hat unter dem Titel „The Holy Land“ malerische Skizzen von Palästina geliefert. Bei der Darstellung hat er sich augenscheinlich Renan zum Muster genommen; in der Auffassung der evangelischen Geschichte jedoch weicht er von seinem französischen Vorgänger entschieden ab und hält sich ganz und gar an den Text. Während das Buch von einer Seite als bloßes Machwerk bezeichnet worden, wird es von anderer als eine vorzügliche, ja als Dixon's vorzüglichste Leistung gepriesen. Endlich sind Lady Duff Gordon's Letters from Egypt 1863—65, die sich durch den vorurtheilsfreien Standpunkt, den die Verfasserin einnimmt, vortheilhaft auszeichnen, und durch den warmen, sympathetischen Zug, der die Briefe durchweht, wohlthuend wirken, rühmend zu erwähnen.

Die Essay-Literatur, die auch bei uns jetzt fleißig und, wie Grimm's und Frenzel's Leistungen beweisen, mit Erfolg gepflegt wird, hat ebenfalls eine nicht unbedeutende Bereicherung erfahren. In zweiter Auflage erschienen Digby's Evenings on the Thames. Der Verfasser ist ganz in die Fußstapfen seines französischen Vorgängers, Montaigne's, des Vaters des Essay, getreten. Wie dieser, verbreitet er sich über eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen und schmückt seine Abhandlungen mit einer Reihe von Citaten aus berühmten Schriftstellern alter und neuer Zeit. Von dem nun verstorbenen National-Oekonomen Nassau W. Senior erschienen unter dem Titel Historical and Philosophical Essays dessen gesammelte, zum Theil vor längerer Zeit in der Ed. Review veröffentlichte Aufsätze, meist volkswirthschaftlichen Inhalts. Sind auch manche seiner damals vorgetragenen Ansichten heute veraltet, so behalten diese gediegenen Arbeiten des selbständigen, konsequenten und philosophisch durchgebildeten Denkers dennoch ihren hohen Werth. Ebenfalls aus Beiträgen in Zeitschriften hervorgegangen sind die Essays in Criticism von Matthew Arnold, Professor der Poesie in Oxford. Hier wird eine für England entschieden neue Richtung eingeschlagen, die wie ein rother Faden durch die verschiedenen Essays sich hindurchzieht und sie gewissermaßen zu einem Ganzen verbindet. Arnold, von französischer und deutscher Bildung durchdrungen, ist Idealist und will der englischen, engherzigen und nur das Praktische in's Auge fassenden Kritik neue Bahnen vorzeichnen. Sie soll ihre Einseitigkeit und parteiische Beschränktheit aufgeben und, von bloßen Thatsachen absehend, uneigennützig werden und einen Strom wahrer und frischer Ideen herbeiführen helfen. Unser Heine erfreut sich seiner besonderen Vorliebe. Er gilt dem Verfasser als der Gegner der Philister und ideenlosen Menschen par excellence, und Arnold selbst tritt als solcher seinen philiströsen Landsleuten gegenüber auf. Ihm entlehnten wir auch jenes obengebrauchte bezeichnende Epitheton beefminded, mit welchem er die Engländer vom gewöhnlichen Schlage beehrt. Die übrigen Essays behandeln Maurice de Guérin und dessen Schwester Eugénie, Spinoza und Mark Aurel und zeichnen sich sämmtlich durch Anmuth der Darstellung wie durch Frische und Freisinnigkeit der Anschauung aus. Jedenfalls wird man in unserem Verfasser eines der hervorragendsten Talente unter den neueren englischen Schriftstellern anerkennen müssen. D. A.

Ungarn.

Eine neue ungarische Zeitschrift.

Das rege Interesse, womit seit Jahren das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auch die Kultur-Entwickelung Ungarns im Auge behält, bewegt uns, die Leser dieses Journals mit einem neuen literarischen Unternehmen bekannt zu machen, das berufen zu sein scheint, in der journalistischen Literatur Ungarns eine neue Epoche zu bezeichnen.

So freudig man den Fortschritt anerkennen muß, den die ungarische Journalistik in neuerer Zeit machte, so ließ sich auch nicht verleugnen, daß es noch immer öffentliche Interessen im Leben der Nation gab, welche durch die periodische Presse un vertreten waren. Dazu gehörte vor Allem das Moment der allgemeinen encyclopädischen Bildung, das bisher in Ungarns Tagesliteratur noch keine ausschließliche Pflege gefunden hatte. Man hatte entweder rein politische oder belletristische oder Fach- und Parteiblätter, in denen jedoch die Interessen des Unterrichts, der Socialpolitik, der Wissenschaft, Literatur und Kunst meist nur von dem beschränkten Standpunkte einer Partei aus behandelt wurden, oder sich überhaupt nur gelegentlicher Notiznahme „unter dem Striche“ oder als „Tagesneuigkeit“ erfreuten. Ein Blatt, welches die erwähnten Interessen ebenso würdig vertreten hätte, wie die Politik durch einzelne Tagesblätter achtungswerth repräsentirt wird, — ein solches Blatt gab es bis vor Kurzem in der periodischen Literatur Ungarns nicht.

Das war ein Mangel, eine empfindliche Lücke. Denn die politischen Zustände und Einrichtungen sind nicht so sehr Grundlagen als vielmehr Resultate der nationalen Kultur. Erstere sind durch die Letzteren nothwendig bedingt. Freiheit und Bildung stehen in unauflösbarem Connex; sie sind einander ergänzende Begriffe, zwei Seiten einer und derselben Entwickelungsstufe des geistigen Lebens. Nur ein gebildetes Volk kann wahrhaft frei sein; ohne wahre Bildung giebt es keine wahre Freiheit!

Um nun dem erwähnten Mangel abzuhelfen und so einem drängenden Bedürfniß Genüge zu leisten, vereinigte sich eine Anzahl anerkannt wissenschaftlicher Männer zur Herausgabe einer Zeitschrift, welche alle jene nationalen Interessen pflegen sollte, die, wenn auch nicht politischer Natur, dennoch mit dem geistigen Leben und der Kultur des Volkes in engstem Verbande stehen. Die Zeitschrift sollte, unbeirrt von jedem Parteigetriebe, auf der Höhe unserer Zeit nur allein dem Dienste der Wahrheit geweiht sein und vor Allem die geistigen Errungenschaften unserer westlichen Nachbarn in Ungarn einheimisch machen. Schon im Namen sollte sie ihr Programm enthalten und man nannte sie bezeichnend: „Uj Korszak“, d. i. Neue Aera; denn mit Bewußtsein, doch ruhigen überlegten Geistes will sie eine neue Bahn eröffnen, neue Bildungswege schaffen. Sie erscheint seit Anfang Juli l. J., wöchentlich in einer Nummer von zwei Bogen groß Quart und erfreut sich einer in Ungarn bisher seltenen eleganten Ausstattung.

Gegenwärtig liegen fünf Nummern vor, und deren sorgfältige Durchsicht belehrt uns, daß der Inhalt entsprechend der gefaßten Tendenz ebenso mannigfaltig als interessant, ebenso lehrreich als würdig ist. Wir finden darin: Revuen über die Kultur- und Bildungszustände Ungarns in der Gegenwart; dann populäre Abhandlungen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst; Reisebeschreibungen, Original-Correspon-

denzen; ferner kritische Besprechungen in- und ausländischer Literaturprodukte; Sitzungsberichte der einheimischen und fremden Akademien und gelehrten Gesellschaften; das Unterrichtswesen im In- und Auslande, nebst statistischen Daten und Schulbücherkritik. Im Feuilleton: Skizzen aus der Heimat und Fremde, Belletristisches in Novellen und Erzählungen, Proben aus neuen Werken. Endlich: Volkswirthschaftliches, buntes Allerlei aus Stadt und Land, Bibliographie der englischen, französischen und deutschen 2c. Literaturen, Voranzeigen künftiger Publikationen 2c 2c.

Man sieht, die gestellte Aufgabe ist keine geringe; mancher Skeptiker könnte sie für höchst gefährlich halten, da sie gar so viel in sich fasse; doch wird er gestehen, daß nach den vorliegenden Proben das Unternehmen lebensfähig ist und demselben bei gehöriger Unterstützung seitens der Intelligenz des Landes nur ein günstiges Prognostikon gestellt werden kann.

Das Verdienst gebührt vor Allem dem umsichtigen Redakteur Graf Koloman Lázár, der unseren naturwissenschaftlichen Lesern nicht unbekannt sein dürfte, da dessen Leistungen auf dem Gebiete der Ornithologie auch in Deutschland verdiente Anerkennung gefunden haben. Neben ihm, der mit fester Zuversicht dem klar erkannten Ziele zusteuert, nennen wir den Gründer und Eigenthümer des Blattes, Julius Schwarz, als Geologe von Fachmännern geachtet, der kein materielles und geistiges Opfer scheut, seiner Schöpfung Aufschwung und Dauer zu verleihen. Dann wirkt bei dem Blatte der unermüdliche M. A. Riedl, Professor in Pest und Sprachforscher von bedeutendem Rufe, der überall mit rastlosem Eifer zugreift, wo er hofft, daß Segen für Volksbildung und wahre Kultur entsprießen kann. Seiner geschätzten Feder begegnen wir vorzüglich gern in diesem Blatte. Außer diesen Genannten treffen wir noch auf die besten Kräfte des Landes und Namen von gutem Klange sind hier anzuführen. So: Franz Toldy, Hermann Vámbéry, Ferd. Lutter, Henßlmann, Vadnay, Erkövy, Pólya, Barſt, Balogh, Rónay u. m. A.; von einzelnen Artikeln werden wir uns erlauben, den Lesern des „Magazin“ gelegentlich nähere Mittheilung zu machen. Als eine besondere, beachtenswerthe Eigenthümlichkeit müssen wir hervorheben, daß dieses Blatt auch gelehrte Celebritäten Englands und Deutschlands zu seinen aktiven Mitarbeitern zählt; so brachte es namentlich bisher von A. Brehm eine sehr instruktive Abhandlung über „die Jahreszeiten im Innern Afrikas“ und aus der Feder einer englischen Schriftstellerin, Miß Selina Gaye, Mittheilungen über das „Leben eines Engländers in einer Provinzialstadt“, wobei wir den seltenen Umstand betonen, daß die englische Miß ein recht nettes Ungarisch schreibt. Andere Beiträge von Vogt, Charles Carter Blake u. A. stehen in sicherer Aussicht. Wir sehen darin für das Blatt und weiter für dessen Leiter, ja für Ungarn selbst ein höchst ehrenvolles Zeichen. — Schließlich haben wir nur noch den einen Wunsch, daß das ungarische Publikum im wohlverstandenen eigenen Interesse dieses lebenswürdige Unternehmen allseitig stützen und befördern möge; denn nur ein gebildetes Volk verdient und erhält die Freiheit!

J. H. Schwicker.

Palästina.

Neue Forschungen über die Topographie Jerusalems.

Die gelehrten Forscher, welche in neuerer Zeit über die Topographie von Jerusalem geschrieben haben, lassen sich füglich in zwei Klassen theilen, — in Diejenigen, welche behaupten, daß der Herodianische Tempel mit seinen Höfen und Hallen den ganzen Flächenraum des gegenwärtigen Haram einnahm, und in Die, welche, den Maßangaben des Josephus Glauben schenkend, das heilige Gehege auf ein Viereck von etwa 600 Fuß nach jeder Richtung in der südwärtigen Ecke beschränken. Die Vertheidiger der ersteren Theorie halten dafür, daß das Tempelhaus selbst in der unmittelbaren Nähe der Sakhara stand, und sie verlegen die Burg Antonia und ihre Bollwerke in den nördlichen Theil des Haram; die Anhänger der zweiten kommen, während sie über die genaue Lage dieser Feste bedeutend von einander abweichen, darin überein, daß sie ihr jede Verbindung mit der Mauer, die jetzt über das Thal Kedron emporragt, abstreiten. Vielleicht gelingt es dem neu erschienenen Prachtwerke des Grafen Melchior de Vogué, welches auf den gründlichsten Forschungen beruht, diese Streitfrage ihrer Lösung näher zu führen.

Bei seinem ersten Besuche im heiligen Lande, 1854, dessen Ergebnisse in dem Werke „Les Églises de la Terre Sainte“ niedergelegt sind, war es dem Grafen de Vogué nicht gestattet, den Haram zu betreten; er mußte sich damit begnügen, sein Aeußeres zu prüfen und solche Ansichten des Innern aufzunehmen, die von hervorragenden Punkten gewonnen werden konnten. Bei einer zweiten Anwesenheit in Jerusalem im Jahre 1862 fand er die Schranke muhammedanischer Ausschließlichkeit nicht mehr unübersteiglich, und ihm, wie seinen Begleitern, den Herren Waddington und Duthoit, welche noch Herr Sauvaire unterstützte, war es verstattet, nach Belieben von sechs Uhr des Morgens bis Mittag zu zeichnen, zu photographiren, zu kopiren und auszumessen. Er und Herr Duthoit waren vorzüglich mit der Topographie und Architektur beschäftigt, die Anderen widmeten sich vorzüglich den Inschriften. Das Resultat ihrer Arbeiten liegt in dem erwähnten Werke vor, einem schönen 138 Seiten starken Foliobande, der mit siebenunddreißig theilweise kolorirten Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten illustrirt ist. Die Ausführung dieser Illustrationen ist bewunderungswerth. Das Werk führt den Titel: Le Temple de Jérusalem, Monographie du Haram-ech-Chérif, suivie d'un Essai sur la Topographie de la Ville-Sainte. Par le Comte Melchior de Vogué, Membre de la Société imperiale des Antiquaires de France, etc. Paris: Noblet et Baudry; Londres: Williams et Norgate; Liége: Noblet et Baudry 1864.“

Nach einer gründlichen Besprechung der ganzen Frage kommt Graf de Vogué zu dem Schlusse, daß die Maaße des Josephus bei Seite zu setzen sind als jedenfalls ungenau, was ihre absolute Größe betrifft, und daß die alte Tempelfläche mit der Antonia in den Tagen Herodes des Großen mit dem gegenwärtigen Haram gleich groß gewesen sein müsse. Er findet Mauerwerk dieser Epoche an verschiedenen Punkten entlang der Mauer, vornehmlich am Südostende. Zur Bestätigung seiner Ansicht giebt er eine Beschreibung und Zeichnungen vom Pallaste und den in den Felsen gehauenen Kammern des Hyrkanus zu Arak-el-Emir im Wadi-es-Syr, wo sich Maurerarbeit befindet, welche der erwähnten sehr ähnlich ist. Der verschüttete Thorweg neben dem Trauerplatze der Juden in der westlichen Wand unterhalb des gegenwärtigen Thores Bab-el-Maghrebi, und das doppelte und dreifache Thor in der Südmauer bezeichnen, wie er glaubt, die Stellen des Eintritts in Herodes Tempelhof; ebenso wie das sogenannte goldene Thor in der Ostmauer. Seine Prüfung scheint es außer allen Zweifel zu setzen, daß an allen diesen Stellen Theile der alten Arbeit mit eingemauert

geblieben, und in einigen Fällen durch späteren Anbau und Ausbesserungen verdeckt sind. Er glaubt, daß an dem doppelten oder dem Huldathore, wie es bisweilen genannt wird, unter der el Aksa (Moschee) der Monolith in der Wölbung, mit Theilen des Thorweges und der Mauer, Reste des Herodischen Werkes sind, aber daß die äußere Ausschmückung, die Kuppelwölbung und der größte Theil des jetzt sichtbaren Mauerwerkes einer späteren Zeit angehören. Diese (gewisse Ausbesserungen abgerechnet) spricht er dem sechsten Jahrhundert nach Christus, dem Zeitalter Justinian's zu, welcher, wie man weiß, Jerusalem bedeutend verschönerte. Er vergleicht zu dem Ende die Ornamentation des Huldathores und der goldenen Pforte mit einander und mit gewissen Ruinen in Syrien, welche ihm zufolge der besagten Zeit angehören, und stellt ein Werk über „L'Architecture Civile et Religieuse en Syrie in Aussicht.

Die Aksa-Moschee selbst wurde eine Zeit lang von vielen Autoren gleichgestellt mit der von Prokopius beschriebenen Marienkirche Justinian's, und Graf de Vogué bestätigt diese Theorie, indem er zeigt, daß, obgleich der größere Theil des Gebäudes sarazenische Arbeit ist, doch die allgemeine Anlage eine christliche Kirche verräth und daß sich noch einige Reste des ursprünglichen Baues entdecken lassen. Keine der geringsten Entdeckungen sind die Ueberbleibsel einer Apsis aus der Zeit der Kreuzzüge an der östlichen Mauer einer kleinen Kapelle auf derselben Seite des Gebäudes, die wahrscheinlich von den Kreuzfahrern angebracht wurde, weil die ursprüngliche Apsis der Kirche nordwärts und südwärts lag, statt in der gewöhnlichen Richtung.

Der schätzbarste Theil des Werkes ist indessen die Beschreibung des Innern der Kubbet es-Sakhara. Die Zeichnungen, welche den Text begleiten, machen uns mit einem Gebäude vertraut, das so lange den Ungläubigen eifersüchtig verschlossen blieb, und setzen uns in den Stand, wenigstens bis zu einem gewissen Grade die glühende Sprache zu begreifen, in welcher es Denen, die das Glück hatten, es zu sehen, beschrieben worden ist.

Seine Säulen bestehen aus kostbarem Marmor, seine Wände schimmern von Gold und Mosaik, seine Fenster bestehen aus höchst geschmackvoll geordneten, vielverschlungenen Arabesken in farbigem Glase. Glücklicherweise ist fast jeder Theil des Gebäudes datirt, so daß Untersuchungen über das Alter desselben jetzt bei Seite gesetzt werden können. Die Säulen, welche die Wölbung tragen und die umgebenden Hallen davon trennen, sind unzweifelhaft älter, als jeder andere Theil des Baues, wahrscheinlich aus den Zeiten Konstantin's; das Kapitäl einer derselben trägt noch ein kleines Kreuz auf dem Abakus, und scheint auf den ersten Anblick einen starken Beweis zu geben zu Gunsten der Vertheidiger der Konstantinischen Hypothese; indessen Graf de Vogué erklärt sich aus anderen Gründen dagegen. Die Säulen scheinen ihm Reste aus verschiedenen alten Gebäuden und von sehr verschiedenem Typus zu sein.

Obgleich in byzantinischem Style aufgeführt, ist die Kubbet-es-Sakharah in keiner Weise ein christliches Gebäude, — schon die Abwesenheit der Apsis, jenes charakteristischen Zeichens in den ältesten Kirchen, bürgt dafür. Sie ist eine merkwürdige Anwendung jenes Styles auf mohammedanische Bedürfnisse. Die Mosaiken in dem Gebäude gehören zwei verschiedenen Perioden an: jene, welche die Zwischenräume zwischen den obengenannten runden Bogen füllen, sind die älteren. Ueber ihnen ist ein blauer Rand, der eine Inschrift in goldenen Buchstaben trägt, die rund um das ganze Gebäude geht. Darin kommt eine Stelle vor, die in der Uebersetzung lautet:

„Der Diener Gottes, Abd (Allah-el-Imam-al-Mamun), Fürst der Gläubigen, errichtete diesen Tempel im Jahre 72.

In Bezug hierauf bemerkt der Verfasser:

„Der Name, den wir in Klammern gesetzt, ist der, welcher jetzt auf dem Denkmale zu lesen ist; aber es ist klar, daß dies eine Aenderung späteren Datums ist. Der blaue Grund ist von einem anderen Tone, die Buchstaben sind kleiner und enger zusammengedrückt. Der Chaliph Al-Mamun, welcher von 198 bis 218 der Hedschra (der christl. Zeitrechnung 813—833) regierte, hat seinen Namen für den Abd-el-Malik eingesetzt, um sich den Ruhm seines Vorfahren anzueignen." Eine merkwürdig ruhmredige Inschrift an einem anderen Theile des Gebäudes, die gewisse von diesem Fürsten gemachte Reparaturen erwähnt, unterstützt diese Annahme ganz bedeutend.

Die zweite Reihe von Mosaiken besteht aus zwei Streifen in der Trommel der Kuppel, von denen der oberste mit Fenstern durchbrochen ist. Sie tragen das Datum 418 (1033 n. Chr. Geb.) und wurden folglich ausgeführt während der durch den Einsturz der Kuppel nothwendig gemachten Restaurationen. Ein Erdbeben im Jahre 407 hatte ihn verursacht.

Das Innere der Kuppel ist mit Malereien auf Stukko verziert. Eine Inschrift giebt an, daß die Vergoldung von Saladin erneut wurde. Wahrscheinlich ist die ganze Ausschmückung ein Werk seiner Regierung. Andere Inschriften erwähnen Restaurationen späteren Datums.

Die schönen bunten Glasfenster, von denen drei in Farbendruck abgebildet sind, wurden 1528 n. Chr. von Sultan Solyman eingesetzt.

Das Buch schließt mit einem Anhange über die Topographie von Jerusalem, worin, obschon die meisten der hier aufgestellten Ansichten schon von Anderen verfochten worden sind, dennoch mehrere neue, interessante Thatsachen zu ihrer Erhärtung beigebracht werden.

Kleine literarische Revue.

— **Oldenburgische Aktenstücke.** In Oldenburg ist soeben eine neue Sammlung von Aktenstücken zur Begründung der Successions-Ansprüche des Großherzogs auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein erschienen.*) Aber schon das erste dieser Aktenstücke, das Schreiben des Großfürsten Paul von Rußland an den Kaiser Joseph II., d. d. St. Petersburg, 27. September 1773, worin der Erstgenannte, als Haupt des Hauses Holstein-Gottorp, den Römischen Kaiser „allerunterthänigst" bittet, die Grafschaften Oldenburg-Delmenhorst, welche jenes Haus gegen seinen Antheil an dem Herzogthum Holstein nebst Dependentien eingetauscht, in ein Reichsfürstenthum zu erheben und auf dasselbe das Holstein-Gottorpsche Votum auf den deutschen Reichstagen zu übertragen, erscheint uns als ein Zeugniß gegen die jetzigen Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg. Noch deutlicher geht jedoch die völlige Nichtberechtigung des Letztern auf die von seinen Vorfahren gegen die Eintauschung von Oldenburg definitiv abgetretene Succession

*) Wiener Aktenstücke zur Schleswig-Holsteinischen Successions-Frage zc. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1865. (In 4. VIII. und 104).

in Holstein aus dem hier abgedruckten Schreiben des Königs Christian VII. an den Kaiser Joseph II. d. d. Kopenhagen, 26. Nov. 1773 hervor. Darin heißt es nämlich: .... „Und wie durch mehrerwähnte beide Traktate, auch insbesondere die Permutation Unserer Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gegen den bisher Großfürstlichen, sowohl einseitigen als gemeinschaftlichen Antheil am Herzogthum Holstein („sammt was dem anhängig") dergestalt festgestellt ist, daß besagte Grafschaften gänzlich in die Stelle der Großfürstlich-Holsteinschen Lande treten und dieser Grundsatz der künftigen Succession der Lehnsagnaten ihre Bestimmung geben solle." Das Haus Holstein-Gottorp würde die Souverainetät von Oldenburg gar nicht besitzen, wenn es nicht eben die Successions-Ansprüche, die der jetzige Großherzog geltend macht, in den Jahren 1767 und 1773 aufgegeben hätte.

— **Napoleon I., nach seinen eigenen Aussagen.** „Napoléon I. peint par lui-même", so heißt eine von dem bekannten orleanistischen Schriftsteller Naudot veranstaltete Blumenlese aus der auf Befehl des jetzigen Kaisers von einer Kommission, an deren Spitze der Prinz Napoleon steht, herausgegebenen Korrespondenz Napoleon's I. Wir haben dieser Briefsammlung, von welcher jetzt der sechzehnte Band erschienen, bei früheren Gelegenheiten mehrfach gedacht und namentlich auch auf die dem verstorbenen Kaiser nicht sonderlich zur Ehre gereichenden Selbstbekenntnisse seiner nie von Edelmuth gemäßigten Strenge und seiner sich überall mit der Zuchtruthe geltend machenden Herrschaft hingewiesen. Diese Züge des Napoleonischen Charakters sind es auch, die in der Naudot'schen Anthologie sich unabweislich geltend machen und einen Eindruck hervorrufen, den die Herausgeber der kaiserlichen Korrespondenz am Wenigsten beabsichtigt haben. In Folge dessen mag es auch wohl gekommen sein, daß die Herausgeber jener amtlichen Publikation mit dem sechzehnten Bande angefangen haben, zurückhaltender und diskreter zu sein, als bisher. Prinz Napoleon erklärt in der Vorrede zu diesem Bande ausdrücklich, daß die Briefe fortan nur mit Auswahl aufgenommen werden sollen. „Wir haben," sagt er, „uns im Allgemeinen die Idee zur Richtschnur genommen, daß uns die Aufgabe geworden, nur dasjenige zu publiziren, was der Kaiser selbst veröffentlicht hätte, wenn er noch bei seinem Leben, vorgreifend dem gerechten Urtheile der Nachwelt, der Letztern seine Persönlichkeit und sein System vollständig zu offenbaren beabsichtigt hätte." Es ist nur seltsam, daß die Kommission sich dieser Aufgabe erst bewußt worden, nachdem sie bereits fünfzehn dicke Bände hatte drucken lassen. Die Napoleons sind, wie auch das „Leben Cäsars" beweist, als Schriftsteller nicht immer so klug und vorsichtig, wie als Thron-Kandidaten.

— **Der Machiavell des neunzehnten Jahrhunderts.** Die von dem französischen Advokaten Jolly herausgegebenen Todtengespräche zwischen Machiavell und Montesquieu über die Politik des neunzehnten Jahrhunderts sind in der Originalsprache und in Frankreich ebenso verpönt, wie Rogeard's „Propos de Labiénus." Jolly ist, ebenso wie Letzterer, wegen seines in Brüssel anonym gedruckten Buches vom französischen Richter zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Kürzlich ist nun von diesem Buche, das auch „der neue Antimachiavell" heißen könnte, eine deutsche Uebersetzung erschienen.*) Der philosophische Erklärer des „Geistes der Gesetze" ist darin dem rabulistischen Rathgeber des „Fürsten" gegenübergestellt. Der „Fürst" des 19. Jahrhunderts ist zugleich sein eigener Machiavell und natürlich niemand anders, als der, den alle Welt in und außer Frankreich als solchen kennt. Herr Jolly — das muß ihm eingeräumt werden — hat seinen Machiavell mit aller Rabulistik eines französischen Advokaten ausgestattet; dieser trägt sogar scheinbar — durch den praktischen Erfolg seiner Theorieen — den Sieg über seinen philosophischen Gegner davon. Aber wie niederschlagend dies auch sein mag, so geht doch unwidersprechlich aus allen diesen Dialogen hervor, daß die Zukunft dem „Geist der Gesetze" gehört. Hören wir, was Montesquieu darüber unter Anderem (S. 40) sagt:

„Die Gesellschaft kann keine anderen Regierungsformen haben, als solche, die zu ihren Grundgedanken in richtigem Verhältniß stehen, und gegen dieses absolute Gesetz verstößest Du, wenn Du meinst, daß sich der Despotismus mit der modernen Civilisation verbinden lasse. So lange die Völker das Souverainetätsrecht als einen direkten Ausfluß des göttlichen Willens ansahen, unterwarfen sie sich der absoluten Gewalt ohne Murren und ließen sie die Willkür sich gefallen, gegen die sie in ihren Institutionen keinen Schutz erblickten. Aber in demselben Augenblicke, in welchem die Völker ihrer Rechte sich bewußt geworden waren und diese Rechte in den Sitten ihre Anerkennung gefunden hatten, so daß alle Factoren des gesellschaftlichen Körpers ihre Thätigkeit mit Hülfe der Freiheit um so fruchtbarer entwickeln konnten — in diesem Augenblicke hatte die Fürsten-Politik ihren Culminationspunkt erreicht — wurde die Macht zum Gemeingut Aller und die Regierungskunst zu einer bloßen Verwaltungssache. Wenn es wahr wäre, daß, wie Du behauptest, die Gesellschaft durch und durch verderbt und von Fäulniß angefressen ist, so würde sie allerdings ihrer Auflösung rasch entgegengehen. Aber siehst Du denn nicht, daß das Argument, welches Du für Dich daraus entnimmst, eine bloße petitio principii ist? Die Freiheit sollte den Menschengeist entwürdigen, die Charaktere herabziehen? Nein, das sind nicht die Lehren der Geschichte, die uns im Gegentheil auf allen ihren Blättern bezeugt, daß die größten Völker stets auch die freiesten waren."

— **Hermann Schiff's jüdische Novellen.** Uns hat Herr Jean Paul Friedrich Eugen Richter, Buchhändler in Hamburg, die bei ihm erschienenen „Israelitischen Novellen" von Dr. Hermann Schiff zugesandt und uns um eine Anzeige derselben in diesen Blättern gebeten. Aus Rücksicht jedoch für den alten Verfasser von „Schief-Levinche", der bereits im J. 1823 literarisch bekannt wurde, der ferner im J. 1831 ein Trauerspiel „Agnes Bernauerin" auf das Theater brachte, der H. Heine im J. 1851 zu dem Ausspruche veranlaßte: „Es ist unbegreiflich, daß die deutsche Kritik von diesem Schriftsteller keine Notiz nimmt," und der in dem Vorworte zu seinen vorliegenden Schriften bemerkt, daß er jetzt das siebente Septennium seiner Autoren-Wirksamkeit beginne, „das verhängnißvollste, weil es das letzte sein wird, welches ich von der Gnade des Himmels zu erwarten habe" — wollen wir uns hier mit einer bibliographischen Aufzählung seiner eben erschienenen, die unverkennbaren Spuren eines schwach und schwatzhaft gewordenen Alters tragenden Arbeiten begnügen. Es sind:

*) Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu, oder die Politik Machiavelli's im 19. Jahrhundert. Von einem Zeitgenossen. Aus dem Französischen. (XII und 247 S.) Leipzig, Otto Wigand, 1865.

1) Das verkaufte Skelett. Novelle. Nebst Anhang: Karl Gutzkow's jüngste That.
2) Die wilde Rebbizin. Novelle. Nebst Anhang: Schabbes-Schmuh der Familie Absatz.
3) Selbstbekenntnisse eines Gesinnungs-Floh. Novelle.*)

Literarischer Sprechsaal.

Deutschlands Handelsvertrag mit Italien, den die mittelstaatliche Kleinpolitik ebenso zu verschleppen und zum Schaden der deutschen Volkswirthschaft hinzuhalten sucht, wie sie drei Jahre lang den Handelsvertrag mit Frankreich verschleppt und hingehalten, muß in der deutschen Presse und selbst von nichtpolitischen Blättern, wie das unserige, stets von Neuem als ein Verlangen der Nation bezeichnet werden, dem sich die Rücksicht auf das legitimistische Zartgefühl einiger deutschen Höfe unbedingt unterzuordnen hat. Hören wir, was über die bereits eingetretenen Folgen der Verschleppung des deutsch-italiänischen Handelsvertrages das Organ eines bei der Sache unbetheiligten, aber mit den Verhältnissen, um die es sich handelt, sehr vertrauten Landes, der schweizer „Bund" sagt:

„Es rächt sich bitter, daß deutsche Regierungen die Interessen ihrer Bevölkerungen dynastischen Rücksichten und verwitterten Prinzipien zum Opfer bringen. Frankreich und England überfluthen den italiänischen Markt mit ihren Offerten, und viele Artikel, die bis jetzt aus Deutschland bezogen wurden, werden jetzt ausschließlich in einem oder dem andern der genannten Staaten bestellt. Das Parfümeriefach z. B., worin das deutsche Produkt fast ausschließlich und mit einem schönen Vortheil den italiänischen Bedarf gedeckt hat, ist jetzt in die Hände der Franzosen übergegangen; der Bezug deutscher Leinwand und Gespinnste, der vor dem französischen Handelsvertrag sehr vortheilhaft war, ist verdrängt; die Solinger Stahlwaaren-Produktion spielt für Italien keine Rolle mehr; der starke Bezug von Papier-Tapeten hat fast gänzlich aufgehört. Wenn die deutschen Regierungen noch lange mit der Anerkennung Italiens zögern, so wird es geschehen, daß sich die französische und englische Concurrenz derart in Italien festsetzt, daß Deutschland wie gewöhnlich zu spät kommt, um, was ihm alsdann doppelte Mühe kosten wird, sein Produkt zur Geltung zu bringen, außerdem, daß dies alsdann nur mit Opfern geschehen kann. Jetzt wäre noch der geeignete Augenblick, denn heute geht der italiänische Markt noch mit sich zu Rath, ob er mit Deutschland für gar viele Artikel brechen soll oder nicht. Frankreich hat durch seinen Handelsvertrag mit Deutschland für viele seiner Produkte Einbuße erlitten; es ist also doppelt in seinem Interesse, den Ausfall gerade in Italien zu decken, wo liberale Zoll-Vereinbarungen ihm ein Uebergewicht zusichern. Die englischen Häuser in Manchester und Bradford thun augenblicklich ebenfalls das Aeußerste, um sich in Italien tüchtig festzusetzen und die deutsche Concurrenz so viel als möglich zu verdrängen. Das was Italien nach Deutschland importirt an Hanf, Seide, Oel, Südfrüchten und indirekt etwas Schwefel, concurrirt nicht mit deutscher Produktion, und ein Theil davon strömt verarbeitet wieder zurück. Italien ist also für Deutschland ein effektiver Abnehmer und wird es um so mehr bleiben, als der Abschluß der Handelsverträge die im Entstehen begriffene (künstliche) italiänische Industrie wieder ganz zu Boden geschlagen hat."

*) Sämmtlich im Verlage von Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg, mit der Jahreszahl 1866.

Ein in der Revue des deux Mondes abgedruckter, aus amerikanischer Feder herrührender Aufsatz über die Finanzen der Vereinigten Staaten ist in deutscher Uebersetzung als Flugschrift erschienen.*) Das Ganze ist augenscheinlich darauf berechnet, die zahlreichen Besitzer amerikanischer Staatspapiere in Europa über die Sicherheit dieser Fonds zu beruhigen, indem auf die unzweifelhaft große Produktionskraft der Vereinigten Staaten, auf die beispiellos sich vermehrende Zahl ihrer Einwohner und auf den guten Willen der amerikanischen Staatsmänner hingewiesen wird, den Verpflichtungen der Nation allezeit treu nachzukommen. Wir haben nicht den mindesten Grund, in die Richtigkeit dieser französisch-amerikanischen Versicherungen Zweifel zu setzen, aber Eines hätten wir gegen den Verfasser zu bedenken: Wenn er nämlich im zweiten Theile seiner Abhandlung anführt, daß die Südstaaten in nicht ferner Zeit in der Lage sein werden, ihren Antheil an den Kosten der Regierung und der Bezahlung der Staatsschuld zu tragen, so steht dies mit anderen Berichten, die uns direkt aus diesen Staaten zugegangen, im Widerspruch. Hiernach sind dort die früheren besitzenden Klassen so vollständig ruinirt, daß es sehr bedeutender neuer Staatsanleihen bedürfen wird, um sie und den Süden überhaupt nur in den Stand zu setzen, ihre eigenen Staats-Bedürfnisse durch Steuern aufzubringen. Nicht minder aber steht fest, daß die Centralregierung gar kein verfassungsmäßiges Mittel besitzt, die Südstaaten, deren bedeutende Kriegsschuld für null und nichtig erklärt worden, zur Verzinsung und Tilgung der Nordstaaten-Schuld heranzuziehen. Wo Nichts ist, hat bekanntlich selbst der Kaiser sein Recht verloren, um wieviel mehr also eine Republik, die nicht ein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund mit autonomen, inneren Gesetzgebungen und Finanz-Budgets ist.

Ebenso wie in Galizien, sind jetzt auch in der Moldau und Walachei reiche Petroleum-Quellen aufgefunden worden. Bereits im J. 1848 hatte Dr. Neigebaur in seiner Beschreibung der Donau-Fürstenthümer (Leipzig, Tauchnitz) darauf hingewiesen, daß in der Nähe des großen Steinsalz-Flötzes von Okna in der Walachei bedeutende Massen von Erdwachs und Erdöl (dort „Ozokerit" und „Molelavit" genannt) gefunden worden. Kürzlich hat man nun auch in der Nähe der Stadt Plojeschti reiche Petroleum-Quellen entdeckt, zu deren Ausbeutung eine englische Gesellschaft sich gebildet hat. Der Professor der Geologie an der Universität Bologna, Herr Cappellini, ist von dieser Gesellschaft mit der Untersuchung des betreffenden ölhaltigen Terrains beauftragt worden, und nachdem diese befriedigend ausgefallen, ist nun bereits zur Anlegung sogenannter Oelbrunnen geschritten worden, die eine Tiefe von 200 bis 600 Fuß erreichen und ähnliche Ergebnisse wie die Oelbrunnen in Pennsylvanien liefern dürften.

*) Die Finanzen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nach dem Kriege. Im Selbstverlage des Verfassers. Berlin, August 1865. Druck von A. Büxenstein.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 9. September 1865. — [N° 37.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Heldenlieder der Färinger. 505.
Frankreich. Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. II. Die neue Uebertragung. 508.
England. Ein englischer Interpret Hegel's. 511.
Italien. Zur Dante-Literatur. 513.
Rußland. Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten. II. Gymnasien und Kreisschulen. 513.
Nord-Amerika. Carl Schurz über die gegenwärtige Lage der Negerbefreiung. 514.
Kleine literarische Revue. Professor Dr. Remak. 516. — Wien's Gemälde-Galerieen. 516. — Der Volks-Kalender von Karl Steffens. 517. — Zoe's Brandmal. 517. — Heimstätten der Thiere. 517. — Genfer Reiseskizzen. 517. — Jagd und Pferd. 518.
Literarischer Sprechsaal. Der neue Hand-Atlas von Kiepert. 518. — Deutsch-österreichisch-italienischer Handelsvertrag. 518. — Oesterreichisch-Ungarische Verurtheilungen. 518. — Buchhandel in Kalifornien. 518.

Literarische Anzeigen.

Ueber Knabenerziehung.

Von **J. W. Melcher**, Oberprediger a. D.
10 Bogen in gr. 8. 15 Sgr.

Der Inhalt des Buches bildet eine Reihe von Aufsätzen, welche die verschiedenen in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung zweck- und zeitgemäße Knabenerziehung betreffenden Punkte erörtern. (587)

Berlin. Verlag von **Max Boettcher.**

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.
Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.
in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und lustig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (594)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben ist erschienen: (590)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.

Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie.

in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 1864. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (597)

Verein zur Auskunfts-Ertheilung für die in London aus- und einwandernden Deutschen.

Es ist kürzlich unter Mitwirkung der Endesunterzeichneten ein Verein hier in London in's Leben getreten zur Gründung eines Bureaus, das durch unentgeltliche Auskunftsertheilung die hier ankommenden und der Sprache und Verhältnisse unkundigen Deutschen vor Verlust und Ausbeute schützt und den nach den Colonien weitergehenden Auswanderern durch Nachweis der geeignetsten und vortheilhaftesten Schiffsverbindungen, der Preise und Abfahrtstage derselben, behülflich ist.

Es liegt diesem Verein gewiß fern, durch Vorkehrungen hier am Orte zum Nutzen deutscher Ankömmlinge die Auswanderung aus Deutschland fördern zu wollen; ja im Gegentheil, wir würden sogar jedem Arbeiter und jedem jungen Kaufmann, der von der Lust ergriffen ist, sein Glück in London zu suchen, hiervon auf's entschiedenste abrathen müssen, weil hier weder Mangel an Arbeitern, noch größerer Gewinn als in Deutschland zu finden ist, — allein den dennoch hierher Kommenden in soweit unterstützen, daß man ihm die allernothwendigsten Informationen, um entweder weiter zu reisen oder hier Broderwerb zu suchen, giebt, — das scheint uns eine unabweisliche Nächstenpflicht.

Wie viele Beispiele könnten wir nennen, wo Ankommende sofort mit ihrem Eigenthum, ja mit ihrem Leben zum Opfer raffinirter Betrüger wurden, indem besoldete Individuen mit der Miene des freundlichen Rathgebers sie nach Wohnungen führten, wo Ausraubung auf sie wartete; man verkaufte den nach den Colonien Auswandernden Fahrbillets ohne Werth, und man erschwindelte Geld von ihnen beim Verkauf von Provisionen für die Ueberfahrt zu wucherischen Preisen.

Solchem Mißstande, der nur aus der Hilf- und Rathlosigkeit der hier Ankommenden entsteht, kann ein Ende gesetzt werden durch Gründung eines Bureaus, das Jedem Rath und Auskunft unentgeltlich darbietet, die wahren Zahlsätze nachzuweisen im Stande ist, und für die Weiterreisenden die Abfahrten der Schiffe und sonstiges Geeignetes angeben kann. Durch ausgedehnte Verbindungen mit den Colonien und Sammlung gewissenhafter Ermittelungen über die Verhältnisse daselbst ließe sich auch vielleicht die Auswanderung im Ganzen vermindern, denn bisher hat die Unkenntniß der überseeischen Verhältnisse, statt die Auswanderung zu hemmen, nur den Auswanderungsagenten das Mittel gegeben diese zu fördern.

Der Mitgliedsbeitrag zu diesem Verein ist jährlich £1. 1. 0. (Thlr. 7 preußisch) und Jedermann ist hiermit zum Beitritt aufgefordert, — aber auch einmalige Beiträge sind uns erwünscht und können bei der Expedition dieses Blattes zur Uebermittelung an den provisorischen Schatzmeister des Vereins, Herrn Franz Jebens, 39, Finsbury Square, abgegeben werden, an den vorläufig auch alle Mittheilungen ꝛc. zu richten sind. Der Verein wird alljährlich einen ausführlichen Bericht über den Verlauf des Unternehmens erscheinen lassen und diesem Blatte mittheilen. Die Herstellung des Bureaus und die Bezahlung der Person zur Führung desselben verlangen Geldopfer; alles Uebrige aber, was durch persönliche Dienstleistung geschehen kann, geschieht von den Mitgliedern des Vereins unentgeltlich. Möge Jeder nach seinen Kräften und im Vertrauen auf die segensvollen Wirkungen dieses Werkes der Menschenfreundlichkeit den Verein mit Geldbeiträgen unterstützen! (592)

Die Mitglieder des zur Entwerfung der Statuten gewählten Ausschusses:
J. Baur. C. Bedbur. G. Kinkel. G. F. Rheinländer. H. Schirges.

Wernicke's Geschichte der Welt.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.
5 Bände. Lex.-8. Eleg. geh. 8 Thlr. 20 Sgr.

Erster Theil: **Die Geschichte des Alterthums.** 2 Thlr. — Zweiter Theil: **Die Geschichte des Mittelalters.** 2⅓ Thlr. — Dritter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. I.** 1⅓ Thlr. — Vierter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. II.** 1⅓ Thlr. — Fünfter Theil: **Die Geschichte der Neuzeit. III.** 1⅓ Thlr. (fortgeführt bis auf die Gegenwart, unter der Presse).

Dies ausgezeichnete Werk ist besonders geeignet, die Kenntniß der **geschichtlichen Thatsachen** und, durch die Verbindung mit der **Culturgeschichte** aller Völker, **der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechtes** in anziehender und fesselnder Darstellung durch alle Schichten und Kreise der Gesellschaft zu tragen. Der überaus niedrige Preis ermöglicht die Anschaffung fast unter allen Verhältnissen. Die rasch hinter einander nothwendig gewordenen — stets mit besonderer Sorgfalt verbesserten — Auflagen verbürgen den innern Werth und die allgemeine Brauchbarkeit dieser Weltgeschichte.

In allen Buchhandlungen zu haben. — Verlag von **Alexander Duncker** in Berlin. (596)

Empfehlenswerthe Lectüre
für die
Bade- und Reise-Saison.

In allen guten Leihbibliotheken zu finden.

Bilder aus der Fremde
für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 1863. 4 Thlr.
Inhalt:
Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Moderne Charakterköpfe
von
Amely Bölte.
Drei Bände. 8. eleg. geh. 1863. 2 Thlr. 20 Sgr.

Papst Ganganelli.
Geschichtlicher Roman
von
Dr. **Karl Frenzel.**
Drei Bände. 1864. eleg. geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Frau Schatz Regine.
Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege. Nach einer handschriftlichen Familienchronik
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1864. eleg. geh. 3 Thlr.

Die Churprinzenbraut.
Historischer Original-Roman
von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Abenteuerliche Gesellen.
Von
George Hesekiel.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr. Dieselben enthalten u. a.: Graf St. Germain, der Unenträthselte; Cagliostro, Jud Süß, der Verräther Deutz, Kaspar Hauser, die eiserne Maske, Anacharsis Cloots, Ehren-Krone, Jakob Cazotte.

Geschichten einer Gasse.
Novellen
von
Leopold Kompert.
Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.
Inhalt:
Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Gesammelte Novellen
von
Fanny Lewald.
Zwei Bände. 1862. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
Inhalt:
Der dritte Stand. — Ein armes Mädchen.

William Shakespeare.
Culturgeschichtlich-biographischer Roman
von
Heribert Rau.
Vier Bände. 1864. 8. eleg. geh. 6 Thlr.

Rückblicke
auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne
von
Franz Wallner.
1864. in illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel in Berlin. (593)

Konfirmations- und Festgeschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (591)

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben von
C. W. Hufeland.

Prachtausgabe (Fünfzehnte Auflage. 1860) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher**, mit L.'s Portrait in Stahlstich, Farbendrucktitel und Schriftbild; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr. Dieselbe eleg. geb. 10 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.

(41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinward gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." (589)
Literar. Centralblatt.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.
August 1865.

Einige Andeutungen über gleiche Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Urbewohner des centralen Süd-Amerika. Von *W. Schultz*. — Die neuesten Reisen im östlichen Central-Australien. Von *Meinicke*. — Die Seehöhe der Station Kasbek. Von Prof. *Moritz*. — Frühere und gegenwärtige politische Eintheilungen der Landschaften von Talysch. Von Dr. *J. C. Häntzsche*. — Miscellen. — Neuere Literatur. (584)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.
Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Zeitschrift für slavische Literatur.
Bd. II. Heft 5.

Nachrichten über die Zustände der lettischen Nation und ihrer Literatur, von Kasp. Beesbardis. — Serbien und die Serben, von W. Denton und D. v. Cölln. — Serbische Literatur, von V. J. Zamansky. — Die slovenische Matica in Laibach. — Das Leben des h. Simeon und des h. Sava. — Das Festmahl bei der Lomonosov-Feier. — Das Assemannische Evangelienbuch. — Die Serben und die orientalische Frage. — Kurze Nachrichten. — Slavische Novitäten. (582)

Preis des Bandes von 6 Heften 4 Thlr.
Schmaler & Pech in Bautzen.

Revue moderne.
Tome XXXIV. Liv. 3. Septembre 1865.

La Duchesse de Cerni. I. (La Princ. *Aur. Ghika*. — La Question de l'Enseignement en France depuis 1789. (*A. Mastier*.) — Guill. Schlegel. (Dr. *Strauss*.) — L'Ordre dans la Société d'après M. Stuart Mill. (*E. Véron*.) — Les Sympathies françaises aux bords du Rhin. (*L. Bamberger*.) — Voyage d'Arm. Vambéry dans l'Asie centrale. (*E. Reclus*.) — Varia. — Poésie: Le Gondolier. (*Laurent-Pichat*.) — Réflexions et menus Propos. (*Ch. Dollfuss*.) — Chronique littéraire et politique.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (585)
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 36. Erinnerungen aus den Tropen. — Die englischen großen Schulen. — Das Maderaner Thal im Canton Uri. — Correspondenz-Nachrichten. Vom Genfer See. Hamburg. Berlin. Aus Breslau. (581)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (580)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 35. Mekka, die heilige Pilgerstadt. — Reise von Montevideo nach Matto Grosso. — Chinesische Criminalgeschichten. — Nilsson über das Stone-henge. — Die Goajiros. — Die neue Pai Marire-Religion der Maoris auf Neu-Seeland. — Die phönicische Opfertafel von Marseille. — Zahl nützlicher Pflanzen.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (583)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 34. Zum Hora-Aufstand. Von Ad. Dux. — Karl der Große nach der deutschen Sage. Von Dr. J. W. Zingerle. (Schluß.) — Essais sur l'histoire de la littérature française par J. J. Weiss. Besprochen von H. Lorm. — Andreas Freiherr v. Baumgartner. Von Dr. C. F. H. — Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache. Von H. Mareta. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Heldenlieder der Färinger.*)

„Das ist der große Unterschied der Volksdichtung vor der Kunst, daß sie keine Wüsten kennt, sondern die ganze Welt grün, frisch und entzündet glaubt von Poesie, daß sie weiß, es werde doch Alles vom Himmel umfaßt und nichts sei ungezählt, auch kein Haar auf dem Haupte. Darum sagt sie nichts, als was nothwendig, was wirklich bezeichnet, und verschmäht allen äußeren Glanz (wie die singenden Vögel einfarbig sind); darum ist sie auch unbekümmert um den Zusammenhang, abgebrochen und fällt doch nie heraus. Mit der Kunst aber ist es anders; sie hat zu besorgen, man möge den Zusammenhang nicht erkennen, weil sie an eine Leere und Unpoesie glaubt, darum will sie Alles sagen, nicht blos andeuten und fast mehr sein, als ihr Gegenstand, vor dem sich die Volksdichtung immer demüthigt; darum quält sie sich in der Beschreibung und Umschreibung des Kreises, den sie nicht ausfüllen kann und der immer wieder von einander fällt."

Diese Worte Wilh. Grimm's aus seiner Einleitung zu den altdänischen Balladen waren es, die uns beim Lesen des unten angezeigten Buches von Neuem wieder zum Bewußtsein kamen und deren Wahrheit wir auf jeder Seite des Buches bestätigt fanden. Es ist in der That etwas Merkwürdiges um das scheinbar Regel- und Zusammenhanglose in aller Volkspoesie. Finden wir dasselbe schon in unseren deutschen Volksliedern, so findet es sich doch in noch größerem Maaße in den hier vorliegen Liedern, die in ihrer Starrheit, in ihrer scheinbaren Zusammenhanglosigkeit, in ihren Sprüngen ein treues Abbild ihrer rauhen, felszerklüfteten Heimat sind. Und dennoch finden sich in ihnen auch so echt menschliche, so liebliche und gemüthreiche Züge, die an die zarte Rasen- oder Moosdecke erinnern, die unter dem wärmenden Strahle der Sonne auch auf den felsigen Ufern dieser Lande gedeiht. Das ist eben der ewig gleiche Geist der Poesie, der, der ewig leuchtenden Sonne gleich, überall, unter jedem Himmelsstriche erwärmend und befruchtend sich äußert, der auch die rauheste Gegend, das unwirthlichste Gefild wenn mit nichts Anderem, doch mit einem freundlichen Lichtstrahle bekleidet.

Wir bedauern, durch den Raum beschränkt, nicht Belege für das Gesagte aus den alt-isländischen Volksballaden mittheilen zu können, da wir uns vorgenommen, auf die Heldenlieder der Färinger ausführlicher einzugehen.

Der Uebersetzer sagt in seiner Einleitung zu denselben: „Die Abgelegenheit der Färeyjar (dänisch Faaröer, d. i. Schafsinseln) und Islands macht es erklärlich, daß dort sich die Erinnerungen an die Vorzeit, an einmal dort eingewurzelte alte Sagen und Lieder, lebhafter im Gedächtnisse des Volkes erhielten, als namentlich in Deutschland, wo neben anderen feindlichen Mächten die christliche Geistlichkeit nach der Ueberwältigung des Heidenthums einen endlosen Vertilgungskrieg gegen alle Ueberbleibsel dieser Zeit führte. Dieser Vernichtungskampf war denn auch so erfolgreich, daß bis auf Weniges jede Spur der deutschen Mythologie und Heldensage innerhalb unserer Marken verschwand. Was in unserem Jahrhundert, wo der Forschergeist sich auch auf diese fernen Gebiete richtete, noch aus der grauen Vorzeit trotz so ungünstiger Verhältnisse vorhanden und aufzufinden war, hat der Scharfsinn und unermüdliche Fleiß einiger Koryphäen unserer Wissenschaft, zu denen vor Allen bekanntlich die unerreichten Brüder Grimm gehören, vor gänzlichem Untergange bewahrt. Bei solcher Sachlage war es um so wichtiger für uns, daß im fernen Island jene uralten Sagen, Mythen und epischen Gesänge, die der Norden Germaniens mit dem eigentlichen Deutschland gemein hatte, gerettet wurden. Sämund Sigfusson (1056—1133) soll Sammler und Aufzeichner der älteren Edda sein und Snorre Sturleson*) gilt als Verfasser der jüngeren Edda, obwohl gegen dies letztere bedeutende Einwände und Zweifel geltend gemacht werden. Wer aber auch die beiden Edden abfaßte, er rettete der Nachwelt einen wunderbaren Schatz tiefer mythischer Weisheit und gewaltiger Heldensage. Unser Nibelungenlied ist ein später Nachhall südgermanischer Version dieser letzteren."

Es muß einen Jeden, der sich nicht speziell mit derartigen Studien beschäftigt, gewiß in hohem Grade überraschen, in der vorliegenden Uebersetzung färingischer Heldenlieder eine dritte Version neben den beiden allgemein bekannten kennen zu lernen, und zwar eine Version, die nicht, wie jene beiden in Jahrhunderte alten Niederschriften, sondern im Volksmunde lebendig gefunden wird; denn in der That singt noch heute der arme Fischer der Färeyjar die Thaten und das klägliche Ende des Helden Siegfried und die Rache der schönen Krimhild, und auch Hagen, der sich in diesen Liedern eben so trotzig und reckenhaft geberdet wie in den übrigen Versionen, muß es sich gefallen lassen, daß seine Thaten zum frohen Hochzeits- oder Jul- (Weihnachts-) Tanze gesungen werden. So war es schon von Alters her bei diesem einfachen, von dem Verkehr mit der großen Welt ziemlich abgeschlossenen Völkchen Sitte, denn schon Lucas Debes, dessen „Færoa reserata" 1673 zu Kopenhagen erschien, berichtet: „Die Einwohner der Färöer vergnügen sich meistens damit, den Tag über Psalmen zu singen, allein auf ihren Hochzeiten und während der Jultage erfreuen sie sich an einem einfältiglichen Tanze, in einem Kreise Eines des Andern Hand erfassend und einige alte Heldenlieder singend." Wir dürfen wohl annehmen, daß diese Heldenlieder dieselben waren, welche noch jetzt daselbst gesungen werden.

Vergleicht man dieselben mit dem Nibelungenliede und der Edda, so findet man, daß sie, wie das ganz natürlich ist, sich mehr den Ueberlieferungen der letzteren, als denen des ersteren nähern. Die Namen der Helden und der Frauen sind die der nordischen Ueberlieferung; der Siegfried des Nibelungenliedes heißt Sigurd, Hagen: Högni, Etzel: Artala, Gunther: Gunnar, Uote: Grimhild, Krimhild: Gudrun, Brunhild behält ihren Namen.

Die Grundzüge der Handlung sind zwar dieselben, wie in der Edda; doch ist Manches von den einzelnen Zügen, was die Edda aufbewahrt hat, in diesen Liedern verloren gegangen, während Anderes von dem dichtenden Volksgeiste weiter ausgeführt oder ergänzt worden ist. Im Ganzen ist aber die Treue, mit der sich diese Lieder aus so alten Zeiten bis auf die unsere fortgeerbt haben, wahrhaft überraschend.

Die erste Niederschrift derselben erfolgte durch den Prediger Lyngbye, der sie herausgab unter dem Titel: „Färöiske Qväder om Sigurd Tofnersbane og hans Aet. Randers, 1822." Diese Ausgabe war jedoch keineswegs so tadellos, als man sie hätte wünschen mögen, da der Herausgeber, der sich nur kurze Zeit auf

*) Alt-isländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger. Zum ersten Male übersetzt von P. J. Willatzen. Bremen, A. D. Geißler. 1865.

*) 1178—1241.

jenen Eilanden aufhielt, weder den ganzen Schatz gehoben hatte, noch auch eine genügende Herrschaft über ihre Sprache besaß. Eine ungleich bessere Herausgabe erfolgte durch die Kopenhagener gelehrte Gesellschaft „Nordiske Literatur-Samfundet“ im Jahre 1851 unter dem Titel: „Sigurdar kvädi, samlede og besörgede ved V. U. Hammershaimb.“ In dieser Ausgabe finden sich außer den drei von Willatzen übersetzten Sigurdsliedern noch zwölf andere Heldenlieder, die sich mehr oder weniger mit Sigurd befassen. Ihr poetischer Werth ist jetzt, nach der Versicherung des Uebersetzers, so unbedeutend, daß sie sich in keiner Weise mit den drei übersetzten vergleichen lassen.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte der drei übersetzten Heldenlieder. Das erste „Regin der Schmied“ erzählt Sigurd's Jugend, dessen Vater Sigmund, dessen Mutter Hjördis hieß. Siegmund's Reiche droht wilde Fehde von mächtigen Feindesschaaren, am felsigen Strande kommt es zur Schlacht, in der Siegmund und alle seine Getreuen fallen. Hjördis eilt auf die Walstatt und erscheint gerade zur rechten Zeit, um Siegmund's letzten Willen noch zu vernehmen: den Sohn, den Hjördis unter dem Herzen trägt, soll sie aufziehen zum Rächer seines Todes, und für ihn sollen die beiden Hälften seines zersprungenen Schwertes durch den Schmied Regin wieder zusammengeschmiedet werden. Dem todten Helden wird ein prächtiges Leichenbegängniß zu Theil, um die Wittwe aber freit der König Hjalprek, der ihre Hand erhält. Von diesem wird auch der junge Sigurd in allem Ritterthum unterwiesen, und bald war Sigurd so kräftig, daß keiner seiner Spielgenossen ihm zu widerstehen vermochte. Einst werfen aber diese, ergrimmt über ihre Niederlage, die boshafte Bemerkung hin:

„Erst räche Deines Vaters Tod,
Eh' solches uns Du wagst zu thun.“

Da ergrimmt Sigurd:

„Fort wirft er Schwert und Heergewand,
Trägt nicht nach Spiel Verlangen;
Zur Mutter eilt er, glühend bald,
Bald leichenblaß die Wangen.“

Auf seine Frage antwortet ihm die Mutter, daß Hunding's Söhne es waren, die ihm den Vater erschlugen; zugleich bedeutet sie ihm aber, daß er auf Rache in dieser Welt nicht hoffen solle. Schnell gefaßt, erwiedert Sigurd im Gefühle seiner Kraft:

„— — — — Ich wähne,
Es wachsen jungen Hunden
Oft früh schon scharfe Zähne.

Da führt die Mutter ihn zur Truhe, darin des Vaters Rüstung liegt. Noch ist das Hemd blutig vom Todesstreich, noch liegt das Schwert in Stücken, aber kaum hat der Sohn des Vaters letzten Willen vernommen, so macht er sich mit seinem treuen Rosse „Grane“, das auch dann nicht zurückscheut, wenn er einen mächtigen Stein in den Wasserfall schleudert, auf den Weg zum Schmied Regin, von dem er verlangt, daß er ihm aus den Stücken ein Schwert schmiede, so trefflich,

Daß sicher es zerspaltet,
Wie Eisen so auch Stahl und Stein.

Zwanzig Nächte schmiedet Regin ununterbrochen, und als Sigurd bei seiner Rückkunft das Schwert auf dem Amboß erprobt, zerspringt es mit schallendem Krach. Vor die Füße warf er dem Schmied die Stücke, daß dieser wie ein Lilienblatt zu zittern begann. Noch einmal giebt er ihm Zeit, das Schwert zusammenzuschmieden, und wieder schmiedet Regin dreißig Nächte lang unverdrossen. Als Sigurd das Schwert nach dieser Zeit wieder erprobt, da wird es weder stumpf noch schartig, vielmehr wird Amboß und Block zugleich von ihm zermalmt. Jetzt fragt der Schmied, wann der Held zur schimmernden Haide ziehen werde, denn er will ihm folgen, um den bedungenen Lohn, das Herz des Drachen Fornir, den Sigurd erlegen will, in Empfang zu nehmen. Sigurd sagt ihm, daß er zuerst gegen Hunding's Söhne ziehen müsse, um des Vaters Tod zu rächen. In aller Kürze wird dann nur der Erfolg dieses Kampfes, der Tod der Hundingesöhne berichtet. Ehe Sigurd nun den Kampf mit dem Drachen auf der Schimmerhaide besteht, naht sich ihm ein grauer einäugiger Mann, in dem wir Odin zu suchen haben, und der ihn vor der Untreue des Schmiedes Regin warnt. Der Drache wird erlegt.

Das Laub erbebt', der Erde Grund,
Als Sigurd's Schwert die Mitten
Des ungefügen Drachenleibs
Gewalt'gen Schwungs durchschnitten.

Als Sigurd die Leber des Drachen am Spieße bratet, verbrennt er sich die Hand, und indem er mit derselben an den Mund fährt, versteht er die Sprache der Vögel, die ihm rathen, von der bereiteten Speise selber zu kosten. Das thut er, und indem Regin sich unterdessen bückt, um von des Drachen Blute zu trinken, versetzt ihm Sigurd den Todesstoß. Das Essen der Drachenleber soll jedenfalls denselben Erfolg haben, wie in anderen Ueberlieferungen dieser Sage das Baden im Drachenblute; der weitere Verlauf unserer vorliegenden Ueberlieferung verräth jedoch nichts davon. Nachdem Sigurd vierundzwanzig Truhen mit den erbeuteten, sonst von dem Drachen bewachten Schätzen gefüllt und den edeln Grane damit beladen hat, kehrt er heim. Hier endet das erste Lied.

Das zweite „Brinhild“ führt uns an den Hof König Budla's, dessen Tochter Brinhild die schönste war im ganzen Reiche, die aber jeden ihrer Freier als ihrer unwerth zurückwies. Das war dem König Budla leid. Er setzt sie zur Rede darüber; da gesteht sie ihm, daß hohe Nornen ihr die Sehnsucht nach Sigurd, dem gewaltigen Helden, in die Brust gelegt haben, von dessen Heldenthaten sie so viel gehört hat. Es wird nun zwischen Vater und Tochter ein Rath gehalten, wie Sigurd aus seinen Landen herbeizuziehen sei. Der Verabredung gemäß erbaut König Budla in tiefster Wildniß einen Thurm, darin Brinhild, von wenigen Frauen bedient, waltet und um den zauberkundige Zwerge ein mächtiges Feuer erhalten. Nur dem, der durch die Flammen schreitet, will Brinhild zu eigen sein. Wohl nahen viele gewaltige Helden, aber Alle schrecken vor dem Wagniß zurück. Da singen einst wilde Vöglein in früher Morgenstunde, als Sigurd sich im Garten ergeht:

Schön Brinhild, Budla's Tochter,
Sie harrt voll Sehnsucht Dein.

So erfährt Brinhild Sigurd's Leben auf dem Hildasfelsen. Mit Geschenken für die edle Königstochter beladen, macht er sich mit seinem Rosse Grane auf den Weg, als er aber durch die Niederung reitet, da hält vor König Juka's Schloß die stolze Herrin Grimhild, die ihm in den Zügel fällt und spricht:

Sigurd halt an, verweile
Und rede nun mit mir;
Ich hab ein schönes Töchterlein,
Das sich voll Minne neigt zu Dir.

Sigurd aber läßt sich nicht aufhalten:

Ich hemme nicht des Rosses Lauf
Durch Wälder und durch Auen,
Nach jenen Höhen steht mein Sinn
Das schönste Weib zu schauen.

Auf dem Hildasfelsen angekommen, reitet Sigurd durch die Flammen, zerschmettert mit seines Schwertes Schlag des Thores Riegel und tritt in den Saal, wo das holde Weib allein auf ihrem Lager ruht. Er giebt sich zu erkennen, schwört Brinhild den Eid der Treue und beschenkt sie mit goldenen Ringen. Volle sieben Monde bleibt er bei Brinhild; als er aber Abschied nimmt, da warnt sie ihn vor Gudrun, der Tochter König Juka's, die ihn mit ihrem Zauber umstricken und zur Liebe zwingen werde, und giebt ihm einen Ring. Sigurd glaubt nicht daran und tröstet Brinhild mit dem Versprechen, sie nimmer zu vergessen. Auch als der alte König Budla, zu dem er sich jetzt wendet, ihn ermahnt, nicht durch die Niederung zu reiten, da Grimhild's Zauberkünste ihm Verderben drohen, mag er noch nicht an Gefahr glauben. Wirklich wird er aber durch Grimhild's Zauberkünste auf König Juka's Schloß gebracht, wo ihm Gudrun auf wiederholten Befehl ihrer Mutter und nicht ohne Zögern, weil es ihr wenig Ehre zu bringen scheint, nach dem, was Anderer ist, zu trachten, den Trank der Vergessenheit reicht. Da vergißt Sigurd der Brinhild und seines süßen Glückes und macht mit Gudrun Hochzeit. Brinhild erfährt es und in bitteren Thränen droht sie, daß Gudrun des Helden nicht genießen solle.

Im weiteren Verlaufe des Liedes kommen die beiden Frauen beim Baden am Strande zusammen, und wie im Nibelungenliede beim Kirchgange, entspinnt sich hier zwischen ihnen ein Wortwechsel, der in Brinhild die heftigste Erbitterung und Sehnsucht nach Rache zurückläßt. Gudrun beginnt den Streit mit den höhnenden Worten:

Sieh' diesen rothen Ring
An meinem Arm, sieh' ihn doch an,
Der ist von Sigurd Siegmundssohn,
Den ich im Kampf Dir abgewann.*)

Im Verlaufe des Streites wirft Gudrun der Brinhild noch vor, daß diese ihr Magdthum eingebüßt habe und Budla's Ehre dahin sei, indem sie sich dem Helden ergeben habe, dessen Gemahl sie geworden sei. Da spricht Brinhild:

Sigurd soll sterben um dies Wort,
Wofern ich leben bleibe.

Noch einmal erneut nun Gunnar, Gudrun's Bruder, seine schon einmal zurückgewiesene Werbung um Brinhild, diese aber erwiedert ihm, daß er sich nicht eher ihrer Liebe erfreuen solle, als bis Sigurd getödtet sei. Zwar sträubt sich Gunnar vor dem Morde seines Waffenbruders, um Brinhild's Liebe willen aber ist er auch dazu bereit. Brinhild selbst giebt den Rath, Sigurd's Speise stark mit Salz zu würzen, ihm sein Trinkhorn heimlich wegzunehmen und dann auf der Jagd eine günstige Gelegenheit zum Morde zu erspähen. Es ist diese Stelle augenscheinlich eine spätere Einschiebung, die gar wenig zum Ganzen paßt, obgleich sie sichtlich aus dem Bestreben hervorgegangen ist, die Art des Mordes zu motiviren.

Sigurd erscheint, um Abschied von Brinhild zu nehmen, ehe er zur angesetzten Jagd ausreitet, und verspricht:

Sobald ich kehre von der Jagd,
Heimführen will ich Dich alsdann.

Brinhild aber erwiedert:

In meinem Herzen wohnen
Zwei Könige so wenig, wie
In Einem Saal sie mögen thronen.

Eine prächtige Scene folgt, in welcher Budla seine Tochter an die Zeit erinnert, da Sigurd heranzog; Brinhild bleibt, das Haupt in die Hand stützend, schweigend, und als sie die Helden ausreiten sieht, unter denen Sigurd der herrlichste, da seufzt sie unter Thränen:

Leb wohl nun, Sigurd Siegmundssohn,
Ich seh' Dich nie im Leben mehr.

Im Walde bückt sich Sigurd, von Durst gequält, „zu trinken, wo aus dem Fels das Wasser floß"; Gunnar und Högni, die Jukassöhne, Gudrun's Brüder, erstechen ihn hinterrücks; da lallt er sterbend noch:

Wenn ich nur den Verrath geahnt,
Hätt' ich besiegt Euch Alle.

Der Todte wird vor das Lager Gudrun's getragen, die beim Erwachen, als sie den Blutstrom bemerkt, Rache für Sigurd's Mord schwört; von Brinhild aber sagt der Schluß des Liedes, daß Liebesgram und Thränen nur ihre Schönheit noch erhöhten.

Das dritte Lied, „Högni", führt Artala, den Hunnenkönig, ein, der sich anschickt, um Gudrun zu freien. Diese, die seit Sigurd's Tode jeden Freier abgewiesen hat, entschließt sich endlich, die Verbindung einzugehen, als sie der Eide gedenkt, die sie nach Sigurd's Ermordung gelobt. Die Sehnsucht nach Rache macht sie zur Königin des Hunnenlandes. Lange ist Gudrun bereits im Hunnenlande, wieder blüht sie weiß und roth, und ihre Lust und Wonne ist ein einz'ger junger Sohn; da gedenkt sie ihres Racheschwurs. Auf ihren Wunsch ladet Artala die Jukabrüder an seinen Hof. Zwar warnt die Mutter Grimhild vor solcher Reise, ihre Warnung wird überhört, und selbst die beiden jüngsten Jukassöhne, Gislar und Hjarnar, die sie gern zurückgehalten hätte, ziehen mit. Da vermag die Mutter zum Schutze ihrer Söhne nichts mehr zu thun, als daß sie dem Könige Gunnar einen Runenstab giebt, der ihn in Gefahren zu beschützen vermag. Die betreffende Stelle des Liedes bleibt dunkel, da im weiteren Verlaufe des Liedes auch noch ein Runengürtel erwähnt wird.

Vor der Reise begegnet Högni am Strande ein Meerweib; da sie Unheil verkündet und den Helden androht, daß sie nie in ihre Heimat zurückkehren werden, erschlägt sie Högni. Darauf befragt Högni auch einen Meermann um die Zukunft. Derselbe verspricht eine glückliche Rückkehr. Frei von allen Sorgen wird nun ein Schiff ausgerüstet und die Reise angetreten.

Da erscheint ein Bote vor Gudrun und meldet ein sich nahendes Schiff. Sofort beginnt Gudrun ihre Zauberkünste auszuüben, ein wilder Sturm erhebt sich und droht das Schiff zu verschlingen. Nur dadurch entgehen die Jukassöhne dem sicheren Verderben, daß Högni einen Runenstab über Bord

*) Der Uebersetzer meint in einer Anmerkung, daß hier der sogenannte „Ring der Königin" gemeint sei, welcher unter Sigurd's Geschenken an Brinhild erwähnt wird; wir glauben vielmehr, daß es der in Str. 105 erwähnte Ring ist, den Brinhild beim Abschiede an Sigurd schenkt.

wirft, wodurch die Macht des Zaubers gebrochen wird. Artala empfängt die Helden freundlich, Högni aber argwohnt alsbald, daß Gudrun Verrath sinne. Das wird ihm zur Gewißheit, als Gudrun verlangt, daß die Helden ihre Waffen ablegen. Högni und Gunnar erwiedern, daß sie die Waffen Keinem lassen würden, so lange ihr Leben währt. Das bietet Gudrun Gelegenheit, auf Sigurd's Mord zu kommen, indem sie spricht:

Ein kühnerer Held war Sigurd doch,
Der einst im goldnen Sattel saß.

und:

Gedenkt ihr Sigurd's, wie er mir
Vor'm Bette lag in blut'ger Lache?

Am anderen Tage mischt die Königin Gift in den Meth, Högni aber betrachtet seinen Ring, der blutroth wird, und als er verlangt, daß die Königin zuerst trinke, stürzt diese den Becher um. Um Streit anzufachen, reizt sie alsdann ihren jungen Sohn, daß er Högni einen kecken Streich spiele. Der Knabe geht zum Tische und schlägt Högni in's Gesicht. Wie ein Blitz springt dieser auf und durchbohrt den Knaben mit seinem Schwerte. Gudrun eilt zu Artala und bestürmt ihn, Rache zu nehmen für den Mord des Knaben, und zwar nicht nur an Högni, sondern an all' den Helden. Erstaunt fragt Artala, ob auch Gislar fallen soll, der noch ein kleines Kind war, als Sigurd ermordet wurde; jedoch auch ihn und Hjarnar mag Gudrun nicht verschont wissen. Es wird beredet, drei Elennhäute, schlüpfrig von Männerblut, mit Nägeln vor der Halle Thür festzuschlagen, so daß Högni, wenn er den Saal verläßt, fallen muß. Man that so, und Gudrun steht sinnend an dem Tische, des Kampfes Ende erwartend. Schmerzbewegt heißt Högni Gislar und Hjarnar weggehen, damit sie ihrer Mutter Lust bleiben; diese aber, als sie in raschem Laufe hinauseilen, stürzen auf den Häuten und stehen nimmer wieder auf. Auch Gunnar, der tapfer kämpfend, den Saal rückwärts verläßt, stürzt so in sein Verderben. (Es ist aus dem Liede nicht klar zu ersehen, wie jene Häute so verderbenbringend sein konnten.) Hagen, durch diese Vorgänge gewarnt, springt wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil über die Häute und entkommt in das Gefilde, wo jedoch Artala's kampfbereites Heer seiner wartet.

Da dringt er in das Feindesheer
Und stürmet hin und wieder,
Und wer ihm an die Klinge kommt,
Den schlägt er vor sich nieder.

So kämpfte er, bis Keiner
War zu besiegen mehr,
Und ringsum lag erschlagen
Artala's ganzes Heer.

Am nächsten Morgen stand dem Helden wiederum ein kampfbereites Heer gegenüber, das er wie das erste erschlägt. Am dritten Morgen ruft ihm Gudrun von Weitem zu, er solle in den Wald reiten, da werde er den finden, den er einst erschlagen. Högni thut es und sieht ein wunderbar gewaltig Roß, von dessen Sattelbogen ein Haupt herabhing. Das Haupt beginnt zu reden und flucht der That Högni's. Zum dritten Male findet der Held bei seiner Rückkehr aus dem Walde ein Heer aufgestellt, und als er desto mehr der Kämpfer gegen sich heranziehen sieht, je mehr er derselben niedermacht, da wird ihm der Verdacht zur Gewißheit, daß Gudrun die am Tage gefallenen Kämpfer des Nachts mit ihren Zauberkünsten wieder belebt. Gegen den Unbesiegbaren ruft Gudrun nun die große Geva zu Hülfe, aber kaum hat diese bekannt, daß es unmöglich sei, Högni's Haupt vom Rumpfe zu trennen, so ist auch Högni schon da und durchbohrt ihr die Brust. Auch Tidrik Tatnarsohn (Dietrich von Bern im Nibelungenliede), den Gudrun zuletzt zu Hülfe rufen läßt, sagt zu ihr:

Wie kann ich Högni fällen?
Kein Schwert vermag den zu verwunden.

Auf rabenschwarzem Rosse stellt er sich trotzdem zum Kampfe gegen Högni, empfängt aber gleich im Beginn eine Wunde. Als Högni ihn sogar vom Pferde schlägt, da schwingt er sich, in einen Drachen verwandelt, in die Luft und speit Gift und Eiter in Högni's Brünne (Panzer). Dieser merkt, daß es mit ihm zu Ende gehe; er bittet nur, ihm für die nächste Nacht eine Fürstentochter zu geben. Trotz der höhnenden Bemerkung Gudrun's gewährt Artala seine Bitte, und die schöne Helvik empfängt in der Nacht einen Sohn, den sie zum Rächer des Todes Högni's auferziehen soll. Hier erscheint auch noch einmal der schon erwähnte Runengürtel; Högni schenkt ihn der Helvik, daß sie ihn später ihrem Sohne anvertraue. Als dieser erwachsen, rächt er seines Vaters Tod, indem er Artala und Gudrun in ihrem Schatzhause einsperrt, welches er mit dem Runengürtel derart verschließt, daß es Niemand zu öffnen vermag. Die Eingesperrten verhungern bei all' ihrem Golde, Högni's Sohn aber zieht zum König im Dänenreiche.

Dies der Inhalt des in jeder Beziehung wichtigen und merkwürdigen Liedes. Betreffs der vorliegenden Uebersetzung können wir über die Treue derselben kein Urtheil fällen, da uns die Urtexte nicht zugänglich sind. Dieses Zeugniß aber wird Niemand der Uebersetzung vorenthalten wollen, daß sie fließend, in edler, dem Geiste des Liedes angemessener Sprache gehalten ist. Um Kleinigkeiten ließe sich freilich rechten; so scheint uns z. B. der Ausdruck: „rasch wie ein Gedanke“ (Strophe 108 des dritten Liedes), von dem der Uebersetzer in einer Anmerkung selbst sagt, daß er sich im Original nicht finde, ziemlich unglücklich gewählt. Auch in den Anmerkungen wird Mancher, besonders der Laie, mehr erwarten, als sie bieten — doch wir wollen eingedenk bleiben des Göthe'schen Spruches, „daß man das Vortreffliche genießen, aber nicht besprechen solle“, und schließen mit dem Wunsche, daß recht Viele sich diesen Genuß bereiten möchten. A. R—r.

Frankreich.

Molière's Lustspiele,

überseßt von Wolf Grafen Baudissin.

II.

Die neue Uebertragung.

Die Uebersetzung selbst habe ich bereits im Eingange hinreichend als ein epochemachendes Werk unserer Uebersetzungs-Literatur gekennzeichnet. In den 23 Akten, die Baudissin meisterhaft übersetzt hat, haben mich nur sehr wenige und unbedeutende Irrthümer frappirt. Als solche darf ich wohl folgende verzeichnen:

In der ersten Scene der „Schule der Frauen“ läßt Baudissin (S. 76) den Arnolf, der sich über die „geduldigen“ Männer von Paris lustig macht, Folgendes sagen:

. . . . während Jener,
Gleich ehrlos zwar, doch etwas besser dran,
Täglich mit ansieht, wie man seiner Hälfte
Geschenke bringt, und wird nicht eifersüchtig,
Weil sie versichert, **ihm** zu Ehren sei's."

Im Original lautet dieser letzte Vers:

„parcequ'elle lui dit que c'est pour **sa** vertu."

Baudissin bezieht dies „sa" auf den „autre", von dem drei Verse vorher die Rede ist, während es grammatisch und auch dem Sinne nach richtiger ist, dies „sa" auf „elle", auf die Frau selbst und nicht auf ihren Mann zu beziehen. Die früheren Uebersetzer haben diesen Irrthum nicht begangen.

In der Lax'schen Uebertragung heißt es:

„Weil sie ihm sagt, daß so man ihre Tugend lohnt."

Die Hamburger Uebersetzung giebt den Vers folgendermaßen wieder: „Weil sie ihm weiß macht, es geschehe ihrer Tugend wegen." Die Aenderung eines Buchstabens würde in der Baudissin'schen Uebersetzung die Inkorrektheit redressiren:

„Weil sie versichert, **ihr** zu Ehren sei's."

In derselben Scene heißt es ferner (S. 79):

Chrysald: Schönheit und Geist . . . .
Arnolf: die Ehrlichkeit genügt.

„*L'honnêteté* suffit." Das Wort „Ehrlichkeit", als nothwendiges Requisit für eine Frau, wie Arnolf sie sich wünscht, scheint mir nicht glücklich gewählt zu sein. „Une *honnête* femme" ist nicht eine ehrliche, sondern eine anständige, ehrsame Frau. Bescherelle definirt den Begriff „honnête" durch: „ce qui est moral, vertueux." Und daß Arnolf diese „honnêteté" meint, nicht die „Ehrlichkeit", erhellt schon aus der Antwort Chrysald's, die Baudissin folgendermaßen wiedergiebt:

„Wie aber wollt Ihr denn, daß eine Dumme
Je wisse, was die Ehrlichkeit (?!) bedingt?
. . . . Ein kluges Weib verräth
Mitunter seine Pflicht; allein sie weiß
Dann mind'stens, was sie will, und thut's mit Absicht.
Die Dumme kommt gelegentlich zum Fall,
Selbst ohne Wunsch und Neigung, ohne weiter
Sich d'rum zu kümmern, ob's ein Unrecht war."

Aus dieser letzteren Ausführung geht wohl vollständig klar hervor, daß Chrysald und Arnolf unter honnêteté die moralisch sittlichen Eigenschaften eines tugendhaften Weibes verstehen; die Uebersetzung mit „Ehrlichkeit" ist demnach nicht zutreffend, „Rechtlichkeit", wie Lax übersetzt, scheint mir ebenso unpassend, „Ehrbarkeit", in der Hamburger Verdeutschung, ist auch nicht schlagend. Nach meinem Gefühl kann man nur zwischen „Anständigkeit", „Ehrsamkeit" oder „Sittsamkeit" schwanken; ich würde vielleicht der letzteren Uebersetzung den Vorzug geben.

Ein vollständiges Mißverständniß, hier glaube ich bestimmter sprechen zu dürfen, hat sich in die sonst vorzüglich gelungene Uebersetzung des „Misanthrop" eingeschlichen. Die Situation ist folgende: Ein lächerlicher Marquis, Oronte, der in seinen Mußestunden mit der Muse buhlt und sich gedrungen fühlt, seine schlechten Verse einem Jeden, der ihm in den Weg läuft, vorzulesen, behelligt auch den starren, allzu aufrichtigen Menschenfeind Alcest mit dem Vortrage einer seiner neuesten Dichtungen, und bittet um dessen Urtheil. Alcest giebt dies endlich in folgender Weise ab:

„Der bilderreiche Stil
Mit dem man sich jetzt aufputzt, klingt gespreizt,
Und fern von aller Wahrheit und Natur.
Getändel ist's und leere Ziererei,
So sprach noch nie ein wirkliches Gefühl!
Mich ängstigt und erdrückt die falsche Richtung
Der Gegenwart; wahrhaftig, uns're Väter,
Wie schlicht und derb sie waren, machten's besser;
Und zehnmal mehr, als was man jetzt bewundert,
Gefällt mir ein treuherz'ges altes Liedchen,
Das ich Euch rezitiren will. Es lautet:

Hätte König Heinrich mir
Ganz Paris gegeben,
Und entsagen sollt' ich Dir,
Mein geliebtes Leben,
Sprach' ich: Nein, Herr König, nein,
Nu'r Paris steckt wieder ein!
Lieber ist mein Liebchen mir,
Tausendmale lieber!

Der Reim ist dürftig und die Sprache schlicht;
Doch fühlt Ihr nicht, es sei mehr Mark darin
Und mehr gesunder Herzschlag, als im krausen
Künstlichen Triller der modernen Schule?"

Und nun, in wahrhafter Begeisterung, ganz durchdrungen von der naturwüchsigen Schönheit und tiefen, ungekünstelten Empfindung des alten schlichten Liedchens, wiederholt Alcest die einfachen Strophen:

Si le Roi m'avait donné etc. etc.

Und triumphirend fügt er hinzu:

„Voilà ce que peut dire un coeur vraiment épris."

Zu Deutsch:

„So spricht ein Herz, das fühlt, das wahrhaft liebt!!"

Diese jubelnde Exklamation Alcest's, auf die im théâtre Français stets ein Beifallssturm folgt, hat Baudissin folgendermaßen abgedämpft:

„So spräch' in Wahrheit ein verliebter Knabe!"

Anstatt des enthusiastischen crescendo des Originals bringt die Uebersetzung ein schüchternes, markloses decrescendo — das scheint mir ein offenbarer Fehlgriff zu sein.

Auch der Uebersetzung des oft wiederholten: „le pauvre homme!" im „Tartüffe" mit „der liebe Mann!" möchte ich nicht beipflichten. Baudissin motivirt diese Uebersetzung, für die auch Grunert sich entschieden hatte, in einer Anmerkung folgendermaßen: „Ich habe sehr mit Absicht diesen Ausdruck gewählt und le pauvre homme nicht durch die naheliegenden Worte „der arme Mann" übersetzt. Es kommen vielfach in Molière's Lustspielen Stellen vor, wo die Worte „ma pauvre fille, mon pauvre père" u. s. w. durchaus kein Bedauern, sondern nur eine Liebkosung ausdrücken sollen." Dagegen erlaube ich mir zu bemerken, daß das deutsche „arm" genau wie das französische „pauvre" sehr oft eine mit gutmüthigem Bedauern gemischte Liebkosung ausdrückt; und dieses gutmüthige Bedauern fühlt auch Orgon seinem Freunde Tartüffe gegenüber. Als Dorine, die Magd, ihm berichtet, daß sich Freundchen Tartüffe vortrefflich befindet, zu seinem Abendbrod ein paar Rebhühner und etlichen Schöpsenbraten verzehrt, im warmen Bettchen eine angenehme Nacht verbracht und zur Stärkung beim Frühstück vier Gläser Wein getrunken hat, begleitet der vernarrte Orgon einen jeden Punkt dieses Bülletin's mit dem naiv gutmüthigen „der arme Mann!" — Die komische Pointe geht durch „der liebe Mann!" fast verloren, wird jedenfalls beträchtlich abgestumpft.

In der folgenden (sechsten) Scene des ersten Aktes hat Baudissin die Verse des Orgon über Tartüffe:

„C'est un homme ... qui ... ah! ... un homme ... un homme enfin.
Qui suit bien ses leçons goûte une paix profonde
Et comme du fumier regarde tout le monde."

übersetzt mit:

„Er ist ein Mann, der ... ach! ein Mann! ... ein Mann
Mit Einem Wort, der, was er lehrt, befolgt,
In tiefstem Frieden lebt, die schnöde Welt
Wie Koth verachtet."

Baudissin macht aus den zwei Sätzen des Originals (im Französischen steht nach dem Schlußwort des ersten Verses „enfin" ein Punkt) einen einzigen und ändert dadurch vollständig den Sinn. Baudissin bezieht das „qui" auf Tartüffe, das ist irrig. Ich glaube, korrekt müßte dieser Passus folgendermaßen im Deutschen lauten:

„Er ist ein Mann, der ... ach! ein Mann! ein Mann
Mit Einem Wort."

Punktum! Und nun folgt ein ganz neuer Gedanke:

(Ellipse: celui) qui suit bien ses leçons goûte une paix profonde

„Wer seinen Lehren folgt, schmeckt Seelenfrieden,
Verachtet auch wie Koth die schnöde Welt."

Das wären die Mißverständnisse, die mir in den fünf übersetzten Lustspielen aufgefallen sind. Ich erlaube mir noch einige Citate von solchen Stellen, die in der Uebersetzung vielleicht treffender hätten wiedergegeben werden können. Und da möchte ich zunächst bemerken, daß die Beibehaltung der französischen „Madame" in der deutschen Nachbildung mir nicht recht munden will. Das Wort „Frau" mit einem der Situation und dem Sprecher angepaßten Prädikate, wie „verehrte Frau", oder „werthe Frau", oder „gnädige Frau", scheint mir zutreffender. Racine und Corneille legen ihren Heldinnen auch den Titel „Madame" bei, und es wäre doch geradezu possirlich, wenn ein Uebersetzer dieser Tragödien die Phädra, Agrippina, Hermione, Klytämnestra u. s. w. mit „Madame" sich tituliren ließ. Es berührt mich auch eigenthümlich, wenn ich Alceſt zur Celimene, oder Tartüffe zur Elmire „Madame" sagen höre. Aber das ist nur eine individuelle Ansicht, für welche ich lediglich Gefühlsgründe geltend machen kann.

In der ersten Scene des ersten Aktes der „Frauenschule" übersetzt Baudissin

„Moi, j'irais me charger d'une *spirituelle*"

durch

„Ich sollte wohl mit einer Sappho mich
Beladen."

Ich glaube „Schöngeist" deckt den Begriff „spirituelle" besser als „Sappho" und hat den Vorzug, weniger anspruchsvoll in der Wiedergabe des Urtextes zu sein.

Auf Seite 186 (Uebersetzung des Misanthropen) ist, wohl in Folge eines Druckfehlers, ein falscher Vers stehen geblieben:

„Ei, um soviel besser denn, um soviel besser!"

Das „Ei!" ist offenbar zu viel.

In der himmlischen, prächtig übersetzten fünften Scene des zweiten Aktes vom Misanthrop, wo Celimene die Lächerlichkeiten aller Individuen, die sie kennt, schildert und den lieben Nächsten nach Kräften durchhechelt, fragt Philint:

„Doch seinen Oheim Damis rühmt man sehr;
Gefällt er Euch?"

Celimene, die bisher keinen Namen unangefochten gelassen, begnügt sich vorläufig darauf zu antworten: „Il est de mes amis!" Und dieses erste Vertrauens-Votum aus dem Munde der boshaften und schönen Frau, erregt in der Gesellschaft großes Aufsehen. Auf dem théâtre français wird diese Scene in folgender Weise dargestellt: Celimene sitzt in der Mitte, neben ihr Eliante und Philint, die jungen Marquis zu beiden Seiten. Alceſt hat seinen Stuhl bei Seite gerückt und hört von seiner einsamen Ecke aus, tiefen Groll im Herzen über die gehässige Klatschsucht dieser bösen Zungen, mit gefurchter Stirn der Unterhaltung zu. Bei der Aeußerung Celimenens: „Il est de mes amis!" schöpft er tief Athem, als wolle er sagen: „Gott sei Dank, da ist doch wenigstens Einer, der nicht Spießruthen zu laufen braucht!" und rückt seinen Stuhl näher. Aber bald entfernt er sich wieder aus dem Gefechte, als er hört, daß diese freundliche Einleitung nur von Celimene deshalb vorgebracht ist, um den armen Damis desto grausamer verspotten zu können. Dies drastische „Il est de mes amis" verdeutscht Baudissin durch:

„Ich seh' ihn oft bei mir!"

Das ist nicht genug. Celimene empfängt ihn nicht nur, sondern sie nennt ihn ihren Freund. Ich würde daher auch ganz wörtlich übersetzt haben:

„'s ist einer meiner Freunde!"

In derselben Scene, wo Eliante über die Allgewalt der Alles verschönernden Liebe spricht, heißt es:

„La malpropre sur soi, de peu d'attraits chargée
Est mise sous le nom de beauté négligée."

Hier läßt Baudissin die Eliante sagen:

„Die schmutz'ge, schlecht mit Reiz begabte Schlampe
Heißt ländlich einfach, frei von Eitelkeit!"

Ich kann mir mit dem besten Willen nicht denken, daß Eliante, die reizende, sanfte, feingebildete Dame ein so häßliches Wort wie „Schlampe" in den Mund nehmen könne. Lucrez, dem Molière nachbildet, ist allerdings grobkörniger, handfester:

„immunda et foetida, ἄκοσμος."

Ich darf wohl hoffen, daß man mich nicht der Kleingeisterei, einer allzu ängstlichen Aufmerksamkeit zeihen wird. Ich halte mich bei der Bedeutung des Baudissin'schen Werkes selbst gegen einen solchen Vorwurf für vollständig gerechtfertigt.

Leider ist es mir nicht gegönnt, die Schönheiten der Uebersetzung, die meine Bewunderung erregt haben, in derselben eingehenden Ausführlichkeit zu besprechen. Alle bedeutenden Scenen des Originals sind mit sorgfältigem Fleiß, mit großem Glücke, mit gediegener Sprachkenntniß und sicherer Formgewandtheit im Deutschen wiedergegeben. Wahrhafte Perlen sind z. B. der Bericht der Agnes in der „Frauenschule" über ihre Begegnung mit Horaz, der erste Akt des „Misanthropen" und fast der ganze „Tartüffe", bei dem nur zu bedauern ist, daß die prachtvolle Vorrede und die Placets bei der Uebersetzung nicht berücksichtigt wurden.

Ich kann mir nicht versagen, aus dem „Tartüffe" eine kleine Probe mitzutheilen.

Der wahrhaft fromme Kleanth faßt sein Glaubensbekenntniß in folgende Verse zusammen:

„Ich wüßte nichts, das mir verhaßter sei,
Als jene übertünchten Außenseiten
Zur Schau getrag'ner Andacht; als die Heuchler
Vom Platz, die wie Quacksalber auf dem Markt
Mit lästerlicher, frecher Gaukelei
Straflos das Volk bethören, und verspotten
Was jedem Menschen für das Höchste gilt;
Nichtswürd'ge, die aus Geiz und Eigennutz
Die Frömmigkeit zum Handwerk und zur Waare
Erniedern, und mit Seufzern und Geberden
Aemter und Würden kaufen; jene Rotte,
Die auf dem Weg zum Himmel ird'schem Gut

Wetteifernd nachrennt; die zugleich devot
Und gierig, supplizirt zu jeder Stunde,
Uns mahnt zu klösterlicher Einsamkeit
Mitten im Hofgewühl; die ihre Laster
Mit ihrer Frömmigkeit zusammenflicht,
Und hämisch, treulos, hinterlistig, falsch,
So oft es gilt dem Feind zu schaden, frech
Mit Glaubenseifer ihre Bosheit deckt;
Um so gefährlicher in ihrem Haß,
Als sie mit Waffen ficht, die wir verehren;
Und deren viel gepries'ne Leidenschaft
Uns mit geweihtem Dolch durchbohren will!"

Hoffentlich wird es den Herren Intendanten gefallen, sich die Baudissin'sche Uebersetzung genau anzusehen.

Paul Lindau.

England.

Ein englischer Interpret Hegel's.

Auch die Engländer beschäftigen sich, wie bereits die Franzosen seit längerer Zeit, mit der Hegel'schen Philosophie. Nachdem in ihrem Geburtslande der Eifer für sie so ziemlich eingeschlafen, scheint sie ihren Umzug durch die Welt zu halten. Das Buch, worauf wir uns hiermit beziehen, führt den Titel: „The Secret of Hegel; being the Hegelian System in Origin, Form and Matter. By Jas. Hutchinson Stirling (London, Longman)." Wir haben bereits in Nr. 36 des „Magazin", in einer literarischen Uebersicht aus England, kurz über dieses Werk berichtet und finden jetzt im „Reader" eine Besprechung, worin versucht wird, den Engländern in nuce eine Idee von Hegel und seiner Philosophie zu geben. „Hegel's dead secret" ist der Aufsatz überschrieben, aus dem wir die Hauptsache mittheilen, um unsererseits den Standpunkt zu charakterisiren, den der englische Verfasser dazu einnimmt. Eine Philosophie in eine fremde Sprache übersetzt, auf einen fremden Volksgeist gepfropft, pflegt gewöhnlich etwas ganz Anderes zu werden, als sie im Lande ihrer Entstehung war; sie nimmt sofort eigenthümliche Züge an, und der französische Hegel hat ein ziemlich verschiedenes Gesicht von dem englischen, beide aber gleichen dem deutschen Hegel nur wieder sehr mäßig.

Der englische Recensent ist nicht gut auf das obenerwähnte Buch zu sprechen; der ganze Plan dazu scheint ihm verfehlt zu sein. Gerade der am meisten abstrakte und technische Theil von Hegel's Philosophie, meint er, dürfte sich schwerlich in's Englische übertragen lassen und englischen Lesern mundgerecht gemacht werden. Das dürfte richtig sein.

„Eine bessere Methode, dieser Aufgabe zu genügen, dürfte die sein, daß man versucht, aus denjenigen seiner Schriften, welche sich mit den Thatsachen der Menschheit beschäftigen, jenen Theil seines Systems aufzuklären, der einer solchen Aufhellung fähig ist. Es ist eine gewagte Neuerung, mehr durch Beispiele als durch Sätze zu kritisiren, und ein schwierigerer Gegenstand für eine solche Kritik, als eine Darlegung von Hegel's Philosophie, kann schwerlich gedacht werden. Nichtsdestoweniger ist dies, soweit es in dieser Kürze möglich ist, der Zweck der folgenden Seiten. Sie sind nicht ausschließlich oder auch nur vornehmlich eine Umschreibung von Etwas, was nach unserer Kenntniß in dem Werke selbst vorkommt, sondern mehr eine Anwendung der darin enthaltenen Prinzipien.

„Wenn wir irgend einen Ausdruck auswählen sollten, der geeignet wäre, das gesammte System von Hegel zu zeichnen, so würde es der in jenen Büchern mehr als einmal wiederkehrende sein: „die Natur ist das Anderssein des Geistes." Hiermit ist etwas mehr gemeint, als daß Natur und Geist correlativ sind, wie rechts und links, convex und concav, oben und unten. Es ist wahr, sie sind es gewissermaßen, und die Definition jedes Einzelnen kommt uns am klarsten zum Bewußtsein, wenn sie das Gegentheil dazu benutzt. Das Wesen der Materie ist die Schwere; d. i. Unterordnung unter etwas außerhalb des Dinges; das Wesen des Geistes ist Freiheit, die Unterordnung nur unter sich selbst und nichts Anderes. So sind Geist und Natur Gegensätze — das Convexe und Concave der Curve. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit; denn der Geist ist nicht das Andere zur Natur; Natur ist absolut das Andere. Die Natur hat abgesondert vom Geiste keinen Sinn. Wir müssen uns nur den Standpunkt Hegel's klar vorstellen, indem wir einige Proben äußersten Materialismus annehmen und einfach umkehren. „Die gesammte Materie mit ihren Funktionen, von welchen eine Geist ist." — Man kehre diese Behauptung um, und man wird daran sein, Hegel annähernd zu verstehen. „Denken ist also allein wahre Existenz" — die Gesetze des Denkens sind absolutes Gesetz — Gesetz frei von den Schranken der Zeit und des Raumes. Wenn wir die nothwendigen Entscheidungen der Vernunft erforschen, so lernen wir die Bedingungen von dem, was ist, kennen.

„Es ist nicht leicht, ohne viele Worte den Unterschied dieser Ansicht von der gewöhnlichen klar zu machen. Wir fassen den Geist auf als einen der Natur entgegengehaltenen Spiegel, Wahrheit als den unverzerrten Wiederschein aus diesem Spiegel; aber Hegel's Universum hat keinen solchen Dualismus; ihm zufolge spiegelt sich der Spiegel in sich selbst ab, und Wahrheit ist Existenz selbst.

„Die Idee ist ihm zufolge nicht der Thatsache entsprechend, sondern die Thatsache selbst. Nun wird die Wahrheit der Idee gefunden durch die Versöhnung der Widersprüche. Die erste Bewegung des Geistes ist einfaches Erfassen oder Wahrnehmen, ein affirmatives Entscheiden für Etwas; die zweite ist Urtheilen, ein negatives Entscheiden; die dritte ist Vernunft, eine Harmonie und Ausgleichung beider. Die Vernunft sieht die Identität vermöge der Verschiedenheit, die Affirmation durch die Negation, sie nimmt die zwei Enden der Linien, bisher eine bloße Linie, und verbindet sie in einem höheren Punkte zu einem vollkommenen Dreieck. Die sinnliche Wahrnehmung sagt Ja, das Urtheilen Nein, die Vernunft sagt Beides. Wenn wir dieses Schema auf die Thatsachen der Geschichte anwenden wollen, so scheint Hegel manche Worte in einem sehr absonderlichen Sinne zu gebrauchen; aber doch verstehen wir auf diese Weise seine Neigung am Besten. Wir nehmen ein Beispiel aus seiner Philosophie der Geschichte:

„Das Ziel der Geschichte ist die Realisirung der Idee des Geistes, welche die Freiheit ist. Davon haben wir drei Phasen in der Weltgeschichte. Die orientalische Stufe (Persien) stellt uns bloß dar die dürre, steife Affirmative der Oberherrschaft, die Hoheit eines Einzigen. Der Orientale wußte bloß, daß Einer frei sei. Wenn wir zur klassischen Periode gelangen, kommen wir zur Unterscheidung, zu Verschiedenheit und Beschränkung. Die Griechen und Römer wußten, daß Einige frei, — das ist, daß Andere nicht frei seien. Nur die germanische Race realisirt die Wahrheit, daß Alle frei sind, indem sie bemerkte, daß nur unter dem Gesetze die Freiheit möglich ist, daß

Gehorsam und Freiheit — die unausweichlichen Alternativen des Verstandes — mit der Vernunft versöhnt, mit dem Willen identifizirt sind.

„Diese rhythmische Bewegung des Denkens findet ihre reinste und höchste Anwendung in der Liebe. Liebe ist zugleich die Erzeugung und die Auflösung des größten aller Widersprüche. Ich gebe mich selbst auf, verliere meine eigene Individualität, um sie in einer anderen wiederzufinden. Die Vollständigkeit, welche das Wesen meiner Individualität ist, wird also verneint; ich gebe mich selbst auf, entsage meiner Persönlichkeit, obgleich ich nicht aufhören kann, eine Person zu sein. Die Liebe löscht das Gesetz aus, sie weiß nichts von Kontrakt. Die Ansicht von der Ehe, welche sie als einen Kontrakt betrachtet, ignorirt diesen wesentlichen Bestandtheil ihrer Existenz. Das Wesen des Kontraktes ist das Recht, das Wesen der Liebe ist das Aufgeben des Rechtes. Die harte und grausame Theorie des römischen Gesetzes (dieses Beispiel ist nicht von Hegel), daß der Sohn kein Recht gegen den Vater, die Gattin gegen den Gatten hat, ist die Versteinerung des Ideals der Familie, welche nur Mitglieder, aber nicht Personen kennt. Als Bürger bin ich Person; als Familienmitglied bin ich Vater oder Sohn. In dieser Eigenschaft gehöre ich nicht dem Staate an, d. i. dem Gebiete des Rechtes, — sondern der Familie, dem Gebiete der Liebe. Doch dieses soll nur eine Vorstufe sein. Hier stehen wir wieder an einem neuen Ausgangspunkte für die rhythmische Bewegung dieser dreieinigen Idee. Die Familie soll aufgelöst, der Mann mehr ein Bürger denn ein Sohn werden. Daher lieben Eltern ihre Kinder mehr, als Kinder ihre Eltern; denn der natürliche Gang des Lebens führt den Sohn vom Vater weg, den Vater zum Sohne hin. Die Familie liegt hinter dem Sohne; er muß sie verlassen, wenn sie ihren Zweck erfüllt hat. Er verläßt die Familie — die Sphäre der einfachen Wahrnehmung (?), um in die zweite Phase seiner Entwickelung einzutreten, welche, diesem Schema zufolge, dem Gebiete des Verstandes gehören muß — hier ist es die Sphäre der bürgerlichen Vereinigung. Diese ist noch nicht der Staat, der Staat ist die Spitze des Dreiecks, wir sind erst bei einem seiner Winkel.

„Bürgerliche Vereinigung geht geschichtlich nicht dem Staate voraus; denn sie kann nur in einer Nation entstehen. Wir können sie vielleicht definiren als die kontraktliche Vereinigung, ein Zustand, welcher auch nicht eine Nation ist. Es ist die Vereinigung, welche ein bloßes Mittel zu einem Zwecke, und jener wahren nationalen Vereinigung, welche unsere höchsten Bestrebungen zu befriedigen vermag, ganz entgegengesetzt ist. Die bürgerliche Vereinigung weiß nichts von jenem Gefühl, sie ist ein bloßer städtischer Vertrag, eine bloße Association von Individuen. Hier also ist der Mensch eingetreten in den Zustand der Regirung. Als Sohn war er Theil eines Ganzen; als Bürger bricht und verneint er diesen Vertrag. Er steht auf seiner eigenen Individualität; er ist im Gebiete der Unterscheidung. Doch dieser Fortschritt ist einzig wahr in seinem letzten Stande — dem Staate, oder der Nation. Nur die Nation befriedigt die Vernunft. Ungleich Plato's idealem Staate erkennt die Nation die Familie als ihre Grundlage und ihren Typus an. Sie kehrt zurück von dieser Negation des bloßen Bürgers zu dem ersten Ideale der Familie. Die Familie ist in der That aufgelöst, aber der Geist der Familie bleibt. Der Staat ist sich selbst realisirender Geist. Im Staate verlassen wir wieder die Region des Kontraktes. Ich habe, wenn ich z. B. ein Engländer bin, nicht mehr Freiheit der Wahl, als wenn ich ein Sohn bin. Nur in dem Geiste eines Sohnes gehöre ich einer Nation an. Hier also, wie unabänderlich bei diesem Verfahren, dieser Harmonie des Denkens — finden wir, daß wir näher an unserm ersten, als an unserm zweiten Standpunkt aufhören. Wenn wir gelernt haben, das Ja und das Nein in Einklang zu bringen, so bleiben wir vornehmlich bei dem Ja stehen. Aber das erste Ja ist, abgesehen von diesem Prozesse, in sich unwahr. Wir können nicht bei der Familie stehen bleiben; wir bleiben bei dem Staate stehen. Die Familie, gegen den Staat aufrecht erhalten, würde unwahr sein. Der Vater kann nicht ungesetzliche Handlungen fordern, selbst wenn sie nicht unmoralisch wären. Liebe ist das erste Element des Lebens; aber die bewußtlose Liebe des Kindes muß in den Gehorsam des Bürgers getaucht werden, ehe sie sich zur Hingebung des Patrioten erhebt. Es scheint uns — aber dieser Gedanke ist auch nicht Hegel's — daß wir diese Dreifachheit der Entwickelung am Besten verstehen werden, wenn wir sie auf die Altersstufen des Menschen anwenden. Das Kindesalter ist dogmatisch. Das Kind sagt: „ich weiß." Die Jugend ist kritisch. Der Jüngling sagt: „ich zweifle." Das Alter, typisch, nicht das Alltagsalter, ist verständig. Der Greis sagt: „ich glaube" — d. i. „ich zweifle" reflektirt in „ich weiß." — Hier ist abermals „ich glaube" dem „ich weiß", als „ich zweifle", entgegengesetzt, aber es schließt den Zweifel in sich ein. Hier hat uns Hegel eine tiefe Lektion zu lehren. Wie würde alle Erziehung, alle Kritik vertieft und geläutert werden, wenn wir die Enge und die Erweiterung der Unreifheit wie eine Note auf dem Saitenspiele der Wahrheit betrachten könnten! Dieser Geist der Negation, diese Thätigkeit des bloßen Verstandes, welche die Reaktion von der Unterwürfigkeit des einfachen Glaubens ist — (der Kindheit des Individuums oder der Race), ist ein konstituirendes Element in vollkommenen Menschen. Wir können nicht mit Wahrheit sagen: „ich glaube", bis wir mit Wahrheit gesagt: „ich zweifle" — und der Geist, welcher in der bloßen Bejahung bleibt, verharrt in einer geistigen Kindheit, welche schön sein mag, aber kein Mustermodell abgeben kann."

Ob diese Interpretation Hegel's gerade die tiefste und richtigste sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls ist sie nur sehr partiell und läßt große Partien unberücksichtigt. Mr. Stirling ist ein begeisterter Anhänger Hegel's; er stellt ihn „eine Stufe höher als die höchsten seiner Vorgänger." Das will etwas sagen; es ist aber merkwürdig genug, daß Hegel's Philosophie, Hegel's Art und Weise, das gesammte geistige und physische All in logische Determinationen und subjektive Funktionen aufzulösen, in dem sonst so positiven England und in dem logisch so klaren Frankreich Anhänger findet. Wir stehen hier vor einer sonderbaren Alternative, die Manches zu denken aufgiebt. Bei uns in Deutschland ist Hegel (wenn man's aufrichtig sagen soll) ziemlich verschollen, und bei Denen, die von ihm noch wissen, meist in Mißkredit gerathen; wenigstens ist er, wie überhaupt die Philosophie, keine herrschende Macht mehr. Sind wir nicht mehr im Stande, diesen bedeutenden Mann zu würdigen? sind wir über ihn hinaus, oder sind wir im Rückschritte begriffen und von unserem Höhepunkte im Reiche des Geistes herabgestiegen? oder sind wir, wie Manche behaupten, von einer Art Krankheit genesen, welche ihren Umzug durch die Erde hält und, nachdem sie bei uns ausgeraſt hat, die Köpfe der anderen Völker verdreht? Ist Hegel wirklich ein großer Philosoph, oder ein großer Sophist, wozu Schopenhauer ihn gemacht hat? Man kann freilich einen wahren Theil der Philosophie Hegel's, welcher als dauernder Gewinn bleiben wird, und einen falschen unterscheiden; aber selbst wenn dies der Fall

ist, so können wir uns die traurige Thatsache nicht verhehlen, daß die gewaltige geistige Arbeit, die noch vor dreißig Jahren sich an das Höchste wagte, ermattet ist und einem Zustande der Entkräftung und Abspannung Platz gemacht, welcher, trotz der hohen Ausbildung der exakten Wissenschaften, äußerst bedenklich ist. Die Skeptik ist in Form einer Kritik herrschend geworden, welche Alles zergliedert, zersetzt, Alles besser weiß, und doch eigentlich nichts weiß und nichts kann; das caput mortuum der Spekulation ist wie in der alten Zeit nach dem Schiffbruche des philosophischen Denkens Epikuräismus (Materialismus) und Stoizismus, letzteres ohne das antike Pathos.

Italien.

Zur Dante-Literatur.

Während die zahlreichen Uebersetzungen der Divina commedia, deren älteste (von Bachenschwanz) nun bald ihre hundert Jahre zählt (1767), und die sich seit zwei Jahren um nicht weniger als sechs vermehrt haben*), von dem lebendigen Interesse Zeugniß geben, das der deutsche Genius an der größten und tiefsinnigsten Dichtung des katholischen Mittelalters fortwährend nimmt, mag es den Freunden des Dichters, welche ihn in der Ursprache zu lesen im Stande sind, willkommen sein, auf einige Werke aufmerksam gemacht zu werden, die im Mutterlande Dante's vor Kurzem erschienen sind und in Deutschland die verdiente Beachtung noch nicht gefunden zu haben scheinen.

Das erste derselben ist eine neue Ausgabe der Göttlichen Comödie mit erklärenden Anmerkungen nach Art des Leopardischen Petrarca, mit moralischen, ästhetischen und historischen Abhandlungen und einem ausführlichen alphabetischen Sachrepertorium. Der Herausgeber, der sich auf dem Titelblatte il Solitario nennt, ist Paolo Sambi aus Longiano in der Romagna (zwischen Rimini und Cesena), Kanonikus in Florenz, der seine einsame Muße seit vielen Jahren der Erforschung und Erklärung seines Lieblings-Dichters widmet. Seine Bearbeitung liegt in zwei mäßigen Bänden vor (Firenze, Tipografia Fioretti, 1864) und unterscheidet sich vor Allem dadurch, daß sie die g. Com. als ein lediglich religiös-theologisches Werk, im Gegensatze gegen die von Rossetti u. A.**) ihm untergelegten politischen Tendenzen, als die eigentliche cattolica epopea betrachtet wissen will, das die christliche Lehre von der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechtes zum Zwecke der Rettung aller verirrten Seelen zur Anschauung bringen soll. Demzufolge versinnbilden ihm die bekannten Allegorieen der ersten canti des Inferno nur religiöse Ideen (die drei Thiere sind Pest, Teufel und Fleisch, der veltro ist Christus, Beatrice die katholische Kirche; der nach oben sich erweiternde Baum im irdischen Paradiese auf dem Purgatorio die Menschheit, gleichsam der genealogische Stammbaum unseres Geschlechtes). Die Bearbeitung des edlen Einsiedlers verdient jedenfalls auch diesseits der Alpen die Aufmerksamkeit, die sie, wie die bereits erschienene dritte Auflage bezeugt, in der Heimat gefunden hat. Zu wünschen wäre freilich, daß, was Deutschland besonders durch Witte's, Blanc's, Philalethes' (König Johann's von Sachsen), Wegele's und Anderer gründliche Forschungen für das Verständniß des großen Florentiners und seiner Zeit geleistet worden ist, in Italien zu allgemeinerer Kenntniß gelangt wäre; die Bekanntschaft mit deutscher Sprache ist aber im schönen Hesperien noch immer eine äußerst dürftige.

Das zweite hier zu empfehlende Werk ist eine sehr niedliche und geschmackvolle Ausgabe der Vita nuova und des Canzoniere, in kleinstem Format, von dem ausgezeichneten Dantisten, Cavaliere Giambattista Giuliani in Florenz (Firenze, G. Barbèra, 1863, 477 p.). Der Herausgeber glaubt, daß nichts so sehr beitragen könne, Geist und Gemüth der Jugend zu veredeln, die Lyrik der Gegenwart aber zur Wahrheit und Natur, zum Adel der Form und echten Kunst zurückzuführen, als die Lektüre der lyrischen Dichtungen Dante's. Die scholastisch-spitzfindige und geschmacklose Deutung, welche Dante selbst in späterer Zeit, gleichsam zur Beschönigung seiner Jugendliebe, zum Glücke aber nur von dreien seiner Canzone in seinem Convito gegeben hat, und gegen die sich der Unterzeichnete unter Zustimmung ausgezeichneter Danteforscher ausführlich ausgesprochen hat*), wird auch von Giuliani festgehalten, wie sich freilich von dem Verfasser des Metodo di commentare la Commedia di Dante Allighieri. (Firenze, Le Monnier, 1861) erwarten ließ. Uebrigens ist die Kritik des vielfach verdorbenen Textes mit Umsicht und Gründlichkeit gehandhabt. Zu bedauern ist, daß der verdienstvolle Herausgeber nicht auch den lateinischen poetischen Briefwechsel Dante's, der auf seine letzten Jahre so manche merkwürdige Streiflichter wirft, etwa mit italiänischer Uebersetzung (wie in der Ausgabe von Fraticelli in Florenz 2c.) beigefügt hat.

Regensburg. Dr. K. Krafft.

*) Von Braun, Blanc, Eitner, Tanner, Hoffinger, Witte; eine siebente von Ad. Dörr, von der bereits Proben gegeben worden sind, steht in Aussicht.

**) Grieben in seinem jüngst erschienenen trefflichen Schriftchen (Dante Allígh.-Studie. Köln, 1865) nennt sie „Das große Kaiserlied wider den Papst".

*) Dante Allighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von K. Krafft. Regensburg, 1859. Cappenrath.

Rußland.

Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten.**)

II.

Gymnasien und Kreisschulen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestanden nur drei russische Gymnasien (Petersburg, Moskau, Kasan), bis die von Katharina II. in's Leben gerufene Elementar-Schulbildung ein allgemeineres Entstehen der Gymnasien, welche „die Vorbereitung für die Universität und die Verbreitung allgemeiner humaner Bildung, sowie der für den Staatsdienst erforderlichen Kenntnisse zum Zweck hatte", vorbereitete und bewirkte. Die Lehrpläne in ihnen waren verschieden nach den Lehrbezirken: in Moskau, St. Petersburg, Kasan und Charkov überwogen die realen Wissenschaften, in Wilna und vorzüglich in Dorpat die klassischen. — Jedoch brachte die Aufhebung der Standesunterschiede bei den Zöglingen, sowie die Entwerthung des russ. Geldes nach dieser ersten Blüthe einen schnellen Verfall

**) Vergl. Nr. 29 des Magazin.

hervor, der 1828 zu einer radikalen Reform des Gymnasialwesens führte, durch welche „die Vorbereitung zur Universität und die standesmäßige Ausbildung von Söhnen des Adels und Beamtenstandes" zur Grundtendenz der Gymnasien gemacht wurde, während in Hinsicht des zweiten Uebelstandes das Gehalt der Lehrenden auf das Doppelte erhöht wurde. Dazu entstanden in dieser Zeit drei neue Lehrbezirke (Weißrußland, Kijew, Odessa).

Die Richtung der Gymnasien wurde in dieser Periode eine vorwiegend klassische; — durch die Reform von 1849 jedoch, welche die Gymnasien sowohl zu Vorschulen für die Universität, wie für Militär- und Civil-Dienst bestimmte, wurde diese Richtung fast gänzlich verdrängt und von siebenundsiebzig Gymnasien in nicht mehr als zwölf die griechische Sprache gelehrt, während die besonders juristische Richtung die Gymnasien von ihrer primitivsten Bestimmung als Lehranstalten für allgemeine Bildung ablenkte, so daß schließlich eine vollständige Trennung in klassische und Realgymnasien entstand und durch das neueste Schulgesetz vom 19. Nov. 1864 auch legalisirt wurde. (Eben dieses erhebt den Etat für die bestehenden achtzig Gymnasien und vier Progymnasien von 1,045,479 Rbl. 36 Kop. auf 1,808,739 Rbl. 60 Kop.; — 23,000 Rbl. für jedes klassische, 22,000 Rbl. für jedes Real-Gymnasium. — Schülerzahl: 1833 auf 39 Gymnasien 7495 Schüler; 1863 auf 72 Gymnasien 23,693; 1864 auf 96 Gymnasien 28,429.)

Der gegenwärtige Etat der Lehrkräfte hat sich gegen den früheren von 15—150 Proz. gebessert. Es bewegen sich die Gehalte des gegenwärtigen Etats zwischen 240—2000 Rbl., während die des früheren als höchstes 1000 Rubel aufweisen. — Neben den einzelnen Gymnasien befanden sich schon seit 1828 Pensionsanstalten, die besonders für die Kinder aus dem Adel-, Militär- und Civil-Beamtenstande eingerichtet waren (1862 Nishni-Nowgorod, Pensa und Wilna), um ihnen für ihre Rechnung (150 bis 300 Rbl. jährlich) Unterricht, Wohnung und Kost ꝛc. zu ertheilen. Außerdem bestehen neben einigen Gymnasien noch Spezialklassen für Landmesser und Taxatoren. (Die Kinder von Adligen und Beamten bilden den größten Theil der Schüler, gegenwärtig beträgt ihre Anzahl von 28,202: 19,503, d. i. 69,2 Proz. — Das jährliche Schulgeld wird durch die Vorstände der Lehrkreise bestimmt und variirt zwischen 5 und 40 Rbl.)

Die Gymnasien sind durchgängig mit Bibliotheken und verschiedenen anderen wissenschaftlichen Sammlungen ausgestattet. Bedeutende Bibliotheken finden sich in Mitau (32,758 Bde.), im Wolhynischen Gymnasium in Shitomir (15,293 Bde.) und im Kursker Gymnasium (11,431 Bde.). Das dritte Moskauer Gymnasium hat ein naturhistorisches Kabinet von 5650 Exemplaren, das Astrachanische ein mineralogisches von 2066 Stufen.

Für die Erziehung und den Unterricht des weiblichen Geschlechtes bestehen sowohl Gymnasien, wie Kreisschulen; doch sind die Schulen beider Kategorien erst eine Schöpfung neuester Zeit (10. Mai 1860). (Ihre Anzahl beläuft sich auf 37, in denen überhaupt 9335 Schülerinnen unterrichtet werden.) Pensionen, mit denen zugleich Privatgymnasien verbunden sind, giebt es sowohl männliche als weibliche. Die Höhe der jährlichen Pension schwankt zwischen 100 Rbl. (Pensionsanstalt von Marschall von Biberstein in Moskau) und 1200 Rbl. (Athenäum der Frau Troubat in St. Petersburg). In den 413 Kreisschulen, auf welche die ländlichen unteren Stände angewiesen sind und deren Lehrplan sowohl (Religion, russische Sprache, Arithmetik und die Anfangsgründe der Geometrie, allgemeine und russische Geographie und Geschichte in gedrängter Fassung, Kalligraphie, Zeichnen und mathematisches Zeichnen), wie auch der Preis des Unterrichts (mit Ausnahme des Dorpater Lehrbezirkes: 1—8 Rbl. jährlich) diesen Verhältnissen entsprechend gestellt ist, sind überhaupt 25,658 Schüler. Die ältesten Kreisschulen (1781) sind die Wladimir- und die Wosnessenski-Kreisschule in St. Petersburg. —

In den von 1858—1863 gegründeten weiblichen Schulen zweiter Kategorie, deren Anzahl 75, befinden sich gegenwärtig 4630 Schülerinnen.

Das Volksschulwesen beruht auf den Elementarschulen, die zum Theil aus dem Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung, zum Theil aus denen der Reichsdomänen, der Apanagen, der inneren Angelegenheiten ꝛc., zum Theil von den Kommunen selbst oder von Privatpersonen gegründet sind und erhalten werden. Ihr Lehrkursus beschränkt sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Kirchengesang, und stehen sie im Großen und Allgemeinen unter den Schulräthen des Gouvernements und der einzelnen Kreise, die von einer Anzahl von inspizirenden Direktoren unterstützt werden.

Die zum Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung gehörigen 1124 Elementarschulen werden von 49,320 Personen männlichen und 7319 weiblichen Geschlechtes besucht.

Neu begründet wurden von 1862—1864 in der Wilnaer und Minsker Direktion 388 Schulen mit 13,619 Schülern und 1179 Schülerinnen. An gleichstehenden Privatschulen giebt es 404 männliche mit 4243 Schülern und 187 weibliche mit 3981 Schülerinnen.

Die 102 Schulen bei Kirchen fremder Konfessionen und bei Synagogen zählen 11,892 Knaben und 10,271 Mädchen; 57 Schulen der deutschen Kolonisten im Gouvernement Saratov 10,043 Schüler und 9840 Schülerinnen.

Nord-Amerika.

Carl Schurz über die gegenwärtige Lage der Negerbefreiung.

Unser Landsmann Carl Schurz hat bekanntlich in dem großen Kriegsdrama der nordamerikanischen Freistaaten, welches soeben beendigt ist, als Reitergeneral eine rühmliche Rolle gespielt. Gegenwärtig ist er wieder auf dem bürgerlichen Gebiete der Neugestaltung der großen Republik mit gewohntem Eifer thätig. Im Auftrage der Regierung zu Washington bereist er die Südstaaten, um an Ort und Stelle die Frage der Sklavenbefreiung oder der befreiten Sklaven, wie es genauer heißen muß, zu studiren und die Ergebnisse der eigenen Wahrnehmung seiner Regierung zu übermitteln. Wir haben an den betreffenden brieflichen Berichten das doppelte Interesse landsmännischer Freunde wie der Zuversicht, welche die darin enthaltenen geistvollen und emsigen Beobachtungen einflößen. Wir hoffen, aus den in amerikanischen Blättern erscheinenden Briefen noch Weiteres mittheilen zu können; gegenwärtig müssen wir uns auf das beschränken, was davon in jenen Blättern, im englischen Wortlaut, bisher vorliegt.

Nach dem Bericht über eine Unterredung, welche Schurz mit einem nach seiner Besitzung zurückkehrenden Pflanzer über die Frage, wie die Neger zu freien Arbeitern zu machen seien, gehabt hat, schreibt er Folgendes:

„Ich habe nun eine gute Anzahl von Leuten über diesen Gegenstand sprechen gehört; manche von ihnen waren noch sehr heftig in ihren Protesten, daß sie die Dinge nur so hinnähmen nicht ohne Mental-Reservation: die Wiederherstellung der Union, das Aufgeben des Rechts der Secession, die Abschaffung der Sklaverei — und stets, wenn man sie über Einzelheiten ihres künftigen Verhaltens fragt, wird man dies als das Ende des Liedes hören: „Der Neger ist frei, das ist klar, aber er will nicht arbeiten, ohne zur Arbeit getrieben zu werden; wir würden ihn allerdings dazu zu bringen vermögen; wir vertreten die Sache und wollen unseren Blick darauf richten, sobald die Kontrole der politischen Macht im Staate uns zurückgegeben ist." Ich glaube, jeder einsichtige Südstaatler muß einräumen, daß die Sklaverei beseitigt ist und nicht wiederkehren kann, aber er beklagt die Thatsache sehr schmerzlich. Wenn die Neger nicht so „demoralisirt" wären, daß jeder Versuch, die Sklaverei in ihrer alten Form wiederherzustellen, gefahrvoll wäre, so bin ich nicht im Zweifel, daß der Versuch gemacht werden würde. Aber die „Demoralisation" der farbigen Race erlaubt das nicht. Auf der andern Seite ist die Einführung eines „bona fide" Systems von freier Arbeit ein Ding, das den Ideen des Südstaatlers widerstrebt. Er weiß nicht, was freie Arbeit ist. Das Problem, zu dessen Lösung er sich für jetzt berufen fühlt, ist: wie er dem Neger so viel Lasten als möglich auferlegen und so wenig Rechte als möglich gewähren könne. Das sind die Eindrücke, welche ich von meinen Unterredungen mit Südstaatlern behalten habe; bald hoffe ich im Stande zu sein, noch umständlicher aus eigener Wahrnehmung zu sprechen und werde dann mehr in den Gegenstand eingehen."

Der Verfasser schildert dann einen Ritt, den er von Beaufort (Carolina) nach einer Plantage in der Nachbarschaft unternahm. Er sagt:

„Unser Weg führte uns durch Felder, welche von befreiten Negern angebaut waren, meistens Flüchtlingen, die erst vor Kurzem zurückgekehrt. Es würde unverständig sein zu erwarten, daß die ersten Versuche mit den emancipirten Sklaven, sie auf sich selbst zu stellen — Versuche, die unter ungünstigen Umständen gemacht wurden — in allen Fällen den vollkommenen Erfolg darthun sollten. Manche der Baumwollen- und Getraidefelder, durch die wir kamen, waren entschieden in einem schlechten Zustande der Bestellung; andere waren besser, aber kaum eines befriedigte ganz, bis wir die Pflanzung erreichten, welche das Ziel unserer Tagereise war. Da war das Aussehen der Felder plötzlich verändert; die Aecker waren frei von Unkraut, die Baumwollenpflanzen gesund und das Getraide versprach einen guten Ertrag. Alles bekundete Sorgfalt und Fleiß. Wir kamen durch einen sehr schönen Forst grüner Eichen mit ihren anmuthigen Behängen grauen Mooses — im Schatten der Bäume ein geräumiges Blockhaus, in welchem ein farbiger Priester vor einer Zuhörerschaft aufmerksamer Neger sprach — denn es war Sonntag —, bis wir zuletzt das „Gerichtshaus" fanden, welches von grünen Eichen und Magnolie-Bäumen umkränzt war. Das Grundstück hatte vor dem Kriege einem der reichsten Pflanzer der Gegend gehört, welcher nach entfernten Besitzungen fortgezogen war, als die Blaujacken ihren Marsch auf Beaufort richteten.

„Die Pflanzung war von der Regierung eingezogen und dann einem Herrn aus Massachusetts in Pacht überlassen worden, der sie nun mit denselben Negern bestellt, die vormals Zubehör des Platzes waren, und mit einigen Flüchtlingen, die sich dort nach und nach zugesellt haben. Ich habe es oft von Südstaatlern wiederholen gehört, daß Nordstaatler die Neger nicht verstehen und nicht wissen, wie man mit ihnen umgehen müsse. Eine kurze Unterhaltung mit dem Pächter dieser Pflanzung, verbunden mit dem augenscheinlichen Wohlsein und Gedeihen ringsumher, hat mich überzeugt, daß ein tüchtiger, praktischer Yankee, der unter den Einflüssen der freien Arbeit aufgewachsen, besser dazu angethan ist, das große Arbeits-Problem im Süden zu lösen, auf eine praktischere Weise, als ein *quondam* Sklavenhalter, der auf jeden Schritt und Tritt von seinen alten Vorurtheilen geleitet wird.

„Das System, das von dem Pächter befolgt wird, ist einfach Folgendes: Seine Neger arbeiten und werden bezahlt im Accord; gewisse Verrichtungen, welche eine höhere Geschicklichkeit erfordern, z. B. Pflügen, werden besser bezahlt, als andere, die von einem weniger geschickten Arbeiter gethan werden können. Jede Familie hat einen bestimmten Fleck Grund und Bodens für sich selbst, auf welchem sie Gemüse und zuweilen auch Baumwolle baut. Der einzige Antrieb zu gewissenhafter Arbeit ist das Selbstinteresse, und der Pächter hält dies für ausreichend. Er versicherte mir, daß Alles, was er zu thun habe, darin bestehe, einmal in zwei Tagen durch seine Pflanzung zu reiten und bei jedem Haufen von Arbeitern ungefähr fünf Minuten zu verweilen; das sei lang genug, um Befehle zu ertheilen und den Fortgang der Arbeit zu beaufsichtigen. Keine Zwangsmaßregeln wären nöthig. Er war nur in Einem Falle widerspenstigem Betragen begegnet; er bedrohte den Schuldigen, ihn bei dem Profoß-Marschall der nächsten Militärstation in Arrest bringen zu lassen, worauf Jener seine Beine in die Hand nahm, verschwand, und niemals wieder auf der Pflanzung sich blicken ließ. Abgesehen von diesem Einen Fall ist Alles glatt und eben gegangen. Die Neger leben ganz gut, sparen Einiges von ihrem Verdienst, haben ihre Schulen und Versammlungshäuser und der Pächter macht ein ausgezeichnetes Geschäft. Er versicherte uns, daß er sowohl als die Neger das Unternehmen für vollkommen erfolgreich ansähen.

„Hier haben wir einen Mann, der im Besitz von Land und Kapital ist; er bedarf anderer Leute Arbeit für sich. Zum Anreiz bietet er einen schönen Lohn. Wenn er will, daß die Arbeit gut gethan werde, so muß er gut dafür bezahlen. Da sind andere Männer, welche von ihrer Hände Arbeit leben müssen. Der Contract wird gemacht; er gründet sich auf eine Berechnung des Unternehmers, wieviel er zur Bezahlung aufwenden kann, und auf eine Berechnung von Seiten des Arbeiters, wie viel er billiger Weise für eine Arbeit unter den obwaltenden Umständen fordern kann. Es ist ein freies Uebereinkommen, bei dem kein Zwang, keine Bevormundung nöthig ist. Ich gebe zu, daß in anderen Fällen ähnliche Versuche keinen so guten Erfolg haben, und der Pächter gab in der That zu, daß seine farbigen Leute von besonders guter Art seien. Indeß wo der Erfolg weniger günstig war, da mag es zum Theil an dem Mangel praktischen Sinnes bei dem leitenden Haupte gelegen haben, zum Theil an der Unzuträglichkeit der Elemente, mit denen er zu operiren hatte. Aber der Erfolg in einigen Fällen beweist, daß das Ding geht, wenn es in gutem Vertrauen und mit ernstem Willen unternommen wird. Die, welche an die Lösung des Frei-Arbeit-Problems im Süden mit der Voraussetzung gehen, daß der Neger nicht arbeiten will, ohne zur Arbeit gezwungen zu werden, bringen dies eben hervor, indem sie den Neger unwillig zur Arbeit machen. Ich habe das Vertrauen, das Pro-

blem wird gelöst werden, sobald das Schulhaus die Stelle einnimmt, wo einst der Peitschen-Pfosten stand.

„Die Mittel, welche angewandt werden müssen für den Zweck, einen ebenso glücklichen Erfolg wie den erwähnten für den gesammten Süden zu erreichen, will ich für eine zukünftige Besprechung aufheben. Hinzufügen will ich indessen, daß es vergeblich sein wird, unsere Augen gegen die Masse der Reformen zu verschließen, welche durchgesetzt werden müssen. Ich will ein Beispiel geben. Während wir uns mit dem Pächter unterhielten, bemerkten wir ein Negerweib mit zwei Kindern, die sich an das Geländer der Veranda lehnte. Ihr Aussehen war so betrübt, daß wir nach der Ursache fragten. Die Geschichte war trauervoll genug. Ein anderes Weib war in ihr Haus gekommen, um ihr bei der Arbeit zu helfen. Ihr Ehemann, Tony, hatte eine Neigung zu diesem Weibe gefaßt. Nach einer Weile ging er fort und „heiratete es." Sie hatte darauf bestanden, daß er bei ihr bleiben solle; er war dann wieder fortgegangen, um mit dem andern Weibe zu leben. Wo war ihr Ehemann? „Er war in dem Versammlungs-Hause jenseits, zu beten." Natürlich sie waren Sklaven gewesen und hatten erst neulich die „alte Pflanzung" verlassen, wo solche Dinge wenig mehr bedeuteten, als zum Lauf des Lebens gehörig. Die Laster der Neger sind die Laster der Sklaven. Wenn „Tony" wissen wird, was es heißt, ein freier Mann sein, wird er auch wissen, daß es sich nicht ziemt, zwei Weiber zu haben und beten zu gehen, während Eine von seinen Frauen mit seinen Kindern dem Versammlungshause gegenüber steht und weint über seine Unbeständigkeit." —

Unterzeichnet sind die Briefe: „Observer" (Beobachter) — wir glauben, daß auch mancher deutsche Landmann und Edelmann für seine Verhältnisse daraus lernen kann, der noch immer glaubt, daß ein freies Vertragsverhältniß zu seinen Arbeitern dem „niedrigen Grad ihrer Bildung", den er freilich sehr vielfach selbst sowohl wünscht als verschuldet, widerspreche. Begierig müssen wir besonders darauf sein, wie sich Schurz im Verlauf seiner Briefe über die Tagesfrage des „Stimmrechts" der Neger aussprechen wird — jedenfalls scheint er nicht so von vornherein fertig mit der Frage zu sein. Daß er es zur Reorganisation des Südens für nöthig findet, daß die Regierung zu Washington denselben noch eine Weile ganz in ihrer Hand behält, bis sie ihn wieder mehr sich selbst — insoweit als von einer Selbständigkeit der einzelnen Staaten überhaupt wieder wird die Rede sein können — zurückgiebt, geht aus den Briefen schon ziemlich deutlich hervor: sowie daß zu einer socialen Reform des Südens es vornehmlich wünschenswerth sein wird, denselben mit Kapitalisten aus dem Norden auszustatten, welche nicht mit den Vorurtheilen der unfreien Arbeit aufgewachsen sind. F. H.

Kleine literarische Revue.

— **Professor Dr. Remak.** Zu den deutschen Gelehrten der Gegenwart, welche deutsche Wissenschaft durch persönliche Vertretung derselben im Auslande zur höchsten Anerkennung gebracht haben, gehörte in vorderster Reihe der leider kürzlich in der Blüthe seines Lebens und Wirkens verstorbene Prof. Remak in Berlin, der bereits vor mehreren Jahren durch die Pariser Gelehrtenwelt veranlaßt ward, ihr seine Entdeckungen auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft persönlich vorzutragen. In früheren Jahren bezogen sich diese Entdeckungen wesentlich auf solche Einzelgebiete (Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte), für deren Verständniß eine bedeutende Detail-Fachkenntniß nothwendig war; die Folgen der Entdeckungen waren Fortschritte dieser Fachwissenschaften, und das Interesse an diesen mußte sich naturgemäß auf einen engen Kreis einschränken. Seitdem jedoch Remak seine Entdeckungen über den Einfluß des konstanten galvanischen Stromes auf Nervenleiden gemacht, seitdem er namentlich eine große Reihe solcher Krankheiten, die bisher für unheilbar galten, theilweise geheilt, theilweise sehr erheblich gebessert hat — sind diese Entdeckungen für das gesammte Publikum vom unmittelbarsten Interesse geworden. Diese Entdeckungen, die Erläuterung derselben und die Hinzufügung neuer durch das außerordentlich reichhaltige Beobachtungs-Material Remak's sind in zahlreichen Journal-Artikeln und Schriften veröffentlicht — allein sie sind nur für Fachgenossen verständlich, weil sie einzeln nur Bruchstücke enthalten konnten. Eine kurze Uebersicht jener Entdeckungen Remak's über die physiologische und therapeutische Wirksamkeit des konstanten galvanischen Stromes ist in Vorlesungen niedergelegt, die er im vorigen Jahr in französischer Sprache in Paris gehalten und die jetzt veröffentlicht sind.*) Die kleine Schrift enthält nur die Umrisse der gesammten Leistungen der neuen Heilanwendung, allein gerade die Umrisse werden mit Hülfe der eingestreuten Beispiele am ehesten den Laien befähigen, das Umfassende dieser Leistungen und ihre Intensität zu begreifen. Wir zweifeln nicht, daß die Entdeckungen Remak's ihm einen Namen in der Geschichte der Heilwissenschaft sichern werden.

— „**Wien's Gemälde-Galerieen,** in ihrer kunsthistorischen Bedeutung dargestellt von Betty Paoli."**) Kein „Führer" im specifischen, d. h. langweiligen Sinne dieses Worts, wie sie, Mischgeburten von Katalog und Lehrbuch, an gar vielen Orten die unglücklichen Besucher von Bildersammlungen um Zeit, Geld und Genuß bringen, sondern ein Buch, das aus begeisterter Anschauung der in Wiens weltberühmten Galerieen vereinigten Gemälde hervorgegangen, dem kunstliebenden Publikum die Bedeutung dieser Schätze sowohl nach der ästhetischen, als nach der kunsthistorischen Richtung vorzuführen unternimmt. Das Trachten der Verfasserin ist, an den Werken der drei größten Galerieen Wiens, der des Belvedere, der Liechtensteinschen und der Esterhazyschen, den Entwickelungsgang der Kunst in fünf Jahrhunderten nachzuweisen, die Meister, die ungleich häufiger auf Treu und Glauben bewundert, als in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden, dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen und den inneren Zusammenhang der so vielfach von einander abweichenden künstlerischen Erscheinungen deutlich zu machen. Wenn das Buch sich dabei der räumlichen Anordnung der Gemälde meistentheils anschließt und somit sich in den unmittelbaren Dienst der Galeriebesucher stellt, wer möchte ihm das verargen? Ist es nicht vielmehr in hohem Grade löblich, wenn für diejenigen, welche in jenen Galerieen Kunstgenuß suchen, ein gutgeschriebenes sinniges Werkchen Rath, Belehrung, anmuthige Erinnerung bietet? Trockenheit und bei aller Zweifelhaftigkeit gewöhnlich am stärksten auftretender Dünkel sind ja

*) Application du courant constant au traitement des neuroses. Paris, Germer Baillière, 1865.

**) Wien, Carl Gerold's Sohn, 1865. 268 S. 8.

doch nur die verbreitetsten, nicht die unerläßlichen Eigenschaften von solchen Hülfsbüchern. Betty Paoli's Buch braucht nicht, wie es Touristen-Handbüchern gewöhnlichen Schlages beschieden zu sein pflegt, staubig in dem hinteren Fache zu liegen, bis irgend ein Zufall den Besitzer, sein Weib, Kind oder was ihm sonst anverwandt und zugethan ist, nach Wien führt. Es kann auch zu Hause, und auch von denen, die Wien nicht gesehen haben, mit Nutzen und mit Vergnügen gelesen werden, und empfiehlt sich insbesondere als eine unterrichtende und unterhaltende Lectüre für Leser, denen es zum Studium größerer kunstgeschichtlicher Werke an Zeit gebricht.

— **Der Volks-Kalender von Karl Steffens***) bietet auch für das Jahr 1866 wiederum mancherlei, was das große Publikum, die dieser Almanach nicht bloß in Deutschland, sondern auch unter den Deutschen in Amerika besitzt, sehr anziehen wird. Vor Allem sind die acht reizenden Stahlstiche nach Zeichnungen von Paul Meyerheim, E. Gräf, Werner, Dicksee, Dobson u. A. zu nennen, die allein schon dem Kalender, obwohl er den üblichen niedrigen Preis dieser Volksbücher innehält, einen großen Werth verleihen. Das Monats-Kalendarium ist mit sinnreichen Sprüchen von Julius Rodenberg ausgestattet, der sich überhaupt diesmal um den literarischen Inhalt des Büchleins verdient gemacht. So ist von ihm selbst eine kulturgeschichtliche Skizze der „alten Café's von Paris," während es ihm gelungen, einige sehr interessante Beiträge von Gerstäcker (Der Schiffscapitain), v. Holtzendorff (Die Verbrechen der Frauen), Otto Glagau (Elise Bavard), Dr. Lewinstein (Was wir von der Sonne wissen), A. E. Brachvogel (Osborne, der Weberlehrling), Max Ring (Dir wie mir), D. Philipp (Chronik der neuesten Erfindungen), Franz Maurer (Die Morgenröthe der deutschen Flotte), A. E. Brehm (Die gefangenen Thiere) und Georg Hiltl (Henning Braband, der Gemeinde-Hauptmann) hier zusammenzustellen. Man sieht, daß auch dieses Volksbuch den ernsteren, wissenschaftlichen und nationalen Bestrebungen der deutschen Gegenwart Rechnung trägt. Auch das Aeußere des Kalenders hat diesmal gegen die früheren Jahrgänge sehr gewonnen.

— **Zoe's Brandmal.****) Dieser in der Tauchnitz-Ausgabe erschienene Roman spielt in den Südstaaten Amerika's und behandelt die Sklavenfrage. — Ist es eine englische Idee, so war derjenige, welcher sie führte, wenigstens sehr genau mit den Zuständen der Kolonisten vertraut, und kannte sowohl die Rechte der Sklavenbesitzer, wie auch die Vorurtheile der Yankees. Wer das Buch liest, wird in die Lage und Verhältnisse getreuer eingeweiht, wie durch manche Abhandlungen. Er sieht auch die Unmöglichkeit ein, den Negern sofort ihre Freiheit zu geben. Denn was sollte ihnen diese, so lange ein Tropfen Blut von ihnen vererbt, den Nachkommen der echten Generation noch zu einem Paria der Gesellschaft macht? — Der Octarone ist dieser Nachkomme in achtem Grade und die Geschichte eines solchen Octaronen ist die der Heldin des Buches; das Brandmal Zoe's ist dieses kleine Merkmal an ihren Fingern und an ihrer Stirn, welches den Verkehr mit ihr für den frei geborenen Bürger der Vereinigten Staaten zur Schande macht. Wo sie erscheint, flieht Alles vor ihr; die Tafel, an welcher sie sitzt, ist gleichsam verpestet. So im Norden. Im Süden, ihrer Heimat, sieht man sie mit anderen Augen an; hier darf sie die Rolle einer femme entretenue im Hause eines reichen Mannes spielen; weiter aber geht auch hier die Achtung nicht, welche man ihr zu beweisen sich verpflichtet fühlt; das Gesetz lehnt sich sogar gegen die Gültigkeit einer Ehe mit ihr auf.

*) Berlin, Gerschel.

**) Zoe's „Brand." Tauchnitz-Edition. 2 vols.

Zoe ist in Paris erzogen, und kehrt von dort zurück, als sie ihr siebzehntes Jahr erreicht hat, unbekannt mit der Stellung, welche ihr die Gesellschaft in ihrer Heimat anweist. Sie ist schön, elegant, gebildet, voll Grazie; sie erregt Aufsehen, aber nur um den gröbsten Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Ihr Vater hüllt sie in einen dichten Schleier und fordert, daß sie ihre Handschuhe nicht ausziehe; denn er kann sie nicht schützen gegen den Fluch des Vorurtheiles, der auf ihr ruht. In der Heimat, auf seiner Besitzung, an seinem eigenen Tische, da hat seine Autorität Geltung, da kann er seine Hand über sie breiten, aber im Verkehre mit der Welt ist sein Wort ohne Klang.

Wir lernen aus diesem Buche, was wir früher aus „Onkel Tom's Hütte" lernten, wie der Herr zu dem Sklaven, der reiche Plantagenbesitzer zu seiner Umgebung steht, und können das Buch als eine anziehende Lectüre empfehlen.

— **Heimstätten der Thiere.** Unter dem graziösen Titel: „Homes without Hands,"*) ist in London ein Werk erschienen, das eine Zierde der populär-naturwissenschaftlichen Literatur ist. Zur Erläuterung des Titels heißt es: „Being a description of the habitations of animals, classed according to their principle of construction." Dieser eigenthümlich interessante Gegenstand ist wohl noch niemals in so anziehender Weise behandelt worden, und es dürfte eine einfache Anführung des befolgten Systems genügen, um die Aufmerksamkeit der Freunde dieses Literaturzweiges auf das durch viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen prächtig ausgestattete Werk zu lenken. Der Verfasser fängt mit der Beschreibung der einfachsten Form von Thier-Behausungen an, nämlich 1) Höhlenbauten unter der Erde. Dann folgen 2) die in der Luft hängenden Nestbauten. 3) Die solideren Thier-Behausungen aus Stein, Holz, Lehm und ähnlichem Material. 4) Die Behausungen unter dem Wasser. 5) Die gemeinsamen Bauten. 6) Parasiten-Nester. 7) Zweigbauten, und schließlich 8) Miscellen.

— **Genfer Reiseskizzen.****) Seit einiger Zeit hat Herr Dr. Laubert in Danzig es sich zur verdienstlichen und nachahmenswerthen Aufgabe gemacht, während der nordische Winter an der baltischen Küste mit Strenge gebietet, durch Reisebilder in öffentlichen Vorträgen das Publikum seiner Stadt im Geiste unter einen milderen Himmel zu geleiten, zu Stätten, wo die Natur ihre schönsten Wunder entfaltet und nach deren Anblick und Genuß ein Jeder sich sehnt. Dankenswerth ist es, daß der Reisende diese Vorträge auch dem Drucke übergiebt. In blühender, farbenreicher Schilderung, vielseitiger Betrachtung und gewandter, schön fließender Sprache zaubern sie uns die köstlichsten Bilder vor unsere Seele und geben unserer Sehnsucht und Hoffnung neue Schwingen oder rufen uns die erhebendsten und süßesten Erinnerungen mit neuer Frische zurück. Nachdem

*) Homes without Hands, being a Description etc., by the Rev[d] J. G. Wood. London, 1865. (Berlin, A. Asher & Co.)

**) Der Genfer See. Die Insel Wight. Reiseskizzen. Zweite Folge. Von Dr. E. Laubert. Danzig, Kafemann, 1865.

er in einem früheren Hefte Oberitalien, Venedig, Genua und Nizza geschildert, führt er uns in dem vorliegenden an die schönen Ufer des Genfer See's, und in einer zweiten Abtheilung nach der wundervollen Garteninsel Wight.

— **Jagd und Pferd.***) Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Verf. dieser Gedichte, die sämmtlich der durch den Titel bezeichneten Sphäre entnommen sind, ein ebenso liebenswürdiger und unterhaltender Gesellschafter ist, wie ein rüstiger und passionirter Waidmann; und wenn er im trauten Kreise die Erzeugnisse seiner Muße zum Besten giebt, so würden auch wir ihm, da er oft recht lustig und munter zu reimen weiß und wir bei seinem harmlosen Sportvergnügen durchaus nichts Feudales herauswittern, seiner frohen Laune herzlichen Dank wissen und aufrichtig uns freuen über jede Ehre und Anerkennung, die ihm in seinem Kreise zu Theil würde. Doch warum muß den Unseligen die verhängnißvolle Sehnsucht nach Druckerschwärze ergreifen! Schießpulver, holde Diana, hätten wir für deinen Geweihten in unsäglicher Fülle erfleht, feiste Rehböcke, Waldesduft, Gesundheit, echtem Jagdhumor und süßes Lächeln aller Nymphen des Thales, kurz alles, was nur eines Waidmanns Herz beseligen kann; — er aber, mit all diesem nicht befriedigt, begehrt — Druckerschwärze! Du bist milde, gütige Göttin! Strafe ihn nicht mit deinem Zorne!

Literarischer Sprechsaal.

Der vortreffliche Kiepert'sche Handatlas in vierzig Blättern**), dessen Werth für die geographische Wissenschaft mehr und mehr Anerkennung findet, wird fortdauernd durch die Sorgfalt des gelehrten Herausgebers, wie der aufmerksamen Verlagshandlung, erneuert und nach den Bedürfnissen der Gegenwart verbessert. Obwohl erst wenige Jahre seit der Vollendung des Atlas verflossen sind, ist doch bereits der vierte Theil sämmtlicher Karten in neuen Stichen erschienen, deren Anschaffung den Besitzern des Atlas sehr erleichtert ist. Wir nennen unter diesen neuen Stichen zunächst Italien und die skandinavischen Länder (3 Blätter), wo die politischen Ereignisse, Afrika und die Nilländer (3 Blätter), wo die geographischen Entdeckungen beträchtliche Veränderungen herbeigeführt und neue Eintragungen nothwendig machten. Außerdem sind von Vorder-Asien — einem Kartengebiet, auf welchem selbst die Engländer unserem Kiepert die Meisterschaft zuerkennen — Nord- und Süd-Amerika (3 Blätter) und Spanien und Portugal neue, sehr verbesserte Stiche erschienen. Daß auch auf sämmtlichen übrigen Karten des Handatlas die von der Zeit herbeigeführten Veränderungen — z. B. neue Eisenbahnen — stets nachgetragen werden, versteht sich von selbst.

In einer, von Herrn Alfred v. Lindheim unterzeichneten Denkschrift des „Vereins der österreichischen Industriellen", worin dafür plaidirt wird, daß Oesterreich in Gemeinschaft mit dem deutschen Zollverein einen Handelsvertrag mit Italien abschließe, wird auf die bedeutenden Nachtheile aufmerksam gemacht, die für Oesterreichs materielle Interessen aus seinen gegenwärtigen politischen Beziehungen zu Italien erwachsen. Der Transithandel Triests ist dadurch der Vortheile beraubt worden, die die Lage dieser Stadt ihm sonst verschafft hat. Sogar der Handel mit der Ostküste Italiens existirt nicht mehr für Triest, da dieser jetzt von Genua zum Theil an sich gerissen wird, während ein anderer Theil in Folge des italiänisch-französischen Handelsvertrages den Franzosen zufällt. Triest, so sagt die Denkschrift, sei der natürliche Hafen zur Vermittelung des Handels von Deutschland mit Italien, der nach Abschließung eines deutsch-österreichisch-italiänischen Handelsvertrages einen außerordentlichen Aufschwung nehmen würde.

Unter dem Titel „Dix Martyrs de la justice autrichienne en Hongrie"*) ist uns aus Brüssel eine Broschüre zugegangen, worin behauptet wird, daß im Laufe dieses Jahres in Ungarn ein Graf A....y nebst mehreren anderen magyarischen Patrioten wegen Hochverraths eingesperrt und in geheimer Verhandlung zu entehrenden Kerkerstrafen verurtheilt worden seien. Gleichzeitig haben jedoch österreichische Blätter die Nachricht gebracht, daß der gedachte Graf A....y in Verbindung mit einigen ungarischen Advokaten, deren Namen auch in jener Schrift vorkommen, ein Testament auf den Namen eines verstorbenen Vetters angefertigt, worin er sich selbst zum Erben des Letztern eingesetzt, und daß in Folge dieses Verbrechens die erwähnte Verurtheilung erfolgt sei. Wahrscheinlich ist es der Heimlichkeit des ungarischen Gerichtsverfahrens, oder der Rücksicht, die man in einer früher in der amtlichen „Wiener Ztg." erschienenen Kundmachung auf die Familie des Grafen A....y genommen, zuzuschreiben, wenn jetzt im Auslande aus gemeinen Verbrechern politische Märtyrer gemacht werden.

Trübner's Report theilt, nach einem amerikanischen Journal, einige interessante Notizen über die Ausdehnung mit, die der Buchhandel in San Francisco in Kalifornien gewonnen hat. Die Buchhandlung Bancroft & Co. daselbst besitzt ein Sortiments-Lager, wie kaum ein zweites Haus in der Welt. Es befinden sich darunter 40,000 Bände von Werken, die der schönen Literatur angehören, 110,000 Bände Schulbücher, 10,000 Bände Jugendschriften, 16,000 wissenschaftlich-technischen, 14,000 juristischen, 4500 medizinischen und 5500 Bände theologischen Inhalts. Eine andere Sortiments-Handlung daselbst, die Herren A. Roman & Co., macht einen jährlichen Umsatz von 175,000 bis 200,000 Dollars. Im J. 1846 lieferte die erste Presse in Kalifornien die erste Druckschrift, und im J. 1861 gab es bereits über hundert Zeitungen und Zeitschriften dort, von denen dreißig allein in San Francisco gedruckt wurden.

*) Jagd und Pferd. Gedichte von Aug. Schumacher. Arolsen, 1865.

**) Berlin, Dietrich Reimer.

*) Procès A....y et consorts. Debreczin, Bruxelles, Vienne, Budapest. Lettres adressées au „Précurseur" d'Anvers, par X. Bruxelles, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 16. September 1865. [№ 38.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Iffland und Dalberg. 519.
England. John Stuart Mill: Ueber Repräsentativ-Regierung. I. Die wirkliche Repräsentation eines Landes und Volkes. 521.
Frankreich. Der Zusammenhang der menschlichen Empfindungen mit dem körperlichen Herzen. 525.
Rußland. Die Thronfolger in Rußland. 528. — Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten. III. Die jüdischen Schulen. 528.
Schweiz. Nikolaus von der Flüe. 529.
Kleine literarische Revue. Die Matinées royales und die französische Geschichtsforschung. 531. — „Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts." 531. — Genfer Poesieen. 531.
Literarischer Sprechsaal. Deutschland und der Romanismus. 532. — Amerikanische Zeitschrift für Volkswirthschaft. 532. — R. W. Emerson. 532. — Eisenbahnen zur Beförderung von Schulkindern. 532.

Benachrichtigung.

Mit Nummer 40 endet das laufende Quartal des „Magazins." Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

G. Grote'sche Verlagshandlung in Hamm.
So eben erschien: (595)

Shakspeare's Hamlet
seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert.
Von Dr. **August Döring.**
6 Bogen 8. geh. 12 Sgr.

So eben erschien in dritter Auflage:
JACOB GRIMM: (596)
REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Velinpapier. 8. eleg. geh. 10 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:
„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."
Der im v. J. erschienene zweite unveränderte Abdruck enthält zwei Photographieen (der Brüder Grimm) und kostet 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Berthold Auerbachs
deutscher Volkskalender für 1866.
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht. Auch in Zukunft wird sich der Kalender würdig zeigen, indem er unter Bewahrung des bisherigen Charakters immer neues Material zur Förderung humaner Bildung bieten wird.
Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Nasenring) und die Chronik eines Finkennestes, von demselben; eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (597)
In der äußeren Erscheinung steht der Jahrgang in keiner Weise hinter den bisherigen zurück.

Unter der Presse befinden sich und erscheinen im Laufe der nächsten Monate: (598)

Cultur und Rechtsleben.
Von
Wilhelm Arnold,
ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.
Ein Band von etwa 30 Bogen. gr. 8. Preis 2½ Thlr.

JACOB GRIMM, KLEINERE SCHRIFTEN.
ZWEITER BAND.
ABHANDLUNGEN ZUR MYTHOLOGIE UND SITTENKUNDE.
30 Bogen. Preis 3 Thlr.
Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des XII. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — *Ueber das gebet.
Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die andern nur in einer sehr kleinen Anzahl von Einzelabdrücken aus denselben; die zuletzt aufgeführte ist ungedruckt geblieben.

Das weströmische Reich
besonders unter den Kaisern
Gratian, Valentinian II. und Maximus. (375—388.)
Von
Dr. **Heinrich Richter.**
Ein Band von ca. 40 Bogen gr. 8.

Das Criminalrecht der römischen Republik.
Von
A. W. Zumpt.
Erster Band:
Die Beamten und Volksgerichte.
Erste Abtheilung: Bis zur Gesetzgebung der zwölf Tafeln.
Die zweite Abtheilung erscheint noch im Laufe dieses Jahres.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin ist erschienen:
Voigt (F.) — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.
(41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.
„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." (599)
Literar. Centralblatt.

So eben ist erschienen: (600)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.

Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin**.

Konfirmations- und Festgeschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (601)

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Prachtausgabe (Fünfzehnte Auflage. 1860) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher**, mit L.'s Portrait in Stahlstich, Farbendrucktitel und Schriftbild; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr. Dieselbe eleg. geb. 10 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (602)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅞ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.

Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn**, Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldt's* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet. (603)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Kuhn (Dr. Adalbert), Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks.

Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. 1859. gr. 8. geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüssen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhn's*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen. (604)

Literar. Centralblatt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. (605)

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 37. Transatlantische Plaudereien. — Die Großstadt. — Göthe und Johann Heinrich Voß. — Correspondenz-Nachrichten. — Aus Breslau. — London. (606)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (607)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 36. Rheinpreußische Parteizustände. — Das Buch Daniel. — Die deutsche Schillerstiftung. II. — Politische Correspondenz. III.

Nr. 37. Tocqueville's Nachlaß. — Die liberale Partei und die Regierung in Nassau. — Die Bedeutung der militärischen Lager, besonders für Preußen. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (608)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 36. Ein Gegner der Polarfahrt in nordöstlicher Richtung. — Reise von Montevideo nach Matto Grosso. — Ein Steinkohlenlager in Arabien und der Suezkanal. — Glaisher über den gegenwärtigen Stand des Wissens vom Luftkreis. — Aus den tropischen Nilländern. — Zweifel an der künstlichen Verfertigung der Abbeviller Kieselwerkzeuge. — Wörterbuch der Kanakensprache und Biographie Kamehameha's I. — Ein literarisches Börsenblatt.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (609)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. (Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 35. Die Parteinahme und die Aufgaben in der Geschichtschreibung. I. Von A. B. — Botanische Streifzüge durch Nord-Tirol. Von A. Kerner. — Zum Hera-Aufstand. (Schluß.) Von Ad. Dux. — Eine archäologische Reise in der Szathmárer Diöcese Ungarns. VI. — Kaulbach's „Kreuzfahrer" und Rahl's „Cimbernschlacht." Von F. Fischbach. — Kurze kritische Besprechungen. — Kunst-Notiz. — Vom französischen Büchermarkt. — Sitzungsbericht.

Nr. 36. Zur Geschichte der Liebhaber-Concerte in Deutschland. Von Dr. E. Hanslick. I. — Die Parteinahme und die Aufgaben in der Geschichtschreibung. II. Von A. B. — Jean B. Colbert. Von P. Clément. — Neue Werke über Kunst. I. Von K. W. — Nekrolog: Friedr. v. Hurter. — Kurze kritische Besprechung. — Vom deutschen Büchermarkt.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direct erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Iffland und Dalberg.*)

Auf den Brettern, welche die „Welt bedeuten", aber nicht auf der Weltbühne Europa's ist Dasjenige herangezogen worden, was wir heute den deutschen „Nationalgeist" nennen. Der deutsche Charakter, bei Weitem idealistischer, als der seiner Nachbarn, ist in einer Sphäre erstarkt, die nur mittelbar an die großen Weltkämpfe streift; in Frankreich hat das 18. Jahrhundert eine Revolution, in Deutschland eine Literatur hervorgebracht. Nichtsdestoweniger lebt in dieser Literatur eine tiefergreifende Ahnung, ja eine Art Prophetie des gewaltigen Zeitkampfes; man denke an Schiller's Räuber und an jenes Wort des großen französischen Kritikers Nodier, der von dem Stücke sagt: „die französische Revolution liegt ganz darin!" Was Europa damals bewegte, ist von den Deutschen empfunden und ganz empfunden worden; es hat ihre gestaltende Kraft herausgefordert und bei ihnen einen künstlerischen Ausdruck gewonnen. Der philosophische Sinn des Deutschen haftete an der Idee der Sache, der mächtige Zug nach den letzten Gründen allen Daseins und aller Erscheinung, der rege Sinn für tüchtiges Schaffen, gediegenes Leisten, arbeitsames Streben, für eine Wahrheit, die in der Schönheit harmonisch zur Geltung kommt, ließ gegen das Ende des 18. Jahrhunderts das deutsche National-Theater erstehen, in welchem der idealistische Drang nach Neugestaltung der Dinge, vor Allem nach Aufklärung über sich selbst und seine Zwecke vorläufig ein großartiges Genüge fand.

Hamburg, Mannheim und Weimar sind die Stationen gewesen, welche diese künstlerische Entwickelung des deutschen Volksgeistes zu ihrem Heranreifen durchlaufen mußte; die edelsten Geister Deutschlands sehen wir damals mit der Bühne beschäftigt: Lessing, Schröder, Iffland, Dalberg, Schiller, Goethe reichen einander die Hände und fördern ein Werk, dessen Krönung nichts Geringeres, als das erwachte Selbstbewußtsein der Deutschen war. Auf der Bühne und für die Bühne lernte man wieder schaffen, lernte man die selbständige Thatkraft üben; ein Menschenalter nach diesem Aufschwung will der fränkische Imperator Deutschland unter die Füße treten, allein er begegnet einer Nation, die unvermerkt sich gebildet hatte. Körner, der Wiener Theaterdichter, der Sänger und Kämpe von 1813, ist ein lebendiges Denkmal dieses Zusammenhanges. Es war kein Kleines, was auf den klassischen Brettern der Deutschen vorging, sie haben sich dort einen nationalen Schauplatz gezimmert und, Preußen voran, haben sie ihn später mit ihrem Blute vertheidigt.

An Deutschlands Westgränze, Frankreich nahe gegenüber, lag die Stätte, welche die Vermittelung der dramatischen Wirksamkeit Hamburgs, das Lessing's Genius geweiht hatte, mit dem Süden unseres Vaterlandes übernahm. Ein kunstsinniger Wittelsbacher, der pfalz-bayerische Kurfürst Karl Theodor, hat das erste Beispiel eines deutschen Hof- und National-Theaters gegeben. Der erste deutsche Fürst, welcher die französischen Schauspieler entließ, hatte er nach Verlegung seiner Residenz nach München den pfälzischen Herrschersitz Mannheim dadurch entschädigt, daß er die Einrichtung der dortigen Bühne dem kundigen Walten des hochgebildeten Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg anvertraute. Ein Dalberg verstand es, diejenigen Kräfte um sich zu sammeln, die Mannheim zu einer nationalen Kunstschule des deutschen Drama's erheben konnten. Trotz des Kurfürsten persönlicher Anwesenheit, wurde München von der pfälzischen Schwester gar bald weit in Schatten gestellt. Mannheim verdankte seinen Vorzug dem Wirken einer Intendanz, welche die Darstellung des Allgemein-Menschlichen auf der Bühne als das Objekt eines erhabenen, für Künstler und Leiter pflichtmäßigen Studiums erfaßte, einer Schaar von Künstlern, die, weil sie von der Schwere und dem Adel ihres Berufes tief durchdrungen waren, auf die köstlichen Gedanken ihres Oberhauptes mit Anspannung ihrer besten Kraft eingingen, endlich auch einem Theaterdichter, wie dessen sich wenige Bühnen der Welt haben rühmen dürfen. Denn an den Intendanten Dalberg, an die Schauspieler Iffland, Beil, Beck, Meyer und mehrere geistvoll darstellende Frauen (z. B. die Rennschüb, dann Karoline Beck, geborene Ziegler, eine jugendlich frische und feurige Bühnenerscheinung, die Brandes, die Jagemann) schloß sich der schöpferische Genius unseres großen Schiller, dessen Räuber zuerst in Mannheim die Bühne betraten, dessen Fiesko für das Mannheimer Theater in Scene gesetzt ward. Neben Schiller hat aber auch Iffland in dramatischen Produktionen eines mehr praktischen Genre sich versucht; auch der Realismus hat hier Triumphe gefeiert.

Vor Kurzem ist unter dem Haupttitel: Iffland und Dalberg eine „Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims" erschienen, welche wir der geübten Feder eines tüchtigen dramaturgischen Kritikers, des Dr. Wilhelm Koffka in Mannheim, verdanken. Daß diese Geschichte „nach den Quellen dargestellt" ist, steht nicht bloß auf dem Titel, es ist buchstäbliche Wahrheit; Herr Koffka hat die Liberalität der jetzigen Mannheimer Theaterleitung treulich benutzt; er hat aus den Acten von Dalberg's Verwaltung so ausgiebig geschöpft, daß man fast sagen kann, er habe ein historisches Handbuch der deutschen Dramaturgie zu Stande gebracht. Den reichsten Schatz boten dem Verfasser die Protokolle des Theater-Ausschusses, den Heribert von Dalberg unmittelbar nach dem Rücktritt der Seyler'schen Direktion niedergesetzt hatte. Sie enthielten eine fortlaufende Kritik der Darstellungen, welche an erster Stelle von der Intendanz, und zwar von Dalberg mit der edelsten Unbefangenheit und schärfsten Einsicht, dann auch von dem die Regie führenden Ausschußgliede geliefert wurden. Natürlich erstreckte sich die Kritik bei neuen Inscenirungen auf die Stücke selbst, Dichtung und Spiel erfuhren das gleiche Maß freimüthiger Erwägung; das Beste dabei war der gewissenhafte Ernst, welcher in diesen Besprechungen herrschte, die Gründlichkeit, welche eine befriedigende Lösung der schwierigsten dramatischen Aufgaben forderte. Dalberg ging überall mit dem Beispiele unermüdlichen Eifers voran; die Schauspieler sahen, er wollte Ausgezeichnetes, durchaus Gediegenes geleistet haben; sie merkten, daß sie einem Kunstrichter gegenüberstanden, der von der Würde wie von den praktischen Zielen ihres Berufes eine hohe Meinung entwickelte. Das ermunterte und feuerte an, das gab dem ganzen Mannheimer Theaterwesen einen idealen Sporn, der es über die Kleinlichkeiten des Tageslebens, über Coulissen-Geschwätz und Bretter-Kabale weit hinweghob. Mannheim's Bühne war ein Musentempel im eigentlichsten Sinne des Worts, eine Stätte thatkräftiger Verehrung des Ideals, die an dem Leben wie an dem Schaffen der Künstler die schönsten und gedeihlichsten Früchte trug.

*) Iffland und Dalberg. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt von Wilhelm Koffka. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1865. Ein Kleinoktavband von XII. u. 555 Seiten.

Unter den Einrichtungen Dalberg's verdient namentlich Eine aufmerksame Beachtung. Dalberg pflegte den Schauspielern dramaturgische Fragen zur schriftlichen Beantwortung vorzulegen; die Ergebnisse der Forschungen wurden dann im Ausschusse nochmals erörtert. Selbst auswärtige Bühnen wurden in den Kreis dieser Studien hineingezogen. So wurde z. B. der berühmte Gotter in Gotha zum Schiedsrichter über zwei wichtige Fragen bestellt; die erste hieß: „Was ist Natur und welches sind die wahren Gränzen derselben bei theatralischen Vorstellungen?" Die zweite war formulirt: „Wodurch unterscheidet sich die Laune von der Kunst des Schauspielers und welches sind die Gränzen von beiden?" Also auf klare Erkenntniß der im dramatischen Fach gangbaren Begriffe kam es an. Die Fragen: Was ist Natur? Was ist Humor? waren gewiß die passendsten Präliminarfragen. Die dritte Frage, die sich logisch anreihte, ließ ebenfalls einen tiefen Blick in die Fähigkeiten der Künstler thun. Sie lautete: „Was ist Anstand auf der Bühne und welches sind die Mittel, selben zu erlangen?" Der junge Beck streifte schon nahe an die vollkommene Lösung, indem er das Erforderniß der Selbstgewißheit, der freimüthigen Sicherheit, der festen und doch bescheidenen Zuversicht des Schauspielers betonte und andererseits die Pflicht des denkenden Künstlers, das Wesen der gesitteten Gesellschaft abzuspiegeln, die Gemeinheit zu fliehen, auf und außer der Bühne Achtung zu verdienen, würdig hervorhob. Aber den Kern der Sache traf diesmal wie meistens Iffland. Er machte die ethische Seite der Frage zum Angelpunkte der Betrachtung, sah die innerste Wurzel des Anstandes in der Ganzheit der Gesinnung, stellte als das Ideal den Anstand des Philosophen hin und erklärte warm und sinnig: „Das sicherste Mittel, ein edler Mann zu scheinen, wäre wohl, wenn man sich bemühte, es zu sein." Er fügte hinzu: „Es giebt freilich Kunstwege, um den großen Haufen zu täuschen. Aber auch nur den großen Haufen! Wer selbst jemals einen großen Gedanken dachte, der wird es auch genau wissen, ob der Schauspieler große Dinge fühlte und verstand, oder ob er damit prunkte. Ohne selbst edles Gefühl zu haben, ist also die Vorstellung des Edlen nicht möglich." Iffland verlangte vom Schauspieler vor Allem Wahrheit, Redlichkeit, klares Bewußtsein, Harmonie des innern und äußern Menschen; das Schöne empfand er als das Edelste: die Darstellung des Schönen war ihm der unmittelbare Ausfluß der geistigen Durchdringung des Stoffes. „Sprache, Bild, Blick, Schritt, Hebung des Armes, alles muß in einem Nu! — aus dem Guß eines Gefühles entstehen Wo das ist, da erschallt die Stimme der Natur aus ihrem Tempel — und Vestris (der personificirte Tanzmeister-Anstand) muß verstummen."

Iffland konnte genial denken; er war ein Philosoph der dramatischen Praxis, ein Künstler von oft großartigen Conceptionen, ein durch seinen hohen Standpunkt berechtigter, ein ehrlicher und deshalb zuweilen auch strenger Kunstrichter. Bei alledem hörte er nicht auf, Schauspieler zu sein; der praktische Gesichtspunkt des Bühnengerechten leuchtete in allen seinen Urtheilen voran. Es wäre vielleicht hier am Platz, ein Beispiel zu geben; am Interessantesten erscheint uns Iffland's amtlicher Bericht über die Brauchbarkeit von Schiller's Fiesko. Man wird bemerken, daß er charakteristisch und keineswegs über die Maßen schmeichelhaft ist.

„Bericht über Fiesko, ein Trauerspiel von Fr. Schiller.

„Der Verfasser der Räuber hat in seinem Fiesko mehr als jemals Shakespeare's Fehler nachgeahmt. Das Stück hat indeß auch Schönheiten, die allerdings des Verfassers würdig sind. Allein das Süjet selbst ist nicht theatralisch und die Charaktere auf zu feine Schrauben gesetzt. Das darinnen angebrachte Spektakel folgt nicht aus der Sache, ist für das Theater sehr beunruhigend, für das Auge nicht unterhaltend genug und zieht gleichwohl des Zuschauers Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab. Ohne mich in das Detail einzulassen, will ich sagen, der Dichter läßt seine Personen selbst zuviel von ihrem Charakter reden. Es mißfällt mir, daß die Gräfin Julie gemein ist, wo sie stolz sein will. Sie prahlt mit ihren Kleidern und Schmuck gegen die Gräfin von Lavagna, deren Reichthum im Stück selbst dem Reichthum der Doria an die Seite gesetzt wird, und geht zuletzt von dieser Scene weg, nachdem sie jene vorher ein armes Thier genannt hat. Auch däucht mich, daß Fiesko, dem die Herzen, das Vermögen und die Waffen aller Republikaner zu Gebote standen, daß dieser den langsamen Weg des schleichenden Betruges in dem Alter, wo Muth und Stolz so fürchterlich gegen Unterdrückung gähren, nicht gewählt haben würde. Bis in den dritten Akt ist der eifrige Republikaner voll Subtilitäten gegen feste Männer; bald darauf entschließt er sich, Tyrann zu werden. Die Scenen mit dem Mohren sind durchaus zu lang. In einer dieser Scenen geht Fiesko so mit dem Gelde um, wie ein armer Mann, der unvermuthet das beste Loos gewinnt. — Die Plünderung des Leichnams von einem sanften Frauenzimmer ist widrig. Der Senatoren sind so viele, daß es fast jedem Theater unmöglich fallen muß, sie ohne Lächerlichkeiten zu besetzen. Die Sprache ist aus allen Jahrhunderten zusammengenommen. Aber aller dieser Fehler ungeachtet, wie viel Stücke haben wir, welche Scenen enthalten, als diese sind, wo Verrina seine Tochter entehrt findet, wo das Volk zu Fiesko eindringt und dann Fiesko's Monolog darauf folgt? wo Doria mit seinem Neffen spricht, wo der Mohr den Fiesko erstechen will? der ganze Mohr überhaupt? —

„Ist es also nicht eine ehrenvolle Verbindlichkeit, durch jede mögliche Unterstützung den billigen Erwartungen eines solchen Mannes zu entsprechen? Der ungeachtet seiner einzigen Verdienste die angegebenen Fehler zu verändern sich willig erboten hat? Der wie bei Abänderung der Räuber, vielleicht neue Schönheiten hinzugethan, und durch die Unannehmlichkeit solcher Abänderungen das fleißiger studirt hätte, was auf der Bühne Wirkung thut?

„Die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers verdienen von jeder Bühne für sein Werk wenigstens den Preis, welchen man mittelmäßigen Originalien oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke, aus Mangel der brauchbaren, zuzuerkennen sich oft genöthigt sieht."

Dieser Bericht Iffland's, der trotz manchen scharfen Tadels am Schlusse eine Empfehlung des Stückes giebt, kam in der dritten Sitzung des Mannheimer Theater-Ausschusses vom 27. November 1782 zum Vortrag. Unmittelbar vorher, unter der Rubrik „Journal und Korrespondenz", steht im Protokoll derselben Sitzung:

„Herr Iffland, der von dem Herrn Professor Strobel in München zum Mitarbeiter seiner Wochenschrift: „Der dramatische Censor" aufgefordert wurde, versprach die Entstehung und den Fortgang des hiesigen deutschen Theaters für diese Wochenschrift zu entwerfen und sie dem Ausschuß vorzulesen."

Man kann hieraus das Ansehen ermessen, welches Iffland's geistiger Horizont schon damals genoß.

Vor „Journal und Korrespondenz" hat das Protokoll der fraglichen Sitzung unter der Rubrik „Verbesserungen" folgende Anordnung:

„Es wurde vorgeschlagen und von Sr. Excellenz genehmigt: daß man künftig von jedem neuen Stücke eine Leseprobe zu halten hätte. Da diese Probe vorzüglich dazu dienen soll, um Jeden mit dem Gang und Sinn des ganzen Stückes bekannt zu machen, so wurde hierbei festgesetzt, daß

„a) bei diesen Leseproben alle nur mögliche Ordnung, Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit zu beobachten, wovon der Ausschuß vorzüglich Beispiel zu geben versprach;

„b) Jeder seine Rolle so zu lesen hätte, daß man die Skizze von dem zu spielenden Charakter reiflich einsehen kann."

Wir haben das Mannheimer Hof- und National-Theater mit ein paar Strichen aus seinen eigenen Lebensäußerungen gekennzeichnet. Das wird, hoffen wir, für den ersten Eindruck genügen. Wir möchten durch das Wenige, was der Raum an Aus- und Anführungen gestattet, zur näheren Kenntnißnahme von dem Buche des Herrn Koffka aufgemuntert haben. Er hat gerade kein pragmatisches Geschichtswerk geliefert, aber doch ein gutes Buch geschrieben, das dem Fleiße und der Gesinnung des Autors Ehre macht. Es ist schon eine ziemlich lebendige Illustration des Mannheimer Theaterplatzes. Und was zeigt dieser Platz vor dem altpfälzischen Musentempel? In der Mitte das Standbild Schiller's und zur Rechten des unsterblichen Dichters das in Erz gegossene Abbild Iffland's; zur Linken wird in kurzer Zeit (als Gegenstück auf der anderen Seite) das Denkmal Dalberg's die ihm gebührende Stelle finden! Wolfgang Heribert von Dalberg hat für die deutsche Nation gewirkt! Ohne seine thatkräftige Anregung wäre Vieles vom Besten unterblieben. Und auch vom deutschen Olymp mag heute wie immer die berechtigte Frage tönen: „Ist denn kein Dalberg da?"

Trauttwein von Belle.

England.

John Stuart Mill: Ueber Repräsentativ-Regierung.*)

I.

Die wirkliche Repräsentation eines Landes und Volkes.

Bevor ich den Titel dieses Werkes von Mill niederschrieb, hatte ich einen Augenblick zu überlegen, wie ich ihn übersetzen sollte. Das von mir gewählte Wort ist ungewöhnlich und wird manchem Leser fremdartig klingen; aber es ist nicht nur eine wörtliche Uebersetzung des Originals, sondern entspricht auch sowohl der Absicht des Verfassers, als dem Inhalte des Werks am Besten. Unter Repräsentativ-Verfassung verstehen wir eine Verfassung, welche den Vertretern des Volkes einen Einfluß auf die oder einen Antheil an der Regierung gestattet. Repräsentativ-Regierung ist die Regierung eines Landes durch die Volksrepräsentanten. Und dies hat nach dem ganzen Inhalte des Werks Mill durch den gewählten Titel ausdrücken wollen.

Der Verfasser eröffnet seine Betrachtungen mit der Bemerkung, daß über den Ursprung bestehender Staatsformen zwei entgegengesetzte Ansichten herrschen. Nach der einen werden sie gemacht, nach der andern wachsen sie; nach der ersten sind sie Menschenwerk, nach der andern organische Naturgebilde, so gut als eine Pflanze oder ein Thier. — Die Anhänger beider Ansichten werden aber wohl darin übereinkommen, daß für den Bestand jeder Regierungsform drei Bedingungen nothwendig sind, nämlich 1) willige Annahme oder wenigstens keine Zurückweisung von Seiten des Volks, 2) der Wille und die Fähigkeit des Volks, das zu thun, was nöthig ist, um die Regierungsform zu erhalten, 3) der Wille und die Fähigkeit des Volks, dasjenige zu thun, was nothwendig ist, damit die Regierungsform ihren Zweck erfülle.

Wo und insofern aber diese drei Bedingungen erfüllt werden, ist die Regierungsform Sache der Wahl des Volks.

Unser Autor richtet seine Untersuchung zunächst auf Ermittelung des Kennzeichens einer guten Regierungsform. Die Schwierigkeiten der Untersuchung findet er 1) darin, daß das, was die Regierungsform zu leisten, sowie die Pflichten, welche die Regierung zu erfüllen hat, nicht eine feststehende, unveränderliche Größe sind, sondern der Veränderung unterliegen, je nach dem verschiedenen Grade der Entwickelung der Staaten, 2) darin, daß der Charakter einer Regierungsform oder Verfassung nicht lediglich nach dem Umfange der Pflichten ermessen werden kann, deren Erfüllung der Regierung obliegen sollte. Obgleich nämlich der Wirkungskreis einer guten Regierung durch diese Gränzen bestimmt werde, so sei dies doch unglücklicherweise nicht der Fall mit einer schlechten. In ihren Fehlern können Regierungen und Verfassungen sich auf jede Thätigkeit und jeden Zustand der Menschen ausdehnen. Um daher zu finden, welche Eigenschaften für eine gute Regierungsform und Verfassung nothwendig sind, müßte man erst die Elemente ermitteln, welche nothwendig sind, um eine gute, d. i. wohlkonstituirte Gesellschaft zu bilden. Dies ist in der That versucht worden, aber bisher mit wenig befriedigendem Resultat. Die Franzosen sind bei dem Gegensatze Ordre und Progrès angelangt, dem Coleridge die Begriffe Permanenz und Fortschritt substituirt habe. — Durch eingehende Untersuchung des Sinnes dieser Worte kommt unser Autor aber zu dem Schlusse, daß sie eigentlich gar keinen Gegensatz bezeichnen, da Ordnung, wie immer (z. B. als Ruhe oder Gehorsam) verstanden — eine nothwendige Bedingung des Fortschritts sei. Dieser letzte Begriff müßte daher für das gesuchte Kennzeichen einer wohlkonstituirten Gesellschaft genügen und der erste nur als eine seiner Bedingungen aufgeführt werden. Aber dies erweise sich unzureichend, weil es für den gesuchten guten Zustand nicht genüge, Verbesserungen anzustreben, sondern gleichmäßig nothwendig sei, Verschlechterungen zu verhindern. Der Gegensatz, welchen die Worte ausdrücken wollen, liege überhaupt nicht in den Einrichtungen, sondern in dem regierenden und verwaltenden Personal. Aber die Eigenschaften der regierenden Menschen sind hier nicht zu untersuchen, und ferner bedarf es gar keiner Vorkehrung für Vertretung des abstrakten Gegensatzes in den Persönlichkeiten einer Regierung, da der Natur der Sache nach diese überall aus Jungen und Alten, sowie aus Personen entgegengesetzten Temperaments zusammengesetzt sein werde. Ein anderer Gesichtspunkt ist: daß die Güte oder Schlechtigkeit jeder Regierungsform und Verfassung von den Eigenschaften des Volkes abhängt, für die sie bestimmt ist. Eine Regierungsweise ist gleichzeitig 1) ein wichtiger Einfluß auf Bildung der Menschen und 2) ein Inbegriff von Regeln für Ausführung von Geschäften. In der erstangeführten Beziehung ist der wohlthätige Einfluß einer Verfassung hauptsächlich indirekt, darum aber keineswegs weniger wichtig und

*) On Representative Government. Dritte Auflage. London, 1865. Vgl. Nr. 31 u. 33 des „Magazin."

einschneidend — während der schädliche Einfluß sich unmittelbar geltend machen kann. Besonders in der angeführten ersten Beziehung muß die Regierungsform für verschiedene Stadien der Entwickelung verschieden sein. Ganz rohe Völker brauchen Despotismus, um vor allen Dingen gehorchen zu lernen, — Sklaven, die zur Freiheit zu erziehen: eine Regierung vermittelst des Gängelbandes ꝛc.

Um also das gesuchte Kriterium zu finden, müßte man alle Entwicklungsstadien ins Auge fassen — nicht nur die der Vergangenheit, sondern auch die möglichen und zukünftigen. Erst dann könnte ein absolutes Ideal aufgestellt und nachdem dies gefunden, könnten die Umstände theoretisch festgestellt werden, welche für dessen Verwirklichung nothwendig sind. Danach wird ferner beurtheilt werden müssen, welche Regierungsformen der idealisch besten im Falle ihrer Unanwendbarkeit zu substituiren sind. Diese diskursive Untersuchung schließt der Verfasser mit der Erklärung: Er habe das Ideal gefunden in einer oder der andern Art der Repräsentativregierung.

Der nächste Abschnitt, der sich mit dem Beweise beschäftigt, beginnt mit Widerlegung der oft gehörten Behauptung, daß der Despotismus unter einem guten Despoten die beste Regierungsform. Ein guter Despot ist eine Unmöglichkeit, weil der Begriff übermenschliche Urtheilskraft und Arbeitsfähigkeit voraussetzt. Wenn er möglich wäre, würden unter seiner Regierung die nicht geübten Fähigkeiten des Volks verkommen, worauf dessen Verfall und Eroberung durch ein anderes Volk nothwendig folgen müßte. „Ein Uebel gegen das andere gehalten, ist in einem Lande, das nicht auf den niedrigsten Stufen der Civilisation steht, ein guter Despotismus schädlicher, als ein schlechter, weil er die Energie der Gefühle und Gedanken des Volkes mehr abschwächt und entnervt. Der Despotismus des Augustus bereitete die Römer auf Tiberius vor. Wäre nicht die ganze Spannung ihres Charakters durch die milde, fast durch zwei Menschenalter dauernde Sklaverei erschlafft gewesen, so würden sie wahrscheinlich noch Muth genug gehabt haben, gegen die gehässigere Form der Knechtschaft zu rebelliren." — Dieser Auszug würde zu ausführlich werden, wenn ich dem Verfasser durch den scharfsinnigen und in seinen Einzelheiten anziehenden Beweis des Satzes folgen wollte: daß die beste Regierungsform die, in welcher die Souverainetät der Gesammtheit aller zum Gemeinwesen gehörigen Personen beiwohne, weil a) die Geschäfte am besten verwaltet würden, b) diese Theilnahme aller Personen an dem öffentlichen Wesen auf Bildung des Charakters der Einzelnen den heilsamsten Einfluß üben müßte. Nach einer Digression über die Vorzüge des activen vor dem passiven Charakter, schließt der Autor mit den Worten: „Aber da in einer Gemeinde, die die Gränzen einer einzelnen mittelgroßen Stadt überschreitet, nicht Alle persönlich an den öffentlichen Geschäften Theil nehmen können, so muß das Ideal einer guten Regierung die Regierung erwählter Volksvertreter sein."

Aus den bereits angeführten Gründen und weil diese Auslassung dem Verständniß der folgenden Entwicklung keinen Eintrag thun wird, versage ich mir den Inhalt der nächstfolgenden Betrachtung: „Unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen Repräsentativregierung unanwendbar" darzulegen. Diejenigen Leser, denen das Werk zugänglich, erlaube ich mir nur auf einen Vergleich zwischen dem französischen und dem englischen Nationalcharakter aufmerksam zu machen. Die Nachbarn über dem Kanal werden darin so milde als die Natur des Vorwurfs es erlaubt, als „Stellenjäger" bezeichnet, während die Landsleute gegen den Vorwurf des Servilismus vor ihrer Aristokratie mit sehr scheinbaren Gründen in Schutz genommen werden.

„Die eigentlichen Funktionen der Repräsentativ-Regierung" findet unser Autor nicht in der Verwaltung der Geschäfte, sondern in der (in England mittelbaren) Wahl des Hauptes der Verwaltung, der seine Gehülfen zu wählen hat — nicht in der Gesetzgebung, die sachkundigen Ausschüssen übertragen werden sollte, denen die in der Versammlung gestellten Anträge als Material dienen. Aber diese Versammlung der Volksvertreter hat auf jene beiden Zweige entscheidenden Einfluß auszuüben, und hat zu diesem Behufe das Recht, Gesetze vorzuschlagen, zu genehmigen, zu verwerfen oder zur Aenderung zurückzuschicken, ferner die ersten Verwaltungsbeamten sowohl, als die Mitglieder des Gesetzgebungs-Ausschusses ein- und abzusetzen. Als eine wesentliche Funktion wird ferner hervorgehoben das **Schwatzen** (talking) le bavardage. Daraus haben die Regierenden die Meinung des Landes, das Land seine Vertreter und seine eigne Meinung kennen zu lernen.

Unter den „Schwächen und Gefahren der Repräsentativ-Regierung" wird vorallem Andern Klassen-Gesetzgebung, die Gesetzgebung im Interesse Einer Klasse der Bevölkerung, hervorgehoben, welche durch die Majorität der Repräsentanten vertreten ist. Das Recht und die Zweckmäßigkeit gewinnen in den meisten Fällen nur dadurch den Sieg, daß einem Theil der Versammlung, welcher an Durchsetzung des Unrechts ein Interesse hat, ein anderer Theil mit entgegengesetztem Interesse gegenübersteht. So können Diejenigen, die das Rechte nur um seiner selbst willen wollen, nach hinlänglicher Erörterung und Agitation stark genug werden, um der Waage zu Gunsten der Privatinteressen, die mit ihnen zusammengehen, den Ausschlag zu geben. Es muß daher dafür gesorgt werden, daß entgegengesetzte Interessen sich in der Repräsentation das Gleichgewicht halten.

In dem Abschnitt „Repräsentation der Minoritäten" nimmt Mill den von Hare*) vorgeschlagenen Plan an. Nach demselben schreibt jeder Wähler eine beliebige Anzahl von Kandidaten auf einen Zettel unter dem ausdrücklichen Verständniß des Vorrangs nach der Reihenfolge. Sämmtliche Wahlzettel einer Ortschaft werden von der Localwahlbehörde gesammelt und einem Central-Wahlbureau übersandt, das bis zu einem bestimmten Termin die sämmtlichen Wahlzettel des Landes empfängt. Dasselbe zieht sie aus und erklärt die Wahlen als vollzogen nach folgenden Regeln: Jeder Name, der soviel Stimmen erhalten hat, als die Gesammtzahl aller mitwirkenden Wähler, dividirt durch die Zahl der zu wählenden Volksvertreter, beträgt, ist gewählt. Mehr Stimmen werden nicht zu gut gerechnet, weniger reichen nicht aus, da zuerst nur die ersten Namen der Stimmzettel in Betracht kommen; erst wenn diese nicht zureichen, die zweiten, und sofort — so nehmen die Chancen der Kandidaten in dem Verhältniß ab, als die Reihenfolge ihrer Namen auf den einzelnen Wahlzetteln zunimmt. Die Vortheile dieses Wahlmodus sind: 1) Während gegenwärtig — alle Wahlbezirke als gleich groß und die Anzahl der activen Wähler für jeden Vertreter als gleich gesetzt — ein geringer Ueberschuß über die Hälfte aller activen Wähler zur Wahl aller Vertreter — und Einer über die Hälfte der Vertreter zur Fassung eines Beschlusses der Versammlung hinreicht, — folglich

*) Hare, Treatise on the Election of Representations. 1. ed. 1859, 2. 1860.

das gesammte Volk durch Beschlüsse gebunden werden kann, welche von einem kleinen Ueberschuß über Ein Viertel aller Wähler ausgehen — werden bei diesem Wahlmodus die Beschlüsse den Absichten einer verhältnißmäßigen größern Zahl der Wähler entsprechen müssen. 2) Für ausschließlich örtliche Wahlbezirke werden bei dem jetzt üblichen Wahlmodus oft tüchtige Kandidaten wenig Chance haben und sich daher entweder nicht melden, oder von den Wählern ganz unbeachtet bleiben, weil Diejenigen, die ihnen günstig, sich lieber der Wahl enthalten, als sich der Mühe des Abstimmens ohne Aussicht auf Erfolg unterziehen. Hervorragende Männer machen sich Feinde. Oft mag es ihnen und ihren Freunden an Geschicklichkeit in Handhabung der Maschinerie fehlen, deren es für Durchsetzung örtlicher Wahlen bedarf. Bei dem vorgeschlagenen Wahlmodus bleibt aber noch Aussicht auf Durchsetzung der Wahl, selbst wenn sie in einzelnen Oertlichkeiten scheitern sollte. Dadurch würde also 3) hervorragenden Personen eine neue Aussicht, zu Vertretern gewählt zu werden, geöffnet, während jetzt für die Mittelmäßigen, die sich keine Feinde machten, die Wahrscheinlichkeit des Erfolges am größten wäre.

Merkwürdigerweise soll dieser Plan der Minoritäts-Vertretung schon, bevor er von Hare entworfen wurde, durch die Gesammtconstitution für Dänemark mit gutem Erfolge (?) zur Ausführung gebracht worden sein.

Erlauben Sie mir, hier meinen Auszug durch einige Bemerkungen über das Werk zu unterbrechen. Die Art, in der der Verf. seinen Gegenstand erörtert, ist, wie Sie sehen, zugleich weniger systematisch und weniger gerade auf sein Ziel zugehend, als in den früher besprochenen Arbeiten. Er beginnt dieses Buch über Repräsentativ-Regierung, ohne stricte zu erklären, was er unter dem Worte versteht, mit einer Erörterung der Frage, ob Staaten Naturproducte oder Erzeugnisse des menschlichen Willens sind. In welcher Beziehung diese Untersuchung zum Gegenstande des Buches steht, überläßt er dem Leser für sich selbst zu ermitteln.

Gleichmäßig wird der durch die Ueberschrift des dritten Kapitels verheißene Beweis: „daß die idealisch beste Regierungsform Repräsentativ-Regierung ist", keinesweges in der Weise geführt, die der Vf. selbst als die natürlichste empfohlen hat (über Utilitarianismus; cf. Nr. 31 p. 423, erste Spalte des Magazins f. d. Lit. d. A.). Um seine eigene Regel zu befolgen, hätte er zuerst darlegen müssen, was der Zweck des Staats ist; dann würde er nachzuweisen gehabt haben, daß dieser Zweck durch Repräsentativ-Regierung am besten erreicht wird; aber weit entfernt, dies zu thun, beginnt er diesen Theil mit der an sich eben so richtigen als treffend ausgeführten Widerlegung der oft gehörten populären Behauptung: ein guter Despotismus sei die beste Regierungsform.

Im Allgemeinen hat sich Mill in diesem Buche von der methodischen Untersuchungsweise ab- und der discursiven Erörterung zugewendet. Die Schrift dient ihm zu einem bequemen Mittel, über verschiedene öffentliche Fragen seine Meinung auszusprechen; die Form theoretischer Untersuchung scheint fast nur so weit beibehalten, als sie dazu beitragen mag, das Werk anziehender zu machen.

Daß Mill deshalb hier nicht getadelt werden soll, versteht sich wohl von selbst. — Ein Anderes ist es, tiefe Wahrheiten zu verkünden, unbekümmert darum, von wie Vielen der Zeitgenossen sie verstanden werden, in sicherem ungetrübtem Vertrauen auf die Dankbarkeit der besser unterrichteten Nachwelt — und wieder ein Anderes, zu mitlebenden Landsleuten zu sprechen, mit dem Wunsche, auf die Bildung ihrer Ansichten Einfluß zu üben, oder zur Lösung schwebender praktischer Probleme einen Beitrag zu liefern und dadurch in einer und derselben Handlung einer Pflicht zu genügen und ein Recht zu üben. — Vielleicht pflichten mir einige Leser darin bei, daß durch die ganze Weltgeschichte die Anzahl der selbstlosen, auf das Verständniß ihrer Zeitgenossen verzichtenden Verkünder von Wahrheiten, wenigstens außerordentlich gering ist*) — wenn solche Charaktere überhaupt möglich — und nicht entweder aus dem Wahn der Hauptperson oder der Vergötterung einer Schule geboren werden.

Wie dem aber auch sein möge, — Schriftsteller wie Redner müssen die Sprache ihres Publikums reden; ihre besten Argumente verlieren ihren Werth, wenn sie die Fassungskraft desselben übersteigen; auf alle Fälle müssen sie daher wenigstens bei den Ansichten anfangen, welche Leser und Hörer mit ihnen theilen. Den bedeutendsten scheint dies am leichtesten zu werden. Gerade diese werden am wenigsten durch angenommene (und daher falsche) Bescheidenheit bestimmt. Sie können nie vergessen, daß wie das Wort in jeder Anrede zum gewissen Theile ein Erzeugniß des Angeredeten, so jedes treffende und darum echte Wort des Redners und Schriftstellers ein unmittelbares Erzeugniß der Wechselbeziehung zwischen ihm und seinem Publikum sein muß.

Um nun auf Mill zurückzukommen, — so mag das Abweichen von seiner früheren Methode — dieses Herabsteigen vom Katheder zur Discussion — eine Phase in der Entwickelung des Schriftstellers bezeichnen — dem Wunsche entsprungen, einem größeren Kreise verständlich zu werden, sei es um der Sache selbst willen, oder als Mittel, dadurch zu einer öffentlichen Stellung zu gelangen; Alles dies erklärt den Unterschied jedoch nicht vollständig.

Aus dem, was über den Utilitarismus gesagt war, erhellt, daß die Bentham'sche Glückseligkeits-Theorie zu einer Grundlage der Ethik nicht ausreicht, weil die Ideen der Freiheit, des Rechts, der Wahrheit und Schönheit daraus nicht abgeleitet werden können. — Es scheint mir, daß Mill sich hier die Frage: Was ist der Zweck des Staats? wohl vorgelegt, aber die Antwort: „die Beförderung des größten Glücks der größten Anzahl Menschen" doch ein wenig zu kahl und unfruchtbar gefunden hat und daß diese Wahrnehmung einen der Beweggründe bildete, die ihn dazu bestimmten, dieser Schrift ihre gegenwärtige Form zu geben.

In Bezug auf das oben zuletzt besprochene Hare'sche Wahlsystem wird kaum bestritten werden, daß diese Art der Minoritätswahlen ihre sehr empfehlenswerthe Seite hat. Wo immer die Gefahr obwaltet, daß die Mittelmäßigkeit sich der Volksvertretung bemächtige, durch Mangel an Einsicht und Mangel an Willenskraft den Staat in Schaden bringe — ist gewiß dieser Wahlmodus ein wenigstens theilweises Heilmittel. Für England aber, wo alles geschichtlich Gewordene in so hohem Ansehen steht, und die Wahlkreise eben sowohl, wie jede einzelne Function der Selbstregierung des Volks, auf dem Kirchspiele beruhen, dieser örtlich in der verschiedensten Ausdehnung abgegränzten, individuell ausgeprägten untersten Kollektiveinheit des Demos, ist jeder Vorschlag, der es auf Mißachtung oder Beseitigung der wichtigen Grundeinheit ansieht, radikal

*) Isaac Newton, der durch lange Jahre seinen Mund nicht bis zum Lächeln verzogen hat, war gleichwohl höchst empfindlich in Bezug auf die Meinungen, die seine Zeitgenossen über ihn hatten.

revolutionär, und Mill hat bei allen dahin einschlagenden Vorschlägen doch zu wenig in Betracht gezogen, was die Vertheidiger der alten Landmarken für dieselben anzuführen im Stande sind.

Nach dieser kritischen Abschweifung kehre ich zur Berichterstattung über den Inhalt des Buches zurück. In dem nächsten Abschnitt wird die Frage untersucht, ob das Stimmrecht der Wähler gleich oder ungleich sein soll, und für Ungleichheit entschieden. Nach unserm Autor gehört es zum Wesen der Demokratie, der Majorität unbeschränkte Gewalt zu verleihen. Sollte nun die Majorität aus Einer Klasse der Bevölkerung bestehn, so würde der Staat im ausschließlichen Interesse dieser Klasse regiert werden und an allen Uebeln der Klassenherrschaft zu leiden haben. Auf die vernünftige Mäßigung und Selbstbeschränkung der Klasse dürfe man nicht rechnen; denn wenn derartige Zügel ausreichend wären, so bedürfte es gar keiner theoretischen Untersuchung*): die angeführte Eigenthümlichkeit ist ein demokratischen Verfassungen beiwohnender Uebelstand, der beseitigt und unschädlich gemacht werden muß. Das Mittel dazu ist aber keineswegs Einschränkung des Stimmrechts. Die Ausschließung der niedrigsten Klasse ist ein großes Unrecht, weil es diese Klasse des bildenden Einflusses beraubt, der ihr besonders nothwendig. Zum Beleg wird eine Stelle des dem Parlament erstatteten Berichts über die Gewerbe-Ausstellung in Newyork angeführt, welcher die Vorzüge der Arbeiter Amerikas vor denen Englands beleuchtet. Und doch habe Amerika den großen Fehler, daß dort der Demos, der ausschließliche Verleiher von Macht, durch niedrige Schmeichelei verwöhnt und verderbt werde. Das Interesse der Ausgeschlossenen am Staat ist geringer, als das der Wahlberechtigten, und daher der bildende Einfluß desselben auf die Ersteren bedeutend geringer. Die Ausgeschlossenen verhalten sich zu den Berechtigten wie die Zuhörer in einem Gerichtshof zu den zwölf Geschworenen. Das Wissen der Ausgeschlossenen vom Staat und ihr Interesse an demselben mag nach dem Wissen und Interesse eines englischen Frauenzimmers aus dem Handwerkerstande im Verhältniß zu der Kenntniß und dem Interesse ihres Bruders und ihres Ehemanns ermessen werden. Gleichwohl will Mill ausgeschlossen wissen 1) Diejenigen, die der ersten Elementarkenntnisse ermangeln, deren Besitz von dem Wahlkommissarius leicht summarisch ermittelt werden kann. 2) Diejenigen, die Nichts zu den Staatsabgaben beitragen (er verlangt sogar Beitrag zu *direkten* Steuern und motivirt dies sehr gut), aber auf jeden Fall Almosen-Empfänger. So würden bald Alle, mit Ausschluß einer sehr geringen, die letzte Kategorie einschließenden Zahl das Wahlrecht haben. Dann aber würden wenigstens in England die Majorität der Wähler Handarbeiter sein. Hier drohe die Gefahr der Gesetzgebung und Regierung durch Eine Klasse. Dagegen ist ihm das einzige Mittel *Ungleichheit des Wahlrechts*. — Dies hat keineswegs den Nachtheil der Ausschließung, soll nicht nach dem Vermögen, sondern nach den Graden der Befähigung durch Kenntnisse regulirt werden. Zum Unterrichte und zur Ermittelung der Kenntnisse sind ihm ein allgemeines National-Erziehungssystem und allgemeine, regelmäßig stattfindende Prüfungen desiderata. In Ermangelung derselben soll das Wahlrecht nach Beschäftigung und Beruf regulirt werden; so würden dem Arbeitgeber mehr Wahlstimmen als dem Aufseher, diesem mehr als dem Arbeiter zukommen, dem Banquier, dem Großhändler mehr als dem Krämer. Gelehrter Beruf, Universitätsgrade 2c. 2c., sowie öffentliche Prüfungen würden Titel zur Begründung einer stufenweise steigenden Mehrheit der Wahlstimmen abgeben. Vorkehrungen sind vorgeschlagen zur Verhinderung von Täuschung, sowie dafür, daß auch der Aermste zum Beweise seiner vollen Qualifikation nach seinen Kenntnissen zugelassen werde. In England, sagt Mill, könne dieser Plan des abgestuften Stimmrechts vorläufig nur auf wenige Freunde zählen; die Zeit sei aber nicht fern, wo nur zwischen allgemeinem *gleichen* und allgemeinem *ungleichen* Stimmrecht die Wahl bleiben werde; dann würde das letztere sich durchsetzen. — Jeder gesellschaftliche Fortschritt beseitigt Ausschließungen. Diese Richtung, der Unrecht und Irrthum nicht nachzuweisen, führe mit Nothwendigkeit dahin, daß kein menschliches Wesen an der ehrlichen Benutzung seiner Kräfte gehindert werden dürfe. — Auch *Frauen* haben ein Interesse am Staat und müssen daher das Stimmrecht haben. Männer sowohl als Weiber bedürften das Recht, nicht um selbst zu regieren, sondern sich gegen Mißregierung zu schützen. „Menschlichen Wesen wird durch Abnahme der Fesseln eine Wohlthat erwiesen, selbst wenn sie nicht umherzugehen beabsichtigen."

Eine große Verbesserung in der Stellung der Frauen würde schon dadurch bewirkt werden, daß sie nicht mehr durch das Gesetz für unfähig erklärt würden, eine Meinung zu haben, nicht mehr von der Theilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ausgeschlossen würden. Einzeln genommen würde es eine Wohlthat für sie sein, daß sie etwas zu vergeben haben, auf welches ihre männlichen Verwandten kein Recht haben, und wonach sie gleichwohl großes Verlangen tragen. Ebenso würde es sich sehr wohlthätig für sie erweisen, daß der Mann genöthigt würde, die Angelegenheit mit seiner Frau zu besprechen und daß die Wahl (des Abgeordneten) nicht mehr sein ausschließliches, sondern ein gemeinschaftliches Geschäft beider Gatten sein würde. Es wird gewöhnlich außer Acht gelassen, wie wesentlich schon die Thatsache, daß sie unabhängig von ihm einen Einfluß auf die Außenwelt üben kann, ihre Würde in den Augen eines gemeinen Mannes erhöht und sie zum Gegenstande größerer Achtung macht, als die ausgezeichnetsten persönlichen Eigenschaften zu thun vermöchten. Die Wahlstimme selbst würde dadurch an Werth gewinnen. Der Mann würde oft genöthigt sein, ehrliche Gründe für seine Abstimmung zu suchen, um seine aufrichtigere Genossin zu bewegen, bei derselben Fahne zu bleiben. Der Einfluß der Frau würde ihn oft sich selbst treu erhalten. Freilich würde derselbe auch oft für die Eitelkeit und die weltlichen Interessen der Familie geltend gemacht werden. Wo dies aber geschehen würde, wenn die Frau Stimmrecht hätte, geschieht es auch jetzt schon, und um so sicherer, da gegenwärtig Politik ihr ein zu fremdes Feld ist, um begreifen zu können, daß es sich darin um einen Ehrenpunkt handeln kann . . . „Gebt der Frau Stimmrecht und sie wird fühlen, daß es sich um einen Ehrenpunkt handelt, lernen, Politik als einen Gegenstand zu betrachten, über den sie sich eine Meinung bilden darf, und daß sie dieser Meinung gemäß handeln muß. Sie wird sich ihrer persönlichen Verantwortlichkeit bewußt werden und nicht länger die Meinung hegen, daß, was immer für üble Einflüsse sie üben mag, ganz in der Ordnung ist, wenn der Mann nur überredet werden kann, der mit seiner Verantwortlichkeit Alles deckt. Nur wenn sie er-

*) Mit den Worten des Originals, welche den praktischen Zweck, den Mill hier vor Augen hatte, implicite bestimmen: If checks of this description are sufficient, the philosophy of constitutional government is but solemn trifling.

muthigt wird, sich eine eigne Meinung und eine vernünftige Vorstellung von den Gründen zu bilden, welche ihr Gewissen gegen die Versuchungen des persönlichen oder Familien-Eigennutzes stärken sollten, kann sie aufhören, als störender Einfluß auf das politische Gewissen des Mannes zu wirken. Ihr indirekter Einfluß hört nur dann auf, politisch schädlich zu wirken, wenn sie das Recht erlangt, direkten Einfluß zu üben."

Um unserm Autor gerecht zu werden, habe ich seine Gründe für die Emanzipation der Frauen ohne wesentliche Auslassung wiedergegeben. Aber ich kann seiner Meinung, die auf der Annahme beruht, daß die Stellung der Frauen in bestimmten Lebenskreisen verbessert werden sollte, nicht beipflichten.

Die Gattin, die Mutter, die Herrin des Hauses und Hüterin der Sitte bedarf keiner politischen Rechte und verlangt sie nicht. Wer sie ihr gegen ihren Willen vindiciren will, muß sich fragen, ob er dadurch nicht die Stellung zerstören würde, welche die Natur der Frau angewiesen, die Geschichte civilisirter Völker ausgebaut und bestätigt hat. Um für die Emanzipation in die Schranken zu treten, hätte Mill damit anfangen müssen, die angedeuteten Gründe der Gegner zu widerlegen. Er hat den Fehler begangen, sie ganz unbeachtet zu lassen.

Doch mag vielleicht eingeräumt werden, daß kein Grund vorhanden, ledigen Frauenzimmern die politischen Rechte der Männer vorzuenthalten.

Frankreich.

Der Zusammenhang der menschlichen Empfindungen mit dem körperlichen Herzen.

Kein Geringerer als Claude Bernard, unbestritten der größte Physiologe des heutigen Frankreich und der genialste Schüler Magendie's, durfte es wagen, den fast zur Mythe gewordenen Zusammenhang zwischen den Empfindungen und dem körperlichen Herzen wieder physiologisch zu untersuchen; kein Geringerer durfte es wagen, ohne billigen Spott auf sich zu ziehen seitens vieler Gelehrten und aller gelehrten Laien, die ja seit lange wissen, daß das Herz ein bloßer Muskel ist, der das Blut treibt, zwar ein unermüdliches, sehr nützliches, sehr nothwendiges Organ in der menschlichen Maschinerie — aber ein untergeordnetes, nichts weiter! Claude Bernard untersucht diesen Zusammenhang und behauptet ihn, allerdings nicht in einem medizinischen Fach-Journal, sondern in der Revue de deux Mondes — aber wir können versichern: die Resultate, zu welchen er kommt, werden vor der Kritik der Fachmänner unangefochten bestehen.

Wir bedauern aufrichtig, daß der geringe Raum, welcher für diesen Gegenstand in diesem Journal von uns beansprucht werden kann, uns nöthigt, nur die wesentlichsten Gedanken aus der Studie von Claude Bernard herauszuheben; aber wenn wir in Folge dessen auch gezwungen sind, einen mehr populär medizinischen als philosophischen Aufsatz zu schreiben, so wird der geehrte Leser diesen philosophischen Theil wohl leicht selbst ergänzen können:

Für den Physiologen, sagt Herr Bernard, ist das Herz das Organ, welches das Blut durch die Adern treibt; aber durch ein ganz besonderes Privilegium, das sich bei keinem anderen Körperorgan wiederholt, ist das Wort Herz mit einer Reihe von Ideen, die sich daran knüpfen, aus der Sprache des Physiologen in die Sprache des Dichters, des Schwärmers, des Weltmanns übergegangen. In den letzten Jahrhunderten hat das Wort „Herz", in übertragener Bedeutung genommen, allen Zusammenhang mit dem ursprünglichen Sinne verloren — aber hat die Physiologie wirklich ein Recht, die Illusionen, wie man sie genannt hat, als bloße Illusionen aufzufassen? Besteht wirklich ein vollständiger Gegensatz zwischen der Wissenschaft und dem Gemüth?

Wir denken: nein!

Vor allem Anderen hat das Herz allerdings die Funktion eines nie ermüdenden mechanischen Pumpwerks; es theilt allen Organen und Geweben unseres Körpers das Leben zu, indem es ihnen den unentbehrlichen Nahrungssaft zuschickt. Aber es ist bei dieser Thätigkeit des Herzens Vieles, was dasselbe ganz außerhalb des Ranges der übrigen Organe stellt.

In der Entfaltung des gesammten thierischen Körpers tritt in der Regel ein Organ erst dann in Funktion, wenn es seine eigene Entwickelung vollendet hat; es giebt Organe, die sogar erst lange nach der Geburt zur Thätigkeit kommen und lange vor dem Erlöschen des Lebens ihre Thätigkeit wieder einstellen. Das Herz hingegen ist ein Organ, das zuerst in Funktion tritt vor allen übrigen, und diese Funktion beginnt, lange bevor es zur eigenen Vollendung gekommen ist. Es ist ein hübscher Anblick, die Entstehung des Herzens zu betrachten. Bei einem Hühnerei, das 26 oder 30 Stunden dem Brüten ausgesetzt gewesen, erblickt man auf dem Keimfelde einen kleinen Punkt, an dem man seltene und kaum wahrnehmbare Bewegungen konstatiren kann; bei einem weiteren Fortschritt der Entwickelung des Hühnchens werden die Bewegungen häufiger und ergiebiger, es entwickeln sich Arterien und Venen, es bildet sich Blut — der große Rahmen, in welchem sich der Kreislauf bis zum Lebensende des Geschöpfes vollziehen soll, ist fertig. Indem das Herz für die Ernährung des kleinen Organismus sorgt, wächst es selbst und erlangt allmählich seine endgültige Gestalt. Es rastet nie, während alle anderen Organe einen Wechsel von Thätigkeit und Erholung zeigen; es ist dem Organismus präexistent und bei dem natürlichen Tode der Organe ist es dasjenige, welches seine Funktionen zuletzt einstellt.

Das Herz hat, gleich allen anderen Muskeln, eine Reihe von Nerven, welche dasselbe mit dem Central-Nervensystem verbinden. Die Beziehung der Nerven und Muskeln besteht darin, daß die Muskeln erschlafft sind, sobald ihre Nerven sich in ruhigem Zustande befinden und daß die Muskeln thätig sind, d. h. sich zusammenziehen, sobald die Nerven gereizt werden. Setzt z. B. der Reiz des freien Willens die Nerven etwa eines Armes in Thätigkeit, so erweckt diese Thätigkeit die entsprechende der Muskeln, d. h. der Arm wird bewegt.

Allein dies Gesetz gilt für das Herz nicht; es gilt vielmehr gerade das umgekehrte: sobald die Nerven des Herzens sich in ruhigem Zustande befinden, schlägt das Herz und verharrt in Funktion; sobald die Herznerven gereizt werden, steht das Herz plötzlich und in erschlafftem Zustande still. Es ist dies einer der Punkte, von welchem aus wir im Verlauf unserer Darstellung den Einfluß des Herzens auf die Empfindungen nachweisen werden.

Diese eigenthümliche Abweichung des Herzens von allen anderen Muskeln erleidet verschiedene Variationen, je nach der verschiedenen Reizbarkeit des Thieres (an welchem man unmittelbar nach seinem Tode experimentirt), und je nach der verschiedenen Stärke des Reizes (man bedient sich gewöhnlich eines schwachen elektrischen Stromes). Bei den empfindlicheren höhe-

ren Thierklassen (z. B. Säugethieren) bleibt das Herz nach Reizung seiner Nerven sofort stehen; bei den Amphibien aber gehorcht es erst nach einer gewissen Zeit dem lähmenden Nerveneinfluß. Sobald der elektrische Strom nicht mehr wirkt, erscheinen die Herzschläge wieder und in rascher Frequenz; hatte jedoch der Strom sehr kräftig eingewirkt oder war die Lebensfähigkeit des Herzens nur noch gering, so erwacht es nicht wieder zur Thätigkeit.

Dieselbe Wirkung, welche der elektrische Strom auf das sterbende Herz oder den sterbenden Muskel des eben getödteten Thieres ausübt, zeigen an dem lebenden Muskel oder Herzen zwei mächtige Reize, die beständig zur Wirkung kommen können, der Wille und das Gefühl. Nur wirken nicht beide auf alle Muskeln; der Wille z. B., welcher alle Muskeln des Rumpfes und der Glieder in Thätigkeit versetzen kann, hat auf das Herz keinen unmittelbaren Einfluß. Das Gefühl hingegen wirkt in gleicher Weise auf die willkürlichen Muskeln wie auf diejenigen, über welche der Wille keine Macht hat. Das Gefühl erzielt diese Wirkung nicht durch unmittelbaren Einfluß auf die Muskeln, sondern auf einem Umweg, nämlich durch Uebertragung seines eigenen Reizes auf die Bewegungs-Nerven; die Uebertragung erfolgt ohne Einwirkung und ohne Wissen des Willens. Man nennt diese Bewegungen, welche durch Uebertragung von Gefühlen ohne Zuthun des Willens hervorgerufen werden, Reflex-Bewegungen.

Solche durch Gefühle hervorgerufene Reflex-Bewegungen finden sich in fast allen Muskelgruppen: bei hellerm Licht bewegen wir die Augenlider (Blinzeln), bei scharfem, stechendem Geruch eine Reihe von Athem-Muskeln (Niesen), bei frohen Empfindungen eine andere Reihe (Lachen), bei plötzlicher Berührung eines kalten, feuchten Gegenstandes (z. B. eines Frosches) zucken wir zurück.

Bei der eigenthümlichen Wirkung der Herznerven auf dieses Organ, die wir oben erwähnt, bewirken die Gefühle keine Reflex-Bewegungen des Herzens, sondern Reflex-Hemmungen der sonst perpetuirlichen Bewegung und wenn wir z. B. weiter unten sagen werden, daß ein schmerzliches Gefühl das Herz zum Stillstehen bringt, so wird der geehrte Leser wissen, daß wir das physiologisch erklären durch eine Uebertragung der Gefühls-Erregung auf die Bewegungsnerven des Herzens.

Wir haben bereits hervorgehoben, daß derselbe elektrische Reiz bei einem tiefer organisirten und darum weniger empfindlichen Thier (Frosch) nur eine geringe und langsam eintretende Störung der Herzthätigkeit hervorruft — derselbe, durch welchen bei einem höher organisirten Thier (Säugethier) ein vollständiges Stillstehen des Herzens erfolgt. Dasselbe gilt von den Empfindungen: beim Frosch bringt man das Herz nicht zum Stillstehen, wenn man die Haut kneipt, bei manchen Hunden hingegen erfolgt jene Wirkung sofort; es erfolgt sogar die Wirkung zuweilen schon, wenn das Thier bei der Einwirkung auf seine Haut gar nicht einmal Schmerz empfindet. Das Nervensystem des Menschen ist in seinen Verzweigungen das komplizirteste und empfindlichste: von allen inneren Organen, von der Oberfläche und von Gemüth aus reflektiren sich Empfindungen körperlicher und geistiger Qualität auf das Herz.

Welche Folgen zeigen sich nun im Organismus, sobald die Funktion des Herzens eine Störung erleidet?

Das Herz führt in jedem Schlage neues, lebenskräftiges Blut in die Adern und durch dieselben zu den Organen; eine Unterbrechung der Herzthätigkeit bewirkt, daß das Blut langsamer oder gar nicht weiter fließt; das Lebensprinzip wird den Organen nicht in gewohnter Weise zugeführt, in Folge dessen können sie ihre Funktion nicht in gewohnter Weise erfüllen. Indeß es sind nicht alle Organe des Körpers in gleicher Weise empfindlich gegen die Störung der Blutzufuhr: am meisten empfindlich ist in dieser Beziehung das Gehirn.

Das ist ein Fundamentalsatz, der für alle Thierklassen gilt: eine Unterbrechung der Blutcirkulation unterbricht in erster Reihe die Thätigkeit des Gehirns; nur erfolgt sie nicht bei allen Thierklassen innerhalb derselben Zeiträume; bei den kaltblütigen sehr langsam, besonders während des Winters: ein Frosch bleibt mehrere Stunden in ungestörtem Befinden; bei den Vögeln und Säugethieren sehr rasch.

Beim Menschen erfolgt die Wirkung in sehr kurzer Zeit, in einigen Sekunden, man kann sagen: augenblicklich. Und ebenso rasch erfolgt die umgekehrte Wirkung: eine Steigerung der Blutzufuhr erhöht die Thätigkeit des Gehirns. Dort erfolgt eine Ohnmacht, hier entsteht eine Erregung.

Die Ohnmacht könnte man hervorrufen, indem man direkt sämmtliche Adern, welche zum Gehirn führen, unterbindet; sie könnte alsdann, ihrer Wirkung nach, von der durch Reflex-Hemmung herbeigeführten nur unterschieden werden durch ihre längere Dauer. Der Stillstand des Herzens, welcher den Verlust des Bewußtseins hervorruft, indem er das Gehirn des frisch zugeführten Blutes beraubt, bewirkt auch die Blässe des Gesichts und eine Reihe von anderen Effekten, von denen wir hier absehen können. Alle energischen und plötzlichen Gefühls-Eindrücke sind geeignet, eine Ohnmacht herbeizuführen. Physische Eindrücke auf die Gefühls-Nerven oder moralische Eindrücke, schmerzliche oder angenehme Gefühle bedingen dasselbe Resultat durch eine Unterbrechung der Herzthätigkeit. Die Dauer der Ohnmacht hängt von der Dauer des Stillstandes des Herzens ab. Je intensiver die Unterbrechung der Herzthätigkeit war und je länger sie andauerte, desto mehr verlängert sich im Allgemeinen die Ohnmacht, desto schwerer stellt sich der Herzschlag wieder her: er tritt nur unregelmäßig auf und gewinnt nur langsam seinen normalen Rhythmus. Zuweilen ist der Stillstand des Herzens ein definitiver und die Ohnmacht ist tödtlich: bei schwachen und zugleich sehr empfindlichen Individuen kann sich dies ereignen; so kann man z. B. eine Taube, die durch Hunger erschöpft ist, tödten, indem man einen ihrer Gefühlsnerven kneipt.

Die Erregung kommt durch denselben Mechanismus zu Stande wie die Ohnmacht. Bei der Erregung giebt es nämlich einen anfänglichen Eindruck, der überrascht und das Herz durch Reflexhemmung anhält; das Gehirn erhält in Folge dessen eine Erschütterung, das Gesicht wird blaß — aber dies Alles dauert nur einen Moment; das Herz erholt sich sofort, verstärkt seinen Impuls, ruft eine beschleunigte Blut-Cirkulation hervor, das Gehirn wird durch die neu ankommenden Blutwellen und Blutmengen kräftig gehoben, das Gesicht zeigt lebhafte Farben, das Auge Glanz. Unzweifelhaft war das Gehirn der Punkt, in welchem der erste Gefühlseindruck zur Geltung kam und ebenso unzweifelhaft ging von dem Gehirn durch Reflexhemmung die kurz dauernde Unterbrechung der Herzaktion aus — aber wenn auch die Erregung auf das Gehirn unmittelbar fortwirkt, so wird sie doch außerordentlich unterstützt durch die gesteigerte Herzthätigkeit, welche den Lebenssaft in reichen Strömen herbeiführt und das Leben des Gehirns steigert.

Die Beziehungen zwischen Herz und Gehirn sind also innig und beruhen auf wechselseitigem Einfluß; sie sind desto viel-

fältiger und eindringlicher, je höher der Organismus steht und je empfindlicher das Individuum ist; sie sind beständig oder vorübergehend, wechselnd mit dem Alter und verschieden nach dem Geschlecht. So entwickeln sich zur Zeit der Pubertät neue Einflüsse durch neue Gefühle und übertragen sich auf das Herz. Alle unsere Gefühle sind begleitet von Reflex-Aktionen des Herzens, und die Bedingungen der Aeußerung jener Gefühle liegen im Herzen, wenngleich das Gehirn ihre Geburtsstätte ist und ihr Sitz. In den höher stehenden Organismen ist das Leben nur ein ewiger Austausch zwischen dem Blutsystem und dem Nervensystem; der Ausdruck unserer Empfindungen vollzieht sich durch den Austausch des Herzens und des Gehirns. Der ganze wunderbare Mechanismus hängt nur an einem Faden und wenn die zwei dünnen Nerven, welche das Herz mit dem Hirn verbinden, zerrissen werden, so ist die Beziehung gebrochen und unsere Gefühle sind verwirrt.

Man wird vielleicht entgegnen: alle diese Auseinandersetzungen sind sehr materialistisch — aber diese Entgegnung ist haltlos! In der Physiologie führt der Materialismus zu Nichts und erklärt Nichts — aber ist ein Konzert weniger schön, weil der Physiker die Vibrationen der einzelnen Instrumente mathematisch berechnet? Ist ein physiologisches Phänomen weniger wunderbar, weil der Physiologe alle materiellen Bedingungen desselben auseinandersetzt? Diese Analyse, diese Berechnung ist nothwendig, sonst giebt es keine Wissenschaft.

Nur die Wissenschaft lehrt uns, daß das Herz einen reellen Eindruck empfängt von allen unseren Gefühlen und daß das Herz jedesmal reagirt, indem es das Gehirn zur Aeußerung dieser Gefühle befähigt. Der Dichter, der, um uns zu erschüttern oder zu erfreuen, sich an unser „Herz“ wendet, braucht eine Metapher, welche der physiologischen Wirklichkeit entspricht. Ein Wort, eine Erinnerung, ein Blick erwecken in uns einen tiefen Schmerz: das Wort, die Erinnerung, der Blick würden an und für sich nicht schmerzlich sein, sie werden es durch die Phänomene, welche sie in uns hervorrufen. Wenn man sagt, das Herz sei vom Schmerz gebrochen, so liegen dem sehr thatsächliche Phänomene zum Grunde: das Herz stand still von dem schmerzlichen Eindruck, es hörte auf, den lebensspendenden Saft nach dem Gehirn zu schicken. Man hat Recht, wenn man sagt, eine schreckliche Nachricht solle man nur allmählich, nicht mit einem Schlage aussprechen: unsere Experimente haben uns gelehrt, daß eine allmähliche Steigerung der elektrischen Reizung der Herznerven die Empfindlichkeit abstumpft und so eine plötzliche Unterbrechung der Herzthätigkeit verhindert. Wenn man sagt: eine lange Angst macht das Herz schwer, so liegt dieser Behauptung eine traurige Wahrheit zu Grunde; die schmerzlichen Eindrücke können, wenn sie lange andauern, das Herz nicht zum Stillstand bringen, aber sie erschlaffen und ermüden es, verzögern die Schläge, rauben ihm die Fähigkeit, sich vollständig zusammenzuziehen; das Herz ist schlaffer und weiter und es entsteht daher in der Herzgegend das Gefühl der Völle und Schwere.

Nicht anders ist es mit den freudigen Empfindungen. Ein angenehmer Eindruck, der uns trifft, durchleuchtet das Gehirn nur wie ein einziger Strahl, ohne sich in ihm aufzuhalten; aber bevor noch der Eindruck zum Bewußtsein gekommen, ist er bereits dem Herzen mitgetheilt: dieses erfährt einen kurzen Anhalt, der nur mit den feinen Instrumenten des Physiologen (aber von diesen mit Sicherheit) nachgewiesen wird; dann schlägt es kräftiger gegen die Brust, mächtiger treibt es das Blut nach dem Gehirn, das Gesicht röthet sich, die Gesichtszüge werden frisch und kräftig. Die Liebe macht das Herz schlagen — das ist nicht allein ein poetischer Ausdruck: es ist auch eine physiologische Wahrheit. Die Worte: ich liebe Dich von ganzem Herzen — bedeuten physiologisch: Deine Gegenwart oder die Erinnerung an Dich erweckt in mir einen Nerveneindruck, der sich auf mein Herz überträgt und durch dasselbe im Gehirn ein süßes Gefühl und eine leidenschaftliche Erregung hervorruft, vorausgesetzt natürlich, daß das Gefühl ein aufrichtiges ist, sonst erfährt das Herz Nichts („das Herz weiß Nichts davon“) und das Bekenntniß schwebt nur auf den Lippen. Bei dem Menschen kann das Gehirn nur durch das Herz seine Empfindungen ausdrücken. Zwei „vereinte Herzen“ schlagen in gleicher Weise unter dem Eindruck derselben Nerven-Einflüsse und bewirken so einen harmonischen Ausdruck der gleichen Gefühle.

Die Philosophen sagen: man könne sein Herz meistern und seine Leidenschaften zum Schweigen bringen; die Physiologie kann diese Ausdrücke erklären: man weiß, daß der Mensch viele Reflex-Bewegungen durch Uebung oder durch Gewöhnung zu verhindern im Stande ist; die Vernunft vermag ohne Zweifel dieselbe Herrschaft über die moralischen Gefühle zu erlangen, sie kann es wohl dahin bringen, daß ein Gefühl nicht mehr auf die Nerven des Herzens hemmend wirkt, und nicht mehr durch das Herz auf das Hirn einen Einfluß übt — aber je mehr die reine Vernunft triumphirt, desto mehr erlischt das Gefühl.

Die Nervenkraft, welche die Reflex-Aktionen zu unterdrücken vermag, ist im Allgemeinen bei den Frauen in geringerem Grade vorhanden, als bei den Männern: die Frauen sind daher physisch und moralisch empfindlicher, d. h. ihr Herz ist zärtlicher.

Die Wissenschaft widerspricht also nicht den Beobachtungen und den Angaben der Poesie, und die Annahme, daß der wissenschaftliche Positivismus die Inspiration vernichten müsse, ist unhaltbar. Eher das Umgekehrte ist richtig: der Künstler wird in der Wissenschaft eine festere Basis finden und der Gelehrte in der Kunst eine gesicherte Anschauung gewinnen. Es giebt unzweifelhaft kritische Epochen, in welchen die Wissenschaft, zugleich sehr vorgerückt und dennoch unvollkommen, den Künstler mehr beunruhigt und verwirrt, als unterstützt. Das kann vielleicht heut' in Betreff der Physiologie für den Künstler und den Philosophen Geltung haben: aber das ist nur ein vorübergehendes Stadium; ist diese Uebergangsepoche überwunden, hat die Physiologie größere Fortschritte gemacht, so werden Dichter Philosoph und Physiologe sich besser verstehen.

Zwei Bemerkungen wollen wir uns zu dem vorstehenden, wir dürfen wohl sagen: populär-klassischen Aufsatz des Herrn Claude Bernard erlauben:

„Der Eindruck der Freude oder des Schmerzes im Gehirn ist von kürzester Dauer; erst die Reflexwirkung auf das Herz bewirkt, daß die größere oder geringere Kraft seiner Thätigkeit die Empfindungen des herabgedrückten oder gesteigerten Lebens erweckt!“ Die Worte haben den Schein, als fände Herr Bernard in den Varietäten der Blutzirkulation die einzigen Ursachen der Empfindungen; er will indeß nur sagen, daß sie die verschiedenen Empfindungen unterstützen und der Zeit nach ausdehnen.

„Je mehr die Vernunft das Herz zügelt, desto mehr erlischt das Gefühl.“ Diese Behauptung betrifft kein rein medizinisches Objekt, und wir wagen in diesem Punkte Herrn Bernard zu widersprechen: der vernünftige Mensch ist leider oft genug der kältere Mensch und der reife Mann hat oft weniger Gefühl, als der Jüngling zeigte; aber die Beispiele von jugendlicher

Frische der Empfindung neben strengster Selbstbeherrschung sind zu häufig, als daß man sie für unerklärliche Ausnahmen halten dürfte. „Vereint mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick" ist keine physiologische Unmöglichkeit, und wenn sie leider eine reelle Seltenheit, so ist das zum Theil Folge unseres jetzigen Uebergangs-Zustandes in so vielen Gebieten und unserer, im Allgemeinen noch so unvollkommenen Erziehung. Wer nur oder hauptsächlich durch bittere und bitterste Erfahrungen „vernünftig" gemacht werden muß: dessen Herz schließt sich freilich zu. Daran ist aber die Bitterkeit Schuld, nicht die Erfahrung.

Dr. P.

Rußland.

Die Thronfolger in Rußland.

Die Proklamirung des Großfürsten Alexander Alexandrowitsch zum Thronfolger von Rußland erneuert das Andenken an das traurige Schicksal, welches seit vier Jahrhunderten die Erben der Zaren-Krone zu verfolgen scheint. Nachdem Iwan III. das Tataren-Joch abgeworfen und die bisherigen Kleinstaaten zu einem Großfürstenthum Moskau vereinigt hatte, wurde der Thronfolger von dem jedesmaligen Monarchen nach Willkür ernannt. Gewöhnlich ward der älteste Sohn vorgezogen, aber das patriarchalische System ließ jede beliebige Abweichung von dem Erstgeburtsrecht zu. Als Iwan III. von den Bojaren gebeten wurde, die Krone seinem Enkel Dimitri zu vermachen, den er zu Gunsten eines Sohnes aus seiner zweiten Ehe mit einer Tochter der Paläologen übergangen hatte, erwiederte der Despot: „Ich gebe Rußland wen ich will zum Herrscher." Und dies war in der That das Prinzip, nach welchem die russischen Zarewitsche die Krone erbten, bis Kaiser Paul die Thronfolge in der männlichen und nach Erlöschen derselben in der weiblichen Linie zum Reichsgesetz erhob, statt sie der Laune des regierenden Souveräns oder den Intriguen der politischen Faktionen zu überlassen.

Der erste Zar von Rußland, der berüchtigte Iwan Grosny (der Schreckliche), erschlug seinen ältesten Sohn in einem Wuth-Anfall mit einem eisenbeschlagenen Stabe, welches Verbrechen er umsonst durch Schenkungen an Kirchen und Klöster zu sühnen suchte; von Gewissensbissen gefoltert, starb er im Mönchskleide. Sein jüngster Sohn Dimitri, der designirte Nachfolger seines kinderlosen Stiefbruders Feodor I., ward von dem Usurpator Boris Godunov ermordet, und mit ihm erlosch die Dynastie der Rurikiden.

Von den Söhnen Alexis Michailowitsch's, des zweiten Monarchen aus dem Hause Romanov, starb der älteste, Alexis, sechszehn Jahre alt, noch vor dem Vater, und der zweite, Feodor III., „die Freude und Hoffnung seines Volkes", nach einer sechsjährigen Regierung im Alter von zweiundzwanzig Jahren. „Am Tage seines Todes," sagt Karamsin, „war Trauer in Moskau wie in Rom beim Hinscheiden des Titus." Der nächste Thronerbe war sein Bruder Iwan, aber sein junger Halbbruder und Mitregent Peter bemächtigte sich nach erlangter Volljährigkeit des Thrones, auf den der schwache Iwan verzichten mußte.

Das tragische Geschick des Zarewitsch Alexis, des ältesten Sohnes Peter's des Großen, ist hinlänglich bekannt. Den Reformen des Vaters abhold, entfloh er nach Wien, dann nach Neapel, wurde festgenommen und starb in einer Zelle der Festung von St. Petersburg, unmittelbar nach einem Besuch von seinem hartherzigen Vater. Ob er durch Gift, durch das Beil oder an einem durch Gemüthsaufregung herbeigeführten Schlagfluß endete, ist noch heute unentschieden. Dann erlosch die männliche Linie der Romanov mit Peter II, Sohn des unglücklichen Alexis, der in seinem fünfzehnten Jahre von den Blattern hingerafft wurde. Anna, Herzogin von Kurland, die Tochter Iwan's und Nichte Peter's des Großen, folgte nach dem Willen der Bojaren, die ihr eine Verfassung aufdrangen, in der sie sehr bald eine Lücke fand und die sie daher brevi manu beseitigte. Iwan VI., ihr Großneffe, dem sie die Krone vermacht hatte, wurde durch Elisabeth, die Tochter Peter's, gestürzt und später in Schlüsselburg ermordet. Katharina II. wurde Kaiserin aller Reussen durch den Mord ihres Gemahls, Peter's III., zu Ropscha bei Petersburg. Ihren Sohn Paul ereilte ein ähnliches Schicksal, vielleicht nicht ohne Vorwissen seines Sohnes Alexander, des ersten Monarchen, der in Folge des gesetzlichen Erbfolgerechtes zum Throne gelangte.

Der rechtmäßige Erbe Alexander's, sein Bruder Konstantin, entsagte der Krone zu Gunsten des jüngeren Bruders Nikolaus, dessen Erhebung jedoch den blutigen Aufruhr vom 26. December 1825 herbeiführte. Alexander II. ist mithin der einzige Herrscher seit Feodor III. (1682), der ruhig, durch unbestrittenes Erbrecht und in dem natürlichen Laufe der Ereignisse zum Throne gelangte; ja, sogar diese Ausnahme unterliegt einigem Zweifel, da Nikolaus I. plötzlich und unerwartet, inmitten eines Krieges, in welchem er sein Reich auf's Spiel gesetzt hatte, mit Tode abging. Und nun ist vor wenigen Monaten der Name des Cesarewitsch Nikolaus der langen Liste jugendlicher Fürsten und Thronfolger Rußlands hinzugefügt worden, die vor der Zeit dem Tode verfallen sind. Möge sein Bruder glücklicher sein und mögen die Sünden der Väter aufhören, an den Kindern heimgesucht zu werden!

Zur Geschichte und Statistik der öffentlichen Unterrichts-Anstalten.

III.

Die jüdischen Schulen.

Die im Vergleich zur Gesammtbevölkerung des europäischen Rußlands geringe jüdische Bevölkerung von 1,426,000 Seelen bildet durch die Beschränkung ihres Wohnsitzes auf die Südwestgränze des Reiches in diesen Theilen ein starkes Prozent, und ist durch das aus ihnen hervorgegangene Proletariat das charakteristische Merkmal jener Landstriche geworden.

Der Charakter dieser jüdischen Bevölkerung ist Abgeschlossenheit und Entfremdung, und derselbe wurde besonders durch die alten Schulen mit ihrer vorwiegend religiösen Tendenz begünstigt. Um dem hieraus entsprungenen fanatischen Geiste des jüdischen Unterrichtswesens entgegenzuwirken, wurde zuerst (1804 und 1835) eine Aufnahme jüdischer Zöglinge in christliche Schulanstalten gestattet, bis man die Angelegenheit 1842 einer Spezialkommission anvertraute, deren 1843 beendigte Arbeiten darauf hinausgingen, zur Bildung der jüdischen Jugend besondere Schulanstalten zu gründen, die trotz vieler Hindernisse, der Mehrzahl nach, schon am Schlusse desselben

Jahres eröffnet wurden. Als Unterhaltungsmittel wies man die Steuern auf Festtagslichte und die von den hebräischen Buchdruckereien erhobenen Steuern an.

Bisher versahen die Melamdim den gewöhnlichen Religions-Unterricht und in den von ihnen unterhaltenen Schulen (Chedarim, Sing. Cheder) war das Hebräische die ausschließliche Unterrichtssprache, während die Jeschibot's durch Auslegung des Talmud für die Heranbildung von Rabbinern sorgten. —

Durch den am 13. Nov. 1844 vorgezeichneten Plan wurden die jüdischen Schulen in drei Kategorien getheilt, die erste den Elementarschulen, die zweite den Kreisschulen entsprechend, während die dritte die den Gymnasien gleichstehenden Rabbinerschulen enthielt. — Jedoch zeigte die Bevölkerung eine so offene Abneigung gegen diese Neuerungen, daß in Rücksicht auf die unverhältnißmäßigen Unterhaltskosten die Regierung sich genöthigt sah, zur Schließung eines Theils dieser Schulen zu schreiten.

Die Rabbinerschulen sind endlich, nach beharrlichem Kampfe mit Fanatismus und Unwissenheit, zu kräftigem Gedeihen erstarkt und besonders zeigt sich seit der völligen Gleichstellung der Juden, welche die akademischen Grade eines Kandidaten, Magisters und Doktors erworben haben (27. November 1861), unter den Zöglingen der Rabbinerschulen ein neuer Aufschwung.

Dagegen ist die Zahl der zu Rabbinern entlassenen Zöglinge, welche, da die Wahl des Geistlichen von der Gemeinde abhängt und diese unter einem der allgemeinen humanen Bildung feindlichen Einflusse stehen, eine wenig gesicherte Zukunft erwartet, nur gering. Sie setzen sich, wenn sie nach Gewissen und Ueberzeugung und im Einklang mit den allgemeinen Interessen des Staates handeln wollen, einem leidenschaftlichen Kampfe mit der fanatischen Partei aus, dem sie bei energischer Begegnung zum Opfer werden.

Die jüdischen Kronschulen zweiter Kategorie, welche nur aus drei Klassen bestehen, haben, genau genommen, keine ausgesprochene Tendenz und sind wenig besucht, weil die wohlhabenden jüdischen Familien ihre Kinder in der Regel zu Hause unterrichten lassen. Auch die jüdischen Kronschulen erster Kategorie, und sie vielleicht am Meisten, leiden an mangelhaftem Besuch. Hier tragen die noch nicht überwundene Abneigung gegen die Schulreform, die große Armuth oder der Indifferentismus der Eltern die Schuld. Besonders schroff tritt dies in Mohilew und Witebsk hervor, wo die Sekte der Chassidim die stärkste Abneigung gegen alle nichtjüdische Bildung verbreitet.

Sucht man im Allgemeinen die Gründe dieser Abneigung und ihre daraus sich entwickelnden Mißverhältnisse, so finden wir sie in dem religiösen Fanatismus, in den die große Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung versunken war und von dem aus sie jede Reform als ein Attentat auf ihren Glauben, einen Angriff auf das Heiligthum ihrer uralten Tradition ansah — einer Meinung, welcher die sie geheimnißvoll beherrschenden geistlichen Oberhäupter jeden Vorschub leisteten, indem sie die Schulreform als einen Deckmantel der Proselytenmacherei verdächtigten. Auch die Melamdim, aus Furcht für ihre Existenz, suchten Mißtrauen gegen die Kronschulen zu erwecken. Alles dies sah man und hatte man vorausgesehen. Man suchte den Widerstand durch Vorrechte, die Denen, welche den vollen Lehrkursus absolvirt hatten, durch Erlassung von zehn und fünfzehn Jahren des Militärdienstes, in gewissen Fällen sogar durch gänzliche Freisprechung, ertheilt wurde, zu brechen. — Aber dennoch mangelte und mangelt die kräftige Entwickelung, auch gehemmt durch den Mangel an genügenden materiellen Mitteln, noch jetzt. Um die Frage noch einmal in die Hand zu nehmen und besonders auch ihre materielle Seite zu einer besseren Entwickelung zu bringen, ist seit dem Jahre 1857 ein besonderes Comité niedergesetzt.

1864 wurden zur größeren Verbreitung der russischen Sprache unentgeltliche jüdische Volksschulen errichtet und zwar acht in Wilna bis zum 4. März 1864, deren Unterrichtsgegenstände Lesen und Schreiben in russischer Sprache und die Anfangsgründe der Arithmetik sind. (Anzahl der Schüler 1864: 732.) Jüdische Privat-Knabenschulen bestehen zu Riga, unterhalten aus der Korobkasteuer, zu Mitau und zwei zu Berditschew, während derartige für Mädchen, für deren Bildung bei den Juden in Rußland bisher so gut wie nichts geschehen war, in verschiedenen Orten errichtet wurden. — In Kurland, wo noch keine Mädchenschule besteht, besuchen dieselben die jüdische Knabenschule in den Nachmittagsstunden. — Die Handwerkerschule in Shitomir bezweckt die Verbreitung gewerblicher Kenntnisse unter den Hebräern und ihr Schulkursus, der fünf Jahre dauert, zerfällt in einen wissenschaftlichen und praktischen Unterricht. — Auch von den alten Schulen haben sich noch Ueberreste erhalten. Die Jeschibots werden von Privatpersonen oder auf Kosten von freiwilligen Beiträgen erhalten; — ihre Bildung ist ausschließlich auf die religiösen Fächer concentrirt.

Die Talmud-Tora's als Wohlthätigkeits-Anstalten für Verwaiste und Unbemittelte sind in der traurigsten Verfassung und die von den Melamdim unterhaltenen Cheder — zum Theil heimlich und unerlaubt von nicht geprüften und vom Staat konzessionirten Melamdim geleitet — sind in eben so wenig befriedigendem Zustande.

E. O. W. Richter.

Schweiz.

Nikolaus von der Flüe.

Aus der berühmten Buchdruckerei von J. G. Fick in Genf ist eine Reihe von Publikationen hervorgegangen, welche in geschmackvoller Anordnung das Gepräge von Drucken früherer Zeiten tragen. Wie willkommen den Bibliophilen dergleichen, ist bekannt. Es kommt aber hinzu, daß die erwähnten Werke alle in Hinsicht auf ihren Inhalt interessant und werthvoll sind. Zu den neuesten Erscheinungen dieser Art gehört eine kleine Schrift über den Schweizer Einsiedler Nikolaus von der Flüe.*) Sie enthält zwei Berichte; der erste ist aus dem Deutschen in's Französische übersetzt, der zweite ist lateinisch geschrieben. Das Vorwort des Herrn Dr. Fick, welches hier folgt, giebt über beide belehrende Auskunft.

„Die Ueberlieferung läßt Nikolaus von der Flüe im Jahre 1417 geboren werden, der also über funfzig Jahre alt war, als er sich von den Seinigen trennte, um in der Einsamkeit des

*) „Deux visites à Nicolaus de Flue. Relations de Jean de Waldheim & d'Albert de Bonstetten, traduites par *Edouard Fick*, docteur en droit et en philosophie." Auf der Vorderseite des letzten Blattes: „Genève imprimerie de J. G. Fick, 1864." 12mo mit breitem Rande. 70 (71) S.

Ranft*) zu leben. Schon vor 1481, schon vor seiner glücklichen Vermittelung auf der Tagsatzung zu Stanz, hatte sein Ruf die helvetischen Kantone überschritten. In Halle an der Saale hatte ein Edelmann, Hans von Waldheim, von dem Anachoreten von Unterwalden reden gehört; auch wollte er, als ihn eine am 7. Februar 1474 begonnene Reise nach der Schweiz geführt, das Land nicht verlassen, ohne den Bruder Nikolaus (Claus) gesehen zu haben. Den in der Bibliothek zu Wolfenbüttel gefundenen Bericht über diesen Besuch hat F. A. Ebert im ersten Bande seiner: Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, 1826**) veröffentlicht und ist in J. A. Balthasar's „Helvetia" in demselben Jahre wiederholt."

„Ein anderer bekannterer Zeitgenosse, dieser Dechant von Einsiedeln, den Johann von Müller den gelehrtesten Schweizer des Jahrhunderts nennt, Albert von Bonstetten (geboren um 1445), hatte ebenfalls die Wallfahrt zu Nikolaus unternommen und gleichfalls die Feder ergriffen, um die Erinnerung an dieselbe zu erhalten. Die Blätter schienen verloren. Man wußte, daß Albert von Bonstetten — nach seiner Gewohnheit, den Regenten der Zeit seine Arbeiten, sowohl gedruckt als schriftlich, zu übergeben — an den König von Frankreich, Ludwig XI., und an den Rath von Venedig ein Leben des Bruders Nikolaus gesandt hatte, dessen Empfang ihm der Gesandte des Dogen Mocenigo, Albertus Cavallatius ab Aucha, in einem Briefe aus Lucern vom 20. Februar 1479 bescheinigt. Doch waren alle Nachforschungen vergeblich, bis 1861 Herr Jos. Baader im Archive der Stadt Nürnberg zwei handschriftliche Exemplare des von Bonstetten'schen Berichtes, von denen einer in lateinischer, der andere in deutscher Sprache abgefaßt, fand. Bonstetten hatte am 16. Mai 1485, sechs Jahre nach seiner Mittheilung an den venetianischen Gesandten, dem Magistrate und der Geistlichkeit von Nürnberg den lateinischen Text seines Reiseberichtes gesandt; am 6. Juni hatte er eine deutsche Uebersetzung hinzugefügt. Herr Baader benachrichtigte von seiner Entdeckung den P. Gall. Morell von Einsiedeln, welcher im „Geschichtsfreund" (17. Theil, 1862) den doppelten Text veröffentlichte.

„Nikolaus von der Flüe ist eine so populäre Figur, daß sein Dasein an die Legende gränzt. Die geschichtliche Kritik hat sich verpflichtet gesehen, die Ueberlieferung zu bekämpfen durch die Behauptung, daß der Einsiedler des Ranft nicht selbst auf der Tagsatzung zu Stanz erschienen und eine einfache Botschaft von ihm hinreichte, um den Frieden zwischen den Bundesgenossen zurückzuführen. Dadurch wird der Zauber des Einflusses, dessen er genoß, nur noch verstärkt. Wer sichert uns aber, ohne Berücksichtigung des Zeugnisses des naiven Waldheim und die belehrenden Blätter Bonstetten's, daß ein Zweifler den Geist der Verneinung noch mächtiger erscheinen läßt? Diese Betrachtung veranlaßt uns, am Schlusse noch an die Worte zweier anderer Zeitgenossen zu erinnern. Geiler von Kaisersberg sagt in seinem „Peregrinus": „Heilige haben sehr lange Zeit keine Nahrung zu sich genommen; auch heut zu Tage erzählt man wunderbare Dinge von Bruder Nikolaus, im Lande von Unterwalden, den ich selbst gesehen habe;" und ein Domherr von Strasburg, Peter Schott, schreibt seinem Freunde Bohuslaus von Hassenstein, in Veranlassung des Todes des Bruders Nikolaus von der Flüe, welcher am 21. März 1487 erfolgt: „Es ist Dir bekannt, daß Bruder Nikolaus dieses Leben verlassen hat. — Mein Vater und ich haben ihn einmal besucht. Es war ein Mann mit ungeordnetem Haare, er hatte aber ein würdiges, von Magerkeit gefurchtes Gesicht. Er schien ganz von Staub bedeckt; ein einziges Gewand bekleidete seine langen und magern Glieder. Er empfing uns mit wahrhaft christlichen Worten und voll Sanftmuth; keine Spur von gekünsteltem Wesen, welches man Verstellung nennt; im Gegentheil waren seine Antworten auf unsere Fragen einfach und lakonisch."

Die französische Uebersetzung des Berichtes Hans von Waldheim's, die wegen mancher Sprachwendungen nicht leicht, ist vollkommen gelungen. Eine kleine Stelle des Originals (nach Ebert) mag hier einen Platz finden: „Ehe ich zu Bruder Clausen kam, ward mir gesagt, er hätte keine natürliche Wärme bei sich, sondern er hätte Hände, die wären ihm so kalt wie Eis, auch wäre ihm sein Angesicht gelber und bleicher, denn einem Todten, den man sollte in ein Grab legen. Er wäre auch stetiglich traurigen Muthes und nimmer fröhlich. Ich spreche aber, daß ich der Genannten keins an ihm erfand. Denn er war zum ersten natürlich warm, die Hände waren ihm auch natürlich warm wie einem anderen Menschen; denn Kunze, mein Knecht, und ich haben sie ihm zu vier- oder fünfmalen unser jeglicher angegriffen, so hiernach geschrieben steht. Sein Angesicht war ihm auch nicht gelb noch bleich, sondern es war ihm von rechter Leibfarbe, wie einem anderen lebenden, natürlichen, wohlmögenden, gesunden Menschen. Er war auch nicht traurigen Muthes, sondern in allem seinem Gekose, Wandelung und Handlung befunden wir ihn leutselig, medesam (übersetzt: communicatif), behäglich, fröhlich und zu allen Dingen freundlich. — — — — — — — — — — — — — — — — — — Ich sprach: Lieber Bruder Claus, ich habe in unsern Landen und auch hier gehört, ihr sollet nicht essen noch trinken und sollt in fast vielen Jahren nicht gegessen und getrunken haben. Wie ist es darum? Er antwortete mir und sprach: Gott weiß — — — — — — — — — —" Bruder Claus erzählt nun, wie der Bischof von Kostnitz ihm „es nicht erlassen noch überheben wollte", dargebotene drei Bissen Brod und den heiligen gesegneten Trank St. Johannis zu genießen. Als Waldheim ihn fragte: Habt ihr auch seit der Zeit mehr gegessen oder getrunken? antwortete er nur wiederholt: „Gott weiß."

Dem lateinischen Originale des Berichtes von Bonstetten's geht eine französische Uebersetzung voran. Er weicht in Einzelheiten von dem Waldheim'schen ab. In beiden ist eines anderen Eremiten, Ulrich, gedacht, den Nikolaus sehr hochschätzte. Waldheim erzählt u. A. von ihm: „Mein Wirth fragte mich auch um Bruder Ulrichen. Davon that ich denn auch Berichtigung, und unter anderen Worten sagte ich ihm, wie er in unsern Landen die Leute wohl kennte, und hätte mir einen jeglichen bei Namen genannt; so hätte ich ihn gefragt, ob er ein Handwerksmann gewesen sei, und wie ich ihm nichts anders hätte können abfragen, denn er spräche, er wäre Iwe gewesen.*)

*) Ranft, in der Volkssprache Ranff, d. i. Bergrand, ist die in dem Melchatobel zwischen Sachslen und Kerns gelegene berühmte Wildniß oder Einsiedelei des Nikolaus von der Flüe. M. s.: „Der Kanton Unterwalden, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Von Aloys Businger. St. Gallen und Bern, 1836," 8. S. 138, woselbst S. 127 über Flühli, oder Flüeli, einen Felsen im Bergtheile des Kirchganges Sachslens nahe beim Ranft.

**) Dresden, in der Walther'schen Buchhandlung, S. 4—18: Gleichzeitige Original-Nachrichten über die Schweizer Einsiedler Claus und Ulrich. — S. 33—42 befinden sich: Topographische Notizen aus Hans von Waldheim's Reise im Jahr 1474.

*) Herr Dr. Fick hat eine vorhergehende Stelle, in welcher das Wort „Iwe" vorkommt, übersetzt: „Il me repondit d'une manière in-

Also antwortete der Wirth und sprach: „Er ist seiner Tage ein großer Räuber gewesen.“ Bonstetten sagt von Ulrich: „In pauliper latinus libros tamen volgares lectitans quorum nonnullos michi obtulit. Credo evangelia vitasque patrum illic vidisse translatas. Lingua est menigena et ut retulit e Memingen quod menorum oppidum sibi est origo.“ *)

Hamburg. F. L. Hoffmann.

Kleine literarische Revue.

— **Die Matinées royales und die französische Geschichtsforschung.** In der kürzlich erschienenen Korrespondenz Ludwig's XV. mit dem Marschall von Noailles**) kömmt der Herausgeber auch auf das Verhältniß Ludwig's XV. zu Friedrich dem Großen, bei welcher Gelegenheit er den einem historischen Forscher nicht zu verzeihenden Irrthum begeht, die „Matinées royales ou l'Art de régner“ für eine Quellenschrift zur Beurtheilung Friedrich's anzusehen. Der Akademiker, Herr Saint-Beuve, der bereits vor Jahren, und zwar noch bevor von ultramontaner Seite in England die Matinées neu entdeckt und als eine bisher unedirte Arbeit Friedrich's herausgegeben worden waren, auf den ungeschichtlichen Charakter dieser Schmähschrift aufmerksam gemacht hatte, benutzt die Gelegenheit einer Kritik jener Korrespondenz des Marschalls v. Noailles***), um dem Historiographen des französischen Kriegs-Ministeriums, Herrn Camille Rousset, den von ihm begangenen Mißgriff nachzuweisen. Wir erfahren daraus zugleich, daß bereits eine zur Zeit der Revolution erschienene französische Zeitschrift, die Decade philosophique vom 30. Germinal des Jahres V. (19. April 1797) eine gründliche kritische Anzeige der Matinées enthalten habe, worin — „lange bevor die deutsche Kritik und namentlich Herr Preuß, der würdige Herausgeber der Werke Friedrich's, protestirt hatten gegen dergleichen schlechte Späße auf Kosten eines Monarchen, dem die Würde des Königthums mehr am Herzen lag, als irgend einem andern Herrscher“ — aus Gründen des gesunden Menschenverstandes jene Schrift als ein Machwerk der Feinde Friedrich's erklärt worden war. Es gereicht der französischen Geschichtsforschung zur Ehre, daß sie bereits im vorigen Jahrhundert bemüht war, die Verantwortlichkeit für eine dem Namen des philosophischen Königs zugefügte Schmach von sich abzuwälzen. Vielleicht würden sich sogar noch ältere, bis zum Jahre 1765, dem Publications-Jahre der ersten Ausgabe der Matinées in Paris, zurückreichende französische Abweichungen derselben ermitteln lassen; in diesem Falle könnte sich Herr Sainte-Beuve durch fernere Mittheilungen ein wahres Verdienst um die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, wie in Deutschland, erwerben. Die Leichtfertigkeit der unkritischen Nachbeter und die Gewissenlosigkeit der ultramontanen Geschichtsfälscher wird sich zwar in ihrer Feindschaft gegen den Geist des großen Preußen-Königs dadurch nicht irre machen lassen, aber ein gewissenhafter Forscher, wie Herr Camille Rousset, würde doch dadurch vielleicht eher vor so groben historischen Verstößen bewahrt werden.

— **„Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts.“** *) Unter diesem Titel ist in Oldenburg eine Sammlung von Aufsätzen kriegswissenschaftlichen Inhalts erschienen. Der Verfasser hat diese Aufsätze mit Recht „Studien“ genannt, da sie in der That überall sein Bestreben durchblicken lassen, sich und Andere durch eingehende Prüfung des behandelten Stoffes zu belehren. Es sind folgende Fragen, die in den vorliegenden fünf Abtheilungen erörtert werden: 1) Ueber den Einfluß der gezogenen Handfeuerwaffen auf die Kriegführung; 2) Ueber den Werth der verschiedenen Feuerarten und über den Gefechtswerth der gezogenen Gewehre; 3) Vergleich der geschlossenen Bataillons-Linie mit der Angriffs-Kolonne; 4) Untersuchung der Bedingungen des kriegerischen Erfolges, nebst Betrachtungen über den Werth und die Bedeutung der Heeres-Organisation im Allgemeinen; 5) Betrachtungen über Organisation und Taktik der Infanterie.

— **Genfer Poesieen.** Die Feier des fünfzigjährigen Eintrittes von Genf in die Eidgenossenschaft sollte im September 1864 durch ein großes Nationalfest begangen werden, das in Folge der blutigen Ereignisse, deren Schauplatz Genf im vorigen Jahre ward, anfänglich bis zum April 1865 verschoben und endlich ganz aufgegeben werden mußte. Als eine Gabe zu diesem Feste hatte die literarische Section des Genfer National-Instituts eine Sammlung von Genfer Poesieen darzubieten beabsichtigt, in die vorzugsweise Gedichte, deren Inhalt sich auf die Geschichte der Stadt bezieht, Aufnahme finden sollten, um das dreihundertjährige Bundes- und Freundschaftsverhältniß der Stadt zur Eidgenossenschaft, das 1814 in dem Eintritt in die letztere nur den natürlichen Abschluß gefunden hat, klar hervortreten zu lassen. Durch dies überwiegend politische Interesse und ferner dadurch, daß nur Gedichte von Genfern aufgenommen sind, unterscheidet sich die kleine Sammlung**) hauptsächlich von dem „Dichterbuch der französischen Schweiz des Herrn Eugen Peschier,“ das demselben Anlasse seine Entstehung verdankt (vergl. den Artikel: Poetische Stimmen aus der französischen Schweiz in Nr. 26 des Magazins). Die „Genève Suisse“ bringt einige interessante Reminiscenzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in denen die Kämpfe der Stadt mit den „Wölfen“ von Savoyen und Frankreich, sowie die Hülfe, die ihr dabei

---

intelligible et je ne pus rien éclaircir.“ Was „Iwe“ bedeutet, weiß ich nicht und kann auch, weil unsere Stadtbibliothek augenblicklich geschlossen, deshalb nicht nachforschen. Vielleicht giebt einer der geehrten Leser des „Magazins“ darüber Auskunft.

*) Lebensbeschreibungen (handschriftliche und gedruckte) Nikolaus' von der Flüe und dahin Gehöriges sind verzeichnet in „Gottlieb Emanuel von Haller's Bibliothek der Schweizer-Geschichte u. s. w. 2. Theil, Bern, 1785,“ S. 82—83, Nr. 278; „3. Theil, Bern, 1786,“ S. 551—564, Nr. 1671—1706; dort ist auch auf das Dasein des später wieder aufgefundenen von Bonstetten'schen Berichtes aufmerksam gemacht. — Müller hat im zweiten Kapitel des fünften Buches seiner „Schweizergeschichte“ vom Bruder Claus gehandelt. Einen trefflichen Artikel über denselben von Escher findet man im „45. Theile der ersten Sektion der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“, S. 431—434. Dort ist citirt: „Bruder Claus und sein Zeitalter, von Joseph Businger, 1827.“

**) Correspondence de Louis XV. et du Maréchal de Noailles. Publiée par Camille Rousset, historiographe du ministère de la guerre. 2 vol. Paris, Dupont.

***) Le Constitutionnel, 14. Août 1865.

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1865.

**) Genève Suisse. Poésies Genevoises recueillies à l'occasion du Jubilé patriotique de Septembre 1864. 1531—1864. Genève, Institut national Genevois, Section de Littérature.

vom Schweizerbunde, namentlich von Bern und Zürich, mehrfach geleistet wurde, einen lebhaften Ausdruck gefunden haben. Bei weitem überwiegend gehören indessen die Gedichte der neueren und neuesten Zeit an. Auch die nicht eigentlich politischen Lieder durchweht ein starkes patriotisches Gefühl, das auch an der unvergleichlichen Umgegend der Stadt, an den Wellen des See's und des Rhone, an den eisigen Häuptern der Bergriesen, an den lieblichen weinbekränzten Ufergeländen, allenthalben die würdigsten Objekte der Darstellung findet. Die Größe des Schauplatzes sowohl als die weltgeschichtliche Stellung der Stadt heben diese Sammlung von Genfer Poesieen trotz aller Beschränkung ihrer Anlage über die Klippe des Kleinlichen und Spießbürgerlichen hinaus, an der ähnliche Liederbücher so oft scheitern; sie verleihen ihr ein Interesse, das durch den dichterischen Werth eines nicht geringen Theiles ihrer Lieder noch erhöht wird, und das sie zur Verbreitung in weitere Kreise empfiehlt.

Literarischer Sprechsaal.

In einem kürzlich im Druck erschienenen Vortrage, den Herr Professor F. A. Märcker vor einigen Monaten in Berlin gehalten*) und der den Kampf Deutschlands gegen das alte und das neue Rom zum Gegenstand hat, spricht sich derselbe am Schlusse über die Nothwendigkeit aus, daß Deutschland und vornehmlich Preußen auch jetzt in vorderster Reihe bleibe, um einen dritten Kampf um die Freiheit mit Rom auszufechten. „So steht unsere Aufgabe", sagt er, „und sprechen wir es aus: Deutschland entfremdet sich seiner gottgegebenen Mission, wenn es die Freiheit, gleich Napoleon, proscribiren wollte. Kein Staat kann das ungestraft thun. Die Rache wäre des Volks Vernichtung. Wohl weiß ich, daß mancher in banger Besorgniß auf die Ergebnisse der Wissenschaft und der Forschung in unserer Zeit blickt und daß viele selbst, wie besonders in England, in den Schoß der katholischen Kirche zurückflüchten, weil unseren Zuständen durch die freie Wissenschaft eine allgemeine Auflösung drohe. Aber überall ist dies nur ein Zeichen dafür, daß man Bekenntnißformeln und ihren erstorbenen Buchstaben über das sich stets verjüngende Leben des Geistes setzt. Allerdings ist dieser Begriff der ewigen Verjüngung und des Werdens am schwersten zu fassen: es ist dazu der Sinn eines Historikers, eines Naturforschers erforderlich, und der ist freilich eine seltene Gabe. Ein Mann jedoch oder ein Volk, die darauf verzichten, neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, verzichten damit auf ihr Leben; sie verfallen der Knechtschaft der Tradition. . . . . Sollen wir ein Werk an seinen Früchten erkennen, so zeugt die Wohlfahrt der protestantischen Länder, gegen die Zustände Italiens, Spaniens, Oesterreichs und selbst Frankreichs gehalten, für den göttlichen Ursprung des Werkes der deutschen freien Geisteserhebung. Wenn es überhaupt einen gottbegnadigten Stellvertreter des Himmels auf Erden giebt, so ist es nur der Geist der ganzen Menschheit, wenn es einen Zustand giebt, dessen sich die Gottheit erfreuen kann, ein ihrer würdiger Anblick, so ist es nur das Glück eines freien, selbstbewußten, den Gesetzen in freier Hingebung gehorchenden Volkes. Den römischen Priestern war es nicht gestattet, Leichname anzuschauen: so wendet das Licht der Gottheit sich von den Unterdrückern der Menschheit ab; nur das Streben und Ringen nach immer höherer Vollkommenheit erfreut sich des Beistandes der Gottesgnade. Ist es unter diesen Verhältnissen nicht ein berechtigter Wunsch und nicht blos eine patriotische Phantasie, daß Deutschland sich die dritte Palme des Sieges über Roms knechtende und der Menschheit unwürdige Gewalt nicht möge entringen lassen? Preußen und seine Hauptstadt sind, wenn nicht alle Vorzeichen täuschen, berufen, unter einer erleuchteten Herrschaft den Bund des Prinzipats mit der Freiheit dauernd zu verwirklichen. Dann wird Berlin als die hervorragendste, als die erste unter den Städten der Neuzeit kühn ihr Haupt erheben im Bewußtsein ihrer göttlichen Aufgabe. Alle Kräfte dazu sind vorhanden. Lassen wir nur den Geist der Freiheit walten und unser ist der Sieg!"

*) Das alte und das neue Rom. Vortrag, gehalten am 8. Februar 1865 im Concertsaale des k. Schauspielhauses von F. A. Märcker. Berlin, Georg Reimer.

In New-York erscheint jetzt unter dem Titel The New York Social Science Review eine Vierteljahrs-Schrift für Volkswirthschaft und Statistik, herausgegeben von Alexander Delmar und Simon Stern. Das im Juli 1865 ausgegebene Heft enthält folgende Artikel: 1) Wachsthum des Nationalreichthums; 2) Die Moral der Wiedervergeltung (Retorsion); 3) Gesetze und Rechtsgelehrte in den Vereinigten Staaten; 4) Politisches Stimmrecht der Neger; 5) Spezialitäten in der Heilkunde und ihr Verhältniß zur Quacksalberei; 6) Was ist Freihandel? 7) Regierung; 8) Abraham Lincoln; 9) Statistik.

Ralph Waldo Emerson, der berühmte amerikanische Essayist, ist ein Geistlicher und bekleidete lange Zeit die Functionen eines Professors der Kirchengeschichte am theologischen Seminar zu Andover. Als solcher übersetzte er im Jahre 1840 die Geschichte des Augustinismus und Pelagianismus von Professor Wiggers in Rostock, ein Werk, das mit Emerson's späteren Arbeiten in keinerlei Ideen-Verbindung steht.

Die Eisenbahn-Verwaltungen in der Schweiz haben Einrichtungen getroffen, wodurch den Kindern in solchen Ortschaften, die keine eigenen Schulanstalten besitzen, der Besuch der Schulen in benachbarten Ortschaften erleichtert wird. Für ein sehr geringes Jahres-Abonnement (12 Franken) wird ein solches Schulkind mit seinem Schul-Ranzen täglich mehrere Meilen hin- und zurückbefördert. Es versteht sich von selbst, daß zu diesem Zwecke auch, wie in England, besondere Züge bestehen, die nur Wagen vierter Klasse befördern und die bei jeder Ortschaft an der Eisenbahn anhalten, mögen diese auch noch so wenig entfernt von einander sein. Diese mit den Parliamentary- oder Penny-Trains in England verbundene Einrichtung sollte auch in Deutschland und Frankreich zur Förderung der Volks-Arbeit und des Volks-Unterrichts nachgeahmt werden. Im Gegensatz zu den für die Wagen vierter Klasse ausschließlich bestimmten, englischen Parliamentary-Trains befördern die Express-Trains, die mit der größten Geschwindigkeit fahren und an allen kleineren Ortschaften vorüberziehen, ohne anzuhalten, nur Wagen erster Klasse.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 23. September 1865. [№ 39.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zur religiösen Erkenntniß. Die Religion und die Partei des Centrums. 533.
England. Sir Charles Lyell über die freie Forschung den überlieferten religiösen Ansichten gegenüber. 535. — John Stuart Mill, Ueber Repräsentativ-Regierung. II. Ein- und Zweikammer-System. — Gesetzgeber und Richter. — Die Nationalitätsfrage und der Bundesstaat. 536.
Frankreich. Der Feldzug von 1792 als Wendepunkt der französischen Revolution. 540.
Rußland. Die geodätischen Arbeiten der Russen im Kaukasus. 543. — Zur bibliographischen Statistik Rußlands. 545.
Kleine literarische Revue. Eine Fahrt durch's Lahnthal. 545. — George Sand's Laura. 545. — Noch Einiges zur russischen Unterrichts-Statistik. 545.
Literarischer Sprechsaal. Selbsthilfe in praktischen Beispielen. 546. — Eine russische Studentin. 546.

Benachrichtigung.

Mit Nummer 40 endet das laufende Quartal des „Magazins." Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Arnold (Prof. Wilhelm), Cultur und Rechtsleben. gr. 8. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Grimm (Jacob), Kleinere Schriften. Zweiter Band. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — *Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des XII. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — *Ueber das gebet.
Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die andern nur in einer sehr kleinen Anzahl von Einzelabdrücken aus denselben; die zuletzt aufgeführte ist ungedruckt geblieben.

Hoefer (Edmund), Das alte Fräulein. Eine stille Geschichte. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Berlin, O. Janke.

Koch (Fr.), Historische Grammatik der englischen Sprache. II. Band. Göttingen, Georg Wigand.

Richter (Dr. **Heinrich**), **Das weströmische Reich** besonders unter den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus. (375—388.) gr. 8. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Wigand's Pocket Miscellany. 1.—9. Band in neuer Auflage.
— — — 10. Band als Fortsetzung dieser Sammlung englischer Lectüre. Göttingen, Georg Wigand. (610)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Tableau de la littérature Allemande, par C. Diez, professeur à la Faculté des lettres de Besançon. Paris, Hachette. 1 fr.
Histoire anecdotique des barrières de Paris. Par Alfred Delvaux. Avec dix eau-fortes par E. Théroud. Paris, Dentu. 1 fr. 50 c.
Paris nouveau et Paris futur, par Victor Fournel. Paris, Lecoffre. 3 fr. 50 c.
Les religions et les philosophes dans l'Asie centrale. Par le comte de Gobineau. Paris, Didier. 7 fr.
Histoire de la république des États-Unis depuis l'établissement des premières colonies (1620—1860). Par J. F. Astié. 2 vol. Paris, Grassart. 12 fr.
La justice révolutionnaire à Paris et dans les départements, d'après des documents originaux (17 août 1792, 12 prairial an III). Par C. Berriat St. Prix 20 pages. Paris, Pillet.
Esquisse sur la littérature persane. Par Gillet Damitte. Paris, Pankoucke. (611)

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
So eben sind erschienen:
Römische Kaiserfrauen.
Von **Adolf Stahr.**
(Bilder aus dem Alterthume III.)
Gr. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.
(I. Tiberius, II. Cleopatra.
Preis 2 Thlr. à Band.)

Robert Schumann.
Sein Leben und seine Werke,
dargestellt von **August Reißmann.**
Gr. 8. Eleg. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Dante's göttliche Komödie.
Metrische Uebersetzung mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register von **August Kopisch.** Zweite verbesserte Ausgabe. Mit Bildniß und 2 Karten. 1862. 8. Eleg. geh. Preis (statt früher 2⅔ Thlr.) 1⅓ Thlr. (612)

Konfirmations- und Festgeschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (613)

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben von
C. W. Hufeland.

Prachtausgabe (Fünfzehnte Auflage. 1860) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher,** mit L.'s Portrait in Stahlstich, Farbendrucktitel und Schriftbild; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.
Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr. Dieselbe eleg. geh. 10 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Berthold Auerbachs
deutscher Volkskalender für 1866.
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht. Auch in Zukunft wird sich der Kalender würdig zeigen, indem er unter Bewahrung des bisherigen Charakters immer neues Material zur Förderung humaner Bildung bieten wird.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Rajenring) und die Chronik eines Finkennestes, von demselben; eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (614)

In der äußeren Erscheinung steht der Jahrgang in keiner Weise hinter den bisherigen zurück.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Praktische
Lehrbücher zum Selbstunterricht
in den neueren Sprachen.
Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.
The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.
Fiedler u. Sachs, Wissenschaftl. Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.
Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.
Louis, Handbuch der **englischen** Handelscorrespondenz. 15 Ngr.
Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.
Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.
Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Dialect. 2. Auflage. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.
Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 4. Auflage. 15 Ngr.
Touzellier, Nouvelle *conversation française,* suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender Uebersetzung. 10 Ngr.
Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in alphabetischer Ordnung. 7½ Ngr.
L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 3. Auflage. 20 Ngr.
Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Franke, spanisch-deutsches mercantilisches Wörterbuch. 20 Ngr. (615)
Deutsches Echo, Die tägliche Umgangssprache gebildeter Deutschen. Ausgabe für Engländer. 3. Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.
— — Ausgabe für Franzosen. 20 Ngr.
— — Ausgabe für Holländer. 20 Ngr.
Verzeichnisse der Lehrbücher gratis.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.
LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
September 1865.
Where shall we go? (With 12 illustrations by J. G. Thomson.) — A tale of the Scarborough season. — Old english housekeeping. — Five minutes late. (Illustrated by Kate Edwards.) — Reminiscences of a cricketer. — My darling down by the sea. — Faithful and true. part III. (Conclusion.) — The merchant princes of England. Chapter XIV.

The CORNHILL MAGAZINE.
Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
September 1865.
Wives and daughters. Chapter 41 to 45. (With an illustration.) — Induction and deduction. — My persecutors. — Benvenuto Cellini. — Armadale. Chapter 3. 4. (With an illustration.) — Harvest. The atlantic telegraph. — The social history of the navy.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:
DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. September 1865. (616)

So eben ist erschienen: (617)
Karl Steffens Volkskalender für 1866.
Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.
Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin.**

In der **G. Grote**'schen Verlagshandlung in **Hamm** erschien so eben: (618)
Erlebnisse und Erfahrungen eines alten Landwirths.
Von **J. G. Elsner,** Oeconomie-Rath. 2 Bände. Mit dem Portrait des Verfassers. Preis eleg. broch. 3 Thlr. 20 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:
Ueber Künstler und Kunstwerke
von **Herman Grimm.**
Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

So eben erschien das Doppelheft Juli-August.
Mit zwei Photographieen.
(Dürer's Rosenkranzfest in Prag und in Lyon.)
Göthe und Albrecht Dürer. — Deutsche Kunstanschauung. — Göthe's Kenntniss der Kunstgeschichte. — Irrthum in Betreff Dürer's. — Dürer's erste Reise nach Venedig 1494. — Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. — Dürer und Gianbellin. — Dürer als Anhänger Mantegna's. — Umschwung in Dürer's Anschauungen 1506. — Meister Jacob, Jacob Walch, Jacopo da Barbari, der Meister des Caduceus: dieselbe Person. — Graf Philipp von Burgund in Rom und Venedig. — Barbari's Gemälde in Augsburg und Weimar. — Rosenkranzfest im Kloster Strahow. — Dasselbe Werk in Lyon. — Vergleichung der Werke. — Beides Originale von Dürer's Hand; das Lyoner das frühere. — Bedeutung des Gemäldes. — Ramusio's Gedicht über die Loredanischen Rosen. — Göthe in Bologna und Rom. — Unbeachtetes Werk Dürer's in Neapel. — Was hielt Göthe und Dürer ab in Italien zu bleiben? — Vorschlag das Strahower und Lyoner Gemälde copiren zu lassen. — Der auf dem Britischen Museum vorhandene Brief Dürer's an Pirkheimer. — Raphaels Arbeit im Vatican. — Die Camere della segnatura. (619)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Undine.
Eine Erzählung
von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Dreizehnte Auflage.
Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.
Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (620)

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.
1865. Nr. 8.
Geographie und Statistik der Republik Bolivia. Von H. Reck. — C. M. van de Velde's letzte Reise in Palästina. II. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Tafel X. Originalkarte von Bolivia. Von H. Reck.
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (621)

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 38. Das Wesen des kindlichen Spieles. — Transatlantische Plaudereien. — Göthe und Johann Heinrich Voß. — Correspondenz-Nachrichten. Aus der Schweiz. London. (622)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (623)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 38. Ein fürstlicher Soldatenhändler des vorigen Jahrhunderts. — Die alttestamentlichen Propheten. — Kaiser Karl der Fünfte. — Neue historische Literatur. — Literarische Anzeigen.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (624)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 37. Der Nordpool ein thiergeographisches Centrum. — Wie Dänemark von sich und seinen Nachbarn denkt. — Reise von Montevideo nach Matto Grosso. — Die neuen Arbeiten der schweizerischen Meteorologen. — Die Juden in England. — Verschiedenes.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Baltische Monatsschrift. (625)
Vol. XI. Heft 6. August 1865.
Ueber Alexander von Tocqueville, von Johanna Conradi. — Die Sprachwissenschaft in Rußland. — Die rechtgläubige Kirche in Livland. — Die Landgerichtssitzung in Fehtein.
Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.
Preis für den Jahrgang 8 Thlr.
Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Dieser Nummer liegt bei: Verzeichniss des Neuen Verlages der **C. F. Winter**'schen **Verlagshandlung in Leipzig** und **Heidelberg.** II. Abtheilung. Inhalt: Rechts- und Staatswissenschaft. Politik und Geschichte. — III. Abtheilung. Inhalt: Philologie, Theologie und Pädagogik. Vermischtes. (626)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur religiösen Erkenntniß.

Die Religion und die Partei des Centrums.

Auch das mildeste Gemüth wird zugestehen müssen, daß die orthodoxe Partei Herrn Schenkel nicht wie ein verlornes Schaf, sondern wie einen räudigen Wolf betrachtet und behandelt hat; auch wer nicht den Adressensturm gegen den „Bibelschänder und Gottesläugner" mit durchlebt, wer nur einige der gegen Schenkel erlassenen Verketzerungs-Broschüren flüchtig durchblättert hat, der muß sagen: nur eine Lamms-Natur läßt sich solche Angriffe bieten, ohne sich zu wehren. Und Herr Schenkel ist keine Lamms-Natur und er hat sich ganz tüchtig gewehrt. Seine letzte Schrift: „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion"*) nennt er selbst eine Streitschrift, und das ist sie auch; sie ficht wacker und theilt Hiebe aus, die nicht flach geführt sind und die auch nicht flach treffen.

Die Streitschrift zeigt den doppelten Charakter, welcher die gesammte Polemik der Gegenwart (auf allen Gebieten, nicht blos den praktischen allein) bezeichnet: ein warmes Gefühl für die Sache und zugleich die ganz unverhohlene Absicht, die eigene, persönliche Position zu bessern, also die sachlichen Angriffe und Schutzmittel von den persönlichen nicht zu trennen. Wir halten diese Manier für die richtige. Wir wissen sehr wohl, daß das nicht Gesellschaftsbrauch ist — aber wir erwiedern unsern Gegnern: daß die Gesellschaft nicht die Macht hat, ihre eignen, von ihr als solche erkannten, Mißbräuche zu beseitigen und so die eigenen Widersprüche aufzuheben; wir wissen ferner sehr wohl, daß das eine Zeit lang nicht wissenschaftlicher Brauch war — aber wir erwiedern, daß der Anfang der persönlichen Invektive nicht von Schenkel gemacht wurde. Uebrigens Gesellschaftsbrauch — oder nicht, wissenschaftlicher Brauch — oder nicht: der Kampf hat einmal diesen persönlichen Charakter und wir sind der Meinung, daß in den meisten Fällen der sachliche Fortschritt durch diesen Charakter geradezu gefördert wird.

Uns interessirt auf allen Gebieten, auf dem religiösen besonders, nur dieser sachliche Fortschritt; für ihn suchen wir nach unseren schwachen Kräften auch in diesen Blättern zu wirken; wir gehen daher auf die persönliche Seite des „Kirchenstreits" nicht ein. Der sachliche Theil umfaßt in scharfer Trennung zwei Gebiete: die historische Forschung und die neuere Gestaltung des Kultus und der Kirchenverfassung.

Auch von dem letzten Gebiet abstrahiren wir: das ist Detail, das sind Konsequenzen, die — freilich sehr langsam — aus den Resultaten der wissenschaftlichen, historischen Forschung gezogen werden; allein diese Forschung selbst gründet das Fundament. Wir verkennen nicht, daß Fundament und benutzbares Gebäude durchaus nicht identisch sind, wir wissen sehr wohl, daß gerade für die Praxis, und ganz besonders für die Praxis dieses Jahrhunderts, die Besserung in religiösen Dingen sehr häufig von der Besserung des Kultus und der Kirchenverfassung ausgegangen ist und dem Anschein nach auch noch weiter ausgehen wird; wir sind gewiß sehr weit davon entfernt, der mühevollen Arbeit der Männer, welche jene Besserung versucht haben und versuchen, eine ungünstige Prognose stellen zu wollen; aber wir erwarten in dieser Arbeit nicht die Haupthilfe für den Riß, welcher zwischen der gesammten Bildung der letzten drei Jahrhunderte und dem überlieferten, zum Theil in später annektirte Ueberlieferungen begrabenen, Glauben entstanden ist.

Der Riß dreht sich bei der Frage contra Schenkel um die Auffassung von der Persönlichkeit Christi. Schenkel spricht sich in seiner Streitschrift über diesen Punkt klar aus; er faßt die differenten Auffassungen scharf auf und charakterisirt diejenige, welche ihm allein richtig erscheint, in einer wie wir glauben nicht mißzuverstehenden Weise.

„Die Christen unserer Zeit, sagt er, soweit sie aufrichtige Christen, d. h. der Versöhnung mit Gott wahrhaft bedürftige und die Heiligung in der Wahrheit und Liebe Christi ernstlich anstrebende Menschen sind, können sich ihr Verhältniß zu Gott in Christus nicht mehr in der Art vorstellen, wie dies in der mittelalterlichen, von Priestern bevormundeten, und in der reformatorischen, von Theologen geleiteten Kirche der Fall gewesen ist. Der gesammte religiöse Vorstellungskreis ist im Zusammenhange mit dem modernen Gottes- und Weltbewußtsein ein anderer, ein neuer geworden. Ist derselbe auch noch weniger in die ländlichen Gemeinden eingedrungen, so lebt doch der gebildete Bevölkerungstheil, vorzugsweise in den Städten, durchgängig in demselben, soweit er überhaupt noch in der Religion lebt.

„Wir können uns Gott nicht mehr lediglich überweltlich, als einen solchen vorstellen, der in der Regel den Weltlauf dem gewöhnlichen Gange der naturgesetzlichen Wirkungen überläßt, der aber ausnahmsweise, in den großen Offenbarungs-Epochen, durch schlechthin übernatürliche Einwirkungen oder Wunder, die naturgesetzliche Ordnung aufgehoben und durchbrochen hat.

„Auch unsere Vorstellung von der Person Jesu Christi hat auf dem Standpunkt unseres modernen Gottes- und Weltbewußtseins eine andere werden müssen. Für die mittelalterliche Phantasie, welche in den Irrthümern heidnischer Natur- und Menschenvergötterung noch tief befangen war (Marienkultus, Heiligendienst), war in der Vorstellung eines „incognito auf Erden wandelnden", mit den an sich lediglich dem Schöpfer zukommenden Eigenschaften der Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit ausgerüsteten „Gottes" nicht die geringste Schwierigkeit enthalten. Allein das auf einem solchen Hintergrunde ruhende Christusbild war trotz der Behauptung, daß es das Bild eines „wahren Gottes und wahren Menschen" sei, weder nach seiner Gottheit, noch nach seiner Menschheit wirklich zu begreifen. Besonders fehlte ihm das Merkmal, durch welches der wahre und wirkliche Mensch zu Stande kommt: die menschliche Persönlichkeit, die Entwicklungs- und Bildungsfähigkeit der Seele und des Geistes. Christus war der kirchlichen Vorstellung zufolge als Person ewiger Gott auch in seiner irdisch-menschlichen Erscheinung; von der Menschheit hatte er nur das Naturleben angenommen, allein auch dieses war kein wahrhaft und völlig menschliches, da es an den göttlichen Eigenschaften unbedingt theilnehmend dargestellt wurde. Jeder Einsichtige wird zugeben, daß Seele und Leib in Verbindung mit einem Personleben, welches alle Eigenschaften der Gottheit in sich vereinigt, nicht mehr Seele und Leib eines wahren Menschen sind, und es ist lediglich Willkür, in einem solchen Fall noch von einer „wahren Menschennatur" zu reden. Wäre es aber auch möglich, unter jener Voraussetzung, Christum nach Leib und Seele als Menschen zu begreifen, so könnte er doch niemals als Gott gleiche Person Vernunft und Willen menschlich entwickelt, niemals, wie der Apostel annimmt

*) Wiesbaden, Verlag von C. W. Kreidel, 1865. 288 S. 8.

(Hebr. 4, 15), an unseren menschlichen Schwachheiten in allen Stücken gleich wie wir, allein die Sünde ausgenommen, Theil genommen haben. Schon vor seiner Geburt und als unmündiges Kind müßte er, wie auch die folgenrichtige Kirchenlehre ausdrücklich behauptet, allwissend, allmächtig, allgegenwärtig gewesen sein.

„Deshalb vermögen wir, nach unserem geläuterten gegenwärtigen Gottes- und Weltbewußtsein, welches sich gegen Kreatur- und Weltvergötterung sträubt, die Gottheit Christi nicht mehr in dem kirchlich hergebrachten Sinn zu verstehen, wonach Christus in menschlicher Naturbeschränkung die Erscheinung der ewigen Gottespersönlichkeit selbst gewesen wäre. Seine Menschheit würde damit zum Scheinbild, seine Verwandtschaft mit unserem Geschlecht zur Täuschung. Scharf und folgerichtig denken heißt sittlich denken — und wer sittlich denkt, vermag, was sich selbst widerspricht, nicht als vereinbar zu denken. Hierin liegt die Ursache, weshalb mit der fortschreitenden Kulturentwicklung das Bild Christi von den überlieferten Widersprüchen befreit und als das Bild einer wahrhaft menschlichen Persönlichkeit aus Einem Gusse vorgestellt werden muß. Mögen Unberufene diese Arbeit an die Hand genommen haben; mag sie nicht immer mit dem gebührenden, heiligen Ernst und der dem Welterlöser schuldigen Ehrerbietung vorgenommen worden sein; mögen ihre Ergebnisse zum Theil noch unbefriedigend, mag der Weg, welcher dazu geführt, zum Theil ein Irrweg gewesen sein: — die Arbeit selbst darf nicht versäumt werden, wenn nicht die Bildung unseres Jahrhunderts verloren gehen soll.

„Durch unsere Zeit geht ein lebhaftes Verlangen, Christum als Menschen zu begreifen. Dasselbe ist einem tiefen religiösen und sittlichen Bedürfniß entsprungen. Nur als Mensch hat er auch eine wahrhaft eingreifende Bedeutung für die Menschheit und ihr Heil. Daß das Heil von Gott kommt, glaubten auch die vorchristlichen Völker; aber es war in keinem wirklichen Menschen persönlich erschienen. Das vorchristliche Alterthum hatte Heilsgedanken, es wartete auf den Heiland. Die einzige unvergleichliche Stellung Jesu Christi in der Welt beruht auf dem Glauben an die Thatsache, daß er der Mensch ist, in welchem das Heil der Menschheit persönlich, wirklich, als ein Stück Menschenleben, als ein Theil der Menschheits-Geschichte, ein Erfahrungsgegenstand für Jedermann geworden ist. Er hat der Menschheit die göttliche Wahrheit und Liebe persönlich erschlossen, mitgetheilt, vermittelt. Ein solcher Mittler konnte er aber nur als Mensch, nur als ein mitleidendes und mitthätiges lebendiges Glied der ganzen Menschengemeinschaft werden. Ihre Leiden und Schmerzen, ihre Kämpfe und Unruhen, ihre Schwachheiten und Sorgen, ihre Mühen und Hoffnungen mußten in seinem Leben sich abspiegeln, jedoch in der Art, daß dieses der sinnlichen Natur und der ihr anhaftenden Sünde niemals erlag, sondern das Böse überwand, die Menschennatur heiligte und zu einem Organe des göttlichen Willens und Geistes verklärte.

„Indem er so als Mensch die Sünde besiegte, die Schuld sühnte, die Sünder mit Gott versöhnte, ein Leben der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe Gottes lebte, das Licht der ewigen Weisheit in seiner Lehre, das Leben der ewigen Liebe in seinem Werke darstellte, indem er die Siegeskrone als Verurtheilter, das ewige Leben als Sterbender davontrug, war er der vollkommenste Stellvertreter des Menschengeschlechtes auch vor Gottes Angesicht geworden. Da nun Gott die Menschheit in seinem Bilde schaut, aus dem zugleich Gottes eigenes Bild zurückstrahlt — so ist die Menschheit durch ihn in die Gemeinschaft Gottes selbst aufgenommen, und eben seine menschliche Leistung ist zur Quelle unversieglichen Trostes und unvergänglicher Kraft für alle Generationen und Zeiten geworden. Wer an ihn glaubt, der tritt damit ein in die Gemeinschaft der von ihm ausgegangenen Wirkungen, der weiß sich in ihm mit versöhnt, mit befreit, mit gereinigt, ein Genosse seiner heiligen Schmerzen, ein Verbündeter in seinem Heldenkampfe, ein Mitüberwinder in seinem entscheidenden Siege über die finstern Gewalten der Sünde, des Uebels, des Todes.

„Der Christus der kirchlichen Ueberlieferung kann uns weder zu sich emporheben, denn er ist schlechterdings über uns erhaben, noch kann er sich zu uns herablassen, denn wir haben schlechterdings Nichts mit ihm gemein. Er ist und bleibt ein überirdisches und überweltliches Wesen, und ist er der ewige Gott selbst, so liegt der Schluß nur allzunah, daß, wenn er wahrhaft und wirklich der ewige Gott selbst ist, er eben darum nicht wahrhaft und wirklich ein sterblicher Mensch gewesen sein kann."

Der Kreuzzug gegen Herrn Schenkel ist im Sande verlaufen: der gegen seine persönliche Stellung wegen der nicht orthodoxen Richtung der badischen Regierung; der gegen seine wissenschaftliche Darstellung wegen der religiösen Stimmung der Masse in ganz Deutschland. Die Masse (wir meinen die der Gebildeten) theilt — so will es uns scheinen — die Ansicht des Herrn Schenkel nicht, aber sie nimmt ihn in Schutz; zwar nicht aus Sympathie für seinen Standpunkt, nicht aus Antipathie gegen den religiösen und wissenschaftlichen Standpunkt seiner Gegner, sondern aus der durch harte Erfahrungen gewonnenen Ueberzeugung, daß die Glaubenswuth dieser orthodoxen Gegner ein Unglück für die Menschheit ist. Die Masse der Gebildeten verlangt Toleranz — nicht weil der Einzelne glaubt, daß es völlig gleichgültig sei, welchen Inhalt an religiösen Vorstellungen er habe, sondern weil er es für ein Unglück hält, wenn die wahre Ansicht — nehmen wir an: irgend eine der tausendfachen Ansichten sei die wahre — aufgedrängt wird. Wir lesen wiederholt in den französischen Journalen von einem leidenschaftlichen Haß der Gebildeten gegen Bibel, Religion, Kultus und Priester: wir theilen ihn nicht, aber wir begreifen ihn; der leidenschaftliche Haß entspringt nicht aus dem Selbstgefühl der Wahrheits-Erkenntniß gegenüber den Finsterlingen (denn welche Irrthümer erträgt der Mensch nicht von seinen Nebenmenschen!), sondern aus der Erkenntniß der Bescheidenheit gegenüber der Ueberhebung.

Wir theilen nicht den Haß gegen die orthodoxe Partei — aber wir halten es für geboten, im Interesse der wahrheit- und glücksuchenden Menschheit geboten, daß der orthodoxen Partei kein staatlicher Druck zu Gebote stehe. Für die heutige Entwicklungsstufe der Menge ist die Staats-Religion kein Heil: sie fördert nicht die Befriedigung und gemüthliche Wohlfahrt des Einzelnen, vielmehr hindert sie die Religiosität.

Das ist nach unserer Meinung der Grund, weshalb die Majorität, soweit sich dieselbe in der Tagespresse äußert, Partei für Herrn Schenkel ergriffen hat.

Bei dieser unserer Meinung ist es von sekundärem Werth, wie sich diejenigen Männer verhalten, deren wissenschaftliche Ueberzeugung sie einen Schritt weiter vom Ueberlieferungs-Glauben führt, als Schenkel gegangen ist. Diese kleineren Farben-Nüancirungen sind für die theologische Wissenschaft von großer Bedeutung (sie fördern die Wahrheit) — aber das große Publikum kümmert sich um das Detail nur wenig, sobald ihm die Toleranz überhaupt gesichert ist.

Deshalb hat, wie wir glauben, die Schrift von David Strauß: Die Ganzen und die Halben auch nur die Bedeutung einer Fachschrift. Er beginnt seine Schrift mit Worten, die für alle Gebiete des Strebens in der Gegenwart gelten und die wir daher hier anführen wollen: „Wer möchte nicht ein Ganzer sein? und wer bliebe nicht doch ein Halber? Gewiß keiner von uns kann seiner Länge einen Zoll, geschweige eine Elle zusetzen; aber sein natürliches Maß ausfüllen wollen, seine Kraft vollständig in Anwendung bringen, die Dinge festen Blicks anschauen und das Erkannte vor sich und Anderen ganz und rückhaltslos aussprechen, das kann Jeder. In diesem Sinn ein Halber zu sein, ist Schmach; ein Ganzer immer mehr zu werden, unbedingt Mannespflicht."

Die Schrift von Strauß ist gegen Hengstenberg und Schenkel gerichtet; er hält Männer wie Schenkel für gefährlicher, als die kirchlichen Rückschrittsmänner: „wo diese Einen Proselyten machen, da machen Männer wie Jener (die Halben) in dieser schwachen Welt ihrer zehn — und für die Wahrheit sind doch beide Theile verloren, ja die Letzteren unwiderbringlicher als die Ersteren."

Wir maßen uns nicht an, materiell den Vorwurf kritisiren zu wollen, welchen Strauß seinem Gegner Schenkel macht; wir wollen nicht untersuchen, ob er seinem Gegner Mangel an folgerichtiger Denkkraft oder (wie es scheint) Mangel an offenem Bekenntniß-Muth vorhält.

Wir wollen vielmehr sagen, daß wir in beiden Vorhaltungen keinen rechten Vorwurf finden können. Der Mangel an Bekenntniß-Muth ist Herrn Schenkel vielleicht: heilvolle Zurückhaltung; viele Männer, an deren Charakter nicht gezweifelt werden kann (wir erinnern nur an Lessing), haben es für geboten erklärt, das Bild zu Sais, das der Menge verschleiert ist, nicht auf Einmal nackt hinzustellen; wer da meint, daß es dem heutigen Geschlecht noch gelte, der kann irren (und wir z. B., die wir diese Meinung nicht theilen, glauben, daß er irren würde), aber er braucht kein Feiger zu sein.

Und der zweite Vorhalt, daß Schenkel's Schlußfolgerung auf halbem Wege stehen bleibe, enthält vollends keinen Vorwurf: bleibt denn Strauß nicht stehen? Wer soll denn entscheiden, ob man noch ein Recht habe, einen Schritt weiter zu thun? Renan geht weiter als Strauß! Und wie Viele gehen noch weiter als Renan und lächeln über seinen naiven Glauben an einen zugleich persönlichen und pantheistischen Gott! Und wie Viele lächeln wieder über diese Spötter! Und wer weiß oder wer kann ausdenken, wo der letzte Punkt ist, zu dem der Schluß keinen Nachschluß mehr findet? Wo ist der Standpunkt, in Vergleich mit dem es keinen höheren, darüber hinausgehenden gäbe?

Daraus folgt, das ist wenigstens unser letzter Schluß, die Toleranz in unserem Sinne. Du kannst Nichts wissen, du willst, oder mußt, oder kannst glauben! Es sei! Fest glauben — in Gottes Namen! Du kannst versuchen, deinen Bruder zu überreden, zu überzeugen — aber keinen Schritt weiter! Was darüber ist, ist vom Uebel, für dich und für ihn!

Für die vorliegende Frage folgt daraus nach unserem Erachten: Schenkel und Strauß stehen auf einer Seite, sie verlangen beide die Toleranz; wer uns mehr von dieser bringt, ist uns der liebere; aber lieb ist uns jeder von Beiden! Offen gestanden: um die religiöse Wahrheit ist uns nicht bange; die kommt herauf und gilt, Anfangs als Diamant, den man nur vorsichtig aus der Hand giebt, nach einer Zeit als Scheidemünze. Die Ausbeute an religiöser Wahrheit ist nicht gar groß, und was von den Männern aller Schattirungen innerhalb des letzten Menschenalters an religiösen Wahrheiten gewonnen worden, füllt noch kein Quartblatt. Aber für die Toleranz soll das Streben dieser Männer nicht verloren gegangen sein — hier habe Jeder Acht, Jeder in seinem Kreise die wissenschaftlichen Fortschritte zur Stärkung der nachsichtigen Gesinnung bei sich und bei Anderen zu verwerthen.

In diesem Sinne, also im Gemüth, sei Jeder ein Ganzer — unser Wissen ist Stückwerk. Dr. P.

England.

Sir Charles Lyell über die freie Forschung den überlieferten religiösen Ansichten gegenüber.

In der Vorrede zu der kürzlich erschienenen fünften Abtheilung der Forschungen über den Pentateuch und das Buch Josuah, von Bischof Colenso, werden folgende Aussprüche von Sir Charles Lyell mitgetheilt, die in einer Rede vorkommen, welche dieser kürzlich in der Londoner geologischen Gesellschaft gehalten:

„In den Diskussionen der letzten Zeit über die Berechtigung gewisser Schriftsteller, die durch neue wissenschaftliche Entdeckungen veranlaßte Modifikation ihrer Anschauungen offen und freimüthig auszusprechen, habe ich von einigen würdigen Gelehrten (ungefähr meines eigenen Alters) sagen hören, daß sie zwar wissenschaftliche Untersuchungen und Kritik der Bibel außerordentlich billigten und sich des Lichtes freuten, das moderne Forschungen in der Physik, in der Sprach- und Alterthums-Wissenschaft verbreiteten, es auch ganz in der Ordnung fänden, daß die Gelehrten sie einander mittheilten, daß sie aber doch bedauerten, daß dies nicht, wie etwa vier Jahrhunderte früher, in lateinischer Sprache geschähe. Nur so blieben diese Ergebnisse auf einen Kreis beschränkt, der sie vertragen könnte, während der Glaube der Menge unangetastet bliebe.

„Ich kann ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich mir die Empfindungen dieser meiner Freunde bei einem zufälligen Eintritt in den Vorlesungs-Saal von Jermyn-Street vorstelle, wo Professor Huxley über den Ursprung der Gattungen und der verschiedenen Menschenracen las und Professor Ramsay seinen jetzt geschlossenen Kursus über die geologischen Zeiten hielt — und diese meine Freunde bemerkt hätten, daß die Vorträge, die größtentheils gratis oder wenigstens für ein kaum erwähnenswerthes Honorar in einem Regierungs-Institute gehalten wurden, vor den arbeitenden Klassen und an eine große intelligente und enthusiastische Zuhörerschaft gerichtet waren; daß sie nicht wenigen Auserwählten in einer todten Sprache, sondern in gutem eindringlichen, klaren, oft beredten Englisch ertheilt wurden. Was hätten meine Freunde zu dem Mangel an Urtheil von Lehrern der gegenwärtigen Generation gesagt, die solche Kenntnisse einer solchen Klasse von Studenten frei mittheilten! Doch wenn es selbst möglich wäre, die Verbreitung einer Wahrheit auf eine privilegirte Klasse zu beschränken, so gäbe es doch wohl keinen weniger wünschenswerthen und berechtigten, keinen gefährlicheren Zustand der Gesellschaft als den, in welchem die Verschiedenheit der Anschauungen einzelner Gebildeten und der weniger unterrichteten Millionen beständig wächst und gerade in den Punkten, die uns am Nächsten am Herzen liegen.

„Es giebt aber noch einen Schritt vorwärts, den wissenschaftliche Laien vor allen Dingen zu thun haben, wenn sie treu gegen sich selbst und die Wissenschaft bleiben wollen. Es genügt nicht, daß sie sich frei an allen neu errungenen Wahrheiten betheiligen. Sie sollten ihre Ermuthigung, Sympathie und Unterstützung denjenigen Mitgliedern der Geistlichkeit leihen (einer Körperschaft, in deren Händen die eigentliche Erziehung von Millionen liegt), die kühn hervortreten, der Welt die Resultate der Wissenschaft zu verkünden, selbst wenn sie dadurch gezwungen sind, einige der theologischen und traditionellen Anschauungen zu modifiziren, in denen wir Alle erzogen sind. Sie sollten solche Männer bewundern und ehren, wegen der Opfer, mit denen sie ihre Bemühungen erkaufen, die volksthümlichen Ansichten über die Schrift zu reformiren und mit den aus wissenschaftlichen Forschungen gezogenen Konsequenzen in Einklang zu bringen. Vor Allem aber sollten sie gegen die Meinung derjenigen zu Felde ziehen, die da meinen, ein von der Nation berufener Lehrer, der von einer dieser neuen Wahrheiten durchdrungen sei, solle sein Amt zu Gunsten eines andern niederlegen, der entweder noch unberührt von den Neuerungen, die alten Lehrsätze gewissenhaft weiter verbreiten kann, oder der es wenigstens mit seinem Gewissen vereinbart, Anderen zu lehren, was er selbst nicht glaubt."

John Stuart Mill: Ueber Repräsentativ-Regierung.

II.

Ein- und Zweikammer-System. — Gesetzgeber und Richter. — Die Nationalitätsfrage und der Bundesstaat.

Im nächsten Kapitel seines Werkes erörtert Mill die Frage: ob die Wahlen unmittelbar oder mittelbar sein sollen. Er entscheidet sich für einfache, also unmittelbare Wahlen. Unter den mittelbaren Wahlen findet er allein den Modus zu loben, der in den Vereinigten Staaten zur Wahl der Senatoren in Anwendung kommt. Bekanntlich wählen dort bestehende Körperschaften, nämlich die Regierungen der einzelnen Staaten, je zwei Senatoren. Seine Gründe für Verwerfung anderer Arten der mittelbaren Wahl sind: das Interesse der Urwähler, sowie das Gefühl der Verantwortlichkeit in den Repräsentanten, wird dadurch geschwächt und ein Zwischenkörper gebildet, der die Bestechung erleichtert — in abstracto höchst scheinbare Befürchtungen, von denen aber, soviel ich weiß und Sie mir wohl bestätigen werden, in Preußen keine einzige in Erfüllung gegangen. In England dürfte namentlich der letzte Punkt gefährlich werden.

In dem Abschnitt über die Wahlart entwickelt Mill seine Gründe gegen das Ballot oder die geheime Abstimmung, für deren Einführung bekanntlich die Manchester-Schule agitirt. Ihm durch die Erörterung zu folgen, würde mehr Raum in Anspruch nehmen, als Sie mir vielleicht gestatten wollen. Daher hier nur soviel, daß ich weder der Manchester-Schule beipflichten kann, die in dem Wahlrecht ein individuelles Recht sieht, noch unserm Autor, der es für einen Auftrag (trust) erklärt. Es ist das Recht des Bürgers, nach seiner Einsicht zum Ausbau des vollkommenen Staates beizutragen. Darin liegt Ausdehnung und Schranke. Wie häufig hier zu Lande selbst von wohlunterrichteten Männern die monströse Behauptung aufgestellt wird, daß der Wähler, welcher sein Wahlrecht verkauft, kein sittliches Unrecht begeht, wird Niemand glauben, der den Punkt noch nicht mit Engländern diskutirt hat. — Wer englische Verhältnisse und Ansichten kennen lernen will, wird in diesem Kapitel Vieles finden, das seine Aufmerksamkeit verdient. — Wieder allgemeiner heißt es dann über Bezahlung der Repräsentanten: sie soll eine Entschädigung für Verlust von Zeit und Geld sein, nicht Lohn (a salary). Hohe Vergütung ist vom Uebel. „Die Scene im Aristophanes zwischen Kleon und dem Wursthändler ist eine richtige Karrikatur des Zustandes, der dadurch eintreten würde. Solche Einrichtung würde wie ein stetes Zugpflaster auf den Theil der menschlichen Natur wirken, der der Versuchung am zugänglichsten. Sie würde ebenso wirken, als das Aussetzen von 658 Preisen für die erfolgreichsten Schmeichler und geschicktesten Mißleiter ihrer Landsleute. Keine Art des Despotismus hat den Boden so wohl bestellt, um eine reiche Aernte lasterhafter Speichelleckerei hervorzubringen."

Ueber die Dauer der Parlamente heißt es: sie soll nicht lang genug sein, um die Repräsentanten gleichgültig zu machen, aber lang genug, um ihnen Zeit zu geben, sich in ihren Beruf hineinzuleben und ihre guten Eigenschaften zu entwickeln. In England haben die siebenjährigen Parlamente keine Nachtheile, weil sie häufig durch Auflösung abgekürzt werden.

Förmliche Verpflichtungen über ihre Abstimmung sollen die Repräsentanten nicht eingehen. Wohl aber schulden sie den Wählern eine aufrichtige und unzweideutige Erklärung ihrer politischen Grundsätze sowohl vor der Wahl, als auch, wenn sie dieselben während ihres Mandats ändern. Die Wähler sind nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, den Mann selbst von bedeutenden Fähigkeiten zu verwerfen, dessen politische Grundanschauungen mit den ihrigen nicht übereinstimmen; aber in dem Verhältniß, als sie seine geistige Ueberlegenheit anerkennen, können sie sich seine Abweichung von ihren Meinungen in Nebendingen gefallen lassen. In Meinungen mag Irrthum obwalten. Der Werth der Fähigkeiten ist unzweifelhaft. Außerdem ist es von Wichtigkeit, daß jede auf Gründen beruhende Ansicht über vorliegende Fragen im Rathe der Nation gehört werde.

Ein- oder Zweikammersystem. Mill hält die Frage nicht für so wichtig als mehrere, besonders continentale Schriftsteller. Zwei Kammern können gleichen oder ungleichen Ursprungs sein. Sind sie auf gleiche Weise gebildet, so ist vorauszusetzen, daß in beiden dieselben Maßregeln durchgehn werden, oder daß wenigstens die Maßregel, welche die entschiedene Majorität Einer Kammer für sich hat, in der zweiten wenigstens eine ansehnliche Minorität für sich hat. Dies letztere sei in der That in sofern gegen den Geist der Repräsentativregierung, als die Verwerfung möglicherweise durch eine geringe Zahl über ein Viertel der Gesammtvertretung erfolgen könnte. Dieser äußerste Fall ist aber 1) eine bloße — sehr unwahrscheinliche Möglichkeit und 2) ist das Durchgehn der Maßregel dann nur eine Frage der Zeit. — Uebereilung zu verhindern ist kein Grund für Einführung des Zweikammersystems, da dafür wirksam in Einer Kammer gesorgt werden kann. Aber ein hochwichtiger Gesichtspunkt ist: daß es keine Körperschaft im Staate geben muß, die große Dinge selbst für kurze Zeit durch ihr bloßes: Sic volo entscheiden kann. Dies erzeugt gefährliche despotische Neigungen. — Was Mill hier über die Wichtigkeit des Compromisses in der großen Politik ausführt, ist sowohl für die in England herrschenden, auf der Geschichte des Landes

beruhenden Ansichten, als für unsere Schriftsteller insbesondere charakteristisch. Die Richtigkeit in abstracto wird kaum bestritten werden; aber in konkreten Fällen werden die Meinungen darüber auseinanderlaufen, wo das Nachgeben und der Compromiß anfangen muß.

Wenn beide Kammern ungleichen Ursprungs sind, so wird es als Hauptattribut der andern betrachtet — der demokratischen Richtung des Hauses der Repräsentanten als Hemmung entgegenzuwirken. Die ganze Wirksamkeit des zweiten Hauses beruht aber auf der Kraft der Wurzeln, mit denen es im Lande festgewachsen ist. Ein aristokratisches Haus ist nur wirksam in einem Lande mit aristokratischen Neigungen; das englische Oberhaus war von überwiegender, fast ausschließender Macht, so lange die Barone die ausschließliche politische Körperschaft des Landes waren. — Je mehr die Gesellschaft demokratisch wird, desto mehr verliert das Oberhaus die Fähigkeit, als Hemmschuh für die demokratische Bewegung des Unterhauses zu dienen. Schon gegenwärtig wäre es die schlechteste Politik des Oberhauses, sich dieser Richtung direkt entgegenzusetzen. „Wenn die Macht auf der Einen Seite im Verhältniß zu der auf der andern schwach ist, so ist die wirksamste Art für Anwendung der schwächeren nicht der offene Kampf gegen die erstere. Solche Taktik müßte zur entschiednen Niederlage der schwächeren führen. Diese kann nur dadurch Vortheile gewinnen, daß sie sich nicht absondert, nicht Jedermann nöthigt, seine Stellung auf der einen oder andern Seite zu nehmen, ihre eigne Stellung lieber im Volke nimmt, als ihm gegenüber — um bei gegebener Gelegenheit die Elemente an sich zu ziehen, die sich am leichtesten mit ihr verbinden mögen."

Das „englische Oberhaus sollte, wie der römische Senat, eine Kammer der Staatsmänner sein."

Da ich der Ausführung dieses Satzes sowie den folgenden Abschnitten im Auszuge nicht gerecht werden kann, so bleibt mir nur übrig, auf das 13. Kapitel des Werkes hinzuweisen. Es schließt mit den Worten:

„Die beste Verfassung einer ersten Kammer würde die sein, welche die größte Anzahl von Männern zu Einem Körper vereint, die von den Klassen-Interessen und Vorurtheilen der Majorität frei sind, ohne ein Element in sich zu haben, welches das demokratische Gefühl verletzt. Die beste Kontrole und Hemmung muß aber in der Volkskammer selbst sein."

Die Exekutivgewalt in einer Repräsentativregierung. Nach Benthams geistreichem Wort: Boards are screens — Kollegien sind Schirme (der Verantwortlichkeit) — postulirt Mill, daß im Allgemeinen jede Funktion der Exekutive Einem bestimmten Individuum aufgetragen und zur Pflicht gemacht werden solle.

Gesetzliche Strafen und Belohnungen mögen für die Individuen in beiden Fällen gleich groß sein; die Anerkennung oder Mißbilligung durch die öffentliche Stimme trifft den einzelnen Beamten sicherer und kräftiger bei individueller als bei kollegialischer Amtsverwaltung.

Im Allgemeinen vergegenwärtigt dieser Abschnitt des Buchs den nothwendigen Unterschied der Stellung der Beamten im konstitutionellen von ihrer Stellung im absoluten Staat. Mit dem Uebergange aus dem letzten in den ersten hat das goldne Zeitalter der Bureaukratie ein Ende. Die Selbständigkeit der Beamten, wie überall so auch für den Stand der Staatsdiener eine Sache von großem sittlichen Werth, hört auf. Je genauer die Funktionen des Hauptes der Regierung umschrieben, je unzweideutiger seine Verantwortlichkeit bestimmt ist, um so größer muß die Abhängigkeit jedes andern Beamten sein. Deutsche Leser werden wohl thun, dies im Auge zu behalten, weil ihnen sonst die Seiten des Mill'schen Raisonnements, die sich auf Einrichtungen Englands und Amerikas beziehen, welche nur zum Theil erklärt, zum andern Theile als bekannt vorausgesetzt werden, unverständlich bleiben dürften. Hier nur so viel, daß bekanntlich in Amerika selbst die Staatsminister vom Präsidenten abhängige, ein- und absetzbare Schreiber sind, während in England die meisten der unter einem verantwortlichen Staatssekretär stehenden Beamten eine ähnliche Stellung haben. Die englischen Richter sind unabhängig, aber England hat auch keinen Justizminister oder Staatssekretär für die Justizverwaltung.

Die schon oft motivirte Nothwendigkeit der Abkürzung meines Berichts zwingt mich, in diesem Kapitel eine knappe Auswahl der Gegenstände zu treffen und hat mich zugleich veranlaßt, in der vorstehenden Bemerkung die bisher befolgte Regel aus den Augen zu setzen, nach welcher ich Berichterstattung und Kritik streng auseinandergehalten habe. So mag dann hier noch die zugleich allgemeine, und doch mit Mill's Ausführung genau zusammenhangende Bemerkung folgen: daß der Richterstand im konstitutionellen und absoluten Staat gleich unabhängig sein kann — und daß eines der wesentlichsten Mittel, diese Unabhängigkeit zu wahren, die strenge Trennung der Funktion des Richters von der des Gesetzgebers ist. Der erstere hat zu finden, was Rechtens ist — das bestehende Gesetz auf den gegebenen Fall anzuwenden. Der Gesetzgeber hat zu finden, was Rechtens sein soll. Was er in dieser Funktion festgesetzt hat, bleibt für den Richter Norm, von der keine Rücksicht ihn ablenken, die keine Willkür eines Vorgesetzten umstoßen kann.

Verschiedene Eigenthümlichkeiten der Verfassung Amerikas, welche Mill tadelt, findet er nur darum unschädlich, weil nach den örtlichen und geschichtlichen Bedingungen dort keine Gefahr vorhanden, daß der Präsident durch einen Staatsstreich sich zum absoluten Herrscher mache. „Wo solche Gefahr existirt, muß das Parlament den ersten Beamten durch Eine Abstimmung absetzen und zum Privatmann machen können. In einem Zustand der Dinge, der zu **diesem frechsten und niederträchtigsten aller Brüche des Vertrauens** ermuthigt, ist selbst diese vollständige Abhängigkeit des ersten Staatsbeamten nur ein schwacher Schutz."

Nach Bentham sollen die Richter zwar nicht vom Volk erwählt, aber nach dem Willen des Volkes abgesetzt werden. Mill weicht hierin mit guten Gründen von ihm ab und will die Absetzung eben so wenig vom Willen des Volks abhängig machen. Er hält es für eben so verderblich, den Richter dem Volke, als der Regierung verantwortlich zu machen. „Wenn ein Richter durch Abstimmung des Volks abgesetzt werden kann, so wird Jeder, der seine Stelle zu haben wünscht, aus allen seinen richterlichen Erkenntnissen Kapital machen, dieselben sämmtlich, soweit dies durch unregelmäßige Procedur ausführbar wäre, vor das inkompetente Tribunal der öffentlichen Meinung bringen, die Leidenschaft und das Vorurtheil des Volks aufregen, wo sie vorhanden sind, und sich bemühen, sie hervorzurufen, wo sie nicht vorhanden sind. Darin würde ein beharrlicher folgerechter Intrigant sicher Erfolg haben, wenn nicht der Richter sich zu denselben Kunstgriffen herablassen wollte. Die natürliche Folge solchen Zustandes würde dann sein, daß die Richter alle ihre Urtheile mehr nach ihrem voraussichtlichen Eindruck auf das Publikum, als nach der Gerechtigkeit einrichten würden.

„Der in einigen Staaten Amerikas durch die revidirten Verfassungen eingeführte Gebrauch, richterliche Beamte der periodischen Wiederwahl zu unterwerfen, wird, wie ich fürchte, einer der gefährlichsten Irrthümer sein, die die Demokratie je begangen hat. Und wenn nicht der praktische gute Takt, welcher das Volk der Vereinigten Staaten nie ganz verläßt, eine Reaktion hervorruft, welche bald den Widerruf dieses Irrthums zur Folge hat, so könnte dies mit Recht als der erste Schritt zum Verfall moderner demokratischer Regierung betrachtet werden." — In Bezug auf den Theil des Kapitels, der es empfiehlt, eine bestandene Prüfung zur Bedingung der Amtsverleihung zu machen, erlaube ich mir, den Leser daran zu erinnern, daß solche Prüfungen erst seit wenigen Jahren in England eingeführt sind und noch viele Gegner haben.

Lokale Repräsentativkörper. „Alle Regierungen kümmern sich zu viel um lokale Angelegenheiten, und das englische Parlament hat sich damit überbürdet. Alles was Lokalitäten, namentlich Gemeinde-Interessen allein betrifft, ohne allgemeine Interessen wesentlich zu berühren, sollte lokaler Verwaltung und Gesetzgebung überlassen bleiben. Zu diesem Behuf werden Lokalparlamente vorgeschlagen. Die Wahl dazu soll auf breitester Grundlage erfolgen, welche hier weniger Nachtheile und größere Vortheile für die Erziehung und Bildung der Bevölkerung hat, als bei den Landesparlamenten. Wähler soll Jeder sein, der zu den Lokalsteuern beiträgt. Wie die Minoritätsvertretung nach Hare'schem Plan die Berechtigung zu mehr als Einer Wahlstimme auch hier eingeführt werden soll, wird ausführlich erklärt. — Jede Stadt soll ihre Municipalverwaltung haben und jede Stadt nur Eine. Die Sonderverwaltung der City von London hat keinen Sinn, als den phantastischen Aufputz dieser Verbindung modernen Eigennutzes mit veralteter Geckenhaftigkeit zu erhalten."

Dieselbe Sondereinrichtung derselben City von London und die Beharrlichkeit und Festigkeit der Behörden, welche sich den oft beabsichtigten Neuerungen standhaft und erfolgreich widersetzen, wird in The Parish von Toulmin Smith, einem Buche, das über Gemeindeeinrichtungen und die politische Verfassung Englands gründliche Auskunft giebt, fast eben so heftig gelobt, als hier getadelt. Mill, der sonst den voraussichtlichen Einwürfen der Gegner (hauptsächlich freilich der Orthodoxen) schon von Weitem begegnet, muß das angezogene Buch gar nicht gelesen haben.

Lokale und Landesangelegenheiten sind zu trennen; die leitenden Grundsätze für die letzteren müssen allgemein befolgt werden; ihre Ausführung muß den lokalen Behörden überlassen bleiben. Für Steuerverwaltung, Armee-Einrichtungen 2c. müssen namentlich allgemeine Gesetze maßgebend sein. Da hiernach Konflikte möglich, so muß die centrale Exekutivbehörde das Recht haben, die Lokalrepräsentation aufzulösen, die lokale Exekutivbehörde zu entlassen. Aber in keinem Falle soll sie neue Lokalbehörden einsetzen können; dies muß immer Sache des lokalen Wahlkörpers bleiben. Ueberhaupt soll im Fall des Konflikts die Staatsexekutive nicht eingreifen, bevor das Parlament entschieden hat. Aber der Rath und die Anleitung der Staatsexekutive können sehr nützlich sein. So werde auch der Zweck der praktischen Volkserziehung am Besten erreicht, weil dadurch die Unwissenden mit den Erfahrenen und Unterrichteten in Berührung gebracht würden.

Ueber Nationalität. Da der Begriff der Nationalität für das Verständniß der Zeitgeschichte von großer, für Deutschland von überwiegender Wichtigkeit ist, so will ich Mill's Ansichten mit der Treue wiedergeben, die der Auszug gestattet.

„Nationalität mag einem Theile der Menschheit zugeschrieben werden, wenn die Personen durch gemeinschaftliche Sympathien verbunden sind, die zwischen ihnen und andern Personen nicht existiren — vermöge welcher sie lieber mit einander als mit Andern zusammenwirken — unter derselben Regierung zu stehen wünschen, und zwar unter einer aus ihnen selbst oder aus ihrer Mitte gebildeten Regierung. Dies Gefühl der Nationalität mag verschiedene Quellen haben. Gemeinschaft der Sprache und Gemeinschaft der Religion tragen wesentlich dazu bei. Geographische Begränzung ist eine seiner Ursachen. Aber die mächtigste aller Ursachen ist Identität der politischen Entwickelung und nationalen Geschichte und die daraus fließende Gemeinschaft der Erinnerungen — gesammte Erhebung und Demüthigung, Freude und Schmerz über dieselben Ereignisse der Vergangenheit.

„Kein einzelner dieser Umstände ist unumgänglich nothwendig, keiner allein hinreichend." Als Belege für die eine oder die andre Seite der Behauptungen werden die Schweiz, Belgien und Holland, Sicilien und Neapel, Frankreich aufgeführt.

„Identität der Sprache, der Literatur und bis zu gewissem Grade der Abstammung und Erinnerungen haben das Gefühl der Nationalität in beträchtlicher Kraft zwischen den verschiedenen Volkstheilen deutschen Namens lebendig erhalten, obgleich dieselben nie (?) wirklich unter derselben Regierung vereinigt gewesen sind; aber das Gefühl ist nie stark genug geworden, um die einzelnen Staaten zu bewegen, ihrer Autonomie zu entsagen.

„Italien ist vielleicht mehr als irgend ein andrer ein gemeinschaftlicher Name, der alle Bewohner des Landes mit gleichem Stolz auf den Ruhm erfüllt, den die Thaten der Vergangenheit in Kunst, Waffen, Politik, religiöser Hegemonie, Wissenschaft und Literatur 2c. erworben haben.

„Wo das Gefühl in irgend einer Kraft vorhanden, ist es ein auf der Hand liegender Grund, die Personen unter Eine Regierung und zwar ihre eigne Regierung zu verbinden, da dies nur heißt, daß die Regierung ein Ausdruck des Willens der Regierten sein muß, was sich von selbst versteht. Die Frage wird aber noch mehr zur Lebensfrage, wenn ein Volk reif ist für freie Institutionen.

„Die Nationalitätsfrage wird die Quelle politischer Uebelstände, wenn verschiedene Nationalitäten unter Einer Regierung stehn. Verschiedenheit der Sprache verhindert Mittheilung und Verständniß. Jede Nationalität fürchtet mehr Unrecht von der andern, als von ihrer gemeinschaftlichen Regierung; die Miliz der einen mag leicht zur Unterdrückung der andern verwendet werden.

„Im Allgemeinen ist es daher eine nothwendige Bedingung freier Institutionen, daß die Gränzen der Nationalitäten mit denen der Staaten zusammenfallen. Aber die Geschichte hat es in einzelnen Fällen anders gefügt. Ungarn wird von einem Gemisch von Magyaren, Slovaken, Serben, Croaten, Rumänen, in einigen Distrikten von Deutschen in überwiegender Zahl bewohnt, die nicht örtlich geschieden werden können. — Die deutsche Kolonie Ostpreußen ist von dem übrigen Deutschland durch einen Theil des alten Polens getrennt — Kurland, Liefland und Esthland sind durch ihre Lage verurtheilt, Theile eines slavischen Staats zu bilden 2c."

Uebrigens hat das gewaltsame Zusammenschweißen ver-

schiedener Nationalitäten, wenn die Schmerzen des unterdrückten Typus verwunden waren, oft heilsame Folgen gehabt.

Die verschiedenen Verhältnisse nach Anzahl, Bildung, Macht werden in Betracht gezogen, erläuternde Beispiele aus alter und neuer Zeit hinzugefügt.

Verbündete Repräsentativregierung (Federal Representative Government). Dieser Abschnitt erschöpft den Gegenstand nicht; aber um dem Gegenstande nur in Bezug auf die Staatenbunde, die bestanden haben und noch bestehn, einigermaßen gerecht zu werden, hätte der Verfasser ein eignes Buch schreiben müssen. Ein wesentlicherer Mangel ist, daß er die aus dem Begriff fließenden Bestimmungen nicht vollständig entwickelt. Dies werde ich unten nachweisen und will zuvörderst einen Theil von Mill's Urtheil über Amerika mittheilen, in der Voraussetzung, daß Ihre Leser die Ansichten eines denkenden Engländers über die innere Politik der Vereinigten Staaten ihrer Aufmerksamkeit werth finden werden.

— „In der entwickelten Form der Verbindung, in welcher jeder Einzelstaat zwei Regierungen hat, seine eigne und die des Bundes — ist es offenbar nothwendig — nicht nur daß die Befugnisse dieser beiden Mächte genau und klar abgegränzt seien, sondern auch daß das Recht der Entscheidung in streitigen Fällen keinem von beiden zustehe, sondern einem Schiedsrichter, der von beiden unabhängig ist. Daraus folgt die Nothwendigkeit eines obersten Gerichtshofs und eines durch alle Staaten der Verbindung vertheilten Systems von Untergerichten, denen die Entscheidung der bezeichneten Streitfragen zusteht und deren Urtheil in der höchsten Appellationsinstanz endgültig ist. Jeder Staat der Union und die Bundes-Regierung selbst sowohl als jeder Beamte der Bundes- und Staatsregierungen muß bei diesen Gerichtshöfen belangt werden können für Ueberschreitung der Befugnisse oder für Nichterfüllung ihrer Bundespflichten — und muß gehalten sein, sich an diese Gerichtshöfe zu wenden, wenn es sich um Durchsetzung von Bundesrechten handelt. Aus diesem Sachverhältniß entstand mit innerer Nothwendigkeit in den Vereinigten Staaten die bemerkenswerthe Einrichtung, daß ein Gerichtshof, das höchste Tribunal des Bundes, über allen Regierungen steht. Er hat das Recht, zu finden und zu erklären, daß ein Gesetz, das sie gegeben, oder eine Handlung, die sie begangen haben, die Befugnisse überschreitet, die nach der Bundesverfassung ihnen zustehen und daß daher Gesetz oder Handlung nicht zu Recht bestehen."

Die aufbewahrten Diskussionen über die Verfassung Amerikas zeigen es, wie sehr und wie lange die Meinungen über die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen geschwankt haben; jetzt hat die Erfahrung alle Zweifel beseitigt.

„Die ausgezeichnet wohlthätige Wirkung einer so besondern Einrichtung ist, wie Herr v. Tocqueville richtig bemerkt, wahrscheinlich großentheils der eigenthümlichen Natur eines Gerichtshofs zuzuschreiben. Ein Gerichtshof hat das Gesetz zu erklären, aber nicht in abstracto und mit dem ausdrücklich ausgesprochnen Zwecke; er wartet, bis ein Streit zwischen einem Menschen mit einem andern, der den streitigen Punkt einschließt, ihm zur richterlichen Entscheidung vorliegt. Daraus folgt, daß er sich mit der Findung des Rechts nicht zu übereilen hat, sondern der Fall gewöhnlich vorher von vielen Seiten öffentlich erörtert ist, und daß der Hof sein Urtheil fällt, nachdem er die erschöpfende Argumentation anerkannter Rechtsgelehrten für beide Seiten vernommen hat — daß er zur Zeit nur den Theil der Streitfrage entscheidet, der auf den vorliegenden Rechtsfall Bezug hat — und daß seine Entscheidung nicht freiwillig zur Erreichung politischer Zwecke ausgesprochen, sondern ihm durch die Verpflichtung, Recht zu sprechen, der er sich nicht entziehen darf, abgenöthigt ist . . . Dazu kommt die ausgezeichnete Befähigung der Richter, aus denen jenes hohe Tribunal besteht, und ihre unbezweifelte Unparteilichkeit in Bezug auf Privatpersonen und Staaten. Dies Vertrauen ist im Ganzen gerechtfertigt worden; aber es giebt auch keine wichtigere Lebensfrage für das amerikanische Volk, als mit der wachsamsten Sorgfalt Alles fernzuhalten, was irgend darauf hinwirken könnte, den sittlichen Werth dieser großen nationalen Einrichtung zu vermindern.

„Das Vertrauen, auf dem der Bestand der Bundeseinrichtungen beruht, wurde zum ersten Mal durch das Erkenntniß verletzt, nach welchem die Sklaverei auf gemeinem Recht beruhen und daher in den Territorien, selbst gegen den Willen der Mehrheit ihrer Bewohner, gesetzlich sein sollte. Diese denkwürdige Entscheidung hat wahrscheinlich mehr als irgend sonst etwas dazu beigetragen, den Zwiespalt zwischen den Parteien zu der Krisis zu bringen, die zum Bürgerkrieg angewachsen ist. Der Hauptpfeiler der amerikanischen Verfassung wird schwerlich stark genug sein, um viele solche Erschütterungen zu ertragen. . . . .

„Der oberste Gerichtshof des Bundes entscheidet völkerrechtliche Fragen und liefert dadurch das erste Beispiel der Abhülfe eines großen Bedürfnisses der civilisirten Gesellschaft, das in der Errichtung eines wirklichen und anerkannten Gerichtshofs für internationale Rechtsfälle besteht."

Der Bundesstaat mit der Machtfülle seiner Gesammtheit und der Entschiedenheit des einheitlichen Staats dem Auslande gegenüber — der vollen Freiheit innerer Entwickelung durch Selbstregierung in den einzelnen Staaten — setzt eine hohe Kultur der Bewohner voraus.

Aber die Verfassungen der Einzelstaaten, die auf den Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten beruhen, durch die Beschlüsse der Vorfahren gebildet sind, haben nach diesem Ursprunge beschränktere Ideenkreise zu ihren Grundlagen, als die Kollektivverfassung, in welcher die Besonderheiten sich wechselseitig zum Korrektiv dienen, daher Vernunft und legislative Weisheit der Gesammtheit ihren reineren Ausdruck finden.

Die Bundesverfassung hat die Uebelstände, welche den Einzelstaaten inhäriren, zu beseitigen. Wie es nun der Hauptberuf des Staats an sich ist, die Idee des Rechts zu realisiren — die auf örtlichen und geschichtlichen Bedingungen beruhenden Seiten der Rechtsidee in den Einzelstaaten ihren natürlichen Ausdruck finden — so ist es die Aufgabe des Gesammtstaats, die allgemeinen und humanen Seiten der Rechtsidee zu verwirklichen. — Die Verfassung des Bundes muß daher aus denen der Einzelstaaten alle die Bestimmungen entfernen, die mit dem ersten Rechtsgrundsatze unvereinbar sind. Sie muß auf einem definirten Begriff der Person beruhen und einen in alle Einzelstaaten verzweigten Bundesgerichtshof errichten, dem es obliegt, das verletzte Recht der Person herzustellen, wo immer die Gerichte der Einzelstaaten die Restitution nicht bewirken können oder wollen.

Dieser inneren Vernunft der Sache, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten anstrebt, ohne die Form ihrer Verwirklichung vollständig gefunden zu haben, konnte Mill nicht gerecht werden, weil sein System der Ethik nicht auf dem Be-

griff der Person beruht und ihm nicht erlaubt, die Politik als einen Theil der Ethik zu betrachten.

Frankreich.

Der Feldzug von 1792 als Wendepunkt der französischen Revolution.

Ein mit treuem Fleiße geschriebenes Werk von C. Renouard, vormaligem Hauptmann im kurhessischen Generalstabe, betitelt: „Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792",*) hat uns vor Kurzem eine der denkwürdigsten Epochen der neueren Geschichte in's Gedächtniß gerufen, den Wendepunkt nämlich der großen französischen Revolution, deren Schicksal durch den Zusammenstoß mit dem Auslande endgültig bestimmt ward. Oesterreichs greiser Staatskanzler Kaunitz, den die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges gewitzigt und von ganz Europa ergreifenden Konflikten abgeschreckt hatten, war den deutschen Monarchen ein bedächtiger Warner gewesen: „Man muß die revolutionären Leidenschaften austoben lassen," hatte Kaunitz gesagt. Doch Franz II. und Friedrich Wilhelm II. waren anderer Meinung. Es riß sie wie ein böses Verhängniß fort, das Ausland mit der Revolution in Beziehung zu bringen und dergestalt die Revolution zu einer europäischen Angelegenheit zu machen! Der Sturm brauste nun über die Gränze.

Es sieht immer etwas naiv aus, wenn man die Frage aufwirft, was wäre geschehen, wenn etwas Anderes nicht geschehen wäre? Und doch fühlt sich der menschliche Geist zu dieser Frage in einzelnen Fällen förmlich gedrungen, da besonders, wo das Verhängniß an einem Faden hing. Wir wissen, daß der plötzliche Tod des friedliebenden Leopold II. (am 1. März 1792) bei Oesterreich die Waagschale zu Gunsten des Krieges mit der Revolution geneigt hat. Preußen, das zugleich seine Hand in der polnischen Verwickelung hatte, würde trotz des romantischen Legitimitäts-Eifers, der Friedrich Wilhelm II. beseelte, nimmermehr allein dem vulkanischen Frankreich die Stirn geboten haben. Im scharfen Gegensatze zu dem prahlerischen Uebermuthe der Emigranten (von des Grafen von Artois und des Prinzen Condé Umgebung) ging man von Seiten der Mächte mit einer gewissen Zaghaftigkeit an diesen Krieg; Herr Hauptmann Renouard schildert uns die drängenden Bewerbungen Preußens um die Streitgenossenschaft des tapfern, wohlgeschulten, von kundigen Führern geleiteten hessen-kasselschen Armeecorps. Um von den 14,000 Mann desselben nur 6000 zu erlangen, verbürgte Preußen dem Ehrgeize des Landgrafen Wilhelm IX. (späteren Wilhelm I.) seinen ganzen Einfluß beim Kaiser und beim Kurfürsten-Kollegium für den Gewinn der heißersehnten Kurwürde; auch versprach Preußen, für die Kostenentschädigung Hessens auf das Beste zu sorgen.

Ohne Zweifel würde der Staat Friedrich's des Großen auch ohne die Hülfe eines kleineren Reichsstandes den Kampf mit den Heereskräften Frankreichs aufgenommen haben, nachdem bei der letzten feindlichen Berührung, d. h. während des ganzen siebenjährigen Krieges sowohl unter Friedrich's II. als Ferdinand's von Braunschweig Führung die unverhältnißmäßige Ueberlegenheit der preußischen über die französischen Regimenter hervorgetreten war. Auch hatte sich die französische Armee in der Zwischenzeit arg verschlechtert, die Zucht war gelockert, Uebung und Ausbildung ließen nach den verschiedensten Zeugnissen sehr viel zu wünschen übrig, das Offizier-Corps war rein adelig geworden, und zum Entgelt dafür hatte sich eine bergestiefe, in Frankreich ehedem unbekannte Kluft zwischen Offizieren und gemeinen Soldaten aufgethan. Der amerikanische Krieg hatte alle Uebelstände nur in ein helleres Licht gestellt und die Revolution endlich geradezu den Geist der Empörung in die Gemüther der Mannschaften gepflanzt, das Ansehen der adeligen Offiziere, wofern sie nicht Feuillants oder Girondisten waren, oder wirklicher Kriegsruhm sie schützte, fast auf Null heruntergesetzt. Diese 140,000 Mann schlecht geschulte, mäßig bewaffnete und zum Theil meuterische Truppen schienen der Armee Friedrich's des Großen nicht gefährlich zu sein. Allerdings hatte auch diese seit dem Tode ihres Heldenfürsten sich nicht verbessert. Die alte Sicherheit, Präcision und Siegesgewißheit war etwas gesunken, der Gamaschendienst bis zu lächerlichen Kontroversen gediehen (z. B. über die Höhe des Fußaufhebens beim Parademarsch), alte abgelebte Männer hatten schon 1792 viele Befehlshaberstellen inne, die Armee war überhaupt schwerfälliger geworden, ihr Troß hatte sich zur Ungebühr vermehrt und das System der Magazinverpflegung der Langsamkeit in allen Bewegungen ein dauerndes Privilegium verschafft. Man klebte förmlich, wie an den Posten, so an den Versorgungsplätzen. Aber der Geist des großen Friedrich war nicht ganz aus diesem Heere geschwunden. An Tapferkeit und Kriegszucht fehlte es nirgends, eine große Zahl erfahrener und erprobter Generale und Offiziere befand sich noch bei den Truppen; die Energie des Handelns konnte nur stellenweise vermißt werden, und häufig noch ersetzte die Thatkraft des Einzelnen die Mängel des Systems. Daß Preußens ruhmreiches Kriegsheer den Kampf mit Frankreich begann, war, militairisch betrachtet, durchaus keine Thorheit, kaum ein Wagniß. Meuterische Linientruppen, des Dienstes ungewohnte Nationalgarden und frisch ausgehobene Freiwilligen-Bataillone (unter ihnen die wirklich sehr „leichte Legion") waren für die preußischen Kerntruppen unebenbürtige Gegner.

Anders stand freilich die Sache, wurde der politische Gesichtspunkt betont. Vor Allem war es nicht klar, welches Interesse Preußen in dem Kriege verfolgte. Man sagte: das der Legitimität, das des monarchischen Prinzips! Die Verfassungsform eines Landes ist aber in erster Linie seine eigene Angelegenheit; ein souverainer Staat hat seine Regierung nicht vom Auslande zu empfangen. In die Verhältnisse eines Volkes von 26 Millionen eingreifen (so viel Franzosen gab es damals), war von vornherein ein mißliches Ding; der Widerstand konnte bei der geringsten Unvorsichtigkeit wachsen und ein Volkskrieg ein neues Heer erziehen, wenn schon das alte geschlagen war. Preußen, wie Manche ihm zum Vorwurf stempeln, hatte durch die sehr moderne Idee der Niederwerfung des alten Lehnsstaates durch Protestantismus und Geistesfreiheit seine Höhe erklommen; sein bloßes Dasein als Großmacht war bereits eine „glorreiche Revolution" wider Kaiser und Reich. Bei Pirna und Lowositz, bei Roßbach und Leuthen hatte man den Reichs-Perrückenstöcken die Antwort „diktirt und insinuirt", nachdem man bei Hohenfriedberg sich „legitimirt" hatte. Die gesammte Tradition dieses „parvenu" unter den Großmächten Europa's stemmte sich wider ein Bündniß mit Oesterreich zur Wiederaufrichtung morscher, lange vor ihrem Einsturz ge-

*) Cassel, Theodor Fischer, 1865. XII. und 495 S. nebst Uebersichtskarte.

knickter Staatsformen und zum Schutze eines Thrones, den der schwache Gemahl einer Erzherzogin einnahm. Wie die Faust auf's Auge, paßte das Preußen Friedrich's in die Koalition. Es mußte die Zeit der Wöllner und Bischofswerder gekommen sein, nebst einigen Anklängen an altfranzösische Uebel, damit der moderne Preußenstaat einer in ihrem Ursprunge edlen, an ihrer Wurzel freisinnigen Volkserhebung den Krieg erklären konnte. Wahrlich, die Theilung der Kräfte, Angesichts der polnischen Wirren und der russischen Einmischung in dieselben, war noch der geringste Fehler!

Die Nemesis blieb nicht aus. Unser Autor hat obige Erwägungen nur angedeutet; desto ausführlicher ist er in der Schilderung der preußischen und der Reichs-Mißgeschicke, die aus der Koalition sich ergaben; nur etwas mehr Plastik der Darstellung und schärfere Gruppirung des Stoffes hätten wir gewünscht. Auch nehmen die braven Hessen einen zu breiten Platz ein. Das Schwergewicht des Feldzuges von 1792 ruht in der Katastrophe von Valmy. Sie gehört zu den eigenthümlichsten und wunderbarsten Wendungen der neueren Geschichte; ihre Bedeutung ermißt sich daraus, daß sie für die militairische Ausbreitung der französischen Revolution den Ausgangspunkt bildet.

Mit großem Unrecht haben französische und nach ihnen auch deutsche Schriftsteller dem Oberbefehlshaber der österreichisch-preußischen Koalitions-Armee Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, die alleinige oder die Hauptschuld an dem Mißglücken der deutschen Intervention aufgebürdet. Jene beiden unsinnigen Proklamationen von Coblenz (vom 25. und vom 27. Juli 1792), welche ihre drohende und blindlings herausfordernde Sprache dem phantastischen Einfluß der in Coblenz versammelten Emigrantenschaar verdankten, tragen zwar den Namen des Herzogs von Braunschweig, und er hat sie 1806 furchtbar büßen müssen, aber sie waren um so weniger ein Produkt der Anschauungsweise des Oberfeldherrn, als sie seinem Kriegsplane schnurstracks widersprachen. Dem Könige von Preußen, seiner Umgebung und den österreichischen Staatsmännern schwebte wohl der Marsch auf Paris und die Befreiung des unglücklichen Ludwig XVI. einzig und unmittelbar vor; der Herzog von Braunschweig hingegen, der eigentlich von Hause aus dem Unternehmen abgeneigt war, vor den Emigranten keinen sonderlichen Respekt hatte, die vorgerückte Jahreszeit und die tief unter den diplomatischen Versprechungen gebliebene Truppenzahl Oesterreichs erwog, hatte sich bald von der Unmöglichkeit eines solchen Vormarsches überzeugt; sein Operationsplan ging einfach auf die Gewinnung und Behauptung der Maas-Linie, welche für den Feldzug des nächsten Jahres die günstigsten Auspicien eröffnen mußte. Leider besaß Karl Ferdinand von Braunschweig nicht hinreichende Charakterstärke, um seinen Plan gegen die Anfechtung der Hofpartei aufrecht zu erhalten. Er selbst war zu sehr Hofmann. Nachdem die preußische Tapferkeit den Fall der Festungen Longwy und Verdun herbeigeführt, befand sich der Herzog schon ganz nahe an seinem Ziele. Es galt nur noch, die Position des Argonner Waldes, deren Wichtigkeit der feindliche Kriegsminister Serran mit Scharfblick erkannt hatte, zu überwinden und den Feind energisch gegen die Marne zu drängen, so hatte man den Zwecken einer methodischen Einleitung des Krieges vollkommen Genüge gethan. Aber indem der Herzog die hastige Ungeduld des Königs, der fort und fort vorwärts trieb, zu hemmen suchte, verdarb er mit seinem Zaudersystem auch die wirksame Durchführung seines eigenen Planes. Er hatte in dem französischen Obergeneral Dumouriez einen kühnen, geistreichen, talentvollen Offizier, aber zugleich einen übereilten Hitzkopf vor sich, der für die Defensive schlecht geschaffen war und die schöne Stellung der Argonnen so nachlässig deckte, daß zwei von den fünf Pässen des Waldgebirges (La Croix aux Bois und Chêne-Populeux) fast mühelos eingenommen wurden. Dem Herzog blieb das Kunstwerk eines feinen Umgehungs-Manövers erspart, denn die französischen Neulinge flohen eher, als sie sich umgehen ließen. Hinter den „Thermopylen Frankreichs“, von denen Mignet fabelt, stäubten, nach Dumouriez' amtlichem Bericht an die National-Versammlung, „zehntausend Mann vor fünfzehnhundert preußischen Husaren“ auseinander! Zweitausend von diesen Helden zerstreuten sich in das Innere, flohen bis Rethel, Rheims, Chalons und Vitry! Es war, gelinde ausgedrückt, unverantwortlich, daß der Herzog und sein Unterfeldherr, der österreichische Feldzeugmeister Clerfait, hier einen Hauptschlag versäumten. Eine Armee, welche ihre lockere Beschaffenheit auf dem sogenannten „Rückzuge“ von Grand-Pré auf St. Menehould so drastisch dokumentirte, mußte durch einen einzigen kräftigen Stoß unfehlbar zersprengt werden, die Ueberlegenheit der Verbündeten an Reiterei erleichterte das gewaltig. Aber der Herzog von Braunschweig sah ruhig zu, daß Dumouriez seine entfesselten Schaaren in dem Lager von St. Menehould wieder sammelte. Die preußischen Brotwagen mußten erst durch die Argonnen hindurch, die Bäckereien in Grand-Pré gehörig eingerichtet werden, der Verkehr mit den Magazinen von Verdun mußte erst regelrecht geordnet sein. Damit gingen die beste Zeit und die beste Gelegenheit verloren. Der General Beurnonville, dessen Brigade jener panische Schreck nach Chalons, d. h. bis in das Kommandogebiet des Marschalls Luckner verschlagen hatte, durfte, von 7 Bataillonen Freiwilliger aus Chalons verstärkt, ungefährdet in das Lager bei St. Menehould einrücken und der Corps-General Kellermann mit 18,000 Streitern an demselben Tage (18. September 1792) seine Vereinigung mit Dumouriez bewirken. Indessen, trotz dieses Zuwachses, zählte die französische Armee an der Ostgränze der Champagne kaum 70,000 Mann unter den Waffen.

Zuviel schon für die Vorsicht des Herzogs! Gegen einen Feind, der zwar nur geflohen und nicht, was die Emigranten vorgespiegelt hatten, übergegangen war, glaubte der Oberfeldherr der Verbündeten seine 42,000 Preußen, den Kern der Armee, nicht leichtfertig opfern zu dürfen, wenn er auch die 35,000 Oesterreicher und Hessen, sowie am ersten noch die 5000 Emigranten dem zweifelhaften Erfolge einer Feldschlacht hätte aussetzen mögen. Er beschloß zum zweiten Male ein Umgehungsmanöver. Der Feind sollte von seinen Magazinen abgeschnitten und der von den Franzosen behauptete südliche Theil der Argonnen bei La Chalade im Rücken gefaßt werden. Alsdann konnte der Feind, in der Front und auf der linken Flanke gleichzeitig bedroht, den Hauptpaß von Les Islettes nicht länger halten, und der Koalitions-Armee war die nächste und bequemste Verbindung mit Verdun geöffnet, wogegen der Feind, indem er seine Verpflegungslinie über Vitry bloßgestellt sah, die schöne Stellung bei St. Menehould unweigerlich räumen mußte, und dies um so mehr, als die Verbündeten auch seine Verpflegungslinie über Chalons bedrohten.

Das Umgehungs-Manöver ging Anfangs trefflich von statten. Da ließ der Husaren-General v. Köhler melden: „Der Feind scheine die Absicht zu haben, sich zurückziehen zu wollen.“ Diese hypothetische Meldung wurde von Friedrich Wilhelm II. wie eine definitive Thatsache verstanden; sofort befahl er, den Feind

festzuhalten, wo er sich fände, und ihm die Straße nach Chalons abzuschneiden.

Endlich also ein kräftiges Vorwärts gerade auf den Feind! Der preußische Soldat jubelte, die Offiziere brannten vor Kampflust, aber der Oberfeldherr, wieder um ein schönes Manöver gebracht, „zog die Stirn in krause Falten!"

Am 20. September 1792 stieß die kriegsgewohnte preußische Armee in nebeliger Morgenfrühe auf das Corps des Generals Kellermann, der bei Annäherung des feindlichen Vortrabes auf dem Windmühlen-Berge von Valmy eine gedrängte Stellung genommen. Die Front der französischen Schlachtordnung deckte eine starke Batterie, deren Feuer preußischer Seits, nachdem die Hauptmacht bei La Lune sich gesammelt, lebhaft erwiedert wurde. Gegen 10 Uhr flogen bei Kellermann einige Pulverwagen in die Luft — für die Standhaftigkeit der französischen Rekruten ein verhängnißvoller Moment. Alsbald, nach Kellermann's eigenen Worten, allgemeine Unordnung, die Fuhrleute fliehen, das erste Glied der Infanterie macht eine rückgängige Bewegung! Jetzt oder nie gilt es anzugreifen! Der König befiehlt, daß die Sturmkolonnen sich formiren, das erste preußische Treffen rückt 100 Schritt vorwärts. Plötzlich wird Halt geboten. Der Herzog von Braunschweig hatte nach dem Antreten der Sturmkolonnen die feindliche Stellung nochmals überblickt und dann dem Könige erklärt, „hier sei nicht zu schlagen." Offenbar glaubte er, hinter Kellermann ein neues Armee-Corps zu erkennen, vielleicht durch die vom Platz gewichene Division Chazot zu diesem Irrthum veranlaßt. Die preußische Artillerie verdoppelt jetzt die Heftigkeit ihres Feuers, die Infanterie aber bleibt Gewehr im Arm stehen, während Kellermann unermüdlich seine wankenden Reihen wiederherstellt, die jungen Soldaten mit Hutschwenken, Hurrahs und dem Rufe: „Vive la patrie! Allons vaincre pour elle!" ermuntert und seine Batterie vom Windmühlenberge aus der preußischen Infanterie ziemlichen Schaden zufügt. Bis 5 Uhr Abends dauert die Kanonade fort; sie hatte, diese berühmte Kanonade von Valmy, den Preußen 184 Todte und Verwundete, den Franzosen etwa 300 Mann gekostet. Wieder war ein köstlicher Augenblick ungenützt verstrichen!

Unser Verfasser, Herr Hauptmann Renouard, hat die Ehrenrettung des Herzogs von Braunschweig versucht. Er hebt hervor, daß das zwischen den beiden Heeren belegene Terrain von tiefen Gründen und Hohlwegen durchschnitten, vom Regen aufgeweicht und für die Fortbringung des Geschützes geradezu unwegsam war, der Angriff mußte vielfache Schwierigkeit bieten. Ueberdies gebrach es der Infanterie wie der Artillerie an hinreichendem Schießbedarf; schlug man den Feind am 20. nicht entscheidend, so war man am nächsten Morgen in großer Verlegenheit, weil man ohne Patronen, ohne Gepäck, ohne Brot- und Medizin-Wagen, selbst ohne Kochgeschirr vor dem Feinde gestanden hätte. Die Abänderung des herzoglichen Planes durch Befehl des Königs verschuldete diese Mängel. Faßte man den Fall einer Niederlage für sich in's Auge, so war die Armee allerdings in einer trostlosen Situation.

Aber wir glauben, die entscheidenden Gründe sind gegen den Herrn Verfasser und gegen seinen Helden Braunschweig. Es ist doch seltsam, daß drei sehr maßgebende Autoritäten: der preußische Artillerie-General und Kriegshistoriker v. Valentini, der damalige französische Kriegsminister Servan und vor Allem General Kellermann selbst, und dieser am nachdrücklichsten, sich für den Angriff auf die französische Stellung ausgesprochen haben. Servan hatte noch am 18. September Dumouriez verboten, sich auf irgend ein Zusammentreffen mit den Preußen einzulassen. Er und Kellermann schätzten ihre Leute richtig, und Valentini schätzte sie ganz ebenso; die ängstlich gespannte Haltung der Franzosen im Gegensatze zu der ruhig besonnenen Kampflust der preußischen Truppen ließ ihm gar keinen Zweifel aufkommen, daß am 20. Kellermann auf Dumouriez, und Beide zusammen in das Thal der Aisne hinabgestürzt worden wären. Kellermann ging weiter; er meinte, wenn ein preußisches Corps die ihm selbst ursprünglich bestimmte Stellung (auf den Höhen von Dampierre und Voilmont) besetzte, was kein Franzose verwehren konnte, so waren die Armeen von Dumouriez und Kellermann vollständig eingeschlossen und in den Niederungen von St. Menehould sowohl von Chalons als von Vitry, d. h von jeder Verpflegung abgeschnitten. Eine Niederlage zwang die Franzosen, das Gewehr zu strecken. General Dillon, der an den Islettes dem französischen Hauptheere den Rücken deckte, sah diesen Fall bereits so sicher vor Augen, daß er seine Soldaten anwies, die Taschen sich mit Kartoffeln zu füllen, um sich dann einzeln durch die Wälder nach den Moselfestungen (Thionville, Metz 2c.) durchzuschleichen. — Was brauchte der Herzog Geschütz und Patronen? Ein Bajonettangriff, und das Resultat war erreicht!

Statt dieses glänzenden Ausganges der „Campagne in Frankreich" blieb man gegen Dumouriez, der sich noch weiter zurückzog, unthätig im knietiefen Kothe stehen, genoß die Folgen des unaufhörlich herabströmenden Regens und des zum Trank dienenden Kreidewassers; die ausgezeichnete Manövrirfähigkeit der Preußen fand ihr Ende in — der Dysenterie! Göthe hatte gut reden, als er (bekanntlich im Gefolge des preußischen Generals, Herzogs von Sachsen-Weimar) vor Valmy einigen mißmuthigen Offizieren den prophetischen Trostspruch sagte: „Von heute an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!" Der Dichter Göthe, kein Feldherr, aber ein großer Mann, hatte richtig prophezeit. Es begann mit dem Tage von Valmy eine neue Epoche der Weltgeschichte; nur begann sie für die Deutschen etwas kläglich. Sie waren besiegt, ohne geschlagen zu sein. Und nicht weniger scharf, als Göthe war die Situation von einem Kampfgenossen des großen Friedrich, dem alten Husaren-General von Wolfradt, durchschaut worden. Der hatte zum Obersten Massenbach geäußert: „Ich muß Ihnen man sagen, so hätte es der Alte nicht gemacht. Was Teufel! was wollten wir denn hier, wenn wir nicht schlagen wollten? Frische Fische, gute Fische! ...... Sie werden nun sehen, wie den Kerlchens da drüben der Kamm wächst!"

Er wuchs ihnen! Die altberühmte Armee Friedrich's des Einzigen hatte es nicht gewagt, einen zusammengewürfelten Knäuel unbeholfener Rekruten anzugreifen, die so dicht standen, daß sie sich weder rücken noch rühren konnten! Die moralische Wirkung des unterlassenen Angriffs war ungeheuer. Bei den Preußen Kleinmuth und Unlust, bei den Franzosen Siegesfreudigkeit bis zum Uebermuth. Wäre das furchtbare Wetter nicht auch den Landeskindern in ihrer mangelhaften Ausrüstung schlecht bekommen, so hätte der Herzog von Braunschweig über das Schicksal der Armee äußerst besorgt sein dürfen. Nicht ein geschicktes Manöver, sondern dieses Mal ein diplomatischer Schachzug rettete die Kerntruppe Friedrich Wilhelm's. Ihr verzweifelte Auskünfte zu ersparen (wirklich geschlagen, irgend wie taktisch zerrüttet war sie ja eben nicht!), eröffnete Dumouriez selbst die Verhandlungen; seine eigene strategische Po-

stion, die noch immer sehr ungünstig war, weil er der sicheren Rückzugslinie entbehrte, ließ ihn vor Allem an Zeitgewinn denken. Er brachte die Trennung Preußens von der Sache Oesterreichs auf's Tapet. Bei dem Herzoge von Braunschweig fand er williges Gehör, die preußischen Offiziere, besonders die Tonangeber: der General Graf Kalkreuth und der zum Diplomatisiren eifrigst geneigte Flügeladjutant des Königs, Oberst v. Manstein, machten aus ihrem Widerwillen gegen Oesterreich kein Hehl. Im preußischen Lager war man es müde, Habsburgischen Interessen zu dienen und die Emigranten zu protegiren. So ging man auf die Unterhandlungen, denen Dumouriez, der ehemalige Minister des Auswärtigen, die immer schärfer accentuirte Richtung auf einen Separatfrieden gab, wenigstens scheinbar mit warmer Zuvorkommenheit ein; für's Erste nützte das Dumouriez, aber als der Marquis von Lucchesini den König über die vorläufige Unmöglichkeit einer Trennung aufgeklärt hatte und andererseits die Nothstände des preußischen Heeres in grimmiger Ausdehnung sich häuften, ein Drittheil der Soldaten an der Ruhrepidemie darniederlag: da trat der Nutzen der Verhandlungen am meisten auf preußischer Seite an's Licht, und sie wurden so lange auf's Freundlichste fortgesetzt, bis das Heer nach unsäglichen Mühen seinen Rückzug durch die Argonnen vollendet hatte. Der französische Unterhändler, General Westermann, soll 25,000 Livres für seine Liebenswürdigkeit empfangen haben. Hinter den Argonnen tauchte aber plötzlich die österreichische Bundesgenossenschaft sehr ernstlich wieder auf; man wollte ohne Oesterreichs Zutritt von keiner Verständigung wissen; kurz, Dumouriez merkte nun wohl, was die Glocke geschlagen. Seine Rolle in der Champagne war ausgespielt. — —

Anders dachte der Herzog von Braunschweig. Er war der Meinung, daß seine Rolle jetzt erst beginnen müsse, nachdem die Armee bei Verdun geborgen, Dumouriez, dieses Kriegsschauplatzes überdrüssig, zur Vorbereitung seines belgischen Zuges nach Paris geeilt war und schon zwei starke französische Corps (32,000 Mann), von dem alten Gros abgezweigt, ihren Marsch auf die Niederlande nahmen. Jetzt schien der geeignete Zeitpunkt für die Festsetzung an der Maaslinie gekommen zu sein. Und in der That, die Sache schwebte an einem Haar. Der eine österreichische Corps-General, Clerfait, sollte die Maasfestung Sedan erobern, der andere, Fürst Hohenlohe-Kirchberg, die Belagerung von Thionville betreiben. Zum Unglück hatte indeß die Unterhandlung mit Dumouriez die österreichischen Generale so argwöhnisch gestimmt, daß sie über Hals und Kopf aus Frankreich heraus wollten und, als gälte es ihre Auslieferung, überall preußische Truppen zwischen sich und den Feind einzuschieben suchten. Die kaiserliche Regierung zu Brüssel theilte dieses Mißtrauen und berief beide Corps (wohl auch wegen der Bedrohung der Niederlande) vom preußischen Heere ab. — Operationen in Frankreich waren hiernach ein Unding, die übrig gebliebenen 30,000 Preußen traten ihren Rückzug in's Luxemburgische an, die Festungen Verdun und Longwy wurden mit Anstand geräumt, und zehn Wochen nach dem Einmarsch in Feindesland war man froh, wieder auf deutschem Boden zu stehen. — Lauheit, gegenseitiges Mißtrauen und Mangel an Energie hatten das Scheitern der Koalition verschuldet; nichts hatte man gewonnen, als daß die Revolution dem ganzen alten Europa den Fehdehandschuh hinwarf.

Trauttwein von Belle.

Rußland.

Die geodätischen Arbeiten der Russen im Kaukasus.

In einer Ausdehnung von 3820 geographischen Meilen des gebirgigen und schwer zugänglichen transkaukasischen Landes wurden in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitabschnitte von 1846 bis 1854 durch eine topographische Abtheilung des russischen Generalstabs 188 Dreiecke erster und 1642 zweiter und dritter Klasse gelegt. Diese Arbeit verdient um so mehr Beachtung, als das hierzu verwendete Personal ein nur wenig zahlreiches war und Schwierigkeiten mannigfacher Art zu überwinden waren, die sich in anderen Ländern und unter anderen Verhältnissen nicht in gleichem Maßstabe darzubieten pflegen.

Die Triangulation Transkaukasiens begann mit dem Jahre 1847 und zwar von der Basis von Schamchorsk, welche in der Nähe der Stadt Jelisabethgrad gemessen wurde, 172 Werst von Tiflis entfernt; zur Verifizirung derselben war noch ein zweiter Ausgangspunkt an dem Ufer des Kaspischen Meeres bei Baku, ungefähr 1000 Werst von Tiflis, gewählt worden. Die Seitenlänge der Dreiecke erster Klasse war eine sehr bedeutende und zwar 40 bis 80 und selbst bis 120 Werst, wobei die Basispunkte derselben mit den Haupthöhen des kaukasischen Gebirgszuges, nämlich dem Elborus und Kasbek, sowie mit dem Berge Ararat verbunden wurden. Die Höhe der trigonometrischen Stationen war eine sehr verschiedene; eine nicht unbedeutende Anzahl derselben liegt über der Linie des ewigen Schnee's, wie z. B. der Ararat 16,916, Alageß 12,855 russ. Fuß u. m. a. Die Kontrole der Triangulation ergab, daß dieselbe mit der größtmöglichen Genauigkeit ausgeführt worden war, indem sich die Winkel-Abweichungen als äußerst unbedeutend erwiesen.

Im Jahre 1850 wurde die Besteigung des großen Ararat (16,916 Fuß absoluter Höhe) unternommen und glücklich in Ausführung gebracht; man mußte, da die Linie des ewigen Schnees hier schon in einer Höhe von 11,500 Fuß beginnt, auf den Gipfel des Berges alle nothwendigen Utensilien und Instrumente bringen, nämlich zwei Theodoliten, Zelte, Lebensmittel, was durch Schlitten bewerkstelligt wurde; der Aufenthalt der russischen Offiziere auf dem schneebedeckten Gipfel des Ararat währte volle acht Tage, vom 4. bis zum 12. August, wobei die Temperatur 4 bis 12 Grad Kälte betrug. Die Nahrung wurde in kleinen kupfernen Kesseln vermittelst Kohlenfeuerung bereitet. Es wurden auf dem Ararat mehr als 110 Beobachtungen der Zenith-Distanzen verschiedener Berge und sonstiger trigonometrischer Punkte erster Klasse gemacht und während einer Dauer von viermal vierundzwanzig Stunden sowohl bei Tag als bei Nacht allstündlich die Gradangaben des Barometers und des Thermometers verzeichnet.

Bei dem im Jahre 1852 stattgehabten Uebergange über den kaukasischen Gebirgsrücken stellten sich in der Nähe des Kasbek den Beobachtern noch viel bedeutendere Hindernisse entgegen, als dies auf dem Ararat der Fall gewesen; man mußte theils auf dem Eise emporklimmen, theils Stufen in dasselbe einhauen und weit auseinander stehende Spalten mit Brettern überbrücken. Auf dem Berge Selgachoch, 12,645 Fuß absoluter Höhe, brachten die Beobachter fünf Wochen zu, ohne ihre Arbeiten während der ganzen Zeit auch nur einen Tag lang auszusetzen.

Leider sollten es nicht alle Theilnehmer*) an diesen Arbeiten erleben, die Sache glücklich an's Ende geführt zu sehen; der Stabskapitän Alexandrov, welcher sich auf dem Ararat eine heftige Erkältung zugezogen und noch obendrein sich die Füße erfroren hatte, starb in Tiflis, der der Expedition beigegebene Topograph Wlassov erlag der Cholera, zwei Kosaken und zwei Infanteristen von der den Offizieren zugetheilten Bedeckungs-Mannschaft starben ebenfalls in Folge der ausgestandenen Fatiguen.

Beim Beginn des Krieges gegen die Türkei im Jahre 1853 wurden die Triangulirungs-Arbeiten von Seiten der Russen eingestellt und unter der Oberleitung Chodsko's eine geodätische Abtheilung gebildet. Dieselbe unterzog sich ihren Arbeiten mit großer Aufopferung und bereits im darauf folgenden Jahre 1854 wurde außer einer großen Zahl topographischer Aufnahmen ein trigonometrisches Netz von Alexandropel über den Bergrücken Saganlug nach Hassan-Kale und die Berge Dewe-Bujun — 15 Werst von Erzerum — gelegt. Chodsko nahm mit dem Lieutenant Pissarski vom Topographen-Corps (ebenfalls in Folge einer Erkältung auf den Bergen im Jahre 1862 gestorben) und dem Lieutenant Blissnezov desselben Corps die Winkelmessung der Dreiecke vor, und errichtete von einem Berge zum andern vorschreitend, eine bedeutende Anzahl von Signalen.

Erst im Jahre 1860 war es wieder möglich, zur Fortsetzung der in Folge des Krieges unterbrochenen Triangulirungs-Arbeiten zu schreiten, welche, im Jahre 1852 begonnen, über den Hauptgebirgszug gehend, bei Wladikawkas ihre Ende erreichen sollten. Mit der nach der Gefangennahme Schamyl's erfolgten Unterwerfung des Daghestan erweiterte sich der Kreis, welcher ursprünglich für die Triangulirung des nördlichen Kaukasus bestimmt war, um ein bedeutendes; es war jetzt die Möglichkeit gegeben, von Derbent aus das Netz über das mittlere Daghestan bis zur Festung Grosnoi auszudehnen, was ebenfalls durch Chodsko und den Kapitän Stebnizki in den Jahren 1860 und 1861 ausgeführt wurde. In diesen beiden Jahren wurden vollendet: eine Reihe von Dreiecken erster Klasse in nördlicher Richtung, nämlich von Wladikawkas bis Nowotscherkask, wo dann an die Arbeiten des verstorbenen Wrontschesko angeknüpft wurde; ferner eine zweite Reihe in westlicher Richtung, von der ersten ausgehend und bis zur Stadt Jekatarinodar sich erstreckend.

Bei der Staniza Jekatarinograd wurde behufs der Kontrole eine Basis-Messung von 9 Werst Länge vorgenommen. Das Resultat der trigonometrischen Messungen im Verlaufe dreier Jahre (1860, 1861 und 1862) war die Legung von 152 Dreiecken erster und 240 Dreiecken zweiter Klasse.

Im Jahre 1863 wurden die Arbeiten durch den Kapitän Stebnizki wiederum aufgenommen und bis zum September dieses Jahres eine neue Reihe von Dreiecken gelegt und zwar von Jekatarinodar aus anknüpfend an jene Punkte, welche von der Krim'schen Triangulation in der Nähe von Kertsch und Jenikale gemessen worden waren. Kapitän Blisnezov mit einigen weiteren Offizieren des Topographen-Corps setzte die Triangulation gegen Norden fort, von Jekatarinograd bis zur Stadt Jeisk und die Ufer des Asov'schen Meeres. Die Instrumente, womit die Horizontal- und Vertikalwinkel in den Dreiecken gemessen wurden, bestanden in einem zehnzölligen und einem achtzölligen Theodolit aus dem mechanischen Institute von München, sowie aus einem weiteren Theodolit und anderen kleineren Instrumenten, welche in der mechanischen Werkstätte des Generalstabs in St. Petersburg angefertigt worden waren.

An die im Jahre 1862 bei Piatigorsk und Georgiew bestimmten Punkte wurde gleichfalls angeknüpft, das Netz in nordwestlicher Richtung erweitert und die oberen Gegenden des Kuban, des kleinen und großen Selentschug, des Urup und der Laba bestimmt; dem Laufe der genannten Flüsse abwärts folgend, wurde die Arbeit weiter fortgesetzt und mit dem bei Jekatarinodar gelegten Netze in Verbindung gebracht.

Auf diese Weise ist gegenwärtig die geometrische Vermessung des ganzen Kaukasus, von der persischen Gränze bei Tabris und von der türkischen bei Erzerum angefangen, mit den übrigen Triangulationen des Reiches in Verbindung gebracht und zwar mit jener der Krim bei Kertsch und Jenikale, mit der des Don bei Nowotscherkask und Jeisk und mit jener von Astrachan bei Kisljar.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß auf allen Punkten erster und zweiter Klasse nicht allein die horizontalen, sondern auch die vertikalen Winkel gemessen und zu gleicher Zeit die Angaben des Barometers und Thermometers genau verzeichnet wurden. Aus der Beobachtung der Zenith-Distanzen wurde die Nivellement-Berechnung vom Kaspischen bis zum Schwarzen und Asov'schen Meere vorgenommen. In Bezug auf die Niveau-Differenz des Schwarzen und Kaspischen Meeres wurden gleichfalls weitere Resultate gewonnen, wenn gleich der frühere langjährige Streit der Gelehrten über diesen Gegenstand seit einer Reihe von Jahren durch die von Struve ausgeführten Beobachtungen als geschlichtet angesehen werden kann; durch die neueren im Jahre 1861 vorgenommenen Messungen wurde die Genauigkeit der von Struve gewonnenen Resultate nicht nur bestätigt, sondern zu gleicher Zeit dargethan, daß sich das Niveau des Kaspischen Meeres in der Zeit von 1837 bis 1861 nicht im Geringsten verändert hatte.

Um die noch nicht vollkommen gelöste Frage über die Erdrefraktion ihrer Entscheidung näher zu führen, wurde von dem Kapitän Stebnizki eine Reihe sehr sorgfältiger Beobachtungen der Zenith-Distanzen der Berge von Punkten verschiedener Höhe vorgenommen, indem er von einigen hundert Fuß ihrer Erhöhung über dem Meere begann und bei fünftausend Fuß ihrer absoluten Höhe aufhörte; hierdurch wurde manche Lücke in den von Struve gewonnenen Resultaten ausgefüllt, da Letzterer seine Beobachtungen von bedeutend niedrigeren Punkten aus vorgenommen hatte. Durch Kapitän Stebnizki und den Lieutenant Sidorov wurden bei dieser Gelegenheit auch die Hauptübergänge über die Gebirgszüge, das allmähliche Gefäll vieler Gebirgsflüsse, die Höhe der Quellen, die Gränze der Waldregion, sowie jene des Graswuchses u. s. w. bestimmt. Ein Theil der von den beiden letztgenannten Offizieren in dieser Richtung gewonnenen Resultate findet sich in dem sogenannten Kalender des Kaukasus veröffentlicht; die Zahl aller von ihnen gemachten barometrischen Beobachtungen beträgt im Ganzen zwölfhundert.

Von dem Leiter der geodätischen Arbeiten, Chodsko, wurden im Jahre 1862 zwei meteorologische Stationen eingerichtet, und zwar eine auf der Jekatarinogradschen Staniza und eine zweite in der Festung Weden, wozu der dort kommandirende Oberst Golowatscheff thätigste Beihilfe leistete. Auch in Stawropol wurden während des Jahres 1862 unter der Leitung des Generalstabs-Obersten Zitowitsch, von der Kaukasischen Reserve-Division meteorologische Beobachtungen vorgenommen.

*) Die Expedition bestand aus folgenden dem Topographen-Corps des Generalstabs angehörenden Offizieren: J. Chodsko, H. W. Chanükov, A. M. Moriz, Alexandrov, P. H. Scharojan und Sidorov.

Durch die gleichfalls im Jahre 1862 vorgenommenen astronomischen Messungen wurden die Breiten nachstehender Punkte bestimmt:

1) In Tiflis die Breite des kleinen Thurmes des neuen Observatoriums, welches Objekt ungefähr 100 Werst südlich von der Achse des centralkaukasischen Gebirgsrückens bei Kobi gelegen ist, sowie die Breite eines mit Tiflis correspondirenden Punktes, welcher in nördlicher Richtung in einer und derselben Entfernung von der genannten Achse und der auf der grusinischen Heerstraße befindlichen Staniza Alexandrewskaja liegt.

2) Die Breite von Duschet und Wladikaukas, welche beiden Punkte in nördlicher und südlicher Richtung 52 Werst von derselben Achse des Centralrückens entfernt sind.

3) Die Breite der Station Kobi, wo der Terek von steil abfallenden Felsen herabstürzend durch eine tiefe Schlucht sich Bahn bricht.

Im verflossenen Jahre 1864 sind die eben erwähnten astronomischen Beobachtungen durch die Bestimmung einiger neuen südlich von Tiflis gelegenen Punkte noch weiter vervollständigt worden.

Auch in naturwissenschaftlicher Beziehung waren die mit den Messungen betrauten Offiziere nicht unthätig; sie sammelten auf ihren vielfachen Kreuz- und Querzügen eine große Anzahl von Petrefakten, welche von dem Professor Abich in Tiflis systematisch geordnet und vollständig katalogisirt worden sind.

Schmitt.

Zur bibliographischen Statistik Rußlands.

Die Zahl der im Jahre 1863 in Rußland erschienenen Bücher, Broschüren und einzelner in Zeitschriften abgedruckter Aufsätze geographischen, ethnographischen und statistischen Inhalts beträgt nach einer in den Memoiren der russ. geogr. Gesellschaft enthaltenen Zusammenstellung 2316 Nummern. Die Arbeiten, welche topographische und historische Beschreibungen einzelner Theile des Reiches, einzelner Gouvernements, Kreise, sowie der neurussischen Landstriche am Amur umfassen, belaufen sich auf 122, — Beschreibungen einzelner Städte auf 274 Nummern. Unter den eben angeführten Arbeiten sind die über den Kaukasus, Sibirien, die Amur-Länder und über Finnland die umfangreichsten; von Städten haben vorzugsweise Archangel, Astrachan, Starodub, Woronesch, die Städte Wolhyniens, dann Nowotscherkask, Kertsch, Odessa, Pensa, Perm, Samara, Taganrog, Sebastopol u. m. a. eine mehr oder weniger ausführliche geschichtliche und topographisch-statistische Bearbeitung erhalten. Die Beschreibungen berühmter Oertlichkeiten und Gebäude einzelner Städte umfassen 35, die Beschreibungen einzelner Kirchen, Klöster u. s. w. 103 Nummern; spezielle topographische Arbeiten, Karten, Pläne u. s. w. wurden im Laufe des genannten Jahres 228 geliefert. Von hydrographischen Arbeiten (die Zahl derselben beträgt 85) sind die über das Asov'sche und Kaspische Meer, sowie einzelner Flüsse — Wolga, Terek, Schilka — die bedeutendsten. Eine ganz besondere Theilnahme wurde von Seiten der russischen Gelehrtenwelt den ethnographischen Forschungen gewidmet; dieselben haben theilweise die innerhalb des Reiches wohnenden nichtrussischen und nichtslavischen Völkerschaften, theils andere Völker der Erde zum Gegenstande. Die Zahl dieser mehr oder weniger ausgedehnten Arbeiten beträgt über 200 Nummern; auch die Anzahl der Reisebeschreibungen erreicht eine gleich hohe Ziffer. Die statistischen Arbeiten, deren Zahl sich auf 878 Nummern beläuft, geben ein sehr erfreuliches Bild von der Thätigkeit, welche in dieser Richtung sich mehr und mehr Bahn bricht; außer einer Anzahl von Arbeiten allgemein statistischen Inhalts wurden sehr ausführliche Arbeiten über die Statistik der Wälder Rußlands, über die Bevölkerung der einzelnen Gouvernements und Kreise, sowie vieler Städte, über die Zu- und Abnahme der Verbrechen, der Krankheitsformen und der Sterblichkeit, der Streitkräfte zu Land und See, des Bergwesens, des Handels, der Messen und Märkte, der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Industrie und der Gewerbe, des Ackerbaus und dergl. geliefert. Die Arbeiten über mathematische und physikalische Geographie, Meteorologie und Klimatologie, Geologie, Geognosie und Naturgeschichte der verschiedenen Länder und Gouvernements Rußlands belaufen sich auf 50 Nummern.

Kleine literarische Revue.

— **Eine Fahrt durch's Lahnthal.***) Den vielen Lustreisenden, die fortdauernd an den Rhein pilgern, wird es gewiß willkommen sein, einem so poetischen Führer, wie Wolfgang Müller von Königswinter, durch das reizende Lahnthal zu folgen. Die schönen Sagen der Lahn — wir erinnern nur an Otto den Schütz und Adolph von Nassau — erzählt uns der Dichter in anmuthiger Form, während die malerischsten Punkte durch geschmackvolle Illustrationen von Klimsch erläutert sind. Aber auch an modernen poetischen Erinnerungen fehlt es nicht: so namentlich an Wetzlar mit Goethe und Lotte, an Nassau mit Stein's Haus und Arbeitszimmer, an Schaumburg mit dem Erzherzog Stephan von Oesterreich. Das Buch ist der Gegenden, die es beschreibt und illustrirt, vollkommen würdig.

— **George Sand's Laura.****) Dieser neue Band der gesammelten Werke George Sand's enthält zunächst unter dem Titel „Laura" eine Reisebeschreibung in das Land des Ideals, ein Phantasiestück in Callot's und Hoffmann's Manier, welches Traum und Wirklichkeit, Wissenschaft und Inspiration in poetischer Weise verbindet. Es folgen darauf das nach bekannten deutschen Vorbildern gedichtete „Ce que dit le ruisseau", Les Charmettes und andere liebenswürdige Kleinigkeiten, die in gleicher Weise Natur- und Kunstleben reflektiren.

— **Noch Einiges zur russischen Unterrichts-Statistik.** „Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des k. Russischen Ministeriums der Volksaufklärung***), so lautet der Titel einer auf Verfügung des Ministers der Volksaufklärung erschienenen Schrift, die eine vollständige Darstellung des gesammten Bildungs- und Unterrichtswesens in Rußland liefert

*) Von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit Illustrationen von Klimsch. Wiesbaden, Kreidel, 1865.

**) Laura. Voyages et impressions, par George Sand. Paris, Michel Levy.

***) Nach offiziellen Quellen bearbeitet von E. Woldemar. Erste Ausgabe. Für das Jahr 1865. St. Petersburg, 1865. Buchdruckerei von Friedrich Aßmann.

Bei dem allgemeinen Interesse, das gegenwärtig die Bemühungen der russischen Regierung um die Hebung der gesammten Volksbildung erregen, hat diese Schrift nicht blos für Rußland, sondern auch für das Ausland einen nicht geringen Werth, indem sie Allen, die sich mit der gegenwärtigen Organisation der verschiedenen Bildungs- und Lehranstalten des russischen Reiches bekannt machen wollen, eine erwünschte Auskunft giebt. Da jedoch eben im „Magazin" drei ausführliche Berichte über russische Unterrichts-Anstalten gegeben worden (Nr. 29 und Nr. 37 und 38), so beschränken wir uns auf einige statistische Angaben nach dem vorliegenden Werke:

Das Budget des Unterrichts-Ministeriums für das Jahr 1865 beträgt: für beständige Ausgaben 6,003,421 Rbl. 22¼ Kop.; für temporäre und außerordentliche 464,331 Rbl. 41 Kop.; zusammen 6,467,452 Rbl. 63¼ Kop. gegen 6,244,022 Rbl. 43 Kop. im Jahre 1864. Durch andere Ressorts werden außerdem für Bildungszwecke ausgegeben 12,683,801 Rbl. 15 Kop., also in Summa: 19,151,253 Rbl. 78¼ Kop.

Die Gesammtzahl der Lernenden in den Lehranstalten, welche vom Ministerium der Volksaufklärung ressortiren, betrug im Jahre 1864: in den höchsten Lehranstalten (6 Universitäten, 3 Lyceen und 2 Veterinär Schulen) 4323; in den 212 Gymnasien und den ihnen gleichstehenden anderen mittleren Lehranstalten 39,916; in den etwa 3500 niederen Schulen 195,556 Lernende. In den 18,848 Lehranstalten, die zum Ressort anderer Ministerien und Behörden gehören (wissenschaftliche und technische Fachschulen; Schulen des Ministeriums der Reichsdomänen; Schulen unter geistlicher Verwaltung der rechtgläubigen Kirche), waren in den Jahren 1861 und 1862 374,481 Lernende. In den 29,759 Lehranstalten zusammen gab es 739,347 Lernende. Die Vermehrung, namentlich der niederen Dorfschulen, ist in der letzten Zeit so rasch vorgeschritten, daß die gegenwärtige Zahl der Lehranstalten und der Lernenden die angeführte bedeutend überschreiten dürfte.

Nach dem Etat von 1863 beträgt an den sechs russischen Universitäten der Gehalt eines ordentlichen Professors 3000 Rbl., eines außerordentlichen 2000 Rbl., eines Docenten (Adjunkten) 1200 Rbl., eines Lektors 1000 Rbl. Zulagen für den Rektor 1500 Rbl., für den Prorektor 1000 Rbl., für die Dekane 600 Rbl. In den mittleren Schulen, Gymnasien, Progymnasien, Real-Schulen u. s. w., ist der etatsmäßige Gehalt eines Direktors 2000 Rbl., eines Inspektors 1500 Rbl., eines Oberlehrers 970 bis 1400 Rbl., eines Lehrers 600 bis 880 Rbl.

Die niederen Schulen des Ministeriums der Volksaufklärung zerfallen in Kreis- und Parochialschulen. In den Kreisschulen, deren Unterrichtsfächer Religion, russische Sprache, Arithmetik und Anfangsgründe der Geometrie, allgemeine und russische Geographie und Geschichte, Kalligraphie und Zeichnen sind, beträgt der Gehalt des Inspektors je nach der Kategorie der Schule 500, 450, 400 und 350 Rbl. und des wissenschaftlichen Lehrers 400, 350, 330 und 300 Rbl. Die Parochialschulen, durch das neue Schulstatut vom 14. Juli 1864 unter Aufsicht von Gouvernements-Schuldirektoren und diesen untergeordneten Schulinspektoren, deren jedem ein Maximum von 50 Schulen zur Beaufsichtigung zuertheilt ist, werden theils auf Kosten der Kommunen, theils aus Staats- und Kirchenmitteln und freiwilligen Beiträgen unterhalten oder sind von Privatpersonen gegründet und werden von diesen unterhalten. Die Unterrichts-Gegenstände sind Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen (die 4 Spezies) und Kirchengesang In den städtischen Elementar-Schulen kommen noch dazu die Anfangsgründe in fremden Sprachen, der Geometrie u. dergl., da sie zugleich den Zweck haben, zum Eintritt in die Gymnasien vorzubereiten. Die jährlichen Unterhaltungsmittel belaufen sich, inclusive des sehr verschieden angesetzten Schulgeldes, bei einigen Schulen auf mehrere tausend Rubel, während sie bei anderen nicht viel über hundert erreichen.

Literarischer Sprechsaal.

Das populäre englische Buch von **Samuel Smiles** über **Selbsthilfe** ist von Herrn Alfred Talandier in's Französische übersetzt worden und findet in Frankreich dieselbe gute Aufnahme, die es in England und Amerika gefunden.*) Das Buch besteht aus Vorträgen, die der Verfasser in einem Vereine von jungen englischen Handwerkern gehalten, welche ihn um Belehrung für ihre Zwecke gebeten hatten. Er hat ihnen diese Belehrung durch die Aufstellung praktischer Lebens- und Thätigkeits-Muster ertheilt, wobei Herr Smiles von der Grundansicht ausging, daß **jeder Mensch seines Glückes Schmied**, indem dieses Glück stets mit den Neigungen, mit der tüchtigen Arbeit, der strengen Rechtschaffenheit und der muthigen Pflichterfüllung des Menschen in engem Zusammenhange sei. Das vorliegende Buch hat den großen Vorzug, nicht bloß ein moralisch belehrendes, sondern auch ein praktisch anleitendes Werk und dabei zugleich überaus anziehend und unterhaltend zu sein. Wir wundern uns, daß es nicht auch längst schon in's Deutsche übersetzt ist. Hier würde die äußere, wie die innere Form der Vorträge gewiß viel treuer wiederzugeben sein, als im Französischen. Besitzen doch die Franzosen nicht einmal ein Wort für Self-Help (Selbsthilfe), welcher englische Terminus darum auch von Herrn Talandier beibehalten ist.

Das russische Universitäts-Reglement vom Jahre 1863 enthält die eigenthümliche Bestimmung, daß Frauen zu den Universitäts-Studien nicht zuzulassen seien. Gleichwohl ist gerade in der jüngsten Zeit ein Fall vorgekommen, der den Beweis liefert, daß es in Rußland Frauen giebt, die sich durch kein Hinderniß von den Studien zurückschrecken lassen. Ein Fräulein K. aus dem Gouvernement Orenburg hat sich dem Studium der Medizin gewidmet, und zwar zu dem Zwecke, um unter den Orenburgischen Kosacken, die eine entschiedene Abneigung gegen alle Aerzte haben und sich in Krankheitsfällen stets an ihre unwissenden, alten Zauberweiber wenden, die medizinische Kunst auszuüben. Die Regierung hat ihr mit Rücksicht auf diesen menschenfreundlichen Zweck das Studium gestattet, und die Kosacken selbst haben Geldbeiträge gezeichnet um das Fräulein K. während ihrer Studienzeit zu unterstützen.

---

*) Self-Help, ou caractère, conduite et persévérance à l'aide de biographies. Par Samuel Smiles. Traduit de l'anglais par Alfred Talandier. Paris, Plon 3 Fr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 30. September 1865. **[Nº 40.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der internationale Kongreß für die Förderung der sozialen Wissenschaften. 547. — Deutsche Literatur des 16. Jahrhundert. Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Einer leidt mit seiner Frauwen lieb und leidt. Von einem Bauren, der wachend schlieff. 548. — Die Bibel als Waffe gegen den Glauben. 549.

Böhmen. Deutscher und čechischer Aberglaube in Böhmen. 550.

England. John Stuart Mill: Ueber Repräsentativ-Regierung. III. Die Regierung abhängiger Länder durch einen freien Staat. 551.

Frankreich. Ein Wahlgesetz und seine Folgen. 553. — Landwirthschaftliche Kolonien in Frankreich. 555.

Holland. Wissenschaft und Alterthum in Batavia. Vom k. niederländischen Hauptmann Weitzel. 557.

Kleine literarische Revue. Die Wiener Universität. 559. — „Diesseits und Jenseits der Alpen." 559. — Formenlehre der neuhochdeutschen Schriftsprache. 560.

Literarischer Sprechsaal. Die Russificirung von Liv-, Est- und Kurland. 560.

Literarische Anzeigen.

Unter der Presse befinden sich:

Bernstein (A.), Mendel Gibbor. Neuer Abdruck. 12. 18 Sgr. Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Halm (Fr.), Gesammelte Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Carl Gerold's Sohn in Wien.

Klesheim (Freiherr v.), 's Schwarzblatl aus 'n Weaner Wald. Gedichte in der österreichischen Volksmundart. 4. Band. Dasselbe. 2. Band. 3. Auflage. Carl Gerold's Sohn in Wien.

Koch (Dr. M.), **Geschichte des deutschen** Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Nach handschriftlichen Quellen. II. Band. (Schluß des Werkes.) Carl Gerold's Sohn in Wien.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857—59 unter den Befehlen des Commodore B. v. Müllerstorf-Urbair. Beschreibender Theil von Dr. K. v. Scherzer. Illustrirte Volks-Ausgabe. II. Band. (Schluß.) Carl Gerold's Sohn in Wien.

Rodenberg (J.), Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. 4 Bände. 8. 5 Thlr. Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Weilen (C.), Am Tage von Oudenarde. Dramatisches Festspiel zur Enthüllung des Prinz Eugen-Monuments am 18. Oktober 1865. Zur Aufführung im k. k. Hofburgtheater in Wien bestimmt. Carl Gerold's Sohn in Wien.

Zumpt (A. W.), Das Criminalrecht der römischen Republik. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (627)

Erster Band: Die Beamten und Volksgerichte. Erste Abtheilung: Bis zur Gesetzgebung der zwölf Tafeln. Die zweite Abtheilung erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von

„Ergänzungsblätter"

erschien soeben **No. 4** — Subscriptions-Preis 6 Sgr. — folgenden Inhalts:

Philosophie: Arthur Schopenhauer's Philosophie, von Dr. Dühring.

Geschichte: Der amerikanische Bürgerkrieg.

Biographie: Björnstjerne Björnson, von Edmund Lobedanz. — A. Joseph Wiertz, von Dr. M. Schasler. — Sir John Richardson. — Desirée Artôt, von Dr. Otto Gumprecht.

Literatur: Das Nibelungenlied.

Archäologie: Die Farben der Alten.

Geographie: Die Fortschritte der Russen in Asien, von Karl Andree. — Schleswig-Holstein. — Kindersterblichkeit in Würtemberg. — England. — Irlands Torfmoore und Kohlenlager. — Riad. — Cypern.

Physik: Influenzmaschine. — Fortpflanzung der Wärme. — Function der Kleider.

Meteorologie: Nordlicht. — Magnetnadel. — Verbreitung des Regens auf der Erde, von Prof. Dr. Dellmann. — Regenverhältnisse Deutschlands. — Weinproduction, von Prof. Dr. Dellmann.

Chemie: Chemische Verwandtschaft. — Fractionirte Destillation. — Antimon. — Kupfer. — Schwefelsaures Baryt. — Blausäure. — Aluminiumverbindungen. — Alkohol aus Leuchtgas. — Holzgeist. — Ameisensäure. — Cubeben.

Astronomie: Photometrie, von Dr. Engelmann.

Zoologie: Hausratte. — Graseule. — Fische. — Sandfloh.

Physiologie und Medicin: Ursachen des Typhus. — Reinigung der Mundhöhle. — Verhalten der Wasserpocken zu den Pocken. — Sonnenstich. — Syphilis, von Dr. Oskar Schüppel.

Botanik: Absprünge. — Blattnerven. — Böhmische Urwälder.

Mineralogie: China's Ostküste. — Die Quellen von Kreuznach. — Apatit. — Magnesit. — Kallais. — Antimonhaltiger Bleiglanz.

Volkswirthschaft und Statistik: Henry Cernuschi, Mécanique de l'échange, von Dr. Dühring. — Steinkohlen und Lignite in Spanien. — Schweizerische Eisenbahnen. — Telegraphenbetrieb in Preussen. — Telegraphenbetrieb in Italien. — Oesterreichs Rübenzuckerindustrie. — Rübenzucker im Zollverein. — Eisenproduction in England, — in Hannover, — in Oesterreich, — in Italien. — Baumwolleneinfuhr nach Grossbritannien. — Italiens Handel. — Champagnerfabrikation. — Quecksilberproduction.

Landwirthschaft: Knollengewächse. — Wund- oder Tannenklee. — Gicht. — Quillaja-Rinde. — Milch. — Verdaulichkeit ganzer Körner. — Nilschlamm.

Technologie: Gusseisen. — Hämmerbares Gusseisen. — Bruch des Eisens. — Verzinktes Schmiedeeisen. — Weissblechabfälle. — Zinkwaaren. — Waffen. — Jodkalium — Kalkcäment. — Mangansaurer Baryt. — Kohlensäure. — Fassglasur. — Judd. — Carbolsäure. — Runkelrübenspiritus. — Phthalsäure. — Toluidin. — Fleisch. — Mandelbrod. — Theefrüchte. — Baumwollsamenöl. — Dampfstrahlpumpe. — Silbergeräthe.

Abbildungen: Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Parteistellung der einzelnen nordamerikanischen Staaten während des Bürgerkrieges. — Zöllner's Astrophotometer.

Diese **Monatschrift** erscheint seit Juli in **Heften**, jedes von 64 Octav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — Jeder Band von 12 Heften bildet, mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, somit ein vollständiges **encyklopädisches Jahrbuch der Gegenwart.**

☞ **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** (628)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Berthold Auerbachs
deutscher Volkskalender für 1866.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht. Auch in Zukunft wird sich der Kalender würdig zeigen, indem er unter Bewahrung des bisherigen Charakters immer neues Material zur Förderung humaner Bildung bieten wird.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Nasenring) und die Chronik eines Finkennestes, von demselben: eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (629)

In der äußeren Erscheinung steht der Jahrgang in keiner Weise hinter den bisherigen zurück.

Im Verlage von **Herrmann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Weimarische Theaterbilder

aus Goethe's Zeit.

Selbsterlebtes und Ueberliefertes

von

V. G. Gotthardi.

2 Bände. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Die verschiedenen Theaterbilder, die der Verfasser in obigem Buche, das zum größten Theil **Selbsterlebtes** und **Geschautes** enthält, an einander gereihet hat, fesseln um so mehr, als in ihnen die Gestalt **Goethe's**, als einstiger Lenker des **Weimarischen Theaters** in den Vordergrund gestellt wird. Daneben erscheint **Schiller**, als sein ebenbürtiger Gefährte und Theilnehmer an der Leitung der berühmten Kunst-Anstalt.

Graf Benjowsky.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

4 starke Bände. 8. broch. 5 Thlr.

Dieser Roman der bekannten und beliebten Verfasserin L. Mühlbach gehört vielleicht zu den spannendsten und pikantesten Produkten ihrer Feder. Wir sehen Benjowsky zu Anfang durch den Fluch seines Vaters ausgetrieben aus dem Vaterhause. Dann in der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich der Große mit seinen Generalen in lebensvoller Schilderung vor uns erscheint. Dann finden wir Benjowsky wieder am Hofe Maria Theresia's, welche die Verfasserin in außerordentlich spannenden Scenen an uns vorüberführt. Von dort folgen wir Benjowsky nach Polen, wo er Theil nimmt an den Freiheitskämpfen der Polen, von den Russen gefangen, durch qualvolle Gefangenschaft nach Kamschatka geführt wird. Das Leben auf Kamschatka bildet einen Glanzpunkt des Buches, das indessen auch weiterhin noch reich ist an den interessantesten Scenen in Frankreich, Ungarn und zuletzt auf Madagaskar, wo Benjowsky im Kampfe mit den Franzosen seinen Tod findet. (630)

In unserem Verlage erschienen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig: (631)

Karl V.

und die deutschen Protestanten

1545—1555

von

Wilhelm Maurenbrecher.

Nebst einem Anhang von Aktenstücken aus dem spanischen Staatsarchiv von Simancas.

34 Bogen. 8. geh. 3 Thlr.

Geschichte der Revolutionszeit

von 1789 bis 1795

von

Heinrich von Sybel.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

1 Fol.-Halbband geh. 1 Thlr.

Diese **wohlfeilere** Ausgabe erscheint in 6 Halbbänden à 1 Thlr. binnen Jahresfrist.

Düsseldorf, im August 1865.

Verlagshandlung von Julius Buddeus.

Esquisse de la Philosophie démocratique par M. Origine. Leipzig 1865, chez Brockhaus. Cet ouvrage curieux qui tend à fonder une nouvelle philosophie nationale, traite les questions politiques d'une manière si originale que, pour nous servir du mot d'un des principaux démocrates (A.) le succès du livre si en France qu'ailleurs ne peut qu'être grand. Prix 3 francs. (632)

So eben ist erschienen: (633)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.

Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin**.

Im Verlage von **Herrmann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Graf Izarog'y.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

3 Bände. 8. broch. 3⅔ Thlr.

Die höchst spannende Geschichte spielt in Deutschland und die Hauptperson ist ein angeblicher Graf Izarogy, der sich für Graf St. Germain oder Cagliostro ausgiebt, und dadurch verschiedentlich in Familienverhältnisse eingreift und das Interesse lebhaft in Anspruch nimmt.

Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman

aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

von

Julius von Wickede.

4 Bände. 8. broch. 4⅔ Thlr.

Es ist wohl kaum ein militärischer Schriftsteller befähigter wie Wickede, die obige Episode aus dem dreißigjährigen Kriege anziehend zu schildern. Das Buch wird denselben verdienten Beifall wie alle früheren Arbeiten des Herrn Verfassers finden. (634)

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

September 1865.

Andeutungen über gleiche Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Urbewohner des centralen Südamerika, von Woldemar Schultz. — Die neuesten Reisen im östlichen Central-Australien, von Dir. Meinecke in Prenzlau. (Fortsetzung.) — Die Seehöhe der Station Kasbek. Von Prof. Moritz in Tiflis. — Politische Eintheilungen der Landschaften von Talysch am Becken des Kaspischen Meeres, von Dr. Häntzsche. — Miscellen. — Neuere Literatur. — Karten. (635)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Zeitschrift für slavische Literatur.

Bd. II. Heft 5.

I. Nachrichten über die Zustände der lettischen Nation und ihrer Literatur, von K. Beesbardis. II. Serbien und die Serben, von W. Denton und D. v. Cölln. III. Serbische Literatur. IV. Die slovenische Matica in Laibach. V. Das Leben des h. Simeon und des h. Saba. VI. Das Festmahl bei der Lomonossov-Feier. VII. Das Assemannische Evangelien-Buch. VIII. Die Serben und die orientalische Frage. Kurze Nachrichten. Slavische Novitäten. (636)

Preis des Bandes von 6 Heften 4 Thlr.

Schmaler & Pech in Bautzen.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 39. Im Pfarrdorf. — Pilgerfahrt eines deutschen Fürsten ins heilige Land im fünfzehnten Jahrhundert. — Transatlantische Plaudereien. — Correspondenz-Nachrichten. New-York. London. Aus Laubbach. (637)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (638)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 39. Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oesterreichs. — Sprenger's Leben Mohammad's. — Vom deutschen Arbeitertag. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Oesterreichische Wochenschrift (639)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 37. Die Briefe Marie Antoinettens. Besprochen von E. v. F. — Zur Geschichte der Liebhaber-Concerte in Deutschland. Von Dr. E. Hanslick. II. — Gesammt-Ausgaben von Ed. Hoefer und F. Bodenstedt ꝛc. Besprochen von H. Lorm. — Die Ausstellung der Kunstwerke Rahl's. Von Fs. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunst-Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (640)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 38. Palgrave's Reisen in Arabien. — Temperatur und Dichtigkeit des Seewassers. — Eine Elephantenjagd in Ost-Afrika. — Der See Chankai im russischen Amurgebiet. — Eine Leichenfeier in der argentinischen Republik. — Ein Petroleum-Dampfkessel. — Beiträge zur Sittengeschichte Australiens. — Culturhistorisches aus Griechenland. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Altpreußische Monatsschrift

zur Spiegelung des provinziellen Lebens in Literatur, Kunst, Wissenschaft u. Industrie,

herausgegeben von

Rudolph Reicke und **Ernst Wichert.**

Zweiter Jahrgang. Viertes und fünftes Heft.

Friedrich der Große als Mensch und Staatsmann, von Hugo Senftleben. (Schluß.) — Ueber die neueren geographischen Entdeckungen und die nächste Zukunft der Menschheit, von Karl Rosenkranz. — Ueber Kant's „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", von Friedr. Ueberweg. — Erinnerungen an Dr. Ed. Heinel. — Das hohe Lied Salomonis, von Dr. E. F. Friedrich. — Mittheilungen zur preußischen Rechtsgeschichte, von Dr. M. Töppen. — Die Gedenktafel für Johann Reinhold Forster in Dirschau, von Sanitätsrath Dr. Preuß. — Kritiken und Referate. — Mittheilungen und Anhang. (641)

Jährlich 8 Hefte. Preis 2 Thlr.

Verlag von **A. Rosbach** in **Königsberg i. Pr.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der internationale Kongreß für die Förderung der sozialen Wissenschaften.

In Bern hat in diesem Monate der internationale Verein für die Förderung der sozialen Wissenschaften seine vierte Jahres-Versammlung gehalten. Das Wirken dieses Vereins ist bisher in Deutschland — aber mit Unrecht — ziemlich unbekannt geblieben. Den früheren Versammlungen wohnten blos einzelne Deutsche bei; auch diesmal waren sie nicht zahlreich, aber sie hießen Bluntschli, Gneist, Engel (der Statistiker), v. Mangoldt u. A., und wäre der Berner Kongreß nicht mit dem in Nürnberg abgehaltenen volkswirthschaftlichen zusammengefallen, so wären noch manche andere gekommen.

Und daß so wenig Deutsche kamen, und daß überhaupt so Wenige kommen, ist jammerschade. Der Deutsche hat Manches im Auslande zu lernen — das giebt er nur zu leicht zu — er hat aber noch mehr dort zu lehren, und das erkennt auch das Ausland an, obgleich oft im mürrischen Tone. Und wer daran zweifeln möchte, dem würde ich den Rath geben, einer Sitzung des internationalen Kongresses beizuwohnen und diese hohle, aber schön verzierte, pathetische Rede mit jenem einfachen, gediegenen, inhaltreichen Vortrag zu vergleichen. Warum sollten die Deutschen, die doch so viel zu bieten haben, nicht auch Propaganda im Auslande machen?!

Die bisherige Zurückhaltung der Deutschen wird durch das Vorhandensein zahlreicher Versammlungen im eigenen Lande erklärt. Jeder hat dort vollständige Gelegenheit, sich auszusprechen. Dieser Erklärung — wenn ich auch daran etwas auszusetzen habe — will ich aber doch im Allgemeinen nicht ihre Gültigkeit absprechen, da ich in Paris Gelegenheit habe, zu erfahren, wie der Schweigzwang auf die politische Gesundheit eines Landes einwirkt. Das jetzige Regiment ist eben Schuld daran, daß man so viele Franzosen auf den fremden und namentlich auf den internationalen Kongressen trifft. Was man zu Hause nicht sagen darf, das will man jenseits der Gränzen aussprechen; dem Herzen will man Luft machen. So hat Alles hienieden seine gute Seite, selbst der Despotismus; denn der häufigere Gedanken-Austausch der Franzosen mit den Ausländern, besonders mit den Deutschen, kann nur höchst wohlthätig auf die französische Geistes-Kultur einwirken. Vielleicht wird so immer mehr vom deutschen Golde dem französischen Glanz untergelegt werden.

Die Einwirkung der Franzosen auf den internationalen Kongreß der sozialen Wissenschaften thut sich auf sehr verschiedene Weise kund. Verweilen wir nicht bei den äußeren Einflüssen; viel wichtiger scheint es, auf die Richtung aufmerksam zu machen, welche die Debatten einnehmen, und besonders auf die Wahl des Stoffes. Der Kongreß ist in fünf Sektionen getheilt, nämlich 1. Vergleichende Gesetzgebung; 2. Unterrichts- und Erziehungswesen; 3. Künste und Literatur; 4. Wohlthätigkeits- und Gesundheitspflege; 5. Staats- und Volkswirthschaft. Jede dieser Sektionen wählt nun natürlich vorzugsweise die Fragen, welche ein allgemeines Interesse erregen, oder welche gerade auf der Tagesordnung stehen, und die Franzosen suchen besonders diejenigen Dinge zur Sprache zu bringen, für welche in ihrem Vaterlande mehr oder minder agitirt wird ...... so weit man im jetzigen Frankreich agitiren kann. Die Kongresse sind daher in einem gewissen Grade politisch gefärbt, und diese Färbung spiegelt sich zuweilen selbst in den rein wissenschaftlichen Sektionen ab. Daher werden auch die Annalen dieser Kongresse für unsere fernen Enkel ein ganz besonderes Interesse haben: sie werden ein Mittel sein, den Gang des menschlichen Geistes, und insbesondere den Fortschritt der politischen Civilisation, genau verfolgen zu können. Für unsere Zeit hat der Kongreß — in dieser Hinsicht — nur den Nutzen, uns einen Blick in den Zustand des Nachbarlandes zu erlauben.

Ohne uns auf die Darstellung der gesammten Verhandlungen einzulassen, wollen wir blos eben jene Fragen hervorheben, welche irgend eine Tendenz bekunden. Ich möchte, wäre die Vergleichung nicht allzu prätenziös, eine Art Rembrandtsches Bild entwerfen, indem ich einige Punkte in helles Licht setze und alles Uebrige im Dunkel lasse.

Das ganze Interesse der sechs Kongreßtage drehte sich um drei oder vier Fragen, obgleich das vorsichtige ständige Comité, zu dem auch Schreiber dieses gehört, 25 Fragen aufgestellt hatte. Il en faut pour tous les goûts. Unter die brennendsten Fragen gehörte aber die der Autonomie der Gemeinden, mit anderen Worten: die Decentralisation. Vielleicht komme ich einmal ausführlich auf diesen Gegenstand zurück; einstweilen bemerke ich blos, daß das Bedürfniß nach einem freieren Spielraum in Frankreich sich bei allen Parteien fühlbar macht. Sogar der Kaiser hat bei einigen feierlichen Gelegenheiten, in Thron- und anderen Reden, die Nothwendigkeit der Decentralisation anerkannt. Schon im Jahre 1852 (Dekret vom 25. März) that er es, allein man legte damals blos etwas Gummipapier statt eines Heilpflasters auf die wunde Stelle. Statt die den Ministern abgenommenen Befugnisse den Gemeinden und Bezirksräthen zurückzugeben, wurden sie den Präfekten überwiesen, und diese sind vollkommen in der Hand des Ministers. Aus dieser Geschichte geht hervor, wie wichtig es ist, das rechte Wort anzuwenden. Hätte man jahrelang, statt gegen die Centralisation, gegen die tutelle administrative, die obrigkeitliche Bevormundung, geschrieen, so würde — als die Kaiserwahl (1852) vorbereitet wurde — den Gemeinden irgend ein os à ronger hingeworfen worden sein; so aber streute man ihnen Staub in die Augen durch ein sogenanntes „Decentralisations-Dekret", das wohl die Entscheidung in manchen Dingen von Paris, dem Centrum, nach den Provinzialstädten verlegte, nichts desto weniger aber den Zügel der Vormundschaft fest in der Hand behielt.

Ueber diesen Punkt haben aber die Franzosen auf dem Kongreß bei Weitem nicht so sehr geglänzt, wie Bluntschli und Gneist; sie haben bloß den in Frankreich begonnenen Kampf weiter geführt, ohne einen neuen Gedanken auszusprechen.

Eine andere brennende Frage ist die der Koalitionen. Ich halte dieselbe für kein Universalmittel; ja, wenn ich Zeit und Raum hätte, möchte ich es vielleicht versuchen, hier die Arbeiter zu überreden, selten oder nie von dieser schweren Keule Gebrauch zu machen, da sie ihnen leicht auf die Füße fallen und dieselben verletzen könnte. Allein für Frankreich hängt damit das Vereinigungsrecht zusammen; das will man erobern, allein mich dünkt, daß hier der Weg zum Sieg mit sehr vielen Schwierigkeiten bedeckt ist. Glänzende Reden sind gehalten worden, aber sie werden ohne Echo bleiben.

Dies ist in noch höherem Grade mit der Frage über die Trennung der Moral von der Religion der Fall. Der Kampf ist hier gegen die katholische Geistlichkeit gerichtet, und fürwahr, ich stehe nicht an, es zu proklamiren, der Kampf ist berechtigt. Der Einfluß der Geistlichen ist wenigstens in den romanischen

Digitized by Google

Ländern selten heilsam; er schlägt die Seele in Banden, nährt den Geist mit Intoleranz und läßt das Herz unerquickt. Die übrigens redegewandten Geistlichen, die ihre Stellung zu vertheidigen eilten, waren unklug genug, nur sich auf den Glauben zu stützen und besonders an den speziell christlichen zu appelliren; von philosophischen Gründen keine Spur. Allein wenn auch das Publikum, selbst Frauen, aufgeklärter waren, als die aufgetretenen Geistlichen, so wollte das Auditorium doch nicht so weit gehen, als die eifernden Pariser Freigeister. Diese waren etwas zu absolut in ihren Forderungen und Folgerungen; soll je die Aerndte ihnen gehören, so müssen sie einstweilen einsehen, daß sie noch nicht reif ist. Der schlechteste Boden für religiöse Erörterungen ist aber jedenfalls der französische; dort kennt man nur die Extreme: Un- und Aberglauben; in der richtigen Mitte steht ein fast unbemerkbares Häuflein.

Wie Sie sehen, giebt es noch gewaltig viel aufzuräumen in Frankreich, und ist hier noch Manches faul. Aber wo nicht?

Paris. Dr. M. Block.

Deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts.

Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein.

Wir haben im „Magazin" 1864 Nr. 22 S. 338 ff. die „Deutsche Bibliothek von Heinrich Kurz" 3.—6. Band, die „Simplicianischen Schriften" enthaltend, angezeigt. Jetzt liegt uns der siebente Band vor: „Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein"*). Die äußere elegante Ausstattung, wie die innere Einrichtung ist ganz dieselbe, wie in den früheren Bänden. Der Herausgeber giebt uns in der Einleitung Nachricht über das Leben und die Schriften des Verfassers, zählt die Ausgaben des Rollwagen-Büchleins auf, bestimmt ihr Verhältniß unter einander, sucht die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft hat, zu ermitteln und bespricht die Sprache und Orthographie, den Styl, die Darstellung, den Inhalt und die dichterische Behandlung des Buches. Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß, besonders für den Sprachforscher wichtig, sind der Schrift beigegeben.

Der größte Theil unserer Leser möchte aus dem Titel des Wickram'schen Büchleins wohl schwerlich den Inhalt errathen. Unter Rollwagen verstand man vor etwa drei Jahrhunderten das, was man heute Journalièren nennt, diejenigen Fuhrwerke, welche an bestimmten Tagen von einem Orte zum andern fuhren und den Verkehr zwischen entlegenen Ortschaften vermittelten. Wie die heutige Industrie eine Eisenbahn-Literatur geschaffen hat, bestimmt zur Unterhaltung der Reisenden, so ist in jenen Zeiten aus dem Bedürfnisse, die langweilige Fahrt durch einen angenehmen Zeitvertreib zu verkürzen, unser Rollwagenbüchlein hervorgegangen: eine Sammlung von kurzen Erzählungen und Anekdoten, die weniger zum Vorlesen dienen, als Stoff zum Wiedererzählen im Wagen oder sonst wo bieten sollte. Der Verfasser giebt diesen Zweck in dem Titel selbst an, in welchem er sein Rollwagenbüchlein „ein neues und unerhörtes Büchlein" nennt, „darin viel gute Schwänk und Historien begriffen werden, so man in Schiffen und auf den Rollwägen, desgleichen in Scheerhäusern und Badstuben zu langweiligen Zeiten erzählen mag, die schweren melancholischen Gemüther damit zu ermuntern, vor allermänniglich Jungen und Alten sonder allen Anstoß zu lesen und zu hören, allen Kaufleuten, so die Messen hin und wieder brauchen, zu einer Kurzweil an den Tag gebracht und zusammengelesen." Als Verfasser nennt sich Jörg Wickram, Stadtschreiber zu Burckhaim (wahrscheinlich Burgheim, das jetzt badische Städtchen im Breisgau). Von ihm wissen wir nach der Ermittelung des Herausgebers so viel, daß er, im Elsaß in der Stadt Colmar geboren, in seiner Vaterstadt im Jahre 1546 eine Meistersingerschule gegründet und theils in Colmar, theils als Stadtschreiber in Burgheim die noch von ihm erhaltenen Schriften verfaßt hat. Seinen Tod setzt der Herausgeber zu Ende 1556 oder 1557. Die erste, vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe des Rollwagenbüchleins ist vom Jahre 1555. Diese liegt auch der vorliegenden neuen Ausgabe zu Grunde.

Die meisten Erzählungen hat Wickram höchst wahrscheinlich nach mündlicher Ueberlieferung wiedergegeben, eine nicht kleine Anzahl aus französischen Schriften und italiänischen Novellen geschöpft. Seine Darstellung ist durchaus volksmäßig in Ausdruck und Satzbau; er schreibt so, wie die Bürger seiner Zeit gesprochen haben müssen. Die Sprache ist die neuhochdeutsche mit vorwiegend elsässischer Färbung. Es herrscht in seinen Erzählungen durchgehends die liebenswürdige Naivetät, die uns in den Schriften des 16. Jahrhunderts so wohlthuend anspricht. Wickram ist durchaus nicht ohne Gefühl für Schönheit der Form, und manche seiner Erzählungen können als meisterhaft bezeichnet werden; aber es finden sich auch nicht selten große Nachlässigkeiten des Styls. Die Geschichtchen sind meist nur Skizzen, weniger zum Vorlesen, als zum Wiedererzählen bestimmt, doch ermangeln sie nicht der Anschaulichkeit. Die Personen sind durch ihre Reden und Handlungen meist scharf charakterisirt und die Thatsachen klar und lebendig erzählt. Durch kurze, aber stets treffende und wirkungsvolle Bemerkungen erhalten sie ein heiteres, humoristisches Gepräge. Wickram versichert zwar in der Vorrede, daß er von seinen „kurtzweiligen und schimpflichen Schwänk, an welchen sich Niemand ärgern werde, die schamperen (schamlosen) und schandtlichen Wort, welche auf Rollwägen und Schiffen die züchtigen, ehrbaren Weiber, ja auch Jungfrauen gar wenig verschonen", habe fernhalten wollen; allein es lag theils in der großen Unbefangenheit und Naivetät der Zeit, theils an dem Selbstvergessen des Autors, daß so manche Erzählungen seinen guten Vorsatz Lügen strafen. Die vielen Pfaffengeschichten, worin die Geistlichen keine besonders ehrenvolle Rolle spielen, lassen erkennen, daß Wickram Protestant war, und seine Vorliebe für den Bürgerstand im Gegensatz zu dem Bauernstande und dem Adel giebt sich dadurch zu erkennen, daß er gern bei dem ersteren die Rohheit und Dummheit, bei dem letzteren die Raubsucht geißelt.

Um unseren Lesern eine Probe seiner Erzählungsweise zu geben und in ihnen dadurch vielleicht die Lust zu erwecken, das Büchlein selbst näher kennen zu lernen, heben wir zwei kleine Geschichtchen heraus, worin wir nur Einiges in Sprache und Orthographie, des besseren Verständnisses wegen, geändert haben.

Einer leidt mit seiner Frauwen lieb und leidt.

Ein schneider, fast ein zenckischer mensch, welchem die Frauw, wiewol sie frumm und treüw was, so kundt sie ihm doch nimmer recht thun: er war allweg mit ihr zu unfriden, schlug und raufft sie stetz, deßhalb die Oberkeit darine sehen mußt, und legt ihn ein zeitlang in gefencknuß. Und als man meint, er hette nun wol gebüßt, er solt witzig werden und mit seinem weib furthin freüntlich läben, ließ man ihn wider herauß; er aber mußt ein eydt schweren, das weib nimmer zu schlahen, sunder solt freündtlich mit ihr leben, auch lieb und leid mit ihr leiden, wie sich

*) Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1865.

unter Eheleuten gebürt. Der schneider schwur. Als er nun ein zeit lang fridlich mit ihr lebt, kam ihm seine alte weiß wider an, daß er mit ihr zanckt, er dorfft sie aber nit schlagen, darumb wolt er sie bei dem har erwischen. Das weib aber war ihm zu geschwind und entsprang; do erwischt er die scheer und warffs ihr nach, jagt sie im hof umb, und was er erwischt, warff er ihr nach. Wenn er sie traff, so lachet er, und wenn er ihrer felt, flucht er. Das trieb er so lang, biß ihr die Nachbarn zu hilff kamen. Der schneider ward wider für die Herren beschickt, die hielten ihm für, ob er nit wußt, was er geschworen hett. Antwort der schneider: „Lieben Herren, ich hab mein eyd gehalten, hab sie nit geschlagen, sunder, wie ihr mir befohlen habet, soll lieb und leid mit ihr leiden, das hab ich gethan." Die Herren sagten: „Wie kann das sein? Sie führt doch ein große klag." Er antwortet und sprach: „Ich hab sie nur ein wenig bei dem haar wöllen ziehen, also ist sie mir entwichen; do bin ich ihr nachgeeilt, nach ihr mit allem, was ich erwischt hab, geworffen. Wenn ich sie hab troffen, ist es mir lieb gewesen und ihr leid; wenn ich hab gefelt, ist es ihr lieb gewesen und mir leid. Also hab ich lieb und leid mit ihr gelitten, wie ihr mir befohlen habet." Solche fantasten (Narren) findt man etwan, mit denen man ein gantz jar zu schaffen hett, wenn man ihnen zuhörte. Die Herren geboten ihm, er solt sie nit mehr schlagen, auch kein lieb und leid in solcher gestalt mehr mit ihr leiden, sunder zusehen, daß das weib kein klag mehr über ihn fürt, es würde ihm nimmer mit einem schertz ausgehen.

Von einem Bauren, der wachend schlieff.

Zwen Bauren waren gute Nachbarn und die heüser zu nechst an einander; und auff ein morgen, doch nicht gar zu früh, kam der ein für des andern fenster und klopffet mit einem finger daran. Aber der andere lag noch hinter dem ofen in der hell und mocht vor faulkeit nicht auffston; und wie dieser also am fenster klopfft, schrie er mit lauter stimm herfür und sprach: „Wer da?" Der vor dem fenster sprach: „Ich bins; nachbar Cunrat, was thut ihr?" Der im Bett gab ihm wider antwort: „Ich lieg hier und schlaff; was wär euch lieb, Nachbar?" Der vor dem fenster sprach: „Wenn ihr nit schlieffet, wolt ich euch umb eueren wagen bitten; ich wil aber schier, wann ihr erwachet, widerkummen." Solche einfältige bauren findt man nit viel als dieser, der meint, darumb er noch im bett liege, schlieff er auch.

E. M.

Die Bibel als Waffe gegen den Glauben.

Unter dem Titel: „Die Bibel wider den Glauben,"*) hat Herr C. Radenhausen in Altona, der Verfasser des vielbesprochenen Werkes „Isis", ein Buch in die Welt geschickt, bei dessen Lektüre wir unwillkürlich an das Wort im „Macbeth" erinnert wurden: „Die Erde bildet Blasen, wie das Wasser, und diese mögen davon sein; — was uns Körper schien, zerfloß wie Athem in alle Winde."

Daß man die Bibel zur Waffe „wider den Glauben" gebrauche, ist in der That eine ganz neue Erscheinung; und was ist in Kürze das Resultat des Buches? Es sei, obgleich es in der Bibel stehe, nicht wahr, zu glauben, daß die Israeliten in Aegypten Sklaven gewesen, sondern sie seien nur Sklaven der Aegypter gewesen, welche zu jener Zeit im Ostjordanlande herrschten und die Israeliten dort unterdrückten; Beweis? — weil auch Josua bei der Eroberung Palästina's einen Landstrich Gosen vorgefunden, und die Israeliten in Gosen (das aber in Aegypten lag) wohnten. „Moses sei aber nie in Aegypten gewesen" (!). Und worauf beruht der Fehler aller bisherigen Geschichtschreiber, Bibelforscher und Erklärer? Einzig auf dem kleinen Irrthum, daß die alten Uebersetzer der Bibel das Wort Mizrajim für Aegypten nahmen, statt für Aegypter.

Es ist hier nicht der Ort, diese sehr leicht zu widerlegende „Schrulle" weiter zu erörtern; man kann dies höchstens einen launischen Einfall des Verfassers nennen, der allerdings in seinem Buche sehr breit getreten wird.

Aber das genügt dem Verfasser noch nicht, um „die Bibel wider den Glauben" zu eruiren. Der Grundfehler unseres Glaubens rühre „von den Unrichtigkeiten der ältesten griechischen Uebersetzung her, welche bezüglich der Verehrungswesen des Volkes Israel irre geleitet, indem sie meistens deren Namen nicht beibehalten, sondern umschrieben haben." Moses und unter seiner Leitung sein Volk seien — mit einem Worte — Götzendiener gewesen, weil später unter den Richtern und Königen die Israeliten den Götzen gedient hätten. (Daß Moses fortwährend gegen den Götzendienst warnt und ihn, wo er ihn im Volke findet, streng bestraft, das ist nach Herrn Radenhausen gewiß „wider den Glauben" in der Bibel.) Man möchte fast über die neue Gelehrsamkeit des Verfassers staunen, wie er die verschiedenen Namen, welche Gott in der Bibel erhält, als Götzennamen zu deuten weiß, wenn nicht schon vor ihm Fr. Nork, Daumer u. A. diesen Nonsens der Welt als Weisheit verkündet hätten. Und daß wir Anderen dies nicht einsehen wollen, daran haben bloß die unschuldigen, aber unwissenden griechischen Uebersetzer schuld, die die Ursprache nicht so gut wie unser Verfasser verstanden haben.

Um nun aber auch unparteiisch zu bleiben, führt der Verfasser die Bibel auch als Waffe wider das Christenthum auf und wirft Wahres und Falsches derart unter einander, als hätte der Zufall die Sätze zusammengestellt. Die Schlußfolgerungen, die er aus seinem Buche zieht, sind, daß „der Inhalt der Bibel mißverstanden und gemißbraucht worden ist in Folge unrichtiger Uebersetzungen, blinden Nachsprechens der Vorgänger und hartnäckigen Verfolgens der eingeschlagenen unrichtigen Bahnen." Das ist viel auf einmal! Als ob nicht die Bibel noch in der Ursprache da wäre und sie Keiner zu übersetzen und zu erklären verstände, wie Herr Radenhausen, der in den einfachsten Namen-Erklärungen eine krasse Unwissenheit an den Tag legt; so beispielsweise: Jehova-Nissi (2. B. Mos. 17, 10 — „Gott mein Panier"): „Der Name gemahnt auffällig an den Dio-nysos der Hellenen." — Schabbat (der Sabbath) komme her von Sab (Schwurgötze) und beth oder bath (!) Haus; Schemuel (Samuel) bedeute: Schem sein El (und Schem sei der Sonnengott!); „David (Verehrer des Bal) nannte seinen Sohn Jedidjah = um Jah willen!" So verstanden freilich die unschuldigen, aber unwissenden griechischen Uebersetzer die Bibel nicht. — Als wir das Buch von 135 Seiten durchgelesen hatten, kam es uns vor, als wäre eine Fata morgana, eine Luftspiegelung an uns vorübergegangen, „und was uns Körper schien, zerfloß wie Athem in alle Winde." K.

---

*) Hamburg, Otto Meißner, 1865.

Böhmen.

Deutscher und čechischer Aberglaube in Böhmen.*)

Vor drei Jahren bildete sich in Böhmen ein Verein, welcher sich die Aufgabe stellte, die Geschichte der Deutschen in diesem Lande aufzuhellen und die darauf bezüglichen Quellen zu sammeln. Derselbe richtete dabei sein Augenmerk auch auf die heimische Sage und den heimischen Volksglauben, und forderte seine Mitglieder auf, durch Mittheilungen in dieser Richtung hin die Zwecke des Vereins zu fördern. Dr. Virgil Grohmann, dessen Sagenbuch aus Böhmen wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen, hat sich dieser Aufgabe unterzogen und Vieles, was Aberglauben und Volksgebräuche betrifft, sorgfältig gesammelt und zusammengestellt. Der Verfasser spricht sich in der sehr lesenswerthen Vorrede folgendermaßen darüber aus:

„Es ist gewiß, daß eine gründliche Durchforschung der Sage und des Volksglaubens in Böhmen die interessantesten Resultate liefern würde; nur müßte diese Durchforschung nach einem bestimmten Plane und von mehreren Punkten aus geschehen. Das Sagengebiet ist zu groß, als daß eine einzelne Kraft ausreichte, um hier Erschöpfendes zu leisten, und es zerfällt auch wieder nach den mythologischen Gruppirungen in mehrere ziemlich klar abgegränzte Gebiete. Das Erzgebirge mit dem Egerländchen ist das Gebiet der Göttin Holda, die hier als Frau Holle in der zwölften Stunde ihren Umzug hält. Die Bewohner stammen aus Thüringen, wo ja, wie es scheint, in heidnischer Zeit die Göttin Holda vorzugsweise verehrt wurde. Der Böhmerwald und das südliche Böhmen wurde von Baiern aus bevölkert; seine Sagenwelt wird durch die weiße Frau Berchta charakterisirt, was wiederum stimmt zu der baierischen Abstammung seiner Bewohner. Im Norden und Nordosten von Böhmen, im Lausitzer und im Riesengebirge sind, so viel ich beurtheilen kann, die beiden Zwölftengottheiten völlig verschollen; in der Gegend von Rumburg geht zu Weihnachten bloß der Knecht Ruprecht (Hruodperacht) um; von weiblichen Gestalten, von einer Holle oder Berchta habe ich nichts erfahren. Dafür tritt gerade in diesen Gegenden die Gestalt des wilden Jägers, der bald Banditterch (Dietrich von Bern), bald Waldjäger oder Nachtjäger genannt wird, viel frischer und bedeutsamer hervor, als im Westen und Süden des Landes. Alle diese Gebiete verlangen ihre eigene Durchforschung; dazu kommen noch die deutschen Enklaven, insbesondere die Gegend um Bistritz, wo sich nach dem Wenigen, was ich dort erfahren habe, sehr alterthümliche Mythen erhalten haben müßten.

„Indeß eine Sammlung deutschen Aberglaubens, deutscher Gebräuche und Sagen aus Böhmen wird stets unvollständig sein und ihren Zweck nur halb erfüllen, wenn sie nicht Hand in Hand geht mit einer gründlichen Erforschung der slavischen Volksüberlieferungen in diesem Lande. Seit so vielen Jahrhunderten wohnen beide Volksstämme in Böhmen neben einander, im lebhaften Austausche ihrer Sitten, Gebräuche und volksthümlichen Erinnerungen. So ist es denn gekommen, daß viele Gebräuche der Deutschen in Böhmen, wie das Todaustreiben, das Schmeckostern, slavischer Sitte entstammen und durch die slavische Mythologie ihre Erklärung finden; andererseits ist der slavische Volksglaube in Böhmen so vielfach mit Deutschem vermengt, daß er ebenfalls als eine Quelle für deutsche Sage und Sitte angesehen werden kann.

„Zuweilen hat die čechische Ueberlieferung gerade das ältere, ursprünglichere aufzuweisen. Während in deutschen Gegenden des Böhmerwaldes an Stelle der heidnischen Göttin, die in den Zwölften ihren Umzug hält, die heilige Lucia getreten ist, hat sie in slavischen Gegenden, z. B. in Schlan, ihren alten heidnischen Namen bewahrt, und heißt Paruchta oder Parichta. Diese Namensform ist außerordentlich merkwürdig. Sie entspricht mittelbar dem mittelhochdeutschen Berchta, das ebenfalls, aber als Name der weißen Frau, in Böhmen vorkommt, unmittelbar dem althochdeutschen Perahta. Die Einwanderung der deutschen Göttin muß daher spätestens im 9. oder 10. Jahrhundert erfolgt sein, zu einer Zeit, wo die Böhmen noch größtentheils Heiden waren; vielleicht auch noch früher, weil die Gestalt schon früh eine große Popularität unter dem slavischen Volke muß genossen haben. Schon Rozkochan übersetzt plutonissa mit Perchta, und ein altes böhmisches Sprichwort lautet: chodí jako Perchta, was so viel bedeutet als chodí jako Můra, er geht wie ein Alp, d. i. verdrossen einher.

„Das beweist denn doch, daß schon in den ersten Jahrhunderten böhmischer Geschichte ein reger und lebhafter geistiger Verkehr zwischen Slaven und Deutschen bestanden habe, wie er nicht denkbar gewesen wäre, wenn noch im 11. Jahrhundert die deutsche Bevölkerung in Böhmen nur aus einigen Prager Kaufleuten und Juden bestanden hätte.

„So vielfach sich indeß deutscher und slavischer Volksglaube in Böhmen gemengt haben, so hat doch jeder von beiden auch seine Eigenthümlichkeiten bis auf die neueste Zeit bewahrt und erhalten. Dem Slaven fehlt der Glaube an den wilden Jäger und die Zwergsage; dagegen hat er den Glauben an die Sudičky die Schicksalsfrauen, in einer Reinheit und Plastik bewahrt, wie er in heidnischer Zeit kaum klarer und bestimmter auftreten konnte. Man glaubt sich zurückversetzt in frühe Jahrhunderte, wenn man sieht, wie ein altes Mütterchen bei der Geburt ihres Enkels den Tisch mit weißen Linnen deckt, Salz und Brod darauf legt und nun gläubig fromm erwartet, daß in der Nacht, wenn Alles schläft, die drei Schicksalsfrauen in lichter, ätherischer Gestalt erscheinen und über das Schicksal ihres Enkels zu Rathe sitzen werden. Wie die Volkspoesie, hat auch der Volksglaube der Slaven in Böhmen noch eine wunderbare Frische, die gegen die blässere Sage der Deutschen vortheilhaft absticht.“ ...

Wir geben einige Proben aus dem Buche selbst. Die Anführung der Quellen unterlassen wir dabei.

Melusina.

Wenn der Wind recht pfeift und heult, so sagt man, das sei die Melusina, welche mit ihren Kindern durch die Lüfte fliege und jammere. Dann werfen die Leute Mehl und Salz in den Ofen und sagen: Pro Melusinu.

Die Melusina fliegt insbesondere am heiligen Abend. Um sie zu beruhigen, wirft man eine Handvoll Mehl in die Luft oder legt Salz und Mehl hinter das Fenster.

Zur Beruhigung der Melusina legt man auch Mehl auf einen Pflaumbaum und läßt es vom Winde zerstreuen. Dabei sagt man: Ten hvizd v tom povětří přestaň! Das Pfeifen in diesem Wetter höre auf! Hierauf legt sich der Sturm und das Pfeifen hat ein Ende.

*) Beiträge zur Geschichte Böhmens. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Abth. II. Bd. II. Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag, in Kommission der J. G. Calve'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung. Leipzig, in Kommission bei F. A. Brockhaus, 1864.

Die Windsbraut oder Melusina wohnt im Wirbelwind. Wenn Jemand während eines Sturmes ausgeht, so fährt die Melusina in ihn und er wird schwer krank.

Zwölf Tage vor Weihnachten tobt die Melusina am ärgsten. Dann nehmen die Landleute Aepfel und Nüsse und werfen sie in den Ofen, indem sie sagen, daß sie dieselben der Melusina zum Essen geben. Sie nehmen wohl auch Peitschen und knallen mit denselben im Hofe und in der Stube umher, um die Windsbraut zu vertreiben.

Bei großem Sturmwinde pflegte man im Riesengebirge Mehl, Salz und etwas Butter zum Fenster hinaus zu streuen, indem man sprach:

Wind, do beste ei a Serpla (Süppchen),
Gih hem (heim) un koch dir's ei a Teppla (Töpfchen)
Un iß's mit a Kendalen (Kindelein).

Auch in Bäringen heißt der Sturmwind Melusina's Klage um ihre Kinder, und wahr muß dies sein, sagte die Großmutter, sonst würde man nicht noch heute am heiligen Abende, an welchem man neunerlei essen soll, das Tischtuch mit dem Ueberreste in eine Staude ausschütteln, damit die Melusina etwas zu essen habe.......

An gespenstischen Wesen ist der böhmische Aberglaube reich genug. Wir geben nur eine allgemeine Aufzählung. Da ist zunächst der wilde Jäger, Nachtjäger oder Banditterch genannt, sodann die himmlischen Soldaten (nebeští vojáci), deren Allarm das Gewitter ist. Die slavische Todtengöttin heißt Morana (skr. marana, der Tod), Smrtonoška, Todbringerin. Ihr verwandt, vielleicht identisch ist die weiße Frau, die Todesfrau (Smrtnice), die namenlose Frau (neznámá paní). Das Klagemütterchen (Kamuádrl) klagt um Mitternacht im Böhmerwalde höchst beweglich, sein Weinen bedeutet Unheil. Die drei Schicksalsfrauen (Sudičky) entsprechen genau den griechischen Mören, den lateinischen Parcen, den germanischen Nornen; sie bestimmen das Loos der neugebornen Kinder. Die drei weißen, verwunschenen Jungfrauen, die im Böhmerwalde spuken, und gewöhnlich beim Wäschetrocknen gesehen werden, gehören dem bairischen Aberglauben an. Die Rusalken (Rusalky) sind die Nymphen der Slaven, Quell- und Flußgöttinnen. Sie führen ihren Namen von dem altslavischen Worte rusa, Fluß. Sie treten ganz in der Art der deutschen Nixen auf. Aehnliche Geschöpfe sind Nemodlilky (die Nichtbetenden), schöne, junge Mädchen, welche es unbedachtsamen Jünglingen anthun und sie in tiefe Tümpel locken, in denen sie umkommen. Auch vom Wassermanne oder Hastermanne giebt es in Böhmen und Mähren eine Menge von Sagen. Ein Unterschied zwischen deutschen und slavischen ist dabei nicht herauszufinden. Die Polednice (Mittagsfrau) ist ein Gespenst, das nur Mittags umgeht und unachtsamen Müttern ihre Kinder gegen Wechselbälge austauscht. Sie heißt auch Klekanice. Ebenso giebt es einen mündlichen Polednicek und einen Klekaníček. Die wilden Weiber (divé ženy) scheinen Nymphen aus dem Jagdgefolge der alten slavischen Waldgöttin. In Mähren heißen sie auch Věštice, d. i. Wahrsagerinnen.

Die Holzweibel, die Waldfrau, die Kornmuhme gehören dem deutschen Aberglauben an, ebenso die Zwerge, welche der Slave überhaupt nicht kennt. Der Hemann (weil er he he ruft) ist ein Waldkobold, von dem man in ganz Böhmen erzählt. Čechisch heißt er Hejkadlo. Der Karašek ist ein boshafter Kobold im Wirbelwinde und Hausgeist. Ebenso ist das Schrackagerl (Schreckangerl) ein Hausgeist, aber ein gutartiger, der im Erzgebirge zu Hause ist. Der Pilmaschnid ist ein böser Geist, der das Getraide verdirbt.

Der Šotek ist der čechische Alraun, ein Glücksteufel, der von dem ersten Ei einer schwarzen Henne nach künstlicher Bebrutung in der Schulterhöhle am neunten Tage geboren wird. Man kann ihn nur loswerden, wenn man ihn wohlfeiler verkauft, als man ihn gekauft hat. Ursprünglich ist auch er eine Art Hausgeist, genius oder lar gewesen und sein Name bedeutet eigentlich einen alten Mann, einen Ahnherrn. Bis zum 14. Jahrhundert hießen die Hausgötter in Böhmen dědy, dědky, Altväterchen. Hospodáříčky, Hauswirthchen, Hausväterchen, bedeutet dieselbe Art von Dämonen. Sie waren ursprünglich gute Geister und man glaubte, daß die Seelen der Familien-Angehörigen zu ihnen gingen, daß ihr aus irgend einer Wurzel oder Rübe geschnitztes Bild, das man im Hause verehrte oder bei sich trug, Glück und Segen bringe. „Ma hospodáříčka, er hat ein Hausväterlein," sagt man von Jemanden, der im Glücke sitzt. Auch an Aberglauben von Berggeistern, Irrlichtern, Drachen, vom Alp oder Druck (čechisch Můra) fehlt es nicht.

Hierauf wird der Aberglaube besprochen, der sich an Sonne, Mond und Sterne, an Wolken, Wind und Wetter, an den Regenbogen, an das Feuer, ans Wasser, an die verschiedenen Thiere, Pferd, Hund, Fuchs, Katze, Hase, Meerschweinchen, Wiesel, Fledermaus, Maulwurf, Hamster, eine große Zahl von Vögeln u. s. w. knüpft.

England.

John Stuart Mill: Ueber Repräsentativ-Regierung.

III.

Die Regierung abhängiger Länder durch einen freien Staat.

Der letzte Abschnitt des Buches handelt von der Regierung abhängiger Länder durch einen freien Staat. Die Erörterung bezieht sich fast ausschließlich auf englische Verhältnisse.

Zuvörderst wird die Regierung abhängiger Oertlichkeiten von geringem Umfange in Betracht gezogen. In solchen, die, wie z. B. Gibraltar, Helgoland u. a., hauptsächlich als militärische oder Flottenstationen dienen, kann den Bewohnern das unbeschränkte Recht der Regierung nicht überlassen bleiben. In der Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten sollten sie jedoch nicht ohne Noth eingeschränkt werden. Zur Ausgleichung sollten außerdem den Bewohnern mit den Eingebornen des regierenden Staats gleiche Rechte, namentlich ganz gleiche Ansprüche auf Anstellungen im Centralstaat und in den Kolonien gewährt werden.

Größere Länder werden in zwei Klassen unterschieden, je nachdem der Civilisationsgrad ihrer Bewohner dem der Bewohner des herrschenden Staats gleich — wie es mit den britischen Besitzungen in Amerika oder Australien — oder geringer als die Kultur des Mutterlandes, wie dies mit Indien der Fall ist.

In Bezug auf die erste Klasse, namentlich englische Kolonien mit europäischer Bevölkerung, hat England nach langem Schwanken endlich die richtige Politik gefunden und anzuwenden gelernt. Früher wurden, wie von anderen Regierungen noch gegenwärtig geschieht, Kolonien hauptsächlich geschätzt als Abnehmer der Produkte des Mutterlandes. Das ausschließliche

Privilegium der Ausfuhr dieser Produkte nach den Kolonien wurde für so werthvoll gehalten, daß es mit der Gewährung eines entsprechenden Monopols an dieselben zur Ausfuhr ihrer Produkte ins Mutterland nicht zu theuer erkauft schien. „Dieser bemerkenswerthe Plan, die Kolonien und das Mutterland dadurch zu bereichern, daß sie einander enorme Summen zahlten, von denen ein großer Theil auf dem Transport verloren ging, ist seit einiger Zeit aufgegeben worden" .... „Seitdem hat Großbritannien sich zu der Theorie bekannt, die es in der Praxis so treu als möglich befolgt hat, daß seine Kolonieen europäischer Abstammung eben sowohl als das Mutterland in inneren Angelegenheiten das Recht vollkommener Selbstregierung haben .... Das Veto der Krone und des Parlaments, obgleich dem Namen nach reservirt, wird blos in den (sehr seltenen) Fällen ausgeübt, welche das ganze Reich und nicht blos die besondere Kolonie angehen .... So hat jede Kolonie freie Verfügung über innere Angelegenheiten und zwar in größerem Maße, als die Vereinigten Staaten verfassungsmäßig gewähren können, da die britischen Kolonien auch die Einfuhren aus dem Mutterlande nach freier Willkür besteuern können." Als fast einziger Punkt, in dem nicht vollständige Gegenseitigkeit stattfindet, wird angeführt, daß die Kolonien England im Kriege unterstützen müssen, ohne darüber zu Rath gezogen worden zu sein. Selbst für diese Ungleichheit sind verschiedene Ausgleichungen vorgeschlagen worden. Nachdem er dieselben einzeln erörtert und verworfen, sagt Mill, daß es gleichwohl Eine Ausgleichung gebe, die vollständig dem Zweck entspreche, nämlich die Regierungsämter aller Zweige in jedem Theile des Reichs und auf die Bedingung vollkommener Gegenseitigkeit den Bewohnern der Kolonien zu öffnen. Nie ertönt ein Laut der Unzufriedenheit von den Bewohnern der Inseln des britischen Kanals, denen dies Recht zusteht. Lord Melbourne hat einzelnen Bewohnern der Kolonien wichtige Anstellungen gegeben und das Recht allgemein einführen wollen. Bis jetzt ist dies jedoch nicht geschehen.

In Bezug auf Länder der zweiten Klasse — solche nämlich, deren Kultur geringer als die des Mutterlandes, heißt es: Sie müssen entweder von dem Mutterlande oder von Personen regiert werden, die das Mutterland dazu beauftragt und abgesandt hat.

Indien wird gegenwärtig von einem englischen Minister regiert, der dem englischen Parlament verantwortlich. Aber „ein Land zu regieren unter der Verantwortlichkeit vor seinem Volke und ein Land regieren unter der Verantwortlichkeit vor dem Volke eines anderen Landes sind verschiedene Dinge. Das Erste ist gut, weil Freiheit besser als Despotismus; aber das Letzte ist Despotismus. Der ganze Unterschied liegt in der Art des Despotismus und es ist nicht gewiß, daß der Despotismus von zwanzig Millionen besser sein muß, als der Despotismus Weniger oder eines Einzigen. Aber es ist ganz gewiß, daß der Despotismus Derjenigen, die von ihren Unterthanen Nichts sehen oder hören, schlechter ist, als der Despotismus Derjenigen, die unter ihnen leben. Schon an und für sich fehlt es zwischen den Ausländern und den Eingebornen an Sympathie. Jene verachten die Eingebornen. Diese können nicht glauben, daß irgend eine Handlung der Fremden ihr Wohlsein bezweckt. Diese Schwierigkeiten können überall nur durch große beharrliche Arbeit überwunden werden; die Aufgabe erfordert ausgezeichnete Fähigkeiten in den höchsten und mehr als gewöhnliche in den untergeordneten Beamten. Die beste Verwaltungs-Organisation würde demnach die sein, welche die Arbeitskraft sichert, die Fähigkeiten entwickelt und den vorzüglichsten Kräften die höchsten Stellungen anvertraut. Aber Verantwortlichkeit vor einer Autorität, die keinen Theil der Arbeit durchgemacht, keine der erforderlichen Fähigkeiten erworben hat, — ja meistentheils gar keine Vorstellung davon hat, daß hier Arbeit und Fähigkeiten eigenthümlicher Natur irgend wie besonders erforderlich sind — ist sicher kein sehr wirksames Mittel zur Erreichung jenes Zweckes. ... „Von Regierung eines Volkes durch sich selbst läßt sich sprechen, das Wort hat einen Sinn; aber Regierung eines Volkes durch ein anderes existirt nicht und kann nicht existiren. Ein Volk mag das andere halten als Wildgehege oder als Vorrathskammer, aber wenn alles Regieren im Interesse der Regierten geschehen muß, so ist es durchaus unmöglich, daß Ein Volk das andere regieren kann. Das Aeußerste ist, daß ein Volk einigen seiner besten Männer den Auftrag geben mag, sich der Sache anzunehmen; aber diesen Männern kann die Meinung ihres eigenen Landes als Leitung für die Erfüllung ihrer Pflicht oder sein Urtheil über die Art, wie sie die Pflicht erfüllt haben, nur von geringem Werth sein. ... Die Zwecke, um derentwillen sie hauptsächlich versucht sind, sich einzumischen und den Maßregeln ihrer Beauftragten hemmend entgegenzutreten, sind zweierlei — Einmal nämlich geschieht es, um den Eingebornen englische Ideen mit Gewalt aufzudrängen, wie z. B. durch Maßregeln der Proselytenmacherei, die mit oder ohne Absicht das religiöse Gefühl der Bevölkerung verletzen. ... Ein englischer Protestant könnte nicht leicht vermocht werden — wie sehr die Absicht, sie zu bekehren, in Abrede gestellt wurde — seine Kinder in ein katholisches Seminar zu schicken. Irische Katholiken wollen ihre Kinder nicht in Schulen schicken, in denen sie zu Protestanten gemacht werden können — und wir erwarten, daß die Hindus, welche glauben, daß die Vorrechte des Hinduismus durch einen blos physischen Akt verscherzt werden — ihre Kinder der Gefahr aussetzen werden, zu Christen gemacht zu werden!

„Der zweite Zweck, um dessentwillen in England leicht Einmischung beliebt wird, ist: denjenigen Interessen beizustehen, welche den Beistand am lautesten und dringendsten fordern — das heißt zunächst den englischen Ansiedlern. Sie haben Freunde zu Hause, haben Organe, ihnen ist das Volk zugänglich; sie haben dieselbe Sprache, denselben Ideenkreis als ihre Landsleute. Jede Klage eines Engländers wird mit Sympathie angehört, selbst wo es nicht beabsichtigt ist, ihn ungerechter Weise zu bevorzugen. Aber, wenn es Eine Thatsache giebt, welche die Erfahrung aller Zeiten als richtig bewiesen hat, so ist es die, daß in einem Lande, welches von einem anderen beherrscht wird, die Individuen des herrschenden Volks, die sich nach dem unterworfenen Lande begeben, um ihr Glück zu machen, mehr als alle Anderen kräftig im Zaum gehalten werden müssen." ... „Und wenn die englischen Einwohner die Batterien englischen politischen Einflusses auf irgend eines der Bollwerke richten, die aufgeführt worden, um die Eingebornen gegen ihre Uebergriffe zu schützen, finden es die Behörden der Exekutive mit ihrem vorhandenen, aber schwachen Gefühl des Besseren gewöhnlich sicherer für die parlamentarische Majorität und unter allen Umständen weniger anstrengend, die angegriffene Stellung aufzugeben, als sie zu vertheidigen."

Was das Uebel noch verschlimmert, ist, daß ein Aufschrei um Gerechtigkeit und Menschlichkeit, dem das englische Volk willig Gehör schenkt, häufig im Interesse der Unterdrücker —

nie in dem der Unterdrückten herübertönt. „Denn in dem unterworfenen Gemeinwesen giebt es auch Unterdrücker und Unterdrückte, mächtige Individuen und Klassen — und Sklaven, die vor ihnen im Staube liegen. Der Tyrann oder Lüstling, welcher der Macht beraubt worden, die er mißbraucht hatte und anstatt der Strafe zu verfallen, in dem Besitz so großen Glanzes und Reichthums, als er je besaß, erhalten und beschützt wird — eine Rotte privilegirter Grundbesitzer, die den Staat mit dem Verlangen angehen, daß er sein vorbehaltenes Recht auf Grundzins von ihren Ländereien aufgebe, oder die jeden Versuch, das Volk vor ihren Erpressungen zu beschützen, als ein ihnen zugefügtes schmerzliches Unrecht empfinden — diese finden es nicht schwierig, sich eigennützige oder sentimentale Fürsprache im Parlament oder der Presse Englands zu verschaffen. Die schweigenden Myriaden finden keine.“ ....

„Die einzige Regierungsweise, die einige Aussicht auf erträglichen Erfolg hat, ist die durch eine delegirte und vergleichungsweise permanente Körperschaft, in Bezug auf welche die wechselnde englische Staatsverwaltung nur ein Recht der Kontrole und ein negatives Votum hat. Solch eine Körperschaft hat bestanden für Indien — und ich fürchte, daß Indien sowohl als England eine schwere Buße für die kurzsichtige Politik zu zahlen haben wird, durch welche dies vermittelnde Werkzeug der Regierung beseitigt wurde.“ — Die ostindische Company war ganz dazu eingerichtet, einen Stab von Regierungsbeamten zu erziehen, die das Land kannten und deren Interesse an Mißregierung nach Möglichkeit eingeschränkt war. — „Was im englischen Regierungssystem zu Hause für einen so großen Vortheil gilt, war sein Unglück in Indien — daß es nämlich wie von selbst aufwächst, ohne das Ergebniß eines Planes zu sein — nach und nach durch allmähliche Abhülfen und eine Maschinerie, die ursprünglich zu ganz anderen Zwecken bestimmt war. . . . . Es ist die Bestimmung der Regierung der ostindischen Company gewesen, uns die richtige Theorie der Regierung eines halbbarbarischen Volkes durch ein civilisirtes Land an die Hand zu geben, jedoch unterzugehen nachdem dies geschehen war. Es würde eine bemerkenswerthe Fügung sein, wenn dieses spekulative Ergebniß die einzige Frucht wäre, die nach zwei oder drei Generationen von unserer Beherrschung Indiens übrig bliebe, — wenn die Nachwelt von uns sagen sollte, daß, nachdem wir durch Zufall auf bessere Einrichtungen gestoßen, als unsere Weisheit hätte entwerfen können — die erste That unseres erwachenden Bewußtseins war, dieselben aufzuheben und die Vortheile zu zerstören, die sich bereits zu ergeben anfingen — aus reiner Unkenntniß der Grundsätze, auf denen jene Einrichtungen beruhten.

Wenn aber ein Geschick, so beschämend für England und die Civilisation, noch abgewendet werden kann, so muß es durch großartigere politische Conceptionen geschehen, als eine blos englische oder europäische Praxis an die Hand geben kann, und durch viel gründlicheres Studium indischer Regierungs-Erfahrungen, als englische Politiker oder Diejenigen, welche das englische Publikum mit seinen Meinungen versehen, bisher zu unternehmen sich bereit gezeigt haben.“

Ich habe absichtlich von dem Schlußkapitel ausführlichere Auszüge gemacht, als aus den früheren Abschnitten. Wäre es mir blos darauf angekommen, über den Inhalt dieses Werkes Auskunft zu geben, so würde ich das Ebenmaß besser beobachtet oder die Abschnitte bevorzugt haben, die sich nicht ausschließlich auf englische Verhältnisse beziehen. Aber ich hatte mir vorgesetzt, aus Mill's Schriften nachzuweisen, wie derselbe aus der Spekulation zur Kritik bestehender Einrichtungen übergegangen ist und sich seinen Weg in's Parlament gebahnt hat.

Wie einschneidend er konkrete politische Verhältnisse seines Vaterlandes beurtheilt, tritt aber kaum an einer anderen Stelle so bestimmt hervor, als in dieser Kritik der indischen Politik. Die oberflächlichste Vergleichung des Kapitels mit dem Werkchen über den Utilitarianismus zeigt den Unterschied zwischen philosophischer und politischer Betrachtung.

Der innere Werth dieser lebendig entwickelten Kritik entging der Aufmerksamkeit seiner urtheilsfähigen Landsleute nicht. Es heißt, daß Lord Stanley, als er Minister für Indien war, unserem Autor einen Sitz in dem neugebildeten großen Rathe für indische Angelegenheiten angetragen, Mill aber die einflußreiche Stellung abgelehnt hat — wahrscheinlich weil er Betheiligung an einer Einrichtung, deren Schöpfung er gemißbilligt, als Untreue an sich selbst betrachtete.

Bei der Agitation, die ihn erfolgreich ins Parlament gebracht hat, ist dagegen, soviel ich weiß, Mill's Beurtheilung indischer Verhältnisse nicht berührt worden. Einmal lag die innere Politik näher und dann würde dies dem ohnehin hochlodernden Eifer der Zionswächter nur neue Nahrung gegeben haben.

Wie sehr sich aber Mill jetzt von der Spekulation der Praxis zuwendet, und je mehr er in dieser Richtung fortschreitet, um so sicherer wird ihn dieselbe zuletzt zur Berichtigung der Irrthümer veranlassen, denen seine Spekulation verfallen ist; denn einestheils kommt ein denkender Kopf und sittlicher Charakter durch jede Thätigkeit der Uebereinstimmung mit sich selbst näher, und zweitens sind die Inkonsequenzen des Denkers nur Beweise, daß der innere Prozeß seiner Dialektik noch nicht zum Abschluß gekommen — und insofern Gewährleistungen weiterer Entwickelung.

Ist daher, wie ich annehme, die in diesem Werke erörterte Seite der Politik ein Theil der Ethik, d. h. (nicht der Pflichtenlehre, sondern) der Untersuchung über die sittliche Natur des Menschen — weil der vollkommene Staat und der vollkommene Mensch korrelative nothwendig zusammengehörige Begriffe — so mag Mill leicht mittelbar durch seine praktische Thätigkeit auf die Erkenntniß dieses Verhältnisses geführt werden, während seine Ansichten über einzelne Punkte, als z. B. Frauenemanzipation, unmittelbar durch die Beobachtungen, die das tägliche Leben aufdrängt, beeinflußt und geändert werden können.

Aber abgesehen von seiner künftigen philosophischen Spekulation und deren voraussichtlichem Resultat muß man seinem Vaterlande Glück wünschen zu dem Eintritte dieses Mannes in den großen Rath der Nation.

Die einfache Thatsache bezeichnet eine neue Phase ihrer politischen Entwickelung, und die Volksvertretung Englands — wie die jedes Landes — bedarf der Männer von Mill's geistiger Kraft und sittlicher Energie.

London. J. Schönemann.

Frankreich.

Ein Wahlgesetz und seine Folgen.

Im sechsten Bande der Histoire du Gouvernement Parlementaire erzählt Duvergier de Hauranne bei der Debatte über das

Wahlgesetz von 1820 eine Anekdote, die in der That werth ist, in Erinnerung zu bleiben. Es war am Schlusse der heißen Kämpfe, die dieses Gesetz von den stürmischen Diskussionen der Kammer bis in die wilderregte Bevölkerung von Paris hineingetragen hatte. Der erste Schritt der royalistischen Reaktion, die nach der Ermordung des Herzogs von Berry das gemäßigte Ministerium Decazes gestürzt hatte und nun, offenkundig durch den Thronfolger unterstützt, nach Austilgung der revolutionären Errungenschaften strebte, hatte das neue Wahlgesetz, von dem Uebergangs-Ministerium Richelieu vorgelegt, alle Parteien gegen sich gehabt. Nur durch die Verbindung des rechten Centrums mit der Rechten, und unter einem Kompromiß, der den royalistischen Ultra's geringe Zugeständnisse abnöthigte, während die Gemäßigten in die Herstellung enger Wahlkollegien mit doppeltem Wahlrecht der Höchstbesteuerten willigten, war die Annahme nach mehrtägigen Berathungen ermöglicht worden. Ganz besonders hatte zu dem Endergebniß die Autorität und die Beredtsamkeit des Grafen de Serre beigetragen, des Führers des rechten Centrums, der sich in dieser Frage von seinen sonst getreuen Genossen, den Häuptern der Doktrinairs, Royer Collard, Jordan u. A. getrennt hatte. Bei der Rückkehr aus der Kammer wurde de Serre von seinen Freunden begrüßt; aber während man ihn in der Freude des Triumphs mit Glückwünschen empfing, war er still und niedergeschlagen, und sagte nach langem Schweigen nur: „Ja, wir haben den Bourbonen noch zehn Jahre Frist erwirkt."

War es der Zweifel an dem Herrschergeschlecht, für dessen Interessen er, schwerlich der inneren Ueberzeugung vollkommen treu, in der Kammer das Aeußerste geleistet hatte, oder sprach aus ihm eine Ahnung von der Kluft, die diese Dynastie zwischen sich und dem Volke aufzureißen begann: seine Worte sind pünktlich wie selten ein Orakel in Erfüllung gegangen. Nur zehn Jahre, und der Juli 1830 sah die Früchte reif, die das Gesetz vom Juni 1820 ausgesäet hatte; die letzte Frist der Bourbonen war unwiderruflich verstrichen, ihre Krone fiel. In keinem Lande schreitet die Geschichte so sturmwindschnell, nirgends schreibt sie die Fehler der Könige wie des Volkes mit solcher Flammenschrift in ihre Tafeln, als in Frankreich.

Die Franzosen von heute, durch den Taumel der Februar-Tage der politischen Mündigkeit in einem Maße beraubt, das in der Restaurationszeit undenkbar erschien, blicken auf jene Periode im Allgemeinen ohne Erbitterung zurück. Wenngleich ohne Sympathie mit den Bourbonen, und ihren legitimistischen Prätensionen gründlichst abgeneigt, zeigen sich die meisten Schriftsteller, die sich heut' mit der Darstellung der Restaurations-Regierungen Ludwig's XVIII. und Karl's X. beschäftigen, in der Regel voll Verständniß für die Schwierigkeiten, die diesen Monarchen aus ihrer Lage erwuchsen, voll Gerechtigkeit für jeden Versuch zur Ausgleichung und zur Befestigung des Verhältnisses zwischen der Nation und der Krone, voll Strenge gegen die Umtriebe der Ultra's beider Seiten, durch die jede Verständigung unmöglich gemacht wurde. Ludwig XVIII., so schwach er war, so unwürdig seine Haltung in den Jahren des großen Zusammensturzes — und hierüber gewährten noch jüngst die Briefe seiner unglücklichen Schwägerinnen Marie Antoinette und Prinzessin Elisabeth überraschende Bestätigung — genießt fortdauernd als „Vater der Charte" eine gewisse Popularität selbst in gelehrten und eingehenden Beurtheilungen. Man steht nicht an, die persönliche Liebenswürdigkeit und Güte Karl's X. anzuerkennen, dessen chevalereske Anmuth noch in der Erinnerung vieler Zeitgenossen lebt und dessen Namen, als den des Begründers der afrikanischen Eroberung, der heutige Herrscher von Frankreich neulichst offiziell gepriesen hat. Minister wie Villèle und Martignac sind durch manchen ihrer Nachfolger längst in der öffentlichen Achtung gestiegen. Aber an dem Verdikt, das im Juli 1830 über die Bourbonen ergangen ist, rütteln die neuesten Geschichtsschreiber ihrer letzten Jahre trotzdem nicht. „In diesen zehn Jahren, sagt geistreich Herr von Rémusat von der „Frist" des Grafen de Serre, ward aus dem Gegensatz, den die Vergangenheit der Gegenwart, die Legitimität der Revolution, das Königthum der Nation entgegenstellte, eine traurige Unzuträglichkeit. Als Karl X. die Hand an die Charte legte, fügte er zur Unzuträglichkeit die schwere Beleidigung hinzu. Nach dem Gesetz sind dies Gründe der Ehescheidung, und die Ehe wurde geschieden."

Grade die Unbefangenheit, mit der in der neuesten Zeit die guten Seiten des Bourbon-Regiments gewürdigt worden sind — und hierin stellt sich Duvergier de Hauranne der lichtvollen und gerechten Darstellung dieser Zeit durch Gervinus an die Seite — gestattet es, diejenigen Fehler, die den Sturz der Dynastie herbeigeführt haben, um so klarer zu erkennen. Und je gerechter man an die Prüfung der Schwierigkeiten geht, die den Königen der Restauration durch ihre Lage bereitet wurde, um so fester begründet sich die Ueberzeugung, daß nicht diese Schwierigkeiten, die freilich von der schlimmsten Art waren und deren Ueberwindung die volle Weisheit und Mäßigung auch der besten Völkerhirten auf die Probe setzen mußte, sondern eigene, ursprüngliche und selbständige Fehler dieser Könige der Grund ihres Sturzes geworden sind. Ja man kommt auf diesem Wege der Betrachtung zu dem Ergebnisse, daß viele glückliche Umstände sowohl in der Verfassung des damaligen Frankreich, als in der allgemeinen Lage von Europa ihnen in dem Kampfe gegen jene Schwierigkeiten zur Seite standen und den Sieg erleichtert hätten, wenn durch diese Fehler das Verhängniß nicht immer von Neuem heraufbeschworen worden wäre. Es ist eine furchtbare Nemesis, daß die verhängnißvollsten dieser Fehler zu ihrer Zeit als glückverheißende Erfolge mit allen Kräften erstrebt und begrüßt worden sind.

Vielleicht keiner von allen war von so tiefer unheilvoller Wirkung, wie das Wahlgesetz von 1820. Dieses Wahlgesetz ließ den bisher Wahlberechtigten unter gewissen Einschränkungen die Wahl der bisherigen 258 Abgeordneten. Es fügte aber dieser Zahl weitere 172 Deputirte hinzu, die von dem höchstbesteuerten Viertel der Wähler allein gewählt werden sollten. Da diese Höchstbesteuerten von der Wahl der 258 nicht ausgeschlossen wurden, und schon bei dieser, vermöge ihrer Stellung und ihres Reichthums, des erheblichsten Einflusses sicher waren, so fiel in ihre Hände der Ausschlag der gesammten Wahlen. Es ist hiernach der Eifer nur zu erklärlich, mit dem der liberale Theil der Kammer von 1820 diesem Gesetz, das man mit dem Spottnamen der Doppelstimmen belegt hatte, Widerstand leistete. Die Königlichen triumphirten als es durchging, denn sie sahen sich im sicheren Besitz der parlamentarischen Majorität. Gründlichst war dafür gesorgt worden, daß die nächste Kammer kein getreues Bild des französischen Volkes und kein wahrer Ausdruck seines Willens sein konnte. Die Königlichen triumphirten, aber dieser Sieg hat die Dynastie zu Grunde gerichtet.

Man weiß, wie es kam. Die nächste Kammer war königlicher, als das Ministerium. Noch einmal mußten Richelieu und seine Freunde, Royalisten, aber Männer der Vermittelung, sich zurückziehen, zu leicht befunden von dem Gluteifer dieser Kammer, die, eine Erneuerung der chambre introuvable von

1815, sich bald den Namen der chambre retrouvée erwarb. Auf diese Kammer gestützt, trat das Ministerium Villèle seine Verwaltung an, das längste, einheitlichste und tüchtigste Ministerium der Bourbonen von 1815; die „sieben fetten Jahre" der Restauration waren erschienen. In diesen sieben Jahren war die Kammer der Abgeordneten ein Werkzeug in der Hand des Premiers, der der Majorität, seiner „dreihundert Spartiaten" unfehlbar sicher war. Der Widerspruch der Liberalen, deren Zahl fast auf Null reduzirt war, diente trotz des Eifers und des Talents, das ihre Führer an den Tag legten, nur zur Erhöhung der leichten Siegeskränze, mit denen jede ministerielle Maßregel im Hause der Abgeordneten des französischen Volkes geschmückt ward. Im innigsten Bunde mit den Bestrebungen fanatischer Geistlichen, die damals ihre Zeit gekommen glaubten, sich in die Regierung des Staates einzumischen, ward von oben her mit allen Kräften und mit allem Geschick an der fundamentalen Reorganisation der Monarchie, an der Wiederherstellung der Grundlagen von Kirche und Staat, an der Ausrottung des revolutionären Geistes gearbeitet. Alle Mittel des Staates waren durch die Bereitwilligkeit der Abgeordneten für diesen heiligen Zweck bereit; sie wurden mit dem vollen Administrations-Talent Villèle's, dem selbst die Gegner jede Anerkennung zollen, und in dem ganzen Umfange, den nur die ausgedehnte Centralisation des französischen Verwaltungswesens gestattet, sieben Jahre hindurch angewendet. Dazu fehlte es diesem Ministerium auch nach außen hin nicht an glänzenden Erfolgen. Der spanische Feldzug von 1824 schmeichelte der Nationaleitelkeit, die nicht ohne Genugthuung jene Spanier, die unversöhnlichsten Feinde des großen Kriegeskaisers, nun vor den französischen Adlern überall weichen sah. Der Tag von Navarin erwarb neue Lorbeeren für die französische Marine, die unter Napoleon nur Unglückstage aufzuweisen gehabt hatte.

Und trotz alledem, welch ein Ausgang!

Aber war dieser schmähliche Ausgang, dieser jammervolle, schnelle, unheilbare Sturz von 1830 in der That die Folge jenes Wahlgesetzes und jenes auf dasselbe Gesetz gestützten Reaktions-Ministeriums? Hat nicht König Karl's Schwanken, als er den getreuen Villèle fallen ließ, hat nicht die Thorheit Polignac's, der mit seinen Preßordonnanzen den Stier bei den Hörnern packte, haben nicht die Orleanischen Umtriebe den Bourbonen die Grube gegraben?

Gewiß, Niemand wird den Einfluß verkennen, den die späteren Ereignisse bei der Entwickelung des Verhängnisses ausgeübt haben. Aber dies Verhängniß selbst, die gänzliche Abwendung der Nation von der Dynastie, ist durch nichts mehr befördert worden, als durch jenes Wahlgesetz.

Dies Gesetz paralysirte, indem es die Vertretung des Volkes in Hände legte, die keine wirkliche Vertretung waren, alle Wohlthaten, welche das Königthum für sich und für das Volk aus dem so weise gewährten Staatsgrundgesetz hätte herleiten können. Indem es dem Könige, und durch ihn derjenigen Partei, die hinter ihm stand, die Macht gewährte, seinen Willen gegen den Willen der Nation durchzusetzen, ja der Nation seinen Willen unter dem Scheine Rechtens als Gesetz, als ihren eigenen Willen aufzuerlegen, raubte es dem Könige die Privilegien der unverantwortlichen Stellung, die ihm das Staatsgrundgesetz beilegte; es entzog ihm die wohlthätige, die unentbehrliche Möglichkeit, sich über den wirklichen Willen seines Volkes Aufklärung zu verschaffen. Unter den Formen des Konstitutionalismus führte es eine königliche Autokratie herbei, die, auf ihr eignes Recht sich stellend, die Folge jedes Fehlers, den ihre Räthe, den ihre Anhänger begingen, auf ihr Haupt lud, die in der unnöthigsten Weise das königliche Ansehen, die königliche Prärogative und schließlich das Thronrecht der Dynastie in den Kampf der Parteien und in Frage stellte. Und durch diesen Schein-Konstitutionalismus ward nicht minder das Volk der Hoffnung auf Besserung im gesetzlichen Wege entfremdet, dem Gedanken an gewaltsamen Widerstand gegen das zur Ungebühr ihm Aufgedrängte zugeführt, auf Selbsthilfe und revolutionäre Ereignisse hingetrieben. Und als dann ein unbesonnener Eingriff die lange genährte Glut zu heller Julifiamme auflodern machte — wo blieben die Majoritäten, die dem Monarchen so lange die Augen verblendet hatten über die wahre Lage der Sache, wo blieben endlich am Tage der Entscheidung selbst die Bajonette, auf die die Verwegensten seiner Anhänger schließlich immer als auf das unfehlbarste Heilmittel für alle Gebrechen ihrer Politik tröstend verwiesen hatten?

Blickt man daher auf die Geschichte jener Zeit, die vor allen andern lehrreich ist für die Verfassungsgeschichte auch anderer Länder, mit dem Ernst und der Unparteilichkeit, mit der die Geschichte betrachtet werden soll, so kann man die Bourbonen von dem Vorwurfe nicht freisprechen, daß sie selbst sich durch das Wahlgesetz, das ihnen eine gefügige Kammer sicherte, die besten Mittel zur friedlichen und dauernden Regierung des Landes entzogen und hierdurch das Meiste zu ihrem Sturze beigetragen haben. Ihr Ausgang hat dargethan, daß glänzende äußere Erfolge, eine kräftige und geschickte Regierung im Innern, hervorragende und befähigte Persönlichkeiten im Rathe der Krone, persönliche Beliebtheit der Monarchen selbst nicht ausreichen, die unseligen Folgen eines so verhängnißvollen Mißgriffes zu verhüten.

F.

Landwirthschaftliche Kolonien in Frankreich.

Die Leser erinnern sich wohl noch, daß anläßlich vielfacher und lauter Klagen über die Behandlung und den Zustand der jugendlichen Verbrecher, welche in dem Gefängnisse La Roquette in Paris detinirt werden und zwar in Einzelhaft, die Kaiserin Eugenie dem Gefängnisse oder vielmehr den jungen Bewohnern desselben einen Besuch abstattete und sich davon überzeugte, wie wohlbegründet diese Klagen seien. Als sie ein kleines Mädchen fragte, weshalb es eingesperrt sei, und die Antwort erhielt: „Ich habe Aepfel gestohlen!" rief sie: „Mein Gott, das haben wir ja Alle in unserer Jugend gethan!" Der Besuch hatte übrigens die guten Folgen, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, mit dem Auftrage, den Zustand des Gefängnisses und das in demselben befolgte System genau zu untersuchen und umfassenden Bericht mit geeigneten Vorschlägen zu erstatten. Dieses ist nun geschehen; der Moniteur eröffnet einen 13 seiner großen Spalten füllenden Bericht, welchen Herr Mathieu im Namen der sogenannten La Roquette-Kommission abgefaßt hat. Diese Arbeit ist eine ausführliche Prüfung des in La Roquette eingeführten Zellensystems und spricht sich entschieden gegen die Anwendung desselben auf jugendliche Sträflinge aus. Dagegen empfiehlt die Kommission angelegentlichst das System der „Landwirthschaftlichen Kolonien" an die Stelle des Zellensystems zu setzen, und weist auf die höchst auffallenden und wohlthätigen Resultate hin, welche bereits durch verschiedene solcher Kolonien, namentlich durch die Musteranstalt von Mettray erzielt worden sind.

Die Stadt legte auf 600 Morgen Waldwüstung eine Mustermeierei an und verwendete dazu die alten und jungen Armen und Vagabunden, welche der Stadt zur Last waren und dem Verbrechen fort und fort entgegenreiften. Im Jahre 1841 war die Fläche noch wüst, steinig, sumpfig und mit einzelnem Gestrüppe bedeckt — nach zehn Jahren war sie entwässert, von Steinen befreit, ganz umgerodet und im besten Bau. Es sind Wohnungen für die Arbeiter, Werkstätten, Scheunen, Stallungen, Schulsäle u. s. w. errichtet, und Alles bildet ein geordnetes Ganzes. Die landwirthschaftlichen Einrichtungen wurden nach dem Muster der Kolonie Oswald in Straßburg und diese ist nach dem Muster von Hohenheim ausgeführt.

Besondere Gebäude enthalten die reinlichen und luftigen Schlafsäle, einerseits der Frauen und Kinder, andererseits der Männer und der älteren Knaben. Ebenso ist es mit den Speisesälen, worin gemeinschaftlich, aber ebenfalls nach Geschlechtern getrennt, gegessen wird. Zweimal in der Woche wird Fleisch und Wein gegeben.

Die Arbeiten werden ausschließlich durch Arme ausgeführt, natürlich unter Leitung von Instruktoren und Aufsehern. Uebrigens werden die Kolonisten als freie Tagelöhner behandelt, und sie werden nach drei Klassen eingetheilt und bezahlt mit 40, 30 und 20 Centimes täglich bei freier Kost und Wohnung. Natürlich ist dieses nur bei den Erwachsenen der Fall; für Kinder, deren Eltern nicht in der Kolonie sind, bestehen andere Vorschriften, — sie sind in zwei Hauptklassen getheilt, denn es sind theils Kinder, welche bereits Verbrechen begangen haben, theils solche, welche ohne gerade schon gegen die bestehenden Gebote, somit strafbar gehandelt zu haben, dennoch gegründete Befürchtungen rege machen, sie möchten für die Gesellschaft und deren Ordnung gefährlich werden, wenn man nicht in Zeiten vorbeugende Maßregeln ergreifen würde. Daß diese Kinder wieder in verschiedene Unterklassen getheilt und fortwährend unter sorgfältiger Aufsicht sind, versteht sich wohl von selbst.

Das Meiste, was die Kolonie an Nahrungsmitteln, Werkzeugen, Unterhaltung und Anfertigung von Kleidern, selbst Fertigung verschiedener Stoffe dazu, und an vielen sonstigen Gegenständen braucht, liefert sie selbst. Ein Theil des Lohnes wird in eine Sparkasse gelegt. Jedem Kolonisten steht der Austritt frei, sobald er Beweise liefert, daß er auf andere Weise sich ernähren kann, und es ist dieses schon mit Vielen geschehen, nachdem sie in der Anstalt arbeiten gelernt hatten und anderwärts gute Unterkunft fanden. Es wurde bald eine Auszeichnung für einen Armen, in diese Anstalt aufgenommen zu werden; schlechte Aufführung veranlaßt die Zurückführung in das Bettelhaus — maison de réfuge — der Stadt.

Die gute Verwaltung hatte es bald dahin gebracht, daß die Anstalt sich aus ihren eigenen Mitteln erhalten konnte.

Der günstige Erfolg dieser Armenkolonien, dieser wahrhaften Schule der Arbeitsamkeit, verdient gewiß die größte Beachtung. —

Auch in Deutschland hat man längst das Bedürfniß gefühlt, Vorsorge für verwahrloste Kinder zu treffen, aber die schleppende Ausdehnung der an einigen Orten errichteten Anstalten zu diesem Zwecke zeigt doch, daß der richtige Weg noch lange nicht gefunden sein dürfte. Schon der vielfach gebrauchte Namen „Besserungs- oder Rettungshaus" ist durchaus verfehlt, obgleich es wirklich Rettungs- und Besserungshäuser sein sollen. Mit diesen Namen will man der Welt sagen: hier haben wir ein Haus erbaut, in welchem Kinder, welche durch Mangel jeder Erziehung oder durch schlechte Erziehung verloren gegangen waren, gerettet und junge Verbrecher gebessert werden sollen! Wie man früher den schweren Verbrechern durch Aufdrückung einer Brandmarke einen unauslöschlichen Scheidebrief aus der ehrlichen Gesellschaft mitgab, wenn sie nach überstandener Strafe aus dem Zuchthause oder Bagno entlassen worden waren, und ihnen damit unmöglich machte, sich aus ihrer sittlichen Verderbniß emporzuarbeiten, so giebt man diesen jugendlichen Gemüthern den Glauben an ihre moralische Verderbtheit mit in die Welt, weil sie nie vergessen werden, daß sie einen großen Theil ihrer Jugend in einem Rettungs- oder Besserungshause zugebracht haben.

Wie ganz anders sieht sich die Sache in Frankreich an; — wie wir aus dem Berichte des Herrn Mathieu ersehen, hat die Musteranstalt in Mettray den einfachen Namen „Landwirthschaftliche Kolonie", obgleich daselbst auch vielerlei Handwerke und sonstige eigentlich nicht zur Landwirthschaft gehörende Geschäfte betrieben werden. Die ähnliche Anstalt in Straßburg hatte den Namen „Kolonie Oswald."

Auch in Amerika hat man die Nachtheile, welche der Name solcher Anstalten bringt, zu vermeiden gesucht, indem man denselben den Namen „Zufluchtshäuser" gegeben hat, ein Name, den nur die Idee erlittenen Unglücks erweckt, damit keine Art von Unehre an dem Aufenthalte in denselben haftet und denen, welche darin zurückgehalten worden, später ein ihre bürgerliche Ehre antastender Vorwurf nicht gemacht werden kann.

In dem Königreiche Bayern entstanden vor etwa 30 Jahren ähnliche Anstalten mit dem schwerfälligen Namen „technisch-ökonomische Armenknaben-Erziehungs-Institute", z. B. in Nürnberg und Regensburg. Sie waren schwerfällig, wie der Name, in ihrer Entstehung, ersten Einrichtung, Bestimmung, und mußten es wohl auch in ihrer Wirkung sein. Das unleugbare Bedürfniß rief sie in's Leben, — aber von einer lebhaften Nachfolge hat man nichts gehört.

Die Anstalt in Nürnberg wurde von dem dortigen Industrie- und Kulturvereine gegründet. Es wurden nur Knaben aufgenommen und zwar keine Züchtlinge, nur „arme Waisen und verwahrloste Kinder armer Eltern." Obschon nur für einen einzelnen Kreis — den Rezatkreis — bestimmt, so hatten doch die Kreis- und Kommunalbehörden schon bei der ersten Begründung nicht weniger als 233 Knaben dazu vorgeschlagen, — ein unwiderlegbarer Beweis des Bedürfnisses solcher Anstalten. Die Mittel des Vereins gestatteten vorerst nur die Aufnahme von 12 Knaben, welche aus jener bedeutenden Zahl ausgewählt und mit denen die Anstalt mit Beginn des Jahres 1834 eröffnet wurde. Schon nach einem Vierteljahre hatten sich bei der offen liegenden praktischen Bedeutsamkeit dieser Anstalten die Beiträge so vermehrt, daß 6 weitere Knaben aufgenommen werden konnten. Die Einnahmen bestanden damals nur aus Privatbeiträgen, während das Institut zu Regensburg bereits ein königliches Geschenk von zehntausend Gulden erhalten hatte.

Als ein nothwendiges Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles erachtete man dort einen Oekonomiehof mit Grundstücken, welche hinreichenden Stoff zur Beschäftigung geben; damit wurden technische und industrielle Beschäftigungen verbunden, wie sie sich zur Vorbereitung der Zöglinge eignen, damit sie nach ihrer Entlassung ihr redliches Auskommen finden können. Auch werden dort Pensionäre gegen Bezahlung angenommen, was gewiß nur zu billigen ist.

Die Verschiedenheit zwischen solchen „Landwirthschaftlichen Kolonien" und den „Besserungshäusern" ist wohl in die Augen leuchtend. Wir halten unbedingt für unerläßlich, weil allein

den Zweck fördernd, daß ein großes Landgut mit einer solchen Anstalt verbunden sein müsse — schon um deswillen, weil die Bewirthschaftung es, wie wir in Frankreich sehen, möglich macht, daß die Anstalt ohne Unterstützung des Staates und ohne ausgedehnte Bettelei sich aus ihren eigenen Mitteln erhalten kann.

Im Großherzogthum Hessen sind seit mehreren Jahren solche Besserungshäuser zuerst in dem ehemaligen Kloster Arnsburg bei Gießen, dann in Hähnlein bei Darmstadt entstanden und zuletzt ein solches ausschließlich für katholische Kinder bei Neustadt im Odenwalde, — sie haben keine Landwirthschaft in ihr Programm aufgenommen; kämen nicht ihre Sendboten alljährlich, um freiwillige Beiträge zu erheben, — man erführe nur wenig von ihnen.

Auch in dem Großherzogthume Baden sind zwei solche Häuser errichtet, das eine für Kinder evangelischen, das andere katholischen Glaubens, — es sind etwa 300 Zöglinge darin aufgenommen.

Gewiß verdient dieser Gegenstand in seiner größeren Ausbreitung und umfassenderen Bedeutung im Bereiche der Gesetzgebung in so weit geordnet und begünstigt zu werden, als die Mitwirkung und Aufsicht der Staatsbehörden nöthig ist und es die Berührungs- und Vermittelungspunkte zwischen dem Wirken von Privatvereinen und demjenigen der Staatspolizei betrifft.

Nur ein gemeinsames Wirken führt zum Ziele!

H. H.

Holland.

Wissenschaft und Alterthum in Batavia.

Vom k. niederländischen Hauptmann Weitzel.*)

Obgleich ich mir beim Schreiben dieser Blätter das Ziel gesteckt habe, Batavia hauptsächlich in seinem indischen Charakter darzustellen, und dem Leser deshalb fast gar nicht über Gegenstände und Einrichtungen gesprochen habe, die mehr zu den Ausflüssen und Bedürfnissen einer abendländischen Gesellschaft gehören und in Europa im Ueberflusse vorhanden sind, so findet man doch auch in Batavia Einrichtungen rein europäischer Art, die ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Sie sind entweder ganz den Wissenschaften geweiht, oder zu anderen nützlichen Zwecken errichtet — also Einrichtungen, die zwischen den Wendekreisen selten von langer Lebensdauer sind, noch seltener aber zu einer gewissen Blüthe kommen. Ich würde demnach meinen Landsleuten in Indien zu nahe treten, wenn ich nicht das erwähnen wollte, was ihre Ausdauer dort in dieser Hinsicht hervorgebracht hat.

Den ersten Anspruch, hier genannt zu werden, hat die Batavische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, da sie die älteste derartige Anstalt ist.

Sie wurde im Jahre 1778 errichtet und hat daher im Jahre 1865, nachdem sie abwechselnd blühte, kränkelte und selbst hin und wieder in eine Art Scheintod verfiel, ihr 87. Lebensjahr erreicht. Bis zum Jahre 1858 hatte sie 26 Bände Abhandlungen herausgegeben, sowie sieben Theile ihrer Zeitschrift für indische Sprach-, Land- und Völkerkunde, die erst 1852 entstand.

*) Vgl. Nr. 30 und 35 des „Magazin."

Durchblättert man nun die Werke der Batavischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, so kömmt man sehr bald zu der Einsicht, daß sie erst in den letzten Jahren ihre eigentliche Aufgabe zu begreifen begann. Will man sich aber bei ihren früheren Werken Rath holen, so wird man bemerken, daß die Aussage Hooft's: „aus einem geringen Strauße Blätter ist ein sehr reicher Inhalt zu pflücken," gerade in umgekehrter Weise anzuwenden ist. Denn, wenn sich auch in diesen Werken mancher vortreffliche Artikel findet und viele andere alles Lob verdienen, besonders wenn man die Zeit ihrer Entstehung in Betracht zieht, so wird sich doch derjenige wenig befriedigt fühlen, der hier seinen Durst nach indischer Wissenschaft zu stillen sucht. Die Batavische Gesellschaft ist während der längsten Zeit ihres Bestehens eigentlich nie eine Gesellschaft für indische Wissenschaft gewesen. Ihre Werke verrathen in manchen Augenblicken deutlich, daß man sich in der Nothwendigkeit befand, jede Art von wissenschaftlichen Beiträgen aufzunehmen, um nur wieder ein Zeichen des Lebens von sich geben zu können. Oft kann man auch nicht undeutlich entdecken, welchen Einfluß das Lieblingsstudium des Direktors auf den Inhalt der Werke ausgeübt hat, wenn dieses Lieblingsstudium auch nicht immer nützlicher Art war, ja zuweilen sogar Anlaß zu eitler Gelehrsamkeitskrämerei gab.

Obwohl nun diese Gesellschaft hin und wieder zu begreifen begann, daß sie eine indische Gesellschaft sein müsse und sich nur der Kenntniß und dem Interesse Indiens weihen dürfte, so scheint sie demungeachtet nicht zugleich zu der Einsicht gelangt zu sein, daß darum doch nicht Alles, was indisch ist, ihrer Aufmerksamkeit werth sei. Sie sah nicht ein, daß, da nun einmal die Niederländer keineswegs nach Indien gehen, um dort ein beschauliches, sondern im Gegentheil ein ganz ausschließlich praktisches Leben zu führen, auch die Wissenschaft, wenn sie nutzbringend sein sollte, eine rein praktische Richtung einschlagen müsse. So beschäftigte sie sich früher auch durchaus nicht vorzugsweise, wie sie doch hätte thun müssen, mit Gegenständen, deren Kenntniß dem Niederländer in diesen Himmelsstrichen unumgänglich nöthig ist, um dann ihre Wirksamkeit weniger nöthigen, aber dennoch immer nützlichen Gegenständen zuzuwenden und schließlich auch solchen ein Plätzchen zu widmen, deren Kenntniß nur angenehm ist und allein dazu dienen kann, eine der Menschheit angeborene Wißbegierde zu befriedigen, mag sie auch zuweilen unpraktisch und daher unfruchtbar sein. Zuerst hätte sich die Gesellschaft damit beschäftigen sollen, die indische Naturwissenschaft zu fördern. Ich will damit freilich nicht behaupten, daß sie dieselbe ganz vernachlässigt habe, ja ich will sogar zugeben, daß sie sich hierin noch das größte Verdienst erworben hat; verfolgt man aber, was andere, später zu erwähnende Institutionen auf Java ausgerichtet haben, die kaum den zehnten Theil der Zeit bestanden, wie jene, so muß man mit mir zu dem Schlusse kommen, daß sie selbst in dieser Hinsicht ihre Aufgabe keineswegs erfüllt hat. In einem Zeitraume von achtzig Jahren hat sie, mit Ausnahme der sehr verdienstvollen Arbeiten des Herrn Bleeker über Ichthyologie, die aus den letzten zwölf Jahren datiren, — nur vier bis fünf Abhandlungen über Zoologie geliefert. Von der sehr geringen Anzahl geologischer Beiträge, die sich auf unsere überseeische Besitzungen beziehen, ist der neueste schon beinahe zwanzig Jahre alt, und eben so alt ist die letzte Abhandlung über Botanik. Ueber Anthropologie findet man nur vier Beiträge von sehr bedingtem Werthe, und was die Geographie betrifft, so vermissen wir noch immer ein gutes Handbuch zur Erdkunde unserer ostin-

dischen Besitzungen, während die Abhandlungen der Gesellschaft nur sehr magere Baustoffe dazu liefern.

Mit der Beförderung indischer Sprachkenntnisse ist es noch viel schlechter bestellt. Der gelehrte Kleinigkeitskrämer Josua van Iperen fragte schon im ersten Theile seiner Abhandlungen: „Wann wird man endlich einmal hier in Batavia Anstalten zu einem javanisch-malaiischen Wörterbuche zum Gebrauch der Europäer treffen?" und sehr naiv fügt er hinzu: „das würde von mehr Nutzen und größerer Bequemlichkeit sein, als man sich vorstellen kann." Zur Verwirklichung dieses Wunsches ist indeß noch sehr wenig geschehen. Denn wenn man sich auch für das Javanische etwas, aber freilich sehr geringe Mühe gegeben hat, so that man doch für die malaiische Sprache, die in Indien unentbehrlicher, als jede andere ist, in den ersten fünfundzwanzig Theilen ihrer Abhandlungen so gut wie gar nichts. Erst im sechsundzwanzigsten Theile finden wir einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der malaiischen Orthographie von dem verdienstvollen malaiischen Sprachforscher E. Netscher, von dem er hoffte — und ich mit ihm: — „daß er zur Belebung des von uns so vernachlässigten malaiischen Sprachstudiums dienen möge."

Es ist wahr, die Gesellschaft hat einige im Manuskript vorhandene Texte der malaiischen, javanischen und Kavi-Sprache drucken und verbreiten lassen, aber sie würde besser gethan haben, zuerst für gute Sprachlehren und Wörterbücher zu sorgen, um den Niederländer in den Stand zu setzen, diese Texte lesen und verstehen zu können; und in dieser Hinsicht hat sie beinahe Alles Anderen überlassen. Durch die Herausgabe und ihre Verbreitung zu tausenden von Exemplaren unter den Eingeborenen wollte die Gesellschaft der Neigung der Javanesen zum Lesen entgegen kommen und zugleich versuchen, ob sie nicht die vorhandenen Bildungselemente zur weiteren Entwickelung der Eingebornen anwenden könne. Aber was würde man wohl in Holland von einer gelehrten Gesellschaft sagen, die das Volk durch die Herausgabe des Ourson und Valentyn, des Furguut, der schönen Genoveva, den Rittern der Tafelrunde, den vier Heimonskindern und dergleichen mehr bilden wollte, mit denen die oben genannten so ziemlich in eine Reihe gestellt werden könnten, die erotischen, oder besser, sehr schmutzigen Stellen ausgenommen, die in einigen von ihnen vorkommen. Man wird mir gewiß zustimmen, daß eine solche Unternehmung ihren literarischen Nutzen haben kann und von solchen Gelehrten vielleicht gut geheißen wird, die mehr darauf geben, viel zu wissen, als ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, daß diese Gesellschaft aber außerdem einen eigenthümlichen Begriff von der Art und Weise hat, die zur Bildung und Veredlung eines Volkes anzuwenden ist.

Es giebt noch andere Zweige der Wissenschaft, die für den Niederländer in Indien und besonders auf Java von dem höchsten Gewichte sind, und doch läßt uns die Batavische Gesellschaft über diese Gegenstände gerade ganz unbefriedigt.

Ich nenne hier zuerst die eben so schwierige, wie wichtige Frage über den Landbesitz auf Java, die man in ihren Werken durchaus nicht erwähnt findet; ferner das Studium des muhamedanischen Rechts im Allgemeinen und dann auch im Besondern, die Anwendung dieses Rechts bei einer Anzahl „unserer Herrschaft unterworfener Stämme in diesem Archipel, je nach ihren alten eigenen Einrichtungen geregelt und angepaßt."

Vorzüglich seit dem Jahre 1852 trat eine wichtige und heilsame Wendung in der Wirksamkeit der Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften ein. Sie beschloß nämlich damals, ihre Zeitschrift für indische Sprach-, Land- und Völkerkunde herauszugeben, von welcher 1859 der achte Band erschien, der eine Anzahl vorzüglicher Arbeiten enthält und ganz in dem Geiste verfaßt ist, den ich oben als wünschenswerth angedeutet habe.*)

Zwei Jahre früher wurde in Batavia die naturhistorische Gesellschaft errichtet, und die damaligen Leiter dieser Vereinigung, wohl einsehend, daß eine richtige Vertheilung der Arbeit nur gute Früchte tragen könnte, standen dieser jungen Anstalt wohlwollend bei der Herausgabe einer Zeitschrift bei, die ausschließlich der Naturwissenschaft gewidmet war. 1853 entstand der niederländisch-indische Gewerbe-Verein, und auch dieser ging augenblicklich daran, eine Zeitschrift herauszugeben, die nur der Besprechung gewerblicher und technischer Gegenstände gewidmet ist. Kurz vor dem Erscheinen der Zeitschrift für Sprach-, Land- und Völkerkunde waren auch die ersten Lieferungen einer rechtswissenschaftlichen Zeitschrift an's Licht getreten, sowie die eines medicinischen Journals, welche beiderseits noch bestehen und gedeihen. Durch den Zusammenfluß dieser Umstände und einer in Indien ganz ungewohnten Bewegung auf geistigem Gebiete wurde die Thätigkeit der Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften von selbst in engere Gränzen gedrängt und in eine bestimmte Richtung geleitet. Es wurde nicht nur überflüssig, sondern sogar unmöglich, sich noch länger mit allerhand verschiedenartigen und selbst entgegengesetzten Gegenständen zu beschäftigen. Die Vereine, die sie neben sich hatte entstehen sehen, nahmen einen Theil der Aufgabe für ihre Rechnung in Anspruch, die früher von dieser Gesellschaft als ihr Eigenthum betrachtet worden waren. So ward sie von selbst dahin gebracht, alle ihre Kräfte auf das Gebiet der Sprach-, Land- und Völkerkunde zu vereinen, als dem einzigen, das fortan der Gesellschaft übrig blieb, worin sie aber auch noch ein unendlich reiches Feld zur Bearbeitung vor sich hat, besonders wenn sie fortfährt, der tüchtigen Richtung zu folgen, die sie jetzt eingeschlagen hat.

Sie fährt nun mit der Herausgabe ihrer nützlichen und wichtigen Zeitschrift für Sprach-, Land- und Völkerkunde fort. Von ihren anderen Abhandlungen erschienen 1858 der siebenundzwanzigste und achtundzwanzigste Theil und seitdem in gleicher Weise fort.**) Unter diesen Abhandlungen kommen jetzt wenige vor, die in das Fach der Naturwissenschaft einschlagen, und diese sind meistentheils Fortsetzungen früherer Arbeiten, oder stehen mit ihnen in direktem Zusammenhang. Dahingegen haben die Sprachforschungen einen viel größeren Raum erhalten. Besonders fährt Herr Friedrich mit dem Entziffern von Manuskripten und Inschriften in den alten indischen Sprachen fort. Wenn auch hierbei, wie ich nicht zweifle, die praktische Richtung im Vordergrunde bleibt, der die Gesellschaft jetzt folgt, wenn man nicht aufhört, das im Auge zu behalten, daß in Indien noch mehr als anderwärts die Vergangenheit dazu dienen muß, die Gegenwart zu erklären und die Zukunft zu beleuchten, so bleibt noch viel zu erörtern, was uns jetzt in den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen der Javanesen und Malaien dunkel scheint. Mancher nützliche Wink kann hier noch künftigen Regierungen gegeben werden.

---

*) Jetzt ist der Herr Bleeker Redakteur, der ihr eine noch wissenschaftlichere und politischere Richtung gegeben hat. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Anm. des Uebers.

**) Jährlich erscheinen ein oder mehrere Theile und immer in dem angegebenen Sinne. Anm. des Uebers.

Die Gesellschaft ist schon im Besitze einer schönen, reichhaltigen Bibliothek und fährt noch beständig fort, ihren Umfang je mehr und mehr zu vergrößern.

In Indien werden nur wenige Männer gefunden, die sich, mit Ausschluß aller anderen Geschäfte, allein den Wissenschaften widmen können. Es sind meistentheils Offiziere und Beamte, die sich mit ihnen beschäftigen, also Personen, die, weil sie oft versetzt werden, keine eigenen großen Büchersammlungen haben können. Darum verdient das Bestreben der Gesellschaft, ihre Bibliothek in jedem Zweige der Wissenschaft so vollständig als möglich und für Jeden, der sich bei ihr Rath holen will, so nutzbringend zu machen, als es nur irgend thunlich, alles Lob. Die Bereitwilligkeit, mit welcher man den Eintritt erlaubt, dem Wunsche, Bücher zu leihen, entgegenkommt und so weiter, steht mit diesem Streben ganz in Einklang und verdient hier mit Dank erwähnt zu werden.

Die sehr reiche Sammlung indischer Alterthümer und ethnologischer Gegenstände, die schon von der Gesellschaft zusammengebracht wurde, ist eine zweite nicht zu verachtende Hülfsquelle, die sie Jedem bietet, der nach tieferer Kenntniß Indiens strebt. Sie wird noch fortwährend vermehrt und bereichert und hat sogar noch in den letzten Jahren eine neue Abtheilung für Münz- und Medaillenkunde erhalten, was hauptsächlich der Fürsorge des Herrn Netscher zuzuschreiben ist. Das Ganze ist für Jedermann so zugänglich wie die Bibliothek und gereicht der Gesellschaft zu nicht geringem Ruhme.

Auch naturhistorische, vor Allem aber geologische und mineralogische Sammlungen sind aus früherer Zeit vorhanden, die allerdings Beachtung verdienen, aber bei dem gegnewärtigen Stande der Dinge wenig Aussicht auf Vermehrung haben.

Um zu einem gewöhnlichen Mitgliede ernannt zu werden, braucht man nicht Beweise einer großen Gelehrsamkeit, aber wohl eines beständigen Eifers für die Beförderung der Wissenschaften gegeben zu haben. Die gewöhnlichen Mitglieder zahlen einen Beitrag von 40 fl. des Jahres und erhalten dafür alle Werke der Gesellschaft. Alle Wahlen, sowohl die der gewöhnlichen, als auch die der korrespondirenden Mitglieder, geben vom Vorstande aus, werden aber von der allgemeinen Versammlung bestätigt, die ein Mal im Jahre stattfindet. In dieser Versammlung werden zugleich Berichte über die Abhandlungen dieses Jahres erstattet, Preisfragen und Desiderate festgestellt, Rechnung und Verantwortung ertheilt und zuweilen werden auch Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände gehalten. Da nur eine kleine Anzahl der Mitglieder Batavia bewohnen und diese noch meistentheils mit Arbeit überladen sind, so werden die allgemeinen Versammlungen, wie man gestehen muß, nur sparsam besucht. Mit den Vorstands-Versammlungen jedoch, die gegenwärtig regelmäßig ein Mal in jedem Monat gehalten werden, ist es besser bestellt. Die Mitglieder der Direktion erscheinen dabei sehr getreu, um über die Interessen der Gesellschaft zu berathschlagen, die eingelaufenen Beiträge für die Zeitschrift und die Abhandlungen zu beurtheilen, Maßregeln zum Anschaffen neuer Gegenstände für das Museum, oder nützlichen Bücher und Handschriften für die Bibliothek zu treffen, den einen oder anderen wissenschaftlichen Punkt vorzubereiten und dergleichen mehr.

Es ist wohl zu beklagen, daß die Batavische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften nicht in einem passenden Gebäude untergebracht ist, wo sie ihre Sammlungen auf zweckmäßige Art aufstellen und die Jünger der Wissenschaft alle übrigen Annehmlichkeiten finden könnten, um ihre Nachforschungen mit Bequemlichkeit und ohne Zeitverlust anzustellen. Die gegenwärtigen Lokale befinden sich in so baufälligem Zustand, daß man schon einen Theil von ihnen hat räumen müssen, und die übrigen so vollgepfropft sind, daß sie mehr Waarenhäusern, als Bibliothek- und Museumsälen gleichen. Die Aussicht ist aber vorhanden, daß diesem Mangel durch wohlwollendes Einschreiten des indischen Gouvernements abgeholfen werden wird. Ich wünsche, daß dies bald geschehen möge, damit die Batavische Gesellschaft ganz im Stande sei, mit der Ausbreitung nützlicher Kenntnisse fortzufahren, welche so viele Gegenstände berühren, die in früheren Jahren zu wenig von den Niederländern in diesen Gegenden beachtet wurden.

Kleine literarische Revue.

— **Die Wiener Universität.** Herr Dr. R. Perkmann giebt in seinem stattlichen Büchlein: „Zur Geschichte der Wiener Universität"*) auch einen Beitrag zur halbtausendjährigen Jubelfeier jener Hochschule, welche dem seligen Ministerium Schmerling so vielfache Sorgen und Ungelegenheiten bereitete. Zur Charakterisirung der Haltung dieser Jubelgabe dürfte folgendes Citat genügen, in welchem der Verfasser zu bedenken giebt „daß die Wiener Hochschule während ihres bei weitem größten Theils, ja, mit Ausnahme nur der allerneusten Zeit und da bloß in Bezug auf einige wenige Fächer und der ganzen medicinischen Fakultät, welche Weltruf besitzt, während ihres gesammten Daseins nicht eine einzige Leistung aufzuweisen hat, welche wirklich kulturgeschichtlichen Werth hätte oder einen bemerkenswerthen Fortschritt in irgend einem Zweige der Wissenschaft bezeichnen könnte; nicht einen einzigen Vertreter, dessen Name außerhalb eines engen lokalen Kreises in der Wissenschaft und Literatur eines Volkes oder gar der Menschheit fortzuleben verdienen würde." Der Verfasser sieht den inneren Grund dieser Bemerkung, welche ihm Faktum ist, in der katholisch-theologischen Fakultät, welche nach seiner gründlichen Darstellung von früh an den Hemmschuh für das ganze Institut abgegeben hat. Diese Lehren der Geschichte dürften übrigens in Wien selbst wenig Aussicht auf Approbation besitzen, und so wird der Verfasser sich mit der Ueberzeugung begnügen müssen, daß der vorurtheilsfreie Theil der gebildeten Welt seinen Ausführungen völlig beipflichtet.

— **„Diesseits und Jenseits der Alpen."****) Unter diesem Titel giebt Julius Rodenberg Bilder von „der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz", die wohl fast alle vorher die Feuilleton-Spalten der größeren Tageblätter Deutschlands gefüllt. Solche Sachen nehmen sich freilich anspruchsloser in dem Souterrain der betreffenden Zeitungen aus, als gesammelt zu einem Bande als „Buch". Die Hand auf's Herz: Es ist Alles nur flüchtige Waare, was so der Augenblick des Reisens gebiert und der gewandte Tourist in österreichischer Währung oder in preußisch Courant umzusetzen weiß; es ist leichte Waare — trotz allen Farbenreichthums, aller geschickten Moment-Erfassung, ja selbst trotz jener blumen- und blüthenreichen Erzählungsweise,

*) Leipzig, Otto Wigand, 1865.
**) Berlin, 1865. Oswald Seehagen.

die Rodenberg, der Tourist par excellence, sein eigen nennt. In anmuthiger Plauderei führt uns des Verfassers leichtbeschwingte Feder durch die sonnegetränkten Ebenen der Lombardei, durch die Bergesklüfte der Schweiz und die rauschenden Fluthen der Adria, da, wo sie das stolze Venedig, das reiche Triest bespült. Neues wird uns nicht eben gesagt, aber Rodenberg hat unleugbar ein poetisches Auge, und wenn sich seine Darstellungsweise auch nicht immer frei weiß von etwas gesuchter Sentimentalität oder hier und da gezierter Romantik, so spiegeln sich doch eben in seinem Auge die Gegenstände, an denen er vorüberschreitet, in treffendster Weise. Rodenberg, der bei den praktischen Engländern nicht ohne Nutzen in die Schule gegangen, hat etwas von ihrer prägnanten und dabei humoristischen Auffassung; aber sein Stil hat darunter zuweilen bedenklich gelitten, so daß es heutzutage, wo gewissenhafte Stilisirung schon zu den Seltenheiten zählt, sehr zu bedauern ist, daß auch ein Mann vom Talente dieses Autors sich dergleichen Freiheiten zuweilen gestattet. Das lyrisch-epische Intermezzo: „Venedig", ist leider in der Form zu nachlässig und in der Gestaltung zu oft an Heine erinnernd, (siehe z. B. die Schlußstrophe), als daß es einen besonders wohlthuenden Eindruck zu hinterlassen vermöchte. — Der Abschnitt dagegen, welcher Triest insbesondere behandelt, darf mit um so größerem Rechte ansprechend genannt werden, als gerade diese Stadt des österreichisch-deutschen Südens sich bisher selten einer so warmen und liebevoll-feinfühligen Schilderung zu erfreuen hatte.

A. Lsn.

— **Formenlehre der neuhochdeutschen Schriftsprache.***) Dieses Buch ist nicht eine Grammatik im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es ist vielmehr ein in meist tabellarischer Form abgefaßtes Nachschlagebuch, in welchem die mustergiltigen Formen unserer Schriftsprache ohne die Begründung derselben, wie man sie von einer Grammatik erheischen würde, zusammengestellt werden. Da das Gebotene richtig, die Einrichtung praktisch und das Bedürfniß eines solchen Buches in vielen Fällen unleugbar ist, so wird es demselben nicht an Freunden fehlen. Namentlich dürften sich diese wohl aus Ausländern rekrutiren, die zwar der deutschen Sprache im Allgemeinen mächtig, im Gebrauche gewisser Formen aber doch noch unsicher sind, und für solche hat denn auch der Verfasser das Buch zum Theil mit bestimmt. Zu wünschen wäre freilich, daß, da zuweilen selbst anerkannt deutsche Schriftsteller im Gebrauche der Sprachformen die auffälligsten Schnitzer machen und ihnen gleichsam zum Bürgerrechte verhelfen, nicht nur Ausländer aus diesem Buche Nutzen schöpfen möchten.

*) Von Dr. Th. Klotzsch. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1865.

Literarischer Sprechsaal.

Bei Gelegenheit eines Artikels über die Wirren in Schleswig-Holstein sprach sich kürzlich die russische St. Petersburger Zeitung dahin aus, daß den Russen diese Wirren eigentlich sehr gleichgiltig seien, da ihnen die Nationalitäts-Konflikte in der Heimat, die nothwendige Russificirung der zu Rußland gehörenden Provinzen, keine Zeit für jene ihnen fernliegenden Dinge übrig ließen. Wir hatten gemeint, in dieser Bemerkung bloß die gewöhnliche Phrase und Emphase officiöser Zeitungs-Artikel zu erblicken und legten daher keinen Werth darauf. Eine uns soeben zugehende Flugschrift über die Russificirungs-Versuche in den Ostsee-Provinzen*) belehrt uns jedoch, daß in jener Bemerkung eine bittere, uns Deutsche Alle sehr nahe berührende, tief verletzende Wahrheit liegt.

Der rühmlichst bekannte Schriftsteller Jegór von Sievers, Rittergutsbesitzer in Livland, nennt sich in der vorliegenden Flugschrift als Verfasser derselben, was uns eine Gewähr für die Wahrheit der darin enthaltenen Angaben ist. „Russische Korrespondenten in Livland," sagt der Verfasser, „fälschen die Nachrichten aus den Ostsee-Provinzen zu Gunsten der von den Zeitungen in Petersburg und Moskau gepredigten Propaganda, um, nachdem in Polen die Ruhe hergestellt, Livland aufzuwiegeln behufs erwünschter Russificirungs-Berechtigung. Welcher Liv-Est-Kurländer fühlte sich nicht empört durch die Behandlung, die sich ein Theil der russischen Presse erlaubt — erlaubt, weil wir nicht Russen von Geburt, weil wir auf unsere Sprache stolz sind, in welcher ein Drittel der gesammten Weltbildung ihren Ursprung hat und ihren Ausdruck findet."

Vor einigen Jahrzehenden gelang es bekanntlich der russischen Geistlichkeit in den Ostsee-Provinzen, eine beträchtliche Anzahl evangelischer Landleute, unter Vorspiegelungen materieller Vortheile, zur orthodoxen Kirche zu bekehren. Diese Landleute, die sich in ihren Erwartungen arg getäuscht fanden und deren Kinder meistens ohne allen Schulunterricht aufwuchsen, sind jetzt sehr laxe griechische Katholiken, und obwohl der Abfall von der herrschenden Kirche streng verboten und mit harten Strafen bedroht ist, scheinen doch Fälle des Rücktrittes zur evangelischen Kirche unter jenen Neophyten häufig vorgekommen zu sein. Dieser Umstand, sowie der, daß die deutschen Richter und Gutsbesitzer dergleichen Rücktritts-Fälle unbestraft gelassen haben, ist es hauptsächlich, was den Zorn der moskowitischen Organe („Tag", „Moskauische Zeitung", russische „St. Petersburger Zeitung", „Invalide" u. A.) erregt und sie zu dem Nothrufe veranlaßt hat, daß in den deutschen Ostsee-Provinzen fortan nur russische Richter und Verwaltungs-Beamte (deren Gerechtigkeitsliebe, Unbestechlichkeit und Nüchternheit weltbekannt ist) angestellt werden. Da nun aber die Liv-Est-Kurländer auf ihre mit solchem Verlangen in direktem Widerspruche befindlichen, alten Gerechtsame und Provinzial-Verfassungen bestehen, so wird dies von jenen Organen des Moskowiter- und Mongolenthums als Rebellion wider das geheiligte Gesetz Rußlands, mindestens aber als Zeichen der Opposition gegen die „Fortschritts"- und Einheits-Bestrebungen der Russen denunzirt. Vergebens berufen sich die deutschen Organe der Ostsee-Provinzen auf die stets von denselben den russischen Kaisern und namentlich dem jetzigen milden und humanen Herrscher bewiesene Treue und Anhänglichkeit. Es wird ihnen vielmehr von ihren Gegnern als Verbrechen angerechnet, daß sie deutsche Sitten und deutsche Bildung unter den lettischen Bauern verbreiten und dadurch der Russifizirung derselben den stärksten Damm entgegenstellen. Hoffentlich wird die gesammte deutsche Presse bald von diesem Treiben der Moskowiter Akt nehmen und durch ihr weitschallendes mächtiges Wort den Protest der deutschen Brüder in den russischen Ostsee-Provinzen unterstützen.

*) Appel an die europäische Oeffentlichkeit gegen die russischen Zeitungen. Zur Charakteristik der Moskauer und Petersburger Russifizirungs-Versuche. Von einem deutschen Staatsangehörigen Rußlands. Leipzig, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 7. Oktober 1865. — [Nº 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Was kann der deutsche Unterricht vom Auslande lernen? 561. — Aus der Vorzeit des Zollvereins, von L. K. Aegidi. 562.
Frankreich. Michelet's Bibel der Menschheit. I. Die Japhetiten. 563.
Schweden. Ein König als Dichter. 565.
Spanien. Don José de Espronceda. 567.
England. Ein Dichterleben. 569.
Ungarn. Graf Stephan Széchenyi als politischer Schriftsteller. Nach Franz Toldy. 571.
Kleine literarische Revue. Die Stürmung der Bastille und Prinzessin Elisabeth. 572. — Ein Namenbüchlein. 573.
Literarischer Sprechsaal. Deutsche Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in London. 573. — Die Moskowiten und die Deutschen in Polen und Litthauen. 574.
Unter der Presse befinden sich:

Literarische Anzeigen.

Lübke (Dr. Wilh.), Vorschule zur Geschichte der kirchlichen Kunst des Mittelalters. (Als fünfte Auflage seiner Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst.) Mit vielen Holzschnitten. gr. 8. Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig.
Das bekannte Werkchen wird in dieser neuen Auflage wesentlich erweitert erscheinen, indem auch die kirchlichen Geräthschaften u. s. w. in die Darstellung gezogen werden.

Matthias (J. J. Chr.), Kunstgewerbliches Modell- und Musterbuch, zunächst im Anschluß an das Museum Minutoli in Farbendrucken. (Vorläufig 6 Hefte mit je 4 Farbendrucken.) Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig.

Meyer (Dr. Julius), Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789, zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur. Mit Holzschnitten. gr. 8. Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig.

Woltmann (Dr. Alfred), Hans Holbein und seine Zeit. Mit Holzschnitten. I. Theil. (Bis zu Holbeins Abreise nach England.) gr. 8. Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig. (642)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Arago et sa vie scientifique, par J. Bertrand, membre de l'Institut. 63 p. Paris, Hetzel. 1 fr.
Une académie politique sous le cardinal de Fleury, de 1724 à 1731. Par Paul Janet. Lu dans la séance publique des cinq académies, le 16 août 1865. In 4. 22 p. Paris, Didot.
La vérité sur la mort d'Alexandre le Grand, par E. Littré. La mort de Jules César, par N. de Damas. In 32. 125 p. Tirage à petit nombre. Paris, Pincebourde.
Rubens diplomate. Par M. J. Pelletier. Lu dans la séance publique des cinq académies, le 16 août 1865. In 4. 26 p. Paris, Didot.
Condensateurs de lumière, ou appareils à projeter la lumière basés sur les propriétés de l'ellipsoïde de révolution allongé, de l'hyperboloïde de révolution à deux nappes, du plan et de la sphère. Par Louis d'Henry. 153 p. et 6 pl. Lille, Danel. (643)

Zur schönen Literatur.

Verlag von C. G. Kunze in Mainz und in allen Buchhandlungen zu haben:
Baumeister, Dr. A. (Prof. in Lübeck) Kulturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst. Mit 7 Abbildungen. Populäre Vorträge. 1 Thlr. 12 Sgr.
Inhalt: Der Parnaß und Delphi, die eleusinischen Mysterien, Prometheus, das griechische Theater (Ursprung, Bühne, Chor, Schauspieler, Aeschylus und seine Eumeniden). Ueber das Kunstideal in den griechischen Götterbildern. Griechische Götterbilder (Zeus, Hera, Apollon, Artemis, Hermes, Bachus).
Ein Buch, welches für alle Gebildeten ein großes Interesse hat. (Griechenlands Natur, seine Religion, ihr ethischer Gehalt und Gestalten für die Dichtkunst und Vereinigung mit dem Theater werden geistvoll dargestellt, zuletzt, in feinsinniger Weise, das Wesen der griechischen Plastik, wohl für immer die schönste in Form und Ausdruck, besprochen.) Dem Baumeister'schen Buch ist eine Verbreitung zu wünschen, wie seiner Zeit den berühmten Vorlesungen von A. W. von Schlegel über dramatische Kunst und Literatur. (644)

So eben ist erschienen: (645)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.
Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin.**

Konfirmations- und Festgeschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (646)

Worte des Herzens

von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben von
C. W. Hufeland.

Prachtausgabe (Fünfzehnte Auflage. 1860) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher,** mit L.'s Portrait in Stahlstich, Farbendrucktitel und Schriftbild; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.
Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr. Dieselbe eleg. geb. 10 Sgr.
„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.
Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonnette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.
Aus den zahlreichen günstigen Urtheilen sei dasjenige der Preußischen Jahrbücher hier angeführt:
„Ueberall in diesen vorzugsweise das Gebiet der Kunst betreffenden Darstellungen giebt sich uns mit lebendigster Unmittelbarkeit eine Persönlichkeit, die wir lieb haben und schätzen, selbst da, wo wir vielleicht nicht ganz mit ihren Anschauungen übereinstimmen; wir empfangen den vollen Eindruck einer ganzen Bildung, welche sich selbst bei begrenzten Themen zu ihrem vollen Recht verhilft. Mit diesem Schriftsteller unterhält man sich nicht nur, man lernt nicht allein von ihm, sondern gewinnt Vertrauen. — Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (647)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen: (648)

Lehrbücher
der französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz,**
Gymnasiallehrer und Lector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.
Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. (8¾ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.
Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13¾ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.
„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuchs."
Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutschen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bog.) gr. 8. 1 Thlr.
„Der Verfasser, dessen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik" ist unstreitig eine der gediegensten."
Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakspeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen, und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bog.) gr. 8. 25 Sgr.
„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar."
Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.
„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste, verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.
„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich."
Allgem. Schulzeitung.

Prospekte über diese Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern stehen auf direkte Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Berthold Auerbachs
deutscher Volkskalender für 1866.
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht. Auch in Zukunft wird sich der Kalender würdig zeigen, indem er unter Bewahrung des bisherigen Charakters immer neues Material zur Förderung humaner Bildung bieten wird.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Naienring) und die Chronik eines Finkennestes, von demselben; eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Juilbrief aus Amerika. (649)

In der äußeren Erscheinung steht der Jahrgang in keiner Weise hinter den bisherigen zurück.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.
(41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." (650)
Literar. Centralblatt.

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.
Soeben ist erschienen:

Grundsätze der Finanz-Wissenschaft
mit besonderer Beziehung
auf den
Preussischen Staat
von
Carl Julius Bergius.

Inhalt: Einleitung. I. Von den öffentlichen Ausgaben. II. Von den öffentlichen Einnahmen. III. Von den Regalien. IV. Von den Domänen. V. Von der Besteuerung. VI. Von einzelnen Steuern. VII. Von den Staatsschulden. Ergänzungen. Register. (651)

gr. 8. geheftet. Preis 2⅔ Thlr.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von **Brockhaus'** berühmtem **Conversations-Lexikon** vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht. (652)

Revue moderne.
Tome XXXIV. Liv. 3. Octobre 1865.
Duprat, P., César Beccaria. — Mastier, A., La question de l'enseignement en France depuis 1789. (Fin.) — Ghika, A., La duchesse de Cerni. (2e partie.) — Circourt, A. de, Le Brésil littéraire. — Reclus, E., Voyages d'Arminius Vambéry. (2e art.) — Goethe, Une scène du second Faust, traduit par Poupart de Wilde. — Notices et critiques. — Chronique littéraire. — Réflexions et menus propos. — Chronique politique.
Preis des Jahrganges 14 Thlr. (653)
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Die Grenzboten. (654)
Zeitschrift für Politik und Literatur.
Nr. 40. Zur Genesis des Zollvereins. I. — Der Stand der Dinge in Kurhessen. — Aus Baden. — Die Föderativrepublikaner. — Vermischte Literatur. — Schinkel-Denkmal zu Neu-Ruppin.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 40. Pilgerfahrt eines deutschen Fürsten ins heilige Land im fünfzehnten Jahrhundert. — Im Pfarrdorf. — Transatlantische Plaudereien. — Correspondenz-Nachrichten. Frankfurt a. M. Genf. Vom Chiemsee. (655)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (656)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 39. Uebersicht der deutschen Leistungen auf dem Gebiete der Erdkunde. — Pilgerfahrt eines Augsburgers nach dem heiligen Lande im Jahre 1385. Von ihm selbst beschrieben. — Palgrave's Reisen in Arabien. — Bilder aus den französischen „Landes". — Beiträge zur Kenntniß des nordwestlichen Kaukasus.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Dieser Nummer liegt bei: Prospect über die Methode Toussaint-Langenscheidt. (10. Aufl.) Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium Erwachsener. (657)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Was kann der deutsche Unterricht vom Auslande lernen?

Bei Gelegenheit der zu Pfingsten dieses Jahres in Leipzig abgehaltenen 15. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung beantwortete Dr. Budich aus Dresden in einem Vortrage die Frage: „Was hat die deutsche Erziehungs- und Unterrichtsweise von der anderer gebildeter Nationen noch zu lernen?" Nachdem er zugegeben, daß es kaum ein Volk geben möge, das es dem deutschen gleich thue in pädagogisch eingehender und methodischer Behandlung des ersten Elementar-Unterrichts, sowie daß auch die höheren deutschen Unterrichts-Anstalten es gewiß an Gründlichkeit nicht fehlen lassen, bemerkte er, daß doch die Ausländer bei aller Anerkennung unserer pädagogischen Leistungen uns keineswegs in allen unseren pädagogischen Einrichtungen unbedingten Beifall zollen, sondern selbständig und vorurtheilsfrei über die uns noch anhaftenden Mängel urtheilen, ja wie sie selbst neue Wege gehen und, indem sie sich andere Ziele stecken, dann im praktischen Leben auch noch günstigere Resultate des Könnens erzielen, als wir uns deren rühmen können. Was die deutsche Erziehungs- und Unterrichtsweise aber von fremden Nationen noch lernen könne, faßte der Vortragende in die Sätze zusammen: Sie kann lernen:

1. in dem Prinzipe der Erhebung, welches andere Nationen namentlich in ihrer häuslichen Erziehung höher zu würdigen wissen.

Der Vortragende meint mit diesem Prinzipe der Erhebung den Umstand, daß andere Nationen die von der Natur und den nationalen Verhältnissen gegebenen Erziehungszwecke im Hause, wie in der Schule dadurch zu erreichen suchen, daß sie ihren Kindern möglichst freien Spielraum lassen und durch freie Uebung den Willen wie den Charakter zu bilden und zu kräftigen suchen, während bei uns ziemlich allgemein das System des Niederhaltens herrscht, das nur Gehorsam und Unterwürfigkeit fordert, und aus dem daher oft statt Männlichkeit und Geradheit ein fügsames und unterwürfiges Wesen resultirt, das dem Deutschen leider schon oft den Vorwurf der Bedienten-Natur zugezogen hat.

2. in dem rascheren Gange des Unterrichts, welcher die Gränzen des Elementarunterrichts nicht ungebührlich ausdehnt und dadurch an Zeit und Kraft zur weiteren Ausbildung gewinnt.

So wenig der Vortragende die Vorzüge der deutschen Gründlichkeit verkennt, so warnt er doch — und mit Recht, wie wir meinen — vor dem Extrem, in das die Bergmanns-Natur des Deutschen bis jetzt schon oft verfallen ist. Jedenfalls besitzen die Kinder in Frankreich, England, Amerika, ja selbst in Polen und Rußland in ihrem zwölften Lebensjahre meist einen größeren Umfang des Wissens und einen ausgebildeteren Charakter, als dies bei uns gewöhnlich der Fall ist, wenn uns auch Niemand den Ruhm wird nehmen können, daß unsere Kinder bis zu dieser Zeit gründlicher und methodischer herangebildet worden sind. Mit Recht dringt der Vortragende bei dieser Gelegenheit auf eine besonnen angelegte und energisch durchgeführte Konzentration des jetzt zu so enormer Höhe angewachsenen Unterrichtsstoffes, durch die der Elementarunterricht unbeschadet der Erfolge wesentlich abgekürzt werden könnte.*) Durch den rascheren Gang des Unterrichts aber gelangen andere Nationen früher zu den für das Leben praktischen Vorstufen und darum können wir

3. auch in der praktischen Richtung noch lernen, welche die Erziehungs- und Unterrichtsweise anderer gebildeter Nationen einschlägt, indem sie bei aller unentbehrlichen Theorie doch die Bedürfnisse des Lebens schärfer in's Auge faßt.

Der Vortragende verlangt hier für die eigene Produktivität der Schüler, für freie Selbstthätigkeit mehr Spielraum, dringt für die Bürgerschulen auf Einführung der Buchhaltungslehre, des kaufmännischen Rechnens, auf Unterricht in den wichtigsten Landesgesetzen, fordert praktischern und vollständigern Unterricht in neuern Sprachen und Naturwissenschaften für die Realschulen, befürwortet speziellere Vorbereitungsschulen für verschiedene Berufe.

Endlich haben wir aber von den gebildeten fremden Nationen noch zu lernen:

4. in der kräftigeren Ausbildung des persönlichen Selbstgefühls, sowie des allgemeinen Nationalgefühls.

Dahin kann es nach des Vortragenden Meinung nur kommen, wenn wir schon in der Erziehung darauf hinwirken, in Jedem, auch in dem Kinde, den individuellen Werth eines Jeden in der Behandlung desselben anzuerkennen, und wenn wir im Unterrichte den inneren Werth und die geistige Kraft unserer Nation noch mehr hervorheben.

Während seines Vortrages bemerkte der Redner noch, daß es wohl an der Zeit sei, deutsche Lehrer abzuordnen, um das ausländische Schulwesen kennen zu lernen, wie jetzt gar oft ausländische Lehrer von ihren Regierungen zu gleichem Zwecke nach Deutschland geschickt werden.**)

Man darf jedenfalls einer deutschen Lehrerversammlung Glück wünschen, in deren Mitte so verständige und vorurtheilslose Worte gesprochen worden.

Gleichsam eine Ergänzung zu dem vorerwähnten Vortrage war ein anderer von Direktor Louvier aus Hamburg: „Ueber Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterrichte."

Der Vortragende behauptete, die Konsequenzen der Pestalozzi-Fröbel'schen Grundsätze seien in Bezug auf den Unterricht in fremden Sprachen bis zur Stunde noch nicht gezogen, und es bleibt auf diesem Gebiete noch viel zu thun übrig. Namentlich seien mehr oder weniger die Traditionen des Unterrichts in den klassischen Sprachen (Latein und Griechisch), wie sie sich seit einem Jahrtausend, seit Karl dem Großen, gebildet haben, noch zu überwinden.

Naturwidrig, weil die Anknüpfung des Wortes an den Begriff Bedürfniß des Geistes sei, dem schon das kleine Kind in schöpferischer Weise Folge leistet, sei die Anforderung: an bloße, vorhandene Worte oder Wörter, die als Muttersprache dem Kinde hinlänglich bekannt sind, fremde, neue Worte, zu denen der Begriff fehlt, also sinnlose Worte, die dem Kinde überflüssig erscheinen müssen, anzuknüpfen. Naturwidrig sei es

---

*) Wir machen hier aufmerksam auf die zur Leipziger Lehrerversammlung erschienene Schrift: „Die Konzentration des Unterrichts in der Volksschule. Gekrönte Preisschrift. Von Albert Richter. Leipzig, Serig'sche Buchhandlung."

**) In der Leipziger Lehrerversammlung waren Abgeordnete der schwedischen und der russischen Regierung zugegen; auch der französische Konsul zu Leipzig betheiligte sich an derselben.

ferner, den Begriff nicht direkt durch die Anschauung wach zu rufen, sondern durch ein Wort sei der Begriff zu wecken (um ihn dann durch ein fremdländisches Wort wiederum reproduciren zu lassen), während der Begriff dem Worte vorausgehen müsse, wenn er lebensfähig sein solle. Naturwidrig sei es endlich, den Ausdruck eines einfachen Gedankens, der dem Kinde als eine Einheit erscheint, zur Mosaik-Arbeit des Verstandes machen zu wollen, indem man das Kind zwingt, stückweise den Gedanken zu übersetzen mit Rücksichtnahme auf eine Menge von Regeln, die gar noch gänzlich außerhalb des ursprünglich gedachten Gedankens stehen.

Daraus folgert der Vortragende schließlich die Sätze:

Fort mit der Uebersetzung!

Zurück zu dem unmittelbaren Ausdrucke dessen, was angeschaut ist!

Fort mit dem Wust derjenigen Regeln, die nicht formalbildenden Inhalts sind und

Zurück zu der einheitlichen Auffassung und zu dem einheitlichen Ausdruck des Gedankens!

Es wird sich gegen die pädagogische Richtigkeit dieser Sätze kaum ein Zweifel erheben lassen; näher darauf einzugehen, müssen wir jedoch den pädagogischen Zeitschriften überlassen. Auch wie weit die von Herrn Louvier ausgearbeiteten Lehrbücher für den französischen Unterricht seinen Grundsätzen entsprechen und wie weit sie von den Pädagogen als praktisch anerkannt zu werden verdienen, vermögen wir nicht zu sagen, da wir dieselben bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen haben. Der Aufmerksamkeit sind sie nach dem Mitgetheilten wohl werth.

Aus der Vorzeit des Zollvereins, von L. K. Aegidi.*)

„Aus der Vorzeit" — das klingt fast urweltlich; der Titel erfüllt mit einem ahnungsvollen Empfinden, wir möchten uns in eine graue Vorzeit zurückversetzt sehen, von der nur Sagen und Legenden melden, von der nur wenig Richtiges und Wahres auf uns übergegangen ist. Wie treffend ist der Titel gewählt; denn bewegt sich der Inhalt des Buches auch in unserem gegenwärtigen Jahrhundert, so berührt derselbe doch einen Zeitabschnitt und eine Thätigkeit der Diplomaten, die nur durch emsige Beharrlichkeit eines so unermüdlichen Forschers, als welchen sich der Professor Aegidi in Hamburg bewährt hat, an das helle Licht gebracht und, von dem Aktenstaube gesäubert, dem deutschen Volke genießbar gemacht werden kann.

Unsere Leser werden sich der im Jahre 1860 von demselben Verfasser erschienenen Schrift: „Schlußakte der Wiener Ministerial-Konferenzen zur Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes" erinnern; den Urkunden ist die für die folgenden Hefte verheißene Geschichte und Kommentar noch nicht gefolgt, weil dem Verfasser noch nicht alle zur Bearbeitung nothwendige Materialien aus den Archiven der deutschen Regierungen zugänglich gemacht worden sind. Aus den Vorarbeiten zu der Geschichte der Wiener Schlußakte ist der vorliegende Beitrag entstanden, der über die Hergänge der Jahre 1819 und 1820 neue Aufschlüsse bringt und den Leser zur Beantwortung der Frage in Stand setzt, wem denn hauptsächlich das Verdienst der Gründung des deutschen Zollvereins gebühre? Aus sechs Archiven sind die Materialien entnommen, aus Gesandtschaftsberichten an eine große Zahl deutscher Regierungen, u. A. aus den Immediatberichten des preußischen Staats- und Kabinets-Ministers, Grafen von Bernstorff, an König Friedrich Wilhelm III.

Mit kurzen Zügen zeichnet uns der Verfasser die neue volkswirthschaftliche Aera, die in Preußen durch das Gesetz über den Zoll und die Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren und über den Verkehr zwischen den Provinzen des Staates vom 26. Mai 1818 begründet wurde. An die Landesgränzen wurden die Zollinien verlegt, alle Binnenzölle aufgehoben. Bis dahin war jede einzelne Stadt von besonderen Schranken umgeben, die zur Sicherstellung der Zölle und Verbrauchs-Abgaben dienten; aller Handel war in die Städte gewiesen, und nur mit Begleitscheinen der Accise-Aemter konnte selbst der Verkehr von Stadt zu Stadt betrieben werden; dem neuen Zollsystem genügte die Bewachung der äußeren Gränzen; der Verkehr im Innern ward frei und jedes Gewerbe konnte fernerhin ebensowohl in Flecken und Dörfern als in den Städten betrieben werden. Zehn Millionen Preußen, Deutsche, wurden befreit von all' den verwickelten Zoll-, Durchgangs- und Handelsabgaben, welche sie bisher von einander getrennt hatten; sie besiegelten ihre ideale Zusammengehörigkeit in ungehindertem Verkehr durch die Gemeinsamkeit aller Lebensinteressen.

Ein erstes mächtiges Bollwerk deutscher Interessen dem Auslande gegenüber war diese Gesetzgebung, ein epochemachendes Ereigniß in der Geschichte der Freiheit des Welthandels, auf welches William Huskisson in seiner glänzenden Unterhaus-Rede am 7. Mai 1827 mit der Hoffnung hinweisen konnte, that the time will come when we shall be able to say as much for the tariff of this country. Aber es war ja zunächst nur Preußisch, nur eine preußische Maßregel, und damals wie jetzt wollte man nicht einsehen, daß, was Preußen frommt, auch zum Frommen Deutschlands ist. Die Anfeindungen der deutschen Kabinette bringt uns Aegidi durch die eigenen Berichte der deutschen Minister zum Bewußtsein. Statt sich dem preußischen Zollsystem anzuschließen, wollte man das von einer „Partei in Preußen" durchgesetzte System stürzen; während Nachbarstaaten sich nicht einmal über gemeinsame Normen verständigen konnten, wollte man die handelspolitische Einigung Aller auf Grund des Art. 19 der Bundesakte, jenes Artikels, in welchem sich die Bundesglieder vorbehalten hatten, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Berathung zu treten. Statt des ursprünglichen Wortlauts „Anordnungen zu treffen" hatte Baiern jenen unbestimmten Ausdruck „in Berathung zu treten" durchgesetzt, damit keine jura singulorum gekränkt würden. Daß aus solchen Berathungen, die nur durch Zustimmung Aller zum Resultat führen konnten, Nichts hervorging, das wird keiner Ausführung bedürfen; um so mehr aber wurde auf diesen Artikel gepocht und die preußische Zollreform als ein Bruch des Art. 19 beanstandet, während die anklagenden Regierungen in demselben Athemzuge selbst einen Sonderbund zur Bildung eines einheitlichen Handelsgebietes in's Leben zu rufen bemüht waren.

Der Zollverein entstand demnächst durch Vertrag von Staat zu Staat, durch gemeinsame Anordnungen hinsichtlich der Außenzölle, durch Fallenlassen der inneren Scheidewände der kontrahirenden Staaten. Daß dies in der Absicht Preußens lag, belegt Aegidi urkundlich. Geprüft und genehmigt hat der König die Denkschrift des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg vom 10. November 1819, welche dem Kabinets-Minister Grafen von

*) Aus der Vorzeit des Zollvereins. Beitrag zur deutschen Geschichte. Von Ludwig Karl Aegidi. Hamburg, Boyes und Geißler, 1865.

Bernstorff als Instruktion für die Wiener Ministerial-Konferenzen ertheilt wurde. Friedrich Wilhelm III. erklärte ausdrücklich, er „stimme den darin entwickelten Gesichtspunkten vollkommen bei". In dieser Instruktion heißt es ad 6: Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den einzelnen deutschen Staaten, wörtlich:

„Zu gemeinsamen Anordnungen für ganz Deutschland ist der Zustand und die Verfassung der einzelnen Staaten nichts weniger als vorbereitet; auch wird jeder einzelne Staat die Garantie vermissen, daß die gemeinsamen Anordnungen in einem übereinstimmenden Sinne von allen gehalten werden.

Man kann daher die Sache nur darauf zurückführen, daß einzelne Staaten, welche durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen, und daß so übereinstimmende Anordnungen von Gränze zu Gränze weiter geleitet werden, welche den Zweck haben, die inneren Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen."

Hier ist der Keim zum künftigen deutschen Zollverein gelegt, wie er demnächst entstand. Nicht daß wir den damaligen preußischen Staatsmännern schon den großartigen Standpunkt vindiziren möchten, daß sie sich der Aufgabe Preußens vollständig klar bewußt waren, aber sie haben die Saat gesäet, aus welcher der Zollverein erwuchs; sie haben sie gehütet gegen den Widerspruch eines großen Theiles von Deutschland und haben Mittel und Wege angegeben, wie Deutschland der Segnungen eines einheitlichen Handelsgebietes theilhaftig werden kann. Wir halten es für ein nicht geringes Verdienst der Aegidi'schen Schrift, zur Verbreitung dieser richtigen Erkenntniß beigetragen zu haben.*) R. Z.

Frankreich.

Michelet's Bibel der Menschheit.**)

I.

Die Japhetiten.

„Die Menschheit legt ihre Seele unablässig in einer gemeinsamen Bibel nieder. Jedes große Volk schreibt seinen Vers darein. Diese Worte sind sehr klar, wenn auch von verschiedener Form — hier sind sie in großen Gedichten geschrieben, da in historischen Berichten — dort in Pyramiden, in Statuen. Ein Gott, ein Staat spricht zuweilen deutlicher zu uns, als es Bücher vermögen..... Herkules ist ein Vers, Athen ist ein Vers, ebensogut, ja ein größerer als die Iliade; und der erhabene Geist Griechenlands ist ganz in Pallas Athene. Oft findet es sich, daß man vergessen hat, gerade das Wichtigste niederzuschreiben: das Leben, das man lebte, athmete, mit Thaten ausfüllte. Die Helden des Alterthums handelten. An uns ist es, sie zu denken, ihre Seele wiederzufinden und ihr hochsinniges Herz, von welchem sich alle Zeiten nähren.

„Glückliches Zeitalter, das unsrige! Durch den elektrischen Faden stimmt es die Seele der Erde, die sich in der Gegenwart sammelt. Durch den historischen Faden und durch die Uebereinstimmung der Zeiten giebt es dieser Seele das Gefühl einer brüderlichen Vergangenheit und die Freude, zu wissen, daß sie stets von einem und demselben Geiste gelebt hat."

So leitet Michelet, der französische Historiker, seine Bibel der Menschheit ein. Dieses Werk ist von unserem geehrten Mitarbeiter, Herrn H. Semmig, bei Gelegenheit von Mittheilungen über die Sanskrit-Studien und den Japhetismus bereits erwähnt worden. Herr Semmig hat uns eine erschöpfende Kritik des Buches in Aussicht gestellt, zu welcher derselbe nicht allein als Fachmann, sondern auch in seinem persönlichen Verhältnisse zu Michelet vorzugsweise berufen sein dürfte. Wir sehen dieser Kritik daher mit Spannung entgegen. Inzwischen glauben wir nicht länger zögern zu dürfen, die Leser des „Magazin" mit einem Werke näher bekannt zu machen, welchem bei mancherlei Schwächen, die sich in ihm geltend machen, doch eine gewisse Bedeutsamkeit in der neuesten französischen Literatur nicht abgesprochen werden kann.

Die Bibel der Menschheit will eine Geschichte der Menschheit sein. Sie zieht, soviel uns bekannt, zum ersten Male in den weitesten Umrissen die Konsequenzen, welche die vollständige Durchforschung der indischen Schriftschätze nur immer erlaubt. Michelet hat darin in der That Hervorragendes geleistet. Seine Bibel zeichnet sich im Einzelnen durch erhabene Schönheiten aus. Die Ideen dahingeschwundener Völker sind mit dem ganzen Scharfsinn französischen Geistes aufgefaßt. Dunkle symbolische Erscheinungen des Alterthums sind in der geistreichsten Weise erklärt. Manche Gestalt früherer Jahrtausende ist aus dem zweifelhaften Schatten der Mythe, aus geheimnißvollen Traditionen an das goldene Tageslicht geschichtlichen Lebens gezogen. Dieser und jener Gedankenkreis, welcher als scheinbar undurchdringliches Räthsel oder in gefälschter Form zu uns herabgekommen war und bisher unverwerthet bei Seite lag, erscheint hier, aufgedeckt und geklärt, als nothwendiges Rad in dem Getriebe der Völker. Den Schritten und Sprüngen des menschlichen Geistes zu Fortschritt und Verirrung ist mit feinem Gefühle gefolgt, soweit es der Standpunkt des Verfassers gestattete. Ueberall zeigt sich eine wohlthuende Liebe zur Natürlichkeit, eine Hinneigung zum Ursprünglichen, Einfachen der menschlichen Verhältnisse, welche tief rührt, sofern sie nicht in antihistorische Schwärmerei übergeht. Endlich ist dem üppigen Gedanken-Reichthum, welcher uns aus jedem Blatte des Werkes entgegensprudelt, in einem Stile Ausdruck gegeben, der in glücklichster Weise von der aalglatten, nivellirenden Kunst der modern-französischen Schriftweise abweicht und viel von dem Marke, von der gewuchtigen Kraft der Luther'schen Bibelsprache angenommen hat.

Dennoch hat das Werk nicht die volle Befriedigung in uns erregt, welche sich im Hinblick auf die Schönheiten einzelner Theile hätte erwarten lassen. Der Gesammteindruck ist kein günstiger. Der Urtheilsspruch, welchen Herr Semmig vorläufig darüber gefällt hat, ist treffend und läßt sich weder von den poetischen Schilderungen aus den indischen Büchern, noch von der herben Kritik des Mittelalters, noch von irgend einem anderen Kapitel verwischen, mag es auch noch so hinreißend geschrieben sein. Die Aufgabe einer Bibel, einer Geschichte der Menschheit ist nicht gelöst; kaum ist, in strengem Sinne, das gehalten, was in den oben citirten Sätzen die Vorrede ver-

*) Eine mit diesem Artikel wesentlich übereinstimmende, treffliche Skizze zur Geschichte der Gründung des Zollvereins enthält die „Magdeburgische Zeitung" in ihren Blättern vom 9.—12. August d. J. D. R.

**) Michelet, Bible de l'Humanité. Paris, F. Chamerot, 1864.

sprochen hat. Der französische Geschichts-Philosoph ist hinter dem Ziele zurückgeblieben, das sich, nach deutschen Begriffen, einem solchen Werke von selbst steckt. Die Geschichte der Menschheit muß mit gleichem Interesse jeder Richtung folgen, welche der menschliche Geist in seiner Fortentwickelung eingeschlagen hat. Keine Bevorzugung, keine Rücksichtsnahme, aber auch keine Zurücksetzung; Gerechtigkeit auf jedem Blatte, kein einseitiger Standpunkt und keine Kontroverse!

Michelet's Bibel der Menschheit ist vom Standpunkte des Japhetismus geschrieben. Die Gegensätze zwischen der indogriechischen und der semitischen Race stoßen heftig aneinander, und zumal bei der Vergleichung der indischen mit der semitischen Bibel finden sie sich auf die Spitze getrieben: die indische Bibel ist rein und keusch — die semitische nicht selten unlauter. Jene enthält gesunde geistige Nahrung für jedes Kind, jede Jungfrau; welche Frau dagegen würde ohne Erröthen zu sagen wagen, daß sie die jüdische Bibel gelesen habe? — In der indischen Bibel ist lauter Harmonie — in der semitischen stößt man überall auf Widersprüche. Die indischen Bücher sind Ausflüsse des Lichts: Avesta, das reinste derselben, ist ein Strahl der Sonne; in den Veda's ist die Morgendämmerung, im Ramayana ein köstlicher Abend; die semitische Bibel dagegen ist düster und unheimlich, schön aber unsicher wie die Nacht. Jene gleichen einem Walde, unter dessen Schutze alle Geschöpfe ihre Stimmen, so verschieden sie an sich auch sein mögen, zu harmonischen Melodien zusammenfließen lassen — die jüdische Bibel ist starr wie die Wüste. In den Büchern der Japhetiten rauschen die Wässer des Paradieses, sie bieten Erfrischung in Fülle dar. Gegenüber der jüdischen Bibel aber gleicht die Menschheit einem Kameele, das man nach langem Tagemarsche an ein vertrocknetes Strombett führt: Trinke, Kameel, das war ein Strom; wenn du Wasser willst, hier ganz in der Nähe ist das todte Meer, und die Nahrung an seinen Ufern — ist Salz und Kiesel. — Jerusalem darf nicht länger der Punkt sein, um welchen sich die Welt dreht. Die Menschheit kann sich nicht länger in einem ausgetrockneten Lande niederlassen wollen, um die Bäume zu bewundern, „welche einst darin hätten sein können"; zu ihren ungeheuren Arbeiten bedarf sie weiterer Räume; nun gut, die indischen Bibeln bieten die Erde für das gelobte Land und die Welt für Jerusalem.

Diese Gegensätze sind in dem Texte der Menschheits-Bibel weiter ausgeführt. Inder, Perser, Griechen, diese Völker des Lichts, stehen gegenüber den Aegyptern, Syrern und Juden, welche „dem düsteren Genius des Mittags" folgen, und deren Einfluß demnächst auch das Mittelalter beherrscht. Jene Völker haben das Leben geöffnet und befruchtet; diese aber treten in den Tod ein.

Inder, Perser, Griechen — jedes dieser Völker hat sich aus sich selbst heraus entwickelt. Sie haben sich gegenseitig kaum gekannt, und doch besteht in den Elementen ihres Daseins und ihrer geistigen Thätigkeit die innigste Uebereinstimmung, die offenste Verwandtschaft. Der gemeinsame Boden, auf welchem sie stehen, ist die Natur; ihre gemeinsame Thätigkeit ist das freie Denken, mit dem sie die Welten durchdringen und Welten erzeugen, das freie Schaffen ihrer geistigen und sozialen Existenz; das gemeinsame Mittel, ihre Thätigkeit zu entfalten, besteht in ihrer Unabhängigkeit gegenüber dem Priesterthume.

Diese Unabhängigkeit zu konstatiren, ist von besonderer Wichtigkeit. Die Inder hatten allerdings ihre Priesterkaste. Der Ramayana aber beweist, daß der Einfluß derselben keineswegs dominirend war, daß diese Kaste an der Entwickelung des Volkes nur geringen Antheil hatte. Der kräftige Geist des Inders wußte sich den Fesseln des brahmanischen Gesetzes zu entwinden und seine Freiheit zu bewahren. — Bei den Persern hat ein eigentliches Priesterthum nicht erst Wurzel fassen können. Das Kastenwesen hat dort nie bestanden, namentlich in religiöser Hinsicht herrschte volle Gleichheit: jeder Familienvater war Hohepriester in seinem Hause. — Und in Bezug auf Griechenland ist jetzt das denkwürdige Duell entschieden, das vor Jahrzehnden zwischen der Freiheit und der Theokratie wegen der Frage stattfand, ob das glänzendste, das fruchtbarste aller Völker sein eigener Prometheus gewesen oder durch das Priesterthum gebildet worden sei. Die moderne Sprachwissenschaft hat ihr Urtheil endgültig dahin gefällt, daß Griechenland nichts von fremdem Priesterthume erhalten, und niemals ein wirkliches geregeltes Priesterthum gehabt, dagegen zwei Gaben zugleich besessen hat: Fabeln (religiöser Natur) zu schaffen, und — schlecht daran zu glauben.

Unabhängig von dem Priesterthume konnten die Völker des Lichts sich ihre geistige und soziale Existenz in voller Freiheit schaffen. Indem sie sich dieser Freiheit im weitesten Maße bedienten, legten sie den Grund zu der hohen würdigen Stellung, zu welcher das Menschengeschlecht aufstreben muß, wenn es seiner Aufgabe gerecht werden will.

Die Inder schufen die Familie. Das Band, welches sich um die Familien schlingt: die Güte, hält in ihren Augen die ganze Welt zusammen. Daraus entsteht ihre wunderbare Vorstellung, nach welcher sie als Ziel jedes Fortschritts in der Natur die allgemeine Verbrüderung von Göttern, Menschen und Thieren betrachten. — Die Inder bewohnten ein Land, das solche Anschauungen ungemein begünstigte. Die Natur entfaltet in jenen glücklichen Regionen ihren ganzen Reichthum; sie überschüttet die Geschöpfe mit einer Fülle von Wohlthaten, sie zeigt sich ihnen in jeder Hinsicht gütig. Die Güte erhob sich daher auch bei den Menschen leicht zum Lebensprinzipe. Anders bei den Persern. In Persien muß der Erde abgerungen werden, was sie dem Menschen spenden soll. Dort zeigt sich die Natur spröde und hart; dort lebt der Mensch in einem ewigen Kampfe, in dem Kampfe, welcher in der Arbeit auf kargem Grund und Boden, und in dem Schutze der Arbeit liegt. Mit dem Kampfe aber verbindet sich das Bewußtsein des Rechts, das hier zur Nothwendigkeit, mit der Gerechtigkeit, welche hier soziales Gesetz wird. Hierauf gründen sich denn auch die übernatürlichen Vorstellungen bis zu dem Grade, daß jener Engel, welcher nach persischer Lehre die Seele des gestorbenen Menschen in Empfang nimmt, mit dem sich die Seele vereinigt, um zur Unsterblichkeit und ewigen Freiheit geführt zu werden, nichts anderes ist, als die Gerechtigkeit, das Gesetz, das sich der Mensch selbst gemacht, und der genaue Ausdruck der Werke, die er im Leben vollbracht hat.

Griechenland vereinigt, in seiner glücklichen geographischen Lage, die Geistesarbeit der Inder und Perser, entwickelt sie aber bis zu einer Kulturstufe, deren Höhe uns immer wunderbarer erscheint, je genauer wir in die Werkstatt des Griechenvolkes hineinschauen. Aus Familie und Gesetz wird in Griechenland der Staat. Der Mann, in Indien Familienhaupt, in Persien Bewahrer des Gesetzes, wird in Griechenland zum Staatsbürger. „Das so kleine Griechenland hat mehr als alle Reiche vollbracht. Zugleich mit seinen unsterblichen Werken hat es uns die Kunst vermacht, diese Werke hervorzubringen, vor Allem die Kunst des Schaffens, der Erziehung, jene Kunst, welche den Menschen formt. Das Griechenvolk

ist, um seinen großen Namen zu nennen, das erziehende Volk." — Auf jeder Sprosse dieser erziehenden Thätigkeit findet sich ein entsprechendes Symbol in Gott-, Halbgott- oder Heldengestalt. Die mütterliche Liebe zum Kinde ist durch Ceres, ursprünglich die Mutter-Erde, vertreten. Der Unterricht des Knaben wird durch Hermes, die Erziehung des Jünglings von Apoll geleitet. Die Arbeit des Mannes wird im Hinblick auf Herkules vollbracht, und für das letzte Ziel aller Thätigkeit, alles Strebens, für die Freiheit, findet sich in Prometheus das Vorbild.

Noch eine dritte Parallele: Inder, Perser und Griechen schöpfen ihre Begriffe von der Gottheit aus der Natur. Keine Offenbarung, keine Abhängigkeit von der Gottheit. Diese Völker begegnen sich in dem Bewußtsein, ihre Götter selbst geschaffen zu haben.

Was Indien betrifft, so ist es kaum erforderlich, auf den ursprünglichen Kultus, auf die Verehrung des Feuers (Agni) hinzuweisen. Der Ramayana ist ein direktes und verhältnißmäßig modernes Zeugniß, wie sich das Volk seine Gottheit nach Maßgabe seiner Natur-Anschauungen frei und selbständig bildete. Nach dem Mahabharata, dieser „poetischen Encyklopädie der Priester", hatte sich Wischnu bei den Streitigkeiten zwischen der Priester- und der Kriegerkaste in den Rama mit der Streitaxt verwandelt, um die — den Priestern gegenüber — allzu freisinnige Kriegerkaste zu züchtigen. Rama mit der Streitaxt ist zugleich Vertreter und Beschützer des strengen, harten Brahmanen-Gesetzes. Die Krieger ihrerseits und die nichtbrahmanischen Kasten überhaupt, unterwerfen sich diesem Gesetze nicht: sie setzen dem brahmanischen Gott einen anderen Gott entgegen, zu dessen Gebilde sie das Ideal in den nichtbrahmanischen Kasten, in sich selbst suchen. Es entsteht dadurch jener Gott-Krieger, von welchem der Ramayana erzählt: Wischnu wird Fleisch und Blut — nach dem Prinzipe der Güte — in einem barmherzigen, sanften Rama, in dem Rama der Huld, Güte, Gnade; der neue Rama wird zum Heilande der Welt, in ihm vereinigt sich bei der endlichen Erlösung und Verbrüderung der Natur das Universum.

In den Augen der Perser erweitert sich der Kampf, welcher hier auf Erden herrscht, allgemein zum Kampfe zwischen dem guten und bösen Prinzipe, zwischen Ormuzd und Ahriman. Die ganze Natur nimmt daran Theil. Doch sehr verschieden von den Fabeln, in denen sich das Mittelalter ergeht und nach welchen der Teufel, der „Böse", die glücklichsten Fortschritte macht, entspricht der Gerechtigkeitsliebe des Persers die Annahme, daß das Böse unaufhörlich verringert, das Gute in demselben Maße vergrößert wird. Das Böse verschwindet endlich als kleinster Punkt im Weltall und die gesammte Schöpfung geht in dem nunmehr unendlich erweiterten Guten, in Ormuzd, auf.

Die mythologischen Schöpfungen der Griechen sind ursprünglich, gleich denen der Inder, einfache Naturkräfte. Erde, Feuer, Wasser, Luft sind die Grundlagen derselben. Aus ihnen entwickeln sich, Dank dem schöpferischen Genie des Griechenvolkes, jene wunderbaren, leichten, beweglichen Gottgestalten, mit welchen Himmel, Erde und Unterwelt bevölkert worden ist. Von jeder dieser vier Elementarkräfte steigt eine wohlgeordnete Leiter voll symbolischer göttlicher Gebilde auf- und abwärts. Jede Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises bringt eine neue Gottform mit sich. Von der Erde z. B. läßt sich eine ganze Welt von Göttern ersten und zweiten Ranges ableiten. Ceres, die keusche, wohlthätige, fruchtbare Mutter-Erde ist das Ursprüngliche. Als Freundin der Wärme und Verwandte des Feuers athmet sie gern unterirdisch. Um ihr aber die Reise in die Unterwelt zu ersparen, giebt man ihr eine Tochter (Proserpine), welche als unterirdische Ceres zum Schattenreiche eingeht. Ceres ist ferner das Symbol des Ackerbaues. Man kann ihr indeß nicht zumuthen, die harten Arbeiten des Landmannes zu verrichten. Dazu wird ein Genius niederer Gattung, eine männliche Ceres, der Ackerbrecher Triptolem, geboren. Ceres hat auch die Gränzen des Besitzes, des Feldes zu bewahren; dies macht Gesetze und Strafen erforderlich. Kann aber Ceres, die gütige, strafen? Hiermit betraut man Themis, die kalte Göttin des Gesetzes. — Nicht minder reichhaltig ist die Leiter, welche von dem Feuer ausgeht, und der Vertreter des Himmels, der Luft, Zeus, welcher als solcher ganz angemessen den höchsten Platz und Rang unter den Göttern einnimmt, muß sich gefallen lassen, in ähnlicher Weise verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht zu werden.

Schweden.

Ein König als Dichter.

Achtung vor den Gedichten eines im Purpur Geborenen, Achtung vor den poetischen Schöpfungen, mit denen der Enkel des Advokatensohnes von Pau seine Nation beschenkte.

Karl XV., König von Schweden, ist nicht blos Staatsmann, Maler und künftiger Feldherr — auch der Lorbeer des Poeten ward von ihm erstrebt.

Der konstitutionelle Herrscher der vereinigten Königreiche von Schweden und Norwegen gab soeben unter dem einfachen Titel: „**Kleine(re) Gedichte von C.**" (Smärre Dikter af C), im Verlage von Samson und Wallin in Stockholm, ein schmächtiges, aber elegantissime ausgestattetes Bändchen lyrischer Dichtungen heraus, dessen Aeußeres zunächst wohl im Stande ist, ein sehr günstiges Zeugniß für die hohe Stufe der Vollendung abzulegen, welche die Kunst des — Buchbinders und Buchdruckers in diesen Ländern bereits erklommen hat.

In der That, die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig und das geschmackvoll gezeichnete Titelblatt mit der schwebenden Krone über dem „C", welches sich liebend um Lyra und Scepter schlingt, ist eine ebenso zarte als gutgemeinte Hinweisung darauf, welche Art eines „gekrönten Poeten" hier vor das Publikum tritt.

Der König, der sich, wie selten ein Monarch, **eins** weiß mit seinem Volke, kann in Allem auch als der wahre Typus desselben gelten; nur, daß vielleicht noch aus seinem leuchtenden Auge ein sengender Strahl romanischen Feuers spricht. Sonst ist er voll national-skandinavischen Selbstgefühls, großherzig, ritterlich, kühn, hin und wieder träumerisch, ja zuweilen selbst melancholischer Sentimentalität zugeneigt, dabei wohlerfahren im Dienste der Minne, — kurz, er gleicht, wie sein ganzes Volk, in Vielem dem Geyser auf Island, der außen eis- und gletscherstarrend, innen eine heißwallende Fluth verbirgt.

Freilich machen diese so zusammengefaßten Eigenschaften eines ganzen Volksstammes, von denen ich nicht behaupten will, daß sie beim Könige sich in höchster Potenz vorfinden, freilich machen sie noch keinen „Dichter von Gottes Gnaden", aber wenn es einmal leichter ist, ein Dichter unter Königen, als ein König unter Dichtern zu sein, so ist dilettirende Beschäftigung

mit Reim und Rhythmus immer noch ein bei weitem unschuldigerer Zeitvertreib resp. harmlose Mußestunden-Betriebsamkeit, als gewisse andere Steckenpferde mancher gekrönter Häupter.

Dazu kommt, daß seit Tegnér in Schweden ganz unverkennbar eine Neigung zum Spielen mit poetischen Dingen vorhanden ist, die von dem natürlichen Hange der Nation zum Sentiment und zur Naturschwelgerei ebenso hilfreich unterstützt wird, als von der reim- und vokalreichen Sprache, welche selbst Improvisationen nach Art der Italiänischen auffallend begünstigt.

War doch einer der größten und ureigenthümlichsten Dichter Schwedens, der liederreiche Bellmann, wenig Anderes, denn ein Improvisator, der Text und Melodie zugleich in füllereichen Maßen erstehen ließ und noch heute als unerreichtes Vorbild nordisch-anakreontischer Empfindungsweise gilt.

Wenn bei uns Deutschen jeder „Gebildete" seine gefühlvollen poetischen Jugendsünden auf dem Gewissen hat und zahlreiche „Poetiken" sich bemühen, dem skandirenden Jünger Zumpts und Bröders schulgerechte Anweisung „zum Dichten" zu geben, — scheint Schweden das Non plus ultra einer Sprache zu besitzen, die für die Sänger aller Stände „dichtet und denkt."

Ich selbst kannte beispielsweise einen einfachen Zeitungs-Austräger, der mit den Regeln der schwedischen Rechtschreibung in consequentestem Kampfe lag, dessenungeachtet aber mit merkwürdiger Volubilität der Stimme sein:

„Lenz ist gekommen! Es säuseln's die Winde,
Lenz ist gekommen! Es rieselt's der Bach!" 2c. 2c.

in alle Lüfte hinausschmetterte. Meine persönliche anfängliche Bewunderung, namentlich der überraschenden Fülle poetisch-klingender Bilder, die Axel, so hieß er, sein eigen nennen durfte, stach um so auffallender gegen die offenbare Gleichgiltigkeit ab, mit der Axel's Genossen die Gabe Apollos betrachteten. Sie war ihnen aber nichts Ungewöhnliches.

Später, als ich die Unmassen poetischer Taschenbücher und Miniaturkalender näher kennen lernte, die alle von ebensolchen Versen strotzen, deren dilettantischer Charakter unschwer zu erkennen, wurde mir klar, daß es in der poetischen Sprache Schwedens eine große Anzahl traditioneller Wendungen, Floskeln, Bilder- und Reimverschlingungen giebt, die auf dem Parnaß ein wohlerworbenes Bürgerrecht besitzen, und gleichsam als dichterisches Kleingeld anzusehen sind, das — einmal in Handel und Wandel — immer weiter von Hand zu Hand geht, wenn es auch noch so abgegriffen und landläufig geworden.

Doch wie sagte schon Herr von Qvanten, der Kritiker der officiellen Post-och Inrikes-Tidningar?

„„König Karl zeigte durch seine poetischen Schöpfungen, daß er ebensowohl Dichter unter den Königen, als König unter den Dichtern sei!""

Fügte der schwedische Rezensent hinzu „König unter den Dichtern des Dilettantismus", so möchte man diese Angabe allenfalls gelten lassen, sonst aber würden wohl — obigen Satz allein auf Schweden und nur auf die Lebenden angewendet — die Herren Talis Qvalis, Blanche, Orvar Odd, Beskow, Hedberg, Saetherberg, Saefström, Bjursten 2c. und vor Allen **Runeberg**, der Sänger des „Fänrik Stål", im Stillen energischen Protest dagegen einlegen.

Man weiß es ja zur Genüge, daß auch bei Dichtern die Loyalität eine Gränze hat, die nicht tollkühn überschritten werden darf; Herr von Qvanten ist freilich mehr Bibliothekar Sr. Majestät, als Dichter.

Indessen, um auf die Poesien Königs Karl XV. näher einzugehen, sei zunächst statistisch bemerkt, daß der vorliegende Band, dem vor Jahren schon eine — wenn ich mich recht entsinne — poetische Sammlung nordischer Sagen vorherging, eine geschmackvoll gesichtete Anzahl von nur achtundzwanzig Gedichten enthält.

Man muß zugestehen, daß sich nichts in dieser Sammlung vorfindet, das unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit stünde. Die Verse sind durchgängig glatt und fließend, ebenso die Reime; auch der Inhalt überall anständig und regulär . . . jeder Philister könnte ihn nöthigenfalls rühmlich unterschreiben; aber Eines fehlt: jene Originalität des Gedankens, jene berauschende Gluth der Emfindung und der undefinirbare Reiz eines lebensvollen Pulsschlages, der die Dichtung zum Produkt des „schönen Wahnsinns" stempelt, welcher allein im Stande ist, vom Herzen zum Herzen zu sprechen.

Liebenswürdige Gedanken, anmuthige Bilder, auch kleine pikante Geistesblitze oder feinpointirte Spielereien sind vorhanden, wer möchte es leugnen? Es spricht sich hier Alles in Allem ein korrektes, männliches Denken und Fühlen aus, dem es an Sinn für das Schöne in der Natur und im Menschenherzen, namentlich aber für die nordische Heimat, durchaus nicht mangelt, — dennoch aber fehlt diesen Liedern der Ausdruck einer selbstbestimmten und energisch gegliederten Individualität. Die Poesien König Karls brauchten nicht gerade den Herrscher Klein-Skandinaviens, den schönen, jungen, thatkräftigen, volksthümlichen, echt konstitutionell gesinnten Monarchen zum Verfasser zu haben; sie konnten vielleicht eben so gut aus der Geisteswerkstatt eines bildungs- und rhythmusbeflissenen „Axel" hervorgegangen sein.

Und das eben ist das „Gewöhnliche", das ihnen anhaftet. Der Ideenkreis unserer Poeten ist kein großer; er kommt über abgeblaßte Themata nicht hinaus. „Einsamkeit", „Melancholie", „Abend", „Nacht", „Schatten", „Frühling", „Blumen", „Quelle" u. s. w., das und ähnliche sind die Titel der Gedichte, welche der königliche Sänger hier niedergelegt.

Bescheiden und harmlos, wie eines Waldvögeleins Sang klingen die angeschlagenen Töne dem Leser entgegen, ohne dessen Brust höher zu schwellen oder sein Gemüth tief innen zu beseligen.

Beispielsweise folge hier das kleine Gedicht „Fragen", das genau im Versmaß des Originals und mit möglichster Beibehaltung der liebetändelnden Färbung wiederzugeben versucht wurde.

Fragen.

Schüchtern frägt mein Lieb, das traute,
Wer lehrt lieben uns, sag' an?
Frag' die Sonne, Kind, ihr blaute
Stets des Himmels freie Bahn.
Frag', weshalb sie ewig schaute
Auf der Erde Wandrer-Plan.
Frag' des Meeres schöne Wogen,
Was sie hold erröthen macht,
Wenn sich birgt der Sonne Bogen
Froh an ihrer Brust zur Nacht?

Diese idyllische Lyrik, welche freilich für die „Wogen des Meeres" kein bezeichnenderes Epitheton fand, als daß sie eben „schön" seien, („sköna bölja") würde sich in jedem Privatsalon, bei einer Tasse „Kaiserthee", des Beifalls aller irgend gefühlvollen Seelen zu erfreuen gehabt haben; gedruckt aber, wie sie eben vorliegt, muß sie mit anderem Maße gemessen werden.

Eine weitere hübsche Kleinigkeit behandelt:

„Das Weib."
Was ist des Weibes keusch Gemüth?
Es ist der Langmuth heil'ger Tempel,
Ist reines Gold, mit Feinheits-Stempel,
Das treu zu wahren, sie bemüht.
Es weilt in ihrer Augen Grund
Und blüht empor auf ihrem Mund.

Doch was ist Weibes Minneglut?
Des Sommers Sonne ohne Schatten,
Sie führt zurück den Mann, den matten,
Aus Wüstenei'n in Edens Hut,
Wo neu ihm Gott entgegenrauscht
Und dessen heil'gem Wort er lauscht.

Dieselbe approbirte Gesinnung ist im „Glaubensbekenntniß" zu finden, in dem versichert wird, daß Se. Majestät an „einen Gott glaubt, der gnädig an uns denkt", an eine „Liebe, die aus des Himmels Hallen in des Lebens Morgenstunden herniedersteigt zum Erdenthale", an eine „Schönheit, die sich ewig offenbart und jede Form des Lebens in Harmonie verklärt", an eine „Macht des Todes" endlich, die doch der Seele Leben nicht verlöschen kann und das Dunkel des Grabes nicht auf Ewigkeiten auszudehnen vermag."

So geht es fort, halb bürgerlich, — halb romantisch; zum Bedeutenden nirgends ein Aufschwung .....

Zwei kleine mehr in's epische Gebiet einschlagende Gedichte bilden den Schluß der Sammlung. „Die Zigeunerin", das eine, zeugt von einer recht hübschen Begabung, gedrungen zu erzählen und in scharfen Umrissen gegebene Situationen wiederzuspiegeln; während das letzte: „Im Kaukasus" betitelt, ein neuer Beweis für die vielbestrittene Behauptung ist, daß auch in Königsschlössern die Macht der „Intuition" sich Eingang zu verschaffen weiß.

Was aber möchte wohl der Großfürst Konstantin, der Bruder des Kaisers von Rußland, der noch jüngst in Stockholm zum Besuch war, gesagt haben, wenn er aus diesem Gedichte die folgenden Strophen seines Gastfreundes zu übersetzen vermocht hätte:

„.... Eine Kette, unauflöslich,
Ziehet näher, immer näher,
Bald des Zaaren Volk dem Tapfern. (Tscherkessen nämlich!)
Und er kämpfet — stolz und einsam —
Für sein Heim und seine Freiheit,
Rastend auf den starren Klippen,
Wie vor Zeiten der Titane! ..."

. . . .

Karl XV. ist übrigens nicht der erste Herrscher Schwedens, der sich schriftstellerisch beschäftigte. Sein Vater, Oskar I., gilt als Verfasser einer sehr verdienstvollen, auch in's Deutsche übersetzten Schrift über das „Gefängnißwesen", — während sein hoher Vorgänger, der vielgefeierte und vielgeschmähte Gustav III., das Opfer machteifersüchtiger Aristokratie, als dramatischer Dichter lange Zeit hindurch in hohem Ansehen stand.

Zwar war es ein öffentliches Geheimniß, daß der Dichter Kellgren den Aufbau und die Verse der königlichen Dramen einer gelegentlichen Korrektur unterzog und denselben jenes klassische Zopfgepräge aufdrückte, das damals so hoch im Course stand; von Karl XV. aber darf man kühn behaupten, was auch schwedische Médisance murmeln mag, daß er durchaus selbständig als lyrischer Dichter aufgetreten, und wer's nicht glauben will, dem wird es, deß bin ich sicher, der Hofpoet Bernhard von Beskow gewiß gern wahrheitsgetreu bestätigen. Arthur Levysohn.

Spanien.

Don José de Espronceda.

Wir entlehnen einer vortrefflichen Arbeit C. M. Sauer's zum Theil die folgenden Nachrichten über den spanischen Dichter Espronceda, dessen Werke in einer handlichen Ausgabe bei F. A. Brockhaus in Leipzig auch dem Freunde spanischer Literatur in Deutschland zugängig gemacht sind. Spanien ist noch immer „das schöne Land des Weins und der Gesänge" und wird es bleiben. Mehr als im Norden lebt der Dichter dort in Volkes Herz und Mund und mit größerer Schnelligkeit verbreitet sich sein Ruhm, werden seine Lieder von tausend schönen Lippen nachgesprochen, nachgesungen, wenn nur das rechte südliche Feuer in ihnen glüht. Ein Land voller Kontraste, zu Anfang dieses Jahrhunderts dem europäischen Kontinent zuerst das Beispiel ernster, parlamentarischer Kämpfe bietend, ist es dennoch, wie kaum ein anderes, geeignet, ein Dichterleben zum Romane zu gestalten. Wir möchten sagen, der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit tritt dort für unser nordisches Auge weniger scharf hervor, weil der Süden selbst mit seiner Farbenpracht und Fülle, trotz mancher Verkommenheiten und Sünden wider Geist und Natur, dem Nordländer in einem idealisirten Lichte erscheint.

Der Gegensatz von Kirche und Staats-Idee, ein ewig unausgeglichener Streit seit Begründung der beiden mit einander ringenden Faktoren, hat in allen romanischen Ländern unter dem gewaltigen Wogenschlage der Gegenwart eine so ernste und drohende Gestalt angenommen, daß er nicht nur das innere Leben der Völkerfamilien, ihre staatlichen Gestaltungen und Organisationen vielfach erschüttert und zerrüttet, sondern bis in die verschlossensten Familien- und Privat-Heiligthümer eindringt, das Leben des Individuums in seinem Sinne umformt und gestaltet. In Nr. 4 d. Bl. im vorigen Jahrgange zeigten wir, bei Besprechung des neuesten Ruffini'schen Werkes, wie in Italien dieser Kampf mit seinen Neugestaltungen durchgefochten wird; die Lebensskizze des spanischen Dichters wird uns Gelegenheit geben, ein Bild aus diesem wildbrandenden Kampfe auch auf der pyrenäischen Halbinsel zu entwerfen.

In den bewegten Zeiten des spanischen Befreiungskrieges zu Almendralejo in Estremadura geboren, wo sein Vater ein Kavallerie-Regiment kommandirte, verfaßte unser Don José de Espronceda bereits in seinem 12. Jahre eine Ode. Der Gegenstand war ein eigenthümlicher. Er feiert nämlich den 7. Juli 1821 und das Scheitern eines Planes, welchen die sog. apostolische Partei entworfen hatte, um an diesem Tage den König Ferdinand VII. aus seiner Hauptstadt zu entführen und die Verfassung zu stürzen. — Später finden wir den jugendlichen Dichter in freiwilliger Verbannung in dem Kloster Guadalajara, wo er den Plan und einige Scenen des Heldengedichtes „El Pelayo" entwarf, das leider dem Schicksale vieler großartig angelegten und mit feurigem Eifer begonnenen Helden-Dichtungen verfiel — unvollendet blieb. Sauer hebt unter den vorliegenden Gesängen besonders „die Hungersnoth"

(cuadro del hambre), „Beschreibung eines Serails“ (descripcion de un Serallo) und namentlich den „Traum des Königs Rodrigo“ (Sueño del Rey Don Rodrigo) als vorzüglich gelungen hervor. Dem 16jährigen Jüngling darf man einigen Redeschwulst wohl verzeihen. Den Stoff bieten die Kämpfe der christlichen Westgothen und Mauresken, die Gegensätze des verfeinerten Islam und der ungezähmten aber zukunftsreichen germanischen Kraft markiren sich fein und scharf.

Sein zweiter Aufenthalt in Madrid war wieder nur von kurzer Dauer. Politische Verwickelungen nöthigten ihn, nebst vielen jungen Spaniern, die Heimat zu verlassen. Er wandte sich nach Lissabon, und von seiner Ankunft daselbst hat uns sein Biograph Ferer del Rio eine charakteristische Anekdote aufbehalten. Mauthbeamte kamen an Bord, während das Schiff im Tajo ankam, und forderten von jedem der Ankömmlinge einen kleinen Zoll. Don José's ganzes Baarvermögen bestand aus einem Duro, den er den Beamten reichte und darauf 2 Pesatos zurückbekam. Ohne sich zu besinnen, warf er diese lachend in den Strom, indem er ausrief: „Eine so große Hauptstadt will ich mit so wenig Geld nicht betreten!“ (Non quiso entrar en tan gran capital con tan poco dinero). — Obwohl im harten Kampfe mit Mühen und Beschwerden aller Art, Noth und Elend in wechselnden Gestalten, verlebte Espronceda doch eine glückliche Zeit in dem alten Lusitanien. Die glühenden Liebesgedichte an Theresa stammen aus jener Epoche und er blieb, bis seitens der Regierung den spanischen Flüchtlingen bedeutet wurde, sich ein sichereres Asyl zu suchen. Unser Dichter ging nach England und dort wurde die Bekanntschaft mit Byron vom entscheidendsten Einflusse auf seine spätere Geistesrichtung. — Nachdem er den nebeligen Himmel Albions mit dem des schönen Frankreich vertauscht, stand er in den Julitagen auf den Barrikaden des Pont des Arts, betheiligte sich bald darauf an einem der zahllosen spanischen Aufstandsversuche und, nach dessen Scheitern, bei den Anwerbungen für die polnische Fremden-Legion in Frankreich, deren Ausmarsch jedoch Ludwig Philipp verhinderte. Als das Ministerium Zea eine allgemeine Amnestie erließ, kehrte er nach Spanien zurück, trat in die Leibgarde ein, mußte aber, wegen eines zur Kenntniß des Königs gelangten Gedichtes, wieder ausscheiden und wurde Journalist. Noch einmal erscheint er (1835—1836) als Barrikadenkämpfer in Madrid, dann, nach dem Siege seiner Sache, 1841 als Legationssekretär im Haag und endlich als Abgeordneter für Almeria wieder in Madrid, wo er, erschöpft von Aufregungen, Ausschweifungen und zum Theil noch durch die Winterreise nach Holland körperlich zerrüttet, am 23. Mai 1842 in den Armen seiner Freunde starb.

Von seinen lyrischen Dichtungen werden: „a la noche“ (an die Nacht) und dem Ossian nachgedichtet (Oscar y Malvina) eine Hymne „an die Sonne“ als besonders gelungen bezeichnet. Wir citiren, nach Sauer, den kecken Refrain des Piraten-Liedes (Cancion del pirata) im Original und Uebersetzung.

Que es mi barco mi tesoro,	Mein einz'ger Schatz ist meine Barke,
Que es mi Dios la libertad	Die Freiheit ist mein einz'ger Gott,
Mi ley la fuerza y el viento	Gewalt und Wind sind mir Gesetze,
Mi unica patria la mar!	Mein einzig Vaterland das Meer.

Ebenso im Bettlerliede:

Mio es el mundo: como el aire libre	Mein ist die Welt! Frei bin ich wie die Lüfte
Otros trabajan porque coma yo!	Und für mein täglich Brot müh'n Andre sich.

Auch das Kosakenlied (Canto del Cosaco) möge hier seine Stelle finden:

„Hurrah, zu Pferde, ihr Söhne des Nebels,
Laßt schießen die Zügel, wir fliegen zur Schlacht!
Schön sind die Länder dort, reich ihre Völker,
Doch hat sie ihr Reichthum zu Weibern gemacht.
Häuser, Gefilde, Paläste und Gärten,
Seht, wie das schimmert in funkelnder Pracht!
Reizend wie Engel sind dorten die Frauen,
Aus saphirnem Himmel die Sonne lacht.
Hurrah, Kosaken der Steppe, Hurrah!“

Der „Student von Salamanca“ (El estudiante de Salamanca) ist ein ins Spanische zurückübersetzter — Don Juan. Nur ist er lyrischer gehalten, einfacher in seinen Motiven, ein kaltherziger Verbrecher, der zuletzt dem Grauen und dem Uebermenschlichen erliegt. — Anklänge an Bürger's Leonore und an das Librette des Don Juan lassen vermuthen, daß Espronceda besser als die meisten Spanier mit ausländischer Literatur vertraut gewesen ist. Das Gedicht, oder vielmehr die Erzählung (Cuento), wie der Dichter es nennt, zerfällt in 4 Theile, deren letzter dramatisch gehalten ist. — Der Student von Salamanca ist Don Felix de Montemar, dessen verlassene Geliebte Donna Elvira der Gram um seinen geistigen und leiblichen Verlust mehr, als ihr trauriges Schicksal tödtet. — Sie zu rächen, eilt ihr Bruder Don Diego aus Flandern herbei und trifft den jungen Wüstling bei einem wilden Zechgelage, das sich weit in die Nacht hinein verlängert hat. Unerkannt, in seinen Mantel gehüllt, sieht er, wie Don Felix bedeutende Summen mit großer Gleichmuth im Spiele verliert und endlich das reich mit Brillanten besetzte Bild seiner gemordeten Geliebten auf den Spieltisch wirft. Es entspinnt sich ein Wortwechsel zwischen Felix und Diego, und da dieser den Spieler allein zu sprechen verlangt, wird ihm die Entgegnung, daß er seinetwegen eine so ehrenwerthe Gesellschaft nicht verlassen wolle. Sei er vom Himmel gesandt, ihn zu bekehren, so möge er bei Anderen anfangen, ihn gelüste nicht nach Absolution. Als Diego sich zu erkennen giebt, erklärt Montemar, nachdem er unter höhnischen Verwünschungen, die den Gegner schon veranlassen, den Degen zu ziehen, ihm zu folgen sich bereit. — Im Zweikampfe erschlägt Felix de Montemar den Bruder seiner Geliebten und geht in der schweigenden Mitternacht allein nach Hause. Da sieht er vor einem wunderthätigen Marienbilde eine weiße Gestalt beim Scheine des ewigen Lämpchens knieen. Er leuchtet mit der Lampe, die er vom Altare der Heiligen nimmt, der nächtlich Betenden ins Gesicht, und ihre Züge, soweit der Schleier sie nicht verbirgt, rufen alte Erinnerungen in ihm wach. — Er bietet der Dame seinen Arm, erhält jedoch keine Antwort und führt nun die lästerlichsten Reden, bis die Gestalt mit den Worten: „Dein Wille geschehe, o Gott,“ sich erhebt und voranschreitet. Nachdem er in wachem Traume alle Schrecken des Todes, sogar sein eigenes Leichenbegängniß gesehen, ohne im mindesten Reue oder Furcht zu zeigen, da verwandelt sich die weiße Gestalt in ein gräßliches Gespenst mit Todtenbeinen und Modergeruch. Es preßt seinen pesthauchenden Mund auf den Montemar's und dieser endet mit einem schrecklichen Fluche, verzweifelnd die erstarrte Hand am Degengriff gekrallt.

Einzelne Stellen des Gedichtes sind in Spanien wahrhaft populär geworden, so namentlich auch die Scene, welche die des Geliebten vergeblich harrende Elvira schildert. Raum und Zeit verbieten uns, hier näher darauf einzugehen.

Von den Spaniern wird das spätere Werk Espronceda's

Digitized by Google

„Der Welt-Teufel“ (Diablo mundo) unvergleichlich höher geschätzt. Vom deutschen Standpunkte dürfte man wohl einen anderen Maßstab anlegen und dem vorher genannten unbedingt den ersten Rang zuerkennen. Ros de Olano vergleicht den Diablo mundo mit dem deutschen „Faust“ und findet ein wesentliches Moment zu Gunsten der spanischen Dichtung darin, daß hier der Held bei dem mit ihm vorgenommenen Verjüngungs-Prozesse zugleich einen neuen, jugendlichen Geist und die Unsterblichkeit erhält, während Goethe's Faust in Wissen, Erinnerungen und Anschauungen zum Theil vollständig, zum Theil mit geringen Aenderungen der viel erfahrene Magister bleibt und daher nie der vollen, fröhlichen Unmittelbarkeit des Genusses sich hinzugeben vermag.

In wiefern diese Behauptung begründet, haben wir hier nicht zu erörtern und schließen diese Lebensskizze des spanischen Dichters mit dem Wunsche, daß auch in Deutschland bei den Kennern neu-romanischer Literaturen seine Werke die Anerkennung finden mögen, welche sie in vollem Maße verdienen.

E. S.

England.

Ein Dichterleben.

In der Nähe Londons erhebt sich jetzt ein freundliches Asyl für invalid gewordene Dichter und Schriftsteller in malerischer Umgebung und mit Comfort im Innern, von Dichtern und Schriftstellern und „freiwilligen Beiträgen“ erbaut und erhalten. Es ist eigentlich aus der Asche vieler verhungerten und wahnsinnig gewordenen Dichter hervorgegangen.

Hoffentlich ist der einst berühmte und populäre Naturdichter John Clare, der endlich, nach einem Leben voller Arbeit und Hunger, vergessen im Irrenhause starb, der letzte Märtyrer der Art gewesen. Das Leben dieses Feld-Arbeiters, Tagelöhners und echten Naturdichters ist durchweg eine entsetzliche Tragödie des Kampfes zwischen prosaischem Elend und dichterischem Fluge und Fluche. Dieses eben liegt jetzt vor uns aufgeschlagen in einem nobel ausgestatteten Bande: Life of John Clare, by Frederick Martin*).

Er war am 13. Juli 1793 in der traurigsten Gegend Englands, dem Dorfe Helpston, zwischen Stamford und Peterborough an den Gränzen der Lincolnshire-Sumpf-Gegenden (Fen's) in der traurigsten Lehmhütte den ärmsten, verwahrlosten Aeltern geboren worden. Der ganze Boden umher gehörte einigen aristokratischen Familien, deren Pächter-Arbeiter in niedrigen Lehmlöchern zusammengepfercht schlafen, da von Wohnen darin keine Rede sein kann. In dem Viertel einer solchen Lehmhütte lebten John Clare's Aeltern. Sein Vater war unehelicher Sohn eines irischen Vagabunden, dessen Frau im Arbeitshause gestorben war. Der Sohn derselben, Vater Clare's, heiratete im 18. Jahre eine Anne Stimson, die sieben Monate darauf von Zwillingen entbunden wurde. Zwillinge ohne Brod für die Aeltern! Das eine Zwillingskind starb, das andere blieb leben und ward John Clare, der einst angebetete, dann vergessene und verlassene Naturdichter.

In dem vierten Theile einer Lehmhütte wuchs er auf, umgeben von einer nebeligen Ebene voller Sümpfe und stagniren-den Pfützen, schwächlich und krüppelig. Aber schon als Kind wußte er aus diesen Naturscenen Poesie zu saugen, wie die auf den Sumpfblumen summende wilde Biene Honig. Er trieb sich als Kind den ganzen Tag auf Wiesen und Feldern umher, Gräser und Blumen in ihrer Schönheit bewundernd, summender und sommernder Insekten-Musik lauschend, dem Gesange der Vögel, dem geheimnißvollen Flüstern rauschender und säuselnder Blätter, im Geiste schwebend am Himmel mit dem Fluge wunderbarer, wechselnder Wolkengebilde, während er stundenlang auf der Erde lag. Eines Tages, noch als Kind, erschien ihm die Gränzlinie des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren, in besonderer Schärfe und Pracht, so daß ihn der Geist trieb, diese nicht weit erscheinende Vereinigung des Himmels und der Erde in der Nähe zu sehen. Er schlich sich an einem frühen, heißen Junimorgen hinaus und lief in's Weite, um den Himmel auf der Erde zu berühren. Aber je weiter er in's Blaue hinein wanderte, zog sich der Himmel immer weiter zurück. Endlich sank der kleine Naturforscher am heißen Nachmittage erschöpft und verschmachtet zusammen. Feldarbeiter fanden ihn, gaben ihm etwas Brod und Wasser und sorgten für seine Heimkehr. Zu Hause ward er mit Prügel empfangen. Diese schüttelte er ab und trauerte lange im Stillen, daß es ihm nicht gelungen war, die Stelle zu erreichen, wo sich Himmel und Erde berühren.

Sinken nicht immer wieder andere Dichterseelen erschöpft zusammen, ehe sie diese Gegend erreichen? John Clare befand sich einige Male in seinem Leben an diesem Berührungspunkte, aber nur immer auf sehr kurze Zeit, um desto gründlicher und länger das Elend der Erde ohne Himmel kennen zu lernen. Das Kind durfte eine Zeitlang in eine armselige Schule gehen, aber noch ehe es lesen und schreiben konnte, wird die Armuth der Aeltern so groß, daß John schon vor dem zwölften Jahre Geld verdienen helfen mußte, und zwar gleich durch Dreschen, allerdings mit einem für ihn gemachten kleineren Flegel. Zuweilen mußte er auch schon pflügen. Von dem verdienten Gelde verwendete er einiges, um vollends lesen zu lernen. Nachdem er auch Mist gefahren hatte, stieg er zu dem Range eines pot-boy, Bierkellners, in der „blauen Glocke“, deren Eigenthümer den blassen Jungen väterlich behandelte. Er gab ihm wenige und leichte Arbeit, viel Muße. Diese benutzte er zu weiten, einsamen Ausflügen, auch bereits zum Verlieben im funfzehnten Jahre, in Mary Joyor, eine wohlhabende Farmerstochter, der die Aeltern natürlich alle Gegenliebe verboten. Es blieb eine ideale Jugendliebe, welcher der Dichter in seinen erotischen Versen bis zum Tode treu blieb. Dies that auch Mary, die alle Bewerber abwies und unverehelicht starb.

Eines Tages, beim Schafhüten, zeigte ihm ein Farmers-Sohn ein Buch voller Verse, Thomson's „Seasons“. Der Anblick und ein Einblick regten ihn furchtbar auf. Der brutale Farmer-Junge wollte es ihm nicht einmal leihen und rieth ihm, wenn er's lesen wolle, es sich selbst zu kaufen, es koste ja blos achtzehn Pence (15 Sgr.). John hatte freilich blos 6 Pence in seinem Vermögen. Aber er mußte das Buch haben, es ließ ihm keine Ruhe. Der Vater hatte keinen Schilling übrig, aber die gute Mutter brachte mit vieler Mühe wenigstens sieben Pence zusammen, und die fehlenden fünf wurden von verschiedenen Stammgästen der „blauen Glocke“ als große Anleihe erhoben. Eifrig läuft er den nächsten Sonntag zur nächsten Stadt, Stamford — in aller Frühe vor Tages-Anbruch und wartet drei Stunden vor dem Buchladen, aber vergebens. Endlich erfährt er erst, daß Sonntags überhaupt gar nicht ge-

*) London and Cambridge: Macmillan.

öffnet wird. Um sich an einem Wochentage frei zu machen, muß er eine neue Anleihe von zwei Pence erheben, einen für seinen Stellvertreter zum Pferdehüten und einen andern als Bestechung zum Mundhalten. Auch am Wochentage kommt er anderthalb Stunden zu früh und wartet mit fieberischen Pulsschlägen. Endlich wird der Laden geöffnet. Ein blasser, dünner Junge mit wilden feurigen Augen stürzt auf den Buchhändler zu, legt 18 Pence hin und verlangt Thomson's „Seasons“. Ein auffallender, früher Kunde. Der Bücher-Verkäufer examinirt ihn und läßt ihm das Buch gerührt und deutsch mit 33⅓ Procent Rabatt für einen Schilling.

Er eilt heimwärts mit seinem Dichterschatze und verschlingt einzelne Zeilen unterwegs. Endlich kann er's nicht länger aushalten, springt über eine Park-Mauer, einen Baum hinauf und liest hier Thomson's Jahreszeiten zweimal hinter einander durch. So glücklich war er nie wieder in seinem Leben. Er wußte nicht, wie er die Wonne ausströmen sollte, bis er ein Stück zerknittertes Papier und seinen Bleistift in der Tasche fand. Damit schrieb er sein erstes Gedicht: „The Morning Walk“, das später gedruckt erschien.

Aus der Dorfschenke trat Clare bald darauf in einen besseren Beruf ein; er wurde Gärtner. Aber sein Lehrherr war ein Trunkenbold und er selbst gewöhnte sich zum ersten Mal etwas Lockerheit an. Diese war ihm nach einem Jahre so zuwider, daß er nach Hause zurückkehrte, um wieder Feldarbeiter, Farm-Tagelöhner zu werden. Am Tage arbeitete er, um Abends immer zu dichten. Aber er hatte kein Geld übrig, sich Papier zu kaufen. So stibizte und bettelte er alle möglichen Stückchen Makulatur und Packpapier zusammen, beschrieb sie Abends mit Gedichten und versteckte sie in einem alten Schranke neben seinem Bette. Die Leute lachten über seine persönliche, wie seine geschriebene Poesie, wenn sie etwas davon hörten. Und als seine Mutter die geschriebene Poesie entdeckte, verbrannte sie den ganzen Vorrath. Die Poesie paßte nicht dahin, störte nur die Arbeit, wie dies andere praktische Menschen überall denken und sagen. John suchte seine Eltern für seine Poesie zu gewinnen und trug ihnen ein eben frisch entstandenes Gedicht vor, aber sie lachten den dummen Jungen damit aus. Er dachte, es sei blos, weil der Prophet nichts im Vaterlande, der Dichter nichts im eigenen Hause gelte und verfiel auf eine List. Er lernte seine Gedichte auswendig und that nur, als wenn er sie aus einem gedruckten Buche vorläse. Da erstaunten die Aeltern über die schöne Poesie, und der Alte sagte: Ah, John, wenn du so was Hübsches machen könntest, das wäre was! Diese Anerkennung, obgleich erschlichen, ermuthigte ihn. Er fuhr fort, die Erzeugnisse seiner Muße als die anderer, gedruckter Dichter vorzutragen. Die Aeltern mußten kritisiren. Was ihnen besonders gefiel, strich er als eine gelungene Stelle an; was ihnen dunkel oder lächerlich, weil zu pathetisch vorkam, korrigirte und klärte er.

Diese glücklichen Stellen und Treffer (allerdings vor einem sehr naiven kritischen Richterstuhle), welche später gedruckt auch populär wurden, sammelte er in einem Versteck zwischen Wand und Bett. Ein etwas entfernt wohnender Gelehrter und Kenner ward endlich auch eingeweiht; aber derselbe vermißte Grammatik und Orthographie. Um sich diese zu erwerben, kaufte er Bücher und studirte tüchtig. Dabei ward er aber Soldat und sogar eine Zeitlang Mitglied einer benachbarten Zigeunerbande, weil er dahinter Poesie vermuthete. Auch verliebte er sich in Patty Turner, seine spätere Frau, und dichtete fleißiger, als je. Mit seinen Ersparnissen kaufte er sich ein Buch voll weißen Papiers, schrieb seine besten Gedichte hinein und sah sich nach einem Verleger für die „Original Trifles by John Clare“ um. Als Probe daraus erschien sogar das „Sonnet to the setting Sun“ in einer Zeitschrift gedruckt. Mitten in den unsäglichen Freuden über diesen ersten Druck war er aber so arm, daß er sich an die Armenkasse wenden mußte, um nicht zu verhungern.

Aber seine „untergehende Sonne“ wurde doch zum Sonnenaufgang seines Ruhms. Einem Verleger in Stamford hatte das Sonnet so gefallen, daß er zu ihm in die niedere Hütte kam und fragte, ob er noch mehr solcher Sachen habe? Er werde es dann mit einem Bändchen versuchen. Der Verleger, verwandt mit einer Londoner Firma, schickte das erhaltene Manuskript an diese, welche den ersten Band von Clare's Gedichten mit Glanz veröffentlichte und den neuen Naturdichter aus der Hütte zum Löwen des Tages machte.

Ganz London sprach und schrieb Ruhm und Lobgesang über den glänzenden Stern, strahlend in der Milchstraße englischer Dichter aus niedrigstem Aufgang, den göttlichen „Northamptonshire Peasant“, wie er auf der Titelseite hieß. John Clare lebte inzwischen weiter in Niedrigkeit und Armuth, ehe er etwas von diesem Ruhme erfuhr, so daß er beinahe den Athem verlor, als ihn endlich eines Tages ein Geistlicher aufsuchte und mittheilte, er sei berühmt, Löwe des Tages im literarischen London. Nun kamen auch große Aristokraten, General Richardson, Viscount Milton u. s. w., die ihn ins eigene Haus luden, um sich das Wunderthier anzusehen und an der Dienstbotentafel für ihn mit decken zu lassen.

Der Marquis von Exeter nahm sich seiner etwas besser an und vermachte ihm eine jährliche Pension von funfzehn Guineen (105 Thaler) auf Lebenszeit. Dies erschien dem armen Poeten so viel, daß er darauf seine Patty heiratete.

Seine „Poems of Rural Life“ verschafften ihm auch eine Einladung nach London, wo er nicht mehr mit Dienstboten gefüttert ward, sondern an den Tafeln berühmter Dichter und Lichter speiste, bei Taylor, Lord Radstock, Coleridge, Hazlitt, Charles Lamb, selbst bei dem großen Verleger Murray in Albemarle-Street. Es war eine grausame Abgötterei, den armen Feld-Tagelöhner so hoch zu erheben, um ihn hernach, als er aus der Mode kam, desto tiefer sinken und im Elend umkommen zu lassen.

Auch in seine Hütte strömten eine Zeitlang ganze Heerden von Wunderthiersüchtigen, selbst einmal eine ganze Junge-Frauen-Schule, starrten den vom Wechselfieber Zerrütteten an und gingen ihrer Wege. Vater und Mutter lagen vom Rheumatismus geschlagen. Sie und Frau mit sechs Kindern sahen in ihm den einzigen Ernährer. Die Noth erreichte endlich einen solchen Grad, daß öffentlich zu milden Gaben für ihn aufgefordert ward. Es kamen 420 Pfund zusammen, die für ihn auf Zinsen angelegt wurden. Diese mit dem Jahresgehalt von 15 Guineen sicherten ihm 45 Pfund jährlich. Aber er war gänzlich arbeitsunfähig geworden. Er sollte davon kranke Aeltern, Frau und sechs Kinder ernähren. Sie aßen Brod und Kartoffeln und wurden immer elender. Im Jahre 1825 ließ ihm zwar der Marquis von Exeter ein hübsches Häuschen bauen, er erhöhte aber die 15 Guineen jährlich nicht, so daß sie in dem „Cottage“ auch nichts zu essen hatten.

Ein Versuch, 200 Pfund zum Ankauf einer Farm für ihn zusammenzubringen, schlug fehl. Der Marquis von Northampton rief England öffentlich auf, etwas Ordentliches für den Dichter zu thun, begleitete aber den Aufruf mit keinem einzigen Schilling. Er versprach nur, 10 Exemplare von den gesammel-

ten Werken Clare's zu nehmen, wenn eine solche Ausgabe zu Stande käme. Aber aus der vorgeschlagenen Sammlung wurde nichts. Clare's Dichtungen von Feldern und Blumen mit dem frischen Thau darauf waren nicht mehr Mode. Seine letzte poetische Anstrengung: „The Shepherds Calendar" wurde kaum beachtet.

Der Dichter suchte sich und den Seinen durch furchtbare Arbeit zu helfen. Während der Aerntezeit arbeitete er 15—16 Stunden täglich, oft bis an die Kniee im Morast auf den undrainirten Feldern keuchend. Dies zerstörte die letzten Reste seiner Gesundheit. Er lag über einen Monat lang hülflos im Bette, wo ihn die Riesin Armuth, immer noch wachsend, nie verließ. Und so sollte er 10 Personen kleiden und nähren. Als er die Kinder zu laut um Brod schreien hörte, trieb ihn die Verzweiflung auf die Beine und hinaus wieder zur Feldarbeit. Aber seine Mitarbeiter mußten ihn nach Hause tragen ins Bett, wo er wieder lange im Fieber lag, aber bewußtlos. In lichten Momenten sah er seine Mary, die lange begraben lag, und schrieb ihr Sonnette. Er wußte jetzt, daß es auch bald mit seinem Geiste vorbei sei. Er schrieb herzzerreißend an seinen Verleger in London. Keine Antwort. Dieser hatte ein gutes Geschäft mit ihm gemacht und Honorar war ja nicht ausgemacht worden. Dann noch ein jammervollerer Schrei und Alles ward und blieb still.

Einige Freunde brachten den unzweifelhaft Wahnsinnigen in ein Irrenhaus bei London. Von da entwich er nach einiger Zeit, um seine Mary zu sehen. Aber sie nahmen ihn wieder weg aus seiner Heimat, wo er sich sofort besser fühlte, und logirten ihn im Irrenhause von Northampton ein. Ein Großer dieser Grafschaft, Lord Fitzwilliam, bewilligte ihm 11 Schillinge wöchentlich, genug, meinte er, für die Armen-Abtheilung. Aber die Irrenhaus-Behörden dachten und handelten nobler und gaben ihm die beste Stelle unter den zahlenden Privat-Patienten und behandelten ihn gütig zweiundzwanzig Jahre lang. Während der ganzen Zeit besuchte ihn von den Seinigen und ehemaligen Freunden Niemand, blos sein jüngster Sohn ein einziges Mal. Er ertrug dies ruhig, aber mit stillem Kummer, der endlich einmal in folgendem Sonnet tragisch erschütternd ausströmte:

„I am! yet what I am who cares, or knows?
My friends forsake me like a memory lost,
I am the self-consumer of my woes;
They rise and vanish, an oblivious host,
Shadows of life, whose very soul is lost.
And yet I am — I live — though I am tossed
Into the nothingness of scorn and noise,
Into the living sea of waking dream,
Where there is neither sense of life, nor joys,
But the huge shipwreck of my own esteem
And all that's dear. Even those I loved the best
Are strange — nay they are stranger than the rest.

I long for scenes where man has never trod,
For scenes where woman never smiled or wept;
There to abide with my Creator, God,
And sleep as I in childhood sweetly slept
Full of high thoughts, unborn. So let me lie,
The grass below, above the vaulted sky."

Am Charfreitage 1864 brachten sie ihn zum letzten Male hinaus in goldenen Frühlingssonnenschein. Am 20. Mai schloß er seine Augen für immer mit den Worten: I want to go home. So war er endlich heimgegangen. Aber er wollte auch körperlich auf dem Kirchhofe seines Geburtsorts ruhen. Einige Freunde thaten jetzt wieder etwas für ihn und gaben das Geld, um die irdischen Ueberreste auf dem Friedhofe zu Helpston unterzubringen

„Da nun liegt er unter dem Schatten eines wilden Feigenbaums" (so schließt der Biograph), mit Nichts über sich, als dem grünen Grase und dem ewigen Gewölbe des Himmels, Alles, was die Erde von John Clare aufzubewahren hat, einem der holdesten Sänger der Natur, der je geboren ward innerhalb des lieben alten England, des lieben alten England, das so stolz ist auf seine Milchstraße edler Dichter und so verwüsterisch mit deren Leben."

H. Beta.

Ungarn.

Graf Stephan Széchenyi als politischer Schriftsteller.

Nach Franz Toldy.

Unserem Versprechen gemäß (Nr. 36 des „Magazin") erlauben wir uns, im Nachfolgenden den Lesern dieses Blattes eine Probe aus der besprochenen ungarischen Zeitschrift „Uj Korszak" mitzutheilen und hoffen damit nicht allein den Intentionen dieses Blattes einen Dienst zu erweisen, sondern zugleich unser dort abgegebenes günstiges Urtheil zu rechtfertigen.

Die politische Literatur Ungarns ist noch ziemlich jung; sie hat kaum drei Decennien überschritten, da bis zum Jahre 1830 das Feld der Politik literarisch völlig brach lag. Mit Ausnahme einiger zerstreuten Artikel in Zeitschriften und einer schlechten Uebersetzung des „Geistes der Gesetze" von Montesquieu und einer besseren des Werkes von Tocqueville über „die Demokratie Nordamerikas" hatte dieser Zweig der Literatur auf ungarischem Boden noch keine Früchte getragen. Da erschien eine begeisterte Schaar patriotischer Männer, welche das große Werk der nationalen Umbildung auch durch literarische Unternehmungen zu fördern strebte und mächtig, ja entscheidend auf ihre Zeit einwirkte. Aber ihre Schöpfungen haben nicht allein in Folge dieses Einflusses auf das Schicksal der Nation historische Wichtigkeit, sondern ihre Werke besitzen auch durch den Schatz an konkreten Wahrheiten und begeisternden Empfindungen, durch ihren Reichthum an wissenschaftlichen und moralischen Lehren dauernden Werth.

Der Schöpfer dieser Literatur war Graf Stephan Széchenyi. Das erste Werk auf diesem Gebiete, welches die umgestaltenden Bewegungen einleitete, war sein „Hitel", d. i. der Kredit (1830). Indem er den Ursachen der geistigen Stagnation seines Volkes nachforschte, fand er diese in den feudalistischen Institutionen und den dadurch eingewurzelten Vorurtheilen, in der unfruchtbaren und schädlichen Politik der Nation und in deren immer Anderen zur Last gelegten Thatlosigkeit. Er leugnet, daß die Schuld des Zurückbleibens allein bei der Regierung liege und ermuntert zur allseitigen Benützung der eigenen Kraft; er läugnet, daß Ungarn „gewesen", sondern verkündet laut, daß es erst „sein wird". Er hält der Nation den Spiegel vor, worin sie ihren krankhaften Zustand deutlich erkennen konnte; er bezeichnet aber auch die Heilmittel und weist auf die Zukunft, welche Ungarn sicher besitzen wird, sobald es nur in rechter Weise thätig sein will. Und all diese Wahrheiten offenbarte er mit der Originalität und Tiefe seines Ge-

nies, mit der Sicherheit des nüchtern berechnenden Verstandes, mit der Entschlossenheit und festen Ueberzeugung eines Reformators und der Zauberkraft einer reichen und warmen Dichterbrust. Während die altpatriotische Opposition über diese Rüttelung an der eifersüchtig bewachten Konstitution der Väter erschrak und in der Literatur wie im Leben in laute Klagen ausbrach, erkannte die junge Generation den Erlöser. Alle Männer — von dem altoppositionellen Wesselényi und dem konservativen Aurel Dessewffy bis zu dem centralistischen Szalay und dem radikalen Ludwig Kossuth — sie alle, welche später auf dieser Laufbahn glänzten, nahmen Belehrung und Begeisterung, die meisten auch ihre politische Richtung von dem geistesgewaltigen Reformator. „Hitel" war nicht blos ein geniales Buch, sondern für Ungarn eine öffentliche That, ja hier *eines der größten Ereignisse des Jahrhunderts*. Schon nach einem Jahre folgte „Világ", d. i. Licht (1831) gegen die Parteigänger des alten Systems, namentlich gegen die Widerlegung des verdienstvollen Grafen Josef Dessewffy („A Hitel taglalatja", d. i. Analyse des „Hitel") gerichtet. In diesem Werke entwickelt Széchenyi weitläufiger die Prinzipien des „Hitel" und erörtert außerdem seine Ansichten über das Wesen der Assoziation, über die Nothwendigkeit einer geistigen und materiellen Centralisation in der Hauptstadt des Landes, über die allgemein gültigen Ansprüche der Nationalsprache u. A. Mit noch größerer Kühnheit, größerem Feuer, siegreicherer Dialektik und zugleich mit der Leidenschaftlichkeit des Zornes und Spottes schlägt er seine Gegner zu Boden; man mußte ihn, wenn auch mit schmerzlichen Empfindungen, als vollen Sieger anerkennen. Die Gegner einer gründlichen Reform waren vernichtet, die alte Zeit begraben, *die Umgestaltungspolitik hatte triumphirt*. Jetzt folgte noch das „Stadium" (1831, erschienen 1833), ein methodisches Handbuch für jene Reformen, welche Széchenyi auf dem nächsten Landtage durchzukämpfen wünschte. Er führte dieselben auf zwölf Gesetze zurück und ruhte nicht, bis die Nation sie zu ihrem Eigenthum gemacht und endlich verwirklicht hatte.

Nachdem Széchenyi in diesen drei Werken die Darstellung seiner allgemeinen politischen Reformideen beendigt, entfaltete er fürder theils in selbständigen Werken über einzelne Reformfragen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft und der National-Interessen, theils in Flugschriften und zahlreichen Journal-Artikeln bis zum Jahre 1848 eine bewunderungswürdige literarische Thätigkeit, welche seit dem Jahre 1841 oft polemisch wurde, da er an dem destruktiven Auftreten Kossuth's im „Pesti Hirlap" nicht so sehr dessen Grundtendenzen als die Manier seiner Agitation tadelte. Gerade diese polemischen Schriften („Kelet népe", d. i. Volk des Ostens, 1841; „Akademiai beszéd", d. i. Akademische Rede, 1842; „Politikai programm", d. i. Politisches Programm, 1847) besitzen jedoch, obgleich sie erfolglos blieben, durch ihre Klarheit, mit der sie uns einen Einblick gestatten in die große und tiefe Seele des Mannes, bedeutenden psychologischen und biographischen Werth. Unter seinen übrigen Schriften ragt hervor das Werk: „A magyar kozlekedési ügy rendezéséröl", d. i. Ueber die Reform des ungrischen Verkehrwesens (1848). Man bewundert daran die glückliche Identificirung der volkswirthschaftlichen und nationalen Interessen und hält dasselbe auch zufolge der daselbst niedergelegten großen technischen Fachkenntnisse für ein klassisches Muster politischer Weisheit und wissenschaftlicher Gründlichkeit.

Wenn wir auf die reiche und fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit Széchenyi's zurückblicken, so fällt uns vor Allem der ungeheure, ja maßgebende Einfluß auf, den er im Allgemeinen auf die Literatur ausübte. Er war nicht allein der Schöpfer der politischen Literatur Ungarns, sondern erhob zugleich auch die ungrische Literatur überhaupt zu einer solchen Stufe praktischer Wichtigkeit, wie sie solche zuvor im öffentlichen Leben Ungarns nie besessen hatte; er begründete deren allgemeines Ansehen in allen Schichten der Gesellschaft und stiftete jenen Kultus, den die ungrische Nation seitdem ihrer Literatur zu weihen begann. Dieser Erfolg stand jedoch in gleichem Verhältniß zu dem inneren Werthe von Széchenyi's Werken. Obgleich in der ersten Periode seines Wirkens (1830—40), in welcher er die ziel- und thatenlos opponirende Nation mit der unwiderstehlichen Kraft seines Geistes zur selbstbewußten, thatkräftigen und regenerirenden Politik hinriß, seine Werke durch die Neuheit und Wahrheit der Prinzipien, durch die Kraft und Gewandtheit der Dialektik und die Schärfe der Ironie nicht nur siegten und erschütterten, sondern auch belehrten und bildeten: so sind doch die seit „Kelet népe" bis zur Revolution erschienenen Schriften die edelsten Erzeugnisse ungrischer Staats- und Lebensweisheit, — mögen wir nun den Reichthum an theoretischen und praktischen Wahrheiten, oder — besonders in der Polemik — den warmen, oder feurigen, bald rührenden, bald hinreißenden Vortrag betrachten, welcher mit Hilfe der wirksamsten Mittel einer reichen Phantasie oft zu wahrhaft dichterischer Höhe sich erhebt. Aber das Hauptgewicht und der nimmer zu schmälernde Werth dieser Schriften liegt darin, daß sie der getreue Abdruck von Széchenyi's Persönlichkeit sind, von jener entwickelnden, erziehenden, erhebenden, großen Persönlichkeit, die ihres Zeitalters schönstes und edelstes Erbe ist; daß in ihnen das Herz des „größten Ungars" pulsirt, von dem seine Nation bis auf die spätesten Zeiten empfinden, denken, wollen und handeln lernen wird, sobald sie ihn nur vollständig erkannt und begriffen hat.

Bei solch großartiger Erscheinung kommen die stilistischen Mängel Széchenyi's kaum in Betracht. Stilistik und Aesthetik tadeln den absonderlichen Geschmack, den Széchenyi mit Hartnäckigkeit festhielt; dann seine verwirrte Satzkonstruktion, den oft abschweifenden, durch zahlreiche Einschiebsel ermüdend breiten Vortrag, der aber nur Folge des unvergleichlichen Gedankenreichthums war. Wenn aber auch diese Mängel die Auffassung und den Genuß erschweren, so vermögen sie doch nimmer dem Inhalte dieser Werke den hohen Werth zu schmälern, um so weniger als dieselben nicht selten auch durch Schönheiten des Vortrages glänzen.

J. H. Schwicker.

Kleine literarische Revue.

— **Die Stürmung der Bastille und Prinzessin Elisabeth.** Trotz trefflicher Werke der Geschichtsforschung sind einzelne Partieen der französischen Revolution von 1789 noch immer nicht ganz erhellt, so daß zur richtigen Vertheilung von Licht und Schatten jeder Beitrag willkommen geheißen werden muß, der im Stande ist, einzelne Daten und Personen, deren Bild noch, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte schwankt, in scharfen Umrissen der Nachwelt fest und sicher vor Augen zu stellen. In dieser Art liefert Herr *Paul von Bojanowski* (früher in Paris, jetzt in Weimar), nach einer handschriftlichen Mittheilung, in seiner Broschüre „*Die Erstürmung der Ba-*

stille vom 14. Juli 1789"*) sehr lesenswerthes Material zur genaueren Kenntniß der Vorgänge an jenem Tage, der dem französischen Zwing-Uri ein Ende mit Schrecken bereitete. Es sind die Aufzeichnungen eines Augenzeugen, die dem großherzoglich oldenburgischen Archive entnommen, den ungedruckten Memoiren eines gewissen Pitra angehören, welche dem damaligen Herzoge „gleichsam als Delikatesse" aufgetischt wurden. Dieser Herr Pitra, eine Art Bezirksvorsteher mit magistratualischer Qualität, berichtet nun über die Vorgänge jenes Tages theils als Augenzeuge (namentlich was die Scenen auf dem Stadthause anbetrifft), theils nach mündlichen Mittheilungen von Männern, die selbst einen hervorragenden persönlichen Antheil an jenem denkwürdigen Kampfe gehabt. Namentlich der Antheil, den Hulin, ein geborner Schweizer und nachmaliger Kommandant von Berlin (1812—13) am Sturme selbst gehabt, erfährt eine eingehende Beleuchtung in diesem Büchlein, das einen besonderen Werth durch die Lebhaftigkeit erhält, welche der antheilvolle Verfasser, im Drange des Augenblicks schreibend, ihm zu ertheilen gewußt.

In ganz anderer Weise beschäftigt sich der Verfasser der „Makrina" mit „**Elisabeth von Frankreich**",**) in deren Lebensgeschichte er das „Bild einer Heldin in christlichem Entsagen und Dulden" entwickelt. Es ist schade, daß darin so viel vom „Gefäße der Gnade" und überhaupt in einer Sprache geredet wird, die in unserer Zeit ein nur sehr kleines Publikum noch hat. Und dennoch hat dieses Büchlein auch seine guten Seiten; ja, die Schilderung der rührend-unglücklichen Schwester Ludwig's XVI. in ihrer unschuldigen Einfachheit ist mit jener Wärme geschrieben, welche, trotz aller pietistischen Breite und Weitschweifigkeit, die ihr einmal anhangen, doch den Weg zum Herzen findet. Freilich gehört ein gut Theil Unbefangenheit dazu, alle diese spezifisch gläubigen Elaborate mit in den Kauf zu nehmen; wem es aber gelingt, sich durch diesen Wust durchzuarbeiten, der wird von jenem Frauenbilde nicht ohne Wehmuth und herzliches Interesse scheiden.

*) Weimar, H. Böhlau, 1865.

**) Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1865.

— **Ein Namenbüchlein.** Von jeher hat der Deutsche, wenn auch nicht allemal etymologische Studien, so doch wenigstens etymologische Erklärungsversuche geliebt. Daß die letzteren, wenn sie nicht mit den ersteren verbunden waren, oft zu recht drolligen Ergebnissen führten, dafür giebt es allbekannter Beispiele genug. Mit besonderer Vorliebe aber hat man stets der Erklärung der Eigennamen obgelegen. Es ist bekannt, daß auch Luther diese Vorliebe theilte und in Folge dessen ein schon früher erschienenes Namenbuch von Neuem herausgab, mit Zusätzen vermehrte und neue Erklärungen versuchte. Man wird es dem gelehrten Luther nicht zu hoch anrechnen wollen, daß er etwelche deutsche Namen mit Hilfe griechischer und lateinischer, ja selbst hebräischer Wörter erklärte; datiren doch ähnliche Erklärungen auch noch aus einer der unsrigen viel näher gelegenen Zeit. Seit Pott und Förstemann freilich ist eine bessere Methode der Erklärung zur Geltung gekommen: die von den Meistern der deutschen Grammatik gefundenen Sprachgesetze und alte vergilbte Urkunden sind um Rath gefragt worden und solchen nicht schuldig geblieben. Wenn nun ein Kenner der Sprache, wie Vilmar, sich daran macht, die Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen in einer gefälligen, allgemein verständlichen Form dem Publikum zu bieten, so wird man sich in desfalls gehegten günstigen Erwartungen gewiß nicht getäuscht finden. Das unten angeführte, jenen Zweck verfolgende Büchlein*) ist ganz dazu angethan, das Verständniß der deutschen Familiennamen den weitesten Kreisen zu vermitteln. Es bespricht in gefälligster Form und nach einer allgemeinen Einleitung, die Familiennamen, wie sie entstanden sind aus den jetzt sogenannten Vornamen, und zwar ebenso aus echt deutschen, wie aus fremdländischen. Sodann folgen die Namen, welche der Herkunft oder Wohnstätte ihre Entstehung verdanken, dann die den Beschäftigungen, Gewerben und Ständen entlehnten — beiläufig gesagt: die größte Anzahl —, dann die von Eigenschaften, von Werkzeugen und Geräthen, Thieren, Pflanzen, Speisen, Gliedern des menschlichen Leibes, Kleidungsstücken und Naturerscheinungen entnommenen. Den Schluß machen die merkwürdigen, einen ganzen Befehlssatz enthaltenden Familiennamen, z. B. Bleibtreu, Gripenkerl (greif den Kerl), Habedank, Jagenteufel (Hofprediger zu Weimar, 1580), Springinsklee, Zickendraht (ziehe den Draht, anfänglich Spitzname für Schuhmacher) u. s. w. Der auf dem Titel gemachte Zusatz: „vermehrte und verbesserte Auflage", ist vollkommen begründet. Zu den Verbesserungen rechnen wir vorzugsweise die Weglassung einiger unglücklich angebrachten politischen Anspielungen in den früheren Auflagen. Daß trotz der Vermehrung absolute Vollständigkeit weder angestrebt noch möglich war, darf dem nicht gesagt werden, der den ungeheuern Reichthum des deutschen Volkes an Familiennamen einigermaßen kennt. Besonders günstiges Zeugniß legt dieser Reichthum auch für den Reichthum unseres Volkes an Witz und Humor ab. Wenn daher eine nähere Bekanntschaft mit den deutschen Familiennamen, die ja gewissermaßen ein in unsere Zeit hereinragendes Kulturbild jener Jahrhunderte sind, in denen sie vorzugsweise entstanden und in deren Gewerbs-, häusliches und sittliches Leben sie tiefe Blicke eröffnen, auch aus keinem anderen Grunde wünschenswerth wäre, so müßte sie es aus dem sein, daß der Deutsche an ihnen den Schatz kennen lernte, den er sich merkwürdiger Weise selbst am öftersten abgesprochen hat, den Schatz nämlich an gesundem, volksthümlichem Humor. So sei denn dieses Kulturbild im Kleinen allen Lesern herzlich empfohlen.

A. N—r.

Literarischer Sprechsaal.

Im vorigen Jahre ist in London eine deutsche Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gegründet worden, die am 11. Juni d. J. ihr erstes Jahresfest beging, bei welchem der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Gottfried Kinkel, den Jahresbericht abstattete, der uns gedruckt vorliegt. Die Gesellschaft besteht jetzt aus vierundzwanzig Mitgliedern, „von denen Jeder eine selbständige geistige Potenz ist", und gleichwohl hat, was bei einer Vereinigung von Deutschen aller Gauen und aller Glaubensbekenntnisse des vielgespaltenen Vaterlandes gewiß rühmend anzuerkennen, bisher noch kein Streit über die Statuten und die Angelegenheiten des Vereins stattgefunden; ja nicht einmal über gelehrte Fragen ist bisher — was der

*) Dr. A. F. C. Vilmar, Deutsches Namenbüchlein. Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Vierte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker, 1865.

Bericht ausdrücklich hervorhebt — eine „deutsche Universitäts-Grobheit" vorgekommen. Kaufleute und Künstler sind in der Gesellschaft nur sehr schwach vertreten. Dieselbe zählt unter ihren Mitgliedern 10 Professoren an öffentlichen Instituten und Privatlehrer, 4 Journalisten und Schriftsteller, 3 Aerzte, 2 Buchhändler, einen Privatgelehrten, einen Beamten am British Museum, einen Kaufmann und einen Künstler, keinen Poeten ex officio und keinen Musiker. Politische und theologische Fragen, sofern sie schwebende Kontroversen berühren, sind von den Vorträgen ausgeschlossen. Im abgelaufenen Jahre hörte die Gesellschaft zwei Vorträge über Literatur-Geschichte (Kinkel, Snorre Sturlason's „Heimskringla", Heimann, Andreas Gryphius); vier über Sprachwissenschaft (Goldstücker, der berühmte Sanskrit-Kenner, „Popular-Etymologie in ihrem Einflusse auf Mythenbildung", zwei Vorträge; Heimann, die Sprache des Gryphius, Schmitz, die letzte Lieferung von Grimm's Wörterbuch); einen Vortrag über Kunstgeschichte (Deutsch, die Farnesischen Statuen des British Museum); zwei Vorträge über politische Geschichte (Schönemann, die „Huskarle", eine Miliz nordischer Könige; Buchheim, konstitutionelle Geschichte der englischen Presse); fünf über Naturwissenschaft, Ethnologie und Geographie (Kinkel, Hebung und Senkung des Landes an der Küste von Sussex und Kent; Hofmann, Spectral-Analyse; Seemann, Viti-Inseln; Uebereinstimmung altbritischer Hieroglyphen mit centralamerikanischen; Reichenbach, Gestaltung der Kontinente) und einen Vortrag über Technologie (Schlesinger, unterseeische Telegraphie). — „Wir sind kein Doktoren-Verein", sagt der Berichterstatter, „wir bilden uns nicht ein, daß nur akademische Bildung über die Aufnahme in unseren Verein entscheide. Selbständiges Schaffen auf irgend einem Geistesgebiet — das ist unser einziger Anspruch an die Eintretenden. In diesem Sinne wünschen wir die Ausbreitung unseres Vereins; er soll uns die Allseitigkeit deutscher Weltanschauung abspiegeln. In diesem Sinne haben wir bisher unseren Kreis vergrößert, und selbst um dies äußerlich auszudrücken, haben wir — unter Deutschen gewiß zuerst — den Anfang gemacht, in offizieller Mittheilung uns akademischer Titel zu enthalten und somit auch im Reiche der Wissenschaft die Zunft niederzubrechen."

Zur Charakteristik der moskowitischen Blätter, über deren Verfolgungen des Deutschthums in den russischen Ostsee-Provinzen wir in der vorigen Nummer des „Magazin" berichtet haben, wollen wir auch einen Blick auf die Hetzereien werfen, die eines dieser Blätter in Bezug auf die Ausbreitung deutscher Sitte und Kultur in Polen und Litthauen sich zum Geschäfte macht. Die Moskowskija Wiedomosti (Moskauer Nachrichten), die, nach Unterdrückung des Aufstandes im Königreich Polen, gehofft hatten, daß die Regierung nunmehr mit Energie und Konsequenz an die Russifizirung dieses Landes gehen werde, machen mit Schrecken die Wahrnehmung, daß dort nicht das Russenthum, sondern das Deutschthum mehr und mehr Eingang finde. Es sei unverantwortlich, sagt das Moskowiter-Blatt, daß die jetzige Regierung in Polen, die doch eine russische sei, den massenhaften Verkauf polnischer Landgüter an Deutsche (die leider mehr Geld und mehr Kultivirungs-Talent als die Russen besitzen) zulasse. Ja, nicht bloß das — auch die Gründung von höheren und niederen deutschen Schulen werde jetzt mehr noch als früher im Königreich gestattet, wo durch diese Pflanzstätten deutscher Sprache und Bildung der Germanismus in schreckenerregender Weise gefördert werde. Es geht sogar das Gerücht, fügen die Moskowskija Wiedomosti hinzu, daß — horribile dictu — in dem zu Lodz, dem Mittelpunkte deutscher Industrie in Polen, zu gründenden polytechnischen Institut die deutsche Sprache Unterrichtssprache werden soll, doch will das auf seine asiatische Kultur eifersüchtige Blatt diesem Gerüchte keinen Glauben schenken, indem dadurch (daß den Söhnen deutscher Fabrikherren und Kaufleute Unterricht in ihrer Muttersprache ertheilt wird) die Beleidigung der russischen Ehre doch zu weit getrieben würde. „Reorganisiren wir Polen — fährt das Blatt fort — doch nicht für die Preußen, die schon lange ihre Zähne darauf wetzen, indem sie auf das Eintreten von Ereignissen rechnen, welche Rußland zwingen, einen politischen Selbstmord zu begehen und ihnen Polen zu überlassen, das sie als Vorposten gegen die slavische Welt benutzen würden. Unlängst reisten Deutsche aus Lodz nach Dresden zum Sängerfest, wo sich viele Deutsche aus Rußland versammelt hatten und wo die Pläne einer deutschen Organisation in Rußland besprochen wurden. (Wahrscheinlich ist von der Organisirung deutscher Liedertafeln und Singakademieen die Rede gewesen, doch auch diese Bildungsmittel sind augenscheinlich ein Verrath am Moskowiterthum.) Schon die bloße Statistik giebt beredtes Zeugniß, wie stark die Deutschen nach Polen drängen, wo sie mächtiger sind als die Russen."

Auch in Bezug auf Litthauen gelangen die Moskowskija Wiedomosti zu der sie nicht wenig beunruhigenden Ueberzeugung, daß die dort durch General Murawieff glücklich bewirkte Unterdrückung des polnischen Aufstandes nur dem immer weiter nach Osten vordringenden Germanismus die Wege gebahnt habe. Das Blatt ist ganz unglücklich darüber, daß zu den in Litthauen so zahlreich konfiszirten Landgütern, ungeachtet der den russischen Käufern (die leider, wie das ganze russische Reich, an Geldmangel leiden) in Aussicht gestellten Staats-Unterstützung, solche Käufer sich gar nicht gemeldet haben und die Regierung daher genöthigt sei, die Güter an Deutsche zu veräußern, die sich immer zahlreicher mit baarem Gelde einfinden. Ein Korrespondent in Wilna schreibt jenem trostlosen Blatte: „In Litthauen hört man auf den Post- und Eisenbahn-Stationen keine andere Sprache als die deutsche, oder hin und wieder ein gebrochenes Deutsch-Russisch. Ebenso sind die Telegraphen-Stationen größtentheils mit Deutschen besetzt, die weder die russische Sprache noch die russische Schrift kennen. Früher, d. h. vor dem Aufstande und während desselben, herrschte auf den Stationen und überall die polnische Sprache; jetzt ist sie durch die deutsche verdrängt, die in dem Lande, das dem Russenthum erobert werden sollte, sich immer mehr verbreitet und immer tiefere Wurzeln schlägt. Die polnische Sprache hatte hier wenigstens eine historische Berechtigung, und man konnte sich mit den Polnisch-Redenden zur Noth verständigen; jetzt ist es anders, und daß die Russen hier genöthigt sind, Deutsch zu sprechen, gereicht ihnen wahrlich zu nicht geringer Beschämung."

Berichtigung. Nachträglich bemerken wir, daß in Nr. 35, S. 489, in dem Artikel „Lessing und das erste deutsche Nationaltheater" die Namen Löbell und Koberstein durch ein Versehen in umgekehrter Ordnung gedruckt sind, indem bekanntlich Letzterer aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors Löbell einen dritten Band seiner Geschichte der Poesie mit einer Abhandlung über Lessing herausgegeben hat.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 14. Oktober 1865. [№ 42.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zur Geschichte des Weimarischen Theaters unter Göthe's Leitung. 575.

Frankreich. Die kooperativen Genossenschaften in Frankreich. I. Die Konsum- und Vorschuß-Vereine. 576. — Michelet's Bibel der Menschheit. II. Die Semiten und ihre Geistesverwandten. 580.

Nord-Amerika. Geschichte der Vereinigten Staaten Amerika's, von Karl Friedrich Neumann. 582.

England. Ein neuer Roman von Miß Yonge. 584.

Belgien. Vlamische Dichtungen. 585.

Kleine literarische Revue. Weimarische Theaterbilder. 586. — Friedrich Bodenstedt's gesammelte Schriften. 587. — König Lear, von Bodenstedt übersetzt. 587. — Katholische Roman-Literatur. 587. — „Die Erwerbung Pommerns durch die Hohenzollern." 587.

Literarischer Sprechsaal. Internationale Vereinbarungen über die Behandlung verwundeter Gefangenen. 588. — Gustav Rasch's Algerien. 588. — Rogeard's „Pauvre France." 588. — Gelehrtes Berlin. 588.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von (658)

D. Harrwitz.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.
Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von **Herman Grimm.**

Zwölf Monatshefte (im Ganzen 15 bis 18 Bogen und 4 bis 6 Kunstbeilagen). Preis 2 Thlr.

Die bisher erschienenen Hefte (Januar bis August) behandeln u. a. in einer Einleitung die Absichten des Herausgebers; Lionardo da Vinci, namentlich seine neu aufgestellte Madonna, den Kopf eines Engels in Florenz und der San Giovannino in Basel; — Renan's Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunstgeschichte. — Die Renaissance des 13. Jahrhunderts. Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Jacob Asmus Carstens. (Vortrag.) — Gedichte Michelangelo's. — Göthe und Dürer. Deutsche Kunstanschauung. Dürer's erste Reise nach Venedig 1495 und seine Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. Umschwung in seinen Anschauungen. Sein Rosenkranzfest im Kloster Strahow. Dasselbe Werk in Lyon. Beides Originale von Dürer's Hand, das Lyoner das frühere.

Ausserdem enthalten diese Hefte Texte von Briefen und Gedichten Bramante's, Michelangelo's, Raphaels und anderer Künstler zum Theil in poetischer Uebersetzung.

Photographische Kunstbeilagen (bisher 4) darstellend ein unedirtes Relief von Michelangelo (Die Pest), den Engel Michelangelo's in San Domenico in Florenz, Dürer's Rosenkranzfest nach den beiden Originalen in Prag (Kloster Strahow) und in Lyon (nach Stichen photographirt). (659)

Im Verlage von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (660)

Heinrich Stieglitz.

Eine Selbstbiographie.
Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von

L. Curtze.

1865. 8. geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Bei Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin, ist erschienen: (661)

Geschichten einer Gasse.

Novellen
von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 8. eleg. geh. 1865. 3 Thlr.

Inhalt:

Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (662)

Der Werth des Lebens.

Eine philosophische Beleuchtung
von
Dr. **E. Dühring,**
Docent der Philosophie und National-Oeconomie an der Berliner Universität. Gr. Lex.-Form. 15½ Bogen. Eleg. brosch. 2 Thlr.

Mark Aurel's Mediationen.

Aus dem Griechischen von **F. C. Schneider.**
Zweite verbesserte Auflage.
16. 12½ Bogen. Eleg. brosch. 15 Sgr.

Von menschlichen Schwächen.

Ein Versuch von **Sigmund Schott.**
16. 22½ Bogen. Eleg. brosch. 27 Sgr.

Vor Kurzem ist erschienen:

Ueber die Ideen in der Geschichte.

Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern
gehalten
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Velinpapier. 6½ Bogen. gr. 8. Preis 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Ebendaselbst ist früher erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von
Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (663)

1860. 3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Proceedings of the American Philosophical Society. Vol. IX. Parts 71 and 72. January to December 1864. Philadelphia.

Contents:

I. On the Height of the Tides. By P. E. Chase. — II. On the Danish Element in England. By H. Coppee. — III. On the Family as an Element of Government. By E. K. Price. — IV. An Obituary Notice of Dr. W. Darlington. By T. P. James. — V. On Barometric Fluctuations and Temperature. By P. E. Chase. — VI. On the County Maps of the United States. By R. Pearsall Smith. VII. On Heat and Muscular Energy. By P. E. Chase. — VIII. On the Manufacture of Paper Pulp from Wood. By R. Briggs. — IX. On the New Flax Fibre Machine. By Dr. Emerson. — X. On the Hundredth Voyage of the Canada. By J. P. Lesley. — XI. On Magnetic Currents. By P. E. Chase. — XII. On Stone Implements. By F. Peale. — XIII. Letter of Professor Zantedeschi. — XIV. Synopsis of Paper on the Influence of Ether in the Solar System. By Alex. Wilcocks. — XV. On the Abbeville Quarries. By J. P. Lesley. — XVI. On the Effects of Rotation upon the Barometer. By P. E. Chase. — XVII. On the Ancient Sea Level. By J. P. Lesley. — XVIII. On County Maps. By W. L. Nicholson. — XIX. On Daily Aerial Tides. By P. E. Chase. — XX. On Pfahlbauten in Bavaria. — XXI. On Prime Right-angled Triangles. By J. Lewis. — XXII. On the Comparative Fitness of Languages for Musical Expression. By P. E. Chase. — XXIII. On certain Primitive Names of God. By P. E. Chase. — XXIV. Magellanic Premium. By „Torricelli". — XXV. On Terrestrial Magnetism. By P. E. Chase. — XXVI. Obituary Notice of Prof. Hitchcock. By Dr. Goodwin. — XXVII. On Crude Borax of California. By Dr. Harris. — XXVIII. On Soundings in the Delaware Gap. By F. Peale. — XXIX. On the Twenty-inch Gun. By C. Knap. — XXX. On Dew and Hoarfrost. By Sig. Zantedeschi. — XXXI. On Magnesium. By Mr. Dubois. — XXXII. On Nova Scotia Coal. By W. A. Hendry. — XXXIII. On an Old Salt Well in Pennsylvania. By J. M. Hale. — XXXIV. On Fragments of Ancient Pottery. By F. Peale. — XXXV. On the late Discovery of Lignite in Middle Pensylvania. By J. P. Lesley. — XXXVI. On Photo-Lithography. By Mr. Osborne.

Transactions of the American Philosophical Society. Vol. XIII. Part I. Contents of Vol. XII., Part 3. — Intellectual Symbolism. By P. E. Chase, A. M.

Contents of Vol. XIII., Part I. — On California Mosses. By Leo Lesquereux. — II. On the Mathematical Probability of Accidental Linguistic Resemblances. By P. E. Chase, A. M. — III. On the Comparative Etymology of the Yoruba Language. By P. E. Chase, A. M. — IV. Influence of Ether in the Solar System. By A. Wilcocks, M. D. — V. On New Mosses. By T. P. James. — VI. On the Numerical Relations of Gravity and Magnetism. By P. E. Chase, A. M. (664)

Deutsch-Englisches Handelscorrespondenzlexicon
(BOOK OF REFERENCE FOR MERCANTILE CORRESPONDENCE)
von **Fr. Noback** und **Th. John Graham**, eine Verschmelzung des kaufmännischen Fachwörterbuchs mit der Handelsphraseologie, wie sie bisher noch nicht vorhanden war. 452 Seiten gr. Octav. Näheres im Prospect. Preis 1 Thlr. 12 Sgr. Verlag von **Adolf Gumprecht** in **Leipzig**. (665)

So eben ist erschienen: (666)

Karl Steffens Volkskalender für 1866.
Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit 8 Stahlstichen nach deutschen, englischen und französischen Meistern und 4 Bildern in Holzschnitt zu Erzählungen. Preis 12½ Sgr.

Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit zierlichen Kalender-Vignetten und Monatssprüchen von Julius Rodenberg; Erzählungen von Fr. Gerstäcker, Otto Glagau, Brachvogel und Max Ring; geschichtliche und naturgeschichtliche Beiträge von Dr. A. E. Brehm, Prof. v. Holtzendorff, Georg Hiltl, Franz Maurer, Dr. G. Lewinstein, Julius Rodenberg u. A., ferner Chronik der neuesten Erfindungen, bewährte Rezepte, Genealogie und Verzeichniß der Jahrmärkte.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in **Berlin**.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grundriß der brandenburg.-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen von Fr. Voigt, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. Dritte Auflage. 1864. $5^3/_4$ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird."

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Grundriß der alten Geschichte. 1862. $4^1/_8$ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgisch-preußischen und deutschen Geschichte" bearbeitet ist. (667)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller.

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr. (668)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.
Dem deutschen Volke gewidmet. 3. Auflage.

Miniatur-Ausgabe.

In englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (669)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Franz Wallner,
Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne. (670)

1864. 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese „Rückblicke" sind in einer Form geschrieben, in der sich eine geübte Feder und ein künstlerisches Talent bei der Auswahl und Zubereitung des Stoffes zu erkennen giebt, das eine Reihe unterhaltender Scenen, lebendiger Portraits, interessanter Schilderungen von den verschiedensten deutschen, ungarischen, russischen, französischen und englischen Schauplätzen der zu Wege bringt. Denkwürdigkeiten, aber keine Selbstbiographie, anekdotenhafte Erlebnisse, seltsame Begegnungen, Geschichten überhaupt, in denen das allgemeine sociale Leben viel öfter als die besondere Theaterwelt seine Rolle spielt.

(Hamburger Nachrichten.)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (671)

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Preußische Jahrbücher. (672)

Sechzehnter Band. Drittes Heft.

Der Bonapartismus. I. Das erste Kaiserreich. Von Heinrich von Treitschke. — Ueber das Nibelungenlied, von W. Scherer. — Graf Ludwig York von Wartenburg. — Nordfriesische Fragmente. Silt. — Korrespondenz aus Süddeutschland. — Politische Korrespondenz. — Notizen.

Verlag von **Georg Reimer in Berlin.**

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 41. Ueber den Einfluß der Begräbnißweise auf Gefühl und Einbildungskraft. — Im Pfarrdorf. — Transatlantische Plaudereien. — Pilgerfahrt eines deutschen Fürsten in's heilige Land im 15. Jahrhundert. — Correspondenz-Nachrichten. Hamburg. Vom Chiemsee. Bad Obladis. (673)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Baltische Monatsschrift. (674)

Vol. XI. Heft 7. Juli 1865.

Schmid, Dr. H. v., Ein Vortrag über Augenheilkunde. — Samson, H. v., Ueber Freiheit des Verkehrs mit Grundstücken. — Vorschläge zu einer neuen Landgemeinde-Ordnung. — Osenbrüggen, Das Gemeindewesen der Schweiz. — Braiche, G., Ueber den projectirten Verkauf des Pastorats-Bauernlandes.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Das Ausland. (675)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf den Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 40. Der nächste Venusdurchgang und das Sabrinaland. — Sonnen- und Mondfinsterniß nach den Anschauungen der Brahmanen und Buddhisten. — Die Bevölkerung Arabiens nach Palgrave's Schilderungen. — Ueber die Sisa der Sueven. — Mexikanische Musik und musikalische Instrumente. — Die Besteigung der Vulkane Penangungan und Ardhum in Ost-Afrika. — Muschelschalen als Münze und Zierrath bei den Indianern. — Seilbrücken in Tibet. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (676)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. (Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 39. Lorm, H., Der französische und deutsche Roman. — Dietze, Das antike Versmaaß in der ungarischen Poesie. — Müller, Dr. A., Dozy's „Die Israeliten zu Mekka von Davids Zeit bis in das 5. Jahrhundert." — Die Ausstellung der Kunstwerke Rahl's. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunstnotizen.

Nr. 40. Zur modernen nationalrussischen Geschichtschreibung. — Ambros, Dr. A. W., Fétis' Biographieen der Musiker. — Peters, K. F., Ueber die Reise der k. k. österreichischen Fregatte „Novara". — Neue Werke über Kunst. — Gerber's Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechtes. — Literarische Notizen. — Vom französischen Büchermarkt.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte des Weimarischen Theaters unter Göthe's Leitung.*)

Zu einer vollständigen Geschichte des Weimarischen Theaters unter Göthes Leitung, meint der Verfasser des unten bezeichneten Werkes, sei es jetzt noch nicht Zeit, da noch manche geschichtliche Quelle werthvollen Gehalts bis jetzt verschlossen sei. Er liefert aber in dem Vorliegenden eine Fülle sehr fleißig gesammelter Beiträge und Vorstudien, die er allerdings nur als Proben angesehen wissen will, da er für eine eigentliche, abgerundete Geschichte eine in vieler Beziehung kürzere und übersichtlichere Gestaltung des Stoffes erforderlich glaubt.

Doch erkennen wir schon in des Verfassers Zusammenstellungen die Grundlinien jenes siegreichen Kampfes der idealen, zur höchsten Schönheit vordringenden Kunst gegen den in der damaligen Literatur überwiegenden und auf der Bühne völlig herrschenden Naturalismus. Er läßt uns ahnen, wie überaus lehrreich und anziehend ein vollständiges, klares und wohlgeordnetes Bild dieses langjährigen Kampfes in allen seinen Theilen sein würde, wenn wir sähen, in welchen verschiedenen Gestalten die feindlichen Mächte auftreten, welche Klugheit es bedurfte, welche Mühe und Geduld unsere beiden Dichter-Heroen nöthig hatten, die allmähliche Läuterung in dem deutschen Gemüthe zu bewirken, es mehr und mehr der Einwirkung höherer Kunst zu erschließen, bis es endlich gelang, durch kunstmäßige, ideale Darstellung auf der Bühne in dem Publikum ein Gefühl von dem wahren Werthe der Schätze zu erwecken, womit der Genius Deutschland beschenkt hatte.

Als Hauptmittel, um die Schauspieler über das kunstlose, naturalistische, nach Effekt haschende Getreibe und die flache Nachahmung der Alltäglichkeit zu erheben, betrachtete Göthe das versifizirte Drama. Durch die unablässige und mit der größten Geduld betriebene Einübung eines richtigen und schönen Vortrages der Verse legte er das wahre Fundament für die Umgestaltung der Bühne.

Von dem Werthe und der Bedeutung des Verses im Drama hatten die ersten Schauspieler der neunziger Jahre, ein Iffland, Fleck, Schröder u. A., keine Vorstellung. Die Verse waren ihnen das größte Kreuz, das ein Dichter ihnen auferlegen konnte. Iffland, der große Meister in der Mimik, verwarf alle poetische Form in der höheren Tragödie und war ein entschiedener Feind der Rhythmen und Verse. Es war nichts Seltenes, daß er Verse mit solcher Hervorhebung, solchem gedehnten Pathos, ganz gegen den Sinn des Dichters, sprach, daß der große Künstler fast an Karrikatur anstreifte, dann gleich darauf andere auf ganz entgegengesetzte Weise, in schnellem, fast hüpfendem Tone ebenfalls gegen den Sinn des Dichters vortrug, nur um eine intendirte Wirkung hervorzubringen. Manchmal ließ er die Skansion der Verse scharf hören, manchmal wieder nicht, ja er setzte, ohne daß es ihn weiter kümmerte, ganze Wörter in metrische Rede hinein. Das thue nichts, sagte er, das höre man nicht, sei ganz an schicklichem Platze. Die feinfühlende Unzelmann ließ sich ihre jambischen Rollen geradezu wie Prosa, ohne Absatz der Verse, schreiben, damit sie durch das Auge nicht verführt werde, die rhythmischen Abtheilungen zu Hemmungen des natürlichen Redeflusses zu machen. Männer von gelehrter Kenntniß und ansprechendem Kunstsinn verwarfen vollständig den Vers im Drama. Der Verfasser des „Philosophen für die Welt“ und des „Lorenz Stark“, Jacob Engel, der vor Iffland das Berliner Theater leitete, meinte, es sei widersinnig, Schauspiele in Versen zu schreiben, und erklärte geradezu, wir müßten die griechischen Autoren nicht blos zu erreichen, sondern auch zu übertreffen suchen, und dazu wäre schon das ein Mittel, daß wir unsere Dramen in Prosa verfaßten. Solchen herrschenden Ansichten gegenüber hatte Schiller seinen Don Carlos in Prosa umarbeiten müssen, und in dieser Gestalt wurde er in Leipzig, Berlin, Hamburg und auf allen größeren Bühnen Deutschlands gegeben.

Um so auffallender erscheint uns jene Natürlichkeits-Richtung, wenn wir lesen, was lange vor J. Engel schon J. Elias Schlegel bemerkt hatte: „Es giebt kein Kunstwerk von keiner Gattung, das nicht die eine oder die andere Unwahrscheinlichkeit hätte; selbst das Drama hat, außer der Versifikation, noch ganz andere, die man doch nicht bloß duldet, die man ausdrücklich verlangt. Volle Wahrheit der Natur verlangt Niemand; sogar beleidigt sie den guten Geschmack. Im Drama ist eben nun die Versifikation ein Mittel, die Nachahmung des Lebens gegen das wirkliche Leben abzusetzen.“ Doch dies Samenkorn, dessen edler Keim sich zu herrlicher Blüthe hätte entfalten können, fiel auf felsigen Boden; das goldene Wort verhallte im Toben der Sturm- und Drangperiode, und überall machte sich die flachste Natürlichkeit oder verzerrteste Unnatur breit. Lessing, in allen Gattungen der Literatur Muster und Meister, hatte zwar in seinem „Nathan“ praktisch dargethan, wie schön und wirkungsvoll der jambische Vers im Drama sei, aber die prosaischen Schauspieler, wie die prosaische Kritik, erklärten damals dieses Drama für unaufführbar.

Gegen dies Treiben richtete nun Göthe, als er im Jahre 1791 die Leitung des Hoftheaters in Weimar übernahm, seine ganze Kraft und verfuhr dabei mit einer Konsequenz, Ausdauer, Entschiedenheit und Weisheit ohne Gleichen. „Das Publikum will determinirt sein“, war Göthes Grundanschauung; „seinen schlechten Gelüsten muß entgegengetreten, sein Geschmack geläutert werden.“

Doch bedurfte es dazu vieler Umwege, die manche Verkennungen herbeigeführt, manchen Beurtheiler in die Irre geführt haben, und die Konsequenz wie das Naturgemäße seines Verfahrens bei jedem Schritte klar darzulegen, das wird die Aufgabe einer künftigen Geschichte des Weimarischen Theaters sein, der unser Verfasser so trefflich vorgearbeitet hat. Man darf, sagt er, Göthe keinen Vorwurf daraus machen, daß die ersten Jahre seiner Leitung außer einigen Versuchen, die er mit Shakespeare'schen Stücken machte, nichts Bedeutendes aufzuweisen haben. Er pflegte zuerst die Oper, und zwar die komische und Zauberoper, um dadurch Publikum wie Schauspieler an das Rhythmische zu gewöhnen, indem er durch Vulpius italiänischen und französischen Opern einen deutschen, geschmackvollen Text unterlegen und auf diese Weise singbar gemachte Stücke auf die Bühne bringen ließ. Auf jede Weise suchte er das Gefühl für den Wohllaut des Verses zu erhöhen und verwandte unsägliche Mühe darauf, die Schauspieler in einer schönen Recitation desselben zu üben; sollte er doch weder zur tonlosen Prosa verwischt, noch zu sehr hörbar werden, indem man ihn skandirte oder mit einem singenden Tonfall vortrug. Die französische Tragödie, die durch Lessing verbannt worden war, wurde von Göthe wieder hervorgezogen, aber wahrlich nicht aus Wohl-

*) Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, von Dr. E. W. Weber. Weimar, H. Böhlau, 1865.

gefallen an dem outrirten Pathos des französisch-tragischen Darstellungsstils, sondern um seine Schauspieler der gar zu bürgerlichen Natürlichkeit, in der die meisten Tragödienspieler jener Zeit sich gefielen, zu entwöhnen. Auch das französische Lustspiel wurde fleißig gepflegt, damit die Schauspieler jenen eigenen feinen Takt, jenen graziösen Anstand, jene Konversationsfertigkeit, die in dem in Frankreich herrschenden hohen Grade geselliger Bildung begründet ist, sich aneigneten. Unter den deutschen Stücken gab Göthe, wenn irgend möglich, stets den in Versen abgefaßten den Vorzug, weil er von deren Einübung und Vorführung für seine Zwecke sich mehr versprach. Freilich behagte ihm die einheimische Waare, die er in jenen Jahren vorfand, sehr wenig. „Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, schreibt er im Jahre 1790, ein redlicher, biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel und eine durchaus wohlsoutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts in's Platte und aufwärts an den Unsinn einige Schritte wagte: das sind nun schon seit zehn Jahren die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele." Kein Wunder also, daß er diese Lieblingskost dem Publikum nur karg zumaß und lieber nach fremdländischen Produkten griff, bei denen doch ein bewußtes Hinaustreten aus dem heimischen Schlendrian zu lernen war.

Erst die großartige Reihe der Schillerschen Dramen vermochte dem Repertoire eine solide nationale Grundlage zu gewähren; und erst als die Schauspieler an diesen Stücken sich in edler rhythmischer Recitation, ebenso schwung- wie maßvoller Darstellung und echt tragischer Haltung geübt hatten und ein schönes Zusammenspiel erreicht war, konnte auch zu den schwierigsten Aufgaben der Bühnenkunst, der Aufführung des Nathan, der Iphigenie, des Tasso, ja der Natürlichen Tochter mit Aussicht auf Erfolg geschritten werden. So war es denn natürlich, daß die Weimarische Bühne erst mit Beginn unseres Jahrhunderts die Vollendung, der sie unsere gemeinsam wirkenden Dioskuren entgegenzuführen wünschten, erreichte; und die Blüthe währte bis zu jener Zeit, als die Musen vor den rauhen Klängen des Krieges gezwungen waren zu weichen, nachdem das schöne Licht bereits seine segensreichen Strahlen über manche andere Kunststätten Deutschlands ausgegossen hatte. Denn Grüner brachte die Grundsätze der Götheschen Bühne in Darmstadt zur Geltung, und was die herrliche Kunst des hochbegabten Wolffschen Ehepaares auf der Berliner Bühne geleistet und gewirkt, weiß mancher unserer Leser gewiß noch aus eigener Erinnerung zu rühmen.

Und fragen wir nun schließlich nach den charakteristischen Vorzügen der durch Göthe geschulten Weimarischen Schauspieler, so hebt der Verfasser hervor, daß sie eine Gesellschaft bildeten, meist aus rüstigen, talentvollen jungen Leuten bestehend, welche mit gemeinschaftlichem Streben auf die Förderung des Schönen gerichtet, mit bewundernswerther Ausdauer in ihrer Ausbildung, in ihren Leistungen immer fortzuschreiten sich zur Aufgabe machten und deutlich zeigten, was ernstes Wollen und einsichtsvolle, zweckmäßige Leitung vermochten. Sie faßten unter Göthes und Schillers Augen die neuere poetische Richtung wohl auf und förderten sie, ergriffen mit Hülfe der Leseproben den Sinn eines poetischen Werkes, drangen in das Innere desselben tief ein und suchten das frische, höhere Leben, das darin waltet, in ihrer Darstellung wiederzugeben, dabei immer auf die Schönheit des Einklanges achtend. Denn mochte sich ihr Spiel in einer höheren oder niederen Sphäre bewegen, so war ihnen stets die Harmonie des Zusammenspiels eine Hauptsache.

Um diese zu erhalten, hielt Göthe jede abweichende Manier sorgfältig von seiner Gesellschaft fern, besonders jede überschwängliche Kraft, weil sie mit ihrer eitlen Gränzenlosigkeit in seinen Verein nicht paßte, der alle Willkür ausschloß, Maß und Beschränkung übte und nur den Ton als den guten erkannte, wo die Kunst und das bescheidene, innige Streben nach Vollendung das Höchste war. Kein Fehler wurde mehr gehaßt und verspottet, als Geziertheit und unnöthiges Wichtigthun; ein Hauch seelenvoller Natürlichkeit durchwehte das Spiel, verbunden mit einem hohen Grade von Mäßigung und besonnener Ruhe. Sie lärmten und tobten nicht, versetzten sich nicht in Raserei, wo Alles auf Erregung des Affektes hinarbeitete; ja alles tragische Ungestüm, das auf anderen Theatern begehrt wurde, war ihnen verhaßt. Selbst im höchsten Affekte beobachteten sie jenes Maß, das nie ungestraft verletzt wird, zeigten die Fassung, Würde und Besonnenheit einer kraftvollen, edlen Seele und verliehen dadurch dem Ganzen jene wohlgefällige Harmonie, die bei dem gebildeten Zuschauer eine um so tiefere und nachhaltigere Wirkung erzeugt. Erwägt man dabei ihre strenge Sorgfalt für eine regelrechte Deklamation und metrische Recitation, ihren feinen Sinn für den malerischen Anstand in der Erscheinung und für eine plastisch kunstvolle und schickliche Anordnung des Ganzen, wie Beobachter ihn uns rühmen, so kann man nicht umhin, zu denken, die Majestät der alten Tragödie sei ihnen durch Göthe lebendig geworden und habe leuchtend ihnen vorgeschwebt.

Indem wir mit diesen Hindeutungen uns begnügen, erwähnen wir schließlich nur noch, daß der Verfasser im Anhange Göthes Euphrosine, der liebenswürdigen, jungen und allzu früh verstorbenen Künstlerin Christiane Neumann, verehl. Becker, durch eine kleine Schrift, die Niemand ohne innige Theilnahme lesen wird, ein Denkmal gesetzt hat. Leider ist seit dem Drucke dieser Schrift der Verf. ebenfalls mit Tode abgegangen.

Frankreich.

Die kooperativen Genossenschaften in Frankreich.

I.

Die Konsum- und Vorschuß-Vereine.

Die Idee der Selbsthilfe auf dem Wege der Genossenschaften ist, man kann es ohne Scheu behaupten, der Hebel für die bedeutendste Bewegung unserer Zeit geworden. Die Einfachheit dieser Idee, die so klar und bündig, wie ein Rechenexempel aus den vier Spezies, sich auch dem beschränktesten Geiste hinstellt, ist die Ursache, warum sich das Genossenschaftswesen in wahrhaft wunderbarer Weise nach allen Richtungen hin ausbreitet. Gerade diese Einfachheit war auch in der That unerläßlich, um der Lösung der sozialen Frage näher zu kommen, welche den Arbeitern so viele Unruhe bereitet, den Schriftstellern so vielen Schweiß gekostet hat. Wir in Deutschland, wo das Genossenschaftswesen schon so tief in das Fleisch und Blut des Volkes eingedrungen ist, wir wissen, daß die Tragweite desselben nicht gewaltig genug gedacht werden kann, und wir verlieren deshalb nicht mehr viele Worte über die Bedeutsamkeit der Bewegung, die sich vor unseren Augen entwickelt. Wir sind bald zur That übergegangen und schon liegt ein tüchtiges Stück Weges hinter uns, wenn auch die zwölfhundert und

mehr Genossenschaften, welche Deutschland gegenwärtig zählt, im Verhältniß zu der möglichen und voraussichtlichen Ausdehnung des Genossenschaftswesens, nur als ein glücklicher Anfang betrachtet werden können. Ein Blick auf die ähnlichen Bestrebungen unserer Nachbarvölker kann uns in dieser Hinsicht mit berechtigtem Stolze erfüllen. Und gewiß, das Volk, welches die Idee der Selbsthilfe durch Genossenschaften am Umfassendsten in sein Dasein überträgt, wird in dem allgemeinen Wettkampfe um das Ziel der Wohlfahrt den Sieg davontragen.

Man kann nicht leugnen, daß eben dieser Wettkampf durch die Genossenschafts-Bewegung ein erneutes Interesse gewonnen hat. Welch ein anregendes Bild, das sich uns nach dieser Seite hin aufrollt! Männer von der einfachsten Anlage ragen darin hervor, wie wenn sie Riesengestalt angenommen hätten. Unternehmungen von bescheidenstem Anfange schwellen im Zusehen zu fabelhaften Dimensionen an. Tausende von Menschen, welche noch vor Kurzem niedergeschlagen und muthlos dahingingen oder durch üble Rathschläge zu wilden, verzweifelten Forderungen getrieben wurden, schauen in stolzer, zuversichtlicher Ruhe vorwärts in eine lichte Zukunft, gestützt auf die eigene Kraft, zu der sie fast alles Vertrauen verloren hatten. Völker, deren träumerisches Dasein so oft als Fußbank für den Uebermuth ihrer Nachbarn dienen mußte, erheben sich entschlossen zu einem freien, urpraktischen Wirken, und während sich inzwischen andere, sehr vorgeschrittene Völker noch mit der Theorie des Gegenstandes herumschlagen, taucht die Idee der Genossenschaft sogar über den Gräbern einer vieltausendjährigen Kultur freudig begrüßt empor. — Frankreich nun, das — man verzeihe die Wiederholung des oft gebrauchten Wortes — an der Spitze der Civilisation marschiren will, hat sich doch nicht an die Spitze dieser Bewegung zu setzen vermocht; es nimmt unter den hierin rivalisirenden Völkern kaum den dritten Rang ein. Im Hinblick auf die sozialistischen Bestrebungen, deren Heerd Frankreich noch vor fünfzehn Jahren war, ist dieser Umstand merkwürdig genug. Natürlich beschäftigt man sich dort sehr lebhaft mit dem Genossenschafts-Wesen; man studirt eifrig die englischen und deutschen Verhältnisse. Aber während man die Erfolge der Pioniere von Rochdale und unseres wackeren Schulze-Delitzsch bewundert, vermag man dort die Bewegung noch immer nicht so recht in Fluß zu bringen. Frankreich wartet, wie es scheint, allzulange die Initiative von Paris ab und die Erfolge, welche etwa dort erzielt werden. In England und Deutschland sieht man aber gerade in kleineren und mittleren Städten, selbst auf dem Lande, das Genossenschafts-Wesen blühen, und es will uns bedünken, als ob der alte Satz: „Paris ist Frankreich!" sich am unrechten Orte geltend machen wollte.

Im vorigen Jahre beschäftigte sich das „Magazin"*) mit den Arbeiten, welche die Herren Batbie und Pereire über diesen Gegenstand geliefert haben. Mögen unsere Leser einer dritten Stimme ihre Aufmerksamkeit nicht versagen; sie ist ein Echo, das wir in Deutschland bei unseren Nachbarn hervorgerufen haben! — Die Stimme ist die des Herrn E. Laurent, der sein ausgezeichnetes, akademisch gekröntes Werk über das Armenwesen jetzt in zweiter Auflage erscheinen läßt und dasselbe bei dieser Gelegenheit mit einer Studie über die kooperativen Genossenschaften versehen hat.**) Wir ersehen daraus, daß die Franzosen zum Theil noch sehr zweifelhaft über die Aufnahme des Genossenschafts-Wesens sind, und noch zweifelhafter über die Anwendung von Prinzipien, die bei uns die Probe längst bestanden haben. Aber die Vorliebe, mit welcher Herr Laurent die Schriften von Schulze, Huber und anderen Deutschen sich angeeignet hat, sind eine Gewähr dafür, daß durch seinen Einfluß in Frankreich Vieles geklärt werden wird, was der Klärung noch bedarf.

Herr Laurent behandelt nach einander die Konsum-, die Kredit- und die Produktions-Vereine, sodann ihre Beziehungen zu den Gesellschaften für gegenseitige Hilfe, endlich ihr Verhältniß gegenüber den Klassen, welche durch Vermögen und Erziehung begünstigt sind. Da überall die Rücksicht auf die deutschen Zustände im Genossenschafts-Wesen betont ist, so werden auch wir diese Rücksicht festhalten dürfen, was Gelegenheit zu interessanten Vergleichungen darbieten wird.

Nach Herrn Laurent, ist England die Heimat der Konsum-Vereine, Deutschland mehr diejenige der Kredit-Vereine. Dagegen richtet sich in Frankreich die Vorliebe des Arbeiters mehr auf die Produktions-Vereine, und vielleicht nur um zu dieser dritten Form zu gelangen, sucht sich der französische Arbeiter vor Allem die beiden ersten Formen der Genossenschaften anzueignen.

Was die Konsum-Vereine betrifft, so weist der Verfasser seine Landsleute mit aufrichtiger Bewunderung auf die „Pioniere von Rochdale" hin, indem er ihnen die einfache Geschichte dieser einfachen, wenn auch von Ehrgeiz nicht ganz freien Männer erzählt, wie sie alle Schwierigkeiten und Vorurtheile — auch die ihrer Frauen — zu überwinden gewußt haben und von der Einmiethung in einer kleinen Hütte der dunkelsten Gasse von Rochdale zu dem Besitze von Mühlen, Magazinen und Fabriken gelangt sind. Er faßt die praktischen Mittel dieser überraschenden Erfolge in die drei Sätze zusammen, daß erstens nur um baares Geld gekauft und verkauft wird, der Kredit also vollständig ausgeschlossen ist, — zweitens, daß der Netto-Ueberschuß des Geschäftes unter die Konsumenten vertheilt, und drittens, daß eine absolute Ehrlichkeit geübt wird. Außerhalb Englands nehmen die Konsum-Vereine Deutschlands an Zahl und Umfang die erste Stelle ein. Herr Laurent zählte deren bei uns am Schluß des Jahres 1864 nur 67, und er möge uns erlauben, diese Ziffer nach Herrn Schulze's Erklärungen im preußischen Abgeordnetenhause auf mindestens hundert zu erhöhen.

In Frankreich nun haben, wie Herr Laurent gesteht, die Anstalten zur Selbsthilfe noch nicht zur eigentlichen Cooperation, d. h. dahin geführt, daß gewisse Waaren durch die arbeitenden Klassen selbst zum Wiederverkauf an die einzelnen Glieder derselben Klassen angekauft werden. Wird es nicht, so ruft er fragend aus, eines förmlichen Kreuzzuges bedürfen, um bei uns in die Wege einzulenken, auf welchen unsere Nachbarn schon so bedeutende Erfolge erreicht haben? — In Paris, Havre u. s. w. sind freilich bereits Konsum-Vereine gebildet, aber Herr Laurent hält es für wenig interessant, auf diese noch sehr embryonischen Gebilde einzugehen; er zieht es vor, im Allgemeinen die Bedingungen zu prüfen, unter welchen die Konsum-Vereine nach Frankreich verpflanzt werden können. Er prüft diese Bedingungen, indem er die Konsum-Genossenschaften den Arbeitern plausibel zu machen sucht. Er wählt, um den Arbei-

*) Vrgl. Nr. 38 von 1864.

**) Le paupérisme et les associations de prévoyance. Nouvelles études sur les sociétés de secours mutuels. Par Emile Laurent. Deuxième édition, accompagnée d'une étude sur les sociétés coopératives. Paris: Guillaumin et Comp. Leipzig, Alph. Dürr, 1865.

tern mit recht großen Zahlen imponiren zu können, Paris, die zweite Stadt Europa's, zum Gegenstande seiner Exempel, während es praktischer gewesen sein würde, hierzu Mittelstädte und Fabrikorte geringeren Umfanges zu wählen, entsprechend der ganz besonderen Wichtigkeit, welche den Konsum- und dergleichen Genossenschaften gerade für diese Orte zuzuschreiben ist. Er geht dann von einer früheren Berechnung aus, nach welcher der Reinertrag des Kleinhandels mit Konsum-Gegenständen sich auf mindestens 30 Prozent beläuft, und berechnet darauf, daß die 550,000 Arbeiter, welche Paris zählt, wenn sie sich zu Konsum-Genossenschaften vereinigen, und wenn der Reinertrag derselben auch nur 25 Prozent ihrer Konsum-Ausgaben betragen sollte, eine jährliche Ersparniß von 90 Millionen Francs erzielen würden. „Dazu rechne man den Ankauf von guten Lebensmitteln, unter Bedingungen, wie sie vorher nicht zu erreichen waren, die vortheilhafte Anlage der Ersparnisse, den Zuwachs eines Kapitals durch die Ansammlung der ersparten Beträge — wir haben nicht nöthig, die Nützlichkeit der Konsum-Vereine weiter zu plaidiren; sie ist augenscheinlich, sie ist blendend!"

Weiterhin beleuchtet Herr Laurent die französische Gesetzgebung über das Genossenschafts-Wesen mit Rücksicht auf die Konsum-Vereine. Er ist keineswegs mit der gegenwärtigen Lage derselben zufrieden, und während Herr Schulze-Delitzsch bei Gelegenheit seiner Interpellation über den Stand der preußischen Gesetzgebung im preußischen Abgeordnetenhause erklärte, es lasse sich mit dem französischen Gesetze vom 23. Mai 1863 ganz gut auskommen, und die französische Regierung habe gerade durch dieses Gesetz den Genossenschaften entgegenkommen wollen, behauptet Herr Laurent, weniger bescheiden, von diesem Gesetze das pure Gegentheil: es schreibe die Theilung des Gesellschafts-Kapitals in übertragbare Aktien vor; es gestatte nicht Aktien unter 100 Frcs. auszugeben; es erlaube nicht, daß die Gesellschaft vor Einzahlung von mindestens 25 Prozent der gezeichneten Summen in's Leben trete; es sei also den kooperativen Genossenschaften nicht gerecht geworden und man müsse wünschen und hoffen, daß eine spätere Gesetzgebung auf die neuen Bedürfnisse derselben größere Rücksicht nehmen werde. — Es bleiben also auch in Frankreich noch immer die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche mit den Eigenthümlichkeiten der Genossenschaften überall — außer in England — Hand in Hand gehen, mit den Eigenthümlichkeiten, welche darin bestehen, daß diese Genossenschaften nicht zum Zwecke des gemeinsamen Erwerbes, sondern nur der gemeinsamen Geschäfte zusammentreten, daß sie mit unbestimmten Kapitalien gegründet werden und ihre Mitglieder unaufhörlich wechseln. Da die meisten deutschen Vereine sich in derselben Lage befinden, wie die französischen nach Herrn Laurent's Schilderung, so wird es nicht überflüssig sein, zu erzählen, wie sich die französischen Vereine zu helfen wissen. Eine Genossenschaft hat z. B. ihre Mitglieder in zwei Klassen getheilt, in eigentliche Mitglieder, welche allein verantwortlich sind, und in theilnehmende Klienten, welche mit jenen zwar gleiche Vortheile genießen, aber sich nicht bei der Verwaltung betheiligen dürfen, dafür aber auch von jeder Verantwortlichkeit frei sind, welche über den Betrag ihrer Einlage hinausgeht. Die Unmöglichkeit, die Genossenschaften unter einem Kollektivnamen zu begründen, weil dem Erforderniß eines stetigen Personenstandes nicht genügt werden kann, und die Abneigung, sich in die andere mögliche Form der Kommandit- oder anonymen Gesellschaft einzufügen, hat diese eigenthümliche Formation motivirt, die natürlich nicht ohne Bedenken ist. Andere Vereine haben in der That die Kommanditform angenommen, welche den Vortheil darbietet, daß das Risiko der Mitglieder auf ihre Einlage beschränkt wird; aber diese Form hat eine Seite, welche die allgemeine Abneigung gegen sie sehr natürlich erscheinen läßt: die Mitglieder dürfen sich nicht in die Führung der Vereins-Angelegenheiten mischen; diese fällt vielmehr ausschließlich dem Geranten anheim, und man weiß ja, welchem Verdachte die Geranten zu unterliegen pflegen!

Von sehr kompetenter Seite endlich ist der Vorschlag ausgegangen, einfach die Form der Civil-Vereine anzunehmen, welche jedem Mitgliede gestattet, direkt oder durch Delegation die Vereinsgeschäfte zu beaufsichtigen, zu kontroliren, zu verwalten. Herr Laurent entscheidet sich für diese letztere Form, und da man sich in Frankreich, wie es scheint, vor der unbegränzten Verantwortlichkeit fürchtet, welche bei dieser Form von jedem Mitgliede übernommen werden muß, so beeilt er sich hinzuzufügen, daß diese Verantwortlichkeit eine bloße Fiktion sein werde.

Wir kommen zu den Vorschuß-Vereinen.

Nach einer Erörterung des Kredits im Allgemeinen, des Real- und Personal-Kredits im Besonderen, vertieft sich Herr Laurent zunächst in die Bedeutsamkeit der schottischen Banken. Sie waren wohlthätig genug für den kleinen Handwerker, da sie ihm doch die Möglichkeit eröffneten, Darlehen überhaupt, freilich nur gegen Bürgschaft, zu erhalten. Aber ein unabsehbarer Fortschritt gegen diese Art des Kredits ist gethan worden, als sich dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Kleinhändler Gelegenheit darbot, in einen Schatz hineinzugreifen, den er selbst hat gründen helfen. Dieser Schatz ist die Volksbank, der Vorschuß-Verein. Seit der erste Vorschuß-Verein in Eilenburg — nach Herrn Laurent in Eulenburg — und Delitzsch gegründet wurde, seit 1850, hat die Bewegung nach dieser Richtung hin Dimensionen angenommen, welche den Umfang jedes anderen Bankgeschäftes bei Weitem übertreffen. Deutschland allein zählte am Schluß des Jahres 1864 662 — nach Schulze's neuesten Angaben nun schon 890 — Vorschuß-Vereine mit circa 200,000 Mitgliedern, einem Kapital von 45 Millionen und einem Umsatz von 175 Millionen Francs! — Auf welcher Grundlage, so fragt Herr Laurent, beruht ein System, welches eine so wunderbare Ausdehnung genommen hat? „Die unterzeichneten Mitglieder — besagt Artikel 1 des Statuts der Delitzscher Bank — bezwecken, sich durch den Zusammentritt zu diesem Verein gegenseitig durch ihren gemeinschaftlichen Kredit die zu Gewerbs- und Wirthschafts-Zwecken erforderlichen baaren Geldmittel zu verschaffen." Das ist ziemlich einfach die große und gewaltige Idee, welche ein ganzes Land umzuformen im Begriff steht. Sie stellt sich nicht mit dem Gepränge dar, welches gewisse Geister bisweilen von den sozialen Neuerungen verlangen. Herr Schulze-Delitzsch, welcher in Folge seiner Wirksamkeit unter die nützlichsten Männer seiner Zeit gezählt zu werden verdient, hat an den Mechanismus des Kredits nur Eine Bedingung geknüpft: die Solidarität der Unterschriften. Dem redlichsten Manne wird von dem Kapitalisten ein erbetenes Darlehen versagt werden, wenn er allein dasteht, weil der Verlust der Arbeitsfähigkeit und der Tod den Gläubiger voraussichtlich um das Kapital bringen würden. Aber es ist unwahrscheinlich, daß hundert Männer, die eine Genossenschaft bilden, gleichzeitig arbeitsunfähig werden, gleichzeitig sterben sollten, zumal wenn sie, was von diesem Gesichtspunkte aus sehr wichtig ist, nicht einer

einzigen Profession angehören. Bei diesen hundert Genossen sind die schlechten Chancen des Darlehns durch die gemeinsame Bürgschaft beseitigt und unterdrückt: der Kapitalist zahlt!"

Durch ein Exempel sucht Herr Laurent nun klar zu machen, wie die Vorschuß-Vereine nach zwei Richtungen hin wirken, als Kredit-Banken und als Sparkassen. Aber bei Weitem höher, als den materiellen Nutzen, schlägt er den moralischen Einfluß der Vorschuß-Vereine an, und von ganzem Herzen stimmen wir in die Worte ein, mit welchen er diesen Einfluß zeichnet: „Die Gewöhnung an Redlichkeit und Pünktlichkeit wird unerläßlich für den Arbeiter und Handwerker, um die Vortheile der Volksbank zu genießen. Unter dem Einflusse der persönlichen Verantwortlichkeit bildet sich der Charakter in derselben Zeit um, in welcher sich die äußere Lage der Genossen verbessert. Das Kapital, der so verabscheute Feind, wird allmählich ein Freund, weil man selbst Kapitalist wird. Die Vertiefung in den Gang der Geschäfte und in die volkswirthschaftlichen Gesetze wird allgemein und beseitigt durch persönliche Erfahrung die Vorurtheile der Unwissenheit. Der sittliche und wirthschaftliche Einfluß, sie machen sich in gleicher Weise geltend. Im Uebrigen ist im Hinblick auf die obigen Zahlen jedes weitere Wort über die Wichtigkeit der Volks-Banken überflüssig. Es handelt sich um Tausende von Menschen und um Hunderte von Millionen Geld; es hat niemals eine Kredit-Bank gegeben, die sich mit gleicher Schnelligkeit zu solchen Verhältnissen emporgeschwungen hätte!"

Nun aber stellt sich Herr Laurent die wichtige Frage: **Hat die so einfache und rationelle Organisation der Schulze'schen Banken in Frankreich die gleiche Aussicht auf Erfolg wie in Deutschland?** — Hier glaubt Herr Laurent zwischen den Volksklassen unterscheiden zu müssen. „Wenn man die Volks-Banken als vervollkommnete **Sparkassen** betrachtet, welche die Ersparnisse des Arbeiters in Empfang nehmen, ihm hohe Interessen geben und die Einlagen dazu verwenden, kleinen Unternehmern Vorschüsse zu gewähren — ja, dann können und sollen sie allgemein werden. Betrachtet man sie aber als **Vorschuß-Banken** und stellt man sich auf den Standpunkt des **Lohnarbeiters** — nein, dann können sie, dann sollen sie nicht einmal die Ausdehnung erreichen, die sie jenseits des Rheins gewonnen haben.

„Deutschland war in ganz anderen Verhältnissen, als es sich augenblicklich in allen Gauen das Institut der Volks-Banken zu eigen machte. Jene Korporationen, welche wir mit dem uns eigenthümlichen summarischen Verfahren in einer Stunde zerstört haben, einem Verfahren, das nachzuahmen aber niemals in dem deutschen Wesen liegen wird, breiten sich in Deutschland noch mit dem hohen Ansehen ihres unausrottbaren Vorschriftenthumes aus.

„Wenn das sogenannte System der gewerblichen Konzessionen über der **großen** Industrie mit einer gewissen Milde herrscht, so sieht sich die **kleine** Industrie noch immer unter einem drückenden Regime. Die Meisterschaft, das Probestück, die Prüfung wegen Anfertigung von Weidenkörben, der Rechtsstreit zwischen dem Schuster und dem Händler mit Gummischuhen, zwischen dem Schneider und dem Kaufmann mit fertigen Kleidern, das sind die Zeichen dieses Regime's. Dennoch fühlt sich der größte Theil der (Handwerks-) Arbeiter dadurch keineswegs unterdrückt. Nicht die Führer der Kreuzzeitungs-Partei (parti de la croix), sondern ein Arbeiter-Kongreß, der zu Weimar, sprach es neulich aus: „„daß die Volkswirthe uns so dringend die Genossenschaften und die Vorschuß-Banken empfehlen, das genügt, uns diese Institute sehr verdächtig zu machen. Der Kongreß erklärt bestimmt, daß er ein beharrlicher Feind der Gewerbefreiheit, und gegen dieselbe eben berathe. Die Gewerbefreiheit ist die soziale Auflösung u. s. w.""*)

„Die Gewerbefreiheit hat bei uns seit langer Zeit große Massen von Lohnarbeitern geschaffen. Für die Mehrzahl dieser Leute würde das Darlehn nur zu oft ein **Aliment** werden, anstatt ein **Instrument** zu sein; es würde zu den Bedürfnissen des Lebens, nicht zu den Geschäften verwendet werden; es würde mehr trauriger als nützlicher Natur sein. Wenn der Fabrikarbeiter gut berathen ist, wird er sich darauf beschränken, seine Ersparnisse in der Vorschuß-Bank zu deponiren, bis zu dem Zeitpunkte, wo ihre Ansammlung ihm die Mittel gewährt, um die Werkstatt verlassen und ein selbständiges Geschäft unternehmen zu können. An diesem Tage, aber an diesem Tage allein, wird er auch den Kredit der Volks-Bank mit Nutzen in Anspruch nehmen können. — Unser Arbeiter wird borgen, so lange er arm ist; er wird auch borgen, wenn er es nicht mehr sein wird."

„Wir sind, so fährt Herr Laurent fort, weit davon entfernt sagen zu wollen, daß die Banken nicht auch in Frankreich unermeßliche Dienste leisten werden. Die große Wichtigkeit der kleinen Industrie, die beträchtliche Zahl der allein in Paris auf eigene Rechnung handthierenden Arbeiter könnte uns ein verdientes Dementi zuziehen. Wir haben nur konstatiren wollen, daß einerseits unsere kleine Industrie nicht dieselbe wie in Deutschland ist, und andererseits, daß, wenn gewissen Arbeitsklassen lediglich der Kredit fehlt, um sich in eine bessere Lage zu bringen, es auch andere giebt, welche nicht leichtfertig auf den Kredit zurückgehen dürfen! — Im Allgemeinen würden die Banken wie die Arbeiter gleicherweise schlecht fahren, wollte man hier ohne Unterscheidung urtheilen. Hat man aber diese Unterschiede aufgestellt, so wird man die rasche Vermehrung der Genossenschaften zu gegenseitigem Kredit in unserem Lande nicht allzusehr wünschen können. — Uebrigens existiren in Paris etwa vierzig solcher Genossenschaften, deren älteste, die Société mère du crédit mutuel, vom Jahre 1857 datirt. Anfangs als bloße Sparkasse arbeitend, ist sie durch wöchentliche Einzahlungen von 1—2 Frcs. zu einem Kapitale von 12,000 Frcs. gelangt, mittelst dessen sie seit drei bis vier Jahren 150,000 Frcs. Vorschüsse an ihre Mitglieder gezahlt hat. Sie wird von einem Geranten verwaltet, dem ein Comité assistirt. Bis jetzt hat diese Genossenschaft, sonderbar genug, nur mit ihren eigenen Fonds operirt, ohne von außerhalb irgend ein Darlehn aufzunehmen. — Die hervorragendste Erscheinung, welche sich in dieser Art gezeigt hat, ist aber die Gründung der Société du crédit au travail, welche sich das Ziel gesteckt hat, erstens den Arbeiter-Genossenschaften im Fall der Unzulänglichkeit ihres Kapitals Darlehen zu geben, zweitens den eigenen Mitgliedern Vorschüsse zu machen. Am 27. September 1863 unter Theilnahme von 172 Kommandit-Genossen mit einem Kapitale von 20,000 Frcs. gegründet, auf welche 4000 Frcs. eingezahlt wurden, zählte die Société du crédit au travail ein Jahr später bereits 657 Kommanditisten und ihr Kapital erhob sich auf 98,000 Frcs. — Wenn man der Neuheit der Idee, welche bei uns immer eine Schwierigkeit ist, Rechnung trägt, so kann man im Hinblick auf diese Resultate hoffen, daß diese Genossenschaft ein

*) Diese Erklärung ging bekanntlich von dem unter Leitung der Herren Panse und Genossen in Weimar versammelt gewesenen „Handwerkertag" aus. D. Red.

wichtiges Fortschrittsmittel für die französischen Cooperations-Genossenschaften werden wird.

„Was die Gesetzgebung betrifft, so werden die Modifikationen, welche für die Konsum-Vereine erforderlich sind, auch für die Kredit-Genossenschaften eintreten müssen — noch besser aber, wenn sich die Gesetzgebung einfach gar nicht einmischte."

Wir haben Herrn Laurent ungestört bis zu Ende sprechen lassen, glauben aber, daß er in der Erörterung der Frage, inwiefern die Vorschuß-Vereine auch für Frankreich ersprießlich sein möchten, nicht sonderlich glücklich gewesen ist. Diese Erörterung hat ganz den Anschein, als ob durch sie der geringe Anklang, den die Idee der Volks-Banken in Frankreich gefunden hat, mehr entschuldigt als erklärt werden sollte. Wir glauben, daß Herrn Laurent's Unterscheidungen ganz überflüssig sind; sie laufen schließlich darauf hinaus, den Lohnarbeitern die Wohlthat der Vorschuß-Vereine zu verschließen. Aber gerade das zeichnet unsere Volks-Banken aus, daß sie nach verschiedenen Richtungen hin wirken, dem einen Mitgliede die Mittel zum Geschäftsbetriebe, dem anderen bloß zunächst Gelegenheit zum Sparen verschaffen, nach Jedermanns Bedürfniß. Aus Furcht vor möglichem Mißbrauch des Kredits die Verbreitung der Volks-Banken auf alle Volksklassen hemmen, einzelne dieser Volksklassen ausschließen wollen, heißt doch die Bedeutung der Volks-Banken und ihres Systems verkennen, ihren moralischen Einfluß negiren, und an der Fähigkeit einzelner Volksklassen, sich selbst emporzuhelfen, verzweifeln. Wir in Deutschland fürchten den Mißbrauch des Kredits nicht; wir wissen, daß der Vorschuß-Verein seinen Mitgliedern nebenbei auch lehrt, von der Kredit-Gelegenheit einen weisen Gebrauch zu machen.

Was Herr Laurent über deutsche Zustände sagt, beweist wieder schlagend, wie schwierig es zumal für Franzosen ist, unsere Verhältnisse zu überblicken. In Frankreich stellt sich Herr Laurent einseitig auf den Standpunkt der Lohnarbeiter, in Deutschland einseitig auf denjenigen der kleinen Gewerbtreibenden. Er übersieht vollständig, daß auch wir unsere Lohnarbeiter haben, denen die Vortheile der Volks-Banken ferner liegen mögen, als den selbständigen Gewerbtreibenden, die sich aber doch in ihrer Weise vortheilhaft an den Vorschuß-Vereinen betheiligen. Schon diese Thatsache widerlegt einfach die merkwürdige Ansicht, als ob die Zünfte und Innungen — deren Mitgliedschaft nicht einmal überall Bedingung des selbständigen handwerksmäßigen Gewerbebetriebes ist — wenn auch indirekt, das Gedeihen der Vorschuß-Vereine beförderten. Wäre das richtig, dann müßten wir freilich diese mittelalterliche ruinenhafte Institution dankbar und mit allen Kräften aufrecht zu erhalten suchen, anstatt sie, wie wir es für nothwendig erachten, mit ihrem Gefolge von Gewerbeschutz rc. in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen; dann hätte Herr Schulze Unrecht, die Genossenschaft zur Selbsthilfe als die Innung der Zukunft hinzustellen. — Und was Frankreich betrifft, so mag es Hunderttausende von Lohnarbeitern mehr zählen wie Deutschland, und diesen Arbeitern mag die Kraft, sich selbst emporzuraffen, in der Vorspiegelung von Utopien und andern Blendwerken verdunstet sein; der französische Arbeiter mag die Gewohnheit haben, sein Dasein an das der „Begünstigten" zu ketten und, wie Herr Laurent es mit so erschreckend offenen Worten ausspricht, arm oder nicht mehr arm, sein Leben lang Schulden machen — je schlimmer diese soziale Versunkenheit ist, desto näher liegt die Nothwendigkeit, sie zu beseitigen, den Arbeiter für andere Gewohnheiten empfänglich zu machen, sein Selbstbewußtsein zu heben, die Liebe zum eignen Besitz in ihm zu erwecken, ihm Kraft und Fähigkeit zur Selbständigkeit beizubringen, kurz sein äußeres und inneres Leben umzugestalten. Vermögt Ihr über dem Rheine diese Aufgaben noch einfacher, rascher und sicherer als durch die Idee der Selbsthülfe und zwar von unten herauf durch das System der Volks-Banken zu lösen und zugleich den ewig unter Euch zitternden Boden dauernd zu beruhigen, so werden wir in Deutschland nicht die Letzten der Beifallsspender sein. Bis dahin aber empfehlen wir den französischen Arbeitern mit voller Aufrichtigkeit die Schulze'schen Vorschuß-Vereine.

Michelet's Bibel der Menschheit.

II.

Die Semiten und ihre Geistesverwandten.

Wir haben in unserem ersten Artikel mitgetheilt, was Michelet über die Bibel der Japhetiten sagt, welche Letzteren er als „Völker des Lichts" bezeichnet; wir treten nun mit ihm in das Gebiet der Semiten ein, die er, sowie ihre angeblichen Geistesverwandten, „Völker des Zwielichts und der Finsterniß" nennt. Es sind, fügt er hinzu, Völker, welche von Priestern geleitet und beherrscht werden: Aegypter, Syrer, Juden. Ihre Kulte entfernen sich mehr und mehr von der freien offenen Natur. Sie sind zum Theil sentimental in Aegypten; rein sinnlich in Syrien; der Natur völlig widerstrebend bei den Juden. Die freie selbstbewußte Schöpfung hat aufgehört; die Offenbarung beansprucht schließlich den Glauben. Alle drei Völker haben wichtigen, aber ungünstigen Einfluß auf die späteren, selbst auf die modernen Zeiten ausgeübt. Aegypten, das größte Monument des Todes auf der Erde, gab die Sentimentalität der Liebe, die schwärmerische Erinnerung an die Todten, den Todten-Kultus. Syrien entwickelte jenen sinnlichen, schweigerischen, entnervenden Kultus, welcher, mit Adonis und Bacchus an der Spitze, die Welt durchzog, mit seiner Ueppigkeit auch das kräftige Rom inficirte und den folgenden Zeiten den Stempel der Kraftlosigkeit aufdrückte. Judäa gab den Gott-Herrn, den Glauben an die Bevorzugung des sündigen Menschen, die zaghafte Idee vom Messias und das moderne Priesterthum.

Hier beginnt die Dekadenz des Menschengeschlechts. Aber Rom! Nun ja, Rom hat sich noch unter der Inspiration Griechenlands zum großen Meister der Rechtsweisheit emporgeschwungen. Rom erbte die damalige Welt, aber es erbte eine bereits abgethane Welt. Es wurde von den orientalischen Sitten überfluthet, und so sehr es sich — in den punischen Kriegen z. B. — gegen die unterwühlenden Einflüsse derselben sträubte — es unterlag ihnen nicht minder wie Griechenland. Orientalische Ueppigkeit zieht mit der orientalischen Welt in Rom ein. Rom giebt sich, übermüthig wie es durch die Weltherrschaft geworden ist, dem Rausche hin; es erschlafft, seine sittliche Kraft siecht dahin. In diesem Zustande der Erschöpfung kann die neue Lehre nur willkommen sein, welche von Nazareth aus gegen Rom anrückt.

Was ist das Christenthum? Nichts als der Triumph der Frau, die Fortsetzung eines orientalischen Frauen-Kultus, wie er aus dem (nicht anerkannten) ersten Evangelium, dem Protevangelium Jakobi, ersichtlich ist. „Es ist daher nur logisch, daß das Christenthum, das von der Jungfrau empfangen und geboren ist, mit dem Dogma der unbefleckten Empfängniß abgeschlossen hat." — Alles am Christenthume ist weiblich: sein

Ursprung — ohne Maria kein Jesus; seine Entwickelung — sie erfolgte vornehmlich mit Hülfe der Frauen; die Priesterschaft — die Frau ist in der griechischen Kirche bis zum Jahre 369 Priester; vor Allem das Gesetz der Gnade, das den Gegensatz zu der männlichen Vernunft und der männlichen Gerechtigkeit bildet.

Diese Weiblichkeit und Weichheit einer Lehre, welche sich in direkten Widerspruch mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge setzt, reizt die erschlaffte römische Welt. Aber wie zeigt sich ihr Einfluß? Spornt sie die Welt zu geistigen Thaten an? O nein! Sie versetzt die entnervte Gesellschaft mit einem Agens, das die Auflösung aller staatlichen und sozialen Ordnung zur Folge haben muß. Die Menschheit wird vom Lebensüberdruß erfaßt. Die Welt will sterben. Noch entspinnt sich ein Kampf zwischen den Stoikern und der Priester-Frau. Vergebens aber rufen Jene die Welt zur Anstrengung, zur Arbeit auf; es tönt zurück: die Lilie, sie arbeitet nicht, sie spinnt nicht, und ist doch besser gekleidet als Cäsar! — Juristen, Behörden Philosophen verlangen von der kranken Welt, sie solle leben. Unerhörte Forderung! Die Stimme der Frau lispelt: es ist so süß, das Sterben! — Was wird aus dem Julischen Gesetze, dieser offiziellen Verherrlichung der Ehe? O, wer wird sich noch verbinden, Leben hervorbringen wollen für eine Welt, welche morgen stirbt? Das Fleisch muß getödtet werden, den Leib möge Gott gänzlich abschaffen! — Keine Gesetze, keine Kunst mehr! Kein Reich weiter als das über uns! Nieder mit dir, eitle Weisheit, schlage die Augen nieder, Vernunft, und du, Gerechtigkeit, steige herab von deinem Richterstuhle! Höher als dein falsches Recht wird künftig der Sünder sitzen — seine Sünde ist das Feld, auf welchem die Gnade triumphirt! . . .

Das menschliche Selbstbewußtsein, auf dem die Kraft der alten Welt beruhte, sinkt vor der Gnade dahin. Das Gefühl der Schwäche wird selbst unter den Legionen des römischen Staates epidemisch. Auch diese Stütze des Reichs schwankt, und vergeblich giebt man dem Heere in Mythra einen Gott der Energie. Mythra selbst folgt dem allgemeinen Bußzuge, und die Barbaren können ungehindert in das Reich hereinbrechen.

Sünde, Buße, Gnade — das ist der Kreislauf von Ideen, welcher von den Kirchenvätern in Bewegung gesetzt wird. Die Welt wird zu einem Knäuel von Sünde. Alles darin ist sündig: die Pflanze, weil sie als Baum die Schlange trug, von welcher Eva verführt wurde; das Thier, weil es nur eine Maske für den Dämon ist, der ewig zur Sünde verleitet; der Mensch, weil er der Liebe folgt, die in ihn gepflanzt ist; selbst das Kind ist schon im Mutterschooße unrein, sündig, verdammt von Anfang an, denn es ist die Frucht sündiger Liebe. Keine Familie mehr im Sinne der Alten! Der Gatte hat die Gattin als Jungfrau zu betrachten. Der heilige Name „Vater“ gebührt nicht mehr dem Familienhaupte; das Kind gehört nicht ihm, sondern der Mutter; ist es doch vom heiligen Geiste empfangen! Der Gatte ist Knecht, ist Thier. Und wie die Familie, so erscheint die ganze äußere Gesellschaft. Die Mutter und das Kind bilden ein Volk, der Mann ist ein besonderes Volk, steht aber tief unter jenem. Noch mehr: der Mann **kann** das Kind nicht lieben, es ist ihm fremd; die Mutter aber **darf** es nicht lieben, weil ihm die Sünde angeboren ist. — So wird von den Gesetzgebern der christlichen Kirche dreist die Familie zerstört, die Natur auf den Kopf gestellt, Gott selbst aus der Natur verbannt. Kein Wunder, daß der unterdrückte Mensch den Untergang der Welt herbeisehnt als das einzige Mittel zur Befreiung von der Last ewiger Buße, von der Grausamkeit der christlichen Liebe!

In solcher Unnatur stellt sich das Christenthum des Mittelalters dar — der schroffste Gegensatz zu den natürlichen Kulten der Indogriechen. Die Welt seufzt unter dem doppelten Drucke des Dogma's und des Feudalismus. Der Mensch hört verzweifelnd von der einen Seite die Glocken der Kirche, von der anderen Seite die Glocken der feudalen Burgen läuten. Sie läuten, als ob sie in alle Ewigkeit so forttönen dürften. Doch „einst kehrt die Gerechtigkeit zurück! Laß diese eitlen Glocken, mögen sie mit dem Winde plaudern . . . . härme dich nicht ob deines Zweifels (an der Gerechtigkeit). Dieser Zweifel ist schon der Glaube. Glaube, hoffe! Das verletzte Recht wird wieder eingesetzt werden; es wird zu Gericht sitzen, es wird im Dogma wie in der Welt aufräumen . . . . Und dieser Tag des Gerichts, er nennt sich — die Revolution!“

. . . .

„Die französische Revolution von 1789 hat den Einfluß des Mittelalters nicht völlig gebrochen; wir leiden noch immer unter demselben. Aber wir wissen jetzt, daß von Indien bis 1789 ein Strom von Licht, Recht und Vernunft sich hinzieht. In 89 hat sich die Race des hohen Alterthums wiedergefunden; das ist unsere Heimat, das Mittelalter ist für uns die Fremde. Es folgt daraus, daß wir dem Mittelalter den Rücken kehren, und uns zur Heimat, zur Quelle des Lichts, nach Indien zurückwenden müssen. Wissen und Bewußtsein (Science et Conscience) werden uns führen. Wir müssen in den Vedas lernen, wieder Menschen zu werden. Wir müssen den zerstörten Familienheerd wieder aufrichten und ihn unter den Schutz der wahren Menschlichkeit, der Gerechtigkeit stellen. Dann wird auch der Altar wieder erscheinen. Ein Strahl der allgemeinen Weltenseele wird ihn erleuchten, welche nichts anderes ist, als die Wahrheit und Gerechtigkeit (Justesse et Justice), die untheilbare und unveränderliche Liebe.“

. . . .

„Dies ist in großen Umrissen der Inhalt von Michelet's Bible de l'Humanité. Indem wir uns vorbehalten, aus derselben gelegentlich noch gewisse Einzelheiten mitzutheilen, bekennen wir gern, daß wir nicht im Entferntesten im Stande gewesen sind, die feinen und weithin verzweigten Züge wiederzugeben, welche der geistvolle Verfasser in sein Bild der menschlichen Geschichte eingezeichnet hat. Bekennen wir aber auch, welche Schwächen uns darin aufgefallen sind. Wir dürfen uns dabei mit Kleinigkeiten nicht weiter beschäftigen, sondern wollen nur auf den allgemeinen Einwand zurückkommen, den wir schon früher ausgesprochen haben: die Bibel der Menschheit ist vom einseitigen Standpunkte des Japhetismus aus geschrieben. Es wird den Lesern schon aus unserem Resumé erhellen, daß alles Licht auf Seiten der Japhetiten, aller Schatten auf Seiten der Semiten ist. Licht und Schatten würden sich gleichmäßiger vertheilen, wenn der Verfasser vom Standpunkte des Japhetismus aus besonders drei Punkte hätte berücksichtigen können.

So viel Wahres nämlich erstens die Schilderung von der Trostlosigkeit des Mittelalters enthält — welcher Unbefangene würde auch wohl dem Urtheile über die Unnatur jener Dogmen widersprechen wollen — so hätte es sich doch wohl empfohlen, zwei Bewegungen zu beachten, in welchen sich, lange vor der Revolution von 1789, der freie Geist der Menschheit der herrschenden Kirche gegenüber regte: die mittelalterliche **Kunst** und die **Reformation**. Jene war ein unwillkürlicher Versuch, die drückende kirchliche Atmosphäre zu ventiliren, diese ein direkter

Stoß gegen die Herrschaft des Dogma's, vorbereitet durch die Bestrebungen der Humanisten. Wenn beide Bewegungen ihr Ziel nicht erreichten, so läßt sich doch ihre Bedeutsamkeit immerhin nicht hinwegschweigen. In der Reformation hätte der Scharfblick des Verfassers wenigstens Eines erkennen sollen: den guten Willen, dem menschlichen Geiste wieder eine unmittelbare Einwirkung auf sein Geschick zu verschaffen. Noch immer erlauben wir uns, den Erben der Reformation, den Protestantismus, als den Begleiter, wenn nicht Beschützer des freien Gedankens zu betrachten. Und der Kunst des Mittelalters war wohl ein kleiner „Vers" in der Bibel um so mehr zu gönnen, als Michelet selbst erklärt, nicht eine bloße Geschichte der Religion geschrieben zu haben, sondern dem allgemeinen Lebensfaden gefolgt zu sein, welcher aus den einzelnen Fäden der Liebe, der Familie, der Religion, des Rechts, der Kunst und der Industrie gesponnen ist.

Zweitens scheint vom Standpunkte des Japhetismus die Bedeutung des Christenthums unterschätzt worden zu sein. Ist diese Bedeutung in der That so gering? Mußte sie mit dem Kapitel „Triumph der Frau" abgespeist werden? Gewiß nicht! Eine höhere Stelle nimmt das Christenthum ohne allen Zweifel in der Geschichte ein, als ihm hier gegönnt worden ist. Dem Verfasser hat, wie es scheint, immer nur die christliche Kirche, nicht die christliche Religion vorgeschwebt. Das traurige Schicksal des Christenthums im Mittelalter hat ihm den Blick getrübt. Freilich wurde die Richtung, nach welcher die Menschheit beim Verfall des Römerthums den Anlauf nahm, im Mittelalter völlig verfehlt. Aber ist das Christenthum in seinem Wesen etwa nichtig, weil es seit einer handvoll Jahrhunderte — einer Ewigkeit der Zukunft gegenüber! — in die Fesseln des Priesterthums geschlagen ist und im Gefängnisse des Dogma's den Verlust seiner Freiheit betrauert? Dieses Schicksals ungeachtet, nimmt das Christenthum, im Prinzipe, auf der Leiter des menschlich geistigen Fortschritts bis jetzt die höchste Stufe ein. Die Menschheit war in ihrem Entwickelungsgange bis zur Bildung des Staates gelangt. Das Recht saß auf dem Throne. Aber das Recht gewährt der Gesellschaft keine Bindemittel; im Gegentheil, es trennt die Menschheit; bei seiner Tendenz, alle Bezüge mit des Messers Schärfe zu schneiden, bildet es in seinen letzten Konsequenzen nur abgeschlossene Individuen, zersetzt es die Menschheit in ihre Atome. Aufgabe des Christenthums war es, die Liebe an die Stelle des Rechts als Herrscherin in die menschliche Gesellschaft einzuführen, die Atome der Menschheit von Neuem zu einer innigen Gemeinschaft zu verbinden, den Menschen in der Gesammtheit aufgehen zu lassen. In dieser Gestalt tritt das Christenthum dem staatlichen Gesetze allerdings entgegen, aber in derselben Weise wie der freie Wille dem Zwange. Das Prinzip des Christenthums ist noch nicht zur Geltung gelangt; aber es verliert dadurch ebensowenig an Erhabenheit und Werth, als die indogriechischen Ideen durch die Thatsache, daß sie den Verfall der Gesellschaft nicht aufzuhalten vermocht haben.

Drittens ist, vom Standpunkte des Japhetismus, der Monotheismus überhaupt nicht zu übersehen gewesen. Der Monotheismus wird hier eigentlich auf eine Laune der Juden zurückgeführt, auf ihre Neigung zur Ausschließlichkeit, zur Absonderung, auf den Glauben an ihre Sendung als Auserwählte Gottes. Dieser launisch gewählte Standpunkt der Juden ist nach Michelet äußerst einseitig; er hat sie verhindert, jemals sich zu einer philosophischen Auffassung Gottes emporzuschwingen. Zugegeben, daß auf die Israeliten als Volk jene naive Selbstkritik des Landpredigers anzuwenden ist: „Die Meinung, die man von seiner eigenen Klugheit hegt, richtet sich meistens nach dem Umgange, und da sich der meinige größtentheils auf meine Familie beschränkte, so hatte ich keinen unvortheilhaften Begriff von meiner Weltklugheit." Das war eine Selbsttäuschung. Ueberschätzten auch die Juden im Ganzen ihren sozialen Werth — ihrer Gottes-Idee wird doch niemals mit Erfolg der Ruhm bestritten werden können, als bewegendes Element, als tiefwirkende Kraft in die Geschichte der Menschheit eingegriffen zu haben. Man verabsäumt dies nur auf Kosten der Gerechtigkeit. So in der Bibel der Menschheit, und dies beweist, daß man sich in gewissen französischen Kreisen von der pantheistischen Strömung des Japhetismus allzuweit hat fortreißen lassen, um noch unbefangen den Blick auf das Ufer werfen zu können, das bisher festen Grund und Boden gewährte.

Im Ganzen: wir hatten eine Geschichte von dem Triumphe des menschlichen Geistes erwartet, und fanden die Verherrlichung einer einzigen Idee; wir hatten uns auf ein Epos der Menschheit gefreut, und fanden ein zwar hochpoetisches, geistreiches, zuweilen hinreißendes Gedicht, aber doch nur — ein Gelegenheitsgedicht auf den Japhetismus.

G. H.

Nord-Amerika.

Geschichte der Vereinigten Staaten Amerika's,

von Karl Friedrich Neumann.*)

Vor uns liegt ein Werk von welthistorischer Bedeutung, ein Werk, welches voraussichtlich auf das Streben und die Erfolge der besseren Geister unserer Zeit einen so gewaltigen Einfluß ausüben dürfte, daß einstens eine spätere, im sicheren Genusse der Freiheit schwelgende Generation von ihm sagen wird: dies Buch des alten Sehers hat wesentlich dazu beigetragen, die glücklichen, erhabenen Institutionen des jungen Amerika's in geläuterter Gestalt nach dem alten Europa zu verpflanzen, den Geist der alten Welt zu verjüngen und ihn vor dem Absterben in politischer wie geistiger Hinsicht zu bewahren.

Wir glauben an Deutschlands Zukunft, jetzt nicht minder wie früher, ebenso wie Jung-Amerika stets an die seinige glaubte, auch da schon, als noch Buffon und andere große Männer im vollen Ernste über die Verkommenheit aller Geschöpfe und Pflanzen der neuen Welt schrieben, als man in Britannien nur mit der größten Geringschätzung von den amerikanischen Kolonien und ihren Bewohnern sprach, und auch jetzt wieder, da die aufrührerischen Sklaven-Barone und ihre Freunde in Europa der großen Republik die Todesstunde vorher verkündeten.

Dieser Glaube an die höhere Bestimmung, dieses Selbstvertrauen zur eigenen Kraft war die Hauptursache der Erfolge und Siege der Amerikaner in allen inneren und äußeren Gefahren. In dem Bilde, welches der alte deutsche Forscher vor unseren Blicken aufrollt, finden wir dies bestätigt und werden darauf hingewiesen, wie ein Muster der Nachahmung darin zu finden ist — das ist das Wichtigste des Buches in diesem Augenblicke. Ein anderer Beweggrund, die allgemeine Auf-

*) 2 Bände. Berlin, Carl Heymann's Verlag (A. E. Wagner).

merksamkeit auf dies neue Geschichtswerk zu lenken, dürfte wohl darin liegen, daß es nunmehr die Pflicht eines jeden Gebildeten ist, die Geschichte der größten und mächtigsten Republik mindestens ebenso genau zu kennen, wie die gewisser Kleinstaaten, welche oftmals nichts weiter bietet, als die geschminkte Familien-Historie einer unbedeutenden Dynastie, wohingegen uns Amerika im weitesten Sinne des Wortes ein Stück Geschichte der Menschheit darbringt. Es ist die Unkenntniß der nordamerikanischen Vergangenheit und des Geistes ihrer Thatsachen jetzt nicht mehr damit zu entschuldigen, daß ja überhaupt gar keine geschriebene Geschichte dieses Reiches existirt, — auch der wohlwollende Ablehnungsgrund, man müsse erst die nahe bevorstehende Auflösung der großen Republik abwarten, um sich ein klares, „wissenschaftliches“ Urtheil über das Monstrum bilden zu können, ist nicht mehr stichhaltig, denn besagter Freistaat wird ein nicht zu beseitigender und immer wichtiger werdender Faktor für Europa bleiben. Gehen wir nun näher auf Neumann's Buch ein.

Thomas Jefferson, der Nachfolger Washington's in der Präsidentschaft, behauptete wenige Jahre vor seinem Tode in einem Briefe an einen Freund, die Geschichte der amerikanischen Revolution könnte höchstens in ihren äußerlichen Thatsachen geschrieben werden. Der Kongreß verhandelte und faßte seine Beschlüsse bei verschlossenen Thüren. Niemand habe darüber, wie Jefferson meinte, Tagebücher geführt. Diese geheimen Vorgänge und ihre Ergebnisse, das Leben und die Seele der Beschlüsse, müßten deshalb für alle Zeiten unbekannt bleiben. Botta habe seine eigenen Gedanken Leuten in den Mund gelegt, welche niemals daran dachten, solche Reden zu halten. Es ist die Weise der alten Schriftsteller, die ihre großen Männer lange Reden halten lassen, welche ebensowenig gesprochen wurden, wie jene in Botta's Geschichte des Krieges für die amerikanische Unabhängigkeit.

„Dies Alles hat sich“ — schreibt Neumann in der Vorrede zum ersten Bande — „seit den Zeiten der Adams und Jefferson gewaltig verändert, für den Geschichtsschreiber viel freundlicher gestaltet. Die Stoffe zur inneren wie zur äußeren Geschichte der Kolonien und der Vereinigten Staaten sind derart massenhaft und von den verschiedensten Seiten an's Tageslicht gekommen, daß wir kaum über irgend ein bedeutendes Ereigniß und dessen Beweggründe im Dunkeln bleiben. Die geheimen Journale aller Kongresse, die Verhandlungen aller Conventionen, sorgfältige Aufzeichnungen von Mitgliedern dieser Genossenschaften, die Korrespondenzen der Präsidenten und Minister mit den Gesandten, und deren geheime Berichte, der Briefwechsel aller hervorragenden Persönlichkeiten, die Staatsschriften in bändereichen Sammlungen, großentheils nach den Originalen in den Archiven, die amtlichen Berichte und Verhandlungen, Flugblätter und gelegentliche Aufzeichnungen: alle diese und andere Dokumente sind in umfangreichen Werken, wie die amerikanischen Archive und die Kompilationen von Peter Force, Jared Sparks, Hazard, Gales und Seaton Niles, und zwar nicht selten auf öffentliche Kosten, im Drucke erschienen. Hierzu kommen die gesammelten Werke und Briefe von Washington, Franklin, John Adams, Jefferson, Clay, Webster, Calhoun, und ausführliche Geschichtswerke über die Einzelstaaten, dann die Freibriefe, Gesetze und Verhandlungen ihrer Legislaturen, welche von den historischen Gesellschaften — und jeder Staat, hie und da selbst einzelne Städte besitzen solche Gesellschaften — in eigenen bändereichen Sammlungen veröffentlicht wurden und werden. Biographien aller hervorragenden Persönlichkeiten liegen vor, sowie die auf Amerika bezüglichen Briefschaften aus den geheimen Archiven der europäischen Reiche. Selbst frühere Zeitungen sind in unseren Tagen nochmals aufgelegt worden. Alle diese Bücher sind leicht zugänglich und verhältnißmäßig billigen Preises; sie wurden und werden sogar theilweise an die größeren europäischen Bibliotheken verschenkt. Die Quellen fließen jetzt in solcher Fülle, namentlich für diejenigen, welche so glücklich sind, die mit der größten Liberalität verwalteten königlichen Bibliotheken zu München und Berlin benutzen zu können, daß es kaum möglich ist, sie sämmtlich zu beherrschen, sie für eine Geschichte zum allgemeinen Gebrauche auszubeuten. Ueberdies erfreut sich die amerikanische Literatur über manche Zeiträume einiger Bearbeitungen, die in Betreff sorgfältiger Forschung, gewandter Form und philosophischen Geistes wenig zu wünschen übrig lassen. Man erinnert an Graham, Bancroft und Benton. Eine vollständige Geschichte der Vereinigten Staaten von den Kolonialzeiten bis auf unsere Tage, welche zu gleicher Zeit den wissenschaftlichen und gebildeten Leser befriedigen könnte, mit sorgfältiger und genauer Quellen-Angabe, ist jedoch weder in Amerika noch in irgend einer europäischen Literatur vorhanden.“

Diesem Mangel ist nun abgeholfen, können wir hinzufügen, und die deutsche Literatur hat die Ehre, das erste Werk aufweisen zu können, welches die Bahn gebrochen und durch seine gewissenhaften Quellenangaben sich selbst den Stempel der Zuverlässigkeit aufdrückte und Fingerzeige für künftige Arbeiten, von anderen Standpunkten aus, gegeben hat. Die zwei vorliegenden Bände bringen die Geschichte Amerika's von den Kolonialzeiten herab bis zur Inauguration des Präsidenten von Buren (4. März 1837); der dritte und letzte Band, welcher im Laufe des nächsten Jahres erscheinen soll, wird mit der Geschichte des Regierungsantritts von Abraham Lincoln (4. März 1861) schließen. Der Verfasser denkt alsdann, wie aus seinem vor der Nachschrift zum zweiten Bande abgedruckten Briefe*) an Abraham Lincoln ersichtlich, selbst nach Amerika zu gehen, um die Materialien zur Ergänzung an Ort und Stelle einzusammeln. Er sagt hierüber: „Ich möchte im Umgange mit den Gesetzgebern und Staatsmännern, mit den zahlreichen Helden zu Wasser und zu Land, dann im täglichen Verkehre mit Geschäftsleuten und Grundbesitzern, mit den gewerblichen und arbeitenden Klassen alle die mannigfachen Kenntnisse und Einsichten erlangen, welche nothwendig sind, um ein Werk hervorzubringen, nicht ganz unwürdig der Größe der Begebenheiten, des Riesenkampfes für die Gleichheit und die Freiheit.“

Neumann hat, wie dies von dem Verfasser der Geschichte des englischen Reiches in Asien, des östlichen Asiens, der Völker des südlichen Rußlands und mehrerer anderer Werke nur zu erwarten war, keine bloß äußerliche oder politische Geschichte der Union geschrieben, sondern das ganze Leben des amerikanischen Volkes nach seiner Religion, seinen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen dargestellt, genau so, wie es sich in der Literatur und tausenderlei Erfindungen, in den Sitten und Gebräuchen, in Handel und Wandel, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, im Bank- und Geldwesen, in überstürzenden Spekulationen, Geldkrisen und gemeinen Schwindeln abspiegelt — Alles hat der Verfasser in den Bereich seiner Forschung und ungeschmink-

---

*) Präsident Lincoln hatte an den deutschen Geschichtschreiber Neumann nach dem Erscheinen des ersten Bandes seines Werkes ein eigenhändiges Schreiben gerichtet, worin er ihm seinen Dank und seine Anerkennung aussprach. Anm. des Ref.

ten Darstellung gezogen. Wir wissen in der That kein Werk zu nennen, welches das ganze Leben und Streben irgend einer anderen Nation in solch umfassender Weise bei gedrängter Kürze wiedergäbe und in solch klarer, jedem aufmerksamen Leser leicht verständlichen Sprache vorführte. Die Darstellung der Begebenheiten ist schonungslos — es wird weder verschwiegen noch hinzugesetzt — die Auffassung der Motive hingegen ist, wie man das bei einer Geschichte der Vereinigten Staaten kaum anders erwarten darf, demokratisch im Gegensatze zur monarchisch-aristokratischen Geschichtsschreibung. Der Verfasser bekennt dies an mehreren Stellen, u. A. im zweiten Bande S. 388, wo er von einem Senator Plumer spricht, der eine Geschichte der Union schreiben wollte, und ein strenges, aber leider nur zu wahres Urtheil über die aristokratische Geschichtsschreibung fällt. Wenn wir ihm hierin auch beistimmen müssen, so können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß eine Geschichte der Vereinigten Staaten nunmehr auch aus den Reihen der Feudalen hervorgehen möchte, etwa nach Art und Weise der „schwedischen Staatsverfassung vom Freiherrn von Nordenflycht" — die Resultirende aus diesem Parallelogramm der Kräfte würde die deutsche Kritik und die öffentliche Meinung der gebildeten Klassen wohl herausfinden. Ohne ein feudal-historisches Gegengewicht können wir aber doch sagen, daß Neumann's Urtheile scharf und zweischneidig sind, und daß er das Schlechte bei den Amerikanern mit dem rechten Namen nennt, so sehr der alte Demokrat und Vorkämpe deutscher Einheit auch unter dem Einflusse einer echt eingebrannten demokratischen Gesinnung schreibt. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß die Lehre und das Wesen der Demokratie aus der Feder eines Greises, der ein langes tugendreiches Leben hinter sich und ein glänzendes Abendroth vor sich hat, der den größeren Theil unseres Erdballs durchwanderte und zu den bedeutendsten der noch lebenden Gelehrten gerechnet wird, — etwas anders aussieht, als in der Darstellung gewisser Augenblicksbilder oder Karrikaturen der „Lehre von der Volkssouveränetät." Darauf wollten wir unsere Leser noch besonders aufmerksam machen. Außerdem müssen wir gewisse Kritiker daran erinnern, daß die feurigen Aussprüche und Vorhersagungen über die Republik Nordamerika, welche Neumann in der Vorrede zum ersten Bande seiner Geschichte der Vereinigten Staaten im Jahre 1863 niederlegte, also zu einer Zeit, da die untheilbare Republik scheinbar schon mit dem Tode rang und ihre Feinde sowie die Feinde aller menschlichen Freiheit diesseits und jenseits des Oceans hohnlachten — daß alle diese „Prophezeiungen" eingetroffen sind, theilweise sogar mit entsetzlicher Genauigkeit (wie z. B. die Fortsetzung der Verschwörung der Sklaven-Barone, wenn sie milde behandelt würden), obschon damals gar Viele solche „Ueberschwenglichkeit" mehr oder minder scharf tadelten.

Franz Maurer.

England.

Ein neuer Roman von Miß Yonge.

Die Schriften von Miß Yonge, dieser in der deutschen Damenwelt beliebt gewordenen englischen Schriftstellerin, zeichnen sich als Anti-Sensations-Produkte aus. Gegenwärtig haben wir die neueste dieser Schriften in deutscher Uebersetzung vor uns: „Das Verbrechen."*) Es ist ein Theil der Familienchronik, mit welcher sich die Verfasserin von „Das Erbe von Redclyffe" beschäftigt, angefüllt mit Verzeichnissen von Krankheiten, Reisen, Hochzeiten und anderen laufenden Freuden und Leiden des Familienlebens. „Das Verbrechen" — ein Roman in sechs Büchern — könnte mit seinem Titel auf ein Sensationswerk schließen lassen. Eine solche Annahme würde jedoch ein Angriff auf die beruhigende Tendenz des Romans sein. Nichts Friedlicheres als diese Familienchronik. Ihr Inhalt besteht in den kleinen Schicksalen einer verwirrend großen Erb-Doktorfamilie, deren Haupt zur Zeit der greise, aber rüstige und unermüdliche Arzt einer unbedeutenden englischen Landstadt, Dr. May, und deren Seele nach dem Tode der Mutter die älteste Schwester von nahezu einem Dutzend Geschwistern meist weiblichen Geschlechts ist. Theilen wir vor Allem den Respekt der Familie und des zweimeiligen Umkreises von Stoneborough vor dieser „alten Ethel", welche zu gleicher Zeit Freundin und Vertraute des Vaters, Herzensdepot der jüngeren Schwestern, mütterlicher Beirath der älteren und Erzieherin der jüngeren Brüder, Heilige für einen nachbarlichen Jüngling, Vorsteherin der Wirthschaft ist und nebenbei den jüngsten der Gebrüder May in allen Wissenschaften mit solchem Erfolge unterrichtet, daß er ohne Weiteres die Universität beziehen kann. — Die Erlebnisse der Familie im eigenen Schooße sind nicht erheblich. Wenn der Spiegel dieses Sees unruhig wird, so kocht es nicht inwendig, es stürmt von außen herein. Namentlich wehen die Stürme von der benachbarten Familie Ward heftig herüber. — Während in der Familie May die menschlich mögliche Harmonie herrscht, erheben sich in der Familie Ward nach dem plötzlichen Tode der Eltern Konflikte, welche die schwersten Konsequenzen nach sich ziehen. Beide Familien, deren Geschicke nach und nach dicht in einander verwachsen, fordern eine politische Vergleichung heraus. Die Familie May stellt sich als eine Republik dar, in welcher unter weiser Leitung alle individuellen Kräfte in friedlicher Thätigkeit zur freiesten Entwickelung gelangen; die Familie Ward dagegen gleicht unter der angemaßten Herrschaft des ältesten Bruders einer Despotie, auf deren Sturz der beleidigte Stolz unterdrückter jüngerer Geschwister hinarbeitet. Aus diesem mißlichen Zustande der letzteren Familie entwickelt sich das Verhältniß, welches zur Darstellung des Hauptcharakters Anlaß giebt. Der zweite Bruder Ward, Namens Leonard, welcher der Tyrannei seines Bruders entflieht, indem er sich für das Comptoir einer einsamen Mühle engagiren läßt, wird beschuldigt, den Besitzer der Mühle, seinen Brodherrn und Verwandten, ermordet und beraubt zu haben. Natürlich ist er unschuldig, kann sich aber den Geschwornen gegenüber nur in den Mantel seines guten Bewußtseins hüllen. Ein kleines Papierstückchen würde seine Unschuld bezeugen; es würde wenigstens beweisen, daß er das Geld, das man bei ihm gefunden, nicht geraubt, sondern von dem Ermordeten gegen Quittung erhalten habe, um es zur Bank zu bringen. Das Papierstück läßt sich nicht auftreiben, und der angebliche Verbrecher wird auf Grund des Indicienbeweises von den Geschwornen zum Tode verurtheilt. Die Gnade der Königin eröffnet dem Jüngling die Aussicht auf Gefängniß und Deportation.

---

*) Das Verbrechen. Fortsetzung von „Der Maaßliebenkranz." Eine Familienchronik von der Verfasserin von „Der Erbe von Redclyffe" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, C. E. Kollmann. 1865.

Hier nun zeigt es sich, wie eine weibliche Hand ihren Helden formt: sie macht ihn zum Dulder, läßt ihn sich den größten Dulder der Menschheit zum Vorbilde nehmen, bildet ihn im Gefängnisse zum Missionär aus. Leonard wird in Pentonville und Portland das Muster eines Sträflings, Liebling der Vorgesetzten, Meister in groben Arbeiten, endlich Gehülfe bei der Gefängnißschule. Er gewinnt Einfluß bei den Gefangenen, bringt einzelne derselben auf die Bahn des Guten und erscheint schließlich bei dem Besserungswerke der Strafanstalten als unentbehrlich. — Indeß schlägt die Stunde der Freiheit. Tom May, der Diplomat in seiner Familie, hat nach rastlosem Suchen den wirklichen Mörder entdeckt, jenes Papierstück gefunden und die Unschuld Leonard's an's Licht gebracht. Der arme Teufel wird nun sofort begnadigt. Aber in welchem Zustande kehrt er in die freie Gesellschaft zurück! Menschenscheu, willenlos, fast blödsinnig wird er von dem alten Doktor aus dem Straforte heimgeführt. Die zarte Rücksichtsnahme, die zärtliche Sorgfalt der Familie May, die freudige Theilnahme und aufrichtige Hochachtung, welche dem treuen Dulder von allen Seiten entgegengetragen wird, vermag nicht, das Bewußtsein, vielweniger noch die Behaglichkeit wiedererlangter Freiheit in ihm zu erwecken. Der Gehorsam des Gefängnisses hat ihn zur bloßen Maschine herabgedrückt; obgleich frei, folgt er doch noch immer gewohnheitsmäßig jedem Willen, der auf ihn einwirkt. Erst die Freundschaft eines Kindes kann den Uebergang zum Genusse der Freiheit vermitteln.

Die Verfasserin ist in diesem entscheidenden Momente, so scheint es uns, mit der Charaktertreue ihres Helden in Konflikt gerathen. Leonard ist während der Haft ein anderer Mensch als nach der Befreiung. „Der Mensch ist frei, ist frei und wär' er in Ketten geboren“ — das lag, so mußte man glauben, in ihm, so lang' er die Jacke der Sträflinge trug. Konnte ihm nun die geistige Thätigkeit plötzlich versiegen, welche er muthvoll entwickelt hatte, um Einfluß auf seine Genossen gewinnen, um sogar als Lehrer der Gefangenen auftreten zu können? — Die Ursache des Konflikts liegt in der zweifachen Absicht der Verfasserin: einerseits den zerstörenden Einfluß des Gefängnißlebens zu schildern, andererseits den Widerstand zu zeigen, den ein unschuldiges Gemüth diesem Einflusse entgegensetzen kann. Hätte die Verfasserin beide Tendenzen besser verschmolzen, so würde der Guß des Hauptcharakters vollendeter dastehen. — Im Uebrigen hat die Verfasserin es verstanden, die Farben für die Portraits ihrer Geschöpfe mit Feinheit zu wählen und auseinander zu halten. Nur die entfernt stehenden, als Füllung verwendeten Personen sind in der Zeichnung mehr oder weniger in einander gelaufen; und ihre Züge sind mehr angestrichen als gemalt. Dagegen heben sich einzelne Persönlichkeiten recht plastisch heraus. Tom May, der verschlossene Familien-Diplomat mit der Egoistenmaske und dem edlen Herzen, und sein Gegenstück, Henry Ward, der Sklave falscher Ehrliebe, sind Figuren, deren Darstellung über die gewöhnliche Kraft einer weiblichen Feder hinausgeht. — Den Hintergrund bildet die Schützenbewegung in England, der amerikanische Bürgerkrieg, das Leben im „fernen Westen“, englisches Gerichtsverfahren, englische Inklination für Mordgeschichten, Missionswesen u. s. w. — Abgesehen von der Krankenstuben-Atmosphäre, welche der Leser sehr oft auf sich einwirken läßt, ist die Luft in dem Romane vollendet rein. Kein Zweifel, daß auch dieses Werk der beliebten Verfasserin sich auf den Tischen sinniger deutscher Frauen einbürgern wird — vorausgesetzt, daß es der Geduld deutscher Frauen gelingt, die chronische Inhaltsleere in den beiden ersten Büchern dieser Familienchronik zu überwinden. Dem ungenannten Verdeutscher wünschen wir Glück zu der Gewandtheit, mit welcher derselbe seine Arbeit auch im Texte als Uebersetzung zu charakterisiren gewußt hat.

Belgien.

Vlamische Dichtungen.

Das neueste Heft der Nederduitsch Tijdschrift*) theilt die Worte und die Compositionen der vlamischen Lieder mit, die am 18. Juni d. J. zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der großen Schlacht auf der Wahlstatt von Waterloo gesungen worden sind. Nicht blos vlamische, sondern auch holländische Poeten, wie namentlich der beliebte Liederdichter J. P. Heye, haben zu diesen Festgesängen beigetragen, die durchweg ebenso vom Geiste nationaler Unabhängigkeit — Frankreich gegenüber — wie von dem der bürgerlichen Freiheit und des Hasses aller Tyrannei, durchdrungen sind. Wir lassen hier einige Strophen dieser Dichtungen mit ihrer deutschen Uebertragung folgen.

Die erste Strophe eines Rundgesanges von Jan Fergutt, componirt von Pieter Benoit, lautet:

Hoe juicht het gansche Noord?	Was jauchzt der ganze Nord?
Hoe stroomt een grootsch accoord?	Was braust, wie Ein Accord,
Als de wind streelend zacht,	Wie Zephyr lind und sacht,
Doch met macht,	Und doch mit Macht,
Als de zee, ongestoort	Wie Meeresströmung dort,
Immer voort?	Immerfort?
Wat galmt zoo luid in Dietscher taal?	Was jubelt so das Deutsche Wort?
Wat brengt ons hier tezaam?	Versammelt sind wir hier, zu wessen Ehr'?
Wat brengt ons hier? Een naam!	Ein Nam', ein Name führt uns her!

Chor:

Do naam van Waterloo!	Der Name Waterloo!
De faam van Waterloo!	Der Ruhm von Waterloo!
Zij schalt door der tijden nacht	Sie schallen durch der Zeiten Nacht
Met feller en feller kracht!	Mit überwältigender Macht!
Weg is de dwang!	Fort ist der Zwang!
Klinke eeuwen lang	Drum klingt Jahrhundert lang
Onze zang:	Unser Sang:
Wij zijn vrij en vrank!	Frei sind wir, frei und frank!

Ein anderes, nach einer Volksmelodie gesungenes Lied von Frans de Cort enthält folgende Strophen:

Bezweken, bezweken	Erlegen, erlegen
Op't Waterloosche veld	Auf Waterlooschem Feld
Is menig Nederlander,	Ist mancher Niederländer,
Naast Brit en Pruis een held;	Nächst Britt' und Preuß' ein Held;
Gevallen, gevallen	Gefallen, gefallen,
Met Wapen in de hand,	Die Waffe in der Hand,
Al strijdend voor de vrijheid	Für Freiheit Alle kämpfend
En voor het vaterland.	Und für das Vaterland.
Maar plechtig, maar plechtig	Doch feierlich, ja feierlich,
In 'tzelfde graf als zij,	In Einem Grabe Zwei,
Zoo werden diep begraven	So wurden dort begraben
Geweld en dwinglandij.	Gewalt und Tyrannei.

*) III. Jaargang, VI. Aflevering. Brussel, 1865.

En zouden verrijzen	Und sollten wieder auferstehn
Geweld en dwinglandij —	Gewalt und Tyrannei —
Zij worden herbegraven	Von Neuem tief begrabet sie,
Desnoods met ons erbij!	Sei's auch, daß wir dabei!

Dasselbe Heft der Nederduitsch Tijdschrift enthält auch einen Bericht über einen bei Gelegenheit der letzten September-Feste von der belgischen Akademie zuerkannten Preis für das beste vlamische Gedicht, das sich zur Composition einer Cantate eignet. Zum ersten Male, seitdem diese jährliche Preisvertheilung eingerichtet ist, hat diesmal die Regierung die Anordnung getroffen, daß neben einer Dichtung in französischer auch eine in vlamischer Sprache von der Akademie gekrönt werde. Es waren zu diesem Zwecke sechzehn Gedichte eingegangen, von denen dreizehn als zur Composition ungeeignet erklärt wurden, drei jedoch in dem vorliegenden Hefte mitgetheilt sind. Als das beste derselben erhielt das Poem „Der Wind“ von Emanuel Hiel den Preis, in welcher Dichtung sowohl die wohlthätigen, als die unheilvollen Einwirkungen des Windes geschildert werden, und zwar in Recitativen, Arien und Chören. Die zweite Dichtung heißt „Die Nacht“, während die dritte der „Schlacht der goldenen Sporen“ gewidmet ist, in welcher Schlacht flandrische Bürger und Bauern gegen französische Ritter und Adelige gekämpft und den Sieg davon getragen haben. Auch in dieser Dichtung ist, wie in den Liedern von Waterloo, dem Nationalgefühl und der Freiheitsliebe voller Ausdruck gegeben. So spricht unter Anderem Breydel, einer der vlamischen Helden jener Schlacht:

Zal ooit de vreemde ons onderjukken?
Zal ik voor Franschen bukken
Het voorhooft met het slijk der schand bemorst?
Men boei den leeuw, hij weet zich los te rukken,
Een schok — daar ligt zijn band aan stukken,
En wee den dwaze die hem tergen dorst!*)

Und der Chor der Vlamingen singt:

Vlaandern den Leeuw!	Flandern der Leu!
Wat walsch is, valsch is, en slaat al dood.	Was wälsch ist, falsch ist, und schlägt Alles todt.
Vlaandern den Leeuw!	Flandern der Leu!
Wat recht is, hecht is, versmaadt den dood.	Was recht ist, echt ist, verschmäht den Tod.
Vlaandern den Leeuw!	Flandern der Leu!
Wie moed heeft, bloed geeft, en gaat ter dood.	Wer Muth hat, Blut hat und geht in den Tod.

Denselben Geist, der durch diese Dichtungen weht, erkennen wir auch in dem neuesten Erzeugnisse von Hendrik Conscience, dem vlamischen Novellen-Dichter. Menschenbloed („Menschenblut“), heißt diese neue Erzählung des gefeierten Novellisten, dessen Arbeiten sich auch im Auslande wohlverdienten Ruhm erworben haben. In dem vorliegenden Werke hat er sich die Aufgabe gestellt, das Barbarische, das Widersinnige und das Irreligiöse, das in dem Vorurtheile liegt, welches den Zweikampf als eine Herstellung der verletzten Ehre betrachtet, den Lesern zum Bewußtsein zu bringen. Gleichzeitig kämpft Conscience in ähnlicher Weise, wie es die französischen Novellisten Erkman-Chatrian in ihren Romanen „Der Rekrut von 1813“ und „Waterloo“ thun, gegen die sogenannte Kriegsglorie und gegen die volkswirthschaftswidrigen stehenden Heere an, durch welche hauptsächlich das Vorurtheil des Zweikampfes genährt wird. Nur zur Vertheidigung des Vaterlandes, des eigenen Hauses und Heerdes findet Conscience die Waffenübung der kampffähigen Jugend gerechtfertigt, während er in der Conscription und in jeder allgemeinen Soldaten-Dienstpflicht blos ein Moment erblickt, Napoleonisch-Cäsarische Gelüste zu erwecken und den Ehrgeiz Einzelner auf Kosten des Wohlseins ganzer Nationen zu nähren. Es findet diese Idee der „Friedensfreunde“ jetzt immer mehr Anhänger in Belgien sowohl als in Frankreich, und gleichwie die Schriftsteller vor 1848 durch ihre Apotheosirung der französischen Gloire unbewußt zur Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthums beigetragen haben, so suchen sie jetzt mit Bewußtsein durch Schriften, die für das Volk bestimmt sind, diese Herrschaft zu untergraben.

Wir reihen endlich an die Anzeige dieser Dichtungen die einer vlamischen Uebersetzung von Göthe's „Hermann und Dorothea“*) von welcher Herr J. Micheels in der Nederduitsch Tijdschrift sagt, daß, wenn die Verse auch minder wohlklingend und einschmeichelnd, als im Originale seien, doch mit Rücksicht darauf, daß es etwas Unmögliches sei, Göthe, „den großen Künstler, der ein Meister seiner Sprache war, wie wenige andere Schriftsteller der gebildeten Welt“, in einem veränderten Gewande treu zu kopiren, sowie daß das Niederländische für den antiken Hexameter nicht ganz sich eigne, diese Uebertragung des Herrn Willems als ein höchst werthvoller Erwerb der jungen vlamischen Literatur gelten dürfe, dem bald ähnliche Uebertragungen aus der schönen, hochdeutschen Schwester-Sprache folgen mögen.

J. L.

Kleine literarische Revue.

— **Weimarische Theaterbilder.** Gleichzeitig mit dem heute von uns angezeigten Buche zur Geschichte des Weimarischen Theaters, von E. W. Weber, sind von einem Zeitgenossen Göthe's zwei Bändchen „Weimarischer Theaterbilder“ publizirt worden, **) die, obwohl allerdings von einem minder kunstgeschichtlichen Standpunkte aus aufgefaßt, als die Darstellungen jenes Buches, doch gewiß auch auf einen theilnehmenden, vielleicht sogar zahlreicheren Leserkreis rechnen dürfen. Der Verfasser, ein geborener Weimaraner, ist auf diesen Vorzug, sowie auf den, daß er, als Kind, von Göthe selbst gekannt und geliebkost worden, nicht wenig stolz und darob vielleicht etwas zu redselig, doch wird der Leser dies immerhin gern mit in den Kauf nehmen, da ihm dafür manches von dem Verfasser selbst Erlebte in einer Form und mit Umständen erzählt wird, die größtentheils neu oder doch außerhalb Weimar's nicht bekannt sind.

Endlich haben wir an unsere heutige Anzeige von Beiträgen zur Theater-Geschichte Weimar's auch noch die einer sehr interessanten Abhandlung von A. Schöll: „Göthe's Verhältniß zum Theater,“ zu reihen, die sich in den soeben ausgegebenen „Wei-

---

*) Soll je der Fremdling unterjochen uns?
Soll vor dem Franzmann beugen ich
Das freie Haupt, mit Schande dann bedeckt?
Der Leu, den Ihr gefesselt, weiß sich zu befreien,
Ein Ruck — und seine Fessel liegt in Stücken,
Und wehe dem, der ihn zu kränken wagt!

*) Goethe's Herman en Dorothea: gedicht in negen zangen, vertaald door Frans Willems. Antwerpen, J. E. Buschmann, 1865.

**) Weimarische Theaterbilder aus Göthe's Zeit, von W. G. Gotthardi. 2 Bde. Jena und Leipzig, Costenoble, 1865.

marischen Beiträgen zur Literatur und Kunst“ befindet.*). Es ist hauptsächlich die sittliche Seite in dem Verhältnisse des Dichters zum Theater, die der Verf. dieses Essay uns darstellt, an den sich übrigens in den vorliegenden Beiträgen auch noch zwei andere mit Göthe mehr oder weniger zusammenhängende Weimarische Skizzen reihen: Stichling, über Göthe und die freie Zeichnenschule in Weimar und J. Marshall über David Friedr. Strauß zum erstenmale in Weimar. Wir unterlassen nicht, diese anziehenden „Weimarischen Beiträge“ zu recht zahlreicher Unterstützung ihres wohlthätigen Zweckes zu empfehlen.

— **Friedrich Bodenstedt's gesammelte Schriften.****) Gewiß wird diese Ausgabe der Werke des wegen seiner reichen Natur-Anschauungen und seines einfachen biedern Charakters allbeliebten Dichters Vielen, die vielleicht Einzelnes von ihm besitzen, Anderes jedoch wegen des theuern Preises der zu verschiedenen Zeiten erschienenen Bücher bisher nicht anschafften, sehr willkommen sein. Unser „Magazin“ hat Bodenstedt's „Völker des Kaukasus,“ seine „Tausend und Ein Tag im Orient“ und seine „Lieder des Mirza Schaffy“ gleich bei ihrem ersten Erscheinen als ungewöhnliche, auf poetischer und zugleich naturwahrer Beobachtungsgabe ruhende Darstellungen begrüßt. Das deutsche Publikum ist hinter der Anerkennung, die die Kritik dem Dichter zu Theil werden ließ, nicht zurückgeblieben, und je mehr er nach und nach publizirte, mochten es nun eigene Poesieen, oder Bearbeitungen fremder, namentlich russischer, Dichter sein, um so mehr hatte er sich der Theilnahme des Publikums zu erfreuen. Der Verf. sagt in dem Vorworte zu der neuen Ausgabe: „In diesen 12 Bänden wird nicht Alles geboten, was ich überhaupt geschrieben habe, sondern in sorgfältiger Auswahl, neugesichtet und überarbeitet nur Das im Zusammenhange veröffentlicht, was einzeln schon die Feuerprobe bestanden und die Gunst vieler Leser gewonnen hat. Ich darf dazu mit gutem Fug auch meine Nachbildung der Shakespeare-Sonnette rechnen, nachdem alle Sachkundigen mit seltener Einstimmigkeit darüber geurtheilt haben, daß diese wundervollen Gedichte — unbeschadet der Verdienste meiner Vorgänger — durch mich zuerst der deutschen Nation in würdiger Form geboten wurden. Sie erscheinen in dieser Sammlung schon in dritter Auflage, und die Kenner des Englischen werden bei genauer Prüfung finden, daß ich mich durch das mir reichlich gespendete Lob nicht habe bestechen lassen, sondern gewissenhaft bemüht gewesen bin, die Sonnette in der neuen Ueberarbeitung dem Urterte so nahe als möglich zu bringen. Von meinen eigenen Dichtungen und den Werken der russischen Dichter wird nicht Alles, sondern nur eine sorgfältige Auswahl des Besten geboten.“

Die beiden bisher ausgegebenen ersten Bände („Tausend und Ein Tag im Orient“) sind, ungeachtet des niedrigen Preises, ganz so splendid ausgestattet, wie wir es von der geachteten Verlagshandlung gewohnt sind.

*) Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst, von K. Brüger, F. Dingelstedt, K. Eitner, Reinhold Köhler, Hans Köster, A. v. Maltitz, J. Marshall, H. Rassow, A. Schöll, G. Th. Stichling und L. Stiebritz, zur Feier der 25jährigen Wirksamkeit der Kranken-, Pensions- und Wittwen-Kasse der Buchdrucker-Gehülfen zu Weimar, am 24. Juni 1865. (Zum Besten dieser Anstalt.) Weimar, Böhlau, 1865.

**) 12 Bände à ½ Thlr. Verlag der k. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

— **König Lear, von Bodenstedt übersetzt.***) In der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakespeare's Dramen steht allerdings dasjenige, was unter Tieck's Namen dargeboten ist, hinter dem zurück, was A. W. Schlegel in seiner besten Zeit unübertrefflich übertragen hat. Bodenstedt, der die Mängel dieser bekanntlich erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts erschienenen zweiten Abtheilung des deutschen Shakespeare vielfach wahrzunehmen und zu bedauern Veranlassung hatte, will durch eine neue Bearbeitung derselben in einen Wettkampf mit Tieck und seiner Schule eintreten, und bei der großen sprachlichen, wie poetischen Begabung des besten Uebersetzers von Shakespeare's Sonnetten dürfen wir in der That eine Arbeit von ihm erwarten, die ungezwungen und leicht wie ein Original sich lesen und dabei doch nichts an Treue und Urfarbe vermissen läßt. Bodenstedt sagt in dem Vorworte zu der neuen Gesammtausgabe seiner Schriften: „Ich habe keinen fremden Dichter übersetzt oder nachgebildet, ohne an mich selbst die höchsten künstlerischen Forderungen dabei zu stellen, und alles Fremde, was ich biete, ist so in seine deutsche Haut hineingewachsen, als ob es darin geboren wäre.“ — Die vorliegende Uebertragung des „König Lear“ ist, wie uns scheint, ein ganz zutreffender Beleg für diese Selbstkritik.

— **Katholische Roman-Literatur.****) Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, die Bücher des vorwiegend katholisch-kirchlichen Verlags von Bachem, namentlich die von Kardinal Wiseman, in diesen Blättern zu besprechen und dabei unser Urtheil rein von dem ästhetischen und sittlichen Werthe beeinflussen lassen, der in diesen Büchern zu Tage trat. An Anerkennung des Tüchtigen hat es nicht gefehlt. Bei vorliegenden zwei Erzählungen muß unser Urtheil ein anderes sein. Was z. B. Kardinal Wiseman in seiner „Fabiola“ geleistet, wird man hier nicht finden; die kirchlich erbauliche Romanschreibung, die der profanen einen Damm entgegensetzen sollte, ist danach in rascher Entartung begriffen und schlägt in ihr Gegentheil um. Herrn Guenot fehlt es so ziemlich an Allem, was zu einem guten Romanschriftsteller gehört. Seine erste Geschichte, die wir genauer gelesen haben, ist ein Puppenspiel, worin ganz falsch gezeichnete karrikirte Griechen, Pharisäer, Sadducäer, Apostel und Heilige auftreten. Wenn es eine Profanation giebt, so ist das eine, wie hier die Apostel selbst, Paulus, Petrus, Jakobus, der heil. Stephanus als Novellen-Puppen agiren und tragiren. Die salbungsvolle Brühe, die über das Ganze gegossen ist, kann uns nicht schadlos halten für den Mangel aller tieferen Kenntnisse jener alten Zustände. So haben weder Juden, noch Heiden noch Urchristen ausgesehen; ein Conglomerat von Stellen, die dem Neuen Testamente, dem Philo, Josephus, Suetonius ausgeschrieben und durch höchst moderne Anschauungen verbunden sind, wird man nicht für einen Roman halten. Nach solchen Leistungen können wir dieser erbaulichen Roman-Literatur keine lange Zukunft mehr prophezeien.

— **„Die Erwerbung Pommerns durch die Hohenzollern.“*****) Diese schön ausgestattete Schrift ist zur Erinnerung an die vor

*) König Lear, von William Shakespeare. Deutsch von Fr. Bodenstedt. Berlin, R. v. Decker, 1865.

**) Zeitbilder und Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. I. Hanani, oder die letzten Tage Jerusalem's. — II. Sabinianus, oder die ersten Apostel Galliens. Von C. Guenot. Autorisirte Uebersetzung (aus dem Französischen?). Köln, J. P. Bachem, 1865.

***) Von Julius Freiherrn von Bohlen rc. Berlin, Geh. Oberhof-Buchdruckerei (R. v. Decker), 1865.

fünfzig Jahren erfolgte Wiedervereinigung des ganzen Pommern unter der Herrschaft der Hohenzollern verfaßt und Sr. Majestät dem Könige Wilhelm I. von Preußen gewidmet. Wir können auf die Einzelnheiten derselben nicht eingehen, da sie sich einestheils über die Details von Provinzial-Angelegenheiten und weitläufige Rechtsverhandlungen verbreitet, anderntheils aus sehr umfangreichen Dokumenten besteht; einige geschichtliche Partien, z. B. aus dem dreißigjährigen Kriege und aus der Zeit des großen Kurfürsten, sind interessant genug. Der diplomatische und juristische Theil dürfte für Geschichtsforscher, welche sich über diesen Punkt unterrichten wollen, von Wichtigkeit sein. Die Darstellung ist klar, ernst und dem Gegenstande angemessen.

Literarischer Sprechsaal.

Der Vertrag in Bezug auf die Linderung des Loses der im Felddienste verwundeten Militairpersonen, dessen Wortlaut, nachdem die Auswechselung der Ratifikations-Urkunden zwischen den betreffenden Regierungen stattgefunden, kürzlich in der preußischen Gesetzsammlung publizirt worden ist, darf als ein wichtiger Fortschritt der Civilisation und der Humanität begrüßt werden. In diesem Vertrage ist der im Völkerrecht theoretisch schon lange feststehende Grundsatz von der Neutralität der Aerzte, Geistlichen, Krankenpfleger und des ganzen Hülfspersonals in der umfassendsten Weise zur allgemeinen Anerkennung der Mächte gelangt, einer Anerkennung, die, in gültiger und bindender Vertragsform sanktionirt, um so werthvoller ist, als die Praxis des Krieges noch bis in die neueste Zeit hinein an Verstößen und Schwankungen nicht selten sehr Unerfreuliches brachte. Es ist festgesetzt, daß die Wohlthat der Neutralität nicht bloß den genannten Personen zukomme, sondern auch den Lazarethen und den Verbandplätzen, so lange sie zur Pflege von Verwundeten bestimmt sind; es ist das Material der leichten, für die dringendsten Bedürfnisse der Verwundeten sorgenden Feldlazarethe für unverletzlich erklärt; ein allgemeines Erkennungszeichen zum Schutze der Personen und Institute (Fahne und Armbinde mit rothem Kreuz auf weißem Grunde) ist vereinbart. Es ist ferner, und dies schon ist als ein wesentlicher Fortschritt anzuerkennen, allen mit der Aufsicht, der Pflege, der Verwaltung und dem Transport der Verwundeten beschäftigten Personen das Recht beigelegt worden, bei feindlichen Besitznahmen entweder in dem betreffenden Orte zu bleiben, oder sich ungehindert zu den Truppen zu begeben, denen sie angehören. Besonderen Dank verdienen die Festsetzungen, durch welche man für die Sicherheit von Privatpersonen bedacht gewesen ist, die sich der Pflege und Aufnahme von Verwundeten unterziehen. Die Landesbewohner, welche den Verwundeten zu Hilfe kommen, sollen geschont werden und frei bleiben. Die Generale der kriegführenden Mächte haben die Aufgabe, die Einwohner von dem an ihre Menschlichkeit ergehenden Rufe und der daraus sich ergebenden Neutralität in Kenntniß zu setzen. Jeder in einem Hause aufgenommene Verwundete soll demselben als Schutz dienen. Der Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppen-Einquartierung, sowie mit einem Theile der etwa auferlegten Kriegs-Contributionen verschont werden.

Die Anerkennung dieser Grundsätze, welche unserm Jahrhundert zur Ehre gereichen, ist zwischen Preußen, Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Großherzogthum Hessen, Italien, den Niederlanden, der Schweiz und Würtemberg erfolgt. Nachträglich sind dem Vertrage noch die Regierungen von Großbritannien, Griechenland, der Pforte, Schweden und Meklenburg beigetreten. Unter den fehlenden sind namentlich die beiden großen Militairmächte Rußland und Oesterreich. Es läßt sich aber erwarten, daß auch sie ihren Beitritt nicht lange werden zurückhalten können.

Mit dieser philanthropischen Idee unmittelbar im Zusammenhang befindet sich eine soeben erschienene kleine Schrift: „Die Vereine zur Pflege verwundeter Krieger.*) Es ist dies ein Vortrag, den der großherzoglich oldenburgische Ober-Baudirektor Otto Lasius über den Genfer Kongreß und die Erfahrungen aus dem schleswigschen und dem nordamerikanischen Kriege gehalten hat. Der Verfasser theilt darin zunächst Einiges mit über die Wirksamkeit des während des erstgenannten Krieges zu Genf zusammengetretenen, internationalen Comité für die Pflege der auf Schlachtfeldern verwundeten Krieger. Dieses Comité hatte ein Mitglied, Dr. Appia, nach dem österreichisch-preußischen und ein anderes, Hauptmann van der Velde, nach dem dänischen Feldlager gesandt, und nach der auf Grund der Berichte dieser beiden Männer herausgegebenen Schrift: Sécours aux blessés! giebt Herr Lasius demnächst eine Uebersicht der Leistungen des Johanniter-Ordens, sowie der anderen religiösen Brüder- und Schwesterschaften, die größtentheils nach Anleitung der Genfer Beschlüsse ihre menschenfreundliche, aufopfernde Thätigkeit entwickelt hatten. Es reihen sich hieran Mittheilungen über ähnliche Leistungen von Vereinen zur Linderung des Loses der verwundeten und kranken Krieger in Amerika, sowie über dasjenige, was bereits im Krim-Kriege von Miß Nightingale und Anderen in dieser Richtung geschehen. Wir empfehlen die kleine Schrift Allen, die sich über den Gegenstand belehren wollen.

Von Gustav Rasch ist ein Reisebuch durch Algerien angekündigt, das bei der graphischen und lebendigen Darstellungsweise des Verfassers gewiß des Anziehenden sehr viel enthalten wird. „Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara", ist der Titel des Buches, das uns unter Anderm auch nach dem berüchtigten Zellen-Gefängnisse zu Lambessa, nach den Kerkern der Deportirten des 2. December, sowie in die Harems der arabischen Scheiks und zu den berühmtesten Marabuts führt. In einem Anhang ist ein praktischer Reiseführer durch ganz Algerien, mit Angabe der Reisetouren, Gasthöfe, Posten, Eisenbahnen 2c. enthalten.

Von Rogeard's „Pauvre France," diesem Tirailleurfeuer des poetischen Freicorps im Kriege der französischen Literatur gegen die Unfreiheit und Tyrannei, hat Adolph Strodtmann in Hamburg eine, wie es scheint, sehr gelungene Uebersetzung veranstaltet, die jetzt im Buchhandel angekündigt ist. Ein anderes Tirailleurfeuer dieses Streifcorps bilden die soeben in Brüssel erschienenen Chansons des rues et des bois, von Victor Hugo.

Herr Th. Scherk in Berlin (Elisabeth-Straße 55) beabsichtigt eine neue Auflage des „Gelehrten Berlin", einer Sammlung von Lebensskizzen und Schriften-Verzeichnissen aller in Berlin lebenden Gelehrten und Schriftsteller, herauszugeben. Zu diesem Zwecke richtet er an die Autoren der Hauptstadt die Bitte um Einsendung der betreffenden Notizen in Bezug auf ihr Leben und ihre Schriften, was wir zur Förderung des Unternehmens auch unsererseits empfehlen.

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 21. Oktober 1865. [№ 43.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Deutsche Singvögel nach A. und C. Müller. 589.
England. England und die Freiheit des Meeres. 590.
Frankreich. Die kooperativen Genossenschaften in Frankreich. II. Die Produktions-Genossenschaften. Mängel der deutschen Vorschußvereine. 592. — Die Gold- und Silberströmungen. 595.
Schweiz. Die Tellsage. 597.
Rußland. Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ und die Moskowiter. 600.
Kleine literarische Revue. Wander's Deutsches Sprüchwörter-Lexikon. 601.
Literarischer Sprechsaal. Sparkassen-Wesen und Arbeiter-Lebensversicherungen in England. 601. — Rogeard's „Pauvre France.“ 602. — Hegel's Schreibtisch. 602. — Die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm. 602. — Zur Erklärung des Wortes „iwe“. 602.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865

von

Herman Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke“, von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (677)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von **Herman Grimm.**

Zwölf Monatshefte (im Ganzen 15 bis 18 Bogen und 4 bis 6 Kunstbeilagen). Preis 2 Thlr.

Die bisher erschienenen Hefte (Januar bis August) behandeln u. a. in einer Einleitung die Absichten des Herausgebers; Lionardo da Vinci, namentlich seine neu aufgestellte Madonna, den Kopf eines Engels in Florenz und der San Giovannino in Basel; — Renan's Leben Jesu und die Kunstgeschichte. — Die Darstellungen Christi in der modernen Kunstgeschichte. — Die Renaissance des 13. Jahrhunderts. Kaiser Friedrich II. Kunstbestrebungen in Süditalien. — Jacob Asmus Carstens. (Vortrag.) — Gedichte Michelangelo's. — Göthe und Dürer. Deutsche Kunstanschauung. Dürer's erste Reise nach Venedig 1495 und seine Briefe an Pirkheimer von Venedig 1506. Umschwung in seinen Anschauungen. Sein Rosenkranzfest im Kloster Strahow. Dasselbe Werk in Lyon. Beides Originale von Dürer's Hand, das Lyoner das frühere.

Ausserdem enthalten diese Hefte Texte von Briefen und Gedichten Bramante's, Michelangelo's, Raphaels und anderer Künstler zum Theil in poetischer Uebersetzung.

Photographische Kunstbeilagen (bisher 4) darstellend ein unedirtes Relief von Michelangelo (Die Pest), den Engel Michelangelo's in San Domenico in Florenz, Dürer's Rosenkranzfest nach den beiden Originalen in Prag (Kloster Strahow) und in Lyon (nach Stichen photographirt). (678)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von (679)

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A. 21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: (680)

Die Familie

von

Eugen Pelletan.

Aus dem Französischen

von

Dr. **Friedrich Bran.**

Autorisirte Ausgabe.

Band I. Die Mutter.

Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen mit folgendem Inhalte: Band II. Der Vater. Band III. Das Kind.

Preis jedes Bandes 1 Thaler.

Leipzig, im September 1865. **C. F. Steinacker.**

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im v. J.: (681)

Reden und Abhandlungen

von

Jacob Grimm.

26½ Bogen. gr. 8. Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum“ das Erscheinen dieses Werkes mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.““

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren.“

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem: (682)

Dramatische Werke

von

Gisela Arnim.

Dritter Band.

Das Steinbild der Cornelia.

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Bei **August Schaber in Stuttgart** ist erschienen:

Deutsche Pflanzensagen

gesammelt und gereiht

von

A. Ritter von Perger.

Professor und Scriptor der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Preis brosch. 1½ Thlr. — fein geb. 2 Thlr.

Das Leben der Pflanzenwelt hat von jeher eine große Anziehungskraft für die Phantasie des Menschen gehabt. In ihrem Blühen und Verwelken sieht der Mensch sein eigenes Leben sich wiederspiegeln. Von alten Zeiten her hat er den Pflanzen Empfindung zugeschrieben.

Bei den Griechen und Germanen war die ganze Natur belebt. Die Bäume waren von Dryaden bewohnt. Trauernde klagten ihr Leid den Bäumen des Waldes. Die Göttin Freya ließ alle Gewächse einen Eid beschwören. Die Palme, die sich himmelwärts in das Licht des Aethers taucht, bezrüßt der Mensch als ein Bild seiner geistigen Freiheit. Die Cypresse ist mit ihren dunkeln Farben dem Menschen ein Symbol der Trauer und Einsamkeit geworden, und er pflanzt sie auf Gräbern und Ruinen. Die Eiche ist uns ein Symbol der vaterländischen Gefühle. Der Wald war uns Deutschen wie den Hellenen ein Sitz ganz besonderer göttlicher Offenbarung. Und wer möchte es leugnen, daß Gottes belebender Hauch uns ganz besonders kräftig im dunkeln Waldesgrün anwehe?

Auf dieses sinnige Verhältniß nun, in das sich der Mensch zur Pflanzenwelt setzt, wirft die vorliegende Schrift ein helles Licht. Der Verfasser hat mit großem Fleiß aus allen Zeiten gesammelt, was das deutsche Volk über die Pflanzen gedichtet hat, und hat uns die verschiedenen Pflanzensagen in frischer und lebendiger Sprache vor die Seele geführt. Wir erhalten dadurch ein Stück Kulturgeschichte, denn in seinen Sagen wie in seinen Liedern spricht sich das innerste tiefste Seelenleben und das Bewußtsein eines Volkes aus.

Aus dem Reichthum dieser Sagenwelt können wir zugleich ersehen, welch tiefer unerschöpflicher Quell der Poesie in den Adern unseres deutschen Volkes geflossen ist: Das Buch ist nicht etwa für Botaniker geschrieben, sondern für Alle, die einen frischen empfänglichen Sinn für die Poesie und das Leben in der Natur haben und gewährt auch in seiner dem schönen Inhalt entsprechenden hübschen Ausstattung eine Zierde für jeden Büchertisch. Es verdient so recht ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes zu sein.

Aus einer Kritik des „Schwäb. Merkur“ vom 20. August 1865. (683)

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

König Lear von William Shakespeare.

Deutsch von **Friedrich Bodenstedt.**

11 Bg. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Ich habe die Wahrheit des Schlegel'schen Ausspruchs recht würdigen gelernt, daß man durch eine Uebersetzung in Prosa, wie wort- und sinngetreu dieselbe auch sein möge, dem Dichter nie gerecht werden könne. Der Zauber der Form wirkt zu mächtig mit, um ganz unberücksichtigt bleiben zu dürfen. Gerade bei den schönsten und bedeutsamsten Stellen fand ich es immer nöthig, der prosaischen, erklärenden Uebersetzung eine poetische folgen zu lassen, wozu ich mich gern der vortrefflichen Uebertragungen Schlegel's bediente. Aber leider hat Schlegel seine große Aufgabe, Shakespeare der deutschen Literatur anzueignen, kaum zur Hälfte durchgeführt; er ließ sein bahnbrechendes, für alle Zeiten ruhmvolles Werk unvollendet, vielleicht, oder wahrscheinlich, weil ihm die nöthige Aufmunterung fehlte und die gebührende Anerkennung und Würdigung seiner Arbeit zu spät kam. Wie hoch das Verdienst einiger seiner Nachfolger (besonders des Grafen Baudissin) auch anzuschlagen sei, so kann doch kein Sachverständiger leugnen, daß die von Schlegel nicht übersetzten Stücke der sogenannten Schlegel-Tieck-schen Ausgabe viel zu wünschen übrig lassen. Ich konnte mich ihrer nicht so vertrauensvoll bedienen wie der anderen, um bei meinen Vorlesungen den Worterklärungen des Urtextes poetischen Nachdruck zu geben; sehr oft sah ich mich genöthigt, die wichtigsten Stellen für meinen Zweck selbst zu übersetzen. Ich vermißte an dem unter Tieck's Namen Gebotenen nicht sowohl richtiges Verständniß, als dramatischen Ausdruck und poetische Kraft und Klarheit. Ich fand, daß gerade durch das zu ängstliche Bestreben, sich dem Wortlaut des Urtextes eng anzuschließen, dem Dichter oft eben so Unrecht geschehen war, wie dem Genius der deutschen Sprache. Besonders im König Lear finden sich viele Verstümmelungen des poetischen Ausdrucks, die mich bei wiederholter Erklärung des Stückes zwangen, selbst zur Feder zu greifen und die schwierigen Stellen nach eigener Auffassung wiederzugeben rc."

Berlin, 6. Oktober 1865. (684)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftl. Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Band. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der **englischen** Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Dialect. 2. Auflage. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 4. Auflage. 15 Ngr.

Touzellier, Nouvelle *conversation française*, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender Uebersetzung. 10 Ngr.

Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in alphabetischer Ordnung. 7½ Ngr.

L'Eco italiano, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 3. Auflage. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Franke, spanisch-deutsches mercantilisches Wörterbuch. 20 Ngr. (685)

Deutsches Echo, Die tägliche Umgangssprache gebildeter Deutschen. Ausgabe für Engländer. 3. Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.
— — Ausgabe für Franzosen. 20 Ngr.
— — Ausgabe für Holländer. 20 Ngr.

Verzeichnisse der Lehrbücher gratis.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine.

Eine Erzählung

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dreizehnte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. 1864. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (686)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

☞ Gültig bis Ende Dezember, soweit der geringe Vorrath reicht. ☜

Die Verlagshandlung offerirt zum Partiepreise von **zwölf Thaler** die ersten 16 Bände zusammengenommen von

Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften

(Ladenpreis 32 Thlr.) — den 9. bis 16. Band apart zusammengenommen zum Partiepreise von **sechs Thaler.** (Ladenpreis 16 Thlr.) — Die ersten 8 Bände sind nicht mehr apart zu haben; einzelne Bände sind nur noch zum Ladenpreise zu beziehen, wenn solche überhaupt einzeln übrig sind. (687)

So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Julius Rodenberg. (688)

Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht, die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Baltische Monatsschrift. (689)

Vol. XI. Heft 8. August 1865.

Fabricius, A. v., Zur Geschichte des russischen Postwesens. — Der Statusquo der Justizreform in Rußland. — Die bürgerliche Union in Kurland. — St. Petersburger Correspondenz.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 42. Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. — Ueber den Einfluß der Begräbnißweise auf Gefühl und Einbildungskraft. — Im Pfarrdorf. — Göthe und Reichardt. — Correspondenz-Nachrichten. Bad Obladis. London. (690)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

1865. September. October.

Meinicke, Die neuesten Reisen im östlichen Central-Australien. — v. Maack, Die Dünen Jütlands. — Kohl, Geschichte der Forschungen über den Golfstrom. — Miscellen. — Neuere Literatur. — Karten: Tafel III. Uebersichtskarte der Entdeckungsreisen auf dem australischen Continent. (691)

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Das Ausland. (692)

Nr. 41. Richardson's Versuche zur Wiederbelebung der Todten. — Ober-Innthal. — Die echten Kaschmir-Shawls und deren Nachahmung. — Die Bevölkerung Arabiens nach Palgrave's Schilderungen. — Das Silberland von Californien. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (693)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 41. Briefe eines Offiziers an seine Frau aus den Jahren 1807—1813. I. — Zur Genesis des Zollvereins. II. — Erndtesitten in der Schweiz. — Literatur.

Nr. 42. Der deutsche Handelstag. — Die Staatsanwaltschaft in Preußen und ihre Reform. — Briefe eines Offiziers an seine Frau aus den Jahren 1807—1813. II. — Vom Abgeordnetentag. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.

September 1865.

K. v. Seebach, Besteigung des Vulkans Turrialba in Costa-Rica. — A. Lindenkohl, Geographische Mittheilungen über den Süden der Vereinigten Staaten. II. — G. Schweinfurth, Das Land am Elba- und Soturba-Gebirge. — Th. Kotschy, Reise in den Amanus. I. — E. Debes, Eine neue Arealbestimmung des Festlandes von Australien. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Tafel 11. Originalkarte des Soturba-Gebirges von G. Schweinfurth. Tafel 12. Kartenskizze von Südost-Australien von E. Debes.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Gotha, Justus Perthes. (694)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Singvögel nach A. und C. Müller.*)

Zwei Brüder, Adolf und Carl Müller, der Eine Forstmann, der Andere Geistlicher, Beides geistreiche und gefühlvolle Naturfreunde — übergeben uns ein Heft (112 Seiten in Lexikonformat, Prachtausgabe) über das Leben der vorzüglichsten deutschen Singvögel. Sie haben sich in die Arbeit getheilt: Jeder handelt selbständig unter seiner Chiffre einzelne Arten ab, und nur beim Vorwort und dem Edelfinken sehen wir sie gemeinschaftlich auftreten. — A. M. hat außerdem eine sehr instruktive anatomische Abhandlung „über den Gesang", wie elf Portraits der besten gefiederten Sänger beigefügt.

Die Singvögel werden in zwei Abtheilungen „als Original- und Potpourri-Sänger" vorgeführt, welche Eintheilung, wie auch deren Motivirung, recht zusagt. Was die Behandlung des Stoffes anbetrifft, so haben wir es mit „Schilderungen" zu thun, welche uns das Thier in seinem Leben und Wesen, in seinem Haushalt, d. h. also in Gottes freier Natur, wiedergeben; — nicht aber mit großen wissenschaftlichen und nach allen Richtungen hin erschöpfenden Abhandlungen. Diese Schilderungen, durchweg mit Fachkenntniß abgefaßt und von guter Beobachtungsgabe der Autoren zeugend, sind sehr poetisch und äußerst gefühlvoll gehalten, ohne jedoch sentimental zu werden. Sie lesen sich leicht, sind in sich abgerundet, und bildet eine jede derselben ein abgeschlossenes Bild, das klar und deutlich uns das Individuum in seiner Eigenthümlichkeit vor die Augen führt.

Die Darstellungen über die Singdrossel, die beiden Lerchen den Pirol, Fitis und Würger sagen uns ganz besonders zu, denn sie geben mit Gefühl und Verständniß die reine Natur, also das wieder, was der Leser sucht. So heißt es z. B. bei der Singdrossel, von A. M.:

„Der erste Frühlingssturm — das erste Lied der Singdrossel — wer öffnete ihnen nicht die Brust und fühlte den Schnee der winterlichen Oede und Traurigkeit nicht zerrinnen, das erste Grün der Hoffnungsknospe darin nicht schwellen? Ihr süßer Klang durchzieht die ganze Natur und dringt mächtig zu allen Menschenherzen." — Und dann später beim Schnepfenstrich „Und wie lebendig verschmilzt mit dieser Jagd das erfrischende Abend-Konzert unserer Singdrossel! Wahrlich! ich mein' ihn eben zu hören, den schallenden, waldesprächtigen, echoweckenden Wettgesang; — ich steh' in der Erinnerung, wie im Abenddämmer des Waldes beim Vorbeginn des Schnepfenstrichs. Tief, voll und markig schallt's aus den Kehlen der Meister des Reviere, daß alle anderen Zwitscherer und Sänger darin verstummen müssen. Du führst das Scepter der Waldesmelodie, du bist die singende Königin der Gebirge. Ja, wie der Wald, so auch das Lied der Singdrossel. Tiefschallig wie der Schauer unter seinem Laubdache und die dunkle Moosquelle seiner Bergschluchten ist die Tiefe der vollen Töne. Hell lachend und blendend wie der Tag auf den Lichtungen des Haines, hebt sich warm und glitzernd das Silbergetön und Gezwitscher der höheren Strophen von dem Grundton des Schlages ab. Und wie der wilde Bergquell unstät und abwechselnd von Fels zu Fels springt und seinen Schall hier erhebt und dort begräbt; wie das wehende Waldeshaupt das Himmelslicht bald enthüllt, bald bedeckt: so unterbricht sich die Macht in dem Liedessprudel der Kehle jeden Augenblick, eben sich in die Tiefe und Nacht seines melodischen Bettes stürzend, um nun wirbelnd und klingend in den Tag seiner Hochtöne zu steigen."

Sind das nicht schöne Worte eines durch und durch gefühlvollen Herzens, die wieder zu Herzen gehen? Jeder, der nur einen Frühlingsabend im Walde zubrachte, wird uns gewiß beistimmen, wie andererseits auch die Art der Darstellung loben.

Niedlich ist auch das Lerchenliedchen von C. M., das den Abendgesang der Feldlerche sinnig vorführt:

„In dem bethauten Riede
Herrscht Abendruh und Friede.
Nur wie in süßem Wonnetraum
Singt ihres Liedes Weise
Noch eine Lerche leise,
So leis, daß man es höret kaum.

„Träumt sie von hohen Bahnen,
Die andere nicht ahnen,
Die stets am Boden heimisch sind?
Denkt es an Seligkeiten,
Die droben sich bereiten,
Das flinke, heitere Sonnenkind?

„Sein Lied vom Rasenhügel,
Sein kühn geschweifter Flügel,
Im Traum den Wolken zugesellt,
Gleicht menschlichen Gedanken,
Die hier aus dunklen Schranken
Sich sehnen nach der höh'ren Welt."

Weit weniger gefallen uns die Darstellungen über den Zaunkönig, den Mönch, den Edelfinken und auch über das Rothkehlchen der vielen politischen und sonstigen Beimischungen halber, welche das positive Naturgeschichtliche zurückdrängen. Durchaus nicht hierher gehörig finden wir folgende Auslassungen (von C. M.) beim Zaunkönige:

„Ich möchte sagen, er (nämlich der kleine aufrecht stehende Schwanz des Vögelchens) sei das Scepter des kleinen Königs, das er mit der Würde angeborener Hoheit und mit großer Energie schwingt. Aber wenn das Königsscepter mit solcher Freundlichkeit und Leutseligkeit zugleich und mit so viel gewinnendem Zutrauen geschwungen wird, dann erscheint es als ein wohlthätiger Fächer, der dem matten, erhitzten Arbeiter Kühlung und Erquickung zuweht. Und Zutrauen erweckt Zutrauen, Liebe erweckt Gegenliebe.

„O schönes Band zwischen Fürst und Volk,...... Schlinge dich fest um die zerstreuten Kinder der Germania und begeistere sie durch das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Abstammung!" u. s. w. Es geht nämlich damit noch viel weiter, und nun fragen wir: Gehört dies in Naturschilderungen? Wir wenigstens, und diese Ansicht hat Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos" zu wiederholten Malen ausgesprochen, sind der Meinung, daß derartige Beimischungen hätten fortbleiben müssen, daß dies durchaus nicht der Weg ist, die Naturgeschichte populär zu machen, und daß man überhaupt besser thut, Naturgeschichte ohne Politik zu treiben.

Folgende Bemerkungen glauben wir nicht unerwähnt lassen zu dürfen:

1. Betreffs der Verbreitung des Sprossers (Silvia philomela). Derselbe kommt nicht nur einzeln bei Wien, in Schlesien und

*) Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel, von Adolf und Carl Müller. Mit elf Illustrationen, entworfen und auf Holz gezeichnet von Adolf Müller, sowie mit acht in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Heidelberg, Winter, 1865.

im Sächsischen vor, sondern auch im Posenschen und — als Vertreterin der Nachtigall (S. luscinia) — durchaus nicht selten, sondern zahlreich nördlich der Peene in Neu-Vorpommern.

2. Selbst die Wachtel überfliegt das Mittelmeer, warum sollte dies nicht auch die Amsel können, kommt sie doch auf den Balearen und Algier als nicht seltener Brutvogel vor. Vorsicht, nicht Unvermögen des Fliegens hält sie im Gebüsch zurück.

3. Die Haubenlerche ist durchaus kein ausschließlich nördlicher Vogel, da sie auch in Spanien und Nord-Afrika sehr zahlreich vorkommt.

4. Die Misteldrossel (Turdus viscivorus) kommt auch in der Niederung vor.

5. Silvia palustris ist hier und da durchaus nicht selten, so z. B. in Nieder-Schlesien und selbst in der Grafschaft Glatz in unmittelbarer Nähe der Festung Glatz.

6. Betreffs der sexuellen Unterschiede der Feldlerche: Die Rückenzeichnung des Männchens ist in sich zerfließend, die des Weibchens deutlich getäfelt, die Färbung des ersteren ist bräunlich, des letzteren in's Grünliche spielend. Beide Geschlechter neben einander gehalten, und so hatte der alte Vogelfänger die Vögel ja, unterscheidet man das Männchen vom Weibchen sehr leicht, auch ohne ein großer Ornithologe oder ein Genie zu sein.

7. Nicht recht zu deuten wissen wir die sehr umfangreichen Auslassungen über Trennungen innerhalb der Art Amsel, Stieglitz und Pirol. Was den letzteren anbetrifft, so haben wir von einem Theilen in Subspecies niemals Etwas gehört, während an den Garten- und Waldstieglitz kein Mensch mehr glaubt, und die Affaire mit der Stockamsel als längst beendet und vergessen anzusehen ist.

Die künstlerischen Leistungen sind vortrefflich. Wir nannten vorhin die Bilder „Portraits", und sie verdienen dies auch, denn selten sahen wir Darstellungen mit so viel Leben und Natur. Besonders hübsch ist der Fitis, der Distelfink, die Singdrossel, das Rothkehlchen, der Würger, die Feldlerche, der Mönch und im großen Ganzen auch die Nachtigall, doch ist deren Flügel zu kurz und der Oberschnabel nicht gestreckt genug; weniger ansprechend ist die graue Grasmücke; am Wenigsten sagt uns der Zaunkönig mit seinem Hintertheil zu, und die Amsel, welche im Verhältniß zu den Jungen und der geringen Entfernung zu klein ist.

Wer gern den Wald belauscht und mit innerem Wohlbehagen dem Treiben der Thiere zusieht; — wer gern allein ein Stündchen in der großen Natur zubringt und dabei sich nicht verlassen fühlt, — denen empfehlen wir dieses poetisch und gefühlvoll gehaltene Buch auf das Wärmste.

Alexander von Homeyer.

England.

England und die Freiheit des Meeres.

In dem großen Invalidenhause zu Greenwich, dem Denkmal, das König Wilhelm der Oranier und seine Königin Marie zur Erinnerung an den glorreichen Seesieg von la Hogue (1692) errichtet haben und das durch die nachfolgenden Geschlechter zu der herrlichen und behaglichen Heimat für die alten oder sonst dienstunfähigen Seefahrer der englischen Kriegsflotte erweitert worden ist, befindet sich in einer geräumigen Halle eine Sammlung von Bildnissen berühmter Seehelden, die, von den Zeiten der spanischen Armada bis auf unsere Tage hinabreichend, eine der glänzendsten Illustrationen der englischen Geschichte darbietet. In langen Reihen schauen die energischen Physiognomieen der Männer, die in Siegen ohne Zahl der Flagge von Albion auf allen Theilen des Oceans Ruhm und Herrschaft erstritten, oder auf kühnen Entdeckungsfahrten dem Weltverkehr neue Meere, neue Straßen erschlossen haben, herab auf die durchwetterten alten Seemänner, die hier, umringt von den stolzesten Erinnerungen ihres Berufs, in behaglicher Ruhe den Abend ihres Lebens genießen. Abbildungen der hervorragendsten Waffenthaten, Trophäen aus mancher Seeschlacht, Reliquien von Nelson, Drake, Anson u. A. m. sind hier am passendsten Orte vereinigt und vervollständigen das Ganze zu einem Pantheon der britischen Seeherrlichkeit, dem keine andere Nation etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat.

Keine andere Nation hat mit solcher Beharrlichkeit nach der Begründung und Befestigung ihrer Uebermacht zur See über alle andere Völker gestrebt wie England; aber auch keine hat bei diesem Ringen die Bestrebungen der anderen Nationen so sehr mißachtet, ihre Rechte und Befugnisse so anmaßend verletzt, als eben England. An vielen der Helden in der Greenwich-Halle haftet für Nichtengländer der böse Flecken, daß sie ihren Kommandostab zur Befriedigung des nationalen Egoismus, zur Unterdrückung der friedlichen Schifffahrt kleinerer Handelsstaaten, zu Handlungen kalter und berechneter Grausamkeit mißbraucht haben.

Wie die englische Staatskunst wiederholt den Seekrieg als ein Mittel ausgebeutet hat, ihre Krämer-Interessen auf Kosten friedlicher Konkurrenten zu befördern, so ist wesentlich Englands Widerstand gegen die Reformbestrebungen der Völkerrechts-Wissenschaft und der Staatspraxis anderer Nationen daran Schuld, daß dem Seekrieg noch in unseren Tagen das Gepräge der Barbarei, der Seeräuberei aufgedrückt ist. Während sich für den Landkrieg das Völkerrecht aller gebildeten Völker dahin befestigt hat, daß Privatpersonen, sofern sie sich nicht in den Krieg einmischen, in ihrer Freiheit und in ihrem Eigenthum respektirt werden und Verletzungen feindlichen Privatguts als Raub betrachtet und geahndet wird, ist im Seekriege noch jetzt das Privateigenthum des Feindes Gegenstand der erlaubten Beute, der Handel des Feindes der Vernichtung preisgegeben, sind die Seeleute seiner Handelsschiffe der Gefangenschaft, nicht selten gezwungenem Kriegsdienst auf der feindlichen Marine ausgesetzt. Und noch heute hält vor Allem England daran fest, daß diese Vergewaltigungen, welche mit den Forderungen der Civilisation und der Humanität in einem grellen Widerspruche stehen, unentbehrliche und unverzichtbare Rechte der Kriegführenden seien; ja seine Staatssophisten versichern mit Heuchelmienen, daß ihre Beibehaltung recht eigentlich im Interesse der Menschlichkeit liege, da ohne sie die Dauer und die Zahl der Seekriege unfehlbar wachsen müsse. Als ob sich die Landkriege vermehrt hätten, seit man die Gefangenen nicht mehr in die Sklaverei verkauft oder die Dörfer nicht mehr abbrennt!

Hugo Grotius, der Vater der europäischen Völkerrechts-Wissenschaft, hat die Grundzüge des internationalen Seerechts mit wenigen Worten in seiner berühmten Schrift über die Freiheit des Meeres klar gezeichnet. „Die erste Grundlage des Völkerrechts ist der Satz, daß jedem Volke Zutritt und Handel mit jedem anderen Volke freisteht. Gott selbst hat dies in der Natur ausgesprochen, da er dieselbe nicht alle Lebensbedürfnisse

an jedem Orte hervorbringen läßt, und da er den verschiedenen Völkern verschiedene Kunstfertigkeiten verliehen hat. Und weiset nicht der Ocean, mit dem er die Länder umgürtet hat, nach allen Richtungen hin schiffbar, weisen nicht die Winde, die zu bestimmten Zeiten oder unberechenbar nimmer aus einer Richtung allein, von keiner aber niemals wehen, darauf hin, daß allen Völkern der Zutritt zu allen freisteht?"

Gegen diese Schrift, in welcher die unveräußerlichen Rechte der Menschheit auf die freie Benutzung des Meeres, Rechte, welche das Alterthum und namentlich die römische Rechtswissenschaft nie in Zweifel gezogen hatte, mit solchem Nachdruck zur Geltung gebracht wurden, fällt wenig in's Gewicht, was der Engländer Selden in seinem Buche „Mare clausum sive de dominio maris" dagegen vorbrachte. Wissenschaftlich ohne Werth und Einfluß und besonders anstößig durch den Mißgriff, mit welchem der englische Jurist sich zur Vertheidigung der Unfreiheit des Meeres auf jene Bulle des Papstes Alexander VI. berief, die den Atlantischen Ocean und den Kontinent von Südamerika zwischen den Portugiesen und Spaniern getheilt hatte, ist das Buch von Selden ein charakteristisches Merkmal sowohl für die Prätensionen, welche England schon früh auf die Beherrschung des Meeres erhob, als für die Art, mit der seine Rechtsgelehrten diese Ansprüche zu begründen gesucht haben.

Trotz der Selden'schen Schrift, welche die Regierung König Jacob's I. in's Englische übersetzen ließ und deren Anschauungen noch in verschiedenen offiziellen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts wiederkehren, ist die klassische Auffassung des Meeres als die keiner Herrschaft unterworfene freie Fahrstraße aller Völker in das moderne Völkerrecht übergegangen. Mit Ausnahme der unmittelbar an die Küste anstoßenden, den Territorialrechten des Uferstaates nach allgemeiner Fiktion untergeordneten Seestrecken, sowie derjenigen Einbuchtungen, die von einer Uferspitze zur anderen beherrscht werden können, und welche man in England Queen's Chambers nennt, gilt der Ocean in allen seinen Theilen auch rechtlich betrachtet als ein völlig freies, dem gesammten Menschengeschlecht gleichmäßig zugehöriges Geschenk der Natur.

Allein an die Stelle des Versuchs, sich ein Eigenthumsrecht an der See anzumaßen, war inzwischen eine den Prätensionen Englands in noch höherem Grade günstige Auffassung des Verhältnisses zwischen den kriegführenden Mächten und den neutralen getreten. Begünstigt durch die noch mangelhafte Ausbildung des Begriffs der Neutralität in der Rechtswissenschaft, hatten die großen Seemächte, England an der Spitze, einer Praxis Eingang zu verschaffen gewußt, die nur Rechte der Kriegführenden und, ihnen entsprechend, Pflichten der Neutralen kannte. Während unter diesem Titel eine lange Reihe der offenbarsten Eingriffe in die Freiheit völlig unbetheiligter friedlicher Staaten, die ärgsten Bedrückungen des neutralen Handels, ja geradezu Sperren und Schließungen ganzer Meerestheile als völkerrechtlich sanktionirte Akte ausgegeben wurden, war von dem natürlichen Rechte der Neutralen auf die freie Benutzung des Meeres und auf ungehinderte Fortsetzung ihrer Handelsangelegenheiten fast nirgends die Rede. Wie immer, wo Unrecht sich hinter positiven Rechtssatzungen verschanzt, so ging auch hier die Reformbewegung auf das Naturrecht zurück und forderte schrankenlos, ohne das Näherliegende zu erreichen.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts stehen die englischen Publizisten, denen sich nur die Amerikaner und vereinzelte Italiäner angeschlossen haben, den Schriftstellern aller Nationen des Kontinents in schroffem Widerspruche gegenüber. Den Grundsätzen, welche diese aus der Natur des völkerrechtlichen Verhältnisses zwischen Kriegführenden und Neutralen, der Entwickelung der europäischen Staatspraxis und den Anforderungen des Verkehrs entnehmen, setzen sie die engen Anschauungen ihres eigenen englischen Rechts, insbesondere die oft von politischem Egoismus beeinflußten Aussprüche englischer Prisengerichtshöfe entgegen, Aussprüche, deren Ungerechtigkeit von jeher grade den Hauptgrund für die Beschwerden der kontinentalen Seehandelsstaaten gegeben hat. Bei solcher Verschiedenheit des Standpunktes ist eine Ausgleichung auf wissenschaftlichem Wege nicht zu erreichen, aber der Wissenschaft des Kontinents bleibt die wichtige Aufgabe, unermüdet auf die Nothwendigkeit von Reformen hinzuweisen und durch das Bewußtsein der vorhandenen Uebelstände auf ihre Abstellung im Wege völkerrechtlicher Unterhandlung hinzuwirken. Nicht nur der maritimen Stellung Deutschlands, sondern auch dem freien Sinne der deutschen Wissenschaft entspricht es, daß die hervorragenden deutschen Staats- und Völkerrechtslehrer in diesem Kampfe ausnahmlos auf Seiten der Freiheit gestanden haben und für die Rechte der Neutralen eingetreten sind.

In dem jüngst erschienenen Buche*) eines jüngeren preußischen Juristen, des Herrn Dr. Geßner, das, in elegantem Französisch geschrieben, sich nicht minder für den praktischen Handgebrauch der Diplomatie als für das Studium eines gebildeten Leserkreises eignet, erhält die einschlägige Literatur eine willkommene Bereicherung. Von mäßigem Umfange, wenn man es mit den bändereichen Publikationen englischer und französischer Autoren über diesen Gegenstand vergleicht, giebt das Werk des Dr. Geßner eine vollkommen ausreichende Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung und den gegenwärtigen Stand des internationalen Seerechts und eine überall auf Quellen gestützte eingehende Darstellung der streitigen Punkte, in welchen neben den wissenschaftlichen Erörterungen auch das weitschichtige Material der Völkerrechtspraxis mit Sorgfalt benutzt worden ist. Nach einer ausführlichen Einleitung, die in großen Grundzügen den Fortschritt der hierher gehörigen Völkerrechtsbildung von den Ursprüngen bis auf die Gegenwart darlegt und im Allgemeinen den Umfang der für die Gegenwart wichtigen Fragen umschreibt, wird in sechs besonderen Abschnitten von Kriegs-Contrebande, dem Blokaderecht, dem Rechte der neutralen Flagge bei Waarenverschiffungen, dem Visitationsrecht, der Beschlagnahme neutraler Fahrzeuge und von den Prisengerichten gehandelt. Vorzugsweise bestrebt, das geltende Recht quellenmäßig darzustellen, entzieht sich der Verfasser doch auch nicht der Beurtheilung des vorliegenden Rechtszustandes, und ebenso wenig verkennt er die Aufgabe, auf die Nothwendigkeit von Verbesserungen aufmerksam zu machen, für die er mit Recht auf dem Gebiete der Prisengerichtsbarkeit mit besonderer Lebhaftigkeit eintritt.

Auch er befindet sich in der Lage, vorzüglich an Mißbräuche der englischen Seepraxis anzuknüpfen und die nicht selten rein sophistischen Gründe, die von englischen Juristen zur Beschönigung dieser Mißbräuche aufgestellt werden, zu bekämpfen. Die gründliche und maßvolle Prüfung der englischen Literatur, die vom Verfasser sehr reichhaltig benutzt worden ist, bildet einen besonderen Vorzug seines Buches, der, wie uns dünkt, sich auch in der praktischen Anwendung vortheilhaft erweisen wird.

Statt einzelner Bemerkungen über den Inhalt möge uns

*) Le droit des neutres sur mer. Berlin, 1865. Stilke et van Muyden. gr. 8o. XIV. u. 437 S.

gestattet sein, einen Theil des Schlußwortes anzuführen, aus welchem sich sowohl der Standpunkt des Verfassers als auch das allgemeine Interesse, welches für sein Buch in Anspruch genommen werden darf, mit genügender Klarheit ergiebt.

„Wenn wir den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Seerechts mit einem Blicke zu erfassen streben, so macht es uns den Eindruck eines unvollendeten Gebäudes, an dem man den verschiedenen Stil der Jahrhunderte erkennt, die an seiner Errichtung gearbeitet haben, aber das in dem Maße an Symmetrie und Einheit gewinnt, als es sich dem Gipfel nähert.

Der Seekrieg, der das Privatgut noch nicht zu achten gelernt hat, bewahrt in vielen Punkten den Charakter eines bellum omnium contra omnes. Indessen haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erleuchtete Staatsmänner und Publizisten ihre Anstrengungen vereinigt, um ihn von dieser Besonderheit zu befreien und ihm, wenigstens was die Interessen neutraler Staaten und ihrer Angehörigen anbetrifft, die Natur eines durch das Völkerrecht geregelten Streits zwischen Staaten zu verleihen. Diese Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Es war freilich unmöglich, den Theilen des Gebäudes, die aus den Zeiten der Piraterie stammen, ihren besonderen Stil zu nehmen; aber geschickten Händen ist es gelungen, die anstößigsten Unregelmäßigkeiten, Züge, die allzusehr an Barbarei erinnerten zu entfernen; es ist ihnen gelungen, dem öffentlichen Seerecht wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Harmonie zu geben deren es bedarf, um mit den Forderungen der christlichen Civilisation in Einklang zu treten.

Es sind vor Allem die Rechte der Neutralen, denen diese Umwandlung zu statten gekommen ist. Ohne Zweifel wäre es wünschenswerth und im Geiste des Christenthums wie der Humanität, daß die Unverletzlichkeit des feindlichen Privateigenthums zur See von allen Mächten der gebildeten Welt anerkannt würde. Es scheint uns zur Zeit unmöglich, die praktischen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Erfüllung dieses von den Philantropen unserer Zeit so oft geäußerten Verlangens entgegenstellen.... Aber die Bewegung, die sich auf dieses Ziel richtet, wird stärker werden und schließlich über alle Hindernisse triumphiren. Denn ihre Quelle ist der gerechte Grundsatz, daß nur zwischen Staaten Krieg stattfindet, und sie wird durch große merkantile Interessen unterstützt.

Erinnern wir uns der Phasen, welche das maritime Recht der Neutralen zu durchlaufen gehabt hat. War es nicht England, dessen Egoismus bis in dieses Jahrhundert dem Seekriege selbst gegen Neutrale den Charakter des bellum omnium contra omnes bewahrt, das so häufig durch willkürliche Ausdehnung des Begriffes der Kriegs-Kontrebande und des Blokaderechts wie durch mancherlei analoge Maßregeln die Neutralen den Feinden gleichgestellt hat, um sie, nach Heffter's Ausdruck, auf den Altar seiner Handelsinteressen zu opfern? Diese Zeit ist glücklicherweise hin und kehrt hoffentlich nicht wieder. Nach dem Schritt, den England im Krimkriege an der Hand seines kaiserlichen Verbündeten gethan hat, ist ein Rücktritt nicht möglich. Indem England der Deklaration des Pariser Kongresses vom 16. April 1856 seine Zustimmung ertheilte, erkannte es mehrere wichtige Prinzipien an, denen die anderen Seemächte schon seit lange angehangen hatten....

Aber die Deklaration von Paris enthält nur einen geringen Theil dieser Prinzipien. Noch fehlt eine genaue Bestimmung der Kriegs-Kontrebande, eine passende Begränzung des Visitationsrechts, besonders in Bezug auf Schiffe, die unter Konvoy eines Kriegsschiffes ihrer Nation fahren; es fehlt eine bestimmte und korrekte Festsetzung über den Thatbestand des Blokadebruchs, sogar eine Definition der Blokade selbst, die Mißverständnisse abzuwehren geeignet ist. Es kann endlich die letzte Hand nur durch eine Reform der Prisengerichte an's Werk gelegt werden. Das öffentliche Seerecht scheint uns der soliden Grundlage zu entbehren, so lange die zu seiner Anwendung berufenen Gerichte nicht auch durch ihre Zusammensetzung wahrhaft internationale Gerichtshöfe sind, so lange es an Garantieen dafür fehlt, daß ihre Aussprüche vom Geiste des Völkerrechts, nicht durch Erwägungen nationaler Interessen eingegeben sind. Diese Garantie bietet kein nationales Gericht. Ja, es erscheint nahezu inkonsequent, von einem nationalen Gericht zu fordern, daß es nach internationalem Recht über Angehörige fremder Staaten urtheile. Die Geschichte lehrt, zu wie zahlreichen Rechtsverletzungen diese Organisation Anlaß gegeben hat und es will uns bedünken, daß, je enger und regelmäßiger die internationalen Beziehungen werden, die Nothwendigkeit einer Reform in der Zusammensetzung der Prisengerichte sich desto dringender herausstellt....

Diese Reform ist früher oder später unvermeidlich. Wenn gegenwärtig dem öffentlichen Seerecht leider noch nicht die Aufgabe gestellt werden kann, die Uebel des Seekrieges aufzuheben, so gilt es, diese Uebel zu verringern, ihnen den Charakter der Grausamkeit und der Plünderung zu nehmen. Auch der Krieg hat sein Recht; es handelt sich darum, dasselbe zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, ihm bei den Mächten Achtung zu verschaffen, vorzüglich in ihren Beziehungen zu schwächeren Staaten. „Unter den Waffen schweigen die Gesetze," sagt Grotius, „aber nur die, welche dem Frieden eigenthümlich sind, nicht die, welche unveränderlich und zu allen Zeiten giltig sind. Denn mit vollem Rechte heißt es, daß zwischen Feinden zwar das geschriebene Recht aufhört, aber das ungeschriebene in Kraft bleibt, jenes Recht, das die Natur und die Uebereinstimmung der Völker gesetzt hat." Wenn der Feind selbst durch das Völkerrecht geschützt wird, um wie viel mehr haben die befreundeten und somit auch die neutralen Nationen darauf Anspruch? Diesen letzteren gegenüber erscheint die Willkür und der Egoismus kriegführender Parteien am wenigsten verzeihlich. Die bedeutenden Fortschritte, welche das Völkerrecht in den letzten Zeiten gemacht hat, beweisen, daß diese Auffassung bei allen christlichen und civilisirten Völkern Wurzel gefaßt hat. Wir dürfen daher hoffen, daß der nächste Kongreß, welcher die Hauptmächte versammelt, einen neuen Schritt für das öffentliche Seerecht zu jenem Ziele hin herbeiführen wird."

F.

Frankreich.

Die cooperativen Genossenschaften in Frankreich.

II.

Die Produktions-Genossenschaften. — Mängel der deutschen Vorschußvereine.

In unserem ersten Artikel haben wir gesehen, daß Herr Laurent sich nur mit Vorbehalt, in ängstlicher, ja engherziger Weise über die Zukunft der deutschen Volksbanken in Frankreich ausspricht. Und während wir in Deutschland unablässig bemüht sind, die Fruchtreiser dieses Genossenschaftszweiges in immer neue Bodenarten zu stecken, während bei uns schon der

kleine Grundbesitzer anfängt, den umständlichen und kostspieligen Hypothekenkredit mit demjenigen der Volksbank zu vertauschen, während also die Idee der Selbsthilfe schon weit über ihren ursprünglichen Kreis, über den Kreis des Arbeiter- und gewerblichen Mittelstandes hinausgeht, zittert Herr Laurent noch bei dem Gedanken, daß in Frankreich ein unglücklicher Stand durch die Theilnahme an der Kreditgenossenschaft vollends in dem Sumpfe seiner traurigen Lage versinken möchte. Wir beklagen diese Aengstlichkeit, weil ein bewährtes Prinzip nicht durch kleinliches Mißtrauen abgeschwächt werden sollte. Anders verhält es sich mit den Produktions-Genossenschaften. Hier können wir Herrn Laurent's Bedenken recht wohl begreifen, die Bedenken, ob sich die Genossenschafts-Idee wohl auch auf diesem Felde schon in nächster Zeit bewähren werde. Damit soll nicht behauptet werden, daß die Idee sich in falscher Richtung bewege; nein, das Ziel der gesammten Genossenschafts-Bewegung wird erst dann erreicht, die Abhängigkeit des Arbeiterstandes von großen Kapital-Komplexen wird erst dann gebrochen sein, wenn die Produktions-Genossenschaften sich dauernd auf dem Erdenrund niedergelassen haben werden. Aber zu diesem Zwecke muß sich zunächst eine Umwandlung des Arbeiterstandes von innen heraus vollziehen, deren Abschluß den Triumph der Produktions-Genossenschaften in sehr, sehr weite Fernen hinausrückt. Zumal wenn man dem Arbeiterstande eine so schlechte Censur ertheilt, wie Herr Laurent dem französischen Arbeiterstande, ist man nur konsequent, indem man glaubt, den Produktions-Genossenschaften wenigstens vorläufig ein recht bescheidenes Auftreten empfehlen zu müssen.

Herr Laurent versetzt sich selbst unter Diejenigen, welche die Produktions-Genossenschaften als eins der sichersten Mittel zur sozialen Erziehung des Arbeiters betrachten. Wir aber behaupten — und wahrscheinlich will Herr Laurent selbst so verstanden sein — daß die Produktions-Genossenschaft die vollendete Erziehung des Arbeiters voraussetzt. Die gemeinschaftliche Produktion kann nicht mit unsicheren Kräften angefaßt werden: zu Vieles steht auf dem Spiele, die ganze Existenz der Betheiligten, ja die Erfolge schon erklommener Stufen des Genossenschaftswesens, sie sind bei unreifen Versuchen gemeinsamer Produktion den erheblichsten Gefahren ausgesetzt, und diese Versuche werden eben Versuche und auf die engsten Gränzen beschränkt bleiben, so lange die Genossen nicht die sittliche Kraft, Hingabe und Selbstverläugnung gleichsam in das Unternehmen mit einzahlen können, welche zum Gedeihen des Werkes unbedingt erforderlich sind. Die Produktions-Genossenschaft braucht erzogene Männer; die Erziehung überläßt sie denjenigen Genossenschaften, welche zu dieser höchsten Stufe auf der Leiter des Selbhilfe-Systems hinaufführen.

Uebrigens wird man die Betrachtungen, welche Herr Laurent über die Produktions-Genossenschaften anstellt, gewiß mit Interesse verfolgen; sie sind sehr wohl geeignet, gerade die deutschen Genossenschaften für den Anlauf zum letzten Ziele zu ermuthigen, die deutschen Genossenschaften, welche in den Vorschußvereinen so treffliche Erziehungs-Anstalten besitzen.

„Es ist ein allgemeiner, aber ungenauer Satz, sagt Herr Laurent, daß der Arbeiter als Mitglied der Produktions-Genossenschaft in seiner Persönlichkeit vernichtet wird: er wird es nicht mehr als der Kapitalist, welcher an einem finanziellen Unternehmen Theil nimmt. In jedem Falle ist der Genossenschafts-Arbeiter noch immer selbständiger und unabhängiger als der Lohnarbeiter; er hat seinen Antheil an der Direktion, wenigstens an der Aufsicht über das Unternehmen; er wird dadurch in seinen eigenen Augen gehoben, er darf sich als sein eigener Herr fühlen, und schon dies ist von unzweifelhaftem Werthe. Die vereinigten Arbeitergruppen werden zu den Genossenschaften der großen Kapitalisten ein nützliches Gegengewicht bilden; aber das ist gewiß kein Grund, sie zu fürchten; denn das Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital wieder herstellen, heißt noch nicht das Kapital vernichten. Die Arbeit weiß recht gut, daß es thöricht wäre, zu behaupten, sie könne das Kapital entbehren; nur ist es ihr ganz gleichgültig, ob das Kapital von einer einzigen Person, oder von einem Konglomerat kleiner Kapitalisten geliefert wird.

„Es ist ferner unrichtig, wenn man darauf hinweist, daß der Genossenschafts-Arbeiter wenig bestrebt sein werde, gute Leistungen zu erzielen, und daß sich seine Energie und Unternehmungslust vermindern müsse. Im Gegentheil! Freilich kann man nicht erwarten, daß der Genossenschafts-Arbeiter mit demselben Eifer arbeiten werde, wie der selbständige Arbeiter; aber er wird doch noch immer für die gemeinschaftliche Werkstatt emsiger arbeiten als für eine Werkstatt, deren Ertrag dem Chef allein zu gute kommt. Das ist der Punkt, von dem aus man den Vergleich anstellen muß. Allerdings ist das Prinzip der Arbeiter-Assoziation auf die große Industrie nicht wohl anzuwenden; aber man kann mit der kleinen Industrie, mit der Fabrikation von Detail-Artikeln beginnen. Jede andere Richtung würde sogar irrationell sein, wie sehr man sie den Arbeitern auch plausibel machen mag. Es giebt in Frankreich noch eine kleine Industrie, über welche sich die Produktions-Genossenschaft noch mit Vortheil ausbreiten kann. Dort, und nicht auf dem Felde der Manufaktur und der großen Kapitalien wird der Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu führen sein.

„Die große, die einzige Schwierigkeit besteht darin: man muß wollen, man muß Mann sein! Sein oder Nichtsein, das ist auch hier die Frage.

„In der Konsum-Genossenschaft seid Ihr glücklich gewesen; Eure Ausgaben haben sich vermindert, Ihr habt Eure Ersparnisse der Vorschußbank anvertrauen können, und diese hat durch den Kredit Eure Hülfsquellen verdoppelt, verfünffacht. Ihr vereinigt Euch mit einer Anzahl von Arbeitern, die sich mit Euch in gleicher Lage befinden. Die Werkstatt öffnet sich, das Handwerkszeug ist vollständig, Ihr glaubt am Ziele zu sein — aber noch ist Nichts gethan. Man hat die Direktion der Werkstatt mit der absoluten Monarchie vergleichen zu können geglaubt. Während man früher behauptete, die absolute und sogenannte väterliche Regierung sei schlechterdings nothwendig für das Glück der Staaten, haben einige Völker diese Theorie in das rechte Licht gestellt, indem sie sich selbst regieren. Dasselbe gilt für die Werkstatt. Ja gewiß für die Werkstatt, aber unter der Bedingung, daß die Verwaltung, die Vertretung, die gemeinschaftliche Exekutiv-Gewalt, welche Form sie auch durch Euren Willen erhalten haben mag, frei sei in ihren Entschließungen, daß sie zwar beaufsichtigt, aber durch Eifersüchteleien nicht gehemmt werde. Allerdings darf die Führung der Werkstatt keine Diktatur sein, aber der Geist des Mißtrauens darf niemals über Eure Schwelle treten. — Was den Führer (gérant) betrifft, so soll er treu, redlich und intelligent sein — aber das genügt nicht; er muß jederzeit den Verdacht widerlegen, als werde er sich, da er hundertmal weniger Interesse an der gemeinsamen Sache hat als der Werkstatt-Besitzer (patron) für die seinige, auch hundertmal weniger Sorgen, Mühen und Beschwerden auferlegen. Der Hauptunterschied zwischen dem

Unternehmen von heute und der Genossenschafts-Werkstatt ist eben der, daß der Führer der letzteren, und in gewissem Maße jeder andere Genosse, die Wachsamkeit und die Vorsicht haben muß, deren jetzt nur der Werkstatt-Besitzer bedurft hat. Entschlossenheit, Umsicht, Sittlichkeit im Privatleben, Vertrauen, Achtung vor dem Rechte Anderer, tiefes Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit — diese Gesammtheit von Eigenschaften ist bei der Produktions-Genossenschaft erforderlich — Eigenschaften, die nicht aller Welt innewohnen. Fühlt Ihr Euch fähig, sie zu entwickeln, dann wendet Eure Augen auf die gemeinschaftliche Werkstatt und später vielleicht auf die Fabrik. Aber wenn Euch diese Eigenschaften mangeln, wenn Eure sittliche Erziehung noch nicht vollständig ist, wenn Ihr Euch vereinigen wollt, ohne Euch gründlich zu kennen und ohne daß Ihr im Stande seid, Euch gegenseitig zu ergänzen, wenn Ihr als gemeinsames Band nur den dreisten Ehrgeiz habt, Eure materielle Lage zu verbessern, dann legt die Lohnarbeit noch nicht zur Seite — Eure Stunde ist noch nicht gekommen.

„Uebrigens dürft Ihr, wenn Ihr reüssirt, niemals vergessen, was Ihr der Arbeit schuldet. Höret die Geschichte von Rochdale. Eines Tages, im Jahre 1856, dachten, ermuthigt durch die Erfolge ihrer Konsum-Magazine, die braven Pioniere daran, daß sie sich wohl auch auf die Industrie des Landes werfen könnten. Sie gründeten eine Baumwollen-Manufaktur. Ungeachtet der Krisen von 1857 und 1858 entschlossen sie sich im Jahre 1860, in ihrer Spinnerei — einer der schönsten in Lancashire — zwei gewaltige Dampfmaschinen aufzustellen. Der Krieg in Amerika entmuthigte sie nicht. Die Beziehung zwischen Arbeit und Kapital, diese entscheidende Schwierigkeit, war wohlgeordnet; die Löhne wurden pünktlich gezahlt, und jeder Arbeiter empfing außer dem Lohne noch 5 Prozent Interessen für das persönliche Guthaben, das er in der Genossenschaft besaß. Der Ueberschuß des Ertrages wurde zu gleichen Theilen als Dividende auf Kapital und Arbeit vertheilt. Derjenige, dessen Arbeit und Kapital eine je gleiche Summe repräsentirte, erhielt zwei gleiche Dividenden-Antheile; derjenige, dessen Kapital die Summe seines Lohnes überstieg, erhielt zwei ungleiche Antheile, einen größeren für das Kapital und einen kleineren für die Arbeit, und so umgekehrt. Dieser Modus war untadelhaft: das Kapital hatte, was ihm gebührte, nicht mehr und nicht weniger. Aber als hätte das Schicksal den Arbeiter-Kapitalisten beweisen wollen, daß Kapital und Gesinnung zwei verschiedene Dinge sind, so fanden moralische Unordnungen und Ungerechtigkeiten Eingang in der Spinnerei; nicht durch die Arbeit, sondern durch das Kapital. Neu eingetretenen Werkmeistern und Arbeitern, angezogen von dem Köder großer Ueberschüsse, gelang es, für den Vorschlag die Majorität zu gewinnen, daß, entgegen den Statuten, der Arbeit keine Dividende mehr zugetheilt werden möge! Alle, welche die kooperativen Genossenschaften lieben, haben den Aerger, ja die Scham der ersten Pioniere von Rochdale mitgefühlt, als ein solcher Beschluß brutal auf dem Boden ihrer Schöpfung auftrat. Arbeiter, die Ihr die Genossenschaft sucht, möge Euch der Rückschlag zur Lehre dienen, der durch jenen Beschluß hervorgerufen wurde, und möge den Feinden der Genossenschaften nie wieder ein solches Mittel zu ihrem Triumphe in die Hände geliefert werden!"

Inzwischen einige Worte über die Thatsachen. England besitzt außer den Pionieren von Rochdale bereits eine ansehnliche Zahl von Produktions-Genossenschaften; in Deutschland kann man deren 22 aufzählen (nach Schulze's neuesten Erklärungen gegen 80, mit Einschluß der Rohstoff- und Magazin-Vereine); in Frankreich existiren bis jetzt erst etwa 40 solcher Genossenschaften, 30 in Paris, 10 in der Provinz. Die blühendsten unter ihnen sind diejenigen der Feilenhauer, Stuhldrechsler, Instrumentenbauer, Bijouterie-Arbeiter, und vor allen die der Maurer, deren Geschäftsziffer anderthalb Millionen übersteigt. Jedermann kennt übrigens wohl die Genossenschaften des Häuseranstreichers Leclaire und des Buchdruckers Remquet. Am 1. April 1849 vereinigte Herr Remquet 14 Arbeiter, die sich verpflichteten, zehn Jahre mit ihm zu arbeiten und während dieser Zeit nur drei Viertel ihres Lohnes zu erheben. Wenn beim Ablauf des 10. Jahres das letzte Viertel des Lohnes vorhanden ist, so wird es gezahlt; wenn außerdem sich noch Ueberschüsse ergeben haben, so werden diese nach Maßgabe der Summe vertheilt, die jeder von seinem Lohne (für Stückarbeit) stehen gelassen hat. So lautete der Vertrag. Zehn Jahr später hatten diese 15 Arbeiter, deren Zahl inzwischen durch Todesfälle auf 10 herabgegangen war, 92,000 Frs. erspart und 56,500 Frs. gewonnen. Jeder empfing am Tage der Theilung eine Summe zwischen 7000 und 18,000 Frs., durchschnittlich also 10—12,000 Frs. — derjenige wenig, welcher weniger gearbeitet hatte; derjenige viel, der fleißig gearbeitet hatte.

„Die Mehrzahl unserer Genossenschaften dieser Art ist aus einer Ideenbewegung entsprungen, welche dem englisch-deutschen Genossenschaftswerke voranging, aber eigentlich erst im Jahre 1848 sich zu Thatsachen entwickelte. Wir sind also auf dem Wege der Arbeiter-Genossenschaften den Deutschen und Engländern vorangeeilt und sehen jetzt unsere eigene Schöpfung von dort zu uns zurückkehren, nachdem diese Völker sie nach den Gesetzen ihres Daseins modifizirt haben. Suchen wir nunmehr zu beweisen, daß wir nicht allein fähig sind, Ideen in die Welt zu werfen, sondern auch alle jene männlichen Tugenden zu entwickeln, welche allein zu schwierigen, aber unschätzbaren Erfolgen zu führen geeignet sind."

In Kapitel IV. seiner Studie prüft Herr Laurent nach allen Seiten hin die Frage, ob es wohl nützlich sein möchte, die kooperativen Genossenschaften mit den Anstalten zu gegenseitiger Hilfe zu verbinden. Er bejaht diese Nützlichkeit. Ohne auf die verschiedenen Gründe einzugehen, auf welche Herr Laurent seinen Schluß baut, glauben wir doch darauf hinweisen zu müssen, daß die Selbsthilfe-Genossenschaften auf wesentlich anderen Gesetzen beruhen, wie die Anstalten zu gegenseitiger Hilfe, und daß eine Verschmelzung so verschiedenartiger Elemente nach den bisherigen Erfahrungen niemals zum gleichmäßigen Gedeihen beider führen kann. Wir entledigen uns hiermit dieser übrigens ziemlich unwichtigen Frage. Dagegen müssen wir noch bei dem letzten Kapitel: „Die kooperativen Genossenschaften gegenüber der durch Besitz und Erziehung begünstigten Klassen" einen Augenblick verweilen. Wir begegnen darin verschiedenen Vorwürfen, welche gegen die deutschen Vorschußvereine erhoben werden.

Der erste Vorwurf besteht in der Behauptung, daß die Vorschußvereine zu ausschließend seien und absichtlich dahin geführt würden, die Mitglieder von allem Contakt mit den übrigen Klassen fern zu halten. Die Genossenschaften sollen allerdings darauf halten, daß nicht reiche Leute sie zu fremden Zwecken mißbrauchen; aber man brauche diese Leute deshalb nicht zurückweisen, wenn sie, ohne den Kredit der Volksbank in Anspruch nehmen zu wollen, alle Lasten der Genossenschaft mitzutragen sich erbieten. Von dem weisen Geiste der Unabhängigkeit und der Freiheit bis zu diesem Rigorismus sei ein weiter Schritt, und Selbständigkeit und Würde seien nicht gleichbe-

deutend mit Feindseligkeit und Antagonismus. Die autonome und freie Cooperation, welche für sich einen Platz in der Sonne Aller beanspruche, habe eine Zukunft ohne Gränzen, wenn sie friedlich auftrete und aus der Isolirung nicht ein herrschendes Prinzip mache; die Cooperation aber als Kriegsmaschine würde allen Zufällen des Krieges ausgesetzt sein. Die Ungleichheiten unter den Menschen seien nun einmal nicht zu beseitigen, höchstens durch die Civilisation zu mildern. Warum also gewisse Schriftsteller maßlos den Krieg predigen, warum sie die leicht erklärliche Leidenschaft derjenigen anfachen, welche jetzt unter der Ungleichheit leiden, sei unbegreiflich. Wenn man nicht wolle, daß die Klassen eines Tages auseinander stoßen, weil sie sich entzweit haben, so dürfe man auch nicht hartnäckig die Mittel zurückweisen, welche sie zu verbinden geeignet seien. Herr Schulze-Delitzsch selbst, der Apostel der Selbsthilfe, welche für ihn ein Glaube sei, erscheine keineswegs frei von diesen zerstörenden Theorien.

Da haben wir's! Das Bestreben, unserem Arbeiter- und Handwerkerstande das Vertrauen auf die eigene Kraft, das Bewußtsein von der Möglichkeit einer freien Existenz zurückzugeben, wird in den Augen des Herrn Laurent zur Entzweiung der gesellschaftlichen Klassen; die bescheidene und friedfertige Operation unserer Vorschußvereine auf selbstgeschaffenem Boden wird zu einem Waffengange, nicht mehr zwischen Arbeit und Kapital, sondern zwischen kleinem und großem Kapitale; der Aufruf, der Handwerker, der Arbeiter möge sich nicht auf äußere Hülfe, auf die Mildthätigkeit der „begünstigten" Stände, auf die Unterstützung des Staates verlassen, er möge sich selbst helfen, wird zur Aufstachelung der Leidenschaften! Verwechselt Herr Laurent die Thätigkeit unseres Schulze-Delitzsch und seiner Freunde mit der Agitation des verstorbenen Lassalle, mit den Prozessionen der schlesischen Weber und dergleichen flüchtigen Erscheinungen mehr? — Gewiß ist, daß unsere Vorschuß-Vereine nicht die Trennung der Klassen herbeizuführen, sondern sich gerade zu den „begünstigten" Klassen emporzuheben, sich also mit ihnen zu verbinden suchen. Inwieweit das schon gelungen ist, möge Herr Laurent aus der Lebhaftigkeit ersehen, mit welcher sich die wohlhabenden Klassen in neuerer Zeit an den Vorschuß-Vereinen betheiligen.

Der zweite Vorwurf richtet sich gegen den Kernpunkt des ganzen Systems, gegen die unbeschränkte Solidarität. Herr Laurent glaubt, daß die Solidarhaft, wie sie unseren Vorschuß-Vereinen zum Grunde liegt, nothwendig zur Patronage führen müsse; er fürchtet, daß das unvermögende Mitglied des Vereins gegenüber den vermögenden Mitgliedern gewissermaßen in den Zustand moralischen Minderwerthes gerathen und in die Lage kommen werde, protegirt, endlich nur geduldet zu werden. Herr Laurent sucht diese Ansicht folgendermaßen zu begründen: Jede deutsche Volksbank ist eine Genossenschaft, an welcher die Mitglieder mit einem Maximum von Einsatz Theil nehmen. Auch wer dieses Maximum nicht in voller Summe, sondern nach und nach einzahlt, ist für seinen Einsatz Mitglied. Kein Mitglied darf mit seiner Einlage die festgestellte Gränze überschreiten, selbst wenn es sich eines großen Vermögens erfreute. Der Kredit der Genossenschaften wird dadurch begründet, daß jedes Mitglied, auch bei beschränktem Einsatze, für die gemeinsame Sache verantwortlich ist, und zwar mit Allem, was es besitzt. Aber die Verantwortlichkeit eines Arbeiters, welcher 50 Gulden, d. h. vielleicht sein ganzes Vermögen, einzahlt, ist nicht dieselbe, welche der Besitzer von 10,000 Gulden übernimmt, von denen er ebenfalls 50 eingesetzt hat. In den Vortheilen ist Gleichheit, aber im Grunde herrscht Ungleichheit. Das System ist schlecht!

Freilich ist Herr Laurent so gerecht, sogleich hinzuzufügen, daß die unbegränzte Verantwortlichkeit bei den deutschen Volksbanken bisher nur eine nominelle gewesen sei. Aber, sagt er, wenn das nicht der Fall wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in ihren Folgen den Einen einmal stärker als den Anderen getroffen hätte, so würde Herr Schulze mit seinem Systeme nicht vor allem Vorwurfe sicher sein!

Nun, mag immerhin Herr Laurent behaupten, das System der Volksbanken sei schlecht und werde den französischen Arbeitern nicht genügen; mag er auch immerhin seine Landsleute warnen, an einer Genossenschaft Theil zu nehmen, in welcher nicht Gleichheit auf Heller und Pfennig auch im Privatvermögen herrscht, — wir werden noch immer annehmen dürfen, daß das System gut ist, aus dem einfachen Grunde, weil seine Wirkungen gut sind, weil es sich praktisch bewährt hat. Die Solidarhaft, wie sie in unserem Systeme besteht, ist das hauptsächlichste Mittel, den Vorschußvereinen das Vertrauen des Publikums, den Kredit von Außen zuzuwenden. Daß das Vertrauen nicht getäuscht werde, dafür sorgen die Grundsätze, die Statuten, nach welchen die Operationen der Vorschußvereine geregelt werden. Der „geschäftliche Fuß", welcher dabei den Takt angiebt, das angemessene Verhältniß zwischen Kreditnehmen und Kreditgeben, die Pünktlichkeit in Erfüllung von Verpflichtungen wie in Wahrnehmung von Rechten — das Alles gehört, gleich der Solidarhaft, wesentlich zu jenem Systeme, welches durch die Statuten erst die ihm eigenthümliche vollendete Sicherheit erlangt. So hat denn Herr Laurent in der That das Recht, die Solidarhaft nur als eine nominelle zu bezeichnen; ja, unter mehr als 1200 Kredit-Genossenschaften dieses Systems hat nur eine einzige die Solidarhaft in Wirksamkeit setzen dürfen, nicht in Konsequenz des Systems, sondern weil sie den Grundsätzen desselben untreu geworden war. Bei solchen Resultaten wollen wir uns die nominelle Ungleichheit des Systems immerhin gefallen lassen.

Uebrigens werden die Bedenken des Herrn Laurent auch von seinen Landsleuten nicht allgemein getheilt. Wir hoffen in Kurzem Dolmetscher eines französischen Urtheils sein zu können, das sich fest und unbedingt dem Schulze'schen Systeme der Vorschußvereine anschließt und energisch den Ruf an die Franzosen ergehen läßt, muthig entschlossen, unverweilt mit der Bildung Schulze'scher Volksbanken vorzugehen, um sich die Vortheile des deutschen Systems nicht länger vorzuenthalten.

Die Gold- und Silberströmungen.*)

Im mexikanischen Meerbusen entspringt eine riesige heiße Quelle, welche erwärmend und befruchtend nach dem stiefmütterlich bedachten Norden strömt. In Norwegens Buchten wird der Golfstrom, so heißt die Quelle, gesegnet, wenn er auch unterwegs manchem ungeschickten Schiffer Gefahr gedroht hat. Mit dem Golfstrom habe ich in Gedanken mehr als einmal die Gold- und Silberströmungen verglichen, die nunmehr seit Jahr-

*) Als Grundlage für diesen Aufsatz dient uns: Roswag, Les Métaux précieux considérés au point de vue économique (Paris, E. Lacroix, 1865), allein ohne mich auf die in dieser übrigens fleißigen Arbeit zusammengestellten Data zu beschränken.

hunderten Amerika mit Europa und Europa mit Asien verbinden. Diese Strömungen sind heilsam, auch wenn sie in einzelnen Fällen Schaden verursachen sollten. Sie beleben den Handel, erwecken die Gewerbsamkeit, vermehren den Wohlstand und verschaffen so dem Einen die Muße, die seinen Geist erquickt, dem Anderen die Produkte, die seinen Körper stärken und gesund erhalten.

Die Strömungen der Edelmetalle haben ihre Ursache in einem doppelten Umstande: der eine besteht darin, daß die Gold- und Silberquellen nicht gleichmäßig, wie etwa die Kornfelder, über den Erdboden vertheilt sind; der andere liegt in der menschlichen Natur: wir verlangen und zahlen die Edelmetalle, darum fühlen sie sich angezogen und drängen sie sich zu uns....... bis sie uns wieder verlassen und einer noch stärkeren Anziehungskraft nachgeben. Bekanntlich sind diese harten, kalten Metallstücke ungemein empfindlich, ungemein zartfühlend, wahre Mimosen der Geschäftswelt, und diese Sensibilität befördert nicht wenig das Rollen des Stromes. Deshalb wäre es auch wohl nützlich, diese Eigenschaft der Edelmetalle näher zu studiren, aber ich ziehe es heute vor, eine geographisch-volkswirthschaftliche Studie zu liefern und statt auf das Warum, lieber auf das Woher und Wohin einzugehen.

Woher erhält die civilisirte Welt das ihr nöthige Gold und Silber und in welcher Quantität, das ist natürlich die zuerst sich darbietende Frage. Ohne bis zum eigentlichen Alterthume zurück zu gehen, müssen wir jedenfalls drei Zeitabschnitte unterscheiden: 1) Vor der Entdeckung von Amerika; 2) von 1492 bis 1848; 3) von 1848 bis auf unsere Tage. Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf die beiden ersten Perioden.

Die Völkerwanderung hatte mächtig auf die Verminderung der Vorräthe an Edelmetallen eingewirkt, denn beim Einbruch der Barbaren dachte natürlich Jeder an das Verbergen seiner Kostbarkeiten, aber Wenigen war es vergönnt, das Vergrabene wieder an's Licht zu fördern. Auch die Bergarbeiten mußten unter dem Drucke der Zeiten eingestellt werden. Daher kam es, daß nach der Herstellung eines relativ geordneten Zustandes Gold und Silber ungemein theuer waren und man wenig ergiebige Gruben auch mit unvollkommenen Werkzeugen noch gewinnbringend bauen konnte. So sehen wir im Mittelalter ausbeuten: Kongsberg in Schweden, Zellerfeld (seit 680), Rammelsberg (seit 972), Schneeberg (1450), Brixen (Tirol), Ziewald, Joachimsthal (Böhmen) und andere Gruben in Deutschland, Fanjeber und Kremnitz in Ungarn, Süderocapso in Macedonien, besonders aber die spanischen Bergwerke. Ueber letztere drückt sich H. Roswag (ein französischer Berg-Ingenieur, der viel in Spanien gelebt hat) auf folgende Weise aus:

„Nach der Vertreibung der Mauren entwickelte sich die einheimische Ausbeutung (exploitation indigène) ungemein.*) Die deutschen Brüder, Grafen Fugger aus Augsburg, die Rothschilde der damaligen Zeit, waren an der Spitze der Berg-Industrie. Sie beuteten die ungeheuern 60 Fuß tiefen Quecksilberlager von Almaden aus und bauten die durch ihren Silberreichthum so berühmten Gruben von Guadalcaral, die man seitdem, aber mit Verlust, zu eröffnen versucht hat. Deutschland hatte diese beiden Bergleute (mineurs, Bergknappen) gesendet, zu einer Zeit, als es schon der klassische Boden des Bergbaues geworden war."

*) So drücken sich spanische Quellen aus!!! In den Grafen Fucares wird Jeder die Fugger erkennen; aber die mir über diese Familie zu Gebote stehenden Quellen sind nicht reichhaltig genug, um mir weitere Details zu geben.

Was es auch mit diesen gräflichen Bergknappen für eine Bewandniß haben mag, sie konnten sich nicht dem von Columbus herbeigeleiteten Gold- und Silberstrom entgegenstemmen, denn sobald Amerika entdeckt worden war, fühlte sich Europa unter dem fast ausschließlichen Einfluß des dortigen Metallreichthums.

Gegen das Jahr 1500 hatte sich übrigens schon eine ziemliche Quantität Gold und Silber angehäuft, wieviel? das weiß Niemand. Daher kann man ungenirt schätzen. Der Engländer Jacob begnügte sich, 4 Millionen Pfund anzugeben; Michel Chevalier geht 2¼ Mal weiter und schätzt den Vorrath auf 1000 Millionen Franken (3/10 Gold, 7/10 Silber); andere übersteigen die Summe von 400 Millionen Thaler in ihrer Schätzung. So viel ist gewiß, daß, wenn das vorhandene Gold vor dem Zusammentreffen der Entdeckung von Amerika, der Reformation, der Buchdruckerei mit dem Untergange des Lehnsrechts genügte, was ich bezweifle,*) so hätte das von seinem geistigen Schlaf erwachende Europa sich später ohne die amerikanischen Zuflüsse sehr gedrückt gefühlt.

Columbus landete in Amerika im Jahre 1492; 21 Jahre später zog Cortez triumphirend in Mexiko ein, und im Jahre 1527 hatte Pizarro das Reich der Inkas erobert. Wie viel Silber ist seitdem und bis 1848 von dort hergekommen? Wahrscheinlich 61,985,000 Kilogramme (2 Pfd.) zum Werthe von 13,774 Millionen Franken aus Mexiko; 58,765,000 Kilogr. zum Werthe von 13,059 Millionen aus Peru; aus Chili und Neugranada 1,300,000 Kilogr. zum Werthe von 289 Millionen; zusammen aus Amerika 27,122 Millionen. In den drei Jahrhunderten, welche jene Periode bilden, sind zwar Europas Silberwerke nicht müßig gewesen, sie haben aber kaum zusammen 15% der Produktion geliefert.

Zu gleicher Zeit mit dem Silber kamen noch folgende Quantitäten Gold von jenseits des Atlantischen Meeres herüber:

Aus	Brasilien . . .	1,342,300	Kil.	z. W.	von	4625	Mill. Fr.,
„	Neugranada .	566,748	„	„	„	1952	„ „
„	Mexiko	389,269	„	„	„	1341	„ „
„	Peru	340,393	„	„	„	1172	„ „
„	Chile	250,142	„	„	„	862	„ „
„	Nordamerika	22,125	„	„	„	76	„ „
		2,910,977	Kil.	z. W.	von	10,028	Mill. Fr.

Wenn man zu obigen Zahlen Sibirien und Rußland mit 233 Mill. Silber und 1100 Mill. Gold, Europa mit 2000 Mill. Silber und 500 Mill. Gold, die übrige Welt, besonders Afrika mit 2500 Mill. Gold rechnet, so wäre, wenn man von den Verlusten absieht, im Jahre 1848 für 29,855 Millionen Franken Silber und für 14,128 Millionen Gold vorhanden gewesen.

Vor jenem in mehr als einer Hinsicht verhängnißvollen Jahre hatte das Silber das Uebergewicht, von nun an aber erhielt die Goldproduktion einen außerordentlichen Schwung und mag vielleicht einst den Werth des vorhandenen Silbers erreichen. Vor der Hand wird mehr oder minder annähernd die Gold- und Silber-Erzeugung der 9 Jahre 1848—1856 auf folgende Zahlen berechnet:

	Millionen Franken			
Australien	9	Silber und	1695	Gold,
Amerika	1828	„ „	4648	„
Europa	321	„ „	743	„
Asien	22	„ „	505	„
Afrika (Guinea) .	—	„ „	108	„
	2180	Silber und	7699	Gold.

*) Wären die Edelmetalle nicht so selten gewesen, so hätten die Fürsten wahrscheinlich die Münzen weniger gefälscht.

In den 9 ersten Jahren der neuesten Periode überstieg die Goldproduktion um mehr als das Dreifache die Silbererzeugung; von 1857 bis Ende 1864 wird der jährliche Ertrag des weißen Edelmetalls auf 240 Millionen und die des gelben auf etwa 500 Millionen, und in der siebenjährigen Periode 1680 Millionen Franken Silber und 3500 Millionen Gold.

Es bleibt dem Leser überlassen, obige Millionen, von denen ich keine einzige erfunden habe, zusammen zu rechnen, um die ungeheuern Massen der dem dunkeln Schoß der Erde bis jetzt entrissenen Metalle mit einem Blick übersehen zu können. Diese Massen existiren aber nicht mehr in ihrer Vollständigkeit. Von einem Theil derselben konnte man sagen: wie gewonnen, so zerronnen; ein anderer Theil ging durch Abnutzung oder durch Zufälle aller Art verloren; im Ganzen wird jetzt noch der Verlust auf ¼ der Gesammtsumme geschätzt (im Jahre 1848 auf 49%). Von den vorhandenen Quantitäten sind etwa ¾ ausgemünzt worden, das übrige ward in der Industrie verwendet oder harret in der Form von Barren seiner ferneren Bestimmung.

Daß ich zu den obigen Zahlen kein unbedingtes Zutrauen habe, versteht sich von selbst; indeß möchten dieselben doch einen ziemlich richtigen Begriff vom Thatbestande geben. Sie zeigen auch, woher die Edelmetalle stammen, und deuten so die eine Richtung der Strömungen an. Diese Richtung könnte man die centripetale nennen: die Edelmetalle müssen nämlich im Centrum der civilisirten Welt ihre Weihe erhalten. Erst später beginnt dann die centrifugale Strömung: das Gold, noch mehr aber das Silber, verläßt die großen Behälter der europäischen Geschäftsstädte, um weiterhin seine belebende Kraft zu tragen. Wohin, das wollen wir in dem folgenden Artikel untersuchen.

Paris. Dr. M. Block.

Schweiz.

Die Tellsage.

Bekanntlich ist nebst vielen anderen bisher für wahr und thatsächlich gehaltenen Ueberlieferungen der Geschichte auch die uns Allen von Jugend auf an's Herz gewachsene und liebgewordene und durch unsers großen Dichters Meisterwerk verklärte Tellsage Gegenstand der Untersuchung der Historiker geworden und ihrer schonungslosen Kritik verfallen. Das Ergebniß ihrer Forschung war kein anderes, als daß die schöne Sage in's Reich der Fabeln verwiesen und die Befreiung der Schweiz ihres poetischen Gewandes entkleidet werden müsse. Die Gründe, auf welche die Verwerfung sich stützt, sind, kurz zusammengefaßt, die folgenden:

1. Eine ältere nordische Sage besingt einen dänischen König, der einen dänischen Bogenschützen zwang, einen Apfel von dem Haupte seines Sohnes herabzuschießen; Geßler kann deshalb unmöglich (?) dasselbe gethan haben, da es nicht denkbar ist, daß das nämliche Ereigniß sich wie eine Art historischer Masern zweimal wiederhole.
2. Ein gewisser Historiker, Franz Williman, schreibt seinem Freunde Goldast, er sei auf keinen Schriftsteller vor dem fünfzehnten Jahrhundert gestoßen, der von einer solchen Geschichte irgend etwas erwähne.
3. In den Chroniken, welche die ununterbrochene Reihenfolge der Statthalter von Küßnacht angeben, findet sich der Name Geßler nirgends.
4. Ludwig Häusser, der nicht bloß die österreichischen Urkunden und deutschen Bibliotheken, sondern auch „die primären Geschichtsquellen des Schweizerbundes im vierzehnten Jahrhundert“ durchforscht hat, kommt zu dem Schluß, daß die historische Wichtigkeit, mit welcher Tell gewöhnlich bekleidet wird, unbegründet sei, daß er keinen Anspruch auf den Titel eines Befreiers der Schweizer habe, insofern er niemals einen thätigen Antheil an der Befreiung der Waldstätten genommen, daß ohne Zweifel ein Mann dieses Namens existirt hat, der sich wohl auch in irgend einem Winkel der Schweiz durch eine Heldenthat ausgezeichnet haben mag, daß diese That jedoch durchaus in keinem Zusammenhange mit dem Schweizerbunde stehe, daß man ihm schließlich Denkmäler errichtete und seinem Andenken zu Ehren Feste feierte.

Hierauf erwiedert W. Mattieu Williams im Reader Folgendes: „Erstens, was die Chroniken des Saxo Grammaticus und seine ein Jahrhundert vor Tell datirende Sage betrifft: Wendete man die Logik jener Kritiker an, welche negative Unwissenheit besonderer Historiker oder Abwesenheit von Erwähnungen an besonderen Stellen citiren, um positives Zeugniß zu widerlegen, so würde es leicht sein, zu beweisen, daß Saxo Grammaticus nie existirt habe, indem man bloß eine Reihe Autoren, die von seinem Dasein nichts wissen, und schriftliche Urkunden, in denen er nicht genannt ist, anzuführen brauchte.

Wir dürfen vorerst als sicher annehmen, daß die nordische Sage vorhanden war und wie die meisten Sagen der isländischen Skalden eine kleine historische Novelle, d. h. ein Gerippe von Thatsachen, mit Dichtung überkleidet, bildete. Zur Zeit der Schweizer Revolution und zwei oder drei Jahrhunderte lang vorher war Island der Hauptsitz der romantischen Literatur Europas. Seine Skalden besuchten dessen Höfe und Burgen und wurden so gut aufgenommen, daß sie gewöhnlich mit Ehren und Reichthum beladen nach Hause zurückkehrten. Die kriegerischen Edelleute hatten wenig anderen geistigen Zeitvertreib, als den, welchen ihnen diese wandernden Sänger mittelbar oder unmittelbar verschafften. War jene nordische Sage vom Dänen Toko überhaupt volksthümlich, so wanderte sie sicher bis nach dem Schlosse der Habsburger, und Geßler mochte sie unter anderen Brosamen, die er sammelte, während er seinem Herrn bei der Tafel aufwartete, aufgelesen haben. Die einfache Erzählung nun, welche die Geschichtsverbesserer zu widerlegen suchen, klagt Geßler nirgends der Erfindungsgabe an, sondern stellt ihn als einen kleinen, bramarbasirenden Tyrannen dar, der plötzlich und unerwartet zur Macht gelangt und gerade der Mann dazu ist, die Fabel vom Frosch und dem Ochsen zu wiederholen und einem wirklichen, zumal aber einem alten, klassischen und romantischen Könige nachzuahmen. Als man Tell, den volksthümlichen, geschickten Bogenschützen vor ihn brachte, mochte ihm leicht die Sage vom Toko einfallen, die schwerlich den schlichten Bauern der Umgegend bekannt war, und so bot sich eine lockende Gelegenheit, ein wohlfeiles Stückchen klassischer Großthuerei in Scene zu setzen, gerade wie die plötzlich entstandenen Helden der französischen Revolution die Phrasen des alten Roms annahmen oder wie der hirnverbrannte Meuchelmörder in Washington unlängst sein „Sic semper tyrannis“ auf der Bühne ausstieß.

Die Idee, daß ein geschichtliches Ereigniß sich nicht wiederholen könne, ist aller Erfahrung so stracks zuwider, daß man nur über die Seichtigkeit der Kritiker erstaunen kann, welche

das bloße frühere Vorhandensein dieser nordischen Sage vorgebracht haben, um die Geschichte vom Tell zu widerlegen. Was würde man dazu sagen, wenn, im Falle einer Klage auf Schadenersatz in Folge des Eisenbahn-Unglücks zu Staplehurst, der Vertheidiger der Gesellschaft die Behauptung aufstellte, daß das Unglück sich gar nicht ereignet habe, da ja die Zeitungen früheren Datums einen Bericht über einen Unfall zu Redeal enthielten, wo alle Nebenumstände des Schwellenlegens, der Entgleisung u. s. w. so ähnlich seien, daß die Staplehurst-Geschichte eine bloße Wiederholung des Redeal-Falles sein müsse. Wenn Toko den Tell widerlegt, so widerlegt Redeal Staplehurst. Die gesunde Logik würde uns sagen, daß, wie ähnliche Ursachen fortwährend über große Flächen von Raum und Zeit hin ihre Wirkungen äußern, die nämlichen Ereignisse sich wahrscheinlich wiederholen werden, Herr Buckle würde sagen, sich wiederholen müssen. In einem Zeitalter, wo es Bahnschienen und Schnellzüge giebt, läßt es sich fast mathematisch berechnen, wie oft der Zug aus dem Geleise kommen müsse. Ebenso war in einem Zeitalter, wo es Tyrannen und Bogenschützen gab und diese Letzteren Jenen fortwährend lästig wurden, eine solche Art Marter, wenn einmal erfunden, gerade das, was sich wiederholen mußte. Für einen rohen Despoten mußte ein Apfelschuß eine recht angenehme Abwechselung nach der Daumenschraube, Folter und dem Stricke sein. Die frühere Geschichte bestätigt also eher die Wahrheit der Tellsage, als daß sie dieselbe widerlegte. So viel was die skandinavische Majernsage anlangt.

Was den zweiten Punkt der Anklage betrifft, so muß man Franz Williman für sehr naiv halten, wenn er Bibliotheken durchstöbert, um eine solche Geschichte in Schriften jener Zeit erwähnt zu finden. Konnte er sich denn einbilden, daß die ungelehrten Bauern der damals engbegränzten Schweiz, die im Ganzen eine geringere Bevölkerung hatte als ein sehr kleines Londoner Kirchspiel, eine Anzahl Schriftsteller zu ernähren oder einem Buche hinreichenden Absatz zu verschaffen vermochte, um es selbst in jener Zeit der beschränkten Büchermacherei lohnend zu machen? — Wie mag wohl ein Verzeichniß geborener Schweizer Schriftsteller aussehen, die zwischen den Jahren 1307 und 1400 Bücher für Umlauf im Inlande geschrieben haben? Daß Williman die Geschichte weder bei einem Deutschen noch bei einem Schweizer, der für deutsche Leser schrieb, finden konnte, erklärt sich leicht aus zwei Gründen. Erstens wagte es kein Schriftsteller, der unter dem Schutz oder in der Gewalt der Kaiser stand, die Sache zu erwähnen. Die Habsburger erlitten nie eine so bittere und empörende Demüthigung, als die lange Reihe von Niederlagen, welche die verachteten Bergbewohner ihnen zwischen 1300 und 1388 beibrachten; nie haßten sie mit größerem Ingrimm, als der, welcher sie gegen die rohen Bauern ihres eigenen Vaterlandes erfüllte, die zu wiederholten Malen die gepanzerten Ritter und Edelleute, die stolzen Unbesiegbaren der österreichischen Phalanx schlugen, welche mit dem höchsten Aufwand kaiserlicher Macht zusammengebracht und, mit Speer und Schwert und Bogen bewaffnet und von der Folter und dem Strick unterstützt, diese Empörer auszurotten bestimmt waren. Diese Bitterkeit währte länger als zwölf Jahre nach den zermalmenden Niederlagen bei Sempach und Näfels, wo der Kaiser Leopold nebst so Vielen seines Adels fiel, daß es kaum eine einzige Familie von Bedeutung in ganz Oesterreich gab, die nicht ein Mitglied verloren hätte und einige beinahe gänzlich ausstarben. Es hätte daher viel Kühnheit erfordert, wenn ein Autor es während jener Zeit gewagt hätte, für Deutschland eine Geschichte Wilhelm Tells oder irgend eines schweizerischen Bauernhelden, dessen Anspruch auf Bewunderung auf seinen Trotz der österreichischen Macht gegenüber sich stützte, zu veröffentlichen.

Der zweite Grund, weshalb es schwierig sein muß, Tell in Büchern, die vor dem funfzehnten Jahrhundert geschrieben sind, zu finden, ist der, daß er nichts als ein Dorf-Held war, der außerhalb seines Geburtsortes wenig oder gar keine geschichtliche Bedeutung hatte. Das höchste Amt, welches er bekleidete, war das eines Kirchenältesten im Dorfe Bürglen, wo er geboren ward, lebte und starb; und in jenen Tagen sehr beschränkten internationalen Verkehrs dürfte ausländischen Historikern schwerlich etwas über ihn zu Ohren gekommen sein. Wenn es wahr ist, daß Williman nachgeforscht und keine Erwähnung des Tell während des genannten Zeit-Abschnittes angetroffen hat, so kam das nicht daher, daß eine solche Erwähnung überhaupt nicht vorhanden, sondern daß er sie am unrechten Orte suchte. Die vor dem Schluß des vierzehnten Jahrhunderts geschriebene Klingenberger Chronik enthält viele Einzelnheiten aus dem Leben eines „Wilhelmus Tello, Uraniensis, libertatis propugnator", der 1307 lebte, zu Morgarten 1315 focht und später Verwalter der Einkünfte der Kirche zu Bürglen war.

Baron Zur-Lauben war glücklicher, als die Geschichtsverbesserer und hat zahlreiche Beweise für die Wahrheit der Ueberlieferung zu Tage gefördert. Freilich schlug er ein nur einfaches Verfahren ein: er war äußerst bescheiden, er zog die örtlichen Urkunden des Kantons und Dorfes, wo Tell geboren wurde, wo er lebte und starb, zu Rathe, anstatt der königlichen und kaiserlichen Bibliotheken zu Berlin und Wien; er suchte die Daten und Umstände, welche mit dem Errichten von Denkmälern und den Festlichkeiten zu Ehren Tells zusammenhängen, auf; er war so gänzlich uneingeweiht in die vorgeschrittenen historischen Ansichten, daß er glaubte, die Dorfbewohner selbst müssen mehr von ihrer eigenen Lokalgeschichte, als die gelehrten Professoren an entfernten Universitäten wissen. Daß zwei Kapellen errichtet wurden, von denen eine nach den Urkunden offiziell von der Uri-Landgemeinde unterstützt, von öffentlichen Geldern, die unter den Zeitgenossen, Mitbürgern, Freunden und Verwandten Tells aufgebracht waren, erbaut, daß sie im Jahre 1388, also nur 31 Jahre nach Tells Tode, während 114 Menschen, die ihn gut gekannt hatten, noch am Leben waren, feierlich eingeweiht wurde, und daß die mit dieser Einweihung zusammenhängende Festlichkeit halbjährlich von jenem Tage an bis heute feierlich begangen worden ist — diese und andere klare und entschiedene Zeugnisse hatten für einen gewöhnlichen Geist, wie der seinige, mehr Gewicht, als die Thatsache, daß gewisse Historiker, welche falsch gesucht hatten, nicht finden konnten, was sie suchten.

Wissen wir aber auch gewiß, daß dieser von Williman an Goldast gerichtete Brief ganz echt ist? In seinen „Helvetischen Alterthümern" giebt Williman die gewöhnlich für wahr gehaltene Erzählung von Wilhelm Tell als ein Stück glaubwürdiger Geschichte, und doch sagt man uns, er nenne sie in diesem besonderen Briefe eine absichtliche Erfindung, um Haß gegen Oesterreich zu nähren, und behandle die ganze Sache so verächtlich, daß er ausruft: „Doch weshalb sollen wir unsere Zeit an einen solchen Gegenstand verschwenden?" Es steht also Willimans Brief und sein Buch in auffallendem Widerspruch mit einander. Entweder hat er weder den einen noch das andere geschrieben, oder eins von beiden, oder beide. Wenn keines von beiden, so brauchen wir nichts weiter darüber zu

sagen; wenn nur eins, so fragt es sich, welches, das Buch oder den Brief? wenn beide, nun dann ist er eine schöne Autorität für einen Forscher nach Wahrheit!

Der dritte Beweisgrund ist abermals ein Pröbchen davon, wie man negative Evidenz positiv verwendet. Die Kritiker, welche auf die Nichterwähnung Geßler's im Verzeichniß der regelmäßig bestallten kaiserlichen Statthalter von Küßnacht gebaut haben, müssen von vornherein so gegen die Wahrheit der angenommenen Geschichte Tell's und des Bundes eingenommen gewesen sein, daß sie sich gar nicht die Mühe genommen, sie überhaupt zu lesen. Nur eine fast gänzliche Unbekanntschaft mit der Erzählung, die sie zu widerlegen suchen, konnte einen so handgreiflichen Schnitzer veranlassen.

Die Geschichte berichtet auf's deutlichste, vollständigste und gründlichste, daß Geßler kein regelmäßig bestallter Statthalter in Küßnacht gewesen, und geht in's Einzelne ein, um uns zu zeigen, wieso und warum. Sie erzählt uns, daß Albrecht von Habsburg, Rudolph's Sohn, den kaiserlichen Thron im Jahre 1298, also sieben Jahre nach seines Vaters Ableben, bestieg, daß, obschon Schweizer von Geburt und Herkunft, er doch sofort damit begann, seine Landsleute zu verfolgen; daß er Bern belagerte und zurückgeschlagen wurde; daß ihm ein Gleiches in Zürich begegnete; daß es ihm hingegen gelang, die kleine und vertheidigungslose Stadt Glarus zu erobern, und er deren Bewohner mit großer Grausamkeit behandelte. Uri, Schwyz und Unterwalden anerkannten noch immer die Herrschaft des Kaisers, weigerten sich jedoch, ihn in seinem Vorhaben gegen die Schweiz im Allgemeinen zu unterstützen, oder ihn als Grafen von Habsburg anzuerkennen, wenn sie auch geneigt waren, ihm als Kaiser von Oesterreich, ohne Rücksicht auf seine Familie, zu gehorchen. Albrecht indessen wollte ihren Gehorsam vom kaiserlichen Throne zu Wien auf das auf dem Wülpelsberge gelegene Schloß Habsburg übertragen, was ungefähr das nämliche war, als wenn Georg I. es versucht hätte, die Herrschaft über Irland auf derselben Grundlage zu behaupten, auf welcher er die über Hannover inne hatte. Für die Habsburger, die damals erst vor so kurzer Zeit die kaiserliche Würde erlangt hatten und in deren Besitz durchaus nicht sicher waren, hatte dieses Vorhaben eine Wichtigkeit, die es später, als sie in Oesterreich festen Fuß gefaßt hatten, verlor.

Die Geschichte erzählt uns, daß Albrecht über die Weigerung der rohen Bauern, die er wahrscheinlich für unfähig hielt, diesen kleinen Familienstreich zu durchschauen, sehr aufgebracht war und, so lautet die betreffende Stelle: Afin de les en punir ou de les forcer à ceder, au lieu de leur donner, comme c'était l'usage quelque seigneur de haut rang pour Gouverneur impérial et Grand-Juge, il chargea de ces fonctions *deux serviteurs de sa maison*, Gessler et Landenberg."

Indem er so zwei seiner schweizerischen Hausdiener ernannte, um ihn, als Grafen von Habsburg, und zugleich als Kaiser von Oesterreich zu vertreten, handelte er gesetzwidrig und hatte ohne Zweifel noch andere Beweggründe dabei, als bloß die Waldstätter zu beleidigen. Geßler und Laudenberg waren keine kaiserlichen Statthalter, sondern bloß Vögte des Grafen von Habsburg, und waren daher in den von Kopp untersuchten kaiserlichen Urkunden nicht anerkannt. Eine solche Anerkennung würde den Präcedenzfall geliefert haben, den Albrecht zweifelsohne gern begründet hätte, und würde die Schweiz in dasselbe Verhältniß zu Oesterreich gestellt haben, wie das, in das später Hannover zu England kam. Die Schweiz hätte dadurch, im Falle einer Veränderung in der Thronfolge, den Habsburgern als ihr unabhängiges Erbtheil zufallen können. Man muß sich demnach sehr wundern, daß dieser naheliegende Grund der Nichterwähnung Geßler's in den Urkunden übersehen worden ist, und daß man sie so wiederholt angeführt hat und noch anführt, um damit die Geschichte, welche doch Geßler's und Laudenberg's wahre Stellung so deutlich bestimmt, zu widerlegen.

Daß, wie Kopp entdeckt haben will, die Schriften des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts in Bezug auf die Zeitangabe bei der Erzählung von Tell von einander abweichen, sei hier nur im Vorbeigehen berührt. Es beweist lediglich, daß die Schriften, auf welche die Geschichtsverbesserer ihre Widerlegung zu stützen versuchen, unzuverlässig und unglaubwürdig sind. In den ursprünglichen schweizerischen Urkunden findet sich eine solche Verwirrung nicht. Wäre alle Geschichte falsch, bei welcher gewisse Historiker in der Zeitangabe sich geirrt haben, so würde wahrlich nur wenig Geschichte übrig bleiben, an der die Verbesserer sich üben könnten.

Der vierte Beweisgrund ist der merkwürdigste von allen. Erst leugnet man die Existenz Tell's überhaupt, nennt seine Geschichte eine reine Fabel, die auf einer skandinavischen Sage beruhe, und dann beruft man sich auf Häusser, der ja die Existenz Tell's zugiebt und ihm bloß die historische Wichtigkeit und die Berechtigung zu dem Titel eines Befreiers der Schweiz abspricht! Freilich, wenn man bei der Nennung Tell's an den Theaterhelden dieses Namens denkt, so kommt man dazu, sich ihn als den Befreier der Schweiz vorzustellen; wer aber über diese hergebrachte, mehr für die zarte Jugend und ein Gallerie-Publikum sich eignende Auffassung hinausgeht und der Wahrheit auf den Grund zu kommen sucht, der wird finden, daß er in den Urkunden nur als sich selbst und seine Familie befreiend dargestellt wird, und daß er Geßler in der hohlen Gasse erschoß, um seine Familie vor dessen Rache zu schützen, welche wie er fürchtete, sie treffen würde, falls Geßler zurückkäme, ehe sie die Flucht ergreifen konnten. Es wird uns deutlich gesagt, daß die Bundesgenossen die Mitschuld am Morde Geßler's von sich abwiesen, daß Tell deshalb getadelt wurde, daß der Mord durchaus keinen Einfluß auf ihre Pläne hatte und nicht einmal deren Ausführung irgendwie beschleunigte oder verzögerte. Das Vorhaben, die Schlösser zu erobern, war bereits zur Reife gediehen und der 1. Januar 1308 zu dessen Ausführung festgesetzt; an diesem Tage daher, als die Bauern freien Eintritt in diese Festungen hatten, um ihre gewohnten Neujahrsgeschenke darzubringen, bemächtigten sie sich ihrer, und am siebenten verkündeten sie die Unabhängigkeit der Waldstätten. Der Name Tell's wird weder in Verbindung mit dieser Befreiungsthat, noch mit ihrer Verkündigung erwähnt; im Gegentheil sind Gründe zur Annahme vorhanden, daß er damals als Mörder gemieden und von jedem Antheil, den er wohl sonst an der Berathung und an der Ausführung der Pläne der Bundesgenossen gehabt haben würde, ausgeschlossen wurde.

Niemand glaubt, daß der Apfelschuß als der Befreiungsakt der Schweiz beansprucht wird, und daß der Mord Geßler's dabei nicht mitwirkte; dafür spricht eine Stelle in derselben Geschichtsurkunde, wo es heißt, die Befreiung wurde ausgeführt „ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen." Die Angelegenheit zwischen Geßler und Tell steht als eine bloße Privatsache in dieser Erzählung da, und der melodramatische Titel: „Befreier der Schweiz", hat durchaus keine Begründung in der Geschichte, welche die Verbesserer zu bestreiten suchen.

Häusser hat Recht, wenn er vermuthet, daß die Umstände,

unter welchen Tell starb, später einen Glanz um seinen Namen verbreiteten; nicht etwa als ob seine letzte echte Heldenthat die Bauern dazu veranlaßt hätte, sein Andenken mit den Einzelnheiten einer skandinavischen Sage, welche, wenn nicht sehr bekannt und volksthümlich, nicht zu ihnen hätte gelangen und gerade deshalb nicht ohne Widersinnigkeit auf den Kirchenältesten von Bürglen hätte übertragen werden können, zu umgeben; wohl aber rief jene Heldenthat die bekannten Ereignisse seines Lebens ihnen in's Gedächtniß zurück, führte sie einen Umschwung des Gefühls zu seinen Gunsten herbei und ließ sie dieses Gefühl zu einem allgemeinen Selbstvorwurfe und einem Wunsche emporwachsen, ihn für den Tadel und die Vernachlässigung, die er bei Lebzeit erfahren, zu entschädigen. Und so geschah es denn, daß man ihm später Denkmäler errichtete und ihn als Helden verehrte. Dieses Verfahren ist bekanntlich kein ungewöhnliches, und selbst die neueste Zeit hat ähnliche Fälle aufzuweisen." Der Verfasser spielt wohl speziell auf das Benehmen der Engländer dem Prinzen Albert gegenüber an.

Dies wäre also das Wahre an der Tellsage. Die romantisch Gesinnten werden die hier gelieferten Nachweise und Berichtigungen wahrscheinlich mit Unwillen verwerfen: sie sollten jedoch dankbar dafür sein, daß ihnen wenigstens die Person des Tell gerettet und sie nicht, wie die Kritiker es wollen, aus der Geschichte ausgemerzt worden ist. Die Wahrheit lag auch hier, wie so oft, in der Mitte, und wenn einerseits die Ueberlieferungs-Gläubigen entnüchtert werden, so ist doch andererseits die verneinende Partei zurechtgewiesen und die Wahrheit festgestellt.

D. A.

Rußland.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" und die Moskowiter.

Im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 30. September und 7. Oktober sind einige Thatsachen zur Charakteristik der moskowitischen Blätter und ihrer deutschfresserischen Polemik mitgetheilt worden. Ein noch schlagenderes Beispiel haben diesen Sommer über ein Dutzend russische Organe gegen die St. Petersburger Zeitung und speziell gegen den Redakteur und Eigenthümer derselben, Dr. Meyer, geliefert, und sogar die Augsburger Allgemeine zu Hilfe genommen und bekommen. Die „Gartenlaube" brachte im Sommer einen kleinen Artikel unter dem Titel: „Ein deutscher Mann in Rußland", worin Meyer als ein Hauptvertreter deutscher Kultur und deutschen Wesens in Rußland hervorgehoben ward. Es sollte damit nicht gesagt sein, daß er unter den Tausenden von Deutschen in Rußland, die bis in die Hauptstadt des neuen Amur-Paradieses reichen, der Einzige oder Erste dieser Pioniere sei, und es hätte wohl namentlich auch Herr F. v. Stein, der seit fünf Jahren hauptsächlich deutsche Interessen und Kulturbestrebungen in der „St. Petersburger Zeitung" vertritt und gegen Neid, Bosheit und Verleumdung der Moskowiter oder Stockrussen und ihrer Blätter vertheidigt, nicht unerwähnt bleiben dürfen. Aber dann wäre auch die Nothwendigkeit eingetreten, den kleinen Artikel zu einer Revue deutscher Verdienste in Rußland auszudehnen, wozu es an Kenntniß der Details fehlte. Die Stockrussen erkannten freilich in dem Redacteur der St. Petersburger Zeitung ihren Hauptfeind und fielen über den so hervorgehobenen in einer Weise her, wie sie wohl in der Polemik der Presse aller Zeiten unerhört ist. Ich habe erst neuerdings darüber speziellere Mittheilungen erhalten. Russische Skribenten, die Deutsch verstehen, schickten den Artikel übersetzt und mit den boshaftesten, erlogensten Bemerkungen versehen an alle russischen Zeitungen und Zeitschriften, die zum Theil mächtige, wüthende Mord- und Brandraketen gegen die Deutschen aus eigener Fabrik hinschleuderten. Das „Kreuzigt ihn!" und „Hängt alle Deutschen neben ihm auf!" in der Moskauer Zeitung war fünf Foliospalten lang. „Iskra", ein in's Gemeine und Rohe übersetzter Kladderadatsch, brachte eine Reihe von Karrikaturen des „deutschen Mannes in Rußland" und Texte dazu, wie sie nur von „ungeleckten Tataren" geschrieben werden könnten. Nun kam auch noch der Petersburger Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Dr. Minzloff, der mit der Miene, daß er die Verhetzungswuth der russischen Zeitungen gegen die Deutschen (angeregt und unterstützt von der Moskauer Zeitung) mißbillige, den Dr. Meyer durch die Behauptungen, daß er den Artikel: „Ein deutscher Mann in Rußland" selbst geschrieben habe und außerdem ein Jude sei, wahrscheinlich gegen die von ihm gemißbilligte Verfolgungswuth in Schutz zu nehmen suchte. Dieser Dr. Minzloff aber wußte sehr genau, daß Dr. Meyer ein derber, christlich-germanischer Westfale und kein Jude sei. Er wußte auch, daß die Achtung, welche sich Dr. Meyer bei seinen Landsleuten erworben, der Haß, womit ihn die geleckten und ungeleckten Tataren verfolgen, nicht mit seiner germanischen oder jüdischen Abkunft zusammenhänge. Doch der edle Doktor, der sich einst mit Dr. Meyer um die Petersburger Zeitung beworben hatte, mag geglaubt haben, es sei eine hübsche Rache, den vorgezogenen Mitbewerber zu einem Juden zu machen. Aber das zieht selbst in Rußland nicht mehr, gelehrter Herr Bibliothekar!

Daß Dr. Meyer den betreffenden Artikel nicht selbst geschrieben, weiß ich am besten, denn ich, der Unterzeichnete, bin der Verfasser, und zwar sehr gegen den Wunsch desselben, wie ich aus einer Gegenerklärung ersehen habe. Daß übrigens dieser ehrenwerthe Korrespondent der Augsburger Allgemeinen und ehemaliger Schreiber des Direktors der kaiserlichen Bibliothek, Baron Korff, als welchen er einen großen Einfluß auf die Abfassung gewisser Rechenschaftsberichte übte, nicht der geeignete Herr ist, einen deutschen Ehrenmann mit Erfolg zu verunglimpfen, wissen Alle, welche ihn kennen und die Petersburger Zeitung gelesen haben. Sie erinnern sich gewiß der Nr. 60 und 69 von 1862, worin die kaiserlichen Bibliothekare Popov, A. Byczkov, Muralt, Posselt, W. Sobolschtschikov, L. Becker, K. Kossowicz, W. Hehn, A. Stoykowitsch, A. Iwanowski und P. Feldt amtlich erklären, daß die öffentlich gedruckt gegebene Behauptung des R. Minzloff, die Elzevirsammlung der k. öffentlichen Bibliothek sei von ihm geschaffen worden, eine öffentliche, gedruckte Unwahrheit, daß diese Sammlung vielmehr nach amtlicher Erklärung des Baron Korff „Frucht des Eifers und gewissenhaften Fleißes des deutschen Oberbibliothekars Dr. Ch. Fr. Walther" sei.

Ein besonderer Abdruck dieser Erklärung und eines aktenmäßigen Nachweises dieser von Herrn Minzloff verfaßten und veröffentlichten Unwahrheit liegt vor mir. Diese Art russischer Waffen gegen den gewissenhaften Fleiß der Deutschen brauchen unsere Landsleute in Rußland nicht zu fürchten. Leider kämpfen die moskowitischen Deutschfresser mit tödtlicheren Waffen. Sie haben sie z. B. den sonst auch von Deutschen sehr gerühmten Fürsten und Polizei-Chef in Petersburg Suwarov so gründlich

belogen und betrogen, daß er einen jungen deutschen Konditor in Petersburg, Herrn Regensburg, wegen schon bezahlter und quittirter Stühle, wofür ein dem deutschen Konditor ganz unbekannter russischer Tischler Ivanoff noch einmal Bezahlung verlangte, durch Polizeigewalt vollständig ruinirte, einstecken und so bedrohen ließ, daß diesem Unglücklichen nichts Anderes übrig blieb, als zu fliehen. Jetzt hat sich wenigstens das Ministerium des Auswärtigen in Berlin dieses deutschen Märtyrers russischer Wuth gegen deutsche Kultur und Konditorei angenommen. Die deutsche Petersburger Zeitung that es mit Energie und Ausdauer, aber ohne Erfolg. Das Ministerium hat hoffentlich mehr Macht für das beispiellos verhöhnte Recht. Dr. H. Beta.

Kleine literarische Revue.

— **Wander's Deutsches Sprüchwörter-Lexikon.***) Wir kommen einer alten literarischen Pflicht nach, indem wir dieses Werk, das wir, seiner kulturhistorischen und internationalen Bedeutung, wie seiner mit redlichem Fleiße begonnenen und fortgesetzten Durchführung wegen, neben Grimm's Deutsches Wörterbuch stellen, allen Besitzern von Bibliotheken, in welchen kein belehrendes Nachschlagebuch (Book of Reference) fehlen darf, dringend empfehlen. Es wird dieses Sprüchwörter-Lexikon, nach seinem umfassenden und in den vorliegenden Lieferungen auch bereits mit großer Geschicklichkeit ausgeführten Plane, den gesammten hochdeutschen und mundartlichen, den in der Literatur zerstreut niedergelegten, wie blos im Volksmunde lebenden deutschen Sprüchwörter-Schatz — schätzungsweise mehr als hunderttausend Sprüchwörter — in Verbindung mit sinnverwandten fremden Sprüchwörtern — etwa fünfundzwanzigtausend — in begrifflicher sowohl als in alphabetischer Ordnung umfassen. Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichsweise auch die wohlfeilste aller bisherigen Sprüchwörter-Sammlungen sein. Nachdem der Verfasser dreißig Jahre (von 1830—60) für sein Werk gesammelt, geordnet und daran gearbeitet hatte, begannen im Verlage von F. A. Brockhaus die Vorbereitungen zum Druck, und es erschien im November 1862 die erste Lieferung, 8 Bogen Spaltendruck, Format und Einrichtung des Grimm'schen Wörterbuchs. Die Sprüchwörter sind unter Hauptbegriffe gebracht und diese alphabetisch geordnet. Auch die unter jedem Stichwort befindlichen Sprüchwörter sind wieder alphabetisch aufgeführt und unter sich fortlaufend beziffert, was das Citiren erleichtert und genau macht. Das Lexikon enthält nicht nur die in unzähligen Büchern und Schriften zerstreuten hochdeutschen Sprüchwörter, sondern auch die alten deutschen Mundarten, wofür nicht nur Firmenich's „Völkerstämme" und Frommann's „Deutsche Mundarten" erschöpfend benutzt und citirt sind, für welchen Zweck auch noch, wie das Begleitwort zu jeder Lieferung zeigt, unausgesetzt auf den verschiedensten Punkten Deutschlands gesammelt wird.

Außerdem sind den deutschen Sprüchwörtern nicht nur die sinnverwandten lateinischen, sondern die fast aller europäischen Hauptsprachen in kleiner Schrift beigefügt.

Bis jetzt sind elf Lieferungen von dem Werke erschienen, von denen jede durchschnittlich mehr als 3000 deutsche und 1000 sinnverwandte fremde Sprüchwörter enthält, so daß also in dem bis zu dem Worte „Geduldig" fortgeführten Werke bis jetzt zwischen 45 und 50,000 Sprüchwörter enthalten sind.

Die Herausgabe kann nur langsam erfolgen, da die fortlaufenden Eingänge aus Volksmund und Literatur Zeit zur Einarbeitung fordern, auch die typographische Ausstattung ihre Schwierigkeiten hat.

Bei jeder Lieferung, wie in besonderer Ansprache, drückt der Herausgeber den Wunsch aus, ihn in einer doppelten Weise zu unterstützen, einmal durch Sammeln aus dem Volksmund und der Literatur, dann aber auch durch Verbreitung des Lexikons, damit der gesammelte und übersichtlich geordnete Sprüchwörterschatz nicht blos einen Platz in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in dem Bücherschatze jedes bemittelten Bürgers erhalte. Ist doch der Sprüchwörterschatz eines Volkes das einzige Werk seiner Literatur, an dem sich Jeder als Mitarbeiter betrachten kann. Und wenn die Ausgabe für das Ganze auch eine nicht unbeträchtliche sein mag, so reducirt sie sich doch auf kaum 1 Sgr. für die Woche.

Um den großen Reichthum des Werkes, das bei den einzelnen Sprüchwörtern in zahlreichen Citaten auch die Quellen angiebt, anzudeuten, wollen wir ein paar Artikel hervorheben. Wir finden unter Affe 117 Sprüchwörter und durch ein * besonders ausgezeichnete Redensarten; Amt 93, Anfang 84, Arbeit 169, Auge 445, Bär 92, Bauer 405, Beutel 108, Brot 410, Christus 76, Dieb 275, Ding 1472, Ehre 354, Ei 342, Esel 659, Essen 264, Feind 217, Frau 770, Freund 590, Fuchs 437, Gans 243, Gaben 279, Geduld 181.

Literarischer Sprechsaal.

Vor einiger Zeit bereits haben wir, nach einer Schrift des englischen Versicherungs-Beamten Herrn S. N. Adler, Nachricht über die neue staatliche Organisation des Sparkassen-Wesens und der Arbeiter-Lebensversicherungen in England gegeben. Gegenwärtig bringt nun die Augsb. Allg. Ztg. folgende Notizen über diese, zum Theil erst in Folge einer Parlaments-Akte des Jahres 1864, in's Leben getretenen Einrichtungen:

Der englische Staat versichert nach der neuen, durch den Finanzminister Gladstone geschaffenen Institution sowohl für den Todesfall ein Kapital (Lebensversicherung), als für das Alter vom 60. Jahre an eine Rente. Er bedient sich hierzu seiner Staats-Schuldenverwaltung, und zum Empfang der Prämien, sowie zur Ausbezahlung der Renten und der durch Todesfall verfallenen Kapitalien der Post. Die neue Schöpfung soll den unteren und namentlich den arbeitenden Klassen leisten, was die Lebens- und Rentenversicherungs-Gesellschaften den Mittelklassen und den höheren Ständen geleistet haben. Der ganze Zuschnitt der neuen Einrichtung ist auf diesen Zweck berechnet. Einmal kann nicht über 100 Pfd. St. Kapital für den Todesfall, noch über 60 Pfd. St. Jahresrente für das Alter versichert werden; denn wer mehr versichern will und kann, für den gelten die Privatversicherungs-Anstalten.

*) Deutsches Sprüchwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. In Lieferungen von 8 Bogen zum Preise von 20 Sgr. (11 Lieferungen, A bis G.) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863—65.

nach gemachten Erfahrungen, als ausreichend. Dagegen ist dem Publikum, auf welches Gladstone seine neue Schöpfung berechnet hat, große Erleichterung durch zwei Einrichtungen dargeboten: einmal durch die Annahme der Prämie in kleinsten Beträgen (sogar durch wöchentliche Einzahlungen), sodann durch Annahme der Prämien fast bei allen Postbureaus, auch bei solchen, welche nicht schon von Anfang vom Einleger benutzt worden sind. Gladstone, welcher den Plan gefaßt, im Parlament 1864 durchgesetzt und durch den Sekretär der Schuldentilgungs-Kommission Spearman technisch hat ausarbeiten lassen, stützte die Berechtigung eines derartigen Staats-Instituts auf die doppelte Erfahrung, erstens, daß die Privatversicherungs-Gesellschaften nur für die Mittelklassen, nicht für die arbeitenden Klassen als benutzbar sich erwiesen haben, und zweitens darauf, daß zahlreiche wechselseitige Unterstützungs-Gesellschaften unter den Arbeitern durch ungenügende Verwaltung, mangelhafte Rechnungsführung und durch Manöver in den Generalversammlungen zu Grunde gegangen, und ihrem Zweck betrüglich entfremdet werden seien. Die Konkurrenz der Privatanstalten bleibe ja offen, und der Staat werde sich gern von selbst zurückziehen, wenn die arbeitenden Klassen durch Selbsthilfe und Privatunternehmung besser als durch den Staat bedient sein würden. Der Staat leistet nämlich keine Zubuße bei dem von ihm übernommenen Versicherungsgeschäft. Der Prämien-Berechnung ist die allgemeine Landessterblichkeit nach Maßgabe der Civilregister so zu Grunde gelegt, daß 3 pCt. Verzinsung der Prämien-Einlagen angenommen wird, und auch Verwaltungskosten, etwas höhere bei Prämienzahlung in kleineren als jährlichen Terminen, angesetzt sind. Das Hauptorgan, dessen der Staat sich für die hier in Frage stehende bedeutsame Institution bedient, ist die Post. Der Generalpostmeister ist sogar ermächtigt, säumige Prämienzahler nachträglich wieder einzusetzen. Die Post zu benutzen, wurde besonders nahe gelegt durch die guten Erfahrungen, welche man mit den Post Office Saving Banks, den durch die Post vermittelten Staats-Sparkassen, gemacht hat.

Das Wesen der Post-Sparkassen besteht darin, daß der Staat Schuldner der Sparer wird, und dabei durch die Art der Post-Einrichtungen für Annahme und Auszahlung der Ersparnisse einen besonderen Reiz zum Sparen ausübt. Die 4000 Postbureaus, welche Ersparnisse annehmen, sind, abgesehen vom Sonntag, täglich von 10—4 Uhr geöffnet. Der Staat gewährleistet die Sicherheit der Einlage und 2½prozentige Verzinsung. Der Einleger kann abwechselnd bei jedem Postbureau im Lande auf Grundlage seines Sparbuches Einlagen machen und erheben; diese der Freizügigkeit der Bevölkerung sich anbequemende Einrichtung wird sogar zur örtlichen Uebermittelung von Zahlungen und wie ein Cirkular-Kreditbrief auf Reisen benutzt. Ueber Namen der Einleger und Betrag der Einlagen sind die Postbureaus strengstens zur Diskretion verpflichtet. Frauen können für sich einlegen und sind versichert, daß nicht ihre Ehemänner die Einlage erheben, eine Einrichtung, welche ein sehr passender Schutz für Frauen und Mütter der arbeitenden Klassen gegen unsolide Ehemänner ist. Nicht blos physische Personen, sondern auch Wohlthätigkeits-Vereine und Gesellschaften verwandten Zweckes können sich der Post-Sparkassen bedienen, so daß die letzteren eine bankmäßige Stütze freiwilliger Associations-Bestrebungen werden. Anfragen in Geschäftssachen der Post-Sparkassen werden portofrei befördert.

Die Wirkung des vorstehend bezeichneten Instituts hat sich bereits als eine höchst günstige erwiesen. Der Staat hat dem Sparwesen einen festen Stützpunkt gegeben, und selbst gute Geschäfte gemacht. Immer mehr verwandeln die alten autorisirten Sparkassen ihre Einlagen in Forderungen an die Post-Sparkassen. Die Post-Sparkassen sind auch mit der neuen Einrichtung der Lebens- und Alters-Rentenversicherung von Staatswegen in sofern in direkte Verbindung gebracht, als Spareinlagen sofort in Versicherungs-Policen umgesetzt werden können.

Adolf Strodtmann's Bearbeitung der „Pauvre France" von Rogeard*) beginnt mit einem Gruß an Labienus, der folgende Schluß-Strophe hat:

„Und seht — am Gränzpfahl (Deutschlands) harrte seiner
Ein Freund und nahm ihn in Empfang.
„Hier bist du frei, wie — Unser Einer!
Hier darf erklingen frisch dein Sang!
Hier, theurer Mann, vergiß der Plagen,
Nimm diesen Trunk nach altem Brauch.
Wo Kladderadatsch man kann vertragen,
Ist Platz für den Labienus auch!"

Nun, wir werden sehen!

Habent sua fata libelli — aber nicht bloß die Bücher, sondern auch die Schreibtische, auf denen sie geschrieben worden. Hegel's Schreibtisch z. B. befindet sich, wie aus einem uns vorliegenden gedruckten Bericht hervorgeht, dermalen in einer Rollkammer des Elisabeth-Krankenhauses zu Berlin, und dieselbe Tischplatte, auf welcher einst die tiefsten Gedanken des Philosophen konkrete Gestalt gewannen, dient jetzt Waschfrauen und Plätterinnen zur Ausführung ihres Geschäftes.

Während die „deutschen Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm in vielen Auflagen verbreitet sind, ist bisher von ihrer nicht minder kulturgeschichtlich werthvollen Sammlung deutscher Sagen, deren zweiter Theil im J. 1818 herauskam, noch keine neue Auflage erschienen, obwohl die erste bereits seit langer Zeit im Buchhandel vergriffen ist. Gegenwärtig veranstaltet nun die Nikolai'sche Verlagshandlung in Berlin eine, nach eigenhändigen Korrekturen und Nachträgen von Jacob und Wilhelm Grimm, von Herman Grimm revidirte, zweite Auflage der „Deutschen Sagen", deren erste Lieferung, mit einer Abbildung der „Sage", nach W. v. Kaulbach, uns vorliegt. Das Ganze wird in acht Lieferungen à 10 Sgr. ausgegeben.

In Nr. 38 des „Magazin" findet sich ein Aufsatz über Nicolas v. d. Flüe, worin von einem angeblich unverständlichen Worte („iwe") die Rede ist. Für die des rheinischen Dialektes (im weiteren Sinne) Kundigen ist aber jenes Wort sofort verständlich: „Iwe" wird am Rheine, der Mosel, Nahe und Saar noch heute auf dem Lande gebraucht wie „driwe", „niwer" — d. h. drüben, hinüber. Als Waldheim sich wundert, daß Ulrich in Waldheim's Heimat so bekannt sei, giebt Ulrich als Ursache an: „Ich war iwe" — d. h. ich war dort (drüben). Als einstiger „großer Räuber" konnte er wohl weit herumgekommen sein.

Was aber Nicolas v. d. Flüe betrifft, so behaupten noch heute die Solothurner, daß sein in ihrem Zeughause befindliches wächsernes Konterfei die echte Kutte des Eremiten trage — eine Echtheit, die jedenfalls wahrscheinlicher ist, als jene der Armbrust Tell's. Petersholz.

*) Armes Frankreich! Zeitgedichte von A. Rogeard, Verf. der „Reden (Gelegentlichen Bemerkungen) des Labienus." In freien Versmaßen übersetzt von A. Strodtmann. Hamburg, Neßler & Melle.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Ausland.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] **Berlin, den 28. Oktober 1865.** **[Nr. 44.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Prof. Preuß über den Staatsminister v. Wöllner. 603.

England. Englische Herbst-Manöver. — Das englische Volk außerhalb des Parlaments. — Die irländischen Fenier. — Die anglo-sächsische Open Destiny. — Deutscher Geist und englisches Geld. — Neue mechanische Erfindungen. 604.

Griechenland. Die Universität Athen im Jahre 1865. 609.

Italien. Nachlese zur Dantefeier. 610.

Frankreich. Pariser Federzeichnungen. Die Parasiten der Presse. 611.

Polen. Zwei Bilder aus der Gegenwart, von Boleslawita. 613.

Kleine literarische Revue. Die Contre-Revolution im Elsaß. 614. — Volksthümliches aus der Schweiz. 615. — C. Hermann, die ästhetischen Prinzipien des Versmaßes. 615.

Literarischer Sprechsaal. Diesterweg's fünfundsiebzigster Geburtstag. 615. — Oeffentliches politisches Leben in Rußland. 615. — Facsimile der ältesten Eulenspiegel-Ausgabe. 616.

Literarische Anzeigen.

Verlag von **Schmaler & Pech** in **Bautzen.**
Vom 1. October 1865 an erscheint bei uns:

Slavisches Centralblatt.

Wochenschrift für Literatur, Kunst, Wissenschaft und nationale Interessen des Gesammtslaventhums.

Redakteur: **J. E. Schmaler.**

Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Diese Wochenschrift wird 1) alle, die Interessen des Slaventhums berührenden Fragen discutiren; 2) über die Thätigkeit der Slaven auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst Bericht erstatten; 3) die neuen literarischen Erscheinungen aller Dialekte registriren und über die wichtigeren derselben kritische Besprechungen bringen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Probenummern gratis. (695)

Im Verlag von **Veit und Comp.** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen: (696)

York und Paulucci.

Actenstücke und Beiträge zur **Geschichte der Convention von Tauroggen.** (18/30. December 1812.) Aus dem Nachlasse Garlieb Merkel's herausgegeben von **Julius Eckardt.** Octav. 131 S. Eleg. geheftet. Preis 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift hat besonderen Werth durch das ausgeführte Portrait Paulucci's, der nächst York die Hauptrolle in der vielverschlungenen Geschichte der Convention spielt und ist überhaupt als werthvolle Ergänzung des classischen Werkes von Droysen (Leben des Feldmarschall York) nach verschiedenen Seiten hin zu empfehlen. Es finden sich darin u. A. 38 auf die Tauroggener Convention bezügliche Briefe (nach den Originalen) Paulucci's an York, den Kaiser Alexander, den Grafen Wittgenstein, Fürst Kutusow, die Briefe York's, Alexander's 2c.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von
Otto Gildemeister.

Fünfter und sechster Band.

Broch. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Hiermit ist diese Byron-Uebersetzung, die in zahlreichen kritischen Anzeigen als die bei weitem gelungenste anerkannt worden ist, geschlossen. Der „Don Juan", den diese letzten Bände enthalten, ist zwar schon vor zwanzig Jahren von O. Gildemeister übersetzt und herausgegeben worden; das Gedicht erscheint aber hier in einer vollständig neuen Uebertragung und eine Vergleichung wird jeden Leser leicht erkennen lassen, daß der Uebersetzer wie alle seine Vorgänger in dieser neuen Bearbeitung sich selbst übertroffen hat. (697)

In unserm Verlage erschien vor Kurzem:

Das Steinbild der Cornelia

von (698)
Gisela Arnim.

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben.
8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
(Der Dramatischen Werke dritter Band.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in **allen** Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen
der Völker,
mit besonderer Beziehung auf
Cultur und Sitten.

Ein Handbuch
für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung
von
Friedrich Körner,
Direktor und Professor der Handelsakademie zu Pest.

Zweite Auflage.
3 Bände. 2⅔ Thlr.

Dies Werk giebt die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung veranschaulichen. Der Verfasser giebt von den verschiedenen Völkern und Zeiten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen rechnet er aber auch die Künstler, epochemachende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung vieler Schlachten hebt der Verfasser nur die folgenreichsten hervor und bemüht sich besonders die Unterschiede der Zeiten und Völker durch Schilderungen der Cultur-Verhältnisse zu vergegenwärtigen. (699)

MEXICAN LITERATURE.

TRÜBNER'S AMERICAN AND ORIENTAL LITERARY RECORD.

Alaman. — Historia de Mejico desde los primeros movimientos que prepararon su independencia en el Ano de 1808, hasta la época presente. Por Don Lúcas Alaman. 5 vols. 4to. *With a Frontispiece and Maps. Méjico*, 1849-1852. £10. 10*s*.

Anales del Ministerio de Fomento. — Industria agricola, Minera, Fabril, Manufacturera y Comercial, y Estadistica general de la República Mexicana. Tomo primero. 8vo. *México*, 1854. *With Maps and Tables.* 21*s*.

Anales del Ministerio de Fomento. — Obras publicas, Mejoras Materiales, Colonizacion, Descubrimientos, Inventos y Perfeccionamientos hechos en las Ciencias y las Artes, y utiles aplicaciones practicas. Tomo primero. 8vo. *With Plates. México*, 1854. 21*s*.

Beristain de Souza. — Biblioteca Hispano-Americana septentrional ó catálogo y noticia de los literatos, que ó nacidos, ó educados ó florecientes en la América Septentrional Espanola han dado á luz algun escrito ó lo han dexado preparado para la prensa. La escribia el Doctor D. José Mariano Beristain de Souza, y la publica Don José Rafael Enriquez Trespalacios Beristain, Sobrino del autor. 3 vols. 4to. *México*, 1816-21. (Very Rare.) £30.

Boletin de la Sociedad Mexicana de Geographia y Estadistica. Tomo I-X. 4to. *México*, 1861-1863. *With Maps.* £8.

The Same. Tomo XI. Número 1. 4to. pp. 1-80. *México*, 1865.

Chronica Apostolica, y Seraphica de todos los colegios de Propaganda Fide de esta Nueva-Espana, de Missioneros Franciscanos Observantes: erigidos con autoridad pontificia, y regia, para la reformacion de los Fieles, y Conversion de los Gentiles. Consagrada a la milagrosa Cruz de Piedra. Escrita por Isidro Felis de Espinosa. 2 vols. 4to. *México*, 1746-1792. Vol. 2, under the title: Crónica seráfica y apostólica del Colegio de Propaganda Fide de la Santa Cruz de Querétaro en la Nueva Espana, dedicada al Santisimo Patriarca el Senor San Joseph. Escrita por Juan Domingo Arricivita. (Very Rare.) £6. 6*s*.

Coleccion de las Antiquedades Mexicanas que ecsisten en el Museo nacional, y dan a luz Isidro Icarza é Isidro Condra. Litografiadas por Federico Waldeck, é impresas por Pedro Robert. Large Folio. *Eight Plates and Two Sheets* of *Text. México*, 1827. £1. 11*s*. 6*d*.

Frejes. — Historia breve de la conquista de los estados independientes del Imperio Mejicano, escrita por Fr. Francisco Frejes. 8vo. *Villagrana*, 1838. (Very Rare.) £1. 10*s*. (700)

Heredia. — Poesias del ciudadano José M. Heredia, Ministro de la Audiencia del Estado de México. 8vo. *México*, 1852. 12*s*.

Memorias para la Historia de la Revolucion de Centro-America. Por un Guatemalteco. (Don Manuel Montufan.) 8vo. *Jalapa*, 1832. 21*s*.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

Im Verlage von **Adolph Krabbe in Stuttgart** ist soeben erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen: (701)

Aus dem Küstenlande.
Erzählungen
von
Moritz Horst.
4 Bände. 8. Elegant geh. 3 Rthlr. 15 Sgr. oder 6 fl. Rheinisch.

Der Schriftsteller, welcher hier vor das Publikum tritt, entnimmt seine Stoffe fast ausnahmslos einem Landstrich, von dem bis jetzt in der politischen und allenfalls lokalen Literatur mehr die Rede gewesen als in der belletristischen, ja den selbst die Touristen noch nicht ausgenützt haben, — das ist die istrische Küste und in einzelnen Erzählungen auch das Gebirgsland, welches sich hinter Triest erhebt. Für die Meisten von uns ist hier Alles neu, und der Verfasser weiß uns Alles mit einer Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit vorzuführen, daß wir diese seine Gabe als eine der ansprechendsten und bedeutendsten unserer neueren Literatur dem Publikum auf das wärmste ans Herz legen dürfen.

Im Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Sturmvögel.
Ein kultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts
von
Wilhelm Andreä.
2 Bände. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers **„Leibnitz"** gewährt dieser im edelsten Stil gehaltene Roman eine höchst spannende Lectüre. Er ist ein frisches, echt poetisches Werk und ein mit den lebendigsten Farben gezeichnetes treues Spiegelbild jener wildbewegten, in neuen Geburtswehen kreisenden Zeit unmittelbar vor der **Reformation**. Im echten Colorit jener Zeit gehalten, schildert er namentlich die ersten Bewegungen und Führer des **Bauernkrieges**, und macht den Leser auch mit dem Leben in den Klöstern, Burgen und fürstlichen Schlössern, sowie auch mit vielen andern Verhältnissen bekannt. Der Gang der Handlung, die Denkungsart und Handlungsweise der Individuen — Alles deutet wie ein erstes Schimmern des Morgenroths nach der Nacht des Mittelalters, auf die Ahnung und Zuversicht einer bessern Zeit, auf die **Reformation** hin, mit deren Beginn der Roman folgerichtig abschließt. (702)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre: (703)

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh 15 Sgr.

Fünfzehnte Auflage. Miniatur-Ausgabe.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Lieder des Mirza-Schaffy
mit einem Prolog
von **Friedrich Bodenstedt.**
Fünfzehnte neuvermehrte Auflage.
Mit zwei Titelbildern in Photographie.
Miniatur-Ausgabe.
geheftet: 1 Thlr.
elegant gebunden mit Goldschnitt: 1⅓ Thlr.

„Wie das Gewand um Deine Glieder
Schlingt sich der Reim um meine Lieder;
Schön mögen des Gewandes Falten sein;
Doch schöner muß, was sie enthalten, sein!"

Berlin, 10. Oktober 1865. (704)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Doge und Papst.
Historischer Roman
aus dem siebzehnten Jahrhundert,
in vier Büchern
von
Franz v. Nemmersdorf,
Verfasser von „Unter den Ruinen" — „Moderne Gesellschaft" rc.
Octav. 2 Bde. 30½ Bog. Preis 2⅓ Thlr.

Im Gewande eines höchst spannenden Romans schildert der Verfasser mit historischer Wahrheit das Treiben der Reaction der römischen Partei in Venedig, die höchst wahrscheinlich den Rath der Zehn zum Justizmord an Antonio Foscarini trieb. — Die Verfassung des eigenthümlichen Staates, der geschäftliche Verkehr, die Feste und Märkte, die Pracht der häuslichen Einrichtungen rc. werden dem Leser sehr lebendig vor Augen geführt, und liefert das bis zum Schlusse fesselnde Werk einen neuen Beweis der bereits durch seine früheren Schriften anerkannten Begabung des Verfassers.

Die Araber des Sahels.
Erlebnisse und Abenteuer
des Capitain der Spahis Emile Tissot.
Von
G. Hennig.
Octav. 2 Bände. 23 Bogen. Preis 2 Thlr.

Die lebendige Darstellung dieser interessanten Erlebnisse unter den Arabern, Mauren, Negern am rechten, vornehmlich aber am linken Ufer des Senegal, in jenem wüsten, unbekannten Lande, das sich nach Marokko zu erstreckt, die wechselvolle Scenerie, verbunden mit dem eleganten, fließenden Stil, stellen das Werkchen den Sealsfield'schen und Armand'schen Schriften ebenbürtig zur Seite.

Verlagshandlung von **Eduard Trewendt** in **Breslau.** (705)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Berthold Auerbachs deutscher Volkskalender für 1866.
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht. Auch in Zukunft wird sich der Kalender derselben würdig zeigen, indem er unter Bewahrung des bisherigen Charakters immer neues Material zur Förderung humaner Bildung bieten wird.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Naienring) und Die Chronik eines Finkennestes, von demselben: eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (706)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 43. Die neuere englische Jägerei. — Im Pfarrdorf. — Goethe und Reichardt. — Correspondenz-Nachrichten. Bern. Berlin. (707)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (708)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 43. Der neue Band von Guizot's Memoiren. I. — Der deutsche Bund vor dem deutschen Bund. — Briefe eines Offiziers an seine Frau aus den Jahren 1807—1813. III. — Ein Volk von Dichtern

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

October bis December 1865. Abtheilung I.

Noellner, Die strafrechtliche Verantwortlichkeit der deutschen Redakteure. — Gwinner, W., Die Abschaffung der Todesstrafe. — Endemann, Die Entwicklung des Assekuranzwesens. — Mohr, M. R., Ueber den gegenwärtigen Zustand der Geologie. (709)

Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (710)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 42. Einundzwanzig Tage auf einem brennenden Schiffe. — Leben der Europäer in Peschawer. — Die Besteigung der Aiguille Verte. — Briefe aus Yucatan. — Die Umgebungen von Damascus. — Entdeckung lithographischer Steinplatten in Griechenland. — Das Kloster Mafra. — Johann Franz Encke. — Vermischtes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (711)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 41. H. M. R., Prinz Eugen von Savoyen. — Petrossi, F., Das Heerwesen des österreichischen Kaiserstaates. — Fuchs, Die vulkanischen Erscheinungen der Erde. Besprochen von F. v. Hellwald. — Ficker, Geschichte, System und Statistik der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaat. I. Selbstanzeige. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Nr. 42. Hanslick, Dr. E., Dilettanten und Dilettantenconcerte in Wien. — Mascher, Dr. H. A., Das deutsche Gewerbewesen. — Wickede, J. v., Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Besprochen von H. Lorm. — Ficker, Geschichte rc. der Volks- und Mittelschule im österreichischen Kaiserstaat. Selbstanzeige. (Schluß.) — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Kunstnotiz. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 3 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Prof. Preuß über den Staatsminister v. Wöllner.*)

Der geschätzte Historiker überliefert uns hier das erste Bruchstück einer Monographie, die wir als einen überaus wichtigen Beitrag zur Lösung eines großen geschichtlichen Räthsels betrachten können: des Räthsels nämlich, daß aus einem mächtigen, unüberwindlichen Geistesstaat, wie ihn der große Friedrich 1786 hinterließ, in sehr kurzer Zeit ein schwacher, schwankender Mittelstaat werden konnte, der bereits nach zwanzig Jahren, 1806, seinem völligen Untergange nahe war.

Die Umwandlung jenes mächtigen Geistesstaats in einen schwachen Mittelstaat war zum großen Theile das Werk eines mittelmäßigen Kopfes, eines früheren märkischen Landpredigers, der, nachdem er in Folge seiner ehelichen Verbindung mit einem Fräulein von Itzenplitz zu einem Kanonikat sich emporgeschwungen hatte, von der Dorfkanzel sich zurückzog, landwirthschaftlicher und staatsökonomischer Schriftsteller ward, und durch seine Schriften, sowie durch seine Stellung im Freimaurer-, oder vielmehr im damaligen Illuminaten- und Rosenkreuzer-Bunde, dem Prinzen von Preußen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II., näher bekannt wurde. Wöllner, dem Friedrich der Große im J. 1768 den für ihn beantragten Adelstand, und zwar mit den eigenhändig geschriebenen Worten versagt hatte: „Das gehet nicht an, ich Anoblire wan Einer Sich durch den Degen Meriten erwirbt, aber der Wöllner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe, weiter nichts," war in Folge dessen aus einem Bewunderer ein entschiedener Feind des Regierungs-Systemes geworden, das damals in Preußen herrschte, und als er im J. 1784 vom Prinzen von Preußen aufgefordert wurde, ihm Privatvorlesungen über die Regierungskunst zu halten, benutzte er diese Gelegenheit, bei dem künftigen Könige von Preußen einen gründlichen Abscheu vor Allem zu erwecken, was er die atheistische Philosophie des regierenden Königs nannte. Diese Vorlesungen dauerten vom Monat Juni 1784 bis zum 4. August 1786, also beinahe bis zu dem Tage (17. August), an welchem der größte Monarch seines Jahrhunderts die Augen schloß.**)

In manchen Stücken zeigte sich Wöllner allerdings in seinen Vorlesungen, deren Manuscripte sich, bis auf einige Bruchstücke, erhalten haben und dem Herrn Verf. der vorliegenden Schrift aus dem gräflich Itzenplitz'schen Familien-Archiv mitgetheilt worden sind, als ein Kind seiner Zeit, in der bereits die Keime der französischen Revolution aufgegangen waren. So trat er darin als entschiedener Bekämpfer der Feudal-Herrschaft auf dem Lande, des Systemes auf, das jetzt noch in Mecklenburg herrscht, während er dagegen mit Eifer für die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes und für eine humanere Behandlung der Juden sprach, die er zunächst als Soldaten für den Dienst des Staates heranziehen wollte. Unstreitig spielte bei diesen freisinnigen Anwandlungen der Haß gegen Friedrich den Großen, dem er Begünstigung des Feudal-Adels, Vernachlässigung der Bauern und ungerechte Vorurtheile gegen die Juden vorwarf, eine Hauptrolle, denn als der nachmalige Minister v. Wöllner Gelegenheit hatte, alle jene schönen, freisinnigen Grundsätze zur Anwendung zu bringen, dachte er nicht mehr daran und hielt er vielmehr an dem Alten unverändert fest.

Dagegen führte er nachmals vollständig aus, was er als Mittel bezeichnet hatte, in den preußischen Staaten, wo, nach seiner Ansicht, „Naturalismus, Deismus, Socinianismus und Indifferentismus" herrschten, die Religion wieder in Aufnahme zu bringen und ihr den alten Glanz wiederzugeben. Als solche Mittel bezeichnete er: 1) das mustergebende Beispiel des Königs selbst; 2) ein Edikt zur Heiligung des Sabbaths; 3) einen redlichen Minister bei dem geistlichen Departement, „da sich Zedlitz (der damalige Kultusminister) nun einmal als Christusläugner und Naturalist öffentlich affigirt hat;" 4) eine Instruktion für den Minister des geistlichen Departements, worin zu sagen: „a) der König habe schon längst mit vielem Mißvergnügen bemerkt, daß in den brandenburgischen Staaten, mehr als in einem anderen Lande, der Naturalismus, Deismus, Socinianismus, Indifferentismus rc. im Schwange gehen; b) der Minister solle darüber wachen, daß weder heimlich noch öffentlich, weder in Kirchen, noch in Schulen, oder auf andere Weise etwas gelehrt werde, das auch nur auf die entfernteste Art das Volk auf dergleichen abscheuliche Irrthümer hinführen könnte; c) Kandidaten und Prediger sollen genau beobachtet werden, ob sie auch die christliche Religion völlig rein und unverfälscht vortragen; d) der Sonntag soll nicht entheiligt werden: daher ein Sabbath-Edikt nöthig; ebenso e) ein Censur-Edikt."

Nächst diesen Maßregeln auf kirchlichem Gebiete, hielt der Rathgeber des Prinzen von Preußen in seinen Vorträgen ganz besonders eine Aenderung in der Finanz- und Steuer-Regie, wobei er das System des Königs Friedrich Wilhelm I. als mustergebend empfahl, sowie eine Umgestaltung des Geschäftsganges im königlichen Kabinet, für durchaus nothwendig. Mit Bezug hierauf bemerkt Preuß: „Diese Vorschläge regelten zum Voraus den Geschäftsgang für die Arbeiten des neuen Monarchen, indem die Vielgeschäftigkeit des alten Herrn durchaus getadelt und dahin gestrebt wurde, seinem Nachfolger die Masse der Geschäfte zu erleichtern. Die Kabinets-Herrschaft, wie Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große sie übten, der Eine bei vielfach kleineren Verhältnissen des Staats, der Andere, weil sein Regenten-Genie und seine ausschließliche Lust an der Wohlfahrt seines Volks selbst das Unmögliche möglich machte, werden nirgends absolute Lobredner finden; auch dürfte sie fortan, bei durchaus veränderten Verhältnissen, sich vielfach erleichtert, und von manchen kleinen Einzelnheiten auf gewichtigeres Großes gerichtet sehen. Wöllner streift insofern, vorgreifend, an den neuen Zeitgeist; aber daß er wesentlich nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß, daß er von der bisherigen, allerdings sehr detaillirten Kabinets-Herrschaft nichts als den Schatten hinstellt, ohne den künftigen Monarchen (wenn es noch nöthig gewesen wäre) in einem treuen Spiegelbilde die unermeßliche Fürstenthätigkeit und Fürstensorge des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms des Ersten und des großen Königs hochverehren zu lassen; daß er namentlich dem Fürsten, welcher von den Völkern vorzugsweise „der König" genannt wird, weil seine Intentionen, und die darauf verwandte moralische Kraft ihres Gleichen noch

*) Zur Beurtheilung des Staatsministers von Wöllner. Von J. D. E. Preuß. Besonderer Abdruck aus der „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskultur." Berlin, J. Dräger's Buchdruckerei, 1865. (28 S.)

**) Eine Abschrift jeder einzelner Vorlesung überreichte Wöllner dem Prinzen von Preußen, auf Verlangen des hohen Zuhörers, der sie später im königlichen geheimen Staats-Archiv niederlegen ließ. Ein in französischer Sprache abgefaßtes Anerkennungs- und Dankschreiben des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. ist einer der handschriftlichen Vorlesungen des Itzenplitz'schen Archives angeheftet. D. R.

nicht gefunden, daß er diesen König gleichsam herunterzieht aus seiner Glorie, und dann bloß zeigt, wie man's *nicht* machen müßte, ohne beseitigen zu können, was vom 9. Oktober 1807 an erst zu beseitigen war — das wollen wir, gelinde ausgedrückt, Schwärmerei nennen; eine Schwärmerei, welche in Allem die nächste Zukunft von einem Vierteljahrhundert überspringt, und, in Bezug auf Glauben und Ueberzeugungen, auf Forschung und Wissenschaft, das ganze Jahrhundert des großen Königs durchaus ignorirt. Abgesehen von dem nächsten Zwecke dieser Abhandlungen, sind sie für den Freund der Geschichte gerade von dieser Seite des Tadels einer immensen fürstlichen Persönlichkeit von entschiedenem Werthe, weil man hier, aus der Feder des Tadelsüchtigen, auf Einer Stelle Alles beisammen findet *was er gegen Friedrichs Regierung aufzubringen vermochte*; obgleich das eigentlich doch nicht als die wahre Künstler-Tugend empfohlen werden möchte, einen *Fürstenspiegel* aufzustellen."

Bald nachdem Friedrich seine große Seele ausgehaucht hatte, wurde der Kanonikus und bisherige Domainen-Kammerrath des Prinzen Heinrich zum Geheimen Ober-Finanzrath ernannt, welchem demnächst der Adel verliehen und worauf er am 3. Juli 1788 zum Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts erhoben wurde, in welcher Stellung er auf die gesammte Staatsverwaltung einen maßgebenden Einfluß übte, einen Einfluß, der auch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. und nach der Beseitigung Wöllner's und seines Religions-Edikts sich noch in vieler Beziehung geltend machte und niederdrückend auf den Geistesstaat wirkte, den Friedrich in's Leben gerufen hatte, und der erst wieder in den Staats-Reformen, die mit dem 9. Oktober 1807 begannen, den Beweis lieferte, daß er nicht allein untergegangen sei, sondern vielmehr noch auf eine glorreiche Zukunft rechnen könne.

Wöllner, der vom J. 1765 ab funfzehn Jahre lang ein fleißiger Mitarbeiter der „*Allgemeinen Deutschen Bibliothek*" gewesen war, durch welche Zeitschrift mit ihren Beiträgen von Lessing, Mendelssohn, Engel, Friedr. Nicolai, Biester u. A. Berlin zum erstenmale als Mittelpunkt der deutschen Intelligenz proklamirt wurde — Wöllner, der in dieser Zeitschrift die freisinnigsten Ideen, besonders in Bezug auf Land- und Volkswirthschaft dargelegt hatte, ließ, nachdem er Minister geworden war, dieselbe Zeitschrift die ganze Schwere seines Censur-Edikts empfinden, so daß sie im J. 1792 von Berlin nach Hamburg flüchten mußte, worauf sie im J. 1794 in Preußen ganz verboten wurde, und zwar heißt es in der betreffenden, von Wöllner veranlaßten Kabinets-Ordre: „Es hat die Examinations-Kommission bei Mir darauf angetragen, daß die Allgemeine Deutsche Bibliothek, als ein gefährliches Buch gegen die Religion, verboten werden möchte."

Wer erkennt nicht in solchen und ähnlichen Aeußerungen der Epigonen-Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen die langen Schatten, welche die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1806 vorher verkündeten? J. L.

England.

Englische Herbst-Manöver.

Das englische Volk außerhalb des Parlaments. — Die irländischen Fenier. — Die angelsächsische Open Destiny. — Deutscher Geist und englisches Geld. — Neue mechanische Erfindungen.

Wir sind in Deutschland immer noch gewohnt, das englische Parlament als die eigentliche, privilegirte Regierung und sogar „Krone" des Landes und der Leute anzusehen und englische Politik, englische Verhältnisse überhaupt danach zu beurtheilen, was neuerdings in vielen deutschen Zeitungen ebenso viel heißt, als verurtheilen. Diese privilegirte Regierung der privilegirten Klassen aber ist eigentlich nur ein Ausschuß aller Klassen und Interessen, aller „Unterthanen", die auch ohne Wahl- und Stimmrecht mit- und sich selbst regieren. In unzählige Associationen, Institutionen, Compagnieen u. s. w. vergliedern sich die Organe der Selbstregierung, welche in zahlreich geaderter, lebendiger Verbindung mit dem Parlamente stehen, das oft mehr Einfluß von da aus erhält, als auf dieselben ausübt. Just die wichtigsten und segensreichsten Reformen sind außerhalb des Parlaments, nicht selten gegen dasselbe, in der Breite und Tiefe des Volks geboren und groß gezogen worden, so groß, daß dem Parlamente nichts anderes übrig blieb, als sie zu verbriefen und zu besiegeln: die große Parlamentsreform, die Aufhebung der Korngesetze, die Aufhebung aller Schutz- und Finanzzölle von mehr als einem halben Tausend versteuerter, *aller* Artikel bis auf die jetzigen funfzehn, die *Friedens*-Politik im dänisch-preußisch-österreichischen Kriege. Presse und Parlament und der ganze John-Bull, das Stock-Englischthum schrie Mord und Todtschlag gegen die preußisch-österreichische Invasion und Flotten- und Soldatenhilfe für die Dänen, die deshalb so hartnäckig und kriegerisch waren, weil ihnen die englische Diplomatie, die Times, Palmerston, der Prinz von Wales, das nationale Stock-Englischthum thatsächlich Hilfe versprochen hatten. Aber der im Parlamente ohnmächtig vertretene Geist Cobden's, der die Korngesetze, die Theuerungszölle, gestürzt, dem Volke wohlfeiles Brot und von Frankreich her auch wohlfeilen Wein verschafft hatte, der Geist Cobden's sagte zu der Flotte und den Soldaten: Ihr bleibt hübsch zu Hause! und zu den brüllenden Ares der Times und zum Prinzen von Wales: Haltet Euern Mund, und Flotte und Soldaten blieben zu Hause und Times und Prinz hielten ihren Mund oder wurden ausgelacht, wenn sie ihn dänenenthusiastisch und deutschfresserisch aufthaten. Die gebildeten Engländer, welche regieren und auch bald parlamentarisch zur Regierung kommen, sind also gar nicht so schlimm, wie die jetzt Engländer-, früher Franzosenfressenden Organe des öffentlichen deutschen Mund- und Schriftwerks ausgeben. Sie sind deutscher in ihrer Gesinnung, in ihrer Lebensweise, als wir glauben, und meist, *als wir selbst*, da bei uns viele echtgermanische Einrichtungen, die mit nach England hinübergenommen, dort akklimatisirt, eingebürgert und heimisch geworden, bei uns verkommen und vermückert sind. —

Doch ich wollte diesmal blos auf ein Hauptorgan außerparlamentarischer Regierung aufmerksam machen, die Association for the Promotion of Social Science, das *sociale Parlament*, welches, jetzt mitten in den Ferien in Sheffield, eine reiche Menge von unpolitischen, gesundheitlichen, wirthschaftlichen, praktischen Materialien und Studien zur Kenntniß, Diskussion und Verwirklichung bringt. Die Parlaments-Größen, die obersten Zehntausende sind darin ebenfalls stark vertreten, aber nicht als politische, nicht als privilegirte Kräfte, sondern als *wissenschaftliche*, volksthümliche Kapacitäten mit und *unter* wissenschaftlichen, größeren Volks- und Wirthschafts-Männern. Das ist zu beachten. Ich will hier auf die Eröffnungsrede des siebenundachtzigjährigen Lord Brougham, auf die bisherigen Verhandlungen nicht eingehen. In den Zeitungen standen einige Auszüge, aus denen man so viel erfahren haben wird, daß dieses Parlament das ganze wirthschaftliche Kulturgebiet nicht blos Englands, sondern auch der andern Völker in sein Bereich zieht

und mit reichen Schätzen gesammelter, seit Jahren bearbeiteter und gesichteter Materialien und Spezial-Studien arbeitet. Sieht man sich die Mitglieder genauer an, so erkennt man in den Meisten Männer, die mit der Staatsregierung, dem Parlamente und den obersten Zehntausenden zu thun haben, mit ihnen verbunden sind, zu ihnen gehören oder mindestens auf sie Einfluß ausüben. Dies wirkt auf's Parlament selbst unmittelbar, noch mehr durch die Macht ermittelter Uebel und dadurch begründeter Reformen. Das bringt schon allein eine bedeutende Macht der wirthschaftlichen Interessen in's politische Parlament und bereitet die große Radikal-Reform vor, für welche die Cobden's seit vielen Jahren gründlich im ganzen Volke, auch den obersten Schichten, das Material, die Nothwendigkeit, das Lebensblut, die Bildungs- und Formationskräfte geschaffen und genährt haben. Die nächste Radikal-Reform in England ist die Majorität der volkswirthschaftlichen, nationalökonomischen Freiheits- und Friedensmänner im politischen Parlamente. Sie werden damit anfangen, nicht blos den Palmerston, sondern auch den Derby zu begraben. — Aber leidet nicht England gerade jetzt wieder an einem politisch-kontinentalen Uebel, welches der alten diplomatischen Regierungskunst neue Lebenskraft verleihen muß? Ich denke das Gegentheil, überhaupt etwas anders darüber, als man in den Zeitungen findet.

Suchen wir die Sache einmal etwas historisch-physiologisch zu fassen.

Wir haben seit Wochen viel von den „Feniern"*) lesen, hören und sprechen müssen und auch keine nahe Aussicht, das Thema los zu werden. Um Makulatur darüber nicht muthwillig zu vermehren, möchten wir wohl gern etwas Gescheidtes darüber sagen. Aber ich gestehe, daß es nicht leicht ist, da man für diese Auffassung gar zu wenig Quellen auftreiben kann. Weder englische noch irländische Zeitungen oder Journal-Essays sind fähig, der Sache Herr zu werden. Es ist ihnen ganz entschieden ein Thema des Interesses, der Partei, persönlichen Hasses. Auf den richtigen Weg kommt man nur durch historische Auffassung. Die irländische Verschwörung und Kriegsrüstung gegen England, jetzt die fenische Bewegung genannt, ist ein chronisches Uebel aller Staaten, die aus verschiedenen, feindlichen, unterjochten Racen zusammengeschweißt wurden. Das Uebel steckt diesen Staaten allen in den Gliedern und wird zuweilen akut. Man nimmt dann zu verschiedenen Medikamenten, Parforce-Kuren seine Zuflucht und unterdrückt's wieder, treibt's in's Innere zurück und erklärt dann den Staat wieder einmal für gerettet. Der gesunde, kräftige Staat mit viel freier Bewegung und gesunder Arbeit überwindet wohl mit der Zeit die ihm einverleibte, fremde und feindliche, schwer verdauliche Substanz, assimilirt sie und macht sie zu einem organischen Theile seiner selbst. Dies ist in dem kraftlebigen England schon auf die verschiedenste Weise gelungen. Es wird nun in einigen Monaten gerade 800 Jahre, daß die romanischen Normannen in das angelsächsische England eindrangen und es eroberten. Vorher hatten schon Römer, Dänen, Picten, Scoten und Angelsachsen die celtischen Urbewohner mehr oder weniger unterjocht, verdrängt und zum Theil auch mit sich befreundet. Die Anglo-Sachsen waren durch die mit ihnen sich einbürgernde altgermanische Freiheit und Selbstregierung (noch jetzt die wahre Freiheits- und Rechtsquelle Englands im common law und den Institutionen dafür), sowie durch zähen, kultivirenden, produktiven Fleiß, nicht sowohl Unterjocher, als Befreier der Urbewohner und früheren Eindringlinge geworden. Wilhelm der Eroberer schlug sie allerdings mit seinem Normannen-Heere, aber er konnte sie nicht unterjochen. Die Anglo-Sachsen waren bei Hastings geschlagen, aber der Eroberer war theils zu schwach, theils zu staatsmännisch klug, die Axt an die Wurzeln ihrer germanischen Freiheit zu legen. Er ließ das zähe Wesen der Anglo-Sachsen gelten und vertrug sich mit ihnen, ging einen Vertrag, einen „Kompromiß" (seitdem immer das Geheimniß englischer Politik im Innern) mit ihnen ein. Normannen und Anglo-Sachsen amalgamirten sich, gingen gleichsam in eine chemische Verbindung, die das Wesen beider Theile zu einer „höheren Einheit" aufhebt (um Hegelisch zu reden) mit einander ein, so daß sowohl Normannen wie Anglo-Sachsen als solche untergingen, um als Engländer wieder aufzustehen und ein um so kräftigeres Doppelleben in höherer Einheit zu beginnen. Sie verschmelzen mit einander, wie die normannische und angelsächsische Sprache zu der englischen, der herrschenden in drei Welttheilen, in 50 Kolonien und in unzähligen Welthandels-Häfen.

Die Normannen und Anglo-Sachsen waren racenverwandt und konnten sich chemisch verbinden, aber die drei Stämme der Urbewohner, die Gaelen, die Hochschotten und Irländer, lauter Celten und Ueberbleibsel einer vorsündfluthlichen Race, hatten in Blut, Kopf- und Körperbildung, Religion, Sitte und Gebrauch nur abstoßende, feindliche Berührungspunkte zu dem normannisch-angelsächsischen Mischvolke. Es war naturgesetzlich keine Vereinigung, kein Vertrag möglich. Die Engländer mußten, um des Inselreichs Herr zu werden, die drei celtischen Stämme unterjochen, absorbiren, da sie sich nach jedem Kampfe und Vertrage immer wieder empörten und jeden Fuß breit ihres Bodens Jahrhunderte lang immer wieder mit Blut und Leben zu gewinnen suchten. Aber sie wurden von dem jungen, kräftigen Mischvolke immer weiter nach Westen und Norden zurückgedrängt und endlich in ihren eigenen, letzten Asylen, Wales, Schottland und Irland politisch unterjocht, sprachlich englisirt, in Gesetz und Sitte, Verkehr und Leben absorbirt. In Schottland und Wales trauern nur noch in verborgenen Gebirgswinkeln Reste der alten Gaelen und Hochschotten mit den alten Barden- und Heldenliedern, und nur in wenigen Dörfern von Wales giebt es noch alte Leute, welche nur das alte konsonantenreiche, gutturale Gaelisch sprechen und verstehen. Die Jugend und alle Uebrigen sprechen, spekuliren, arbeiten und handeln Englisch und meist unter englischen Meistern und Eigenthümern. Die englisirten Schotten unterscheiden sich zwar noch bedeutend durch Accent, Persönlichkeit und eigenthümliche Mischung scharfen, trockenen Geschäftsgeistes mit puritanischer, ungemein stupider Bigotterie (namentlich für die Sonntage, an welchen noch heute Niemand seine Frau küssen darf) von den Engländern; aber der alte, hartnäckige politische Unabhängigkeitstrieb, die Empörung und Verschwörung für ein eigenes, politisches Schottland ist ausgestorben. Dasselbe gilt auch von Wales. Der geographische und religiöse Zusammenhang mit England hat den Prozeß erleichtert und beschleunigt.

Dagegen hat sich das irische Celtenthum drüben auf einer eigenen, großen, grünen Insel länger gehalten. Diese Insulirung und Isolirung und ein von der römischen Kirche vielfach gepflegter und geschürter katholischer Religionshaß gegen das antipapistische England haben den Irländern eine längere Lebensdauer verschafft. Ihr Freiheits-Pathos nährt sich hauptsächlich von religiösem und politischem Hasse gegen die Eng-

*) Am wahrscheinlichsten von Fenius (Farsa), einem alten, fabelhaften irischen Heldenriesen und National-Halbgotte.

länder. Diese haben sich mit der Zeit der besten Ländereien in Irland bemächtigt, und sie, die das geringste Talent haben, sich in die Sitten und Gebräuche anderer Völker zu schicken, wurden hier durch das lebhafte, leidenschaftliche, lüderlichlustige und unwirthschaftliche Wesen der gehaßten und hassenden Pächter und Arbeiter nur noch hartnäckiger, John-Bullischer, brutaler. Die englischen Grundbesitzer in Irland, meist viel Geld brauchende Aristokraten und Mitglieder der „obersten Zehntausende“, übergaben die Verpachtung und Geldeintreibung meist derben, erbarmungslosen Verwaltern, welche unter allen Bedingungen Geld schaffen mußten und müssen, wenn sie selbst ihre Stellen behaupten und reich werden wollen. Die vielen katholischen Feiertage aber der Irländer, ihre Liebe für Lust und Leben und Spirituosen, ihre ganze unwirthschaftliche, ungesunde Lebensweise in feuchten, schmutzigen Hütten mit Schweinen und mehr als 2 Millionen wilden, herrenlosen Hunden (nach Parlamentsverhandlungen in diesem Sommer) von Kartoffeln, Schnaps und Papismus machten sie ebenso unfähig, wie unwillig, ihre Pachten und Miethen zu bezahlen. Das brutalisirte die Eigenthümer und Verwalter mehr und mehr. Die verkommenen Pächter wurden massenweise aus ihren Hütten getrieben, zum Theil mit Feuer und Schwert, und wie die Massen wilder Hunde den feuchten Elementen preisgegeben. Dies schürte den unversöhnlichen Racenhaß noch mehr. Sie verschworen sich, die Engländer zu vertilgen und die einzelnen Hauptschuldigen hinter Büschen hervor einzeln zu erschießen. Solcher Morde sind die englischen Zeitungen seit Jahren ziemlich voll gewesen. Andere Verschwörungen nahmen es gründlicher und brüteten Pläne zur Massen-Vertreibung der Engländer und Herstellung eines eigenen, freien, katholischen Irland. Die Verschwörungen wurden immer entdeckt und die Hauptleiter derselben eingesteckt, deportirt und sonst irgendwie beseitigt. Die vereinigte schlechte Wirthschaft der Engländer, Irländer und Pfaffen in Irland führte zur allgemeinen Verarmung und wiederholter, allgemeiner Hungersnoth. Die Schwachen verhungerten, die Stärkeren wanderten aus, besonders nach Amerika, wo die Irländer in manchen Städten eine ganz hervorragende, eigene Bevölkerung bilden. In Amerika konnten sie sich ungehindert verschwören, nicht blos ungehindert, sondern auch begünstigt durch klerikalen und politischen Haß anderer Mächte. Die Yankees hassen ihre englischen Cousins gründlicher, wie je. Das Odium theologicum von Rom und Römerthum ist auch nicht schwach. Außerdem scheinen politische Diplomaten in Europa die neueste, umfangreichste, irische Verschwörung unterstützt zu haben, um den Engländern mindestens Verlegenheiten zu bereiten. So entstand und wuchs die Verschwörung der Fenier zu einem bestimmten Plane, Irland mit Waffengewalt zu befreien. Polizei, Soldaten, Flotte sind thätig und fühlen sich kräftig, den ganzen fenischen Plan mit allen Waffen und Mannschaften aus Amerika zu vernichten. Die Irländer werden nach dieser letzten Aufzuckung nur rascher ihrer Auflösung, ihrem Untergange im englischen Wesen entgegengehen. Das ist eine erbarmungslose Arbeit der Geschichte, gegen welche sich mit politischen Räsonnements und Sentimentalitäten gar nichts Gescheidtes sagen läßt, geschweige thun.

Solche Untergangs-Prozesse mit verschiedenen Lebens-Zuckungen gegen den Tod und die Organe desselben sind immer ziemlich reich an tragischen Episoden und Konflikten, welche den menschlich fühlenden Zuschauer meist für die tragischen Opfer einnehmen und gegen die siegenden Mächte empören, zumal da es Letztere nie an Strenge, Grausamkeit und Härte fehlen lassen, wenn die unterjochten, fremden, feindlichen Bestandtheile eines Staates sich für Leben und Freiheit erheben und schmerzgequält nach dem Messer greifen, womit ihnen die Sehnen der Kraft durchschnitten werden. Es wird also auch diesmal nicht an Sympathie für die Irländer fehlen, sei es auch nur aus Antipathie gegen die Engländer. Ich aber kann aus vieljähriger Anschauung und Erfahrung sagen, daß die Irländer als Unterthanen der englischen Staatsmacht freier und gleichberechtigter gestellt sind und behandelt werden, als jemals Unterthanen anderer Nationalität und Race. Die „irische Brigade“ im Parlamente machte den englischen Mitgliedern und den Ministern stets viel zu schaffen. Die Irländer sind ungemein witzig, impulsiv und schlagfertig mit Worten und Argumenten. Irland hatte im Parlamente dieselben Rechte wie England. Es hat auch dieselbe Preß-, Versammlungs-, Religions- und Gewerbefreiheit. Opposition in Presse und Parlament, ja die gefährlichsten Theorien und Ansichten, revolutionäre Pläne und Umtriebe wurden fast stets mit Großmuth und Schonung behandelt, ja unbeachtet gelassen, so lange nicht materielle Vorbereitungen, Waffen und bestimmte Aufstände entdeckt wurden.

In den abendlichen „Debattir-Clubs“ Londons, wo bei Bier, Brandy and Water, Thonpfeifen und Cigarren über bestimmte, vorher veröffentlichte, größtentheils politische Fragen Reden gehalten werden, und manchmal bessere, als im Parlamente, in diesen Debattir-Clubs giebt's immer einen „Irish Corner“, irländischen Winkel, wo die revolutionären, witzigen Söhne Erin's beisammen sitzen, die Reden Anderer durch beißende Epigramme stören und für dieses Privilegium, die parlamentarische Ordnung zu stören, meist noch Beifall ärnten. Treten sie selbst als Redner auf, spitzt schon vorher Alles die Ohren und läßt vor lauter Aufmerksamkeit und Gelächter die Thonpfeifen ausgehen. Sie schleudern mit Feuerwerken von witzigen, sprudelnden, Funken sprühenden Angriffen gegen einzelne Redner, gegen ganz England und alle Engländer um sich, proklamiren die Republik für Irland, beweisen die Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit, daß außer Palmerston noch ein Paar hundert andere verrätherische Aristokraten gehenkt werden müßten, und schließen mit einigen ganz besonders vergifteten, witzig treffenden Pfeilen unter stürmischem Beifall. Die Engländer würdigen den irischen Witz und halten den „irischen Winkel“ in ihren Debattir-Clubs für ebenso unentbehrlich, wie im Kunstreiter-Circus den Clown oder Komiker. Das ganze englische Leben ist mit solchen unzufriedenen, revolutionären, lärmenden, lustigen, trinkenden und zuletzt raufenden Irländern durchspickt. Man läßt sie gewähren, und der Policeman geht ihnen gern aus dem Wege, wenn sie Revolution predigen oder sich gegenseitig gerben und dreschen. Und die betrunkenen Irländerinnen, welche auf der Straße liegen bleiben, werden mit besonderer Schonung und Kaltblütigkeit auf die Polizeistation zum Ausschlafen geführt, geschleppt oder getragen. Sie schlägt oft mit Händen und Füßen und ihren schmutzigen Zotteln um sich und kreischt und beißt und kratzt wie neunundneunzig Teufel zwischen den heroisch kaltblütig führenden, waffenlosen Blauröcken, die nicht selten noch von dem Pöbel umher mit Steinen, Pokern und sonstigen Kavalierwaffen bearbeitet werden. Aber sie lassen ihre Dame, wie keinen einmal gepackten Arrestanten los, und sollten sie blutig geschlagen und kaum kenntlich von Schmutz, Staub und Blut den einmal Gefaßten in der Polizeistation abliefern. Ich habe diese Bull-Dog-Zähigkeit und Kaltblütigkeit des Engländers zwischen furienhaft schreienden und schlagenden Irländern oft bewundern müssen. Es war stets ein Bild und Beispiel des Verhältnisses beider Racen. Die Leidenschaft erschöpft

sich zwischen den festen Griffen des kaltblütigen Anglo-Sachsen, wie die betrunkene Furie zwischen den Policemen, und Letztere setzen ihre Absicht, ihre Pflicht durch, kost' es, was es wolle, ohne sich zur leidenschaftlichen Gewaltthat hinreißen zu lassen.

Die fenische Bewegung gährt und glüht in ganz Irland, hat Mitglieder selbst in der Armee, die von den oft riesigen Taugenichtsen aus Irland sich am reichlichsten rekrutirt, hält jetzt noch Meetings und feurige Reden der Revolution in Manchester, Liverpool, London, erwartet angeblich 20,000 bewaffnete Truppen aus Amerika, wird im Geheimen von falschen Freunden Englands unterstützt und scheint ganz England zu durchdringen und füglich zu umzingeln. Was hat England dagegen gethan? Die Policemen haben bis jetzt höchstens 40 der Haupträdelsführer verhaftet. Das ist Alles. Die Uebrigen läßt man ungestört reden und leben. Viele englische Zeitungen schreien über diese Milde und Schwäche; aber John Bull läßt sich im Bewußtsein seiner Stärke nicht zu der Schwäche der Furcht oder hitzigen Leidenschaft hinreißen. Er weiß, daß auch dieser Rest des vorsündfluthlichen Celtenthums unter-, in England vollends aufgehen muß, da ihm die Bedingungen zu irgend einer Art von Selbständigkeit in dieser modernen Zeit abhanden gekommen sind. Diese Irländer erinnern nur an manche Thier- und Pflanzengebilde, wie Elephant, Rhinoceros, Hippopotamos, Taxus, Saphora saponica u. s. w. — Alles vorsündfluthliche Typen, welche sich mit eigenthümlicher Zähigkeit auf der jetzigen Alluvialschicht des Erdbodens bis jetzt gehalten haben, aber langsam und sicher aussterben.

Die „open destiny", die offenbare, geschichtliche Bestimmung, welche namentlich von den Anglo-Sachsen in Amerika als Fahne für ihre Ausbreitung über die Gebiete unterjochter und aussterbender Indianer geschwungen wird und den Pionieren den Weg über alle Theile Amerikas, später über die ganze Erde (die sie sich höchstens mit Rußland theilen wollen, vor welchem sie noch allein Respekt haben) zeigen soll, diese open destiny steckt als Dogma und Glaubensartikel in allen Anglo-Sachsen. Das ist auch den Engländern Legitimation für ihre Kolonial- und Eroberungs-Politik in den verschiedensten Theilen der Erde. Damit haben sie die furchtbarste Rebellion im gigantischen Indien unterdrückt, damit führen sie ihre Vertilgungskriege auf Neu-Seeland, gegen die Kaffern, gegen eine Menge schwarzer Königreiche in Afrika, gegen gelbe Chinesen und bräunliche Bewohner Japans. Es ist nicht sehr moralisch, auch nicht völkerrechtlich, am wenigsten christlich. Aber dabei haben sie doch Millionen Bibeln in mehr als 300 Sprachen an alle mögliche Racen und Völker vertheilt, obgleich diese nicht selten aus den Bibelblättern Patronen gegen die eindringenden Bibelhelden machen. Der Widerspruch genirt sie weiter nicht: Missionär und Militair, Bibeln und blaue Bohnen arbeiten sich doch gegenseitig in die Hände. Damit allein würden sie freilich nicht weit kommen, sich nicht auf die Dauer ansiedeln und ausbreiten können. Ohne die Deutschen und ohne ihre eigene produktive, civilisirende Industrie, den dampfbeschwingten Handel würden, sie mit ihren Eroberungen bloße Tamerlan's, höchstens große Alexander werden. Aber der patentirte eiserne Pflug, die Dampfmaschine, der gebahnte Weg, die Eisenbahn, die eröffnete Bergwerksmine, die importirten Schönheiten der Spinn-, Webe- und Nähmaschine bedecken die eroberten Ländereien, statt mit Gefängnissen und Häschern, mit Lebensgenuß und Lust an Arbeit, wofür man sich so schöne Dinge kaufen kann. Die Deutschen, welche überall in diesen neuen Gebieten gleich bei der Hand sind und bereits im sibirischen Italien, im russischen Paradiese von Amur, in Nicolajevsk und Blagoweschtschensk zu Hause sind und ihre Gesang-Vereine haben, nehmen den praktischeren Engländern die feineren Civilisations-Arbeiten ab und lehren Sprachen, Musik, Kunst und Wissenschaft, die Geheimnisse des Singens und Kneipens, während die Engländer in der groben Arbeit der Industrie und des Handels tüchtig zugreifen.

Ja, Deutsche gehen mit Engländern, wie mit Russen — trotz boshafter Feindschaft und Verleumdung, die ihnen dafür von Stock-Engländern, wie von Erz-Russen aus vergifteten Federn und Zungen entgegengesprüht wird, in der Entwilderung von Land und Leuten, in civilisatorischer Eroberung Hand in Hand. Die bornirten Nationalitäten und Racen-Vertreter mögen Grund haben, den versöhnenden, bildenden und befreienden Civilisationsgeist der Deutschen zu hassen, denn sie nehmen den Nationalitäten und Racen-Gegensätzen ihre Feindseligkeit und bringen sie in modern gleichmäßig gemachten Leibröcken und Glacé-Handschuhen auf parkettirtem Gesellschaftsboden in freundlicher Gleichberechtigung mit der Zeit zum besten gegenseitigen Verständniß. Sie begreifen dann, daß Zwei mal Zwei überall Vier macht und die Bedingungen der Bildung, des Gedeihens, des Erfolges ohne Unterschied der Nationalität überall dieselben sind, so daß man mit jedem gebildeten Menschen, mag er Engländer, Russe, Chinese oder ehemaliger Menschenfresser sein, in Compagnie arbeiten und sehr gut Freund werden kann.

Dieser Prozeß aber macht die Nationalitäten und „Racirer", welche von den Gegensätzen und dem damit verbundenen Waffengerassel leben wollen, überflüssig, zu Störenfrieden, während sie in den Streiten, die feindselige Interessen gegen einander zu haben meinen oder mit besonderer Staatskunst machen, erste Violine spielen.

Aber weder englisches Geld, noch deutscher Geist lassen sich dadurch in ihrem Kosmopolitismus stören. Die Engländer legen ihr Geld in Gas- und Wasserwerken, Minen, Eisenbahnen an, sei's in Deutschland oder China, in Rußland oder am Cap der guten Hoffnung. Die Deutschen schneidern und hobeln und poliren und dociren und musiciren überall auf eigene Faust und mit eigenem Geiste Civilisation. Die Deutschen haben die Brüderlichkeit und gemeinsame Vaterschaft aller Sprachen entdeckt, die vergleichende Sprachwissenschaft, und ein Engländer wieder einmal, wie schon Andere vor ihm, eine Universal-Sprache. Der Erfinder, Alexander Melville Bell in London, beweist schon seit längerer Zeit vor wechselnden Zuhörern das Praktische und durchgreifend Faßliche seiner Schöpfung. Sie besteht zunächst aus 39 Zeichen, welche alle Laute, die in den hunderten von Sprachen vorkommen, einzeln oder im Zusammenhang ausdrücken, auch solche, die bis jetzt in keinem Alphabete der Welt durch alphabetische Zeichen anschaulich gemacht werden können, z. B. das Geräusch des Niesens und die verschiedenen Eruptionen desselben, oder den schnalzenden, wie mit einem X verbundenen Laut für ein Pferd, wenn es über einen Graben springen soll. Mr. Bell beweist diese Fähigkeit, mit seinen 39 Lautzeichen jedes Wort jeder Sprache mit richtigem Laut und Accent auszudrücken, durch folgendes Experiment. Er ladet Repräsentanten der verschiedensten Nationen und Sprachkenner ein, läßt sich Worte aller möglichen Sprachen deutlich vorsagen und schreibt sie mit seinen Zeichen nieder, sowie er durch Nachsprechen den richtigen Ton und Accent gefunden. Nach einiger Zeit stehen Worte aus fast allen europäischen Sprachen, auch aus todten und asiatischen, manchmal selbst aus Neger- und Indianersprachen, neben einander. Nun läßt er seine beiden Söhne, welche diese 39 Zeichen lesen können, hereinkommen, und sie lesen sofort alle

die aufgeschriebenen Worte aus den verschiedensten Sprachen mit richtiger Betonung und Accentuirung ab. Das will viel sagen, da in jeder Sprache, sogar in jedem Dialekte Accentuationen vorkommen, die man nicht leicht nachsprechen kann.

Die Bell'sche Erfindung ist zwar keine Universalsprache, aber eine Universal-Zeichensprache, die der nun bald um die Erde herumzuckenden Elektricitätssprache zu Gute kommen wird. Wenn z. B. die Chinesen elektrisch telegraphiren, z. B. an einen Freund in St. Francisco oder New-York, können mit Hilfe dieser Zeichen ihre Worte richtig durch Europa wandern, ohne daß Jemand einen Laut davon versteht. Die Zeichen eignen sich ganz besonders, die richtige Aussprache fremder Sprachidiome zu zeigen. Was für abenteuerliche und erfolglose Anstrengungen machen schon englische Sprachlehren, um dem fremden Munde das th beizubringen? Und das ist noch lange nicht das Schwierigste. Am l und r erkennt man noch nach Jahren den Nicht-Engländer, mag er das th noch so echt mit jenem T-Anklange herausfäuseln.

Bei der Universal-Zeichensprache fällt mir die vervollkommnete Rechnen-Maschine von Babbage ein. Sie ist ein Lebenswerk des genialsten Mathematikers und Leierkasten-Verfolgers. Aber über diesen kosmopolitischen Mechanismus ist schon viel geschrieben worden. Neu dagegen ist ein anderer Universal-Sprachmechanismus, die metabolische Maschine (von μεταβάλλειν: durcheinander werfen, würfeln), erfunden und konstruirt von Mr. Long und in einem besonderen Lehrbuche von Prendergast über die Kunst, sich fremder Sprachen zu bemeistern, theoretisch und praktisch beleuchtet.*)

Es wird von dem ganz richtigen Grundsatze ausgegangen, daß man eine fremde Sprache lernen müsse, wie das Kind die eigene Muttersprache, durch Auffassung und möglichst viel Nachsprechung und Anwendung der nöthigsten und nächsten Worte. Diese Art von Erlernung, auch von Ollendorf in seinen Lehrbüchern praktizirt, wird durch die metabolische Maschine zu einem angenehmen und praktischen Spiele, wodurch zugleich das langweilige und daher hinderliche Lernen von einzelnen Wörtern oder Vokabeln, wobei man doch nicht flüssig und richtig idiomatisch sprechen lernt, vermieden wird. Die Maschine besteht aus Würfeln, deren verschiedene Seiten mit einer Auswahl von einzelnen Wörtern so beschrieben sind, daß sie, wie sie auch fallen, immer einen richtigen Satz bilden. Diese Würfel werden in einem Kasten geschüttelt, in welchem sich ebenso viel Zellen als Würfel befinden. Man schüttelt die Würfel, die man durch eine Glasdecke sehen kann, und liest ab, was auf den Würfeln steht. Man kann darin wohl einen ganzen Tag würfeln und mit denselben Worten immer einen neuen, richtigen Satz ablesen. Ein Beispiel: Die Würfel sind mit folgenden einzelnen Wörtern beschrieben: His, Her; servants, cousins; saw, found; your, my; friends, sisters; new, little; bag, book; near, in; our, their; house, carriage. Diese bilden vielleicht zunächst zwei ganz verschiedene Sätze, z. B.:

His servants saw your friends new bag near our house.
Her cousins found my sister's lit le book in their carriage.

Die einzelnen, unter oder über einander stehenden Wörter können alle in jeder verschiedenen Menge mit einander verwechselt werden und bilden immer einen richtigen englischen Satz. Wie viele Sätze? Ueber ein halbes Tausend. Da kann man durch mechanisches Würfeln diese Wörter in allen ihren grammatischen und syntaktischen Verbindungen (nicht in todten Vokabeln) sich zum lebendigen Gebrauch einprägen, wobei der wesentlichste Vortheil darin besteht, daß die Aufmerksamkeit, rege, wie sie dabei ist, immer nur auf einen Satz auf einmal gerichtet und nicht durch drunter und drüber Gedrucktes, wie in Büchern, zerstreut und ermüdet wird. Details der Maschine und des Gebrauchs für Vermittelung verschiedener Sprachen will ich hier nicht auseinandersetzen. Sie mag uns gelehrten Deutschen wie eine Spielerei vorkommen; „aber ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel“, und was das Spiel mit Maschinen betrifft, sind die Engländer unsere Meister, von denen wir spinnen, weben, fahren, pflügen, säen und ärnten mit Maschinen gelernt haben, von denen wir noch viele mechanische Arbeitsersparungen und Gesundheits-Mechanismen lernen können, und sei es zunächst nur die Einrichtung von Water Closets, die in keinem englischen Hause fehlt, aber noch fast in jedem deutschen.

Auch die Anwendung der Wörterwürfel-Maschine auf Noten und Musik von Dr. Gilbert will ich blos erwähnt haben und hier nur bemerken, daß der Erfinder mit den Noten von vier kleinen Kompositionen in dieser Maschine 200,000,000,000,000 (vierzehn Nullen nach der Zwei — damit kein Mißverständniß eintrete) Kombinationen — alle harmonisch und melodiös — hervorbringen kann, wie er ausgerechnet hat und wir ihm wohl nicht so leicht nachrechnen werden.

Noch einen englisch-kosmopolitisch-mechanischen Geniestreich will ich eben auch nur kurz erwähnen. Zwischen Italien und Frankreich wird eine Eisenbahn durch die Alpen, durch den Mont-Cenis gebohrt, die 1873 fertig und beinahe 2 deutsche Meilen lang durch die Felsen gehen wird. Aber das ist noch lange hin, und auch dann wird man noch gegen 12 Meilen für gewöhnliche Lokomotiven zwischen Italien und Frankreich übrig haben. Da ist nun der englische Ingenieur Mr. Fell gekommen und führt eine Eisenbahn über die Alpen hinweg zwischen St. Michel auf der französischen und Susa auf der italiänischen Seite. Ein Theil derselben auf den höchsten und schwierigsten Punkten ist fertig. Die beiden Schienen liegen blos 3 Fuß 8 Zoll auseinander, und in der Mitte befindet sich eine etwas höhere dritte Sicherheitsschiene, in welche ein horizontales Rad unter der Lokomotive eingreift, aufwärts zur Hebung der Last, abwärts als Hemmschuh und überhaupt als Bürgschaft gegen Ab- und Ausgleiten oder Stürzen in den Abgrund. Die Engländer sind jetzt mit Geld hinterher, diese Eisenbahn zu machen. Sie sagen: the job will pay — das Geschäftchen wird zahlen. Außerdem ersparen wir dann für unsere indische Post wieder 38 Stunden. Die Ueber-Alpen-Bahn soll etwa 50,000 Thaler pro englische Meile kosten und 4½ Stunden zwischen St. Michel und Susa laufen. Gelingt sie, so haben wir wieder ein Muster für Uebersteigung von Gebirgen und Alpen vermittelst der Lokomotive.

Der kühne geognostische Entdecker Baker hat wieder einen neuen, großen Nil-See entdeckt, Buta Nzigé, und ein großes schwarzes Königreich d'ran, und zu Hause bohren sie jetzt Brunnen bis in die rothe Sandsteinschicht hinunter, den unerschöpflichen Wasserfilter, von wo sie täglich 200 Millionen Gallonen reinsten Wassers zu heben hoffen. In Deutschland, mit seinen vielen vergifteten, großstädtischen Brunnen und Pumpen, könnte man auch tiefer bohren lernen. Daß wir tiefer denken, als die Engländer, führt uns nicht einmal zu trinkbarem Wasser.

H. Beta.

---

*) „The Mistery of Languages: or the Art of speaking Foreign Tongues Idiomatically. By Thomas Prendergast, formerly of Her Majesty's Civil Service at Madras. London, Bentley.

Griechenland.

Die Universität Athen im Jahre 1865.

Es war im Jahre 1837 als durch ein königliches Dekret endlich wieder nach so vielen Hunderten von Jahren die erste griechische höhere Lehranstalt, Universität jetzt genannt, ins Leben trat.

Viele Jahrhunderte hindurch blieb Athen, welches einst die Heimat jeder Wissenschaft, jeder Bildung gewesen war, im tiefsten Dunkel der Unwissenheit, und Griechenland, welches einst die ganze Welt durch Wissenschaft und Bildung beglückt hatte, war längst unter die barbarischen Länder getreten. Es war nicht mehr das Athen eines Plato, eines Aristoteles, es war nur eine ehrwürdige Ruine: Wer hat damals je glauben können, daß dieser Ruinenhaufen vor so und so vielen Hunderten von Jahren das weltberühmte Athen gewesen, der Sitz der Bildung, und daß Tausende von Jünglingen aus fremden Ländern hierher strömten um aus dem Munde eines Plato, eines Aristoteles göttliche Weisheit zu saugen.

Athen war im Jahre 1837 noch ein Ruinenhaufen — Jahrhunderte einer harten Barbaren-Sclaverei hatten endlich ihr Ende gefunden, das arme Land blutete aber noch an den tiefen Wunden, welche ein zehnjähriger verzweifelter Befreiungskampf ihm geschlagen hatte; kaum konnte man die ersten Keime der Blüthen erkennen. — Das Volk war arm; kaum hatte es das Nöthige zum knappen Leben, und innerhalb zerfallener Ruinen suchte es nothdürftig gegen Wind und Wetter sich zu schützen. Es war hungrig, es dürstete aber besonders nach Wissen. Kaum konnte es das erbärmliche Griechisch seiner Gebetbücher lesen; es wollte aber auch die Schriften seiner Ahnen lesen und verstehen, es wollte aus den Schriften, welche die ganze Welt gebildet, auch sich Bildung und Wissen holen; es wollte in die Reihe der gebildeten Völker treten. — Volksschulen und Gymnasien hatten sich schon gebildet, fremde Philhellenen und Einheimische, die in ihrer Jugend Etwas gelernt, traten als Lehrer auf, indem auf den Schulbänken nicht Kinder saßen, sondern reife Männer, Greise, welche andächtig ihren Lehrern zuhörten, und welche, nachdem sie mit den Waffen in der Hand die fremden Unterdrücker aus ihrem Vaterlande vertrieben, jetzt ihre nach Wissen dürstenden Lippen an diesen dürftigen Quellen zu befeuchten trachteten. — Auch die neuerrichtete Universität war dem Zustande des Landes gemäß. Ein kleines Haus am Fuße der Akropolis führte den stolzen Titel der ersten griechischen Universität, und die wenigen Professoren, welche als würdig erachtet worden sind, zuerst die Lehrstühle zu betreten, hatten zwar keine reiche wissenschaftliche Bibliothek zur Hand, sie konnten aber mit Fingern auf die ehrwürdige Karte alter prächtiger Tempel weisen, welche von der Akropolis aus die neuaufstehende Stadt beherrschten. — Zweiundfünfzig Studenten wurden im ersten Schuljahre eingeschrieben, wovon siebenundzwanzig aus dem freien Griechenland, fünfundzwanzig aus den noch unter türkischem Joch schmachtenden griechischen Ländern. — Acht davon studirten Theologie, zweiundzwanzig Jura, vier Medicin und achtzehn Philologie; so daß gleich im Anfange das griechische Volk als das alte streitsüchtige sich erkennen läßt, welches seine Zeit auf Volksversammlungen und Gerichtshöfen zubrachte; — auch Philosophie studirten Viele, es war ja großer Mangel an guten Lehrern; — Medicin studirten am wenigsten, denn damals waren die Empiriker in Mode.

Lasset uns jetzt einen kühnen, fast dreißigjährigen Sprung machen, und die Universität Athens uns vergegenwärtigen, wie sie im Jahre des Heils 1864 aussieht.

Am Fuße des Lykabato (des Lichtberges) in der Mitte eines neuen Stadtviertels Athens, welches auch Neustadt schlechtweg genannt wird, erhebt sich stolz ein viereckiges Gebäude in reinem griechischen Style, vom deutschen Architekten Hansen erbaut: — Ein Vorder- und ein Hinterflügel werden in der Mitte verbunden durch ein Quergebäude: — Zwei schlanke jonische Säulen, umgeben von viereckigen Pilastern, bilden am Vordertheile eine Stoa, welche zu den vier geräumigen Hörsälen der vier Fakultäten führt. — In der Mitte der Stoa öffnet sich eine große Thür, welche zu einer breiten marmornen Aufgangstreppe, die wiederum zu der großen prächtigen, reichgeschmückten Aula führt, deren Decke durch zwei Reihen schlanker Säulen getragen wird, indem die unteren Räume des Quergebäudes von dem Geschäfts- und Amtzimmer der Universität eingenommen werden. — Im oberen Stocke des Vorderflügels finden wir die ziemlich reiche Staats- und Universitäts-Bibliothek, welche manche Hunderttausende von Bänden enthält, sowie auch die Münzsammlung des Staates, indem der Hinterflügel eingenommen wird von dem Amphitheater zu physikalischen Vorträgen, ferner von den ziemlich reichen physikalischen, zoologischen, pharmaceutischen Sammlungen, sowie von der Antiquitäten-Sammlung der archaeologischen Gesellschaft. — Wenige europäische Universitäten können sich in der That rühmen, ein solches Gebäude inne zu haben, besonders nachdem es jetzt endlich in allen seinen Theilen vollendet und restaurirt vor unseren Augen sich entfaltet. — Aber auch die innere Einrichtung der Universität ist ziemlich geordnet, indem man zum Muster die Einrichtungen der deutschen Universitäten vor Augen hatte.

Der Facultäten sind vier: die theologische, juristische, medicinische und philosphische, welche letztere wieder in zwei Theile zerfällt: den philologischen und physikalisch-mathematischen Theil.

Aus dem Programme des Wintersemesters 1864—65 ersehen wir, daß drei ordentliche und ein außerordentlicher Professor der Theologie die folgenden Vorträge halten: Theologische Ethik — Hermeneutik der Kirchenväter — Liturgik und christliche Archaeologie; Hebräisch; Geschichte der Dogmatik. Es finden auch homiletische Uebungen statt.

Die juristische Facultät besteht aus acht ordentlichen Professoren, einem außerordentlichen und einem Prof. honorarius, sowie aus vier Privatdocenten.

Es werden gelesen: — Handelsrecht — Forstrecht — Geschichte des römischen Rechtes — Staatsrecht — Constitutionelles Recht — Römisches Recht — Naturrecht und Byzantinisches Recht.

Die medicinische Facultät besteht aus elf ordentlichen, acht außerordentlichen und drei Privatdocenten.

Es werden gelesen: Specielle Nosologie und Therapie — Klinik — ärztliche Klinik — Anatomie — Physiologie — Chirurgik — über venerische Krankheiten — Gynaekologie und Geburtshülfe — Kinderkrankheiten — Geschichte der Jatrik — Asylklinik — Pharmakologie — Pathologie — Mikroskopische Uebungen — Topographische Anatomie — Allgemeine Heilkunde — Augenheilkunde — Toxikologie — Pathologische Anatomie und gerichtliche Medicin.

In der philosophischen Facultät lehren: Fünfzehn ordentliche — drei außerordentliche Professoren, ein Prof. honorarius und fünf Privatdocenten.

Es werden gelesen: Plato's Phaedra — Griechische Litteratur-Geschichte — Philologische Uebungen im Seminar — Geschichte

der alten griechischen Kunst — Staatsalterthümer der Griechen — Römische Satyriker — Geschichte der Philosophie — Geschichte des griechischen Volkes — Philosophie der Griechen — Aesthetik und Philosophie der Geschichte — Virgils Aeneis — Das Leben der alten Römer — Metrik der Griechen und Römer — Griechische Lyriker — Griechische Redner — Altgriechische Geschichte — Metaphysik — Geschichte der Plastik der alten Griechen und griechische Mythologie.

Im mathematisch-physikalischen Theile wird gelesen: Pharmaceutik — Chemie — Chemische Uebungen — Botanik — Physik — Zoologie — Mineralogie — Experimental-Physik — Anorganische und analytische Chemie — Algebra — Geometrie, Trigonometrie und populäre Astronomie.

Im Ganzen sind es 37 ordentliche, 13 außerordentliche, 2 Professoren honorarii und 12 Privatdocenten.

Studenten sind in diesem Jahre eingeschrieben 1080, wovon 38 Theologen, 625 Juristen, 216 Mediciner, 193 Philologen, 28 Pharmaceuten. — Davon sind 852 aus dem freien Griechenland und 228 aus fremden Ländern, meistens aus den türkischen Provinzen.

Um einen Ueberblick zu gewinnen der jährlich sich vermehrenden Zahl der Studenten der hiesigen Universität, fügen wir hier ein Verzeichniß an.

Es waren im Jahre:

1837—38 52 Stud., 8 Theol., 22 Juristen, 4 Med., 18 Philos.,
1838—39 43 Stud., 2 Theol., 10 Juristen, 16 Med., 15 Philos.
1839—40 24 Stud., 1 Theol., 6 Juristen, 5 Med., 7 Philos., 5 Pharmaceuten,
1840—41 40 Stud., 5 Theol. 16 Juristen, 7 Med., 7 Philos., 5 Pharmaceuten.

1841—42	121	Studenten	1852—53	590	Studenten
1842—43	145	„	1853—54	643	„
1843—44	165	„	1854—55	636	„
1844—45	195	„	1855—56	590	„
1845—46	250	„	1856—57	583	„
1846—47	270	„	1857—58	490	„
1847—48	305	„	1858—59	529	„
1848—49	347	„	1859—60	602	„
1849—50	397	„	1860—61	696	„
1850—51	397	„	1861—62	676	„
1851—52	496	„			

Der akademische Senat, welcher jährlich neu gewählt wird, besteht aus dem Rector, Conrector, den vier Decanen, und vier anderen Professoren. — Der Universität gehören: die Astyklinik, wo unentgeltlich arme Kranke aufgenommen werden, die Bibliothek, das physikalisch-zoologische Museum und sonstige Sammlungen.

Wenn wir jetzt einen Blick werfen auf die Früchte, die während dieser fast dreißigjährigen Thätigkeit der Universität hervorgegangen, so können wir wahrlich nicht unzufrieden sein. Ueber 5000 Jünglinge sind aus ihr hervorgegangen, wovon 940 als Doctoren; von diesen Doctoren sind 357 Fremde und 603 Einheimische, 393 aus dem Peloponnes, 150 aus dem nördlichen Griechenland, 140 aus den griechischen Inseln. — Von den Fremden sind die meisten aus Kreta; dann kommen die Epiroten, dann die Kleinasiaten, Thessalier, Macedonier und Thracier.

Diese jungen Männer sind jetzt in allen möglichen griechischen Ländern zerstreut; sie erinnern sich noch mit Dankbarkeit der Universitätsjahre, und erinnern sich und gedenken mit Liebe der Universität als der gemeinsamen Mutter. — Die Universität Athens ist der helle Punkt, welcher nach allen Richtungen hin glänzende Strahlen nach allen von Griechen bewohnten Ländern wirft; es ist die Pflanzschule der künftigen Streiter, welche die große Aufgabe haben, das gesammte Griechenland zu befreien.

Keine gepanzerten Schiffe, keine gezogenen Kanonen, keine Hunderttausende von Soldaten hat das arme Griechenland. Es hat aber eine Schaar von begeisterten Aposteln, welche mit der Seele diesem Ländchen zugethan sind, und welche unausgesetzt tiefe Wunden der Türkei beibringen, indem sie ihre christlichen Einwohner ausbilden; diese Apostel sind aus unserer Universität hervorgegangen.

Deshalb lasset mit Ehrfurcht uns vor ihr verneigen, denn groß ist ihre Macht, edel ihr Zweck. Sie ist die Schule, welche, wie vor so vielen Hunderten von Jahren das alte Athen, das Abendland, geistig und sittlich gebildet, so jetzt durch Bildung und Gesittung das Morgenland beglückt. P. P.

Italien.

Nachlese zur Dantefeier.

Das Säkularjahr neigt sich zum Schlusse, aber immer noch kommen von diesseits und jenseits der Alpen neue Schriften zu Ehren des Mannes, der, wie kein Anderer, den Italiänern und den Deutschen gemeinsam ist. Mag Italiens Dantefeier sich in der Tiefe ihrer Wirkung auf das gesammte Volksleben mit unseren unvergleichlichen Novembertagen von 1859 nicht messen können, so erweist jeder italiänische Buchhändler-Katalog, jede Nummer belletristischer Zeitungen oder Zeitschriften, die über die Alpen zu uns kommt, daß mindestens auf dem literarischen Gebiete jener Säkulartag ebenso fruchtbar für die Italiäner gewesen ist, als die Schillerfeier für uns. Fürchte Niemand, daß hier der Versuch angestellt werde, auch nur annähernd aufzuführen, was seit Anfang dieses Jahres „drüben“ in Versen und in Prosa, auf Dante's unerschöpflichen Namen hin, erschienen ist. Dieser Versuch wäre ebenso unerquicklich, als es unmöglich ist, diese Eintagsfliegen des Parnasses zu zählen. Nur als Probe und statistischer Vergleichspunkt, vielleicht auch manchem Freunde italiänischer Dante-Literatur zu Nutz und Frommen, mögen unten ein paar Büchertitel Platz finden*),

*) Gasparo Cardoni Martinetti, D. Al. in Ravenna, mem. stor. con documenti. Ravenna, Angeletti, 1865.
Avv. Carlo Lossi, Plauso al Centenario di D. nel maggio 65. Cosenza, Migliaccio.
Aug. Ruggero, Concetto politico di D. A. Pesaro, Rossi.
Onorato Occioni, Dante unificatore dei mondi di Platone e di Aristotele. Trieste, Coen.
Fabio Nannarelli, Dante e Beatrice. Visione. Milano, Corradetti.
Saceri. Paolo Perez, I sette archi del Purgatorio di D. Torino, Franco.
Castiglia, Benedetto, La Clef de la divine Comédie du D. A. nouv. ed. Paris, Dentu.
G. T. Cimino, Dante e Roma, Carme, preceduta da una lettera politica. Milano, Tipogr. internazionale.
Artaserse Jolli, Canzone per la ricorrenza del VI. Centen. di D. Parma, Ferrari.
C. Leoni, Sopra D. Storia e Poesia. Capi 27. Venezia.
Il natalizio di D. Al., festeggiato dell' Instituto di Scienze etc. e dalla citta di Venezia.
Del Bon, Antonio, Il Paradiso di D. Al. visione in 33 canti obbligati a tutte le rime della cantica del Paradiso. Firenze.

wie sie allein in ein paar Heften der Rivista Contemporanea zu lesen sind — Titel, die an Interesse gewinnen, wenn man die dabei aufgeführten Ortsnamen — die Heimat der Verfasser ist in Italien gewöhnlich zugleich Verlagsort — näher in's Auge faßt, und neben den großen Kulturstätten der Halbinsel auch Mittel- und Kleinstädte wie Parma, Reggio, Ravenna, Pesaro, und selbst halbverklungene Namen wie Cosenza „nächtlich am Busento" erblickt.

Deutschland hat zum Ruhmeskranz des großen Florentiners hauptsächlich durch eine ganze Reihe neuer Uebersetzungen beigesteuert. Den in diesen Blättern mehrfach erwähnten von Dörr, Braun, Blanc, Eitner reihet sich noch die Uebersetzung der Göttlichen Komödie von Karl Witte an, der, nachdem er sich um den Text des Gedichtes durch seine große kritische Ausgabe wohl von allen Lebenden das größte Verdienst erworben hat, nun auch das schon vor einigen Jahren erschienene Bruchstück deutscher Uebersetzung zu einem gelungenen Ganzen vervollständigt. In reimlosen Jamben, wie die meisten Neuern, entschädigt seine Arbeit für den Zauber, der mit der Terzinenform und dem holden Reimklang aufgegeben wird, durch treuestes Wiedergeben der Dichterworte und trägt zum Verständniß des dunkeln Meisters durch eine kurze Einleitung, sowie durch einen reichen Schatz von Erläuterungen bei. Von den zwei Ausgaben liegt uns die kleine, in Sedez mit Perlschrift gedruckte vor, in der von der berühmten Offizin des preußischen Oberhofbuchdruckers das Mögliche geleistet ist, um durch Schärfe und Eleganz des Satzes für die Kleinheit und Gedrängtheit Ersatz zu bieten. Wäre es aber nicht besser gewesen, diesen Kampf, in dem der Sieg unmöglich ist, zu umgehen? Dante's Göttliche Komödie kann niemals ein deutsches Volksbuch werden; wer sie lesen will, wird den Preis nicht scheuen, für den er sich das Lied in einer würdigen Form verschaffen kann.

Wie von jeher, so ist auch bei diesem festlichen Anlaß, mit Ausschluß von Dante's sonstigen Schriften, die Göttliche Komödie das Hauptziel der deutschen Nacheiferer geworden. Natürlich mit vollem Recht, denn sie ist es, die den Namen des Dichters unsterblich macht, und die sich neben Homer's Gesängen und Shakespeare's Dramen in der deutschen Literatur das Ehrenbürgerrecht erworben hat. Vollständigsten Nachweis hierüber bringt auf eigenthümliche Weise eine soeben erschienene Schrift von Reinhold Köhler*), die nicht weniger als zweiundzwanzig Verdeutschungen des schönsten (fünften) Gesanges der Hölle neben einander stellt. Dieser Bibliographie der deutschen Uebersetzungen der Göttlichen Komödie sind einige der ältesten Fragmente angehängt, die sich in der deutschen Literatur des 17. Jahrh. von Dante-Uebertragungen vorfinden, wie des Dresdener Bürgermeisters Christian Brehme (1637), und des vielbelesenen Andreas Gryphius, der in dem „sterbenden Papinian" mehrere Stellen aus dem 12. Gesang der Hölle citirt.

In zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage ist eine ungemein schätzenswerthe Arbeit über Dante's Leben und Werke vom Prof. Franz Wegele in Würzburg erschienen.**) In einer historischen Einleitung wirft der Verf. zunächst einen Blick auf die Zeit der Begründung der italiänischen Nationalität und Sprache, worauf er an Dante's Lebensmomente eine kritische Uebersicht aller Werke des Dichters knüpft, natürlich mit vorzugsweise eingehenden Betrachtungen über die Göttliche Komödie. Uns ist in deutscher Sprache kein zweites Buch, wie das vorliegende, bekannt, das einen so lichtvollen, belehrenden Kommentar zu Dante's Werken und zugleich eine so übersichtliche Geschichte seiner Zeit bildet.

Neben diesen Arbeiten sei es indeß gestattet, auf ein bereits vor ein paar Jahren erschienenes Büchlein des Predigers Dr. Karl Krafft in Regensburg*) hinzuweisen, das mit dem Text eine sehr lesbare Uebersetzung und eine kurze Erläuterung von Dante's lyrischen Gedichten bietet. Man weiß es, wie Dante selbst die frische Blüthe dieser seiner Jugendlieder, die schon vor dem Erscheinen der Göttlichen Komödie seinen Dichterruhm durch ganz Italien begründet hatten, in späteren Jahren durch frostige allegorische Ausdeutung zu zerstören versucht hat. Aber ihm selber zum Trotz bleiben die Sonnette und die Canzonen in unvergänglicher Schönheit bestehen, für uns nicht blos von Werth als der Jugendtraum des Geistes, der gestählt durch das Geschick das Riesenbild seines Weltalters entwerfen sollte, sondern auch durch die Aufschlüsse, die sie für das Verständniß des großen Gedichtes selbst geben. Diese Beziehungen zu dem persönlichen Leben des Dichters sind es, die auch seine Lieder über das Interesse, das ihnen in poetischer Hinsicht durch Feuer und Reiz eigen ist, hinaus erhebt: der Troubadour Dante ist unsterblich, weil er uns den Seher Dante verstehen hilft. — Auch Herrn Dr. Krafft's Uebertragungen sind reimlos; sie schließen sich indessen dem Rhythmus des Textes getreu an und versuchen so den schlichten natürlichen Ausdruck des edlen Originals wiederzugeben. Den Freunden des Dichters empfiehlt sich das Buch noch durch die Sorgfalt, mit der bei Aufnahme der Lieder verfahren worden ist. An der Hand der besten Textes-Kritiker ist Unechtes ausgeschieden, Zweifelhaftes kenntlich gemacht und das Ganze zweckmäßig geordnet worden. F.

Frankreich.

Pariser Federzeichnungen.

Die Parasiten der Presse.

Ein nobles Corps, das, sähen wir es z. B. vereinigt auf dem Marsfelde, gewiß reichlichen Stoff zu seltsamen, wunderlichen Betrachtungen darbieten würde. Bärbeißige, abschreckende Gesichter bekämen wir vermuthlich nicht zu sehen, besonders wenn, wie das auf jenem Felde nicht selten der Fall, ein Abkömmling des „großen Corsen" die Musterung abhielte; aber an ganz ungeheuerlichen Verbeugungen und Verrenkungen, an Kratzfüßen und Katzenbuckeln, an rothen Knopfloch-Schleifchen und militairisch gewichsten Spitzbärten, an honigsüßen Mienen und hypokritisch sich verdrehenden Augen wäre gewiß kein Mangel, und die Vivatrufe der noblen Versammlung gewännen sicherlich die Verhältnisse eines Beifalls- oder Bewillkommnungs-Jubels, par ordre ausgestoßen von einem Regiment grobkörniger Dragoner oder einem Bataillon Bärenmützen von der Garde. Ja, das würde eine stattliche und, du lieber Gott, auch recht

---

Salom. Marino, L'esilio di D., canto letto nell' Accademia Dantesca tenuta dal R. Liceo di Palermo.

Prof. D. Carbone-Grio, Canto a Tommaso Campanella in occasione del VI anniversario di Dante. Reggio.

*) Weimar, Hermann Böhlau, 1865. 8. VI und 176 S.

**) Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Dr. Franz X. Wegele. Zweite Auflage. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. XVI u. 604 S. Jena, Friedr. Mauke, 1865.

*) Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung von Karl Krafft. Augsburg, Montag und Weiß, 1859. 12. 521 S.

schnakische Versammlung sein, und dieselbe in einem Feuilleton zu analysiren, wäre gewiß der Mühe werth, kämen dabei auch nur die erstaunlichen, überraschenden Enthüllungen in Betracht, zu denen die Analyse führen würde.

Die Wahrheit ist, daß im Jahre des Heils 1865 erschrecklich viel Parasiten in der Pariser Presse ihr Wesen treiben. Die Kritik sträubt sich vergebens mit Fuß und Hand, zeigt sich vergebens zeitweise im Gewande der unerbittlichen, für das Blühen von Literatur und Kunst durchaus nothwendigen Strenge; die Schmarotzerpflanzen schlingen sich an ihr empor, wuchern in's Unendliche weiter und hemmen und ersticken jede freie, von gesundem Urtheil geschaffene Bewegung. Und diese Zustände herrschen nicht etwa nur auf einer gewissen Stufe der Leiter, beziehen sich nicht etwa nur auf einen einzelnen Zweig des künstlerischen und literarischen Schaffens — Gott behüte! Je weiter man nach socialer Ordnung, die Leiter hinansteigt, desto bunter und regelwidriger wird's, desto mehr Intensität kömmt zum Vorschein, und desto hartnäckiger, stürmischer und eifriger zeigen sich die zielenden und erzielenden Werkzeuge, bis man ganz oben an der Spitze ein Füllhorn mit kaiserlichen Dekreten und Ordensverleihungen erblickt und damit des Räthsels Lösung erfährt.

Der Preßparasit ist das gutmüthigste Geschöpf von der Welt, wenn seinem persönlichen Interesse Vorschub geleistet wird. Ein ihm geltender öffentlicher Lobspruch, und wäre er noch so fade, und stammte er aus der Feder des lächerlichsten Sudlers, hat für ihn einen besonderen Werth, denn — es kann doch Einen und den Andern berücken, sein Buch zu kaufen, es kann doch am Ende mit dazu beitragen, daß der gedruckte Schwindel nicht Makulatur bleibt und zur Rumpelkammer des Gewürz- oder Wurstkrämers verurtheilt werden muß. Ja, für einen solchen Lobspruch ist er sogar sehr dankbar, das muß man ihm lassen, trotzdem das Sprüchwort sagt, daß Undank der Welt Lohn sei, und sobald sich die Gelegenheit bietet, darauf kann man mit Sicherheit rechnen, malt er Ihnen unter dem Motto: „Wurst wieder Wurst!" eine solche reizende, unschuldige Reklame von dem vorzüglichen Werke des berühmten, geist- und talentvollen N. N., in Wirklichkeit von dem gedruckten Dunste des Lobhudlers und Sudlers X., den er beiläufig gar nicht gelesen, aber in der Vorrede „ergründet" hat, daß alle unbefangenen Leute anbeißen müssen wie der Fisch an die geköderte Angel.

Nichts ist für den Beobachter unterhaltender und belehrender, belustigender hätt' ich beinahe gesagt, als ein unbefangenes Betrachten dieser gegenseitigen Schmarotzerei. Das literarische Schaffen geht in Paris rasch; der Sinn des Franzosen steht nicht nach einer Lektüre mit Pascal'schen Gedanken oder Bossuet'schen Maximen; nach den Mühen des Tages will er eine leichte, wenig substantielle aber apetitliche, würzige Kost genießen, was auch ganz in der Ordnung ist, und da schreibt und druckt man denn zusammen, was an leichten, frivolen und gehaltlosen Floskeln nur aus der Feder will. In zwei, drei Wochen entsteht ein Band, und Klapp auf Klapp erscheinen die ankündigenden Trompetenstöße in den Journalen, daß es ein Gaudium ist. Da lesen wir heute aus der Feder des Monsieur Zero ein Loblied auf die Leistungen des Monsieur Nero, und morgen umgekehrt aus der Feder des Monsieur Nero ein Loblied auf die Leistungen des Monsieur Zero. Betroffen liesest Du in einer bekannten Zeitung einen X. gezeichneten Panegyrikus auf die Werke des „berühmten" Literaten Federleicht; aber Du hast den Namen nie gesehen und schmeichelst Dir doch, ein wenig in der Literatur der Neuzeit bewandert zu sein. Tages darauf geht Dir ein Licht auf: Du athmest freier, wenn Du nicht in ein schallendes Gelächter ausbrichst oder mitleidig die Achseln zuckst, denn Du entdeckst Deinen Federleicht auf dem Lesekabinet in einem Winkelblatt als Zeichner eines Artikels, der den X. — nicht durchhechelt, das kannst Du mir glauben. Monsieur Pax sitzt vor seinem Schreibtisch und excerpirt; da kommt, begleitet von einem Bande Novellen, ein Brief: „Bruderherz! thu' mir den Gefallen und streiche mir mein Geschreibsel ein wenig heraus. Dein Stax." Flugs setzt Monsieur Pax sich hin und erwiedert: „Bruderherz! es soll geschehen. Aber erinnere Du Dich auch, daß demnächst ein Klecks von mir die Presse verlassen wird. Dein Pax." So geht's, und das wiederholt sich alle Tage; die guten, wohlmeinenden, in den Himmel erhebenden, überschwänglichen Schmarotzereien spielen Versteckens im Angesicht der Sonne und führen das Publikum bei der Nase herum. Was Kritik! Ja, es giebt auch eine solche, denn keine Regel ist ohne Ausnahme. Die Pseudokritik haben wir ebenfalls, und hinter der Larve eines solchen Fechters pro forma steckt gemeiniglich ein Schmarotzer, wie die Herren Zero und Nero, der von der tiefsten Gutmüthigkeit und Benevolenz brüsk übergeht zur höchsten Wildheit und Insolenz, wenn sich ein ehrlicher Mann, der noch von dem allgemeinen Jammer verschont geblieben, herbeigelassen hat, einen strengen Blick auf sein Machwerk zu richten und mit dem Rasirmesser einer gesunden Kritik ein wenig tief seine Epidermis zu ritzen.

Derartige Zustände sind gewiß nicht geeignet, Sympathieen zu erwecken oder ein günstiges Urtheil fällen zu lassen; aber was sind sie im Grunde als ein unschuldiges Kinderspiel, vergleicht man sie mit der großartigen Schmarotzerei, als deren Schößlinge sie betrachtet werden können und die sich auf dem Preßgebiete des Imperialismus breit macht. Von dem amtlichen „Moniteur" will ich gar nicht reden; daß der Tag aus Tag ein Alles an die große Glocke hängt, was Er, was Sie Großes und Schönes vollbracht und nicht vollbracht haben, daß der mit aller Kraft seiner Lunge bläst, um die kaiserliche Glorie auszuposaunen, das gehört am Ende mit zu seinem traurigen Ressort. Wenn aber, wie das der Fall, außer den offiziösen, von Soldjungen bedienten Organen, selbst relativ unabhängige Blätter mit Chorus machen und einstimmen in die, man sollte sagen ansteckende Lobhudelei, so darf uns dies doch auffallend erscheinen und zu dem Schlusse berechtigen, daß es mit der Gesinnungstüchtigkeit — „faul aussteht im Lande Dänemark". Es könnte ein Spaß sein, wäre es nicht gar zu traurig und erbärmlich. Napoleon der Dritte mag selbst im Stillen darüber lachen, liest er den Kram. Was in einem Jahre und in dem nämlichen Blatte an „Vive l'impereur"'s gedruckt wird, füllte allein einen Band. Die größten Nichtse werden in einen glänzenden Firniß gehüllt und so dem Publikum und der Obrigkeit servirt. Man liest einen solchen Bombast und denkt dabei unwillkürlich an die Mausgeburt und den kreisenden Berg. Von verhimmelndem Enthusiasmus, tausendstimmigem Hochruf und jubelnder Begrüßungswuth wird Einem ganz offiziös warm um's Herz. Einerlei, eine hübsche Neuerung wäre da einzuführen. Und wenn ich zu sagen hätte und Minister des Innern wäre, so würde ich alle Tages- und Wochenblätter dahin amtlich verwarnen und väterlich ermahnen: daß jeder offizielle oder offiziöse Artikel mit einer Titelvignette versehen sein müsse, darstellend ein Knopfloch mit einem fliegenden Bändchen. Dann würde der Andrang nach oben gewiß noch stärker, der Jubel noch toller, die Schmarotzerei noch großartiger werden.

Frägt man mich nun, woran der Preßparasit zu erkennen

so muß ich vor Allem antworten: an seinem Gange. Der Preßparasit, der imperialistische wie der literarische, beide gewöhnlich Eins und Dasselbe, geht gerade auf's Ziel los, macht sich Etwas weiß, indem er sich einredet, für die Sache zu schwärmen und doch nur für's rothe Bändchen oder eine Sinekure schwärmt und schmarotzert so lange in Gottes Namen fort, bis er entweder seinen edlen Zweck erreicht oder Fiasko gemacht hat und die Wetterfahne nach einer anderen Richtung umspringt. Der Gang des Preßparasiten erinnert an den Gang des wüthenden Stiers, dem der Fechter den rothen Mantel vorhält, und der immer wieder von Neuem und vergebens den Angriff wiederholt, bis er entweder verblüfft sich abwendet oder stürzend nicht mehr kann. Merkwürdige Verwandtschaft! Das Rothe reizt Diesen wie Jenen zu blinder Wuth, denn eine Wuth ist die Schmarotzerei, und daß sie blind ist, das sieht man selbst als Germane mit unbewaffnetem Auge. Auch auf deutsches Element, Gott sei's geklagt, stoßen wir im Gros dieser imperialistischen Preßparasiten, und mehr als Ein Weltenstürmer von anno 48 schreibt Bonaparteselig in Blätter wie den „Constitutionnel", trägt das Schmarotzerzeichen hellroth über dem Herzen. Die Leute brüsten sich nicht minder, sehen mit Geringschätzung aus ihrer körperlichen Höhe auf das zerstückelte Deutschland herab, bemühen sich sogar, es öffentlich an den Pranger zu stellen, als ob die Zustände im Vaterlande als Entschuldigung für ihr charakterloses Gebahren gelten könnten, und „imperialistiren" getrost weiter. Und angesichts solcher Thatsachen soll man es den Franzosen verargen, daß sie hin und wieder in ihrem Urtheil nicht allzu glimpflich mit uns verfahren?! Da sehe man sich Nefftzer, den Oberredacteur des „Temps" an — von den Parasiten mag er mißachtet werden, weil er nicht zu ihrer Sippe gehört — der Biedermann achtet ihn und schätzt ihn hoch, denn er ist der Geburt nach ein Franzose und trotzdem, als Elsäßer, von Herzen ein Deutscher, und ein besserer Deutscher, als Alle die zusammen, welche da Jedermann kund und zu wissen thun, als ob das noch gar Niemand wüßte außer ihnen, daß Deutschland zu „kuriren ist aus vierunddreißig Punkten". F. C. Petersſen.

Polen.

Zwei Bilder aus der Gegenwart, von Boleslawita.

Der unermüdliche Verfasser des Dziecię starego miasta (das Kind der Altstadt), des Szpug (der Spion) und der Czerwona para (das rothe Paar)*), welcher uns in einer Reihe meist glücklicher Schilderungen die wichtigsten Phasen des jüngsten polnischen Aufstandes in novellistischer Form vorzuführen bestrebt ist, hat in seinen zwei letzten „Bildern" sich die Charakteristirung der nationalen Unterschiede zwischen den mit einander ringenden Nationen, der russischen und der polnischen, zur Aufgabe gemacht. So bedenklich ein solches Thema für den Historiker sein würde, so dankbar ist es für den Novellisten. Jener bedarf der Objektivität, des klarsten Ueberblickes über das Geschehene; die Zeit, die er beschreibt, muß vor ihm fertig und abgeschlossen da liegen; er selbst darf nicht Parteimann sein, der mitten in den Ereignissen steht; das Maß der Beurtheilung darf er nicht seinen Sympathien und Antipathien, sondern nur den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, den unverrückbaren Normen entlehnen, die nur ein tiefes Studium anderer Epochen, verglichen mit den Resultaten der modernen Wissenschaft zu gewähren vermag. Dem Novellisten dagegen ist es gestattet, in das Gegebene Selbstgeschaffenes hinein zu verweben, Dichtung und Wahrheit zu vermählen, den spröden Stoff künstlerisch zu formen; ihm allein ist es gestattet, zu gestalten, wo es des Historikers ernste Pflicht ist, zu beleuchten. Der Verfasser der zu besprechenden neuen Erzählungen „Wir und sie" und Moskal (der Moskowiter) versteht allerdings die Kunst, auf die es hier ankommt, in hohem Grade, indem er meist mit Sicherheit das Wesentliche trifft. — So schildert er denn in „Wir und sie" in den einzelnen Figuren die Hauptrichtungen der Zeit, innerhalb deren sich die Handlung bewegt. Allein wir können uns nicht verhehlen, daß der künstlerische Werth dieser „Bilder", wie sie der Verf. selbst nennt, unter der allzu realistischen Tendenz einigermaßen gelitten hat. Wenn wir die Personen darin reden hören, ist uns zu Muthe, als ob wir Dialoge läsen, bestehend aus einer Reihe mit einander polemisirender Leitartikel der verschiedenen Parteiorgane der unterirdischen Revolutions-Presse. Es ist, als ob die ganzen Personen erst zu dem Zwecke gemacht wären, um dieses und jenes zu sagen, und sie nehmen sich dabei aus wie in Puppenspielen die Figuren, denen große beschriebene Zettel aus dem Munde hängen. Außerdem haben die Gestalten etwas Karyatidenhaftes, sie beugen sich unwillig unter der Last der Handlung, die sie tragen sollen, anstatt von ihr getragen zu werden. Den Mittelpunkt der genannten Novelle bildet eine Art Boulevard-Magdalena, die ihren um den Preis der Tugend, der Familienbande und der Sitte erkauften Einfluß auf die großen und kleinen Bedränger ihres Vaterlandes zuletzt als ihr einzig zurückgebliebenes Scherflein den erzürnten Penaten hingiebt. Ihr gegenüber steht ein Mann, voller sittlicher Hoheit, voller Herz und Geist, der Sache des Vaterlandes mit Leib und Seele ergeben, der in ihr die bessere Hälfte ihres sittlichen Lebens zu retten versteht. Inzwischen bricht der bewaffnete Aufstand aus. Die Stimmung in den russischen Kreisen ist verschieden. Die Besseren fürchten den fruchtlosen Verzweiflungskampf, und bemitleiden ihre, dem Verderben entgegeneilenden Gegner; Andere wiederum, die emporgekommene Bureaukratie an der Spitze, wünschen nichts sehnlicher als die unfehlbare Vernichtung Polens, indem sie von derselben einen Rückschlag auf die ihnen verhaßte Geburts-Aristokratie erwarten. Auch im polnischen Lager sind die Meinungen getheilt. Die Jugend lechzt nach einem glorreichen Martyrium; die Veteranen der 30er Jahre, die die harte Schule der Prüfungen in den östlichen Eisgefilden Rußlands durchgemacht haben, warnen vor Uebereilung, tadeln den Mangel an politischer und sittlicher Reife und ermahnen zur Einkehr in sich selbst, bevor zu einem so wichtigen Ereigniß, von dem die Zukunft von Millionen abhänge, geschritten werde. Trotz alledem geht die unheilvolle Bewegung ihren Gang. Selbst ihre Gegner unter den Patrioten halten es für sittliche Pflicht, nicht müßig zuzusehen; das Fähnlein der „Weißen" und „Rothen" geht Hand in Hand.

Julius, der Geliebte der Maria, jene aus den glänzenden Boudoirs der Hauptstädte Europa's in die Dachstube ihres Elternhauses reuevoll zurückgekehrte Jugendsünderin, obwohl anfänglich dem „unnützen Blutvergießen" entgegen — steht, als die Stunde der That schlägt, auf seinem Posten. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ist die russisch-österreichische Gränze. Maria überrascht ihn daselbst in Männerverkleidung; die Freude des

*) Sämmtlich in Posen bei Zupanski erschienen.

Wiedersehens wird aber bald durch die unmittelbare Gefangennehmung von Julius gestört. Wie ein Blitz, steigt in ihm der Verdacht des Verrathes von Seiten Maria's auf. Ihre geheimnißvollen Beziehungen zu den russischen Großen, die immer noch nicht abgebrochen sind, bieten hierzu die Veranlassung. Auch in ihr steigt die Vermuthung auf, der Geliebte könne sie, bei der eigenthümlichen Aufeinanderfolge ihres Erscheinens und seiner Gefangennehmung, vielleicht einen Augenblick verkannt haben. Sie eilt nach Warschau, läßt da kein Mittel unversucht, den Freund zu befreien, der zu den „Gefährlichen" bereits gethan war. Vergebens reist sie auch nach Petersburg. Minister und Maitressen zucken die Achseln. Die Wuth der Nation gegen die „Revolutionäre", die von der russischen Presse als die ärgsten Scheusale geschildert werden, fordert Opfer ihrer Leidenschaft. Niemand wagt es, der Stimmung entgegenzutreten. Inzwischen ist Julius tief in das Innere Rußlands abgeführt, während Maria durch die Vermittelung eines ihrer ehemaligen Leibeigenen, der jetzt zu großem Vermögen gelangt ist, die Begnadigung von Julius erwirkt.

Nach langen Reisestrapazen erreicht sie den Transport politischer Gefangenen, bei dem der Geliebte sich befindet. Sie verlangt, gestützt auf ein kaiserliches Dekret, seine Befreiung, allein vergebens. Endlich bricht sie in dem zur Internirung von Julius bestimmten Städtchen zusammen, versöhnt mit Gott und ihrer Nation.

Reicher an poetischen Motiven und originellen Ideen ist das letzte Bild, der Moskowiter, dessen Held, der Sohn einer Polin und eines Russen, nach langjährigem Dienste als Offizier in der russischen Armee beim Anblick der Unterdrückungen, denen Polen ausgesetzt ist, zur Insurrektion übergeht. Es ist dies eine aus dem Leben gegriffene Gestalt, wie sie in Polen häufig vorkommt. Trefflich ist darin die Charakteristik der verschiedenen Richtungen in dem heutigen Zarenreiche. Der bornirte General mit seiner etwas zu bizarr gezeichneten Tochter, der in der polnischen Erhebung eine neue Quelle des Erwerbs und eine günstige Gelegenheit zu Avancement und entsprechender Gehaltserhöhung findet, der lebensmüde, frivole, aber dennoch edler Wallungen fähige Baron Kniphusen, dem die Politik ein müßiger Zeitvertreib ist, und der den Glauben an alle höheren Interessen eingebüßt hat; endlich der brutale ehemalige Waffengefährte Nektlin, in dem die gemeinste Vernichtungswuth und Bestialität ihr Urbild finden, dies Alles sind Figuren, wie sie die jüngste Vergangenheit in Polen zu Hunderten gezeigt hat. Daß die darin der polnischen Nationalität angehörigen Figuren mit besonderer Vorliebe gezeichnet sind, und daß die Lichtpartien hier um desto heller betont werden, je mehr sich die Tinten, mit denen die Russen gezeichnet werden, in unheimliches Dunkel oder zum mindesten in Schatten verlieren, dürfte sowohl bei den subjektiven Bedingungen des Verf., als auch bei dem unbestreitbaren Anspruch auf Idealisirung, welches das Unglück an die Poesie zu machen berechtigt ist, uns kaum als ein tadelnswerthes Vergehen erscheinen. Die Handlung selbst ist hier nicht von großer Mannigfaltigkeit. Der Held der Erzählung macht eins jener Schicksale durch, wie sie jedem, mit den jüngsten Ereignissen in Polen genauer Vertrauten zu Dutzenden bekannt sind: Geheimbündelei, Insurrektion, Kerker, Flucht und Emigration. Wie wir vernehmen, wird binnen Kurzem ein neues Werk desselben Verfassers auf den Büchermarkt kommen, das in derselben Weise wie die vorhergenannten die Stellung der Juden während des Aufstandes behandeln soll. J. G.

Kleine literarische Revue.

— **Die Contre-Revolution im Elsaß.***) Aus der Feder des unermüdlichen Urkundensammlers, des Buchdruckers und Buchhändlers Heitz in Straßburg, welchem wir die Publikation der Protokolle des Straßburger Jakobinerklubs verdanken (Nr. 9 des Magazins vom 25. Februar 1865) ist neuerdings eine sehr interessante Zusammenstellung hervorgegangen, nach Form und Inhalt ein genaues Seitenstück und zugleich eine Ergänzung zu „Les Sociétés politiques de Strasbourg." Herr Heitz giebt uns in seiner neuen Sammlung den Inbegriff aller Akten der Contre-Revolution, die von 1789 bis 1793 im Elsaß stattfand, und hauptsächlich vom Fürstbischof Kardinal Rohan (von den Jakobinern, wegen der Halsband-Geschichte, „Rohan-Collier" genannt), sowie von der den Eid auf die Civilkonstitution weigernden Priesterschaft geleitet wurde. Eine Unsumme von priesterlichen und adeligen Protesten, von Flugschriften aller Art, von Fasten-Mandaten, Petitionen, Libellen, Spottgedichten, von Kundgebungen des seine Wiederherstellung versuchenden ancien régime, von Aufrufen und Ansprachen der verschiedensten Autoritäten und Nichtautoritäten finden sich hier chronologisch aneinander gereiht. Wo es der Umfang irgend erlaubte, hat Herr Heitz den Wortlaut wiedergegeben, bei längeren oder unbedeutenderen Urkunden sich mit einem Resumé begnügt, welches indessen häufig auch zu einem wirklichen Auszuge erweitert ist und in jedem Falle uns eine scharfe Charakteristik des betreffenden Aktenstücks verschafft. Für den deutschen Leser gewährt das Buch noch ein eigenthümliches Interesse: Es ist die in Urkunden verkörperte Geschichte der Lostrennung des Elsasses vom deutschen Reiche. Denn erst die französische Revolution hat diese Lostrennung besiegelt. In dieser Beziehung verdienen die meiste Aufmerksamkeit die Erklärungen des Barons Flachslanden, des Fürstbischofs von Speier, des Domkapitels der Kathedrale zu Straßburg, des Kardinal-Fürstbischofs von Straßburg selbst, vor Allem aber die des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, der als Metropolitan der Straßburger wie der Speierschen Diöcese (welche beide sich in das Unter-Elsaß theilten, während das Ober-Elsaß in kirchlicher Hinsicht vom Fürstbischof von Basel abhing) unterm 12. Dezember 1790 seinem Suffragan Rohan den staatsrechtlichen Standpunkt berichtigte, indem er ihm zu bedenken gab, daß nicht die Willkür dieses oder jenes Straßburger Bischofs das Elsaß vom deutschen Reiche habe losreißen können, und daß die Verletzung des westfälischen Friedens durch die National-Versammlung das ganze Rechtsfundament aufhebe, qua dessen Frankreich das Elsaß besitze. Der Kur-Erzkanzler hatte buchstäblich wahr gesprochen. Die Nationalversammlung ist im Elsaß consequent in den Wegen Ludwigs XIV. gewandelt. Nur zwei Dinge waren dem deutschen Reichsritter entgangen: Erstlich, daß zu allen Zeiten eine ausreichende Zahl Bayonette für einen zuverlässigen und ausreichenden Rechtstitel gegolten hat, und an zweiter Stelle, daß man eine Usurpation, wenn sie sich nicht festsetzen soll, etwas früher anfechten muß, als nach anderthalb Jahrhunderten. Beati possidentes! Im Uebrigen war wohl Oesterreich am nächsten bei der Sache betheiligt. Es hätte die Einverleibung eines Landes, wo die Wiege seines Herrscher-

*) La Contre-Révolution en Alsace de 1789 à 1793. Pièces et documents relatifs à cette époque publiés par F. C. Heitz, correspondant du ministère de l'instruction publique pour les travaux historiques etc. Strasbourg, 1865, Fréd. Ch. Heitz. IV et 332 pag.

hauses gestanden, unzweifelhaft verhindern können, wenn es ernstlich gewollt hätte! Die Inkorporation von 1790 ist ein warnendes Beispiel. T. v. B.

— **Volksthümliches aus der Schweiz.***) In dem unten angezeigten Schriftchen bietet der Verfasser, ein Arzt zu Solothurn, eine werthvolle Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen, die ihm beim Stoffsammeln für ein in Aussicht gestelltes schweizerisches Idiotikon aufgestoßen sind. Die Heimat dieser Ueberlieferungen ist der schmale Strich Landes, der sich von der Stadt Solothurn aufwärts bis an die Kantonsgränze zieht, südlich von der Aare, nördlich von den Abhängen des Jura begränzt. Dieser kleine Bezirk, der eigentlich nur die drei Dörfer Grenchen, Bettlach und Selzach umfaßt, hat hier ein so reiches und interessantes Material geliefert, daß der bei der Redaktion des Buches mit thätig gewesene Rektor Schlatter zu Solothurn in seiner der Sammlung voraufgehenden Einleitung mit Recht den Wunsch aussprechen darf, es möchten ähnliche Sammlungen für kleine Gebiete veranstaltet werden. Man würde dann nicht nur viel neues Material zu Tage treten sehen, sondern auch über die Verbreitung dieser oder jener Ueberlieferung ungeahnte Aufschlüsse erhalten. Aus dem letzteren Grunde kann man es auch nur billigen, daß bereits in andern Sammlungen vorliegende Sprüche, Lieder, Gebräuche u. s. w. hier wiederum mitgetheilt werden. Zu dem kommt, daß die durchgängige Aufzeichnung im Dialekt für lexikalische und grammatikalische Untersuchungen Stoff gewährt, auch wenn derselbe Stoff schon anderwärts vorlag. Am reichsten an Originalien sind die Abschnitte: Sprichwort, Redensart, Bauernregel und Zauberspruch. Von Volksliedern sind nur drei mitgetheilt: das alte Grencherlied, von dem schon Herder unter der Ueberschrift: „Dusle und Babele“ ein Bruchstück in seinen „Stimmen der Völker“ mittheilte, und zwei Spottlieder auf verunglückte Saujagden. Den beiden letzteren sind auch die Melodien beigegeben. Besonderen Werth erhalten alle drei Lieder durch die Mittheilungen über ihre Entstehung, und deshalb ist auch die vollständige Mittheilung des Grencherliedes dankenswerth, obgleich, wie der Verfasser selbst zugiebt, gerade in dieses viel Nichtvolksthümliches eingeschmuggelt worden ist. Durch die Erklärung seltener Wörter ist auch für diejenigen Sorge getragen, die nicht als Forscher, sondern als Liebhaber volksthümlicher Ueberlieferungen das Buch zur Hand nehmen. A. R—r.

— **C. Hermann, die ästhetischen Prinzipien des Versmaßes.****) Der geachtete Professor an der Universität Leipzig giebt im vorliegenden Werkchen allerdings wenig Neues, aber der symmetrische, wissenschaftliche Ausbau der Gesetze des Vers- und Strophenbaues ist immerhin verdienstlich genug. Hermann ist ein absoluter Bewunderer der Versmaße des Alterthums und begrüßt es freudig, daß die Neuzeit in ihrem Versmaße sich wiederum in einem gewissen Sinne den Gesetzen des antiken Metrums nähere. Es ist dies eine weitverbreitete philologische Ansicht. Wir vermögen indeß, was die rhythmische Beweglichkeit der deutschen Sprache betrifft, diese „Freude“ nicht zu theilen. Für uns sind beispielsweise die antiken Metra in ihrer Uebertragung auf die deutsche Sprache schlechterdings antiquirt — indeß hierüber sind die Akten vielleicht noch nicht spruchreif, wenigstens tönt das: „hie Reim!“ — „hie Quantität!“ noch immer laut genug aus den verschiedenen Heerlagern. Die vorliegende Schrift, in ihrer streng wissenschaftlichen und logischen Geschlossenheit, gäbe in der That vielen unserer hypernaiven „Natur“-Dichter genügende Gelegenheit, sich hinlänglich davon zu überzeugen, daß die „Gesetze und bedingenden Prinzipien der Verskunst überall nur der Natur und der inneren Vernunft der Sache selbst“ ihre Entstehung verdanken, nicht aber jenen lächerlichen Zufälligkeiten, aus denen sie dieselben nur zu oft gedankenlos herleiten. A. Lsn.

*) Der Großätti aus dem Leberberg. Sammlung von Volks- und Kinderliedern, Spottreimen, Sprichwörtern, Wetter- und Gesundheitsregeln u. s. w., gesammelt von J. Schild. Biel, Steinheil, 1864.

**) Dresden, R. Kuntze, 1865.

Literarischer Sprechsaal.

Am 29. Oktober d. J. feiert Adolf Diesterweg, der Altmeister der deutschen Pädagogik, sein 75stes Geburtsfest; wie wir vernehmen, werden dem greisen Schulmanne bei dieser freudigen Gelegenheit noch in ausgedehnterem Maaße als sonst Beweise warmer Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu Theil werden. Ein Blatt, welches die Verdienste der Schule um das Leben zu würdigen weiß, darf wohl um so berechtigter an die des Gefeierten erinnern, als es den Interessen desselben niemals fern gestanden hat. Ausbreitung wahrhafter Aufklärung, Erziehung des Menschen durch Erweckung seines geistigen Wachsthums, sind Zwecke, die jedes deutsche Organ, das Beruf in sich fühlt, in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen muß, und, wenn es sie auch nicht immer derart zu fördern vermag, so doch indirekt in seiner Weise verwirklichen hilft. Diesterweg hat ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld hinter sich, er hat eine Methode geschaffen, die ihn sicher überleben wird; seine Leistungen gehören in die Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes. Das ist schon Ruhm genug. In unsern Augen ist sein höchstes Verdienst, daß er die freie Selbstthätigkeit, den Kern der Denkfreiheit, zur Geltung gebracht. Ob er in einzelnen Punkten geirrt, ob namentlich das Lernenlassen an sich schon Erziehen ist, dies mögen kompetentere Richter entscheiden. Wir ehren an Diesterweg den rüstigen Kämpen des modernen Fortschritts, der unbekümmert um Rechts und Links im Bewußtsein der Zeitaufgaben die gerade Straße der Menschenbildung gewandelt ist. Möge er noch viele und glückliche Tage erleben!

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich die vom regierenden Kaiser in's Leben gerufene, politische Selbstverwaltung des russischen Volkes gestaltet. Russische Blätter berichten über die Eröffnung einer Provinzial-Versammlung im Gouvernement Tschernigov. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der Präsident derselben, der Adels-Marschall Gorlenko, folgendermaßen: „Die allerhöchste Verordnung über die Provinzial-Institutionen ruft alle Stände zur unmittelbaren Theilnahme durch ihre Vertreter an der Verwaltung der wirthschaftlichen Angelegenheiten

in den Gouvernements und in den Kreisen. Die Bevölkerung des platten Landes, die Städtebewohner, die Gutsbesitzer — Alle ohne Unterschied haben an den Wahlen zu dieser Versammlung Theil genommen. In der Versammlung kann keinerlei Spaltung sein; die Ansichten und Verfügungen der Provinzial-Versammlungen sind der Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse der ganzen Bevölkerung. Wir haben volle Freiheit, für unser eigenes Wohl zu sorgen, unser wirthschaftliches Leben zu regeln, die Besteuerungsfragen zu erwägen und den Bedürfnissen unsrer Provinz zu genügen. Für unsre wirthschaftliche Thätigkeit, sowohl auf dem Gebiete der Landwirthschaft als dem der Industrie, bedürfen wir der Kapitalien. Der Privatcredit, der gegenwärtig ungeheure Zinsen fordert, reicht nicht aus. Wir sind allerdings reich; wir besitzen Grundstücke, Häuser, Fabriken, welche zusammen einen Werth von 13 Millionen darstellen, aber wir haben oft nicht so viel baares Geld um den Arbeitern ihren Lohn oder andere laufende Rechnungen zu bezahlen. Dies zwingt uns zu wohlfeilem Verkaufe unsrer Erzeugnisse und so haben wir bisweilen bei unsern Unternehmungen, statt des Gewinnes, Verlust. Diesem Uebelstande abzuhelfen giebt es nur Ein Mittel: die Gründung einer Hypothekenbank..... Unsere dünn gesäete Bevölkerung bedarf des ärztlichen Beistandes. Den häufig grassirenden epidemischen Krankheiten muß begegnet werden. Bisher waren wir stumme Zeugen des Elendes, wenn die Kinder ganzer Dörfer insgesammt wegstarben oder wenn Schwerkranke ohne Hülfe blieben; jetzt legt uns das Gesetz die Sorge für die Gesundheitspolizei auf..... Unsre Steuerkraft muß zunehmen... Es ist dem Kaufmann leicht, Steuern zu zahlen, wenn sein Handel einträglich ist; wenn der Landmann Steuern zahlen soll, so muß sein Grundstück eine Rente abwerfen. Gegenwärtig sind die Verhältnisse selten so günstig....." So berührt denn die Rede noch weiter die Fragen der Besteuerung der Branntweinbrenner, der Errichtung von Volksschulen, der Communicationsmittel u. s. f.

Ein Petersburger Correspondent der „Baltischen Monatsschrift" *) bemerkt bei dieser Gelegenheit:

„Durch die Bauern-Emancipation und die Provinzial-Institutionen ist dafür gesorgt, daß die Monopole mehr und mehr schwinden und daß durch die freie Concurrenz und durch die Gewöhnung an Selbstthätigkeit und Selbstverwaltung die Kräfte Aller zunehmen. War früher die Bevölkerung in Herren und Knechte, in Consumenten und Producenten, in zwei feindliche Heerlager getheilt, so müssen gegenwärtig Alle Arbeiter sein. In der Gouvernements-Zeitung von Poltawa bespricht ein dortiger Edelmann, Herr **Potemkin**, die Thätigkeit der Provinzialversammlung und bemerkt hierbei, das Gesetz vom 19. Februar 1861 habe die Gutsherren nicht von ihren ehemaligen Leibeigenen getrennt, sondern beide einander genähert, und was das Verhältniß der Bauern zu den Landtagen betreffe, so sei ihnen die ganze Einrichtung vielleicht weniger neu als dem Adel. Die Bauern hätten die ganze Zeit bereits ähnliche Institutionen gehabt und bewiesen, daß sie sich selbst zu verwalten verständen. Manche Gemeindeverwaltungen hätten Banken mit bedeutendem Betriebskapital, Krankenhäuser, Schulen, Anstalten gegenseitiger Versicherung u. s. f. gegründet; allgemeine Wahlen, auf gemeinschaftliche Kosten unternommene Bauten, Armenpflege ohne Einmischung der Regierung — alles dieses sei den Bauern bereits durchaus geläufig. Die geistige Entwickelung der Bauern in einigen Kreisen sei so gut gediehen, meint Herr Potemkin, daß sie der Aufgabe, auf Provinzial-Landtagen zu wirken, durchaus gewachsen seien. In jedem Falle dürfe man bei den Vertretern des Bauern eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse ihrer Gegend voraussetzen, und dieses sei bei solchen Versammlungen die erste und wichtigste Forderung."

*) Band XII, Heft 2. Aug. 1865. Riga, Kymmel.

Die Photo-Lithographie, welcher die Liebhaber seltener, alter Werke schon so manche Rarität und Curiosität, für die sonst Hunderte von Thalern vergebens geboten wurden, zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise verdanken, hat jetzt auch ein sehr gelungenes Facsimile der ältesten niedersächsischen Ausgabe des Volksbuches **Tyll Eulenspiegel** hergestellt.*) Es ist bekannt, daß die beiden ältesten Ausgaben des „Ulenspiegel" zu den größten Seltenheiten der deutschen Volksbücher-Literatur gehören. Während von der ältesten zu Straßburg 1519 gedruckten Ausgabe des hochdeutschen Textes nur ein einziges Exemplar bekannt ist, nach welchem J. M. Lappenberg seine Ausgabe (Leipzig 1854) veranstaltet hat, kennt man von der undatirten Ausgabe in niedersächsischer Mundart **kein** completes Exemplar, sondern nur zwei Fragmente, die sich jedoch gegenseitig so glücklich ergänzen, daß sich aus ihnen das durchaus vollständige Werk ergiebt. Das eine dieser Bruchstücke besitzt die k. k. Hofbibliothek in Wien, das andere die k. Bibliothek in Berlin. Die Vorstände beider Anstalten vereinigten sich daher, ihre Exemplare auf dem Wege der Photo-Lithographie gegenseitig zu vervollständigen und die Herstellung einer kleinen Anzahl completer Exemplare für den Buchhandel zu gestatten. Auf diese Weise entstand das vorliegende Facsimile.

Die Frage, welche der beiden Ausgaben die älteste sei, bleibt auch nach Lappenberg's eingehenden Untersuchungen unentschieden. Für die schon vor ihm ziemlich allgemein als richtig erkannte Annahme jedoch, daß das Werk ursprünglich in niedersächsischer Sprache abgefaßt sei, entscheidet sich auch Lappenberg. Da nun ein anderer als der Kruffter'sche Druck in niedersächsischer Mundart nicht existirt, da ferner die älteste hochdeutsche Ausgabe von 1519 einen von Thomas Murner umgearbeiteten Text giebt, so scheint der Schluß gerechtfertigt, daß jene niedersächsische Ausgabe dem ältesten Texte der Legende näher steht, als irgend eine andere. Servais Kruffter (Servatius Cruftanus) druckte in den Jahren 1518 und 1519 in Basel und von da ab bis 1531 in Köln. — Die Holzschnitte, mit welchen der Kruffter'sche Druck geschmückt ist, gehören verschiedenen Schulen an. Lappenberg macht auf eine Figur aufmerksam, die sich bereits in einem, von Joh. Grüninger im Jahre 1503 gedruckten, Terentius vorfindet.

Photo-Lithographie und Druck des Facsimile sind aus der Anstalt der Gebr. Burchard in Berlin hervorgegangen.

*) Tyel Ulenspiegel in niedersächsischer Mundart, nach dem ältesten Druck des Servais Kruffter. Photo-lithographisch nachgebildet. Berlin, A. Asher & Co. 104 S. Preis 6 Thlr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 4. November 1865. [№ 45.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Schulze-Delitzsch, Lassalle und der Bischof von Mainz. 617.
Dänemark. Dänemarks Hilfsquellen und die deutschen Herzogthümer. 620.
Frankreich. Die Gold- und Silberströmungen. II. 623.
England. Lord Clarendon's Urtheil über das jetzige Oberhaus. 625.
Nord-Amerika. Zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Das erste amerikanische Buch über den Gegenstand. 626.
Arabien. Neue Abhandlungen der Lauteren Brüder. 628.
Kleine literarische Revue. G. v. Spiegel über Fürsten-Erziehung. 628. — Friedr. von Weech über die Minister-Konferenzen von Karlsbad und Wien. 629. — Der Cogitant. 629. — Blanchard's französische Conversations-Grammatik. 629. — Karl Meinhold's Gedichte. 630.
Literarischer Sprechsaal. Gesundheit und Sterblichkeit in der Armee. 630. — Die Riga'sche Zeitung und die Moskowiter. 630.

Literarische Anzeigen.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vergleichende Tabellen
über die
Literatur- und Staatengeschichte
der wichtigsten
Kulturvölker der neueren Welt
von
Prof. Dr. **Carl Schmidt.**
Preis 4 Thlr. (712)

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Molière's Lustspiele
übersetzt
von
Wolf Grafen Baudissin.
Erster Band,
enthaltend: Die Schule der Ehemänner. — Die Schule der Frauen. — Der Misanthrop. — Tartuffe. — Die gelehrten Frauen. —
8. Preis: 1⅓ Thlr. (713)

In unserm Verlag erschien so eben:

Hermann, Conr. (Dr. ph. u. Prof. a. d. Universität Leipzig). **Die ästhetischen Prinzipien des Versmaasses in Zusammenhang mit den allgemeinen Prinzipien der Kunst und des Schönen.** Brosch. 20 Ngr.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte. Brosch. 20 Ngr. — **Die Theorie des Denkvermögens.** Brosch. 15 Ngr. — **Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie.** Brosch. 10 Ngr. (714)

Dresden, im October 1865.

Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DANTE ALIGHIERI'S GÖTTLICHE COMÖDIE.
METRISCH ÜBERTRAGEN
UND MIT KRITISCHEN UND HISTORISCHEN ERLÄUTERUNGEN VERSEHEN
VON
PHILALETHES.
ERSTER THEIL. DIE HÖLLE.
NEUE, DURCHGESEHENE UND BERICHTIGTE AUSGABE.
NEBST EINEM PORTRAIT DANTE'S, EINER KARTE UND ZWEI GRUNDRISSEN DER HÖLLE.
gr. Lexicon-Octav. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band erscheint im November d. J., der dritte Band (Schluss) Anfangs nächsten Jahres. (715)

Leipzig, am 6. October 1865. **B. G. Teubner.**

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der Monatsschrift

„Ergänzungsblätter“

erschien soeben die **November-Nummer (5)** — Subscriptions-Preis 6 Sgr. — folgenden Inhalts:

Philosophie: August Comte's „positive“ Philosophie, von Dr. Dühring.
Geschichte: Der nordamerikanische Bürgerkrieg.
Biographie: General Bartholomäus Mitre. — Admiral Fitzroy. — Bernhard Elis Malmström. — Jacques Offenbach. — William Edmonstoune Aytoun.
Literatur: Buckle, Geschichte der Civilisation in England, von Dr. Dühring.
Kunst: Ueber Monumentalmalerei, von Dr. Max Schasler.
Geographie: Preussen. — Baden. — Amsterdam. — Steinkohlen in Schweden. — Der Kopais-See. — Kafiristan. — Australien. — Polyandrie.
Physik: Weisses Licht. — Thermo-Elektricität. — Magnesiumlicht.
Meteorologie: Meteorologische telegraphische Depeschen. — Neuere Hülfsmittel der Meteorologie, von Prof. Dr. Dellmann. — Das Klima von Korfu.
Chemie: Eisen. — Eisen im Blut. — Rubidium und Vanadin. — Fluorsilicium. — Chinin. — Wein. — Kopaivabalsam. — Morindon.
Astronomie: Kleine Planeten. — Kometen. — Rotation des Jupiter. — Veränderliche Sterne. — Die Sonne, von Dr. Engelmann.
Zoologie: Die Darwin'sche Theorie, von Dr. G. Jäger. — Absprünge.
Physiologie und Medicin: Der Sphygmograph von Rumann. — Stottern. — Wassermatratze von Demarquai. — Skorpionengift. — Anwendung comprimirter Luft zu Heilzwecken, von Dr. Oskar Schüppel. — Erde-Essen.
Botanik: Schimmel und Hefe am menschlichen Körper, von Prof. Dr. Hallier. — Pandanus furcadus *Roxb.*
Mineralogie: Die Soolen von Sulza. — Gold auf Borneo. — Minette. — Steinkohlenflötze. — Basalt. — Topas. — Schwefel.
Volkswirthschaft und Statistik: Kapital und Arbeit, von Dr. Dühring. — Die neue Grundrentenlehre, von Dr. Karl Adler. — Handelsverkehr Mecklenburgs. — Bremen. — Handelsflotte der Weser. — Wolle. — Konsum in England. — Schulbildung in Italien. — Sandwichsinseln.
Landwirthschaft: Weizen. — Solanin. — Milch. — Insektenschäden. — Waschen der Schafe. — Viehstand in Preussen. — Bromus Schraderi. — Harnstoff. — Schilf.
Technologie: Heizungs- und Ventilations-Vorrichtung. — Gusseiserne Zimmeröfen. — Backöfen. — Erdgewinnungsmaschinen. — Pflanzenbutter und Pflanzentalg. — Fett. — Knochenfett. — Vanillesurrogate. — Spiritushandel. — Leuchtöl. — Gypsguss. — Bleiröhren. — Bremergrün. — Gerberei.

Abbildungen: Essens Steinkohlenbackofen. — Vicars Brodfabrik. — Rollands Backofen. — Der Sphygmograph von Rumann und damit gezeichnete Pulskurven.

Diese **Monatschrift** erscheint seit Juli in **Heften**, jedes von 64 Octav-Seiten, zum **Subscriptionspreis von 6 Sgr.** Sorgfältig ausgeführte **Abbildungen** illustriren namentlich naturhistorische und technologische Artikel. — 12 Hefte bilden einen Band oder Jahrgang, der mit einem alphabetischen Sach-Register versehen, zu einem vollständigen **„encyklopädischen Jahrbuch der Gegenwart“** wird.

Von der neuen

Shakespeare-Uebersetzung
(aus der „Bibliothek ausländischer Klassiker“)

sind bis jetzt

Erschienen:
Macbeth, von W. Jordan. (5 Sgr.)
Romeo und Julie, von W. Jordan. (6 Sgr.)
König Lear, von W. Jordan. (8 Sgr.)
Hamlet, von L. Seeger. (9 Sgr.)
Wintermärchen, von K. Simrock. (6 Sgr.)

Unter der Presse:
Timon von Athen, von L. Seeger.
König Johann, von L. Seeger.
Cymbeline, von W. Jordan.
Sturm, von Fr. Dingelstedt.
Viel Lärmen um Nichts, von K. Simrock.

Subscription in allen Buchhandlungen. (716)

In allen Buchhandlungen ist nun vollständig zu haben:

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, mit ihren Biographieen, Portraits und Facsimile's

von **Heinrich Kurz.**

Vierte Auflage.

In 48 Lieferungen à 7½ Ngr. Vollständig in 3 Bänden 12 Thlr.

Dieses vorzügliche Buch ersetzt dem Besitzer eine ganze Bibliothek. Es enthält nicht blos die Geschichte unserer Literatur und eine kritische Würdigung ihrer hervorragenden Erzeugnisse, sondern umfaßt zugleich eine reichhaltige Sammlung ausgewählter Stücke aus den Werken der Schriftsteller mit ihren Biographieen, Portraits und Facsimile's, wie sie bis jetzt noch nicht existirte.

Eine Fortsetzung, den Zeitraum von 1830 bis auf die Gegenwart umfassend, erscheint 1866. (717)

Leipzig, Juli 1865. Die Verlagshandlung **B. G. Teubner.**

In unserem Verlage ist erschienen:

Die schwedische Staats-Verfassung

in ihrer geschichtlichen Entwickelung

dargestellt von

F. O. Freiherrn von Nordenflycht.

25 Bogen gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Beim jetzigen Zusammentritt des schwedischen Reichstags, welcher über die grosse Verfassungs-Veränderung berathen und beschliessen wird, dürfte obiges von der Presse so günstig aufgenommene, gründlich eingehende Werk sich Jedem empfehlen, der sich mit der grossen Staatsfrage in Skandinavien näher bekannt machen will und ihm Aufmerksamkeit zuwenden.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (718)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Voltaire und die Markgräfin von Baireuth,

von **Georg Horn.**

8. geheftet. Preis 1 Thlr.

Unter den Papieren der Familie von Miedel in Bayreuth befand sich ein altes Heft, auf dessen erstem, von Alter fast gebräuntem Blatte, in großen Schriftzügen die Worte standen: Lettres de Voltaire. Der Herausgeber, ein geborner Bayreuther, entdeckte diese Briefe und gewann nach einer Vergleichung mit dem auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Exemplare der Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrich's des Großen, die Gewißheit, daß die Aufschrift von der Hand der Markgräfin herrührte. Das Heft enthält fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe Voltaire's an die Fürstin und einen an den Marquis von Adhemar, sämmtlich von Voltaire's eigener Hand, von 1742 bis 1758 geschrieben. Die korrespondirenden, schon früher gedruckten Briefe der Markgräfin sind zum besseren Verständniß eingefügt. Das Buch wird einen nicht unwichtigen Quellenbeitrag zu der Geschichte des deutschen Hoflebens aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bilden und namentlich den preußischen Lesern willkommen sein.

Berlin, 20. Oktober 1865.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (719)

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.**

Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane 24. u. 25. Band:

Verloren und gefunden.

Ein Roman.

Zweite Auflage. 2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr.

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** 3 Bände. 2. Auflage. 1½ Thlr.
4ter bis 8ter Band: **Toussaint.** 5 Bände. 2. Auflage. 8. 2⅚ Thlr.
9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** 4 Bände. 2. Auflage. 8. 2 Thlr.
13ter bis 15ter Band: **Afraja.** 3 Bände. 2. Auflage. 8. 1½ Thlr.
16ter bis 18ter Band: **Tänzerin und Gräfin.** 3 Bände. 2. Auflage. 8. 1½ Thlr.
19ter und 20ster Band: **Die Vendéerin.** 2 Bände. 2. Auflage. 8. 1 Thlr.
21ster Band: **Weihnachtsabend.** 2. Auflage. 8. ½ Thlr.
22ster und 23ster Band: **Arvor Spang.** 2 Bände. 2. Auflage. 8. 1 Thlr.

Der anerkannte Werth der **Mügge**'schen Werke, ihr sittlicher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet **zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken.** Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern. (720)

In unserm Verlage sind soeben erschienen:

Frau Evchen.

Eine sehr alltägliche Historie.

Von **Werner Maria.**

Miniatur-Ausg. Mit bunter Einfassung, Initialen u. Umschlag. geh. Preis 10 Sgr.

Eine sehr sinnige kleine Erzählung, die sich im Feuilleton des „Berliner Fremdenblatts" des Beifalls erfreute, dürfte in dieser zierlichen Gestalt als Gelegenheits-Geschenk recht warm empfohlen werden. (721)

Im Süden.

Reiseskizzen von **Graf Baštians.**

8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese flüchtigen Skizzen einer zweimaligen Reise in Spanien, eigentlich nur für ein Tagebuch bestimmt, sind der Inbegriff selbst empfundener Eindrücke. Dem Leser erschließt sich in den Salonbildern der Residenz ein Sittenleben, welches im Auslande nur wenig gekannt ist und deshalb namentlich einen besonderen Reiz besitzt, weil sich in demselben Charakterstudien über vornehme Frauen verfinden. Nächst dieser Beschreibung wird das Volksleben durch Anführung kleiner Scenen aus dem Straßenleben kleiner Städte treu wiedergegeben. — Ueber das Weitere machen wir auf das reichhaltige Inhaltsverzeichniß aufmerksam.

Berlin, den 17. Oktober 1865.

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 44. Im Pfarrdorf. — Die neuere englische Jägerei. — Goethe und Reichardt. — Literatur. — Correspondenz-Nachrichten: Berlin. Aus dem Achenthal. (722)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (723)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 44. Aus Lumley's Theater-Erinnerungen. — Der neue Band von Guizot's Memoiren. II. — Nach dem Abgeordnetentag. — Correspondenz aus Schleswig-Holstein.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (724)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 43. Geographie der Weinsorten. — Leben der Europäer in Peschawer. — Von Banias über den Hermon nach Damaskus. — Klimatologische Bilder aus Indien und Hochasien. — Das Matterhorn. — Sitten und Rechtsansichten der Maori. — Pfahlbauten der Urbewohner Neu-Vorpommerns. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss bedeutend im Preise ermässigter **werthvoller Werke** aus dem Verlage der **C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.** (725)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Schulze-Delitzsch, Lassalle und der Bischof von Mainz.

Vor Kurzem hatten wir über Laurent's „Études sur les associations coopératives" zu berichten. Wir freuen uns, die Leser des Magazins jetzt mit einem zweiten französischen Werke bekannt machen zu können, das aus dem Studium des deutschen Genossenschaftswesens entsprungen ist.*) Der Verfasser desselben, Herr Seinguerlet, unterscheidet sich von Herrn Laurent vor allem darin, daß er sich unbedingt auf den Standpunkt stellt, welchen Schulze-Delitzsch in der sozialen Frage einnimmt.

Deutsche Zeitungsleser kennen Herrn Seinguerlet bereits als den Heidelberger Korrespondenten des „Temps." Man muß anerkennen, daß seine Berichte, wenn sie auch nicht immer unseren Neigungen schmeicheln, doch offenbar aus einer vorurtheilsfreien und scharfen Beobachtung der deutschen Verhältnisse hervorgehen. Hätte Frankreichs Presse nur ein Dutzend solcher Korrespondenten wie Seinguerlet, wir würden unseren Nachbarn über dem Rheine bald in besserer Perspektive erscheinen! Die unbefangene Würdigung unserer Verhältnisse ist indeß nur eine einzelne Seite von Seinguerlet's Charakter. Volles Licht über ihn gewährt uns die seltene Thatsache, daß der freisinnige, wahrheitsliebende Mann in einer Welt zu athmen verschmäht, welche dem 2. Dezember 1851 ihr Dasein verdankt. Herr Seinguerlet lebt in freiwilligem Exile zu Heidelberg und lohnt die Gastfreundschaft, deren er sich in der heiteren Neckarstadt erfreut, in edelster Weise dadurch, daß er dort, auf der Gränzmark zwischen zwei großen Völkern, Frankreich und Deutschland in möglichst innige geistige Verbindung zu bringen sich bemüht. — Weit entfernt von denjenigen seiner Landsleute, welche nach dem Vorgange von Frau von Staël in Deutschland nur finden, was sie darin suchen, hat er redlich gesucht, was in Deutschland des Guten zu finden ist — und er ist offenbar sehr befriedigt, hier den Schlüssel zur Lösung der sozialen Frage gefunden zu haben.

Die deutsche Nation ist so wenig gewöhnt, ihr praktisches Streben im Auslande anerkannt zu sehen, daß es verführerisch ist, ihr mitzutheilen, wie ein französischer Patriot darüber zu seinen Landsleuten spricht. Wir ziehen es vor, diesem Verlangen zu widerstehen, und das Gefühl des Stolzes, das wir beim Lesen dieses Urtheils empfanden, in das Gefühl der Dankbarkeit dem Richter gegenüber zu verwandeln.

Herr Seinguerlet beabsichtigt, mit seiner Schrift dahin zu wirken, daß die Vortheile, welche das Schulze'sche System des Volkskredits in Deutschland bereits zu Tage gefördert hat, auch unseren Freunden jenseits des Rheins zu Theil werden. Er kommentirt daher in der empfehlendsten Weise das Wesen der deutschen Vorschußbanken nach allen Seiten hin, giebt den Franzosen das Normalstatut der Vorschußvereine, besondere Reglements zu den Statuten hervorragender Banken, statistische Zusammenstellungen, Formular-Schemata zum Schreibwerke u. s. w. und erörtert die verschiedenen Systeme, welche in der sozialen Bewegung der letzten siebzehn Jahre bei uns aufgetaucht sind, in einer Weise, daß dieses und jenes System den Franzosen zum abschreckenden Beispiele werden, und nur ein einziges System ihnen nachahmungswerth erscheinen muß.

Wir wüßten dem Anwalte der deutschen Genossenschaften keinen besseren Dolmetscher nach Frankreich hin zu wünschen, als wir ihn hier finden. Das kleine Werk des Herrn Seinguerlet ist, wenn wir nicht sehr irren, vollkommen geeignet, in Frankreich populär zu werden und dadurch seinen Zweck zu erreichen. Es ist so faßlich und klar geschrieben, das System der Selbsthilfe mit seinen moralischen Wohlthaten und materiellen Vortheilen so sicher und überzeugend, so handgreiflich dargestellt, die Widersacher desselben sind so muthig, bündig und kurz zurückgewiesen, daß hier die Aufgabe eines Volksbuchs im besten Sinne erfüllt ist. Das Buch soll, wie ausdrücklich hervorgehoben ist, keineswegs eine Darlegung von Doktrinen für Fachmänner, sondern ein Ruf an das Publikum Frankreichs sein, welchem Rufe „der berühmte Verbreiter der Genossenschafts-Idee in Deutschland seine Genehmigung nicht hat versagen wollen."

Der Verfasser nennt seine Arbeit bescheidenerweise eine Studie; sie geht aber weit darüber hinaus. Das Wesen der deutschen Volksbanken ist bei Herrn Seinguerlet in Fleisch und Blut übergegangen. Da ist kein Zweifel mehr an dem Systeme, keine Ungewißheit über die Anwendbarkeit desselben; überall dringt die Ueberzeugung hindurch, daß Frankreich etwas Praktisches, Segensreiches, Nothwendiges aus Deutschland importirt, und der sichere Glaube, daß Frankreich für seine soziale Lage nichts Besseres thun kann, als mit unbedingtem Vertrauen das Werk des „deutschen Tribunen" in sich aufzunehmen. Das Buch gleicht, um ein Bild zu brauchen, das weniger überschwänglich ist als es aussieht, dem Diamanten, der das aufgesaugte Licht zu geeigneter Zeit wieder ausstrahlt.

Der Inhalt des eigentlichen Buches über die deutschen Volksbanken enthält für uns nichts, was als neu besonders zu bezeichnen wäre: Schulze's Schriften haben als Führer gedient und seine Ideen sind mit selbstbewußter Treue wiedergegeben. In zweifelhaften Fragen hält der Verfasser mit seiner eigenen Ansicht nicht zurück. Indeß hat dies Alles nur Interesse für die französischen Unternehmer von Volksbanken. Dagegen halten wir die Einleitung einerseits für wichtig als einen Beweis, wie klar Herr Seinguerlet die deutschen Verhältnisse durchblickt, andererseits für interessant als ein Bild, das in großen Zügen die Bestrebungen zeichnet, in Deutschland die soziale Frage zu lösen. Die Einleitung ist uns um so willkommener, als sie uns der Nothwendigkeit überhebt, eine auffällige kirchlich-soziale Schrift besonders zu besprechen, deren Erwähnung wir den Lesern des „Magazin" noch schuldig zu sein glauben.

Nach jener Anerkennung deutschen Strebens, von welcher oben die Rede war, des deutschen Strebens nach „Einheit in der Freiheit," bespricht der Verfasser die sozialen Reformversuche Deutschlands etwa in folgender Weise:

Von allen Stürmen, welche Europa seit 80 Jahren erlebte, hat keiner das deutsche Volk stärker bewegt, als die Revolution von 1848; dieses Jahr ist eins der wichtigsten, wenn nicht der ruhmvollsten seiner Geschichte. Deutschland ist seitdem aus einem Idealisten ein Positivist geworden, aus der Studirstube auf den öffentlichen Platz hinausgetreten, von seinen poetischen Höhen herabgestiegen, um sich zu den Comitien im Schatten des schwarzroth-goldenen Banners zu begeben. Hier erhält den ersten Rang die Frage, wie das Schicksal der arbeitenden Klassen zu verbessern sei. Die ersten Versuche zur Lösung dieser Frage mißlangen. Erst Herrn Schulze-Delitzsch gebührt das Verdienst, die Sache wieder ernsthaft angefaßt zu haben. Bevor wir, spricht dieser, uns an die soziale Frage selbst wagen, laßt uns den Volkskredit aufrichten, das heißt mit dem Anfange beginnen, was schwieriger ist, als man gewöhnlich glaubt.

*) Les Banques du Peuple en Allemagne, par Eugène Seinguerlet. Paris, Librairie internationale, 1865.

Hier folgt ein Abriß von Schulze's öffentlichem Leben, damit das französische Volk mit dem Charakter dieses „vollendeten politischen Mannes“ und seinem Wirken vertraut werde.

Schulze ist als Politiker Kantianer, als Sozial-Oekonomist Anhänger der Manchester-Schule. Er verlangt, daß die Gesellschaft jedem Mitgliede die weitmöglichste Entwickelung der individuellen Freiheit sichere, daß der Staat nur ein politisches Institut sei, berufen, jedem Bürger die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums zu garantiren. Nichts mehr, nichts weniger. Das ist das Ziel der deutschen Bourgeoisie, welche sich in Schulze personificirt. Auf dieser politischen Grundlage steht auch Schulze's soziale Schöpfung. Sein System der Selbsthilfe beansprucht vom Staate nichts als die Duldung seiner Existenz, nichts, als daß die Regierung ihm aus der Sonne trete. Es will den sozialen Neubau von unten auf ausführen, mit dem Volkskredit beginnen und mit der gemeinschaftlichen Produktion aufhören. Der Anfang besteht demnach in der Theilnahme an den Volksbanken.

Man darf diesem Institute nicht gegen den Willen seines Schöpfers die Tugenden eines Universalmittels zuschreiben und glauben, daß es bestimmt sei, alle Uebel der armen Menschheit zu heilen. Das hieße in alte Irrthümer zurückfallen. Die Volksbanken sind vornehmlich für den kleinen Bürgerstand, nicht in gleichem Maße für die eigentliche Arbeiterklasse. Um die letztere ihrem Elende zu entreißen, bedarf es der Produktions-Genossenschaft. Auch diese Stufe der Cooperation ist unter Schulze's Beihülfe in Deutschland bereits erklommen worden, doch ist es das Verdienst des intelligenten Konservativen Huber, die Aufmerksamkeit der Deutschen zuerst auf die Vortheile gelenkt zu haben, welche in England mit der genossenschaftlichen Fabrikthätigkeit erreicht worden sind.

Inzwischen erscheint plötzlich ein dritter Reformator, Ferdinand Lassalle. Mit ihm entbrennt alsbald der Krieg. — Die Ziele und Agitationen dieses bedenklichen Volksfreundes sind in Deutschland zu bekannt, als daß wir hier seiner mehr gedenken sollten, als es der Gegensatz zum System der Selbsthilfe bedingt. Dieses verlangt Nichts, Lassalle Alles vom Staate. Die Selbsthilfe setzt die allmähliche moralische Hebung der betheiligten Klassen voraus, Lassalle aber behauptet, daß seine Arbeiter schon jetzt reif seien, um in großen Werkstätten eine Staats-Subvention von 250 Millionen Thaler verwenden zu können. Die Selbsthilfe-Genossenschaften wollen ebensowenig auf den Staat einwirken, als sie wünschen, daß der Staat auf sie einwirke. Nach Lassalle aber sollte der Arbeiterstand mittelst des allgemeinen Stimmrechts zur Herrschaft gelangen, der Staat zu einem Commanditair der Arbeiterklasse herabgedrückt werden. Die Selbsthilfe beginnt beim Anfange, Lassalle dagegen beim Ende, bei den vorausgesetzten gemeinsamen Werkstätten. Die Selbsthilfe ist friedlich, die Folge von Lassalle's Wirken würde schließlich der Krieg Aller gegen Alle gewesen sein. Kriegerisch ist denn auch das persönliche Auftreten des Agitators: „Die Brutalität der Diskussion, hatte er einst zu Seinguerlet gesagt, ist meine vorzüglichste Kraft; indem mich die liberale Presse ohne die geringste Zurückhaltung angreift, erlaubt sie auch mir den Kampf mit einer Waffe, welche ich sonst aus Anstand hätte vernachlässigen müssen!“

Unser Autor nimmt sich die Mühe, die Theorie Lassalle's ad absurdum zu führen. In seiner Unparteilichkeit aber ertheilt er dem kühnen Demagogen eine Anerkennung; er hebt seine Wissenschaftlichkeit, den Ernst seiner Studien, die Festigkeit seines Willens hervor. Mit Lassalle, so schließt er, verschwand von der politischen Bühne ein Mann, welcher bestimmt war, in bewegterer Zeit durch die Kraft seines Talentes, die Tiefe und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Sicherheit seines Trittes, sein revolutionäres Temperament einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu üben, den Stürmen zu trotzen, nicht aber sein Leben in der Studirstube zu verbrauchen.

Noch vor seinem Tode erhielt Lassalle eine merkwürdige Genugthuung. Inmitten des Injurien-Konzerts, das um ihn her ertönte, erhob sich plötzlich eine mächtige geehrte Stimme zu seinen Gunsten; sie kam vom Bischofsstuhle zu Mainz.

Wir lassen jetzt unserem Autor allein das Wort:

„Nichts beweist besser den Fortschritt der sozialen Ideen jenseits des Rheins, als das Erscheinen eines Bischofs in der Arena der Parteien. Herr von Ketteler, Bischof von Mainz, hat neulich*) unter dem Titel: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum“ ein Werk veröffentlicht, das man das soziale Manifest der katholischen Partei in Deutschland nennen kann.

Nie hat die Kirche den Ideen des Jahrhunderts eine eklatantere Huldigung dargebracht. Da sie dieselben nicht mehr durch Interdikte und Exkommunikationen beseitigen kann, will sie sich ihrer ad majorem Dei gloriam bedienen. Bis jetzt hat sie sich begnügt, die Erblosen hier unten mit Aussichten auf Belohnung jenseits des Grabes zu entschädigen; heute geht sie darauf aus, als eine gute Mutter ihren Kindern auch die Güter dieser Erde zu Theil werden zu lassen.

Sicherlich gehört bei einem Bischof eine gewisse Kühnheit dazu, sich auf jene Frage zu werfen. Aber von allen Eigenschaften des Herrn von Ketteler ist die Kühnheit nicht die schwächste. Er ist eines der Häupter der *streitenden* Kirche. Im Mittelalter hätte er den Cuiraß umgeschnallt, das Kreuz genommen und gegen die Ungläubigen gefochten; heute nimmt er die Feder, die er sehr gut führt, wirft sich auf den Liberalismus und läuft Sturm auf die Bourgeoisie. Andere Zeiten, andere Kämpfe! — In seiner Jugend war er Kavallerie-Offizier. Von diesem Metier hängt ihm noch jetzt ein Rest an. Er verwaltet seine Diöcese nicht wie ein guter Schafhirt, sondern wie ein Oberst sein Regiment kommandirt. Sein Stil ist fest, präzis und durchaus laienhaft. Die Lorbeeren von Fenelon und Massillon störten seinen Schlaf nicht. Gewiß nicht der heilige Geist, sondern der Geist von Kant und Göthe ist über diesen Mann gekommen. Wäre er nicht Bischof geworden, würde er Journalist sein.

Herr von Ketteler ist ein wohlunterrichteter, aufgeklärter Mann; er folgt mit lebhafter Aufmerksamkeit den Bewegungen des Zeitgeistes. Das Schicksal der Kirche muß ihn sehr beschäftigen, nach aller Mühe zu urtheilen, die er sich giebt, um es zu beschwören. Vor einiger Zeit veröffentlichte er ein Buch: „Freiheit, Autorität und Kirche,“ in welchem er sehr gewandt nachweist, daß die wahre Freiheit nichts anderes als der Gehorsam gegenüber der Kirche, d. h. die Herrschaft der Priester sei. Von der politischen Frage hat er sich hierauf zur sozialen Frage emporgeschwungen. Ein schweres Unternehmen! Es ist leichter, den Sündern, urbi et orbi, zu vergeben, als eine Lohnerhöhung von 25 Centimen zu erzielen. Der Verfasser glaubt, die Lösung der sozialen Frage in dem Prinzipe der Barmherzigkeit entdeckt zu haben. Aber das Almosen, das in unserer Gesellschaft bei arbeitsunfähigen Individuen unerläßlich ist, würde das Uebel nur vermehren, wenn es sich auf Menschen erstreckte, welche Alles erzeugen sollen, was wir bedürfen. Je leichter das Almosen, desto stärker die Bettelei.

*) Mainz, F. Kirchheim, 1864.

Bevor Herr von Ketteler das Mittel untersucht, beschäftigt er sich mit der Ursache des sozialen Ungemachs. Er entdeckt sie in dem Einflusse, welchen der Liberalismus auf die moderne Gesellschaft ausübt. In der Wirthschaft seines Systems spielt der Geist des Jahrhunderts die Rolle des bösen Geistes in der Kirche, und Schulze-Delitzsch ist die Inkarnation des Teufels im Kreise der sozialen Ideen.

„Das Volk, sagt der Verf., ist das Spielzeug der Parteien, besonders der herrschenden Partei, des Liberalismus." Meinerseits halte ich das Volk für aufgeklärt genug, um sich nicht darüber zu täuschen; es weiß, daß ihm sein politisches Heil weder von Indulgenzen, noch von Wundern, noch von der Reliquien-Anbetung kommt, sondern von der richtigen Anwendung der Prinzipien, welche durch die französische Revolution proklamirt worden sind.

„Die soziale Frage, sagt er weiter, ist eine Frage der Alimentation." Nein, mein Herr, sie ist eine Frage der Erziehung und der Bildung. Der Arbeiter bedarf Ihrer guten Dienste nicht, um zu leben: er ernährt sich selbst und Sie dazu.

Auf Grund seiner Voraussetzungen entwirft der Autor ein düsteres Bild von dem Schicksale der Arbeiter im irdischen Jammerthale. Kein Zweifel, die Erfindung der Maschinen, die Entwickelung der Produktion haben eine Art Krisis in das industrielle Leben gebracht. Wir befinden uns in einer Uebergangs-Epoche; aber das Mittel, um recht rasch aus ihr herauszukommen, liegt weder in den Kapitalien des Staats, welche Lassalle so freigebig den Arbeitern offerirte, noch in den Schätzen der Kirche, mit denen Herr von Ketteler an den Ohren derselben herumklingelt; es liegt in dem Arbeiter selbst, in der Kraft seiner Arme, in der Richtigkeit seines Urtheils, in der Thatkraft seines Willens.

F. Lassalle hat das Prinzip aufgestellt: der Lohn ist proportional den unerläßlichen Bedürfnissen des Lebens. Der Bischof von Mainz hat nicht Lob genug für die Tiefe dieses Satzes; er fällt in Begeisterung nieder vor diesem sozialistischen Orakel und erklärt sich in diesem Punkte für einen Schüler des neuen Reformators. Ich meinerseits theile keineswegs diesen Enthusiasmus, weil ich weiß, wohin das führt; ich glaube, es existirt eine vollkommene Methode, den Arbeiter von dem Joche des Lohnes zu befreien: die Genossenschaft, die Selbsthilfe.

Nachdem der Kämpe des Katholicismus auf diese Weise die Liberalen bekämpft hat, wendet er sich gegen die Radikalen. Was man auch sagen mag, die Extreme berühren sich nur zufällig. Erst stellt sich der Bischof, als ob er Lassalle von hinten die Hand reichte, dann macht er gegen ihn Front. „Die Theorie von Lassalle hat das Verdienst, die Prämissen in einer klaren, ehrlichen, logischen Form aufgestellt zu haben; aber sie ist falsch in ihren Schlüssen. Sie steht im Widerspruch mit der Ordnung Gottes und gelangt zu entsetzlichen Revolutionen, welche doch fruchtlos bleiben würden. Da das Heil weder aus der individuellen Initiative nach Schulze, noch aus der Intervention des Staats nach Lassalle entspringt, so kann nach dem Bischof von Mainz die Rolle des Befreiers von dem sozialen Uebel nur der Kirche gebühren. Sie allein besitzt das Geheimniß, den Krankheiten der Gesellschaft ein Ziel zu setzen.

Von dem kritischen Theile des Buches gehen wir zu dem praktischen über. Das erste Mittel des Bischofs von Mainz ist kein anderes als die Einrichtung von Zufluchtsstätten für invalide Arbeiter. Dieses Mittel ist weder neu, noch durchgreifend, es ist nur ein Ausweg. Wenn die Hilfsquellen der öffentlichen Wohlthätigkeit ausreichten, wäre die Frage längst entschieden. — Das zweite Mittel ist die christliche Familie auf Grund der Ehe nach kanonischem Rechte. Aber der Verfasser hätte zunächst beweisen sollen, daß das Elend in den Ländern mit der Civilehe tiefer ist, als in anderen. Dieser Beweis würde ihm schwer geworden sein. Daraus, daß eine Frau vor dem Maire getraut ist, folgt noch nicht, daß sie eine schlechte Haushälterin und eine lüderliche Person sein muß. — Das dritte Mittel besteht darin, daß man sich die Lehren der Kirche recht einprägt, welche nach dem Bischofe die wahre, die einzige intellektuelle Kultur des Arbeiters sind. Aber seit Jahrhunderten haben eifrige Lehrer und beredte Prediger sich bemüht, dem Geiste der Jugend die Doktrinen der Kirche einzuimpfen und sie in demjenigen des Alters lebendig zu erhalten, ohne daß dadurch die Geburt und das Wachsthum der sozialen Frage verhindert worden wäre. Ein hungriger Magen, mein Herr, ist taub selbst gegen die schönsten Predigten. — Das vierte Mittel ist der richtige Gebrauch der sozialen Kräfte, über welche die Arbeiterklasse verfügen kann. Ja, die Arbeiter haben allerdings noch lange nicht alle ihre Kräfte entwickelt; sie haben aus der Genossenschaft noch nicht die Vortheile gezogen, die sie zu erhoffen berechtigt sind. Das ist eine unbestreitbare Wahrheit, aber der Bischof von Mainz wird auf die Vaterschaft derselben keinen Anspruch machen dürfen; viele Andere haben sie vor ihm proklamirt, z. B. Herr Schulze-Delitzsch, durch dessen Impuls in Deutschland 1500 Genossenschaften entstanden sind. Deutschland ist das Vaterland der Genossenschaften. Kein Land der Welt besitzt deren so viele und mannigfaltige. Auch die Kirche hat dies erkannt und in den „Gesellenvereinen" den Arbeiterklassen ihre Adepten einzureihen gewußt. Es ist also natürlich, daß Herr von Ketteler diese bereits formirten Gruppen als Ausgangspunkte für wichtigere Genossenschaften empfiehlt, etwa wie in Frankreich die Gesellschaften zu gegenseitiger Hilfe als Basis für die Organisation des Volkskredits dienen könnten. — Endlich das fünfte und letzte Mittel des Bischofs: es sind die Produktiv-Genossenschaften, es ist die Einrichtung von gemeinschaftlichen Werkstätten und Fabriken mit Hilfe von kirchlichen Kapitalien. Produktiv-Genossenschaften! Wo denken Sie hin, mein Herr! Ist das nicht derselbe Weg, welchen der Liberalismus und jener große Patriot eröffnet hat, den Sie bekämpfen und dessen Nachahmer Sie dennoch, wie es scheint, zu werden wünschen?

„Jetzt ist der Arbeiter, sagen Sie, in den Händen gewissenloser Menschen, in den Händen von reichen Fabrikanten, welche für ein miserables Lohn ihm Seele und Glauben rauben, ihm alles religiöse Gefühl aus dem Herzen reißen, deren Maschinen nur Schulen sind, wo das arme christliche Volk und vorzugsweise die Jugend lernt Böses zu thun, die Religion lächerlich zu machen und sich den schlimmsten Leidenschaften zu überlassen. Doch werden sich fromme Seelen zusammenfinden, um den Arbeiter diesen Händen zu entziehen, ihn aus solchen gefährlichen Fesseln zu befreien: das Christenthum, welches die Welt aus der alten Sklaverei erlöst hat, ist auch berufen, sie in unseren Tagen aus der industriellen Sklaverei zu befreien. Die Kapitalien werden nicht fehlen. Können wir daran zweifeln, wenn wir die Dome, die Klöster, die Hospitäler, die Wohlthätigkeits-Anstalten, alle diese Monumente betrachten, welche der Glaube und die Liebe unserer Väter zur Milderung des physischen und geistigen Elends in der Menschheit errichtet hat? Hat nicht die katholische Welt in den letzten fünf Jahren beinahe fünfzig Millionen Francs für den heiligen Vater gesammelt?"

Dieses Geständniß ist kostbar — notiren wir es beiläufig.

Aber es scheint mir, daß der Bischof von Mainz weiser gehandelt haben würde, wenn er die Erinnerung an den Peterspfennig nicht aufgefrischt hätte. Es ist dies ein Argument, welches sich leicht gegen ihn kehren könnte. Warum wandte man nicht einige dieser Millionen dazu an, um das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, anstatt mit ihnen jene Banden zu organisiren, welche man in die neapolitanischen Staaten warf und die nichts weniger als produktiv waren? — —

Das ist das System der klerikalen Partei jenseits des Rheins, um die friedliche Lösung der sozialen Frage zu erleichtern! . . . Ohne im Mindesten die ungeheuren Mittel der Kirche zu bestreiten, erlaube ich mir doch, daran zu zweifeln, daß sie dieselben jemals zu Gunsten des Werkes verwenden wird, das der Bischof von Mainz ihr vorschlägt.

Wie dem aber auch sei, man kann den Autor nur beglückwünschen, sein Buch geschrieben zu haben. Die Vorurtheile, welche es diktirten, ehren diesen Kirchenfürsten. Er hat sich vorgenommen, die katholischen Doktrinen mit den Prinzipien der Volkswirthschaft, die Theologie mit den materiellen Interessen zu versöhnen. Er hat sich kühn in die Spekulationen einer Wissenschaft hineingeworfen, welche die Kirche bis jetzt verachtet oder sich selbst überlassen hatte. Nach ernstem Studium dieser Seite menschlicher Verhältnisse hat er sich bestrebt, den Völkern darzuthun, daß die katholische Religion allen modernen Bedürfnissen entspricht und den Bedingungen einer vervollkommneten Civilisation nicht feindlich ist. Sein Buch wird die Ideen sozialer Reformen in Kreise streuen, zu denen sie bis jetzt nicht hatten dringen können.

Aus dieser Darlegung der cooperativen Bewegung jenseits des Rheins wird man ersehen, daß dort alle Parteien zu dem Bewußtsein gekommen sind, wie die Verbesserung des Schicksals der Arbeiterklassen eine der wichtigsten Pflichten unserer Zeit geworden ist. Welch ein ungeheurer Schritt vorwärts ist schon allein die Thatsache, daß die Arbeiterfrage in allen politischen Programmen erscheint! Schulze-Delitzsch, Lassalle und der Bischof von Mainz — Alle proklamiren die Nothwendigkeit einer Reform, und das Beste ist, daß Alle, der Liberale, der Radikale und der Klerikale bei einem und demselben Mittel zusammentreffen: bei der Produktions-Genossenschaft. Die Herstellung gemeinsamer Werkstätten und Fabriken ist das Ziel aller drei Reformatoren; nur in dem Wege, um dieses Ziel zu erreichen, unterscheiden sie sich: der erste empfiehlt die individuelle Initiative, der zweite die des Staates, der dritte die der Kirche.

Das Prinzip von Schulze-Delitzsch scheint mir das allein richtige. Während Lassalle's und von Ketteler's System den Arbeiterstand unter die Vormundschaft eines Präfekten oder Bischofs bringen würde, drängt das Schulze'sche System denselben auf die Bahn der Freiheit und des politischen Fortschritts. Ein Mann, der nur auf sich selbst zählt, wird weiten Raum verlangen, um seine Kräfte frei entwickeln zu können; er wird eine unabhängige Presse, das Vereins- und Genossenschafts-Recht, kurz alle Bedingungen der Freiheit als ebensoviele Lebensbedürfnisse beanspruchen. Was folgt daraus? Daß der Arbeiter, wenn er der Schöpfer seiner eigenen Freiheit wird, mit demselben Wurfe auch Vermittler der allgemeinen Befreiung werden muß."

Wir sind Herrn Seinguerlet dankbar für diese Würdigung einer deutschen Idee. Möge ihm dasselbe Gefühl auch von Frankreich aus entgegengetragen werden!

Dänemark.

Dänemarks Hilfsquellen und die deutschen Herzogthümer.

Die gegenwärtige Lage der schleswig-holsteinischen Frage ist, wie man allgemein urtheilt, keine endgiltige, da sie wenig oder fast gar nicht der beinahe zum Grundsatz gewordenen Untheilbarkeit der Herzogthümer Rechnung trägt. Es ist daher nöthig, einerseits unser Augenmerk fortwährend auf das feindliche Dänemark, seine Hilfsquellen in Ackerbau und Handel, seine Kriegsflotte und den Charakter seiner Bevölkerung zu richten, und andererseits darf es nicht gleichgiltig bleiben, was das Ausland, namentlich England und Frankreich, über diese Fragen denken. Beiden Beziehungen nach, darf das eben erschienene Buch von Eugen Tisserand: Études économiques sur le Danemark, le Slesvig et Holstein (Paris, 1865, Masson), obgleich es vorzugsweise die landwirthschaftlichen Zustände dieser Länder zum Gegenstande hat, nicht unbesprochen bleiben. Tisserand, als chef du département agricole au ministère de la maison de l'Empereur, ist jedenfalls mit der Stimmung des französischen Kabinets vertraut. Die Studien sind nämlich der erste Theil eines Berichtes an den Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, Hrn. Béhic, hervorgegangen aus den Betrachtungen, die Tisserand während seines einjährigen Aufenthalts in Dänemark als Berichterstatter der französischen Regierung auf der Ausstellung zu Odense gesammelt hat, und wurden auf Veranlassung des Ministeriums, was zu ihrer Beurtheilung nicht ohne Interesse ist, veröffentlicht. „Dies Buch ist das Resultat zahlreicher Beobachtungen und Untersuchungen," sagt der Verfasser, „die während der Mission gemacht wurden und welche neue Forschungen vervollständigen."

Da die politischen Ereignisse nichts an den Thatsachen und Zahlen geändert und nur Territorialverbindungen geändert haben, so haben die Angaben, die sich im ersten Kapitel über Dänemark und die Herzogthümer finden und aus dänischen Quellen gesammelt wurden, großes Interesse. Die Herzogthümer betrachtet der Verf. als noch zu Dänemark gehörig, wie wir des Verständnisses halber bemerken müssen. Wir geben daher das erste Kapitel, mit Anschluß allgemeiner Thatsachen aus den übrigen, im Auszug wieder.

Vor dem letzten Kriege hatte Dänemark 2,605,034 Einwohner auf etwas mehr als 1000 □Meilen (56,843 Kilomètre carré), also 1/10 der Oberfläche Frankreichs und 1/15 seiner Bevölkerung; auf die Inseln und Jütland kommen davon 1,600,000 Einwohner mit 659¾ □Meilen (37,491,41 Kilomètre carré), auf Holstein (1864,5 do.) 553,210, auf Schleswig 405,369, während 1860 die Einwohnerzahl in Holstein 544,419 und in Schleswig 409,907 betrug. Die Herzogthümer umfassen gegenwärtig ein Areal von 360 □Meilen. Dänemark ist also relativ zweimal mehr bevölkert als Rußland und dreimal mehr wie Schweden und Norwegen, welche am tiefsten in der Bevölkerungszahl stehen.

Im Jahre 1860 wohnten in der ehemaligen Monarchie 2,051,540 Einwohner auf dem Lande und 553,484 in den Städten, davon kommen gegenwärtig 70,006 Städter auf Schleswig und 119,732 auf Holstein. In Dänemark kamen also 1860 auf 1 Städter 3,5 Landbewohner, gegenwärtig in Schleswig 4,8, in Holstein 3,7.

„Dänemark scheint von der Natur bestimmt zu sein, eine große Rolle zu spielen; durch seine insulare Stellung, seine Lage an der Verbindungsstelle zweier Weltmeere eignet es sich

ganz vorzüglich zum Seehandel." Während die Bodenbevölkerung 50 pCt. ausmacht, zählen Seeleute und Fischer 30 pCt.

„Der Däne besitzt bis zu einem gewissen Grade den Handels- und Unternehmungsgeist des Briten; er fühlt sich mehr zu den praktischen, als zu den spekulativen Ideen seiner Nachbarn jenseits der Elbe hingezogen; er ist praktischer als der Deutsche, aber weniger Kaufmann als der Engländer. Für den Fortschritt empfänglich, scheut er nicht zurück vor dem anhaltenden Experimentiren mit dem Neuen.

„Dänemark besitzt weder Metalle noch Kohlenbergwerke: daher ist die Bevölkerung den Leiden entgangen, welche gewöhnlich die Entwickelung der Industrie begleiten. Elend und Armuth existiren nicht, Bettler sind hier unbekannt. Für den Gesunden giebt es Arbeit auf dem Lande und in den Städten. Hilflose Greise, Kinder der Armen und kranke Arbeiter werden auf Kommunalkosten aus Versicherungskassen versorgt, zu welchen der Arbeiter, wie der Grundbesitzer, je nach seinen Mitteln beisteuert. Armenhäuser und Hospitäler finden sich überall und so eingerichtet, daß der Aufenthalt darin bequem und die Versorgten ihre Lage vergessen. In den kleinen Städten giebt es Garküchen, wo der Arbeiter zu mäßigen Preisen eine gute Nahrung erhält; man findet durch Badeanstalten für die Gesundheit Sorge getragen und dergl. Mitleidige Herren sorgen für ihre durch Arbeit erschöpften Diener so lange, bis sie in Ruhe sterben. Wie anders ist es bei den Industrie treibenden Völkern, wo periodischer Müßiggang und der Mangel an genügenden Versorgungsanstalten so viele Arbeiter in Elend und in Verworfenheit, die Folge des Elends, stürzen.

„An Jütlands Küsten und auf den Inseln erfreuen sich die Bauern eines Wohlstandes, den man sich kaum vorstellen kann; sie leben in Luxus und genießen eines Glücks, das man vergeblich in den häuslichen Einrichtungen der französischen Bevölkerung suchen würde."

Es geht dies auch aus dem Verbrauch des dänischen Volkes (Schleswig-Holstein immer inbegriffen) an Viktualien hervor. Die Brotkonsumtion ist so groß, wie in Frankreich und England. Dänemark und Mecklenburg verzehren am meisten Fleisch; die Fleischkonsumtion steigt zu 55,28 Pfd. auf den Kopf im Jahr, während sie in Frankreich nur 17,3 Pfd., in Großbritannien und Irland beinahe so wie dort, 55,08 beträgt. In gleichem Maaße verzehrt Dänemark Butter, Käse, Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren viel mehr wie Frankreich.

Die dänische Handelsflotte ist in letzter Zeit bedeutend gewachsen und beträgt gegenwärtig 5653 Schiffe mit 318,047 Tonnen Last; die holsteinische Marine umfaßt 1413 Fahrzeuge. Die Regierung erkannte die Wichtigkeit einer guten Kriegsflotte und wandte ihr alle mögliche Sorgfalt zu. Sie besteht aus:

19 Segelschiffen mit 404 Kanonen,
50 Kanonenbooten mit 100 Geschützen,
28 Dampfern mit 540 Kanonen,
29 Transportschiffen und
1 Monitor, der zu Glasgow erbaut wurde und im Juli 1864 vor Kopenhagen erschien.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Dänemark haben sich in den letzten Jahrzehnden gelockert; Letzteres sucht sich vom hanseatischen Handel loszulösen und sich mit Schweden und Norwegen zu vereinigen. Seit 1849 namentlich strebten die dänischen Rheder und Kaufleute dahin, das Hamburger Monopol zu brechen, an das sie eine Reihe von Jahren gebunden waren. Sie knüpften Handelsbeziehungen mit dem großen Mittelpunkt der Industrie, mit England an. Man ersieht dies aus folgenden Thatsachen:

Im Jahre 1847 betrug die Ein- und Ausfuhr der dänischen Monarchie 53 Millionen Thaler und etwa ⅔ des Handels ging über Hamburg; 1864 erreichte dieselbe die Höhe von 77½ Millionen, d. h. über 24 Millionen mehr, aber Hamburg hatte weniger Geschäfte mit Dänemark als 1847. Hält man Ein- und Ausfuhr auseinander, so gestalten sich die Verhältnisse folgendermaßen: Erstere betrug 1847 36¾ Millionen Thaler, 1860 47½ Millionen; letztere 1847 16¾ Millionen und 1860 30 Millionen. Die Ausfuhr ist also in diesem Zeitraume auf 77 pCt. gestiegen, während die Einfuhr sich nur um ein Drittel vermehrte.

Was Dänemark (incl. Schleswig-Holstein) durch seinen Export anderen Ländern liefert, ist sehr bedeutend. Es ernährt dieses kleine Land einen großen Theil Englands. Vor 10 Jahren exportirte es dahin 6,967,886 Scheffel Getraide, während das umfangreiche russische Reich nur 4,854,500 ausführte. Seitdem ist die Ausfuhrzahl der dänischen Monarchie um 2 Millionen Scheffel gestiegen, und zwar 1860 auf 8,969,006 Scheffel Mehl und Getraide. Außerdem werden aus der dänischen Monarchie noch 364,000 Scheffel Raps ausgeführt. An Vieh gehen 65,972 Stück Rinder und Kälber (25 bis 30,000 für die Herzogthümer), 67,899 Schweine (1840 nur 17,400), 43,174 Hammel und 15,000 Pferde, deren Zahl zu Kriegszeiten bedeutend steigt (z. B. ging der Pferde-Export 1853 über das Doppelte, 30,415 Stück). Die Ausfuhr an Butter beträgt 19,053,568 Pfd., wovon auf Holstein ungefähr die Hälfte kommt, an Käse 10 bis 12,000 Ctr. und an gepökeltem, geräuchertem und gehauenem Fleisch 100 bis 120,000 Ctr.

Die Engländer, welche sich nichts Einträgliches entgehen lassen, erkannten bald, welche Vortheile sie aus diesem Lande ziehen könnten, und errichteten überall an der Nordsee Stationen für Dampfschiffe. Von Husum und Tönningen in Schleswig, von Hjerting und dem Aggerkanal in Jütland gehen regelmäßig große Dampfschiffe ab, die beinahe nur mit Getraide, Mehl und Schlachtvieh für den englischen Markt beladen sind.

Wie der Handel, so hat auch der Ackerbau einen großen Aufschwung genommen.

Der Boden ist meistens von guter Beschaffenheit; namentlich sind die Inseln, besonders Seeland, Fünen und Laland sehr fruchtbar und ebenso die Küsten der jütländischen Halbinsel an der Nord- und Ostsee. Das gelinde Klima begünstigt ungemein die Pflanzenkultur, die Winterkälte tödtet das Ungeziefer und übermäßige Hitze wird durch das nahe Meer gemildert, daher ist Mißwachs durch Dürre nicht zu fürchten. Im Sommer giebt es fast gar keine Nacht, ebenso wie in Norwegen, wodurch die Entwickelung der Pflanzen und der Gang der Aerndte sehr schnell fortschreitet. Daher sind die Aerndten reichlich und regelmäßig.

Die Körner-Produktion ist ungemein gestiegen; sie hat sich verdreifacht seit dem Anfange dieses Jahrhunderts und ist noch lange nicht an die Gränze gekommen, die sie mit Leichtigkeit erreichen kann. 1860 schätzte man sie (incl. der Herzogthümer) auf 53 bis 55 Millionen Scheffel Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, das macht 22 bis 25½ Scheffel auf den Einwohner. Vor 18 bis 20 Jahren producirte die Monarchie 3,367,000 Scheffel Weizen, 1859 überschritt die Produktion 5½ Millionen Scheffel, während die Roggen-Aernte sich nicht änderte.

Man sucht den Boden durch Drainage, Mergeln und Kultur zu verbessern, wendet jedoch wenig künstlichen Dünger und

Guano an. Knochenmehl und Rapskuchen werden nach England ausgeführt; die landwirthschaftlichen Maschinen sind meistens durch bessere ersetzt worden.

Es liegen noch große Strecken Landes unbebaut. Fast gar nicht kultivirt wird namentlich das Haideland, welches in der Mitte der jütländischen Halbinsel von der Elbe bis zum Lymfjord als Fortsetzung der Lüneburger Haide sich erstreckt. Die Waldungen, die früher die Haidestrecken bestanden, wurden ausgerodet, in Folge dessen die Küstenstriche Jütlands versanden. In Schleswig betrugen die Haidestriche 515,814 Morgen, in Holstein etwas weniger, 257,908 Morgen. Das Verhältniß des Kulturlandes zum unbebauten ist: in Jütland 1 : 5,50, in Seeland 1 : 2,82, in Möen 1 : 2,67, in Bornholm 1 : 3,54, in Fünen 1 : 2,70, in Langeland 1 : 2,52, in Falster 1 : 2,54,; im Mittel 1 : 4,15.

In den westlichen Gegenden Jütlands, den Haidesteppen, steigt das Verhältniß auf 1 : 11,65. „Hier hat also die Agrikultur noch eine weite Laufbahn vor sich und große Aussichten Land zu erobern."

Die Zahl der Großgrundeigenthümer ist 1889, und zwar giebt es 13 Grundbesitzer, welche über 52,000 Morgen,
34 „ „ „ 28,000—52,000,
170 „ „ „ 4000—28,000,
750 „ „ „ 1400—4000 M. besitzen.

Der Baron Adler von Adlersberg besitzt z. B. 2 adlige Güter, eines von 1000, das andere von 3000 Morgen, 150 Pachtgüter zu 80 bis 400 und 295 Häuser für Arbeiter zu 4 bis 8 Morgen Acker.

An Steuern sind zu entrichten: 1) die Grundsteuer, die für guten Boden 11 Sgr. 3¾ Pf. auf den Morgen beträgt, nach dem Budget (1.900,533 Thlr.) macht sie im Mittel 6 Sgr 4 Pf. aus; 2) die Kommunalsteuer für Schule, Kirche, Verwaltung ist verschieden nach der Oertlichkeit, im Allgemeinen ein wenig höher als die Grundsteuer.

Wie die Körner-Produktion, so ist auch die Viehzucht von Bedeutung. Während in den Herzogthümern die Mastung der Rinder und die Milchwirthschaft die Pferdezucht überwiegt, wird hier namentlich auf den Inseln die Pferdezucht stark betrieben. Bekannt sind die Friedrichsburger Schimmel, die Wasserdänen, die kleinen Pferde von Fehmarn u. s. w. Man züchtet jedes Jahr 24—25,000 Fohlen. Im Jahre 1852 wurden 16,188 Pferde in Dänemark gekauft und nach Frankreich geführt, im Mittel zu 166⅔ Thlr.; 1853 erhob sich die Zahl auf 30,415 im mittleren Preis von 213¾ Thlr. und selbst 240 Thlr. Man rechnet, daß das Land zur Zeit, ohne dem Ackerbau Abbruch zu thun, in einem Monat 50,000 Pferde liefern könnte.

Der Bestand an Thieren war 1860:

	Rinder,	Pferde (1845),	Schafe,	Schweine,
Dänemark	1,000,000	500,000	1,200,000	322,000.
Schleswig-Holstein .	700,000	126,000	323,000	

„Es bleibt für dieses Land noch ein weiter Weg übrig; die Landwirthschaft hat Kombinationen in's Werk zu setzen, um die Gränze des Möglichen zu erreichen; sie kann beträchtlich ihre animalischen und vegetabilischen Produkte vermehren.

„An Holzungen mangelt es in Dänemark, Torfstiche liefern für den häuslichen Gebrauch das nöthige Brennmaterial, zu Ziegeleien desgleichen. In den Haidegegenden könnten leicht Waldungen angelegt werden.

„In der Anlage von Wegen, worin in neuester Zeit Frankreich so energisch vorwärts gegangen ist, steht Dänemark noch weit zurück. Der Transport zu Schiffe macht einen vervollkommneten Straßenbau an vielen Stellen entbehrlich. An den Küsten vermitteln gute Chausseen den Verkehr. Zwei Haupt-Eisenbahnen sind angelegt. Die eine verbindet Hamburg mit allen Städten der Ostsee, sendet Zweigbahnen nach den Städten der Nordsee und endet im Norden Jütlands; die andere geht quer durch Seeland von Korsöer bis Kopenhagen (und eben ist eine mitten durch Fühnen von Nyeborg bis Middelfart eröffnet).

„Dänemark besitzt, wie schon erwähnt, keine kostbaren Metalle oder werthvolle Mineralien. In Bornholm findet sich zwar Steinkohle, aber sehr schlechter Qualität, so daß sie nicht besser ist, wie guter Torf. Während gute Kohle von Newcastle 62 Wärme-Einheiten liefert, giebt die von Bornholm nur 29—32, d. h. die Heizkraft gut bereiteten Torfes. Indeß sind die Steinkohlen in Kopenhagen nicht theurer wie in London; die Frachtkosten sind sehr gering, so daß dieser Artikel eine große Wichtigkeit für die dänische Industrie und Marine besitzt.

„So findet denn die Industrie in den Erzeugnissen des Ackerbaues ihre Grundlage. Die Fabrikation landwirthschaftlicher Maschinen verbraucht allein jährlich 24 bis 28,000 Ctr. Eisen. Folgende Thatsache charakterisirt den Unternehmungsgeist der Fabrikanten. Der alte skandinavische Pflug mit seinem schweren Vorspann, der 4 bis 6 Pferde erforderte und das Pflügen schlecht ausführte, war vor 25 bis 30 Jahren allgemein gebräuchlich. Da führte die Ackerbau-Gesellschaft schottische Pflüge ein und ließ sie an verschiedenen Orten arbeiten; ihre Vorzüge wurden sofort erkannt. Im folgenden Jahre wurden 1200 solcher Pflüge nach Dänemark eingeführt; es entstanden zu Flensburg, Odense, Kopenhagen, Aarhuus und selbst in den kleineren Städten Fabriken, deren eine in vier Jahren nicht weniger als 12,000 Stück verkaufte. Wenn man erwägt, daß anderwärts Einführungen neuer Geräthe bei den Bauern nur schwierig Eingang finden, so wird man diesen Fortschritt anerkennen müssen.

„Seit langer Zeit haben sich in Dänemark Ackerbau-Gesellschaften gebildet, die ihre Angelegenheiten selbst organisiren und die Kosten allein tragen. Die königliche Ackerbau-Gesellschaft, die ihr Entstehen seit beinahe hundert Jahren datirt, erweist sich sehr förderlich für den Ackerbau (aber nicht für die Bewaldung der Haidestriche!) Sie hat durch Stiftungen und Legate, sowie durch gewöhnliche Beisteuer ihrer Mitglieder ein Kapital von 112,000 Thlrn. zusammengebracht. Sie besitzt Beschreibungen von jedem Amte in dänischer Sprache, an denen Forchhammer, der Nachfolger Oerstedt's, Bends, Direktor des landwirthschaftlichen Instituts, und der Statistiker Berggreen gearbeitet haben.

„Die Regierung hält sich von Einmischungen in die landwirthschaftlichen Angelegenheiten zurück, sie scheint dem self-government der Engländer zu folgen; sie hat die Privatindustrie sich bethätigen lassen, als wenn letztere mit ihr einverstanden wäre und dieselben Interessen hätte, wie sie. „„Je weniger sich die Verwaltung in Ackerbau und Industrie mischt, desto besser ist es, sagte neulich der Minister bei einem Feste dänischer Landwirthe zu Odense, und diese Worte wurden mit Beifall aufgenommen."" (Dies klingt wie ein Stoßseufzer gegenüber den Centralisations-Maßregeln der französischen Regierung.)

„Das Schulwesen hat sich ebenfalls gehoben. Die Elementarschulen werden gewissenhaft besucht. Es sind mehrere Ackerbauschulen errichtet, die entweder auf Staatskosten oder durch die Ackerbau-Vereine auf den großen Gütern unterhalten werden. Es giebt selbst Anstalten, auf denen die Bäuerinnen die Milchwirthschaft erlernen (wie unter Friedrich Wilhelm I. im Havellande). Die Regierung hat in den letzten Jahren zu

Kopenhagen ein großes landwirthschaftliches Institut errichtet, wo zugleich mit den Agrikultur-Wissenschaften Thierarzneikunde gelehrt wird. An der polytechnischen Schule ist ebenfalls ein Lehrstuhl für Landwirthschaft. Um die Agrikultur-Wissenschaften zu verbreiten, wählt die Regierung befähigte Zöglinge der polytechnischen Schule aus, um solche auf Staatskosten ihre Studien in der Fremde vollenden zu lassen. Junge Bauern werden auf Kosten der Vereine in die berühmtesten Wirthschaften Großbritanniens geschickt, um den praktischen Ackerbaubetrieb und die Viehzucht kennen zu lernen. Die Drainage-Ingenieurs haben sich an den Küsten Schottlands und Englands ausgebildet."

Welches sind die Ursachen des Fortschritts und des Glücks, so fragt Tisserand am Ende dieser Angaben, das Dänemark in so wenigen Jahren erlangt hat?

„Ohne Zweifel hat der kühne und unternehmende Geist seiner Bewohner eine große Rolle in diesem Werk der Wiedergeburt gespielt; ohne Zweifel hat die Verbesserung der Mißbräuche der Vergangenheit, die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Feudalprivilegien, die Beseitigung des Zehnten, der Frohndienste und die Eroberung der bürgerlichen Freiheiten mächtig dazu beigetragen; aber würden diese Ursachen, in Verbindung mit dem Streben der Lokalvereine und der Privatindustrie mit dem Streben des Herrschers, jemals den dänischen Ackerbau zu solcher Blüthe geführt haben, wenn nicht vorher eine fremde Ursache die Allmacht ihres Einflusses auf dieses Land ausgeübt hätte? — Diese Ursache ist die Handelsfreiheit! Die kühne Reform Robert Peel's, die England von einer gefahrvollen Krisis, vielleicht von einem großen Unglück rettete und dem britischen Ackerbau eine neue Aera des Erfolges und der Größe eröffnete, hat mächtig auf alle benachbarten Länder gewirkt; sie hat ihnen erlaubt, ohne Furcht ihre natürlichen Hilfsquellen zu eröffnen, indem sie unbegränzte Absatzwege für den Ueberfluß ihrer Waare jeder Art sicherte.

„Die Landwirthe Hollands, Frieslands, Oldenburgs, Holsteins, Schleswigs und der dänischen Inseln haben ihre Produktionsmittel in Folge der Vortheile, die sich nie zuvor fanden, verbessert, die Masse ihrer Produkte verdoppelt und verdreifacht, so daß das hieraus hervorgehende Wohlbefinden ungemein wuchs; die Taschen der Bauern füllten sich mit Gold, und man erfreute sich eines allgemeinen Segens.

„Dänemark ließ sich überall in dieser großen Bewegung bemerken; es arbeitete mit bewunderungswürdiger Thätigkeit, es war sogar leicht vorherzusehen, daß es in kurzer Zeit seine Nachbarn überflügeln würde. Möchte doch das Hinderniß, welches ihm die Gewalt auferlegte, sich nicht verlängern und nicht in wenigen Monaten das Werk vieler Jahre des Friedens und der Arbeit zerstören!

„Durch eine geschickte und liberale Regierung geleitet, mit einem populären Herrscher an seiner Spitze, der ein Freund der Künste und des Ackerbaues ist, hat das dänische Volk große Vortheile aus dem Frieden gezogen, den ihm Deutschland nach dem Kriege von 1849 ließ; es hat Freiheiten erlangt und fest begründet, seinen Handel, seine Marine, seinen Ackerbau mit Eifer entfaltet und erweitert; jedes Jahr traten Fortschritte in's Leben und vermehrten das allgemeine Wohl und das Vermögen der Bevölkerung."

„Die gegenwärtige Hinneigung Dänemarks zur Demokratie ist von Wichtigkeit; sie ist sicherlich eine der Ursachen, welche Dänemark die holsteinische Aristokratie entfremdet und letzterer die Trennung vom Königreich wünschenswerth machte, um sich an den Norden Deutschlands anzuschließen, um seine Feudalrechte und Privilegien zu erhalten — eine wunderliche Folge der gegenseitigen Stellung und der gegenseitigen Bedürfnisse."

In den Herzogthümern sind allerdings viele Einrichtungen, die an mittelalterliche Zustände erinnern; namentlich beweisen die bunt durcheinander liegenden, zerrissenen Gerichts- und Verwaltungsbezirke, die Provinzial-Gesetzgebungen die Macht des Herkommens. Die Abneigung des Adels gegen Dänemark liegt aber darin, daß derselbe seinen Einfluß im Ministerium zu Kopenhagen von Tag zu Tag schwinden sah, und daß die wichtigsten Stellen in den Herzogthümern Dänen übertragen wurden. Ein anderer Grund der Stimmung gegen Dänemark beruht darauf, daß sich, wie der Verf. angiebt, der dänische Handel von Deutschland, namentlich von Hamburg, ab- und England zuwandte; hierdurch und durch die berechtigte Unzufriedenheit gegen den Schlagbaum des Sundzolls, bildete sich eine allgemeine Mißstimmung der Seestädte der Ostsee gegen dänisches Wesen, das sich überall mit unbegründetem Uebermuth geltend zu machen suchte. Die Versuche von Seiten der Dänen, die dänische Sprache zur Hauptsprache zu erheben, sie möglichst über alle Schichten der Bevölkerung auszudehnen, in Kirche und Schule einzuführen, erfüllte endlich auch die Masse mit Haß und trieb zum Widerstand an. Die kurzsichtige Politik der dänischen Regierung endlich, die Zusammengehörigkeit der Herzogthümer systematisch zu lockern, die Nachgiebigkeit gegen das Streben der Eiderdänen, die Herzogthümer zu inkorporiren, bewirkte eine immer mehr wachsende Antipathie gegen Dänemark, die schließlich in helle Flammen ausbrechen mußte. Doch dies ist hinlänglich bekannt und in Aller Erinnerung.

A. F.

Frankreich.

Die Gold- und Silberströmungen.

II.*)

Im ersten Artikel wurde versucht, nachzuweisen, woher die Edelmetalle kommen, heute wollen wir dem Wohin nachforschen.

Im Allgemeinen ist diese Frage sehr leicht zu beantworten: Gold und Silber, könnte man sagen, folgen willig dem an sie ergehenden Rufe; winket ihnen nur mit guten, billigen Waaren, und sie verfehlen nicht, herbei zu eilen. Diese Metalle befriedigen zwar direkt manche unserer Bedürfnisse, aber bei weitem nicht die wichtigsten. Wir können weder goldnes Brot essen, noch silbernes Wasser trinken, auch kleiden wir uns nicht in Metall, und so schön uns auch die daraus gefertigten, glänzenden Schmucksachen gefallen, so viel Vergnügen wir auch daran haben mögen, die hellklingenden gelben und weißen Münzen zu zählen, so geben wir sie doch gerne hin für das was unseren Hunger stillt, uns erwärmt oder gegen Unwetter schützt. Der Goldwäscher behält selten lange den kostbaren Staub, meist findet er es vortheilhaft, ihn gegen andere Objekte umzutauschen.

Jeder weiß, daß der Handel auf der Verschiedenheit der Produktionen und der Bedürfnisse — sowohl der einzelnen Menschen als ganzer Länder — beruht, und daß die Edelmetalle, gewöhnlich in der Form von geprägten Münzen, als

*) Vergl. Nr. 43 des Magazin.

Tauschvermittler dienen. Ich brauche also meinen Lehrsatz, daß die Edelmetalle sich von den Waaren angezogen fühlen, kaum weiter zu entwickeln. Wir streben nach Gold und Silber, weil es bequeme Mittel sind, unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn wir unsere Kasse füllen, so ist's als wenn wir Mehl aufspeicherten, Tuch webten, Holz fällten, Kohlen grüben. Wenn dies nun wahr ist, so muß auch die Gold- und Silberströmung sich vorzugsweise nach denjenigen Ländern hin bewegen, welche am meisten produciren, oder auch welche das Monopol von manchen Produkten haben. Diesem Raisonnement entsprechen vollkommen die Thatsachen in früheren Jahrhunderten sowohl, als in der Neuzeit.

Gehen wir nicht bis zu den Römern zurück. In jenen barbarischen Zeiten machten Willkür und Gewalt nur zu oft dicke Striche durch die Rechnung der Volkswirthschaft, und die siegreichen Legionen haben mehr als Einmal in wenigen Wochen den Kunstfleiß und die Ersparniß von Jahrhunderten zerstört. Bleiben wir diesseits der Entdeckung von Amerika. Spanien hatte bekanntlich das beneidete — aber nicht beneidenswerthe — Loos, das transatlantische Eldorado allein auszubeuten. Wer hat nicht von den reichen Silbergallionen gehört, welche jährlich die Ausbeute aller Gruben Mexiko's und Peru's dem Mutterlande zuführten? Wer weiß aber nicht auch, daß diese Schätze durch keine Maßregel in Spanien zurückzuhalten waren? Es gefiel ihnen in dem menschenleeren, industrielosen Lande nicht; sie strömten nach Italien und Deutschland, später nach Frankreich und England, wo die Gewerbe blüheten und man für schönes Geld auch schöne Waaren haben konnte.

Diese einmal eingeschlagene Richtung haben die Strömungen noch bis auf unsere Tage eingehalten, obgleich, wie wir noch andeuten werden, nicht ohne mächtige Abzweigungen und Gegenströmungen.

Nehmen wir vor Allem Frankreich. Ich habe zwar da vor mir für eine lange Periode die jährliche Ein- und Ausfuhr von Gold und Silber in Barren und geprägt, allein der Leser liebt eben die Zahlen nicht, ich begnüge mich daher, zu resumiren, und sage, von 1846 bis 1861 incl. ist

	eingeführt worden:	ausgeführt:	Ueberschuß der
Gold . .	5,765,149,645	2,267,560,446	E. 3,497,589,199
Silber .	3,058,888,785	4,075,505,831	A. 1,016,617,046
zusammen	8,824,038,430	6,343,066,277	2,480,972,153.

Denken Sie sich, lieber zahlenfeindlicher Leser, obige neun Zahlen seien Karten; mischen wir sie, legen sie dann auf den Tisch und suchen daraus wahr zu sagen. Das Orakel ermangelt nicht, uns zu belehren, daß in den 16 verhängnißvollen Jahren, welche so just die Mitte unseres Jahrhunderts bilden, Frankreich 3497 Millionen mehr an Gold eingeführt als ausgeführt hat, und umgekehrt 1016 Millionen an Silber mehr aus- als eingeführt. Summa summarum ist mehr Gold im Lande als vorher und doch weniger Silber, was mich sehr freut, da ich lieber die niedlichen kleinen goldnen Fünffrankenstücke, als die plumpen silbernen in der Börse führe. So stark ist das Vorurtheil, daß Anfangs wenige Leute meiner Meinung in dieser Hinsicht waren und man das schöne Gold schief ansah. Was hätte man aber gethan, wenn das wegströmende kalte Silber nicht reichlich durch herbeiströmendes warmes Gold ersetzt worden wäre!

Wir sprachen von Frankreich; wie verhalten sich aber die Dinge in England? Dort kann man leider nicht auf eine lange Reihe von Jahren zurückgehen, denn erst 1858 fing das Zollamt seine Aufzeichnungen an, und von diesem Jahre an bis 1863 incl. kamen für 4239 Millionen und gingen für 3940 Millionen Fr. Edelmetalle, so daß 299 Millionen zurückblieben. In derselben Periode behielt oder verdaute Frankreich einen Ueberschuß von 902 Millionen. Seine Einfuhr an Gold und Silber war nicht sehr verschieden von der Englands, aber seine Ausfuhr bedeutend geringer. Diese Resultate sind den Zolltabellen entnommen, und wenn irgend ein Irrthum stattgefunden, so beruht er nicht auf der Nachlässigkeit der Beamten, diese schreiben Alles auf, sondern auf der der Geschäftsleute; diese vergessen das Deklariren, so oft sie können. Im Großen und Ganzen mögen die Zolltabellen doch den Sachbestand darstellen.

Wie kommt es aber — so könnte man nun fragen — daß England trotz seines ausgebreiteten Handels weniger Gold und Silber anzieht als Frankreich? Ich antworte: eben sein ausgebreiteter Handel erlaubt ihm, einen größeren Theil seiner Einkäufe mit seinen eigenen Fabrikaten zu bezahlen. — Aber, entgegnen Sie, sein Gewinn muß jedenfalls größer sein, als der von Frankreich, und sich nicht auf obige 299 in 6 Jahren, d. h. auf 50 Millionen Franken, sage 2 Millionen Pfund Sterling, jährlich beschränken. Ich bin ganz Ihrer Ansicht und erkläre die kleine Zunahme des Vorraths an Edelmetallen mit dem Umstand, daß die Ausbildung des Bankwesens auf den britischen Inseln den dortigen Kapitalisten erlaubt, sich bei allen größeren europäischen Unternehmungen zu betheiligen. Bis wohin dringt nicht englisches Geld! Wie viele Staats-Anleihen, Kredit-Anstalten, Eisenbahnen, Fabriken aller Art in fast allen Welttheilen haben nicht in den britischen Behältern geschöpft! Und was diese Anlagen nicht absorbiren, das fließt als Tauschmittel für den Ankauf von gewissen Rohprodukten nach Asien ab.

So gelangen wir nun, nachdem wir der Strömung aus den Metall-Produktionsländern nach Europa gefolgt sind, zu einem neuen Zug, der von Europa nach Asien und namentlich nach China und Indien geht. Jene Strömung ist gleichsam die Kohle, welche die europäische Lokomotive heizt, dieser Zug ist der Rauch, der nach geleistetem Dienst sich in den Lüften erhebt. Vielleicht bin ich zu streng gegen Asien, vielleicht werden dort die Metalle nicht vergraben, vielleicht sind sie nicht für die Civilisation verloren. Begeben wir uns daher in Gedanken an die Ufer des Ganges und des Indus, sowie an die Küsten des gelben Meeres, um besser die Geschäfte beobachten zu können.

Von dorther holen wir seit Jahrhunderten Seide und Gewürze, Thee und eine Menge anderer Produkte, wofür wir lange nichts als Silber zu bieten hatten. Vor der Erfindung der Dampfmaschine war unsere Industrie der chinesischen vielleicht gar nicht überlegen, und wahrscheinlich kam den Chinesen unser Geschmack so schlecht vor, wie uns der ihrige. Daher darf uns nicht wundern, wenn Alexander von Humboldt um's Jahr 1800 den Abfluß des Silbers nach Osten also berechnete:

Um das Vorgebirge der guten Hoffnung gehen jährlich für 94 Mill. Fr.
über Klein-Asien, das aber einen Theil davon absorbirt 21½
über die russischen Landgränzen gehen . . . . 21½ „ „
zusammen . 137 Mill. Fr.

Dort wie in allen despotischen und kreditlosen Ländern wird häufig das Geld von den Bauern vergraben; man konnte es jedenfalls als unproduktiv ansehen. Nach und nach gestalteten sich die Sachen anders. Die Chinesen legten sich auf's Opium rauchen und zahlten so schon in den vierziger und funfziger Jahren über 200 Mill. Franken jährlich an das britische Ost-

indien. Dieses hatte aber gefunden, daß trotz des niedrigen einheimischen Tagelohns (1—2 Sgr. des Tages) es vortheilhafter ist, die selbstgeärntete Baumwolle um das Cap nach England zu schicken und dort spinnen und weben zu lassen, als selbst diese Arbeit zu übernehmen. Auf diese Weise schien es einen Augenblick, in den dreißiger und vierziger Jahren, als ob die Opiumleidenschaft das Silber aus seinem chinesischen Grabe wieder zum Auferstehen bringen und die Waagschale zu Gunsten Europa's niederdrücken würde. Allein dieses Zurückströmen des Silbers dauerte nicht lange. Die Theekonsumtion nahm immer größere Proportionen an, und der Verbrauch ist auf Hunderte von Millionen Pfund gestiegen; dann holt Europa etwa 70 bis 80,000 Ballen Seide, mehrere Millionen Centner Baumwolle, überdies Kupfer, Blei, Gewürze, Zucker und gar mancherlei noch im fernen Osten. Dabei läßt England Eisenbahnen in Indien bauen, Pflanzungen anlegen, Anstalten gründen, und so kommt es, daß jetzt wohl zwischen 500 und 600 Millionen Franken, die Schätzungen sind etwas verschieden, über Suez und um das Cap gehen, und zwar etwa 91% in Silber und 9% in Gold.

Von diesen Summen gehen wohl ⁹/₁₀ über England und nur ¹/₁₀ durch die anderen Länder, Frankreich mitgerechnet. Wenn man aber auch zugiebt, daß England oft nur die Vermittlerrolle spielt, so ist es doch gewiß selbst sehr stark an der Bewegung betheiligt. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit dem Orient erklären daher vollkommen seine starke Silberausfuhr und sein geringeres Aufhäufen der Metalle. Uebrigens glaubt ja Niemand mehr, daß der Reichthum nur in Gold und Silber besteht. Geld ist für Jedermann (den Geizhals abgerechnet) ein bloßes Mittel, das freilich nicht Jeder gleich gut anzuwenden versteht.

Wie dem auch sei, so viel geht aus den neuesten Zusammenstellungen hervor, daß Kaliforniens und Australiens Gold dem europäischen Unternehmungsgeiste einen intensiveren Drang eingehaucht hat, und daß glücklicherweise die erhöhte Anziehungskraft Ostasiens dafür sorgt, daß der Goldzufluß nicht für Europa zum Plethor wird. Mit einem Worte, sollten die placers nach und nach das Steigen der Preise bewirken — was nicht mehr voraussichtlich ist — so wird die Bewegung so langsam sein, daß daraus keine socialen Erschütterungen entstehen können.

Paris. Dr. M. Block.

England.

Lord Clarendon's Urtheil über das jetzige Oberhaus.

Die Jahres-Versammlungen der verschiedenen Vereine und Gesellschaften in England haben sehr häufig, nachdem deren geschäftlicher Theil beendet ist, durch die Tischreden beim Festessen ein weit über die Gränzen dieser Vereine hinausragendes Interesse. So lesen wir bei Gelegenheit einer General-Versammlung der „West Hert's Agricultural-Society“ am 9. Oktober, unter dem Präsidium des Grafen von Essex, daß, nachdem die üblichen Toaste auf Ihre Majestät die Königin, auf die königliche Familie, auf die Armee und Marine und endlich auf das Oberhaus ausgebracht waren, eine Erwiderung des Grafen Clarendon stattfand, die wegen der Stellung, welche dieser Lord nach dem Tode Palmerston's im englischen Kabinet und in der britischen Politik einzunehmen berufen ist, auch für deutsche Leser von Interesse sein dürfte.

Die Erwiderung des Grafen Clarendon lautete:

„Meine Herren! Ich bin Ihnen sehr verbunden für die freundliche Weise, mit welcher Sie den Toast auf meine Gesundheit aufgenommen haben, und meinem ehrenwerthen Freunde, dem Vorsitzenden, dafür, daß er meinen Namen mit dem Toaste auf das Oberhaus verbunden hat, ein Toast — es freut mich, es sagen zu können — der stets von allen Klassen meiner Landsleute mit Cordialität aufgenommen wird.

„Ich sage dies, nicht weil ich zufällig Mitglied des Oberhauses bin, sondern weil ich weiß, daß bei uns, ohne es zu verdienen, weder ein Lob ertheilt, noch freundliches Entgegenkommen gezeigt wird. Ich fordere keine Superiorität für die Mitglieder des Oberhauses über irgend eine andere Klasse oder über irgend eine Zahl von gebildeten und wohlunterrichteten Männern, aber dennoch glaube ich, daß in keiner öffentlichen Körperschaft mehr Talent, Redlichkeit und Unabhängigkeit zu finden ist.

„Es wurde oft und mit Recht behauptet, daß im Oberhaus sich Männer mit antiquirten Ansichten befinden, Vertheidiger privilegirter Vorrechte und Opponenten aller Rechte des Volkes; wenn dies wahr ist, so bin ich, anstatt es zu bedauern, vielmehr der Ansicht, daß diese Männer sich ganz auf dem rechten Platze befinden; sie schaden Niemand, außer sich selber, und sind wie Wegweiser, die nach rückwärts, nach längst vergangenen Zeiten hinweisen, einsam auf hohen Bergesspitzen stehende Landesmarken, hingestellt, um die Rapidität anzuzeigen, mit welcher das Zeitalter und die Welt überhaupt rings um sie fortgeschritten, während sie, wenn auch durch ihre Stellung weit hinausragend, nutzlos und unbeachtet stillstehen.

„Meine Herren! Zusammengesetzt, wie das Oberhaus ist — aus Männern, deren Majorität einen bedeutenden Antheil am Grund und Boden besitzt und in Folge dessen ein individuelles Interesse an der Hebung des Wohlstandes und am Vorhandensein eines guten Gouvernements haben — rekrutirt, wie das Oberhaus ist, aus denjenigen Klassen, deren geistige Begabung bedeutend, deren glückliche industrielle oder deren große, dem Staate geleisteten Dienste sie berechtigen, diejenige hohe Stellung einzunehmen und die höchste Belohnung zu beanspruchen, welche der Souverain zu geben vermag — dieses Oberhaus hat sich die Achtung des Landes erworben, und ich hoffe, es wird sie ferner sich erhalten, indem es treu, gewissenhaft und tüchtig seine Pflicht erfüllt.

„Das Oberhaus ist, vermöge seiner Mitgliederzahl und der Elemente, aus denen es zusammengesetzt ist, in Wirklichkeit eine populäre Versammlung, natürlich nicht so populär, als das Unterhaus, aber das eine ist ebenso viel dem Einflusse der öffentlichen Meinung unterworfen, als das andere — ein Einfluß, hervorgerufen durch freien Unterricht, freie Rede, eine freie Presse und hervorgegangen aus dem Streite, welchen die Vernunft gegen Vorurtheil und Leidenschaft führt und wodurch Wahrheit von Irrthum getrennt wird.

„Eine öffentliche Meinung, der Art geschaffen, ist keine schlechte Herrin, der man nicht gern dienen möchte; vielmehr erscheint sie mir als eine sichere Führerin durch das öffentliche Leben.

„Es ist wahr, das Unterhaus mag vermöge seines populären Ursprunges mehr geneigt sein, Eindrücke von Außen zu empfangen und rasch danach zu handeln, während das Oberhaus bisweilen mehr zweifelt und überlegt, aber dieses Zweifeln und Ueberlegen hat oft unzeitgemäßer Hast in den bedeutendsten aller

Angelegenheiten — in denen der Gesetzgebung — vorgebeugt. Dagegen hat das Oberhaus, wie die Geschichte der letzten dreißig Jahre beweist, durch Ausführung dessen, was die wahre öffentliche Meinung forderte, durch Erforschen der Wünsche und durch Fördern der Interessen des Volkes klar dargelegt, daß Vorurtheil und Selbstinteresse dort nimmer die Obergewalt bilden und das Land niemals durch das Oberhaus in seinen Erwartungen getäuscht (disappointed) werden wird."

Nord-Amerika.

Zur vergleichenden Sprachwissenschaft.

Das erste amerikanische Buch über den Gegenstand.*)

Man sagt, daß die rein theoretischen Wissenschaften in Amerika nur geringe Pflege finden. Dies mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein; jedenfalls fehlt ein größeres Publikum dafür, oder wenn ein solches vorhanden ist, so kann es wenigstens noch nicht hinlänglich zur Sprache kommen. Leute, welche den echt wissenschaftlichen Geist besitzen und das rein geistige Vergnügen der edlen Forschung zu schätzen wissen, giebt es in Amerika, wie anderswo. Auch das vorliegende Werk legt davon ein Zeugniß ab. Der Verfasser desselben sagt in der Vorrede, er fürchte keinen Widerspruch, wenn er behaupte, das Sprachstudium als Wissenschaft habe in Amerika bisher nur noch wenig die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

„In der That würde es für den Beflissenen, wie groß auch sein Interesse an der Sache sein möchte, ganz unmöglich sein, die Mittel zu erlangen, um seine Untersuchungen zu verfolgen. Das philologische Studium setzt in gegenwärtiger Zeit die Fähigkeit voraus, wenigstens französische und deutsche Werke zu verstehen. Unter den Werken, welche in unserem Lande erschienen sind, giebt es nur sehr wenige, welche sich ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigen — wir kennen kein einziges allgemeineres oder kurzgefaßtes Werk, wie das hier dem Leser vorliegende; auch bieten uns die Werke englischer Verfasser nichts, was einer vollkommenen Uebersicht des Gegenstandes ähnlich sähe."

Das Werk soll also einem tiefgefühlten Bedürfnisse abhelfen; es soll „einen hübschen Ueberblick des gegenwärtigen Standes der philologischen Wissenschaft bieten, den Studirenden in die Geheimnisse der Sprache einweihen, ihm ihre Wunder und Schönheiten enthüllen, in sich selbst vollständig sein, dabei aber nichts als die Kenntniß des Englischen verlangen, gründlich und hinreichend „philosophisch" selbst für den Philologen von Fach sein." Das sind große Versprechungen. — Sehen wir, inwiefern das Buch denselben entspricht.

„Keine Anstrengung, keine Kosten sind von dem Verfasser gespart worden, das Werk der Aufmerksamkeit und des Vertrauens der Studirenden würdig, es vollständig, akkurat und verständlich zu machen." — Langjährige Studien, große Auslagen für die sämmtlich erst aus Europa zu beschaffenden Bücher. .... Eine Liste der dabei benutzten Werke wird uns vorgelegt, und allerdings befinden sich sehr werthvolle Bücher, die meisten Hauptschriften der europäischen Forscher darunter, z. B. Bopp's vergleichende Grammatik, Wilhelm v. Humboldt über die Kawisprache, Grimm's deutsche Grammatik, Geschichte der deutschen Sprache, Dombrowsky's slavische Etymologie, Diefenbach's Celtica, und viele andere, namentlich englische Werke, die in dieses Fach einschlagen. Die Bibliothek des Verfassers muß in der That ungemein reich an Grammatiken und Wörterbüchern aller möglichen Sprachen sein; denn sein Werk ist in dieser Hinsicht nach einem riesigen Maßstabe angelegt. Auf etwa 360 Seiten sind alle möglichen Sprachen aller fünf Erdtheile (viele freilich merkwürdig kurz) behandelt. Man sieht, daß Herr Wilson vielen Muth gehabt und mit der Sprachfrage gründlich hat aufräumen wollen. Ausgedehnt ist der Plan genug angelegt; es steht aber die Frage, ob der innere Gehalt dieser riesigen Ausdehnung entspricht. Daß der Verfasser diese Hunderte von Sprachen bewältigt, daß er sie auch nur einigermaßen inne (geschweige denn verdaut) habe, können wir unmöglich glauben. Mezzofanti verstand höchstens etwa sechzig Sprachen, und war selbst geständig, daß das Vokabel- und Redensarten-Erlernen ihn nicht zur tieferen Forschung und Ergründung des Sprachgeheimnisses kommen lasse. Das gute Vertrauen, welches Herr Wilson zu sich selbst hat, scheint etwas yankeehafter Natur zu sein; diese Odyssee durch die sprachlichen Meere aller fünf Erdtheile erinnert stark an die Fahrten durch Dick und Dünn, welche in dem noch jungfräulichen Erdtheile an der Ordnung sind. Seine Leser darüber belehren zu müssen, was ein Substantiv, ein Adjektiv, ein Pronomen, was Deklination und Conjugation ist, und daneben die höchsten Fragen der Ethnographie, der Sprachphilosophie u. A. lösen zu wollen, ist für uns in Europa ein zu starker Sprung.

Für Amerika ist das Buch vielleicht eine erfreuliche Erscheinung. Vielleicht bricht es dieser Art von Studien Bahn und bringt den Amerikanern Geschmack an der wissenschaftlichen Sprachforschung bei. Dies wäre in manchem Betrachte sehr wünschenswerth. Die Gelehrten jenseits des atlantischen Oceans würden ein schönes Feld zur Bebauung finden, wenn sie sich zum Beispiel der indianischen Sprachen annähmen und dieselben wissenschaftlich durchforschten, wie etwa bei uns der arische Sprachzweig durchforscht wird. Diese Studien würden sehr dankbar sein und schöne Resultate geben. Bis jetzt ist freilich noch wenig Aussicht dazu vorhanden, und gerade das vorliegende Buch, der Erstling seiner Art, kann uns hierzu den Beweis liefern, daß jenseits des großen Meeres noch alle Vorbedingungen mangeln, welche zu einer eigentlich wissenschaftlichen, methodischen Behandlung dieser Frage gehören. Die Lust an seinem Gegenstande, die Begeisterung dafür steht bei unserem Verfasser offenbar im umgekehrten Verhältniß zu seiner Einsicht über die Natur des Problems; sein guter Muth wird theilweise aus seiner Unkunde darüber erklärlich. Dasselbe bietet sich seinem Auge noch als ein ungetheiltes Ganze, und von allen den einzelnen Punkten, die hier in's Spiel kommen, wie „Ursprung der Sprache, das Denken als Grundlage des Sprechens, alte Sprachphilosophie, die Scheidung der Sprachen nach den Menschenstämmen, die Eintheilung derselben nach ihren Bildungsgesetzen (einsilbige, agglutinirende, flektirende u. s. w.), Wortstämme, Lautlehre, Geschichte der einzelnen Sprachen und Sprachzweige u. s. w. finden wir zwar überall etwas, aber dabei Alles durcheinander ohne Scheidung und Ordnung. Die Terminologie, deren er sich bedient, ist uns oft nicht recht geläufig und deutlich, und wir müssen sie uns erst in unsere Sprache und Begriffe übersetzen. Wenn z. B. in dem 18. Kapitel Abstract

*) Phrasis, a Treatise on the History and Structure of the different Languages of the World etc., by J. Wilson, A. M. Albany: Munsell, 1864.

Philology die einzelnen Abschnitte die Ueberschriften: „Reduplication — Interrogative Expressions-Compounds (Zusammensetzungen), Imperative“ führen, so wissen wir wirklich nicht, wie sich dies zusammenreimt. Ueberhaupt erscheinen die Vorstellungen von Syntax, die hier zu Grunde gelegt sind, als sehr elementar und im Zustande der Kindheit befindlich; von einem Systeme geistiger Dynamik, das den verschiedenen Sprachfunktionen zu Grunde liegt, von logisch geordneter und erschöpfender Syntax ist hier nicht die Rede.

Doch wir wollen das Verfahren des Verfassers an einem Beispiele zeigen.

Das zweite Kapitel handelt von der „deutschen Sprache.“

„Bei der deutschen Sprache wollen wir länger verweilen als bei jeder andern; sie ist wichtig nicht nur durch die Zahl der Menschen, die sie sprechen, und die Zahl mehr geringfügiger Sprachen, die mit ihr in Verwandtschaft stehen, sondern noch weit mehr durch die Ausdehnung ihrer Literatur und die besondere Art und Weise, wie darin der Gedanke ausgedrückt wird.“

Der Verfasser bemerkt dann mit Recht, daß das Deutsche für einen Engländer trotz der engen Verwandtschaft der beiderseitigen Sprachen und der großen Uebereinstimmung im Wortschatze nicht leicht zu erlernen sei.

„Sie, die Deutschen, haben dieselbe Grammatik (?), wie wir; es ist leicht für uns Englische, ihre Modi, Kasus, Nomen, Adjektive, Pronomina, Partikeln wieder zu erkennen; aber sie verwenden bis zu einem gewissen Grade diese selben Elemente in einem ganz neuen, aber so durchaus deutschen Stile, daß wir uns nur schwer darein finden. Es gehört Zeit dazu, die Sprache zu bewältigen — der sie Studirende möge sich das merken...... Aber wenn seine schwerste Arbeit gethan ist, wird sie sich lohnen. Er hat, wenn er Engländer ist, dann alle Sprachen Europa's (das Lateinische ausgenommen), und was dazu gehört, bemeistert, und wenn er im Besitze von Englisch und Deutsch sich auch des lateinischen Ausdrucks bemächtigt hat, giebt es keine Sprache in Europa mehr, die er nicht leicht verstehen wird. Er kann das Slavische, Finnische, Celtische, Skandinavische studiren, und wird in ihrer Ausdrucksweise wenig finden, das ihm neu und eigenthümlich wäre. Dies Idiom ist die Seele, die Essenz der Sprache. Wenn wir uns dessen bemeistert haben, aber nicht eher, geht Alles leicht und glatt von Statten. Die folgenden Beispiele werden dazu dienen, die deutsche Sprache und ihre Eigenthümlichkeiten zu illustriren — durch Uebersetzungen Wort für Wort.“

Dieses Urtheil über unsere Sprache ist sehr schmeichelhaft für uns; aber wir wissen nicht, ob die Männer vom Fache dieses Lob ohne Einschränkung annehmen werden. Es kommt viel darauf an, was Herr Wilson unter „bemeistern“ (master) versteht. Den großen Respekt, den ihm unsere Sprache eingeflößt, scheint sie vor Allem der Wortstellung in den Nebensätzen und dem Einschachteln von Sätzen und Satztheilen zu verdanken, in denen man so leicht des Guten zu viel thun kann. Herr Wilson macht also seinen Landsleuten die sonderbaren Wortstellungen und Konstruktionen im Deutschen durch ganz wörtliche Uebersetzungen deutlich, ohne indessen dabei eine gewisse Methode oder Ordnung zu befolgen.

„Das Buch ist keinen Thaler werth — the book is no (none) dollar worth. Was ist aus ihm geworden — what is out (of) him become? Ich sehe dich (thee) als meinen Freund an — I see you as my friend on. Wobei bemerkt wird: The separation of an from sehe is a very common feature in German — aber es giebt doch wohl noch andere dergleichen trennbare Partikeln. — „Was W. Humboldt in seinem (his) geistreichen (spirit-rich) Werke über die Kawi-Sprache, gelegentlich über die aus uralter (early-age — wie early old) Zeit herstammende (here-coming) Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Mundarten mit dem Sanskrit bemerkt hat: what W. Humboldt in his ingenious work over (on) the Kawi language (speech), opportunely over the out- (of) early time-originating relationship of the Malayo-Polynesian dialects with the Sanscrit, remarked has (what W. H. has remarked etc.).

Das Verfahren ist in Bezug auf die übrigen Sprachen ein Aehnliches; eine interlineare Uebersetzung einiger, manchmal sehr weniger Redensarten und Satzbildungen soll uns einen Begriff von dem Bau der betreffenden Sprache beibringen. — Weiterhin finden wir einen flüchtigen Ueberblick über die verschiedenen geschichtlichen Gestaltungen der deutschen Sprache, über Gothisch, Althochdeutsch, Niederdeutsch, Angelsächsisch u. s. w. mit Interlinear-Uebersetzungen einiger Stellen. Was der Verf. unter Phrasis und Etymology versteht, ist uns nicht recht klar geworden, da sie sehr wenig von dem enthalten, was wir darunter verstehen. Unter Etymologie wird, der Regel nach, ein nacktes, ziemlich zufällig aufgreifendes Verzeichniß von Wörtern aus der betreffenden Sprache mit beigesetzter Bedeutung im Englischen gegeben; nur hin und wieder ist ein Wort beigesetzt, das eine Sprachverwandtschaft andeuten kann, wie z. B. „Aufruhr up-roar, Ausbruch e-rupt, out-break.“ Von der Etymologie hat überhaupt Herr Wilson mehr als liberale Ansichten; er scheint es von vornherein als ausgemachte Thatsache anzunehmen, daß alle Sprachen der Welt ganz ein und dieselben Wurzeln und Grundbestandtheile haben; für ihn existiren besondere Sprachzweige nicht; er findet die deutsche Vorsilbe ge im Malayischen und bringt Hebräisch, Wälsch, Tatarisch, kurz alle möglichen Sprachen zusammen. „The Greek hex (sechs) is practically equal to ex (lateinisch), out of, beyond, over, and we notice something of this coincidence in some of the Tartar languages (!), moreover ex = eks may be identified with the eka (sanskrit) one u. s. w.“ Für die vergleichenden Sprachforscher wird durch dieses Beispiel Herrn Wilson's Art und Weise, Etymologie zu treiben, hinreichend charakterisirt sein. Wir könnten noch Hunderte von Beispielen anführen, aus denen der Mangel jeder positiven Grundlage in dieser Hinsicht hervorgeht.

Wir glauben zu den sehr liberalen und nicht im geringsten mürrischen Kritikern unseres Schlages zu gehören. Vom strengen philologischen Standpunkte aus wollen wir gar nicht fragen, was der Verfasser von einigen Hauptsprachen, z. B. den beiden klassischen, eigentlich weiß, und wie tief seine Kenntnisse sind; wir würden da kuriose Dinge zu Tage fördern; wir können sogar zugeben, daß das Buch für Amerika in mancher Beziehung geistig anregen und nützlich wirken kann; aber eines möchten wir doch den Verfasser bitten, der so gütig gewesen ist, uns sein Werk zur Besprechung einzusenden, nicht in den gewöhnlichen Fehler seiner Landsleute zu verfallen und zu glauben, Europa, d. h. Deutschland, Frankreich und England in streng wissenschaftlichen Dingen übertrumpfen zu können. Wenn Europa bisher kein Werk der Art hervorgebracht hat, wie es Herr Wilson geschrieben zu haben glaubt, so rührt das davon her, daß die europäischen Gelehrten klarer sind über das, was sie wissen und nicht wissen, daß sie einsehen, ein solches Buch lasse sich kaum in Jahrhunderten schreiben. Eine Kompilation aus fünfhundert oder mehr Grammatiken mit einigen allgemeinen, oft falschen, durchaus mangelhaften Bemerkungen, einigen historischen Notizen und einem Uebermaß subjektiver Phantastik gemischt, ist nicht das, was wir für genügend erachten können.

Arabien.

Neue Abhandlungen der Lauteren Brüder.*)

Als die strenge Orthodoxie des Islam mit der Lehre von der absoluten Vorherbestimmung Gottes alle Keime geistiger Entwickelung und alles Streben nach der Wissenschaft bei den Arabern zu erdrücken drohte, ging aus der Sekte der Eutaziten, welche den freien Willen des Menschen festzuhalten und Gott von aller Tyrannei freizusprechen sich bemühten, eine Verbrüderung hervor, welche, wohl in sich gegliedert, alle Reste der griechischen Bildung, wie sie auf sie gekommen waren, zu erhalten und aus ihnen ein wohlgefügtes System der Wissenschaft herzustellen suchten.

Es waren dies die Brüder der Reinheit, die „Lauteren Brüder", welche in Basra ihren Sitz hatten und im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in einer nach Stoffen geordneten Encyklopädie in 51 Abhandlungen das ganze Bereich des Wissens zu beherrschen, zu entwickeln und auf das Leben anwendbar zu machen suchten und in der Wissenschaft eine Waffe gegen das finstere Treiben der strengen Orthodoxie zu haben. Sie suchten die edleren Geister in sich zu koncentriren und gegen die Welt zu kämpfen.

Herr Dr. Dieterici, Professor der arabischen Literatur an der Universität zu Berlin, hat diesen Philosophen schon seit einer Reihe von Jahren sein Studium gewidmet, nachdem er, 1860, durch die Uebertragung des sinnigen Märchens „Mensch und Thier" die humane Geistesrichtung dieser Schule im Allgemeinen dargestellt hat und 1862 in der Naturwissenschaft und Natur-Anschauung der Araber die naturwissenschaftlichen Abhandlungen über Physik, Botanik, Mineralogie, Zoologie dem größeren Publikum zugänglich gemacht.

Die „Lauteren Brüder", über die wir zur Zeit nach jenem ersten Werke des Herrn Professor Dieterici berichtet haben, erschienen uns in seiner Darstellung als die Schüler des Aristoteles und als Erben der Werke dieses Meisters.

Herr Dieterici läßt in seinem neuen Werke jetzt eine weitere Reihenfolge von den Abhandlungen dieser Weisen folgen, welche die Araber unter dem Namen **Propädeutik** zusammenfassen, unter welchen sie aber die mathematischen Wissenschaften, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Geographie, Musik und mathematische Relation verstehen.

Unsere Philosophen treten in dieser Serie als Bekenner der neoplatonischen Schule auf. Die Zahl erscheint als das in uns schon fertige Gerüst, woran der Ausbau alles Wissens zu begründen; denn wie von der Eins, die selbst keine Zahl, wohl aber das Prinzip aller Zahlen sei, die unendlichen Stufen aller Zahlen sich reihen, also gehe auch von Gott die unendliche Menge aller vorhandenen Dinge aus, und an der Zahl und den damit zusammenhängenden Wissenschaften, von den Figuren (Geometrie), den Sternen, den Tönen und der Zahlrelation sei der Geist zu üben, die abstrakten Wissenschaften zu betreiben.

Auch die Geographie ist hier eingereiht, weil man den bewohnten Theil der Welt geometrisch betrachtete, die Zonen berechnete und dieselben den Wandelsternen zutheilte. In diesem Theil findet sich eine genauere Zusammenstellung der Daten aus den verschiedenen arabischen Geographen.

So erscheinen uns diese arabischen Philosophen, welche es zuerst versuchten, den ganzen Bereich des Wissens zu umfassen, bald als Anhänger des Aristoteles, bald als Verehrer der neoplatonischen Schule, und ist bei diesem Kulturvolke des Ostens, den Völkern des Westens gegenüber, der Unterschied zu beobachten, daß sie nie des Aristoteles so ganz vergessen, wie man es im Abendlande und Mittelalter that.

Es bleibt in der Kulturgeschichte des Geistes ein Hauptverdienst der Araber in Spanien, daß sie der im Abendlande absolut herrschenden neoplatonischen Weltanschauung gegenüber die aristotelische Schule geltend machten und Männer wie Ibn Ruschd (Averroes) dieselbe dem Abendlande bekannt machten. Jener neoplatonischen Geistesrichtung, die von einem Seienden aus sich die Welt konstruirte, der theologischen Weltanschauung, trat mit ihnen die philosophische Erkenntniß gegenüber, welche von der sinnlich wahrgenommenen Vielheit, Welt, von der πλῆθος aus zu der Einen Spitze, wo die Vielheit in einer Einheit koncentrirt ward, aufzusteigen suchte.

Kaum war dieser Weg des Erkennens zur Geltung gekommen, als auch schon die Beobachtung in einem Albertus magnus begann und das neue Erblühen der Wissenschaft in der anderen italischen Akademie angebahnt ward.

Es ist aber ein Irrthum, wenn man die Araber als reine Aristoteliker darstellt, nein, auch im Osten wurde zuerst der neoplatonische Weg des Erkennens versucht, der ebenso wie im Abendlande in eine trübe Mystik verlief, und erst nachdem man die Unzulänglichkeit dieser mehr poetisch ergänzenden als philosophisch konstruirenden Weise erkannte, wandte man sich der nüchternen aristotelischen Schule wieder zu, um in ihr die Leuchte zu haben, dem Abendlande die Wege der Wissenschaft zu erhellen. —

Die Geschichte der einzelnen in diesem Werke bearbeiteten Disciplinen, als auch die einzelne Erkenntniß der Phasen der allgemeinen Kulturgeschichte, werden somit durch dieses Werkchen ungemein gefördert.

*) Die Propädeutik der Araber im zehnten Jahrhundert. Von Dr. Friedr. Dieterici, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1865.

Kleine literarische Revue.

— **G. v. Spiegel über Fürsten-Erziehung.***) Die vorliegende, in französischer Sprache abgefaßte, aber wesentlich mit deutschen Gedanken ausgestattete Schrift verdient sowohl in den Kreisen, für die sie zunächst bestimmt ist, als überall, wo man für das einträchtige Zusammengehen von Fürsten und Völkern aufrichtige Wünsche hegt, gelesen und beachtet zu werden. Der Verf. verleugnet zwar nirgends den Krieger, der mehr in einer energischen Praxis, als in einer philosophischen Theorie, den Erfolg und das Heil der Staaten erblickt; aber er weiß andererseits auch die Gegensätze durch eine gerechte und humane Auffassung der politischen Prinzipien zu vermitteln. Wir citiren folgende Stelle der kleinen Schrift: „Zur Vermittelung der beiden großen Gegensätze: Erleichterung des steuerzahlenden Volkes und Bewahrung eines ausreichenden militairischen Schutzes der Staaten, giebt es nur ein einziges Mittel, nämlich daß in das Völkerrecht ein neuer Artikel aufgenommen wird, der das Maximum von dem feststellt, was im europäischen Staaten Komplex jeder Staat in Friedenszeiten an Soldaten

*) Maximes sur l'éducation des princes. Par G. de Spiegel, Major-Général en retraite. Leipzig, Veit & Co., 1865.

und Seemacht haben darf. ... Durch ein solches Uebereinkommen würde keine Macht von der Höhe ihres Ansehens und Einflusses herabzusteigen brauchen, denn was sie an Truppenzahl verliert, das verlieren auch die anderen Mächte in gleichem Verhältnisse. Gleichwohl würde auch dann eine gewisse Ueberlegenheit Einzelner bestehen können; diese wird jedoch nicht eine Erschöpfung der Staatsfinanzen, sondern die Intelligenz als ihre Quelle haben: die Intelligenz nämlich, die am Erfolgreichsten die Truppen zu organisiren und zu unterrichten versteht."

— **Friedr. von Weech über die Minister-Konferenzen von Karlsbad und Wien.***) Den trefflichen Aegidi'schen Sammlungen von Aktenstücken zur Geschichte der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Schluß-Akte von 1820, sowie zur Vorgeschichte des Zollvereins, reiht sich in würdigster Weise die soeben erschienene, in der Anmerkung genannte historische Materialien-Sammlung des Herrn v. Weech an. In der Geschichte der Geisteskämpfe um die Erringung und Consolidirung bürgerlicher Freiheit in Mittel-Europa wird das mit dem gegenwärtigen Jahre abschließende halbe Jahrhundert seit dem Pariser Frieden von 1815 jedenfalls für den künftigen Historiker eine maaßgebende Uebergangs-Epoche bilden. In Bezug auf die Kunst zu regieren, die Kunst, durch weise Reformen gewaltsamen Revolutionen vorzubeugen, durch unweise Maßregeln dagegen wachsenden Unfrieden und bedrohliche Zustände herbeizuführen, bietet diese Epoche mehr Belehrung, als irgend eine andere, besonders in unserem vielgespaltenen, deutschen Vaterlande. Es ist diese Kunst in Deutschland in der verschiedenartigsten Weise zur Anwendung gebracht worden: anders in Oesterreich und anders in Preußen, anders in Bayern und Württemberg und anders in Hannover und Kurhessen; aber darin stimmten alle deutsche Regierungen überein: daß sie am liebsten dem hohen deutschen Bundestage die moralische Verantwortung, wie die energische Durchführung der polizeilichen Maßregeln in Deutschland überließen. Gerade in letzterer Beziehung scheinen indessen jetzt in den Ansichten der maßgebenden deutschen Regierungen solche Veränderungen eingetreten zu sein, daß man die Epoche der Karlsbader und der Wiener Konferenz-Beschlüsse als abgeschlossen ansehen kann. Es kommen daher Materialien-Sammlungen, wie die vorliegende, gerade zur rechten Zeit, um die Geschichtschreibung dieser Epoche vorzubereiten. Herr v. Weech hat hauptsächlich aus badischen Staats- und Ministerial-Archiven geschöpft. Außerdem haben ihm dabei Briefe und Berichte badischer Minister und Gesandten, wie namentlich der Herren v. Berstett, v. Blittersdorf und v. Reizenstein, vorgelegen. Die ersten Beiden haben den Wiener Konferenzen von 1819—20 und der Letztgenannte hat den deutschen Minister-Konferenzen von 1834 beigewohnt. Fast immer und ganz besonders im Jahre 1834, haben sich, wie aus diesen Schriftstücken hervorgeht, die Vertreter des Großherzogthums Baden durch weise Mäßigung, sowie durch ihre richtige Beurtheilung der Folgen jener in Karlsbad und Wien gefaßten Beschlüsse ausgezeichnet. — Die Vorrede zu dem vorliegenden Buche ist nicht der uninteressanteste Theil desselben. Diese schließt mit den Worten eines edeln deutschen Fürsten: „er könne nicht finden, daß ein Gegensatz sei zwischen Fürsten- und Volksrecht, und wolle nicht trennen, was zusammen gehört und sich wechselseitig ergänzt: Fürst und Volk unaufhörlich vereint unter dem gemeinsamen schützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfassung." „Die Durchführung dieses Grundsatzes," fügt Herr v. Weech hinzu, „ist ein besserer Schutz des monarchischen Prinzips, als alle Beschlüsse der Konferenzen von Karlsbad und Wien."

*) Korrespondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Minister-Konferenzen von Karlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834, herausgegeben von Friedrich v. Weech. (XVI und 296 S.) Leipzig, F. C. W. Vogel, 1865.

— **Der Cogitant.** Herr Dr. Eduard Löwenthal in Berlin, Stifter und Gründer einer neuen „Religion ohne Bekenntniß", eines neueren Cultus ohne Gottesverehrung und eines neuesten Systems der Natur, wonach Gravitation und Anziehungskraft bloße akademische Schrullen sind, Licht und Wärme nicht von der Sonne herstammen u. dgl. mehr, giebt seit dem October d. J. eine Monatsschrift unter dem Titel: „Der Cogitant, Flugblätter für Freunde naturalistischer Weltanschauung", heraus.*) Es will diese Zeitschrift zunächst das Organ der neuen Cogitanten-Gemeinde sein, die sich am 8. October in Berlin constituirt hat und die dermalen aus zehn Mitgliedern bestehen soll. Der Herausgeber hofft zwar, daß sich die Zahl dieser Mitglieder sehr bald vermehren werde; wir bezweifeln dies jedoch, da wir der neuen Lehre, soweit sie uns durch die Probenummer des „Cogitanten" bekannt geworden, unmöglich mehr zutrauen können, als Herr Dr. Löwenthal den Weltkörpern, die nach seiner Lehre gar keine Anziehungskraft besitzen. Den „freien Gemeinden" wirft der Cogitant vor, daß sie sich dem Staate gegenüber stets oppositionell verhalten, während er den Staat, wie er ist, mit allen seinen Konsequenzen anerkennt. Wer sich mit der neuen Philosophie, mit der Welt-, Staats-, Rechts- und Gesellschafts-Anschauung des Herrn Dr. Löwenthal bekannt machen und zugleich die Cultus-Einrichtungen der Cogitanten, mit Einschluß der feierlichen Gewänder ihrer „Cult-Magister" und des „Cult-Präsidiums" kennen lernen will, der lese die Nr. 1 der neuen Zeitschrift des Stifters der Cogitanten-Lehre.

— **Blanchard's französische Conversations-Grammatik.****) Die uns vorliegende Arbeit des französischen Sprachlehrers, Herrn Bernhard Blanchard in Leipzig, beruht auf der richtigen Erkenntniß eines Hauptübelstandes beim Unterricht im Französischen auf den deutschen Schulen. Es ist ein seltenes Ereigniß, wenn der Schüler zur vollkommenen Beherrschung des französischen Ausdruckes gelangt. Er lernt allenfalls fehlerfreie Uebersetzungen machen, aber er lernt nicht französisch denken, er bemächtigt sich wohl des Wörterschatzes der fremden Sprache (meist mit Hilfe lateinischer Analogien), aber er dringt nicht in deren Geist, in deren Eigenthümlichkeit ein; das Französische wird ihm wie eine todte Sprache vorgetragen; er schreibt viel zu viel und während er eine ungeheure Masse von Regeln bewältigen muß, lehrt ihn die Einübung derselben oft nur seiner Fehler gewohnt werden! Diesen Mißlichkeiten will Herr B. Blanchard durch seine Conversations-Grammatik entgegenwirken. Reden soll der Schüler lernen, nicht blos schreiben allein, und zu dem Ende versetzt er ihn sofort mitten in das Reich des französischen Sprachgenius, giebt ihm sofort eine lebendige Anschauung vom Gegenstande. Allerdings muß er gleich für den ersten Anfang eine ziemlich starke Dosis Vocabeln sich aneignen; desto sicherer und leichter wird er indeß fortschreiten, sobald er den Inhalt

*) Erscheint dreimal vierteljährlich, zum Preise von 10 Sgr.

**) Französische Conversations-Grammatik. Anleitung zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache nach einer neuen Methode von Bernhard Blanchard. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, 1866. Ein Octavband von VIII. und 287 Seiten.

der einleitenden Abschnitte erfaßt und seinem Sinn und Gedächtniß eingeprägt hat. Das ungetrübte Bild der richtigen Ausdrucksweise wird ihm stets vor Augen gehalten. Wir können nicht umhin, diese Methode der Beachtung denkender Lehrer zu empfehlen und hoffen unsrerseits, daß einzelne secundäre Mängel des Buches, die wir keinesweges übersehen, seinem schätzenswerthen Verdienst, nämlich der Einschlagung eines fruchtbaren Weges, nicht Abbruch thun werden. T. v. B.

— **Karl Meinhold's Gedichte.***) Der literarische Dilettantismus greift immer weiter um sich, und die Gelegenheitsdichter, die sich für keine großen Poeten halten, weil sie im Vollbesitz einer Sprache sind, die für sie dichtet und denkt, fangen an, nach und nach ganz auszusterben. Der vorliegende Band enthält nicht weniger als 21 Bogen Gedichte. Die meisten davon sind aber nach dem Vorgange eines bekannten Schweizer Kritikers als „Geduchte" zu bezeichnen, die als poetische Eintagsfliegen ihr kärgliches Dasein fristen, indem sie summend den Helikon umschwärmen. Herr Meinhold liefert Alles: Oden und Lieder, Balladen und Elegien, Epigramme und Vermischtes, selbst schließlich einen „Heldengesang," in welchem die Völkerschlacht bei Leipzig auf etwa 40 Octavseiten rhythmisch besungen wird. Bei aller Ehrlichkeit der Absicht, bei aller Biederkeit der Gesinnung, zeigt sich doch in Allem ein Mangel an innerem dichterischen Beruf. Derartige Erscheinungen kommen fast nur in Deutschland vor, oder sind auch wohl nur in Deutschland möglich. Sie sind ein kulturhistorisches Phänomen in ihrer naiven, scherzenden und doch siegesgewissen dichterischen Anmaßung. Verse, wie die folgenden, charakterisiren beispielsweise die „naturgetreue" Schilderung der Leipziger Schlacht: (S. 305)

„Die zweite Armee führt Beningsen jetzt,
Aus Russen und Polen zusammengesetzt,
Kannst Stroganov hier als Corpschef gewahren
Und Zischaplitz's, Bubna's und Dochturov's Schaaren!"

Derartiges ist schlechterdings gereimt — aber nicht poetisch, und wer kindlich genug ist, es drucken zu lassen, der mag es auf seine Kosten und Gefahr thun, der Kritik aber bleibe er fern. A. Lsn.

*) Weißenfels, 1865. 1 Thlr.

Literarischer Sprechsaal.

Die kürzlich erschienene Doppelnummer 8 und 9 der „Zeitschrift des k. preuß. statistischen Büreau" bringt die erste Abtheilung einer Arbeit ihres Herausgebers, Herrn Dr. Engel, über die Gesundheit und Sterblichkeit der preußischen Armee in dem Zeitraume von 1846 bis und mit 1863, und zwar umfaßt diese erste Abtheilung die Morbidität und Mortalität, während die zweite eine Vergleichung mit analogen Zuständen in der Civilbevölkerung des preußischen Staates bringen und die dritte Abtheilung endlich die in Preußen an der Militair- und Civilbevölkerung beobachteten Gesundheits- und Sterblichkeits-Verhältnisse denjenigen anderer Heere und Länder gegenüberstellen wird. Diese höchst interessante Arbeit entspricht einem Beschlusse des internationalen statistischen Kongresses im J. 1863 und wird unstreitig die maaßgebende Grundlage eines neuen, überaus wichtigen Zweiges der vergleichenden Statistik bilden. Der Verf. konnte bei dieser Arbeit die ihm in unbeschränktester Weise zugänglich gemachten statistischen Materialien des preußischen Kriegsministeriums und insbesondere des Medizinalstabes benutzen. Es liegen uns demnach hier auch die eingehendsten und zuverlässigsten Angaben vor — Angaben, die sich durch ihren wissenschaftlichen sowohl als praktischen Werth sehr wesentlich von denen unterscheiden, die der verstorbene, geistvolle, aber flüchtige und unzuverlässige medizinische Statistiker, Dr. Casper über den Gesundheits-Zustand und die Sterblichkeit der preußischen Armee veröffentlicht hat.

Eine wackere Streiterin in dem Kampfe des Deutschthums mit dem Moskowiterthum in Rußland ist die „Riga'sche Zeitung," redigirt von Julius Eckardt. Nicht weniger, als drei verschiedene, in anderen Stücken gegenseitig sich anfeindende russische Parteien sind es, mit denen das Deutschthum dort zu kämpfen hat: erstlich die fanatisch-moskowitische Partei, die die sämmtlichen, in Rußland unter Einem Zepter vereinigten, zahlreichen Nationalitäten, sowohl der Sprache, als der Religion nach, ja selbst bis auf die Kleidertracht und den Branntwein, russificiren möchte. An diese reiht sich, was den Haß gegen die Deutschen betrifft, die demokratische Partei, die in dem nicht zu leugnenden Umstande, daß die an der russischen Ostsee vorherrschenden Rittergutsbesitzer manche Aehnlichkeit mit denen an der preußischen und mecklenburgischen Ostsee haben, einen sehr populären Vorwand finden, gegen das „deutsche Junkerthum" in den baltischen Provinzen und gegen das deutsche Element überhaupt loszuziehen und es zu verspotten. Endlich macht, was den Chorus gegen die Deutschen betrifft, auch die büreaukratische Partei mit jenen sonst von ihr so streng geschiedenen beiden Parteien gemeinschaftliche Sache. Diese durch ihren unsittlichen Charakter in der ganzen Welt hinlänglich gekennzeichnete Partei haßt die Deutschen, weil sie weiß, daß sie in diesem Theile der Bevölkerung Rußlands die meisten sittlichen Antipathieen erregt, wie denn auch die Meisten der im russischen Heere und in der russischen Verwaltung angestellten Deutschen in sehr vortheilhafter Weise von ihren russischen Kollegen sich unterscheiden. Gegen jene verschiedenartigen Elemente kämpft nun die „Riga'sche Zeitung" mit gleicher Energie und mit gleicher, anerkennenswerther Ausdauer. Dadurch hat sie es freilich bewirkt, daß die Moskowiter jetzt eine ganz besondere Pique auf Riga und dessen deutsche Presse haben. Kürzlich hat die von dem bekannten Katkov redigirte „Moskauer Zeitung" in ihrer Polemik gegen Riga sogar die Behauptung aufgestellt, daß diese Stadt gar keine „Handelsstadt" sei, und zwar weil ihre Kaufleute nur Transithandel trieben und deshalb mehr den Charakter von Besteuerern, als von Bereicherern des russischen Volkes hätten. Diese Behauptung ist volkswirthschaftlich ebenso absurd, als sie thatsächlich unwahr ist. Denn erstlich trägt der Transit- oder — was eigentlich die Moskauerin meint — der Passivhandel, nicht minder als der Aktivhandel zur Vermehrung der Volksarbeit und des Nationalreichthums bei, und zweitens ist es in Deutschland, England und Frankreich, die aus Riga zahlreiche Produkte — wir erinnern z. B. nur an den Leinsamen — beziehen, hinreichend bekannt, daß diese alte Handelsstadt auch noch heutzutage nicht bloß Passiv-, sondern auch bedeutenden Aktiv-Handel treibe. Freilich ist dies ein Gebiet, auf welchem die russischen Staats-Oekonomen und Schutzzöllner noch sehr viel zu lernen haben, und deshalb werden wir ihnen gerade hier ein wenig Unwissenheit schon zugut halten müssen.

Berichtigung. In Nr. 44, S. 603, Sp. 1, Anmerkung Z. 6 st. „Zuhöbers" l. Zuhörers; S. 604, Sp. 1, Z. 30 st. „nicht allein untergegangen," l. „nicht allein nicht untergegangen."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 11. November 1865. [Nº. 46.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Literatur des deutschen Handelstages. 631. — Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität im Jahre 1865. 633.

England. Palmerston, der letzte Kollege Talleyrand's und Metternich's. 634. — Clubland und Clubleben in London. 635.

Frankreich. Chassin's Geist der französischen Revolution. Die Vindication der Menschenrechte. 637. — Pariser Federzeichnungen. Ein „Verantwortlicher". 640.

Italien. Dante's Besuch in der Abtei von Cerva. 641.

Kleine literarische Revue. Zur Geschichte der Preßgesetzgebung. 642. — „Von menschlichen Schwächen." 642. — Der Arbeiterfreund. 643. — Die Ergänzungs-Blätter des bibliographischen Instituts. 643.

Literarischer Sprechsaal. Zur Tell-Sage. 643. — Lord Stanley über den Werth der Statistik. 644. — Der amerikanische Krieg. 644. — Karte der südöstlichen Staaten von Nordamerika. 644.

Literarische Anzeigen.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

A. W. Grube's ästhetische Vorträge.

1 Bändchen Göthe's Elfenballaden und Schiller's Ritterromanzen. geh. 25 Sgr.
2 Bdchn. **Deutsche Volkslieder.** Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Göthe, Uhland u. Rückert. geh. 1⅙ Thlr. (726)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

October 1865.

On the medical effects of Laziness. — Matrimony over the water. — Tender and true and tried. (With an illustration.) — The story I heard in the smoking room. — A scene on Boulogne pier. (With an illustration.) — Among the hop gardens. (Illustrated by Edith Dunn.) — Witty women and pretty women of the time of Horace Walpole etc. etc.

The CORNHILL MAGAZINE.

Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

October 1865.

Wives and daughters. Chapter 46 to 50. — „Acquitted on the ground of insanity" (from a mad Doctors" point of view). — A Holiday in Venice. — The platonic doctrine of ideas. — Armadale. Chapter 5 to 7. (With an illustration.) — Trouville-sur-mer. — Maori sketches.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. October 1865. (727)

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen von

Arnold Wellmer. (728)

16. eleg. geheftet. 15 Sgr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

So eben sind erschienen:

Stahr, A., Göthe's Frauengestalten. I.

Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Göthe's Muse. — Werther's Lotte. — A. v. Walldorf. — Dorothea. — Gretchen. — Helena. — Iphigenia. — Leonore von Este. — Eugenie. — Friederike von Sesenheim. — Maximiliane Laroche. — Lili.

Reißmann, A., Lehrbuch der musikalischen Komposition. I. Die Elementarformen. Preis 3 Thlr.

An 640 in den Text gedruckten Notenbeispielen entwickelt der Verfasser mit der ihm eigenen Klarheit und Gründlichkeit die Gesetze der melodisch-rhythmischen Gestaltung, wie des zwei- und mehrstimmigen Satzes und des einfachen und doppelten Contrapunktes. (729)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Publications
de la
Fête des Vignerons à Vevey 1865.

Le Touriste, journal de la Fête. 1 Thlr.
L'Album officiel, dessiné p. Jenni, contenant le cortège entier. 1 Thlr. 10 Sgr.
La Partition de la Musique de la Fête pour piano et chant, composition de M. Grast. 1 Thlr. 10 Sgr.

Richard Lesser, libraire-éditeur, à Vevey & Lausanne. (730)

Revue moderne.

Tome XXXIV. Liv. 4. Novembre 1865.

Milsand, Montesquieu et sa philosophie politique. — Gilka, La duchesse de Cerni. (Fin.) — Stern, Dialogue sur Dante et Goethe. (IVe partie.) — Andree, K., De la circulation télégraphique autour du Globe. — Freytag, G., Les fêtes d'armes de la bourgeoisie allemande. — Lashaeschnikow, J., St. Pétersbourg après 1815. — Notices bibliographiques. — Correspondance italienne. — Chroniques littéraire et politique.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (731)

A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Im Verlage von

Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandl.) in Berlin, 7 Behrenstr.,

erschienen im Jahre 1865 u. A. folgende Werke:

Firdusi, Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von **Adolf Friedrich von Schack.** Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen" (1 Bd.) und der „Epischen Dichtungen" (2 Bde.). Lexicon-Octav mit gespaltenen Columnen. (439 Seiten.) Preis 2⅔ Thlr.

Heyse, Paul, Maria Moroni. Trauerspiel in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen zweites Bändchen. Octav. (103 Seiten.) Preis 25 Sgr.

— — Hadrian. Tragödie in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen drittes Bändchen. Octav. (107 Seiten.) Preis 25 Sgr.

— — Hans Lange. Schauspiel in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen viertes Bändchen. Octav. (143 Seiten.) Preis 25 Sgr.

Schack, A. F. von, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. Octav. (348 und 385 Seiten.) Preis 3 Thlr.

Lepel, Bernhard von, Gedichte. Octav. (208 Seiten.) Preis 1 Thlr.

Welcker, F. G., Tagebuch einer griechischen Reise. 2 Bde. Octav. (344 und 338 Seiten.) Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Hertz, Martin, Renaissance und Rococo in der Römischen Literatur. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten. Octav. (50 Seiten.) Preis 8 Sgr.

Lauer, Dr. G. A., Leibarzt Sr. Maj. des Königs, Gesundheit, Krankheit, Tod. Ein Vortrag. Octav. (38 Seiten.) Preis 6 Sgr.

Hahn, Dr. Ludwig, Friedrich der Große. Zweite (Volks-) Ausgabe. Octav. (VIII. und 452 Seiten.) Preis geh. 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Harnisch, Wilhelm, Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Herausgegeben von **H. E. Schmieder.** Octav. (473 Seiten.) Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Huber, V. A., Ueber Arbeiter-Coalitionen. Ein der Coalitions-Commission nicht vorgelegtes Gutachten. Octav. (51 Seiten.) Preis 8 Sgr.

Erdmann, Dr., Prof. in Halle, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Erster Band. Groß Octav. (630 Seiten.) Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (Der zweite Band erscheint in Kürze.)

Engel, Gustav, Die dialektische Methode und die mathematische Naturanschauung. Octav. (43 Seiten.) Preis 10 Sgr.

Credner, Dr. Hermann, Geognostische Beschreibung des Bergwerks-Distriktes St. Andreasberg. Mit 3 Tafeln. Octav. (71 Seiten.) Preis 24 Sgr.

Handbüchlein für Fußreisende. Sedez. (40 Seiten.) Preis 6 Sgr. (732)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berthold Auerbachs deutscher Volkskalender für 1866.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren des Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Nasenring) und Die Chronik eines Finkennestes, von demselben; eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. E. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (733)

Bei **Ernst Fleischer** in **Leipzig** erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsch-russisch-französischer Dolmetscher, 4. vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von **Pawloff**. Mit der Aussprache des Russischen. 16°. broschirt. 10 Ngr.

Ein höchst praktisches Hülfsbüchlein für alle der russischen Sprache Unkundigen beider Nationen, welches bezüglich seines Inhaltes und seiner Einrichtung den Anforderungen der Gegenwart in jeder Hinsicht entspricht. (734)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Prof. Dr. **H. Steinthal**, Privatdocenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Nach dem Muster von W. v. Humboldt's individueller Sprachforschung werden neun der hauptsächlichsten bisher bekannten Sprachtypen ausführlich charakterisirt, so dass auch der mit diesen Sprachen völlig Unbekannte sich ein Bild von den fremdartigen Redeweisen machen kann. Es werden namentlich dargestellt: das Chinesische, die hinterindischen Sprachen (das Siamesische und Bramanische), polynesische Sprachen (Malayisch) [Dajackisch]), die altaischen Sprachen (Jakutisch), amerikanische Sprachen (Mexikanisch und Grönländisch), Aegyptisch, die semitischen Sprachen (Arabisch) und indogermanische Sprachen (namentlich Griechisch).

Vorangeschickt ist eine Kritik der bisherigen Classificationen und besonders der Humboldtschen Sprachbetrachtung. (735)

Arlt, Professor Dr. **Ferd.**,

Die Pflege der Augen.

3. verbesserte Ausg. gr. 8. 1865. geh. 24 Ngr.

Güntner, Dr. **Franz Xaver**,

k. k. Prof. d. gerichtl. Medicin an d. Universität zu Prag,

Handbuch der öffentlichen Sanitätspflege

Für Aerzte, Juristen, Comitats-, Magistrats- und Gemeinde-Vorstände, wie für jeden Gebildeten.

gr. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Ngr.

Güntner MDr., **Wenzel**,

k. k. Professor der Chirurgie zu Salzburg,

Grundriss der allgemeinen Chirurgie. (736)

gr. 8. 1864. geh. 1 Rthlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Credner,

k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in Prag.

☛ **Ein werthvolles Werk zu einem Spottpreise!!** (737)

☛ **Aus Herder's Nachlaß.**

Ungedruckte Briefe von **Herder** u. dessen Gattin, **Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi** und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von **Heinrich Düntzer** und **F. G. v. Herder. Drei starke Bände, über 1400** Seiten in 8. broschirt.

Statt 6 Thaler für nur 1 Thaler!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder auch direct zur Post von der jetzigen Verlagshandlung **C. F. Schmidt** in **Leipzig**.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Der Französische Allgemeine Tarif, die Vertrags-Tarife Großbritanniens, Belgiens und Italiens für die Einfuhr nach Frankreich und der Vertrags-Tarif A. des Zollvereins vom 2. August 1862, ergänzt durch die sämmtlichen später von Seiten Frankreichs zugestandenen Tarif-Begünstigungen, nebst den Instruktionen für die französischen Zollbehörden. Auf Veranlassung Sr. Excellenz des Herrn Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Grafen von Itzenplitz, zusammengestellt von Moser, Geh. Ober-Regierungsrath. Lex.-8. geh. Preis 20 Sgr.

Durch Circular-Verfügung vom 19. d. M. empfiehlt das Hohe Ministerium für Handel ꝛc. diese Zusammenstellung dem gewerbetreibenden Publikum und macht die Handelsvorstände besonders darauf aufmerksam.

Berlin, den 28. Oktober 1865.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (738)

Die **eilfte vermehrte Auflage** von

Vilmar, Literaturgeschichte

erscheint in drei Lieferungen à 20 Sgr.

☛ Dieser wohlfeile Preis erlischt zu Ende dieses Jahres und kostet dann das treffliche Werk wieder Rthlr. 2. 15 Sgr.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig. (739)

Marburg und Leipzig, im October 1865. **N. G. Elwert'scher Verlag.**

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 45. Erinnerungen aus den Tropen. — Im Pfarrdorf. — Die neuere englische Jägerei. — Correspondenz-Nachrichten: Newyork. Hamburg. London. (740)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (741)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 45. Die Räumung Roms. — Die Ausbildung der städtischen Grundverfassungen im Mittelalter. — Noch ein Wort über das Erbrecht in den Herzogthümern. — Die Unternehmungen der historischen Commission bei der bayerischen Academie der Wissenschaften. — Vermischte Literatur. — Kunstnotiz.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (742)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 44. Derwische und Hadschis. — Die Neu-Perser. — Briefe aus Yukatan. — Licht- und Schattenbilder aus Rußland. — Schilderungen aus dem britischen Borneo. — Die erste Luftballonfahrt bei Nacht. — Ein Krankenbesuch eines Türken in Chalkis auf der Insel Euböa. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Altpreußische Monatsschrift

zur Spiegelung des provinziellen Lebens in Literatur, Kunst, Wissenschaft u. Industrie,

herausgegeben von

Rudolph Reicke und **Ernst Wichert**.

Zweiter Jahrgang. Achtes und neuntes Heft.

Das sogenannte hohe Lied Salomonis oder vielmehr das pathetische Dramation „Sulamit“ parallelistisch aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt von E. F. Friedrich. — Joh. Fr. Reiffenstein, Ein Vortrag von A. Hagen. — Aus Altpreußens Rechtsgeschichte. (I. Das Elbinger Rechtsbuch aus dem Schwabenspiegel.) Von E. Steffenhagen. — Kritiken und Referate. — Mittheilungen und Anhang. (743)

Jährlich 8 Hefte. Preis 2 Thlr.

Verlag von **A. Rosbach** in **Königsberg i. Pr.**

Oesterreichische Wochenschrift (744)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. (Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 43. Barach, C. S., Huber's Zur Orientirung in der socialen Frage. — Hanslick, E., Dilettanten und Dilettanten-Concerte in Wien. II. — Lützow, C. v., Ein Beitrag zur Architecturgeschichte der Stadt Wien. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom französischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Nr. 44. Fritsch, K., Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie. — Lambel, H., Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. — Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. I. — Zistler, F., Zwanziger, Die Dolomitberge, aus dem Englischen. — Die historische Commission bei der k. bayer. Academie der Wissenschaften. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Kunstnotiz. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Literatur des deutschen Handelstages.

Es kann bei einem ebenso schreib- als redelustigen Volk, wie das deutsche ist, nicht ausbleiben, daß sich an eine so hervorragende Institution, wie der allgemeine deutsche Handelstag bildet, eine Literatur knüpft, die große Beachtung verdient. Wir meinen nicht die Literatur über den Handelstag; diese hat sich im Wesentlichen auf Zeitungsartikel, auf freundlich gemeinte Zuschriften beschränkt; wir meinen die Literatur, diejenigen durch den Druck vervielfältigten Ergebnisse, welche aus dem Schoße des Handelstages hervorgegangen sind.

Von den Vorberichten, die an die Mitglieder des ersten deutschen Handelstages (Heidelberg im Mai 1861) vertheilt wurden, sind einzelne, die es wohl verdienen, auch jetzt noch das Interesse zu fesseln. Der Bericht des Professors Dr. Goldschmidt in Heidelberg über die Einführung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches und die Organisation von Handelsgerichten, ist heute noch lesenswerth. Allerdings ist das Handelsgesetzbuch inzwischen fast in allen deutschen Staaten eingeführt, die Organisation von Handelsgerichten aber läßt noch immer auf sich warten. Indem der von Goldschmidt erstattete Kommissionsbericht den Satz aufstellt, daß in den Handels-Prozeßsachen die gebührende Berücksichtigung der kaufmännischen Gewohnheiten und Gebräuche, ja die sichere Feststellung der für den Begriff des Handelsgeschäfts und des Kaufmannes entscheidenden Kriterien nur unter Zuziehung kaufmännischer Elemente möglich sei, fährt der Bericht fort: Das gegenwärtig vor den bürgerlichen Gerichten bestehende, häufig langwierige, meist ganz oder theilweise schriftliche Verfahren widerstrebt der gerade in Handelssachen und für den Handelsstand unentbehrlichen Schnelligkeit und Oeffentlichkeit. Die Kommission verkennt dabei nicht, daß ein nur aus Kaufleuten zusammengesetztes Handelsgericht weder prinzipiell, noch nach den in anderen Ländern gemachten Erfahrungen, geeignet erscheint, eine sichere, völlig unbefangene und gerechte Rechtspflege zu erzielen. Sie hat sich vielmehr einstimmig für die bereits in den größten deutschen Handelsstädten bewährte und in dem preußischen Entwurfe des Handelsgesetzbuchs, sowie in dem gedruckt vorliegenden Antrag des hochgeachteten Prof. Mittermaier vorgeschlagene Zusammensetzung aus rechtsgelehrten und kaufmännischen Elementen entschieden, der Art, daß Kaufleute mit unbeschränktem Stimmrecht, aber unter einem rechtsgelehrten Vorsitzenden als Richter fungiren. In dieser Art ist dem technisch-juristischen Element die gebührende und der Würde des Gerichts allein entsprechende Stellung gewahrt. Zumal einem so umfassenden Handelsgesetzbuch gegenüber, wie dem vorliegenden, dürfte das nichtjuristische, nur sachverständige Laien-Urtheil des Kaufmanns ohne feste juristische Führung nahezu aller Garantieen entbehren, die im Interesse einer gerechten Rechtsprechung gefordert werden müssen. Die Kommission erachtete es ihrer Aufgabe nicht entsprechend, über die Organisation, die Kompetenz und das Verfahren der Handelsgerichte detaillirte Vorschläge aufzustellen. Sie ging davon aus, daß das Verfahren vor den Handelsgerichten ein schleuniges (summarisches), wesentlich mündliches und öffentliches sein müsse; daß Handelsgerichte nur an solchen Orten errichtet werden dürfen, wo ein zahlreicher intelligenter Kaufmanns- und Fabrikantenstand die Möglichkeit einer zweckmäßigen Besetzung des Gerichts gewährt; daß aber erforderlichenfalls der Sprengel eines solchen Handelsgerichts auch einen weiteren Bezirk umfassen müsse, indem eine Konkurrenz der ordentlichen bürgerlichen Gerichte bei der Rechtsprechung in Handelssachen prinzipwidrig, und nur unter außerordentlichen Umständen zulässig erscheint. Daß ferner auch bei den Appellationsgerichten in Handelssachen auf eine geeignete Mitwirkung des kaufmännischen Elements Bedacht genommen werde, welche sich in Hamburg, Bremen und Baiern schon seit langer Zeit bewährt hat.

Der hier erwähnte Mittermaier'sche Antrag ist deshalb wichtig, weil er sich mit den Einwendungen beschäftigt, die gegen die Handelsgerichte vorgebracht sind, und namentlich mit dem so oft gehörten Einwand, daß in der Einrichtung von Handelsgerichten eine Verletzung des Grundsatzes der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz zu finden sei; die richtige Würdigung der Bedeutung von Handelsgerichten beruht auf der Erwägung, daß in einer großen Zahl von Handelssachen die gerechte Beurtheilung des Streits nicht möglich ist, ohne eine genaue Kenntniß des kaufmännischen Lebens und aller Einzelnheiten desselben, und daß dieses Leben und der ganze Umfang der oft sehr verwickelten Verhältnisse unter Kaufleuten durch gewisse allgemeine Gebräuche in Handelssachen — und auf diese weist das Handelsgesetzbuch wiederholt hin — beherrscht wird.

Wir erwähnen hier nur noch die Heidelberger Berichte über die Maaß-, Münz- und Gewichts-Einheit vom Dr. Soetbeer (Hamburg). Auch diese Frage hält uns, gleich der über Handelsgerichte, noch heute in Spannung; auch sie sieht ihrer Erledigung noch entgegen.

Von den Berichten des ersten Handelstages haben wir die Klarheit und das Sachgemäße des Inhalts zu rühmen; leider können wir dies nur sehr bedingt von den auf dem zweiten deutschen Handelstage zu München (im Oktober 1862) vertheilten Berichten einräumen; die Leidenschaft spricht aus mehreren gedruckt vertheilten, also doch vorher überlegten Referaten, Kommissionsberichte können wir sie kaum nennen; eine Verbissenheit und Blindheit spricht aus ihnen, die nur dem religiösen, oder politischen Fanatismus sonst eigen schien. Unsere Leser mögen selbst urtheilen, ob wir zu harte Worte gebraucht haben.

Das wichtigste Referat betraf den von Preußen am 2. August 1862 abgeschlossenen Handelsvertrag mit Frankreich, ohne welchen die preußische Regierung erklärte, die Zollvereins-Verträge über den Ablauf ihrer Dauer (31. Dezember 1865) hinaus nicht fortsetzen zu können. Daß einzelne Bestimmungen des Vertrages, namentlich des Tarifs, nicht Allen genehm erscheinen mochten, wer möchte sich darüber wundern; war doch das Vertragswerk erst nach jahrelangem Unterhandeln, nach wiederholten Rückfragen bei den betheiligten Regierungen und von diesen wiederum bei den betheiligten Industriellen entstanden, und Hoffnungen und Befürchtungen waren mannigfach wachgerufen worden. Der Referent (Puscher aus Nürnberg) erkennt in dem Bericht selbst an, daß bei der Nützlichkeit, welche das Näherbringen großer Nationen in handelspolitischer Beziehung hat, und bei den Vortheilen, die jede Verkehrs-Erleichterung bringt, „eine allzu engherzige Behandlung fern bleiben und der Grundsatz aufgestellt werden muß, daß ohne Concessionen Verträge schwer vereinbart werden können." Trotz dieses wörtlich wiedergegebenen Standpunktes, wird uns aber eine oberflächliche Kritik der Tarifsätze nicht erspart und die sprichwörtlich gewordene „Puscher'sche Schamröthe" über einen von der Krone Preußen geschlossenen Vertrag nicht etwa im aufgeregten Redefluß, sondern in dem ausgearbeiteten und gedruckt vertheilten Referat den Mitgliedern des Handelstages dargeboten. Wir brauchen

glücklicherweise auf die Tarif-Beurtheilungen nicht näher einzugehen, denn der Tarif ist ja, und wahrlich nicht zum Nachtheil des deutschen Zollvereins, seit einigen Monaten in Kraft und der Zollverein wird nicht der Ansicht des Herrn Puscher sein, „daß Oesterreich ein wesentlich vortheilhafteres Absatzfeld für uns sei als Frankreich." Ein solcher Gedanke variirte ebenfalls durch die verschiedenen Sätze des über die Zolleinigung mit Oesterreich von Herrn **Hurtzig** aus **Hannover** erstatteten Referats, in welchem der Verfasser glaubte „im Wesentlichen nachgewiesen zu haben, daß die zwischen den beiden Gebieten (Zollverein und Oesterreich) bestehenden Erleichterungen den von ihnen gehegten Erwartungen entsprochen haben." Leider aber widerspricht dem der eigene österr. Anhang; der in München vertheilte Bericht von Herrn **Franz Wertheim** aus **Wien**, der die Aufgabe verfolgt, die bekannten österreichischen Propositionen vom 10. Juli 1862 zu vertheidigen, räumt ein: „Es hieße schwarz für weiß ausgeben, leugnete man, daß der Vertrag von 1853 für die Zollvereins-Industrie lange **nicht** die erwarteten Früchte getragen habe."

Von einem ähnlichen Geiste beseelt ist das ebenfalls in München in Broschürenform vertheilte Gutachten des **Münchener Handelsrathes**, von dem wir als Curiosa nur folgende Punkte erwähnen wollen, die in der Darstellung wohl einen gewissen poetischen Werth beanspruchen können. Nach Schilderung der unbegreiflichen Nachgiebigkeit Preußens gegen Frankreich, heißt es: „Welche Rarey-Künste der Ueberredung und der Versprechungen müssen jenen Sendlingen von der Seine zu Gebote gestanden haben, um eine so wunderbare, auffallende Bezähmung des unnachgiebigen Starrsinns in diesen Dingen bewirken zu können?" Und ferner in Betreff des Artikels 23, desselben Artikels, der die „Puscher'sche Schamröthe" hervorrief, heißt es wegen des in Frankreich aus allgemeinen Sicherheits-Maßregeln vorbehaltenen Verbots der Durchfuhr von Schießpulver und Waffen: „Diese Stelle des Vertrages ist eine von denen, welche das National- und Ehrgefühl jedes wahrhaft deutschgesinnten Mannes tief verletzen müssen. Deutschlands Fürsten würden die schönsten Juwelen ihrer Kronen — die Achtung, das Vertrauen, die Hingebung ihrer Völker, sich unausbleiblich entfallen sehen, wenn sie sich diese Demüthigung, diese Herabwürdigung von dem übermüthigen Nachbarn definitiv gefallen ließen!" — Doch genug davon!

Nach dem Schlusse des Münchener Handelstages überreichte der bleibende Ausschuß den deutschen Regierungen eine Denkschrift über die gefaßten Beschlüsse. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese klare, kurze und präcise Denkschrift, welche auch der Minorität des Handelstages alles Recht widerfahren läßt, dem Vorsitzenden des Ausschusses, **Hermann von Beckerath** aus **Crefeld**, zuschreiben; sie ist von dem milden patriotischen und doch festen Geiste des Mannes durchweht, und wir können uns nicht versagen, den Schluß derselben hier einzufügen:

„Möge von keiner Seite die Sachlage verkannt werden; die Durchführung des Handelsvertrages ist die Voraussetzung der Erhaltung des Zollvereins, die Erhaltung des Zollvereins aber nicht nur eine volkswirthschaftliche, sondern auch eine politische Nothwendigkeit im eminenten Sinne des Worts. Eine große Nation kann ihre Bestimmung nur dadurch erfüllen, daß in entscheidenden Augenblicken die einzelnen Glieder ihr Sonder-Interesse der Wohlfahrt des Ganzen unterordnen, und wenn klare Erkenntniß der öffentlichen Meinung, sowie der unabweisbaren Bedürfnisse des Volkslebens zu heilsamen Regierungs-Entschlüssen führt, so lassen die Anhaltspunkte welche die Ergebnisse des zweiten deutschen Handelstages für die Entscheidung der hohen Regierungen darbieten, mit Zuversicht erwarten, daß Deutschland vor dem Nationalunglück einer Sprengung des Zollvereins bewahrt werden wird."

Bevor wir weiter gehen, müssen wir einer bereits früher von dem Ausschusse veranlaßten Denkschrift über die Nothwendigkeit der Vermehrung, resp. Verbindung der Handelsverkehrs-Straßen Deutschlands durch Anlage schiffbarer Kanäle, gedenken. Der Ausschuß hat sich nach unserem Dafürhalten ein unleugbares Verdienst erworben, indem er auf diese Angelegenheit die besondere Beachtung und Fürsorge des deutschen Handelsstandes hinlenkte, denn ein angemessener Reichthum eines Landes an Verkehrsmitteln aller Art bildet die Grundbedingung für das Aufleben, Bestehen und den Aufschwung des Handels und der Industrie. Die Statistik liefert den Maaßstab zur Beurtheilung dessen, was uns fehlt:

Die Gesammtlänge schiffbarer Kanäle ist
in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und
Canada . . . . 1354 Meilen,
" Frankreich . . . . 598 "
" Großbritannien und Irland . . . . 590 "
" Deutschland . . . . $68\frac{1}{5}$ "
" Belgien . . . . $57\frac{1}{5}$ "

Auf eine Quadratmeile Flächen-Inhalt kommen von schiffbaren Kanälen in Großbritannien und Irland 0,1040, in England und Schottland allein 0,3160, in Belgien 0,1070, in Frankreich 0,0620, und in Deutschland 0,0065 Meilen.

Auf eine Million Einwohner kommen von schiffbaren Kanälen in Nord-Amerika 44,21, in Großbritannien und Irland 21,91, in England und Schottland allein 26,85, in Frankreich 16,61, in Belgien 14,37, und in Deutschland 1,49 Meilen.

Die kleine Schrift geht nicht auf Einzelheiten ein; sie weist auf die dringende Nothwendigkeit — und diese wird nach vorstehenden Zahlen nicht mehr bezweifelt werden — Handel und Industrie und somit den Nationalwohlstand durch ein gleichmäßig ausgebildetes Verkehrsstraßen-System zu unterstützen; sie weist nach, welches unentbehrliche Glied, neben den natürlichen Wasserstraßen und neben den Eisenbahnen, die Kanäle einnehmen und wie deren Förderung allen Interessen entspricht.

Auf dem ersten deutschen Handelstage war bei Gelegenheit der Berathung über die Herbeiführung einer deutschen Münz-Einheit neben der Hauptsache — Mark oder Drittelthaler des 30 Thaler-Fußes mit fortgesetzter Decimaltheilung — von verschiedenen Seiten die Frage der gemeinschaftlichen **Gold-Ausmünzung** in Deutschland, insbesondere die höchst wünschenswerthe baldige Ersetzung der „Kronen" durch eine passendere Vereins-Goldmünze nachdrücklichst zur Sprache gebracht. Die Majorität hielt es indessen bei der damaligen Sachlage nicht für rathsam, durch Hineinziehen dieser Frage jene Hauptsache, deren baldige ernstliche Erwägung seitens der Regierungen man allseitig wünschte, vielleicht gleich im Anfang zu behindern oder verwickelter zu machen. Später hielt es aber der Ausschuß für seine Obliegenheit und für ebenso zeitgemäß, auf eine Reform der deutschen Gold-Ausmünzung hinzuwirken. Als Material und zur Orientirung über die Frage, in welchem Werthverhältniß am besten eine deutsche Vereins-Goldmünze hergestellt werde, versandte der Ausschuß an sämmtliche Mitglieder eine Schrift des Herrn Dr. **Soetbeer**: „Goldwährung und deutsche Münz-Verhältnisse," und erbat sich die Ansichten und Wünsche, eventuel motivirte Gutachten der verschiedenen Handelsvorstände. Da diese Gutachten sehr verschiedenartig ausfielen, entschloß sich

der Ausschuß, die sämmtlichen, von 35 deutschen Handelsvorständen abgegebenen Gutachten und Erklärungen geordnet zusammenzustellen und so das volle Material mit der vielseitigsten Beleuchtung und Begründung zu versenden. Wir halten dieses allerdings etwas weitläufige Verfahren für sehr geeignet und zweckgemäß in einer Frage, die durch ein Votum nicht erledigt werden kann. Durch die wissenschaftliche, reich mit statistischen Belegen versehene Soetbeer'sche Schrift wird der Leser in die Sache hineingeführt und kann nun nach Durchsicht der zweiten, mehr die praktische Seite berührenden Zusammenstellung die für und gegen die besonderen Gold-Ausmünzungen angegebenen Gründe prüfen und abwägen. Berlin, Danzig, Frankfurt a. M., Leipzig und Stuttgart haben sich für das einstweilige Verbleiben bei dem gegenwärtigen Zustande und Aussetzung einer Entscheidung; 8 Handelsvorstände für die Annahme eines Gold-Münzfußes zu 6⅔ Thlr. (resp. 3⅓ Thlr.) nach der Werthrelation von 15,5 und zu $^9/_{10}$ Feingehalt, 16 für Annahme eines mit dem französischen Gold-Münzsystem identischen Gold-Münzfußes von 77½ Stück auf das metrische Pfund von $^9/_{10}$ Feinheit (20 Francs-Stück), Bremen endlich für den Uebergang zur Goldwährung ausgesprochen. Wird die Entscheidung in dieser Frage auch längere Zeit noch ausgesetzt bleiben — die Majorität des Handelstages in Frankfurt a. M. war ebenfalls für das Zwanzig-Frankenstück — so ist durch die erwähnten beiden Schriften jedenfalls ein überaus schätzbares Material — ohne irgendwelche, mit diesem Wort leicht verknüpfte ironische Nebenbedeutung — gewonnen.

In noch höherem Grade ist das Verdienst des deutschen Handelstages anzuerkennen durch die beiden ausführlichen Denkschriften, betreffend den Abschluß eines Handels- und Zoll-Vertrages zwischen dem deutschen Zollverein und Rußland, und zwischen dem deutschen Zollverein und Italien, und durch die nach den Berichten der Handelskammern ꝛc. zusammengestellte „Vergleichende Uebersicht des Ganges der Industrie, des Handels und des Verkehrs in den deutschen (außerpreußischen und außerösterreichischen) Staaten im Jahre 1863.“ Der Ausschuß des deutschen Handelstages hat sich von dem richtigen Gefühl leiten lassen, daß es nicht genügt, mit Majorität oder selbst einstimmig Resolutionen zu fassen, in welchen in allgemeiner Weise den Wünschen des deutschen Handels- und Fabrikantenstandes Ausdruck gegeben wird; vielmehr hat er Vorarbeiten über die Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit der zu vereinbarenden Verträge geliefert, die den betheiligten Behörden und Beamten der Fingerzeige viele geben und die das größere Publikum für die gewünschten Verträge zu interessiren geeignet sind. Denn das ist ja gerade die Aufgabe des Handelstages und seines bleibenden Organs, Vorarbeiten selbständig zu liefern zur Beurtheilung dessen, was wir wünschen, und nicht damit zu warten, bis vielleicht einzelne Regierungen einzelne Handels-Vorstände befragen, selbständig das weitschichtige Material zu sammeln, zu ordnen und zu sichten und durch solche Denkschriften auf diejenigen zu wirken, die berufen sind, an der Gesetzgebung der deutschen Staaten, leider können wir nicht sagen: Deutschlands, mit zu rathen und zu thaten. Immer wieder tauchen die Ideen und Wünsche auf, die Regierungen mögen Enquête-Kommissionen berufen; wir halten diese Wünsche für zu bescheiden; wir haben eine selbständige Kommission zur Begutachtung, und Sache des Ausschusses ist es, von allen Handelsvorständen, so wie geschehen, die gutachtlichen Berichte einzufordern und sie in geordneter Form den Behörden, der Oeffentlichkeit vorzulegen. Der bleibende Ausschuß hat seit dem Mai d. J. angefangen, durch eine in zwanglosen Nummern erscheinende lithographirte Korrespondenz eine innigere Verbindung zwischen sich und den Mitgliedern des Handelstages herzustellen; sie bildet das Mittelglied, um letztere auf die einzelnen Punkte aufmerksam zu machen, um sie zur Erwägung, zur Begutachtung aufzufordern, und Sache des Handelsstandes ist es, dann näher auf die Sache einzugehen, sie nicht bloß im Kollegium des Vorstandes, sondern auch in größeren Kreisen zu besprechen, oder ihre Besprechung durch Benutzung der lithographirten Korrespondenz anzuregen.

Dies ist der Gesichtspunkt, von dem wir ausgegangen sind, und deshalb haben wir gerade auf die Literatur des Handelstages ein großes Gewicht gelegt; ja wir legen darauf fast ein größeres Gewicht als auf die Verhandlungen selbst, namentlich wenn diese so cursorisch behandelt werden, als dies bei einzelnen Fragen auf dem Handelstage zu Frankfurt a. M. geschehen ist. Der Handelstag hat sich, wenn wir nicht irren einstimmig, für die Annahme eines einstufigen Silbergroschen-Porto's ausgesprochen. Ist mit diesem Wunsche des Handelsstandes nach billigerem Porto auch nur irgend Etwas gewonnen? Ist die Porto-Abstufung die Hauptbeschwerde in unseren deutschen Post-Einrichtungen? Ist der Hauptbeschwerdepunkt nicht vielmehr in der Mannigfaltigkeit unserer postalischen Einrichtungen zu finden, auf Grund deren beispielsweise eine Probe-Sendung von Görlitz nach Dresden weit mehr kostet als von Görlitz nach Shanghai? Hier ist ein weites Feld für den bleibenden Ausschuß, die Mißstände darzulegen und die Ermäßigung des Porto's durch statistische Belege, wie sie die Entwickelung des englischen Postwesens darbietet, auch den betheiligten Finanz-Ministern annehmbar erscheinen zu lassen.

Wir hoffen, in nicht zu ferner Frist Mittheilungen über anderweitige Schriftstücke des Handelstages machen zu können.

N. Z.

Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität im Jahre 1865.

Herr G. Wolf in Wien, dem durch günstige Verhältnisse die Benutzung verschiedener Archive in Wien zu Gebote steht, hat unter obigem Titel („Mit Benutzung von Archivalien der k. k. Staats- und Finanzministerien, der k. ungarischen Hofkanzlei, der k. k. niederösterreichischen Statthalterei, des Wiener Magistrats, der k. Archive in Venedig und Mantua und des ehemaligen k. Archivs in Mailand“) einen Beitrag zur Jubelfeier gegeben,*) welcher freilich viele Allotria: wie die Errichtung eines jüdisch-theologischen Seminars im Anschlusse an die philosophische Fakultät, die jüdischen Fundationen in Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn u. dgl. m. enthält, die an andere Adressen gehören; aber der Hauptzweck der Schrift ist, nachzuweisen, daß die Wiener Universität niemals den specifisch katholischen Charakter in ihren Statuten und sonstigen Einrichtungen in sich schloß, auf welchen bei der Jubelfeier selbst so ostentiöser Nachdruck gelegt wurde, und wie er sich in neuerer Zeit bei Besetzung von Ehrenämtern, als der Decane, wovon Protestanten ausgeschlossen bleiben, öfter herauszustellen versuchte. Schon im Vorworte giebt uns der Verf. ein Pröbchen von den eigenthümlichen Anschauungen, welche in Oesterreich über die Studien obwalteten. „Zu jener Zeit, sagt der Verf., als ich noch Schüler war (also etwa vor einigen zwanzig Jahren), wurde Geschichte (wenn man Erzählungen über Regenten und

---

*) Wien, Verlag von Herzfeld und Bauer, 1865. (222 S. mit 23 Beilagen.)

nothdürftige Mittheilungen über verlorene oder gewonnene Schlachten Geschichte nennen kann) im zweiten Jahrgange der ehemaligen Philosophie gelehrt. Bekanntlich waren nur diejenigen Hörer, welche vom Schulgelde befreit sein wollten, genöthigt, diese Vorlesungen zu hören, und sich zu Ende des Semesters einer Prüfung zu unterziehen. Schüler aus reichen Häusern waren verschont, sich Belehrung aus der Weltgeschichte zu holen, wie es ihnen erspart war, im ersten Jahre der Philosophie naturhistorische Studien zu machen." (!!)

„In der That," bemerkt der Verf., „bewahrte auch die Wiener Universität, wie uns die Geschichte derselben lehrt, nicht immer den katholischen Charakter, ja, sie war eine Zeitlang vollständig protestantisch"; wie dies durch Daten nachgewiesen wird; „wie auch die Universität von Seiten österreichischer Monarchen nicht als eine Institution der katholischen Kirche, sondern als eine Institution der Regierung betrachtet wurde, welcher der jeweilige Monarch oder dessen Regierung nach Innen und Außen das Gepräge gab, so daß selbst der zeitige streng katholische Rector magnificus, Professor Hyrtl, den vieldeutigen Ausspruch that: „Die Universität ist das Organ der Regierung." Selbst die Stiftungsurkunde (in welcher freilich, als aus der Zeit vor der Reformation, noch nicht von Ausschließung der Protestanten die Rede sein konnte) bestand nie in vollem Rechte, sondern wurde mannigfach verändert und trug, wie bemerkt, stets das Gepräge der Zeitströmung und der jeweiligen Regierung; auch flossen die Geldmittel zur Erhaltung der Universität zumeist aus den Steuern, die derselben eigens zugewiesen wurden, während von katholischer Seite nur einige, kaum nennenswerthe Stiftungen gemacht wurden. Das Resultat der vom Verf. aus den Archiven gesammelten Beweise ist: „Die Wiener Universität ist nicht ausschließlich katholisch."

Wir gehen zum Schlusse noch auf eine Stelle der Schrift über, welche, allgemein gehalten, ein ernstes und wahres Wort für Oesterreich an dasselbe richtet. Der Verfasser spricht zuvor von der Jubelfeier (die Schrift erschien kurz vor derselben) und findet heraus, daß die allgemeine Mißstimmung und Verstimmung inner- und außerhalb der Universitätskreise keine gehörige Jubelfeier zu Stande kommen lasse; was er deshalb der Universität vor Allem wünsche, sei, „daß sie als Körperschaft autonom dastehe. Es versteht sich von selbst, daß dem Staate, respektive dem betreffenden Ministerium nach verfassungsmäßigen Grundsätzen das Oberaufsichtsrecht zustehen muß, da die Universität aus Staatsmitteln erhalten wird. Aber Autonomie ist die Grundbedingung für die freie Entwickelung der Wissenschaft, sonst muß sie verkommen. Wir wissen es wohl, es giebt gewisse Theorieen, welche auf das beste verleumdet werden, — vielleicht manche nicht ganz mit Unrecht — aber man schlägt Theorieen nicht durch einen Machtspruch todt. Unzählige Male hat die Weltgeschichte den Beweis geführt, daß keine Gewalt auf Erden so stark war, und wenn sie auch die außerordentlichsten Mittel in Anwendung brachte, um eine wahre Theorie zu vernichten...." „Es scheint, (schließt der Verf.) daß man überhaupt bei uns mit zweierlei Maaß mißt. Auf politischem Gebiete, wenn von Reformen die Rede ist (Schwurgericht ꝛc.), heißt es, Oesterreich sei ein eigenthümlich konstruirter Staat, und was im Allgemeinen gut sein mag, kann für diesen Staat nicht angewendet werden. Was will man jedoch einwenden, wenn man die Freiheit der Wissenschaft, der Lehre fordert? Ist der österreichische Staat oder sind die Menschen in Oesterreich so geartet, daß auch die Wissenschaft denselben anders zugeschnitten werden muß? Wenn Wissenschaft Macht ist, nun dann vermehre man wenigstens auf diesem Gebiete die Macht des Staates, und streben wir danach, anderen voranzuschreiten. Mögen darum Lehr- und Lernfreiheit eine Wahrheit werden!" (Vor der Hand wird dies aber noch eine geraume Zeit ein pium desiderium bleiben.) Man merkt es dem Verf. an, wenn er es auch nicht deutlich schreibt, was ihn, wie so Viele (und besonders die Wissenschaft) in Oesterreich drückt: es ist das Bleigewicht, oder sagen wir lieber, die Zuchtruthe des Concordats, welches wie ein unheilverkündender Komet über Oesterreich schwebt. Wir unsererseits unterschreiben völlig das Urtheil des Herrn Dr. R. Perkmann in Nr. 40 des „Magazin" über die „Wiener Universität".*) K.

England.

Palmerston, der letzte Kollege Talleyrand's und Metternich's.

Mit Lord Palmerston ist der Letzte des Diplomaten-Geschlechts in's Grab gestiegen, das seit den großen Napoleonischen Kriegen die Geschicke Europa's leitete und von dem man hoffen darf, daß es mit ihm ausgestorben ist. Der Zeitgenosse Talleyrand's, Metternich's und Nesselrode's, hatte er, obwohl in einem freien Lande geboren, mit ihnen jene Nichtachtung der öffentlichen Moral gemein, die den Trägern einer absolutistischen Staatskunst eigen scheint, aber sich früher oder später an ihnen rächt, und die sich auch an dem britischen Staatsmann gerächt hat. Der Fleury unseres Jahrhunderts, hat er bis in sein höchstes Alter die Zügel der Regierung geführt, aber wie Fleury mußte er seinen Ruhm überleben und noch vor dem Schlusse seiner langen Laufbahn auf das Fiasco seiner Politik niederblicken.

Die Zeiten sind vorüber, wo man Lord Palmerston von der einen Seite als den Hort der Freiheit, den Schutzpatron der Unterdrückten pries, von der anderen als den Söldling Rußlands verschrie, der sich mit so und so viel Hunderttausend Rubeln bestechen ließ, sein Vaterland und Europa an den Zaren zu verrathen. Die lächerlichen Diatriben des mehr als halb verrückten Urquhart, die von naiven deutschen Publicisten nachgebetet wurden, haben seinem Rufe weniger geschadet, als die kaum minder lächerlichen Hosiannas seiner Panegyriker, da sie eine natürliche Reaction des gesunden Menschenverstandes zu seinen Gunsten hervorriefen. Mit Ausnahme eines großen rheinischen Blattes, das seiner hoffentlich platonischen Vorliebe für den englischen Premier bis über's Grab hinaus treu geblieben ist, dürfte man jetzt darüber einig sein, daß Palmerston weder der Feuerbrand war, der die Revolution unter die harmlosen Völker Europa's schleuderte, noch das dienstwillige Werkzeug der auf die Knechtung jener Völker gerichteten Pläne eines russischen oder französischen Autokraten. Man wird vielmehr einräumen, daß er dem Auslande gegenüber die Interessen seines Vaterlandes stets aufrichtig und nach bester Ueberzeugung vertrat, freilich nicht in der Weise, wie diese Interessen von einem Canning, einem Peel oder einem Cobden verstanden wurden,

*) Beiläufig wollen wir hier einen Irrthum des Herrn Wolf berichtigen. S. 28 seiner Schrift sagt er in einer Note: Elia Levita (der Grammatiker) „soll in Aisch bei Nürnberg geboren sein". Aisch ist nicht der Name eines Ortes, sondern eines Flusses. E. Levita ist in Neustadt an der Aisch (in der Nähe von Nürnberg) geboren.

sondern in dem engherzigen Sinne vergangener Jahrhunderte, der die Macht einer Nation auf die Schwäche und Zerrissenheit ihrer Nachbarn gründete. Sein Einwirken auf die Politik Europa's war oft heilsam, namentlich in der ersten Periode seiner Thätigkeit; sein Einwirken auf die innere Politik seines Vaterlandes war fast ohne Ausnahme unheilvoll. Die Demoralisirung der englischen Presse ist zum größten Theil das Werk Palmerston's. Unter seinen Auspicien wurde die Prinziplosigkeit zum Götzen erhoben, und das freche Spiel, das er mit den Reform-Ideen getrieben hat, konnte nur in einem Lande geduldet werden, in welchem das öffentliche Gewissen durch eine corrumpirte Journalistik von Grund aus gefälscht und den gewöhnlichsten Begriffen von Recht und Wahrheit entfremdet worden war.

Als noch der Bürgerkönig herrschte, sah man seinem einstigen Ableben mit Furcht und Besorgniß als einem welterschütternden Ereigniß entgegen; das Schicksal wollte, daß er still und unbemerkt, nicht wie ein König, sondern wie ein ruhiger Bürger vom Leben schied. Auf dem Continent wird der Tod Palmerston's eben so spurlos vorübergehen, als der seines früheren Alliirten; nicht um das kleinste Bruchtheilchen eines Procents sind die Course bei der Nachricht von dem Hintritt eines Staatsmannes gefallen oder gestiegen, der einst einen so großen Raum in den Augen Europa's ausfüllte. Er hatte es durch seine diplomatischen Künste so weit gebracht, daß England in der auswärtigen Politik kaum schwerer wog, als Spanien oder Holland, und daß die drohenden Noten seines Foreign Office nur noch ein ironisches Lächeln hervorriefen. Für England selbst ist hingegen der Tod des greisen Ministers ein Ereigniß von hervorragendster Bedeutung. Das englische Volk muß und wird jetzt aus der Erstarrung erwachen, in welche er es einzuschläfern wußte. Es giebt keinen anderen Staatsmann, weder in den Reihen der Whigs noch in denen der Tories, der diese Politik des Stabilismus, der chinesischen Unbeweglichkeit fortzusetzen vermag, welche er in ein förmliches System gebracht hatte. Durch die Pflege der materiellen Interessen allein ist ein Staat nie groß geworden oder geblieben; er bedarf dazu auch eines sittlichen Elements, das man nicht ungestraft ignoriren oder mißbrauchen kann. Noblesse oblige: das englische Volk, das mit Recht auf seine relativ freisinnigen Institutionen stolz ist, muß den Völkern Europa's mit dem Beispiele vorangehen, wie man solche Institutionen im Geiste der Neuzeit auszubilden, zu veredeln und zu vervollkommnen hat. In unseren Tagen heißt Stehenbleiben so viel als Zurückschreiten, und wer sich hartnäckig gegen alle Reformen wehrt, läuft Gefahr, sich von seinen Nachbarn überholt und in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen zu sehen.

Clubland und Clubleben in London.*)

Junge Leute wollen auch leben! rief Falstaff, als er seine berühmten Angriffe machte. Und einer der Carton's in Bulwer rühmt sich geheimnißvoll der 4000 Pfund, die er jährlich verzehre, ohne jemals etwas geerbt zu haben oder jemals Geld zu verdienen. Wie mögen sie's nur anfangen? Theils wie Falstaff, natürlich aber feiner, theils wie die Carton's. Die Formen sind freilich sehr verschieden und geheimnißvoll verschleiert. Alles höhere Leben und Genießen verkriecht sich in die englischen „Harems für Männer", die Clubs, in einen oder den anderen der 23 großen Paläste um Pall Mall und St. Jamesstreet herum, wo sie eine förmliche Gegend, ein eigenthümliches Land finden, „Clubland", mit etwa 12,000 nicht darin wohnenden Einwohnern oder Mitgliedern, deren jedes 10—30 Guineen Entree zahlt, ohne den jährlichen Beitrag von 6—12 Guineen. Dies macht schon ziemlich exklusiv, noch mehr aber die Kugelung beim Abstimmen nur um Aufnahme. Jeder Club hat im Durchschnitt 1000 Mitglieder und in vielen schließt eine einzige schwarze Kugel aus. Alles, was mit Krinoline zusammenhängt und den leisesten Verdacht von Miß, Mistreß oder Lady Raum giebt, ist drakonisch ausgeschlossen. Erst vor kurzer Zeit durfte ein Dickens den kühnen Reform-Vorschlag der Zulassung von Damen zu öffentlichen Festessen machen. Die Männer spielen, ennuyiren, waschen sich, politisiren, diniren und pokuliren in ihren Clubs ganz exklusiv generis masculini et exclusivissimi. Wie kommen sie hinein und worin liegt der Reiz? Das Parlament (Ober- und Unter-) ist nur ein Ausschuß der Clubs. Gouverneurs in den 50 Kolonien, Gesandte, Steuerbeamte sind oft Club-Mitglieder, die man gern los sein wollte. Die fettesten Staatsstellen zu Hause sind nur Club-Mitgliedern zugänglich. Das ist schon Reiz genug, aber noch lange nicht aller. Man darf im Club auch rauchen, zu Hause nie. Die süße Gewohnheit des Daseins und Tabak-dazu-rauchens ist in jedem englischen Privathause der höheren Klassen ein Verbrechen, das gleich nach dem Stehlen silberner Löffel kommt, im Club ein Kultus, seit 1850 ein grandioser, in prächtigen Tempeln weihrauchender Kultus. Die Fremden der großen Ausstellung von 1851, die rauchenden, bärtigen Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiäner und die nie kalt werdenden Deutschen haben's ihnen angethan im Bartstehenlassen und im Rauchen. In den Jahren 1852—1854 hatten die Clubs über 300,000 Pfund für den An- und Aufbau von Rauchzimmern ausgegeben. Der „Union-Club", mit dem größten Weinkeller, ließ für 50,000 Pfund ein ganzes kolossales Gebäude blos zum Rauchen anfügen. Der „University-Club" wurde 1852 um ein erhabenes Rauchzimmer erweitert. Die architektonische Glorie aller Clubs (Carlton), von 1850 bis 1856 vollendet, hat ein Rauchzimmer, worin alle 800 konservative Tory-Mitglieder zugleich ihre kleinen, dicken, echten Trabuccos abfeuern können, ohne den Beweis zu liefern, daß, wo Feuer ist, auch Rauch sei. Die „Ventilation", eine Hauptpassion der Engländer, verpustet fortwährend die Spuren des Verbrechens (in den Augen der Damen). Freilich sind die specifisch englischen Ladies zu Hause noch fürchterlich; sie riechen's noch, wenn Einer vorgestern rauchte, und fahren aus vor Zorn und in der Equipage und pumpen im theuersten Laden auf Kosten des „gerochenen" Mannes. Aber Letztere sind auch schlau und verstehen die Kunst, sich geruchlos zu machen, in den vortrefflichsten Club-Anstalten meisterhaft zu üben. Ueberall die vortrefflichsten Wasch- und Bade-Anstalten in den Clubs mit Seifen und Chemikalien, die jede Spur des Verbrechens wegbeizen, im Reform-Club mit Wasser aus einem 560 Fuß tiefen artesischen Brunnen, besondere Rauchröcke und glanz-kattunener persönlicher Schutz. — Also man hat sein Leben im Club und darf darin rauchen. Aber auch spielen. Spielen! Nun haben wir's. Alle Hazardspiele sind streng verboten im Lande leidenschaftlichen Spielens und Prellens. Deshalb ist das ganze englische Leben in allen Schichten und Lachtern von Spielhöllen, Wett-Bureaux, Hahnkampfsböden, Rattenhetzungs-Vereinen, Preisboxer-Clubs und dergleichen streng polizeilich verbotenen Liebhabereien und Leidenschaften durchglüht. Dienstmädchen und Kutscher wetten auf Pferde für's nächste Wett-

---

*) Aus dem soeben bei Grunow in Leipzig erscheinenden zweibändigen Werke: „Aus dem Herzen der Welt", von H. Beta, Verfasser der „Deutschen Früchte aus England".

rennen. Jeder und Jede suchen sich auf irgend eine Art für verbotene Lotterie und Hazardie zu entschädigen. Und die Clubs sind außer vielen anderen auch privilegirte Spieltempel, Privat-Phalanstèren privilegirter, Gesetze gebender Klassen, in welche **keine Polizei Zutritt findet.** Kommt ja einmal etwas heraus, so wird die Sache vertuscht; „the matter is hushed up" wie der Kunstausdruck heißt, oft mit „hush money", welches Der mit vieler Offenheit sich zahlen läßt, der reden, klagen, zeugen könnte, nun aber mit mehr Profit schweigt. Mit guter Erziehung und einiger Uebung machen Einige auch als „Griechen" ihr Glück. Griechen sind Engländer von bestimmter Profession und vielem Talent des höheren „angenehmen Schwerenöthers", beim Spielen und für das Spiel, die auf eine geheimnißvolle Weise heute Abend nur verlieren, morgen nur gewinnen dürfen, je nach der beabsichtigten Wirkung, speziell: Einfänger und Lieferanten der nöthigen „Flats" (Flachköpfe). Flats gedeihen nur in England, jung, fett und ungemein leicht zu fangen und zu rupfen. Reiche, respektable Jungen werden in England am respektabelsten von Hochkirchgeistlichen erzogen, wo sie nichts lernen, alle Tage dreimal auf den Knieen beten müssen und gefangen gehalten werden. Mit 21 Jahren werden sie mündig, bekommen Macht über zehn-, zwanzigtausend Pfund, fahren damit nach London und fallen in die Hände der Griechen, Pferdehändler und gewisser Damen. Dies sind die Flats oder „Freshmen", die immer nach spätestens zwei Jahren uralt, gestorben, eingesteckt oder angestellt sind. Der Grieche führt den Flat aus besonderer Freundschaft in seinen Club ein. Hier heißt er auch „pigeon" oder Taube, wenn er sehr reich und sehr unschuldig ist. Er lernt die „games of science", wissenschaftliche Spiele, d. h. Whist, Ecarté und Piquet. Man ist sehr human mit ihm. Der Grieche weiht ihn in Feinheiten ein; er gewinnt. Von nun an beginnt allmählich der Prozeß „of picking", des Taubenrupfens. Beim Ecarté helfen unsichtbar einige Zuschauer, beim Whist die Spieler selbst einander gegen Gewinnantheil oder bestimmte Procente. Beim Whist sind oft alle Drei unglücklich, nur der Flat nicht. Das macht ihn munter. Er fühlt den begonnenen Prozeß des Rupfens noch nicht, da die Anderen noch verlieren, wenn auch nicht so viel. Jedes Unglück trägt sich leichter unter Mitleidenden. Sieh, wie der „Grieche" leidet und wie heiter er dabei bleibt. So wird er in guter Laune erhalten (kept in countenance). Gute Getränke und gute Cigarren thun auch das Ihrige.

Ist der Flat gerupft, wird er unbarmherzig zerschnitten (cut), aber nur metaphorisch. Diese Kunst (of cutting), d. h. des Tranchirens und Zusammenhauens gerupfter Tauben, oder lästig gewordener Freunde mit dem bloßen Blick, ist auch eine specifisch-englische höhere, sociale Kulturpflanze, die selbst Damen meisterhaft gegen ehemalige Ballfreunde als Abweisungsmittel zu appliciren verstehen. Man geht nicht feig um die Ecke vor so einem freundlich Entgegenkommenden, sondern mit großen, glotzenden Augen dicht an ihm vorbei, als wär' er eine Wand. Das hält der empfindsame Heruntergekommene nicht aus. Er ist niedergehauen, wie mit einem scharfgeschliffenen Dragoner-Säbel. Sehr viele Carton's und Falstaff's der Clubs leben nur von solchen Taubenbraten und haben ihre 3000 bis 5000 Pfund jährlich zu verzehren. Der Crockford-Club in St. Jamesstreet, einst das Wunder aller Spielhöllen, hat sich in die jetzt bestehenden Clubs aufgelöst, besteht also noch in Divisionen. Crockford war als Fischhändler crösusreich geworden und baute ein „Taubenhaus" für 60,000 Pfund mit einer inneren Einrichtung für 35,000 Pfund, um darin zu rupfen. Die Spiegel, von 16 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite, sind zum Theil noch da. Die Stühle waren mit den Dunen der Eidergänse gepolstert. Von 36 Dienern kostete jeder im Anzug über 150 Pfund. Der Hauptkoch Uhde bekam 1000 Guineen Jahresgehalt. Während der Parlaments-Session im Jahre 1837 wurden in einer Woche 1 Million Pfund Sterling von Einigen verloren, von Anderen gewonnen. Crockford besoldete reisende Griechen, die im ganzen Lande sich mit dem „Taubenfang" beschäftigten. Der Groom Porter bezog für die Mühe, die Resultate jedes Wurfs oder jeder Drehung des Fortuna-Rades auszurufen, wöchentlich das Jahrgehalt dreier oder vier deutscher Schullehrer, wöchentlich 50 Guineen. Crockford lebte wie drei Fürsten und starb 1844 an einem ganz gemeinen Riß des Lebensfadens.

Der noch bestehende Athenäum-Club konkurrirte mit Crockford und hat jetzt den Zweck, „literarische, wissenschaftliche und künstlerische Größen (spielend) zu vereinigen." Es wird noch in allen Clubs mit Hilfe von Griechen gespielt, außerdem in einer besonderen Anstalt, die Niemand ohne Führer findet, in der fashionabelsten Straße des Westendes, Albemarlestreet — ein Compagnie-Geschäft, das mit 15,000 Pfund begonnen und neuerdings auf 700,000 Pfund geschätzt wird. Sie hatten nicht Geld genug, um Tauben einzufangen, und kamen daher auf den genialen Einfall, immer zu **verlieren** und die Tauben durch ihre goldnen Körner anzulocken. Die Compagnie verlor grundsätzlich und absichtlich Alles bis auf 3000 Pfund. Das Unglück der Spielbank in Albemarlestreet wurde allgemeines Salongespräch. Die Tauben kamen nun von selbst massenhaft geflogen und ließen binnen acht Wochen für mehr als 50,000 Pfund Federn zurück. Erst dann verbreitete sich das Gerücht, daß man bei den Pechvögeln in Albemarlestreet auch verlieren könne. Die Anstalt blüht noch, und wer sehr viel Geld und sehr hohe Empfehlungen mitbringt, kann noch heute zu der Ehre kommen, ein- und angeführt zu werden.

Die Clubs sind **Vorparlamente**, Phalanstèren und Kneipen, Rauch- und Spielpaläste der regierenden und höheren Klassen, männliche Harems, die mit verschiedenen, exklusiv „weiblichen" aus Frankreich, Belgien und Deutschland rekrutirten Anstalten in geheimnißvoller Verbindung stehen. Mancher alte Schwede, der immer im Club ist, ist auch manchmal wo anders. — „White's Club", dem Crockford-Hause gegenüber, erst ein „Chokoladen-Haus", seit 1814 berühmtes Tory-Spielhaus, gab am 20. Juni 1814 den alliirten Fürstenball für 9849 Pfund 2 Schillinge und 6 Pence, drei Wochen später dem Herzog von Wellington ein Diner für 2480 Pfund 10 Schillinge und 9 Pence. Dies führt uns auf den höheren Reiz des Clubs. Die Engländer sind keine Idealisten; sie leben nicht, um zu essen, sondern um gut zu essen und noch besser zu trinken. Jeder Club hat einen ehrwürdigen Senat, genannt „tasting Committee", Koste-Kommission, die mit feiner Zunge die besten Weine herauskostet, kauft und den Mitgliedern für Engros-Kostenpreis verkauft. Der Weinkeller ist die Glorie der Clubs. Die Küchen sind unterirdische Feensäle mit französischen Hauptköchen, die in Equipage fahren, und mit Spezialkünstlern für Chops, Steaks, Kidneys u. s. w. (Cotteletten, Rindfleischschnitte, Nieren). Man bekommt stets das Beste für Kostenpreise, ohne Steuern, die man nach hoher Bezahlung in öffentlichen Anstalten dem Kellner zahlen muß. Die Küche des „Conservative-Club" stand unter Direktion des berühmtesten kulinarischen Künstlers „Soyer". Das Gebäude kostete über 73,000 Pfund, die enkaustischen Gemälde gegen 3000 Pfund. Der Hauptsaal, 100 Fuß lang, [illegible] breit und 25 hoch, wird von korinthischen Säulen getragen.

Bibliothek, Lese-, Kaffeesäle von entsprechenden Dimensionen. Architektonisch ist der 1850—56 neu angebaute Tory-Carlton-Club die Perle des Clublandes. Grandiose Façade mit doppelten Reihen unten dorischen, oben jonischen polirten Granitsäulen, Mauerwerk von Carnstein, gewölbte vorspringende Fenster mit Spiegelscheiben, Kaffeesaal von einer glasbedeckten Domkuppel herab erleuchtet, 28 Fuß hoch, 92 lang, 37 breit, ebenso lange Billard-, Bibliothek-, Lese-, Speise- und Rauchhallen. Auch der „Reform-Club" ist prächtig, besonders die Central-Halle, größer und pompöser, als die des Berliner Museums. „Army- und Navy-Club" bis 1850 vollendet, kostet im Außenbau 18,500, im Innern 16,500, in Ausmeublirung etwa 10,000 Pfund, die bloße Baustelle 52,000 Pfund, Summa summarum also gegen 1 Million Thaler. Was von Nußbaum oder solidem Mahagoniholz, von dem Aufpolsterer, Pinsel und Meißel gemacht werden konnte, wurde für die Engländer gemacht. Außerdem bieten sie die komfortabelsten Nachtherbergen für lockere Mitglieder, die immer im Club geschlafen haben wollen, wenn sie zu Hause examinirt werden. Clubs sind Alles, was wir angedeutet, aber noch viel mehr, wofür es gar keine Worte giebt, ein so specifisch-englisches Gewächs, das man nur an Ort und Stelle mit der Zeit fühlen, aber wohl kaum je begreifen lernt. Das ganze englische Leben hat etwas Clubliches (Club heißt Keule) und Klobiges bis in die höchste Pracht hinein, etwas Abgeschlossenes, Exklusives. Selbst die verschiedenen Diebes-Clubs sind exklusiv für andere, außerdem für jeden ehrlichen Menschen. Es giebt Clubs für Alles und Jedes, in jeder Klasse und jeder Schicht der Stände und Berufe, selbst einen deutschen Club. Die 23 Clubs im Clublande sind nur die Blüthe der übrigen. Wollte man die verschiedenen Gesellschaften und Vereine, die alle etwas Clubliches haben, mit dazu rechnen, bekämen wir Tausende von Clubs aufzuzählen, darunter die fabelhaftesten Institutionen, wie z. B. The Steaks, eine geschlossene Gesellschaft von 24 Aristokraten, die sich ein prächtiges Lokal von Eichenholz bauen ließen, um darin jeden Sonnabend um 5 Uhr vor ihren Augen zubereitete Beefsteaks zu essen. Es wäre vielleicht interessant, aber auch vor dem Tode des letzten specifischen Engländers ein Artikel absolut ohne Ende, diesen Clubismus bis in einen besonderen Winkel zu verfolgen. Auch wo der specifische Engländer allein öffentlich auftritt, bildet er gern einen geschlossenen Club mit sich selbst, und kehrt der Welt um sich herum mit allen vier Seiten den Rücken zu. Die hohen Bretterverschläge in den Kaffee- und Bierhäusern, Pfandleihanstalten u. s. w., die Mauern oder Eisengitter um die Häuser, die lebendigen Hecken um jedes Feld und jede Wiese, das verschlossene Thor jedes Privathauses sind aus dieser Insulirung und Isolirung hervorgewachsen. Kommt ein Fremder mit dem specifischen Engländer so zusammen, daß keine Bretterwand mehr dazwischen ist, wird er durch einen Blick, gleich der schwarzen Kugel, von dem geschlossenen Club seines specifischen „Ichs" ausgeschlossen. Er hat das Bewußtsein seines Werthes, seiner Schätze, die er nicht jedem Fremden ohne Weiteres zeigen will, denn dieser kann ein Spitzbube oder wenigstens ein unbequemer Geselle sein. Deshalb giebt er auch seinem Aeußeren, seinem Hause lieber einen abstoßenden Anstrich, um sich's und den Seinen im Innern desto komfortabler zu machen. Der echte Gentleman, eine nur in England gedeihende Species höheren Menschenthums, trägt kein Gold auf der Weste, desto mehr in Tasche und Thorax, und der wundervolle Komfort seines Hauses und Herzens steht hinter Eisengittern und epheuumrankten Mauern. Ist man aber erst darin und als würdig aufgenommen, giebt's keinen zuverlässigeren Freund, als solch' ein Engländer sich bewährt und keine liebenswürdiger gebotenen Hände, als die der Damen des Hauses. Ihr bewillkommnender Händedruck ist weich, warm und treuherzig.

Frankreich.

Chassin's Geist der französischen Revolution.

Die Vindication der Menschenrechte.*)

Wenn das Studium irgend einer Epoche der Weltgeschichte uns zum Verständniß der Gegenwart führen kann, so ist es die Betrachtung der französischen Revolution. Hier blicken wir in den Spiegel der innersten Beweggründe unserer sozialen Kämpfe, hier lernen wir die Fäden kennen, welche die schwersten Verwickelungen der Neuzeit geschürzt haben, hier stehen wir eben an der Geburtsstätte dieser neuen Zeit, die sich dem Mittelalter und dem Absolutismus entgegensetzt, und erfahren, daß Dinge, welche in dieser und jener Form uns noch zweifelhaft scheinen, durch ihr Eintreten in den Lauf der Geschichte bereits zu Erlebnissen der Menschheit geworden und an der Wurzel ihrer Prinzipien schon Gemeingut der denkenden Geister sind. Es ist und bleibt wahr: das Jahr 1789 hat einen unendlichen Umschwung hervorgebracht, unabsehbare Folgen datiren von damals, und all' die Leiden und all' das Blut, das geflossen, haben trotz der ungeheuersten Mißgriffe wohlthätige Wirkungen gesichert, denn sie haben dem edelsten Streben der Menschenbrust gegolten.

In zwei früheren Artikeln aus dem Jahre 1864 besprachen wir an dieser Stelle ein Buch, das die Kultur-Erfolge der Revolution klar an's Licht stellen will, indem es den Geist ihrer Maßnahmen schildert. Herr Ch. L. Chassin, ein bisher unbekannter Schriftsteller von sehr idealistischer Richtung, hat uns mit seinem ersten Theile keine unbedingte Bewunderung entlockt. Obgleich wir seinem achtbaren, schier unermüdlichen Eifer die gebührende Anerkennung zollten, durften wir uns nicht verhehlen, daß die weisen Vorarbeiten eines Alexis de Tocqueville und eines Léonce de Lavergne seinem jugendlichen Ungestüm nicht den Zügel ruhiger, gehaltener Sammlung angelegt hatten. Der eifrige Chassin ist nun einmal etwas radikal; seine Werthschätzung der Revolution steigert sich fast zur Anbetung ihrer Gedanken, ihrer Thaten und Helden; allein er ist ein Mann, der zu arbeiten versteht und sein Urtheil durch die genaue Kenntniß der Denkmäler jener Epoche vertieft. Bücher wachsen übrigens oft wie Menschen, nicht blos äußerlich, auch innerlich. „Le Génie de la Révolution" ist in der zweiten Abtheilung des ersten Hauptabschnittes kerniger und bedeutender geworden. Den Menschenrechten gegenüber, wie die „Cahiers" von 1789 sie fordern, fühlt sich Herr Chassin ganz auf seinem Gebiet, sein revolutionäres Pathos gewinnt festen Boden; er entwickelt aus dem Detail der Wahlvollmachten ein furchtbar scharfes Bild des ancien régime, aber unleugbar ein Bild, dessen Züge der Wirklichkeit entlehnt sind. Mag, wie man behauptet hat, dieser gewaltige Fleiß, der Schritt für Schritt aus den Quellen schöpft, und jeden Satz aus einer Urkunde herauszieht, zuvörderst den

*) Ch. L. Chassin: Le Génie de la Révolution. Première Partie Les Cahiers de 1789. Tome II: La liberté individuelle, la liberté religieuse. Paris, Librairie internationale (Lacroix, Verboeckhoven & Cie.) 1865. 1 vol. de 331 pag. in 8vo.

Idealen einer Partei gewidmet sein, indem er den Strom des französischen Liberalismus kräftigen soll: das Werk dieses Fleißes ist nach seiner neuesten Entfaltung mehr als eine Tendenzschrift, mehr als eine Gelegenheitsarbeit, es besitzt bleibenden Werth; in der Geschichte der politischen Literatur wird es eine bedeutsame Stelle einnehmen.

Unter den Vorurtheilen, die einer subjektiven Konstruktion der Weltereignisse ihr Dasein verdanken, ist eines der mächtigsten und verhängnißvollsten dasjenige, welches den Menschen einbildet, die historischen Konflikte kämen von äußeren Anläßen her, man habe von vornherein nicht gewußt, was man brauche und wolle, man sei stets nur das Opfer eines dunklen Dranges, wenn man Prinzipien ausspreche, deren Verwirklichung man fordere. Dem Vorurtheile, daß die Wahlen zu den états généraux sich in dem bescheidenen Kreise des Necker'schen Finanzprogrammes bewegt hätten, tritt Herr Chassin durch die tausend Belege urkundlicher Thatsachen entgegen; er beweist aus unzähligen Stellen in den Cahiers, daß nicht blos der dritte Stand, sondern auch Adel und Geistlichkeit eine durchgreifende Umwandelung der Staatsverhältnisse wünschten. Ueberschlug man die Gesammtsumme ihrer Reformvorschläge, so war das Resultat nicht etwa eine schlichte Reform, sondern eine vollständige Revolution! Und man bedenke wohl: auf Grund dieser „Cahiers", d. h. dieser höchst dringlichen Anforderungen der Wählerschaft, sind die Abgeordneten der drei Stände gewählt worden. Was die Beiseitesetzung der Cahiers hiernach sagen wollte, ist klar. Nicht wider den Inhalt der Wahl-Instruktionen lehnte sich die National-Versammlung auf, ihre Tagesordnung betraf nur die Form derselben; sie zerbrach die Schranken einer feudalen Delegirten-Konferenz, um desto schneller und entschiedener das von der Nation vorgezeichnete Ziel zu erreichen.

Wenn später einzelne Abgeordnete ihren Austritt aus der Versammlung dadurch begründeten, daß die Mehrheit derselben ihre Vollmachten weit überschritten habe (für das Elsaß giebt ein Modell der Protest des Freiherrn von Flachslanden, Vertreters des adeligen Wahlkreises Hagenau-Weißenburg), so wird diese Angabe durch den Inhalt der Vollmachten am ersten widerlegt; denn wäre dieser buchstäblich zur Geltung gelangt, so wäre in ganz Frankreich kein Stein auf dem andern geblieben.

Auf dem Papier hatte man die Tragweite seiner eigenen Gedanken sich nicht vorstellig gemacht; man erschrak, als es an die Ausführung von Reformen ging, deren unbedingte unaufschiebliche Nothwendigkeit man in den verschiedensten Tonarten verkündigt hatte.

Was von allen Uebeln die bittersten Empfindungen erregt, ist allemal der Druck, der auf dem Einzelnen lastet. Daher der vorwiegend individualistische Charakter der Cahiers de remontrances. Den unliebsamsten Druck hatten aber die Steuern und Zölle geübt, sie waren jedem Einzelnen die handgreiflichsten Beweise der Mißherrschaft gewesen, und aus diesem einfachen Grunde mußte das Steuerbewilligungs-Recht der Reichsvertretung sammt Budget-Controle den Reigen der angestrebten Volksrechte eröffnen. Selbst die Allerloyalsten von Geistlichkeit und Adel gaben dergleichen Wünsche kund, und das Merkwürdigste dabei war, daß sie dieselben mit der Idee einer vom Könige (im Schooße der Generalstaaten) zu beschwörenden Verfassung in Verbindung brachten! Das Angebot der Krone, welches in Abschaffung der Lettres de cachet und Bewilligung der Preßfreiheit bestand, erschien sogar den Privilegirten viel zu geringfügig, um nicht die Forderung von „Fundamental-Artikeln" daran zu knüpfen, deren Genehmigung seitens des Königs jedwedem Subsidienvotum der drei Stände vorangehen müßte! Solches forderte der Adel von Abbeville, Tours, Toulouse u. s. w. Auch die Mindest-Liberalen unter der Geistlichkeit von 1789 würden ebenfalls kaum das Lob konservativer Bescheidenheit verdienen. Der Klerus von Besançon z. B. beginnt zwar mit der Versicherung seines Eifers für Seine Majestät und das Staatsinteresse, sowie seines Dankes für den Appell an die Liebe des Volkes, doch sofort schärft er dem Empfänger seiner Vollmachten ein, „an keiner Berathung Theil zu nehmen, bevor die Regierung folgende Artikel eingeräumt und anerkannt habe:

1) der Nation allein gehört das Recht, Steuern zu bewilligen;
2) periodische Wiederkehr der Generalstaaten alle drei, vier oder fünf Jahre;
3) Errichtung von Sonder-Landtagen in jeder Provinz;
4) Bewilligung der Steuern durch die Generalstaaten nur von einem Reichstage bis zum andern und nicht darüber hinaus;
5) die Steuern werden von den Generalstaaten unter die Provinzen vertheilt und von den Provinzialständen erhoben;
6) kein allgemeines Gesetz erlangt Gesetzeskraft ohne vorhergehende Genehmigung der Reichsstände; kein Partikular-Gesetz erlangt Gesetzeskraft ohne die Zustimmung der Provinzialstände; die Parlamente und Obergerichtshöfe können die Einregistrirung dergestalt genehmigter Gesetze nicht verweigern;
7) Abschaffung der Lettres de cachet (geheimen Verhaftsbefehle) als eines abscheulichen Gebrauches;
8) jeder Bürger wird von den ordentlichen Gerichtshöfen gerichtet; der Brauch außerordentlicher Kommissionen und Evokationen ist vollständig abgeschafft;

aus diesen Artikeln wird eine Charte (Freiheitsbrief) zusammengestellt, gezeichnet, gesiegelt und verkündigt, welche der König bei seiner Weihe beschwören muß."

Die Edelleute des Boulonnais (Gegend von Boulogne), keineswegs Revolutionäre, nehmen Akt von diesen acht Punkten, „denen der durch seinen Minister manifestirte königliche Wille schon zugestimmt hat;" sie fügen aber noch vier Punkte hinzu, die der König aus Necker's Bericht an die Prüfung der Generalstaaten gewiesen hatte, nämlich:

9) die Verantwortlichkeit der Minister;
10) gesetzliche Freiheit der Presse;
11) Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses;
12) Unverletzlichkeit der Volksvertreter.

Der Adel von Libourne nimmt diese 12 Artikel fast in denselben Ausdrücken an; bloß nennt er ihre Bestätigung die „Aufrechthaltung der Konstitution!"

Daß die bürgerlichen Wähler die 12 Artikel unterschrieben, ist selbstverständlich, sehr selten begnügen sie sich hiermit, und wenn sie es thun, tituliren sie dieselben „Fundamentalgesetze, bestimmt zur Wiedergeburt der Verfassung." Wo die drei Stände gemeinsam ihre „doléances et remontrances" redigirt haben, ist dieses Beispiel am häufigsten befolgt worden von Bourg-en-Bresse, Langres, Sillers-la-Montagne, Finstringen an der Saar (Fénétrange), Bruyères, Mohon. — Ja, die drei Stände von Montfort-l'Amaury und von Dreux verleugnen ihre Abgeordneten, wenn diese sich von ihrer Mission, die „konstitutionellen Punkte" zur definitiven Annahme zu bringen, entfernen. Endlich, die Wähler von Vesoul schreiben die 12 Artikel an die Spitze ihrer Wahlvollmacht; sie finden in ihnen den Kerngehalt

der Rechte der Krone und des Volkes und verlangen, daß vor ihrer Annahme keine Finanzdebatte eröffnet wird.

Wer den Geist der Bewegung von 1789 verstehen will, der frage einmal, wie die Mehrheit des Adels den Sinn und Zweck dieser Wahlbewegung auffaßte. Das Wort „Freiheit" erscheint gleich obenan. Denn die Mehrheit des französischen Adels erklärt: „Frankreich ist eine freie, von einem König geleitete Nation, welche durch ihre Vereinigung in der Versammlung der Generalstaaten wieder in ihre Rechte tritt." Die Artikel, welche „die Grundrechte der französischen Nation enthalten, sollen auf einer soliden Basis aufgerichtet und durch einen neuen *Pacte français* geheiligt werden." (Adel von Perpignan und Montpellier.) Der Adel von Dijon fordert, sein Bevollmächtigter solle durchsetzen, daß in der Einleitung der Konstitution die Erklärung der Hauptrechte der Nation, der verschiedenen Provinzen und der Staatsbürger Platz finde. Unter den Rechten des Bürgers, welche die bürgerliche und die individuelle Freiheit begründen, versteht er die Unverletzlichkeit des Eigenthums, die vollständige Freiheit der Person, die von ihren natürlichen Richtern vor aller Willkür geschützt, gerichtet wird, und die freie Uebung des Gedankens durch Privatkorrespondenz und Druckschriften. Dem Adel von La Rochelle zufolge erheischt das allgemeine Interesse Erhaltung der Existenz, Erhaltung der Freiheit, Erhaltung des Eigenthums, und der einzige Zweck, welchen die Gesetze jeder Regierung erreichen sollen, gipfelt in diesen drei Punkten. „Sicherheit, Freiheit, Ehre und Eigenthum, wiederholt der Adel von Condom, sind die unverjährbaren Rechte der Natur und der Gesellschaft." Und so wünschen denn die „citoyens nobles" von Paris vor Allem eine „ausführliche Erklärung der Rechte aller Menschen, die ihre Freiheit, ihr Eigenthum und ihre Sicherheit gewährleiste."

Man bedenke wohl: dies sind Kundgebungen eines „privilegirten Standes," Frankreichs Adel hat so gedacht. Sie bestätigen demnach die Aussagen Tocqueville's, eines unverdächtigen Zeugen, daß der französische Adel des 18. Jahrhunderts in Haltung und Denkungsart von der übrigen Nation nicht wesentlich abgewichen sei; er war nicht von vornherein gesonnen, seine Sache von der der Nation zu trennen. — Aber wenn der Adel durchschnittlich dem entschiedensten Freisinn huldigte, so war das Volk noch zu weit gründlicheren Reformen geneigt; es wünschte eine vollkommene Erneuerung der bestehenden Gesellschaft, mit brennendem Eifer und einmüthig forderte es die Rückeroberung und die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte.

Jenes handgreifliche Verständniß der individuellen Freiheitsidee hatte das ancien régime selbst aufgedrungen. Die ganze Nation rief aus Einem Munde: „keine Lettres de cachet!" Die geheimen Verhaftsbefehle hatten Menschen jeden Alters und Geschlechts urplötzlich mitten aus der Gesellschaft verschwinden lassen; sie verschmachteten ihr Dasein in Staatskerkern, oft aus den erbärmlichsten Ursachen, nach der Willkür einer Maitresse, und als Mirabeau's wildes Pamphlet (1782 zu Hamburg erschienen) der ingrimmige Wecker des Rechtsbewußtseins gewesen, dauerte der scheusliche Unfug unter dem milden Scepter Ludwig's XVI. fort; noch im Februar 1789 verschwand eine Frau Gourbillon, Vorleserin von „Madame", und am 15. März 1790 vollzog der Graf von St. Priest den letzten geheimen Verhaftsbefehl wider einen Edelmann, Herrn von Fontalard, er endigte: „Si n'y faites faute, car tel est notre plaisir", war datirt „Paris den 19. Februar 1790" und gezeichnet „Louis". — Nichts war unpopulärer, als die Staatsgefängnisse. Viele Wählerschaften von 1789 verlangen nicht blos ihre theoretische Abschaffung, nein, geradezu ihre Zerstörung von Grund aus! Seitdem Linguet den Eid der Bastille-Gefangenen gebrochen und von den Schrecknissen dieses „Orts der Vergessenheit" (oubliette!) den Schleier gehoben hatte, war die Bastille der Gegenstand des wüthendsten Volkshasses geworden, auch der Adel theilte ihn; die Geschichte eines Opfers der Poisson (vulgo Pompadour), des unglücklichen Marquis Latude, hatte alle Herzen auf's Tiefste erschüttert und zur Rache gespornt. Der Adel von Paris erklärt in seiner General-Vollmacht, d. h. schon in den Cahiers der einzelnen Adelsdepartements der Hauptstadt: „Wir bitten Seine Majestät, die Niederreißung der Bastille befehlen zu wollen." Bündiger lautete der Schrei des Tiers-Etat: „Nieder mit der Bastille!" Alle Pariser Distrikte wiederholen ihn, der von Saint Joseph ruft: „Die Bastille zerfalle und versinke! Auf dieser lebendigen Grabstätte werde ein National-Denkmal zum Ruhme unseres guten Königs errichtet, zum Andenken an seine Tugend und seine Liebe für die Franzosen, deren Vater er ist!" — Am Schlusse seines Cahier sagt der dritte Stand von Paris: „Auf dem Boden der zerstörten und rasirten Bastille möge ein öffentlicher Platz geräumt werden, in dessen Mitte sich eine Säule von edlem, einfachen Styl erheben wird, mit der Inschrift: „Ludwig XVI., dem Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit!" Der Bezirk Mathurins-Sorbonne hatte besser vorgeschlagen: „Ludwig XVI., dem Könige eines freien Volkes!"

Man weiß, wie die Revolution diese Wünsche verwirklicht hat. Es waren gewaltige Ueberschwenglichkeiten, denen man sich im Sturm der Begeisterung hingab. Die politische Freiheit erringt sich nicht durch den bloßen Ausdruck edler Gefühle und eines großherzigen Willens, aber, das bleibt immer fest und unwandelbar stehen, das französische Volk von 1789 hat die höchste Meinung von den Erfolgen der politischen Freiheit gehabt; deren sittliche Macht ist vielleicht nie so warm, nie so rein empfunden worden, es hat sich in's Buch der Geschichte eingeschrieben für manche Zeit, und die Nachwelt wird die Bausteine von damals zu schätzen wissen. Alexander von Humboldt pflegte, wenn er den Aufschwung jener Tage bekritteln hörte, zu sagen: „Ihr versteht das nicht, ihr habt 89 nicht gesehen!" Während die Vergangenheit das Anathem wider Gewissens-Ueberzeugungen geschleudert hatte, war der Fluch, den das Geschlecht von 1789 aussprach, das Anathem wider die Willkür. Aus dieser Stimmung floß die Verdammung der geheimen Polizei von Paris, die entsetzlich gewirthschaftet hatte, ebenso der Protest wider die Fortdauer der Provinzial-Intendanten und Subdelegirten, dieser Prokonsuln des ancien régime (man vergleiche Tocqueville, l'ancien régime et la révolution), wider das Spionirsystem der Verwaltung, wider die willkürlichen Haussuchungen, gegen die Zwangsaushebungen zur Miliz und zum stehenden Heere, der Wunsch nach Errichtung von Nationalgarden für Ausübung der Stadtpolizei und Wahrung der bürgerlichen Rechte vor Gewaltschritten, nach Abschaffung der Käuflichkeit und Erblichkeit des Richteramtes, zuletzt, doch etwas schüchtern, nach Glaubensfreiheit. Was die religiöse Freiheit betrifft, widersprechen die Cahiers den Versicherungen Tocqueville's, der die unheilvollen Wirkungen der atheistischen Literatur nicht genug hervorheben kann. Tocqueville macht sich zum Ankläger eines Unglaubens, der seine erste Wurzel aus ganz anderen Dingen gezogen hatte, als lediglich aus den Philosophen und Encyclopädisten. Ein Volk, welches von seinen

Fürsten, Großen und Mächtigen, von seinen Priestern, Gottesgelahrten und Gesetzeshütern tagtäglich die Verspottung des Heiligsten, die Verachtung aller Religion und Sittlichkeit, das Mitfüßentreten der Menschenwürde mitangesehen hatte, brauchte nicht erst durch die Schriften philosophischer Grübler über die Scheinheiligkeit der Tartüffe's belehrt zu werden. Auch die grausame Verfolgung der Hugenotten war nicht zur Anbahnung einer tieferen Religiosität angethan. Wie hätten das 200,000 Meuchelmorde zu leisten vermocht? Aber trotz dieses Märtyrerthums des Protestantismus bewahrte die apostolisch-katholische Religion der römischen Kirche einen starken Anhalt im Volke. Von der uneingeschränkten Duldung, die Mirabeau gepredigt, enthalten die Cahiers gar wenig Spuren, die *Aufrechthaltung des römischen Kultus* wird von Vielen als *Nationalsache* behandelt, und das Aeußerste, wozu man sich der *politischen Freiheit* wegen versteht, ist eine *Modifikation der Kirchenverfassung.* Das System des Gallicanismus herrscht in den Wahlvollmachten vor. Die Abhängigkeit der Kirche vom Staate schien auch den Freisinnigen das Heilmittel der Uebelstände. Um nun die Kirche mit dem neuen Verfassungsstaate in Uebereinstimmung zu bringen, kam man auf die Idee der Wiederherstellung der Volkswahlen für die Besetzung der Bisthümer; man wollte eine Wiedergeburt der Kirche durch die Revolution! Herr Chassin sucht also zu zeigen, daß die Civil-Konstitution des Klerus der National-Versammlung schon in den Wahlbriefen unterbreitet wurde. Gleich Edmund von Pressensé, tadelt er den großen Irrthum der neuen Aera. Indessen der Fehler war nach Chassin unvermeidlich. Der Katholicismus, vom Despotismus gestützt, hatte zwei Jahrhunderte lang den Sinn für religiöse Freiheit gehemmt und unterbunden, die fruchtbare Idee der *Selbstregierung* war *nicht* entwickelt, weder in geistlichen, noch in weltlichen Dingen: das schuf der Revolution ihre Katastrophe! *Trauttwein von Belle.*

Pariser Federzeichnungen.

Ein „Verantwortlicher".

In einem Zeitalter wie dem unsrigen, wo aller Orten dem Zopf der Garaus gemacht wird, wo das Volk, das eigentliche Volk immer mehr Bildung erlangt, wo auch den auf einer gesellschaftlich niederen Stufe Stehenden mehr und mehr die Mittel an die Hand gegeben werden, mit Erfolg zu kämpfen und zu ringen, in einem solchen Zeitalter darf es uns nicht wundern, wenn hin und wieder die eigene individuelle Kraft sich Geltung verschafft und die Leiter im Fluge ersteigt, an der andere, materiell mehr begünstigte Kräfte jahrelang krabbeln, ohne um ein Merkliches dem Ziele sich zu nähern. Wir sind eben, Dank einer aufgeklärten, Aufklärung im Volke verbreitenden Presse, an einem Zeitpunkte angelangt, wo, trotz dem Beginnen der Rückschrittsfreunde und Finsterlinge, dieser Vertreter der Selbstsucht und des Aberwitzes, ungeachtet der Oppositions-Harlekinaden einer gräflich Hahn-Hahn'schen Aristokratie zur Aufrechterhaltung einer wurmstichigen, in sich selbst zerfallenden Tradition, ein frischer, gesunder Geist die Volksschichten zu durchwehen beginnt.

Damit soll nun nicht von vornherein gesagt sein, daß unser „Verantwortlicher" sich wirklich durch sein Talent zu seiner jetzigen Stellung emporschwang. Zu einem Redakteur, und bestände dessen Aufgabe in der Leitung des allerunbedeutendsten Winkelblättchens, gehört allerdings schon Etwas mehr als das Vermögen, bornirt zu sein, und ohne ein Rationchen Intelligenz sähe es schlimm aus um seine Existenz, das ist gewiß wahr. Was aber das Wissen anbelangt, ja das Wissen, dessen kann — in Frankreich notabene — solch' ein „Verantwortlicher" unter Umständen schon entbehren; denn ihm geht's wie den Majestäten von Gottes Gnaden: er ist Figurant, Statist, er hat wie Jene seine Minister, in den Händen dieser ruhen die Faden zur großen Maschine, mit diesen positiven Fäden korrespondirt die Gesammtheit der negativen Fäden in der Allerhöchsten Marionette, und je nachdem die Minister wollen oder nicht, nickt die Puppe gnädigst bejahend mit dem Kopfe oder schüttelt voll scheinbarer Selbstheit das Haupt. Da sagt man denn: „Seine Majestät haben geruht", oder: „Der Oberredakteur N. N. ist doch ein gescheidter Kopf!" — lobt über Gebühr das Stroh und gedenkt nicht einmal der Frucht. Sehen wir uns einmal unser Muster genauer an. —

Das Menschenkind hat 30,000 Francs Renten, die es sich im wahren Sinne des Wortes „eroberredaktionirt", es muß also doch Verstand haben, intelligent sein? O ja, daran fehlt's nicht. Und es gab eine Zeit — tenez, voilà Mme. Rumeur qui vous le dira! — es gab eine Zeit, und das war eine sehr stürmische, da stand er auf dem Pont-Neuf und hielt — keine Maulaffen, aber Stöcke, Spazierstöcke, feil, haranguirte die vorüberziehende Menge, hielt mit Grazie seinen Speech über die Brauchbarkeit und den Nutzen eines Ziegenhainers oder Life-Preservers und soll dabei schon nicht ganz dem Hiatus abhold gewesen sein.

Ueber seine Knaben- und Jünglingszeit hat uns die wandernde Ortschronik nichts aufgetischt. Es ist aber anzunehmen, daß er auf dem Lande geboren und erzogen wurde, bis es dem, wahrscheinlich nicht auf den Kopf gefallenen Vater einfiel, den schönen Jüngling etwas Ordentliches werden zu lassen, und er ihn zu einem Kräutner- oder Spezereiwaarenhändler in die Lehre that. Im Laden lernte der intelligente Junge dann bald, außer den Colonialwaaren, Maße und Gewichte kennen, hielt Maß in Allem und legte Gewicht besonders auf pekuniären Gewinn. Da der ihm aber, dem Prächtigen, dem Intelligenten, nicht in hinreichendem Maße zu Theil wurde, die Atmosphäre im Laden ihm beängstigend, der Dienst ihm sklavisch erschien, so benutzte er die Conjunctur, entledigte sich, ohne nur einmal den väterlichen Consens einzuholen, des verhaßten Joches und ward mit Hilfe seiner Ersparnisse ein freier Mann, der nun im Gefühl seiner Würde sich im Stillen gestehen konnte: „Du bist eine Stütze des Staates, denn Du *unter*stützest das Gleichgewicht der Bürger." —

Wie es sich damit nun aber auch verhalten möge — von einem Trost der Spaziergänger ward er plötzlich zu einem Schrecken der Redakteure, denn selbst in Frankreich muß man, um Anspruch auf den Titel eines Journalisten erheben zu können, mindestens mit den Grundregeln der Grammatik vertraut sein und die Rechtschreibekunst sich gründlich zu eigen gemacht haben. Journalist sein, wollte unser Held aber, und für wen die erforderlichen Kenntnisse damals böhmische Dörfer waren, das erräth der Leser. „Avec du toupet on va loin!" sagte auch er freilich. Allein das Nichtwissen ist eine chinesische Mauer mit der Inschrift: Hic haeret aqua, die ein Jeder sieht. Auch er blieb davor stehen; aber das schreckte ihn nicht zurück.

Allerdings warf er sich nunmehr mit einigem Ungestüm auf Dinge, von denen er in der Schule nur einen höchst unvollkommenen Begriff erlangt hatte, allein das Sprüchwort: „Was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein", erwies sich

auch hier als Wahrwort, und der Schädel beherbergte nach wie vor die Intelligenz, aber an Kenntnissen blieb er arm.

Da erinnerte sich — es war an einem schönen Tage im Monat Mai und im Boudoir seiner neunundzwanzigsten Geliebten, einer reizenden Heldin von der Scheere — der mittlerweile zum Manne herangereifte Jüngling, der beiläufig die Cour machte wie ein Höfling, der flotteste Tänzer im Rothen Schlosse war und alle Tagesgöttinnen der Demi-Monde in's Schlepptau nahm, daß auch er einst die Scheere mit Geschick geführt, wenn auch nur zum Verschneiden von grauer und bedruckter Düten-Makulatur, — er erwog und gewann die Ueberzeugung, daß dies Instrument sich vortrefflich eignen müsse zum Zusammenstoppeln und Compiliren, daß es am Ende die Feder, die Grammatik, den ganzen Apparat ersetzen könne, und — es ward licht in seinem Kopfe!

Das Feld, auf dem er operiren wollte, lag für ihn in nächster Nähe. Er hatte es als Ladendiener in jeder Rücksicht genügend kennen gelernt. Es war das weite, über ganz Frankreich, über die ganze Erde sich erstreckende Geschäftsnetz der guten Krämer, zu deren würdigen Genossen sein Alter ihn so gern hätte heranziehen mögen. Dieser Verbrüderung von Freunden beißender und süßer Gewürze fehlte noch Etwas. Dies war ein allgemeiner Führer auf dem Waarenmarkt, ein Unterweiser in der niedern und höheren Spekulation, ein Vermittler zwischen Allen, ein — gedrucktes Organ. Und siehe da, mit Hilfe seines väterlichen Erbes, von einem halben Dutzend Provinzialblätter und seiner alten Freundin, der Scheere, brachte er es glorreich zu Stande.

Im Anfang erschien das Preßkindlein des Ex-Spazierstockhändlers und neubackenen Redakteurs en chef nur einmal die Woche, und zwar unter dem pompösen Titel: „Allgemeine Handelszeitung". Es war ein ziemlich großes Papierfeld mit einem Agglomerat von Waarenkursen aus allen bedeutenderen Handelsplätzen Frankreichs, eine Musterkarte, so bunt wie das Innere eines Epicierladens, ein Schwall von „zusammengescharrten" Korrespondenz-Nachrichten bunt durcheinander gebeutelt, wie es dem „Verantwortlichen" eben in den Sinn gekommen war. Wer sollt' es glauben — das Ding ging trotzdem; die Abonnenten kamen, die Anzeigen auch, und bald waren die Kosten gedeckt und darüber. Doch l'appétit vient en mangeant, wie der Franzose sagt: — als der „Verantwortliche" seine Stellung gesichert sah, wagte er einen Staatsstreich — die Zeiten waren gerade danach —, erhöhte den Abonnementsbetrag, sorgte für die Gewinnung zweier journalistischen Kräfte, einer für das Feuilleton, einer anderen für die Korrektur einlaufender Korrespondenzen und Annoncen, und kündigte unter Trompetenstößen, „par suite d'un succès incroyable", das zweimal wöchentliche Erscheinen des Blattes an. Heute endlich erscheint es dreimal die Woche, anderthalb Groß-Folio-Seiten strotzen von wohlversilberten Reklamen und Inseraten, mit dem Blatt in Verbindung besteht ein Magazin zur Aufnahme von allerhand Erfindungen, Utensilien und Färbemitteln, Zuckersägen und Kaffeemühlen, Cognac- und Rum-Tinkturen u. s. w., und der „Verantwortliche" ist ein gemachter Mann, der mit Hochmuth von seiner sechsfüßigen Höhe herniedersieht auf das unter ihm hantierende Gesindel.

Und man bilde sich nur ja nicht ein, daß eine solche Glücksfahrt durch das Fahrwasser der merkantilen Abonnementsfähigkeit und Tüchtigkeit vortheilhaft auf den Bildungsgrad des „Verantwortlichen" eingewirkt habe. Wie das so zu gehen pflegt auf unserm lieben Planeten: das Reichwerden umkrustet das Herz und die Intelligenz; vor den ursprünglich hellen Blick legt sich ein Flor, der Flor der Eitelkeit und Eingebildetheit, etwa in der Jugend Gelerntes wird außer Acht gelassen und vergessen; für die Gegenwart interessirt man sich nur insoweit, als es sich verträgt mit dem persönlichen Interesse, und so auch unser „Verantwortlicher" mit den 30,000 Francs Renten. Es ist noch immer ein schöner Mann, seine sechs Fuß hoch, mit einem Gesicht voll finanzmännischem Adel und einer echt lebemännischen Korpulenz; auch schriftstellert er noch immer gern, selbstredend mit der Scheere, nur klebt er Herausgeschnittenes fein sauber mit einer Oblate auf, ändert Daten und Kurse, kopirt und excerpirt auch wohl, ohne allzusehr gegen die Orthographie sich zu versündigen, etliche Zeilen, damit er auf der Druckerei nicht gar zu ungelehrt erscheine, und malt dabei seine Krähenfüße recht unleserlich durcheinander, was auch noch zum Firniß der Gelehrsamkeit beiträgt; ist er aber einmal nicht bei guter Laune, d. h. macht sich bei ihm das Selbstbewußtsein der Dummheit geltend, was in Gegenwart seiner Redakteure gemeiniglich der Fall ist, so kritisirt er diesen gegenüber dummdreist darauf los, findet an ihren Beiträgen allerhand auszusetzen, flucht und wettert auch wohl wie ein Hauptmann und erwirbt sich damit doch nichts Anderes als den Spott und das mitleidige Achselzucken der an Wissen ihm tausendfach überlegenen Journalisten. En grand seigneur stolzirt er auch mit gesteiften Vatermördern und der goldenen Kette am Herzen tagtäglich auf der Börse. Wer von den geneigten Lesern die umfangreiche Erscheinung mit dem Paradeschritt und der würdevollen steifen Haltung sähe, könnte durch ihren Anblick leicht verführt werden, seiner Phantasie freien Spielraum zu geben und etwa einen Rothschild oder Pereire dahinter vermuthen; aber er hüte sich, etwa in ein Gespräch über Geographie mit ihr sich einzulassen und sich z. B. nach dem Namen der Hauptstadt Preußens oder Sachsens bei ihr zu erkundigen, denn dann wäre es um seine Illusionen geschehen.

Wie wenig es mit seinem Titel „Verantwortlicher" auf sich hat und wie sehr er als Blatteigenthümer — da doch, was auch schon dagewesen, in seinen Feuilletons aus der Feder seiner Redakteure seinem Scharfblick (!) entgehende polizeiwidrige Floskeln mit einfließen können — sein eigenes Ich vor dem Erreur zu bewahren weiß, erhellt daraus, daß er auf der dritten Seite seines Blattes „pour tous les articles non signés" wen zeichnen läßt? — seinen Hausknecht! — Ein Hausknecht für die Redaktion verantwortlich!... Es ist wunderbar zu sagen, aber wahr.

F. C. Petersen.

Italien.

Dante's Besuch in der Abtei von Corvo.

Von Dante's Leben wissen die Meisten, die in diesem Jahr sein sechstes Säcularfest mit begangen haben, wenig genug. Freilich ist Allen sein Bildniß bekannt, und dieses Bildniß erzählt; aber so tief uns auch diese Züge, wie sie sich seit alten Zeiten her traditionell erhalten haben, eingeprägt sind, so sehr sie uns durch entschlossensten Stolz und unerbittlichste Gerechtigkeit wie durch typische Melancholie fesseln, so reichen sie doch nicht aus, in das innerste Leben des größten Verbannten einzudringen, ja sie bedecken Vieles, was uns aus diesem Leben berichtet ist und geben in mancher Hinsicht zu irrigen Vorstellungen über das Wesen des Dichters Anlaß. Nur eine Biographie könnte sie genügend erklären, aber noch fehlt der Mann, der es

unternähme, uns Dante im Rahmen seiner Zeit mit volksthümlichem Griffel zu zeichnen, etwa so, wie David Strauß den Ritter Ulrich von Hutten gezeichnet hat.

Mir ist von Vielem, was ich hier und dort über Dante's Leben unter seinen Zeitgenossen gelesen habe, nichts lebhafter in der Erinnerung geblieben, als der Bericht, den uns ein italiänischer Mönch Hilarion über einen Besuch Dante's in dem Kloster Corva hinterlassen hat. Er steht wahrscheinlich in den neueren Dante-Biographien mit abgedruckt, aber da diese Bücher Wenigen zur Hand sind, glaube ich es, zumal in diesem Säcularjahr, verantworten zu können, wenn ich den Brief — es ist ein Brief des Bruders Hilarion an Uguccione della Fagiuola, hier so folgen lasse, wie er in Cesare Cantu's Allgemeiner Weltgeschichte, Buch 13, Cap. 23, zu lesen ist.

„Wie ich vernehme," schreibt der Frate, „hat dieser Mann, dessen Werk ich mit meinen Anmerkungen euch zuzusenden gedenke, noch vor den Jahren der Reife von unerhörten Dingen zu reden, und, was wunderbarer ist, Gegenstände, welche die Gelehrtesten kaum in lateinischer Sprache auszudrücken vermögen, in gemeiner Sprache deutlich zu machen unternommen, in der gemeinen Sprache, aber zugleich in einer Sprache voll Wohllaut. Er kam hieher über die Diöcese Luni, aus frommer Verehrung für den Ort oder aus sonst einem andern Antriebe. Als ich ihn erblickte, fragte ich ihn, der mir und allen meinen Brüdern Unbekannten, was er wünsche und suche; er aber achtete nicht darauf und fuhr schweigend fort, die Säulen und die Architektur des Klosters zu betrachten. Ich wiederholte meine Frage, und er drehte das Haupt langsam nach mir und den Brüdern um und antwortete: Frieden! Da zog ich ihn, mehr und mehr verlangend, ihn kennen zu lernen, bei Seite, und nachdem ich einige Worte mit ihm gewechselt hatte, kannte ich ihn; denn obgleich ich ihn niemals vorher von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, war doch schon seit Langem sein Ruhm zu mir gedrungen. Als er nun wahrnahm, wie große Theilnahme er mir einflößte, und daß ich mit seltener Liebe ihm entgegenkam, zog er ein Buch aus dem Busen, schlug es mit edler Geberde auf und reichte es mir dar mit den Worten: „Bruder, hier ist ein Theil meines Werkes, den du wohl noch nicht gesehen hast; behalte es zum Andenken und vergiß mich nicht."

„Das Buch drückte ich mit freudiger Dankbarkeit an die Brust und heftete sodann in seiner Gegenwart meine Augen mit großer Liebe darauf. Da ich aber sah, daß es in der Volkssprache geschrieben war, drückte mein Erstaunen sich in meinen Zügen aus, so daß er mich danach fragte. Ich antwortete, wie er mich in Erstaunen versetze, daß er in dieser Sprache gedichtet habe, nicht nur weil es mir schwierig, ja unglaublich erscheine, daß so erhabene Gedanken in der Volkssprache könnten ausgedrückt werden, sondern auch, weil es nach meinem Bedünken nicht angemessen sei, so großer und so erhabener Wissenschaft ein so geringes Kleid zu geben. Darauf er: die Ansicht ist richtig und ich selbst dachte so. Als zuerst die Keime dieser Dinge, vielleicht vom Himmel eingepflanzt, sich in mir zu entwickeln begannen, wählte ich die Sprache, die mir dafür am würdigsten schien, ja ich machte auch in derselben Verse. Als ich jedoch den Geist der gegenwärtigen Zeit bedachte und sah, daß die Gesänge der großen Dichter fast für nichts geschätzt werden, und erkannte, daß die hochherzigen Männer, um deren willen in der guten Zeit diese Dinge geschrieben wurden, die freien Künste leider plebejischen Händen überlassen hatten, da warf ich die bescheidene Leier, mit der ich mich ausgerüstet, bei Seite und stimmte eine andere an, die sich schickt für das Ohr der Neuern, weil eine kräftige Speise vergeblich dargeboten wird dem Munde, der noch nicht saugen gelernt hat! Nachdem er so gesprochen, fügte er liebevoll hinzu, ich möge, hielte ich es für nöthig, dem Werke einige kleine Glossen hinzufügen, und dann möchte ich es Euch zuschicken."

Kleine literarische Revue.

— **Zur Geschichte der Preßgesetzgebung.***) Bei den leider mit jedem Tage sich mehrenden, polizeilichen und gerichtlichen Maßnahmen gegen die deutsche Presse, der man im Großen und Ganzen gewiß nicht vorwerfen kann, daß sie — einige Auswüchse abgerechnet — die Gränzen des sittlich Erlaubten überschreite, ist es jedenfalls einem großen Kreise von Lesern erwünscht und von Nutzen, daß ein so geschätzter Rechtskundiger, wie der Oberstaatsanwalt und frühere Landtags-Abgeordnete, Herr L. Hartmann, das in Preußen geltende Preßgesetz von 1851 nach seiner Entstehungs-Geschichte, sowie nach der älteren und neueren Rechtslehre und endlich nach den maßgebenden Entscheidungen des preußischen Obertribunals erläutert. Voran geht dem Werke ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Preßgesetzgebung überhaupt, in welcher wir zwei Perioden zu unterscheiden haben: erstens die traurige Geschichte der Censur, welche mit dem Censur-Edikte des Papstes Leo X., der Bulle Inter sollicitudines, vom Jahre 1515, beginnt, und zweitens die nicht minder widerspruchsvolle Geschichte der Repressivgesetze über die Presse. Es folgt darauf das preußische Gesetz über die Presse vom 12. Mai 1851, und zwar wird jeder einzelne Paragraph nach seiner Entstehungsgeschichte, nach seinen Rechtsbegriffen und nach seinen Motiven, wie sie in den Verhandlungen des Herren- und Abgeordneten-Hauses aufbewahrt sind, charakterisirt. Abschnitt I. des Werkes handelt vom Gewerbebetrieb; Abschnitt II. von der Preß-Ordnung und von der periodischen Presse, Abschnitt III. vom Strafverfahren und Abschnitt IV. von der Bestrafung, von welchen vier Abschnitten letztgenannter der umfangreichste und zwar ebenso lang ist, als die drei ersten Abschnitte zusammen. Im Anhange sind einige mit der Preßgesetzgebung zusammenhängende, ältere und neuere Verordnungen (z. B. über die Zeitungs-Steuer) und ein übersichtliches Sachregister hinzugefügt.

— **„Von menschlichen Schwächen."** **) Einen Versuch nennt der Herr Verfasser sein kleines Buch: es ist ein reizender Versuch. In der liebenswürdig anspruchlosesten Weise stellt der Herr Verfasser eine Reihe treffender Bemerkungen anderer Autoren über den Neid, die Ueberschätzung des Geldes, den Kleinmuth, die Selbstüberhebung, den Ehrgeiz, die Unart, das Lügen, den Unglauben und Aberglauben, die Unduldsamkeit, den Parteigeist, den Unbestand und die Lesewuth — zusammen, jedoch nicht lose und locker, sondern organisch verbunden durch eigene und treffliche und treffende Gedanken.

---

*) Das (preußische) Gesetz über die Presse vom 12. Mai 1851 aus der Entstehungs-Geschichte, der Rechtslehre und den Entscheidungen des k. Obertribunals, erläutert durch L. Hartmann, Oberstaatsanwalt beim k. Obertribunal. (VIII u. 349 S. gr. 8.) Berlin, k. geh. Ober-Hof-Buchdruckerei (R. v. Decker), 1865.

**) Von menschlichen Schwächen. Ein Versuch von Siegmund St[illegible] Breslau, Eduard Trewendt, 1865. (12. 348 S.)

Herr Schott ist sehr penibel darin, den Fremden zu geben, was der Fremden ist, und verlangt das auch von Anderen. Er beklagt in dem Kapitel „von der Lesewuth" zunächst die Schreibewuth. „Nimmt man den Leipziger Meßkatalog zur Hand, so kann es Einem Angst werden vor dieser wuchernden Fruchtbarkeit, die offenbar weit über den Bedarf hinausgeht. Tag um Tag schwillt diese Literatur höher und es bleibt bei dem besten Willen Nichts übrig, als das Meiste ungelesen zu lassen und nur von den Anzeigen oder höchstens von kurzen, kritischen Urtheilen Kenntniß zu nehmen." — Es heißt dann weiter: „Es besteht einiger Trost darin, daß ein Theil der vor Zeiten an's Licht gekommenen guten Gedanken, besonders der witzigen Einfälle, der Schlagworte und bezeichnenden Sprüche im Wege freundschaftlicher Anleihe von den Schriftstellern späterer Geschlechter zur Hand genommen, weiter befördert, am Ende Gemeingut, ja Gemeinplatz wird, während man das Recht des ursprünglichen Eigenthümers, vielleicht ihn selbst gar nicht mehr kennt. Gewiß hat es schon Manchem, der ziemlich viel liest, ein Lächeln entlockt, wenn er irgend einem geistreichen Wort, welches man jetzt etwa dem Herrn Talleyrand oder sonst einer modernen Berühmtheit in den Mund legt, und das auf einmal seine Runde durch die Zeitungen macht, zufällig im Montaigne oder im Voltaire begegnet, von den alten Klassikern gar nicht zu reden. Unter dem ersten Napoleon, welcher von jeder Zeile Anführung aus einem älteren Schriftsteller fünf Sous und für eine Zeile Uebersetzung zwei ein halb Sous Censurabgabe erhob, angeblich weil die Werke der alten Schriftsteller dem Fiskus verfallen seien, erklärte sich ein derartiger Schmuggel; aber jetzt sollte man, wie damals dem Kaiser so auch dem Schriftsteller geben, was ihm gebührt."

Diese kleine Probe rechtfertigt hoffentlich in den Augen des geehrten Lesers unseren Wunsch, daß es dem kleinen Buche von Herrn Schott nicht so gehe wie jenen vielen, „von denen man nur die Anzeige oder höchstens ein kurzes kritisches Urtheil liest."

— **Der Arbeiterfreund.** Die beiden letzten Hefte des „Arbeiterfreund, Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen"*) sind hauptsächlich der Erörterung eines wichtigen, volkswirthschaftlichen Problems, der Arbeiterwohnungs-Frage, gewidmet. Nachdem in dem ersten der beiden Hefte Herr Professor Huber einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand dieser Frage geliefert, Herr Dr. med. Senftleben die gesundheitsgemäßen Einrichtungen ländlicher Arbeiter-Wohnungen zur Sprache gebracht und die Herren Ende und Böckmann, Baumeister in Berlin, die Baupolizei-Vorschriften in Bezug auf Arbeiterwohnungen erörtert hatten, schildert in dem letzten Hefte der Redacteur des „Arbeiterfreund," Herr K. Brämer, die Einrichtungen der wohlthätigen Baugenossenschaften Englands (Benefit Building-Societies), deren durch Parlaments-Akte festgestellte allgemeine Principien, sowie deren durch ihre besonderen Statuten charakterisirten, verschiedenartigen Bestimmungen vom Berichterstatter skizzirt worden. Es sind diese interessanten Genossenschaften bisher wenig bekannt im Auslande; zum Theil werden sie aber auch in ihrer Wirksamkeit sehr überschätzt, weshalb die von Herrn Brämer gelieferte Arbeit einen in vieler Hinsicht instruktiven Werth hat. Es schließen sich daran zwei Abhandlungen des Abgeordneten Parisius-Gardelegen über die in Deutschland bestehenden Baugenossenschaften und gemeinnützigen Baugesellschaften, speziell über diejenigen, die auf das Prinzip der Selbsthilfe gegründet sind. Der Bericht erstreckt sich über die betreffenden Associationen in Berlin, Bremen, Halle, Stettin, Lüdenscheid, Heilbronn, Pforzheim, Frankfurt a. M., Stuttgart, Hagen, Nürnberg, Dresden, Chemnitz, Königsberg, Görlitz und Hamburg. Endlich ist in dem vorliegenden Hefte auch noch ein Bericht über die mit dem Berliner Handwerker-Verein seit kurzem verbundene Baugewerk-Schule, sowie über den Unterricht überhaupt, der in diesem gemeinnützigen Institut ertheilt wird, abgestattet von unserem Mitarbeiter, Herrn Assessor Dr. Fischer.

*) Dritter Jahrgang, Heft II und III. Berlin, Otto Janke.

— **Die Ergänzungs-Blätter des bibliographischen Instituts.** Die im Verlage des bibliographischen Instituts in Hildburghausen erscheinenden „Ergänzungs-Blätter" gehören zu den empfehlenswerthesten Mustern populär-wissenschaftlicher, periodischer Publicistik. Das uns vorliegende fünfte Heft des ersten Bandes*) bringt unter Anderem Artikel, und zwar sehr gut geschriebene und ebenso instructive, über August Comte's positive Philosophie und über Buckle's Geschichte der Civilisation, von Dr. Dühring; über Monumental-Malerei, von Max Schasler; über Jacques Offenbach's Bouffes Parisiens, von Otto Gumprecht; über die Sonne und die periodische Wiederkehr ihrer Flecken, von Dr. Engelmann; über die Darwin'sche Theorie, von G. Jäger; über „Schimmel und Hefe am menschlichen Körper", von Dr. Hallier &c. &c. Sehr reich sind auch in diesem Hefte, wie in den früheren, die volkswirthschaftlichen, statistischen, landwirthschaftlichen und technologischen Notizen und Belehrungen.

*) Jährlich erscheint ein Band von zwölf Heften à 6 Sgr.

Literarischer Sprechsaal.

Das „Magazin" hat in Nr. 43 von D. A. eine Besprechung der Tellsage gebracht, wie W. M. Williams sie im Reader, so zu sagen, zum Abschluß gebracht habe. Der deutschen Forschung aber muß die Ehre gewahrt werden, daß alle Resultate, welche Williams gefunden haben soll, schon früher von ihr festgestellt sind. Im Ganzen giebt das Referat nur, was Dr. Ludw. Häusser („Die Sage vom Tell" &c., Heidelberg, 1840) schon gesagt hatte; der Baron Zurlauben schrieb bereits vor Haller, und die sogenannte negative Kritik wäre also im Anfange des vorigen Jahrhunderts widerlegt gewesen; Häusser hat ihn natürlich auch benutzt. Was Häusser aber übersah, als er seine 1836 geschriebene lateinische Preisschrift 1839 deutsch drucken ließ, scheint auch der Engländer jetzt nicht gefunden zu haben, daß Jacob Grimm (den Häusser noch aus Schlegel's Museum citirt) 1835 in der „deutschen Mythologie" S. 355 die mythischen Anhaltspunkte der Sage evident nachgewiesen hat. Ob ein Tell existirt habe, was nach Häusser schon feststeht, ist ihm für seine Zwecke einerlei; mythisch ist nur die Erzählung, „höchst gelegen wuchs der Mythus auf dem freigewordenen Schweizerboden empor." Wie im Norden, wie weniger ähnlich auf angelsächsischem Boden, so ist die vollständige Tellsage vom Hemming Wolf von Warelsfleth im 15. Jahrhundert in Holstein zu Hause. In den so leicht zu übersehenden „Nachträgen" (Myth. 2. S. 12, 14) weist Grimm sie vom Oberrhein aus der Mitte des 15. Jahrhunderts im Malleus maleficorum von den „sagittariis maleficis" (Freischützen)

nach. Die älteste Aufzeichnung vom Schusse des Tell ist noch später. Man braucht für diese also nicht einmal an eine Anregung durch Saxo Grammaticus zu denken; die Sage war in dem Mythen- und Zauberkreise in Nieder- und Oberdeutschland im Schwange. Auch bei Völkern nichtgermanischen Stammes ist sie im Norden Europa's noch heute zuhause — ein sicherer Beweis für einen uralten mythischen Hintergrund. (Vgl. Ed. Papst „Der Tell bei Esthen, Finnen und Lappen", Hamburg. litt. und krit. Blätter, 1856, Nr. 82.) Was die neuen Schweizer Forschungen betrifft, so hat sie Dr. B. Hidber schon 1860 in der Augsb. Allg. Zeitung besprochen; der Aufsatz war nachher abgedruckt in der Weserzeitung, 1860, Nr. 5176, Morgen-Ausg. vom 22. Juli. Auch da ist vom Schuß des Tell nicht die Rede.

Rostock. Krause.

Als in diesem Jahre die Britische Association zur Förderung der Wissenschaften ihre fünfunddreißigste Jahres-Versammlung in Birmingham hielt, eröffnete Lord Stanley die Section für Volkswirthschaft und Statistik mit einem trefflichen Vortrag über den Werth und rechten Gebrauch der Statistik, dessen wesentliche Inhalt in der neuesten Lieferung der „Zeitschrift des k. preuß. statistischen Büreau" mitgetheilt wird. Der Lord bemerkt unter Anderm: Einer wissenschaftlichen Versammlung etwas über den Nutzen der Statistik für die öffentlichen Angelegenheiten zu sagen, ist wohl nicht nöthig. Ich möchte vielmehr an einigen Beispielen aus dem praktischen Leben nachweisen, daß auch in diesem bereits viel Statistik getrieben wird. Wenn z. B. ein Rentier wahrnimmt, daß seine Einnahmen zu schnell ausgegeben werden, so ist das Erste, was er sich sagt: ich muß regelmäßig Buch und Rechnung führen, d. h. eine statistische Uebersicht mir schaffen. So führen wir auch regelmäßige Tagebücher, wenn wir nicht blos unbestimmte Erinnerungen an unsere Erlebnisse uns bewahren wollen. In der That ist Jeder, der die Eigenschaft besitzt, gut zu beobachten, gewissermaßen ein Statistiker. Ja, man lernt den Werth der Zahlen um so mehr schätzen, wenn man erwägt, daß sie einerseits die bei vielen Menschen vorhandene Neigung, in denjenigen Dingen zu übertreiben, die sie sehr lebhaft interessiren, entgegenwirken, und daß sie andererseits manchen Ideen, die sonst als ungewisse dunkle Vorstellungen uns vorschweben und daher ein unnützer Ballast sind, einen präcisen Ausdruck und dadurch erst einen realen Werth für uns verleihen. Mag die Statistik immerhin eine neue, der Verbesserung noch sehr bedürfende Wissenschaft genannt werden; gleichwohl wird man in ihren Arbeiten, in ihrer Gesammtheit das sociale und volkswirthschaftliche Bild unserer Zeit erkennen und schätzen müssen. Nirgends weist die Statistik auf einen bloßen Zufall, sondern überall auf Ursache und Wirkung hin. Was wir Zufall nennen, ist gewöhnlich nur der Mangel oder unsere Unkenntniß des der Erscheinung zum Grunde liegenden Gesetzes. Wenn in den Erscheinungen eine größere oder geringere Regel- und Gleichmäßigkeit vorherrscht, z. B. in der Zahl der jährlich auf die Post gegebenen Briefe ohne Adresse, oder in den Zahlen der Wittwen und der Wittwer, die sich jährlich wieder verheiraten, oder endlich in der Zahl der Vergehen gleicher Art, die jährlich vor den Richter kommen, so muß man nothwendig überrascht werden durch die Stetigkeit und Gleichmäßigkeit der Gesetze, die unsere Existenz beherrschen.

In einem Vortrage, den Herr Professor Schaff aus Amerika in einer Versammlung zu Berlin über den amerikanischen Krieg gehalten,*) wird dieser Krieg folgendermaßen charakterisirt: „Es war ein Kampf der rechtmäßigen Regierungen gegen eine Empörung der südlichen Sklaven-Aristokratie; ein Kampf der Nationalen für die Integrität der Union gegen die Conföderation, der Idee eines compacten Bundesstaates gegen die Idee eines losen Staatenbundes; es war ein Kampf der absoluten Souverainetät der allgemeinen Regierung gegen die relative Souverainetät der Einzelstaaten. Es war aber vor Allem ein Kampf der Humanität und der christlichen Civilisation gegen ein Institut der Unterdrückung und der Barbarei. Dieser Kampf hat zwar ungeheures Elend über das ganze Land gebracht; er hat ganze Städte und Staaten wüst gelegt, hat eine Nationalschuld von beinahe dreitausend Millionen Dollars geschaffen; er hat eine halbe Million Menschenleben gekostet in 252 Schlachten und Metzeleien; er hat eine noch größere Armee von Invaliden und Krüppeln, von Wittwen und Waisen geschaffen; er hat die blühenden Staaten des Südens mit ihrer stolzen Aristokratie ihrem blühenden Wohlstande und ihrem ganzen Neger-Eigenthum, das nach dem Census vom Jahre 1860 auf 2500 Millionen geschätzt wurde, sowie mit ihrer ganzen politischen Macht, in eine temporäre Ruine verwandelt. Welches Gemälde, welch' ein Strafgericht von oben herab über ein stolzes, übermüthiges, zu ruhmrediges Volk! Allein dieser Krieg ist auf der anderen Seite auch eine Schule der Erfahrung gewesen, in welcher die Nation in 4 Jahren mehr gelernt hat, als sonst in einem Jahrhundert; er hat der Nachwelt einen unschätzbaren Reichthum von historischer Tradition gesichert; er hat die Aufopferungsfähigkeit und Selbstverleugnung der Nation in der grandiosesten Weise entwickelt, sowie die unerschütterlichen materiellen und sittlichen Hilfskräfte derselben vor der Welt bekundet wie nie zuvor; er hat die Union auf eine festere Basis gestellt, als sie sie je zuvor hatte; er hat gezeigt die Stärke und Stabilität einer Regierung, die auch ohne eine stehende Armee in wenigen Monaten eine Armee von Hunderttausenden aus dem Herzen des Volkes improvisiren und die diese Armee von 700,000 Mann nach vollendetem Kriege ohne Empörung, ja ohne alle Schwierigkeit, ganz ruhig, zu ihrem Pfluge, zu ihren Werkstätten und in ihre Studirstuben zurücksenden konnte, eine Regierung, die selbst durch die meuchlerische Ermordung ihres geliebten Oberhauptes, welche in Frankreich unbedingt eine Revolution zu Stande gebracht hätte, keinen Augenblick in ihrem ruhigen Gange unterbrochen werden konnte. Der Krieg hat aber endlich das größte und wichtigste Resultat zu Stande gebracht: er hat 4 Millionen Menschensklaven die Freiheit gegeben und sie zu menschlicher Würde und Freiheit emporgehoben. Er hat dadurch ein Problem gelöst, das der Weisheit der Weisesten trotzte, und einen Krebsschaden geheilt, der so tief in die nationalen, in die socialen und ökonomischen Fasern des ganzen Landes hinein verwachsen war, daß er nur durch das Schwert des Krieges herausgehauen werden konnte."

Im Verlage von A. Freyschmidt in Kassel ist eine „Karte der südöstlichen Staaten von Nordamerika", von A. Lindenkohl, Vorsteher des topographischen Vereins in Washington, im Maaßstabe von 1 : 3,000,000 erschienen, wobei die neuesten und zuverlässigsten, amtlichen Quellen benutzt worden sind. Eine zweckmäßige Beigabe bildet ein statistisches Verzeichniß der Staaten und größeren Städte nach dem Census von 1860.

---

*) „Der Bürgerkrieg und das christliche Leben in Nordamerika." Berlin, Wiegandt und Grieben.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 18. November 1865. — [Nr. 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Klassische und moderne Natur-Anschauung. 645.
Frankreich. Das Pariser Armenwesen. 647.
Italien. Mailand und Venedig seit dem Kriege von 1859. 649.
England. Zur modernen Roman-Literatur. Dickens: Unser gemeinschaftlicher Freund. 651.
Griechenland. Ein griechisches Buch über Volkswirthschaft. 653.
Byzanz. Byzantinische Geschichtschreibung. Procopius von Cäsarea. 654.
Ungarn. Reguly's Nachlaß. 656.
Kleine literarische Revue. Das „Tagebuch einer griechischen Reise" von F. G. Welcker. 656. — „Rose und Distel." 657. — James Fergusson über die beiden heiligen Bauwerke in Jerusalem. 657. — Aus dem Herzen der Welt. 657.
Literarischer Sprechsaal. Neues Jahrbuch für Literaturgeschichte. 658. — Kaulbach's Wandgemälde. 658. — Autographen-Album. 658. — Die Juden in Algerien. 658. — Die deutsche St. Petersburger Zeitung und die Moskowiter. 658.

Literarische Anzeigen.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Maximes sur l'Éducation des Princes. Par G. de Spiegel, Général-Major en Retraite. Sedez. X. u. 80 S. Eleg. broch. Preis 20 Ngr. (745)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

November 1865.

Green mantle. A tale of old Manchester. (With 3 illustrations.) — A tale of all hallow eve. Two loves and a life. (Illustrated.) — A breakfeast pic-nic in India. — The souvenirs of a man of fashion. — In the bush with the mounted police. — Pretty women and witty women. Of the time of Horace Walpole. — The merchant princes of England. Chapter XVI. — Hanging about Charles Street. A recruiting sketch. (Illustrated.)

The CORNHILL MAGAZINE.
Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

November 1865.

Wives and daughters. Chapter 51 to 54. (With an illustration.) — Malcing merry. — Provincial medical charities. — Costume and character. — Armadale. Chapter 8. 9. (With an illustration.) — French felons. — The holy fair of Hurdwar. — A few thoughts on keys. — The fords of Jordan, 1859. — Greenwich Hospital.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung *sous bande* versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. November 1865. (746)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

So eben verlässt die Presse das Doppelheft September-October.
Mit einer Photographie.
(Lebensgrosses Crucifix von Albrecht Dürer.)

Polemik über die Medicäergräber Michelangelo's in San Lorenzo zu Florenz. — Charakter Giuliano's, Herzog von Nemours. — Vasari im Atelier Michelangelo's. — Raphaels angebliches Portrait Giuliano's. — La bella Visconti in Besitz des Herrn Oberst Rothpletz zu Aarau. — Lebensgrosses Crucifix von Dürer in Besitz des Herrn Egli-Wegmann zu Basel. — Artikel der Indépendance Belge über moderne Kunstsammlungen. (747)

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern
von
Gustav Freitag. (748)
Vierte Auflage.
3 Bände. 8. Preis: 4½ Thlr.

Demnächst erscheint in dem unterzeichneten Verlage: (749)

Jahrbuch für Litteraturgeschichte.
Herausgegeben
von
Richard Gosche.
Erster Band.
gr. 8. geheftet. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Cultur und Rechtsleben
von
Wilhelm Arnold,
ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.
gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Auf den Zusammenhang des Rechts mit der Cultur überhaupt und zwar nicht blos bei seiner ersten Entstehung, sondern auch im Fortgange und weiteren Verlauf der Entwicklung, auf das lebendige Wechselverhältniß, in welchem es jederzeit mit den übrigen Seiten des Volkslebens, insonderheit mit dessen wirthschaftlichen Zuständen befindet, hinzuweisen und versuchsweise die allgemeinsten Wechselwirkungen zwischen dem Rechts- und Culturleben eines Volkes für römisches und deutsches Recht darzuthun, war die Hauptaufgabe, die sich der Verfasser stellte. In drei Büchern werden behandelt: Volksleben und Recht, die Elemente des Rechts, Geschichte und System des Rechts. (750)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Reisen im Orient von **H. Petermann.** Zweite Ausgabe. Mit Titelbild und einer Karte zu den Reisen, entworfen von **H. Kiepert** in Berlin. Ein Band groß Octav. 56 Bogen. Elegant geh. Preis 3 Thlr.

Nicht nur der Geograph und Ethnologe, der Arabist, Bibelforscher und Theologe finden in Petermanns Reisen neue und mannichfaltige Aufschlüsse, jedem Gebildeten überhaupt wird darin eine interessante und genußreiche Lectüre geboten und hat der Herr Verfasser mit besonderer Rücksicht auf ein größeres Publikum alle wissenschaftlicheren Anmerkungen an das Ende der eigentlichen Reisebeschreibung verwiesen. Der Preis dieser zweiten Ausgabe ist mit Rücksicht auf den Umfang und die vorzügliche Ausstattung gewiß außerordentlich billig zu nennen. (751)

MEXICAN LITERATURE.

TRÜBNER'S AMERICAN AND ORIENTAL LITERARY RECORD.

Diccionario universal de Historia y de Geografia contieno: Historia, propiamente dicha, Biografia universal, Mitologia, Geografia antigua y moderna. Obra dada a luz en Espana por una Sociedad de literatos distinguidos, con noticias historicas, geograficas, estadisticas, y biograficas sobre las Americas en general, y especialmente sobre la Republica Mexicana, por los Sres. D. Lucas Alaman, D. Jose Maria Andrade, D. Jose Maria Basoco, etc. etc. 7 vols. Apendice al Diccionario Universal. Coleccion de articulos, relativos á la Republica Mexicana, recogidos y coordinados por D. Manuel Orozco y Berra. 3 vols. 4to. *México*, 1853-56. £20.

Periquillo (El) Sarniento, por el Pensador Mexicano. Corregida, ilustrada con notas y adornada con 56 láminas finas. 4 vols. 8vo. *México*, 1865. 30*s*.

Pimentel. — Memoria sobre las causas que han originado la situacion actual de la Raza Indigena de México y medios de remediarla por Don Francisco Pimentel. 8vo. *Mexico*, 1864. 14*s*. (752)

Prescott. — Historia de la Conquista de Mexico, con una ojeada preliminar sobre la antigua civilizacion de los Mexicanos, y con la vida de su Conquistador Fernando Cortés. Escrita en ingles por W. Prescott, y traducida al espanol por Joaquin Navarro. 3 vols. Vol. III. also under the title: Esplicacion de las laminas pertenecientes a la Historia antigua de Mexico, y a la de su conquista, que se han agregado a la traduccion Mexicana de la de W. H. Prescott. Publicada por Ignacio Cumplido. *México*, 1844 46. 8vo. *With* 71 *lithographs*. £4. 4*s*.

Romero. — Resena de los Trabajos cientificos de la Sociedad Mexicana de Geografia y Estadistica en el ano de 1862, leida en su primera sesion del mes de Enero de 1863, por su primer sacretario temporal, Dr. D. Sose Quadalupe Romero. 8vo. pp. 16. *México*, 1863. 5*s*. (Wird fortgesetzt.)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien Ende v. J.: (753)

Jacob Grimm,

Reden und Abhandlungen.

Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm.““

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren." D. Museum.

So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von (754)

Julius Rodenberg.

Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht, die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Im unterzeichneten Verlage erschien so eben:

Literaturgeschichte

der synagogalen Poesie.

Von

Dr. Zunz.

Ein Band von XI u. 666 Seiten. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Die Bedeutung dieses Werkes lässt sich am besten aus dem Vorworte des Verfassers ersehen, in dem er seine früheren Arbeiten als Vorarbeiten des jetzigen Buches bezeichnet. Einer anderweitigen Empfehlung eines Werkes von Zunz glauben wir überhoben zu sein. (755)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

9 Bogen. 16. eleg. geheftet. 15 Sgr.

Diese Bilder aus dem Tagebuche eines alten Junggesellen sind mit jenem Humor gezeichnet, der mit dem einen Auge lacht, mit dem andern weint. Sie zeigen uns die kleine Welt einer abgelegenen Straße und einiger Höfe in der Umgebung, wie sie sich von einem Dachfenster aus beobachtet darstellen. (756)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Zugleich mit der englischen Ausgabe in London erschien so eben im Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Missionsreisen

in

SÜD-AFRIKA,

unternommen

im Auftrage der englischen Regierung.

Forschungen

am

Zambesi und seinen Nebenflüssen.

nebst Entdeckung

der Seen Shirwa und Nyassa

in den Jahren 1858 bis 1864.

Von

David und Ch. Livingstone.

Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland.

Nebst 1 Karte u. 40 Illustrationen in Holzschnitt.

Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5⅓ Thlr.

„Der Hauptzweck dieser „**Neuen Missions-Reisen und Zambesi-Expedition**", wie die von der königlichen Regierung ertheilten Instructionen ausdrücklich bestimmten, war die schon erlangte Kenntniss über die Geographie, sowie die Mineral- und Ackerbauquellen von Ost- und Mittelafrika zu erweitern — die Bekanntschaft mit den Einwohnern durch erlaubten Handelsverkehr und christliche Missionen zu vervollkommnen und sich zu bemühen, die Eingeborenen dahin zu bringen, dass sie sich industriellen Geschäften und der Bebauung ihrer Ländereien zuwenden, um Rohstoffe zu erzeugen, die gegen britische Manufacturwaaren nach England ausgeführt werden können. Man hofft, dass durch die Aufmunterung der Eingeborenen, sich mit der Entwickelung der Erwerbsquellen ihres Landes zu beschäftigen, ein bedeutender Schritt zur Ausrottung des Sclavenhandels und zur Civilisation gethan werde. (757)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. 24 Bogen. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonnette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Aus den zahlreichen günstigen Urtheilen sei dasjenige der Preußischen Jahrbücher hier angeführt:

„Ueberall in diesen vorzugsweise das Gebiet der Kunst betreffenden Darstellungen giebt sich uns mit lebendigster Unmittelbarkeit eine Persönlichkeit, die wir lieb haben und schätzen, selbst da, wo wir vielleicht nicht ganz mit ihren Anschauungen übereinstimmen; wir empfangen den vollen Eindruck einer ganzen Bildung, welche sich selbst bei begrenzten Themen zu ihrem vollen Recht verhilft. Mit diesem Schriftsteller unterhält man sich nicht nur, man lernt nicht allein von ihm, sondern gewinnt Vertrauen. — Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (758)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Cogitant. (759)

Flugblätter für Freunde naturalistischer Weltanschauung von Dr **Ed. Loewenthal**, Verf. von „System und Geschichte des Naturalismus." 4. Auflage. 1. Heft. — Vierteljährlich 8 Hefte für 10 Sgr. = 36 kr. rh.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 46. Johann Heinrich Merck. — Erinnerungen aus den Tropen. — Physiognomische Studien und Charakterbilder. — Correspondenz-Nachrichten: Dresden. London. Genf. Leipzig. (760)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

October bis December 1865. Abtheilung II.

Schäffle, Le Play's Socialreform in Frankreich, in Beziehung auf Religion, Erbrecht, Familie, Arbeit, Association, Pauperismus und staatliche Selbstregierung. — Vogt, G., Die Revision der schweizerischen Bundesverfassung. — Der Rechtsstaat als Zeitideal. (761)

Preis d. Jahrg. v. 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Das Ausland. (762)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 45. Lady Duff Gordon in Amerika. — Canadische Skizzen. — Schwedens Natur und Volk. — Licht- und Schattenbilder aus Rußland. — Der malayische Bär in der Gefangenschaft. — Chemische Bedenken gegen die feurige Bildung der sogenannten plutonischen Felsarten. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Slavisches Centralblatt.

Redakteur J. E. Schmaler.

1865. Nr. 1—4.

Der slovakisch-literarische Verein „Matica Slovenska". — Pypin und Spasović. Uebersicht der Geschichte der slavischen Literaturen. (Recension.) — Der Serbe und seine Poesie, von J. Ignjatović. — Zwei Stimmen über die Nothwendigkeit der Annahme eines Alphabetes für alle slavischen Dialekte. — J. Erben's slavisches Lesebuch. — Ein Wort über das lettische Volkslied, von K. Beeswardis. — Orient, Occident und der Panslavismus, oder Beiträge zur Orientirung für die südöstlichen Völker Europa's. (Recension.) — Der Slavismus in Oesterreich. — Vom kroatischen Büchertische. — Original-Correspondenzen. — Personalien. — Literatur- und Kunstnotizen. — Böhmisch-slovakische Journalistik. (763)

Jährlich erscheinen 52 Nummern.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Verlag von Schmaler & Pech in Bautzen.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss: **Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Bücher. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung** in Leipzig und Heidelberg. (764)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Klassische und moderne Natur-Anschauung.*)

Schiller hat in seiner Abhandlung über die naive und sentimentale Dichtung, einer jener Schriften, von denen man mit Recht gesagt hat, daß ihre Ideen, wie die Göthe'sche Lebensphilosophie, in die zartesten Gefäße des nationalen Bildungs-Organismus eingeströmt sind, das seitdem oft wiederholte Wort ausgesprochen, daß die Freude an der Natur im Alterthum minder lebhaft gewesen sei, als bei den Neueren. „Wenn man sich," sagt er, „der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein getreuer Ausdruck derselben seine Dichterwerke sind: so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und Naturcharakteren hangen können, bei denselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber mit nicht mehrerem Herzensantheil als er es in der Beschreibung eines Gewandes, eines Schildes, einer Rüstung ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit und süßer Wehmuth an ihr, wie die Neueren."

Ist es hier offenbar zunächst der Mangel an Naturbeschreibungen, der auffallend gefunden und aus der geringeren Innigkeit der Naturempfindung bei den Griechen zu erklären gesucht wird, so haben die Nachfolger den Schiller'schen Ausspruch in doppelter Beziehung erweitert. Denn was er von den Griechen sagte, wurde ohne Weiteres auf die Römer, ja, wie Humboldt im Eingange des zweiten Bandes des Kosmos mit Nachdruck rügt, auf das ganze Alterthum angewendet, um sodann dem gesammten Alterthum nicht blos die Lust an der Naturbeschreibung, sondern kurz und gut die Freude an der Natur überhaupt abzusprechen. So sagt z. B. Gervinus in der Geschichte der deutschen National-Literatur geradezu: „Das ganze Alterthum kannte keine Freude an der Natur," und von anderer Seite scheint diese mangelnde Naturempfindung sogar zu einem unterscheidenden Kennzeichen der klassischen Sinnesweise erhoben zu werden, indem Lessing mit den Alten verglichen wird, „weil auch er keinen Sinn für die Schönheit der Natur gehabt habe."

Gleichzeitig und zum Theil von denselben Schriftstellern wird darauf hingewiesen, in wie hohem Maße die Eindrücke der Natur, in denen W. von Humboldt den ursprünglichen Grund jeder leidenschaftlicheren oder doch tieferen Empfindung erkennt, gerade auf das Leben der Griechen eingewirkt haben. Auch diejenigen, welche über das Naturgefühl der Alten die ungünstigsten Urtheile abgeben, sind darin einig, daß sich von keinem Volke in höherem Sinne als von den Griechen behaupten lasse, sein ganzes Leben sei von der Natur beherrscht worden. „Völlig unbefangen wird überall das Axiom aufgestellt: die nationale Eigenthümlichkeit vermöge aus der umgebenden Natur durchschaut und erklärt zu werden; zwischen beiden walte die tiefste Analogie, die ganze Landschaft sei das getreue, sprechende Gegenbild des Lebens, der geistigen Eigenthümlichkeit eines Volkes — und dennoch soll die Mutter dem Kinde fern und fremd geblieben sein; die herrlichste Natur, wie sonst nirgends, hat die Alten rings umgeben, und doch soll Phantasie und Gemüth dieselbe nicht in congenialer Weise ergriffen haben."

Die jüngst erschienene kleine Schrift von Herrn Heinrich Motz, der wir soeben einige Worte entlehnten, ist der Lösung dieses scheinbar hoffnungslosen Widerspruches gewidmet. Mit Recht hebt sie hervor, daß diese Untersuchung mitten in die Betrachtung des eigenthümlichsten Wesens der antiken Geistesart, der geheimen Tiefen des Empfindungslebens des Alterthums hineinführt. „Hier liegen die letzten Ziele der klassischen Philologie; es verlohnte sich nicht, die langen und beschwerlichen Wege derselben zu gehen, ohne das Bemühen, sich das Eigenste des antiken Seins, ein einheitliches Bild dieser einzigen Geistesform zu erschließen."

Dieses Ziel ist durch Aufzählen von Stellen, sei es einzelner Dichter, sei es ganzer Kreise der antiken Literatur, in denen sich eine warme Empfindung für Naturschönheit ausspricht, oder die glücklich zutreffende Schilderungen von Naturgegenständen enthalten, nicht zu erreichen. Denn das quantitative plus oder minus ist ein durchaus unwahrer Werthmesser für eine Untersuchung, die sich auf psychologische Momente zu richten, und überall auf die eigenthümliche Geistesart des Alterthums zurückzugehen hat. Nicht ob die Alten seltener oder öfter als wir von der Natur gesprochen haben, ist die Frage, sondern ob sich nicht, nach ihrer ganzen geistigen Entwickelung, ihre Empfindung für das Naturschöne in anderer Weise äußern mußte, als bei uns.

Hier sind nun mancherlei Momente, die man gegen die Alten in dieser Beziehung anzuführen pflegt, von vornherein auszuschließen. So wenn man in der mangelhaften Ausbildung der antiken Landschaftsmalerei den „sprechendsten Beweis" dafür hat sehen wollen, daß den Alten die innige Empfindung für die Natur gefehlt habe; denn dieser Kunstzweig in seiner vollen Ausbildung gehört mit Nothwendigkeit der Welt des modernen Bewußtseins an. Zudem: was wissen wir von der Landschaftsmalerei der Alten, was von ihrer Malerei überhaupt? Und sind sie nicht bei alledem die Anfänger eben dieser Kunst, die lange Jahrhunderte begraben lag und erst mit der Auferstehung des Alterthums ihre eigene feierte?

Ebenso ist es nicht ausreichend, wenn man die größere Gleichmäßigkeit des Klima's als den Grund jenes angeblich mangelnden Natursinns aufstellt, und aus dem Ungestüm der Gegensätze, aus der langen winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses das innigere Verhältniß des germanischen Gemüthes zur Natur erklären will. Denn daraus würde sich nur die ganz verschiedene Art und Stimmung des Naturgefühls ergeben, nicht aber der Mangel desselben bei Jenen, und das Vorwiegen bei Diesen. Sodann bietet gerade Griechenland durch die unbegränzte Mannigfaltigkeit den größten Wechsel der klimatischen Verhältnisse auf dem engsten Raume und birgt, eine Welt im Kleinen, die stärksten Kontraste in sich. Endlich fehlt es durchaus nicht an Zeugnissen aus dem ganzen Alterthum, in welchen die Frühlingswonne mit aller Innigkeit der Empfindung zu Worte kommt, nicht an Aeußerungen über das gemüthlich Ansprechende des Winters und über die Wirkungen des Wechsels der Jahreszeiten überhaupt.

Ferner ist von vornherein darauf hinzuweisen, daß man nicht selten als mangelnden Natursinn bei den Alten erklären

*) Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1865. 131 S. in kl. 8.

will, was vielmehr aus dem innersten Wesen der Poesie zu begründen ist: nämlich daß „der feine Sinn der Griechen für die eigenthümliche Aufgabe und die Gränzen einer jeden Kunst und insbesondere die tiefe Weisheit, die sie in der Befolgung der eigensten Gesetze der Dichtkunst bewiesen, ihnen nicht gestattete, der Beschreibung der räumlichen Dinge mehr als das schmalste Gebiet einzuräumen." Ohne Schwierigkeit läßt es sich nachweisen, daß die Alten sich in ihren Gedichten der ausführlichen „dogmatischen" Naturbeschreibung nicht aus Mangel an Naturempfindung, sondern aus richtigem Verständniß der Dichtkunst enthalten haben; wie denn, wo sie überhaupt zur Schilderung räumlicher Dinge schreiten, mit poetischem Kunstgriff gewöhnlich das räumliche Nebeneinander durch die Erzählung in ein zeitliches Nacheinander verwandelt wird. Nicht die Kleidung, Rüstung des Helden wird uns in Worten gemalt; er wird uns gezeigt, wie er sich kleidet, rüstet.

Vor allen Dingen aber kommt es darauf an, die Verschiedenheit der Stellung des modernen Bewußtseins und des klassischen Gemüthes zur Natur zu ergründen. Da ergiebt es sich denn, daß jenes charakteristische Kennzeichen des modernen Bewußtseins, die Richtung des Geistes, neben der Welt der äußeren Dinge eine eigene innere Welt zu erbauen und sie jener gegenüber stellen, jene Richtung, welche das Naturgefühl der Neuern immer mit den Gegensätzen: Natur und Kunst, Naturleben und Menschenleben erfüllt, den Alten durchaus fern bleiben mußte. Ihre Art war es nicht, mit reflektirender Betrachtung bei der Empfindung zu verweilen und daraus einen zweiten Genuß zu machen. Ihnen diktirte die Empfindung, aber sie beschrieben nicht ihre Empfindung. Und während uns modernen Menschen die Natur nur wie von Weitem erscheint, als das verlorene und ersehnte Paradies, und als die Grundstimmung unseres Naturgefühls sich eine Empfindung der Sehnsucht und der Wehmuth ergiebt, so ganz anders das Lebensverhältniß der Alten zur Natur. „Diese ist ihnen nicht das verlorene, sondern das gegenwärtige Paradies; weder in die äußere Stellung zu derselben, noch in die geistige und gemüthliche Auffassung derselben ist ein Bruch gekommen. Die Natur ist der ewig sichere und gegenwärtige Besitz, sie trägt das ganze Leben; alle Sphären des Daseins: Staat, Religion, Sitte und Kunst, stehen mit ihr in der engsten Einheit, in unlöslicher Harmonie; in ihnen spiegelt sich dieselbe Ordnung, wie sie in der Natur herrscht, auf das treueste wieder. Und wie jener glückliche Himmelsstrich es mit sich führte, wo selbst die Nacht glänzender und schöner ist, als unser Tag, die Enge des Hauses in dem uns gewohnten Sinne war unbekannt. Die freie Natur war der Schauplatz des staatlichen, religiösen, familiären Lebens. Von der Pnyx und dem Theater in Athen schweiften die Blicke frei über das Meer und die herrliche Landschaft. Wie hätten hier Wehmuth und Sehnsucht den Grundton im Naturgefühle bilden können!"

Ferner ist an jenes Wort zu erinnern, das in Platon's Timäus den Priestern von Sais in den Mund gelegt wird: „O Solon, Solon! Ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder, nirgends ist in Hellas ein Greis. Eure Seelen sind stets jugendlich; ihr habt in ihnen keine Kunde des Alterthums." Die Tragweite dieses Vergleichs ist hier schwerlich zu ermessen. Es giebt kein sprechenderes Abbild der Empfindungsweise und der Art, wie das Gefühl der Alten sich äußerte, als die Kindheit. Die Alten schauen die Dinge an, wie aus hellen frischen Knaben-Augen; ihnen ist die kindliche Lust und Kraft zu anthropomorphisiren eigen, die auch im Kinde hervortritt. Wie irrig daher, ihr Verhältniß zur Natur lediglich nach dem zu beurtheilen, was in Poesie und Kunst zum bewußten Ausdruck kommt. Die Meinung, daß die Alten allen Empfindungen des Herzens auch unmittelbaren Ausdruck geliehen hätten, verkennt das eigenste Wesen des Alterthums.

Ueberdies, wenn doch die Literatur den einzigen Maßstab abgeben soll, so vergleiche man doch die der Alten mit derjenigen der germanischen Völker im Mittelalter, denen man mit Recht immer eine große Befähigung für die Empfindung der Landschaft beigelegt hat. „Zunächst kann kein Zweifel sein, daß viel sichtbarer, öfter, energischer die Freude an der Schönheit und Größe der Natur in den griechischen Volksepen laut wird, als in den deutschen Heldengedichten. Aus diesen ließe sich nur eine sehr geringe Zahl von Stellen ausheben, welche die Freude an der blumigen Haide, an dem lieblichen Wettgesang der Vögel u. dgl. verrathen. In welchem Glanze erscheinen da nicht die wunderbaren Gleichnisse des Homer welche die Natur mit so erschreckender Wahrheit und so tiefem Gefühle darstellen, ganz zu geschweigen von den reflektirteren römischen Epikern."

Von allen Argumenten, die man gegen den Natursinn der Alten vorbringt, ist das wichtigste ihrer Religion entnommen. Indem die Alten die Natur in allen ihren Erscheinungen und Gebilden personificirten, indem sie derselben überall den Menschen unterlegten, rückten sie, sagt man, dieselbe aus ihrer einsamen Sphäre hinaus; „der Gott sog die Landschaft in sich auf." An sich ist klar, in welche Schwierigkeiten diese Ansicht sich verwickelt. „Einem Volke, das in den Ursprüngen seiner Religion und Mythologie die Natur auf die congenialste Weise erfaßt und vielleicht im höheren Grade als irgend ein anderes einen der Natur zugewandten Sinn bewiesen hat, sollen im Laufe der Zeit jene so überaus mächtigen und zarten Empfindungen, jener feine Sinn vollständig abhanden gekommen sein; ja unmittelbar dadurch, daß in ihm durch die Natur eine so hohe Begeisterung erweckt wurde, soll jenes Vermögen sich verloren haben. Denn die Geburt aller jener Natur-Gottheiten und Mythen soll zugleich der Tod der Mutter, einer tieferen Empfindung für die Natur gewesen sein."

Aber man übersieht, daß in dem Maße als das ethische Moment in den Göttern betont, als die Gottheit zur wirklichen Person ward, sie sich von der Landschaft ablöste und die Natur frei hinter sich zurückließ für immer neuen Genuß; man verkennt, daß selbst neben dem ausgebildetsten Anthropomorphismus ein offener Sinn für die unmittelbare und eigenthümliche Schönheit der Natur einhergehen und sich aus jener früheren Zeit der Mythenbildung erhalten konnte. Jene Beweisführung trägt in die antike Lebensanschauung einen derselben ganz fremden Dualismus hinein. „Im Alterthum war ja die Natur in der Menschheit noch nicht verloren; ihr heiliges Maß, ihr göttlicher Friede, ihre schöne Einfalt walteten auch in den Gemüthern. Durch ein solches Herüberziehen der Natur in die Kreise der Menschheit konnte das innerste Wesen derselben nicht verletzt werden in einer Zeit, von welcher der Dichter sagt, es habe

Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt;

noch nicht vermessene Willkür der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört."

Auf diese Beweisführung, daß der Naturgenuß der Alten ungesucht und reflexionslos sein mußte, folgt nun der Nachweis, in welcher Art denn die innige Theilnahme, die lebhafte Freude an der Natur auch in ihren Schriften hervortritt.

An den Hinweis auf die sinnvollen Etymologien, die schon Humboldt, zumal bei den Götternamen, hervorgehoben hat,

schließt sich die feine Bemerkung, daß die Alten ihren Göttern, in denen sie erschauten, was ihr Herz ergriff und begeisterte, was der stete Genuß und die heitere Freude ihres Lebens war, eine tiefe Sympathie mit der Natur, ein herzliches Wohlgefallen an derselben beilegen. Nachgewiesen wird ferner das antike Naturgefühl an der tief empfundenen Harmonie von Handlung und Lokal, die sich in den Dichtungen der Alten in bedeutungsvoller Kürze kund thut. „Wer giebt nicht gern so viele breite Schilderungen der Situation von den Neueren gegen den einen Vers des Homer hin, in dem es von dem schwer gekränkten und heftig zürnenden Priester des Apollo heißt:

Schweigend ging er zum Strande des weitaufrauschenden Meeres.

Und wie sehr wird diese Harmonie erhöht durch den Kontrast, in welchen die herrliche Landschaft von Colonos, in dem berühmten Lobgesange des Sophokleischen Chors, zu dem Elend des blinden Königsgreises tritt!

Aber nicht blos diese sympathetische Freude an der Herrlichkeit der natürlichen Welt läßt sich aus den Schriften der Alten belegen; sie bieten auch reichliche Beweise dafür, daß ihnen, was das eigenste Wesen modernen Naturgenusses bezeichnet, keineswegs fremd geblieben ist. Wir finden Aussprüche der besonderen Freude an dem, was, unberührt von Menschen, aus der reinen Hand der Natur kommt, Beschreibungen, in denen der Gegensatz von Kunst und Natur und die Vorliebe für die letztere in nahezu moderner Art auftritt, eine tiefe Empfindung für die heimliche Ruhe und Einsamkeit, für das stillschaffende Leben der Natur. Ueberall wird es ausgesprochen, daß die Natur die wahre Geburtsstätte der Dichtung sei; in rührender Weise tritt dies gemüthliche Interesse an der Natur, der Herzensantheil an derselben, jenes comprendre la nature non seulement en poëte, mais en frère der Staël, häufig genug an den Tag; so in dem ergreifenden Abschiede des Aias von der Natur, der selbst in einzelnen Worten überraschend an den Monolog der Jungfrau von Orleans erinnert. Ja wir finden in den Schilderungen des goldenen Zeitalters, in denen besonders die römischen Dichter so reich sind, Anklänge an die christliche Welt-Anschauung. Selbst die romantische Empfindung für Ruinen und für altersgraues, zerfallenes Gemäuer ist den Alten nicht fremd.

Wir können dem Verfasser nicht folgen, wenn er am Schlusse seiner sinnigen, durch tiefes Verständniß des antiken Wesens ausgezeichneten Schrift mit vollen Händen den überreichen Nachweis bringt, wie sich an den einzelnen Gebilden oder Erscheinungen der Natur, die auch den modernen Menschen vorzugsweise anziehen, das innige Gefühl, die lebendige und poetische Auffassung der Alten ausspricht. Uns war es wesentlich darum zu thun, den Gang seiner Darstellung in den großen Grundzügen wiederzugeben. Weder auf die Fülle von feinen Bemerkungen, an denen sie reich ist, noch auf die herrliche Auswahl, die er an dem reichen Himmel der klassischen Literatur mit geschickter Hand zu treffen gewußt hat, konnte dabei auch nur annähernd eingegangen werden. Um somehr empfiehlt sich die Schrift dem genußreichen Studium der Leser. Nur eins beklagen wir im Interesse einer weiteren Verbreitung, deren das Büchlein in so hohem Grade würdig ist: daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, reicheren Gebrauch von dem Schatze unserer Uebersetzungen zu machen. Stern bei Stern reihen sich bei ihm die Dichtersprüche der Griechen und Römer in ihrer unvergänglichen Schönheit; aber verdiente es die Sache nicht, sie in deutschem Gewande dem großen Kreise gebildeter Leser allgemein zugänglich zu machen? P. D. Fischer.

Frankreich.

Das Pariser Armenwesen.

Die Wohlthätigkeit, die Theilnahme am Leiden unserer Mitmenschen und ihre Unterstützung sind von allen Religionsstiftern ihren Anhängern eingeprägt worden. Sind denn diese Gefühle so selten im Menschen, daß man himmlische Belohnungen — oder höllische Strafen in Aussicht stellen mußte, wenn nicht, um diese Gefühle zu erwecken, doch um ihre Wirkungen hervorzubringen? Zwar fühlt sich fast jeder Mensch veranlaßt, dem mit einer augenblicklichen, ungewöhnlichen Noth Ringenden beizuspringen: Jeder reicht dem Ertrinkenden die Hand, dem Hungrigen ein Stück Brot, dem Durstenden den Wasserkrug; Jeder erschießt den tollen Hund, hält das scheue Pferd auf, hilft den Mörder fangen. Aber das sind Alles nur augenblickliche, schnell vorübergehende Regungen; wo langdauernde Anstrengungen, wiederholte Opfer erheischt werden, da findet man nur ein kleines Häuflein an seinem Posten. Es sind Engel in Menschengestalt, aber ihre materielle Kraft bleibt weit hinter ihrer moralischen zurück.

Was der Einzelne nicht kann, das soll die Gesammtheit ausführen. Ist denn aber die Gesellschaft verpflichtet, ihre leidenden Glieder zu unterstützen? fragen Manche. In den meisten Fällen fällt die Antwort bejahend aus. Wer kann auch kaltblütig rathen, einen Mitmenschen im Elend verkümmern zu lassen, wäre es auch nur aus Menschenfurcht! Hat man doch Malthus verdammt, blos weil er gesagt, für den überschüssigen Menschen habe die Natur den Tisch nicht gedeckt; was gar nicht gemeint war, man solle ihm nichts geben, sondern es sei nichts für ihn da. Nein, dem Leidenden feierlich die Hilfe versagen, das kann man nicht! Daher haben überall (vielleicht ohne Ausnahme) die Gesetzgebungen dem Staate, oder richtiger den Gemeinden, die Pflicht auferlegt, sich ihrer Armen anzunehmen.

Dieses Gesetz ist in den verschiedenen Ländern fast mit denselben Worten formulirt worden, — ich habe manche Texte verglichen — die Ausführung allein ist himmelweit verschieden, denn die Ausführung ist mit tausend Schwierigkeiten verknüpft. Von jener zartfühlenden Wohlthätigkeit Einzelner, welche der Linken verschweigt, was die Rechte thut, kann bei offizieller Hilfeleistung keine Rede sein. Gesetze gehen rauh, ich möchte sagen, roh zu Werke; die Bestimmungen sind in starre Regeln gefaßt, die Menschen und die Leiden sind nach Kategorien geordnet, und alle Fälle müssen in dasselbe Prokrustesbett passen. Gesetze geben auch gewöhnlich Rechte, und ein Recht auf Hilfe, auf Unterstützung haben, das demoralisirt oft den Hilfesuchenden, wie den Hilfespendenden. Daher hat auch das französische Gesetz — wenn auch nicht dem Wortlaute nach, doch nach der gewöhnlichen Auslegungsweise — wohl dem Einen eine Pflicht auferlegt, dem Andern aber den rechtlichen Anspruch versagt.

Also, das Gesetz vom 25. Vendémiaire des Jahres II der französischen Republik (16. Oktbr. 1793) giebt dem Armen ein Recht, die Hilfe seiner Gemeinde in Anspruch zu nehmen, allein die Gemeinde ist nur verpflichtet zu helfen, **wenn sie die Mittel dazu hat.**

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.*

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß man in Frankreich aus Häckerling Gold zu machen verstehe, aber mit dem Wenn weiß man gut umzuspringen, denn trotz einer

Menge anderer Gesetze zu Gunsten der Armen, trotz, namentlich, des Gesetzes vom 7. Frimaire V (28. Nov. 1796), existiren in Frankreich nur 12,000 bureaux de bienfaisance in etwa 11,500 Gemeinden, und mehr als 25,000 Gemeinden haben die Gründung von Wohlthätigkeits-Bureaus bisher aufgeschoben. Daran sind blos die Wenn und die Aber schuld. Z. B.: aber warum sollen wir ein solches Bureau gründen, wenn wir keine Armen — oder keine Mittel — haben. Daher gab es im Jahre 1837 nur 6715 Bureau's, 1847 9336 Bureau's, 1853 11,409 Bureau's. Waren nach und nach die Armen, oder waren die Mittel gekommen? Hoffentlich letztere, was wir auch den 25,000 anderen Gemeinden wünschen.

Lassen wir aber die kleinen Gemeinden aus dem Spiel; die Einrichtungen sind da zu einfach, um uns viel Lehrreiches bieten zu können, und da Paris eben seinen Rechenschaftsbericht für 1863*) publicirt hat, entnehmen wir ihm einige Daten, die neuesten vorhandenen, um mit Hilfe anderer Quellen und persönlicher Anschauung ein Bild des Pariser Armenwesens zu geben.

In der großen Weltstadt, die in ihrem seit 1860 erweiterten Umfange 1,700,000 Einwohner faßt (Zählung von 1861: 1,696,000 Einwohner), ist das Armenwesen oder die „öffentliche Unterstützung" (assistance publique) seit 1849 in den Händen eines Direktors concentrirt. Derselbe leitet unter der Aufsicht einer hohen (unbesoldeten) Aufsichts-Kommission eine weitverzweigte Verwaltung und zahlreiche Anstalten, an deren Spitze von ihm direkt abhängige Beamte stehen. Diese Centralisation wird ausnahmsweise gebilligt, und es lassen sich gute — rein lokale — Gründe dafür geben. Der Raum erlaubt uns nicht, auf dieselben einzugehen; schlagen wir daher den offiziellen Bericht auf und entnehmen ihm die für unseren Zweck unentbehrlichen Data.

Paris hat 15 Spitäler, 8 allgemeine (d. h. für Krankheiten aller Art) und 7 spezielle, z. B. 1 für Hautkranke, 2 für Kinder, 1 für Entbindungen u. s. w. Erstere heißen: Hôtel-Dieu, mit 760 Betten, Pitié mit 579 B., Charité mit 426 B., St. Antoine mit 449 B., Necker mit 369 B., Cochin mit 109 B., Beaujon mit 389 B., Lariboisière mit 602 B. Spezielle Spitäler sind: St. Louis mit 679 B., Midi mit 295 B., Lourcine mit 238 B., Enfants-Malades mit 627 B., St. Eugénie mit 397 B., Accouchements mit 250 B., Clinique mit 114 B. Dann giebt es noch das Maison de Santé mit 160 B., im Ganzen also 6444 Betten, eine Zahl, welche sich aber nur auf die wirklich besetzt gewesenen Betten bezieht. Am 1. Januar Morgens war die Zahl der vorhandenen Kranken 6054; im Laufe des Jahres 1863 traten 85,304 Kranke ein, 75,848 wurden mehr oder minder geheilt, 9345 starben, und am 31. December befanden sich noch 6164 Kranke in den Spitälern. Die Zahl der Krankheitstage erreichte die Zahl 2,352,156, was im Durchschnitt für jeden Kranken etwas mehr als 27 Tage ausmacht. Die Ausgaben betrugen 5,795,486 Francs, die tägliche Ausgabe pro Kranken 2 Frs. 46 C., beinahe 2½. Viele Arme werden übrigens zu Hause gepflegt, indem sie ärztliche Besuche, freie Arzenei und besondere Unterstützungen an Geld und Wäsche (Ausgabe nahe an 800,000 Frs.) erhalten.

Außer den Spitälern giebt es noch Hospizien (hospices), und zwar: Vieillesse-Hommes 2462 B., und Vieillesse-Femmes 4218 B.; Incurables-Hommes 409 B., und Incurables-Femmes 621 B.; Enfants assistés (Findlinge) 296 B. Dann 3 Altersversorgungshäuser, 1281 B., und 3 Stiftungen, 287 B. Die Hospizien, die Altersversorgungshäuser (maisons de retraite) und die Stiftungen (fondations) verursachen zusammen eine Ausgabe von 4,905,406 Frs.

Die Aufnahme in den Spitälern geschieht in gewöhnlichen Zeiten ohne große Umstände, obgleich Niemanden ein eigentliches Recht dazu eingeräumt wird. Wenn Epidemien grassiren, werden supplementarische Krankenanstalten errichtet, und dann ist die Aufnahme noch leichter, nicht aus Nächstenliebe, sondern von Polizeiwegen. Aus polizeilichen Gründen hat auch das französische Gesetz zweien Klassen von Unglücklichen ein besonderes Vorrecht auf Unterstützung eingeräumt: den Wahnsinnigen und den Findlingen. Ein Wahnsinniger muß untergebracht, ein Findling oder eine Waise (enfants assistés, unterstützte Kinder ist der offizielle Ausdruck) muß ernährt und erzogen werden. Das sind halb Gemeinde-, halb Bezirkslasten. In den beiden Pariser Hospizien, welche offiziell Vieillesse-Hommes (Bicêtre) und Vieillesse-Femmes (Salpêtrière) heißen, befanden sich am 1. Januar 1863 2403 Irrsinnige, traten ein 1977, traten aus [illegible] starben 580, blieben am 31. December 2218.

Die kleine Zahl der Betten im Findelhause könnte den Leser veranlassen, die Bedeutung dieser Anstalt zu unterschätzen. Im Hause selbst bleiben die Kinder nur so lange, bis eine auf dem Lande lebende Amme, oder bis ein Pflegevater gefunden ist, welcher das Kind auf Kosten der Anstalt erzieht. Auf- oder angenommen aber wurden im Jahre 1863 3469 Kinder, und die Gesammtzahl der auf dem Lande vertheilten Kinder erreichte 14,100. Früher war die Zahl viel größer, damals gab es un tour, eine Drehscheibe; nächtlicher Weise kam die Mutter oder eine „Vermittlerin" herbeigeschlichen, klingelte, das Thürchen öffnete sich, das Kind wurde in die Höhlung gelegt, die Scheibe drehte sich, schloß hier die Oeffnung, brachte dort das verlassene Kind in die Arme der öffentlichen Wohlthätigkeit und zog so eine Eiswand zwischen Eltern und Kindern. Jetzt ist die Drehscheibe abgeschafft; es werden wohl noch Kinder ausgesetzt, aber das sind Verbrechen, selten werdende Ausnahmen; meist aber kommt die Mutter selbst und erklärt, sie könne ihr Kind nicht ernähren. Statt es ihr aber, wie früher, leicht abzunehmen, unterstützt man sie, um sie zu veranlassen, es selbst zu erziehen, was gewöhnlich gelingt. Es versteht sich von selbst, daß die französische Kriminalgesetzgebung das Aussetzen der Kinder bestraft; sonderbarerweise aber hat sich lange Jahre hindurch die Regierung durch die Drehscheibe zum Mitschuldigen des Verbrechens gemacht.

Spitäler und Hospizien, Wahnsinnige und Findlinge sind allerdings Branchen des Armenwesens, allein vielleicht versteht mancher Leser darunter blos die Vertheilung von Almosen. Damit sind in Paris 20 Büreaus (1 per Arrondissement) betraut. Jedes derselben besteht aus 12 auf Zeit vom Präfekten ernannten Bürgern, deren natürlicher Präsident der Maire ist; überdies noch eine unbestimmte Anzahl, ebenfalls unbesoldete Kommissaire-visiteurs, und Dames de charité und ein besoldeter Kassirer. Das Büreau bestimmt, ob Jemand als „indigent" eingeschrieben werden soll, und welche Unterstützung einmal oder monatlich gereicht werden soll. Die monatliche ist leider sehr knapp zugemessen und ganz ungenügend, um davon leben zu können. Sie besteht aus 4 (vierpfündigen) Broten, 4 Pfund Fleisch und 5 Francs den Monat und des Winters einige Scheite Holz, überdies freie Arzenei und manches Andere.

Die Zahl der im Sommer 1863 eingeschrieben gewesenen Armen betrug 40,056 Haushaltungen, welche aus 21,865 etwa

---

*) Compte moral de l'administration de l'assistance publique pour l'exercice 1863. Vgl. Maurice Block, Statistique de la France, Paris, Amyot. Dictionnaire de l'administration française, Berger-Levrault.

jenen Männern, 35,432 Frauen und 44,223 Kindern beiderlei Geschlechts bestanden. Das wäre also 1 Armer unter 1642 Einwohnern. Von den Häuptern dieser 40,056 Haushaltungen sind nur 8957 (22%) in Paris geboren, 960 in der Umgegend, 27,954 in anderen Theilen von Frankreich, 2185 im Auslande. 21,230 waren unter, die übrigen über 60 Jahre alt. Die Meisten sind Handwerker, auch Tagelöhner, Handlanger gewesen. Die Gesammtausgabe betrug 4,106,328 Frs., dazu tragen die Kollekten nur 830,000 Frs. ungefähr bei, das Uebrige stammt aus anderen Quellen, über welche noch zur Vervollständigung des Umrisses Einiges hinzugefügt werden muß.

Die Gesammtsumme der Einnahmen beziffert das Budget der Unterstützungs-Direktion mit 23,164,618 Frs. Davon gehen ab für durchlaufende Posten 3,440,527, es bleiben also 19,724,091 Frs. Zu dieser Summe tragen bei: Güter und Renten, also eigenes Vermögen 3,166,263 Frs. (Immobilien allein 1,151,415 Frs.); verschiedene kleine Einkünfte 268,980 Frs.; spezielle Abgaben, wie: Taxen für Gräber 207,698, Armen-Taxe auf den Theatern ꝛc. (¼ oder ¹/₁₀ der Brutto-Einnahme, je nach den gesetzlichen Kategorien) 1,775,910 Frs.; Gewinne des Pfandhauses (mont de piété); dann Rückzahlungen und Beiträge für die Wartung der Wahnsinnigen und der Findlinge (diese Ausgaben fallen nämlich den Gemeinden und Departements zur Last und die Spitalkasse läßt sie sich zurückzahlen). Endlich giebt die Munizipalkasse einen reinen Zuschuß von 8,786,233 Frs., und die Einnahmen der Stiftungen belaufen sich auf 565,448 Frs.

Welch' eine großartige Anstalt jene über mehr als 5 Millionen Thaler gebietende Armen-Direktion ist, das kann man nur durch eigene Anschauung recht inne werden. Blos die Bäckerei backt für 1,640,869 Frs. Brot, dann die Apotheke, der Keller und so vieles Andere, dessen trockene Aufzählung nur langweilig sein würde. Doch umfassen die von uns angegebenen Summen blos einerseits die „offiziellen Armen", andererseits die offizielle Wohlthätigkeit. Wie viele Tausende stehen Morgens auf, ohne zu wissen, wo sie ihr Frühstück hernehmen werden, wie Viele können kein Nachtlager — und welches! — haben, wenn sie den Groschen dafür nicht zum Voraus hinlegen. Neben dem offiziellen Elend giebt es noch schrecklich viel nicht einregistrirtes, verschämtes und unverschämtes. Glücklicherweise aber auch sind obige 19—20 Millionen nur ein sehr kleiner Theil dessen, was Menschenliebe in Paris thut und wovon man nur wenig erfährt. Man kennt allenfalls das Wirken der zahlreichen Privat-Wohlthätigkeits-Anstalten; was aber von Einzelnen ohne Gepränge und mit herzlicher Theilnahme geschieht und vollbracht wird, wer kann es aufzeichnen! Auch versuchen wir es gar nicht und begnügen uns, zum Schlusse den Satz aufzustellen, daß, wenn die öffentliche Wohlthätigkeit Silber-Werth, die Privat-Wohlthat Gold-Werth hat. Dr. M. Block.

Italien.

Mailand und Venedig seit dem Kriege von 1859.

Unter diesem Titel bringt die Revue des deux mondes vom 1. Oktober d. J. einen Aufsatz von einem Engländer J. W. Probyn, welcher von neuem auseinandersetzt, wie vortheilhaft es ebensowohl für Oesterreich wie für Italien sein würde, wenn jenes seine Herrschaft über Venedig aufgäbe. Um das zu zeigen, schildert Probyn, welcher Ober-Italien mehrfach vor und nach dem Kriege bereist hat, nicht allein den Verfall Venedigs und bringt dafür zum Theil ganz neue statistische Belege, sondern er entwirft auch als Seitenstück ein Bild von dem Wiederaufblühen Mailands seit 1859 und beweist damit zugleich, wie unbegründet die vielfach aufgestellte Behauptung ist, daß die Italiäner an sich ein zu schlechtes, entnervtes Volk seien, um überhaupt unter irgend einer Regierung zu einer gedeihlichen Entwickelung zu gelangen. Der Gegensatz in dem gegenwärtigen Zustande der beiden, früher unter gleichen Verhältnissen lebenden Städte liefert einen glänzenden Beweis dafür, wie belebend die Freiheit, wie todtbringend die Knechtschaft ist; er ist ein Triumph des volksthümlichen constitutionellen Systems über die ewig verfluchte Manier, ein Volk wie ein todtes Ding durch diplomatische Verträge einer fremden, ihm verhaßten Herrschaft zu unterwerfen, die es fort und fort wieder abzuschütteln suchen wird, wodurch es sich und jene entkräftet.

Welch trauriges Leben war in Mailand, namentlich in den letzten Jahren der österreichischen Herrschaft, als die österreichischen Schildwachen, gegen die ganze Bevölkerung mit argwöhnischem Blick Wache haltend, in jedem irgendwie auffallenden Menschen einen Verschwörer sah, als Italiäner und Oesterreicher in den Café's, im Theater, in Privathäusern sich gegenseitig wie die Pest flohen, während die Regierung mit aller Strenge die „Mailänder Krakehler" niederhielt, und den Fremden durch die ewigen Paßplackereien der Aufenthalt in Italien verleidet wurde. Wie anders sah Mailand aus kurz nach dem Kriege. Ein reges freudiges Leben herrschte unter allen Klassen der Bevölkerung, die sich sämmtlich in dem Verlangen begegneten, unter dem Scepter Victor Emanuel's das norditaliänische Königreich fest zu begründen und auch Venedig der österreichischen Herrschaft zu entreißen. Mit praktischem politischem Sinne ging man direkt auf die nächstliegenden Fragen los, auf die Einrichtung der constitutionellen Regierung für das befreite Italien, und erging sich nicht lang, wie in andern Ländern, in abstrakten Theorien, sprach nicht von den Menschenrechten, vom Ursprung des sozialen Staates und dergleichen philosophischen Kapiteln, sondern die Verhandlungen drehten sich immer, wenn sie auch manchmal sehr lebhaft wurden, um wichtige, unmittelbar zur Anwendung kommende Gegenstände, z. B. um die Ausdehnung, welche dem Stimmrecht der Bürger zu geben sei, das Verhältniß der Kirche zum Staat, die Abgränzung der Centralgewalt von der der Ortsbehörden, um die schnellste und sicherste Heilung der Brigantenplage u. dergl. Auch die Parlamentswahlen zu Anfang 1861 zeigten die politische Reife der Italiäner. Es kam bei den Vorbereitungen und in den Zeitungen zu lebhaften Diskussionen; die Regierung suchte aber durchaus keinen Einfluß auf die Wahlen zu üben, es wurden keine Bestechungen versucht, die Wähler hatten vollkommene Freiheit, und Alles ging mit solcher Regelmäßigkeit und Ordnung vor sich, daß es die Bewunderung des Engländers erregte, der die Wahlbewegungen in seinem Vaterlande damit verglich. Die „Mailänder Krakehler" waren das friedlichste Völkchen geworden.

Nächst dem vernünftigen Gebrauche der neu errungenen politischen Freiheiten werden die Fortschritte im öffentlichen Unterrichtswesen gerühmt, dessen Förderung einem Volke vor Allem am Herzen liegen muß, wenn es die Entwickelung seines constitutionellen Lebens sicher begründen will. Der Mailänder Stadtrath beauftragte 1860 eine Kommission damit, den Zustand des Volksunterrichts zu prüfen, und diese reichte am 6. Mai 1861 einen sehr sorgfältigen eingehenden Bericht ein, in welchem sie feststellte, daß die Zahl der Schüler von 6100 (im Jahre 1859)

auf 6700 (i. J. 1861), die Zahl der Schulsäle von 84 auf 100 gestiegen, auch mehrere von letzteren in passendere Lokale gelegt waren. Zugleich zeigte aber die Kommission auch, daß noch viel für die Hebung der Schulen geschehen müsse, vor Allem, daß anstatt der ungeeigneten gemietheten Häuser geräumige und bequeme Säle gebaut werden müßten, daß der Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen zu erhöhen und ihnen außerdem alle 5 Jahre eine regelmäßige Zulage von 100 Francs zu geben sei. Der Gemeinderath setzte auch die meisten der vorgeschlagenen Verbesserungen in's Werk und brachte in das Unterrichtswesen durch Einführung der neuesten bewährtesten Methoden ein neues Leben. Die günstigen Folgen beweisen folgende Zahlen über die Zunahme der Schüler in 13 Elementarschulen für Knaben und 9 solchen für Mädchen im Laufe der letzten drei Jahre:

	Elementarschulen für Knaben.	Elementarschulen für Mädchen.
1862—63	4849 Schüler.	2986 Schülerinnen.
1863—64	5202 „	3480 „
1864—65	5359 „	3645 „

Im Ganzen war also in Mailand in 22 Schulen die Zahl der Schüler von 6100 (i. J. 1859) auf 9004 (im Schulj. 1864—65) gewachsen. Mailand besitzt ferner 3 technische Schulen, eine höhere Gewerbschule, 2 Gymnasien, 2 Lyceen und 2 Normalschulen. Der Unterricht in diesen Schulen und Erziehungsanstalten ist umsonst; die Elementarschulen werden auf Kosten der Stadt unterhalten und hängen allein vom Stadtrath ab, von den Kosten der andern Anstalten übernimmt die Regierung einen Theil und übt eine Kontrolle über sie aus. Ein Fortschritt der neuesten Zeit sind auch die 1861 vom Stadtrath eröffneten Abendschulen für die Arbeiter jeden Alters, welche vom 15. Oktober bis Ende Mai Abends nach beendeter Arbeit hier Unterricht finden, sowie auch die Ende 1862 eingerichteten Festtagsschulen für junge Mädchen und Frauen aus dem Arbeiterstande, die sich an Sonn- und Festtag-Nachmittagen von 1 bis 4 Uhr in denselben versammeln. Beide Schulen werden vom Stadtrath unterhalten, welcher auch allein die Leitung und Aufsicht derselben führt. Im Ganzen gab es 1864 in Mailand nicht weniger als 44 Schulen, 200 Lehrsäle, 275 Lehrer und 12,695 Schüler, welche sich folgendermaßen vertheilten:

	Säle:	Lehrer:	Schüler:
22 Elementarschulen	132	162	9004
8 Abendschulen	27	37	1684
8 Festtagsschulen	22	22	1156
3 Gewerbeschulen	10	31	483
1 höhere Mädchenschule . .	3	8	95
1 Normalschule für Knaben	3	7	65
1 Normalschule für Mädchen	3	8	208
	200	275	12695

Endlich nehmen 7 Freisäle, welche nur von Privatbeiträgen erhalten werden, aber unter der Verwaltung der Regierung stehen, fast 1200 Kinder von 2 bis 6 Jahren auf. Die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht sind im Budget der Stadt Mailand von 100,000 Francs (1859) auf 564,000 (i. J. 1864) gestiegen, eine Zunahme, wie sie keine andere Stadt Europa's für die Zeit von 5 bis 6 Jahren wird aufweisen können. Ein höchst erfreuliches Zeugniß für den gegenwärtigen Zustand des Landes ist es, daß die reichen Familien Mailands zur Entwickelung des Volksunterrichts und zur Hebung der Arbeiterklassen das Ihrige beitragen.

Nicht weniger als für den moralischen Fortschritt ist in Mailand seit der Zeit seiner Befreiung für die Förderung der materiellen Interessen geschehen. Die Verschönerung und Vergrößerung der Stadt fällt hier zunächst in die Augen. In dem bevölkertsten Stadttheil zwischen dem Neuen und dem Garibaldi-Thore sind die breiten Straßen von Solferino, Ancona, Castelfidardo und Marsala angelegt worden, und zwei neue Brücken, von Castelfidardo und Delle Piopette, überschreiten den die Stadt umgebenden Kanal. Das größte Werk aber wird der Bau der prächtigen Gallerie Victor Emanuel werden, welche den Domplatz mit dem der Scala und den umliegenden großen Straßen verbinden soll. Die engen krummen Gassen mitten in der Stadt werden dadurch wegfallen, und der berühmte Dom eine würdige Umgebung erhalten. Der Architekt Mengoni aus Bologna hat den Plan zu diesem großen Werke entworfen, Victor Emanuel legte selbst am 7. März 1865 unter Zusammenströmen einer großen Volksmenge den Grundstein, und eine englische Compagnie wird den Bau ausführen. Führen die bedeutenden Kosten auch zu einer Vermehrung der Steuern, so wird dafür Mailand auch eine der schönsten Städte Europa's werden; zudem erhalten die Arbeiter durch den Bau eine passende Beschäftigung und das Geld kommt in Umlauf.

An dem Aufschwung, welchen der Handel Italiens überhaupt durch Abschaffung der vielen kleinen Zölle und durch die bedeutende Ausdehnung des Eisenbahnnetzes seit 1859 genommen, hat Mailand natürlich auch seinen Theil; genaue Angaben in dieser Beziehung fehlen aber noch. Nach dem am 28. November 1864 abgestatteten Bericht der Civilverwaltung der Stadt, hat durch Vermehrung der Häuserzahl die Einnahme durch die Gebäudesteuer 1864 um 19,693 Fr. gegen 1863 zugenommen, und ist dadurch auf 613,259 Fr. gestiegen; durch die Erweiterung des Handels der Stadt ist die Steuer-Einnahme 1863—64 um ungefähr 1 Million Fr. gewachsen; in ähnlicher Weise haben die Einnahmen der Stadt durch die andern Steuern zugenommen, ohne daß etwa die Art der Versteuerung eine andere geworden wäre.

Von der außerordentlichen Zunahme des Associationsgeistes seit 1860 legt namentlich der Bericht der Handelskammer Mailands von 1865 Zeugniß ab. Von den sechs neugebildeten anonymen Gesellschaften und fünf Commanditen in der lombardischen Provinz verdient vor allen eine Gesellschaft erwähnt zu werden, welche sich mit dem Bau von bequemen, reinlichen und billigen Arbeiterwohnungen, von öffentlichen Bädern und Waschplätzen beschäftigt. Begründet mit einem Kapital von 350,000 Fr. hat sie schon für mehr als 500,000 Fr. Wohnungen in den neuen Straßen San-Fermo und Montebello gebaut. Nach ihren Statuten kann die Gesellschaft nämlich nicht mehr als 4% Gewinn nehmen, der Rest muß wieder zum Bau neuer Häuser verwandt werden. Auch die so segensreichen Associationen zu gegenseitiger Hilfleistung haben in den letzten Jahren so an Ausdehnung gewonnen, daß der Bericht der Handelskammer von 1863 erklären konnte, es seien jetzt fast alle Arbeiter Mitglieder einer dieser Gesellschaften geworden.

So findet man in Mailand, der Hauptstadt der Lombardei, welche Oesterreich so schwer zu regieren fand, jetzt eine zufriedene glückliche Bevölkerung, welche mit Eifer an der Förderung von Allem arbeitet, was das materielle und moralische Wohlbefinden eines Volkes begründet, dabei die weiteste Freiheit für Presse und Rede, eine vorzügliche Polizei und Verwaltung, und eine öffentliche Sicherheit, wie sie nirgends größer ist, überhaupt ein solch frisches und gesundes Leben, daß sich der Fremde jetzt wirklich wohl dort fühlen kann.

Welch traurigen Anblick bietet dagegen Venedig dar, die alte Dogenstadt, die „Königin des Adriatischen Meeres," welche die österreichische Herrschaft mit solchem Widerwillen trägt, und die sich, nachdem sie sich 1859 so nahe am Ziel ihrer Hoffnungen wähnte, doch wieder gezwungen sieht, mit Geduld das Unabänderliche zu ertragen. Da zeigen sich keine Beweise zunehmenden Wohlstandes und Glücks, nur trauriger Verfall. Die Bevölkerung ist einig im gemeinschaftlichen Haß gegen die fremde Herrschaft, welche ihr umsonst eine Betheiligung am Constitutionalismus des Gesammtstaates anbot. Auch hier nehmen die Steuern und Auflagen zu, aber die Hilfsquellen nehmen ab, Sparkassen und Gesellschaften zu gegenseitiger Hilfleistung kommen nicht auf. Die Paläste verfallen mehr und mehr und sind zu niedrigem Preise zu kaufen; der schöne Palast Foscari ist von den Oesterreichern in eine Kaserne verwandelt. Der Carneval, die Oper, Illuminationen und Bälle haben seit 1859 aufgehört, weder im öffentlichen, noch im Privatleben finden Feste statt. Nur feindliche Demonstrationen gegen die deutsche Herrschaft unterbrechen zuweilen die Nationaltrauer der Venetianer, wenn sie z. B. den Geburtstag Victor Emanuel's oder die Siege von Magenta und Solferino durch Feuerwerke in den drei italiänischen Farben oder durch riesenhafte Maueranschläge feiern, und dadurch die Polizei-Agenten in Athem halten. Ein auffallender Mangel an jungen Männern ist bemerkbar, denn diese haben zu Tausenden ihr Vaterland verlassen und sind in das neue Königreich Italien gezogen, dessen Heer an 14,000 Venetianer in seinen Reihen zählt, indessen die österreichische Conscription doch auch ihren Theil beansprucht. Während es früher für den Fremden leicht war, mit den Venetianern bekannt zu werden, betrachten diese jetzt jeden Unbekannten mit Mißtrauen, denn es wimmelt von Spionen — kurz es ist in Venedig wie in Mailand vor 1859: ein trauriges Leben in der todten Stadt mit den großen historischen Erinnerungen und den herrlichen Monumenten!

Einige Blicke auf die materiellen Zustände Venedigs bieten neue Belege. So enthält ein Bericht des statistischen Ausschusses der venetianischen Handelskammer vom 31. Januar 1865 folgende Angaben über den Werth der Ein- und Ausfuhr der letzten Jahre:

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
1860 . . .	48,864,500	Gulden.	21,233,220	öst. Gulden.
1861 . . .	39,145,189	„	16,982,508	„
1862 . . .	33,359,948	„	12,945,225	„
1863 . . .	28,346,973	„	13,245,641	„
1864 . . .	26,108,012	„	12,822,272	„

Zu diesem Verfall des venetianischen Handels hat namentlich die Abnahme der Industrie mit Glaswaaren beigetragen, von welchen 1860 noch für 2,047,440 fl., 1864 nur noch für 1,550,067 fl. ausgeführt wurden, während die Einfuhr in denselben Jahren von 1,164,980 fl. auf 121,909 fl. fiel. Mit andern Zweigen der Industrie und des Handels geht es aber ähnlich, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1860	1864	1860	1864
Seife	184,580	109,664	26,250	19,760
Bijouterie u. Quincaillerie	936,430	298,105	721,220	182,805
Rohe u. verarb. Metalle	8,071,860	850,768	1,771,820	228,005
Colonialw. und Droguen	4,928,880	3,413,432	295,110	80,264
Käse	120,890	68,508	212,380	123,640
Schlachtv., Fleisch u. Fette	748,680	216,604	296,580	23,159

Fast nur der Handel mit Holz, Farben und Farbstoffen, Hanf und Tauwerk macht eine Ausnahme von dem allgemeinen Verfall. Einen noch traurigeren Beweis für die reißende Abnahme des venetianischen Handels liefert der Bericht desselben statistischen Ausschusses vom 12. Januar 1865 über die Zahl und den Tonnengehalt der in den letzten sechs Jahren im Hafen von Venedig ein- und ausgelaufenen Schiffe:

	1859.	1860.	1861.	1862.	1863.	1864.
Eingelaufene Schiffe:	4581	4250	3788	3382	3292	3123
Tonnengehalt derselben:	537285	436416	364792	332413	312275	301337
Ausgelaufene Schiffe:	4466	4251	3756	3393	3241	3093
Tonnengehalt derselben:	519241	450980	374015	336483	310968	303539

In 5 Jahren hat also die Zahl der eingelaufenen Schiffe um 1458 mit 235,948 Tonnen abgenommen, die Zahl der ausgelaufenen um 1373 mit 215,702 Tonnen. Während aber Venedig seinen Hafen in solcher Weise veröden sieht, hat der Verkehr in Genua in sechs Jahren um das Doppelte zugenommen, und dem Handel von Neapel hat in diesem Jahre die italiänische Regierung den Kriegshafen überlassen, weil der alte Handelshafen den Bedürfnissen nicht mehr genügte.

England.

Zur modernen Roman-Literatur.

Dickens: Unser gemeinschaftlicher Freund.*)

Der Ernst, mit welchem in Deutschland die Lösung der politischen Fragen versucht wird, hat auf die Richtung der produktiven Köpfe in der Literatur einen erheblichen Einfluß ausgeübt; obwohl die Phrase im öffentlichen Leben (und nicht bloß in Volks- und Urwähler-Versammlungen) noch nicht genügend gemieden wird, hat sich doch die Zahl derjenigen verringert, welche sich von ihr bestimmen lassen; alle Welt in Berlin wie im südlichen Deutschland verlangt und offerirt den Compromiß; um zu einem Compromiß zu kommen, muß man von seinem Recht ablassen wollen; dies deutet eine Stimmung an, in der die Leidenschaft beherrscht wird.

Diese mehr oder weniger besonnene, nüchterne Stimmung ist dem Drama nicht günstig; das Drama verlangt einen leidenschaftlichen Konflikt: aber Dichter und Publikum mögen heut von der Leidenschaft nicht viel wissen; das Glück, welches „Narziß" auf der Bühne hatte, zeigt, daß man sich den leidenden Heros gefallen läßt — man würde 1848 einen solchen Helden einfach langweilig gefunden haben. Heut soll die Leidenschaft vernünftig gezügelt sein, man verlangt reifliches Abwägen: wie viel man bieten und ablassen könne, man verlangt breite Reflexion. Das ist nach unserer Ansicht der Grund, weshalb die deutschen Dramen der letzten zehn Jahre schwächlich ausgefallen sind, und das ist, wie wir denken, zugleich der Grund, warum bei uns innerhalb dieser Zeit der Roman einen bedeutenden Aufschwung genommen hat.

*) Our Mutual Friend, by Charles Dickens. With 20 illustrations. Copyright Edition. Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1865. (Diese wohlfeile Ausgabe des englischen Originals steht an typographischer Schönheit der in London erschienenen kaum nach.)

In Frankreich ist dies anders: der Roman ist schmutzig oder excentrisch (Victor Hugo); man findet eine ernste Erwägung, die über das enge soziale Leben hinausginge, in keinem jener vielen Bände; man denkt dort nicht gern an politische Fragen, man berührt sie nur obenhin, am liebsten diejenigen, die nicht das innere Leben betreffen, sondern „die Türkei," wo sie auf einander schlagen. Wo die ernste Diskussion verbannt ist, sucht der Geist andere Unterhaltung: man interessirt sich für Loretten, oder für „die Krisen der ehrbaren Frauen," schildert dieselben möglichst einladend, fügt eine starke Dosis geheuchelter Frömmigkeit und Ehrbarkeit hinzu, läßt die Lorette durch einen frommen Tod die Vergangenheit sühnen und die ehrbare Frau durch eine Kraftanstrengung ihres Mannes (nicht durch ihre eigene) vor dem Fall retten, Rührung, Versöhnung — und an demselben Abend noch vergessen Dichter und Publikum die Moral und halten sich dafür an die leckere Sünde. Für einen Roman sind solche Stoffe weniger geeignet, weil der Roman dem Leser Zeit giebt, nachzusinnen, zu fragen, ob das möglich sei, was geboten wird; beim Drama folgt Scene auf Scene, der Zuhörer darf sich nicht lange besinnen, er muß mit folgen, sonst bleibt er zurück: bevor noch viel kritisirt worden, ist schon etwas Neues geboten; und morgen giebt es wieder ein anderes Stück.

England ist in mancher Beziehung für Deutschlands Schriftsteller der letzten 15 Jahre ein Muster gewesen. Allerdings gab es dort keine großen politischen Konflikte, es giebt vielleicht nicht einmal politische Parteien, falls nicht der Tod Palmerston's die Vermittelungspolitik der letzten Zeit eine Wandelung erfahren läßt. Die liberale Partei schien die Wahlreform ganz zu vergessen, und wie uns die eingeweihten Korrespondenten versichern, würde Lord Derby sich gegen Rußland oder gegen Dänemark nicht anders verhalten haben, als Lord Palmerston. Die Dichter empfingen also in England von politischen Kämpfen weder Anregung noch Zielpunkte.

Aber das soziale Leben mit seinem Zopf (der viel zopfiger ist als bei uns im vorigen Jahrhundert), mit seinem Einfluß und seinen oft entsetzlichen Härten enthält ein viel größeres Stück politischer Beimengung als in Frankreich und selbst als in Deutschland.

Dies war der eine Grund, weswegen unsere besseren Roman-Schriftsteller nach England hinübersahen.

Der zweite lag in der Form, welche der Stoff hatte; die englischen Romane gaben ein Stück Welt, während die französischen mehr Irrenhaus und Lazareth gaben; im englischen Roman zeigt sich Takt, Rechtsgefühl, Wärme. Wir denken dabei nicht an die Gruppe, welche „Jane Eyre" und „Adam Bede" repräsentiren, wir denken vielmehr an Dickens und Thackeray: in der ersten Gruppe ist viel „Schwärmer-Ernst," diese verbinden mit ihm „des Weltmanns Blick." Wir glauben, daß Auerbach, Freitag, Spielhagen in der Form Thackeray und Dickens nicht nachstehen, aber Auerbach und Freitag ziehen den Kreis, auf welchem ihre Figuren erscheinen, enger, Spielhagen allerdings giebt den englischen Kollegen nichts nach.

„Es erscheint ein neuer Roman von Dickens." Es gab eine Zeit, wo in diesen Worten in England und auch für die Gebildeten Deutschlands eine Art Ereigniß lag. Das ist heut anders: man nimmt das neue Buch von Dickens in die Hand, man liest es aufmerksam, aber mit gepreßtem Herzen. Wir wollen versuchen, die Gründe dieser Wandelung, wie sie uns erscheinen, hier anzuführen.

Das frühere Publikum von Dickens bestand aus zwei Klassen: ein bedeutendes Gros von Menschen, die sich an einer warmen Schilderung erfreuen, über einen Scherz lachen und die Gerechtigkeit des Schicksals mit Genugthuung dargestellt sehen wollten. Die Fabel brauchte nicht komplizirt zu sein, nur unterhaltend. Die Menschen in den früheren Romanen von Dickens waren vielfach sonderbar, indeß sie hatten immer noch außerordentlich viel von Mr. Brown und Mr. John. Der Ton war oft weich, wenngleich niemals weinerlich; es handelte sich wesentlich um Familienfragen; die allgemeinen Institutionen (mehr die sozialen als die politischen) bekamen öfter einen Hieb, aber der Hieb fiel nebenbei; der Leser hatte eine „behagliche" Lektüre. Für dieses Gros war die angenehmste Leistung von Dickens sein: David Copperfield.

Neben diesem Gros fand Dickens vielfache Bewunderer unter den „Sachverständigen", den „Kritikern", die in der Fabel nur den Stoff suchen, das Rohmaterial, den Block, dessen Qualität ihnen wenig bedeutet im Verhältniß zu der Frage, wie der Künstler die Formen herausmeißeln werde.

Das Gros findet in den Leistungen von Dickens innerhalb des letzten Decenniums einen offenbaren Rückschritt; die Anderen finden einen Fortschritt.

„Dickens schreibt wieder einen Roman," und wie jedes Bändchen erscheint, wird es in alle lebende Sprachen übersetzt und in allen Landen gelesen und bewundert von den Sachverständigen und aus der Hand gelegt, und wer es gelesen, trägt kein Verlangen, dasselbe nochmals in die Hand zu nehmen — ausgenommen, um eine künstlerische Studie daraus zu machen.

Der neue Roman heißt: „Unser gemeinschaftlicher Freund." Wir wollen dem geehrten Leser von der Fabel nur wenig verrathen: ein reicher Geizhals hat vor Jahren seinen braven Sohn (John Harmon), einen jungen Burschen, verstoßen, lebt hartherzig und griesgrämig für sich allein und stirbt; es findet sich ein Testament, das den verstoßenen Sohn zum Erben einsetzt, falls er ein bestimmtes Mädchen (Bella) heiratet; kommt diese Heirat nicht zu Stande, so fällt das gesammte Vermögen an einen alten Diener des Geizhalses. Der Sohn wird am Cap der guten Hoffnung entdeckt, kommt nach London, wird am Tage seiner Ankunft ermordet und einige Tage darauf in der Themse gefunden. Der Diener (Boffin) wird Erbe. Er ist eine gute, ehrliche Haut, fängt jedoch auf den Wunsch seiner Frau, die eine noch bessere ehrliche Haut ist als er, an, fashionable zu werden. Er kauft sich ein großes Haus, kommt in die „Gesellschaft," nimmt die Braut des Ermordeten in sein Haus, will sie gut versorgen, wird in kurzer Zeit sehr geizig, hartherzig und ein Tyrann gegen seine Umgebung. Es ergiebt sich im Laufe der Erzählung, daß John Harmon nicht ermordet ist, sondern lebt, und zwar lebt im Hause des Dieners seines Vaters als dessen Secretair. Grund: er will das Mädchen, welches ihm sein Vater bestimmt hatte, kennen lernen, versuchen, ihre Liebe zu gewinnen und sich sodann entdecken. Er liebt das Mädchen und wird wiedergeliebt; er macht als Secretair einen Heiratsantrag und bekommt einen Korb, denn Miß Bella, obgleich von Hause aus gut veranlagt, will Geld heiraten. Der Secretair beschließt in Folge dessen, seinen wahren Namen nie zu entdecken, sondern John Harmon begraben sein zu lassen, da an dem Gelde seines Vaters ein Fluch klebe. Der alte Boffin ist indeß, wie erwähnt, ein hartherziger Geizhals geworden und erfährt in diesem Stadium seiner Entwickelung, daß ein Schurke, den er mit Wohlthaten überhäuft, ein Testament des alten Harmon gefunden (später abgefaßt als das oben angeführte), nach welchem das gesammte Vermögen des alten Harmon der Krone zufällt, und daß der Schurke von ihm für Auslieferung dieses Testaments die

Hälfte des Vermögens als Kaufpreis verlangt; Boffin würde diese Hälfte wahrscheinlich geben, aber der Schurke hat noch einen Mitwisser; Boffin fürchtet, dieser Mitwisser werde ihm alsdann die andere Hälfte abfordern, oder irgend ein Dritter oder Vierter werde das thun.

Weiter können wir dem geehrten Leser Nichts verrathen — ob sich noch ein drittes Testament finden wird, ob irgend ein anderer deus die verworrene Maschine wieder in Ordnung bringen wird, wir können es nicht verrathen, denn die letzte Abtheilung des Romans ist noch nicht erschienen.

Man wird es bei dem Verfasser der Pickwickier natürlich finden, daß seine Personen oft etwas Absonderliches haben, man ist auch gewöhnt, in seiner Fabel etwas Absonderliches zu finden, aber man wurde in seinen früheren Werken doch zugleich entschädigt durch eine tüchtige Portion alltäglichen Mittelgutes in Charakteren und Erzählung.

Von diesem Mittelgut ist in dem neuesten Roman fast gar nichts zu finden.

Schon das, was wir von der Historie erwähnt haben, ist sehr ungewöhnlich: ein Testament, das kein Testament ist, ein Ermordeter, der nicht ermordet ist; man wird durch solche Thatsachen in eine peinliche Stimmung versetzt, indem man jeden Augenblick besorgt, daß auch noch andere Personen und Ereignisse, welche wir für wirkliche genommen haben, sich als trügerische erweisen werden.

Sehr ungewöhnlich sind ferner die sozialen Beziehungen der auftretenden Personen: man fühlt fast an allen, daß sie nur in einer ganz außerordentlich großen Stadt leben, in der jede gegenseitige Kontrolle aufhört; Zustände, welche den Großstädten Deutschlands unbegreiflich erscheinen, werden für London möglich sein, aber sie kommen uns wie märchenhafte, nicht wie englische vor, so ungewöhnlich sind die Voraussetzungen, welche der Dichter macht. Ein Mann, der sich davon ernährt, daß er die in der Themse Ertrunkenen auffischt und ihnen das bischen Geld nimmt, welches sich in ihren Taschen findet, hat eine Tochter, die nur mit ihm gelebt hat, die aber außerordentlich schön, gewissenhaft, sanft, klug, liebevoll und anmuthig ist. Das ist für Berlin z. B. schwer zu denken. Ein alter Jude, ein redlicher, zartfühlender, weichherziger Mann, der sich nicht zu ernähren vermag, tritt in die Dienste eines schurkischen Winkelmäklers, der dem alten Manne unter einer falschen Firma ein Geschäft errichtet und ihn zu Blutsauger-Geschäften nöthigt. Der Jude versteht sich dazu, zwar mit dem größten Widerstreben, aber er versteht sich dazu — welche Ungeheuerlichkeit, zumal es dem alten Manne ein Leichtes ist, für andere Leute eine passende Beschäftigung zu finden. Unter allen Figuren, die aus dem Kreise des Mittelstandes auftreten, ist keine einzige erträgliche Persönlichkeit: geldstolze Kaufleute, banquerotte Schwindler, Schwindler die sich halten, Advokaten, die Gentlemans sind und sich nicht scheuen, beständig bei diesen Schwindlern (welche von ihnen ganz richtig taxirt werden) zu diniren.

Es ist bei Dickens selbstverständlich, daß die Personen ihrem jedesmaligen Charakter getreu bleiben. Es ist ebenso selbstverständlich, daß die Gestalten und die Situationen mit einigen Strichen auf das Klarste dargestellt sind; selbstverständlich, daß man aus einzelnen Scenen das wärmste Herz herausfühlt — aber man kann zum Genuß dieser Vorzüge nicht kommen wegen des außerordentlich knappen Stiles des Autors. Bei einer Schilderung giebt der Verfasser die kürzesten Sätze: der Leser kommt nie zur Ruhe.

Dickens schreibt nicht wie ein Künstler, sondern wie ein Anatom, er wendet sich nicht an die Phantasie des Lesers, nur selten an sein Gemüth, meist an seinen Verstand. Darin scheint uns der Hauptfehler der Dickens'schen Art zu liegen: ein Roman ist kein wissenschaftliches Buch, das etwa geschrieben wird, um das Walten der ewigen Gerechtigkeit nachzuweisen, sondern ein Roman ist ein Kunstwerk, in dem zwar die Gerechtigkeit zu ihrer Anerkennung kommen muß, in dem sie aber nicht die einzige Einheit sein, nicht den einzigen Kitt bilden darf für die Personen und die Ereignisse; ein Kunstwerk, das erfreuen und erheben soll, aber nicht anspannen und ruhelos machen.

Wir haben nicht die Hoffnung, daß Dickens Manier wieder die frühere, nach unserer Meinung bessere, werden wird. Wir geben diese Hoffnung auf — nicht wegen des Lebensalters von Dickens, sondern wegen des Einflusses, den seine persönlichen Schicksale auf sein Gemüth gehabt haben. Er hat die Schläge überwunden, aber er kann sich nicht mehr liebevoll in das Detail des Lebens versenken. Immer weiter werden die Kreise, die er überschaut, immer höher die Warte, auf der er steht — aber um so weiter rückt ihm der einzelne Mensch; er sieht auf seiner Höhe mit dem schärfsten Auge, seine Gestalten sind plastisch, aber auf allen liegt der graue Nebel, der das Gemüth ihres Autors umzogen hat.

Wir müssen das aufrichtig beklagen bei seinem ursprünglich so warmen Herzen. Wir wünschen sehr, daß es unsern deutschen Dichtern nicht ähnlich ergehe.

Griechenland.

Ein griechisches Buch über Volkswirthschaft.*)

Wie wir aus dem vorliegenden Werke ersehen, giebt es auch in Griechenland Männer, welche den praktischen Fragen der Gegenwart ihre Aufmerksamkeit zuwenden und sich mit Studien befassen, die auch für ihr Vaterland von großer Wichtigkeit zu werden versprechen. Griechenland nimmt, trotz seiner Kleinheit und trotz der unheilvollen Zustände und Gebrechen, an denen sein Staatswesen krankt, an dem Weltverkehr keinen geringen Antheil; die Griechen sind ein altes Handelsvolk, und griechische Kaufleute, Schiffsrheder, Banquiers bilden in den See- und Handelsplätzen des östlichen Mittelmeeres eine sehr wichtige und einflußreiche Klasse der Bevölkerung; die griechische Handelsmarine nimmt keinen unbedeutenden Rang ein. Man kann sagen, Griechenland ist auf den Handel angewiesen, und soll es zu einer gesunden Entwickelung seiner Kräfte gelangen, so ist die Industrie eines der Hauptmittel, durch die es dieselbe anbahnen kann.

Vor der Hand sind freilich die Aussichten dafür nicht die besten, da dem Lande der Friede und die innere Befestigung der Zustände fehlt. Nichtsdestoweniger ist es ein erfreuliches Zeichen, wenn sich Männer finden, welche wenigstens den Gedanken und die Neigung dafür wecken und die Vortheile erörtern, welche aus einer gesunden Entwickelung der Arbeitskräfte und Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen des Landes hervorgehen müssen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist

*) Η επιστημη του εμπορειου ὑπο Ιωαννου Σκαλτσουνη δικηγορου. Ἐν Κεφαλληνια. 1865. D. i.: Die Handelswissenschaft, von Johannes Skaltsunis, Richter. Kephalenia, Druckerei der „Kephallenia."

Bewohner einer der jonischen Inseln und demnach erst vor Kurzem aus dem englischen Staatsverbande in den hellenischen übergetreten. Daher wohl auch seine Bekanntschaft mit der englischen volkswirthschaftlichen Literatur, mit Bright, Cobden u. A. In der Vorrede wird gesagt, daß es den Griechen an einer wissenschaftlichen Darstellung der Handelslehre und Volkswirthschaft noch vollständig mangele. Auf eigene Ideen macht der Verfasser keinen Anspruch. Er will eine Schrift liefern, die das Theoretische mit dem Praktischen vereint, und das hat er denn auch gethan.

Der erste Theil handelt von der Industrie (βιομηχανια). Es wird gezeigt, wie die Gewerbthätigkeit sich nothwendig aus den natürlichen Bedürfnissen selbst der rohesten Gesellschaft entwickelt, wie sie den Nationalreichthum fördert und die Grundlage aller höheren Gesittung bildet. Auch Griechenland verdankt seine Wiederbelebung vorzugsweise der vermehrten Industrie:

„Der Grieche stand da, wie die übrigen Unterthanen des Ottomanen, unbeweglich und wie verdummt unter dem barbarischen Joche. Als er aber die materiellen Mittel, die ihm zu Gebote standen, entwickelte, wandte er sofort seinen Eifer und seine Thatkraft auf Erwerbung von Bildung und Freiheit.

„Sobald einmal der Anstoß zur Industrie gegeben war, sagt der Geschichtschreiber Gordon, verpflanzte er sich mit reißender Geschwindigkeit nach Konstantinopel, Smyrna, Thessalonich, nach allen Großstädten der Türkei, Triest, Venedig, Livorno, Marseille, London, und in allen Haupthafenplätzen Europa's entstanden reiche griechische Handelshäuser. Die Stadt Odessa wurde ein Marktplatz ersten Ranges und zu Dreivierteln Griechisch. 1816 betrug die Zahl der den christlichen Unterthanen der Pforte gehörigen Fahrzeuge über 600, bemannt mit 17,000 Matrosen und ausgerüstet mit 6000 Geschützen.

Aber der Handel entfaltete sich nicht nur an den Küsten, die Handelsbewegung verpflanzte sich auch in die umschlossenen Klüfte des Pindus, des Ossa- und des Kyllenegebirges. Die Wollenzeuge von Thessalien und Epirus, das kretische Oel, die korinthischen Weinbeeren, die Rohseide und die Produkte des Peloponnes brachten ein ungeheures Geld ein, welches auch die damals verarmten und vernachlässigten Striche wieder neubelebte. Ein Beweis, daß der Handel wesentlich zur Entwickelung der Kenntnisse und des Staatslebens beiträgt, und daß die Griechen dies wünschen und fähig sind, etwas zu lernen. Im Allgemeinen ist der Fortschritt des Denkens langsam und schrittweise, aber bei diesem Volke glich er einem plötzlichen Ausbruche. Diese Umwandlung der Ideen hatte etwas Wunderbares; sie war im offenbaren Gegensatze zu der Faulheit und der geduldigen Regungslosigkeit der übrigen Unterthanen der Pforte." —

Weitere Abschnitte handeln über die Natur und Naturprodukte, Arbeit, Kapital, von den verschiedenen Zweigen der Industrie. Einen zweiten Haupttheil bildet dann die Lehre von der Handelsthätigkeit mit Abhandlungen über Nachfrage und Angebot, Wechsel und Wechselrecht, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen u. s. w. Das Ganze ist in einem flüssigen, gewandten und reinen Neugriechisch geschrieben.

Byzanz.

Byzantinische Geschichtschreibung.

Procopius von Cäsarea.*)

Wir erlauben uns, unsere Leser auf eine historische Monographie aufmerksam zu machen, die nicht bloß als eine tüchtige wissenschaftliche Leistung alle Anerkennung verdient, sondern auch ihres Stoffes wegen ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Prof. Dr. Dahn hat in der unten bezeichneten Schrift versucht, das psychologische Räthsel, das von jeher Procopius von Cäsarea, der Geschichtschreiber Justinians und seiner Zeit, den Forschern geboten hat, zu lösen, und, wie es uns scheint, ist es ihm gelungen, die Widersprüche, die sich in dem Charakter und in den Schriften des Mannes finden, auf genügende Weise aus seiner Zeit und seiner Umgebung zu erklären.

Etwa um das Jahr 490 n. Chr. wurde in Cäsarea in Palästina Procopius geboren. Er erhielt theils in seiner Vaterstadt, theils in der berühmten Rechtsschule von Berytus seine rhetorische und juristische Bildung und ward 527 von dem Kaiser Justinus, dem Oheim und Vorgänger des Justinianus, dem Belisar, der damals ein römisches Heer zu Dara an der persischen Gränze befehligte, als juristischer Gehülfe beigegeben. Ueber 20 Jahre blieb er in dieser oder doch in einer ähnlichen Stellung bei dem großen Feldherrn und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen in Asien, Afrika und Europa. Im Lager und im Gefolge Belisar's sammelte er die Erfahrungen und Wahrnehmungen über die Geschichte der barbarischen Völker und ihrer Beziehungen zu dem Römerreiche, welche er uns überliefert hat. Unter dem Einflusse solcher Beobachtungen, solcher Lebensweise und Umgebung bildete sich ihm die seltsam zusammengesetzte Weltanschauung, die aus seinen Werken zu uns spricht. Sowohl im Zelte Belisar's, als in dessen Hause, wenn er mit ihm nach Byzanz zurückkehrte, blickte er tief in die Intriguen, die Schwächen und Frevel des Hofes, der Vornehmen und des Volkes. So kam es, daß er mit immer wachsender Abneigung gegen die Regierung erfüllt ward und nur noch in dem frischen Leben im Felde und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten Freude fand.

Wir besitzen von ihm zwei Werke, deren Echtheit niemals bezweifelt worden ist, die Historien oder die Geschichte der Perser-, Vandalen- und Gothen-Kriege unter Justinian, und über die Bauwerke des Justinian. Zu diesen kommt noch eine dritte Schrift: Anekdota oder die Geheimgeschichte, deren Echtheit früher geleugnet worden und noch gegenwärtig angefochten wird. Erscheint Procopius in den Historien im Allgemeinen als ein unparteiischer Geschichtschreiber, so ist er in seiner Schrift über die Bauwerke ein fast kriechender Schmeichler. Dort begegnen wir häufig sehr freimüthigen Darstellungen und Beurtheilungen kaiserlicher Handlungen, wenn auch aus uns heute unbekannten Rücksichten manche Schwächen sorgfältig verhüllt werden; hier wird den kaiserlichen Personen und Handlungen das maßloseste Lob gespendet, während der Verfasser in der Geheimgeschichte alle Schleusen des Zornes öffnet, sobald er auf den Kaiser und seinen Hof zu sprechen kommt, und ebenso maßlos dieselben Personen und Handlungen tadelt, die er in

*) Procopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums von Dr. Felix Dahn a. o. Professor an der Hochschule zu Würzburg. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1865.

den Bauwerken gelobt hat. Wir haben einen Geschichtschreiber, der unparteiisch und parteiisch zugleich ist und seine Parteilichkeit nach beiden Seiten, für und gegen dieselben Personen, auf die grellste Weise zu erkennen giebt. Er schreibt seine Zeitgeschichte einmal sine ira et studio, ein anderes Mal cum studio und ein drittes Mal cum ira.

Derselbe Widerspruch findet sich in den drei Schriften in Bezug auf die religiösen, ethischen und politischen Anschauungen des Verfassers. Procopius war ohne Zweifel Christ; doch stand er dem Christenthume selbst unüberzeugt und ziemlich indifferent gegenüber; kein Wunder bei einem Manne, dessen Bildung noch ganz im Alterthume wurzelte und dem das düstere byzantinische Pfaffen- und Mönchsthum gegen die heitere hellenische Götterwelt wie Nacht gegen Tag vorkommen mußte. In den Historien erscheint er durchaus als Skeptiker. Er spricht offen seinen Widerwillen gegen allen Dogmatismus aus. So z. B. sagt er in Bezug auf eine damalige theologische Streitfrage über die Naturen Christi: „Ich halte es für eine wahnsinnige Verirrung, die Natur Gottes, wie sie wohl beschaffen sei, ergründen zu wollen; denn dem Menschen ist nicht einmal das Menschliche ganz genau erfaßlich, geschweige denn die Natur Gottes. Mir werde nun nicht verübelt, daß ich hierüber schweige, sofern ich ja nicht die anerkannte Lehre zweifelnd angreife. Ich möchte nämlich von Gott nichts aussagen, als daß er durchaus gut ist und Alles in seiner Gewalt hat. Es spreche aber hierüber jeder Priester und Laie, so wie er es zu wissen glaubt." Diese Aufklärung und Toleranz in einer Zeit voll finsterem Fanatismus macht ihm alle Ehre. Gegen die Ketzerverfolgungen des Kaisers äußert er direkt und indirekt seinen Tadel, und die Versuche Justinian's, Nichtchristen zu bekehren, werden immer sehr ruhig und ohne besonderes Lob erzählt. Den schneidendsten Gegensatz zu dieser kühlen objektiven Auffassung specifisch christlicher Verhältnisse, die sich auch in der Geheimgeschichte findet, bildet die Schrift über die Bauwerke. Sie trägt ein streng orthodoxes, ja ein fanatisches Christenthum zur Schau. Gleich im Eingange des Buches rühmt derselbe Mann, der es für Thorheit erklärt hatte, mehr von Gott wissen zu wollen, als daß er allgütig und allmächtig sei, die orthodoxe Christlichkeit des Kaisers mit folgenden Worten: „Da er die Ansichten über Gott herumirrend und in vielen Richtungen auseinander getrieben vorfand, schnitt er alle Wege, die zu Irrungen führen, ab und bewirkte so, daß die rechte Ansicht von Gott fortan auf dem sicheren Grunde des Glaubens als ihrem einzigen Haltpunkte ruht." Er rechtfertigt und lobpreist die Ketzerverfolgungen, die theologischen Haarspaltereien und die starrste und verrannteste Orthodoxie. Ueberall verräth Sprache und Darstellung die Absichtlichkeit. Seine forcirte Christlichkeit ist ohne Saft und Farbe, ein äußerliches Hersagen von Formeln, deren Bekenntniß höheren Ortes erwartet wird.

Unmöglich konnte der ein aufrichtiger Christ sein, dessen ganze Anschauung von der weltregierenden Macht noch die antike, nur durch christliche und philosophische Ansichten modificirte war. Zu einer selbständigen positiven Ueberzeugung ist Procopius nie gelangt. Er ist ursprünglich ein Skeptiker, der sich zu Allem ungläubig verhält, und scheint doch wieder gläubig bald dem Einen, bald dem Anderen seine Zustimmung zu schenken. Ihm lenkt bald der persönliche Gott der Christen, bald das unpersönliche Schicksal der Heiden die Geschicke der Menschen, und wie sein Glaube, so ist auch sein Aberglaube ein heidnisch-christlicher. Er hat ein gleiches Vertrauen auf Träume, Omina und Wunderzeichen, wie auf die Wunderkraft der Heiligen und ihrer Reliquien. Gleich widersprechend ist seine ethische Gesinnung. Sein sittliches Ideal ist das antike, die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen mit stets wacher Selbstbeherrschung, welche in allen Dingen das von der Gottheit gesetzte Maß einhält. Die großen Frevel seiner Zeitgenossen drängen ihn jedoch zum Fanatismus, zur Verzweiflung an der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes, zu einer stoischen Resignation, die von nichts überrascht und erschüttert wird. Sobald aber seine Moral aus der Theorie in die Praxis tritt, so ist er nicht sehr wählerisch in den Mitteln: da denkt und handelt er ganz wie die anderen Byzantiner. Darum ist es auch nicht auffallend, daß er nach den Historien aus Furcht die Bauwerke und aus Erbitterung die Geheimgeschichte geschrieben hat.

Seine politische Sinnesweise hat alle charakteristischen Züge des altrömischen Patriotismus. Ihm liegt vor Allem die Erweiterung des Reiches und die Unterwerfung der Barbaren als eines tiefer stehenden Geschlechtes am Herzen; er lebt in der Erinnerung nicht des republikanischen, sondern des kaiserlichen Roms: Trajan ist sein Ideal. Er wünscht die Erneuerung der Blüthezeit des römischen Imperiums, doch kennt er die gegenwärtige Lage zu gut, als daß er sich trotz dem Schimmer der siegreichen Waffen Belisar's einer Illusion hingeben könnte. In der inneren Politik nimmt er den Standpunkt eines conservativen Aristokraten ein, der dem Kaiserthum mit seinen Formen und Institutionen seine Sympathien schenkt und in dem erblichen Aemteradel, der in dem byzantinischen Reiche das aristokratische Element bildete, die Hauptstütze des Reiches sieht. In den Historien berührt er, freilich meist nur leise und mit Vorsicht, die Fehler und Schwächen der Machthaber. Er erscheint dem Hofe und der Regierung gegenüber ziemlich unabhängig; er tadelt häufig, bald verdeckt, bald offen, den Kaiser, die Kaiserin, die Beamten und die Regierung und zeigt an vielen Stellen die unerschrockene Selbständigkeit eines Mannes, welcher sich nicht scheut, selbst die Günstlinge des Kaisers anzugreifen. Die Bauwerke dagegen sind eine maßlose, gesinnungslose und schamlose Lobhudelei des Kaisers und seines Hofes, während die Geheimgeschichte als die bitterste Schmähschrift erscheint, in der sich ebenso die maßloseste Tadelsucht kund giebt. Wenn die Bauwerke mit Bewußtsein lügen, so übertreibt die Geheimgeschichte aus blindem Hasse.

Es ist schwer, die wahre Farbe dieses wechselnden Chamäleons zu ermitteln. Es heißt, den Knoten zerhauen und nicht lösen, wenn man die Geheimgeschichte dem Procopius absprechen wollte. Die Schrift über die Bauwerke steht zu den Historien in fast noch größerem Widerspruche, wie die Geheimgeschichte, und wir müßten, wenn wir consequent sein wollten, auch diese dem Procopius absprechen, so daß wir statt eines Verfassers drei bekämen. Und doch hat Herr Dahn aus äußeren und inneren Gründen mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn nachgewiesen, daß alle drei Schriften nur einen Urheber haben können. Er hat den einzig richtigen Weg, die Widersprüche zu lösen, eingeschlagen, indem er die räthselhafte Person und ihre Werke aus ihrer Zeit und ihrer Umgebung zu erklären versuchte. „Es besteht, sagt er, ein unerbittliches Gesetz der Wechselwirkung zwischen dem Staat und seinen einzelnen Bürgern, zwischen dem Mangel eines im Inneren freien, nach Außen ehrenkräftigen Staatslebens und dem Mangel an geistig freien, sittlich ehrenkräftigen Charakteren. Feige, schwache Seelen gestalten einen unfreien, unmündigen Staat; mit der Abnahme der geistigen und sittlichen Kraft der Einzelnen verfällt der Staat. Aber auch die unpatriotische und unmännliche Tröstung erweist sich als Lüge, daß auch in schlechten Staaten das Individuum

sich seines geistig-sittlichen Einzellebens ungestört erfreuen könne. Ein im Inneren unfreies, nach Außen macht- und ehrloses Staatsleben erzieht feige, schwache Seelen, und auch sehr bedeutende Geistes- und Charakter-Anlagen werden erstickt, verkrüppelt, zu ungesunder Verbildung verdorben, wenn der schwere Fluch der Unfreiheit oder der Unehre und der Ohnmacht des Vaterlandes auf ihnen lastet."

Procopius war ein Mann von Talent, bedeutendem Wissen und nicht unehrenhafter Gesinnung, der unter besseren Verhältnissen ein Besserer geworden wäre, als er uns jetzt erscheint. Die byzantinische Despoten- und Pfaffenwirthschaft hat das Edle in ihm nicht erstickt, aber auch nicht zur vollen Entwickelung kommen lassen. Er hat mit seinem scharfen Verstande und seinem für das Gute nicht unempfänglichen Gemüthe auf eigenen Wegen nach der Wahrheit gestrebt, in der er Befriedigung zu finden hoffte; aber die traurigen staatlichen und kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit haben ihn zum ruhelosen Skeptiker gemacht. Bei nicht unbedeutenden Anlagen war ihm die rechte geistige Energie versagt. Aber auch die sittliche Energie fehlte ihm, den Einflüssen seiner Zeit einen kräftigen Widerstand zu leisten. Durch seine Historien erwarb er sich den unbestrittenen Ruhm des größten Geschichtschreibers seiner Zeit, und dieser Ruhm mochte auch Justinian veranlassen, ihm den Auftrag zu ertheilen, sein Lobredner in einer Schrift zu werden, in der des Kaisers Größe an den vielen und prachtvollen Bauwerken, die ihm ihre Entstehung verdankten, gepriesen würde. Procopius besaß die Charakterstärke nicht, eine Anforderung, die seiner besseren Natur widerstrebte, zurückzuweisen, und vielleicht auch durch äußere Verhältnisse gezwungen, unterzog er sich der Aufgabe wie ein byzantinischer Höfling, dem Herrscherpaare mit aller schamlosen Kriecherei schmeichelnd. Wie es scheint, regte sich während oder kurz nach der Abfassung der Schrift das Gewissen des Autors gegen die feige Lüge, die seinen Ruf bei der Nachwelt beflecken mußte, und er glaubte, der Wahrheit ihr Recht zu geben, wenn er diejenigen, die er in den Bauwerken ohne Maß gelobt hatte, ebenso maßlos in der Geheimschrift tadelte. Seiner eigenen Sicherheit wegen, hat er die Schrift nicht selbst veröffentlicht, sondern sie erschien erst nach seinem Tode.

Wir haben für Procopius keine Entschuldigung, wohl aber verdient der Mann unser innigstes Bedauern, daß er nicht seiner eigenen Schlechtigkeit, sondern der Ungunst seiner Zeit und seiner Umgebung erlegen ist. „Derselbe Mann," sagt sein Biograph, „hätte er einem freien, kräftigen Staate gedient, würde seine nicht verächtlichen Geistesanlagen, ja auch seinen nicht von Hause aus stumpfen sittlichen Willen sich selbst und seinem Volke zur Ehre entwickelt haben." Die Schmach der lügenhaften Lobschrift, wie der maßlosen Schmähschrift, theilt mit ihm der Herrscher mit seiner Camarilla von herrschsüchtigen Weibern, kriechenden Höflingen und frömmelnden Priestern. Nicht blos in Byzanz, sondern überall, wo das freie Wort zu Gunsten der herrschenden Macht geknechtet wird, werden Heuchler erzogen, die nicht immer noch so viel Schamgefühl haben, daß sie, wie Procopius, selbst gegen ihre feige Lüge protestiren. E. M.

Ungarn.

Reguly's Nachlaß.

In der letzten Hälfte des Jahres 1847 und der ersten des Jahres 1848 konnte man öfter einen jungen Magyaren von hohem Wuchs und seltener männlicher Schönheit in den Straßen Berlins bemerken. Der umflorte Blick des jungen Mannes und ein unverkennbarer Ausdruck von Schmerz in den edeln Zügen schien physisches oder moralisches Leiden zu verkünden. Es war Anton Reguly aus dem Weszprimer Comitate. In voller Jugendkraft hatte er seine Heimat verlassen, um die Stammverwandten der Magyaren im russischen Reiche kennen zu lernen, und auf seiner, leider mit schon gebrochenem Körper angetretenen Heimkehr verweilte er in unserer Mitte, nachdem die Wasserheilanstalt von Gräfenberg ihn eine Zeitlang zu ihren (ungeheilten) Gästen gezählt.

Obgleich schon damals den Todeskeim in sich tragend, fristete Reguly sein Leben noch bis gegen Ende August 1858. Zur Ausarbeitung seiner reichen ethnologisch-linguistischen Aufzeichnungen nicht mehr befähigt, vererbte er die erworbene Kenntniß des Wogulischen, dieses für künftige magyarische Sprachstudien unentbehrlichsten Idiomes, an einen älteren Freund, den auch in diesen Blättern öfter mit Ruhm genannten Paul Hunfalvy, welcher jetzt „Reguly's Nachlaß" (R. hagyományai) herausgiebt. Unter diesem allgemeinen Titel erhalten wir die wichtigsten Ausbeutungen des früh Dahingeschiedenen, mit kritischem Geiste und großer Sachkenntniß bearbeitet, und zwar im Auftrage der magyarischen Akademie der Wissenschaften, welche das Werk ihren, auch durch typische Schönheit sich empfehlenden „Jahrbüchern" einverleibt hat. Der bereits im vorigen Jahr erschienene erste Band (364 Seiten in Groß-Quart) führt den besonderen Titel: „Das Wogulische Land und Volk" (a' Wogul föld és nép) Ein zweiter wird Sprachlehre und Wörterbuch umfassen.

Das erste Ergebniß der wogulischen Studien des Herausgebers war eine, bereits 1859 in dem Bülletin (értesitő) der ungarischen Akademie mitgetheilte „Schöpfungssage" (Text und Hunfalvy's ungarische Uebersetzung, mit einer grammatischen Skizze vorher und einem Wortregister hinterher).*) Der vorliegende Band bietet uns nun den ganzen Sagenschatz des mehr erwähnten transuralischen Völkchens (denn bis zu einem solchen sind die Wogulen schon lange eingeschmolzen) mit Hunfalvy's Uebersetzung und sehr schätzbaren Anmerkungen, außerdem eine erschöpfende Zusammenstellung alles dessen, was man über das physische und moralische Leben der Wogulen von älterer Zeit bis Reguly (einschließlich) erkundet hat; endlich des Herausgebers lehrreiche historisch-linguistische Nachforschungen über die Beziehungen der Wogulen zu den Magyaren.

Wir gedenken, den Lesern des „Magazin" nächstens die wogulische Sage von der „Großen Fluth" und vielleicht noch eine der übrigen mitzutheilen. W. Sch.

Kleine literarische Revue.

— **Das „Tagebuch einer griechischen Reise" von F. G. Welcker****), ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, ist von dem verehrten Verfasser auf Veranlassung des Herrn Professors Hertz in Breslau dem Publikum übergeben worden. Es enthält in dem schlichten Gewande von Notizen und gelegentlichen Bemerkungen eine reiche Fülle von Selbsterlebtem und Selbstgeschau

*) Vergl. einen Artikel W. Schott's in Erman's Archiv zur wissensch. Kunde von Rußland, Bd. XIX, S. 288 ff.

**) Erster und zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz, 1865.

tem. Die Reise ward von Rom aus im Januar 1842 angetreten. Athen ist der Ausgangspunkt, von wo aus der Verfasser seine Ausflüge in den Peloponnes, Rumelien, die griechischen Inseln, Kleinasien und Konstantinopel unternimmt. Das Tagebuch schließt mit dem 24. August desselben Jahres, dem Tage der Abreise von Corfu nach der Heimat. Der Verfasser nennt mit Recht das Tagebuch ein Stückchen Selbstbiographie, das, wie wir hinzufügen, dem Leser ein schönes Bild nicht bloß des tüchtigen Gelehrten und trefflichen Beobachters, sondern auch des einfachen, für alles Schöne und Gute empfänglichen Mannes bietet. Die Männer der Wissenschaft werden die werthvollen archäologischen und topographischen Bemerkungen wohl zu benutzen verstehen, und die anderen Leser werden gern dem Verfasser auf seinen Wanderungen folgen, die er in seinem achtundfünfzigsten Jahre unternommen, um eine Anschauung zu gewinnen von dem Boden, dem Himmel und den merkwürdigsten Ueberbleibseln aus dem Alterthum des Landes, das ihn so viel und so befriedigend beschäftigt hatte. Die Angaben über Einrichtungen und Zufälligkeiten der Reise bedurften erst nicht der Entschuldigung des Verfassers, da sie, wie er selbst bemerkt, zur Kenntniß des von der sogenannten Civilisation des größten Theils von Europa sehr abstechenden Landes beitragen können. Mit Unrecht fürchtet er auch, daß sein individuelles Interesse ihn in der Schilderung von Aussichten auf so vielen Standpunkten und in Aufzeichnung der verschiedenen Vegetationen, auch der weniger anziehenden Gegenden, und aller kleinsten und zerstreutesten Ueberbleibsel aus dem Alterthume zu weit geführt habe. Gerade hierin liegt ein besonderer Reiz des Tagebuches, daß es in schlichter, von aller Ueberschwänglichkeit und gewöhnlichem Touristen-Enthusiasmus freien Darstellung den Leser in Gedanken genießen läßt, was der Verfasser in der Wirklichkeit genossen hat. Endlich fehlt es auch nicht an interessanten Beiträgen zur Charakteristik mancher damaligen in der Politik, wie in der Wissenschaft bedeutenden Persönlichkeiten. E. M.

— **„Rose und Distel“**, das englische Liederbuch des Freiherrn Gisbert Vincke, liegt uns in zweiter Auflage*) vor. Diese Sammlung zeichnet sich durch die besondere Vorliebe des Uebersetzers für die älteren Poesien von England und Schottland aus, und bietet in ihrer größeren Hälfte Dichtungen, die für die Geschichte der Schwesterreiche von Werth, nicht selten auch durch die historischen Persönlichkeiten der Urheber anziehend sind. Chronologisch geordnet, führen diese geschichtlichen Lieder dem Kenner der reichen älteren Literatur Großbritanniens eine Reihe alter Freunde vor, während sie hinreichen auch minder Vertrauten die hauptsächlichste Periode der britischen Nationalgeschichte poetisch zu illustriren. Wir finden hier neben den Balladen vom Gränzlande und vom kühnen Robin Hood die ritterlichen Weisen jenes Bertran de Born,

„der mit einem Lied entflammte
Periaerd und Ventadorn,“

die Gesänge des königlichen Troubadours, des löwenherzigen Richard, und seines getreuen Blondel, eine reiche Auswahl von Productionen jener beiden auch poetisch hochbegabten Königinnen, der englischen Elisabeth und der schottischen Marie, die Sterbelieder des kühnen Seefahrers Walter Raleigh und des verbrecherischen Premierministers Graf Strafford, und viele andere Klänge, die ihrer Zeit auch in dem politischen Leben der Nation Wiederhall gefunden haben. Derselbe historische Grundzug ist es, der auch in den folgenden Abschnitten, die mehr nach Art der üblichen Anthologien gestaltet sind, die Wahl des Uebersetzers überwiegend zu den alten Volksweisen hinneigte, an denen jedes germanische Volk so reich ist. Der letzte Abschnitt ist dem Andenken des jung verstorbenen irischen Poeten Charles Wolfe gewidmet, des Dichters jenes allbekannten Grabliedes auf General Sir John Moore, das man lange Zeit für ein Gedicht Lord Byron's gehalten hat. Es bedarf keiner weiteren Worte über die Begabung eines Autors, bei dessen Schöpfungen eine solche Verwechselung möglich war; hier finden wir seine nicht zahlreichen Dichtungen gesammelt, und sie bestätigen das günstige Urtheil, das jenes herrliche Lied für ihn erweckt. Daß die Sammlung, die übrigens, was die Kunst des Uebersetzers anlangt, nichts zu wünschen übrig läßt, im Publikum Eingang findet, scheint uns ein erfreuliches Zeichen von dem ernsten Antheil, den wir Deutschen, über alle politischen Verstimmungen hinweg, an dem Geistesleben des englischen Volks uns wahren.

*) Weimar bei Hermann Böhlau, 1865.

— **James Fergusson über die beiden heiligen Bauwerke in Jerusalem.***) Der Verfasser des Essay On the Ancient Topography of Jerusalem, das seit einer Reihe von Jahren als maaßgebend in Bezug auf die Lage und die Geschichte der alten heiligen Bauwerke von Jerusalem betrachtet wird, hat in der vorliegenden, mit Illustrationen reich ausgestatteten Schrift zwei Vorlesungen veröffentlicht, die er in der Royal Institution zu London über das heilige Grab und den Tempel von Jerusalem gehalten und die sowohl in kultur- als in kunstgeschichtlicher Hinsicht mannigfaltiges Interesse darbieten. Der Verf. hat bei dieser Arbeit, nächst den eigenen Forschungen, auch diejenigen benutzt, die über das alte Jerusalem in architektonischer Hinsicht in England, Frankreich und Deutschland von Catherwood, Arundale, Sir Gardner Wilkinson, de Vogue, de Saulcy, Salzenberg, Titus Tobler u. A. erschienen sind. Es ist jedenfalls das Vollständigste und Belehrendste, was uns die neuere Zeit über den Gegenstand gebracht hat.

— **Aus dem Herzen der Welt.** Das Londoner Skizzenbuch,**) aus welchem wir in der vorigen Nummer des „Magazin“ die Schilderung des Clublebens in der englischen Hauptstadt mitgetheilt, ist nunmehr in zwei Bändchen erschienen, von denen das erste „Erzählungen nach Erlebnissen“ enthält, die zum Theil auch außerhalb Londons und Englands spielen, das zweite aber: „Londoner Lebens- und Verkehrsbilder“, ausschließlich dem „Herzen der Welt“ gewidmet ist, wie London, wo das Weltmeer und der Welthandel alle Nationen der Erde zusammenführt, in der That mit größerem Rechte genannt werden kann, als Paris. Seit Archenholz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seine Skizzen des englischen Lebens publicirte, sind auf den Lesetischen deutscher Männer und Frauen die Schilderungen englischer Zustände stets eine Lieblings-Lectüre geblieben. In keiner dieser Schilderungen hat es an Persifflirungen der englischen Seltsamkeiten und Marotten gefehlt; gleichwohl ist doch allemal die Achtung vor dem Nationalcharakter, sowie vor dem Rechts- und Freiheits-Sinne der Engländer der überwiegende Eindruck, der dem deutschen Leser von der Lectüre bleibt. Und dies ist auch der Total-Eindruck, den die vorliegenden „Londoner Lebens- und Verkehrsbilder“ machen, von denen der unseren Lesern seit einer

*) The Holy Sepulchre and the Temple at Jerusalem. By James Fergusson, F. R. S. London, Murray, 1865. (XVI, 151 p.)

**) Aus dem Herzen der Welt. Von H. Beta. Leipzig. F. W. Grunow, 1866.

Reihe von Jahren befreundete Verfasser in der Vorrede sagt, daß er sie zum Theil „zur Gesundheit Deutschlands" geschrieben habe.

Literarischer Sprechsaal.

Wir freuen uns, das nahe bevorstehende Erscheinen eines Jahrbuches für Literaturgeschichte*) anzeigen zu können, das, nach den uns vorliegenden Aushängebogen zu schließen, von wirklichem literargeschichtlichen Werth sein und einen praktischen Leitfaden durch das Labyrinth der zeitgenössischen, deutschen, französischen und englischen Literatur auf dem bezeichneten Gebiete bilden wird. Dem eigentlichen Kern des Jahrbuches, der vom Professor Dr. Richard Gosche in Halle verfaßten „Uebersicht der literarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864," gehen fünf Abhandlungen voran: 1) Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel, von Karl Weinhold; 2) Die höfische Bauernpoesie des Mittelalters, von Karl Schröder; 3) Ueber Diderot's Theater, von Karl Rosenkranz; 4) Jonathan Swift von dem Herausgeber; und 5) Die russische Heldensage von E. Marthe.

Der Verleger der in Kupfer gestochenen Nachbildungen von Wilhelm v. Kaulbach's Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin, Herr Alexander Duncker, hat eine neue Ausgabe dieses Prachtwerkes veranstaltet, die vom November 1865 bis zum Oktober 1869 in zehn Lieferungen à 12 Thlr. für die Ausgabe mit der Schrift erscheint. Bei der hohen Bedeutung der Idee des Meisters, der hier gewissermaßen die Erziehung des Menschengeschlechts in welthistorischen und kulturgeschichtlichen Perioden malerisch dargestellt hat, bei dem unzweifelhaft mustergiltigen und klassischen Werth, den die betreffenden Gemälde im Berliner Museum haben, und bei dem Fleiße, welchen die Kupferstecherkunst auf die würdige Reproduction dieser Meisterwerke verwendet, darf sowohl in Deutschland als im Auslande eine recht zahlreiche Betheiligung an dem Unternehmen erwartet werden.

Die Buchhandlung der Gebrüder Spiro in Hamburg kündigt ein „Autographen-Album deutscher Dichter" an, von welchem uns bereits einige Proben in facsimilirten Handschriften von Friedr. Bodenstedt, B. Endrulat, Rudolf Gottschall, Friedr. Halm, Julius Rodenberg und K. Simrock vorliegen, die hier, wenn wir auch schon viel bessere Gedichte von ihnen gelesen, doch, wie es scheint, ihre besten kalligraphischen Proben geliefert haben. Im Ganzen werden es 32 facsimilirte Autographa von Dichtern sein, die zusammen ein Album in elegantem Sammetband zum Preise von fünf Thalern bilden. Für den Weihnachtstisch von Freunden und Freundinnen der Poesie, die etwas nicht Gewöhnliches lieben, scheint dies ein ganz geeigneter Gegenstand. Auf dem einen der uns vorliegenden Blätter giebt auf die Frage Uhland's:

„Wann hört der Himmel auf, zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?"

Simrock die nachstehende Antwort:

„Wenn wir es endlich lassen bleiben,
In's Narrenbuch uns einzuschreiben."

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Die Israeliten Algerien's bilden den Gegenstand einer kürzlich bei Michel Lévy in Paris erschienenen Schrift von C. Frégier*), die der Verfasser den Manen des edeln Deutschen Moses Mendelssohn gewidmet, „welcher die geistige Emancipation seiner Glaubensgenossen in Deutschland bewirkte." Herr Frégier theilt über die Zustände der Juden Algeriens sehr genaue Berichte in sittlicher sowohl als in materieller Beziehung mit und knüpft daran Pläne und Vorschläge zur Verbesserung dieser Zustände, mit welcher Reform auch die größere Einführung europäischer Kultur und Sitte im französischen Afrika Hand in Hand gehen würde. Die Juden, sagt Herr Frégier, sind schon darum ein viel besseres Vehikel europäischer Kultur, als die Araber Algeriens, weil der Mosaismus ein viel weniger starres und erstarrendes Element ist, als der Islam.

Die deutsche St. Petersburger Zeitung und die Moskowiter.

(Nachtrag zu dem gleichlautend überschriebenen Artikel in Nr. 43 des „Magazin.")

Durch einen Freund des Herrn Ober-Bibliothekars, Hofrath Dr. Minzloff in Petersburg habe ich erfahren, daß er in dem Artikel Nr. 43 in mehreren Punkten ungerecht angegriffen worden sei. Da es mir, dem Verfasser, bloß darauf ankam, die moskowitische Feindseligkeit gegen die Deutschen in Rußland und speziell gegen den Redacteur der St. Petersburger Zeitung zu züchtigen, will ich gern dazu beitragen, der hauptsächlich angeklagten Persönlichkeit abzunehmen, was sie ungerecht oder zu scharf getroffen haben mag.

Zunächst versichert Herr Dr. M., daß er gar nicht Verfasser der in meinem Artikel besonders gerügten Verleumdung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" sei. Dies ist insofern schlimm für ihn, als er in Petersburg in literarischen Kreisen als Korrespondent dieser Zeitung bekannt ist, so daß diese Versicherung in seinem eigensten Interesse vor 12 Wochen in der Augsburger Allg. Ztg. hätte erfolgen sollen. — Daß ich ihn ehemaligen Schreiber genannt, beruht auf einem Mißverständniß. Ich hätte vielleicht „Secretair" sagen müssen; doch habe ich erfahren, daß er auch früher schon eine unabhängige Stellung in der kaiserlichen Bibliothek gehabt und nicht bei Abfassung von Rechenschaftsberichten behilflich gewesen, sondern bibliographische Jahresberichte selbständig abgefaßt habe. Daß er auch eine Mitbewerbung um die St. Petersburger Zeitung — eine an sich ganz untadelhafte Bemühung — leugnet und mir gewissermaßen zur Pflicht machen ließ, dies zu erklären, ist wieder schlimm für ihn, denn damit nöthigt er mich, zu sagen, daß er sich allerdings bei mehreren, noch lebenden Akademikern zu der Stelle meldete. Daraus kann ihm Niemand einen Vorwurf machen, aber er hat nur Schaden von der Behauptung des Gegentheils. Endlich die „öffentliche Erklärung" wegen der Elzevirsammlung — infandum, regina, jubes —? Ich hoffe, der Herr Dr. M. wird mit mir zufrieden sein, wenn ich hiermit weiter nichts melde, als das glückliche Ende, nämlich daß diese Sammlung nicht dem deutschen Bibliothekar Walther, sondern dem deutschen Bibliothekar Minzloff übertragen ward.

Ich hielt letzteren vorher für einen Russen, er ist aber ein geborener Deutscher. Das würde wieder schlimm für ihn sein, insofern sein Freund, der mich besuchte, die Gesinnung desselben verträte. Letzterer nämlich billigte oder entschuldigte wenigstens die moskowitische Feindseligkeit gegen die Deutschen in Rußland.

Berlin, 10. November 1865. Dr. H. Beta.

*) Les juifs Algériens, par C. Frégier.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 25. November 1865. [№ 48.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Briefe Marie Antoinette's in Deutschland und Frankreich. Feuillet de Conches, Alfred von Arneth und A. Geffroy. 659. — Der Copernicus des Alterthums. 663.

England. Industrie, Schule und Geschmacks-Bildung. 664.

Italien. S. D. Luzzatto. 667.

Böhmen. Die Sitte, Krankheiten auf Bäume zu überpflanzen. 667.

China. Gewalt- und Schelmen-Streiche in China. 668.

Kleine literarische Revue. Deutsches Shakespeare-Jahrbuch. 671. — J. J. Weber's „Illustrirter Kalender." 671. — Die Prachtausgabe von Holtei's schlesischen Gedichten. 671. — Der große König und sein Rekrut. 672.

Literarischer Sprechsaal. Die vergleichende Sprachwissenschaft in Amerika. 672. — Gedichte des Königs von Schweden. 672. — Shakespeare auf den deutschen Bühnen. 672. — Jüdische Anstellungen in Baiern. 672.

Literarische Anzeigen.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Julius Mosen's Sämmtliche Werke.

Neue Volksausgabe
in 32 Lieferungen à 5 Gr.

Oldenburg 1865. (765)

Ferdinand Schmidt.

Durch alle Buchhandlungen ist das folgende kleine, geschmackvoll ausgestattete Buch zu erhalten: (777)

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik. **Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.** in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen: (767)

Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten.

Gesammelt und herausgegeben von **H. Frischbier.**

Zweite sehr vermehrte Auflage.

1 Thaler.

Dies Werk, dessen erste Auflage mit Beschlag belegt wurde, erscheint hier in wesentlich erweiterter Gestalt; der ursprüngliche Umfang ist fast verdreifacht. Es bildet jetzt eine wahre Fundgrube für Sprachforschung, Sittengeschichte und Volkshumor und wird in den weitesten Kreisen ein lebhaftes Interesse erwecken. Der bekannten Sammlung von E. Hoefer schließt sich das Frischbier'sche Werk mit seinem überaus reichhaltigen Material ergänzend an.

Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Wichtige Novität. (768)

Verlag von **C. G. Kunze in Mainz.**

So eben erschien:

Theater-Memoiren.

Mittheilungen aus **Aug. Haake's Künstlerleben,** von ihm selbst geschildert, nebst Nachrichten über das deutsche Theater und seine berühmtesten Schauspieler älterer Zeit.

Preis brosch. 1 Thlr. 15 Gr.

Der Reinertrag dieses in seiner Art vorzüglich und geistreich geschriebenen Buches ist für die **Wittwe des verstorbenen Künstlers,** welche sich keiner Pension erfreut, bestimmt.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft

im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch **Friedrich Bodenstedt.**

Erster Jahrgang.
In engl. Einband 3 Thlr.

Lieder des Leids von **Albert Zeller.**

Fünfte stark vermehrte Auflage.
Min.-Ausg. Geb. m. Goldschn. 1 Thlr. 5 Sgr. Geheftet 25 Sgr. (769)

Neuer Verlag von **Herm. Böhlau** in Weimar:

Beck, A., **Ernst der Fromme.** 2 Thle. 5 Thlr.

v. Bojanowski, P., **Die Erstürmung der Bastille** am 14. Juli 1789. 8 Sgr.

Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. **Der 5. Gesang der Hölle** in 22 Uebersetzungen seit 1763 bis 1865. Von R. Köhler. 25 Sgr.

v. Egloffstein, Gräfin Auguste, **Aus einem Tagebuche.** Gedichte. 2. Aufl. 1 Thlr.

Köhler, A., **Die Bewegungsspiele des Kindergartens.** 2. verm. Aufl. 1 Thlr.

Kuntze, **Das geometrische Figurenspiel.** 5. Aufl. 20 Sgr.

Pauitz, K., **Das Wesen der Lautschrift.** 8 Sgr.

Rein, W., **Thuringia sacra.** Band 1. 2. 2 Thlr. 20 Sgr.

Schleicher, A., **Die Bedeutung der Sprache** für die Naturgeschichte des Menschen. 5 Sgr.

Schmidt, J., **Die Wurzel AK** im Indogermanischen. 16 Sgr.

Stiebritz, L., **Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderstube.** Bilder aus den ersten Lebensjahren für junge Väter und Mütter. 2. Aufl. 25 Sgr.

v. Vincke, Gisbert, **Rose und Distel.** Poesieen aus England und Schottland übertragen. 2. verm. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

Weber, C. W., **Zur Geschichte des Weimarischen Theaters** unter Goethe. 1 Thlr. 10 Sgr.

Zeitschrift für Rechtsgeschichte. Herausg. von DDr. Rudorff, Bruns, Roth und Böhlau. 5 Bd. 1. Heft. Preis des Bandes 3 Thlr. (770)

In dem Verlage von **Firmin Didot frères fils & Co.** in **Paris** sind folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Armorial général ou Registres de la Noblesse de France par Louis-Pierre D'Hozier et D'Hozier de Sérigny, Juges d'armes de France. Reproduction textuelle de l'édition originale de 1738 à 1768. Registre premier. 1. 2. et 3. Lfg. Jede Lieferung 3 Thlr. 6 Ngr. (Das Werk wird in 24 Lfgn., jede ungefähr 300 Seiten stark, mit den Wappen in Holzschnitt, pet. in-Folio, ausgegeben werden.)

Biographie, nouvelle, générale. Tome 44. (Simler—Testa) in-8. Brosch. Jeder Bd. 1 Thlr.

Fétis, F. J., Biographie universelle des musiciens et Bibliographie générale de la musique. Tome VIII. oder letzter Band. (Sebastiani—Zyka.) gr. in-8. Brosch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Histoire Romaine de Dion Cassius, trad. en français, avec des notes critiques, historiques etc. et le texte en regard par E. Gros. Tome VII. gr. in-8. Brosch. 3 Thlr.

Moeurs juridiques et judiciaires de l'ancienne Rome, d'après les poëtes latins, par Eug. Henriot. 3 Vols. in-8. Brosch. 5 Thlr. 10 Ngr.

Perrot, Guillaume et Delbet, Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithinie etc. Livr. 13. et 14. in-Fol. Jede Lieferung 2 Thlr. 5 Ngr.

Poitevin, P., Cours pratique de Littérature française. Dix-neuvième siècle. — Morceaux choisis extraits des oeuvres les plus remarquables des poëtes et des prosateurs contemporains avec des notices biographiques et littéraires. 2 Vols. in-18. Brosch. 2 Thlr.

Raymond, Emmeline, la Civilité, non puérile, mais honnête. 1 Vol. in-18. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — le Legs. Nouvelle. in-8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschienen früher folgende Werke gleicher Tendenz: Lettres d'une marraine. — Journal d'une jeune fille pauvre. — Histoire d'une famille. Les rêves dangereux. — Aide toi, le ciel t'aidera. (771)

Verlag von **Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.) in Berlin, 7 Behrenstraße.**

Welcker, F. G., Tagebuch einer griechischen Reise. 2 Bde. Octav. (344 und 338 Seiten.) **Preis 3 Thlr. 10 Sgr.**

Schack, A. F. von, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. Octav. (348 und 385 Seiten.) Preis 3 Thlr.

Firdusi, Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von **Adolf Friedrich von Schack.** Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen" (1 Bd.) und der „Epischen Dichtungen" (2 Bde.). Lexicon-Octav mit gespaltenen Columnen. (439 Seiten.) Preis 2⅔ Thlr. (772)

Soeben erscheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Jahrbuch für Litteraturgeschichte.

Herausgegeben
von
Dr. **Richard Gosche**,
ord. Professor an der Universität Halle.

Erster Band. 30 Bogen. gr. 8. geh. Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt.

Abhandlungen.

1) Das Komische im altdeutschen Schauspiel von Karl Weinhold.
2) Die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters von C. Schroeder.
3) Diderot's Theater von Karl Rosenkranz.
4) Jonathan Swift von Richard Gosche.
5) Die russische Heldensage von C. Marthe.

Miscellen
von Reinhold Köhler, v. Löper und dem Herausgeber.

Uebersicht
der litterarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864 von Richard Gosche: **Allgemeines.** — **Orient.** — **Klassisches Alterthum:** Griechen, Mittel- und Neu-Griechen, Römer, Mittel- und Neu-Lateiner. — **Romanen:** Wallachen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen. — **Germanen:** Deutsche, Niederländer, Engländer, Anglo-Americaner. — **Scandinavier.** — **Slaven.** — **Kelten.** — **Esthen.** — **Ungarn.**
Nachträge. (773)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet.
Mit dem in Reliefmanier gestochenen Bildniß der Königin.

Dritte umgearb. Ausgabe in Miniaturformat.
In englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (774)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Leopold Kompert,

Geschichten einer Gasse.

Zwei Bände. 1865. 3 Thlr.

Die Illustrirte Zeitung urtheilt über das Werk wie folgt:

Leopold Kompert ist zuerst durch seine Geschichten „Aus dem Ghetto“ bekannt geworden, Erzählungen, in denen er mit großer Schärfe der Beobachtung und psychologischer Feinheit jenes abgeschlossene und eigenthümliche Leben schilderte, das sich in Judenstädten und Judengassen Jahrhunderte lang erhalten hat. War der Schauplatz dieser Geschichten ein eng begränzter, in mehr als einer Beziehung dumpfer und düsterer, so ward er erhellt und verklärt durch jene tiefe und warme Familienliebe, welche dem jüdischen Stamm seit den Tagen der Zerstreuung und des Exils eigen ist. Kompert's spätere Erzählungen, so auch die neuesten „Geschichten einer Gasse“ sind sämmtlich aus dem gleichen Boden erwachsen, haben die gleich eigenthümlichen Anschauungen, Sitten und Nothwendigkeiten zum unverrückbaren Hintergrund. Aber der Fortschritt des sehr begabten Autors ist ein wesentlicher, wenn wir die vorliegenden Novellen mit seinen ersten Bildern „Aus dem Ghetto“ vergleichen. Das poetische Element erscheint unendlich vertieft, an die Stelle bloßer realistisch treuer Schilderung tritt die ideale darum nicht minder lebenswarme Schöpfung, die Leidenschaften werden heißer und größer, die Conflikte mächtiger, die Charaktere bedeutender. Eine Meisternovelle wie „Christian und Lea“, die neben den besten Leistungen unserer erzählenden Dichter genannt werden darf, vereint in sich alle Vorzüge, welche einzeln den übrigen Erzählungen der beiden Bände nachzurühmen sind (775)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In unserm Verlage erschien so eben: (766)

Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?

Von
Dr. **Ludwig Philippson.**

3 Bogen gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen:

Langenberg, E., Ernst Moritz Arndt Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Stahlstich: Arndt's Denkmal in Bonn. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Königsfeld, G. A., Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter. Deutsch, unter Beibehaltung der Versmaße. Mit beigedrucktem Urtexte und Anmerkungen. Neue Sammlung 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.
(Die erste Sammlung, mit Beiträgen von A. W. von Schlegel, 1847, 25 Sgr.)

Welcker, F. G., Der epische Cyclus oder die Homerischen Dichter. Erster Theil. Zweite Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.
Früher erschien: Desselben Werkes zweiter Theil: die Gedichte nach Inhalt und Composition. 3 Thlr. 10 Sgr., und ist dieses Werk nun wieder vollständig zu haben.

Diez, Friedr., Altromanische Glossare (I. Die Reichenauer Glossen: a Glossen zum Bibeltext der Vulgata. b. Alphabetisches Glossar ohne Beziehung auf einen bestimmten Text. II. Die Casseler Glossen) berichtigt und erklärt. gr. 8. 24 Sgr. (776)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von (678)
D. Harrwitz,
enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Mittheilungen
aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.
Ergänzungsheft No. 16.

Petermann, Dr. A., Spitzbergen und die arktische Central-Region.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
Gotha, Justus Perthes. (779)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 47. Maria Reichsgräfin Rittberg-Cirksena-Kaunitz. — Physiognomische Studien und Charakterbilder. — Joh. Heinr. Merck. — Correspondenz-Nachrichten: Von der rothen Erde. Leipzig. (780)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Baltische Monatsschrift. (781)

Vol. XII. Heft 3. September 1865.

Fabricius, A. v., Zur Geschichte des russischen Postwesens. (Schluß.) — Samson, H. v., Ueber die „Vorschläge zu einer neuen Landgemeinde-Ordnung.“ — Zur Reform unserer Gerichtsverfassung.

Monatlich ein Heft von 5—6 Bogen.
Preis für den Jahrgang 8 Thlr.
Riga. Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Die Grenzboten. (782)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 46. Gelehrtenschule und Universität in Amerika. — Der Nationalverein. — Die Salomonischen Schriften. — Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (783)

Nr. 46. Das Hauptstadtleben in Bochara. — Eine Seereise um das Cap Horn und ein Besuch der Insel Flores. — Volksstämme in Ostafrika. — Licht- und Schattenbilder aus Rußland. — Die Gebärdensprache. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (784)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 45. Kalchberg, V., Ueber den Begriff der Grundrente. — Fritsch, K., Die österreichische Gesellschaft für Meteorologie. (Schluß.) — E. H., Musikalische Neuigkeiten. I. Bücher über Musik. — Haselbach, K., Gindely's Rudolf II. und seine Zeit. — L. M., Dobiaschofsky's Bild „die heil. Elisabeth.“ — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Nr. 46. K. R., Die Entwicklung der deutschen Städteverfassung im Mittelalter. — E. H., Musikalische Neuigkeiten. II. Compositionen. — Lorm, H., Neue Romane. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunst-Notizen. — Vom französischen und englischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Dieser Nummer liegen bei ein **Verlags-Bericht** von **E. A. Seemann in Leipzig**, und ein Verzeichniss: **Literarische Neuigkeiten** aus dem Verlag von **Hermann Costenoble in Leipzig.** (785 86)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Die Briefe Marie Antoinette's in Deutschland und Frankreich.

Feuillet de Conches, Alfred von Arneth und A. Geffroy.

Kürzlich ist in Paris der dritte Band der von Herrn Feuillet de Conches herausgegebenen Sammlung von Briefen und sonstigen bisher unedirten Schriftstücken Ludwig's XVI., Marie Antoinette's und der Prinzessin Elisabeth erschienen.*) Man wird sich erinnern, daß die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Briefe der Königin Marie Antoinette, sowie die gleichzeitig erschienene, zum Theil mit der vorgedachten übereinstimmende Briefsammlung des Grafen Vogt von Hunolstein eine lebhafte Kontroverse hinsichtlich ihrer Authenticität erregt haben. Besonders war es die deutsche Kritik und speziell ein Aufsatz des Prof. Heinrich v. Sybel in der Münchener „Historischen Zeitschrift", der den beiden französischen Herausgebern nachzuweisen suchte, daß ein großer Theil der von ihnen publizirten Briefe unmöglich echt sein könne, da die nach dem Erscheinen jener beiden Sammlungen von Alfred v. Arneth in Wien herausgegebene, im kaiserlichen Familien-Archiv sich befindende Korrespondenz der Kaiserin Maria Theresia mit ihrer Tochter Marie Antoinette aus den Jahren 1770—1780 nicht allein von den in den französischen Sammlungen enthaltenen gleichzeitigen Briefen, mit Ausnahme eines einzigen, nichts enthalte, sondern auch zum Theil in direktem Widerspruch mit diesen Publicationen sei, indem z. B. zu einer Zeit gerade, wo sich die Kaiserin bei Arneth beklagt, sehr lange keine Nachrichten von ihrer Tochter empfangen zu haben, Letztere bei Feuillet de Conches und bei Hunolstein eine ganze Reihe von Briefen an ihre Mutter in Wien richtet.

Herr Feuillet de Conches erhebt in der Einleitung zu dem uns vorliegenden dritten Bande seiner Sammlung (der übrigens reich an unzweifelhaft echten und interessanten historischen Schriftstücken ist) sehr bittere Beschwerde über die deutsche Kritik, die entweder seine Ehrlichkeit oder seine Einsicht anzweifle, und gegen welche er dann nicht minder heftige Anklagen schleudert, worunter die ebenso seltsame als lächerliche Imputation der National-Eifersucht und des Neides auf seine historischen Entdeckungen sich findet. Die deutsche Kritik braucht auf diese absurden Anschuldigungen nicht zu antworten — um so weniger, als seitdem bereits ein geachteter französischer Kritiker es unternommen hat, die in Deutschland ausgesprochene Vermuthung über die Unechtheit eines Theiles der den Herren Vogt von Hunolstein und Feuillet de Conches vorgelegenen, angeblichen Autographa von Briefen Marie Antoinette's als richtig nachzuweisen. Herr A. Geffroy, der in der Revue d. d. Mondes eine historische Abhandlung über „Gustav III. und den Hof von Frankreich" veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit einige Briefe von Ludwig XVI. und Marie Antoinette an den König von Schweden mittheilt, tritt gewissermaßen als Zeuge gegen Herrn Feuillet de Conches und für Herrn v. Sybel auf. Wir wollen jedoch nach dem alten deutschen Grundsatze:

Een's Mannes Red' is keene Red',
Man muß sie hören alle Beed',

zunächst Herrn Feuillet de Conches sprechen lassen.

*) Louis XVI., Marie-Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits, publiés par F. Feuillet de Conches. Tome III. Paris, Henri Plon (Berlin, B. Behr), 1865.

„In Deutschland," sagt er, „hat man den von Herrn von Arneth, einem mit Recht geschätzten Manne, herausgegebenen Briefwechsel Maria Theresia's mit ihrer Tochter mit großem Beifall aufgenommen. Doch damit sich nicht begnügend, hat man diese Publication auch zum Vorwande genommen, um ein Zetergeschrei gegen das zu erheben, was in Frankreich publizirt worden war. „Das ist gefälscht! das ist gefälscht!" rief einstimmig das servum pecus, das jenseits des Rheins ebenso florirt, wie anderwärts, und diese Fälschung ist vor wissenschaftlichem Forum als flagrant und unzweifelhaft denuncirt worden. O, unglückselige Schwachheit unserer Zeit, an Allem zu rütteln und jedes historische Schriftstück, wenn irgend Etwas daran nicht sofort deutlich ist, für untergeschoben zu erklären! Nun, man verleiht sich ja so leicht eine Kennermiene durch den Zweifel! Der Zweifel, der in unserer skeptischen Zeit in jedem Lande Glück macht, ist in Deutschland besonders gut aufgenommen, wenn er sich gegen Frankreich richtet.

„Aber bevor man Schriftstücke, welche Männer von einiger historischen und paläographischen Erfahrung bona fide publicirt hatten, für untergeschoben erklärte, wäre es doch wohl recht gewesen, sich die Sache mehr als Einmal anzusehen. Gebildete Länder, wie gebildete Literaten, sollten sich doch gegenseitig größere Rücksicht und Achtung schuldig sein! Wer etwas veröffentlicht, gehört der Oeffentlichkeit an, das weiß ich, und jeder Kritiker, der eine Fälschung anzeigt und nachweist, dient der Wahrheit — aber unter der Bedingung, daß er sie sofort und unwidersprechlich beweist. Was mich betrifft, so habe ich stets eine unüberwindliche Abneigung gegen Nachbildungen (pastiches), Unterschiebsel und Interpolationen, apokryphe Memoiren und Briefwechsel gehabt. Um so widerwärtiger ist mir darum jede Fälschung, diese persönliche Feindin der Liebhaber von Curiositäten und historischen Schriftstücken. Alle jene literarischen Ueberlistungen und Schelmenstreiche, alle jene lügenhaften Spiele des Witzes, die nur eine Varietät der Fälschung bilden, sind, wie die Fälschung selbst, Verbrechen gegen eines der ersten Güter des Gewissens der Menschheit, gegen die Ehrenhaftigkeit der Geschichte. Die Gewißheit ist in allen Dingen, wo es auf Redlichkeit und Treue ankömmt, ohnehin schon etwas unsicher; wer möchte also in solchen Dingen auch noch Fälschungen sich zu Schulden kommen lassen! Wollte man dabei vielleicht im Interesse einer Person, oder gegen dasselbe handeln? O, so lasse man doch lieber der Wahrheit die Ehre; sie wird stets bessere Dienste leisten, als die Unterschiebung, gleichviel in welchem Sinne. Es müßten die Leute in der That ein ganz besonderes Vergnügen in dem Angeführtwerden Anderer finden, wenn sie, die wohl besser daran gethan hätten, bona fide zu bleiben, sich, solchen momentanen Vergnügens halber, dem doch meistens die Schande auf dem Fuße folgt, auf Lügen und Fälschungen legen wollten. Allenfalls sind diejenigen Betrüger zu begreifen, die ihre Täuschungen in Granit einschnitten, wie z. B. Diejenigen, welche die Chronik von Turpin oder die Dekretalien fabrizirten, die seit dem achten Jahrhundert den Schlußstein des päpstlichen Machtgebäudes bildeten. Ebenso begreift man die dramatischen Dichter, die eine scheinbar historische Handlung erfinden, da in der Kunst nur relative Wahrheit, die Wahrheit des Gefühls, beansprucht wird. In rein literarischen Dingen kömmt in der That wenig darauf an, ob ein Wort wirklich gesagt worden ist, wenn es nur überhaupt gesagt werden konnte. Ist in sittlicher Hinsicht die Aehnlichkeit konservirt, so erscheint die Verschönerung durch den Ausdruck nur als ein Verdienst mehr.

„Aber sobald es sich um eine Situation, um ein Wort, um

einen Brief handelt, denen der Stempel der Geschichte aufgedrückt ist, dann verlange ich nur Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Die Fiction, ich wiederhole es, würde in diesem Falle ein Angriff auf unseren Glauben und auf unser Gewissen sein. Nicht als ob ich, indem ich die Urtheile des Herrn v. Sybel zurückweise, sie als unehrlich bezeichnen wollte; nein, wenn ich sie für unehrlich hielte, würde ich ihnen nicht die Ehre erweisen, darauf zu antworten; aber der Leichtfertigkeit, des Vorurtheils und der Parteilichkeit zeihe ich sie. Nun verdunkelt der Geist der Exclusivität immer das Urtheil. Ich weiß nicht, wer das Wort gesagt: „Man gebe mir zwei Zeilen von der Handschrift eines Menschen, und ich mache mich anheischig, ihn hängen zu lassen." Hätte Herr v. Sybel dieses Wort gesagt, so würde ich mich nicht wundern. Hat man sich einmal in eine Idee verrannt, dann läuft Alles in diesem Einen Punkte zusammen und gestaltet sich danach. Man hat eben die Dinge nur von Einer Seite angesehen und darum auch nur halb verstanden. In jedem Falle war der Angriff gegen mich voreilig, da ich, wie ich bereits vorangeschickt, in einer zweiten Auflage meines Werkes von jedem einzelnen Schriftstücke, das ich mitgetheilt, die Quelle genau angebe, was auch bereits in dem vorliegenden Bande geschieht, nach dessen Vorgang die beiden folgenden Bände behandelt sein werden.

„Doch zur Sache!

„Niemand und ich am Allerwenigsten kann bestreiten, daß das Buch des Herrn Alfred von Arneth nur authentische Stücke enthält. Diese Stücke brauchten gar nicht aus dem Privatarchiv des Kaisers von Oesterreich zu kommen — das Wissen und der persönliche Charakter des Herausgebers würden in meinen Augen ein ausreichendes Zeugniß für sie sein. Allerdings aber hat man dieses Briefwechsels wegen etwas zu viel Lärm gemacht; es war gar nicht nöthig, an die große Glocke zu gehen, um durch das Läuten gegen die französischen Publicationen auf die deutsche hinzuweisen.*)

„Daraus, daß die deutsche Publication echt ist, folgt doch nicht, daß sie allein die Wahrheit enthalte und daß andere Briefe aus derselben Zeit und von denselben Personen nicht den gleichen Werth der Authenticität haben. Die Arneth'schen Briefe bilden in der That nur einen kleinen Theil des Briefwechsels von Maria Theresia und ihrer Tochter während eines zehnjährigen Zeitraumes.**) Die Briefe sind nichts weniger als Beantwortungen der Einen durch die Anderen. Herr v. Arneth hat in Originalen selbst nur etwa die Hälfte der von ihm publizirten Briefe aufgefunden, während er, was die übrigen betrifft, zu Abschriften des Freiherrn v. Pichler, Cabinets-Secretairs der Kaiserin, seine Zuflucht hat nehmen müssen — zu Abschriften, die augenscheinlich hinterher gemacht waren, aber man weiß nicht, zu welcher Zeit.***) Wie erklärt man die so bedeutenden Lücken in dieser Familien-Korrespondenz, wie das Verschwinden der jetzt fehlenden Originale? Maria Theresia hatte die Gewohnheit, jeder ihrer Töchter bei Gelegenheit ihrer Verheiratung lange, schriftliche Instructionen zu ertheilen. Man kennt diejenigen, die sie der Erzherzogin Marie Christine bei ihrer Vermählung mit dem Herzog von Sachsen-Teschen mitgegeben. Auch diejenigen sind bekannt, die sie für ihre Tochter, die Königin von Neapel, geschrieben. Wie kömmt es nun, daß die Sammlung des Herrn v. Arneth nicht auch eine Abschrift der Instructionen besaß, die Marie Antoinette mitnahm und die später in den Besitz des berühmten Kanzlers, Herzogs von Pasquier, kamen? Es ist dies doch ein überaus werthvolles Aktenstück!*)

.... „Von diesen Briefen Marie Antoinette's an ihre Mutter besitze ich, und zwar seit mehr als fünfunddreißig Jahren, einige, offenbar ohne die tadelnswerthe Großmuth von Archiven beansprucht zu haben, die zu Gunsten eines Fremden sich plündern lassen. Und in dem Briefwechsel Maria Theresia's mit ihrer Tochter ist ja Platz genug für noch viele andere Briefe, als diejenigen, die Herr v. Arneth publizirt hat" ...

Von den Briefen, die er besitzt, hat Herr Feuillet de Conches den in dem ersten Bande seines Werkes abgedruckten sehr anziehenden Brief vom 14. Juni 1777, worin Marie Antoinette ihrer Mutter über den Aufenthalt des Kaisers Joseph in Paris berichtet, facsimiliren lassen; das Facsimile ist dem dritten Bande beigefügt. Dieser Brief, der sich auch bei Arneth findet, trägt die volle Unterschrift „Marie Antoinette," was allerdings die von deutscher Seite aufgestellte Behauptung widerlegt, daß die Königin ihre Familienbriefe stets nur „Antoinette" unterzeichnet habe. Ein ebenfalls facsimilirtes, erst im dritten Bande abgedrucktes Billet mit der Aufschrift „A ma Cousine, Mde. la Duchesse douairière de la Trémouille" trägt dagegen jene abgekürzte Unterschrift „Antoinette."

Es ist aber auffallend, daß, nachdem nicht bloß in Deutschland, sondern darauf auch in Frankreich — wir verweisen nur auf die im Temps und in der Revue Moderne ausgesprochenen Urtheile — sehr begründete Zweifel an der Lauterkeit der Quellen sich erhoben, aus welchen sowohl Herr Feuillet de Conches, als Herr Vogt von Hunolstein geschöpft, deren persönliche bona fides übrigens nirgends angegriffen worden — daß der Erstere doch die nähere Angabe und die Rechtfertigung dieser Quellen in dem vorliegenden Bande ganz unterläßt und erst für künftige Bände seines Werkes sich vorbehält. Daß er für die im dritten Bande veröffentlichten Briefe und Aktenstücke einige ganz ausgezeichnete Quellen, wie das k. schwedische Staats-Archiv in Stockholm und das großherzogliche Familien-Archiv in Darmstadt, zu nennen berechtigt ist, verleiht den Briefen und Aktenstücken der beiden ersten Bände, obwohl auch darunter manche unzweifelhaft echte und authentische sich befinden mögen, noch kein allgemeines testimonium veritatis. Es war die Pflicht der historischen Kritik — und Herr v. Sybel hat diese Pflicht überall in objektivster Weise ausgeübt — auf den Mangel an äußerer und innerer Beglaubigung eines Theiles dieser Briefe, sowie auf die Widersprüche hinzuweisen, die sie bei der Vergleichung mit der später erschienenen, vollkommen beglaubigten

---

*) Das ist, gelind ausgedrückt, eine Abgeschmacktheit, da Herr v. Sybel in keiner Weise beabsichtigt haben kann, Reclame für das Buch des Herrn v. Arneth zu machen und Letzteres in jenem Artikel der „historischen Zeitschrift" in der That nur citirt war, um die beglaubigten Angaben desselben mit den unbeglaubigten der Herren Feuillet de Conches und v. Hunolstein zu confrontiren. D. R.

**) In einer Anmerkung fügt Herr Feuillet de Conches hinzu, daß Arneth nur 92 Briefe von Marie Antoinette mittheile, während diese an ihre Mutter regelmäßig alle 14 Tage einen Brief durch den österreichischen Gesandtschafts-Courier gerichtet, also mindestens 240 Briefe in den zehn Jahren geschrieben habe.

***) Natürlich konnten in Wien nur Briefe Marie Antoinette's im Original, Briefe ihrer Mutter dagegen, die nach Frankreich gegangen waren, nur in Abschriften oder im Concept sich befinden, die wahrscheinlich gleichzeitig mit den Reinschriften entstanden. D. R.

*) Herr Feuillet de Conches verspricht, diese in der That werthvollen Instructionen im nächsten Bande seines Werkes zu veröffentlichen. Die Frage aber, warum die Sammlung des Herrn v. Arneth keine Abschrift dieses werthvollen Dokuments besaß, ist in der That ebenso naiv als überflüssig. D. R.

Sammlung des Herrn v. Arneth darbieten. Hören wir, was darüber der im Eingange von uns erwähnte französische Kritiker, Herr A. Geffroy, sagt, dem Herr Feuillet de Conches doch gewiß keine nationalen Vorurtheile und keinen Nepotismus für landsmännische Geschichtschreiber vorwerfen wird:

„Zwei eifrige Sammler," sagt Herr Geffroy, „Graf v. Hunolstein und Herr Feuillet de Conches haben kürzlich in Frankreich, nach Schriftstücken, die in ihrem Besitze sind, eine Reihefolge von Briefen, die der Königin Marie Antoinette zugeschrieben werden, erscheinen lassen, jedoch nicht ohne ernstliche Zweifel hinsichtlich ihrer Authenticität zu erwecken. Aufgefordert, mich dieser Dokumente für eine historische Arbeit zu bedienen, habe ich die Pflicht gehabt, sie meinerseits einer Prüfung zu unterwerfen. Nun machte der seitdem in Wien erschienene, von Herrn Alfred v. Arneth herausgegebene Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia und ihrer Tochter Marie Antoinette, der nur Schriftstücke enthält, die sich in der Bibliothek des Kaisers von Oesterreich befinden, die Aufgabe der Kritik leicht, und zwar in Folge der von allen Seiten als unzweifelhaft anerkannten Autorität dieser Sammlung, die uns ein lichtvolles Material der Vergleichung liefert, aus welcher mit der klarsten Evidenz hervorgeht, daß die in den beiden französischen Sammlungen enthaltenen Briefe Marie Antoinette's an ihre Mutter und ihre Schwestern — mit Ausnahme eines Schreibens vom 14. Juni 1777, das sowohl bei Arneth als bei Feuillet de Conches sich findet — nicht als historische Dokumente betrachtet und verwendet werden können. Nachfolgend theilen wir in einem gedrängten Resumé die hauptsächlichsten Beweise mit:

„Keine Briefsammlung bietet eine vollkommenere Identität der Schreibweise, des stylistischen und des sittlichen Tones dar, als die deutsche. Dasselbe kann man auch von den in den Pariser Sammlungen enthaltenen Briefen Marie Antoinette's an ihre Mutter und ihre Schwestern sagen. Eine und dieselbe Hand ist es, die die Wiener Briefe geschrieben; einer und derselben Feder, oder doch mindestens einem und demselben Systeme verdanken wir die doppelte in Paris publizirte Reihe von Briefen. Jeder aber, der die beiden Serien, die Wiener und die Pariser, unmittelbar hinter einander oder in geringen Zwischenräumen liest und vergleicht, wird sofort wahrnehmen, daß zwischen diesen Sammlungen, von denen jede eben ein Ganzes bildet, kein innerer, realer Zusammenhang stattfindet, keine Gleichheit des stylistischen oder sittlichen Tones, keinerlei gemeinsame Signatur, keinerlei Stimmungs-Einheit, obwohl alle diese Briefe, die von Wien und die von Paris, derselben Persönlichkeit zugeschrieben und aus denselben Jahren datirt sind.

„Die in Paris publizirten Briefe berichten uns Nichts, was wir nicht schon längst gewußt haben; man erkennt darin die Anekdoten wieder, die uns in den Memoiren Soulavie's und der Madame Campan erzählt werden. Lesen wir jedoch den in Wien publizirten Band, so sehen wir uns mit einemmale mitten in eine Welt von uns bisher unbekannten Thatsachen versetzt.

„Was die Form betrifft, so legen sich die in Paris publizirten Briefe gern auf die Erzählung von Anekdoten und Geschichten. Im Allgemeinen handelt jeder Brief von einem besondern Stoff: der eine erzählt uns von dem Leben in Compiègne, der andere von der Vermählung des Grafen von Provence, ein dritter von der Einkleidung einer Nonne in St. Cyr, ein vierter endlich von Madame Elisabeth. Diese Erzählungen bringen uns stets einige Portraits bekannter Personen, woran sich Bonmots, Witze und geistreiche Bemerkungen knüpfen. Da ist die Gräfin von Artois (Schwägerin von Marie Antoinette) „ganz klein von Wuchs, einnehmend durch ihre Figur und frisch wie eine Rose, mit einer Nase, die gar nicht endigen will." Der Graf von Artois (nachmals König Karl X.) „stets fröhlich gestimmt und Witze machend über Alles, ist leichtfertig wie ein Page und kümmert sich ebenso wenig um die Grammatik, als überhaupt um Etwas." Monsieur (nachmals König Ludwig XVIII.) „ist ein Mann, der sich nicht leicht hingiebt, bis oben herauf zugeknöpft und gleichwohl mit Pointen um sich werfend."

„In der Briefsammlung des Herrn v. Arneth dagegen schreibt Marie Antoinette stets in kurzen Absätzen, wobei sie auf jeden der von ihrer Mutter erwähnten Gegenstände antwortet; da sind keine allgemeinen Auseinandersetzungen, keine Geschichten, sehr wenige Anekdoten, besonders aber keine Portraits und keine Witze. Augenscheinlich erwartet Maria Theresia gar nicht, daß ihre Tochter ihr dergleichen witzsprudelnde Briefe in französischer Manier schreibe; vielmehr haben wir hier vertrauliche Mittheilungen vor uns, die meistens von Familien- und Frauen-Angelegenheiten handeln.

„Die in Paris publizirten Briefe zeigen uns eine Marie Antoinette, die gar zu gern sehr geistreich erscheinen möchte und die, was den Eindruck betrifft, den ihre kurzen kunstvoll geschriebenen Billets machen sollen, einen Platz in unserer schönen Briefliteratur einzunehmen wünscht. Das stimmt aber gar nicht zu Folgendem, was ihr einmal Maria Theresia schreibt: „Du strengst Dich vergeblich an, wenn Du die Feder zur Hand nimmst; weder der Stil noch der Inhalt dessen, was Du schreibst, ist geeignet, für Dich einzunehmen." Es stimmt dies allerdings auch nicht zu dem Eindruck im Allgemeinen, den die in Wien publizirten Briefe auf uns machen; hier, um die Wahrheit zu sagen, finden wir allerdings nichts von dem, was man literarischen Reiz nennt, aber man entdeckt dafür um so mehr sittlich Schönes.

„Gegenüber dem wirklichen Leben, hat die wahre Marie Antoinette einen strengen, ernsten Ausdruck. Sie empfindet lebhaft und schreibt auch so, sei es, daß sie ihrer Mutter ihre innige unerschütterliche Liebe oder ihr eigenes mütterliches Gefühl zu erkennen giebt; sei es, daß ihr edler Stolz sich sträubt, der Madame Du Barry mit einem Schritt entgegen zu kommen und sie, da die Kaiserin ihr in diesem Punkte widerspricht, in den Zorn der Verachtung gegen „das dumme, impertinente Geschöpf" ausbricht; sei es, daß ein instinctives Gefühl ihr den Kardinal Rohan, noch vor der Halsband-Geschichte, verhaßt macht; sei es endlich, daß sie inne wird und es ausspricht, wie sie bei ihren Umgebungen nichts als Intrigue und Heuchelei in erschreckender, bedrohlicher Weise gewahrt. Ein überraschend klarer Blick charakterisirt sie bei dieser Gelegenheit, nicht jedoch jenes dramatische Ahnungs-Gefühl, das man ihr beizulegen pflegt. Nein, nicht ist es dieselbe Feder, die, bald nachdem sie in jenen Pariser Sammlungen angeblich die geistreichen Portraits von Monsieur, vom Grafen von Artois und von den Schwägerinnen gezeichnet, in der Wiener Sammlung (S. 149) die tief einschneidenden Worte schreibt von dem „unterirdischen und zuweilen sehr gemeinen Treiben des Grafen von Provence," und dann das wehmüthige Geständniß hinzufügt: „Ich bin überzeugt, daß wenn ich unter den drei Brüdern einen Gemahl zu wählen hätte, ich jetzt noch den vorziehen würde, den mir der Himmel gegeben." Das sind bittere Anspielungen, die eine lebhafte Empfindung der eigenen inneren Würde, verbunden mit einem offenen Charakter, verrathen. Eine Frau, die sich in einer Weise ausspricht, aus der man leicht ersieht, daß sie die traurigen Wunden ihres Herzens sehr wohl kennt, hat das Leben von der ernsten Seite

aufgefaßt, was auch anscheinend dagegen sprechen mag, und sucht weder sich selbst noch Andere durch Annahme eines falschen Scheines oder Hinaufschraubung zu schöngeistigen Bonmots zu täuschen. Hier ist sittliche Wahrheit, hier haben wir ein aufrichtiges Herz, eine edle Persönlichkeit vor uns, die schon jetzt — lange vor der Revolution — unser Mitleid verdient und unserer Sympathie wie unserer Verehrung sicher ist.

„So stellt sich Marie Antoinette als Frau dar; nicht anders erscheint sie auch als Königin. Am 11. Mai 1774, am Tage nach dem Tode Ludwigs XV., findet sich in der Hunolstein'schen Sammlung ein Brief, worin Marie Antoinette angeblich schreibt: „Seit zwei Tagen konnten wir allerdings das unvermeidlich gewordene Ereigniß erwarten; gleichwohl war der erste Augenblick niederschmetternd, und weder Er noch ich waren eines einzigen Wortes fähig. Es war mir, als ob mir die Kehle zugeschnürt wäre. .... Ich bekomme dabei oft Fieberschauer, ja, es befällt mich eine gewisse Furcht, wenn der König mir klagt, daß ihm zu Muthe sei, wie einem Menschen, der eben vom Thurm heruntergefallen." An anderen Stellen derselben Sammlung hat Marie Antoinette Worte des Bedauerns über die Stille und die Zurückgezogenheit, in der sie lebt; sie beklagt das traurige Geschick „der Töchter des Thrones;" sie hat „Momente trüber Stimmung," deren sie sich mit „Mühe erwehren kann;" sie möchte sich „gern ganz gehen lassen" und „zu leben verstehen." Sind dergleichen Redensarten wohl von der Tochter Maria Theresia's zu erwarten? Man öffne nur das Buch des Herrn von Arneth, dort findet man das ganz authentische Schreiben vom 14. Mai, worin die neue Königin von Frankreich zu ihrer Mutter sagt: „Obwohl mich Gott in dem Range hat zur Welt kommen lassen, welchen ich jetzt einnehme, kann ich doch nicht umhin, die Fügungen der Vorsehung zu bewundern, die mich auserwählt hat, mich, das jüngste Ihrer Kinder, für das schönste Königreich Europa's. Ich fühle mehr als jemals, was ich der Zärtlichkeit meiner erhabenen Mutter verdanke, die sich so viele Sorge und Arbeit gemacht, um mir eine schöne Stellung zu verschaffen. O, könnte ich Ihnen doch jetzt zu Füßen stürzen, Sie umarmen, Ihnen meine ganze Seele enthüllen, und Ihnen zeigen, wie sehr sie von Hochachtung, von Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Sie durchdrungen ist." — Die wahrhaft königliche Hand, die diese stolzen Zeilen niedergeschrieben, kann wohl nicht dieselbe sein, welche die vorher erwähnten Worte auf das Papier geworfen. Wir glauben, daß darüber nicht der geringste Zweifel obwalten kann.

„Neben den von uns hervorgehobenen sittlichen und stylistischen Widersprüchen, giebt es aber auch thatsächliche. Ja, an dieser Art von Beweisen ist ein großer Ueberfluß vorhanden.

„Nachdem man z. B. in der Sammlung des Herrn v. Arneth gelesen, daß Marie Antoinette und Maria Theresia im Verlaufe von funfzehn Monaten fortdauernd und mit unglaublichem Eifer über die Haltung gesprochen, welche die Dauphine der Madame Du Barry gegenüber beobachten soll — eine sehr ernste Angelegenheit aus dem zwiefachen Gesichtspunkte des politischen Interesses Oesterreichs, und der Stellung der jungen Erzherzogin am Hofe — zweiundzwanzig Tage, nachdem sehr bittere Worte über diesen Gegenstand gewechselt worden, muß man in den beiden französischen Sammlungen einen Brief hinnehmen, in welchem Marie Antoinette schreibt: „Nun bleibt mir noch übrig über Madame Du Barry zu sprechen, über welche ich noch niemals Ihnen geschrieben habe."

„Die Sammlung des Herrn Hunolstein bringt uns im Monat Mai 1774, unmittelbar nach dem Thronwechsel, eine Reihefolge sehr ergreifender Briefe, die, so lange man die Sammlung des Herrn von Arneth nicht kannte, in unseren Salons Furore gemacht und mit Entzücken gelesen worden sind. Nun finden wir dagegen in dem authentischen Briefwechsel, daß sich Maria Theresia am 30. Mai beklagt, seit dem Todestage Ludwigs XV. (10. Mai) ohne alle Briefe ihrer Tochter zu sein. Die Kaiserin schreibt, daß sie wegen Mangels an Nachrichten „überaus ängstlich und unruhig" sei.

„In einem dieser verdächtigen Briefe vom 11. Mai hat Marie Antoinette angeblich Folgendes geschrieben: „Ich dringe in den König sehr lebhaft, sich mit seinen Brüdern impfen zu lassen," aber in der Wiener Sammlung schreibt Maria Theresia am 1. Juni: „Gott sei Dank, daß Du nichts zu dem Entschlusse des Königs, sich impfen zu lassen, beigetragen hast."

Von achtzehn Briefen Marie Antoinette's an Maria Theresia, die die Hunolstein'sche Sammlung enthält, und von denen sechs in dem ersten Bande des Herrn Feuillet de Conches vorkommen, schließen vierzehn mit der Formel „Je vous baise la main," die sich auch unter einigen in beiden Sammlungen enthaltenen Briefen an die Schwestern befindet. Diese Formel findet sich jedoch nicht ein einziges Mal in dem Buche des Herrn v. Arneth, dessen 163 Briefe stets, mit Ausnahme einiger Fälle, wo gar keine Schlußformel vorkömmt, mit den Worten „Je vous embrasse" schließen.

„Solche kleine Details, von denen man noch viele anführen könnte, sind nicht bedeutungslos, wenn sie mit bemerkenswerther Uebereinstimmung sich wiederholen. Die französischen Herausgeber haben, trotz ihrer Erfahrungen und literarischen Verdienste, vor dem Erscheinen des Arneth'schen Buches getäuscht werden können; gegenwärtig würden sie sich nicht mehr in ähnlicher Weise täuschen lassen. Für uns aber ist es eine neue Warnung, daß wir bei Forschungen auch in der neueren Geschichte vorzugsweise an solche Sammlungen von Staats- oder Familien-Dokumenten uns halten, deren Herkunft durch die Geschichte selbst beglaubigt ist. Es ist dies das einzige Mittel, vor abgeänderten oder apokryphischen Schriftstücken sich zu hüten."

Wir glauben, daß nach diesem von so vielen objektiven, innerlichen und äußerlichen Merkmalen und Zeugnissen begleiteten Plaidoyer des Herrn Geffroy der Prozeß in Bezug auf die Briefe Marie Antoinette's unwiderruflich zum Nachtheil der Herren Feuillet de Conches und Vogt von Hunolstein und zu Gunsten der deutschen Geschichtschreibung und Kritik, d. h. der Herren Alfred v. Arneth und Heinrich v. Sybel, entschieden ist und schließen somit auch unsererseits die Akten dieses Prozesses.

Dagegen giebt uns der neue Band des Herrn Feuillet de Conches Veranlassung, noch einen andern Umstand zu berühren, der uns bereits einmal in diesen Blättern beschäftigt hat. Herr Feuillet de Conches gehört nämlich, gleich manchen anderen französischen und deutschen Historikern zweiten Ranges, zu den Verächtern des Königs Friedrich II., den er zwar für einen großen Preußen, nicht aber für einen großen Mann und König will gelten lassen. Nun hat er auf seinen vielen diplomatischen Reisen*) nach Berlin und St. Petersburg mehreremal das Marmorpalais im Neuen Garten bei Potsdam besucht, wo er zwei Marmor-Statuetten einer Venus, das einemal aus dem Bade steigend und das anderemal in einem von Tauben gezogenen Wagen, gesehen, welche Beide die Gesichtszüge der Königin

*) Herr Feuillet de Conches ist nämlich nicht bloß Geschichtschreiber und Journalist, sondern auch Introducteur des ambassadeurs chez S. M. l'empereur des Français. D. R.

Marie Antoinette tragen und auch in irgend einem „Fremden-Führer" als Abbildungen der unglücklichen Fürstin bezeichnet werden. Hierüber erhob nun Herr Feuillet de Conches, zuerst in seinen vor einigen Jahren erschienenen „Causeries d'un curieux" und sodann im ersten Bande der vorliegenden Briefsammlung ein Geschrei voll sittlicher Entrüstung über den in Preußen herrschenden Mangel an Pietät für weibliche Tugend und königliches Märtyrerthum. Die erste Schuld dieses Skandals im Marmor-Palais sollte König Friedrich II. tragen, obwohl der Bau des gedachten Palais erst von seinem Nachfolger begonnen und erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. vollendet wurde. „Ein benachbarter König," so drückte sich Herr Feuillet de Conches aus, „der in seinem Palais nur Statuen des Antinous oder einer schamlosen Venus hatte, beschimpfte in seiner Weise die junge Königin, indem er, mit dem Namen derselben bezeichnet, zwei Statuen in ganzer Figur anfertigen ließ, deren vollständige Nacktheit ihr geringster Mangel an Decenz ist. Wenn der Meißel des Künstlers eine Madame Du Barry völlig nackt dargestellt, so lag dies in dem Recht und in der Rolle dieser schönen Sünderin, deren Statue in weißem Marmor und in natürlicher Größe, von Houdon 1780 gearbeitet, sich in der Eremitage zu St. Petersburg befindet. Daß jedoch ein König, wie Friedrich II. von Preußen, gestorben am 17. August 1786, als Marie Antoinette seit zwölf Jahren in Frankreich regierte, auf die naturalistische Liebhaberei seiner Zeit soweit einging, daß er in einem solchen Grade der jungen Monarchin gegenüber die Rechte des Thrones, der Moral und der Schicklichkeit vergaß, ist empörend."

Die Causeries d'un curieux waren in Deutschland gänzlich unbekannt geblieben. Aber bald nachdem dieser impertinente Ausfall gegen Friedrich den Großen zum zweitenmale in dem Buche „Louis XVI, Marie Antoinette et Madame Elisabeth" gedruckt war, erschien in der Berliner Vossischen Zeitung ein vom Professor Preuß unterzeichneter Artikel mit der Ueberschrift „Herr F. Feuillet de Conches gegen Friedrich den Großen," worin nachgewiesen wurde 1) daß die Behauptung, Friedrich habe in seinem Palais Statuen des Antinous und einer schamlosen Venus aufgestellt gehabt, eine französische Verleumdung, deren Ursprung auf Voltaire zurückzuführen sei; 2) daß die beiden Statuetten der Venus im Marmorpalais, welche die Gesichtszüge der Königin Marie Antoinette tragen, erst im J. 1834, also 48 Jahre nach dem Tode Friedrichs, nach Preußen gekommen, wohin sie ein Parteigänger des französischen Legitimismus, ein Graf von Pfaffenhofen gebracht, dem man sie aus Mitleid und gewissermaßen als Entschädigung für die Opfer abgekauft, die er den vertriebenen Bourbons gebracht haben wollte, und endlich 3) daß die beiden Statuetten nur so lange, als das Marmor-Palais unbewohnt war, in demselben aufgestellt gewesen, seitdem jedoch durch andere, edlere Kunstwerke dort ersetzt worden seien.

Ungeachtet nun dieser zwar indirekten, aber peremptorischen Aufforderung an Herrn Feuillet de Conches, seine auf oberflächliche Kenntniß der Thatsachen gestützte Verleumdung des Königs Friedrich II. zu berichtigen, hat der französische Schriftsteller die Frechheit, diese Verleumdung zum drittenmale in dem neuen Bande seines Buches abzudrucken, mit dem Hinzufügen, daß er nach alledem, was er von Herrn Preuß über die Sache gelesen und was er sogar zum Theil in deutscher Sprache und mit deutscher Schrift in seinem Buche abdrucken läßt, gleichwohl an seiner Bemerkung nichts zu streichen habe, „es müßte denn der Name des Großen Friedrich sein" — als ob damit nicht auch sein unwürdiger Angriff auf den „benachbarten König" ganz und gar zusammenfiele! J. L.

Der Copernicus des Alterthums.*)

Vorliegende kleine Schrift enthält die Ehrenrettung eines bedeutenden Mathematikers und Physikers aus dem Alterthume, der das Unglück gehabt hat, ungewöhnlich verdunkelt zu werden. Derselbe wird bei den alten Schriftstellern nur an sechs Stellen und ziemlich flüchtig erwähnt und ist bisher trotz der Blüthe philologisch-kritischer Forschung so stiefmütterlich behandelt worden, daß man nicht einmal die wenigen von ihm sprechenden Stellen gesammelt und gegenseitig erklärt hat, obgleich er der eine von den zwei Gelehrten des Alterthums ist, welche die Umdrehung der Erde um die Sonne mit Bestimmtheit lehrten und demnach Copernicaner vor Copernicus waren. Dieser Letztere große Entdecker, der die für sein System sprechenden Ansichten des Alterthums mit großem Fleiße zusammengesucht hatte, erwähnt den Seleukos nicht, Bailly in seiner Geschichte der Astronomie setzt ihn um volle 200 Jahre zu früh an, ebenso wenig kommt auch Schaubach (Geschichte der griechischen Astronomie) über ihn in's Reine. Er hält ihn für einen Grammatiker aus Alexandria, der den Pythagoräern anhing. Ideler (1810) erkennt ihn zuerst als einen Nachfolger des Aristarchus, redet aber von dem „obskuren" Seleukos. Auch was Ukert, Forbiger, Alex. v. Humboldt, Böckh, Urlichs über Seleukos beibringen, ist theils unrichtig, theils nicht erschöpfend. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich also einer sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen, diesen Gelehrten zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung zu machen. Die Ergebnisse derselben sind folgende:

Seleukos ist ein hellenisirter Chaldäer aus Seleucia am Tigris gebürtig; als solcher heißt er ein Babylonier oder ein Erythräer, d. h. weil er am erythräischen Meere (dem persischen Meerbusen) zu Hause ist. (Man hatte einen besonderen Seleukos aus Erythrä in Ionien angenommen.) Seleucia war nach dem Verfalle Babylon's ein glänzender Sitz griechischer und chaldäischer Gelehrsamkeit, die hier eine Mischung einging. Er lebte etwa zwischen 170 und 125 v. Chr. und trieb astronomische, physikalische und geographische Studien. Wir erfahren, daß er über die Erscheinung von Ebbe und Fluth geschrieben und deren Zusammenhang mit dem Mond-Umlaufe erkannt. Sie entstehe dadurch, daß dieser der Bewegung der Erde entgegen sei. Er ist ferner der älteste Gelehrte, welcher ein völlig abgeschlossenes Südmeer annahm und sich den indischen Ocean ganz von Ländern begränzt vorstellte. Ueber diesen Punkt hatte er allem Anscheine nach gegen Krates geschrieben, welcher das Gegentheil behauptete und die heiße Zone ganz vom Meere bedeckt sein ließ.

Eine Bewegung der Erde hatten schon früher Philosophen und Gelehrte behauptet, so z. B. Archytas, Philolaos, Plato (?), Herakleides, die Pythagoräer Ekphantos und Hiketas (welche bereits Copernicus kennt), aber ihre Lehre ist noch weit von dessen Theorie entfernt; sie ließen nämlich die Erde bei ihrer Rotirung fest auf einer Stelle beharren. Der erste, welcher die rotirende Fortbewegung um die Sonne als Hypothese aufstellte, war Aristarchos, der erste, welcher Gründe dafür vorbrachte, unser Seleukos. Ihm zufolge geht die Erde „wie ein Wagenrad" um die Sonne. Das Alterthum war nicht reif genug, diese Entdeckung zu würdigen und ihre Wichtigkeit in vollem Umfange zu erkennen; deshalb hat diesen bedeutenden Mann

*) Der Chaldäer Seleukos. Eine kritische Untersuchung aus der Geschichte der Geographie, von Dr. Sophus Ruge. Dresden, G. Schönfeld's Buchh. (C. A. Werner), 1865.

das unverdiente Schicksal getroffen, nicht verstanden und folglich sehr bald unter dem Schutte gewöhnlicher Hypothesen begraben zu werden.

Wir können der kleinen Schrift unsere besten Empfehlungen mitgeben; sie ist im echt wissenschaftlichen Geiste mit Ruhe, Umsicht und Klarheit abgefaßt und bildet einen würdigen Beitrag zur Geschichte der alten Gelehrsamkeit, für die noch so viel zu thun ist. Als Chaldäer war Seleukos ein Abkomme und Mitglied der alten chaldäischen Priesterkaste, deren Mondbeobachtungen bis 2234 v. Chr. Geburt zurückgingen, und in deren Geschlechte (wenn auch mit vielem astrologischen Aberglauben gemischt) die Astronomie durch Tradition weiter ging. Merkwürdig, daß der Domherr von Frauenburg diese Tradition wieder anknüpfen und in's Leben rufen mußte.

England.

Industrie, Schule und Geschmacks-Bildung.*)

Der Londoner Gießereibesitzer Alfred Tylor, als Mitglied und Vicepräsident der Jury für Metallwaaren auf der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862, wiederholt von ausländischen Collegen über industrielle und namentlich Arbeiterverhältnisse in England um Auskunft angegangen, hatte über die hierher gehörigen Fragen eine Reihe von Bemerkungen aufgesetzt, die zum Theil dem Bericht der Klasse einverleibt, zum Theil von ihm besonders herausgegeben und in der englischen Presse besprochen worden sind. Auf Anregung des damaligen Präsidenten der Metallwaaren-Klasse, des um die Förderung des Gewerbewesens und der Arbeiterbildung hochverdienten Directors der württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel Dr. von Steinbeis, veröffentlicht Herr von Gugler eine deutsche Bearbeitung der Tylor'schen Schrift, der er, nicht einen Anhang, wie es bescheiden auf dem Titel heißt, sondern eine sehr anziehende Darstellung des englischen Schulwesens in allen seinen Beziehungen zur Industrie beigegeben hat. Herr Tylor beschränkt sich in dem ihm angehörigen Theile, der die kleinere Hälfte der Schrift ausmacht, keineswegs auf die industrielle Erziehung, sondern berührt beinahe alle Verhältnisse des englischen Arbeiterlebens und Gewerbewesens, z. B. Patentgesetze, Theilung und Beaufsichtigung der Arbeit, die Lohnverhältnisse, die Arbeiterverbindungen, wobei er sich namentlich, gestützt auf reichhaltige Erfahrungen, gegen die trade-unions, welche die Vereinbarung des Lohns zwischen Arbeitern und Fabrikanten zu vermitteln und durch die Macht der Association einen Druck auf die Letztern auszuüben suchen, ausspricht, dagegen aber die wohlthätigen Wirkungen der auch in diesen Blättern öfters ausführlich erwähnten Arbeiter-Versorgungs-Gesellschaften, namentlich der Spar- und Baugenossenschaften, anerkennend hervorhebt. Von größerem Interesse ist der Nachweis, wie zahlreich unter den englischen Industriellen die Emporkömmlinge aus dem Arbeiterstande sind: Männer, die, Söhne von Arbeitern und meist selbst Arbeiter gewesen, sich durch eigene Kraft zu Leitern und Besitzern industrieller Anstalten emporgearbeitet haben. Es klingt befremdlich, wird aber von Herrn Tylor als völlig notorisch hingestellt, daß von sämmtlichen Fabrikherren in England bei weitem die Mehrzahl aus unbemittelten oder wenig bemittelten Familien, namentlich Arbeiterfamilien, herstammt. Specielle Zahlen hierüber werden über den hervorragendsten Industriezweig von Bradford (Kammwoll-Manufactur und Kattundruck) beigebracht. Danach befanden sich im Jahre 1855 unter 137 Fabrikanten dieser Stadt nur 5, welche unter günstigen Vermögensumständen begonnen hatten, gegen 50, welche mit sehr beschränkten Mitteln anfingen. Frühere Arbeiter ganz ohne Vermögen waren 74, also mehr als die Hälfte; in acht Fällen lagen außerdem Verbindungen zweier Unternehmer vor, von denen der Eine das Kapital, der Andere die technischen Kenntnisse beibrachte.

Das ausführlichste Kapitel der Tylor'schen Schrift bezieht sich gleichfalls auf das Schulwesen. Dem praktischen Gewerbe-Manne war es natürlich nicht darum zu thun, eine systematische Uebersicht der englischen Schulen zu geben. Ihn drängte es vielmehr, sich vor seinen ausländischen Fachgenossen über spezielle Fragen, die ihm gerade am nächsten lagen, ausführlich auszulassen. Auch in England wurde damals und wird noch heute der Cardinalpunkt der Schulfrage — Schulzwang oder freiwilliger Schulbesuch, Staatsunterstützung oder selbständiger Bestand, mit Eifer discutirt. Es ist bekannt, daß seit den dreißiger Jahren die englische Regierung eine Reihe von Maßregeln zur Hebung des Schulwesens ergriffen hat. Im Verlauf von einigen zwanzig Jahren ist die Summe, über welche die 1839 eingesetzte oberste Schulbehörde, die Committee of Education, für Unterstützung, Einrichtung und Beaufsichtigung der Volksschulen zu verfügen hatte, von jährlich 30000 auf 80000 L. Sterl. angewachsen. Bekanntlich ist im Laufe desselben Zeitraums ein System von Staats-Beaufsichtigung durch Schul-Inspectoren, ein Staatsschul-Organismus in England entstanden, von dem man dort bis zum Jahre 1839 kaum eine Ahnung hatte, und wie es zu gehen pflegt, besitzt dieses System schon in seinem Dasein die Neigung sich auszudehnen, seine Funktionen zu erweitern und jede Art des Unterrichts mit dem Segen staatlicher Oberaufsicht zu umspannen. Herr Tylor, ein sehr energischer Anhänger der Freiwilligkeit und Unabhängigkeit des Schulwesens, benutzt die Gelegenheit zu einem eifrigen Plaidoyer für seine Ansichten, das sich in vielen Stellen zu einer Anklage gegen die Uebelstände des staatlichen Unterstützungssystems steigert, zu Angriffen, die sich hauptsächlich gegen die Bevormundung des geistigen Lebens, gegen die Uniformität und die Geistlosigkeit des Unterrichts wenden, welche durch die Staatsaufsicht begünstigt werde.

Wenn es indessen hier an Raum gebricht, auf diese Streitfrage einzugehen und insbesondere auf ihre andere Seite, die in England allmählich zum Bewußtsein der Nation gedrungene Pflicht des Staats zur Fürsorge für die Volkserziehung, hervorzuheben, so bietet die Darstellung, welche Dr. v. Gugler von den Beziehungen zwischen Schule und Industrie in England entwirft, Anlaß zu einigen Bemerkungen.

Wer mit der Richtung des englischen höheren Schulunterrichts, den Zielen der englischen Universitätsbildung einigermaßen bekannt ist, wird sich nicht darüber wundern, daß es in England so gut wie gar keine Lehranstalten für technische Berufsbildung giebt. England hat keine Realschulen, keine Gewerbeschulen, keine polytechnische Schulen, und — mit alleiniger

*) Industrie und Schule. Mittheilungen aus England von Alfred Tylor. Auf Veranlassung der königl. württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel deutsch bearbeitet von Dr. Bernhard von Gugler, Rector der polytechnischen Schule in Stuttgart. Mit einem Anhange des Bearbeiters über englisches Unterrichtswesen. Stuttgart, Verlag von Wilhelm Nitzschke. 1865. (VIII. u. 351 S.)

Ausnahme der neuerdings erweiterten Londoner Bergbauschule — keine Fachschulen. Wie man daran festhält, daß der Jurist, der Mediziner, der Philolog auf Gymnasien und Universitäten nur die Grundlagen einer tüchtigen humanistischen und religiösen Bildung erwerben müsse, die Einweihung in die Kenntnisse des Specialfachs dagegen dem eigenen Studium und der Praxis zu überlassen sei, so ist in noch weit höherem Maße der künftige Techniker statt der Schule auf das Leben angewiesen. Dem Verlangen nach Instituten für technischen Unterricht tritt von vielen Seiten principieller Widerstand entgegen. Man fürchtet die Ueberhebung einer sich selbst genügenden Theorie und verweist, wenn von den technischen Lehranstalten des Continents die Rede ist, nicht ohne gerechten Stolz auf die industrielle Blüthe des Landes, auf die Koryphäen der Technik, Männer wie Watt, Stephenson u. A., deren Genius des Berufsunterrichts nicht bedurfte, um das Höchste zu leisten. Noch vor einem Menschenalter betrachtete man sogar die allgemeinen Bildungsbestrebungen des Arbeiters nicht ohne Besorgniß. In den Vorträgen, welche der hervorragende Ingenieur William Fairbairn in zwei Bänden unter dem Titel: „Useful Information for Engineers", London 1860, erscheinen ließ, heißt es in einer Ansprache an die Mitglieder eines englischen Handwerkervereins über Volksunterricht:

„In meiner Jugend gab es keine Gewerbe-Institute (Mechanics Institutions), keine wohlfeilen Belehrungsschriften, keine frei zu benutzenden Bibliotheken, sehr wenig Ermuthigung eines wißbegierigen Sinnes. Damals mußten wir Bücher zu entlehnen suchen, wie wir sie eben bekommen konnten, und ein junger Bursche schätzte sich glücklich, wenn er unter den Bekannten seines Vaters Jemand fand, der ihn ermunterte und beim Aufsuchen von Kenntnissen unterstützte. Das Lernen galt in jener Zeit sogar für ein gefährliches Ding und Manche gingen soweit, zu sagen, allgemeinere Verbreitung der Bildung sei der Ruin für die Armen und ein Aergerniß für die Reichen, denn sie mache die Aermeren unzufrieden mit ihrem Loose und führe zuletzt zu Rebellion und Insurrection."

Die rühmliche Theilnahme, welche seit einer Reihe von Jahren von den ersten Industriellen Englands den zahlreichen Arbeiterbildungs-Anstalten, wie sie als Mechanics Institutions, Working Men's Associations u. s. w. fast an jedem Ort in England bestehen, sei es durch liberale Unterstützung und, was häufig noch höher anzuschlagen ist, durch persönliche Bethätigung an den Vorträgen und Lehrabenden, zugewendet wird, überhebt uns des Nachweises, daß der Widerwille gegen die Bildung der arbeitenden Klassen in England längst und gründlichst beseitigt worden ist. Den Wall von Vorurtheilen dagegen, welcher seit alten Zeiten gegen die technische Schulbildung aufgethürmt war, hat erst die Macht großer Ereignisse zu durchbrechen vermocht.

Es war die große erste Londoner Industrie-Ausstellung von 1851, welche in dieser Richtung Bahn brach. Selbst der unnahbare Nationalstolz Altenglands erschloß sich der widerwilligen Erkenntniß, daß die englische Industrie in Allem, was Schönheit der Form, Eleganz der Zeichnung, in Auswahl der Muster und Farben, kurz in Allem, was Geschmack heißt, von continentalen Ländern geschlagen worden war. Aber diese Erkenntniß führte zu dem thatkräftigen Entschluß, den Nationalgeschmack von England zu verbessern.

Verbesserung des Geschmacks, improvement of taste, wurde das amtliche und das volksthümliche Losungswort, mit dem man sofort daran ging, die Beziehungen von Schule und Industrie, bisher fast völlig und planmäßig vernachlässigt, neu zu gestalten und neu zu schaffen. Die Rede, mit welcher 1852 ein Beamter des eben begründeten Department of Practical Art die erste Elementar-Zeichnenschule zu Westminster eröffnete, ist bezeichnend für den Geist, in welchem die Sache ergriffen wurde. „Wenn das Publikum", sagte Henry Cole (jetzt, als Sir Henry Cole, Leiter des seit 1856 mit der obersten Unterrichtsbehörde vereinigten Science and Art Department), „kein Gefühl hat für den Werth, welchen die Erzeugnisse der Industrie durch die Leistungen des Zeichners erlangen, so klingt es wie Hohn, eine Menge von Dessinateuren heranbilden zu wollen; dies hieße ihre Arbeitskraft auf falsche Bahn leiten und ihnen Hoffnungen erwecken, die man dann hinopfert. Wenn der Käufer, der das absolute Recht hat, frei zu wählen, was er bezahlt, nicht weiß was gut und schlecht ist, und in seiner Ingnoranz oder unter dem Joch einer launenhaften Mode gewöhnlich nach dem Schlechten greift, welche Thorheit ist es dann, dem Gewerbsmann zur Herstellung guter Artikel behilflich sein zu wollen, die Niemand kauft! Zur Hebung der Industrie müssen zwei Wege zugleich verfolgt werden: Heranziehung von künstlerischen Kräften für die Industrie, und Bildung des Schönheitssinnes im großen Publikum. Wäre man durchaus auf einen dieser Wege beschränkt und hätte zwischen beiden zu wählen, so würde meiner Ansicht nach der letztere sicherer zum Ziele führen; denn wenn das Publikum einmal das wirklich Schöne verlangt, werden Producenten und Händler ihm zu genügen suchen und für künstlerische Beihilfe schon selber sorgen."

Man schlug in England beide Wege ein. Zunächst wurde dem Zeichnen-Unterricht die größte Fürsorge zugewendet. Man organisirte diesen Unterricht in zwei Stufen, von denen man die elementare möglichst mit den bestehenden öffentlichen Schulen vereinigte, während für die höhere Stufe besondere Lehranstalten errichtet wurden. Für beide Stufen wurden Abend-Curse eingerichtet, um auch Erwachsenen, namentlich Gewerbetreibenden, die Theilnahme zu erleichtern. Durch Ansprachen, populäre Druckschriften u. s. w. suchte man die Gemeinden für die Sache zu erwärmen und das Volk über den vielfältigen Nutzen der Fertigkeit im Zeichnen aufzuklären. Ganz besondere Sorgfalt wurde darauf verwandt, jeden Anschein von Mildthätigkeit zu vermeiden. Nur der eigene Glaube an die Nützlichkeit der Sache sollte die Schüler heranbringen; ein wenngleich geringes Unterrichtsgeld wurde zur Eintritts-Bedingung gemacht.

Welch raschen Eingang die neue Organisation fand, wird man mit Interesse aus einer Notiz ersehen, die v. Gugler den amtlichen Berichten entnimmt. Zwischen 1852 und 1855 entstanden 31 neue Schulen; 1857 war die Gesammtzahl der Schulen auf 69, zu Anfang 1860 auf 77 gestiegen, welche über 17,000 Schüler zählten. Dazu wurde an den gewöhnlichen Schulen an 67,000 Kinder Zeichnenunterricht ertheilt. Bis 1862 hatte sich die Gesammtzahl der Schulen auf 88, die der Unterrichteten auf fast 90,000 gehoben. Vor der neuen Organisation zählten die 21 Zeichnenschulen des ganzen Landes zusammen nicht ganz 300 Schüler, von denen jeder dem Staat durchschnittlich über 3 Pfd. Sterl. jährlich kostete. Im Jahre 1855 war der Aufwand des Staats für einen Schüler auf 16 Shilling, 1859 auf 9 Shilling, 1862 auf 8 Shilling gesunken.

In gleichem Sinne wurde auf die Heranbildung geeigneter Lehrkräfte hingewirkt. Für Zeichnenlehrer und Lehrerinnen wurde ein besonderes Seminar mit der Central-Zeichnenschule zu Kensington verbunden. Diese Anstalt bildet, abgesehen von einem Kursus für gewöhnliche Lehrer, die sich für Ertheilung

des Elementar-Zeichnen-Unterrichts befähigen wollen, ihre Zöglinge kunstmäßig aus im Freihandzeichnen, Malen, Modelliren, ferner in der eigentlichen Anwendung der Kunst auf das Gewerbe, also in der Ornamentik, dem Architektur- und Maschinenzeichnen. Durch bestimmte sehr genau abgegränzte Prüfungen wird der Wetteifer der Zeichner rege erhalten; über ihre Qualifikation erhalten sie Atteste nach sechs verschiedenen Stufen.

Auch auf andre Lehrfächer wendete man öffentliche Prüfungen und Vertheilung von Prämien systematisch an. Das Science and Art Department läßt von Zeit zu Zeit für Lehrer wie für Lernende Prüfungen in acht verschiedenen Gruppen von Lehrgegenständen*) abhalten und stellt den Ersteren Zeugnisse über die nachgewiesene Befähigung aus, während für hervorragende Leistungen von Schülern Medaillen von Gold, Silber und Bronce verliehen werden. Beide Arten von Prüfungen erfreuen sich einer starken Betheiligung. Die für Lehrer ist von etwa 300 Kandidaten bestanden worden, von denen mehrere an Gewerbsorten Klassen für technisch-wissenschaftlichen Unterricht errichtet haben, andere an den Mechanics Institutions die Abendvorträge leiten, die meisten als Wanderlehrer ihre Kräfte verwenden. Zu den Schülerprüfungen kann sich Jedermann melden. 1863 waren (an den verschiedenen Stationen) über 2000 Kandidaten erschienen, von denen ein Fünftel durchfiel. Es wurden 5 goldene, 20 silberne und 26 broncene Medaillen vertheilt; mehrere (3 von den Goldmedaillen) fielen an Personen, die sich blos durch Selbstbelehrung gebildet hatten. Die Anerkennungen werden veröffentlicht, und den Namen der Medaillen-Empfänger auch die der betreffenden Lehrer hinzugefügt.

Noch weit größere Anstrengungen werden auf die Verbesserung des allgemeinen Geschmacks verwandt. Der richtige Blick, mit dem dieser Theil der Aufgabe als der eigentliche Schwerpunkt der Sache erkannt wurde, und die Mittel, zu denen man griff, sind gleich charakteristisch für den englischen Volksgeist. Man begriff, daß es vor allem darauf ankäme, das Auge des Publikums für das Schöne empfänglich zu machen. Und wie anders, als durch Anschauung, durch Anschauung im großartigsten Maßstabe? So wurde die Gründung jener beiden wahrhaft einzigen Kunstausstellungen in Permanenz beschlossen, die jetzt zu den hervorragendsten Denkwürdigkeiten der Riesenstadt gehören, des Glaspalastes zu Sydenham und des Kensington-Museums.

Es würde viel zu weit führen, auch wohl vielen Lesern nur Bekanntes bringen, wollten wir hier auf diese Riesensammlungen irgend näher eingehen. Schon der kolossale Andrang, dessen beide sich unausgesetzt erfreuen, beweist, von welcher Wichtigkeit sie für die Erreichung des großen Zieles, für die Verbesserung des Nationalgeschmackes sind. Mit dem Kensington-Museum ist die Central-Zeichnenschule verbunden, der in diesen ungeheuren Sammlungen jeder Art von Kunst- und gewerblichen Gegenständen eine unvergleichliche Auswahl von ausgezeichneten Vorbildern freisteht. Es ist bekannt, wie sehr der Besuch und die Benutzung des Museums, auch Abends und bei Gasbeleuchtung erleichtert ist, und ebenso, daß es außer Kunstgegenständen und einer reichhaltigen Kunstbibliothek auch sehr beträchtliche Sammlungen technischer und wissenschaftlicher Bildungsmittel umfaßt, z. B. das ungemein lehrreiche Patent-Museum.

Weniger bekannt möchte die sinnreiche Methode sein, durch welche das Kensington-Museum auch für das Publikum der Provinzialstädte und für die auswärtigen Lehranstalten nützlich gemacht wird. Man hat nämlich meist aus Doubletten ein Wandermuseum (travelling museum) abgezweigt, welches Beispiele aus sämmtlichen Abtheilungen der Sammlungen für ornamentale Kunst und den meisten Abtheilungen der Bibliothek enthält. Die Versendung sowohl (in einem eigens dafür konstruirten Eisenbahnwagen) als die Aufstellung des Wandermuseums an seinem Bestimmungsort ist sehr erleichtert durch die sinnreiche Art der Verpackung, bei welcher viele Gegenstände ihre festen Stellen in den mitgeschickten Glaskästen erhalten. Die Zusendung erfolgt auf Verlangen und gegen die von einem Lokalkomité zu übernehmende Verpflichtung, das Museum nicht blos bei Tag, sondern auch Abends gegen Eintrittsgeld auszustellen und die Hälfte des Reinertrages zum Ankauf von Kunstgegenständen zu verwenden, die zur Gründung eines permanenten Lokalmuseums dienen können.

Natürlich sind die Museen von Kensington und Sydenham noch zu jung, die Hebung des Zeichnen- und des technischen Unterrichts noch zu neu, als daß man schon jetzt eine augenfällige Wirkung auf den öffentlichen Geschmack, einen bedeutenden Fortschritt in dem improvement of public taste erwarten könnte. Allein eine Erinnerung an die zweite große Industrie-Ausstellung genügt zum Beweise dafür, wie richtig die eingeschlagenen Wege sind. Man stieß bei den englischen Glas-, Thon- und Porzellangefäßen, Schnitzarbeiten, Silberwaaren, beim Erzguß u. s. w. ungemein oft auf unmittelbare Benutzung von Mustern aus beiden Museen. Ein überraschender Fortschritt im Dessin und in der Farbenvertheilung, in Ausarbeitung der Verzierungen an Möbeln und Geräthen wurde sichtbar. Hervorragende Richter des Geschmackes machten auf den Aufschwung aufmerksam, der sich aus dem Vergleich dieser Ausstellung mit der von 1851 kund gab. Ja was noch sprechender: die Franzosen, die sich 1851 auf diesem Gebiete in unbestrittener Superiorität gefühlt hatten, sahen den Abstand, der die Engländer damals von ihnen getrennt hatte, mit Staunen und Schrecken auf das Erheblichste verringert. Michel Chevalier erkannte in seinem Generalbericht an die französische Regierung, daß im Verhältniß zu den Fortschritten Englands sich in der Kunstindustrie Frankreichs ein Rückgang bemerklich mache, und wies auf das englische Vorbild in der Reorganisation des Zeichnen-Unterrichts nachdrücklich hin. Er gab den Anlaß für die Veranstaltung der französischen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung von 1863, die dem Lande Gelegenheit zu einer genauen Prüfung und Musterung gewähren sollte. Die Worte, mit denen der Kritiker diese Ausstellung in der Revue des deux mondes, Adalbert de Beaumont, das Ergebniß des Vergleichs zieht, sind das beste Zeugniß für den Erfolg der englischen Bestrebungen. „Bis vor wenigen Jahren zweifelte Niemand an Frankreichs Superiorität in der industriellen Kunst. Noch die Ausstellung von 1855 ließ uns das Privilegium sinnreicher Ideen und eleganter Entwürfe. Das vergangene Jahr enthüllte eine merkwürdige Thatsache. Das französische Kunstgewerbe hat auf der Londoner Ausstellung einen Rivalen, einen unerwarteten Mitkämpfer, beinahe seinen Meister gefunden, und zwar im Kunstgewerbe Englands. Wie erklärt sich dieser plötzliche Triumph unserer Nachbarn? Durch welches Geheimniß gelangten sie in wenigen Jahren zum Besitz einer Befähigung, auf welche

*) Diese Gruppen sind: 1) Mathematik, Maschinenzeichnen, Baukunde; 2) reine und angewandte Mechanik; 3) Physik; 4) Chemie; 5) Zoologie; 6) Botanik; 7) Mineralogie und Geognosie; 8) Berg- und Hüttenwesen. Jede Gruppe zerfällt wieder in mehrere Sektionen, unter denen der Kandidat wählen kann.

wir uns immer so viel zu gute gethan haben? Wer die enge Verbindung der Kunst mit der französischen Industrie zu würdigen weiß, stellt sich solche Fragen nicht ohne begründete Besorgniß. Wir leben in einer Zeit, wo die Rangstufen leicht wechseln, wo nicht nur der Einzelne, sondern auch ein Volk verdoppelten Kraftaufwand nöthig hat, um eine errungene Stellung zu behaupten. Es genügt nicht, durch Ausstellungen zur Selbsterkenntniß zu gelangen, einen verlorenen Posten zu bedauern und sich mit den übrig gebliebenen Reichthümern zu brüsten. England ist, nachdem ihm die Ausstellung von 1851 seine Schwäche auf diesem Gebiete der Industrie zum Bewußtsein gebracht hatte, mit wenig Ostentation, aber mit um so mehr Logik vorgegangen; es hat die Zwischenzeit benutzt, sich zu belehren, sich an dem Studium der großen Vorbilder zu stärken; es hat den Unterricht in der Kunst und ihrer Anwendung auf Industrie in breitester Ausdehnung entwickelt."

Wir brechen hier ab. Möge das Mitgetheilte genügen, das Interesse der Leser auf das lehrreiche und nützliche Buch von Herrn v. Gugler zu lenken. Den zahlreichen Vereinen, die sich bei uns die Förderung der Arbeiterbildung zu einem löblichen Ziele gewählt haben, mag das Buch besonders empfohlen sein.

P. D. Fischer.

Italien.

S. D. Luzzatto.

In der Nacht vom 29. zum 30. September d. J. starb plötzlich in Padua Samuel David Luzzatto, Professor am dortigen Collegio Rabbinico, dem er seit seiner Gründung im Jahre 1829 als Lehrer angehört hatte, im Alter von 65 Jahren. In ihm verliert die Welt nicht nur einen Gelehrten von seltener Größe, sondern auch einen durch Humanität und außerordentliche Uneigennützigkeit ausgezeichneten und hochgeachteten Mann. Als Schriftsteller, Exeget, Grammatiker und besonders auch als hebräischer Dichter ragt er in der Neuzeit vor Allen hervor; als sachverständiger Herausgeber von alten Schriftwerken und Manuscripten im Bereiche der hebräischen Literatur hat er sich besondere Verdienste erworben, und als Lehrer hat er belebend und vorbildend für spätere Generationen gewirkt.

Luzzatto gehörte einer durch Geist und Gelehrsamkeit altberühmten Familie an, die er durch seine vielseitige Gelehrsamkeit und ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit weit überragt. Im J. 1638 schrieb Simon Luzzatto (welchen Herder im zweiten Theile seiner Adrastea „einen bescheidenen, feinen und klugen Rabbi" nennt) zu Venedig ein Buch (Discorso circa lo stato degli Hebrei ed in particolar dimoranti in Venezia), durch welches er seinen Glaubensgenossen eine größere bürgerliche Freiheit in der Republik verschaffen wollte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glänzte Mose Chajim Luzzatto als geistreicher Dichter und Moralschriftsteller.

Die vorzüglichsten Arbeiten des jetzt verstorbenen S. D. Luzzatto sind seine Abhandlung über die chaldäische Paraphrase des Pentateuch (Philoxenus), ein (nicht vollendeter) Commentar (nebst italiänischer Uebersetzung) zu Jesaja, ein Band hebräischer Dichtungen, eine hebräische Grammatik; ferner die Sammlung und kritische Ausgabe des Divans (hebräischer Poesien) des Juda Hallevi, des Castilianers u. a. m.

Möchte seine an seltenen Werken und Manuscripten reiche Bibliothek, auf die er große Kosten und unsägliche Mühen verwendete, einem Sach- und Fachkundigen anvertraut bleiben!

K.

Böhmen.

Die Sitte, Krankheiten auf Bäume zu überpflanzen.

In der ältesten Arzneikunst des Volkes spielen die Bäume eine merkwürdige Rolle, indem sie nicht bloß in Verbindung mit Zaubersprüchen und symbolisirenden Handlungen den Dämon der Krankheit vertreiben, sondern auch bei Anwendung altheiliger Worte und frommer Gebräuche die Krankheiten von dem leidenden Wesen auf sich selbst übertragen lassen. In zahlreichen Formen kommt der uralte Glaube vor, daß man mit passenden Beschwörungsformeln die Krankheiten, wie auch das Unglück im Baume verschließen könne, aus denen sie sich nicht mehr frei machen können. Man findet nicht sobald ein Volk, welches diesem Glauben lebhafter zugethan wäre, als das čechische. Schon in den ältesten Quellen werden derartige Zaubersprüche erwähnt. Der Chronist Cosmas erzählt von der Kaša, der Schwester Libuša's, daß sie, ausgezeichnet durch ihre Kenntniß der Naturkräfte, durch Kräuter und Zauberlieder heilte, ja durch ihre Beschwörungen zuweilen selbst den Tod glücklich abwendete. Im christlichen Zeitalter trieben, wie die noch zahlreich vorhandenen Erlässe und Verbote der Fürsten und Bischöfe beweisen, die Zauberer und Wahrsager ihre Kunst in ungeschmälertem Ansehen fort. In jedem Jahrhunderte wurde gegen sie geschrieben und gepredigt; allein was half dies? Im Jahre 1376 eiferte der gelehrte Stitny genau gegen dieselben Personen, die schon Herzog Bretislav im Jahre 1092 auszurotten gesucht hatte. Namentlich wendete sich Stitny gegen die Wahrsagereien und gegen jenen Aberglauben, welche sich nicht an die ärztliche Wissenschaft halten, sondern segnen oder etwas auf einen Apfel schreiben, auf eine Oblate oder auf ein Blatt. Alle diese Dinge seien gegen Gott und die Kirche und eine pure Lüge, und wiewohl sie den Körper heilen wollen, so tödten sie doch Leib und Seele zugleich. In einem hussitischen Verzeichnisse solcher Personen, welche zum heil. Abendmahle nicht zugelassen wurden, befinden sich nebst den Wahrsagern auch die Heilkünstler (Lekovnici), die sich unterfangen, durch Zaubersprüche Krankheiten heilen zu wollen. Aehnliche Zeugnisse finden sich aus allen späteren Jahrhunderten.

Heutzutage ist die Sache nicht viel anders geworden. Noch jetzt giebt es beinahe in jedem Dorfe einen „kundigen Mann," einen „Wunderdoktor," an den man sich in seiner Drangsal vertrauensvoll wendet, denn der Glaube an seine Kunst ist unerschütterlich. Die Zahl der „Bannmänner" in Böhmen ist Legion und ihr Ruf geht zuweilen sogar über die Landesgränze hinaus. So erzählt Karl Haupt in seinem Sagenbuche der Lausitz, daß daselbst bis auf den heutigen Tag „Bannmänner" aus dem benachbarten Böhmen verschrieben werden, besonders wenn es gilt, plötzlich krank gewordenes Vieh zu kuriren, d. h. von der ihm angethanen Behexung zu befreien. Und zwar ist das nicht bloß Sitte bei den wendischen Bauern — man weiß selbst von Pfarrfrauen, daß sie zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen. Die Kuren dieser Bannmänner sollen verschieden sein. Bei einem Bauer in der Nähe von Görlitz wurde unter unheimlichen Ceremonien ein Brei gekocht, in einen Topf gethan und auf dem

höchsten Gipfel einer bei dem Gehöfte befindlichen Fichte gehangen. Der Pastor des Ortes konnte leider nicht erfahren, woraus der Brei bestand.

Was nun die Krankheiten betrifft, die man auf die Bäume übertragen kann, so werden jene geradezu als elbische Wesen, als böse Dämonen betrachtet und auch als solche behandelt. Da ist nun zuerst das Fieber, von dem man sich auf solche Art zu heilen vermag. Am häufigsten wird dasselbe in einen Hollunderbaum gebannt. Fühlt Jemand, daß über ihn das Fieber komme, so bindet er sich rasch ein Haferstrohseil um den Hals und eilt hernach zu einem Hollunderstrauche, schüttelt diesen dreimal und spricht dreimal die Worte:

„Holder, Holder, Holder du!
Auf mich kriecht die Kälte zu,
Bis sie aber mich verläßt,
Kriecht sie auf dich und hält dich fest."

Nach diesem Beschwörungsspruche springt der Kranke auf Einem Fuße rucklings nach Hause und ist ganz gesund, denn das Fieber ist auf dem Hollunderstrauche zurückgeblieben.

Vom Fieber erlöst auch ein Herzkirschbaum. Der Fieberkranke legt sich nämlich in der Nacht nackt unter einen Herzkirschbaum und schüttelt, mit dem Rücken dem Baume zugewendet, den Thau auf sich herab. Da hört das Fieber augenblicklich auf. Er kann aber auch unter einen wilden Birnbaum gehen und dort andächtig beten; begiebt er sich dann stillschweigend zurück, ohne rückwärts zu blicken, oder Jemanden anzuschauen, so bleibt das Fieber bei dem Birnbaum zurück.

Wer das Fieber hat, soll Abends zu einer alten Weide gehen, die am Wasser steht, und dort so lange bleiben, bis der Fieberanfall vorüber ist. Dann binde er etwas von sich an den Baum und laufe so schnell als er kann, ohne sich umzusehen, nach Hause, wogegen das Fieber auf dem Baume hängen bleibt. Er kann aber auch einen hölzernen Keil in den Baum einschlagen und dabei rufen: „Da schlag ich dich ein, daß du nie mehr auf mich kommst." So wird er des Fiebers ebenfalls los; nur darf er beim Nachhausegehen sich nicht melden, wenn ihn eine Stimme rufen sollte, und umsehen darf er sich ebenfalls nicht.

Derjenige, welcher an Gicht oder Gliederreißen leidet, nehme am ersten März eine Nadel, steche sich mit ihr in das leidende Glied und fange das Blut in ein reines neues Stückchen Tuch auf; nachher verlasse er vor Sonnenaufgang heimlich seine Wohnung und gehe, ohne unterwegs Jemanden anzureden, zu einer nahen Birke. Diese bohre er an, stecke das Tuch hinein und stopfe dann das Loch mit einem Pflocke zu. Wenn die Rinde wieder darüber wächst, so verschwindet seine Gicht.

Die sogenannte „Rose" kann man in einen Eichenbaum bannen. Man thut auf eine Pfanne glühende Kohlen, schüttet geweihte Kräuter aus einem Kranze vom Frohnleichnamsfeste und einige trockene Rosenblätter hinein und beräuchert damit den Kranken. Dabei hat man dreimal nach einander zu sprechen:

„Ich verwünsche euch, Gliederweh,
Brandweh, Beinweh!
In die tiefe Waldung,
In die hohe Eiche,
In das stehende Holz
Und in das liegende,
Dort schlagt euch herum und stoßet zu,
Und gebet dieser Person Ruh!"

Während diese Bannformel hergesagt wird, muß die kranke Person das „Vaterunser," den „Glauben" und „Gegrüßt sei, o Königin" beten. Hierauf entweicht die „Rose" in den Eichenbaum.

Auch das Zahnweh kann in einen Baum verwiesen werden. Wer gar zu arge Zahnschmerzen hat, der gehe zu einem Hollunderbaume und schneide einen Span aus seinem Holze heraus. Hierauf ritze er das schmerzende Zahnfleisch mit dem Span, bis dieser blutig wird, dann setze er den Span sorgsam wieder ein und verbinde die Rinde. So bleibt das Zahnweh im Hollunderstamme haften und der Mensch hat Ruhe.

Die Schwindsucht kann ebenfalls unter gewissen Gebräuchen auf den Hollunder übertragen werden. Gewöhnlich sucht man sie auf folgende Weise zu beheben: Bei Sonnenuntergang begiebt sich der Kranke mit einem alten Weibe zu einem Hollunderstrauche, wo er spricht:

„Hollunder, es schickt mich Gott zu dir,
Daß du die Schwindsucht nimmst von mir."

Hierauf knieen die Beiden einander gegenüber und beten mit gefalteten Händen ein Vaterunser. Ist dies geschehen, so legt das alte Weib die Hände des Kranken auf seinen Kopf, schaut zum Himmel empor, seufzt tief auf und spricht dann ein Gebet, welches der Priester beim Segen betet. Wenn die ersten Sterne zu sehen sind, geht der Kranke nach Hause und kann sicher sein, es werde ihm bald geholfen werden.

Allein nicht blos Krankheiten, sondern auch die einem Menschen drohende Gefahr kann ein Baum auf sich nehmen. Diese Kunst sollen besonders die Jäger und Wildschützen verstehen, denen seit Alters eine geheimnißvolle Macht zugeschrieben wird. So soll einst ein Raubschütze die Kunst gekannt haben, sich gegen die Verwundung mit was immer für einer Waffe zu schützen. Er vergoß nämlich einige Tropfen seines eigenen Blutes in einen angebohrten grünen Baum, hämmerte hierauf das Loch mit einem Keile fest zu, und nun war jede Todesgefahr von ihm genommen.

Alfred Waldau.

China.

Gewalt- und Schelmen-Streiche in China.*)

Wir haben viele Geschichten von pfiffigen Schurken aus unserem Lande gehört, — von Straßenräubern, die ihre Pferde verkehrt beschlagen hatten, so daß man glaubte, sie hätten gerade den entgegengesetzten Weg von dem eingeschlagen, den sie wirklich genommen, — von Taschendieben, die so ingeniöse Diebeswerkzeuge erfunden, daß sie den Verfertigern derselben nicht blos das, was sie für diese Anfertigung bezahlt, sondern noch ein gutes Theil mehr wegstibitzten, — von Weibern im Omnibus mit falschen handschuhbedeckten Händen, die ruhig auf den Knieen lagen, während die bebenden Finger der wirklichen Hände beschäftigt waren, aus den Taschen der Mitpassagiere rechts und links ihre Kontributionen zu erheben. Aber wie erfinderisch und posserlich bei uns die Stückchen der zahlreichen Klassen von Freibeutern, Betrügern, Schwindlern, Beutelschneidern und Gaunern sein mögen — einige der Kniffe ihrer chinesischen Kollegen können sich dreist mit den Leistungen der ausgezeichnetsten Helden und Heldinnen unserer Gefängnisse messen.

In Makao war zu ebener Erde ein großer Tisch zu einem Abendbrote gedeckt. Er war mit vielen Delikatessen besetzt, und wie gewöhnlich war ein Ueberfluß von Silbergeschirr da. Die

*) Nach Berichten englischer Touristen im Cornhill-Magazine.

Sonne war untergegangen, die Wachslichter waren angezündet, die Fenster offen, um die kühle Abendluft hereinzulassen. Plötzlich sah man, wie eine große Anzahl von Bambusstöcken zu allen Seiten aus der Veranda hereinkam; im selben Augenblicke war jede Kerze durch einen Pust aus diesen Röhren ausgelöscht. Der Saal war in Dunkel gehüllt, eine Diebsbande sprang herein, und ehe die verblüfften Gäste sich besannen, wo sie waren, oder was sie thun sollten, war das ganze Silbergeräth verschwunden. Ohne Zweifel war für ein Boot gesorgt, um den Raub entweder nach einer nahen Insel oder an's benachbarte Festland zu bringen. — Nie wurde eine Spur von den Räubern oder dem Raube entdeckt. Das Silber nahm schleunigst seinen Weg in die Schmelztiegel, und die glücklichen Eindringlinge, welche in der Nähe des Hauses ihre Spießgesellen hatten, fanden gewiß sehr leicht ihre Helfershelfer und Hehler unter den Ladronen, welche den seit undenklichen Zeiten von Plünderern und Piraten bewohnten Räuber-Inseln ihren Namen gegeben haben.

Ein Herr ging eines Tages in die Nachbarschaft von Makao spazieren, das eine der hübschesten und gesundesten Städte Süd-Chinas ist und viele Reize hat, um die Fremden anzulocken. In einem seiner Thäler wachsen Topfgewächse — smaragdfarbene hängende Urnen, mit klarem Wasser gefüllt, von niedlich ausgezackten Dächelchen beschützt, wie in einem Feengarten; in einem anderen sind die musikalischen Felsen, welche beim Anschlagen höchst eigenthümliche harmonische Töne von sich geben. Er erblickte in der Ferne eine Gruppe Chinesen, mit denen ein Spaziergänger tapfer rang. Sie überwältigten ihn, warfen ihn auf den Rücken, zwei ergriffen seine Arme, einer setzte sich auf seine Beine, ein vierter stopfte ihm Erde in den Mund und ein fünfter leerte seine Taschen. Selten sind diese Marodeurs bewaffnet oder wagen sich an dergleichen Plünderungen, wenn sie nicht weit stärker an Zahl sind. Auch greifen sie Keinen an, der Mittel zur Vertheidigung hat. Im gegenwärtigen Falle, wo sie durch das Erscheinen eines Einzigen gestört wurden, liefen sie Alle davon.

Doch zu einer Erzählung ernsterer Art: Die verwegenste That, von der ich je gehört, war die meuchlerische Ermordung Amaral's, des Gouverneurs von Makao. Er war nicht blos der Gegenstand des Hasses und Abscheu's, mit welchem alle Eroberer betrachtet werden; er wurde vom Ingrimm des Volkes noch ganz besonders deshalb verfolgt, weil er die Ruhe der Todten gestört, indem er über einen der nahen Begräbnißplätze einen öffentlichen Weg geführt und die Freunde und Familien der hier Ruhenden gezwungen hatte, die Särge derselben auf einen anderen Platz zu bringen. Um den Glauben der Chinesen zu kränken, läßt sich gar keine ärgere Schmach ausdenken. Die Bande, welche die Lebenden an die Häuser der Todten knüpfen, sind in China stärker, als in jedem anderen Theile der Welt. Nichts wird für wichtiger gehalten, als die Wahl des Ortes, wo die sterblichen Ueberbleibsel der Verwandten bestattet werden sollen. Die Auswahl eines geeigneten Fleckes wird oft Jahre lang hinausgeschoben; Familien-Berathungen finden statt, reich dekorirte Gewänder werden besorgt und Leichname bleiben über der Erde unbestattet auf Jahre hinaus, bis irgend eine glückverheißende Stelle entdeckt ist, wo der Geist des Geschiedenen Ruhe finden und die Opfer künftiger Generationen in Empfang nehmen kann. Man glaubt, das Land werde von den ruhelosen Geistern Derjenigen, die entweder kein Grab oder keinen ruhebringenden Fleck gefunden, unsicher gemacht werden. Wenn das Grab glücklich gewählt ist, glaubt man, der Geist sitze unsichtbar auf dem Grabsteine, welcher häufig die Gestalt eines Sessels hat, und betrachte von dort mit heiterem Wohlbehagen, was um ihn vorgeht, und nehme die jährlichen Opfergaben, welche zu seinen Ehren gebracht werden, freudig in Empfang. Amaral dachte wahrscheinlich gar nicht an den Sturm der Leidenschaft, den es erregen mußte, als er, um ein Werk für's allgemeine Beste auszuführen, beschloß, die theuersten Vorurtheile und die theuersten Sitten und Gebräuche des von ihm regierten Volkes außer Acht zu lassen. Er vergaß, daß sein Recht, sie zu regieren, in gleicher Weise in Abrede gestellt wurde von den chinesischen Autoritäten, wie von den chinesischen Residenten auf der Insel. Es war den Portugiesen niemals in formeller Weise abgetreten worden. Als die Absicht des Gouverneurs, die Grabsteine entlang der projektirten Straße zu entfernen, bekannt gemacht worden, entstand großes Murren unter der Bevölkerung, und viele Vorstellungen wurden in Betreff der Gefahren versucht, die ihm, wenn er auf seinem Plane beharre, drohen würden. Aber Amaral war einer der tapfersten Männer und hatte vom Muthe der Chinesen eine höchst geringe Meinung. Er war Kapitän im Seedienste seines Vaterlandes gewesen. Als Midshipman war ihm in der Schlacht ein Arm weggeschossen worden, und seines Ausrufs bei dieser Gelegenheit wurde mit stetem Lobe gedacht: „Schadet nichts, ich habe noch einen Arm zum Dienste meines Landes übrig!" — Die Mauern von Makao und den angränzenden Dörfern wurden mit Ankündigungen bedeckt, daß eine enorme Summe bezahlt werden würde für den Kopf des Barbaren-Häuptlings, der die geheiligten Wohnungen der Todten entweiht habe. Aber Amaral blieb taub für alle Warnungen, auf seiner Hut zu sein, und noch erst kurz vor der Katastrophe, nahe bei dem Orte, wo sie eintrat, und wohin er täglich zu reiten pflegte, — am Thore, welches das chinesische Gebiet von dem portugiesischen trennt, — sagte er lachend zu dem Schreiber dieses: „Es ist nichts zu fürchten, sie bieten mehr für meinen Kopf, als mein ganzer Leib werth ist." —

Drei Tage nach diesem Gespräch machten Amaral und sein Adjutant den gewohnten Spazierritt. Schon hatten sie fast das Thor erreicht, als drei wohlgekleidete Chinesen, welche Bambusknüttel in den Händen trugen, ihnen in den Weg traten. Sie schlugen auf den Gouverneur los, welcher von seinem Pferde fiel, über welches er, einhändig wie er war, wenig Gewalt hatte. Der Adjutant galoppirte mit unglaublicher Feigheit davon und ließ seinen Herrn in den Händen der Mörder. Ein amerikanischer Herr sah aus einiger Entfernung den ganzen Vorgang mit an. Als Amaral am Boden lag, trennte Einer der Chinesen mit einem riesigen Messer seinen Kopf vom Rumpfe, ein Anderer schnitt seine einzige Hand — die linke — ab, — dann gingen sie eilig mit ihren blutigen Trophäen fort und ließen den verstümmelten Leichnam auf der Straße liegen.

Der Charakter und sämmtliche Umstände dieser That führten zu Vorstellungen und Remonstrationen bei dem Kommissarius Yeh, dem Vicekönig von Canton. Man bestand auf der Verfolgung und Bestrafung der Mörder, auf Herausgabe von Hand und Kopf des Gouverneurs von Seiten der diplomatischen Vertreter der Vertragsmächte. Man wußte wohl, daß die Mörder die öffentliche Meinung vertraten und die höheren Werkzeuge der Volks-Leidenschaft seien, und man glaubte, man würde sie entschlüpfen lassen und nach chinesischer Praxis durch Unschuldige ersetzen. Aber in diesem Falle stellte es sich heraus, daß der Anführer das Verbrechen zum Gegenstande der Selbstverherrlichung machte und keine Reue bezeugte, sondern die That bejubelte, die er gethan. Das in Gyps eingebackene Haupt,

in einer runden Schachtel, und die Hand wurden den Autoritäten zu Makao ausgeliefert und mit allen Ehren auf dem katholischen Kirchhofe bestattet. Der Rädelsführer rühmte sich auf dem Wege zur Hinrichtung mit lauter Stimme des Gelingens seiner That und rief nicht das Mitleid, sondern die Billigung und den Beifall der Nahestehenden an. Die Cantonesen errichteten einen Tempel zu seiner Ehre und schossen höchst freigebig Geld zusammen für seine Familie und seine Nachkommen.

Dieser Brauch, den Wittwen und Kindern derer, die man für Opfer ungerechter Urtheilssprüche hält, Pensionen zu geben, ist in China ganz gewöhnlich. Bei Beamten höchsten Ranges, deren Verwaltung unglücklich gewesen, ist Selbstmord das gewöhnliche Ende, und die Berichte von schlechtem Erfolg sind gewöhnlich von einem selbstauferlegten Urtheile und einem Gesuche begleitet, daß Strafe, selbst Todesstrafe, die kaiserliche Belohnung sein möge. Es giebt in der chinesischen Geschichte viele Erzählungen von Censoren, welche eigens dazu bestimmt, die Ausführung der Kaiser zu überwachen und zu kritisiren, ihre Pflicht so unerschrocken ausübten, daß sie sich Verbannung und selbst den Tod unter Martern zuzogen.

Solche Männer werden in den alten Jahrbüchern mit besonderen Ehren erwähnt. Die strengen Urtheile der Censoren erscheinen in der offiziellen Pekinger Zeitung, und während des letzten Krieges wurden die strengsten Rügen über das ungeziemende Verfahren des regierenden Kaisers veröffentlicht, dessen Lasterhaftigkeit das Unglück des Reiches und das Waffenglück der fremden Barbaren offen zugeschrieben wurden. Er ließ sich herab, sich selbst zu rechtfertigen mit der Behauptung, die Censoren seien mißleitet, er sei nicht das unwürdige Wesen, als welches sie ihn hingestellt, aber er suchte sie durchaus nicht mit Bestrafung heim. Er erkannte an, daß er sich vergeblich an die Gottheiten gewendet, und daß er, außer Stande sie zu begütigen, nicht umhin könne, sein eigenes Unverdienst einzugestehen. Vor nicht gerade langer Zeit führten die despotischen Handlungen eines der großen Mandarinen in der Provinz Kiangsu zu Volks-Aufständen, und ein Aeltester von großem literarischen Rufe wurde vom Volke angegangen, eine Bittschrift an den Kaiser aufzusetzen, welche die Unthaten des hohen Beamten herzählte und um seine Entfernung bat. Die Bittschrift wurde von dem gewöhnlichen Gesuche begleitet, der Bittsteller möchte allein dafür bestraft werden, daß er sich unaufgefordert, obgleich hingestreckt auf den Boden, in „die heilige Gegenwart" gewagt und „den geheiligten Blick" erbeten, in seiner wunderbaren Herablassung auf die demüthige Vorstellung eines Sklaven herabzuschauen. Auf kaiserlichen Befehl wurde der Uebelstand abgestellt, der Mandarin fiel in Ungnade und ein beliebterer Beamter wurde an seiner Statt ernannt. Die hinzugefügte Bitte wurde zugestanden, der alte Schriftsteller bestraft. Denn die Vorstellungen, obwohl begründet, waren ein Vorwurf für die Regierung und warfen einen Makel auf die Verwaltung des Himmelssohnes — deshalb konnte er den seltsamen Konsequenzen der Strafbarkeit nicht entgehen — die Nägel wurden gewaltsam von den Fingern der Hand gerissen, welche die Petition geschrieben, und der Schreiber sodann hingerichtet. — Das dankbare Volk war zufriedengestellt; es wußte, daß die Verdienste dessen, der sich für ihr Wohl geopfert, ihm zweifellos die Unsterblichkeit des buddhistischen Himmels sichern würden, — d. h. ein sofortiges Aufgehen in der Gottheit. Sein Name sollte in ehrenvoller und stets dauernder Erinnerung auf den Tafeln des Ahnentempels erwähnt werden, und seiner Familie wurde eine reiche Pension zugesichert.

So war das Unrecht bestraft, das Verdienst würdig belohnt, des Kaisers Autorität aufrecht erhalten, die Stimme des Volkes war durchgedrungen, und Alles war, wie es sein sollte.

Neben dem Hause des Gouverneurs von Hong Kong stand das seines Adjutanten. Wie so viele andere Häuser, war es mit einem langen steinernen Durchgang gebaut, an dessen beiden Seiten die Zimmer sind, und an dem Ende, hart an einer Wand, war eine große Glocke, die man, wie es die Sitte gebietet, brauchte, um von der Ankunft von Gästen Nachricht zu geben, um die Essenszeit anzukündigen und sonst der Dienerschaft Zeichen zu geben. — In einer Nacht wurde die Stille durch das ungewöhnliche Getöse der Glocke unterbrochen. — Jedermann wachte auf, und man entdeckte, daß Einbruchs-Diebe ein Loch durch die Wand gemacht, und daß der Anführer der Bande, als er seinen Kopf vorstreckte, an die Glocke gestoßen hatte, deren Gelärm die ganze Bewohnerschaft auf die Beine brachte, und die ganze Bande, allarmirt durch diese unerwartete öffentliche Ankündigung ihrer verstohlenen Ankunft floh davon; Einer wurde in's Bein geschossen und gefangen genommen, die Anderen entkamen im Dunkel der Nacht.

In der Zeit, als reiche Belohnungen angeboten wurden für die Aufhebung von Barbaren und die Ablieferung ihrer Köpfe an die chinesischen Autoritäten, — die Summe für Personen des niedrigsten Standes war 100 Unzen (Tael's) Silber und stieg in rascher Progression zu ungeheuren Summen für höhere Beamten — war Alun, der Bäcker von Hong Kong, der Gegenstand großer Entrüstung in England, weil er angeblich die Arsenik-Vergiftung von mehr als 350 Personen veranlaßt hatte; aber Alun war ohne Zweifel unschuldig. Die Verbrecher waren wahrscheinlich zwei Werkführer der Bäckerei, und man hat Grund zu glauben, daß der für diesen ungeheuerlichen Mord bezahlte Preis 500 Dollar waren, zusammengebracht von einer Gesellschaft in Canton, die öffentlich ankündigte, sie suche durch Subskriptionen auf jede Weise die „fremden Teufel" loszuwerden, und welche den Tarif der Belohnungen, abgestuft nach der offiziellen Stellung der an die dazu bestimmten Autoritäten lebendig oder todt einzuliefernden Individuen, veröffentlichte.

Vier oder fünf Köpfe wurden auf den Mauern von Canton aufgestellt und durch Plakat für die von Engländern ausgegeben. Einige von ihnen waren sicher Laskaren, aber es herrscht einiger Zweifel, ob überhaupt einer davon thatsächlich aufgehoben worden, da man nicht wußte, daß irgend ein Mitglied der Kolonie abhanden gekommen wäre, und man glaubte, die Köpfe seien von den Leibern solcher getrennt worden, die eines natürlichen Todes gestorben und, um den ausgebotenen Preis zu erhalten, an die Mandarinen abgeliefert worden. Es geschahen viele Brandstiftungs-Versuche in der Kolonie, von denen aber nur einer gelang; verschiedene Anschläge zu Meuchelmord wurden gemacht, einer davon ein Pulverkomplott, die Hauptkirche in die Luft zu sprengen, wenn alle Würdenträger beim Gottesdienste wären; Meuchelmorde sollten aus dem Hinterhalte stattfinden, aber in fast jedem einzelnen Falle wurden die Projekte der Regierung hinterbracht, die Gesellschaften entdeckt und durch geeignete Vorkehrungen unschädlich gemacht.

Wie geschickt die englischen Taschendiebe im Schnupftuch- und Börsenstehlen, sowie in anderen Kniffen sein mögen, die zu Canton sind weit kecker und erfindungsreicher, und sonderbar, selten geschieht etwas von Seiten der Vorübergehenden, um dem Beraubten beizustehen oder den Dieb festzunehmen. Ein Ladenbesitzer wird seinen Laden nicht verlassen, um einen Dieb anzuzeigen, der unmittelbar an seiner Thür Plünderungen ver-

übt, sondern wird wahrscheinlich über die Courage des unverschämten und glücklichen Vagabunden lachen, der unbelästigt seinen Raub davonträgt. Es ist vorgekommen, daß ein einzelner Dieb eine Sänfte angehalten und den darin Sitzenden beraubt hat, während die Träger (nicht als Mitschuldige, sondern weil sie ihrer Meinung nach die Sache nichts anging) stehen blieben und zusahen, wie die nichtswürdige That geschah. In einem Falle, wo ein kurzsichtiger Mann in einer Sänfte getragen wurde, nahm man ihm zuerst die Brille ab, ehe man seine Taschen leerte, und der Raub geschah in einer langen Straße, wo fortwährend zahlreiche Menschen vorbeigingen. Morde geschehen häufig in den Booten von Hong Kong, vor vielen Zuschauern, ohne daß Einer es der Mühe werth hält, das Verbrechen zu hindern oder die Verbrecher anzuzeigen.

Kleine literarische Revue.

— **Deutsches Shakespeare-Jahrbuch.***) Die bei dem dreihundertjährigen Jubiläum des großen britischen Dichters in Weimar gegründete „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" beschloß damals zugleich die Herausgabe eines Jahrbuches, dessen Redaction dem trefflichen Uebersetzer der Shakespeare-Sonnette, Friedrich Bodenstedt, übertragen wurde und dessen erster Jahrgang in würdiger Ausstattung jetzt vor uns liegt. Aber auch der Inhalt darf wohl als ein werthvolles Merkmal deutschen Verständnisses und deutscher Kritik des unsterblichen englischen Dichters bezeichnet werden. Wir sind zwar oft schon der hierzulande vielverbreiteten Meinung entgegengetreten, daß man in Deutschland die Dramen Shakespeare's besser verstehe und zu würdigen wisse, als in England, ja, daß erst die deutsche Kritik den alten, in seinem Vaterlande halb vergessen gewesenen Shakespeare dort wieder zu Ehren gebracht habe, aber wir würden es kaum bestreiten können, wenn man die Behauptung aufstellen wollte, daß ein Shakespeare-Jahrbuch, wie das vorliegende, so reich an vielseitigen Studien des Dichters und seiner Zeit und so voll von neidloser Anerkennung des Geistes eines fremden Volkes, in keinem anderen Lande möglich sei. Ein Theil der Vorstands- und einige andere Mitglieder der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft haben sämmtliche Beiträge dieses Jahrganges geliefert. Wir nennen hier einstweilen nur die Namen der Verfasser, indem wir uns vorbehalten, auf einzelne Arbeiten näher zurückzukommen. Es sind außer dem Herausgeber (der das Programm und ein Portrait der berühmten Shakespeare-Darstellerin, Mrs. Siddons geliefert) die Herren A. Koberstein, N. Delius, H. Ulrici, Karl Elze, A. Schöll, Hans Köster, H. v. Friesen, F. A. Leo, Michael Bernays, Ludwig Eckardt, William Bell, Reinhold Köhler und Albert Cohn (welcher Letztere eine merkwürdig reichhaltige Bibliographie aller vom Januar 1864 bis Juli 1865 im Druck erschienenen Shakespeariana geliefert). In seinem Programm sagt der Herausgeber: „Neben den philologischen Interpretationen wird das Jahrbuch den scenischen Darstellungen der Dramen des Dichters eingehende Aufmerksamkeit widmen. Keine würdige Aufführung eines Shakespeare'schen Stückes soll unbeachtet bleiben, und es wird dabei Gelegenheit genommen werden, die hervorragendsten und schwierigsten Charaktere zu beleuchten, sowie ihre Auffassung durch begabte Künstler der Gegenwart mit derjenigen älterer berühmter Schauspieler zu vergleichen, soweit unsere Kunde zurückreicht. Daran schließen sich dann von selbst Abhandlungen über die Composition der einzelnen Stücke, sowie aufklärende historische und ästhetische Untersuchungen."

Die Mitgliedschaft der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" wird durch Einsendung des Jahres-Beitrags von drei Thalern an den geschäftsführenden Ausschuß in Weimar erworben; jedes Mitglied erhält ein Exemplar des Jahrbuchs gratis.

— **J. J. Weber's „Illustrirter Kalender."***) Der mit der trefflichen Leipziger „Illustrirten Zeitung" seit einundzwanzig Jahren Hand in Hand gehende „Illustrirte Kalender" ist auch in seinem vorliegenden Jahrgang ein treuer Spiegel der Gegenwart in ihren Kultur-Bestrebungen auf wissenschaftlichem und gewerblichem Gebiete. „Unter dem Geräusche der Waffen," heißt es in diesem Jahrgange mit Bezug auf das Jahr 1864, „hat doch auch das Kulturleben, das dem Fortschritte förderlicher ist, als Staats-Actionen, nicht geruht, und was auf diesen Gebieten Denkwürdiges geschehen: der Kampf der Meinungen, die gegensätzlichen Bestrebungen, die friedlichen Triumphe des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften und Künste — das Alles hat seine gesonderte Stelle in den verschiedenen Abtheilungen dieses Kalenders, wobei wir noch bemerken, daß die Bereicherungen der Sternkunde in der astronomischen Abtheilung des Calendariums zu suchen sind, wo ihre gemeinverständliche Darstellung auch dem Laien in dieser Wissenschaft Interesse einflößen wird." Wir entnehmen dieser astronomischen Abtheilung, die, soviel uns bekannt, von Herrn Dr. Adolph Drechsler redigirt wird, die nachstehende interessante Notiz: „Sowohl in der beobachtenden, als in der berechnenden Astronomie hat sich eine große Thätigkeit der Astronomen kundgegeben, und auch die Liebhaber der Astronomie haben in verschiedener Weise zur Förderung dieser Wissenschaft beigetragen. Das plangemäße Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte, welches durch die „Astronomische Gesellschaft" erzielt worden, trägt wesentlich dazu bei, die sich anhäufenden Arbeiten der praktischen Astronomen zu einheitlicher Vervollständigung auszuführen, so daß die Wissenschaft in ihren Prinzipien und in der Anwendung derselben ebenso in Harmonie erscheint, wie das All in seinen Gesetzen, und in der Herrschaft dieser Gesetze ein harmonisches Ganzes sich darstellt, welches die Manifestation der Gedanken des Urgeistes, die Verwirklichung der Idee des sich selbst vor unseren Blicken verbergenden Wesens, **das Werk Gottes**, stets war, ist und sein wird."

— **Die Prachtausgabe von Holtei's schlesischen Gedichten.****) Wir freuen uns, unseren Bericht über die poetischen Geschenke, die uns diesmal das Weihnachtsfest bringt, mit der Anzeige eines ebenso innerlich wie äußerlich prachtvoll ausgestatteten Buches beginnen zu können, das in seiner schlichten Form weit verbreitet im Volke ist und nunmehr auch auf eleganten Lesetischen mit

*) Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Erster Jahrgang (XVIII u. 457 S. gr. 8.). Berlin, Georg Reimer, 1865.

*) Für 1866. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 21ster Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber.

**) Schlesische Gedichte, von Karl v. Holtei. Neunte Auflage. Mit einem Glossar von Karl Weinhold. Mit Bildern und Zeichnungen von August v. Heyden. Breslau, Eduard Trewendt, 1865.

Vergnügen gelesen werden wird. Es ist die neunte Auflage von Karl v. Holtei's Gedichten in schlesischer Mundart, die ein geistreicher Künstler, Herr August von Heyden, mit geschmackvollen Illustrationen, und der bekannte Germanist, Professor Karl Weinhold mit einem reichhaltigen (gegen früher sehr vermehrten) Glossar ausgestattet hat. Weinhold sagt von dem Dichter: „Immer noch behauptet Holtei den ersten Platz unter den schlesischen Dialekt-Dichtern; ja, je länger, desto mehr wird er von ihnen als der Meister anerkannt, dessen Weise jeder nachzuahmen hat, der nicht bloß schlesische Laute, sondern auch schlesische Denk-, Rede- und Lebensart nachbilden will. Jemehr sich die neue Zeit auch in Schlesien rührt und die alten provinziellen Formen des Lebens und der Sprache den überwältigenden Einfluß des allgemein deutschen Lebens erfahren, um so werthvoller werden Holtei's schlesische Gedichte, denn sie geben den rechten Zustand unserer Mundart und malen unsere Leute nach ihrer alten Eigenthümlichkeit." — Wir fügen noch hinzu, daß Holtei in seiner provinziellen Heimat als „der schlesische Dichter" par excellence gilt. Seine Dichtungen in dieser Mundart, wenn sie vorgetragen werden und besonders wenn er es selbst thut, wirken elektrisch und begeisternd auf die naiven Zuhörer aus dem schlesischen Volke, und man kann ihn daher auch in gewissem Sinne volksthümlicher, als die plattdeutschen Dichter Fritz Reuter und Klaus Groth nennen. Es giebt bereits mehrere sehr wohlfeile Volksausgaben dieser Gedichte; die vorliegende ist die erste Prachtausgabe, die hoffentlich nicht minder viel gekauft werden wird, als jene. Wie sehr der Schlesier ganz und gar Preuße ist, das spiegelt sich auch in Holtei's Dichtungen ab, die, wie das Land selbst, auch nicht die leiseste Spur mehr der früheren Verbindung mit dem benachbarten Oesterreich verrathen. Friedrich der Große, der die Provinz mit Preußen und dadurch mit Norddeutschland vereinigt hat, ist der vergötterte Held der schlesischen Sage und Dichtung, wie es auch in Holtei's „Lessing und a Fäfferküchler" heißt:

„Vor hundert Jahren war amol a Künig, Fritze hiess a,
Där schlug sich mit där halben Welt und seine Feinde schmiess a,
Und krizt' a eens, do wußt' a's gleich getuppelt zu bezahlen,
Wenn är, daß är gerieten kam mid seinen Jenneralen."

— **Der große König und sein Rekrut.***) Wir reihen an die Anzeige von Holtei's schlesischen Dichtungen die eines anderen Volksbuches, das den politischen Erlöser Schlesiens und dessen civilisatorischen Reformator zum Gegenstande hat. Die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig versteht es, sowohl wissenschaftliche als geschichtliche und kulturhistorische Stoffe zu belehrenden und unterhaltenden Volksbüchern verarbeiten zu lassen, von denen stets um die Weihnachtszeit neue und — was ihre Ausstattung betrifft — mit jedem englischen und französischen Buche dieser Art es aufnehmende Publicationen erscheinen. „Der große König und sein Rekrut" ist eine solche Bearbeitung der Geschichte des siebenjährigen Krieges für die deutsche Jugend, in Form einer unterhaltenden Erzählung. Wie glücklich diese Idee und ihre Ausführung war, beweist der Umstand, daß seit drei Jahren bereits die dritte Auflage dieses Buches nothwendig geworden, welches sich die schöne Aufgabe gestellt hatte, der deutschen Jugend den großen König nicht blos als Kriegsmann, sondern auch als den größten geistigen Helden seiner Zeit darzustellen, dem es gelungen, mitten in dem faulen Europa und in dem zerfallenen Deutschland einen aller Welt imponirenden Geistesstaat zu schaffen — einen Staat, der, so lange er, nach Friedrich's Willen, ein Staat des Geistes, der Wissenschaft, der Denk- und der Glaubens-Freiheit geblieben, unüberwindlich nach jeder Richtung hin war. Auch der General-Inspecteur des preußischen Militair-Erziehungs- und Bildungswesens, Herr General der Infanterie von Peucker, hat durch Erlaß vom 14. Februar 1863 dieses Buch den unter seiner Leitung stehenden Anstalten empfohlen, indem er bestätigt: „das Werk führe die Thaten des großen Königs und seiner Armee mit patriotischer Begeisterung in farbenreichen Bildern vor, welche Herz und Gemüth jugendlicher Leser zu erheben und zu erwärmen im Stande seien."

*) Der große König und sein Rekrut. Lebensbilder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Unter theilweiser Benutzung eines historischen Romans von A. H. Brandrupp, für Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von Franz Otto. Dritte durchgesehene Auflage. Erster und zweiter Theil. Mit zahlreichen Ton- und Buntdruck-Bildern und vielen in den Text gedruckten Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer, 1866.

Literarischer Sprechsaal.

Das in Nr. 45 des „Magazin" besprochene Werk „Phrasia" von A. Wilson, ist keineswegs, wie dort angenommen wird, das erste in Amerika erschienene Buch über vergleichende Sprachwissenschaft. Vielmehr erschien bereits im J. 1853 in New-York ein allerdings ganz auf deutschen Arbeiten, namentlich auf denen von Schleicher, fußendes Werk unter folgendem Titel: „Outlines of Comparative Philology, with a Sketch of the Languages of Europe, arranged upon Philologic Principles; and a brief History of the Art of Writing. By M. Schele de Vere, of the University of Virginia." (438 p.) W. F.

Von den kürzlich in diesen Blättern angezeigten Gedichten des Königs Karl XV. von Schweden ist soeben eine Auswahl in deutscher Uebersetzung erschienen*), von denen einige, wie „Des Herzens Heim" (Heimat) und „Die Lilie", auch in Deutschland mit Theilnahme und mit Achtung vor den edeln Gesinnungen des Dichters gelesen werden dürften.

Dem „Shakespeare-Jahrbuch" entlehnen wir nachstehende statistische Notiz über die im Jahre 1864 stattgefundenen Aufführungen Shakespeare'scher Dramen auf den acht bedeutendsten Hofbühnen Deutschlands. In Berlin wurden 15 Stücke gegeben in 58 Aufführungen; in Weimar 14 Stücke in 18 Aufführungen; in Karlsruhe 13 Stücke in 18 Aufführungen; in Wien 12 Stücke in 23 Aufführungen; in Dresden 11 Stücke in 22 Aufführungen; in München 10 Stücke in 14 Aufführungen; in Hannover 9 Stücke in 17 Aufführungen und in Stuttgart 8 Stücke in 10 Aufführungen.

Aus München wird der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" berichtet: „Der durch seine schriftstellerischen Arbeiten in weiteren Kreisen bekannte Professor Dr. Heinrich Brentano ist zum Rector an der k. Gewerbeschule in Fürth ernannt. Diese Ernennung ist um so beachtenswerther, als Herr Dr. Brentano ein Jude ist, unseres Wissens der erste, welcher in Baiern mit der Leitung einer solchen Unterrichtsanstalt betraut wurde — ein erfreulicher Beweis, daß in den bairischen Regierungskreisen die Confession nicht mehr ein Hinderniß für höhere Anstellungen und Uebertragung von Vertrauensposten bildet."

*) Gedichte von C. Aus dem Schwedischen. Berlin, Stilke & van Muyden, 1866.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 2. December 1865. — [Nº 49.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die neue Sündfluth. Roman von Julius Rodenberg. 673. — Kaiser Rudolf II. und seine Zeit, von Gindely. 676.

Schweiz. Neuestes zur Tellsage. 677.

Frankreich. Die apokryphischen Evangelien. 679.

England. Aus Miß Berry's Memoiren. Napoleon als Erster Consul. — Die Ermordung des Herzogs von Berry. — Der englische Hof unter Georg IV. 681.

Spanien. Reise-Erinnerungen eines Caballero. 683.

Kleine literarische Revue. Fritz Reuter und seine Dichtungen. 684. — Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten. 684. — Mendel Gibbor und Hermann Schiff. 685. — Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohs. 685. — Weihnachts-Literatur. 685.

Literarischer Sprechsaal. Portugiesische Literatur. 686. — Der Musterschatz. 686. — Der pädagogische Verein und die Jugend-Literatur. 686.

Literarische Anzeigen.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

So eben erschien:

Dieterici, Prof. Dr., **Die Propaedeutik der Araber** im zehnten Jahrhundert. Mit 1 Karte und 2 Schrifttafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr 15 Sgr.

Nitzsch, Lic. Friedr., **Augustinus' Lehre vom Wunder.** Ausführlich dargestellt. gr. 8. geh. 18 Sgr. (787)

Bei **A. Büchting** in Nordhausen erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerland, Dr. **G.,** Ueber Goethe's historische Stellung. Eine Abhandlung. gr. 8. 1865. geh. Preis 10 Sgr.

Riecke, Dr. **C. F.,** Der Volksmund in Deutschland. „Sonst" und „Jetzt". Ein Wegweiser im deutschen Vaterlande für's Volk und seine Lehrer. gr. 8. 1865. geh. Preis 1 Thlr. (788)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von

Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 4 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

So eben verlässt die Presse das Doppelheft September-October.

Mit einer Photographie.

(Lebensgrosses Crucifix von Albrecht Dürer.)

Polemik über die Medicäergräber Michelangelo's in San Lorenzo zu Florenz. — Charakter Giuliano's, Herzog von Nemours. — Vasari im Atelier Michelangelo's. — Raphaels angebliches Portrait Giuliano's. — La bella Visconti in Besitz des Herrn Oberst Rothpletz zu Aarau. — Lebensgrosses Crucifix von Dürer in Besitz des Herrn Egli-Wegmann zu Basel. — Artikel der Indépendance Belge über moderne Kunstsammlungen. (789)

Neue englische Reisewerke.

A. Asher & Co.

20. Unter den Linden

empfingen soeben:

Narrative

of an

Expedition to the Zambesi

and its Tributaries;

and of the discovery of the lakes Shirwa and Nyassa.

1858—1864.

By **David** and **Charles Livingstone.**

With map and Illustrations.

gr. 8. 7 Thlr. 20 Sgr.

Transylvania

its produits and its people.

By **Charles Boner.**

With map and numerous Illustrations.

gr. 8. 7 Thlr. 20 Sgr.

Peking and the Pekingese

during the first year

of the British Embassy at Peking.

By **D. F. Rennie** M. D.

With map and Illustrations.

2 vols. 8. 8 Thlr. 25 Sgr. (790)

Im Verlage von **August Hirschwald** in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die

nationale

Entwickelung und Bedeutung

der

Naturwissenschaften.

Rede

gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Naturforscher-Versammlung zu Hannover am 29. September 1865

von

Rudolf Virchow.

Preis: 8 Sgr. (791)

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

John Flaxman's

Umrisse zu Homer's Ilias und Odyssee.

62 Kupfertafeln in Folio,

gestochen von

E. Riepenhausen.

Mit erläuterndem Texte.

Neue Auflage.

4 Thaler.

Diese neue Auflage des berühmten und classischen Werkes ist bedeutend im Preise ermässigt (frühere Ausgaben kosteten 6 Thlr. 20 Sgr.) und wird einer jeden Bibliothek zur Zierde gereichen. **Cartonirte** und gebundene Exemplare, die sich vorzugsweise als Geschenk eignen, sind ebenfalls vorräthig. (792)

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Jahrbuch

für Litteraturgeschichte.

Herausgegeben

von

Dr. Richard Gosche,

ord. Professor an der Universität Halle.

Erster Band.

gr. 8. geheftet 2 Thlr. 15 Sgr.

Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieses Unternehmens verbreitet sich der dieser Nummer beiliegende Prospekt, der auch durch jede Buchhandlung zu erhalten ist. (794)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

So eben erschien in unserem Verlage:

Der Königstochter Brautfahrt.

Norwegische Dichtung in zwölf Romanzen von **Andreas Munch,** deutsch von **L. von Arentschildt.** Preis geb. 15 Gr.

Die reizende Dichtung, welche hier zum ersten Male in fließender Uebersetzung den Freunden der nordischen Poesie geboten wird, dürfte sich, der sehr hübschen Ausstattung wegen, besonders zu einem Weihnachtsgeschenke empfehlen. (793)

Hannover.

Schmorl & von Seefeld.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Jacob Asmus Carstens.

Vortrag gehalten am 6. März 1865

von

Herman Grimm.

Lex.-Octav. Velinpapier. 7½ Sgr.

Dieser Vortrag füllt das Aprilheft der in unserm Verlage erscheinenden Monatsschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke", von dem eine kleine Anzahl von Exemplaren für den obigen Preis einzeln abgegeben wird. (795)

Soeben erschien in unserm Verlage:

Cultur und Rechtsleben

von

Wilhelm Arnold,

ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Auf den Zusammenhang des Rechts mit der Cultur überhaupt und zwar nicht blos bei seiner ersten Entstehung, sondern auch im Fortgange und weiteren Verlauf der Entwicklung, auf das lebendige Wechselverhältniß, in welchem es jederzeit mit den übrigen Seiten des Volkslebens, insonderheit mit dessen wirthschaftlichen Zuständen befindet, hinzuweisen und versuchsweise die allgemeinsten Wechselwirkungen zwischen dem Rechts- und Culturleben eines Volkes für römisches und deutsches Recht darzuthun, war die Hauptaufgabe, die sich der Verfasser stellte. In drei Büchern werden behandelt: Volksleben und Recht, die Elemente des Rechts, Geschichte und System des Rechts. (796)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In der Verlagsbuchhandlung Louis Gerschel in Berlin erschien so eben:

Literaturgeschichte der synagogalen Poesie.

Von

Dr. Zunz.

Ein Band von XI und 666 Seiten. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Einer Empfehlung bedarf ein Werk von Zunz wohl kaum. Die beste Empfehlung für das vorliegende ist, dass der Herr Verfasser seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiete als „Vorarbeiten des jetzigen Buches“ bezeichnet. (797)

Julius Rodenberg: (798)

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Vier Bände. 8. Velinpapier. 5 Thlr.

Die französische Revolution von 1789, in ihrem Grundgedanken sittlicher Befreiung erfaßt, und zwei Menschenseelen, in denen sich unter heftigem Ringen dieser Prozeß, Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, vollzieht, die sich über den Abgrund hinüber sehen, suchen, finden: das ist das Thema dieses Romans, welcher die beiden Weltstädte London und Paris umfaßt, aus den schimmernden Höhen der höfischen Kreise hinabführt in das eiserne Treiben der Schreckensherrschaft und mit dem Augenblick abschließt, wo Napoleon die Weltbühne betritt.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

9 Bogen. 16. eleg. geheftet. 15 Sgr.

Diese Bilder aus dem Tagebuche eines alten Junggesellen sind mit jenem Humor gezeichnet, der mit dem einen Auge lacht, mit dem andern weint. Sie zeigen uns die kleine Welt einer abgelegenen Straße und einiger Höfe in der Umgebung, wie sie sich von einem Dachfenster aus beobachtet darstellen. (799)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Staatsrecht des Königreichs Ungarn,

vom Standpunkte der Geschichte

und der vom Beginn des Reiches bis zum Jahre 1848

bestandenen Landesverfassung

dargestellt von

Dr. Anton von Virozsil,

k. k. Hofrath, jub. Rector und ord. Professor der Rechtsphilosophie und des ungarischen Staatsrechtes an der königl. Universität zu Pest etc.

Erster Band.

(XVI, 362 Seiten Lexicon-8. geheftet.)

Die Wichtigkeit der staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns tritt immer mehr in den Vordergrund; allgemein wird es anerkannt, dass die Lösung der ungarischen Frage, die endgiltige Regelung der obschwebenden politischen Differenzen zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen Theilen der Monarchie, von entscheidender Tragweite für jene sowohl als diese sei, selbe die Zukunft dieses für Europa so wichtigen Länder-Complexes bedinge.

Der Grundsatz der Gesetzmässigkeit und Rechtscontinuität, für den der ungarische Reichstag einstand, und dessen Festhalten durch den grossherzigen Entschluss unseres Monarchen der Ausgangspunkt einer neuen Aera zu werden verspricht, macht die Kenntniss des Verfassungs- und Verwaltungsorganismus von Ungarn zum Bedürfniss für alle Jene, die an dem Gange der politischen Ereignisse Theil nehmen oder durch diese mehr oder weniger berührt werden.

Doch auch abgesehen von den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, ist die Kenntniss des ungarischen Staatsrechtes von besonderm Interesse, indem selbes das Ergebniss einer mehr als achthundertjährigen geschichtlichen Entwicklung, und das Bild im Volksleben wurzelnder und neuestens den Anforderungen der Zeit gemäss neugebildeter Institutionen, und eines selbstständigen Munizipallebens bietet, wie wir es in den modernen Staatengebilden vergeblich suchen würden.

Die gezeichnete Verlagshandlung glaubte daher einem allgemein gefühlten Bedürfniss zu entsprechen, indem sie die Herausgabe obigen Werkes übernahm, welches seit Rosenmann's, in dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts erschienenen Compendium, **das erste in deutscher Sprache, das ungarische Staatsrecht in geschichtlicher Entwicklung bis zum Jahre 1848, und im Anhange die damals begründeten Gesetzvorschriften umfassend behandelt.**

Der Verfasser, Herr Hofrath Professor Dr. Anton v. Virozsil, sowohl durch seine vieljährige Lehramtsthätigkeit an der Pester Universität, als auch schriftstellerischen Leistungen in weiten Kreisen rühmlichst bekannt, **hat in diesem Werke jenen von allen Parteirücksichten unabhängigen, strengwissenschaftlichen Standpunkt,** den er in seinen diesfälligen lateinischen und ungarischen Schriften einnahm, **sorgfältig zu wahren gesucht,** und hierdurch selbem einen von den Zeitereignissen unberührten Werth gesichert.

Das Werk wird in drei Bänden bis Ende 1865 vollständig erscheinen und 5 Thlr. kosten. Einzelne Bände desselben werden nicht abgegeben.

☛ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sind in den Stand gesetzt, das vollständige Werk zu obigem Preise zu liefern. (800)

Pest, im November 1865. **Gustav Heckenast.**

Karl Steffens Volkskalender für 1866.

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen und 4 Bildern in Holzschnitt. 12½ Sgr. Mit Beiträgen von Brachvogel, Brehm, Fr. Gerstäcker, Georg Hiltl, Prof. v. Holtzendorff, Julius Rodenberg u. A. (801)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In unserm Verlage erschien so eben: (802)

Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?

Von

Dr. **Ludwig Philippson.**

3 Bogen gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 48. Proben einer Uebersetzung von Dante's Divina Commedia. — Maria Reichsgräfin Rittberg-Cirksena-Kaunitz. II. — Agnes. — Joh. Heinr. Merck. — Correspondenz-Nachrichten: London. Leipzig. (803)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Grenzboten. (804)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 48. Der hannoversche Ministerwechsel. — Die neueste Wendung der österreichischen Angelegenheiten. — Preußische Kriegsschiffe und Colonieen unter dem großen Kurfürsten. — Genelli's Umrisse zu Dante. — Aus Schleswig-Holstein. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (805)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 46. Wanderungen in den neu entdeckten Ruinenstädten Kambodia's. — Eine Seereise um das Cap Horn und ein Besuch der Insel Flores. — Milton's und Cheadle's Erforschung eines neuen Passes über die Felsengebirge. — Die Yorkhalbinsel (Australien). — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Vierter Band. Erstes Heft.

Emil Wohlwill, die Entdeckung des Isomorphismus. — L. Tobler, Ueber nomina propria und appellativa. — C. Arendt, Darstellung einiger interessanten Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — W. Radloff, Ueber die Formen der gebundenen Rede bei den altaischen Tartaren. — H. Steinthal, Anzeige und Miscelle. (806)

Preis des Bandes von 4 Heften 3 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Verzeichniss von zu **Festgeschenken geeigneten Büchern** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** 2) Prospekt über das **Jahrbuch für Litteraturgeschichte.** Erster Band. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin.** (807. 8.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt anders ten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Hierzu ein Beiblatt.

Deutschland und das Ausland.

Die neue Sündfluth.

Roman von Julius Rodenberg.*)

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" wurde bereits vor mehr als einem Menschenalter auf die Ueberzeugung gegründet, daß das geistige Leben anderer Völker mit seinen Blüthen und Früchten unserer Kultur und Literatur zur Nahrung und zum Genusse geboten werden müsse. Es reicht für gebildete Lebensbefriedigung nicht hin, daß wir arabischen Kaffee, chinesischen Thee und französischen Wein trinken, amerikanische Baumwolle, ostindische Seide tragen und verarbeiten, englische Maschinen nachahmen und uns mit englischen Kapitalien und Capacitäten Gas- und Wasserwerke anlegen lassen: wir müssen auch die Geistesprodukte der verschiedenen Völker in uns aufnehmen, unser eigenes Leben in Poesie, Literatur, Kunst und Wissenschaft damit veredeln und würzen, wie dies auch andere Völker mit unseren Kultur-Erzeugnissen machen. Mit der allgemein erstrebten materiellen Handelsfreiheit muß die ideelle Hand in Hand gehen. Alle Nationalitäten gewinnen dadurch, werden dadurch erst materiell wohlhabende und geistig gebildete Menschen.

Was für Karikaturen sind die blos nationalen Menschen geworden? Spottbilder für alle Völker und in der eigenen Heimat. „John Bull", ein gemästeter Viehmäster selbst im Punsch, Bruder Jonathan, der Yankee, ein Teppich bespuckender, dünner, durstiger, sich räkelnder Flegel, der deutsche Michel ein schlafmütziger, feiger Philister mit einem Kartoffelbauche und unter Polizeiaufsicht. — Nein, ein edler Mensch kann einem engen Kreise nicht seine Bildung danken: „Fremd' und Vaterland muß auf ihn wirken." Dies sagt Göthe irgendwo. Auch geht mir ein griechischer Vers durch die Erinnerung, wahrscheinlich aus Sophokles:

'Ο μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται,

den ich frei so in mein geliebtes Deutsch übertrage: Jeder Mensch mit einem ungegerbten nationalen Felle ist uner- und ungezogen. Dies merkt man ganz besonders bei allen Vertretern starker, einseitiger Nationalität, geleckten und ungeleckten Tataren, deutschfressenden Nationalrussen, wie englischen Cockney's und John Bull's, noch unleidlicher an den eitelprahlerischen und herausfordernden Yankees, die wie Don Quixote die foreigners und strangers mit Hinweisung auf Revolvers oder Bowie-Messer anfallen, daß sie die Dulcinea ihrer speziellen, nasalenglischen Stupidität für die erste Schönheit auf Erden erklären sollen.

Dagegen erkennt man den durch Aufnahme ausländischer Kultur gebildeten Menschen jeder Nation leicht auf den ersten Blick vortheilhaft aus den einseitig Nationalen heraus, wie den „Studirten" aus den „Ignoten" oder „Knoten". Ersterer hat durch die Geister des Alterthums, durch das Studium zweier alter Kulturen und „klassischen Sprachen" ein viel intelligenteres Gesicht, eine bessere Persönlichkeit gewonnen, als der letztere; er ist aber meist nur gelehrter. Volle geistige und lebendige Ueberlegenheit für Handel und Wandel, Denken und Thun eignet man sich nur aus den Hippokrenen moderner Kulturen und Sprachen an, weil nur in allen zusammen der jetzt lebendige und wirkende Menschengeist fließt. In der Wissenschaft arbeiten sich die Geister verschiedener Völker längst einander willkommen in die Hände, besonders in den Naturwissenschaften. Man braucht nur an Humboldt und den Kosmos zu denken, um ein Musterbild von dem kosmopolitischen Zusammenstrome aller Naturwissenschaften und der Naturforscher aller gebildeten Völker in Eine große, deutsche Schöpfung zu haben. Die Literaten, die Schöngeister sind nicht so willig und reif, von einander zu lernen und ihren eigenen Genius durch die Meisterwerke anderer Nationen zu bereichern. Wir meinen nicht Nachahmung. Davon giebt's genug Beispiele und sehr traurige. Wir meinen Acclimatisirung, Einbürgerung fremder Blumen, Verschönerung unserer eigenen Gärten durch deren Pflanzung und Pflege. Mit jeder Sprache und deren Literatur nehmen wir einen besonderen Geist, einen Theil der ganzen Menschen-Kultur in uns auf, welche den deutschen Boden unserer Bildung um eine Menge der schönsten importirten und acclimatisirten Bäume und Blumen bereichert, so daß der Garten eines solchen Geistes um so viel vollkommener und schöner aussieht, wie ein englischer Park mit vielleicht einigen hundert ausländischen Gewächsen im Vergleich zu einem deutschen Blumengarten.

Und grade englische Kultur und Literatur mit wesentlich germanischen Wurzeln hat trotz mancher Gegensätze (oder vielleicht just deshalb) eine ganz besondere Ergänzungskraft für die deutsche. „Wie wir Deutsche den größten englischen Dichter am gründlichsten studirt und verstehen, auch besser spielen gelernt haben, als der in England lange für unübertrefflich gehaltene, in Deutschland durchgefallene Phelps, hat umgekehrt der Engländer Lewes die beste Biographie Göthe's geliefert. Der deutsch-französische Engländer Fechter hat die englische Bühne durch Darstellung des Göthe'schen blonden Hamlet revolutionirt."*) Die Liebig'sche Düngerlehre, die deutsche Wärme-Theorie (Tyndall), die deutsche Buchdruckerkunst, viele deutsche Erfindungen und Künste gedeihen auf englischem Boden viel besser, als zu Hause, wo sie vor Philisterei, Polizei und Militair nicht aufkommen können. Auch habe ich alle Engländer, die eine Zeitlang in Deutschland lernten und lebten, alle Deutsche, die sich in England mit der aufgeblühten, urgermanischen Kultur befreundeten, immer viel vorurtheilsfreier, liebenswürdiger, praktischer gefunden, als die besten John Bull's oder den „gemüthlichsten" Michel.

Kurz, England und Deutschland ergänzen sich so gründlich und vielseitig, daß ich mir kein besseres Tauschgeschäft denken kann, als Reform deutschen Wesens durch englische Vorzüge und Germanisirung des insulirten und isolirten Stock-Englischthums durch deutsche Tugenden und Tüchtigkeit. Ich weiß auch, daß die gebildeten Klassen Englands uns darin bedeutend voraus sind. Wir lassen uns noch viel zu sehr durch angeborene Vorurtheile und die fleißig in den Zeitungen übersetzten Schimpfereien der Times (dieser von einem Deutschen geschaffenen, aber national gewordenen, faulen, sechsten Großmacht) irre machen und irritiren.

Ich habe Jahre lang in England und Jahre lang in Deutschland schöne Blüthen und Früchte deutsch-englischer und englisch-deutscher Kultur kennen gelernt, und zwar in allen möglichen praktischen, künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen

---

*) Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Julius Rodenberg. Berlin, Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung. Vier Bände.

*) Ich citire mich hier getrost selbst und verweise auf den „Dramatischen Revolutionär" in meinem zweiten Bande „Aus dem Herzen der Welt".

Wirkungskreisen. Einige davon sind speziell geschildert worden, wie Kinkel, Max Müller, Fechter. Anderes vertheilt sich in meinen „deutschen Früchten aus England" und in ein Paar hundert Beiträgen zu diesem „Magazin für die Literatur des Auslandes", der „Gartenlaube" u. s. w. Und es ist mir eine ganz besondere Freude, diese Masse von Studien, Erlebnissen, Thatsachen und Beispielen durch das Werk eines echt deutschen Schriftstellers, der England genau kennen gelernt hat, bereichern zu können. Es ist das erste seiner Art und der glänzendste Beweis von dem Gewinn, den deutscher Geist und Genius aus dem Genusse englischer Literatur zu ziehen vermag.

Wir meinen Rodenberg's „neue Sündfluth". Allerdings ist eine Vorarbeit in diesem Geiste da, „die Straßensängerin von London", aber diese Vorarbeit ist von ihm selber. Warum ist das Werk das erste seiner Art? Weil es die Vorzüge der englischen Sensations-Belletristik ohne deren Fehler, dafür vielmehr deutsche Innerlichkeit, Dialektik der Leidenschaft, des Gemüthslebens — dichterische Tugenden, die den besten englischen Sensationalisten abgehen und damit just für diese verdeutschte englische Großmacht der Roman-Litteratur das Imprimatur, das Bürgerrecht für unser Schönheits-Ideal enthält. Die englische Sensations-Belletristik, wie sie ist, wie sie in verschlungenen Romanen von Wilkie Collins, Miß Braddon, Mrs. Wood u. s. w. Tausende, Millionen von Lesern und Leserinnen in Original und Uebersetzung marterte und die fieberischen Augen mit einer Art von Hetzpeitsche durch die kriminalistischen Labyrinthe der Verwickelung trieb, diese wird von uns Deutschen jedesmal, nachdem wir uns ebenfalls ohn' Erbarmen durch einen solchen Roman-Prozeß hindurchjagen ließen, mit Recht verdammt, obgleich wir deren dämonischen Zauber zugeben. Diese Macht, welcher Millionen im Original wie in der Uebersetzung huldigen, die den Absatz bis in viele Tausende von Exemplaren treibt und neue, billige Auflagen und Ausgaben mit neuen, goldenen Aerndten lohnt — während unsere deutschen belletristischen Verleger schon zufrieden sind, wenn sie von 750 Exemplaren eines Romans 400 absetzen — diese Macht hat sehr viel für sich, den Dichter für sich, den Verleger für sich, das Publikum für sich. Jedes Buch will verkauft und gelesen werden. Je mehr, je besser. Das Publikum, welches Romane liest, will unterhalten, interessirt, gespannt, erwärmt, heraus- und emporgerüttelt sein aus seinem langweiligen Alltagsleben. Darüber sind wir Alle einig. Die englischen Sensationalisten erreichen, leisten dies, unsere Romandichter mit nur geringer und sehr bescheidener Ausnahme nicht. Wenn wir nun den Engländern diese mächtigen Zauberkünste für den praktischen Erfolg ablauschen und dadurch unsere dichterischen Vorzüge besser verwerthen lernen, so ist das ein wesentlicher Fortschritt in unserer poetischen Literatur, ein Gewinn für alles Volk und Land.

Diesen Fortschritt, diesen Gewinn erkennen und begrüßen wir durchweg freudig in Rodenberg's neuer Sündfluth.

Nein, noch mehr! Praktisch hat noch kein Engländer erreicht, was sich dem Verfasser dieses Romans mit seinen freundschaftlichen Verbindungen und seiner Anerkennung in England und Frankreich wie von selbst bot. Sein Roman, erst als Feuilleton in einer Zeitung verwerthet, erschien nun in selbständigen Bänden. Außerdem macht er nun gleich übersetzte Feuilleton-Reisen durch England, Amerika und Frankreich und kommt dann noch während des Winters englisch und gebunden bei Chapman und Hall in London, französisch bei einem Verleger, dessen Namen ich vergessen habe, und holländisch bei Bosch in Utrecht heraus, also nach vier Feuilleton-Reisen durch eine deutsche Zeitung, das Scotch Journal, das Petit Journal von Raymond und ein amerikanisches Blatt in Chicago in vier selbständigen Ausgaben und vier Sprachen.

Dies beweist in praktischer Richtung den Werth der Bekanntschaft und der Verbindungen mit verschiedenen Völkern und Literaturen. Das gleichzeitige Erscheinen in vier Sprachen und in jeder doppelt ist vielleicht ohne Beispiel, und wir müssen ehrlicherweise dem Verfasser und seiner Dichtung schon deshalb für diese neugebrochene Bahn kosmopolitischer Wirksamkeit dankbar sein. Er hat damit zugleich wenigstens für sein Buch die Schranken niedergebrochen, die der deutsche Buchhandel selbst mit gemachten und ihm auferlegten Restrictionen der Verbreitung von literarischen Erzeugnissen entgegenstellt. Die Engländer und Deutschen in England und Amerika u. s. w. werden sein Buch billig und gebunden auf Eisenbahnstationen u. s. w. kaufen können; wir hier zu Hause können's und dürfen's nicht. Wir wissen nichts von „railway-editions", Eisenbahn-Ausgaben, die in England in mehr Tausenden von Exemplaren verkauft werden, als die bewährtesten deutschen Erscheinungen in Hunderten.

„Soll und Haben" und ein Roman von Gerstäcker wurden in englischer Uebersetzung und Eisenbahn-Ausgabe bis zu 20,000 Exemplaren verkauft, ersterer Roman, glaub' ich, für 2, letzterer für 1 Schilling, obgleich dort Papier, Satz und Druck viel theurer sind. Bei uns kostet die Quantität eines englischen Zehnsilbergroschen-Bandes, ungebunden mit auseinanderfallenden, kleinen, weitläufig bedruckten Blättern mindestens 1 Thaler. Daher bei uns das „gute Geschäft" mit 400 Exemplaren, in England mit 10—20,000. Bei uns kauft selten ein Privatmann schönwissenschaftliche Sachen. Sie sind empörend theuer, werden spärlich angezeigt und dürfen sich gar nicht in das Wolff'sche Monopol des Eisenbahnhandels mit Zeitungen à Exemplar 2½ Sgr. — und Büchern verirren. Litfaß hat in der Stadt der Intelligenz sein Säulen-, Wolff im Staate der Intelligenz sein Buchhandel-Monopol, das seine meisten Profite unanständigem Druckpapier und einzelnen lüsternen Weinreisenden und Syrup-Jungen verdankt. Das ist ein tief empörender, schmachvoller Zustand, namentlich wenn man den in alle Welt, in alle Schichten des Volks freudig beschwingten Buchhandel in England kennen gelernt hat.

Unserem Verfasser der „neuen Sündfluth" gelang es mit seinen guten Verbindungen in England, die sich auf frühere Werke von ihm, in England anerkanntere und verbreitetere, als zu Hause, gründen, auf die Collegialität und Cordialität englischer Literaten und Kritiker, die gern und gut in besonderen „Essays" anerkennen, was ihnen geboten wird (sehr verschieden von deutscher Schriftsteller-Collegialität!) — gelang es, auch für sein neuestes Werk gleich anerkennende und unternehmende Verbreiter zu finden. Freilich, er bietet ihnen auch etwas. In der „neuen Sündfluth" findet man, wie gesagt, die Vorzüge englischer Sensations-Belletristik ohne deren Fehler und dazu die Vorzüge deutscher Dichterkraft. Wir werden in ein Labyrinth von Handlung, spannender Ver- und Entwickelung hineingerissen, in die größte Aufregung und Mitleidenschaft der handelnden und leidenden Personen, aber auch mit der Gründlichkeit eines Geschichtsforschers in die genauesten Details des Weltgerichts, das als französische Revolution die Sünden von Jahrtausenden über die Welt fluthete und mit ihnen das Blut der Schuldigen und Unschuldigen zugleich, um am Ende genau zu sehen und zu begreifen, worin das Wesen, die sittliche Kraft und Erhebung derselben bestehe und nicht bestehe. Den historischen Boden, die

historische Handlung, den geistigen Gewinn daraus für die Menschheit — das vermissen wir in der englischen Sensations-Belletristik fast durchweg.

Und noch mehr: die Poesie, die Leidenschaft, die Sittlichkeit, die wahre Schönheit, die aus Rodenberg's Handlungen und Persönlichkeiten, bald in der Weise des griechischen Chors der Tragödie (aber nicht wie allgemeine Moral, sondern jedesmal unmittelbar und heiß aus der Situation heraus), bald als Pfeil des Ἀπόλλων ἀλεξίκακος, des Unheil und Sünde abwehrenden oder strafenden Sonnen- und Sittlichkeits-Gottes, bald als Fegfeuer für die beiden Magdalenen und als Höllengluth für die Schuldigen hervorspringt und sich aus allen vier Bänden zu einer großen Lehre und sittlichen Wahrheit vereinigt, die uns erschüttert, überrascht, erhebt und läutert. Daß sie in Frankreich König und Königin und alle königlich Gesinnten guillotinirten, Gesinnung, die Jahrhunderte als Pflicht und Tugend gefordert worden war, fabrikmäßig mit Tode bestraften, um bald darauf wieder dieselbe Gesinnung zur strengeren Unterthanenpflicht erheben zu lassen, daß sie Nonnen und Mönche und Priester und Aristokraten niedermetzelten, eine Form der „Freiheit" die andere schlachtete und auffraß, bis kein Haar davon mehr übrig blieb — diese mit allen Schrecknissen der Wirklichkeit geschilderte Revolution ist **nicht** die Revolution, sondern nur das Zerrbild, der apagogische Beweis für die wahre, die innerliche und sittliche, die sich in der ersten Heldin und Märtyrerin des Romans vollzieht und bis zu einer Höhe und Reinheit gleichsam ausgeglüht wird, daß wir sie durch und durch weiß, selbst mit weißen Haaren, weiß und rein in sittlicher Vollendung und Schönheit als „das Ewigweibliche, das uns hinanzieht" aus der blutigen Zerstörung und Verwüstung, aus ihren eigenen Verirrungen emporschweben und wie heiteren Sonnenschein des Herbstes in süßer Melancholie, in wehmüthiger Stille versinken sehen.

Nun verstehen wir das merkwürdige Portrait mit den lachenden Augen und „dem weinenden, thränenlosen Munde", das vom Verfasser in einem dunkeln Raritätenladen Londons entdeckt und geschildert ward. Die Geschichte dieses weiblichen Herzens ist die innerste der Revolution, der Empörung gegen die ganze Unsittlichkeit der Welt (nicht blos des Prinzen von Wales und des Herzogs von Orleans), in welche sie unschuldig hineingezogen, von der sie befleckt wird, um sich und eine noch tiefer gesunkene Feindin und Leidensgefährtin und alle erlösbaren Menschen, die mit ihr in Berührung kommen, mit sich emporzuheben in den Himmel wahrer Sittlichkeit und Freiheit.

Wie kriminalistisch, poesielos erscheinen dagegen die in englischen Moderomanen immer wiederkehrenden, äußerlich reizenden, „halb kindlichen Frauen", die wie von der Polizei verfolgte und endlich ausgespürte Verbrecherinnen sich nur vor den Folgen eines „very nice murder", einer Fälschung, Unterschiebung u. s. w. zu verbergen und ihre äußerliche Stellung zu behaupten suchen.

Diese Sühne aus dem Innersten heraus, der psychologische Prozeß unserer Selbstbestimmung, die zu einer Apotheose der Sittlichkeit und der weiblichen Ehre wird — das ist Deutsch, das suchen wir vergebens in den berühmtesten Romanen Englands. Aber die Deutschen sind langweilig, welche von den Engländern nicht gelernt haben, wie man Handlung und Verwickelung schürzen, Interesse, Schwung, Wärme, Leidenschaft schüren, „Sensation" erregen muß.

Rodenberg hat allerdings in dem Chaos der französischen Revolution einen unerschöpflichen Reichthum für Handlung und Entwickelung gefunden und ihn reichlich benutzt, aber das Beste und Genialste ist doch seine Erfindung, sein Werk. Wir unterlassen es absichtlich, ein Skelett der Handlung zusammenzustellen, vor welcher Referentensünde Wilkie Collins mit Recht warnte; aber auf einige der gelungensten Ver- und Entwickelungsknoten müssen wir aufmerksam machen. Das ist erstens der Schluß des ersten Akts in England in und vor dem berüchtigt gewordenen Pavillon zu Brighton des Prinzen von Wales, hernach des vierten Georg, mit dem Londoner Hintergrunde, den wir historisch und gradezu topographisch genau kennen lernen.

Noch genialer ist das verwickelte, dreifache Trauerspiel Semiramis von Voltaire am Abende der Einholung seiner Asche im Pariser Theater durchgeführt. Diese furchtbare Nemesis-Tragödie spielt auf der Bühne und bricht in dem schon rothmützigen Volke als Bestialität gegen die Person der Königin und ihre schönen Kinder aus, so daß sie fliehen muß mit rothgeweinten Augen über den an's Herz gedrückten Kindern („Ich bin's, um derentwillen Ihr sterben werdet!"). Drittens sieht Lady Elliot, unsere Heldin und Magdalene, in der Grauen erregenden Erscheinung der berühmten Mademoiselle Sainval als Semiramis sich selber. Die Qual, die Reue, der inbrünstige Wunsch, sich mit der Vergangenheit und dem Schatten des gemordeten Gatten auszusöhnen, und die Verzweiflung — dies Alles bricht aus der genialen Künstlerin plastisch heraus vor den hellen Lampen. Und alle diese Qual war **ihre** Qual.

Aber die dreifach zugleich gespielte Tragödie kann nicht beendet werden: sie stürmt hinaus und wird die französische Revolution und der Läuterungsprozeß in dem Herzen unserer Märtyrerin. —

Ferner die Katakomben-Scene, gegen welche wir ein ästhetisches Veto aussprechen müßten, wenn sie nicht, als einzige Möglichkeit der Rettung, aus der furchtbaren Hetzjagd des Revolutions-Wahnsinns auf der Erde als nothwendig legitimirt wäre.

Endlich die Schlußscene im Carmeliterkloster. Wir müßten noch manche hervorheben, begnügen uns aber mit der Bemerkung für alle Ver- und Entwickelungs-Dialektik des Romans, daß sie nicht, wie häufig in den englischen Sensations-Romanen, auf einen einzigen großen Schlußeffekt zugespitzt wird, sondern in verschiedenen Theil-Lösungen manche Ruhepunkte bietet, um der zugleich auf weiteren Verlauf gespannten Neugier frische Kräfte zu verschaffen.

Hiermit glaub' ich wenigstens die Haupteigenschaften der Rodenberg'schen Dichtung und Wahrheit angedeutet zu haben. Sie bietet als Waare und Buchhandels-Artikel, technisch und dichterisch so viele Vorzüge, daß sie hoffentlich als eine Epoche machende Erscheinung sich Geltung verschaffen wird.

„Die neue Sündfluth" ist eine neue, glänzende Bestätigung von dem Segen, der durch Vereinigung englischer Vorzüge und deutscher Tugenden gewonnen werden kann, in dem Gebiete der Roman-Literatur meines Wissens die erste. Daß sie als erste gleich so gelungen ausfiel, dafür sind wir dem Fleiße, dem Studium, dem Genius des Verfassers im Namen der schönen Literatur Deutschlands dankbar. Und das „Magazin," welches seit dreiundeinhalb Jahrzehenden die Kulturnothwendigkeit der ausländischen Literatur für unser geistiges Leben vertrat und mit dieser Wirksamkeit immer weiter vor- und durchdringt, wird seinen Lesern nicht umsonst gesagt haben, daß aus dieser Verbindung der englischen und deutschen Muse, die schon Klopstock besang, ein wesentlicher Fortschritt für unsere Roman-Literatur angebahnt worden ist. Hoffentlich werden aus dieser ideellen Geschäftsverbindung auch andere Gebiete des deutschen Lebens Gewinn ziehen.

H. Beta.

Kaiser Rudolf II. und seine Zeit, von Gindely.

Wir haben den ersten Theil dieses trefflichen Geschichtswerkes im „Magazin" 1863, Nr. 17, angezeigt und das Referat mit dem Wunsche geschlossen, daß die Fortsetzung nicht allzu lange auf sich warten lassen möge. Der Wunsch ist erfüllt; uns liegt der zweite und letzte Theil vor.*) Er beginnt mit dem Unionstage in Schwäbisch-Hall und schließt mit dem Tode Rudolf's II. und den Schicksalen seiner natürlichen Nachkommenschaft; ein Anhang handelt von dem Streit der Böhmen mit den Schlesiern wegen der Kanzlei.

Dieselben Vorzüge, die wir an dem ersten Theile gerühmt haben, finden sich auch hier wieder: die sorgfältigste Benutzung eines reichen Materials, zusammengetragen aus den Archiven und Bibliotheken Böhmens und des Auslandes, die unbefangenste Auffassung der politischen und religiösen Verhältnisse, und die klare, schmucklose Darstellung. Die Hauptereignisse, die dieser Band berührt, sind: die Intriguen des ehrgeizigen Erzherzogs Leopold im Bunde mit Rudolf bei Gelegenheit der Jülichischen Händel, die Errichtung der Union katholischer Fürsten, der nachmals sogenannten Liga, als Gegenbundes gegen die protestantische Union, der Einbruch der Passauer in Oesterreich und Böhmen, die Einnahme der Kleinseite von Prag durch die Passauer, die Greuel und der Abzug derselben, die Ankunft des Königs Mathias in Prag, die Abdankung Rudolf's und die Krönung Mathias', die letzte Krankheit und der Tod Rudolf's.

Wir müssen es uns versagen, Einzelnes besonders hervorzuheben, und beschränken uns, aus den Schlußbetrachtungen in einem kurzen Resumé die inneren Gründe des Konfliktes zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Mathias mitzutheilen, weil der Verfasser sein gerechtes Endurtheil über die beiden Hauptpersonen des Drama's, das uns den verhängnißvollen Kampf der feindlichen Brüder vorführt, hierauf gründet.

Das Volksurtheil, das sich bei der Nachricht von dem Tode Rudolf's über ihn und seine Regierung aussprach, war im Allgemeinen nicht ungünstig. Man wußte in dem Kaiser den Regenten und Privatmann zu unterscheiden, und der Letztere mit seinen eigenthümlichen und interessanten Liebhabereien, mit seiner wohlwollenden Friedfertigkeit, über die man den Passauer Einfall vergaß, trat in den Vordergrund und bestimmte das Urtheil der Menge. Auch der Umstand, daß Mathias nicht der Mann war, sich die Regierung des Volkes rasch zu erwerben, wirkte entscheidend auf des Letzteren Urtheil ein. Namentlich war von Verwünschungen gegen Rudolf, wie sie nach den Passauer Leiden wohl erwartet werden konnten, nichts zu hören, so schnell hatte man die überstandenen Drangsale vergessen und gedachte nur des Friedens, der 32 Jahre lang (von 1576—1608) in Böhmen geherrscht.

Der Hauptgrund aller Wirren in den letzten Regierungsjahren des Kaisers lag in seiner Krankheit. Mit dem Jahre 1600 trat in der Gesundheit des Kaisers eine solche Wendung ein, daß er zum Regieren weniger tauglich schien. Bei den schwierigen Verhältnissen in Oesterreich und Deutschland war zu befürchten, daß eine längere Krankheit Rudolf's eine große Zerrüttung zur Folge haben werde, wenn nicht ein Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge ihm zur Seite gestellt würde, namentlich war dies bezüglich Deutschlands wünschenswerth, das im Begriffe war, der traditionellen Wahl eines Habsburgers auf den Kaiserthron ein Ende zu machen. Wollten die Prinzen dieses Hauses nicht eine für sie gefährliche Einbuße erleiden, so mußten sie dafür stimmen, daß der Kaiser seinen ganzen Einfluß verwende, um vor seinem Tode die Nachfolge ihnen zuzuwenden. Davon wollte er jedoch nichts wissen. Er fürchtete für seine Herrschaft und ward von Haß gegen Alle erfüllt, die sie anzugreifen schienen. Statt als Kranker mit Dank Anderer Hilfe anzunehmen, klammerte er sich krankhaft an das Phantom einer Herrschaft, die er faktisch nicht ausübte. Die unthätige Haltung des Kaisers bei dem Aufstande der Ungarn, mag sie eine Folge seiner Krankheit oder des Mangels an Energie gewesen sein, ließ befürchten, daß auch die anderen Länder seiner Monarchie eine Herrschaft nicht dulden würden, die den Zustand der Anarchie in Permanenz einführen wollte. Für die Prinzen seines Hauses entstand die Frage, ob sie nicht retten sollten, was der Kaiser selbst aufgegeben hatte. Diese Frage konnte nur eine bejahende Antwort erhalten, und dies war das berechtigte Motiv für die folgende Handlungsweise des Erzherzogs Mathias. Durch geschickte Unterhandlungen und den Wiener Vertrag machte er dem siegreichen Aufstande der Ungarn ein Ende. Alle diese Verhandlungen sah der Kaiser mit scheelen Augen an; er erreichte zwar dadurch, was er nie durch eigene Kraft erreicht hätte, dennoch wollte er nichts von ihnen wissen, denn ihre Anerkennung wäre einem Geständnisse gleichgekommen, daß nicht er, sondern Mathias die Herrschaft des Hauses gerettet. Er haßte jetzt seinen Bruder aus einem doppelten Grunde: einmal, weil die Natur ihn zu seinem Nachfolger gemacht, und dann, weil derselbe sich mit Erfolg der Zügel der Regierung bemächtigt, die er selbst gleichsam in den Koth geworfen hatte. Der Wiener Friede und mit ihm die Stellung, die sich Mathias seitdem erworben, sollte ein Ende nehmen und durch Waffengewalt in Ungarn die königliche Macht auf eine bisher nicht dagewesene Höhe erhoben werden. Unter diesen Umständen blieb für Mathias nichts übrig, als der böswilligen Unruhe seines Bruders zuvorzukommen: er mußte sich zum Herrn des Habsburgischen Länderbesitzes machen, wenn der Friede dauernden Bestand haben sollte. Er schloß sich den Ständen Ungarns an, die des Kaisers kriegerische Gelüste mit Sorgen und Unruhe erfüllte, vergrößerte diesen Bund durch das Herbeiziehen der Oesterreicher und Mährer und wandte sich gegen den Kaiser, entschlossen, seiner Herrschaft ein Ende zu machen. Gegen seine Erwartung schlossen sich ihm die Böhmen und Schlesier nicht an, daher beschränkte er sich darauf, vom Kaiser die Abtretung nur jener Länder zu verlangen, die sich ihm angeschlossen hatten. So entstand der Liebner Vertrag von 1608, der Ungarn, Oesterreich und Mähren in Mathias' Hand lieferte. Mathias begnügte sich mit dem Erworbenen und wollte in loyaler Weise abwarten, bis der Gang der Natur ihn in Besitz der dem Kaiser noch unterworfenen Länder bringen würde. Die unsinnigen Versuche Rudolf's jedoch, das Verlorene wiederzugewinnen, besonders aber der Passauer Einfall, machten selbst den Böhmen seine Herrschaft unerträglich. Von ihnen gerufen, zwang Mathias Rudolf zur Entsagung der Regierung. Das darauf folgende Benehmen des Kaisers und seine immer wieder von Neuem aufgenommenen Versuche, das Verlorene zurückzuerlangen, tragen die unverkennbaren Zeichen des Wahnsinnes. Unbedingt ist daher Mathias von allem Verdachte eines ehrgeizigen Rebellen freizusprechen. Die Haltung Spaniens und Roms, die gewiß fern waren, eine Rebellion zu begünstigen, ist die niederschmetterndste Verurtheilung des Kaisers. Wenn durch Mathias in seinem Kampfe gegen den Bruder revolutic

---

*) Rudolf II. und seine Zeit. 1600—1612. Von Dr. Anton Gindely, k. k. Professor an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Bd. II, 1. und 2. Abtheil. Prag, Karl Bellmann's Verlag, 1865.

näre Elemente wachgerufen wurden, so trägt nur der Letztere die Schuld daran. Hätte Mathias seinen Bruder bei einem Gerichte verklagen können, wie man gegen einen Verschwender und Wahnsinnigen eine Anzeige machen und eine Entscheidung herbeirufen kann, so wäre Rudolf ohne jeden Kampf von dem Throne entfernt worden. Aber gegen Monarchen giebt es kein Klagerecht, keinen Instanzenzug und keinen richterlichen Spruch.

Ist sonach in Rudolf allein die Schuld der mehrjährigen Wirren in Oesterreich zu suchen, so liegt zugleich in seinem geistigen Zustande eine billige Entschuldigung für ihn. Die geistige Krankhaftigkeit seiner Urgroßmutter Juana von Spanien wiederholte sich bei ihm schon frühzeitig in tiefer Melancholie und dauernder Menschenscheu und brach bei seinem Sohne Don Julius in einen schrecklichen Wahnsinn aus. So lange Rudolf sich der geistigen und körperlichen Mannesfrische erfreute, war er zwar auch kein eifriger Regent, aber seine Unthätigkeit wich doch der Nothwendigkeit und er mußte dann seinem Hange zu antiquarischen, alchymistischen und astrologischen Grübeleien einen Zaum anzulegen. Nie wurde an der Güte seines Herzens gezweifelt; es zog ihm dies den Beinamen eines „guten Herrn" zu, der selbst dann noch wiederholt wurde, als er auf denselben nicht mehr die gleichen Ansprüche erheben konnte. Das böhmische Volk, unter dem er 36 Jahre seines Lebens zugebracht hatte, verzieh ihm rasch alle späteren Schwächen und hat ihm ein günstiges Andenken bewahrt. Es würde dies wohl nicht der Fall sein, wenn die staatliche, literarische und kirchliche Entwickelung, wie sie sich unter Rudolf gestaltet hatte, nicht fast unmittelbar nach seinem Tode einen totalen Umsturz erlitten hätte. Der Unterschied, der, soweit er Sprache, Literatur und Verfassung betraf, schmerzlich empfunden wurde, ließ allmählich Rudolf's Regierung in einem Nimbus erscheinen, der sie sonst nie umgeben hätte.

E. M.

Schweiz.

Neuestes zur Tellsage.

Da das „Magazin" jüngst in zwei Nummern die Tellsage besprochen hat, so sei es dem Unterzeichneten verstattet, die kollegialische Zahl drei vollzumachen.

Der Herr D. A., Verfasser des ersten Artikels in Nr. 43, verräth in jeder Zeile seine völlige Unkunde des neuesten Standes der Tellsage. Weil er weder Historiker noch Sagen- und Mythenforscher ist, so darf es nicht wundern, wenn der gut gemeinte Artikel von einem Ende bis zum andern eitel Phantasie enthält. Aber auch der zweite Artikel ist leider sehr unvollständig. Herr Krause in Rostock erwähnt, außer Häusser's Arbeit über den Tell, nur noch einiger Notizen, die Jacob Grimm in seiner deutschen Mythologie giebt, dann einen Aufsatz von Pabst und von Hidber, weiter nichts.

Es kann in dem Folgenden nicht meine Absicht sein, eine Erklärung der Tellsage zu geben. Um dem Leser verständlich zu sein, müßte ich einen ziemlich großen Raum in Anspruch nehmen. Doch will ich den Kern der Sache kurz berühren und den Leser in den Stand setzen, sich, wenn er Lust hat, über dieselbe näher zu unterrichten.

Seit Häusser's Schrift über den Tell (1840), sind über die Tellsage und die damit eng zusammenhängende Frage nach der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft eine Reihe gediegener Untersuchungen an's Licht getreten. Von den an der sehr lebhaft geführten Diskussion betheiligten Forschern nenne ich hauptsächlich Hisely, Escher, Heusler, Fr. de Gingins-la-Sarraz, Bluntschli, Blumer, G. v. Wyß, vor Allen hervorragend aber durch seine umfangreichen und erschöpfenden Arbeiten J. E. Kopp, Professor in Luzern. Seine gründlichen Forschungen finden sich in den zwei Bändchen „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde," in dem Werke: „Geschichte der eidg. Bünde", namentlich Bd. III, 2te Abth., und endlich am eingehendsten in den von ihm herausgegebenen „Geschichtsblättern aus der Schweiz" (Luzern 1854 und 1856). Nach Kopp's urkundlichen Forschungen giebt es keinen historischen Tell, wie ihn Schiller nach Tschudi zeichnet, weder zu Ende des dreizehnten, noch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit hat weder ein Landvogt Geßler noch Landenberg in den Urkantonen gehauset; es sind also auch weder jene schrecklichen Gewaltthaten, von denen die Chroniken zu berichten wissen, verübt, noch Burgen gebrochen und Vögte vertrieben worden. Alle diese Dinge gehören der späteren Dichtung und Sagenbildung an. Der wirklich geschichtliche Verlauf der Entstehung der Eidgenossenschaft ist dagegen ein ganz anderer gewesen, und hat sich in ganz anderer Weise vollzogen. Die Schweizerfreiheit ist nicht gegründet auf einen verabscheuungswürdigen Akt der Privatrache, noch durch sie veranlaßt oder beschleunigt worden. Dies Resultat der umfangreichen und besonnenen Forschung wagt heute kein Historiker von Ruf mehr anzutasten.

Sämmtliche von den verschiedensten Seiten geführten höchst complicirten Untersuchungen über die Anfänge der Eidgenossenschaft, wie über den Tell der Sage, hat im Jahre 1861 Dr. Alfons Huber, jetzt Professor der Geschichte zu Innsbruck, in seinem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Buche „Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden ꝛc., mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell" zusammengefaßt. Hier findet der Leser Alles, was er braucht, um in der Tellsage vom historischen Standpunkte aus klar zu sehen. Dieses Buch ist freilich mit gelehrtem Apparat versehen, doch ist seine Darstellung ausdrücklich auf einen größeren Leserkreis berechnet; sie ist klar, übersichtlich geordnet und liest sich leicht und gut.

Seit dem Erscheinen des genannten Buches von Huber bis heute sind über die Tellsage bereits (ohne Recensionen) über zwanzig verschiedene Bücher, Abhandlungen und Aufsätze in Deutschland und in der Schweiz erschienen. Unter dieser großen Zahl hebe ich nur einige hervor. Im vergangenen Jahre veröffentlichte ein Luzerner Gelehrter, Dr. Hermann von Liebenau, eine Schrift „Die Tellsage zum Jahre 1230." Schon aus der Fassung des Titels ersieht man, daß der Verfasser die Sage zum Jahre 1307, in welches sie gewöhnlich verlegt wird, aufgiebt; er glaubt sie aber zum Jahre 1230 noch retten zu können. Wie verfehlt diese Hypothese ist, mag man nachlesen in den verschiedenen Recensionen über diese Schrift, namentlich in denjenigen, welche in der wissenschaftlichen, vom Professor Franz Pfeiffer herausgegebenen Zeitschrift „Germania" IX, 217 ff., von Alois Lütolf, jetzt Professor am Priester-Seminar zu Solothurn, dem verdienstvollen Herausgeber der Sagen aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug; in der Allgemeinen Zeitung 1864, Beilage Nr. 140, 141 von dem Unterzeichneten und in v. Sybel's histor. Zeitschrift 1865, VI, 407—409 enthalten sind.

Da es nun erwiesen war, daß der Tell keine historische Person in dem hergebrachten Sinne hatte sein können, so mußte die Erzählung von ihm nothwendig eine Sage sein, die vielleicht

einen mythischen Kern enthielt. Unsere bedeutendsten Sagen- und Mythenforscher hatten dies bereits ausgesprochen; doch hatte Niemand den ernstlichen Versuch gemacht, den Nachweis zu liefern. Der Unterzeichnete hatte nun bei seinen Studien über das vierzehnte Jahrhundert bereits vor zehn Jahren der Tellsage seine ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet. Er wollte in ausführlicher Weise vom Standpunkte der Geschichte, der Sage und der vergleichenden Sprach- und Mythenforschung die Tellsage besprechen, als er sich in Folge des genannten Buches des Herrn von Liebenau bewogen fühlte, als Antwort vorläufig das Resultat seiner Mythenforschung bekannt zu machen. Das geschah in einer eingehenden Abhandlung „Ueber den mythischen Gehalt der Tellsage" (in der „Germania" 1865, X, 1. Heft). Ich wies darin nach, daß der Tellsage ein Indra-Wodan-Mythus zu Grunde liege, dessen Wurzel bis in die grauesten Zeiten des arischen Volkes zurückreiche. Auf deutschem Boden lassen sich die ersten Spuren dieses indo-germanischen Mythus als Trümmer in der Heldensage schon um's Jahr 300 unserer Zeitrechnung nachweisen. Von Westfalen, wo sie zuerst örtlich gebunden erscheint, wandert dann die Heldensage vom Eigil-Tell schon im sechsten Jahrhundert nach dem Norden, wie in noch früherer Zeit mit den an die Westfalen gränzenden Alamannen nach dem Süden aus und lokalisirt sich an verschiedenen Stätten, sich allmählich zur Sage umbildend. Am reinsten hat sie sich in der alamannischen Schweiz erhalten, wo sie etwa 160 Jahre nach der angeblichen Existenz des Tell, hervorgelockt durch die Sagen, die sich um diese Zeit bereits über die Entstehung der eidgenössischen Freiheit gebildet hatten, aus dem Hintergrunde dunkeler Erinnerung in den Vordergrund des lebendigen Volksbewußtseins trat, und nun vermöge ihrer schlagenden Verwandtschaft mit anderen ähnlichen Erzählungen über die an allerlei verfallenes Gemäuer und alte Burgruinen sich anhängenden Sagen von frevelhaftem Walten derer einstigen Bewohner, insonderheit der vermeintlichen österreichischen Vögte, dazu dienen mußte, dem nicht mehr verstandenen Ursprunge der Eidgenossenschaft zum höchsten Schmucke zu dienen. Ich will das mit ein paar Worten noch deutlicher machen. Die Einsicht in die Entstehung der eidgenössischen Freiheit datirt erst aus den letzten Decennien dieses Jahrhunderts. Seit dem ältesten schweizer Chronisten, der über diese Dinge berichtet (Conrad Justinger, 1420), also seit mehr als 400 Jahren, war man über die älteste Geschichte der Vierwaldstätte fast völlig im Dunkeln. Die sagenhaften Erzählungen der Chronisten beherrschten die herkömmliche Geschichtsdarstellung bis auf unsere Zeiten. Conrad Justinger und seine nächsten Nachfolger, die übrigens in der Darstellung der ältesten Geschichte der Urkantone durchaus nicht übereinstimmten, wußten aber noch nichts vom Tell. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Berner Stadtschreiber Justinger, um 1470 und später, wird von einigen Chronisten die bereits lange vorher vorhandene und gekannte Sage vom Tell mit in die Erzählung über den Ursprung der Schweizerfreiheit hereingezogen und verflochten, und bildet seitdem als wirklich geglaubte Geschichte eine der schönsten und romantischsten Episoden in der Geschichte des Schweizervolkes. Die Tellsage ist eine der schönsten Volkssagen des germanischen Stammes, und an ihr lassen sich auf's handgreiflichste die Entwickelungsgesetze der historischen Sage nachweisen. Wer den ganzen, durch viele Jahrtausende hindurchgehenden Bildungsprozeß derselben von den kleinsten Anfängen an bis zur völligen Ausbildung, bis zu ihrer Reife zu dramatischer Verarbeitung, übersehen will, den weise ich an meine oben genannte Abhandlung.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir verstattet, noch ein paar Worte zu sagen über einige den Tell betreffende Ansichten, die seit der Veröffentlichung meiner oben genannten Abhandlung geäußert worden.

Zunächst hat sich darüber Dr. Julius Braun in dem zweiten Bande seiner „Naturgeschichte der Sage" (München 1864) S. 335—337 vernehmen lassen. Das, was er über die Tellsage beibringt, ist nur skizzenhaft und ungenau. Dabei stützt er sich, ganz abgesehen von seinem eigenthümlichen Standpunkte, auf eine Ansicht, die von mir in meiner genannten Abhandlung bereits widerlegt war. — Sodann hat Prof. Adolph Helfferich zu Berlin „Zum Verständniß der deutschen Mythologie" (Leipzig, 1865) ebenfalls eine freilich sehr abenteuerliche Ansicht über den Sinn der Tellsage vorgetragen. Hätte ich nicht des Verfassers „Erbacker" gelesen, ich würde geneigt sein, seine Deutung der Tellsage für eine Mystification zu halten.

Endlich machte mich ein ungenannter Recensent, der dem Resultat meiner übrigens nicht, wie er irrig annimmt, in dem Buchhandel als besonderer Abdruck, sondern nur in der „Germania" erschienenen Abhandlung zustimmt, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 140, 1865, auf Steinthal's Arbeit über die Simsonsage („Zeitschr. für Völkerpsychologie" II. S. 129 ff.) aufmerksam, die mir leider damals, als ich meine Forschung über den Tellmythus schrieb, nicht zugänglich war. Ich trage daraus an diesem Orte nach, daß derselbe Indra-Mythus, welcher der Tellsage im Allgemeinen zu Grunde liegt, sich auch in ähnlicher, aber eigenartiger Fassung bei den Semiten vorfindet (s. Steinthal a. a. O. S. 157 und 158). Da nun die Semiten, wie Steinthal darthut, ihn nicht von den Ariern entlehnt haben können, so weist dieser Umstand mit noch anderen gemeinsamen mythischen Zügen (das. S. 163 f.) auf „eine ursprüngliche Identität der mythischen Anschauung der erst später von einander getrennten Semiten und Indo-Germanen" zurück. Haben aber die Indo-Germanen (oder die Arier) mit den Semiten in einer Urzeit zusammen gelebt, dann darf man es mehr als wahrscheinlich finden, daß beide später so scharf getrennte Völkerfamilien auch dieselben mythischen Uranschauungen besessen haben, die, bei der nachmaligen räumlichen Trennung und eigenartigen weiteren Entwickelung beider, sich naturgemäß differenziren mußten, wobei die natürliche Beschaffenheit des Landes, des Himmels und des Klima's einen sehr wesentlichen Einfluß geübt haben. Auch von Seiten der vergleichenden Sprachforschung scheint man sich neuerdings der gewiß auch richtigen Ansicht einer Urverwandtschaft der arischen und semitischen Sprachen zuzuwenden. Beide stünden dann in einem geschwisterlichen Verhältniß; die Muttersprache beider würde die gemeinsame Ursprache der vereinigten Arier und Semiten gewesen sein. Die Sache wird aber durch folgende Bemerkung noch interessanter: Ich habe darauf hingewiesen, daß die zu der großen turanischen Völkerfamilie gehörenden Finnen und Lappen ebenfalls die Tellsage und zwar wiederum so eigenthümlich haben, daß man nicht gut an Entlehnung von den arischen Nachbarn denken könne. Auch in anderer Beziehung haben Finnen und Indo-Germanen noch verschiedene selbständige Mythen gemein, die aber wahrscheinlich nur unter demselben Wolkenhimmel, unter dem auch die Arier ursprünglich lebten, geboren sein dürften. Reichen doch selbst leise mythische Fäden von China bis an das Atlantische Weltmeer! Diesem nach würde es also nicht gerade unwahrscheinlich sein, daß, da die Wurzel der Tellsage indo-germanischen, semitischen und turanischen Völkern gemeinsam ist, die gemeinschaftliche Wiege dieser Völker auch ursprünglich in den Hochebenen Centralasiens gestanden haben könnte.

Sollte diese Annahme durch weitere Sprach- und Mythenforschung bestätigt werden, dann würde auf Grund der morphologischen Eintheilung der Sprachen in radikale (das Chinesische), anfügende (das Turanische) und organische (das Semitische und das Arische) der Zeitpunkt der Trennung des Turanischen von dem nun noch als Einheit verbleibenden arischen und semitischen Zweige in die Zeit fallen, wo die Ursprache der ungetrennten drei, später aber auseinandergehenden Völkerfamilien im Allgemeinen auf der Stufe der anfügenden (agglutinirenden) Sprachbildung gestanden haben muß. Dagegen würde einerseits auf der ersten Stufe aller Sprachbildung, der radikalen, sich schon die chinesische Sprache abgezweigt, andererseits auf der dritten und höchsten Stufe der Sprachbildung, der organischen, sich das Semitische von dem nunmehr allein zurückbleibenden Arischen losgelöst haben. In seiner weiteren Entwickelung ist dann die semitische Sprache (wie auch die semitische Kultur überhaupt) auf einer geringeren Stufe der Ausbildung stehen geblieben; die arische Sprache und Kultur dagegen hat sich als bildungsfähiger erwiesen, wie das auch thatsächlich in der weltbeherrschenden Stellung der arischen Völker ausgesprochen liegt.

Wie sich aber, um eine hypothetische Zahl zu gebrauchen, vor mehr als hunderttausend Jahren aus der prototypischen Ursprache in analytischer Weise später jene drei durch morphologischen Bau unterschiedene Sprachfamilien mit ihren Hunderten von Sproß- und Schößlingen entwickelt haben, so könnte man mit apodiktischer Gewißheit behaupten, daß dieser prototypischen Ursprache, die, ihrem ihr einwohnenden Lebens- und Bildungsprinzipe gemäß, in eine Vielheit sich auflösen mußte, auch eine zukünftige einheitliche Universalsprache, die allgemeine Weltsprache, welche vor unseren Augen im Entstehen begriffen ist, als eine höhere Synthesis, entsprechen muß.

Hannover, im November.

Dr. Heinr. Pfannenschmid.

Frankreich.

Die apokryphischen Evangelien.*)

Keine Epoche war so günstig für das Entstehen und Verbreiten frommer Märchen, gewöhnlich Legenden genannt, wie die nächsten Jahrhunderte nach Christi Geburt. Damals war die Menschheit in einem wirklichen sozialen Gährungsprozeß begriffen. Religiöse und philosophische Begriffe, von den grobsinnlichsten bis zu den erhabenst spiritualistischen wogten durcheinander. Völkerschaften der verschiedensten Bildung und Geistesrichtung, Römer, Griechen, Juden, Germanen, Kelten, Syrier stießen aufeinander und vermischten, mit ihrem Blut, ihre Ideen und ihre Gebräuche; dazu häuften sich die Begebenheiten, manche von welterschütternder Wichtigkeit; Noth und Elend rissen ein, alte Bande lösten sich, Nahrungsquellen versiegten, Gefahr drohte im Innern und von Außen.

Dazu kam, insbesondere für die Christen, der Eifer der ersten Ausbreitungszeit eines neuen Glaubens und die vielen Lücken, welche die Tradition und später die als kanonisch proklamirten Evangelien im Lebenslauf des Religionsstifters gelassen hatten. Diese Lücken waren den frommen Gemüthern unerträglich, und die Ausfüllung derselben erschien manchem Volkslehrer der damaligen Zeit als ein herrliches Erbauungsmittel. Daher die Menge der „apokryphischen Evangelien." — Apokryphisch wird hier, der Etymologie ungetreu, im Sinne von unecht genommen.

Ueber diese apokryphischen Evangelien hat der Professor der evang. Theologie in Montauban, Herr Michel Nicolas, eine sehr bemerkenswerthe Studie herausgegeben, deren Plan ich hier mit einigen Worten angeben will, ehe ich näher auf den Inhalt des Werkes eingehe. Dieser Plan ist sehr einfach: der Verfasser theilt diese Evangelien ein in 1) mit jüdischen Tendenzen; 2) mit antijüdischen Tendenzen; 3) orthodoxe. Die ersten betrachten das Christenthum als die Erfüllung der Verheißungen des alten Bundes, als eine Entwickelung und Fortsetzung des Judenthums. Die zweiten sehen die mosaische Religion als eine relativ unvollkommene an und betrachten die Lehre Christi als etwas von jener ganz Verschiedenes und Unabhängiges. Die dritten endlich sind frei von jeder Partei- oder Sektirer-Tendenz und bezwecken einfach, die kanonischen Evangelien zu vervollständigen und den Leser zu erbauen.

Von den beiden ersten Kategorien sind nur wenige Evangelien bis zu uns gekommen. Sie waren frühzeitig so sehr mit Interpretationen versetzt — heutzutage würde man sagen, verfälscht —, daß sie von der orthodoxen oder katholischen Kirche vernichtet wurden, so oft es ging. Die Sekten machten sich kein Gewissen daraus, einzelne Wörter und selbst Sätze im Sinne ihrer Lehre zu ändern, um diese um so viel energischer zu bestätigen. Man dachte gar nichts Arges dabei, und Michel Nicolas ist der Ansicht, daß die Fälschung oft unwillkürlich geschah. Thaten es doch auch die Mitglieder der orthodoxen Kirche, und mit Recht bemerkt der gelehrte Professor von Montauban, daß, wenn Dupin die verlornen apokryphischen Evangelien bezeichnet „als Schriften von Ketzern erfunden, um ihre Irrthümer zu rechtfertigen, man die andern nennen konnte: von den Orthodoxen erfundene Schriften, um die Legenden zu rechtfertigen, und es bliebe noch zu entscheiden, ob man das Christenthum nicht ebenso entstellt, wenn man es mit Legenden überhäuft, als wenn man die Lehre auf andere Weise als die Orthodoxen erklärt."

Er fügt hinzu: „Es ist unmöglich, daß neue Legenden mit der Zeit nicht auch neue Dogmen erzeugen, und wirklich wäre es nicht schwer nachzuweisen, daß der Heiligendienst, der Kultus der h. Jungfrau und noch viele andere dem Urchristenthum fremde Lehren in den orthodoxen apokryphischen Evangelien ihre Wurzel oder doch ihre Rechtfertigung haben."

Man sieht also, warum diese letztere Kategorie der Evangelien Gunst fand in den Augen der Leiter der katholischen Kirche, eine Gunst, die so weit ging, daß die Legenden allgemein gekannt, besprochen und erklärt wurden, als die kanonischen nur von einzelnen Gelehrten gelesen wurden. Man hielt sie hoch in Ehren, Viele, besonders im Volke, hielten sie für historische Dokumente und ließen sich von denselben beeinflussen. Manche derselben haben einen eigenen Zauber, wie die Märchen, und man hätte sich leicht erklärt, daß in wenig kultivirten Zeitaltern naive Menschen sich deren Einwirkung hingaben; aber weit schwerer begriff man, daß sie bis auf unsere Tage ihren Einfluß erhalten haben.

Bis auf unsere Tage. Der Leser wird sich noch erinnern, daß der jetzige Papst, Pius IX., vor wenigen Jahren die Bischöfe nach Rom berief, um ihnen das Dogma der „unbefleckten Em-

*) Etude sur les évangiles apocryphes, par Michel Nicolas. Paris, Michel Levy-frères, 1865. 1 vol.

pfängniß“ zu verkünden. Was brachte ihn aber auf den Gedanken, Maria von ihrem Antheil an der „Erbsünde“ freizusprechen, denn das will der Ausdruck unbefleckte Empfängniß sagen, wenn nicht das von W. Postel im Orient aufgefundene Vorevangelium (Protevangelium), worin wir unter Anderm Folgendes lesen:

Ein an Heerden reicher Mann, Namens Joachim, und seine Frau Anna waren alt und hatten keine Kinder. Während Ersterer, in der Wüste weilend, vierzig Tage und vierzig Nächte fastet, erscheint ein Engel des Herrn seiner Frau und spricht also: „Anna, Gott hat Dein Gebet erhört; Du wirst schwanger werden und gebären, und Deine Sprößlinge werden berühmt werden in der ganzen Welt.“ Zu gleicher Zeit verkünden zwei Engel an Joachim, daß Gott ihn erhört habe, und daß seine Frau Anna ein Kind haben werde. (Das Plagiat ist augenfällig.)

Das Kind des Wunders war Maria, die, schon vor ihrer Geburt dem Herrn gewidmet, wie eine Taube im Tempel von Jerusalem erzogen und von Engeln ernährt wurde. Als das Mädchen 12 Jahre alt war, befahl der Engel des Herrn dem Hohenpriester, alle Wittwer unter dem Volke Israel zusammenzurufen, damit Gott durch ein Zeichen denjenigen kennbar machen könne, dem er fortan die Beschützung und die Pflege Marien's anvertrauen wollte. Jeder dieser Männer erhielt vom Hohenpriester einen Stab; aus dem des Joseph kam eine Taube heraus und flog auf den Kopf desselben, wo sie ruhete. Diesen also hatte Gott ausgewählt, und obgleich Joseph vorstellte, daß er Kinder habe und alt sei, er mußte die Pflege des Mädchens übernehmen.......

Eine von solchen Wundern umgebene Geburt giebt natürlich das Privilegium, von der angestammten Sünde befreit zu sein. Uebrigens haben auch andere apokryphische Evangelien schon die wunderbare Geburt Marien's gefeiert, und zwar das, welches als Ev. de Nativitate Mariae längst bekannt ist. Auf die Varianten können wir uns hier nicht einlassen, auch scheint es überflüssig, den augenscheinlichen Einfluß dieser Legende auf den Kultus hervorzuheben.

Andere Legenden, so zu sagen die Fortsetzung der vorhergehenden, begleiten Jesus von seiner Kindheit bis zu seinem Tode. Beginnen wir mit dem „Ev. des Philosophen Thomas, des Israeliten“. Damals hieß „Philosoph“ ein Mann, der sich durch ein streng frommes, ascetisches Leben auszeichnete; wie sehr hat sich nicht seitdem die Bedeutung des Wortes geändert! Thomas, der Israelit, erzählt also „die Wunder der Kindheit unseres Herrn Jesus Christus.“ In 19 Kapiteln führt er uns ebenso viele Wunder vor, und man hat schon früher hervorgehoben, daß das Jesuskind darin ganz und gar nicht die Sanftmuth und die Güte zeigt, welche das moderne Gemüth ihm zuschreiben würde. Das göttliche Kind erscheint vielmehr in diesem Evangelium wie ein übellauniger Dämon, um sich her Furcht und Entsetzen verbreitend, um vor den Augen derer, die ihn umgeben, seine übernatürliche Macht zu zeigen. Selbst dann, wenn seine Wunder wohlthuend wirken, so ist es eher aus Caprice oder Eitelkeit, als aus Menschlichkeit.

Hier einige Beispiele: Einst stieß ihn ein anderes Kind unwillkürlich im Vorbeigehen an, und alsobald sagte der erzürnte Jesus: „Du wirst Deinen Weg nicht vollenden.“ Und das Kind fiel hin und war todt. Ein andermal, als ein Knabe das Wasser, welches Jesus in einem Behälter gesammelt hatte, zerstreute, verdammte er ihn, auszutrocknen. In der Art Thaten ging das Jesuskind so weit, daß der Verfasser der Legende den Eltern des umgekommenen Kindes folgende Beschwerde in den Mund legt: „Dein Kind, Joseph, ist so, daß wir nicht dasselbe Dorf mit Dir bewohnen können, wenn Du ihn nicht segnen statt fluchen lehrst.“ Dasselbe Evangelium ist auch das erste, welches zuerst die so oft seitdem wiedererzählte Geschichte von den aus Lehm geformten Vögeln, welchen das Kind Leben einhauchte, enthält. Thomas läßt aber das Kind diese Vögel am Sabbat machen, und als Joseph ihn tadelt und sagt, warum thust Du am Sabbat, was zu thun verboten ist? klatschte Jesus in die Hände und sagte: Geht! und sie flogen schreiend davon.

Das Evangelium Thomas ist das älteste, aber lange nicht das ausführlichste, das über die Kindheit von Jesus vorhanden ist; das ausführlichste ist wohl das von Heinrich Sike im Jahre 1677 in Utrecht in arabischer Sprache herausgegebene. Dasselbe verräth auf jeder Seite, daß es aus dem Lande der Tausend und Eine Nacht-Märchen stammt, so „extravagant“ und „burlesk“ sind oft die Wunder. Die schon im Ev. Thomas erzählten findet man auch hier, und zwar mit Nebenumständen geschmückt.

Wie Maria's Geburt von der Legende ausgemalt worden ist, so hat auch ein besonderes Evangelium ihren, und ein anderes Joseph's Tod beschrieben. Aber diese Legenden spotten aller Wahrscheinlichkeit und sind aller Poesie bar. „Die Details sind kindisch und lächerlich,“ sagt Michel Nicolas und belegt seinen Ausspruch mit Auszügen, welche sein Urtheil vollkommen bestätigen. Die Ungereimtheiten und selbst die Verstöße gegen den Wortlaut der kanonischen Evangelien sind unverzeihlich. Die ganze, lange, wenig erbauliche Geschichte schließt mit folgenden Worten: „Wir hoffen auf ihre (der h. Jungfrau) Verwendung bei ihrem theuren Sohne, für das Heil unserer Seelen im Jahrhundert aller Jahrhunderte. Amen.“ Ein Schluß, der dieser Legende ein weit jüngeres Alter anweist, als vielen andern.

Daß auch die Leidensgeschichte Christi zur legendarischen Ausschmückung aufforderte, versteht sich von selbst. Nur wucherte hier die fromme Pflanze weniger, da die kanonischen Bücher das Leiden Jesu mit großer Ausführlichkeit behandelt haben, und Legenden überhaupt sich auf das Ausfüllen der Lücken beschränken müssen. Sinnreich genug hat die eine den Rahmen eines Berichts von Pilatus an den Kaiser Tiberius angenommen. Aber wie ist der Rahmen ausgefüllt! Pilatus spricht nicht blos wie ein gläubiger Christ, sondern wie ein Schriftgelehrter und citirt häufig Bibelstellen und bekennt, daß er schwach genug war, einen Unschuldigen kreuzigen zu lassen. Der Erfinder dieser Legende scheint nie einen römischen Beamten genauer gekannt zu haben; sonst hätte er gewußt, daß er in seinem Berichte sich nicht selbst Unrecht gegeben. Die übrigen Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit übergehen wir.

Der Bericht des Pilatus bildet gewöhnlich den ersten Theil des Evangeliums Nikodemi; der zweite Theil berichtet über die Höllenfahrt Christi. Dieselbe ist in den kanonischen Büchern nur vorübergehend erwähnt und mochte die Neugier und die Phantasie Vieler reizen. Michel Nicolas zeigt, wie die Legende sich nach und nach entwickelte, wie die Nebenumstände nach und nach zugesetzt wurden, aber auch „wie sie immer abgeschmackter und, was ärger ist, engherziger werden.“ Die früheren Versionen lassen noch die frommen Heiden aus der Hölle befreien, die späteren beschränken sich, die Patriarchen und die Propheten zu erlösen.

Die Studie, welche Michel Nicolas dem Publikum heute darbietet, ist nicht blos eine angenehme Lektüre, es ist auch eine gründliche, nach den Quellen gearbeitete Untersuchung. Der gelehrte Professor von Montauban ist dabei sehr freisinnig und gewöhnt, den Gegenstand rein objektiv zu behandeln. Er ist

Digitized by Google

einer der Wenigen, die in Frankreich die Geschichte des Christenthums vorurtheilsfrei und im Zusammenhange mit den weltgeschichtlichen Begebenheiten zu behandeln verstehen.

Dr. M. B.

England.

Aus Miß Berry's Memoiren.

Napoleon als Erster Consul. — Die Ermordung des Herzogs von Berri. — Der englische Hof unter Georg IV.

Am 20. November 1852 starb in ihrem neunzigsten Jahre Miß Mary Berry, eine Dame, die durch Geist und Bildung in den aristokratischen und wissenschaftlichen Kreisen Englands eine ähnliche Stellung gewonnen hatte, wie etwa Madame du Deffand in dem Frankreich Ludwig's XV. und Voltaire's. Von Samuel Johnson bis auf Macaulay stand sie mit allen literarischen Größen ihres Vaterlandes in freundschaftlichem Verkehr; an sie richtete Horace Walpole einige seiner geistreichsten Briefe und hätte sie gern zur Gräfin Orford erhoben, wenn das damals noch junge und schöne Mädchen ihrem bejahrten Verehrer nicht einen jüngeren, aber flatterhafteren Anbeter vorgezogen hätte. Eine Augenzeugin der französischen Revolution und der Erhebung des ersten Napoleon, erlebte sie die Wiederherstellung des Kaiserreichs und konnte noch der Königin Victoria von den Schicksalen der unglücklichen Caroline von Braunschweig erzählen, zu deren nächster Umgebung sie gehört hatte. Ihre schriftstellerischen Versuche sind längst vergessen, aber die von ihr hinterlassenen Tagebücher und Korrespondenzen, die vor Kurzem von der Lady Theresa Lewis, der Wittwe des berühmten Staatsmannes und Gelehrten und Schwester des Ministers Lord Clarendon, herausgegeben wurden,*) enthalten höchst interessante Beiträge zur Geschichte ihrer Zeit, aus denen wir Einiges hier mittheilen wollen.

Während des kurzen Waffenstillstandes zwischen dem Frieden von Amiens und dem Wiederausbruch des Krieges befand sich Miß Berry in Paris, wo sie dem Ersten Consul vorgestellt wurde. Sie hatte ihn vorher auf der Parade zu Pferde gesehen, wo er keinen besonders günstigen Eindruck auf sie hervorgebracht hatte. „Alles, was ich sah," schreibt sie, „war ein kleiner Mann, der merkwürdig gut zu Pferde saß,**) mit gelblichem Teint, einer etwas hohen Nase, einem sehr ernsten Gesicht und kurz geschnittenem Haar." Bei der Audienz gefiel er ihr besser; sein Benehmen war einfach und ungezwungen, und er schien ihr auch weniger klein, als sie sich ihn vorgestellt hatte. „Seine Schultern sind breit, was seiner Figur Kraft verleiht. Seine Gesichtsfarbe, obwohl bleich und gelb, hat nicht den Anschein schwacher Gesundheit. Seine Zähne sind schön, und sein Mund hat, wenn er spricht und, wie ich ihn sah, bei guter Laune ist, einen merkwürdigen und ungewöhnlichen Ausdruck der Sanftmuth. Ueberhaupt zeugt seine ganze Physiognomie, wie ich ihn in diesem Kreise beobachtete, mehr von Zufriedenheit und ruhiger Einsicht, als von durchdringendem Scharfblick oder überhaupt von starken Gefühlen. Der Mann von der Parade und der Mann vom Zirkel haben einen ganz verschiedenen Eindruck in mir hinterlassen, und ich kann kaum begreifen, wie die beiden Gesichter (von denen ich jedoch das eine nur im Vorbeigehen gesehen hatte) einer und derselben Person angehören können. Seine Augen sind hellgrau, und er sieht der Person, mit der er spricht, immer gerade in's Gesicht, was ich stets für ein gutes Zeichen halte. Jedoch trotz Allem, was ich von der Sanftmuth seiner Physiognomie gesagt habe, kann ich leicht glauben, daß sie, wie man mir erzählt, furchtbar und feuersprühend wird, sobald er in Zorn oder heftige Aufregung geräth."

Im Vergleich mit seinen Gefährten konnte übrigens Bonaparte für einen schönen Mann gelten. Cambacérès, der zweite Consul, war „ein ungewöhnlich häßlicher, kleiner, dicker Mann mit tief liegenden Augen und schlecht frisirtem Haar;" Berthier „ein kleiner, ziemlich häßlicher Mann, mit einem Krauskopf von schwarzem, kurz gestutztem Haar;" Massena „von gemeinem Aussehen und kurzer, dicker Figur, obwohl mit intelligenten Gesichtszügen." Was sie aber Alle gemein hatten, war ihre geschmacklose Kleidung; ihre reich gestickten und betreßten Gallaröcke waren ihnen entweder zu klein oder zu groß und sahen aus, als ob sie von einem Dorfschneider gemacht wären. Unter den Damen grassirten noch die pseudo-griechischen Moden, und mit Ausnahme der langen Schleppe reducirte sich ihre Drapirung beinah auf das primitive Feigenblatt. Ueberhaupt trug noch die Gesellschaft den chaotischen Anstrich, den ihr die Revolution aufgedrückt hatte, aber schon war die Meisterhand fühlbar, welche Ordnung in das Chaos bringen sollte, und Miß Berry kehrte als eine entschiedene Verehrerin des „homme du destin" nach England zurück. „Was sagen Sie zu Bonaparte?" schreibt sie bei der Nachricht von seiner Thronbesteigung; „absoluter König von Frankreich und ruhig in den Tuilerien einquartiert? Was mich betrifft, so bewundere ich ihn und glaube, daß, wenn er seine Stellung behaupten kann, es zum Wohl seines Landes gereichen wird. Nichts hat mir eine so verzweifelt schlechte Meinung von unseren (den englischen) Ministern und ihren noch verzweifelteren Projekten eingeflößt, als die Schimpfreden, die tagtäglich in den ministeriellen und angeblich unabhängigen Blättern gegen Bonaparte und seine neue Ordnung ausgespieen werden. Was geht es uns an, ob Louis Capet oder Louis Bonaparte an der Spitze der französischen Regierung steht? Wenn die Nation friedliche und verträgliche Beziehungen mit anderen Staaten aufrecht hält, was haben wir mit den Mitteln zu thun, durch welche sie das erreicht hat? Ich gestehe, daß als Bürgerin des civilisirten Europa es mir wirklich leid thun würde, wenn nach allen den verschiedenartigen Tyranneien, unter welchen die Franzosen geschmachtet haben, sie zu der alten, abgenutzten Tyrannei der Bourbonen zurückkehren sollten."

Nach der Restauration des alten Königsgeschlechts war unsere Verfasserin abermals in Paris, wo sie ihre Bekanntschaft mit dem Herzog von Berri erneuerte, den sie schon 1790 in Turin als einen „reizend hübschen Knaben" gekannt und später in London wiedergetroffen hatte, und über dessen trauriges Ende sie einige charakteristische Details mittheilt. Es war an einem Sonntag Abend im Februar 1820, als dieses schreckliche Ereigniß stattfand, über welches sie in ihrem Tagebuche folgendermaßen berichtet:

„Nachdem wir bei unserem Gesandten gespeist hatten, gingen wir zu der Herzogin von Escars, welche einen Sonntag um den andern in ihren Gemächern empfängt, die in der dritten Etage der Tuilerien gelegen sind. Hier fanden wir, statt der gewöhnlichen ruhigen Versammlungen, eine wahre réunion de carnéval; alle jüngeren Mitglieder der Gesellschaft waren kostümirt oder

*) Extracts from the Journals and Correspondence of Miss Berry from the Year 1783 to 1852. Edited by Lady Theresa Lewis. 3 vol. London: Longmans, 1865 (Leipzig, Ludw. Denicke).

**) Nach anderen Berichten war dies bekanntlich nicht der Fall.

travestirt, entweder in der gefälligsten oder der lächerlichsten Weise.... Bald nach Mitternacht, als die Lustbarkeit ihren Gipfel erreicht hatte, sah ich Alles nach der Thür des Vorzimmers stürzen und erfuhr, daß man nach Herrn von Bethizy (dessen Frau Hofdame der Herzogin von Berri ist) und Herrn Ferdinand Chabot, einem Stallmeister des Herzogs von Berri, geschickt habe, welche Beide augenblicklich davoneilten. Der Herzog hatte in der Oper einen coup de poignard erhalten! Wie es hieß, war die Sache unbedeutend — ein Nichts — denn er sei in seine Loge zurückgekehrt. Das war Alles, was in den ersten zehn Minuten bekannt wurde, aber die Wirkung auf die Gesellschaft werde ich nie vergessen. Die Violinen hörten auf zu spielen; es entstand eine Todtenstille; mehr oder minder tiefer Ernst, der sich bei den Frauen bis zum Entsetzen steigerte, war in jedem Antlitz zu lesen und bildete einen seltsamen Gegensatz zu den komischen Masken und lustigen Kostümen der Männer."

Nach einigen weiteren Bemerkungen über die Art, in der die Schreckenskunde empfangen wurde, und über den Versuch, den Minister Decazes der Mitschuld an dem Verbrechen zu verdächtigen, fährt sie fort:

„Der Herzog von Berri hatte die Herzogin am Schlusse des ersten Aktes vom Ballet zu ihrem Wagen geführt, wollte aber zurückkehren und der Vorstellung bis zum Ende beiwohnen und hatte daher weder Hut noch Ueberrock mit. Frau von Bethizy hatte den Dienst bei der Herzogin und Herr von Choiseul beim Herzoge. Nachdem sie die Herzogin und Frau von Bethizy in den Wagen gebracht, wollte der Lakai eben den Schlag zumachen, als ein Mann zwischen die Pferde und die Wache an der Thür schlüpfte und den verhängnißvollen Stoß führte. Herr von Choiseul sah einen Menschen sich an den Herzog von Berri herandrängen und schob ihn mit dem Arm fort, ohne noch zu wissen, was er begangen hatte. Auch der arme Verwundete wußte es im ersten Augenblick nicht, da er nur einen heftigen Stoß fühlte und ausrief: Voilà un fier brutal! — gleich darauf aber, als er das Messer in der Wunde sah: Je suis assassiné; Caroline, un prêtre. Der Kutschenschlag war zu, aber die arme kleine Herzogin warf sich augenblicklich auf ihn, riß sich von der Bethizy los, die sie zurückzuhalten suchte, und fiel beinahe zu den Füßen ihres Gatten, der jetzt schon umgesunken war und nach einem Zimmer im Opernhause gebracht wurde, das dem Secretair oder Kastellan der Theaterverwaltung gehörte. Als er in diesem Gemach zu sich kam, soll der Herzog von Berri ausgerufen haben: Ah! c'est un jugement du ciel que cette chambre! — weil es diejenige ist, in der er den Nymphen der Oper Rendezvous zu geben pflegte. Der Herzog von Orleans, als er fand, wie ernst der Unfall sei, ließ die Herzogin und seine Schwester kommen, nachdem sie erst die Kinder nach Hause geschickt hatten. Denn um das Grausenvolle der Scene zu vollenden, muß man sich erinnern, daß das Publikum im Theater noch nichts von dem Geschehenen wußte, daß der letzte Akt des Ballets fortspielte, und daß jedesmal, wo sich die Thür des Zimmers öffnete, in dem der Herzog von Berri lag (was fast jeden Augenblick sein mußte), das Beifallklatschen des Parterres und die Töne der die Tänze begleitenden Musik zu den Ohren der am Todtenbett Versammelten drangen. Der Eindruck war ein so schauderhafter, daß Mademoiselle d'Orleans, die weniger als die Uebrigen mit unmittelbaren Hilfsleistungen bei dem unglücklichen Schlachtopfer beschäftigt war und daher mehr Muße hatte, sich den furchtbaren Kontrast zu vergegenwärtigen, von einer Ohnmacht befallen wurde. Unterdessen marterte ein halb Dutzend Wundärzte den armen Herzog, indem sie die Wunde öffneten und erweiterten, ihn schröpften und andere Operationen vornahmen, um zu verhindern, daß er durch den Blutandrang in die Lungen erstickt würde. Von Anfang an fühlte er, daß er im Sterben sei, und protestirte gegen die Qualen, die man ihn erdulden ließ. Er verlangte sein Kind zu sehen und es zu segnen, worauf es um 2 Uhr Morgens durch Frau von Gontaut von dem Elysée-Bourbon nach diesem Schauplatz des Schreckens gebracht ward. Wie sie mir erzählt hat, wird ihr der Augenblick unvergeßlich bleiben. Der Wagen, in dem sie sich mit dem Kinde befand, wurde durch eine Menge Equipagen aufgehalten, die zu einem Balle beim Marschall Suchet in der Rue du Faubourg St. Honoré fuhren, während doch jede Minute kostbar war und die Verzögerung dem Sterbenden die Genugthuung rauben konnte, sein Kind zu segnen. Die Arme des unglücklichen Herzogs waren von den Aerzten ausgereckt worden, um das Athmen zu erleichtern; er brachte sie wieder zusammen, um seine kleine Tochter zu empfangen und ihr den letzten Segen zu geben. Dann sagte er: Mais j'ai d'autres enfans, deux filles, longtems avant que je vous ai connu, Caroline; que je les voie. Gustav von Coigny fuhr sogleich von der Oper nach der Rue neuve des Mathurins, wo diese Kinder mit ihrer Mutter lebten — einer anständigen und gesitteten Engländerin, welche sich Mrs. Brown nannte und nur auf deren Erziehung bedacht war.... Die Mutter blieb in dem Wagen am Eingange des Opernhauses, während die Kinder, von der Wärterin begleitet, zu ihrem sterbenden Vater gebracht wurden. An seinem Bette knieend, empfingen sie seinen Segen und seine Empfehlung an die arme kleine Herzogin, welche erklärte, daß sie mit ihr leben und stets als die ihrigen betrachtet werden sollten. Hierauf flüsterte der Sterbende seinem Bruder, dem Herzog von Angoulême, zu, daß er noch ein Kind, einen Knaben, habe, der ihm nach seiner Heirat von der Operntänzerin Virginie geboren worden und den er dem Schutze seines Bruders empfahl. Das Zimmer war jetzt gefüllt mit den Prinzen und ihrem Gefolge, dem Hofstaat des unglücklichen Herzogs, dem Bischof von Chartres und dem Pfarrer des Kirchspiels, welche man gerufen hatte, um die Tröstungen der Religion zu ertheilen, den Ministern und einer Unzahl ärztlicher Personen, ohne Derjenigen zu gedenken, welche hin- und herliefen, um warmes Wasser und was noch sonst gebraucht wurde, zu bringen. Unter diesen Leuten befand sich eine Figurantin von der Oper in ihrem Theaterkostüme, die sich, Gott weiß wie, unter die Krankenwärter gemischt hatte, ohne Zeit zu haben, ihre Kleidung zu ändern."

Wenn die restaurirten Bourbons sich nicht eben durch strenge Moral auszeichneten, so hatte ihnen der englische Hof in diesem Punkt nur wenig vorzuwerfen. Die Maitressen-Wirthschaft an dem Hofe Georg's IV. war eines Ludwig's XV. würdig, und wenn eine Lady Hertford oder Lady Conyngham nicht den politischen Einfluß einer Madame de Chateauroux oder Madame de Pompadour besaßen, so lag das sicherlich nicht an ihrem königlichen Anbeter. Ein so öffentlicher Skandal, wie ihn die häuslichen Zwistigkeiten Georg's und seiner Gemahlin veranlaßten, war selbst im vorrevolutionären Frankreich nicht vorgekommen, und unter anderen Umständen hätte er dem englischen Königthum ebenso verderblich werden können, als die Halsband-Geschichte dem französischen. Dem Dienste des Bacchus war Georg fast noch eifriger zugethan, als dem der Venus; sogar an seinem Hochzeitstage war er total betrunken, und in späteren Jahren ist er, wie man erzählt, nur selten ganz nüchtern gewesen. „Wir gingen," schreibt Miß Berry unterm 22. März

1811, „um 11 Uhr zu Lady Hertford, konnten aber erst gegen 12 herankommen, um welche Zeit der Prinz-Regent noch nicht vom Diner bei Lord Cholmondeley zurück war. Er erschien bald nachher, während wir im Vorzimmer waren, und wir sahen die ganze Ceremonie. Es wurde sogleich ein Zirkel gebildet, in welchem sich der Regent, die Herzoge von Clarence, Cumberland, Cambridge und Gloucester befanden. Der Regent sah elend aus, mit geschwollenem, trübem Gesicht, und war außerdem sehr stark berauscht, obwohl er es durch ein ernstes und vorsichtiges Wesen zu verbergen suchte. Ich war zufällig längere Zeit im Zirkel, und er machte mir endlich eine ernste und ceremoniöse Verbeugung, in welcher deutlich Kensington zu lesen war." In Kensington residirte nämlich die mißhandelte Gemahlin des Regenten, mit der unsere Verfasserin, wie bereits erwähnt, auf vertraulichstem Fuße stand, aber von der sie gleichfalls nichts sehr Erbauliches berichtet. Nicht viel günstiger ist ihr Urtheil über die Prinzessin Charlotte, den einzigen Sprößling jener unglücklichen Ehe, deren früher Tod der Königin Victoria den Weg zum Throne bahnte. Unter ihrem Scepter ist allerdings Vieles anders geworden; der moralische Ton des Hofes hat sich gehoben und der Einfluß desselben hat auch die höheren Klassen bewegen, den noblen Passionen zu entsagen und sich der sogenannten bürgerlichen Tugenden zu befleißigen; aber das Bild, das Miß Berry von den damaligen Zuständen entwirft, ist dadurch um so interessanter und erfreulicher, als es uns Gelegenheit giebt, wenigstens in dieser Beziehung einen Fortschritt zu konstatiren, was uns sonst bei dem besten Willen nicht immer leicht wird.

Spanien.

Reise-Erinnerungen eines Caballero.*)

„Ueber Spanien liegen mannigfache Reisebeschreibungen vor, die durch ihren gelehrten Inhalt und wissenschaftliche Richtung sich einen großen Ruf geschaffen haben. Meinen schwachen Kräften geziemte es nicht, mich auf ein Feld zu wagen, wo nur Gefühl und der Sinn für das Schöne das Urtheil hätten sprechen müssen, daher sind die Abhandlungen über Architektur und Malerei ziemlich karg. Was für ein Feld blieb nun noch offen? Beseelt von dem Drange, etwas Neues über jenes räthselhafte Land zu bringen, erschien nur der vielseitige gesellschaftliche Umgang mit spanischen Frauen einen reichhaltigen Stoff zu liefern. Spanien ist in dieser Weise wohl schon bereist werden, doch liegt darüber der Oeffentlichkeit nichts vor, und da nun die spanische Frau in diesen Blättern einen Hauptgegenstand bildet, so glaube ich ihrem Andenken einen würdigen Denkstein gesetzt zu haben."

Diese galanten Worte, mit denen der Verfasser des vorliegenden spanischen Reisebuchs seine leichten Schilderungen schließt, enthalten eine im Ganzen zutreffende Charakteristik der Skizzen, die er auf zwei Fahrten durch die Pyrenäen-Halbinsel mit etwas mehr Muße, als sie den Durchschnitts-Touristen beschieden zu sein pflegt, zu sammeln unternommen. Neben den Beschreibungen der Gegend, der Oerter, den kleinen Reise-Abenteuern, dem Volksleben u. s. w., die auch hier als „selbst empfundene Eindrücke" in der üblichen Weise sich geltend machen, sind es allerdings Bemerkungen über spanische Frauen, die diesen Reiseskizzen eine gewisse Besonderheit verleihen. Dem Verfasser, dessen ritterliches Interesse für Frauen-Schönheit sich überall in recht lebhaften Ausdrücken kundgiebt, und der namentlich nicht müde wird, die dunklen Augen, den schlanken Wuchs und die zierlichen Füße der spanischen Schönen zu bewundern, hat es beliebt, diesen Bemerkungen die Bezeichnung von Charakterstudien beizulegen, die aber für Plaudereien im Salon und auf der Promenade wohl etwas zu doctrinär erscheint. Dafür hält sich sein Buch im Uebrigen von jedem Versuche, über das literarische und politische Leben des gegenwärtigen Spaniens zu urtheilen, mit glücklichem Takte fern. Der Aufschwung, den nach den Zeugnissen scharfer Beobachter diese Richtungen des Volkslebens in Spanien jüngst genommen haben, die Umwandelung, die sich in immer höherem Grade in dem Nationalcharakter dieses so lange geistig zurückgebliebenen und doch so reich begabten Volkes vollzieht, sind dem Verfasser, wo nicht entgangen, doch nicht von hinreichender Wichtigkeit gewesen, um ihnen seine Beachtung zuzuwenden, und man kann ihm unter diesen Umständen nur Dank wissen, daß er seine Skizzen auf Gegenstände beschränkte, die mehr in der Sphäre seiner gesellschaftlichen Neigungen liegen. Seine Schilderungen der Bälle, der Toiletten, der Boudoirs und der Diners von Madrid, seine eleganten kleinen Erlebnisse mit Damen der beau monde dieser Hauptstadt, die Beschreibung des fashionablen Badelebens in San Sebastian u. dergl. m. werden gewiß nicht verfehlen, den Beifall der entsprechenden Kreise zu ärnten; wie sie denn in der That, soweit so courfähige Objekte dies zulassen, sich durch eine gewisse Frische der Empfindung und einige Naivität der Darstellung auszeichnen.

Leser, die für die Salons der spanischen Damen weniger Theilnahme haben, müssen sich an die sonstigen Reise-Erinnerungen unseres Ritters halten, die an und für sich bei der Fülle des Gesehenen nicht ohne Reiz sind, und vor den landläufigen Beschreibungen den Vorzug einer durch den Stand und die Anschauungsweise des Verfassers bedingten Besonderheit genießen. Die Unart mancher Schriftsteller, ihre Skizzen durch Feuilleton-Esprit zu überwürzen und den armen Leser durch erstaunliche Citaten-Gelehrsamkeit, sowie durch die archäologischen und historischen Kenntnisse — ihres Handbuchs zu beschämen, ist dem Verfasser fremd; er giebt sich den Objekten seiner Beschreibung stets mit erfreulicher Unbefangenheit hin und verräth oft durch Ausrufungen, sowie auch durch häufigen Gebrauch des Ausrufungszeichens sein empfängliches Gemüth. Sein Weg führte zu den meisten bedeutenden Städten, auch in Partien des Innern, die nicht häufig von Reisenden besucht werden; natürlich bringt die Beschreibung des Gesehenen auch in der schlichten strammen Weise des Verfassers eine Menge merkwürdiger Dinge. So wird man gewiß nicht ohne Interesse eine Beschreibung des alten Versammlungshauses der baskischen Stände in dem Städtchen Guernica lesen, und dabei vernehmen, daß der kaiserliche Prinz von Frankreich, als Sprößling des edlen Hauses der Montijo von Theba und Erbe eines nahe bei dem Städtchen gelegenen kleinen Schlosses, Mitglied dieser Versammlung, einer der altehrwürdigsten in Europa, ist und auch stets bei Eröffnung des Landtags mit verlesen wird. Von den kleinen Mühsalen spanischer Landreisen können Schilderungen der Fahrt durch die Sierra Morena Zeugniß ablegen. Doch auch in Spanien verschwinden die maulthierbespannten Diligencias mit ihren rüstigen Mayorals und den unwirthlichen Possadas mehr und mehr vor dem nivellirenden Schienennetze der Eisenbahnen.

*) Im Süden. Reiseskizzen von Graf Bastiano. Berlin, Decker, 1865.

Am besten wird man die oben angedeutete Besonderheit unseres Autors begreifen, wenn man ihn selber hört. Er bleibt sich überall gleich, und wir brauchen daher nicht zu wählen. Hier ist z. B. seine Beschreibung der Einfahrt in die Straße von Gibraltar:

„Am Horizonte begann sich nach Osten zu ein blauer Nebel zu erheben, aus demselben traten alsbald dunkle Formen hervor; Afrika begrüßte uns im Cap Spartel. Nach und nach entfaltete sich ein Nebelstreif neben dem anderen, eine schwarze Felsenmasse begränzte im Osten den Horizont und schien in ihrer weiteren Ausdehnung den Weg zu sperren. Auch von Europa her traten die Bergmassen dichter hervor, um den afrikanischen die Hand zu reichen. Finster blickten uns die zerklüfteten Gebirge Marokko's entgegen, sie schienen mir ebenso rauh und wild wie ihre Bewohner zu sein. Die einzelnen spitzen Kegel waren durch zerrissene Thäler von anderen schroffen Höhen getrennt, auf deren Gipfeln die Wolken schwer zu lagern schienen. An diesem Theile der Küste mögen vulkanische Eruptionen arg gehaust haben, denn die einzelnen Bergspitzen tragen ganz den Charakter ausgebrannter Vulkane.

„Am marokkanischen Ufer zeigte sich jetzt Tanger; die weißen Häusermassen, welche von zierlichen Minarets überragt wurden, waren mit Hilfe des Fernrohres ganz deutlich zu sehen. Einzelne Gehöfte lagen zerstreut umher, und zog sich von ihren Dächern bläulicher Rauch an den dunklen Hängen hin. So düster auch der Anblick von der Küste Marokko's ist, so kann man ihr doch nicht das Malerische und Bizarre absprechen. Der Kontrast mit dem sanften Charakter der gegenüberliegenden europäischen Bergabhänge und Weinhügel war ein zu greller und verlieh dem Panorama des Ganzen einen pikanten Effekt. Die selten ruhige Wasserfläche lag wie leblos zwischen den beiden Ufern, und die Entfernungen erschienen so klein, daß man versucht war zu glauben, man führe auf dem Rhein, und doch braucht man zu einer Ueberfahrt des Kanals immerhin sechs Stunden Zeit.

„Die spanische Küste war an vielen Stellen kahl, nur theilweise mit Gestrüpp versehen; Steingerölle bedeckte die Hänge, auf denen außerdem hie und da spärliche Ueberreste alter Warten und Schlösser emporragten. Am europäischen Ufer zeigte sich endlich Tarifa, der südlichste Punkt unseres Welttheils; das Schiff hielt hier an und nahm Passagiere auf. Weit in's Meer erstreckte sich eine Felszunge, die mit Batterien besetzt war, in ihrer Mitte erhob sich La torre de Guzman, ein Thurm, der zu einem alten Schlosse der Familie Guzman gehörte, hier sollen häufig blutige Kämpfe zwischen den spanischen Rittern und den maurischen Seeräubern vorgefallen sein. Das Städtchen ist nach maurischem Style erbaut; die Häuser sind ohne Regelmäßigkeit und nur mit kleinen Oeffnungen nach außen versehen. Ueberall zogen sich Weinpflanzungen, sowie der so beliebte Oliven- und Mandelbaum am Gestade hin. Das Schiff lichtete bald die Anker und umfuhr die südlichste Spitze der Landzunge. Man sah ein Felsenriff weit in den Kanal hineinragen. Am äußersten Ende dieses Felsenriffes stand ein Fischer und warf die Angel in die klare See, dies war unstreitig jetzt der südlichste Mensch in Europa, wer mag zu gleicher Zeit der nördlichste in Hammerfest gewesen sein? Gewiß auch ein Fischer. Europa lag jetzt zu unseren Füßen, wir fuhren auf unbestimmter Gränze zwischen zwei Welttheilen dahin. Weite Thäler erlaubten öfters einen etwas tieferen Blick in die wilden Berge der afrikanischen Küste; einzelne Häuser zeigten sich an flachen Uferlehnen, doch sonst fielen die ungeheuren Felswände fast senkrecht gegen die Tiefe. Rechts erblickte ich endlich den Affenberg, von dem aus ein unterirdischer Gang nach Gibraltar führen soll. Unser Cours brachte das Schiff sehr nah an die europäische Küste, wir umfuhren alsbald ein Vorgebirge, vor uns öffnete sich ein entzückendes Panorama, die Bai von Algestras mit ihren beiden Hafenstädten Gibraltar und Algestras lag vor uns."

Derartige Abschriften der Natur häufen sich in diesen spanischen Reiseskizzen; und nicht selten steigert sich die eigenthümliche Diction zu Absonderlichkeiten, die zuweilen in ergötzlicher Weise Anklänge an die Aufsätze des jugendlichsten Gelehrten des Kladderadatsch enthalten, auf die Dauer aber etwas ermüden. Einer Notiz am Schlusse des Buchs könnte man entnehmen, daß dasselbe ursprünglich französisch geschrieben sei; damit würde übereinstimmen, daß die Vorrede aus Paris datirt ist; einzelne Sprachfehler lassen sich in der That auch nur als Gallicismen ertragen. Indessen diese Anzeichen reichen nicht aus, um das Buch mit Sicherheit für eine Uebersetzung zu erklären. Viel wahrscheinlicher, daß wir es mit einem deutschen (vielleicht pseudonymen) Autor zu thun hatten, durch dessen Stil die Klagen von Bogumil Goltz über die Monotonie des neueren Schriftsteller-Deutsch thatsächlich widerlegt werden. F.

Kleine literarische Revue.

— **Fritz Reuter und seine Dichtungen.***) Die plattdeutschen Schriften Fritz Reuter's haben in den letzten Jahren eine so beispiellos einmüthige, gute Aufnahme im deutschen Publikum — mindestens in Norddeutschland — gefunden, daß gewiß auch eine Schrift, die in unbefangener Weise die psychologischen, sprachlichen und volksthümlichen Momente darlegt, welche die Reuter'schen Dichtungen zu einer weit verbreiteten Lieblings-Lectüre gemacht, auf zahlreiche Leser und Theilnahme rechnen kann. In dem vorliegenden Buche bespricht Herr Otto Glagau, nächst dem Lebens- und Bildungsgange Fritz Reuter's, nachstehende Dichtungen desselben:

1) Läuschen un Rimels; 2) De Reis' nach Belligen; 3) Kein Hüsung; 4) Hanne Nüte un de lütte Pudel; 5) Olle Kamellen; 6) Schurr-Murr; 7) Ut mine Festungstid; 8) Ut mine Stromtid.

Obwohl die Darstellungen des Herrn Glagau nicht immer so objektiv gehalten und so unbefangen sind, wie wir es bei Besprechung des Volksdichters gewünscht hätten, können wir uns doch im Ganzen mit seiner Auffassung und Kritik einverstanden erklären, namentlich wenn der Verfasser am Schlusse bemerkt: „Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: ob die Erscheinung eines solchen echten Dichters inmitten unserer blasirten, korrumpirten Zeit, oder den Umstand, daß dieses anscheinend übersättigte Geschlecht, von der edeln Einfachheit und naiven Plastik seiner Dichtungen ergriffen, ihm mit Frohlocken und Dankgefühl zufällt, aus eigenem Antriebe ihm huldigt. Gewiß ein Doppelzeichen, daß wir, trotz Gervinus und Genossen, weder an unserer Dichtung noch an unserem Volke verzweifeln dürfen."

— **Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten.****) Herr Gerhard Heine, Oberlehrer am herzogl. Landes-Seminar zu

*) Von Otto Glagau. Berlin, Th. Lemke, 1866. (312 S.)

**) Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten. Ein Stück deutscher Geschichte, dem anhaltischen Volke erzählt von Gerhard Heine. Köthen 1866, Eduard Heine. (VIII und 232 S. kl. 8.)

Köthen, hat es unternommen, eine populäre Geschichte Anhalts und seiner Fürsten zu schreiben. Er erzählt sie dem „anhaltischen Volke" als ein „Stück deutscher Geschichte;" er will also den Partikularismus mit allgemein deutschen Gesichtspunkten vereinigen. Dies ist ihm auch in einem gewissen Grade gelungen, und, wofern man nicht einen streng wissenschaftlichen Maßstab an seine Arbeit legt, muß man dem Fleiß wie dem Geschick des Autors Lob ertheilen. Er hat ein ziemlich starkes Detail gesammelt und seinen Stoff meist mit Umsicht gruppirt. Leider kann man die gleiche Anerkennung weder über die Sprache noch gar über den Geist des Buches aussprechen. Herr Gerhard Heine schreibt einen Styl, der wohl in ein frommes Tractätchen, nicht aber in den Ernst der Geschichte hineinpaßt, und der süßlich-weinerliche Ton, in den er zuweilen verfällt, zeugt für eine Art von Orthodoxie, welche den Lebensfaden des Protestantismus verloren hat. So ist, bei aller Hervorhebung des confessionellen Moments, die Grundidee nur dem Namen nach protestantisch; ja, man möchte die Frage aufwerfen, wie sich dieselbe gestaltet haben würde, wenn das ganze anhaltische Fürstenhaus dem Beispiele Herzog Friedrich Ferdinands von Köthen gefolgt und um 1820 ebenfalls zum Katholicismus übergetreten wäre? Die Schüchternheit des Verfassers, die er seiner Stellung angemessen hält, erlaubt ihm nur ausnahmsweise ein entschiedenes Urtheil über eine Regentenhandlung; seine Rede wird oft zum Hymnus, während gerade der beste Ruhm dieser mannhaften Dynastie außer Ansatz bleibt. Daß die ascanischen Fürsten zum großen Theil Männer waren, Männer im eigensten Sinne des Worts, dafür bekundet Herr Heine keinen rechten Blick; daher ist die Periode der Reformation, zumal deren Einführung in Anhalt, nach dieser Seite kaum oberflächlich gewürdigt und die Epoche des tapfern Leopold, des berühmten „alten Dessauers," die doch die Glanzperiode des Landes war, viel zu tief in den Hintergrund gerückt. Der rauhe, gewaltsame, aber auch biderbe und ehrenhafte Charakter dieses Helden würde einer genauen Zeichnung reiche Ausbeute gewährt haben. T. v. B.

— **Mendel Gibbor und Hermann Schiff.** Von A. Bernstein's beliebter Geschichte „Mendel Gibbor" ist ein neuer Abdruck erschienen.*) Diese Erzählung und desselben Verfassers „Vögele der Maggid" können als die besten Genrebilder auf dem Gebiete des polnisch-jüdisch-deutschen Familienlebens gelten, während Kompert's Ghetto-Geschichten unübertreffliche Darstellungen des böhmisch-jüdisch-deutschen Familienlebens sind. Bernstein und Kompert haben der Naturwahrheit ihrer ebenso kunstreichen als naiven Schilderungen und ihrer Kenntniß der jüdischen Geschichte, der jüdischen Religionsgebräuche und der dem jüdisch-deutschen Idiom zum Grunde liegenden hebräischen Sprache ihre Erfolge zu verdanken, die leider zu allerlei mißrathenen Nachahmungen Anlaß gegeben. Herr Dr. Hermann Schiff, der in jeder seiner „israelitischen Novellen" beweist, daß er von der jüdischen Geschichte der älteren wie der neueren Zeit eben nur das weiß, was ihm seine Hamburger und Altonaer Glaubensgenossen erzählt haben, und der in seinem kürzlich erschienenen Buche über Heinrich Heine**) selbst sagt, daß er als Jude ebenso wie H. Heine, niemals hebräisch gelernt, niemals am altjüdischen Gottesdienste sich betheiligt, hat eben nur etwas ganz Verfehltes unternommen, als er in die Fußstapfen von Bernstein und Kompert einzutreten versuchte. Seine Kenntniß des sogenannten „Neu-Israelitismus" ist ebenso dürftig und läppisch, als seine Wissenschaft vom Judenthum, soweit es nicht auf der allertrivialsten Oberfläche sich bewegt. Man kann nur bedauern, daß der Jugendfreund des Dichters Heine, der übrigens immer nur mit Ironie vom „Vetter Schiff" zu reden pflegte, sich in seinem Alter zur Niederschreibung solcher Trivialitäten hat verleiten lassen.

*) Berlin, Louis Gerschel, 1865.

**) Heinrich Heine und der Neu-Israelitismus. Briefe an Adolf Strodtmann, von Dr. Hermann Schiff, Verfasser des „Verkauften Skeletts". Hamburg, J. P. F. E. Richter, 1866.

— **Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohs.***) Wir lassen über diese Schrift des Dr. Hermann Schiff eine andere Stimme, als die der Redaction folgen, die sich in der vorangehenden Notiz über den Verfasser ausgesprochen hat: Die Federstriche Schiff's zeigen Heine und Anti-Heine in Einer Person. Er stellt uns dar, wie das junge Deutschland den etwas fadenscheinig gewordenen Rock revolutionärer Begeisterung auszieht, um sich deutsch redlich und treu dem bürgerlichen Lebensberuf hinzugeben. Das ist die Tragik seines Helden „Cäsar Breitmund", wohlbestallten, eigenfabricirten Doctors, literarischen Gesinnungsflohes und zum vierzigmillionsten Theil volkssouverainen Agitators. Man kann nicht wahrer und eindringlicher den Literaturschwindel zeichnen. Aber wohlgemerkt, Mißbrauch zeugt noch nicht wider den guten und ehrlichen Gebrauch! Die Ausschreitungen der Presse verurtheilen noch nicht die Presse überhaupt. Est modus in rebus! Hätte der Erzähler auf seiner fünfundsechzigjährigen Lebens- und vierunddreißigjährigen Schriftsteller-Laufbahn die Dinge ein wenig historisch auffassen gelernt, er würde sie nicht durch die Brille eines Riehl betrachten wollen und für die Stimmungen der Gegenwart ein geneigteres Ohr haben. Nur aus der historischen Weltanschauung fließt das Recht zum vollgiltigen Endurtheil über das junge Deutschland. T. v. B.

— **Weihnachts-Literatur.** Zwei Verleger sind es besonders, die sich seit einigen Jahren um die deutsche Jugend-Literatur nach ihrer bildenden und belehrenden Seite verdient machen, die Herren Otto Spamer in Leipzig und Eduard Trewendt in Breslau. Hauptsächlich um die Weihnachtszeit ist die Aerndte auf diesem Felde der Literatur ebenso reich, als dem Publikum willkommen. Wie sehr das Letztere der Fall, beweisen die wiederholten Auflagen in stets verbesserter und verschönerter Form, welche viele Werke dieser Art erlebt haben. Zu diesen gehört unter Anderm:

1) die Prachtausgabe des von Ludwig Hüttner bearbeiteten Robinson Crusoë**), wozu Herr Schulrath Dr. Lauckhard eine Geschichte der Robinsonaden und eine Lebensskizze von Daniel de Foë geliefert hat.

2) „Das Buch merkwürdiger Kinder"***), worin sich die Jugendgeschichte von zehn berühmten Männern Deutschlands und des Auslandes befindet, unter Anderem: J. G. Seume's, Benjamin Franklin's, Mezzofanti's, Whittingtons &c.

*) Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohes. Novelle von Dr. Hermann Schiff. Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter, 1866. (79 S. kl. 8.)

**) Robinson Crusoë des Aelteren Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Neu bearbeitet von L. Hüttner. Zweite verbesserte Auflage. Mit 96 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer, 1866.

***) Lebensbilder aus der Jugendzeit und den Entwickelungs-Jahren merkwürdiger Menschen. Herausgegeben in Verbindung mit Dr. C. F. Lauckhard, M. Schlimpert u. A. von Franz Otto. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer, 1866.

3) „Wohlthäter der Menschheit"*), ein Plutarch der neuen Zeit mit sechzehn Lebensbildern, die ebenso taktvoll ausgewählt, als geschickt und zur Nacheiferung anregend ausgearbeitet sind. Das letzte dieser Bilder, welches den berühmten parsisch-indischen Menschenfreund und Beschützer der Wissenschaft, Sir Dschamsidschi Dschischiboy, zum Gegenstande hat, ist eines der gelungensten dieser Galerie; es zeigt uns in dem Angehörigen eines fernen, vielen Ungebildeten und Unduldsamen für barbarisch geltenden Volkes und Glaubens ein erhabenes Muster der Tugend und des edelsten Gleichmaaßes, nach dem Ebenbilde Gottes. Nächstdem finden sich hier die Bilder von Kaiser Joseph II., Gellert, Pestalozzi, Salzmann, Abbé de l'Epée, Samuel Heinicke, Valentin Hauy, Ernst Ludw. Heim, William Wilberforce u. A.

Wir nennen ferner:

4) „Charakterbilder aus der Länder- und Völkerkunde"**) von Karl Müller, der hier achtzehn verschiedene Völkerschaften schildert, die sich noch auf einer niederen Stufe der Kultur befinden. Diese Bilder können der Jugend als belehrende Gegenstücke zu denjenigen Schilderungen dienen, welche die Völker der Civilisation zum Gegenstand haben. Die unterste Stufe auf der Leiter der Nationen aller fünf Welttheile, von den Lappen Europa's bis zu den Menschenfressern der Fidschi- und den Bewohnern der Freundschafts-Inseln bietet sich hier zur anthropologischen Vergleichung dar.

Literarischer Sprechsaal.

Angeregt durch die von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae erscheinen jetzt auch in Lissabon die von dem geschätzten portugiesischen Geschichtschreiber Herculano edirten Portugaliae Monumenta historica, deren vierte Abtheilung des ersten Bandes (Leges et Consuetudines) in der jüngsten allgemeinen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon vorgelegt wurde. Ferner ist daselbst der neunte Band des vom verstorbenen Visconde de Santarem begonnenen Quadro Elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo erschienen. Nicht minder interessant ist die von der Akademie herausgegebene Noticia dos manuscriptos pertenecentes ao direito publico externo diplomatico de Portugal e a historia e litteratura do mesmo paiz. Ueber das Leben und die Schriften Alexanders von Humboldt ist folgendes Werk in portugiesischer Sprache angekündigt: Estudios sobre a vida e escriptos do Baraõ Alexandre de Humboldt.

Der Wollwaarenfabrikant Herr Ferdinand Noll in Brandenburg, der schon in früheren Broschüren eifrig für den Erlaß eines Musterschutz-Gesetzes agitirt hat, veröffentlicht ein neues Heft***), das sich mit demselben Gegenstande beschäftigt und das nebst einigen Bemerkungen über die Thätigkeit Napoleon's III. und Cobden's beim Abschlusse des englisch-französischen Handelsvertrages einen Bericht über den Leipziger Schriftstellertag, sowie einen Gesetzentwurf enthält, durch dessen Annahme sich der Herr Verfasser die Verwirklichung seines Gedankens zu ermöglichen vorstellt. Sein Standpunkt ist einfach der einer absoluten Gleichstellung jeder Art von Arbeit: dem Autorrechte des Schriftstellers, des Musikers, des bildenden Künstlers soll das Urheberrecht eines Jeden, der neue Erzeugnisse der Arbeit, gleichviel welcher Art, in einer sinnlich wahrnehmbaren Weise schafft, an Schutzberechtigung nicht nachstehen, und es soll, vermöge dieses allgemeinen Eigenthumsrechts an der Arbeit, das, wie andere Eigenthumsarten übertragbar, durch bloße Veräußerung der Erzeugnisse nicht auf den Erwerber übergeht, dem Urheber das ausschließliche Recht zustehen, diese Erzeugnisse zu wiederholen und zu vervielfältigen. Erwägt man aber, daß als Objekte dieses Urheberrechts u. a. auch „Herstellungs- und Verfahrungsweisen auf dem Gebiete der Scheidekunde, Medicin und anderer Felder, Ver- und Anwendungsarten von Urstoffen" hingestellt, und daß als unbefugte Nachahmungen auch die Wiederholungen und Vervielfältigungen betrachtet werden, deren Herstellung durch andere Mittel oder auf andere Weise bewirkt wird, als die des Urerzeugnisses, so wird Jeder, der sich die Consequenzen dieses Vorschlages nur einen Augenblick klar macht, sicherlich die Warnung eines Mitgliedes jenes Schriftstellertages, daß man nicht zu viel auf einmal angreifen solle, für gerechtfertigt halten. Jene Grundsätze adoptiren, hieße der freien Arbeit des Gelehrten, des Industriellen, des Handwerkers durch die stachligsten Hecken eines unerhörten Monopolwesens Athem und Bewegung verschränken, hieße Zustände schaffen, die Niemand schmerzlicher treffen würden, als gerade die Gewerbetreibenden, welche durch jene Agitation für ihre Interessen zu wirken glauben. Unsere Musterschutz-Bedürftigen, die für jede neue Zusammenstellung von Farben oder Linien den Schutz der staatlichen Strafgewalten anrufen, — meinen sie wirklich durch den Staatsanwalt und die Kriminalgerichte den Erfindungsgenius ihrer Dessinateure zu befruchten? Trachtet danach, den Geist des Zeichners zu bilden durch die hohen Vorbilder, an denen er das wahrhaft Schöne anschauen lernt, erweitert seinen Ideenkreis, indem ihr ihm in Werken, wie jenes Engländers Owen „Grammatik des Ornaments", die Schöpfungen der Vorwelt zugänglich macht, übt seine Hand im Entwerfen und Nachbilden, mit Einem Worte, sorgt durch Bildung des Arbeiters für die **Vermehrung** der Erfindungen: und ihr werdet nicht — vergebens — jedes einzelne neu Geschaffene mit Argusaugen hüten müssen.

Der „pädagogische Verein" zu Berlin hat mit Rücksicht darauf, daß auf dem Gebiete der Jugend-Literatur so manche Erscheinungen ohne inneren, sittlichen Gehalt, bloß vermöge ihrer blendenden bestechenden Ausstattung, den Weg in das Publikum finden, wo sie oft die besten Jugendschriften verdrängen, eine Ansprache „an die Eltern" drucken lassen, worin er sich über die Grundsätze ausspricht, die der Verein bei seiner Beurtheilung der Jugend-Literatur aufgestellt hat. Gleichzeitig kündigt der pädagogische Verein ein „kritisches Jugendschriften-Verzeichniß" an, dessen erste Lieferung durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

*) Vorbilder des Hochsinnes, der Thatkraft und christlichen Denkungsart. Herausgegeben in Verbindung mit Th. Armin, Dr. Lauckhard u. A. von Dr. Ed. Grosse und Franz Otto. Mit 75 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer, 1866.

**) In sinnigen Biographieen zur Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände. Mit 8 Bildern in Farbendruck von A. Hann. Breslau, Eduard Trewendt, 1865.

***) Betrachtungen über die gesammten Erwerbsverhältnisse des preußischen Staats. Fünftes Heft. Berlin, Ferd. Geelhaar, 1866.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 9. December 1865. — [Nº 50.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Iphigenia in Delphi. 687. — Das schleswig'sche Wattenmeer und die friesischen Inseln. 688.
England. Ein wallisisches Märchen. Der Traum des Maren Wledig. 690.
Arabien. Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 694.
Schweiz. Die Urwelt der Schweiz. 696.
Böhmen. Čechische Briefe. Ein neues Central-Organ für die poetische Literatur. 697.
Kleine literarische Revue. Neue Ausgabe von Philalethes' (König Johann's) Dante-Uebersetzung. 698. — Heinrich Simon. 698. — Deutsche Heimathbilder von Ublenhuth. 699. — Schießpulver und Feuerwaffen. 699. — Weihnachts-Literatur. 699. — „Die kleinen Menschen." 699.
Literarischer Sprechsaal. Heinrich Barth. 699. — Die tropischen und die Polar-Regionen. 700. — Deutsche Nordfahrt. 700. — Warnung für junge Chemiker. 700.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von
Herman Grimm.

Zwölf Monatshefte im Umfange von 15 bis 18 Bogen mit 5 bis 6 Kunstbeilagen. Preis 2 Thlr.

So eben verlässt die Presse das Doppelheft September-October.
Mit einer Photographie.
(Lebensgrosses Crucifix von Albrecht Dürer.)

Polemik über die Medicäergräber Michelangelo's in San Lorenzo zu Florenz. — Charakter Giuliano's, Herzog von Nemours. — Vasari im Atelier Michelangelo's. — Raphaels angebliches Portrait Giuliano's. — La bella Visconti in Besitz des Herrn Oberst Rothpletz zu Aarau. — Lebensgrosses Crucifix von Dürer in Besitz des Herrn Egli-Wegmann zu Basel. — Artikel der Indépendance Belge über moderne Kunstsammlungen. (851)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen: (852)

Ueber die Ideen in der Geschichte.
Rectoratsrede
am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern gehalten
von Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
1865. 6½ Bgn. Velinpapier. gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Philologie, Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung
von Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
1864. 5 Bogen. Velinpapier. gr. 8. Preis: 15 Sgr.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben
des
Feldmarschalls
Grafen Neithardt von Gneisenau
von
G. H. Pertz.
Erster und zweiter Band.
Jeder Band brochirt 3 Thlr. 10 Sgr.; gebunden 3 Thlr. 20 Sgr.

Jean Paul's ausgewählte Werke.
Neue Ausgabe in Classiker-Format.
16 Bände.
Broch. 5 Thlr. 10 Sgr. (853)

Soeben erschien:

Geschichte
des
Kriegs 1814 in Frankreich
und des Sturzes Napolons I.,
nach den zuverlässigsten Quellen.
Mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers herausgegeben
von
M. Bogdanowitsch,
Kaiserl. Russ. Generallieutnant.
Aus dem Russischen
von
G. Baumgarten.
Königl. Sächs. Oberleutnant u. Adjutant, Ritter rc.
Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
I. Band.
Mit 3 Uebersichtskarten und 6 Plänen.
Preis 6 Thlr.
Leipzig, Dezember 1864. (854)
Bernhard Schlicke.

In unserm Verlage erschienen so eben:

Das weströmische Reich
besonders unter den Kaisern
Gratian, Valentinian II. und Maximus.
(375—388.)
Von (855)
Dr. **Heinrich Richter.**
44 Bogen gr. 8. geh. Preis: 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Criminalrecht der römischen Republik.
Von
A. W. Zumpt.
Erster Band:
Die Beamten- und Volksgerichte.
Erste Abtheilung:
Bis zur Gesetzgebung der zwölf Tafeln.
28 Bogen gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.
Die zweite Abtheilung
erscheint noch im Laufe dieses Jahres.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In der Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel in Berlin erschien so eben:

Literaturgeschichte der synagogalen Poesie.
Von
Dr. Zunz.
Ein Band von XI und 666 S. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Einer Empfehlung bedarf ein Werk von Zunz wohl kaum. Die beste Empfehlung für das vorliegende dürfte darin bestehen, dass der Herr Verfasser in der Vorrede zu demselben seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiete als „Vorarbeiten des jetzigen Buches" bezeichnet. (856)

MEXICAN LITERATURE.
TRÜBNER'S AMERICAN AND ORIENTAL LITERARY RECORD.

Pimentel. — Cuadro descriptivo y comparativo de las Lenguas Indigenas de México. Por D. Francisco Pimentel, Conde de Heras; Miembro Fundador de la Academia Ymperial de Ciencias de México; Socio de Numero de la Sociedad Mexicana de Geografia y Estadistica, Vicepresidente de la Seccion de Arqueologia y Linguistica en la Comision Cientifica, Literaria y Artistica de México; Corresponsal de la Academia Histórica de N. York y de la Comision Cientifica Americana Establecida en Paris; Caballero de la orden de Guadalupe; Yndividuo de la Junta de Colonizacion. Tomo Primero. 8vo. *México,* 1862. 21*s.*

The above work is unquestionably the most important contribution which has been made to American Linguistics since the appearance of the third Volume of Adelung's Mithridates, by J. S. Vater. It is written with great clearness and considerable judgment — and shows an amount of acquaintance with the writings of European linguists, even the most recent, such as A. Schleicher, Alb. Weber, etc.

Teatro Mexicano. Descripcion breve de los sucessos exemplares, historicos, politicos, militares, y religiosos, del nuevo mundo occidental de las Indias, dedicado al Esposo de la que es del mismo Dios Esposa, Padre putativo del Hijo, que es Hijo del mismo Dios, Christo, Dios, y hombre verdadero. Al que con el sudor de su rostro sustentó al que todo lo sustenta: Al que fue Angel de Guarda de la Cindad de Dios milagro de su Omnipotencia, y abismo de la gracia Maria Senora Nuestra, al glorioso patriarca de la Casa de Dios Senor S. Joseph. Dispuesto por Augustin de Vetancurt. 4to. *México,* 1698. (Very Rare.) £3. 13*s.* 6*d.* (857)

De la Vega. — Historia del Descubrimiento de la América Septentrional por Cristobal Colón, escrita por Fr. Manuel de la Vega. Dala a luz con varias notas para mayor inteligencia de la historia de las Conquistas de Hernán Cortés que puso en mexicano Chimalpain, y para instruccion de la juventud mexicana Carlos Maria de Bustamante. 8vo. *México,* 1826. 18*s.*

Bei C. Gerold's Sohn in Wien ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Gedichte
von **Friedrich Halm.**
Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 fl. 60 kr. ö. W. = 2 Thlr. 12 Ngr.

Friedrich Halm's Gedichte waren bisher nur in der Gesammt-Ausgabe seiner Werke zu haben; um dieselben nun durch einen billigeren Preis weiteren Kreisen zugänglich zu machen, haben wir uns zur Herausgabe obiger Sammlung entschlossen, welche gewiß allen Freunden des beliebten Dichters willkommen sein wird. Seiner eleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk besonders zu Geschenken.

s' Schwarzblatl aus'n Wienerwald.
Gedichte in der östereichischen Volksmundart.
von **Anton Freih. v. Klesheim.**
4 Bde. 8. Eleg. brosch. Mit illustrirtem Umschlag.
Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Unter allen erschienenen Dialekt-Dichtungen nehmen die obigen unbestritten eine der ersten Stufen ein. Der liebenswürdige zum Herzen sprechende Ton, der hier und da durchblitzende Humor und die tiefe Gemüthlichkeit wiederspiegeln dem Leser die ganze heitere Poesie des „Wienerwald's". (858)

Empfehlenswerthe Werke.
Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken.
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (859)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender für 1866.
Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Inhalt: **Berthold Auerbach**: Der Nasenring. — **Gottfried Keller**: Der Wahltag. — **G. Pritzel**: Zur Geschichte der Gewürze. — Dr. **E. Reitlinger**: Sonnendienst des Naturforschers. — Dr. **H. Steinthal**: Ueber die Liebe zur Muttersprache. — Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes. — **H. B. Oppenheim**: Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen. — **G. Kerst**: Der Kampf um das Salz. — Dr. **Althaus**: Ein Volk zum andern mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland. — **Alfred Woltmann**: Ueber Holbeins Todtentanz. — **Berth. Auerbach**: Die Chronik eines Finkennestes. — Ein Julibrief aus Amerika. (860)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Werthvolle belletristische Werke zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Bölte, Winkelmann, 3 Bde. (4 Thlr.) 2 Thlr.
— Harriet Wilson. (1 Thlr. 10 Sgr.) 15 Sgr.
— Moderne Charakterköpfe. 3 Bde. (2 Thlr 20 Sgr.) 1 Thlr. 10 Sgr.
Bucher (Lothar), Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet. 2 Bde. (4 Thlr.) 2 Thlr.
Byr (Robert), Auf der Station. 1 Bdchn. (20 Sgr.) 10 Sgr.
Frenzel (Karl), Papst Ganganelli. Historischer Roman. 3 Bde. 1863. (4 Thlr. 20 Sgr.) 2 Thlr.
Hesekiel (George), Die Churprinzenbraut. Historischer Original-Roman. 2 Bde. 1863. (3 Thlr.) 1 Thlr. 15 Sgr.
— Frau Schatz Regine. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Bde. 1864. (3 Thlr.) 1 Thlr. 15 Sgr.
Lewald (Fanny), Gesammelte Novellen. 2 Bde. (2 Thlr.) 20 Sgr.
Mühlbach (Louise), Neues Bilderbuch. 2 Bde. (3 Thlr. 10 Sgr.) 1 Thlr. 10 Sgr.
Mützelburg, Der Erbstreit. 3 Bde. (3 Thlr. 10 Sgr.) 1 Thlr. 15 Sgr.
Rau (Heribert), Shakespeare. 4 Bde. (6 Thlr.) 2 Thlr.
Temme, Schwarzort. 3 Bde. (4 Thlr. 15 Sgr.) 2 Thlr.
— Dunkle Wege. 3 Bde. (4 Thlr. 15 Sgr.) 2 Thlr.
Wallner (Franz), Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne. 1864. (1 Thlr. 15 Sgr.) 20 Sgr.
Winterfeld (A. von), Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman. 2 Bde. 1863. (2 Thlr 10 Sgr.) 1 Thlr.
— Die Wohnungssucher. Komischer Roman. 1863. 2 Bde. (2 Thlr. 10 Sgr.) 1 Thlr.
— Manneken P..s. 1864. (15 Sgr.) 8 Sgr.
— Lieutenant Falstaff. 1864. (15 Sgr.) 8 Sgr.
— Das Käthchen aus der Kirchgasse. 1863. (15 Sgr.) 8 Sgr. (861)

Werthvolles Festgeschenk!
Weihnachtsklänge.
Eine Festgabe in Lied und Bild. Gesammelt von **Ludwig Bund.** Illustrirt von Düsseldorfer Künstlern. Reicher Relief-Einband mit Doppelschloß 2 Thlr. 15 Sgr. (862)
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Werthvolles Festgeschenk!
Weihestunden.
Ein Blüthenkranz aus Deutschlands Dichtergarten. Dargeboten von Karl Sudhoff. Vierte Auflage, illustr. von Paul Thumann. Eleg. Relief-Ebd. 1 Thlr. 15 Sgr. — **Pracht-Ausgabe** in gr. 8. Reicher Rel. Prachtbd. mit Medaillon u. Schloß 2 Thlr. 15 Sgr. (863)
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Morgenblatt für gebildete Leser.
Nr. 49. Shakespeare's Naturanschauung. — Maria Reichsgräfin Rittberg-Cirkjena-Kaunitz. (Schluß.) — Agnes. — Joh. Heinr. Merck. — Correspondenz-Nachrichten: Frankfurt a. M. Leipzig. Breslau. (864)
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Revue moderne.
Tome XXXV. Liv. 3. Décembre 1865.
D. Stern, Le Cap Plonha, dialogues sur Dante et Goethe. (Conclusion.) — H. v. Sybel, Les lettres de Marie Antoinette et leurs derniers éditeurs. — E. Thiaudière, Un amour fantasique. — Seinguerlet, Les institutions unitaires de l'Allemagne. — Général S—off, Catastrophes et tragédies de cour. — C. de Sault, Le Musée rétrospectif des arts industriels. — A. Renaud, Poésies. — Notices et critiques. — Chronique littéraire.
Preis des Jahrganges 14 Thlr. (865)
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Das Ausland. (866)
Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr. 48. Ein Wettlaufen auf Leben und Tod. — Wanderungen in den neu entdeckten Ruinenstädten Kambodia's. — Zur Geschichte der Geisterseherei in den Vereinigten Staaten. — Macfin über die Naturschätze und Besiedelungszustände der Vancouver-Insel. — Wie man in Paris reich wird. — Verschiedenes.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Oesterreichische Wochenschrift (867)
für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Beilage der k. Wiener Zeitung.)
Nr 47. L., Erdmannsdoerfer's Zur preußischen Geschichte. — K. R., Die Entwickelung der deutschen Städteverfassung im Mittelalter. — Bratranek, F. Th., Koffka's Iffland und Dalberg. — Harum, P., Randa's Der Besitz nach österreichischem Rechte. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunstnotizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.
Nr. 48. Kuh, E., Der Wendepunkt in Göthe's Jugend. — Steinhauser, A., Scheda's Generalkarte der österreichischen Monarchie. — Block, M., Nourrisson's La philosophie de St. Augustin. La nature humaine. — Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunstnotizen. — Vom französischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.
Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.
Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Digitized by Google

Deutschland und das Ausland.

Iphigenia in Delphi.*)

Zu einem guten Drama gehört nicht bloß eine fließende Diction, sondern gehören auch fest und sicher gehaltene Charaktere und eine Reihe ergreifender, wohlabgerundeter Scenen. Wir sprechen dies hier mit einem aufrichtigen Bedauern aus, denn unter dem in der Ueberschrift genannten Titel bietet uns J. V. Widmann ein Drama, das reich ist an herrlichen Vorzügen und oft uns tief ergreift durch seine schöne poetische Sprache. Der vollendetste Wohllaut tönt uns aus diesen Jambenwogen entgegen, und die Diction erglüht von einem warmen poetischen Hauche, wie er dem Charakter des Gegenstandes so wohl ansteht. Iphigenia's Gestalt, etwas weicher gehalten als das Goethe'sche Urbild, ist von wonnigstem Liebreiz verklärt; ihre sanfte Klarheit hebt sich schön gegen die leidenschaftliche, heftig bewegte Elektra, sowie gegen den düstern Orest ab.

Um den Charakter des Gedichtes einigermaßen ahnen zu lassen, führen wir folgende Stelle an.

Die Geschwister stehen im Begriffe, das heilige Opfer in Delphi zu vollziehen und dann die Fahrt nach Mycene anzutreten, damit der vom Seelenschmerz erlöste Orest würdig das Herrscheramt des Vaters übernehme.

Iphigenie.

Recht ist's, daß fremder Leiden Du
Im Glück gedenkst. Drum schenken Deinen Thron
Die Himmlischen Dir wieder und belohnen
Dich mit dem Ehrenamt, unsäglich Elend
Zu mildern; Du sollst sein des Volkes Gott.

Orest.

Ich will's; — hochedler Abkunft rühmt sich Mancher;
Allein als Edelsten acht' ich den Mann,
Der sagen darf: Mich hat der Schmerz gezeugt,
Und meines ernsten Ahnherrn bin ich werth. —
Das Menschenherz wohl ist's ein kleines Ding,
Doch wenn's der Schmerz erschließt, da wird es groß
Und athmet ein und aus die ganze Welt. —

Darauf geht er, die Spende zum Opfer zu holen.

Iphigenie (allein).

Der Augenblick, den Ihr verheißen habt,
Allgüt'ge Götter, naht; und flehend heb' ich
Zu Euern Wolkensitzen meinen Blick.
Bedarf's der Worte? — Soll ich ein Gebet
Herstammeln, minder innig als das stille
Andauernde Gebet in meiner Seele?
Liegt nicht vor Euch auf einmal ausgebreitet,
Was, einzeln vorgebracht, nur Stückwerk ist?
Ihr schauet, Götter, in mein Herz, Ihr sehet,
Wie's überströmt von Liebe, wie's dem Bruder
Aus tiefstem Grunde Heil und Ruhe wünscht.
O, seid denn gnädig! Wie die Wolken Ihr
Vom Himmel scheucht und helle macht den Erdkreis,
So nehmt den Schleier von des Bruders Seele,
Gebt ihm zurück die freie Jünglingsstirn,
Den heitern Blick in's Leben; laßt die Krone
Zum Kranz ihm werden. Ueber seinem Volke
Steh' er, wohlthätig, wie das freundliche
Gestirn der Nacht, zu dem die schäum'ge Salzfluth
Aus dunkler Tiefe sehnend rauscht empor.
Wohl mir! ich fühl's, mein Flehen wird erhört,
Und wie sie sagen, daß dem Sonnenstrahl
Entgegentöne jene Wundersäule,
So zu den Himmlischen jauchzt auf mein Lied:

Gut seid ihr Götter,
Freundlich und liebreich,
Gnädig und mild!
— — — — —
Aus Eures Himmels
Hellen Gefilden
Sendet Ihr Strahlen
Wärmenden Lichts,
Und aus geballten
Finsteren Wolken
Labenden Regen
Der Sommernacht.

Auch dem Sterblichen
Wie es ihm gut ist
Mischet Ihr weise
Leid und Lust. —
Drum gleich der Blume,
Die Nachts den Kelch,
Den duftenden öffnet,
Und früh der Sonne
Sich wendet zu,
So breite die Arme
Der Mensch gen Himmel
Und hebe den Blick
Zu Euch Göttern empor!
Ihr habt der Erde,
Ihr habt dem Meere,
Ihr habt den Sternen
Gesetze gestellt;
Uns Menschen nur eines:
Zu Euch zu kommen,
Gleich Euch zu lieben
Und glücklich zu sein!

Doch so sehr wir auch die schöne Gabe des Dichters und die Vorzüge seiner Dichtung anerkennen, so gemahnt er uns doch immer an das Wort:

Das Haus ist wohl gezimmert und gefügt,
Doch ach! es wankt der Grund, auf dem er baute.

Denn der Plan des Stückes und die zu Grunde liegende Fabel, die aus der Mythen-Sammlung des Hygin entlehnt ist, erscheint uns für ein Drama ungeeignet, weil in derselben die Peripetie nicht aus den Tiefen des Menschenherzens hervorgeht, sondern durch einen bloß zufällig entstandenen Irrthum herbeigeführt wird, der in jedem Augenblick durch ein einziges Wort beseitigt werden kann und, nur so lange die Täuschung währt, die Spannung unterhält.

Elektra nämlich erwartet mit Ungeduld die Heimkehr ihres Bruders aus dem Scythenlande, da schon die winterlichen Stürme nahen. Sie zieht deshalb nach Delphi, um in des Heiligthums Nähe Ruhe vor ihren quälenden Sorgen zu finden und zugleich die alte Mordaxt, an der das Blut der Pelopiden klebt, im Tempel niederzulegen, damit sie nicht mehr Unheil wirke. Dort findet sie einen Griechen, der den Orest auf seiner Fahrt nach Tauris begleitet hatte und ihr jetzt die falsche Nachricht bringt, daß Orest und Pylades vom Opferbeil

*) Iphigenia in Delphi. Ein Schauspiel von J. V. Widmann. Winterthur, Gust. Lücke, 1865.

der Priesterin Diana's in Tauris den Tod empfangen hätten. Denn er war heimlich dem Gitterthor der Tempelmauer genaht, hatte jene Beiden gefesselt gesehen, während die Priesterin die Vorkehrungen zum Opfer traf, und war erschreckt zum Gestade geeilt, um den Begleitern das Gräßliche zu melden; da er aber das Schiff nicht mehr in der Bucht antraf, glaubte er auch dies schon in den Händen der Feinde, ergriff die Flucht und gelangte so zu Lande nach Griechenland zurück. An demselben Tage aber wie Elektra waren auch Orest und Pylades mit Iphigenia wohlbehalten in Delphi eingetroffen, und während Orest mit seinem Freunde zum Tempel geht, um das Opfer zu besorgen, begegnet die zurückgebliebene Iphigenie der von Gram gebeugten Elektra, die bald der ungekannten Schwester in Liebe und Vertrauen ihr Herz erschließt; doch unterbleibt die gegenseitige Erkennung, wiewohl keine Vorsicht, kein Mißtrauen oder irgend ein anderer Grund einen Theil hindert, Namen und Herkunft zu nennen. Auf jener falschen Nachricht nun, der zufälligen Abwesenheit des Orest und dem fast ebenso zufälligen Unterbleiben der Erkennung unter den beiden Schwestern beruht die ganze folgende Verwickelung.

Denn im Augenblick, als Elektra von Iphigenie scheidet, wird letztere von jenem Griechen als die Taurische Priesterin erkannt und als Mörderin Orest's der Elektra bezeichnet, worauf diese beschließt, mit eigener Hand an der schönen Fremden Rache zu nehmen. Schon erhebt sie die alte Mordaxt der Pelopiden zum Todesstreiche, da erscheint Orest und löset den Irrthum.

Schon aus dieser kurzen Skizze wird ersichtlich sein, daß es dem Dichter an Gelegenheit zu einer Reihe bewegter und ergreifender Scenen nicht fehlt; aber den Plan des Ganzen vor unserem Gefühle zu rechtfertigen, will uns nicht gelingen. So erscheint uns schließlich das Werk zu unserem innigen Bedauern nur als eine reizvolle und geistreiche Studie, an der im Einzelnen außerordentliche Schönheiten hervortreten. Möchte es dem Dichter gelingen, ein vollkommen gelungenes und abgerundetes Kunstwerk vor unsere sehnsüchtig harrenden Augen zu stellen! An der richtigen, das Gemüth der Mitwelt berührenden Wahl des Stoffes und dem tüchtigen, mit fester Hand entworfenen Plane erkennt man vor Allem den Meister.*)

Das schleswig'sche Wattenmeer und die friesischen Inseln.**)

Der geneigte Leser erschrecke nur nicht gleich, wenn wir ihn mit einem Buche bekannt machen wollen, auf dessen Titel das Wort schleswigsch und friesisch vorkommt — wir können ihm die beruhigende Versicherung geben, daß er es weder mit einem sentimentalen „Märtyrer von Oland“, noch mit einem arrogant ignoranten „Riesgap“, noch mit sonst einem Zugstück zur Ausfüllung eines „längst gefühlten“, obwohl meistens nur selten bekannten „Bedürfnisses“ zu thun bekommen soll, wohl aber mit der wissenschaftlichen Arbeit eines ernsten, alten Mannes, der auf einem friesischen Eilande als Friese geboren ist, als Friese von echtem Schroot und Korn lebte und als solcher auch in der lieben Heimat zu sterben gedenkt, nachdem er derselben sein Leben lang als treuer Seelsorger vorgestanden hat. Der Verfasser ist Pastor auf Sylt, aber kein Frömmler, wie wir befürworten können, sondern ein Mann von geistig sowohl als leiblich klarem Blick, sehr vielseitigem und gründlichem Wissen und von einer Bescheidenheit, die wir leider nur als deutsche bezeichnen müssen.

Wir fühlten uns gedrungen, dies vorauszuschicken, denn nachgerade ist die Zurücksetzung solcher Männer, welche fleißig und mühsam studirt haben und dann mit deutscher Bescheidenheit, ja man könnte sagen Schüchternheit, das Gewonnene schlicht und ehrlich wiedergeben, unerträglich. Das vorliegende Buch gehört aber zu jener Klasse von Arbeiten, die anderen Pfiffikern erst auf die richtigen Sprünge helfen, während sie selbst im Schatten stehen bleiben. Wer Authentisches über die Volksgeschichte, die Geographie, Hydrographie und Sage x. unserer Friesen-Inseln lernen will, der wird bei Hansen finden, was er sucht. Am meisten werden sich wohl Naturforscher und Geographen an dem Buche erbauen; für Letztere dürfte schon die 2 Quadratfuß große, sauber und genau gezeichnete Karte des schleswigschen Wattenmeeres und des westschleswigschen Küstengebietes den Kaufpreis des Buches aufwiegen, abgesehen von den sorgfältig und wirklich schön ausgeführten Landschaftsbildern, die der Verfasser selber nach der Natur gezeichnet hat. Für Sprachforscher hingegen dürften die vielen Proben aus Alt- und Neufriesisch, sowie Alt- und Neu-Niederdeutsch gewiß recht interessant sein. Selbst gebildete Touristen und Badereisende, denen es blos um einen guten Wegweiser zu thun ist, werden Hansen's Buch gut brauchen können. Enthält es doch als Anhang seines reichen Inhaltes das vollständige Reglement für das Seebad zu Westerland auf Sylt, eine Tabelle der Ebbe und Fluth an dem Badestrande des genannten Bades vom 15. Juni bis 1. Oktober und die Notiz über die Dampfschiff-Verbindung des Festlandes mit Föhr und Sylt.

Eines aber haben wir dem Verfasser allen Ernstes vorzuwerfen, er hätte nämlich den nachfolgenden Satz — der dem Leser gleich sagen kann, was er im Buche nicht findet — erst gar nicht schreiben sollen:

„Die damals und freilich auch noch lange nachher so häufigen nächtlichen Vermummungen und Streifereien der verliebten Freier oder Halfjunkengänger, der vielen müßigen und muthwilligen jungen Seefahrer während der langen Winterabende und Nächte, überhaupt das ganze Wesen und Unwesen der Föhrer und Sylter Nachtschwärmer trug viel dazu bei, den Aberglauben und die Hexenverfolgungen sammt vielen anderen vermeintlichen Dingen und nächtlichen, seltsamen Erscheinungen auf diesen Inseln zu befördern und zu erhalten. Es war der letzte Rest des wilden Lebens und der düstern Poesie, die aus dem Heidenthume stammten, an welchen Rest das friesische Inselvölkchen, das so viel an Freiheit, Einigkeit, kriegerischem Muth und Heldensinn bereits eingebüßt hatte, sich mit einer Kraft und Zähigkeit anklammerte und festhielt, welche einer besseren

---

*) Der Stoff des vorliegenden Drama's hat schon Goethe eine Zeit lang beschäftigt, wie er in seiner Italiänischen Reise I. S. 125 aus Bologna mittheilt. In gedrängter Kürze giebt er den Gang und die Hauptpunkte der zu gestaltenden Fabel an, wobei er sich besonders viel von der großen Schlußscene verspricht, die in dem Augenblicke, als Elektra die Mordaxt auf Iphigeniens Haupt schwingt, die glückliche Wendung eintreten läßt. „Wenn diese Scene gelingt, sagt er, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!“ Doch einzelne theatralisch effektvolle Scenen und interessante Gemüthskontraste entschädigen nicht genug für Grundmängel im Süjet, und wir können darum unser Bedauern nicht zurücknehmen, daß Herr Widmann, sicherlich durch jene Goethe'sche Stelle veranlaßt, diese Fabel ergriffen hat.

**) Von C. P. Hansen, auf Sylt. Mit 10 Bildern und 1 Karte nach Originalzeichnungen. Glogau, Verlag von Carl Flemming, 1865. 277 S. gr. 8.

Sache werth gewesen wären. Wollte und dürfte ich die Geheimnisse der Föhrer und namentlich der Föhrer Nachtschwärmer und Finsterlinge aufdecken, so müßte ich lange Kapitel schreiben, z. B. von dem „Fenstern“ oder den nächtlichen Freierrisiten der jungen, vermummten Seefahrer bei ihren Geliebten, zu welchen sie nicht selten durch's Fenster ihres Schlafgemaches schlichen; ferner von den muthwilligen Verschleppungen und Aufputzungen der Wagen, Fahrzeuge und anderer Dinge der Verliebten; von Zerstörungen und Verstopfungen der Thüren, Fenster, Schornsteine ꝛc.; vom Auflauern, Erschrecken und Ertappen der einsamen Freier; von den altfriesischen „Rügenopfern“, den Warnungen und Bestrafungen der Unzüchtigen; von den Verkleidungen, Abenteuern, Gefahren und Schlägereien der Nachtläufer; von den abendlichen Visiten, Tänzen und dem Nachhausebegleiten der jungen Leute beiderlei Geschlechts; von den Nachttänzen der Hexen und muthwilligen, heiratslustigen Mädchen auf den Hügeln und vor der Kirchhofspforte auf Westerlandföhr; von den „Towerschen“ in Dunzum und den „Schwänen auf dem Ell-Merry-See“; von den Gespenster-Erscheinungen auf der Borgsumer Burg; von vorspukenden Feuersbrünsten und Sterbefällen, von Zwergen und Puken, von ruhelosen Mördern und Ermordeten, von ertrunkenen, aber als „Gonger“ wiederkehrenden Seefahrern, von Teufels-Erscheinungen und Teufelsbeschwörungen, von Schatzgrabungen, Versenkungen, Verbannungen und Verwandlungen; von falschen Eiden und ungetreuen Jünglingen und Jungfrauen und deren Bestrafung; von Irrgängern, Wahnsinnigen, Verlassenen und Fliehenden; von der Todtenklage der Wittwen und der Blutklage der Umgekommenen; von dem „Aegtswird“ oder Eheschwert, unter welches die Braut treten mußte an ihrem Hochzeitstage, als die ihrem Manne nun unterthänige Frau; von den wilden Hochzeitsgelagen und dabei in Anwendung kommenden Todtenhemden; von den Schibelethen der Friesen; von ihren „Sweimelschlägen“ und dem „Irthfall“; von ihren heimlichen nächtlichen, altheidnischen Opferfeuern und Tänzen, z. B. in der Nacht zwischen dem 21. und 22. Februar jedes Jahres; von dem schrecklichen Wunderjahre der Föhrer, nämlich 1646, in welchem bei Wrixum Blut und Milch aus der Erde gequollen, ja sogar Gänsefleisch in Blut verwandelt, bei Midlum ein Kriegsheer in der Luft gesehen worden, bei Oldsum aber Feuer aus der Luft auf das geschnittene Korn gefallen und von einer Garbe auf die andere gesprungen, auch in Nieblum, Toftum und auf Amrum damals allerlei Wunderbares geschehen sein soll u. s. w.“

Warum darf und will denn der Pastor Hansen diese Geheimnisse nicht niederschreiben — erlauben wir uns bescheiden zu fragen — und damit jedenfalls einen werthvollen Beitrag zur Sittengeschichte des interessantesten deutschen Volksstammes geben? Und, da er einmal das Vorhandensein solcher Dinge einräumt, glaubt er nicht, daß nunmehr unberufene und nicht immer reinliche Federn, schon wegen der famosen Titel, über den „pikanten“ Stoff herfallen werden, so gut oder so schlecht sie eben können resp. sollen?

Wir erlauben uns nun, dem geneigten Leser einige Abschnitte des interessanten Buches vorzuführen. Gern hätten wir das heitere, belebte Bild einer Strand-Auktion auf Amrum gewählt, doch würde hierzu der Raum nicht ausreichen; deshalb bringen wir ein anderes, aber düsteres Bild:

„Am 5. Februar des Jahres 1831 sollte auch eine Strand-Auktion auf Amrum abgehalten werden. Es reisten daher vier rüstige Männer von Föhr am Morgen dieses Tages zu Pferde über das Watt nach Amrum, um der Auktion beizuwohnen. Es waren Daniel Goos Hansen, Claus Ludwig Petersen und dessen Bruder Christian Adolf Petersen, Alle aus Nieblum, und der Vieharzt Volkert Arfesten aus Süderende auf Westerlandföhr. Sie kamen glücklich nach Amrum, nahmen Theil an der Strand-Auktion und traten um 4 Uhr Nachmittags ihre Rückreise von Amrum nach Föhr wieder an. Sie waren aber noch nicht weit in's Haff geritten, als es anfing neblig zu werden, so daß sie die zur Bezeichnung des Weges eingesteckten Baaken nicht mehr vor sich sehen konnten. Nach kurzer Berathung beschlossen sie, nach Amrum wieder zurückzukehren; aber auch in dieser Richtung waren die Baaken schon ihren Blicken entschwunden. Sie waren bereits über eine Wattentiefe hinweg, getrauten sich aber nicht, die andere tiefere und breitere auch zu durchreiten. Da blieb ihnen nichts übrig, als auf dem ziemlich hohen Wattenpunkt, den sie erreicht hatten, zu verweilen und zu erwarten, was die Vorsehung über sie beschlossen hatte. Mit der eintretenden Dunkelheit begann auch die Fluth wiederzukommen und stieg immer höher. Um 9 Uhr waren sie bereits in dem Grade vom Wasser umringt und bedrängt, daß sie einsahen, es sei nöthig, beisammen zu bleiben, um sich, wenn möglich, gegenseitig unterstützen zu können. Nur der Vieharzt hielt sich in einiger Entfernung von den Uebrigen. Um 11 Uhr versuchte Daniel Goos Hansen, sich demselben zu nähern; rief ihm zu, er möge zu ihnen herkommen. „Ich kann mich nicht länger halten; ich übergebe mich in Gottes Hand!“ war die Antwort des Vieharztes. Daniel entgegnete: „Wir werden bald nachkommen!“ — Hierauf schlug das Pferd des Vieharztes auf die Seite, der Reiter stürzte in's Meer und Volkert Arfesten hatte vollendet. Der Nieblumer konnte ihm nicht helfen, kehrte wieder zu den beiden anderen Leidensgefährten zurück, sagte ihnen jedoch nichts von dem Vorgefallenen, um sie nicht muthlos zu machen. Unterdessen stieg das Wasser noch immer, und als es den Rücken der Pferde sogar überspülte, waren die armen Thiere kaum mehr vermögend, sich in dem eisigen, strömenden Wasser auf den Beinen zu halten. Nur mit Mühe hielten die Reiter die Köpfe ihrer Pferde noch aus der Fluth hervor. Endlich, um 12 Uhr Nachts, hatte die Fluth ihren höchsten Stand erreicht und begann wieder zu fallen. Um 5 Uhr Morgens hatte sich das Wasser so weit verlaufen, daß das Watt wieder trocken wurde, und um 7 Uhr gelangten die Drei, diese schreckliche Nacht Ueberlebenden endlich am Ufer Föhr's bei Utterfum an. Die Leiche des Ertrunkenen wurde im Sommer darauf von Fischern auf einer Sandbank zwischen Föhr und Hörnum gefunden, das todte Pferd desselben war etwas früher bei Westerlandföhr auf den Strand getrieben.“

Immer vom Tode belauert, kann der Friese sich dennoch von seinen theuren Eilanden nicht trennen!

Der nachfolgende Brief eines Sylter Seemannes möge den Leser erheitern und ihm gleichzeitig den pflichttreuen Sinn des Friesen gegen das eigene Blut, auch wenn es unter schwarzer Haut pulsirt, zeigen:

„Amsterdam, de 2 Decmbr. 1761.“

„Ehrwarde Mutter, Broder en Süsters,

heb de Ehre om Ju hirmede te ve Richten dat ick de 22 Novmbr. gelückig gesont en behauden in Texel en den 29 tot Amsterdam sein ge Arivirit en hoop dat Jeij te Häus alle gar mach gesunt en in goed wel Stant anoch wesen, was het anders het saud meij led wesen. Hir mede send ick an mein lieben Mutter Een Kleyn Swarte Jonge is genannt Jan Deo versück dat mein lieben Mutter will im (ihn) in de Winter latten schoel gaen en den in de sommer laaten schaappen en goesen Herd wesen*)

*) und dann im Sommer lassen Schaf- und Gänsehirt werden.

en anders vor Ju lop Jong heben. En in dien mein lieben Mutter hem nich wil hebben, Kan Sie hem int frü Jaar met de smack weder over senden. En ick vorsück dat sey hem niet schlecht behandelt, want het is mein Eygen Jonge. — Mein lieben Mutter draag voor al sorg voor mein swarte Jonge Jan Deo en lat hem schoel gaen, ick sall alles wer betaellen. En schreib mei mar om alles wat Gie noedig heb, ick sal het Ju Stüre als dar Gelegentheid is, mar om vor mein te Heus te kommen, dat kan ick selfs nich weetten hoe dat het noch looppen wil.

Vorblyve Ju liefe sohn en broder

Moehgel Eben."

„An de Wittwe van Eben Jensen in Tinnum
op Eylant Silt."
„Hierby Een Swarte Jong."

Ist diese ängstliche Sorgfalt des geizigen, rauhen Seemannes um seinen „swarte Jung", der fleißig in die Schule gehen soll, nicht ebenso rührend, als die kollimäßige Versendung des kleinen Mohrian drollig ist?

Welche Mission das deutsche Volk schon einmal am Nordpol erfüllt hat und wie theuer es dafür bezahlte, das beschreibt uns Herr Hansen u. A. auf S. 135 seines Buches also:

„Der Walfisch- und Robbenfang oder die Grönlandsfahrt hat seit 1614 vorzugsweise die Föhrer Mannschaft fast ohne Ausnahme in jedem Sommer beschäftigt. Einst (1777) kamen aber viele derselben auf den Eisfeldern Ostgrönlands um's Leben. 24 holländische Schiffe, auf denen die Föhrer mehrentheils fuhren, wurden plötzlich von ungeheuern Eisschollen eingeschlossen und nach und nach von denselben bedeckt. Die sämmtlichen Schiffsmannschaften hatten sich jedoch auf ein noch übrig gebliebenes Schiff geflüchtet und hofften, sich vermittelst desselben zu retten. Indeß auch dieses wurde zuletzt unter das Eis gedrückt und ging zu Grunde. Es blieb den Unglücklichen nun nichts übrig, als den Versuch zu machen, zu Fuß auf dem Eise nach dem weit entfernten Grönland zu gelangen. Sie schleppten selbst Boote und Proviant mit sich über das höckerige Eis. Jedoch Tage, Wochen, ja Monate vergingen, ohne daß sie Land erreichten, und ihre Zahl wurde täglich kleiner. Hier blieb Einer ermüdet oder erfroren liegen, dort stürzte ein Anderer in eine Eisspalte, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Wer noch fortkommen konnte, streckte seine Hand zuletzt nicht mehr aus nach dem fallenden Bruder, so weit ging ihre Verkümmerung und ihre Gedankenlosigkeit. Ihr Weg war durch Menschenleichen bezeichnet. Eine übrigens noch bedeutende Zahl erreichte endlich einen hohen Eisberg an der Ostküste Grönlands. Dieser wurde mit unbeschreiblicher Mühe erstiegen; allein, als sie den Gipfel erreicht hatten, sahen sie keinen Ausweg, an der anderen Seite des Berges wieder herunterzukommen. Nur Einer, ein Schiffszimmermann, wagte es, sich an einer Kreideschnur hinunterzulassen, während die Uebrigen auf dem Eisberge einen Bitt- und Trauergesang anstimmten. Der Zimmermann erreichte wirklich das Land; aber obgleich mehrere Grönländer alsbald hinausgingen, um die Bedrängten auf dem Eisberge aufzusuchen und ihnen Hilfe zu leisten, so haben sie dieselben doch nimmer finden und retten können. — Einige Föhringer hatten sich nach dem Weggange von dem letzten versunkenen Schiffe bald von der großen Menge der Schiffbrüchigen getrennt und einen anderen Weg eingeschlagen. Als sie nach unsäglicher Mühe und Beschwerde endlich das Ufer erreichten, beschlossen sie, sich am Strande zu halten und längs desselben fortzuwandern, bis sie Menschen und Hilfe finden würden. Sie wanderten denn, sich mehrentheils von todten, im Sommer angespülten Seethieren nährend, während des strengen, finstern Winters zuerst südwärts, darauf westwärts immer längs dem Ufer Grönlands, bis sie an dem Westufer dieser Halbinsel, an der Straße Davis, eine dänische Kolonie trafen und von da aus im folgenden Sommer (1778) endlich wieder heimkehrten zu den lieben Ihrigen. — Einer derselben war Boyke Boyen in Nieblum. Als er in der dänischen Kolonie angekommen war und zum ersten Male dort eine Kirche wieder betrat, um dem lieben Gott für seine glückliche Rettung zu danken, fand er zu seiner Verwunderung den Namen Boyke Boyen über dem Altar der Kirche gemalt. Es war der Name seines Vaters, eines früheren Grönlandsfahrer-Commandeurs aus Alkarsum, der die Materialien zum Bau jener Kirche einst von Kopenhagen nach Grönland gebracht hatte. — Die meisten der im Jahre 1777 an der Ostküste Grönlands Schiffbruch gelitten habenden Föhrer kehrten aber niemals wieder heim. Viele sollen in dem Inneren der eisigen Halbinsel bei dem Versuche, mitten durch dieselbe nach der Westküste Grönlands zu den dänischen Kolonien zu gelangen, erfroren oder verhungert sein. Jedenfalls war das Jahr 1777 ein wahres Unglücks- und Trauerjahr für die Föhrer. Die Zahl der Walfischfänger und Seefahrer Föhrs nahm damals stark ab, die Zahl der Wittwen und unverheiratet bleibenden Jungfrauen auf der Insel aber nahm seit der Zeit stark zu."

So rieben sich deutsche Seeleute im Nordpol-Eis für fremden Gewinn ohne Dank und Ehre auf! Ehre sei ihrem Andenken und Dank dem Verfasser, der uns dies mittheilte! Möge sein lehrreiches Buch in allen Kreisen Verbreitung finden.

Franz Maurer.

England.

Ein walisisches Märchen.*)

Mehr und mehr macht sich jetzt in England das Bestreben bemerkbar, die reichen literarischen Schätze jenes alten Volkes an das Licht zu ziehen, dessen Nachkommen noch heute in Wales, auf der Südwestseite Großbritanniens, seßhaft sind. Noch heute unterscheidet sich dieses Volk wesentlich von seinen Umwohnern, die seine Geschichte und Literatur, so einflußreich dieselbe auch auf die bedeutendsten Völker Europa's gewesen ist, bisher nur sehr unvollständig kannten. Waliser werden diese Bewohner von Wales genannt, sie selbst aber nennen sich, nach ihrem ursprünglichen Namen, Kymry. Sie sind die letzten Ueberbleibsel der Cimbern Germaniens, denen Marius einst ein furchtbares Halt gebot, als sie im Begriffe standen, in Italiens Gefilde einzubrechen. Von dem Chersonesus Cimbricus (Jütland) war ein Theil derselben an den Küsten von Northumberland gelandet, hatte der Grafschaft Cumberland ihren Namen gegeben und sich dann im Laufe der Zeit an der Seeseite entlang bis zu ihren gegenwärtigen Wohnsitzen gezogen. Ihre Geschichte geht bis in ein hohes Alterthum zurück; ihre Sprache bewegte sich längst in Versen, ehe die jetzt lebenden

*) Geschichte der wälschen Literatur vom 12.—14. Jahrh. Gekrönte Preisschrift von Thomas Stephens. Aus dem Engl. übersetzt und durch Beigaben altwälscher Dichtungen in deutscher Uebersetzung ergänzt von San-Marte (Reg.-Rath Dr. A. Schulz). Halle, Waisenhaus-Buchhandlung, 1864.

Sprachen an's Licht traten, und ihre ausgebildete und reiche Literatur macht den Anspruch, die älteste des modernen Europa zu sein.

Den wichtigsten Abschnitt dieser kambrischen oder wälschen Literatur, vom 12.—14. Jahrhundert, hat Thomas Stephens in einer gekrönten Preisschrift behandelt, und unser hochverdienstvoller San-Marte (A. Schulz), der durch seine Parcival-Studien zu einer eingehenden Erforschung der alten wälschen Literatur geführt wurde und durch eine Reihe ausgezeichneter Werke ihre Kenntniß angebahnt hat, hat dieses Buch übersetzt und mit schätzenswerthen Beigaben bereichert herausgegeben.

Der poetische Theil der wälschen Literatur bewegt sich nur auf dem Gebiete der Lyrik. Er enthält die Gesänge der zahlreichen Barden der Kymry, die in den Hallen der Fürsten ihres Volkes die kriegerischen Thaten derselben erhoben und mit patriotischem Feuer die Herzen zu gleichem Heldenmuth und vaterländischer Gesinnung entflammten. Ihre Lieder waren vorzugsweise für Hörer, nicht für Leser berechnet; und wenn wir sie jetzt mit dem Auge durchlaufen, so sind wir gar bald im Stande, ihre Mängel wahrzunehmen, nicht aber das Feuer, das ihr lebendiger Gesang einst den Hörern in die Seele goß, zu empfinden. Gar zu bald erkennen wir, bei allem Lobe einzelner hervorragender Leistungen, ihre Eintönigkeit, den beschränkten Umfang und die Wiederkehr der Stoffe, ihren stets zunehmenden Formalismus, der die Freiheit des dichterischen Schaffens erstickte. So ist der ästhetische Genuß, den wir heute bei ihrer Lektüre empfinden, ein geringer oder nur sehr bedingter. Desto höher aber steht ihr historischer Werth, weil die Farbe der Zeit aus ihnen leuchtend hervortritt und viele verschollene und vergessene Thatsachen ein helles Licht erhalten. Mit vollem Recht weist daher der Verfasser die Gelehrtenwelt Englands auf ihre hohe Wichtigkeit und die Nothwendigkeit ihrer Durchforschung hin, als unentbehrlicher Quellen für Englands Geschichte.

Für uns dagegen hat unstreitig der prosaische Theil der wälschen Literatur ein weit höheres Interesse. Hier finden sich die zahlreichen Sagen und Ueberlieferungen, mit denen sich die Masse des Volkes seit Jahrhunderten trug, in deren allmähliche Ausbildung das Volk sein innerstes Gemüthsleben, sein ideales Abbild niederlegte, und deren Verbreitung späterhin so einflußreich auf die Ritterromane Frankreichs, sowie auf unsere eigene mittelalterliche Poesie wurde.

Eine Sammlung solcher Erzählungen, Mabinogion genannt, die ihre gegenwärtige Abfassung vielleicht erst im zwölften Jahrhundert erhalten haben, führt den Titel: „Das rothe Buch von Hergest", und ist von Lady Charlotte Guest zum ersten Male in's Englische übersetzt worden. Ein großer Theil dieser Märchen ist in deutscher Uebersetzung vom Herausgeber dem Werke als Anhang beigefügt. Wir glauben durch Mittheilung eines derselben am besten und sichersten eine Theilnahme für diese Literatur im größeren Publikum zu erwecken.

Interessant ist es, bei dem folgenden Märchen zu beobachten, wie eigenthümlich sich der historische Kern darin gestaltet hat. Der Held nämlich ist Maximus (Maxen), aus angesehenem britischen Geschlechte, der im Jahre 381 vom Heere zum Imperator ausgerufen wurde, in Trier ein weströmisches Reich gründen wollte, Italien eroberte und sich des römischen Kaiserthums bemächtigte, bis er 388 seinen Gegnern Gratian und Valentinian unterlag. Wichtig wurde seine Ansiedelung von Militär-Kolonieen aus britischen Kriegern in Armorika, wovon die Verpflanzung wälscher Traditionen nach der Bretagne datirt, die viele Jahrhunderte später, im Stillen sich fortentwickelnd, so wunderbare Früchte der Literatur trugen.

Der Traum des Maxen Wledig.*)

Maxen Wledig war Kaiser von Rom; und er war ein liebenswürdiger Mensch und besser und weiser, als irgend ein Kaiser vor ihm gewesen. Eines Tages hielt er eine Versammlung der Könige und sprach zu seinen Freunden: „Ich wünsche morgen früh zu jagen." — Und am folgenden Tage machte er sich früh mit seinem Gefolge auf und kam in das Thal des Flusses, der nach Rom hinfließt. Und er jagte in dem Thale bis gegen Mittag. Mit ihm waren zugleich 32 krontragende Könige, die seine Vasallen waren. Nicht des Jagdvergnügens wegen war der Kaiser mit ihnen gekommen, sondern um sich mit diesen Königen in gleicher Weise zu ergehen.

Und die Sonne stand hoch am Himmel über ihren Häuptern und die Hitze war groß. Und Schlaf kam über Maxen Wledig. Und seine Diener traten hinzu, hingen ihre Schilder an den Schäften ihrer Lanzen rings um ihn auf, um ihn vor der Sonne zu schirmen, und deckten einen goldbeschlagenen Schild über sein Haupt. Und so schlief Maxen ein.

Und er sah einen Traum. Und dieses war der Traum, den er sah: Er war auf der Wanderung durch das Thal des Flusses, seiner Quelle entgegen, und gelangte zu dem höchsten Berge der Welt. Und ihm schien, daß der Berg höher als der Himmel sei. Und als er über den Berg gelangte, schien es ihm, daß er in die schönste und herrlichste Gegend gekommen sei, die man jemals sehen kann; denn auf der anderen Seite des Gebirges erblickte er breite und mächtige Ströme vom Gebirge nach dem Meere herabfließend; und er schritt nach der Mündung der Ströme vor. Und als er so wanderte, kam er an die Mündung des breitesten Stromes, der je gesehen ward. Und er sah am Ausflusse des Stromes eine große Stadt und ein mächtiges Schloß in der Stadt und an dem Schlosse viele hohe Thürme von verschiedenen Farben. Und er sah eine Flotte an der Mündung des Stromes, die größte, die man je sehen konnte. Und in der Flotte schaute er ein Schiff, bei weitem größer und schöner, als alle anderen. An dem Theile des Schiffes, den er über dem Wasser gewahren konnte, war die eine Planke vergoldet und die andere versilbert. Er sah eine Brücke von Bein des Wallfisches vom Schiffe nach dem Lande, und er ging über die Brücke und kam in das Schiff. Und ein Segel ward auf dem Schiffe aufgezogen, und über das Meer und den Ocean ward es dahingetragen. Darauf schien es ihm, daß er zu der schönsten Insel in der ganzen Welt gelangte; und er durchstrich die Insel von Meer zu Meer, gerade an dem ausgedehntesten Theile derselben. Und Thäler erblickte er, und steile Abhänge und Felsen von wunderbarer Höhe und wilde Abgründe. Nimmer hatte er Aehnliches geschaut. Und darauf sah er eine Insel in der See, diesem wilden Lande gegenüber. Und zwischen ihm und dieser Insel war ein Land, dessen Ebene so breit war als die See, das Gebirge so wild als der Wald. Und vom Gebirge herab sah er einen Strom durch das Land fließen, der in das Meer fiel. Und am Ausflusse des Stromes sah er ein Schloß, das schönste, das man je gesehen; und das Thor des Schlosses war offen, und er ging in das Schloß hinein. Und in dem Schlosse sah er eine schöne Halle, deren Dach ganz von

*) D. i. Herrscher.

Gold zu sein schien, die Wände der Halle von blitzenden Edelsteinen, und die Thüren von Gold. Goldene Sessel erblickte er in der Halle und silberne Tische. Und auf einer Seite, ihm gegenüber, sah er zwei blondlockige Jünglinge Schach spielen. Er sah ein silbernes Schachbrett und goldene Figuren darauf. Die Kleidung der Jünglinge war von pechschwarzer Seide, und Kränze von rothem Golde, mit Juwelen von hohem Werthe, Rubinen, Diamanten und anderen kostbaren Steinen besetzt, umwanden ihr Haar. Stiefel von neuem Korduan bedeckten ihren Fuß, durch Schnallen von rothem Golde befestigt. — Und neben einem Pfeiler in der Halle sah er einen Mann mit greisem Haupte in einem Stuhle von Elfenbein mit den Figuren zweier Adler von rothem Golde darauf sitzen. Armbänder von Gold hatte er an den Armen und viele Ringe an den Fingern und eine goldene Kette um seinen Nacken. Und sein Haar war mit einem goldenen Diadem umwunden. Es war ein erhabener Anblick. Ein goldenes Schachbrett stand vor ihm, und einen Stab von Gold und eine stählerne Feile hielt er in der Hand. Und so fertigte er Schachfiguren.

Und in einem Stuhle von rothem Golde sah er ein Mädchen vor ihm sitzen. Nicht leichter war es, in die glänzende Sonne zu starren, als auf sie zu blicken, wegen ihrer Schönheit. Ein Gewand von weißem Taffet umgab das Mädchen, mit Schnallen von rothem Gold auf der Brust. Und ein golddurchwirktes Oberkleid bedeckte sie, und ein Stirnband von rothem Golde umgab ihr Haupt, und Rubinen und Diamanten waren in dem Stirnband abwechselnd mit Perlen und prachtvollen Gesteinen. Und ein Gürtel von blaßrothem Golde umschloß sie. Sie war der schönste Anblick, den man je gehabt hat.

Das Mädchen erhob sich vor ihm von ihrem Stuhle, und er schlang seinen Arm um den Nacken des Mädchens, und die Beiden saßen zusammen in dem Stuhle von Gold, und der Stuhl war nicht weniger geräumig für Beide wie für das Mädchen allein. Und als er seinen Arm um den Nacken des Mädchens hielt und seine Wange an ihrer Wange ruhte, siehe — durch das Zerren der Hunde an ihren Riemen und das Klirren der Schilde, wie sie gegen einander schlugen, und das Aneinanderschlagen der Speerschäfte und das Wiehern und Stampfen der Rosse erwachte der Kaiser.

Und als er erwachte, war ihm weder Geist noch Leben geblieben wegen des Mädchens, das er im Schlafe gesehen hatte. Denn die Liebe zu dem Mädchen hatte sein ganzes Wesen durchdrungen. Darauf sprach sein Gefolge zu ihm: „Herr, — sprachen sie — ist es nicht Zeit, Deine Mahlzeit zu halten?" — Darauf bestieg der Kaiser sein Staatspferd als der schwermüthigste Mann, den je ein Sterblicher sah, und machte sich auf nach Rom.

Und so benahm er sich während der Dauer einer Woche: wenn sie seines Hofhaltes Wein und Meth aus goldenen Gefäßen tranken, so zog er sich davon zurück; wenn sie den Gesängen und Erzählungen lauschten, so war er nicht mit dabei, noch konnte er zu irgend etwas Anderem überredet werden, als zu schlafen. Und so oft er schlief, sah er in seinen Träumen das Mädchen, das er so sehr liebte; aber außer wenn er schlief, sah er nichts von ihr; denn er wußte nicht, wo in der Welt sie war.

Eines Tages sprach sein Kammerdiener, der, obwohl Kammerdiener, dennoch König der Römer war, zu ihm: „Herr, — sprach er — all Dein Volk schmäht Dich." — „Warum schmähen sie mich?" fragte der Kaiser. — „Weil man weder Befehle noch Antwort von Dir erhält, wie man sie von seinem Herrn erhalten soll. Das ist die Ursache, weshalb man so übel von Dir spricht." — „Jüngling, — sagte der Kaiser, — bringe zu mir die weisen Männer von Rom, und ich will ihnen erzählen, weshalb ich so schwermüthig bin."

Als nun die weisen Männer von Rom zu dem Kaiser geführt worden, sprach er zu ihnen: „Weise von Rom — sprach er — ich habe einen Traum gehabt; und in dem Traume sah ich ein Mädchen, und wegen dieses Mädchens ist seitdem weder Seele noch Geist und Leben in mir." — „Herr — antworteten sie — wenn Du uns würdigst, Dir einen Rath zu geben, so wollen wir Dich berathen. Und das ist unser Rath: daß Du Boten auf drei Jahre in die drei Theile der Welt sendest, nach Deinem Traumbilde zu suchen. Und da Du nicht weißt, an welchem Tage oder in welcher Nacht gute Neuigkeit Dir kommen mag, so soll die Hoffnung darauf bis dahin Dich aufrichten."

So fuhren denn die Boten aus auf die Frist eines Jahres, die Welt durchwandernd und Nachrichten über das Traumbild einziehend. Aber als sie am Ende des Jahres zurückkehrten, wußten sie nicht eine Silbe mehr, als an dem Tage, da sie ausfuhren. Deshalb war der Kaiser über die Maßen betrübt; denn er glaubte, daß er nimmer Nachrichten von ihr, die er am meisten liebte, erhalten würde.

Darauf sprach der König der Römer zu dem Kaiser: „Herr — sprach er — geh' auf die Jagd, auf dem Wege, den Du nach Willkür wählst, mag er nach Osten oder nach Westen führen." — Und der Kaiser brach auf zur Jagd, und er kam an das Ufer eines Stromes. „Siehe — rief er — hier war's, wo ich das Traumgesicht hatte, und westwärts ging ich, der Quelle des Stromes entgegen."

Sofort machten sich vierzehn Boten des Kaisers auf, und vor sich sahen sie ein hohes Gebirge, das den Himmel zu berühren schien. Jetzt war dieses die Weise, in der die Boten reisten: ein Band hatte Jeder vorn an dem Hute, als ein Zeichen, daß sie Boten seien, damit, durch welches feindliche Land sie auch immer kommen möchten, ihnen doch nichts Leides zugefügt werde. Und als sie auf das Gebirge gekommen, sahen sie weite Ebenen und breite Ströme dieselben durchfließen. „Seht da — riefen sie — das Land, welches unser Gebieter erblickt hat!"

Und sie gingen hinab zu der Mündung der Ströme, bis sie zu einem mächtigen Flusse kamen, den sie in's Meer fließen sahen, und zu einer großen Stadt mit vielen buntfarbigen Thürmen an dem Schlosse. Sie sahen die größte Flotte der Welt in dem Hafen des Stromes, und ein Schiff war größer als alle übrigen. „Siehe da wiederum — riefen sie — den Traum, den unser Gebieter sah!" — Und in dem großen Schiffe stießen sie in See und kamen nach der Insel Britannien. Und sie durchkreuzten die Insel, bis sie nach Snowden kamen. „Siehe — sprachen sie — das wilde Land, das unser Gebieter sah!" — Und sie gingen weiter, bis sie Anglesey vor sich sahen, und ebenso Arvon. „Siehe da — riefen sie — das Land, das unser Gebieter in seinem Schlummer gesehen!" — Und sie sahen Aber-Sain und ein Schloß an der Mündung des Flusses; das Thor des Schlosses sahen sie offen und sie gingen in das Schloß hinein und sahen eine Halle in dem Schlosse. Da riefen sie: „Siehe die Halle, die er im Schlummer sah!" — Sie gingen in die Halle und sahen zwei Jünglinge beim Schachspiele auf einer goldenen Bank; und erblickten einen Mann mit greisem Haupte neben einem Pfeiler, in einem elfenbeinernen Stuhle, Schachfiguren schnitzend. Und sie sahen das Mädchen sitzen in einem Stuhle von blaßrothem Golde.

Die Boten fielen auf ihre Kniee nieder. „Kaiserin von Rom, alles Heil!" — „Ha, edle Herren — sprach das Mädchen — Ihr scheint ehrenwerthe Männer zu sein und tragt das Zeichen von Gesandten; doch welchen Spott erlaubt Ihr Euch gegen mich?" — „Wir spotten Deiner nicht, Lady; aber der Kaiser von Rom hat Dich in seinem Schlummer gesehen, und Geist und Leben sind von ihm gewichen Deinethalb. Du sollst daher, Lady, von uns die Wahl erhalten; entweder sollst Du mit uns gehen und Kaiserin von Rom werden, oder der Kaiser kommt hierher und erhebt Dich zu seiner Gemahlin." „Ha, Lords, sprach das Mädchen, ich will nicht bestreiten, was Ihr sagt, aber ich will es auch nicht unbedingt glauben. Wenn der Kaiser mich liebt, so laßt ihn herkommen, mich aufzusuchen."

Und Tag und Nacht eilten die Boten zu ihm zurück. Und wenn ihre Rosse ermüdet waren, kauften sie andere frische. Und als sie nach Rom kamen, begrüßten sie den Kaiser und erbaten sich den Lohn, welcher, ihrer Forderung gemäß, ihnen gegeben wurde. — „Wir wollen Deine Führer sein — riefen sie — über das Meer und durch die Lande nach dem Orte hin, wo das Weib ist, das Du am meisten liebst; denn wir kennen ihren Namen, ihre Verwandtschaft und ihre Abstammung." — Und alsogleich brach der Kaiser mit seinem Heere auf; und diese Männer waren seine Führer. Nach der Insel Britannien gingen sie über das Meer und die Tiefe. Und er verheerte die Insel des Beli, Sohnes des Manogan, und seiner Söhne und trieb ihn in die See und ging bis Arvon vorwärts. Und der Kaiser erkannte das Land wieder, als er es sah. Und als er das Schloß Aber-Sain erblickte, — „siehe jenes — rief er — das ist das Schloß, worin ich die Jungfrau sah, die ich am meisten liebe." — Und er schritt vor in das Schloß und in die Halle; und dort sah er Kynan, den Sohn des Eudav, und Adeon, Sohn des Eudav, Schach spielen. Und er sah Eudav, Sohn des Karadawc, in dem Stuhle von Elfenbein sitzend und Schachfiguren meißelnd. Und das Mädchen, das er im Schlummer gesehen, sah er in einem goldenen Stuhle sitzend. — „Kaiserin von Rom, — rief er — alles Heil!" — Und der Kaiser schlang seinen Arm um ihren Nacken, und diese Nacht wurde sie seine Braut.

Und am Morgen des nächsten Tages fragte die Jungfrau nach ihrer Morgengabe. Und er gestattete ihr zu nehmen, was sie wollte; und sie forderte zur Gabe für ihren Vater die Insel Britannien vom Kanal bis zur irischen See, sammt den drei benachbarten Inseln, zum Besitz unter der Kaiserin von Rom; und sie forderte drei für sie zu erbauende Schlösser, wo irgend sie dazu die Plätze auf der Insel Britannien auswählen möchte. Und sie wählte das am höchsten erbaute Schloß in Arvon. Und sie brachten dahin Erde von Rom, damit es heilsam für den Kaiser sein möchte, dort zu schlafen und zu wohnen und zu wandeln. Nach diesem wurden die anderen zwei Schlösser für sie gebaut, welches die von Caerlleon und Caermarthen waren.

Sieben Jahre verweilte der Kaiser auf dieser Insel. Zu der Zeit nun hatte das römische Volk den Gebrauch, daß, wenn irgend ein Kaiser länger als sieben Jahre in fremden Landen sich aufhalten sollte, er zu seinem eigenen Verderben dort bleiben mußte und nimmer wieder nach Rom zurückkehren durfte. Daher erwählten sie nun einen neuen Kaiser, und dieser schrieb einen Drohbrief an Maxen. Und es stand nichts in dem Briefe, als nur dieses: „Wenn Du kommst, und wenn Du je nach Rom kommst —!" — Und eben zu Caerlleon gelangte der Brief mit dieser Nachricht an Maxen. Darauf sandte er einen Brief, der sich selbst Kaiser von Rom nannte. Und in dem Briefe stand auch nichts weiter, als nur dieses: „Wenn ich nach Rom komme, und wenn ich komme —!" — Darauf nun brach Maxen mit seinem Heere gegen Rom auf, besiegte Frankreich und Burgund und jegliches Land auf dem Wege und stand vor der Stadt Rom.

Ein Jahr lang lag der Kaiser vor der Stadt, und war nicht näher daran, es zu nehmen, als am ersten Tage. Und nach ihm kamen noch die Brüder seiner Gattin Helen von der Insel Britannien dahin, und ein kleines Heer mit ihnen; und dieses kleine Heer bestand aus besseren Kämpfern, als doppelt so viel von den Römern. Und dem Kaiser ward berichtet, daß ein Haufe erscheine, der nahe bei seinem Heere halte und sich gelagert, und kein Mensch habe je eine schöner und besser ausgerüstete Schaar, rücksichts ihrer Haltung und nicht minder ihrer schönen Fahnen, gesehen. — Und Helen betrachtete die Schaar und erkannte die Fahnen ihrer Brüder. Da kam Kynan, der Sohn des Eudav, und Adeon, Sohn des Eudav, und begrüßten den Kaiser. Und der Kaiser war erfreut darüber und umarmte sie.

Darauf warfen sie ihren Blick auf die Römer, wie sie die Stadt angreifen möchten. Sprach Kynan zu seinem Bruder: „Wir wollen versuchen, die Stadt mit mehr Ueberlegung anzugreifen, als diese." — So maßen sie denn bei Nacht die Höhe der Mauern und sandten ihre Zimmerleute in den Wald, und für jede vier ihrer Mannen wurde eine Leiter gemacht. Und als dies geschehen war, gingen zu Mittag jedes Tages die Kaiser zur Mahlzeit, und auf beiden Seiten hörte man auf zu fechten, bis das Mahl beendigt war. Nun nahmen aber die Männer von Britannien am Morgen ihre Mahlzeit und tranken bis sie in Feuer gesetzt waren. Und während die beiden Kaiser noch bei dem Mahle saßen, zogen die Briten gegen die Stadt und setzten ihre Leitern an und drangen alsobald in die Stadt ein.

Der neue Kaiser hatte nicht Zeit, sich selbst zu bewaffnen; denn sie überfielen ihn und erschlugen ihn und viele andere mit ihm; und drei Tage und drei Nächte dauerte es, daß sie die Männer überwältigten, die in der Stadt waren, und sie das Schloß einnahmen. Und andere von ihnen besiegten die Stadt; und nicht Einer von dem Heere des Maxen sollte hineinkommen, bevor sie nicht Alles ihrem Willen unterworfen hätten. — Da sprach Maxen zu Helen: „Ich wundere mich, Lady, — sprach er — daß Deine Brüder nicht für mich die Stadt erobert haben." — „Herr und Kaiser, — antwortete sie — meine Brüder sind die weisesten Jünglinge in der Welt. Geh' hin und fordere die Stadt von ihnen, und wenn sie in ihrem Besitz ist, so wirst Du sie gern erhalten." — Nun gingen der Kaiser und Helen hin und erbaten sich die Stadt. Und sie erwiederten dem Kaiser, daß Keiner die Stadt genommen habe, und Keiner sie ihm geben würde, als nur die Männer der Insel Britannien. Darauf wurden die Thore der Stadt Rom geöffnet, und der Kaiser bestieg den Thron, und alle Männer unterwarfen sich demselben.

Nun sprach der Kaiser zu Kynan und Adeon: „Lords — sprach er — ich habe jetzt mein ganzes Kaiserthum im Besitz. Diese Schaar ordne ich Euch unter, um irgend jedes Reich in der Welt zu erobern, das Ihr Euch wünschen möget." — So brachen sie auf und eroberten Länder und Schlösser und Städte. Und sie erschlugen alle Männer, aber ihre Frauen ließen sie am Leben. Und so fuhren sie fort, bis die Jünglinge, die mit ihnen gekommen, während der Länge der Zeit, daß sie auf ihren Eroberungen auswaren, zu Grauköpfen herangealtert waren.

Darauf sprach Kynan zu Adeon, seinem Bruder: „Würdest Du lieber — sprach er — in diesem Lande verweilen, oder in das Land zurückgehen, woher wir gekommen sind?" — Und er wählte, in sein eigenes Land zurückzukehren, und viele mit ihm. Aber Kynan blieb dort in einem anderen Theile und wohnte daselbst.

Und sie hielten Rath, und schnitten den Weibern die Zungen aus, damit sie ihre Sprache vernichteten. Und wegen des Schweigens der Frauen in ihrer eigenen Sprache sind die Männer von Armorica Briten genannt. Seit dieser Zeit herrschte dort gewöhnlich und herrscht noch die Sprache der Briten.

Und das ist die Erzählung, die der Traum des Maxen Wledig, Kaisers von Rom, heißt. Und hier endigt sie.

Arabien.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien.*)

Es ist ein schönes Anzeichen von dem immer freier werdenden Horizont der Gegenwart, daß das Vorurtheil wider die muhammedanische Kultur bei den gebildeten Europäern immer mehr abnimmt. Das geistige Leben der Moslemin beginnt, seitdem die confessionelle Einseitigkeit ihre Verdammungs-Pfeile verschossen hat, im Lichte unbefangener Prüfung gewürdigt zu werden. Ist die Parteinahme für die Sitten des Orients selbstverständlich ausgeschlossen, so ist doch andererseits ein Standpunkt erreicht, von welchem die Eigenthümlichkeit der islamitischen Völker das Anerkenntniß ihrer relativen Berechtigung empfängt. Auch diese Völker haben zu dem Bildungswerke der Erdenbürger wichtige Bausteine beigetragen.

Bekanntlich waren es die Araber, das Volk des Propheten von Mekka, welche an der Spitze der morgenländischen Kultur gestanden haben. Der gewaltige Siegeszug des Islam weit über Asien und Afrika hinaus bedrohte einen Moment selbst den Kern der jugendlichen christlich-germanischen Welt, er dringt bis zur Loire vor und nur das Schwert Karl Martell's rettet (bei Tours) das Frankenreich vom Untergange. Spanien und Sicilien bleiben Jahrhunderte lang von den Sarazenen beherrscht, erst das Jahr der Entdeckung Amerika's sieht das Reich der spanischen Araber in Trümmer sinken.

In diesen Jahrhunderten, welche die Blüthe des Mittelalters umfassen, haben die Anhänger Muhammeds über Spanien und Sicilien die ganze Fülle ihrer glücklichen Natur-Anlagen ausgeschüttet. Unter den Omajjaden ist das Chalifat von Cordova ein Kulturstaat ersten Ranges, ja der Hauptsitz aller Bildung im damaligen Europa. Spanien ist nie wieder so reich und so bevölkert gewesen als unter dem Zeichen des Halbmonds. Der französische Orientalist Viardot in seinem Essai sur l'histoire des Arabes d'Espagne berichtet uns, daß Cordova in seiner Glanz-Epoche eine Million Einwohner, 200,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Spitäler, 800 öffentliche Schulen und 900 Bäder enthielt. Andalusien, das jetzt im Ganzen kaum 800 Dörfer zählt, besaß damals allein an den Ufern des Guadalquivir deren 12,000! Man hat oft und nicht mit Unrecht gesagt, Spaniens guter Stern sei mit den Mauren untergegangen. Es ist dies auch buchstäblich zu verstehen, denn der Stern Kanopus, der die Nächte des Omajjadenreiches erhellte, noch über die Gärten der Königsburg von Granada strahlte, erhebt sich heute nur wenig über den Horizont von Gibraltar.

Kunst und Poesie waren das Letzte, was dieser Kultur gebrach. Die Schlösser von Cordova, Sevilla, Granada, Toledo, die Brücken und Wasserleitungen, welche maurischer Fleiß gebaut, zeigen, daß Architektur und bildende Kunst bei den spanischen Arabern tiefe Wurzeln geschlagen; man blicke auf die maurischen Reste zu Palermo und Girgenti, und man wird den Sarazenen Siciliens die gleichen Vorzüge einräumen müssen. Von allen Künsten war aber die Poesie die gefeiertste und geübteste, zumal die Lyrik. Schon aus den Sandwüsten Arabiens hatte das Volk des Propheten eine große Fertigkeit in allen lyrischen Sangweisen mitgebracht. Die Sammlung der Muallakat (des Dichters Amr ul Kais), die Hamasa, der Divan der Hudseiliten und das „große Buch der Gesänge" hatten Schätze vorislamischer Dichtkunst aufgespeichert, welche zu bewältigen eine Riesen-Arbeit erfordert. Auf dem glücklichen Boden Spaniens und Siciliens empfing die Phantasie dieser begabten Naturkinder neue und reichliche Nahrung, sie gewann durch die tausendfache Anregung inmitten einer paradiesischen Landschaft, am Hofe hochgebildeter Fürsten, den mächtigsten und ruhmvollsten Aufschwung.

Herr Adolf Friedrich von Schack (zu München), der berühmte Uebersetzer des persischen Heldenliedes Schah Nameh, das Ferdusi gesungen, giebt uns neuerdings in zwei Bänden einen kernhaften Ueberblick über „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, wobei er die gediegene Frucht seiner Forschungen mittelst einer klaren, gehobenen Sprache und durch vorzugsweise Betonung des ästhetischen Standpunktes dem großen Publikum zugänglich macht. Das Buch des berühmten Orientalisten entbehrt allerdings des streng wissenschaftlichen Apparates; es ist insofern keine Studie, als es nur Resultate giebt und den gewöhnlichen Sterblichen mit einem Ballast gelehrter Anmerkungen verschont, aber es ist nichtsdestoweniger ein Hebel zur Förderung unserer Kenntniß arabischer Kultur und offenbar ein solcher, den auch die Welt der Fachgelehrten keineswegs verschmähen wird. Folgen wir Herrn von Schack ein paar Schritte auf dem Pfade seiner Darstellung.

Die arabische Poesie Spaniens knüpft an den Ursprung des dortigen Omajjaden-Reiches unmittelbar an. Nachdem der Chalif Merwan im Kampfe mit seinem Feinde Abul-Abbas gefallen war, gab Letzterer seinen Statthaltern in Syrien und Aegypten den Befehl, allen Gliedern des gestürzten Omajjaden-Stammes aufzuspüren und sie erwürgen zu lassen. Abdallah, der Statthalter von Damascus, entledigte sich am eifrigsten dieses Auftrags; er lockte etwa neunzig Omajjaden in seinen Palast, scheinbar um ihnen den Eid der Treue abzunehmen und die Aussöhnung der alten mit der neuen Dynastie durch ein Gastmahl zu feiern. Als die Arglosen bereits an der Tafel saßen, stürzten auf das Signal von rachesprühenden Versen, die der Dichter Schebl recitirt hatte, Bewaffnete in den Saal und erschlugen die Gäste mit langen Zeltstangen. Nur Wenige entkamen. Die größte Zahl der Uebrigen war in den andern Hauptstädten des ungeheueren Reiches hingeschlachtet worden.

Unter den Geretteten befand sich der junge Abdurrahman, Sohn jenes Moawia, dessen verdorrtes Gebein der unversöhnliche Abdallah seinem Grabe entrissen und in die Lüfte verstreut.

*) Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1865. 2 Bände fl. 8.

Der fürstliche Flüchtling mußte bei tausendfacher Lebensgefahr bis tief in die afrikanische Wüste sich zurückziehen. Da traf ihn in dem Zelte gastfreundlicher Beduinen eine Gesandtschaft der andalusischen Scheiks, welche ihn zur Besitznahme der Herrschaft über Spanien einlud. Abdurrahman folgte dem Antrage, landete in Spanien, überwand seine und der Omajjaden Gegner und schlug, als unabhängiger Gebieter der pyrenäischen Halbinsel, seinen Herrscherſitz zu Cordova auf. Karl der Große wollte von Norden her den Islam bedrohen, aber die Wucht seiner Heereskraft zerschellte vor den Arabern, und sein verblutender Held Roland endete in der Schlacht von Ronceval, nachdem er sein Schwert „Durenda" zerbrochen, verlassen von den fränkischen Gefährten, die sein gewaltiges Hüfthorn vergebens herbeigerufen. Der Koran blieb Sieger. Nur ein kleines Häuflein tapferer Gothen machte in den asturischen Bergen dem Islam seine Errungenschaft streitig. In diesen Bergen stand die unscheinbare Wiege der castilianischen Monarchie.

Abdurrahman I. ist ein lebendiges Zeugniß für den Geist, welcher die von ihm gestiftete Dynastie beseelte. Mit Eifer widmete er sich der Verschönerung seiner Hauptstadt. Cordova sollte ein Glanzpunkt des Occidents werden; der Bau der großen Moschee, die von seinen Nachfolgern vollendet wurde, begann unter Abdurrahman's waltender Fürsorge; sie ist noch dem heutigen Reisenden ein Gegenstand der Bewunderung. In nordwestlicher Richtung von der Stadt legte der Chalif ein Lustschloß an, das er in Erinnerung an ein gleichnamiges bei Damascus, das seinem Großvater Hischam gehörte, Russafa nannte und mit ausgedehnten Gärten voll seltener Bäume aus Syrien und andern Ländern des Orients umgab. Hier soll eine Dattelpalme, welche in der milden Luft Andalusiens so gut wie in ihrer östlichen Heimat gedieh, die Stammmutter aller übrigen in Europa geworden sein. Auf sie machte Abdurrahman einige Verse, welche die Wehmuth um den Verlust seines fernen Vaterlandes wiederspiegeln.

Du, o Palme, bist ein Fremdling
So wie ich in diesem Lande,
Bist ein Fremdling hier im Westen
Fern von deiner Heimat Strande;

Weine drum! Allein die stumme,
Wie vermöchte sie zu weinen?
Nein, sie weiß von keinem Grame,
Keinem Kummer, gleich dem meinen.

Aber könnte sie empfinden,
O, sie würde sich mit Thränen
Nach des Ostens Palmenhainen
Und des Euphrats Wellen sehnen.

Nicht gedenkt sie deß, und ich auch,
Fast vergaß ich meiner Lieben,
Seit mein Haß auf Abbas' Söhne
Aus der Heimat mich getrieben.

Verwandten Inhalts ist das folgende Gedicht des Chalifen:

In den Gärten von Russafa
Sah ich eine Palme stehn,
Ferne von der Palmenheimat
Säuselnd in des Westes Wehn.

Und ich sprach: Wie deinen Brüdern
Du entrückt bist, schöner Baum,
Trennt auch mich von meinen Freunden,
Meinem Stamm ein weiter Raum.

Ich, den Meinen ferne, Fremdling
Du auf fremdem Erdgefild,
Ist mein Schicksal, wie das deine,
Und bist du mein Ebenbild!

Tränke dich die schwerste Wolke,
Die sich durch den Himmel wälzt
Und in Regenschauer-Ströme
Selbst die Sterne droben schmelzt!

Gleich schwermüthige Sehnsucht athmet ein drittes Lied Abdurrahman's:

O Reiter, der nach meinem Land du hinsprengst, nimm — und sei beglückt! —
Die Grüße mit dir, die ein Theil von mir dem andern Theile schickt!
In diesem Lande, wie du siehst, ist mir der Körper festgebannt,
Allein mein Herz und wer's besitzt, verweilt in jenem andern Land,
Durch weite Zwischenräume hat uns also das Geschick getrennt
Und ach! die Trennung macht, daß nicht den Schlummer mehr mein Auge kennt.
Allein wenn Gottes Rathschluß auch für jetzt uns so geschieden hat,
Vielleicht ist unser Wiedersehn beschlossen doch in Seinem Rath.

Aber, wenn auch die Erinnerung an den Orient, von welchem nicht blos Abdurrahman, sondern die ganze arabische Kultur ausgegangen, die Herzen der spanischen Moslemin immerdar erfüllte und in ihrer Phantasie unaustilgbare Spuren hinterließ: die Dichtkunst der Ismaëliten mußte auf dem Boden des üppig reichen Andalusiens eine andere werden, als sie in der schlichten, fast jeder Naturschönheit entbehrenden Heimat gewesen. „Die Dichter vermochten bei all' ihrer Bewunderung der Hamasa und der Muallakat und bei aller Neigung zur Nachahmung der alten Muster die neuen Stoffe, die sich ihnen darboten, nicht abzuweisen. Nicht mehr blos Streitigkeiten zwischen Stamm und Stamm, oder Fehden um Weideplätze hatten sie jetzt zu besiegen, sondern den großen Kampf des Islam gegen die vereinigten Heere des Abendlandes; statt die Zeitgenossen zur Blutrache wegen eines ermordeten Verwandten aufzurufen, mußten sie jetzt ein ganzes Volk zur Vertheidigung des schönen Andalusiens entflammen, aus dem die Glaubensfeinde sie zu verjagen drohten. Neben Wüstenfahrten und verödeten Wohnungen der Geliebten, die aus Konvention noch immer ihren Platz in der Kasside fanden, galt es nun, lachende Gärten voll Orangenduft, rinnende Bäche mit lorbeerbekränzten Ufern, mittägliches Rasten unter den Schattendächern des Granathains und nächtliche Lustfahrten auf dem Guadalquivir zu schildern." — Kurz eine neue Welt war den Arabern aufgegangen, und diese neue Welt forderte neue Formen. Auch die Nähe des christlichen Abendlandes blieb nicht ohne Einfluß. Die Araber erscheinen uns oft als Europäer. Ihnen geräth der Ausdruck von Gefühlen, wie sie zarter kein Minnesänger ausgesprochen hat. Die freiere Stellung und die höhere Ehre, die sie den Frauen einräumten, machten so tiefsinnige Anklänge möglich. Dagegen waren gerade die Fülle und die Weichheit ihres Seelenlebens, ihre eigene Innerlichkeit, die dem subjectiven Charakter ihrer Sprache sich anschmiegte, dem Heraustreten aus sich selbst und der Herausgestaltung dichterischer Handlung sehr hinderlich. Das Element des Arabers war die Lyrik, von dramatischen Versuchen ist uns nichts überkommen, es wäre denn jene auf dem Escurial aufbewahrte „Comoedia de equo vendito", die Geschichte eines liederlichen Mamelukenoffiziers, welche nicht hispano-arabischen, sondern ägyptischen Ursprungs ist.

Ein andalusischer Sommerabend gehörte dazu, um beispielsweise ein Liebeslied, wie das folgende, hervorzubringen. Sein

Verfasser Al Tortuschi beweist, welcher zarten Empfindung, die uns fast abendländisch anweht, er fähig war:

Durch den Himmel schweift mein Auge
Und ich spähe, schmerzbedrängt,
Ob ich nicht den Stern gewahre,
Dran der Blick dir eben hängt.

Alle Wandrer, die ich treffe,
Halt' ich an auf ihrem Pfad,
Sie zu fragen, ob nicht Einer
Deinen Duft geathmet hat.

Mich nach jedem Winde wend' ich,
Der den leichten Flügel schwingt,
Weil ich hoffe, daß mir einer
Kunde, Theure, von dir bringt.

Hierhin bald, bald dorthin streifend,
Lausch' ich, tief von Gram verstört,
Ob mein Ohr vielleicht von Jemand
Deinen Namen nennen hört.

Und ein jedes fremde Antlitz
Blick' ich lange forschend an,
Ob ich einen deiner Züge
Nicht in ihm erspähen kann.

Den Werth einer Natur, unter deren balsamischem Hauch solche Poesie möglich ward, wußten die Araber zu schätzen. So singt ein patriotischer Dichter:

Ihr Andalusier, wie schön
Sind eure Quellen, eure Schatten,
Wie schön, bei Allah, eure Flüsse
Und eure bäumereichen Matten!
In eurem Lande wahrlich liegt
Das Eden der erkornen Seelen,
Und, wenn die Wahl vergönnt mir wäre,
Ich würde mir kein and'res wählen.
Befürchtet nicht, euch könnte je
Verhängt die Höllenstrafe sein,
Denn aus dem Paradiese geht
Man nicht mehr in die Hölle ein.

Charakteristischer freilich ist das Lied: „Auf den Felsen von Gibraltar" aus Ibn Batuta:

Himmelan die Stirn erhebt er, während aus Gewölk geballt,
Weit herab ein schwarzer Mantel über seine Schultern wallt.
Wie mit einer Krone schmücken die Gestirne Abends ihn,
Wenn sie, hell gleich goldnen Münzen, droben ihre Kreise zieh'n.
Ihrer Locken Spitzen lassen sie um seine Schläfe sacht
Niederhangen, und so kosen, schmeicheln sie ihm oft bei Nacht.
Ihm zerbröckelten die Zähne, denn, seitdem er aufwärts ragt,
Hat er rastlos an dem Blocke der Jahrhunderte genagt.
Er erlebte alle jähen Wechsel des Geschickes schon;
Wie ein Treiber die Kameele vorwärts treibt bei Liedertön,
Trieb er vor sich her sie alle; sein Gedankenflug durchirrt
Das Vergangne, Gegenwärt'ge und was künftig kommen wird;
So Geheimnisse bewahrend, blickt er schweigend, räthselhaft,
In den düstern Abgrund nieder, der zu seinen Füßen klafft.

Bei der Gleichartigkeit der sicilianischen mit der südfranischen Natur ist es nicht wunderbar, daß die arabische Dichtkunst auch auf Sicilien zu einer herrlichen Blüthe gedieh, die sogar noch unter den normannischen Herrschern, deren Duldsamkeit von dem castilianischen Fanatismus grell genug absticht, eine lange Periode fortgedauert hat. Der begabteste dieser Dichter war Ibn Hamdis (1056—1133), der gleich dem hochsinnigen Abul Arab den Anblick der Fremdherrschaft nicht ertragen konnte und an den Hof des die Musen pflegenden Maurenkönigs Al Motamid nach Sevilla sich begab. Er klagt über die Parteikämpfe, welche die sicilischen Araber zerrissen:

O wäre frei mein Vaterland, mein Streben
Und Wirken weiht ich ihm, ja selbst mein Leben!
Doch aus den Räuberbänden, aus den Ketten
Der schnöden Christen, wie sollt' ich es retten?
Vermocht' ich es, als sich im Bürgerkampf
Sein Volk zerfleischte? als der schwarze Dampf
Des unheilvollen Brandes hoch aufschlug
Und Jeder Holz noch in das Feuer trug?
Als Brüder nicht den Brüdern Mitleid schenkten
Und in Verwandter Blut die Schwerter tränkten?

Uns moderne Abendländer ergreift es wie Wehmuth, sehen wir das allmähliche Hinsterben dieser schönen, echt menschlichen Kultur. Aus den Liedern, welche die Meisterhand Schack's uns verdolmetscht hat, lernen wir auch die Schrecken ihres Todes kennen; Granada's Fall und die gräßliche Verfolgung der Mauren, das Werk des Kardinals Ximenez, hüllen in den Qualm der Scheiterhaufen, was von einer großen Epoche in Wort und Schrift übrig geblieben war! Und doch konnte die Tyrannei sie nicht ganz vernichten! Trauttwein von Belle.

Schweiz.

Die Urwelt der Schweiz.*)

Ein splendid gedrucktes, prächtig ausgestattetes Werk, das sich der schweizerischen Naturforschung, den Büchern eines Tschudi, Berlepsch, den Leistungen von Agassiz würdig anreiht. In der That bietet die Schweiz, wie fast kein zweites Land, auf verhältnißmäßig engem Raume eine Fülle der merkwürdigsten Erscheinungen und eine große Auswahl von Gegenständen des Studiums dar, und der Anklang, den diese Zweige der Forschung im Lande der Schweizer finden, ist wohl begreiflich. Wir befinden uns außer Stande, auf Einzelnes einzugehen und Mittheilungen aus dem Buche selbst zu machen, das streng wissenschaftlich und oft nur für die Männer von Fach verständlich ist. Das erste Kapitel handelt vom Steinkohlenlande der Schweiz, welches eine Insel bildet, die den Westen und Süden des Kantons Wallis einnimmt. Das zweite Kapitel handelt von der Salzbildung der Schweiz (in den Kantonen Aargau, Basel und Waadt), von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, das dritte von der Liasbildung, das vierte vom Jurameere, das fünfte von der Kreidebildung — und so ferner: die Glarner Schieferbrüche und die eocenen Gebilde der Schweiz, das Molassenland, die Flora — die Thierwelt der Molasse — Klima des Molassenlandes — die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten — die Gletscherzeit — Rückblick — Allgemeine Betrachtungen über Hebung und Senkung, Wirkung des Wassers, das Klima der verschiedenen Weltalter, die organische Natur. — Der Verfasser ist kein Anhänger der Darwin'schen Theorie von der all-

*) Die Urwelt der Schweiz, von Dr. Oswald Heer, Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens in Zürich. Mit sieben landschaftlichen Bildern, elf Tafeln, einer geologischen Uebersichtskarte der Schweiz und zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. Zürich, Friedr. Schultheß, 1865.

Digitized by Google

mählichen Umbildung der Arten. Er erkennt eine allmähliche Annäherung der Thierwelt an die noch jetzt lebende Schöpfung, eine fortschreitende Steigerung in der Organisation an, die er mit einer Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen zusammenbringt — aber er lehrt, es finde kein allmähliches Verschmelzen der erlöschenden und entstehenden Arten statt — der Uebergang geschehe sprungweise.

Er nennt dies die Umprägung der Formen, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit geschehe, worauf dann die Arten Jahrtausende lang unverändert fortbeständen. Ueber die Grundbedingung der Umprägung der Typen sei man aber noch gänzlich im Dunkeln. Eine Analogie für diese sprungweise Umbildung findet er in der Verwandelung der Insekten, wo Ei, Raupe, Puppe, Schmetterling ganz verschiedene Daseinsformen darstellen. Er nimmt daher Schöpfungszeiten an, wo diese Umprägung vor sich gehe und spricht es am Schlusse aus, daß nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer die Räthsel der Natur zu erklären vermöge.

Zur Erläuterung sind zahlreiche, trefflich gearbeitete Holzschnitte (vorweltliche Reste u. s. w. vorstellend) in den Text gedruckt; die urweltlichen Landschaften sind vortrefflich und verrathen ebenso viel Kunstgeschick als Naturkenntniß. Die Vegetationsbilder (Lausanne zur Miocenen-Zeit, das Dürnten der Steinkohlen-Periode), ferner Zürich zur Gletscherzeit, mit ihrer Staffage von urweltlichen Thieren sind wahrhafte Meisterstücke.

Die Herausgabe des kostbaren Werkes ist zunächst durch Subscription gesichert worden. Das Verzeichniß der sehr zahlreichen Theilnehmer ist vorgedruckt.

Böhmen.

Čechische Briefe.

Ein neues Central-Organ für die poetische Literatur.

Auf unserem Parnaß wird es wieder rege. Die zerstreuten und seit länger denn drei Jahren unthätigen Kräfte sammeln sich um das Banner einer neuen, soeben in's Leben gerufenen literarischen Unternehmung, einer Zeitschrift, die den durch die Leistungen einer früheren Epoche populär gewordenen Namen „Květy“ (Blüthen) führt. Es ist gewissermaßen die Fortsetzung des Journals, das vor etwa dreißig Jahren die besten Kräfte unserer Belletristik vereinigt, und in dieser Hinsicht wirklich epochemachend gewesen. Das erwähnte Blatt zählte damals zu seinen Mitarbeitern die böhmischen Schriftsteller par excellence, namentlich Mácha, Rubes, Hawlíček, Čelakovský und Sabina, und es erfreute sich in den immer mehr und mehr sich erweiternden patriotischen Kreisen allgemeiner Beliebtheit. Es war demnach jedenfalls ein glücklicher Wurf, sowohl von Seiten des Verlegers, als auch der Redaktion, mit der Wiederaufnahme des traditionellen Berufes auch die accreditirte alte Firma beizubehalten. Als Redakteur der „Květy“ fungiren die Herren Vítězslav Hálek und J. Neruda, dieselben, die an der Spitze der literarischen Bewegung von 1859, von der ich in meinen früheren Briefen ausführlich berichtet, standen und seit jenen Tagen den Reigen singender Musensöhne anführen. Indessen dürfte es diesmal stiller und gelassener zugehen, da die letztverflossenen Jahre die Gemüther der jüngeren bedeutend gemäßigt, auf der anderen Seite aber die spießbürgerlich-konservative Phalanx zum größten Theil an Altersschwäche daniederliegt.

Es handelt sich derzeit auch weniger um einen Kampf gegen fortschrittsfeindliche Elemente, als vielmehr um einen nachhaltigen Impuls, der alle die zerstobenen, werthvollen Kräfte, die überhaupt namhaft gemacht werden können, in einem einzigen Brennpunkte zu sammeln im Stande wäre. In den letztverflossenen vier Jahren namentlich hatte sich unsere literarische Thätigkeit fast ausschließlich oder doch zum großen Theile der allgemeinen politischen Bewegung angeschlossen, und wir sahen die besten dichterischen Kräfte unserer Literatur von der brausenden Strömung der Tagesereignisse unwiderstehlich fortgerissen. Mit Einem Wort: die Politik hat die Belletristik absorbirt. Die literarische Konsumtion aber war womöglich noch einseitiger. Ja, man kann füglich annehmen, daß es eigentlich das lesende Publikum war, welches die schöne Literatur in's Lager der Politik getrieben, denn aus Gründen, die leicht begreiflich sind, mußte der Sänger seine Lyra mit der Journalistenfeder vertauschen, desgleichen auch der Novellist und der Romanschriftsteller, wenn nicht der Erstgenannte tauben Ohren singen, die Anderen aber Makulatur-Novellen und ditto Romane schreiben wollten. Schließlich sind auch materielle Rücksichten in Anschlag zu bringen, denn am Ende hat der Schriftsteller von Profession auch menschliche Bedürfnisse; er lebt, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, von der Feder und muß sich eben so gut wie ein anderer Produzent im gewöhnlichen Sinne des Wortes dem Geschmack des Publikums bequemen. Wir haben diese traurige Erfahrung auch bei uns in Böhmen machen müssen und sind in Folge dessen dahin gekommen, daß die dichterischen Talente nunmehr mühsam — man verzeihe mir diesen trivialen Ausdruck — zusammen gefegt werden müssen, und auch dem Publikum mit eindringlicher Moral zu Leibe zu gehen nothwendig erscheint. Ob die Lektionen ihr Ziel nicht verfehlen werden, läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen, Hoffnung ist aber immerhin vorhanden. Wenn nun auch unsere produktiven Dichtertalente, sowohl diejenigen, die in ephemeren Feuilletons und politischen Leitartikeln ihre besten Kräfte vergeuden, als auch jene, die in der schattigen Kühle der kastalischen Quellen von den säuselnden Lüften des behaglichen dolce far niente in süßen Schlummer sich einlullen ließen, zum stolzen Bewußtsein ihres besseren Berufs wieder erwachen, und wenn sie vereint mit den unverwüstlichen Kräften der Energie und mit voller Hingebung für die hohe Sendung, welche die schöne Literatur im Leben und Streben der Nation zu erfüllen hat, ihre Arbeit wieder aufnehmen werden: dann ist der erwünschte Erfolg so gut wie gesichert. Es wird aber auch eine der Hauptaufgaben der Redaktion sein, das Heiligthum des dichterischen Schaffens vor den Schäden der Mittelmäßigkeit zu bewahren, damit es würdig seiner Bestimmung sei und bleibe.

Unter den vielen belletristischen Zeitschriften, die im Verlauf einiger Jahre bis auf die jüngsten Tage gegründet wurden und zumeist wieder eingegangen sind, ist auch nicht eine einzige zu nennen, die mit Recht als Repräsentantin des wahrhaft Schönen und Erhabenen, was der Geist des Volkes hervorgebracht, hätte angesehen werden können. Keines von den namhaften Blättern ließ das warm pulsirende Leben dichterischer Kraft verspüren, und es konnte solchermaßen auch am allerwenigsten als Maaßstab für die Größe der Leistungen auf diesem Gebiete nationaler Entwickelung dienen. Es waren, so zu sagen, nur Magazine, worin die Erzeugnisse der mannigfaltigsten literarischen Richtungen und der verschiedenartigsten Geistesfähigkeiten ohne Auswahl bunt durcheinander gemengt und aufgespeichert waren. Es

waren eben nur Almosen-Spenden, wie sie der leidige Zufall den respektiven Redakteuren in die Hand gespielt. Ja, die Organisation der schöpferischen Kräfte war so stark aus dem Leim gegangen und die Erschlaffung so groß, daß die verzweifelnden „Verantwortlichen" Noth hatten, die Spalten ihrer Zeitschriften auf eine honnette Weise auszufüllen und Angesichts der Lukullischen Mahle ihrer ausländischen Kollegen mit simpler spartanischer Kost vorlieb nehmen mußten.

Diesem Uebelstande abzuhelfen, einen möglichst großen Kreis von ebenso thätigen als geistreichen Schriftstellern, an denen es einer gebildeten Nation niemals mangelt, um sich zu versammeln und auch für die Zukunft in ununterbrochener Reihe eine neue Generation von begabten Literaten heranzubilden, das muß die Redaktion der „Koëty" vor allem als die Lebensfrage unserer poetischen Literatur und wohl auch als Lebensfrage ihrer Unternehmung betrachten. Die beiden Herren müssen, so sie wirklich als Vorkämpfer und Pioniere eines besseren Strebens angesehen werden und ein bleibendes Verdienst sich erwerben wollen, mit dem guten Willen und ihren allerdings anerkannten Talenten auch die nothwendige Ausdauer verbinden und sich am allerwenigsten durch momentane Schwierigkeiten einschüchtern lassen. In zweifacher Richtung wird es einen ausnehmend guten Takt und aufopfernde Kraftanstrengung erheischen. Für's erste sind es die produktiven Kräfte, die durch rastlose Bemühung gewonnen und durch delikate Behandlung, woran es bei uns in solchen Fällen leider nur zu oft gefehlt, gefesselt werden müssen. Aber nicht minder müssen auch die Konsumenten, die Leser befriedigt und angezogen werden. Das Letztere wird ein Leichtes sein, da es in der Politik nicht mehr so viel zu schaffen giebt, daß dadurch der Wissensdurst der Lesewelt ausschließlich befriedigt werden könnte, wenn nur der Pakt mit den Schriftstellern gelingt und die Produktion, wie zu wünschen, organisirt wird; denn wie schon gesagt, an tüchtigen Kräften fehlt es bei uns nicht. Für jedes Gebiet der poetischen Literatur giebt es talentvolle Köpfe, nur müssen sie auch aufgesucht und angeregt werden.

Ich will das Letztgesagte nicht etwa als Mahnung oder Sittenpredigt angesehen wissen. Eine solche Deutung wäre in diesem Falle ein Mißverständniß. Ich habe vielmehr die Grundsätze der Redaktion der „Koëty" formulirt, denn inwiefern ich die beiden Herren kenne, sind sie nur allein von diesen Grundsätzen beseelt an's Werk gegangen, und es wäre unter solchen Umständen wahrlich mehr als unbescheiden, bei ihnen die Rolle eines Mentor spielen zu wollen!

Prag. J. M.

Kleine literarische Revue.

— **Neue Ausgabe von Philalethes' (König Johann's) Dante-Uebersetzung.***) Auch der ausgezeichnete Kenner des großen Florentiners, der unter dem Namen Philalethes sich den Auslegern der Göttlichen Komödie angereiht hat, läßt im Jubeljahr des Dichters eine neue Ausgabe seiner Uebersetzung erscheinen, deren erster Band, die „Hölle" enthaltend, soeben in einer, dem hohen Charakter des Autors entsprechenden Ausstattung aus der Teubner'schen Officin hervorgegangen ist. Die Vorzüge dieser Uebersetzung, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage sich eine ehrenvolle Stellung in der reichen Dante-Literatur unseres Vaterlandes errungen hat, sind zu bekannt, als daß wir auf das Buch bei seinem neuen Auftreten empfehlend hinzuweisen hätten: es genügt zu bemerken, daß der reiche Schatz von sowohl kritischen als historischen Erläuterungen, der in seiner Uebersichtlichkeit und Zuverlässigkeit den Werth des Buchs begründet, unter Benutzung der neuen Erscheinungen auf diesem Gebiet vervollständigt worden ist. Auch hat sich der Verfasser auf Grund der wichtigen Ergebnisse, welche durch die hervorragenden Arbeiten von Blanc, Schlosser, Wegele u. A. seitdem zu Tage gefördert sind, zu mehrfachen Modificationen seiner Ansichten veranlaßt gesehen, denen an den entsprechenden Stellen Ausdruck gegeben worden ist. Um irrige Vorstellungen zu beseitigen, erachtet er indeß die Vorbemerkung für nöthig, daß bei dieser neuen Ausgabe eine förmliche Ueberarbeitung der ganzen (bekanntlich, gleich den meisten neueren, in reimlosen Jamben veranstalteten) Uebersetzung nicht beabsichtigt worden sei. Zeit und Kräfte hätten dazu gefehlt. Auch glaube der Autor, daß dergleichen Umarbeitungen einer Jugendarbeit, im höheren Alter unternommen, selten wahre Verbesserungen seien. — Für das tiefere Verständniß des hohen Dichters, der hier in einer würdigen Gestalt geboten ist, giebt diese Uebersetzung wohl das reichhaltigste, dazu vortrefflich gesichtete und geordnete Material; sie wird sich für das eingehendere Studium des erhabenen Gedichts, dessen Schönheit mit seiner Schwierigkeit wetteifert, ohne Zweifel auf's neue fruchtbar und anregend erweisen.

— **Heinrich Simon.** Dem Zeitungsgerücht, daß über das von Dr. Johann Jacoby herausgegebene Buch, welches das Leben und die politische Wirksamkeit Heinrich Simon's zum Gegenstande hat, durch ein gerichtliches Erkenntniß die Confiscation verhängt worden sei, widerspricht die soeben stattfindende Publication einer zweiten, wohlfeilen Auflage dieses Buches, in welcher, wie uns der Verleger anzeigt, nur sechs Stellen gestrichen, die für das Buch nicht von wesentlicher Bedeutung sind, wegen deren jedoch der Herausgeber zu gerichtlicher Verantwortung gezogen worden.*) Die beiden Namen, die das Buch trägt, sind ein Geleits- und Empfehlungs-Brief für dasselbe in zahlreichen Kreisen des deutschen Volkes; wir bemerken jedoch, daß die eigentliche Lebensbeschreibung Simon's nicht von dem Herausgeber selbst, sondern von einer Dame, von einer nahen Verwandten des Verstorbenen herrührt, was allerdings erklärt, daß der Stil weniger concis, die Erzählung weniger lebhaft und ausdrucksvoll ist, als beide sonst wohl sein würden. Gleichwohl läßt die Treue, mit der das Bild gezeichnet, die Liebe, die über die Darstellung ausgebreitet ist, nichts zu wünschen übrig. Dem Ganzen gehen die eigenen Aufzeichnungen und Briefe Heinrich Simon's stets zur Seite, und gerade diese Selbstcharakteristik des unerschrockenen Rechts- und Wahrheits-Mannes ist es, die das Buch höchst interessant macht und ihm einen bleibenden Werth verleiht.

---

*) Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen. Erster Theil. Die Hölle. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe nebst einem Portrait Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, B. G. Teubner, 1865. X. u. 274 S. Lexicon-Octav.

*) Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Dr. Johann Jacoby. Zweite wohlfeile Auflage in Einem Bande. Mit Heinrich Simon's Portrait. Berlin, Jul. Springer, 1865. (392 S. Pr. 1 Thlr.)

— **Deutsche Heimatbilder von Uhlenhuth.***) Wie Natur und Kultur zusammenhängen, erfährt man selten anders als aus trockenen Lehrbüchern, technologischen Inhalts, denen für den Nicht-Techniker die Anschaulichkeit gebricht. Und doch ist es heutzutage so sehr zeitgemäß und Jung und Alt heilsam, über diese Dinge etwas Bescheid zu wissen. Die vorliegenden „Deutschen Heimatbilder", die Herr Eduard Uhlenhuth, Rector der Realschule in Anclam, entworfen hat, sind ein trefflicher Anfang zu einer populären Verschmelzung von Naturkunde und Volkswirthschaft in echt patriotischem Sinne. Herr Eduard Uhlenhuth verweist auf die Schätze, welche Deutschlands Naturleben und Gewerbfleiß darbieten; in zehn monographischen Schilderungen giebt er drastische Beispiele, wie das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich von der Menschenkraft verwerthet werden; er zeigt was der Mensch ist und vermag durch die Ausbeutung der ihn zu allernächst umgebenden Natur, und daß die Stoffe nicht erst weit hergeholt zu werden brauchen, welche diese Wirkung am klarsten abspiegeln. Die wirthschaftliche Bedeutung des Huhnes, des Schafes, des Schweines versteht Herr Uhlenhuth meisterhaft zu skizziren; die großen Küchengärten von Quedlinburg sind ihm ein fruchtbares Feld für mannigfaltige Belehrung; seine Kapitel „Die Köhler im Harze", „Holz, Torf und Kohlen" und der „Flachs" greifen in wichtige Zweige unserer nationalen Industrie lebendig ein, aber sie bekunden auch, wie der Deutsche seine Arbeit mit dem Gemüthe auffaßt und als denkender Kopf das fühlende Herz nicht verleugnet. Darum ist der Aufsatz „Deutsche Waffenschmiede" die Krone des Büchleins. An der Arbeit der Männer von Solingen, Wald, Merscheid und Gräfrath lernt Jedermann erkennen, welch großartigen Aufschwungs die gewerbliche Thatkraft fähig ist und zugleich, wie tiefe Wurzeln sie im Innern der Menschen schlägt! — Möge Herr Uhlenhuth, der seine Skizzen einem bedeutenden Berliner Schulmanne gewidmet hat, auf dem so schön betretenen Pfade fortfahren, uns Bilder der deutschen Heimat vorzuführen.

T. v. B.

— **Schießpulver und Feuerwaffen.****) Als erweiterter Abdruck aus der Pracht-Ausgabe des „Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen" ist die vorliegende illustrirte Uebersicht aller auf dem Gebiete der Feuerwaffen gemachten Erfindungen und Entdeckungen, unter vorzugsweiser Berücksichtigung der gegenwärtig bei den europäischen Heeren bestehenden Geschütze und Gewehre erschienen.

— **Weihnachts-Literatur.** Wir fahren fort, auf einige sinnige und belehrende Weihnachtsgaben für die Jugend hinzuweisen:

„Sei willkommen". Drei Erzählungen von Hedwig Prohl. Mit 6 Bildern in lithographischem Farbendruck, von Louise Thalheim.***)

„Entdeckungsreisen in der Heimat" (zwei Bände), „Entdeckungsreisen in Haus und Hof", dergleichen „im Wohnhause", „im Wald und auf der Heide" ꝛc., von Hermann Wagner. †)

„Oben und unten", „Auf und abwärts", „Heute und Ehedem", „Sonst und jetzt", Lebens-, Geschichts- und Naturbilder aus Vergangenheit und Gegenwart, von Dr. Eduard Große u. A.*)

— „**Die kleinen Menschen;** Hundert und ein Geschichten und Lieder aus der Kinderwelt" — dies ist der Titel eines Weihnachtsbuches, welches die Verfasserin vom „Paradies der Kindheit", Frau Lina Morgenstern, für kleine Leser von 6—11 Jahren, für erzählende Mütter, Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen zusammengestellt hat.**) Die Lehre, welche die Verfasserin bereits in ihrem eben erwähnten, vortrefflichen Buch ausgesprochen: „Geduld und Liebe sind die Wurzeln einer guten Erziehung und bereiten der Kindheit das Paradies", wird auch in den meisten der hier zusammengestellten, kindlichen Geschichten und Lieder anschaulich gemacht und eingeprägt.

Literarischer Sprechsaal.

Heinrich Barth, der berühmte Afrika-Reisende, ist zum großen Leidwesen der wissenschaftlichen Welt am 25. November im 45sten Jahre seines Alters plötzlich mit Tode abgegangen. Dr. A. Petermann sagt über ihn (in einem Artikel der Neuen Pr. Ztg.): „Barth's früher Tod wird in der ganzen gebildeten und gesitteten Welt, ja unter Tausenden wilder Naturkinder afrikanischer Völker Theilnahme erwecken; denn Abd el Kerim, wie er dort hieß, war ihnen ein geläufiger beliebter Name geworden, der von Allen mit Achtung und von denen, die ihn persönlich gekannt, mit rührender Anhänglichkeit und Freundschaft genannt wurde und noch wird. Sein Ruf war in den weiten Gebieten des schwarzen Erdtheils ebenso groß als in der übrigen Welt. Er war einer von denjenigen Deutschen, die dem deutschen Namen Achtung im Auslande verschafft haben. Mehr Theilnahme und Interesse, als die Reisen und Schicksale Barth's fern im Innern des räthselhaften und noch immer so wenig gekannten Afrika hat wohl kaum je ein anderer Reisender erweckt — und das mit vollem Recht, denn seine Reisen und Entdeckungen waren für die Erdkunde von ebenso großer Wichtigkeit, als seine persönlichen Schicksale in rein menschlicher Beziehung der Theilnahme werth. .... Aber man würde die Verdienste Barth's nur halb erkennen, wenn man in ihm nur einen großen Reisenden sähe — die gesammte Erdkunde fand in ihm einen unermüdlichen und aufopfernden Förderer. Er lebte nur der geographischen Wissenschaft, und als er durch seine Gönner in Preußens Königshaus in der Metropole deutscher Bildung diejenige Stätte gefunden hatte, die ihm ebenso sehr gebührte, als sie seinem Streben angemessen war, entfaltete er in seiner hervorragenden Stellung als Präsident der ersten geographischen Gesellschaft Deutschlands sein unausgesetztes Wirken für die weit umfassende Wissenschaft der Erdkunde, die nicht bloß in abstrakter, sondern auch in kulturhistorischer und praktischer Beziehung zu den ersten und wichtigsten Fächern menschlichen Wissens gehört."

Vor etwa 2200 Jahren stellte Aristoteles die Lehre auf: daß die tropischen Regionen der Erde, nämlich alle Länder zwischen

*) Deutsche Heimatbilder. Schilderungen aus dem heimischen Natur- und Kulturleben, von Eduard Uhlenhuth. Berlin, Hugo Kastner, 1865.

**) Von C. v. H. Mit hundert in den Text gedruckten Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer, 1866.

***) Breslau, Eduard Trewendt, 1865.

†) Zweite Auflage, mit 130 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer.

*) Eine Reihe von Bändchen, deren jedes einzelne eine anziehende Bildergalerie darbietet. Leipzig, Spamer.

**) Mit acht bunten Illustrationen von Louise Thalheim. Berlin, E. Schotte u. Co.

den Wendekreisen, ein ödes, unbewohnbares und unpassirbares Gebiet umschlössen, weil die Glut scheitelrechter Sonnenstrahlen weder Pflanzen- noch Thier- und Menschenleben aufkommen ließe, ebenso wie die Polar-Regionen jenseit der Polarkreise (66½° der Breite) wegen der Kälte unbewohnbar und unpassirbar seien (also z. B. halb Norwegen ꝛc.). Der Standpunkt vorherrschender Ansichten bezüglich der Naturbeschaffenheit der Polar-Regionen war noch bis vor wenigen Jahrzehnden demjenigen jener Vorstellungen über die tropische Zone nicht unähnlich. Es wurde damals noch heftig darüber gestritten, ob Europäer ungefährdet in der Polarzone überwintern könnten. Aber die Engländer haben auf ihren bekannten arktischen Expeditionen von Capitain Parry bis Franklin wiederholt gezeigt, daß sie sich Jahrelang in den kältesten Theilen des Nordens mit viel weniger Gefahr und in weitaus besserem Wohlsein als in den Tropen aufhalten können.

Es scheint der jetzigen thatkräftigen Zeit vorbehalten zu sein, das geographische Problem der Pole und Polar-Regionen unserer Erde zu lösen. Wenigstens dürfte es, nach den Ansichten der ersten Autoritäten nicht unmöglich sein, unter Anwendung der Dampfkraft auf dem von Dr. A. Petermann vorgeschlagenen Wege über Spitzbergen in den Monaten Juli bis Oktober den Nordpol zu erreichen und die arktische Central-Region unserer Kenntniß zu erschließen. Herr Petermann giebt in dem kürzlich erschienenen, 10 Bogen starken Hefte seiner „Mittheilungen ꝛc." *), als Beitrag zur Geographie und Erforschung der Polar-Regionen, eine Reihe von Aufsätzen und Karten, und zwar nächst einer Uebersicht über den Stand der deutschen Nordfahrt u. s. w. folgende Abhandlungen:

1) Die Erforschung der arktischen Central-Region durch eine deutsche Nordfahrt (Dr. Petermann's Vortrag in der Geographen-Versammlung zu Frankfurt a. M. 23. Juli 1865) nebst einer neuen Karte der arktischen und antarktischen Regionen, zur Uebersicht der Entdeckungsgeschichte;
2) Capitain Werner's vereitelte Recognoscirungsfahrt nach Norden;
3) Bericht über die schwedische Aufnahme von Spitzbergen (mit Spezialkarte);
4) Planimetrische Areal-Berechnung von Spitzbergen, auf Grund der schwedischen Aufnahme;
5) der große Fischreichthum bei Spitzbergen und der Bären-Insel, nachgewiesen durch die neuesten schwedischen Untersuchungen;
6) die deutsche Nordfahrt des Herrn Barto von Löwenigh im Jahre 1827 (mit Karte);
7) der Nordpol, ein thiergeographisches Centrum. Von Dr. G. Jäger. (Mit einer Weltkarte in ganz neuer Projection, der polaren Stern-Projection.)

Der am 2. Dezember stattgehabten Monatsversammlung der **Berliner geographischen Gesellschaft** wohnte auch Herr Korvetten-Kapitän **Werner** als Gast bei und hielt einen längeren Vortrag, in welchem er den Plan zu der von Dr. Petermann angeregten **Nordfahrt** und die Aussichten für deren praktische Ausführbarkeit und deren Erfolge darlegte. Herr Werner führte zunächst aus, daß gerade die deutsche Nation mehr wie andere die Mittel besitze, um diesem Unternehmen nach allen Richtungen hin, sowohl für die Wissenschaft als für Handel und Industrie die größten Erfolge zu sichern, und gerade dies habe selbst die gescheiterte Rekognoscirungsfahrt im August dieses Jahres dargethan, denn es seien ihm gleich von Anfang an von allen Seiten Anerbietungen der tüchtigsten Schiffskapitäne, Steuerleute und junger Seefahrer zugegangen, die sich mit Freuden bereit erklärten, die Nordfahrt als gemeine Matrosen mitzumachen: ebenso sei der deutsche Matrose dem Seemann jeder anderen Nation mindestens gleichzustellen, denn an Muth, Kaltblütigkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit stehe er keinen andern nach, und er werde selbst von englischen Schiffskapitänen dem englischen Matrosen der Art vorgezogen, daß jene zur Bemannung ihrer Schiffe zu allererst deutsche Matrosen suchen, und nur wenn solche nicht zu haben, Engländer heuern. Daß dies am wenigsten in der eigenen Heimat anerkannt, und wie auch in anderen Dingen, den deutschen Seeleuten weniger zugetraut werde, als den Ausländern, das schmerze jene tief, und in allen Schichten sei man bereit, bei der jetzt sich bietenden Gelegenheit, für die Ehre und den Ruhm der deutschen Schifffahrt einzutreten.

Als **Warnung für junge Chemiker** enthält die neueste Nummer des in Paris erscheinenden „Cosmos" nachstehende Zuschrift von Dr. T. L. Phipson in London: „Die folgende Mittheilung wird ohne Zweifel manchem jungen Manne die Augen öffnen, der in Begriff steht in fernem Lande die naturwissenschaftliche Laufbahn als „Assistent" zu betreten. Seit einiger Zeit kommt zu uns nach London eine Anzahl junger Chemiker von mehr oder weniger vollkommener wissenschaftlicher Ausbildung. Sie kommen aus den Laboratorien von Liebig, Dumas, Wöhler, Bunsen ꝛc. und sind lediglich auf ihre Kenntnisse in den chemischen Manipulationen angewiesen. Diese Herren finden größtentheils erbärmliche Anstellungen in den Laboratorien unserer Schulen für Chemie oder der Spitäler von London. Ihr Einkommen beträgt ungefähr 1000 bis 1500 Francs, was kaum hinreicht, Leib und Seele zusammenzuhalten. Dazu haben sie zunächst Aussicht bei Arbeiten, welche ihnen der Professor überträgt, weil er sie nicht versteht, oder selbst nicht zu machen wagt, vergiftet oder gefährlich verwundet zu werden. Man höre folgende skandalöse Vorfälle: Im Laboratorium des Hospitals St. Bartholomäus in London arbeiteten unter der Leitung des Herrn Frankland zwei junge Leute, Herr C. U. und Herr T. C. Unter den organischen Verbindungen, welche Herr Frankland in der letzten Zeit „fabriziren" ließ, befand sich Methyl-Quecksilber (methylure de mercure). Herr Frankland hatte wahrscheinlich eine größere Menge dieses Präparates nöthig und beauftragte „während voller drei Monate" seinen Assistenten Herrn C. U. (einen Deutschen im Alter von 30 Jahren) mit Anfertigung desselben. Die Folge dieser gräßlichen Arbeit war, daß der arme junge Mann vollständig vergiftet wurde. Er kam in das Hospital als Kranker in einem trostlosen Zustande: Lähmung der Glieder, Taubheit, Anschwellung des Zahnfleisches, Unfähigkeit sich aufrecht zu erhalten, geschwächtes Gesicht, unverständliche Sprache, begleitet von zeitweisem Deliriren — waren die Folgen dieser Arbeiten. Er ist am 14. Februar gestorben! Der andere Assistent, Herr T. C., 23 Jahre alt, blond, mußte vierzehn Tage lang ohne Unterbrechung gleichfalls Methyl-Quecksilber bereiten. Er kam am 25. März als Kranker in das Hospital, auch er war durch Quecksilber vergiftet. Die neuesten Berichte über ihn datiren vom 24. Juli und melden, daß er „vollkommen blödsinnig ist und Niemanden mehr erkennt."

---

*) Ergänzungs-Heft XVI. Gotha, Perthes, 1865.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] Berlin, den 16. December 1865. [№ 51.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Voltaire's Briefe an die Markgräfin von Baireuth. 701. — Der Spezial-Unterricht im Berliner Handwerker-Verein. 702.
Frankreich. Das Pariser Armenwesen. 704.
Italien. Genelli's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie 705.
Schweiz. Zur Naturgeschichte des Meeres. 706.
Persien. Die österreichische Mission in Persien und ihre Schicksale. Sittliche und religiöse Zustände der Perser. 707.
Japan. Analecta Japonica. V. Aska-yama. 711.
Kleine literarische Revue. Briefe an Pauline Wiesel. 712. — David Friedr. Strauß in England. 712. — Hamlet und kein Ende! 713. — H. Kiepert's Karte des russischen Reichs in Europa. 713. — „Frau Gochen" von Werner Maria. 713. — „Düsseldorfer Bilder-Mappe." 714.
Literarischer Sprechsaal. H. v. Sybel's Erwiederung an Feuillet de Conches. 714. — Dr. Virgil Grohmann und Alfred Waldau. 714. — Verzeichniß von Büchern mit merkwürdigen Einbänden. 714

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (52) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Düsseldorfer Bilder-Mappe.

Orig.-Zeichngn. von A. Baur, Hugo Becker, M. v. Beckerath, C. Bertling, H. Brinkmann, Prof. Camphausen, C. Clasen, Th. Mintrop, Prof. Mücke, A. Northen, Schlesinger, B. Vautier und A. v. Wille. (868)
Gr. 4. In eleg. Mappe 1 Thlr. 15 Sgr.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandl. in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien Ende v. J.: (869)

Jacob Grimm,
Reden und Abhandlungen.

Velinpapier, gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm."

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammen gebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren" D. Museum.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert.

Herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften in München.

Vierter Band:
Die Chroniken der schwäbischen Städte.
Augsburg. (870)
Erster Band. 8. Preis: 2 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (871)

Wörterbuch zu der **NIBELUNGE NOT (LIET).**
Von
August Lübben.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
gr. 8. geh. 22½ Sgr.
Gerhard Stalling in Oldenburg.

In **Baumgärtners Buchhandlung** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (872)

Die Rechte der **Israeliten, Athener und Römer,**
mit
Rücksicht auf die neuern Gesetzgebungen
für Juristen, Staatsmänner, Theologen, Philologen und Geschichtsforscher
in Parallelen dargestellt.
Ein Beitrag
zu einem Systeme und zu einer Geschichte des Universalrechts
von
Dr. **Samuel Mayer,**
Rechtsanwalt in Hechingen.
II. Band: **Das Privatrecht.**
gr. 8. broch. Preis: 2 Thlr. 22½ Sgr.
Der I. Band, welcher das öffentliche Recht behandelt, erschien 1861 und kostet 2 Thlr.

Brockhaus' Weihnachtskatalog für 1865, (873)
ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Zur Familien-Lektüre:

Im Verlage von **S. G. Liesching** in Stuttgart sind erschienen:

Miß Yonge's ausgewählte Erzählungen, übertragen von Dr. C. Kolb.

Jeder Band eine Erzählung enthaltend und als für sich bestehend einzeln zu kaufen.

Der Erbe von Redclyffe.
Prüfungen. Noch einige Ringe zur Maßliebchenkette.
Die den Beginn dieser Erzählung bildende „**Maßliebchenkette**" erscheint demnächst.
Die Geschwister in der Familie.
(Autorisirte Uebertragung.)

Preis jeder Erzählung, elegant broschirt, 1¼ Thlr. In hübschem Einbande mit rothem Leinwandrücken, marmorirtem Schnitt und Vergoldung 1 Thlr. 17½ Sgr.

Je dringender sich bei der jetzigen Fluth mittelmäßiger und verderblicher Unterhaltungsliteratur das Bedürfniß nach Besserem und Gehaltvollem kund giebt, desto willkommener werden Erzeugnisse sein, welche gleich den vorliegenden nicht allein alles Schädliche ferne halten, sondern noch mehr durch den Grund und die Gesinnung, auf welcher sie ruhen, so besonders anziehen, während ihr Inhalt zugleich der Art ist, daß er einen bleibenden Gewinn für das Leben und dessen ganze Anschauungen bringt. Die Schriften der **Miß Yonge** haben sich als solche auch bei uns längst erwiesen, zumal für weibliche Kreise und finden dort eine immer zunehmende Verbreitung. Die neuen Erzählungen der Verfasserin stehen in keinem Betrachte ihren früheren nach.

Vorräthig und zur Einsicht zu erhalten in allen Buchhandlungen. (874)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek ausländischer Autoren
in den Originalsprachen.

Diese im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Sammlung ausländischer Autoren hat den Zweck, die Werke der gefeiertsten Schriftsteller der neuern Literaturen in

uniformen, schön ausgestatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben

in den Originalsprachen herauszugeben. Bei der Auswahl ist namentlich auf beliebte neuere Schriftsteller Rücksicht genommen, ohne jedoch die ältern classischen Werke auszuschliessen. Die Sammlung erscheint in ununterbrochener Folge. Jeder Band wird auch einzeln verkauft. Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus.

Ein vollständiges Verzeichniss der bisher erschienenen 70 Werke in englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, polnischer und russischer Sprache, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten. (875)

Im Verlage von S. G. Liesching in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus dem Leben in Lied und Spruch.

Von

Adolph von Harleß,

(Königl. bayer. Reichsrath, Präsident des evang. luth. Ober-Consistoriums in München.)

Miniaturformat. Elegante Ausstattung, mit Titelzeichnung.

Geheftet 1⅓ Thlr. — In ganz Leinwand gebunden mit Goldverzierungen und Goldschnitt 1⅔ Thlr.

Die zahlreichen Freunde und Verehrer des im Bereiche der theologischen und kirchlichen Wissenschaft so hoch gefeierten Verfassers werden demselben gerne einmal auf einem andern Gebiete begegnen, und ihm für eine in doppeltem Sinne neue Gabe gleich dankbare Aufnahme bereiten. Die vorliegende Gedicht-Sammlung, einem reichen Leben entflossen, enthält ebenso zarte und innige, wie gegenüber den Zeiterscheinungen scharf einschneidende Stücke und ist nach ihrem ganzen Inhalt um so mehr geeignet, in weitere, zumal auch weibliche Kreise zu dringen, da sie alles Gelehrte und Confessionelle bei Seite gelassen. (876)

So eben erschienen im unterzeichneten Verlage und finden sich überall vorräthig:

Sechzehn erzählende Dichtungen

von

Alexander Petöfi.

Aus dem Ungrischen

metrisch, und unter Beobachtung absoluter Reimkorrektheit übersetzt

von

K. M. Kertbeny.

Dritte, völlig neu bearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe.

Mit Porträt des verewigten Dichters.

London. Williams und Norgate. — **Prag 1866.** Verlag von A. G. Steinhauser. — **Paris.** Haar und Steinert.

320 Seiten Prachtdruck.

Preis: brochirt 1 Thlr. — fein gebunden 1 Thlr. 10 Gr.

Alex. Petöfi bedarf, auch außer Ungarn, nicht mehr der Anpreisung. Durch zahlreiche Uebersetzungen, die indeß bis jetzt für nichts weniger als seiner würdig gelten, gehört dieser größte Dichter Ungarns und aller Völker bereits der Weltliteratur an.

K. M. Kertbeny machte vor zwanzig Jahren Europa zuerst auf diesen herrlichen Stern aufmerksam und hat ihn wiederholt seither übersetzt, doch wie er selbst eingesteht, waren seine Uebersetzungen bisher unzulänglich.

Er hielt es nun für Pflicht, als Abschluß so vielerlei Experimente das möglichst Vollendetste zu versuchen, womit er zugleich eine Rückert- oder Platen'sche Korrektheit anstrebte. Nach jahrelangen Mühen liegt nun das in seiner Ausstattung zugleich prachtvolle und korrekte Werk der Oeffentlichkeit vor, welche der Richter desselben ist. (877)

Stuttgart. K. Thienemann's Verlag.

C. G. Friderich, Naturgeschichte aller Zimmer-, Haus- und Jagdvögel. 2te Auflage. Mit über 200 Abbildungen und 3 Tafeln zur Versinnlichung des Vogelfangs. 976 Seiten. Gr. 8. Cartonnirt. 3 Thlr. 10 Sgr. = 5 fl. 24 kr. südd. W.

H. Rebau's Naturgeschichte für Schule und Haus. 5te Auflage. Mit 600 Abbildungen. 907 Seiten. Gr. 8. Cartonnirt. 4 Thlr. = 7 fl. südd. W.

Fr. Berge's Schmetterlingsbuch. Allgemeine Naturgeschichte der Schmetterlinge. Nebst einer vollständigen Anweisung zum Fang, zur Erziehung, Zubereitung, Aufbewahrung und überhaupt zu allen den Sammlern nothwendigen Dingen. **3te Auflage.** Gr. 4. Mit 80 fein col. Tafeln. 4 Thlr. 10 Sgr. = 7 fl. 30 kr. südd. W.

Der kleine Schmetterlingsammler. Beschreibung und Abbildung der vorzüglichsten in Deutschland einheimischen **Tag-, Dämmerungs-, Abend- u. Nachtfalter.** Nebst Anleitung zum Fangen, Aufspannen und Aufbewahren derselben. 2te verbesserte Auflage. Taschenformat. 25 Sgr. = 1 fl. 30 kr. südd. W.

H. Wagner's Naturgeschichte. Der Jugend gewidmet. Mit zahlreichen Abbildungen auf 18 color. Tafeln und 32 Holzschnitten. Gr. 8. 292 Seiten. 1 Thlr. = 1 fl. 45 kr. südd. W. (878)

Morgenblatt für gebildete Leser.

Nr. 50. Joh. Heinr. Merck. — Shakespeare's Naturanschauung. — Aanes. — Proben einer Uebersetzung von Dante's Divina Commedia. — Literatur. — Correspondenz-Nachrichten: Breslau. New-York. (879)

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 8 Thlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Prachtwerk!

Soeben ist in der **Allgemeinen Deutschen Verlags-Anstalt in Berlin** erschienen und **in allen Buchhandlungen** zu haben:

Große illustrirte Prachtausgabe

des Strauß'schen Werkes:

„Sinai und Golgatha“: „Die Reise in das Morgenland.“

In prachtvollem, mit reicher Goldpressung verzierten Einbande gebunden und in Farben-Blättern ausgeführt.

Preis 8 Thlr.

Diese Prachtausgabe, deren Ausstattung in jeder Beziehung dem Gegenstande entsprechend, wird zum Weihnachtsfeste überall, wo es sich um ein würdiges Geschenk handelt, mit Freuden begrüßt werden, und ist durch ihren hohen inneren Werth bei dem glänzenden äußern Gewande, ganz besonders geeignet, als Zierde eines jeden Büchertisches und jeder Bibliothek zu prangen.

Die kleinere Ausgabe desselben Werkes: „Sinai und Golgatha“ ist zum Preise von 1⅓ Thlr. gebunden ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben. (880)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium. (881)

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik. Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe. in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Werthvolles Festgeschenk!

Balladenkranz.

Aus deutschen Dichtern gesammelt von Dr. Gustav Wendt. Mit Illustrationen Düsseldorfer Künstler. Reicher Relief-Einband mit Doppelschloß 2 Thlr. 15 Sgr. (882)

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

So eben erschien im unterzeichneten Verlage:

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer. (883)

9 Bogen. 16. eleg. geheftet. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, bald im Tone Jean Paul's, halb in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem.“

Aus einer Beurtheilung Karl Frenzel's in der Nationalzeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Prospekt über **„Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder“** illustrirt von Georg Bleibtreu. Verlag von Adolf Loës in Leipzig, und 2) **Verzeichniß** von Verlagsunternehmungen der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. (884. 85)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire's Briefe an die Markgräfin von Baireuth.*)

Unter den Papieren einer Familie von Miedel in Baireuth hat der Verfasser des vorliegenden Buches fünfundzwanzig bisher ungedruckte Briefe Voltaire's an die Schwester Friedrichs des Großen, an die Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Baireuth, aufgefunden, die vom J. 1742 bis zum J. 1758, dem Todesjahre der Markgräfin, reichen. Die Briefe sollen aus dem Nachlasse einer Tochter der Markgräfin herstammen, die an den Herzog Karl Eugen von Württemberg, den bekannten Mißgönner Schiller's, verheiratet war und nach der Trennung ihrer Ehe im J. 1780 zu Baireuth verstorben ist. Die Veröffentlichung dieser Briefe Voltaire's nach hundertjährigem Schlummer im Staube einer Bücher- und Handschriften-Sammlung ist jedenfalls als ein dankenswerther Beitrag zur Lebensgeschichte der geistvollen, aber unglücklichen Markgräfin von Baireuth zu betrachten, die zwar noch die Siege ihres geliebten Bruders bei Roßbach und bei Leuthen erlebt hatte, aber mitten in der für das preußische Königshaus sehr kritischen und bedrohlichen Zeit, am Tage der Niederlage bei Hochkirch, gestorben ist. Die Markgräfin hatte noch in ihrem letzten Lebensjahre als Vermittlerin in der zwischen Friedrich und Voltaire neu angeknüpften, seit dem Frankfurter Gewaltstreich von 1753 unterbrochen gewesenen Korrespondenz gedient, bei welcher Gelegenheit Voltaire einen Separatfrieden zwischen Preußen und Frankreich herbeiführen wollte. Wir haben vor mehreren Jahren in diesen Blättern, als die Briefe Voltaire's an Dr. Tronchin in Genf und an dessen Bruder, den Banquier in Lyon, veröffentlicht wurden, jener Episode der Freundschafts-Geschichte Friedrich's und Voltaire's gedacht — einer Episode die bisher noch an mancher Unklarheit litt, welche jetzt durch Veröffentlichung der Briefe Voltaire's an die Markgräfin aus dem J. 1757 etwas aufgehellt wird.

Was Voltaire selbst, seinen literarischen wie seinen persönlichen Charakter, betrifft, so werden diese 25 Briefe wenig oder nichts Neues zur Erläuterung desselben beitragen. Man kennt, liebt oder verachtet diesen geistvollsten Vertreter des französischen Esprit und der frivolen Vielseitigkeit des achtzehnten Jahrhunderts mehr als hinreichend nach den Selbstbekenntnissen seiner von Beuchot vor vierzig Jahren veröffentlichten Correspondance générale, die eben nur eine quantitative Vermehrung durch diese Nachträge erhält. Gleichwohl ist jede Publication eines neu aufgefundenen Wortes von Voltaire, das noch nicht gedruckt und bekannt war, eine für die Kultur- und die Literatur-Geschichte seiner Zeit interessante Erscheinung.

Herr Alphons François sagt mit Recht in der Einleitung zu der im J. 1856 veröffentlichten, bis dahin ungedruckt gewesenen, reichen Cayrol'schen Sammlung von Briefen Voltaire's**): „Die Korrespondenz Voltaire's fesselt nicht bloß durch den Reiz des Styls und ihren unerschöpflichen Sprudel von Geist, sondern auch durch anziehende Mittheilungen über die Menschen und Ereignisse seiner Zeit; sie ist eine Leuchte in dem dunkeln Geschichtsgange des achtzehnten Jahrhunderts*). Die Umwälzungen der Ideen und der Sitten sind darin, so zu sagen, Tag für Tag angemerkt und erklärt durch denjenigen, der diese großen Veränderungen selbst bewirkt hat."

Wir erkennen auch in den vorliegenden, neu aufgefundenen Briefen jene wunderbare Geistes-Elastizität des Mannes wieder, der oft gleichzeitig ein Drama dichtete, ein Geschichtswerk schrieb und eine leichte kleine Novelle hinwarf, dabei aber auch ein Schloß sich baute, Fabriken und eine ganze Stadt gründete, ein galanter Hofmann, bald in Versailles und bald in Potsdam, war, Geld-Geschäfte mit Banquier's und Juwelieren machte und eine ritterliche Correspondenz mit geistvollen Frauen, besonders mit Fürstinnen, führte. Der liebenswürdigen Markgräfin von Baireuth hat, wie aus den vorliegenden Briefen hervorzugehen scheint, sein ganzes Herz angehört, das er ihr auch während der schlimmsten Zwistigkeiten mit ihrem Bruder bewahrt und das sich nach ihrem Tode in wahrhaft poetischer Trauer ausgesprochen hat.

Herr Georg Horn hat diese Ode Voltaire's in deutsche Verse übertragen und diese seinem Buche beigefügt, das jedoch dadurch nicht gewonnen hat, denn die Oden Voltaire's lassen sich ebenso wenig, wie die Oden und Episteln Friedrich's, in eine andere Sprache übertragen, wenn man nicht gerade auf dasjenige, was ihren vornehmsten Reiz ausmacht, auf das leichte Spiel mit doppelsinnigen Worten und glatten Formen, verzichten will.

Wir möchten es überhaupt als ein ganz verfehltes Unternehmen bezeichnen, daß der Herausgeber die von ihm aufgefundenen Briefe in's Deutsche übersetzt und nicht vielmehr sogleich in der Originalsprache veröffentlicht hat. Der gebildete Deutsche, der für die Korrespondenz Voltaire's mit der Markgräfin von Baireuth Interesse hat, versteht ohnehin Französisch genug und wird durch jede Uebertragung der geistsprühenden Worte Voltaire's, und wäre sie auch in viel gelungenerer Weise ausgeführt, als im vorliegenden Falle, mehr zurückgeschreckt, als aufgemuntert, sich mit der Sache vertraut zu machen.

Selbst die Franzosen übertragen nicht gern Voltaire's in einer fremden Sprache abgefaßte Briefe und poetische Episteln in ihre eigene — so vielen Respekt haben sie vor seiner ursprünglichen Conception und seinem Formensinn, und so wenig wagen sie es, ihm nachzuschreiben oder gar ihm nachzudichten. Sowohl in der Correspondance générale, als in der Cayrol'schen Sammlung befinden sich zahlreiche Briefe Voltaire's in italiänischer und in englischer Sprache, die er beide mit großer Fertigkeit sprach und schrieb. Es ist vielleicht hier nicht am unrechten Orte, eine Stelle aus einem englischen Briefe Voltaire's über Friedrich den Großen mitzutheilen. Er schrieb im J. 1742 an den englischen Botschafter in Konstantinopel, Mr. Falkener, Nachstehendes:

You will hear of the new victory of my good friend, the king of Prussia, who wrote so well against Macchiavell and acted immediately like the heroes of the same Macchiavell. He fiddles and fights as well, as any man in christendom. He routs the Austrian forces and likes very little your English king, his dear neighbour of Hannover. I have seen him twice since he is free from his fathers tyranny. He would retain me at his court and live with me in one of his country houses, just with the same freedom and the same goodness of manners you did at Wandsworth. But he

---

*) Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. Von Georg Horn. Berlin K. Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1865.

**) Lettres inédites de Voltaire, recueillies par M. de Cayrol et annotées d'une préface de M. St. Marc Girardin. 2 Tomes. Paris, Didier & Co., 1856.

*) Sehr oft aber auch eine Blendlaterne, die die Menschen und Dinge in unwahrer, zurechtgemachter Weise darstellt. D. R.

could not prevail against the Marquise Du Châlelet. My only reason for being in France is, that I am her friend.

„You must know, my Prussian king liked, when he was but a private man, passionately your English free government. But the king has altered the man, and now he relishes despotic power as much, as a Mustapha, a Selim or a Solyman." J. L.

Der Spezial-Unterricht im Berliner Handwerker-Verein.

Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern über die gemeinnützigen Einrichtungen des älteren und größeren Berliner Handwerker-Vereins zu berichten, der sich die Aufgabe gestellt hat, allgemeine Bildung, tüchtige Berufs-Kenntnisse und gute Sitte im deutschen Handwerker-Stande zu fördern und dadurch zur Mehrung der produzirenden Kraft und des Nationalreichthums beizutragen. Gegenwärtig wollen wir, zur Vergleichung mit demjenigen, was wir kürzlich hier über ähnliche Bestrebungen in England und Frankreich mitgetheilt, eine gedrängte Uebersicht der Leistungen des Berliner Handwerker-Vereins auf dem Gebiete des Spezial-Unterrichts liefern, und zwar nach dem Berichte, welchen Herr Dr. P. D. Fischer in dem letzten Vierteljahrs-Hefte des „Arbeiterfreund" (Zeitschrift des Central-Vereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen) mitgetheilt:

Es liegt in der Natur der Sache, daß von den verschiedenen Zweigen des Vereinslebens vorwiegend die öffentlichen Vorträge es sind, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen. Bedeutend sowohl durch die Zahl der Theilnehmer, die bei 2500—3000 Vereins-Mitgliedern selten unter tausend herabsinkt, als durch die Vortragenden, unter denen sich hervorragende Namen aus allen Berufskreisen der großen Stadt befinden, — treten diese Vorträge nach vielen Richtungen hin in die Oeffentlichkeit. Sie bilden den eigentlichen Kern der allgemeinen Versammlungen und wären für die Hunderte, die hier des Abends nach saurem Tagewerk in der Belehrung ihre Erholung zu finden gewöhnt sind, schlechterdings nicht zu entbehren. In den beiden letzten Jahren haben solcher Vorträge 290 stattgefunden, welche in dem Jahresbericht für 1863—1865 (von und bis Juli) aufgeführt sind, und von denen

42 über Erziehung, Unterricht, Volksbildung und Volksleben,
15 „ Volkswirthschaft und Statistik,
44 „ Technologie, Handel und Gewerbe,
73 „ Naturwissenschaft und Medizin,
13 „ Geographie und Reisen,
60 „ Literatur und Kunst,
25 „ Geschichte,
9 „ Rechtskunde,
9 „ das Baufach

handelten.

Wer die Liste der Vereinslehrer überblickt, findet unter den etwa sechszig Vortragenden Gewerbetreibende, Schullehrer, Dozenten an der Universität, städtische und Staatsbeamte, Juristen, Aerzte, Künstler, Literaten und andere in ihrem Berufe vielbeschäftigte Männer, die diese mitunter sehr viele Zeit und Vorbereitungs-Arbeiten kostenden Leistungen ohne alle Entschädigung gewähren und in dem Danke ihrer Mitbürger für die denselben bereitete innere Befriedigung und Weiterförderung ihren größten Lohn finden.

Die Entwickelung des Unterrichtswesens durch Lehrstunden im Handwerker-Verein ist in neuerer Zeit wesentlich dadurch gefördert worden, daß sich das Bedürfniß nach Vermehrung der nur durch eigentlichen Unterricht zu erwerbenden Schul- und Fachkenntnisse unter den Arbeitenden mehr und mehr Bahn bricht. Nicht nur die Gewerbetreibenden, die — wie die Bauhandwerker, die Holz- und Metallarbeiter — auf das Zeichnen und auf mathematische Kenntnisse geradezu angewiesen und im Stande sind, das in diesen Fächern Erlernte sofort praktisch zu verwerthen, fühlen dieses Bedürfniß. Die sehr bemerkenswerthen Zahlen der Theilnehmer an dem Unterricht im Deutschen, im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Literatur lassen erkennen, daß es sich um eine allgemeinere und um eine, idealeren Gründen entspringende Bewegung handelt. Ja, es erhellt aus den Zahlen, daß diejenigen Unterrichtszweige, von denen man sich eine besondere und unmittelbare Wichtigkeit für Handwerker zu versprechen hat, wie Zeichnen und Mathematik, eine unverhältnißmäßig schwache Betheiligung aufweisen, und daß in anderen Realien, Physik, Chemie, Naturbeschreibung und Geographie, gar kein Stunden-Unterricht stattfindet, während allerdings über diese Gegenstände mannigfaltige, allgemeine Vorträge gehalten werden.

Der Stunden-Unterricht umfaßt folgende Gegenstände: Deutsch (Schreiben, Grammatik, Styl), Literatur, Rechnen, Mathematik, Zeichnen, Projectionslehre, neuere Sprachen (Französisch und Englisch), Stenographie, Buchführung, Gesang, Muster-Ausnehmen (für Weber), Maschinenzeichnen, Maschinenkunde, Bauconstruction und Turnen.

Welcher Art die Unterrichts-Bedürfnisse im Verein sind, läßt sich einigermaßen aus dem statistischen Nachweise über die Altersverhältnisse und über die Gewerbe-Arten der Schüler schließen. In den zwei Jahren 1863—65 gehörten von den 14,162 Unterrichtnehmenden 6684 dem Alter von 20—25 Jahren, 2721 dem von 25—30 Jahren, 2597 dem über 30 Jahre und 2163 dem unter 20 Jahren an. Unter diesen 14,162 befanden sich 2105 Tischler, 1446 Weber, 1318 Kaufleute, 1118 Schneider, 776 Schuhmacher, 764 Maler, 680 Schlosser, 606 Maurer, [illegible] Zimmerleute, 375 Buchbinder, 301 Klempner, 273 Schmiede, 215 Maschinenbauer, 196 Gold- und Silber-Arbeiter, 193 Gürtler und Gießer u. s. w.

Im Vergleiche mit den Tischlern, Webern, Kaufleuten, Schneidern und Schuhmachern, welche die Hälfte aller Unterrichtnehmenden bilden, muß die viel geringere Betheiligung der Bauhandwerker und Metallarbeiter auffallen, was allerdings im Interesse dieser Gewerbetreibenden sehr zu bedauern ist.

Von den 14,162 Unterrichtnehmenden in den zwei Jahren 1863—65 bildete etwa der fünfte Theil — also ungefähr 2800 — den stets gleichzeitig vorhandenen jeweiligen Bestand der Schüler.

Nächst den Unterrichtnehmenden, kommen bei Würdigung des Unterrichts im Handwerker-Verein der Unterrichtsraum und die Geldmittel in Betracht. Das neue Haus in der Sophienstraße Nr. 15, das seit dem Juli 1864 die Heimat des Vereins ist darf auch darin als das Muster eines Handwerkervereins-Hauses gelten, daß es für den Unterricht ausreichende, passende, jederzeit verwendbare Zimmer und Säle in genügender Zahl in sich schließt. Es enthält im unteren Stockwerk des nach der Straße belegenen Vorderhauses den großen Saal für allgemeine Versammlungen und Vorträge, der mit seinen hohen Fenstern und seiner rings umherlaufenden Galerie fast einer Kirche gleicht und im obern Stockwerk, das mit dem Saal durch einen mittelst Oberlichts erleuchteten Vorraum in Verbindung steht, vier Lehrzimmer, von denen das kleinste für 30 Personen, die anderen für 40—60 Personen ausreichenden Raum bieten, und einen mit

Oberlicht versehenen Zeichnensaal, der, zwischen zwei Kammern zur Aufstellung der Zeichnengeräthe gelegen, hundert bequeme Sitzplätze enthält. Alle fünf Räume haben Eingänge von einer breiten Galerie aus und können jeder einzelne unabhängig benutzt werden. In jedem befindet sich eine große Wandtafel, ein kleiner Schrank für Schwamm und Kreide, Zufluß- und Abflußbecken der Wasserleitung; in mehreren außerdem Schränke für die Lehrapparate. Neben diesen Lehrzimmern befinden sich die Bibliothek und das Lesezimmer des Vereins.

Nur für den Turn-Unterricht, der durch die Räumlichkeit in dem früheren Lokale in der Alexanderstraße sehr begünstigt und dort daher stark besucht war, hat sich in dem neuen Lokal in der Sophienstraße kein Raum ermitteln lassen. Zwar wurde zu diesem Zweck eine Turnhalle außerhalb gemiethet, doch hat sich die Zahl der Theilnehmer in Folge dessen so vermindert und der Zuschuß aus der Vereinskasse für das Turnen ist so groß geworden, daß wahrscheinlich dieser Unterrichtszweig im Handwerker-Verein bald aufgegeben werden wird und der Eintritt der Vereins-Turner in den Verband der allgemeinen Berliner Turngemeinde bevorsteht.

Die Geldmittel für den Unterricht soll zwar der Unterricht selbst aufbringen: das ist das Ziel, wonach gestrebt wird. Allein man ist von diesem Ziele noch weit entfernt. Die Beiträge der Unterrichtnehmenden sind gering und decken nur bei wenigen, sehr stark besuchten Unterrichts-Cursen die Kosten. Es werden für Deutsch, Rechnen, Geometrie, Algebra, Projectionslehre, Turnen und Gesang vierteljährlich 7 Sgr. 6 Pf., für Literatur, Zeichnen und Musterausnehmen vierteljährlich 15 Sgr., für einfache Buchführung, Projectionszeichnen, Englisch und Französisch vierteljährlich 22 Sgr. 6 Pf., für Stenographie und Maschinenzeichnen vierteljährlich 1 Thlr. und für den Cursus in der doppelten Buchführung 1 Thlr. 15 Sgr. entrichtet. Da für mehrere sehr wichtige Curse aus diesen Beiträgen ein auch nur mäßiges Honorar für den Lehrer nicht herzustellen sein würde, so garantirt die Vereinskasse bei denjenigen Gegenständen, die für den Verein unentbehrlich sind, dem Vortragenden den Minimalsatz von einem Thaler für den Unterrichtsabend. Als solche Gegenstände sind außer Zeichnen, Gesang und Turnen, wofür feste Besoldungen ausgesetzt sind, der Unterricht im Deutschen in drei verschiedenen Cursen, Rechnen, Geometrie und seit dem vorigen Winter auch Algebra, Projectionslehre, Musterausnehmen und Buchführung anerkannt. Nur für Englisch, Französisch, Literatur und Stenographie tritt die Vereinskasse nicht ein. Es betrug in dem Jahre 1864—65 der Zuschuß des Vereins zu den auf 884 Thlr. sich belaufenden Ausgaben für den Unterricht 397 Thlr., während die Einnahmen 487 Thlr. betragen haben.

Wie die allgemeinen Versammlungen des Vereins durch den Anstand und die, man könnte sagen, andächtige Theilnahme der Mitglieder immer von Neuem überraschen, so herrscht auch in den Unterrichts-Zimmern ganz von selbst und ohne Schulgesetze Ordnung und gute Sitte. Das Verhältniß der Lehrer zu den Schülern ist, trotz der Schwierigkeiten, welche die oft sehr auffallenden Unterschiede in Alter, Beruf, Lebenserfahrungen, Herkunft zu bereiten scheinen, durchweg ein sehr erfreuliches. Wie es die Lehrer ohne Ausnahme begriffen haben, daß mit lernbegierigen Männern anders, als mit Schulknaben umzugehen ist, so wissen die Lernenden das Vertrauen, das ihnen entgegengebracht wird, durch achtungsvolles Benehmen und strenge Disziplin zu würdigen. Noch ist kein Fall bekannt, in welchem wegen Verletzung der Ordnung die Entfernung eines Schülers hätte erfolgen müssen. Es wurde uns mitgetheilt, daß bei keiner der in den letzten Jahren in Berlin vorgekommenen öffentlichen Ruhestörungen und unsittlichen Raufereien ein Schüler des großen Handwerker-Vereins betroffen worden. Als im vorigen Winter die Unterrichtskommission es für nöthig erachtete, eine Unterrichts-Ordnung zu entwerfen und in derselben die Befugnisse des Lehrers zur Ertheilung von Rügen u. s. w. ausdrücklich auszusprechen, wurde von den meisten Lehrern, denen der Entwurf mitgetheilt worden, gegen die Aufnahme einer derartigen Bestimmung protestirt, weil sie selbstverständlich und nach ihren bisherigen, zum Theil langjährigen Erfahrungen völlig überflüssig sei. Bei der Berathung im Kollegium der Vereinslehrerschaft wurden die betreffenden Bestimmungen gestrichen.

Diese Unterrichts-Ordnung, die im Uebrigen nur die bestehenden Verhältnisse über das Aeußere des Unterrichts, die Dauer der Curse, das Recht der Lehrer, Personen mit ungenügenden Vorkenntnissen bei der Meldung zurückzuweisen, und dergl. feststellt, ist bisher noch nicht in Kraft getreten. Da die Theilnahme am Unterricht auf dem freien Willen der Lernenden beruht, so ist eine geschriebene Ordnung für das Wesen der Sache nicht von Bedeutung.

Was nun die Theilnahme selbst betrifft, so ist sie einmal von den Arbeitsverhältnissen abhängig, aber auch abgesehen davon in den einzelnen Cursen verschieden. Während in einigen die Mitglieder fast in jeder Stunde vollzählig erscheinen, schwankt in andern der Besuch nicht unbeträchtlich. Wenn dies Letztere insbesondere beim Zeichnen mehrfach beobachtet worden ist, so ist die Zeit und die Dauer dieses Unterrichts, Sonntag Morgens von 8—12 Uhr, in Anschlag zu bringen.

Charakteristisch und, wenn man will, ehrenvoll für den Bildungsstand der Mitglieder des Berliner Handwerker-Vereins ist, daß der Unterrichts-Cursus in der Literatur, den im vorigen Winter der seitdem verstorbene Literat Ernst Roth ertheilte, stets besucht war, und zwar von 40—50 Theilnehmern. Einmal wöchentlich war diesem Cursus ein Abend gewidmet, an welchem Meisterwerke unserer Dichtkunst (den englischen Dichter Shakespeare einbegriffen) gelesen und erläutert, namentlich durch geschichtliche Erklärungen und Zergliederung ihres Inhaltes dem Verständnisse näher gebracht, sowie in Vortrag und Gespräch der Gebrauch reiner Sprache gefördert wurde.

Der Unterricht in der Buchführung, den seit mehreren Jahren ein Kaufmann, Lehrer der Handelswissenschaften, mit vielem Erfolg ertheilt, hat in der letzten Zeit erheblich an Ausdehnung zugenommen. Es sind im letzten Winter nicht nur in der gewohnten Weise am Sonntag Vormittag Curse unter recht zahlreicher Betheiligung abgehalten worden, sondern es mußte auf mehrfaches Verlangen noch ein Abendcursus eingerichtet werden. Ferner fand man sich durch wiederholte Aufforderungen der Lehrer veranlaßt, auch in der doppelten Buchführung einen Cursus zu eröffnen, der ebenfalls lebhaft frequentirt wurde: sichere Beweise dafür, daß dieser Unterricht den Bedürfnissen der Vereinsmitglieder entspricht. Es ist nicht ohne Interesse, an der Steigerung der Mitgliederzahl zu beobachten, wie der Umschwung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse auch dem mittleren und kleinen Geschäftsmann eine geordnete und übersichtliche Buchführung nach kaufmännischer Art immer wünschenswerther macht. Auch ist durch die Einführung des deutschen Handelsgesetzbuches der Kreis der zu solcher Buchführung verpflichteten Personen erheblich erweitert worden.

Seit dem 1. December 1864 ist mit den Lehranstalten des Handwerker-Vereins auch eine besondere Baugewerk-Schule

verbunden, die von zwei Professoren am k. Gewerbe-Institut, dem Bau-Inspector Manger und dem Baumeister Lohde, geleitet wird. Diese Schule hat den Zweck, Lehrlinge und Gesellen der Bau-Handwerker zu den erforderlichen Prüfungen vorzubereiten und ihnen eine tüchtige Berufsbildung zu geben. Sie umfaßt vier aufsteigende Lehrgänge, deren Gesammt-Cursus in vier Jahren absolvirt wird, und wofür das Schulgeld im ersten und zweiten Cursus auf 3 Thlr., im dritten auf 4 Thlr., und im vierten auf fünf Thaler monatlich festgesetzt ist. Der erste und zweite Cursus sind im abgelaufenen Semester von 68 Schülern besucht worden, welche täglich von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends in Arithmetik und Geometrie, Projectionslehre, Bauconstruction, Ornamenten-Kunde, Bauzeichnen, Freihandzeichnen, Modelliren, Entwerfen deutscher Aufsätze, gewerblicher Anschläge und im Briefstyl unterrichtet wurden. Die Honorare der Lehrer sind vollständig durch die eingegangenen Schulgelder gedeckt worden, und der Verein hatte nur die Unterrichts-Räume zu gewähren und die Kosten für Heizung und Beleuchtung zu tragen.

Bisher hat es, merkwürdig genug, in Berlin und in Preußen noch keine Baugewerk-Schule gegeben, und die jungen preußischen Bauhandwerker, die sich eine theoretische Ausbildung und die zu ihren Prüfungen erforderliche Ausbildung erwerben wollten, waren daher meistens genöthigt, nach anderen deutschen Staaten, namentlich nach dem entfernten Orte Holzminden, im Braunschweigischen, sich zu begeben, wo sich eine solche in sehr gutem Ruf stehende Schule befindet. Es ist also ein neues großes Verdienst um die Bildung des Handwerkerstandes in unserem Vaterlande, das sich der Berliner Handwerker-Verein durch Gründung dieser Baugewerk-Schule erworben hat.

Frankreich.

Das Pariser Armenwesen.

Die Fassung eines den obigen Titel führenden Artikels in Nr. 47 des „Magazin" veranlaßt uns zu nachfolgenden Bemerkungen, da mancher weniger mit den Verhältnissen vertraute Leser sonst wohl irrthümliche Anschauungen aus der Lektüre jenes Artikels allein gewinnen möchte. Der Verfasser, Herr Dr. M. Block in Paris, hat die interessanteren Daten aus dem neuesten Rechenschaftsbericht der „administration de l'assistance publique" gegeben, und diese mit philosophischen und volkswirthschaftlichen Betrachtungen eingeleitet und geschlossen. Wir lassen den Kern gelten, und würden auch gegen die Schale nichts einzuwenden haben, wenn die beiden nicht gerade in jener Verbindung ständen. Ein jeder subjektive Standpunkt hat seine Berechtigung, und wir wären die Letzten, irgend Jemanden in einem solchen Rechte zu kränken. Nur wenn die Entwicklung derartiger Betrachtungen offenbar zu sachlichen Irrthümern führt, halten wir im Interesse der Wahrheit eine Berichtigung für geboten.

Wir bedauern um so mehr, an einer eingehenden Besprechung dieses Gegenstandes für jetzt verhindert zu sein, als gerade die Einrichtungen, welche die Neuzeit im Gebiete des Armen- und Krankenwesens zu Paris geschaffen hat, ungemein großartig und interessant sind, nicht nur wegen ihres edelen Zweckes, sondern auch wegen der erreichten Erfolge. Wir müssen uns für diesesmal mit einer Besprechung zweier Punkte begnügen, die Herr Block uns im Interesse der Sache verzeihen möge. —

„Die Aufnahme in den Spitälern (von Paris)", sagt der Herr Verfasser, „geschieht in gewöhnlichen Zeiten ohne große Umstände, obgleich Niemanden ein eigentliches Recht dazu eingeräumt wird." Dies ist ein Irrthum, zu dem der Herr Verfasser anscheinend durch die Betrachtung verleitet worden ist, welche er mit dem Satze schließt: „Daher hat auch die französische Gesetzgebung — wenn auch nicht dem Wortlaute nach, doch nach der gewöhnlichen Auslegungsweise — wohl dem Einen eine Pflicht auferlegt, dem Andern aber den rechtlichen Anspruch versagt". Wir glauben den Beweis für unsere Behauptung nicht besser antreten zu können, als wenn wir gleich den folgenden Satz citiren, in dem Herr Dr. B. sagt: „Also das Gesetz rc. giebt dem Armen ein Recht, die Hilfe seiner Gemeinde in Anspruch zu nehmen, allein die Gemeinde ist nur verpflichtet zu helfen, **wenn sie die Mittel dazu hat.**" In dem ersten Satze hatte der Arme kein Recht, die Gemeinde aber eine Pflicht; in dem zweiten hat der Arme ein Recht, die Gemeinde aber nur bedingungsweise eine Pflicht, d. h. nach der Ansicht des Herrn Verfassers keine Pflicht. Eins von Beiden kann doch höchstens nur richtig sein! — Beiläufig gesagt, wären wir begierig zu erfahren, wie die Gemeinde ihre Armen unterstützen soll, **wenn sie die Mittel dazu nicht hat.** Der Gesetzgeber scheint das auch nicht recht gewußt zu haben; zum Betteln und Stehlen wollte er mittellose Gemeinden anscheinend nicht anhalten, und deswegen hat er z. B. in Preußen (Gesetz vom 31. XII. 42) und, wenn wir nicht sehr irren, auch in Frankreich angeordnet, daß, wenn die Gemeinde ihren desfallsigen Verpflichtungen nicht nachkommen kann, ein anderer Körper, sei dieser nun der Landarmen-Verband, das Departement oder der Staat, für sie eintritt. Ueberhaupt sind wir im Jahre 1865 in allen civilisirten Staaten zu der Ansicht gelangt, daß ein Hilfsbedürftiger durch diese seine Eigenschaft so lange ein Recht auf Hilfe hat, als er eben derselben bedürftig ist.

Aber auch nach dem von Herrn Dr. Block angezogenen Gesetz ist die Aufnahme in die Pariser Hospitäler durchaus nicht etwa von der Willkür irgend Jemandes abhängig, sondern einfach von dem Umstande, ob die fragliche Person nach Paris gehörig, arm und hinlänglich krank ist. Denn bekanntlich hat Paris die Mittel, seine Armen zu unterstützen, und die Hospitäler sind ein Theil jener Mittel. In Paris wird nun nicht nur nach diesem Gesetze gehandelt, sondern sogar jeder Nicht-Ortsangehörige in's Hospital aufgenommen, sobald nicht feststeht, daß er schon krank nach Paris gekommen ist, um sich dort behandeln zu lassen und so einer fremden Kommune zur Last zu fallen. Im Jahre 1859 sind z. B. 1329 solcher nicht ortsangehöriger Kranken aufgenommen worden, und sie haben der Verwaltung 107,587 Frs. 15 Cts. Unkosten verursacht. Die Quelle, auf die wir uns bei dieser Mittheilung stützen, ist das große Sammelwerk von Husson „Étude sur les hôpitaux etc." (S. 139 ff.) und wir benutzen gern diese Gelegenheit um es allen denen auf das Wärmste zu empfehlen, die sich für solche Fragen interessiren. An der citirten Stelle steht unter anderem auch das oben erwähnte Gesetz angeführt, und dessen erster Artikel lautet folgendermaßen:

Art. 1er Le domicile de secours est le lieu où l'homme nécessiteux a *droit* aux secours publics etc.

und ferner steht dort, loi du 7 août 1851:

Art. 1er Lorsqu'un individu privé de ressources tombe malade dans une commune, *aucune condition de domicile peut être*

exigée pour son admission dans l'hôpital existant dans la commune etc. Wir glauben, sowohl der Buchstabe als der Geist dieser Gesetzes-Artikel spricht recht deutlich von dem Recht auf der einen, von der Verpflichtung auf der anderen Seite. —

Herr Block sagt ferner: „Diese Centralisation des Armenwesens wird ausnahmsweise gebilligt, und es lassen sich gute — rein lokale — Gründe dafür geben. Der Raum erlaubt uns nicht, auf dieselben einzugehen ꝛc." Der Herr Verfasser billigt also die Centralisation des Armenwesens in Paris ausnahmsweise, weil er Gründe kennt, die nur in Paris und sonst nirgends vorhanden sind. Wir sind nun zwar weit entfernt, über den Vortheil der Centralisation oder Decentralisation in anderen Verwaltungszweigen irgend ein Urtheil abgeben zu wollen; für das Armenwesen aber glauben wir, ist die Centralisation die einzig mögliche Verwaltungsform. Die vom Herrn Verfasser uns vorenthaltenen rein lokalen Gründe sind wahrscheinlich der Hauptsache nach jeder großen Stadt gemeinsam. Und da Herr Block ja Statistiker ist, da auch die Statistik eine vergleichende Wissenschaft, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß ihm nicht nur die Theorien, um die es sich handelt, sondern auch die gewonnenen, mit ehernen Zungen sprechenden, praktischen Resultate bekannt sein werden.

Möge er sich mit uns den Gang der Dinge in England, dem freien Lande, dem Lande des Selfgoverments κατ' ἐξοχήν einmal in's Gedächtniß zurückrufen! Dort herrschte, wie ihm bekannt ist, vordem die vollkommenste Decentralisation des Armenwesens. Das Gesetz schrieb vor: „Jede Gemeinde hat ihre Armen zu erhalten"; um den Modus bekümmerte sich aber Niemand. Das Parlament hatte wohl einige Bestimmungen erlassen, einige Rathschläge ertheilt, aber im Wesentlichen blieb Alles Gemeindesache. Der Erfolg war der, daß im Jahre 1818 bereits die Kosten für das Armenwesen auf 47,000,000 Thaler Gold gestiegen waren, und nichtsdestoweniger ein unsägliches Elend herrschte. Das war freilich selbst dem freien Engländer zu stark, denn es ging ihm unter Anderem an seinen Geldbeutel, und das Parlament entschloß sich endlich seine Zustimmung zu dem „Poor Law Amendment Stat. 4 and 5 Will. IV" vom August 1834 zu geben, wodurch horribile dictu das englische Armenwesen noch centralisirter geworden ist, als das französische, wenn dieses nämlich möglich ist. Wir billigen nun zwar diesen Verfall aus einem Extrem in das Entgegengesetzte durchaus nicht; wir halten aber doch die Centralisation der Armenverwaltung mit einem Einfluß der Staatsbehörde auf dieselbe, besonders was den Hospitalzweig betrifft, nicht nur für höchst wohlthätig, sondern sogar für höchst nöthig. England jedenfalls hat bereits jetzt die Vortheile der Centralisation empfunden, und jeder der z. B. die Verhältnisse der englischen Workhouses (Armenhäuser) kennt, wird uns Recht geben.

Wir brauchen jedoch gar nicht jenseits des Kanales zu gehen, um Beweisstücke für unsere Ansicht zu finden; wir haben das in Paris und Berlin viel näher. Benutzen wir z. B. eine der von Herrn Dr. Block citirten Zahlen und vergleichen wir sie mit heimischen Daten. In den Pariser Anstalten für Alte und Unheilbare befanden sich 1863, nach Abzug der Irren, 7050 Betten; also die Bevölkerung von Paris zu 1,700,000 Seelen gerechnet auf 10,000 Seelen 42,4 Betten. In Berlin waren Ende 1863, nach dem neuesten Bericht, in 6 Anstalten 239 Betten für dieselbe Klasse; also die Einwohnerschaft von Berlin rund auf 600,000 Einwohner gerechnet 3,98 Betten auf 10,000 Seelen. Berlin erfreut sich bekanntlich, was die Armenpflege anbetrifft, eines absoluten Selfgovernment! Wir wollen der Kürze halber hier die Zahlen allein reden lassen, sonst könnten wir leicht Details beibringen, die ein eigenthümliches Licht auf die Bedürfnißfrage werfen würden. Aber auf Einen Vortheil wollen wir doch noch hinweisen, den Paris durch seine Centralisation des Armenwesens und nur durch diese gewonnen hat: Das ist neben den centralen Anstalten Bäckerei, Kellerei, Apotheke ꝛc., die Herr Block mit Recht erwähnt hat, die Möglichkeit, praktische Erfahrungen an einem Centrum zu sammeln, und jede gewonnene Erfahrung sofort wieder zu verwerthen. Die Benutzung dieser Möglichkeit ist das größte Verdienst, das sich die administration de l'assistance publique erworben hat, denn es ist ein Verdienst nicht nur um Paris und Frankreich, sondern um die Welt. In England, wo die Hospitäler noch heut reine Privatanstalten sind, werden noch jetzt bei jedem Neubau die Fehler der Ahnen reproducirt, und jede Krankenanstalt macht Experimente auf eigene Faust, ohne daß sie später im Stande wäre, deren Mißlingen zu verbessern.

In Frankreich sind die großartigsten Versuche in jedem Zweig der Hospital-Hygiene angestellt worden. Man mag seinen Blick auf die Placirung der Baulichkeiten, auf ihre Einrichtung, auf Heizung, auf Ventilation, auf einen Punkt richten welchen man wolle, überall sind Resultate erreicht. Und wenn alle diese Resultate negativ wären, so bliebe doch der Nutzen ein unendlich großer, denn auch negative Resultate sind für alle Nationen gewonnen sobald das Experiment unter richtigen Voraussetzungen angestellt und sein Hergang der Wahrheit gemäß veröffentlicht worden ist. — Angesichts dieser Thatsachen, dürfen wir ebenfalls den Franzosen auch ihren fast sprüchwörtlich gewordenen Ausspruch verzeihen, daß Frankreich an der Spitze der Civilisation marschire; denn sie haben in mancher Hinsicht Recht. Ehe wir uns über sie lustig machen, sollten wir es Ihnen zuvor thun! — Wir glauben, daß eine Beleuchtung der vorliegenden Frage von dieser Seite auch eine Berechtigung hat, und wenn Herr Dr. Block am Schlusse seines Artikels das Pariser Elend so herzergreifend schildert, so finden wir unsere Berechtigung in der durch eigene Anschauung gewonnenen Beobachtung, daß es Armuth und Elend zwar überall giebt und wohl immer geben wird, daß aber unter allen Großstädten gerade in Paris das Mögliche zur Linderung desselben gethan ist.

Dr. S. E. Hitzig.

Italien.

Genelli's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie.*)

Unter der Menge von Festgaben, die dem Genius Dante's zu seiner Säkularfeier dargebracht worden sind, ist schwerlich eine zweite so würdige und so vom Geiste des Dichters durchhauchte, als die Umrisse Genelli's zur Göttlichen Komödie, die in diesem Jahre zum zweiten Male, mit begleitendem Text von Dr. M. Jordan erschienenen sind. — Es ist wohl kaum ein Freund Dante'scher Muse, den nicht in den letzten Jahren die Doré'schen Illustrationen zur „Hölle" gefesselt hätten. Die großartigen Dimensionen, die freie Phantasie, die kräftige, kühne

*) Bonaventura Genelli's Umrisse zu Dante's Göttliche Komödie. Neue Ausgabe, mit erläuterndem Text in deutscher, italienischer und französischer Sprache herausgegeben von Dr. Max Jordan. Leipzig, Alphons Dürr, 1865. 36 Kupfertafeln, qu. 4. Preis 4⅔ Thlr.

Linienführung, insbesondere die Beseelung der Landschaft haben auf jeden Beschauer einen mächtigen, überraschenden Eindruck geübt. Um so großartiger wirkt der Gegensatz künstlerischer Bildung, den die Genelli'schen Zeichnungen dagegen offenbaren. Wer sie aufmerksamen Blickes überschaut, stimmt bald mit dem gerechten und maßvollen Urtheile des Herausgebers über die Doré'schen Illustrationen überein: daß nämlich die Formen derselben nicht großartig gedacht, sondern nur über das gewöhnliche Maß vergrößert sind, und die dadurch erreichte Erhabenheit nur eine der mathematischen Proportionen ist; daß ferner ihr Effekt, zumal durch Hilfe der virtuosen Behandlung von Licht und Schatten, zwar zuweilen erschütternd wirkt, die Zeichnung gleichsam „eine Photographie von Dante's innerem Erlebniß" giebt, aber vorwiegend einen wild elementaren, nie einen künstlerisch geläuterten Charakter hat. — Und gerade diese Seite scheint uns besonders ausgebildet werden zu müssen, wenn ein Künstler der überaus verlockenden Aufgabe folgt, den phantastischen Reichthum der großen Dichtung an bildsamen Momenten durch die Zeichnung zu gestalten. Keine Linie kann das lebhafte und über das gewöhnliche Maß hinausgreifende Bild wiedergeben, welches die Phantasie jedes Lesers, der dem Genius des Dichters folgt, sich innerlich entwirft. Keine Zeichnung kann die wechselnden, und in den ungewissen Umrissen, in welchen sie dem Geiste des Lesers aufsteigen, desto gewaltigeren Gestalten derselben mit unfehlbarer Bestimmtheit festhalten. Ein bildender Künstler, der diesen Versuch wagt, mißachtet die Gränzen seiner Kunst und bleibt bei aller Virtuosität und Hingabe an den Gegenstand doch hinter dem zurück, was die Phantasie des Einzelnen sich vorstellt. Es ergiebt sich also, daß der Künstler, der Dante's Dichtung in Zeichnungen bleibend wiedergeben will, die edelste und die mit dem Geiste der Dichtung am schönsten übereinstimmende Wirkung dann erreicht, wenn auch er die Gestalten möglichst fern hält von aller Besonderheit und von greifbarer Genauigkeit, sie vielmehr nur in allgemeinen großen und einfachen Zügen entwirft und ihre Erfüllung den reicheren Mitteln der durch die Worte des Dichters lebhaft erregten Phantasie des Lesers überläßt. Auch der bildende Künstler darf hier, noch mehr wie Dante selbst, nur anregen, ahnen lassen; so daß in gleicher Weise der erhabene Ernst der Dichtung und die schlicht andeutenden Umrisse des bildenden Künstlers der Phantasie des Lesers und Beschauers nur den Impuls zu eigner freier Entfaltung geben.

Darin besteht also der schönste Vorzug dieser Umriß-Zeichnungen, daß sie dem Genius des Dichters am gleichartigsten sind: Genelli wirkt in diesen Zeichnungen nirgends durch eine Menge von Gestalten, nie durch Häufung nebensächlicher Zuthaten, nie durch gigantische Dimensionen oder ausschweifende Phantasiegebilde. So schlicht, wie die Dichtung die erhabensten Gedanken ausspricht, zeichnet sie Genelli mit dem Griffel — nur die nothwendigsten Personen und nur in ihren Conturen. Aber in diesen Figuren ist auch jede Linie charakteristisch, und in ihren kleinsten Theilen lebt der Ausdruck des Ganzen. Je mehr man sich in diese edlen, ernsten Gestalten vertieft, desto reicheren Inhalt offenbaren sie und desto mehr erblickt die Phantasie des Lesers Alles, was sie im Gedichte empfangen hat.

Dieses Urtheil gilt namentlich von den Blättern, die sich streng an das Gedicht anschließen. In anderen, besonders in dem, der malerischen Darstellung wenig zugänglichen Paradiso, hat der Künstler einzelne Verse mehr als Motiv zu freier Darstellung benutzt. Aber auch hier fühlt man sich in der reinen und ernsten Welt Dante'scher Phantasie und ergötzt sich in diesen Blättern um so ungestörter an der Meisterschaft Genelli's in schöner, keuscher Linienführung. Einzelne bekleidete Gestalten, so fast in allen Blättern die Mantelfiguren des Dante und Virgil, sind von großartiger Zeichnung; nackte Körper, auch in den schwierigsten Verkürzungen, von einer Correctheit und Sicherheit, die dem italiänischen Meister ebenbürtig, und mit diesen Vorzügen künstlerischer Technik gepaart ist die reinste und edelste Wiedergabe des seelischen Lebens. Es muß besonders betont werden, daß die lieblichsten, wie die leidenschaftlichsten Seelenstimmungen gleich schön und ergreifend dem Künstler gelungen sind. Die, den Worten des Geliebten lauschende, hingegebene Gestalt der Francesca von Rimini und die mustergiltige Gestalt der Armuth auf den letzten Blättern, die der Geschichte des heil. Franciscus gewidmet sind; die köstlichen, geduldig und wehmüthig hingelagerten Gestalten der geblendeten Neidischen; die schmerzdurchfurchten mannhaften Gestalten der Ketzer und die gegeneinander wüthenden Verdammten und Teufel: Alles sind gleich schöne und ergreifende Compositionen. Nur wenige Figuren, so die Engelgestalten, der Ugolino und Bertram de Born möchten Widerspruch finden. Auf einzelnen Blättern stört auch ein wenig, daß eine abgeschlossene Gruppirung nicht versucht ist, die Gestalten zu unruhig und zerstreut den Raum füllen.

Zu dem vollendeten Gesammteindruck dieser Compositionen trägt der begleitende Text des Herausgebers viel bei. Er hat sich seine Aufgabe so weit und schwierig als möglich gestellt: nämlich auch denen, die mit der Dichtung nicht genau vertraut sind, durch einen zusammenhängenden und den Worten derselben möglichst getreuen Text das volle Verständniß der Compositionen zu geben. So schwer es ist, durch die Auswahl des Malers bald zu kurzer Andeutung, bald zu genauerer Schilderung gezwungen, eine klare und ununterbrochene Wiedergabe der Dichtung zu versuchen, so glücklich ist dem Herausgeber dies durch seine Versenkung in die Dichtung und durch den engsten Anschluß an dieselbe gelungen, so daß dieser Text dem Leser nicht nur Verständniß der Zeichnung, sondern auch die Stimmung giebt, in welcher sie am tiefsten auf ihn wirke. Außer diesem erläuternden Text in deutscher und französischer Sprache sind die Worte des Originals nach Witte's Ausgabe abgedruckt. Das Ganze wird vom Herausgeber durch eine Einleitung eröffnet, die den „Künstler und sein Werk" mit Liebe und Würde charakterisirt.

T.

Schweiz.

Zur Naturgeschichte des Meeres.*)

Auf die vertikale Verbreitung der Thiere und Pflanzen des Meeres üben die Abnahme des Lichtes und der Temperatur des Wassers den größten Einfluß; aber auch der wachsende Druck der Wassersäule, die Abnahme der Luft und fremder, organischer Beimengungen, dann der Salzgehalt des Wassers wie das allmähliche Verschwinden der Wellenbewegungen sind Momente, welche Einfluß haben. Die Einwirkung der Sonnenstrahlen ist auf die oberen Wasserschichten beschränkt; schon bei

*) Nach dem im vorigen Jahre von uns besprochenen, in der Schweiz erschienenen interessanten Werke: „Das Jura-Meer."

50 Fuß Tiefe hat die Intensität des hinabdringenden Lichtes abgenommen, seine Farbe ist in's Grünlichgelbe übergegangen; bei 150 Fuß Tiefe ist sie in rothgelbe Dämmerung verwandelt; bei 600 Fuß Tiefe aber ist der Unterschied von Tag und Nacht verschwunden: es herrscht hier ewige Nacht. — Die Temperatur der oberen Wasserschichten richtet sich nach der Temperatur der Luft und ist daher nach den Jahreszeiten und Breitegraden sehr verschieden; nach der Tiefe zu verliert sich allmählich dieser Einfluß und in großen Seetiefen ist er verschwunden. Das Meerwasser hat hier eine konstante, sehr niedrige Temperatur, welche selbst in den Tropenmeeren, wo die obersten Schichten eine Temperatur von 26 Grad C. haben, unter dem Nullpunkt sich befindet, indem von den beiden Polen Ströme eisigen Wassers in den tiefsten Regionen dem Aequator zufließen.

Nur die oberen Wasserschichten folgen dem Temperaturwechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter. Es ist daher klar, daß die Thiere, welche größere Seetiefen bewohnen, dort in allen Theilen der Erde eine viel gleichmäßigere Temperatur vorfinden, als die der oberen Wasserschichten; zugleich wird daselbst das Wasser in größerer Ruhe sich befinden, da der Aufruhr des Sturmes und die durch Ebbe und Fluth herbeigeführte Wellenbewegung nicht bis in große Tiefen hinabreicht. Dies Alles erklärt uns hinlänglich die durch viele Beobachtungen ermittelte Thatsache, daß die Thiere großer Seetiefen die größte horizontale Verbreitung haben, während die der oberen Regionen nach den Breitezonen die größte Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit zeigen. Es wird daher das pflanzliche und thierische Leben des Meeres durch Licht und Wärme, durch die Beschaffenheit und Bewegung des Mediums, das sie umfluthet, in ähnlicher Weise modifizirt, wie das organische Leben des Festlandes.

Aber auch die Beschaffenheit des Seegrundes hat wenigstens auf an bestimmte Wohnsitze gebundene Pflanzen und Thiere großen Einfluß, und diese Beschaffenheit wird wesentlich von dem Festlande bedingt, welches die Seebecken umgiebt. Wo große Flüsse in's Meer einmünden, führen diese demselben eine Masse Materials zu, dessen Beschaffenheit von dem Lande abhängt, aus welchem der Fluß sein Wasser bezieht. Die durch die Flüsse in fester Form dem Meere zugeführten Mineralien werden immer in der Nähe der Flußmündungen abgelagert, sie erzeugen daselbst Felsen. Die Flüsse enthalten auch eine Menge von Mineralstoff in aufgelöstem Zustande, namentlich Kieselsäure und Kalkerde, und dieser vertheilt sich gleichmäßig im Ozean, wie denn auch durch die Seeströmungen die an den Küsten abgelagerten Mineralmassen weithin verbreitet werden können. Auch in den weit vom Festlande entfernten Gegenden des Ozeans bilden sich auf diese Weise Niederschläge, welche den Seeboden allmählich erhöhen. Es sind dabei aber auch die Pflanzen und Thiere thätig, indem sie die Fällung der Kiesel- und Kalkerde vermitteln.

In der hohen See erscheinen die Niederschläge als feinkörniger Schlamm und bilden einst einen feinkörnigen Felsen, der als Schlammfels bezeichnet werden kann. Wo an der Küste Flüsse einmünden, entsteht, je nach der Natur des Areals, dem sie entströmen, Sandstein, Geröllfelsen (Nagelfluth) oder Mergel; dort wo die Schnecken und Muschelvölker sich niedergelassen haben und wo die Polypen ihre Bauten aufführen, Muschel- und Korallenkalk. Im tiefen und offenen Meere wird daher immer in der Felsbildung eine größere Einfachheit und Gleichförmigkeit stattfinden, als im Seichtwasser und in der Nähe des Festlandes.

Interessant sind in dieser Beziehung besonders die Korallen-Riffe. Es gehören die Korallen unstreitig zu den seltsamsten Thierformen. Die einen bilden große, solide runde Körper und sehen auch im Leben wie versteinerte Bienenwaben aus, wie Pilze und Schwämme; andere stellen ein vielfach verzweigtes Buschwerk oder auch kleine verästelte Bäume dar. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß man sie früher bald dem Mineral-, bald dem Pflanzenreich zugerechnet hat. Untersucht man sie jedoch im lebenden Zustande, so springt ihre animale Natur sofort in's Auge. Wir sehen dann, daß sie einen weichen häutigen Mantel besitzen; in diesem sind stellenweise kleine Höhlen, von beweglichen Fomymomen umgeben, welche die Nahrung einfangen und der Höhlung (deren Nahrungskanal) zuschieben. Wir sehen ferner, daß dieser Mantel wieder stellenweise Knospen treibt, welche zu neuen Thierchen sich entwickeln, die bald mit dem Mantel verbunden bleiben, bald von ihm losgelöst eine selbständige Existenz beginnen. Bei vielen Arten scheidet der Mantel auf der inneren Seite Kalk aus, der sich dort anlagert und nach und nach ein festes Kalkgerüst bildet. Während der Mantel fortwächst und durch Knospenbildung immer mehr kleine Thierchen erzeugt, vergrößert sich auch das Kalkgerüst oder der sogenannte Polypenstock, welcher nach den verschiedenen Gattungen verschiedene Gestalt annimmt. Es kann daher der Polypenstock mit einem Baume verglichen werden: bei diesem ist das Leben nur an der Peripherie, in der Rinde und den zunächst der Rinde gelegenen Holzringen thätig, während die inneren Partien (das reife Holz) keine Wandlung mehr erfahren; ebenso ist auch beim Polypenstock das Leben allein in dem rindenartigen Mantel und seinen Knospen und Thierchen wirksam.

Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied in der Lebensäußerung der Bäume und der Polypen: es sind nämlich die neuen Sprossen bei den letzteren viel selbständiger als bei den Pflanzen. Bei diesen reicht der vegetative peripherische Theil, als der eigentliche Lebensheerd, von der Wurzel bis zur Stammspitze hinauf und vermittelt den Lebensprozeß aller Organe; beim Polypenstock hingegen stirbt der Mantel in allen älteren Theilen ab und wirkt nur noch in den jüngeren fort. Es können daher die Polypen an Einem Stock durch Jahrtausende fortbauen: die jüngeren arbeiten an den letzten Zweigen, während die älteren Generationen längst vergangen sind und nur ihr todtes starres Kalkgerüst zurückgelassen haben. Von dem dichtesten Holzwald mit seiner unendlich üppigen und reichen Vegetation bleibt Nichts zurück, als ein Theil seines Kohlenstoffs in Form von Humus; die Wälder und Büsche aber, welche die Korallen bilden, verwandeln sich in Stein und Felsen und dauern, einen Theil der festen Erdrinde ausmachend, durch alle Weltalter.

Persien.

Die österreichische Mission in Persien und ihre Schicksale.*)

Sittliche und religiöse Zustände der Perser.

Zu den Ländern, welche sich in neuerer Zeit der europäischen Kultur aufgeschlossen haben und in engere Beziehung zu den

*) Persien, das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Dr. Jakob Eduard Pollak, ehem. Leibarzte des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran. 1. Thl. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865.

europäischen Mächten getreten sind, gehört auch Persien — neben der Türkei und Aegypten ein Hauptheerd muhammedanischer Civilisation und von einem Volke bewohnt, das schon in der alten Welt eine bedeutende Rolle gespielt hat. Es ist interessant genug, dieses heutige Persien zu durchwandern, das Leben und Treiben darin zu studiren und Vergleiche mit anderen Ländern anzustellen. Gelegenheit, dies thun zu können, wird uns öfter geboten, da Reisen nach Persien und längerer Aufenthalt da, selbst nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Wir haben in neuerer Zeit uns mehrfach mit Persien beschäftigt und wollen hierbei nur an die Reise der preußischen Gesandtschaft unter Minutoli und an die Reisebeschreibung von Dr. Brugsch erinnern. Das Buch, mit welchem wir uns heute beschäftigen, stellt sich den genannten würdig an die Seite, ja dürfte in mehr als einer Hinsicht bedeutend den Vorrang beanspruchen dürfen. Der Verfasser desselben schreibt nicht als flüchtiger Tourist, welcher das Land, seine Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche eben nur oberflächlich und nach dem ersten Eindrucke zu schildern in Stand gesetzt ist, sondern mit derjenigen Sachkenntniß und dem ruhigen Ueberblicke, die ein langjähriger Aufenthalt und ein fortwährender Umgang mit allen Klassen der Gesellschaft allein verschaffen können. Seine Stellung als Leibarzt des Königs ließ ihn vollends Verhältnisse kennen lernen und Dinge in ihrer wahren Gestalt durchschauen, die sich jedem anderen Reisenden ziemlich entziehen.

Wie der Verfasser nach Persien kam, ist im IX. Kapitel (S. 295) erzählt. Die Engländer haben von Indien aus die Perser zur europäischen Civilisation bekehrt. Während des englisch-persischen Krieges rief der Schah einmal voll tiefen Unmuths aus: „O, hätte nie ein Europäer seinen Fuß in mein Land gesetzt, dann wären uns alle die Quälereien erspart worden; da die Fremdlinge aber nun leider eingedrungen sind, will ich sie wenigstens so viel und so gut als möglich benutzen!“ In diesen Worten liegt der Schlüssel aller Maßregeln, welche er zur Verbreitung europäischer Bildung ergriffen hat; er fühlt den Druck der Großmächte auf sich lasten und strebt danach, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erste, was in dieser Richtung geschah, war, daß man durch europäische Instruktoren die Armee bilden und die Kriegswerkzeuge verbessern ließ. Erst in der neuesten Zeit wurde die Nothwendigkeit erkannt, auch einiges von den Künsten des Friedens einzuführen, und zwar, weil die inländische Industrie in höchster Gefahr stand, durch die wachsende Konkurrenz fremder Erzeugnisse gänzlich vom Markt verdrängt zu werden. Bei der schnellen Auffassungsgabe des Persers und seinem praktischen Sinne konnte es, trotz der in religiösen Vorurtheilen wurzelnden Abneigung gegen die Ideen des Auslandes, nicht fehlen, daß europäische Bildung sich einigen Eingang verschaffte; ja man kann behaupten, wenn Persien, wie die Türkei, an Europa gränzte, wäre es schon fast im vollen Besitz der abendländischen Civilisation.“

Der als Reformator berühmte Abbas Mirza, Sohn des Feth Ali Schah, nahm mit Bewilligung der englischen Regierung einige englische Offiziere als Instrukteren der Armee in seinen Dienst. Es waren tüchtige Männer, und ihr Wirken ist noch jetzt aus einigen Resten von Disciplin, namentlich in der Artillerie, zu erkennen. Man schickte junge Leute nach England, um sie dort — namentlich Medicin — studiren zu lassen. Einer dieser Zöglinge, Mirza Baba, wurde nach seiner Rückkehr Leibarzt Mehmed Schah's; ein anderer, Mirza Dschafer Chan, schrieb ein gutes Lehrbuch der Arithmetik und Algebra und bekleidete zweimal den persischen Gesandtschaftsposten in London. Unter der Regierung Mehmed Schah's und seines den Russen ergebenen Wesiers verließen in Folge der Verwickelungen von Herat die englischen Offiziere das Land, und man berief nun an ihrer Statt mehrere Franzosen in's Land. Ihr Wirken war, theilweise ohne ihre Schuld, nur von geringer Bedeutung. Bei der Planlosigkeit der damaligen Regierung bezogen die Franzosen wohl hohe Gehälter, dienten aber sonst nur mehr zur Schau. Ihre Dienste wurden fast gar nicht in Anspruch genommen. Endlich wurden sie entlassen. So lagen die Dinge, als im Jahre 1850 der damalige Großwesier Mirza Taghi Chan Attabek, genannt Emir Nizam, den Entschluß faßte, in Teheran eine Militairschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, in der sowohl Militair- als Civilärzte gebildet werden sollten. Es war ein in Persien seltener Mann, ein Patriot, dem das Wohl seines Vaterlandes am Herzen lag und der mit aller Energie in den bodenlosen Schlendrian und die Schlechtigkeit der persischen Verwaltung eingriff, die zerrütteten Finanzen regelte, den Nepotismus möglichst beschränkte, die Willkür der Statthalter und ihre Erpressungen mäßigte, die Thronprätendenten zu Paaren trieb und mehrere Aufstände niederschlug. Für Hebung der Population besorgt, führte er, um den Verheerungen der Blattern Schranken zu setzen, im ganzen Lande die Impfung ein; er ließ eine Instruktion aus dem Englischen übersetzen, lithographiren und vertheilen; er schickte Impfärzte mit guter Bezahlung in die verschiedenen Provinzen.

Seiner Absicht nach, sollten die zu berufenden Lehrer den politischen Verhältnissen des Landes möglichst fern stehen. Deshalb nahm er von den Russen und Engländern, wie von den Franzosen Umgang und schickte einen ihm ganz ergebenen, sehr achtbaren Mann, Mirza Dawud Chan, einen Armenier, nach Wien, um dort die geeigneten Kräfte anzuwerben. Binnen Kurzem gewann derselbe die österreichischen Offiziere: Hauptmann Zatti für das Geniewesen, Hauptmann Choumaëns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz, jetzt k. k. pensionirter Major, für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Kavallerie. Für das Bergfach wurde Herr Carnotta engagirt und als Lehrer der Medicin eben der Verfasser des vorliegenden Buches, Herr Dr. Pollak. Da die kaiserliche Militairbehörde bei dem Mangel einer direkten diplomatischen Vertretung Oesterreichs in Persien unliebsame Verwickelungen besorgen mochte, wurde den Offizieren vor ihrer Abreise eröffnet, daß man ihre Unternehmung als reine Privat-Angelegenheit ansehe; es bleibe ihnen zwar vorbehalten, nach der Zurückkunft in ihre respektiven Chargen wieder einzutreten, bis dahin jedoch hörten sie auf zur kaiserlichen Armee zu zählen.

Dieser Zwitterzustand war, wie jede halbe Maßregel, für die ganze Expedition — denn Mission konnte man es nicht nennen, weil Jeder auf eigene Hand zu wirken hatte — unheilbringend. Die Offiziere waren des nöthigen Stützpunktes beraubt, die österreichische Regierung kümmerte sich nicht weiter um sie und zog nicht ein einziges Mal Erkundigung über das Befinden ihrer Landesangehörigen ein, wie es z. B. die französische thut. Eine solche offizielle Erkundigung, eine Ordensverleihung vermag Wunder zu thun und erhebt die Betreffenden in den Augen der Orientalen ungemein.

Diese Vernachlässigung stempelte die Mitglieder dieser Expedition von vornherein zu Parias, welche nur des Brotverdienstes wegen in die Fremde gingen. Außerdem schadete es den Offizieren, daß sie zu bescheiden waren, sich einen höheren militairischen Rang beizulegen, da in Persien jeder junge Mann

Digitized by Google

von gutem Hause wenigstens als Major oder Obrist in die Armee tritt.

Die Reise wurde im August 1851 angetreten und ging über Konstantinopel, Trapezunt, von da mit Karawane über Armenien nach Persien. Die Reisenden hatten viel von Beschwerden und Krankheit, namentlich Fieber, auszustehen. Der Empfang in Teheran war kalt, Niemand kam zur Begrüßung entgegen, und bald erfuhren unsere Oesterreicher, daß sich inzwischen die Scene sehr zu ihrem Nachtheil verändert hatte. Einige Tage vor ihrer Ankunft war nämlich der Emir in Folge von Palast-Intriguen, besonders von Seiten der Königin Mutter, in Ungnade gefallen. Der unzeitige Schutz, den ihm eine europäische Gesandtschaft aufdrang, gab seinen Feinden, obgleich er ihn konsequent zurückwies, weitere Waffen in die Hand. Er wurde im Schlosse Fin bei Kaschan gefangen gehalten und zwei Monate später auf königlichen Befehl hingerichtet. Er hatte sehr theilnehmend nach den Fremden gefragt und sie nach Kräften dem oben genannten Mirza Dâwud Chan empfohlen.

Mirza Agha Chan, genannt Sader-Azam, der neue Großwesier, war ein Intrigant sonder Gleichen, und jedem Fortschritt, insbesondere jeder Schöpfung seines Vorgängers prinzipiell feindlich. Er wollte die Einrichtung einer Schule nach europäischem Muster verhindern und die Fremden mit einer Entschädigung abfinden. Auch der damalige englische Gesandte, Colonel Justin Schiel, welcher italiänische Emigranten an die Stelle zu schieben beabsichtigte, begünstigte die Mission nicht. Diesen Intriguen trat jedoch der Schah entgegen, welcher die Anordnungen des Emir, seines Wohlthäters und Lehrers, nicht fallen lassen wollte. Den Befehl zu dessen Hinrichtung legte er als eine Art Nothwehr aus gegen die gefährliche, die seinige überflügelnde Autorität des Großwesiers. So wurden denn die Ankömmlinge geduldet und in einer öffentlichen Audienz gnädig vom Könige empfangen. Derselbe zeigte ein großes Interesse an den mitgebrachten Instrumenten und Apparaten, welche er sich durch einen Dolmetscher erklären ließ. Allein der Minister wußte es zu verhindern, daß sie die üblichen Ehrenkleider (chalat) erhielten. Auch Wohnung und Kost waren ihrem Range nicht entsprechend.

Auf Befehl des Schah trat eine Kommission zusammen, um über die Statuten der neuen Schule zu berathen, aber es fiel den Persern nicht ein, die Meinung der Fremden in Bezug auf den Unterrichtsplan zu hören. Zuletzt wurde jedem derselben eine Anzahl von Schülern (die meist kaum über das Einmaleins hinaus waren) zugewiesen, und damit basta. Man kann sich nach diesen Vorgängen deutlich machen, in welcher Lage sich die Mission befand. Es blieb den einzelnen Mitgliedern nichts übrig, als zu thun, was unter diesen Umständen möglich war. Mehrere davon fanden in dem fernen Lande ein frühzeitiges Grab, und der Verfasser dieses Buches scheint es noch am besten getroffen zu haben. Seine Stellung als Leibarzt des Königs, zu welcher er berufen wurde, erhob ihn über die Misère, in der seine Begleiter zu schmachten gezwungen waren.

Persien ist kein Aufenthalt, wo die Europäer gedeihen; auch ist die Kolonie derselben, welche, mit Ausschluß der verschiedenen Gesandtschaften und Consulate, eine beschränkte Anzahl von Kaufleuten, Aerzten, Offizieren im Dienste des Königs, Handwerkern umfaßt, nur klein und besteht im Ganzen aus kaum mehr als hundert Individuen der verschiedensten Nationalitäten (Franzosen, Deutsche, Schweizer, Griechen, Russen). Sie leben meist in Tabris und Teheran. Der Europäer findet sich hier nicht heimisch; er lebt isolirt und von den Eingebornen gemieden. Mancher ist unfreiwillig im Lande geblieben und liegt in persischer Erde begraben, aber bis jetzt ist kein Fall vorgekommen, daß Einer Persien als zweites Vaterland adoptirt hätte, wie dies in Aegypten und der Türkei häufig der Fall ist. Abgeschnitten von der civilisirten Welt und ganz auf sich beschränkt, von der weiblichen Bevölkerung durch Gesetz und Sitte so vollständig getrennt, daß er kaum in Jahren ein unverschleiertes Gesicht erblickt, ändert der hier lebende Europäer mit der Zeit seinen Charakter und seine Lebensweise; er verliert die Thatkraft, nimmt viel von den Gewohnheiten des Landes an, wird ungesellig und mürrisch und lebt in steter Feindschaft mit seinen Leidensgenossen. Nur der gebildete Mann mit wissenschaftlichem Streben und Interesse für Land und Volk findet hier längere Zeit Befriedigung; der Ungebildete wird bald des Lebens müde und ergiebt sich häufig dem Rausch und anderen Lastern.

Als der Verfasser 1851 in's Land kam, fand er großes Gefallen an der iranischen Gesellschaft, an den schönen Wendungen und Feinheiten des Gespräches; das artige Benehmen der Gebildeten sagte ihm ungemein zu. Später mußte er leider wahrnehmen, daß viel Falschheit, Lug und Trug hinter den geschmeidigen Formen sich verberge, und fing an, das Volk zu verachten. Wieder einige Jahre später wurde er in seinem Urtheil irre; er konnte nicht herausbekommen, ob die guten oder die schlechten Eigenschaften überwögen, ob letztere in der Organisation des iranischen Typus begründet, oder auf Rechnung des langen despotischen Druckes zu stellen seien. So schwer ist es, ein richtiges Urtheil über ein ganzes Volk zu fällen.

Im Ganzen scheint es freilich, daß die heutigen Perser ein von einer höheren Kulturstufe herabgestiegenes und sittlich verkommenes Volk sind. Die Perser waren im Alterthume wegen ihrer Sitteneinfalt, namentlich ihrer großen Wahrheitsliebe, berühmt; darüber, daß die heutigen Iranier sich schrankenlos der Lügenhaftigkeit befleißen, stimmen alle Berichte überein.

„Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, trotzdem sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Tugend wird gewöhnlich mit taekwâ übersetzt, doch dieses Wort bedeutet Frömmigkeit, d. h. einen dem Ritualgesetz gemäßen Lebenswandel; das Wort hunrer bedeutet nicht honor, sondern die Fähigkeit und Tüchtigkeit zu einem Gewerbe; nemeke halâl und nemeke harâm (erlaubtes und unerlaubtes Salz), welches man gewöhnlich gleichbedeutend mit Dank und Undank nimmt, bezieht sich buchstäblich auf Erwiederung und Vernachlässigung der Gastfreundschaft; peschimâni heißt nicht Reue, sondern Mißmuth über den schlechten Erfolg. Ebenso giebt es für Gewissen und Gewissensbisse kein Wort in der Sprache; da sich aber jedes Volk für die existirenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, daß die Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obgleich er jedes Wort betheuert; und seitdem Sadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck sei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt," wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererseits macht er freilich auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern giebt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Es besteht hierin eine gegenseitige Convention: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus, ohne sich für einen Betrogenen oder Betrüger zu halten. Als sich ein englischer Repräsentant beim Großwesier über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte, erwiederte dieser: „Nimm als Regel an: Alles was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein."

„Im hohen Grade vermag der Perser seine Leidenschaft zu beherrschen; seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in der Seele

vergeht, sie sind eine tabula rasa. Lange kann er den Groll in sich verschließen, bis endlich der günstige Moment der Abzahlung und der Rache eintritt. Hierin befolgt er die Maximen Sadi's... Er huldigt dem Grundsatz: nil admirari, oder weiß es wenigstens, wenn sein Temperament ihn dennoch hinreißen sollte, so einzurichten, daß man seine Bewunderung nicht merkt. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken opfert. Er ist witzig, doch unlogisch in seinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch; so wird er folgern: also ist Cajus kein Pferd oder Esel u. s. w. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unterdrückung und Willkür; doch kaum bietet sich ihm die Gelegenheit, so ist er der ärgste Tyrann und eignet sich ohne Skrupel Gut und Vermögen Anderer zu. Empfindet der König den Druck europäischer Mächte, so hält er einerseits wieder die Statthalter, diese ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Christen, Juden und Gebern unter despotischem Druck. Seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt der Perser nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grausam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachsicht als den Menschen.

Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab; daher ist er auf Befehl zu jeder grausamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf Andere wälzend.

Er ist nicht sehr erfinderisch, jedoch sehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich, das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt seinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung meist auf sehr zweideutigen Boden. Durchaus nicht fanatisch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetz genügen, trotzdem der eine von dem andern weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Im Umgange ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen und erwartet von seinem Partner dasselbe, wenn sich auch Beide glühend hassen und sich einander zu verderben suchen!.....

Der Perser ist verlogen, gleißnerisch, rachgierig, habsüchtig und gewissenlos, kurz weist alle Merkmale auf, die einem Volke eigenthümlich sind, dem die echten sittlichen Grundlagen abhanden gekommen. Die Religion ist ein eitler Schein und ein hohles Spiel mit Formeln und Aeußerlichkeiten; ja es scheint, als ob der Muhammedanismus bei seinem Uebergange von dem semitischen Nomadenvolke auf ein echt arisches Kulturvolk eher zu dessen Verschlechterung beigetragen habe, wie er auch selber durch das Perserthum verunstaltet worden ist. Der Perser ist bekanntlich Schiite. Als solcher rühmt er sich: „Musulman em!" (Ich bin Muhammedaner!), welchen Namen er den Sunniten nicht zugesteht. Man vergleicht oft den Schiismus des Islam, weil er die Sunna, d. i. die Interpretation des Korans, nicht anerkennt, mit dem Protestantismus. Der Vergleich paßt aber nicht; denn die Schiehlehre ist im Gegentheil die complicirtere, sich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widersinnigsten Sagen (hacolis) entstellte.

„Der Sunnite betet: „Lā ilah il allah wMuhammed rasul ullah!" (Es ist kein Gott außer Gott, und Muhammed ist sein Prophet!). Der Schiite aber setzt noch hinzu: „Ali wali allah!" d. i. Ali ist der Stellvertreter (Vertraute, Diener) Gottes. Es giebt Sekten, welche Ali als Incarnation Gottes betrachten, ihm zahlreiche Mirakel zuschreiben und ihn hoch über Muhammed stellen. Der Perser ruft daher nie den Namen Muhammed an; sein gewöhnlicher Ruf, den er fast bei jedem Schritt und jeder Bewegung wiederholt, den man an alle Wände geschrieben, in die Rinde der Bäume eingeschnitten findet, ist: „Jā Ali!" Nur selten vernimmt man daneben: „Ai chudā!" (O Gott!). Dem Ali zunächst genießt sein Sohn Hussein, derselbe, der in der Schlacht zu Kerbelah um's Leben kam, die größte Verehrung."

„Das Dogma der Schiiten besteht eigentlich nur in Negationen. Sie leugnen das Successionsrecht Omer's, die Legitimität der drei ersten Chalifen Abubekr, Osman und Omer, indem das Chalifat rechtmäßig dem Ali gehört habe, und die Ehrbarkeit Ayschah's, der Frau Muhammed's. In Betreff Omer's stützen sie sich auf die Sage: „Ein gottesfürchtiger Mann sah einst im Traum einen verstorbenen Missethäter hoch im Himmel sitzen und erhielt auf die Frage, wie sich das schicke, zur Antwort, derselbe habe noch in der Sterbestunde die Formel „Fluch dem Omer" ausgesprochen." Deshalb unterlassen sie nie, dem Namen Omer „La anet ber" (Fluch dem Omer) beizufügen. Sie dichten diesem Helden von historischer Sittenreinheit allerhand obscöne Geschichten an und behaupten, sein Mörder Abu Lulu sei nach gelungener That mittelst einer nächtlichen Himmelfahrt nach Kaschan versetzt worden. Derselbe besitzt daselbst ein Mausoleum. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omer's im ganzen Lande durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenschüsse begangen (aide omerkuschi, Fest der Omer Tödtung); in manchen Gegenden wird eine den Omer vorstellende Puppe auf einem Esel unter Musikbegleitung von Lutis (Bummlern) durch die Straßen geführt und mißhandelt, was an Orten, wo sich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu Zank, Streit und ernstlichen Thätlichkeiten giebt.

„Der Sunnite verrichtet nicht gern in einem Zimmer sein Gebet, wo unverhüllte Abbildungen von Menschen oder Thieren sich befinden; so weit geht seine Scheu vor dem Bilderdienst. Ich sah häufig, daß Afghanen, welche während der Verwickelungen mit Herat in Teheran lebten, alle Bilder verdecken oder aus dem Zimmer schaffen ließen, ehe sie ihr Gebet sprachen. Anders die Schiiten. Sie lieben die Bilder, und fast in jedem Hause des Volkes ist ein schlechter Holzschnitt, den Propheten Ali vorstellend, zu finden. Da man jedoch sagt, sein Gesicht sei von so vollständiger Schönheit gewesen, daß kein Maler sich daran wagen könne, wird er immer verschleiert vorgestellt. Der König glaubt sich im Besitze des wahren Conterfei's Ali's. Es soll ihm aus Indien zugekommen sein und wird in einem goldenen Kästchen mit feiner Emaillirung aufbewahrt. Wenn dasselbe durch's Zimmer getragen wird, verneigen sich alle Höflinge, auch der Schah macht eine tiefe Verbeugung gegen den heiligen Schrein. Vor einigen Jahren stiftete er sogar einen Orden des heiligen Ali und machte sich zu dessen Großmeister. Die Ceremonie wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und um ihr eine religiöse Weihe zu geben, wurden selbst Priester dazu entboten. Diese fanden sich jedoch nur mit Widerwillen ein, weil sie mit Recht in dem Act einen wirklichen Bilderdienst erblickten, von dem der Koran so nachdrücklich abmahnt.......

„Nach einem beglaubigten Hädis ist es dem Perser erlaubt, in Fällen, wo ihm durch deren Bekennung ein Nachtheil erwachsen könnte, seine Religion zu verleugnen (taekkieh din). Häufig geben sich daher Perser in türkischen Ländern für Sunniten aus und verrichten nach Art der letzteren ihr Gebet. Diese für erlaubt gehaltene Heuchelei herrscht auch im Verkehr der Perser unter einander; man überbietet sich in Betheuerungen seines Glaubens und Anpreisungen der „gereinigten Religion“ (maezhael-e-mutäherch), so sehr man auch gegenseitig von der Täuschung überzeugt ist. Dasselbe gilt von den Priestern. Gleich den römischen Auguren innerlich über sich lachend, jammern zwei Mulas einander die Mißgeschicke Hussein's und Hassan's vor. Die Religion ist zur leeren Formel herabgesunken. Unter den Gebildeten glaubt Niemand an den Koran; die Einen setzen gar nichts an dessen Stelle, die Anderen bilden sich eigene individuelle Ansichten oder adoptiren das philosophische System von Derwischen, die sie dann als ihre Leiter (murchid) verehren. Aus den letzteren bestehen die zahlreichen Sekten der Sufis; doch gelten alle äußerlich für Schiiten.

Ebenso traurig ist das Bild, welches der Verfasser von der muhammedanischen Priesterschaft entwirft. Denn obgleich der Islam eine eigentliche Priesterschaft nicht kennt, so hat sich doch eine solche gebildet, weil die Kenntniß des in einer fremden Sprache verfaßten Koran nur den Gelehrten zugänglich ist. Die muhammedanischen Geistlichen sind wesentlich Rechtskundige und haben als solche großen Einfluß auf das gemeine Volk. Sie sind demnach große Rabulisten und Rechtsverdreher, die für Geld käuflich sind, die Testamente fälschen, Wittwen und Waisen berauben, Wucher treiben und sich den größten geschlechtlichen Ausschweifungen ergeben. Während sie vor der Welt Armuth und Demuth heucheln, sammeln sie für sich, ihre Familien und die Moscheen, deren Erträgnisse ihnen zufallen, ungeheure Reichthümer an. Sie haben unter dem Pöbel und den Lutis mächtigen Anhang, sind dagegen vom Bürgerstande gehaßt und verachtet. In der öffentlichen Meinung ist der Stand der Mula's sehr gesunken; man spricht allgemein von Mula-Ränken. Sie werden häufig in obscönen Bildern als handelnde Personen dargestellt und in den beliebten Farcen, ihrer spitzfindigen Gesetz-Interpretation wegen, verspottet. Schon seit längerer Zeit versuchen die Könige, den Einfluß und die Macht dieser Geistlichkeit zu beschränken. Einziehung von Moscheegut, Aufhebung des Asylrechts u. s. w. sind die Mittel dazu.

Die grausame Tortur, die schrecklichen Strafen (in Persien gilt die Strafe als Akt der Rache), die über allen Begriff scheußlichen Hinrichtungen, die Gefühllosigkeit gegen die Leiden des Mitmenschen und die allgemeine Gewissenlosigkeit in der Staatsverwaltung (namentlich im Militairwesen) bringen uns eben keinen besonders vortheilhaften Begriff von den heutigen Persern bei, trotzdem sie sonst ein sehr gewecktes und geistreiches Volk sind.

Japan.

Analecta Japonica.

V.*)

Aska-yama.

Ein eigenthümlicher und höchst charakteristischer Zug der Japaner ist ihre große Vorliebe für Blumen. Kein noch so ärmliches Haus, in dem man nicht einige der Jahreszeit eigene Blumen in einem Gefäße an der Wand aufgehängt fände, kein noch so enges Gärtchen, in dem nicht ein Pflaumen-, Kirschen- oder Pfirsich-Baum stände oder in Töpfen gezogene Fudzis (eine Akazien-Art) im Frühjahre ihre prachtvollen, unserem Goldregen in der Form ähnelnden, aber weißen oder violetten Blüthendolden entfalteten oder im Herbste die weißen oder rothen Riesen-Lilien die Luft mit ihrem Dufte erfüllten. Vor jedem Tempel, bei jedem Theehäuschen, in den öffentlichen und Privatgärten stehen alte ehrwürdige Bäume, nicht bestimmt, Früchte, sondern nur Blüthen und zwar in reichster Fülle zu tragen und nach den Plätzen, wo solche Bäume in größter Anzahl und in vollstem Farbenschmucke stehen, pflegen zur Blüthenzeit die Japaner mit Frau und Kind hinzupilgern, sich an Thee und Saki zu erlaben und Abends vergnügt nach Hause zu wandern, eine Blume in der Hand oder einen abgebrochenen, mit Blüthen bedeckten Zweig auf der Schulter tragend und irgend ein Liedchen auf die Blüthenpracht, die sie geschaut, mit allerdings nach unseren Begriffen nichts weniger als melodischer Stimme laut vor sich hersingend.

Die wegen ihrer Blüthen und Blumen berühmtesten und deswegen besuchtesten Plätze in und um Yeddo sind: das Theehaus Mejaski (Pflaumenhaus) im Dorfe Omori, am Tokaido, der großen Straße, ungefähr eine Stunde südlich von Yeddo gelegen; der Goten yama, am Ende der Vorstadt Sinagawa, seit 1861 für die Residenz der fremden Gesandten bestimmt und daher dem Volke entzogen; die großen Gärten bei Dangesaka, mit kleinen künstlichen Fischteichen, in denen die Besucher nach der Stunde angeln und je nach der Größe der in den Teichen ausgesetzten Fische verschiedene Eintrittspreise bezahlen; der Vorhof von Ugéno, dem sogenannten zweiten Begräbnißplatze der Siogune, zu welchem den Fremden der Eintritt nicht gestattet ist, der aber von allen Klassen der japanischen Bevölkerung viel besucht wird; Yoshiwara (Rohr-Sumpf) das Quartier der Freudenmädchen, in dessen Hauptstraße alljährlich vier Blumen-Ausstellungen stattfinden, indem nämlich im Frühjahre Pflaumenbäume, im dritten Monate Kirschbäume, im fünften Shiobu, d. h. blaue Schwertlilien, und im neunten Monate Kiku, Goldblumen (crysanthemum) dort eingepflanzt, und nachdem ihre Blüthenzeit vorüber ist, wieder herausgenommen werden. Yoshiwara wird während dieser Perioden und besonders während der Blüthezeit der Kirschbäume viel besucht, und wie ein japanischer Autor sagt, „in dieser Jahreszeit giebt mancher Japaner dort tausend Kobangs (über 2000 Thlr.) in einer Stunde aus hält das Geld doch nicht für weggeworfen“; der Platz um den Quanon-Tempel im Quartier Asaksa mit den daranstoßenden Theegärten; Mukosima, d. h. der Damm, welcher am linken Ufer des hier Semida-gawa genannten Flusses von der Adsuma-Brücke bis zum Tempel Mokubodzi führt und seiner Fruchtbäume, sowie der vielen Schwertlilien halber der besuchteste Spaziergang Yeddo's ist; an diesem Damme liegen auch viele Privat-Gärten und Villen reicher Kaufleute; und endlich Aska-yama, d. h. der Hügel von Aska, zwischen achtzig und hundert Fuß hoch, in der Nähe des vielbesprochenen und von allen Fremden besuchten Theehauses in Odzi. Der Aska-yama liegt im Norden Yeddo's, unweit des hier Toda gawa genannten Flusses, und man hat von ihm eine umfassende Aussicht auf die große Ebene nördlich der Hauptstadt und das inmitten von Tempeln, Gartenanlagen und bewaldeten Hügeln an dem am Fuße des Asko-yama vorbei fließenden Takino gawa, liegende Dörfchen Odzi. Von diesem Hügel, in dessen Mitte sich eine kleine künstliche Erhöhung be-

*) Vgl. Nr. 26 und 27 des „Magazin“.

findet, sollen die Sioguhne früher den auf der großen Ebene stattfindenden Reiherjagden zugesehen haben, weshalb — so wenigstens sagen die jeden Europäer begleitenden japanischen Offiziere — es auch jetzt noch Niemanden gestattet sei, auf den Hügel hinaufzureiten.

Der Aska-yama ist einer der beliebtesten Vergnügungsorte und wird, während die Kirschbäume in Blüthe stehen, von tausenden von Menschen besucht, die sich des Anblicks der Blüthen und der schönen Aussicht erfreuen, in den zahlreichen aufgeschlagenen Theebuden oder auf den auf dem kurzen, glatten Grase ausgebreiteten Matten essen, trinken, rauchen und Abends mehr oder weniger betrunken, mit mehr oder weniger Lärm nach Hause ziehen.

Die „Yeddo mëisio dsuyé“, die Abbildung der berühmten Plätze Yeddo's, ein zwanzigbändiges Werk mit vielen zum Theil sehr getreuen und charakteristischen Abbildungen enthält folgende Angaben über diesen Vergnügungsort:

„Der Aska-yama, ein Hügel, ist 30,000 Quadratfuß groß und mit Gras bedeckt; im Frühjahr findet man dort viele Kirschblüthen, im Sommer einen erfrischenden Wind, im Herbste nanaksa (d. h. sieben Sorten Garten-Blumen) und im Winter Schnee. Man hat von dort schöne Aussichten. Im Jahre Gen-ko (1320 n. Chr.) baute Toshima Savëmon daselbst einen Tempel und nannte ihn Aska, daher der Name Aska-yama; im Jahre Kan-yée (1624) wurde der Tempel nach Odzi verlegt und dort mit dem Tempel von Gongen vereinigt. Im Jahre Gembung (1736) befahl der Taikuhn dort einige tausend Kirschbäume zum Vergnügen des Volkes zu pflanzen. Viele japanische Dichter machen dort Gedichte, Knaben gehen dorthin und schneiden Gras für Ochsen und arme Leute sammeln dort unentgeltlich Brennholz. Am dritten Tage des dritten Monats gehen viele Japaner dorthin und schauen die Blüthen an, nach der altjapanischen Sitte im Frühjahre die Blüthen zu feiern.

Im vierten Jahre von Gem-bung (d. h. von dem so genannten Nengo) 1739 kam des Mikados Abgesandte Resin sakino dainagon tameïssa Kio (kio ist ein Ehrentitel für die Dainagon's und Tsunagon's, wie Saunna pour le commun des mortels), nach Yeddo, und der Sioguhn Yosi Muné machte ihm ein Geschenk mit einem Zweige eines in Blüthe stehenden Kirschbaums von diesem Hügel, auf welches Ereigniß der Abgesandte das folgende Gedicht machte:

Die Blüthe vom Hügel Aska hat man mir zum Geschenk gemacht und ich schaue den Zweig an und bemerke liebliche Farbe und Duft; der Platz ist sehr berühmt; wäre ich nicht nach Yeddo gekommen, würde ich wie einer sein, der im Nebel weilt, d. h. ich würde nichts gesehen haben (dies ist die Introduction, das Gedicht selbst, möglichst wörtlich übersetzt, lautet:)

Hori i dano	Des Zweiges
Iro camo	Farbe und Duft
Misuwa	Hätte ich sie nicht gesehn,
Aska-yama	Aska-yama
Hannano tokorono	Den Blüthenplatz
Haruma	In Frühlingszeit
Shirarodsi.	Könnte ich nichts verstehn.

gez. Tamëissa.

Im nächsten Jahre kam Tamëissa zwei Male nach Yeddo, aber der Sioguhn schickte ihm keine Blumen, worauf er das folgende Gedicht machte:

Ob die Blumen sich gleich noch nicht erschlossen, verkünde ich
Askayama's weiße Kirschblüthen;
Des vergangenen Jahres
Wort und Farbe
Habe ich noch nicht vergessen.

„Der Sioguhn hörte dieses Gedicht und sendete dem Abgesandten, welcher Yeddo bereits verlassen hatte, den Priester Kindindji nach, welcher Tamëissa in Sinagawa traf und ihm im Auftrage des Sioguhn's einen blühenden Zweig überreichte.“

So das Buch; auf dem Aska-yama, auf welchem, um mit einem japanischen Dichter zu reden, „die Blüthen sind, wie der Nebel um die Tannen“, steht an der Stelle des früheren Tempels ein großer Stein mit einer Inschrift, welchen der Priester Kindindji im Jahre 1736 dort errichten ließ.

v. B.

Kleine literarische Revue.

— **Briefe an Pauline Wiesel.***) Die uns eben zugehende Novität ist nichts weniger als empfehlenswerth, ja, in gewissem Sinne möchte man sogar davor warnen. Es wäre für den literarischen Ruf des Herausgebers besser gewesen, wenn er diese Briefe und seinen begleitenden Commentar dazu ganz ungedruckt gelassen hätte. Hören wir, wie Herr Alex. Büchner selbst seine Heldin in der Einleitung seines Buches charakterisirt..... „Pauline war der Liebling der Witwe (Cesar, ihrer Mutter) und wurde von derselben offenbar auf's Aeußerste verwöhnt und verzogen. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen war sie ein wunderschönes Geschöpf, voll der reichsten Naturanlagen, aber ohne jede Bildung und von der vollendetsten sittlichen Haltlosigkeit.“ Und dieses so charakterisirte Frauenzimmer macht der Herausgeber zum Mittelpunkt eines literarischen Erzeugnisses! — blos weil sich in ihrem Nachlasse ein Dutzend Billetdoux's des Prinzen Louis Ferdinand gefunden, Billetdoux', die obendrein wegen ihres zerfahrenen Stils und Inhalts, wie wegen ihrer widerwärtigen Sprachschnitzer, eher einen peinlichen, als einen angenehmen Eindruck machen. Nicht minder uninteressant sind die darauf folgenden Billetdoux' von Gentz an dieselbe Frau, von der in dem Buche erzählt wird, daß sie, unmittelbar nachdem ihr fürstlicher Freund den Heldentod bei Saalfeld gefunden, den Franzosen in die Arme gelaufen sei. Mitten unter diesen Schmutz hat sich ein angeblich von Alexander von Humboldt herrührender Brief an Pauline verirrt, der aber auch, wegen seines ganz gleichgiltigen Inhalts, ebenso gut hätte ungedruckt bleiben können, während die hier mitgetheilten Briefe Rahel's und Varnhagen's zum größten Theil gar nicht an Pauline gerichtet und in des Letzteren „Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang“, oder in der bekannten Briefsammlung Rahel's abgedruckt waren.

— **David Friedr. Strauß in England.** Die neue Bearbeitung des „Lebens Jesu“ von Dav. Fr. Strauß ist in einer autorisirten englischen Uebersetzung bei Williams u. Norgate in London erschienen.**) Nach uns vorliegenden Andeutungen englischer Journale hat dieses Buch bereits eine große Verbreitung in England gefunden, wo es Viele als das letzte Resultat der theologischen Forschung in Deutschland und als den Beginn einer

*) Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. v. Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie v. Meris. Herausgegeben von Alexander Büchner. Leipzig, Brockhaus, 1865.

**) A New Life of Jesus. By D. F. Strauss. Authorized translation. 2 vols.

neuen Aera des Christenthums ansehen und begrüßen. Der Reader spricht die Ansicht aus, daß die Prinzipien von Strauß auf sehr viele bedeutende Schriftsteller Englands bereits einen maßgebenden Einfluß geäußert haben, und er citirt zu diesem Behufe namentlich ein Buch Gladstone's über das alte Griechenland und die Hellenen, um diesen Einfluß nachzuweisen.

— **Hamlet und kein Ende!** Wiederum hat der dänische Gedanken-Prinz seinen altgewohnten Zauber ausgeübt; der Hamlet-Literatur, die ihre Productionen bereits nach Hunderten zählt, erwächst neuer Zugang, und zwar in drei neuen Auslegungs-Versuchen des räthselvollsten unter Shakespeare's Dramen. Die Schrift des Dr. Döring,*) dem Hamlet ausschließlich gewidmet, beruht auf der bescheidentlichen Ueberzeugung ihres Verfassers, „nicht nur an vielen einzelnen Stellen den Sinn in ein richtigeres Licht gesetzt zu haben, sondern — und das ist die Hauptsache (sic) — den das ganze Kunstwerk gestaltenden Grundgedanken zuerst richtig und klar erkannt und in einer alle einzelnen Züge berücksichtigenden Erklärung durchgeführt zu haben." — Ihre Grund-Auffassung indeß, wonach Hamlet's Verschuldung in der Verkehrung seiner enttäuschten idealen Anschauung in Verbitterung und leidenschaftlichen Pessimismus bestehen soll, weicht von der üblichen Auslegung des Stückes als „Tragödie der Schwäche" nur unwesentlich ab und theilt mit derselben namentlich den Grundirrthum, daß die Schwierigkeit nicht in den äußeren Verhältnissen, sondern im Innern der Person liege.

Gerechter ist der zweite Ausleger, Prof. Dr. Hebler,**) dem Charakter des Prinzen geworden, der zwar gleichfalls den Tadel nicht spart, aber doch auch die Idealität und Größe Hamlet's betont. „Niemand hat ein Recht, von Hamlet's Schwäche zu reden, wer nicht seine Stärke kennt. Mag er immerhin, an einem gemein praktischen Maßstab gemessen, Nichts sein: auch dieses Nichts ist mehr als Etwas. Seine Tadler vergessen auch oft, daß er sich denn doch gegenüber einer sehr außerordentlichen Aufgabe, in einer ganz ungewöhnlichen Lage befindet, und schon darum nicht ohne Weiteres nicht gegen Leute zurückgesetzt werden darf, die weder einen Geist gesehen, noch einen königlichen Vater zu rächen haben." Doch hat Herr Dr. Hebler es nicht vermocht, diesen Gedanken durchzuführen, wie er sich denn, auch in den anderweiten Aufsätzen seines Buches, mehr auf Einzelerklärungen beschränkt. Uebrigens zeichnet sich seine Darstellung durch eine gewisse, man könnte sagen schweizerische Frische aus, während das erstgenannte Schriftchen bei dem Bemühen, an dem Gange der Handlung von Scene zu Scene die Gesetze der tragischen Kunst darzulegen, in einen nichts weniger als angenehmen Schematismus gerathen ist und uns durch die hierbei angebrachte Gelehrsamkeit an ein Wort unseres alten Christian Wernicke erinnert, das sich überhaupt, versteht sich cum grano salis, auf Hamlet's vielgequälten Schatten anwenden läßt:

Wir deuten jedes Wort mit viel Verstand und Müh',
Die Leser machen ihn gelehrter als er sie.

Noch haben wir übrigens auch einer sehr sinnvollen, psychologischen Analyse des Hamlet zu gedenken, die sich in dem diesjährigen Schulprogramme eines preußischen Gymnasiums befindet. Herr Dr. G. A. Klix, Director des k. evangelischen Gymnasiums in Glogau, hat in seiner ebenso elegant als wissenschaftlich gehaltenen Abhandlung den Landsleuten des unsterblichen Dichters den Beweis geliefert, daß man auf deutschen Schulen die Jugend nach allen Richtungen hin mit den edelsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes vertraut macht.

*) Shakespeare's Hamlet seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert von Dr. August Döring. Hamm, G. Grote, 1865. (96 S.)

**) Aufsätze über Shakespeare von C. Hebler, Professor an der Universität Bern. Bern, J. Dalp, 1865. (199 S.)

— **H. Kiepert's Karte des russischen Reichs in Europa.***) Durch die Herausgabe dieser neuen Arbeit des rühmlichst bekannten Autors wird eine fühlbare Lücke in der kartographischen Literatur ausgefüllt, da es an einer ausführlicheren Karte des europäischen Rußland's in deutscher Sprache, die bei der Zunahme des Reiseverkehrs, wie der kommerziellen Beziehungen, zu einem wirklichen Bedürfniß geworden ist, bisher gänzlich fehlte. — Die von der russischen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg im Jahre 1862 in 12 Bl. herausgegebene Karte bildet natürlich die wesentliche Grundlage der deutschen Bearbeitung, welche sich jedoch, trotz ihres kleineren Maaßstabes, vor jener durch wesentliche Vorzüge, die ihr den Charakter einer Original-Arbeit verleihen, auszeichnet. Das in der russischen höchst unvollständig und in unvollkommenster Manier fast nur angedeutete Terrainbild der Unebenheiten des Bodens ist auf Grund spezieller Karten und sorgfältiger Studien charakteristisch ausgearbeitet und gewährt eine klare Uebersicht der natürlichen Bodengestaltung, während die Eintragung zahlreicher, aus den offiziellen Publikationen des russischen Generalstabes geschöpften Höhen-Angaben ihm als sichere Grundlage dient. Die im russischen Original zum Theil etwas oberflächlich behandelte und mehrfache Unrichtigkeiten einschließende Configuration der Küsten und des hydrographischen Netzes findet sich durchaus korrekter und meist vollständiger gegeben; namentlich ist das vom weiteren Umfange der Karte umschlossene, nicht-russische Gebiet in Europa und Asien durchgehends nach zuverlässigeren neuen Hilfsmitteln gezeichnet. Auch die Auswahl der topographischen Details ist, unter Berichtigung vielfacher Stichfehler des Originals in den Namen, auf bestimmtere Grundsätze zurückgeführt und durch Aufnahme vieler industriell, kommerziell oder historisch (namentlich aus dem Kriege von 1812) wichtig gewordenen Oertlichkeiten für eine vermehrte Brauchbarkeit der Karte Sorge getragen worden. Dahin gehört auch die Erweiterung des Rahmens der Karte über den in dem russischen Original enthaltenen Raum hinaus, so daß das zusammenhängende Kartenbild nunmehr gegen Osten noch den ganzen Aral-See und den türkischen Nachbarstaat Chiwa, gegen Süden die angränzenden, für die russischen Handelsinteressen so wichtigen persischen Provinzen Gilan und Aderbeidschan, sowie die ganze kleinasiatische und griechische Halbinsel, gegen Westen die deutschen Ländergebiete und Eisenbahnen bis Wien, Prag, Dresden und Berlin in sich faßt. — Für größtmögliche Korrektheit des Schriftstiches, sowie der genauen Umschreibung der Fremdnamen in deutscher Orthographie, bürgt die bekannte philologische Sorgfalt des gelehrten Verfassers. — Somit kann diese Karte, die sich zugleich durch ihre schöne und sorgsame Ausstattung hinsichtlich des Stichs, des Drucks und Kolorits auszeichnet, als eine Arbeit gediegenen wissenschaftlichen Studiums in jeder Beziehung empfohlen werden.

— **„Frau Evchen" von Werner Maria.****) Die Dorfgeschichte

*) Sechs Bl. Maasstab 1:3,000,000. Berlin, Dietrich Reimer, 1865. (Preis 3 Thlr. 10 Sgr.)

**) Frau Evchen. Eine sehr alltägliche Historie von Werner Maria. Berlin, 1865. K. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). 71 S. kl. 8.

scheint einen immer breiteren Platz in der Literatur einnehmen zu wollen; sie wird nachgerade eine Lieblingsgattung deutscher Dichtertalente. Was uns soeben an dem neuesten Specimen derselben geboten wird, bestätigt unseren Satz, obgleich „Frau Erdchen," nach der Seitenzahl gemessen, keinen sonderlich breiten Raum einnimmt. Desto inhaltreicher ist aber das Büchlein. Es ist aus einer sehr gewandten, ihres Stoffes sicheren Feder geflossen, die ohne Dialekthascherei den schlichten Volkston zu treffen versteht. Wir rechnen dies um so höher an, als wir einen der Bauernwelt von Hause aus fremden Verfasser vor uns haben: vielleicht eine Dame höheren Standes. Jedenfalls ist der Autor von dem Hauptfehler städtischer Dorfgeschichten, der geschraubten Künstelei, durchaus frei geblieben, er liefert ein zartes, doch frisches Bild von dem Leben und Streben der Dörfler und entwickelt die seelischen Motive ihres Handelns auf eine recht geschickte, oft feinfühlende Art durch die transparente Darstellung ihres gesammten Auftretens. Das liebliche Geschichtchen, welches als „eine sehr alltägliche Historie" sich angekündigt hat, indessen sehr sorgfältig ausgestattet ist, verdient die Bekanntschaft aller Derer, welche offenen Herzens einer Sonntagslaune fähig sind.

— „Düsseldorfer Bilder-Mappe."*) Maler und Dichter finden sich in dieser Mappe auf die anmuthigste Weise vereinigt. Poesieen von Göthe, Schiller, Uhland, Heine, Anastasius Grün, Eichendorff und Anderen finden sich hier von H. Mücke, W. Camphausen, Hugo Becker, H. Brinckmann, A. Baur, Th. Mintrop, M. v. Beckerath, E. Bertling, E. Clasen, A. Northen, E. Schlesinger, B. Vautier und von Wille illustrirt. Die trefflichen Zeichnungen sind in der rühmlichst bekannten xylographischen Anstalt von R. Brend'amour in Düsseldorf in Holz geschnitten, so daß das Ganze ein ebenso sinniges als kunstreiches Album bildet. Lieblich und still-erhaben zugleich, wie die Natur des Thüringer Waldes, die dem großen Dichter die Scenerie dazu geliefert, ist besonders Göthe's „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" von H. Brinckmann ausgeführt. Nächstdem hat uns A. v. Wille's Illustration zu Franz Kugler's Burg-Ruine am Rhein am Meisten zugesagt.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue moderne vom 1. December bringt über die Briefe Marie Antoinette's einen aus der Feder des Professors Heinrich v. Sybel geflossenen neuen Artikel, und zwar als Erwiderung auf die in unserer Zeitschrift Nr. 48 (vom 25. November) angezeigte und unsererseits auch bereits widerlegte Abweisung der deutschen Kritik im dritten Bande des Werks Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth von Feuillet de Conches. Nach dem alten deutschen Sprüchwort: „Auf groben Klotz ein grober Keil", bedient Herr v. Sybel seinen französischen Gegner eben nicht mit Sammet-Handschuhen und Manschetten. Anzuerkennen ist, daß die Herausgeber der Revue moderne keinen Anstand genommen haben, Sybel's gutes, ehrliches Deutsch, das ursprünglich für die Münchener Historische Zeitschrift geschrieben ist, in das glatte Französisch ihrer Leser zu übertragen. Anders, als mit dem hoffährtigen, kaiserlichen Introducteur des ambassadeurs, verfährt der deutsche Professor mit dem zweiten Sammler und Herausgeber der gefälschten Briefe Marie Antoinette's, dem Grafen Vogt von Hunolstein, der den theuer bezahlten Irrthum, zu welchem er sich durch einen geschickten Autographen-Fabrikanten hatte verleiten lassen, selbst zu berichtigen sich beeilte, indem er nach dem Orte sich begab wo jetzt allein eine genaue Vergleichung der betreffenden Handschriften und Daten möglich ist, nämlich nach Wien, und der von der leider unzweifelhaften Vollständigkeit des Irrthums sich überzeugte, in welchem er selbst so lange mit den Lesern seines Korrespondenz-Romanes sich befunden.

Unter den neuen Momenten zum Beweise der Fälschung, die Herr v. Sybel in seinem zweiten Artikel anführt, heben wir als schlagend hervor, daß die Handschrift Marie Antoinette's in den beiden Pariser Sammlungen, welche nicht weniger als zweiundzwanzig Jahre (1770—1792) umfassen, überall denselben Ductus dieselben charaktervollen Schriftzüge zeigen, welche den Kennern der Handschrift Marie Antoinnette's aus Briefen derselben bekannt sind, die aus ihren letzten Lebensjahren datiren; während, wie aus ihren im kaiserlichen Archiv in Wien aufbewahrten echten Autographen zu ersehen, und wie es auch ganz naturgemäß erscheint, die junge Erzherzogin-Dauphine in den Jahren 1770—74 eine von jenem Ductus völlig verschiedene sehr unsichere und fast noch kindisch zu nennende Handschrift die allerdings mit jedem Jahre zusehends an Kräftigkeit, Eleganz und Bildung gewann.

Im Uebrigen bestätigt Herr v. Sybel nur die geistreiche Kritik des Herrn Geffroy, die wir in Nr. 48 des „Magazin" mitgetheilt. Als Hauptquelle des französischen Fälschers wird außer den Denkwürdigkeiten der Frau v. Campan, auch die Gazette de France (Journal politique ou Gazette des Gazettes) aus dem Jahre 1770 u. ff. nachgewiesen.

Der Verfasser der in Nr. 40 des „Magazin" angezeigten „Beiträge zur Geschichte Böhmens" („Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren"), Herr Dr. Joseph Virgil Grohmann in Prag, macht uns darauf aufmerksam, daß ein großer Theil des in Nr. 48 des „Magazin" abgedruckten Artikels von Alfred Waldau: „Die Sitte, Krankheiten auf Bäume zu überpflanzen," jenem Buche entlehnt sei, ohne daß letzteres als Quelle angegeben worden. Wir bedauern dies um so mehr, als wir die Arbeiten des Herrn Grohmann auf diesem Gebiete seit langer Zeit als überaus werthvoll schätzen und darum in keinem Falle der öffentlichen Anerkennung, die diese Arbeiten verdienen, Eintrag thun möchten.

In der soeben ausgegebenen Nr. LXXII des Bulletin de Librairie ancienne von J. A. Stargardt in Berlin bemerken wir neben einer reichen Bibliothek von Werken über Amerika, dessen Entdeckung, Colonisation ꝛc. ein Verzeichniß von Büchern in merkwürdigen Einbänden, worunter einige aus den Bibliotheken Friedrichs des Großen, Napoleon's I., Ludwig's [illegible] Gustav Adolph's, Lucas Cranach's u. s. w., ferner die berühmte „Kurfürsten-Bibel" mit Roccoco-Bronce-Verzierungen, [illegible] Einbände von Vogt u. A.

*) Hamm und Berlin, G. Grote'sche Verlags-Buchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

34. Jahrg.] — Berlin, den 23. December 1865. — [Nº 52.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zum heiligen Christ. Die Zwölften. 715. — Der Werth des Lebens. 717.

Frankreich. Die Memoiren des Marquis d'Argenson. Ein Brief des Papstes Benedict XIV. über die Theater. 718.

Nord-Amerika. Humaniora am Strande des Großen Oceans. 719.

Rußland. Die russischen gelehrten Gesellschaften im Jahre 1864. 721.

Palästina. Neue Pilgerfahrten in das Land der Verheißung. 722.

Arabien. Geheimnisse Arabiens. 723.

Japan. Analecta Japonica. VI. Der Shendai-Kanal. 725.

Kleine literarische Revue. Weihnachten in Schleswig-Holstein. 726. — Pfahlbauten in Mecklenburg. 726. — Vollständige Byron-Uebersetzung. 727. — Das Quadrat, die Grundlage aller Proportionalität. 727. — Chitlan des Herkules. 727.

Literarischer Sprechsaal. Deutsche Literatur in Nord-Amerika. 728. — Die Deutschen am La Plata. 728. — Berichtigung. 728.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Jetzt vollständig: (886)

Das Criminalrecht der römischen Republik.

Von

A. W. Zumpt.

Erster Band:

Die Beamten- und Volksgerichte.

Zwei Abtheilungen.

58 Bogen. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag der Schulze'schen Buchhandlung (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Ein Jahr in Italien

von **Adolph Stahr.**

3. durchgesehene Auflage. 3 Theile à 2 Thlr.

Herbstmonate in Ober-Italien.

von **Adolph Stahr.**

Supplementband zu des Verfassers: „Ein Jahr in Italien."

Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Beste Führer durch die Kunstschätze Italiens.

Nr. 32 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" von diesem Jahre sagt: „Ist es doch eben ein bedeutender Vorzug des Stahr'schen Buches, daß wir an der Hand des Autors nicht blos das heutige Italien mit seinen Bewohnern, sondern auch das Italien der Renaissance und der neueren Kunst, das Italien Dante's und des Mittelalters und vor Allem das Italien der alten Römer und Groß-Griechenlands näher kennen lernen. (887)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Berthold Auerbachs deutscher Volkskalender für 1866.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In den acht Jahren seines Bestehens hat Berthold Auerbachs Volkskalender durch die sorgfältige Wahl des dichterischen, kulturgeschichtlichen und patriotischen Inhalts sich zu einer alljährlich mit warmer Theilnahme erwarteten Erscheinung gemacht.

Der vorliegende Jahrgang enthält wiederum eine Reihe der anziehendsten und gehaltvollsten Beiträge. Obenan steht eine Erzählung des Herausgebers (Der Rasenring) und „Die Chronik eines Finkennestes", von demselben; eine Erzählung aus dem Schweizer Leben von Gottfried Keller; ferner zur Geschichte der Gewürze von G. Pritzel; Sonnendienst des Naturforschers von Dr. F. Reitlinger; Ueber die Liebe zur Muttersprache von Prof. Dr. H. Steinthal; Geschichte und Bedeutung des badischen Schulkampfes von einem berühmten Pädagogen; Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen von H. B. Oppenheim; Der Kampf um das Salz von G. Kerst; Ein Volk zum andern, mit besonderer Beziehung auf England und Deutschland, von Dr. Althaus in London; Ueber Holbein's Todtentanz (mit eingedruckten Holzschnitten) von Alfred Woltmann; ein Julibrief aus Amerika. (888)

Im Verlage von **E. Avenarius** in **Leipzig** erscheint auch für das Jahr 1866:

Literarisches Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Professor Dr. Friedr. Zarncke.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 12—16 zweisp. Quartseiten. Preis vierteljährl. 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt" ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeitschrift**, welche einen Gesammtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft (selbst die [illegible] gewissenhaft [illegible]

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich über 20, jährlich also etwa 1200 Besprechungen.

Ausser diesen Besprechungen neuer Werke bringt es eine Angabe des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale, der Universitäts- und Schulprogramme Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz; die Vorlesungs-Verzeichnisse sämmtlicher Universitäten und zwar noch vor Beginn des betreffenden Semesters; eine umfängliche Bibliographie der wichtigsten Werke der ausländischen Literatur; eine Uebersicht aller, in andern Zeitschriften erschienenen ausführlichern und wissenschaftlich werthvollen Recensionen; ein Verzeichniss der neu erschienenen antiquarischen Kataloge, sowie der angekündigten Bücher-Auctionen; endlich gelehrte Anfragen und deren Beantwortung, sowie Personal-Nachrichten. Am Schlusse des Jahres wird ein vollständiges alphabetisches Register beigegeben.

Prospecte und **Probenummern** sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu erhalten. (889)

= Zeitgemäße Neuigkeit. =

Soeben erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes:

Abraham Lincoln,

der

Wiederhersteller der Nordamerikanischen Union,

und der

große Kampf der Nord- und Südstaaten

während der Jahre 1861—1865.

Herausgegeben von Dr. **M. Lange.**

Mit 70 Text-Illustrationen, dem Bildnisse **Abraham Lincolns**, in Stahlstich von **A. Weger**, sowie acht Porträts hervorragender amerikanischer Staatsmänner und Helden, nebst einer Orientirungskarte über den Kriegsschauplatz der Vereinigten Staaten.

Elegant geheftet. Preis 1½ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh.

Alle großartigen politischen Erscheinungen jenseits des Ozeans gipfeln seit einem halben Jahrzehnt in dem Namen **Lincoln**. Er, der hochherzige Menschenfreund, als Volksmann so recht eigentlich Vertreter des nordamerikanischen Entwicklungsganges der Neuzeit, ist, vermöge aller in seiner Persönlichkeit zum Ausdruck gelangten Eigenschaften, zugleich der Retter seines Volkes, zuletzt ein Märtyrer für die großen Ideen, die er zum Austrag bringen half, geworden.

Das Hauptbestreben des Herausgebers dieses Buches ging dahin, ein treffendes Bild von der Bedeutung jenes merkwürdigen Mannes zu entwerfen und zugleich Licht und Klarheit zu bringen in das großartige Gemälde eines Völkerringens von fast beispielloser Energie und einer heute noch unberechenbaren Tragweite, auf welches während der letzten Jahre die Blicke von Hunderttausenden unverwandt gerichtet waren.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. (890)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorräthig in Berlin, **Ferd. Dümmler's** Buchhandlung (**W. Grube**), **Leipziger Str. 109.**

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel.

Nebst Briefen von **Alexander von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz** und **Marie von Méris.**

Herausgegeben von **Alexander Büchner.**

8. Geh. 24 Ngr.

Pauline Wiesel, geborene Cesar, war die Geliebte des geistreichen preußischen Prinzen Louis Ferdinand. Sie starb in Frankreich im Jahre 1848, und in ihrem Nachlaß wurden diese hier zum ersten Mal veröffentlichten Briefe aufgefunden. Eine biographisch-kritische Einleitung des Herausgebers ergänzt durch sorgfältig gesammelte Notizen die Lücken in den brieflichen Mittheilungen. Das kleine Buch dürfte nicht gewöhnliches Interesse erregen. (891)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Von der Monatsschrift

„Ergänzungsblätter zur Kenntniss der Gegenwart“

erschien soeben die **Januar-No. (I. Bd., 7. Heft)** — Subscriptions-Preis **6 Sgr.** — folgenden Inhalts:

Philosophie: J. H. Fichte, Psychologie, von Dr. Dühring.

Geschichte: Der ungarische Landtag, von A. Leist. — Geschichte der Republik Bolivia, von H. Reck.

Biographie: H. Rose, nach Rammelsberg. — Rosa Bonheur, von Dr. Max Schasler.

Literatur: Dante Alighieri, von Prof. Wegele.

Kunst: Luise Köster, von Otto Gumprecht. — Ueber Nationalgallerien, von Dr. Max Schasler.

Archäologie: Die Kultur der sogen. Bronzezeit, von Dr. F. Wibel. — Ueberreste einer römischen Brücke über die Mosel, von Franz Maurer.

Die Magyaren in der Moldau, von A. Leist. — Die Bevölkerung von Polen. — Die ersische Sprache in Irland. — Die Eingebornen von Formosa. — Die Comoroinseln.

Physik: Influenz-Elektromotor von Prof. Töpler. — Magnetisches Drehvermögen. — Magnetismus der Salze.

Meteorologie: Das Klima Mitteleuropas, Atmosphärenstaub, Luftströmungen, von Dr. Dellmann.

Chemie: Wasserfreie Salzsäure. — Molybdänsäure. — Schwefelkupfer. — Prüfung verzinnter Gefässe. — Werkblei. — Prüfung arsenhaltiger Tapeten. — Hydroxylamin. — Explosion des Leuchtgases. — Synthese der fetten Säuren. — Amerikanisches Fleischextrakt.

Zoologie: Artbestimmung der Fische, nach Prof. von Siebold. — Verbreitung der Ratte. — Parasiten der Biene. — Abhängigkeit der Schmetterlinge von der Temperatur. — Traubenmisswachs. — Fichtenabsprünge.

Physiologie und Medicin: Die Cholera, von Dr. Oskar Schüppel.

Botanik: Welwitschia mirabilis *Hoock.*, von Dr. Fr. Thomas. — Calophyllum Inophyllum auf den Fidschi-Inseln. — Verwendung der Laminaria. — Taschen der Pflaumenbäume.

Mineralogie: Die Urwelt der Schweiz, von Prof. Heer.

Volkswirthschaft: [illegible], von Dr. Dühring. — Die preussischen Domänen. — Englands Handel. — Die Sparkassen in der Türkei.

Landwirthschaft: Landwirthschaft in Belgien. — Kultur des Zuckerrohrs in Spanien. — Benutzung der Rübenpresslinge. — Erdbeeren. — Stallfütterung.

Technologie: Eisenbahnbetrieb. — Mörtelbereitung. — Elektrochemische Spitzenbildung. — Pyrogallussäure. — Benutzung der Maiskörner in Frankreich. — Zinnoberfabrikation in Idria. — Zulässige Belastung der Baumaterialien.

Abbildungen: Die Urwelt der Schweiz. 1. Keuperzeit, 2. Steinkohlenflora. — Töpler's Elektromotor.

Diese Zeitschrift bezweckt, über alle wichtigen Vorgänge auf allen Gebieten des Wissens und der menschlichen Thätigkeit zu berichten, von allen bedeutenderen Erscheinungen des Tages Kenntniss zu geben, also ein **Repertorium der Zeitgeschichte** zu sein — und vermag es auch, nach innen durch die Theilnahme der tüchtigsten Fachmänner jedweder Richtung, nach aussen durch die Prägnanz der Form und Knappheit des Styls, Eigenschaften, die dieselbe wesentlich von allen vorhandenen Journalen unterscheiden. **Aussprüche der Kritik** haben bereits über die Zweckmässigkeit dieser Zeitschrift entschieden; auszugsweise folgen einige derselben:

Freya: Eine reichhaltige, bequeme und belehrende **Encyklopädie der Gegenwart**.

Novellenzeitung: Unter sehr bescheidenem Titel ganz dazu angethan, ein vortreffliches encyklopädisches **Jahrbuch der Gegenwart** abzugeben.

Cölnische Zeitung: In Betreff der Rührigkeit und Vielseitigkeit der Mittheilungen bilden Meyer's Ergänzungsblätter einen starken Gegensatz zu Pierer's Jahrbüchern etc. Das ganze Unternehmen hat etwas Dralles, wie der praktische Geschäftsmann es gerne hat, der in möglichst kurzer Frist erfahren will, was in allen wichtigen Fächern vorgeht.

Hamburger Nachrichten: In der That summiren die Ergänzungsblätter alle wissenswerthen Ergebnisse der Zeitgeschichte.

Berliner Börsenzeitung: Eine Art gedrängter Universal-Encyklopädie, in der alle für das praktische Leben bedeutenden Erscheinungen, Ereignisse und Entdeckungen zur Mittheilung kommen.

Didaskalia: Ein fortlaufendes Conversations-Lexikon der Neuzeit, in jedem Hefte eine reiche Auswahl werthvoller Aufsätze, deren Verfasser, bekannte Fachmänner, mit vollem Namen unterzeichnet sind.

Wiener Fremdenblatt: Diese Zeitschrift berichtet in ausführlicher und treuer Darstellung Alles, was die jüngsten Tage Bemerkenswerthes schufen. (892)

☞ Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** (Vierteljahrs-Abonnement 18 Sgr).

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

1865. November. (893)

Vier Briefe des Dr. Schweinfurth. — v. Prittwitz, Die Fortschritte und der jetzige Stand der mitteleuropäischen Gradmessung. Im Sommer 1865. — Wolfers, Vergleich des Sommers von 1865 in Berlin mit den früheren von 1812, 1846, 1857 und 1859. — C. B. Klunzinger, Die Zweibrüder-Inseln im Rothen Meere. — Miscellen. — Neuere Literatur.

Der Band v. 6 Monatsheften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Die Grenzboten. (894)

Nr. 49. Zeller's Verträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts. — Neue Romane. — Die neueste Wendung der österreichischen Angelegenheiten. II. — Am Catatumbo. I. — Vermischte Literatur.

Nr. 50. Das italienische Parlament. — Walther von der Vogelweide als mittelalterlicher und moderner Dichter. — Am Catatumbo. II. — Vermischte Literatur.

Nr. 51. Das Buch Hiob. — Weihnachten in Schleswig-Holstein. — Preller's Landschaftszeichnungen. — Am Catatumbo. III. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Oesterreichische Wochenschrift (895)

für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

(Beilage der k. Wiener Zeitung.)

Nr. 49. H. Lorm, Loebell's Vorlesungen über G. E. Lessing. — E. Kuh, Der Wendepunkt in Göthe's Jugend. II. — M. Bled, Nourrisson's La philosophie de St. Augustin. La nature humaine. (Schluß.) — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische Notizen. — Kunstnotizen. — Sitzungsberichte.

Nr. 50. A. W. Ambros, Die altniederländischen Messen in der k. k. Ambraser Sammlung. — F. Neumann, Scherzer's Reise auf der österreichischen Fregatte Novara. — H. Lambel, Ueber den neuesten Stand der Nibelungenfrage. — Kurze kritische Besprechungen. — Literarische und Kunstnotizen. — Vom deutschen Büchermarkt. — Sitzungsberichte.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 4 Thlr.

Wien, in Commission bei Carl Gerold's Sohn.

Das Ausland. (896)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 49. Cook's Schicksale auf den Sandwich-Inseln nach den Berichten der Eingebornen. — Wanderungen in den neu entdeckten Ruinenstädten Kambodia's. — Die Leichenäcker in Konstantinopel. — Eine neue Entdeckung zur Entzifferung der Hieroglyphen. — K. v. Scherzer's Handelsstatistik, gesammelt auf der Weltumsegelung der Fregatte Novara. — Baker's Nil-Entdeckung. — Ueber Auswanderung nach Chile. — Verschiedenes.

Nr. 50. Poesie und Baukunst der Araber. — Wanderungen in den neuentdeckten Ruinenstädten Kambodia's. — Ueber die klimatischen Erfordernisse der Getreidearten. — J. Legge's Ausgaben der chinesischen Classiker. — Die geologischen Schicksale der Schweiz. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Zum heiligen Christ.

Die Zwölften.

Noch ehe der tödtliche Novemberwind die letzten vergilbten Blätter von den Bäumen schüttelt und der erste Nachtfrost die Blumen des Herbstes knickt, beginnt bei uns schon ein schöner, lebensfreudiger Lenz des Familien- und Gemüthslebens. Die Zeit des scheidenden Jahres ist die des „Advents", der Ankunft des Heilandes, dessen Geburtstag Millionen Herzen und Hände immer schon Wochen lang vorher freudig und geheimnißvoll bewegt und Verschwörungen der Liebe schürzt und schürt, damit sie als freudige Ueberraschungen in tausendfachen Beziehungen hin und her in feierlichstem, lichtestem Augenblicke als gestickte, gehäkelte, genähte, geheimnißvoll gekaufte und bis dahin versteckt gehaltene Bescheerungen aus allen möglichen Winkeln hervorbrechen und den schönen duftig und strahlend überladenen Weihnachtstisch noch reichlicher füllen.

Auch geht der Bote des Christkindes lange vorher schon fleißig um, bald als Knecht Ruprecht, bald als Hans Trapp oder als schwäbischer „Pelzmärte", oder als heiliger Niklas u. s. w., allein oder auch mit der „weißen Budelfrau", der Lucia, die sich durch ein Betttuch und einen Ziegenkopf ein geisterhaftes Ansehen zu verschaffen sucht, um mit dem weißgekleideten Engel auf dem Arme die erschreckten Kinder wieder anzulocken und mit Ruprecht gemeinschaftlich Aepfel und Nüsse und sonstige Vorboten des Weihnachtssegens durch die Fenster zu werfen. Freilich sind diese althistorischen Gestalten in „gebildeten" Städten der Neuzeit ziemlich verschwunden und zu einem allgemeinen „heiligen Christ" verblaßt oder gar zu einem bloßen Berliner „Weihnachtsmann."

Aber der wonnigste Frühling treibt nicht mächtiger und massenhafter die Lebenssäfte der Blüthen und Blumen durch Millionen Adern, als das „Weihnachtsgeschäft" die deutschen Spielwaaren der Industrie, des Gemüths und der Liebe durch Herzen und Hände „und die dampfbeschwingten Kanäle" des Verkehrs. Locomotiven, Pack- und Briefträger müssen um das Doppelte vermehrt werden, und Jeder muß doppelte Arbeit übernehmen.

Sie Alle tragen schwitzend millionenfache Wärme bescheerender und beschenkter Liebe durch Schnee und Kälte, Nacht und Nebel. Und diese Wärme des freudigen Herzens bildete Sagen und Glaubens-Wunder, welche selbst diese winterlich verschlossene und todte Natur lebensvoll durchdrang.

In der Christnacht grünen noch heute dem alten Glauben die Weinberge vom Engadin und erblühen die verschrumpften Rosen von Jericho. Und wie die Auferstehung des Herrn alles Wasser als heiliges Osterwasser heilkräftig machte, mußten dem mittelalterlichen Glauben in der Christnacht auch Aepfelbäume blühen und Früchte tragen. Um diesen Glauben sichtbar zu machen, muß der immergrüne Tannenbaum seine Krone hergeben und vergoldete Aepfel im duftigen Glanze von Wachskerzen tragen und die Fülle der Bescheerung und der Freude hell erleuchten.

Der Tannenbaum mit den vergoldeten Aepfeln ist das Bild des Baumes aus dem Paradiese, der verbotene Früchte trug. Der christliche Glaube zauberte in der Christnacht neue Aepfel, Früchte der Erlösung, an die Bäume. So wurde der Apfel, durch welchen das Paradies, der Garten Gottes, verloren ging, das Wahrzeichen der erlösenden Liebe, durch welche wir wieder mit Gott versöhnt werden, das Paradies wieder gewinnen. Das ist die mittelalterliche Mystik des Apfels und der Grund, weshalb man einen grünen Baum, mit goldenen Aepfeln geschmückt, auf den Weihnachtstisch stellt.

Selbst in das abgestorbene Stroh drang die belebende Kraft des Glaubens an die Erlösung und das neue Heil der Menschheit, weil der Heiland als neugebornes Kind auf das Stroh einer Krippe gebettet ward. Mit dem Krippen-Cultus verband man im Mittelalter und zum Theil noch heute in abgelegenen katholischen Gegenden ungemein viel heilige Poesie und Kunst. Die Krippen wurden in künstlichen Paradiesen, Hainen und Grotten aufgeschlagen und des Mannigfaltigsten mit grünem und blühendem Leben, Lichtern und Weihgeschenken ausgeschmückt. Im Norden, in Pommern, Schleswig, Skandinavien lernte man sich auf bloßes Stroh, das sogenannte Jul-Stroh, beschränken. Man nimmt dazu gewöhnlich Erbsenstroh, womit sich in manchen Gegenden auch der Knecht Ruprecht ausschmückt, und streut es im Wohnzimmer umher und läßt es während der heiligen Nächte liegen, wodurch es eben Jul- oder Heilstroh wird, um hernach das ganze Jahr hindurch an Vieh und Menschen seine wunderbare Heilkraft zu bewähren.

Neben dem Jul- oder Julstroh spielt in Schweden und Norwegen, sowie auch im Norden von England, der Yul-log (Heilklotz) eine ebenso bedeutende Rolle wie bei uns der Weihnachtsbaum, durch den Glauben eine viel bedeutendere. Wo man in offenen Kaminen Holzklötze brennt, [illegible] Abende einer davon zum Yul gewählt und in's Feuer geworfen. Dadurch, daß er in der heiligen Nacht brennt, wird er heilkräftig, so daß man Kohlen davon das ganze Jahr aufbewahrt, um sie als Talisman zu tragen oder als Wundermittel gegen Krankheit bei Vieh und Menschen anzuwenden. Aehnlich wirkt die „Julgrütze", die am heiligen Abend in allgemeiner Gastfreundschaft Jedem zum beliebigen Genusse offen steht (neuerdings oft mit vielen Delikatessen und substantiellen Herrlichkeiten). Die Form der Bescheerung ist dabei meist der Julklapp. Man packt die betreffenden Geschenke wohl 10—20 Mal ein, immer unter einer neuen Adresse, wirft sie in das Zimmer und läßt sie nun nach jeder Enthüllung an die neue Adresse wandern, wobei die Spannung, welche wohl die letzte und was eigentlich wohl darin sein möge, viel Gelegenheit zu Spaß und Witz giebt.

Das Julklappen reicht von Skandinavien her noch weit in's Pommersche hinein, blüht aber am Ueppigsten in Stockholm, wo der Jul-Nachtmarkt am heiligen Abend mit Illumination fast die ganze Nacht hindurch mit Einkauf, Verpackung, zehn- bis zwanzigfacher Adressirung und Bombardirung in die Zimmer der Verwandten, Geliebten und Zukünftigen und entsprechender Bewirthung und Gastfreundschaft verjubelt wird.

Neben Julstroh, Julgrütze und Julklapp-Gerichten darf auch in altmodisch-substantiellen Familien des Nordens der Julbock oder Jul-Eber nicht fehlen, ein feines Gebäck mit einem Eberkopf oben aufgedrückt. Es steht meist alle heilige Tage und Nächte hindurch auf dem Tische des Gastzimmers und viel davon wird bis zur neuen Bestellzeit auf dem Felde aufgehoben und Knecht, Magd und Vieh gegeben, ehe sie zum ersten Male auf den Acker hinausgehen. Man glaubt damit den Segen für eine gute Aernte zu sichern.

Der Glaube an die segensreiche Wunderkraft der heiligen Nächte hat die ganze christlich-germanische Menschheit durch-

drungen und die verschiedensten Formen angenommen, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Um grünes Leben zu genießen, muß bei uns der Weihnachtsbaum blühen und Früchte tragen. In England durchgrünt man alle Läden und Zimmer gern mit den substantiellen Blättern der Stechpalme und hängt mystische Mistelzweige oben in die Mitte der Zimmer, unter welchen sich keine Dame erwischen lassen darf, ohne ein Recht auf ihren Kuß. Außerdem müssen wir in Deutschland Grünkohl essen, wofür zur Noth auch andere Kohlarten, selbst Sauerkraut ihre Dienste thun. Anderswo dürfen die Mohnpielen nicht fehlen, diese Samenkörner außerordentlicher Fruchtbarkeit. In den geäpfelten Häringssalat müssen deshalb auch nur rogene Häringe genommen werden, die ebenso Segen und Fülle bedeuten, wie die in manchen Haushaltungen unerläßlichen milchenen Weihnachts-Karpfen. Was nicht Fülle und Fruchtbarkeit bedeutet, das muß selbst die Fülle enthalten, wie der thüringsche Hahnewackel oder der noch reichere und saftig-gewürzige englische Weihnachts-Plumpudding, der selbst keinem ärmsten Bettler, keinem Armenhäusler, keinem Verbrecher im Gefängnisse versagt wird. Ohne Plumpudding und fettes Roastbeef feiert kein Engländer Weihnachten. Jedem, der's nicht hat, wird's gegeben aus Tausendcentner-Vorräthen der Wohlthätigkeit. In anderen Gegenden genießt man der Fülle in Pfannenkuchen, in Form von Mohnklößen, Krapfen, Pförten, Striezeln, Stollen, Wecken, Aepfeln und Nüssen, Honigkuchen, Marzipan, allerhand Süßem, Fettem, Reichem, üppig Zusammengesetztem und Gewürztem, Gebratenem und Gebackenem in den verschiedensten Zubereitungen und unter mannigfaltigsten Namen. Am Einnigsten genießt man in der Grafschaft Glatz Semmelmilch am heiligen Abend und läßt etwas übrig für die lieben Engel, die in der Nacht alle guten Menschen und lieben Kinder heimlich besuchen und sie mit ihrem Himmelssegen überhauchen. Dagegen haben die Holsteiner für ihre Gefräßigkeit am heiligen Abend auch den gemeinsten Namen: „Bullbuuks-Abend“.

Doch läßt man's auch in anderen Gegenden, besonders nordwärts, an Weihnachts-Arbeiten für Füllung des Bauches nicht fehlen. Die Bauern in der Uckermark entwickeln am heiligen Abend eine erstaunliche Fertigkeit in Vielvertilgung von Schweinskopf, Lungenwurst und Grünkohl, und in den Jul-Gegenden wird so viel Stockfisch und Reisgrütze mit Erbsen und Kohl, Ale und Branntwein aufgetragen, daß sich alle Gäste und Julklapper überessen und betrinken können. Am Weitesten haben's freilich die aus den Julgegenden stammenden Engländer im Essen und Trinken zu Weihnachten gebracht. Diese Legionen von fetten Ochsen, Schöpsen, Schweinen, Truten, vierfüßigem und unzähligem geflügeltem Wild aus Wasser-, Sumpf- und Meeresgegenden, Fischen und Crustaceen aus dem Meere, Rosinen-Puddings und Rosinen-Pasteten (minced pie's), diese Orhofte starker spanischer und portugiesischer Weine, starker Wachholder- und reiner Kornbranntweine (gin und whisky), würzigen Stouts und substantieller Ale's, welche während des englischen Carnevals vom 24. December bis zum heiligen Dreikönigsabend mit den Kunstwerken von Zwölften-Kuchen (twelfth cake) vertilgt werden, übersteigen alle Eß- und Trinktugenden der übrigen germanischen Völker. Aber im Ganzen verstehen sie's alle ziemlich gut, durch den alten, mystischen Glauben materielle Genüsse zu heiligen, und nicht nur zu essen und zu trinken, was Fülle bedeutet, sondern auch was gefüllt und viel ist.

Die mystische, vorbedeutende Zauberkraft der geweihten Nächte dehnt sich auf alle „Zwölften“ aus, die Loß-, Loos- oder Laustertage, vom heiligen Christ- bis zum heiligen Dreikönigs-Abend. Beide bilden mit der Neujahrsnacht die eigentlichen drei heiligen Nächte, in denen man Fragen frei hat an das Schicksal und die Zukunft. Träume in diesen Nächten treffen ein. Junge Damen lassen sich's heute noch nicht nehmen, die Zukunft durch besondere Mittel in der Sylvesternacht zu fragen: sie gießen Blei in's Wasser, lassen Nußschaalen-Schiffchen mit brennenden Wachsstock-Stückchen schwimmen, durchstechen die Bibel im Dunkeln oder schlagen das Gesangbuch auf und sehen hernach, welchen Spruch oder welches Lied sie getroffen haben. Andere stellen sich mit einem Licht vor den Spiegel und hoffen den Zukünftigen dahinter zu erblicken, eine sehr günstige Gelegenheit für den Anbeter, wenn er zugegen ist und sich im rechten Augenblick hinter sie zu stellen weiß. Derbere Mädchen wagen auch wohl sich mit einem Besenstiele hinaus auf einen dreifachen Kreuzweg (am kräftigsten wirkt der Zusammenstoß dreier verschiedener Grundstücke), oder auf einen Kirchhof, um den ihnen vom Himmel Bestimmten im „Geiste“, im Bilde zu schauen.

Es gehört viel Muth, Glaube und Neugier dazu, solch einen Ausflug mit dem Besenstiele zu machen, denn während dieser Nächte verläßt auch Frau Holle (Perchtha), Bewahrerin der Todten, den Hörselberg bei Eisenach und zieht mit ihrer „wilden Jagd“ durch die weihnachtsgeheiligten Lüfte. Dem Zuge voran geht freilich der „getreue Eckart“, Kinder und Unschuldige zu trösten, zu warnen, in Sicherheit zu bringen.

Am St. Stephanstage (26.), an welchem der erste christliche Märtyrer, Schutzheilige der Pferde, gestorben sein soll, werden Pferde, Heu und Häcksel für das Jahr geweiht. Man stellt das Futter einfach in's Freie, wodurch es eine wunderbare Heilkraft gewinnt, und läßt Pferden zur Ader. In Schweden giebt die St. Stephansjagd Gelegenheit zu Heldenthaten und zur Sicherung der Pferde gegen Krankheit und Tod. Man reitet sie in die Schwemme, oft in aufgehacktes Eis und jagt um die Wette wieder heim.

Der Weihnachts-Johannistag, 27., ist der Weihung und dem medicinischen Trinken des Weines gewidmet, weil der Evangelist Johannes den Giftbecher ohne Nachtheil trank. Am Tage darauf, dem Andenken an den Bethlehem'schen Kindermord geweiht, werden hier und da noch Kinder mit Ruthen aus dem Bett gepeitscht, dann angezogen zum Umzuge im Orte, zum Hizeln oder Kingeln. Kinder herrschen an diesem Tage und werden umherziehend beschenkt.

Die bedeutungsvolle Heiligkeit aller zwölf Tage und Nächte besteht im alten Glauben darin, daß sie das Wetter für's ganze Jahr andeuten und in Träumen die Ereignisse jedes betreffenden Monats verkündigen. Hier kommt freilich viel auf das Talent der Traum-Auslegung an, denn die Träume selbst sind blos Symbole künftiger Ereignisse, nicht Vorbilder.

Das meiste Leben für Vergangenheit und Zukunft drängt sich in die Sylvesternacht zusammen, nur daß in aufgeklärten Gesellschaften und Orten alle Heiligkeit verbannt ist und in Berlin Alles auf Betrunkenheit, Hutantreiben und die empörendsten Excesse ausläuft in den mitternächtlichen Straßen. Die ersten Januar-Zeitungen bringen stets eine Blüthenlese von Sylvester-Brutalitäten.

In stillen Dorf- und Stadtgegenden Deutschlands ist die poetische Lust und Laune des Sylvesters noch nicht wegcivilisirt worden. Schon früh giebt's viel zu lachen über Den, welcher zuletzt aufstand. Dann muß am Tage jede Arbeit vollendet werden, nichts darf angefangen, unfertig liegen bleiben. Im

Saterlande künstelt noch mancher Bauerbursche den Tag über an seinem Wepelröt, einem am Ende der Speichen mit Aepfeln besteckten Rade, das er nach Mitternacht mit einem Pistolenschusse in das Haus der Angebeteten wirft, um dann mit aller Macht davon zu laufen, sich verfolgen, fangen und zurücktransportiren zu lassen. Hier muß er zur Strafe auf dem Kesselhaken reiten, um sich dann zur Belohnung bewirthen und wohl gar als Schwiegersohn bewillkommnen zu lassen.

Auf Helgoland und in manchen nördlichen Gegenden genießt man bis zu Mitternacht von altem Geschirr Backsollen (gesalzene Schellfische) und manche Flüssigkeit, um die Fische schwimmen zu lassen, und wirft, so wie's Elf schlägt, Töpfe, Teller und Tiegel an die Wand, um damit dem alten Jahre den Laufpaß zu geben und im neuen von neuem, weihnachtsgeweihtem Geschirr zu essen.

In Nieder-Oesterreich, den rhätischen Alpenländern u. s. w. wird Sylvester noch häufig geschlagen und vertrieben. Die Feierlichkeit findet meist im Wirthshause statt, in welchem sich auch Frauen und Mädchen einfinden. Die Gaststube ist hübsch mit grünen Tannenzweigen geschmückt, und in der Mitte oben hängt ein (Mistelzweig-) Kranz, unter welchem Sylvester jedes ertappte Mädchen küssen darf; dies erinnert an England, nur daß dort der Mistelzweig eine unbeschränkte Kußfreiheit begründet.

Sylvester, wie ein alter Mann verkleidet, flachsbehaart und mit einem Mistelzweige auf dem Kopfe, ist auf die „Hölle", d. h. den Raum zwischen Ofen und nächster Wand in der Bauernstube, beschränkt und macht nur schlaue Sprünge hervor nach den Mädchen, die zufällig unter dem Kranze in der Mitte der Stube gehen oder stehen. Er darf sie küssen, wenn er sie erwischt, wird aber dann immer wieder gleich in die Hölle getrieben, wo er allein Niederlassungsrecht hat, aber nur bis 12 Uhr. Mit den zwölf Schlägen, die dem alten Jahre den Garaus machen, wird er unter allgemeinem Jubel mit Tannenruthen aus der Hölle und Stube hinausgetrieben, wo er das Sylvester-Costüm abwirft und als neuer Mensch oder Vertreter des neuen Jahres mit Zutrinken bewillkommnet und von den Mädchen ausgescholten wird, die da meinen, zu herzhaft geküßt worden zu sein.

In englischen Kleinstädten und Dörfern darf am Sylvester-Abende jeder Fremde mit schwarzem Haar jeder Gesellschaft beliebig seinen Besuch abstatten und auf gute Aufnahme und Bewirthung rechnen, denn als Schwarzhaariger bringt er Glück. Das ist ein bedeutendes Compliment der meist sand- oder rothhaarigen und tornisterblonden Anglo-Sachsen für die Normannen, die 1866 grade vor 800 Jahren England eroberten und sich die besten Stellen unter den obersten Zehntausenden, außerdem den besten Grund und Boden zueigneten und jetzt das Oberhaus, die Ministerposten u. s. w., so gut es noch gehen will, füllen.

Der letzte und zwölfte Weihnachtstag wird in England noch ziemlich allgemein als Fest des „twelfth cake" gefeiert. Diese Zwölften-Kuchen sind tortenartige Conditor-Kunstwerke mit oft mehreren Etagen von Zuckerfiguren in Thürmen, Grotten, Tempeln. Sie machen an den Schaufenstern lange vorher Parade und sind manchmal so „schauig", so kunst- und phantasiereich ausgestattet, daß die Leute danach wallfahrten und sich die Nasen an den Spiegelscheiben platt drücken. Am Abende werden die Figuren und Ornamente in Gesellschaften verloost und die Körper der Torten mit allerhand Trinksprüchen, Getränken und Gesängen verzehrt. Die nach 10 Uhr nicht verkauften Kuchen werden von den Zuckerbäckern gegen Loose à 2—6 und mehr Pence ausgespielt. Es entwickelt sich daher vor den Läden meist ein lebhafter Handel mit Loosen, bis um 12 Uhr gezogen und der Glückliche mit seinem Schatze unter allgemeinem Halloh und Hohn nach Hause begleitet wird, so daß es viele Gewinner vorziehen, mit den anderen Spielern brüderlich und schwesterlich zu theilen.

Das sind einige Festzüge der Weihnachtsfeier unter den christlich-germanischen Völkern, unter denen das deutsche ohne Zweifel noch jetzt die schönsten und sinnreichsten Formen um den Weihnachtsbaum herum zu entwickeln und zu genießen weiß, den Weihnachtsbaum, der in aller Welt leuchtet und auch in England sich bereits allgemeines Bürger- und Familienrecht erwarb. H. Beta.

Der Werth des Lebens.*)

„Ich habe den Ursprung unserer Urtheile über den Werth und Unwerth des Daseins untersucht und habe nachgewiesen, daß die Ausgleichung, um welche es sich im Kampfe der optimistischen und pessimistischen Ansichten handelt, nicht allein durch den bloßen Gedanken, sondern auch durch die unser Urtheil selbst umstimmende Wandelung der Thatsachen vollzogen werde. Ich habe gezeigt, wie das Gleichgewicht des Gemüthes nicht ausschließlich auf spekulativem Wege hergestellt werden könne, und wie hierin der Grundirrthum Spinoza's und aller einseitigen Spekulation gelegen sei — denn unsere Verurtheilung oder unser Urtheil enthält nicht nur theoretische, [illegible] standtheile."

Diese Sätze deuten den Standpunkt des Verfassers der Schrift an, welche sich die Aufgabe gestellt hat, den Pessimismus zu prüfen und sein Terrain einzuengen. Die Philosophie Schopenhauer's entsprach mit ihrem Pessimismus zum Theil dem Instinkt der damaligen politischen und religiösen Richtung, aber doch nur zum Theil, und darum konnte sie auch nicht recht breiten Boden gewinnen. Indeß kann man nicht leugnen, daß in Deutschland der nachkantische Idealismus kein praktischer gewesen, und daß daher gerade bei den philosophisch geschulten Köpfen und bei den edlen Gemüthern der Pessimismus einen sehr empfänglichen Boden fand. In wie weit die allgemeine Umgestaltung der öffentlichen Dinge seitdem hierin eine Besserung hervorgerufen hat, läßt sich nicht genau sagen. Aber es will uns scheinen, als ob der immer noch mehr als wünschenswerth verbreitete Radikalismus (in Politik und Religion) auch das Vorhandensein des Pessimismus beweist.

Darum scheint uns ein Buch zeitgemäß, welches bei maaßvollem Standpunkt die Anforderungen prüft, die an das Leben gemacht werden dürfen, und bei dieser Prüfung zu dem Schluß kommt, daß das Leben sehr wohl des Lebens werth ist. Der Verfasser prüft die einzelnen Seiten des individuellen Lebens, die Entfaltung und den Rückgang der individuellen Kraft und giebt dann in einem Anhang „Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systems der Dinge" einen allgemeinen Abschluß.

Wir wollen aus dem sechsten Kapitel („der Tod") einige Sätze hier mittheilen, die den realistischen Standpunkt des Verfassers beweisen und die, wie wir glauben, einen auch im großen Publikum vielfach diskutirten Gegenstand betreffen, nämlich die Bedeutung des Zufalls:

---

*) Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung von Dr. E. Dühring. Breslau, Eduard Trewendt, 1865. gr. 8. 234 S.

„Will man also das Leben des vorzeitigen Todes wegen, zu dem es fast immer führt, anklagen, so muß man sich nicht gegen die Thatsache des Todes überhaupt, sondern gegen die Herrschaft des Zufalls wenden. Wie man auch den Begriff des Zufalls durch metaphysische Dialektik verwirren mag, der selbstbewußte Verstand wird nie aufhören, an die Realität dessen zu glauben, was er bei Betrachtung der gemeinen Erfahrung als Zufall erkennt. Eine tiefere Untersuchung, welche die Klippen, an denen eine falsche Metaphysik bisher gescheitert ist, zu vermeiden weiß, wird sogar zu der Einsicht führen müssen, daß Freiheit und Zufall unzertrennlich zu einander gehören. Zwar bleibt von den gewöhnlichen Ideen über die bloße Scheinbarkeit des Zufälligen ein Körnchen Wahrheit bestehen: es muß nämlich zugegeben werden, daß der Zufall selbst eine Art von Gesetzmäßigkeit ist, so lange er nur in Beziehung auf seine eigene Sphäre betrachtet wird. Der Umstand nämlich, daß eine Menge Ereignisse gleich möglich sind oder, was dasselbe heißt, gleiche Chancen haben, ist selbst ein positiv bestimmendes Element der Gestaltungen. Allein die Normalität, welche sich aus diesen Ueberlegungen ergiebt, betrifft nur den ganz allgemeinen Charakter, dagegen nicht die spezielleren Gruppen der Erscheinungen. Der gemeine Begriff des Zufalls hat also volle Wahrheit, und man wird daher auch in dem Gebiete, in welchem es sich um das Scheitern des individuellen Lebens handelt, die zufällige Natur der Ereignisse nicht leugnen können."

Diese Ansicht schließt sich also der geläufigen des gesunden Menschenverstandes an, und wir bemerken nur noch mit Rücksicht [illegible] „Freiheit und Zufall gehören unzertrennlich zu einander," daß der Zufall — und ganz folgerichtig — gerade von den beiden extremen Standpunkten aus negirt worden ist, welche auch die menschliche Freiheit negirten.

In einer zweiten Beilage: „Die transscendentale Befriedigung der Rache," macht der Verfasser den interessanten Versuch, alle Gerechtigkeits-Begriffe auf die Rache zurückzuführen.

Der Stil ist überall klar und erleichtert das Verständniß des Inhalts in hohem Grade.

Frankreich.

Die Memoiren des Marquis d'Argenson.*)

Ein Brief des Papstes Benedict XIV. über die Theater.

Dieser neueste Band des Tagebuches und der Denkwürdigkeiten des Marquis d'Argenson umfaßt den Zeitraum vom 2. Oktober 1751 bis zum 30. April 1753. Er bringt manches Bekannte, aber auch manches Neue. Der Kampf mit dem Parlamente und der Geistlichkeit, die Marquise de Pompadour mit ihren Freunden und Feinden (— unter welchen der Marquis einer der heftigsten —), der König Louis XV. und der Dauphin, die Jesuiten, besonders als Gegner der „Encyclopédie" und deren Verfasser, wiederholter Aufruhr in Städten der Provinzen (sehr ernster Art in Rouen, April, Mai 1752) sind einige der Hauptgegenstände des inhaltreichen Werkes. Die Finanznoth, der Brotmangel, das Elend des Volkes, die Maitressenwirthschaft, die unsinnige Bausucht des Königs, neben allen Lastern der Frömmelei u. s. w. werden mit grellen Farben, aber im Allgemeinen gewiß treu geschildert. Anekdoten, darunter einige nicht sehr saubere, fehlen nicht. Freilich spielen fremde Gewährsmänner keine kleine Rolle: „man sagt", „zufolge der mir zugekommenen Berichte", „ein zuverlässiger, angesehener Parlamentsrath versichert" u. dgl., kommt häufig vor. Nicht selten äußert sich d'Argenson ohne Rückhalt über die verdorbenen und verderbenden Zustände; die Vorspiele der Revolution rufen dunkle Voraussagungen hervor. In seinen Urtheilen schont der Verfasser Niemand, selbst seinen Bruder,**) seinen Sohn***) nicht, er nennt sie den großen und den kleinen Jesuiten. Es ist ein reiches Material in diesen Aufzeichnungen enthalten, aber es gehört Geduld und Vorliebe für die Geschichte Frankreichs in den fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts dazu, um sich durch die Masse der von Wiederholungen nicht freien Notizen zu arbeiten. Herr Rathery hat Einiges mit Anmerkungen erläutert, berichtigt, oder bestätigt, über erwähnte Schriften, deren Mehrzahl Pasquille, und ihre Verfasser Auskunft gegeben.

Unter dem 12. Juni 1752 finden wir im Tagebuche bemerkt: „Der Papst hat den Jakobiner P. Concina beauftragt, eine Abhandlung über die Schauspiele auszuarbeiten, um zu beweisen, daß jeder Christ an denselben theilnehmen könne, wenn die Stücke anständig. Die Sache liegt dem Papste am Herzen, damit der Gebrauch der römischen Prälaten und anderer Geistlichen, sie zu besuchen, gerechtfertigt werde." Der Herausgeber hat diese Stelle mit folgender interessanten Anmerkung begleitet: „Concina, ein berühmter Dominikaner-Lehrer, dessen Rath Benedict XIV. zu berücksichtigen pflegte, hat 1752 zu Rom einen Quartband „De spectaculis theatralibus"***) veröffentlicht, aber der Theologe war weniger duldsam als der höchste geistliche Oberherr; dafür zeugt ein sehr merkwürdiger, bis jetzt, wie wir glauben, ungedruckter Brief desselben, der uns in italiänischer Urschrift vorliegt. Der heilige Vater dankt dem berühmten Scipio Maffei für die Zusendung seines Buches „Dei teatri antichi e moderni"†) und die in diesem Werke enthaltene Ver-

---

*) Journal et mémoires du marquis d'Argenson, publiés pour la première fois d'après les manuscrits autographes de la bibliothèque du Louvre pour la Société de l'histoire de France par E. J. B. Rathery. Tome VII. Paris, Jules Renouard, libraire de la Société de l'histoire de France, 1865. VI u. 492 S., von welchen S. 470—492 die chronologische Table des matières enthalten. Der Verfasser dieser Memoiren ist René Louis de Voyer, Marquis d'Argenson, geb. am 18. Oktober 1694, gest. am 26. Januar 1757. Er war von 1744 bis 1747 Staatssecretair des Auswärtigen.

*) Marc Pierre de Voyer, Graf d'Argenson, geb. 1696, gest. 1764.

**) Marc Antoine René de Voyer d'Argenson, Marquis de Paulmy, geb. 1722, gest. 1787. Er sammelte eine große Bibliothek, jetzt Bibliothèque de l'Arsenal.

***) „De spectaculis theatralibus Christiano cuique tum laico tum clerico vetitis." Die 1755 in Rom erschienene Schrift Concina's, geb. 1686, gest. 1756: „Del teatro moderno contrario alla professione Christiana", ist wohl eine Uebersetzung der lateinischen. Er war fortwährend in theologischen Streitigkeiten mit den Jesuiten. Concina schrieb sehr viel; sein bedeutendstes Werk ist: „Theologia Christiana dogmatico-moralis," Rom (Venedig), 1749, in 10 Bänden (4o.), wiedergedruckt zu Ulm 1755.

†) Verona, 1753, 4o. Aus eigener Ansicht kenne ich die zweite Auflage, deren vollständiger Titel ist: „Dei teatri antichi e moderni, trattato in cui diversi punti morali, apartenente al teatro si mettono del tutto in chiaro. Con la qual occasione risponde al P. Daniele Concina, chi vien ora in tal materia cosi fieramente attacato da lui. Edizione seconda. In Verona MDCCIV. Presso Agustino Carattoni. Con licenzia de' superiori. 4o.

theidigung der Theater. „Wir haben nie beabsichtigt, fügt er hinzu, und werden nie beabsichtigen, sie zu beseitigen, ebenso wenig die Lust- und Trauerspiele überhaupt zu verbieten, aber wir haben zu bewirken gesucht, daß man nur anständige und moralische Stücke darstelle, und daß in solchen Städten unserer Staaten, in welchen der Gebrauch Frauen verbietet zu deklamiren und zu tanzen, derselbe aufrecht erhalten werde. O, wie schön und wahr ist der Gedanke, den Sie aussprechen, daß die Schauspiele unserer Zeit weit züchtiger, als die der alten Zeiten, und sie, wenn ihnen einige Aufmerksamkeit geschenkt wird, sich so gestalten können, wie es rechtliche und welterfahrene Männer verlangen. Nein, wie Sie richtig sagen, es ist weder wünschenswerth noch möglich, daß die Theater abgeschafft, daß alle Lust- und Trauerspiele unterdrückt werden und man den Pastor fido*) und die Merope**) auf Einen Haufen (in un fascio) wirft. Wir haben uns oft an Geistliche voll Eifers und Wissens gewandt, die der Welt aber mehr Uebles zufügen, als die Theater, gesellschaftliche Unterhaltungen und die Bälle; wir wollten ihnen einige Gründe, welche ihnen Veranlassung gaben, ihre Gelehrsamkeit, die wir nie von der Frömmigkeit sondern, darzulegen, mittheilen. Wir hatten nicht das Glück, verstanden zu werden, in Folge einer Ehrfurcht der Menschen, die den Herzen des Jahrhunderts nicht fremd ist. Genehmigen Sie diese offene Mittheilung (sfogo), welche durch unsere fast sechszigjährige Freundschaft für Ihre Person, der wir unter allen Umständen unseren apostolischen Segen ertheilen, gerechtfertigt ist. Gegeben in Rom zu Sta. Maria Maggiore am 6. Oktober 1753, unseres Pontifikats im XIV. Jahre."

Ich lasse ein Paar Stellen von d'Argenson folgen, aus denen Geist und Stil des Tagebuches zu ersehen, deren Eigenthümlichkeit aber in einer Uebersetzung nur unvollkommen hervortreten würde:

1752, am 2. Juni, bei Erwähnung von drei neuen Bänden der „Memoires de l'abbé de Montogon" äußert der Verfasser: „En Espagne, l'ignorance contient encore les peuples et les empêche de raisonner. En France, on nous a traités longtemps ainsi, mais voici que, sous ce règne, nos opinions s'evertuent beaucoup par le voisinage d'Angleterre; or l'opinion gouverne le monde ainsi, que prononcera-t-on sur cette question dans l'avenir: Le despotisme augmentera-t-il, ou diminuera-t-il en France? Quant à moi, je tiens pour l'avènement du second article, et même du republicanisme. J'ai vu de mes jours diminuer le respect et l'amour du peuple pour la royauté. Louis XV. n'a ni gouverné en tyran, ni en bon chef de république; or, ici, quand on ne prend ni l'un, ni l'autre rôle, malheur à l'autorité royale! L'on demande, où sont les chefs de partie: je réponds qu'ils sont dans le parlément de Paris."

Am 13. December 1752 schreibt d'Argenson: „Voici toutes les passions du Roi et tout le ressort du Gouvernement: „Laissez-moi dormir, laissez-moi en repos, que j'aie la paix, que je n'aie point de déshonneur, qu'on me laisse aller à mes campagnes, à mes petits plaisirs, à mes habitudes: quelques bâtiments, de petites connoissances, quelque curiosité, quelques recherches que je ne crois pas bien chères. Que j'aie la paix à la cour, dans le royaume et avec mes voisins; je serai bien aise encore d'obtenir quelque gloire qui ne me donnât pas de peine, l'ordre ancien et accoutumé, sans examen la religion du pays." C'est Morphée qui règne, ou une belle paresseuse qui a les chairs fermes et l'âme molle, bonnes gens fabriquées ainsi par le ciel, sans vices et sans vertus."

*) Giambattista Guarini's Schäferspiel.

**) Maffei's Trauerspiel, zuerst 1714 gedruckt.

Am 30. April 1753 erzählt der Marquis: „L'on multiplie les lettres de cachet, comme si l'on voulait montrer au parlément le peu de cas que l'on fait de ses remontrances sur cet article. L'on vient de mettre à la bastille le sieur de la Beaumelle,*) qui a professé le droit public à Copenhague et a composé divers écrits très libres (Voy. p. 86, et Delort, Histoire de la detention des philosophes, t. II. p. 23, et suiv.). Il a fait aussi un critique sur le Siécle de Louis XIV., de Voltaire, où il a noté des choses injurieuses sur M. le duc d'Orléans Régent: ainsi c'est M. le duc d'Orléans son petit-fils qui a demandé cette mention; Mme. Dénis, nièce de Voltaire l'a aussi demandée, et voilà tout le Parnasse revolté contre Voltaire plus que jamais."

Hamburg. Dr. F. L. Hoffmann.

Nord-Amerika.

Humaniora am Strande des Großen Oceans.

Jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das bei den Zöglingen der englischen Gelehrten-Schulen und Universitäts-Collegien in so hohem Grade vorherrscht und das sich in der Literatur wie im sozialen Leben von England von so bedeutendem Einflusse erweist, — ein Gefühl, mit welchem unsere deutschen Schulfreundschaften, selbst auf Anstalten wie Schulpforte, Roßleben u. dergl., die durch äußere Lebensgemeinschaft engere Bande um die Mitschüler ziehen, sich an Stärke und nachhaltiger Wirksamkeit nicht vergleichen lassen — übt auch in Amerika eine Macht aus, die zu den Faktoren des literarischen und wissenschaftlichen Lebens gehört. Die Zöglinge, oder besser gesagt die Studirenden jener großen Gelehrten-Schulen, welche, wie Harvard-College, Yale-College, in den Vereinigten Staaten die Stelle der Universitäten vertreten, und die Mitglieder der Unterrichts-Anstalten, die fast in jeder Staaten-Hauptstadt, meist mit dem Titel einer Universität geziert, den Mittelpunkt der klassischen Studien bilden, hängen nicht weniger eng aneinander, als die Schüler von Eton oder Harrow, die Fellows des Trinity-College in Cambridge oder des Christ-Church-College in Oxford, und ihre Verbindungen erstrecken sich ebenso häufig, wie die sprüchwörtlich gewordenen Jugendfreundschaften jener englischen Schulen, weit über Schul- und Universitätsjahre hinaus. Jahresversammlungen, den Stiftungsfesten unserer Universitäts-Verbindungen nicht unähnlich, erhalten auch in Amerika den persönlichen Verkehr zwischen den verschiedenen Generationen rege; periodische Publikationen, an denen sich die „alten Herren" zu betheiligen pflegen, pflanzen die Collegien-Erinnerungen auf dem literarischen Gebiete fort; Stiftungen und Sammlungen begründen auch zwischen den gewesenen Mitgliedern gemeinsame praktische Interessen, indem sie fortdauernde Fürsorge in Anspruch nehmen und zu Handlungen eines nicht selten sehr freigebigen Mäcenatenthums anregen. Und wie in

*) Laurent Angliviel de la Beaumelle, geb. 1727, gest. 1773, war Hofmeister des Sohnes des Geheimenraths Gram, dann seit 1750 Professor der französischen Sprache und schönen Wissenschaften. Er verließ Dänemark schon 1751, ging nach Berlin und 1753 nach Paris. Von seiner anonymen Schrift: „Mes pensées", zuerst Kopenhagen 1751 und oft wiedergedruckt, hat Herr Rathery in der Anmerkung zu S. 86 nähere Nachricht ertheilt. (Zu vgl. die Anmerk. in „Hielmstiernes Bogsamling" II, S. 805.)

England, so besteht auch in Amerika, außer jenen Zusammenhängen der einzelnen Collegien, ein gemeinsamer Zug zwischen Allen, die auf gelehrten Anstalten ihre Studien gemacht haben, allerdings nicht so stark ausgeprägt, wie dort, wo die beiden großen alten Universitäten in Vertheidigung ihrer reichen Privilegien und Patronatsrechte sogar gemeinschaftliche politische Interessen zu vertreten haben, aber doch immerhin bemerkenswerth unter einem Volke, dem der Sinn für das Ideale durch die ungeheure Entfaltung praktischer Thätigkeit so vielfach verkürzt und verkümmert wird.

Durch einen freundlichen Zufall liegt dem Schreiber dieser Zeilen ein Heft vor, das über diese — man könnte sagen — Freimaurerei der Studirten in Amerika anziehende Aufschlüsse giebt, und das gleichzeitig als ein sehr merkwürdiges Zeugniß von dem unglaublichen Aufblühen des amerikanischen Westens, von den Fortschritten der Civilisation in Kalifornien, Beachtung verdient. Es ist der Bericht über eine Versammlung von Zöglingen höherer Bildungsanstalten am Strande des Großen Oceans,*) welche sich am 6. Juni d. J. zu Oakland in Kalifornien zur Begehung eines Jahresfestes und zugleich zur Organisirung einer festen Vereinigung zusammengefunden hatten: Theologen, Juristen, Mediziner, Lehrer aus allen Theilen der Staaten und Gebiete, die sich hier im fernsten Westen zur Union bekennen, aus Städten, deren Grundstein vor wenigen Jahren noch nicht gelegt war, und die jetzt Emporien der größten irdischen Schätze, Handelsplätze von täglich größerer Bedeutung für den Weltverkehr sind, und aus Ansiedelungen, die sich unter der Zauberruthe des allmächtigen Goldes aus den rohesten Zuständen unglaublich schnell zu Sitzen der Bildung und der Kultur umgestalten. Aber nicht blos die Jünger der vier alten Universitäts-Fakultäten waren auf dieser Versammlung erschienen. Das Statut erklärt außer denen, die auf Collegien, Universitäten oder gelehrten Fachschulen einen Grad erlangt, d. h. ein Examen bestanden haben, auch die Zöglinge der Militär- und Marine-Kriegsschulen der Vereinigten Staaten zur Mitgliedschaft berechtigt, und das Mitglieder-Verzeichniß, das beiläufig zwischen 500 und 600 Namen aufweist, führt eine beträchtliche Zahl von Westpointers, Offizieren, die auf der großen Kriegs-Akademie von Nordamerika ihre Ausbildung erhalten haben, und überhaupt militärische Würden jeder Art in Menge auf.

Rede, Gedicht und Trinksprüche, an denen die Versammlung ebenso wenig als irgend ein deutscher „Tag" Mangel litt, giebt der Bericht unverkürzt wieder. In ihnen allen pulst mit Energie das Gefühl des Sieges in dem Riesenkampfe mit der Rebellion, die Trauer und die Erhebung über die Frevelthat, die am Vorabend des Triumphes die Mission des großen Verkämpfers der Unionssache beendigte, das Bewußtsein von der ungeheuren Bedeutung dieses Sieges für die Sache der Humanität. Aber so energisch diese Gefühle sich aussprechen, so ist doch der Ton, der alle Kundgebungen der „versammelten Alumni" durchweht, frei von jenem hochgradigen Selbstbewußtsein, von den Ausschreitungen des Selbstlobes und der Ueberhebung, wie sie sonst so häufig bei ähnlichen Gelegenheiten in Amerika laut werden. Der Festredner, Prediger Horatio Stebbins aus San Francisco, der an den Pilgrimvätern und den Vätern des Unabhängigkeitskampfes die Entwickelung der nationalen Mission der großen Republik nachwies, hob mit Nachdruck hervor, wie die Vorfahren, die man als die Begründer der religiösen und politischen Freiheit zu feiern gewohnt sei, die Tragweite der von ihnen vertheidigten Gedanken keineswegs in ihrem ganzen Umfange erfaßt, wie sie nur in unabwendbarer Nothwendigkeit und für das nächstliegende Eigene in den Kampf getreten seien. Aber indem sie das thaten, pflanzten sie Prinzipien von unverlöschlicher Wirkungskraft und unberechenbarem Einfluß auf, Prinzipien, die in dem eben beendeten großen Streit nur die nothwendig gebotene Erfüllung erlangten. Dieser Kampf hat die Nation zum Vollbesitz ihrer Idee geführt, der Idee der **Humanität** — der Humanität, die nicht eine bloße Empfindung, ein bloßer idyllischer, sittlicher Gedanke, oder eine Neigung zur Gutmüthigkeit ist, sondern das Bewußtsein einer idealen Macht, durch welche Gott sich im Menschengeschlecht verleiblicht: die allseitige weltengroße Humanität, der Gott eine Stätte angewiesen hat, auf daß die Menschheit ihm nachfühle, wenn sie ihn erkennt.

Die Verkörperung dieses gewaltigen Fortschrittes der Nation war der Präsident Lincoln, ein Mann, den das Volk als providentiellen Führer erwählt hatte, und der von sich glaubte, daß er blos dem Gange der Ereignisse gefolgt sei. Nie hatte sich die Idee des Landes in solchem Maße personificirt. Von dem Tage ab, da er sein Haus in Springfield verließ, um in das zu gehen, das vom Volke erbaut ist, entfaltete er die Eigenschaften, die einen Mann zum Träger des Zeitgeistes machen. Was es in amerikanischen Ideen und Institutionen Gutes gab, das vereinte er in sich. Und indem sich diese Ideen im Sturm der Ereignisse immer mehr klärten, fanden sie in ihm ihren natürlichen Verbündeten und erweiterten sie sein eigenes Wesen. Er ist der einzige Präsident seit Menschengedenken, der an Würde und Kraft des Charakters während seiner Regierung gewachsen ist. Er bewahrte sich seine Einfachheit und verlor seinen gesunden Sinn nicht. Er hörte auf Anderer Rath, und doch überwand er klügere Männer durch die Macht seines gerechten schlichten Verstandes. Er glaubte an das Land, an die Männer, die das Land machen, an das schlichte Volk mit seinen Heimstätten und Heerden, und mit der hehren Erbschaft an Vaterlandsliebe. ... Führer in dem großen Bürgerkampfe, der die menschlichen Geschicke über den Erdball hin berührt und ändert, ward er, wie sein Charakter und sein Geist sich unter dem providentiellen Gang der Ereignisse entfalteten und in der merkwürdigsten Weise die Macht und Bewegungskraft der Zeit-Ideen in sich aufnahmen, zum persönlichen Träger, zur Verkörperung dieser Ideen — vor Allem für die Neger-Race, deren Forderungen er begrüßte, der er ihr lange vorenthaltenes Recht zusprach, unter den Donnern und Blitzen der entfalteten Macht des Volkes. Für diese Race verklärt er sich zur idealen Gestalt des unsterblichen Befreiers, des gerechten und barmherzigen Richters. ...

Noch gehaltener klingt uns dieser weiche volle Ton aus dem Festgedicht entgegen. Und doch ist es ein junger glühender Dichter, der hier vielleicht zum ersten Male die Fülle seiner Lebensanschauung ausströmen läßt über die größte Frage aller Zeiten. Der Mensch — ein Geist — oder besser übersetzt: Mensch, **der** Geist (Man the Spirit) ist sein Gedicht überschrieben, eine gedankenvolle Abwehr der Pseudophilosophie des Utilitarismus, und gleichzeitig eine beredte tiefsinnige Vertheidigung der klassischen Studien. **Edward Rowland Sill** — der Name wird wohl zum ersten, aber schwerlich zum letzten Mal

---

*) Oration, Poem and Speeches delivered at the Second Annual Meeting of the Associated Alumni of the Pacific Coast, held at Oakland, California, June 6th 1865. Published by the Association. San Francisco, Towne and Bacon. 108 p. in gr. 8.

diesseits des Oceans genannt — ein kalifornischer Banquier in San Francisco, ruft dem Materialismus seiner Landsleute die Losung entgegen:

That man is no mere spider-like machine
To spin out webs of railroads after him
In all earth's corners, nor a crafty brain
Made to knit cunning nets of politics
Or sharpen down to insignificance
On the grinding wheels of business, but a Soul,
That travelling higher worlds in upper light
Dips down through bodily contact into this;
As a hand trails over a boat's side through the waves,
And seems to the sea-creatures, eyed alone
For their own element, a thing of the sea.
Whether he wear the purple or the serge,
Whether he worships under frescoed pomp
Or bare-hewn rafters, it is still the man,
The individual spirit, something far
Beyond earth's chemistry, to whom all else
Are only foot-lights, scene, accessory,
Or nothing, or a farce, a mockery.

Im Laufe seiner Betrachtung, daß zu großen Thaten Männer der modernen praktischen „Patent"-Lebensmethode nicht ausreichen, sondern daß immer der große Mann das heilige Feuer aus den Büchern der Alten, oder in den noch älteren Sternen in Einsamkeit, fern von dem Geräusch der Straßen und schwatzender Menschen empfangen hat, schwingt sich der Poet zu einem wunderschönen Grablied auf den Präsidenten auf, „der unser Größter war." Mit Verlaub unserer Leser, auch derer die nicht Englisch verstehen, möge es im Original folgen. Einsender ist ein schwacher Dollmetsch, und könnte er's, er würde es nicht übersetzen. Das Exemplar, dem dies Gedicht entnommen wird, ist muthmaßlich das einzige in Europa, und wird bald nicht mehr in Europa sein; mag daher der Dichter in seiner Sprache reden. Sein Lied ist zudem so schön, daß es nicht lange auf einen reimkundigen Uebersetzer zu warten haben wird.

Were there no crowns on earth
No evergreen to weave a hero's wreath,
That he must pass beyond the gates of death,
Our hero, our slain hero, to be crowned?
Could there on our unworthy earth be found
Naught to befit his worth?

He the noblest soul of all!
When was there ever, since our Washington,
A man so pure, so wise, so patien tone
Who walked with this high goal alone in sight
To speak, to do, to sanction only Right,
Though very heaven should fall?

Ah, not for him we weep;
What honor more could be in store for him?
Who would have had him linger in our dim
And troublesome world, when his great work was done —
Who would not leave that worn and weary one
Gladly to go to sleep?

For us the stroke was just;
We were not worthy of that patient heart;
We might have helped him more, not stood apart,
And coldly criticised his works and ways —
Too late now, all too late, our little praise
Sounds hollow o'er his dust.

Be merciful, our God!
Forgive the meanness of our human hearts,
That never, till a noble soul departs,
See half the worth, or hear the angel's wings
Till they go rustling heavenward as he springs
Up from the mounded sod.

Yet what a deathless crown
Of Northern pine and Southern orange-flower
For victory, and the land's new bridal hour
Would we have wreathed for that beloved brow!
Sadly upon his sleeping forehead now
We lay our Cypress down.

O martyred one, farewell!
Thou hast not left thy people quite alone,
Out of thy beautiful life there comes a tone
Of power, of love, of trust, a prophecy,
Whose fair fulfillment all the earth shall be,
And all the future tell.

Hoffen wir, daß wir dem Dichter, dem solche Fülle des Wohllauts zu Gebote steht für seine edlen und humanen Gedanken, noch öfter hier in der alten Welt, der Heimat der warm und wacker von ihm vertheidigten klassischen Studien, begegnen werden. Wir sind überzeugt, daß unsere Mittheilung von der Botschaft des Geistes, die er vom Strande des Großen Oceans ertönen ließ, so unvollkommen diese Mittheilung auch sein konnte, ihm Freunde bei uns erwecken wird. F.

Rußland.

Die russischen gelehrten Gesellschaften im Jahre 1864.

In dem Jahrbuche der gelehrten Gesellschaften Frankreich's und des Auslandes, welches der Graf Achmet d'Héricourt 1863 und 1864 in zwei Bänden herausgegeben*) findet man u. A. auch ausführliche Nachrichten von den gelehrten Gesellschaften im russischen Kaiserreiche, nach alphabetischer Ordnung der Gouvernements (im zweiten Bande S. 306—341). Von der Mehrzahl hat der Herausgeber Näheres mitgetheilt, deren Verwaltungs-Personal und veröffentlichte literarische Leistungen verzeichnet. Wir begnügen uns, hier eine Uebersicht dieser wissenschaftlichen Vereine, deren Zahl groß, zu geben.

Archangel: Gesellschaft der Aerzte. — Mitau: Kurländische Landbau-Gesellschaft. Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst. — Reval: Ehstländische literarische Gesellschaft. — Helsingfors: Landbau-Gesellschaft. Gesellschaft für die Fauna und Flora Finnlands (Sällskapet pro Fauna et Flora Finnica). Gesellschaft für finnische Literatur (Suomalainen Kirjallimuden Seura). (Die Gesellschaft läßt ein lateinisch-finnisches, ein deutsch-finnisches und ein schwedisch-finnisches Wörterbuch drucken, dem später ein französisch-finnisches folgen soll.

*) Annuaire des Sociétés savantes de la France et de l'Étranger. Tome premier: France, Belgique, Hollande et l'Angleterre. Tome deuxieme: Suisse, Conféderation Germanique, Danemark, Suède et Norwège, Turquie, Grèce, Italie, Espagne, Portugal, Afrique, Amérique, Asie et Océanie. Paris u. s. w. Gr. 8o. Bd. 1. Vorsetztit. u. Tit., XXXII. (Einleitung) u. 472 S. Bd. 2. Vorsetztit. u. Tit. u. 510 S.

Ihre Preisaufgabe für 1864 und 1865 ist: eine finnische Uebersetzung der dramatischen Werke Shakespeare's.) Finnische Gesellschaft der Aerzte. Finnische Gesellschaft der Wissenschaften (Societas Scientiarum Fennica). **Kasan**: Kaiserliche ökonomische Gesellschaft. — **Kaluga**: Landbau-Gesellschaft. Medicinische Gesellschaft. — **Kiew**: Archäologische Kommission. Gesellschaft der Aerzte. Statistisches Comité des Gouvernements Kiew. — **Kursk**: Medicinische Gesellschaft. Statistische Gesellschaft. — **Dorpat**: (Gelehrte Ehstnische Gesellschaft zu Dorpat.) Kaiserlich livländische ökonomische Gesellschaft. Dorpater naturhistorische Gesellschaft. — **Riga**: Pharmaceutisch-chemische Gesellschaft. Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen. Lettische literarische Gesellschaft für Liv- und Kurland. Literarisch-praktische Bürger-Verbindung. Gesellschaft der Aerzte. Musikalische Gesellschaft. Riga'scher Dichter-Zirkel. Allerhöchst bestätigter Riga'scher Thierschutz-Verein. Naturforschender Verein. — **Moskau**: Kaiserliche Landbau-Gesellschaft. Kaiserliche Gesellschaft für Acclimatation. Kaiserliche moskowitische Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer (gegründet 1802). Gartenbau-Gesellschaft. Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur der kaiserlichen Universität zu Moskau. (Begründet 1811, bemerkt der Herausgeber, hat diese Gesellschaft 1822 prosaische und poetische Schriften und 1855 eine Geschichte der lateinischen, griechischen und slavischen Akademie zu Moskau veröffentlicht.) Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau. Physikalisch-medicinische Gesellschaft. — **Odessa**: Landbau-Gesellschaft für Mittel-Rußland. Kaiserliche Gesellschaft der Geschichte und Alterthümer. (5 Bände Memoiren. Hat auch drucken lassen: Descriptio musei Odessani; Beschreibung der Münzen des 10. Jahrhunderts, russisch; Prospectus der ältesten hebräischen Manuscripte; Geschichte der Zaporogischen Kosacken, russisch, und durch Unterstützung die Herausgabe mehrerer Werke ermöglicht. Sie besitzt eine Bibliothek von 2116 Bänden, circa 15,000 Münzen und mehr denn 1000 antiquarische Gegenstände u. dgl.) — **Kamenetz-Podolsk**: Medicinische Gesellschaft, mit einigen Filialgesellschaften in den Arrondissements. — **Warschau**: Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste für das Königreich Polen. Gesellschaft der Bibliothek (Société de la Bibliothèque) (Giebt seit 1841 heraus: „Biblioteka Warszawska", ein literarisches und geschichtliches Journal.) Medicinische Gesellschaft. — **St. Petersburg**: Kaiserliche medicinische und chirurgische Akademie. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Kaiserliche archäologische und numismatische Gesellschaft. Kaiserliche freie ökonomische Gesellschaft. Entomologische Gesellschaft. Kaiserliche geographische Gesellschaft für Rußland. Gartenbau-Gesellschaft. Pharmaceutische Gesellschaft. — **Cronstadt**: Gesellschaft der Marine-Aerzte. — **Wilna**: Archäologische Gesellschaft. Kaiserliche medicinische Gesellschaft.*)

Nach dem Jahrbuche der Aerzte zu Kiew für 1863 sind am Schlusse noch 21 ärztliche Vereine in Rußland kurz angegeben.

Viele der angeführten Gesellschaften haben eine bedeutende und erfolgreiche Thätigkeit bekundet, die auch außerhalb Rußland's allgemein anerkannt ist. Die Gesellschaftsschriften, zusammengestellt, würden einen ansehnlichen Bibliotheksraum füllen. Sie enthalten wichtige und werthvolle Arbeiten, die für viele Wissenschaftszweige ein wahrer Gewinn sind. Leider gelangen manche derselben nur wenigen deutschen Gelehrten zur Kunde; einige kommen nicht in den Buchhandel oder sind, weil in russischer Sprache geschrieben, den meisten unzugänglich. F. L. H.

*) Berichtigungen der obigen Mittheilungen werden willkommen sein.

Palästina.

Neue Pilgerfahrten in das Land der Verheißung.

So viele jener geistigen Verbindungsfäden, welche den schmalen Küstenstrich zwischen Jordan und Mittelmeer mit dem Abendlande, mit den Hauptsitzen der europäischen Kultur und den Emporien der Christus-Religion verknüpfen, auch im Laufe der Jahrhunderte gelöst, gelockert und zerschnitten worden sind, immer noch ist jener geheimnißvolle Zug geblieben, jenes Sehnen nach der Wiege unserer Gesittung, dem wohl Wenige nur folgen, das aber wohl fast Alle mehr oder minder empfinden oder empfunden haben, weil es bei dem einmal eingeführten Entwickelungsgange der Jugendbildung in Schule und Haus innig sich mit den ersten Eindrücken des zartesten Kindesalters unbewußt verwebt. Man mag mit vollem Recht behaupten, daß die weitaus größte Mehrzahl der Pilger, derer sowohl, die mit Schwert und Lanze blutig rangen, ihrem Glauben seine älteste Heimstatt zurückzuerobern und ein christliches Reich auf der Pflanzstätte des Christenthums zu begründen, als auch derjenigen, welche nur kamen, um zu dulden und zu beten, vielfach enttäuscht zurückkehrten in die Heimat, wenn sie diese überhaupt je wiedersahen und nicht vor oder in dem Lande ihrer Sehnsucht dem mannigfachen Ungemach, den Mühseligkeiten und Beschwerden oder dem feindlichen Schwerte erlagen.

Ein englisches*) und ein deutsches Reisewerk**) dienen uns als Führer auf dem heiligen Boden. Beide sind von Laien, in kirchlichem sowohl wie wissenschaftlichem Sinne Laien, geschrieben. Seinen stärkeren Umfang verdankt das englische Werk wohl hauptsächlich dem Umstande, daß uns der Verfasser auf das Genauste von seinen persönlichen Anschauungen, Abenteuern, Erlebnissen und Erfahrungen unterhält, seine Bibelkenntniß mit ziemlicher Breite darlegt und bei jedem Ort, den sein Fuß betritt, dessen historische Beziehungen bis auf die entlegensten Zeiten mittheilt.

So springt die Darstellung aus dem ruhigen Fluße der Erzählung eigener Erlebnisse und Anschauungen plötzlich in die alttestamentlichen Zeiten zurück, beschäftigt sich dann wieder mit den Perioden der Römerherrschaft und dem irdischen Walten des Weisen von Nazareth und gestattet fast nie eine ruhige objektive Betrachtung.

Nach einer im Ganzen glücklichen Fahrt landet W. H. Dixon in Jaffa, das mit seinem düstern Gemäuer noch ganz so wie in den Kreuzfahrertagen in die dort immer unruhige und durch verborgene Klippen unsicher gemachte hochbrandende See hinausblickt. Ein dicker Aegypter bringt unter herzlichem Dank gegen Allah seine vier in Tarent gekauften christlichen Houris vom Bord des freien Lloyd-Schiffes, wo ihm der rechtmäßige Besitz seiner erhandelten Schönheiten immer noch bestritten und verkümmert werden konnte, an das feste Land, dessen Gesetz ihn in seinen Hoheitsrechten schützt. — Noch immer dauert dieser weibliche Sklavenhandel für die türkischen Harems an den Ufern des Mittel- wie des Schwarzen Meeres fort, meist allerdings im Einverständniß mit den Opfern selbst oder den nächsten Angehörigen derselben. Auch von Hamburg aus geht alljährlich ein solcher

*) Dixon W. H., The Holy Land. Leipzig, Tauchnitz, 1865. 2 vols.

**) Theobald Schlegel's Reise nach dem heiligen Lande. Gera, Selbstverlag; Leipzig, Hinrichs, 1865.

Zug von sittlich Verlorenen meist über Riga, Petersburg und Moskau, um, wenn die Unglücklichen vorher nicht erlegen sind, über Odessa in den türkischen Harems zu verschwinden.

Im graden Gegensatze zu jenem von Eifersucht gequälten Polygamisten beobachtet Tiron auf dem kleinen Boote, welches ihn durch die gefährliche Brandung nach Jaffa trägt, eine würdige weißlockige Schweizerin aus Genf, die Frau eines Missionärs, welche, nachdem sie ein ganzes Menschenalter hindurch an der Seite ihres Gatten redlich für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt, nun auch die Geburtsstätte des Heilandes und die Pflanzstätte der herrlichen Lehre der erbarmenden Liebe heimsuchen will, um dort zu beten und dann neu gestärkt und gekräftigt, an ihre große Aufgabe, an ihres Gatten Seite zurückzukehren gedenkt, zufrieden, wenn sie nicht auf dem, durch ihre Mitwirkung heidnischer Finsterniß entrungenen Boden, ihrem müden Körper ein christliches Grab erwirbt.

Nachdem die Anfangsgründe der lingua franca, jenes bunten Mischdialektes aus Italiänisch, Französisch, Spanisch, Griechisch, Arabisch und allen am Mittelmeer gesprochenen Sprachen, welcher schon zur Zeit der Kreuzzüge die Verkehrssprache dieses bunten Nationen-Gemengsels bildete, das die alten Kultursitze jenes fruchtreichen und wunderherrlichen Beckens ausfüllt, nachdem ferner die nöthige Dienerschaft nebst den zugehörigen Zug- und Lastthieren theils gekauft und theils gemiethet ist, geht die beschwerdenreiche und nicht gefahrlose Reise weiter in das gelobte Land hinein. Ihm zu folgen, dürfen wir unseren Lesern nicht zumuthen. Vieles in dem Buche ist bekannt, manches Andere interesselos, aber einzelne Kapitel werfen auch über Sitten und Zustände, im Lande, in alter sowohl als neuer Zeit, so eigenthümliche Streif- und Schlaglichter, daß wir die Lektüre allen denen wohl empfehlen können, die für Land und Leute in Palästina ein mehr als gewöhnliches Interesse empfinden.

Das oben angeführte Werk Theobald Schlegel's, eines Kaufmanns aus Sorau, ist bei Weitem dürftiger, doch gewährt es in seiner knappen, streng auf das Sachliche beschränkten Haltung einen leichteren Ueberblick, und das Andenken aus Jerusalem (Nachbildung eines Silberlings aus der Römerzeit), welches der Verfasser und Selbstverleger seinem Buche gratis beigiebt, dürfte Manchen zum Ankauf reizen. E. S.

Arabien.

Geheimnisse Arabiens.*)

Es giebt keine reichere, frischere Literatur, als die englisch-touristische. Der reiche, gebildete Engländer reist zum Vergnügen, zur Belehrung, aus Langeweile, aus Kraftgefühl und Uebermuth über ganze Erdtheile, ja nach Spitzbergen im eigenen Boote, wie vor zehn Jahren ein Lord. Mr. Atkinson und seine wohl noch kühnere Frau durchjagten und durchritten Sibirien. Ein Engländer brachte es bis Mekka und dem heiligen Grabe der Muhammedaner. Andere durchzogen und durchforschten Afrika, Tausende von Meilen weit von allen möglichen Küsten her. Jetzt hat wieder ein Engländer eine ganz uralte, verfallene, verschlossene, ganz unbekannte Welt erschlossen, die Wüsten und Wildnisse Arabiens, die auf den besten Karten aus weißen Flecken bestehen und in der Wirklichkeit manche große Stadt und mehrere selbständige Staaten enthalten. Dieses Arabien, Schatzland der Geschichte und Poesie, fabelhafter Spezereien, des Weihrauchs und der Myrrhen, wo der heilige Berg Sinai ragt und die heiligen Stätten des Propheten liegen, das Grab Mosis und Mohammed's, über dessen heißen Sand der Heiland in seiner Mutter Arm als Kind flüchtete, und zwar auf dem Wege der Kinder Israel aus Aegypten, ist uns geographisch ziemlich fremd, im Innern ganz unbekannt geworden. Selbst von den Quellen Ma'ans bis zur Straße von Bab el Mandeb, bis zum Oman-See, unter dessen blauen Wassern Hinda schläft — sieht Alles seltsam, mystisch und träumerisch aus. Die Herrschaften, welche Mekka-Kaffe trinken, wissen kaum, wo er herzukommen geglaubt wird.

Ein riesiges Halbinselland, Quelle einer einst mächtigen, noch jetzt weiten und breiten Religion und Kultur, ist der Schauplatz jener fabelhaften fanatischen Pilgrime und der phantasiereichsten Tausend- und -Eine-Nacht-Geschichten und im Innern weniger bekannt, als die Centralstaaten Afrikas. Ich sehe eine neue Karte von Arabien vor mir und ein neues Buch über Arabien und finde fast lauter geographisch unbekannte Gegenden, Städte und Staaten ganz genau gezeichnet und aus eigensten Erlebnissen genau geschildert. Deshalb ist die kühne Forschungsreise Palgrave's und sein Buch ein Ereigniß, eine wissenschaftliche Eroberung.*)

„Wir, d. h. Palgrave, ein Coelo-Syrier und deren arabische Führer und Diener, wollen das Land Muhammed's in vollster Breite durchforschen und wissen, was darin ist, oder es soll unser Grab werden." So sprach der Engländer und hielt Wort in ganzer Ausdehnung. Sie zogen — er als arabischer Arzt — durch das östliche Thor von Ma'an hinaus in die wüste Unendlichkeit, die bisher blos unter dem Namen Syrisch-arabische Wüste bekannt, d. h. unbekannt war. Zweihundert englische Meilen lang ging's über Gestein, Basalt und Kiesel, die, getreten, allein die Stille durch unmelodisches Knirschen unterbrachen. Die Kamele eilten mit plumper Schnelligkeit in das unendliche, schweigende Nichts hinein, von Brunnen zu Brunnen, die in großen unregelmäßigen Entfernungen kleine Oasen bilden und von den weithinschauenden „Schiffen der Wüste" gewittert werden.

Die Wüste wird von nomadischen Beduinen, räuberischen, verkommenen, kaum menschlichen Wölfen in Menschengestalt durchzogen, die alle poetischen Illusionen aus „Tausend und eine Nacht", dem „Talisman" und dem „Araber und seine Stute" Lügen strafen. Selbst die kostbaren arabischen Pferde, Hengste und Stuten sind falsch, häßlich und boshaft. Die gebildeten Araber, sagt Palgrave, sind eine der edelsten Racen auf Erden, aber die der Wüste, die Beduinen, stehen beinahe unter dem Anspruche, zu den Menschen gerechnet zu werden. Sie haben keine Ahnung von Religion, Sittlichkeit, Gesetz, Liebe, Treue, kennen nichts, als immerwährende Gefahr, Hunger und Durst und dessen Befriedigung um jeden Preis.

Ihr nächstes Ziel war Djowf, eine große, bis jetzt unbekannte Ländermasse in der Wüste, ein ziemlich gut bevölkerter

---

*) Narrative of a Year's Journey through Central and Eastern Arabia, by William Gifford Palgrave, London: Macmillan, Berlin, Asher and Co.

*) Bereits im Jahre 1864 (Nr. 26) haben wir, nach Vorlesungen, die Palgrave damals in der Geographischen Gesellschaft zu London gehalten hatte, über dessen merkwürdige, arabische Enthüllungen berichtet. D. R.

und weise regierter Staat jenseits der Sandwüste (Nefood oder Töchter der Wüste) mit Medina an der einen und Zulphab, dem großen Handelsthore des östlichen Nejed oder Nedsched auf der anderen Seite. Djowf liegt zum Theil da, wo auf manchen Karten „Wahabiten" steht. Der Beherrscher dieses Reiches, wahrer König der Menschen, heißt Telāl und tritt uns aus Palgrave's Schilderung als ein merkwürdiger nobler Charakter vor die Augen. Telāl, König der Tai, deren Geschichte wir bis zum fünften Jahrhundert zurück in einer Skizze erfahren, ist ein leutseliger König und Herr gegen gemeine Leute, zurückhaltend und stolz gegen die Aristokratie, muthig und umsichtig im Kriege, Beschützer des Handels und Wandels und ein leidenschaftlicher Baumeister im Frieden, freigebig bis zum Luxus, aber sehr auf Verbesserung der Staatseinnahmen bedacht, freisinnig in religiösen Dingen, aber nicht locker, verschwiegen in seinen Plänen, niemals sein Wort brechend oder einen Vertrag verletzend — so ist er das wahre Musterbild eines Fürsten, der König Arthur unter den Arabern in seiner blühenden Residenz Hayel (auf keiner Karte angegeben, auf der Palgrave's etwa 100 englische Meilen nördlich von Shakra). Palgrave lebte als Doctor und Kaufmann ein sehr angenehmes Leben unter dem Schutze und als Freund des Königs, der die Fremden für echte Syrer hielt, aber doch mit einigem Mißtrauen, das besonders vom Onkel des Königs, Obeyd, einem fanatischen „Rechtgläubigen", genährt ward. Dieser hätte sich wohl gern um Allah und seinen Propheten durch Ermordung der verdächtigen Magier, Mediciner und Ketzer verdient gemacht, wäre Telāl weniger fest und edel geblieben. Dieser sandte den grimmigen Onkel, ehe die Gäste abreisten, fort zum Kommando eines gläubigen Heeres, welches die Pilgrim-Straße nach Medina schützen sollte. Palgrave hatte seine Absicht erklärt, nach Nejed (Nedsched), mit der Hauptstadt Riad und dem Könige Abd' Allah, weiter einzudringen. Vor seiner Abreise gab ihm Obeyd einen Empfehlungsbrief an diesen Herrscher mit, der sich nach Eröffnung vor Ablieferung als ein Uriasbrief erwies, so daß sie sich der Empfehlung nicht bedienten. Telāl blieb ein treuer Freund und verhehlte den Reisenden nicht, daß ihre Expedition mit Gefahren verknüpft sei, wie sich denn auch hernach vielfach bestätigte. Der Kampf mit der verschlossenen, grausamen Wüstennatur, obgleich grimmig genug, war das Wenigste. Die Reisenden fühlten sich wieder und wieder in ihrem Leben bedroht durch — Religionshaß, Sektengift, das im Innern Arabiens ganz besonders wüthete. Palgrave giebt genauere Schilderungen von diesem Sekten-Unwesen, ohne uns jedoch besonders dafür zu interessiren. Nachdem sie Telāl's Sohn Bedr von einer Krankheit geheilt hatten, zogen sie am 8. September 1862 Morgens aus dem westlichen Thore von Hayel in die weitere Wüste hinein. Sie waren ihrer 28 am ersten Ruheabende, darunter ein halb wahnsinniger Neger und zwei weibliche Personen. Sie lagerten an einer grasigen Quelle, dem „Diamanten der Wüste", Djebel Shomer, aßen Datteln und ungesäuertes Brot und ließen sich vom Vollmond leuchten, der wie auf ein weites, erstarrtes Meer herunterblickte. Ein Tag war ziemlich wie der andere, nur mehr oder weniger gefärbt durch verschiedene Kämpfe mit räuberischen Beduinen.

Morgens wurde Kaffee gemacht und getrunken, dann aufgebrochen und vorgedrungen über hohe Wüstenrücken und mehr oder weniger bewachsene Thal-Mulden, oft voller Sand, im Angesicht ferner, blau schimmernder Gebirgsspitzen. Keine Flüsse oder Ströme, aber frischer Wind und heiße Sonne, zwitschernde Vögel auf grünen Stellen und lange Reihen graziöser Gazellen, erst neugierig still stehend und studirend, dann in weiter Ferne verfliegend. Sie kommen nach Bereydah und übernachten daselbst, jedoch ohne etwas besonderes zu sehen und zu erleben, als die Geschichte von einer indo-persischen Wallfahrer-Karavane, die, von einer anderen Glaubenssekte in die Wüste irregeführt, bis auf den letzten Mann verhungert und verdurstet gefunden ward.

Ihr Reiseziel ist Riad, die Hauptstadt von Nejed und von halb Arabien, dessen innerstes Herz, das Paris Arabiens, voller Soldaten und nur schön durch den Palast Abd' Allahs. Palgrave schildert die bis jetzt unbekannte Stadt, das Volk, die Regierung und deren Intriguen auf das Genaueste. Und es macht einen seltsamen Eindruck, so auf einmal in die kleinsten Details eines Staates und Volkes hineinzublicken, von denen wir vorher keine Ahnung hatten, die Gefahren mitzufühlen, die der verdächtige syrische Doctor Selim-el-Ey's (Palgrave's angenommener Name) zwischen den wüthenden politischen und kirchlichen Parteien zu bestehen hatte, nur um immer aus einer in die andere getrieben zu werden, bis er sich endlich durch trotzigen Muth und eine glückliche Flucht rettete. Er war bei Hofe eine Zeitlang willkommen, gern gesehen und viel beschäftigt als Arzt. Dadurch lernte er die innerste Geschichte dieser Wahabiten-Dynastie so genau kennen, daß er darüber schreibt, wie Carlyle von den Hohenzollern, oder Dr. Doran von den Königinnen Englands aus dem Hause Hannover. Der König oder Sultan entdeckte endlich, daß Palgrave ein verkappter Ungläubiger sei, und beschloß, ihn in Riad festzuhalten, entweder durch Mord oder durch Heirat.

Er fing mit dem letzteren Mittel an, um ihn zu fesseln, und bot liberal verschiedene Schätze weiblichen Geschlechts; Palgrave parirte tapfer den Angriff, gab jedoch vor, er wolle darauf eingehen, wenn er im Frühling von der längst beabsichtigten Expedition nach Hasa zurückgekehrt sein werde. Abd' Allah stellte sich, als glaube er es, verlangte aber von dem Doctor und Magier vorher etwas diplomatisch-orientalische Medicin von der guten Sorte, nämlich Strychnin. Er lebte mit seinem Halbbruder in bitterster Feindschaft, in einem Hofkriege, und die Edeln des Reichs gruppirten sich in wüthenden Parteien um die Beiden. Palgrave ließ sich weder im Guten überreden, noch durch Drohungen einschüchtern. Er verweigerte nicht nur das Gift, sondern sagte auch dem Beherrscher in's Gesicht, daß er wohl wisse, wozu es gebraucht werden würde. Nach dieser Kühnheit war ferneres Bleiben lebensgefährlich. Aber eine neue, noble Kühnheit rettete ihn: er verkündete laut, daß er in seiner Person verbrecherische Verletzung des heiligsten arabischen Rechts, des der Unverletzlichkeit der Gastfreundschaft, fürchten müsse und er sich deshalb unter den Schutz dieses Rechts, des Volks, stelle. Da bebte der feige Despot zurück, und Palgrave vermochte, durch treue Diener und Araber unterstützt, mit seinen Kameelen und Vorräthen durch ein offen gelassenes Thor der Stadt zwischen lange, niedere Hügel draußen zu flüchten. Dort zündeten sie Abends ihre Lagerfeuer und Pfeifen an, tranken Kaffee und lachten dazu über den betrogenen Betrüger.

Nun ging es in die Dahnā, die furchtbare „rothe Wüste", hinein, die sich nach allen Seiten wie ein Ocean von Sand-Wogen in's Unabsehbare ausdehnt, blos hier und da begränzt von fernen, gespenstischen Sandhügeln, die mit dem Winde schwellen und schwinden, ohne eine Spur von Fuß- oder Kameeltritten, die mit umgekommenen Menschen und Thieren immer unter den ewig im Winde wogenden Sandhügeln und wandernden Thälern begraben werden. Das ist die Dahnā, vor welcher selbst die Wander-Beduinen zittern, und die gleichwohl

von allen Reisenden zwischen Riad, der Hauptstadt von Nejed, und dem volkreichen Hasa, unter glühender Hitze, auf brennendem, trügerischem Sande, in blendendem Sonnenlichte und erstickendem Staube, in furchtbarer Einsamkeit und der erbarmungslosesten, verschlossenen Natur überwunden werden muß. Sie überstanden alle diese Strapazen und legten endlich die letzten 15 Meilen bis Hofhuf auf festem Boden zurück. Am Rande der Wüste wurden sie plötzlich von furchtbarer Lebensfülle überfallen, einem dichten Schwarm von Heuschrecken, welche von den Arabern mit toller Gier, mit wahrhaft wahnsinnigem Entzücken händevollweise verschlungen wurden.

Das Leben in Hofhuf und in Hasa mit den paradiesischen Ruinen ehemaliger Carmathischer Herrschaft, die unbekannten Gestade des persischen Golfs, Oman, das Königreich mit seinen romantischen Küsten, die tiefen Wasser des vielbesungenen Ormuz, des Landes der Perlen — kurz, die ganze über das Land hingestreckte Ausdehnung von Gaza bis Katif, die Reise von Muscat bis Basra, den alten historischen Tigris hinauf bis Bagdad und heimwärts über Kerkuk, Mosul, Mardin, Diarbekir, Orzhatz, Syrien und Aleppo — Alles tritt uns aus dem Buche wie eine wunderbare Fabelwelt und doch in faßlicher Wirklichkeit vor die Augen. Das Buch ist ein Ereigniß in der geographischen, in der Reise-Literatur, und was es über die Länder und Menschen und deren Sitten und Gebräuche zwischen Ma'än und Muscat erzählt, ist, so viel ich weiß, durchaus neu, eine geographische Eroberung.

Wie die Himmel von neuentdeckten, sich stets mehrenden Sternen wimmeln und Geheimnisse von der Zusammensetzung und Wesenheit der Körper und Kräfte, Einheit der Wärme und Bewegung mit Licht, Feuer, Electricität, Magnetismus und mechanischen Kräften sich wissenschaftlich und praktisch einander jagen, so hat unsere Erde während der letzten 20—30 Jahre eine Menge verborgener Geheimnisse dem kühnen Forschergeiste sich erschließen müssen. Ganz Afrika, sonst ein weißer Fleck im ganzen Innern auf den Karten, ist jetzt voll von Staaten, Ländern, Völkern und Menschen. Dem Entdecker der Nilquellen ist ein anderer Engländer gefolgt. Er ist weiter in's Innere des verborgenen afrikanischen Kontinents vorgedrungen, in eine neueste Welt der Wasser und Wunder. Und nun wissen wir auch von ungeahnten Ländern und Menschen jenseits der arabischen Wüstentöchter, die ihre breiten, rothen Arme weit ausstrecken, um die kühnsten Forscher zurückzuschrecken. Sie alle bebten zurück, bis der kühne Engländer kam und muthig und ausdauernd hindurchdrang und das Weihrauchland, die erhabenen Einöden, in denen eine mächtige, der christlichen Welt oft furchtbare Religion und Kultur entsprang, von Anfang bis Ende aufschloß.

Auch das Land der „guten Lüfte" (Buenos Ayres) und der Silbernen, Argentinischen Republik hat sich auf Tausende von meist unbekannten Meilen am La Plata, Parana und Salado entlang mit neuen Naturwundern dem Engländer Hutchison erschließen müssen. Er reiste auf Entdeckung wilder Baumwolle, fand aber keine, doch dafür eine Menge neuer Schätze für Geographie, Naturwissenschaft und Zoologie. Vielleicht komme ich dazu, einen Bericht über sein Reisewerk*) zu liefern. Einstweilen sei es mit bloßer Erwähnung empfohlen. An gewöhnlicheren neuen Touristen-Büchern ist auch kein Mangel. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß alle Theile der Erde alle zehn Jahre von Engländern bereist und neu beschrieben, oft weiter durchforscht und erschlossen werden.

*) Buenos Ayres and Argentine Gleanings. By Thomas Hutchison. London, Stanford. Berlin, Asher and Co.

Japan.

Analecta Japonica.

VI.

Der Shendai-Kanal.

Die äußerste Enceinte des sogenannten Kastells von Yeddo wird im Norden durch einen tief eingeschnittenen künstlichen Graben gebildet, welchen die Japaner den Kanal von Shendai nennen, und an dessen Entstehung sich die folgende Erzählung knüpft.

Unter dem Sioguhn Iné Mitzu (1623—1650) lebte zu Yeddo Matzudaira Mutzennokami, Fürst von Shendai, ein noch junger und, wie man sagte, dem schönen Geschlecht leidenschaftlich ergebener Mann. Diese Neigung des Fürsten beschlossen zwei seiner Secretaire (Caro ist der japanische Name dieser Beamten, ihre Stellung bei den größeren und unabhängigeren Fürsten die eines Ministers; Shimadzu Saburo, durch dessen Begleiter der Engländer Richardson auf dem Tokaido in der Nähe von Yokohama niedergehauen wurde, war der Caro des Fürsten von Satzuma) zu benutzen, um ihm Verlegenheiten zu bereiten, ihn womöglich zu stürzen und sich dann seiner Besitzungen zu bemächtigen. Dato Hiobunoshogu, der erste der Caro's, war mit der Tochter eines Ministers des Sioguhn's, Sakai Utanokami, verheiratet und hatte daher nicht unbegründete Hoffnung, im Falle des Gelingens seines Planes selbst Fürst von Shendai zu werden. Harada Kai, der zweite Caro, hatte weniger hochfliegende Absichten, aber er wußte, daß sein Genosse ihm einen Theil der Beute würde überlassen müssen, und das genügte, um ihn zur Theilnahme an dem verrätherischen Plane zu bewegen. Die beiden Caros gewannen den vertrauten Kammerdiener des Fürsten, und dieser überredete seinen Herrn, das Quartier der Freudenmädchen, Yoshiwara, damals noch in Fkijatcho, in der Nähe der Nipon-bashi gelegen und ein sehr fashionabler Vergnügungsort, zu besuchen. Die berühmteste der Priesterinnen der Venus war zu jener Zeit eine gewisse Takao in dem Hause Miuraga.

Es würde irrthümlich sein, bei Beurtheilung dieser Personen, wie überhaupt der ganzen Stellung des weiblichen Geschlechts in Japan, den Maaßstab der modernen, specifisch christlichen Sittlichkeit anlegen zu wollen. Die Stellung der Frau in der japanischen Gesellschaft läßt sich am zutreffendsten mit der vergleichen, welche dieselbe in der altgriechischen einnahm, obgleich man im Allgemeinen der Japanerin, als der besser erzogenen, den Vorzug vor der Griechin geben muß, welche unerzogen und ungebildet im Weibergemache aufwuchs und nur dazu bestimmt war, aus den Gynaikonitis des väterlichen Hauses in die des Gatten überzugehen. Das Institut der Nebenweiber, gleich allgemein und gleich anerkannt in Japan wie in Griechenland, wird am besten die zwischen diesen beiden Ländern gezogene Parallele illustriren, und die Stellung, welche die Hetäre in der griechischen Gesellschaft inne hatte, war dieselbe, welche Ihresgleichen noch heute in Japan einnimmt oder vielmehr einnahm, denn selbst in dem stabilen Japan scheint sich in dieser Beziehung seit den letzten funfzig Jahren Manches geändert zu haben.

Die japanische Hetäre (die gebräuchlichen Bezeichnungen sind: in der Schriftsprache yudjo, d. h. Mädchen zum Spielen; djoro, in Simonosaki gebräuchlich, bedeutet Dienerin im Palast, so genannt nach den Dienerinnen, welche nach der Besiegung der Feki-Partei in Simonosaki ihren Lebensunterhalt auf diese Weise zu gewinnen suchten; oirán (in Jeddo) und taiu" (in Osacca) sind gemeine Ausdrücke) stand an Schönheit, Geist, Bildung und Einfluß weder der altgriechischen Hetäre noch der mittelalterlichen italiänischen Courtisane nach; wie diese, bestach sie durch ihre Schönheit, fesselte durch ihren Geist und war besser erzogen und „liberaler" gebildet als die ehrbare Frau, die vorgezogene Gefährtin und Freundin der Männer. — Die Geschichte und Literatur Japans bis herab in die jüngste Zeit bieten zahlreiche Beispiele von dem Einflusse der „Hetären", und wie der Besuch der japanischen „Frauenhäuser" als nicht gegen die gute Sitte verstoßend betrachtet wurde, so kam es auch häufig vor, daß berühmte Courtisanen von hochgestellten Personen geehelicht wurden und daß ihr vergangenes Leben und Gewerbe weder auf sie noch auf den Gatten einen Makel warfen. — Aber wie gesagt, diese Zeit scheint vorüber zu sein, und wenn auch noch immer die Prostitution fast als Staatseinrichtung betrachtet und gepflegt wird, so ist doch der Schein von Genialität verschwunden, welcher das frühere Hetärenwesen begreiflich und bis zu einem gewissen Grade vom Standpunkte der Gesellschaft aus entschuldbar finden ließ.

Die schöne Takao gewann das Herz des Fürsten, der sie von ihrem Herrn (alle Hetären sind von den Besitzern der Frauenhäuser käuflich erstanden, entweder auf Lebenszeit oder auf eine gewisse Reihe von Jahren) für ihr Gewicht in Gold kaufte. Aber Takao liebte einen Hattamotto (direkten Lehnsträger des Sioguhns) Namens Djusabro, der zu arm war, sie freizukaufen, dem sie aber versprochen hatte, ihn, wenn sie jemals Yoshiwara verlassen sollte, zu heiraten. So sah sich der Fürst von Shendai um seine Hoffnungen betrogen, und da Takao standhaft allen Bitten und Drohungen widerstand, verwandelte sich seine Liebe in Haß, und auf einer Wasserfahrt, als Takao seine Liebkosungen wieder schnöde zurückwies, riß er sie an ihren langen schwarzen Haaren über den Rand des Bootes und hieb ihr den Kopf ab. Dies trug sich bei Midsu matta (wo der Fluß sich theilt) zu, zwischen den Brücken Obashi und Etaibashi, bei welcher letzteren der Körper an's Land trieb und unter einem noch jetzt bestehenden Denkmal beerdigt wurde. Der Fürst mußte auf Befehl des Sioguhns abdanken und erhielt Stuben-Arrest, während seine Titel und Besitzungen an seinen dreizehnjährigen Sohn Matzudaira Tsurutjigo übergingen. Diesen aus dem Wege zu räumen, war jetzt die nächste Aufgabe der beiden Caros, welche zu diesem Zwecke einen Koch bestachen, der Gift in einen Kuchen mengte, aber ein treues Kammermädchen Masaoka schöpfte Argwohn und ließ ihren Sohn Senkitchi, der ein Spielgefährte des Prinzen war, den Kuchen kosten; Senkitchi starb nach einigen Stunden.

Kunde von diesem, wie von den früheren Ereignissen war unterdessen in die Provinz Shendai gedrungen, wo ein anderer Caro, Date Aki, die Besitzungen des Fürsten während seiner Abwesenheit verwaltete. Date Aki, der seine Kollegen kannte, ahnte den Zusammenhang der ganzen Sache, wußte sich Beweise zu verschaffen und begab sich nach Yeddo, wo er seine Klage gegen die beiden Caros dem Staatsrath vortrug. Itakura Suwonokami, einer der Minister, ein Mann von großen Fähigkeiten, welcher während des Krieges gegen die Christen in der Provinz Fizen, in dem auch sein Vater gefallen war, ein Auge verloren hatte, war dafür, die Caros sofort zu bestrafen, aber Sakai Utanokami, der Schwiegervater eines der Caros, welcher den Gatten seiner Tochter womöglich zu retten wünschte, bestand darauf, daß die Angeklagten mit dem Kläger confrontirt würden. Die drei Caros kamen in Sakai's Hause zusammen; die beiden Angeklagten, welche ihre kurzen Säbel unter ihren Kleidern verborgen hatten, warfen sich während des Verhörs auf Date Aki, stachen ihn nieder und machten ihrem Leben dann selbst ein Ende.

Und nun kommt die Moral von der Geschichte, die Inscenesetzung des japanischen Prinzips der Solidarität. Der kleine dreizehnjährige Prinz, der mit Mühe den Anschlägen der Mörder entronnen war, mußte zur Strafe dafür, daß seine Untergebenen solche Unruhe angerichtet, den Shendai bori, d. h. den Kanal von Shendai ausgraben lassen.

Kleine literarische Revue.

— **Weihnachten in Schleswig-Holstein.***) Unser werther Mitarbeiter, Herr Dr. H. Beta, hat im Einleitungs-Artikel unseres heutigen Blattes die Volksfeier des Weihnachtsfestes mit einigen historischen Erläuterungen begleitet. Einen ausgeführteren, jedoch meist auf das lokale Terrain von Schleswig-Holstein sich beschränkenden Commentar derselben Feier bildet die vorliegende Schrift des Herrn Heinrich Handelmann, dem wir bereits einige ähnliche, das Volk der Elb-Herzogthümer zum Gegenstande habende, historische Monographieen verdanken. In Schleswig-Holstein erinnert die Weihnachtsfeier mehr noch, als im übrigen Norddeutschland und in England an die alte skandinavische Feier des heidnischen Juhlfestes, der Wodans- und Balder-Saturnalien. Von der Mittwinternacht (24. Dec.) bis zur Zwölftnacht (6. Januar) dauern die zwölf Juhltage, an denen ununterbrochen gejuhlt (von Juh, Juch, wovon auch juchzen, jauchzen und juchhei!), d. h. also gejauchzt wird. Die Weihnachtsfeier ist, wie kein anderes Fest im Kreislaufe des Jahres, mit einer Fülle von Sagen, Gebräuchen, Aberglauben und Volks-Poesieen ausgestattet, aus welcher uns Herr Handelmann eine reiche Blumenlese mittheilt. Christlicher Glaube und altheidnisches Wesen, Einheimisches und Fremdes sind darin gleichmäßig vermischt. Erst in neuerer Zeit hat die wissenschaftliche Kritik mit Erfolg versucht, die verschiedenartigen Elemente wieder zu sondern und bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen. Wir können das vorliegende Büchlein als besonders geeignet zu diesem Zwecke unseren Lesern empfehlen.

— **Pfahlbauten in Mecklenburg.****) Herr Dr. Lisch, der sich früher bereits um die Kunde der Hünen-Gräber in Mecklenburg verdient gemacht, hat in den vorliegenden Abhandlungen die von ihm im Lattmoor bei Müggenburg und an anderen Punkten Mecklenburgs entdeckten Pfahlbauten beschrieben. Es geht daraus hervor, daß die dem Stein-Zeitalter angehörenden Geräthe der mecklenburgischen Pfahlbauten mit denen der dortigen Hünen-Gräber übereinstimmen, und daß sie in dieser Beziehung

---

*) Weihnachten in Schleswig-Holstein. Von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung (108 S. in 16.), 1866.

**) Von Dr. G. C. Lisch. (Mit 40 Holzschnitten.) Schwerin Stiller, 1865.

größtentheils von den Pfahlbau-Alterthümern der Alpen-Seen abweichen; alle nicht in den Gräbern vorkommenden Gegenstände, wie Brod, Knochen, Obstkerne, die bekanntlich auch in dem dänischen „Kjökenmöder" (Küchen-Abfälle) nicht vorkommen, gleichen den in der Schweiz gefundenen. Aehnliche Pfahlbauten sind auch in Pommern, namentlich bei Pyritz unter dem dort vorkommenden „Fenn," einer Art schwimmenden Torfs, entdeckt worden, worüber Herr Prof. Virchow vor einigen Tagen einen Vortrag im großen Saale des Berliner Handwerker-Vereins gehalten hat.

— **Vollständige Byron-Uebersetzung.***) Während die in diesen Blättern mehrfach und wir können hinzusetzen, mit verdienter Anerkennung erwähnte Uebertragung der Byron'schen Dichtungen durch Otto Gildemeister mit dem Erscheinen des 5. und 6., den „Don Juan" enthaltenden Bandes zum Abschluß gelangt ist**), veröffentlicht Herr Alexander Neidhardt in dem durch seine Volksausgaben ausländischer Classiker bekannten Verlage von A. Hofmann u. Co. hierselbst eine anderweitige Uebersetzung des Dichters, dem sich die Liebe des deutschen Publikums treuer erweist, als es in seinem eigenen Vaterlande der Fall ist, und dessen unübersetzliche Verse von jeher für unsere sprachkundigen Schriftsteller eine Aufgabe von besonderer Anziehungskraft gewesen sind. Können wir den neuen Interpreten an poetischem Verständniß und an Beherrschung der Sprachformen seinem jüngsten Vorgänger, dessen Werk wohl für lange ein unerreichtes Vorbild eines deutschen Byron bleiben wird, im Allgemeinen nicht gleichstellen, so steht der Neidhardt'schen Uebersetzung ein nicht gering anzuschlagender Vorzug darin zur Seite, daß sie sämmtliche Dichtungen Byron's vollständig und unverkürzt wiedergiebt und so, indem sie allerdings auch das an sich Unbedeutende, Bedenkliche, ja Mißlungene bringt, dem deutschen Leser einen Ueberblick über den ganzen Entwickelungsgang des Dichters ermöglicht. Daß dies höchst wichtig für die allgemeine Beurtheilung namentlich in ethischer Beziehung, muß Herrn A. Neidhardt, der sich in den einleitenden Bemerkungen seines Dichters mit schöner Wärme annimmt, sicherlich zugestanden werden. Gewiß, wenn Einer, so dürfte Byron jenes Shakespeare'sche

I am a man
More sinned against, than sinning

für sich in Anspruch nehmen. Zudem findet sich, von diesen persönlichen Beziehungen abgesehen, unter denjenigen Stücken, welche von Herrn Neidhardt's Vorgänger ausgeschieden sind, Vieles von hoher poetischer Bedeutung, nicht nur unter den lyrischen Gedichten, sondern vorzüglich in den Dramen, bei deren Auswahl Gildemeister mit vielleicht etwas zu großer Schärfe verfahren ist. Zu bemerken ist endlich, daß auch dieser neuesten Uebersetzung der nothwendigste Apparat an erklärenden Bemerkungen, die hier jedoch auf den sparsamsten Maßstab zurückgeführt sind, nicht gebricht. — Wie man die Vorzüge beider so gleichzeitig vollendeten Uebersetzungen auch gegeneinander abwägen wollte: ein Vergleich zwischen ihnen wäre nicht thunlich, ohne Einem oder dem Andern Unrecht zu thun. Genug, daß Byron der Mann ist, sie alle Beide auszuhalten.

*) Lord Byron's sämmtliche Werke. Deutsch nebst einleitendem Vorwort über die Byron'sche Dichtung von Alexander Neidhardt. Berlin, bei A. Hofmann u. Co., 1865. 8 Theile in 4 Bänden. 12mo.

**) Eine Anzeige dieser Schlußbände der Gildemeisterschen Uebersetzung werden wir nächstens bringen. D. R.

— **Das Quadrat, die Grundlage aller Proportionalität.***) Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Entfaltung tiefer Kenntnisse führt im vorliegenden Werke ein praktischer Arzt an der Hand angenehmer Darstellung auf das mühevolle aber anziehende Gebiet der Schematisirung der Gestaltungen der Außenwelt — hier des Menschenkörpers — welche in ihren Einzelnheiten der oberflächlichen Betrachtung mehr dem Spiele unzähliger zufälliger Einwirkungen preisgegeben, als nach stetigen Regeln entwickelt erscheinen. Trotz der in der Diction sich bisweilen verrathenden und in der Vorrede freimüthig bekannten Vorliebe für die Untersuchung und Verwendung von namentlich bei den Mathematikern des Alterthums beliebten Problemen, hat sich der Verfasser fern gehalten von allem mystischen Spiele mit den Eigenthümlichkeiten der hier verwendeten sogenannten magischen Quadrate. Die Relation zwischen empirischen Resultaten und denen des mathematischen Calcüls ist mit Strenge und Schärfe gehandhabt und die überraschenden Ergebnisse, für welche die umfangreiche Bearbeitung von Tabellen das Vertrauen auf die Gründlichkeit der geführten Untersuchungen erhöht, erscheinen als ein bedeutungsvoller Beitrag zu dem von dieser Seite bearbeiteten Felde des Wissens und der Erforschung des Wahren.

Eine praktische Anwendbarkeit des Gewonnenen muß der Zukunft vorbehalten bleiben, da die auf Seite 128 angedeutete Verwendung des Diagrams für die bildende Kunst nur von untergeordneter Bedeutung sein möchte. Wt.

— **Ehstlands Herkules.****) Unter dieser Ueberschrift hat Dr. A. Büchner zu Caen dem mythischen Nationalhelden der Ehsten eine akademische Abhandlung gewidmet. Diese ist zum größeren Theil bloßer Auszug aus „Die Ehstnischen Sagen vom Kalewi-Poeg" (Berlin, 1863), welche Arbeit der Verf. einen rapport redigé par l'illustre philologue Schott nennt. Der sehr belebte und anziehende, mit feinen eigenen Bemerkungen untermischte Vortrag wird nicht verfehlen, auch in Frankreich Sinn für eine Sagenwelt zu wecken, die nach des Verf. Ueberzeugung an Originalität und Frische keiner anderen sich unterordnet, ohne daß er dem Urtheile Schott's entgegenträte, der a. a. O. die beiden großen Epopöen vom Norden und Süden des Finnischen Meerbusens so charakterisirt: „Kalewala ist ein Frühlingsmorgen mit Silberwölkchen im blauen Aether; Kalewi-Poeg ein in bunter, zuweilen phantastischer Farbenpracht schillernder Herbstabend." — „Die wunderlichsten Träume einer erhitzten Phantasie" — sagt Herr B. — „begegnen uns hier öfter neben grob realistischen Details. Manche Züge und ebenso der Charakter des Haupthelden sind hellenischer Halbgötter würdig, andere Partien haben täuschende Aehnlichkeit mit Vorstellungen der germanischen Mythologie; der rohe Aberglaube des Slaventhums giebt sich kund in der wichtigen Rolle, welche scheusliche Ungethüme von Zauberern spielen; endlich begegnet man nicht selten jener vagen Schwermuth, die in keltischen, dem düsteren Sohne Fingal's zugeschriebenen Gesängen vorherrscht. Gleichwohl kann man nicht annehmen, daß die sehr wenig kundigen Dichter dieser populären

*) Franz Libarzik, Doctor der Medicin etc. Das Quadrat die Grundlage aller Proportionalität in der Natur und das Quadrat aus der Zahl Sieben die Uridee des menschlichen Körperbaues. In 4. VIII u. 222 S. Mit zahlreichen Tabellen etc. Wien, 1865, Verlag von Herzfeld u. Bauer.

**) L'Hercule de l'Ehstonie. Extrait des Memoires de l'Académie etc. de Caen. 1865.

Digitized by Google

Gesänge von den Ueberlieferungen anderer, mehr oder weniger benachbarten Völker Kenntniß genug besessen haben sollten, um einen Theil ihrer Eingebungen da zu schöpfen. Ebenso wenig dürfen wir Erinnerungen an einen gemeinsamen Ursprung voraussetzen, da das tatarische Völkergeschlecht, zu welchem die Ehsten gehören, mit dem Arischen nichts gemein hat, und die kleine Ehstnische Nation außerdem sehr früh zur Isolirung verurtheilt war, also nur aus sich selber schöpfen konnte." — Der Verf. erklärt das Analoge aus allgemeinen Ursachen, insonderheit klimatischen Verhältnissen.

Vermöge eines Versehens läßt Herr B. den finnischen Zauberer, der sich des Kalewi-Sohnes erwehren will (S. 8), une poignée de flammes aus seinem Busen ziehen. Die deutsche Abhandlung hat nicht „Flammen", sondern **Flaumen** (Flaumfedern); diese verwandeln sich also in jene Schaar Bewaffneter, die unter den Keulenschlägen des Helden zu einem Haufen von Leichen werden.

Literarischer Sprechsaal.

Amerikanische Zeitungen berichten von einem literarischen Curiosum, das fast wie die boshafteste Ironie klingt. Es wird nämlich mitgetheilt, daß sogar „während der Rebellion die deutsche Literatur in den südlichen Staaten florirte", und als Beleg für diese Behauptung wird darauf hingewiesen, daß jetzt in New-York als Rarität ein zu jener Zeit in Mobile von S. H. Götzel publicirter Roman von Louise Mühlbach „Joseph II. und sein Hof" verkauft wird, welches Buch freilich auf Papier gedruckt ist, wie es Materialwaarenhändler zum Einwickeln ihrer Waaren benutzen, während der Umschlag aus einem Stück Tapete besteht, auf dessen Rückseite der Titel gedruckt ist. Wahr muß diese Nachricht wohl sein, denn in der „Illinois Staatszeitung", wo sie ebenfalls mitgetheilt ist, wird nur gegen die obenerwähnte Bezeichnung „florirte" durch ein Fragezeichen Protest erhoben. Wenn man aber bedenkt, mit welcher Gediegenheit die Amerikaner sonst die für ihr Publikum bestimmten Bücher ausstatten, dann bleiben uns nur zwei Annahmen für vorliegenden Fall: entweder hatten die Sklavenstaaten während des Krieges kein Druckpapier mehr, oder der Mühlbach'sche Hofroman war für ein ärmeres, gering geachtetes Publikum bestimmt. Bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß grade ein solcher Roman für das deutsche Publikum der Südstaaten zum Nachdruck ausgewählt wurde.

Der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" entnehmen wir folgende Angaben über die Deutschen jener Gegenden: „Es ist bekannt, welchen großartigen Aufschwung die Plata-Länder seit den letzten 15 bis 20 Jahren genommen haben, d. h. seitdem die europäische Einwanderung aus den verschiedensten Ländern immer mehr und mehr ihre Schritte nach denselben lenkt, und ist bestimmt anzunehmen, daß dieser Zufluß, der so segensreich ist, auch fortdauern und sich bedeutend vermehren wird, weil man sich in Europa immer mehr davon überzeugt, daß die Plata-Staaten durch ihr gesundes Klima, durch die Leichtigkeit, mit der der arbeitsame, sparsame Einwanderer alsbald es zu etwas bringen kann, durch die liberale Regierungsweise, die hier zur Anwendung gebracht wird, sowie durch manche andere Vorgänge es wohl verdienen, als einer der wichtigsten Punkte für den Strom der Auswanderung empfohlen zu werden. Spanier und Italiäner sind unstreitig das größte Contingent unserer Einwanderer; dann kommen Franzosen, wozu auch die französischen Basken (die hier schon zahlreich sind) gezählt werden müssen; darauf folgen Irländer und Engländer, endlich Deutsche, zuletzt Nordamerikaner, Schweizer, Portugiesen, Brasilianer &c. Alle je nach Stärke der Einwanderung auf einander folgend. Wie viele Deutsche in den Plata-Staaten, d. h. in der Banda-Oriental (Republik Uruguay) und der argentinischen Republik leben, ist uns nicht genau bekannt, indessen kann man deren Zahl mit Einschluß der deutsch redenden Schweizer auf ca. fünf bis sechs Tausend veranschlagen, wovon ca. 2500 in der Stadt Buenos Ayres leben mögen. Die Deutschen und damit verwandte Nationen sind hauptsächlich vertreten im Großhandel, Import- und Exportgeschäft; ferner sind sie Land- und Heerdenbesitzer, Schafzüchter, Barraqueros, Handwerker, vorzüglich Tischler und Möbelhändler, Tapezierer, Buchbinder und Kuchenbäcker. Was nun die Vereinigungspunkte, die Clubs der Fremden betrifft, so existirt hier, in Buenos Ayres, für die fremden Kaufleute jeder Nation eine gemeinsame Gesellschaft, der sogenannte „Fremden-Club" in der Calle San Martin 36, der seit 20 Jahren besteht und sehr stark besucht wird. Wie schon der Name sagt, haben Eingeborne durchaus keinen Zutritt, was in Hinsicht auf die vielen politischen Störungen und Kämpfe, die in diesen Ländern täglich vorfallen, gewiß als eine richtige Maßregel gelten kann. Der Eintritt kostet 2000 Papierthaler; der monatliche Beitrag 100 dergl. Die Mitgliederzahl beträgt etwa 340, größtentheils Deutsche und Engländer, und finden die Mitglieder dort eine Auswahl von über 60 verschiedenen Zeitungen aus allen Ländern vor. Sonstige wirkliche Clubs besitzen von allen Fremden nur die Deutschen, nämlich: drei musikalische, die Teutonia, die Germania und Concordia, welche alle Musik und Gesang als ihr Grundelement betrachten und ihren Mitgliedern die angenehmste Erheiterung und Geselligkeit bieten; dann den Turnbund, gegründet 18.5, der sich des besten Bestehens erfreut und vielleicht nicht anstehen wird, bei einem etwanigen in Deutschland stattfindenden deutschen Nationalturnen auch seine Deputation dorthin abzusenden, trotz der weiten Reise. Jede fremde Nation hier (auch die deutsche) hat ihre wohlthätigen Vereine: Krankenkassen, Unterstützungs-Gesellschaften, Hospitäler &c. Ein Hospital fehlt uns Deutschen noch, doch wird dessen Gründung vielleicht nicht mehr lange auf sich warten lassen. In Montevideo existirt ebenfalls ein solcher „Fremden-Club", sowie, für Deutsche bestimmt, ein Gesangverein „Frohsinn". Die Anzahl der dort lebenden Deutschen ist bei Weitem nicht so stark, als diejenige der in Buenos Ayres wohnenden."

Berichtigung. In dem Artikel der vorigen Nummer des „Magazin" über den Spezial-Unterricht im Berliner Handwerker-Verein ist durch ein Versehen auf S. 702 die Zahl der Mitglieder des Vereins mit der der Unterrichtnehmenden identifizirt, während die Letzteren nur einen Theil der Ersteren bilden. Es nehmen allerdings auch viele Handwerker, die nicht Mitglieder des Vereins sind, an dem Unterricht Theil, doch ist die Zahl derselben nicht so groß, wie die der Mitglieder, die keinen Spezial-Unterricht genießen.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 092 563 832

Digitized by Google